Dichtungen

von

Moritz Hartmann.

Kelch und Schwert.

Dichtungen

von

Moritz Hartmann.

Leipzig.
Verlag von J. J. Weber.
1845.

Hartmann
Kelch
u. Schwert

Nicolaus Lenau

nehme dieſe Blätter als Zeichen innigſter Liebe

vom

Verfaſſer.

Inhalt.

Seite

Innere Stimmen.

Jubel. 17
Auferſtehung. 18
Vorbedeutung. 22
An eine Sängerin. 24
Thau. 25
Nachtigallenſchlag. 26
Lied in der Nacht. 29
Trauriger Tag. 31
Seit ſie geſtorben. 33
Nächtlicher Ritt. 35
An T*. 38
An die Todte. 42
Von Ihr. 44
Sechs Poetenaugen. 46
An die Mutter.
  1. Ein Abend 48
  2. Nach der Krankheit der Mutter . . . 51
  3. Der Ring 53
Der Name. 56
Die Heimath. 58
Ein Lied. 60

Seite

Aus der Gegenwart.

Deutſche Freiheitslieder 65
Deutſche Monumente 68
Die Rütliroſe 74
Die Zwei 77
Ein Sterbelager 83
Der deutſche Knecht 88
Bei Waterloo 91
Trinklied 94
Wenn ich ein König wär'! 96
Drei Lieder 101
Rückſtändiger Sold 103
An die Sonn- und Mondſüchtiger 108

Aus Böhmen.

Die böhmiſchen Bauern 113
Ein Teſtament 120

Aus Oſten.

Das Polenlied 127
Ein Vater 129
Sobiesky 132
Die Drei 137
Der Rieſe 140
Einer ſchönen Polin 144

Epiſch-lyriſche Gedichte.

Die Kronwerber 149
Zu ſpät 153
Der Adlerkönig 156
Zwei Schiffe 159
Drei Söhne 161
Das Haidekind 164

Seite
Der Klausner. 166
Die Brautfahrt. 169
Im Kerker. 171
Der Müde. 174
Der Irrwiſch. 176
Der Meiſter. 181
Der weiße Schleier. 191
Die Beichte. 197
Kiwin. 207

Vermiſchte Gedichte.

• Der Frühling. 215
An Meißner. 217
Glaube und Unglaube 219
• Die Schwalbe. 222
• Mein ganzes Leben iſt ein Traum. 224
An einen Knaben. 226
Warnung (An H. L—n.). 229
• Frühes Alter. 231
An eine Frau. 233

Sonette.

Letzter Glaube 237
Poeſie. 238
In der Heimath. 239
An ein Mädchen, das mir Stüve's Bild ſchenkte. . 240
Unmuth. 241
Bettina. (1840). 242
Des Kaiſers Geiſt. 243
Wilhelm von Humboldt. 244
Des Kindes Weinen im Schlafe. 245
Schmerz. 246
Lieb' und Haß. 247

Seite

Geſtalten.

Momente. 251
Geſtalten der Einſamkeit. (1841). 256
An Friedrich Bach. 259
Ein Grab zu Töplitz. 262
Der Verkannte. 265
An meinen Freund beim Abſchiede. 267
Seine Rückkehr. (1840). 270
Idole. 275
An Anaſtaſius Grün. (1841). 279
An die Freunde. 282

Böhmiſche Elegieen.

1—8. 289

Terzinen.

Abbé Vogler. 309
Lope de Vega. 319

Kelch und Schwert.

Der ich komm' aus dem Huſſitenlande,
Glaube, daß ich Gottes Blut genoſſen —
Liebe fühl' ich in mein Herz gegoſſen.
Lieb' iſt Gottes Blut — mein Herz ſein Kelch.

Der ich komm' aus dem Huſſitenlande,
Glaube an die fleiſchgewordnen Worte,
Daß Gedanken werden zur Cohorte
Und jedwedes Lied ein heilig Schwert.

I.

Innere Stimmen.

Jubel.

Leb' ich in Dir? — mein Sinn verſinkt,
Natur, ein freud'ger Zecher,
Ein Elfkind, das den Thauwein trinkt,
In Deinem Blumenbecher?

Lebſt Du in mir? — die Lilie,
Die aus den Meerestiefen
Des Herzens taucht zur ſonn'gen Höh',
Wo Lieb' und Geiſt ſie riefen?

Ich lebe nun ein raſches Sein,
Von Innen und von Außen:
Ein freier Fels im Sonnenſchein,
Im Herzen Quellenbrauſen.

Auferſtehung.

Oede ſtarrt die alte Burg,
Drinnen nickt auf morſchem Lehnſtuhl
Des verſchlafenen Vogtes Graukopf —
Roſt benagt die Eiſenrüſtung;
Müde Mähren ſteh'n im Marſtall,
Steine fallen aus den Mauern
Und die Wetterfahnen ſchrillen. —

Aber plötzlich hebt im Saal ſich
Aus dem Schooß des ſtarren Vormunds,
Wo er tändelnd eingeſchlummert,
Eines Knaben heller Blondkopf;
Blickt um ſich — und von den Blicken
Wiederglänzt des Saales Dämm'rung
Wie im Morgenſonnenlicht; —
Reißt die Rüſtung von den Wänden,

Panzer, Schild und Morgenſtern,
Helm und Lanze und den Flammberg
Putzt er glänzend zu Kriſtallen.
In den Hof ruft er dem Burgvolk:
Knecht und Knappe, Pag' und Troßbub',
Auf! und ſtriegelt eure Roſſe,
Schmücket euch mit neuen Schärpen,
Blüh'nden Blumenguirlanden,
Stecket auf die grünen Fähnlein,
Laßt erklingen hell das Jagdhorn,
Oeffnet ſchnell das alte Burgthor,
Daß die Minneſänger kommen,
Die ſchon an der Brücke harren.

Hei! Wie wird es da lebendig!
Waldhornklang und Harfenſang,
Roßgeſtampf und Schilderſchwung,
Fähnleinweh'n und Blumenduft.

Nun beginnt der tolle Zug:
Ihm voran der junge Held;

Praſſelnd fällt das Burgthor hinten.
Wie der Lenzmond glänzt ſein Helm,
Wie die Sonne brennt ſein Schild,
Wie der Tannbaum weht ſein Helmbuſch.

Geht der Zug durch manche Reihen
Blumbekränzter Liebespaare,
Goldfiſch, Schwan und Nachtigall,
Die verwunſchenen Prinzeſſen,
Und die Nymphen, aus dem Erdſchloß
Alter widerwärt'ger Gnomen
Durch ſein Machtwort zu befreien.

* * *

Solche Mährchen webten,
Solche Bilder ſpielten,
Leichte Schmetterlinge,
Mir um Aug' und Stirne,
Als im holden Maimond
Ich von ſchneeigen Bergen

Niederſtieg zu Thale.
Und es ſchien, ob ſtürmend
Sich von jedem Schneeberg
Solche Schwärme ſtürzten
Alabaſterblanker
Blondgelockter Ritter.

Doch warum nur mußt' ich
Meine Blicke ſenden
Nach den Frühlingsbildern
In ein längſt verwehtes
Moderndes Jahrhundert? —

Oder iſt die Zeit,
Oder iſt das Leben
So gar arm an Bildern,
Die dem Frühling gleichen?!

Vorbedeutung.

Als ich im Lenz die erſte Schwalb' erblickt,
Gleich Ihr die Kunde bracht' ich, luſtentzückt.

Sie aber ſprach: Des Frühlings grünes Buch
Enthält in jedem Zug prophet'ſchen Spruch.

So ſagt die Schwalbe Dir, die einſam war,
Daß Du allein noch bleibſt auch dieſes Jahr.

Allein! Allein! Das iſt das trübe Wort,
Das mir am Herzen nagет fort und fort.

Das iſt der alte, winterkalte Bann,
In dem die Liebe nicht gedeihen kann.

Wie traurig iſt's, wenn Alles ſingt und ſproßt,
Sich ſelbſt verzehren in dem alten Roſt!

Vor ſich des Jahres grüne Pfade ſeh'n,
Und ſie allein mit vollem Herzen geh'n! —

Doch beſſer iſt der prophezeite Schmerz,
Der mit dem Frühling einzieht in das Herz,

Als eines Kummers unverhofftes Gift,
Das unverſöhnt zu Tod die Seele trifft.

So grüß' ich Dich, Du heil'ge Einſamkeit,
Du biſt das trübſte nicht von allem Leid.

An eine Sängerin.

Du ſingſt ſo ſchön! Was mag die Seele
So ſehr, ſo wehmuthsvoll durchbeben —
Wer fragt, was einem Herzen fehle?
Wer fragt nach einem Liederleben? —

Verbirg Dich tief in Einſamkeiten!
Doch laß aus blühendem Gemüthe
Auf's Volk, auf uns herniedergleiten,
Wie Roſenbäume, Duft und Blüthe.

Nie ſoll ein Herz mehr offenbaren
Von ſeinem ſchmerzgezwungnen Schweigen,
Als wie der Baum, wenn Herbſte fahren
Mit trübem Klang in ſeinen Zweigen

Thau.

Die Blumenkrone glänzt befeuchtet
Von einer Thräne. Bald
Nimmt ſie die Sonne, wenn ſie leuchtet,
Mit ſtrahlender Gewalt.

Die andre in der Bruſt der Blume,
Die raubt nicht Sonnengluth,
Die bleibt in ihrem Heiligthume,
Und wird der Blume Blut.

Giebt's Thränen, die der Menſchen Freude
Leicht von der Wange küßt;
Giebt's manche noch, die mit dem Leide
Vor keinem Strahl zerfließt. —

Nachtigallenſchlag.

Gehüllt in tiefe Finſterniß
Ruht Feld, und Wald, und Garten,
Vergebens ſcheinen Blum' und Baum
Auf Mondeskuß zu warten.

Unſichtbar fällt der Thau herab —
Glanzloſe Reuezähren,
Wie ſie ein ſchuldvoll Menſchenherz
Für langes Leiden nähren.

Am Himmel ſtehen unbewegt
Gewitterſchwere Maſſen, —
Gedanken, die von Lieb' und Luſt
Kein Herz durchdringen laſſen.

Da tönt vom nahen Hain zu mir
Ein wundervolles Tönen —
Vergeſſen, Blume, Wolk' und Baum,
Und unſichtbare Thränen.

Es war im Hain die Nachtigall,
Die ſich in Liedern wiegte,
Und allen ſchweren Traum der Nacht
Durch ihren Klang beſiegte.

Und wie ſie klagte durch die Nacht
Die ſeligen Minuten,
War mir's, ob Reu' und Schmerz in mir
Und allen Herzen ruhten.

So als das Nachtigallenlied,
Dein Leben zu mir tönte,
Und meine Nacht und meinen Schmerz
Mit Einem Klang verſöhnte!

Nun wurden Wochen, Monde ſchon
Die ſeligen Minuten,
Seit mir im Herzen Reu' und Schmerz
Im Zauberſchlafe ruhten.

O daß ſie nicht verklängen ſchnell,
Die holden Liebeslieder!
O kling' in Liebe fort, mein Herz!
Sonſt wird es dunkel wieder.

Gedanken kehrten wieder bald,
Die wie die Wolken wären,
Und ungeliebte Blumen gäb's
Und unſichtbare Zähren.

Lied in der Nacht.

Sind's Leiden, ſind's Freuden,
Was in mir erwacht?
Du haſt es gewecket,
Du ſollſt es entſcheiden,
O herrliche Nacht!

Wer kann es beſtimmen,
Was Herzen bewegt!
Die Leiden, die Freuden,
Wie leicht ſie verſchwimmen,
Das weiß, wer ſie trägt.

Was frommt es zu lauſchen
Der Nachtigall ſpät
Und den Bäumen, die rauſchen;
Sind's Leiden, ſind's Freuden,
Iſt's Klag', iſt's Gebet?

So ſtimmet allmälig
Die Seele mit ein
In Leiden und Freuden,
Jetzt traurig, jetzt ſelig,
Jetzt Beides zu ſein.

Du ſchaffendes Weſen,
Dir ſei es vermacht,
Du Zauber der Träume,
Das Räthſel zu löſen.
Wohlan, gute Nacht!

Trauriger Tag.

O Gott, wie bin ich traurig heute,
Wie überwältigt es mich wieder:
Es tönt um mich wie Grabgeläute,
Darunter klingen Liebeslieder.

Es tönt um mich, wie jene Glocken,
Als ſie Dich trugen von den Deinen,
Als meine Augen ſtarr und trocken —
O Gott, ich konnte ja nicht weinen.

Es tönt um mich, wie jene Lieder,
Die ich geſungen, liebeſelig —
Es ſtieg mit Dir mein Glück hernieder
Und meine Lieder auch allmälig.

Sonſt iſt es tonlos mir im Innern;
Nur manchmal wehet, ſo wie heute,
Durch meine Seel' ein Deinerinnern
Als Liebeslied, als Grabgeläute.

So tön' es fort! — In meiner Stube
Will ich mich heimlich heut' verſchließen,
Als läg' ich einſam in der Grube;
Und laſſe meine Thränen fließen.

Seit ſie geſtorben.

Seit ſie geſtorben, iſt mir Eins gewiß:
Daß es ein Ewiges muß geben,
Denn über meines Herzens Riß
Fühl' ich ein ew'ges Leiden ſchweben,
Seit ſie geſtorben.

Seit ſie geſtorben, bin ich ſtolz und kühn: —
Ich weiß es nun, was Herzen tragen;
Was ſind mir fürder alle Müh'n?
Was giebt es ferner noch zu wagen,
Seit ſie geſtorben?

Seit ſie geſtorben, lebt im Herzen mir
Ein Bild der heiligſten Verklärung,
Bin ich ein Baum, den für und für
Die Heil'ge ſchützet vor Zerſtörung,
Seit ſie geſtorben.

Seit ſie geſtorben, iſt ein feſter Wall
Von Einſamkeit um mich gezogen,
Vergebens iſt der Ueberfall
Der Freuden, die mich rings umwogen,
Seit ſie geſtorben.

Seit ſie geſtorben, hat die tiefſte Ruh'
Sich heimiſch in mein Herz geſenket,
Die Seele ſchließt die Augen zu
Und ahnt und träumt mehr, als ſie denket,
Seit ſie geſtorben.

Nächtlicher Ritt.

Ich reite einſam durch die Nacht,
Mein Roß ſelbſt ſcheint zu fühlen
Des Mondes heil'ge Weihemacht,
Und ſich im Thau zu kühlen.

Der thau'ge Nebel ſteigt im Thal —
Das ſind der Erde Thränen,
Die traumhaft mit dem Himmelsſtrahl
Sich zu vereinen ſehnen.

Und friedvoll Alles, was da ſprießt
Im ſtillen Pflanzenleben;
Die Welle, die um Blumen fließt,
Kann nur in Liebe beben.

Mir aber zeigt der Mondenſchein
Ein Ziel, nach dem ich trabe.
Es iſt der weiße Leichenſtein
Auf einem Mädchengrabe.

O daß es immer hin mich zieht
Nach einem Kirchhoffrieden,
Und daß mich mahnt jedwedes Lied
An's Glück, das längſt geſchieden!

Daß man's nicht wieder faſſen kann,
Was einmal Freuden brachte!
Und daß man nimmer laſſen kann,
Was einmal elend machte!

Der erſten Liebe Mondenlicht
Kann keine Macht vernichten;
Es blickt ihr weinend Kindgeſicht
Durch Leben und durch Dichten.

Glückſelig Jener, deſſen Herz
Verlor kein erſtes Lieben —
Und dreimal ſelig, wer im Schmerz
Sich ſelbſt getreu geblieben.

Mein Rößlein, trabe immer zu!
Ich werde nie geſunden —
Die Liebe läßt mir nimmer Ruh'
Mit immer neuen Wunden.

An E***

I.

Uns trennen keine Fernen, keine Meere,
Und keine Laſten eines harten Spruchs —
Uns trennt das Leben mit der ganzen Schwere
Des hergebrachten, alten, ſchalen Fluchs.

So bleibe Du in Deines Hauſes Kreiſen,
In ſeiner frommen Stille ſchlummre Du!
Ich will die Welt kometenhaft durchkreiſen,
Und flieh'n und kommen, ohne Raſt und Ruh'.

Du biſt die Perle in des Meeres Grunde,
Reifſt leidend auch entgegen Deinem Glanz —
Ich bin der Maſtbaum, der in nächt'ger Stunde
Vorübertreibt auf wildem Wellentanz.

Du biſt das Gold, das zwiſchen Felſenriffen
Ausſpendet durch die Nacht ſein mildes Licht —
Ich bin das Eiſen, das zum Dolch geſchliffen
In's Feindes-Herz auf ſeiner Irrfahrt bricht.

So lebe wohl! Ich ſehe bald Dich wieder!
O, daß der Trennung Weh ich fühlen muß,
Daß mir im Herzen klingen Scheidelieder
Bei jedem Wiederſeh'n und ſeinem Kuß!

Enträthſelt iſt mir nun die alte Klage
Vom tiefſten Weh im höchſten Liebesglück —
Du gabſt mir gold'ne, glückdurchſtrahlte Tage —
Nun ſie entfloh'n — bleibt Nacht und Schmerz zurück.

II.

Ich liebe Dich, und das iſt Alles,
Was Dir mein Herz geſtehen kann.
Ich rede kurz, denn ich bin Mann,
Was braucht es auch des längern Schalles?

Und noch zu viel — o könnt' ich ſchweigen
Und mich verſchließen fort und fort,
Und Dir aus keinem einz'gen Wort
Das Inn're meines Herzens zeigen.

Wild iſt der Sturm und wild mein Leben
Und trüber, als es ahnt Dein Herz —
Ach groß genug iſt ſchon Dein Schmerz,
Was ſollſt Du noch für Andre beben?

Es iſt Dein Herz wie eine Hütte
Im Elend ſelber ruheſchön;
Es ſoll auflodernd nicht vergeh'n
In meiner Liebe Flammenmitte.

Und nie verzieh' ich's meinem Herzen,
Wär' ich's, der frech heraufbeſchwört
Den Geiſt, der Dich unwürdig ſtört
In Deinen großen heil'gen Schmerzen.

An die Todte.

Ich möchte bitter weinen,
Daß Du geſtorben biſt,
Und doch will es mir ſcheinen,
Daß es ſo beſſer iſt.

Es wär' Dein ſchöner Glaube
Zerfallen in der Welt,
Gleichwie im Herbſt zu Staube
Des Frühlings Roſe fällt.

Dich hätte jeder Kummer
Leicht wie ein Rohr gebeugt,
Wohl Dir in Deinem Schlummer,
Wo ſelbſt das Träumen ſchweigt.

Von meinem heißen Lieben
Das nun für ewig Dein,
Wär' nur Dir übrig blieben
Des Treubruchs Schmerz allein.

Ich möchte bitter weinen,
Daß Du geſtorben biſt,
Und doch will es mir ſcheinen,
Daß es ſo beſſer iſt.

Von Ihr.

Fern von Gottes Herzen,
Ihrem Heimathland,
Iſt die Seele einſam
An die Welt gebannt.

Ein geheimes Trauern
Winkt ihr himmelwärts,
Doch ihr fehlt Verſtändniß
Für den eignen Schmerz.

Bis das Lied des Himmels,
Bis ſich niederſenkt
Liebe — und die Sehnſucht
Nach der Heimath lenkt.

Liebe iſt der Seele,
Was dem Alpenkind
Der verlornen Berge
Ferne Lieder ſind.

Darum iſt der Seele
Einz'ge Ruheſriſt,
Wenn ſie ruht, wo einzig
Ihre Heimath iſt.

Sechs Poetenaugen.

An eine Tanzende.

Sechs Poetenaugen,
Die zu morden taugen
Jeden leichten Scherz mit ihrer Gluth,
Folgen als Trabanten
Dir, der ſie entbrannten,
Und Du tanzeſt fort im Uebermuth?

Laß Dich warnen, Kühne!
Dir als Opferſühne
Warfen Dreie hin ihr Lebensheil —
So beglücke Einen,
Laß die Andern weinen,
Weinen um ihr todtes Glückestheil.

Dichteraugen weinend
Sind wie Sterne, ſcheinend
Durch die Nebel nur mit ſanfterm Glanz,
Sind wie Beterſchaaren
In den Bußtalaren,
Und die Thränen ſind ihr Roſenkranz.

Doch wie von der Wüſte,
Von der öden Küſte
Jeder Sonnſtrahl rückbebt wie im Schmerz,
Beben ſo zuſammen
Dichteraugenflammen,
Wenn ſie fallen in ein ödes Herz.

Sechs Poetenaugen,
Die zu morden taugen
Herz und Blume durch die Macht des Blicks —
Mag Dich Gott behüten,
Daß nicht die verglühten
Werden Todtenfackeln Deines Glücks.

An die Mutter.

I.

Ein Abend.

Aus frühſter Kindheit ein Erinnern
Iſt mir vor allen andern lieb —
Das mir in meinem trüben Innern
Ein lichter Stern noch hangen blieb.

Die Mutter ſaß bei ſpätem Lichte,
Das kranke Schweſterlein im Schooß
Von ihrem blaſſen Angeſichte
Hernieder Thrän' auf Thräne floß.

Es war ein kummerſtilles Weinen —
Noch wußt' ich Nichts von Niobe,
Doch fühlt' ich, wie ſich kann verſteinen
Ein Mutterherz bei ſolchem Weh.

Ich ſaß im Winkel tief verborgen
Und ſah ſie an bei'm Lampenſchein,
Und fühlte Neid um all die Sorgen
Der Mutter für mein Schweſterlein.

So wollt' ich ruh'n in ihrem Schooße,
Beſtrahlt von ihrem naſſen Aug' —
Die Mutterlieb', die heil'ge, große,
Empfinden in des Seufzers Hauch. —

Mein Schweſterlein war bald geneſen,
Und mit mir ward der Glaube groß,
Daß ihr wie Balſam ſei geweſen
Der Thränen Thau, der für ſie floß.

Des Knaben Wunſch und Glaube — beide,
Sie haben ſpäter ſich bewährt —
Ich hab' mit manchem tiefen Leide
Der Mutter Herz für mich genährt.

Und je mehr Thränen da gefloſſen,
So liebevoller ſchlug ihr Herz;
Und Linderung hat ſie gegoſſen,
Geneſung, in ſo manchen Schmerz.

2.

Nach der Krankheit der Mutter.

Krank warſt Du, krank! — Und ſiegergroß
Stand ſchon der Tod an Deinem Bette,
Indeß im warmen Lebensſchooß
Ich mich gewiegt an ferner Stätte.

Ich ſchwelgte in der Sternenpracht,
Die heilungsvoll mein Herz durchzückte:
Es war dieſelbe Mitternacht,
Die Dich mit Leiden faſt erdrückte.

O nimmermehr vergeb' ich's mir,
Daß ich in Ahnung nicht erkrankte,
Und daß ich nicht dem Tod mit Dir,
Wenn auch entfernt, entgegen ſchwankte.

Und Sünde ſcheint mir, daß ich nicht
Mit Dir geduldet in der Ferne,
Und daß mir nicht wie Grabeslicht
Geleuchtet damals alle Sterne.

Und daß es mir nicht vorwurfsvoll
Herabgeweht von Buſch und Bäumen,
Auf daß ich weinen, weinen ſoll —
Daß ich nicht ſtarb in hundert Träumen.

Nicht eher iſt die Schuld geſühnt,
Bis daß ich lieg' in Deinen Armen,
Bis daß ich wieder unverdient
Am Mutterherzen darf erwarmen.

3.

Der Ring.

Den gab zum Angedenken
Die Mutter, als wir ſchieden;
Ich konnt' nur Thränen ſchenken,
Und ſie, ſie war zufrieden.

Rubin, der mild und dunkel
Sein blutend Licht verglühet,
Iſt von Demantgefunkel
Rechts ſo wie links umſprühet.

Du gleichſt dem Mutterherzen,
Rubin, das bangt und blutet,
Indeß die Welt mit Scherzen
Und Glanz ihr Kind umfluthet.

Und als ſie ihn gegeben,
Von Thränen unterbrochen,
Mit Herz- und Lippenbeben,
Hat ſie zu mir geſprochen:

„Den Ring — am Sterbebette
„Gab mir ſchon im Erblaſſen
„Die Mutter, und ich hätte
„Ihn nicht von mir gelaſſen,

„Wär' nicht ein jedes Scheiden
„Aus meines Kindes Nähe
„Ein neues Sterbeleiden,
„Ein neues Grabeswehe.

„Drum höre auch die Worte,
„Die ich von ihr empfangen:
„Stets bleibt am ſelben Orte,
„Wer liebend fortgegangen.

„Der ſchwächſte von den Ringen
„Iſt der, die Dich umwinden,
„Und kann mit Macht nicht zwingen
„Und mit Gewalt nicht binden;

„Denn iſt die Kraft entſchwunden,
„Daß er nicht hält gemeinſam,
„Dann iſt nur Ein's gebunden,
„In Kerkerſchmerz und einſam! —

„Du haſt nicht meinem Herzen,
„O Sohn! dies Loos beſchieden! —"
Seitdem gab ich ihr Schmerzen,
Und ſie — ſie war zufrieden. —

Der Name.

Des theuern Namens Lettern ſchnitt ich
In unſers Waldes ſchönſten Baum,
Dann thränbenetzten Auges ſchritt ich
Aus meinem liebdurchſeelten Raum.

Ein dumpfes, klagend Rauſchen ſchickte
Der Tiefverwundete mir nach,
Und als ich wieder rückwärts blickte,
Durchfuhr mein Herz ein ſchweres Ach.

Denn große Thränen rollten nieder
Aus ſeiner Wund', dem Namenszug —
Es weinte, der bis jetzt nur Lieder
Und klangumwehte Blüthen trug.

Ich wollte Dir das Schönſte geben,
Das ich vom Daſein noch erkannt,
Und habe in Dein Blüthenleben
Mit Einem Wort den Schmerz gebannt.

Ich kann Dein Schickſal nach dem meinen
Dir, armer Baum! nun prophezei'n:
Du wirſt mit jedem Frühling weinen,
Und Dich am Herbſte nur erfreu'n.

Die Heimath.

Die vermorſchte Hütte meines Vaters,
Und die Zelle unſers frommen Paters,
Und im ganzen Dorf jedwede Hütte,
Mit den ſchwanken Kreuzen in der Mitte.
Das uralte Schloß, deß Fähnlein ſchrillen,
Kreiſchend nach des Wind-Despoten Willen
Mit der alten Uhr, im ew'gen Schlummer,
Deren Zeiger ſtets nach einer Nummer,
Täglich einmal doch die rechte deutet,
Und nicht fort von der Verblaßten ſchreitet,
Ob er mahnend gäbe ernſte Kunde,
Die Jedwedem kommt, der Lebensſtunde —
Und daß jede glüh'nd in Lieb' und Haſſe
In der Zeit verſtumme und verblaſſe —
Vaters Haus, und Dorf und Schloß, und Zelle
Stehen alle auf geweihter Stelle! —

Und die Blume, die die Schweſter pflückt,
Die zum Tanz die braunen Locken ſchmückt,
Ihre Ahnfrau mußt' mit Wittwenzähren,
Statt des Thaues, ihre Blüthen nähren —
Denn ein Kirchhof war vor hundert Jahren,
Wo ſich unſers Dorfes Hütten ſchaaren.
Darum, als ich mich des Lebens Welle
Gab dahin, und überſchritt die Schwelle,
Die einmal ein Leichenſtein geweſen,
Mußt' ich nicht erſt Weltgeſchichten leſen,
Zu erforſchen all der Dinge Weſen,
Und als ich dahinſchritt an dem Stabe,
Den vom Grabesbaum geraubt ich habe,
Rief ich ſelbſt mir zu des Troſtes Labe:
Menſch, Du biſt entkeimt geweihtem Boden;
Mag Dich immerhin Dein Schickſal tragen,
Blühſt doch fort, umweht vom Kirchhof-Odem —
Nur in Herzen mußt Du Wurzel ſchlagen.

Ein Lied.

Ein einzig Lied nur möcht' ich ſingen,
Darin mein ganzes Fühlen ruht —
Darein mein ganzes Leben zwingen,
Dann wäre Alles, Alles gut.

Dann wäre doch das Wort gefunden,
Der Zauber wäre dann erſpäht,
Der alle Wunden macht geſunden,
Und friedvoll um die Seele weht.

So dünkt nur ein zerbroch'ner Becher
Das Lied mir, das ich ſang bis jetzt —
Ich ſchlürfe d'raus, ein durſt'ger Zecher,
Vergebens, was die Seele letzt.

So ſoll ihm nie der Rauſch entſteigen,
Wie's immer mir im Herzen ſchäumt —
Soll's nimmer Paradieſe zeigen,
Und Houris, wie's der Zecher träumt?

Natur! ich ſtand an Deiner Pforte:
Sie that ſich auf — wenn ich gewacht —
So gieb mir nun das Wort der Worte,
Daß ich es rufe durch die Nacht.

Ich habe, Liebe! Dir geblutet,
Vertrau' mir der Erkenntniß Wort,
Das tief verborgen in mir fluthet
Und das mich dränget fort und fort.

Was kann denn mehr, ein Lied zu ſingen,
Die arme Dichterſeele thun?
Als ſelber ſich zum Opfer bringen,
Und in der Liebe nimmer ruh'n?

Ich leide, bis ich ausgelitten,
Ich liebe, bis ich ausgelebt,
Dann kommt die Zeit wohl — wo inmitten
Von Lieb' und Schmerz ein Lied entſchwebt.

II.

Aus der Gegenwart.

Deutſche Freiheitslieder.

Was ſoll das ew'ge Streiten, nach Außen und nach Innen?
Ein's haben wir verloren, Ein's gilt es zu gewinnen;
Verloren iſt das alte, das angeſtammte Recht.
Es iſt nur zu gewinnen im männlichſten Gefecht.

Was ſoll das ew'ge Singen, darob kein Fürſt erröthet?
Ihr habt mit allen Liedern noch keinen Traum getödtet.
Ihr habt wie Kinderleichen die Klagen hingeſtreu't,
Es hat d'rob keine Herrſchgier am Weg zurückgeſcheu't.

Wohl dringt Dein Lied, o Deutſcher! aus tiefſter Herzenskammer;
Ein Fürſtenherz zu ſprengen, iſt's nicht der rechte Hammer.
Wohl iſt's ein heil'ges Feuer, das Dich zu ſingen drängt,
Doch an geſalbten Häuptern hat's noch kein Haar verſengt.

Du wirſt mit ſchönen Worten lang' keine Thaten ſäen,
Du reich an lahmen Führern, doch dürftig an Tyrtäen!
So klingt Dein Lied nach Freiheit als wie ein Liebesbrief
Nach einem geilen Weibe, das Deinem Arm entlief.

Du wußteſt nicht die Freiheit ächt männlich feſt zu halten,
Bei Worten nur und Worten mußt' ihre Lieb' erkalten;
Das glüh'ndſte Weib erkaltet, wo nichts als Liebesſchwur,
Du mußt es heiß umfaſſen, und es nicht lieben nur.

Ein Freiheitslied mag klingen zum Sturze von Baſtillen,
Als Requiescat ſchließ' es des Zwingherrn letzten Willen
In Nächten, wie die Nacht war vor Grochow trüb und ſtill,
Die ſtürmiſch wie die Nacht war, als ſang Rouget de Lisle.

Nach ausgekämpften Schlachten, nur unter Friedenspalmen
Tönt wohl ein ächtes Schlachtlied und ſtimmen Freiheitspſalmen;
Doch an den Strömen Babels läßt man das Liedern ſein, —
Die Harfen an die Weiden, — da blaſ' der Sturm darein!

Deutſche Monumente.

Nach allen Strichen, im Oſten und Weſten,
In Thälern und Wäldern, auf Bergesfeſten,
Erhebt ſich der Denkmäler eherne Pracht. —
Da ſieht man im künſtlichen Leben prangen,
Die Feſſeln ſprengten, den Flammberg ſchwangen;
Die Gott und Liebe und Freiheit beſangen,
Erſteh'n aus droh'nder Vergeſſenheit Nacht. —

Was ſchaarſt Du um Dich, o Deutſcher! die Todten,
Die Dir des Lebens Früchte geboten,

Des Wiſſens, der Liebe, der Freiheit Frucht! —
Und die Du verſchmäht, weil ſie Pfaffen verſchmähten,
Und die Du zertratſt, weil Dein Herr ſie zertreten!
Was Du am Sockel nun ſuchſt zu erbeten,
O hätteſt Du's in ihrem Leben geſucht!

Was rufſt Du, o Deutſcher! die Todten in's Leben?
Du kannſt ihnen noch nicht das Herrliche geben,
Wofür ſie geblutet, gekämpft ohne Raſt —
Gleichwie die Aegypter bei'm feſtlichen Mahle
Erweckten die Geiſter mit vollem Pokale,
Auf daß ſie mit ihnen der Freuden Schale
Noch einmal leeren bei'm Weihetoaſt.

O anders muß ich und trauriger deuten
Dies Geiſterbannen vergangener Zeiten,
Und ach! wie ſcheinet die Deutung mir wahr —
Als Hellas auf üppigem Sterbebette,
Als Roma lag an Tyrannenkette,
Da erſt an mancher altheiligen Stätte
Erhoben ſich Bogen und Säul' und Altar.

Erinnerungszeiten ſind Zeiten der Schwäche —
Das Schilf im Strombett verſickerter Bäche
Aefft nach die Welle, die einſtens hier ſprang —
Der Wüſte gedenket der Löwe im Bauer —
Der Aar verlaſſener Hochlandsſchauer —
Und Freiheit durchwehte das Lied der Trauer,
Das an den Strömen Babels erklang.

O! Laß Dich nicht durch ein Standbild bethören,
Mein großes Volk! und lerne beſchwören
Mit todten Helden die todte Kraft!
Manch eh'rnes Werk haſt zu bau'n Du begonnen,
Umſtrahlt von des Geiſtes weitleuchtenden Sonnen,
Und wieder iſt es in Nebel zerronnen,
Vom ewigen Erbfeind dahingerafft.

Ein Sockel war's, den Du anfingſt zu bauen
Mit Männerblut und dem Schmucke der Frauen,

Das achtzehnhundert und dreizehnte Jahr —
Wo bleibt der Gott, den Du blutig gerochen,
Und den ſie hinanzuſtellen verſprochen?! —
Sie haben wie Scherben ihr Wort gebrochen,
Weil's nur ein Kaiſer- und Fürſtenwort war.

Und drei Jahrhunderte kaum ſind verfloſſen,
Da hat dem Geiſte ein Denkmal gegoſſen
Der Mann, der die Nacht und die Kutte zerriß —
Zu Wittenberg, von den Säulen getragen,
Sieht er um die Welt ſich geifernd ſchlagen
Die Schlange, und giftig ſein Werk benagen,
Die kraftlos ihn in die Ferſe biß.

So ſteht auch, der Flügel gegeben dem Worte,
Der aufgethan die verſchloſſene Pforte,
Und Waſſen vertheilt an jeglichen Herd —
Darf „Freiheit" das lauſchende Ohr ihm umwettern,
Und hört er die Stimme von Deutſchlands Errettern?
Nein! Nein! er ſieht ſie nur ſtürzend zerſchmettern
Und ſterben verbannt auf fränkiſcher Erd'!

Du haſt Dir nur ſelbſt Deinen Grabſtein gegeben,
O Deutſchland! ſo lange noch fremd Deinem Leben
In Deine Schwächen die Helden ſeh'n —
So lang' ein Zertreter vertritt deutſche Throne,
So lang' noch die Knute droht Herrmann's Sohne,
So lang' noch die kleingeaugten Spione
Durch Deine Paläſte und Hütten ſpäh'n.

* * *

Doch mögen ſie ſteh'n und prangen und glänzen,
Durch ſchwankende Herzen, und Deutſchland bekränzen,
Als wie ein erhabener Kranz von Erz.
Nach einem Gebilde vor andern allen
Soll hoffend das ſuchende Auge wallen —
Vor Einem ſoll laut in Liedern ſchallen
Ein leuchtender Geiſt, ein redliches Herz.

's iſt **Armin's** Säule! — So hebe die Rechte,
O Deutſchland! und ſchwinge das Schwert, das ächte,

Und werde ein Held aus Einem Guß.
Im heimiſchen Wald laß hallen vom Schilde
Ein Freiheitslied durch Europa's Gefilde,
Zertritt die eingeniſtete Gilde,
Wie römiſche Geier Arminius!

Die Rütliroſe.

Am Rütli brach ich eine Roſe
Zum Angedenken an den Ort,
Wo aufgeblüht die dornenloſe,
Die düftereiche Freiheitsroſe,
Die noch bis heute nicht verdorrt.

Am Herzen trug ich ſie verborgen,
Da ſoll ſie ruh'n und duften ſtill;
Zur Heimath zog ich gegen Morgen,
Drum muß ſie ruh'n ſo tief verborgen,
Wenn ich die Heimath ſehen will.

Man fürchtet ſich vor ſolchem Glanze
In meinem lieben Heimathland;
Dort heißt man ſie die gift'ge Pflanze,
Die nur betäubt mit Duft und Glanze,
In meinem lieben Heimathland. —

Drum als ich kam zur Heimathgrenze,
Nahm ich ſie vor zum letzten Mal:
Noch einmal mir in's Auge glänze,
Mag küſſen Dich an dieſer Grenze
Zum Abſchied noch der Sonnenſtrahl.

Doch als ich ſie hervorgenommen,
Da war die Roſe welk und fahl;
Ihr ſchönes Leben war verglommen,
Sind Thränen mir in's Aug' gekommen,
Und mich beſchlich herzinn'ge Qual.

„Dich hat das Heimweh wohl getödtet,
D'ran ſiecht jedwedes Alpenkind;
Daheim hat Dich das Glück geröthet,
Hier ſtarbſt Du hin zu ſchnell getödtet,
Wo Freiheitslüfte ferne ſind.“

„Ich aber fühl' ein tiefres Kränken,
Daß deutſchen Söhnen nicht gegönnt
Das kleinſte Freiheitsangedenken,
In ſeinen Duft ſich zu verſenken
Für einen glücklichen Moment;“

„Daß jeder blühende Gedanke,
Den unſer Herz gehegt hat,
Abwelken ſoll an deutſcher Schranke
Und fallen muß, als wie das franke,
Das duftberaubte Roſenblatt.“

Die Zwei.

Von Allen, die aus Habsburg
Beherrſchten deutſches Land,
Hat ſich mein Herz mit Lieb'
Nur Zweien zugewandt.

Die Andern mag verehren,
Wem Nacht und Dunkel werth,
Wer Papſt und Jeſuiten
Und Pfaffenränke ehrt.

Die Andern mag da lieben,
Wer ſich nicht ſelber liebt,
Und Gott und Geiſt und Freiheit
Als Zoll und Steuer giebt.

Wer gern durch Wüſten wandert
Und ſich am Sand ergötzt,
Den keine Blume ſchmücket,
Kein Quell, kein Thau benetzt:

Wer gern auf Sümpfen raſtet,
Vom Irrwiſchtanz umglüht,
Wer gern auf Seeen ſchiffet
Bei Froſch- und Unkenlied;

Wer an verdorrten Wäldern,
An ſtarren Bilderreih'n,
An nächt'ger Gruft ſich freuet,
Mag ihnen Weihrauch ſtreu'n.

Die Zweie ſind Oaſen
Im öden Wüſtenſand,
Sie ſind des todten Meeres
Korallen-Inſelland.

Sie ſind die Katarakte,
Wo ein verſumpfter Fluß
Noch Regenbogen ſpannen
Und Perlen ſtäuben muß.

Sie ſind, was nach der Lichtung
Ein ſeltner Lerchengaſt,
Sie ſind der todten Eiche
Einſamer Blüthenaſt.

Sie fielen in die Arme
Der liebedurſt'gen Welt —
Aus todten Steinesmaſſen,
Von Gott und Lieb' erhellt.

Der Eine war die Sonne
Der neuerwachten Zeit;
Das Abendroth der Andre
Vor neuer Dunkelheit.

Der Eine war der Kämpe
Für deutſche Ehr' und Kraft;
Ein Schwert, durch Nächte blitzend,
Ein ſchimmernder Lanzenſchaft.

Er war der deutſchen Ritter
Allletzter Scheidegruß.
Ihm ſchlug die Bardenharfe
Held Anaſtaſius.

Der Franke und der Schwabe,
Der Baier und der Sachſ',
Sie nannten ihn den treuen,
Den letzten Ritter Max.

Sein Name lebt in Liedern,
Er glänzt wie Sonnenlicht;
Das Lied ertönt wie Schwertſchlag,
Das ihm zu Ruhme ſpricht.

Des Andern Thun und Segen
Iſt nicht für's Lied gemacht;
Kein Herold kann's verkünden,
Was er in Lieb' erdacht.

Willſt Du ein Lied ihm ſingen,
So ſing ein Frühlingslied;
Sing eines Löwen Leben,
Sing, wie ein Reh verſchied.

Doch beſſer iſt's, Du geheſt
Um Mitternacht allein
Und rufſt den Namen Joſeph
In Wald und See hinein.

Oder wenn Du die Schmerzen
Der Welt um Dich vereinſt;
Du bleibſt auf Deiner Kammer
Und denkeſt ſein — und weinſt.

Ein Sterbelager

Das trübſte Sterbelager,
Das die Geſchichte ſah;
Ein Mann, todtblaß und hager,
Liegt auf dem Bette da.

Der Purpur, der's umwehet,
Gleicht ſehr dem Abendroth;
Weil bald hier untergehet
Ein Sonnenlicht im Tod.

Daß keine Thräne falle
An ſeiner Lagerſtatt?!
Vielleicht, weil er ſie alle
Dereinſt getrocknet hat.

Sein Aug' iſt gramestrübe,
Gleich dem umwölkten Tag,
Der nicht mit ganzer Liebe
Hervorzugeb'n vermag.

Denn die ſein Bett umhegen,
Die ſind die Wolkenmacht,
Die ſeinen Frühlingsſegen
Aufhaſcht in ihre Nacht.

Und die die Blüthen alle,
Die leuchtend er beglückt,
Mit ihrem Nebelſchwalle,
Da's wieder Nacht, erdrückt.

Und wie bei'm Untergange
Die Eule, neubelebt,
Zu nächt'gem Unglücksſange
Den Heroldruf erhebt.

So tönt zu dieſer Stunde,
Betrübter Zukunft ſchwer,
Die düſtre Unglückskunde
Aus allen Ländern her:

„Die Lerchen, Freiheit ſingend,
Die Du hinausgeſandt,
Sie ſinken, matt ſich ſchwingend,
Halbtodt auf's öde Land.

„Das Wort, das Du verkündet,
Verhallt in leerer Luft;
Die Gluth, die Du entzündet,
Erſtirbt an Deiner Gruft.

„Dir danken nicht die Lande,
Die Du gabſt feſſelfrei;
Neu fügen ſich die Bande
Der alten Sklaverei."

Im trübſten Sterbelager,
Das die Geſchicht' erblickt —
Der Mann, todtblaß und hager,
Spricht alſo, grambedrückt:

„So hätten die Neronen,
„Die Menſchengeißeln, Recht;
„Nicht darf an Fürſtenthronen
„Bau'n Hütten das Geſchlecht.

„Das wär' ein Herz von Steine,
„Das ſolch ein Dolch nicht trifft,
„Die Thrän', die ich nicht weine,
„Wird innen mir zu Gift.

„Sieht mich in ſpäten Tagen
„Die Welt einſt rückgekehrt,
„Will ich ſie erſt befragen:
„Ob ſie der Freiheit werth?“

Das war Joſeph, der Kaiſer,
Und das ſein Teſtament;
Nennt andre Fürſten weiſer —
Da ihr nicht beſſer'n kenn't.

Der deutſche Knecht.

Bin ich nicht ein Knecht der Knechte?
Bin ich nicht ein arger Schelm?
Warum ſchwingt ein Schwert die Rechte?
Warum drückt mein Haupt ein Helm?
Bin ich nicht ein Knecht der Knechte?
Weiß ich denn, wofür ich fechte?

Jüngſt im Treffen mit den Franken
Hört' ich drüben Ruf und Lied,
Die mir auf die Seele ſanken,
Daß es nun mich ſchraubt und zieht,
Daß zu rufen ich begehre:
Freiheit, Vaterland und Ehre.

Und Ein Wort vor allen ſank mir
Wie ein Funke in's Gemüth,
Und das Wörtchen machte krank mir
Und erhitzte das Geblüt —
Was „le peuple“ mag bedeuten,
Sinn' ich nun für alle Zeiten.

Tag und Nacht verfolgt der Traum mich,
Daß ich nicht mehr ſchlafen kann —
Vieles halte nun für Schaum ich,
Was ich einſt als frommer Mann
In den Büchern hab' geleſen,
Und was heilig mir geweſen.

Ob auch meine Kameraden
Sind geplagt von ſolcher Qual,
Wenn ſie ihre Büchſen laden,
Wenn ſie ſchlägt der Korporal,
Wenn ſie ihre Lieder ſingen
Von den eingelernten Dingen?

Dort am Feuer ſeh' ich liegen
Einen, der die Erde ſtampft,
Dem im Wind die Haare fliegen,
Dem die ſtarre Fauſt ſich krampft —
Ob ich ihm mein Denken ſage?
Ob ich ihn zu fragen wage?

Bei Waterloo.

Verſtummt iſt der letzte Kanonenmund,
Nur leiſe bebt noch der Erde Grund,
Wie ſelbſt in Freuden die Mutter zagt,
Wenn große Thaten die Kinder gewagt.

Es war auf dem Felde, wo ſiegerfroh
So manche Seele gen Himmel floh,
Es war auf dem Felde von Waterloo!

Schon ferne leuchtet der Waffenglanz,
Schon ferne tönt: Heil Dir im Siegeskranz!
Das letzte Röcheln iſt ſchon verhallt;
Es kommen die Todtenbeſtatter bald.

Dann mehr um ein Feld, das ein Leichentuch,
Ein blutiges Blatt in der Völker Buch. —
Da ſieh! wie in der vorderſten Reihe ſich ſtreckt
Ein deutſcher Krieger, von Wunden bedeckt.
Die Bruſt von Schwert und Kugel zerſpellt,
Als wollt' er offen zeigen der Welt
Sein innerſtes Herz, ſo unverhüllt,
Was innen für liebendes Leben quillt.
Doch auf den Wellen ſo heiß und ſo roth
Schifft aus die Seele, zieht ein der Tod.
Er ſpricht im Sterben gen Oſten gewandt:
„Sieh her in die Wunden, mein deutſches Land,
„Mit dieſem Blute, das treu und ächt,
„Beſiegl' ich der Brüder beſtrittenes Recht:
„Da liegt noch mancher Bruder mit mir,
„O Deutſchland, er kämpfte, er ſtarb nur Dir.
„Sieh her, o Mutter! und ſprich mir Hohn:
„Ich bin ein fremder, ein treuloſer Sohn!"

Er ſinket mit gebrochenem Blick,
Mit ſtummem Mund, zu den Todten zurück:

Er ſchlägt kein Kreuz, wie ein frommer Chriſt,
Weil jener Krieger ein Jude iſt.

Du theurer Held! o ſchlummre gut!
Wohl haſt Du beſiegelt mit Deinem Blut
Des vielverſprech'nen Contractes Blatt;
Doch leer iſt's geblieben, und öd', und glatt.

— —

Trinklied.

Im Winter 1842.

Die Winterſonn' iſt ein leerer Pokal,
Sie hat verſchüttet den letzten Strahl,
Und blickt herab ſo trübe.
Der Schenke da oben, der ihn gefüllt,
Und hat er den brennenden Durſt uns geſtillt,
Den Durſt nach Licht und Liebe?

Die Winterſonn' iſt ein Auge, fahl —
Der Himmel ein blinder Hannibal,
Sein Capua die Religionen.
In keinem Lenze es wieder erbrennt,
Es iſt ihm am Warſchauer Monument,
Zerſtochen im Weinen verronnen.

Wer darf als der Himmel fröhlicher ſein?!
So leeret zur Neige die Jugend, den Wein,
Dann ſtürzet die wüſten Becher,
Und wer auf die Trümmer der Jugendwelt
Zum traumloſen Schlafe darnieder fällt,
Der war der gläubigſte Zecher.

Wir dürfen nicht heller, als jener ſeh'n,
Und dürfen nicht ſtärker zum Kampfplatz geh'n,
Den Er, unſer Führer, verlaſſen —
So taumle denn Jeder nach Haus, nach Haus,
Und weine daheim ſich die Augen aus —
Dann ſind ihm die Sünden erlaſſen.

Wenn ich ein König wär'!

Wenn ich ein König wär',
Das wär' ein Singen und ein Freuen
Durch meine Länder weit und breit,
Die alte Zeit ſollt' ſich erneuen,
Die gute königloſe Zeit,
Wenn ich ein König wär'.

Der Adler bleibt im Wappenſchilde,
Doch eine Lerche ſchmückt es auch;
Der Eichenſtamm gehört zum Bilde,
Doch ſanft bedeckt vom Roſenſtrauch,
Wenn ich ein König wär'.

So ſoll es auf der Hofburg glänzen,
Doch keine Schildwach' geht davor;
Kein Mauerwall ſoll ſie umgrenzen,
Stets offen ſtehen Thür und Thor,
Wenn ich ein König wär'.

Die Hofburg ſteht, wo alle Bahnen
Des Königreichs zuſammengeh'n,
Wegweiſer ſind dreifarb'ge Fahnen,
Die luſtig von den Zinnen weh'n,
Wenn ich ein König wär'.

In weiter Burg wird mir nicht bange,
Ich wohne wohl zu Zweien drin,
Gewählt, gefreit hab' ich ſchon lange
Die allerſchönſte Königin,
Wenn ich ein König wär'.

Vom Kerker hol' ich die Miniſter,
Ein Dichter wird mein Hofmarſchall,
Und Hofkaplane werden Prieſter,
Die nicht geflucht dem Sündenfall,
Wenn ich ein König wär'.

Wer weinen kann, wenn Roſen bleichen,
Der ſpricht im off'nen Felde Recht;
Kein Cenſor lebt in meinen Reichen,
Sie würden alle Henkersknecht',
Wenn ich ein König wär'.

Es kommt der Lenz, der ſchönſte König:
Die Roſe duftet himmelhoch,
Die Lerche jubelt wundertönig,
Und weil ich herrſche ſchöner noch,
Wenn ich ein König wär'.

Da iſt die Roſ' ein Flammenzeichen,
Der Lerche Lied mein Bote nur,
Auf daß ſie kommen aus den Reichen
Und ſich verſammeln auf der Flur.
Wenn ich ein König wär'.

Von Angeſicht zu Angeſichte
Steht Volk und König — Du und Du —
Der König ſitzet zu Gerichte,
Und Bach und Bäume horchen zu,
Wenn ich ein König wär'.

Das iſt des Königs ſchönſte Stunde,
Da wird geholfen jeder Noth,
Da wird geheilet jede Wunde,
Geſegnet bis zum Abendroth,
Wenn ich ein König wär'.

Die Krone mach' ich dann zum Becher
Und trink' ihr Heil in edlem Wein,
Ein liebberauſchter ſel'ger Zecher,
Und meine Völker jubeln d'rein,
Wenn ich ein König wär'.

Dann ſteig' ich wohl von meinem Throne
Und werf' das Zepter aus der Hand,
Und werfe hin die gold'ne Krone,
Und rufe „Freiheit“ durch das Land,
Wenn ich ein König wär'.

Wenn ich ein König wär',
Und wär' ich grau und käm's zum Sterben,
Wohl müßt' ich dem getreuſten Staat
Nicht meine Liebe erſt vererben,
Als ein erbärmliches Legat,
Wenn ich ein König wär'.

Drei Lieder.

Wie lang' iſt's her, da ſangen ſie Lieder,
Die deutſchen Poeten, vom perlenden Wein,
Von Trunkenheit glänzten die Augen wieder
Und „Evoe Bacche“ ſangen ſie drein. —
Weinlieder ſangen die ſeligen Praſſer
Und ſaßen beſcheiden bei'm Glaſe Waſſer,
Die deutſchen Poeten — wie lang' iſt's her?

Wie lang' iſt's her, da tönten die Haine
Nur Liebe, nur ſelige Liebe zurück,
Bei'm Morgenſtrahl, bei'm Mondenſcheine
Sie ſangen und prieſen der Liebe Glück;
Und Liebe ſuchend gingen verlaſſen
Die frommen Pilger auf öden Straßen,
Die deutſchen Poeten — wie lang' iſt's her?

Nun ſingen ſie aus begeiſterten Herzen
Der Freiheit entgegen den feurigen Gruß,
Und leiden beglückt den Kampf und die Schmerzen
Und tragen noch Feſſeln an Hand und Fuß. —
Wie lang' noch an Freude, an Liebe, an Freiheit,
Wie lange noch glauben die heilige Dreiheit
Die deutſchen Poeten — wie lange noch?

Rückſtändiger Sold.

Wir ſehn's in aller Zeit Geſchichten,
Daß ſtets ein wackerer Soldat
Auf Schätz' und Freuden zu verzichten,
Wenn's Noth befahl, gelernet hat.

Er hat das Schwerſte leicht ertragen,
Kampf, Wetter, Hunger, Durſt und Peſt,
Er hat die wildſte Schlacht geſchlagen
Und ſang zum letzten Speiſereſt.

Folgt auch der Löwe ſeinem Wächter
Als wie der allgetreuſte Hund,
Doch fühlt er ſich als der nicht ſchlechter
Und brüllt bei naher Mittagsſtund'.

Doch hatte der Soldat gerungen
Und kam ihm der Bezahlung Friſt,
Hat er gefordert, was bedungen,
Und murrte, wenn's verblieben iſt.

Und wahrlich wir ſind nicht entartet
Vom kriegeriſchen Urgeſchlecht,
Wir haben lang' genug gewartet,
Nun fordern wir nach altem Recht.

Ach nicht geruht und nicht geraſtet,
Geduldet haben wir genug,
Gekämpft, gedürſtet und gefaſtet
Bei heim'ſcher Liſt und fremdem Trug.

Es ſtand Jedweder auf dem Poſten,
Den ihm ſein König wies und pries,
Am Peſtcordon, an Burgthorpfoſten,
Am Grenzgeländ' und am Verließ.

Wohl hätt' er oft Geneſung ſchlürfen
Gekonnt, wo er geſcheut die Peſt,
Und öfter noch zertreten dürfen,
Als es betreu'n, das Schlangenneſt.

Wohl hätt' er's beſſer oft verſtanden,
Wenn er den Grenzcordon zerriß,
Den er bewacht, aus Nacht und Banden
In die erſehnte Freiheit ließ. —

Doch ſei's wie's ſei — wie wir beordert,
So thaten wir, wie Ihr's gewollt;
Erſchreckt nun nicht, es wird gefordert
Der noch rückſtänd'ge alte Sold.

Für altes Wachen, Hungern, Dürſten
Bezahlt nun den rückſtänd'gen Sold
In guter Münze, deutſche Fürſten:
Heraus der Freiheit ächtes Gold!

Und wär's nur ob dem Einen Jahre,
In deutſchen Büchern hoch belobt,
Das hätt' gebleicht geſalbte Haare,
Wär's nicht in unſerm Blut vertobt:

Das Jahr, als wir die Kronenſcherben
Gekittet mit dem eig'nen Blut
Und den verblaßten Purpur färben
Gemußt mit unſres Herzens Fluth.

Heraus den Sold! daß fremden Blicken
Verdeckt ſei unſre Blöß' und Schand',
Sonſt thät' es noth, daß wir uns flicken
Mit Purpurfetzen das Gewand.

Heraus den Sold! daß ab wir wälzen
Die Armuth, die uns unterjocht,
Sonſt müſſen Kronengold wir ſchmelzen,
Schon glüht der Keſſel und es kocht.

An die Sonn- und Mondſüchtigen.

Wer nur die Sonne ſchaut,
Iſt bald von Nacht umgraut,
Daß er auf Erden ſchwanket,
Ob jedem Steinchen wanket:

Und wer nur ſchaut den Mond,
Vergißt, die er bewohnt,
Die Erd' — was bleibt, als Thränen
Und ſomnambüles Sehnen?

O laßt ſie oben glüh'n,
Und freut Euch mit dem Grün
Und mit dem Blumenherde
Der ſchönen Mutter Erde!

Betrachtet dieſe nur,
Und bald wird ihre Flur
In ſchönerm Lichte brennen,
Als es die beiden können.

Was in der Sonnengluth,
Tief in der Erde ruht,
Man braucht's nur zu erfühlen —
Es wird zu Tag ſich wühlen.

Und was Du ſuchſt, Phantaſt,
In Mondromantikglaſt,
Muß Deinem Traum erblaſſen,
Weißt Du ihn recht zu faſſen. —

III.

Aus Böhmen.

Die böhmiſchen Bauern.

Sitzen beiſammen in böhmiſcher Schenke
Bauern, vor ſich das Glas geſtellt
Mit dem lieben Hopfengetränke;
Wein zu bezahlen, fehlt es an Geld.

Sitzen beiſammen in traulicher Runde,
Kurze Pfeifen in nerviger Fauſt;
Draußen heulen des Dorfes Hunde,
Daß es dem armen Wanderer grauſt.

Und die Muſik, die heimiſche, ſüße,
Und die Weiſe voll Klag' und Leid,
Wie verlornen Glückes Grüße
Aus der alten glücklichen Zeit: —

Ja die Muſik, ſie fehlt in der Stube
Mit dem traurigen, böhmiſchen Sang;
Ferne ziehen Mädchen und Bube,
Ferne Harfen- und Hörnerklang.

Aber heute iſt er gewichen,
Jener ſchweigſame düſtere Geiſt,
Und die Geſichter, zerwühlt und verblichen,
Rufen und lachen und fragen zumeiſt.

Schiefer und ſchiefer rücken die Mützen,
Und die Aermel werden geſchürzt,
Und die Augen leuchten und blitzen,
Glas auf Glas wird gefüllt und geſtürzt.

Denn ſie horchen gierig entglommen
Auf des Nachbars beredten Mund —
Denn aus Wien iſt er heute gekommen
Und er erzählet ſchon manche Stund'.

Viel des Wunders hat er zu ſagen:
Auch den Kaiſer hat er geſeh'n
Im ſechsſpännigen goldenen Wagen,
Und wie andere Menſchen geh'n.

Sagt von der Burg, dem alten Gemäuer,
Daß die Häuſer alle von Stein,
Staunt, wie das [illegible] und die Biere ſo theuer
Und wie ſo wohlfeil der köſtliche Wein.

Und er ſpricht: „Auch unter die Erden
„Hat mich ein Vater geführt, in die Gruft,
„Wo auch die Kaiſer zu Staube werden,
„Wenn ſie Gott, der Allmächtige, ruft.

„Alle die Särge aus alten Tagen
„Bis auf den Franz, all' hab' ich geſeh'n,
„Wie ſie mit Gold und Silber beſchlagen
„Da in traurigen Reihen ſteh'n.

„Nur ein einz'ger von allen den Särgen
„Iſt ohne Wappen und glänzendes Erz,
„Schmucklos, ſo wollt' er, ſoll ſich verbergen
„Schlicht und arm darinnen ſein Herz.

„Wie mir's erzählte der fromme Vater,
„Ach wie wurd' es um's Herz mir arg:
„Drinnen liegt unſer Aller Vater,
„Kaiſer Joſeph liegt in dem Sarg."

Aber da lächeln ungläubig die Bauern:
Hm, eine Puppe liegt in dem Loch,
Und umſonſt war Dein gläubiges Trauern,
Kaiſer Joſeph lebt heute noch!

„Aber der Vater" — Hat Dich betrogen,
Ein Jeſuit, der zu lügen ſchwor.
„Aber fünfzig Jahr ſind verflogen —"
Willſt Du ſchweigen, ungläubiger Thor!

„Heiliger Nepomuk! hundert Jahre
„Wäre der Kaiſer ſchon alt und noch mehr,
„Sagt es nicht auch die ärmliche Bahre,
„Schlicht und einfach und ſchmucklos wie er?"

„Vor die Thür den ſchlechten Halunken!
„Schlagt ſie todt, die ungläubige Brut!"
Rufen die Bauern zornestrunken,
Und die Augen flammen von Wuth.

Faſſen ihn, werfen ihn und aus der Schenke
Fliegt der Ketzer mit Schimpf und Schand',
Daß er noch lange in Glied und Gelenke
Ihre Fäuſte und Finger empfand.

Und es kehren die Rachevollen
Ruhiger nun zum Glaſe zurück;
Leiſe Flüche nur hört man noch grollen,
Unſtät irrt noch der wilde Blick.

Aber es legen ſich endlich die Wogen
Und ſie ſchweigen und denken nach.
Jetzt erſt wird es langſam erwogen,
Was denn Alles der Ketzer ſprach.

„Fünfzig Jahre" — murmelt der Eine,
„Fünfzig Jahre, o lange Friſt!" —
Und der Andre: „Daß juſt der ſeine,
„Juſt der Sarg ſo ſchmucklos iſt!" —

Und der Dritte: „Sind wir nicht Sklaven,
„Frohnende Knechte noch immer fort
„Unſerer Pfarrer, unſerer Grafen?
„Schleichen nicht Pfaffen von Ort zu Ort?

„Iſt Dein Bub' nicht ſchmachvoll verendet
„Unter der Ruthe in der Kaſern'?
„Iſt Dein Kind nicht ſchmählich geſchändet
„Vom zukünftigen gnädigen Herrn?

„Kannſt Du nach Luſt und nach Willen beten?
„Eſſen wir andres als ſchwarzes Brod?
„Sind wir nicht verwaiſt und zertreten?
„Kaiſer Joſeph iſt todt, iſt todt!!“

„„Er iſt todt!““ — Sie rufen's mit Klagen
Und entblößen zum Beten das Haupt. —
Fünfzig Jahre und Noth und Plagen
Mußten kommen, bis ſie's geglaubt.

Ein Teſtament.

„Oeffnet nur die Hüttenthüre,
„Laßt ſie Alle mir herein,
„Weil ich es am Herzen ſpüre,
„Es wird bald vollendet ſein.
„Auch die Weiber mit den Kindern
„Sollen nicht von ferne ſteh'n,
„Das wird mir die Schmerzen mindern,
„Kann ich in ihr Antlitz ſeh'n.

Und ſie kommen ſorgſam leiſe,
Eine tiefgebeugte Schaar,
Männer, Weiber, Kinder, Greiſe,
Was im Dorfe heimiſch war.
Treten weinend an das Bette,
Drinnen ruht der müde Greis:
Eine feſte Liebeskette
Iſt der trauervolle Kreis.

Vater, rufen ſie beklommen,
Schon ſo frühe willſt Du fort?
Ach woher ſoll Hülfe kommen,
Wenn uns fehlt Dein muthig Wort?
Ja Du warſt des Dorfes Vater,
Unſer Helfer in der Noth,
Unſer Tröſter, unſer Rather —
Ach, was bleibt uns, wenn Du todt?

Wie iſt ferner noch zu tragen
Unſrer Herren Druck und Geiz?
Wie iſt ferner noch zu tragen
Unſrer Kirche heil'ges Kreuz?
Wie bewahren wir den Glauben,
Wenn ſie uns von Haus und Herd
Unſre ſtarken Kinder rauben,
Da Dein Wort uns nicht belehrt? —

Und er ſpricht: „Die Adern brennen,
Wenig Zeit iſt mir gegönnt,
Was ich jetzt Euch will bekennen,
Iſt zugleich mein Teſtament.
Seht dies Buch, das ich verborgen,
Euch ſei's künftig übermacht:
Forſchet drin bei'm frühen Morgen,
Forſchet drin bei ſpäter Nacht.

„Drinnen ſtehet: Aug' um Auge,
Glied um Glied und Zahn um Zahn;
Daß dies Buch für ewig tauge,
Iſt kein falſcher, leerer Wahn.
Hab' ich drin den Troſt geleſen,
Der Euch oft vom Zorn bekehrt,
Werdet Ihr vom Mann drin leſen,
Der geſchmiedet früh ein Schwert.

„Troſt und Rache! — ſie ergründet
Aus dem heil'gen Buche Ihr;
Kelch und Schwert! — die Zeichen findet
Ihr verſcharrt im Boden hier.
Kommt heran, — in Eurer Mitten
Lebe, was ich ſterbend ſprach,
Und der letzte der Huſſiten
Geh' ich meinen Brüdern nach."

Und ſie geh'n in tiefen Schmerzen
Von dem theuren Todten fort,
Und in ihren trüben Herzen
Klinget nach ſein letztes Wort.
Scheidet alſo ein verruchter
War der Żiżka ein verfluchter,
Böſer Ketzer aus der Welt?
Oder ein geweihter Held?

IV.

Aus Oſten.

Das Polenlied.

Ich war ein Kind, als Polen fiel —
Der Vater kam von fernen Wegen,
Erzählte, wie ſie tief und kühl
In's Grab das arme Polen legen.

Von Grochow und der Pragaſchlacht
Erzählt' er uns in ſchlichten Worten,
Mir war's, als läg' ich in der Nacht,
Ein Polenkind, an jenen Orten.

Und Schmerz empfand ich um das Land
Und ſeine todten Heldenſöhne,
Heiß ſtürzte ſich auf meine Hand,
Wie Feuer brennend, Thrän' auf Thräne.

Ich ſchwieg, und nahm's als Zeichen an,
Das mir mein kindiſch Weinen wehrte:
„Sei ruhig, Kind, Du wirſt einſt Mann,
Und dieſe Hand greift noch zum Schwerte."

Und weil mir noch die Zeit nicht kam,
Zu hau'n mit Schwertern in die Kette,
Sang ich das Lied in meinem Gram —
Ich wollt', es würde zum Stilette.

Ein Vater.

Von Oſtrolenka nordenwärts
Im Felde ragt einer Hütte Dach,
Drin pochet ein altes Polenherz,
Es iſt in Lieb' und in Schmerzen wach.

Drin glänzt ein Haupt wie nordiſches Eis,
Es leuchtet das Auge wie Wachtfeuergluth,
Durch ſeine Adern rollet es heiß,
Der Tag von Praga erhitzte das Blut.

Der Alte hält in bebender Hand
Die Kugel, die deutet die Erdenwelt:
Zwei Punkte ſind es, d'rauf unverwandt
Durch Thränennebel ſein Auge fällt.

Er ſpricht: „Das iſt Amerika's See,
„Da ſchifft mein Junge auf leichtem Kahn:
„Das iſt Kamtſchatka im ewigen Schnee,
„Dort folgt mein Aelt'ſter des Rennthiers Bahn.

„Wenn Jener hinaus in die Meere ſchifft,
„Wenn dieſer bis an die Küſten hinjagt,
„O ſeliger Tag, der vereint ſie trifft!
„O Luſt, die nimmer dem Alten tagt!"

Der Alte ſchweigt, ſeine Stirne ruht,
Erhitzt von Gedanken, am Erdenſymbol;
Es gießt ſich die ſilberne Lockenfluth
Bedeckend, verſöhnend von Pol zu Pol.

Wohlan denn! Wer einen Vater glaubt!
Er blicket alſo auf die Kugel herab,
Es decket die Welle von ſeinem Haupt
Der Freiheit Land, wie der Freiheit Grab.

Sobiesky.

In ſelber Nacht, da kampfesmatt
Polonia ihr heißes Leben
Verhaucht auf blut'ger Wahlſtatt hat,
Und ihre Seele im Entſchweben,
Wie um die Sonn' ein Wolkenſchild,
Europa's Feld in Nacht gehüllt: —

In ſelber Nacht, da blutgefärbt
Die Weichſel rauſcht in trüben Liedern
Das Weh, das Polen noch vererbt
Im Todeskampf den Völkerbrüdern,
Und da, wie es der Czar geträumt,
Die See vor ihm in Purpur ſchäumt; —

In ſelber Nacht, da öd', verwaiſt,
Die mit der Mutter nicht verblichen,
Von Wölfe-Rudeln rings umkreiſt,
Von ihrem Leichnam ſind gewichen,
Zerſtäubt wie Laub des Waldreviers,
Wie Fetzen eines Kriegspaniers; —

In ſelber Nacht erglänzt die Höh'
Vom ſchneeverhüllten Kahlenberge,
Es hat das ew'ge Vaterweh
Geſprengt die alten Heldenſärge;
Vor allen hat die blut'ge Nacht
Den Einen Kämpen wach gemacht.

Und der aus ſeinem Grabe ſtieg,
Er war's, von dieſen Zinnen wetternd,
Der wie Lawinen ſeinen Sieg
In's Türkenlager warf zerſchmetternd
Und ſo befreit die Chriſtenwelt —
Sobiesky war's, der Polenheld.

Der Geiſt von dieſer Kanzel ruft
Sein Mahnungswort, wie Sturm erbrauſend,
Um ihn, die mit ihm aus der Gruft
Geſtiegen, ſeine Achtzehntauſend.
Zur Zeugenſchaft brauſt mit der Strom,
Hebt ſich in Nacht Sanct Stephans Dom:

„Habsburg! Noch prangſt Du ſtolz und hoch,
„Weil Polens Schwert zerhieb die Kette,
„Und das Dich zwang, das Türkenjoch.
„Nun iſt's an Dir, nun rette! rette!
„Der wieder Dir Dein Zepter gab,
„Steigt flehend aus dem alten Grab.

„Auf! wappne Dich, ſonſt fällt in Staub
„Ein Heldenleib, und Rußlands Geier
„Schlägt ſeine Krallen in den Raub;
„Daß nicht als ſchnöder Leich-Entweiher
„Der Czar mit blut'gem Siegerſchritt
„Polonia's edlen Nacken tritt.

„Dein Ungarn iſt ein nacktes Schwert,
„Ein Blitz, in Kämpfen frei und bieder,
„Dein Böhmen iſt des Blutens werth,
„Bluträchend ſeine Slavenbrüder,
„Und Oeſtreich iſt ein Lanzenſchaft,
„Tyrol zerbricht Tyrannenkraft.

„Erheb' Dich, Habsburg! bis erfüllt,
„Was Du gelobt mir, zu vergelten,
„Und rette Dir den eig'nen Schild,
„Den bald von Czarenfauſt zerſchellten,
„Und laß Dich warnen, Kaiſerblut!
„Und rette Dir die eig'ne Hut! —“

Die Nacht entſchwand, mit ihr der Geiſt;
Es ſtieg empor die Winterſonne —
Von trübem Nebeldunſt umkreiſt,
Wie eine tief verhüllte Nonne,
Die ſelber ſchwach und ſterbensalt
Zu einem Sterbelager wallt.

Denn Polen iſt geſtorben nun, —
Die Geiſter alle ſind verſchwunden,
Und in der Kaiſerſtadt, da ruh'n,
Für die ſie trugen Todeswunden.
Still bleibt's — Kein waches Ohr ja traf
Sobiesky's Ruf — Wien liegt in Schlaf.

Die Drei.

Im Ungarland', bei einem Puſtawirthe,
Da ſitzen drei in Sturm und Nacht Verirrte,
Im Ungarlande, wo des Zufalls Wind
Zuſammentreibt verſchiedner Länder Kind.

Ihr Augenlicht — verſchiedner Flammen Gluthen,
Ihr Lockenhaar — verſchiedner Ströme Fluthen.
Doch ihre Herzen, ihre wunden Herzen
Die Thränenurnen faſt derſelben Schmerzen.

Der Eine ruft: „Ihr ſchweigſamen Geſellen,
Soll kein Toaſt der Zecher Trinkluſt ſchwellen?
Ich bring' es Euch — dem Vaterland! wohlan!
Es lebe frei und groß — Stoßt an! Stoßt an!

„Dem Vaterland! Ich aber ſelbſt bin Einer,
Der ſein's nicht kennt, denn ich bin ein Zigeuner,
Mein Vaterland liegt in der Sagenwelt,
Im Geigenton, von Schmerz und Sturm geſchwellt.

„Ich ziehe ſchwärmend über Haid' und Puſte
Und denke nach dem ſchmerzlichen Verluſte;
Doch bin ich längſt der Heimathluſt entwöhnt,
Und denk' Aegyptens, wenn das Cymbal tönt."

Der Zweite d'rauf: „Bringſt Du's dem Vaterlande,
So trink' ich nicht, ich tränke meine Schande,
Denn Jakobs Same iſt ein fliegend Laub,
Und faßt nicht Wurzel in der Knechtſchaft Staub.

„Laß erſt des müden Armes Feſſel ſinken,
Dann komm heran, dann will ich heiter trinken.
Vergeſſen dann das eingebrannte Maal —
Bis dorthin ſitz' ich ſtumm am Luſtpokal."

Dem Dritten ſtarrt die Lipp' am Becherrande,
Er fragt ſich ſtill: „Trink' ich dem Vaterlande?
„Lebt Polen noch? Iſt es geſtorben ſchon?
„Bin ich wie die ein mutterloſer Sohn?"

Und wieder ſitzen ſtumm die düſtern Zecher,
Vor ihnen ſteh'n die unberührten Becher —
Sie ſprechen alle Drei kein einzig Wort,
Sie ſind zuſammen nur Ein Wehaccord.

Der Rieſe.

Im Norden liegt ein forſtumhüllter Rieſe,
Und brütet heiß in ſeines Winters Banne,
Träumt vom Demant auf ſeinem Bett von Kieſe,
Und von der Palme unter'm Dach der Tanne.

Im Eispalaſt der Königin des Nordens,
Wo ein gefallenes Geſchlecht ihn zeugte,
Wuchs er heran, bei'm Anblick ew'gen Mordens,
Den Wolfsmilch, keine Mutterbruſt je ſäugte.

Das Nordlicht ſezt ihm auf die rothe Krone,
Mit Hermelin hat ihn der Froſt umſchloſſen,
Den öden Urfels ſchuf er ſich zum Throne,
Und zum Purpur iſt Bruderblut gefloſſen.

Faſt tritt den Süden ſeines Fußes Sohle,
Indeß der Nord ihm kühlt die heiße Stirne;
Doch ewig Ein ‚Gedank' iſt's, wie der Stern am Pole,
Der leiſe gluthet in des Rieſen Hirne.

Er heißt: „Nach Süden!“ Weh Euch dann, ihr Brüder!
Wenn ausgeträumt, wenn auf ſich rafft der Starke
Und wenn er ſteigt aus ſeiner Eisburg nieder,
Sich neu zu ſtärken an des Südens Marke:

Da ſeufzt die Erde ſchwer in ihren Achſen,
Mit jedem Schritt wird er ein Volk erſticken,
Mit jedem Völkermord ſcheint er zu wachſen,
Wo in die Sterne ſeine Augen blicken.

Da wird es froſtig durch die Eichen wehen,
Und Millionen Herzen werden zittern
Und bluten bei des Rieſen Auferſtehen,
Und manches Große wird in Nichts zerſplittern.

Dann iſt es Zeit, ihr Könige der Länder!
Als Kampfesprieſter vor dem Volk zu ſchreiten,
Für Gott und Geiſt gen jenen Völkerſchänder
Bis auf des Herzens letzten Schlag zu ſtreiten.

Die Harfe laß, Du edle Dichtergilde!
Sing' mit dem Schwert ein Freiheitslied dem Würger!
Den Spaten fort, und greife nach dem Schilde,
Und ernte auf dem Schlachtfeld, ſtiller Bürger!

Verlaßt dann Eure Klauſen, ſtaub'ge Weiſe!
Werft aus das edle Korn zu edlern Saaten!
Noch einmal zu den Krücken greift, ihr Greiſe!
Und ſprecht und zeuget von der Väter Thaten!

Dann endlich iſt es Zeit, daß Eure Fahnen
Das Eine Wort auf ihren Stirnen tragen,
Das Eine Wort, das Eure Herzen ahnen,
Bei deſſen Klang ſie wild und wilder ſchlagen.

Das Eine Wort, das ſich wie Felſen wälze
Auf jenes Rieſen Bruſt und ſie erdrücke,
Das ſeine Glieder, ſeine Kraft zerſchmelze
Wie Sonnenfeuer nord'ſche Eiſesſtücke.

Es iſt das Wort der Fluch des nord'ſchen Rieſen,
Es löſcht ihn weg aus aller Zeit Geſchichten;
Ihr müßt es Euch zum Talisman erkieſen,
Euch bringt es Sieg, und Ihn — wird es vernichten.

Einer ſchönen Polin.

Du darfſt nur lächeln — lachen nicht —
Du darfſt Dich nie des Leids entbinden —
Auf einem Polenangeſicht
Gleicht Lachen unheilvollen Sünden.

Du darfſt nur ſeufzen — weinen nie —
Das darf nur Glückliche beglücken —
Doch nimmer Helden, nimmer die,
Die noch die Sklavenfeſſeln drücken.

Dein ſchwarzes Haar, Dein dunkler Blick,
Sie müſſen einem Bahrtuch gleichen
Auf einem todten Lebensglück,
Grablichtern um geliebte Leichen.

Und küſſeſt Du, ſo ſoll Dein Kuß
Ein Handgeld ſein, und Kämpfer werben,
Sein Gluthhauch dem Geliebten muß
Die Wange ſchlachtenglühend färben.

Und tanzeſt Du, ſo tanze nur
Nach Weiſen, die wie Schlachtruf glühen,
Daß Dir genüber die Mazur
Macht Spor'n und Säbel Funken ſprühen.

Daß Du des Elends halbe Laſt
Mir müßteſt auf die Schulter legen,
Du Polenmädchen, könnt' ich faſt
Dich lieben Deines Haſſes wegen.

V.

Epiſch-lyriſche Gedichte.

Die Kronwerber.

„O Mutter, ſiehſt Du, was mich quält?
„Hilf Deinem ält'ſten Sohne —
„O Mutter, gieb ihm, was ihm fehlt.
„O Mutter, eine Krone!

„Und weißt Du mir die Krone nicht,
„O Mutter! zu erwerben,
„So werden mir im Angeſicht
„Gar bald die Roſen ſterben.“

Die Mutter dort mit grauem Haar,
Sie hört nicht auf zu ſpinnen,
Da ihre Lippen wunderbar
Den Mährchenſang beginnen:

„Im Meeresſchooß, im Felſenſchloß,
„Da ruh'n der Kronen viele,
„Die Gnomen alle, klein und groß,
„Die werfen ſie im Spiele.

„Sie haben alle Kronenqual
„Und Luſt von ſich geſtoßen;
„Und dieſer Glaube wird einmal
„Dem Erdengrund entſproſſen.

„Nur eine Kön'gin ſchleichet doch
„In Nacht der Felſenſchlüfte,
„Von ihrem Haupte glänzet noch
„Die Krone durch die Klüfte.

„Das iſt die Schlangenkönigin —
„Wer tritt am Maienmorgen
„Mit weißem Tuche vor ſie hin,
„Sie muß die Kron' ihm borgen."

Der Mutter Jüngſter auch vernahm
Das Lied vom Kron-Gewinnen,
Und als der Maienmorgen kam,
Lief er mit weißen Linnen.

Und breitete ſie muthig aus,
Und harrte ohne Bangen,
Bis kam aus ihrem Felſenhaus
Die Königin der Schlangen.

Sie bäumte wild ihr giftig Haupt,
Und legt die Krone nieder;
Schnell mit dem Schmuck, den er geraubt,
Lief er zum Meere wieder.

Und warf ſie in den nächt'gen Schooß,
Dem fluthenden Gewühle;
Die Nymphlein alle, klein und groß,
Die werfen ſie im Spiele.

Der Aelt'ſte kam zu ſpät heran:
Die Schlange, die verendet,
Fand er des Schmuckes abgethan,
Und ſeine Kron' entwendet.

Des Aelt'ſten Weh iſt gut beſtellt,
Und ſeine Luſt — im Grabe;
Der Jüng're ſinget durch die Welt
Am leichten Wanderſtabe.

Zu ſpät.

Wer ſchreitet in der Nacht allein? —
Es iſt ſo ſpät! —
Die Sterne ſehen grau'nvoll drein —
Es iſt ſo ſpät! —

Das iſt des Landes rother Sohn,
Der Henker, der zum König geht,
Der wacht noch jetzt auf ſeinem Thron,
Es iſt ſo ſpät! —

Der Henker ſpricht: „Die Hand mir bebt,
Das letzte Haar iſt bald verwebt,
Ich hab' Dir fünfzig Jahr gelebt,
Es iſt ſo ſpät! —"

„O König, laß mich ruhen nun
Und laß mich enden mit Gebet;
Du könnteſt faſt ein Gleiches thun.
Es iſt ſo ſpät! —"

Der König d'rauf: „Faſt ſprichſt Du wahr,
Wie Deine Hand mit Zittern fleht —
Faſt mahnt's mich ſelber an die Bahr'!
Es iſt ſo ſpät! —"

„Ich ſeh' Dein Haar, und denk' an mein's,
Doch gehſt Du, iſt bald mitverweht
Der letzte Glanz des Kronenſchein's;
Es iſt ſo ſpät! —"

„Wir müſſen ſtets beiſammen ſein!
Es iſt zu ſpät ſchon für's Gebet.
Mein Henker! Laß mich nicht allein;
Es iſt zu ſpät! —"

Der Adlerkönig

Ein König, erzählen die Sagen,
Ein König fiel in der Schlacht —
Die Schlacht, ſie ward geſchlagen
In düſt'rer Urwaldsnacht.

Die Kron' iſt ihm entſunken,
Der Purpur flieget ihm fort,
Am Eichenbaume zu prunken,
An Zweigen, die längſt verdorrt.

Sein Söhnlein flieht in die Höhle.
Und lebt da nach Klausnerart.
Bis innen ihm aufſproßt die Seele,
Um's Kinn der junge Bart.

Da folgt er als Weidmannsgeſelle
Dem Reh durch Waldesnacht,
Bis daß er weilt auf der Stelle
Von Vaters Todesſchlacht.

Da ſieht er die gelbe Krone
Im Buſche, wie tief verſteckt —
Ein Baldachin ob dem Throne,
Den Purpur darüber gedeckt.

So ſieht er im Eichenforſte
Des Vaters Erbe bewahrt,
Er ſieht, wie zum Adlerhorſte
Des Vaters Krone ward.

Den Purpur um den Nacken,
Um's Haupt das güldene Band,
So ſteigt von den Felſenzacken
Hinab er in's ebene Land.

Ihm folget in blauer Ferne
Umkreiſend der Adler Schaar,
Sie laſſen die Krone nicht gerne,
Die lang' ihre Wohnung war.

Vom König erzählen die Sagen,
Vom Könige, wunderſam —
Der, ſeine Feinde zu ſchlagen,
Von Adlern begleitet kam.

Den Adlern ſoll man es danken,
Daß ſie bewahrt ſeine Kron' —
Dem König, daß ſeine Gedanken
Wie Adler umkreiſt ſeinen Thron!

Zwei Schiffe.

Um Mitternacht zwei Schiffe floh'n
Vorüber ſtill wie Särge:
Wer ahnt es hier, daß ein's den Sohn,
Daß ein's die Mutter berge?

Er eilt nach manchem Sturmesbraus
Die Mutter zu umfaſſen;
Sie hat daheim ihr ſtilles Haus,
Nach ihm zu ſpäh'n, verlaſſen.

Sie weiß nicht, wie ihr da geſcheh'n!
Ihr Aug' iſt thränentrübe —
Er fühlt ob ſeinem Herzen weh'n
Den Geiſt der Mutterliebe.

Und immer weiter, weiter floh'n
Die Schiffe, ſtill wie Särge —
Es ahnt kein Menſch, daß ein's den Sohn,
Daß ein's die Mutter berge.

Drei Söhne.

„Sei ruhig, Weib, mag auch ein Pfeil
„Im Kampf mich arg verwunden,
„Ward mir ein Zauberſpruch zu Theil,
„Der macht mich ſchnell geſunden —
„Wenn nur mein Sohn den Zauber ſpricht,
„Zerſtückten Herzens ſterb' ich nicht.“

Er zieht zur Schlacht, und kehrt zurück
Und mit zerſtücktem Herzen.
Gebrochen faſt iſt ſchon der Blick,
Doch ſcheut er nicht die Schmerzen.
„Dich ehr' ich, Kind, ſprich aus geſchwind
„Den Zauber, eh' die Zeit verrinnt.“

„„Soll ich ein Thor ſein — ſoll ein Wort
„„Mich hindern jetzt zu erben?
„„Dich traf der Pfeil — es iſt kein Mord,
„„Wenn ich Dich laſſe ſterben.““
Der Aelt'ſte ſchwieg, ihm war bekannt
Das Wort, das hätt' den Tod gebannt. .

Der Vater ruft: „Zum längſten Fluch
„Hab' ich nicht Zeit die Stunde —
„Mein Zweiter, komm, ſprich Du den Spruch
„Ob meine Todeswunde.
„Ich war der treu'ſte Vater Dir,
„Eil', treues Kind, denn weh wird mir.“

Der ſpricht den Spruch mit treuer Haſt
Und ſtets von Neuem wieder,
Doch ſtrömet fort und ärger faſt
Der heiße Blutſtrom nieder.
„O Weib, o Kind, wie matt bin ich,
„Der Zauber täuſcht mich fürchterlich.“

Der täuſcht Dich nicht, die Mutter ſpricht,
Mein Schweigen muß ich brechen:
Der jetzt ſprach, iſt Dein Same nicht,
Laß Deinen Jüngſten ſprechen. —
„Verſtummen ſoll er, arges Weib!
„Nun fahrt zur Grube, Seel' und Leib!“

Das Haidekind.

Als ich ſah mit offnen Blicken,
Fand ich mich in fremder Welt;
Vater warf mich ab vom Rücken,
Mutter ſprach: Auf Gott geſtellt
Hab' ich's nun; ich will nicht ſehen
Hungernd hier mein Kind vergehen.

Und ſie gingen, er zur Linken,
Sie zur Rechten, immer fort; —
Sah nicht mehr ſein Meſſer blinken,
Hörte nicht ihr frommes Wort,
Und ſo ſtand mit meinem Leide
Ich allein auf weiter Haide.

Vater, rief ich, Deine Waffe!
Nur Dein Meſſer gieb mir mit,
Daß ich mir mein Eſſen ſchaffe
Durch beherzten Stich und Schnitt,
Daß ich nicht vor Hunger ſterbe,
Ich, Dein einz'ger Sohn und Erbe.

Mutter, rief ich, die Gebete,
Fromme Worte lehr' mich noch,
Daß ich es vor Gott vertrete,
Denn ein Chriſt das bin ich doch,
Daß ich mit dem Zug der Frommen
Kann zur Himmelstafel kommen.

Doch ſie gingen. — Und Gebete,
Waffen ſind's, was mir gebricht;
Daß mich Gott und Menſch zertrete,
Bet' ich nicht und morde nicht,
Steh' unſchlüſſig zwiſchen Beiden:
Das iſt's, was wir Arme leiden.

Der Klausner.

Die Klauſe leer — der Klausner todt,
Gras wuchert auf der Schwelle,
Drin dorrt ſein letztes Mittagsbrod —
Drauß' rauſcht ſo öd' die Quelle. —

Die Erde ſcharr' ich betend auf,
Den Klausner hinzulegen;
Ein Kreuz von Eichen ſtell' ich d'rauf,
Und ſpreche meinen Segen.

Dafür laſſ' ich die Klauſe mir
Mit ihrem ſtillen Weben,
Und lebe bis zum Tode hier
Ein dumpfes Träumerleben.

Dann kommt ein Jüngling wohl heran,
Von Gram hinausgetrieben,
Der in der Welt ſich umgethan,
Mit Sehnen, Hoffen, Lieben —

Der nehm' die Sandelſchuh' mir ab
Und meinen Muſchelkragen,
Von Kreuzdornholz, den krummen Stab
Soll er zu Lehen tragen.

Der nehme meine Hütte dann,
Nur dieſer ſoll ſie haben —
Der ſoll ſo fromm, wie ich's gethan,
Den frühern Herrn begraben!

Auch dieſer wird ein ehrlich Grab
Im Waldesgrund' erwerben —
Ein Vierter kommt und löſt ihn ab
Im Leben, wie im Sterben.

Die Brautfahrt.

Zwei fremde Ritter ſitzen im Kahn,
Sie fahren hinab die wallende Bahn;

Der Rhein iſt ſtill, der Rhein iſt tief,
Ob drin manch verzaubertes Nixlein ſchlief.

Da ſpricht der Eine mit goldenem Bart:
„Bei'm Himmel! das iſt eine luſtige Fahrt!

Ich fahre hinab nach Köln am Rhein,
Des Biſchofs blauäugige Nichte zu frei'n.“

Da ruft der Andere mit ſchwarzem Haar:
„Das iſt Deine letzte Fahrt fürwahr!" —

Sie zogen die Schwerter, das Eiſen blinkt,
Und in die Wellen der Blonde ſinkt.

Allein ſitzt der Schwarze auf's Schwert geſtützt,
Unheimlich ſein düſteres Auge blitzt.

Und fährt er hinab nach Köln am Rhein,
Schwimmt langſam die Leiche hinterdrein.

Im Kerker.

„Bald bricht durch's Gitter Tageslicht,
Bald tönt das Partiſangeklirre;
Schläft vor der Thüre doch der Sbirre,
Mein Knabe, ach! was ſchläfſt Du nicht?"

„„'s iſt meine erſte Kerkernacht, —
Daß ich nicht ſchlafe, o verzeihe,
Mein Vater! 's iſt die erſte Weihe,
Womit das Elend mich bedacht.""

„„Nicht ſchreckt mich, was der Morgen bringt,
Als Kind ſterb' ich für Freiheit gerne,
Der Meiſter Du, von dem ich's lerne,
Wie man zu Kettenraſſeln ſingt.““

„„Dem König ruf' ich's in's Geſicht:
Sieh' junge Brut auf dem Schaffote,
Ich ſterbe freudig Dir zum Spotte,
Das freut, doch ſchlafen kann ich nicht.““

„„Getrocknet ſind die Pfeile kaum,
Die Bruder, Mutter mir getödtet —
Mein Kleid von ihrem Blut geröthet —
O Gott, ich fürchte meinen Traum.““

„„Und meine Schweſter! — daß nicht bricht
Mein Herz, mir ſei's von Gott vergeben,
Dich hat gehärtet ſchon das Leben,
Mein Vater, ſchlaf'! ich kann es nicht.““

Da kommt der Tag — ſeht, was im Bau
Sein erſter Sonnenblick beleuchtet:
Ein brauner Mann, der thränbefeuchtet
Anſtarrt ſein Kind, das jung und grau.

Der Müde.

Wohin, wohin mein Weg?
Ich frage mich ſelber vergebens.
Ach könnt' ich finden den kürzeſten Steg
Aus dem Wirrſal meines Lebens!

Ich zieh' als Wandrer durch's Land
Allein mit meinem Stabe;
Er ſtarrt in der zitternden Hand,
Als trüg' ich ein Kreuz zum Grabe.

Ich ſitz' auf meinem Roß;
Es rennt durch die Dämmerungen,
Als hätte ein tückiſcher Geiſtertroß
Die nächtigen Pfade umrungen.

Wie bin ich matt, wie bin ich müd'!
Von wannen ſoll Hülfe kommen?
Gebet und Wein, und Lieb' und Lied,
Sie wollen nimmer frommen.

Wo ſoll ich hin, wo find' ich Ruh'?
Laß, Mutter, mich aus den Armen,
Dann ſchließ' ich gern die Augen zu
Und der Tod, der Tod hat Erbarmen.

Der Irrwiſch.

Ein Irrwiſch taucht aus dem dunklen Moor,
Er geht als ein weinendes Kind hervor.

Sein Haar iſt naß vom nächtlichen Reif,
Um's Hälschen zieht ſich ein blutiger Streif,
Ja, ja,
Um's Hälschen zieht ſich ein blutiger Streif.

Es ſchwebt und tanzt über Moor und Ried —
Im Dorfe tönt des Nachtwächters Lied.

Das Kindlein tanzt durch die Nacht hin, ſtumm,
Und tanzt um des Wächters Hütte herum.

Drin ſchläft ein Mägdlein, ſchön und bleich,
Und ſeufzt und träumt von dem tiefen Teich.

Das Kindlein ſingt draußen: O Mutter, komm!
Es wartet Dein Kindlein, ſtill und fromm,
Komm, komm!
Es wartet Dein Kindlein ſtill und fromm.

Das Mägdlein ſchläft weiter und träumet vom Teich,
Sie iſt die Mutter, ſchön und bleich —
Teich, Teich —
Es ächzet das Mägdlein ſchön und bleich.

Schön Anna wacht auf aus dem wüſten Traum,
Sie geht vor die Thüre, ſie hält ſich kaum.

Sie ſeufzt in die kalte Nacht hinein:
Nachtwächters Töchter ſind Nachts allein.
Ja, ja —
Nachtwächters Töchter ſind Nachts allein.

Ein Irrwiſch flackert und tanzt ihr vor:
Er geht nach Haus in den Teich am Moor.

Im Dorfe tönt Nachtwächters Lied —
Der Irrwiſch führt ſie zum Teich in das Ried,
Lied, Lied,
Der Irrwiſch führt ſie zum Teich in das Ried.

Herr Walther erzählt ſie dem jungen Blut.
Herr Walther weiß die Geſchichte gut:
Blut, Blut,
Herr Walther weiß die Geſchichte gut.

Der Meiſter.

Granada hat der Paläſte viele,
Die da werth Al Raſchid's, des Kalifen,
Werth auch, daß auf ihrer ſchlechtſten Diele
Hourisgleiche Odalisken ſchliefen —
Werth, daß Allah's höchſter Knecht
Kühn ausſtröme im Gefecht
Seines Blutes gottentſprungne Quelle,
Daß kein Chriſt entweih' die Marmorſchwelle.

Minarette, die die Tempel krönen,
Sind vergleichbar mit den ſchlankſten Palmen,
D'rum auch mag's wie Weſt in Blättern tönen,
Wenn ihr Haupt umrauſcht von Moslems Pſalmen.
Von der kleinſten der Moſcheen
Mag mit Stolz der Halbmond ſeh'n,
Den am Schlachttag der Prophet getragen,
Als vor Mekka er ſein Zelt geſchlagen.

Und der all das ſchuf im liebevollen
Schöpfungsdrang, der ſitzt in düſtrer Kammer —
Vor ſich graue Pergamentesrollen —
In der mächt'gen Hand des Zirkels Klammer —
In Gedanken tief verſenkt
Sinnt der Meiſter, und bedenkt,
Wie die Kräfte, die das All umſpannen,
In die ſchwache Kraft der Kunſt zu bannen.

In die Kammer tritt ein Bote, ſprechend:
„Herr, Dein Name hallte hunderttönig,
Wie ein Echoruf durch Felſen brechend,
Ueber Land und Meer zum Chriſtenkönig —
Und ſo iſt denn ſein Begehr:
Einen Tempel hoch und hehr
Sollſt Du ihm und ſeinem Volke bauen,
Wie ſie nur in Granada zu ſchauen."

D'rauf des Meiſters Worte bittern Hohnes:
„Soll ich Tempel bau'n dem Chriſtenvolke?
Um die Werke eines Wüſtenſohnes
Soll ſich wölben Eure Weihrauchwolke?
Wohl! Die höchſte Tempelpracht
Rufe meiner Künſte Macht:
Sinkt Ihr nicht in Staub vor dem Propheten,
Seines Gläub'gen Kunſt ſollt ihr anbeten."

Stieg zu Schiff, und flog zum nord'ſchen Strande:
Stand der König da mit reichen Gaben,
Und die Meiſter in der Ehrfurcht Bande
Neigten ſich als Sklaven dem Araben!
Gold, in Schichten aufgehäuft,
Demant, den der Oſt gereift,
Und von tauſend Armen Männerſtärke
Sind bereit, zu helfen ihm bei'm Werke.

Von den Höhen rauſchen Eichenhaine,
Die da hüten ew'ge Dämmerungen,
Die ſo milde in des Mondes Scheine,
Wie ein Herz von Gläubigkeit durchdrungen,
Durch des Haines Zweige zieht,
Tönend Luft, gleichwie ein Lied
Aus Germaniens Zeiten, die geſchieden,
Wie ein Lied verſchollener Druiden.

Wie er's abgelauſcht dem nord'ſchen Walde,
Wo die Stämme ſich zu Tempeln neigen —
Und dem Kreuzgang gleicht die dunkle Halde,
Ueberdeckt von brütend düſtrem Schweigen;
Läßt der Meiſter Stein auf Stein,
Wie die Stämm' im alten Hain,
Zu der Säulen ernſten Reihen fügen.
Ob ſie gläubig ſelbſt emporgeſtiegen?

Steh'n von ſtarrer Blumenkett' umſchloſſen,
Und vor allen, wie zwei Eichenväter,
Streben auf die beiden Thurmgenoſſen
Durch die Wolkennacht, zwei mächt'ge Beter! —
Und herab vom hohen Chor,
Wie der Strom durch's Felſenthor,
Stürzet wogenmächtig das Chorale:
Wie ein Wald ertoſt die Kathedrale.

Vor dem Werk, das er emporgerufen,
Sieht der Meiſter Völker niederſtürzen,
Hört den Segen von des Altars Stufen,
Haucht die Düfte, die den Raum durchwürzen —
Und der Orgel tiefer Klang
Schlaget an ſein Herz ſo bang:
Ob denn nicht des Betens Harmonieen
Seine Bruſt im eignen Dom durchziehen?! —

Fort! — er ruft's und fliegt zu Schiff von hinnen,
Fort in's Land, wo er Moſcheen baute! —
Aber Zweifel hat umflort ſein Sinnen,
Der, ein böſer Reif, in's Herz ihm thaute. —
„Iſt der fremdem Gott geweiht,
„Der ſich ſeinem Glauben leiht? —
„Muß, wer Andern zündet Altarkerzen,
„Sie entzünden auch am eignen Herzen?"

Nacht iſt's — und es glänzt der Halbmond wieder,
Von der Küſte wehen Orgeltöne,
Und es glänzt im Meer der Halbmond wieder,
Und dort wohnen Allah's gläub'ge Söhne! —
Und der Meiſter ſteht am Bord —
Das des Meiſters düſtres Wort:
„Orgelklang und Halbmond kann's nicht künden:
Wo, wo iſt der rechte Port zu finden? —

„Auf, ihr Schiffer! ſchlaget wild die Ruder,
Hin nach Afrika's durchglühter Küſte
Und den neuen Marabuthenbruder
Läutre heil'ger Sonnenbrand der Wüſte!
Der Euch Kirch' und Tempel gab,
Baut zuletzt ſein eigen Grab —
Zweifel mag den Tempeln wohl entſteigen;
Ueber'm Grabe ruht — ein ſich'res Schweigen."

Der weiße Schleier.

Im Kerker liegt in eiſernen Banden
Bei'm Henkermahle der Ungargraf.
Er wollte helfen den eigenen Landen,
Er fühlte ſich unter Sklaven ein Sklav,
Darum ſo früh ſein Loos ihn traf. —

Der Ungargraf, kaum zwanzig Jahr,
So nahe — nicht der Todtenbahr',
Das wäre Troſt — ſo nah dem Galgen,
Wo um ſein Hirn die Raben ſich balgen,
Und ſchläft auf ſeinem Lager von Stroh
So kummerlos, ſo kinderfroh?

Er hat geweint an der Mutter Hals:
„O Mutter! ſieh' Dein einziges Kind,
Wie bald ſein glühendes Leben verrinnt,
Wie bald ſein Name ruhmvollen Schall's
Verhallet in ſchmählicher Todesnacht; —
Ich bin geſtanden in mancher Schlacht,
Ich habe gejubelt in Kampfgewittern,
Und morgen, o Mutter! werde ich zittern!"

Die Mutter ſprach: „Nicht zittre, o Sohn!
Ich werde knieen am Kaiſerthron,
Da oben ſitzt ein kalter Despot,
Doch wird ihn rühren der Mutter Noth;
Und wenn ſie Dich führen die Schmerzensbahn,
Dann harr' ich Dein auf meinem Altan,
Und laſſ' ich den ſchwarzen Schleier wehn,
Dann mußt Du, o Kind! zum Tode gehn.
Dann ſchreit' ihm entgegen mit feſtem Muth,
Du biſt, mein Sohn, ein Ungarblut."

Doch ſiehſt Du umhüllt mein Angeſicht
Vom weißen Schleier — dann iſt Dir gegeben
Vom Kaiſer gnädig Dein junges Leben,
Und faßt Dich der Henker, ſo zittere nicht."

Und darum liegt der rebelliſche Graf
Am letzten Tag im ruhigen Schlaf,
Der zeigt ihm im Traume der Mutter Bild
Am Altan, vom weißen Schleier umhüllt.

Die Glocke tönt — durch die Straßen zieht
Der Henkerzug mit langſamem Schritte,
Den Jüngling in der ſchaurigen Mitte;
Aus Fenſtern und Erkern die Menge ſieht,
Und fallende Thränen und Blumen trafen
Als Mädchengrüße den jungen Grafen.

Er aber bemerkt's nicht und ſtarrt nur hinan,
Wo die Mutter ſtand auf hohem Altan,
Vom weißen Schleier umhüllt das Geſicht.

Und freudigen Muthes folgt' er dem Zug
Mit feſtem Schritte und zitterte nicht,
Und wie ihn die Henkerſchar erhob —
Zur letzten Stufe — er lächelte d'rob.

Und der weiße Schleier? — O Schmerzensbetrug,
Wie ihn nur eine Mutter erſinnt,
Im Tode nicht zittern zu ſeh'n ihr Kind! —

Die Beichte.

Franzesko wird im ganzen Lande
Als wie ein Heiliger verehrt,
Weil er gebrochen alle Bande,
Von denen ſonſt ein Herz beſchwert;
Franzesko iſt durch Buß' und Beten
Ein Heros worden der Asceten,
Sein bleiches Antlitz zeugt davon.

Gebenedeiet iſt ein Orden,
Wie der des heil'gen Auguſtin,
Fürwahr, er iſt ein Garten worden,
D'rin wunderthät'ge Bäume blüh'n;
Und in dem Garten iſt die Quelle
Franzesko's ſtille Kloſterzelle,
Daraus der Gnade Welle fließt.

Der Glaube ſchrieb mit großen Strichen
Manch Zeichen ſeiner Stirne ein,
Sein junges Antlitz, früh verblichen,
Umwebt es wie ein Heil'genſchein;
Die Augen glüh'n wie düſtre Flammen,
Die Züge ſtreng — und ſie verdammen,
Was ſeine Jugend Freude nennt.

So drang der Ruhm von ſeiner Tugend
Bis an des heil'gen Vaters Thron,
Der ſprach: „Weil er bezwang die Jugend,
Wie ſie bezwungen Gottes Sohn,
D'rum ſoll Franzesko ſelig werden,
Als ſelig ſei er ſchon auf Erden
Der Kirche Gläubigen erklärt."

Heut' iſt der Tag — im wilden Strome
Drängt ſich das Volk zum Kloſter hin,
Zu ſehen, wenn zum großen Dome
Mit ihm die Brüdermönche zieh'n.
Sein Kleid, den Staub von ſeinen Füßen,
Sie wollen alle Steine küſſen,
Die er auf dieſem Weg betritt.

Demüthig aber kniet indeſſen
Franzesko im Gebet erſtarrt
Auf ſeiner Zell'; er hat vergeſſen,
Was ſeiner armen Seele harrt.
Kaum daß ſich ſeine Lippen rühren:
Nicht in Verſuchung ſollſt Du führen,
Und wahr' vor Hochmuth Deinen Knecht. —

Da ſpringt die Thür, und wild und glühend
Hereinſtürzt, ach! ein ſchönes Kind,
Mit Augen ſchwarz und feuerſprühend,
Mit Wangen, die jungfräulich ſind.
Es war die ſchönſte Mädchenblüthe,
Die juſt im vollſten Leben glühte,
Und die nun vor Franzesko lag.

„O Heiliger, Du ſollſt erleuchten",
So ruft ſie, „meinen wirren Sinn;
Nur Dir allein will ich es beichten,
Ach, eine arme Sünderin!" —
Er ſpricht, wie ſie beiſammen knieen:
„Auch Magdalenen ward verziehen,
So ſprich, was Deine Seele drückt."

Und ſie beginnt ſich anzuklagen,
Der tiefſten Reue wahrſtes Bild,
Jetzt fluchend faſt, und jetzt mit Zagen,
Verzweifelnd und jungfräulich mild.
Sie ſpricht von Sünden und von Qualen,
Die ihm kein Wort vermag zu malen,
Weil ſie zu ſchön, zu hölliſch ſind.

Sie ſchlägt die Bruſt und immer wilder
Ausruft ſie ihre Sünden nun:
Ach welche ſündenvollen Bilder
In einer Jungfrau Buſen ruh'n
In eines Liebestempels Räume
Glaubt er zu ſehn, als ihre Träume
Dem blaſſen Mönche ſie enthüllt.

Sie malt, halb Schrecken, halb Entzücken,
Wie ſündig ſie in Träumen wacht
Wie ſie vernichten und beglücken
Die Freudenbilder jeder Nacht;
Und was er lange nicht gefühlet,
Fühlt jetzt der Mönch, daß ganz verkühlet
Noch nicht in ihm der Jugend Brand.

Jetzt erſt ſteht er zur Knie'nden nieder,
Sie fleht ihn an mit naſſem Blick.
Wie iſt ſie ſchön! er zieht nicht wieder
Das Aug' vom ſünd'gen Kind zurück.
Wie wogt die Bruſt im heißen Kampfe!
Wie iſt ſie ſchön! da wie im Krampfe
Sie d'rüber ihre Arme kreuzt.

Es ſagt's ihr Aug', daß ihr Bekennen
Ein Schatten nur von jener Luſt,
Von jenen Sünden, die noch brennen
Im Abgrund dieſer Mädchenbruſt.
Wie viel verlornes Glück vorüber
Am Mönche zieht, als er noch trüber
Zur Sünd'rin ſpricht: „So fahre fort!“

„Ein Wahnſinn will nicht von mir laſſen,“
Sie ruft es vor ſich ſelbſt entſetzt,
„Laß reuig mich Dein Knie umfaſſen,
Mein tiefſt' Vergehen künd' ich jetzt;
Du kannſt vergeben und verdammen,
Ach in der eig'nen Hölle Flammen
Nicht ſtoße Deine Magd zurück!

Seit ich Dich ſah zum erſten Male,
Den man als Heiligen verehrt,
Begannen meines Herzens Qualen,
Denn Dich allein nur hielt ich werth,
Zu brechen meines reinen Leibes
Jungfrauenblüthe — Ach des Weibes
Unheil'gen Hochmuth! o vergieb!"

„Absolvo!" ruft im Gluthgefühle
Franzesko, als er an ſich zieht
Die Sünderin, die auf dem Pfühle
Von Stroh und Schilfe vor ihm kniet,
„Absolvo! und Dir wird vergeben,
Weil Du ein neues Freudenleben
In meine kalten Adern goß'ſt."

Und er umſchlingt ſie — ſchnell zergangen
Im Feuer iſt der Strenge Eis.
O Luſt im Geben und Empfangen!
Sind's Leiber, Seelen, die ſich heiß
In einen Flammenbrand verſchmelzen?
Und große Freudenwogen wälzen
Sich durch zwei junge Leiber hin.

Indeſſen brauſt das Volk am Thore
Des Kloſters und es bebt die Luft,
Wie es im jubelvollen Chore
Des neuen Heil'gen Namen ruft.
Die Mönche harren vor der Zelle,
Indeß betritt Franzesko's Schwelle
Und thut die Thür auf der Prior.

Er kehrt zurück und ſendet wieder
Das fromme Volk nach Haus für heut,
Und zu den Mönchen ſpricht er: „Brüder,
Habt Acht, was Euch mein Mund gebeut:
Zwei Scheiterhaufen ſollt Ihr ſchichten
Im Kloſterhof; folgt mir zu richten,
Zu Gottes Ehren, im Convent."

Kiwin.

(Legende.)

Fühlſt Du die Mitternacht,
Mein Bruder Iſidor?
Wie Du ſchon oft gethan,
Leih' mir Dein willig Ohr.

Sei Deine Fauſt geballt,
Doch laſſe jeden Fluch,
Und ſprich mir jetzt nur nicht
Als wie ein heidniſch Buch.

Ich rufe Dir's in's Herz:
Du biſt ein Heide, Freund!
Du haſt ſo wenig noch
Bejaht, ſo viel verneint.

Du biſt ein Heide, Freund,
Und ich ein Miſſionär;
Vielleicht, daß Dich bekehrt
Die wunderbare Mähr.

Daß aus dem Menſchengrab
Ein neuer Glaub' erſtand,
Noch drang die Kunde nicht
An Irlands fernen Strand.

Noch kein Apoſtelmund
Hat dort geoffenbart,
Wie auf dem Marterholz
Ein Menſch zum Gotte ward.

Doch eine Ahnung fühlt
Wie durch die Lüfte zieh'n
Der König jenes Lands,
Der heidniſche Kiwin.

Er wirft den Purpur hin
Und legt die Krone ab,
Und Zepter, Purpur, Kron'
Verſcharrt er in ein Grab.

Er greift zum Wanderſtab
Und läßt daheim ſein Weib:
„Daß klar ſei'n Seel' und Geiſt,
„Kaſtei' ich meinen Leib.

„Der Schmerz ſoll Wolluſt ſein,
„Sei ferne Luſt und Tand,
„Bis ich in Leid und Pein
„Das Wort des Glaubens fand."

Er zieht durch Irlands Wald,
Da droht des Räubers Dolch;
Er tritt auf Irlands Sumpf,
Da wohnen Schlang' und Molch;

Doch wo er immer zieht,
Durch Wüſte, Sumpf und Wald,
Stets folgt ihm eines Weibs
Still klagende Geſtalt.

Denn die Geliebte iſt's,
Die er daheim verließ,
Die er ſchon hundertmal
Von ſeinem Wege ſtieß.

Sie will mit ihrem Herrn
Ertragen all die Pein;
Er will vom Weibe fern
Und fern von Freuden ſein.

Doch iſt entſchlummert er
Ermüdet in der Nacht,
Hat ſie indeſſen doch
Sein ſteinig Bett bewacht.

Sie zieht ihm ſanft den Dorn
Aus ſeinem wunden Fuß,
Und lindert, da er ſchläft,
Den Schmerz durch ihren Kuß.

Sie wiſcht von ſeinem Fuß,
Von ſeinem Kleid den Staub
Und deckt ihn leiſe zu
Mit Blumen, Gras und Laub.

In ſeines Lagers Näh'
Lockt ſie die Nachtigall,
Weil ſie den Traum verſchönt
Durch ihren ſüßen Schall.

Da ſchlägt er auf ſein Aug',
Und wie ſie weint und fleht,
Er ſtößt vom Wege ſie,
Auf dem er weiter geht.

Doch immer wieder hat
Den Geliebten ſie erreicht,
Doch immer wieder blieb
Er ſtarr und unerweicht.

Fern ſchwebt ſchon ihr Gewand,
Bis es zuletzt verſchwand
Und an des Berges Fuß
Er ſie zerſchmettert fand.

Da ſtockt ſein Pilgerlauf:
„Ich glaube, das gemahnt
„Der Lehre mich, die nur
„Bis jetzt mein Herz geahnt.

„Verſtoßen ſtarb die Lieb'.
„Ich fand den dunklen Sinn.“ —
Und Irlands Volk verehrt
Den Heiligen Kiwin.

VI.

Vermiſchte Gedichte.

Der Frühling.

Es ſchwebt ein Geiſt ob der Frühlingspracht,
Ich hab' ihn oft belauſcht,
Wenn er herab von den Sternen der Nacht
Mit Seraphsfittig gerauſcht.

Er ſpricht zum Körnlein im Schooß der Luft:
Nach dem Kirchhof nimm Deinen Lauf,
Und fall' auf der Jungfrau grüne Gruft,
Und keim' als Lilie auf.

Er ſpricht zum Stämmlein, noch dünn und zart:
So ſproſſe und wachſe nur fort,
Ich hab' Dich zum Kreuze aufbewahrt
Im Walde, am nächtlichen Ort.

Er ſpricht zum Epheu, im Grund verſteckt:
Reck' vor Deine grüne Hand,
Daß ſie die morſchen Trümmer mir deckt,
Bald ſtürzt dieſe feſte Wand.

Erinnerung, Tod und Liebe weh'n
Herab von den Sternen der Nacht;
Erinnerung, Tod und Liebe geh'n
Vereint durch die Frühlingspracht.

An Meissner.

Ich habe nicht, wie Du, erforſcht die Tiefen
Der ſchaffenden Natur, und ihre Kräfte,
Die ſchon zur Urzeit ihr im Buſen ſchliefen,
Und heut uns nähren noch durch ihre Säfte.

Auf meinem Dorfe trat ſie mir entgegen
Als ſtilles Weib, als eine Hausfrau ſittig,
Sie weihte mich durch ihren Mutterſegen,
Und lieh mir nur des Traumes Schwanenfittig.

Ich ſah's, ſie laſſe nie im Tod erkalten,
Was einmal ſie in ihre Hut genommen;
Ich ſchwor's, an ihrer Bruſt mich feſtzuhalten,
Und in mir iſt kein Fünkchen noch verglommen.

D'rum macht's mir Schmerz, ſeh' ich von Alpenpfaden
Zurück Dich kehren, grollend mit den Bergen,
In trüben Liedern blutend Dich entladen,
Vergleichend grüne Höh'n mit ſchwarzen Särgen.

Hat manche Glocke nicht aus hundert Thälern
Gepocht an's Herz Dir? — Hätteſt Du die Pforte
Geöffnet nur den pilgernden Erzählern,
Du hätteſt Dich erlabt am Pilgerworte.

Die Alpenroſe nickte Dir vertraulich,
Doch haſt Du nicht ihr duftend Lied genoſſen?
Der Felſen-Talapoine ſtand beſchaulich —
Was haſt Du Deine Seele nicht erſchloſſen?

O Freund! die Flecken, die das All entſtellen,
Die dankt es nur dem haſſenden Geſchlechte,
Indeß Natur mit Blicken ſonnenhellen
Durchleuchtet ihre, ſo wie unſre Nächte.

Glaube und Unglaube.

Ein Wand'rer zieht durch Wüſtenräume,
Da winkt kein gaſtlich frohes Haus;
Im Herzen gingen ihm die Träume,
Im Schlauche ging das Waſſer aus.

Das Herz iſt öd' und wie verroſtet,
Der Mund iſt dürr, der Leib iſt krank;
Ihm iſt's, als hätt' er nie gekoſtet
Des Quelles labevollen Trank.

Vergeſſen iſt, wie er ermattet
Sich einſt am Waldquell hat erfriſcht;
Vergeſſen, wie ihm baumbeſchattet
Natur einſt reichlich aufgetiſcht.

Doch naht er der Oaſ' indeſſen
Mit ihrem quellenreichen Grün,
In ihrer Hut wird er vergeſſen
Der Wüſte arge Reiſemüh'n.

Ihm iſt's, als hätt' er nie gelitten
Des Durſtes markdurchglüh'nden Brand,
Als hätt' er ewig ſo inmitten
Geruht von einem Friedensland.

Und doch muß er den nächſten Morgen
Schon fürder zieh'n, wo's wüſt und fahl,
Und iſt genugſam nicht geborgen
Durch ſeinen Schlauch gen neue Qual.

Der Art gemiſchte Wandertage
Hat dieſes Reiſeleben oft,
Da ſtirbt wie eine Kindheitsſage,
Was Du geliebt, geglaubt, gehofft.

D'rauf ruhſt Du im Oaſenſchimmer
Und ſtolz hebſt Du empor Dein Haupt,
Es ſchlägt Dein Herz, als hätt' es immer
Geliebt, gehofft nur und geglaubt.

Denn zu klein iſt dies Herz, als müßte
Es tränken Dich zur ganzen Fahrt;
Und groß genug iſt keine Wüſte,
Daß nicht ein Quell noch Deiner harrt.

Die Schwalbe.

Was biſt Du anders, armes Herz,
Als wie ein kleines Schwalbenneſt,
Das, um zu wandern fernenwärts,
So gern die Schwalbe Glück verläßt.

Indeß ſie flücht'ge, frohe Raſt
Genießt in einer Palmenwelt,
Kehrt in das Neſt ſo mancher Gaſt,
Der eine tolle Wirthſchaft hält.

Es kommt der Froſt, das kleine Haus
Iſt bald zerriſſen und verheert;
Dann kommt der Sturm, der wild hinaus
Die letzten weichen Flaumen kehrt.

Und kehrt die Schwalbe in ihr Haus,
Iſt es zerriſſen und zerwühlt,
Daß in den Trümmern ihres Bau's
Sie nimmermehr ſich heimiſch fühlt.

Mein ganzes Leben iſt ein Traum.

Ein Pfeil iſt mir in's Herz geſprungen,
Das dröhnt und dröhnt noch jetzt zur Stunde
Und blutet jetzt noch meine Wunde:
Das iſt das Lied, das ich geſungen.
Das klingt in wenig Jahren kaum:
Mein Weh und Ach,
Wer ſingt es nach:
Mein ganzes Leben iſt ein Traum.

Ein armes Mädchen ward begraben,
Ich hab's geliebt und glaub' noch heute,
Es war ein frohes Brautgeläute,
Das damals ſie geläutet haben.
Wie's tönet um den Waldesſaum,
Es kam und floh
Die Liebe ſo:
Mein ganzes Leben iſt ein Traum.

Ein Bruderherz ſchlägt mir entgegen;
Ich liebe Dich und Du biſt ferne,
An Deinem Herzen möcht' ich gerne
Mein Haupt zur kurzen Ruhe legen;
Und zwiſchen uns welch weiter Raum!
Wann kommſt Du mir?
Wann komm' ich Dir?
Mein ganzes Leben iſt ein Traum.

Du heil'ges Weltmeer, Weltgeſchichte!
Ich ſtieg in Deinen Buſen nieder
Und freiheitshoffend kehrt' ich wieder
Und ſah begeiſternde Geſichte!
Wie? oder war's nur weißer Schaum,
Der kommt und geht
Und ſchnell verweht?
Mein ganzes Leben iſt ein Traum.

An einen Knaben.

So frühe ſchon, Du armes Kind,
Mußt Du die kranken Augen hüten,
Mußt fürchten jeden Frühlingswind
Und ſcheu'n den Lenz, den lichterglühten.

Du darfſt nicht freien Auges ſeh'n
Den Lenz im ſproſſenden Gepränge,
Mußt tiefgeſenkten Blickes geh'n
Durch Blumen, Blüthen und Geſänge.

Des Kindes Recht, mit heitrem Blick
In's Gottesauge, Lenz, zu ſchauen,
Haſt Du verloren; — das Geſchick,
Ach! es verdient nicht Dein Vertrauen.

Doch iſt zu tragen der Verluſt,
So lange noch mit ſeinem Lichte
Der Frühling wohnt in Deiner Bruſt,
Die Unſchuld mit dem Lenzgeſichte.

So lang' Du kannſt in Dir erſchau'n
Den heitern, ungetrübten Schimmer,
So lange nicht mit froſt'gem Grau'n
Dein Auge fällt auf inn're Trümmer.

Mein theures Kind, ich ſegne Dich,
Daß niemals Deines Geiſtes Auge
Vor grellem Licht zu ſchützen ſich
Auch eines argen Schirmes brauche;

Daß Du nicht rückbebſt vor dem Licht,
Das gern durch unſres Herzens Spalten
Fahl, farblos und enttäuſchend bricht,
Wenn ſeine Mauern ſchon veralten.

Den einen Schirm nur wahre Dir:
Den Glauben für der Seele Blicke,
Daß Dir verhüllt sei für und für
Der Menschen Trug und kalte Tücke.

* * *

Warnung.

An H. L—n.

„Nun iſt's vorbei! — nun kommt der Frühling wieder,
„Mit allen Winterſchmerzen iſt es aus!
„Berauſchen ſollen mich der Lerche Lieder,
„Beruhigen das Reh im grünen Haus.

„Ich war beengt nur von den dumpfen Mauern,
„Und meine Seele litt am Winterfroſt;
„Vergeſſen will ich nun das alte Trauern
„Im grünen Wald, wo Alles ſingt und ſproßt.“

Du armer Thor, Du willſt Dich ſelbſt bethören,
Du kennſt den Schmerz und kennſt Dich ſelber ſchlecht,
Den können Blumen, Lerchen nicht beſchwören
Und erſt im Frühling blüht und ſingt er recht.

Wenn alle Blüthen, alle Knoſpen treiben,
Hebt zwiſchen Blumen er ſein Haupt empor;
Wenn Lerchen jubeln, kann er ſtill nicht bleiben,
Du höreſt ſeine Stimme mit im Chor.

Nicht täuſche Dich! — Der Frühling kann nur frommen,
Ihm aufzulockern tiefer noch das Herz;
Du fühlſt es bald — es wird Dich überkommen
Noch ſchmerzlicher als Herbſt- und Winterſchmerz.

Frühes Alter.

Ach altern fühl' ich meine Seele,
Ermatten meines Herzens Schlag,
Die ſchönen Sünden, holden Fehle,
Sie fallen ab mit jedem Tag.

Das bunte Kleid, die Burſchenkappe
Vertauſcht mein Geiſt mit ernſtem Schnitt;
Die Phantaſie, einſt wilder Rappe,
Geht einen reiſemüden Schritt.

Unwiderruflich welkt die Roſe
Und ihre Wiege wird ihr Grab,
Die welken Blätter flattern loſe,
Der Jugend Träume fallen ab.

Kein Frühling kehret dem Gemüthe,
Der einmal aus dem Herzen ſchied,
Nur Einmal ſtand Dein Herz in Blüthe,
Nur Einmal ſangeſt Du ein Lied.

Du biſt kein Baum, der ein Jahrhundert
Sich ſtets in neue Ringe ſchließt,
Den jeder neue Lenz verwundert
Mit Vogelſang und Blüthen grüßt.

Kein Frühlingsring, nur ſtarre Rinde
Iſt, was die Jugend um Dich zieht —
Ach glaube nicht dem frohen Kinde,
Das bald ſich auch betrogen ſieht.

Schon blüht ihm noch das letzte Veilchen,
Singt ihm die letzte Nachtigall —
Ach harre noch ein kurzes Weilchen,
Dann fahl und ſtille überall.

An eine Frau.

O eitles Weib, Du haſt die Heiligkeit
Von Deinem Schmerz zu leerem Tand entweiht.
Bewahrſt mit eitler Sorgfalt krank und blaß
Die Wangen und die Augen thränennaß.

Denn Deiner Seele iſt der Schmerz, o Weib,
Was ſchwarzer Sammt iſt Deinem ſchönen Leib;
Was Dir im Lockenhaar die Perlenſchnur,
Iſt Dir im Augenpaar die Thräne nur.

Vergiß Dich nicht! — Ein Pilger iſt das Leid
Und herbergt gern, wo ihm ein Haus bereit,
Und weil Du ſcheinſt des Pilgers gaſtlich Haus,
Kehrt bald er ein und zieht ſobald nicht aus.

Sonette.

1.

Letzter Glaube.

Wer wird dem Sagenwort nicht glauben wollen!
Und das erzählt: Wenn Einer erſt verſchieden,
Nicht ruht er gleich im vollen Grabesfrieden,
Noch bleibt die Luſt an Lieben, Haß und Grollen.

Noch gleicht ſein Haupt dem Kelch, dem übervollen,
Ein ganzes Leben noch umſchwirrt den Müden;
Er wird von Luſt und Leid erſt dann geſchieden,
Wenn ſchon das Grab die letzte deckt der Schollen.

Und wie es iſt im Grab mit dieſem Einen,
So will das ganze Menſchenvolk mir ſcheinen,
Wenn es im Grabe liegt der Weltentrümmer.

Es kann das Herz von ſeinem Weh nicht laſſen,
An Lieb' und Freiheit wird der Glaub' erblaſſen,
Wenn mit ihm ſtirbt der letzte Sternen-Schimmer.

2.

Poeſie.

Ich fühl' es heut', es iſt ein ander Leben
Die Poeſie, und eine andre Welt;
Sie wird, wenn die aus Staub in Trümmer fäll
Als leuchtender Komet den Schutt umſchweben.

Will der Gequälte ſich des Weh's entheben,
Daß es ſich nimmer ſeinem Schritt geſellt,
Ein Pfad bleibt ihm, ob ſonn-, ob bluterhellt:
Er muß ſich ſelbſt dem frühen Tode geben.

So, wer zur Dichtung aus dem Staub ſich flücht
Strömt auch aus tauſend Wunden hin das Blut,
Und hat er ſelber ſich vorſchnell gerichtet;

Er floh zur ſchönern Welt, und träumt und ruht.
Und dieſes Glaubens düſtrer Todesmuth
Hat mich geweckt, daß ich dies Lied gedichtet.

3.

In der Heimath.

Es iſt ein tiefes Thal — die Lüfte ſchweigen,
Des Baches Wellen liſpeln kaum im Flieh'n —
Kaum, daß die Stürme, die darüber zieh'n,
Der Ulme ruhevolle Wipfel neigen.

Die Nebel, die aus ſeinen Gründen ſteigen,
Des Mühlrads dumpfe Schlummer-Melodien
Umſchlingen ſich zu nächt'gen Harmonien,
Wie Elfentänze mit der Gnomen Reigen.

Hier darf ein Herz friedvollen Taktes ſchlagen,
Hier darf es wieder ſich zu trauen wagen,
Und liebend glauben, was es ſelbſt erſinnt.

Hier darf der Geiſt den müden Fittig ſenken,
Das Aug' am Himmel, ſeiner Erde denken,
Bis wieder um die Welt ſein Flug beginnt.

4.

An ein Mädchen, das mir Stüve's Bild ſchenkte.

Wie haſt Du mich erkannt, Du Holde, Milde!
Und dies Erkennen hat mich neu entzündet,
Weil Dich der Kampf, den Dir mein Lied verkündet,
Nicht rückgeſchreckt, der heiße, vesperwilde!

Du weißt, ich haſſe die Tyrannengilde,
Du weißt, ich fühl' den Männern mich verbündet,
Die's alte Recht in Drang und Streit begründet —
Und kommſt entgegen mir mit Stüve's Bilde!

So ſegnet unſern Bund die heil'ge Dreiheit:
Dein Schönheitsglanz, und meines Buſens Freiheit,
Und d'rüber ſchwebt die weiße Liebestaube.

Wo Liebe nah't, die Opfergluth zu warten,
Kann nimmer in Vertilgung ſie entarten,
Und neugeweiht erſtarkt mein Freiheitsglaube.

5.

Unmuth.

Mein Antlitz iſt von Scham umflirrt,
Gedenk' ich, wie in künft'gen Zeiten
Ein Nachgeſchlecht uns richten wird,
Und unſer ſchales Handeln deuten.

Ob wir wie Taubenvolk gegirrt,
Ob wir gelebt im Kampf und Streiten, —
Selbſt die Geſchichte wird verwirrt
Darüber ihren Schleier breiten.

Und heißen wird's: Entnervte Zweiheit
Hat ihres Weſens ſich bemeiſtert,
In Gott und Teufel, Luſt und Leide.

Sie ſprachen viel von Gott und Freiheit,
Ihr Wort erglänzte, wildbegeiſtert —
Doch war's nur leere Schwerterſcheide.

6.

Bettine.

1840.

Wie wird ſie überſtürzt von armen Wichten,
Als ob ein Nordwind Staub auf Blumen trüge —
Wie über Mondſchein qualmen Wolkenflüge —
Wie ſich Gemeinheit wirft auf hehres Dichten.

Wenn ſie mit plumpem Beil die Haine lichten,
Und mitternächt'ge ſchöne Elfenzüge
Nur Schemen nennen und erdachte Lüge —
Gar weiſe iſt's, und heißt im Deutſchen: Richten.

O Herr! Wann wird der Troß verſteh'n es lernen,
Was ſie erträumt, daß gleich den ew'gen Sternen
Fortglüh'n Gedanken in den Himmelsfernen!

Und fiel's doch endlich ein den Ueberwindern,
Daß träumend unſers Lebens Schwere lindern
Den Worten gleicht: Das Himmelreich den Kindern!

7.

Des Kaiſers Geiſt.

Durch Oeſterreichs Völker geht die fromme Sage,
Der Kaiſer Joſeph ſei noch nicht gegangen
Zu ſeinen Vätern, ſondern ſei gefangen
Bei ſchlechtem Türkenvolk noch heut zu Tage.

Ein wächſern Bild nur liegt im Sarkophage,
Der Kaiſer lebt im ewigen Verlangen,
Daß er zu ſeinem Volk nicht kann gelangen,
Zu hören und zu ſchlichten ſeine Klage.

Des Volkes Kinderblick durchdringt die Hüllen:
Der Kaiſer lebt in Geiſt und Freiheitswillen,
Die ſchlechte Heiden jetzt in Banden halten.

Des Volkes Glaube wird ihn einſt beſchwören,
Die Feſſel ſprengt er dann, und kommt zu hören,
Dann bebt, ihr Heiden! denn die Gläub'gen walten.

8.

Wilhelm von Humboldt.

Nur wen'ge Bürger beider Welten lebten,
Der himmliſch hohen und der menſchlich tiefen;
Wie wen'ge gab's, die nicht beklommen bebten,
Wo beider Wege in einander liefen!

Wenn in der Zeit die Thatgeſtalten ſchwebten,
Und die im Innern nicht mehr träumend ſchliefen,
Wie Wenige, die ſie in Eins verwebten
Und ſie durch Liebe zur Belebung riefen!

Er that es — des Gemüthes Blumengärtner,
Wilhelm von Humboldt, der Gedankenwärtner,
Er war's, der liebbegabte Liebegeber.

In ſeines Weſens abgeſchloßnem Panzer
War im zerſtückten All er ſtets ein Ganzer
Und alſo ſchon ein Geiſt- und Herzerheber.

9.

Des Kindes Weinen im Schlafe.

Woher dies Weinen, das ſo ſchaurig ſtöret
Des Kindes Schlummer oft um Mitternacht
Und deſſen Klang Jedweden traurig macht,
Als hätt' er vom zerſtörten Glück gehöret?

Noch hat's zu weinen nicht, daß es bethöret
Der Welt zu reiche Opfer ſchon gebracht;
Noch iſt es nicht ſchmerzvolle Liebeswacht,
Die weinend ſchöne Tage rückbeſchwöret.

Wie Harfen iſt jedwedes Herz beſaitet,
Es iſt der Schmerz, deß Hand darüber gleitet,
Der noch bis jetzt den Preis im Lied errang:

In dieſer Stund' iſt er trotz Nachtgebeten
Zu präludiren an das Bett getreten,
Verſuchend ſeiner künft'gen Harfe Klang.

10.

Schmerz.

Ein Mädchenengel geht mir jetzt zur Seite,
Wie er vom Schickſal Wenigen gegeben,
Daß er verſchöne dieſes arme Leben,
Doch wird er bald des Todes ſich're Beute.

Vergebens iſt mein liebendes Beſtreben,
Daß ich dies Leben vom Geſchick erſtreite;
Gleichwie ein Lied vertönet in der Weite,
Wird ſie verklärt ſich bald gen Himmel heben.

Verwelkte Liebesfreuden zu beklagen,
Mit Neid und Schmach ſich um ſein Glück zu ſchlagen,
Geſchmäht, verkannt durch dieſe Welt zu gehen,

Mag Wolluſt ſein mit dieſem Schmerz verglichen,
Sein Liebſtes ſo an gift'gen Wurmesſtichen
Des Todes nach und nach verwelken ſehen.

II.

Lieb' und Haß.

Die Liebe kennen lernen iſt ſo leicht,
Und leicht iſt's auch den grimmſten Haß begreifen,
Doch ſchwerer ſchon die beiden abzuſtreifen,
Wenn nur die Ahnung ihrer Dich beſchleicht.

Die Liebe bleibt wie Regenbogens Streifen
In Deinem Aug', wenn er vom Himmel weicht;
Der Haß harrt aus, ſein kleinſtes Körnlein reicht,
Zu wurzeln tief und Frucht auf Frucht zu reifen.

Die ſchönſten Himmelsfarben giebſt Du hin,
Willſt Du Dein Herz die Liebe räumen heißen,
Wie Regenbogen über'm Thal verglüh'n.

Doch willſt vielleicht ausroden Du den Haß,
Mußt Du das Herz Dir aus dem Buſen reißen,
Denn ganz des Haſſes Wurzel wurde das.

VII.

Geſtalten.

Momente.

Oft durch die Lüfte wehet
Ein Geiſt vergang'ner Zeit,
Im Herzen auferſtehet
Rauſchend Erhabenheit;
Die Manen heil'ger Thaten
Erſtehen aus der Gruft,
Wie gold'ne Frühlingsſaaten,
Wenn ſie ein Maiblick ruft.

Da ſtirbt das Alltagsleben,
Das Ich wird eine Welt,
Der Seele Saiten beben
Von Gottes Hauch geſchwellt.
Wie Flammenzeichen leuchtet
Ringsum ein magiſch Licht,
Und eine Thräne feuchtet
Des Träumers Angeſicht.

Ihm iſt's, wie es geweſen
Dem Dichter, als er ſchlief
Den Traum vom Welterlöſen
In Aſpergs Kerker tief;
Als er im Schlaf geſchüttelt
Des eignen Armes Band,
Und glaubt' es abgerüttelt
Vom ganzen deutſchen Land.

Der Träumer fühlt die Weihe
Der großen Stund' in ſich,
Die mit entzückter Treue
Durch deutſche Herzen ſchlich,
Als, der in ſeinen Poſa
Die eigne Seele goß,
Der Mater dolorosa,
Der Freiheit, lag im Schooß.

Als in des Zimmers Stille
Eintrat der große Freund,
In mitternächt'ger Hülle,
Sie dichteten vereint: —
Als Jenem die Geſchichte
Ihr Schönſtes offenbart,
Und Dieſem zum Gedichte
Natur und Gottheit ward.

Noch ſind wir nicht am Schönen,
Am Großen nicht verarmt,
Wenn an verklungnen Tönen
Noch unſer Herz erwarmt,
Wenn wir den ſtummen Zecher
Mit ſeinem Freunde ſeh'n
Und wie um Grabbe's Becher
Gefühle uns umweh'n.

Es rauſcht der Rhein — es gleitet
Die Well' im letzten Strahl;
Dem Abendroth entſchreitet
Armin und Hannibal —
Da ſpringt das Glas in Scherben —
Das klang wie Todtenlied:
„Mein Norbert — Du willſt ſterben?"
Der blaſſe Norbert ſchied. —

Glückſelig, wer empfunden
Solch göttlichen Moment,
Wer ſolcher heil'gen Stunden
Tief innern Segen kennt.
Er hat des Wiſſensbaumes
Frucht mühelos gepflückt —
Es hat das Licht des Traumes
Für ewig ihn durchzückt.

Geſtalten der Einſamkeit.

1841.

Ein Weib iſt Einſamkeit, ein ſchönes, das in Schle
Der dunkeln Lockennacht einhüllet ihre Freier,
Dem dunkle Augen glüh'n, die an die Sterne mahne
Die aus kriſtallner Bahn geſtürzt auf dunkle Bahne

Sie iſt die Königin, die ihre Kron' vergraben,
Wo ihre Augen dann Grabthau geweinet haben.
Sie hat ihr Zeptergold mit Waldesmoos umſchlunge
Und ſtatt mit Purpurpracht mit Nebeln ſich umrunge

Ihr Page iſt der Traum, der ihr die Luſt kredenzet,
Und ihr die Blume pflückt, wenn ihrem Reich es lenzet, —
Er reicht ihr Nachts den Sammt, darauf ihr Haupt zu legen,
Und ſpricht das „Amen!“ ihr bei Früh- und Abendſegen.

Ich lag ein Flehender vergebens ihr zu Füßen: —
Sie hat mich nicht umweht mit ihren Friedensküſſen,
Mit ihrem Zepter nicht verſcheuchet die Gedanken,
Die, eine Rabenſchaar, auf's Haupt mir niederſanken.

Es wollen Schatten nicht von meiner Ferſe fliehen,
Ich mag durch Waldesnacht, ich mag durch Thäler ziehen,
Es hüllt ſie Morgengrau'n in trauernde Gewande,
Es bannt ſie Mondenſchein aus fernem Geiſterlande.

Ich ſeh' an dürren Stamm den Königsaar geſchmiedet,
Als wär' ſein Fittigſchlag vom Sonnenflug ermüdet —
In ſeinen wilden Ruf ertönt ein nächtig Heulen,
Als wär' ein Uhu er, des Nachts gehöhnt von Eulen.

O Hölderlin! Dein Geiſt, kann je die Nacht ihn kne
Kann Nacht mit Lichte je, kann Licht mit Lichte rech
Kann heller Schilderklang, Du edler Frithjofsſänger
Sobald wie Unkenruf vertönen, bang und bänger?

Wird ſo zu Dornen ſchnell ein Roſenkranz der Locke
Und klingt die Abendruh' von Trümmern einer Gloc
Und wer die Blume pflückt mit lenzigem Entzücken,
Muß Mandragoraruf mit Wahnſinn ihn umſtricken

O bettelarmer Troſt, daß doch die Roſe leuchtet,
Wenn ſie der ſchwere Thau aus düſtrem Aug' befeuc
Und daß, ein armer Mönch, des Menſchen Geiſt
wallen,
Bis er durch Nacht gelangt zu ew'gen Lichtes Hallen

An Friedrich Bach.

Ich habe Dich erkannt, und manche Blume ſchoß
In meiner Seele auf, die ſüßer Thau begoß.

Denn Dein-Erkenntniß war's, das mir im Herzen tief,
Wie erſtes Lenzesweh'n, gar manche Lieder rief.

Und könnt' die Blume ſich um ihren Stengel dreh'n,
Und dankerfüllt nach ihm, dem frommen Gärtner, ſeh'n:

Sie könnt' ihm ſüßer nicht nachſenden ihren Duft,
Als Dich mein tiefſtes Lied mit ſeinem Hauche ruft.

Du haſt die Runenſchrift der Felſen mich gelehrt,
Und haſt den Selam mir der Blüthenwelt erklärt;

Und iſt Dir auch der Quell des Berggeiſts Thräne nur,
Und klagt Dir auch die Roſ' den Dolchſtich der Natur;

Und ſiehſt im Leben Du auch nur die Bahn zum Nichts,
Und in dem Blüthenflor den Trug des Traumgeſichts;

Und hörſt Du auch im Strom ein ſtetes Abſchiedslied,
In Falters Flügelſchlag die Seele nur, die flieht:

Doch während ſelber Du vor ew'gem Tode bebſt,
Mit Deinem Brüten ſelbſt das All um Dich belebſt;

Doch wie Du aus dem Lenz die Todesahnung ſpinnſt,
Giebſt Du die Seele ihm, um deſſen Tod Du ſinnſt.

Du haſt vor Liebe mich und ihrem Gift gewarnt,
Und Dich, Laokoon, hat ſie ſo feſt umgarnt. —

„Die Poeſie iſt krank, weiſt von der Schwelle ſie!
„Sie ſollt' es ſein, und ſtört des Lebens Harmonie.“

Und doch ſtirbſt Du dahin, ein einſam ſchöner Klang,
Wenn nicht des Lebens Puls Dir tief zu Herzen drang.

Ich habe Dich erkannt — und lernte es verſteh'n,
Wie man als eine Welt kann durch die Welten geh'n,

Warum tief im Verließ erklang manch ſchönes Lied,
Warum auf Trümmerſchutt die ſinnigſte Blume blüht.

Ein Grab zu Töplitz.

Eiche zwiſchen Leichenſteinen,
Schwach an Zweigen, arm an Blättern,
Schien mir nur der Thau zu weinen
Und zu predigen den Wettern.

Um die Krone ihr zu ſchweben
Schien ein Schwarm von Liederſeelen,
Und der Baum begann zu leben
Und alſo mir zu erzählen:

„Lag vielleicht auf fernen Hügeln
Nur ein leichtes Körnlein Samen,
Schwalben, die gezogen kamen,
Trugen mich in ihren Flügeln.“

„Zog ſo fort von Ort zu Orte,
Hörte luſt'ge Wanderlieder,
Und im Neſte Liebesworte,
Bis ich fiel am Grabe nieder."

„Meiner Wurzeln feſte Klammer
Hält nun einen Sarg zuſammen,
Und aus enger Herzenskammer
Freudig meine Zweige ſtammen."

„Denn im Dichterherzen fuß' ich,
Dem mir alſo nah' verwandten,
Aus dem Herzen rauſch' den Gruß ich
Allen Wallern und Verbannten."

„Oben rauſch' ich Grüße nieder,
Fußend doch im todten Herzen:
Und ſo waren ſeine Lieder
Frohe, ſchwebend über Schmerzen."

Was alſo zu mir geſprochen,
Dichterherzen war es eigen;
Einen Wanderſtab gebrochen
Hab' ich mir von jenen Zweigen.

Solch ein Stab ſoll mich begleiten —
Tröſtende Reliquiengabe! —
Wandern mir und Leben deuten,
Weil er wuchs auf Seume's Grabe.

Der Verkannte.

Noch ein Freund iſt Mondſchein meinem Leben!
Seinen Namen will mein Lied nicht nennen,
Um den heil'gen Schleier nicht zu heben,
Den ihm umwarf märtyrhaft Verkennen.

Der Dreimaſter lieget ſtill im Hafen,
Weiß das Volk, wie ihn der Sturm durchwühlte?
Flammenaugen, die in Weh entſchlafen,
Künden nicht, wie ſie die Thräne kühlte.

Wenn er ſinnend durch die Gaſſen ſchreitet,
Wer erkennt's, daß er nach Liebe ſuche,
Daß die Thräne, die herniedergleitet,
Völker ſegne, und Tyrannen fluche?

Aber ich darf ihm am Buſen liegen,
Seines Herzens Schwerterſchlag belauſchen,
Hören ſeiner Träume Aare fliegen,
Und verborgne Wunderquellen rauſchen.

Und mir iſt's, als wär' ich wegermattet
Hingeſunken an des Berges Fuße,
Wo der Geiſt, von Einſamkeit umſchattet,
Hoffend lauſcht dem ſpäten Frühlingsgruße,

Daß er auferſteh' aus ſeinem Banne,
Daß er greife nach des Baumes Schilde,
Gegen Oſt und Weſt den Bogen ſpanne,
Und verſcheuche jene Rabengilde.

Bis dahin wird mancher Glaubensarme
Eines Herzens Heiligthum verachten, —
Bis dahin wird mancher Liebeswarme
Seine Gluthen zu erſticken trachten.

An meinen Freund beim Abſchiede.

So ſcheiden wir — ich drücke Dir die Hand,
Ich küſſe Dich — ſo ſcheiden wir,
Ich reiß' mich los von Dir — von ihr,
Vielleicht auf ewig — nimmer Euch zu ſeh'n,
Und nimmer Hoffnung der Vereinigung!
Und wenn wir ſterben? — Du, und ſie, und ich?

Du badeſt Dich, ein Salamander dann,
Im Flammenſee, ein Salamanderjüngling —
Berauſcheſt Dich mit glühenden Geſellen
Im Feuerwein, der Dich umſtrömt! —
Jetzt Deine Lieder — Flammenjungfrau'n
Sind's dann, die Dich umkreiſen wild
Im heißen Bajaderentanz;

Jetzt Deine Liebe — dann die rothe Kohle,
Darauf Du ruhſt, als einem Divan —
Denn tiefer iſt des Aetnas Abgrund nicht,
Als Deine Seele!

Und ſie? Durch Tod nicht umgewandelt,
Nur umgezaubert, wird ſie brechen
Aus ſcheuer Knosp' auf Perſiens Flur;
Als Roſe blüh'n vom Weſt umſpielt,
Und Duft verhauchen, Lieb' im Dufte,
Mit Lieb' und Duft umſpinnend Bülbül,
Wie einſtens mich!

Indeß ob weitem, wüſten Meer
Vom Sturm verjagt, wie einſt vom Glücke, —
Der Roſe fern, wie einſt der Liebe —
Ein Schmetterling ſo einſam flattert;
Denn leichter Sinn und Jugendträume,
Sein Flügelpaar hat ihn getäuſcht. —

Was wäre Seligkeit und Hoffnung
Und Liebe — Einigung im All? —

Getroſt! — Jahrhunderte vergeh'n,
Doch Liebe nicht, die Zeiten bannt.

Jahrhunderte verſchwinden: — Eine Palme,
Die Gluth in ſich — den Quell zu Füßen, —
Eine Sängerin im ſchatt'gen Laub —
Ihr Spiegel iſt der Quell.

Den freien Fels im Ocean
Umranket der Korallenbaum,
Die Perle träumt in ſeiner Hut — —

Sehnſucht wird ewig Brücken bau'n!

Seine Rückkehr.

1840.

Oſtwärts nach Europa's Küſte
Segelt geiſterſtill ein Schiff —
Betet, daß kein Sturm es ſtöre,
Und es hindere kein Riff!
Betet nicht; denn die Delphine,
Die Arion unverſehrt
Zu der Heimath Schooß getragen,
Halten dieſes Schiff auch werth.

Wem dies Schiff ein Schwan erſcheinet,
Irrte nicht in ſeinem Wahn;
Denn es ruht die Liederſeele
Jetzt darin von einem Schwan.
Wem in's Aug' die Maſten fallen
Mit den Raa'n und Wimpeln all,
Mag es einem Hain vergleichen,
Drinnen wohnt die Nachtigall.

Nikloß Lenau ſteht am Borde,
Ihm zu Füßen liegt das Meer,
Tiefer nicht als ſeine Seele,
Und wie er ſo ahnungsſchwer.
Wie vergleichbar ſeinem Herzen
Alles, was hier Blüthen trieb,
Meeresblumen und Korallen,
Perle, Muſchel und Polyp!

Mikloß Lenau! kehrſt Du wieder
Und mit Dir Dein glüh'nder Schmerz,
Daß die Welt ſich klagend preſſe
Wieder an Dein Dichterherz?!
Denn dies Herz iſt uns die Urne
Mit der Aſche einer Welt,
Und der weihevollſte Altar,
Dahin eine Thräne fällt.

Sieh die Schwalben an den Maſten,
Sie ſind unſrer Wünſche Heer,
Ihrem Frühling nachgezogen:
Unſre Grüße über's Meer.
Horch dem Sturm, er iſt ein Sklave,
Uns von Deinem Freund geborgt,
Der der Fernen Liebesbotſchaft
Ueber's Meer an Dich beſorgt.

Hoch willkommen in der Heimath!
Deine Sendung iſt beſtellt —
Denn Du klagteſt und umarmteſt
Auch den Schmerz der neuen Welt!
Klagteſt den gefällten Urwald
Und das Volk, das mit ihm fiel,
Wie dereinſt den Sturz der Eichen
Und der Weichſel blut'ges Spiel.

Wir begrüßen Dich mit Liedern,
Leg' hinweg den Wanderſtab;
Weil' in Mitte deutſcher Jugend,
Die Dir Roſ' und Lorbeer gab;
Während ſich das Volk Virginiens
Singend um die Tanne ſchaart,
Die getreu in ihrem Herzen
Deinen Namen aufbewahrt.

Oſtwärts nach Europa's Küſte
Segelt geiſterſtill ein Schiff;
Betet, daß kein Sturm es ſtöre,
Und es hindere kein Riff! —
Betet nicht; denn die Delphine,
Die Arion unverſehrt
In der Heimath Schooß getragen,
Halten dieſes Schiff auch werth.

Idole.

I. Der Mann.

Ich neige mich vor Deinen Strahlenaugen,
Wie vor der Sonne ſich die Blume neigt,
Wenn Himmelsgluthen ihr das Herzblut ſaugen,
Und Weihrauchdüften ihrer Leich' entſteigt.

Wo biſt Du, Mann des Wehes und des Segens,
Der Leben mit ſich führt und Blüthenmord?
Wie nach dem Wetterſchlag des Sommerregens
Ein Baum erblüht, des andern Zweig verdorrt.

Wo weilſt Du jetzt, daß ſich mein Schmerz vermähle
Mit Deinem Lied — denn Dichter biſt Du ja,
Daß ich vor Dir ausſtröme meine Seele,
Wenn ich den Meergrund Deines Herzens ſah.

II. Das Weib.

Werd' ich umſonſt nicht nach dem Weibe ſuchen,
Wie ſein ein ſtarkes Männerherz bedarf?
Und werd' ich nie der Kindheit Stunde fluchen,
Die erſten Liebeskeim in's Herz mir warf?

Wo iſt das Weib, das wie auf's Blumenbette
Sich in die Arme des Naturgotts wirft,
Sich eng umwindet mit der Roſenkette,
Den Dorn im Herzen, ihre Düfte ſchlürft?

Das durch die Wogen dieſes Lebensſchaumes
Mit weißer, engelreiner Bruſt ſich ringt,
Das, wie die Flamme um den Stamm des Baumes,
Um Mann und Welt die Gluthenarme ſchlingt?

III. Der Jüngling.

Und werd' ich denn ein einſam ſtiller Siedler
In dieſes Lebens düſtrem Walde ſteh'n?
Und wird mein Lied, als wie der arme Fiedler
Was Noth thut bettelnd, durch die Straßen geh'n?

Wenn ich in's Kelchglas meines Weines ſchaue,
Blickt mir hervor ein blondes Jünglingshaupt;
Es glüht ſein Aug', es zucket ſeine Braue,
Es ſpricht ſein Mund, daß er an Liebe glaubt.

Wenn in mir auf die Freudenflammen glimmen,
Ich fühle ſie von ſanfter Hand geſchürt;
Umſtricken mich des Schmerzes düſtre Stimmen,
Fühl' ich magnetiſch meine Stirn berührt.

* * *

* * *

Es war mein erſter Lebensweg geſegnet,
Denn wie auf eines mächt'gen Zaubers Ruf
Sind alle die Geſtalten mir begegnet,
Wie ſie die dämmrungsſchöne Kindheit ſchuf.

Des Lebens Weh in Träumen auszuſühnen,
Hat Lenau's Lied ſich meinem Geiſt vereint,
Die ew'ge Kindheit lacht mir aus Bettinen,
Gieb Du die Hand mir, Du mein blonder Freund!

An Anaſtaſius Grün.

1841.

Erſtandner Lenz biſt Du genannt;
Fürwahr es iſt auch Frühling worden,
Als Du, ein Held im Sängerorden,
Dein Frühlingslied hinausgeſandt.

Es war auch jeder Deiner Klänge
Eine Lerche, die gen Himmel ſtieg,
Es klang auch jeder Deiner Sänge
Wie Jubelton vor Schlacht und Sieg.

Du warſt der erſte von den Boten,
Die Auferſtehung uns verhießen,
Es hörten's in der Gruft die Todten
Und die Gefangnen in Verließen.

Nun ſagen ſie, Du haſt's verſchmäht
Dem Bauer auf der Flur zu künden,
Daß, wie er jetzt die Halme mäht,
Der Herr bald durch die Länder geht,
Zu mäh'n die Saat der alten Sünden.
Nun ſagen ſie, daß Dich die Scham
So niedern Treibens überkam,
Daß unſer holde Troſt, Dein Lied,
Betrübt aus Deinem Buſen ſchied;
Daß Du nicht mehr dem wahren Gott
Zu Ehren ſingſt der Pfaffen Spott,
Und daß Dein Flügel nun verläßt
Auf freiem Feld das niedre Neſt; —

Und daß, o Lerchengeiſt! vernimm's!
Daß Du nun Deine Wohnung bau'ſt
An altergraues Schloßgeſims
Und gläubig in die Fenſter ſchau'ſt.
Sie ſagen's, doch die Gläub'gen, wir,
Wir glauben, daß Du nimmer ſchweigeſt,
Daß Du nur immer höher ſteigeſt
In's hohe himmliſche Revier.

Bald wirſt Du ſingend wiederkehren,
Dann werden wir vom Himmel hören;
Doch kehre bald mit Deinem Sang —
Fürwahr die Stille macht uns bang.

An die Freunde.

Am Strand des Meeres ſitz' ich allein,
Am Strand der ſchönen Adria —
Ich höre das dumpfe myſtiſche Brauſen,
Sein Kommen und Fliehen ohne Unterlaß,
Sein ſtolzes Rauſchen erwachender Fluth,
Sein klagendes Murmeln demüthiger Ebbe,
Sein Seufzen und Jubeln in Sturmesnoth —
Und ich empfind' es in tiefſter Seele:
Ein fühlendes, weltumfaſſendes Herz
Mit redender Stimme und lebendem Pulsſchlag
Will ſprechen zu einem Menſchenherzen.

Es ſpricht wie des Himmels nächtliche Bläue
Mit ihren Sternen zum Herzen ſpricht —
Es iſt wie des Hohenprieſters Gewand,
Daraus die heiligen Zeichen glänzen.
Und doch, Du ſchönes, herrliches Meer,
Du unnahbares, undenklich großes,
Du himmliſch reines, herzenbekehrendes,
Doch biſt auch Du vom Schickſal geknechtet
Und biſt befleckt durch Deine Knechtſchaft.
Wohl ſchmücken Dich völkerbefreiende Flotten,
Doch mußt Du auch tragen das Sklavenſchiff;
Wohl wiegſt Du des Fiſchers Unſchuldſegel,
Doch auch des Korſaren blutige Wimpel;
Wohl tönt Dir das Liebeslied des Matroſen,
Doch auch der Galeere, des Bagno Fluch.

*

Dein Frühlingstraum, Dein Lenzgedanke,
Er wird in Dir zum Hain von Korallen,
In Perlen blüht und reift Dein Schmerz;
Doch wird geſtört Dein Frühlingsglück
Durch Schlangen, Polyp und häßlich Gewürm.

Und doch, Du hohes, heiliges Meer,
Doch ſonnt ſich mit trübem und ſtolzem Bewußtſein
In Deinem Bilde gern meine Seele —

Euch ruf' ich's zu, Ihr fernen Freunde,
Die Ihr mit Zweifeln verfolgt mein Herz,
Geſpäht nach jedem Flecken der Seele
Und die Ihr nur mit flüchtigen Blicken,
Wie Vögel über die herbſtliche Haide,
Dahinfuhrt über die ſchönſten Stellen
In meinem Herzen und meinem Leben; —
Euch ruf' ich's zu, ſei's wie das Brauſen,
Sei's wie das Seufzen und Klagen des Meers,
Sei's wie die Mahnung erwachender Fluth,
Sei's wie das Murmeln demüthiger Ebbe: —
Was Großes und Schönes die Völker verbindet,
Was Herzen bewegt und was ſich wieget
In der Einſamkeit ureigener Schönheit,
Zu tragen bereit iſt's die kleine Welle
Des großen Weltmeers, meine Seele,
Wie ſeine Flotten das Weltmeer trägt.

Sein Fiſcherſegel, ſein Liebeslied.
Und was darüber — das iſt die Laſt
Tyranniſcher Willkür und ewiger Knechtſchaft,
Vom Leben und Schickſal uns aufgebürdet
Und die wir zu tragen verdammt ſind — Alle. —

O kommt an's Meer und ſeht in die Bläue,
Der Himmel blickt aus ſeinen Tiefen —
Trotz ihrer ewigen Befleckung,
Aus Meer und Herzen blicket der Himmel.

VIII.

Böhmiſche Elegieen.

1.

Unglücklich biſt Du und Du ſchweigſt,
Drängſt tief in Dich hinein den Kummer,
Wie todesmatte Greiſe neigſt
Dein Haupt Du träumeleerem Schlummer.

Du haſt Dich ſelber einſt genannt,
Zur Zeit der rächenden Huſſiten,
Das heilige, gelobte Land —
Du haſt wie jenes viel gelitten.

Auch Dich, wie jenes, hält die Ruh',
Die ſtarre Ruh' des Todes nieder;
Du Märtyrer der Völker Du,
Wann wirſt Du auferſtehen wieder?!

Zwar zieh'n, wie Paläſtina's Kind,
Die Deinen nicht gen Süd und Norden,
Doch in der eignen Heimath ſind
Sie heimathlos und fremd geworden.

O Böhmen, armes Mutterherz,
Wie traurig ſchleichen Deine Söhne,
Im Aug' jahrhundertalten Schmerz,
Doch ohne Wort und ohne Thräne.

Zum Walde ſeh' ich ziehen dort
Den Waidmann mit dem Jagdgehänge —
Er ſinget, doch ſo ſingt nicht Mord —
Wie trauervoll ſind dieſe Klänge! —

Heut biſt Du ſicher, Hirſch und Reh —
Der jaget wohl nach andrem Wilde,
Er ſucht die Spur von ſeinem Weh
Und jagt nach einem Schattenbilde.

2.

Verkannt iſt Alles, was Dir blieb,
Verkannt iſt Deine Rache,
Verkannt Dein Haß und Deine Lieb',
Verkannt iſt Deine Sprache.

Sie iſt ſo wie das Rauſchen wild
In Deinen Tannenhainen,
Und wie der Schweſtern Klagen mild,
Die Warſchaus Fall beweinen;

Schleicht nicht wie Schlangen mit Geziſch
In unbewachte Ohren,
Wie jene, die ſich heuchleriſch
Des Czaren Sklav' geboren.

Sie dröhnet wie der eh'rne Fuß
Anſtürmender Huſſiten,
Und tönet wie das Lied des Huß
Aus ſeiner Flammen Mitten.

Sie grollet wie die Trommel, dumpf,
Bedeckt von Zizka's Felle,
Und rollet hin wie Thurn's Triumph
An ſeines Kaiſers Schwelle.

O meiner Mutter Wiegenlied,
Das mich in Schlaf geſungen,
Du bebſt wie Luft durch's ſtille Ried
In Abenddämmerungen!

O des Rekruten Kriegsgeſang,
Als er das Dorf verlaſſen —
Du wehſt um meine Seele bang,
Wie damals durch die Straßen!

3.

Dein Volk iſt nicht wie jener Huß,
Der ſich den Holzſtoß hat erkoren;
Es gleichet dem Hironymus,
Der ſeinen Glauben abgeſchworen.

O Volk, ſo haſt Du durch Verrath
Ein ſchmachbedecktes Sein gefriſtet;
Man ſtahl Dir Deine ſchönſte That,
Man hat Dich pfäffiſch überliſtet.

O Böhmens Volk! — das heil'ge Korn,
Das Du in alle Welt gegoſſen,
Dir bracht' es roſenloſen Dorn,
Du haſt die Früchte nicht genoſſen.

Aufblüht' es im Cevennenland
Und in den Thalen der Provenze,
Der Albigenſerſtreiter wand
Daraus ſich ew'ge Märtyrkränze.

Aufſchoß es ſpät im deutſchen Land
Und ſeine Frucht ward heimgetragen
Von jenes Mönches kühner Hand,
Dem, wie dem Huß, das Herz geſchlagen.

Doch Du? — du knieſt demüthig jetzt
An den entweiheten Altaren,
Dahin mit Hunden man gehetzt
Der Väter geißelwunde Schaaren.

O Volk, dem man den Gott geraubt,
Das tauſendfacher Fluch getroffen,
Du haſt umſonſt geliebt, geglaubt,
Wie wagt es noch Dein Herz zu *hoffen!*

4.

Dreimal unſelig Volk, Dein Leid
Bewegt kein Herz mehr, daß es weine,
Es iſt ein Leid aus alter Zeit
Und gleicht bemooſtem Leichenſteine.

Beweint wird Polens junges Weh,
Weil es in Warſchaus Schutt noch gluthet;
Du biſt im Wald ein todtes Reh,
Das längſt und langſam ſich verblutet.

O Gott, die Weißenbergerſchlacht
Erreicht wohl Oſtrolenka's Trauer,
Und die darauf gefolgt, die Nacht
Hat trüb're als Sibiriens Schauer.

Ruhmlos zieht durch die Welt Dein Gram —
Kein Dichter wagt es laut zu trauern,
Er fühlet ſeiner Knechtſchaft Scham —
Die Harfe hängt an öden Mauern.

Muſik, Muſik, das Mägdlein mild,
Sie blieb allein noch Deinen Söhnen,
Sie zieht in's weiteſte Gefild
Und bettelt um des Mitleids Thränen.

Sie machet über Belt und Sund
Und zum Ohio Bettlerreiſen,
Und ſingt und klagt die Herzen wund
Mit den geheimnißvollen Weiſen.

Und wenn bei'm Klang der Normann weint,
Die Wilden ſich der Thränen ſchämen,
Sie wiſſen nicht, daß ſie, vereint,
Nur Dich beklagen, armes Böhmen! —

5.

Als noch der Wolf auf Deinem Bühle,
Der Aar gehauſt in Deinen Lüften,
Der Bär in Deiner Wälder Kühle,
Da glichſt Du noch nicht todten Grüften.

Da wohnten noch die unerſchlafften,
Die fittigſchlagenden Gedanken
In Deiner Bruſt, die Leidenſchaften,
Die Kraft mit ihren wilden Pranken.

Die Aare ſind nun längſt verſchwunden,
Und Wolf und Bär ſind lang' vertrieben,
Die wilde Kraft iſt überwunden;
Du armes Land, was iſt geblieben?

Nur hie und da in Felſenhöhlen
Wohnt noch der Fuchs mit ſeinen Tücken,
Und hie und da in armen Seelen
Die Liſt mit ihren Heuchlerblicken.

Die Liſt allein! — das Kind der Schande,
Von Tyrannei und Schmach geboren,
Zeigt auf die dürftigen Gewande
Und bettelt vor den gold'nen Thoren.

Bedeck' mit Deinem Sterbekleide,
Bedeck', o Böhmen, Deine Augen!
Zu ſeh'n ihr Kind verderbt im Leide,
Nicht will es einer Mutter taugen.

Doch Noth iſt eine ſchlechte Amme,
Und Hunger kann nicht ſchwelgen ſehen;
Gen Wien loht meines Zornes Flamme,
Dir gilt mein Klagen, nicht mein Schmähen.

6.

Das ſtille Prag, Dein Lieblingskind,
Wie hat ihm ſtolz das Herz geſchlagen
In Zeiten, die entſchwunden ſind:
Jetzt gleicht's dem Bild auf Sarkophagen.

Du haſt es mütterlich geſchmückt
Mit gold'nem fürſtlichen Gewande,
Ihm hundert Kronen aufgedrückt,
Auf daß es glänze durch die Lande.

Ein Kind von fürſtlicher Geburt
Trug's Schwert und Zepter in den Händen,
Und wie ein demantreicher Gurt
Schlang ſich der Strom um ſeine Lenden.

Nun iſt es worden grau und alt —
Ein Fürſt nach zeitiger Entthronung,
Träumt ſeine traurige Geſtalt
Nun in der öden Trümmerwohnung.

An ſeinen Kronen nagt der Roſt,
Die Königskleider ſind verblichen —
Nur eine Stadt hat noch der Oſt,
Mit der Du ſchmerzvoll Dich verglichen.

Ein ſlaviſches Jeruſalem,
Das biſt Du, wie Dein Kind Dich nennet,
O Prag! das Dich von ehedem
Und das in Deinem Gram Dich kennet.

Du biſt es; — denn wie der Prophet
Den Engel ſah auf Zion trauern,
Seh' ich den Mond, der weinend geht
Und kummerblaß auf Deinen Mauern

7.

O ſähe Gott auf Dich hernieder
Und ließe von den Thränen allen,
Die ich mir träum' um ſeine Lider,
Auf Dich nur eine einz'ge fallen;

Von jenen heilungsvollen Zähren,
Die trübe Herzen zu ihm ſenden
Und die in ſeinem Aug' ſich kehren
Zu Balſam, alles Leid zu enden!

Doch fern vom Himmel iſt die Erde —
Ein irres Lamm in wald'gen Wüſten
Verhallt Dein Ruf dem Herrn der Herde,
Vergehſt Du fern der Mutter Brüſten.

Er hat Dich einſam ſterben laſſen. —
Der Herde gilt des Hirten Sorgen:
Vergeh' das Lamm auf öden Straßen,
Iſt nur die Herde wohl geborgen.

Was hebſt Du klagende Beſchwerde? —
Vergaßeſt Du die Interdicte?
Daß aller Fluch der alten Erde
Dein büßend Haupt darniederdrückte?

Sei ſtolz, daß Dich die Götter haſſen! —
Ihr Fluch traf ſtolze Königshäuſer,
Titanen, die den Himmel faſſen,
St. Peters ſchwerſter Bann traf Kaiſer.

Wohl fern vom Himmel iſt die Erde —
Er hat Dich einſam ſterben laſſen —
Was hebſt Du klagende Beſchwerde? —
Sei ſtolz, daß Dich die Götter haſſen! —

8.

O Böhmen, fremdes grünes Blatt
Von einem fremden Wunderbaume,
Nach dem ſich ſehnt ein Autokrat
In ſeinem wüſten Kaiſertraume,

Gen Weſten kehre Dein Geſicht,
Die Freiheitsſonne kommt aus Weſten;
Siehſt Du das junge Morgenlicht
Wie Roſen über Kron' und Aeſten?

Im Oſten iſt es Nacht und kalt —
Auf einem Thron von Bruderleichen
Sitzt dort die blutige Geſtalt
Mit ihrem neuen Kainszeichen.

An Deutſchlands Halſe wein' Dich aus,
An ſeinem ſchmerzverwandten Herzen,
Geöffnet ſteht ſein weites Haus
Für alle großen, heil'gen Schmerzen.

Vergiß, vergiß den alten Groll —
Mein deutſches Herz kann Dir verkünden:
Auch Deutſchland fühlt, das Maß iſt voll
Und büßet ſeine alten Sünden.

Laß mich Dein treuer Herold ſein,
Mein Vaterland, in deutſchen Landen,
Laß mich mein treues Lied Dir weih'n
Und Deinem Weh, das ich verſtanden.

Jetzt ſteh' ich ferne Deinem Schmerz,
Doch will's in meiner Seele lenzen,
Schickt Dir ſein Lied dies Dichterherz,
Die blaſſe Stirne Dir zu kränzen.

Terzinen.

Abbé Vogler.

Es zog allein der Töne alte Meiſter,
Wie er gepflegt auf Frühlings-Wanderungen,
Ihm folgten nur des Liedes holde Geiſter,

Die weihvoll ſeine Wiege ſchon umklungen.
Er zog dahin durch's ſchöne Land der Schwaben,
Wo ſchon zur Zeit manch Liederheld geſungen,

Und Töne blühten mit des Lenzes Gaben.
Der Abend kam mit leiſem Schwanenfluge,
Es kam die Nacht, mit Flügeln eines Raben —

Als ob ein Küchlein aus den Flügeln luge,
Sah Stern an Stern aus dunkler Himmelsbläue,
Und mondverhellt war jede Wolkenfuge.

Wie eint ſich Alles, daß es tief erfreue,
Tief innerlichſt des edlen Wandrers Seele!
Er zog ja aus, daß ſich's in ihm erneue,

Nach Liederlenzes ſchaffendem Befehle;
Doch, daß zur tief entquoll'nen Frühlingsluſt
Der Wehmuth Thau, der lindernde, nicht fehle,

Umſchlingt ein Lied ihn, das aus reicher Bruſt,
Ein blüthenvoller Wieſenbach, ertönte;
Es war ein Lied — er war ſich's bang' bewußt —

Vom Meiſter, deſſen Namen man verpönte,
Deß freien Sinn die düſt're Kerkermauer,
Deß freies Lied der Kette Schall verhöhnte.

Den armen Meiſter faſſet ſtille Trauer,
Den vor Minuten noch der Lenz entzückte;
Und Angſt durchrieſelt ihn, und kalter Schauer.

Da er im ſchönen Lande um ſich blickte:
Denn Hohenasperg lag vor ihm, die Feſte,
Als ob ein Zauber ſie vor's Aug' ihm rückte.

War ſie nicht ähnlich einem Geierneſte?
War ſie nicht Schubart's tödtendes Gefängniß,
Wo er verſchmachtet ſeines Lebens Reſte?

Weil er zum Volke ſprach in der Bedrängniß,
Und weil er ſprach die Sprache der Titanen,
Weil er den Weg ihm wies aus der Beengniß,

Weil er ihm zeigte völkerwürd'ge Bahnen;
Weil er's gewagt den Fürſten und die Fürſten
Mit freiem Wort zu richten, und zu mahnen;

Weil er den Junkern, die den Wald durchpürſchten,
Geflucht, wenn ſie zerſtampft des Landmanns Saaten;
Weil er den Bürgern, die die Zähne knirſchten,

Zum Schwerte wandeln wollte ihren Spaten:
Weil er im Liede, wie im ſchlichten Worte,
Gewagt zu droh'n, zu tröſten und zu rathen.

So klangen die Gedanken, die am Orte,
Dem lenzigen, den Meiſter ſo umfingen.
Er muß — ſchon ſchreitet er zur Feſtungspforte —

Dem niegeſeh'nen Bruder Hülfe bringen.
Aus Kerkernacht zum Licht emporzuheben,
Der trauten Kunſt nur mußte dies gelingen.

Ihr und dem Recht ja hat er ſich ergeben,
Der Prometheus, der würdige Verbrecher,
Und wie genügſam, ach! iſt unſer Leben,

Ein Tropfen Luſt verſüßt den Leidensbecher.
Beſchloſſen war's, er wollt' es auch vollführen,
Und vor dem Kaſtellan, der kühne Sprecher

In Worten wußt' er, wie im Ton zu rühren,
Denn ſchwache Knechte zählen die Tyrannen!
Indeſſen unter wohlverwahrten Thüren

Lag Schubart träumend. Von den Wänden rannen
Die Tropfen, wie die Thränen ferner Lieben;
Mitleidig ſchien die Wölbung ſich zu ſpannen,

In die ſein herbſtes Lied er eingeſchrieben.
Der Jahre Zahl war's, die ſie ſo vertraute,
Die ſich vorbei an ihm und ihnen trieben;

Was war's, daß heut vergeßne Menſchenlaute
Aus ſeiner Träume düſterſtem ihn ſtörten?
Daß hoffnungsſüß das Sternenlicht ihm graute?

Daß er des Dufts genoß, des langentbehrten?
Daß ſie ihn leiteten in die Kapelle?
Daß Bande nicht den freien Gang ihm wehrten?

Und als er eintrat, goß der Orgel Welle
Vom Chor herab auf ihn die heil'ge Taufe,
Jetzt, wie vom Felſen ruft die wilde Quelle,

Jetzt, wie vom Lotos fällt die Mannatraufe —
Und Schubart beuget Knie und Nacken nieder,
Daß über ihm der Katarakt verſtaufe.

Der ſenket tief, und hebet hoch ihn wieder,
Und wölbt aus Tönen einen Regenbogen:
Es locken ihn die Nymphen zarter Lieder,

Es heben ihn die majeſtät'ſchen Wogen; —
Allmächtig iſt Muſik und ihr Entfalten,
Wo ihr entgegen Freundestöne zogen,

Wenn ihre Schaar phantaſtiſcher Geſtalten
Die Heimath in der fremden Bruſt gefunden,
Und wenn die Sproſſen ihrer Lenzgewalten

Ein andres Herz zum Kranze ſich gewunden.
O Schubart fühlt es — denn er ſpürt vernarben,
Die ihm geſchienen unheilbar, die Wunden —

Des Glaubens Kinder, die im Zweifel ſtarben,
Belebend hat ſie jene Macht getroffen,
Die Blumen, die in Kerkerluſt verdarben,

Es blüht das Lieben, und es reift das Hoffen! —
Es iſt die Zeit, mit ihr der Ton verronnen —
Und wieder ſteh'n des Kerkers Pforten offen;

Doch Schubart rufet aus in tauſend Wonnen:
Wo iſt der Mächtige, der mich befreite,
Mich nippen ließ vom ewig heil'gen Bronnen,

In meine Wunden ſüßen Balſam ſtreute?
Vermag's doch Einer nur in deutſchen Gauen —
Der Vogler iſt's, dem ich die Arme breite! —

Es ſtieg die Sonne auf, den Bund zu ſchauen,
Und glänzte ſegnend über der Kapelle,
Und weiter zog der Abt in Gottvertrauen —
Getröſtet, Schubart in die düſtre Zelle.

Lope de Vega.

Wer leugnet's! — das iſt eines Spaniers Antlitz,
Und eines zwar, auf dem Gedanken raſten;
Kein Angeſicht, in das ein ſtiller Wahnwitz —

Ein ſchöner zwar — des träumenden Phantaſten
Die neblicht dunklen Lettern hingeſchrieben,
Und Augen, die zum Kerkerlichte paßten,

Zugleich zum Sternenlicht für nächtlich Lieben,
Und eine Stirn, der Rennbahn zu vergleichen,
Wo ſich im Flug Gedankenroſſe trieben.

Wie Falter, die um todte Blumen ſtreichen,
Streicht hin ein Lächeln um die ſtarren Züge.
Kennt dieſer Schritt den Sinn: „Vor'm Feinde weichen?“

Und ſagt's die Schulter nicht, was ſie noch trüge?! —
Lope de Vega nannten ſie den Starken,
Und ſeine Miene kündete nicht Lüge.

Es ſchoß ſein Sinn dahin auf leichten Barken,
Auf Küſten zu, noch damals unbekannte,
Und kämpfte ſiegend in den fernſten Marken

Des Geiſtes, wo der Dichtung Sonne brannte; —
Das eben war's, daß er aus eignem Leben
Ein neues rief, und es in Formen bannte;

Das ſind des Geiſtes Wunderkräfte eben,
Daß immer neu Gedanken und Geſtalten
Am Stabe des Bewußtſeins ſich erheben,

Und über'm Schöpfer ihren Fittig falten.
Bewußtſein ließ mit wilder Blitzesſchnelle
Don Lope's Schlachtſchwert, den Gedanken, walten. —

Don Lope ſchritt gar haſtig durch die Zelle;
Sein alter Schreiber ſaß am Pult indeſſen,
Deß Haupt umfloß der Locken Silberwelle.

Darunter ſchlief, wie unter'm Schnee vergeſſen
Die Blume liegt, verdorret der Gedanke,
Und ſchien nach manchen Leiden unermeſſen,

Noch ſeine Seele, eine leidenskranke.
Vom Licht der Ampel fielen blaſſe Strahlen
Auf ſeine Stirn herab, die marmorblanke,

So wie der Mond pflegt zitternd hinzumalen
Auf's Grab, wo man die Schmerzen wähnt verwahret,
Der Rückgebliebnen liebgewordne Qualen.

Er hieß Solis; in ihm hat ſich gepaaret
Die Schreibekunſt mit alten Wiſſenſchaften,
Und die Gedanken, die Don Lope ſchaaret,

Macht er um Sold für alle Zeiten haften.
Es ſprach ſein Herr zu ihm mit milder Stimme
„Ich wollt', daß Deine Mienen ſich entrafften,

„Der ſie bedeckt, dem ſtillen finſtren Grimme! —
„Nicht will ich, daß, wem meine Gunſt gebührte,
„Im Herzen ihm des Haſſes Kohle glimme!“ —

Doch er blieb ſtumm und ſchrieb, was der dictirte,
Den heißen Federkampf gen ſeine Feinde:
„Nicht, daß mich zeitig grüner Lorbeer zierte,

„Daß Spaniens Fürſten meine mächt'gen Freunde,
„Daß meinen Namen man ſah früh erglänzen
„Im hohen Kreis der dichtenden Gemeinde,

„Daß ſie durch mich zu neuen, ſchönen Lenzen
„Erwacht geſeh'n der Künſte heitre Welten,
„Daß ſie mich freudig nannten vor Terenzen

„Und meinen Ruhm zu Seneca's geſellten;
„Das war es nicht — das nicht die Freudefunken,
„Die ſonnengleich mir meine Bahn erhellten. —

„Das Eine aber macht mich wonnetrunken,
„Und hätt' ich ſelber Todesqual gelitten,
„Das Eine —" Und in Sinnen tief verſunken

Durchmißt die Zell' er mit erhitzten Schritten,
Indeß der Schatten an den dunkeln Wänden
Wie eine düſtre That ihm nachgeglitten.

„Das Eine —" ſchreibt Solis mit ſchwachen Händen,
Und ruft es als ein dumpfes Echo wieder,
In Angſt, wie dieſer Worte Spitzen enden.

„Das Eine," ruft Don Lope, „daß ich nieder
„Die falſche Saat des Ketzervolks getreten,
„Und daß ich als ein Kämpe, frei und bieder,

„Verſcheucht der Dichtung gleißende Propheten,
„Daß ich zerſtreut als arme Bettlerrotte,
„Die ſich in Spanien genannt: Poeten! —

„Nun zieh'n ſie hin zu ihrem eignen Spotte,
„Und müſſen bettelnd durch die Länder ſtreichen,
„Und fleh'n umſonſt zu ihrem falſchen Gotte,

„Den ſie gewähnt in edler Dichtkunſt Reichen. —
„Vor Allen aber mußt' das mächtige
„Geſchoß den ſchlechten Führer mir erreichen.

„So ſank Rueda auch in nächtige
„Verſchollenheit, der Tück'ſche, Lügneriſche,
„Der Bettler nun — der Niederträchtige!"

„„Der Niederträcht'ge?!"" — ſchrie's vom Schreibetiſche
In wilder Wuth, empörend, widerſprechend,
Als ob von dorthin durch die Lüfte ziſche

Ein ſpitzer Dolch, des Armen Schande rächend, —
Doch ſtirbt der ſchrille Ton mit einem Male,
In einem langen Todesſeufzer brechend;

Und vor dem Meiſter liegt im Ampelſtrahle
Ein ſtarrer Todter wie im Leichentuche. —
Er ſtarrt in's Antlitz ihm, das todesfahle,

Und lieſt in ſeiner kalten Unglücksbuche
Von ſchwer ertragner Schande die Geſchichten
Und von der letzten Stunde argem Fluche —

Darum zerſchmetternd mußt' es Lope'n richten,
Da alſo eines Dieners Worte tönten:
„Wie ſeid Ihr ſtark im Dichten und Vernichten!

„Den jetzo Eurer Worte Stachel höhnten,
„Es iſt Rueda, den Solis Ihr nanntet,
„Das Haupt der Dichter, der von Euch verpönten,

„Und den Ihr auf des Elends Wege ſandtet;
„Der Euch gedient, von Hungersnoth getrieben,
„Und den, von Schmach entſtellt, Ihr nicht erkanntet!“ —

Noch glänzt am Blatt, was Jener hingeſchrieben,
In Pope's Bruſt jedoch beginnt's zu nachten:
Ein leiſ' „Memento mori!“ iſt ihm blieben

Durch allen Glanz, den ihm die Jahre brachten;
Und wenn es ihn gemahnt in ſpätern Zeiten,
Da war's, wo ſeine Lippen bitter lachten,
Und klang es wie der Ton zerrißner Saiten.

Druck der Teubner'ſchen Officin in Leipzig.

Moritz Hartmann

Der Krieg um den Wald.

Der

Krieg um den Wald.

Eine Hiſtorie

von

Moritz Hartmann.

> Wie grün auch die Natur auf der Oberfläche erſcheint, ſo ruht ſie doch tiefer unten überall auf einer ſchrecklichen Grundlage und Pan, bei deſſen Spiel die Nymphen tanzen, hat einen Schrei in ſich, der Alles zum Wahnſinn treiben kann.
>
> Thomas Carlyle.

Frankfurt am Main.
Literariſche Anſtalt.
(J. Rütten.)
1850.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Druck von Streng und Schneider in Frankfurt a. M.

Erſtes Kapitel.

Bayeriſche
Staatsbibliothek
München

Die erſten Regierungsjahre der unvergeßlich genannten Kaiſerin Maria Thereſia waren für Böhmen eine Zeit der Drangſale und der ſchwerſten Prüfungen. Abwechſelnd in Beſitz genommen und gebrandſchatzt von Preußen, Baiern und Frankreich, und immer wieder erobert von den Kaiſerlichen, wußte das Land am Ende nicht mehr, wem es eigentlich angehörte, wo es Recht ſuchen und von welcher der genannten Mächte es Erſatz für den erlittenen Schaden fordern und erwarten ſollte. Dazu kam die völlige Recht- und Geſetzloſigkeit, die in Folge der ewig ſchwankenden Zuſtände eintraten. Die Gutsherren, welche zugleich die Gerichtsherren waren, hatten für die verſchiedenen Mächte Partei genommen und flüchteten ſich, ſobald die feindliche ſich näherte, ihre Unterthanen der fremden wie der heimiſchen Willkür überlaſſend. Der Bauer war es wieder, der unter dieſen Umſtänden am meiſten zu leiden hatte und in ſolcher tollgewordenen Zeit endlich gegen ſich ſelbſt zu wüthen anfing. Der Krieg, die Neigung zu Händeln, die böſe Luſt am Haſſen und an der Zwietracht hatte ſich der Geiſter bemächtigt und ſobald im Thal, im Gebirge ein Landſtrich vom Feinde geräumt war, ſuchten die Bewohner unwillkürlich und bewußtlos nach Händeln unter ſich, die größeres Unglück über das Land brachten, als alle äußeren Feinde.

Der Schauplatz einer der merkwürdigſten Kriegsgeſchichten dieſer Art waren die Dörfer, die ſich zerſtreut, nord-öſtlich von der k. k. Bergſtadt Przibram*), vom Dubnaberge aus über den Homolawald hinunter bis ins Thal der Litawka, und öſtlich längs der Prager Straße hinziehen.

---

*) ſp. Prſchibram.

An dem eben genannten Flüßchen, das während des Sommers unſcheinbar und nur mit Mühe durch Geſtein ſickert, im Frühling aber und mit anbrechendem Winter gewaltig aufbrauſt und Felder und Wieſen verheert, liegt das zerriſſene, arme Dorf Duſchnik. Ein kleines Schlößchen mit einer unbedeutenden Thurmuhr und ein mit Mauern umgebener Kohlgarten, der ſich Schloßgarten nennt, bilden ſeinen ganzen Schmuck. Sonſt Strohdächer, theilweiſe noch mit Raſen bedeckt, aus denen wilde Pflanzen aufwuchern, einzelne Bäume, zerbrochene Holzhecken, tiefe Lehmgruben mitten zwiſchen den Häuſern, ein Heiliger Johann von Nepomuk in der Mitte, einzelne rothangeſtrichene Fenſterläden an den wohlhabendſten Häuſern — in der Ferne das dumpfe Klopfen der Eiſenhämmer und der ewig aufſteigende Rauch der Silberſchmelzhütte — das iſt das ganze Dorf, das iſt Duſchnik, deſſen Geſchichte zur Zeit der öſterreichiſchen Succeſſionskriege wir hier erzählen wollen.

Eines Abends, es war im Frühling des

Jahres 1745, ſaß, wie gewöhnlich, der größte Theil der männlichen Bevölkerung des Dorfes Duſchnik in der Stube des alten Mathei Stroß verſammelt, den man ſchlechtweg, in Erinnerung an ſeine ehemaligen Amtsverrichtungen als Dorfrichter, nur den „alten Richter" nannte, und horchte den weiſen und erfahrenen Worten dieſes Greiſes. Der alte Richter genoß von jeher in dem Dorfe und der ganzen Umgegend das größte Anſehen, das er nicht allein ſeinem Richteramte verdankte, welches er nunmehr, ſei es wegen ſeines vorgerückten Alters niedergelegt oder in den ſtürmiſchen Zeiten verloren hatte, ſondern es war noch in ganz andern Umſtänden begründet.

Allgemein raunte man ſich in die Ohren und glaubte, obwohl man es nie öffentlich zu behaupten wagte, der alte Richter, der ſo viel Geheimes wußte, von uralten Dingen ſo klar erzählte, als ob ſie geſtern oder heute geſchehen wären, ſo weiſe ſprach und alles was er ſprach mit Bibelſprüchen zu belegen verſtand — allgemein glaubte man, der alte Richter ſei ein Huſſit, habe eine böhmiſche Bibel, in der er allſonntäglich leſe, wobei er ſich ſelbſt die heiligen Sakramente in Brod und Wein ertheile, und habe neben der Bibel und andern geheimnißvollen Büchern tief unter der Diele ſeiner Stube einen Kelch, ein Schwert und andere Zeichen der Huſſiten vergraben.

Obwohl gut katholiſch, achtete das Volk das Geheimnißvolle, das den Alten umgab, und hatte inſtinktmäßig eine heilige Scheu vor ſeiner eigenen Vergangenheit, die trotz aller Pfaffenerziehung im Gedächtniß des Volkes überhaupt und vor den Augen der Duſchniker Bauern leibhaftig in der Geſtalt des alten Richters fortlebte. — Sie glaubten, daß in dem Stamme, in welchem ein vor Jahrhunderten blühender Glaube fortwuchs, alles Wiſſen der langen Zeit, die zwiſchen damals und heute lag, vereinigt war. Doch wagte man nur ſelten oder nie davon zu ſprechen oder darauf anzuſpielen. Nur wenn der alte Richter etwas ſagte, was den Bauern beſonders weiſe erſchien und was ſie einem höheren Wiſſen zuſchrieben, ſahen ſie einander verſtändig an und gaben andeutungsvolle Zeichen. Immer aber glaubten und gehorchten ſie ſeinen Worten. Auch heute.

Die Bauern ſprachen über die Zeitläufte und ließen ſich vom alten Richter erzählen, was er in der Stadt beim Amte über die neuſten Schlachten, über Krieg und Frieden, über die Kaiſerin und ihre Generale und Miniſter gehört hatte. Martin Kinnich, ein kleines, mageres Männlein, mit funkelnden Augen und ſtruppigem Haar, dem man bei ſeiner ſtarken Beweglichkeit das vorgerückte Alter nicht anſah, klatſchte mit der Hand auf den rothen Tiſch und meinte, während er den Hut von einem Ohre auf das andere warf: Es wird noch lange nicht beſſer! Was haben wir von der Kaiſerin zu erwarten? Als ſie vor Kurzem in Prag, ſchickte ſie ſechs und vierzig ſchwangere Weiber, die um die Freigebung und um das Leben ihrer gefangenen Männer baten, mit harter Antwort von ſich. Iſt das ein weibliches Herz? — Sechs und vierzig ſchwangere Weiber! ſechs und vierzig ungeborne Kindlein! um Steine zu bewegen! Und was haben die ſechs und vierzig Männer gethan? Kein Menſch weiß es. Man beſchuldigt ſie des Einverſtändniſſes mit Baiern, weil ſie die Brandſchatzung eintrieben, ohne welche Alles mit Feuer und Schwert wäre vernichtet worden. Bei Gott, brave Männer ſinds und recht haben ſie gethan. Und Baiern! das iſt auch ſo eine Geſchichte. Nach alten Briefen und Urkunden ſoll Baiern eben ſo großes Recht auf Böhmen haben und größeres als Maria Thereſia, unſere allergnädigſte Kaiſerin. Es wird nicht beſſer, ſage ich, es wird nicht beſſer!

Der Einzelne macht die Dinge nicht gut und macht die Dinge nicht ſchlecht, ſagte darauf der alte Richter Mathei Stroß, — am Volke liegts. Wie das Volk iſt, ſo werden die Dinge; am Geiſte, der im Volke lebt, liegt es. Wäre das Volk ſo, daß es ſich erhoben hätte, als eine Anzahl unſchuldiger Männer in die Gefängniſſe geführt wurden, dann hätte die Kaiſerin keine ſolche Antwort zu geben gebraucht, ja wäre es gar nicht dahin gekommen. Der Geiſt, der im Volke ſteckt, ſteht ewig hinter den Fürſten und raunt ihnen zu: ſo und ſo thuet, das wird es ertragen, euer Volk — das wird es nicht ertragen.

— Sie iſt die Tochter ihres Vaters und der Apfel fällt nicht weit vom Stamme, fügte ein Dritter hinzu, und Martin Kinnich rief etwas ärgerlich darein: Wenn der Einzelne die Dinge nicht gut und nicht ſchlecht macht, warum ſollen wir uns nicht helfen? Warum ſollen wir warten, bis der Richter nach Jahr und Tag uns unſer gutes Recht auf den Wald zuſpricht? Warum gehen wir nicht hin und ſchlagen die Diebe, die Obtſchover, todt, die ihn ausreuten, daß er eher wie ein Kirchhof als wie ein Wald ausſehen wird, wann endlich dem Richter belieben wird ſein Urtheil zu ſprechen?

Kinnich hatte einen Gegenſtand zur Sprache gebracht, der augenſcheinlich die Gemüther aller

Anweſenden ſchnell ergriff und, wie an ihrer Augen Blitzen, an den vorgebogenen Leibern, die horchen wollten, was der alte Richter antworten werde, zu ſehen war, ſie ſehr lebhaft bewegte. Es war auch eine Lebensfrage. Das Dorf Duſchnik war arm, ſo arm wie nur wenige der ganzen Umgegend. Die Ueberſchwemmungen des Litawka ſpotteten des Fleißes ſeiner Bewohner. Ringsum war alles ausgeſchwemmtes Geſtein, verwaſchenes Erdreich, zerriſſener, ſandbedeckter Wieſengrund. Was an Feld und Wieſe höher hinauf an den Hügeln lag und vor der alljährlich wiederkehrenden Kalamität geſichert war, hatte ſich ſeit Jahrhunderten der Gutsherr zugeeignet. Dem Dorfe ſelbſt blieb nichts übrig als der Wald, der, die „Homola“ genannt, ſich den Bergrücken entlang erſtreckte und das Thaldorf Duſchnick von dem Bergdorf Obtſchov trennte. Der Wald, der allein die Duſchniker ernährte, indem ſie jährlich eine Anzahl Stämme fällten, die ſie nach Prag verkauften und deren Ertrag ſie gleichmäßig unter ſich vertheilten, der

Wald war von ihnen gehütet und geliebt, wie ihr Augapfel, wie ihr Kind — denn es war ihr Nährer, ihr einziges Beſitzthum — daher auch ihr Troſt und ihr Stolz. Die Obtſchover, obwohl glücklicher als ihre Thalnachbarn, da ſie, reich an Feld- und Wieſengrund, Früchte und Herden in vollem Maaße beſaßen, gönnten gleichwohl den Duſchnikern nicht den vollen Genuß des Waldes und da er ſich in der That eine Stunde über ihre Gemarkung hinauszog, erhoben ſie unter Anführung ihres Dorfrichters, Mika, nur der Bauernadvokat genannt, Anſprüche, welche beide Dörfer in einen langen Prozeß verwickelten. Sein Fortgang wurde durch die Flucht der Gutsherrn und aller Beamten beim Herannahen der Baiern und Franzoſen unterbrochen, und da auch der Magiſtrat der Stadt Przibram das Schiedsrichteramt von ſich wies, benützten die Obtſchover, vielleicht ahnend, daß ihnen das Recht auf den Wald werde abgeſprochen werden, die geſetzloſe Zeit, um ihn ſo viel als möglich auszubeuten und das Holz um einen

Spottpreis an alle Welt zu verkaufen. Ihr Richter, Mika, ein Bauer der leſen und ſchreiben konnte, in der ganzen Umgegend für einen feinen Kopf galt, mit dem ſich kein Advokat meſſen dürfe, der mehrere alte Geſetzbücher beſaß, woraus er den Bauern, bei denen ſich dann und wann das Gewiſſen regte, ihr Recht auf den Wald verdemonſtrirte, ſuchte die Abſatzquellen auf und leitete den Holzhandel, wobei ihm größere Einkünfte als den andern Bauern abfielen, was ihn auch bewog, mit ſeinen Rechtsbefohlenen auf dem eingeſchlagenen Wege zu beharren und den Wald in der Zeit, die ihm die Verwirrung des Krieges noch ließ, ſo viel als möglich noch auszubeuten. — Es hatte ſich in Folge dieſes Streites ein Geiſt des Haſſes und der Erbitterung zwiſchen den Bewohnern der beiden Dörfer ausgebildet, der ſchon oft zu Thätlichkeiten geführt, nächſtens aber in blutige Händel auszuarten drohte. Daher die Bewegung unter den Bauern, als Kinnich das Geſpräch auf dieſen Gegenſtand brachte, und ihre Aufmerkſamkeit auf die Worte des alten Richters, der ihm alſo antwortete:

Es ſteht wohl geſchrieben: Glied um Glied und Aug um Aug und Zahn um Zahn. Es iſt aber nicht geſagt: wenn dein Nachbar Gewaltſames begeht, ſo thu wieder Gewaltſames und wenn er dich beſtiehlt, ſo ſtiehl wieder. Das Auge, das er Euch verwundet, wird er Euch heilen müſſen nach dem Spruche des Richters, der der Arzt des Verfolgten iſt, und mit den Arzneien, wie er ihm befiehlt. Unſer Recht iſt verbürgt in alten Urkunden und keinem Menſchen iſt es gegeben, dasſelbe zu beugen. So müſſen wir glauben, ſo lange es der Richter nicht gebeugt hat. Er muß zum reichen Manne ſagen: gib dem Armen ſein Schaaf wieder. Der Krieg wird bald beendigt ſein, die Richter werden ſich wieder um das Recht der kleinen Leute kümmern müſſen — bis dahin müſſen wir dulden.

Die Bauern ſchienen wenig zufrieden mit dieſer friedlichen Rede des alten Richters, murmelten vor ſich hin und mehrere wollten ihm antworten, als ein junger Bauer, ohne Hut, mit zerzauſtem Haar, blutigem Geſicht und zerriſſenen Kleidern, in die Stube ſtürzte.

So haben mich die Obtſchover zugerichtet, rief er aus, indem [illegible] ſich vor die Bauern hinſtellte und eine laute Lache aufſchlug — es geſchieht euch aber Recht. Während ihr hier ſitzet und plaudert, fahren ſie Wagen auf Wagen nach Prag und wenn ſich Einer von Euch unterſteht zu muckſen, werden ſie ihn ſo zurichten, wie ſie mich zugerichtet haben.

Die Bauern ſprangen auf, ballten die Fäuſte, warfen die Hüte auf den Boden, fluchten und polterten. „Was iſts, was iſt geſchehen? erzähl Pepik, erzähle!“

Nun was ſolls ſein? — ſagte der Bauernjunge Pepik Picard, *) indem er ſich das Blut

---

*) Picard — dieſer Name, der mitten unter den ſlaviſchen und deutſchen Familiennamen ſo ſonderbar abſticht und oft in Böhmen vorkommt, ſtammt offenbar von den Picarden, welche einſt in Böhmen eine ſo große Rolle ſpielten.

vom Geſicht wiſchte, ich komme von Oberſchiſcht, wohin ich das letzte Huhn und die letzten Eier meiner Großmutter brachte, um ſie im Kloſter der ehrwürdigen Brüder Jeſuiten, weil ſie meiner Alten die Roſe aus dem Geſicht gebetet haben, zu opfern, gehe ganz luſtig mit dem Segen des Paters Guardian davon, ſinge und bin guter Dinge, biege ums Holz hinter Obtſchov — wer kommt mir entgegen? Der alte Lump, der Bauernadvokat, der Mika aus Obtſchov, mit einer Schreibtafel in der Hand und rechnet und rechnet, und hinter ihm ein langer, langer Zug von Pferden — und was zogen die Pferde? prächtige Tannen, liebliche Fichten, goldne Birken. Kreuztauſend Bataillon, rief ich, du Dieb, du Schelmenwetter, führſt uns wieder unſer ſchönſtes Gehölz fort! — und wie ichs ſage, treibe ich ihm die Mütze über die Ohren, ſchlage ihm die Schreibtafel aus der Hand und laufe was ich laufen kann — querfeldein. Aber proſt die Mahlzeit — die Burſche habens geſehen, laſſen die Pferde ſtehen und den jungen Mika an der

Spitze, laufen mir nach und richten mich ſo zu, wie ihr mich da ſeht.

Die Diebe, die Räuber! rieſen die Bauern unter einander — ſie ſollen büßen — wir wollens ihnen zeigen!

Halt, es iſt noch nicht aus! rief ihnen Pepik nach, da ſie zornig und fluchend hinaus eilen wollten, s'iſt noch nicht aus. Auf dem Heimwege habe ich vom Obtſchower Juden erfahren, daß der Mika mit einem kaiſerlichen Lieferanten einen Kontrakt abgeſchloſſen hat und ihm ſo viel Holz liefert, als er nur braucht um zweihundert Elbboote für die Armee zu bauen und Brennholz für die Militärbackhäuſer. S'iſt ein ſchön Geſchäft — in vier Wochen wird unſer Wald ſo durchſichtig ſein, wie dem armen Manne ſein Korn.

Das ſoll er nicht, beim heiligen Johann von Nepomuk, beim heiligen Wenzel und tauſend andern Heiligen! ſchrie Kinnich, das ſoll er nicht, die Obtſchower ſind Räuber, wir müſſen uns unſerer Haut wehren, und wer auf Raub ausgeht, der geht auch auf Mord aus, ſagt ein altes Sprichwort — und wer mich morden will, den ſchlag ich todt und damit Punktum, und morgen gehen wir in den Wald und wenn wir da einen Obtſchever Blutstropfen finden, ſo ſoll er fließen — das ſchwör' ich beim Teufel!

Ja, wir gehen morgen in den Wald und ſchlagen todt was uns unter die Hände kommt! riefen die Bauern alle und liefen fluchend hinaus; kaum daß ſie dem alten Richter noch gute Nacht ſagten und er Zeit hatte ihnen nachzurufen: Vergeßt mich nicht, ich gehe mit Euch in den Wald!

Plötzlich war es ſtille geworden in der Stube. „Das wird nicht gut!“ murmelte der alte Richter, der zurückgeblieben war, indem er mit dem großen hölzernen Kamm, der nach alter Art in ſeinen langen grauen Locken ſteckte, ſich die Haare zurückſtrich, ein altes dickes Buch aus einem Verſtecke in der Holzwand hervorzog und hinausging.

Während er draußen die Treppe hinaufſtieg, um in die Schlafſtube unter dem Dache zu gelangen, fing es in der Stube, tief im dunkeln Winkel hinter dem Ofen leiſe zu ſchluchzen an und das Schluchzen wurde immer ſtärker, bis es ſich in ein langes, inniges Weinen verwandelte. Liduſchka war es, welche weinte.

Liduſchka, die Schwiegertochter des alten Richters, die junge Strohwittwe, wie man ſie im Dorfe nannte, weil ihr die Kaiſerlichen ihren Mann kurze Zeit nach der Hochzeit als Soldaten weggeführt hatten, Liduſchka hatte hinter dem Ofen alles geſehen und gehört, was in der Stube vorging. Sie weinte, weil ſie eine Obtſcheverin war, und es that ihr weh ſo von ihren — wie ſoll man ſagen? — Landsleuten ſprechen zu hören, wie man ſie Diebe, Schelme, Räuber nannte. Beſonders weh aber that es ihr, daß man von ihrem Vater, dem Bauernadvokaten, wie von dem Herbergsvater der Diebe ſprach, er, der zu Hauſe in ihrem Dorfe ſo hoch geachtet war als Wunder der Weisheit und Gelehrſamkeit unter den Bauern. — Wie ſie ſo weinend aus ihrem Verſtecke hervorkam und durch die Stube ging, ſchluchzend, gebeugten Hauptes und ſich ans Fenſter ſetzte, wo ſie vom Monde beſchienen, ihre langen blonden Haarflechten unter tiefem Seufzen auflöſete und die aufgelöſten Haare wie einen Kranz um die Stirne wand, war ſie ſchön und traurig anzuſehen. Nicht allein die ſchlimmen Worte, die über ihren Vater und ihre Landsleute gefallen waren, waren es, die ſie ſo betrübt machten — traurige Ahnungen ſtiegen in ihr auf. Es war ihr als ob die Männer, die heute ſo erzürnt von dannen ſtürzten, ſich nicht ſo bald zur Ruhe begeben würden — als ob der heutige Abend der Anfang einer böſen Zeit ſein ſollte. — Dieſe Ahnungen ließen ſie nicht ſchlafen, ſelbſt als ſie längſt ſchon vor dem hellen Mondſchein ihren ſchönen ſchlanken Leib im Bette barg. Sie bildete ſich ein, daß Alles beſſer werden könnte, wenn nur ihr Mann daheim wäre, der gute, ſanfte Nicolai, und zum Frieden ſprechen könnte, anſtatt daß er ſich eben im fernen Schleſien oder

Sachſenlande als wilder Soldat herumtreiben müſſe. Böſe Träume ließen ſie nicht ſchlafen, bis ſie endlich in einem Augenblicke zwiſchen Wachen und Schlafen einen Ausweg aus ihrem Kummer fand und dazu lächelte wie zu einem guten Gedanken. Mit dem erſten Morgenſtrahle wollte ſie hinunter zum Alten vom Hammer und ſich ſeinen Rath erbitten und ihn, den Propheten, über die nächſte Zukunft befragen.

* * *

Zweites Kapitel.

Einige hundert Schritte hinter dem Dorfe Duſchnik, wenn man dem Laufe der Litivka folgt, auf dem ſchmalen Striche zwiſchen dem Bache und dem ſteil aufſteigenden Felſen, durch Ulmen, Erlen und Weidenbäume verdeckt, liegen mehrere Hütten, eng aneinander gedrängt: Eiſenhämmer. Obwohl die hölzernen Wände und Dächer auf ſteinernen Grundmauern ruhen, zittern ſie doch ununterbrochen von dem Schlage der mächtigen Hämmer vom Grunde bis zum Giebel und die Wetterfahnen drehen ſich bebend, auch wenn nicht das leiſeſte Lüftchen zieht. Haben die Hütten in ihrem dunkeln, einſamen Verſteck, von dumpfem Geklopfe durchhallt, an ſich ſchon etwas Unheimliches, ſo bekommen ſie erſt noch ein ſchauerliches Anſehen, wenn im Frühling und im Sommer, ſobald die Sonnenſtrahlen wärmend niederfallen, die unzähligen Schlangen aus ihren Löchern im Felſen hervorkriechen, ſich die Wände hinanwinden und von den Dächern züngelnd herabhängen gleich rothen, grünen, ſilbernen Bändern, die der Wind bewegt. Die Eiſenarbeiter lächeln über die gewohnte Geſellſchaft, die ſie nicht fürchten, und wundern ſich auch nicht, wenn ſich dann und wann ein vorwitziges Schlänglein ganz nahe dem Hammer neben der glühenden Eiſenſtange hinſtreckt oder ſich im Herde mitten im Funkenregen wärmt. Aber der Wanderer erſchrickt vor den Hütten, wie vor der Wohnung eines Zauberers.

Aber es wohnt hier auch ein Zauberer.

Hart am Felſen, in der verſteckteſten und ärmlichſten unter den verſteckten und ärmlichen Hütten, wohnt der alte Bureſch, der Wunderdoktor, der Prophet, der ausgerenkte Arme und Beine einrichtet, allerlei Salben bereitet, das Gras wachſen hört, die Stimmen der Thiere verſteht, geheimnißvolle Uebel beſpricht, Träume deutet, neugebornen Kindern nach den Sternen ihr Schickſal beſtimmt und Jedem auf Begehren die Zukunft deutet — der alte Bureſch, der Alte vom Hammer. Seine geheimen Wiſſenſchaften hat er ſich, wie man's erklärt, aus dem Lande der Türken und Heiden geholt, wo er lange Zeit vor vielen Jahren unter Prinz Eugen dem edlen Ritter, als Soldat gedient hat. Später war er Altgeſelle im Hammer; jetzt, in ſeinem hohen Alter aß er nur noch das Gnadenbrod in der einſamen Hütte. Er hauſ'te dort ganz allein, da ſein Sohn Peter Bureſch ſich als Wilddieb in den fernen Wäldern umhertrieb, ja ſogar unter die Zigeuner gegangen ſein ſoll. In ſeiner Einſamkeit beſchäftigte ihn die Zubereitung der Wunderſalben und ſeine Schlangen. Die Schlangen waren ſeine liebſte Geſellſchaft und darnach hatte er auch ſeine Stube eingerichtet. Ueberall in den Wänden nahe am Boden waren Löcher angebracht, daß ſie ohne Hinderniß ein und ausſchlüpfen und ſich die Würmer holen konnten, die er ihnen jeden Morgen hinlegte. — Da ſah es denn auch ſo ſchreckhaft in ſeiner Stube aus, daß nur wenige Menſchen es wagten, ſie zu betreten, und darum ſaß er auch den ganzen Tag vor der Schwelle ſeiner Hütte und ſonnte ſich und ſah zu, ob Jemand komme, ſeinen Rath zu holen. Zum Zeitvertreibe hatte er neben einem Roſenkranze eine Schlange in der Hand, mit der er ſpielte, die er ſteif zu machen verſtand, die er tanzen lehrte, um den Hals band wie einen Strick oder auch, wenn er genug geſpielt hatte, in den Buſen ſteckte, wo ſie ſich warm und behaglich fühlte. Die Leute aus dem Dorfe, die ihn näher kannten, behaupteten, er denke, während er da ſo ſpiele, den ganzen Tag an ſeinen Sohn Peter Bureſch, den Wilddieb, den er leidenſchaftlich liebte und aus dem er gerne einen großen, mächtigen Herrn machen möchte. Die Leute aber ſprachen nicht gut und nicht gern von Peter Bureſch.

So ſaß er wieder da wie immer auf der Schwelle der Hütte, und ſpielte mit dem Roſenfranz und der Schlange wie immer und lächelte, etwas grinſend, vor ſich hin wie immer. Es war früh am Morgen. Da ſah er Liduſchka, die junge Schwieger des alten Richters, über den Steg auf ſich zukommen. Der Alte freute ſich augenſcheinlich bei dieſem Anblick, verbarg die Schlange unter dem Hemde, um das junge Kind nicht zu erſchrecken und gab ſich Mühe, ein freundliches Geſicht zu machen. — „Brächteſt Du mir etwas, murmelte er, womit ich deinem alten Friedensprediger einen rechten Tort anthun könnte, ſollteſt du mir willkommen ſein.“ Er meinte den alten Richter, den er haßte, weil er mit ihm ſeinen Einfluß im Dorfe theilen mußte und weil er wohl fühlte, daß er ſelbſt, gefürchtet und geſcheut, nur in der höchſten Noth aufgeſucht wurde, der alte Richter aber in hohem Anſehen ſtand wie ein Prieſter oder Vater. Liduſchka, als ſie des Alten vom Hammer anſichtig wurde, ſchlug furchtſam die Augen nieder und um ihre Angſt zu verhüllen, begann ſie den Inhalt ihres Körbchens, Brod, Eier und etwas Mehl, zu ordnen, und wäre am liebſten zurückgekehrt, da ihr plötzlich ihr Gang als ſündhaft und der Alte ſo unheimlich erſchien.

Aber er rief ihr ſchon von Ferne zu: Willkommen Liduſchka! Dich drücket ein geheimes Weh — komm, daß ich Dir helfe.

Das junge Weib konnte nicht mehr zurück und ſagte, indem ſie ſich näherte: Gewiß, ein großes Weh, und ihr ſollt mir davon helfen mit eurem klugen Rath, und wenn ihr mir noch ſagen wollt, wie es in der Zukunft wird mit den Duſchnikern und den Obtſchovern und mit meinem Vater und meinen Brüdern, ſo habe ich Euch dafür Alles mitgebracht, was ich im Haushalt entbehren und was ich Euch in dieſer Jahreszeit bringen kann.

Der Alte warf nur einen kurzen Blick auf das Körbchen, aber einen langen und prüfenden auf das unausgeſchlafene kummervolle Geſicht der armen Liduſchka, aus deren Worten er ſchon ihr Anliegen errathen hatte. Er lächelte und ſagte mit blinzelndem Auge, als ob er ſie ſeiner Allwiſſenheit verſichern wollte: Gelt, Du plagſt Dich um der Obtſchover Händel wegen, Du fürchteſt, es wird blutige Köpfe geben, daß Dein Vater ſchlecht davon kommen wird — und dazu haſt Du ſo böſe Träume und Du biſt ſo allein und verlaſſen, Du armer kleiner Vogel? Erzähle, erzähle!

Jeſus Maria, ja ſo iſt es! Ihr habt es ſchon Alles errathen — ſagte Liduſchka, indem ſie über die Sehergabe des Alten ein Fröſteln überlief. Und ſie erzählte ihm lange und ausführlich von den böſen Träumen, die ſie plagten, von den ſchlechten Namen, mit denen man ihren Vater im Dorfe benenne, von Allem was geſtern beim alten Richter vorgegangen war und wie das ganze Dorf in Aufregung ſei und daß man heute in den Wald ziehen wolle.

Der Alte hörte ihr aufmerkſam zu und unterbrach ſie nicht in ihrer langen und ausführlichen Erzählung. Nur daß er manchmal mit einem „Hm, Hm" in Nachdenken verſank, ſich lächelnd die Hände rieb und: „es wird gehen, es wird gehen“ zwiſchen den Zähnen murmelte. Liduſchka, die es bemerkte, wurde ängſtlich zu Muthe und ſie fragte mit zitternder Stimme: Vater Bureſch, ich glaube, ihr freut Euch über das Alles?

Aber anſtatt aller Antwort ſprang der Alte von der Schwelle auf und eilte in die Stube, aus welcher er nach wenig Augenblicken, wie zu einer Reiſe gerüſtet, wieder herauskam. Ein alter, brauner Ungarmantel hing um ſeine Schultern, ſchief auf dem Kopfe ſaß der breitkrämpige, durch allerlei Riſſe gezackte Hut, ein gewaltiger Roſenkranz mit braunen großen Kugeln hing ihm um den Nacken vorn auf die Bruſt herunter, und in der linken Hand hielt er einen Stock, der ſo hoch war wie er ſelbſt und oben ein großes, eiſernes Doppelkreuz trug. Die Augen des Alten blitzten, er ſchien plötzlich um einen Kopf höher geworden zu ſein, ſeine Muskeln ſpannten ſich und nach dem Dorfe gewendet, rief er mit einer Stimme, die den Lärm der Hämmer weit übertönte: Ja, es wird blutige Köpfe und Wunden und Tod geben! Das Maaß iſt voll, bald wird es überlaufen! Bald ſoll es auf deinen Feldern ausſehen, o Duſchnik und du o Obtiſchov, wie auf der Wahlſtatt nach einer Türkenſchlacht! Und ich will Euch einen Führer geben, von dem in hundert Jahren noch die Steine erzählen ſollen und die verbrannten Häuſer! — Dann ſprang er mit der Kraft eines Jünglings über den Bach, eilte über die Wieſen hin und verſchwand im Dunkel des Waldes. Liduſchka, die bleich und an allen Gliedern bebend daſtand und noch immer die Worte des Alten hörte, die ihr Herzblut gerinnen machten, faßte ſich endlich und rief entſetzt: Jeſus Maria, er holt ſeinen Sohn, Peter Bureſch, den Wilddieb.

Dann ſetzte ſie ſich hin und weinte bitterlich.

Indeſſen herrſchte im Dorfe die höchſte Aufregung. Unter dem großen Kaſtanienbaume, der die Statue des heiligen Johann von Nepomuk beſchattete, verſammelten ſich die Männer — fluchend, ſchreiend, Weiber und Kinder zurückſtoßend, die ſich neugierig umher ſtellten und der

Verwirrung zuſahen. Hirten hatten die Nachricht gebracht, daß die Obtichover wieder am Kreuz beim heiligen Antonius von Padua Holz fällten. Man wollte den geſtern gefaßten Beſchluß in Ausführung bringen. Der alte Richter erſchien, in der Tracht, in welcher er ſonſt zu Amte zu gehen pflegte — langer grüner Tuchrock, der mit weißem Schafpelze ausgelegt und vorn mit langen ſeidenen Schnüren zuſammen gehalten wurde, Schuhe mit weißen Schnallen, hohe ſchwarze Strümpfe — auf dem dicht von weißen Locken umwallten Haupte die grüne, pelzumſäumte Sammtmütze, in der Hand das hohe, faſt bis an's Kinn reichende ſpaniſche Rohr mit gelbem Beſchlage. Er ſtellte ſich an die Spitze der Bauern und ſchritt dem Walde zu. Aber als ſie an die Brücke kamen, die über die Litawka führt, da ſtand ſchon Kinnich an der Spitze einer großen Schaar von Bauern, die ſämmtlich mit Waffen aller Art, Heugabeln, alten Spießen, Säbeln und Feuergewehren ausgerüſtet waren. Der alte Richter blieb erſchrocken ſtehen.

Was ſoll dieſer Aufzug? rief er unwillig aus. Es ſteht geſchrieben, du ſollſt hingehen und den Fehlenden dreimal ermahnen, daß er vom Unrecht abſtehe, und Ihr wollt Blut vergießen? Das iſt nicht gut gethan, Bruder Kinnich.

Kinnich, der ſich ſo angeſprochen ſah, ſchob trotzig die Mütze tief in die Stirne, drückte ſeine alte Feuerwaffe noch feſter an die Schulter und ging ohne Antwort vorwärts. Der Friedensprediger! murrte er vor ſich hin; wenn es nach ſeinem Kopfe ginge, müßten wir warten, bis uns am jüngſten Tag unſer Recht wird.

Aber der alte Richter, Mathei Stroſſo, ſah die Gefährten Kinnich's, die ſtehen geblieben waren, lange und durchdringend an, und unwillkürlich gingen ſie hin, lehnten ihre Waffen an das Geländer der Brücke und ſchloſſen ſich friedlich dem unbewaffneten Zuge an. Als das Kinnich ſah, warf er auch ſeinerSeits die Waffe, aber fluchend und ſchimpfend, ins Gras und lief zornig voraus. Nun wenn Ihr wollt, rief er, ſo ziehen wir hin, wie ein Leichenzug — wir werden den Obtſchovern gewaltigen Reſpekt einflößen! Wenn ſie uns todtſchlagen, haben ſie Recht!

So gingen ſie vorwärts, den Berg hinan durch die ſchattigen Hallen der Fichten und Kiefern. Sie brauchten nicht weit zu gehen, um die hallende Axt fallen und die fallenden Bäume krachen zu hören. Sie ballten die Fäuſte und ſchritten lippenbeißend weiter. Doch kam kein lauter Zorn in ihnen auf — im Gegentheile beſchlich ahnungsvolle Trauer ihre Herzen und es war ihnen, als ſtünden ſie am Anfange trauriger Ereigniſſe, ja als ob ihnen eine höchſt ſchmerzvolle Begebenheit ſehr nahe wäre. Als ob ſie ihn um die Urſache ihrer Beklemmung fragen wollten, ſahen ſie von Zeit zu Zeit zum alten Richter auf. Dieſer aber ging ſchweigend, gedankenvoll, gebeugten Hauptes ſeinen Weg. — Als ſie ſich dem Kreuzwege beim Bilde des heiligen Antonius von Padua näherten, verſtummten plötzlich die Schläge der Aexte. Die Obtſchover ſahen auf und ließen überraſcht die

Hacken fallen, harrend der Dinge, die da kommen ſollten. Ueber ihrem Haupte, auf dem Baume, an deſſen Wurzel ſie eben die Axt und die Säge gelegt hatten, krächzte ein Rabe, der trotz allen Lärmens die Zweige nicht verlaſſen wollte. Stille war's — die Vögel des Waldes, die unter dem Hauen und Sägen verſtummt waren, begannen nach und nach, aber ſchüchtern, zu ſingen an — in der Tiefe begann ein Kuckuk ſeinen Ruf, ſchwieg aber ſogleich wieder. Wie kühl es auch im Walde war, wiſchten ſich doch Obſchover und Duſchniker den Schweiß von der Stirne. Ein ſchweres Alpdrücken lag auf dem ganzen Walde. Auf dem feuchten Mooſe zitterten goldne Sonnenſtreifen und Ringe — ein leiſer Windzug durchſeufzte den Wald und die Wipfel neigten ſich, „als ob ein Unſichtbarer d'rüber ginge."

Der tolle Honſik, der unter den Obſchovern war, und von der Beklemmung, die ſich Aller bemächtigte, am wenigſten verſpürend, den Duſchnikern grinſend entgegenlächelte, unterbrach die Stille zuerſt. Er ſchlug eine helle, widerliche

Lache auf und hieb aufs Neue auf den Baum los. Da fühlten ſich ſeine Gefährten, die um ihn herum ſtanden, plötzlich vom Alpdrücken erlöſt und lachten laut mit dem tollen Honſik und griffen nach den Aexten und Sägen, um ſo zu thun wie er that.

Den Duſchnikern, die ergrimmt vorſtürzen wollten, winkte der alte Richter mit der Hand, zurück zu bleiben, und ging allein vor bis an den Baum, an dem die Obtſchover eben beſchäftigt waren. Er ſprach alſo zu den Obtſchovern: Wie Ihr jetzt den Baum mit Axt und Säge fället, ſo fället und ſtürzet Ihr jegliches Recht, das Vertrauen des einen Menſchen zum andern, die Liebe zum Frieden. Wenn Ihr nicht geduldig ſeid, bis der Richter ſein Urtheil geſprochen hat, ſo höret auf den Richtſpruch Eures Gewiſſens, der Euch ſagt: Ihr eſſet das Brod aus fremdem Korbe, Ihr erndtet auf fremdem Felde. Euch hat der Herr, gnädiger als gegen uns, Felder und Wieſen und Heerden gegeben, warum wollt Ihr uns deſſen berauben, was uns jedes Recht zuſprechen müßte, auch ohne Urkunden, Briefe und Siegel, da es jedes Menſchen Recht iſt, zu arbeiten und ſich zu nähren? Wo aber ſollen wir arbeiten und uns nähren, wenn nicht in dieſem Walde, der unſer Erndtefeld iſt und unſere Werkſtatt?

Der alte Mika, der Bauernadvokat und Obtſchover Richter, bohrte mit ſeinem Haſelnußſtock ein Loch ins Moos, indem er antwortete: So lange nach Geſetz und Recht nicht ein Spruch gefällt iſt, iſt der Wald geſetzlos und hat keinen Herrn. Er iſt frei und gehört Jedermann, wie der Fluß, die Quelle, die Luft. Soll hier das Holz verfaulen wie im Wikauer Walde? — Wenn Ihr arm ſeid, ſo kommt und bittet um Almoſen bei uns, die wir reich ſind: — ſo lange ihr nicht kommt und ſaget: gute liebe Nachbarn, gebt uns etwas von Eurem Ueberfluß um Gotteswillen — ſo lange haben wir uns um Eure Armuth nicht zu kümmern. Jeder kehre vor ſeiner eigenen Thür und frage nicht, was geht beim Nachbar vor? Wenn Ihr ſo thöricht ſeid, und wartet, bis der Richter geſprochen hat, ſo ſind wir ſo klug, indeſſen zu arbeiten und in der rechtloſen Zeit aus der Ueberſchwemmung zu retten, was zu retten iſt. Macht der Krieg die Einen arm, macht er die Andern reich — und wer früher kommt, mahlt früher.

Alſo, rief der alte Richter empört aus, alſo gehſt Du, während es blitzt und gewittert, aufs menſchenleere Feld und ſtiehlſt Garben? Haltet ein, rufe ich Euch zu, Ihr thuet Unrecht, Ihr ſündiget vor Gott!

Der alte Richter rief es mit ſo gewaltiger Stimme, mit ſo gebietendem Tone, daß die Obſtſchover zum zweitenmale die Aexte fallen ließen und aufmerkſam den Zwiegeſprächen der beiden Alten zuhorchten. Nur der tolle Honſik ließ ſich nicht ſtören. Unfähig, die Worte des Einen wie des Andern zu verſtehen, kümmerte er ſich auch nicht um das, was um ihn vorging. Er wußte nur, daß er einen Baum zu fällen hatte und wohin er fallen ſollte, und unverſtändliche Töne ausſtoßend, die wohl das Feiern der Andern mißbilligen ſollten, hieb er mit der Kraft eines Wahnſinnigen auf den Baum los, immer grinſend und lächelnd, wie man es bei ihm gewohnt war. Man beachtete ihn auf beiden Seiten nicht — denn man kannte ihn von ſeinen Streifzügen her, die er oft im hohen Sommer unternahm, wenn es in ſeinem Gehirn zu kochen begann und er unruhig, wilde Töne ausſtoßend, von Dorf zu Dorf irrte, mit ſtruppigem Bart, offener, behaarter Bruſt und zerzauſtem Kopfe. Man kannte ſeine Tücken, doch fürchtete man ihn nicht — er war ja blödſinnig — und wenn man ihn des Abends wo vor einem Dorfe hinter einer Hecke liegen ſah, nahm man ihn gaſtlich ins Haus, um ihn am andern Morgen wieder weiter ſtreifen zu laſſen. Die Obtſchover bedienten ſich beim Holzmachen gerne ſeiner ungeheuren Kraft, die er auch mit Freude und Fleiß bewies.

So auch jetzt. Während durch die Unterhandlung der Alten die Duſchniker immer aufgeregter, die Obtſchover immer niedergeſchlagener und ſchüchterner wurden, ſo daß dieſe letztern, überwunden von den innigen Worten des alten Richters, ihre Blicke zur Erde ſenkten und nicht aufzuſchauen wagten, im Stillen ihren Richter beſchuldigend, daß er ſie zum Raube verleitete — ſah der tolle Honſik nur von Zeit zu Zeit auf, ob der Wipfel ſich ſchon neige und hörte mit Freude das knackende Reißen der letzten Faſern.

Laßt uns, ſagte der alte Richter mit eindringlicher, vor Rührung zitternder Stimme, als er die Bewegung der Obtſchover ſah, — laßt uns ein Schiedsgericht niederſetzen aus den beſten Männern der benachbarten Dörfer und die ſollen entſcheiden zwiſchen uns.

Die Obtſchover ſahen fragend den alten Mika an. Er ſtand ſchweigend da und ſchüttelte den Kopf; er wußte wohl, daß er auf den Vorſchlag nicht eingehen konnte, er hatte ja einen Vertrag in Prag abgeſchloſſen, der ihn um Haus und Hof brachte, wenn er ihn nicht einhielt — und es war ja ein Vertrag für die Armee der Kaiſerin. Es konnte ihm aus den Händeln mit den Duſchnikern nichts Uebels entſtehen, er konnte ſie im Nothfalle mit ſeinem Patriotismus entſchuldigen. Trotzdem aber er den Kopf ſchüttelte, machten doch die Obtſchover einen Schritt vorwärts, um dem alten Manne, der fragend, harrend, mit gerührten Blicken vor ihnen ſtand, die Hände entgegen zu ſtrecken — da krachte es plötzlich in den oberſten Zweigen — ein wilder Freudenruf des tollen Honſick — ein ſchwerer Fall — der Baum ſtürzte und unter ſeiner Wucht erſchlagen lag der alte Richter.

Ein Schrei des Entſetzens erſcholl auf beiden Seiten. Alles ſtürzte auf den Baum los, um den Getroffenen hervorzuziehen. Weh euch, rief Kinnich, ihr habt uns unſeren Vater erſchlagen! Wüthend faßten einige von den Duſchnikern nach ihren Feinden — dieſe griffen zu den Aexten, die ſie in der Luft ſchwangen. Ruhe, Friede! ſeufzte noch der alte Richter Mathei Stroß, und verſchied. Der Baum hatte ihn ſchwer am Kopfe verletzt — eine tiefe Wunde blutete und die Gehirnſchale war eingedrückt.

Sein letztes Wort wirkte auf ſeine Freunde — ſchweigend brachen ſie Zweige von demſelben Baum, der ihn erſchlagen hatte und flochten eine Bahre daraus. Auch die Obtſchover nahten ſich, ſchlugen mit ihren Aerten Zweige ab und legten ſie ſchüchtern hin; ſie wurden aber verſchmäht bei Seite geworfen. Stumm legten die Duſchniker die Leiche auf die Bahre, nahmen ſie auf ihre Schultern und zogen ab, dem Dorfe zu. Als ſie am Ausgange des Waldes ankamen, läutete eben die ſchöne Glocke von Duſchnik zum Mittagsgebete — ſie ſtellten die Bahre hin, knieten rings herum und beteten. Die Obtſchover ſahen ihnen betäubt nach — der tolle Honſick grinſte lächelnd wie immer. Der Bauernadvokat aber ſagte leiſe zu ſeinem Sohne: So wird nichts aus dem Schiedsgerichte, meinen Kontrakt kann ich einhalten — der tolle Honſik iſt nicht zurechnungsfähig. Es iſt gut ſo.

Schwül lag die Mittagshitze auf dem Walde.

* * *

Drittes Kapitel.

Bei allen Völkern, die noch auf niedriger Kulturſtufe und ihrer urſprünglichen Kraft nahe ſtehen, kehrt mit wilden Zuſtänden die Luſt an der Selbſthülfe und mit ihr die Neigung zur Blutrache zurück, die auch nichts anderes iſt als verſpätete und nachgeholte Selbſthülfe. So war es auch bei den Duſchnikern nach dem Tode des alten Richters. Es war dem Bauer Kinnich nicht ſchwer geworden, ſie zu überzeugen, daß ihr Vater und Rathgeber von den Obtſchorern abſichtlich getödtet worden. Er wollte bemerkt haben, daß der Bauernadvokat während der Unterredung dem tollen Honſik Zeichen und Winke gegeben, wie und wo er den Baum fällen ſolle, und gewiß behauptete er, daß jener mit ſchadenfrohem Lächeln dem Zuge nachſah, als ſie ſich mit der Leiche entfernten. Kinnich führte die Bauern in die Stube, wo die Leiche ausgeſtellt war, gehüllt in glänzendes leinenes Gewand, umgeben von brennenden Wachskerzen und Sträußen von Rosmarin, Salwai und allerlei Blumen. Vor ihr ließ er ſie die Hand aufheben und ſchwören, nach ihrer Pflicht ihr Eigenthum zu ſchützen gegen die Räuber und an ihnen Rache zu nehmen für den Tod des heiligen Mannes. Libuſchka, die an der Leiche ſaß, die Hände gefaltet und leiſe Gebete lispelnd, horchte ſcheinbar theilnahmlos dem ſchrecklichen Schwure, der ihre Landsleute bedrohte. Erſt als die Leiche hinabgeſenkt und der Gegenſtand ihrer größeren Schmerzen aus ihren Augen verſchwunden war, erinnerte ſie ſich deutlich an den Schwur, der noch in ihren Ohren nachklang und ſchlich ſich noch vom Kirchhofe fort, durch den Wald nach Obtſchov, um ihren Vater und die Brüder zu warnen und ſie flehentlich zu bitten, Alles zu thun was Unheil abwenden konnte. —

Die Brüder lächelten zwar über ihre Besorgniß, doch wollten ſie ſie in Obtſchov zurückhalten und ſie bewegen, nicht mehr nach Duſchnik zurückzugehen, wo ſie doch nichts zu ſuchen hätte. Libuſchka ſchüttelte den Kopf. Das Thaldorf war jetzt ihre Heimath und es ſchien ihr ſchon nicht recht, daß ſie ſo heimlich ſich nach Obtſchov geſchlichen habe. In Duſchnik lag das Haus und das Beſitzthum ihres abweſenden Mannes, die ſie als treue Hausfrau zu ſchützen hatte. Und ſie kehrte unbeirrt durch die Vorſtellungen der Brüder und des Vaters in das nun ſo einſame Haus zurück. Da ſchaffte und arbeitete ſie ohne Unterlaß, ohne Tagelang hindurch die Schwelle zu überſchreiten, denn ſie fürchtete ſich vor jeder Nachricht, die ihr da draußen zukommen konnte.

Der Bauer Kinnich entfaltete ſeit dem Tode des alten Richters eine außerordentliche Thätigkeit. Jetzt war er eigentlich die einflußreichſte Perſon im Dorfe und war ſich deſſen wohl bewußt. Flink, leicht beweglich, ſcheinbar ſchnell entſchloſſen, Meiſter in großen Worten, verſtand er es, große Bewegungen in den Gemüthern hervorzubringen und den Moment zu benutzen. Krieg, rief er, indem er durchs Dorf rannte, Krieg müſſen wir führen auf Leben und Tod mit den Räubern, wenn wir nicht in Kurzem vor Hunger ſterben wollen!

Er ließ die Trommel aus dem Schloſſe holen, welche ſonſt die Bauern zum Frohndienſt berief, hängte ſie ſeinem Knechte um und befahl ihm, trommelnd das Dorf zu durchziehen. Die Bauern, gewohnt dieſem Schalle zu gehorchen, kamen aus den Häuſern hervor und ehe eine Stunde verfloſſen war, ſah der große Kaſtanienbaum eine große Verſammlung unter ſeinen Zweigen. Der Jude, Kinnichs Freund, ging mit der großen Brandweinflaſche durch die Menge und präſentirte heute von ſeinem Beſten, mit einſtimmend in die Schimpfworte gegen die Obtſchover und in die Lobeserhebungen des hingeſchiedenen alten Richters. Erſt als der Lärm aufs höchſte geſtiegen war, trat Kinnich auf den Altar vor dem heiligen Nepomuk und ſtellte der

Verſammlung vor, wie es Noth thue einig zu ſein gegen den gemeinſchaftlichen Feind, ſein Eigenthum für Weib und Kind zu erhalten, wie es ſich für Männer gezieme, in ſo rechtloſer Zeit durch eigne Kraft das Recht aufrecht zu erhalten, wie der Verſchiedene, Gemordete auf die Verſammlung vom Himmel herabblicke und Rache fordere und wie ſie an ſeiner Leiche ſelbſt geſchworen hätten ihn zu rächen. — Die Weiber weinten, die Männer gaben Zeichen der Uebereinſtimmung und ſchrien: Krieg, Krieg, Krieg!

Während des Lärmens entfernte ſich Kinnich aus der Verſammlung. Seinem Nachbarſohne winkte er ihm zu folgen und bog mit ihm um die Häuſer, dann redete er ihn an: Siehſt Du Pepik Picard, in dem Kriege, den wir jetzt gegen die Obtſchover führen müſſen, braucht man gute, entſchloſſene, tapfere Anführer — Du wärſt ſo ein Kerl und wenn ich was zu ſagen hätte, müßteſt Du einer der erſten Offiziere werden. Zuerſt aber muß ein Oberanführer gewählt werden. Das wollte ich den Leuten nicht ſagen, ſie glaubten ſonſt, ich wollte es werden — was mir nicht einfällt, — obwohl ich ſelbſt glaube, ich geſtehe es, daß ich meinen Platz ausfüllen würde. Aber davon wollte ich nicht ſprechen — ich wollte Dich nur bitten, daß Du jetzt zum Haufen zurückgehſt und ſie erinnerſt, daß ſie einen Anführer wählen. Du könnteſt ſo nach deinem Gutdünken einige Namen nennen — Du biſt ja ein geſcheidter Kerl!

Pepik Picard fand das Alles ſehr gut, und mit der Verſicherung, er wolle ſeine Sache ſchon gut machen, kehrte er zur Rotte zurück. — Nach einer halben Stunde wurde Kinnich in allen Häuſern geſucht — man fand ihn endlich auf ſeinem eignen Hofe, wo er mit Häckerlingmachen beſchäftigt war, als man ihm ſeine Wahl zum Führer der Duſchniker ankündigte.

In wenigen Stunden hatte das Dorf ein ganz verändertes Ausſehen. Ueberall wimmelte es von Bewaffneten — auf den Steinen klirrte es von alten Säbeln, Aexten, Gabeln. Vor den Häuſern ſaßen die Männer und verſuchten es, verroſtete Flintenſchlöſſer wieder brauchbar zu machen, dort ſaß einer und dängelte ſein altes Schwert nach einer Senſe auf dem Stein, hier ſtand ein anderer in der Schmiede und ſah zu, wie ihm der Meiſter Schmied ſeine Senſe gerade bog und einem andern die Eiſenſpitze an eine lange Stange befeſtigte, und ununterbrochen ſcholl die Trommel an den Häuſern wieder. Kinnich ſelbſt war überall; obwohl etwas verwirrt und aufgeregt und wie es ſchien ängſtlich mitten in dem Lärm, ordnete er doch die Züge, gab Anweiſungen u. ſ. w. Er hatte ſich eigenthümlich herausgeputzt. In den hohen Waſſerſtiefeln, die über die Kniee reichten und Falten bildeten, ſtacken die ſtramm anliegenden gelben Lederhoſen — die kurze blaue, mit rothen Schnüren verbrämte Jacke, an welcher eng aneinandergedrängte gelbe Meſſingknöpfe glänzten, bedeckte nur halb den vielfarbigen Ledergurt, an welchem ein gewaltiger krummer Säbel mit meſſingenem Korbe hing. An dem breiten ſchwarzen Filzhute war die vordere Krämpe aufgebogen und daran eine hohe grüne Hahnenfeder befeſtigt, die im Winde ſchwankte und Farben ſpielte und hinter welcher ein kleines Bild der heiligen Mutter Gottes vom heiligen Berge zu Przibram verborgen war. So ſchritt er dem Zuge voraus, als derſelbe ſich lärmend, ſchreiend gegen Abend dem Walde zu bewegte. Umgeben hatte er ſich mit einer ganzen Schaar von Offizieren, die er ſchnell ernannt hatte und die er hin und her ſchickte, um das ſüße Gefühl des Befehlens zu koſten.

Im Walde angekommen, theilte Kinnich ſeinen Haufen in mehrere Rotten, gab ihnen Führer und ſchickte ſie an verſchiedene Punkte des Waldes, an Kreuzwege, Halden, auf Hügel und Wieſen. Er ſelbſt lagerte ſich mit einem großen Theile der Bauern am Eingange des Waldes. Den Führern der einzelnen Rotten verbot er irgend etwas zu unternehmen, oder gar angreifend zu Werke zu gehen. Sie ſollten blos den Wald bewachen und die Obtſchover, wenn ſie kämen, zurücktreiben. Die Obtſchover aber kamen nicht. Der alte Mika war kein Mann des Krieges und dachte an die Zeit, da wieder das Regieren anfinge und die Führer der Dörfer zur Rechenſchaft gezogen werden könnten. Auch kannte er den Führer ſeiner Feinde, Meiſter Kinnich, zu gut, und wußte, daß er ſeine Schaar durch Thatloſigkeit nur ermüden werde. Er gebot den Obtſchovern, ſich in ihrem Dorfe ruhig zu halten, um nicht theilhaftig zu werden an dem bewaffneten Aufſtande, den ſich die Tuſchniker zu Schulden kommen ließen und ſo ſich um ihr gutes Recht ſelbſt zu bringen. Die Obtſchover gehorchten. Nur einzelne Kampfluſtige ſchlichen ſich mit ihren Büchſen hinaus und feuerten aus dem Gebüſch mit leichtem Schrot auf die einzelnen Rotten. Die armen Tuſchnicker, die nicht ſo gut bewaffnet waren wie die reichen Obtſchover, zogen ſich in die Tiefe des Waldes zurück und mußten von ferne hören, wie die jungen Obtſchover, wie zum Hohne, bald hie bald dort einen Baum niederſtreckten.

So ging es manche Tage und Nächte. Die Weiber, Mädchen und Kinder kamen aus dem

Thale herauf, zündeten große Feuer an, kochten und röſteten im Freien, der blinde Hermi, der Muſiker des Dorfs, blies den Dudelſack — man tanzte auf dem Raſen, man ſetzte der Flaſche zu, die der Jude umhertrug, und vergaß, warum man ausgezogen war. — Kinnich wurde nachdenklich und unruhig und ließ die Sache gehen wie ſie ging. Aber die aus dem Walde zurückkamen, fliehend vor den guten Büchſen der Obtſchover, waren unzufrieden, beſonders wenn ſie ſahen, wie man im „Lager“ ſo luſtig lebte, während ſie im Walde Stundenlang auf Poſten ſtehen und ſich dann von einigen dummen Büchſen jagen laſſen mußten. Zu dieſen geſellten ſich noch die Verſtändigeren im Lager. „Wozu, ſagten ſie, haben wir die Sache angefangen, wenn wir nicht einen entſcheidenden Streich ausführen ſollen? Den Wald ewig bewachen können wir nicht und etwas muß geſchehen, was die Obtſchover züchtigt und ſie für ewige Zeiten von ihren Räubereien zurückſchreckt. Wenn unſer Hauptmann nicht den Muth hat etwas anzufangen, ſoll er es jagen und uns nicht an der Naſe herumführen. Beſſer gar keinen Führer als einen muthloſen. Könnten wir thun was wir wollten, würden wir in hellen Hauſen auf die Obtſchever losſtürzen, ein Paar todtſchlagen, einige Häuſer anzünden und die Sache wäre gut. Aber Kinnich hat keinen Muth und kann kein Blut ſehen — das hat man ſich ſchon lange erzählt, und das ſcheint ſehr und gewaltig wahr zu ſein!“

Dem Meiſter Kinnich, der ſich immer vom Hauſen etwas entfernt hielt und allein auf einer alten Schabracke ausgeſtreckt lag, wurde das Gemurmel der Unzufriedenheit von ſeinen Freunden hinterbracht, von Pepik Picard, dem langen Wlach, vom alten Domeſch und andern.

Muth, Muth! rief er aus, Unſinn, baarer Unſinn, Dummheit, Bauerndummheit! Was heißt das Muth? ich ſoll hingehen und mich hinſtellen und mir eine Kugel durch den Leib jagen laſſen? Wozu hat mir dann der Muth genützt? Wenn ich hinfalle und todt bin, werde ich es ſehr bedauern, daß ich Muth gehabt habe. Was ſoll mir eine Eigenſchaft, die mir nur ſchaden kann? Ich richte gern was aus, worüber ich mich noch morgen freuen kann — wenn ich aber heute von ſo einem Obtſchover Bengel erſchoſſen werde, was habe ich morgen davon?

Sollen wir uns aber verſpotten laſſen? — ſagte der lange Wlach, ſollen wir uns unſer Recht rauben laſſen?

Recht wird nicht durch Unrecht erworben. Glaubt ihr denn, daß es erlaubt iſt ſo einen rechten, ordentlichen Krieg zu führen? Bin ich ein König oder ein Kaiſer? — Wir dürfen allein unſern Wald hüten, wie wir die Schafe hüten, und die Obtſchover müſſen wir ermüden.

Ermüden? rief der alte Tomeſch — da ſchlag das Donnerwetter drein! — ermüden, dieweil wir uns Tag und Nacht im Walde herumtreiben und ſie bequem zu Hauſe im Bette liegen und uns auslachen! Ich ſage Dir Kinnich, da wir die Sache angefangen haben, müſſen wir ſie ausführen und koſt' es Rad und Galgen und wenn Du nicht noch heute etwas unternimmſt, ſo biſt Du am längſten unſer Führer geweſen.

Gut, gut, wir wollen noch heute etwas unternehmen, ſagte Kinnich verdrießlich und that einen langen Zug aus der Flaſche, die er in der Jacktaſche trug — aber ihr habt mich dazu gezwungen — merkt euch, daß ihr mich dazu gezwungen habt — ihr ſeid alle Zeugen — kommt her Alle und höret, daß ich gezwungen werde gegen die Obtſchover ungeſetzliche Gewalt zu brauchen — Du beſonders, alter Tomeſch, Du beſonders zwingſt mich.

Ich nehme es auf mich — lächelte Tomeſch und wandte ſich ab.

Jetzt verlaßt mich, daß ich meinen Plan mache, befahl Kinnich und alle zogen ſich zurück und beobachteten nur von Ferne, wie er ſich die Stirne rieb und Zug auf Zug aus der Flaſche that.

Es war ſpät am Abend. Die Sonne färbte kaum noch die goldne Spitze des mittleren Thurmes am heiligen Berge — die Glocke von Pitſchin, die nur beim lieblichſten Wetter zu hören iſt, ſchickte bebende Töne über den Wald herüber, welche die feierliche Stille mehr hoben als unterbrachen. Die Bauern lagen ruhig umher, nachdem ſie Weiber und Kinder nach Hauſe geſchickt hatten, und warteten bis der Hauptmann mit ſeinem Plane zu Ende gekommen ſein würde.

Da ſcholl Hundegebell das Thal herauf durch die Bäume. Einige Minuten darauf ſprang ein gewaltiger Jagdhund heran, beſchnüffelte die Bauern und eilte wieder ins Thal zurück. Jeſus Maria, das iſt der Jagdhund des Peter Bureſch! — der Peter Bureſch kommt! — riefen mit einem Male an zwanzig Stimmen, theils freudig, theils erſchrocken. Kinnich hob bei dieſem Rufe den Kopf etwas vom Lager, ſtierte dem Hunde erſchrocken nach und ſank wieder in ſeine vorige Stellung zurück.

Peter Bureſch ließ nicht lange auf ſich warten. An der Seite ſeines Vaters und eines kleinen Jungen, der ſein Jagdgewehr trug, ſtieg er den Berg herauf. Es war ein großer, breitſchulteriger, knochicher Mann, mit dunkelbraunem Geſicht und grünen ſtechenden Augen, die wie die Augen eines Luchſes leuchteten, von ſchmalen Augenbraunen kaum beſchattet. Die weißglänzenden Zähne ſeines breiten Mundes waren von keinem Barte bedeckt, denn erſt unter dem Kinn begann nach der Sitte der altböhmiſchen Jäger der Bart, der über die Bruſt hinunterhing und das weiße Kreuz, das da hing, halb verhüllte. Er trug einen grünen, kurzärmlichen Manchesterrock, ſchwarze blos bis ans Knie reichende Lederhoſen, grüne Strümpfe und gewaltige mit Nägeln beſchlagene Schuhe — auf dem Kopfe eine Art zugeſpitzten Tyrolerhut, mit Gemsbart, Hahnenfeder und einer aus Wolfs und Bärenhaaren verfertigten Kokarde geziert, Thieren, die er ſelbſt erlegt. Denn Peter Bureſch hatte die ganze Monarchie durchzogen, um Jagden aller Art zu koſten — er hatte in Salzburg Gemſen, in Krain Bären, in Ungarn Wölfe erlegt. Seine ganze Erſcheinung ſprach von Muth, Liſt und Verſchlagenheit und flößte Furcht und Reſpekt zugleich ein. Schwache Gemüther konnten ſich ihm ganz hingeben, um ihm willenlos bald ganz und gar anzugehören. Darum wußte man auch viel von ſeiner Gewalt über Weiber zu erzählen und von ſeinem Einfluß auf alle Wilddiebe, die er zu einem Orden vereinigt haben ſollte. Offenbar gehörte die ganze Schaar verwilderter Geſtalten, welche ihn jetzt, die Büchſe auf dem Rücken, neben ſeinem Vater und dem kleinen Jungen begleiteten, mit zu dieſem Orden. Der ganze Aufzug hatte etwas beſonders Ungewöhnliches, ja Geheimnißvolles. — Erſt der gewaltige Peter Bureſch, dann ſein Vater, der Zauberer und Wahrſager, wie wir ihn oben beſchrieben haben, mit dem ungeheuren Roſenkranz und den Kreuzſtock in der Hand — der kleine, zartgeformte Knabe an Peter Bureſchs Seite, ſein Waffenträger, der ſich neben ſeinem Herrn ausnahm wie ein ſanftes Blümlein neben einer Eiche, obwohl ſeine breit und ſchief geſchlitzten Augen wild und feurig glänzten, ſelbſt wenn er zärtlich zu ſeinem Herrn und Meiſter hinanſah, und obwohl ſein Antlitz ſo dunkel gefärbt war, als ob er nicht in dieſen Landen heimiſch wäre. Dazu die Schaar von Wilddieben mit ihren Waffen, die bei aller Wildheit doch ſchweigend und unterthänig Peter Bureſch begleiteten und da ſtanden, als ob ſie immer ſeines Befehls, ſeines Winkes gewärtig wären. — In der That machte das Alles einen ſo erſtarrenden Eindruck auf die Bauern, daß ſie wie gebannt auf ihrem Lager liegen blieben, bald ſich unter einander, bald Peter Bureſch mit ſeiner Schaar anſtierten und erſt aus ihrer Verwunderung, ja Betäubung erwachten, als Peter Bureſch ſelbſt zu ſprechen anfing.

Da liegen ſie, die gewaltigen Helden, und ſtarren den Mond an, wie herrenloſe Hunde! — rief er breitlachend aus, indem er die Hände in die Taſchen ſteckte, den Oberleib zurückwarf und mit Hohn auf die lagernde Schaar hinabſah — da liegen ſie und wiſſen nicht, daß die edle Jugend Obtſchovs heute Nacht kommt, um ſie mit Vogeldunſt in ihr Dorf zurückzutreiben! Der edle Feldherr, der dort betrunken liegt, ſcheint

Mangel an Spionen zu haben. — Was wollt Ihr, was habt Ihr? Erzählt und wenn ich Euch helfen kann, thue ich's mit Vergnügen.

Ihr habt nicht Recht, uns ſo zu verſpotten, ſagte der lange Wlach. Einen Krieg zu führen, einen ſo eigentlichen Krieg, das fällt uns nicht ein, das war nur ſo im erſten Augenblicke unſer Gedanke. Den Wald, unſer Eigenthum, wollen wir nur beſchützen.

Haben Euch die Obſchover das Wild herausgeſchoſſen? fragte Peter.

Nein, das haben ſie nicht gethan, geht uns auch nichts an, das Wild gehört unſerer gnädigen Herrſchaft und würden wir uns darum nicht herumſchlagen.

Dummes Volk! murmelte Peter Bureſch zwiſchen den Zähnen und lächelte und einige aus den Bauern lächelten mit ihm, und laut fragte er: Habt Ihr Pulver? — habt Ihr Schießgewehre? — Wollen Krieg führen, ohne Pulver und Schießgewehre! Ihr ſollt Beides haben.

Schwarzer Tomeſch! rief er nach rückwärts, und aus der Schaar ſeiner Begleiter trat einer hervor: Was willſt Du, mein Junge? Peter Bureſch führte ihn bei Seite, faßte ihn am Knopfe ſeines Rockes und ſprach zum ſchwarzen Tomeſch, der aufmerkſam zuhörte, langſam und ausdruckvoll: Du haſt Dich hier ſchon herumgetrieben und kennſt die Gegend. Nimm ſo fort einige von den Brüdern mit Dir und begib Dich auf den Silberberg, in die kleine Hütte am St. Annenſchacht. Dort wohnt der Steiger, der den Pulvervorrath des Bergwerks bewachet, den man braucht, um die Felſen zu ſprengen. Dem guten Manne ſagſt Du nur die Loſung: Der Schweiß des Hirſches iſt ein edler Saft, und er wird Dich in den Keller führen und Du wirſt ſo viel Pulver mit Dir nehmen als ihr tragen könnt. Ihre Majeſtät die Kaiſerin iſt ſchon ſeit Jahren ſo gnädig, uns von dorther unſern Pulverbedarf zu liefern. Geht!

Wohl mein Junge, ſagte der ſchwarze Tomeſch, winkte einigen ſeiner Gefährten und verſchwand bald vor den Blicken der neugierig nachblickenden Bauern.

Peter Bureſch kehrte zu den Bauern zurück und indem er die Hand gegen den Hauſen ſtreckte, rief er mit gewaltiger Stimme, daß ſie tief im Walde vielfach widerhallte: Es lebe St. Hubertus Hund und die wilde Jagd! ich ruf' es ohne Geheimniß!

Auf dieſen Ruf, den die Bauern nicht verſtanden und der ihnen wie ein Zauberſpruch vorkam, ſprangen mit eins in ihrer eignen Mitte an zwanzig der flinkſten Bauernburſche auf, lachten, eilten auf Peter zu und riefen:

Es lebe die wilde Jagd und das Geſicht im Nacken! Was willſt Du Meiſter von Deinen Jungen?

Ich löſe Euch vom Gelübde des Schweigens, ſagte Peter Bureſch mit Feierlichkeit — ihr habt den hohen Bund nicht mehr zu verheimlichen, die Geſetze des Waldes wollen wir ſtürzen — geht hin und holet Eure Waffen, die unter den Schwellen vergraben ſind.

Die Burſche, die als Raubſchützen enthüllt plötzlich vor den Blicken der Bauern da ſtanden, ſtießen ein wildes Jubelgeſchrei aus und eilten ſingend und jauchzend dem Dorfe zu.

Braver Junge, guter Junge! murmelte der alte Bureſch vor ſich hin und ſah voll Triumph rund herum und wurde ergrimmt, da er die Bauern mehr erſchreckt und erſtaunt ſah und weniger voll Bewunderung ſeines Sohnes, des Hauptmannes und Großmeiſters aller Raubſchützen. Die Bauern wagten kaum zu athmen, immer neue Wunder, neue Enthüllungen erwartend — und ſie täuſchten ſich nicht.

Peter Bureſch rief den kleinen braunen Knaben, ſeinen Begleiter und Waffenträger, herbei. Werde, wer Du biſt! rief er.

Ja, mein Chan, ſagte der Knabe, er neigte ſich, warf die Flinte ins Moos und eilte ins Gebüſch.

Peter Bureſch ſetzte ſich auf einen Stein, ſtützte das Kinn in die Hand und ſah ſchweigend und ſinnend vor ſich hin. Sein Vater ſtieß ſeinen Kreuzſtock in den Boden und ſtreckte ſich neben ihn. Die Bauern murmelten unter einander und ſahen Vater und Sohn faſt furchtſam an. Die angezündeten Feuer verloſchen nach und nach — in den Kohlen kniſterte es nur noch — von Zeit zu Zeit kam ein Luftzug und Flämmchen flogen auf, um wieder ſchnell zu verlöſchen. Der Mond kam hell und klar über den Wald herauf und warf über das Land ein weißes zitterndes Licht. Der Schatten der Bäume kroch wie lebendig am Boden hin — kaum daß ſich ein Lüftchen regte — es war bald Mitternacht. Da klang ein wunderbares Tönen aus dem Gebüſche heraus, in welchem der Knabe verſchwunden war. Aller Augen wandten ſich dahin und ſiehe da, aus dem Dunkel heraus auf den mondbeſchienenen weißen Plan ſchwebte, wie von den wunderbaren Tönen getragen, eine ſonderbare, doch holde liebliche Geſtalt.

Eine Zigeunerin! riefen die Bauern überraſcht, als ſie in der Erſcheinung den Waffenträger Peter Bureſch's erkannten. Die Zigeunerin aber ſchwebte, immer den Triangel ſchlagend, wie ein Schmetterling dahin durch die

Reihen der Lagernden hinaus auf den freien, moosbedeckten, von Bäumen umgebenen Platz, über welchem eben der Mond ſtand. Wie von ſeinen Strahlen angezogen, ſchien ſie die Erde kaum zu berühren, als ſie den ſchwarzen, mit rothem Tuche umwundenen Kopf rückwärts warf, die Augen ſchloß und wie im Traume den Tönen ihres Triangels gehorchte. Ihr braunes Angeſicht, vom Monde gebleicht, glich dem Angeſicht eines Todten — nur ihr Leib lebte und bewegte ſich, ihre Züge waren ſtill, ruhig, ſchlafend. Das dünne, graue Gewand, das nur loſe durch einen ſilbernen Gürtel zuſammen gehalten war, ſchlug harmoniſch mit ihren weichen Gliedern weiche Wellen, bald ſanft ſich anſchmiegend an Bruſt und Hüften, bald wild in der Luft fliegend. Die runden Arme ſchwangen ſich nackt in der Luft und ſchlugen bald leiſe, bald laut den Triangel, und wie die Töne zitterten, bebte die ganze Geſtalt mit und wie ſie laut und ſtürmiſch klangen, hob ſich, fliegend faſt, ihr ganzer Leib wild und backantiſch mit in die Höhe, als wollte er den

Tönen nach, die in den Wipfeln der Bäume ſeufzend verklangen. Vorwärts und rückwärts trug ſie der Klang — bald ſank ſie kraftlos und gebrochen zuſammen und ſaß geknickt da wie eine Blume, bald ſprang ſie wieder gewaltig auf, ſtreckte ſich hoch und majeſtätiſch empor, groß, geiſterhaft, als wollte ſie in den oberſten Lüften verſchwimmen, und eilte mit geiſterhaften Schritten dahin, als ginge ſie auf den Kronen der Blumen, die neugierig aus dem Mooſe hervortauchten. Stolz ſtieß ſie die Erde mit der Spitze des Fußes zurück und ſchlug den Triangel mit Macht, als ob ſie ihn zerbrechen wollte. Mit einem Male warf ſie ihn weit von ſich, das ſchöne Haupt ſank bleich auf die hochathmende Bruſt nieder und aus tiefſter Seele erklang in fremden Lauten ein wunderbarer Sang. Wie ſie den Kopf ſo feſt an ihren Buſen drückte, von den herabwallenden Locken und dem rothen Shawl bedeckt, ſchien ſie ihn nur in ſich hinein zu hängen und ſich ſelbſt zu behorchen. Sie ſang, als ob ſie nur ſich allein ſänge, von einem

Geheimniß, das Niemand hören ſollte, und das klang ſo unendlich ſchmerzlich, ſo melancholiſch lieblich und ſtimmte ſo ſicher zu ihrem Tanze, daß es ausſah, als ob ihr ganzer Leib klinge. Dann mit einem Male ſtieß ſie einen Schrei aus und wie ein Wirbel drehte ſie ſich um ihre Fußſpitzen, tanzte wie von böſen Geiſtern gejagt, als ob ſie einen Zauberkreis zöge in großen Kreiſen, die immer kleiner wurden — ſchlug die Augen auf, die wild leuchteten, und die melancholiſchen Töne verwandelten ſich in laut klagende, jammernde, herzzerreißende, bis ſie mit einem lauten Seufzer, gebrochen, zu Füßen Peter Bureſchs niederſank.

Arme Lunetta, das haſt Du gut gemacht, ſagte Peter Bureſch und ſtreichelte ihr die blaſſen Wangen.

Sie tanzt wie meine Schlangen, ſagte der Alte vom Hammer.

Die Bauern ſahen ſich verwundert an, als hätten ſie einen Zauber geſehen und raunten ſich in die Ohren: Er iſt doch unter die Zigeuner gegangen.

Peter Bureſch aber ſagte zu Lunetta: Du wirſt noch dieſe Nacht nach Obtſchov wandern.

Ja, mein hoher Chan!

Du wirſt Deinen Hokus Pokus machen, wirſt ſie aufmuntern zu Händeln und ihnen Sieg verſprechen.

Ja, mein hoher Chan!

Du wirſt horchen was ſie ſagen, was ſie vorhaben, wie viel Büchſen ſie haben.

Ja, mein hoher Chan!

Wenn ſie erfahren, daß Du mir dienſt und mein Spion biſt, werden ſie Dich ſtäupen!

Ja, mein hoher Chan!

Vielleicht auch hängen!

Ja, mein hoher Chan! ſchrie Lunetta und klammerte ſich an die Kniee Peter Bureſchs.

Wenn ſie Dich ans Amt liefern nach Przibram und ſie Dich einſperren, und ausfragen über mich, über das was ich treibe und thue, wer meine Leute ſind — was wirſt Du thun? —

Ich werde ſchweigen, mein hoher Chan —

ſchrie Lunetta und drückte ihre Stirne an die Kniee ihres Herrn.

Auch wenn Du ſterben mußt. —

Auch wenn ich ſterben muß, mein hoher Chan — rief ſie, ſprang auf, klammerte ſich an ſeine Schultern, küßte ihn und eilte leicht wie ein Reh von dannen, in den Wald, nach Obtſchov zu.

* * *

Viertes Kapitel.

Guter Junge, braver Junge, kluger Junge! Spione ſind ein nothwendiges Ding. Prinz Eugen hatte immer viele Spione, und Lunetta wird ein trefflicher Spion. Kluger Junge, mein Peter; wird ein großer General! — ſo murmelte der Alte vom Hammer, nachdem Lunetta im Walde verſchwunden war und während ſein Sohn die Schaar muſterte, die indeſſen aus dem Dorfe mit prächtigen Büchſen bewaffnet zurückgekommen war. Mit beſonderem Vergnügen nahm er dem oder jenem ſeine Waffe aus der Hand, wog ſie lächelnd in der Luft, ließ ſie im Mondſchein glänzen, legte an und zielte, indem er kurz die Geſchichte jeder einzelnen erzählte: Die ſtammt aus den kaiſerlichen Waldungen von Zbirow und gehörte weiland einem Herrn Oberamtmann; die nannte ſeine fürſtliche Durchlaucht Colloredo Mansfeld von Dobrziſch ihren gnädigen Herrn, meine Lunetta fand ſie im Graſe liegend, während Durchlaucht im Gebüſche eine Unterthanin beglückten; die heißt die Stille, denn ſie macht keinen Lärm, wenn ſie einen Förſter niederſtreckt und iſt ein Erbſtück meines alten Meiſters, des deutſchen Curt, der in Prag gehängt worden und jetzt noch in den Pirglitzer Wäldern umgeht; das iſt die Tauſendgliedrige, man kann ſie in tauſend Stücke zerlegen und ſie ruhig in der Hoſentaſche tragen, während man mit dem Förſter ein Glas Bier trinkt; ein herrliches Kunſtwerk, in Wien beſtellt von einem unſchuldigen Fuhrmann aus Krummau und gebraucht, die Wälder des Herzogs in aller Unſchuld zu entvölkern.

So wußte Peter Bureſch faſt von jeder der aus der Verborgenheit auferſtandenen Büchſen eine kurze Geſchichte zu erzählen, und es ging aus ſeinen Worten hervor, daß die Bewaffnung der geheimen Raubſchützen aus Duſchnik ganz oder größten Theils von ihm ausgegangen war. Die Jungens hörten ihm mit beſonderem Vergnügen zu und lachten zu jeder Geſchichte und freuten ſich, Waffen zu beſitzen, die ſchon eine ſolche Vergangenheit für ſich hatten. Ueberhaupt waren ſie ſeit dem Augenblicke, da Peter Bureſch ſie vom Geheimniſſe erlöſte und ſie ſich in ihrer wahren Geſtalt zeigen konnten, ganz andere Burſche geworden. Sie blickten keck um ſich, ſangen und ſprangen und ſchloſſen mit den unheimlichen Begleitern ihres Chefs ſchnell Freundſchaft und ſchienen die andern Bauern, in deren Reihen ſie noch vor einer Stunde eben ſo ſtille und unthätig lagen, wie dieſe ſelbſt, mit gleicher Nichtachtung wie die andern Raubſchützen zu betrachten.

Nachdem die Muſterung vollendet war, befahl Peter Bureſch der ganzen Schaar, ihm tiefer in den Wald zu folgen. Da erhob ſich Kinnich von ſeinem Lager. Alles was vor ſeinen Augen geſchehen war, hatte ihn etwas nüchterner gemacht — doch taumelte er noch, als er mit gravitätiſchen, befehlshaberiſchen Schritten Peter Bureſch, der ſeine Macht an ſich riß, entgegenging. — Halt! rief er mit ergrimmter Stimme, ihr habt hier Niemanden zu gehorchen als mir, der ich von Euch allen gewählt bin — halt und höret auf meine Befehle!

Ein lautes Hohngelächter antwortete ihm und mit dieſem Hohngelächter war Martin Kinnich ſeines Führeramtes in der That entſetzt, ebenſo wie Peter Bureſch von dieſem Augenblick an der wirkliche Führer war, denn nicht nur folgten ihm die Ordensbrüder, auch die andern Bauern erhoben ſich mit ihren Waffen und folgten ihm nach und gehorchten ihm, theils aus Neugierde, um zu ſehen, was dieſer Verwegene beginnen werde, theils aus Verachtung gegen Kinnich, der doch erſetzt ſein mußte. Dieſer blieb allein zurück, und ballte die Fauſt und biß das Gras vor Wuth, als ſie über die Wieſe hingingen und lautlos ſich im Dunkel des Föhrenwaldes jenſeits der Wieſe verloren.

Erſt ungefähr vierhundert Schritte vor dem Dorfe Dubna wurde halt gemacht. Von dieſem Dorfe aus machte ein großer, von Felſenblöcken bedeckter Raſenplatz einen tiefen Einſchnitt in den Wald, der ſich in einem Halbkreis herumzieht, links in weiter Ferne verläuft, rechts von einem Felskamme durchſchnitten wird, welcher der Dubnaberg heißt und zu jener Zeit von Schluchten durchriſſen war und hohe Felsſpitzen gen Himmel ſtreckte. Jetzt ſind die Schluchten durch die herabgeſtürzten Felsſpitzen ausgefüllt und darüber blüht ein junger hellgrüner Wald.

Peter Bureſch ließ ſein ganzes Gefolge am Ausgange des Waldes halten und ging nur mit wenigen voraus. Von einem Felsblock aus blickte er mit ſeinen ſcharfen Augen dem Dorf Dubna entgegen, von wo aus heute die Obtſchover Jugend kommen ſollte. Er bemerkte nichts. — Doch ließ ihn das ſpäte Licht, das noch im Wirthshauſe leuchtete, auf Vorbereitungen ſchließen und er ſetzte ſich auf den Felsblock hin, ſeine Begleiter neben ihm, ſitzend, ſtehend, alle mit angeſtrengtem Blicke das Licht im Wirthshauſe beobachtend. Tiefe Stille. Der Mond leuchtete ſo lieblich, ein warmer Lufthauch durchzog die Bäume — die Gemüther der Bauern, die ausgezogen waren um einen neuen Kampf zu beginnen, wurden von der Friedlichkeit angeſteckt und die meiſten dachten an Haus und Hof und Feld, oder betrachteten die weißen Wölklein am Himmel und ihre ſonderbaren Geſtaltungen — die wenigſten dachten an Tod und Todtſchlag.

Nicht am wenigſten friedlich geſinnt war Peter Bureſch ſelbſt, wenigſtens war es die eine Hälfte ſeiner Seele. Er haßte die Beamten und Herrſchaften, die Bauern waren ihm gleichgültig, aber den Winkel der Erde, in welchem ſein Duſchnik lag, liebte er und mit ihm Alles was darin wohnte. Daß die Obtſchover Bauern Holz ſtahlen, daran lag ihm ſo wenig, als daran, daß der Fuchs Hühner ſtiehlt — im Gegentheil liebte er den Fuchs. Was ſoll dabei herauskommen? fragte er ſich. Die arme Obtſchover Jugend kommt heute, ſich einen Spaß zu machen — höchſtens ſollte man ſie dafür prügeln, aber todtſchieſſen? Entweder man fängt die Geſchichte gar nicht an, oder ſie muß groß und gewaltig werden, hundert, tauſend Dörfer müſſen aufſtehen und die Grafen todtſchlagen und ihre Knechte und die Schlöſſer anzünden — oder man läßt die Geſchichte ſein. Eine wilde Sau zu ſchießen macht mehr Freude als hundert ſolcher Bauern. Vielleicht aber iſts ein Anfang.

So denkend und erwägend, bald große Pläne aus der kleinen Geſchichte ſpinnend, bald wieder unzufrieden mit ihrer Unbedeutenheit entſchloſſen ſie aufzugeben, lag Peter Bureſch auf dem Felſen da wie ein Jagdhund, ſtreckte ſich, legte das Knie auf die übereinander gefaltenen Hände und ſpähte in die Nacht hinaus, hinauf auf die mondbeglänzten Felſen.

Da drang von dorther ein ſonderbarer Ton durch die Luft: Gebell, Gekläff, hell und durchdringend, wenn auch durch die Ferne etwas gedämpft.

Füchſe! ſagte Peter Bureſch vor ſich hin und blickte mit freudigem Geſichte hinauf zu den Felſen, ungefähr wie man einem beſonders lieben Freunde entgegenſieht.

Füchſe! liſpelte der Ungarmichel, der kurze Hannes, der einäugige Slawik und die andern Freunde Peter Bureſchs, die ſich beim erſten Tone gleich dem Steine genähert hatten, auf dem er lag.

Da kommt einer! ſagte Peter und deutete auf den Felſen. Wirklich ſtand einer hoch oben auf dem Felſenkamme und ſah ſich klug nach allen Seiten um, ſchnupperte in der Luft umher und gab ein Zeichen durch lautes Kläffen. Darauf kam ſogleich ein zweiter Fuchs heraus und ein dritter und vierter und fünfter.

Das iſt die Frau Gemahlin — wisperte der kurze Hannes.

Und das die jungen gnädigen Herren — fügte der einäugige Slawik hinzu. Herrliche Kerle! Was iſt ein Bär, ein Wolf, was iſt ein Sechzehnender gegen ſo einen Fuchs, dieſen prächtigen Schurken?

Haſt ſie auch ſo lieb, Einäugiger? fragte Peter Bureſch mit Wohlgefallen — ich ſage Euch, das Herz wuppert mir im Leibe, wenn ich ſo 'n Kerl ſeh'!

Aber das Geſpräch der Wilddiebe verſtummte plötzlich und ihre Freude ging in Erſtaunen über. Die Zahl der Füchſe vermehrte ſich immer mehr und mehr. Der erſten Familie folgte eine zweite, dritte, vierte, ein langer, langer Zug von Füchſen, der aus den Schluchten hervorkam und auf der Schneide des Kammes dahinzog, ſchweigend, behutſam ſich umſehend, auf jedes Zeichen horchend, das der erſte oder der letzte des Zuges durch einen einfachen Anſchlag gab. — Es war ein wunderbarer Anblick, der vielleicht höchſt komiſch geweſen wäre, wenn ihm der Mondſchein, die Feierlichkeit und die Stille des Aufzuges nicht etwas Schattenhaftes gegeben hätte. Wie ſich die Geſtalten der Füchſe, die in langer Reihe einer nach dem andern auf dem Felſenkamm dahinzogen, ſo ſcharf an dem hellen Himmel im Hintergrunde abſchnitten, daß, freilich farblos, aber doch genau die ſpitze Schnauze, die feinen Ohren, die flinken Füße, der lange, gravitätiſche Schleppenſchweif — faſt könnte man ſagen bis auf ein Härchen zu unterſcheiden waren, da glich der ganze Zug in der That einer Geiſtererſcheinung, einem Spuck von Thiergeiſtern. Auch machte es auf die lauſchenden Bauern und Wilddiebe den Eindruck eines Wunders, eines Spuckes, denn ſie lagen ſchweigend da, wie gebannt, ohne Laut und ohne Regung. Erſt als der letzte Fuchs des Zuges, nachdem er ſich noch einmal nach den Schluchten umgeſehen, jenſeits des Kammes verſchwunden war, rief Peter Bureſch erſchrocken aus: Was iſt das? das iſt ein Wunder, ein Zauber! Das iſt mir noch nie geſchehen!

Das iſt weder ein Wunder noch ein Zauber, antwortete ruhig einer der Bauern, die ſich indeſſen genähert hatten, um das Schauſpiel beſſer betrachten zu können. Das iſt eine ganz natürliche Geſchichte. Die Obtſchover Diebe haben das ganze Gehölz in den Schluchten ausgereutet, ſo daß die Löcher alle und die Fuchsbaue offen da liegen; ſo fühlen ſich die Beſtien nicht mehr ſicher und wandern aus. Auch mag ſie der Lärm, den wir ſeit einiger Zeit im Walde machen, geſtört haben — gut für unſere Hühner und Gänſe!

Nicht ſo zufrieden, wie der Bauer, war Peter Bureſch mit der Auswanderung der Füchſe. — Was, rief er mit dem Tone des Jammers und Klagens, was, der Fuchs, das theure Thier, mein liebſter Freund, der Advokat des Waldes, der herrliche Räuber, der verſchmitzte Wilddieb — er wandert aus aus meiner Heimath? Was ſind mir nun die Wälder und Schluchten meiner Heimath ohne Füchſe? Warum bin ich nach langen Wanderungen immer wieder hierher zurückgekehrt, wenn nicht ihretwegen? Was iſt mir nun dieſes elende Dorf mit ſeinen erbärmlichen Hütten, was ſind mir dieſe Kiefern, was dieſe Felſen ohne Füchſe?

Und Peter Bureſch wälzte ſich in Wuth und Jammer auf dem Steine, grub mit den Händen im Mooſe und biß ächzend vor Ingrimm in die Wurzel, die ihn bedeckte. Dann ſprang er mit einem Male auf und ballte die Fäuſte gegen Obtſchov hin. Wie er da ſtand auf dem Felſen, zitternd vor Wuth, mit ausgeſtrecktem Arm, glich er einem heidniſchen Prieſter aus der alten Slavenzeit, der, auf dem Opferſtein ſtehend, den Fluch ausſprechen will über ein ganzes Land. — Beim heiligen Hubert und ſeinem Hund, rief er mit gellender Stimme, beim Hirſch der heiligen Emerenzia, beim Reh der heiligen Genoveva, bei den Geiſtern aller meiner Verfolger, die ich im Dunkel des Waldes darniederſtreckte, bei den Seelen all des edeln Wildes, das ich erlegte und die unſterblich ſind, wie Menſchenſeelen, ſchwöre ich es: ich will mich rächen, daß man von meiner Rache ſprechen ſoll, ſo lang ein Baum auf dieſem Grunde wurzelt, ich will den Obtſchovern die Seele aus dem Leibe jagen, wie Dachſe aus dem Bau, und ſie heimathlos machen, wie die armen Füchſe, die heulend in die Fremde ziehen!

Das Licht in Dubna iſt verſchwunden, die Obtſchover kommen, liſpelte der Ungarmichel.

Schnell ans Werk! rief Peter und ſprang vom Steine. Er riß ſein Pulverhorn von der Seite und vertheilte den Inhalt ſchnell an die bewaffneten Bauern. Dann theilte er ſie eilig in mehrere Rotten und gab ihnen die einzelnen Wilddiebe, die mit ihm gekommen waren, zu Führern. Dann führte er ſie vorwärts und verſteckte ſie auf beiden Seiten des grünen Platzes hinter den Felsſtücken — ebenſo vertheilte er ſie vorn am Eingange des Waldes, ſo daß ſie alle zuſammen ein Hufeiſen bildeten, das gegen Dubna zu offen war. Ihr laſſet ſie ruhig in den Halbkreis hereinrücken, befahl er, bis ſie an den Stein kommen, auf dem ich liegen werde. Ich ſchieße zuerſt. Darauf nehmet Ihr ſie in die Seite und von rückwärts und ſchießet los. Die Kerle ſollen vergeſſen, woher ſie gekommen und wie ſie ſich wieder los machen ſollen. Die kommen mir zu rechter Zeit!

Nach wenigen Minuten war Alles fertig und tiefe Stille lag ringsumher ausgebreitet. Peter Bureſch lag wie eine Katze ausgeſtreckt auf dem Stein und ſtarrte den Obtſchovern entgegen. Seine Augen leuchteten wie die Augen der Katze durch die Nacht — ſeine Flinte lag neben ihm im Mooſe.

Die Obtſchover kamen wirklich heran. Schon von ferne hörte man ſie lachen, plaudern, ſcherzen, ſingen. Man konnte es ihnen anſehen, daß ſie das Ding nicht ernſt nahmen. Als ſie in den Halbkreis traten, konnten die Duſchniker deutlich ihre Worte vernehmen.

Die Lumpe ſollen ſich ärgern, ſagte der Eine, wie wir auf ihren dummen Ernſt mit Spaß antworten. Ich habe ſtatt meiner Büchſe eine kleine Feuerſpritze mitgenommen.

Und ich, fügte ein anderer hinzu, habe meine Vogelbüchſe mit Sand geladen, ich hoffe, ſie ſoll aus gehöriger Entfernung wenig Schaden anrichten.

Man kann nicht wiſſen, ſagte ein Dritter, ich habe meinen alten Stutzen ganz gehörig geladen, als ging's auf eine Haſenjagd. Schade um die Schroten, lachte ſein Nachbar.

Ich habe ganz einfach unſere Ofengabel mitgenommen, lachte ein Fünfter, um den Generaliſſimus Kinnich zu ſpießen. Mir wärs am liebſten, rief ein Sechſter, wenn ich des langen Wlach ſeine Zipfelmütze als Beute heimtragen könnte. Ich, ſagte der jüngſte Sohn Mika's, Wenko, denke daran, unſer armes Schweſterlein Liduſchka zu ſtehlen und heimzutragen. Das arme Kind hat gewiß viel zu leiden.

Du haſt Recht, antwortete ſein Bruder, der neben ihm dem Zuge vorausging — wir laſſen ſie alle zuſammen ihre Dummheiten machen und ſchleichen uns durchs Dorf zu Liduſchka, ſpannen den alten Gaul vor den Karren und fahren mit ihr rückwärts an dem Teiche vorbei nach Hauſe. Was ſoll ſie das ewige Schimpfen auf den Vater anhören? Sie iſt ſo gut und es thut ihr gewiß weh.

Kaum hatte er das Wort geſprochen, da blitzte die Büchſe Peter Bureſchs, Mika ſchrie auf, faßte ſich mit der Hand am Herzen und ſtürzte vorwärts aufs Geſicht, ſtreckte ſich und verendete lautlos wie ein Hirſch, der mitten ins Herz getroffen iſt. Im ſelben Augenblicke fielen die Schüſſe auf allen Seiten — die Felsſtücke waren lebendig geworden, die Ladſtöcke ſauſten, die Hähne knackten und aus den Verſtecken kamen die ſchauerlichen, wildſchreienden Geſtalten der Wegelagerer hervor. Die Ueberfallenen ſtoben in jähem Schreck auseinander und fielen über die Leichen derer, die eben ſcherzend und lachend neben ihnen einhergegangen waren. Das Geſchrei des Schreckens und Entſetzens miſchte ſich mit dem Geheul der Verwundeten und dem Rufen und Hohnlachen der Feinde.

Die Obtſchover wollten fliehen, aber von allen Seiten trat ihnen der Feind entgegen —

kein Ausweg, keine Rettung. Sie liefen wie wahnſinnig umher, gleich dem Wilde, das ſich von Fallen, Netzen und Treibern umſtellt ſieht. So liefen ſie lange im Kreiſe herum, bis ſie mit der Wuth des Hilfloſen ſich mit ihren Leibern auf ihre Feinde warfen, um ſie mit den Händen zu zerfleiſchen, und es entſpann ſich eine Schlacht, deren Gräuel die Tradition aufbewahrt hat, indem ſie einzelne Thaten erzählt, die da geſchehen.

Die Duſchniker, die ſich plötzlich von der Verzweiflung ihrer ſchwach oder gar nicht bewaffneten Feinde überfallen ſahen, hatten nicht Zeit, ihre Büchſen zum zweitenmale zu laden. Sie ſprangen alſo auf die Felsſtücke, von wo herab ſie ſich mit den Flintenkolben gegen die anſtürmenden Obtſchover vertheidigten. Jacob Chriſtian, ein Obtſchover, kroch ein Felsſtück hinan, das am ſtärkſten beſetzt war, und umfaßte vor Wuth brüllend, mit krampfigen Armen die Beine der Obenſtehenden und zerrte und zerrte, um ſie herabzureißen. Die Duſchniker ſchlugen mit ihren Kolben auf Jakob Chriſtians Schultern und Kopf, daß das Blut in Strömen vom Felſen herabfloß — aber er ſchien es nicht zu fühlen, immer enger und enger zogen ſich ſeine Arme wie eine Schlinge zuſammen, die Obenſtehenden begannen zu wanken, noch ein Ruck und ſie alle ſtürzten mit furchtbarem Geſchrei die Felſenſtufen hinab und bedeckten, aus hundert Wunden blutend, ihren Feind, der im Sturze eine laute Lache aufſchlug, ohne ihre Beine fahren zu laſſen.

Nach einigen Minuten hatte ſich überall der Kampf vom Raſen auf die Felsſtücke gezogen — überall ſtürzten die Kämpfenden, bald einzeln, bald in Paaren, die ſich krampfhaft umſchlungen hielten, von der Höhe in den Grund.

Der Ungarmichel ſtand noch auf ſeinem Stein und lud und ſchoß und ſchoß und lud mit bewundrungswürdiger Schnelligkeit. Da ſprang der junge Severin aus Obtſchov, den man den ſchönen Severin nannte, wie eine Katze den Stein hinauf und ſchlug ihm die Flinte mit einem Schlage aus dem Arme, daß ſie klirrend den Stein hinunterrollte. Wüthend wandte ſich der Ungarmichel nach ihm, faßte ihn in der Mitte des Leibes und drückte ihn wie eine Schlange zuſammen, ſo daß er ächzend den Kopf nach rückwärts fallen ließ und die Arme weit in die Lüfte ſtreckte. Dann aber hob ihn der Ungarmichel mit rieſiger Kraft in die Höhe und warf ihn in die klaffende Ritze des Felſens, auf dem er ſtand, dann ſprang er mit beiden Füßen auf ſeinen Leib, drückte ihn immer tiefer in den engen Spalt — noch ein Aechzen, und der ſchöne Severin war erſtickt.

Peter Bureſch ſtand ruhig auf ſeinem Stein und ſah zu. Sein Poſten war nicht erſtürmt worden, denn wie viele ſich ihm auch nähern wollten, er zog Piſtole auf Piſtole, ein ganzes Arſenal aus ſeinem Gürtel, aus allen Taſchen, aus allen Theilen ſeiner Kleidung.

Dadurch, daß ſich der Kampf auf die Felſen gezogen hatte, waren die Wege dazwiſchen frei geworden und die Obtſchover benützten das und eilten von dannen, ihre Leichen und Verwundeten zurücklaſſend. Der junge Chriſtel war ihnen vorausgeeilt und läutete die Glocke, die in Dubna auf einer Holzgabel mitten im Dorfe ſtand. Die Dubnaer hatten ſich in Maſſe geſammelt und vereinigten ſich mit den Obtſchovern, die fluchend, ſchäumend vor Wuth, blutbedeckt, bleich zurück kamen. In großen Haufen eilten ſie auf den Kampfplatz zurück. Die Duſchniker waren verſchwunden. Tiefe Stille, nur vom Röcheln der Sterbenden unterbrochen, lag auf dem furchtbaren Platze.

Fünftes Kapitel.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Am Tage nach jener blutigen Nacht lag eine dumpfe Schwüle auf den Gemüthern der Duſchniker. Sie fühlten daß ſie nicht mehr zurück konnten. Und wenn ſie ſich auch mit Widerwillen ſagten, daß Peter Bureſch ſie überraſcht und faſt willenlos, in der Betäubung, in ſolche blutige That hineingezogen, ſo geſtanden ſie ſich doch zugleich, daß, da die Sache einmal ſo angefangen, er der Einzige war, der ſie mit Kraft durchführen konnte. Sie fügten ſich alſo willig allen ſeinen Befehlen und Anordnungen, nicht zu ſprechen von ſeinen jungen Ordensbrüdern, die längſt gewohnt waren ſeinen Winken blindlings zu gehorchen. So war Peter Bureſch der unumſchränkte Beherrſcher des Dorfes geworden. Ruhig ſaß er da in der Mitte des Dorfes und ſah nach dem Walde, ob nicht ſein Spion, Lunetta, komme, die er jeden Augenblick erwartete. Aber anſtatt Lunetta trat aus dem Dunkel des Waldes ein alter, eigenthümlich aufgeputzter Mann, den die Duſchniker ſogleich als den Cantor von Obtſchov erkannten. Er war feiertäglich geputzt, trug einen langen, ſchwarzen Rock mit kurzem ſteifen Kragen und langer, gelber Reihe von Metallknöpfen, die gewöhnliche grüne, pelzverbrämte Sammtmütze, und gelbe Lederhoſen, die in hohen, faltigen Stiefeln ſtacken. Aber im Knopfloche ſteckte ein großer Rosmarinzweig, der die Mütze hoch überragte und mit weißem Atlasbande am Rocke befeſtigt war, und in der Hand hielt er eine Zitrone. So trat er vor Peter Bureſch hin. Ich komme, ſagte er mit zitternder Stimme, ich komme, Liduſchka, die Tochter Mika's, unſers Richters, die an den jungen Stroß verheirathet iſt, zum Begräbniß ihres älteſten Bruders, Hirck Mika einzuladen.

Der Leichenbitter fügte kein Wort hinzu — ſchweigend ſtand er vor Peter Bureſch, deſſen Antwort er erwartete. Den Duſchnikern wars, als läge in ſeinen kurzen Worten ein großer Vorwurf und ſie ſahen verlegen zur Erde nieder.

Peter Bureſch gab kalt mit der Hand ein Zeichen und der Leichenbitter ging auf das Haus Libuſchka's zu.

Die Thüre war geſchloſſen, denn Libuſchka hatte ſeit dem Tode des alten Richters Angſt, unter die Menge zu gehen. Sie fürchtete, daß ihre Ahnungen in Erfüllung gehen würden, und verſteckte ſich in ihrem Hauſe, wie ein Huhn, wenn der Geier über dem Dorfe kreiſt. Sie hechelte Flachs, ſaß am Spinnrocken, ſang fromme Lieder und ließ ſo Tag um Tag vergehen, ohne die Riegel von der Thüre zu ſchieben und wußte von Allem, was draußen vorging, nichts. Da pochte es.

Wer pocht? rief Libuſchka.

Ich bin es, der Cantor aus Obtſchov.

Jeſus Maria, was iſt geſchehen? Was wollt Ihr, Cantor? Ich laſſe Niemand herein. Ich will nichts erfahren, nichts wiſſen. Der Cantor hat bei mir nichts zu thun.

Doch hatte ſie ſchon zitternd und bebend die Hand an den Riegel gelegt — aber die Kraft fehlte ihr, ihn zurückzuſchieben. Eine ungeheure Angſt überfiel ſie, die Zähne klapperten und halb ohnmächtig lehnte ſie ſich an die Thüre, als wollte ſie das Eindringen des Boten verhindern.

Arme Liduſchka! ſeufzte der Leichenbitter.

Warum arme Liduſchka? rief ſie und riß die Thüre auf. Aber als ſie den Cantor als Leichenbitter geputzt vor ſich ſtehen ſah, fiel ſie mit einem lauten Schrei auf die Schwelle und verdeckte das Geſicht weinend mit beiden Händen.

Der Cantor ſah ſie lange ſchweigend an, endlich ſprach er: Dein älteſter Bruder iſt geſtern von den Duſchnikern getödtet worden und ich komme, Dich aufzufordern, ihm als treue Schweſter die letzte Ehre zu erweiſen und mir nach Obtſchov zu folgen zu ſeinem Leichenbegängniſſe.

Liduſchka weinte bitterlich — endlich fragte ſie furchtſam: Iſt Peter Bureſch zurück?

Seit geſtern Abend!

Und in der Nacht iſt mein Bruder getödtet worden — o ich bin Schuld daran! ſchrie ſie, daß man ihren Jammerruf weit im Dorfe widerhallen hörte.— Schnell fort, daß ich ihn um Vergebung bitte, meinen theuren, todten Bruder! Und ſie lief in die Stube, um ſich nach der Sitte des Landes für das Begräbniß zu putzen.

Während ihr leiſe Thräne auf Thräne von den Wangen rollte, ſang ſie mit zitternder, von Schluchzen unterbrochener Stimme ein frommes Lied. So zog ſie die rothen Strümpfe an, die ſchwarzſammtenen Schuhe mit hohem rothem Abſatz und grüner und weißer Stickerei, den ſchwarzen Sammtſpenzer, ſchlichtete das Haar über den Nacken und band die weichen goldenen Wellen mit blauem Sammtbande zuſammen und ſetzte die kleine, runde, ſteife Haube darauf. Dann eilte ſie in den Garten, pflückte wilde Roſen, Rosmarin, Salvei und Sonnenblumen, um damit den Sarg des Bruders zu ſchmücken, und folgte dem Cantor, der ſie vor der Thüre erwartete, durchs Dorf.

Als ſie ſich dem Schwarme näherten, wo Peter Bureſch in der Mitte ſaß und Befehle ertheilte, ſchlug ſie die Augen nieder, faltete die Hände vorn an der Bruſt und ſchlug den Seitenweg ein durch das Schloß. Der Leichenbitter aber ging auf Peter Bureſch zu, um ihn noch im Namen der Obtſchower zu bitten, ſie drei Tage in Ruhe zu laſſen, bis ſie ihre Todten begraben hätten. Peter Bureſch lachte und ſagte: Der Waffenſtillſtand iſt Euch gewährt, damit Ihr Eure Todten begraben könnt, vorzüglich aber darum, weil wir die Zeit auch für uns brauchen. Sage Liduſchka, fügte er noch hinzu, daß ſie ſogleich nach dem Begräbniß in unſer Dorf zurückkehren muß, wenn ſie überhaupt noch zurückkommen will — denn von jetzt an in drei Tagen wird die Welt hier um Euch ein ganz anderes Geſicht bekommen und keine Obtſchower Maus wird ein Duſchniker Waizenkorn zu ſtehlen im Stande ſein!

Als der Leichenbitter dieſe Botſchaft an Liduſchka beſtellte, ſchüttelte ſie nur bejahend den Kopf und lispelte: Ich werde kommen, denn ich gehöre ins Haus meines Mannes. — So gingen ſie dem Walde zu. Liduſchka ſah mit ihrem thränenvollen Auge kaum den Weg, auf dem ſie ging, und ſtrauchelte bei jedem Schritte. Wie ruhig und ergeben ſie auch ſchien, fürchtete doch der Cantor, daß ſie jeden Augenblick in Klagen und Weinen ausbrechen und dem Schmerze unterliegen würde, der in ihr kämpfte. Um ſie zu erheben und dem Schmerze in ihr einen gelinden Ausgang zu verſchaffen, begann er laut ein frommes Lied zu ſingen. Liduſchka hauchte es Anfangs nur ſo vor ſich hin, bis ſie immer lauter und lauter mit ihrem hellen Geſang einſtimmte und feſt nach der Melodie des Liedes weiter wanderte. Zitternd und ſchön hallte das Lied in den mächtigen Föhnen wider.

Verſenkt in ihr Lied und in ihren Schmerz, bemerkte ſie nicht, daß eine flüchtige, in graues Faltenkleid gehüllte Geſtalt dicht an ihnen vorbeiſchlüpfte, einem Rehe gleich, von Gebüſch zu Gebüſch. — Es war Lunetta, die Zigeunerin. In wenigen Minuten war ſie im Dorfe und lag ihrem Herrn, Peter Bureſch, zu Füßen. — Biſt du da, mein kleiner Spion? ſagte er lächelnd und klopfte ihr liebkoſend die heißen Wangen. Was haſt Du gehört und geſehen? — was haſt Du getrieben, kleine Eidechſe?

Mein hoher Gebieter, erwiederte Lunetta hochaufathmend und betrübt — wie viel Trauriges habe ich geſehen — wie habe ich für Dich gelogen und betrogen!

Auf dieſes Wort hob ſie Peter Bureſch auf und führte ſie aus der Menge, die ſich neugierig herumdrängte, auf die Seite. Erzähle leiſe! ſagte er und neigte ſein Ohr herab, um aufmerkſam zu horchen.

Wie viel Trauriges habe ich geſehen! wiederholte die Zigeunerin ſeufzend. Heute Morgen kam der Zug zurück von Dubna nach Obtſchov — viele Männer, je zu zweien eine Leiche tragend, begleitet von einer unzähligen Menge von Weidern und Kindern, die weinten und ſchrieen und verfluchten die Duſchniker und Dich, mein hoher Chan. Aus den Häuſern ſtürzten die Mütter, Schweſtern und Väter, warfen ſich über die Todten her und ſchwuren Rache den Duſchnikern. Die Dubnaer ſchwuren mit, ebenſo die Bewohner der andern benachbarten Dörfer, die auf das Gerücht von dem Kampfe herbeigeeilt waren und in Wuth geriethen, als ſie die Leichen der Gefallenen ſahen. Ein altes Weib brachte ein Kreuz herbei und das Muttergottesbild vom heiligen Berge und ſie ließ ſie darauf ſchwören. Ein Kapuziner aus Miſchek, der in Obtſchov übernachtete, mußte ihnen darauf die Meſſe leſen und ihnen die Waffen weihen. Er ſagte, er thue es gerne, denn die Duſchniker ſeien Ketzer, alle angeſteckt vom verſtorbenen alten Richter, der ein verfluchter Huſſit war, und Du, ihr Führer, ſeieſt ein Heide, könneſt die Thiere des Waldes beſchwören und habeſt Dich dem Teufel verſchrieben. Nach der Meſſe mußte ich ihnen wahrſagen und ich prophezeihte ihnen Sieg — dann mußte ich ihnen Deinen Tod prophezeihen, — ſie hätten mich ſonſt geſchlagen.

Du haſt Recht gethan, meine kleine Katze — ſagte Peter Bureſch lächelnd, als ihn Lunetta bei dieſen Worten ängſtlich anſah. Man muß ihnen Muth machen, damit die Geſchichte was Rechtes wird. Erzähle weiter.

Der alte Mika, fuhr Lunetta fort, warf ſich verzweifelnd auf die Leiche ſeines Sohnes und verfluchte den Wald und ſeinen Kontrakt mit der Armee und die Kaiſerin. Dann aber ſchickte er mehrere Wagen nach Dobriſch an den kaiſerlichen Lieferanten und läßt von dorther Waffen holen, um die Dörfer zu bewaffnen. Dem Lieferanten ließ er ſagen, er brauche ſie gegen Rebellen, die einen Bauernkrieg beginnen wollten. Er wird die Waffen bekommen, hörte ich ſagen, denn er hat's immer mit den Lieferanten und Offizieren zu thun und ſteht ſich gut mit den Herren und Beamten als guter Unterthan.

Verdammt! rief Peter Bureſch und ſtampfte den Boden — Waffen, Waffen, wo nehme ich Waffen her?

Wird ſich auch finden — brummte plötzlich eine tiefe Stimme hinter ihm. Bureſch ſah ſich um. Da ſaß unter dem Kaſtanienbaume ſein alter Bekannter Jakob Zerzog, der Scheerenſchleifer, ehemaliger Schmuggler aus Baiern, und ließ, gleichgültig vor ſich hin ſingend, ohne aufzublicken, ſein Rad ſauſen und drückte das Meſſer an den Stein, daß es pfiff und Funken ſprühte. Peter Bureſch, der ſich erwartungsvoll und mit einem Strahl von Hoffnung nach dem Manne umſah, der die Worte mit ſolcher Sicherheit ausſprach, ließ, als er den Redner erkannte, die Hoffnung ſchnell wieder ſinken und rief ihm, verächtlich die Achſel zuckend, zu: Deine Meſſer vielleicht und Scheeren, Du baieriſcher Knödel? Damit möchteſt Du gegen kaiſerliche Flinten zu Felde ziehen?!

Wird ſich finden, wiederholte der Scheerenſchleifer mit derſelben Sicherheit und Ruhe, ohne aufzublicken. Wenn Du mit Deiner Zigeunerin fertig biſt, bitte ich um eine Stunde Audienz, mein edler Feldherr.

Ich bin fertig! ſagte Peter Bureſch, dem die ſo ſicher ausgeſprochenen Worte des Scheerenſchleifers doch überzeugend ſchienen. Auch kannte er ſeinen Mann vom Böhmerwalde aus, wo er ihm oft an der Spitze einer Schmugglerbande begegnete, gefürchtet von den Oberreitern oder Gränzwächtern als einer der verſchmitzteſten und gewaltthätigſten Kontrebandirer. Wie er von ſeinem Schleifſteine aufſtand, die Klinge hinwarf, die Hände in die Taſchen ſteckte und mit gemeſſenen ruhigen Schritten auf Peter Bureſch losging, konnte man ihm wohl anſehen, daß bei ihm die Scheerenſchleiferei irge[illegible] ein anderes und komplizirteres Geſchäft verſtecke. Die reiche Kleidung, beſtehend aus hohen, weit über die Knie gehenden Stiefeln, aus denen zwei fein gearbeitete Meſſergriffe von Gemshorn hervorblickten, die dunkelbraune Sammtweſte mit Metallknöpfen, der breite grün und roth ausgelegte

Gürtel, der noch mit ſilbernen Kettchen geſchmückt war, der ſilbergraue weitfaltige Rock mit grünem Kragen und Ausſchlägen, der ſorglich gepflegte, weit herabwallende Bart, ſchwarz mit grau gemiſcht, die lange, ſchwarze Sackmütze, die mit dicker Quaſte auf die rechte Schulter herabfiel — nichts ließ auf die Aermlichkeit ſchließen, die ſonſt das Loos der deutſchen Scheerenſchleifer iſt, welche gewöhnlich Böhmen durchziehen. Er legte die Hand auf Peter's Schulter, winkte der Zigeunerin, daß ſie ſich entferne, und ſprach alſo in immer gleich ruhigem Tone:

Peter Bureſch, wir kennen uns und wollen nicht lange Geſchichten machen. Leute unſeres Gelichters verrathen einander nicht. So ſage mir zuerſt, biſt Du ein guter Patriot?

Hm — ja, ſo nach meiner Art — antwortete Peter Bureſch ungeduldig.

Haſt Du deine Kaiſerin lieb? — fragte der Scheerenſchleifer weiter.

Was Teufel kümmert mich die Kaiſerin! — die Kaiſerin mag mich — ich glaube Kerl, Du willſt Dir einen Spaß mit mir machen! — rief Peter Bureſch zornig und wandte ſich, um fortzugehen.

Aber der Scheerenſchleifer fuhr mit gleicher Ruhe fort: Gut, Du biſt ein Patriot nach Deiner Art, Du liebſt die Kaiſerin nicht — und ich bin kein Scheerenſchleifer, ſondern bin ein Spion, ein Aufreizer, Unruhſtifter und Rebellionmacher in churfürſtlich-baieriſchen Dienſten.

Ein ſchönes Geſchäft! lachte Peter Bureſch und kehrte wieder zum Redner zurück.

Ja, ſagte Jakob Zerzog, ohne ſich ſtören zu laſſen — ſo iſt es. Die Händel in Klattau, in den Pirglitzer Wäldern, bei Joachimsthal — Alles mein Werk. — Deinem ſcharfen Wilddiebsauge hätte es nicht entgehen ſollen, daß in mir was anders ſteckt als ein gemeiner Scheerenſchleifer. Zum Teufel! man wird aus dem Gebieter einer fünfzig Meilen langen Gränze kein gemeiner Scheerenſchleifer! Seine churfürſtliche Gnaden von Baiern haben auch ſehr wohl eingeſehen, daß es beſſer iſt, mich zum Alliirten zu haben, als mit mir Krieg zu führen und haben mich zu dieſem Geſchäfte mit glänzenden Bedingungen geworben. Es iſt jetzt nichts mit dem Schmuggel, da es keine Gränzen gibt, dachte ich, hols der Teufel! und ſchlug ein. — Wenn Du mir nun verſprechen willſt, wie ichs von Dir hoffe und wie ichs hoffte, als ich in den Pirglitzer Wäldern hörte, daß Dich Dein Vater hergeholt hat um Händel einzurühren — ja, ſage ich, wenn Du mir verſprichſt eine ſolche Geſchichte einzurühren, daß ſie in Prag und Wien nur acht Wochen lang glauben, es ſei wieder ſo eine Art Bauernkrieg oder Huſſitengeſchichte — ſollſt Du von mir ſo viel Waffen und Munition und Geld haben, als Du nur willſt und als Deine Kerle verſaufen können.

Alles, Alles verſpreche ich Dir! rief Peter Bureſch in großer Aufregung — alles, Bauernkrieg, Mord und Plünderung, tauſend verbrannte Schlößer — nur Waffen, gib mir nur Waffen!

Und Jakob Zerzog beim Kragen faſſend fuhr er eifrig und ſchnellredend fort: Siehſt Du, ſchon haben ſich mit den Obtſchovern andere verbunden — bald werden die Duſchniker ihre Bundesgenoſſen haben — denn was die auf dem Berge thun, thun ihnen die im Thale nach und ſie haſſen ſich auf den Tod, ganz ohne Urſache eigentlich und darum noch bitterer — vielleicht nur weil die auf dem Berge und die im Thale wohnen. Nach der letzten Nacht können ſie nicht mehr zurück. — Heute ſchicke ich noch Boten aus nach allen Dörfern diesſeits der Litavka und fordere ſie auf, ſich uns und unſerer gerechten Sache anzuſchließen. Es wird alles gehen — in vier Wochen ſteht der ganze Brdywald in Brand — gib mir nur Waffen. — Siehſt Du, dort kommen ſie ſchon von allen Seiten, die Müßigänger und Brodloſen, um ſich zu erkundigen was es heute Nacht gegeben. Jetzt ſind ſie nur noch Neugierige und gaffen dumm in die Welt hinein — drückt man aber ſo einem Tölpel eine Büchſe in den Arm, wirds ein furchtbarer Kerl. Nur Waffen, Waffen!

Gut! ſagte der Scheerenſchleifer — heute Nacht gehſt Du und einige Deiner Freunde mit mir in den Wald zu den Kohlenbrennern am Treboſchnaberge, dort habe ich meine Niederlage. Jetzt aber geh fort von mir, daß ſie nichts merken — dort ſchleicht ſchon einer um uns herum und ſcheint zu horchen!

Das iſt der Kinnich, ſagte Peter Bureſch verächtlich — der iſt nicht zu fürchten, der Dummkopf. Doch auf Wiederſehen heute Abend zwiſchen hier und Lehota.

Peter Bureſch ging zu den Bauern zurück, rief die Raubſchützen zuſammen und ſprach alſo mit lauter Stimme: Brüder! ich habe ſichere Nachrichten, daß die Obtſchover einen großen Krieg beginnen wollen gegen uns, um Tuſchnik um all ſein Hab und Gut zu bringen und die guten Bauern von Tuſchnik zu Bettlern zu machen. Sie ſuchen überall Bundesgenoſſen und ſchon haben ſich ihnen die Bewohner von Dubna angeſchloſſen, dieſen werden bald die Dörfer Dubenez, Liha, Dol, Langlhota und alle Dörfer jenſeits des Waldes folgen, nur um auch Antheil zu haben an der Beute und um unſeren ſchönen Wald nach Herzensluſt ausreuten zu können. Es thut Noth, daß wir uns wehren bis auf den letzten Mann, ſo lange noch ein Baum im Walde ſteht. Unſere Brüder im Thale werden uns nicht verlaſſen — ſie werden uns beiſtehen im gerechten Kampfe. Schon ſehe ich hier unter euch brave Nachbarn, die bei der erſten Nachricht vom Kampfe herbeieilten, um uns zu helfen. Das iſt aber nicht genug, die ganzen Dörfer des ganzen Thales müſſen ſich mit uns verbinden. Darum habe ich beſchloſſen, Boten auszuſchicken die Litavka hinauf und hinab, auch in den Hurkiwald und zu den Kohlenbrennern. Lhota, Obetznitz, Bratkowitz, Paſſek-Diahlin werden uns freundnachbarlich unterſtützen. Die ihr Freunde, Verwandte, Gevatterſchaften in den Dörfern habt, geht hin und beſprecht Euch mit ihnen, daß ſie ſich wieder mit ihren Freunden, Verwandten und Gevatterſchaften beſprechen und ſich von jetzt in drei Tagen hier in Duſchnik verſammeln. Für Waffen brauchen ſie nicht zu ſorgen. Der Herr, der mit dem Gerechten ſteht, wird machen daß wir nicht waffenlos dem Feinde entgegengehn. Sagt ihnen, daß es gelte euer Eigenthum, euer Recht zu vertheidigen und daß, wenn ihr beſiegt werdet von den räuberiſchen Obtſchorern, in dieſer rechtloſen Zeit bald auch die Reihe an ſie kommen könnte. Sagt ihnen, daß man zuſammenhalten muß in ſo rechtloſer Zeit, um ſich ſelbſt Recht zu verſchaffen. So geht und machet Eure Sachen gut!

Auf die Bauern machten die Worte ihres Führers ſichtlichen Eindruck. Was er von Recht und Eigenthum, vom Herrn der mit den Gerechten ſteht ſagte, hatte ihnen beſonders gefallen — ſie wunderten und freuten ſich über die klugen und frommen Reden, die ſie von dem wilden Wilddiebe nicht erwarteten. Sie traten zuſammen, beſprachen ſich lange und endlich ſah man die angeſehenſten und wohlhabendſten aus ihrer Mitte hervorgehen und ſich in ihre Wohnungen begeben. Bald kamen ſie mit dem Hut auf dem Kopfe, mit dem Stocke in der Hand und ſchritten grüßend den Ausgängen des Dorfes zu. Peter, der die Wilddiebe um ſich verſammelt hatte, ſah es mit Lächeln an. Das wird gut! ſagte er leiſe zu ſeinen Ordensbrüdern — den Alten werden die Alten folgen, die Jungen kommen von ſelbſt, wo es was zu raufen gibt. Doch iſt es gut, wenn einige von Euch ihnen nachgehen und in den Schenken zu den Jungen ſprechen. Sprecht ihnen weniger von Gott und der gerechten Sache und mehr von Beute und wilden Händeln und blutigen Köpfen. Aber vergeßt mir die Feuerarbeiter nicht — in den Schmelzhütten, Pochhämmern und Zahnhämmern — was beim Feuer arbeitet, hat verbranntes Gehirn — die Kerle werden gut ſein. Geht, Euch habe ich nicht viel zu ſagen — ihr verſteht eure Sache.

In der That hatten ſich ſchon, während Peter noch redete, einige ſeiner Genoſſen davon gemacht und eilten die Litavka hinauf und hinab, in den Wald, nach den Dörfern und nach allen Seiten, um aufzureizen und Bundesgenoſſen zu werben.

Viele fanden ſchon aufgelockerten Boden, denn ſchon vom frühen Morgen an zog der alte Bureſch, mit ſeinem Kreuzſtock in der Hand und dem gewaltigen Roſenkranz um den Nacken, durchs Thal und predigte mit wilden, düſtern, feurigen Worten den Kreuzzug.

Aber Peter Bureſch war mit ſeinen Verfügungen noch nicht zu Ende. Als die meiſten Raubſchützen ſich entfernt hatten, streckte er ſich ins Gras und winkte den einäugigen Slavik an ſeine Seite. Slavik ſtreckte ſich neben ihn hin und Peter Bureſch flüſterte ihm mit gleichgültigem Geſichte, damit die Umſtehenden es nicht merkten daß von einem Geheimniſſe die Rede war, folgendes ins Ohr: Gieb wohl Acht, blinder Ziſchka, auf das was ich dir ſage. — Es iſt von Wichtigkeit, daß wir im Rücken unſerer Feinde einen Bundesgenoſſen haben und der iſt gefunden, wenn Du Dich klug benimmſt.

Ich? — fragte der Einäugige und ſah Peter Bureſch erſtaunt an. — Ich? ich ſoll mich klug benehmen? — und wie ſo?

Höre! Eine gute Meile hinter Obtſchov, wenn man durch Lang-Lhota gekommen, die Prager Straße gegen das Jeſuitenkloſter in Oboriſchiſcht hingeht, am Ausgang eines kleinen Waldes, wo ein Gekreuzigter ſteht, führt ein Feldweg rechts ab, an einer langen Wieſe vorbei in ein kleines, verſtecktes Dorf, das Ribnik heißt, vor dem großen Teiche zwiſchen dieſem Dorfe und der fetten Pfründe von Heiligenfeld. Dieſes Dorf Ribnik iſt ein verfluchtes Ketzerdorf. Die Ribniker ſind Huſſiten und Utraquiſten, oder auch Calviniſten, oder Helviten, wie man ſie heute nennt — verbiſſene Kerle, die die Bibel leſen, ihre Nachbarn haſſen wie Peſt und Ungeziefer. Sie gehen aus ihrem Dorfe nur heraus, um ſich bei ihren Nachbarn über die Heiligen luſtig zu machen und Händel anzufangen. Sie disputiren und bekommen dafür Beulen an Kopf. Wenn manchmal nach einem Sturm ein Heiligenbild auf dem Felde umgeſtürzt iſt, weiß man, daß es nicht der Wind gethan hat, ſondern die Ribniker. Die Jeſuiten in Oberſchleſien laſſen ſie beſtehen und ſchützen ſie ſogar, um immer Stoff zu Predigten zu haben — ſonſt wären ſie längſt alle ausgerottet. Zu dieſen wirſt Du gehen.

Ich? — rief der Einäugige erſchrocken und ſchlug ein Kreuz über Bruſt und Stirn — ich zu den Ketzern? — ich ſoll disputiren? —

Ja, du ſollſt zu den Ketzern — fuhr Peter ruhig fort — Du haſt in Sachſen ſo ſchöne niederträchtige Lieder auf den Papſt und die Heiligen gelernt — die wirſt Du ihnen vorſingen und überſetzen und dich auch für einen Ketzer ausgeben und ſie werden dich traktiren mit Fleiſch und Bier, als wärſt Du ein Prediger. Du wirſt ſehen, wie beſtialiſch ſie ſich freuen werden und Dir die Säcke füllen.

Das läßt ſich hören! brummte der einäugige Slavik und ſtreckte ſein Ohr hin, um beſſer zu hören.

Dann wirſt Du ihnen ſo beiläufig erzählen, daß man nach dem Tode des alten Richters Mathei Stroß einen Kelch und ein altes Schwert unter ſeinen Dielen und eine Menge böhmiſcher Bibeln auf ſeinem Dachboden gefunden, und daß unſer Krieg gegen die Obiſchover weniger um den Wald, als ein Vermächtniß des alten Richters und ein Religionskrieg iſt, denn die Duſchniker wären eigentlich von ihm bekehrte Ketzer.

Iſt das wahr? — rief Slavik und riß das eine Auge auf ſo weit als möglich. —

Wahr oder nicht wahr — ſagte Peter Bureſch — das geht Dich nicht an — Du mußt es ſo erzählen und mußt ihnen weiter ſagen, daß wir die Brüder Jeſuiten in Oberſchiſcht alle braten wollen wie es der kahle Prokop gethan, daß wir die Pfarrei der Kreuzherrn in Pitſchin und die fette Pfründe in Heiligenfeld plündern und ihre Felder an die Armen vertheilen wollen und daß wir der heiligen Mutter Gottes vom heiligen Berge den Perlmantel ausziehen und ihr ihre diamantenen Augen ausſtechen wollen.

Jeſus Maria und Joſeph, ſteht uns bei, und heiliger Johannes von Nepomuk hilf! — ſchrie der Einäugige entſetzt.

Haſt Du was dagegen? fragte Peter Bureſch lachend.

Es iſt eine große Sünde! — ſagte der Andere und zog ein langes Kreuz über den ganzen Leib — aber als guter Wilddieb und Soldat werde ichs ſagen, wenn Du es befiehlſt.

Vielleicht auch thun? — fragte Peter Bureſch lachend.

Auch thun — antwortete Slavik ſeufzend.

Du ſagſt den Ketzern ferner — fuhr Peter Bureſch fort — daß ich ſelber ein Ketzer ſei, daß ich, wie Du ſelbſt einmal geſehen, im Walde den Brüdern predige und zu Oſtern ihnen Brod und Wein gebe und aus der böhmiſchen Bibel vorleſe. Und wenn dann die Ribniker nicht anbeißen und den Obiſchovern nicht in den Rücken fallen, ſo bin ich nicht werth, je wieder einen Haſen zu ſchießen. Jetzt geh' und ſei binnen zwei Tagen zurück.

Der einäugige Slavik übergab ſeine Büchſe einem Ordensbruder, bekreuzte ſich und ging, wie ihm Peter Bureſch befohlen hatte.

Der Abend fand Peter Bureſch auf dem Wege zum Treboſchna, jenem ſchwarzen, waldbewachſenen Berge, der das Litavkathal im Weſten abſchneidet und der von Kohlenbrennerhütten und Kohlenmeilern bedeckt iſt. An ſeiner Seite ging der ehemalige Schmuggler, jetziger Scheerſchleifer Zerzog aus Baiern und ihnen folgten mit drei Wagen einige vertraute Wilddiebe, um die Waffen zu laden, die Zerzog verſprochen hatte. Peter Bureſch war ſehr ſchweigſam. Der bairiſche Aufwiegler hielt es für nöthig, ihn noch einmal aufzufordern, aus der Sache was Rechts zu machen, daß ſie doch einen Klang gebe, und wie er lächelnd hinzufügte, dem Namen Peter Bureſch Ehre mache. — Dieſer aber antwortete ungeduldig: Hab ich die Sache angefangen, werde ich ſie auch ordentlich durchführen — und hab ich einmal Waffen, ſo kann ich nicht anders als Gebrauch und gehörigen Gebrauch davon machen!

Der Scheerenſchleifer war mit dieſer ungeduldigen Antwort zufrieden und gab ſeine Hoffnungen auf Peter Bureſch nicht auf, ſelbſt als dieſer nach einigem Nachdenken mit faſt trauriger Miene vor ſich hinſagte: Es iſt doch ein eigenes Ding um die Jagd. Das Schießen auf die Menſchen macht einem doch nicht halb ſo viel Freude als ein Schuß auf das Wild des Waldes. — Das kommt daher, daß man ſo einen Hirſch, ſo ein Reh, ſo einen Fuchs, ſo einen Bären aus innerſtem Herzensgrunde lieb hat und weil mans ihnen nicht ſagen kann und weil ſie vor einem fortlaufen, jagt man ihnen eine Kugel nach. Es iſt immer ein Stück vom eignen Herzen, das man mit dem Blei in die Büchſe ladet und jeder Schuß iſt mir eine Liebeserklärung. Aber die Menſchen? — Wer liebet die Menſchen? —

Aufſteigende Rauchſäulen zeigten den Wanderern das Ziel ihrer Wanderung. Der Kohlenbrenner, der in Mitte mehrerer rauchenden Meiler ſaß, deutete auf einen unangezündeten, kunſtvoll geſchichteten hin. Die Raubſchützen warfen die Scheite auseinander und bald zeigte ſich der edle Schatz, den ſie verdeckt hielten. Prächtige, im Mondſchein ſchimmernde Waffen glänzten ihnen entgegen.

Sie luden ſie auf die drei Wagen und fuhren gegen Duſchnik zurück. Die erſten zwei ſchickte er ins Dorf, mit dem dritten machte er einen langen Umweg den Berg hinauf jenſeits Duſchnik, an den Hämmern und Teichen vorbei, und hielt erſt vor dem Hügel, der ſich dort erhebt und die länglichgrüne Ebene, welche auf dieſer Stelle den Wald durchſchneidet, in auffallender Weiſe unterbricht. Siehſt du, Hynek, ſagte er zu dem Wilddiebe, der den Wagen lenkte, dieſer koſtbare Hügel war Jahrelang mein ſicherſtes Verſteck, wenn ich von dem gnädigen Herrn verfolgt war — denn dieſer Hügel iſt eigentlich nichts anderes, als ein altes, verfallenes, von Erde bedecktes und grasbewachſenes Schloß. Die Bauern erzählen ſich zwar, daß einmal vor hunderten von Jahren hier ein Schloß verſunken iſt, und nennen den Hügel auch das alte Schloß — ſo klug waren ſie aber nie, hier nachzuſuchen, wie viel an der Geſchichte wahr iſt. Vielleicht haben ſie Angſt, denn es heißt, das Schloß habe einem ketzeriſchen Herrn angehört und ſei verſunken, da er an einem Sonntage die Bauern zum Frohnden gezwungen und die vorüberziehenden Pilger zum heiligen Berge verhöhnt habe. Dummes Zeug! das Schloß iſt zuſammengeſunken, weil es alt war und damit ich hier ein gutes Waffenmagazin und Pulverlager errichten könne, das mir kein Hamſter ausſpioniren ſoll.

So ſprechend wälzte Peter Bureſch einen gewaltigen Stein vom Fuße des Hügels. Hynek folgte ihm durch die Höhlung, die ſich aufthat, und merkte bald an den hallenden Schritten, daß er ſich in einem weiten, hohen Gewölbe befand. Peter Bureſch ſchlug Feuer und zündete einen Kienſpan an, der an der Oeffnung bereit lag, und vor Hyneks Blicken zeigte ſich eine ſchöne, hochgewölbte Stube. Die alten gothiſchen Zierrathen an den Wänden waren von neuen, aus Hirſchgeweihen, Gemshörnern, Thierfellen aller Art und ausgeſtopftem Gevögel beſtehenden

Verzierungen bedeckt. In einer Ecke ſtanden die Pulverſäcke, welche Ihre Majeſtät die Kaiſerin aus dem Magazin des Przibramer Bergwerkes geliefert und der ſchwarze Tomeſch abgeholt hatte. Dort legten ſie die Waffen hin und ſchoben den Stein wieder vor die Oeffnung. Ruht, ihr ſchönen Büchſen, ſagte Peter Bureſch im Fortgehen, ruht, bis ich Euch zur Auferſtehung rufe — hier ſeid ihr ſicher vergraben, und Ihrer Majeſtät Beamten und Spione werden Euch den baieriſchen Geruch nicht abriechen!

Peter Bureſch wußte nicht, daß Kinnich aus Obtſchov kam und, um es im Dorfe nicht merken zu laſſen, einen Umweg machte, und in der Nacht am alten Schloſſe vorbei ſchlich, wo er zuerſt ſpuckende Geiſter zu ſehen glaubte, bis er ſich überzeugte, daß es Menſchen waren, die von baieriſchen Waffen ſprachen. Er ſchlug ſich vor den Kopf und murmelte vor ſich hin: Das hat heute Morgen der baieriſche Scheerenſchleifer mit ihm geſprochen!

◆

Sechſtes Kapitel.

Die drei Tage des Waffenſtillſtandes waren verfloſſen. Die Obtſchover hatten ihre Todten begraben, Liduſchka ſaß wieder einſam in ihrer Stube, nährte eine Todtenlampe, ſpann und ſang fromme Lieder hinter verhüllten Fenſtern und geſchloſſenen Thüren. Obtſchover und Duſchniker hatten ihre Bundesgenoſſen zuſammengezogen — auf Seite der Erſten ſtanden die Einwohner aller jenſeits der Homola auf dem Berge gelegenen Dörfer, die Wohlhabenden, die vor dem Namen Peter Bureſch erſchracken und glaubten zuſammentreten zu müſſen, um ihr Eigenthum gegen ihn und ſeine Gefährten, die Wilddiebe, zu beſchützen. Zu den Duſchnikern traten die Thalbewohner aus nachbarlicher Freundſchaft und weil ſie die Armen waren, alſo ihre Brüder in der Armuth, die Duſchniker, nicht verlaſſen wollten. Dazu kam, daß alle Dörfer des Litavkathales gewiſſermaßen nur ein einziges Dorf bildeten, da ſie durch die ununterbrochene Reihe von Mühlen, Eiſenhämmern, Hochöfen, Schaufelſchmieden und Grubenwerken, die ſich längs der Litavka hinzogen, verbunden waren. Die Einwohner dieſer Gewerke, arme Arbeiter, die durch die Zeitläufte und die ſtockenden Geſchäfte von der furchtbarſten Noth gedrückt waren und nach dem Ausdrucke Peter Bureſchs und des Sprüchwortes im Lande als Feuerarbeiter am verbrannten Gehirn litten, fühlten ſich zu Peter Bureſch, deſſen Boten ihnen Beute verſprachen und der als der Sohn des Alten vom Hammer und ſelbſt als ehemaliger Feuerarbeiter zu ihrer Zunft gehörte, beſonders hingezogen. Ihnen folgten wieder die mit ihnen befreundeten und im Verkehr ſtehenden Nagelſchmiede, die weiter oben im Hunkawalde wohnten und, weil ſie meiſt deutſche Einwanderer waren, Schwaben hießen. — So kamen die ausgeſandten Boten Peter Bureſch's ſchon nach zwei Tagen an der Spitze großer und entſchloſſener Haufen zurück, die mit den baieriſchen Büchſen bewaffnet und mit den Tuſchnikern vereinigt in der That eine ſchöne Armee bildeten. — Der Alte vom Hammer, der ſelbſt eine große Zahl herbeigeführt hatte, freute ſich beim Anblick der ſchönen Heerſäule, die Peter Bureſch gegen den Wald führte, rieb ſich die Hände und raunte ſeinem Sohne lächelnd ins Ohr: Du brauchſt die Kerle nur durch einige Wochen an Blut zu gewöhnen und ſo tief in Verbrechen hineinzuführen, daß ſie nicht mehr zurückkönnen, und Du biſt im Stande, in kurzer Zeit Ihrer Majeſtät der Kaiſerin oder Seiner Churfürſtlichen Gnaden von Baiern ein Häuflein zuzuführen, das ſich ſo ſchauerlich berühmt machen wird, wie die Panduren. Was hat der Trenk anderes gethan, und iſt heute ein gefürchteter Kriegsheld, vor dem das Kind im Leibe der Mutter und die Pfaffen in ihren Kellern erſchrecken?!

Nein, ſagte Peter Bureſch langſam und nachdenklich, indem er die Hand an den Bart legte und ihn ſtreichelte — nein, mich gelüſtet's nicht nach Herrendienſt; auf eigene Fauſt will ich handeln. Arme, Hilfloſe, Verzweifelte will ich machen und aus dieſen dann eine verzweifelte Armee bilden, der nichts widerſtehen ſoll. Ich weiß, wie furchtbar der Menſch iſt, wenn er nichts mehr zu verlieren hat, furchtbar, wie der Eber am furchtbarſten iſt, wenn er umſtellt und angeſtochen iſt. An der Verwirrung und am Lärmen freue ich mich, wie der Wolf am Wirbelwind und an toll aufſteigenden Staubſäulen. Dann aber kommt die Rache und die Erfüllung meines Haſſes gegen Pfaffen und Herren. Meiner verzweifelten Armee will ich von ferne die Schlöſſer und Klöſter, die Keller und Kaſſen zeigen und Du ſollſt ſehen, wie ſchnell ſie wachſen wird, wie bald ſelbſt die Obtſchover und ihre Freunde auf unſerer Seite ſtehen werden. Darum muß mit ihnen zuerſt angefangen werden; ihre Dörfer müſſen verbrannt, ihre Heerden aufgezehrt werden. Nichts will ich für mich — aber die Pfaffen und Herren müſſen mir gleich werden und auch nichts haben.

Seinem Vorſatze getreu, Arme und Verzweifelte zu machen, traf Peter Bureich alle Anſtalten, die Obtſchover in harte Bedrängniß zu bringen, um ſie zu lehren, daß ſeine Bundesgenoſſenſchaft ſeiner Feindſchaft vorzuziehen ſei. Nachdem er ſeine Beobachtungsposten im Walde ausgeſtellt, um ſich vor einem Ueberfall zu ſichern, befahl er dem Ungarmichel, bereit zu ſein, noch dieſen ſelben Abend Obtſchov zu überfallen und den Meierhof zu beſetzen. Der Meierhof war von höchſter Wichtigkeit. Er lag ungefähr dreihundert Schritte vom Walde am Eingange des Dorfes, auf einer kleinen Anhöhe, um die ſich die Bauernhäuſer im Halbkreiſe herumzogen. Von Mauern umgeben bildete er eine kleine Feſtung und beherrſchte das ganze Dorf. Die Dachlucken der Scheuern und Stallungen gaben vortreffliche Schießſcharten, von wo aus man mit guten Buchſen bis an die äußerſten Enden des Dorfes ſchießen konnte. So konnten die Obtſchover immerwährend im Schach gehalten und verhindert werden, im eigenen Dorfe eine Bewegung zu machen. Die ſiebenzig Kühe des Meierhofes ſollten heraus und nach Duſchnik getrieben werden, wo ſie Peter Bureſch an die Bauern ſeiner Schaar austheilen wollte, um ſie durch dieſe Beute zu neuer anzufeuern. Die Wegnahme des Meierhofes war leicht zu bewerkſtelligen, da man in Obtſchov gewiß nicht darauf vorbereitet war und er vom Ausgang des Waldes aus, wenn man ſich nur bis dahin unbemerkt näherte, laufend in einer Minute erreicht werden konnte, ehe ſich die Obtſchover ſammelten, um ihn zu vertheidigen. Wirklich ſchlich ſich der Ungarmichel mit fünf und zwanzig bis dreißig auserleſenen Helden durch den Wald. Sie zogen nicht in einem Haufen, ſondern vertheilten ſich und ſchlüpften einzeln von Baum zu Baum, ſpringend, laufend, ſchleichend, kriechend, je nachdem es des Ortes Gelegenheit erlaubte oder gebot. Rechts und links ſtanden die Obtſchover

Poſten und blickten gradaus nach Duſchnik zu, ohne die Einzelnen von der Schaar des Ungarmichels zu bemerken oder bemerken zu wollen. Dem ſcharfen, umſichtigen Auge des Ungarmichels fiel dieſe, wie ihm ſchien abſichtliche Blindheit auf, und machte ihn beſorgt. Doch einzeln wie er war und getrennt von ſeinen Leuten, war es ihm nicht mehr möglich, ſie zu ſammeln und irgend eine Art von Befehl zu geben, der ſie von einer Hinterliſt gerettet hätte. So rückte er denn ſelbſt immer vorwärts, um die Seinen nicht zu verlaſſen. Am Ausgange des Waldes gab er das verabredete Zeichen mit der Pfeiſe und bald war ſeine Schaar um ihn verſammelt. Er bemerkte aber, daß auf dasſelbe Zeichen es auch hinter ſeinem Rücken im Walde lebendig wurde und große Bewegung entſtand. Es galt ſo ſchnell als möglich den Meierhof zu erreichen. Der Ungarmichel ſelbſt eilte mit Sturmſchritten über den Graben, der dort den Wald umgab, über die Felder und den Steinweg voraus. Die andern ihm nach. Kaum aber waren ſie auf ſichere Büchſenſchußnähe vom Meierhofe gekommen, als ſie von da aus mit einer vollen Flintenſalve begrüßt wurden, der eine andere im Rücken folgte. Wir ſind verrathen! ſchrien die Duſchniker entſetzt und drängten ſich um den Ungarmichel. Dieſer, der klar erkannte, was den andern der Schreck eingab, ſah ein, daß er für den Augenblick ſeine Abſicht auf den Meierhof aufgeben, und nur eine Stellung gewinnen müſſe, in der er ſich ſo lange halten könne, bis das Feuern tief im Walde gehört würde und Peter Bureſch den Bedrängten Hilfe ſchicke. Mir nach! — rief er ſchnell beſonnen und eilte durch das Kreuzfeuer auf das dem Meierhof zunächſt gelegene Bauernhaus los. Die Flintenkugeln umſauſten ihn und ſeine Gefährten, doch wurden nur wenige verwundet, da die Obtſchover im Dunkel der Nacht ihre veränderte Stellung nicht bemerkten und immer in derſelben Richtung ſchoſſen, ja endlich zu feuern aufhören mußten, da ſich ihre Freunde aus dem Hinterhalte im Walde in ihrer Hitze ſo ſehr genähert hatten, daß die beiderſeitigen Kugeln nur noch die Freunde bedrohten. Indeſſen hatte der Ungarmichel die Thüre des Bauernhauſes eingerannt und ſtürzte mit ſeinen Gefährten hinein und verrammelte ſchnell ſeine Ausgänge. Alles dieſes geſchah binnen wenigen Minuten im Dunkel der Nacht und während die vergeblichen Schüſſe der Obtſchover fielen, ſo daß ſie weder geſehen noch gehört werden konnten. Sie waren verſchwunden als hätte ſie die Erde verſchlungen. Die Obtſchover ſuchten ſie mit geſpannten Hähnen und vorgehaltenen Büchſen rings um den Meierhof und endlich in dem Gebüſche jenſeits desſelben, juſt auf der entgegengeſetzten Seite des Meierhofes, ſchoſſen einige Mal ins Geſträuch und kehrten verwundert wieder auf ihren vorigen Platz zurück.

Der Ungarmichel ließ indeſſen Löcher in das Strohdach ſeines Schlupfwinkels bohren und ſtellte ſeine Leute daran und an die niedern Fenſter, die er noch zum Theile mit Bettſtücken verſtopfte, oder mit den Brettern der Bänke und

Tiſche verdeckte. Nun erſt, da die Obtſchover ſich näherten, um auch dort zu unterſuchen, gab er Befehl zum Feuern und ununterbrochen damit fortzufahren, da es mehr ein Zeichen für die Freunde im Walde ſein ſollte, als Angriff oder Vertheidigung.

Der Mond ging hellleuchtend auf und zeigte den Tuſchnikern genau ihre ſie umſchleichenden Feinde, während ſie ſelbſt im ſichern Verſtecke ſaßen und die Kugeln unſchädlich ins Dach oder in die Wände des Hauſes klatſchten. Mancher arme Obtſchover fiel, ohne daß die Andern Rache nehmen konnten. So zogen ſie ſich endlich aus der Schußweite und in die andern Häuſer zurück. Sie dachten wohl daran, das Haus, in welchem der Ungarmichel ſaß, in Brand zu ſtecken, ließen es aber nach langem Streiten doch ſein, da es mit den andern ſtrohbedeckten Hütten zuſammenhing und beim geringſten Winde das ganze Dorf in Flammen aufgehen konnte. So verging für ſie die Zeit, welche Peter Bureſch mit Vortheil benutzte. Das anhaltende Feuern hatte ihn aufmerkſam gemacht und ihn überzeugt, daß die Obtſchover nicht, wie er es gewollt, überraſcht, und der Meierhof nicht unblutig genommen worden. Schnell ſammelte er die vertheilten Poſten und die ihn umgebende Schaar, gab ſeine Befehle und eilte im Sturmſchritte vorwärts. Einen großen Theil ſeiner Schaar ließ er gradaus über die Obtſchover herfallen, die ſich bei ſeinem Herannahen wieder vor dem Meierhofe und im Dorfe geſammelt hatten, um ſie zu beſchäftigen. Er ſelbſt ſtürzte ſich mit einer handfeſten Schaar auf das hintere Thor des Meierhofes, das in den Kuhſtall führte. Bald war es erbrochen und hinter ihm und ſeiner Schaar wieder geſchloſſen. Die Kühe und Stiere wurden losgebunden und durch das andere Thor in den Hof gejagt, wo ein großer Theil der Obtſchover, faſt die ganze Beſatzung des Meierhofs, verſammelt war. Durch Meſſerſtiche und Schläge und durch den Lärm, das ungeheure Geſchrei, das die Duſchniker erhoben, wüthend gemacht, ſtürzte die ganze Heerde auf den Hof, rannte brüllend und ſtoßend umher und richtete grauenvolle Verwirrung an. Ein paniſcher Schrecken überfiel die Beſatzung, ſogleich war Mann von Mann getrennt und rannte einzeln zwiſchen dem Vieh umher, ohne zu wiſſen was zu thun, wer Freund oder Feind. Die Duſchniker hingegen brachen in geſchloſſener Reihe aus dem Stalle, ſchritten mitten durch die Verwirrung auf das Thor des Hofes los und ſchoben die Balken und Riegel zurück. Hierher, Ungarmichel! rief Peter Bureich mit ſo gewaltiger Stimme, daß ſie Geſchrei und Büchſenknall übertönte.

Jeſus Maria, der Wilddieb iſt ſchon drin! ſchrieen die Obſchover, und unſchlüſſig, ob ſie ſich gegen ihn, oder gegen die Duſchniker, die ſie überfallen, oder gegen das vom Ungarmichel beſetzte Haus wenden ſollten, zwiſchen drei Feinde genommen, ſtanden ſie einen Augenblick zögernd da, bis ſie mit Eins und inſtinktmäßig ſich gegen das Innere des Dorfes zu ziehen begannen, um dem Netze zu entgehen, das ſie ſchon von drei Seiten umgab. Mitten über den ſchmalen Raum, den ihr Rückzug zwiſchen ihnen und den Duſchnikern ließ, ſtürmte der Ungarmichel, aus dem Hauſe brechend, gradaus hinüber auf das Thor des Meierhofes, wo ihm der Peter Bureſch winkte.

Das war Hilfe in der Noth! lachte der Ungarmichel, indem er beide Hände auf Peters Schultern legte und ihn mit derber Herzlichkeit ſchüttelte. Es iſt nicht Zeit zum Plaudern, antwortete Peter Bureſch und fügte hinzu: Jetzt ſchnell das Vieh hinausgetrieben und zurück in den Wald!

Eilig umſtellten die Duſchniker das herumirrende, brüllende Vieh und jagten es mit Kolbenſtößen und Schlägen hinaus — mit ihm und von ihm gedeckt ſchlüpften auch die letzten Obtſchover aus dem Hofe, denen es in der Verwirrung nicht gelungen war zu entkommen.

Da erſcholl in den Reihen der Obtſchover der Freudenruf: Die Libaer kommen, die Daler kommen! und ſie ſammelten ſich aufs Neue, um wieder einen Angriff zu verſuchen.

Es war zu ſpät.

Vorwärts! rief Peter Bureſch und ſchon eilte der ganze Zug der Duſchniker dem Walde zu, die dumpf und traurig brüllenden Thiere vor ſich her jagend. In wenigen Minuten verhallte der Ruf der Treiber, das Brüllen der Thiere, die Glocken der Stiere, das Siegesjauchzen der Duſchniker im Dunkel des Waldes. —

Der Ungarmichel, deſſen Schaar bis auf hundert Köpfe angewachſen war, da ſich nicht alle, die mit Peter Bureſch eindrangen, wieder herausretten konnten, ließ die Thore des Meierhofes verrammeln, vertheilte die Poſten auf die Punkte, von wo aus man die ganze Umgegend beobachten konnte und war, als die Daler und Lihaer wirklich ankamen, in voller Sicherheit. Die Beſatzung ſchlug eine laute Lache auf, die ſiegesberauſchten Burſche faßten ſich bei den Armen und begannen wild im Hofe umherzutanzen, während draußen im Dorfe Flüche und Verwünſchungen erſchollen.

Die Obtſchover und ihre Bundesgenoſſen überzeugten ſich bald, daß ſie ſich nicht auf zwei hundert Schritte dem Meierhofe nähern konnten, ohne von wohlgezielten Schüſſen empfangen zu werden, zogen ſich in die Häuſer zurück und der alte Mika, der Bauernadvokat, verſammelte die Weiſeſten des Dorfes um ſich, um Rath zu halten.

Der Zug der Duſchniker verzögerte ſich etwas. Die Heerde, die ſie trieben, war ſchwer zuſammen zu halten. Wild gemacht durch den Lärm der Kämpfer und das Siegesjauchzen der Treiber, liefen ſie oft auseinander und konnten im Walde nur mit Mühe wieder geſammelt werden. Einzelne Obtſchover, die es wagten, die Sieger zu verfolgen, und hie und da einzelne Schüſſe abfeuerten, reizten zur Verfolgung und die Schaar zerſtreute ſich oft, troß des grimmigſten Zornes Peters, der verbot, auf die Plänkler zu achten. Erſt mit Sonnenaufgang kam der ſieges- und beutereiche Zug in Duſchnik an.

Da begann nun ein luſtiges Leben.

Die Weiber und Kinder kamen aus den

Häuſern hervor. Es wurde erzählt, gelacht, geſungen. Die Kühe, wohlgenährt wie alle herrſchaftlichen Heerden (denn der Meierhof gehörte der Herrſchaft), wurden geſchätzt und bewundert. Peter Bureſch ging an die Beutevertheilung. Die Aermſten unter den Duſchnikern und ihren Bundesgenoſſen wurden zuerſt und am beſten bedacht. Die Stiere wurden bekränzt und im Dorfe herumgeführt. Kleine Knaben ſchwangen ſich auf ihren Rücken und ſangen Lieder und ließen Peter Bureſch hoch leben. Die Stiere waren Gemeindeeigenthum geworden und in einem großen offenen Stalle untergebracht, wo ſie den bewundernden Blicken der Jugend preisgegeben waren. Von allen Seiten brachte man duftendes Heu herbei, ſie würdig zu ſpeiſen und die Thiere ſchienen ſich bald heimiſch zu fühlen bei ihren neuen, gaſtlichen Wirthen. Großer Jubel herrſchte überall — der Ruhm Peter Bureſch's ſcholl von allen Lippen; ſein Muth, ſeine Beſonnenheit, ſein ſchneller Entſchluß wurde von allen gerühmt. Das Grauen, das man vor dem Wilddieb, dem Heiden, dem Zigeuner hatte, war gänzlich verſchwunden. Man hoffte durch ihn reich zu werden, man begann ſich in die Ohren zu raunen, daß er wohl auch im Stande wäre, von der Herrſchaft und den Beamten zu befreien, die Steuern abzuſchaffen und aus den Bauern freie Leute zu machen — und beeilte ſich, ſeinen Befehlen auf's Pünktlichſte zu gehorchen, denn jede ſeiner Thaten führte ja dem Ziele näher, das man ſich halb unbewußt zu ſtecken anfing.

Ei was der Wald! ſagte man — was liegt am Ende auch am Wald — er kann den Wurm bekommen und wir ſind doch alle Bettler. Es geht jetzt um was mehr. Frei müſſen wir werden von Robotten und Steuern, die Herren und Beamten ſollen uns nicht mehr ausſaugen bis aufs Blut — die Schätze, die in Schlöſſern und Klöſtern aufgehäuſt liegen, und die unſer verſilberter Schweiß, unſer vergoldetes Blut ſind, ſollen wieder in unſere Hände kommen, denen ſie von Gott und Rechtswegen angehören! —

Man lächelte über die Geſpenſterfurcht, die man beim Namen Peter Bureſch's empfand. Was hat er gethan? fragte man ſich — er hat das Wild des Waldes geſchoſſen, das frei iſt und Jedermann angehört und die Saaten des Bauern zerſtört. Wer ſagt, daß es dem gnädigen Herrn eigenthümlich iſt? Hat der Herr unſer Gott dem Hirſche das Wappenbild unſeres gnädigen Herrn auf den Hintern gedrückt? Tödtet die Kugel aus der Bauernflinte nicht eben ſo gut, wie aus der Büchſe des herrſchaftlichen Oberförſters?

So raiſonirten die Bauern.

Es iſt wahr, ſie wären nur langſam oder vielleicht gar nicht auf ſolche Gedanken gekommen, wenn nicht der Alte vom Hammer im rechten Momente oft hätte ein Wörtchen fallen laſſen, das ihnen zeigte, welchen Weg ihre Gedanken zu gehen hatten — und wie zaudernd und ſtolpernd ſie noch auf dieſem Wege wandelten, wie klar oder unklar ihnen noch dieſe ungewohnten Gefühle waren, darin waren ſie mehr oder weniger entſchloſſen und übereinſtimmend, Peter Bureſch zu gehorchen und ihm durch Dick und Dünn zu folgen.

Sie horchten darum ſehr aufmerkſam, als der einäugige Slavik, nachdem ſich die erſte freudige Aufregung gelegt hatte, durchs Dorf ging, von einem Trommler begleitet, alle hundert Schritte ſtehen blieb und von einem groben Stück Papier mit lauter Stimme Folgendes ablas:

„Im Namen Peter Bureſch's des Raubſchützen und Anführers der Duſchniker und ihrer lieben Freunde und Bundesgenoſſen! Männer von Duſchnik! Freunde und Bundesgenoſſen der unterdrückten und beraubten Männer von Duſchnik! Es iſt ein Verräther in unſerer Mitte. Unſer geſtriger Plan auf Obtſchov war verrathen — die Hinterliſt und die getroffenen Vorſichtsmaßregeln unſerer Feinde haben es klar gezeigt.

„So wird euch hiermit zu kund und zu wiſſen gethan, der Verräther in unſerer Mitte iſt zum Tode verurtheilt. Jeglicher forſche nach dem Verräther ſeiner Heimath und ſeiner Brüder, auf daß das Urtheil an ihm vollſtreckt werden könne, vermittelſt des Strickes am nächſten Baume. — Auf daß aber in Zukunft jeder Böswillige und Feindliche von dergleichen Schandthat abgeſchreckt werde, und jede Art Verrath verhütet werde, verkündige ich als Kriegsartikel, geltend von heute, Folgendes:

1) Jeder, der dem Feinde Plane und Vorbereitungen, in welcher Abſicht immer, mittheilt, wird ohne Gnade gehängt.

2) Jeder, der ohne Befehl oder Erlaubniß ſich zum Feinde begibt oder mit Einem aus der Reihe unſerer Feinde mündliches oder ſchriftliches Wort wechſelt, wird gehängt.

3) Jeder aus den Reihen unſerer Feinde, der diesſeits des Waldes mit oder ohne Waffen ergriffen wird, wird nach Umſtänden erſchoſſen oder gehängt.

4) Nur ich der Anführer habe das Recht zu begnadigen.“

Hierauf wurde das Blatt an den großen Kaſtanienbaum, mitten im Dorfe, angeſchagen.

Die Bauern ſtanden davor und ließen es ſich noch einigemal vorleſen, bis ſie ſich an das ſo oft vorkommende „Hängen“ gewöhnten, vor dem ſie anfangs ſehr erſchracken. Der einäugige Slavik aber wurde mit einer Abſchrift der Kriegsartikel, die ebenſo wie die erſte der jüdiſche Lehrer beſorgte, ohne Waffen nach Obtſchov geſchickt, um ſie, wie Peter Bureſch es wollte, auch dem Feinde bekannt zu machen, daß er ſich darnach halten könne.

Während in Duſchnik ſo große Aufregung herrſchte, war in Obtſchov Alles todtenſtille. Der Ungarmichel hielt vom Meierhofe aus ſo gute Wache, daß ſich im Dorfe nichts zu regen wagte; von den Schießſcharten flogen die Kugeln in die entfernteſten Gäßchen, und die Bewohner konnten nur außerhalb des Dorfes durch die Gärten und Hinterthüren zu einander gelangen. Durch ſein Haus gedeckt, im Garten an einem langen Tiſche ſaß der alte Mika und ſchrieb, neben ihm der Cantor des Dorfes, der die Blätter kopirte, welche ihm der Richter vorlegte. Gegenüber ſaßen die Bauern, welche von Mika in den Rath gezogen waren und ſahen ſtumm und verwundert zu, mit welcher Leichtigkeit und Behendigkeit ſeine Feder übers Papier hinflog und wie zierlich er die großen Anfangsbuchſtaben hinzuzeichnen und auszuſchmücken verſtand. Endlich war er fertig, ſtopfte die Tintenflaſche zu, legte die Feder darauf und nahm mit Gravität die Brille ab. Das wäre nun gethan, ſagte er, indem er ſelbſtgefällig auf die beſchriebenen Blätter blickte — alle Dörfer der Umgegend ſind in würdigen und kräftigen Ausdrücken eingeladen uns beizuſtehen, und die geſtörte Ordnung in unſerer Gegend wieder herzuſtellen. Aber damit iſt noch nicht Alles gethan. Wir ſind nicht dazu da, uns mit Raubgeſindel und Wilddieben herumzubalgen, auch ſteht es guten Unterthanen ſchlecht an, ſich ſelbſt mit gewaffneter Hand Recht zu verſchaffen. Wir müſſen die Hülfe unſerer Regierung erbitten, und ſo habe ich denn beſchloſſen, und ihr werdet nichts dagegen einzuwenden haben, nach Prag einen ausführlichen Bericht zu liefern über den Stand der Dinge, und der hohen Landesregierung anzuzeigen, daß mit baieriſchen Waffen gegen uns gekämpft wird, daß es ſich ganz und gar nicht um den Wald handle, ſondern daß die ganze Geſchichte ein Landesverrath und vom Auslande angezettelt worden ſei, um Unruhen im Lande und hinter dem Rücken der kaiſerlichen Armee zu erregen. Und ſo bin ich gewiß, daß wir uns bald der Hilfe unſerer allergnädigſten Kaiſerin und ihrer beſonderen Gnade zu erfreuen haben werden.

Die Bauern ſchwiegen und nickten theilweiſe mit dem Kopfe. Der Bauernadvokat griff wieder zur Feder und legte ſich einen groben Bogen Papier zu recht, auf welchem er die Eingabe aufzuſetzen ſich bereit machte.

Da ſprang ſein Sohn, Wenko, der einzige der ihm geblieben, nachdem ſein älteſter im erſten Kampfe bei den Fuchshöhlen gefallen war, plötzlich von ſeinem Sitze unter den Bäumen auf, eilte auf den Tiſch zu und rief mit faſt zorniger

Stimme ſeinem Vater entgegen: Nein, das will ich nicht! das darf man nicht! das iſt ſchlecht!

Was iſt Dir? — fragte der Vater erſtaunt über die Aufregung des faſt knabenhaften Jünglings, der ſonſt ſo ſchweigſam und ſanft zu ſein pflegte — was iſt Dir? — was haſt Du dagegen? —

Wenko, der von ſeinem Vater nicht das Rednertalent geerbt hatte und es nicht ſo verſtand wie dieſer, ſeine Gedanken in langen und ausführlichen Worten auszudrücken, antwortete nur in abgebrochenen Sätzen, die er mit heftigen Handbewegungen begleitete: Nein, rief er, ſo geht es nicht. Wir ſind Bauern. Wir ſind Bauern auf beiden Seiten, gemeine Leute, und wir müſſen unſere Sache unter uns ausmachen. Und es nach Prag zu ſchreiben an die Beamten, was hier vorgeht, das gefällt mir nicht. Nein, bei Gott, das gefällt mir nicht, das will ich nicht. Da hat vorigen Sommer der Lehoter Michel den Obtſchover Juden angezeigt, daß er in Salz handelte, und da haben alle Leute geſagt, daß das ſchlecht war, und es war doch ein Jude. — Denn die Beamten und Herren ſind unſer aller Feinde, und ich will das nicht, daß wir die Duſchniker anzeigen, denn ſie ſind gemeine Leute wie wir, und die andern ſind unſre Feinde und ihre Feinde.

Es iſt was Wahres daran — ſagte der Cantor mit ſchüchterner Stimme vor ſich hin — es iſt nicht gut, wenn der Bauer gegen den Bauer hetzt und gar die Herrſchaft.

Und ſie ſind unſer aller Feinde — das iſt auch wahr! murmelten die andern Bauern.

Aber das iſt doch ein anderer Fall, als es mit dem Salzhandel und mit dem Juden war — ſagte der Richter, ſich vertheidigend, da er ſah, daß er allein blieb mit ſeiner Meinung — und das iſt doch unſere rechtmäßige Herrſchaft und der Baier iſt unſer Feind und der Peter Bureſch hält's mit dem Baier.

Baier oder Kaiſerin, rief Wenko Mika, das iſt mir gleichgültig, davon verſteh' ich nichts.

Ich weiß nur, daß ich mich mit den Duſchnikern balgen will, ſo lang es geht — ruft ihr aber die Soldaten her, ſo ſchwör ich euch, Vater, ich vergeſſ' es, daß mir die Duſchniker den Bruder erſchoſſen haben und lauf' hinüber zu ihnen und ſchieß' mit ihnen auf eure kaiſerlichen Soldaten.

Der Wenko hat Recht — murmelte ein alter Bauer. — Der Wenko iſt ein braver Junge, fügte der Cantor hinzu. — Wir haben nie viel gewonnen, wenn ſich die Herren in unſere Geſchichten gemiſcht haben — ſagte ein Dritter. — Und wir laſſen es lieber ſein — riefen die Meiſten mit Nachdruck, und der alte Mika, der beſorgt ſeinen Sohn anſah, wohl wiſſend, daß er ausführe, was er einmal mit ſolcher Beſtimmtheit ausgeſprochen, und ſich erinnernd, daß es nur noch ſein letzter Sohn und Erbe ſei — der alte Mika wurde weich, ſchob das Papier bei Seite und ſagte halblaut: Nun ſo ſollt ihr Recht behalten!

Er wollte noch manches hinzufügen, um durch eine lange Rede den üblen Eindruck ſeines Vorſchlags zu verwiſchen und um den Sohn zu verſöhnen, der düſter blickend daſtand und von Zeit zu Zeit murrend Worte der Unzufriedenheit hervorſtieß — aber er wurde gleich im Anfange ſeiner Rede geſtört.

Der einäugige Slavik nämlich, der im Hauſe ſtand und das ganze Geſpräch belauſcht hatte, trat plötzlich hervor, vielleicht in der boshaften Abſicht, dem alten Mika ſeine Vertheidigungsrede abzuſchneiden. Bei ſeinem Anblick ſprangen die Bauern auf, denn ſie glaubten ſich überfallen, und Wenko Mika griff nach der Büchſe, die im Graſe lag. Aber der Einäugige that, als ob er es nicht bemerkte, ebenſo that er, als ob er nichts gehört hätte und eben erſt ins Haus getreten wäre. Er ging ruhig und kalt auf den Richter los und ſprach: Einen ſchönen Gruß von meinem Herrn und Meiſter Peter Bureſch. Hier ſchickt er Euch ſeine Kriegsartikel, damit Ihr Euch darnach halten könnt.

Will er uns ſchon Geſetze geben? fragte höhniſch lächelnd der Richter.

Es iſt nicht von Geſetzen die Rede — antwortete Slavik — ſondern blos davon, daß er Euch eine Warnung zukommen läßt und wie er es gehalten wiſſen will. Das iſt ſchön von ihm und ehrlich, und wenn ihr dergleichen aufſetzt, wäre es nur billig, daß ihr es auch uns zukommen laſſet.

Der Wilddieb will mich lehren, was Recht iſt! — murmelte der Bauernadvokat, indem er Peter Bureſchs Artikel las.

Slavik achtete nicht auf den Hohn. Gott befohlen — rief er und ging wieder, wie er gekommen war, fort durchs Haus, hinaus auf den öden ſtillen Dorfplatz. Er kehrte noch beim Ungarmichel im Meierhofe ein, überzeugte ſich vom Wohlbefinden ſeiner Waffenbrüder, die mitten im Hofe um ein großes Feuer herum lagerten und das vorgefundene Geflügel, Gänſe, Hühner, Truthühner in köſtliche Braten umwandelten, nahm ein gutes Mahl zu ſich und kehrte mit Grüßen beladen und einigen gebratenen Hühnern in der Taſche erſt ſpät am Abend gegen Tuſchnik zurück.

Der Bauernadvokat aber, da er mit ſeinem Vorſchlage, die kaiſerlichen Waffen zu Hülfe zu rufen, durchgefallen war, beſchloß, noch dieſen Abend einen Streich auszuführen und ſich der läſtigen Gäſte im Meierhofe zu entledigen, koſt' es, was es koſte. Sie mit gewaffneter Hand herauszutreiben, hatte er aufgegeben; auch würde das wieder die andern Tuſchniker herbeirufen und viel Blut koſten. Er beſchloß alſo, ſie aus ihrer Feſtung herauszulocken, und ſollte es auch auf die grauſamſte Weiſe geſchehen. Wo aber den Mann hernehmen, der den beabſichtigten Streich ausführen ſollte und der nun doppelt gefährlich war, nachdem Peter Bureſch ſeine Kriegsartikel mitgetheilt hatte? Das beſchäftigte den alten Mika den Reſt des Tages — aber er wußte ſich auch hier zu helfen.

Siebentes Kapitel.

Der Abend nach dieſem Tage, der ohne Kampf vorüber ging, war wild und ſtürmiſch. Wie oft in dieſen Gegenden, blies ein heftiger Weſtwind aus den Schluchten des ſchwarzen Tſchaboſchna und trieb die Rauchſäulen, die aus den Eiſenhütten und Hochöfen aufſtiegen, zu dichten Wolken geballt, über das ganze Litavkathal hin. Den Wald durchſauſten kalte Luftzüge, wie ſie dort auch im Hochſommer nicht ſelten ſind, und krachend fiel da und dort ein morſcher Zweig von den Bäumen. Trotzdem war er dicht beſetzt — auf allen Punkten lagerten dort um Wachtfeuer dichte Haufen, auf allen Höhen ſtanden Poſten, die gegen Obtſchov hinblickten, und um ganz Duſchnik zog ſich eine Kette von

Schildwachen. Peter Bureſch wußte, daß er einen Verräther in ſeinen Reihen hatte und war vorſichtig geworden. Sein Vater, der Alte vom Hammer, ging von Poſten zu Poſten, um nachzuſehen, ob die Befehle ſeines Sohnes pünktlich befolgt würden, erzählte kurze Geſchichten, machte Scherze und ſuchte die über das ſchlechte Wetter Verdrießlichen aufzumuntern. Wenn ſich Einer oder der Andere beklagte, ſagte er nur: Ja, ja, es iſt ein Wetter, als ob ſich Jemand erhenkte oder als ob Jemand gehenkt werden ſollte! Er ſpielte damit auf den Aberglauben in jenen Gegenden an, welcher beſagt, daß ſich bei ſolchem Ereigniſſe ein mächtiger Wind erhebe, und meinte, es ſei Urſache mehr zur Wachſamkeit vorhanden, da der Wind es möglicherweiſe auf einen Obtſchover Spion abgeſehen haben könnte. Der Alte vom Hammer glaubte wachſam ſein und die Pflichten des Führers übernehmen zu müſſen, während ſein Sohn von den Anſtrengungen der letzten Tage ausruhte.

Peter Bureſch, nachdem er die Wachen vertheilt und ſeine Befehle gegeben hatte, war verſchwunden. Er ſchlief im Schooße zarter Liebe. — Lunetta war ſeit vier Tagen in das alte Schloß gebannt, denn Peter Bureſch wollte nicht, daß ſie viel an ſeiner Seite geſehen werde, um ſich ihrer deſto ſicherer bedienen zu können. In der verfallenen Stube des verſunkenen Schloſſes lag ſie, den Befehlen ihres Herrn ſklaviſch treu, die langen Tage und Nächte hindurch wie eine Gefangene. Jetzt hatte Peter Bureſch ſein Haupt auf ihre Bruſt gelegt und ſchlief den tiefen Schlaf urkräftiger Waldnaturen. Lunetta wußte es, wie er zu ſchlafen liebte. Unbeweglich lag ſie auf dem Hirſchfelle da, die Hand auf ſein dunkles, dickes Haar gelegt und ſang mit gedämpfter Stimme eines der Zigeunerlieder, die ihr Herr und Meiſter ſo ſehr liebte. Es glich dem Murmeln einer Quelle, das zu wollüſtigen Träumen ladet und verſchwamm traumhaft mit dem tiefen Athmen des Schlafenden, mit dem Kniſtern des brennenden Kienſpanes an der

Wand, der zitterndes Dämmerlicht und Schatten auf die alte Stube und ihre neuen Verzierungen warf, zu einer aus Tönen, Hauchen, Lichtern und Schatten gewebten Melodie. In einer Stunde wollte er von der Zigeunerin wieder geweckt ſein, um die Runde zu machen.

Es that Noth, denn das Dorf war nicht ſo gut bewacht, als Peter Bureſch glauben mochte.

Schon eine Stunde, nachdem die Sonne hinter dem Tſchaboſchna verſunken war, ſchwang ſich eine leichte Geſtalt über eine der äußerſten Gartenhecken des Dorfes, hinein in den Garten, der einſt dem alten Richter gehörte und an das Haus ſtieß, in welchem jetzt Liduſchka ein einſames, durch Schloß und Riegel von aller Welt getrenntes Trauerleben führte. Die Geſtalt ſprang leicht wie ein Hirſch von einem Baumſchatten in den andern, hinüber über die weißen Flächen, die der Mond beleuchtete — ruhte immer Augenblicke und wartete, bis der Wind die

Zweige der Bäume ſchüttelte und ſprang unter dem Schutze des Geräuſches immer weiter, immer weiter, immer den Kopf rückwärts gewendet und die Wache beobachtend, die draußen auf dem Felde auf und ab ging. Endlich ſtand ſie an der Hinterthüre des Hauſes und pochte. Es war Todtenſtille im Hauſe. Das Rauſchen des Windes war ſo gewaltig, daß das Pochen von der pochenden Geſtalt ſelbſt kaum gehört wurde. So näherte ſie ſich endlich dem Fenſterladen, der in den Garten ging, faßte ihn mit beiden Händen, und riß ihn in demſelben Momente, da der Wind ein Scheunenthor donnernd zuſchlug, gewaltig aus beiden Angeln, und warf ihn auf den Boden. Liduſchka, die hinter dem Laden ſchlief, erwachte und rief, indem ſie erſchrocken die Bettdecke über die Bruſt hinauf zog: Wer iſt draußen? Wer pocht ans Fenſter? —

Ich bin es, Wenko, Dein Bruder — öffne mir die Thüre leiſe und ohne Geräuſch, ſonſt bin ich verloren.

Wenko, mein goldenes Brüderchen — lispelte Libuſchka halb erſchrocken, halb erfreut — ſprang mit gleichen Füßen aus dem Bette, warf ein kleines Tuch um den Hals und öffnete leiſe die Thüre.

Gottlob! ſagte Wenko, ich bin in Sicherheit. Das war ein ſaures Stück Arbeit, ſich durch all die Wachen durchzuſchleichen — lieber prügle ich mich mit zwanzig ſolcher Kerle.

Und warum haſt Du Dich in die Gefahr begeben? fragte Libuſchka, indem ſie beide Arme um ſeinen Hals ſchlang und ihn küßte. — Nur um mich zu beſuchen, Du theures, goldenes Brüderchen? Und iſt es da draußen ſchon ſo weit gekommen, daß ein Bruder ſein Schweſterchen nur in dunkler Nacht beſuchen darf?

Es iſt jetzt nicht Zeit zu Beſuchen, mein goldenes, mein ſeidenes Schweſterchen, ſagte Wenko, indem er ihr goldenes Haar ſtreichelte und ihre Liebkoſungen erwiederte. — Man darf ſich jetzt keine Freuden machen und kein Vergnügen gönnen — die Zeit, da ich Dich jeden Sonntag beſuchte, um mit Dir durch die Felder zu ſchlendern, die Zeit iſt hin und es iſt viel trauriger geworden.

Stille, ſtille, ſeufzte Libuſchka, ich will nichts wiſſen von Allem, was draußen vorgeht — ich habe Angſt vor jeder Neuigkeit, und wenn Du mir eine bringen willſt, ſo ſprich ſie lieber nicht aus und gehe wieder, wie Du gekommen biſt.

Nein, ſagte Wenko, ich komme, Dich zu holen, Du mußt heute fort mit mir nach Obtſchov und morgen wirſt Du weiter wandern von Obtſchov nach Knina zur Baſe, denn Du biſt nicht geſchaffen, Du zarte Seele, all das Traurige mit anzuſehen, das da draußen vorgeht und noch vorgehen wird.

Wenko, antwortete Libuſchka mit trauriger doch feſter Stimme — Du weißt, was ich Euch nach dem Tode des alten Richters und was ich Dir nach dem Begräbniß unſers Bruders geantwortet habe. Ich gehe nicht fort von Duſchnik — hier iſt das Haus meines Mannes, hier muß ich bleiben. Ich muß es bewachen und ſein Eigenthum pflegen und ſchützen als gute Hausfrau, daß er es in Ordnung findet, wenn er wieder heimkehrt. Ich bin eine Duſchnikerin geworden und bin keine Obtſchoverin mehr. Ich weiß nicht, wer von beiden Unrecht hat, und miſche mich nicht darein, ich ſperre mich ein, um nichts davon reden zu hören und nicht zu hören, wie ſie auf den Vater ſchimpfen. So laſſen ſie mich auch in Ruh' und haben mich ganz vergeſſen in meiner Stube. Wenko, ich gehe nicht fort von Duſchnik.

Wenko ſtand ſchweigend und düſter da. Er löſte ſich los aus der Umhalſung ſeiner Schweſter, knirſchte mit den Zähnen und ſagte endlich dumpf vor ſich hin:

Duſchnik? — von jetzt in zwei Stunden gibt es kein Duſchnik mehr!

Jeſus Maria, was habt ihr vor? ſchrie Liduſchka, alle Vorſicht vergeſſend, und warf ſich, von einer ſchauerlichen Vorſtellung überwunden, auf die Knie und faltete die Hände gegen

Wenko, als wollte ſie ihn um Gnade bitten für ihre neue Heimath.

Mein Wille war nicht dabei, ſagte Wenko, ohne Liduſchka anzuſehen — aber der Vater —

Der Vater, ach, der Vater! jammerte Liduſchka und in ihrem Tone lag ein ſchwerer Vorwurf gegen den Vater, dem ſie nicht Worte zu geben wagte.

Der Vater will es, fuhr Wenko fort, und bald wird ganz Duſchnik in Flammen ſtehen, um die Duſchniker, die in Obtſchov liegen, zurück zu locken.

Liduſchka wand ſich ſchluchzend und weinend am Boden. Sie wollte helfen, ſie wollte das Ungeheure verhindern und wußte nicht wie — ſie dachte daran, ſich und ihren Bruder zu verrathen, zu ſchreien, Hülfe zu rufen, die Bewohner zu verſammeln und ſie zu warnen und hatte doch wieder nicht den Muth dazu. Wie ſollte ſie ihren liebſten Bruder dem Tode preisgeben, der eben mit Gefahr ſeines Lebens zu ihr kam, um ſie zu retten? Sie wühlte verzweifelnd in ihren

Haaren, betete, beſchwor Wenko, bis ſie kraftlos und tief athmend, ermüdet und ruhig zu ſeinen Füßen lag.

So komm! ſagte endlich Wenko mit weicher, bittender Stimme, nachdem er ſie lange mit thränendem Auge angeſehen und ſie jetzt vom Boden aufzuheben ſuchte.

Nein! ſchrie Libuſchka und ſprang plötzlich vom Boden auf und ballte die Fauſt gegen ihren Bruder — nein, ich gehe nicht! Mordet, ſtehlet, brennet! ich gehe nicht! Ich bleibe im Hauſe meines Mannes, ich gehe mit ſeiner Heimath zu Grunde!

Es iſt gut! ſagte Wenko ruhig — glaubſt Du, ich werde Dich allein laſſen in ſolcher Gefahr? Ich bleibe bei Dir. Aber ſie werden kommen und werden mich für den Brandſtifter halten, oder auch nicht — auf jeden Fall werden ſie mich hängen.

Ein ſchrilles „Ach“ entfuhr der Bruſt der armen, geängſtigten Schweſter — ſie war nicht fähig, ihm anders zu antworten. Krampfhaft faßte ſie ihn am Arme und zerrte ihn gegen die Thüre. Geh' — ächzte ſie nur noch — geh', rette Dich!

Und wenn ich auch geh' — ſagte Wenko — glaubſt Du, daß ich mich ſo leicht wieder durch die Wachen durchſchleiche? Sie erwiſchen mich und werden mich für den Spion halten, auf den ſie lauern, und werden mich hängen nach den Kriegsartikeln, die der Peter Bureſch erſt heute Morgen verkündigt hat. Wenn Du aber mit mir gehſt und ſie uns erwiſchen, werden ſie glauben, daß ich nur gekommen bin, um Dich zu holen und ich komme vielleicht durch.

Das arme, gefelterte Weib ſchwieg. Endlich raffte ſie ſich auf, küßte die Schwelle ihrer Stube und zog Wenko mit ſich hinaus in den Garten. Wenko faßte ſie in ſeine Arme, hob ſie in die Höhe und unter dem Schutze des Baumſchattens und des Windgeräuſches kam er mit ſeiner Laſt bis an die Hecke des Gartens. Vorſorglich hatte er ſchon bei ſeiner Ankunft das Gebüſch auseinander gebogen und hob nun Libuſchka hinüber, vorſichtig, daß nicht ihre nackten Füße oder ihr kaum verhüllter Leib von den Dornen geritzt werde, denn in der Angſt war ſie ſo mit ihrem Bruder aus dem Hauſe gegangen, im Hemde und leichten Röckchen, ein kleines Tuch um den Hals geworfen. Er legte ſie hinüber ins Gras und drückte ihr die Hand auf den Mund zum Zeichen, daß ſie ſtille ſein ſolle, und kroch dann durch das Gebüſch ihr nach. Die Wache näherte ſich eben. Wenko legte ſich vor ſeine Schweſter hin, um ſie in ihrem leichten weißen Gewand, das verrätheriſch durch die Nacht leuchtete, durch ſeine dunkle Geſtalt zu decken. Liduſchka lag athemlos da, aber Wenko hörte und fühlte ihr Herz an ſeinem eignen pochen. Die Wache kehrte wieder um. Wenko und Liduſchka erhoben ſich ſchnell und eilten im Schatten des Gebüſches hin auf den Hohlweg zu, der aus dem Dorfe gegen die Hämmer führte. Aber der Schatten, den das Gebüſch warf, war nur ſchmal — ſie mußten ſich zu nahe daran drängen, die dornigen Zweige blieben in ihren Kleidern hängen, und als ſie ſich losriſſen, ſchlugen ſie rauſchend und ziſchend zuſammen. Wenko warf ſich in dem Augenblicke ins Gebüſch, denn er fühlte, daß ſie durch den Lärm verrathen waren. Wirklich ſchrie die Wache ſchon ihr: „Wer da“ und eilte auf das Gebüſch.

Das iſt Pepik Picard's Stimme — ſagte Liduſchka leiſe.

Geh' hin und ſprich mit ihm — lispelte Wenko.

Liduſchka, obwohl am ganzen Leibe zitternd, faßte ſich ſchnell und ging der Wache entgegen, und ſtellte ſich ihr in den Weg, um ihr die Ausſicht aufs Gebüſch zu nehmen. Guten Abend Pepik Picard! ſagte ſie freundlich.

Biſt du es, Liduſchka? rief Pepik Picard überraſcht. Wie gut, daß ich nicht geſchoſſen habe, die Leute hätten dann geſagt, es ſei aus Rache geſchehen. Aber wer war denn noch mit Dir dort an der Hecke? die Zweige haben ſich noch hinter Dir bewegt.

Es wird wohl mein weißes Huhn geweſen ſein — antwortete Liduſchka ruhig — Du weißt das treue Thier folgt mir überall nach wie ein Hund — Tag und Nacht. Die Thiere ſind ſo dankbar — ich habe es aus den Klauen des Geiers gerettet. Wie ich einmal des Morgens das Fenſter öffne, ſehe ich wie ein gewaltiger, ſchwarzer Vogel das arme Ding in die Luſt tragen will, ich mache als ob ich losſchieße, — Puff — und das Ungeheuer läßt das arme Ding wieder fallen. Seit damals folgt es mir ſo treu überall hin und die Nani, deine Muhme, der es eigentlich gehörte, hat mir es auch geſchenkt, und ich will es gewiß auch gut pflegen und nähren und wenn es Eier gibt, will ich ſie mit der Nani theilen.

Ich kenne die Geſchichte, du gutes Weib — aber wie ſchlecht ſiehſt Du aus und Du zitterſt ja als ob Du zu Tode erſchrocken wärſt. Du mußt die Dummheit vergeſſen, daß ich Dir einmal Rache geſchworen habe, weil Du mir einen

Korb gegeben haſt und dem alten Richter ſeinen Sohn geheirathet haſt. Ich nehms nicht ſo genau mit dem Racheſchwören wie der Peter Bureſch, und Du mußt Dich nicht vor mir fürchten. — Siehſt Du, das thut mir weh, daß Du ſo vor mir erſchrocken biſt. — Aber gut wärs doch geweſen, wenn Du mich geheirathet hätteſt — jetzt biſt Du ſo allein in ſo böſer Zeit und an mir hätteſt Du einen Mann, der Dich ſchützen könnte, und der es ſehr gerne thäte, weiß Gott.

Gott wollte es ſo — ſagte Liduſchka, die ihn gerne plaudern ließ, um Wenko indeſſen Zeit zu laſſen den Hohlweg zu erreichen.

Gott und Du — ſagte Pepik Picard ſchmerzlich lächelnd und ſah traurig auf ſeine Büchſe hinab, die er wie einen Stock in der Hand hielt. Dann wieder Liduſchka mit zärtlichen Blicken anſchauend, fuhr er fort: Aber wie blaß und traurig ſiehſt Du aus; Du haſt auch geweint und Deine ſchöne goldenen Haare ſind ganz zerzauſt. Man ſagt, daß Du Dir unſere Händel mit den

Obtſchovern ſo ſehr zu Herzen nimmſt und Dich in Deine Stube einſperrſt um nichts zu hören von dem was zwiſchen uns vorgeht. Siehſt Du, das macht Dich ſo blaß — Du ſollteſt doch manchmal zu uns herauskommen, da hätte unſer Einer doch manchmal eine frohe Stunde und die Luft thäte Dir gut und würde Dir die blaſſen Wangen wieder etwas röther machen.

Darum gehe ich auch jetzt ein wenig in die Felder — antwortete Libuſchka lächelnd, und gerührt von den zärtlichen Worten ihres ehemaligen Freiers.

Und ich laſſe Dich ungehindert gehen, trotzdem ich den ſtrengſten Befehl habe, keine Seele paſſiren zu laſſen. Aber, fügte Pepik Picard ſchüchtern hinzu — es iſt ſo langweilig hier Wache zu ſtehen — möchteſt Du nicht ein wenig bei mir bleiben, daß ich die Zeit verplaudern könnte? —

Das würde ſich wohl nicht ſchicken, ſo allein mit Dir in der Nacht auf der Wache zu ſtehen, lächelte Libuſchka.

Du haſt Recht — alſo Gott befohlen! — rief Pepik Picard.

Gute Nacht! — und Liduſchka huſchte das Gebüſch entlang und in den Hohlweg hinab, wo ſie Wenko erwartete. Schweigend ſchlichen ſie ſich fort an den Erdwänden hin bis an die Litavka — dort faßte Wenko ſeine Schweſter in die Arme und trug ſie über den Bach. Aber jenſeits der Litavka war noch ein Mühlbach zu paſſiren. Ueber den Steg, lispelte Wenko, dürfen wir nicht, — der führt zu hart am Hammer vorbei, und wir könnten dort leicht vom alten Bureſch bemerkt werden. Wir müſſen hier über den Bach ſpringen und über den Hügel zu den Teichen hinab, wo wir unter dem Schutze des hohen Schilfes leichter fortkommen und das alte Schloß erreichen können. Auf dem Hügel befindet ſich zwar auch eine Wache, aber es iſt der lange Wlach, und der hat Furcht vor dem Waſſermann im Teich, und ſteckt den Kopf zwiſchen die Beine und wagt es nicht aufzuſehen. An dem werden wir leicht vorüberkommen und wenn er ſich regt, brauchen wir ihm nur etwas Furcht zu machen.

Mit dieſen Worten hob Wenko ſeine Schweſter wieder vom Boden auf und ſprang mit ihr über den Mühlbach. Dann klommen die beiden Flüchtlinge den Hügel hinauf. Wie ein todtes Auge glotzte ihnen durch die Nacht der Teich entgegen, von dem es heißt, daß er einen böſen Waſſermann beherberge, der oft hervorkomme und einſame Wanderer vom trockenen Lande hole und in ſeine Waſſerhöhle hinabziehe. Es iſt einer der gefürchtetſten, aber auch in der That ſchauerlichſten und einſamſten Punkte in der Gegend. Doch achteten die beiden Flüchtlinge weniger auf ihn als auf den langen Wlach, der wirklich ſo daſaß, wie es Wenko beſchrieb, zuſammengekauert, den Kopf zwiſchen den Beinen, die Zipfelmütze in den Händen, welche er krampfhaft um beide Kniee klammerte, während er mit klappernden Zähnen Gebete murmelte und ſich am wenigſten um ſeine Flinte kümmerte, die neben ihm im Graſe lag. Als er die Schritte Wenkos und ſeiner Schweſter hörte, rief er ohne ſeinen Kopf zu erheben oder auf irgend eine Weiſe ſeine Stellung zu verändern: „Wer da? — wer naht?! Alle guten Geiſter loben ihren Herrn und Meiſter! Biſt du einer von den Böſen, ſo hebe Dich fort, Du haſt keine Kraft über mich, ich habe erſt zu Oſtern gebeichtet und kommunizirt. Gegrüßt ſeiſt Du Maria, Du gnadenvolle, Du geſegnete unter den Weibern! — Vater unſer der Du biſt im Himmel! — Heiliger Johann von Nepomuk bitt für uns!“ —

Die beiden Flüchtlinge lächlten einander an, indem ſie am langen Wlach vorüberſchlüpften — Wenko konnte nicht umhin, ſich einen Spaß zu machen, er bückte ſich und nahm die Flinte der Wache mit ſich fort. Aber als ſie am Fuße des Hügels im Schilfe, das den Teich umgab, ankamen, ſagte Libuſchka, deren beſtändige Zeichen Wenko nicht verſtand und die erſt jetzt zu reden wagte: Wenn dem langen Wlach morgen früh ſeine Flinte fehlt, iſt der Peter Bureſch im Stande ihn erſchießen zu laſſen. Denn er ahmt gerne das militäriſche Weſen nach — oder er läßt ihn wenigſtens auf viele Tage einſperren. Du hätteſt ihm die Waffe nicht nehmen ſollen, Wenko!

Es juckte mir in den Fingern, antwortete Wenko mit unterdrücktem Lachen — und es reizte mich zu ſehr, dem tapfern Manne ſeine Waffe zu nehmen. Und der Vater könnte die Waffe gut brauchen zu ſeinen Geſchichten mit der Regierung. Siehſt Du den doppelſchwänzigen Löwen, den baieriſchen, in den Kolben eingebrannt? Aber Du haſt Recht, der arme Kerl ſoll nicht dafür zu leiden haben, daß er uns ſo gefahrlos durchkommen ließ. Ich trag ihm die Flinte zurück.

Nein, um Gotteswillen, Du ſollſt nicht wieder zurück — wenn er Dich doch ſähe und Lärm machte!

Sei ruhig, ſagte Wenko, mit dem werde ich ſchon fertig.

Er machte ſich los aus den Händen Liduſchkas und kroch lautlos wie eine Schlange wieder den Hügel hinauf. Wlach, nachdem die ſchlüpfenden Schritte um ihn wieder verſchollen waren, hatte Muth gewonnen und wagte es nach und nach wieder den Kopf zu erheben, dann langſam und behutſam die Augen zu öffnen. Da kam von der Behauſung des Waſſermannes, vom Teiche herauf, eine dunkle Geſtalt auf ihn zugeſchlichen. Entſetzen faßte ihn — er wollte ſchreien und konnte nicht. Unwillkürlich griff er zur Seite nach ſeiner Waffe und fand ſie nicht, und ſein Haar ſträubte ſich vor Grauen als eben dieſe Waffe, die er ſuchte, von den Händen der Erſcheinung geſchleudert, klirrend vor ſeinen Füßen niederfiel. Er wagte nicht ſie zu berühren — ſondern warf ſich ächzend herum auf den Bauch und drückte ſein Geſicht in die Erde und verſtopfte ſich die Ohren, als eine Minute darauf ſchreckliches Gelächter vom Teiche herauf erſcholl.

Das Geſpräch mit Pepik Picard und die Anſtrengung, die ſie machte, ihre Angſt und innere Bewegung vor ihm zu verbergen, zuletzt die Geſchichte mit dem langen Wlach, ließen Libuſchka ihre Leiden vergeſſen, ja, hatten ſie ein wenig aufgeheitert und friſch wie ein junges Reh lief ſie neben ihrem Bruder einher, und achtete nicht auf den rauhen Wind, der ihre kaum verhüllte Bruſt umflog, und nicht auf die ſpitzen Steine, an denen ſie ihre kleinen, nackten Füße zerſtach, ja ſie begann ſogar ſich zu freuen auf ihr Dorf und auf das Wiederſehen ihrer trauernden Mutter, die ſie tröſten wollte. So liefen ſie auch am zweiten Teiche vorbei, an der Schäferei, am kleinen Walde, bis ſie an den grasbewachſenen Hügel kamen, den man das alte Schloß nannte und in deſſen Innern jetzt Peter Bureſch ſchlief, am Buſen ſeiner Zigeunerin.

Hier laß uns ausruhen, Du mußt müde ſein, armes Kind! ſagte Wenko. Nichts da, wir gehn jetzt nicht weiter! Hier ſind wir in Sicherheit — die Duſchniker Wachen reichen nicht ſo weit und der Hügel verbirgt uns gut vor allen Blicken.

So ſprechend ſetzte er Libuſchka auf einen Stein, zog ſeine Jacke ab und zwang Libuſchka ſie umzunehmen, da ſie vor Kälte zitterte, dann nahm er ſein Tuch vom Halſe und band es ihr um den Kopf und zwang die reichen, goldenen Wellen darein, die ihr um Hals und Nacken flatterten. Dann ging er zur Quelle, die in der Nähe rieſelte und holte Waſſer in ſeinem Hute und wuſch ihr die Füße, die von den Steinen zerſtoßen aus vielen Wunden bluteten. — So, ſagte er, armes Kind! Das wird bald zu bluten aufhören, dann wird der Weg beſſer. Wir gehen hier die Wieſe entlang, und in einer halben Stunde ſind wir in Obtſchov.

Da begann der Stein, auf dem Libuſchka ſaß, ſich zu regen. Sie ſprang erſchrocken auf, der Stein rollte ihr nach, und aus der Oeffnung, die er im Hügel zurück ließ, trat Peter Bureich mit der Zigeunerin. Erſtarrt und keines Wortes mächtig, ſahen ſich Bruder und Schweſter an — dann wieder ſahen ſie auf die Höhle und auf die beiden Erſcheinungen, die ſie geboren hatte —

fragend, erſtaunt, denn ſie glaubten an Zauberei — entſetzt, denn ſie hielten ſich für verloren.

Alſo nach Obtſchov gehts? fragte höhniſch Peter Bureſch, der die letzten Worte Wenkos gehört hatte.

Wir ſind verloren! ächzte Libuſchka.

Noch nicht, rief Wenko, und ſtürzte ſich mit vorgeſtreckten Armen auf Peter Bureſch, wie um ihn zu erdroſſeln. Aber wie ein Blitz warf ſich die Zigeunerin zwiſchen beide und trennte ſie. Wenko wollte über ſie hinwegſetzen, aber ſie klammerte ſich an ihn, und Peter Bureſch faßte ihn mit ſeiner Rieſenkraft an beiden Schultern und ſtieß ihn rückwärts, daß er taumelte und mit der Zigeunerin zu Boden ſank. Peter Bureſch griff indeſſen mit der rechten Hand eine Piſtole, mit der Linken zog er eine Pfeife von Gemshorn aus dem Buſen, und ließ dem Walde zu einen gellenden Pfiff ertönen. Eine Minute darauf erſcholl ein Schuß als Antwort.

Ihr entkommet nicht mehr! ſagte Peter Bureſch ruhig und kalt, und wirklich eilten aus dem Walde ſchon die Raubſchützen herbei, die jenen Pfiff kannten und ſperrten den Weg nach Obtſchov ab oder ſammelten ſich nach wenigen Minuten um ihren Führer. Dieſer wandte ſich lächelnd zu Libuſchka, die blaß, mit hängenden Armen, aufgegeben und ergeben da ſtand, und ſprach: Ei, ei, Libuſchka — Du biſt alſo der Spion, nach dem wir ſo eifrig ſuchen? Das hätte ich dieſen holden blauen Augen nicht angeſehen — das hätte ich Dir nicht zugetraut. Doch hätte man zuerſt an Dich denken ſollen, Du biſt ja eine Obtſchoverin und es iſt natürlich, daß Du Deine theuren Landsleute nicht willſt ſtecken laſſen. Es thut mir leid um Dich, Libuſchka, Du biſt ein ſo holdes und gutes Kind, und ich werde Dich wie einen Spion müſſen behandeln laſſen.

Ich habe nie ſpionirt! ſagte Libuſchka mit tonloſer, doch feſter Stimme.

Was hätteſt Du ſonſt hier zu thun — auf halbem Wege zwiſchen Duſchnik und Obtſchov in ſpäter Nacht und allein mit Deinem lieben

Bruder, dem Du offenbar hier ein Stelldichein gegeben, um ihm Deine Nachrichten mitzutheilen? Biſt Du nicht die Tochter des alten Mika, des Bauernadvokaten? —

Liduſchka, welche fürchtete, durch ausführlichere Entſchuldigungen und durch Erzählung, wie ſie hierher gekommen, ihren Bruder ins Verderben zu ſtürzen, wiederholte nur einfach und mit noch feſterer Stimme: Peter Bureſch, ich habe nie ſpionirt und habe den Obtſchovern nie etwas verrathen.

Du läugneſt? fragte er mit geheucheltem Zorne, obwohl er dem unſchuldigen Geſichte Liduſchka's ſchon halb und halb glaubte.

Wenn ſie es ſagt, ſo iſt es wahr — rief Lunetta dazwiſchen, ohne Liduſchka Zeit zum Antworten zu laſſen. — Gewiß, Liduſchka lügt nicht — o gewiß nicht! — ſie iſt ſo gut — ſie könnte keinen Menſchen verrathen.

Die Zigeunerin rief es mit ſo bewegter Stimme, daß Peter Bureſch ſich überraſcht nach ihr umſah und fragte: Woher weißt Du das, woher kennſt Du ſie?

Alle Zigeuner kennen ihr Haus, rief Lunetta feurig und mit innig bittendem Tone zugleich — ihr Haus iſt gefeit — nie wird ein Zigeuner ein Huhn von ihrem Hofe ſtehlen, nie wird Feuer ausbrechen in ihrer Scheune — denn ſie iſt gut und barmherzig und hat ſchon viele beherbergt von den armen flüchtigen Zikani, wenn alle Andern ſie erbarmungslos von der Schwelle wieſen. Und im letzten Herbſte, als ich mit meiner armen Mutter von Hluboſch kam, wo ſie ſie blutig geſchlagen eines geſtohlenen Huhnes wegen, und wir nicht mehr weiter konnten und meine arme Mutter aus hundert Wunden blutete, die ſie ihr ſchlugen und die ihr die Hunde ins Fleiſch biſſen, welche uns aus dem Dorfe jagten, und als ſie uns auch aus Tuſchnik weiter jagen wollten und dem Przibramer Gerichte übergeben — da nahm ſie uns auf in ihrer Scheune und gab uns eine warme wollene Decke und nährte uns, bis die Mutter ſtarb in ihren und in meinen

Händen. Dann nahm ſie noch Geld aus ihrem Topfe, daß ich es dem Pfarrer gebe und meiner Mutter ein ehrliches Begräbniß bereite. Ich habe es den Brüdern geſagt und die haben es weiter getragen durch die Wälder und Thäler und Berge und ganz Egypten weiß, daß Liduſchka zu ſchützen iſt vor Leid und Ungemach.

Peter Bureſch ſtreichelte das Haar Lunetta's und küßte ſie auf die Stirne. Wie ſie ſo feurig ſprach und bat, war ſie ſo ſchön. Selbſt Wenko vergaß, in welcher Lage er ſich befand, und ſah gerührt auf die Zigeunerin nieder, die ſich ſeiner Schweſter ſo warm annahm, und war erſtaunt, in ihr die Zigeunerin zu erkennen, die die Obtſchover zum Kriege gegen die Duſchniker aufgereizt und ihnen Sieg verſprochen hatte. Liduſchka ſelbſt näherte ſich der Zigeunerin und faßte dankbar ihre Hand und wollte ſie bitten, ihren Bruder zu retten und ihrer ſelbſt zu vergeſſen. Aber Lunetta achtete nicht auf die Umſtehenden. Als ſie Peter Bureſch's Zaudern ſah, warf ſie ſich zu ſeinen Füßen, ſtreckte flehend die Hände emvor und rief: O mein Gebieter und Herr! Du ſelbſt liebſt ja meine Brüder und biſt mächtig und geliebt im Lande Egypten. Fühlſt Du Dich nicht auch gebunden durch ihren Schwur? — Hat Dich meine Mutter nicht gelehrt, das Wild des Waldes mit Deinem Auge zu bannen und den Wolf zu zwingen wie einen Hund? Hat ſie Dich nicht gelehrt, Deinen Hund treu zu machen, daß er nicht von Deinem Grabe weichen wird? Hat ſie Dir nicht die Kräuter gezeigt, deren Duft alles Wild aus dem Verſtecke hervorlockt — und die Salben gegeben, die alle Wunden heilen? — Bei meiner armen Mutter, die ſie nicht wie eine Chriſtin aufgenommen hat, beſchwöre ich Dich, thue dem guten Weibe kein Leid an!

Es iſt mir nicht eingefallen — ſagte lächelnd Peter Bureſch. Wie ich mich an den ängſtlichen Sprüngen des aufgejagten jungen Rehes erfreue, ihm aber nie meine Kugel nachſchicke, ſo werde ich auch dem jungen Reh, der armen, geängſtigten Libuſchka, nichts zu Leide thun.

Mein theurer Herr! jauchzte Lunetta und ſprang ihm an den Hals und küßte ihn.

Führt ſie fort, befahl Peter Bureſch einigen Raubſchützen — und bewachet ſie ſtreng in ihrem Hauſe und laſſet keine Seele zu ihr. Ich habe es mit ihrem Bruder zu thun.

Libuſchka ſchrack bei dieſem Worte zuſammen. Sie näherte ſich der Zigeunerin, drückte ihr dankbar die Hand und raunte ihr mit zitternder Stimme ins Ohr: Rette meinen Bruder! — Die Raubſchützen nahmen ſie in ihre Mitte und führten ſie fort. Trotz allen Sträubens war ſie mit ihren Begleitern bald in der Nacht verſchwunden.

Peter Bureſch wandte ſich zu Wenko, der trotzig und feſt da ſtand, und ſprach: Wenko, Dein Bruder iſt beim erſten Zuſammenſtoß mit uns gefallen — heute liefert Dich ein Zufall in meine Hände, an dem Tage, da ich jedem Obtſchover, der ſich auf Duſchniker Gebiet ſehen ließe, den Tod verſprochen habe — und ich habe alle Urſache, Dich für einen Spion zu halten.

Es ſcheint, daß das Schickſal der Brut des Bauernadvokaten ein Ende machen will; als gerechte Strafe dafür, daß er es ſtets mit den Beamten gehalten gegen die Bauern, ſollt Ihr Alle durch Bauern zu Grunde gehen. Ich werde Dich einem Gerichte von zehn Männern übergeben, die Dich nach meinen Kriegsartikeln verurtheilen und am nächſten Baume werden hängen laſſen.

Das werden ſie nicht! rief plötzlich eine Stimme aus der Menge der Herumſtehenden, feſt und keck widerſprechend.

Das werden ſie! ſchrie Peter Bureſch, zornig über den Widerſpruch, und ſah ſich funkelnden Auges nach dem Sprecher um. Es war der einäugige Slavik, der eben aus Obtſchov zurückgekehrt, beim Pfiff ſeines Herrn ſeine Schritte beeilte und eben ankam, als Peter Bureſch ſeine Drohung gegen Wenko ausſprach. In der einen Hand hielt er noch einen gebratenen Gänſeſchenkel, den er eben in die Taſche ſteckte, während er ſich bemühte, den Biſſen, den er noch im

Munde hatte, ſchnell zu verſchlucken, um ſeinem zornigen Meiſter zu antworten. — Der Wenko, rief er endlich, indem er vortrat und ſich vor Wenko hinſtellte, iſt ein braver Kerl, der es nicht verdient, ſo von uns behandelt zu werden. Er hält es mit dem gemeinen Volke und nicht, wie ſein Vater, mit den Beamten und Herrſchaften. Die Bauern, ſagt er, ſollen ſich unter einander todt ſchlagen, aber die hohen Herrſchaften ſollen es bleiben laſſen, ſich darein zu miſchen, und das iſt brav und ehrlich geſprochen und — wie ſoll ich ſagen? — volksgemäß geſprochen. Wenn der Wenko nicht wäre, ſo wäre ſchon jetzt ein Brief des alten Mika auf dem Wege nach Prag, um es den Herren Beamten anzuzeigen, daß wir baieriſche Waffen haben, und um kaiſerliche Soldaten zu holen.

Alſo auch das weiß der alte Mika ſchon? — murmelte Peter Bureſch nachdenklich.

Ja, das weiß er ſehr gut und wahrſcheinlich noch vieles Andere — fuhr der einäugige Slavik fort und erzählte weiter von dem Geſpräche, das er heute Morgen im Garten des Bauernadvokaten belauſcht und wie ſich Wenko dabei benommen hatte.

Peter Bureſch athmete tief auf nach Vollendung der Erzählung. Er rieb ſich lange beſorgt die Stirne, dann ſagte er zu Wenko: Du haſt brav gehandelt und wer ſo thut, kann wohl auch kein Spion ſein — der muß in unſern Reihen ſtecken. Ich will ihn heraus bekommen und wenn er ſich dem Teufel verſchrieben hätte. — Wenko, Du wirſt nicht gehenkt, aber ich will Dich als Gefangenen zurückhalten und als Geißel, daß Dein würdiger Vater nicht zum zweiten Male auf den edlen Gedanken kommt, Bauern an Soldaten zu verkaufen. Führet ihn ins Dorf und ſperret ihn in den Schuttboden — ihr Alle haftet mir mit Euren Köpfen für ihn!

Gehorſam führten ſie auch den zweiten Gefangenen fort und ſperrten ihn im Schuttboden mitten im Dorfe ein, und ſtellten Wachen vor Thüre und Fenſter, wie es Peter Bureſch befohlen hatte. Dieſer ſelbſt ging nachdenklich in den Wald, auf die Halde, wo heute Nacht das Hauptlager war, ſetzte ſich abſeits auf einen Stein und dachte nach, wie der Krieg in kurzer Zeit ſo auszudehnen wäre, daß, wenn die Soldaten doch kommen, er von ihnen nicht mehr unterdrückt und man ſich mit den Truppen Ihrer Majeſtät ſelbſt meſſen könnte.

Aber er wurde bald wieder aus ſeinem Nachdenken herausgeſtört. Vom Dorfe herauf drang großer Lärm, Schreien, Schimpfen, Fluchen durch die Bäume. Bald ſah man im Mondenſcheine einen Haufen bewaffneter Bauern, die einen Mann in ihrer Mitte führten, dem die Hände mit Stricken über den Rücken gebunden waren und der, wie er traurig den Kopf ſenkte, eine Mönchsglatze zeigte, die im Mondſchein ſchimmerte.

Seht da, das iſt Hynek, genannt Cöleſtinus, ehemaliger Hofknecht, jetziger Kapuziner! rief einer der lagernden Bauern.

Was er für breite Schritte macht, als ſtäcke er noch im Habit — rief ein Zweiter lachend.

Aber wo hat er ſeine Kutte gelaſſen? fragte ein Dritter.

Er iſt aus Liebe in die Kutte gekrochen, er wird aus Liebe wieder aus der Kutte geſprungen ſein — antwortete ein Vierter und ein großes Gelächter empfing den armen Verhöhnten, den ſeine Begleiter vor Peter Bureſch hinſtellten.

Dieſen Mann, den Laienbruder Cöleſtin aus dem Kapuzinerkloſter in Miſchek, den wir noch als Großknecht im Obtſchover Meierhofe kannten, berichtete Einer, fanden wir, als er verdächtig um das Dorf ſchlich und ſich um das Haus des alten Jaroſch zu ſchaffen machte. Er wollte fliehen, als wir uns näherten, aber wir erwiſchten ihn noch und fanden in ſeinen Taſchen allerlei Zeugs, womit man Brand ſtiftet, wie Pech und Schwefel und Stahl und Stein.

Verfluchtes Volk, rief Peter Bureſch ergrimmt, indem er aufſprang und die Fauſt ballte — wollen ſie uns mit Brandlegungen beikommen! Wie oft hätten wir ſchon ihr Neſt anſtecken können, wenn wir ſo niederträchtig Krieg führen wollten! Was biſt Du, Elender, der Du Dich zu dieſem erbärmlichen Geſchäft hergegeben haſt — hat ſich ein Pfaff dazu gefunden, wozu ſich gewiß kein ehrlicher Bauer hergeben wollte?

Ach, ich bin gewiß ein guter Kerl, ſeufzte der Gefangene, eine gewaltige robuſte Geſtalt, die außer der Tonſur nichts Mönchiſches an ſich hatte, ja ſogar durch die gutmüthigen und traurigen Züge ſeines Geſichtes und die milden und blauen Augen ein gewiſſes Zutrauen und Mitleiden einflößte — ich bin gewiß ein guter Kerl und kein Pfaff: die Nachbarn kennen mich ja und ſollens ſagen, ob's nicht wahr iſt, aber jetzt bin ich ein Mörder und Brandleger.

Ja gewiß, der Hynek aus dem Meierhof war immer ein guter und ſogar zärtlicher Junge — beſtätigten einige der Umſtehenden — aber wer weiß, was die Pfaffen aus ihm gemacht haben, fügten ſie ſpöttiſch hinzu.

Aber Mörder und Brandleger? — fragten Andere — wie kommſt Du dazu? erzähle.

Aus Liebe! ſeufzte der Kapuziner.

Aus Liebe! lachte der Chor — aus Liebe! er war immer ſo zärtlich, das iſt wahr.

Geſtehe und erzähle! befahl Peter Bureſch ernſt und unangeſteckt von der Heiterkeit, welche der unglückliche Kapuziner bei den Bauern verbreitete. Dieſer, unbekümmert um den Spott der Bauern, ſeufzte tief auf und ſprach, während dicke Thränen über ſeine Wangen herabliefen:

Peter Bureſch, Du warſt ſo lange fort aus hieſiger Gegend und weißt nicht, was alle Nachbarn wiſſen, daß ich der Tochter des Schaffners aus dem Obtſchover Meierhofe, was man ſo nennt, nachgegangen bin, denn ich habe ſie ſterblich geliebt. Ich war Großknecht im Hofe, war mit ihr auf dem Felde, im Stalle, bei Tiſche zuſammen und konnte bei Gott nicht anders. Katharina war ſchön, das wiſſen Alle, aber niemand weiß ſo gut als ich, wie ſchön ſie war. Ich hatte mir vom Heuboden aus ein Loch gebohrt in ihre Stube, und da belauſchte ich ſie immer, wenn ſie ſich Sonntags wuſch und ankleidete. Die Leute glaubten, ich wäre in der

Kirche, und ich lag auf dem Heuboden, das eine Auge am Loche, und wagte nicht zu athmen. Katharina war mir auch gut und ſaß oft halbe Nächte bei mir auf der Bank im Hofe. Aber erſt als ich ihr mein Geheimniß von dem Loche im Boden mittheilte, wurde ſie zwar anfangs zornig, dann aber erſt recht zutraulich und liebte mich deſto zärtlicher. So waren wir lange Zeit glücklich und vergnügt. Meinen ganzen Lohn gab ich aus, ihr Korallen, ſchöne Kämme mit Steine beſetzt, ſeidene Tücher und Mieder zu kaufen. Ihr Gebetbuch war voll von heiligen Bildern, die ich ihr jeden Sonntag aus der Stadt mitbrachte — auf allen Tanzböden war ich mit der ſchönen, flinken Katharina zu ſehen. Meine arme Mutter mußte ſich mit der Hälfte deſſen begnügen, was ſie ſonſt von mir bekommen hatte. Doch dauerte das Glück nicht ſehr lange. Katharinas Vater ſah es gerne, wie der Lohn, der mir durch ſeine Hände zukam, wieder größtentheils ſeiner Tochter zufloß, aber als ich im letzten Herbſte es wagte, Katharina gradheraus von ihm zum Weibe zu verlangen, lachte er mich aus und meinte, ſeine Tochter habe eine höhere Beſtimmung als das Weib eines Großknechts zu werden, und als ich ihm vorſtellte, daß ich ebenſogut wie er aus einem Großknecht ein Schaffner werden könnte, nahm er mich beim Arme und warf mich zum Hofe hinaus und meine kleinen Habſeligkeiten nach. Es war im Herbſte nach der Ernte und er konnte mich leicht entbehren. — Wir waren ſehr unglücklich, Katharina und ich, obwohl ſie weniger weinte. Wenn ich in der Nacht, im Verborgenen, mit ihr zuſammenkam, brachte ſie mir anſtatt Troſtes immer böſere Nachrichten von der Verſtocktheit ihres Vaters, und ſagte mir endlich, wir müßten die Hoffnung ganz aufgeben. Nein, nein, rief ich, ich laſſe nicht von Dir, lieber tödte ich mich oder gehe in ein Kloſter. Gehe in ein Kloſter, ſagte ſie darauf — ich thue desgleichen, und als Mönch und Nonne haben wir noch eher Hoffnung zuſammen zu kommen als ſo. Unſer verzweifelter Plan war gemacht: ich ſollte nach

Miſchek gehn, zu den Kapuzinern, und dienender Laienbruder werden, Katharina wollte nach Prag zu den Urſulinerinnen und desgleichen thun. Ich konnte es nicht erwarten, dieſe Welt zu verlaſſen, die nur Unglück für mich hatte und machte mich auf den Weg zum Kloſter.

Katharina wollte ſich in wenigen Tagen, wenn die Gelegenheit ſich böte, von Hauſe flüchten. — Die ehrwürdigen Brüder Kapuziner in Miſchek nahmen mich gerne auf, da ich ihnen verſprach, das Stück Feld, das ſie hinter dem Kloſter beſaßen, gut zu bearbeiten, ſchoren mir den Kopf kahl, nahmen mir, wie es die Regel beſiehlt, das wenige Geld das ich beſaß, aus der Taſche, hingen mir eine alte Kutte um und ſchlangen mir einen Strick um den Leib, gaben mir den heiligen Namen Cöleſtinus und am andern Morgen nannten mich die Leute in Miſchek: ehrwürdiger Bruder oder auch ehrwürdiger Vater. Stundenlang blickte ich durchs Fenſter auf die Prager Straße hinab, um Katharina noch zu ſehen, wenn ſie vorüberzog —

aber ich ſah ſie nicht. Sie wird wohl vorübergezogen ſein, während ich das Refektorium fegte, ſagte ich mir, ohne es doch aufzugeben, noch fürder vom Fenſter aus die Prager Straße zu bewachen. Ich verſäumte manche meiner Offizien und bekam viele Pönitenzen aufgelegt — aber ich trug ſie gerne für Katharinen. So verging der Winter und ich wurde ruhiger. Aber mit dem Frühling begann es wieder ſich in mir zu regen — es trieb mich hinaus — eine unendliche Unruhe plagte mich, ich mußte wieder etwas von Katharina hören oder ich ging zu Grunde. So bat ich den Pater Guardian, mich auf Bettelei auszuſchicken, und verſprach ihm aus hieſiger Gegend, wo ich viele Bekannte und Freunde habe, eine reiche Ausbeute an Eiern und Mehl zurückzubringen. Er ließ mich gehn und ich wanderte gradaus auf Obtſchov zu. Das Dorf war bei meinem Eintritte todtenſtille. Alles war fort, denn die Obtſchover begruben eben ihre Todten, nach der erſten Geſchichte im Walde. Auch der Meierhof war wie ausgeſtorben. Nirgends eine menſchliche Seele zu erſpähen — nur das wohlbekannte Muhen der Kühe ſchallte mir freundlich entgegen. Mit weinenden Augen ging ich durch den Hof, durch den Stall, durch die Stuben — ſie alle hatten mich glücklich geſehen, in ihren Räumen hatte ich mein Glück wandeln geſehen — jetzt war Alles fort. — Mit zitternden Beinen näherte ich mich der Stube Katharinens und wagte nicht ſie zu öffnen. Kraftlos lehnte ich mich an die Thür. Da drang mir von drinnen ein Lispeln und Ziſcheln entgegen, ein holdes Geräuſch von Küſſen und Umarmungen — gerade ſo wie damals, als ich ſo glücklich war; gewiß ein böſer Geiſterſpuck, um mich zu verhöhnen oder ein gütiger Zauber, um mich in der Erinnerung noch einmal das alte Glück durchkoſten zu laſſen. Da öffne ich ſchnell die Thüre und da ſitzt oder liegt Katharina dem neuen Großknechte ſo nahe — ſo nahe — Peter Bureſch, das Haar würde ſich Dir ſträuben, wie es ſich mir ſträubte, wenn Du wüßteſt wie nahe.

Peter Bureſch lächelte, die Bauern aber lachten laut auf; Hynek-Cöleſtinus, der im Feuer der Erzählung ſeine gebundenen Arme losgemacht hatte, deckte ſich das Geſicht mit beiden Händen zu und achtete nicht darauf. Nach einigen Minuten, während ſeine Augen ſprühten und ſein Geſicht von Todtenbläſſe bedeckt war, fuhr er leiſe und tonlos ſprechend fort:

Wie ich zur Thüre hineinſprang und wie es kam, daß gleich darauf Katharina todt zu meinen Füßen lag — ich weiß es nicht. — Der Großknecht war entſetzt, doch wagte er es nicht Hand an mich zu legen, von wegen des Habits — er eilte ins Dorf hinaus und ſchrie Mord. Ich hätte leicht entkommen können, aber ich dachte nicht daran. Als der Großknecht erſt ſehr ſpät mit Leuten zurückkam, ſaß ich weinend da, an der ſchönen Leiche Katharinens. — Die Obtſchover hatten an dem Tage ſo viel Schmerz gelitten, daß der Tod Katharinens gar kein Aufſehen machte. Sie führten mich ruhig fort und ſperrten mich in die Kapelle, um mich mit der nächſten Gelegenheit nach Prag zu ſchicken, und dem Gerichte zu übergeben. Der Bauernadvokat fragte mich nach meinem Namen, den er doch ſehr gut wußte, ſchrieb ihn mit mancherlei andern Geſchichten auf und ließ mich, wie die andern Obtſchover, in Ruhe, denn ſie waren genug mit Euch beſchäftigt. — Heute Mittag bringt mir der Bauernadvokat ſelbſt das Eſſen in die Kapelle. Nachdem er ſich ſehr freundlich nach meinem Befinden erkundigt, ſagte er: Armer Hynek, Dein weiches, zärtliches Herz hat Dich zu Grunde gerichtet, denn nichts iſt fürchterlicher als ein zärtliches Herz, wenn es aus Zärtlichkeit wüthend wird — es hat Dich zum Mörder gemacht. Das iſt nun nicht zu ändern, und unſre Pflicht iſt es eigentlich, Dich dem Gerichte zu übergeben, daß Dir Dein Recht werde — aber Du kannſt Dich doch retten — in dieſer geſetzloſen, verwirrten Zeit gibt es allerlei Mittel.

Retten, ſagte ich, ich will nicht gerettet ſein, es ſoll und muß mir mein Recht werden.

Gut, ſagte der alte Mika — aber es gibt verſchiedene Arten, wie einem ſein Recht wird, angenehme und unangenehme Arten. Es iſt Dir gewiß nicht gleichgiltig, ob man Dich den Beamten und Schreibern übergibt, die Dich hin und her zerren und Dich endlich in Prag ausführen, um Dich in der Fremde, vor den gaffenden Städtern, hängen zu laſſen, oder ob Du hier in Deiner Heimath, unter Deines Gleichen, den rechtmäßigen Tod erhältſt und von den Händen Deines Gleichen.

„Freilich iſt das ein großer Unterſchied und wenn ich das ſo haben könnte, wie ihr da ſagt von meines Gleichen, ſo wäre mir das allerdings lieber.“

Nun ſiehſt Du, das kannſt Du haben — verſicherte der alte Mika.

„Und wie ſo?“

Du kannſt Dich von den Duſchnikern hängen laſſen, wenn Du willſt. Die Duſchniker haben den Meierhof beſetzt und ſchalten und walten darin, wo Du früher ſo froh und glücklich warſt mit Deiner Katharina, ſie haben das Vieh weggetrieben, das Du gepflegt haſt, und die Leiche Deiner Katharine iſt noch darinnen, und kann kein ehrliches Begräbniß erhalten. Wir müſſen dieſe unangenehme Gäſte los werden. Hinausſchlagen können wir ſie nicht, ſie ſitzen zu feſt darin, wir müſſen ſie herauslocken. Wenn ſie ſehen, daß Duſchnik brennt, laufen ſie alle fort, ihre Häuſer zu löſchen.

Der verſchmitzte Dummkopf, murmelte hier Peter Bureich; er kennt den Ungarmichel nicht, der ſcheert ſich wenig um ein brennendes Dorf und rührt ſich nicht von ſeinem Poſten, wenn die Welt brennt!

Und Du ſollſt Duſchnik anzünden — fuhr der Bauernadvokat fort. Du thuſt eine gute That, indem Du uns von dieſen Gäſten befreiſt, und ſühnſt zur Hälfte Dein Verbrechen, indem Du Katharina mit Lebensgefahr ein ehrliches Begräbniß verſchaffſt. Dir ſelbſt iſt dabei dein Schickſal in die Hand gegeben — Du kannſt Dich retten und in die weite Welt laufen oder wenn Du Dein Recht haben willſt, kannſt Du Dich von den Duſchnikern fangen laſſen, und ich verſpreche Dir, daß Du von Peter Bureſch keinen Pardon zu erwarten haſt. —

Am Abend kam der alte Mika wieder, nahm mir die Kutte ab und gab mir andere Kleider. Jetzt geh, ſagte er, ohne weiter zu fragen, ob ich wollte oder nicht, und ſchloß die Thüre der Kapelle hinter mir. Ohne zu wiſſen wie und warum, ging ich dahin, wohin er mit der Hand gezeigt hatte. Es war mir immer, als ob Katharinens Geiſt vor mir her tanzte und ein ehrliches Begräbniß verlangte. So ſtand ich vor Duſchnik, Pech und Schwefel in der Taſche des Rocks, den mir Mika angezogen hatte, und wußte noch nicht, ob ichs thun oder laſſen ſollte, ob ich ein Verbrechen zu begehen oder eine gute fromme That zu vollführen im Begriffe war. So näherte ich mich immer den Häuſern und ging wieder, ſo wurde ich bemerkt und gefangen, und unnöthigerweiſe gebunden — denn ich denke nicht daran, Euch zu entwiſchen. Und nun thu' mit mir, Peter Bureſch, was Du glaubſt thun zu müſſen.

Die Bauern, welche Anfangs dem Kapuziner lächelnd zugehört, wurden nach und nach ernſter, ja mitleidig geſinnt und geſpannt horchten ſie, was Peter Bureſch dem Armen antworten werde, der ergeben ſein Schickſal erwartete. Peter Bureſch aber ſprach: Guter Burſche, Deine Liebe und deine Geſchichte haben Dich halb verrückt und halb weiſe gemacht. Verrückt, weil Du Dich vom alten Mika zu einer Niederträchtigkeit mißbrauchen ließeſt und glaubteſt etwas Gutes zu thun — weiſe, weil Du mir nun das Leben zu verachten ſcheinſt, mit Muth dem Tode entgegen gehſt, und ihn als gerechte Strafe gerne von Deines Gleichen entgegennimmſt, während Du ihm ausweichſt aus dem Munde dummer und ſtumpfer Richter, die Dein Leben nicht verſtehen, mit Dir kein Mitleid haben und das Recht aus faulen Büchern leſen. Dir ſoll werden, wie Dir allein gut iſt — wir werden Dich richten. Du wirſt gehenkt. Wir müſſen auch den Obtſchovern zeigen, daß wir keinen Spaß machen: führt ihn hin auf den Obtſchover Weg und hängt ihn am Ausgange des Waldes im Angeſichte des Dorfes!

Die Bauern fuhren bei dieſen Worten ihres Führers erſchrocken zuſammen. Doch wagten ſie nicht zu widerſprechen und wußten auch nicht, was anders mit Hynek-Cöleſtinus anzufangen. Nur der alte Tomeſch, der eine weiche Natur war, fragte zögernd: Wäre es nicht genug, wenn man vor den Augen der Obtſchover nur ſo thäte, als ob man ihn henkte? Er könnte auch einige Zeit hängen bleiben, ohne daß es ihm zu Schaden gereichte und —

Der lange Tomeſch wollte ſeinen ſonderbaren Plan einer geheuchelten Hinrichtung noch weiter ausführen, aber die Bauern unterbrachen ihn mit ihrem Gelächter — ſelbſt Hynek-Cöleſtinus lächelte mit. Nein — ſagte er dann ernſt und entſchieden — ich habe mich nun einmal an den Gedanken gewöhnt. Was ſoll mir das Leben länger? Den Schreibern und Herren will ich nicht in die Hände fallen — durch die Welt irren unſtät und flüchtig, wie Kain, und wie heute Abend beſtändig die todte Katharina vor mir ſehen, will ich auch nicht — alſo will ich ſterben und durch Euch.

Und ſo ſei es! ſagte Peter Bureſch feſt und befehlend — der alte Tomeſch ſchlich bei Seite und weinte — der Verurtheilte ſchlug ein Kreuz, — die ihn gebracht, ſammelten ſich wieder um ihn und zogen mit ihm weiter in den Wald nach Obtſchov zu. Hynek-Cöleſtinus betete auf dem ganzen Wege und ſeine Begleiter beteten mit.

Nach mehr als einer Stunde kamen ſie düſter und ſchweigend auf die Halde zurück. Nachläſſig hingen ihnen die Büchſen von der Schulter — die Einen brummten verſchiedene böhmiſche Weiſen vor ſich hin, die Andern hatten ihre Hände gefaltet und murmelten Gebete — der alte Tomeſch ging ihnen einige Schritte entgegen und als er ihre düſteren blaſſen Geſichter ſah, begann er laut zu weinen. Die Ankömmlinge warfen ſich ins Moos und verſuchten zu ſchlafen. Eine Meſſe wäre vielleicht gut, ſprach leiſe der lange Tomeſch. Als halber Pfaff braucht er das nicht — antwortete ſein Nachbar, und ein halbes Dutzend Pater Noſter und Ave Maria's thun's auch. — Wie der Alte vom Hammer wieder einmal Recht gehabt hat! murmelte Wlach; er hat es gleich am Abend geſagt, es geht ein Wind, als ob Jemand gehenkt werden ſollte. Jetzt, da es geſchehen iſt, rührt ſich kein Lüftchen mehr.

Wirklich hatte ſich der Wind gänzlich gelegt. Was die Flamme dann und wann leiſe bewegte, war ſchon der Morgenwind. Rings umher ſaßen die Weiber und Mädchen des Dorfes, welche von dem Geſchrei „Feuer, Feuer“ bei der Gefangennehmung Hynek-Cöleſtin's geweckt wurden und dem Zuge neugierig heraus gefolgt waren. Der weiche Tomeſch, der weinend durch ihre Reihen ging, hatte ſie wie die Männer mit ſeiner Trauer über den armen verliebten Cöleſtin angeſteckt. Die ſaßen ſchweigend da und ſtierten in die Kohlen — von Zeit zu Zeit fiel ein furchtſamer doch verdrießlicher Blick auf Peter Bureſch. Der Alte vom Hammer, der die unangenehme Stimmung vertreiben wollte, ſetzte ſich zu ihnen an's Feuer und meinte, die Flamme allein reiche nicht hin, in der durchdringenden Morgenkälte zu erwärmen; dazu müßten noch Lieder und Märchen kommen. Und ohne lange Vorbereitungen zu machen, begann er, wie es ſeine Erzählung eben verlangte, bald mit gebrochener Stimme ſingend, bald ruhig berichtend:

Das Märchen vom Blanskywalde.

Im Böhmerland der Blanskywald
Iſt wie die ältſte Sage düſter —
Wenn hie und da ein Blättlein ſchallt,
Das gibt ein ſchauerlich Geflüſter.

Wie Särge armer Leute liegt
Ein todter Frühling auf dem andern.
Das Blättlein, das im Winde fliegt,
Scheint nur zu ſeinem Grab zu wandern.

Wär' nicht der holde Vogelſang
In Büſchen tief und in den Gipfeln
Und nicht der träumeriſche Gang
Der Lüfte ob den grünen Wipfeln;

Wär' nicht das Aug' des frommen Reh's,
Das dich begrüßt auf dunkler Halde,
Du könnteſt dich des trübſten Weh's
Entſchlagen nicht in dieſem Walde.

Denn auch der Quell, der traulich ſpricht
Allüberall mit frohem Munde,
Hier rauſcht er dumpf hervor und bricht
Wie dunkles Blut aus einer Wunde.

Und wären nicht die Blumen auch,
Die ihn gebeugten Haupts umſtehen,
Wie Jungfrau'n, die mit naſſem Aug'
Auf einen Kranken niederſehen; —

Dir wär' zu Muth im Blanskywald,
Als hätten ſelbſt die Einſamkeiten
Die milde, heilſame Gewalt
Längſt eingebüßt für alle Zeiten.

So traurig und düſter und noch viel trauriger und düſterer, als es das Lied ſagen kann, war es vor noch nicht langer Zeit im Blanskywalde, jener ungeheuren, waldbewachſenen Strecke, die ſich viele Meilen weit hinzieht, über Berge und Thäler mitten durch das ſchöne grüne Böhmen. Damals gab es viele Stellen, die von der mordenden Art noch nicht gelichtet waren. Die uralten Bäume ſtarben wie Menſchen, vom Zufall in einem mitternächtigen Wetter gebrochen, vom Blitze zerſplittert, oder vom Alter unterwühlt.

Sie ſtürzten, und tauſend Blumen und wilde Kräuter wucherten aus ihren Leibern hervor, bis auch ſie von den nachfallenden Blättern des Herbſtes begraben wurden. Auf den Felſenkanten, die ſich hier und da aus dem Dunkel des Waldes erheben, wohnten zu jener Zeit noch die Adler und rieſigen Geier, und zur Winterszeit durchheulten ihn ganze Heerden von Wölfen, die ſich aus den Gebirgen hierher verirrten. Die Hirſche und Rehe, die dazumal noch nicht blos in umfriedeten Wäldern wohnten, weideten auf den Wieſen, die den düſtern Wald wie glückliche Inſeln in der Wildniß oft genug durchſchnitten. Die ſchweigende Einſamkeit wurde noch nicht von ſo vielen Dörfern wie heutzutage geſtört; nur einzelne Köhlerhütten, die nach vollbrachter Arbeit im Herbſte wieder abgebrochen oder dem langſamen Verfalle preisgegeben wurden, Eiſenhämmer und die Wohnungen der Jäger beherbergte der endloſe Wald. In einer dieſer Jägerwohnungen, die am Eingange einer Waldſtrecke am Fuße eines Hügels lag und ſich durch das ſechzehnendige Hirſchgeweih auf ihrem Dache ſchon von fern als ſolche ankündigte, wohnte damals ein alter, zerfetzter Veteran. Wie er einſt auf die heidniſchen Türken Jagd gemacht und die chriſtlichen Grenzen Oeſterreichs unter dem edlen Prinzen Eugen beſchützte, ſo wollte er hier Bären und Wölfe bekriegen und das Revier ſeines Herrn und Kaiſers vor dem Heidenvolke der Raubſchützen bewahren. Aber es ging nicht lange ſo. Oft mitten in der Wildniß brach eine Wunde auf, die vor Jahren ein damascener Degen oder das gefeite Blei irgend eines Ungläubigen geſchlagen hatte, oder überfiel ihn, ſchrecklicher als Bären und Wölfe, das Zipperlein, das er ſich aus den dumpfen und kalten Nächten Hungaria's mit heimgebracht hatte. Jetzt lag er zu Hauſe, in dem hohen und großgeblümten Lehnſtuhle mit verbundenen Armen und Beinen und ſchrie und fluchte bei jeder Bewegung auf die Türken, auf die Heiden, betrachtete wehmüthig ſeine Büchſen, die thatenlos an den Wänden hingen, oder ſang, wenn er guten Muthes war, mit alter zitternder Stimme ſein:

Prinz Eugen der edle Ritter,
Wollt' dem Kaiſer wieder kriegen
Stadt und Feſtung Belgerad.

Der alte Förſter wäre verloren geweſen und Wild und Wilddiebe hätten im Revier ſeines Herrn und Kaiſers eine tolle Wirthſchaft geführt, wenn ihm nicht das Schickſal einen Helfer, oder beſſer eine Helferin beigegeben hätte, die ihn aller Sorgen enthob und für ihn alle Jägerpflichten erfüllte. Es war ſeine ſechzehnjährige Tochter Nani. Sie war ſchön und ſtark und ſchlank und der beſte Schütze auf dreißig Meilen in der Runde. Beim heiligen Johann von Nepomuk! ſagen noch heute die Leute im Blanskywald, es muß ein herrlicher Anblick geweſen ſein, wenn ſie mit dem erſten Morgenſtrahl aus dem Jägerhauſe trat, den braunen Spitzhut auf dem Kopfe, in den hohen Schnürſtiefelchen, im kurzen grünverbrämten Rocke, die Jagdtaſche an der Seite und die Büchſe auf der Schulter dem

Walde zuſchritt und erſt ſpät am Abend oder gar erſt beim Mondenſchein in ihre Wohnung zurückkehrte. Der braun und weiß gefleckte Hund ſprang luſtig an ihr auf und leckte ihr die Hände; aber die Hirſche und Rehe verkrochen ſich und, wie die Leute erzählen, die Vöglein in der Luft verſtummten. Denn ſo ſchön auch die Nani war, ſo lag doch etwas auf ihrem Geſichte, was Thier und Menſchen erſchreckte, denn es war etwas Ungewohntes auf einem Mädchenangeſichte. Es war als ob der düſtere, ernſte Schatten des Waldes mit all ſeinen Geheimniſſen auf ihrem Geſichte für alle Zeiten ſtehen geblieben wäre. Sie lächelte faſt eben ſo ſelten, als der Strahl der Sonne durch den Blanskywald dringt. Wie ſollte es auch anders ſein? ſagten die Leute; ſechzehn Jahre alt, im Walde aufgewachſen, ſo viel Blut fließen gemacht und ſei es auch nur das Blut von Thieren! Und man weiß, wie viele Zauber im Walde wohnen, die das Menſchenherz elend machen, wenn ihm nicht eine Rinde darüber gewachſen, wie über den Baum!

Vielleicht war Nani wirklich elend, aber ſie wußte es nicht. Ihr war wohl, wenn ſie in die Stille des Waldes trat, und einſam nur, wenn ſie unter Menſchen kam. Ihr war wohl, wo Andern bange geweſen wäre, wenn der Wind wie ein unſichtbarer Geiſt über die Bäume ging und dieſe ihre Wipfel neigten, wenn die Tropfen aus den Blättern und Nadeln weinend niederfielen, wenn ſie der Eule ins Neſt ſchaute, auch wenn ein ſtolzer Sechzehnender oder ein unſchuldiges Reh mit gebrochenem Auge zu ihr aufſchaute und zu ihren Füßen verendete. Sie ſprach nicht viel; faſt nur mit ihrem Hunde Paris, wenn ſie zuſammen ein ſchönes Stück Wild erlegt hatten. Zu Hauſe ließ ſie ſich ſchweigend von ihrem Vater Schlachten und Kriegszüge und vom Peinzen Eugen vorerzählen und warf nur manchmal ein Wörtlein darein vom Walde oder vom Wilde, oder ſie murmelte: Warum bin ich kein Mann? — Dann liſpelte ſie leiſe hinzu: Ich will es ſein, ich bin es! —

Aber ſeit einiger Zeit war Rani's Ruhe und Waldeinſamkeit auf eine ſonderbare Art geſtört. So oft ſie in den Wald trat, wurde ſie aus dem andern Reviere herüber mit Waldhorntönen begrüßt, die ihr auf wunderbare Weiſe ins Herz drangen. Es waren zwar nur alte Weiſen, die das Horn blies, aber ſie erſchienen ihr doch neu und fremd und es war ihr, als ob etwas Ungewohntes, wovon ſie noch nie gehört, daraus hervorklänge. Es klang nach der Weiſe der kleinen Lieder:

Auf der grünen Wieſe
Geh'n Hirſch' und Reh' zur Weide,
Es hütet ſie ein Jägerlein
Im grünen Jägerkleide.

Oder:

Auf der Prager Brücke
Wächſt ein Rosmarin,
Kein Menſch begießet ihn,
Er wächſt doch immer fort.

Ich werde dahin geh'n
Und werde ihn begießen,
Und wenn er grün wird ſprießen,
Werd' ich mein Liebchen holen.

Wie oft hatte ſie dieſe Weiſen ſelbſt geſungen, aber nie hatten ſie ihr Herz ſo wunderbar traurig ergriffen, als jetzt, da ſie aus dem fremden Reviere durch die Waldnacht zu ihr herüberklangen, ſo lockend, ſo ſehnſüchtig! Unwillkürlich ging ſie eines Tages dem Schalle nach, bis ſie an den Graben kam, der ihr Revier von dem fremden trennte. Hier hielt ſie an, denn ein alter Bann lag auf der Grenze dieſer Reviere und kein Jäger durfte ſie in Waffen und ohne Erlaubniß des andern Jägers überſchreiten. Alte Streitigkeiten, die viel Blut gekoſtet hatten, waren die Urſache dieſes Bannes, der von beiden Seiten wie ein böſer Zauber geſcheut wurde. Nani warf ihre Büchſe ins Moos, vergaß, ans Wild und an die Wilddiebe zu denken, lehnte ſich an einen Baumſtamm und horchte hinüber nach den Hornklängen. Zu den Weiſen, die da drüben klangen, ſprach ſie leiſe die Worte; es waren Liebesworte. Verwundert blickte Paris zu ſeiner Herrin auf, denn ihr Geſicht kam ihm heute ganz anders vor. — Nani wußte ſehr wohl, woher die Töne kamen, hatte ſie doch den ſchönen, blondhaarigen Jägerburſchen ſchon oft jenſeits des gebannten Grabens, die Büchſe auf der Schulter, ganz nahe an ſich vorüberziehen ſehen. Er ſchmückte ſtets den Hut mit Gemsbart, oder ſchoß in die Luft, als ob es eine Freudenſalve ſein ſollte, oder ſtieß ins Horn und ließ liebliche Melodien erklingen. Oft wenn ſie über die Wieſen ging, ſah ſie ihn plötzlich auf einem Hügel des jenſeitigen Reviers ſtehen, wie er ſein Tuch flattern ließ. Nani lauſchte lange, aber wie die Hornklänge immer näher und näher kamen, faßte ſie ihre Büchſe und floh eiligen Schrittes davon. Wie ein Seufzer verklang das Lied hinter ihr.

Es war ſpät geworden und der Mond ſchien durch die Zweige. Nani ſtellte ſich hinter einen Baum und wartete auf den Auerhahn. Sie war an Waldnächte gewohnt — doch war ihr noch nie ſo zu Muthe geweſen, wie heute. Wie hie und da ein Käuzchen krächzte, ein Vöglein aus dem Traume ſprach, die Blätter ſich im nächtlichen Winde bewegten, — ſie glaubte ſie alle zu verſtehen. Es kam ihr vor, als wäre der Anſtand auf den Auerhahn nur eine Ausrede, um eine Nacht ganz allein im Walde zuzubringen und wachend zu träumen. Manchmal war ihr, als hörte ſie die gewiſſen Waldhornklänge. Da lachte der Auerhahn — Nani ſchoß, während ſie das Waldhorn zu hören meinte und fehlte. Das war ihr ſchon lange nicht geſchehen und mürriſch trat ſie in das Jägerhaus.

Der Vater wunderte ſich ſehr, als er ſie ohne Beute ſah. Doch ſchwieg er darüber und ſagte: Ich habe vom jungen Jäger aus dem Nachbarrevier einen Brief bekommen; er will Dich zum Weibe! — Damit ich ihm die Jagdtaſche flicke, während er im Walde pirſcht, nicht wahr? lachte Nani und ſetzte hinzu: Für ſich allein wollen ſie die hohe Waldluſt, ihr Weib ſoll zu Hauſe hocken und für ſie kochen und ihre Kinder füttern! Ich bin ein Schütze wie Einer, und den Wald laſſe ich nicht! Nichts da von einer Heirath! —

Doch ſtand ſie noch ſelben Abends wieder lauſchend an demſelben Baume. Sie merkte es nicht, daß die Waldhornklänge immer näher und näher kamen und plötzlich vor ihr verſtummten.

Darf ich hinüber? frug eine Männerſtimme. Der Jäger ſtand drüben und war zum Sprunge bereit; ſeine Büchſe hatte er ins Gras geworfen.

Nani fuhr erſchrocken auf, faßte die Büchſe und auf den Jäger zielend rief ſie mit zorniger Stimme: Zurück oder ich ſchieße!

Schieß zu, ſchöne Naninka! Keinen ſchöneren Tod wünſche ich mir! rief er — und ſchon ſprang er über den Graben und lag zu ihren Füßen, die er mit beiden Armen umſchlang. Paris mußte wohl erkannt haben, daß das kein feindlicher Ueberfall eines Wilddiebes war und vertheidigte ſeine Herrin nicht, ſondern ſprang freundlich wedelnd um die Beiden und leckte bald Nani, bald dem Jäger die Hände.

Nani ſtand lange regungslos und ſtarrte mit finſterem Auge auf den Jäger nieder, während er flehend zu ihr aufblickte. Endlich faßte ſie ſich, riß ſich los und floh mit wilden Schritten in den Wald hinein, während der Hund ſich noch lange nicht von dem ſchönen Jäger trennen konnte, der der Fliehenden mit thränenden Augen nachblickte.

Nani war ſchon weit den Hügel hinabgeeilt, als ſie hinter ſich die Weiſe zu den Worten hörte:

Möchte gern nicht weinen,
Und mein Herz nicht plagen,
Aber ſagt ihr guten Leute,
Wer nicht möchte klagen!

Sie eilte immer tiefer in den Wald und ſchoß nach rechts und links, wo ſich immer ein Wild oder ein Vogel zeigte, aber immer vergebens. Ihre Hand zitterte, vor ihren Augen flimmerte es in unbeſtimmten Umriſſen und ihre weitberühmte Kunſt war von ihr gewichen. Verzweifelnd eilte ſie unaufhörlich weiter, keuchend der Hund Paris hinter ihr, und ſie merkte nicht daß es immer ſpäter und ſpäter wurde, und daß es ſchon Mitternacht war, als ſie auf der Halde ankam, die man die weiße Halde nannte, wegen der vielen weißen Waldblumen, die ſie im Sommer bedeckten. Der Mond ſchien ſo ruhig herab und hüllte auch die dunkeln Tannen und Fichten, die die weiße Halde umſtanden, in ein ſchimmerndes Weiß. Hier wurde es Nani wohler zu Muthe, und matt und müde ſtreckte ſie ſich in's Gras, um auszuruhen. Aber welch ſonderbarer Zauber begann jetzt den Wald ringsum zu beleben! Als wäre es roſige Morgenſtunde und nicht Mitternacht, kamen die Vögel von allen Seiten geflogen und ließen ſich auf den Zweigen ringsum ſchaukelnd nieder und begannen zu ſprechen und Nani verſtand jedes ihrer Worte.

Der Auerhahn ſprach:

Wohl uns daß Liebe deine Hand
Mit unſichtbarem Zauber band!
Nicht fürcht' ich mehr die Todeswunde
In meiner ſüßen Liebesſtunde.

Nun kann ich vor der Morgenſonne
Hinzieh'n zu meiner Liebeswonne,
Wo mir mein Weib entgegenlacht —
Heil, Liebe, dir und deiner Macht!

Die Taube ſprach:

Und weher that, o glaube!
Das Todesblei der Taube,
Das mordend ausgeſandt
So ſüße Mädchenhand!

Sie iſt gemacht zum Koſen,
Sie pflücke rothe Roſen
Für ihres Liebſten Hut —
O Mädchen, bleibe gut! —

Die Lerche ſprach:

O bleibe gut, du Holde,
Und laß im Morgengolde
Mich zu den Wolken ſchwingen
Und Liebeslieder ſingen!

O Süße, wie mit Schmerzen
Du jetzt in deinem Herzen
Mußt ſelig mit dir tragen —
O laß von deinen Plagen! —

Der Falke rief:

Als wilder Falke ſchwing' ich
Mich zu dem Himmel auf,
Mit wilder Stimme ſing' ich
Und ruf's zu den Sternen hinauf:

Der Liebe Heil, der Liebe,
Sie hebet mein Gefieder,
Die Liebe, ach die Liebe,
Sie gibt uns das Leben wieder!

Und alle Vögel des Waldes fielen ein in die Worte des Falken und wiederholten im Chor:

Die Liebe, ach die Liebe!

Rani, die bis jetzt vom Schrecken gelähmt im Graſe gelegen und dem unheimlichen Zauber zuſah und zuhörte, ſprang jetzt auf und lief wie von Geſpenſtern getrieben weit fort von der weißen Halde und immer weiter, bis der Chor der Vögel: die Liebe, ach die Liebe! hinter ihr verhallte. Erſt auf der Halde, die man des hohen üppigen Graſes wegen die grüne nannte, machte ſie Halt. Aber da begann der Zauber wieder, nur in anderer Geſtalt. Aus den Büſchen und

Gräſern traten Hirſch und Reh, Häſelein, Kaninchen und allerlei vierfüßiges Gethier des Waldes hervor und auf den Zweigen ſammelten ſich die Eichhörnchen. Die Hirſche und Rehe, Haſen und Kaninchen ſtellten ſich um ſie im Kreiſe. Sie ſahen traurig aus und neigten ihre Köpfe zu Boden. Auch ſie begannen zu ſprechen, jedes nach ſeiner Art.

Der Hirſch ſagte: Dich rühren die Thränen meiner Augen nicht, im üppigen Glücke meiner Freiheit tödteſt du mich! Ach! mein Geſchlecht iſt dazu verdammt, gehetzt, gejagt und grauſam gemordet zu werden, aber nicht von Jungfrauenhand. Sieh, andere Jungfrauen gehen durch den Wald und liebkoſen uns und ſammeln ſüße Kräuter und bringen Brod uns zu nähren. Du bringſt uns den Tod! Aber anders als ſonſt blickt jetzt dein Auge. Du biſt nicht mehr grauſam, das Blei verſagt dir zu tödten, und das iſt die Liebe!

So ſprach das Reh: Du haſt die Mutter getödtet dem Kinde und haſt das Kind heranwachſen laſſen um es euch zu tödten! Du weißt nicht wie es iſt, Mutter zu ſein! Du hätteſt es nicht gethan! Denke nicht daran, wenn du einſt Mutter biſt, wie wir blutend flohen zur verborgenſten Quelle des Waldes, um unſere Wunden zu waſchen und zu ſterben. Jetzt iſt Barmherzigkeit eingezogen in deine Bruſt, denn du liebſt!

Der Haſe und das Kaninchen ſprachen: Wir lebten auf ewiger Flucht vor dir und kein Buſch konnte uns ſchützen vor deinem tödtlichen Blei. Nun biſt du gut geworden, ein Mägdlein wie andere. Wir ſegnen die Liebe in deinem Herzen.

Das Eichhörnchen ſprach: Ich werde wieder luſtig ſpringen können von Aſt zu Aſt, von Baum zu Baum; ich werde mich freuen des Sonnenſcheins und den Wald ſegnen, der mich geboren. Heil der Liebe in deinem Herzen, die deine harte Seele erweicht hat, daß du nicht verfolgſt die fröhlichen Thiere des Waldes! Heil der Liebe in deinem Herzen!

Und alle riefen im Chore nach: Heil der Liebe in deinem Herzen, Heil der Liebe!

Nani war wie im Traume, aber ſie wußte nicht ob es ein böſer Traum war oder ein guter. Mit Gewalt raffte ſie ſich zuſammen und eilte flüchtigen Schrittes wie von Geſpenſtern verfolgt von dannen, weiter, immer weiter, bis ſie auf die Halde kam, die man die ſchwarze nannte, des dunklen Grundes wegen, der von einem Waldbrande herkommen ſollte, oder auch von der Aſche, die die böſen Weiber in gewiſſen Nächten hier ausſtreuten, wenn ſie mit den unheimlichen Geiſtern im Walde Zuſammenkunft hielten. Aber ärger als aller Zauber war, was Nani hier erwartete. Denn plötzlich kamen die Raubſchützen aus den Gebüſchen hervor, umringten lachend die Jägerin, die ſie ſonſt fürchteten, und ſangen mit höhniſchem Tone ununterbrochen fort:

Des Schützen Aug' ſei ſein und ſcharf
Und ſeine Hand muß ſicher ſein,
Und ſüße, weiche Liebe darf
Ihm nicht in's Herz hinein!
Denn Liebe machet feucht die Augen
Und zitternde Hände mögen nicht taugen!

So ſingend verfolgten ſie Nani durch den Wald, indem ſie ſie umringten und ihren höhniſchen Geſang mit lautem Gelächter und ſchmetternden Waldhornklängen begleiteten. Große Thränen des Zornes traten in ihre Augen und wie von Verzweiflung gejagt, ſprang ſie über Büſche und Hecken tief hinein in den dichteſten Wald bis das Gelächter weit hinter ihr verſcholl. Weinend und händeringend warf ſie ſich in's Moos und verhüllte die Augen, um, wenn etwa ein neuer Zauber beginnen ſollte, ihn nicht zu ſehen.

Da hörte ſie ein leiſes, heiſeres Kichern neben ſich. Hi, hi, hi, junges Blut, warum ſo verzweifelt? Ei, ei, ſtarke Nani, ſtolze Jägerin, wer wird es ſich vom Zauber des Waldes und von der Liebe ſo arg anthun laſſen! Still, kleine Nani! Du warſt immer gut gegen mich, dieweil mich die Andern fliehen und als böſe Hexe ausſchreien. Du haſt mir erlaubt im Walde die Wurzeln auszuroden, Reiſig zu ſammeln und Streu für meine Ziege, und Erdbeeren zu pflücken. Komm, ich will dir helfen! Den

Keim der Liebe will ich in deinem Herzen tödten, daß du wieder ſcharf blickeſt wie der wilde Falke und die Büchſe hältſt wie der beſte Schütze des Waldes. Denn die Liebe macht die Augen feucht und die Arme zitternd und bebend. Komm, kleine Nani, ich will dir helfen, daß du gefeit ſeiſt für alle Zukunft! —

Die ſo zu ihr ſprach, war die alte Barka aus dem Dorfe, ein kleines uraltes Weiblein, das man für eine Hexe hielt. Sie nahm Nani bei der Hand und führte ſie bergauf, bergab, in ein tiefes, felsumſchloſſenes Thal, das von dunklem Schweigen bedeckt war. Kaum daß man das Rauſchen der Tannen, die auf dem Felſen ringsumher ſtanden, in ſeinem Grunde hörte. Die alte Barka ſchlug mit ihrer Krücke an den Felſen, daß eine dicke Schicht wie morſches Gemäuer niederrollte. Aus dem weißen Geſteine, das jetzt ſichtbar wurde, ſprangen nahe bei einander drei helle, ſilberne Quellen mit lieblichem Gemurmel hervor. Sie hüpften hinab ins Thal, wo ſie ſich in einen ſchönen klaren Bach vereinigten und mit Geplätſcher, leuchtend im Mondenlichte, weiterliefen. Nani war es als hörte ſie ſüße Kinderſtimmen aus dem Bach und aus den Quellen ihren Namen rufen.

„Jetzt ſchieße in die erſte Quelle, dann in die zweite, dann in die dritte, wenn du ewig frei und jung und ſchön bleiben willſt! Du brauchſt auch nicht erſt zu laden!“ — Nani legte an, aber ihr Hund Paris ſprang heulend an ihr hinauf und zerrte an ihrem Aermel, als ob er ſie verhindern wollte an dem Ungeheuren, das ſie zu begehen Willens war. Die Alte ſchlug ihn mit ihrer Krücke auf den Kopf daß er zuſammenſank und ſich ächzend zu den Füßen ſeiner Herrin krümmte. — Schieß zu! rief ſie, oder dich wird der Zauber und der Hohn der Menſchen und Thiere ewig verfolgen! Deine rothen Wangen werden fahl und blaß werden, deine Augen werden verglühen wie Sumpflicht, dein Haar wird grau und todt wie Flachs und dein ſtolzer Leib wird zuſammenbrechen wie ein morſcher Baum. Der Schuß befreit dich von der Liebe des Jägers und von allen Qualen des Mutterſeins!

Der Schuß ging los, ein Schrei, wie der Todesſchrei eines Kindes durchdrang die Nacht und der Quell, der eben wie Silber leuchtete und ſo lieblich murmelte, quoll roth wie das Blut aus einer Wunde und klang ſo hohl und dumpf wie das Lallen eines Sterbenden. — Noch einmal ſprang der Hund Paris auf und umſprang mit Geheul ſeine Herrin. Aber Nani wie bewußtlos ſchoß noch zweimal. Jedesmal erſcholl der Sterbeſchrei und alle drei Quellen floſſen jetzt roth wie Blut aus dem Felſen. Fort war das liebliche Murmeln, tonlos dumpf floſſen die Quellen und der Bach dahin. — Jetzt iſt dein Leib gefeit! ſprach die Alte. Jeder Keim des Lebens und der Liebe iſt in dir getödtet, jetzt geh hin! —

Als Nani heim kam beim Morgengrauen, lag ihr Vater, der alte Förſter, im Sterben. Weh mir! rief er ihr entgegen, wo biſt du ſo lange geblieben in dieſer böſen Nacht? Mir war's als ob ein dreifacher Schuß durch mein Herz dränge — das haſt du mir gethan! Alle meine Wunden brachen auf!

Als Nani der Leiche ihres Vaters zur Kirche und zum Kirchhofe folgte, da ging der junge Jäger vom andern Revier neben ihr. — Weh dir, Nani! liſpelte er ihr in's Ohr, ſiehſt du nicht daß die Steine vor dir ſich aufthun wie Wunden und bluten, und daß das Gras hinter dir verdorrt? Nur ich ſehe es, weil ich dich liebe. Weh dir, Nani! — Ich gehe in den Krieg gegen die Ungläubigen und will für den heiligen Glauben kämpfen, um für dich zu büßen! —

Als ſie an die Kirche kam, ſchlug die ſchwarze Thür vor ihr von ſelbſt zu, die heiligen Bilder zwiſchen den Säulen kehrten ſich um mit den Geſichtern zur Wand, und als ſie der Pfarrer mit geweihtem Waſſer beſprengte, da fielen die Tropfen an ihr ab wie Blutstropfen.

Und als der neue Förſter kam und ſie die Wohnung verlaſſen mußte, bat ſie ihn daß er ihr erlaube im Walde zu wohnen. Und ſie zog ihre Jägerkleider aus, legte ein hartes Gewand an und ging in den Wald zu den drei blutigen Quellen und baute ſich dort eine Hütte aus Moos und altem Holze und wohnte daſelbſt. Alltäglich, des Morgens früh und des Abends ſpät, betete ſie vor den Quellen und bat ſie um Verzeihung, daß ſie ſie, die Ungebornen, getödtet hatte. Denn ſie wußte ſehr wohl, daß es ihre Kinder waren, die ſie einſt hätte gebären ſollen. Und in jeder heiligen Nacht und an jedem Oſtermorgen und immer wenn ein Jahr um war nach jener böſen Nacht, hörte ſie die drei Quellen weinen gleich drei Kindern. Oft auch ſah ſie über den drei Quellen drei Lichtlein ſchweben. Da pflegte ſie ſich hinzuwerfen aufs Geſtein und zu beten und zu weinen, oder ſie verzweifelte an der Gnade Gottes und gab alle Hoffnung künftiger Vergebung auf. Sie verfluchte ihres Leibes Schönheit, die nicht von ihr weichen wollte und in ſo üppiger Blüthe ſtand wie vor jener Nacht im Walde, da die Thiere zu ihr ſprachen und das alte Weib ſie zum Böſen führte. Nur in ihrem Herzen fühlte ſie ſich altern und merkte wie ihre Kräfte ſchwanden trotz der äußern Blüthe ihres Leibes.

Aber die Kenntniß der Kräuter, Pflanzen und Blumen und der ihnen inwohnenden Kräfte, die ſie in ihrem Waldleben gelernt, benutzte ſie zur Bereitung heilender Balſame für Verwundete und wohlthuender Getränke für allerlei Kranke. Dieſe trug ſie dann in die Häuſer der Hülfsbedürftigen und mit den Salben und Balſamen zog ſie in den Schluchten des Gebirges umher, um zu helfen wo irgend ein Wanderer auf den gefährlichen Wegen ihrer bedurfte. Der Name der wilden Jägerin wurde immer mehr vergeſſen und man nannte Nani nur noch die gute Frau im Walde oder auch die heilige Waldfrau, und wo der Hund Paris ſich zeigte, da wußte man auch, daß Hülfe für die Kranken und Verwundeten nicht mehr fern ſei.

So waren ſieben volle Jahre verſtrichen und die Nacht kam, die ſiebente ſeit jenem unheilvollen. Die Quellen weinten trauriger als ſonſt und jammervoller — aber noch trauriger und jammervoller lag Nani vor ihnen und betete und ſchlug die Bruſt. Siehe, da kam ein Mann in Soldatentracht matt und müde den Berg herabgekrochen. Er blutete aus vielen Wunden und ſank kraftlos vor Nani's Füßen nieder. Heilige Frau! ſprach er mit geſchloſſenen Augen, ſie rühmen deine geweihte Kunſt. Sieh, ob du meine Wunden, die ich im heiligen Kampfe erhielt und die ob altem Leide in dieſem Walde aufbrachen, wieder ſchließen kannſt! — Nani blickte ihm in's Antlitz und erkannte beim Lichte des Mondes das gramgebleichte Geſicht des Mannes, der ſie einſt geliebt hatte. Sie trug ihn mit Schmerzen hin zu den Quellen, um ſeine Wunden zu waſchen, aber wie ſie die Hand in die Wellen ſtreckte, um das barmherzige Werk zu vollbringen, ſieh, da wurden dieſe kryſtallklar wie ſonſt, das dumpfe, traurige Klagen hörte auf und die Quellen rieſelten mit lieblichem Gemurmel dahin. Rani erkannte, daß ihre Erlöſung gekommen war. Mit ausgeſtreckten Armen ſank ſie an den Geliebten hin, der verklärt lächelte, ſich erhob und mit ihr in Einem Kuſſe verſchied. — An den Quellen ſieht man heute zwei Gräber.

Achtes Kapitel.

* * *

An wie viel Böſes und Trauriges auch die Obtſchover ſchon gewöhnt, wie ſehr ſie auch ſeit Beſetzung des Meierhofes, der ſie beherrſchte, jede Stunde auf neue traurige Ereigniſſe gefaßt waren — ſo überkam ſie doch ein paniſcher Schreck, überlief ſie doch ein ungewohntes Grauen, als ſie des Morgens nach dem Walde blickten und dort am äußerſten Baume die Leiche Hynek-Cöleſtin's erblickten, die im Morgenwinde ſanft bewegt hin und her ſchaukelte. Sie erzählte ihnen, wie ſehr es Peter Bureſch mit ſeinen Kriegsartikeln und ſeinem Kriege Ernſt ſei und gab ihnen die Ueberzeugung von der Unerbittlichkeit des Raubſchützen. Sie konnten ihre Blicke nicht abwenden von des gehenkten Laienbruders ſanftem und traurigem Geſichte. Es war nicht verzerrt und entſtellt, ſondern neigte ſich friedvoll und wie ſchlummernd auf die rechte Schulter, was die Sage, welche einige Tage ſpäter ſich verbreitete, nur beſtätigen konnte, daß ſeine Begleiter und Henker ihm barmherzig erſt eine Kugel durch's Herz jagten, bevor ſie ihm die ſchimpfliche Todesart des Hängens anthaten. Spät erſt kamen einige Burſche zur Beſinnung, ſchlichen ſich am Meierhofe vorbei, hinaus an den Baum und befreiten ihn von ſeiner Laſt, während Männer und Weiber aus der Ferne zuſahen und Peter Bureſch verwünſchten, daß er es gewagt, Hand zu legen an einen, der ein halber Prieſter geweſen. Sie riefen des Himmels Flüche auf ihn herab und alte Weiber wagten ſich bis an den Eingang des Meierhofes und prophezeihten vor den Augen und Ohren des Ungarmichels das gleiche Schickſal ſeines Herrn und Meiſters. An das kleinere Unglück Wenko's, an ſeine Gefangenſchaft, dachten ſie im Angeſichte des Todes nicht, nach Art der

Bauern, die nur das Fertige und Vergangene beurtheilen, aber es nicht lieben, von einer Thatſache auf die andere zu ſchließen.

Nur Einer that es und dieſer Eine war Wenko's Vater. Der alte Mika hatte ſchon in der Nacht die Gefangennehmung ſeines Sohnes erfahren — er wälzte ſich im Graſe ſeines Gartens und weinte und jammerte, ohne einen Augenblick den Gedanken an die Rettung ſeines einzigen Erben aufzugeben. Als man ihm beim erſten Morgengrauen die Nachricht brachte, daß am Eingange des Waldes eine Leiche hänge, ſprang er ſchreiend auf und eilte händeringend hinaus, um nachzuſehen, ob es nicht ſein Sohn ſei, den die Duſchniker hingerichtet haben. — Wie ſehr auch Wenko und Cöleſtinus an Geſtalt und Antlitz verſchieden waren, mußte er doch mehrmals hinſehen, um ſich zu beruhigen, denn ſo oft er die Augen abwandte, malte ihm ſeine Angſt den eigenen Sohn dahin, wo der arme Laienbruder im Morgenwinde ſich wiegte, und das ſchien ihm eine traurige Prophezeihung deſſen, was morgen geſchehen könnte, wenn er nicht Alles that, um es abzuwenden. Erſt als ſie die Leiche Hynek-Cöleſtinus hereinbrachten, ging er etwas ruhiger nach Hauſe. Es mußte etwas geſchehen — aber er wußte nicht was. Die Anzeige machen? Er hatte Wenko verſprochen, es nicht zu thun, und das Verſprechen ſchien ihm jetzt heilig, da Wenko für ihn ein Sterbender war. Mit ſchwankenden Schritten und gebeugten Hauptes ging er in der Stube auf und ab, von einem Winkel zum andern, dann von der Thüre zum Fenſter, dann wieder im Kreiſe herum — ſchob die lange, rothe Tafel des Tiſches bei Seite, um ſich einen neuen Weg zu machen, als ob er fürchtete, auf ſeine früheren Schritte zurück zu kommen — dann blieb er im Winkel hinter dem Ofen ſtehen und lehnte müde die heiße Stirne an die kalten Ziegel — dann wieder lehnte er ſich mit dem Rücken an, als ob er ſich wärmen wollte, und ſchüttelte ſich vor Froſt. Mehrere Mal nahm er die Feder zur Hand, glättete das Papier, begann zu ſchreiben und ſchob plötzlich das Schreibzeug wieder zurück und ſprang auf und fing ſeine Reiſe durch die Stube aufs Neue an. Er zog mehrere Bücher aus dem Schranke, ſchlug ſie auf, ſtarrte gedankenlos hinein — warf ſie wieder zu und in den Winkel und lief von Angſt getrieben hinaus in den Garten. Da hörte er die luſtigen Stimmen der Duſchniker aus dem Meierhofe — die Sonne leuchtete ſo hell, die Vögel ſangen ſo friſch — er konnte es nicht ertragen und lief zurück ins Haus, die Treppe hinauf auf den Boden. Matt und müde blieb er vor einer alten, beſtaubten Kiſte ſitzen. Die Gedanken waren ihm ausgegangen. Ohne zu wiſſen, was er that, hob er den Deckel auf und ſah in den leeren Raum der Kiſte und bückte den Kopf immer tiefer und ſtarrte den ſtaubigen Boden an und ließ den Blick unverwandt in einem Winkel hangen, als ob er die Spinnen dort beobachtete, die er doch gar nicht ſah. Der Bauernadvokat war muthlos und plötzlich alt und gebrochen. Eine dumpfe Stimme wiederholte immerwährend in ihm: des Kontraktes wegen, des Geldes wegen haſt Du's ſo weit gebracht — haſt Du beide Söhne ermordet — Du biſt Schuld daran! Der Angſtſchweiß ſtand ihm kalt auf der Stirne, während das Blut heiß und pochend durch die alten Adern rannte. Endlich ſprang er auf. Er ſchüttelte den Kopf, der von der gebeugten Stellung ſchwer geworden war und indem es dumpf und düſter ſummte und brummte, ſah er immerwährend ins Sonnenlicht, ſtreckte ſich mit Gewalt und ging ruhigen Schrittes wieder hinab in die Stube. Offenbar hatte er ſich wieder gefaßt, war er zu einem Entſchluſſe gekommen. Er nahm ſeinen langen, mit ſilbernen Knöpfen beſetzten Rock aus dem Schrank und zog ihn an, ſetzte die grüne Sammtkappe auf und darüber den großen, breitkrämpigen Filzhut, der hinten aufgeſchlagen war, nahm das lange, mit Quaſten verzierte ſpaniſche Rohr in die Hand und ging hinaus durch den Garten, und hinter dem Dorfe herum nach dem Walde — durch die Duſchniker Vorpoſten durch — ernſt, würdig, gravitätiſch — daß ſie ihn nicht aufzuhalten wagten — zu Peter Bureich.

In der That, wie er dahin ſchritt durch den Wald, neu geſammelt, mit friſch zuſammengeraffter Kraft nach überwundenen Stunden des dumpfſten Schmerzes, der noch in ihm nachzitterte und das bleiche Geſicht mit ſanfter Röthe bedeckte — lag eine gewiſſe Würde auf ihm, die Ehrfurcht einflößte. Nicht der verſchmitzte, feine Bauernadvokat, der ſeine Umgebung zu benutzen wußte, war er in dieſem Augenblicke; nicht den Spekulanten und Handelsmann verrieth ſein Geſicht — es war der Vater, der dahin ging, ſeinen Sohn zu retten, bereit, jedes Opfer zu bringen, bereit zum ſchwerſten: ſich zu erniedrigen, zu unterhandeln mit einem Menſchen, der außer dem Geſetze ſtand, mit einem beſitzloſen Abenteurer, mit einem Wilddiebe, auf den er herabſah; ja bereit, ſeine Kniee zu umklammern und ihn anzuflehen, das Leben ſeines Sohnes, den Erben ſeines Namens großmüthig und gnädig zu verſchonen — und endlich war es der Vater, der dahin ging, ſich den bewußten Stolz zu retten, jenen Stolz, den nur der Bauer und der Adel kennt und der den mittleren Klaſſen unbekannt iſt, der Stolz des feſten Beſitzes, des Sitzens auf eigenem Grund und Boden, der auf Jahrhunderte zurückweiſt und hoffnungsreich und ſicher Jahrhunderten entgegenblickt. Der alte Mika ging hin, ſeinen Majoratserben zu retten, ausgerüſtet mit Aufopferungsluſt, mit Stolz und mit Liebe. — So war er ſchön und würdig anzuſehn — denn aller Stolz und alles beſſere und weichere Gefühl, das er jetzt in ſich trug, drückte ſich in jedem Schritte, in jedem Blicke, in jeder Bewegung, in der ganzen Geſtalt des alten Mannes aus. Denket an Priamus, den einſt ſtolzen, nun gebeugten und hinfälligen König, den Gemahl der „ſchlottrigen Königin“ Hekuba, der dahin geht, den Sohn, wenn auch als Leiche, vom ſtolzen Peleiden zurückzufordern!

Die Duſchniker, durch deren Reihe er ging, grüßten den alten Mika unwillkürlich, anſtatt ihn aufzuhalten. Man begreift's, daß ſich die

Obtſchover von dem regieren laſſen — ſagten ſie, ihm nachſehend, um ſich vor ſich ſelbſt zu entſchuldigen, da ſie einen gewiſſen Reſpekt vor dem Feinde in ſich aufſteigen fühlten. Selbſt Peter Bureſch ſtand bei ſeinem Herannahen vom Stein auf und ging ihm entgegen. Der alte Mika ging abſeits an einen alten Steinhaufen, der von Brombeer- und Himbeerſtauden bewachſen war und ſetzte ſich in den Schatten auf einen Stein, und winkte Peter Bureſch, ein Gleiches zu thun.

Peter Bureſch fühlte ſich einen Augenblick ebenſo beherrſcht durch die trauernde Würde und den gedankenvollen Ernſt des alten Mika, und gehorchte unwillkürlich. Mehrere Minuten ſaßen ſie in Schweigen verſunken neben einander; Peter niederblickend aufs Geſtein und die Eidechslein beobachtend, die zu ſeinen Füßen hin und her ſchlüpften; Mika, ſeinen langen Stock gerade vor ſich hinhaltend und das Kinn auf den Knopf geſtützt, betrachtete prüfend die harten Züge ſeines Gegners. Doch konnte die Herrſchaft, welche der Alte über den Raubſchützen ausübte, nur kurze Zeit dauern. Schnell beſann ſich Peter Bureſch und ſagte ſich, daß es nicht Zeit ſei vor den grauen Haaren, vor dem ernſten Geſichte ſeines Gegners, der offenbar mit ihm zu unterhandeln kam, allzugroßen Reſpekt zu haben. Er fragte ſich: iſt es nicht der Bauernadvokat, der vor dir ſitzt? — der Freund und Günſtling der Beamten? der Schreiber und Käufer verwickelter Prozeſſe? — der Spitzbube, vor dem man auf jedem Pferdemarkt auf ſeiner Hut ſein muß? der Geizhals, der in Strümpfen alte Kronthaler ſammelt? Wie einen Schild gegen das Uebergewicht des alten Bauernadvokaten, holte er aus dem kälteſten Winkel ſeines Herzens das kälteſte, ſpöttiſchſte Lächeln hervor und ſchob es vor ſein Geſicht, das er in einem unbewachten, ſchwachen Augenblicke ehrfurchtsvoll, reſpektvoll gezeigt hatte. Der alte Mika, der ihn errieth, ließ ſich dadurch nicht ſtören und begann mit feſter, gehaltener Stimme, in welcher der innere Kampf der letzten Stunden nur noch leiſe nachzitterte, alſo:

Peter Bureſch, Du haſt meinen Wenko gefangen, als er in der unſchuldigen Abſicht kam, ſein Schweſterlein zu holen.

Ja, das that ich! antwortete Peter kurz.

Was denkſt Du mit Wenko anzufangen? —

Was ich mit ihm und mit Libuſchka, eurer Tochter, anfangen werde, hängt von Euch ab, Richter Mika.

Du wirſt doch nicht ſo wahnſinnig ſein, Deine Kriegsartikel auf ſie anwenden zu wollen? —

Gewiß ich werde ſo wahnſinnig ſein. Hynek-Cöleſtinus, der arme Junge, den ihr ſchändlich mißbraucht habt und um den es mir in meiner Seele leid thut, hat Euch gezeigt, daß ich mit meinen Kriegsartikeln Ernſt mache — ich werde es um ſo mehr mit dem einzigen Sohne und Erben meines Feindes.

Peter Bureſch, fuhr der alte Mika in gleich ruhigem Tone fort, Du weißt, daß ich Dich in meiner Hand habe. Du weißt, daß ich weiß, daß Du baieriſches Geld und baieriſche Waffen bekommen haſt und noch bekommſt.

Ich weiß es — ich weiß, daß Ihr mich in Eurer Hand habt, daß ihr einige Compagnien gegen mich könnt marſchiren und mich hängen laſſen wie einen Hund — darum iſt es gut, daß ich auch Euch in meiner Hand habe und ich ſchwöre es Euch bei Allem woran ihr glaubt, daß, ſobald ich erfahre, daß ihr den geringſten Wink nach Prag gegeben, ich meinen Wink gebe und euer Sohn hängt am nächſten Baume.

Der arme Wenko, der Schuld daran iſt, daß nicht ſchon jetzt das hohe Landesgubernium die Anzeige in der Hand hat? — ſeufzte Mika und es lag ein Ton des Vorwurfs in ſeiner Frage.

Ich weiß es, antwortete Peter, und es thäte mir leid um ihn, er iſt ein guter, braver Junge, aber die Sünden der Väter werden an ihren Kindern geſtraft, und jeder muß ſich ſeiner Haut wehren und bittere Rache iſt ſüß.

Der alte Mika ſchwieg. Ein ſchwerer Seufzer hob ſeine Bruſt, den er vergebens niederzuringen ſtrebte. Er begann am ganzen Leibe zu zittern und der Stock, den er bisher, wie eine Stütze, krampfhaft umklammert hielt, entfiel ſeinen Händen. Er legte ſein Haupt, um es zu ſtützen, an die Steine und glitt mit dem ganzen Körper, den er nicht mehr ſchien bemeiſtern zu können, tief hinab, ſo daß er gegen ſeinen Willen wie ein Flehender zu Füßen Peter Bureſchs lag. Sein ganzer Stolz war dahin. Er breitete die zitternden Arme aus und rief: Gieb mir meinen Sohn wieder und nimm mein Haus und meine Felder! Keine Axt ſoll mehr an euren Wald gelegt werden, das ſchwör ich Dir bei der heiligen Jungfrau vom heiligen Berge, und ſollte ich als Bettler, verachtet und gedemüthigt, von Dorf zu Dorfe ziehen, bis ich hinter irgend einer Hecke mein elendes Leben aufgebe, wie ein herrenloſer Hund — nur daß der unglückſelige Streit um den Wald ein Ende habe!

Peter Bureſch lächelte. Dein Haus, Deine Felder — ſprach er — kann ich nicht brauchen, ich bin der Heimathloſe und will kein Eigenthum, das ſich an meine Ferſe hänge, und um den Wald, das weißt Du, handelt es ſich auch nicht mehr. Auch bin ich kein Menſchenverkäufer und will weder mein Leben erkaufen, noch das Leben Deines Sohnes verkaufen. Er iſt mir ein gutes Pfand, daß Du Dich nicht rührſt und zum Verräther werdeſt an Deines Gleichen bei den Beamten und Herrn. Doch gibt es ein Mittel ihn zu retten. Schließe Dich uns an!

Der alte Mika ſchüttelte traurig den Kopf.

Das kann ich nicht — ſagte er leiſe, doch entſchieden, ohne ſich lange zu beſinnen.

Schließe Dich uns an — wiederholte Peter Bureſch dringend — geh mit uns, alter Bauernadvokat! Sieh, ich gebe den Bauern das Vertrauen auf ihre Kraft, Du, der Mann des Geſetzes, der alte Bücher lieſt, wirſt ihnen das Vertrauen auf ihr Recht geben, das ſie noch nothwendiger brauchen. Was haſt Du zu fürchten? Mit Dir gehen alle Dörfer jenſeits des Waldes — ſo ſind wir ſtark genug, den Anſchluß der Bauern aus dem ganzen Brdywalde abzuwarten. Die geſchundenen Unterthanen der kaiſerlichen Herrſchaften im Blanskywalde werden uns mit Jubel zuſtürzen, und mit ihnen die Schaaren von Eiſenarbeitern und Kohlenbrennern der Pirglitzer und Fürſtenbergiſchen Wälder, die ausgehungert ſind, daß ſie Baumrinde mahlen und Brod daraus backen. So wird es hinaufgehen bis Pleß und Joachimsthal, zu den magern Bergleuten. Wir alle haben einen Halt an Baiern, das uns den Rücken deckt — ebenſo wie die Chlumetzer Bauern, aus alter Zeit unruhige Köpfe, an Preußen. Zeige ihnen nur die Schlöſſer mit ihren Schuttböden und die Klöſter mit den verborgenen Schatzkammern und Du wirſt ſehen, wie ſie uns zuſtürzen zu Tauſenden, unwiderſtehlich und gewaltig, und das

Alles, während die Kaiſerlichen mit hundert Feinden ſich zu ſchlagen haben. Wenn jemals eine Zeit da war, Recht und Rache zu nehmen am übermüthigen Herrn- und Beamtenpack oder den Blutegeln von Pfaffen, ſo iſt es jetzt. Und haben die Bauern nicht Recht? Fühlſt Du nicht die Nothwendigkeit, alter Mika, Dir auch einmal Recht und Rache zu verſchaffen? Dich aller Laſten und Hudeleien abzuthun? Schämſt Du Dich nicht vor Deinem Ackergaul, der ſich bäumet, wenn Du ihm einen Schlag zu viel gibſt?

Das kann ich nicht! — wiederholte Mika wie zuerſt mit hängendem Kopfe, mit demſelben Tone der Stimme, und mit einer Art von Stolz fügte er hinzu: Ich bin ein Mann des Geſetzes. Wenn mir ein Unrecht geſchieht, ſetze ich mich hin und ſchreibe, und ſetze alles klar auf und mache meine Eingabe an das Amt — und wenn ich einen Beſcheid bekomme, der mir nicht behagt, fange ich von vornen an, ſetze meine Schrift noch klarer auf, berufe mich auf die Geſetze und gehe durch die Inſtanzen. Es geſchieht mir auch ſelten Unrecht — denn ich ſtehe gut mit den Beamten und weiß mich auch an ihnen zu rächen. Ich führe auch einen Krieg — ich liege auch im ewigen Kampfe, aber immer mit dem Geſetze in der Hand, und ich gewinne mehr als die Herrn und Beamten — ich arbeite nicht, ich betrüge ſie, ich mache Lieferungen und bekomme zehnmal ſo viel von der Kaiſerin zurück als ich ihr an Steuern zahle, und die Herrn und Beamten, vor denen ich mit dem Hute in der Hand ſtehe, ſind erbärmliche Hungerleider neben dem alten Mika. — Das iſt mein Krieg — ſehe jeder wie er ſich helfe — jeder hat ſeinen Kopf — mancher nur ſeine Arme — doch ſteht jeder auf eignen Füßen. Ein anderer Krieg — das iſt wider meine Natur. — Und mit Preußen und Baiern mich einlaſſen, das iſt gegen die Anſtammung, gegen die Kaiſerin, das iſt wider das Recht — wir gehören den Habsburgern.

Gehören? — ſchrie Peter Bureſch, indem er aufſprang. — Angehören? — keinem Menſchen gehöre ich an — erſt wenn mich Einer todtgeſchlagen, gehöre ich ihm an, früher wehre ich mich. — Und was das Recht und die Anſtammung betrifft, kannſt Du Dich beruhigen. Ich weiß, was man in Baiern weiß, von Urkundenverfälſchung und Diebſtahl, und daß, wenn es nach der alten Geſchichte von Urkunden und Erbſchaften gehen ſollte, wir jetzt dem Baier angehören müßten und nicht dem Oeſterreicher.

Das ſind Dinge, die wir nicht wiſſen können und nehmen müſſen, wie man ſie uns ſagt und über die wir nicht disputiren können, Peter Bureſch — ich bin gekommen, Dich um meinen Sohn zu bitten.

Geh mit uns und Du ſollſt ihn haben — rief Peter ungeduldig.

Ich kann nicht! ſeufzte Mika, indem er aufſtand.

So ſollſt Du auch Deinen Sohn nicht haben!

Hilf mir Gott! ſeufzte Mika — Du verſprichſt mir aber ihn zu ſchonen?

So lange Du nicht die Anzeige nach Prag machſt.

Ich ſchwöre es Dir, rief Mika. —

So kannſt Du ruhig ſein, antwortete Peter — er bleibt mir nur als Unterpfand Deines Schwures.

Lebe wohl! ſagte Mika, und ging waldeinwärts. Wie er den Rücken wandte, verwandelte ſich auch der Ausdruck ſeines Geſichtes. Die Trauer, die Würde, der Stolz waren verſchwunden — ein ſchlaues, boshaftes, kluges, mit ſich ſelbſt zufriedenes Lächeln bedeckte es. Ich habe Dir nur geſchworen, murmelte er, die Anzeige nicht nach Prag zu ſchicken — dummer Dieb, ich heiße nicht umſonſt der Bauernadvokat!

Aber ſeine ganze Heiterkeit gewann er erſt, als er wieder in Hemdärmeln auf ſeiner Stube am Tiſche ſaß, die Feder in der Hand, einen großen Bogen vor ſich, zu ſchreiben begann:

An die ehrwürdigen Väter von der Heiligen Geſellſchaft Jeſu im Kloſter zu Oborſchiſcht.

Ehrwürdige und heilige Väter!

Sintemalen ich ſchließlich und Ergebenſt gefertigter Bauer und Dorfrichter von Obtſchov beides bin, ein treuer und Unterthänigſter Knecht, Bauer und Unterthan Ihrer Mächtigſten Majeſtät der Kaiſerin, als wie auch ein allergetreueſter Sohn, Mündel und Knecht der Allerheiligſten Kirche und Ihrer Prieſter und Diener, meiner Herrn und Gebiether, als Leiter zum Seelenheil und Ewigen Leben — als welchen mich alle Beamten und Herren, ſo wie auch viele Ateſtate und Zeugniſſe hinſtellen und als welchen mich auch die Heiligen Väter von der Geſellſchaft Jeſu Nicht leugnen werden — nehme ich mir in Erſterbender Unterwerfung und Demüthiglichkeit die Erlaubniß Eure Hochwürden Eine Beſondere anzeige zu machen, von einer Spezies Facti, als welche ſich ſeit mancher Zeit im Lande zuträgt.

Eure Hochwürden Heilige Väter: Es hat ſich nämlich ſo zu ſagen ein Ereigniß aufgethan im Dorfe Duſchnik und in dem ganzen Thal am Bache der Litavka, als welches Ereigniß ein wahrhaftiges Factum und Gewaltige Awanture und Felonie wenn nicht ſchon iſt, in Baldiger Friſt werden Kann und Wird. Indeme im beſagten Dorfe Duſchnik noch nicht beſagter Peter Bureſch, ein Wilddieb und Verwogener, im ganzen Böhmerwalde Verrufener Purſch, ſich als Anführer nennt und nichts anderes iſt, als wie ein Gottesleugner, welcher die Heilige Jungfrau vom Heiligen Berge wie alle andern heiligſten Heiligen Verachtet und auch den Weltlichen Autoritäten, Magiſtraten, Richtern, Beamten, Herrſchaften bis auf die Höchſte Kaiſerin hinauf nicht den geziemenden, ſchuldigen, Erſterbenden Reſpeckt beweiſt, Sondern vielhmehre wie die Heiligen Diener der Kirche ebenfalls verachtet und deſpektirt und Nicht ziemlich iſt und geſetzlich — ja und endlich ſich ſogar zur Uiberfülle mit dem Feinde Ihrer Majeſtät der Kaiſerin verbunden, mit dem Churfürſten von Baiern Gnaden zum Zweck und Mittel einen Gewaltiglichen Krieg und Aufruhr ſammt Rebellion im Böhmerlande zu Erregen als man ſeit Ziskas Zeiten nicht geſehen, ebenfalls die Klöſter und heiligen Kirchen zu Zerſtören, Güter unter tummes Pauernvolk zu vertheilen, wie ſchon alles in alten Zeiten da geweſen, von den Herrſchaften zu befreien, wozu Alles benamſter Peter Bureſch bairiſches Geld in Hülle und bairiſche Waffen in Fülle gewißlich erhalten hat, was ich Alles durch Eid und Zeugen und durch den Duſchniker praven Pauern und Angeſeſſenen Martin Kinnich eidlich niederlegen als auch beichten kann, nach Eur Hochwürden Wunſch, Befehl Ermeſſen oder begehren.

Denn es iſt ſothanes Ereigniß mehr denn als eine gewöhnigliche Pauernprügelei und hat ſchon viele junge Leben dahingerafft, gleich wie in einem wahrhaftigen Kriege auf Befehl Peter Bureſchs durch Blei Strick und Gefangennehmung. Nicht kann ich verſchweigen, daß ganz ſicherliche Nachrichten beſagen wie viel benamſter Peter Bureich die Helviten und Verſpotter Unſerer Heiligen Religion aus dem Dorfe Ribnik, in der Nähe vom Kloſter Eur Hochwürden hat allenfalls und gleichmäßig Aufgefordert mit ihm zu ziehen und zu rauben, was ſie wahrſcheinlichſt befolgen werden, ich aber nicht beſtimmt weiß. Dieſes Alles habe ich klar Aufgeſetzt zu Euer Hochwürden der Heiligen Väter gnädigen, weiſen und Heiligen Ermeſſen und Beachtung, was Sie damit anfangen wollen, ob Beachten oder Verwerfen nach Ihrer Weisheit und göttlicher Einſicht uns zu bewahren vor der Strafe, oder Hinzugeben als ſündige menſchen der Geißel welche uns und unſeren Herrſchaften und Glauben heraufzieht als eine ſchwarze Wolke, wie es ſich geziemt und es Pflicht für einen Treuen Diener Ihrer Majeſtät und einen frommen Knecht der Kirche als welcher ich ſterben werde

Martin Wenzeslaus Mika
Dorfrichter von Obtſchov.

Ueber dieſe Arbeit war es Abend und dunkel geworden. Doch trotz der Dunkelheit ſaß der Bauernadvokat noch lange da und betrachtete mit ſelbſtgefälligem Lächeln den großen beſchriebenen Bogen, ſchob ihn weit vor ſich, um ihn aus der Ferne zu bewundern, oder hielt ihn nahe vor die Augen, um ihn genau zu prüfen und freute ſich wie ſchön ſich die ausgemalten Anfangsbuchſtaben und wie würdig ſich die Schrift im Ganzen ausnehme. Hinter dieſer kleinen Eitelkeit des Schönſchreibers verſteckt aber lag der Stolz des Advokaten, der Stolz auf ſeine Klugheit. Wie vorſichtig und wie aufreizend zugleich hatte er nicht Alles angedeutet was er andeuten wollte; wie klug hob er Alles hervor, was die Brüder Jeſuiten aufbringen mußte, und wie klug vor Allem ſtellte er ſich ſelbſt als loyalen Unterthan und frommen Chriſten hin! Der klügſte von allen aber war der Urgedanke, ſich an die Jeſuiten zu wenden. Sie werden mit einem Worte ſchneller eine Prager Kolonne in

Bewegung ſetzen, als er, der arme Dorfrichter, es mit hundert Anzeigen, Eingaben und Bittſchriften vermocht hätte! Ihr Einfluß begann zwar, wie man allgemein wußte, bei Hofe und Regierung etwas abzunehmen, aber mit deſto größerem Eifer werden ſie eine Gelegenheit ergreifen, ſich der Regierung ergeben zu beweiſen — ſich als die Hüter der Ruhe und Ordnung hinzuſtellen; und mit welcher Geſchicklichkeit werden ſie aus der Duſchniker Maus von einem Aufſtande einen Elephanten von Bauernrebellion machen!

So meditirte Mika, ſo lange er noch einen Buchſtaben ſeiner Schrift ſehen konnte, dann ſtand er auf, um den Cantor zu holen, den er auserſehen hatte, ihn als ſeinen Geſandten mit der Schrift nach Oborſchiſcht zu ſchicken.

Der trat eben ein, aber verdrießlich aufgeregt.

Da ſitzeſt Du, unſer Richter, rief er grollend, und weißt nicht, was da draußen vorgeht und welche neue Gefahren ſich über unſerem Haupte zuſammenziehen. Die Helviten, die Ribniker

Ketzer, marſchiren wirklich und ſind die Bundesgenoſſen von Peter Bureſch. Sie haben ſich Waffen verſchafft und rückten heute plötzlich vor das Oborſchiſchter Kloſter, um Gott weiß welche kirchenſchänderiſchen Geſchichten auszuführen. Zum Glück hatten die heiligen Väter Jeſuiten den gerechten Geruch und beſetzten das Kloſter noch zur guten Zeit mit den Oborſchiſchter Bauern und jagten die Ketzer zurück.

Das iſt ja gut! ſagte Mika, der daran dachte, daß nun ſeine Schrift doppelten Glauben finden werde und ſich freute, daß die Jeſuiten mit in den Handel gezogen, zu ſeinen unfreiwilligen Bundesgenoſſen gemacht ſein.

Ja, es wäre gut — fuhr der Cantor fort, wenn ſich die Ketzer nicht zwiſchen dort und Obtſchov gelagert hätten, um ſich mit dem Ungarmichel aus dem Meierhof zu vereinigen und mit ihm vereinigt das Kloſter zu ſtürmen, und dann mit Feuer und Schwert gegen uns und unſere Freunde zu wüthen.

Das iſt nur darum traurig, antwortete Mika nachdenklich, weil wir nun vom Kloſter abgeſchnitten ſind und mein Brief ſchwerer dahin gelangen wird. Du wirſt einen großen Umweg über Liba und die Bukowaer Wälder machen müſſen.

Ich? — rief der Cantor erſchrocken — die heilige Jungfrau bewahre mich! Wenn ſie mich erwiſchen, hängen ſie mich gewiß. Jedes Kind kennt mich in der Gegend und wenn ſie mich ſehen, wiſſen ſie gleich, daß es ſich um was Wichtiges handelt und fangen mich auf, und weil ich ſo halb und halb auch ein Diener der heiligen katholiſchen Kirche bin, hängen ſie mich gewiß. Nein, Richter, ich gehe nicht.

Nun, wen ſoll ich denn ſchicken? — Es iſt Gefahr im Verzug — der Brief muß noch heute fort.

Irgend einen unſchuldigen, unverfänglichen Menſchen, dem man es nicht zutraut, daß er vom Bauernadvokaten an die Jeſuiten geſchickt wird. — Halt — ſieh' da! rief plötzlich wie über einen guten Gedanken erfreut der Cantor, dort ſitzt Dein Bote und kaut eine Rübe.

Er deutete mit der Hand hinaus auf eine Hausſchwelle mitten im Dorfe, wo vom Monde beſchienen der tolle Honſik ſaß und ruhig im Bereiche der Flinten des Ungarmichels ſein einfaches Abendmahl zu ſich nahm. Siehſt Du, fuhr der Cantor fort, wie er jetzt ſo ruhig daſitzt, während kein anderer Menſch ſich hinauswagt und es den Duſchnikern im Meierhofe nicht einfällt, ihn zu ſtören? eben ſo ungefährdet kann der mitten durch die Ketzer gehen. Den hält kein Menſch auf, denn keinem Menſchen fällt es ein, daß er was Vernünftiges zu verrichten habe.

Der alte Mika lächelte ſchmerzlich. Sollte er ſeine ſo weiſe Schrift einem Wahnſinnigen anvertrauen? ſeine ſo wichtige Unterhandlung mit dem mächtigſten Orden der Welt durch einen ſolchen Boten ſo ſehr herabwürdigen? Aber er würdigte die Gründe des Cantors und fügte ſich der Nothwendigkeit.

Der Brief war bald gefaltet und mit einem großen Siegel und dicker Aufſchrift verſehen und der tolle Honſik war bald inſtruirt. Er lächelte blödſinnig zu Allem und ſchüttelte den Kopf, was Verſtändniß bedeuten ſollte, und machte einen großen Freudenſprung und jauchzte, als man ihm ein köſtliches Frühſtück im Refektorium in Ausſicht ſtellte. Was waren dagegen alle Gefahren, vor denen man ihn warnte! — er lachte toll auf, wenn man ihm von Hängen ſprach. Die Hundstage waren ja nahe und es begann zu kochen und zu gähren in ſeinem Gehirn. Die verborgenen und verſteckten Umwege, die man ihm empfahl, kannte er alle und verſprach murmelnd ihnen zu folgen. Er ſchob den dicken Brief unter das Hemde und eilte über Hecken und Umzäunungen davon. Die Duſchniker im Meierhofe, die ihn ſo dahin laufen und ſpringen ſahen, ſagten: der tolle Honſik beginnt ſchon ſeine Wanderungen, wir werden bald ſehr heiße Tage bekommen.

In derſelben nächtigen Stunde läuft auf denſelben nächtigen und verborgenen Wegen, oder vielmehr kreuzt ſie ein anderer, holderer, ſchönerer Bote — wenn er etwas flinker iſt als der tolle Honſik, ſo begegnen ſie ſich gewiß, was gefährlich werden könnte. Nun ſo werden ſie ſich begegnen, denn der andere, ſchönere, holdere Bote ſchwebt dahin wie ein Luftgeiſt — kaum daß ſich die Gräſer unter ſeinen Füßen neigen; die Gebüſche, durch die er ſchlüpft, ſäuſeln nur, als ob ſie ein Vogel im Fluge mit ſeinem ſchwachen Flügel geſtreift hätte. Es iſt, als ob der ſchönere Bote an den Mondſtrahlen hinlaufe, angezogen von ihren magiſchen Kräften, während ſich der andere wie ein Eber ebenfalls eilig und ſchnell, aber plump wie ein Eber durch das Dickicht arbeitet. — Wir wiſſen, wie Lunetta ſchweben kann, wie ſie laufen kann — halb Libelle, halb Lazerte. Sie iſt natürlich der Bote Peter Bureſch's und läuft dahin, um den Ketzern, die unweit dem Kloſter lagern, zu ſagen: „Seid brav, Brüder Ribniker! Morgen muß das Kloſter genommen ſein, denn es iſt ein feſter Punkt, und wir haben dann drei feſte Punkte: den Meierhof, das Kloſter — und ich ſelbſt nehme in derſelben Nacht das hochgelegene Schloß von Hluboſch trotz der fürſtlichen Leibwache. Wir beherrſchen dann den ganzen Wald und ſtrecken unſere Hand aus über die Schlöſſer von Ginetz, Horſchowitz u. ſ. w. und über alle Klöſter des weiten Brdy- und Blanskywaldes. Beeilet Euch, denn der Verrath hängt über unſern Häuptern! Was Ihr im Kloſter erbeutet, gehöret Euch und die Kirche, die man Euch in Ribnik zu bauen verwehrt, wird ſich aus katholiſchem Klingelbeutel gut aufführen laſſen. In drei Tagen vereinigen wir uns!“

Lunetta wiederholt ſich die Botſchaft ihres Herrn und Meiſters, um ja keine Sylbe zu vergeſſen, und ſo murmelnd läuft ſie immer weiter. Wie ſie aber bei Dol über eine Hecke ſetzt, will eben von der andern Seite wieder Einer herüber. Im Sprunge ſehen ſich die Beiden an und erkennen einander. Lunetta erſchrickt — ſie hat eben die Worte wiederholt: Verrath hängt über unſern Häuptern. Der tolle Honſik lächelt. Er weiß ſehr wohl, daß Lunetta zu Peter Bureſch gehört, auch daß ſie ſein Spion iſt — wie er von ſeinen Streifereien überhaupt Vieles weiß — er wußte es ſchon, als Lunetta im Dorfe war, aber er ſagte nichts, weil er überhaupt nichts ſagt. Er ſagt auch jetzt nichts und eilt dem Befehle gemäß weiter.

Nach einigen Sprüngen ſchlägt er eine wilde Lache auf und ſieht ſich nach Lunetta um, die ihrerſeits auch nachſieht. Der tolle Honſik kann nicht umhin — Ha, ha! lacht er noch einmal und mit triumphirender Schadenfreude hebt er mit der einen Hand hoch einen Brief empor und droht mit der andern. Dann läuft er wieder weiter. Lunetta ahnt nichts Gutes. Sie ſieht ihm nach und überzeugt ſich, daß er gegen das Kloſter zu läuft. Schnell entſchloſſen ihm nach — mit wenigen Sätzen über Hecken, Geſträuch und Feldraine hat ſie ihn erreicht.

Wohin eilſt Du, toller Honſik? fragte ſie gebieteriſch.

Kloſterfrühſtück! wiehert der tolle Honſik.

Lunetta ſpringt ihn an, wie eine wilde Katze und faßt nach dem Briefe. Entreißt ſie ihn dem tollen Boten, verſchlingt ſie die Nacht — und der Arme iſt um ſein Kloſterfrühſtück. Aber ein gewaltiger Fauſtſchlag auf die Bruſt wirft ſie zurück ins Gebüſch, wo ſie regungslos liegen bleibt, und den tollen Boten hat die Nacht verſchlungen.

Neuntes Kapitel.

Mit welch' gleichmäßiger Klugheit haben die heiligen Brüder von der Geſellſchaft Jeſu überall ihre Behauſungen gebaut! Jedes Kloſter eine kleine Feſtung, von geiſtigen und ſteinernen Mauern umgeben. Jedes Kloſter ein regelmäßiges rechtwinkeliges Viereck, deſſen drei Seiten vom Wohngebäude gebildet ſind, an welches ſich als vierte Seite die Kirche anſchließt. Der innere feſtgeſchloſſene viereckige Raum, der ſo entſteht, iſt in einen Garten umgewandelt, auf welchen nur die Fenſter der inneren langen, dunkeln, geheimnißvollen Gänge blicken und der jedes profane Auge ausſchließt. Ein ſolcher Raum, ein ſolcher Garten iſt nothwendig. Dann kommt der ſcheinbar nicht nothwendige Garten, der blos der Obſtzucht wegen da zu ſein vorgibt und ſich faſt rings um das ganze Kloſter zieht. Aber ſeine Mauern ſind hoch, feſt und ſicher. Die Mauern endigen auf der einen Seite vor der Pforte des Kloſters, auf der andern vor der Kirchenfaçade, welche ſtolz und herausfordernd in die weltliche Welt hinausblickt. Aber vor der Kloſterpforte iſt noch durch Mauern ein Hof gebildet, welcher, wenn es Noth thut, auch durch ein Thor geſchloſſen werden kann. Nur der Raum vor der Kirchenfaçade, mit den ſtolzen, breiten, hohen Kirchentreppen, iſt frei. Die Heiligen in den Niſchen und auf dem Steingeländer der Treppe ſind ganz gute Schildwachen. Die äußere Gartenmauer iſt wo möglich noch von einem Fluſſe oder Teiche auf einer oder zwei Seiten beſpült. Das iſt ein Zufall, daß das Kloſter juſt da am Waſſer und nicht anderswo gebaut iſt. Auch iſt es ein Zufall, wenn es mit dem Hintertheil an irgend einem ſteilen Abhange ſteht, wie eine alte Burg, was man gewöhnlich nicht bemerkt, wenn man es da anſieht, wo es zur Anſicht herausfordert, an der vordern Seite. Außerdem liebt es die eine Seite, die nicht vom Waſſer beſpült iſt oder nicht auf einem ſteilen Abhange ſteht, ins leere Nichts hinaus zu ſehen, wo weder Dorf noch Stadthäuſer ſtehen, kurz wo man ganz unbeobachtet iſt, oder gar wo ſich ein Gehölz, ein Wald, ein Gebüſch anſchließt. Da iſt gewöhnlich eine kleine unſcheinbare Pforte angebracht, von der es heißt, daß ſie faſt nie geöffnet wird. Durch dieſe Pforte können Beſuche einkehren, weltliche und geiſtliche, können Boten abgeſchickt und empfangen werden, ohne daß es eine Seele im Dorfe oder in der Stadt nur ahnet. So iſt jedes Jeſuitenkloſter, wie wir ſagten, eine kleine Feſtung, die zwar keine lange Belagerung aushalten, aber einen möglichen Feind doch wenigſtens ſo lange aufhalten kann, bis man Bücher, Papiere, Schätze oder andere dem weltlichen Auge nicht gut thuende Schätze entfernt hat.

So war auch das Jeſuitenkloſter von Oberſchiſcht gebaut. Es hatte zwar keinen Fluß, aber auf der rechten Seite einen großen breiten Teich, um die Fiſche darin zu erhalten, die man doch an den vielen Faſttagen braucht — und hatte keinen Abhang, ſondern einen kleinen Wald, der ſich rückwärts dicht an die Gartenmauer anſchloß, und eine Kirchenfaçade, die glänzend, bunt, von heiligen Bildern dicht beſetzt, mit vergoldeten Nimbusſtrahlen und einer hohen, breiten, weißen Treppe weit hinaus glänzte ins chriſtliche Land.

Auf all den Herrlichkeiten von Heiligenbildern, Nimbuſſen, Säulen und Säulchen, gemalten und ungemalten kleinen achteckigen, bleieingefaßten Scheiben, aus denen die hohen runden Fenſter beſtanden, ſpielten vergoldend die Morgenſonnenſtrahlen, daß die Kirchenfaçade ausſah wie eine große, künſtlich gearbeitete Goldmonſtranz, die der Pfaff vor ſich herträgt am Frohnleichnamstage. Drin brummte die Orgel und tönte das Glöckchen des Miniſtranten, denn die heiligen Väter Jeſuiten ließen ſich durch den ketzeriſchen Feind nicht ſtören in ihren frommen Verrichtungen. — Uebrigens hatte ſich der ketzeriſche Feind jenſeits eines Gehölzes bis gegen Langlhota, ungefähr eine Stunde weit gegen Obtſchov zurückgezogen und das Kloſter war von gläubigen Bauern beſetzt.

Die Frühmeſſe war zu Ende, die Gläubigen verließen die Kirche, Weiber und Kinder bekreuzten ſich und gingen mit Verachtung an der Geſtalt vorüber, die draußen auf der Treppe lag, denn die Geſtalt war eine Zigeunerin, war Lunetta.

Sie hatte ihren Auftrag bei den Ribniker Helviten beſtellt und folgte dann ihrem klugen Inſtinkte zum Kloſter, um zu ſehen, ob ſie nicht hier Peter Bureſch und ſeinen Verbündeten, den Helviten, nützen könne, denn Peter Bureſch hatte ihr aufgetragen, zu thun, was ſie für gut halte und, wenn nöthig, auch ein wenig zu ſpioniren. So lag ſie da, ermüdet von der nächtlichen Wanderung und dem Kampfe mit dem tollen Honük und doch wachſam und aufmerkſam, ſo zu ſagen, mit einem ſchlafenden, einem wachenden Auge, die Gelegenheit zum Handeln erwartend. Man hatte ihr den langen, hagern, bleichen und ſchönen Pater Quirinus bezeichnet, als den Mann, der bei dem hohen Alter des Superiors des größten Anſehens im Kloſter genieße und deſſen Angelegenheiten leite. Wenn es ihr nur gelänge, ſeine Aufmerkſamkeit auf ſich zu ziehen!

Ein Blick in die Kirche ſagte ihr, daß er eben die Meſſe celebrirte. Warte bis er vielleicht herauskommt!

Der letzte Gläubige war eben die Treppe hinabgegangen. Lunetta ſtreckte ſich auf eine der mittleren Stufen hin, zog den einen kleinen im rothen Pantöffelchen ſteckenden Fuß zurück, zeigte aber den andern um ſo deutlicher, indem ſie ihn die Stufe hinabhängen ließ und ſeine ſchöne volle, doch zarte Form ſehen ließ, was das kurze Röckchen nicht verhinderte. Dann ſchob ſie das Tuch vom Kopfe, ließ die dicken ſchwarzen Locken herabhängen, legte beide Hände unter den Nacken und that als ob ſie ſchliefe, unbekümmert um die Sonnenſtrahlen, die ihre blaſſen braunen Wangen mit einem ſanften

Roth überzogen und auf den feinen ſchwarzen Brauen glänzten. So erwartete ſie den ſchönen, hagern Pater Quirinus.

Er ließ nicht lange auf ſich warten. Lunetta hörte deutlich, wie die lange Kutte das Schiff der Kirche entlang ſchlürfte und ſich näherte. Er muß in tiefe Gedanken verſenkt einhergegangen ſein, denn er merkte das Hinderniß nicht, das ihm im Wege lag und trat gerade auf die Hand, die ſich ihm entgegenſtreckte, während die Schlafende ſich eben umwendete — wobei ihr ganzer Leib einer ringelnden Schlange oder einer ſanften Welle glich. Erſchrocken ſprang der Pater Quirinus zurück.

Aber die Zigeunerin muß ſehr ſchlaftrunken ſein, denn ſie merkt gar nichts, holt tief Athem, wobei ſich ihre ſchöne Bruſt ſo gewaltig hebt, daß ſie das dünne Sammetleibchen zu ſprengen droht, und ſchläft weiter.

Ueberraſcht ſieht Quirinus auf die Erſcheinung nieder. Wie ſchön iſt ſie! Er kann den Blick nicht von ihr wenden. Er ſieht ſich um, er iſt allein. Sachte ſchiebt er mit dem Fuß das Ende des Tuches zurück, das das halbe Geſicht Lunetta's verdeckt. — Welche liebliche, kindliche Ruhe — welche Brauen, welche Locken! — So ſteht er einige Minuten.

Dann plötzlich wendet er ſich — er will durch die Kirche und Sakriſtei auf ſeine Zelle zurück.

Aber noch einmal möchte er die langen Wimpern ſehen, die ſich auf den blaſſen Wangen ſo ſchön abzeichnen. Pater Quirinus malt in ſeinen Mußeſtunden und will ſich den Effekt merken. Aber während er ſich abgewendet, hatte die Schlafende wieder das Tuch über das Geſicht geworfen — der Pater verſucht es wieder mit dem Fuße. Es geht nicht, die Schläferin hatte ſich zu feſt verhüllt. Er muß ſich bücken und es mit der Hand verſuchen.

Da erwacht die Zigeunerin. Raſch erhebt ſie den Oberleib, reibt ſich die Augen und blickt lächelnd zum erſchrockenen Pater auf. Er hat ſich ſchnell gefaßt und eine ſtrenge Miene vor ſein Geſicht geſchoben. Lunetta läßt ſich nicht ſtören, blickt immer ſchelmiſcher und beginnt zu kichern, während ſie ihre Kleider in Ordnung zu bringen ſucht und ihr Kopftuch mit bewunderungswürdiger Geſchicklichkeit wie einen Turban um's Haupt windet.

Im ſchönen blaßen Pater Quirinus beginnt es zu kochen. Doch bleibt er ruhig und ſtreng. Er ſtreckte die rechte Hand in die Bruſtfalte der Kutte und beißt ſich die Lippen, ohne von Lunetta nur einen Blick wegzuwenden. Nach einer langen Pauſe erſt fragt er mit feſter Stimme:

Wer biſt Du?

Eine arme Zigeunerin wie Ihr ſeht, ehrwürdiger Herr!

Und Du läufſt ſo allein in der Welt herum, ohne Mutter und Brüder? —

Ganz allein, frei wie der Vogel in der Luft — ohne Mutter und Brüder.

Wie wagſt Du es, unglückſelige Heidin, dich ſo ehrfurchtslos hierherzulagern vor der heiligen Kirche? —

Eine unglückſelige Heidin? — ei Hochwürdigſter Herr, ich bin eine ganz richtige gute Chriſtin.

Du biſt getauft? —

Allerdings und von einem ſchönen, jungen Pater Jeſuiten, der auf Befehl Ihrer Majeſtät der Kaiſerin auf der Debreziner Puſta in Ungarn umherzog, um unglückſelige, heidniſche Zigeuner zu bekehren.

Bei Euch unglücklichen Zikani iſt ſelbſt die Kraft der heiligen Taufe oft verloren, und auch Du ſcheinſt mir eine ſchlechte Chriſtin.

Prüfet mich, ehrwürdiger Herr, fraget mich aus, und wenn ich nicht das Pater Noſter und Avemaria und den Katechismus auf ein Pünktchen auswendig weiß, ſo will ich von jetzt bis Oſtern kein Huhn wieder ſtehlen.

Der Pater Quirinus verſank in einiges Nachdenken. Scharf prüfend ſah er die Zigeunerin an, als ob er mit ſeinen Blicken ihre innerſten Gedanken durchdringen wollte. Immer wollte er ſprechen, immer hielt er wieder inne.

Lunetta blickte immer ſchelmiſcher, kicherte wieder und verhüllte ihr Geſicht mit beiden Händen. So ſprach ſie halb leiſe vor ſich hin: Ja Hochwürdiger Herr, prüfet mich — ihr ſeid ein ſo ſchöner hochwürdiger Herr, daß ich alles Vertrauen zu Euch habe.

Schweig! rief der Pater Quirinus — aber bald fügte er hinzu: Nun gut, ſo folge mir, ich will Dich auf die Probe ſtellen.

Und ſo eilte er, ohne Lunetta weiter anzuſehen, mit großen Schritten über den Hof der Kloſterpforte zu. Lunetta hüpfend und ſchwebend ihm nach. Pater Quirinus zog einen Schlüſſel aus der Taſche und ſteckte ihn ſachte in das Schlüſſelloch, ſichtbar behutſam und vorſichtig. Doch hörte es der aufmerkſame Pater Pförtner, der kleine, dicke, glatzköpfige Pater Mauritius und eilte hinaus, ſelbſt zu öffnen. Ein weinſtrahlendes, gutmüthiges, unſchädliches Mondgeſicht. Quirinus ſtampfte verdrießlich mit dem Fuße.

Wen habt ihr da? — rief der Pater Pförtner verwundert.

Einen Sack voll Neuigkeiten für eure Chronik, rief ſchnell gefaßt Quirinus, indem er auf die Zigeunerin zeigte.

Wie gütig ſeid ihr, ſagte der Pater Mauritius, ihr ſorget immer für mich, denn ihr ſeid weiſe und ſehet ein, wie nothwendig es iſt für Mit- und Nachwelt, daß jedes Kloſter ſeine Chronik und die Chronik der Umgegend ſchreibe. Unſer Orden war ja immer die Heimath aller Wiſſenſchaften. Was würde aus der Geſchichte ohne Kloſterchronik! Unſer heiliger Orden hat der Welt ſchon große Theologen und Philoſophen gegeben, wie Mariana, und Dichter wie Baldus, oder wie der Barde Sined, der eben jetzt zu unſerem Ruhme und Preiſe blüht — die Welt ſoll unſerem Orden auch einen großen Chronikenſchreiber verdanken! Ihr wißt es, daß ich nur aus Liebe für die Chronikſchreiberei den demüthigen Poſten eines Pförtners angenommen habe, der ich doch Kellermeiſter oder Archivar ſein könnte, nur weil man an der Pforte, zwiſchen der profanen und geiſtlichen Welt ſitzend, Alles beſſer erfährt, was die Menſchen thun und treiben, und was einmal vortreffliche Geſchichtsquellen gibt.

Der Chroniſt wollte ſich eben an Lunetta wenden um ſie auszufragen, als ſie wie überraſcht ausrief: War das nicht der tolle Honſik, der eben Holz in die Küche getragen hat? Alſo iſt er glücklich angekommen mit ſeinem Briefe vom alten Mika? —

Was weißt Du davon? — fragte Quirinus erſtaunt.

Komme ich doch eben aus Obtſchov, antwortete Lunetta, wo ich beim Richter übernachtet habe. Der alte Mika iſt ſehr beſorgt, ob ſein Brief richtig angekommen, oder ob er von den Ribnikern aufgefangen worden iſt. Zigeunerin, ſagte er zu mir, ſuche ſo viel als möglich darüber zu erfahren und bringe mir Antwort. Du biſt unverdächtig und kommſt als Zigeunerin überall durch, während der tolle Honſik ſich am Tage nicht zurückwagen kann.

Gut, ſagte Quirinus, folge mir. Ich muß mit Dir darüber ſprechen — fügte er laut hinzu — Bruder Mauritius, ich ſchicke dir ſie in einigen Minuten wieder herunter.

Sie gingen die Treppe hinauf, am großen Cruzifix vorbei und durch einen langen Corridor.

Unglücklicher Weiſe rief eben die Glocke ins Refektorium zum Frühſtück. Aus allen Zellen kamen die Mönche hervor und ſahen erſtaunt oder lächelnd den Bruder Quirinus und ſeine Begleiterin an. Bruder Quirinus machte ein verdrießliches Geſicht, das ſich auch nicht veränderte, als er mit Lunetta allein war in ſeiner Zelle. —

Du mußt ſogleich wieder fort, denn ich muß ins Refektorium.

Aber der alte Mika? —

Haſt Du nicht gelogen in Allem, was Du von ihm ſagteſt? —

Gelogen? — rief Lunetta verwundert — ſeid Ihr nicht jetzt wie mein Beichtvater, mein ſchöner Beichtvater, und ich werde lügen?

Das Geſicht des Mönches heiterte ſich plötzlich auf. Ein tiefer Seufzer hob ſeine Bruſt, ein milder Zug, von einer gewiſſen Sehnſucht melancholiſch ſprechend, umzog ſeinen Mund, während die Augen glühend auf Lunetta ruhten.

Gutes Kind! murmelte er — den Brief vom alten Mika — er nahm ein Papier vom Tiſche und trug es zu einem Schranke, wo er es ſorglich verſchloß — aufmerkſam folgte ihm Lunetta, und merkte ſich wohl das Schiebfach in das er den Brief legte — den Brief vom alten Mika habe ich erhalten. Sage ihm, der Bote gehe ſchon heute oder ſpäteſtens morgen nach Prag ab.

Ich werde es wohl ausrichten, mein ehrwürdiger Vater.

Aber Du mußt wieder kommen und mir ſagen, ob der alte Mika nichts mehr zu beſtellen hat — ſagte Quirinus lächelnd, indem er ſich Lunetta näherte und beide Hände zitternd auf ihre dicken Locken legte. Auch muß ich Dich noch katechiſiren — fügte er lächelnd hinzu.

Ja wohl! — antwortete Lunetta mit undurchdringlicher Einfalt.

Sei nicht närriſch! — murmelte Quirinus und drückte den ſchönen Kopf an ſeine Bruſt. — Du biſt ſo hold, ſo mild, ſo ſchön — wie liebe ich die Heiden!

Die Heiden? fragte Lunetta.

Ja die Heiden! rief Quirinus wild. Fort, und heute Nacht, um Mitternacht kommſt Du wieder, um mir Antwort zu ſagen vom alten Mika und nebenbei was die Ribniker zu thun gedenken, wenn Du etwas davon erfährſt. — Auch wenn Du nichts erfährſt und der alte Mika Dir gar nichts zu ſagen hat — Du wirſt durch die hintere Pforte am Walde hereingelaſſen. Schlag zwölf wird ſich die Thüre aufthun, und ich werde Dich erwarten.

So haſtig ſprechend drängte ſie Quirinus zur Thüre hinaus, und eilte mit ſchnellen Schritten hinab ins Refektorium, während Lunetta unten vom Pfaffen Mauritius, dem Chronikenſchreiber, aufgefangen ward.

Halt da, kleine Hexe! — rief er — Du entgehſt mir nicht. Nicht eher thue ich Dir die Thüre auf, als bis Du aufs kleinſte erzählt haſt, was Du in Obiſchov und Duſchnik geſehen haſt, wie viele ſie ſchon todtgeſchlagen haben, wie der Teufelsburſche, der Peter Bureſch ausſieht, welche Pläne er hat, welche dummen Sagen ſich die Bauern von ihm erzählen u. ſ. w. u. ſ. w. Ihr Zigeuner ſeid ja die verfluchteſten Spione und wißt immer am Beſten was in der Welt vorgeht.

Er führte Lunetta in ſeine Zelle hart an der Eingangspforte, auf die er durch ein kleines Fenſterlein blickte, nahm eine Feder in die Hand, und ſetzte ſich vor ein großes Buch, das weißblättrig vor ihm auf dem Tiſche aufgeſchlagen war und machte ſich bereit zu ſchreiben.

Lunetta nahm ſich vor, dem frommen Pater Chroniſten Mancherlei aufzubinden, ohne ſich lange aufhalten zu laſſen, und begann kurz und geläufig zu erzählen:

Peter Bureſch iſt ein zwei Klafter hoher Mann, der ſo lange Hände hat, daß er einen Stein aufheben kann ohne ſich zu bücken. Man ſagt, er habe am Hinterkopf unter dem Haar verſteckt noch ein Auge, womit er ſehen kann, was hinter ihm vorgeht. Ich weiß nicht ob es wahr iſt, aber das weiß ich daß er nach hinten eben ſo gut ſchießt wie nach vornen, und niemals fehlt. Das kann freilich auch von den verzauberten Kugeln kommen, die er ſich in der Türkei geholt haben ſoll.

Schöne, liebliche Sagen, murmelte lächelnd Pater Mauritius, während er ſich bemühete alles genau aufzuſchreiben — ſchöne liebliche Sagen, volksbeliebte Uebertreibungen, die ſich in einer Chronik ganz gut ausnehmen; taugen gar nichts als Quellen für den Geſchichtsſchreiber, ſind aber ſehr charakteriſtiſch. Was weißt Du weiter, liebes Kind?

Peter Bureſch ſoll ſich dem Teufel verſchrieben haben.

Das iſt gewöhnlich, iſt nicht neu und verſteht ſich faſt von ſelbſten, ſagte der Chroniſt. Was weißt Du von ſeinen Gefechten?

Nichts, als daß er drein geht, als ob er kugelfeſt wäre.

Und von ſeinen Plänen? fragte Mauritius immer weiter ſchreibend.

Daß er die Armen reich und alle Bauern frei machen will.

Der Dummkopf! lächelte der Pater — weiter, weiter!

Weiter weiß ich nichts, auch muß ich jetzt fort mit Aufträgen vom Pater Quirinus; aber wenn ihr mir erlaubt wieder zu kommen, hochwürdiger Herr, ſo verſpreche ich Euch ſo viele Geſchichten über die Duſchniker und Obtſchover mitzubringen, daß ihr ein ganzes Buch damit vollſchreiben könnt.

Du biſt ein gutes Kind, ſagte Mauritius, komme ſo oft Du willſt und kannſt, ich will

Dich auch für Deine Mühe belohnen und Dir einen Roſenkranz ſchenken, den der heilige Vater ſelbſt geweiht hat. Komm morgen um dieſe Zeit wieder.

Das wird wohl nicht gehn, ehrwürdiger Vater, die ganze Gegend iſt von den Ribnikern überſchwemmt, und die könnten leicht bemerken, daß ich zu oft ins Kloſter komme. Aber heute Nacht will ich wieder kommen.

Kind, Kind! wo denkſt Du hin, rief der ehrwürdige Pater, wie kann ich ein weibliches Weſen in der Nacht ins Kloſter laſſen und gar durch die Hauptthür? das iſt gegen alle Regel!

Ihr laſſet mich nicht zu Euch, Ihr laſſet mich zum Pater Quirinus, dem ich Botſchaft zu bringen habe — ſagte Lunetta beruhigend.

Zum Pater Quirinus, das iſt was anderes, der iſt ſo viel wie unſer Superior und kann Alles erlauben.

Und in Kriegszeiten iſt Alles erlaubt — fügte Lunetta hinzu.

Ja, iſt Alles erlaubt — wiederholte Pater Mauritius noch immer bedenklich und öffnete

Lunetta die Thüre und widerſprach nicht, als ſie hinausſchlüpfend noch zurückrief: Alſo heute Nacht um Mitternacht poche ich mit tauſend Neuigkeiten an dieſe Thüre!

Tauſend Neuigkeiten! murmelte der Pater — was ſind die Zigeuner ſo brauchbare Leute! — Schade, daß ſie haufenweiſe getauft werden, ſie werden, fürchte ich, dadurch wie andere Leute, ungeſchickt und unbrauchbar.

Die arme Zigeunerin hatte an dem Tage viel zu thun und zu laufen. Zuerſt lief ſie auf großen Umwegen, um nicht von Oberſchiſcht aus bemerkt zu werden, zu den Ribnikern, um ihnen zu ſagen, daß ſie ſich für heute Nacht bereit halten ſollen, daß ſie einzelne Leute über Oberſchiſcht hinaus auf die Prager Straße ſchicken, um den Boten aufzufangen, der etwa von den Jeſuiten an die Regierung geſchickt werden könnte, daß ſie thun, als ob ſie den Plan auf Oberſchiſcht aufgegeben und ſich auf Obtſchov zurückzögen, um ſich mit dem Ungarmichel zu vereinigen. Dann lief ſie wieder den weiten, weiten Weg nach Hluboſch, wo ſie Peter Bureſch ſchon im Schloſſe der Fürſten Schönborn zu finden hoffte, ſie hatte ja die halbe Nacht von dort feuern gehört. Sie täuſchte ſich nicht — ſchon von ferne ſah ſie die Wachen ihres Herrn und Meiſters vor dem Dorfe ausgeſtellt, vom Thurme wehte die Fahne, die ſich die Duſchniker gemacht hatten: auf rothem Felde grob gemalt ein mächtiger Dreſchflegel und rings herum die Inſchrift: „Gleiche Schläge und gleiche Frucht!“

Es war ein harter Kampf, den Peter Bureſch hier zu beſtehen hatte. Der Fürſt Schönborn, obwohl er ſelbſt längſt vor den Bauern und Franzoſen geflohen war, hatte doch ſeine Leibgarde, das Zeichen ſeiner Fürſtlichkeit, hier im Schloſſe zurückgelaſſen, um es zu bewachen, denn er liebte es wie ſeinen Augapfel. Er hatte es auch zu einem wahren Zauberſchloſſe umgewandelt, nach dem Geſchmacke der damaligen Zeit. Es war voll der wunderbarſten Maſchinen, unſichtbaren Thüren, die nur der Eingeweihte zu öffnen verſtand, geheimen Gängen, fliegenden

Treppen, Fallthüren, Waſſerkünſten, Bächen, die mitten durch Saal und Schlafgemach murmelnd zogen, ein See und Bäder hoch oben im dritten Stock; mitten im Schloſſe, wo man einen Saal zu finden hoffte, eine wilde Felſengegend mit Schluchten und Abgründen, Waſſerfällen und Quellen. Gleich daneben, nur durch eine durchbrochene Grotte getrennt, ein paradieſiſcher Garten aus Aſien mit Palmen, Cactus und Lotos. Das Alles von wunderbarer unerklärlicher Muſik durchweht, wenn man unverſehens auf eine kaum bemerkbare Feder trat oder dieſe und jene Blume berührte, oder ſich in dieſe oder jene Laube ſetzte. Draußen im Garten von Baum zu Baum Saiten geſpannt, die der Wind durchbebte, melancholiſche Töne hauchend. — Unter Schloß und Garten, wo man Keller ſuchte, geheimnißvolle Gemächer mit Altären, Vorhängen und allerlei Zierrathen aus Egypten und mit den Handwerkszeichen des Maurers, Kelle, Hammer, Zirkel, Blei und Winkelwaage, über den Thüren das Dreieck, das Symbol der Gleichheit, das ſich allerdings in Geſtalt und Abſicht ſehr unterſchied von dem Zeichen der Gleichheit auf der Fahne der Duſchniker Bauern.

Die Bauern hatten viel zu ſehen und zu ſtaunen. Dort ſaßen ſie in dem großen gewölbten Saal im Garten und lachten und wunderten ſich, wie man an dem einen Ende ganz deutlich hörte, was man am andern Ende nur leiſe flüſterte. Der Schloßverwalter mußte alle Waſſerkünſte ſpringen laſſen und ſie badeten in den Seen, Bächen und Baſſins unter Palmen, Lotos und Cactus. Ebenſo mußte der Schloßverwalter die unſichtbare Muſik ſpielen laſſen in allen Sälen und Thürmen auf einmal — die Uhren ſpielten, die Mauern ſpielten, die Waſſerfälle, Bäume, Blumen ſpielten, Alles toll durcheinander: Kirchenmuſik, Gavotte, italieniſche Opernarien — ungehört verhauchten dazwiſchen die Aeolsharfen und die Saiten zwiſchen den Bäumen des Gartens ihre ſanften, melancholiſchen Klagetöne.

Aber man gewöhnt ſich an Alles. Hinter den Iſistempeln unter dem Schloſſe wurden endlich auch die Keller entdeckt, wo der Fürſt ſeine Weine aus Franken aufbewahrte, und ſo lag man da im Felſenſaale, im aſiatiſchen Pflanzhauſe, im Garten beim vollen Krug und miſchte noch die traurigen Lieder des Volkes von Böhmen in das Chaos von Tönen, das von allen Seiten zuſammenwogte.

Der Chroniſt Mauritius aus dem Oberſchiſchter Kloſter, wenn er das Alles erzählt, wird wohl mit etwas Hohn auf den freimaureriſchen Fürſten Schönborn die Frage hinzufügen, ob Seine Freimaureriſche Durchlaucht mit Seinen Winkelwaagen und Dreiecken die Gleichheit ſo verſtanden habe, wie ſie die Bauern verſtanden?

Peter Bureſch ſelbſt fand Lunetta mitten im Garten ſitzend, auf einem Haufen ſchimmernder Waffen, die in dieſer Nacht der fürſtlichen Leibgarde abgenommen worden, während Er ſprach zu den Bauern des Dorfes, die demüthig und erſchrocken vor ihm ſtanden, und ſuchte ſie zu überreden mit ihm gemeinſchaftliche Sache zu machen und ſich dem Kampfe, der wie er hoffte, bald ein allgemeiner werden ſollte, anzuſchließen. Die Bauern ſchüttelten nachdenklich den Kopf und meinten, ſie hätten es beim Fürſten gut genug gehabt — einzelne lächelten lüſtern bei der Ausſicht auf Beute, die ihnen Peter Bureſch ſchön auszumalen verſtand, und griffen auch zu den Waffen, die er ihnen anbot und ſchlugen ein. Alles das, während unfern von dort in einer düſtern Baumrotunde die Todten dieſer Nacht verſcharrt wurden und der Lärm der Schaufeln und Spaten ſonderbar genug abſtach von dem Lärm, den die tolle Muſik und die ſingenden Bauern im Schloße verurſachten.

Als Peter Bureſch Lunetta erblickte, ging er ihr entgegen und führte ſie in eine dunkle Seitenallee, um hier ihren Bericht zu hören. Lunetta erzählte ſchnell und kurz was ſie beſtellt, geſehen und erfahren hatte. Als ſie von dem Briefe des alten Mika an die Jeſuiten ſprach, ſtieß Peter Bureſch einen wilden Schrei der

Ueberraſchung aus und griff unwillkürlich nach der Piſtole. Aber ſchnell ließ er wieder die Hand ſinken. Ein epileptiſches Zucken verzerrte ſein ganzes Geſicht, krampfhaft drehten ſich die Arme nach Innen und hingen wie angenagelt feſt am Leibe. Er reckte ſich hoch und gewaltig wie ein Sterbender, und blieb auf den Fußſpitzen ſtehend an einen Baum gelehnt, wie ein Todter.

Lunetta fuhr bei dieſem Anblick erſchrocken zuſammen und lag, ſie wußte nicht wie, zuſammengekauert und wimmernd zu ſeinen Füßen. Sie kannte dieſe Zeichen der höchſten Wuth, die ſich bei Peter Bureſch von Zeit zu Zeit einzuſtellen pflegte, und wagte keine Liebkoſung, keinen Laut, keine Berührung, denn, ſo hieß es, es war nicht gut, in ſolchen Augenblicken Peter Bureſch zu berühren und ihn zu erinnern, daß ein menſchliches Weſen in ſeiner Nähe weile.

Nach und nach, und ſchneller als ſonſt löſte ſich die Erſtarrung, die Arme hingen ſchlaff herab, die blaſſen Lippen begannen zu zittern, die Augen bewegten ſich wieder. Er wiſchte ſich den kalten Schweiß von der Stirne, während ein langgedehntes Oh! wie ein ſchmerzlicher Seufzer ſeiner Bruſt entſtieg.

Schnell beſann er ſich wieder auf Alles, was ihm Lunetta geſagt hatte. Fort! rief er, und Lunetta, als ſie ihn wieder ſprechen hörte, ſchnellte vor Freude vom Boden auf und ſchürzte das Röckchen, um wieder zu laufen.

Fort! wiederholte Peter Bureſch und ſuchte ſich zu ſammeln — Heute noch muß das Kloſter genommen ſein, alle Pfaffen gehenkt — den Brief muß ich haben — der Ungarmichel zündet heute Nacht Obtſchov an — fort!

Fort! wiederholte Lunetta und ſprang wie ein Reh, das gejagt wird, durchs Gebüſch, dann, um gleich den kürzeſten Weg zu nehmen, über die Gartenmauer.

Arme Lunetta, wie viel haſt Du wieder zu laufen, ohne daß Dir eine Minute Raſt gegönnt iſt! Aber Du läufſt immer, und es fällt Dir nicht ein, Deinen Herrn der Härte, der Grauſamkeit anzuklagen. Du läufſt immer, Du ſpringſt, Du ſchlüpfſt wie eine Schlange, unaufgehalten von Hügeln, Bächen, Gebüſchen, ſteinigen Wegen. Es fällt Dir nicht einmal ein, die blutigen kleinen Füße in der Waldquelle zu baden, wie ſehr ſie Dich murmelnd lockt und zur Erfriſchung einladet. Du läufſt immer, und wenn Du fällſt, wenn Du vor Müdigkeit zuſammen ſinkſt, ſchnellſt Du wieder auf wie eine Schlange und wirfſt Dich wie eine Schlange mit vorgebogenem Leibe immer vorwärts, immer weiter.

Schon iſt es dunkel, als ſie, trotz Obtſchorer und Wachen, hinter dem Meierhofe ſteht und dem Ungarmichel den Befehl ihres beiderſeitigen Herrn und Meiſters zuflüſtert — und dicke Nacht liegt auf den Wäldern, als ſie ins Lager der Ribniker Ketzer kommt.

Dort kommandiren Hynek Jarmilo, der Ribniker Ketzer, und der gute Chriſt Slavik, der Einäugige, den ihnen Peter Bureſch geſchickt hat.

Es iſt Mitternacht, tiefe dunkle Mitternacht. Die Ribniker Ketzer ſchleichen ſich ſachte aus dem

Walde heraus — es iſt bei Todesſtrafe verboten, einen Laut von ſich zu geben, den der dritte Mann hören könnte. Die größte Vorſicht iſt nöthig, denn das Kloſter iſt vollgeſtopft von Oberſchiſchter Bauern.

Hynek Jarmilo kann nicht umhin ſeine Beſorgniß darüber zu äußern, aber Lunetta, die über Alles ſo viel nachdenkt, beruhigt ihn, indem ſie ihn verſichert, daß die Hinterthüren ohne Wachen ſeien, und daß die Hauptpforte ſich willig öffnen werde.

Vor dem Teiche theilte ſich die ganze Schaar in zwei Haufen unter Slavik und Jarmilo. Beide wiſſen was ſie zu thun haben. Slavik folgt mit ſeinem Haufen Lunetta um den Teich herum in das Wäldchen, das ſich an die hintere Kloſtermauer anſchließt.

Es iſt tiefe dunkle Mitternacht — der Mond will nicht aus den Wolken heraus. Wie die kleine Pforte finden? Umſonſt ſtrengt Lunetta ihre dunkelgrünen Zigeuneraugen an, die doch ſonſt im Dunkeln ſehen — Slavik hat nur ein

Auge. Sie ſuchen, ſie ſpähen — umſonſt! — Die hinteren Kloſterpforten ſind ſo unſcheinbar, ſo gut verſteckt.

Da ſteigt hinter dem Walde eine dunkle Röthe auf — ſie ſteigt immer höher und höher — ſie wird immer heller und heller — ſie dringt durch die dichteſten Zweige — ſchon ſcheiden ſich die Bäume, ſchon kann man das Moos am Grunde erkennen. Ein Blitz! und Himmel und Erde liegen in zitternder Dämmerung.

Ha, Ungarmichel, du leuchteſt gut und zur rechten Zeit! ruft Lunetta in wilder Freude.

Schon hat ſie die Pforte entdeckt und ſpringt darauf zu — der einäugige Slavik mit ſeinem Haufen ihr ſachte nach auf dem mooſigen Boden.

Lunetta pochte leiſe dreimal an die Thüre.

Wer iſt draußen? fragte eine gedämpfte Stimme im Garten.

Ich bin es, ehrwürdiger Vater, Euer treues Beichtkind, mit Nachrichten vom Richter Mika.

Der Schlüſſel ſtack ſchon im Loche, er wurde nur noch gedreht — Lunetta trat indeſſen zurück und Slavik, mit ſeiner Schaar hinter ſich, an ihre Stelle.

Die Thüre thut ſich leiſe auf — ein gewaltiger Stoß von Slavik und ſie fliegt weit zurück und aus den Angeln. Slavik dringt ein mit Geſchrei, ihm nach der ganze Haufe. Aber die Ribniker Ketzer drängen zu ſehr; ſie können es nicht erwarten, ihren Fuß auf geweihten Boden zu ſetzen — aus dem Gedränge in der Pforte ſtürzen ſie, von den Hinterſten geſtoßen, vorwärts auf Slavik, der ſich nicht halten kann und hinfällt mit dem Geſichte zur Erde. Das rettet den Pater Quirinus. Umſonſt greift Slavik nach ihm. Er eilt, Verrath, Ueberfall! rufend ins Kloſter zurück und verſchwindet. Aber Slavik hat ſich wieder aufgerafft, und eilt mit ſeinen Ketzern nach.

Schon ſteht Lunetta an der Hauptpforte, an der Pforte des Chroniſten Mauritius.

Auf, ehrwürdiger Vater, ruft ſie — aufgemacht! und ſchlägt mit der Fauſt an das kleine Fenſter ſeiner Zelle, das auf den kleinen Gang vor der Pforte führt. Aufgemacht! wunderbare Neuigkeiten!

Was ſoll der Lärm? — was ſoll das Licht? — fragt der ehrwürdige, dicke Pater Mauritius, indem er ſein Vollmondgeſicht erhebt, das ſüß ſchlummernd auf dem Buche ſeiner Chronik ruhte.

Alles ſollt Ihr wiſſen, nur ſchnell aufgemacht!

Biſt Du es, Teufelskind? —

Er wackelt hinaus und legt die Hand an's Schloß: Biſt Du allein? fragt er noch einmal und horcht bedenklich nach dem dumpfen Geräuſch, das durch die Gänge vom hinteren Kloſter herüberdringt.

Ganz allein! — wie anders? — Schnell aufgemacht, ich muß zum Pater Quirinus mit wichtiger Botſchaft aus Obtſchov, das brennt! Aufgemacht ohne Zaudern, ſonſt wird Pater Quirinus böſe.

Pater Quirinus wird böſe? — Du haſt Neuigkeiten? — murmelt der ehrwürdige Pförtner ſchlaftrunken und ſchiebt ſchnell den Riegel fort. Jarmilo faßt die Thüre.

Da erſchallt eine gewaltige, allen Lärm durchdringende Stimme aus der Mitte des Kloſters: **In foramina, fratres!** — was lateiniſch iſt und zu deutſch bedeutet: in die Löcher, Brüder! und von den Bauern nicht verſtanden wird. Auf dieſen Ruf fährt Pater Mauritius einen Moment erſchrocken zurück, faßt ſich aber ſogleich wieder, macht einen Sprung in den dunkeln Gang und die Nacht hat ihn verſchlungen oder der Erdboden.

Furchtbarer Lärm durchtobt das ganze weitläufige Gebäude, dumpf rollend durch die langen, widerhallenden Gänge. Fluchen, Schreien, Drohen, Waffengeklirr, einzelne Schüſſe, eingerannte Thüren. Einen Augenblick erdröhnt auch die Glocke des Kloſters — verſtummt aber ſogleich wieder, da ein Ribniker Ketzer dem Oberſchiſchter Gläubigen nachgeeilt iſt und ihn, wie er den Glockenſtrang in der Hand hält, niederſticht. Die treuen Oberſchiſchter Bauern, die Beſatzung des Kloſters, ſammeln ſich im großen Konventſaal. Aber was ſollen ſie machen, da man auf beiden Seiten auf ſie einſtürmt und von der Höhe der Treppen, die in den tiefen Saal führen, ſcharf geladene Büchſen auf ſie richtet, mit dem Rufe: Wir haben Nichts gegen Euch, wir ſind Bauern wie ihr, wir ſind Brüder! — Das ganze Kloſter iſt ja voll von Ketzern und ſie ſelbſt ſind umringt. Sie ſtrecken die Waffen. viele gehen waffenlos und traurig von dannen, Viele bleiben auch, um die Beute und den Weinkeller zu theilen.

Die Zellen der Mönche werden mit Kolbenſtößen erbrochen — ſie ſind alle leer, obwohl die Betten noch warm ſind.

Lunetta eilt mit Slavik in des Pater Quirinus Zelle — auch er iſt fort, ſein Bett noch unberührt. Lunetta ſtürzt auf den Winkel los, wo der Schrank ſteht, in welchem Pater Quirinus Mika's Brief gelegt hat. Auch der Schrank iſt fort. Alles iſt überall verſchwunden: Mönche, Schriften, Schätze. Der Ruf: in foramina! hat ſeine Wirkung gethan. Mag man noch ſo ſehr ſuchen, Thüren erbrechen, Dielen aufheben, in jeden Winkel leuchten — es iſt Alles umſonſt. Was man ſucht, iſt verſchwunden. Die Chronik des Pater Mauritius iſt faſt das Einzige, was man an Schriften gefunden hat. Die Bauern werden ſich in den nächſten Tagen vom einäugigen Slavik daraus vorleſen laſſen und erſtaunen über die Geſchichten und Wunder, die ſich in ihrer Nähe zugetragen haben, ohne daß ſie eine Ahnung davon hatten.

Lunetta durchſucht die ganze Zelle des Pater Quirinus, in jedem Winkel ſucht ſie, hinter allen Möbeln — an jede verdächtige Stelle drückt ſie, ob ſich nicht eine verborgene Thüre dort aufthue — umſonſt, Alles umſonſt. Hände, Augen, Alles thut ihr wehe, der Kopf brennt ihr fieberhaft. Sie muß es aufgeben. Wild weinend wirft ſie ſich endlich auf das Bett des Paters und weinend ſchläft ſie ein, matt und müde von den Anſtrengungen eines Tages und zweier Nächte.

* * *

Zehntes Kapitel.

Die drei feſten Punkte, der Meierhof, das Kloſter und das Schloß von Hluboſch, welche Peter Bureſch ſich wünſchte, waren nun in ſeiner Gewalt. Allerdings waren ſie wichtig, denn ſie beherrſchten den Wald, die Straße nach Prag und das Litavkathal. — Vom Hluboſcher Schloſſe zog Peter Bureſch nach wenigen Tagen und mit immer wachſender Macht das Litavkathal entlang und die Schlöſſer von Ginetz und Horſchowitz mußten ihn kennen lernen. Von hier aus hoffte er bald ſich über die ausgeſogenen kaiſerlichen Herrſchaften im Lbinover Walde auszudehnen und das feſte, altberühmte Schloß Tatznik zu gewinnen, das hoch auf einem einſam ſtehenden Berge liegt und ſchwer zu nehmen iſt. — Ueberall ſtrömten ihm neue Schaaren zu, die die Luſt nach Beute oder die Ausſicht auf Befreiung von Herrſchaften und Laſten lockte. Viele freilich ſchüttelten auch die Köpfe und zogen ſich während Peters Anweſenheit in die Wälder zurück, denn ſie meinten, die Macht der Kaiſerin ſei doch zu groß und ſo ein ſimpler Raubſchütz könne es doch nicht durchſetzen.

In Duſchnik ſelbſt, der Quelle des Krieges, war es ſtill und ruhig. Alles, was Waffen trug, war fortgezogen. Nur Weiber, Kinder und Greiſe blieben zurück, mit einer kleinen Beſatzung, die ſie beſchützen und die beiden Gefangenen, Liduſchka und Wenko, bewachen ſollten.

Armer Wenko, arme Liduſchka!

In wenigen Tagen, hieß es im Dorfe, wird Peter Bureſch zurückkehren und Wenko hängen laſſen für den Verrath ſeines Vaters, dem er es verſprochen hatte. Denn ſo ſehr Peter den Verrath des alten Mika zu verheimlichen ſuchte, man hatte doch mancherlei erfahren und war wüthend ergrimmt gegen den alten Mika und zitterte vor den Folgen.

Libuſchka erfuhr Alles, was im Dorfe vorging, was man ſprach und was man vermuthete. Pepik Picard, der oft vor ihrem Hauſe Wache ſtand, konnte nicht ſchweigen, wenn ſie fragte und nicht fragte. Sie hörte Alles mit ſtiller Ergebung an und ſaß ruhig in ihrer Stube, die nun ihr Gefängniß geworden war, und ſah den ganzen Tag unausgeſetzt hinüber nach dem hohen, dickmauerigen Schuttboden, in welchem Wenko gefangen gehalten wurde. Aber als ſie erfuhr, welches Schickſal nach dem Gerücht ihren Bruder in wenigen Tagen erwartete, erwachte ſie aus ihrem dumpfen Hinbrüten. Sie ſchrie und weinte, fluchte Peter Bureſch und ihrem Vater und verfiel in wilde Raſerei, in welcher ſie ihren Bruder gehangen, Obtſchov brennen und die ganze Welt aus allen Fugen gehen ſah. Tage und Nächte gingen ſo hin, bis ſie ermüdet in tiefen Schlaf verſank, um von ſanftem melancholiſchem Wahnſinn umhüllt wieder zu erwachen.

Pepik Picard ſah es mit weinenden Augen, nachdem er ſie in ihrer Raſerei umſonſt zu tröſten und zu beruhigen geſucht hatte. Wie ſie ſo blaß da ſaß, traurig und ruhig, immer vor ſich hinlächelnd und unverſtändliche Worte murmelnd, konnte er es nicht mehr über ſich gewinnen, ſie länger wie eine Gefangene zu bewachen. Er übernahm die Verantwortung vor Peter Bureſch und führte ſie hinaus in den Sonnenſchein, hoffend, daß er ihr wohl thue und ihre Nacht wieder aufhellen ſolle. — Umſonſt! — Liduſchka irrte durch's Dorf, wie ein armer Geiſt, immer wahnſinnig lächelnd, unbekümmert um Alles, was um ſie her vorging. Das arme, ſonſt ſo keuſche und niedlich geputzte Kind beachtete es nicht, wenn der Wind ihr Halstuch davon trug, das Hemd die Schulter herabfiel und Nacken und Bruſt entblößte, wenn die blonden Haarflechten aufgelöſt im Winde wehten und Blätter und Halme als ungeſuchter

Schmuck daran hängen blieben. — Wenn ſie müde war vom beſtändigen Umherirren, wobei ſie den Schuttboden ſorglich vermied, ſetzte ſie ſich auf die Brücke oder auf einen Stein vor dem Dorfe und ſtarrte unverwandt nach der Homola, dem verhängnißvollen Walde. Wenn ſie da von mitleidigen Nachbarn, die ſie ins Dorf zurückführen wollten, angeſprochen wurde, hatte ſie immer dieſelbe Antwort, immer dieſelben Worte, die mit denen des Andern keinen Zuſammenhang hatten: „Wenn der Wald nicht wäre, wäre auch der Krieg nicht, und wäre Peter Bureſch nicht, ſo würde Wenko nicht gehängt und mein Vater wäre kein Spitzbube, und ich habe den Peter Bureſch geholt.“

Liduſchka wußte freilich nicht, daß eigentlich vom Walde gar nicht mehr die Rede war, daß man ſchon auf beiden Seiten vergeſſen hatte, warum denn im Grunde der Krieg angefangen wurde und daß der urſprüngliche Feind der Duſchniker gar nicht mehr exiſtirte. Denn die Obtſchorer, nachdem ihr Dorf niedergebrannt war, zogen fort mit dem Bauernadvokaten, tief in die Wälder bis an die Ufer der Moldau. Einzelne wollten zwar Rache nehmen für die Einäſcherung ihrer Heimath, aber der alte Mika hielt ſie feſter als je auf dem Boden des Geſetzes. „Keine Rache, keine Selbſthülfe! ſagte er — jetzt, da gewiß die Geſchichte ihrem Ende zueilt, müſſen wir uns noch ſtrenger vor jeder ungeſetzlichen That hüten“; — und die Obtſchover, die nun allerdings arm und verzweifelt waren, wie es Peter Bureſch wünſchte, ſchloſſen ſich trotzdem nicht an, ſondern horchten den Advokatenworten ihres Richters und zogen in die Wälder, wo ſie ſich bald wieder zerſtreuten, um in alle Welt zu ziehen, als arme Abgebrannte zu betteln und den Abſcheu vor Peter Bureſchs Namen von Hütte zu Hütte zu tragen.

Sie waren nicht die Einzigen.

Die Väter Jeſuiten, nachdem ſie am Morgen nach der Einnahme ihres Kloſters, man weiß nicht auf welchem Wege, wohlbehalten in Dobriſch, einem kleinen Städtchen an der Prager

Straße, das dem Fürſten Colloredo-Mansfeld gehört, angekommen waren und ihren uralten, vom Schlage gerührten Pater Superior und die wichtigſten Papiere gut untergebracht hatten, zerſtreuten ſich in dieſer Gegend nach allen Winden und mahnten das Volk ab, den Lockungen des gottloſen, von allen Heiligen verſtoßenen Peter Bureſch, der mit den Ketzern gemeine Sache machte, zu folgen, indem, wie ſie wohlweislich hinzufügten, ſchon das Gericht auf dem Wege ſei, welches ihn verderben und ſeinen unheilvollen Planen ein Ende machen werde. Selbſt der gutmüthige Pater Mauritius mit dem Vollmondgeſichte war dabei und ſchäumte vor Wuth und Begeiſterung — er konnte es Peter Bureſch nicht vergeben, durch ihn in ſeiner lieben Beſchäftigung, im Chronikſchreiben, geſtört worden zu ſein. Aber Pater Quirinus war nicht unter den predigenden Mönchen. Spione, welche Peter Bureſch nach Prag geſchickt hatte, um dort zu erfahren, ob baldige Gefahr drohe, hatten ihn dort in rother Kutſche vom Gubernium zum

Generalcommando, vom Generalcommando zum Gubernium fahren ſehen.

Aber auch ohne ihn brachten es die Mönche dahin, daß die Gegend an der Prager Straße ruhig blieb. Was nützte es nun Peter Bureſch, daß er das Kloſter beſaß, welches die Prager Straße beherrſchte?

Während all dieſer Händel und Geſchichten grünte, blühte und duftete die Homola, der verhängnißvolle Wald, die Urſache alles Unglücks, ruhig weiter in den Strahlen der Sommerſonne. Kein Baum wurde in ſeinem ſtillen Wachsthume geſtört, denn die Aerte roſteten in den Winkeln und die ſie einſt führten, trugen jetzt Waffen, um Menſchen anſtatt Bäume zu erlegen, oder zogen als arme Abgebrannte bettelnd durchs Land. Die Vögel bauten ungeſtört in ſeinen Zweigen, es lockte der Fink, es hackte der Specht, es lachte der Auerhahn. Das Wild zog ſich wieder in ſeinem ruhigen Schooße zuſammen: das Kaninchen baute, der Haſe ſchlief ruhig in ſeinem Lager, und durch die dämmernden Gänge ſchritt ſtolz der Hirſch und tanzte lieblich das junge Reh, ſelbſt wilde Säue, die lange nicht geſehenen, durchſchnaubten mit ihrer zahlreichen Brut das blühende Dickicht. — Wenn die Sonne ſeine Wipfel vergoldete, ſah er ſo ſchön, ſo heiter und lachend aus, daß ihn die Tuſchniker wie einſt mit Liebe betrachteten, denn er war ja ihr Augapfel.

Aber es war des Waldes letztes Lächeln.

Eines Abends ſpät ſtieg mitten aus ſeinem Schooße eine dicke, dunkle Rauchſäule auf, die immer dicker und dunkler wurde und wie eine gewaltige Gewitterwolke, immer ſchwellend, immer wachſend, über Wald und Dorf hängen blieb.

Die Tuſchniker liefen hinaus um zu ſehen, was das zu bedeuten habe und ſammelten ſich in Gruppen, meiſt Kinder, Weiber, Greiſe, an der Litavka und ſtaunten die ungewohnte Erſcheinung an, die ihnen ein Wunder däuchte. — „Gewiß die Obtſchover bereiten was vor!" — Sie ſchickten einen aus ihrer Mitte in den Wald, um behutſam die Urſache dieſer Erſcheinung zu erforſchen. Aber der Bote war noch lange nicht zurück und die Duſchniker hatten ſchon mit Schrecken erkannt was es war. Die Rauchſäule wurde immer heller und endlich ſah ſie mit der darüber hängenden breiten Wolke wie ein Rieſenbaum aus, ein Rieſenbaum mit ſchwarzem Laubdache und feuerrothem Stamme.

Noch wagte man nicht es zu glauben, aber der rückkehrende Bote beſtätigte es mit Grauſen und fügte noch hinzu, daß es Libuſchka war, die ihn angezündet. Lachend lief ſie im Walde umher und verbreitete mit einem brennenden Zweige in der Hand die Brunſt, indem ſie die trockenen Gräſer, Moſe, Gebüſche anzündete. Der Bote ſetzte ihr nach, aber es war umſonſt, da ſie überall zwiſchen ihm und ſich ſchnell eine Flammenwand ſchob. — Die Duſchniker waren entſetzt — Wehgeſchrei der Weiber und Kinder erfüllte die Luft. Was ſollte man thun? — Abgraben? Der Wald war ſchon von Natur durch eine Schlucht auf der einen, durch Sumpfwieſen und Teiche auf der andern Seite von andern Wäldern getrennt. Auch würden die Kräfte nicht ausreichen, wenn man es auf einem kleinern Umkreiſe, nur um die Hemola zu retten, verſuchen wollte. Die Männer ſind ja faſt alle fort, Dank dem verfluchten Peter Bureſch, und das Feuer greiſt in dieſer trockenen Zeit ſo furchtbar ſchnell um ſich!

Ja es griff furchtbar ſchnell um ſich.

Schon hat ſich die Rauchſäule in eine Flammenſäule verwandelt, die hoch emporſpringt über den ganzen Wald und wie eine ungeheure Fackel die ganze Gegend bis auf die fernſten Berge taghell beleuchtet. Man ſieht durch die Baumgänge tief hinein bis in den Schooß des Waldes — Sträuche, Mooſe, Farrenkräuter, Quellen, Bächlein, Steine, alles blutroth gefärbt, ſind genau zu erkennen — die dunkle Maſſe der Bäume ſcheidet ſich — man könnte ſie faſt zählen.

Noch ſieht es ſo ruhig aus in den vorderen Waldreihen, doch praſſelt und kracht es weiter in der Tiefe wie tauſend Schüſſe und brennende

Zweige fliegen flammend auf, hoch in die Luft, um in einem weiten Halbkreiſe wieder herabzuſinken und die Verheerung weiter zu tragen. — Schon ziſcht die Litavka und raucht an einer Stelle, denn der Bach, der ihm aus dem Walde zuſtrömt, kocht und ſiedet. Bald wird er zu kochen und zu ſieden aufhören, denn er verſiegt. Jetzt durch die Baumgänge bis an die äußerſten Enden des Waldes, bis an den ſtaubigen Weg, der ſich dort am Rande hinzieht, kommen, wie Millionen Schlangen, ziſchend, züngelnd, eine der andern den Weg verrennend, eine in der andern verſchmelzend, die Flammen aus der Tiefe. Schnell laufen ſie auf den von der Sommerhitze ausgetrockneten Mooſen, Sträuchern und Gräſern und ſteigen klar und rauchlos auf, bis ſie die Zweige der Fichten und Tannen ergreifen, wo ſie im dunklen, feuchten Qualm verſchwinden, um dann wieder über der Höhe des Waldes ſiegreich und gewaltig in breiten Zungen durchzubrechen.

Da erhebt ſich mit klagendem Geſchrei über die Rauchwolke eine andere ſchwarze, wildfliegende Wolke. Es ſind die Vögel des Waldes, die in dichtgedrängten Maſſen fliehen. Viele ſinken mit verbrannten Flügeln oder erſtickt zurück in die Flammen.

Und wie oben in der Luft, beginnt unten auf der Erde die Flucht der erſchrockenen Waldbewohner. In raſender Eile kommen ſie heran, mitten durch die Flammen, Bäume und Sträuche niederrennend: das Kaninchen mit tanzenden, der Haſe mit großen ängſtlichen Sprüngen, der Hirſch mit auf den Rücken zurückgelegtem Geweih, das Reh mit weit vorgeſtrecktem Hals und Kopf, der Marder und Iltis mitten unter ihnen. Auch der wilde Eber kommt ſchnaubend heran — das Moos auf ſeinem Rücken brennt und er wirft ſich grunzend in die Wellen des Baches, um ſie zu löſchen. Alle eilen ſie ſchwimmend, von Stein zu Stein ſpringend ans jenſeitige Ufer der Litavka, wo ſie laut aufathmend liegen bleiben und unverwandt zurückſtarren nach ihrer flammenden Wohnung. Ganz nahe von den Menſchen, ja in ihrer Mitte bleiben ſie gelagert.

Sie fürchten ſie nicht mehr; ſie haben größeren Schrecken kennen gelernt.

Die Hitze wird fürchterlich, nicht zu ertragen. Alles flieht ins Dorf zurück, um hinter Mauern eine Zuflucht zu ſuchen, oder mit Waſſergefäßen in der Hand die Dächer zu beſpritzen, die ſich von der Hitze und den herüberfliegenden Bränden leicht entzünden können. Aber ein Schrei des Schreckens hält die Fliehenden auf — er kam von Pepik Picard. Sie blicken noch einmal zurück nach dem Walde und ſiehe! mitten durch die Flammen wandelt, einen brennenden Zweig in der Hand, die wahnſinnige Libuſchka. Schon brennen ihre Kleider und Haare. Sie ſcheint aus den Flammen heraus zu wollen, aber ſich plötzlich wieder zu beſinnen. Sie bleibt nachdenklich ſtehn — dann mit einem Male wendet ſie ſich und eilt mit großen Schritten zurück in das Feuermeer, das hinter ihr zuſammenſchlägt.

Libuſchka! ſchreien die Weiber wie aus Einem Munde, als ob ſie ſie zurückrufen wollten, da ſie aber nicht kommt, brechen ſie in Weinen aus und kehren weinend zum Dorfe zurück.

Seht! — ſagt die Eine — das haben wir vom Krieg um den Wald.

Um den Wald? — wo iſt jetzt der Wald? — fragt eine zweite — Bettler ſind wir für ewige Zeiten!

Das haben wir vom Krieg, wiederholte die Erſte — Libuſchka hat er wahnſinnig gemacht, wir ſind Bettler, unſere Männer ziehen in der Ferne herum, um ſich für Peter Bureſch todtſchlagen zu laſſen.

Nichts vom Krieg, wir wollen nichts vom Kriege wiſſen, riefen ſie einſtimmig wüthend, — fort mit dem Kriege!

Da aber keine anderen ſichtbaren Zeichen des Krieges in Duſchnik vorhanden ſind als die wenigen bewaffneten Männer, die Peter Bureſch zurückgelaſſen hat und der gefangene Wenko Mika, fallen ſie erſt über die Männer her, die ſich nur wenig vertheidigen, entreißen ihnen ihre Büchſen und zerſchlagen ſie fluchend an den

Steinen, daß Hähne und Schäfte weit davon fliegen. Dann dringen ſie in den Schuttboden und öffnen die Gefängnißthüre Wenkos.

Geh fort, guter Wenko, wohin Du willſt, Du guter Bruder unſerer armen Liduſchka — wir wollen nichts mehr wiſſen vom Kriege, du biſt frei!

Die Weiber regierten während des Waldbrandes in Duſchnik und der Alte vom Hammer, der Vater Peter Bureſchs, wagte es nicht in dieſem Augenblicke die geſtürzte Macht ſeines Sohnes wieder herzuſtellen oder ſich der Befreiung Wenkos zu widerſetzen. Er hielt es für gut, ſich ſtille zurückzuziehen und ſeinem Sohne nachzuwandern, der jetzt im Schloſſe zu Horſchowitz ſaß, und ihn von dem was vorging und vom Waldbrande zu unterrichten.

Das that nicht Noth. Der Waldbrand kündigte ſich ſelbſt im halben Lande genug laut und leuchtend an.

Nach zwei Tagen, als der Wald ſchon in Aſche und Kohle lag und nur einzelne Bäume noch ihre ſchwarzen Arme gen Himmel ſtreckten, wo einſt Leben, Blühen und Duften war, kamen die Duſchniker, die fortgezogen waren, einzeln und in Schaaren von allen Seiten zurück, um zu fragen und zu ſehen. Denen Peter Bureſch keinen Urlaub geben wollte, ſtahlen ſich heimlich und in der Nacht davon — Einzelne traten mit offener Widerſetzlichkeit auf und wurden von den Andern unterſtützt. Es handelte ſich ja um das heimiſche Dorf und um den Wald, den geliebten, den man bewachte wie ſeinen Augapfel und der ſo lange der Ernährer Aller war. Der eigenthümliche Zug des ſlaviſchen Charakters, der an an ſeiner Scholle hängt und immer wieder zurückkehrt zur Stelle die er einmal lieb gewonnen, mag bei dieſen Wanderungen ins Heimathdorf wohl auch thätig geweſen ſein. Auch Ziska kehrte mit ſeinen Taboriten faſt nach jeder That immer wieder nach Tabor zurück und alle ſeine großen, gewaltigen Kriegszüge ſind wie Ausfälle in größerem Maßſtabe aus ſeinem Lager zu Tabor.

Zu Hauſe ſtahlen den Duſchnikern die Weiber, Mütter, Schweſtern ihre Waffen, verſteckten oder zerbrachen ſie. Dies hätte den Plänen Peter Bureſchs weniger geſchadet, da immer neue Waffenzufuhren aus Baiern ankamen, aber die Weiber ließen die Männer nicht wieder zurück zu Peter Bureſch. Der niedergebrannte Wald machte auf ſie wie auf ihre Weiber einen niederſchlagenden, entmuthigenden Eindruck und ſie fragten ſich: wozu das Elend? — wie kam es heran? und vergaßen, was ſie Alles mit Peter Bureſch durchzuſetzen ſich vorgenommen hatten. Dazu kam Mathei Kinnich, der wieder auftauchte, nachdem er ſeit Wochen gänzlich vergeſſen war, mit jenen Reden von Geſetz und Recht und der Macht der Kaiſerin, die er im geheimen Umgang mit Mika gelernt hatte, und kamen die Predigten der Väter Jeſuiten, die in Bureſchs Abweſenheit bis nach Duſchnik, dem Urſitz der Händel, vorzubringen wagten.

So kamen die großen Vorſätze und Peter Bureſchs Kriegsartikel in Verfall.

Ja, es kam noch mancherlei in Verfall.

Nach dem Abzug der Duſchniker, des älteſten, nun ſchon erfahrenen Theiles ſeiner Bauernarmee, die den Kern bildete, fühlte ſich Peter Bureſch zu ſchwach, um auf einem ſo weit vorgerückten Poſten, wie Horſchowitz, länger ſtehen zu bleiben, um ſo mehr, als die Bauern dieſer Gegend ſich nicht geneigt zeigten, ſich ihm anzuſchließen. Wenn ſeine eigenen Landsleute, ſagten ſie, ihn verlaſſen, wie ſollen wir Vertrauen zu ihm haben? Auch thaten die Barfüßler Mönche von Horſchowitz, frühzeitig von den Jeſuiten aus Oboriſchiſcht dazu aufgefordert, das Ihrige, den Krieg als einen Krieg gegen die heilige Kirche darzuſtellen. Beweis genug waren die Ketzer aus Ribnik. Peter mußte ſich alſo zum Rückzuge entſchließen, um in ſeiner Heimath die Armee wieder zu ſammeln und ihr mit Strenge einen friſchen, kriegeriſchen Geiſt einzuflößen. Die Raubſchützen waren ein genug ſtarker Kern, mit dem und um den ſich wieder eine Macht ſammeln ließ, bedeutend genug, um die Soldatenmacht, die man aus Prag erwartete, zurückzuſchlagen, vielleicht zu vernichten, denn Peter Bureſch wußte ſchon, daß ihm, trotz aller Mühen des Pater Quirinus, keine zu furchtbare Ueberzahl werde entgegengeſtellt werden, da man die Soldaten nothwendiger an der ſächſiſch-preußiſchen Gränze brauchte und den Bauerntumult in den Wäldern zu ſehr verachtete.

Aber ſchon auf ſeinem Rückzug fand Peter Bureſch einen Feind, auf den er am wenigſten gefaßt war.

Hluboſch, Schloß und Dorf, waren abgefallen, hatten ſich ſtark und zweckmäßig befeſtigt und zeigten Peter Bureſch, als er zurückkam, eine eiſerne Stirne.

Das kam ſo.

Als Peter Bureſch noch in Hluboſch ſtand, verſammelte er oft die Bauern um ſich, ſprach ihnen über die Befreiung von allen Laſten, die drückten, vom Hochmuth der Herrſchaften, von der Gleichheit aller Menſchen, die mit Feuer und Schwert hergeſtellt werden müſſe. Ein Bauer, dunklen und ſinnigen Geſichtes, ſtand da, meiſt neben ihm, und hörte aufmerkſam und ernſt zu, und oft, wenn Peter Bureſch des Sprechens müde war, nahm er das Wort auf und fuhr fort, mit größerer und gewichtigerer Beredſamkeit, die von der Peter Bureſchs auffallend abſtach, über dieſelben Gegenſtände, über Freiheit und Gleichheit, über die Brüderlichkeit unter allen Menſchen zu ſprechen, über den Bund der ganzen Menſchheit, über Vergangenheit und Zukunft. Seine Worte hatten etwas Geheimnißvolles und Prieſterliches, was auf die Bauern mächtiger wirkte als die zornmüthigen, wilden Reden Peters. Sie ſprachen nicht von Feuer und Schwert, ſondern von Frieden und Liebe und ließen in eine ferne Zukunft blicken, welche all die ſchönen Träume verwirklichen ſollte, zu welchem Zwecke, wie er ſagte, ſich die Menſchen in Brüderlichkeit zuſammenthun werden, ja ſich theilweiſe ſchon vereinigt haben. — Es war ſo viel Ruhe und Ueberzeugung in Allem was er ſagte, daß ihm die Bauern lieber und leichter glaubten als Peter Bureſch. Selbſt Peter Bureſch hörte ihm gerne zu, und als er fortzog mit ſeinen Duſchnikern, und die Hluboſcher ſo gläubig und überzeugt ſah, konnte er das Schloß keiner beſſeren Beſatzung überlaſſen als den Hluboſcher Bauern und ihnen keinen beſſeren Kommandanten geben, als jenen beredten Weiſen. Dieſer Bauer nannte ſich Mikolas Bjelohlawek, welches zu Deutſch Nicolaus Weißhaupt heißen würde, wie wir ihn auch nennen wollen, um mit den vielen ſlaviſchen Namen nicht zu ermüden.*)

Aber ſchon zwei Tage nach dem Abzuge Peter Bureſchs mit ſeinen Duſchnikern, berief Nicolaus Weißhaupt die Bauern, die unter ſeinem Befehle ſtanden, zuſammen und führte ſie in die unterirdiſchen Gemächer, über deren Thüren das Zeichen des Dreiecks angebracht war. Die Thüren, welche die Duſchniker eingerannt und erbrochen hatten, waren wieder geſchloſſen, wie ehemals. Nicolaus Weißhaupt zog ein Schlüſſelbund hervor und öffnete eine nach der andern. Die Bauern folgten ihm ſchweigend und von den ſonderbaren Zeichen, Geräthſchaften und Malereien zur Andacht angeregt, in den großen Saal, über deſſen Thüre ein großes Gemälde prangte, welches einen mit Dunſt und Qualm ringenden Sonnenaufgang vorſtellte. Nicolaus Weißhaupt benahm ſich in Allem, als ob er hier zu Hauſe wäre. Offenbar kannte er jeden Winkel, jedes Geräthe, jedes Geheimniß dieſer unterirdiſchen Räume.

---

*) Sonderbares Zuſammentreffen! Muß man bei dieſem Namen nicht an den Regenerator der geheimen humaniſtiſchen Verbindungen des vorigen Jahrhunderts, an Weißhaupt denken? Noch heute gibt es Familien dieſes Namens, Bjelohlawek, in jenen Gegenden Böhmens.

Im Saale öffnete er einen Schrank, der biſher allen Blicken verborgen war und holte ein großes Buch hervor, das er mit Andacht und Ehrfurcht auf den Altar legte. Als er es aufſchlug, wurden allerlei Zeichen und geheimnißvolle Charaktere ſichtbar. Die Bauern horchten aufmerkſam und faſt furchtſam, als er mitten aus dem Buche, aus dem Texte herausgeriſſen, mit ſchwerem, gewichtigem Tone und mit Nachdruck zu leſen begann:

„Eine der erſten und heiligſten Pflichten muß es ſein, den Stand des Ackerbauers, des Pflegers und liebſten Kindes unſerer Mutter Erde, zum Bewußtſein ſeiner Entwürdigung zu bringen, die Leibeigenſchaft, die ſchreiendſte Verhöhnung der Menſchenrechte abzuſchaffen, die Laſten, die ihn unterdrücken, zu beſeitigen, für ſeine geiſtige Bildung zu ſorgen, den Aberglauben, die Menſchenfurcht — die ſchwerſten Feſſeln der Menſchheit, zu brechen und ihn zu einem Stand von Freien, von Glücklichen zu machen, wie er es verdient durch die Arbeit und durch die Tugenden, die bei ihm ſchlummern. Das betheuren wir anzuſtreben, darauf all unſer Dichten und Trachten zu wenden, Leben und Gut dafür einzuſetzen, als für den erſten Grundſtein einer neuen, beſſeren und glücklicheren Geſellſchaft.“

Nicolaus Weißhaupt ſchloß das Buch wieder. Als er ihnen den Sinn des Geleſenen in klaren und ſchlichten Worten auseinander ſetzte, war es in ihrem Kopfe, wie auf dem Bilde über der Thüre, wo die Sonne durch Nebel und Qualm zu dringen ſucht. Und als er ihnen von einem Bunde weiſer und edler Männer ſprach, der ſich über die ganze Erde ausgedehnt, um überall mit vereinten Kräften zu ſelben Zwecken zu wirken, und daß ihr Herr, der Fürſt Schönborn, einer der Meiſter dieſes Bundes, vielleicht in dieſem Augenblicke irgendwo mit ſolchen weiſen Männern zuſammen tage über die Verwirklichung dieſer Sätze, und er ſie vorwurfsvoll fragte, ob ſie gegen einen ſolchen Freund mit Feuer und Schwert auftreten wollten, und er endlich ermahnend hinzufügte, daß ſie auf dieſe Weiſe die Pläne der Edlen nur vereiteln und am Ende des Weges, den ſie betreten, für jetzt nur Unheil und doppelte Unterdrückung ſie erwarte — da falteten ſie gerührt und erſchrocken die Hände wie zum Gebete. — Die ihre Waffen mitgebracht hatten, ließen ſie unwillkürlich fallen.

Am Ende ſeiner Rede fügte Nicolaus Weißhaupt hinzu, daß ihn dafür, daß er das Geheimniß ſeiner „Brüder“ und ſeines „Meiſters“ verrathen, vielleicht ſchwere Strafen erwarten, er müßte es aber thun um ſie abzuhalten von einer That des Undanks gegen ihren Herrn, der es ſo gut mit ihnen meinte.

Ob Nicolaus Weißhaupt ganz aufrichtig war, als er die Bauern von einem Wege abhielt, den er für jetzt für unheilvoll hielt, oder ob er etwas jeſuitiſch verfuhr, wie es wohl die Feimaurer des vorigen Jahrhunderts pflegten, um ſeinem Herrn und „Meiſter“ ſein Eigenthum und der „aufgehenden Sonne“ eine wichtige Lage zu retten — wir wiſſen es nicht.

Aber Hluboſch, Schloß und Dorf, war für Peter Bureſch verloren und als er auf ſeinem Rückzuge dahin zurückkam, wies es ihm eine eiſerne Stirne. Er mußte unverrichteter Dinge weiter zurück bis Duſchnik, denn jetzt waren es die Bauern ſelbſt, verbunden mit der Leibwache des Fürſten, welche Hluboſch vertheidigten.

So war ein feſter Punkt verloren, den andern gab man freiwillig auf. Peter wollte ſeine ganze Macht um ſich verſammeln, um den Soldaten, deren Ankunft er erwartete, die Spitze bieten zu können und rief den Ungarmichel zurück aus dem Meierhofe. Was ſollte er auch länger dort, da Obtſchov in Aſche lag und Alles geflohen war? Nur Wenko wandelte jetzt dort zwiſchen den ſchwarzen Trümmern der Hütten, einſam, verlaſſen. Seinen Vater aufzuſuchen fiel ihm nicht ein.

Nur das Kloſter ließ Peter Bureſch beſetzt, um die Kaiſerlichen aufzuhalten, wie ſehr ſich auch die ketzeriſche Beſatzung herausſehnte. Denn es gingen wunderbare Dinge im Kloſter vor. Offenbarer Spuk! Oft in der Nacht ſchlurften lange, dunkle Geſtalten an den Wachen vorbei, durch die Gänge, ohne daß man wußte woher ſie kamen, wohin ſie gingen. Wenn man ſich ein Herz faßte und ſie verfolgte, waren ſie ſchnell verſchwunden, verſchlungen von der Nacht und von der Erde. Am Morgen fand man mancherlei Veränderungen im Kloſter. Schränke waren geöffnet, die man früher nicht bemerkt hatte, einzelne Papiere, oder auch Goldmünzen waren durch die Gänge zerſtreut, als ob ſie jemand in Eile verloren hätte. Einmal ſogar verſchwand aus der Mitte der ſchlafenden Bauern, im großen Konventſaale, wo ihnen noch den Abend vorher der einäugige Slavik daraus vorgeleſen hatte, die Chronik des Pater Mauritius. — Doch blieben ſie auf ihrem wichtigen Poſten unter dem Befehle des einäugigen Slavik und des Ketzers Hynek Jarmilo. Erſterer, wenn er ſich ordentlich bekreuzt hatte, fürchtete auch allenfalls Geiſter nicht und der andere disputirte ſie mit ungläubiger Miene weg vom Erdboden, und ſuchte ſich alles auf natürliche Weiſe zu erklären.

Unter dem Schutze dieſes vorgeſchobenen Poſtens, der die Prager Straße beherrſchte und ihn leicht von der herannahenden Gefahr unterrichten konnte, ſammelte Peter Bureſch ſeine Armee, und ſuchte ihr den alten Geiſt wieder einzuflößen. Es iſt wahr, er hatte den ruhigen Blick von ehemals nicht mehr, er flößte nicht mehr das Vertrauen ein wie zu Anfang, und war in dieſem Gefühle mißtrauiſch, verdrießlich und grauſam. In Duſchnik wurde er mit Murren empfangen, die Weiber ſchrieen laut gegen ihn, denn ſie fühlten ſich ſicher, da er nie etwas gegen ihre Widerſetzlichkeit gethan, nie ein Weib beſtrafen ließ und ihre Drohungen zu verachten ſchien. Die Männer kamen beim Schall der Trommel nur langſam und zögernd, meiſt unbewaffnet aus den Häuſern hervor. Aber als er den Ungarmichel mit ſeiner entſchloſſenen Schaar um ſich hatte, ging Alles beſſer. Mit ihrer Hilfe, da ſie ihm unbedingt gehorchten, ließ er den Schrecken regieren. Die Flüchtigen ließ er auf der Flucht erſchießen, oder in ihren Häuſern aufſuchen und aus dem Bette reißen, um ſie nach den Kriegsartikeln zu behandeln. Freilich blieben da viele, die Einen aus Angſt, die Andern weil ſie ſelbſt an Entſchloſſenheit gewonnen, mitten unter den Entſchloſſenen und dem härtenden Feuer des Schreckens und der Strenge. Aber viele flohen weiter als bis an die Schwelle ihrer Häuſer, ſie flohen tief in die Wälder. Denn die Soldaten, hieß es, ſind im Anzuge und mit ihnen Trenk'ſche Panduren, die damals ſchon das Kind in der Wiege zittern machten. Selbſt der Alte vom Hammer zitterte. Er dachte an hundert traurige Möglichkeiten und ſuchte den Scheerenſchleifer Jerzog, der von Zeit zu Zeit wieder in der Gegend auftauchte und Peter Bureſch aufmunterte. Er wollte mit ihm über einen möglichen Rückzug ſeines Sohnes nach Baiern ſprechen, aber er war nirgends zu finden. Er zog immer weiter, er machte immer größere Kreiſe in den Wäldern, er wurde immer ängſtlicher, er malte ſich traurige Möglichkeiten immer trauriger aus — eine Hinterthüre zum Entkommen mußte man ſich für jeden Fall beſorgen. Aber der Scheerenſchleifer war nicht zu finden.

Peter Bureſch ſelbſt zitterte nicht. Er war zwar etwas verwirrt, der Zorn über die Widerſetzlichkeiten, über die Furcht vor den Kaiſerlichen, über die Auflöſung, die trotz allem in ſeinen Reihen wieder zum Vorſchein kam, machten ihn kurzſichtiger als ſonſt. — Aber er hatte Muth, er wollte den Feind in offner Schlacht erwarten und hoffte ihn mit Hülfe ſeiner tapfern Schaar von Raubſchützen und ſeiner Kenntniß des Bodens zu ſchlagen und ſo das ſchwankende Vertrauen durch einen Sieg über die ſogenannte geſetzliche und reguläre Macht wieder zu befeſtigen. So zog er hinaus auf die Anhöhen vor dem Dorfe, auf die Seite, wo der Feind aller Berechnung nach kommen mußte, ſtellte Wachen aus und befeſtigte einzelne Punkte. In dieſer Stellung erwartete er das Zeichen aus Oberſchiſcht.

* * *

Elftes Kapitel.

* * *

Aber das Zeichen aus Oborſchiſcht kam nicht, und der Ungarmichel machte Witze über die langſamen Weiberſchritte Ihrer Majeſtät der Kaiſerin.

Der Ungarmichel irrte ſich. Ihre Majeſtät die Kaiſerin Maria Thereſia machte nur langſame Weiberſchritte, wenn es dem preußiſchen Fritze entgegenging, kam aber ſchnell und plötzlich wie ein Ungewitter, wenn es galt, über die geliebten Unterthanen herzufallen. — Der arme einäugige Slavik hat es zuerſt erfahren.

Er ſaß oben auf dem Thurme des Oborſchiſchter Kloſters und ſtrengte ſein einſames Auge ſo gewiſſenhaft an, als ob er noch ein Dutzend guter Augen zu verderben gehabt hätte.

Vom Thurme aus konnte man die Straße viele Stunden weit überwachen, wie ſie ſich ſo weiß wie ein ſchäumender Bach durch die dunklen Wälder hinſchlängelte, über Hügel und Ebenen bis zu dem ſogenannten kleinen heiligen Berge, weit weit vom Oborſchiſchter Kloſter. Aber wie er da oben ſaß und Alles was er in Leib und Geiſt an Kraft beſaß, ſich in dem einen Auge ſammelte und er nicht den Schatten eines andern Gedankens hatte, als nur zu ſehen und immer zu ſehen, da wurde es unter ihm im Kloſter plötzlich gewaltig unruhig. Ein zerriſſenes Geſchrei, aus vielen Schreien der Ueberraſchung zuſammengeſetzt, von verworrenem Waffenlärm, Fluchen und endlichem Hilferufen durchdrungen, wozu bald Flintenſchüſſe kamen in immer ſchnellerer Folge, drang herauf zu ihm, als ob er auf einem hohen Berge ſtünde und ein wildes Gewitter ihm zu Füßen ſich entlüde. Es dauerte einige Zeit bis alle ſeine Fähigkeiten aus dem kleinen Punkte des einen Auges, wo ſie zuſammengedrängt waren, ſich allmählig zurückzogen, um ſich wieder als Gehör, Gefühl, Verſtand auf ihre gewöhnlichen Poſten zu begeben. Dann aber ſprang er mit wilden Sätzen wie eine Katze die Thurmtreppe hinab.

Welch ein Anblick!

Ueberall ein buntes Gemiſch von Bauern, Pfaffen, Soldaten. — Plötzlich war der Feind aus dem Boden gewachſen, mitten im Kloſter, in allen Ecken und Enden — aus den Dielen, aus den Mauern, ja von den Stubendecken war er wie überreife Frucht herabgefallen. In gewaltiger Ueberzahl ſtand er mitten unter den erſchrockenen Bauern, von den Mönchen geführt und metzelte die Ketzer nieder, bevor ſie zu ihren Waffen greifen konnten. — Als der einäugige Slavik hinunterkam, waren Wände und Eſtrich vom Blute gefärbt.

Zu mir! rief er mit donnernder Stimme, daß die Soldaten einen Augenblick in ihrem blutigen Geſchäfte inne hielten und ſich umſahen. Er benutzte es und ſprang über Schultern und geſchwungene Säbel hinüber in den Conventſaal. Neuer Muth beſeelte bei dieſem Rufe die Beſtürzten, aus den Gängen und Zellen drängten ſie ſich mitten durch die Soldaten und bildeten einen feſten Knäuel um den einäugigen Slavik. Schnell hatte er einen ſchwach beſetzten Ausgangspunkt des Conventſaales erſpäht und während der Knäuel um ihn Piken, Senſen und Büchſen den Soldaten von allen Seiten entgegenſtreckte, daß der Hauſe ausſah wie ein gereiztes Stachelſchwein, drückte, ſchob, bewegte er ihn von innen nach dem ſchwach beſetzten Ausgangspunkte, den er bald erreichte. Die Soldaten ſchloſſen ebenfalls ihre Reihen und folgten mit langſamen Schritten und ſchickten ihnen volle Salven nach. Mancher Ketzer fiel; die übrigen ſchoben weiter über den langen Gang bis an die Treppe. Immer enger ſchloſſen ſie ſich an einander und rollten wie eine Kugel hinab bis an die Thüre, die aus dem untern Gange in die Kirche führte. Dorthin wollte ſie Slavik bringen.

An den Altar! rief er, dort ſind wir ſicher.

Nein! rief Hynek Jarmilo aus dem Knäuel heraus mit feſter, widerſprechender Stimme.

Nein! riefen die andern Ketzer wie aus einer Kehle und blieben feſt vor der Thüre ſtehen.

Die Patres hinter den Soldaten, welche auf der Treppe ſtanden, lachten laut auf. Schnell luden die Ketzer noch einmal und ſchoſſen über die Soldaten hinweg in die ſchwarze Reihe der Patres. Pater Quirinus und manche andere Patres fielen. Da lachten ihrerſeits wieder die Ketzer und lachend warfen ſie ihre Waffen hin und ſtellten ſich wie aufgeſteckte Ziele längs der Wand und ſtimmten wie auf ein gegebenes Zeichen und aus einer Kehle die böhmiſche Ueberſetzung des Liedes „Eine feſte Burg“ an. Die Soldaten von der Höhe der Treppen zielten gut. Es war aus mit dem einäugigen Slavik, mit Hynek Jarmilo und der ganzen Schaar der Ketzer aus dem Dorfe Ribnik.

Darum kommt kein Zeichen, keine Botſchaft aus Oberſchicht und vom Ungarmichel an. Witze ſind ſchlecht angebracht. Noch macht er welche am Abend deſſelben Tages im befeſtigten Lager auf den Höhen vor Duſchnik — während die kaiſerlichen Truppen nach Przibram marſchiren, auf einem großen Umwege, in einem Halbkreiſe, geſchützt von den Wäldern und dem Dunkel der Nacht. Sie haben einen guten Führer, der die Gegend genau kennt und dem daran liegt, Duſchnik zu überraſchen und es ohne Schwertſtreich zu nehmen, um einem langen Kampfe auszuweichen, während deſſen man ſich an der Geißel, an ſeinem Sohne Wenko, den dieſer Führer noch gefangen glaubt, halten und rächen könnte.

So kommt es, daß während Peter Bureſch links vom Dorfe gut verſchanzt den Feind erwartet, der Feind mit erſtem Morgendämmern von Przibram her auf der andern Seite ins Dorf einrückt, den ſchmalen Weg zwiſchen den Gartenmauern herauf, gradaus auf den großen Platz, wo die Bäume ſtehen mit den Kriegsartikeln Peter Bureſchs.

Trommelſchlag weckt die im Dorfe Zurückgebliebenen. Das iſt eine andere Trommel, als die, welche ſie einſt zur Robbot rief. Neugierig ſtecken ſie die Köpfe zu den kleinen, roth eingerahmten Fenſtern heraus. Welch' ein prächtiger Anblick — eine mächtige Kolonne zu Fuß, gefolgt von einer oder zwei Schwadronen ernſt und ſtolz blickender Huſaren. Sonderbar aber und unheimlich ſehen die Geſtalten aus, welche zu Fuß oder auf kleinen Pferden reitend die ganze Kolonne regellos, wild umſchwärmen — vorn, hinten, von allen Seiten. Sie tragen rothe oder ſchwarze Kappen, oder auch breite Hüte mit zerfetzten Krempen, die ſchlapp und ſchmutzig um Geſicht und Nacken hängen. Von der Schulter herab wallt ein langer breiter blutrother Mantel, der die ſchmächtige aber ſehnige Geſtalt verdeckt, zugleich mit einem Gürtel, der reich beſetzt iſt mit Dolchen, Piſtolen von allerlei Art. Die Füße ſind in rothes Tuch gehüllt, welche durch ſchmale, kreuz und quer gebundene Riemen feſtgehalten ſind, ſo daß man ihre Schritte nicht hört, wie die Schritte der Katzen. Auf dem Rücken hängt nachläſſig an einem Riemen das ungewöhnlich lange Gewehr, das mit dem Ende des Laufes faſt bis an die Knöchel reicht — an der Hüfte der krumme Säbel in bunter Scheide. — Es ſind das die Panduren oder Rothmäntel, welche Baron Trenk die Güte hatte, dem Major Bombelles auf einige Tage zu borgen. — Die blutrothen Mäntel und die vielerlei Waffen weggedacht, ſehen ſie gar nicht ſo ſchrecklich aus — faſt könnte man ſagen, ſie ſind ſchön. Das braune Geſicht mit der kühnen Adlernaſe, die dunkeln Haare und ſein gemalten Augenbrauen, die leuchtenden Augen und das beſtändige Lächeln um den feinlippigen Mund machen zuſammen eine ſchöne Figur. Aber dieſes beſtändige Lächeln iſt es eben. Sie lächeln auch, wenn ſie Kinder ſpießen, und haben ſanfte und zärtliche Ausdrücke bereit, wenn ſie dem Feinde den Kopf abſchneiden.

Auf einen Wink ihres Führers zerſtreuen ſie ſich und ſind nicht mehr zu ſehen. Alle

Ausgänge des Dorfes, Schluchten und Schlupfwinkel in den Wäldern ſind in kurzer Zeit von ihnen beſetzt. Denn in Wäldern, Gebüſchen und Schluchten fühlen ſie ſich bald heimiſch, kennen ſie bald jeden Baum und Stein — das haben ſie aus ihren heimiſchen kroatiſchen Wäldern mitgebracht, wo ſie das edle Räuberhandwerk trieben und all die Künſte lernten, mit welchen ſie jetzt den ſchwankenden habsburgiſchen Thron befeſtigen und in Duſchnik Geſetz, Ruhe und Ordnung herſtellen werden.

Graf Bombelles, der an der Spitze der kaiſerlichen Truppen in Duſchnik einreitet, hat die gemeſſene Weiſung, die Sache ſo ſchnell als möglich abzumachen, da man keinen Mann lange entbehren kann und mit den Bauerngeſchichten nicht viel Zeit verlieren will. Er ſoll kurz und ſummariſch verfahren, die Führer beſeitigen, die Gegend unſchädlich machen und wieder davon reiten. Er macht ſich ſofort an's Werk. Die zurückgebliebenen Bewohner im Dorfe haben ſich verſammelt, die Trommel wird gerührt, die Soldaten ziehen einen weiten Kreis um die Verſammelten und ein Feldwebel verlieſt mit lauter Stimme folgende Schrift, die ihm Graf Bombelles, der Major, gleichgültig und gelangweilt übergeben hat:

„Im Namen Ihrer k. k. Apoſtoliſchen Majeſtät Maria Thereſia, Königin von Hungaria, Bohemia ꝛc.

Kund und zu wiſſen allen, denen zu wiſſen nothwendig.

Die Regierung des Königreichs Böheim im Namen der allergnädigſten Kaiſerin Maria Thereſia, Königin von Böheim, läßt Verzeihung, Gnade und Vergeſſen allen denen angedeihen, ſo ſich in dieſem Jahre als Verführte durch Wort und That an den ungeſetzlichen und verbrecheriſchen Thätlichkeiten Peter Bureſchs betheiligt haben, ſo ferne dieſe Verführten reuig und demüthig zur geſetzlichen Ordnung zurückkehren, freiwillig die Waffen niederlegen und zur Arbeit und geſetzlichen Pflichten ſich als treue Unterthanen Ihrer Majeſtät der allergnädigſten Kaiſerin bekehren.

Beſagter Peter Bureich, der Erregung von Aufruhr gegen Ihrer Majeſtät Regierung und die beſtehenden Geſetze, der Verleitung Ihrer Unterthanen zu verbrecheriſchen Handlungen, der Konſpiration mit Ihrer Majeſtät Feinden, der Gottloſigkeit und des Unglaubens, des Mords, des Raubs und der Plünderung und anderer mehrfacher Verbrechen angeklagt, ſoll vor ein Standgericht geſtellt und nach dem Wortlaut des Geſetzes mit ihm verfahren werden.

Gegeben in k. k. Hauptſtadt Prag ꝛc.

Während der Verleſung dieſes Aktenſtücks ließen die einzelen Bauern langſam ihre Waffen fallen und zogen ſich ſo weit von ihnen zurück, als es der Kreis, den die Soldaten um ſie ſchloſſen, erlaubte. Die Weiber drängten ſich durch und in die Häuſer, um die etwa noch vorhandenen Gewehre vor die Thüre zu werfen. Mika, der gleich nach ſeiner Ankunft im Dorfe mit Hilfe einiger Soldaten in den Schuttboden gedrungen war, kam bleich und mit zerrauſten Haaren heraus. Er hat das Gefängniß leer gefunden — er iſt zu ſpät gekommen. Die Weiber erzählten ihm mit Vorwürfen, daß ſie ſelbſt ſeinen Sohn befreit haben, und reuig und mit zerknirſchtem Herzen ſchlich er aus dem Dorfe fort, zurück nach dem verbrannten Obſchor, um dort ſeinen geretteten Sohn aufzuſuchen.

Indeſſen hat Peter Bureſch erfahren, was im Dorfe vorging. Raſch brach er auf und rückte in Ordnung und feſtgeſchloſſenen Reihen aus dem Lager dem Dorfe zu. Kaum war er den Hügel hinab, als aus dem Walde rechts und links mit unhörbaren Schritten die Kroaten hervorkamen und das Lager beſetzten. Sie waren nur noch einige hundert Schritte vom Dorfe, aber nahe genug um zu bemerken, daß jeder Eingang ſtark von Soldaten beſetzt war. Peter wandte ſich um, um noch einmal ſeine Schaar zum Angriff zu ordnen und ihnen Muth einzuſprechen.

Da ſprang Mathei Kinnich aus dem Hohlwege hervor. Ihr Männer, rief er, was wollt ihr Euch todtſchlagen laſſen von einer mächtigen Ueberzahl, beſonders da eben der Generalpardon für Euch alle verleſen wurde, mit Ausnahme freilich, fügte er höhniſch hinzu, Peter Bureſchs, der die Gefälligkeit hatte, mich vom Kommando abzuziehen und ſo vom Galgen zu retten.

Peter Bureſch ſtarrte ihn lange an, dann ſchlug er ſich mit der Fauſt vor die Stirne und rief: das war unſer Verräther! Ich Dummkopf! — Schießt ihn nieder!

Der Ungarmichel legte an, doch bevor er abdrückte, ſagte Peter Bureſch mit Verachtung: Laßt ihn laufen! und Kinnich lief in der That nach dem Dorfe zurück.

Aber die Worte Kinnichs hatten ihren Eindruck nicht verfehlt. Ein Murren und Murmeln ging durch die Reihen Peter Bureſchs. — „Es iſt vergebens! — Wozu ſich umſonſt todtſchlagen laſſen? — wir haben Pardon!" u. ſ. w.

Peter Bureſch ſah ſich traurig um und wie er die ſchwankenden, murrenden Maſſen ſah, ließ er den Kopf hängen. Todtenbläſſe bedeckte ſein Geſicht und er ſchloß die Augen wie um ſich zu beſinnen. An den Ungarmichel gelehnt ſagte er mit bebender Stimme: Siehſt Du, ſo ſind die Bauern! — Dann rief er laut: Wer die Waffen ſtrecken will, der thue es. Er kann ungehindert von dannen ziehen.

Klirrend, dröhnend ſtürzte Waffe auf Waffe zu Boden. Peter Bureſch ſtieß einen wilden Schrei aus und wandte ſich ab. Er ſchien wieder in jenen Starrkrampf verfallen zu ſein, in dem wir ihn ſchon einmal geſehen haben. Als er wieder zu ſich kam, drängte ſich die kleine Schaar von Raubſchützen um ihn — die Bauern waren alle fort. Geht, ſagte er, es iſt aus — die Zeit iſt noch nicht gekommen. Aber die Raubſchützen blieben.

Geht! rief er noch einmal mit gebieteriſcher Stimme — ich weiß mich zu retten, an der baieriſchen Gränze finden wir uns wieder!

Es iſt kein Ausweg für Dich! ſagte der Ungarmichel — komm mit uns, ſo ſchlagen wir uns durch.

Wozu noch umſonſt euer Blut vergießen und für mich? Ich habe einen guten Schlupfwinkel, in dem ſie mich nicht auswittern ſollen.

Da gingen ſie und als ſie ſich umſahen, war jede Spur von Peter Bureſch verſchwunden.

Zwölftes Kapitel.

Dorf und Umgegend blieben vom Schreck gelähmt und ruhig. Kein Widerſtand, keine Widerſetzlichkeit machte ſich geltend, etwa das proteſtirende Schreien und Weinen der Schweſtern und Mütter, wenn man ihre jungen Söhne und Brüder zuſammenfing und ſie truppweiſe von Panduren begleitet nach Prag abſchickte, um ſie von dort weiter an die preußiſche Gränze gegen die Feinde der Kaiſerin zu jagen. Sonſt ſah man ſcheinbar ruhig zu, obwohl man im Geheimen die Zähne knirſchte und die Fauſt ballte, wenn man das Vieh aus dem Stalle jagte, um es theilweiſe an den großen Wachtfeuern mitten im Dorfe zu braten oder als gute Beute den Kameraden in Prag zuzutreiben, wohin es dann mit den jungen Rekruten zugleich wanderte. Denn es ward als gutes Mittel zur Sicherung der Ruhe in dieſen unruhigen Gegenden für alle künftige Zeit erachtet, wenn man alle waffenfähige Mannſchaft und alles noch übrige Beſitzthum daraus entführte.

Graf Bombelles, auf deſſen Anordnung all das geſchehen und der ſeine Reſidenz im Schloſſe aufgeſchlagen hatte, war, trotzdem Alles gut von Statten ging, doch ſehr verdrießlich. Die Expedition langweilte ihn gewaltig — er hätte ſie — ſein Befehl lautete darnach — gern aufs Schleunigſte zu Ende gebracht, aber das war nicht möglich, ſo lange Peter Bureſch nicht mitten im Dorfe am Baume hing. Umſonſt war das ganze Dorf, alle Häuſer vom Keller bis zum Dache, war der ganze Wald, jedes Geſträuch durchwühlt und durchſtöbert worden; umſonſt zog ſich eine ununterbrochene Kette von Huſaren und Panduren in einem weiten Kreiſe rings durch die Wälder, über Hügel und Thäler. Peter Bureſch war nicht zu finden. Entkommen konnte er nicht ſein, er mußte alſo in irgend einem Verſtecke ſicher geborgen liegen. Graf Bombelles ließ aufs Gerathewohl Einzelne aus den Bauern herausgreifen und nach guter herrſchaftlicher Sitte über die Bank legen, um ihnen das Geheimniß des Verſteckes mit Hülfe des Stockes zu entreißen. — Sie ſchrieen, ſie litten unſägliche Qualen, ſie wurden halbtodt oder als Krüppel von der Bank fortgetragen — aber das Geheimniß war nicht enthüllt. Wir wiſſen nicht, ob die Unglücklichen ihren Führer von vorgeſtern verrathen hätten, wenn ihnen ſein Verſteck bekannt geweſen wäre — wir wiſſen nur, daß ſie in der That nicht wußten, welcher Schlund der Erde ihn verſchlungen hatte. — So litten, um Alles treu zu berichten, was die Tradition an Namen und Thatſachen auf uns gebracht hat, der lange Wlach und der alte weiche Tomeſch.

Da Alles vergebens war, kam Graf Bombelles auf ein kluges Mittel. — Der Vater mußte es wiſſen, wo der Sohn verſteckt war, alſo ſoll der Vater den Sohn verrathen. — Der alte Burſch, der wieder verzweifelt heimgekehrt war, nachdem er den baieriſchen Scheerenſchleifer umſonſt geſucht hatte, wurde herbeigeſchleppt und auf die Marterbank gelegt. Bevor ihn die Panduren hinſtrecken konnten, riß er ſich noch einmal los, richtete ſich hoch auf und ſchrie dem Grafen Bombelles, der aus dem Schloßfenſter den Executionen zuſah, mit ſtolzer Stimme zu: Ich bin ein alter Soldat des Prinzen Eugen, des edlen Ritters!

Aber was kümmerte den Grafen Bombelles ein alter Soldat des Prinzen Eugen, des edlen Ritters? Er mußte leiden wie die Andern und noch härter.

Der Alte vom Hammer knirſchte die Zähne zuſammen — aber über den zuſammengeknirſchten Zähnen lächelte er und lächelte und lächelte immer — murmelte zuweilen den Namen ſeines geliebten Sohnes — und lächelte wieder, bis er bewußtlos von der Bank hinabrollte wie todtes Holz.

Der eine und Einzige unter den Bauern, der Peter Burеſchs Verſteck kannte und es wohl auch verrathen hätte, konnte von den Soldaten nicht gefaßt werden, denn er war ſchon geſtern, bevor dieſe Maßregeln in Gang kamen, von ihnen gefaßt worden und reſidirte mit dem Grafen Bombelles unter demſelben Dache. Freilich etwas ſchlechter, denn er ſchmachtete tief unten im Schloſſe, in dem dunkeln und feuchten Loche, wo ſonſt widerſpenſtige Bauern, die ihre Robbotpflichten nicht erfüllen wollten, zu ſitzen pflegten. Der Eine war Martin Kinnich. Ihm war, als dem Urheber des Bauernaufſtandes, dasſelbe Loos zugedacht, wie Peter Bureſch, aber in Berückſichtigung des Fürwortes von Seiten Mika's und der Väter Jeſuiten für die guten Dienſte, die er im Verlaufe der Begebenheiten geleiſtet, zu zehnjähriger Zuchthausſtrafe und Schanzenarbeit begnadigt worden. Da ſaß er nun im Loche, die Zeit erwartend, bis ihn Graf Bombelles mit ſich fortnehme nach Prag und ihn ſeiner Beſtimmung in Ketten und Banden entgegenführte. Zeit genug hatte er, in ſeiner Einſamkeit darüber nachzudenken, wie er ſich von dieſer Beſtimmung befreien könne, und er benutzte die Zeit.

Peter Bureſch, im unterirdiſchen verfallenen Gemach des alten Schloſſes, das von Außen wie jeder andere unſchuldige Hügel ausſah, erfuhr von Allem nur, was ihm Lunetta zu berichten für gut fand. So wußte er nichts von den Wunden ſeines Vaters, und ausgeſtreckt auf ſeine Hirſchhaut, beleuchtet vom Flackerlichte des Kienſpans in der Ecke, aß er vom Braten und trank vom Wein, die Lunetta den Soldaten im Dorfe, während ſie tanzte, ſang und prophezeihte, vom Wachtfeuer wegſtahl. Er lachte über die dummen Bauern, die nur zu dulden haben, was ſie verdienen, und fühlte ſich am wohlſten, wenn ein Panduren-Piquet, das nach ihm ſuchte, gerade über ſeinem Haupte auf dem einladenden Hügel Raſt hielt und man unten im Gemache ihre Flüche und Verwünſchungen über die vergebliche Mühe hören konnte. — Ihr armen Jungen oder Helden*), ſagte er dann, bald hoffe ich Euch aus meinen Wäldern in einem höflichen Briefe anzuzeigen, daß Eure Mühe vergebens iſt und ich glaube, Ihr werdet dann davon überzeugt ſein!

Es war nämlich abgemacht, daß noch dieſe Nacht Lunetta einem einquartirten Soldaten die ganze Kleidung vom Bette ſtehlen und Peter Bureſch bringen ſolle. In dieſer Verkleidung war es dann leicht, durch die Kette der ausgeſtellten und reitenden Poſten in die Wälder zu entkommen.

Aber in dieſer Nacht ſollte noch etwas Anderes geſchehen.

Martin Kinnich hat die Zeit zum Nachdenken gehörig benutzt. Als er das Geſchrei der geprügelten Bauern hörte, kam er ſchnell mit ſeinem Nachdenken zum Ziele. Am Abend ließ er dem Grafen Bombelles ſagen, er habe mit ihm in aller Unterthänigkeit etwas ſehr Wichtiges zu verhandeln. Es kam keine Antwort. Was ſollte der Bauer mit dem Grafen Wichtiges zu verhandeln haben? Da ließ ihm Martin Kinnich ſagen, er kenne den Aufenthalt Peter Bureſchs und nach wenigen Minuten ſtand er vor dem Grafen.

---

*) Die Kroaten lieben es, ſich unter einander mit „Held" anzureden.

Wo iſt er? — wo ſteckt er? — ſprich, ſchnell! — rief ihm der Graf entgegen.

Verzeihung, allergnädigſter Herr! — antwortete Kinnich, ſich tief verneigend, das geht nicht ſo ſchnell — ich habe meine Bedingungen.

Bedingungen? — rief der Graf — frecher Bauer, Du wagſt es, von Bedingungen zu ſprechen? Ich laſſe Dir hundert Stockſtreiche aufzählen, das wird Dir die Bedingungen austreiben.

Hundert Stockſtreiche mehr oder weniger — ſagte Kinnich, indem er die Ohren zwiſchen die Schultern zog — man muß ſich daran gewöhnen, wenn man ſich auf zehn Jahre Zuchthaus vorzubereiten hat. Ich kann von meinen Bedingungen nichts nachlaſſen, gnädiger Herr.

Einen Menſchen, bei dem es ſich um den Galgen handelt, zu verrathen, das iſt nichts Kleines und will gut verkauft ſein.

Und wie theuer verkauft, Schurke? —

Um zehn Jahre Zuchthaus!

Ho ho!!

Kinnich ließ ſich nicht ſtören und fuhr mit ruhiger Frechheit fort: Ich kann nicht anders. Warum haben mir Euer Gnaden den Galgen nachgelaſſen? Weil ich offenbar Verdienſte hatte, Verdienſte um Thron und Altar, weil ich eine Konſpiration mit dem Feinde Ihrer Majeſtät aufgedeckt habe und Manches that, was die Fortſchritte der dummen, verführten Bauern aufhielt. Man hat aber noch nicht erkannt, daß ich, den man den Anſtifter des Aufruhrs nennt, zu Anfang nur den Oberbefehl übernahm, um ungeſetzliche Thaten zu verhindern — warum hätte ich ſonſt ſo viele Tage lang in den Wäldern gefaullenzt? —

Aus Feigheit, du Schurke! rief der Graf.

Feigheit, eine ſehr lobenswerthe Feigheit, die es nicht wagt, ſich gegen die Geſetze Ihrer Majeſtät aufzulehnen, eine Feigheit, die man allerunterthänigſte, rühmenswerthe Unterthanentreue nennen ſollte — und das war es!

Kinnich hielt inne, um zu ſehen, welche Wirkung ſeine wohlgeſetzten und gut ausgedachten Worte auf den Grafen hervorbrachten. Da dieſer ſchwieg, fuhr er fort: mag man mich feig nennen — ja, ich bin es dem Geſetz und Ihrer Majeſtät der Kaiſerin gegenüber. Ich wollte nur ſagen, daß wenn ich durch die Gnade Ihrer Majeſtät meiner Verdienſte wegen vom Galgen zum Zuchthaus begnadigt worden bin, ich wohl eines neuen Verdienſtes wegen vom Zuchthaus zur vollkommenen Verzeihung begnadigt werden könnte.

Das kann nicht ſein! — rief der Graf.

Doch, Eure Gnaden haben Vollmacht — rief Martin Kinnich und warf ſich vor die Füße des auf- und abwandelnden Grafen — und ich habe Weib und Kind!

Der Graf blieb ſtehen und ſah verächtlich auf den Knieenden nieder. Was bieteſt Du für deine Begnadigung? —

Peter Bureſch! — rief Kinnich laut — Peter Bureſch, den unruhigſten und gefährlichſten Kopf, der das Land noch tauſend Mal aufwiegeln kann, der die Wälder entvölkert, ein Schreck aller Förſter und forſtbeſitzenden Herrſchaften.

Wann? fragte der Graf weiter.

In einer Stunde! rief Martin Kinnich eifrig.

Gut! — ſagte der Graf nach einigem Nachdenken.

Martin Kinnich küßte die Hände des Grafen. — Aber ich brauche Soldaten! ſagte er endlich. —

Nimm dir zehn Mann mit! —

Zehn Mann? — ſagte Kinnich beſorgt — Peter iſt ſtark wie ein Rieſe und liſtig und verſchlagen — ich brauche wenigſtens zwanzig Mann.

Nimm ſo viel du willſt, feige Memme!

Martin Kinnich ſoll ſich mit der halben Kompagnie beeilen, an deren Spitze er, die ausgedehnte Vollmacht benützend, dahinzieht, ſtolz wie ein Feldhauptmann, ſobald er ins Freie kommt, aber ſchleichend und gebückt, ſo lange es zwiſchen den Häuſern des Dorfes hingeht. — Er ſoll ſich beeilen, denn eben iſt Peter Bureſch damit beſchäftigt, ſeinen gewaltigen Leib in die enge Soldatenjacke zu zwängen, während Lunetta vor Ungeduld mit den Füßen zappelnd neben ihm ſteht und den hohen, ſpitzzulaufenden ſchwarzen Czako mit dem gelben Adler in Händen hält.

Nein! — ruft plötzlich Peter Bureſch — lieber liege ich noch ein Jahr in dieſem Loche, als daß ich dieſe bunte Knechtlivree nur eine Stunde am Leibe behalte.

So ſprechend reißt er die bunte Jacke wieder von den Schultern, wirft ſie weit weg in einen Winkel und ſich ſelbſt auf die Hirſchhaut.

Lunetta hebt die Jacke wieder auf. Ach! fleht ſie, Du brauchſt ſie ja nicht einmal eine Stunde zu tragen. In den Eiſenhämmern bei Hluboſch kannſt Du ſie wieder abwerfen. Aber jetzt beeile Dich. Ich bitte Dich, mein theurer Herr, — es iſt keine Zeit zu verlieren und wir haben noch ſo viel zu thun. Muß ich Dir nicht noch den Bart ſcheeren und einen Zopf flechten?

Einen Zopf? — lacht Peter Bureſch und ſieht ſie erſtaunt an — glaubſt Du ich würde mir einen Zopf flechten laſſen und wenn der Galgen hier zwei Schritte von mir vor meinen Augen ſtände? Ha ha! — einen Zopf!

Nun gut, es wird vielleicht auch ohne Zopf gehn — aber nimm die Jacke, mein theurer Meiſter! flehte Lunetta.

Warum drängſt Du ſo auf die dumme Verpuppung? — das kann auch in zwei Stunden oder morgen oder übermorgen geſchehen!

Ach, es iſt mir ſo weh zu Muthe! — wimmerte Lunetta — es liegt mir ſchwer wie ein Alp auf der Bruſt und iſt mir, als ob wir ſehr zu eilen hätten.

Lunetta hatte es kaum geſagt, ſo hörte man draußen rings um den Hügel ein Geräuſch von Waffen, Schritten, Kommandoworten.

Jetzt kann ich doch nicht fort — ſagte Peter Bureſch mit gedämpfter Stimme — ſie lagern wieder ums alte Schloß. Sei ſtille!

Lunetta war ſtille, ſie wagte es kaum zu athmen. Aengſtlich kauerte ſie ſich in den Winkel und ſtarrte unverwandten Blickes durch die Dämmerung nach dem Steine, der die Thüre dieſes verborgenen Gemaches bildete. — War es das bewegliche Licht des Kienholzes, das ſie täuſchte, oder bewegte ſich wirklich der Stein? Zitternd aber unhörbar kroch ſie auf Peter Bureſch zu und umklammerte ihn mit beiden Armen, immer nach dem Steine hinſtarrend. Es war nicht das täuſchende Licht — der Stein bewegte ſich wirklich, er fiel und hereinſtrömten, mit Luchsaugen ſuchend, gebückt, mit vorgehaltenen, langen Flintenläufen, immer lächelnd, die Panduren.

Ein furchtbarer Schrei, der in der Wölbung klagend und traurig wiederhallte, drang aus Lunettas Bruſt. Mit einem Sprung war ſie am leuchtenden Kienſpan, warf ihn zur Erde und trat mit ihren nackten Füßen darauf, um Peter Bureſch in Nacht zu bergen. Es war zu ſpät, die Rothmäntel haben gute Augen.

Am frühen Morgen ſchon war das Dorf Duſchnik von Soldaten wie ausgefegt — die Bewohner ſchliefen noch — aus weiter Ferne hörte man nur noch die Trommel. Mitten im Dorfe an dem großen Kaſtanienbaum hing Peter Bureſch — ihm zu Füßen ſaßen der Alte vom Hammer und Lunetta. Sie warteten bis die Soldaten weit genug ſein würden, um dann Peter Bureſch abzuſchneiden. An demſelben Baume klebten noch Peter Bureſchs Kriegsartikel.

Der alte Bureſch ſaß da, kalt, ſtumm, ſtarr vor ſich hinſehend, während kalte Thränen auf ſeinen Wangen ſtanden. Zum erſten Male ſeit langer Zeit ſpielte er wieder mit ſeinen Schlangen und bedauerte wohl, daß ſie keine Giftzähne hatten.

Von Zeit zu Zeit wandte er ſich zu Lunetta und ſprach kurze Worte, die ſie nicht hörte und deren Sinn, wenn man ſie zuſammenhielt, ungefähr war: Lunetta, ich gehe mit Euch zu den Zigeunern — meine Schlangen können ſchön tanzen und ich werde Euch viel Geld einbringen. Lunetta, ich gehe nicht mehr fort von Dir, denn Du haſt ihn geliebt.

Lunetta hatte den Kopf tief hinabgebeugt in ihren Schooß, und ſang gedankenlos und mit tonloſer Stimme traurige Zigeunerweiſen, ſo leiſe, daß nur ſie ſelbſt ſich hören konnte.

In ſpäter Abenddämmerung erſchien eine alte, auf Krücken gebeugte Zigeunerin mit vielfachen Pflaſtern im Geſicht, bei Martin Kinnich und bat um Herberge. Es iſt ein halber Aberglaube — aber man wagt es nicht oft, Zigeunern ein Obdach zu verſagen, und ſchickt ſie meiſt in die Scheunen. Auch die alte Zigeunerin wurde in die Scheune geſchickt und es war noch nicht Mitternacht, als ſchon Scheune und Haus in Aſche lagen und die Zigeunerin verſchwunden war. — Martin Kinnich war ein Bettler und zog als ſolcher durchs Land. Auch der Bauernadvokat war ein Bettler, denn der

Kontrakt mit dem Prager Holzlieferanten leerte ihm noch die Strümpfe mit Thalern, die er aus dem Brande gerettet hatte. Wenko konnte ihn nicht ernähren, denn er war mit fortgenommen worden, als man dieſe Gegend von aller waffenfähigen Mannſchaft reinigte.

Das iſt die ſonderbare Geſchichte eines Bauernkrieges, um welchen man ſich in dem allgemeinen Kriege, der damals die Welt elend machte, nicht kümmerte und von welchem ſo wenig Urkunden ſprechen, daß ein gewiſſenhafter Geſchichtſchreiber oder Leſer ſie nicht zu glauben braucht.

Die Zeit der Bauern war, wie Peter Bureſch und Nicolaus Weißhaupt ſagte, noch nicht gekommen, auch unter Kaiſer Joſeph war ſie noch nicht gekommen; ſie iſt heute noch nicht da — wann wird ſie kommen? —

* * *

Bayerische Staatsbibliothek München

Zeitlosen.

Zeitloſen.

Gedichte

von

Moritz Hartmann.

[illegible]nſchweig,
Druck [illegible] von Friedrich Vieweg und Sohn.
1858.

Die Herausgabe einer Uebersetzung in französischer, englischer und anderen modernen Sprachen wird vorbehalten.

Frau

Josephine von Wertheimſtein

nehme

dieſe Blätter

als

Zeichen der Verehrung

vom

Verfasser.

Paris, 1858.

Inhalt.

Seite

I. Erzählende Gedichte.

Das Mährchen 3
Pyränus 5
Der alte Reitersmann 9
Die Perlen 14
Die Lampe 18
Herr Nage 21
Gaſtgeſchenke 23
Ben Ali 25
Die Prieſter 28
Artanen 33
Gabriel von Salus 35
Königin Eliſabeth:
  1. Walter Raleigh 37
  2. Wie Ol[illegible] Betty tanzte 41
Die Friedenstaube 45
Herrn Mannwelt's Woche 49
Königliche Anerkennung. Nach Thomas Heywood 55
Der Pifferaro 57
Clariſſa. Eine dalmatiſche Sage 60

Seite

II. Symphonien.

Symphonie 1 73
Symphonie 2 78
Symphonie 3 85

III. Leben und Weben.

Antwort. An Frau G. de G. 93
Harald Haarfager 96
An eine Kranke 99
Genug 101
An die Entfernte 103
Vorwurf 105
Gruß 107
Ein Blick 109
Lied 111
Schweigen 113
Im Walde 114
Begegnung 116
O zieh mich nicht so mächtig an 117
Nebel 119
Aufs Neue 120
Vorwurf 122
Fragment. An *** 124
Erloschenes Licht 126
Am See 128
Der Wanderer 129
Gefunden 131
Erkenntniß 133
Unsere liebe Frau 134
Erster Ausflug 135
Frühling des Kranken 136

Seite
Katharine 138
An das Alter 140
Die Regentropfen 142
Verkennung 143
Frage und Antwort 145
Blätterliſpeln 146
Im Lager 147
Abdallah 148
Ein Augenblick 150
Nacht 152
Veränderung 154
Nach dem Gewitter 156
Ein Schmerz 157

Sonette:

    Gewährung 159
    Räthſel 160
    Geneſung 161
    Herbſt 162
    Schwarze Nacht 163
    Die letzte Hoffnung, 1. u. 2. . . . 164
    An einen jungen Chemiker 166
Sprüche und Stammbuchblätter 167
    (Einſamkeit) 172
    (Homer) 174
    (An die Dramatiker) 174
    (An Ludwig Pfau) 176
IV. Der Camao 177

V. Heimkehr und Flucht (1846).

Heimkehr. 1. 2. 3. 4. 5. 6. . . . . 215—226

Seite
In der Heimath. 1. 2. 3. 4. 5. . . . . 227—235
Die Flucht. 1. 2. 3. 4. 5. 6. 7. . . . . 236—245

VI. Aus dem Süden.

An G*** 249
Ankunft 252
Wunſch 254
Alter Brauch 255
Zuruf 256
Noch nicht 257
Zuletzt 259
Nebelmorgen 260
Erinnerung 261
Wiederſehen 263
Ein Wrack 265
Dünenſand 267
Abendgang 268
Morgen am Strande 270
Nacht nach dem Sturme 271
Meeresſtille 272
Troſt 273
In der Fiſcherhütte 275
Rhoda 276
An das Leben 279
Im Parke 281
Ein Tropfen des Meeres 283
Provençaliſch 284

VII. Bulgariſche Volkslieder (freie Bearbeitungen), 1 – 15. . . . . 285—313

Seite

VIII. Gedichte des Fray Luis Ponce de Leon,

geb. 1527, geſt. 1591.

Im Versmaß des Originals aus dem Spaniſchen überſetzt.

Die heitere Nacht 317

An die Einſamkeit 322

Die Himmelfahrt 326

Getäuſchte Hoffnungen 329

Grabſchrift des Infanten Don Carlos . . . 333

Geſang auf den Tod des Infanten Don Carlos 334

I.

Erzählende Gedichte.

Das Mährchen.

Eine Amme hatt' ich, eine gute Alte,
Tauſend Mährchen hatt' ſie ſtets im Hinterhalte.

Von verwunſch'nen Prinzen, Bäumen, welche ſingen,
Und von andern, welche voll von Kuchen hingen;

Von verſunk'nen Schlöſſern, die im Meere blitzen,
Von verhexten Fräulein, die in Perlen ſitzen;

Von hochbein'gen Fiſchen, die ſpazieren gehen,
Und bei Nacht dem Thürmer in die Bibel ſehen;

Von den Vögeln ohne Füße, die ſich ſchwingen
Hoch und höher, bis ſie in den Himmel dringen.

Aber jeden Abend, wenn ſie angefangen
Und wenn ſie geendet, ließ den Kopf ſie hangen.

Und ſie ſeufzt: das Schönſte kann ich doch nicht ſagen,
Und das iſt der Kummer meinen alten Tagen.

Sterben werd' ich Alte, aber unerzählet
Bleibt die Mähr von allen Mährchen auserwählet.

Mancher hat's vernommen, Mancher hat's geleſen;
Es zu ſagen, Niemand iſt's im Stand geweſen.

Denn es iſt im Mährchen ſo viel Zauber drinnen,
Daß die eignen Zauber ſelber es umſpinnen.

Ein verhextes Mährchen iſt es, — unausſprechbar
Bleiben ſeine Wunder, und ſein Bann unbrechbar.

Pyränus.

Pyränus herrſchet im Winter nur
In pyrenäiſchen Thalen,
Wenn Eis und Schnee bedecken die Flur;
Niemals in des Frühlings Strahlen.

Denn wenn er dem Frühling ins Auge ſchaut,
So muß ſein Aug' erblinden,
Es muß ſein Leib, in Tropfen zerthaut,
Wie Schnee in der Sonne ſchwinden.

Nie hat er eine Schwalbe geſehn,
Nie ſah er ein Veilchen ſprießen,
Nie eine Roſe dem koſenden Weh'n
Die grünen Knospen erſchließen.

Nie iſt er einer Nachtigall
In Buſch und Walde begegnet,
Nie hat vom Himmel der Lerche Schall
Auf's Haupt ihm niedergeregnet.

Der Maladetta-Berg, der verflucht,
All ewig vom Eiſe umgoſſen,
Hält ihn in dunkler Grott und Schlucht,
Weil's draußen lenzet, umſchloſſen.

Da ſitzt er drin im felſigen Saal
Mit Hofgeſind und Heere,
Ob auch nach Frühlings- und Sonnenſtrahl
Die Sehnſucht ihn verzehre.

Er träumt von Liebe und Frühlingslicht,
Von Liebe und Frühling zuſammen,
Er kennt des Einen Gluthen nicht,
Und nicht der Anderen Flammen.

Das war ein tückiſcher Lerchenſchlag,
Der alſo mächtig erklungen,
Daß er aus dem leuchtenden Frühlingstag
Bis hinab zum König gedrungen.

Es wiederhallte der Speer an der Wand,
Es tönte in allen Kryſtallen,
Es bebte des Königs Herz — er ſtand
Am Eingang der dunkeln Hallen.

„Hinaus, hinaus, zum Frühling hinaus,
Er will uns gütig begnaden,
Er wird nicht morden im eigenen Haus,
Sein Herold hat uns geladen.“

Er eilt die felſigen Treppen hinauf,
Geſchwinde, ach, geſchwinde,
Ihm folgen nach, im fliegenden Lauf,
Vaſallen und Hofgeſinde.

Da ſteh'n ſie mitten im Frühling drin,
Die Veilchen blühn, die ſüßen,
Die Schwalben fliegen daher und dahin,
Die Roſen nicken und grüßen.

Die Sonne hüllt in goldenen Glanz
Die Berge, die heiß erglühten,
Dem König fällt auf's Haupt ein Kranz
Von weißen und rothen Blüthen.

Er ruft: „Wie biſt du ſo ſchön, o Welt,
O Frühling, wie reich an Glücke!“
Er küßt ſeine Frau, die im Arm ihn hält,
Daß ihn die Luſt nicht erdrücke.

Er blickt ihr dabei ins Auge klar,
Er weiß nicht, was es bedeute,
Sie iſt ſo lieblich, wie ſie fürwahr
Noch nie geweſen bis heute.

Er blickt ihr ins Aug' und er vergißt
Den Frühling mit ſeinem Wehen,
Vergißt die Welt, die ſo herrlich iſt,
Und daß er nun muß vergehen.

Der alte Reitersmann.

Ich bin ein alter Reitersmann
Und habe viel erfahren;
Hab dreißig Jahre mitgethan,
Man ſieht es meinen Augen an
Und meinen grauen Haaren.
Ich bin ein alter Reitersmann
Und habe viel erfahren.

Mein Leid und Luſt und Freud' begann,
Als ich ins Land gefahren.
Vor einer Schenke hielt ich an,
Darin die Werber waren.
Hab' einen tiefen Schluck gethan —
Ich trank und war ein Reitersmann
Und habe viel erfahren.

Ich lag im Sand bei Bardewick,
Bei Bardewick auf der Haide.
Gefallen war mein gutes Pferd,
Gebrochen war mein gutes Schwert,
Mein Schwert und auch die Scheide.
Wund war mein Herz und trüb mein Blick
In Leide,
Bei Bardewick,
Bei Bardewick auf der Haide.

Bei Bardewick iſt ein hoher Berg,
Den hat kein Menſch geſehen,
Darinnen wohnen Elf und Zwerg,
Die hin und wieder gehen
Und aus und ein
Bei Bardewick im Mondenſchein.

Die Elfenfrau kam heraus zu mir
Und ſang mir eine Weiſe;
Mein wundes Haupt lag ihr im Schooß,
Mein Blut das floß
Erſt mächtig und dann leiſe.

Mein gutes Schwert war wieder ganz,
Mein Roß ſprang auf mit Muthe,
Mein Panzer glänzte hellen Glanz
Und ich war baar von Blute,
Und als ich leer von Blute war,
Führt ſie mich in ihr Bergſchloß dar.

Da ſaß ich drin, weiß nicht wie lang,
Ach eine lange Weile,
Sah zu dem Tanz und horcht' dem Sang,
Mein Kopf war ſchwer, mein Herz war bang
Von wegen dem Seelenheile.

Ich merkt' es wohl, daß ſie verflucht,
Und in der Macht des Böſen,
Und oft genug hab' ich verſucht,
Mich mannlich zu erlöſen.
„Im Namen Gottes laßt mich los!“
— Die Elfenfraue lachte blos.

Nur wenn ſie kämpften auf Bardewicks Erd',
Hat ſie mir Urlaub geben,
Sie gab mir wieder Helm und Schwert
Und mochte ſelber mich auf's Pferd
Und in den Sattel heben.

Und ritt ich drauß, hab' ich gelacht
Und dacht': ich komm' nicht wieder.
Doch ich erlag in jeglicher Schlacht
Und die Elfenfrau kam in der Nacht
Und weinte auf mich nieder.

Sie ſang mir wieder die Wunden zu
Und ſang mir das Blut aus dem Leibe,
Dann trugen die Elfen und Zwerge
Mich wieder hinein zum Berge
Und in die ſelige Ruh —
Nicht konnt' ich zürnen dem ſtolzen Weibe.

Doch hab' ich mich zu erlöſen verſucht
Mit Beten und mit Singen,
Die Elfenfraue lachte verrucht:
„Das wird mich nimmer zwingen!
Gib dich zu Ruh, vom Böſen
Wird dich die Zeit erlöſen."

Die Zeit, die that's. Mein Haupt ward grau,
Mein Antlitz voller Falten.
Da ſprach zu mir die hohe Frau:
„Wir wollen dich nicht mehr halten."
Und magere Elfen und bucklige Zwerge
Stießen mich fort aus dem Berge.

Das that die Elfenfrau mir an
In meinen alten Jahren —
Ich bin ein alter Reitersmann
Und habe viel erfahren.

Die Perlen.

Wenn die Taucher, die von Yemen, aus der Meerestiefe ſteigen,
Und in aufgehob'nen Händen die errung'nen Perlen zeigen,
Freut des Perlenſchiffes Herr ſich über den erwünſchten Fang,
Und am Bord des Britten tönet froher Sang und Becherklang.

Aber die Araber, welche dicht gedrängt am Ufer ſtehen,
Lächeln, lachen, ja ſie ſpotten, wie das Freudenfeſt ſie ſehen.
O, ihr gottverfluchten Heiden, ruft der Mann aus Engeland,
Wenn der Perlenfang uns freuet, warum lacht ihr hirnverbrannt?

Und es ſchreitet wohl ein weiſer, greiſer Mann aus ihrer Mitten,
Selber lächelnd, aber milde, ſpricht er alſo zu dem Britten:
Laß dich nicht zum Zorn verleiten, Sohn Europas, denn ein Dorn,
Dem als Zierde nicht zur Seiten ſteht die Roſe, iſt der Zorn.

Dieſe lachen, weil die ſchlecht'ſten Perlen nur ihr könnt erringen,
Denn die ſchönſten aufzuleſen wird euch nimmermehr gelingen.
Spreu nur iſt, was ihr erbeutet, und es werde jetzt dir kund,
Was uns aus der Väter Zeiten nieder kam von Mund zu Mund.

Perlen ruh'n in dieſem Meere, Perlen ſo erhab'ner Schöne,
Wie ſie zu ertragen keinem ward vergönnt der Erdenſöhne.

Seit die Welt erſchaffen, wachſen ſie in der geheimen Nacht,
Gottes Engel ſind geſchäftig, zu vollenden ihre Pracht.

Mancher ſchon hat ſie geſehen in dem unnahbaren Schimmer,
Doch gebannt vom Schönheitszauber, ſie zu faſſen wagt er nimmer;
Mancher, der ſie ſchaute, kehrte nicht mehr heim ins Sonnenlicht,
Mancher trug ſeitdem der Sehnſucht ewiges Leid im Angeſicht.

Einſtens wird ein Auserwählter kommen zu verheißner Stunde,
Der wird die gefeiten Perlen holen aus dem Meeresgrunde;
Aber das gebenedeite Land im ganzen Erdenkreis
Arabiſtan wird ihn zeugen. — Alſo redete der Greis.

Und der Arzt des Perlenſchiffes, dem ich dieſes nacherzähle,
Sprach zu mir; des Greiſen Worte regten ſeltſam meine Seele.
Perlen gibt es, die kein Taucher noch an's Tageslicht gebracht,
Seligkeiten der Erkenntniß blüh'n in dicht verhüllter Nacht.

Mancher ſah in ihre Augen und erblindete im Lichte,
Manchem ward in ew'ger Sehnſucht alle ſeine Kraft zu nichte;
Ahnung eines Unerreichten iſt's, was jedes Volk beſeelt,
Und das Höchſte zu erringen glaubt ſich jedes auserwählt.

Die Lampe.

Ein Rabbi war im alten Prag,
Ein guter Mann und gottergeben,
Der treulich ſeiner Lehre pflag
Und klug erklärte Buch und Leben.
So mocht' er ſtandhaft alle Plagen
Des Geiſtes und des Leibes tragen,
Und hatt' er nicht den Biſſen Brod,
Er ſprach: Ein Schein nur iſt die Noth.

So gut nicht wurd' es ſeinem Weibe,
Die ſah mit Trauer, ohne Troſt
Das ſchlechte Kleid auf ihrem Leibe,
Auf ihrem Tiſch die ſchlechte Koſt.
Das war ein täglich Leid, zu Gram
Erſt wurd' es, wenn der Sabbath kam,
Und ihr Jedwedes abgegangen,
Den Feſttag feſtlich zu empfangen.

Ihr Aug' von Thränen angefüllt,
Rief ſie: Kein Fiſch iſt in der Pfanne,
In Fetzen du und ich gehüllt,
Kein Wein zum Segen in der Kanne!
Er nahm ſie lächelnd bei der Hand,
Und nach der Lampe hingewandt,
Die von dem Sims, mit ſieben Zinken
Gleich einem Sterne ſchien zu winken,

Sprach er, als ob er ſagen wollt'
Ein groß Geheimniß: Laß die Sorgen,
Verrath es nicht, ſie iſt von Gold!
O ſieh' ſie an — in ihr verborgen
Iſt mancher wohlbeſetzte Tiſch,
Und Wein zum Segen, Fleiſch und Fiſch,
Und prächtiger Brokat und Seide
Für dich und mich zum ſchönſten Kleide.

„Sie iſt von Gold," — ſie lispelt's kaum
Dem Rabbi nach, voll gläub'ger Freude,
Ihr Elend ſchwindet wie ein Traum,
Und frohen Sabbath feiern Beide.

Nun iſt's genug bei allem Weh,
Daß ſie nur auf zur Lampe ſeh'. —
„Sie iſt von Gold" — und alle Plagen
Will ſie noch dieſen Sabbath tragen.

Mit ſolchem Blick, mit ſolchem Wort
Täuſcht ſie durch Leiden und Entbehrung
Von Sabbath ſich zu Sabbath fort,
Ihr blinkt ja aller Luſt Gewährung.
So lächelt ſie von Tag zu Tag,
Bis daß ſie auf der Bahre lag.
Der Rabbi ſprach: O meine Taube,
Du lehrteſt mich, was ſei der Glaube.

Herr Aage.

Herr Aage, wie der reiten kann,
Wie der ſitzt auf ſeinem Pferde,
So ſitzt, ſo reit kein ander Mann
Auf dieſer däniſchen Erde.
Er reitet in die grüne Welt hinein.

Er ritt hinaus bei Morgenroth
Aus ſeinem marmornen Schloſſe,
Es ſprang ſein Herz und er war todt
Und ſaß noch auf ſeinem Roſſe.
Er reitet in die grüne Welt hinein.

Drei Prinzen würfelten wo er ritt
Im Weghaus und hoben die Becher.
Steig ab, Herr Aage, und würfele mit
Und trinke, du tapferer Zecher!
Er reitet in die grüne Welt hinein.

Die Hochzeit ziehet über den Plan,
Die Braut im grünen Kranze —
Halt an, Herr Aage, du froher, halt an,
Du Tänzer, komm zum Tanze.
Er reitet in die grüne Welt hinein.

Am Fenſter ſitzet in Zindel und Seid'
Stolz Elin und weinet bitter:
So kommſt du endlich, mein Glück und Leid,
Du ſchöner, treuloſer Ritter!
Er reitet in die grüne Welt hinein.

Die Hochzeit tanzt, die Jungfrau weint,
Die Prinzen würfeln und ſcherzen,
Die Vöglein ſingen, die Sonne ſcheint
Hoch über dem todten Herzen.
Er reitet in die grüne Welt hinein.

Gastgeschenke.

Herrn Wendl, den's von dannen treibt,
Was gebt ihr dem lieben Gaſte,
Ihr Kinder, wenn er länger bleibt,
Daß gern er bei uns raſte?

Ich geb ihm, ſprach der Aeltſte geſchwind,
Den Falken, meinen Genoſſen,
Einſt war er gut, jetzt iſt er blind,
Auch iſt ſein Flügel durchſchoſſen.

Der Zweite ſprach: Ich geb' ihm dazu
Den Pfeil, den wunderbaren,
Der immer den Feind gelaſſen in Ruh
Und dem Schützen ins Herz gefahren.

Das Töchterlein hörte zu in Leid,
Dann ſprach es mit Zagen und Bangen:
Ich geb Herrn Wendl zu jeder Zeit
Was er nur mag verlangen.

Ich geb ihm meinen Scharlach voll Pracht,
Von meinem Halſe die Kette,
Von meinem Finger den Ring und zur Nacht
Mein eiderdunenes Bette.

Herr Wendl, ihr ſollt beurlaubt ſein,
Ich höre traurige Mähre,
Zu wenig behagt ihr den Knaben mein,
Dem Töchterlein allzuſehre.

Ben Ali.

Ben Ali zog mit ſeinem Heer raſch vor Orejas
feſtes Schloß,
Das Don Alfons belagert hielt, der Chriſt mit
einem ſchwachen Troß.

Und wie er ankam zum Entſatz, rief ihm der
Chriſtenkönig zu:
Ben Ali, Scheich, ein wahrer Held läßt einen
Troß, wie den, in Ruh.

Bemüh' dich um ein Schlößlein nicht, und nicht
um einen ſolchen Schwarm,
Und ſpare für Toledo auf, das ich beſetzt, den
Heldenarm.

Ben Ali findet wahr das Wort und eilt vor jene feſte Stadt,
Drin' Berengella, Alfon's Weib, ſeit Wochen Hof und Haushalt hat.

Die rufet ihm vom Walle zu: Nicht gegen Weiber kämpft ein Held,
Du ziehe gen Oreja, dort mit Männern ſteht mein Mann im Feld.

Ben Ali findet wahr das Wort, und, um zu zeigen jener Frau,
Daß er als Mohr die Frauen ehrt, hält ihr zu Ehren eine Schau.

Er läßt ſein Heer an ihrem Aug' prachtvoll vorbeizieh'n reihenweiſ',
Die Königin ſieht lächelnd zu, und ſchickt ihm einen Ring als Preis.

Er eilt auf raſchen Wegen fort und wie er vor Oreja kam,
Hat es der König ſchon beſetzt, heim zieht Ben Ali voll von Scham.

Und in Cordoba beuget er vor dem Kalifen das Genick:
Nimm dieſen Kopf als Buße hin für Mißgeſchick und Ungeſchick.

Doch der Kalife lächelt mild, und hebt ihn auf mit gnäd'ger Hand:
Zwei Feinde haben dich beſiegt, gen die ich niemals dich geſandt.

Zu ſiegen über reinen Sinn, wär' es an einem ſchon genug:
Der eine Feind heißt Chriſtenliſt, den andern nennt man Weibertrug.

Die Prieſter.

Römerfahnen ſeh'n vom Berge nieder
Auf die Stadt, die tief im Thale ruht;
Aus der Stadt ertönen Chriſtenlieder,
Oben raucht der Heiden Opferglut.
Und der Cäſar, der die Römer führet,
Blicket mit hinab und ſpricht gerühret:
Meiner Mutter Lieder klangen ſo,
Wenn ich in der Nacht ihr nachgeſpüret —
Und die Stadt brennt heut' noch lichterloh.

Und er ſetzt ſich hin, geheim zu weinen,
Und durch Thränen auf die Stadt zu ſeh'n,
Während Prieſter an den Opferſteinen
In der Lämmer Eingeweide ſpäh'n.
And're deuten mit erhob'nem Stabe
Nach der Kirche dort, wo Dohl und Rabe
Von dem erſten Morgenfluge ruh'n;
And're forſchen, ob die Weizengabe
Haſtig oder träge pickt das Huhn.

Aber die Pontifizes entweichen
Von dem Opferplatze ſtill und ſacht;
Aus dem Lager durch die Klüfte ſchleichen
Sie zum Walde, wo kein Römer wacht.
Und es kommen ihnen dort entgegen
Andre Prieſter auf geheimen Wegen,
Die verſchieden ſind an Tracht und Art:
Blaſſe Lippen, die ſich lispelnd regen,
Harte Kutten, lang und weiß der Bart.

Stummer Gruß — dann murmelt der Latiner:
Eile treibt uns, eh' das Opfer um!
Raſch, ihr des erſchlagenen Gottes Diener,
Weiht uns ein in das Myſterium,
Daß wir wiſſen, ob wir ſie bekennen
Eure Lehre, ob uns länger trennen
Soll der Völker fromme Glaubenswuth,
Eilet, daß nicht eure Stadt verbrennen
Möge in des Cäſars Römerglut.

Und vertraut uns das Geheimniß, welches
Eure Schaar dem Opfermeſſer neigt,
Und den Rauſch, der aus des Opferkelches
Grunde in das Haupt der Gläub'gen ſteigt.
Denn wir ſeh'n, und ſehen es mit Neide,
Wie der Chriſt der Knechtſchaft und dem Leide
Gern ſich hingibt für den todten Gott.
Venus, Phöbus, Freudengötter beide,
Werden dem Gekreuzigten zu Spott.

Und ein greiſer Biſchof ſpricht die Worte:
Hirten ſind wir, und es darf der Hirt
Sagen ſeiner Heerd an jedem Orte:
„Hier iſt Weide, hier biſt du verirrt!“
Daß ſie lieben, ſaget, wenn ſie dienen,
Und daß ſie vom Himmelsglanz beſchienen,
Wenn ſie jammern — nennet Luſt das Leid!
Und der Tod, er dünkt das Leben ihnen,
Und die Welt gehört der Chriſtenheit.

Die Pontifizes erwägen ſchweigend
Des Ergrauten kurz gefaßtes Wort,
Und ſie gehen, ihre Häupter neigend,
Die zur Stadt und die zum Lager fort.
Bei den Zelten ſind geſchäft'ge Hände,
Um das Wurfgeſchoß die Flammenbrände
Aufzuhäufen eifrig, fromm bereit.
Sie erwarten nur des Opfers Ende,
Bis der Haruſpex hat prophezeiht!

Aber in die Eingeweide blicken
Zögernd noch die Prieſter lang und bang,
Die aus dem Gebüſche treten, nicken,
Wie vom Thal heraufſteigt Glockenklang.
Und ſie rufen Alle: „Weh', es landen
Unſ're Götter an des Orkus Stranden,
Der Olympos iſt am Kreuz zerſchellt.
Einer nur iſt ſiegreich auferſtanden,
Dem Gekreuzigten gehört die Welt!

„Freudenmüde, matt von Luſtgelagen
Iſt die Erde, die nach Schmerz begehrt,
Und wie jener Gott ſein Kreuz getragen,
Soll zum Heil ſie wallen qualbeſchwert.
Pan iſt todt! ſo ſchallt es durch die Lüfte,
Alle Götter ſinken in die Grüfte,
Es zerbricht der freud'ge Thyrſosſtab.
Herzberauſchend weh'n die Weihrauchdüfte,
Ehrt den Erdball als ein heil'ges Grab!“

Aus dem Thale ſchallen Pſalmodieen
Wie von Sterbeſeufzern untermiſcht,
Krieger, Prieſter liegen auf den Knieen,
Und der Brand am Wurfgeſchoß erliſcht.
„Brüder meiner Mutter, eure Stätten
Seh' ich wohl aus dem Verderben retten,“
Ruft der Cäſar, vor Erſtaunen bleich,
„Doch ich ſehe auch die neuen Ketten,
Volk und Cäſar feſſeln ſie zugleich.“

Avignon.

Clemens trat aus dem Palaſte,
Den in Avignon er baute.
Sein Palaſt glich einer Veſte
Und er ſelber einem Krieger.

An der alten Marmorſäule,
Trümmer eines Römertempels,
Lehnt ein Mädchen, ſchön wie keines,
Und er fragt ſie, was ſie wolle.

„Arles, die Stadt der alten Heiden,
Arles, die Stadt der Griechenſchönheit,
Nenn' ich meine Heimath — heidniſch
Fühlen wir uns, wir Arleſer.

„Um das Heil zu ſuchen, macht ich
Heut' mich auf als Pilgerin,
Ob ich mich in deiner Nähe
Chriſtlich fühle, heil'ger Vater.

„Aber meine Wallfahrt dünkt mich
Ach, vergeblich! Wie ich ſchaue
In dein Auge, ſchlagen alle
Pulſe weltlicher als jemals."

„Und wie dir, ſo mir ergeht es!'"
Liſpelt Clemens, und er führt ſie
In die Veſte, wo die ganze
Chriſtenheit ſie bald beherrſchte.

Gabriel von Salus.

> Gabriel de Saluze, evêque d'Aire qui n'avait pas été consacré, se mariait et gardait son evêché.
>
> (Histoire du midi de la France, Mary-Lafont. 3 tome.)

Der Biſchof Gabriel von Salus
Im ſechzehnten Jahrhundert
Ward nicht genugſam als Genius
In ſeiner Zeit bewundert.

Sein ganzes ſchönes Daſein beſtand
Aus zerſtreuenden Contraſten,
Er war auch beneidet im Frankenland
Von allen Ekleſiaſten.

Nie ward er im Grunde zum Pfaffen geweiht,
Doch hat er das Handwerk getrieben;
Und als er ſpäter weltlich gefreit,
Iſt er doch Biſchof geblieben.

Die Heerde, die er zur Hochzeit lud,
Speiſt er aus dem Kirchenſchatze,
Zur Feier des Tags, mit dem Biſchofshut
Bedeckt er die heilige Glatze.

Die Kinder, die der Himmel ihm gab,
Erzog er im Glauben, im reinen,
Nie anders, als mit dem krummen Stab,
Hat er gezüchtigt die Kleinen.

Man ſagt, daß es rührend zu ſehen war
Dies Bild vom häuslichen Leben;
Der fromme Biſchof im rothen Talar,
Von Weib und Kind umgeben.

Er ſtarb, wie er lebte, mit frommem Sinn,
Der Witwe ließ er, der treuen,
Troſtloſen, den Platz einer Biſchöfin,
Die Kinder bekamen Abteien.

Königin Eliſabeth.

I.

Walter Raleigh.

In England iſt's bekannt genug,
Daß die erſten Strümpfe, die man ſtrickte,
Eliſabeth, die Königin, trug;
Stadt Briſtol war's, die ſie ihr ſchickte.

Allein bekannt iſt's der ganzen Welt,
Was ich nicht erſt zu ſagen brauchte,
Daß Walter Raleigh, der ſchöne Held,
Daſelbſt die erſte Pfeife rauchte.

Ausſchifft' er nach Amerikas Strand,
Auf daß er El-dorado entdecke,
Und als er dort den Tabak fand,
Glaubt er erfüllt ſeine Reiſezwecke.

Nun raucht er früh, nun raucht er ſpät,
Er rauchet, wenn er Verſe ſchnitzet,
Geſchichte ſchreibt, zu Hofe geht,
Er raucht, wenn er zu Pferde ſitzet.

Er ſaß im Garten von Sommerſethaus,
Umhüllt von Wolken grau und blauen,
Da kam aus dem Palaſte heraus
Eliſabeth mit ihren Frauen.

Sir Walter, ſprach ſie, du weiſer Thor,
Mein England füllſt du mit blauen Dünſten,
Man hat mir erzählt — jetzt mach' mir vor
Etwas von deinen neuen Künſten.

Sir Walter, als ein treuer Vaſall,
Er zaudert nicht lang nach ſolchem Befehle;
Er blies vom Mund einen dampfenden Schwall,
Er rauchte ſchön, er rauchte mit Seele.

Er ließ vor den Augen der hohen Frau
Viel hundert Gebilde aufwärts ſteigen,
Bald ſah ſie einen Himmel blau,
Bald einen tanzenden Elfenreigen.

Bald war's ein ganzer Lilienflor,
Bald waren's ſchwebende Ringe und Kreiſe;
Ein ſanftes Lüftchen trug ſie empor,
In Baum und Geſträuch verſchwammen ſie leiſe.

Schon duftete rings die ganze Luft —
Was ſoll ich lange ſingen und ſagen,
Die männliche Seele ſog den Duft,
Die Königin ſog ihn ein mit Behagen.

Und mit Behagen hat ſie geſeh'n
Den ſchönen Helden im Wolkenſchwalle,
Den Rauch aus purpurnen Lippen geh'n,
Wie Quellen aus der rothen Koralle.

Sie ſprach: du haſt mir was Schönes gezeigt
Und etwas vom allerneueſten Neuen,
Du ſchöner Held, das Haupt geneigt,
Du ſollſt es wahrlich nicht bereuen.

Ich will dir zeigen was Schöneres noch,
Sieh' hier die Strümpfe, die man mir ſtrickte!
Da hob ſie königlich keck und hoch
Den Rock, ſo hoch, als ſich's nur ſchickte.

Sir Walter beugt das Haupt und das Knie,
Er fühlt ein leiſes, ein ſüßes Erſchrecken;
Er pries die Strümpfe, er pries, wie ſie
So eng anſchmiegend das Bein bedecken.

Er pries die Königin ſelber jetzt
Und ihre Huld und hohe Gnade,
Er pries das Glück der Strümpfe zuletzt,
Und ganz zuletzt der Königin Wade.

Die Sage geht, daß jene Stund'
In Sommerſethaus und ſeinen Gärten
Zu Walter's Glück gelegt den Grund,
Und zu den Freuden, die lange währten.

Herr Walter hat die längſte Zeit
Eliſabeth's Huld und Liebe genoſſen —
Der Leiceſter ſtarb in der Einſamkeit,
Verbannt und von der Herrin verſtoßen.

Den Eſſer ſchlug ſie hinter's Ohr,
Dann ſchickte ſie ihn am Block' zu ſterben. —
Sir Walter Raleigh aber verlor
Sein Leben erſt durch ihren Erben.

2.

Wie Old Betſy tanzte!

Der Earl von Argyl hat ſeine Noth,
Des König Jakob's Geſandte;
Der wartet in London, bis mit Tod
Abgeht die theure Verwandte;

Die theure Verwandte, Eliſabeth,
Die Jakob ſoll beerben,
'ſ iſt rührend, wie ihm zu Herzen geht
Ihr Leben, und ach, ihr Sterben.

Der Earl der ſchreibet Brief auf Brief:
Heut' aß ſie wie zwei Eſſer;
Heut' ſagt man, daß ſie im Fieber ſchlief;
Heut' geht es leider beſſer.

Old Betſy hat ſchon Klüg're durchſchaut.
Ein Tanzmeiſter ſoll erſcheinen,
Will tanzen, ruft ſie, daß ihnen graut
Vor meinen noch ſtrammen Beinen.

Nun hört der Earl früh Morgens ſchon,
Was ihm das Leben verbittert,
Im Vorſaal hört er den Geigenton,
Und wie der Eſtrich zittert.

Die Thür geht auf von Zeit zu Zeit,
Da kann er das Schreckliche ſchauen;
Old Betſy ſpringt wie die jüngſte Maid,
Fürwahr, ihn faſſet ein Grauen.

Sie ſchwingt das Bein, ſie dreht ſich im Kreis,
Die Geigen jauchzen und klingen,
Ihr Haar, einſt röthlich und nun greis,
Fliegt um in ſpärlichen Ringen.

Gewiß ſie war nicht lieblich zu ſehn
Die königlichſte der Frauen.
Ihr Springen und Schwingen, ihr Schweben und
Drehn
Es kann uns nimmer erbauen.

Drum werd' uns die Große nicht zum Spott,
Die Schwäche ſei ihr verziehen,
Wir haben ſie lieb, vergeb's uns Gott,
Trotz Eſſex und Marien.

Der Löwe, der ſterbend die Kraft verliert,
Er will nicht, daß man es merke,
Er zeiget dem Hämmling, der nach ihm regiert,
Im Sterben noch ſeine Stärke.

So tanzt Old Betſy, die Löwin alt,
Bis daß ihr ausgeht der Odem;
Da liegt, wo eben der Tanz verhallt,
Die Löwin auf dem Boden.

Schnell ſchreibet der Earl von Argyl nach Haus:
Dein Himmel hängt voll Geigen,
O König Jakob, ihr Tanz iſt aus,
Und nun beginnt dein Reigen.

Der Doctor Jacobus — ſo hat ihn genannt
Frankreichs Heinrich, der Vierte —
Jacobus, nun König von Engeland,
Der gerne philoſophirte,

Er ſchrieb zurück: Mich verſtimmte ganz
Die Nachricht, wie du ſie gegeben;
Ich beſteige den Thron, und ein Todtentanz
Erſcheinen mir Herrſchaft und Leben.

Die Friedenstaube.

Guadani-Mah, der Kühnſte ſonſt der Kühnen,
Die in dem Lande Pfeil und Bogen tragen,
Geht traurig hin um einen Mord zu ſühnen.

Denn einen Mann vom rothen Stamm erſchlagen
Hat er im Streite. Mächtig ſind die Rothen,
Und ſeine ſchwächern Stammgenoſſen zagen.

Sie zagen, daß um jenen einz'gen Todten
Der Krieg ſie alle wird von dannen raffen,
Wenn Jene Rache nehmen, wie's geboten.

Doch iſt ein Weg, in Freundſchaft umzuſchaffen
Den Zorn, wenn einer ſich im Stamm bezwinget,
Und als Geſchenk empfängt des Frevlers Waffen.

So will's die Sitte, die auf Sühnung dringet.
Das iſt das Ziel auch von Guadanis Reiſe,
Der dem gekränkten Stamm die Waffen bringet.

Die Rothen lagen rings um, Kreiſ' an Kreiſe.
Die Waffen ſchärfend und das Laub der Eichen
Erſchütternd mit ſo mancher Kriegerweiſe.

Auch tanzet dort, ein ſich'res Kriegeszeichen,
Das junge Volk bewaffnet in den Mooſen.
Guadani ſieht und hört und muß erbleichen.

Verfallen iſt ſein Stamm den Todeslooſen,
Verſchwinden ſoll er von der grünen Erde,
Die Lieder ſagen's, die den Wald durchtoſen.

Doch daß das Letzte noch verſuchet werde,
Gebeut die Pflicht; und in die Waldesgänge
Tritt er heran mit flehender Geberde.

Den Köcher reicht er und das Wehrgehänge
Dem Häuptling dar: O, nimm und ſei verſöhnet!
Doch rauher toſen Tanz und Kriegsgeſänge.

Und ein Geſchrei des wilden Grimms ertönet,
Den Namen rufen ſie ihm zu des Todten,
Der Eine ſchwingt die Axt, der Andre höhnet.

Doch wie ſie immer höhnten oder drohten,
Schon hat er allen Alten oder Jungen
Sein ſchönes Wehrgehänge angeboten.

Umſonſt! — Sie ſind von Racheluſt durchdrungen,
Und ſeines Wortes oder Auges Bitte
Hat nicht Ein Herz im ganzen Kreis bezwungen.

Ja, wär' er nicht im Schutz der heil'gen Sitte,
Die ſolchen Mann als unverletzbar ehret,
Er ginge lebend nicht aus ihrer Mitte.

Schon hat er, um zu geh'n, ſich abgekehret;
Um meine Brüder, ſeufzt er, iſt's geſchehen,
Das ſchwarze Aug' von Thränenthau beſchweret.

Er ſchreitet durch die Weiber, die da ſtehen;
Und ihre Kindlein auf den Armen halten,
Um jenem Sühnungsſchauſpiel zuzuſehen.

Auch ſie betrachten ihn, mit düſt'rem kalten
Geſicht; die Kinder ſchrein wie angeſteckt
Vom Rachedurſt der Mütter und der Alten.

Da plötzlich hebt ſich vom Geſchrei erwecket
Ein Knäblein lächelnd von der Mutter Brüſten,
Das ſeine Händlein ihm entgegen ſtrecket.

Es ſtreckt ſie aus mit kindlichem Gelüſten
Nach des Betrübten bunten Federpfeilen
Und allen ſchönen Waffen, die ihn rüſten.

Guadani, ſanft gehalten, muß verweilen,
Und raſch gefaßt läßt in den kleinen Händen
Er ſeinen Waffenſchmuck mit allen Theilen.

Wie ſchnell den Rothen Zorn und Haß ſich wenden,
Als ſie am Kind des Stamms die Waffen ſehen —
Wie ſchnell der Kriegstanz und die Lieder enden!

„Dies Wunder ließ der große Geiſt geſchehen,
Und daß Guadani uns verſöhnet glaube
Laßt froh im Kreis die Friedenspfeife gehen.“

Das Knäblein hieß ſeitdem die Friedenstaube.

Herrn Mannwelt's Woche.

Herr Mannwelt ritt am Sonntag aus,
Es litt ihn nicht mehr im alten Haus.
Er ſah die Leut' aus der Kirche gehn,
Die Bettler an der Thüre ſtehn.
Die Frommen gingen kalt vorbei,
Dann kamen die Herren der Kleriſei,
Die trugen gefüllte Büchſen fort.
Die Bettler blieben traurig am Ort.
Er ſah, wie ſie auf die Stufen ſich legen
Und harren auf den Abendſegen,
Ob der vielleicht geſegneter ſei.
Herr Mannwelt ritt betrübt nach Haus.

Herr Mannwelt ritt am Montag aus,
Es litt ihn nicht mehr im alten Haus.

Es ſcholl der Markt von Schreien und Rufen,
Die Waaren lagen auf Kaſten und Stufen,
Es wogte die Menge her und hin;
Die Diebe hatten reichen Gewinn,
Nach des Kaufherrn Belieben wog die Wage,
Gen Maß und Gewicht war der Käufer Klage.
Die Reichen gingen reicher nach Haus,
Leer gingen allein die Armen aus.
Herr Mannwelt ritt betrübt nach Haus.

Herr Mannwelt ritt am Dienſtag aus,
Es litt ihn nicht mehr im alten Haus.
Der König kam mit Pracht daher,
Um ihn die Söldner mit Schwerdt und Speer,
Auf offenem Markt hat er Recht geſprochen.
Die mit ihm kamen und um ihn krochen
Empfingen Gnadenkettlein und Recht
Und ſchlecht allein war der niedere Knecht.
D'rauf riefen ſie jubelnd: dem Könige Heil!
Und boten ſein lächelndes Bildniß feil,
Und ſtreuten Blumen auf ſeine Pfade,
Und ſprachen von Majeſtät und Gnade. —
Herr Mannwelt ritt betrübt nach Haus.

Herr Mannwelt ritt am Mittwoch aus,
Es litt ihn nicht mehr im alten Haus.
Da lief zur Kirch' eine jauchzende Schaar,
Der Prieſter ſtand fertig und kalt am Altar,
Dann kam das erwartete Hochzeitspaar,
Sie hatte blondes, Er graues Haar;
Er glühte vor Freuden und ſie war bleich,
Und ſie war arm und er war reich.
Der Prieſter murmelte ſein Latein,
Sie ſagte: Ja; das klang wie Nein.
Dann gratulirten die Hochzeitsgäſte,
Dann ging es nach Haus zum luſtigen Feſte.
Sehr heiter lachte die Mutter der Braut,
Sie war vom Glücke der Tochter erbaut.
Herr Mannwelt ritt betrübt nach Haus.

Herr Mannwelt ritt am Donnerſtag aus,
Es litt ihn nicht mehr im alten Haus.
Da kamen am Eckhaus der Straße zuſammen
Vom ganzen Lande die kräftigen Ammen.
Dann traten die edlen Frauen heraus
Und gingen umher und wählten ſie aus.
Dann legten die eigenen Kindlein hin
Die Mägde, — die Einen mit heitrem Sinn,

Die wogen lachend das Gold in der Hand;
Die Andern haben ſich oft gewandt
Und ſahen traurig und weinend ſtumm
Nach dem verlaſſenen Säugling ſich um.
Herr Mannwelt ritt betrübt nach Haus.

Herr Mannwelt ritt am Freitag aus,
Es litt ihn nicht mehr im alten Haus.
Da ſtand auf dem Markt ein zankendes Paar;
Er ballte die Fauſt, ſie raufte das Haar,
Und beide ſchrieen ſie um die Wette.
Sie klagte: In dein ſchmutziges Bette
Haſt du mit Trug und Gewalt mich gezogen!
Er aber ſprach: du haſt mich betrogen!
Der Richter ſah in ein heiliges Buch,
Dann that er kalt ſeinen Urtheilſpruch:
Ihr ſeid geſchieden Eins vom Andern!
Drauf ſah man ſie von einander wandern.
Am Eck des Marktes auf einem Stein
Saß zitternd ein Kindlein verlaſſen, allein,
Es ſah nach der Mutter und weinte ſehr,
Dann ging es betteln und weinte nicht mehr.
Herr Mannwelt ritt betrübt nach Haus.

Herr Mannwelt ritt am Samſtag aus,
Es litt ihn nicht mehr im alten Haus.
Er ſah das Volk in hellen Haufen
Paläſte ſtürmen, die Gaſſen durchlaufen.
Erſchlagen lagen Freier und Knecht,
Es floß das Blut von Gut und Schlecht.
Die Fahnen wehten mit ſchönen Deviſen,
Darnach noch ſterbend die Kämpfer wieſen.
Der König floh durch das eine Thor,
Der König, der die Krone verlor,
Sie riefen ihm nach: Fluch dir, Tyrann!
Durch's andere zog der andere heran.
Den trieben ſie mit Fluch und Hohn,
Den trugen ſie mit Jubel zum Thron.
Er theilte Würden und Aemter aus.
Herr Mannwelt ritt betrübt nach Haus.

Herr Mannwelt ritt wieder am Sonntag aus,
Es litt ihn nicht mehr im alten Haus.
Er ritt hinaus ins offene Feld,
So ruhig lag, ſo ſtille die Welt;
Aus Hütten ſtieg in Säulen der Rauch,
Er regte ſich kaum im Morgenhauch;
Die Lerche ſang, die Schwalbe ſtreifte,

Die Frucht am Aſte glüht' und reifte;
Durch Sonnenſtreifen lief der Bach,
Und Alles ſchwieg, und Alles ſprach.
Herr Mannwelt ritt, es klang der Huf,
Zum Walde lockt des Kukuks Ruf,
Er ritt ihm nach, es zog ihn ſacht,
Es zog ihn fort in des Waldes Nacht.
Des Hufes Klang erſtarb im Moos,
Schon war er tief in des Waldes Schooß,
Das war ein liebes, ein ſanftes Geſaus —
Herr Mannwelt kam nicht mehr nach Haus.

Königliche Anerkennung.

Nach Thomas Heywood.

Der König Perſiens läßt den Falken ſteigen;
Der ſteigt und jagt und faſſet einen Reiher.
Mit Eins erſcheint ein Adler in der Luft.
Der Falke läßt die kleine Beute fahren
Und ſtürzt ſich auf den größern Feind. — Lang währt
Der Kampf, bis, gut geſchult, der Falk zuletzt
Des Adlers Meiſter wird und ihm ins Haupt
Die Krallen ſchlägt. — Der Hof bricht aus in Lob
Und preiſ't den Heldenmuth des edlen Falken.
Nachdenklich ſteht der König; doch am Ende
Stimmt er mit ein, und eine goldne Krone
Befiehlt er für den Falken anzufert'gen.

Auf offnem Markt mit Pomp verkündet man
Des Falken That und Sieg und krönet ihn.
Dann nimmt der Henker ihm die Kron' vom Haupt,
Und zieht das Schwert und ſchlägt ihm ab das Haupt;
Denn, ſpricht der König, doch nichts anders iſt
Der Vogel, als ein tapferer Verräther
Am Könige der Vögel, ſeinem König.

Der Pifferaro.

Durch einen Wald von Pinien und Platanen,
Auf ſtillen, halb noch winterlichen Bahnen
Ging ich dahin im Land der Romagnolen.
Spät Abend war es; lauter ſang der Quell,
Der Pfad war dunkel bald, bald wieder hell,
Denn durch das Laubdach ſah der Mond verſtohlen.

Da kam ein weicher Ton mir durch die Zweige,
Kein Waldhorn war's und keine edle Geige;
Die Sackpfeif' war's. Ihr kennt ſie; im Advent
Auf ihr für zwei Bajock und klein're Preiſe
Spielt auf der Pifferar die Hirtenweiſe,
Wo vor der Jungfrau nur ein Lämpchen brennt.

Ich war verirrt, die Pfeife war mein Leiter;
Ich drang ihr nach ins Dickicht immer weiter;
Viel holder klang ſie durch die Waldesgänge,
Als durch die Gaſſen Roms. Mit einem Mal
Sah einen Mann ich in des Mondes Strahl,
Der durch den Wald geſchickt die weichen Klänge.

Vor einem Bild der Jungfrau mit dem Kinde,
Das eingefügt war in des Baumes Rinde,
Stand er entblößten Haupts und blies, der Greis;
Das klang ſo fromm. Die Hirten an der Krippe,
Sie ſangen kaum mit ſo melod'ſcher Lippe
Der Jungfrau und des Neugebornen Preis.

Ich grüß' dich, rief ich ihm, als er vollendet,
Haſt du ſo früh dich aus der Stadt gewendet,
O Pifferar, haſt du genug gewonnen?
Doch er erwidert: O Signor, Ihr irrt,
Kein Pifferar aus Rom, ich bin ein Hirt,
Und ſpiel' umſonſt vergeſſenen Madonnen.

Er ging, ich folgte. Und es war ein Wandern
Von einem Bild der Jungfrau zu dem andern.
Bald macht' er dort an einem Kreuzweg Halt,
Bald tönt' ein Fels hier von der Pfeife Klange.
Erſt ſpät nach Mitternacht vom frommen Gange
Kehrt er zur Hütte wieder aus dem Wald.

Bei ihm zu ruhn hat er mich eingeladen,
Und gerne folgt ich fürder ſeinen Pfaden,
Ich dachte, daß bei ihm ſich's trefflich raſte,
Denn wie er hinging in des Mondes Licht,
Trug heitern Seelenfrieden ſein Geſicht. —
Bei ſolchem Wirth iſt's wohl zu Muth dem Gaſte.

Ich aber wollt', es wär' auch mir gegeben
Solch ein verborg'nes, ſtilles Prieſterleben,
Zu feiern fromm, was mir ein Heiligthum.
Der iſt beglückt, der auf verlaſſ'nen Wegen
Hingeht, jedwedes Heilige zu pflegen,
Das Andere verſchmäh'n um Gold und Ruhm.

Clariſſa.

Eine dalmatiniſche Sage.

1.

Wild iſt der Strand von Dalmatia,
Er iſt zerklüftet und zerwühlet;
Schön iſt das Meer der Adria,
Das ſeiner Klippen Fuß umſpület.
Es liſpeln und lächeln die Wellen.

Wild ſind die Schlöſſer am Klippenſtrand,
Sie ſind zu ſchau'n wie Geierneſter;
Von einem beherrſchen zwei Brüder das Land,
Sie hauſen drin mit ihrer Schweſter.
Wenn nur die Brüder nicht wären.

Schön ſind die Inſeln, die hell und grün
Den Strand entlang im Meere glänzen,
Sie ſind wie Blumen, die nicht verblühn
Und blaugeaugte Mädchen bekränzen.
Es liſpeln und lächeln die Wellen.

Und auf der ſchönſten der Inſeln ragt
Ein Kirchlein vor, im Buſch verborgen,
Ein ſchöner heiliger Pater ſagt
Die Meſſe dort jedweden Morgen.
Wenn nur die Brüder nicht wären.

Er wohnt in der nahen Klauſe dabei,
In der verſteckten, ſtillen Klauſe,
Zu Häupten rauſcht ihm die Pinie frei
Im Weſtwind und im Sturmgebrauſe.
Es liſpeln und lächeln die Wellen.

Das Fräulein vom Schloß, Clariſſa, mag
Erdrückt von Fehlen ſein geweſen,
Sie kommt herüber jeglichen Tag
Und hört den Pater Meſſe leſen.
Wenn nur die Brüder nicht wären.

Sie horchte fromm auf all ſein Latein,
Und ſprach der Mönch am End' ſein „Ite"
Blieb ſie mit ihm im Beichtſtuhl allein
Und beichtete vor ihm und kniete.
Es liſpeln und lächeln die Wellen.

2.

Und wenn es Abend wird und Nacht,
Verläßt ſie ſtill das Zimmer,
Sie ſteigt vom Schloſſe nieder ſacht,
Die Wächter ſchlafen und es wacht
Allein des Mondes Schimmer.
Sie wandelt nieder bis zum Strand,
Und an der Klippen letztem Rand
Wirft ſie vom Leibe das Gewand
Und ſtürzet in die Fluten.

Den ſüßen Leib, den weißen Leib,
Es ſchaukelt ihn die Welle,
Als ob ſie eine Lilie treib' —
So ſchwimmt dahin das ſchöne Weib
Entgegen jener Helle,
Die dort am Eiland angefacht
Der ſchöne Mönch, bei der er wacht,
Um der Geliebten in der Nacht
Den Weg durch's Meer zu zeigen.

Wie ſchwimmt ſie prächtig, ſchwimmt ſie gut;
Der Hals, die Schultern leuchten
Weiß aus der dunkelblauen Flut,
Daß ſie von fern wie Meerlichtglut
Dem Mönch am Ufer däuchten.
Er wirft ins Feuer Scheit auf Scheit
Und nährt die Glut, die leuchtet weit —
Clariſſa taucht in Herrlichkeit
Empor, gleich einer Nixe.

Sie ſinkt an ſeinen Buſen hin
Und ihre Locken triefen.
„Ich grüß' dich, holde Schwimmerin,
Du ſchöne Liebeskönigin,
Die taucht aus Meerestiefen.
Ich glaube an die Götterſchaar,
Die einſt der Erde Freude war —
Für Venus, die das Meer gebar,
Froh brech' ich mein Gelübde.“

„„Geliebter, ſollt' ich auch zu dir
Das ganze Meer durchſchwimmen,
In ſeinen Fluten könnte mir
Die Liebesglut im Herzen hier
Verlöſchen und verglimmen.
Und müßt' ich auch durch alle Noth,
Und durch die lange Nacht, den Tod,
Dein Lieben wär' das Morgenroth,
Das jenſeits mich erwartet.""

„Jetzt, holde Flamme, ſink' in Ruh,
Die ſie zu mir geleitet;
Du wonnevolles Eiland, du,
Deck' dich mit allem Dunkel zu,
Das ſüße Nacht bereitet.
Es ſoll allein der Sterne Licht
Es ſehn, wie ein Gelübde bricht —
Daß du mich liebſt, o ſag' es nicht,
In Worten, ſag's in Küſſen."

„„Treib mit der Liebe keinen Scherz,
Leicht könnten ſie erſpähen
Die Brüder, und der beiden Herz
Iſt hart und ſtolz, und böſer Schmerz,
Weh könnte mir geſchehen.
Geſchehen wär's um mich und dich!
Wie froſtig heut' der Abend ſtrich —
Wie iſt's ſo kalt, — umhülle mich
Mit deiner dunkeln Kutte.““

2.

„Nimm deinen Dolch!“ — der ält're ſprach
Alſo zum jüngern Bruder.
Sie ſchritten vor aus dem Gemach
Und wo am Riff das Meer ſich brach
Ergriffen ſie die Ruder.
Und leiſe fuhr dahin das Boot
Dem Eiland zu durch Abendroth —
Sie ſaßen ſchweigend wie der Tod
Und kalt wie das Verderben.

Sie legten an juſt an dem Ort,
Wo todte Kohlen lagen.
„Hier iſt der Platz" das einz'ge Wort —
Sonſt ſchwiegen ſie und gingen fort —
Still war es in dem Hagen.
Die Abendglocke hat getönt,
Sie beten, wie ſie dran gewöhnt —
Das ſchöne Eiland war verſchönt
Noch durch die ſtille Andacht.

Dann traten ſie zur Kirch' hinein,
Der Mönch ſtand am Altare —
Die Abendſonne fiel herein
Und lag ſchier wie ein Heil'genſchein
Auf ſeinem blonden Haare.
Sie zaudern nicht, ſie ſprechen nicht,
Der Eine ſchlägt, der Andere ſticht,
Und mit dem letzten Abendlicht
Entflieht des Paters Leben.

Dann ſchreiten ſie zurück zum Kahn
Und zünden an ein Feuer —
Im Kahne ſelbſt ſie zünden's an,
Und wie die nächt'gen Schatten nah'n
Bewegen ſie das Steuer —
Das Steuer der, das Ruder der,
Sie fahren ſtill am Eiland her,
Und endlich leiſ' hinaus ins Meer,
Da es ſchon dunkel worden.

Wie blau und lieblich iſt die Nacht,
Es liſpelte die Welle, —
Die Feuersglut, die ſie entfacht,
Zieht fort mit ihnen durch die Nacht
Als eine rothe Helle.
Und wie da drüben auf dem Riff
Gewand erglänzt — der Aeltere griff
Das Ruder feſter — war das Schiff
Schon draußen auf der Welle.

4.

Clariſſa ſchwimmt durch die blaue Flut,
Es glänzen ihre weißen Glieder,
Die Nacht, die über der Erde ruht,
Glänzt aus dem blauen Meere wieder.
Es liſpeln und lächeln die Wellen in Ruh,
Die Brüder fahren immer zu.

„Wie iſt mir heut' der Weg ſo weit,
Als ob mich ein böſes Irrlicht narret —
Ach laſſe, mein Herz, von Bangigkeit,
Weit ſcheint's dahin, wo Liebe harret.“
Es liſpeln und lächeln die Wellen in Ruh,
Die Brüder fahren immer zu.

Schon ſchwimmt ſie draußen auf offener See —
„Mein ſtarker Leib, willſt du ermatten?“
Gleich fern iſt die Glut. — „So weh mir, weh!
Soll mich das kalte Meer beſtatten!?“
Es liſpeln und lächeln die Wellen in Ruh,
Die Brüder fahren immer zu.

„Was fliehſt du Licht? — Mein Leib erſtarrt,
Es ſinken kraftlos meine Arme,
O harre mein, wie du ſonſt geharrt,
Daß ich im Arm der Lieb' erwarme!"
Es liſpeln und lächeln die Wellen in Ruh,
Die Brüder fahren immer zu.

„Leb wohl, o Nacht, o ſüße Nacht!
Die mich in Liebe' hat geſehen —
Weh dem, der das Feuer hat angefacht,
Weh, daß ich muß vergehen!" —
Der Ältere ſprach: „'s iſt Alles in Ruh!"
Die Brüder fahren dem Strande zu.

II.

Symphonien.

⁂

Symphonie I.

Lieblich verwehet,
Lieblich und milde
An deiner Seite das Leben.
Der Tanz der Stunden
In deiner Nähe
Er hat mich belehrt,
Daß Charis und Hore
Göttliche Schweſtern.
Stunde an Stunde
Knüpft ſich und windet
In ſanften Meliſmen.

Und jegliche Stunde
Trägt deine Farben,

Du gibſt den Ton und die Stimmung,
Die klare, die heitere,
Dem waltenden Tage.
Regnen mag es und ſtürmen,
Donnern mag es und grollen,
Unſere Seelen,
Deine Seele nur wiederſpiegelnd,
Unabhängig von allen andern Gewalten,
Lächeln und leuchten,
Goldig oder in Purpur,
Oder mit Strahlen durchzogen
Wie der See,
Darauf der Mondſchein ruhet,
Kindermährchen erzählend
Oder tiefe Geheimniſſe lispelnd. —

Wogen ſie manchmal, unſere Seelen,
Wogen ſie in Wonnen,
Von Hauchen des Frühlings,
Von Stürmen der Jugend erregt.
Denn Jugend weckſt du in alternden Herzen,
Du Seherin alles geahneten Glückes,
Du Botin alles geſchiedenen Glückes,
Das uns grüßen läßt durch dich.

Lächelſt du? — Lächle nicht!
Deine ſchöne Beſtimmung kennſt du nicht.
Kennt ſie die Nachtigall?
Sie ſingt in Nacht verborgen,
Aber es lauſchet ein Einſamer,
Den Kummer nicht ſchlafen ließ,
Und es fließet ihm mit den Tönen
Wie Balſam Tröſtung ins Herz;
Alter Zeiten gedenkt er und alten Glückes,
Und künftiger Zeiten und möglichen Glückes,
Und höret die Stimmen der Zukunft,
Und gedenket jener großen Augenblicke,
Da er Entſchlüſſe faßte,
Und wieder faßt er Entſchlüſſe,
Und ſeine Seele erhebet die Fittige
Und ſchwebet über der Erde.

Dies Eine glaub' ich:
Ein ſchöner Gott,
Der ſchönſte aller Götter,
Ein namenloſer, geheimnißvoller,
Thront irgendwo im Mittelpunkte der Schöpfung,
Am Quelle,

Aus welchem die Ströme und Bäche
Des Schönen ausgehn,
In einem Pantheon aller reinſten Freuden,
Der ſchicket an Gnadentagen
Mitleidsvoll
In dieſe dunklen Tiefen
Sendboten aus,
Boten des Glückes.
Dich muß es manchmal im Traume gemahnen,
Wie du an ſeinem Throne ſtandeſt
(Die Lilie in den Händen
Lehnte ſich an deine Schulter)
Und er zu dir geſprochen:
Mache dich auf!
Sei ein Weib!
Geh' hin und beglücke!

Wie er zum Sterne ſpricht:
Leuchte!
Wie er zur Blume ſpricht:
Dufte!
So ſprach er zu dir:
Beglücke!

Wir aber rufen,
Hymnenhaft, fromm und andächtig:
Verweile! Verweile!
Vollende deine Sendung,
Übe deine Macht aus
Für und für,
Die ſchönſte Macht,
Die erhabene Kraft der Beglückung.

Symphonie 2.

Soll ich dich krönen,
Krön' ich am liebſten
Dich mit Veilchenkränzen.
Zwar das Vergißmeinnicht
Stände mir näher,
Wäre mir theurer,
Diente mir ſchöner,
Horcht' ich allein
Meinen Gefühlen;
Aber ich horche
Nur den Geboten
Strenger Gerechtigkeit.

Nicht die Schwalbe
Mit glänzendem Fittig,
Nicht die Lerche,
Singend in Luft verborgen,
Nicht der Stern der Liebe
Höheren Glanzes,

Nicht des Himmels
Dunklere Bläue
Kündet den Lenz an
Mit ſolcher Milde,
Wie das ſtille Veilchen,
Duftend im Graſe,
Oft noch bedeckt
Von der Wehmuth geſchiedener Herbſte.
Mir iſt das Veilchen
Die Blume der Milde,
Und um deiner Milde willen
Soll dein theures Haupt bekränzet ſein.

Andere Tugenden thaten Großes,
In Annalen und Heldenliedern
Viel und groß und hallend Geprieſenes.
Schleier zerriſſen ſie, weltenverhangende,
Bahnen brachen ſie ins Unendliche,
Pfade enthüllten ſie in das Heimlichſte,
Oceane von Gefahren durchſchifften ſie,
Bändigten ſchwarze Verhängniſſe
An den Marken der theueren Heimath,
Wo ſie zornig ſtanden und lächelnd fielen.
Bande knüpften ſie von Land zu Lande,

Liebesbande, Bande des Geiſtes;
Beiſpiele ſtellten ſie auf Piedeſtale,
Durch Jahrtauſende leuchtende,
Und in die Herzen der Menſchen,
Als wären es Felſen von Porphyr,
Gruben ſie Lehren und Satzung,
Die ſich verklärten zu Evangelien
Und getroſt die jüngſten Gerichte erwarten.

Selbſt die Tugenden dunkleren Fittigs,
Die mit den Dämonenflügeln,
Welche gefallenen Engeln gleichen,
Engeln des Zwielichts:
Stolz und Ruhmesdurſt,
Und die Überfülle der Kraft,
Und die ſehnſüchtige Liebe
Haben geſchaffen,
Was wir gerne preiſen
Mit der Zimbel, mit der Harfe
Oder mit der helleniſchen Lyra,
Haben die weite Wahlſtatt der Erde verwandelt
In ein Roſenbeet
Von Begeiſterung erglühter,
Hochroth flammender Wunder.

Was die Milde gethan, hat keine Epen
Und keine Annalen.

Der du der Göttin Sohn beſangſt,
Den weithin ſtrahlenden,
Und das hoch aufragende Ilion,
Und den überallhin irrenden König,
Meiſter, Halbgott, Gott, Homer,
Dich bewundere ich nicht!
Aber ich liebe den holden Unbekannten,
Der das erſte Veilchen entdeckte,
Und freudig hinlief,
Lächelnd, gerührt,
Und die Hirten zuſammenrief
Und ſie an die Stelle leitete
Und niederkniete
Und die Gräſer auseinanderbog
Und ſprach: O ſeht!

Und in jener Stunde begann das Reich des Schönen.
Was Verſöhnung ſei
Lernten Feinde,
Und des gewaltſamen Mannes

Überwältigungsluſt
Wurde Liebe,
Und das Ewig-Weibliche
Fing zu herrſchen an.
Sag' ich das Weibliche, mein' ich die Milde.
Und es woget die Weltgeſchichte
In großen Wogen
Und in kleinen Wellen
Um das Herz der Menſchheit,
Immer es mildernd,
Wie die Wogen des Meeres
Klippengezack und Felſenſcheeren
Langſam, ſicher
Glätten und mildern,
Bis die drohenden, ſchwarzen
Unter dem blauen Spiegel verſchwinden.

Lärmendes, Hallendes
Hat ſie nicht gethan, deine Tugend,
Aber die Atmoſphäre der heilſamen Lüfte,
Welche die Erde bewohnbar machen,
Hat ſie uns ausgebreitet.
Auf der großen Wahlſtatt
Weckt ſie die Blume aus Gräbern

Und erbaut ſie die Hütte.
Wir, wir nennen es Weisheit
Stolz und vermeſſen, wonach wir ſtreben,
Vergebens ſtreben —
Du, du nenneſt es nicht mit Namen,
Was du nicht erſtrebteſt,
Nicht erlernteſt,
Was du athmeſt von Anbeginn,
Deiner Seele Athem,
Die Milde.

Darum
Soll ich dich krönen,
Krön' ich am liebſten
Dich mit Veilchenkränzen.
(Deinem dunklen Scheitel ſtehn ſie lieblich,
Wie wir jüngſt im Walde geſehn,
Als das Kind mit der Künſtlerſeele,
Ahnend, welcher Tribut dir gebühre,
Welcher Schmuck dich ſchmücke,
Dieſes Lied in meiner Seele weckend,
Ernſthaft aus dem Buſche trat mit Veilchen.)
Zwar das Vergißmeinnicht
Diente mir ſchöner.

Dächteſt du mein,
In deinem Angedenken
Wandelt ich wie im Mondſchein,
Ein ſeliger Träumer.
O, daß du immer mein gedächteſt!
Ruhevoller wär' ich,
Beſſer und milder
Auch in der Ferne
Unter dem Schutz und Hauche
Deines Gedankens.

Symphonie 3.

Wie ich dich liebe?
Wie du biſt,
Lächelnd und ernſt,
Ruhig und tief.
Lächeln ſah ich dich oft,
Während Thränen des Grams dein Auge feuchteten.
Alſo lächelt,
Wer Blumen auf Gräber ſtreut,
Wer mit Angedenken Hingeſchiedener,
Mit verwelkten Roſen
Erſtorbener Liebe ſpielt!
Und ein erhabenes Bild der Entſagung
Leuchtet milde ſeitdem in meiner Seele,
Wie in bemooſter Waldkapelle

Wunderthätig ein Doloroſenbild.
Fromm verneig' ich mich vor den Entſagenden,
Die ich einſtens geſcholten,
Die ich angeblickt mit beleidigendem Mitleid
Als eine Schaar,
Die zu frühe die Waffen ſtreckt.

Schön iſt der Kampf; am ſchönſten
Gegen das Schickſal.
Denn unbezwingbar iſt das Schickſal
Und ſein Köcher iſt unerſchöpflich.
Was du warſt und was du biſt,
Und was in deinem Geiſte wächſt,
Was ſtill in deinem Herzen ſprießt,
Dein Haß und deine Liebe,
Deine Weisheit und deine Thorheit,
Was du denkſt, träumſt und fühleſt,
Was du hoffeſt, fürchteſt, wünſcheſt,
Alles verkehrt ſich zu Waffen in der Hand des Schickſals —
Zu Waffen gegen dich,
Zu unentrinnbaren, verwundenden,
Schnell und langſam tödtenden Waffen.
Es hat dich auserſehn —

Du biſt verloren!
Denn erbarmungslos muß es walten,
Selbſt ein Knecht und Henker,
Willenlos, gedankenlos,
Unfühlend,
Im Zwange der Natur,
Die nichts weiß von Gerechtigkeit.
Nicht nach Tugend und Muth und Gebeten,
Nicht nach Großthaten oder Miſſethaten —
Nach Geſetzen,
Nach ſtarren Zahlen und Maaßen,
Nach ewigen Satzungen,
Die lange waren und ewig eh' du warſt,
Biſt du glücklich und elend.
Dein Kampf iſt nutzlos.
So herrlicher!
Auf olympiſchen Höhen
Thronen die Götter und ſehen dem Schauſpiel zu,
Lächelnd,
Wie unvermeidlicher Untergang Sieg wird.

So war es, ſo iſt es,
So wird es ſein.
Weiſe der alten Zeit,

Die in das Innere des Weltalls ſahen
Und die Dinge ſchauten ohne Täuſchung,
Haben uns dieſes Geheimniß enthüllt.

Aber das Weib,
Der Menſch des Leidens,
Von dem der Mann die Thräne geerbt
Als mütterlich Erbtheil,
Zu jenem triumphirenden Sieg
Erſann es mit ſanfter, weiblicher Liſt
Den leidenden Sieg,
Die Entſagung.

Wie ſchön biſt du in deinem Sieg, Geliebte!

Schön iſt der Quell, der aus dem Felſen ſprudelt,
Und ſchön iſt die Welle,
Die rauſchend, brauſend,
Schäumend und leuchtend,
Singend und klagend
Hinſtürmet durchs Geſtein,
Und niederſtürzt von Fels zu Felſen
Regenbogenüberhangen;
Aber ſchöner iſt ſie

Endlich umfriedet im friedlichen See,
Geſtad und Himmel
Und Mond und Sterne
Und ſich ſelber wiederſpiegelnd
Ruhevoll, tief und klar.

Dich ſah ich auf deinem Leidenswege
Schöner und ſchöner von Tage zu Tage,
Bis du ausgeruht
In vollendeter Schönheit zugleich
Und in Entſagung.

Was iſt ſchöner als Schönheit?
Willſt du die Wege beklagen,
Die zu ſolchem Ziele geführt?
Nein, du belächelſt die Stürme,
Deren Geſänge
Bei Entfaltung der herrlichſten Blume
Zu Wiegenliedern wurden.

Was iſt ſtiller, was iſt reicher an Ruhe,
Was ewiger als Schönheit?
Ihren vollendeten Kreis
Durchbricht das Schickſal nicht mehr;

Um ihre glückſelige Inſel
Mögen die Stürme wüthen,
Sie blüht.

Ruhe ſanft, ruhe ſüß
Auf deinem blühenden Eiland,
Dahin dich die Stürme getragen,
Die Leidende —
Dahin wir nimmer gelangen,
Die Kämpfenden.

III.

Leben und Weben.

Antwort.

An Frau C. de C...

O Herrin, du befiehlſt vergebens:
Nimm deine Harfe von der Wand
Und Töne neuen Liederlebens
Erwecke mit geübter Hand!

Nicht kann ich folgen dem Befehle,
Geſtorben längſt iſt mein Gedicht;
Wohl kann noch zürnen meine Seele,
Und weinen noch, doch ſingen nicht.

Einſt war ich ſelber eine Harfe, —
Einſt, lange eh' ein Mann ich hieß —
Die bald der milde, bald der ſcharfe
Lufthauch der Welt erklingen ließ.

Zerriſſen ſind die goldnen Saiten —
O höre, wie die letzte reißt —
Und aus dem Innern in die Weiten
Floh ihr geheimnißvoller Geiſt.

Was kamſt du nicht, um mir zu lauſchen,
Als noch in mir der grüne Wald,
Der heimiſche Quell mit ſeinem Rauſchen
Und meine Kindheit wiederhallt?

Die Liebe iſt des Liedes Quelle,
Der Glaube weckt manch Dichterwort:
Die Liebe floh von meiner Schwelle,
Den Glauben ſtieß ich ſelber fort.

O dieſe Welt iſt nicht die Roſe,
Die ſelbſt mit ihrem böſen Dorn
Die Nachtigallen zum Gekoſe
Erweckt und zu melod'ſchem Zorn.

Das Leben iſt kein Scheiterhauſe
Von Spezerei'n, draus neubeſchwingt
Das Herz wie aus der Phönixtauſe
Sich hebt und neue Lieder ſingt.

Das Schweigen iſt es, das ich wähle,
Geſtorben längſt iſt mein Gedicht;
Wohl kann noch zürnen meine Seele
Und weinen noch — doch ſingen nicht.

Harald Haarfager.

Was ich möchte? — was ich will?
Fragſt du, liebe Seele?
Horche ſtill,
Daß ich dir erzähle.

Held Harald
Mit den langen Haaren,
Mit Sturmesgewalt
Iſt er dahingefahren.

Dahingefahren
Durch hundert Meere
Und tauſend Gefahren
Und wilde Heere.

Er hat gekriegt
In allen Zonen,
Geliebt und geſiegt
Wo Menſchen wohnen.

Er herrſcht' auf dem Schiffe,
Das war wie lebend,
Aus Strudel und Riffe
Glänzende Segel erhebend.

Und mußt' es zerſchellen
An felſiger Fährte,
Er ſchwamm durch die Wellen
Mit Schild und Schwerte.

Ein Schiff war verſcherzt,
Ein Reich errungen,
Ein Liebchen geherzt,
Ein Siegslied geſungen.

So war's im Norden,
So war's im Süden,
An allen Borden,
Er konnte nimmer ermüden.

So war's im Oſten,
So war's im Weſten,
Er mußte koſten
Vom Schönſten und Beſten.

Er kam in wilde
Und eiſige Lande,
Er kam an milde
Und blühende Strande.

Nicht fällten ihn Wunden
Und Laſt der Tage —
Er iſt verſchwunden
In Lied und Sage.

* * *

Wer leben könnte wie Held Harald!
Er lebte ſchön in Kraft und Gewalt,
Und fand ſtatt Tod und Vernichtung
Das Leben im Lande der Dichtung.

An eine Kranke.

Du leideſt, du biſt krank, o Joſephine!
Wie eigen überkam mich der Bericht!
Als ob mir eine Heilige erſchiene
In einem Thebaidentraumgeſicht.
Ich ſah ein Weib mit lächelnd blaſſer Miene,
Das ſich ums Haupt die Dornenkrone flicht,
Das hingeht in geheimer, hehrer Sendung
Als Pilgerin auf Pfaden der Vollendung.

Wie ſiegreich iſt der böſe Geiſt betrogen,
Der unſrer Huldigung dich will entwenden.
Wenn dich das Glück ſo anmuthsvoll erzogen,
Wie herrlich wird das Unglück dich vollenden.
O ſei getroſt! ein Gott bleibt dir gewogen,
Der übergab dich jetzt den Meiſterhänden
Des Schmerzes, der beſitzt den letzten Stempel —
Sieh ſeine Werkſtatt an — es iſt ein Tempel.

Da liegſt du, lächelſt wie die Sonn' im Mai,
Um zu zerſtreun der Freunde Thränenregen.
„Es ſchmerzt nicht" ſagſt du — theure Heuchelei
Der Märtyrer auf dornenvollen Wegen.
Zum Liede machſt du jeden Schmerzensſchrei,
Um Balſam auf der Andern Leid zu legen;
Du biſt die Tröſterin, wir ſind die Kranken,
Du ſteigſt empor, weil wir in Nacht verſanken.

Ich ſagt' es wohl, als ich dich ſah im Glücke:
Dies Leben wird im Unglück ſchöner nur!
Und wahrlich, all' dein Leid iſt nur die Brücke,
Die führt von ſchöner dich zu ſchönrer Flur.
Ich denk' an Flügel, ſeh' ich deine Krücke,
Und flehe zur unendlichen Natur:
Genug gethan haſt du für dieſes Weſen,
Es iſt gethan — nun laſſe ſie geneſen.

Genug.

Ich weiß, ich bin dir nur
Ein guter Kamerade,
Du folgeſt andrer Spur
Schon auf dem nächſten Pfade.

Wie eine Blume, die
Fortſchwimmt im Waſſerfalle,
Wie eine Melodie,
Verweht im Wiederhalle:

So ſiehſt mein Lieben du,
Die alle Menſchen lieben,
Und harrſt voll heitrer Ruh,
Bis ich vorbeigetrieben.

O nicht verklag ich dich;
Es kann vom großen Lenze
Nicht jedes Blümchen ſich
Drängen in deine Kränze.

Mir ward ein ander Loos:
In meinem armen Leben
Blieb mir die Freude blos,
Mich ſelber hinzugeben.

Was meine Seele hat
An Glück und Seligkeiten,
Möcht' ich an Blumenſtatt
Vor deine Füße breiten.

Mich weiht dein dunkler Blick
Mit ſeinen Dämmerungen
Zum heiligen Geſchick
Beſtänd'ger Opferungen.

Mein iſt das gute Theil.
Dies Leiden iſt das Leben,
Das Opfer iſt das Heil,
Und ſelig iſt das Geben.

An die Entfernte.

Das Haus iſt voll von Scherz,
Voll Luſt und Lachen,
Ich ſtelle vor mein Herz
Viel ſtrenge Wachen.

Will jedem Freudenſtrahl
Den Eingang wehren,
Ich weiß, du lebſt in Qual
Und bittern Zähren.

Wie dürft' ich glücklich ſein
Nur durch Sekunden,
Mein iſt all deine Pein,
Mein deine Wunden.

Von dieſem Glück allein
Soll Nichts mich ſcheiden,
Im Unglück dein zu ſein,
Mit dir zu leiden.

Das Haus iſt voll von Scherz,
Voll Luſt und Lachen —
Ich ſtelle vor mein Herz
Viel ſtrenge Wachen.

Vorwurf.

So haſt du nie erwogen
Was ich dir war und bin,
So biſt du fortgezogen
Und ſagteſt nicht wohin.

All' die alten Liebesboten,
Blumendüfte,
Frühlingslüfte,
Wolken, die im Sturme fliegen,
Blätter, die die Winde wiegen,
Mondſchein mit den milden Strahlen,
Nachtigallen, die mit Singen
In die Ferne Grüße bringen,
Grüße zu viel tauſendmalen —

All die alten Liebesboten
Und mein Sehnen und mein Ahnen,
Alles hab' ich aufgeboten,
Dich zu ſuchen aller Bahnen.

Eine Blume ſollte Liebe ſein,
Die ſich ſtets im Garten findet —
Und ſie iſt ein Vögelein,
Und ſie iſt der Mondenſchein,
Der in dunkler Nacht verſchwindet.

Gruss.

Denk ich dein und will ich dich
In Gedanken grüßen,
Seh ich ſtets und immer mich
Knieend dir zu Füßen.

So zu jeder, jeder Zeit,
Wachend und im Schlafe, —
Süße Unterthänigkeit —
Bin ich nur dein Sclave.

Raff' ich mich aus träger Ruh,
Scheint es meiner Seele,
Als ob ihr von ferne du
Schickteſt die Befehle.

Wecken mich um Mitternacht
Töne ſanften Goldes,
Weiß ich, daß du juſt gedacht
Liebliches und Holdes.

Du biſt mir ein ſüßer Schall,
Den der Weltgeiſt ſinget;
Selig, wer als Wiederhall
Solchen Lieds verklinget.

Lebe wohl! — Durch weiten Raum
Wollt' ich nur dich grüßen;
Bebe nicht, ſiehſt du im Traum
Mich zu deinen Füßen.

Ein Blick.

Ich kenn' ein Aug' und einen Blick,
Die ſind ſo lieb und hold und gut;
Wie dankbar ſegn' ich mein Geſchick,
Daß ſolch ein Blick
Manchmal in Gnaden auf mir ruht.

O wüßte ſie, wie wohl er thut,
Wie er zerſtreuet jedes Leid,
Wie er mir höhet Herz und Muth,
Sie iſt ſo gut,
Sie ſäh' mich an zu jeder Zeit.

Er tauchet nicht in Trunkenheit,
Wie alter oder neuer Wein,
Er gibt ſo ſtille Freudigkeit,
Wie Maienzeit,
Wie Blumenduft, wie Mondenſchein.

Und Alles ſcheint ein Wahn zu ſein,
Was bis zur Stunde Unglück hieß;
Du blickſt in dieſes Aug hinein
Und kehreſt ein
In dein verlornes Paradies.

O, daß mein Leben, holder Blick,
Hinflöſſe ſtets in deiner Hut —
Doch dankbar ſegn' ich mein Geſchick,
Daß ſolch ein Blick
Manchmal in Gnaden auf mir ruht.

Lied.

Ein Schloß iſt halb verborgen
Im grünen, grünen Wald,
Es glänzt ſo roſig im Morgen
Wie des Glückes Aufenthalt.

Es glänzet im Mondenſcheine,
Da ſinget die Nachtigall,
Da tönen die alten Steine
Nachzitternd im Wiederhall.

Nach jenem weißen Schloſſe
Blick ich von ferne hinan,
Trab ich auf ſchnaubendem Roſſe,
Geh ich als Pilgersmann.

Nicht ſagt es die lichte Mauer,
Die Fenſter die ſagen es nicht,
Daß dort ein Leben in Trauer
Wie hier mein Herz zerbricht.

Schweigen.

Kein Wort und keinen Hauch —
Wir wollen ſchweigen.
Die Trauerweiden, die ſich neigen
Auf Leichenſteine, ſchweigen auch.

Sie neigen ſich und leſen,
Wie ich auf deinen Wangen:
Es iſt ein Glück geweſen
Und iſt vorbeigegangen.

Im Walde.

In Nebel und Duft der Halde
Seh' ich dein Bildniß,
Es wird mir zum Zauberwalde
Die düſtere Wildniß.

Der Himmel mit Mond und Sternen
Liegt auf den Zweigen;
Es wird zu mir aus den Fernen
Das Glück ſich neigen.

Es dunkelt zugleich und ſprühet
Im einſamen Seee,
Es nachtet mein Herz und glühet
In Wonn' und Wehe.

Es liſpelt von dir in den Hainen,
Die Blumen klingen,
O könnt' ich vor Freuden weinen,
Vor Schmerzen ſingen.

Begegnung.

Ich ſeh' zum erſten Mal dich heute,
Ich ſeh' dich heut' zum letzten Male,
Doch tönt's um mich wie Brautgeläute,
Wie Lied und Tanz im Hochzeitsſaale.

Ob wir uns wieder trennen müſſen,
Ich fühl' es doch, daß unſre Seelen
Sich wie zwei Neuverlobte küſſen,
Daß ſie auf ewig ſich vermählen.

O zieh mich nicht ſo mächtig an.

O zieh mich nicht ſo mächtig an,
Unwiderſtehlich,
Sonſt bricht der uns verhängte Bann
Und meine Kraft allmählich.

O ſieh mich nicht ſo lieblich an,
So unermeſſen,
Den Schwur, den ich mir ſelbſt gethan,
Ich könnt' ihn ſonſt vergeſſen.

Zerbrochen iſt, zerbrochen ſei
Zu dir die Brücke;
Weh mir, erwacht in mir der Schrei
Nach dir und nach dem Glücke.

Ich gehe traurig neben dir
Und bin zufrieden;
Reichſt du die Hand zum Bunde mir,
O Gott! — ſind wir geſchieden.

Nebel.

Der graue Nebel zieht vorbei
Im Morgenwind an meinem Fenſter;
Er flüchtet, wie bei Hahnenſchrei
Und Dämmerlicht die Nachtgeſpenſter.

Der Nebel jagt, als wär' die Welt
Auf ſtiller Flucht mit Berg und Thale,
Als bebte ſie, daß ſie erhellt
Die Sonne mit dem Frühlingsſtrahle.

Mir iſt's, als ob mein ganzes Sein
Zerfließend mir vorüberfliehe,
Als ob mein Glück und meine Pein
Mit dieſen Nebeln weiterziehe.

Auf's Neue.

Mein Herz iſt herzlich müd
Seit langer, langer Zeit,
Doch muß es in den Streit
Auf's Neue kampferglüht.

Am liebſten läg's ſeit lang,
Seit langer Zeit in Schlummer,
Allein der Kummer,
Der Kummer iſt kein Wiegenſang.

Spät kam's, doch mit Gewalt.
Ich ſchüttle trüb das Haupt,
Mein Herz, das ich ſo alt geglaubt,
Warum biſt du ſo wenig alt!

Die Zeit, die Zeit entflieht,
Die Jugend iſt geblieben,
Mit ihr das Lieben,
Und Liebe iſt kein Wiegenlied.

Vorwurf.

Ich glaube nicht mehr; das haſt du verſchuldet.
Nun lächle du ſo ſchön, als du allein vermagſt.
Du lächelſt nicht hinweg, was ich geduldet,
Nicht gibt dein Wort, was mit dem Herzen du verſagſt.

Du willſt mich tröſten! — Das will mir beſagen,
Daß ich des Troſtes nur zu ſehr bedarf.
Du fühlſt es wohl, daß ich in dieſen Tagen
Vom Borde meines Schiffs die letzten Götter warf.

Du Gute, ſei getroſt; ich weiß, ich kam zu ſpät,
Dein Lebenskreis iſt längſt und feſt geſchloſſen,
Ich ſtehe draußen, wo ſo Mancher ſteht —
Vergiß es, daß ich bin, daß meine Thränen floſſen.

Erwachet dann zuweilen der Verdacht in mir,
Daß du es liebſt, das böſe Spiel mit Herzen,
Dann auch noch ſei getroſt, denn ich vergebe dir,
Wenn du nur glücklich biſt auf Koſten meiner Schmerzen.

Fragment.

An ***

So weit gekommen, daß ich nur an Stunden,
An Augenblicke nur des Glücks geglaubt;
Nur Freuden ſah ich, kaum gegrüßt entſchwunden,
Wie Blumen blühn mit ſchon geſenktem Haupt.
Und wo kein Glück, da ſchmerzen keine Wunden,
Die Armuth wird vom Schickſal nicht beraubt;
Wen keine Freuden als vergänglich freuen,
Der wird die Dauer keines Unheils ſcheuen.

So weit gekommen, daß mir ſtets die Frage
An's Ohr, an's Herz gepocht: Wozu dies Leben?
Was branden an dein Hirn die öden Tage?
Wozu iſt dir des Fühlens Macht gegeben?
Der alten Zeit Entwürfe, Luſt und Klage
Sah ich wie Nebel aus dem See entſchweben,
Nicht fleht' ich mehr zum Schickſal um Erbarmen,
Ich ließ mich ſtumm verkommen und verarmen.

Da kam der Tag heran — du fromme Seele,
Du glaubſt ja, daß die Todten auferſtehen —
Da kam der Tag, von dem ich gern erzähle,
Der Tag, an dem ich wieder dich geſehen.
Es iſt umſonſt, daß dir mein Wort verhehle,
Was alle meine Pulſe dir geſtehen;
Verbrechen wär' es, blieb es dir verſchwiegen,
Daß ich durch dich zum Licht emporgeſtiegen.

Ich hab' erfahren, daß des Glücks Minuten
Unſterblich ſind und bis zum Grabe leuchten;
Das Leben iſt ein ſeliges Verbluten
An Wunden, die umſonſt zu ſchmerzen däuchten;
Die Fragen ruhn, die ſeit ſo lang nicht ruhten,
Das Auge wagt's, ſich wieder zu befeuchten
Und wie ein Traum, wenn Hörnerſchall erklungen,
Entweicht die Angſt in ferne Dämmerungen —
— — — — — — — — — — — — —

Erloſchenes Licht.

Wo ich ein Licht erlöſchen ſeh,
Thut mir's im tiefſten Herzen weh;
Mir iſt's, ob es ſich ſchmerzlich winde,
Auf daß es nicht in Nacht verſchwinde.

Ich ſeh's nicht gern und mußt' es ſehn,
Wie es bei dir, bei dir geſchehn;
Ich mußte mit geheimem Grauen
Das Sterben deiner Liebe ſchauen.

Und iſt erſtorben wo ein Licht,
Die kalte Lampe fühlt es nicht,
Doch die das Leuchten überdauern,
Die müſſen dann im Dunklen trauern.

Seit du nicht liebeſt, biſt du todt,
Du erſt mein Licht, mein Morgenroth,
Da ſtehſt du, weißt es nicht, wie ſchaurig —
Ich aber weiß, wie ſehr ich traurig.

Am See.

Wie geheimnißvoll ſind jene
Waſſerlilien anzuſehen,
Welche dort wie Elfenkähne
Wartend an den Ufern ſtehen.

Und die Elfen werden kommen
Und ſich in die Blumen legen,
Und im Dunkel fortgeſchwommen
Sind ſie bald auf ſtillen Wegen.

Stehn ſie auch am ſelben Orte
Morgens wieder, weiß ich immer
Doch, daß ſie durch Geiſterworte
Sich bewegt im Mondenſchimmer.

Der Wanderer.

Wüßt' ich, was ich will,
Dann wäre mir nicht ſo wohl,
Ich ginge den graden Weg
Ruhig und ſtill.
Nun aber zieht mich ein magnetiſcher Pol
Ich weiß nicht wohin,
Durch Berg und Thal,
Durch Luſt und Qual,
Bald heiter, bald trüber
Herüber, hinüber.

Die Waſſer, die Blätter,
Die Nebel, die Wetter,
Die Mücklein, die Thaue, die Blümlein im Gras,
Alles liſpelt, ich weiß nicht was.
Alles gibt mir ſo guten Rath!
Oder iſt es ein ſchlimmer?
Ich weiß es nicht, ich wandere immer
Fort auf heimlich unheimlichem Pfad.

Eine Herberg am Weg, die Zukunft genannt,
Sie winket mit grünendem Kranze,
Die Geigen ſpielen zum Tanze;
Und komm' ich dort an, bin ich müde gerannt,
Iſt verwelkt der Kranz,
Bin ich matt zum Tanz —
Ich laſſe ſie ſpringen,
Ich laſſ' es klingen
Und lege mich ſchlafen —
Ja ſchlafen.

Gefunden.

Das iſt's, was in Luſt und Leide,
Herz, du ſuchteſt mit Verlangen;
Thue auf die Thore beide,
Um es freudig zu empfangen.

Sag' es dir: Ich hab's gefunden!
Wiſſ' es, daß dir nicht mehr fehle,
Was du ſuchteſt aller Stunden:
Die Erkenntniß einer Seele.

Einer Seele! — dieſe Wahrheit
Pflege, wie die holde Pflanze,
Die die Stube dir mit Klarheit
Füllet und mit Duft und Glanze.

Pflege ſie, und ferne halte
Jeden Wurm von ihrer Blüthe,
Juble, wie ſie ſich entfalte
Und umranke dein Gemüthe.

Was kann Beſſ'res ſich ereignen,
Ob dir alles Andre fehle,
Als ſich innigſt anzueignen
Kenntniß einer ſchönen Seele.

Erkenntniss.

Alltäglich ſteht ein Kind an meinem Haus,
Alltäglich Morgens frühe; geh' ich aus,
Beut es zu Kauf mir einen Blumenſtrauß.

„Wo haſt du, Kind, die vielen Blumen her?
Mein Herz gewöhnt ſich dran je mehr und mehr,
Sie duften lieblich und ſie glänzen ſehr.“

„„Mein Ahn iſt Todtengräber hier im Ort,
Auf Gräbern kommen gut die Blumen fort,
Und alle dieſe Blumen pflückt' ich dort.““

Ich ging und traurig ſprach zu mir mein Herz:
Kennſt du noch nicht des Schickſals alten Scherz?
Du ſucheſt Freuden und du pflückeſt Schmerz.

Unſere liebe Frau.

Seh' ich dich durch den Garten gehn,
Däucht mir's, als ob ſich mühten
Die Blumen und die Blüthen,
Dir nachzuſehn, dir nachzuſehn.

Und gehſt du durch der Menſchen Reih'n,
Iſt mir's, als ob ſich mühte
Das rauheſte Gemüthe,
Dein werth zu ſein, dein werth zu ſein.

Und Alles lebt und reget ſich,
Es weht im Mondenſcheine,
Es ruft aus Quell und Haine:
Ich liebe dich, ich liebe dich.

Erſter Ausflug.

Ich ſah dich lieblich noch im Neſte,
Und von dem Tage,
Da du mit Flügelſchlage
Im Frühlingsdrange,
Zu Schönheit und Geſange
Aufſliegſt, hab' ich geträumt als wie von einem Feſte.

Nun biſt du aufgerauſcht
Und fliegſt von Aſt zu Aſte
Und Alles lauſcht
Dem holden, neuen Gaſte;
Da ſteh' ich nun und bebe
Und wache nur erſchreckt,
Ob nicht von dir erweckt
Ein Geier irgendwo ſich in die Lüfte hebe.

Frühling des Kranken.

Welches Lied ſoll ich dir ſingen,
Frühling, auf dem Krankenbette?
Wahrlich, eine ſchlechte Stätte,
Frühlingsopfer darzubringen.

Wie die Lerchen ſchön geſungen
Und wie lieblich grün die Auen,
Weiß ich aus Erinnerungen,
Aber ach, ich kann's nicht ſchauen.

Und ich weiß, in dieſen Tagen
Fühlt man jede Freude zweifach
Und vergißt man alle Klagen —
Ach, mein Leiden fühl' ich dreifach.

Wär' ich todt, auf meinem Hügel
Würden jetzt ſich Blumen wiegen,
Schwalben mit dem dunklen Flügel,
Träumen gleich, darüber fliegen.

Keine Schwalbe kommt, zu bauen
Neſter über'm Bett des Kranken,
Und nicht blumenhaft zu ſchauen
Sind des armen Mann's Gedanken.

Wär' ich todt — kein Strahl der Sonnen
Würde künden von den Feſten
Dieſer neuen Maienwonnen —
Und ſo wär' es wohl am beſten.

Katharine.

Du trateſt an mein Bette,
Da fühlt' ich mich geſunden,
Mit einer neuen Kette
An dieſe Welt gebunden.

Dein Wort iſt friſcher Bronnen
Voll wunderthät'ger Welle,
Dein Aug' wie Maienſonnen
Mit heilungsvoller Helle.

Aus deinem jungen Herzen
Mit zauberiſchem Scheine
Fließt Linderung der Schmerzen
Wie aus dem Wunderſteine.

O Jugend ohne Fehle,
Du haſt den Stein der Weiſen,
O unſchuldsvolle Seele,
Du wohnſt in Zauberkreiſen.

Gib mir die Hand! — Ich hebe
Mich aus den Todtengrüften;
Ich athme und ich lebe
Mit dir in reinern Lüften.

Dich und dein Glück zu ſchauen,
Und ſelber es bereiten —
Dies ſei'n auf dieſen Auen
All' meine Seligkeiten.

An das Alter.

Müdes Alter, Zeit der Stille,
Zeit des Friedens, komm heran —
Andre ſehn dich zitternd nahn,
Liebend rufet dich mein Wille.

Auf vergilbten Waffen träumſt du,
Kühler Schatten deckt dich zu,
Und mit Farben goldner Ruh
Jeden alten Kampf umſäumſt du.

Was mich jetzt im Tiefſten quälet,
Wird mir einſt von deinem Mund
Weich umſchleiert, hold und bunt
Als ein Mährchen vorerzählet.

Was jetzt brauſend in mir kämpfet,
All' die Töne wild und jung
Wirſt du als Erinnerung
Auferwecken ſanft gedämpfet.

Alles leidet — du betrachteſt,
Alles drängt und eilt in Haſt,
Du, am Abend hältſt du Raſt,
Lächelnd, wo du einſtens lachteſt.

Süßes Alter, alle Wunden,
Die die Jugend mir gebracht,
Rufen dich in dieſer Nacht, —
Komm und mache mich geſunden.

Die Regentropfen.

Ein Regentropfen ſprach
Zum andern Regentropfen:
Möcht' wiſſen, warum wir
An dieſes Fenſter klopfen.

Der andre Tropfen ſprach:
Hier wohnt ein Kind der Noth,
Und dem verkünden wir:
Es wächſt, es wächſt das Brod.

Verkennung.

Wie traurig! — Unter dieſen Seelen
Wohnt' ich, wie unter Roſenzweigen;
Sind ſie es, die mich heut' ſo quälen?
Was zwingt ſie, mir den Dorn zu zeigen?

Was blüht, muß welken — und ihr Lieben
Hat mir ſo reichen Lenz getrieben,
Daß ich von Blüthen und von Sproſſen
Gefeſſelt war und feſt umſchloſſen.

Heut' wird mir jedes Wort mißdeutet,
Nur Gift enthält mein Lebensbecher,
Und wie ſich eine Schlange häutet,
Ward ich ſeit geſtern zum Verbrecher.

Das Wahrſte wag' ich nicht zu ſagen,
Das Trübſte wag' ich nicht zu klagen,
In jedem Laute hör' ich Kläger,
In jedem Lüftchen Zwiſchenträger.

Ich möchte dunkle Höhlen wiſſen,
Die hinter meinem Schritt ſich ſperren,
Und möchte nicht, daß mich vermiſſen,
Die jetzt ſo grauſam an mir zerren.

Frage und Antwort.

„Wie kannſt du dich nach ſolchem böſen Herzen
„So zärtlich und ſo heißverlangend ſehnen?
„Wie kann man ſolchem Weib ſo echte Schmerzen
„Nachſenden und ſo wahrgemeinte Thränen?“

Verſteh' mich nimmer! — Auf die gift'ge Blüthe,
Nur weil ſie ſchön iſt, muß ich freudig ſchauen,
Und in die dunklen Schluchten im Gemüthe
Starr ich verlangend und mit Wonnegrauen.

Im Höllenreich erzählt man von Verdammten,
Die froh ſich wälzen in dem Schmerzensbade,
Die in dem Pfuhl, dem teufliſch heiß entflammten,
Sich luſtig machen über Gottes Gnade.

Blätterlispeln.

Blätterlispeln, Wipfelrauſchen,
Sanft Geflüſter auf dem See,
Glück und Leid, und Wohl und Weh
Glaubſt du horchend zu belauſchen.

Laß das Horchen, laß das Lauſchen,
Daß dein Herz es nicht erfahre,
Wie dir mit dem Blüthenjahre
Glück und Leid vorüberrauſchen.

Im Lager.

Bivouac und Mondenſchein!
Abenteurer zweier Welten
Liegen da in Wald und Zelten,
Einer liegt abſeits, allein —
Ferne Freunde, denket ſein.

Bivouac und Mondenſchein!
Ferne ſchallt der Ruf der Wachen,
In der Nähe Lied und Lachen,
Einer iſt, der ſtimmt nicht ein —
Ferne Freunde, denket ſein.

Bivouac und Mondenſchein —
Und die Glut entſchlummert leiſe,
Und die Männer rings im Kreiſe,
Einer aber ſchläft nicht ein —
Ferne Freunde, denket ſein.

Abdallah.

So zu mir ſprach Abdallah, der Kurde:
„Wiſſe du, warum dein Freund ich wurde.

„Weil du hörſt und ſchweigſt, wenn Andre ſprechen,
„Weil du ſingeſt, wenn die Andern zechen.

„Sahſt du Moslems im Gebete liegen,
„Haſt du, Franke, ehrfurchtsvoll geſchwiegen.

„Schmerzlich krank, haſt du nur Nachts geklaget,
„Morgens ſtiegſt zu Pferd du unverzaget.

„Nie das Geſtern hört' ich dich beklagen,
„Doch du redeſt ſchön von künft'gen Tagen.

„Wenig Waffen trägſt du und mit dieſen
„Prahlſt du nicht; — haſt dich nicht ſelbſt geprieſen.

„Siehſt du dort den Feind auf jenem Hügel?
„Ach, er flieht vor uns, als hätt' er Flügel!

„Traurig iſt's, denn käm' es erſt zum Streite
„Und du ſänkeſt todt an meiner Seite,

„Trüg' ich heim in meiner Berge Wildniß
„Eines guten Franken ſchönes Bildniß.“

— Nicht bei meinem eignen Lob zu weilen,
Schreib' ich an der Seine dieſe Zeilen,

Nur den Freund am Tigris will ich ſingen,
Mögen jetzt ihm Herz und Ohren klingen.

Ein Augenblick.

Nicht groll' ich mehr mit dem Geſchicke,
Es ſtellte mich auf höchſte Höh'n;
Ich ſprach einmal zum Augenblicke:
Verweile doch, du biſt ſo ſchön!

Ich achte mich als Auserwählten
In jener ungemeſſ'nen Schaar
Der ſtumm und ſtumpf und laut Gequälten,
Des Volks, das dieſe Welt gebar.

Ein Augenblick! — In dieſer Wüſte
Der froh gegrüßte, winz'ge Quell;
Auf dieſer unwirthbaren Küſte
Ein Leuchtthurm, wie ein Stern ſo hell.

Ein Augenblick! — Kaum angekündet
War er dahin — doch hat ſich dran
Mein Geiſt für alle Zeit entzündet
Und leuchtend geh' ich meine Bahn.

Da lispelt etwas: Ein Almoſen,
Den Pfennig warf das Glück dir zu —
Horch, wie die Räder weiter toſen,
Ein Träumer, Bettler nur biſt du.

Nacht.

Mächt'ger als des Tages Rauſchen
Wirkſt du, Nacht, mit deiner Stille.
Alle meine Pulſe lauſchen,
Ob mir nicht ein hoher Wille,
Ein Geheimniß dieſer Erde,
Nicht ein Räthſel vom Entſtehen,
Und vom Leben und Vergehen
Irgendwo erſchloſſen werde.

Ob ich ein Geheimes lerne,
Horcht die Seele mir und zittert,
Wie ein Strauch, wenn's in der Ferne
Wetterleuchtet und gewittert.
Aber aus den Sternenfeuern
Will kein Geiſt herniederſteigen,
Augen nur, erfüllt von Schweigen,
Blicken aus den dunklen Schleiern.

Weiter zieht auf ſtillen Sohlen
Nacht und Traum; bald wird es tagen
Und es ſchließt wie Nachtviolen
Sich das Herz nur mit Entſagen.
Und des Oſtens helle Gluten
Werden breit und immer breiter,
Und mein Daſein fließet weiter
Wie ein Kahn auf dunklen Fluten.

Veränderung.

Ich bin dir nicht der treu und alt Bekannte;
Dir ſcheint es, daß du neu mich kennen lernſt;
Wo iſt die Flamme, die ſo luſtig brannte?
Wo floh der Leichtſinn hin vor dieſem Ernſt?

O du, ſo froh und jung, ſei nicht verwundert!
Nicht geht die Zeit nach Uhr- und Sonnenlauf.
Ach, in Minuten lebſt du ein Jahrhundert,
Ein Knab' entſchlief, als Greiſe wacht er auf.

Der Roſt ergreift in deiner Bruſt die Laren,
Die zwecklos heil'gen Veſtafeu'r vergehn,
Kein Gott und keine Glut auf den Altaren,
Die dich wie Trümmer deiner ſelbſt umſtehn.

Wie's kam? — Du weiſst es nicht! — Es iſt
gekommen —
Auch frage nicht! — Voll Untroſt iſt das Wort,
Das dir die Kohlen ſprechen, die verglommen,
Das dir die Blume ſeufzet, die verdorrt.

Nach dem Gewitter.

Helldunkle Nacht. — Die Tropfen fallen
Melodiſch aus den Blättern;
Die Erde ruht von Wettern,
Die hinter fernem Waldesſaum verhallen.
Zahlloſe Roſenblätter, von Gewittern
Hoch in die Luft getragen, zittern
Zur Erde und zum Strauch zurück,
Wie Träume zu verlaſſ'nem Glück.
Ein wallender Schleier iſt die Luft, gewebt
Aus Schwarz und Blau und Perl und Gold;
Was er bedeckt — ich weiß nicht, ob es bebt
Vor Freuden oder Schmerz —
Und was erbeben macht mein Herz,
Iſt es ein Weinen, iſt's ein Kichern hold?

Ein Schmerz.

Seht, ich bin hart geworden,
Kaum konnt' es anders ſein,
Denn wie mit Schmiedehämmern
Schlugs manchmal auf mich ein.

Und viele Freuden hatte
Und manches Glück dies Herz,
Und Freud' und Glück verhärten
So ſehr ſchier wie der Schmerz!

Und ungerühret ſteh' ich,
Bringt mir die Zeit heran,
Was mich einſt ſelig machte,
Was mir einſt weh gethan.

Nur eins iſt, was die Thräne
Mir gleich ins Auge bringt,
Was macht, daß mir vor Wehmuth
Beinah das Herz zerſpringt.

Ich möchte hin mich werfen
Und ſterben gern vor Pein,
Denk' ich nur an mein gutes,
Mein todtes Mütterlein.

Sonette.

Gewährung.

Ich bin nicht einer jener Schmetterlinge,
Die fliehn von Liebesgruß zu Liebesgruße,
Ein Falter bin ich, der im Flammenkuſſe
Sich gern verſengt das Herz und auch die Schwinge.

Drum wehre nicht, daß ich ſo vorwärts dringe
Nach deiner Flammen ſel'gem Überfluſſe,
Und glaube mir, daß ich im Glutgenuſſe
Verbrannten Fittigs mich zum Opfer bringe.

Jetzt lieb' ich dich, dann werd' ich auch dich kennen;
Gewährung iſt des Weibes Offenbarung,
Mein Glück werd' ich mit trauten Namen nennen.

Dann kommt der Dank für's Glück, das du gegeben;
Er iſt der Treue ewig friſche Nahrung,
Sie iſt der Liebe, was der Stab den Reben.

Räthſel.

Nur wenig lernte ſie und alles Schöne
Und Große, Tiefe kann ſie doch begreifen:
Brauchſt ihrer Seele Lyra nur zu ſtreifen
Und ein Concert erſchallt erhabner Töne.

Sie thut, daß Gut und Böſes ſich verſöhne,
In Stürme webt ſie Regenbogenſtreifen;
Sie macht ein Glück mit einem Lächeln reifen
Und hebt das Unglück, daß es ſelbſt ſich kröne.

Sie kann nicht rechnen, meſſen und erwägen,
Doch iſt gerecht ihr Lobſpruch und ihr Tadel,
Doch waltet rings um ſie der Ordnung Segen.

Und wohnte ſie auch nicht im hehren Leibe,
Die Anmuth gäb' ihr doch der Schönheit Adel —
Mit Einem Wort: ich ſpreche hier vom Weibe.

Geneſung.

Die Sonne kommt und lindert meine Qualen.
Doch nein, es iſt ein Weib mit goldnen Locken;
Sie fühlet, wie mir Herz und Pulſe ſtocken
Und reicht mir Trank in goldenen Pokalen.

Sie ſchreitet ſtill auf ſammtenen Sandalen,
Ich ſeh ſie nur, als wie durch Nebelflocken;
Jetzt ſitzt ſie dort im Winkel und vom Rocken
Spinnt ſie mein Leben fort aus milden Strahlen.

Biſt du's, o theure Parze meines Lebens?
War meiner Seele Rufen nicht vergebens?
Kamſt du aus fernem Land? biſt du's, Maria?

Wie, oder iſt es meiner Zukunft Norne?
Das goldne Haar bedeckt den Kranz von Dorne —
O ich erkenne dich, Melancholia.

Herbſt.

Wie ängſtlich ſchon am Zweig die Blätter beben,
Die Herbſtzeitloſe fühlet Todesſchauer.
Ade! Ade! der Kranich ruft's mit Trauer
Und zieht dahin, als zög' er aus dem Leben.

Am Stab, wie Bettler, ſchlottern edle Reben,
Und hinter Wolken, täglich grau und grauer,
Liegt der Entſcheidung Kampf ſchon auf der Lauer
Und die Natur iſt in ihr Loos ergeben.

Sitz' am Kamin und ſtarre in die Flammen!
Des Herzens Eremit wird gleich erwachen,
Ihr ſprecht von todtem Allerlei zuſammen.

Du ſuchſt ſein ernſtes Wort zu Scherz zu machen,
Mit Einem Spruch wird er dich ganz verdammen,
Vergebens willſt du ins Geſicht ihm lachen.

Schwarze Nacht.

O dieſe Nacht, ſie ſcheint nur ſchwarz vor Trauer.
Heut' brennt mit düſtrem Hofe Hymens Kerze,
Und wer da ſchleichet zu verliebtem Scherze,
Kehrt um auf halbém Weg mit Schreck und Schauer.

Selbſt den Verräther auf der dunklen Lauer
Erſchrecket dieſe Nacht mit ihrer Schwärze —
Heut' ſtirbt, wer ſonſt mit Muth gelebt im Schmerze
Und graue Haare werden heute grauer.

Nicht ruft das Käuzchen und nicht ſeufzt die Eule,
Kein Blättchen rauſcht. Wie thäte wohl den Ohren
Ein Hilferuf, ein fernes Wolfsgeheule.

Wenn ja ein Morgen wieder wird geboren,
Dann wird ſich's zeigen, daß die Memnonsſäule,
Die alte Welt ſelbſt ihren Ton verloren.

Die letzte Hoffnung.

1.

Sie, die ſo lange ging mit mir vereint
Durch dunkle Wälder, über harte Stege,
Da ſitzt ſie, wo ſich ſcheiden unſre Wege,
Die letzte meiner Hoffnungen und weint.

Treuloſe, ruf' ich aus, war's ſo gemeint?
Du wurdeſt groß in meines Herzens Pflege,
Wie ich dich liebt' und hegte, o erwäge
Und fliehe nicht, da mir die Nacht erſcheint.

Sie aber ſpricht: Blick' auf zu dieſem Laube,
Bald ſtirbt es hin und fällt dem Herbſt zum Raube,
Und doch, wie lächelnd ſich die Wälder färben!

Zieh du getroſt und laſſe Klag' und Läſtern,
Ich ſende dir die jüngſte meiner Schweſtern,
Die tröſtungsreiche Hoffnung, früh zu ſterben.

2.

So kam ſie, die Gefährtin meiner Reiſe.
Nicht wagt' ich erſt, ihr in das Aug' zu ſchauen —
O, dieſes Auge blicket wohl voll Grauen —
Ich fühlte, wie mein Herz mir ward zu Eiſe.

Sie aber ſprach zu mir — und leiſe, leiſe
Fühlt' ich die Angſt in meiner Bruſt zerthauen,
Wie Frühling wehten mir des Herbſtes Auen,
Und was ſie ſagte, klang ſo weiſe, weiſe.

Ich ſah ſie an, die milde, lächelnd holde,
Und Frieden kam mir, wie aus Abendröthen
Er niederwehet und aus Blättergolde.

So ſüßer Friede, wie in Sturmesnöthen
In ſich verſchließt die welke Blumendolde,
Die morgen ſchon des Winters Fröſte tödten.

An einen jungen Chemiker.

Du haſt die Kunſt, zu miſchen und zu ſcheiden,
Du ſiehſt durch der Natur metallne Pforten,
Du weißt auch, wie und wann und welcher Orten
Die Kräfte ſich begatten und ſich meiden.

Doch ſag' mir Eins, dann will ich dich beneiden,
Was birgt die wunderlichſte der Retorten,
Die glühend ſinget in Ideen und Worten,
Die ſich verdampft in Wunſch und Luſt und Leiden?

Wer iſt der Trismegiſt, der dreimal Größte,
Der ſie mit unſichtbarer Glut erwärmet?
Und welches iſt das Räthſel, das er löſte?

Iſt er ein Geiſt, der ſich um Wahres härmet?
Iſt's ein Betrog'ner, der, daß er ſich tröſte,
Für Nichts, wie andre Alchymiſten, ſchwärmet?

Sprüche und Stammbuchblätter.

(Orientaliſch.)

Von keinem Leid, wie ſchwer es ſei,
Laß ſtimmen deine Seele trüber;
Geht auch dein Leiden nicht vorbei,
So gehſt doch du vorüber.

Jedwedes Leid trägt ſeine Frucht
Und jedes Glück die ſeine —
O Menſch, o Baum, du mußt ſein **heimgeſucht**
Von Regen und von Sonnenſcheine.

Wie viele Menſchen dir vorüberſchreiten,
Sie ſind doch alle einzle Einſamkeiten.

Geſchick, mit einer einzigen Gunſt
Kannſt du die Zukunft mir verbrieſen:
Laß mich vergeſſen nicht die Kunſt,
Die ſchöne Kunſt, mich zu vertieſen.

„Was ſoll mir Bach? — ſagſt du mit Hohn —
Die kühl durchdachte Reflexion!
Das muſikaliſche Geflick!“ —
— — Seine Fugen ſind der Laokoon
Und er der Leſſing der Muſik.

(Nach Carlyle.)

Der heitre Gott des Waldes, Pan,
Nach deſſen Lied, das ſcherzend klingt,
Die Nymphe ſich im Tanze ſchwingt,
Hat doch im Buſen einen Schrei,
Der alles Volk zum Wahnſinn bringt.

Verbannung aus dem Vaterlande,
Auf's eigne Grab ein Blick,
Das Klingen ſanfter Liebesbande —
— Chopiniſche Muſik.

Wer nicht das Leben trinkt in vollen Zügen,
Dem wäre wohl, er hätt' es nie geleert;
Zerſplittert in vereinzelte Vergnügen
Iſt's ein zerſtoßner Demant ohne Werth.

Der Raphael, der Byron waren Zecher;
Wenn auch ſo früh ihr Trinkgefäß zerſchellt,
Am Tropfen, welcher hängen blieb am Becher,
Berauſcht ſich heute noch die ganze Welt.

(Einem Mädchen.)

Vom Mann, der erſt dir ſagen muß:
„Ich liebe dich!“ wie's hergebracht,
Nimm keinen Kuß
Und halt ihn fern mit Vorbedacht.

Von den Tugenden, den Freunden eigen,
Kannſt du genug nicht ſprechen,
Und nicht genugſam ſchweigen
Von ihren Schwächen.

O wüßteſt du,
Was deine beſten Freunde von dir denken,
Du kämeſt nie zu Ruh,
Du würdeſt dich zu Tode kränken.

Die Bienen wollen reiſen, ſchwärmen,
Da führt ein Glöcklein ſie zurück,
Sie machen Honigſeim:
Du willſt die ganze Welt durchlärmen,
Du hörſt das Lied vom Liebesglück,
Und liebſt, und kehreſt heim.

Nicht nur die Hündlein ſind
In ihrer Jugend blind,
Mir ſagts dein heitrer Blick,
Du biſt es auch, mein Kind.

Wo ſind die Millionen,
Die ſelbſt geſtorben dem Gedächtniß?
Ich weiß nicht, wo ſie wohnen,
Doch überall find' ich ihr Vermächtniß.

Einſamkeit.

(An ein junges Mädchen.)

Einſam biſt du in der Welt
Auch im drängenden Gewühle,
Einſam, auf dich ſelbſt geſtellt,
Mit dem liebendſten Gefühle.

Denn aus deinem öden Gram
Iſt gebaut nicht Steg und Brücke,
Und du biſt, wenn Glück dir kam,
Noch am einſamſten im Glücke.

Wohl iſt's traurig, ſolche Mähr
Alſo heitrer Jugend lehren —
Doch iſt's gut, um immer mehr
In ſich ſelbſt zurückzukehren.

⁂

Nie biſt du allein im Leben,
Und ein Wahn iſt Einſamkeit;
Heute hat dich Freud' umgeben,
Morgen naht das ſtille Leid.

Wenn die Roſen dir verblaſſen,
Bleibt dir die Erinnerung,
Wenn die Freunde dich verlaſſen,
Kommen andre — ſei nur jung.

Und im Herzen mußt du tragen
Eine Welt, die dir gehört,
Dann biſt du in ſtillen Tagen
Einſam nicht — nur ungeſtört.

Homer.

Mögen ſie dich in Stücke zerhaun, du bleibſt
wie die Welt doch,
Der haarſpaltender Geiſt auch kein Atom noch
entwandt.

An die Dramatiker.

Umſonſt ſucht ihr die Welt zu malen
Dem Volk, dem's fehlt an Idealen.

Nach einem Salamis,
Einem Armadaſieg,
In einem Freiheitskrieg
Iſt euch ein Äſchylus gewiß.

Ein Volk, geſchlagen auf die Backen,
Kann tragiſch tragen nicht den Nacken,
Es ſchleicht durchs Leben, ſtill, verſtohlen,
Schnallt den Kothurnus von den Sohlen.

Das Weib iſt der Mond dem Herzen.
Im Böſen wie im Guten,
In Freuden und in Schmerzen
Macht ſie es ebben und fluthen.

Der Gedanke zeugt die That,
Die wieder Gedanken zu Kindern hat,
Drum prangen mit Einem Familiengeſichte
Gedanken und That in der Weltgeſchichte.

Der Jagdhund läuft und kann in Tagen
Auch nicht das kleinſte Wild erjagen;
Der Baum ſteht feſt auf Einem Fleck
Und doch erreicht er ſeinen Zweck.

„Sie liebt mich — liebt mich nicht!“
Mit ihrem Herzen
Trieb ich das Spiel
Und als die letzte Blüthe fiel,
Rief ich erſtaunt: „Mit Schmerzen!“

Je enger ſich das Leben mir geſtaltet,
So inniger fühl' ich es in Luſt und Leid;
Schon dünkt es mich, wie ein vertrautes Kleid,
Das mich umhüllt, und ſtill mit mir veraltet.

An Ludwig Pfau.

Wenn an der Wurzel arg die Axt erklinget,
Erdröhnt der Baum bis in den höchſten Gipfel,
Melodiſch aber regen ſich die Wipfel,
Wenn um den Fuß Geſang und Tanz ſich ſchwinget.

In hohen Herzen ſeufzen, hallen wieder
Des Volkes Freuden und des Volkes Schmerzen;
Dich hat Natur begabt mit ſolchem Herzen,
Ein ſolcher Wiederhall ſind deine Lieder.

IV.

Der Camao.

Note zum Camao.

Der Vogel Camao wurde das ganze Mittelalter hindurch in jedem adeligen Hauſe der pyrenäiſchen Halbinſel gepflegt und mit Verehrung behandelt. Er verdankte das einem Aberglauben, der allgemein verbreitet war. Dieſer Vogel konnte nur in einem Hauſe gedeihen, deſſen Ehre nicht durch die Schuld der Hausfrau befleckt worden; er ſtarb, ſobald auf die Ehre des Hausherrn, durch Treuloſigkeit der Gattin, der geringſte Makel kam. Er wurde daher von den Ehemännern mit Sorgfalt gehegt und mit Stolz gezeigt. Gewöhnlich hing ſein prächtiger Käfig in der Vorhalle. Der am Camao haftende Aberglauben ſcheint auf die Spanier von den Römern überkommen zu ſein, denn nach einer in Plinius enthaltenen Anſpielung ſcheint derſelbe ſchon im Alterthume beſtanden zu haben. — Die Familie der Camoens, die aus Galizien ſtammte, leitete ihren Namen vom Camao ab; der Sage nach ſoll dieſer Vogel in einem tragiſchen Ereigniſſe der Familie eine Hauptrolle geſpielt haben. Dieſes Ereigniß wird in dem nachfolgenden Gedichte von der handelnden Hauptperſon dem Dichter Camoens erzählt, mit welchem der Verbrecher in ſeinem ſpäten Alter im Hoſpital zu Liſſabon zuſammentrifft. — Die in dem Gedichte vorkommenden Anſpielungen, wie z. B. auf das aus dem Schiffbruche gerettete Gedicht der Luiſiaden, auf Santarem, auf die Entſtehung der herrlichen Sonette Camoens, auf deſſen Leben und Elend im Hoſpitale ꝛc., wird jeder Gebildete verſtehen, der einmal eine Biographie des größten portugieſiſchen Dichters oder auch nur die bekannte Tieck'ſche Novelle geleſen. — Don Vasco Pires und Don Juan de Caſtera ſind hiſtoriſche Perſonen und waren Beide Dichter in caſtilianiſcher Sprache.

1.

„Ihr da, Dom Luis? O haltet an!
So ruf' ich nun alltäglich.
Ihr geht vorüber, harter Mann,
Den ſolch Gebet nicht rühren kann
Und ſolch ein Anblick kläglich.

„Als ihr, der Ruhm von Portugal,
Einzoget in das Hoſpital,
Kam ich zu Sinnen wieder;
Den kranken Geiſt verließ die Qual,
Der Schmerz die alten Glieder.

„Steht ſtill, Dom Luis! — Ihr ſeid geſandt,
Vom Fluch mich zu erlöſen!
Im fernen Land
Iſt's wohl bekannt,
Warum Camoens ihr genannt;
Bekannt iſt's auch dem Böſen.

„Hört meine Beicht'! – Ihr gehet hin,
Und achtet nicht des Irren.
Steht! ſonſt beginnt auf's Neu' mein Sinn
Zu ſchwärmen und zu ſchwirren!

„Wißt ihr, wie ein Gedankenheer
Leicht aus dem Kopfe ſchwinde?
Mein Schädel weiß, es iſt nicht ſchwer.
Wie Bienen treibt ſie hin und her
Der Rauch in alle Winde.

„Ihr aber geht
Und nieder ſeht
Ihr kaum auf mich, den Narren;
Dem Segel, das ins Blaue weht,
Liebt ihr nur nachzuſtarren.

„Ihr ſtarret nach jedwedem Maſt,
Und denket, wie in Tagen
Des Ruhms ihr euch geſchlagen,
Und wie das Lied, die edle Laſt,
Ihr durch den Sturm getragen.

„Dann ſeht ihr nach dem Paradies
Santarems, — nach den Stätten,
Die weinend euer Herz verließ,
Und lächelnd eure Muſe pries
In herrlichen Sonetten."

Dom Luis hält an: „Du Schreckgeſtalt,
Dein ſtechend Auge macht mir kalt,
Dein Irrſinn macht mich zagen.
Du bannſt mit heimlicher Gewalt!
Was haſt du mir zu ſagen?"

„So ſteht ihr nun?
Jetzt magſt du ruh'n
Mein Geiſt, nur Eine Stunde,
Und hilf mir treu, ihm kund zu thun
Die ſchauervolle Kunde!

„Dom Luis Camoens! Kenn' ich dich,
Du Ruhm der Portugieſen?
Biſt du derſelbe nicht, o ſprich,
Den, als er um Santarem ſchlich,
Sie ſich mit Fingern wieſen?

„Haſt du das Vöglein je geſehn?
Camao iſt ſein Namen!
Einſt war's im Land der Pyrenä'n
Gekannt von Herrn und Damen.

„Dies Vöglein gab den Namen dir,
Der jetzt die Welt durchklinget.
Das Vöglein? — Nein! — Ich gab ihn dir!
Ich ſchuf Camoens — wehe mir,
Mein armer Kopf zerſpringet!

„Camoens nennt ſich dein Geſchlecht
Nach dem Camao, — Grauen! —
Die lieblichſte der Frauen
Hab' ich zu lieben mich erfrecht,
Sie, deine Ahnfrau, ich der Knecht.
Du ſollſt den Greuel ſchauen!“

Dom Luis hält an: „Du Schreckgeſtalt,
Dein ſtechend Auge macht mir kalt,
Dein Irrſinn macht mich zagen.
Du bannſt mit heimlicher Gewalt,
Was haſt du mir zu ſagen?“

Der ſchüttelt ſeinen Schädel kahl;
Der Patriarch im Hospital
Iſt trüb zu ſehn und kläglich.
Am Eckſtein in der Sonne Strahl
So ſitzt er da alltäglich.

2.

Nun ſitzen ſie am Eckſtein dort,
Der Bettler und der Dichter,
Und keiner ſprach zuerſt ein Wort,
Zwei traurige Geſichter.

Am Tajo lag das Hospital;
Es glühte d'rauf der Morgenſtrahl.
Es war d'rum mehr nicht heiter,
Und wer daran vorüberkam,
Ging raſchen Schrittes weiter.

Der Tajo rauſcht;
Doch nicht mehr lauſcht
Camoens ſeinen Fluten.
Wie hold ſich auch das Segel bauſcht —
Die Ferngedanken ruhten.

Er ſtarret an
Den greiſen Mann.
Sein Antlitz iſt verwittert,
Wie alt' Gemäu'r iſt ſeine Stirn,
Sein Schädel wie die öde Firn,
Und ſeine Lippe zittert.

Ausſtreckt er ſeine dürre Hand
Und faßt Camoens am Gewand,
Und faßt ihn an der Seele:
„Kennſt du Galiziens öden Strand?
Horch, daß ich dir erzähle!

„Galiziens Land,
Galiziens Strand
Sind beide öd' und wüſte;
Einmal ein luſt'ges Schlößlein ſtand
Auf ſeiner felſ'gen Küſte.

„Das Schlößlein in den Lüften hing
Gleich einem gold'nen Sterne;
Wer dort zu Schiff ins Weite ging,
Dem winkt's in blaue Ferne.

„Don Vasco Pires wohnte da,
Stolz, frei, gleich einem Aare;
Don Vasco Pires, euer Ahn,
Und ich, ich war ſein Kaſtellan, —
Bald ſind es hundert Jahre.

„Ja, ſtolz und frei und hoch beglückt.
Wie nenn' ich ſeine Dame?
Mein Hirn iſt krank, mein Sinn zerſtückt;
Nicht nenn' ich ihn, mich macht verrückt
Eſtrella, euer Name!

„Ich aber hatte achtzehn Jahr'.
Dem Herrn ſein Schloß bewacht' ich,
Zugleich, ein Knabe wie ich war,
Bei ihr den Pagen macht' ich.

„Ein Blumenpfad iſt Jugendzeit,
Der führt zur Höllentreppe.
Ging ſie zur Kirche, ihrem Kleid
Trug ich die gold'ne Schleppe.

„Weihwaſſer, das wie Thränen ihr
Die Braue küßt', die reine,
Es ziſchte von der Stirne mir
Als wie von heißem Steine.

„Sie betete; ich konnt' es nicht.
Was fluchend ich begehrte,
War, daß der Gott, der mich verdammt
Und wild entflammt,
Uns alleſammt
Durch Ein Gericht verzehrte.

„Und das geſchah.
Die Zeit war da,
Wo Spaniens Herr den Heiden
Der Rache letzten Tag erſah.
Don Vasco mußte ſcheiden.

„Don Vasco Pires ſprach zu mir:
Ich zieh' zum Glaubensheere;
Mein Schloß, mein Gut vertrau' ich dir,
Mein Weib und meine Ehre.

„Vergeh' mein Gut,
Und ob die Glut
Den Wohnſitz mir verzehre,
Dich gräm' es nicht; du nimm in Hut
Mein Weib und meine Ehre!

„Und ruhig lächelnd ſprach er dann:
Auf den Camao ſchaue!
Kehr' ich zurück, ſagt er mir an,
Ob ich dir recht vertraue.

„Ich ſtarrte hin
Mit irrem Sinn,
Mit Haß und wildem Grimme;
Wie ſpottend ſprang er her und hin
Und ſang mit luſt'ger Stimme.

„In tiefſter Bruſt,
Mir unbewußt,
Hab' ich ihm Haß geſchworen;
So lang er lebt in froher Luſt,
Iſt mir das Glück verloren!

„Noch iſt — bald ſind es hundert Jahr' —
Mein Haß nicht minder worden!
Was drängt er ſich ſo wunderbar,
Der Vogel, in der Menſchen Schaar,
Und zwinget ſie zu Morden?“

Dom Luis erſchrickt. „Du Schreckgeſtalt,
Dein ſtechend Auge macht mir kalt,
Dein Irrſinn macht mich zagen.
Du bannſt mit heimlicher Gewalt!
Was will das Wörtlein ſagen?“

3.

„In Spanien ſtarb die Sitte aus.
Den Vogel, den Camao,
Beherbergt' einſt jedwedes Haus
Von Liſſabon bis Barcelon,
Von Cadix bis Bilbao.

„Er kleidet ſich in Farben hold,
Ganz lieblich anzuſchauen,
In Grün und Blau und Roth und Gold,
Wie Pagen edler Frauen.

„Er war in jedem Frau'ngemach;
Denn alſo ging die Sage:
Wenn je die Frau die Treue brach,
Und ihrem Herren brachte Schmach —
Er ſtarb am ſelben Tage.

„Bis dahin lebt' er luſtig fort,
Des Hauſes Ehrenhüter;
In Spanien galt er als ein Hort
Und als ein Gut der Güter.

„Und er war da, als Vasco ging;
D'rum faßt' ich jene Worte.
Sein goldverzierter Käfig hing
Dort an Eſtrella's Pforte.

„Ich ſeh' ihn noch!
Aufſprang er hoch
Und ſingend auf den Stangen,
Als ich entbrannt
Von ihr gerannt
Mit glutgefärbten Wangen.

„Er ſang — wie Hohn
War mir der Ton! —
Er ſang von ihrer Treue.
Sie that es ja, daß er nicht ſtarb.
Die Keuſchheit, welche mich verdarb,
Mir war's, ob ſie ihn freue.

„Anſtürzt' ich mit geballter Fauſt —
Noch ward ich nicht ſein Schlächter;
Mich hat's umſauſt,
Mir hat's gegrauſt
Vor'm keuſchen Ehrenwächter.

„Er lebte fort und ich verging,
Da glänzend gleich dem Sterne
Das Glück vor meinen Augen hing
In unerreichter Ferne.

„Das Mark im Leib war mir verdorrt,
Mein Hirn zerſchmolz in Flammen;
Sie aber blühte fort und fort,
Und hatte manch ein troſtreich Wort,
Sank ich vor ihr zuſammen.

„Ich lag vor ihr — des Weges Staub
Lag ſo nicht ihr zu Füßen —
Der Schmach ein Raub,
Und ſie blieb taub
Der Niedrigkeit,
Die an ihr Kleid
Sich angedrängt mit Küſſen.

„Ausbrach in Wuth
Mein Stolz, mein Muth,
Auf daß er ſie verzehre,
Sie aber ging aus Flammenglut
Geläutert vor, die Hehre.

„Zu jener Zeit,
Erſchöpft von Leid,
Begann mein Hirn zu kranken;
Fort flogen, feſſellos und weit,
Traum, Sinn mir und Gedanken.

„Leer wie ein Neſt,
D'raus in der Peſt
Die letzten Vöglein ſanken,
So öde war,
So leer und baar
Der Kopf mir von Gedanken.

„Und der Camao ſang mir Hohn,
Er ſang von ihrer Treue.
Sie that es ja, daß er nicht ſtarb;
Die Keuſchheit, welche mich verdarb,
Mir war's, ob ſie ihn freue!“

Der Alte ſchweigt.
Camoens neigt
Sein Haupt. Der Kindheit Tage
Zieh'n ſchattenhaft an ihm vorbei;
Auftauchet aus des Alten Schrei
Ihm eine alte Sage.

4.

„Fahr' fort! Fahr' fort!
Jedwedes Wort
Erwecket ein Erinnern!
Der Kindheit Räthſel wachen auf
Wie einſt in meinem Innern!“

„Ein Hirngeſpinnſt, und weiter nichts,
Nichts mehr iſt dieſes Leben;
Geſpenſter eines Traumgeſichts,
Die jeden Pfad umſchweben.

„Für mich war kein Camao da.
Was ich zu ſchauen glaubte,
Bald wie ein Aar,
Ein Geier war;
Und wo ich ging,
Es flog und hing
Nah' über meinem Haupte.

„Das Vöglein hold
Aus Seid' und Gold
War ein Geſpenſt voll Grauen.
Es flog mir nach
Und krächzt', und ſprach;
Und floh ich matt
Zur Lagerſtatt,
Schlug's nach mir mit den Klauen.

„Es kam die Zeit, da heimgekehrt
Der König und die Krieger,
Es kam mit ruhmgekröntem Schwert
Don Vasco heim als Sieger.

„Kaum auf dem Flur,
Hin eilt er nur,
Den Vogel anzuſchauen.
Mit ſel'gem Sinn
Dann eilt er hin
Zur lieblichſten der Frauen.

„Und mit ihm kam
Zu ſeinem Gram
Sein liebſter Kampfgenoſſe,
Ein Sängerheld,
Ein Held im Feld;
Der herbergte im Schloſſe.

„Don Juan de Caſtera war
Ein ſinniger Geſelle;
Wie Wellen Goldes war ſein Haar,
Sein Auge alſo tief und klar
Wie eine Felſenquelle.

„Ich liebt' ihn nicht.
Sein Angeſicht,
Voll von erhab'nem Frieden,
Sprach ſpottend faſt: Was dir gebricht
Mir iſt es reich beſchieden.

„Jedwedem Andern war es traut,
Das Antlitz unſres Gaſtes.
Daß gern die Herrin d'rein geſchaut,
Ich merkt' es bald, und haßt' es.

„Man hört' und ſah ihn kaum im Schloß.
Wie müd' von Ritt und Schlagen,
Nahm er den Falken ſelten blos,
Und ſelten ſtieg er auf das Roß,
Im nahen Wald zu jagen.

„Zumeiſt, wenn Vasco Pires ſchied,
Saß er im Frau'ngemache,
Der Herrin ſingend manches Lied
Vom Fall der Cava und vom Eid
In caſtilian'ſcher Sprache.

„Oft wandelt' er hinaus mit ihr
Zum Pinienhain, zum Meere;
Ich blieb allein und weh ward mir
In der Gemächer Leere.

„Vom Thurme ſpäht' ich ihnen nach
Mit aufgeriſſ'nen Augen.
Wie herrlich mag
Der Wellenſchlag,
Auch wenn er nicht
Ein Wörtlein ſpricht,
Als Liebesflüſtern taugen!

„Wenn ſich ihr Pfad im Wald verlor,
Sie meinem Blick entſchwunden.
Beugt' ich mich weit und lauſchend vor,
Ob ich nicht möcht' mit gier'gem Ohr
Ein Wörtlein nur erkunden.

„Und wie die Fahne, die der Sturm
Abreißt von hoher Zinne,
Sprang ich zum Hof herab vom Thurm
Mit wildverſtörtem Sinne.

„Und zum Camao ſtürzt' ich hin —
Er ſang und ſprang wie immer.
Was frommt' es?! Seinem Seherſinn
Vertraut' und glaubt' ich nimmer.

„Und doppelt hab' ich ihn gehaßt,
Weil ich ihn einſt geſcheuet;
Daß ich gethan nicht wie der Gaſt,
Hab' ich mit Grimm bereuet.

„Es war vorbei.
Mit dieſer Scheu
War alle Scheu erſtorben,
Und mit dem Glauben, daß ſie treu,
Der Glauben all' verdorben.

„Die Liebe lag als wie ein Kind
Im brennenden Gebäude,
Begraben in des Neides Wuth,
Im Flammenbrand der Racheglut,
Gramſchöpferiſcher Freude.

„Still ward's in mir. Ich ſann und ſann;
Nacht lag auf meinen Blicken.
Es kam der Tag, der Tag verrann —
Ein großes Netz war's, das ich ſpann,
Uns alle zu umſtricken.

„Ein Pförtchen hold ſchien mir der Tod
Aus dieſen dunklen Gängen;
Es däuchte mir,
Ob Alle wir
Uns freudig aus ſo böſer Noth
Durch dieſes Pförtchen drängen.

„Mich ſtieß man fort!“
Bei dieſem Wort
Schweigt plötzlich ſtill der Alte.
Dom Luis Camoens muthet's an,
Als ob er ſtarr auf ſteiler Bahn
Vor einer Leiche halte.

5.

„Fahr' fort! Fahr' fort!
Dein irres Wort
Sieht blutend wie Verbrechen,
Iſt wie ein Kleid, daraus von Mord
Blutvolle Wunden ſprechen."

„Es war ein holder Maientag,
Ein Tag voll Frühlingswonnen;
Auf Blüth' und Hag und Meere lag
Ein Netz vom Licht der Sonnen.

„Mein Herr ließ von des Thurmes Rand
Luſtvoll den Falken ſteigen;
Er wollte mir, der bei ihm ſtand,
Die Falkonierkunſt zeigen.

„Bald dacht' er nicht
An Unterricht.
Froh hub er an zu preiſen
Den Vogel, der im Meer von Licht
Hinzog in ſchönen Kreiſen.

„Ich ſah ihn nicht. Ich ſah vorbei
Und ſtets nach einer Richtung;
Dort gingen juſt im Wald die Zwei
Hin über eine Lichtung.

„Dort gehen ſie! ſo rief ich aus,
Und ſtreckte ſtarr den Arm hinaus.
Das Wort hat mir gebebet.
Er ſah mich an,
Und ſagte dann
So kühl, daß mir das Blut gerann:
Der Ehrenhüter lebet.

„Und wenn er ſtirbt? — Es war ein Schrei,
Ein Schrei nur, wild und jähe.
Don Vasco ſah mich an dabei
Und wurde blaß: Dann — wehe!

„Dann lächelte der Herr auf's Neu':
Horch, wie das lieblich klinget!
Eſtrella, Stern, wie biſt du treu!
Horch, der Camao ſinget!

„Doch rief er bald den Falken ein,
Und ſtieg vom Thurme nieder;
Er trat in das Gemach hinein
Und horchte bis zum Abendſchein
Auf des Camao Lieder."

6.

„Dom Luis, mit deinem Dichterblick,
Kannſt du es ſchon erſchauen,
Wie ſich ein blutiges Geſchick
Heranſchleicht voll von Grauen?

„O hörſt du, hörſt du, wie ſich naht
Unſägliches Verbrechen?
Doch eh' ich ſag' die Miſſethat
Laß mich von meinem Leidenspfad,
Von meiner Buße ſprechen.

„Wie das Geſpenſt, das Nachts durchfährt
Die ſturmbewegten Lüfte,
Rückwärts das Angeſicht gekehrt
Nach dem Gefolge, das vermehrt
Der Auswurf aller Grüfte:

„So floh ich hin,
So war mein Sinn
Stets zugekehrt den Schaaren,
Die jagend mich zu fah'n geſucht
Auf meiner endelos langen Flucht
Von zehnmal ſieben Jahren.

„Von Wallfahrtsort zu Wallfahrtsort
Schleppt' ich die müden Glieder fort;
Vor jedem Gnadenbilde
Hab' ich geſucht,
Umſonſt geſucht
Ein Stündlein Ruh' nur auf der Flucht,
Ein Stündlein nur der Milde.

„So weit auf Erden nur bekannt
Der guten Botſchaft Segen,
Hab' ich geſpannt von Land zu Land
Ein Netz von Pilgerwegen.

„Doch Ruhe ward mir nicht gewährt
Durch Pilgern und Kaſteien;
Ich griff zum Schwert,
Um ſo bewehrt
Um Gottes Huld zu freien.

„Und wenn auch nicht um Gottes Huld,
Doch mind'ſtens um ein Sterben,
Das mindern möchte meine Schuld
Und lindern mein Verderben.

„So in's Gefecht
Als Jeſu Knecht
Zog ich mit Johannitern,
Durch Wüſtenſand
Ins Heidenland
Mit Calatravarittern.

„Mit Helden deines Lieds, o Held,
Kämpft' ich, mit Luſitanen,
Auf ſchreckumwehten Bahnen,
Auf palmenüberdachtem Feld,
In des Aufgangs Oceanen.

„Umſonſt! — Es floh wie flüchtig Wild,
Wie holder Traum, wie Dunſtgebild
Der Tod vor meinen Schritten;
Er floh von mir im Schlachtgefild
Und in des Kampfes Mitten.

„Ich war gefeit;
Und wie im Streit,
So, ach, in allen Nöthen.
Was tödtlich trifft,
Ob Stahl, ob Gift,
Mich konnt' es nimmer tödten!

„So ging ich durch das Haus der Peſt,
So trat ich in das Schlangenneſt
Und in die Schlucht des Leuen —
Mich ſchienen Schlange, Leu und Peſt,
Als brächt' ich Tod, zu ſcheuen.

„Und brach ein Schiff,
Im Sturm, am Riff,
Die Mannſchaft ging zu Grunde. —
Und ging zu Grund
Ein ganzes Heer,
Mich warf zur Stund',
Mich ſpie das Meer
Wie Gift aus ſeinem Munde.

„Dom Luis, wißt ihr,
Warum vor mir
Der Tod gefloh'n mit Zagen?
Weil dieſe Hand, die Rechte hier,
Den Vogel hat erſchlagen!

„Den Camao, der ſo luſtig ſprang,
Der von der Herrin Reinheit ſang,
Schlug ich in jenen Tagen;
Und als ihn todt Don Vasco ſah,
Hat er ſein Weib erſchlagen.

„Und als ich ſchrie:
O, rein iſt ſie!
Blut rauchet meine Rechte!
Ich ſchlug ihn todt, mich tödtet jetzt!
Da wichen von mir, ſtarr, entſetzt,
Der Herr und ſeine Knechte.

„O Gott, wie ich unnahbar ſtand!
Ein Kainsmal fühlt' ich leben.
Es hob ſich tödtend keine Hand —
Unſtät floh ich hinaus ins Land
Und bin nun ſtets geflohen!“

7.

Und wie dies ſprach der Greis, da brach
Sein morſcher Leib zuſammen.
Erloſchen war mit Einem Mal
In ſeinem Aug' der wilde Strahl,
Der ſtach wie Höllenflammen.

Da lag er vor des Dichters Knie'n,
Der lispelte: „Dir ſei verzieh'n!“
Und in dem Abendrothe,
Wie Trümmer, die der Tag durchbricht,
Voll Ruhe blickte das Geſicht,
Das traurige, das todte.

V.

Heimkehr und Flucht.

(1846.)

Heimkehr.

1.

Dieſes Bächlein iſt die Marke,
Drüben liegt mein Vaterland,
Lockend wieget ſich die Barke,
Ach, ſie führt nach jenem Strand.

Herz, mein Herz, o ſei beſonnen,
Flüchtig bin ich und verbannt —
Friſch gewagt iſt halb gewonnen,
Heil dir, Heil mein Vaterland!

Durch die Häſcher, durch die Sbirren
Schlag' ich mich mit klugem Muth,
Bis ich nur, nach langem Irren
Einmal nur daheim geruht.

Eine Nacht nur will ich träumen,
Wo der erſte Wiegenſang
Mit Geſaus von Föhrenbäumen
Durch mein Herz für ewig klang.

Milder liſpeln mir die Wellen,
Da ich jenem Ufer nah',
Wilder meine Pulſe ſchwellen;
Heimath, die ich lang nicht ſah,

Laut begrüß' ich dich zum letzten
Male hier und küſſe dich —
Da dich meine Thränen netzten,
Leite heil und ſicher mich.

2.

Anders liſpeln hier die Haine,
Anders murmelt hier der Bach,
Anders hängt die Blum' am Raine
Hier des Frühlings Räthſeln nach.

Jedes Halmes leiſes Schwanken,
Jedes Rauſchen im Revier,
Jedes Vögleins Lied-Gedanken
Kenn' ich und verſteh' ich hier.

Du, o Lüftchen, das mit Koſen
Altbekannt den Wandrer grüßt,
Haſt du meiner Kindheit Roſen
Nicht vor Jahren aufgeküßt?
Fink, du grüßeſt? Danke, danke!
Ja, ſehr lange blieb ich aus!
Wahr, o ſprichſt du, Epheuranke,
's iſt am Beſten doch zu Haus.

Quell im Felſen, lächelnd blickſt du
Mir aus düſterem Gemach,
Und den Bach als Führer ſchickſt du
Und mit friſcher Kühlung nach.
Hier iſt Ruhe, hier iſt Friede,
Nicht Verfolgung und Verrath
Luſt'gen Schritts, mit frohem Liede
Zieh' ich weiter meinen Pfad.

Aus der ſtillen Felſen Klauſe,
Aus dem ſicheren Aſyl,
Treibt's mich nach der Mutter Hauſe,
Liebe, Liebe iſt mein Ziel.

3.

Durch dunkle Wälder ging ich,
Es rauſchten die Bäume —
Und nicht nur Grillen fing ich,
Auch goldene Träume.

Vergeſſen war das Haſſen,
Nur Liebe empfand ich,
Daß Menſchen ſich verlaſſen,
Kaum mehr verſtand ich.

Die Sonne lag in Funken
Auf Mooſen und Steigen,
Wie Lieder, die geſunken
Als Gold aus den Zweigen.

Ein Knabe ſtand am Wege,
Durch Blätter und Äſtlein
Beſah er im Gehege
Ein zwitſcherndes Neſtlein.

Er ſah hernieder ſchweigend
Mit den Augen, den klaren,
Er deckt es, tief ſich neigend,
Mit goldenen Haaren.

Die Kinderaugen ſchreckten
Die Vögelein nimmer,
Die ſich entgegenſtreckten
Dem lächelnden Schimmer.

Die Mutter auch vom Aſte
Sang muntere Lieder,
Dem holden Menſchengaſte
Und furchtlos hernieder.

Mir ſchienen vereint zum Bunde
Die Weſen der Erde —
Ich glaub', daß jener Stunde
Stets denken ich werde.

4.

Traurig iſt es, ſo zu ſchleichen,
Vor den Menſchen ſich zu ſcheuen;
Gruß, Geplauder, Händereichen
Würden heut' mich doppelt freuen.
Wahrlich, das iſt nicht die Reiſe,
Wie ich ſie geliebt vor Zeiten,
Und das iſt nicht meine Weiſe,
Durch die offne Welt zu ſchreiten.

Nicht ſo ſcheu und flüchtig eilt' ich
Einſt vorbei am Wandersmanne;
Lied und Müh' und Sonne theilt' ich
Und im Wirthshaus jede Kanne.
Echo aller Wanderſänge
Zog ich fort auf Weg und Stegen,
Antwort gaben Poſthornklänge,
Glockenſchall und Gruß und Segen.

Wo aus Fenſtern Blumen nickten,
Harrt ich, ob durch Kelch und Glocken
Nicht auch Mädchenblumen blickten,
Braune oder blonde Locken.
Manches ſtille Veilchen grüßt' ich,
Manche Roſe ſah ich funkeln,
Manche blonde Locke küßt' ich,
Und ich ſpielt' in mancher dunkeln.

Hin iſt hin! — Die frohen Zeiten
Ach, ſie ſelber ſind verreiſet;
Schleiche hin in Einſamkeiten
Stille, zaghaft und verwaiſet.
Stolz verſchloſſen, mir zur Seite
Geht der Gott und ungerühret,
Jener Gott, der mich zum Streite,
Der mich ins Exil geführet.

5.

Ich kam vorbei auf nächt'gen Wegen
An einem Haus, ſtill abgelegen.

Es liegt im brütenden Walde verſteckt,
Von Epheu und grünem Kraute bedeckt.

Hier wohnen die ſel'gen Erinnerungen,
Die traurig aus meinem Liede geklungen.

Da hat in blühender Jugendzeit
Mein Glück gewohnt, mein Glück und Leid.

Das Leid iſt verblichen, das Glück verdorben,
Die grünende Hütte iſt ausgeſtorben.

So öd' iſt's hier, die Föhre ſauſt, —
Wer weiß, wer jetzt in der Hütte hauſt.

Ich möchte gern um Einlaß flehen,
Doch fürcht' ich fremde Geſichter zu ſehen,

Nicht Trug befürcht' ich oder Verrath
Wo einmal Liebe gewohnet hat.

Ich bette mich hin auf die mooſige Schwelle,
Aufzieht des Mondes dämmernde Helle.

Und wie ich einſt die Nächte verbracht
Hier will ich verträumen auch dieſe Nacht.

Ich ſchließe die Augen — die glücklichen Stunden
Zieh'n ſtille vorüber, und zeigen die Wunden,

Die blutenden Wunden auf ihrer Bruſt;
Ich ſelber ſchlug ſie und hab's nicht gewußt.

Doch aus der Hütte ruft es und tönet:
O ſchlaf' in Frieden, wir ſind verſöhnet.

6.

Die Flöte ſang, die Geige klang,
Der Brummbaß brummte lang und bang,
Das Cello klagte, das Faggot
Begleitet' es mit derbem Spott,
Allein die Hörner jauchzen heiter
Hinaus in Berg und Thal, und weiter.
Von Sang und Klang, Gejauchz und Tanz
Bebt vor der Thür der Fichtenkranz,
Die Fenſterſcheiben klirren d'rein,
's iſt als ob ſelbſt der Abendſchein,
Der golden auf dem Wirthshaus liegt,
Sich ſtill in Melodieen wiegt.
Ich grüß' euch, böhmiſche Muſikanten,
Wie habt ſo oft ihr des Verbannten
Heimweh im fremden Land gerührt.
Ich grüß' dich, böhmiſcher Bauernreigen,
Um fernen Mägdlein dich zu zeigen,
Wie oft hab' ich dich aufgeführt.

Die Töne ziehn mit Macht hinein,
Durch's Fenſter ſpring' ich mittendrein:
Spielt fort, ſpielt fort, ich tanze mit,
Ich kenn' ſie wohl, die drittehalb Schritt.
Du ſchöne Magd, komm' nur heran,
Du find'ſt an mir den rechten Mann,
Glaubſt du, ich könnt' in allen Fernen
Den Tanz der Heimath je verlernen?
Ha, welch ein Schwall und welch ein Lärm,
Und welch Getrampel, welch Geſchwärm,
Nur fort und fort im kleinen Kreiſe
Bewegt und ſtill und wild und leiſe,
Und jedes Paar iſt eine Welle,
Bald geht es langſam und bald ſchnelle,
Wie Wolkenſchwall, wie Meeresflut,
Die bald erbrauſt, dann wieder ruht.
Die Geige weht wie Frühlingswind —
Neig' du dein Haupt, du Blumenkind —
Der Brummbaß läßt die Stürme ſtreichen,
Dort ſtürzen ſie wie Waldeseichen,
Mit ihnen ſtürzen Tiſch und Krug.
Wohl dem, der fort ſein Mädchen trug
Aus wildem Lärm und Schwall hinaus
Zum Wald ins heimliche Geſaus.

Verſtummt ſind Tanz, Geſang, Muſik.
Der Tag wirft ſeinen letzten Blick
Mit Lächeln durch Geſträuch und Aſt.
Die ganze Welt hält müde Raſt.
Süß ruht es ſich im Waldesſchooß,
Viel ſüßer noch im weichen Schooß,
Wenn heiße Augen mit dem blauen
Geſtirn auf dich herniederſchauen.
So ruhſt du ſchön allüberall,
Am ſchönſten, wenn bei fernem Schall
Der Melodie, die neu erwacht,
Dir eine rothe Lippe lacht,
Und wenn dein Herz ſein Vaterland
Und eine neue Liebe fand.

In der Heimath.

1.

Im Schimmer des Morgenthaues
Erglänzte die Erde helle,
Ich ſaß vor der Mutter Haus
Harrend und allein auf der Schwelle.

Noch waren die Fenſter geſchloſſen,
Geſchloſſen noch Thür und Thor,
Und meine Thränen floſſen
Allmächtig und glücklich hervor.

Nicht wollt' ich, daß vom Schlummer
Sie meinethalb erwacht,
Sie, die ſo oft ſchon in Kummer
Um mich verweinet die Nacht.

Sie ſagen, der Schlaf am Morgen
Bringt wieder die Kraft zurück
Für des Tages Mühen und Sorgen —
Er ſtärke ſie für das Glück.

Und einen heißen Kuß
Drückt' ich auf die Schwelle gerühret,
Es hat ſie ja ihr Fuß
Gewiß noch geſtern berühret.

An dieſer Schwelle ja ſtehn
Die Leidenden und die Armen,
Die hoffend auf zu ihr ſehn,
Zu ihr und ihrem Erbarmen.

Wie oftmals ſtand ich dabei,
Wenn ſie die Gaben vertheilte,
Ihr mildes Wort wie Arznei
Die Kranken und Duldenden heilte.

Wie zu dem Heiligenbilde
So ſah'n ſie zu ihr hinan;
Sie that ihre Thaten der Milde,
Und wußte nicht, was ſie gethan.

Kaum war verkühlt der Ofen,
Schon auf das heilige Brod
Die dankenden Thränen trofen
Der lächelnden Kinder der Noth.

Noch trug der Baum ſeine Blätter,
Noch deckte nicht Schnee das Land,
Schon trugen gen Froſt und Wetter
Die Nackten fort ihr Gewand.

O, wenn für die Menſchheit, die kranke,
Ich jemals ein Weh gefühlt,
Ich weiß, wem das ich danke,
Warum es niemals verkühlt.

Und wenn von Lieb' zwei Funken
Je dieſe Bruſt durchglüht,
Aus welcher Glut ſie geſunken,
Ich weiß es, aus welchem Gemüth.

Ich ſinge vom ſchlichten Weibe,
Nicht gewohnt der Ruhmeslieder,
Und wie ich dieſes ſchreibe,
Rinnt meine Thräne nieder.

2.

Und alſo ſaß ich eine Wache,
Fort warf ich weit den Wanderſtab,
Die Thränen aber wuſch ich ab,
Der an dem Hauſe fließt, im Bache.

Und das gethan, ſchien mir die Erde
So licht und liebevoll wie je,
Mir war's, als ob ein Zauberweh',
Ein Bann von mir genommen werde.

Und an der Schwelle mir zu Füßen
Saß der getreue alte Hund;
Sein eifrig Wedeln that mir kund,
Daß er mich wollte herzlich grüßen.

Er ſchien nach meines Seins Geſchicken,
Zu ſpäh'n voll Wehmuth und Verſtand.
Wie Argos, der den Herrn erkannt,
Sah er mich an mit treuen Blicken.

Er leckte ſtill an meinen Schuhen,
Als ob er ſo mir ſagen wollt',
Daß ich den Staub abſchütteln ſollt'
Des fremden Wegs, und künftig ruhen.

Da ward's im Hauſe drin lebendig,
Anſchlug der Hund, ich ſprang empor,
Anrufend pocht' ich an das Thor,
Und jubelnd wiederſcholl's inwendig.

Ich ſtand in den geliebten Räumen,
Mir war's, als wär' ich juſt erwacht
Aus einem Traume banger Nacht —
Die Mutter aber wähnt' zu träumen.

8.

Das ſind die alten Bilder noch,
Um die der Kindheit Träume weben,
Einſt hingen ſie mir, ach, ſo hoch,
Nun kann ich in ihr Auge ſehen.

Hier Joſeph aus Ägypterland
Verſucht von Frau'n und ſchönen Sünden,
Hier, wie er vor dem König ſtand,
Um ihm verborg'nes Leid zu künden.

Ich hab' es damals nicht geglaubt,
Daß ich mein eigen Schickſal ſehe,
Und daß wie jenem Jünglingshaupt
In meiner Fremde mir geſchehe.

Und hier ein Schiff — der Sturm iſt wild,
Das Segel ſchwillt, die Fluten rollen —
Nun weiß ich, was bei dieſem Bild
Gemacht, daß meine Pulſe ſchwellen.

Noch ſind's die alten Bilder, ja,
Die Schleier aber ſind zerriſſen,
Durch die ich ſie, und ſchöner ſah —
Jetzt deutet ſie verfrühtes Wiſſen.

Der Pendel ſteht der alten Uhr
Mit allen Welt- und Sphären-Ringen;
Großmutter, die gelehrte, nur
Verſtand es, ſie in Gang zu bringen.

Der Pendel ſteht, die Alte ſtarb,
Roſt färbt die Uhr in allen Räumen,
Und eine ganze Welt verdarb
Von angeſtammten Kinderträumen.

Jetzt läutet's — es iſt Mittagszeit;
Einſt ſcholl's ſo hold in dieſer Stunde,
Der Glocke Ton, er war der Neid
Von hundert Dörfern in der Runde.

Ach, das iſt nicht der alte Klang,
Der mild und hell das Herz erfreute,
Auch ſie ward älter und zerſprang —
Sie läutet ſich ihr Grabgeläute.

Dahin, ſo Traum wie Bild und Klang
Geheimnißreicher Kinderzeiten,
Was Wunder, daß im Herzen ſprang
So manche auch der ſchönſten Saiten.

4.

Ich hörte oder las in einem Buche,
Daß, wer einmal das Wandern auserkoren,
Wenn er vom Schuh ein Näglein nur verloren,
Es ewig dann und ohne Ruhe ſuche.

So irrt er fort und fort im dunklen Fluche,
Und weil er ſuchet, geht dem armen Thoren
Ein zweites, drittes Näglein noch verloren.
Ein tiefer Sinn verbirgt ſich in dem Spruche.

So geht es dir und mir, und geht es Allen:
Verſcherztes und Verſpieltes neu erſchwingen,
Das füllet unſer ganzes Erdenwallen.

Du eilſt, Verpraßtes dir zurückzukaufen,
Aus tiefem Fall dich wieder aufzuringen,
Und läufſt, bis du die Schuhe durchgelaufen.

5.

Kehrſt du zurück nach Lehr- und Wanderjahren
In deiner Heimath ſtill beſchränkte Kreiſe,
Begreifſt du nicht, was dich auf Fahrt und Reiſe
Getrieben, und in Leiden und Gefahren.

Dir ſcheint, daß du am Heerweg nicht erfahren,
Was jetzt du findeſt auf dem engen Gleiſe;
Daheim erkennſt du alles Schöne, Weiſe,
Das dir die Fremde ſollte offenbaren.

Doch du erwachſt — die Augen aufgeſchlagen,
Erkennſt du bald, daß ſich in ſtiller Bucht
Dein Lebensſchifflein nicht mehr kann behagen.

Und du erkennſt, daß dir die goldne Frucht
Beſchieden iſt von Land zu Land zu tragen,
Und wär' es auch auf rings umdrohter Flucht.

Die Flucht.

1.

Und als der Verrath mich ausgewittert,
Und als die Häſcher herangekommen,
Da hat die bleiche Mutter gezittert,
Der Schweſter Aug' iſt in Thränen geſchwommen.
Ich aber ſprach: Die Thränen verwiſchet,
Wir müſſen ſcheiden und von einander,
Und da mich rings die Gefahr umziſchet,
In Flammen werd' ich zum Salamander.

Ich bin geboren, ich, für Gefahren,
Sie lauern immer auf meinem Gange,
Wie Wegelagrer in dunklen Schaaren,
Doch kenn' ich nimmer die Furcht, die bange.
Ich bin zu Gefahren beſtimmt und geboren,
Sie lieben mich, wie Löwen den Meiſter.
Ich hab' ſie ja ſelber heraufbeſchworen,
Sie dienen mir, wie dem Zaubrer die Geiſter.

So lebet wohl! — Des Forſtes Düſter
Soll mich verbergen, in ſichern Hallen
Verrathen nicht wird mich des Laubes Geflüſter,
Mein Schritt wird im Mooſe nicht wiederhallen.
O Mutter, wiſche die Thräne vom Blicke
Und aus dem Antlitz die klagende Bläſſe,
Daß ich mich würdig dem hohen Geſchicke
Hingebe, und ſein Leiden vergeſſe.

Und du, o Schweſter, verbanne die Zähre,
Die mir verhüllt deines Auges Schöne,
Sei ewig glücklich du, und gebäre
Als deine Mutter beglücktere Söhne.
Ich ſprach's und floh aus dem einen Thore,
Dieweil durch's andre die Häſcher drangen;
Ich hörte ſie nicht, weil mir im Ohre,
Im Herzen die Seufzer der Mutter klangen.

2.

O Morgen, Tröſter, zaud're nicht,
O komm' heran mit deinem ſüßen,
Mit deinem labungsvollen Licht.
Da ſteh' ich Wandrer dich zu grüßen.
Zum Wandern bin ich müd, nicht zum Gedicht.

Es iſt ſo ſtill. Wenn ſich zum Feſte
In dunkler Kammer ſchmückt die Braut,
Stehn draußen ſehnſuchtsvoll die Gäſte —
So ſteh' ich da — der Himmel graut,
Die Lerche reget träumend ſich im Neſte.

Und tritt ſie ein zum Hochzeitsſaale,
Empfängt ein Jubelſchrei die Braut,
Es klingen Lieder und Pokale,
Die Sehnſucht floh, das Glück iſt laut.
Die Lerche ſteigt empor gleich einem Strahle.

Gleich einem Liederſtrahle ſteigt
Entgegen ſie dem Sonnenſtrahle:
Der Himmel klingt, vom Oſt geneigt
Erbrauſt die Waldung — nur im Thale
Der Bach, der erſt gerauſcht hat, horcht und
ſchweigt.

Ihr Haupt aus dunklen Schleiern hebt
Die Blum' entgegen dem Geſange,
Wie von entſchwund'nem Leide bebt
Ein Tropfen noch auf ihrer Wange:
Der Morgen küßt ſie und der Thau entſchwebt.

Es weint die Andre, reich wie Bronnen,
Aus tiefſtem Buſen Thrän' auf Thränen,
Die Krone neigt dem Licht der Sonnen
Entgegen ſie, verbleicht in Sehnen;
Es iſt, als ſtürbe ſie vor lauter Wonnen.

Der Tag iſt da, — von Stund und Stunde
Der leicht geſchürzte Tanz beginnt;
Die Eine lacht mit ſüßem Munde,
Die weilet noch in Dunſt und ſinnt —
Bringt ſie betrübte, bringt ſie frohe Kunde?

Von fernem Stege klingt ein Huf,
O trag' zu ſchönem Ziel den Reiter;
Die Felder weckt des Pflügers Ruf,
O traget Frucht dem Erdenſtreiter.
Die Welt iſt ſchön, wie ſie der Kampf ſich ſchuf.

Geſang und Hain und Berg und Thal,
Licht, Menſch und Thier auf allen Pfaden,
Hinſtreben ſie zum Freudenmahl,
Die Brüder alle ſind geladen,
Die ſonſt getrennt ſind von ſo dunkler Qual.

Mit holder Liebe ſtrebt der Morgen,
Ob er das Glück der Friedenszeit,
Das Paradies, in Nacht verborgen,
Aus ſeinem Kerker nicht befreit.
Er kämpft — es ſiegt der Tag mit ſeinen Sorgen.

Es ſiegt der ſchwere, ſchwüle Tag.
Berauſcht vom Trank des heil'gen Lichtes
Senkt ſtill ihr Haupt die Roſ' am Hag.
Im Schweiße ſeines Angeſichtes
Zieht fort der Wandrer in den heißen Tag.

3.

Es kamen zuſammen auf einem Wege
Der Flüchtling ich, und ein Jägersmann;
Dann kam noch ein holdes Mägdlein heran;
Wir zogen vereint ſo unſre Wege.

Ich ſprach: Mir will vor der Nacht es bangen,
Wie traurig die Sonne zu Rüſte geht,
Wie ſchaurig der Wind durch die Buche weht,
Wie dunkel die Wolken niederhangen!

Er ſprach: 's iſt aus heut' mit dem Jagen,
Es ſchlafe das Reh nur in guter Ruh,
Gleichgiltigen Blickes nun ſeh' ich zu,
Ob Sturm und Blitz den Wald zerſchlagen.

Sie ſprach: Was ſind mir Regen und Winde,
Heut' Abend vergeſſ' ich ſie alle beid',
Heut' Abend vergeſſ' ich alles Leid,
Heut' Abend unter der brauſenden Linde.

4.

Herbſtesregen, weine, weine!
Heule, heule, Sturmeswetter!
Traget fort aus dieſem Haine
Noch die letzten treuen Blätter.

All' ihr traurigen Gewalten,
Die ihr jetzt mit Macht regieret,
Schafft, bis aus der Welt, der kalten,
Sich der Reſt von Lenz verlieret.

Ganz muß ſein ein Lenz begraben,
Soll ein neuer ſich erheben;
Herzen, die nicht Troſt mehr haben,
Fangen an ein neues Leben.

Jed' Erinnern fegt, o Schmerzen,
Traget fort zu dieſer Stunde;
Iſt noch Glück in meinem Herzen,
Find' ich es im tiefſten Grunde.

5.

Beim Lieb des Freundes pocht' ich an:
Schnell, Freundesliebchen, aufgethan,
Schnell aufgethan, du ſchönes Kind,
Ach, weil ſchon nah' die Häſcher ſind.

Ich will erzählen dir zum Lohn,
Wie ich dich kenn' ſeit lange ſchon,
Dein ſchwarzes Aug', dein dunkles Haar,
Dein Herz wie ein Kryſtall ſo klar.

Ich will dir ſingen in der Nacht
Das Lied, das er auf dich gemacht.
Und das er oft in weiter Fern'
Vorſang dem Mond und Abendſtern.

Und will dir ſingen, wie er bangt,
Wie er nach dir zurückverlangt,
Und wie er's allen Winden klagt,
Daß ihn ſein Loos von dir gejagt.

Wach' auf und drücke meine Hand,
Zu der die ſeine hat gebrannt,
Und wenn ich morgen weiter muß,
Bring' ich von dir ihm einen Kuß.

6.

Umhülle mich mit deinen dichten Schleiern
Und drücke mich an deine Bruſt, o Nacht!
Ich, der ich liebend oft mit dir gewacht,
Ich bin von deinen allertreuſten Freiern.

Nicht Schlaf beſcheere mir, der ſchwer und bleiern,
Nur in das Moos hier laſſ' mich fallen ſacht,
Dann laſſ' ſie wirken, deine ganze Macht,
Mit Traum und Wahn den ſanften Schmerzbefreiern.

Was ich von dir, begehr' ich auch vom Leben.
Nicht thatenloſer Frieden, todte Ruh
Sei jetzt mir und in Zukunft mir gegeben.

Es ſoll mich, ſchließ' ich auch das Auge zu,
Des Wachens ganze Fülle ſtets umſchweben;
Mein Leben ſei, bilderreiche Nacht, wie du.

7.

So geht's zu Haus: „Was gibt es Neues
Von eurem Sohn?“ Der Nachbar fragt es.
Bei dieſer Frage weint ein treues
Mutterherz und ſtill verzagt es.

„Iſt's wahr denn? er iſt landverwieſen?
Zum Tod verurtheilt? — Welche Schande!“
Sie ruft: der Himmel ſei geprieſen
Und ſchütz' ihn in dem fernen Lande!

„Den ſeht ihr wahrlich niemals wieder,
Wer ſo ging, iſt für ſtets gegangen!“
Da ſenken ſich zwei theure Lider
Und Thränen rollen von den Wangen.

VI.

Aus dem Süden.

An E***

Nur dir, nur dir — o nimm es gütig hin —
Nur dir gehört, was ich erſinn' und ſchaffe,
Dir, was ich dichte, trachte, was ich bin,
Dir, was ich auf dem Weg zuſammenraffe.
Zu Füßen dir, als meiner Eignerin,
Breit' ich die Beute, breit' ich meine Waffe;
Daß ich beſitze, daß ich neu erringe,
Ich fühl' es, weil ich dir die Gabe bringe.

Fühlſt du, wie wohl es thue, zu bewahren
Ein ſüß Geheimniß, das kein Blick erſpäht,
Darüber hin mit Monden und mit Jahren
Die Zeit verhüllend wie mit Wellen geht?

Der Waſſerlilie gleicht's, der wunderbaren,
Die aus des Sees wohl'gem Grund erſteht,
Die ſtill und ſchüchtern erſt in Tiefen lebet,
Bis ſie ihr glänzend Haupt ins Licht erhebet.

Bei Andern lernt' ich, wie ſich ſchnell verzehrt,
Wenn noch ſo ſchön, das wechſelvolle Neue:
Ich danke dir — denn du haſt mich gelehrt
Des eignen Herzens Kraft und ſeine Treue.
Und ich, der ich durch's Leben unbeſchwert
Dahinging, der ich nie gekannt die Reue,
Jetzt fühl' ich, rückwärts ſchauend, ſanfte Trauer,
Daß ich die Eine nicht gekannt — die Dauer.

Nun kenn' ich ſie und wie bin ich beglückt!
Wie Wanderer ihr Kleinod ſtill im Kleide,
So trag' ich hin und warm an mich gedrückt
Mein heimlich Glück, von dem ich nimmer ſcheide.
Mein Leben glüht — die Welt iſt mir entrückt;
Ein einſam Zelt in gränzenloſer Haide,
Und du und ich allein im weißen Zelt —
Im weiten All, dies meine ganze Welt!

Biſt du zufrieden? — Siehe, tauſend Quellen
Des Glückes fühl' ich mir im Herzen fließen,
O gönne mir, bis auf die letzten Wellen
Sie dir zu Füßen jubelnd auszugießen.
Mein Athem ſtockt und meine Pulſe ſchwellen,
Die Feſſeln reiß' ich ab, die mich umſchließen —
Ich ſtammle nur — wie ſchnell die Ruh' zerſtiebte —
Ich ſtammle nur: du Theuere! — Geliebte!

Ankunft.

Nimm des alten Treibens Müden,
Nimm mich gütig auf, o Süden,
Flüchtig, bittend komm' ich dir.
Gönne du von aller Schöne
Deiner Blüthen, deiner Töne
Nur ein kleines Theilchen mir.

Nicht das alte Freudenleben,
Das ich, das mich aufgegeben —
Ruhe ſuch' ich, kurze Raſt.
Jugend bei Cypreſſenbäumen
Such' ich nicht, doch laſſe träumen
Schön von ihr den trüben Gaſt.

Nicht in ſchönſten Pinienhainen
Kann ſie wieder je erſcheinen,
Wem ſie einmal ward geraubt —
Aber beuge, aber neige
Deines Ölbaums Friedenszweige
Kühlend auf mein heißes Haupt.

Wunsch.

Cypreſſe, wie ich jetzt dich ſehe,
Blickſt du von ferne nur ſo düſter,
Doch hoffnungsgrün in trauter Nähe,
Einſchläfernd wehet dein Geflüſter —
Ach, wär' es ſo mit jedem Wehe.

Alter Brauch.

Die Cypreſſe bebt im Wiederhall
Lenzfroher Wachtellieder,
Vom Klagelaut der Nachtigall
Weht ſanft der luſt'ge Flieder.

Die Klage wohnt im Fliederſtrauch,
Der Jubel bei Cypreſſen —
Das iſt des Lebens ſo der Brauch,
So dir, mein Herz, ergeht es auch —
Wie kannſt du das vergeſſen?

Zuruf.

Der Einen Lerche Mund vermag es,
Die ganze Welt des Frühlingstages
Mit Sang und Klang zu überſchütten —
Die Eine Roſe dort im Scherben
Vermag in Licht und Glanz zu färben
Den ganzen Kreis von armen Hütten.

Du meine Lerche! was das Leben
An Glück und Freuden mir gegeben,
Mit Einem Wort kannſt du's vermehren —
Du meine Roſe! alles Wehe,
Dem ich mit dir entgegengehe,
Dein bloßes Daſein wird's verklären.

Noch nicht!

Noch, ihr meine Blumen alle,
Trotz dem breiten Strom von Licht,
Trotz der Heerdenglocken Schalle,
Trotz dem Lied der Nachtigalle,
Glaubet an den Frühling nicht!

Wie die Sonne ſich bemühte,
In die Knospen drängt zurück
Eure Glut und eure Blüthe,
Wie ich ſelber im Gemüthe
Trage all' mein drängend Glück.

Allen Vögeln möcht' ich Schweigen,
Trotz dem Mai, gebieten gern,
Und verbieten allen Zweigen
Blühen, Rauſchen, Duften, Reigen,
Und das Leuchten jedem Stern.

So mit allem Frühlingsſtrahle
Sparen möcht' ich, bis ſie naht,
Um ihn dann mit einem Male,
Wie aus goldner Opferſchale,
Auszuſtreu'n auf ihren Pfad.

Zuletzt.

Im Garten ſingt die Nachtigall,
Doch eine Strophe nur — und ſtocket.
Das ſind nicht ihre Klänge all',
Noch ahnt ſie nur und ruft und locket.

Erſt Sehnſucht tönt ihr ſüßer Schall.
In Blüthen ſtehen Strauch und Bäume
Und hauchen aus als Wiederhall
Aus Duft gewobne Liebesträume.

So ſinge fort, o Nachtigall!
Doch wirſt dein ganzes Lied du ſingen,
Dann ſingeſt du's zum Blüthenfall —
Dein Sehnen und die Blüthen gingen.

Nebelmorgen.

Ringsum die weißen Nebel lagen,
Die Lerchen ſtumm, die Nachtigallen,
Als wär' der Himmel eingefallen
Und hätt' die Vöglein all' erſchlagen.

Mich wundert's, wie zu Gruß und Spruche
Des Wand'rers Lippe noch ſich rege,
Mir iſt's, ob er ſich fortbewege,
Bedeckt vom eignen Leichentuche.

Erinnerung.

An dieſem ſchönen fernen Strand
Gedenk' ich dein, mein Vaterland.
Unſtäter Wandrer fremder Straßen,
Halt ein und denk', was du verlaſſen.

Den Lorbeerhainen eile zu,
In ihren Schatten ſuche Ruh',
Um ſtill zu träumen vom Verluſte,
Den noch kein Herz zu tragen wußte.

Die Bank an den Cypreſſen dort
Iſt ein erwählter Ruheort,
Um ſtummen Zeugen es zu ſagen,
Wie ſchwer ſo manches Leid zu tragen.

Bei Lorbeerſchatten kehr' ich ein,
Ich lieg' auf jener Bank von Stein,
Es ſingt und klaget in den Zweigen —
Ich hör's — doch meine Lippen ſchweigen.

Ich hör's, doch meine Lippe ſchweigt.
Du haſt die Wunde mir gezeigt,
O Deutſchland, deine tiefe Wunde,
Und ſtumm bin ich ſeit jener Stunde.

Ob's in den Zweigen ſingt und klagt,
Mein Klagewort, mein Lied verſagt:
Könnt' ich bei Lorbeer und Cypreſſen,
Bei Ruhm und Trauer dein vergeſſen?

Wiederſehen.

Ich ging zum Strand, das Herz von Sehnſucht voll,
Das Meer iſt's, das ich wieder grüßen ſoll,

Nach langer Trennung, ſpäter Wiederkehr
Soll ich es wiederſehn, das Meer, das Meer.

Ich kam zum Strand, im Sande ſaß ein Kind,
Mit Muſcheln ſpielt's, im Haar ihm ſpielt der Wind.

Ein Lockenköpfchen und ein hold Geſicht,
Umroſt, umglüht von ſanftem Abendlicht.

Ein ſpielend Kind! — ein Bild iſt's, nicht verkleint
Vom großen Meer, darauf der Abend ſcheint.

Ich ſah es an — trotz ſpäter Wiederkehr,
Trotz langer Trennung, ich vergaß das Meer.

Ich ſah' es an, bis Sonn' und Meer und Land
Und aller Abendglanz in Nacht verſchwand.

Ein Wrack.

Im Winde kreiſt der Dünenſand,
Am Leuchtthurm wird das Licht entzündet,
Öd' und verlaſſen iſt der Strand,
Der Goeland hat Sturm verkündet.

Am Ufer liegt ein armes Schiff,
Das iſt im letzten Herbſt geſtrandet,
Dem Hafen nah, doch auch dem Riff,
So kam's zu Ruh', ſo iſt's gelandet.

Schon iſt es halb vom Sand verſcharrt,
Bald wird die Flut darüber rollen;
Es gleicht der Leiche, die da harrt,
Daß ſie die letzte deckt der Schollen.

Doch nein! — Des ſtillen Todes Bild
Such' ich am Schiff im Sand vergebens,
Denn neben dir iſt Tod ſo mild,
O Bildniß des verfehlten Lebens.

Verfehltes Leben — Wrack im Sand,
Jetzt ſchlägt umſonſt an deine Rippen
Das Meer, das dir ein grünes Land
Verſprochen jenſeits aller Klippen.

Dich weckt nicht mehr des Seemanns Schrei,
Und Maſt und Steuer ſind zerſplittert;
Vielleicht, zieht fern ein Schiff vorbei,
Daß noch dein Eingeweide zittert.

Das Licht im Thurm iſt angebrannt,
Noch ſeh' ich dich im fahlen Schimmer.
Im Winde kreiſt der Dünenſand,
Er kreiſt und deckt dich zu für immer.

Dünenſand.

Das Räthſel der Verlaſſenheit
Thut mir der Sand der Dünen kund:
Kein Blümlein und kein Strauch gedeiht
Als Halt und Zier auf ſeinem Grund.

Die Sonne brennt ihn, wie ſie will,
Die Welle ſchlägt ihn ſchmal und breit,
Zuletzt ſpielt ihn ein Windhauch ſtill
Ins Meer und in Vergeſſenheit.

Abendgang.

So eil' ich herauf und herunter den Strand,
Es murmeln und rauſchen die Wogen.
Was ſoll er mir frommen, der Stab in der Hand,
Ich ſtecke ja doch im wehenden Sand,
Schon ſind meine Spuren verflogen.

Doch ſelige Ruh' deckt Waſſer und Land
In des Abends erbleichendem Strahle,
Die Fugen der Wolken ſtehen in Brand,
Wie farbige Fenſter in dunkeler Wand
Der gothiſchen Kathedrale.

Sie werden verglimmen! — Was hat denn Beſtand?
Wie aus durchlöcherter Schale,
Und wär' ſie gefüllt bis zum ſchäumenden Rand,
Der Wein ſich verliert auf des Zechers Gewand,
So ſtrömt's aus des Lebens Pokale.

Wie hab' ich die Zeit meiner Jugend verwandt!
Mein Schritt iſt vom Sand überflogen —
Hab' ich ſie verſchwendet als goldenen Tand?
Ward ſie mir geſtohlen von diebiſcher Hand?
Du biſt immer und immer betrogen.

Morgen am Strande.

Die Morgenſtund' am Meeresſtrand
Hat lieblich mein Gemüth beweget;
Sie iſt wie eine liebe Hand,
Die heilend auf das Herz ſich leget.

Der Blick ins Meer iſt wie ein Blick
In dunkle Augen, die wir lieben;
Das Segel wie ein hold Geſchick,
Das noch nicht ganz vorbeigetrieben.

Und Alles wie ein blühend Grab,
Drin ſtille ruhet jedes Streiten,
Das meine werf' ich auch hinab,
Und Friede glänzt aus allen Weiten.

Nacht nach dem Sturme.

So tiefe Ruhe, wie ſie träumt der Fromme,
Daß ſie nach letztem Kampf ihn überkomme,
So tiefe Ruh', wie erſte Liebe denket,
Daß ſie nach erſtem Kuß ſich niederſenket,
So tiefe Ruh'
Deckt alle Räume
Des ſüß entſchlafnen Meeres zu.
Die Sterne in den Tiefen
Sind ſeine Träume.
O, daß ſie Alle doch ſo träumend ſchliefen,
Sie, die vollbracht ein Sturmesleben,
Die morgen ſich zu neuem Kampf erheben.

Meeresſtille.

Es iſt ſo ſtille nah' und ferne,
Das Meer ſo ſchweigſam wie die Sterne,
Das Segel ſchläft, kein Lüftchen haucht,
In Träume liegt die Welt getaucht.
Ich hab's ſeit vielen, vielen Tagen
In meiner Bruſt umhergetragen,
Fand Niemand in dem fremden Land,
Dem ich es gerne hätt' bekannt,
Jetzt flüſtre ich's dem Meere zu:
Ich liebe — ſchweige, Meer, und bleibe in Ruh'.

Troſt.

Mich ſchützen vor Verzagen
Die Wolken, welche jagen,
Doch keine Blitze ſprühn,
Die Wellen, welche ſchlagen,
Doch hold im Abend glühn.

Mich ſchützen vor Verzagen
Der Nachtigallen Klage,
Die noch die Nacht verſchönt,
Die Lerche, die am Tage
Ihr Lied froh weiter tönt.

Mich ſchützet vor Verzagen,
Daß man vor Leid und Plagen
Sie alle nicht vergißt:
Die Wolken, die da jagen,

Die Wellen, welche ſchlagen,
Der Nachtigallen Klagen,
Die Lerche und das Tagen
Und was da lieblich iſt.

In der Fiſcherhütte.

Wie magſt du dich ſo einſam fühlen,
Wo ſich die Tamariske wiegt
Mit zarten Blättern in der Briſe,
Wo klar das Meer und glänzend liegt,
Wie eine blumenreiche Wieſe?

Wie magſt du dich ſo einſam fühlen
Im meerumhauchten Fiſcherhaus?
Du ſiehſt die Segel gehn und kommen,
Die Schwalbe flieget ein und aus,
Dort kommet ein Delphin geſchwommen.

Wie magſt du dich ſo einſam fühlen?
Das Angedenken iſt mit dir
Des Glückes, das du wähnſt enteilet;
Du weißt ein Herz, das fern von hier
All' deine ſchönen Freuden theilet.

Rhoda.

Mich liebt die ſchöne Amphitrite;
Sitz' ich des Nachts allein am Strand,
Kommt ſie heran mit leiſem Schritte,
Mit leiſe wehendem Gewand.

Mich liebt die ſchöne Amphitrite —
Sie ruht bei mir im weißen Sand
Und ſaget manche ſchöne Mythe
Vom alten todten Griechenland.

Und wenn ich's nicht vermag zu faſſen,
Daß einſt die Welt ſo herrlich war,
Und wenn mich's ſchmerzt, daß uns verlaſſen
Die heit're, ſchöne Menſchenſchaar:

Dann, wie den Schleier einer Leiche,
Schiebt ſie zurück die Meeresflut,
Und läßt mich ſchau'n in ihrem Reiche
Die Stadt, die da begraben ruht.

Und Rheda ſchau' ich, das die Welle
In alter, alter Zeit begrub,
Das ſich in freud'ger Sonnenhelle
Wie eine Blum' am Strand erhub.

Die Tempel ſeh' ich und die Gänge
Und Brunnen, Bild und Säulenſchaft,
Dazwiſchen freundliches Gedränge
Von Menſchen ſchön und geiſterhaft.

Wie Bildniſſe, die von Geſtellen
Herabgeſtiegen, ſchreiten ſie,
Ihr Wort erklingt in jener hellen
Unſterblich klaren Melodie.

Und mich ergreift ein tiefes Sehnen,
Ein Sehnen faſt wie Herzeleid
Nach jenen Tempeln und nach jenen
Geſchlechtern voll von Freudigkeit.

Hinunterſteigen möcht' ich gerne,
Da flieht der Traum, es kommt die Flut —
Ich neige mich zum Liebesſterne,
Der ſtill auf ihrem Spiegel ruht.

An das Leben.

Trotz Vielem, das zerbrach,
Um nie ſich zu erheben,
Trotz allem Ungemach,
Doch herzlich lieb' ich dich, o Leben.

Wie man am Halſe hängt
Dem vielgeliebten Weibe,
So halt' ich mich gedrängt
An dich mit Geiſt und Seel' und Leibe.

Sie haben dich genannt
Ein Räthſel, eine Frage,
Ein Meer, zu deſſen Strand
Nie eine heit're Barke trage:

Mir biſt du immer klar
Und hell und licht geweſen,
Wie jenes Auge war,
Darin ich froh mein Glück geleſen.

Wie Läufer, die im Spiel
Hinrennen, Fackeln tragend,
Die Leuchte bis zum Ziel
Siegluſtig um die Häupter ſchlagend:

So ſchwing' ich dich um's Haupt
Und leuchte meinem Wege,
Bis ich dich kraftberaubt
Schön fallend auf den Boden lege.

Das Leben iſt ein Streit!
So rufen ſie mit Schrecken.
Drum ſei mir benedeit,
Wenn hundert Wunden mich bedecken.

Ein Kampf iſt's! rufen ſie —
Drum will ich nicht ermatten,
Tagwerker lieber hie,
Als ein Achilles bei den Schatten.

Im Parke.

Im Parke ging ich auf und ab,
Es war ein herbſtlich, trübes Wetter;
Mit Trauertönen fiel herab
Die todte Schaar der gelben Blätter.

Dort lagen ſie ſchon aufgehäuft
Zu einem Schwalle, ſchwarz und helle —
Ein roſiges Mädchen kommt und läuft
Und wirft ſich lachend in die Welle.

Das rauſcht und kniſtert und umſchwirrt
Das holde Kind mit Geiſtertänzen —
Doch lachend hebt es, unbeirrt,
Das Haupt aus all' den todten Lenzen.

Ein ſchönes Bild! — Fürwahr es gleicht
Dem Glücke, das mir jetzt gegeben:
Ringsum iſt viele Luſt verbleicht,
Doch lebt in mir ein friſches Leben.

Ein Tropfen des Meeres.

Ein Tropfen des Meeres, vom Winde gebracht,
Hat dieſe Blume befeuchtet,
Und ſeht, wie ſie glänzt durch die dunkle Nacht,
Und wie ihr Auge leuchtet.

Wär's Thau, wie er ſinket jeglichen Tag,
Er gliche der trüben Zähre,
Doch ihn hat geboren der Wellenſchlag,
Er kam vom leuchtenden Meere.

Auch er wird verſchwinden in ſeiner Zeit —
Die Blume doch glänzt durch Minuten.
Ein leiſes Gefühl von Unendlichkeit
Wie füllt das die Seele mit Gluten.

Provençalisch.

Schon hat ſie dich vergeſſen,
Nicht weil ſie treulos worden,
Weil Alles enden muß.

Dir will's das Herz zerpreſſen
Und alles Glück ermorden
Zu Lebensüberdruß.

Im Süden bei Cypreſſen,
Bei Tannen in dem Norden
Geht's ſo mit Lieb' und Kuß.

Weinſt du? — Ich ſuch' indeſſen
Das Glück an neuen Borden
Mit leichtem Sinn und Fuß.

VII.

Bulgariſche Volkslieder.

(Freie Bearbeitungen.)

I.

Keinem Popen kann ich künden
Jene größte meiner Sünden,
Auch ſoll keiner der Bulgaren
Was ich Böſes that, erfahren.

Nur dem Tſchautſchen will ich's klagen,
Dieſer wird's dem Kadi ſagen,
Dieſer wird's zum Paſcha tragen,
Der dictirt es ſeinen Schreibern,
Daß ſie es dem Sultan ſchreiben,
Dieſer ſagt's fünfhundert Weibern —
Kann es dann verſchwiegen bleiben?

Lieber Tſchautſch, nicht ſollſt du's ſagen,
Sollſt es nicht dem Kadi klagen,
Eil', den Kopf mir abzuſchlagen,
Eh's die Vögel und die Sänger
Über Berg' und Thäler tragen.

2.

Anaſtas, am nächſten Freitag Morgen
Kommt der Pop' ins Dorf, dem will ich's klagen,
Daß du dich zum Türken machen wolleſt,
Ja, zum Türken, zum verfluchten Türken.
Nicht mehr gehſt du her vor deinen Büffeln,
Sondern jagſt zu Pferd durch Berg und Thäler.
Nicht mehr einen Stab in Händen
Trägſt du, doch Piſtolen in dem Gürtel.
Nicht mehr trägſt du eine Schafpelzmütze,
Sondern einen Fez auf deinem Kopfe.
Windeſt du um deinen Fez mein Tüchlein,
Iſt der Turban und der Türke fertig.

Mariniſchka, Mariniſchka, ſchweige!
Nicht mehr geh' ich her vor meinen Büffeln,
Weil ſie mir zu langſam gehn, die Büffel,
Und mein Blut das geht wie tauſend Pferde;
Und zu Pferde reit' ich wie ein Türke,
Weil ich dich will flieh'n, ſo ſchnell als möglich,
Und zu dir zurück will noch viel ſchneller.
Trüg' ich einen Stab in meinen Händen,
Müßt' ich deinen theuren Vater prügeln,
Weil er einem Andern dich verſprechen.
Einen Fez nur trag' ich, Mariniſchka,
Weil er ſchöner als die Schafpelzmütze,
Und ich dir gefallen will, Geliebte.
Aber die Piſtolen trag' ich beide,
Um in beide Augen mir zu ſchießen,
Wenn ſie doch dem Andern dich vermählen.

3.

Dimitri, biſt du bei Sinnen,
Daß du um mich wirbſt beim Bruder?
Haſt du Geld genug zur Wirthſchaft,
Um ein Haus dir aufzubauen
Mit zwei Stuben, einer Küche,
Einem Stalle für zwei Ochſen?

Geld genug, ein Haus zu bauen
Mit zwei Stuben oder dreien,
Einem Stalle für zwei Ochſen.

Haſt du Geld genug, Geliebter,
Eine Jacke dir zu kaufen
Schön und neu zum Hochzeitstage?

Eine neue, ſchöne, blaue
Albaneſer Jacke kauf' ich
Mit den roth und gelben Schnüren
Und mit goldenem Beſatze,
Wie man ſie in Schumla macht.

Haſt du Geld genug, dem Sultan
Zins und Steuer zu bezahlen,
An zehn Groſchen vierteljährig?

Leicht bezahl' ich die zehn Groſchen,
Selber, wenn der Sultan Geld braucht,
Zahl' ich zwanzig und in Silber.

Kannſt du auch dem Popen zahlen
Bei der Hochzeit und bei Taufen?
Und zu Weihnacht und zu Oſtern?
Und zu Pfingſten und zu Faſten?
Zu St. Georg und Johannis?
Und an allen heil'gen Tagen?
Wenn ein neuer Biſchof kommet?
Immer wenn er dir ins Haus tritt,
Um die Schwelle dir zu ſegnen?
Um das Vieh dir zu beſprechen?

Um die Bilder dir zu weihen?
Um Weihwaſſer zu verkaufen?
Um zu ſingen und zu beten?

Schweig', o ſchweige ſtill, Geliebte,
Ja das Freien laſſ' ich bleiben,
Viel zu theuer iſt die Wirthſchaft.
Eins vom Hundert nimmt der Sultan,
Neunundneunzig nimmt der Pope!

4.

(Rache- und Klagegeſang der Vertriebenen.)

Sind es Roſen, ſind es rothe Blüthen,
Die das Thal der Heimath ſo erfüllen?
Sind es braun und weiße Taubenwolken,
Welche dort des Berges Haupt umziehen?
Ach, nicht Roſen ſind es und nicht Blüthen,
Flammen ſind es, Flammen, rothe Flammen,
Die das Thal der Heimath ſo erfüllen;
Und nicht braun und weiße Tauben ſind es,
Welche dort des Berges Haupt umziehen;
Rauch iſt's, ungeheures Rauchgewölke.
Unſre Hütten, die verlaſſ'nen, brennen.

Auf dem Berge ſteh'n wir wie Verirrte,
Hinterm Buſch verborgen wie Heiducken,

Und verhungernd wie verlorne Schafe.
Wer die Dörfer anſteckt, ſei verfluchet!
Ob es Moſcoviten oder Türken,
Ob es Chriſten waren oder Heiden,
Daß ſie Gottes ärgſter Fluch betreffe
Oder auch des Teufels beſter Segen!
Mögen ſie ertrinken in der Donau
Und zu Tauſenden die Flut aufdämmen,
Bis ſie dieſes arme Land verſchlungen!
Möge ſie als angefaulte Leichen
Varna's wildes Meer an's Ufer treiben,
Daß die Lüfte von Verweſung dampfen!

Ach, was werden unſre Pilger ſagen,
Die jetzt in Jeruſalem verweilen
Und des Heilands goldne Füße küſſen,
Wenn ſie wiederkehren und die Dörfer
Alle wüſt und, ach! in Aſche liegen?
Wenn ſie wiederkehren mit den ſchönen
Heil'genbildern, welche dort ſie kauften,
Schön gemalt in Farben und auf Stäben
Aufgerollt, und keine Wand ſie finden,
D'ran die ſchönen Bilder aufzuhängen?

Groß iſt dieſes Land und faſt unendlich.
Wer kann ſagen, wo in künft'gen Tagen,
Wer kann ſagen, ob in künft'gen Tagen
Unſre Hütten wieder ſich erheben?
Ach, das Glück, es wächſt nicht ſchnell wie Roggen,
Und es wächſt am Wege nicht, wie Unkraut,
Und nicht wie die liebe Sonne geht es
Nieder, wieder aufzugehen morgen.
Langſam wächſt das Glück, wie alte Bäume,
Langſam, langſam oder niemals wieder.
Mit dem Blei im Leib fliegt noch der Falke,
Mit dem Unglück wandern wir noch weiter.

Laſſe diesmal nicht den Winter kommen,
Laſſ' ihn nicht, o gnadenvoller Himmel!
Bann' ihn hinter deine dunkeln Wolken,
Daß wir nicht erſtarren in den Wäldern,
In den kalten windbewegten Wäldern,
Denn kein Obdach haben unſre Kinder,
Und kein Obdach haben unſre Weiber.
Auch die Weiber höre, wie ſie klagen:
Ach, kein Obdach haben unſre Männer!

Nichts gerettet als die Silbergroſchen,
Welche unſre ſchönen lieben Mädchen
Um den Hals anſtatt des Schmuckes tragen.
Gebet uns die ſchönen Silbergroſchen,
Gebet ſie, ihr ſchönen lieben Mädchen,
Daß wir Brod für unſre Kinder kaufen.

Nehmet ſie, die ſchönen Silbergroſchen,
Aber Brod iſt nicht im Land zu haben,
Selber nicht für goldene Ducaten.
Traurig iſt die Erde, traurig, traurig!

8.

Einen Wolf hab' ich im Wald gefangen,
Auf dem Rücken ihn ins Dorf getragen
Und im Dorf mit Fäuſten ihn erſchlagen.
Aber das iſt nicht mein größter Ruhm.

Dem Kawaſſen, der mich vor den Kadi
Schleppen ſollte, hab' ich mit dem kleinen
Meſſerchen die Gurgel abgeſchnitten.
Zwei Piſtolen trug er in dem Gürtel,
Und ein Schwert und einen Dolch daneben.
Aber das iſt nicht mein größter Ruhm.

Und mit einer alten ſchlechten Flinte
Hab' ich einen Aga aus der Mitte
Seiner fünfzehn trefflichen Trabanten
Wie ein Vöglein von dem Aſt geſchoſſen,
Daß noch heut' drob die Heiducken jubeln
Und die Blinden heut' davon noch ſingen.
Aber das iſt nicht mein größter Ruhm.

Aber dieſes iſt mein größter Ruhm,
Daß ich meiner ſchönen Heißgeliebten,
Als ich aus dem Dorfe flüchten mußte,
Als ich ſie auf ewig meiden ſollte,
Daß ich ihr mein Meſſer, dieſes Meſſer,
Ohne Zucken in die ſchöne Bruſt ſtieß,
Ob ſie gleich dabei ſo traurig blickte,
Daß ich mehr des Muths dazu bedurfte,
Als da ich den Wolf ins Dorf getragen,
Als da den Kawaſſen ich erſchlagen,
Als da ich den Aga niederſtreckte.
Daß mich der Geliebten Mord nicht ſchreckte,
Dieſes iſt mein allergrößter Ruhm.

6.

Hoher Berg und tieſes Thal —
O, wie ſchön iſt dieſe Nacht!
Selbſt in Kerkerhaft verwacht
Lindert ſie mir meine Qual.

O, wie ſchön iſt dieſe Nacht,
O, wie ſchön iſt dieſes Leben!
Könnt' ich's nur der Einen geben,
Die ſo eben mein gedacht!

Daß ſie eben mein gedacht,
Hoher Berg und tieſes Thal,
Das ſagt mir des Mondes Strahl
Und die ſchöne, ſchöne Nacht.

301

Schön iſt meine letzte Nacht,
Hoher Berg und tiefes Thal.
Mit dem erſten Morgenſtrahl
Werd' ich grauſam umgebracht.

7.

Schönes Mädchen ohne Geld,
Du biſt wie die ſchöne Welt,
Aber ohne Sonne.
Du biſt wie die ſchöne Nacht,
Haſt den Mond, die Sternenpracht,
Aber keine Sonne.

Ohne Schönheit, reiche Maid,
Biſt ein Baum zur Sommerzeit,
Aber ohne Blüthen.
Früchte haſt du, mich zu nähren —
Mag ſich drum der Teufel ſcheeren,
Mich verlangt nach Blüthen!

8.

Bei Siliſtria ſteht ein Brunnen,
Und ein Stein iſt gleich daneben,
Auf dem Steine ſtehen Worte,
Die kein Menſch vermag zu leſen;

Und vor tauſend, tauſend Jahren
Hat ſie ein Prophet geſchrieben,
Ein Prophet, der wiſſen konnte,
Was ſich einmal wird begeben.

Und er hat es hingeſchrieben,
Daß ich dich einſt lieben werde,
Dann hat er dazu geſchrieben,
Daß du mich einſt werdeſt lieben.

9.

Kam ein Kaſten angeſchwommen
Eines Morgens auf der Donau;
In dem Kaſten lag ein Knäblein,
Und das Knäblein das war ich.

Eine gute Alte trug mich
Zu ſich in die kleine Hütte,
Und als ich ſchon ſprechen konnte,
Sprach ſie eines Tags zu mir:

Wenn die Donau kommt aus Deutſchland,
Dann, mein Sohn, biſt du ein Deutſcher;
Doch ich kann das nimmer glauben,
Denn dazu biſt du zu ſchön.

Kommt ſie aus den ſchwarzen Bergen,
Dann biſt du ein Sohn der Berge;
Dieſes kann ich eher glauben,
Denn, mein Sohn, du biſt ſo wild.

Kommt ſie aber, wie ſie ſagen,
Graden Wegs vom Himmel nieder,
Dann biſt du in deiner Schönheit,
O mein Kind, ein Himmelsſohn.

Wandern will ich nun von dannen,
Immerfort dem Fluß entgegen,
Wandern will ich hundert Jahre,
Bis ich an den Quell gelangt.

Wenn ein Deutſcher, werd' ich Kaufmann,
Und Heiducke, wenn ein Bergkind,
Doch wenn ich vom Himmel ſtamme,
Werd' ich wohl ein Prieſter. Ach!

10.

Die gebrochne Kirche ſteht
Auf dem grünen Berge,
Ach, ſie ſteht in Trauer;
Wer daran vorübergeht,
Leg' ein, zwei, drei Steine
Auf die alte Mauer.

Kommt einmal die gute Zeit,
Wird man neu erbauen
Auch das Kirchlein droben;
Findet er den Stein bereit,
Wird der gute Maurer
All' die Chriſten loben.

II.

Über das Gebirge kam die Peſt,
Hinter Stambul iſt ihr ſchwarzes Neſt.

Grün war das Gebirg und ſchön bethaut,
Aber es verdorrten Baum und Kraut.

Und das Heilkraut iſt zuerſt verdorrt,
All' die kleinen Vöglein fliegen fort.

Dann vom Berge ſtieg die Peſt ins Thal,
In Pravadi fing ſie an, die Qual.

Klopfend ging ſie dort von Haus zu Haus,
Leichen warf man auf das Feld hinaus.

Erſt nur Türken traf ihr ſchwarzer Hauch,
Später traf er fromme Chriſten auch.

Auch die Raben flogen fort vom Schmaus,
Nur der Storch blieb auf dem leeren Haus.

Auch der Treue fiel zuletzt vom Dach,
Und es fielen ihm die Jungen nach.

Schwarz vor Ärger iſt die Peſt zu ſehn,
Einen ſchwarzen Schleier läßt ſie wehn.

Sie iſt eine ſtumme alte Frau,
Welk iſt ihre Bruſt, ihr Auge grau.

Nur wenn Jeſus Chriſt in Schlummer fällt,
Steht ſie auf und wandelt durch die Welt.

Als der Nordwind unſern Herrn geweckt,
Floh ſie über's ſchwarze Meer erſchreckt.

12.

Ich hab' in eine Blume geſchaut,
Da ſah ich die ſchönſte Welt,
Ein weißes Häuslein war aufgebaut,
Und ringsum Wieſen und Feld.

Ich ſelber ſaß auf der Schwelle am Haus
Und hatt' ein Kind an der Bruſt,
Du, Liebſter, gingeſt ein und aus,
Und lachteſt vor Glück und Luſt.

Verwelkt iſt die Blume, vertrocknet, ach,
Ich ſchau' vergebens hinein,
Ich ſuch' in allen Gärten nach,
Find' nimmer dies Blümelein.

13.

Nie hab' ich früher Leid empfunden,
Als bis der Rabe mir vom Dach
In ſtillen mitternächt'gen Stunden
Mit Kreiſchen in die Kammer ſprach:

„Ich komm' vom Schmaus, ich komm' vom Schmaus,
Mich ſchicken meine Kameraden,
Das ſchöne Mägdlein hier im Haus
Ich ſoll es laden, ſoll es laden.

„Dich lad' ich ein, dich lad' ich ein,
Nicht ſollſt du ſpeiſen mit den Raben,
Du ſollſt nur ſehn im Mondenſchein,
Wie ſie verſchmauſen deinen Knaben.

„Heut' Morgen kam er uns vorbei,
Wir flogen mit ihm krächzend, krächzend,
Er ſchoß ins Hirn ſich ſchweres Blei,
Da lag er blutig, ächzend, ächzend.

„Komm mit hinaus, komm mit hinaus,
Es laden dich die ſchwarzen Raben,
Du haſt uns geben dieſen Schmaus,
Komm mit, ſollſt deine Freude haben.“

14.

Ein Schädel bleichet im Sonnenbrand
Da draußen auf dem Haideland,
Der Schäfer treibt daran vorbei
Und weiß nicht, weß der Schädel ſei.

Es war ein ſchönes Mägdelein,
Der Aga traf ſie ganz allein,
Weil ſie nicht that, was er gebot,
Schlug ſie der böſe Aga todt.

Es hat kein Menſch nach ihr gefragt,
Es hat kein Menſch ihr nachgeklagt,
Den Schädel bleichen Sonn' und Wind —
Ach Gott, ſie war ein Waiſenkind.

15.

(Türkiſch-Tatariſch.)

Ich ſchleife mein Meſſer
Am ſteinernen Rad,
Kein Menſch weiß, was er morgen thut,
Kein Menſch weiß, was er geſtern that,
Der Tag allein iſt helle.

Ich ſchleife mein Meſſer
Am ſteinernen Rad,
Der Tag allein iſt helle.
Werd' ich einem Hammel
Durch die Kehle ſchneiden?
Oder wird ein Giaur
Aus dem Leben ſcheiden?
Ich ſchleife mein Meſſer
Am ſteinernen Rad,
Der Tag allein iſt helle.

VIII.

Gedichte

des

Fray Luis Ponce de Leon,

geb. 1527, geſt. 1591.

Im Versmaß des Originals aus dem Spaniſchen
überſetzt.

Cuando contemplo el cielo ....

¡O ya [illegible] puerto,....

¡Y dejar pasar canto,....

Huid contentos de mi triste pecho,....

Aquí yacen de Carlos los despojos,....

Quien viere el [illegible]
[illegible]....

Die heitere Nacht.

Heb' ich die Augenlider
Zum Himmel, dran unzähl'ge Lichter prangen,
Und ſeh' zur Erde nieder,
Wie ſie von Nacht umhangen,
Von Schlummer und Vergeſſenheit umfangen,

Dann iſt's, als ob ein Sehnen
Vor Schmerz und Lieb' in meiner Bruſt erwache,
Es fließen meine Thränen
Gleich einem Doppelbache,
Die Zunge findet endlich ihre Sprache:

O aller Klarheit Tempel,
Herberge aller Größ' und Herrlichkeiten,
Der Geiſt trägt deinen Stempel,
Was hemmt ihn, vorzuſchreiten
Aus dieſes niedern Kerkers Dunkelheiten?

Was hat ihn ſo beirret,
Was kann ſo fern ihn von der Wahrheit bringen,
Daß er in ſich verwirret,
Statt nach dem Heil zu ringen,
Nach Schatten jagt und nur nach eitlen Dingen?

Der Menſch, in Schlaf gewieget,
Ergibt ſich ſeiner ſorgenloſen Weiſe,
Indeß die Zeit entflieget;
Die Welt zieht ihre Kreiſe
Und ſtiehlt ihm ſeine Lebensſtunden leiſe.

Erkennet das Verderben!
O Menſchen, wollt ein klares Aug' erheben!
O Seelen, die nicht ſterben,
Da euch ſolch Gut gegeben,
Wie möget ihr von Trug und Täuſchung leben?

Auf! Blicket nach den Sternen,
Und leſ't die Himmelsſchrift, die dort geſchrieben,
Daß wir verſpotten lernen
Die Welt mit ihren Trieben,
Mit Allem, was wir fürchten, was wir lieben.

Ein Pünktchen im Vergleiche
Iſt nur das niedre Land, an dem wir hangen,
Mit jenem großen Reiche,
Drin lebt in höh'rem Prangen,
Was iſt, was ſein wird und was ſchon vergangen.

Wie mächtig ſich bewegen
Die ew'gen Sonnen in der Eintracht Zwange,
Wie ſicher ſie ſich regen,
Ungleich in ihrem Gange
Und dennoch ſtimmend im Zuſammenklange.

Der Mond zieht ſeine Sphären
Durch Silberglanz, drin unſerm Blick ſich zeigen
Der Weisheit lichte Lehren;
Die Venus ſchließt den Reigen,
Mit der ſich nichts an Anmuth läßt vergleichen.

Es ſchwingt ſich Mars, der wilde,
Blutgierige, im Zorn auf andern Pfaden,
Und Jupiter, der milde,
Mit Glücke reich beladen,
Erhellt den Himmel mit dem Strahl voll Gnaden.

Es kreiſt in höchſten Fernen
Saturn, der Vater jener goldnen Zeiten,
Nach ihm ergießt aus Sternen,
Zahlloſen, in die Weiten
Ein Schatz von Licht all' ſeine Herrlichkeiten.

Wer kann dies Schauſpiel ſehen
Und ſchätzet noch die Armuth dieſer Erde?
Wer muß nicht brünſtig flehen,
Daß er befreiet werde,
Um hinzufliehn zu jenem lichten Herde?

Wo ſel'ge Ruhe wohnet,
Dort iſt das Land, wo auf dem hohen, reichen
Thronſtuhl die Liebe thronet,
Die Liebe ſondergleichen,
Umringt von Glück, dem alle Freuden weichen.

Dort zeiget ſich die ganze
Endloſe Schönheit; und das Licht entſtehet
Aus ihrem Wiederglanze,
Der niemals untergehet;
Dort iſt es, wo ein ew'ger Frühling wehet.

O ihr wahrhaft'gen Orte!
O wahrhaft friſche, anmuthsvolle Wieſen!
O Schachte, voll vom Horte!
O Gelſe, viel geprieſen!
O Thäler, voll von Glück, gleich Paradieſen!

An die Einſamkeit.

Zu dir nun will ich eilen,
O Port, nach langer Irrfahrt. Nicht verſagen
Wirſt du es, mich zu heilen
Nach ſchweren Leidenstagen,
O Port voll Ruh, voll Luſt und voll Behagen.

O Strohdach, das die Sorgen
Nicht einließ mit dem böſen Herzeleide,
Darin ſich nie verborgen
Mit lächelnd ſüßem Neide
Verläumdung und das Wort voll falſcher Eide.

O Berge voll von Frieden,
Die hoch und hehr ſich in den Himmel heben,
Voll Ruhe, ſo hienieden,
Die an der Erde kleben,
Verſchmäh'n, weil ſie verzehrt ein Flammenleben.

O Gipfel, gern empfanget,
Nehmt auf den Flüchtling auf der Erde Scheide,
Dem vor der Menge banget,
Vor Mühſal ohne Freude,
Vor falſcher Ruh und unverdientem Leide.

Auf euren reinen Triften,
In euren Lüften, in den hellen, klaren,
Geneſ' ich von den Giften,
Die mir einſt lieblich waren,
Und von Befleckung, die mein Herz erfahren.

Und was noch eingeſchrieben
In mein Gehirn von alter Thorenweiſe,
Wie thöricht ich's getrieben
Auf meiner Lebensreiſe
In Leid und Freud, verwiſch' ich leiſe, leiſe.

Wie frei von dem Gewande
Der Leiblichkeit, als wären auch zu nichte
Die altgewohnten Bande,
Wohin den Schritt ich richte,
Geh' ich in Freud' und Fried' und reinem Lichte.

Durch eine Mitleidszähre,
Die trüb an meinem Augenlide hänget,
Seh' ich, wie auf dem Meere
Das arme Volk ſich dränget,
Von ſalz'ger Flut und Müh' und Noth beenget.

Der Eine lief voll Glücke
Im Hafen ein, auf daß er endlich raſte,
Als ihn mit neuer Tücke
Der wilde Sturm erfaßte,
Da treibt er hin und mit zerbrochnem Maſte.

Der fuhr in böſer Stunde
An Klippen, und des Schiffes Rippen ſprangen;
Es klafft und geht zu Grunde.
Den hält der Wind gefangen,
Den läßt die Sandbank nicht mehr heimgelangen.

Und Jenem dort umnachtet
Die graue Waſſerhoſe Tag und Sinnen;
Die Fracht, nach der er trachtet,
Neptun wird ſie gewinnen.
Ein Andrer ringet ſchwimmend ſich von hinnen.

Zum Kampf denn unbekümmert!
Iſt's möglich doch, daß ſich der Arme rette,
Da ſchon das Schiff zertrümmert?
Daß er auf ſchwachem Brette
Mit Flut und Stürmen kämpfe um die Wette?

Noch einmal mir willkommen,
Noch hundertmal, du Port in wilden Meeren,
Nie ſei ich dir entnommen,
Mag immer ich entbehren,
Was Thoren und Verirrte heiß begehren.

Die Himmelfahrt.

Und läßt du, heil'ger Hirte,
Die Heerde hier zurück in düſtren Thalen,
Die weinende, verirrte?
Und ſtrebeſt fern von Qualen
In reine Lüfte voll von Friedensſtrahlen?

Die erſt ſo Hochbeglückten,
Und nun ſo Traurigen und Kummerblaſſen,
An deine Bruſt Gedrückten,
Da du ſie jetzt verlaſſen,
Wie ſollen ſie in ihrem Leid ſich faſſen?

Wie können dieſe Augen,
Die deine Schöne ſah'n, noch ohne Zähren
Die Welt zu ſehen taugen?
Die deinen ſüßen Lehren
Gelauſcht, wie noch nach andrem Laut begehren?

Die Flut, die uns umthürmet,
Wem horcht ſie nun? — und welchem Machtgebote
Der Sturm, der uns umſtürmet?
Da du uns läßt, Pilote,
Wer bringt uns ſicher heim auf ſichrem Boote?

Ach, Wolke voll von Neide,
Mit unſrem Glücke nicht ſo ſchnell entſchwinden
Sollſt du zu unſrem Leide!
Wir erſt ſo glücklich, finden
Mit Einmal uns, gleich wie die armen Blinden.

* * *

Du nimmſt, was uns beglückte,
Den Schatz, der uns geſtillet jede Klage,
Der uns das Leben ſchmückte,
Der uns in aller Plage
Erleuchtet, wie der lichteſte der Tage.

Welch Band von Demantſteinen
Verhindert dich, o Seele, angekettet
Dem Liebſten dich zu einen?
Brich's! und aus Qual gerettet
Ruh' aus befreit in heitres Licht gebettet.

Scheuſt du die Flucht von dannen?
Kann dich viel ſtärker, als das wahre Leben,
Der Erde Liebe bannen?
Nichts iſt's, den Leib zu geben,
Doch ſchrecklich iſt es, fern von Chriſtus leben.

O Herr und Freund, du ſüßer,
Du ſüßer Vater, Bruder, ſüßer Gatte,
Dir folg' ich nach als Büßer,
Ob mich die Nacht umſchatte,
Und ob ich geh' auf lichterfüllter Matte.

Getäuſchte Hoffnungen.

O Freuden flieht! aus meiner Bruſt entſchwindet!
Es hält euch eine Täuſchung ohne Gleichen,
Wo ihr doch niemals eine Stätte findet.

Vergeſſet nicht, daß ihr aus meinen Reichen
Durch Heroldsruf und von Geſetzeswegen
Verbannet ſeid und daß ihr müßt entweichen.

In meinen Reichen herrſcht der wilde Regen
Und Wirbelſturm und Kummer nur und Sorgen
Und heiße Seufzer, die die Luft bewegen.

Hier färbt die Wolke nicht ein Frühlingsmorgen,
Hier blühn nicht Blumen, und von alten Tagen
Singt nicht die Nachtigall im Buſch verborgen.

Hier iſt die Nacht verhüllt; es muß verzagen
Der Tag an ſeinem bittern Thränenbronne;
Das Leid von Geſtern muß das Heute klagen.

Erkennt euch als verbannt, da keine Wonne
Der Erde mehr ſich meinem Geiſt wird fügen,
Und kehrte mir auch tauſendmal die Sonne.

Erkennt euch als verbannt, denn wenn Vergnügen,
Genuß und Ruh' ihr mir zu ſä'n begehret,
Mir doch nur Diſteln meine Felder trügen.

Erkennt euch als verbannt, denn rückgekehret
Wird man auf's Neu' euch züchtigen und ſtrafen
Mit Geißel und Verbannung, die entehret.

Erkennt euch als verbannt, denn eingeſchlafen
Seid ihr als Freuden, mir erwacht als Leiden;
So grauſam ſind die Schläge, die mich trafen.

Das Beſte ſcheint ſich von ſich ſelbſt zu ſcheiden,
Es iſt, als ob es gegen ſich ſich wende,
Um deſto ſichrer mir ins Herz zu ſchneiden.

Ich will ſie waſchen und beſchmutz' die Hände,
Und Fried und Freundſchaft werden mir zu Kriege,
Es fehlt die Schuld, doch hat die Qual kein Ende.

Und meine Unſchuld iſt's, der ich erliege,
Und ſie umſchlingt mich ſtets mit engern Banden,
Ich ſinke tief, erhebt ſie ſich im Siege.

An mir wird der Natur Geſetz zu ſchanden,
Zu meinem Kummer iſt an mir geſchehen,
Was noch kein Menſch und was kein Geiſt verſtanden.

Je mehr ſich müht der Schlinge zu entgehen,
So mehr verſchlingt der Vogel ſich im Netze;
So läßt Entſchuldigung mich ſchuld'ger ſehen.

Für einen Andern ſtrafen die Geſetze
Mich, der ich ſchuldlos ſchmacht' in Kerkerqualen;
Man ſagt, daß ſich die Welt vor mir entſetze.

Beglückt, wer niemals ſtand vor Tribunalen,
Um den ſich nicht der Welt Geſetze ſtreiten,
Der niemals trank der Sorge bittre Schalen;

Der in den unſchuldsvollen Einſamkeiten
Den armen Leib verbirgt an niederm Herde,
Und für Erkenntniß kann den Geiſt bereiten.

Wenn ſich im Lichte baden Luft und Erde,
Fleht er zur reinen Sonn' mit reinen Händen,
Die nicht herabzieh'n Haß und Zornsbeſchwerde.

Die Nacht mag ihm nur Ruh' und Stärkung ſenden,
Er läßt ſich gern des Feldes Frucht genügen,
Das nicht gewaltſam muß die Pflugſchaar wenden.

Mit ihm geht Recht auf Pfaden, die nicht trügen,
Im goldnen Buſen wohnet ihm die Treue
Und Einfalt, deren Farben niemals lügen.

Ihm folgen Hoffnungen, ſtets friſch' und neue,
Und ungetrübte Ruh' füllt ſeine Seele,
Und Freude, deren Blick nicht kennt die Reue.

Zufriedenheit! — o dieſen Wohnort wähle!
Dort biſt du dein! — Und ſollt' es je geſchehen,
Daß man dich fragt, was Orts ich mich verhehle,
So ſage, daß du niemals mich geſehen.

Grabſchrift des Infanten Don Carlos.

Was von Don Carlos blieb, iſt hier begraben,
Sein beſſer Theil wird ſich bei Gott verklären.
Mit ihm entfloh der Muth; was wir noch haben,
Iſt: Furcht im Herzen und im Auge Zähren.

Geſang auf den Tod des Infanten Don Carlos.

Wer dieſes Grab erſchauet,
Das ſich ſo pomphaft auf zum Himmel hebet,
Von Trauerflor umgrauet,
Von Grabeslicht umbebet,
Und fragt: wer war der Todte, ſeine Beute?
Der weiß gewiß von heute,
Daß nicht ein Ding auf dieſer weiten Erde
Jemals den mächt'gen Tod beſiegen werde:

Nicht Schönheit und nicht Jahre,
Nicht die Geburt auf uralt edlen Thronen,
Und nicht der Glanz im Haare
Der glorreichſten der Kronen,

Nicht ſtarkes Herz, nicht Tugenden, erhoben
Durch alle höchſten Proben,
Selbſt ſolch ein Vater, ſolch ein Ahnherr nimmer,
Der doch die Welt erfüllt mit Ruhmesſchimmer.

Wo ſind noch Sicherheiten?
Ein einz'ger Phönix lebt und der muß ſterben,
Und dieſen Carl den Zweiten
Erreichet das Verderben.
Dein Angeſicht, ſo theuer deinen Reichen,
Sehn wir im Tod erbleichen
Gleich einer zarten, früh gepflückten Roſe,
Die vor der Zeit erlieget ihrem Looſe.

Du Kind erhabner Tugend,
Du wandelteſt nur kurz im Licht der Sonne,
Kaum kannteſt du die Jugend.
Du warſt nur kurze Wonne,
Jetzt biſt du lange Trauer deines Spaniens,
Brabants und Allemaniens,
Italiens und der neuen, reichen Welten,
Vor denen nichts all' andern Reiche gelten.

Getroſt! — nicht wird er prahlen,
Der Tod, daß er dich nieder hat gerungen,
Von deines Geiſtes Strahlen
Fühlt er ſich ſelbſt bezwungen.
Er ſah dich mächtig in der Zukunft walten,
Den Sieg dir vorbehalten,
Er ſah, daß wenn nicht du, er müſſe ſterben,
Und Furcht gab ihm den Muth, dich zu verderben.

* * *

Mährchen und Geſchichten.

Mährchen und Geſchichten

aus

Oſten und Weſten.

Erzählt

von

Moritz Hartmann.

Braunſchweig,
Druck und Verlag von George Weſtermann.
1858.

Der Verfaſſer behält ſich das Recht der Ueberſetzung in's Engliſche, Franzöſiſche und in andere Sprachen vor.

Meiner verehrten Freundin

der

Fürſtin Katherine Orloff.

geb. Trubetzkoi

zur Erinnerung.

Als ich Ihnen Weltgeſchichte erzählte, gewöhnte ich mich daran, Ihnen Mährchen zu erzählen. Das war Ihre Schuld. Sie waren ein ſo unſchuldiges und unbefangenes Geſchöpf, daß ich Angſt hatte, die Klarheit Ihrer Seele mit den oft craſſen Wahrheiten der Geſchichte zu trüben. — So ſcheint es mir heute, da ich Ihnen dieſe Mährchen als die Gabe eines alten Freundes darbringe, als ob ich nur jene glücklichen Stunden unter den Buchen des Waldes von Fontainebleau fortſetzte. Auch Sie werden jener ſchönen, mit Waldesrauſchen, Nachtigallengeſang, Homer und Beethoven dahingegangenen Zeit nie vergeſſen — und darum dieſe Widmung nicht mißverſtehen. Sie gilt nicht der Fürſtin

— ſie gilt der lieben Freundin, die eben friſch und blühend in's Leben tritt und der man ſich gern mit Beweiſen der Liebe nähert; und ſie gilt jenem theuren Kinde, an deſſen geiſtigem Erwachen der alte Freund ſein Theil und ſeine Freude hatte. — Was die Fürſtin betrifft — der mögen Andere ihre Werke widmen und das wird auch geſchehen, denn Sie werden ſich immer einen offenen Sinn für die Werke der Kunſt bewahren und Ihr Vaterland, das Land, das ſchon große Dichter beſeſſen und das heute in Iwan Turgeneff einen der größten Novelliſten unſrer Zeit beſitzt, wird hoffentlich noch manche ſchöne Blüthe treiben. Sie werden dann mit Ihrem freien, wackern Gemüthe den Begabten vom Schmeichler und Schmarotzer zu unterſcheiden und mehr mit Ihrer Weiblichkeit als mit Ihrer Fürſtlichkeit aufzumuntern wiſſen. Sie werden ſich nie überheben, Sie werden nie von einer eingebildeten Höhe auf die Schöpfungen des Geiſtes herabſehen; Sie werden nie glauben, daß Protection und alle Mittel der Mächtigen dieſer Erde jemals ein Kunſtwerk zu ſchaffen, einen geiſtigen Blüthenflor oder gar eine Literatur zu wecken im Stande ſeien. Dazu kennen Sie die Geſchichten und Literaturen der Völker zu gut; Sie wiſſen, daß dieſe das Product der Völkerentwicklung ſind und daß die Louis XIV., für Kleines groß belohnt, ſich mit dem ſchmücken, was auch ohne ſie entſtanden wäre. — Sie werden, wie ich mit Zuverſicht hoffe, auch nie vor geiſtigem Schaffen die Angſt empfinden, welche die Ariſtokratie von Heute auszeichnet. Erſchrocken vor der Revolution, die ſie ihrer Privilegien beraubte oder zu berauben drohte, fing ſie gegen Fortſchritt, Bildung, Aufklärung, gegen jedes Streben, an dem ſie doch im vorigen Jahrhundert in der Literatur wie an den Höfen halb und halb Theil genommen, zu predigen an und predigte ſo lange, bis ſie an ihre Doctrin ſelbſt zu glauben anfing — und allein glaubt. Da ſteht ſie nun und weiß es nicht, wie einſam ſie daſteht und iſt von dem Reſt der Welt, die auf ihre Predigten nicht hörte, überflügelt. Sie hat ſich im eigenen Netze gefangen. Ihre ariſtokratiſchen Landsleute, die ſich den großen und wohlgemeinten Reformen widerſetzen und bei dieſer Gelegenheit verrathen, wie wenig ihnen an Humanität, an Bildung ihres Volkes, an der Menſchenwürde und an der Ehre ihres Vaterlandes im Angeſichte der Weltgeſchichte gelegen, werden das zuerſt erfahren. Glücklicherweiſe gehören Sie, meine verehrte Freundin, nicht zu denen, und wenn ich, ungewohnter Weiſe mein Büchlein einer Fürſtin widme, ſo iſt es eine Fürſtin, deren Leibeigene nächſtens freie Leute ſein werden. Haben Sie doch noch außerdem ein Recht darauf, da zwei der nachfolgenden Mährchen aus dem Munde einer Ihrer Leib- und Seeleneigenen ſtammen.

Mit dem herzlichſten Gruße

Ihr

Moritz Hartmann.

Inhalt.

Seite.

I. Aus dem Orient.

Der Heilige 3
Die Bürgſchaft 13
Die Rothbärte 19

II. Aus Irland.

Elfenkönig O'Donoghue 45
Die Geſchichte des Königs Lavra 52

III. Aus Frankreich.

Die Gaben der Korigans. (Bretoniſches Mährchen.) 61
Animo. (Eine baskiſche Sage.) 84
Der Saludador. (Eine baskiſche Sage.) . . . 104
Herbadilla. (Eine Legende aus dem Bocage.) . . 144
Das Gewiſſen. (Mährchen aus der Auvergne.) . 151
Der wilde Jäger in Frankreich 160
Das Geſicht der Prinzeſſin Marie von Orleans.
(Eine Pariſer Geſchichte.) 171

IV. Aus ſlaviſchen Ländern.

Zuckererbſe. (Ruſſiſches Volksmährchen.) . . . 187
Die zwei Eimer. (Ruſſiſches Volksmährchen.) . . 194
Die Schlangenkönigin. (Böhmiſches Mährchen.) . 200

V. Ein deutſches Mährchen.

Der Ofen Barbaroſſa's 209

I.

Aus dem Orient.

Der Heilige.

Scheich Abdallah der Andaluſier, der in Bagdad lebte und lehrte, war einer der größten, heiligſten Scheichs, ein klarer Spiegel aller Weisheit und aller Tugenden und werth, nach den zwölf großen Imams genannt zu werden. Einer ſeiner Schüler ſagte: „Abdallah iſt ſo dunkel wie ein tiefer Brunnen, aber was er aus ſeiner Tiefe ſpendet, iſt klar und erfriſchend.“ Ein Anderer ſprach: „Als ich zu ihm kam, war ich rohe Erde, nun bin ich Eiſen, und bleibe ich länger, ſo werde ich Stahl.“ Ein Dritter ſprach: „Wäre ich der Chalif, an Gürtel, Schwertgriff und Turban würde ich ſeine Worte tragen anſtatt der Diamanten.“ Ein Vierter ſprach: „Wenn er mich aus ſeiner Schule jagte, würde ich ſagen: Warum verurtheilſt du mich zum Tode und ſchickſt mich aus dem Leben im Lichte?“ Ein Fünfter ſprach: „Wenn alle ſechzigtauſend Schüler Abdallah's ſo ſprächen, wie wir, würde ich ſagen: Nun iſt die Vorrede ſeines Lobes gemacht; wann beginnt der Text?"

Und ſo ſprachen alle ſechzigtauſend Schüler über Abdallah, ſo ſprach die ganze Welt der Gläubigen, und er verdiente das.

Einmal überkam den Scheich große Reiſeluſt. „Reiſen," ſagte er, „ſind Eroberungen, ſie erweitern das Reich des Wiſſens mit neuen Provinzen." — Mehr als vierzigtauſend Perſonen begleiteten ihn, als er aus Bagdad zog, um mit ihm die Welt zu ſehen; er aber verabſchiedete ſie nach drei Tagereiſen und ſprach: „Kehret zurück!" Sie thaten es und benetzten den Sand des Weges mit ihren Thränen. Nur vierzig Schüler und Diener durften mit ihm wandern, und unter den erſteren war der treue Scheich Schibly.

Wieder nach drei Tagen kamen ſie in eine Stadt der Nazarener. Alle Gaſſen waren voll von Prieſtern, Mönchen und Patriarchen, und ohne Schleier und Pantoffeln gingen die Weiber von einem Hauſe zum andern, daß es eine Schande war. In jeder Gaſſe waren unzählige Kirchen und auf jeder Kirche unzählige Glocken, die beſtändig läuteten. Die Kirchthürme waren ſo groß und dick, daß man aus jedem zehntauſend Minarete hätte bauen können; ſo gegen alle Regel bauen die Ungläubigen. Am

Ende der Stadt näherte ſich Scheich Abdallah der Andaluſier einer Fontaine, um die Waſchung vorzunehmen, und wie er ſich durch die Weiber drängte, die den Brunnen umſtanden, ſah er ein Mädchen, das die Wäſche wuſch und in Gold, Seide und Edelgeſtein gekleidet war. Um den Hals trug ſie viele goldene Kreuze. Aber wer ſie nur anſah, mußte ausrufen: „Allah! welch' ein ſchönes Mädchen!“ — Plötzlich fühlte der heilige Scheich ſein Herz voll Liebe, und ohne die Waſchung verrichtet zu haben, ging er in die Herberge, ſetzte ſich auf den Divan und ſtarrte vor ſich hin. Drei Tage und drei Nächte vergingen und der Scheich ſprach kein Wort, nahm keinen Biſſen in den Mund und vergaß Gebet und Waſchungen. Manchmal rollte eine Thräne über die Wangen in ſeinen ſchwarzen Bart. Mehr aber weinten ſeine Schüler und Diener über den offenbaren Kummer ihres Herrn.

Da ſprach Schibly zu ihm: „O, mein Sultan! welcher Kummer drückt Dich? Sage es an Deinen treuen Schülern und Dienern, die um Dich weinen; denn drei Tage und drei Nächte haſt Du Nichts gegeſſen oder getrunken und haſt die Gebete und Waſchungen vergeſſen. Wie ungeheuer groß muß Dein Kummer ſein!“

Scheich Abdallah der Andaluſier antwortete:

„Seit ich jenes wunderſchöne Geſchöpf geſehen, iſt meine Kraft gebrochen, mein Herz erſtickt in der Ueberfülle von Liebe. Gefallen bin ich in den See der Nichtigkeit, die Zügel meines Selbſt ſind meinen Händen entſunken und ich kann mich nicht mehr leiten und lenken. Von dieſem Orte zu ſcheiden iſt mir unmöglich; ich bin gebunden an Händen und Füßen, an Geiſt und Herz. Gehe hin, o Schibly, und erkundige Dich nach dem wunderſchönen Geſchöpfe.“

Schibly ging, kam wieder und ſagte: „Sie iſt die Tochter des Königs der Ungläubigen.“

„So werde ich wohl in Sclaverei verſinken,“ ſprach der Scheich mit Ergebung. — „Ihr aber, Schüler und Diener, fuhr er fort, überlaſſet mich dem Schickſale, das mir aufgezeichnet iſt. Kehret heim in Frieden und vergeßt mich nicht in Euren Gebeten.“

Schibly, der die Geſchichte Abdallah's dem Gedächtniß der Menſchen bewahrte, erzählt: „O Scheich,“ ſprach ich, „Du thuſt dem Glauben große Unehre an und willſt unter Ungläubigen Dein Zelt aufſchlagen.“

„Dies iſt mir Alles wohl bekannt,“ antwortete der Scheich, „aber meine Kraft iſt verdunſtet wie Waſſer, gegoſſen auf einen heißen Stein.“

Dann warf er ſich auf ſein Angeſicht in den Staub und weinte ſo heftig, daß alle Bäume und Steine und ſelbſt die Ungläubigen und ihre Glocken mit ihm weinten. „Vergeßt mich nicht in Euren Gebeten,“ ſprach er noch einmal, „und ziehet hin in Frieden!“

„Herr der Welt, verlaß ihn nicht, denn Du weißt Alles!“ ſo riefen wir und gingen. Aus Bagdad kamen uns über fünfundſiebenzigtauſend Perſonen entgegen, um den Scheich Abdallah zu empfangen. Da wir ihnen erzählten, was geſchehen und daß der Weiſe und Heilige bei den Ungläubigen zurückgeblieben aus lauter Liebe, ſtießen ſie ein ſolches Geſchrei aus, wie ſeit der Sündfluth nicht gehört worden iſt und wie fürder bis zum jüngſten Tage nicht gehört werden wird. Viele Perſonen ſtarben vor Schmerz, andere wurden ſchwer krank.

Schibly, der Treue, fährt fort und ſagt: Kummer nagte an meinem Herzen und Gram an meinem Eingeweide. Die Freunde, die zu mir kamen, fragten: „Biſt Du es ſelbſt, Schibly, oder Schatten Schibly's, biſt Du es?“ Als ſo ein Jahr vergangen war, machte ich mich auf von Sehnſucht getrieben, um Kunde von meinem Meiſter zu holen und kam bis in die Nazarenerſtadt. Da ich alle Gaſſen und Plätze durchrannt hatte, ohne ihn zu finden, fragte ich beim Volke, was aus dem großen Scheich Abdallah, der ſo viele Commentare und Ueberlieferungen niedergeſchrieben, geworden wäre. Das Volk antwortete: „Dein großer Scheich, der ſo viele Commentare und Ueberlieferungen niedergeſchrieben, hat um die Tochter unſers Königs angehalten; der König verlangte, daß er ihm, anſtatt der Morgengabe, ein Jahr lang die Schweine hüte, und Dein großer Scheich Abdallah, der ſo viele Commentare und Ueberlieferungen niedergeſchrieben, iſt nun draußen vor der Stadt auf den Hügeln und hütet die Schweine.“

Auf dem Wege zu den Hügeln fühlte ich, wie meine Seele in mir weinte und wie ihre Thränen auf meine Eingeweide fielen; auch mein Auge fing zu ſtrömen an, als ich ihn auf dem Hügel ſitzen ſah, einen Hut auf dem Kopfe, eingehüllt in eine Mönchskutte, einen Strick um den Leib und rings um ihn große Schweineheerden!

„O Scheich!“ rief ich, „ſchickt ſich das für einen ſo großen Iman wie Du biſt?“

„O Bruder!“ antwortete er, „ich war ein Hirt der Seelen, nun bin ich ein Hirt der Schweine. O Freund Schibly, Du Treuer, vergiß und erniedrige Dich nie ſo weit. Ich liege im Abgrunde der Niedrigkeit.“ — Und die Augen gen Himmel kehrend rief er aus: „Allah, ich habe das nie erwartet.“

Ich warf mich nieder und betete: „O Allah! nach Dir blicken wir um Hülfe, Du biſt der Helfer, Dir vertrauen wir; befreie uns von dieſem Grame, denn Du nur kannſt es!“

Und wieder ſprach ich und bat: „O Scheich, ſammle Deinen Geiſt und denke an Commentare und Ueberlieferungen.“

„Alles das,“ ſagte er weinend, „habe ich vergeſſen, nur zwei Verſe habe ich gemerkt, die geſchrieben ſtehen: „„Wer aus dem Glauben in den Unglauben fällt, irrt vom rechten Wege ab““ und „„Jede Seele wird ihren Platz erhalten nach ihren Werken.““ Ferner habe ich noch dieſe Worte der Ueberlieferung im Gedächtniß behalten: „„Wer ſeinen Glauben ändert, den ſollt ihr tödten.““ Das iſt Alles.“

„Allah im Himmel ſei geprieſen und gelobt!“ rief ich aus, „mehr thut nicht Noth und Du biſt erlöſt.“

Auch antwortete der Scheich: „Gehe hin und erwarte mich mit den verſammelten Freunden auf der Ebene von Bagdad; die Welt hat mich wieder!“

Schibly eilte in Haſt mit der Freudenbotſchaft nach Bagdad zurück. Kaum hatte er ſie verkündet, als hundertachtundſechzigtauſend Menſchen zum Thore hinausſtrömten. Alle ſaßen ſie erwartend da, die Augen dem Wege zugekehrt, auf dem der Scheich kommen ſollte. Nach drei Tagen ſahen ſie ihn ſingend und betend den Weg am Strome herabkommen, und es erhob ſich ein ungeheures Freudengeſchrei. Wenn Sonne, Mond und Sterne und alles Licht, das in Holz, Steinen und Metallen verborgen iſt, erloſchen, und die Erde durch tauſend Jahre in Nacht getaucht wäre, und dann Gott mit Einem Male wieder das Licht erſchüfe, ein ſolches Freudengeſchrei würde es begrüßen, wie das, welches den Scheich Abdallah den Andaluſier begrüßte. An dem Tage nahmen drei- bis vierhundert Ungläubige den wahren Glauben an.

Wieder ſaß der Scheich wie ehemals in ſeinen Gärten mitten unter den Schülern. Er legte den Koran aus und ſagte ihnen Worte der Ueberlieferung.

Schibly, der Treue und Gläubige, erzählt weiter: Wir ſaßen und horchten. Da pochte es an die Thür und wir gingen und öffneten. Es ſtand ein verſchleiertes Weib vor der Thür, das ſprach: „Ich bin die Magd des Scheich Abdallah.“ Wie ſie über die Schwelle trat, wurde er blaß und zitterte wie ein Blatt, das vom Baume fallen ſoll. Er weinte und fragte: „Wer ſchickt Dich, Tochter des Königs der Nazarener?“

„Mich ſchickt ein Geiſt,“ ſprach ſie.

„Und wie ſah dieſer Geiſt aus?“ fragte der Scheich weiter.

„Er trug einen grünen Kaftan,“ antwortete ſie, „im Gürtel trug er ein Horn, am Halſe eine Kette von Eiſen, auf dem Kopfe eine grüne Filzmütze und einen grünen Shawl.“

„Dieſes iſt der Geiſt Haſſan's, des großen Imams von Kufa,“ ſagte Abdallah, „und wie kam er zu Dir?“

„O, mein Sultan,“ antwortete die Tochter des Königs der Nazarener, „da Du fortgegangen warſt, ſchwand ich hin in Trauer und Sehnſucht. Ich fiel in Krankheit und im Traum erſchien mir der Scheich. Willſt Du, ſo ſprach er zu mir, den Götzendienſt verlaſſen und den rechten Weg wandeln? ſo wird es Gottes Gnade thun, daß Du zu Deinem Sultan gelangſt. — Ich will den rechten Weg wandeln, antwortete ich voll Freude. — Darauf ſprach er mir das Kehinai-Schahadat (das Glaubensbekenntniß) vor und ich ſprach es nach. Er ſagte: Amin, nahm mich an der Hand und führte mich vor die Stadtmauer, wo er verſchwand. Ich wanderte durch die Wüſte, ohne Dattel und ohne

Schlauch, ich begegnete keiner Palme und keiner Quelle und doch haben mich die Kräfte nicht verlaſſen, bis ich hierher gelangt bin, zu Dir, o mein Scheich, mein Heil, mein rechter Weg!“

Schibly, der Treue, erzählt weiter: Wir waren erſtaunt über ſo viele Wunder und beteten an. Abdallah, der Heilige, führte die Königstochter in ſeinen Harem und unterrichtete ſie ſo gründlich im Glauben, daß ſie eine der heiligſten Perſonen Bagdads und des ganzen Reiches wurde.

In ſeinem ſpätern Alter erzählte Schibly weiter: Als die Königstochter im Sterben war und der Scheich weinte, ſagte ſie zu ihm: „Weine nicht, o Scheich, denn bald werden wir auf Einem Throne im Paradieſe zuſammenſitzen.“ Und in der That habe ich ſie im Traume einer Sommernacht geſehen, wie ſie vereint auf einem Throne ſaßen und wie ſiebenzigtauſend Huris ſie bedienten. Dann gingen ſie Hand in Hand durch die grünen Gärten, die von Quellen durchfloſſen ſind, auf und nieder und ſchwenkten ihre ſeligen Leiber hin und her. Allah ſei uns Allen gnädig! —

Die Bürgſchaft.

Im Lande Tham — wer weiß wo es liegt? wahrſcheinlich gegen Aufgang und zwiſchen Iran und Arabien — lebte ein großer und gewaltiger Emir. Wollte ich aufzählen, was er an Sclaven, Kameelen, Schaaf- und Rinderheerden, Pferden, Juwelen und koſtbaren Stoffen beſaß, die Sonne würde darüber niedergehen und wieder aufgehen und wieder niedergehen. Nur um ſeine Schaafheerden überſchauen zu können, hatte er mitten in der Ebene einen himmelhohen Thurm gebaut, auf den er ſtieg, wenn ſie verſammelt waren. Die Stufen, die zur höchſten Spitze dieſes Thurmes führten, waren aus den Büchern gebaut, die nichts enthielten, als das Verzeichniß ſeiner koſtbarſten Edelſteine. Aber ſo reich der Emir war, ſo edelmüthig und fromm war er auch. Er lebte nach den Geſetzen des Korans und den Ueberlieferungen ſeines Stammes. Nach dieſen Ueberlieferungen hatte er zwei Tage in der Woche beſtimmt und den einen den „guten Tag,“ den andern den „böſen Tag“ genannt. Heil dem Manne, der die Schwelle des Emirs an dem guten Tage überſchritt. Er ſelber wurde wie ein Emir oder wie ein heiliger Scheich empfangen, mit Pauken und mit Zymbeln, mit Bädern, Tänzen und dem lieblichſten Gaſtmahl. Hurisgleiche Mädchen wuſchen ihm die Füße, ſalbten ihn und hüllten ihn in ſeidene und goldene Kaftans. Fort zog er mit Kameelen und Mauleſeln, welche unter der Laſt der Geſchenke über die Grauſamkeit der Menſchen ſeufzten, die ihnen ſo viel aufbürden. Aber wehe dem Manne, der ſich dem Kiosk des Emirs am „böſen Tage“ näherte! Seine ärgſten Feinde hätte der Emir nicht ſo behandelt, wie dieſen Unglücklichen, ihm wäre beſſer geweſen, ſich in der Wüſte zu verirren und am heißeſten Mittage bei einer ausgetrockneten Quelle und einem dürren Dattelbaume einzukehren. Er wurde betrachtet wie einer, von dem die Feder in das Buch des Schickſals geſchrieben: „Deine Tage ſind verloren!“ Denn die Schergen des Emirs fielen über ihn her, warfen ihn nieder und ſchnitten ihm mit ſcharfen Meſſern den Kopf vom Rumpfe.

Damals lebte ein frommer Mann, Namens Ajin. Wohl um ihn zu prüfen hatte Allah ſeinem grünenden Wohlſtande ſo viele Leiden geſchickt, als Hagel ſeinem Saatfelde, und aus Ajin's Augen floſſen ſo viele Thränen, als ehemals Regentropfen auf ſeine Gerſte. Er ſprach: „Mein Leiden iſt ſo groß, daß ich es nicht überblicken kann, wenn ich mich auf die höchſten Berge ſtelle, ſo groß, ſo breit und ſo weit iſt es. Den Horizont färbt es dunkel gegen Morgen und Abend, gegen Mittag und Mitternacht, ſo ſchwarz iſt es. Die tiefſten Quellen in der Erde vergiftet es und die Edelſteine und das Gold in den tiefſten Schachten blendet und verderbt mein Leiden, ſo tief iſt es. Es hat den Mond verfinſtert, die Sonne befleckt und die weiße Milchſtraße beſchmutzt, ſo hoch iſt es.“ So ſprach er. Sein Weib und ſeine Kinder weinten vor Hunger. Da machte er ſich auf, um zum Emir von Tham zu wandern und ihn um Brot zu bitten; denn viel hatte er von deſſen Reichthum gehört und von den Wohlthaten, die er ausſtreuete wie ein Regen.

Durch göttliche Fügung, oder weil es von der Welt Anfang ſo geſchrieben war, — wir wiſſen nur, was uns geoffenbart iſt, aber Gott weiß Alles —, kam Ajin grade an dem böſen Tage im Hauſe des Emirs an. Der Emir ſah ihn mit einem düſteren Auge an und Ajin erinnerte ſich an die Sitten des Stammes, die er in ſeiner Noth vergeſſen hatte.

Er warf ſich vor dem Emir nieder und ſprach: „O, Emir von Tham, mein Leben iſt verfallen, was geſchrieben ſteht, wird das Waſſer meiner Augen nicht auslöſchen und ich bin ein Muſelmann (d. i. ein in ſein Schickſal Ergebener). Aber mein Weib und meine Kinder ſterben vor Hunger; ſehnſuchtsvoll ſehen ſie von der Thür meines Zeltes aus nach mir, ob ich nicht komme und ſie rette. Gib mir Brot, auf daß ich es ihnen in Eile bringe und ehe die Sonne ſinkt, dies verſpreche ich, kehre ich zurück und Du thue an mir nach Deiner Sitte. Im Buche ſteht: Der Gläubige erfüllt ſein Verſprechen. Und ferner ſteht im Buche: Wenn Du zu irgend Etwas Ja ſagſt, ſo thue es, denn das Verſprechen bindet den Guten — ſagſt Du aber Nein, ſo weißt Du und Dein Nächſter, was davon zu denken; euch Beiden wird es leicht und wohl und Niemand kann Dich Lügner heißen.“

Der Emir, wie er dieſe Worte des Korans hörte, fühlte Mitleid mit dem frommen Manne; er wollte nicht, daß ſein Weib und ſeine Kinder Hungers ſtürben, und er ſprach: „Ich will Dich ziehen laſſen mit dem Brote, wenn Du mir einen Bürgen ſtellſt, daß Du vor Sonnenuntergang wiederkehrſt. Aber unfehlbar ſtirbt der Bürge, wenn Du nicht wiederkehrſt, an Deiner Statt.

Flehend blickte Ajin umher; alle die Verwandten und Freunde des Emirs, die ſie umſtanden, ſchlugen die Augen nieder und ſchwiegen. Nur einer, der Verwalter — Merwan hieß der Gute — fühlte, wie ſich die Barmherzigkeit in ſeinem Herzen regte, gleich einem Vogel im Neſte, das im Hanffelde liegt. Erſt regt er ſich nur leiſe in der Morgendämmerung, dann ſteigt er auf und ſingt und es wird Tag. — Merwan trat vor und ſprach: „O Emir, ich bin der Bürge dieſes Gläubigen.“

Der Emir gab dem armen Manne Brot, und dieſer eilte fort. Früher aber ſprach Ajin: „Erwartet mich vor Sonnenuntergang!“ und zu Merwan: „Der Mond hat ſein Licht von der Sonne, der Menſch wird vom Throne Gottes erleuchtet.“

Und wie die Zeit des Nachmittagsgebets kam, das man Aſer nennt, ſprach der Emir: „O, Merwan! Aſer iſt da, aber der Araber wird nicht kommen.“ Merwan erwiederte: „Die Friſt endet erſt mit Sonnenuntergang und Abend iſt noch nicht da.“

Und wie der Abend kam, ſprach der Emir: „O, Merwan! thue, was Du noch thun willſt, und dann ſei bereit.“

Merwan ſprach: „Ich bin bereit!“ Und er

machte die vorgeſchriebenen Waſchungen, betete und kniete hin, wo er enthauptet werden ſollte.

Da ſah man Etwas in der Ferne, erſt nur wie einen Vogel, dann wurde es größer und größer und immer ſchneller kam es heran, wie jene Pfeile, von denen man ſagt, daß ſie immer ſchneller fliegen, je näher ſie dem Ziele kommen. Es war Ajin mit Staub und Schweiß bedeckt. Sein Athem war ihm entflohen und er ſank auf dem Richtplatze hin, wo Merwan kniete.

Der Emir ſenkte das Haupt vor Verwunderung bis auf die Knie und ſprach: „Im Buche der Großmuth leſe ich Wunderdinge. O, Ajin und Merwan, ich war jung und bin alt geworden. Solches habe ich noch nicht geſehen und Solches hat man mir noch nicht erzählt. Auf den Brief der Wahrheit habt Ihr Euer Siegel gedrückt und den Ring des Verſprechens habt Ihr neu gelöthet. Lebet! — Die Sitte aber ſei weggelöſcht in meinem Stamme von heute an zur Hälfte, und nur der gute Tag leuchte wie ein Diamant weiter. Euch aber ſei das ganze Leben ein guter Tag. Von meinem Schatze nehmet, ſo viel Euch behagt, auf daß erfüllet werde, was im Buche geſchrieben ſteht: Das Leben ſei dem Gläubigen leicht und voll Wohlbehagen.“

Die Rothbärte.

In einer der größten Städte des glücklichen Arabiens lebte einſt ein großer Kaufmann, der war glücklich, reich, alt und lebensſatt. Als es kam zum Sterben, rief er ſeinen einzigen Sohn und Erben, einen ausgezeichneten Jüngling, an ſein Lager und ſprach zu ihm, wie folgt: „Mein theurer Sohn, geliebter Nadir, die Zeit iſt gekommen, ich werde ſterben. Weine nicht! das Maß des Glückes, das einem Sterblichen zugemeſſen iſt, habe ich geleert; die Neige des Lebens könnte nur noch Bitterniſſe für mich enthalten. Ich gehe ruhig aus dieſer Welt und dieſe Ruhe iſt der Anfang des paradieſiſchen Lebens, das mich erwartet. Ich hinterlaſſe Dir ungeheure Schätze, die ich im Laufe eines langen Lebens mit Klugheit, Fleiß und Redlichkeit geſammelt habe. Danke mir nicht! denn die Freuden, die ein guter Sohn wie Du ſeinem Vater bereitet, ſind mehr werth, als alle Schätze, die er erben kann. Der Vater eines guten Sohnes geht immer als ein Schuldner aus der Welt. Ich gehe, und ich habe das frohe Bewußtſein, daß jede Empfehlung der Tugend, jede Ermahnung, Dich der Wittwen und Waiſen anzunehmen, überflüſſig iſt. Aber zwei Ermahnungen, oder wenn Du willſt, zwei Bitten kann ich aus Sorge für Dein irdiſches Heil nicht unterdrücken: Gehe nie über's Meer und mache nie ein Geſchäft mit einem Rothbart! Dieſe Ermahnungen müſſen Dir als einem Kaufmann ſehr ſonderbar erſcheinen, denn das Meer iſt die breite Straße der Reichthümer und die Geſchäftsfreunde ſollen nicht nach der Farbe des Bartes gewählt werden. Dennoch muß ich Dich um kindliche Berückſichtigung meiner beiden Wünſche bitten aus Sorge für Dich, auf daß es Dir wohlergehe. Das Meer iſt wandelbar, heuchleriſch und treulos. So lange Du im Hafen biſt, lockt es Dich und lächelt es Dir mit unwiderſtehlicher Gewalt; es glänzt und blinkt, als wäre es der himmliſche Weg zum Glück; es ſpiegelt den Himmel wie die Seele eines Frommen. Aber unter dieſem Spiegel ſind Abgründe und Seeungeheuer; ſein Weg führt in's Unendliche ohne Wegweiſer; ſein Lächeln am Ufer verwandelt ſich auf offener See in Sturm und Ungewitter, in Schrecken und Geheul. Durch Jahre trägt es Dir Schätze in's Haus; in Einer Nacht macht es Dich zum Bettler. — Aber treuloſer als das Meer iſt der Rothbart! — Ein gutes Schiff, ein kluger Steuermann, ein glänzender Stern können Dich aus den Gefahren des Meeres erretten; vor einem Rothbart gibt es keine Rettung. Sieht er Dich an, hat Deine Gefahr begonnen; hörſt Du ſein Wort, biſt Du umſtrickt; nimmſt Du ſeinen Handſchlag, biſt Du verloren. Er führt nicht Schwert oder Dolch, aber ſein Athem iſt Betäubung, ſein Wort, ſein Blick iſt Fallſtrick. Er beſitzt die Kleider jeglicher Tugend und kleidet darin jegliches Laſter; was ihm Schatten heißt iſt Licht, was ihm leuchtet iſt Nacht. Sein Ja iſt Nein, ſein Nein iſt Ja. — Vor dem Rothbart wird der Scharfblick des Menſchenkenners und wird die Weisheit des Geſetzgebers zunichte. Die Worte in ſeinem Munde ſind Schlangen in ihrem Neſte; die Gedanken in ſeinem Kopfe ſind die Phiolen im Schranke des Giftmiſchers. Der Herr warnt die Menſchen vor dem Rothbart, denn die Röthe ſeines Bartes iſt nichts Anderes als der Wiederſchein des hölliſchen Feuers. Darum, mein geliebter Sohn, halte Dich fern vom treuloſen Meere und noch ferner von den treuloſen Rothbärten. Willfahre dieſen meinen beiden Wünſchen, auf daß es Dir wohlergehe und Du glücklich ſeieſt auf Erden!"

Nadir verſprach, mit Thränen in den Augen, der letzten Wünſche ſeines geliebten Vaters ewig eingedenk zu ſein. Dieſer ſchloß beruhigt die Augen, lächelte ſelig und ſtarb.

Nachdem Nadir die angemeſſene Zeit der Trauer um den Hingeſchiedenen gewidmet, ging er an die Ordnung der Hinterlaſſenſchaft. Wochen und Monate bedurfte er, bis er die Verzeichniſſe ſämmtlicher ihm zugefallenen Reichthümer aufgeſetzt, und je mehr er ſich mit den Waarenlagern und mit den Rechnungsbüchern beſchäftigte, deſto größere Freude gewann er an dem Beſitze und deſto lebendiger erwachte in ihm der Trieb, dieſe Reichthümer in Ordnung zu erhalten, ja ſie wo möglich zu vermehren. Dieſes erſchien ihm ſogar als Pflicht ſich ſelbſt und dem verſtorbenen Vater gegenüber, der, wie jeder Vater, es wünſchen mußte, daß ſein Sohn auf ſeinen Bahnen weiter wandle. So arbeitete er immer fort, bis er eines Tages in ein ſehr entferntes, am Hafendamme gelegenes großes Waarenlager kam, das in allen ſeinen weiten Räumen von Hölzern ganz eigenthümlicher Art, wie ſie Nadir niemals geſehen hatte, angefüllt war. Da lagen ſie in Scheiten, Brettern und Balken aufgeſchichtet bis hoch an die

Decke. Nadir wußte nicht, was mit dieſen Hölzern anzufangen. Sie ſchienen ihm nutzlos einen koſtbaren Raum einzunehmen, der beſſer verwendet werden konnte. Er ließ die Arbeiter kommen und das überflüſſige Holz vor das Thor des Waarenlagers hinauswerfen. Während er daſtand und der Arbeit zuſah, kam ein Derwiſch vorbei, der in der ganzen Stadt wegen ſeiner Klugheit berühmt war.

„Was beginnſt Du mit dieſem Holze?“ fragte er Nadir.

„Nichts!“ — antwortete Nadir — „ich mache Platz in meinen Magazinen, welche von dieſem Holze nutzlos überfüllt ſind.“

„Allah!“ rief der Derwiſch, „Du zeigſt Dich groß in der Verblendung der Menſchen; ihre beſten Kräfte und ihre ſchönſten Reichthümer verkennen ſie am liebſten.“ — Und zu dem jungen Kaufmanne gewendet fuhr er fort: „Du weißt alſo nicht, was Du an dieſem Holze beſitzeſt?“

„Holz iſt Holz!“ antwortete Nadir etwas ärgerlich über die ſpöttiſche Miene des Derwiſches.

„Die Dinge ſind, wofür man ſie hält“ — ſagte dieſer dagegen. „Du ſagſt: Holz iſt Holz. Ich ſage Dir, dieſes Holz iſt der ſchönſte und größte Theil Deines Reichthums. Du biſt jung und mußt noch Vieles lernen; darum erfahre von mir, daß Dir dieſes Holz in dem Lande Edomia mit mehr als Golde aufgewogen würde, wenn man es auch hier nicht zu ſchätzen weiß.“

„Wo liegt das Land Edomia?“ fragte Nadir haſtig.

„Edomia iſt eine Inſel im Südmeere.“

„Ah,“ ſeufzte Nadir, „dann kann ich es nicht dahin bringen, denn ich habe meinem Vater verſprochen, nicht über die See zu reiſen.“

Der Derwiſch ſah ihn verwundert an, dann brach er in ein großes Gelächter aus. „Ein Kaufmann, der nicht zu See gehen will!“ rief er immer lachend, und ſo rufend und lachend ging er weiter, und als er ſchon um die Ecke gebogen hatte, rief er noch wie verwundert: „Ein Kaufmann, der nicht über See will! — hat man das je gehört?“

Nadir blieb ſehr verdrießlich vor dem Holzhaufen ſtehen; dann gab er dieſem einen Fußtritt und ging. Aber am nächſten Morgen kehrte er wieder dahin zurück und betrachtete das Holz, das ſo große Schätze werth ſein ſollte, ſehr gedankenvoll. — Wieder kam der Derwiſch vorbei. Er ſtellte ſich Nadir gegenüber und lächelte höchſt ſpöttiſch. Als er merkte, daß ihn dieſes zu verdrießen begann, nahm ſein Geſicht einen ernſthaften und beinahe betrübten Ausdruck an und mit ruhiger Stimme ſprach er wie folgt: „Nadir, Du biſt ein unerfahrener junger Mann; Du haſt Deinen Vater verloren; es iſt die Pflicht jedes redlichen Menſchen, Dir mit ſeinem Rathe beizuſtehen, wo er ſieht, daß Du Dich auf Deinen wahren Vortheil nicht verſtehſt. Darum wiederhole ich Dir: Verachte dieſes Holz nicht — am geeigneten Orte kannſt Du dafür Schätze austauſchen, die Königreiche werth ſind. Das macht den Kaufmann, daß er für ſeine Waaren die rechten Orte aufſucht. Lade dieſes Holz auf Dein Schiff und fahre damit nach Edomien, jener Inſel, deren Bewohner es höher halten als Gold und Edelſteine.“

„Ich kann ja nicht!“ — rief Nadir — „mein Vater hat mich gebeten, nicht über See zu gehen.“

„Kindiſcher Mann!“ — ſagte der Derwiſch verweiſend — „wenn die Menſchen nie das gethan hätten, was die Alten fürchteten, wenn die Söhne immer nach den Wünſchen, Anſichten und Vorurtheilen der Väter gelebt hätten, wir beteten noch heute den Mond und die Sterne und die ſcheußlichſten Götzenbilder an, wir wohnten in Höhlen und trügen ein Fell um unſre Lenden, wir grüben das Feld mit unſern Nägeln auf und äßen Wurzeln anſtatt des Brotes. Gehorche Du Deinem Vater, wo er Vernünftiges befiehlt und ehre ihn, indem Du ſeine Verlaſſenſchaft klug vermehrſt und das Geſchäft, das er Dir übermacht, beſſer als er weiterführſt.“

Nach dieſen Worten ging der Derwiſch weiter. Am dritten Tage erſchien er wieder auf demſelben Platze. Da war das Holz verſchwunden, oder vielmehr es lag ſchon wohl geſchichtet in den Räumen des großen Schiffes, das am Damme vor Anker lag. Die Diener Nadir's waren mit Ausrüſtung beſchäftigt; Nadir überwachte ſie.

„Bravo!“ rief der Derwiſch — „Bravo! Du gehſt? Du reiſeſt? glückliche Reiſe! Eine rechte Ermahnung am rechten Orte hat immer ihre Früchte getragen. Du wirſt als der reichſte Handelsherr der Welt heimkehren.“

„Du irrſt,“ ſagte Nadir, „ich gehe nicht ſelber mit; ich ſchicke nur meine Knechte.“

„Thor, dreifacher Thor!“ rief der Derwiſch — „ein ſolches Geſchäft, ſolche Schätze Knechten anzuvertrauen! Nie werden ſie wiederkehren. Mit den Reichthümern, die ſie für das Holz gewinnen, werden ſie ſich Königreiche kaufen. Du wirſt umſonſt jammern und Dein Recht ſuchen, denn ſie werden eine Macht beſitzen, gegen welche Dir kein Recht helfen kann. Wären ſie die ehrlichſten Menſchen, der Anblick der Reichthümer würde ſie verderben und zu Treuloſigkeit verleiten. Du biſt verloren, verrathen, beſtohlen.“

Während der Derwiſch ſo ſprach, hoben ſie die Anker und begann der Steuermann das Steuer zu bewegen. Eine ungeheure Angſt ergriff den jungen Kaufmann; es war ihm, als wollten ſeine Knechte mit ſeinen Schätzen entfliehen. Er that einen Sprung und ſtand auf dem Verdeck des Schiffes. Ein günſtiger Wind wehete, die Segel ſchwollen und ehe er aus ſeiner Betäubung erwachte, war er aus dem Hafen und auf offener See.

Kaum draußen, verwandelte das Meer ſeinen ganzen Charakter. Die ſtillen und blauen Wellen wurden wild und ſchwarz — warfen ſich hin und her, ſprangen empor, ſchwollen, ſetzten weiße Schaummützen auf ihre Häupter — wurden immer größer und gewaltiger — kämpften unter einander — überſtürzten ſich und es war, als ob die Berge eines unendlichen Gebirges plötzlich in einen allgemeinen Kampf geriethen. Wie unten in der See wurde es oben in den Lüften. Die leiſen, ſanften Winde blieſen immer ſtärker, bis ſie zu einem Orkane wurden und mit Heulen und Pfeifen dahinfuhren. Wie unten die Wellenberge, ſo bekämpften ſich oben Berge ſchwarzer Wolken, die wie feuerſpeiende Berge ausſahen, denn Blitz auf Blitz fuhr aus ihrem Schooße und ihr Donner übertobte noch den Schlachtlärm der Meereswogen. Aus allen dieſen Stimmen und Zeichen glaubte Nadir die Vorwürfe ſeines todten Vaters zu hören, deſſen Mahnung er ſo wenig und nun zu ſpät beachtete. Gern wäre er umgekehrt, aber das war unmöglich, denn der Sturm trieb ſein Schiff wie ein leichtes Blatt immer weiter vom Lande ab. Die älteſten Seeleute auf dem Schiffe verſicherten, nie einen ſolchen Sturm erlebt zu haben und behaupteten, es müſſe ſich ein großer Sünder am Bord befinden, der dieſes Strafgericht Gottes über ſie heraufbeſchwöre. Wenn ſie wüßten, wer der Sünder ſei, ſagten ſie, ſie würden ihn in's Meer werfen, um das Schiff von ſeiner Sündenlaſt zu befreien und die zürnende Gottheit zu verſöhnen. Nadir kannte den Sünder wohl. „Ach," ſagte er zu ſich, „wenn meine Schiffer Etwas vom letzten Willen meines Vaters gehört haben und ſich nun deſſen erinnern, bin ich verloren." So ſchwebte er in doppelter Gefahr, und ſah er die verzweifelten Geſichter der Schiffsmannſchaft mit demſelben Schaudern, wie die empörten Wellen. — In dieſem Zuſtande beſtändiger Todesangſt verlebte er Tage und Wochen und konnte ſich nicht abhärten dagegen, da immer neue Schrecken und neue Gefahren zum Vorſchein kamen. Bald tauchten Klippen aus der Tiefe, von denen der Steuermann behauptete, daß ſie ſonſt niemals dageweſen, bald kamen ihnen ſchwimmende Inſeln in den Weg, die das Schiff zu zerquetſchen droheten. Einmal blieben ſie in einer Art von Gallerte ſtecken, in die ſich plötzlich das Meer umwandelte, und kaum hatten ſie ſich herausgearbeitet, als am Horizonte die große Seeſchlange erſchien, die nur ihren Rachen zu öffnen brauchte, um ſie Alle ſammt dem Schiffe auf einmal zu verſchlingen.

So ging es durch Wochen und Monate, bis ſie der Sturm eines Morgens in den Hafen einer großen und glänzenden Stadt ſchleuderte. Sie warfen die Anker, und kaum war dies geſchehen, als der Sturm plötzlich ſchwieg und der ſchönſte Himmel herniederlachte. Sie erkundigten ſich und erfuhren, daß ſie in der Hauptſtadt der Inſel Edomia gelandet und ſo glücklicherweiſe den Ort ihrer Beſtimmung erreicht hatten. Am Damme, an dem ſie lagen, wimmelte es von einem ſehr geſchäftigen Volke. Nadir betrachtete es von der Höhe ſeines Schiffes und es fiel ihm an dieſem Volke etwas Sonderbares auf, wovon er ſich aber nicht ſogleich Rechenſchaft zu geben wußte. Während er ſo ſinnend daſtand, drängte ſich ein Mann aus der Menge hervor und kletterte an der Leiter mit großer Behendigkeit zu ihm empor. Dieſer Mann hatte einen großen rothen Bart und jetzt erſt merkte Nadir, was ihm an dem Volke als ſonderbar aufgefallen war — alle Männer dieſer Stadt hatten rothe Bärte; er war offenbar im Lande der Rothbärte. Nadir erſchrak bei dieſer Entdeckung und der Mahnung ſeines Vaters gedenkend, nahm er den Mann, der ſich ihm ſehr höflich nahete und ihm ſehr gefällig ſeine Dienſte im fremden Lande anbot, mit großer Kälte auf. Kaum daß er ſeine geſchäftigen Fragen beantwortete oder daß er ſich für die Dienſtbereitwilligkeit des Rothbarts bedankte.

Aber je ſchroffer und kälter ſich Nadir benahm, deſto freundlicher und höflicher wurde der Rothbart. Er fragte ihn nach dem Zwecke ſeiner Reiſe und nach der Art der Geſchäfte, die er auf der Inſel zu machen gedenke.

Auf dieſe Frage mußte Nadir nun als Kaufmann antworten. — „Siehe,“ ſagte er, „dieſes Holz, das in Balken und Scheiten alle Schiffsräume ausfüllt; ich komme, um es hier zu verkaufen, da man mir ſagte, daß es auf Eurer Inſel beſonders geſchätzt werde.“

Der Rothbart ſah ſich das Holz mit verächtlichen Blicken an und rief dann mit einer Stimme, in der ſich das innigſte Mitleid ausdrückte: „Armer Jüngling! Du kommſt zu ſpät. Einſt, das iſt wahr, iſt dieſes Holz auf unſrer Inſel faſt den Edelſteinen gleichgeſchätzt worden, aber da hat man uns auf Tauſenden von Schiffen aus allen Weltgegenden ſo große Mengen deſſelben herbeigebracht, daß es im Preiſe ſehr gefallen und heute kaum den gewöhnlichſten Holzen gleichgeachtet wird. Unglücklicher Jüngling, wie bedaure ich Dich ob all der Mühen, die Du auf Deiner Reiſe ertragen, um alle Drangſale und um alle Koſten, die Du Dir in dieſer ſchlechten, höchſt verfehlten Speculation gemacht haſt!“

Nadir ſah traurig auf ſeine Waare hinab und dachte: „Alſo haſt Du Deinem Vater das gegebene Wort für Nichts gebrochen! und hatteſt obenein noch alle Laſt und Drangſale der Seefahrt zu überſtehen.“

Der Rothbart bemerkte ſeine Niedergeſchlagenheit, näherte ſich ihm freundlich, legte die Hand auf ſeine Schulter und ſprach zu Nadir in der väterlichſten Weiſe:

„Unſre, der älteren Männer Pflicht iſt es, den Jünglingen zu rathen; wo ſie in Fährlichkeiten kommen, ſie herauszuziehen; wo ſie verzweifeln, ſie zu tröſten. Du tröſte Dich! Dein Holz kann in dieſem Lande dermaleinſt noch zu Ehren kommen. Du kannſt es freilich nicht abwarten, da es ſehr lange dauern möchte und mußt in Dein Vaterland zurückkehren. Ich aber wohne hier und kann mich in Geduld faſſen. Ich will Dir dieſes Holz abkaufen und ſollte mein Gewinn auch nur darin beſtehen, einem ſtrebſamen jungen Kaufmann aus der Verlegenheit geholfen zu haben. Sprich, was verlangſt Du als Preis dieſes Holzes?“

Nadir ſah überraſcht auf den Rothbart, der ihn ſeinerſeits mit einer herzgewinnenden Freundlichkeit betrachtete.

„Laſſe Dir Zeit, laſſe Dir Zeit!“ — rief der Rothbart, — „Gott bewahre, daß ich Dich zu einer Uebereilung verleiten ſollte. — Siehe hier dieſe Mütze“ — damit zog der Rothbart ſeine ziemlich große Mütze vom Kopfe — „ſiehe hier dieſe Mütze — ich fülle Dir ſie, womit Du ſie gefüllt wiſſen willſt. — Sprich, ſoll ich Dir ſie mit Silber oder mit Gold füllen?“

Nadir zauderte. Das Glück ſchien ihm, nach ſeiner vorigen Niedergeſchlagenheit, vom Himmel gefallen und er wußte nicht, was von all' dem zu denken.

„Laſſe Dir Zeit, laſſe Dir Zeit!“ wiederholte der Rothbart — „ich will Dir nur einen Gefallen erzeigen, wie man das einem Fremdling ſchuldig iſt. Du wirſt mir morgen früh die Antwort geben, damit Du Zeit habeſt zur Ueberlegung. Gott bewahre mich, daß ich durch Ueberraſchung ein Geſchäft zu Ende führte. Ueberlegung verlange ich von meinem Geſchäftsfreunde, Berückſichtigung ſeines Vortheils, wie ich von mir ſelber Ehrlichkeit verlange. — Für jetzt lade ich Dich ein, mir zu folgen und mein Gaſt zu ſein, d. i. mein Wohlthäter zu werden; denn eine Wohlthat erzeigſt Du mir, wenn Du mir die Gelegenheit bieteſt, die Pflichten der Gaſtfreundſchaft, dieſe ſüßen Pflichten, zu üben. Was mein armes Haus vermag, ſteht Dir zu Gebote; walte darin nach Deinem Belieben, denn Du biſt deſſen Herr und Gebieter."

So ſprechend hatte der Rothbart Nadir's Hand gefaßt und ihn über das Brett vom Schiffe auf den Damm geführt, noch bevor ſich's dieſer überlegen konnte, ob er ihm folgen ſolle oder nicht. Er war von ſo viel Güte und Zuvorkommenheit wie betäubt und ſchämte ſich, der Aeußerung ſo freundſchaftlicher und menſchenfreundlicher Geſinnungen das geringſte Mißtrauen entgegenzuſetzen. Bevor er ſich gefaßt hatte, ſtand er vor der Schwelle des Rothbarts. Weib und Kinder ſtürzten heraus und empfingen ihn mit den Zeichen der größten Freude und der wohlwollendſten Gaſtlichkeit. Schon lag er auf dem Divan, ſchon hatte man ihm die Reiſekleider abgezogen und ſie durch die weichſten und bequemſten Hausgewänder erſetzt, ſchon prangten die köſtlichſten Speiſen und Getränke vor ihm, ehe er nur zu Worte kommen konnte. Die Frau des Rothbarts und ſeine Kinder umgaben ihn wie dienende Sclaven und erzählten ihm Mährchen und allerlei Geſchichten, daß er von all dem wie betrunken war und er hätte ſich ganz behaglich gefühlt, wenn ihn nicht die keimenden Bärte röthlicher Farbe um das Kinn der Knaben in ſeinem Behagen ein wenig geſtört hätten. Selbſt die Frau und die Töchter hatten einen röthlichen Flaumenanflug auf der Oberlippe.

So kam der Abend heran. Der Vater Rothbart entſchuldigte ſich, in Geſchäften ausgehen zu müſſen und verließ das Haus, nicht ohne den Gaſt noch ſeiner Familie auf's Angelegentlichſte empfohlen zu haben. In der That erneuerte dieſe ihre Anſtrengungen, Nadir zu zerſtreuen und mit Tänzen, Erzählungen, Scherzen jeglicher Art zu unterhalten und ſie gaben ſich beſondere Mühe, wenn ſie bemerkten, daß er Miene machte, aufzuſtehen oder wenn er den Gedanken hatte, einen Gang durch die Stadt zu machen. Aber dieſe Anſtrengungen ermüdeten endlich die Familie, und die Frau und ein Kind nach dem andern entſchlief. Dies benutzte Nadir, um leiſe aus der Stube und aus dem

Hauſe zu ſchleichen. Er bedurfte der friſchen Luft; denn, offen geſtanden, war es ihm etwas ängſtlich geworden unter ſeinen liebenswürdigen Wirthen. Ihre allzugroße Freundlichkeit ſchien ihm unnatürlich und wenn er von Zeit zu Zeit bemerkte, daß ſie ſich Blicke des Einverſtändniſſes zuwarfen, war es ihm ſehr unheimlich. Darum that ihm nun ein Spaziergang durch die Gaſſen der Stadt doppelt wohl, obgleich es überall ſtockdunkle Nacht war und nirgends auch nur das kleinſte Lämpchen brannte.

Lange irrte er ſo umher, beſorgt, unruhig, nachdenklich, bis er durch einen Lichtſchimmer und einen eigenthümlichen Lärm angelockt wurde. Beides, Lichtſchimmer und Lärm kamen aus einem ſehr tiefliegenden Fenſter, das mehr als halb unter dem Erdboden ſtak. — Nadir, unter dem Schutze der Nacht, legte ſich vor dieſes Fenſter und ſah hinab in einen großen, weiten, unterirdiſchen Saal, und welch ein eigenthümliches, erſtaunliches Schauſpiel bot ſich ſeinen Blicken, und welche merkwürdige Reden boten ſich ſeinem Gehöre dar! —

Der unterirdiſche Raum war ein weiter Saal der Verſammlung, herrlich und würdig aufgeputzt mit Säulen, Bildern, Inſchriften u. dergl., wie die Verſammlungsſäle geſetzgebender oder gelehrter Körperſchaften zu ſein pflegen. Auf den halbmondförmigen Sitzreihen ſaßen die verſammelten Männer, junge und alte, und ſämmtliche verſammelte Männer waren Rothbärte. Ihr Angeſicht wandten ſie einer erhöheten Bühne zu; auf dieſer ſtand eine Art von Thronſeſſel und auf dem Thronſeſſel ſaß der oberſte Rothbart, deſſen rother Bart, lang und breit, ſchier wie Feuer glänzte. Zwiſchen den Sitzreihen und dem oberſten Rothbart ſtand eine Tribüne, die ein Redner nach dem andern beſtieg. Aber was ſagten dieſe Redner? — Nadir, der am Fenſter horchte, gerann das Blut in den Adern, wie er dieſe Reden anhörte. Die Reden nämlich beſtanden in nichts Anderem, als in Erzählungen ungeheurer Betrügereien, die die Redner an dieſem Tage ausgeführt hatten. Je nach der Größe der Betrügerei oder nach der Geſchicklichkeit, mit der ſie ausgeführt worden, belobte der oberſte Rothbart den Redner und klatſchten die verſammelten Rothbärte Beifall. Manchmal, wenn die Betrügerei ganz ungeheuer war, gerieth die Verſammlung in förmliche Begeiſterung; die Rothbärte weinten vor Freude, umarmten einander, lobten und prieſen den Betrüger wie einen Helden und großen Mann. Der Jugend, die auf den Galerien verſammelt war und andächtig zuhorchte, wurde ein ſolcher Mann als Muſter hingeſtellt und der oberſte Rothbart rief ihr zu: „Jünglinge, ſo zu werden, wie dieſer, ſoll Euer eifrigſtes Streben ſein.“ Mancher Redner hingegen, der ſich eine Ungeſchicklichkeit zu Schulden kommen laſſen und einen Betrug nicht mit dem erwünſchten Erfolge zu Ende geführt hatte, wurde von der Verſammlung ausgeziſcht, verhöhnt, und nachdem er vom oberſten Rothbart einen Verweis erhalten, der Jugend als abſchreckendes Beiſpiel dargeſtellt. Der oberſte Rothbart knüpfte dann an einen ſolchen Vorgang manche Belehrung und gab die Mittel an, die der Unglückliche hätte anwenden ſollen, bei welcher Gelegenheit der oberſte Rothbart bewies, daß er würdig war, die hervorragende Stellung einzunehmen.

Da trat z. B. ein Mann auf, der erzählte, wie er heute die millionſte Kiſte Kropfpulver verkaufte; ein Anderer, der Kühe mit ſechs Füßen fabricirte und ſie als Naturwunder den Gelehrten des Weſtens für theures Geld verkaufte, ein Dritter, der nach Mohrenland ſtarken Handel trieb mit Seife, um die Mohren weiß zu waſchen; ein Vierter, der einem Fremden mehrere Kiſten koſtbarer alter Münzen für Nichts abkaufte, weil er ihm einredete, das alte Gold ſei verfault u. dergl. m.

Nadir, der horchte, war entſetzt. Aber wie wurde ihm erſt zu Muthe, als ſein Gaſtfreund auftrat und ſprach wie folgt: „Ehrwürdige Rothbärte, erhabener oberſter Rothbart! Heute Morgen iſt ein junger Gelbſchnabel von Kaufmann in unſern Hafen eingelaufen. Sein Schiff iſt angefüllt mit jenem koſtbaren Holze, das alle Schätze unſrer Inſel nicht zu bezahlen vermögen. Ich habe mich durch allerlei Schmeichelreden ſeiner bemächtigt und ihn in Bezug auf ſein Geſchäft vollkommen entmuthigt, indem ich ihm einredete, daß dieſes Holz auf unſrer Inſel allen Werth verloren habe. Damit er nicht das Gegentheil erfahre, habe ich ihn als meinen Gaſt in mein Haus geführt, wo Weib und Kinder beſchäftigt ſind, ihn zu zerſtreuen und feſtzuhalten. Morgen früh wird das Geſchäft abgemacht. Ich fülle ihm dieſe meine Mütze, womit er ſie gefüllt haben will und das koſtbare Holz iſt mein. Der Dummkopf iſt auf dieſen Antrag eingegangen."

Nachdem er ſo geſprochen, blickte der Rothbart triumphirend im Saale umher, erſchrak aber ſehr, als der oberſte Rothbart ſo begann: „Du nennſt den Fremden einen Dummkopf? — Du ſelber biſt ein Dummkopf, der größte aller Dummköpfe."

„Wie ſo? erhabener oberſter Rothbart?" — fragte Nadir's Gaſtfreund. „Was wird er verlangen? eine Mütze voll Gold. Und wenn er eine Mütze voll Diamanten verlangte, ich kann ſie ihm geben, denn, bei der Koſtbarkeit des Holzes iſt er dann doch noch tauſendfach betrogen.“

„Wenn er aber eine Mütze voll lebender Flöhe verlangt,“ — rief der oberſte Rothbart — „kannſt Du ihm die auch geben?“

Der Rothbart war verdutzt und blieb mit offnem Munde ſtehen. Die Verſammlung brach in Lachen aus und pries die Weisheit ihres Vorſitzenden. — „Es wird ihm nicht einfallen,“ murmelte Nadir's Gaſtfreund und ſtieg beſchämt und niedergebeugt von der Tribüne.

Nadir hatte genug gehört und gelernt. Er verließ das Fenſter, pries ſein Geſchick, das ihn dahin geführt hatte und ſchlich nach Hauſe und auf ſein Lager.

Als er des Morgens die Augen aufſchlug, ſtand der Rothbart vor ihm. „Nun,“ ſagte er mit dem ſüßeſten Lächeln — „nun, Du edler Fremdling, womit wünſcheſt Du, daß ich Dir dieſe Mütze fülle?“

„Mit lebenden Flöhen!“ — donnerte ihm Nadir entgegen und ſah ihn dabei mit einem durchbohrenden Blicke an.

Der Rothbart erblaßte und fiel in ſich zuſammen, als wäre er in dieſem Augenblicke um fünfzig Jahre älter geworden. „Ach,“ ſtammelte er, „ich ſehe, Du biſt ſo weiſe, wie der oberſte Rothbart und an Dir iſt Nichts zu betrügen. So wollen wir einen ehrlichen Handel machen, bei dem wir Beide beſtehen können; aber ich bitte Dich, laſſe Dich ein klein wenig betrügen, damit ich mich vor meinen Mitbürgern ſehen laſſen kann und daß ſie nicht mit Fingern auf mich deuten. Ich bin dieſe Rückſicht meinen Kindern und meinem bisher fleckenloſen Rufe ſchuldig.“

Nadir verſprach, ſein Möglichſtes zu thun, ging durch die Stadt der Rothbärte, erforſchte die Preiſe und ſchloß dann mit ſeinem Gaſtfreund einen Handel ab, bei dem ſie Beide beſtehen konnten und er noch immer ein klein wenig betrogen blieb. Mit einem Schiffe voll Diamanten und anderen Koſtbarkeiten verließ er darauf ſo ſchnell als möglich die Inſel der Rothbärte, auf der er ſich ſo unheimlich und mit ſeinem ſchwarzen Barte ſo einſam fühlte.

Wieder, ſobald er auf offener See war, begann eine lange Reihe von Gefahren — die wir aber nicht weiter aufzählen wollen, weil dieſe Aufzählung nur langweilig werden könnte — bis er endlich nach langer, langer Fahrt, zwar als der reichſte Mann des Morgenlandes, aber auch müde und matt und aufgezehrt von Gewiſſensbiſſen, ſeines Vaters Wünſche ſo wenig beachtet zu haben, in den Hafen ſeiner Vaterſtadt einlief.

Der erſte Menſch, den er erblickte, als er den Fuß auf das feſte Land ſetzte, war der Derwiſch. „Nun,“ rief dieſer, indem er mit Behagen ſeinen glänzend ſchwarzen Bart ſtreichelte, „nun, mein Freund Nadir, biſt Du zurück? Bekenne, daß ich Dir das Beſte gerathen, als ich Dich aufforderte, Dein altes Holz nach der Inſel Edomia überzuſchiffen.“

Aber Nadir kochte beim Anblick des Derwiſches und bei dieſen Worten vor Zorn das Blut in den Adern. „Elender,“ rief er, „Du haſt mich verleitet, die Rathſchläge meines Vaters zu mißachten, Du haſt mich in tauſend Gefahren geſtürzt und Du haſt mich in ein Land geſchickt, wo ich zwar Schätze erworben, aber den ſchönſten Schatz, das Vertrauen in die Menſchen, verloren habe.“

So ſprechend faßte er den Derwiſch am Nacken und warf ihn in ſeinem Zorne in den Hafen. Er verſchwand unter dem Waſſer. Nach einiger Zeit arbeitete er ſich wieder empor — aber er war ſchwer zu erkennen, ſo ſehr verändert war er. Aus ſeinem Barte floß mit dem Seewaſſer die ſchwarze Farbe, und als er den Damm hinangekrochen war, ſtand er vor Nadir als ein vollkommener Rothbart. Jetzt begriff Nadir Alles.

Dieſe Geſchichte erzählte ein Rothbart. — Alle Rothbärte erzählen ſie, wobei ſie krampfhaft lächeln und ſo thun, als ob ſie das Ganze gar nicht anginge. —

II.

Aus Irland.

Elfenkönig O'Donoghue.

Vor langer Zeit beherrſchte das ganze Land der Grafſchaft Kerry ein wunderſchöner junger und guter König. Sein Name war O'Donoghue. Die größten Baumeiſter und Zauberer der Welt hatten ihm auf hohen Bergen ein Schloß gebaut, das nicht ſeines Gleichen hatte. Die Wände waren aus purem Golde, die Thüren und Thore aus Kryſtall, das Dach aus feſtem Morgenroth. In ſeinem Garten wurde es niemals Winter und Bäume aus Indien und Arabien blüheten da und Blumen, die niemals verwelkten. So lebte König O'Donoghue ſehr glücklich. Aber eines Tages kam ihm die Laune, den großen Stein, welcher den See in ſeinem Garten ſchloß, wegzuheben, um ſeinen Rittern und Edelfrauen ſeine große Kraft zu zeigen. Aber kaum hatte er den Stein weggehoben, als ſich der See auf das Land ſtürzte und den größten Theil der Grafſchaft Kerry überſchwemmte und viele hunderttauſend Menſchen und die ſchönen Fluren, die ſich ſonſt dort ausbreiteten, bedeckte. Denn der See im Garten des Königs war ein verzauberter See und grundlos. So entſtanden die Seen von Killnary, das Wunder der Welt, der „Stolz Irlands.“ Die Inſel der Hirſche, die Inſel der Eichen, die ſich aus ihrem Schooße erheben und ausſehen wie volle Blumenkörbe, zeigen noch heute, wie ſchön das Land geweſen ſein muß, das von den Wellen des verzauberten Sees bedeckt wurde. König O'Donoghue, der Gute, konnte ſich über ſeinen Leichtſinn nicht beruhigen, verzweifelte und warf ſich in die Fluthen. Aber die Elfen, die im See von Killnary wohnen, fingen ihn in ihren Armen auf und ſuchten ihn zu tröſten. Der gute, junge, wunderſchöne König gefiel ihnen ſo ſehr, daß ſie ihn gern zum Elfenkönig gemacht hätten. Aber das durften ſie nicht, ſo lange er ihnen nicht beweiſen konnte, daß ihm die Menſchen vergeben hatten, und dieſes konnte er nur durch die Liebe eines ſchönen, unſchuldigen Mädchens beweiſen. —

Jeden Maimorgen ſtieg nun König O'Donoghue hinauf und umritt die ſchönen Ufer des Killnaryſees und ſuchte ein Mädchen, das ſchön und unſchuldig wäre und ihn liebte. Er fand keines und kehrte auf ſeinem weißen Roſſe traurig in den See zurück, um am nächſten Maienmorgen wieder aufzutauchen.

Einmal vor langer, langer Zeit lebte am Ufer des Killnaryſees in einer kleinen Hütte eine Jungfrau Namens Melcha. Sie war ſo unſchuldig wie eine Heilige und ſo ſchön wie eine Elfe. Kein Jüngling der ganzen Grafſchaft Kerry wagte, ſich ihr in Liebe zu nahen, ſo unſchuldig war ſie und ſo ſchön. Das machte die arme Melcha ſehr traurig und einſam ſchlich ſie an den Ufern umher. Sie gewann die Einſamkeit und den ſchönen See ſo lieb, daß ſie am Ende die Menſchen vergaß, die ganze Zeit am Ufer zubrachte, mit den Wellen ſprach, mit den Vögeln ſang und mit den Blumen ſich unterhielt. Wenn es Nacht war, konnte ſie kaum den Morgen erwarten, um wieder hinauszugehen an den See, ſo ſehr war ihr Herz erfüllt von einer Sehnſucht, einer Liebe, die ſie an die murmelnde und liſpelnde Welle band. Beſonders im Monat Mai war ihr oft zu Muthe, als müßte ſie ſich auf einmal mitten in die Wellen werfen. Einſt — es war an einem ſchönen Maiabende — ſaß Melcha wieder draußen am Ufer und horchte dem Liſpeln der Wellen und dem Rauſchen des Laubes über ihrem Haupte. Es wurde ſpät, ſie wollte zurück in die Hütte, aber ſie konnte nicht; eine geheimnißvolle Macht hielt ſie zurück, es war ihr, als ob ſie Jemand am Rocke hielt. Aber als es immer ſpäter wurde, raffte ſie ſich auf und eilte was ſie konnte vom Ufer fort. Da liſpelte es mit wunderſüßer Stimme aus den Wellen heraus:

Du ſchöne Jungfrau, bleibe, bleibe,
Verweile bis der Morgen thaut;
Ich mache Dich zur Elfenbraut,
Ich mache Dich zum Königsweibe.

Dieſen ſüßen Tönen konnte ſie nicht widerſtehen; ſie ſank in's Moos und entſchlief. Nach einigen Stunden weckte ſie noch ſüßere Muſik. Sie ſah nach dem See und im Morgengrauen tauchte aus der Mitte der Wellen ein ſchönes Haupt empor, das einen goldenen Helm mit weißem Federbuſche trug. Dicke, ſchwarze Locken fielen auf die Schultern herab; das Angeſicht war weiß wie Lilien und faſt durchſichtig, die Augen waren blau, die Zähne wie eine Perlenſchnur. Bald ſtand ein ganzer Reiter auf den Wellen. Er trug einen grünen Panzer von Smaragd und ein langes, glänzendes Schwert. Sein Pferd war weiß wie Morgennebel und die Bügel und Zügel glänzten wie Thau. So ritt der Ritter über den See auf Melcha zu, die ſich nicht regen konnte. Er ſtieg vom Roſſe, das er an einen Baum band und legte ſich neben Melcha in's Moos. So ſchöne Worte ſprach er zu ihr, daß ihr wohl um's Herz wurde und ſie zu lachen und zu weinen begann wie ein Kind. Bald ſagte ſie ihm, daß ſie ihn liebte und er ſagte es ihr wieder. Dann gab er ſich ihr zu erkennen als König O'Donoghue, und als ſie ſagte, daß ſie ſeine Braut ſein wollte, ſteckte er ihr einen goldenen Ring an den Finger und ſie gab ihm ihre Schärpe. Dann küßte er ſie und verſprach, ſie am Maienmorgen des nächſten Jahres abzuholen, um ſie zu heirathen. Dann ſtieg er wieder auf ſein weißes Pferd, ritt bis in die Mitte des Sees, winkte noch einmal mit der Hand und verſank. Die ganze Luft klang von Muſik, alle Bäume begannen mit einem Male zu blühen und Blätter und Blumen riefen: „König O'Donoghue iſt Bräutigam.“ Melcha glaubte, daß ſie geträumt habe, aber der Ring an ihrem Finger ſagte es ihr deutlich, daß ſie König O'Donoghue's Braut war.

Am liebſten hätte Melcha die ganze Zeit bis zum Maienmorgen des nächſten Jahres verſchlafen, ſo ſehr ſehnte ſie ſich, des Königs O'Donoghue's Weib zu werden. Endlich kam der Abend vor jenem Morgen. Sie zog ihr weißes Brautkleid an und ſteckte Blumen in's blonde Haar, das ſie lang auf beiden Seiten herabfallen ließ. So ſtellte ſie ſich auf den Felſen hin, der heute der Fels der Adler heißt, um den ganzen See zu überſchauen. Aber ſie wartete lange; kein König O'Donoghue kam und ſie fürchtete ſchon, er hätte ſeine Braut vergeſſen.

Als aber der Morgen zu grauen begann, erkannte ſie, wie im Zwielicht der See ſich öffnete. Aus ſeinem Schooße ſtieg zuerſt eine Schaar von kleinen ſchönen Knaben, welche Kränze, Sträuße und Blumenkörbe in den Händen trugen. Gekleidet waren ſie in kurze, luſtige, hellgrüne Wämschen, die die zarten Glieder kaum bedeckten; ihnen folgte eine Reihe von Jungfrauen, welche goldene Gewänder, Schleier und Geſchmeide aller Art auf rothen Kiſſen trugen; gekleidet waren ſie in langwallende, faltige weiße Gewande und ihre blonden Locken ſpielten im Winde. Gleich nach ihnen kamen zwölf Harfner, theils Jünglinge in kurzen Gewändern, theils Greiſe mit breit herabfließenden Bärten, langen weißen Kaftanen. Sie ſpielten auf Harfen ſüße Melodien und die Knaben, die neben ihnen gingen, ſangen dazu. So unter Harfenklang und Geſang tauchte König O'Donoghue auf ſeinem weißen Roſſe empor. Er war anders gekleidet, als im vorigen Jahre. Seine ganze Rüſtung war weiß, ein weißer, breiter Mantel deckte ihm die Schultern — aber auf der Bruſt war die grüne Schärpe zu ſehen, die ihm Melcha geſchenkt hatte. Auf den ſchwarzen Locken trug er eine goldene Königskrone und in der Rechten einen Scepter von Elfenbein, auf deſſen Spitze ein Kleeblatt von Gold erglänzte. Ihm folgte noch eine

Reihe von Pagen, Rittern und Frauen. Aber der ganze Zug ſtellte ſich auf dem entgegengeſetzten Ufer auf und Melcha war von ihm durch die Breite des Sees getrennt. — Doch erkannte ſie, wie ihr der Bräutigam liebend zulächelte. Eine ungeheure Sehnſucht ergriff ſie, zu ihm zu gelangen und ſie wollte vom Felſen hinabſpringen. Aber ſie fürchtete zu ertrinken, ohne daß ſie vielleicht ihr Bräutigam erretten konnte, und ſie zauderte und fing an zu weinen. Da ertönte es hinter ihr:

„Nur zu, nur zu, Du ſchöne Fee!
Killnary-See
Thut ſeiner Königin nicht weh.“

Da faßte ſie ſich ein Herz und ſprang hinab — da ſtand der ganze Zug unten und König O'Donoghue drückte ſie in ſeine Arme. Die Harfner begannen zu ſpielen, die Jünglinge, Knaben und Mädchen zu ſingen, und unter dem Rufe: „Hoch O'Donoghue, König der Elfen! hoch Melcha, ſeine Königin!“ verſank der ganze Elfenkönigshof in die Tiefe des Sees.

Seit jener Zeit blüht und gedeiht das ſchöne Ufer des Killnary-Sees, denn der Elfenkönig liebt das Land, in dem ſeine Königin geboren worden. Jeden Maienmorgen taucht er noch aus dem See und glücklich derjenige, der ihn da erblickt, denn ihm wird es wohl ergehen und er wird lange leben.

Die Geſchichte des Königs Lavra.

Lange, lange Zeit, bevor der Herr ſeine Apoſtel mit dem Heile in's ferne Irland ſchickte und Sanct Patrick die Drachen und Schlangen in's Meer jagte, lebte und regierte auf dieſer Inſel der König Lavra. König Lavra war ein Irländer und hatte ein gutes Herz. Aber ein Leibesfehler, der ihn entſtellte, machte ihn manchmal grauſam, und dieſer Leibesfehler beſtand in Eſelsohren, die ihm viele Zoll hoch am Kopfe wuchſen. Um ſie zu verbergen, trug König Lavra ſehr lange Haare und that ſo, als ob er dieſen Schmuck ſehr liebte. Ja, er trieb es ſo weit, daß er all ſeinen Unterthanen bei Todesſtrafe befahl, ſich ebenfalls die Haare wachſen zu laſſen. So kam es bald, daß damals jedem Irländer Kopf, Hals, Nacken und Rücken von dicken Haarwellen bedeckt waren und man gewöhnte ſich ſo ſehr an dieſe

Tracht, daß Einem am Ende die Vorliebe des Königs gar nicht mehr als etwas Beſonderes erſchien. Nur einmal im Jahre ließ ſich der König den Bart ſcheeren, da man doch den Bart nicht ſo lang kann wachſen laſſen, als die Haare. Aber kaum war das geſchehen, als der König jedesmal dem Barbier den Kopf abſchlagen ließ. Man zerbrach ſich den Kopf darüber, warum der ſonſt ſo gute König ſich gegen die unſchuldigen Barbiere ſo grauſam zeige.

Am Ende nahm man allgemein an, des Königs Barthaare ſeien von ſo eigenthümlicher Beſchaffenheit, daß ihm das Raſiren jedesmal die größten Schmerzen verurſache, daß er dieſe Schmerzen der Ungeſchicklichkeit des Barbiers zuſchreibe, und daß er dann in einem Anfalle von Wuth, der vielleicht auch in der eigenthümlichen Beſchaffenheit des Barthaars ſeinen Grund habe, den armen Barbier köpfen laſſe. So gab man ſich auch zuletzt über dieſe Grauſamkeit zufrieden. Nicht ſobald ruhig war die edle Zunft der Barbiere, welche Nichts ſo ſehr fürchteten, als die Ehre, ihren König barbieren zu dürfen. Im Laufe der Zeit bildete ſich der Brauch, daß, wenn der verhängnißvolle Raſirtag des Königs herannahete, alle Barbiere des Reichs zuſammentraten und ihre Namen in einen Hut warfen. Deſſen

Namen dann herausgezogen wurde, der beichtete, raſirte und ſtarb.

Einmal fiel das Loos auf den jungen und einzigen Sohn einer Wittwe, deſſen Vater einſt das Glück gehabt hatte, in einer Schlacht dem Könige das Leben zu retten. Der junge Barbier that ſeine Pflicht und wurde zum Tode geführt, aber da drang die unglückliche Mutter mitten durch alle Wachen des Palaſtes bis an den Thron, um den die gefallenen Barthaare noch herumlagen, warf ſich dem Könige Lavra zu Füßen, erinnerte ihn an den Dienſt, den ihm ihr todter Mann erwieſen, ſprach von ihrem Wittwenjammer, weinte und klagte und hielt eine ſo rührende Rede, daß der König ſich ſeiner Undankbarkeit gegen den Vater des Opfers ſchämend und von dem Unglück der Wittwe gerührt, dem jungen Barbier das Leben ſchenkte. Aber bevor er ihn entließ, nahm er ihn noch einmal bei Seite und ließ ihn ſchwören, nie und nimmer einer menſchlichen Seele nur eine Silbe von dem anzuvertrauen, was er geſehen hatte und ernannte ihn noch zu ſeinem beſtändigen, lebenslänglichen Leibbarbier. Der Sohn der Wittwe verſprach Alles, was der König von ihm verlangte.

Das ganze Land freuete ſich darüber, daß der König auch dieſe einzige Grauſamkeit abgelegt, die ihn verunzierte und war voll Jubel und pries die Großmuth und den Edelſinn Lavra's. Mehr als das ganze Land zuſammen freuete ſich natürlich der junge Barbier, der ſo ſicherem Tode entronnen war. — Seine Freude dauerte lange, — aber nach und nach fing ſein Geheimniß an, ihn zu drücken. Es laſtete wie ein Alp auf ſeiner Bruſt — es ſchnürte ihm die Kehle zu — es erſtickte ihn förmlich. Er wurde düſter, melancholiſch, ſchweigſam und unendlich traurig. — Seine gute Mutter beobachtete ihn lange, am Ende wußte ſie nicht, was ſie über den Zuſtand ihres Sohnes denken ſollte und ſie entſchloß ſich, ſich bei einem weiſen Manne Raths zu erholen. Der weiſe Mann ſagte ihr: „Deinen Sohn drückt und würgt ein Geheimniß. Er wird ſo lange daran kranken, bis er es irgend Jemand anvertrauet hat. Und ſo rathe ich ihm Folgendes. In der Grafſchaft Wicklow ſteht auf einem Kreuzwege eine einſame Weide, deren Zweige, von Blättern ſchwer, auf allen Seiten bis zur Erde herabhängen. Im Innern dieſer Weide wohnt eine Elfe. Dahin gehe Dein Sohn dieſe Nacht, und wenn der Vollmond juſt auf die Weide ſcheint, krieche er unter ihr Laub und vertraue ſein Geheimniß dem Geiſte, der ſie bewohnt.“

Die Wittwe hinterbrachte den Rath des weiſen

Mannes ihrem Sohne und dieſer that, wie die Mutter ſagte. — Gleich in der erſten Nacht ſuchte er die Weide auf dem Kreuzwege in der Grafſchaft Wicklow auf und wartete nun, bis der Mond aufging und ſeine Strahlen auf das Laub voll und glänzend fallen ließ. Dann kroch er unter die Zweige und flüſterte leiſe, leiſe dem Stamme zu: „Der König Lavra hat Eſelsohren!“ — Kaum hatte er die Worte ausgeſprochen, als es ihm ſchon wie ein Stein vom Herzen fiel; er wurde wieder luſtig und froh wie ehemals und die Wittwe war dem weiſen Manne ſehr dankbar.

Kurze Zeit darauf begab es ſich, daß einer der Sänger des Königs juſt über den Kreuzweg in der Grafſchaft Wicklow ging. Wie er ſo hinging, in Gedanken vertieft, ließ er die Harfe fallen, die zerbrach. Er ſah ſich um, wie er den Schaden wieder gut machen könnte und erblickte die Weide, die ihm gutes Holz zu ſein ſchien. Er zog ſein goldenes Meſſer aus der Taſche, ſchnitt einen Zweig ab und beſſerte die Harfe wieder aus. Am Abende deſſelben Tages gab der König Lavra in ſeinem Palaſte ein großes Feſt, zu dem an fünfzigtauſend Gäſte verſammelt waren. Nachdem man ſich an der reichbeſetzten Tafel gehörig erfreut hatte, ſollte auch geſungen werden. Der König gab dem Sänger, der auf den Stufen des Thrones ſaß, ein Zeichen und er griff in die Saiten. Kaum aber hatte er die Saiten der Harfe berührt, als ſich anſtatt der gewohnten ſüßen Töne ein übernatürlicher Schrei hören ließ, und dieſer Schrei rief ganz deutlich: „Der König Lavra hat Eſelsohren!“ — Wie überraſcht und erſchrocken waren da die fünfzigtauſend Gäſte! König Lavra ſelbſt war wüthend und wollte alle fünfzigtauſend Gäſte hinrichten laſſen, „denn“ — dachte er bei ſich — „was fünfzigtauſend Gäſte wiſſen, wiſſen in einer Stunde fünfmalhunderttauſend, und was in einer Stunde fünfmalhunderttauſend wiſſen, das weiß morgen das ganze Land.“ — Aber er konnte es doch nicht über's Herz bringen, der gute iriſche König, fünfzigtauſend unſchuldige Menſchen hinrichten zu laſſen, und da das Geheimniß einmal verrathen war, ergab er ſich darein, ließ ſeine Haare kurz ſchneiden und zeigte künftig aller Welt ſeine Eſelsohren. Man kümmerte ſich nicht darum, denn ein gutes iriſches Herz iſt ſelbſt unter Eſelsohren etwas werth. Von jenem Abende an konnte auch Jedermann das Haar tragen wie es ihm beliebte.

Die wunderbare Weide, durch die das Geheimniß des Königs Lavra herauskam, ſteht noch heute. Jeder Wanderer, der die ſchöne Grafſchaft Wicklow, die „ſchönſte der Welt,“ durchſtreift, kann ſie ſehen. Sie ſteht da, umgeben von einer Umzäunung einfacher, auf einander geſchichteter Steine, auf daß ſie die Hirten nicht verletzen und ſie noch lange ſich erhalte, als ein liebes Andenken an alte Zeiten, an den guten König Lavra und an dieſe wunderbare Geſchichte.

III.

Aus Frankreich.

Die Gaben der Korigans.

Bretoniſches Mährchen.

Böſe Stiefmütter gibt es in der ganzen Welt; auch die untere Bretagne und die obere, obwohl beide Länder ſo viele Heilige beſitzen, ſind von der Plage der böſen Stiefmütter nicht verſchont geblieben. Als der heilige Galonek und die anderen Heiligen die giftigen Gewürme, die wilden Thiere und die ſchädlichen Seuchen aus dem Lande getrieben, haben ſie leider die böſen Stiefmütter vergeſſen und heute kommt kein Heiliger mehr, um ihre Vergeßlichkeit wieder gut zu machen. Jeſſik, die gute Jeſſik von Joſſelin hatte eine der böſeſten Stiefmütter der Welt und ſie mußte mit dieſem ihrem Plagegeiſt ihr ſchönes junges Leben in der Einſamkeit einer Meierei verbringen und von Sonnenaufgang bis gegen Mitternacht arbeiten und arbeiten, daß ihr der Athem verging. Sie hatte nur eine Lebensfreude, die gute Jeſſik, und das war ihre Liebe zu dem guten und ſchönen Nedel aus der Nachbarſchaft, und nur eine Hoffnung, die Hoffnung, den ſchönen Nedel zu heirathen und dann glücklich zu ſein. Von dieſer Freude, von dieſer Hoffnung ſprach ſie mit ihm, wenn es ihr manchmal mit Mühe und Noth gelang, ſich Abends wegzuſtehlen und hinter die Hecke zu ſchleichen, wo er ihrer wartete.

Aber die böſe Stiefmutter hatte bald Alles errathen, denn die Bosheit iſt klug und hat hundert Augen, bis es Gott beliebt, ſie mit Einem Male mit Dummheit und Blindheit zu ſchlagen. Die böſe Stiefmutter ſchlich der guten Jeſſik nach, und da ſie ſie hinter der Hecke mit dem ſchönen Nedel fand, faßte ſie ſie an ihren ſchönen blonden Haaren und ſchleppte ſie grauſam und unbarmherzig in den Hof zurück.

„Was!“ rief ſie, „hinter der Hecke ſtehen, mit einem Lumpen, mit einem Habenichts hinter der Hecke ſtehen!“

„Es geſchieht ja in allen Ehren,“ antwortete Jeſſik weinend.

„In allen Ehren? Schöne Ehren! Nichts geſchieht in Ehren mit einem Habenichts!“

„Ich will ihn ja heirathen und er mich auch.“

„Das werdet Ihr ſchön bleiben laſſen,“ lachte die Stiefmutter — „Du wirſt einen reichen Mann heirathen, um mich bis an mein Lebensende ernähren zu können oder bei mir bleiben als Magd auf Hof und Feld, in Stall und Küche.“

Jeſſik weinte bitterlich; aber unbarmherzig fuhr die Stiefmutter fort:

„Und wenn Du Dich noch einmal unterſtehſt und hinter die Hecke gehſt, ſo laſſe ich Dich Sonntags vom Pfarrer als eine verlorene Dirne von der Kanzel herab ausſchreien.“

„Das werdet Ihr nicht thun, böſe Stiefmutter!“ bat Jeſſik mit gefalteten Händen.

„Ja, das werde ich thun und ich ſchwör's bei allen böſen Geiſtern.“

Jeſſik erſchrak ſehr, denn es war das größte Unglück, das einem guten Mädchen geſchehen konnte, von der Kanzel herab als verlorene Dirne ausgeſchrien zu werden und der Pfarrer that es ſo gern für Geld und gute Worte. Darum nahm ſich Jeſſik vor, künftig vorſichtiger zu ſein, nicht aber, treu wie ſie war, ihren Nedel zu verlaſſen, den ſchönen Nedel.

Und am nächſten Abend ſtand ſie wieder mit ihm hinter der Hecke und ſprach wieder von ihrer Lebensfreude, der Liebe, und von ihrer Hoffnung, der Heirath, und vergaß glücklich die ganze Drohung der Alten. Aber als Nebel weggegangen war, überfiel ſie eine große Angſt und in ihrer Angſt lief ſie, anſtatt dem Hofe zu, hinaus in die Haide, in die große, weite, rothblühende Haide. Es war ihr, als müßte ſie immer ſchneller und ſchneller laufen, um nur den Hof der Stiefmutter ſo weit als möglich hinter ſich zu laſſen. Und ſo lief ſie und lief ſie, bis ſie gegen Mitternacht müde und athemlos mitten in der Haide an einem Hauſe der Korigans (Feen, Elfen und Kobolde) niederſank.*) Die Häuſer der Korigans ſehen freilich ſchauerlich und wild aus; aber nur den Menſchen ſcheinen ſie ſo; im Grunde ſind ſie herrliche Paläſte aus Diamant und Karfunkelſtein. Jeſſik war ſo müde, daß ſie alle Furcht vergaß und ſich im Hauſe der Korigans ausſtreckte, um auszuruhen. Da ſchlug es Zwölf auf dem ſchönen Thurme von Joſſelin, in dem herrlichen Schloſſe von Joſſelin, und wie es Zwölf ſchlug, wurde es auf der ganzen ſtillen Haide außerordentlich lebendig. Auf jeder Erika — und Gott weiß, daß es da Millionen und Millionen Erikas gibt — ſaß eine Fee, ja auf jeder Blüthe jeder Erika ſaß eine Fee; alle Steine und Steinchen erhoben ſich wie Thüren unterirdiſcher Gänge und überall kamen Elfen und Kobolde hervor und Feen und Elfen und Kobolde, kurz alle Korigans ſchrien:

---

*) Die alten Druidenſteine, Dolmen, Menhir, Kromlech gelten bei den Bretonen als Aufenthaltsorte der Feen und Kobolde. Die Dolmen oder Tafelſteine, Altäre der alten Celten, beſtehen aus einem großen flachen Steine, welcher auf mehrere kleinere und aufrechtſtehende ſo aufgelegt iſt, daß er ein Dach über einer Höhle bildet.

„Wir wollen tanzen und ſingen, tanzen und ſingen bis Sonnenaufgang.“

Auch da, wo Jeſſik lag und mit Staunen und Schrecken dem Schauſpiele zuſah, thaten ſich eine Menge Steine und Steinchen auf und überall, rings um ſie, tauchten Korigans aus dem Erdboden. Dieſe bemerkten Jeſſik zuerſt und riefen: „Da iſt ein Menſchenkind, Jeſſik aus Joſſelin iſt da; die muß mit uns tanzen.“

„Jeſſik aus Joſſelin muß mit uns tanzen!“ wiederhallte es auf der ganzen Haide.

„Auch mit uns ſingen!“

„Ja, auch mit uns ſingen!“ wiederhallte es auf's Neue.

Die gute Jeſſik zitterte vor Angſt, denn ſie hatte gehört, daß wer mit den Elfen zu tanzen anfange, nicht lebendig davon komme, denn er muß ſich ſo lange im Kreiſe ſchwingen und dazu ſingen, bis ihm der Athem aus der Bruſt entflieht und er todt zu Boden fällt. Da ſie aber eine gute Chriſtin war, dachte ſie, daß ſie im Schutze der heiligen Anna und des heiligen Kado ſtehe und daß ihr dieſe Geiſter, wenn es böſe Geiſter waren, Nichts anhaben können, und ſie ſagte:

„Liebe Korigans! mit Vergnügen will ich mit Euch tanzen und ſingen, da Ihr es aufrichtig zu wünſchen ſcheint, aber Ihr müſſet bedenken, daß wir Chriſtenmenſchen nicht ſo lange Athem haben wie Ihr, und Ihr müſſet mir verſprechen, mich jedes Mal, wenn ich müde bin, gehörig ausruhen zu laſſen.“

„Wir verſprechen es! wir verſprechen es!“ riefen die Korigans.

„Schwöret beim heiligen Kado!“

„Wir ſchwören! wir ſchwören!“

Nun gab ihnen Jeſſik die Hand und ſtellte ſich in die Reihen und der Tanz begann auf der ganzen, weiten, rothblühenden Haide und wie die Korigans tanzten, ſangen ſie immer dazu:

Alle guten Geiſter — alle guten Geiſter —

Weiter aber kamen ſie nicht; es war als wüßten ſie den Vers nicht weiter. Das fiel Jeſſik auf und ſie fragte: „Aber warum ſinget Ihr nicht den Reim dazu?“

„Singe Du! ſinge Du!“ ſchrien alle Korigans auf einmal.

Und Jeſſik ſang:

Alle guten Geiſter
Loben ihren Herrn und Meiſter!

Und alle Korigans brachen in einen ungeheuren Jubel aus und tanzten und wiederholten:

Alle guten Geiſter
Loben ihren Herrn und Meiſter,

als ob ſie ſich den Vers für ewige Zeiten in's Gedächtniß prägen wollten. Dann baten ſie Jeſſik, weiter zu ſingen, aber ſie ſagte, daß ihr Nichts mehr einfalle und die Korigans wurden traurig. Doch überhäuften ſie Jeſſik, da ſie ſchon müde war und nicht mehr tanzen wollte, mit wilden Liebkoſungen und ſagten alle zugleich und durcheinander: „Du biſt ein gutes Mädchen, Jeſſik! Du haſt uns einen großen Dienſt erwieſen! Wir ſind Dir ſehr dankbar! Bitte Dir was aus und es ſoll Dir Alles gewährt werden! —“

Jeſſik dachte nach und da es ihr das höchſte Glück ſchien, ihren Nedel ungeſtört ſehen zu können, ſagte ſie: „Könnt Ihr mir nicht irgend ein Mittel geben, daß ich meinen Nedel ſehen kann, ohne von der böſen Stiefmutter geplagt zu werden?“

„Du ſollſt es haben, ſollſt es haben!“ riefen die Korigans und eine alte, gutmüthig ausſehende Fee gab ihr einen Ring und ſagte dazu: „So oft Du dieſen Ring an Deinen Mittelfinger ſteckſt, wird Deine böſe Stiefmutter gezwungen ſein, in den Garten und auf die Felder zu gehen und die Kohlköpfe zu zählen, und das ſo lange als Du den Ring auf dem Finger behältſt.“

Und da es Morgen war, verſchwanden die Korigans und Jeſſik kehrte mit ihrem Ringe muthig in den Hof zurück. Als ſie in den Hof trat, ſprang ihr die Stiefmutter mit geballten Fäuſten entgegen. „Landläuferin! Dirne!“ fing ſie an und wollte eben über Jeſſik herfallen, als dieſe ſchnell den Ring an den Mittelfinger ſteckte. Die böſe Stiefmutter ließ ihre Arme ſinken, kehrte ruhig um und ging in den Garten und fing an, die Kohlköpfe zu zählen, und als ſie im Garten fertig war, ging ſie auf das Feld und als ſie auf dem Felde fertig war, kam ſie wieder in den Garten zurück und zählte und zählte und wurde nicht fertig. Jeſſik ſah ihr lächelnd zu; dann ging ſie in die Stube und rief ihren ſchönen Nedel. Nun konnten ſie in der Stube ſelbſt, und oben an am Tiſche und vor den Heiligenbildern gemüthlich plaudern, wie zwei ordentliche Brautleute und waren ſehr glücklich. Erſt als Nedel weggegangen war, zog Jeſſik den Ring der Korigans vom Finger und die böſe Stiefmutter kam ſo müde vom Kohlzählen heim, daß ſie ſchlafend auf's Bett fiel.

Ja, das war eine glückliche Zeit, die auf die Nacht mit den Kyrigans folgte. Aber welches Glück dauert! Man ſagt, daß auf Erden kein Glück von Dauer ſei. Die gute Jeſſik ſollte das auch erfahren. Sie ſah den ſchönen Nedel ſo oft, ſie plauderte ſo viel mit ihm, daß ſie ihm am Ende gar Nichts mehr zu ſagen hatte. So ſaß er manchmal da und gähnte ſchrecklich und ſah ſie nicht einmal an, weil er ſie ſchon auswendig wußte. Am Ende kam es ſo weit, daß die arme Jeſſik die böſe Stiefmutter vergebens auf's Kohlzählen ſchickte! Nedel benützte die Gelegenheit nicht mehr und er, der ſonſt ſtundenlang in Wind und Wetter hinter der Hecke gewartet hatte, er kam nicht, um bequem auf der Bank in der Stube zu plaudern. Er langweilte ſich mit der guten Jeſſik, denn ſo ſind die Männer in der Bretagne, daß ſie das, was ſie leicht und ohne Hinderniß haben können, langweilt und daß ſie nur das haben wollen, was ſie nicht haben können oder ſollen. Nur in der Bretagne ſind die Männer ſo und — Gottlob! — ſonſt nirgends in der Welt.

Nach der glücklichen Zeit war Jeſſik noch unglücklicher als vorher, denn die böſe Stiefmutter, die ſo viel Zeit mit Kohlzählen verlor, ſah ihre Wirthſchaft vernachläſſigt und war verdrießlich und keifte beſtändig. Nedel kam immer ſeltener und zuletzt erfuhr Jeſſik, daß er ohne ſie zu einer Kirchweih gehen wollte, um dort mit ſchöneren Mädchen zu tanzen. Jeſſik weinte bitterlich. Wozu hat der Ring genützt?! Nur um Nedel Ueberdruß einzuflößen, das wäre nicht geſchehen und er wäre nicht müde geworden, ſie anzuſehen, wenn ſie anſtatt der Freiheit von den Korigans Schönheit verlangt hätte, da Nedel die ſchönen Mädchen ſo liebte.

Dieſe Gedanken plagten ſie und ließen ſie nicht ſchlafen. Mitten in der Nacht ſprang ſie aus dem Bette und lief auf die Haide, auf die große, weite, rothblühende Haide, und als ſie am Hauſe der Korigans ankam, fand ſie das ganze Völkchen verſammelt und das tanzte und ſang:

Alle guten Geiſter
Loben ihren Herrn und Meiſter.

„Da iſt Jeſſik! Jeſſik aus Joſſelin iſt da!“ riefen Alle voll Freude — „ſie wird wieder mit uns tanzen und ſingen! Ja, ja, tanzen und ſingen!“

„Mit Vergnügen!“ — ſagte die gute Jeſſik — „aber nur unter denſelben Bedingungen, wie das erſte Mal!“

„Ja wohl, ja wohl! Komme nur in unſern Kreis und tanze und ſinge.“

Und Jeſſik tanzte mit und ſang, und da fiel es ihr ein, welche Freude es den Korigans verurſachte, als ſie das vorige Mal eine Zeile zu ihrem Liede hinzugefügt und ſie dachte daran, heute daſſelbe zu thun und ſie ſang:

Alle guten Geiſter
Loben ihren Herrn und Meiſter.
Der wird die Welt erlöſen —

Und mit ungeheurem Jubel wiederholten die Korigans:

Der wird die Welt erlöſen — der wird die Welt erlöſen!

„Singe weiter! ſinge weiter!“ riefen ſie Alle mit flehentlicher Stimme.

Aber Jeſſik war ſchon ſehr müde und athemlos. „Ich kann nicht weiter!“ ſagte ſie und fiel in's Gras.

„Das iſt Schade,“ ſeufzten die Korigans.

Doch waren ſie wieder ſehr gütig gegen Jeſſik und verſicherten ſie, daß ſie ihnen einen großen Dienſt erwieſen und forderten ſie wieder auf, irgend Etwas, und ſei es was immer, von ihnen zu verlangen.

„Euer Ring,“ ſagte Jeſſik, „hat mir kein Glück gebracht und ich gebe ihn Euch zurück. Ich hätte anſtatt der Freiheit Schönheit verlangen ſollen, denn Nedel liebt die ſchönen Mädchen.“

„Du ſollſt Schönheit haben! Du ſollſt Schönheit haben!“ riefen die Korigans, und eine ſchöne junge Fee, die auch ſehr gutmüthig ausſah, gab ihr ein Halsband und ſagte: „Wenn Du dieſes Halsband umlegſt, wirſt Du in unwiderſtehlicher Schönheit ſtrahlen und Keiner aus dem Männervolke wird Dir widerſtehen können.“

Jeſſik war unſäglich froh. Sie ſteckte das Halsband in die Taſche und lief heim, wo ſie zum Glück ankam, noch ehe die böſe Stiefmutter erwacht war.

Nachmittags zog ſie ihre ſchönſten Kleider an und legte das Halsband um. Dann ſah ſie in den Spiegel. Herr Gott, wie ſchön war ſie, ſo ſchön, daß ſie vor ſich ſelbſt erſchrak und daß ſie den Spiegel gewiß nicht verlaſſen hätte, wenn ſie nicht begierig geweſen wäre, auf die Kirchweih zu gehen, um ſich in ſo großer Schönheit vor Nedel zu zeigen und alle die andern Mädchen auszuſtechen. Doch ſchämte ſie ſich, in ſolcher Schönheit durch's Dorf zu gehen und ſie ging hinter den Hecken entlang über die Felder. Aber endlich mußte ſie doch auf den großen Weg kommen und da kam ihr ein ſtattlicher, in Gold und Silber gekleideter Reiter entgegen, der einen blauen Bart hatte und der kein anderer war als Raul der Blaubart.

„Heiliges Kreuz!“ — rief Raul der Blaubart ganz erſtaunt, — „gibt es hier zu Lande ſo ſchöne Mädchen! So was hab' ich mein Lebtag nicht geſehen!“

Jeſſik zitterte ſehr, als ſie den blauen Bart und die glühenden Augen ſah und die ſchreckliche Art, wie er ſie anſtarrte und wie er auf ſie zuritt.

„Das verſteht ſich von ſelbſt,“ fügte er hinzu, „daß eine ſolche Schönheit mein Weib wird.“ Und kaum hatte er die Worte ausgeſprochen, als er ſchon Jeſſik faßte, ſie vor ſich auf den Sattel ſchwang und im Galopp quer Feld ein ſprengte.

Jeſſik vergingen die Sinne.

Als ſie wieder zu ſich kam, ſah ſie ein Schloß mit himmelhohen Mauern und Thürmen vor ſich. Der Ritter ritt über eine Zugbrücke, die ſich hinter ihm wieder aufzog, durch ein hohes Thor in einen großen Hof, der von einem Rieſenhunde bewacht war. Sonſt war nirgends eine Chriſtenſeele zu ſehen. Der Ritter führte ſie durch ein lange Reihe von Hallen, Sälen, Gängen und Gemächern. in denen es von Gold, Silber, Perlen, Edelſteinen, koſtbaren Kleiderſtoffen und Teppichen nur ſo ſtrotzte. „Dieſes Alles,“ ſagte Raul der Blaubart, „wird

Dir gehören, denn noch heute wirſt Du mir dort in jener Capelle angetraut. Das würde ſogleich geſchehen, wenn ich einen Pfaffen zur Hand hätte, aber ich habe alle Chriſten auf viele Meilen in der Runde ausgerottet. Das ſchadet Nichts. Ich reite jetzt wieder fort und werde wo ein Pfäfflein auffangen; gegen Mitternacht komme ich mit ihm zurück und da wird die Trauung geſchehen. Indeß, mein Lieb, unterhalte Dich ſo gut Du kannſt, aber verſuche mir nicht zu entfliehen, denn der Rieſenhund würde Dich in Stücke zerreißen."

So ſprechend verließ er Jeſſik und ritt aus dem Schloſſe, um ſich ein Pfäfflein einzufangen.

Die Diamanten und Perlen, die koſtbaren Kleiderſtoffe und Teppiche, die prächtigen Gemächer — das war Alles ſchön und gut, das hätte Jeſſik an jedem andern Orte und zu jeder andern Zeit ſehr gefallen, aber jetzt und hier in dieſem einſamen, öden Schloſſe erfüllte ſie Alles mit Grauen. Und ſollte ſie Nedel für immer verloren haben und dieſem Heidenmenſchen, Raul dem Blaubart, von dem ſie ſchon ſo viel Böſes gehört hatte, angetraut werden als ſein ewiges und eheliches Weib? Und dabei fürchtete ſie immer, daß der Rieſenhund komme und ſie aufeſſe oder wenigſtens beiße. Von Zeit zu Zeit bellte er ſo ungeheuer, daß das ganze Schloß zitterte.

Als Wächter gab er nämlich die Stunden an und erſetzte die Schloßuhr. Er bellte die Viertel und die ganzen Stunden und je weiter der Tag vorrückte, deſto mehr bellte er und jedes Gebell erfüllte Jeſſik mit unſäglicher Angſt. Sie wußte nicht wohin zu flüchten. Da erinnerte ſie ſich, daß ja der Blaubart von einer Capelle geſprochen hatte und ſie ſagte ſich, daß ihr vielleicht ein kleines Gebet einige Beruhigung verſchaffen würde, vielleicht Errettung aus der großen Noth. Denn Jeſſik war eine fromme Seele. Da fing ſie denn an zu ſuchen und kam denn am Ende auch in die Capelle. Grad vor dem Altare waren drei Gräber; auf die ſank ſie hin und betete inbrünſtig. Wie ſie ſo inbrünſtig betete, regte ſich etwas unter ihren Knieen. Sie ſtand auf; die drei Leichenſteine erhoben ſich und aus den offenen Gräbern ſtiegen drei todte Frauen.

„Arme Jeſſik! Arme Jeſſik! Arme Jeſſik!“ riefen die drei Frauen zugleich.

„Wer ſeid Ihr, die Ihr mich ſo bedauert?“ fragte Jeſſik.

„Wir ſind die drei Frauen, die der Blaubart ſchon getödtet hat. Er wird noch viele tödten, der Heide, und Du wirſt die Vierte ſein, wenn Du nicht Muth haſt.“

„Ich habe Muth," ſagte Jeſſik, „wenn ich nur wüßte, wie ich mich retten kann."

„Entfliehe!"

„Ich möchte wohl, aber der Rieſenhund wird mich zerreißen."

„Nimm dieſes Gift, damit er mich vergiftet hat," ſagte die erſte Frau, „und wirf es dem Hunde vor."

„Aber wie über die hohen Mauern hinausgelangen, da die Zugbrücke aufgezogen iſt?"

„Nimm dieſen Strick," ſagte die Zweite, „damit er mich erdroſſelt hat, und laſſe Dich die Mauer hinabgleiten."

„Aber wie nach Hauſe gelangen, ohne vor Müdigkeit umzukommen?"

„Nimm dieſen Stock," ſagte die dritte Frau, „damit er mir den Kopf eingeſchlagen."

Jeſſik nahm das Gift, den Strick, den Stock und die Frauen ſtiegen wieder in die Gräber und ſie eilte fort. Sie warf das Gift dem Rieſenhunde vor und er verſchlang es und verreckte; und ſie band den Strick an einen Erker und ließ ſich die Mauer hinabgleiten und eilte am Stocke fort durch das Land.

So lief ſie Tage und Tage lang bis ſie nicht weiter konnte und vor Müdigkeit umzukommen gedachte. Da ſah ſie ein Gehöfte und vor dem Gehöfte viele Frauen und Männer. Dorthin ſchleppte ſie ſich mit Mühe. „Gute Frauen und Männer,“ flehte ſie, „ich komme um vor Müdigkeit und kann nicht mehr auf meinen Füßen ſtehen. Helfet mir, daß ich weiter komme und heim gelange.“

Wie ſie die Männer erſahen, waren ſie alle gleich in Liebe zu ihr entbrannt, Junge und Alte, Schöne und Häßliche. Sie drängten ſich Alle um ſie und jeder bot ihr ſeine Dienſte an, der wollte ſie auf ſeinem Pferde, der auf ſeinem Eſel, der auf ſeinem Wagen, der auf ſeinem Rücken nach Hauſe bringen. Bald aber ſagten ſie, daß ſie ſie gar nicht fortlaſſen wollten und daß ſie bei ihnen bleiben müſſe und bald boten ihr Alle ihre Hände an und Jeder wollte ſie heirathen; ſogar verheirathete und alte Männer boten ihr das Glück der Ehe. Einer wurde auf den andern eiferſüchtig und dieſelben guten Leute, die einige Minuten vorher friedlich plaudernd dageſeſſen hatten, erhoben nun ihre Stöcke und zogen ihre Meſſer, um ſich gegenſeitig zu bekriegen. Wie das Alles die Weiber ſahen, ſprangen ſie auf und umringten die arme Jeſſik mit Schimpfreden und wollten ihr die Augen auskratzen. Sie nannten ſie eine Landſtreicherin, die herumziehe, um die Männer zu verführen und Zwietracht und Unfrieden zu ſäen.

Die Männer warfen ſich dazwiſchen, um Jeſſik zu vertheidigen und prügelten ihre Geliebten und Ehehälften. Dadurch wurde der Lärm noch größer und die Wuth der Weiber noch grimmiger. Die arme Jeſſik wußte nicht, was anzufangen. Da fiel ihr ein, daß das Alles von dem Halsbande komme und ſie band es ſchnell ab und ſchlang es einer alten, runzligen, triefäugigen Frau um, die kopfwackelnd auf einem Steine ſaß. Sogleich ſtürzten alle Männer der alten, runzligen, triefäugigen, kopfwackelnden Frau zu Füßen und überhäuften ſie mit Liebkoſungen und Liebeserklärungen. Jeſſik benutzte dieſen Augenblick, da auch die Weiber ſich voll Staunen von ihr abwandten, um weiter zu wandern.

Spät in der Nacht kam ſie auf der Haide der Korigans an.

Die Korigans wollten eben ihren Tanz beginnen, als ſie Jeſſik erblickten.

„Jeſſik! Jeſſik iſt wieder da!" riefen Alle voll Freude, — „Jeſſik wird wieder mit uns tanzen und ſingen."

„Ach, ich bin ſo müde!" ſeufzte ſie.

„Tanze doch! tanze doch!" riefen Alle mit flehender Geberde und ein Korigan ſtrich ihr mit ſeinen Händen über den Leib, daß ſie ſich gleich friſch und geſtärkt fühlte.

„Nun, weil Ihr es ſo wollt," ſagte ſie, „will ich tanzen, aber nur unter den bekannten Bedingungen."

„Gewiß! Gewiß!"

Und der Tanz begann und die Korigans ſangen:

Alle guten Geiſter
Loben ihren Herrn und Meiſter,
Der wird die Welt erlöſen. —

Da hörte das Lied auf und die Korigans fingen es immer wieder von Neuem an.

„Das iſt ein ſchlechtes Lied," ſagte Jeſſik, „ein ſchlechtes Lied, das ohne Reim aufhört."

„So ſinge weiter, ſinge weiter!" riefen alle Korigans und ihre Stimmen klangen ſo traurig und ſo flehend und ſie zitterten am ganzen Leibe.

Da fing Jeſſik den Tanz wieder an und ſang dazu:

Alle guten Geiſter
Loben ihren Herrn und Meiſter,
Der wird die Welt erlöſen. —

„Nun — und" — ſchrien die Korigans.

Die Guten und die Böſen.

„Die Guten und die Böſen!" ſchrien alle Korigans ſo laut und freudig, daß die ganze Haide zitterte. Ihre Geſichter leuchteten vor Wonne; ihre Körper wurden ſtrahlend und durchſichtig, die häßlichſten

Korigans wurden ſchön und die ganze Haide war mit einem Male von Blüthen in allen Farben bedeckt und die Korigans weinten vor Freude.

„Was iſt Euch?“ fragte Jeſſik gerührt.

„Du haſt uns erlöſt, gute Jeſſik, Du haſt uns erlöſt!“ riefen Alle und wälzten ſich ihr dankbar zu Füßen.

„Wie ſo denn erlöſt?“

„Wir waren verdammt, ſo lange nächtlich zu irren und zu tanzen, bis eine Chriſtenſeele das Lied zu Ende bringt, von dem wir nur die erſte Zeile gewußt haben. Du haſt uns alle drei Zeilen dazu geſungen und wir ſind erlöſt und gehen nun in die ewige Ruhe ein.“

„O, wie ſchön,“ ſagte Jeſſik, „ich habe verdammte Seelen erlöſt!“

„Nun verlange noch Etwas, ehe wir von der Erde ſcheiden.“

Jeſſik dachte nach. „Die Freiheit,“ ſagte ſie zu ſich, „hat meinen Geliebten gelangweilt, die Schönheit hat mich in's Unglück geſtürzt und Zwietracht geſät — was ſoll ich jetzt verlangen? Die Männer in der Bretagne lieben den Reichthum, ſoll ich Reichthum verlangen? — Ja,“ ſagte ſie laut, „gebt mir Reichthum!“

„Du haſt ihn! Du haſt ihn!“ riefen alle Korigans und verſchwanden.

Wie ſie des Morgens heimkam in den Hof, trat ihr Nedel entgegen und überhäufte ſie mit Vorwürfen und nannte ſie eine Landſtreicherin und die böſe Stiefmutter gab ihr zwei ſtarke Ohrfeigen auf beide Backen. Jeſſik fing heftig zu weinen an.

„Herr Jeſus! was iſt das?“ — rief die böſe Stiefmutter — „ſieh nur, Nedel, ſie weint ja lauter Perlen, jede Thräne iſt eine Perle.“

„Weiß Gott!“ ſagte Nedel, „lauter Perlen! pure Perlen!“

Die böſe Stiefmutter holte ſchnell eine große Mulde und hielt ihr ſie unter die Augen, daß ſie da hineinweine und die köſtliche Gottesgabe nicht auf den Boden fallen laſſe.

Jeſſik war ſelbſt ſo erſtaunt, daß ſie ſtarr vor ſich hinblickte und zu weinen aufhörte.

„Seht nur, die dumme Gans! ſie weint nicht mehr!“ ſchrie die böſe Stiefmutter, „ich will Dir helfen!“ — Und damit gab ſie ihr wieder zwei Ohrfeigen und ſelbſt Nedel gab ihr einen kleinen Puff in die Seiten.

Jeſſik fing wieder zu weinen an, und bald war die Mulde, welche die Stiefmutter und Nedel unter ihre Augen hielten, von Perlen voll. Doch war die Stiefmutter nicht zufrieden und als Jeſſik vor Aerger zu weinen aufhörte, fing ſie wieder an, ſie zu ohrfeigen.

Aber diesmal war es Nebel zu viel. — „Ich glaube, wir hätten genug!“ ſagte er, „und Jeſſik hat genug geweint!“

„Was genug!“ ſchrie die böſe Stiefmutter, „man hat nie Perlen genug! Dieſe Gans! die Jeſſik! Wenn ich ſolche Augen hätte, Tag und Nacht wollte ich weinen. Man muß ihr nachhelfen.“

Und abermals erhob ſie ihre Hand, um Jeſſik zu ohrfeigen. Aber Nebel war ärgerlich und gab ihr ſämmtliche gegebenen Ohrfeigen zurück. Da fing die böſe Stiefmutter ſelber zu weinen an, und zwar vor Wuth. Eine Thräne rollte ihr in den Mund und vergiftete ſie, und ſie ſtarb augenblicklich.

Nun konnte Jeſſik den ſchönen Nebel heirathen, und da ſie mit der Mulde voll Perlen ſo reich waren, daß ſie alle Meiereien im Lande Kerne aufkaufen konnten, hatte Nebel gar keine Verſuchung, ſie weinen zu machen. Erſt nach einigen Jahren, da er ein neues Schloß kaufen und nach Paris reiſen wollte, dachte er daran, die Mulde, die etwas leer geworden war, wieder zu füllen, und er gab Jeſſik, die er ſehr liebte, einige Püffe.

Aber die Gabe der Korigans war indeſſen kraftlos geworden, weil ſie nicht geübt war und Jeſſik weinte ganz gewöhnliche Thränen. So gab es denn Redel für alle Zukunft auf, ſein Weib weinen zu machen, und er war zufrieden, wenn ſie nur viel lachte.

Animo.

Eine baskiſche Sage.

Die verheiratheten Männer ſaßen auf der Bank vor der Dorfſchenke; die jungen Leute ſtanden vor ihnen. Alle rauchten kleine Cigarren aus Spanien und Alle ſprachen über das große Ereigniß, das ſeit Wochen alle Thäler der Pyrenäen beſchäftigte. Der Tod des Ewigen Juden war in der That ein großes Ereigniß, das auch monatelange Geſpräche nicht erſchöpfen konnten. Mit dem Ewigen Juden aber iſt nicht jener unglückſelige, ewig wandernde Schuſter aus Jeruſalem gemeint, ſondern ein anderes Weſen, das die Bewohner der Pyrenäen näher anging. Der Ewige Jude war ein Bär, der ſeit Menſchengedenken von ſich ſprechen machte, der größte Bär der ganzen Pyrenäen und der räthſelhafteſte und unheimlichſte. Die älteſten Leute im Dorfe erinnerten ſich, ſchon in ihrer früheſten Jugend von ihm gehört zu haben und ſchon damals hieß er ſeines hohen Alters und ſeiner Unverwundbarkeit wegen der Ewige Jude. Ja, auch unverwundbar war er. Die beſte und größte Kugel des geſchickteſten Jägers konnte ihm Nichts anhaben. Wie oft kam es vor, daß das Blei von ſeiner Bruſt abprallte, oder daß er es im Fluge mit ſeiner Tatze auffing und zurück, dem Jäger an die Stirne ſchleuderte, oder daß er es verächtlich aus ſeinem Rachen ausſpie. Eben ſo wenig wie die Kugel vermochten die Fallen Etwas gegen ihn auszurichten. Wie geſchickt und gefährlich man ſie auch angelegt, am andern Tage fand man ſie zerſtört und unſchädlich gemacht. So hatten es denn die verſchlagenſten und muthigſten Bärenjäger längſt aufgegeben, ihn auf's Korn zu nehmen und man konnte das um ſo leichter, als man ſich im Grunde über den Ewigen Juden gar nicht zu beklagen hatte, denn er war ein gutmüthiger, barmherziger Bär, der ſelbſt ſeinen ärgſten Feinden verzieh. Selbſt die Kühnen, die ſich ihm mit dem Meſſer zu nahen wagten, drückte er nur etwas unſanft an ſeine Bruſt, warf ſie dann zu Boden, rollte ſie eine Zeit lang hin und her, ſchüttelte ſie und ließ ſie dann laufen. Trotzdem ſchwebte die Erlegung des Ewigen Juden jeder neuen Generation von Bärenjägern als eine ruhmreiche

That vor, die geeignet wäre, alle Thäler der Pyrenäen mit ihrem Rufe zu erfüllen. Dieſe That war geſchehen. Animo, einer der jüngſten unter den Bärenjägern, hatte vor wenigen Wochen den Ewigen Juden erlegt.

Alles das ging aus dem Geſpräche der Alten und Jungen vor der Dorfſchenke hervor.

Die Sonne verſchwindet früh aus den pyrenäiſchen Thälern und man kann es an den Bergabhängen beobachten, wie die Nacht langſam aus dem Thalgrunde herauswächſt und die Berge hinanklimmt. Schon lagert unten tiefes Dunkel, wenn die Bergſpitzen noch in volles Licht getaucht ſind und wie glühende Sterne in der Luft ſchweben. Die Abende ſind lang; man iſt froh, wenn man Etwas zu ſprechen hat und nimmt es Niemand übel, wenn er dieſelbe Geſchichte zum zwanzigſten Male wiederholt. Die Geſchichte von der Erlegung des Ewigen Juden, ſchon hundertmal durchſprochen, war noch immer ein beliebter Stoff und man war eben dabei, den kühnen Animo zu rühmen, als dieſer an der Seite ſeines Freundes Rago in den Kreis trat.

Die verheiratheten Männer rückten auf der Bank zuſammen, um ihm auf dem einen Ende Platz zu machen und der Maire des Dorfes lud ihn ein, ſich zu ſetzen. Aber Animo ſetzte ſich nicht. Auf die

Schulter ſeines Freundes geſtützt, blieb er aufrecht ſtehen und ſenkte nur ſein blaſſes Geſicht auf die Bruſt, daß es die herabfallenden ſchwarzen Haare zur Hälfte bedeckten.

„Warum ſollte ich mich ſetzen?“ fragte er endlich — „ſtehen doch auch die anderen jungen Leute und nur die Verheiratheten ſitzen? Warum thun mir die Verheiratheten ſo große Ehre an?“

„Nun,“ ſagte ein Alter von der Bank, „wir ehren Dich, Animo, weil wir Dich ehren wollen, weil Du ein guter Junge biſt, weil Du Deine Mutter ehrſt und ſie auf gute Weiſe ernährſt.“

„Meine Mutter, meine arme Mutter!“ ſeufzte Animo und ſchwieg. Nach einer Weile erwiederte er: „Das iſt es nicht! Andere thun daſſelbe und Ihr laſſet ſie ſtehen, wie es ſich für junge Leute ziemt.“

„Nun,“ ſagte ein Anderer von den Alten mit einigem Spott, „nun, da Du Dein Lob hören willſt, ſo höre es. Wir bieten Dir einen Platz an unſrer Seite, weil wir Dich auch als einen ausnehmend tapfern Jungen ehren wollen, der das gethan hat, was ſeit vielen hundert Jahren vielleicht Niemand gelungen iſt; weil Du den Ewigen Juden getödtet haſt.“

„Das iſt es! Ich habe es wohl gewußt!“ ſagte

Animo, und er ſetzte ſich hin und verbarg ſein blaſſes und trauriges Geſicht in die Hände und ſchwieg.

Die Umſtehenden wußten nicht, wie ſie Animo's Traurigkeit deuten ſollten und ſchwiegen ebenfalls ſtill und ſahen einander an. Animo ſelbſt unterbrach das Schweigen, indem er wieder aufſprang und ausrief: „Nun, ſo will ich es Euch ſagen; ich bin ein Prahlhans, ich habe den Ewigen Juden nicht erlegt!“

„Was ſagſt Du?“ riefen Alle erſtaunt.

„Ich habe ihn nicht erlegt!“ wiederholte Animo.

„Aber wir haben ihn ja ſelber liegen ſehen! und es hat es doch kein Anderer gethan?“

„Nein, es hat es kein Anderer gethan, aber ich habe es auch nicht gethan,“ ſagte Animo.

„Und was iſt denn an der Sache?“ fragte man von allen Seiten.

„Ich habe,“ fuhr Animo fort, „den Ewigen Juden nicht erlegt; Er hat mich erlegt!“

„Er iſt wahnſinnig! Er macht ſich luſtig über uns!“ ſchrie man da und dort.

„Stille!“ gebot ein Alter, „da ſteckt ein Geheimniß dahinter, laßt Animo reden!“

„Ja wohl,“ ſagte Animo, „da ſteckt ein Geheimniß dahinter. Ich bin nicht der Animo, den

Ihr gekannt habt, der iſt todt, der iſt vom Ewigen Juden erdrückt worden. Ich bin ſelbſt der Ewige Jude!“

Ein ungeheures Gelächter hinderte ihn fortzufahren, aber das Gelächter ſtockte plötzlich, als Animo aus tiefſter Bruſt ein Geſtöhn hervorſtieß, das ſie ſchaudern machte und das, wie es ihnen ſchien, einige Aehnlichkeit mit dem Geſtöhn eines angeſchoſſenen Bären hatte.

„Ich muß erzählen,“ ſagte wieder Animo, nachdem er ſich gefaßt hatte. „So war es. Ich lag hinter einem Felſen, als der Ewige Jude herankam. Ich zielte gut und ſchoß und traf ſeine Bruſt, aber wie von einem Eiſen fiel die Kugel ab in's Moos. Der Ewige Jude ſtellte ſich auf die Hintertatzen und ging auf mich los; ich aber erwartete ihn nicht und lief ihm mit dem Meſſer entgegen. Da ich es ihm in die Bruſt ſtoßen will, ſchlägt er mir mit ſeiner rechten Vordertatze auf die Hand, daß ich das Meſſer fallen ließ; darauf packte er mich und drückte mich ſo gewaltig an ſeine Bruſt, daß alle meine Knochen krachten und mir Hören und Sehen verging. Das war mein letzter Augenblick. Todt warf er mich auf den Boden. Was er darauf gethan, weiß ich natürlich nicht, denn ich war todt. Ich weiß nur, daß ich plötzlich zu mir gekommen, und da ſah ich den Ewigen Juden, der mir mit ſeiner Schnauze in's Geſicht hauchte. Noch einmal blies er mir in die Naſe und fiel todt nieder. Ich habe ſehr wohl gefühlt, daß er dem todten Animo ſeine Seele eingehaucht hatte. Die Seele des Bären iſt jetzt in mir, die Seele des Animo iſt fortgeflogen; das iſt gewiß.“

Die Zuhörer waren erſtaunt, denn wie zur Beſtätigung der Geſchichte kam abermals aus Animo's Bruſt jene ſchauerliche Bärenſtimme.

„Du bildeſt Dir dergleichen wohl nur ein,“ ſagte einer der Alten, wie um Animo in der tiefen Niedergeſchlagenheit, in der er da ſaß, zu tröſten.

„Ha, ha, das meint Ihr nur, weil die Sache ſo außerordentlich iſt,“ erwiederte Animo. „Der Curat (Pfarrer), der hat ſtudirt und weiß es auch beſſer. Gleich an jenem Abend, da ich vom Berge herunter kam und dem Curat an der Brücke begegnete, wich er mir aus und rief mir aus der Ferne zu: Animo, du ſiehſt aus, als wäre die Seele eines Bären in Dich gefahren. Der verſteht es beſſer und ich muß es am beſten wiſſen, wie ich ſeit damals verändert bin. Hört! wie Ihr da vor mir ſteht, wie ich nur die Augen aufhebe, um Euch anzuſehen, erwacht die ſchrecklichſte Luſt in mir, Einen nach dem Andern zu umarmen und zu erdrücken. Ich thue es nur nicht, weil ich nicht will und die ſchreckliche Luſt bisher immer unterdrückt habe. Das gelingt mir nur, weil ich ohne Sünden geſtorben bin und weil nun die Bärenſeele in einem reinen Leibe lebt.“

Während dieſer langen Rede hatten ſich die Zuhörer wieder gefaßt und manche von ihnen verzogen den Mund zu einem ſpöttiſchen Lächeln. Der Maire aber blieb ernſt und ſagte: „Das mag Manchem ſonderbar vorkommen, mir aber nicht, denn ich weiß, daß ſo was ſchon oft geſchehen iſt. Man hat es nur vergeſſen, weil ſich Nichts der Art in unſrer Zeit zugetragen. Es iſt ganz gewiß, daß manchmal die Seele eines Thieres in den Jäger übergeht, der es hat tödten wollen, denn die Seelen reiſen. Das haben unſre Voreltern gewußt; wir haben es vergeſſen. Ich glaube Dir, Animo, denn, offen geſagt, ich habe Dich ſeit jenem Tage ſchrecklich verändert gefunden.“

Da der Maire ſo ſprach, glaubten auch die Andern; übrigens hatte Animo nie gelogen und es war leicht, ihm zu glauben.

Animo war darüber ſehr erfreut. „Nun iſt mir leichter,“ ſagte er, „denn es hat mir das Herz abgedrückt, ſo unter Euch umherzugehen, immer mit dem Geheimniß und mit Mordgedanken im Hirne. Ich habe immer gefürchtet, daß ich Etwas thue, was, wenn Ihr das Geheimniß nicht kenntet, dem Rufe des guten Animo ſchaden würde.“

So ſprechend wollte er gehen. Aber der Maire hielt ihn zurück. „Nimm Dich nur recht zuſammen,“ ermahnte dieſer, „damit kein Unglück geſchehe. Und wenn man in Deinem elenden Zuſtande Etwas für Dich thun kann, ſo ſage es nur grade heraus.“ .

„Allerdings,“ ſagte Animo ſchnell, „allerdings könnt Ihr was für mich thun. Es erbarme ſich einer der Männer und erſchieße mich, daß die Seele des Bären wieder heraus kann.“

Die Männer ſchwiegen. „Das geht wohl nicht an,“ ſagte der Maire, „ſo lange Du dieſe menſchliche Geſtalt trägſt. Man würde uns ein Verbrechen daraus machen, denn die Leute vom Departement würden an die Geſchichte nicht glauben.“

Animo zuckte die Achſeln, winkte ſeinem Freunde Rago, der die ganze Zeit hindurch ſchweigend dageſtanden hatte und ging.

„Jetzt,“ ſagte er zu Rago, „da das Geheimniß heraus iſt, iſt mir ſo wohl, wie mir ſeit damals nicht geweſen. Jetzt gehen wir zu Reſa. Sie wird ſchon ſchlafen, aber ich werde ſie herauspochen. Ich muß ſie ſprechen, denn mir iſt ſo wohl zu Muth und ſie wird es freuen, mich ſo heiter zu ſehen. Armes Ding, wie hat ſie Animo geliebt. Du, guter Freund, bleibe in der Nähe und verhindere es, wenn ich ſie umarmen will. Wenn ich bei ihr bin, will ich ſie immer in meine Arme drücken, aber ich weiß, es geſchieht ein Unglück, wenn ich es thue. Ich zerdrücke die gute Reſa; ſie iſt ſo zart gebaut; ſie iſt ſo ſchön. Wenn ich es aber doch thue, dann, guter Freund, ſtoße mir Dein Meſſer in den Nacken.“

Rago nickte bejahend.

Am andern Tage wurde in der Kirche des Dorfes für die Seele des todten Animo eine Meſſe geleſen. Der Maire war der Meinung, daß dies geſchehen ſollte und der Curat war gern bereit, geſchmeichelt wie er war, daß er es dem Animo, als er ihm an der Brücke begegnet, angeſehen, daß er ein Anderer geworden. Animo, oder die Geſtalt, die jetzt den Namen trug, ſtand an der Thür der Kirche, während die Seelenmeſſe geleſen wurde und weinte vor Rührung als er ſah, wie inbrünſtig die guten Leute und unter ihnen ſeine Mutter für den Todten beteten. Er drückte nach der Meſſe allen Vorübergehenden die Hand und dankte dem Maire und dem Curat für die gute Meinung. Seine Mutter aber küßte er unter Thränen. Dieſe beruhigte ihn und ſchwur, daß ſie ihn immer lieb haben wollte, ſo lange er die Geſtalt ihres Animo trage.

Animo, beſorgt, daß er unter den Menſchen doch ein Unheil anrichten könnte, hielt ſich ſeit der Seelenmeſſe meiſt in den Wäldern auf den Bergen auf. Man hörte faſt Nichts mehr von ihm und man ſprach auch nicht mehr von der Erlegung des Ewigen Juden. Man fürchtete ſich, von der Geſchichte zu ſprechen.

Eines Nachmittags ſtürzte Rago, von den Bergen herabkommend, mit einem Geſichte voll Entſetzen in's Dorf. Er rannte von Haus zu Haus und ſtieß ein wildes Geſchrei aus. Alle Einwohner verſammelten ſich um ihn und nach langer Bemühung gelang es ihm, die Worte hervorzubringen: „Ich habe den Animo getödtet! —“

„Deinen beſten Freund!“ riefen Alle erſchrocken — „wie iſt das zugegangen?“

„Ich ging auf die Jagd,“ erzählte Rago, „und kaum trete ich in den Wald, als mir ein ungeheurer Bär, faſt ſo groß wie der Ewige Jude, mit Gebrüll entgegen kommt und ſeine Tatzen nach mir ausſtreckt. Ich hatte grade Zeit genug, das Meſſer zu ziehen und ich ſtieß es ihm mit Einem Stoß in die Kehle. Der Bär fiel, aber wie er mir zu Füßen lag, war es Animo, mein beſter Freund Animo.“

Wie er auserzählt hatte, wandte ſich Rago wieder und eilte nach dem Walde zurück; alle Männer folgten ihm laufend. Als ſie an den Eichbaum kamen, den im vorigen Jahre der Blitz geſpalten hatte, ſahen ſie, wie in der That Animo todt da lag, mit einem großen Loch in der Kehle.

Erſt verwunderten ſie ſich, dann machten ſie aus Baumzweigen eine Tragbahre und legten Animo's Leiche darauf. Vier Männer nahmen ſie auf die Schulter und trugen ſie dem Dorfe zu, die Andern folgten und ſprachen über das merkwürdige Ereigniß. Aber als ſie an die Brücke kamen, die über den Wildbach zum Dorfe führt, fühlten die Träger, wie mit einem Male die Tragbahre ſo leicht wurde, als ob gar nichts darauf läge. Sie hielten und ſahen nach und wirklich war Animo von der Tragbahre verſchwunden. Wo iſt er hingekommen? Verloren konnte man ihn nicht haben; das hätten die nachſchreitenden Männer merken müſſen. Indeſſen konnte man ſich doch nichts Anderes denken und man kehrte um und ging, immer auf den Weg achtend und ſuchend, die ganze Strecke zurück. So kam man wieder bis an die blitzgeſpaltene Eiche und da lag der todte Animo ausgeſtreckt, grade ſo wie vorhin. Man lud ihn wieder auf die Bahre und der Zug ſetzte ſich wieder in Bewegung. Aber an der Brücke geſchah daſſelbe; die Bahre wurde wieder leicht, Animo war verſchwunden, man kehrte wieder zurück und fand ihn wieder todt unter der Eiche. Und ſo auch das dritte Mal. Aber als ſie dies Mal zurückkehrten, ſahen ſie Animo mit dem Rücken an die blitzgetroffene Eiche gelehnt und er ſprach mit derſelben Stimme, mit der er ſonſt zu ſprechen gewohnt war und ſagte: „Es wird Euch nicht gelingen, mich von hier fortzuſchaffen, denn Ihr wollt mich auf den Kirchhof bringen, wohin ich nicht gehöre. Indeſſen danke ich Euch für die gute Meinung. Laßt mich nur hier liegen und bemüht Euch nicht weiter um mich; wenn der Mond aufgeht, werde ich ſchon ſelber für mich ſorgen.“

Nachdem er ſo geſprochen, fiel er in's Moos zurück und war wieder todt. „Nun,“ ſagten die Männer, „wenn er ſelber für ſich ſorgen will, ſo laßt ihn gewähren.“ Und ſie kehrten in's Dorf zurück; nur einige der beſten Freunde Animo's und mit ihnen Rago blieben bei der Leiche, ſetzten ſich ringsumher auf Baumſtumpfe und in's Moos, zündeten ihre Cigarren an und warteten.

Bald wurde es Abend und bald ging der Mond auf und ſein Licht fiel durch die Bäume auf das Moos. Aber Animo lag im Schatten der Eiche. Langſam rückte der Mond am Himmel vorwärts und langſam wich der Schatten der Eiche zurück.

Als endlich die gelben Strahlen auf das Herz Animo's fielen, ſchloß ſich ſeine Wunde am Halſe und er erhob ſich ſo grade, wie man einen Stock aufhebt, ohne ein Glied zu biegen. Er zog eine Cigarre aus der Taſche, zündete ſie ſchweigend an der Cigarre Rago's an, lachte und ging tonloſen Schrittes durch den Kreis der Freunde in den Wald und verſchwand, ohne ſich einmal umgeſehen zu haben.

Am andern Morgen gingen die jungen Leute mit Rago zum Maire und erzählten ihm, was ſie erlebt hatten. Der Maire fand das Alles ſehr natürlich und verſicherte, daß er ihnen Alles hätte ſo vorausſagen können. Als ſie aber verlangten, daß er den ganzen Hergang der Sache zu Protocoll bringen möchte, lachte er ſie aus und ſagte, das verſtünden ſie nicht und dergleichen abergläubiſche Dinge paßten nicht in ein Protocoll und entehrten die Juſtiz. Rago aber rieth er, ſich aus dem Dorfe und in's Gebirge zurückzuziehen. „Denn," fügte er hinzu, „wir Alle wiſſen, wie ſich die Dinge zugetragen und was eigentlich an der Sache iſt. Aber die Leute vom Departement glauben Solches nicht. Der Gensdarme möchte wohl gern daran glauben, es iſt ihm aber verboten und er wird ſeine Anzeige machen und da könnteſt Du, guter Rago, leicht hingerichtet werden. Es iſt alſo am beſten, Du hältſt Dich ſo lange im Gebirge verborgen, bis die Wahrheit an's Licht kommt — die Wahrheit ſiegt immer — oder bis die ganze Sache vergeſſen wird."

Rago that, wie ihm der Maire gerathen und lebte verborgen im Gebirge. Nur von Zeit zu Zeit kam er des Abends herab in's Dorf, um an den Geſprächen der Männer vor der Schenke Theil zu nehmen. Da erzählte er ihnen denn, daß er Animo ſehr oft zu ſehen bekomme, daß dieſer oft, in der Nacht wie am Tage, ſchweigend an ihm vorübergehe oder mit großen Schritten von einer Felſenſpitze zur andern ſchreite, daß weder ſein Schritt noch ſein Sprung irgend einen Ton von ſich gebe und daß ſich das loſeſte Geröll unter ihm nicht bewege.

Eines Abends, da Rago wieder in's Dorf kam, hielt er ſich vor der Schenke nicht auf, ſondern ging ſchnellen Schrittes an ihr vorüber und nach dem Hauſe Reſa's, der Geliebten Animo's. — „Reſa," ſagte er, „Animo hat mich heute angeſprochen. Er will, daß ich Dich hinausführe, denn er wünſcht ſehr, Dich wieder einmal zu ſehen."

„Der gute Junge! er liebt mich alſo noch immer, das treue Herz!" ſeufzte Reſa und warf ihr Mäntelchen um und ſetzte das weiße Häubchen auf, um Rago zu folgen.

Als ſie an dem Fuße des Berges, der das Thal ſchließt, und auf der kleinen Hochebene vor demſelben anlangten, erblickten ſie Animo, der auf einem Felſenblocke ſaß und ganz ſo ausſah wie ſonſt. Um ihn herum im Kreiſe tanzte im Mondenſcheine eine große Menge Bären, die ſehr luſtig zu ſein ſchienen. Rago und Reſa erſchraken vor dieſem Schauſpiel und wollten nicht weiter gehen. Aber Animo rief ihnen zu: „Fürchtet Euch nicht! Sie thun Euch Nichts!“ — Und die Beiden traten, unbeläſtigt von den Thieren, in den Kreis und zu Animo. „Seht Ihr,“ ſagte er, auf die Bären deutend, „dies ſind die Kinder des Ewigen Juden, die ich jetzt zu hüten habe. Kommet nun mit mir in meine Behauſung.“

Er ging, von den Beiden gefolgt, dem Berge zu, der ſich vor ihm als ein langer und dunkler Gang öffnete. Leicht und wie am hellen Tage ſchritt er durch die Dunkelheit; aber Rago und Reſa ſtolperten bei jedem Schritte und blieben endlich weit hinter ihrem Führer zurück.

„Wo bleibt Ihr?“ rief er aus weiter Ferne.

„Wir ſehen ja Nichts und können nicht weiter,“ antworteten die Beiden.

„Ach ſo! das habe ich vergeſſen,“ murmelte Animo. Er kehrte um und führte ſeine beiden Gäſte wieder aus dem Gange heraus. Draußen pflückte er zwei gelbe Blumen aus den Kräutern des Berges und gab ſie Reſa und Rago in die Hände. Dann ging er wieder in den Berg und der Freund und die Geliebte folgten ihm; ſobald ſie in die Dunkelheit traten, fingen die Blumen in ihren Händen gewaltig zu leuchten an, ſo daß ſie jeden Stein auf dem Wege, und alle Metalle und Quellen im Innern des Berges ſehen konnten. Nach halbſtündiger Wanderung kamen ſie in einen großen Saal, der ganz mit weißen Metallen und hellen Edelſteinen ausgelegt war, ſo daß er ſich ſelbſt beleuchtete. Animo ſetzte ſich auf eine Bank und Rago und Reſa ſetzten ſich auf weiße Schemel ihm gegenüber. — „Hier,“ ſagte Animo, „könnt Ihr die Blumen auslöſchen; es iſt hell genug und Ihr braucht noch die Blumen für die Rückkehr.“

Sie thaten, wie er ſagte, und die Blumen erloſchen wie Kerzen, da ſie darauf blieſen. Dann warteten ſie, ob ihnen Animo ſagen werde, warum er ſie eingeladen hatte; aber Animo ſchwieg und ſo fing denn Reſa ſelbſt an:

„Animo, wenn Du eine arme Seele biſt, die Erlöſung braucht, ſo ſage es nur grad heraus und wir werden für Dich thun, was möglich iſt.“

„Ich?“ — ſagte Animo — „ich bin keine arme Seele.“

„Alſo,“ fuhr Reſa fort, „biſt Du ein ſeliger Geiſt?“

„Ich?“ — ſagte wieder Animo, — „ich bin kein ſeliger Geiſt.“

„Wenn Du keine arme Seele und kein ſeliger Geiſt biſt, ſo lebſt Du?“

„Ich?“ — lächelte Animo — „ich leben? ich lebe nicht.“

„Alſo biſt Du todt?“ fragte Reſa.

„Nein, todt bin ich auch nicht,“ erwiederte Animo.

„Um Gotteswillen, was biſt Du denn, wenn Du nicht lebendig und nicht todt biſt!“ rief Reſa erſchrocken.

„Das iſt eben die ganze Geſchichte,“ lächelte Animo geheimnißvoll, dann ſeufzte er und ſchwieg.

Nach einer langen Pauſe fing er wieder zu Reſa gewendet an: „Nun will ich Dir ſagen, warum ich Dich habe kommen laſſen, Reſa. — Ich habe Dich noch immer lieb und frage Dich, ob Du mich heirathen willſt, wie Du es mir verſprochen haſt.“

Trotz Allem zauderte Reſa nicht einen Augenblick, ein vernehmliches „Ja“ auszuſprechen.

„Aber,“ fuhr Animo fort, „ich muß Dir voraus ſagen, daß Du nur todte Kinder zur Welt bringen wirſt, wenn Du mich heiratheſt.“

„Dann kann ich es nicht thun!“ ſagte Reſa.

„Du haſt Recht!“ ſeufzte Animo und fing an zu weinen und Reſa weinte mit ihm. Er trocknete bald wieder ſeine Thränen und ſagte zu Rago: „Nun mich Reſa nicht heirathen will, mußt Du, lieber Freund, für ſie ſorgen und auch für meine Mutter mußt Du ſorgen. Ich ſehe es nicht gern, daß Du, mein liebſter Freund, auf die Bären ſchießeſt, von denen viele mir ſehr nahe verwandt ſind; Du mußt ein anderes Geſchäft und ein einträglicheres anfangen. Werde Du ein Schmuggler! So oft Du willſt, wird ſich dieſer Berg für Dich öffnen und Du wirſt durch dieſen Gang in Einer Stunde auf ſpaniſchen Boden gelangen, während Du über die Berge ſechs Stunden brauchſt. Auch biſt Du ſo vor den Douaniers ſicher.“

„Gern, gern!“ rief Rago freudig.

„Aber,“ fuhr Animo fort, „ich muß Dir eine Bedingung ſtellen. Du darfſt nur Kaffee ſchmuggeln und niemals Taback. Kaffee muß Jeder trinken und es iſt keine Sünde, ihn zu ſchmuggeln; mit Taback iſt es was Anderes, denn Rauchen iſt überflüſſig. Siehſt Du, Rago, das Alles weiß ich jetzt ganz gut.“

Rago ging auch auf dieſe Bedingung ein und Animo verabſchiedete ſeine Beſucher. Die Blumen leuchteten wieder und als ſie in's Dorf kamen, war es heller Morgen.

Seit damals hat kein Menſch mehr mit Animo geſprochen, obwohl ihm unzählige in den Bergen begegnet ſind, denn er hat ſeit jener Zeit die Stimme verloren. Er verſucht es wohl, von Zeit zu Zeit einen Begegnenden anzuſprechen, aber ſeine Lippen bewegen ſich ohne einen Ton hervorzubringen. In der Nacht ſieht man ihn über die Berge hinſchreiten. Nie hat er Jemand Etwas zu Leid gethan. Manchmal kommt er in's Dorf, aber dann iſt er unſichtbar. Reſa hat einmal, da ſie ſchon ſehr alt war, während der Nacht vor ihrem Hauſe ein Geräuſch gehört; als ſie heraus trat, ſah ſie ein Paar Sandalen, mit den Spitzen dem Hauſe zugekehrt, vor dem Fenſter ſtehen, durch das Animo mit ihr zu ſprechen gewohnt war. Sie erkannte die Sandalen als dieſelben, die ſie in ihrer Jugend für ihn geſtrickt hatte. Als ſich die Sandalen in Bewegung ſetzten und fortgingen, merkte ſie, daß Animo in ihnen ſtecken mußte, denn auf einer gewiſſen Höhe über den Sandalen, grade da, wo der Kopf hätte ſein müſſen, ſah ſie eine platte, runde Mütze, die ſich gleichmäßig mit den Sandalen fortbewegte. Zwiſchen ihnen und der Mütze war grade Platz für einen Mann von Animo's Größe.

Der Saludador.

Eine baskiſche Sage.

Eine Mutter, die ſieben Söhne nach einander in die Welt ſetzt, iſt überall ſiebenfach geſegnet, aber im Lande Escualdunac, d. i. im Lande der Basken dies- und jenſeits der Berge, iſt eine ſolche Mutter hundert- und tauſendfach geſegnet. Denn Einer von den ſieben Söhnen hat unfehlbar am Gaumen oder auf der Zunge das Zeichen des Kreuzes und der ſo Gezeichnete iſt ein Saludador oder Enſalmador. Ein Saludador oder Enſalmador aber iſt ein vor Allen auserwählter Menſch, ein von Gott beſonders Gebenedeiter. Er iſt beſtimmt, die Menſchen zu heilen, den Leidenden zu helfen; er iſt ein Arzt der Aerzte, ein Helfer unter den Helfern, ein Obſieger des Todes, ſoweit der Menſch, der ſterbliche, dem Tode obſiegen kann. Es gibt nämlich zweierlei Tode, den nothwendigen Tod und den überflüſſigen

Tod. Der nothwendige Tod iſt der unabwendbare, von Gott ſeit Ewigkeit und Weltanfang vorher beſtimmte; dem entrinnt keine Creatur, vor dem kann auch keine Creatur ſchützen und ſchirmen. Der überflüſſige Tod iſt derjenige, der aus Vernachläſſigung, aus ſchlechter Behandlung, zumeiſt aus der Unwiſſenheit der ſtudirten Aerzte entſpringt. Dieſer überflüſſige Tod tödtet die meiſten Menſchen, lange bevor ſie das ihnen beſtimmte Ziel erreicht haben. Sie könnten ſich noch viele, viele Jahre des Lebens erfreuen und in voller Geſundheit, wenn nicht die Aerzte wären. Gegen dieſen überflüſſigen Tod und gegen die Aerzte iſt der Saludador ein Retter und Heiland, vom oberſten Heiland ſelber in die Welt geſchickt, wie deſſen Wappen auf Gaumen oder Zunge beweiſt. Der Saludador erkennt ſogleich jede Krankheit und wenn es ein Mittel gegen dieſelbe gibt, auch ſofort das Mittel, und ſei es in einem Waſſer, in einer Pflanze oder in einem Thiere verſteckt. Glücklich iſt der Saludador, denn er wird geehrt, wie es ein auserwählter Helfer verdient, und die Schätze der Welt fließen ihm zu in ſo großen Strömen als er nur will.

Dies Alles wußte auf's Genaueſte der arme Mann Celhabe Santz, der in Malmaçon Haus hielt. Darum iſt es kein Wunder, daß er troß ſeiner Armuth die Art, mit der er eben vor ſeiner Hütte Holz ſpaltete, mit Verachtung weg und ſeine Baskenmütze jubelnd in die Luft warf, als ihm die Hebamme ankündigte, daß ſeine Familie ſich ſo eben vermehrt und daß ihm ein ſiebenter Sohn geboren ſei. Sofort verſammelte er ſeine ſechs ältern Söhne, die ſich auf dem Hofe herumtrieben, ſtellte ſie in Reihe und Glied gegen die Sonne gerichtet, ließ ſie ihre Mäuler ſo weit als thunlich aufſperren und unterſuchte ihre Zungen und Gaumen mit gewiſſenhafteſter Aufmerkſamkeit. Aber keine Spur von einem Kreuze! Unter den ſechs Jungen fand ſich der Saludador nicht und der Vater beurlaubte ſie mit Verachtung und ging in die Stube, um den Neugeborenen zu herzen und zu küſſen, denn dieſer mußte der Saludador ſein. Zwar fand ſich auch in deſſen Munde das Kreuz noch nicht, aber das konnte den wiſſenden Vater nicht erſchrecken, denn das Kreuz kommt auf Zunge oder Gaumen erſt dann zum Vorſchein, wenn der Saludador ſein erſtes Vater Unſer oder Ave Maria ſagen kann, ebenſo wie ſich ſeine Heilkraft erſt im dreizehnten Lebensjahre zeigt. Celhabe Santz faßte ſich alſo in Geduld, ſo that auch ſeine Ehegattin. Beide vereinigten ſich, den Knaben, den ſie Betiri nannten, auf's Sorgfältigſte zu pflegen und eine Bürgſchaft, daß ſie einen wirklichen und wahrhaftigen Saludador pflegten, fanden ſie in dem wunderbar ſanften und gutmüthigen, nicht im Mindeſten weinerlichen Weſen des Kindes.

Nun aber gibt es zweierlei Arten von Kindern; ſolche, die durch zärtliche Behandlung beſſer werden, und ſolche, die durch dieſelbe Behandlung anſpruchsvoll, eigenſinnig, launiſch und böſe werden. Es zeigte ſich bald, daß der kleine Betiri glücklicherweiſe zu der erſten Art gehörte. Kaum war er groß genug, um irgend eine Willensmeinung äußern, irgend eine Handlung vornehmen zu können, als er ſich ſchon voll guten Willens, hülfreich und liebend zeigte. Für die Aufmerkſamkeit, mit der er als ein künftiger Saludador von ſeinen Eltern, Geſchwiſtern und vom ganzen Dorfe behandelt wurde, war er außerordentlich dankbar und bei jeder Verehrung, die ihm angethan wurde, faſt gar ſehr beſchämt, beſcheiden und demuthsvoll. In ſeiner Güte beeilte er ſich auch, auf Andringen ſeines Vaters das Vater Unſer und das Ave Maria zu erlernen und es war großer Jubel im Hauſe und im Dorfe, als ſich ſchon einen Tag darauf das bewußte Kreuzchen, das ſichere Zeichen eines Saludadors, auf ſeiner Zunge zeigte. Mit ſeinem Verſtande erkannte er bald, was das zu bedeuten hatte und im Bewußtſein ſeines hohen Berufes als Helfer in Schmerzen wurde er ſtill und nachdenklich und immer liebevoller und ſinniger. Tage lang irrte er auf Bergen und in Thälern umher und ſuchte ſich mit den Pflanzen und Pflänzchen bekannt zu machen, die ihm einſt die wunderbaren Heilmittel liefern ſollten. So ging er oft ſehr früh ſchon mit nackten Füßen durch den Morgenthau und wenn er, ohne es zu wiſſen, auf das zauberhafte Goldkraut trat, ſchlief er ein und verſtand die Sprache der Vögel, Hunde und Wölfe und das Geflüſter der Blätter und der kleinſten Pflänzchen; da erfuhr er denn wunderbare Dinge und unter Anderem auch, wie gern, wie unendlich gern und freiwillig alle Pflanzen, Thiere und Geſteine ihre Geheimmittel hergeben, um den Menſchen zu helfen, wenn die Menſchen nur guten Willen genug haben und Kenntniß genug, ſich ihrer zu bedienen. Dieſe Güte und Hülfsbereitwilligkeit, der er überall in der Natur begegnete, rührte ihn ſehr und gab ihm eine gute Lehre.

Während er ſo durch Berge und Thäler irrte, führten Vater, Mutter und Brüder ein Freudenleben. Von Arbeit war nicht mehr die Rede; Hacke und Pflug roſteten im Winkel; kaum daß ſich Gelhabe Santz manchmal dazu hergab, etwas Kaffee oder Tabak für die Kaufleute von Bayonne auf verſteckten Pfaden über die Grenze zu bringen, wie ſehr er auch dieſes Geſchäft dermaleinſt geliebt hatte. „Warum ſollten wir uns auch plagen?“ ſagte er, „Betiri wird uns Schätze in's Haus bringen und uns zu reichen Leuten machen!“ — Schon wählte der Alte in ſeinen Gedanken Häuſer, Schlöſſer und Güter aus, welche er einſt kaufen wollte, wenn ſein Sohn nur erſt Kaiſer und Könige, Prinzeſſinnen und Baroninnen geheilt haben werde. Die Barone von Escairac ſchwebten ihm immer vor den Sinnen, denn deren Güter und Titel ſtammten der Sage nach alle von einem Saludador, den ſie in der Familie gehabt und der einen engliſchen Prinzen von der engliſchen Krankheit geheilt. Schon ſah ſich der alte Gelhabe als Baron und in einem Schloſſe wohnend und Wein von Frontignan und von Alicante trinkend. Indeſſen aber lebte er, wie man zu ſagen pflegt, auf Puff und machte Schulden. Je größer die Schulden wurden, deſto mehr freuete er ſich, denn ſie waren ihm wie ein Kalender, der das Heranrücken der Zeit ankündigte, da ſein Sohn als Saludador zu prakticiren und Schätze zu ſammeln anfangen ſollte.

Der dreizehnte Geburtstag war ein Feſttag für's ganze Dorf. Alles kam, um ihm zu gratuliren; der Vater berauſchte ſich, die Mutter weinte vor Freuden. Schon an dieſem Tage hatte Betiri vielſache Gelegenheit, ſeine wunderbare Gabe zu bewähren, denn es hatten ſich auf den Ruf hin ſehr viele Kranke aus der ganzen Umgegend im Dorfe verſammelt. Zuerſt kam eine ſchöne junge Frau mit glänzenden Augen. Die klagte über Schmerzen im Herzen, das manchmal ſo klopfe und hüpfe, als ob es die Rippen durchbrechen wollte. Betiri legte die Hand auf ihr Herz, ſchloß die Augen und hatte wunderbare Geſichte. Dann fing er zu ſprechen an und beſchrieb ihr eine ſchöne rothe Blume mit vielen hängenden rothen Glocken und beſchrieb ihr genau den Ort, wo ſie die Blume finden werde und die Art der Zubereitung und des Gebrauches. So that er auch mit allen anderen Kranken, die ſich herbeidrängten und die Kranken und Geſunden horchten mit einer Andacht, als ob ſie in der Meſſe wären. So gütig und milde war Betiri bei alledem und man ſah, wie ſeine Hand und ſeine Stimme den Kranken ſo wohl thaten, daß ſchier die Geſunden gewünſcht hätten, auch krank zu ſein, um ſich nur von ihm heilen zu laſſen.

Nach etlichen Tagen kamen alle die Kranken wieder zurück, einer nach dem andern, und alle mit fröhlichen Geſichtern, denn ſie waren geheilt und geſund. Da ſah man erſt, wie wenige Menſchen zu ſterben brauchten, wenn es nur viele Saludadores gäbe. Alle die Kranken brachten ihre Gaben mit, um dem Helfer zu danken, die Einen in Säcken, die Andern in Körben, die Dritten in klingender Münze. Der Vater, Celhabe Santz, machte Schränke und Kiſten und Beutel bereit, oder vielmehr, da er keine Beutel hatte, anſtatt der Beutel rothe und blaue Strümpfe, als in welchen ſich klingende Münze gut und geräuſchlos aufbewahren laſſe. Er öffnete beide Hände, um in Empfang zu nehmen, aber er öffnete auch den Mund und blieb mit offenen Händen und offenem Munde ſprachlos und erſtarrt ſtehen, als Betiri den Geneſenen erklärte, ſie möchten nur ihre Gaben wieder heim nehmen, denn er ſei nicht gewillt, ſich ſeine Kraft, die ihm Jinco ona, d. i. der Gott der Güte, geſchenkt habe, von ſeinen leidenden Brüdern und Schweſtern bezahlen zu laſſen. Auch die Geneſenen waren anfangs erſtaunt und widerſprachen dem Saludador, aber man muß es zu ihrem Lobe ſagen, daß ſie ſich ſchnell beruhigten und mit ihren Geſchenken abzogen, alle die Güte des Saludadors lobend und rühmend. Viele von ihnen drängte ihr dankbares Gemüth in die Schenke, wo ſie auf ſein Wohl ſpaniſchen Wein tranken. Der Vater erholte ſich nur langſam von dem Schrecken, den ihm Wort und Handlungsweiſe ſeines Sohnes verurſachten. Als er ſich erholt hatte, ſagte er zu ſich ſelber: „Bon! Mein Betiri iſt ein kluger Junge, der weiß, was er thut. Solche Großmuth iſt ein Capital, das gute Procente bringt; ſie macht einen guten Ruf, der weit geht und die Kranken aus der Ferne herbeilockt. Auch iſt es vielleicht nützlich, ein ſolches Erſtlingsopfer darzubringen. Was ſchlecht anfängt, endet oft gut; ſagt doch das Sprichwort:

Maiaza Noz
Urtea boz,“

d. i. Maienfroſt gibt guten Moſt.

In der That verbreitete ſich der Ruf des neuen Saludadors wie es der Vater gehofft hatte, ſehr ſchnell. Die Kranken kamen von nah und fern, und Betiri heilte die Heilbaren mit miraculoſer Schnelligkeit. Aber Betiri blieb ſeinem Grundſatze, ſich nicht bezahlen zu laſſen, mit einer Hartnäckigkeit getreu, die ſeinen Vater und ſeine ganze Familie in Verzweiflung brachte. „Ich müßte mich ja vor mir ſelber ſchämen,“ ſagte er. „Gibt doch ſelbſt das böſeſte Giftkraut ſeine Heilkraft umſonſt und ohne Bezahlung, und ich, ein vernünftiger Chriſtenmenſch, ſollte mir die Kraft bezahlen laſſen, die ich ſelbſt als eine unverdiente Gabe erhalten habe?!“ — Wenn er ſo ſprach, war der Vater oft nahe daran, ihn durchzuprügeln, da er aber eine gewiſſe Scheu hatte, an einen Saludador Hand zu legen, begnügte er ſich damit, ihn auf's Gründlichſte zu verachten. So oft er die Axt in die Hand nahm, um zu arbeiten, denn er mußte nun wieder arbeiten, um zu leben und um ſeine Schulden zu bezahlen, ſah er ihn mit einem vorwurfsvollen Blicke an, und ſo thaten auch die Brüder, wenn ſie zur Arbeit gingen oder an die Grenze, um zu ſchmuggeln. — „Da Du Nichts thun willſt, um Deine Familie ſo groß zu ernähren, wie Du es könnteſt,“ ſagte einſt der alte Gelhabe zu ſeinem Sohne. „ſo biſt Du auch nicht werth, mit ihr an einem Tiſche zu eſſen.“ — Und er wies ihm einen Platz an der Schwelle an. Da ſaß nun der arme und ſchöne Saludador und aß aus einer irdenen Schüſſel, die vor ihm auf der Schwelle ſtand, die ſchlechteſten Biſſen, während die Eltern und die Brüder am Tiſche ſaßen und das Beſte von dem verzehrten, was ſie von Zeit zu Zeit hinter dem Rücken Betiri's denn doch den dankbaren Geneſenen abnahmen. — Einmal ſo betrachtet und ſo geſtellt im Hauſe, wuchs die Verachtung immer ſchneller und ſchneller. Der Vater ſuchte nach Urſachen der ſonderbaren Handlungsweiſe ſeines Sohnes und fand ſie endlich in der Dummheit, denn nur ein Dummkopf könne die gute Gelegenheit, ſich zu bereichern, ſo vorübergehen laſſen; die Beſtätigung ſeiner Vermuthung fand er in der Geduld, mit welcher Betiri die Verachtung und die Mißhandlung des ganzen Hauſes ertrug. In Folge dieſes Nachdenkens erklärte er ſeinen Sohn für einen Eſel, denn auch der Eſel trage ein Kreuz auf dem Rücken, wie Betiri auf der Zunge; nur ſei der Eſel noch klüger, da er es dort trage, wo es zu tragen leichter ſei. Von nun an hieß Betiri im ganzen Hauſe nur noch der Eſel. „Wo iſt der Eſel?“ fragte man, „was macht der Eſel?“ Jeden Morgen grüßte ihn der Vater auf's Höflichſte: „Guten Morgen, Eſel! — Gut geſchlafen, Eſel?“ — Bald hatte man vergeſſen, daß er Betiri heiße.

Sonderbar genug ging es im Dorfe Malmaçon beinahe ebenſo wie im Hauſe. Anfangs bewunderte man den Saludador wie einen Heiligen und ſeine Gabe wie ein Mirakel; man pries auch ſeine Großmuth, mit der er ſeine Heilkraft an Alle und ohne Lohn ausſpendete. Aber der Menſch iſt ein höchſt ſonderbares Geſchöpf; ſowie er zwei Ohren, zwei Naſenlöcher, zwei Augen, zwei Reihen Zähne, zwei Hände ꝛc. hat, ſo hat er auch zwei Sinne, zweierlei Gedanken, die immer mit einander disputiren und zanken. Sagt heute der eine Gedanke Ja, ſo kann man ſicher ſein, daß morgen der andere Nein ſagt. Sehen die Menſchen, daß Einer mit Leichtigkeit Schätze und ein behagliches Leben erwirbt, werden ſie neidiſch und gönnen ihm nicht den Tropfen Waſſer, den er ebenſo braucht, wie der Dürftige; vernachläſſigt aber derſelbe, ſich reich zu machen, dann rechnen ſie ihm das ſchier wie ein Verbrechen an, und wenn ſie ihn dafür nicht ſtrafen können, ſo verachten ſie ihn wenigſtens. So ſagten ſie in Malmaçon von Betiri, nachdem ſie ihn gehörig bewundert hatten, nur noch, daß er ſehr gut ſei, ſpäter nur noch, daß er gut ſei, und noch ſpäter, da ſie ausgerechnet hatten, wie reich er ſchon ſein könnte, und da ſie ſahen, daß er es noch nicht war, ſagten ſie einfach: „Betiri iſt gut und dumm.“ In dieſer Stimmung war es den Leuten von Malmaçon ſehr leicht, auf die erhitzte Stimmung der Familie Santz einzugehen. Man fand die Entrüſtung des alten Gelhabe über ſeinen ungerathenen Sohn höchſt gerechtfertigt, und da man den Witz des alten Gelhabe kennen lernte, wurde er einſtimmig im Dorfe adoptirt, und wenn Betiri zu einem Kranken ging, um zu helfen, ſagte man: „Da geht der Eſel! — Der Eſel hat wieder eine gute Cur gemacht, der Eſel hat wieder ein einziges Kind gerettet, der Eſel hat wieder eine Mutter von ſechs Kindern geheilt,“ waren nun ſtehende Redensarten. So hatte denn Betiri einen Spitznamen anſtatt eines Baron- oder Grafentitels, wie ſein unglücklicher Vater gehofft hatte; und wer einen Spitznamen hat, der iſt gerichtet.

Betiri wußte ſehr wohl, wie er im Hauſe und im Dorfe hieß; ob er ſich aber darum kümmerte oder nicht, konnte ihm Niemand anſehen, denn er war immer mild und freundlich und immer bereit, Jeden anzulächeln, der ihn nur anredete. Doch konnte er es am Ende nicht mehr im Dorfe aushalten. Niemand ging mit ihm um; Alles verachtete ihn oder zuckte die Achſel zu jedem Worte, das er ſprach. Einſam und verlaſſen irrte er auf den Bergen umher und ſuchte Kräuter. Im Hauſe wollte man ihm kaum mehr zu eſſen geben, „denn,“ ſagte man, „wir müſſen arbeiten, Du aber trägſt Nichts zum Haushalte bei.“ Das war freilich wahr. Die Kranken konnten oft, trotz der beſten Beſchreibung der Pflanzen und der Oertlichkeit, da ſie wachſen, Pflanzen und Oertlichkeiten nicht auffinden. Da machte ſich Betiri ſelber auf, die Heilmittel aufzuſuchen, und damit verging ihm ſo viel Zeit, daß ihm keine zur Arbeit mit der Axt übrig blieb. Die Vorwürfe ſeines Vaters und ſeiner Brüder ſchienen ihm gerecht und er beſchloß, das Haus zu verlaſſen, um ihnen nicht zur Laſt zu fallen. Niemand hielt ihn auf, als er eines Tages ſeine kleinen Habſeligkeiten und die getrockneten

Kräuter zuſammenpackte und auf den Berg in den Wald zog, um hoch über dem Dorfe eine verlaſſene Wächterhütte der Douaniers zu bewohnen. Die Hütte war ſo ſchön gelegen. Verſteckt hinter alten Bäumen, wie es ſo eine Lauerhütte ſein muß, und grün, wie die ganze Umgebung, hatte ſie durch verſchiedene Lichtungen die Ausſicht auf die beiden ſchönen Länder Spanien und Frankreich. Stieg man auf den alten, knorrigen Eichenbaum, der ſie überdachte und der ganz mit Miſtelzweigen beſät war, konnte man auch das Meer glänzen ſehen, das große Meer, den Ocean. Die Kranken fanden ihn auch dort oben, wo er auf einer Raſenbank vor der Hütte ſaß und ihnen ſeinen heilenden Rath ertheilte. Waren ſie zu ſchwach, um hinaufzuſteigen, dann kam er hinunter in's Thal. In den Stunden, die ihm die Kranken übrig ließen, ſchnitzte er allerlei Figürchen in Holz, welche dann Mana in der Stadt verkaufte, und der Ertrag reichte hin, ihn zu ernähren. Er brauchte ſo wenig. Maña war ein junges Mädchen aus Malmaçon, das er von einem böſen Uebel befreit hatte und das ihm treu und anhänglich blieb, obwohl er im ganzen Dorfe der Eſel hieß. Sie kam geheim zu ihm, weil es ihr ihre Eltern nicht erlaubt hätten, ihn in ſeiner Einſamkeit zu beſuchen; denn die Sitten ſind ſtreng im

Lande der Escualdunac, und Betiri war um jene Zeit ſchon nahe an achtzehn Jahre alt. Maña hielt es auch für ihre Pflicht, ihm manchmal Vorwürfe und Vorſtellungen zu machen und ihm zu beweiſen, daß es thöricht ſei, eine ſo gute und einträgliche Gabe eines Saludadors nicht beſſer zu benutzen. „Siehe," ſagte ſie, „wenn Du Dir nur Haus und Hof erwerben wollteſt, dann könnteſt Du mich heirathen und wir wären ſo glücklich!" — Betiri antwortete auf ſolche Reden immer nur: „Ich kann meine Seele nicht verkaufen, auch um Dich nicht, Du gute Maña!" — Die gute Maña blieb nach ſolcher Antwort gewöhnlich einige Tage aus, aber am Ende kam ſie doch immer wieder.

So lebte Betiri in der Einſamkeit, und da es unten im Dorfe Malmaçon keine Kranken mehr gab, von ſeinen Landsleuten faſt vergeſſen. Da begab ſich etwas Merkwürdiges. Eines Tages, da er vor ſeiner Hütte ſaß und traurig hinunterblickte in ſein Dorf, bemerkte er daſelbſt eine ungewöhnliche Bewegung. Bald darauf ſah er viele ſeiner Landsleute, Männer und Weiber, auf den kürzeſten Pfaden den Berg heraufklettern. Sie ſchienen Alle in großer Eile, und als ſie vor ihm ſtanden, waren ſie ſo athemlos, daß ſie kein Wort hervorbringen konnten, obgleich Jeder von ihnen mit ihm ſprechen und ihm Etwas mittheilen wollte. Aus der Freundlichkeit und Dienſtfertigkeit, mit der ſie ihn umgaben, hätte Betiri, wäre er nur etwas argwöhniſch geweſen, leicht ſchließen können, daß ſich irgend Etwas zu ſeinen Gunſten zugetragen habe. Aber er hatte immer die beſte Meinung von den Menſchen und ſo etwas fiel ihm nicht ein. Auch war er in dem Augenblick ſehr zerſtreut, denn ſein Auge haftete auf dem großen Wege, der zu ihm heraufführte und auf dem ſich ein ſehr ſeltſamer Zug von Fußgängern und Reitern fort- und ihm entgegenbewegte. Pferde und Maulthiere und Herren in Gold und Sammet bildeten dieſen Zug; an ſeiner Spitze ging der alte Celhabe Santz als Führer. Das ſchöne Schauſpiel betrachtend, überhörte Betiri, wie ſeine Landsleute, endlich halb und halb zu Athem gekommen, etwas vom König und von der Königin von Spanien zu erzählen verſuchten. Als der Zug ſehr nahe kam, erkannte er wohl, daß er fremde und große Herren und ihre Dienerſchaft empfangen ſollte. Er ſtand auf und ging ihnen entgegen. Da ſah er Nichts als ſammtne Wämſer, ſeidene Strümpfe, goldene Ketten, diamantne Dolchgriffe, lange, ſpitze Degen, Hüte mit Federn von ausländiſchen Vögeln, lange Naſen, ſchwarze Augen, ſpitze Bärte. In der That waren es Hidalgos, Dons, Sennores, Granden, Dugues, Riccos hombres, wie ſie Betiri aus den Bildern kannte. Das Schönſte in all' der Pracht ſchien dem guten Betiri das lächelnde und freundliche Geſicht, mit dem ihm ſein Vater guten Morgen ſagte, wie er es ſeit lange nicht gethan, und das liebende Wort, mit dem er ſeinen Sohn dem vorausreitenden Herrn als den Saludador vorſtellte. Dieſer beſagte Herr präſentirte ſich als Herzog, Feldmarſchall, Grand von Spanien und Staatsminiſter und Kanzler ſeiner katholiſchen Majeſtät und fing in ſtolzer, ruhiger und breiter Rede an, dem Saludador den Zweck ſeines Beſuches auseinanderzuſetzen, immer zu Pferde und immer ohne nur den Hut zu berühren, denn dies thut ein Grand von Spanien nimmer und nimmermehr. Er ſprach: „Ihre katholiſche Majeſtät, Iſabella, Königin von Spanien — folgen ſämmtliche Titel, deren Aufzählung zu viel Raum und Zeit einnehmen würde — leidet ſeit einer Reihe von Jahren an einer Reihe ungenannter Uebel, an deren Hebung ſämmtliche berühmte Aerzte Europa's, Aſia's und Afrika's, alſo chriſtliche wie mauriſche, vergebens gearbeitet haben. Seine katholiſche Majeſtät, Don Philipp, König von Spanien — folgen ſämmtliche Titel — in ſeinem Kummer über das Leiden Ihrer katholiſchen Majeſtät, Iſabella, Königin von Spanien —

folgen ſämmtliche Titel — die er mit erhabenem Herzen liebt, ſo weit es Sitte und Anſtand einem König von Spanien erlauben, hat in ſeiner großen Betrübniß geruht, den Bericht von den wunderbaren Curen des Saludadors anzuhören und hierauf im Einverſtändniß mit der allerhöchſten Kranken, Iſabella, Königin von Spanien, beſchloſſen — folgen die Titel — den Saludador Betiri vermittelſt der pompöſeſten Geſandtſchaft an das hohe Krankenbett kommen zu laſſen. Und ſo komme ich, Don Antonio José Inigo Rodriguez Pedro Juan Fernando Gomez, Herzog von Geſeres y Jores, Marquis von Dolores, Graf von Ripecho, Feldmarſchall, Großadmiral, Staats- und Hausminiſter, Ritter des Ordens von Calatrava, Comthur des Iſabellenordens ꝛc. ꝛc., Gouverneur von Chalaſo, Stallmeiſter, Oberjägermeiſter, Excellenz und Hoheit, Grand von Spanien ꝛc. ꝛc. ꝛc., um Dich, Betiri Sanzio, im Namen Seiner katholiſchen Majeſtät, Don Philipp's, Königs von Spanien — folgen ſämmtliche Titel — aufzufordern, daß Du mir folgeſt an den Hof von Valladolid, um Deine hohe Heilkraft, von der der Ruf bis in die Königreiche gedrungen, an der allerhöchſten, erhabenſten, gnädigſten Königin zu bewähren, ſo weit es Sitte und Anſtand erlauben."

Wir geben hier nur einen ſehr kurzen Auszug der Rede des Herzogs von Geſeres, welche alle Welt ermüdet hatte, nur nicht Betiri, der mit großer Aufmerkſamkeit zuhörte bis an's Ende. Wir übergehen die Verſprechungen von Ehren, Würden und Schätzen, welche der Herzog für den Fall der Geneſung an ſeine Rede geknüpft hatte und deren Länge wieder alle Welt ermüdete, nur nicht den Vater, Gelhabe Santz, der mit großer Aufmerkſamkeit zuhörte bis an's Ende. Betiri verbeugte ſich einfach und erklärte, daß er gern bereit ſei, dem Herzog zu folgen und ſeine Kraft an der kranken Königin zu verſuchen. Er ging in die Hütte und legte ſeine Sonntagskleider an und beſtieg dann einen ſchön geſattelten Mauleſel, der für ihn bereit ſtand. Der Vater ſchrie mit Thränen in den Augen, daß er ſeinen geliebten Sohn nicht verlaſſen könne, und der Herzog befahl, daß man auch ihm einen Mauleſel gebe. So ſetzte ſich der Zug in Bewegung, obwohl es in Folge der langen Rede des Herzogs und der Aufzählung der Titel ſehr ſpät geworden war. Voran ritt der Herzog von Geſeres; ſein Gefolge nahm Betiri in die Mitte, daß er ſchier ausſah, wie ein Gefangener. Der Vater Gelhabe ritt ſo nebenher. Alles Volk rief: „Vivat und glückliche Reiſe!“ und Betiri winkte freundlich mit der Hand und lächelte, obwohl ihm Thränen in den Augen ſtanden und es ihm ein Weniges weh that, die ſtille Hütte zu verlaſſen. Aber er mußte ja fort; ſein hoher Beruf trieb ihn ſtärker, als die bewaffneten Männer, die ihn umgaben. Der Zug wand ſich wie eine glänzende Schlange, die ein Vöglein entführt, um den Berg, nach Süden zu, nach Spanien.

Nun aber gibt es keinen luſtigeren Weg, als der Weg iſt, der von Malmaçon nach Spanien führt. Fortwährend begegnet man frommen Pilgern, die von oder nach San Jago di Compoſtella ziehen und die heilige Lieder ſingen. Auf den Bergen ſitzen die Ziegenhirten, die ſingen heitere und traurige Lieder, und die Contrabandirer ſingen, wenigſtens ſo lange ſie auf ſpaniſchem Boden ſind, laute Lieder, die klingen wild und herausfordernd wie Kriegslieder. Auch die Mauleſeltreiber haben ihre beſonderen Lieder, die von den Glocken am Halſe ihrer Thiere und von den Schellen an den Sätteln begleitet werden; ſo haben auch die andern Reiſenden ihre Lieder, ſpaniſche, gascogniſche oder in der Escuanenſprache. Von ferne glänzt und rauſcht das Meer; die Bidaſſuet murmelt freundlich. Auch durch das Thal Ronceval kommt man, wo Roland erſchlagen ward, und ſieht man daſelbſt die Ueberreſte vieler Wunder, die er und der Erzbiſchof Turpin vollzogen haben. Dann kommt man noch an viele geweihete Orte aus den Zeiten der Heiligen. Das Alles machte die Reiſe fröhlich, obwohl die ſpaniſchen Granden ſehr ſchweigſam waren. Nur Eins that Betiri wehe, daß er an den vielen Kranken und Preßhaften vorbei mußte, die ſich überall auf ſeinem Wege verſammelten, ohne daß er ihnen helfen konnte, denn der Herzog von Geieres eilte, ihn an den Hof nach Valladolid zu bringen und geſtattete ihm nicht den kürzeſten Aufenthalt. Er vertröſtete ſie auf ſeine Rückkehr und verſprach ihnen, ſich dann ja gewiß überall ſo lange zu verweilen, bis er geholfen, wo zu helfen iſt.

Nach beinahe zwölftägigem Ritte kamen ſie in Valladolid an. Da ſah es faſt ſeltſam und ſehr prächtig aus, denn in den Gaſſen überall ſah man ſo viele Granden, Hidalgos, Erzbiſchöfe, Biſchöfe, Inquiſitoren und Mönche, daß das gemeine Volk in dieſem Tumult ganz verſchwand und man nur große oder geiſtliche Herren zu ſehen bekam. Alle dieſe Herren gingen in ſammtnen Schuhen, und in den Straßen lag das ſchönſte Stroh, um jeden Lärm zu vermeiden, denn die Königin war ſehr krank. Es war faſt Furcht einflößend, wie ſtille es in der Stadt war, und die Mauleſel, denen man ihre Glocken abgenommen, waren unheimlich anzuſehen, wie ſie ſo tonlos hingingen. Das Alles hatte der König ſelbſt durch ein ſtrenges Decret angeordnet, denn er liebte ſeine Königin, ſo weit es Sitte und Anſtand erlaubten. Betiri wurde nicht ſogleich in den königlichen Palaſt gebracht, ſondern in einen kleinen Nebenpalaſt, wo man ihm und ſeinem Vater ein koſtbares Mahl auftrug, dazu keinen ſpaniſchen Wein, weil dieſer in Spanien zu gemein iſt, ſondern eitel franzöſiſche Weine, als die ſeltenern.

Nach dem Mahle trat der Oberſthofmeiſter, ein alter, ſteifer Herr, in das Gemach, um Betiri zu unterrichten, wie er ſich vor der Königin zu benehmen habe, wie er ſich verbeugen, wie er niederknieen, wie er die Majeſtät anſprechen müſſe u. ſ. w. Betiri hörte Alles mit Aufmerkſamkeit an, als der Oberſthofmeiſter aber ſeinen Lehren hinzufügte, daß die Königin nicht berührt werden dürfe, widerſprach Betiri und ſagte, daß er ſie gewiß berühren werde, auf der Stirne, auf dem Herzen, je nach der Krankheit, da er ihr jedenfalls die Hand auflegen werde.

Der Oberſthofmeiſter ſchlug die Hände über dem Kopf zuſammen und rief: „Die Königin von Spanien berühren! — Das verbietet die Etiquette, das verbieten die Reichsgeſetze, das iſt ein todeswürdiges Verbrechen!“ Betiri aber blieb dabei und verſicherte, daß, wenn er auch ſterben müſſe, er die Königin doch berühren werde, wenn er eine Berührung für nothwendig halte.

Der Oberſthofmeiſter gab ſich alle Mühe, Betiri von ſeinem Starrſinn abzubringen; er ſtellte ihm vor, wie das gradezu eine Unmöglichkeit ſei, etwas Unerhörtes, Etwas, was von Weltanfang nicht vorgekommen und bis zum Weltuntergang hoffentlich nicht vorkommen werde. — „Ich wenigſtens,“ verſicherte der alte Oberſthofmeiſter mit einem höchſt ſchmerzlichen Lächeln, „ich wenigſtens wünſche den Tag nicht zu erleben, da die Königin von Spanien berührt wird.“

Betiri aber beharrte auf ſeinen früheren Worten. Der Oberſthofmeiſter warf ihm einen Blick voll Wuth zu und ging, indem er vor ſich hin die Worte murmelte: „Ich hoffe, Ihre Majeſtät werden groß genug denken, lieber ſterben zu wollen, als ſich durch eine Berührung heilen zu laſſen; das wäre eine theuer erkaufte Geſundheit, ein theuer erkauftes Leben!“

Die Nachricht, die der Oberſthofmeiſter zu Hofe brachte, verurſachte daſelbſt allgemeine Beſtürzung. Wenn der Saludador wirklich nur durch die Berührung heilen konnte, dann entſchwand jede Hoffnung auf Geneſung, dann mußte man die gute Königin aufgeben. So urtheilte der ganze Hof. Der Staatsrath verſammelte ſich, um dieſe ſchwierige Angelegenheit zu berathen; ſofort theilte er ſich in zwei

Parteien. Die eine rieth, man ſolle die alte Etiquette aufgeben, um die Königin zu retten, die andere, man ſolle lieber die Königin als die Etiquette aufgeben. Eine Mittelpartei, die ſich im Laufe der vieltägigen Berathungen bildete, rieth, Betiri auf die Folter zu legen, um von ihm herauszubringen, ob die Berührung unbedingt nothwendig ſei und ob er auf den Gedanken nicht aus Ehrgeiz oder bäuerlichem Unverſtand gerathen.

So ſtritt man durch viele Tage und konnte zu keinem Entſchluß kommen. Betiri wußte, was vorging, denn Hof und Stadt nahmen Theil an der Discuſſion und theilten ſich ebenfalls in Parteien. Indeſſen verſtrich eine koſtbare Zeit und die Königin wurde immer übler. Ach, dachte Betiri, könnte ich nur zu ihr gelangen, ich würde ihr helfen, ohne erſt die Miniſter zu befragen, und ſollte ich nachher hundertmal gefoltert werden oder ſterben müſſen. Mit ſolchen Gedanken voll Mitleidens mit der ſchönen Königin ſah er eines Tages hinüber nach dem königlichen Palaſte und da bemerkte er, daß von den beiden Treppen, die in's Innere führten, die eine mit viel mehr und mit dickeren Teppichen belegt war als die andere. Dieſe Treppe, dachte er, führt wahrſcheinlich zu den Krankenzimmern; die dicken Teppiche ſind nur da, um die Schritte unhörbar zu machen.

Wenn ich dieſen Teppichen folgte, käme ich vielleicht in die Zimmer der Königin!

Je länger er über dieſen Gedanken brütete, deſto mehr erſchien es ihm als ſeine Pflicht, den Verſuch zu machen und in die Gemächer der Königin einzudringen, ſie ſo ſchnell als thunlich zu heilen, bevor es vielleicht zu ſpät würde.

Als es Abend und ſehr dunkel wurde, zog er die Schuhe vom Fuße und ſchlich in den Strümpfen auf die gewiſſe Treppe. Mit einem Satze war er oben und ſah in einen langen, langen Gang, durch den eine doppelte Reihe von dicken Säulen lief, die ſich in dunkler Ferne verlor. In der langen Galerie waren wohl viele Lampen angezündet, aber die dicken Säulen warfen ſehr breite Schatten, und Betiri ſprang nun, wie ein Eichhörnchen von einem Zweige zum andern, von einem Schatten in den andern, und zwar in ſeinen Strümpfen und auf den dicken Teppichen, ſo lautlos, daß ihn die Wachen, die dort und da aufgeſtellt waren, gar nicht hörten. Auch muß man geſtehen, daß die Wachen ſehr nachläſſig waren, ebenſo wie die Höflinge, die er bald in einem großen Saale zu Geſichte bekam; es ging da überall ſo ordnungslos her, wie unter einem Geſinde, deſſen Herr oder Herrin für verloren gehalten wird. Das dachte auch Betiri und nahm ſich vor, Alles daran zu ſetzen, um bis zur Königin vorzudringen. In der Galerie hatte manche Wache ihren Poſten verlaſſen, im Saale, in den er aus der Galerie trat, ſcherzten die Diener und Kammerjungfern mit einander; die vielen Säle, die dann folgten, waren ganz leer und ſehr ſpärlich beleuchtet. So kam er mit Schleichen und Huſchen und Warten unbemerkt an einen rothſammetnen Vorhang, hinter dem es ganz unheimlich ſtill war. Er zog ihn ſachte aus einander und ſiehe da, er blickte in die Krankenſtube der Königin. Da lag ſie auf ihrem weißen Lager, über dem die Krone hing, von einer umflorten Lampe nur ſchwach beleuchtet, ſo krank, ſo blaß, ſo mager, aber auch ſo ſchön, ſo ſehr ſchön! Betiri wollte mit einem großen Schritt auf das Lager zugehn, aber er bemerkte noch zur rechten Zeit eine alte, ſteife Dame, die nahe dem Bette der Königin in einem Lehnſtuhl ſaß und ſchlummerte. Er ſchlich nun leiſe an das Bett und betrachtete die ſchöne kranke Königin, die ebenfalls zu ſchlummern ſchien. Aber plötzlich öffnete ſie die großen matten Augen, ſah Betiri mit Lächeln an und ſagte mit leiſer Stimme: „Du biſt der Saludador, ich weiß es. O rette mich, Saludador!“

Der Saludador neigte ſich zu ihr hinab, legte ihr ſeine linke Hand auf die Stirne und die rechte auf das Herz und ſprach: „Jetzt ſage mir, was Du leideſt.“ Und die Königin fing an, ihm von ihren Leiden zu erzählen, aber ſo leiſe, daß er ſein Ohr an ihren Mund legen mußte, um ſie zu hören. Ach, wie viel litt ſie, die arme Königin, ſie hatte ſo viele Krankheiten, als nur eine Königin haben kann: Bruſtleiden, Kopfleiden, Herzleiden, Milzleiden, Krämpfe jeglicher Art u. ſ. w. Betiri ſeufzte, als er von ſo vielen Leiden hörte. — „Beklagſt Du mich als unheilbar?“ fragte ſie. — „Nein,“ antwortete Betiri, „aber die Heilung wird lange Zeit brauchen, da ich nur eine Krankheit nach der andern heilen kann.“ — „So ſei geſegnet,“ ſagte ſie, „denn ich fühle ſchon jetzt Beſſerung unter Deiner geſegneten Hand.“

Eben ſchloß Betiri die Augen, um im Geiſte die Heilmittel zu ſehen, deren er bedurfte, und er ſah ſchon vielerlei Pflanzen und Blüthen auf heiterem Wieſengrunde, in dunkeln Schluchten oder als Schmarotzer auf alten Bäumen und verfallenem Gemäuer, gelbe und weiße Flechten auf uralten Steinen, in den Eingeweiden der Sierra Morena einen grünen Wunderſtein mit Blutflecken in ſeinem Innern, in der Tiefe der See einen Fiſch mit einer heilkräftigen Galle — als die alte Dame im Lehnſtuhl erwachte und beim Anblick eines Mannes, der beide Hände auf die Königin legte, ein entſetzliches Geſchrei erhob, ungefähr wie hundert Raben zuſammen erheben könnten.

„Im Namen Gottes ſchweige!“ rief er ihr ſo drohend zu, wie ein Beſchwörer einem böſen Geiſte, und ſie fiel in den Lehnſtuhl zurück und ſchwieg mit offenem Munde. Betiri wandte ſich wieder zur Königin und fing an, ihr von den Mitteln zu ſprechen, die ſie zuerſt von ihren Kopfleiden befreien ſollten. Aber es war zu ſpät. Das Geſchrei der alten Dame hatte ſämmtliche zerſtreute oder ſchlafende Hofbediente und Höflinge verſammelt und geweckt. Sie ſtürzten in das Gemach und ſchleppten Betiri hinaus. „Fort, in's Gefängniß mit dem Staatsverbrecher!“ ſchrie der Oberſthofmeiſter außer ſich vor Grimm. — „Man hänge, viertheile, verbrenne ihn!“ —

Und ehe ſich Betiri deſſen verſah, ſaß er, mit Ketten belaſtet, in einem dunkeln, feſten Kerkerſtübchen, hinter Schloß und Riegel. Die Ketten wurden ihm zwar am nächſten Tage wieder abgenommen, aber er war doch einmal ein Gefangener, und er ſaß ſo traurig da, immer der armen Königin gedenkend, der er ſo gerne geholfen hätte. Er prüfte Schloß und Riegel, Fenſtergitter und Mauern, ob er nicht entwiſchen und wieder zu der Kranken gelangen könnte, aber er mußte ſich nur überzeugen, daß keine Hoffnung da war, in Freiheit zu kommen. Traurig ſang er das in ſeiner Heimath vielbekannte Lied Choria Caiolan (oder „der Vogel im Käfig") vor ſich hin, das ſo lautet:

Das Vöglein iſt gefangen,
Es ſingt ſo trüb und matt,
Und ob's auch nach Verlangen
Getränk und Speiſen hat.
Es möcht' hinaus, in Eil, in Eil,
Ach weil, ach weil
Nur in der Freiheit Glück und Heil.

Alles, was in dieſem Liede geſagt iſt, war buchſtäblich wahr, auch daß er gut zu eſſen und zu trinken hatte, und das verdankte er dem Könige, der mit ihm das größte Mitleid hatte und dieſes um ſo mehr, als die Königin ſchon in Folge der Handauflegung und der Mittel, die er ihr anzuzeigen Zeit hatte, die Kopfſchmerzen ganz verloren hatte. Der König aber hatte nicht den Muth, ſein Mitleid mit Betiri anders auszudrücken, denn in Spanien iſt die Etiquette mächtiger als der König. Sonſt hätte er ſich den Teufel daraus gemacht, die Königin von Betiri berühren zu laſſen. Aber der Hof und die Stadt waren empört, wenn ſie an eine ſolche Möglichkeit nur dachten. Mit dem Oberſthofmeiſter und mit jener alten Dame, ſeiner Gattin und Oberſthofmeiſterin, von denen der erſte aus Alteration über den unerhörten Verfall vom Schlage gerührt worden, die andere aus Verzweiflung in's Kloſter ging, hatten Hof und Stadt mehr Mitleid als mit dem gefangenen Saludador. Der Staatsrath verſammelte ſich auf's Neue, und man berieth diesmal viel eifriger, wie Petiri als wie die Königin zu behandeln ſei. So kam es, daß die Gefangenſchaft Petiri's viele, viele Tage währte, und ſie hätte noch länger gewährt, wenn der König nicht einen großen Gedanken gehabt hätte. Er decretirte durch ein königliches Handſchreiben, kraft ſeiner königlichen Machtvollkommenheit, daß das Geſchehene niemals geſchehen, und in Folge deſſen war Petiri kein Verbrecher mehr und wurde er eines Tages plötzlich aus dem Gefängniſſe geholt und zwar mit ſehr großem Pompe. Die Höflinge und das Volk auf ſeinem Wege beklagten ihn wegen der langen, unſchuldig erlittenen Gefangenſchaft. Da ſaß Petiri wieder neben ſeinem Vater in dem kleinen Palaſte neben dem königlichen Schloſſe und erwartete eine Deputation des Königs, die ihm angekündigt war.

Dieſe Deputation war das Prächtigſte, das man je in Spanien geſehen, denn es ſollte etwas Außerordentliches geſchehen. Petiri wurde in ſammetne und goldene Kleider geſteckt; es wurde ihm ein Degen mit diamantnem Griff umgeſchnallt, eine goldene

Kette um den Hals gehängt und ein großer, breiter Hut mit weißer Straußfeder aufgeſetzt und endlich ein großes Pergament mit gewaltigem Siegel verleſen, vermöge welchem er zum Feldmarſchall ernannt worden. Dies war nämlich nothwendig, um ihn bei Hofe und vor der Königin erſcheinen zu laſſen. Dem armen Betiri war es in der neuen Tracht und Würde ſehr übel zu Muthe, denn er kam ſich vor, als wäre er in einem ganz fremden Lande und einſam und verlaſſen. Doch ließ er ſich das gefallen, weil es, wie man ihm ſagte, nicht anders möglich war. Sein Vater war außer ſich vor Freude, als er ſeinen Sohn als Feldmarſchall ſah. Hierauf nahm ihn die Deputation in ihre Mitte und führte ihn unter großem Zulauf des Volkes, während die Glocken läuteten und alle Wachen das Gewehr präſentirten, in den königlichen Palaſt und in den Thronſaal. Da ſaß der König, umgeben von ſeinen Granden, die alle den Hut auf dem Kopfe hatten, und es begann eine neue Feierlichkeit. Um nämlich die Königin von Betiri berühren zu laſſen, mußte er ein Grand von Spanien ſein. Der König zog ſeinen Degen, die Granden thaten daſſelbe, und es begannen die ſonderbarſten Geſchichten, von denen Betiri gar nichts verſtand, aber ehe er ſich deſſen verſah, war er Grand von Spanien und Herzog. Man las ihm alle ſeine Titel vor, und er glaubte, daß von einem ganz Andern die Rede ſei. „Ach," ſagte er zu ſich, „was würde ich nicht Alles dulden, um nur die ſchöne, gute Königin retten zu können; wenn ſie nur erſt gerettet iſt und ich wieder in Malmaçon in meiner Hütte ſitze, wird es mir ja doch Niemand an der Naſe anſehen, daß ich Feldmarſchall, Herzog und Grand von Spanien bin."

In der That hatte er nun, in Folge dieſer weiſen Maßregeln, die alle der König ſelbſt erfunden, jede mögliche Freiheit, die Königin zu heilen, und er ging und kam, wie es ihm beliebte, zu jeder Stunde des Tages, freilich immer in großer Uniform. Die Königin nahm ſichtbar an Kräften zu und der König freute ſich ſeiner großen Entſchlüſſe und ſagte: „Hätte ich Betiri zu einem Prinzen von Geblüt machen müſſen, ich hätte es auch gethan; gottlob, daß die Grandezza ausreichte."

Da die Königin ſo viele Krankheiten hatte, dauerte auch die Heilung ſehr lange, denn Betiri konnte nur eine Krankheit nach der andern heilen, aber endlich wich auch die letzte. In allen Kirchen Spaniens wurde ein Te Deum geſungen.

An dieſem Tage wurde Betiri durch eine neue Hofdeputation überraſcht. Dieſe brachte die Schätze in Gold und Diamanten, welche der König dem

Saludador als Lohn für die Heilung der Königin beſtimmt hatte. Der kleinſte dieſer Diamanten war ſo viel werth wie ganz Malmaçon mit den umliegenden Feldern und Waldungen; alles Gold, das in großen Rollen in Körben lag, war neben den Diamanten kaum der Beachtung werth. Der alte Gelhabe Santz ſprang vor Freude in der Stube umher, daß der Herzog von Geſeres und die andern Hofleute bei dieſem Anblick empört waren. Aber Betiri erklärte dem Herzog, daß er für ſeine Curen einen Lohn nicht annehmen könne und dürfe. — Der Herzog und die Hofleute ſahen ihn lange und ſtarr an; der Vater Gelhabe war mitten in einem Sprunge wie verſteinert mit einem aufgehobenen Beine ſtehen geblieben. Er wurde wieder lebendig und fing zu athmen an, als der Herzog ſich gefaßt, und ſagte, daß man ein Geſchenk des Königs nicht zurückweiſen dürfe, dies ſei göttliches und menſchliches Geſetz. — Aber Betiri beharrte auf ſeiner Weigerung. Es wäre ihm, wenn er Bezahlung annähme, ſagte er, als ob er ſeine Seele verkaufte. — Da wurde der alte Gelhabe ungemein böſe; er nannte ſeinen Sohn, wie in den guten, alten Tagen einen Eſel und Sohn eines Eſels und überhäufte ihn mit ſolchen Schmähungen, daß ihm die Thränen in die Augen traten. Da er aber doch unerſchüttert blieb, fing der Vater an, ihn anzuflehen, daß er doch ja die Schätze annehme, und wenn er einen Widerwillen, einen unbegreiflichen Widerwillen gegen das Gold habe, doch die Diamanten zu nehmen, und wenn er die Diamanten nicht leiden könne, doch wenigſtens das ſchöne Gold nicht zurückzuweiſen, vor Allem aber nicht den König zu beleidigen. — Doch Betiri ſchüttelte den Kopf und ſagte, er könne nicht anders.

Da wurde Gelhabe Santz mit einem Male ſchrecklich ruhig. Er nahm den Herzog von Geſeres y Zores am Arme und führte ihn in eine Nebenſtube. Dort ſprach der arge Vater: „Du ſiehſt ein, o Herzog, daß es gegen die Natur iſt, ſolche Schätze zurückzuweiſen.“ — Der Herzog nickte mit dem Kopfe. — „Wohl,“ fuhr Gelhabe Santz fort, „es iſt meinem Sohn mit der Zurückweiſung nicht ſo ernſt; ich kenne das, denn die Geſchichte wiederholt ſich nach jeder Cur. Es liegt das Alles aber in ſeinem Geſchäft als Saludador. Ein Saludador nämlich darf ſich nicht bezahlen laſſen, es wäre denn, man zwänge ihn dazu, ſonſt verliert er ſeine Kraft. Du mußt ihn alſo auf alle mögliche Weiſe zwingen, es iſt zu ſeinem Wohle.“ — „Aber wie?“ fragte der Herzog. — „Du brauchſt darum gar nicht verlegen zu ſein,“ antwortete der Vater, „denn durch die Ablehnung, die eine Beleidigung Seiner Majeſtät iſt, hat er ſchon an ſich einige Strafe verdient. Etwas Folter und einige Wochen Gefängniß werden wohl hinreichen.“

Der Herzog dachte einige Zeit nach, ob er mit der Folter oder mit dem Gefängniß anfangen ſolle, zuletzt entſchloß er ſich für's Gefängniß und kehrte zu Betiri zurück und verhaftete ihn.

Da ſaß er denn wieder im Gefängniß und ſang wieder traurig:

Ein Vöglein iſt gefangen . . .

und ſehnte ſich noch mehr hinaus als das erſte Mal, denn er dachte an all die Kranken und Preßhaften, die er während ſeiner Reiſe nach Valladolid auf ſeine Rückkehr vertröſtet hatte. Auch war er wirklich nach einigen Tagen frei, denn der alte Gelbabe Santz hatte zehn Maulthiere gekauft, ſie mit den Schätzen beladen und war auf und davon gezogen. Damit erklärte man bei Hofe die Frage für gelöſt und öffnete Betiri die Gefängnißthür. Als er in ſeine Wohnung kam, fand er daſelbſt Alles leer, ſo gut hatte ſein Vater aufgeräumt, nur ſeine alten baskiſchen Kleider, die er damals, als man ihn zum Feldmarſchall gemacht, gut verſteckt hatte, fand er noch in demſelben Winkel. Er legte ſeine Uniform ab und jene Kleider wieder an, nahm einen

Stab in die Hand und machte ſich auf die Wanderung. Wie froh war er, zu ſehen, daß die Wachen nicht mehr das Gewehr vor ihm präſentirten. Unbemerkt kam er vor's Thor und ſchlug den Weg nach dem Lande der Escualdunac ein.

Ueberall auf dem Wege war er von den Kranken und Preßhaften mit großer Ungeduld erwartet. Da hatte er denn viel zu thun, und erſt nach vielen, vielen Monaten kam er in Malmaçon an. Wie er in ſeiner alten Tracht mit dem Stabe in der Hand ganz beſtaubt und müde von dem langen Wege durch das Dorf ging, hatte er großen Spott zu vernehmen, denn der Vater hatte viel von ſeinem dummen Benehmen am ſpaniſchen Hofe erzählt. Er hieß wieder der Eſel. „Da kommt der Eſel heim!“ riefen die Einen und die Andern: „Seht doch, wie ein Feldmarſchall ausſieht — ſeht doch, wie ein Grand von Spanien ausſieht! — Na, das goldene Vließ, wie das aber glänzt, daß unſer Einem die Augen übergehen!“ — Aus einem der Häuſer ſcholl ihm die Pauke und andere Muſik entgegen. Es war eine Hochzeit. Die Braut, Maña, ſtand mit ihrem Kranze im Haar am Fenſter und war ſo ſchön anzuſehen, daß Betiri trotz allem Spott anhielt. Sie zuckte die Achſel bei ſeinem Anblick und ſagte, ſie ſehe erſt jetzt ein, wie recht ſie gethan, einen ſolchen Eſel nicht erwartet zu haben. Am Ende des Dorfes ſprengten ſeine Brüder auf prächtigen Pferden und in Edelmannskleidern an ihm vorbei, einem Schloſſe zu, und aus dem Gruße, den ihnen ein Bauer zurief, erkannte er, daß ſie die Gutsherrn des Orts geworden und daß ſie ſeine Titel angenommen hatten. Als ſie ihn erblickten, ſchlugen ſie eine helle Lache auf und der Aelteſte warf ihm ein Goldſtück zu, wie einem Bettler. Da ging Betiri weiter und hinauf in ſeine Hütte und weinte bitterlich.

In den erſten Tagen kamen etwelche Kranke zu ihm, die während ſeiner Abweſenheit in Spanien allerlei Uebel bekommen hatten. Als dieſe aber geheilt waren, wurde es dort oben ſehr einſam. Betiri ſaß des Abends vor der Hütte und dachte: „Hier in der Gegend iſt nun Alles geſund, Maña iſt verheirathet, in meiner Familie bin ich verachtet — was habe ich noch länger hier zu thun? Sollte ich nicht in die Welt gehen und die Leidenden aufſuchen?“

Um dieſe Zeit begab es ſich, daß vor dem Hafen von Bayonne ein Schiff lag, das eine gelbe Flagge trug und das man nicht einlaufen ließ, weil es das gelbe Fieber an Bord hatte. Es kam aus jenen Ländern, in welchen das gelbe Fieber zu

Hauſe iſt und war von Basken bemannt, denn die Basken ſind kühne und ausgezeichnete Seefahrer. Die Schiffsmannſchaft beſagten Schiffes war in großer Verzweiflung, denn ſie wurde von Tag zu Tag kleiner, ſo ſehr wüthete der Tod an Bord, und doch konnte ſich Niemand retten, weil die Bayonneſen das Schiff zu ſehr bewachten und Niemand an's Land ließen, aus Furcht vor Anſteckung. Sobald ſich einer der Matroſen in der Nähe des Landes ſehen ließ, wurde auf ihn geſchoſſen. Zwei kühnen Basken aber gelang es doch, in der Nacht an's Land zu ſchwimmen. — „Wir wollen den Saludador holen," ſagten ſie, „von deſſen Wunderthaten die Berge voll waren, ehe wir nach Montevideo ſchifften, der ſoll uns retten."

Und als Betiri ſo denkend, wie oben geſagt, da ſaß und es Abend und dunkel wurde, ſtürzten die beiden Matroſen aus dem Gebüſche hervor, faßten ihn, hoben ihn auf die Schultern, wie einen Pack Waaren und trugen ihn auf und davon. — „Was wollt Ihr von mir," fragte er ſie. — „Du ſollſt unſer Schiff vom gelben Fieber befreien," antworteten die Matroſen. — „Das will ich gern und freiwillig thun, und braucht es dazu keiner Gewalt." — Er ſagte das mit ſo wahrhaftiger Stimme, daß ſie ihn auf die Erde ſetzten und er wanderte fröhlich neben ihnen bis Bayonne; dort warf er ſich mit ihnen in's Meer und ſchwamm an's Schiff.

Nach ſieben Tagen war das gelbe Fieber vom Schiffe verſchwunden und die Seeleute ſagten zu ihm: „Nun kannſt Du wieder gehn.“ — Er aber antwortete: „Ich habe in dieſen Tagen ſo viel von den unglücklichen Ländern gehört, in denen dieſe Krankheit hauſt, daß mir das Herz weh thut. Nehmt mich mit in dieſe Länder, daß ich ihnen helfe!“ — Darauf gingen die Seeleute mit großer Freude ein, „denn,“ ſagten ſie, „es iſt ein großer Gewinn, wenn er uns Montevideo vom gelben Fieber ſäubert.“ So nahmen ſie ihn denn mit nach Montevideo in Amerika und ſo verſchwand der Saludador. Man weiß nur das von ihm, daß er von nun an von Land zu Lande fuhr, ſoweit die Erde reicht, nach dem Lande Mexico, und Neu-Orleans, nach den vielen Inſeln, nach allen Indien und Pondichery, überall hin, wo zu helfen und zu heilen war, ſo weit die Menſchen leiden, und das iſt eine große Strecke. Als man erfuhr, daß der Saludador verſchwunden ſei, war in Malmaçon großes Bedauern und Wehklagen. Viele Jahre ſpäter, wenn die Basken von weiten Reiſen glücklich heimkamen, wußten ihre Mütter oder Kinder oder Bräute nicht, daß ſie das doch dem Betiri zu danken hatten. — Manchmal erzählte ein Baske, daß er ihn dort im Süden und dann wieder ein Andrer, daß er ihn dort im Norden oder im Weſten, oder im Oſten geſehen. So zog er kreuz und quer über die Erdkugel und thut es gewiß noch, wenn er lebt. Dies iſt die Geſchichte eines Saludadors oder Enſalmadors.

Herbadilla.

Eine Legende aus dem Bocage.

Das kleine Land des ſogenannten Bocage am atlantiſchen Ocean verdankt die franzöſiſche Regierung dem franzöſiſchſten aller Ströme, der Loire; ſie hat es ſeit Jahrtauſenden, mit Ausdauer fortarbeitend, geſchaffen, indem ſie Stücklein an Stücklein heftete und nach und nach ſo das ganze fruchtbare Ländchen, wie man ſich wiſſenſchaftlich ausdrückt, anſchwemmte. Der Ocean hat das Seinige gethan, indem er ſich vor dieſer ehrenwerthen Ausdauer des patriotiſchen Stromes zurückzog und das Ufer mit ſeinen Fluthen ziemlich feſthämmerte, ſo daß er ihm heute ſelbſt Nichts anzuthun vermag. Dieſes nachgeborene Land war durch Jahrtauſende ganz unbekannt, bis es zur Zeit unſrer Väter und Großväter durch den Vendéer-Krieg berühmt wurde; vergoſſenes Blut nämlich macht Menſchen und Länder berühmt.

Im Bocage findet ſich ein See, Grand Lieu genannt, und von dieſem See erzählen die Einwohner höchſt merkwürdige Geſchichten. Sie erzählen: An der Stelle dieſes Sees lag einſt, vor und kurz nach Chriſtus, eine ungeheure Stadt Namens Herbadilla, die ſo groß war, wie wenige andere Städte der Welt und ſo reich, wie nicht hundert andere große Städte zuſammen. Sie beſtand aus lauter Paläſten und war nur von reichen Leuten bewohnt. Jetzt liegt dieſe Stadt unter den Fluthen auf dem Grunde des Sees. Dies Alles iſt gewiß nicht wahr, ſagen die Einwohner. Denn wenn es eine ſolche Stadt gegeben hätte, ſo wüßte man was davon in den Büchern, denn heut zu Tage ſteht Alles in den Büchern zu leſen und von einer Stadt Herbadilla iſt überall keine Rede. Und eine Stadt von lauter Paläſten und reichen Leuten iſt ein Unſinn, denn wo es Paläſte und reiche Leute gibt, muß es auch arme Leute geben und ſehr arme Leute; das iſt die Regel und iſt es nie und nirgends anders geweſen. Und wenn die Stadt ſo groß geweſen wäre, ſo hätte ſie gar nicht Platz in dem kleinen See und müßte man von einer ſolchen Stadt noch heute einige Reſte entdecken und es iſt nirgends eine Spur. Es iſt ein Unſinn mit der ganzen Stadt Herbadilla; ſie iſt aber mit all ihrer Pracht als ein für ewige Zeiten abſchreckendes Beiſpiel auf folgende Weiſe zu Grunde gegangen.

Es war nämlich der heilige Martin von Tours, welcher dieſe ganze Gegend zum Chriſtenthume bekehrte, um ſeine Diöceſe von Tours ſo viel als möglich auszudehnen. Er verſtand keinen Spaß, dieſer heilige Martin, der nicht zu verwechſeln iſt mit dem guten Ritter Martin, der ſeinen Mantel mit dem Bettler theilte. Er wüthete förmlich in der ganzen Gegend, und wenn die Leute ſeine Predigten nicht glaubten, machte er gleich ein ſo ſchreckliches Wunder, daß ihnen Hören und Sehen verging und drohte er, dermaleinſt, wenn er todt ſein würde, mit ſeinen Knochen noch viel größere Wunder zu thun. Da glaubten ſie denn. Uebrigens hatte er auf dem Lande leichtes Spiel. Die Bauern langweilten ſich und waren ihm ſehr dankbar für die wunderthätigen Geſchichten, die er ihnen aus dem Morgenlande erzählte, um ſo mehr, als er ſie ſo vortrug, als ob er bei Allem ſelbſt zugegen geweſen wäre.

Aber in der großen und reichen Stadt Herbadilla, die von Heiden gegründet war, wurde ihm die Sache etwas ſchwieriger. Da war eine Univerſität mit Studenten, da waren Bücher und allerlei kluges Volk, das ſich einbildete, von den Vorgängen im Morgenlande ebenſo viel zu wiſſen, wie der heilige Martin, und ſobald er ihnen zu erzählen anfing, riefen ſie Alle: „Beweiſe! heiliger Martin, Beweiſe!“ Das brachte ihn in die äußerſte Betrübniß; noch tiefer aber grämte es ihn, daß ihm das Predigen ſo erſchwert wurde. Herbadilla war eine volkreiche Stadt, die einen lebhaften Verkehr hatte. Während der heilige Martin auf dem Eckſtein ſtand und vom Jordan predigte, rief ein Ausrufer: „Spargel, Spargel!“ oder auch: „Friſche Fiſche!“ — während er einen Kirchenvater citirte, ſchrie ein Anderer: „Friſches Gebäck! gute Bräzel!“ — Die Einwohner von Herbadilla waren auch gute Franzoſen und ſo kam es, daß, während der Heilige ihnen an's Herz legte, am Freitag nur Fiſche zu eſſen, ein Gamin die Frage an ihn richtete: „Und mit welcher Sauce, wenn es Ihnen gefällig iſt?“ — Der Gamin wurde dafür von einem vorübergehenden Voltärianer in die Backen gezwickt. — Herbadilla war auch eine wohl geordnete und gut polizirte Stadt und kaum hatte ſich um den predigenden Heiligen eine anſehnliche Volksmenge geſammelt, als ſchon ein Sergent de Ville herankam mit ſeinem: „Circulez, Messieurs, circulez!“ — und das Volk verlief ſich.

So wurde es Abend und der heilige Martin hatte in der ganzen, großen Stadt gar nichts ausgerichtet. Er war ſehr verdrießlich, als er ſich ſehr ſpät nach einem Nachtlager umſah. Da ſah er das ſchöne Haus des Königs. Bei einem König iſt gut wohnen, ſagte er ſich, und trat zum König und ſagte: „Beherberge mich!“ Der König aber rief: „Biſt Du der Neuerer? — Der Redner von den Eckſteinen? — Fort!“ — Und der heilige Martin ging und klopfte bei einem reichen Manne an. Aber der reiche Mann rief: „Biſt Du derjenige, der auf die Reichen ſo ſchimpft und ſagt, daß kein Reicher in den Himmel komme? — Fort!“ — Und der heilige Martin ging und klopfte bei einem Gelehrten an und der Gelehrte war ganz wüthend und ſchrie: „Biſt Du es, der alle Wiſſenſchaft ſo verachtet? Fort!“ — Und der heilige Martin ging ſehr betrübt durch die Straßen und wußte nicht, wo ſein Haupt zur Ruhe niederlegen. Da kam er an ein Haus und in der Thür des Hauſes ſtand ein Frauenzimmer, das ſagte: „Bei mir kann Jeder übernachten, der will.“ Da trat er denn ein und die Leute, die ihn eintreten ſahen, lachten ungemein, ſo daß er ergrimmte. Er riß das Fenſter auf und verkündete ihnen und der ganzen Stadt Herbadilla große Strafgerichte.

Als es dämmern wollte, weckte er das Frauenzimmer und ſprach: „Stehe auf und folge mir!“

„Wohin?“ fragte ſie und rieb ſich die Augen.

„Nach Tours, wo ich Biſchof bin.“

„Ach, nach Tours,“ ſeufzte ſie, „wo ich keinen Menſchen kenne; und warum?“

„Weil dieſe Stadt zu Grunde geht, denn ſie iſt eine große Sünderin.“

„Herr,“ ſagte das Frauenzimmer, „Du weißt, ich bin auch eine große Sünderin.“

„Dir wird vergeben,“ ſagte er, und half ihr ſelbſt beim Ankleiden, denn Eile that Noth.

Er führte ſie durch die ſchlafenden Straßen und hinaus vor das Thor. Als ſie vor dem Thore angekommen waren, ſagte er: „Sieh Dich nicht um!“ — Und ſie ſah ſich um und ſah, daß Pech und Schwefel, Beides bereits brennend, als wie ein Regen vom Himmel fielen auf die Stadt. Bald brannten alle Häuſer und es war wie ein Meer von Feuer. Als Alles verbrannt war, öffnete ſich ein großer Abgrund und die ganze Stadt ſank in dieſen Abgrund. Darauf ſprangen überall Quellen aus dem Boden und füllten den Abgrund mit Waſſer, daß die Stadt darunter verſchwand für ewige Zeiten. Dies iſt der See Grand Lieu.

Als der heilige Martin mit dem Frauenzimmer beruhigt nach Hauſe kam, machte ſeine Haushälterin verwundert große Augen. Er ſah ein, daß er ihr eine Erklärung ſchuldig war und er erzählte ihr die Legende vom heiligen Martin und vom Untergang der ſündigen Stadt Herbadilla und von dem ſchwefligen und nach Pech ſtinkenden ſchwarzen See Grand Lieu, der ſie jetzt bedecke.

Aber die Haushälterin erwiederte: „Farceur, va! Wir kennen dieſe ſchlechte Nachahmung von Sodom und Gomorrha! Das Frauenzimmer darf mir nicht in's Haus.“

Das Gewiſſen.

Mährchen aus der Auvergne.

Ehrliche Leute findet man überall. Wenn das auch nicht wahr iſt, ſo muß man es doch glauben, des lieben Friedens wegen und weil es ſich ſchickt. Schwerer zu glauben aber iſt es, daß es irgendwo in der Welt einen Ort gebe, der nur von ehrlichen Leuten bewohnt ſei und nicht einen einzigen Spitzbuben aufzuweiſen habe. Und doch hat es einmal, beglaubigten Urkunden zufolge und alten wahrhaftigen Geſchichten gemäß, bei uns in der Auvergne einen ſolchen Flecken gegeben. Den Namen des Fleckens habe ich vergeſſen, auch thut er Nichts zur Sache. Wir Auvergnaten ſind ſo ehrliche Leute, daß man Ort und Zeit gar nicht näher zu beſtimmen braucht, um eine ſolche Merkwürdigkeit wahrſcheinlich zu machen. In dieſem ungenannten Flecken alſo gab es nur ehrliche Leute, wenigſtens damals, und nicht einen einzigen Spitzbuben. Der Baillif des Königs, der mit der Gerechtigkeitspflege in dieſem Flecken beauftragt war, kam oft in Verzweiflung vor lauter Langeweile, denn er hatte gar nichts zu thun. — Kein Proceß, keine Unterſuchung, keine Verhaftung, keine Strafe! „Meinen Adel für einen Verbrecher!“ rief er oft voll Unmuth, „denn ich bin nicht geſonnen, das Brot des Königs für Nichts zu eſſen. Ich bin auch kein Spitzbube und will nicht von Sinecuren leben, aber dieſe Spitzbuben von ehrlichen Leuten machen mich zum Spitzbuben! Wie ſoll bei dieſem Mangel an Uebung die Gerechtigkeit und ihre Pflege gedeihen!?“ — Dieſe edlen Worte beweiſen, daß der Baillif ſelbſt kein Spitzbube war. Damals — es iſt freilich ſchon lange her — trug ſich eine höchſt wunderliche Begebenheit zu. Die ganze Gemeinde kam in die größte Aufregung, denn ein wunderſchönes, heiteres, anmuthiges und fettes Böcklein, das Eigenthum einer alten Frau, war verſchwunden. Die älteſten Männer konnten ſich nicht erinnern, daß in der Gemeinde etwas Lebendes oder Todtes geſtohlen worden. Die älteſten Männer haben freilich immer ein kurzes Gedächtniß, aber das macht Nichts, die Welt, d. i. die Gemeinde, war erſtaunt, entſetzt, beſchämt. Der Baillif unterſuchte nach allen Ecken und Enden und fand Nichts.

Der Gemeinderath hielt Sitzungen und beſchloß, daß das Böcklein von einem Fremden geſtohlen worden. Bei näherer Unterſuchung und Verfolgung aber ergab ſich, daß ſich an dem verhängnißvollen Tage, da das Böcklein zum letzten Male geſehen worden, weit und breit, auf viele Meilen in der Runde kein Fremder hatte blicken laſſen. Der Gemeinderath mußte alſo, als Ausſchuß der ehrlichſten Leute dieſer Welt, ſeinen Beſchluß für unbegründet erklären und faßte den andern Beſchluß, daß das Böcklein in den Abgrund gefallen.

Nun aber gibt es rings um den ungenannten Ort unzählige Abgründe und dieſe ſind es wahrſcheinlich, die das Eindringen der Unehrlichkeit, welche den Reſt der Welt auszeichnet, wie Feſtungsgräben verhinderten. Um die Weisheit des Gemeinderathsbeſchluſſes feſtzuſtellen, machte man ſich ſofort auf, um ſämmtliche Abgründe der Umgegend zu durchforſchen. Es handelte ſich ja um den Ruf der angeſtammten Ehrlichkeit; darum machten ſich ſämmtliche Einwohner in einzelnen Haufen auf den Weg, zerſtreuten ſich nach allen Seiten und verſchwanden in den Tiefen der Abgründe. Der Gemeinderath aber erklärte ſich für permanent, um die Berichte über den Erfolg der Expeditionen entgegenzunehmen. Ein Bote nach dem andern kam; das Böcklein war nicht zu finden. Endlich kam der letzte Bote und das Böcklein war noch immer nicht gefunden. Rathlos und ſtumm hörten die Gemeinderäthe dieſen letzten Bericht an und der Maire wollte die Sitzung ſoeben aufheben, als ſich, zum größten Erſtaunen Aller, mitten in der Verſammlung das Meckern eines Böckleins hören ließ. Sämmtliche Gemeinderäthe hatten das verlorene Böcklein perſönlich gekannt, auch ſeine Stimme konnten ſie unter Hunderten herauserkennen. Es war kein Zweifel; das ſoeben gehörte Meckern war das Meckern des in Frage ſtehenden Böckleins. Aller Augen leuchteten. Es war den Gemeinderäthen und dem verſammelten Volke, als wäre ihnen eine unendliche Laſt vom Herzen gefallen. Sämmtliche Gemeinderäthe bückten ſich auf einmal und ſahen unter den Tiſch, denn am Rathstiſche hatte ſich das Meckern hören laſſen. Aber unter dem Tiſche war das Böcklein nicht. Vielleicht iſt es unterdeſſen weiter geſprungen. Man ſuchte es unter dem verſammelten Volke, unter allen Bänken und Stühlen, in dem Archivkaſten. Das Böcklein war nirgends zu finden, obwohl ſich das Meckern unterdeſſen ohne Unterbrechung hören ließ und zwar immer vom Rathstiſche her. Entſetzen! — Das Volk fing an zu murren; da befahl der Maire dem Huiſſier, den

Saal zu räumen. Als dies geſchehen war, befahl der Maire einem Gemeinderathe nach dem andern, ſich vom Tiſche zu entfernen. Zuletzt ſaß nur noch der jüngſte Gemeinderath allein da und ſiehe da, aus ihm heraus kam das Meckern. Er machte erbärmliche Geſichter und ſtreichelte fortwährend ſeinen Magen, als ob er darin Etwas begütigen und zum Stillſchweigen bringen wollte. Aber es meckerte fort und fort. — „O ich verſtehe!“ rief der Maire in ſchmerzlichſter Aufregung und bedeckte das Geſicht mit beiden Händen. „Wir verſtehen!“ riefen die Gemeinderäthe und thaten desgleichen. — „Welch ein Glück, daß der Baillif und daß das Publicum nicht zugegen ſind!“ ſagte der Maire wieder und alle Gemeinderäthe wiederholten ſeine Worte. „Die Sache will überlegt ſein, reiflich überlegt ſein,“ ſagte der Maire und hob die Sitzung auf.

Die Gemeinderäthe entfernten ſich; aber der Maire hielt den jüngſten zurück und ſprach zu ihm: „Durch Aufhebung der Sitzung habe ich Dich offenbar vor einer großen Schande bewahrt und denke es auch künftig zu thun, indem ich den verfluchten Gegenſtand nicht mehr auf die Tagesordnung ſetze; das bin ich Dir als meinem Schwiegerſohne und der Ehre meiner Familie ſchuldig. Aber als Schwiegervater habe ich ein Recht, von Dir ein offenes und reumüthiges Geſtändniß zu verlangen. So geſtehe! Du haſt das Böcklein geſtohlen? Du haſt es gegeſſen? War es gut, fett, appetitlich?“

Aber anſtatt aller Antwort ließ der Befragte aus der Tiefe ſeines Weſens nur ein lautes, vernehmliches Meckern erſchallen. Der Maire wiederholte ſeine Fragen wohl ein dutzendmal und immer erhielt er dieſelbe unbefriedigende Antwort. Ungeduldig lief er endlich auf und davon; traurig folgte ihm der Schwiegerſohn und meckerte.

Der Menſch gewöhnt ſich an Alles. Nach einigen Wochen ſprach man in dem ungenannten Flecken von Allem, nur nicht von dem geſtohlenen Böcklein und ſeine Bewohner hielten ſich für ſo ehrliche Leute als nur je zuvor, und ſprachen von ihrer Ehrlichkeit und von der bemerkenswerthen Thatſache, daß in ihrem Flecken niemals ein Diebſtahl vorgekommen, mit derſelben Ueberzeugung und mit demſelben Stolz, wie damals, als noch das Böcklein die Blätter der Haſelnußſträuche luſtig und nichts Böſes ahnend benagte. Das Meckern im Leibe des jüngſten Rathsherrn, das ſich nach wie vor vernehmen ließ, hörte man kaum; man nahm es hin, als wäre es die ihm angeborene Sprache oder höchſtens eine ſonderbare Ausſprache. Und ſo wäre die

Geſchichte wohl ganz und gar vergeſſen worden, wenn nicht des meckernden Rathsherrn Frau und Tochter des Bürgermeiſters nach mehreren Monaten plötzlich mit einer Klage auf Scheidung von Tiſch und Bett aufgetreten wäre. Zur Unterſtützung ihrer Klage und Bitte brachte ſie mehrere Gründe vor. A) Könne ſie einen Mann nicht achten, der, ſobald er ſich allein ſehe und oft ſelbſt in der beſten Geſellſchaft wie ein Böcklein zu hüpfen und zu ſpringen anfange. B) Sei das beſtändige Meckern, bei Tage ſchon unleidlich, des Nachts und im Bette im höchſten Grade unausſtehlich. C) Entwickele beſagter Mann mehr und mehr einen ſo penetranten Bocksgeruch, daß die Cohabitation nachgrade unmöglich werde. Sie, die klagbar gewordene Frau, ſei ein zu anſtändiges und mäßiges Weib, um über den Vortheilen, welche die immer mehr und mehr ſich entwickelnde Bocksnatur ihres Gatten allerdings in gewiſſen Fällen darbiete, beſagte Unannehmlichkeiten, vorzugsweiſe aber beſagte Unanſtändigkeiten zu vergeſſen.

Der Maire war ſtolz auf ſeine Tochter, vorzugsweiſe des letzten Paſſus wegen, war auch froh, ſich eines meckernden Eidams zu entledigen und förderte die Angelegenheit. Das Gericht verſammelte ſich und conſtatirte in der That einen ſo penetranten

Bocksgeruch an dem verklagten Ehegatten, daß es ausſprach, ſothaner Bocksgeruch ſei ein zureichender Scheidungsgrund. Damit kam die ganze alte Geſchichte vom Böcklein wieder auf's Tapet und man ſollte meinen, daß dieſes dem jüngſten Gemeinderath, als des Diebſtahls dringend verdächtig, ſehr geſchadet habe. Dies war aber nicht der Fall. Im Gegentheil ſchlug die ganze öffentliche Meinung zu ſeinen Gunſten um und man behauptet, daran ſeien die Weiber des ungenannten Ortes ſchuld, die ihm eine ungewöhnliche Sympathie bewieſen, ebenſo wie ſie ſeit dem Eheſcheidungsproceſſe und deſſen Enthüllungen gegen die geſchiedene Bürgermeiſterstochter die entſchiedenſte Verachtung zur Schau trugen. Dieſer Umſtand, mehr aber noch die Reue, ſich von einem ſolchen Manne getrennt zu haben, brach ihr Herz und ſie ſtarb in der Blüthe ihrer Jahre. Kaum war ſie begraben, als der Wittwer ſchon von der reichſten Wittwe des Ortes, trotz Meckern, Bocksſprüngen und Geruch als glücklicher Ehemann heimgeführt wurde. Die reiche Frau hatte ſehr großen Einfluß und ſie wollte, daß alle die böswilligen Gerüchte, die in Folge der böcklichen Eigenthümlichkeiten an ihrem Gatten hafteten, mit Einem Schlage zum Schweigen gebracht und daß deſſen Leumund in ſeiner alten Reinheit wieder hergeſtellt werde. Auf ihr Betreiben verſammelte ſich denn der Gemeinderath und beſchloß:

I. Ein gewiſſes Böcklein hat ſich vor ſo langer Zeit verlaufen oder verloren, daß die Geſchichte heute kaum mehr als wahr zu betrachten iſt.

II. Der jüngſte Gemeinderath meckerte, ſprang und roch wie ein Bock.

III. Der jüngſte Gemeinderath hat es weder geſtohlen, noch hierauf gekocht und gegeſſen.

IV: Das Gewiſſen hat in dem Diebe ſo laut geſprochen und hat ſich in demſelben als Meckern, Sprung, Geruch ꝛc. ſo deutlich manifeſtirt, daß es zu bewundern iſt.

V. Ein Mann, in dem das Gewiſſen ſo gewaltig arbeitet, iſt ein ehrlicher Mann.

VI. Unſer ungenannter Ort iſt alſo bis auf den heutigen Tag nur von ehrlichen Leuten bewohnt worden.

VII. Die Ehre des Ortes und des Gemeinderaths ſind für ewige Zeiten feſtgeſtellt.

Der wilde Jäger in Frankreich.

Auch Frankreich hat ſeinen wilden Jäger, und zwar einen wilden Jäger, der bedeutend älter iſt, als ſeine beiden deutſchen Collegen. Man kann ſogar annehmen, daß die deutſchen Herren von Hackelberg und Rodenburg nur nachgeborene Söhne des Franzoſen ſind, oder, um deutlicher zu ſprechen, daß die deutſche Sage vom wilden Jäger aus Frankreich ſtammt. Sie hat ſich, wie viele andere franzöſiſche Sagen, wie z. B. die von der ſchönen Magellona, von der Meluſine, vom Graal u. a. in Deutſchland eingebürgert und lebt mit dieſen auf deutſchem Boden noch fort, während ſie auf galliſch-romaniſcher Erde vergeſſen ſind.

Die franzöſiſche Sage vom wilden Jäger knüpft an eine hiſtoriſche Perſon an, die bereits zu Ende des neunten Jahrhunderts geboren und die keine andere iſt, als Thibald „le Tricheur, auch le

Vieux, der Alte“ genannt, aus dem Hauſe Champagne, Graf von Tours, von Blois und anderen großen Lehnsherrſchaften. Die Sünden, die ihn zum Chasseur noir gemacht und zur ewig ruheloſen nächtlichen Jagd verdammt haben, werden von der Sage nicht ſpecificirt, und es ſcheinen auch nicht, wie in der deutſchen Sage, kirchliche Sünden, wie Sonntagsentweihung, zu ſein. Die Geiſtlichkeit wäre ſehr undankbar, wenn ſie an ſeiner Verurtheilung Theil genommen hätte, denn Thibald der Schelm hat ihr Klöſter gebaut und Kirchengüter geſchenkt. Es ſcheint, daß ihn das Volk aus eigener Machtvollkommenheit zum böſen Geiſt gemacht hat, und das mit Recht. Thibald war der Urtypus des mittelalterlichen großen Barons, und als ſolcher war er auf franzöſiſchem Boden der erſte, der, den Verfall des Karolingiſchen Hauſes benutzend, ſich als unabhängigen und erblichen Beſitzer ſeiner Lehen erklärte, und die erſte jener großen Baronien gründete, deren jede einzelne bald mächtiger wurde, als das eigentliche Königreich der Franken unter den erſten Capetingern. Er war es, der gegen ſeinen Lehnsherrn Louis d'Outre-Mer zu Felde zog und ihn gefangen nahm. Sein hundertjähriges Leben, das ihm den Beinamen des „Alten“ verſchaffte, verbrachte er kämpfend, raubend, jagend, Eide ſchwörend und brechend. Er war grauſam, wild, verſchlagen, habſüchtig, tapfer, fromm und gottlos; die Bauern ſeiner ſehr ausgedehnten Ländereien behandelte er ſchlimmer als ſeine Jagdhunde. Ein alter Vers charakteriſirt ihn wie folgt:

A homme ne a femme ne porta amitié,
De franc ne de chetif n'eut merci, ne pitié,
Ne douta à faire mal oeuvre ou péché.

Alle dieſe Tugenden büßt er nun als wilder Jäger, indem er die Jagd, die er zu ſehr geliebt hat, bis zum jüngſten Tage fortſetzen muß. Ehemals ging dieſe Jagd durch das ganze mittlere Frankreich; heutzutage weiß man nur noch in der Sologne und vorzüglich in den verlaſſenen Wäldern des Schloſſes Chambord von ihr zu erzählen. Man hört ſie nur über die Wipfel der Bäume raſend dahintreiben, man vernimmt nur Hörnerſchall, Jägerruf, Peitſchenknall, Pferdewiehern, Aechzen des gejagten Wildes und daneben den Lärm, das Sauſen und Pfeifen des Windes. So weiß man auch nicht, ob Thibald der Schelm das Geſicht im Nacken trägt, wie der Herr von Hackelberg, oder vorn, wie jeder gewöhnliche Menſch.

In früheren Jahrhunderten, als Chambord und das Eigenthum Thibalds, das Schloß von Blois noch die Reſidenzen des Hofes waren, galt der

Chasseur noir auch für einen Unheilsverkünder. Man hörte ihn durch die Lüfte ſauſen, wenn irgend ein Unheil oder ein großes Verbrechen im Anzuge war. Da hatte er in der Nähe von Blois allerdings viel zu thun. Doch weiß das Volk der Sologne nicht mehr die Zeitpunkte anzugeben, da er als Unglücksprophet erſchienen; man erinnert ſich nur noch, daß er im Jahre 1750, alſo zu einer Zeit, da die Geſchichte aus Chambord längſt ausgewandert war, zu wiederholten Malen dieſes Schloß beſonders wild umſauſt habe und die Ereigniſſe, die folgten, haben gezeigt, daß er nicht umſonſt erſchienen.

Chambord, dieſes Feenſchloß, dieſes Meiſterwerk des kunſtreichen ſechzehnten Jahrhunderts und gewiß eines der herrlichſten Gebäude, das unſer Jahrtauſend hervorgebracht hat, gehörte um dieſe Zeit dem Marſchall Moritz von Sachſen. Ludwig XV. hatte es dem Sieger von Fontenoy geſchenkt, um ihn für viele gewonnene Schlachten und für den Verrath am deutſchen Vaterlande zu belohnen. Moritz, der das Blut Auguſt's von Sachſen und der Abenteurer aus dem Hauſe Königsmark in ſich vereinigte, liebte alle Freuden, die verderbte Fürſten jemals geliebt haben, und in Chambord begann damals ein Freudenleben, das beinahe eine Wiederholung der Chambord'ſchen Freudenzeit unter Franz I. darſtellte. Es war hier ein Gedränge von adligen Herren und Damen, wie am Hofe Ludwig's XV., und wie in den Gärten und Parken dieſes Königs, ging es im Walde von Chambord, in den dunklen Gängen des Schloſſes, im Labyrinthe auf der Plattform her. Um die Aehnlichkeit vollkommen zu machen, kam ſehr oft Madame Pompadour, um den Helden zu beſuchen, der die Körperkraft ſeines Vaters und die Schönheit ſeiner mütterlichen Oheime geerbt hatte. Ein Saal des Schloſſes war zu einem Theater hergerichtet und auf dieſem ſpielte die Truppe des bekannten Favart und Mademoiſelle Chantilly, welche der Marſchall liebte und der Director heirathete. Alles liebte den verſchwenderiſchen Gaſtfreund von Chambord; die höchſten Würdenträger drängten ſich zu ihm, der in der Gunſt des Königs ſo feſt ſtand, weil er die Gunſt der Madame Pompadour beſaß. Nur der Prinz Conti fehlte.

Der Prinz Conti war vielleicht der einzige bekannte Feind des liebenswürdigen Marſchalls von Sachſen. In der Schlacht von Fontenoy war Conti über die gewaltigen Heerſäulen der engliſch-hannoveriſchen Armee erſchrocken. Wie ſie heranrückten, eilte er auf den König los und beſchwor ihn, ſich zurückzuziehen und ſein koſtbares Leben zu retten, da die Schlacht doch verloren ſei. Der König weinte und that, wie ihm der Prinz gerathen. Auf ſeinem Ritt vom Schlachtfelde begegnete er dem Marſchall von Sachſen und ruft dieſem traurig zu: „Wir haben alſo die Schlacht verloren?“ — „Welcher J...f... hat Ihnen das geſagt?“ ſchreit der Marſchall. „Ich ſage Ihnen, die Schlacht iſt gewonnen!“ — Und die Schlacht war gewonnen und Moritz wurde mit Ehren und Auszeichnungen überhäuft, ſo ſehr überhäuft, daß der Prinz Conti ſich mit ſeinem Rachegefühl ſtille verhalten mußte. Aber er hatte es nicht vergeſſen, daß ihn der Marſchall einen J...f... genannt, und als Moritz von Sachſen durch ſein Freudenleben in Chambord das Andenken an ſeine Siege etwas in den Hintergrund gedrängt hatte und als es hieß, daß die rieſige Conſtitution des Siegers von Fontenoy in Folge der wildeſten Ausſchweifungen bedeutend gelitten habe, erinnerte ſich der Prinz Conti auf's Lebhafteſte, daß er ein J...f...

Um dieſe Zeit einmal fiel es dem Marſchall ein, mit ſeinen Herren und Damen einen Mondſcheinſpazierritt durch den Wald von Chambord zu machen. Die Herbſtnacht war überaus mild und klar; man plauderte, man lachte, man war guter Dinge. Mit einem Mal erwachte über den Häuptern der Geſellſchaft ein Sauſen und Brauſen, als ob der gewaltigſte Sturmwind über ſie hinwehte. Der Himmel verfinſterte ſich und ſonderbare Schwefelgerüche erfüllten die Luft. Die Reiter hielten ihre Pferde an; plötzlich aber bemächtigte ſich der ganzen Geſellſchaft ein paniſcher Schrecken und Edelherren und Edeldamen ſprengten, wie von böſen Geiſtern gejagt, nach allen Seiten aus einander. Nur der Marſchall blieb mit ſeinem unüberwindlichen Muth, obwohl etwas fröſtelnd, auf dem Platze. Er ſpornte ſein Roß, es rührte ſich aber nicht. Die Luft um ihn bewegte ſich in einem Wirbel und in dem Wirbel ließ ſich ein höchſt ſonderbarer Reiter auf den Boden nieder. Er trug eine uralte, ſchwarze Eiſenrüſtung. Aus dem geſchloſſenen Viſier ſtarrten außerordentlich lange, ſchneeweiße Augenwimpern hervor, ebenſo weiße Locken fielen rückwärts auf die Schultern über die ſchwarze Eiſenrüſtung.

„Moritz von Sachſen,“ ſagte die Erſcheinung, „mache Dich fort von hier aus meinem Gebiet und aus meinem Walde. Du haſt hier Nichts zu thun. Wenn Du von jetzt in dreißig Tagen nicht gegangen biſt, wird es Dir ſchlecht ergehen.“ — „Und wer biſt Du?“ fragte Moritz. — „Ich bin Thibald der Alte.“ So ſprechend ſchwang er ſich in die Luft und verſchwand im Sturmwinde.

Moritz ritt in's Schloß zurück, erzählte ſein Abenteuer und lachte und ſein ungläubiger Hof lachte mit. Und weil es einmal erzählt war, und weil man gelacht hatte, hielt es der Marſchall für feige, der Warnung des wilden Jägers nachzugeben und er blieb in Chambord und lebte luſtig weiter mit Madame Favard, mit Madame Pompadour und ſeiner eigenen wilden Geſellſchaft.

Aber in einer der letzten Novembernächte des Jahres 1750 erſchien der wilde Jäger abermals über Schloß und Park von Chambord, und zwar mit einem Lärm, mit einem Geheul und Geſchrei, mit einem Sauſen und Pfeifen wie niemals früher. Die Ukrainepferde, welche der Marſchall hieher verpflanzt und die im Parke weideten, brachen ihre Gehege und verbreiteten ſich mit fliegenden Mähnen nach allen Weltgegenden. Die zwei Regimenter Lanzenreiter, die er immer um ſich hatte, verließen Stall und Kaſerne und wollten ſich entſetzt auf ihre Pferde werfen, als ob ſie ein feindlicher Ueberfall bedrohte; aber ſie ſahen nur geſpenſterhafte Nebelgeſtalten, die auf den breiten Kaminen des Schloſſes ſaßen und pfiffen oder von Wipfel zu Wipfel ſprangen. Auf den großen Wieſen am Schloſſe hüpften Irrlichter und aus den Dachböden riefen Eulen und Käuzchen. Gegen Morgen war es wieder ruhig und klar, aber alle Welt in der Umgegend wußte, daß etwas Arges geſchehen werde.

Ungefähr nach ſieben Uhr hielt am Eingange in den Park eine geſchloſſene Kutſche, die aus der Ferne gekommen ſchien und ſprengte ein Courier in den Schloßhof. Ein Kammerdiener nahm ihm einen Brief ab und brachte ihn dem Marſchall, der noch zu Bette war. Der Marſchall las den Brief, ſprang aus dem Bette, kleidete ſich haſtig an und ließ ſeinen Adjutanten kommen. Die Ankunft des Couriers, das Herbeirufen des Adjutanten, hatte die Dienerſchaft aufmerkſam gemacht; ſie lauſchte und bemerkte, daß der Marſchall und ſein Adjutant eine geheime Treppe hinabſtiegen, den Schloßgraben überſchritten und dem Parke zugingen. Wie ſie in der erſten Allee ankamen, ſtiegen zwei Männer aus der daſelbſt harrenden Kutſche. Man ſah es deutlich, wie der Marſchall ſeinen Degen zog und wie einer der Fremden daſſelbe that. Wenige Minuten darauf ſtiegen die Fremden wieder in die Kutſche und fuhren davon; der Marſchall ſtützte ſich auf den Arm des Adjutanten und kehrte auf demſelben verborgenen Wege in's Schloß zurück. Die Diener wurden gerufen und bald hieß es im ganzen Schloſſe, der Marſchall ſei in Folge einer ſtarken Erkältung ſehr krank und am andern Tage war er todt.

Das hatte alſo die Erſcheinung des wilden Jägers zu bedeuten. Es war ſein letztes officielles Auftreten. Mit den Geſchicken Frankreichs oder hervorragender Perſönlichkeiten hat er Nichts mehr zu thun; er iſt zu einem bloßen Localgeiſt herabgeſunken, von dem nur noch die Einwohner der Dörfer und Meiereien in der Sologne bei heftigem Winde zu erzählen wiſſen. Selbſt in der Stadt Blois, auf deren Höhe Thibald der Schelm ſich auf römiſchen Ruinen ſein Schloß gebaut und die ſeine eigentliche Heimath, wiſſen nur die Gelehrten, daß der chasseur noir ihr Landsmann iſt. Im übrigen Frankreich iſt er vergeſſen, und nur die Beſucher der großen Oper wiſſen aus den Decorationen des Freiſchütz von ſeiner Exiſtenz, die ſie für rein germaniſch halten.

Es geht den Sagen Frankreichs, wie es ſeinen Liedern ergangen iſt. Die mittelalterlichen Erinnerungen wurden ſchon unter Ludwig XII. und Franz I. durch die glänzenden Regierungszeiten und die italieniſchen Eindrücke verwiſcht. Die italieniſchen Kriegsgeſchichten wichen den Aufregungen der Religionskriege; das Andenken an dieſe wurde wieder durch das große Jahrhundert Ludwig's XIV. verdunkelt, und zwiſchen all' dieſen Epochen mit ihren populären Producten und der Neuzeit hat die große Revolution einen weit klaffenden, trennenden Abgrund geöffnet. Die meiſten der Sagen und Mährchen, die einen mittelalterlichen Anſtrich haben und die heute noch mehr in bürgerlichen als in eigentlichen Volksclaſſen fortleben, ſind künſtliche Erzeugniſſe gebildeter Schriftſteller des vorigen Jahrhunderts, die à la Loreley entſtanden und populär geworden. Von eigentlich mittelalterlichen Sagen wird bald in Frankreich keine Spur übrig ſein. Die vom wilden Jäger liegt in den letzten Zügen und ich habe ſie aufgezeichnet, weil es immer intereſſant iſt, das ſo verſchiedenen Völkern Gemeinſame hervorzuheben.

Das Geſicht
der Prinzeſſin Marie von Orleans.
Eine Pariſer Geſchichte.

„Iſt Herr Armand zu Hauſe?“ —

„Nein! er wird aber wohl nicht lange mehr ausbleiben.“ —

„Erlauben Sie mir, daß ich ihn in Ihrer Loge erwarte?“

„Gewiß! bitte, treten Sie ein.“ —

Gerne benutzte ich die Einladung Bertha's, der Portiers-Tochter. Sie war ſchön, liebenswürdig, geſprächig und außerordentlich gebildet, denn ſie las alle Feuilletons und Faits-divers ſämmtlicher Morgen- und Abendblätter, bevor ſie dieſelben an die Einwohner ihres Hauſes gelangen ließ. Die Gasflamme flackerte ſchon; der Vater war ausgegangen, Mademoiſelle Bertha ſtickte eine Weſte und es war ſehr gemüthlich in der Loge. Auf dem Tiſche ſtand eine ganz neue kleine Gypsſtatue der Jungfrau von

Orleans; Bertha hatte ſie dieſen Nachmittag gekauft, um ſie über ihrem Bette aufzuſtellen. Ich betrachtete die liebliche, echt weibliche Arbeit, den ſanften Ausdruck des heldenmüthigen Geſichtes, die keuſche und fromme Haltung der Arme und des ganzen Körpers.

„Nicht wahr,“ ſagte Bertha, „ſie iſt reizend?“

„Sehr reizend.“

„Sie wiſſen, daß ſie die Prinzeſſin Marie, die Tochter Louis Philipp's gemacht hat?“

„Ja wohl!“

„Das war eine große Künſtlerin und eine liebenswürdige Dame — das liebenswürdigſte Kind Louis Philipp's. Ich habe ſie oft geſehen; mon Dieu, welch ein freundliches, graziöſes Geſicht! Zum Andenken an ſie habe ich fünfundvierzig Sous ausgegeben und Jeanne d'Arc gekauft; aber auch zum Andenken an die Orleans en general. Sie wiſſen, ich bin Philippiſtin!“

„So? und warum?“

„Warum? — Nun aus Princip! Da gibt es kein Warum?“

„Ganz richtig! ganz richtig!“

„Und dann,“ fuhr Bertha fort, „weil ich Jules Janin liebe und er iſt auch Orleaniſt.“

„Das iſt allerdings auch ein Grund,“ ſagte ich.

„Sie wiſſen,“ ſagte wieder Bertha, nachdem ſie mir die Statue aus der Hand genommen, „Sie wiſſen, daß die arme Prinzeſſin Marie geſtorben iſt? Sie ſtarb aus zwei Gründen. Einmal war ſie zu gut für dieſe Welt und dann hat ſie ihre Kunſt getödtet.“

„So?“ — fragte ich erſtaunt — „das wußte ich nicht. Wie ſo hat ſie ihre Kunſt getödtet?“

„Das iſt eine merkwürdige Geſchichte,“ ſagte Bertha, indem ſie die Arbeit bei Seite legte, „und ich will ſie Ihnen erzählen, wenn ſie mir verſprechen, mich nicht für abergläubiſch zu halten.“

„Oh! Mademoiſelle Bertha!“ rief ich, „wie könnte ich Sie für abergläubiſch halten? Sie ſind ſo aufgeklärt, ſo gebildet!“

„Gut! ich glaube ſelbſt nicht daran, aber ich muß der Merkwürdigkeit wegen vorausſchicken, daß die ganze Geſchichte vor der Februarrevolution bekannt geweſen, und daß man einmal vor dem Jahre 1848 in dieſer ſelben Loge viel über die Geſchichte gelacht hat. Heute würde man nicht mehr lachen.“

„Sie machen mich ſehr neugierig, Mademoiſelle Bertha,“ ſagte ich; „bitte, erzählen Sie!“

„Die Prinzeſſin Marie,“ fing Bertha an, „war eine ſehr ausgezeichnete Bildhauerin, wie Ihnen dieſe Statue der Jeanne d'Arc beweiſt. Sie liebte ihre Kunſt über Alles und war mehr Künſtlerin als Prinzeſſin. Sie verbrachte halbe und ganze Tage im Louvre bei den alten und neuen Antiken.“

„Bei den alten und neuen Antiken?“ fragte ich.

„Ja wohl!“ ſagte Bertha und ſah mich an.

„Das verſtehe ich nicht.“

„Ich will es Ihnen erklären; Sie ſind ein Fremder und ſcheinen das nicht zu wiſſen. Es gibt im Louvre zwei Abtheilungen, von denen die Eine die alten, die Andere die neuen Antiken enthält.“

„Was iſt denn da für ein Unterſchied?“

„Nun, die alten Antiken ſtammen aus alter Zeit, aus der Zeit des heiligen Ludwig und aus noch älterer Zeit, und wurden in alten Häuſern gefunden; die neuen Antiken werden auf Beſtellung des Gouvernements von den Künſtlern verfertigt, wie z. B. von Herrn Pradier oder David d'Angers.“

„Ach!“ ſagte ich, „jetzt verſtehe ich; alſo die Prinzeſſin Marie machte auch Antiken?“

„Aber nein!“ rief Bertha etwas ungeduldig und erſtaunt über meine Naivetät, „das würde ſich ja für eine Demoiſelle nicht geſchickt haben!“

„Und warum denn nicht?“

„Nun, weil Antiken nackt ſind. Die Prinzeſſin Marie machte nur Sculpturen, wie dieſe Jeanne d'Arc — Sculpturen — verſtehen Sie wohl, das ſind — nun gewiſſermaßen bekleidete Antiken. Das iſt der Unterſchied zwiſchen Antiken und Sculpturen.“

„Ach! jetzt verſtehe ich. Ich bitte Sie um Entſchuldigung, daß ich Sie mit meinen dummen Fragen unterbrochen habe und fahren Sie gefälligſt fort.“

„Einmal fiel es der Prinzeſſin Marie ein, die Antiken bei Fackelbeleuchtung ſehen zu wollen. Das ſoll ganz prächtig geweſen ſein, und ſie nahm ſich vor, öfter in der Nacht zurückzukehren und Studien bei Fackelbeleuchtung zu machen. Aber der König Louis Philipp, der ein beſorgter und zärtlicher Vater war, erlaubte das nicht, denn, ſagte er, der Aufenthalt in den kalten Sälen bei Nacht und in der Geſellſchaft der kalten Marmorſteine könnte der ohnehin ſehr delicaten Geſundheit der lieben Marie ſchaden. Doch ließ es die arme Prinzeſſin nicht ruhen, denn ſo ſind die Künſtler; was ſie ſich einmal ſchön vorſtellen, das müſſen ſie auch ausführen. Sie gewann einen alten treuen Diener, der gern den Zorn des Königs für die gute Prinzeſſin auf ſich nahm, und mit ihm, der eine Laterne trug, ſchlich ſie ſich, da ſchon Alles in den Tuilerien ſchlief, eines Nachts über den Carouſſelplatz und in den Louvre. Der Portier öffnete ihr natürlich und ſie klatſchte vor Freude in die Hände, als ſie mitten unter den Antiken ſtand, die bei der Beleuchtung der einzigen Laterne ganz curios ausgeſehen haben mögen.“

Bertha ſchwieg.

„Warum brechen ſie plötzlich ab?“ fragte ich.

„Jetzt,“ ſagte Bertha, „fängt das Schauerliche an.“

„Aha!“ rief ich, „ich errathe! Die Antiken wurden lebendig, der ſterbende Fechter ächzte, Achilles ſprang vom Piedeſtal und fing zu laufen an; der Venus von Milos wuchſen die Arme und ſie ſtreckte ſie dem Mars entgegen; Demoſthenes hielt eine Rede und Euterpe blies in's Rohr.“ —

„Was ſchwatzen Sie da!“ unterbrach mich Bertha — „ſeien Sie verſtändig und hören Sie weiter. Die Prinzeſſin Marie beleuchtete mit ihrer Laterne irgend eine Statue und ſetzte ſich ihr gegenüber; der Diener zündet ihr noch ein Wachslichtchen an, das er für ſie in den Tuilerien geſtohlen hatte und ſie fing an zu zeichnen, während ſich der Diener auf eine der Bänke, oder irgend ſonſt wohin ſetzte. Es war ſchon ſpät, ſehr ſpät — die Prinzeſſin vertiefte ſich und es wurde immer ſpäter und der Diener ſchlief ein und ſie lächelte, wie ſie ihn ſchnarchen hörte. — Nun müſſen Sie wiſſen, befinden ſich die Antiken, in deren Geſellſchaft ſich die Prinzeſſin Marie eben aufhielt, grade in dem

Theile des Louvres, den ehemals Karl IX. bewohnt hat —“

„Sie wiſſen wohl, wer König Karl IX. geweſen?“

„Ja wohl!“

„Und Sie haben auch von der Bartholomäusnacht gehört?“

„Auch das!“

„Ach, ich errathe,“ ſagte Bertha, „ich bin gewiß, Sie wiſſen das Alles aus Meyerbeer's Hugenotten?“

„Nicht präciſement; ich habe über dieſen Gegenſtand auch Mancherlei in den Büchern geleſen.“

„Ganz richtig,“ warf ſich ſelbſt Mademoiſelle Bertha ein, „ich habe vergeſſen, daß die Deutſchen Alles aus Büchern wiſſen. Wir Franzoſen, wir wiſſen Alles aus der Oper und dem Theater überhaupt; das iſt viel angenehmer. — Um aber wieder auf die Prinzeſſin Marie zurückzukommen, ſo ſcheint ſie nicht daran gedacht zu haben, daß dieſer ſchreckliche König, der auf die Franzoſen geſchoſſen hat und daß deſſen Mutter, die noch ſchrecklichere Katharina — ſie war keine Franzöſin, ſondern eine Italienerin — dieſen Theil des Louvres bewohnt haben. Sonſt wäre es ihr wohl in der Nacht daſelbſt unheimlich geweſen. Aber ſie dachte an Nichts, als an ihre Zeichnung. — Bon! — Nun ſie zeichnete. — Ich könnte ſagen, daß es drüben im Inſtitut Mitternacht ſchlug, aber das wäre eine Erfindung von mir, denn ich weiß nicht, ob es grade Mitternacht war, oder früher oder ſpäter, als die Prinzeſſin Marie ein eigenthümliches Wehen verſpürte und ſie ſagte ſich: Es zieht hier, aber das wird mir nicht ſchaden. Vom Boden flog einiger Staub auf, die Thüren krachten ein wenig und man hörte ein leiſes Rauſchen, als ob Gewänder im Vorübergehen an die Marmorſtatuen ſtreiften. Das Kerzenſtümpfchen, das ihre Mappe beleuchtete, erloſch und das Licht in der Laterne flackerte hin und her, ſo daß ſich die Schatten auf der Statue bewegten und die Prinzeſſin zu zeichnen aufhören mußte. Sie ſah ſich erſtaunt um — und was ſah ſie?“ —

„Nun, was ſah ſie?“ fragte ich.

„Monſieur!“ — ſagte Mademoiſelle Bertha mit ſtolzem, etwas gebieteriſchem Tone, „ich muß Sie nochmals bitten, mich nicht für abergläubiſch zu halten. Ich weiß ſehr wohl, daß ſich Alles erklären läßt und Nichts geſchieht, ſei es was immer, das gegen die Geſetze der Natur und des Inſtitutes wäre. Uebrigens erzähle ich ein Factum. Ferner muß ich Sie daran erinnern, daß dieſe Geſchichte vor 1848 erzählt worden, als Louis Philipp noch feſt auf ſeinem Throne ſaß.

„Alſo was ſah die Prinzeſſin Marie, als ſie ſich umwandte?“ fragte Bertha wieder und ſie antwortete ſich ſelbſt: „Sie ſah keine Wand, wo früher eine Wand geweſen war, ſondern ſah ſo etwas, wie ein Theater und auf dem Theater eine ganze Menge handelnder Perſonen. Dieſe ſprachen und bewegten ſich ſehr heftig, aber das Alles ſah man nur; weder die Worte noch die Bewegungen brachten irgend einen Ton oder Geräuſch hervor. Das war Alles wie ein Schattenſpiel, doch konnte man die Farben unterſcheiden, obwohl auch dieſe ſehr blaß und verſchoſſen waren. In der Mitte ſtand ein Bett und auf dem Bette ſaß halb aufgerichtet, während ſeine Beine zitternd herabbaumelten, ein junger, blaſſer, abgezehrter Mann, deſſen Zähne klapperten, oder vielmehr deſſen Kiefern ſich ſo bewegten, als ob ſeine Zähne klapperten. Die Prinzeſſin Marie erkannte den jungen Mann auf den erſten Blick; es war König Karl IX. Ihn umgaben zahlloſe Männer, die alle heftig ſprachen und die alle verwundet waren. Der Eine hatte einen geſpaltenen Schädel, der Andere eine aufgeriſſene Bruſt, der Dritte war ganz zerhackt u. ſ. w. Aus allen Wunden floß ununterbrochen Blut und die Tropfen, die herabfielen, gaben den einzigen Ton, der zu hören war. Die Verwundeten waren offenbar Hugenotten, denn die Prinzeſſin Marie erkannte den Admiral Coligny nach ſeinem Portrait. Dieſer ſtand in der Mitte der Verwundeten, hinter dem Bette des Königs und hielt deſſen Kopf mit beiden Händen ſo, daß der König grade vor ſich hinſehen mußte. Etwas abſeits ſtand die Königin Katharina von Medici, die Mutter des Königs, und drehte und verrenkte ſich vor Lachen und machte dabei ſo gemeine Bewegungen wie eine Poiſſarde. Der König wollte immer den Kopf abwenden, aber er konnte nicht, denn Coligny hielt ihn zu feſt und er mußte immer vor ſich hinſtarren und ſein Blick war voll Entſetzen. Unwillkürlich folgte die Prinzeſſin Marie dieſem Blicke und da ſah ſie auf der Wand gegenüber —“

„Nun, Mademoiſelle Bertha, Sie ſtocken ja; ich glaube, Sie haben Furcht.“

„Ich?“ — ſagte ſie lächelnd. — In dem Augenblicke zog man die Klingel und ſie erſchrak ſo, daß ſie die Schnur zu ziehen vergaß und ich ihr Amt verrichten mußte und als der Ankömmling nach einem Bewohner des Hauſes fragte, antwortete ſie: Il est au Louvre! und der Fremde ging wieder.

Erſt mein Lachen erweckte ſie aus ihrer Zerſtreuung und ſie lachte mit und erzählte weiter: „Nun zeigte es ſich, daß König Karl IX. eigentlich wie in einer Loge ſaß, denn das Theater war grade ihm gegenüber und dorthin ſtarrte er mit dem Blicke voll Entſetzen. Es war freilich ein ſchreckliches Schauſpiel, das er dort aufführen ſah. Prinzeſſin Marie wußte nicht, was dort vorgegangen, bevor ſie dem Blicke des Königs gefolgt war, jetzt, da ſie ſich umſah, erblickte ſie die Guillotine und eine zahlloſe Menſchenmenge rings umher. Alles war dunkel, wie ein Schatten; nur das Beil, das noch in der Höhe ſchwebte, glänzte wie Glas, darauf die Sonne ſcheint. Sanſon, der Henker, ſtand dabei. Ludwig XVI. beſtieg das Schaffot und es ging Alles ſo vor ſich, wie es geſchrieben ſteht. Darauf fiel der Vorhang und es wurde im ganzen Saale lebendig. Prinzeſſin Marie bemerkte jetzt erſt, daß ſie mitten unter Zuſchauern im Parterre ſaß und kleine Jungens liefen zwiſchen den Bänken umher und boten den Entre-acte aus. Die Prinzeſſin wollte entfliehen, aber ein Nachbar ſagte ihr in's Ohr: „Bleiben Sie, bleiben Sie, die nächſten Acte werden Sie beſonders intereſſiren, das Stück iſt noch lange nicht aus!“ — Es war ihr, als wäre ſie von einer unwiderſtehlichen Macht zurückgehalten und ſie blieb.

Bald ging der Vorhang wieder auf. Dieſelbe Scene, nur daß diesmal Philipp Egalité, der Großvater der Prinzeſſin, das Schaffot beſtieg. „Wie langweilig," ſagte ihr Nachbar, „immer daſſelbe!"

Wieder fiel der Vorhang, wieder Entre-acte, wieder Fortſetzung: Eine große, ſchwarze Kutſche zog über die Bühne, umgeben von Reitern, gefolgt von Soldaten. Aus dem Wagenfenſter blickte der graue Kopf Karl's X. und verneigte ſich tief vor Karl IX. Der Vorhang fiel. Der Prinzeſſin wurde es ſehr wehe; ihr Herz klopfte und es war ihr, als müßte ſie in Ohnmacht fallen. Sie raffte ſich auf und wollte davoneilen, aber ihr Nachbar hielt ſie am Kleide feſt und liſpelte: „Sie werden Ihren Platz verlieren, wenn Sie jetzt fortgehen. Sie müſſen noch die Februarrevolution mit anſehen."

„Die Februarrevolution?" ſtotterte die Prinzeſſin — „Was iſt das?"

„Ein höchſt intereſſantes Tableau und dann kommt — doch man fängt an."

Der Vorhang ging wieder auf; der Prinzeſſin Marie ſchwamm es ſo vor den Augen, daß ſie Nichts zu ſehen vermochte. Aber ſie nahm ſich zuſammen, rieb ſich die Augenlider und ſtarrte muthig auf die Bühne; ſie ſah nur noch die letzte Scene Ein kleiner Bauernwagen mit zwei Rädern, von einem magern Pferde gezogen, fuhr durch ödes Land, einer Düne zu. Auf dem Wagen, die Zügel in der Hand, ſaß ein alter dicker Mann, mit einer Mütze auf dem Kopfe und einer blauen Blouſe auf dem Leibe. Als er auf der Mitte der Bühne ankam, zog er die Mütze vom Kopfe und verneigte ſich tief vor der Loge Karl's IX. „Mein Vater! Mein Vater!" ſchrie die Prinzeſſin und ſank bewußtlos auf das kalte Pflaſter der Louvrehalle.

Als ſie erwachte, war es heller Tag. Sie lag in ihrem Bette, umgeben von ihrer ganzen Familie. Louis Philipp hielt ihre Hand in ſeinen beiden Händen und ſah ſie beſorgt an; dann machte er ihr ſanfte Vorwürfe, daß ſie gegen ſeinen Befehl gehandelt und die Nacht im Louvre zugebracht habe. Er küßte ſie auf die Stirn und nannte ſie une petite Bohémienne, die man künftig beſſer bewachen müſſe. Sie ſchlang beide Arme um ſeinen Nacken und weinte bitterlich.

Einige Tage darauf, da ſie ſich wieder erholt hatte, ſagte ſie dem König, daß ſie ihn im Traume in einer Blouſe geſehen habe.

„Warum nicht?" ſagte Louis Philipp — „ich bin ein Bürgerkönig und habe ein Parapluie getragen; da die Zeit fortſchreitet, kann ich noch ein Blouſenkönig werden. Wir werden ſehen!"

„Armer König!“ ſeufzte Bertha und ſchwieg. — Nach einiger Zeit fügte ſie hinzu: „Seit jener Nacht kränkelte die gute, ſchöne Prinzeſſin Marie und Sie wiſſen, daß ſie in früher Jugend, lange vor der Februarrevolution geſtorben iſt. Wie glücklich für ſie!“

IV.

Aus ſlaviſchen Ländern.

Zuckererbſe.

Ruſſiſches Volksmährchen.

Es war einmal ein König, der hatte drei Töchter, von denen war eine immer ſchöner als die andere. So war denn, was nicht ſchwer auszurechnen iſt, die dritte die ſchönſte. Sie war ſo ſchön, daß es noch ſchwerer zu ſagen iſt als zu glauben, und noch ſchwerer zu glauben als zu ſagen. Aber dieſe große und unglaubliche Schönheit war ihr Unglück, denn die drei Prinzeſſinnen hatten eine böſe Stiefmutter, die neben ihnen ſo häßlich ausſah wie ein alter Rabe oder eine ſchäbige Kuh, und die deshalb auf ihre Stieftöchter eiferſüchtig war und ſie auf alle erdenkliche Weiſe plagte. Da ſich ihre Eiferſucht nach der Schönheit der Prinzeſſinnen und die Plagen ſich nach ihrer Eiferſucht richteten, ſo war die ſchönſte Prinzeſſin, die dritte, auch die geplagteſte. Sie konnte es am Ende nicht länger aushalten und lief auf und davon und verſteckte ſich in einem Zuckererbſenfelde. Da kam ein ſchöner, junger und mächtiger Prinz vorbeigeritten. „Geh hin,“ ſagte er zu einem ſeiner Cavaliere, „und ſieh' nach, was für ein ſchöner Vogel dort im Erbſenfelde ſitzt.“ — Der Cavalier ritt hin und kam wieder zurück und ſagte: „Dies iſt nicht ein ſchöner Vogel, ſondern ein wunderſchönes Mädchen.“ — „Reit wieder hin,“ ſagte der Prinz, „und frage das wunderſchöne Mädchen nach ſeinem Namen.“ — Der Cavalier ritt hin, kam wieder zurück und ſagte: „Das wunderſchöne Mädchen heißt Zuckererbſe.“ — „Reit wieder hin,“ ſagte der Prinz, „und frage Zuckererbſe, ob ſie mit mir auf mein Schloß gehen will.“ — Der Cavalier ritt hin, kam zurück und ſagte: „Zuckererbſe will nicht mit Dir auf Dein Schloß gehen.“

Der Prinz ritt weiter. Aber nach einigen Tagen kam er wieder an dem Erbſenfelde vorbei und ſagte wieder zu dem Cavalier: „Reit hin und frage Zuckererbſe, ob ſie mit mir auf mein Schloß gehen will.“ Der Cavalier ritt hin, kam zurück und ſagte: „Zuckererbſe befindet ſich ganz wohl bei den Zuckererbſen und will nicht mit Dir auf Dein Schloß gehen.“— Der Prinz ritt verdrießlich weiter. Nach drei Tagen kam er wieder an dem Erbſenfelde vorbei und ſagte zu ſeinem Cavalier: „Reite hin und ſage Zuckererbſe, daß ich ſie halten will wie eine erſte Hofdame meiner Mutter oder wie eine Prinzeſſin, wenn ſie mit mir auf mein Schloß gehen will.“ — Der Cavalier ritt hin und kam mit Zuckererbſe zurück. Da war der Prinz ſehr froh, hob ſie auf ſein Roß und ritt mit ihr im Galopp bis an's Meer. Dort wohnte er mit ſeiner Mutter in einem prächtigen Schloß. Er ſtellte ſie der alten Königin vor, dann verliebte er ſich in Zuckererbſe ganz gewaltig, und der ganze Hof bewunderte ihre ungemeine Schönheit. Eines Tages ſagte er zu ihr: „Verlange von mir, was Du willſt, ich will Dir Alles gewähren.“ Und der ganze Hof, Herren und Damen, waren verſammelt und Zuckererbſe verlangte eine Scheere. Schnell ließ der Prinz eine ſehr ſchöne Scheere bringen und überreichte ſie auf anmuthige Weiſe ſeiner Geliebten. Sie nahm die Scheere und ſchnitt ſich mir nichts dir nichts die Naſenſpitze ab. Der ganze Hof erſchrak; aber größer als der Schrecken war das Staunen, als die Naſenſpitze ſchnell nachwuchs und die Naſe und die ganze Zuckererbſe noch viel ſchöner war, als je zuvor. Als dies die Hofdamen ſahen, ſchlich ſich eine nach der andern fort, und jede nahm eine Scheere und ſchnitt ſich die Naſenſpitze ab. Allein ihre Naſenſpitzen wuchſen nicht nach und ſie waren häßlicher, als je zuvor, was ſie nicht gehofft hatten. Sie betrachteten Zuckererbſe als die Urſache dieſes Unheils und fingen an, ſie zu haſſen, der Prinz aber liebte ſie, da ſie noch ſchöner geworden war, noch mehr, als da ſie die alte Naſe beſeſſen. Darum ſprach er wieder zu ihr: „Verlange von mir, was Du willſt, es ſoll Dir Alles gewährt werden. — Zuckererbſe ſagte: „So laſſe mir ein Bad von ſiedend heißer Milch bereiten.“ — Man bereitete ein Bad von ſiedend heißer Milch. Zuckererbſe ſtieg in das Bad, und als ſie herauskam, war ſie ſo ſchön, ſo ſchön, daß man ſie nicht mehr anſehen konnte. Alles war geblendet von ihrer Schönheit, Alles kam in Entzücken. Es war etwas ganz Außerordentliches. Vor dem Bade hätte kein Weiſer und kein Prophet voraußſagen können, daß ſie noch ſchöner zu werden vermochte, und doch war das der Fall. Die Hofdamen, die ebenfalls ſo ſchön werden wollten oder wenigſtens doch ſchöner, als ſie waren, ließen ſich auch Bäder von ſiedend heißer Milch bereiten. Aber ſie verbrannten ſich auf's Schrecklichſte, ſchrieen und ſprangen ganz gekocht aus dem Bade. Das verziehen ſie der Zuckererbſe nicht, die ſie als die Urſache ihrer Schmerzen verwünſchten, und fuhren fort, ſie zu haſſen. Allein der Prinz liebte ſie noch mehr und ſprach eines Tages zu ihr: „Verlange, was Du willſt und es ſoll Dir Alles gewährt werden.“ — „Man bringe mir einen Teppich,“ ſagte Zuckererbſe. Man brachte einen ſchönen Teppich, ſie breitete ihn auf dem Meere aus und fuhr darauf hinaus, wie auf einem Kahne. Das war ein reizender Anblick, wie ſie ſo auf dem Meere, bald ſitzend, bald liegend, hin- und herfuhr und die Wellen um ſie her murmelten, und die weißen Köpfchen erhoben und ſie anſahen, ohne ihr nur den Fuß zu benetzen. — Als ſie von ihrer Meerfahrt zurückkam und an's Land ſtieg, wo der ganze Hof verſammelt war und der Prinz ſie erwartete, da war es nicht mehr auszuhalten vor Schönheit. Die Seefahrt hatte ihr ſo gut gethan. Nun hört Alles auf, und das Mährchen muß auch bald aufhören, denn wenn es ſo fortgeht, wird es bald keine Worte geben, dieſe Schönheit zu beſchreiben. Die Hofdamen aber, wie ſie das ſahen, liefen ſogleich hin, holten ihre Teppiche, breiteten ſie aus und fuhren auch hinaus in's Meer. Aber die Teppiche wollten ſie nicht tragen und ſie ſanken in's Meer. Mit Mühe wurden ſie gerettet, fünf der böſeſten verſanken und ertranken. — Die gerettet waren, ſchrieen vor Bosheit: „Das Alles hat Zuckererbſe verſchuldet, und es iſt nicht mehr auszuhalten und es muß Etwas geſchehen!“ — Der Prinz ſagte auch, es ſei nicht mehr auszuhalten und es müſſe

Etwas geſchehen. — Er ging zu ſeiner Mutter, der alten Königin, und ſagte: „Es iſt nicht mehr auszuhalten und es muß Etwas geſchehen.“ — „Und was muß geſchehen?“ fragte die Königin. — „Wenn ich es aushalten ſoll,“ antwortete der Prinz, „ſo muß ich ſie heirathen.“ — „Wenn man nur wüßte, wer ſie eigentlich iſt,“ erwiederte die Königin, „denn ſo eine hergelaufene Zuckererbſe kann ein Prinz nicht mit Ehren heirathen.“ Aber Zuckererbſe antwortete: „Ich bin keine hergelaufene Zuckererbſe, ſondern im Gegentheil eine ſchöne Prinzeſſin.“ Darauf erzählte ſie Alles, wie es ſich begeben hatte, wie ſie als eine Prinzeſſin geboren ſei, wie ſie der Prinz für einen Vogel gehalten, wie ſie ſich für eine Zuckererbſe ausgegeben und wie ſie eigentlich eine Prinzeſſin ſei, und dies Alles in ſehr anmuthigen, luſtigen und traurigen Worten. Da heirathete ſie der Prinz und ſie wurde eine große und mächtige Königin und die ſchönſte aller Königinnen in der Welt, und das will viel ſagen, denn alle Königinnen ſind ausnehmend ſchön. Doch das iſt bekannt. — Was Einer kann, kann nicht der Andere. Wenn Jedem die Naſe nachwüchſe, wie Viele würden ſich die Naſe abſchneiden; wenn Jeder in heißer Milch baden könnte, ohne gekocht zu werden, wie Viele würden in heißer Milch baden und ſchöner werden;

wenn Jeder auf einem Teppich über's Meer fahren könnte, die ganze Welt wäre auf Reiſen. Was Einer kann, kann nicht der Andere. Zufriedenheit iſt die ſchönſte Naſe, das beſte Bad, der kunſtvollſte Teppich.

Die zwei Eimer.

Ruſſiſches Volksmährchen.

Es waren einmal ein Vater und eine Mutter, die hatten einen Sohn und eine Tochter. Als ſie ſtarben, vergaßen ſie, ihren Kindern ein kleines Vermögen zu hinterlaſſen und ſo waren die Waiſen ſehr arm und wußten nicht, wie und wovon zu leben. Da ſprach der Bruder zu ſeiner Schweſter: „Schweſterlein, da wir nicht zu leben haben, ſo wollen wir uns aufmachen und in die Welt wandern, ſo weit die Menſchen mit Augen ſehen, und unſer Glück verſuchen.“

Sie wanderten viele, viele Tage in die Welt hinein, über die Steppen hin, durch Berge und Thäler und kamen endlich in einen großen, großen und grünen, grünen Wald. Durch den grünen Wald zogen ſie noch einmal viele, viele Tage, bis ſie eines Tages vor einem prächtigen Hauſe mitten im Walde ſtehen blieben. — „Warte Du hier,“ ſagte der Bruder zur Schweſter, „und ich will hineingehen und zuſehen.“ In dem Hauſe waren viele große Säle; er ging durch den erſten, zweiten, dritten Saal und als er in den ſiebenten Saal kam, ſchliefen daſelbſt dreizehn Räuber nebeneinander. Er zog ſeinen Degen und ſchnitt allen dreizehn Räubern den Hals ab. Dann ging er hinaus und holte die Schweſter, führte ſie in das große Haus und ſagte: „Schweſterlein, dies Alles ſchenke ich Dir. Walte Du hier wie eine Hausfrau und beſieh Dir Alles und alle Schätze und Geräthe und gehe durch alle Zimmer und Säle, nur in den ſiebenten Saal ſollſt Du nicht eintreten."

Darauf nahm er ſein Jagdhorn und ſein Jagdgewehr und ging auf die Jagd. Sogleich ging das Schweſterlein durch die ſechs Säle und trat in den ſiebenten Saal und da ſah ſie die dreizehn Räuber mit den dreizehn abgeſchnittenen Hälſen. Aber der dreizehnte Räuber war der ſchönſte von Allen und vor ihm blieb das Schweſterlein ſtehen und ſah ihm in's Geſicht. Da bewegte er die Augen und ſagte: „Ich bin noch nicht ganz todt."

„O!" rief das Mädchen voll Freude.

„Wenn Du mich retten willſt," ſagte er weiter, „ſo vermagſt Du es."

„Und wie vermag ich es?" fragte ſie.

„Verſchaffe mir die Milch einer Häſin."

Als nun der Bruder nach Hauſe kam, ſagte die

Schweſter zu ihm: „Verſchaffe mir die Milch einer Häſin, ich brauche ſie in der Wirthſchaft.“

Da ging der Bruder wieder auf die Jagd und jagte mit Mühe eine Häſin auf und wollte ſie fangen, um ſie der Schweſter heimzubringen. Aber die Häſin ſagte: „Lieber, laß mich in Freiheit und nimm meine Milch, die Du doch allein brauchſt, und nimm mein junges Häschen, das wird Dir noch einmal nützlich ſein und Du wirſt es nicht bereuen.

Da nahm er die Milch der Häſin und das junge Häschen und brachte die Milch ſeiner Schweſter und ſie ging in den ſiebenten Saal und beſtrich damit den Hals des dreizehnten Räubers.

Nach drei Tagen ſagte der Räuber: „Meine Wunde heilt, aber ich bin noch nicht ganz geſund, ich bedarf die Milch einer Füchſin.“ Da ſagte ſie zum Bruder: „Verſchaffe mir die Milch einer Füchſin, ich bedarf ihrer in der Wirthſchaft.“

Da ging der Bruder wieder auf die Jagd und jagte mit Mühe eine Füchſin auf und wollte ſie fangen, um ſie der Schweſter heimzubringen. Aber die Füchſin ſagte: „Lieber, laß mich in Freiheit und nimm meine Milch, die Du doch allein brauchſt, und nimm mein junges Füchslein, das wird Dir noch einmal nützlich ſein und Du wirſt es nicht bereuen.“

Da nahm er die Milch der Füchſin und das junge Füchslein und brachte die Milch ſeiner Schweſter und ſie ging in den ſiebenten Saal und beſtrich damit den Hals des dreizehnten Räubers.

Und wieder nach drei Tagen ſagte der Räuber zur Schweſter: „Meine Wunde heilt, aber ich bin noch nicht ganz geſund, ich bedarf der Milch einer Wölfin.“

Und da war es mit der Wölfin und mit ihrer Milch und mit dem jungen Wölflein ganz ſo, wie es zuerſt mit der Häſin und mit der Füchſin geweſen, und als der dreizehnte Räuber ſagte: „Ich bedarf der Milch einer Bärin,“ da war es mit der Milch der Bärin und mit ihrem Jungen, wie es mit der Milch und den Jungen der Wölfin, der Füchſin und der Häſin geweſen.

Und drei Tage, nachdem ſie dem dreizehnten Räuber den Hals mit der Milch der Bärin beſtrichen, ſagte der dreizehnte Räuber zur Schweſter: „Nun bin ich beinahe ganz geſund, aber ich bedarf eines Bades.“

Da ging ſie hin und richtete ein Bad an. Das ſah der Bruder und fragte: „Für wen iſt das Bad?“

„Für mich,“ ſagte die Schweſter.

„Hat man je gehört,“ ſagte der Bruder, „daß die Schweſter vor dem Bruder badet? Du wirſt nach mir baden,“ ſagte er und legte ſich in das Bad.

Schnell ging ſie in den ſiebenten Saal und ſagte zum dreizehnten Räuber: „Mein Bruder liegt im Bade.“

Der Räuber erhob ſich und lief hinaus und wollte den Bruder im Bade umbringen. Da ſagte das junge Füchslein zu dem Bruder: „Ich gebe Dir einen guten Rath; ſtoße Du in Dein Hüfthorn.“

Da ſagte der Bruder zum Räuber: „Laß mich, ehe ich ſterbe, noch einmal in's Hüfthorn blaſen!“

Der Räuber erlaubte ihm das und er blies in's Hüfthorn, daß es weithin erſcholl; darauf lief das Häslein ſo ſchnell es konnte und holte das Wölflein und das Bärlein. Und das Wölflein und das Bärlein kamen heran und zerriſſen den Räuber und der Bruder bereuete es nicht.

Als dies die Schweſter ſah, ging ſie voll Bosheit in die Schlafſtube des Bruders und ſteckte den Strohſack voll kleiner Meſſer, ſo daß die Spitzen alle nach oben gerichtet waren. „Da,“ ſagte ſie zu ſich, „muß mein Bruder elend zu Grunde gehen, dafür, daß er mir meinen Räuber hat zerreißen laſſen.“ — Am Abend trat der Bruder in ſeine Schlafſtube und ahnte nichts Böſes und fing an, ſich zu entkleiden, um ſich in's Bett zu legen. Da er ſich eben in's Bett legen wollte, ſah er, wie das Häslein ſich ganz blutig auf demſelben wälzte und hin und her ſprang, als ob es dem Bruder ſeine vielen Wunden zeigen wollte. Der Bruder wußte erſt nicht, was vorging; nach und nach aber wurde er ſehr überraſcht und unterſuchte das Bett und fand die vielen, vielen Meſſer, deren Spitzen alle nach oben gerichtet waren und nicht eine nach unten. Dies verdroß ihn ſehr und er ſprach zu ſich ſelber: „Hier hätt' ich elend zu Grunde gehen ſollen, weil ich den dreizehnten Räuber habe zerreißen laſſen. Dies hat meine Schweſter gethan."

Er nahm ſie bei der Hand, führte ſie in ein düſteres Gewölbe und ſagte: „Schweſterlein, hier ſperre ich Dich ein zur Strafe Deiner Sünden."

Dann ſtellte er zwei Eimer vor ſie hin und ſagte: „In den einen Eimer wirſt Du über Deinen Bruder weinen, in den andern Eimer wirſt Du über Deinen Geliebten weinen. Nach drei Jahren werde ich wiederkommen und nachſehen, über wen Du mehr geweint haſt."

Er ſchob den Riegel vor und ging auf die Jagd und in die Welt. — Nach drei Jahren kam er wieder, ſchob den Riegel zurück und ſah nach den Eimern. Der Eimer des Bruders war ganz leer und trocken, der Eimer des Geliebten aber überfloß ſo ſehr, das rings umher eine Lache war. Da zog er ſein Schwert, hieb ihr den Kopf ab und wurde ſehr ärgerlich.

Die Schlangenkönigin.

Böhmiſches Mährchen.

Es war einmal eine gute alte Frau, die hatte einen einzigen Sohn, der hieß Chwalil. Chwalil grämte ſich im Stillen und war blaß. Daß Chwalil ſich im Stillen grämte und blaß war, dieſes grämte wieder die gute alte Frau und ſie dachte nach, wie ſie ihm eine Freude machen könnte. Die höchſten Schätze hätte ſie darum gegeben, wenn ſie dieſelben nur gehabt hätte. Als es Frühling wurde, ſprach ſie zu ihrem Sohne: Mein Sohn, jetzt kommt der Mai und im Mai kommen alle Geheimniſſe der Erde an's Tageslicht. In dem Felſen des Waldes wohnt die Schlangenkönigin, die trägt auf ihrem Haupte die koſtbarſte Krone der Erde. Dieſe Krone kann der Menſch gewinnen, aber Muth muß er haben und ſich durch die Blicke der Schlangenkönigin nicht abſchrecken laſſen. Sobald der erſte Sonnenſtrahl des erſten Maitages den Felſen berührt, kommt die Schlangenkönigin hervor, mit der Krone auf ihrem Kopfe. Sieh hier dieſes Leintuch. Ich habe es, während du ſchliefſt, in den Nächten ſelbſt geſponnen und gewebt, wie es vorgeſchrieben iſt, und im Mondſchein gebleicht. Wenn du mit dem Leintuch hingehſt und es vor die Schlangenkönigin ausbreiteſt, wird ſie ihre koſtbare Krone mit grünen Edelſteinen auf das Tuch hinlegen. Darauf mußt Du ihr Deinen Fuß auf den Kopf ſetzen. — Da wurde Chwalil plötzlich heiter und lachte. Und als der Maimorgen kam, nahm er das Leintuch und ging hin zu dem Felſen. Der erſte Sonnenſtrahl bohrte ſich wie ein goldener Schlüſſel in den Felſen und er öffnete ſich wie eine Pforte. Hervor kam die Schlangenkönigin, gefolgt von unzähligen anderen Schlangen, dieweil ſehr viele Eidechſen an der Felswand hin und her liefen. Auf dem Kopfe trug die Schlangenkönigin eine gar wunderherrliche Krone von grünen Edelſteinen, die ihn ſo blendeten, daß er die Augen abwenden mußte. Aber er faßte ſich und breitete das Leintuch aus. Da bäumte ſich die Schlange, ſah ihn grimmigen Blickes an und ziſchte mit der Zunge. Er aber ließ ſich nicht abſchrecken und faltete das weiße Tuch ſchön auseinander, als ob er ſagen wollte: „Nur her mit der

Krone!“ — So legte ſie die Krone juſt auf die Mitte des Leintuches. Chwalil ſprang ſchnell herbei, faßte die Krone mit der Hand und ſetzte ſich dieſelbe auf; dann trat er mit dem Fuße der Schlangenkönigin auf den Kopf. Da war es eine ſchöne Prinzeſſin, der er auf den Kopf trat. Die ſchöne Prinzeſſin weinte und er zog den Fuß erſchrocken zurück. — „Du haſt Dich übereilt,“ ſagte die Prinzeſſin. „Hätteſt Du Dir nicht ſogleich die Krone aufgeſetzt und hätteſt Du mir erſt auf den Kopf getreten, ſo wäre ich ganz erlöſt; jetzt bin ich es nur halb.“ — Er beſah die ſchöne Prinzeſſin näher und in der That war nur ihr Oberleib eine ſchöne Prinzeſſin; unten war ſie noch immer eine Schlange. Alle die andern Schlangen waren in Hoffräuleins verwandelt und die Eidechſen in Ritter und Pagen. Die waren alle ganz erlöſt. Aber das machte ihm keine Freude, ſo lange die ſchöne Prinzeſſin zur Hälfte eine Schlange blieb. Er wurde wieder traurig und nachdem er alle Ritter und Pagen mit den Schätzen, die in dem Felſen verborgen waren, beladen hatte, zog er mit ihnen und mit der halben Prinzeſſin nach Hauſe zu ſeiner Mutter. Er kaufte das ganze Königreich Böhmen, das juſt zu verkaufen war, weil der König nicht genug Geld hatte, um es zu regieren, und beherrſchte daſſelbe. Da weinte die ſchöne Prinzeſſin wieder und ſagte: „Chwalil I., hätteſt Du das Königreich, anſtatt es zu kaufen, erobert, dann wäre ich ganz erlöſt geweſen. Nun muß ich wieder zur Hälfte eine Schlange bleiben.“ Darüber wurde Chwalil wieder ſehr traurig und war trauriger als je. Das ſah die Mutter und ſagte zu ihm: „Du mußt die Schlangenprinzeſſin verlaſſen und Dir eine andere ſuchen, die Du heirathen kannſt, denn eine Schlangenprinzeſſin kann man nicht heirathen, und in der Fremde wird es Dir nicht fehlen, da Du ſolch ein mächtiger König biſt.“ — So nahm Chwalil alle ſeine Ritter mit ſich und zog in die Fremde. Sieben Jahre lang zog er von Königreich zu Königreich und kehrte im achten Jahre wieder heim. „Ach,“ ſagte er, „ich habe in ſieben Königreichen ſieben Prinzeſſinnen geſehen; ſie wollten mich alle heirathen, aber keine gefiel mir, wie die Schlangenprinzeſſin!“ — „Dafür,“ erwiederte die Schlangenprinzeſſin, „will ich Dir ein Mittel zu meiner Erlöſung angeben. Wenn Du einmal meinen Namen ausſprichſt, bin ich erlöſt; aber dieſen Namen ſelbſt darf ich leider nicht ſagen.

Das war ſo viel wie Nichts, denn wer kann einen Namen errathen. Chwalil ging zu allen Edelfräulein und Rittern und Pagen, die einſt mit ihr als Schlangen und Eidechſen im Felſen gewohnt hatten und fragte ſie nach dem Namen der Prinzeſſin und verſprach ihnen alle Reichthümer der Erde; aber ſie konnten ihm den Namen nicht ſagen, weil ſie ihn nicht wußten. Da ging er durch die Welt und lauſchte Allem, was Stimme hatte, ob er nicht den Namen ſeiner Geliebten höre, den Menſchen, den Thieren des Waldes, den Vögeln der Luft, den Blättern der Bäume, dem Winde, dem Widerhall, den Quellen und Wellen aller Flüſſe und Meere. Da lernte und erfuhr er Vieles, was andere Menſchen nicht wußten, aber den Namen ſeiner Geliebten erfuhr er nicht. Als ein ſehr weiſer Mann und Zauberer kam er wieder heim von ſeinen Wanderungen. Die Schlangenprinzeſſin ſah ihm ſehnſüchtig entgegen, ob er nicht ihren Namen ausſprechen werde. Er ſprach ihn nicht aus und fühlte ſich ſehr unglücklich, daß er ein ſo weiſer Mann und Zauberer ſein, Alles wiſſen ſollte, nur nicht einen kleinen Namen, den Namen ſeiner Geliebten und daß er nicht eher glücklich ſein ſollte, als bis er ſie mit Namen nennen könne.

Da fiel ihm plötzlich ein, daß man in den Büchern Alles finde und er ſchrieb Briefe nach Italien, nach Paris, nach Kiew, nach Conſtantinopel, Bologna und Arabien an alle weiſen und gelehrten Männer, daß ſie ihm die ſeltſamſten Bücher ſchickten.

Das thaten die weiſen und gelehrten Männer, und bald hatte Chwalil ſo viele Bücher aufgehäuft, daß er neue Schlöſſer bauen mußte, um ſie alle unterbringen und vor Regen und Wetter ſchützen zu können. In jedem dieſer Schlöſſer hatte er einen runden Thurm, deſſen Mauern ſo dick waren, daß es darin ſo ſtille war, wie im Grabe und daß der König in ſeinen Studien auch nicht vom geringſten Lärm geſtört werden konnte. Die Vögel, die ſich an den Thurm anbauten und die ihn mit ihrem Gezwitſcher und Geſang um ſo mehr zerſtreueten, als er ihre Sprache verſtand, ließ er verjagen oder ausrotten und ſo war es am Ende ganz ſtille rings um ihn her.

So ſaß er denn und ſtudirte und vertiefte ſich immer mehr und mehr, und ſtudirte, ſtudirte, ſtudirte.

Schon war er faſt in ſeinem Lande vergeſſen und ſchon glaubte die Schlangenprinzeſſin von ihm vergeſſen zu ſein, — ſo viele Zeit ſaß er bereits in den Thürmen — als er eines Tages aus einem Thurme lächelnd hervorkam. Er lächelte und man ſah es ihm an, daß er das Wort gefunden hatte, aber ſein Schädel war kahl, ſein langer Bart war grau, ſeine Stirn voll tiefer Furchen und ſeine Wangen waren eingefallen. Alle Welt ſah es, nur die Schlangenprinzeſſin nicht, denn ſie freute ſich ihrer Erlöſung, die ihr ſein lächelnder Blick ankündigte.

„Du haſt meinen Namen gefunden!“ rief ſie ihm jubelnd zu.

„Ja, o Laska! *)“ erwiederte er lächelnd.

„So heiße ich,“ rief ſie und der Schlangenleib fiel ab von ihr und ſie ſtand da als eine herrliche, wunderſchöne Prinzeſſin. Sie öffnete die Arme und ſagte: „So komm in meine Arme, Geliebter, der Du mich von langer Qual und aus peinlicher Gefangenſchaft erlöſt haſt.“

Er aber lächelte ſchmerzlich und deutete auf ſeinen weißen Bart und ſagte: „Es iſt zu ſpät, o Liebe! Gehe hin und beglücke Andere.“

---

*) „Laska“ bedeutet im Böhmiſchen „Liebe.“

V.

Ein deutſches Mährchen.

Der Ofen Barbaroſſa's.

Vor noch nicht ſehr langer Zeit ſtand in einem der Häuſer, die ſich über den Ruinen des alten Palaſtes Barbaroſſa's zu Gelnhauſen erheben, in einer Schenke, ein alter Ofen, der gar ſonderbar ausſah. Er ſah ſo alt aus, viel älter als alle gothiſchen Kirchen, und daß er wirklich älter war, das verrieth auch ſeine Bauart. Dabei war er ſo groß, daß er den Eindruck machte, als ob er größer wäre, als das ganze Haus, in dem er ſtand, und man konnte es auch erkennen, daß das Haus ſeinetwegen und nicht er des Hauſes wegen gebaut worden. Hinter dem Ofen und auf ihm lagen zur Nacht auf Rampen und in Niſchen die Kinder des Herbergsvaters und die müden Wanderer, die etwa hier einkehrten. Alle Welt wußte, woher der Ofen ſtammte, denn er hieß von Vater zu Sohn der Ofen Barbaroſſa's; es war alſo der Ofen des deutſchen Kaiſers Friedrich Barbaroſſa. An Feuer gewöhnt, war er ſtehen geblieben, als der ganze Palaſt des großen Kaiſers in Flammen aufging. — Die Leute des Hauſes waren darum nicht im Geringſten erſtaunt, wenn, ſo oft es draußen kalt war, meiſt des Abends, der Kaiſer vom Kyffhäuſer herüber kam und ſich vor den Ofen ſtellte, um ſich zu wärmen, wie alte Leute oft thun, die zu einem Nachbar gehen, der einen gut geheizten Ofen hat. Niemandem fiel es ein, dem alten Kaiſer den Platz am Ofen ſtreitig zu machen, hatte er doch, als eigentlicher Beſitzer, ein hiſtoriſches, und als frierender Menſch, ein natürliches Recht, ſich an dieſem Ofen zu wärmen. So ſtand er da; legte, um die Hände beſſer wärmen zu können, das Scepter auf die Rampe und den Reichsapfel in die Röhre, und horchte lächelnd zu, wie die Gäſte dort am Tiſche, nach guter deutſcher Art, ganz wie zu ſeiner Zeit, über des Kaiſers Bart ſtritten und Mährchen erzählten, in dem er eine Hauptrolle ſpielte und an denen kein wahres Wort war. Manchmal ſtieß ihn ein Kind des Hauſes, deſſen Bettchen auf der breiten Rampe des Ofens, oder auf der Ofenbank gemacht war und ſagte: „Geh fort da, Kaiſer, ich kann mich nicht ausſtrecken!“ — und der Kaiſer rückte weiter und machte dem Kinde auf die gutmüthigſte Weiſe Platz, ja er deckte es manchmal wieder zu, wenn es im Traume die Decke verſchoben hatte.

Nun kam vor einigen Jahren ein Frankfurter Banquier und Verwaltungsrath einer großen Eiſenbahncompagnie behufs der Expropriation nach Gelnhauſen und kehrte in der Herberge ein. Der Banquier war ein großer Kunſtkenner und Sammler, und kaum hatte er den merkwürdigen Ofen erblickt, als er in Extaſe ausrief: „Welch ein herrlicher Rococoofen! Wie ſchön würde ſich der in meinem Speiſeſaal zu Frankfurt neben dem ſchönen Pompadour-Schrank und neben dem Spiegel à la Louis XV. ausnehmen!“

Sofort ging er an die Expropriation, das Haus wurde ſchneller als nöthig abgebrochen und der Ofen in ganzer Größe, mit der möglichſten Vorſicht nach Frankfurt gebracht und im Speiſeſaal des kunſtſinnigen Banquiers aufgeſtellt. Ueberall in Frankfurt wurde von der herrlichen Acquiſition, von dem pompöſen Ofen à la Pompadour geſprochen und die andern kunſtkenneriſchen und kunſtſinnigen Banquiers — Frankfurt beſitzt dergleichen zu Dutzenden — hätten berſten mögen vor Neid und tadelten die zu großen Privilegien der Eiſenbahn-Verwaltungsräthe und die Vortheile, die ihnen vor Andern aus der Expropriation zuflöſſen. — Je mehr man ſich darüber ärgerte, deſto größere Freude machte der Ofen ſeinem gegenwärtigen Beſitzer. Und um ihn zu zeigen und vor hohen Herrſchaften damit Staat zu machen, gab er, als die Zeit der großen Mahlzeiten gekommen war, d. i. im Winter, ein großes Diner und lud dazu die größten Banquiers und den ganzen Bundestag, der eben keine Ferien hatte.

Draußen fror und ſtürmte es und der Ofen verbreitete eine ſo behagliche Wärme, daß die Gäſte im Speiſeſaal blieben, ſelbſt als man abgeſpeiſt hatte, und ſie nahmen ihren Kaffe ein, indem ſie ſich um den großen, breiten, behaglichen Ofen im Halbkreis umherſetzten. Man ſprach Politik und über den Ofen, auf den der Hausherr immer die Aufmerkſamkeit der Gäſte zu lenken verſtand. — „Was mir an ihm mißfällt,“ ſagte ein Attaché, Sohn eines Hiſtorikers, „c'est quelque chose de gothique!“ Die Hausfrau war beleidigt und ſuchte ihm zu beweiſen, daß das, was er für gothiſch nahm, reinſte Pompadour ſei und mit ihrem liebenswürdigen Lächeln war es ihr leicht, den Attaché zu überzeugen.

Während man ſo plauderte, trat Barbaroſſa herein, Bart, Haare und Gewand voll Schneeflocken. Weiß der Himmel, wie er erfahren hatte, wo ſein Ofen hingerathen. Er kam ihm nach, um ſich daran zu wärmen. Aber alle Plätze waren beſetzt, wie groß und breit auch der Ofen war, und keiner der Gäſte machte Miene, ihm auch nur ein Winkelchen einzuräumen. Ja ſie zogen ſogar verdrießliche und unangenehme Geſichter, als ſie den altmodiſch gekleideten, durchnäßten alten Mann ſahen, der that, als ob er ſich zu ihnen ſetzen wollte. Der Hausherr war in der größten Verlegenheit. Er näherte ſich dem Kaiſer und ſagte höflich: „Wenn Sie mir Etwas zu ſagen haben, ſo bitte ich, morgen zwiſchen Zehn und Elf auf mein Comptoir zu kommen.“

„Ich habe auf Deinem Comptoire Nichts zu thun!“ rief der Kaiſer mit einer Stimme, daß der Banquier zuſammenklappte wie ein Taſchenmeſſer.

„Quel rustre!“ murmelte der Attaché, „quel rustre!“

„Darf ich fragen, mit wem ich die Ehre habe?“ — fragte der Banquier.

Barbaroſſa wandte ſich zur ganzen Geſellſchaft und rief: „Habt Ihr nie vom deutſchen Kaiſer gehört?“

Bei dieſer Frage erhob ſich einer der Geſandten und ſagte höchſt entrüſtet vor ſich hin: „Mon Dieu! quel monde laisse-t-on donc entrer ici?“ — und ſah ſich um, als ob er ſeinen Hut ſuchte, um fortzugehen.

Die Verlegenheit des Hausherrn ſtieg auf's Höchſte. „Ich verſichere Ew. Excellenz,“ — ſtammelte er, „ich kann betheuern, daß ich ganz unſchuldig — wie können Ew. Excellenz nur glauben — die beſitzende Claſſe hat gewiß keine Urſache — ich perſönlich, bin zu ſehr intereſſirt, die Ruhe — wie können Ew. Excellenz nur vermuthen, daß ſolche Tendenzen — dieſe wühleriſchen Traditionen — “

So ſtammelnd ermannte er ſich plötzlich, ſteckte beide Hände in die Taſchen, warf den Kopf zurück und herrſchte dem Kaiſer zu: „Was wollen Sie hier?“

„Mein Gott!“ — erwiederte Barbaroſſa — „ich will mich an meinem Ofen wärmen, den dieſe Herren ganz eingenommen haben.“

„An Ihrem Ofen?“ fragte der Hausherr — „Sie ſind im Irrthum, der Ofen gehört mir und ſonſt Niemandem.“

„Ich will Dir das Gegentheil beweiſen, durch die Wappenkunde, wie es ſich ziemt,“ erwiederte Barbaroſſa — „ſofort ſollſt Du alle Wappen des Reiches an dem Ofen erkennen.“

Und der Kaiſer ging mit einem großen Schritte auf den Ofen los und mit ſeinem Scepter berührte er eine Kachel nach der andern, und wo er mit der Spitze des Scepters hintupfte, da kam ſogleich ein Wappen zum Vorſchein. Hier das Wappen Oeſterreichs, hier Baierns, hier Schwabens, hier Sachſens und ſo fort. —

Die Herren waren ſehr erſtaunt. „Tiens!“ rief jeder, da iſt ja unſer Wappen und kaum war es zum Vorſchein gekommen, ſo ſtellte ſich der Geſandte, der dazu gehörte, auch davor und legte die Hände darauf und wärmte ſich. Als der Kaiſer mit der Scepterſpitze die letzte Kachel berührte, kam das Wappen Schleswig-Holſteins zum Vorſchein — ſchnell kehrten die Herren ihre Köpfe ab und der Däne ſtellte ſich davor, hüſtelte, rieb ſich die Hände und legte ſie dann auf das Wappen und wärmte ſich.

So war, als der Kaiſer fertig war, der Ofen erſt recht beſetzt und für ihn nicht das geringſte Plätzchen vorhanden. Als er das bemerkte, wurde er gar ſehr traurig.

„Ach,“ ſeufzte er, „wo ſoll ich mich nun wärmen, wenn ich friere?“

Und während eine Thräne in ſeinen großen, rothen Bart niederrollte, ſchritt er mit großen Schritten zur Thür hinaus, in die kalte, eiſige Nacht. Den Banquiers und den hohen Gäſten war es, als ob ſie aus einem böſen Traume erwachten.

Der Hausherr aber war beſorgt, daß er ſich durch den ganzen Vorfall verdächtig gemacht. Er beſchloß, ſich mit einem Opfer in der Meinung ſeiner hohen Verbindungen wieder herzuſtellen, und zu Neujahr zerbrach er den Ofen und ſchickte jedem der Herren das ihm zugehörige Stück mit dem Wappen darauf.

So ging der merkwürdige Ofen, an dem ſich der Alte ſo lange gewärmt hatte, in Stücke — zu Frankfurt a/M. in einem Jahre des Heils.

Bilder und Büſten.

Bilder und Büſten

von

Moritz Hartmann.

Zwei Theile in einem Bande.

Frankfurt a/M.
Verlag von Meidinger Sohn & Comp.
1860.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

23 BSchr

Inhalt.

Erſter Theil.

Seite
François Rude 3
Beranger 40
Barye 81
Thomas Carlyle 99
Stephen Heller 117
Fürſtin Orſini 150

Zweiter Theil.

Wanderungen durch Pariſer Ateliers 189
Bilder aus Dänemark 283

Erſter Theil.

François Rude.

> Rude, comme artiste, appartiendrait à Vasari; comme homme, il tenterait Plutarque.
>
> J. Rousseau.

Seit dem Tode François Rude's ſind unzählige Artikel, ja Bücher erſchienen, welche Leben, Charakter und Werke dieſes großen Bildhauers mit Begeiſterung rühmen und preiſen. Wahrſcheinlich wird man davon wieder Veranlaſſung nehmen, über die Ungerechtigkeit der Menſchen zu klagen, über ihre Bereitwilligkeit, Todte zu apotheoſiren, die ſie bei Lebzeiten vernachläſſigt haben, und was dergleichen oft gerechte Klagen mehr ſind. Diesmal aber irrt ſich das Publicum. Selten hat es wohl einen Künſtler gegeben, deſſen Leben und Wirken mit gleich ſtarker Macht zu Lob und Preis herausforderten; ſelten einen, dem gegenüber ſelbſt der Neid das böſe Wort ſo zu unterdrücken geſucht hat, wie vor Rude. Aber das Lob mußte ſchweigen; die Begeiſterung mußte ſich in ſtille Verehrung umwandeln. Rude haßte das Cliquenweſen und verabſcheute die Lärmglocken, mit denen ſich moderne Künſtler zu umgeben lieben. Nur ſeine Werke ſollten von ihm ſprechen und ſollten ihm Ruhm verſchaffen, wenn das in ihrer Macht war. Den Freunden wurde Schweigen über ihn und ſein Wirken als die erſte Bedingung fortdauernden freundſchaftlichen Umganges auferlegt und ſo gingen ſie ſchweigend wie eleuſiniſche Eingeweihte umher und durften es Niemand verrathen, daß in der beſcheidenen Werkſtatt der Rue d'Enfer unſterbliche Werke geſchaffen wurden, himmelweit verſchieden von denen, die alltäglich auf offenem Markte als Wunderwerke ausgerufen wurden. Nun iſt Rude todt und die Schleuſen der Herzen öffnen ſich und Alles eilt, es dem Jahrhundert zu verkünden, daß mit ihm der größte Künſtler Frankreichs, das fleckenloſeſte Leben, der edelſte Charakter zu Grabe gegangen. Das lange unterdrückte Lob macht ſich Luft und über dem Grabe ertönen die rühmenden Fanfaren, ſchön zuſammenſtimmend, ſanft gedämpft von Trauer, doch hochfeierlich und Unſterblichkeit verkündend.

Neben dem Schweigen der Freunde giebt es noch andere tiefere Urſachen, welche den Ruhm Rude's bei Lebzeiten nicht ſo hoch aufwachſen ließen, als er ſeinem geſunden Keime nach hätte aufwachſen ſollen. Rude war ein Fremder im modernen Frankreich. Jede Zeit, die ihr Gebäude vollendet, läßt vorſpringende Steine an ihrem Gebäude, an denen die nachfolgende Zeit weiterbauend anknüpfen kann. Aber die nachfolgende Zeit baut manchmal an einem anderen Punkte an und die vorſpringenden Steine ragen einſam, traurig, ruinenhaft in die Luft. Ein ſolcher vorſpringender Stein ſeiner Zeit, der beſten und ſchönſten Zeit der franzöſiſchen Revolution, war François Rude. Das moderne Frankreich hat an einer entgegengeſetzten Seite weiter gebaut. F. Rude war einſam, feſtgewurzelt in jenem Gebäude, das auf Grundſätzen der Menſchlichkeit, der Gerechtigkeit, der Wahrheit und Liebe aufgeführt werden. Sein Atelier in der fernen und ſtillen Rue d'Enfer ohne allen koketten Schmuck, wie ihn Künſtler lieben, um ihre Werkſtatt intereſſant zu machen, nur mit Dingen angefüllt, die nothwendig zur Arbeit gehörten: in dieſem Atelier fleißige und verehrungsvolle Schüler, die vor Eintritt in dieſe Schule wiſſen mußten, daß ſie allen Privilegien, allen Protectionen entſagen, die ihnen in anderen officiellen Werkſtätten winkten und ein ſorgenfreies Leben verſprachen, die ferner wiſſen mußten, daß hier nur Arbeit verlangt und nur Kunſtbildung, aber nicht der geringſte weltliche Vortheil verheißen werde: in Mitte dieſer Schüler der Meiſter in einfachſter Arbeitertracht, aus deſſen Zügen Strenge der Sitten, unüberwindliche Feſtigkeit der Ueberzeugungen und außerordentliche, lächelnde Milde und Heiterkeit des Gemüthes ſprechen, deſſen Kopf wie von ihm ſelbſt gemeißelt, deſſen Hand Porphyr und Erz zu bemeiſtern geeignet ſcheint — Alles das zuſammengenommen bildet einen herrlichen Anachronismus, in den man ſich gerne vertieft, wie man ſich in den Traum von vergangenen großen Zeiten zu verſenken liebt. Wie gerne hätte man oft ſtundenlang in dieſem Atelier geträumt, wenn man nicht gewußt hätte, daß der Meiſter die Träumer nicht liebte, er, der immer thätig war und jeden Traum in eine That verwandelte.

Doch erzählen wir das Leben dieſes Künſtlers, das an ſich ein tadelloſes, harmoniſches Kunſtwerk war.

François Rude erblickte das Licht der Welt am 4. Januar 1784 zu Dijon in Burgund und er war ein echter Burgunder. Im Auslande, wenn man von Frankreich ſpricht, hat man immer Paris und die Centraliſation im Auge und mit einem gewiſſen Rechte, denn Paris iſt die Quinteſſenz Frankreichs, da ſeine Einwohner, von denen die Statiſtik behauptet, daß ſie nicht die vierte Generation erreichen, ſich ununterbrochen aus der Provinz recrutiren. Aber die verſchiedenen Volksſtämme haben trotz der Einheit Frankreichs, von der ſo viel geſprochen wird, trotz der gewaltigen Centraliſation ihre Eigenthümlichkeiten, ihre verſchiedenen Charaktere bewahrt bis auf dieſen Tag. Man konnte die Namen und alten Grenzen der Provinzen aufheben, man konnte den angeborenen Geiſt, die angeborenen Familien-Eigenthümlichkeiten, Familien-Tugenden und Fehler nicht abſchaffen. Der Kenner der Provinzen weiß, wie gewaltig noch heute der Unterſchied zwiſchen Franzoſen und Franzoſen. Wir wollen nur die Hauptſtämme mit ihren hervorſtechendſten Eigenthümlichkeiten erwähnen. Der Bretone von alter, ungemiſchter Race, an der entfernteſten Grenze des Reiches wohnend, hat ſich mit dem eigentlichen Frankreich und mit ſeiner Zeit niemals Eins gefühlt. Er liebt es, ſich zu vertiefen und lebt entweder in der Zukunft oder in der Vergangenheit; träumend von dieſer oder jene myſtiſch oder auch rationaliſtiſch aufbauend. Abelard, Carteſius (ein Bretone, obwohl durch Zufall in der Touraine geboren), Chateaubriand, Lamennais, Renan, Brizeux und andere größere und kleinere Landsleute, ſowie der ſpeculative und myſtiſche Geiſt der Bretagne überhaupt ſprechen dafür. Wie ganz anders ſchon ſind die benachbarten Einwohner der Touraine, des Blaiſois, des Orleanais, überhaupt die Söhne des mittleren Frankreichs geartet! Sie ſind die wahren Franzoſen, wie man ſie ſich allgemein im Auslande vorſtellt, wie ſie zumeiſt in der Geſchichte als leichtſinniges Volk, als Muſketaire, als geiſtreiche Spötter auftreten. Dieſe ſtehen immer und ganz in ihrer Zeit, ob ſie ſie nun angreifen oder ſie nur beſpötteln, wie Rabelais, Courrier, Balzac ꝛc. Der Südländer der Gascogne, Languedocs, der Provence gehört nicht ſowohl ſeiner Zeit als vielmehr dem Augenblicke an. Er läßt ſich hinreißen, er iſt voll Feuer und Pathos, ein begeiſterter Apoſtel und Kämpfer für alle Beſchlüſſe, die er ſelber faßt oder die Andere für ihn faſſen. Aber er giebt ſich ſchnell auf und erſchöpft ſich im Pathos, und die Saaten, die er geſäet hat, pflegt der Nordländer und trägt ſie heim. Darauf verſteht ſich vorzugsweiſe der kluge, ausdauernde, kühle Normann mit ſeinen Nachbaren, den Picarden u. A. Er bemächtigt ſich des genialen Gedankens des Südländers und führt ihn praktiſch aus; am Feuer der ſüdlichen Begeiſterung kocht er gemächlich ſeine Suppe. So beherrſcht er den Süden. Zwiſchen dem Nord- und Südländer ſteht der Burgunder, wohl der begabteſte und tüchtigſte Stamm Frankreichs, der die Eigenſchaften der beiden Nachbaren in ſich vereinigt. Er denkt und handelt; er faßt den Gedanken und führt ihn ſelber aus und genießt ſelber die Früchte. Das hat er ſeit den älteſten Zeiten in einer unendlichen Reihe der verſchiedenſten Männer bewieſen, von Bernhard v. Clairveaux und früher angefangen über Buffon herab bis auf Monge und Franz Rude.

Dieſer war ein echteſter Sohn ſeines Stammes, denn er kam aus den unterſten ungemiſchten Claſſen des Volkes. Sein Vater, ein Schmied, war ſtolz auf ſeinen Stand wie auf ſein Handwerk und auf die Wohlthat, die er Frankreich durch Erfindung der ſogenannten „Preußiſchen Kamine“ glaubte erwieſen zu haben. Er hatte dieſe Kamine auf ſeiner Wanderſchaft durch Süddeutſchland kennen gelernt und paßte ſie dem franzöſiſchen Bedürfniß an. Bald wurden ſie in Dijon populär und ihre Verfertigung nährte ihn reichlich. Kein Wunder, daß er dieſen Nahrungszweig und die Ehre, die er mit ſich brachte, auf ſeinen Sohn zu vererben und ſeinen Namen auf ewig mit dem der Preußiſchen Kamine zu verſchmelzen wünſchte. Aber der kleine François Rude hatte, bevor er den Schmiedehammer in die Hand nahm, noch eine andere Schule durchzumachen.

Sein Knabenalter fiel in die heißeſte Zeit der Revolution, in jene Zeit, da man einander mit römiſchen Namen anrief und ſo ſchnell als möglich, etwas treibhausmäßig, republikaniſche Bürger großzuziehen ſuchte. Echt franzöſiſch fing man damit an, daß man ſchon acht- bis zehnjährige Knaben in die Uniform ſteckte und aus ihnen Regimenter bildete, welche einen Theil der Nationalgarde ausmachten. Dieſe Regimenter exercierten und machten alle Feſtlichkeiten der wirklichen Nationalgarde mit. Des Morgens erſchienen ſie auf dem Paradeplatz, des Abends führten ſie auf der Bühne, vor dem ganzen Publicum, um die Büſte Marat's und Robespierre's militairiſche Evolutionen auf und ſangen ſie mit ihren unſchuldigen Stimmen unter enthuſiaſtiſchem Applaus das Lied Rouget de Lisle's. Am Sonntag marſchirten ſie in die Kirche, wo ihnen ein Stadtrath eine Rede über die Tugenden und Pflichten des Bürgers hielt. Alles das war geeignet, Affen oder Komödianten zu bilden; aber tiefere Gemüther erfaſſen überall das Ernſtere, und daſſelbe Schauſpiel, das den Einen zum Gecken macht, iſt geeignet, in dem Andern heldenmüthige und männliche Gefühle zu wecken. Das Letztere war bei F. Rude der Fall, der im Regiment Royal Bonbon diente und der ſich noch im ſpätern Alter mit Rührung des kindiſchen Spieles und mit Ehrfurcht der Gefühle erinnerte, welche bei den ermahnenden Worten des Bürgers Stadtrathes in ihm Wurzel faßten. Vielleicht, daß eben in jener kindiſchen Zeit ſich in ihm die Grundſätze feſtigten, auf denen Rude ſein Leben lang feſt und glänzend daſtand, wie eine Erzſtatue auf ihrem Piedeſtal. Wenigſtens zeigte er ſchon damals einen Muth, eine Charakterfeſtigkeit, die des künftigen heitern Stoikers würdig geweſen. Als nämlich nach dem neunten Thermidor und dem Sturze der Bergpartei ein Theil der Nationalgarde und mit ihr das Regiment Royal Bonbon aufgelöſt wurde und die Waffen abliefern mußte, weigerte ſich der kleine Rude ſein civiſches Recht des Waffentragens aufzugeben. Trotz dem Beiſpiele, das ihm große und kleine Bürger gegeben, trotz allen Drohungen behielt er ſeine Waffen und wußte er ſie ſo gut zu verbergen, daß er unter allen ausgeſchiedenen Nationalgardiſten Dijons der einzige war, der im Beſitze derſelben verblieb. Was ſollte man mit ihm anfangen? Konnte man den zehnjährigen Bürger guillotiniren, unter einem Regierungswechſel, der eben gegen die Guillotine gerichtet war? —

Kurze Zeit nach Auflöſung des Regimentes Royal Bonbon, ſobald Rude den Blaſebalg zu bewegen und einen Hammer zu ſchwingen im Stande war, trat er in die Werkſtatt ſeines Vaters und begann ſeine Laufbahn, wie Quintin Meſſis, Peter Viſcher, Saſſo Ferrato, als Cyklop. Sechs volle Jahre verbrachte er ſo als Lehrling und Geſelle ſeines Vaters, bis ihm ſein Künſtlerberuf durch einen Zufall enthüllt wurde. Ein rothglühendes Eiſen war ihm auf den Fuß gefallen und machte ihn während mehrerer Wochen zur Arbeit unfähig. Als Reconvaleſcent an den Krücken durch die Gaſſen ſchleichend, kam er an der neuerlich durch Herrn Devoſges gegründeten Zeichenſchule vorüber, wo eben die öffentliche Preisvertheilung Statt fand. Rude trat ein. Beim Anblick der ausgeſtellten Zeichnungen war es ihm, als ob er auch dergleichen zu ſchaffen im Stande wäre, und ein unwiderſtehlicher Drang, ſo zu thun wie die preisgekrönten Schüler gethan hatten, bemächtigte ſich ſeiner. Er hinkte nach Hauſe und flehte ſeinen Vater an, ihm den Beſuch der Zeichenſchule zu geſtatten. Nach langem Bitten wurde es ihm gewährt, täglich des Abends nach Schluß der Werkſtätte die Schule auf zwei Stunden beſuchen zu dürfen, aber auch nur unter der Bedingung, daß er niemals Künſtler werde, daß er unter Tags mit dem Vater arbeiten und die in der Zeichenſchule gewonnenen Kenntniſſe nur zur Ausbildung und zum Schmuck des Handwerks verwenden ſolle. Daß Rude Letzteres gethan, beweiſt ein eiſerner Balcon zu Dijon, dem man es anſieht, daß ihn ein kunſtbegabter Schmied geſchmiedet.

Schon nach einjährigem Beſuche der Schule trug Rude drei Preiſe heim: den erſten Preis in der Ornamentirkunſt in Geſtalt einer goldenen Medaille; den zweiten in Geſtalt einer ſilbernen für ſeine Zeichnungen nach lebendem Modell, und endlich ein Acceſſit für eine nach der Natur in Thon gemodelte Figur. Den Mangel an Zeit erſetzte der arme Schmiedegeſelle, der den ganzen Tag den Hammer ſchwingen mußte, durch angeborenes Talent, durch Begeiſterung für ſeine Kunſt und durch jenes große Mittel, das er allen Künſtlern als das wirkſamſte, als das ſicherſte zum Ziele führende empfiehlt, durch ausdauernden, hartnäckigen Fleiß. Devosges, der Director der Schule, der von Anfang an die große künſtleriſche und moraliſche Begabung ſeines Schülers erkannt hatte, ſtand ihm mit ſeinen einſichtsvollen und geſunden Rathſchlägen treu zur Seite. Bald wurde der Lehrer der begeiſterte Freund ſeines Schülers, in dem er das verwirklichte Ideal deſſen ſah, was er dereinſt aus ſich ſelbſt hatte machen wollen. Es wurde das eine Freundſchaft, die ſich in aller Zukunft auch keinen Augenblick verleugnete. Sie fing damit an, daß Devosges ſeinem vielverſprechenden Schüler Papier und Bleiſtift lieferte, die ſich dieſer aus eigenen Mitteln nicht anzuſchaffen vermochte.

Die vielfachen Zeichnungen und Copien nach Antiken und nach den größten Meiſtern der neuen Zeit, die Rude in der Akademie zu Geſichte bekam, machten ihn auf die Verſchiedenheit der Auffaſſung und Ausführung, auf die Verſchiedenheit der einzelnen Künſtler und ihrer Werke und endlich auf die Verſchiedenheiten der Zeiten, in denen dieſe Kunſtwerke entſtanden, dieſe Künſtler gelebt, aufmerkſam. Der denkende Jüngling konnte ſich mit dieſer äußerlichen Beobachtung nicht begnügen; er mußte dieſe Erſcheinung ergründen und welch ein Feld des Studiums eröffnete ſich ihm damit! Mußte er nicht die Völker kennen lernen, die ſolcher Ideale fähig waren? mußte er nicht einen Blick in ihre Entwickelungsgeſchichte werfen? und was hat ſie begeiſtert? und wer ſind ihre Helden und Götter? und welche Mittel wandte man zu allen Zeiten an, ſie darzuſtellen? Wo ſind die alten Ueberlieferungen aufzufinden, die uns ſagen, wie Ideal und Wahrheit in Eins verwachſen? Geſchichte, Mythologie, Poeſie, Geometrie, Anatomie und wie viel Anderes war noch zu ſtudiren, um all dieſe Fragen zu beantworten. Und ſo lag zwiſchen den Stunden am Studirtiſche in der Dachſtube und zwiſchen den Stunden am Amboß oft nur ein ganz kurzes Stündchen Schlaf. Wieder war es der edle Devosges, der zu dieſen nächtlichen Studien die Bücher und ſelbſt die Kerzen lieferte. Damals legte Rude den Grund zu den tiefen und ausgezeichneten Kenntniſſen, die ihn ſein Lebenlang unter ſeinen Collegen in der Kunſt zu einer auch in dieſer Beziehung hervorragenden Erſcheinung machten.

Dieſe Studien dauerten mehrere Jahre. In der Schule glänzte er bereits als Künſtler; im Umgang mit den Gebildetſten ſeiner Vaterſtadt als ein an Wiſſen ſehr reicher Geiſt. So trat die Disharmonie zwiſchen ſeiner Bildung, zwiſchen den Hoffnungen, die man von ihm hegte, und ſeiner täglichen Beſchäftigung immer greller hervor.

Die Beſten der Stadt beſtürmten den Vater, doch den ſo hoch begabten Sohn die Laufbahn, für die er offenbar geboren war, ganz und ungehindert betreten zu laſſen. Lange umſonſt. Endlich gab der Vater nach und Rude ſollte den Schmiedehammer wegwerfen, um den Meißel zu ergreifen. Da wurde der Vater durch eine Lähmung aufs Krankenbett geworfen und die Ernährung der Familie fiel dem jungen Künſtler als unabweisbare Pflicht anheim. Als Schmied war er noch nicht ſo weit, um das Geſchäft des Vaters ſelbſtſtändig fortſetzen zu können und als Künſtler? — er war noch ein Schüler, ohne Namen, ohne Geld und in einer Provinzſtadt! Mit der ihm eigenen Charakterſtärke entſchloß er ſich ſchnell und wir ſehen ihn plötzlich als Geſellen eines Zimmermalers, wie er Farben reibt, Schnörkel an Sims und Schränken malt und Fenſter und Thüren anſtreicht.

Aber Freund Devosges wird ſeinen Schüler und eine große Zukunft nicht ſo zu Grunde gehen laſſen. Während Rude Fenſter und Thüren anſtreicht, eilt er von Haus zu Haus, ob er ihm nicht eine ſeines Talents würdigere Beſchäftigung ſchaffen könnte. Dem unermüdlichſten Freundeseifer gelingt das Unwahrſcheinlichſte. In der guten Stadt Dijon wird es plötzlich Mode, nicht mehr, wie es alter Brauch geweſen, Familiengemälde aufzuhängen, ſondern Familienbüſten aufzuſtellen und Rude ſteht wieder vor Thon, ja ſelbſt vor Marmor und verſieht die Familien mit Laren und Penaten. Mehrere ſeiner Büſten machen Aufſehen. Herr Devosges — immer der gute Herr Devosges — hat nun den Muth, ihn dem kunſtverſtändigen Herrn Fremiet, einem höheren Steuerbeamten, vorzuſtellen, für den er eine Büſte ſeines Schwiegervaters ausführen ſoll. So kommt Rude mit einer Familie in Berührung, die ihm eben ſo theuer wird wie Devosges und die auf ſein ganzes Leben den entſcheidendſten Einfluß ausübt. Rude wird bald ſo intim in der Familie, daß er ſich leicht bewegen läßt, eine Stube im Hauſe anzunehmen, in der er ſeine Arbeit mit größerer Bequemlichkeit ausführen kann. Man lernt ſich immer näher kennen, immer inniger lieben und Rude iſt ein Sohn des Hauſes. So vergeht eine ſchöne und glückliche Zeit. Rude gewinnt genug, um ſeine Familie zu ernähren; er hat ein Atelier, er wird als Künſtler betrachtet, er ſtudirt, er arbeitet, er hat theuere und treue Freunde. Das Kriegsjahr 1805 droht ihn ſeinem Glücke zu entreißen, denn Napoleon ruft Alles zuſammen, was Frankreich an junger Kraft beſitzt. Rude hat einundzwanzig Jahre und kann ſich nicht länger der Conſcription entziehen. Aber der gedankenloſe Zufall, der ihn eine böſe Nummer ziehen läßt, wird durch die Freundſchaft unſchädlich gemacht, indem Herr Fremiet von ſeinem beſcheidenen Vermögen ſoviel hergiebt, als nöthig war, um einen Stellvertreter zu bezahlen. So vergingen dann noch zwei glückliche und fleißige Jahre.

Endlich im Jahre 1807 entreißt er ſich dem liebevollen Umgange und wandert, dem eignen Drange und dem Rathe der Freunde folgend, nach Paris, um die Welt zu ſehen und in die Schule größerer Meiſter zu treten. Mit einer Gypsſtatue, die einen Theſeus vorſtellte, und mit einem Empfehlungsſchreiben von Devosges bewaffnet, ſtellt er ſich dem berühmten Denon vor. Dieſer nimmt die Theſeusſtatue für die Copie einer Antike, und über dieſen Irrthum mehr erfreut als beſchämt, macht er ſich zum Beſchützer des jungen Künſtlers, dem er den Eintritt in das Atelier des Gaules verſchafft, wo eben an der Vendômeſäule gearbeitet wurde. Ein Theil der Basreliefs am Piedeſtal wurde nach einigen Probearbeiten ſofort dem Neuangekommenen übergeben. Zur ſelben Zeit öffnete ihm der Bildhauer Cartelier ſein Atelier.

Wenige Monate darauf nahm er an dem Concurs der Akademie Theil und gewann einen Preis, der ihm die Pforten dieſer pedantiſchen Schule öffnete. Mit dem Eintritt in dieſelbe begann für Rude eine Zeit, die er ſein Leben lang als eine verlorene betrachtete. Der officielle, pedantiſche Unterricht, der dem Schüler ein lebloſes, aller Natur und Wahrheit widerſprechendes Ideal hinſtellt, brachte ihn um alle Früchte, die er durch anhaltendes Studium nach der Natur, nur ſeinem geſunden Sinn und den guten Rathſchlägen des Herrn Devosges folgend, mit Mühe und Ausdauer errungen hatte. Eben ſo großer

Mühe und Ausdauer bedurfte er ſpäter, wie er oft verſichert hat, um ſich wieder von den todten und ſtarren Regeln zu befreien und zu den erſten unbeirrten Anſchauungen der Jugend zurückkehren zu können. Er hatte wohl eine Ahnung, daß er ſich auf ſchlechten Wegen befand und der Zwieſpalt, der zwiſchen dem Schüler, der auf die Worte des Meiſters ſchwören muß, und der friſchen, geſunden, unabhängigen Künſtlernatur entſtand, machte ihn um ſo unglücklicher, als er zu gleicher Zeit ſehr harte Kämpfe mit dem äußeren Leben zu beſtehen hatte. Dieſe Kämpfe, in denen Hunger, Elend, Entbehrung jeder Art die Hauptrollen ſpielen, ſind in Künſtlerbiographien ſchon ſo oft geſchildert worden, daß wir uns dabei nicht länger aufhalten wollen. Wir wollen nur erwähnen, daß dieſer ſchreckliche, für Körper, Geiſt und Charakter oft ſo ſehr gefährliche Kampf bei Rude an fünf Jahre gedauert, daß er ihn nicht nur nicht gebrochen, ſondern im Gegentheil geläutert und geſtählt hat für das ganze künftige Leben. Arbeit und Entſagung bauten ihm Brücken über die Abgründe, in die ſo Viele verſinken, um nie wieder aufzutauchen. Im Jahre 1812 ſteht Rude, der hungernde Zeichenlehrer im abgeſchabten Rocke, als ein Mann da, der ſein edles Ziel jenſeits der Abgründe nicht einen Augenblick aus dem Auge verloren, der dem ſchlechten Geſchmack oder irgend einem äußerlichen Bedürfniß nicht das geringſte Zugeſtändniß gemacht, der ſeine Unabhängigkeit und ſeinen ganzen Stolz bewahrt hat und dem endlich eine gewichtige und diesmal fruchtreiche Lorbeerkrone aufs Haupt gelegt wird. Er erhielt den großen römiſchen Preis, jenen Preis, der dem Gekrönten eine Reiſe nach Rom und mehrjährigen Aufenthalt in der ewigen Stadt ſichert, Muße zur Ausführung eines großen Werkes gewährt und der Anfang einer ruhmvollen Laufbahn werden kann.

In Folge der Preiskrönung erhielt Rude ſofort mehrere bedeutende Arbeiten, u. A. ſollte er die Basreliefs für den Obeliſken ausführen, welchen der Kaiſer der „großen Armee“ zu Ehren in der Nähe des Pont-Neuf errichten wollte. Die Begebenheiten verhinderten deſſen Ausführung. Rude verlor mit dieſer Arbeit, die ihn außerdem von der römiſchen Reiſe abhielt, nahe an zwei Jahre. Erſt im Jahre 1814 machte er ſich auf, um vor Allem ſeine Freunde in Dijon zu beſuchen und dann dem gelobten Lande der Kunſt zuzueilen. Er befand ſich eben in ſeiner Vaterſtadt, als ganz Frankreich in ungeheure Aufregung gerieth, denn Napoleon war von Elba zurückgekehrt. Alles was frei dachte, was das Vaterland liebte, was die fremde Einmiſchung verabſcheute, kurz alle nationalen Parteien ſtanden damals auf Seiten des Kaiſers, um die Tricolore geſchaart, gegen die Lilien. Doch erzählen wir die muthige Rolle, die Rude um dieſe Zeit zu ſpielen beſtimmt war, mit den Worten eines vertrauten Freundes, deſſen Aufzeichnungen, für Freunde abgefaßt, vor uns liegen. Dieſer erzählt:

„Im Monat März 1815 befand ſich die Herzogin von Angoulême zu Lons le Saulnier; Marſchall Ney war ihr mit einer Diviſion von 18,000 Mann dahin gefolgt, um den Eifer der Royaliſten in der Provinz zu ſchüren, dem Kaiſer entgegen zu marſchiren und ihn in ſeinem Vordringen aufzuhalten.

„Der Kaiſer kam über Lyon und Chalon. Man wußte bald, daß die Regimenter Ney's über Auxonne auf Dijon losrückten. Die Dijoner Royaliſten, auf die Armee zählend, hatten alle weiße Cocarden aufgeſteckt und die Lilienfahne aufgepflanzt.

„Rude verſuchte es mehrere Male, ſich die Schlüſſel zum Thurme „Logis-du-Roi“ zu verſchaffen, um die ungeheure weiße Windfahne an ſeiner Spitze mit den drei Farben zu bemalen. Der Thürhüter Droin, obwohl nicht in's Vertrauen gezogen, verweigerte ſie ihm ſtandhaft.

„Bei der Nachricht, daß das erſte Regiment ſich ſchon der Stadt nähere, hatte Herr Fremiet, der bei der Bonapartiſtiſchen Partei in großem Anſehen ſtand, die Abſicht, die entſchloſſenſten und thätigſten Geſinnungsgenoſſen zu verſammeln, ſich mit ihnen in die Berge zu werfen und ſich dem Kaiſer anzuſchließen. Rude übernahm es, ſie in einem gewiſſen Kaffeehauſe, unterhalb der Wohnung des Herrn Devosges, zu verſammeln. Die Zeit drängte; die Stadt, angefüllt mit Soldaten, die weiße Cocarden trugen, hatte ein bedrohliches Ausſehen. Wie ſollte man die Bonapartiſten über das Vorhaben belehren?

„Nach vielem Hin- und Hergehen tritt Rude in das Kaffeehaus; es war leer. Aber in einer Stube jenſeits des Hofes findet er fünf Patrioten, die dreifarbige Cocarden tragen .... In dieſem Augenblicke hört man die Trompete; es war die Avantgarde, die durch die Gaſſe Chabet Charny einzog. Die ſechs Männer, entſchloſſen trotz ihrer kleinen Zahl, treten heraus und ſtellen ſich vor dem Brettergerüſte des Theaters, an dem eben gebaut wurde, in Schlachtordnung auf. — Ein Huſarenregiment, mit langen Bärten und in Kalpaks, Schwert in der Fauſt und die weiße Cocarde auf dem Kopfe, rückt geraden Weges auf ſie los.

„Vive l'Empereur!“ ruft die kleine Schaar. Wenn Rude dieſe Epiſode erzählte, pflegte er zu ſagen: „Die Soldaten brauchten nur ihre Degen zu ſenken, um uns an die Bretter zu nageln.“ Aber das erſte Peloton betrachtet die kleine Schaar, betrachtet die tricoloren Fahnen und Cocarden dieſer ſechs Männer, macht ſeine Schwenkung und marſchirt ruhig in die andere Gaſſe. Darauf rückt das zweite Peloton heran.

„Vive l'Empereur!“ ruft die kleine Schaar zum zweiten Male und mit mehr Kraft. Die Soldaten ſehen ſie an, zaudern und, wie „Schwenkt“ commandirt wird, erwidern ſie mit dem allgemeinen Ruf: Vive l'Empereur! Die

Erſten, welche ſchweigend vorbeigezogen waren, wiederholen nun dieſen Zuruf, welcher ſich mit der Schnelligkeit einer Exploſion die ganze Linie des Regimentes entlang fortpflanzt.

„Damals und in dieſem Momente geſchah es, daß ſich die Diviſion des Marſchalls Ney an die Imperialiſten anſchloß . . . . .

„Der Marſchall, der im Hotel de la Cloche wohnte, ſah ſeine Truppen von ſeinem Balcon aus defiliren und empfing ihre enthuſiaſtiſchen Zurufe ſelber mit Enthuſiasmus."

Wir erzählen dieſe Epiſode aus dem Leben Rude's des hiſtoriſchen Intereſſes wegen, nicht um ein Zeugniß für ſeinen Muth abzulegen. Denn klein iſt dieſer Muth, ſich Bajonetten und dem Schafote entgegenzuſtellen, neben dem Muthe, den er bald nach jenem hiſtoriſchen Ereigniſſe im Kreiſe ſeiner kleinen Privatwelt zu zeigen hatte, neben dem höheren Muthe, einer ungewiſſen Zukunft, allem Elende des Exiles und der gezwungenen Arbeit entſchloſſen entgegen zu gehen, eine glänzende und ſorgenloſe Laufbahn aufzugeben, um einer Pflicht des Herzens freiwillig zu genügen.

Das Reich Napoleon's war faul wie ſein Herrſcher und dauerte nicht hundert Tage. Das Bourboniſche Regiment machte ſich zu allen jenen Maßregeln der Rache und der Verfolgung bereit, die man unter dem Namen des „weißen Schreckens" zuſammenfaßt. Kein Patriot war ſeines Lebens ſicher; wer nicht von den ſervilen Gerichten verurtheilt wurde, war in der Gaſſe und im eignen Hauſe von der Rache fanatiſirter Horden bedroht. Rude, zu jener Zeit noch ganz unbekannt, blieb unverfolgt; Niemand achtete der Rolle, die er während der hundert Tage, beim Einzuge des Marſchalls Ney zu Dijon und ſpäter als Freund des Herrn Fremiet und als patriotiſcher Propagandiſt geſpielt hatte. Auch hatte er Paß und Reiſegeld in der Taſche, um officiell nach Rom abgehen zu können. Aber Fremiet, ein Notable Dijons, hatte an der Spitze der burgunder Patrioten geſtanden; auf ihn richteten ſich unmittelbar nach der Schlacht von Waterloo die Blicke der wüthenden Royaliſten und gleich nach dem Falle von Paris ſollte er verhaftet werden. Gewarnt, entſchloß er ſich die Flucht zu ergreifen. Bewaffnet ging der junge Rude neben ihm einher, durch die Nacht und auf abgelegenen Wegen von Dorf zu Dorf ſchleichend. Oft waren der Flüchtling und ſein Beſchützer in Gefahr, verrathen zu werden, denn überall lauerten die Royaliſten. Rude hatte jeden Tag, während der ganzen Wanderung, Gelegenheit, bald ſeinen Muth, bald ſeine Verſchlagenheit zur Rettung ſeines Freundes zu beweiſen. Durch hundert Abenteuer gelangten ſie endlich an eine Station, wo gute Päſſe für Fremiet bereit lagen und von wo aus er ſicher über die belgiſche Grenze gelangen konnte. Auf dieſer gefährlichen und abenteuerlichen Wanderung trafen die beiden Flüchtlinge mit dem ebenfalls flüchtigen Louis David, dem berühmten Maler, zuſammen. Herr Fremiet war in Sicherheit. Aber Rude glaubte ſeine Aufgabe noch nicht erfüllt. Er kehrte nach Dijon, wo ihm indeſſen die Angeberei Schlingen gelegt hatte, zurück, ordnete die Angelegenheiten Fremiet's und reiſte endlich mit deſſen Frau, beiden Töchtern, einer Schweſter und einer 86jährigen Mutter dem Familienhaupte nach Brüſſel nach. Herr Fremiet hielt ſich für Alles, was er einſt für den jungen Künſtler gethan, durch Monate lange Gefahren, Mühen und Drangſale reichlich bezahlt und drang nun in Rude, ſeine Reiſe nach Italien anzutreten und die durch die politiſchen Ereigniſſe unterbrochene, ſo ſehr hoffnungsvolle Laufbahn wieder aufzunehmen. Aber davon wollte Rude nichts hören. Ade, erſehntes Italien! Ade, Ruhm und Reichthum! Ade, Vaterland! Rude macht ſich zum Exilirten und bleibt in Brüſſel, um für ſeine Freunde, die durch die Verbannung aller Mittel beraubt waren, zu arbeiten und zu ſorgen.

Ach! welche Kämpfe jetzt begannen! Kämpfe mit der täglich ſich neu gebärenden Noth, Kämpfe mit der Sprödigkeit der Kunſt, die nur dem ausdauerndſten Liebhaber ihre Gunſt gewährt und endlich jene unerquicklichſten Kämpfe mit der kleinlichen Eiferſüchtelei, mit dem Künſtlerneid, mit dem Kirchthurmpatriotismus. Brüſſel beſaß damals zwei ſehr mittelmäßige Bildhauer, Godecharles und Van-Geel, welche für große Künſtler galten und von einer Schaar von Trabanten umgeben waren. Dieſe thaten alles

Mögliche, um den Fremden, in dem ſie bald einen gefährlichen Nebenbuhler erkannten, zu unterdrücken, und da er doch nach und nach bekannt zu werden anfing, haſchten ſie ihm alle Beſtellungen vor dem Munde weg, um ihn auszuhungern und zum Rückzuge zu zwingen. Der Architekt Vanderſtraeten war klüger. Er ſuchte Rude nicht zu unterdrücken, ſondern auszubeuten, nicht auszuhungern, ſondern kümmerlich zu ernähren, um ihn in ſeiner Abhängigkeit zu erhalten und ſo lange als möglich zu benutzen. Vanderſtraeten hatte im Auftrage der neuen holländiſchen Regierung mehrere öffentliche Gebäude und im Auftrage der belgiſchen Stände den Palaſt von Trevueren für den holländiſchen Erbprinzen aufzuführen. Rude, deſſen großes Talent er zu ſchätzen wußte, half ihm ſowohl bei Entwerfung der Pläne, als bei der Ausſchmückung der vollendeten Gebäude mit allerlei Ornamenten, Basreliefs und Statuen. Der Architekt machte ihm große, eines großen Künſtlers würdige Verſprechungen und bezahlte ihn wie einen gemeinen Arbeiter. Die Regierung, die ihre Paläſte mit ſo prächtigen Kunſtwerken bevölkert ſah, wurde wohl auf Rude aufmerkſam, aber ſie hielt es nicht für gut, einen Verbannten zu unterſtützen und erachtete es für klüger, die von der Civilliſte zur Unterſtützung der Künſte ausgeſetzte Summe in dem neu gewonnenen Lande zu ihrer Populariſirung zu benutzen und ſie nur den einheimiſchen Künſtlern zufließen zu laſſen.

Indeſſen aber wuchs doch der Name Rude's; die uneigennützige Jugend erkannte den Unterſchied zwiſchen ihm und den einheimiſchen Größen und die Schüler drängten ſich in Menge zu ihm. Er eröffnete ein Atelier in einer alten verfallenen Capelle und in dieſer Capelle bildete der von Belgien ſo ſehr vernachläſſigte und verfolgte Meiſter viele jener Künſtler, die ſpäter dem Lande Ruhm gaben und es als eines der Heimathländer der Künſte erſcheinen laſſen. Das Atelier ſchaffte Rude viele Freunde, viele begeiſterte Schüler, viele innere Befriedigung; ſeine materielle Exiſtenz verbeſſerte es nicht, denn es war gegen ſeine Grundſätze, ſich von ſeinen Schülern bezahlen zu laſſen. Sein Unterricht war eine freie Gabe, die er gern austheilte wie ein Apoſtel ſeine Lehren. Nur die Modelle mußten die Schüler bezahlen.

Eine Helferin erſtand dem ringenden Künſtler in Fräulein Sophie Fremiet, die ſchon früher in Dijon eine der beſten Schülerinnen Devosges' geweſen und die jetzt der ebenfalls verbannte David zu einer Künſtlerin ausbildete, zu einer ſolchen Künſtlerin, daß er ohne Anſtand manches ihrer Bilder mit ſeinem Namen unterzeichnete. Dieſe trug nun mit einen Theil der Laſt, die ſich der edle Rude urſprünglich allein auferlegt hatte. Auch Herr Fremiet hatte eine kleine Anſtellung gefunden und ſchrieb außerdem Abhandlungen über Kunſt, die zu jener Zeit ſtark geleſen wurden.

So kam nach Stürmen einige Ruhe in dieſes vielbewegte Künſtlerleben und in dieſer Ruhe bildete ſich bald ein ſtilles, idylliſches Glück. Im Jahre 1821 heirathete Rude die Tochter ſeines Wohlthäters, Sophie Fremiet, und erreichte damit das höchſte Ziel irdiſchen Glückes, das er ſeit Jahren geträumt hatte. Sophie Fremiet gab ihm ſein Leben lang ſo viel Glück als ein edles, anmuthiges, hochbegabtes Weib geben kann. Seine Häuslichkeit war voll ſtiller Zufriedenheit; in ihrem Schooße verfloſſen jene reichen Abende, von denen man noch heute in Brüſſel zu erzählen weiß, jene Abende, wo Rude und David mit Freunden und Schülern über Kunſt ſprachen oder bei erquickender Muſik von der Arbeit des Tages ausgeruht wurde. Der Tag verſtrich im Atelier, in der Mitte von Schülern, die begeiſterte Freunde waren und die Arbeit des Meiſters oft mit ihrem Geſange oder mit Muſik begleiteten. Selbſt in den härteſten Zeiten hatte Rude die ihm eigene Heiterkeit, Güte und Milde des Gemüthes nicht verloren; im Glücke traten alle dieſe Eigenſchaften zugleich mit einer erhöhten Productivität noch glänzender hervor.

So vergingen wieder Jahre. Rude hatte wieder ganze Paläſte mit ſeinen Werken geſchmückt, ohne dadurch an Ruhm oder Geld reicher zu werden. Zufällig kam ein alter Freund, der Bildhauer Roman, durch Belgien. Er ſah die Werke Rude's und war erſtaunt, dieſen nach ſolchen Schöpfungen in ſo ſehr beſcheidenen Verhältniſſen zu finden, und noch mehr erſtaunt war er, daß ſein Name noch ganz und gar nicht über die Grenze ins Vaterland des Künſtlers gedrungen war. Er redete ihm zu, nach Paris zu überſiedeln und Rude war um ſo leichter zu bewegen, als ihn ſowohl wie ſeine Frau die Sehnſucht nach der Heimath zurückzog. So machte er ſich denn im Jahre 1827 mit ſeinem Weibe und dem neugeborenen Sohne auf, um die Grenze des lang entbehrten Vaterlands zu überſchreiten und als ganz unbekannter Mann in ſeinem dreiundvierzigſten Jahre eine neue Laufbahn anzutreten.

Aber es ſcheint, daß die Rückkehr in's Vaterland für ihn ſo viel wie eine Auferſtehung bedeutete.

Der Rieſe hat die Mutter berührt
Und es wachſen ihm neu die Kräfte.

Alles, was er in Belgien geleiſtet, ſteht tief unter den Arbeiten, die er auf franzöſiſchem Boden ausführte. Während ſeiner ganzen belgiſchen Zeit mußte er ſich den Anforderungen Anderer unterordnen und hatte er mit ſich ſelbſt zu kämpfen, um die ſchlechten Gewohnheiten, die ihm die Akademie eingeimpft, wieder los zu werden. Seine erſten Arbeiten in Frankreich zeigen ihn von der Schule emancipirt, in ſeiner ganzen ihm ganz allein eigenthümlichen, von allem Angelernten befreiten und gereinigten Urkraft. Es manifeſtirt ſich der größte und eigenthümlichſte Bildhauer des modernen Frankreichs.

Bei ſeinem Eintritt in Frankreich war jeder Schüler der Akademie oder eines Ateliers bekannter als der dreiundvierzigjährige Rude; aber ſein alter Lehrer Cartelier erinnerte ſich ſein mit Liebe und er war es, der ihm die erſte Beſtellung, eine Madonna für die Kirche St. Gervais, verſchaffte. Dieſe und einen Mercur, der ſich die Sohlen unterbindet, zeigte er, in Gips gegoſſen, in der nächſten Kunſtausſtellung dem Publicum. Aber Niemand kümmerte ſich um die Gipsarbeiten des Unbekannten und doch war es dieſer Mercur, der beſtimmt war, eines Tages im Louvre unter den Meiſterwerken aller Zeiten aufgeſtellt zu werden. Charakteriſtiſch für Rude iſt es, daß zu ſeinen erſten Arbeiten eine Büſte Devosges', ſeines alten Lehrers und Freundes, gehörte, die er für ſeine Vaterſtadt ausführte. Devosges, der Edle, war indeſſen heimgegangen und Rude arbeitete mit Pietät am Monumente des Freundes, deſſen Züge ſeinem Herzen unverlöſchlich eingegraben waren. Zu gleicher Zeit arbeitete er auf Beſtellung des Muſeums der Marine an einer Büſte Lapeyrouſe's, des großen Seefahrers, und dieſe Beſtellung war für ſeinen Ruhm entſcheidend. Nicht die Büſte ſelbſt war es, die dieſe Entſcheidung herbeiführte; es war ein Stück Marmor, das von dem zur Büſte beſtimmten Blocke übrig blieb. Schon lange hatte ſich Rude geſehnt, eine ſelbſtſtändige Compoſition in Marmor ausführen zu können, denn in Marmor, meinte er, werde er am beſten zeigen, was er zu leiſten im Stande ſei. Aber es fehlte ihm an Geld, um einen Marmorblock zu bezahlen und ſo begnügte er ſich mit dem kleinen Abfall jener Büſte, um ein Meiſterſtück zu ſchaffen, das, als es endlich im Jahre 1833 ausgeſtellt wurde, die ganze Künſtlerwelt in Aufruhr brachte und Rude mit einem Male an die Seite der gefeierteſten Bildhauer ſtellte. Wir meinen den „Fiſcherknaben, der mit einer Schildkröte ſpielt,“ jene reizende Schöpfung, die man heute im Louvre ſehen kann und die viel mehr in der benachbarten Gallerie der Antiken zu Hauſe zu ſein ſcheint, als unter den modernen Bildwerken. Nur die neapolitaniſche Fiſchermütze verräth es, daß wir ein modernes Werk vor uns haben. In der That behaupteten die Claſſiker gleich beim Erſcheinen dieſes Werkes, daß ſein Schöpfer zu ihrer Partei gehöre, während im Gegentheil die Romantiker geltend machten, daß die Natürlichkeit, die freie Grazie, die Abweſenheit alles Traditionellen, Rude zu einem Romantiker ſtempele. Der Streit der beiden Lager der Claſſiker und Romantiker, der damals in vollen Gluthen ſtand, trug nur dazu bei, den Ruhm Rude's und ſeines Werkes zu erhöhen, ſeines Werkes, das er unter Noth und Entbehrung ausgeführt hatte. Er mußte an demſelben das Gröbſte der Arbeit ſelbſt übernehmen, und um während der Zeit nur leben zu können, war er gezwungen, einen Theil von ſeiner und ſeines Weibes Garderobe zu verkaufen. Auch die Fanfaren, die ſeinen Ruhm verkündeten, hörte er nicht, denn ſie wurden von denen des Hammers übertäubt, der eben die Nägel in den Sarg ſeines einzigen, geliebten, hoffnungsvollen Sohnes ſchlug.

Sprechen wir nicht ausführlicher über dieſen großen Schmerz, den auch Rude in das Leichentuch eines ewigen Schweigens gehüllt hat. Die Lücke in ſeiner Häuslichkeit ſuchte er durch die Adoption einer Nichte, die Leere in ſeiner Zukunft durch die Schöpfung unſterblicher Werke auszufüllen.

Schon die Bourboniſche Regierung, auf Rude's Genie durch ſeinen Mercur aufmerkſam gemacht, hatte liberal genug gedacht, um den Republikanismus des Künſtlers zu vergeſſen und, nur die Schönheit des Nationalwerkes bedenkend, ihm die Ausführung des Arc de l'étoile überlaſſen wollen. Ein Theil des Frieſes war vollendet, als die Julirevolution ausbrach und die Ausführung verhinderte. Als man ſie wieder aufnahm, ſollte ſie auf's Neue Rude übergeben werden und zwar auf Veranlaſſung Thiers'. Dieſer Miniſter, ein ausgezeichneter Kunſtkenner, der ſich in ſeiner Jugend, ehe er ſich in die politiſche Schriftſtellerei geworfen, vorzugsweiſe mit Kunſt und Kunſtgeſchichte beſchäftigt hatte, gehörte zu den Erſten, die Rude's großes Talent und ihn als unter den lebenden Künſtlern weit hervorragend erkannten. Kaum an die Regierung gelangt, beſtellte er bei ihm eine Copie ſeines Mercur und veranlaßte er die Uebertragung der Sculpturarbeiten am Arc de l'étoile an Rude. Aber in einem Lande, wo Alles von der Regierung zu leben gewöhnt iſt, mußte eine ſolche

Maßregel einen Aufruhr in der Künſtlerwelt erregen. An einem Nationalwerke, hieß es, müſſen alle nationalen Talente arbeiten; Jeder muß etwas von der ausgeſetzten Summe in ſeiner Taſche nach Hauſe tragen. Der Sturm war ſo groß, daß Thiers weichen mußte und vom ganzen Arc de l'étoile blieb nach langen Kämpfen für Rude ein einziges Basrelief übrig. Es iſt das „le Depart“ oder der Abmarſch der Freiwilligen zur Vertheidigung des Vaterlandes; ein Basrelief, das unſtreitig zu den größten Sculpturwerken der letzten Jahrhunderte gezählt werden muß. Dieſes ſein Basrelief iſt ein großes, erhabenes Epos. Ich habe es nie geſehen, ohne an die Verſe Homer's zu denken, da Eris die Achaier zum Kampfe ruft; ſie geben am beſten eine Idee vom Charakter wenigſtens eines Theils dieſes Werkes und wir ſetzen ſie darum hierher:

> Zeus nun ſandte daher zu der Danaer Schiffen die Eris,
> Welche zu ſchrecklichem Wehe das Kriegesgraun trug in den Händen,
> Und ſie betrat des Odyſſeus gewaltiges, dunkles Meerſchiff,
> Welches die Mitt' einnahm, daß beiderſeits ſie vernähmen ....
> Allda ſtand die Göttin und ſchrie, machtvoll und entſetzlich
> Laut in Achaias Heer und rüſtete jeglichen Mannes
> Buſen mit Kraft, unläſſig zu ſtreiten im Feld und zu kämpfen.

So iſt die Göttin des Krieges, die machtvoll und entſetzlich ſchreiend, den Helm auf dem Kopfe, mit nacktem Schwert auf den Feind deutend, mit grauenvoll ausgebreiteten Flügeln über die obere Hälfte des Bildes dahinfliegt. Ihrem Geſchrei entſpricht die Bewegung, die unter ihr entſteht. Da ſind Greiſe, die zum Kampfe ermahnen, Jünglinge, die dieſer Ermahnung nicht bedürfen und vorwärts ſtürzen; der eine ſtößt in die Trompete, um das ganze Land aufzurühren, der Andere ſpannt den Bogen, der Dritte ſchwingt das Schwert, der Vierte ſprengt auf wildem Schlachtroſſe daher. Im Vordergrunde, gleichen Schrittes und mit verſchlungenen Armen, ſchreiten ein reifer Mann und ein kaum dem Knabenalter entwachſener Jüngling; das Geſicht des Mannes ſtrahlt dieſelbe Begeiſtrung, dieſelbe Kampfluſt, wie das des Jünglings; das des Jünglings dieſelbe ruhige Entſchloſſenheit und Größe, wie das des Mannes. Alles ſchreit und bewegt ſich. Der ganze Stein wiederhallt von Kriegslärm, als wäre es ein Felſengebirge, in dem Hunderttauſende eine Völkerſchlacht ſchlagen. Man glaubt eine Armee zu ſehen und zu hören und es ſind ungefähr zehn Figuren. Niemals vielleicht iſt in einem Basrelief mit ſo geringen Mitteln eine ſo große Wirkung erzielt worden. Man muß dieſes Werk geſehen haben, um zu wiſſen, wie ſehr der kalte Stein das Herz vor Aufregung, vor edlem Schauer erzittern machen kann. Dieſer Stein iſt das Denkmal Rude's; ſo lange er der Zeit widerſteht, ſo lange wird der Name Rude's als der eines großen Künſtlers im Andenken der Welt fortleben.

Nach dem Basrelief ſollte Rude noch die Ornamentirung des Triumphbogens übernehmen, aber er gab ſie auf, da er die Anforderungen der Regierung nicht mit denen ſeines Künſtlergewiſſens vereinigen konnte. Es war in Louis Philipp's Politik, öffentlich den Napoleoniſten zu ſchmeicheln, aber im Geheimen ſein Möglichſtes zu thun, um die Erinnerungen an das Empire zu unterdrücken. So wollte er denn manche der Felder am Napoleoniſchen Triumphbogen mit Allgemeinheiten ausgefüllt und in den Ornamentirungen, die auf den kaiſerlichen Adler berechnet waren, den galliſchen Hahn angebracht ſehen. Durch all das wäre der Charakter des Denkmals verwiſcht, ſeine künſtleriſche und hiſtoriſche Einheit geſtört werden. Rude war nicht der Mann, um ſolche Zugeſtändniſſe zu machen und er zog ſich einfach zurück. Thiers, der den Künſtler für ſo viele Enttäuſchungen ſchadlos halten wollte, benutzte jedes ſeiner Miniſterien, um ihm wiederholt Stellen, Aemter, Titel und allerlei Ehrenbezeigungen anzubieten. Der Stoiker Rude dankte. „Ich habe, was ich brauche.“ Was ſollte man mit einem Künſtler anfangen, der den Orden der Ehrenlegion, den man ihm ins Haus ſchickte, niemals trug? der den römiſchen Preis, den er in ſeiner Jugend gewonnen hatte und den man ihm aufs Neue zur Benutzung anbot, nicht annahm? den man auf die Liſte der Akademiker ſetzte und der ſich wieder ausſtreichen ließ, weil er zu beſcheiden war, um ſich auf den Platz zu ſetzen, von welchem der Tod eben ſeinen Freund Roman entführt hatte? mit einem Künſtler, der jedesmal über die Summen erſtaunt war, die man ihm für ſeine Arbeiten bezahlte, ſelbſt wenn dieſe Summen die Koſten der Arbeit kaum überſtiegen? Der Herzog von Luynes, der bekannte Mäcen, für den er die Reiterſtatue Ludwig's XIII., des Connetables und andere Sculpturen angefertigt, weiß davon zu erzählen, wie ſchwer es ihm geworden, Rude auf eine würdige Weiſe für ſeine Arbeiten zu belohnen.

Die Anträge des Miniſters zurückzuweiſen, wurde Rude ſehr leicht, — er verachtete alle die hergebrachten Ehren und er hatte keine Bedürfniſſe. Gegen Ende der dreißiger Jahre brachte er es endlich nach ununterbrochener Arbeit und Anſtrengung zu einer Rente von 1200 Frcs. und nun erklärte er ſich für alle Zukunft geborgen und unabhängig. Noch glücklicher als in dem Bewußtſein dieſer Geborgenheit hatte er ſich ſchon einige Jahre vorher gefühlt, als er es dahin gebracht, in dem ſtillen Thale der Bievre ein kleines Bauernhaus kaufen zu können. In dieſem ſtillen Aſyle verbrachte er mit ſeiner Familie und einigen intimen Freunden die Sonntage; die Wochen vergingen in beſtändiger Arbeit in ſeinem Atelier in der Rue d'Enfer, in der Mitte ſeiner zahlreichen Schüler. Bei der Arbeit ließ er ſich vorleſen, meiſt aus dem Plutarch. Von Zeit zu Zeit unterbrach er den Vorleſer mit dem Ausruf: „Quels hommes! quels hommes! Fumons une bonne pipe!“ So verfloß ſein Leben auf einfache Weiſe, ohne viele äußerliche Abwechslung, und da es nicht der Zweck dieſer Skizze iſt, die Geſchichte und Beſchreibung ſeiner zahlreichen Meiſterwerke zu geben, ſondern nur ſein Leben zu erzählen, ſo ſind wir, da wir ihn aus den Stürmen in den Hafen begleitet haben, eigentlich mit unſerer Aufgabe zu Ende. Ich habe nur noch zu erwähnen, daß er endlich im Jahre 1843 die langerſehnte Reiſe nach Italien angetreten. An der Seite eines Freundes durchflog er die an Kunſtwerken reichſten Städte und verjüngt kehrte er nur mit neuem Muthe in ſein ſtilles Atelier zurück. Sogleich nach ſeiner Rückkehr zerſtörte er ſeine kleine Statue „Ariſte die Bienen beweinend“, daſſelbe Werk, für das ihn die Akademie gekrönt hatte, die Akademie, die ſich einbildet, daß man in Italien die Beſtätigung ihrer Regeln findet. Rude, nachdem er die Antiken und die großen Werke der Renaiſſance geſehen, ſcheint anderer Meinung geweſen zu ſein.

Von den Werken, die er nach ſeiner italieniſchen Reiſe geſchaffen, erwähnen wir als die vorzüglichſten nur die Statue Napoleon's, die ſich auf einem Landgute in der Nähe von Dijon befindet und die ein Grenadier von Elba beſtellt hatte, und das Grabmonument Godefroy Cavaignac's, das im Jahre 1847 vollendet wurde und auf dem Friedhofe Montmartre zu ſehen iſt. Eine franzöſiſche Zeitung ſagte bei Gelegenheit der Enthüllung dieſes Denkmals: „Der Künſtler, der fern lebt von Coterien, von Cabalen, von Gunſtbezeugungen, der in ſeiner Ehrenhaftigkeit und ſeiner Kunſt alt geworden, der ſich in ſeiner Ueberzeugung und in ſeinem Gewiſſen verſchanzt hat, wie in einer uneinnehmbaren Feſtung, der weder mit einem Ordensband geſchmückt, noch penſionirt, weder Akademiker noch Hofmann iſt, der nur die Ehren ſeiner Werke und ſeines Lebens trägt, — der Künſtler endlich, der die Revolution ſo gemeißelt hat, wie ſie hätte ſein können, mit ihrem großen Kriegsgeſchrei und ihrer unbeſiegbaren Spannkraft, dieſer Künſtler mußte der Darſteller eines der edelſten Kinder der Freiheit, Godefroy Cavaignac's, werden. Gewiß, der Künſtler und der Held waren für einander geſchaffen.“

Im Jahre 1848 wurde Rude von ſeiner Vaterſtadt Dijon auf die Candidatenliſte für die Nationalverſammlung geſetzt, aber er trat zurück, um einem Andern Platz zu machen, den er für befähigter zu dieſem Poſten hielt. Dafür wurde er von jener Zeit an, da die Künſtler ſelbſt und nicht mehr die Regierung die Geſchworenenliſte für die Kunſtausſtellung aufzuſetzen hatten, einſtimmig in die Künſtlerjury gewählt, ein Beweis des allgemeinen Vertrauens, das ſeine Collegen in ſein Urtheil ſowohl wie in ſeine Ehrenhaftigkeit und Gerechtigkeitsliebe ſetzten. Als die Regierung ſpäter den Künſtlern wieder das allgemeine Stimmrecht entzog und das Privilegium, die Geſchworenen zu ernennen, der Akademie zurückgab, wagte dieſe es nicht, der öffentlichen Meinung entgegenzutreten und einer der erſten unter den von ihr ernannten Geſchworenen war wieder François Rude. Dieſe Erfolge waren dem Einſamen viel theurer, als alle anderen ſonſt von Künſtlern angeſtrebten

Auszeichnungen. Doch nahm er ſie mit Ruhe hin; aber in wahrhafte Aufregung verſetzte ihn der letzte, ach, der allerletzte ſeiner Siege, die Auszeichnung, die ihm die Jury der allgemeinen Ausſtellung des Jahres 1855 zu Theil werden ließ. Die große goldene Medaille, die ihm die Auserwählten aller Nationen, gewiſſermaßen die Deputirten der ganzen europäiſchen Kunſtwelt in erſter Reihe zuſprachen, erfüllte ſeine Beſcheidenheit mit Staunen. Mit wahrhafter Naivität verſicherte er ſeine Freunde, daß er dieſes Phänomen nicht begreife, daß es ihm aber trotzdem eine tiefe Freude verurſache. Dieſen Freunden gereicht es, rückblickend, noch zu einem beſonderen Troſt, daß Rude dieſen Triumph erlebte, denn ſchon ſtand in jener Zeit der Tod an ſeiner Pforte.

Bereits während ſeines Amtes als Commiſſär der Kunſtausſtellung war er mehrmals ungewöhnlich angegriffen und müde. Manchmal, wenn er geſchäftig und gewiſſenhaft arbeitſam wie immer durch die Säle ging, fühlte er ſich plötzlich von Schwindel überfallen und war er gezwungen, der nächſten Bank zuzuwanken oder ſich an die Wand zu lehnen, um nicht hinzufallen. Am 30. October zeigte ſich, während des Gaſtmahls, das die Regierung den Jurymitgliedern gegeben, abermals dieſes beunruhigende Symptom. Er kehrte früh nach Hauſe zurück, hatte aber nicht mehr die Kraft, in ſeine Stube zu gelangen. Er blieb auf der Treppe ſitzen, ohne Jemand herbeizurufen. So fand ihn Madame Rude, welcher er durch ſein Schweigen den

Schrecken erſparen wollte. Das treue Weib brachte ihn unter Schluchzen und Klagen in's Bett, aus dem er ſich aber ſchon nach drei Tagen, und, wie es ſchien, vollkommen wohl erhob. Er will nur noch eine Pfeife rauchen und ſich dann in's Atelier begeben, um die ſeit einigen Wochen begonnene Arbeit, eine Büſte ſeines erſten Freundes und Wohlthäters Devosges wieder aufzunehmen. Aber die Pfeife iſt noch nicht ausgeraucht, als der Schwindel wiederkehrt. Mad. Rude ſieht, wie er bleich wird und führt ihn, der ſich plötzlich erhoben und einige raſche Schritte durch die Stube gemacht hatte, zum Sopha zurück. Er will ſprechen und bringt nur, auf das Herz deutend, die Worte „hier ſchmerzt es" hervor. Darauf ſtreckt er die Arme aus, fällt auf das Sopha zurück und ein ſchmerzliches Ach! beſchließt ein langes, edles, von keinem unreinen Moment beflecktes Leben.

Rude ſchlummert auf dem Kirchhofe des Mont-Parnaſſe. Seine Sargträger waren Ary Scheffer, Heim, Dumont, Roiſet. Villiaumé, der Hiſtoriker, ſprach an ſeinem Grabe. Auch einige ſeiner Schüler wollten ſein Lob ausſprechen; ſie gaben es auf; es kam Keiner zu Worte vor hervorſtürzenden Thränen.

Mit François Rude ging der größte Künſtler Frankreichs und einer der edelſten Charaktere ſeiner Zeit zu Grabe.

1857.

Beranger.

Ma muse c'est le peuple ...
Mes chansons c'est moi ...

Beranger.

An einem ſchönen Junimorgen des Jahres 1846 wanderte ich an der Seite meines Freundes Venedey jener entlegenen und einſamen Gegend zwiſchen der Barrière de l'étoile und der Barrière du Roule entgegen, um von ihm dem mir theuern Chanſonnier vorgeſtellt zu werden. Damals war dieſer entfernte Winkel der großen Stadt noch nicht in ein elegantes Viertel verwandelt. Die Gaſſen Chateaubriand, Byron, Balzac waren kaum angefangen, und beſtanden mehr aus Gartenmauern denn aus Wohnhäuſern. Akazien und allerlei Fruchtbäume umgaben die einzeln ſtehenden, kleinen Häuschen; ja ſelbſt ein kleiner Hain von Tannenbäumen erfüllte die Luft mit jenem wunderbaren, geheimnißvollen Sauſen, das vom Geräuſche in den Gaſſen ſo unendlich verſchieden iſt, und durch das Tannenrauſchen und Geſauſe erſcholl Vogelgeſang. Man glaubte auf dem Lande zu ſein, in einem Dorfe, das einige glückliche procul negotiis, nach überſtandenen Kämpfen und Leiden angelegt haben. Auf dieſer glückſeligen Inſel, in einem einſam ſtehenden Hauſe mit Gärtchen wohnte der populärſte Mann des modernen Frankreichs, und der größte Dichter ſeiner letzten zwei Jahrhunderte. Er empfing Venedey, den er ſeit Jahren kannte und ſchätzte, und des Freundes wegen auch mich mit ſo ſchöner Herzlichkeit, daß ich mich neben dieſer großen Berühmtheit, der ich mich in meinem jungen Enthuſiasmus nur mit Herzklopfen näherte, ſchon nach wenigen Minuten ganz gemüthlich fühlte. Der würde Beranger großes Unrecht gethan haben, der ſich in ſeiner Nähe, trotz der feinen Ironie, die auf den feinen Fältchen ſeines Geſichtes lagerte, trotz des eindringenden Scharfblicks, der aus den blauen Augen drang, auch nur einen Augenblick länger, als es die hohe Verehrung für den genievollen Dichter erforderte, beengt gefühlt hätte. Der vorherrſchende Charakter ſeines Weſens war hohe Milde, Verſöhnlichkeit, ausgleichende Weisheit. Das machte den Fremden etwas betroffen, denn man fand einen Philoſophen, oder beſſer, einen Weiſen, wo man eine glänzende Berühmtheit, eine lärmende Popularität, oder ſogar einen ausgelaſſen luſtigen, manchmal boshaften, Throne unterminirenden Chanſonnier geſucht hatte. Der Mann im blauen Schlafrocke, mit dem Sammetkäppchen auf dem kahlen, runden Dichterſchädel, den lange, graue, über den Nacken herabfallende Locken bekränzten, der Mann mit dem großen blauen Auge, mit dem ſehr großen etwas ſinnlichen Munde, mit der dicken volksthümlichen Naſe, mit den unzähligen kleinen Fältchen und dem ſo überaus klugen Ausdrucke im Geſichte — der Mann, der in dem kleinen Salon ſo gemüthlich daſaß und plauderte, und mit einem Worte, mit einer Miene ſeinen Gaſt ganz und gar à son aise ſetzte, der Mann war der vollendetſte Weltmann; er hatte, wie Goethe von einer Frau ſagte, nicht nur Welt, er hatte die Welt. Wort, Miene und Geberden vereinigten ſich bei ihm auf's Ungezwungenſte zum harmoniſchen und anmuthigen Concert, und machten aus dem volksthümlichen Dichter, den der Mann der Laſt und Arbeit und des Schmutzes wie einen Gott verehrte, auch äußerlich den vollendetſten Gentleman.

Von ſich ſelber ſprach er wie von Andern, mit der größten Objectivität, mit jener Freiheit des Geiſtes, die man erſt nach einem langen Leben, nachdem man viele abgeſchloſſene Perioden hinter ſich hat, zu erringen im Stande iſt. So erzählte er auch einzelne Ereigniſſe aus ſeinem Leben, als ob er Geſchichte ſchriebe, und urtheilte er über ſeine Leiſtungen wie ein Literaturhiſtoriker, ohne gemachte Beſcheidenheit und mit milder Strenge. Widerſprach man ihm, nahm man ihn gegen ihn ſelber in Schutz, hörte er gerne zu, und geſtand es lächelnd, wie ſehr froh er ſei, wenn man ihn widerlege, die Chanſon als eine höhere Dichtungsart anerkenne, und ihm das Verdienſt zuſchreibe, dieſelbe vervollkommnet und ihr eine höhere Stimmung gegeben zu haben. Daß Beranger an der Kraft und Ausgiebigkeit der Chanſon eben ſo wohl, wie an ſeinem Talent, ſie zu erweitern, lange gezweifelt habe, weiß ich von Dupont (de l'Eure). Der alte, ehrwürdige Republikaner erzählte, wie ihn der Dichter einſt in ſeine kleine Wohnung beſchied, in welcher er mehrere ſeiner intimſten Freunde verſammelt fand. Beranger ſchien ein wenig verlegen und hatte offenbar etwas auf dem Herzen. Endlich zog er ein Papier hervor und ſagte: Ich habe hier eine Chanſon ganz neuer Art, die ich Eurer Beurtheilung vorlegen will; aber ich fürchte zu arrogant zu ſein, und der Chanſon mehr zuzutrauen, als ſie ihrer Natur nach vertragen kann. Kann man ein Stück ernſter Philoſophie in einer heitern Chanſon heiter vortragen, ohne die Würde des Gedankens zu ſchänden? C'est ce que vous me direz. — Und ſo ſprechend, begann er den Freunden das ſo bedeutungsvolle Lied: Le Dieu de bonnes gens, vorzuleſen. Die Freunde brachen in Lobpreiſungen aus und Beranger war glücklich. Von nun an, ſagte er, halte ich keinen Gedanken für zu groß, um in einer Chanſon ausgedrückt zu werden; ſie hat einen Schritt vorwärts gethan.

Dieſe Anekdote iſt charakteriſtiſch für Beranger und malt ihn ſo, wie ich ihn gefunden habe. La Chanson, ſagte er mir, vient du coeur, mais elle doit passer par la tête. Er war eine naive, mit der Kraft des Gedankens ausgerüſtete Natur, und er hat ſich zum Künſtler ausgebildet. Mit Hülfe der Reflexion kam er dahin, urſprüngliche, einfache, wie tiefe und ernſte Gedanken, in combinirten Schöpfungen naiv auszudrücken; bemächtigte er ſich mehr als irgend ein anderer zeitgenöſſiſcher Dichter aller Mittel, die ihm ſeine Sprache geboten, und ſchuf er ſich neue; wußte er aus der modernen Bildung und aus der Zeitgeſchichte jene Elemente herauszugreifen, die unmittelbar aus den Nationen kommen, und geformt und poetiſch geſtaltet, mächtiger auf ſie zurückwirken mußten. Dies Alles ohne die merkbar verſtimmende Abſicht, geiſtreich zu erſcheinen. Naiv im gewöhnlichen Sinne ſind nur diejenigen zu nennen, die, wie ich bei meinem erſten Beſuche, in Beranger einen naiven Menſchen zu finden erwarteten. Nur bedeutende Geiſter, die ſich gebildet, die geforſcht, geſucht und mit Mühe gearbeitet haben, bringen es zu der hohen Kunſtfertigkeit, die Beranger auszeichnet. Friſche, ſelbſt unausgebildete Geiſter werden im gegebenen, günſtigen Momente Volkslieder ſchaffen, die weiter geſungen werden, weil ſie einem gewiſſen Moment, einem gewiſſen Ereigniſſe, einer gewiſſen Privatſtimmung entſprechen; nationale Geſänge, wie die Beranger'ſchen, werden nur von dem erobert, der das Verſtändniß hat für das innerſte Leben einer ganzen Nation, für das Wünſchen und Streben, für Furcht und Hoffnung, für Leiden und Freuden ſeiner ganzen Zeit. In unſrer Zeit kann ein ſolcher Dichter auch nicht in die engen Grenzen einer Nationalität eingepfercht bleiben; für ihn giebt es keine Pyrenäen und keinen Rhein; er gehört der

Welt. Auch ſtand Beranger „an der Wiege jeder Freiheit," und hat er „die heilige Allianz der Völker" gedichtet. Einige Monate vor meinem Beſuche war ich über Ernſt Moritz Arndt in Bonn erſtaunt, als ich den Büchertiſch dieſes Franzoſenfeindes von franzöſiſchen Büchern und Revüen bedeckt fand, und ihn ſelbſt von ſeinen franzöſiſchen Freunden und Correſpondenzen, und den Deutſchthümler mit Intereſſe von Franzoſen und Slaven, unſern Erbfeinden, ſprechen hörte. Ich durfte nicht mehr ſtaunen, als ich den größern franzöſiſchen Dichter in alle Geheimniſſe aller Völker eingeweiht ſah, und Worte der Liebe und Theilnahme für alle ausſprechen hörte. Für bedeutende Menſchen iſt die Nationalität nur eine Waffe, oft nur ein Kleid, manchmal eine bloße Maske. — Was mir damals und ſpäter noch oft beſonders wohl that, war Beranger's Bekanntſchaft mit den deutſchen Zuſtänden. Er intereſſirte ſich für dieſes Herz Europa's, das ſo groß fühlt und ſo langſam ſchlägt. Selbſt mitten in den bewegteſten Zeiten vergaß er es nicht, und ich erinnere mich eines Briefes, den Jacob Venedey zur Zeit des Frankfurter Parlamentes von ihm erhielt, der aufmunternde und weiſe Worte an uns richtete. Die deutſche Literatur kannte er, ſo weit er ſie aus Ueberſetzungen kennen konnte; ja er hatte ſich manchen Dichter, der noch nicht über den Rhein gedrungen war, von Freunden eigens überſetzen laſſen. Er ſprach mit mir von Heine, Uhland, Freiligrath, Hoffmann von Fallersleben und Andern. An Heine hatte er viel auszuſetzen. Der Dichter, der hinter dem heiterſten Couplet einen ernſten Gedanken verbarg, konnte den Dichter nicht aufrichtig lieben, der hinter dem ernſthaften Worte eine Grimaſſe verſteckte. Von Uhland ſprach er mit jener tiefen Sympathie, die zwiſchen den beiden verwandten Genien beſtehen mußte; vor Freiligrath, deſſen erſte Sammlung er nur kannte, ſtand er ſtaunend wie vor einer Sonderbarkeit, die er am allerwenigſten in Deutſchland erwartete; an Hoffmann pries er die populäre Seite.

Die kleine Stube des kleinen Hauſes in dem entfernten und einſamen Winkel der Weltſtadt erſchien, wenn man Beranger ſo reden hörte, wie die Stube einer hohen Warte, die höher iſt, als die Zinne der Partei, und von der aus man ſich eines weiten, weiteſt, weltüberſchauenden Blickes erfreute. Ich beſtehe auf dieſer Eigenthümlichkeit Beranger's, weil ſie bei dieſem Chanſonnier gewiß am wenigſten erwartet und von ſeinen franzöſiſchen Panegyrikern noch weniger erkannt und hervorgehoben wird, und endlich weil ich ſie, einige praktiſche Politiker ausgenommen, ſeit dem Jahre 1846 bei nur ſehr wenigen ſeiner Landsleute angetroffen habe. Ich habe ausgezeichnete und berühmte Profeſſoren ihre Weisheit von der Kanzel verkündigen hören; ſie wurden Dummköpfe oder lächerliche Prahlhänſe, ſobald ſie ihren Gedanken über die Grenzen Frankreichs fliegen ließen. Michelet, der ſich einbildet, ein weltumfaſſendes Herz zu beſitzen, erniedrigt die ganze Welt zu einer Folie Frankreichs; Merimée, der geiſtreiche, vielgereiſte, viel reiſende und vielleſende, ſteht nur auf dem Standpunkte des geiſtreichſten und gebildeteſten Commis voyageur; J. J. Ampères, der liebenswürdigſte Franzoſe, hat freilich ein empfängliches Herz für alles künſtleriſch Schöne aller Völker. Sie ſind Ausnahmen; die meiſten Andern begnügen ſich mehr oder weniger mit der Poſſenreißer-Anſchauung eines Harlekins, wie Philarète Chasles.

In der kleinen Stube athmete Alles jene Poeſie der Anmuth, die uns aus hundert heitern Liedern des Dichters entgegenweht. Sie war ein ſichtbarer Beweis, daß dieſe Poeſie, an die ſo ſchwer zu glauben iſt, in der That und Wirklichkeit beſtehen kann. Aber der größte Dichter könnte ſie in einer Junggeſellenſtube nicht ſo evident zur Anſchauung bringen, wie in ſeinen Gedichten, wenn ihm da nicht eine ordnende, weibliche Hand zu Hülfe käme. Die viel beſungene treue Gefährtin Beranger's ging beſcheidenen Schrittes ein und aus, und ihr Daſein erklärte die duftige Poeſie, den Geiſt der Ordnung und Anmuth, die über dem einfachen Hausrath in den beſcheidenen Räumen walteten. Die Zeit war ſchon gekommen, von der der Dichter prophezeit hatte:

Lorsque les yeux chercheront sous vos rides
Les traits charmants qui m'auront inspiré.

In der That zogen ſich ſchon viele feine Fältchen durch das einſt ſo ſchöne Geſicht; aber noch hatte es ſeine jugendlichen Farben bewahrt, und die blauen, großen Augen blickten milde und voll Verſtand in die Welt.

Vous vieillirez, ô ma belle maitresse!
Vous vieillirez, et je ne serai plus,
Pour moi le temps semble, dans sa vitesse,
Compter deux fois les jours que j'ai perdus
Survivez-moi; mais que l'âge pénible
Vous trouve encore fidèle à mes leçons;
Et bonne vieille, au coin d'un feu paisible,
De votre ami répétez les chansons *)

La bonne vieille hieß eigentlich Judith. Sie hat ihr Lebenlang treu neben dem Chanſonnier ausgehalten, hatte mit ihm alle Wechſel des Geſchickes ertragen, und mit ihm gelacht und geweint. Sie war ihm mehr als eine „belle maitresse." Seine größten und anſpruchsvollſten Freunde, wie Manuel, Chateaubriand, Lamennais und Andere achteten und liebten dieſe legitime Muſe und illegitime

---

*) Alt, ſchöne Freundin, hör' es ohne Klage,
Alt wirſt Du einſt und fern bin ich Dir dann
Nur allzukarg, befürcht' ich, ſchreibt die Tage,
Die ich verlier, die Zeit mir doppelt an.
Mich überlebend wahr' in ſpätern Tagen
Du meine Mahnung treu und unverſehrt:
Sing', Mütterchen, am Herde mit Behagen
Die Lieder, die Dein Freund Dich einſt gelehrt.
Ludwig Seeger

Freundin des Dichters, und bei den kleinen Sympoſien, die manchmal im Gärtchen deſſelben Statt fanden, waren der Blick und das Wort dieſer Freundin nicht zu viel. Manuel, Chateaubriand, Lamennais liebten es, mit ihr Stunden zu verplaudern, und Beranger erkannte ſie als höchſte Richterin über ſeine Dichtungen, und zwar nicht wie Molière, der an ſeiner Köchin die Komik ſeiner Stücke probirte. Der herausfühlenden Weiblichkeit in ihr gab er das Recht über Leben und Tod ſeiner Chanſons, und er verſichert, viel von ihr gelernt zu haben. — Survivez-moi! — ruft er ihr flehentlich zu, und hoffend, daß ſie ihm gehorchen werde, iſt es die einzige Sorge für ihre alten Tage, die ihn zu einiger Oekonomie, zu gewiſſen vorſichtigen Maßregeln bewegt, ihn, der ſo glücklich in den Tag hineinlebt, wie ein Vogel auf den Zweigen, und an nichts in der Welt weniger denkt, als an Geld und Gut. Er hält eine Anzahl von Chanſons zurück, und ſchließt wegen ſeiner poſthumen Memoiren Buchhändlerverträge ab, um nur, wenn er dahingegangen, der bonne vieille ein feu paisible zu hinterlaſſen, an dem ſie ihres Freundes Lieder wiederholen kann.

> Objet chéri, quand mon renom futile,
> De vos vieux ans charmera les douleurs,
> A mon portrait, quand votre main débile,
> Chaque printemps, suspendra quelque fleurs,
> Levez les yeux vers ce monde invisible
> Où pour toujours nous nous réunissons;

Et bonne vieille, au coin d'un feu paisible,
De votre ami répétez les chansons.*)

Es ſollte Beiden nicht ſo gut werden. La bonne vieille ſtarb einige Monat vor Beranger, und die einzige ökonomiſche Maßregel ſeines Lebens war umſonſt.

Beranger war ſein Lebenlang ein armer Mann, obwohl die Gelegenheiten, ſich zu bereichern, nie gefehlt haben. Wie theuer hatte man ſeine Unabhängigkeit bezahlt; wie glänzende Stellungen ſind ihm oft auf ehrenhafte Weiſe angeboten worden. Doch das gehört in ſein öffentliches Leben; ſo lange wir uns auf ſeiner Stube befinden, wollen wir uns mit einigen Zügen aus ſeinem Privatleben begnügen. Eine Auflage ſeiner Gedichte brachte ihm 30,000 Franken ein. Nie hatte er eine ſolche Summe beiſammen, und er war in Verlegenheit, was damit zu beginnen. Er brachte das Geld zu einem Freunde, einem Banquier. „Da bringe ich Dir une grosse somme; ich verſtehe nichts von Geſchäften; handle damit nach Deiner Ein-

---

*) Geliebte, wenn bei meinem ſchlichten Namen
Du Dich dem Gram des Alters fühlſt entrückt,
Wenn jeden Frühling meines Bildes Rahmen
Erzitternd Deine Hand mit Blumen ſchmückt,
Schau auf nach Oben, wo die Sterne tagen,
Wo Keines je des Andern mehr entbehrt,
Sing, Mütterchen, am Herde mit Behagen
Die Lieder, die Dein Freund Dich einſt gelehrt.

Ludwig Seeger

ſicht." — Durch mehre Jahre liefen die Zinſen regelmäßig ein; aber eines Tages tritt der Freund vor Beranger: „Da haſt Du Dein Geld; ich ziehe mich von den Geſchäften zurück und will mich nicht länger damit belaſten."

„Was liegt daran, daß Du Dich zurückziehſt? — ich habe Dir das Geld als meinem Freunde, nicht als Banquier anvertraut. Was ſoll ich damit anfangen?"

Der Freund widerſteht, Beranger dringt vergebens in ihn, das Geld zurückzunehmen, und endlich merkt er an deſſen Niedergeſchlagenheit, daß hinter ſeiner Handlungsweiſe irgend ein Geheimniß verſteckt ſei. Nach langem und eindringlichem Zureden geſteht endlich der Banquier, daß er in Folge mehrerer faillites ruinirt ſei und wahrſcheinlich ſelbſt gezwungen ſein werde, ſich faillit zu erklären. „Meine reichen Geſchäftsfreunde," fügt der Banquier hinzu, „können einen Theil ihres Geldes verlieren, das ſie bei mir in Geſchäften gewagt haben; aber mit Dir verhält es ſich anders. Dies iſt Dein ganzes Vermögen, Du haſt nicht ſpeculirt, Du haſt nichts wagen wollen. Du mußt Dein Geld zurücknehmen."

„Mein lieber Freund," antwortete Beranger, „Du glaubſt billig und gerecht zu handeln und merkſt es nicht, daß Du etwas Tadelnswerthes begehen willſt. Du fällſt als ehrlicher Mann; kein Tadel haftet auf Dir; ich will nicht, daß Du etwas gegen Deine Pflicht thuſt und ich will auch nichts gegen die meinige thun. Nimm das Geld wieder mit Dir.“

Der Banquier mußte das Geld nolens volens mitnehmen. Einige Tage darauf war er im Concurs und Beranger erhielt von ſeinem ganzen Capital 3000 Francs.

Wieder ein anderes Mal, da er ebenfalls ſein ganzes Vermögen bei einem Banquier angelegt hatte, ohne ſich weiter darum zu kümmern, kommt ein Freund zu ihm und räth ihm, ſein Geld zurückzuziehen.

„Und warum?“

„Weißt Du denn nicht, daß N.'s Geſchäfte ſehr ſchlecht gehen?“

„Wenn ſeine Geſchäfte ſchlecht gehen,“ antwortet Beranger, „ſo ſehe ich nicht ein, wie ſeine Geſchäfte, wenn ich mein Geld zurückziehe, darum beſſer gehen ſollen.“

So ließ er denn auch ſein Geld wo es war, und verlor es auch bis auf den letzten Sou.

Auch das Alter, das, wie man ſagt, im Allgemeinen die Liebe zum Beſitz vergrößert, hat an der unbegrenzten Uneigennützigkeit Beranger's nichts verändern können. Herr Iſaak Pereyre, der ſeine Unternehmungen dadurch adelt, daß er an ihren Früchten gern die Edelſten und Beſten ſeiner Nation Theil nehmen laſſen will, ſchickte bei Gründung des Credit mobilier dem greiſen Dichter eine große Anzahl von Actien zu und zwar al pari. Der Dichter wäre in wenigen Tagen zum reichen Manne gewerden, wenn er die Sendung angenommen hätte. Aber er nahm ſie nicht an. Nachdem man ihm erklärt hatte, daß er bei der herrſchenden Sucht nach dieſem Papiere übermorgen wahrſcheinlich über Hunderttauſende gebieten werde, lief er erſchrocken zu Herrn Perevre und bat ihn, dieſe Papiere, die ihn aus ſeinem gewohnten Gleiſe werfen würden, doch ja gütigſt zurückzunehmen.

Aber wer iſt dieſer Phönix im Lande Frankreich? Woher kommt er? — Wie iſt er es geworden? Wir müſſen doch endlich ſein Leben erzählen — denn dies iſt der Zweck dieſer Zeilen — obwohl wir noch Vieles über das innere Hausweſen, über den Charakter und über die Dichtungsweiſe Beranger's zu ſagen hätten. Vielleicht wird uns die Lebensgeſchichte noch manche Gelegenheit dazu bieten; bevor wir aber an dieſe gehen, fügen wir hinzu, daß Beranger kein Phönix iſt und daß es in dem Lande der „Corruption" noch viele ſo reine, mehr als ſpartaniſche Charaktere gebe, Männer, von denen man ſagen könnte, ſie ſeien Spartaner, die ſich lange in Athen aufgehalten. Wir haben im erſten Artikel von François Rude geſprochen, wir ſprechen hier von Beranger und werden ferner von einem Künſtler ſprechen, der es verdient, als im Bunde der Dritte aufzutreten. Und dieſe Drei ſtehen nicht allein. Die Rude und Beranger, ſowie die Carrel, die Geoffroy Cavaignac, die Dupont haben ihre Nachfolger. Die große Tradition iſt in Frankreich nicht ausgeſtorben. Es gibt neben Beranger noch Viele, die ſich durch den Schmutz, den die Ebbe nach ſo vielen Fluthen am Strande zurückgelaſſen, rein und unbefleckt durchgearbeitet haben.

Pierre Jean de Beranger iſt geboren in der Heimat Molière's, Voltaire's, Beaumarchais', d. i. in Paris und nach dieſen vier Blüthen des Pariſer Geiſtes zu ſchließen, müßte man annehmen, daß vor allen andern Franzoſen die Pariſer mit dem kampffertigen, immer heiteren Geiſte des Widerſpruches gegen menſchliche Thorheit und Schlechtigkeit begabt ſind und wäre es dann nicht die Centraliſation allein, welche die Hauptſtadt zum Verkämpfer, und zwar zum ſingenden und lachenden Verkämpfer Frankreichs macht. Robespierre kam aus der Provinz, Camille Desmoulin war ein Pariſer. In einem alten Hauſe der Rue Montorgueil, das heute verſchwunden iſt, unſern dem Geburtshauſe Molière's, hat Beranger das Licht der Welt erblickt und zwar in der kleinen Stube ſeines Großvaters, eines alten Schneiders, im Jahre 1780, wie er in ſeinem Gedichte „der Schneider und die Fee" ſelber erzählt.

Dans ce Paris plein d'or et de misère
En l'an du Christ mil sept cent quatre-vingt,
Chez un tailleur, mon pauvre et vieux grandpère
Moi, nouveau-né, sachez ce qui m'advint.

Mit dieſem Gedichte fängt die Biographie Beranger's an, die man ſich ganz aus ſeinen Liedern zuſammenſetzen kann, denn ſeine Lieder waren ſeine Thaten; aus ſeinen

Thaten erwuchſen ihm ſeine Martyrien wie ſein Ruhm und in dieſen Thaten wie in ſeinen Leiden ſpiegelt ſich die ganze Zeit, die er durchlebt hat.

Er wurde bei ſeinem Großvater geboren, weil ſein Vater kein Chez-soi hatte. Dieſer hielt ſich für einen Edelmann, führte ein luſtiges Leben, ſo in den Tag hinein und wartete es ruhig ab, bis ihm die gebratenen Tauben in den Mund flogen. Deſto zärtlicher war der Großvater; ſo zärtlich, daß er den kleinen Pierre-Jean auch nicht mit dem einfachſten Erziehungsſyſtem, nicht mit dem geringſten Unterricht behelligte. Dieſes Geſchäft mußte die Zeit übernehmen und man darf vorausſetzen, daß die Erſtürmung der Baſtille, der er als Gamin von neun Jahren beiwohnte, eine gute und ausgiebige Lection geweſen. Daß er ſie nicht vergeſſen, beweiſt das Lied, das er, beinahe ein halbes Jahrhundert alt, gedichtet hat und aus dem eine ſehr lebhafte Erinnerung herausklingt:

. . Souvenir plein de charmes,
J'étais bien jeune, on criait: Vengeons-nous!
A la Bastille! aux armes! vite, aux armes!
Marchands, bourgeois, artisans couraient tous . . .

Im Jahre 1790 wurde er nach Peronne gebracht und einer Tante übergeben, die daſelbſt, in der Vorſtadt, ein kleines Gaſthaus hielt. Nicht lange nachher hatte er ein kleines Abenteuer. Er ſtand am Fenſter und betrachtete die Wolken, die gewitterſchwer heraufzogen, während die alte, fromme Tante voll Angſt ein Kreuz nach dem andern ſchlug und ſich und den Neffen mit geweihtem Waſſer beſpritzte. Der Blitz ſchlägt ein, das Kind wird getroffen und fällt bewußtlos zu Boden. Beranger war nahe daran, das Augenlicht zu verlieren. Erſt nach langen Bemühungen bringt man ihn wieder zum Bewußtſein und ſein erſtes Wort, obwohl er noch blind, iſt an die Tante gerichtet: Nun, was hat all Dein geweihtes Waſſer genützt? — Wie viele ſeiner gegen Aberglauben und Bonzenthum gerichteten Gedichte liegen keimend ſchon in dieſer Frage. Das gemüthvolle, rührende Gedicht „souvenirs d'enfance“ erwähnt dieſes Abenteuers mit einem anderen, lyriſcheren Witze:

> Du ciel, ici, sur moi la foudre tombe
> Et m'apprivoise avec celle des rois.

Dieſe Verſe erinnern unwillkürlich an die Worte, die Mirabeau über Franklin geſprochen, Franklin, mit dem Beranger ſo manche Aehnlichkeit hat und in der That ſpricht er in demſelben Gedichte von dem amerikaniſchen Buchdrucker, deſſen Handwerk er in Peronne erlernte.

> Je me crus des droits au nom de sage,
> Lorsqu'on m'apprit le métier de Franklin

Le métier de Franklin lehrte ihn, auf Bitten der Tante, die mit Schrecken in dem kleinen Jungen einen unpoſitiven, poetiſchen Geiſt entdeckt hatte, der erſte Buchdrucker des Ortes, Herr Laisney. Aber das Schickſal hat der Tante einen Streich geſpielt, denn Herr Laisney machte ſelber Verſe und ſobald er in ſeinem Lehrling eine verwandte Neigung entdeckt hatte, unterrichtete er ihn mit viel mehr Eifer in der brotloſen Verskunſt, denn in der ehrenwerthen Buchdruckerkunſt.

„Dans l'art des vers, c'est toi qui fus mon maitre“

bekennt Beranger, indem er Laisney anredet. Aber dieſer gute Mann ſah ein, daß das poetiſche Feuer ſich leicht ſelbſt verzehrt, wenn ihm nicht Wiſſen und Bildung die gehörige Nahrung bieten und er ließ Beranger die Schule des Institut patriotique beſuchen, welches ein Herr Ballue de Bellenglise, Exdeputirter der Legislative, nach Rouſſeau'ſchen Ideen in Peronne gegründet hatte. Daſelbſt erhielt Beranger die Grundlage zu einer ſoliden Bildung, die er ſein ganzes Leben hindurch zu erweitern beſtrebt geweſen. Man braucht nur das eben erwähnte Gedicht zu leſen, um an der Rührung, mit der Beranger von jener Peronner Zeit ſpricht, zu erkennen, daß er ſie für die glücklichſte Epoche ſeines Lebens gehalten. Trotzdem verließ er ſie ſchon im Jahre 1796, feſt entſchloſſen, in Paris eine große und glänzende literariſche Laufbahn zu beginnen.

Das Erſte, was ihm in Paris auffallen mußte, war die ſogenannte goldene Jugend, la jeunesse dorée, die unter dem Directorium auf Gräbern tanzte, zwiſchen den Trümmern zerſchlagener Hoffnungen ſchwelgte und für einen Augenblick das Sündenleben der Regence und Ludwig's XV., nur auf breiterer Baſis, neu erſtehen ließ. Gegen dieſe verderbte Welt richtete er ein ſatiriſches Luſtſpiel „die Hermaphroditen,“ das er aber nicht auf die Bühne bringen konnte. Bald darauf mühte er ſich mit einem großen patriotiſchen Epos, „Chlodwig,“ ab, das ganz in ſteifen, höchſt regelrechten Alexandrinern abgefaßt war. Die Jugend ſteckt immer in der Tradition und ſchwört auf die Worte des Meiſters; mehr als jede andre Jugend die franzöſiſche, die in tiefer Andacht vor der Claſſicität des ſiebzehnten Jahrhunderts erzogen wird. In der Revolutionszeit hatte die Claſſicität neuen Saft und Kraft und einen wahrhaft antiken Anhauch erhalten durch André Chenier, den großen Dichter, in deſſen Adern das griechiſche Blut ſeiner Mutter floß. Der echte antike Geiſt Chenier's, ſowie der falſche antike Formalismus Chateaubriand's führten den ſuchenden Beranger irre und er beging noch eine dritte antikiſirende Sünde in dem idylliſchen Gedichte „die Pilgerfahrt,“ das aus vier langen und langweiligen Geſängen beſtand. Welche Kämpfe hat das Genie zu beſtehen, wie viele Umwege hat es zurückzulegen, bis es zu ſich ſelber gelangt.

Müde von der dem Jüngling ſchon zu lange währenden und doch vergeblichen Ruhmesjagd, faßte er den Entſchluß, nach Egypten auszuwandern — aber von einem beſonnenen Manne, der die Expedition mitgemacht, wieder von ſeinem Entſchluſſe abgebracht, zog er ſich nun, aller Mittel bar und alle ehrgeizigen Träume aufgebend, in eine Manſarde zurück. Und ſiehe da, die Armuth, ſobald er ſich mit ihr allein fand, enthüllte ſich ihm als ſeine Muſe. In der Manſarde, der Welt, des Ehrgeizes, der Akademie, des Alexandriners vergeſſend, begann er in ungezwungenen Verſen das Glück der Armuth, die Freuden des Dachſtübchens, die Reize Liſettens zu ſingen und Beranger hatte ſich ſelbſt gefunden, ohne es zu wiſſen. Er ſprach immer mit Rührung und Liebe von jener Zeit der Entbehrung, der Entſagung und der ungehofften Freuden:

„Ich war ſo arm! . . . Erlaubte ich mir nur das kleinſte Vergnügen, war ich durch acht Tage gezwungen, von den magerſten Speiſen zu leben, die ich mir ſelbſt bereitete; dabei häufte ich Reim auf Reim und war ich voll Hoffnung künftigen Ruhmes. Spreche ich Ihnen nun von jener lachenden Epoche meines Lebens, da ich ohne Stütze, ohne geſichertes Brot, ohne Kenntniſſe eine Zukunft träumte ohne die Freuden der Gegenwart zu verſäumen, füllen ſich meine Augen unwillkürlich mit Thränen. O welch eine ſchöne Sache iſt die Jugend, ſie, die ihren Zauber bis über das Greiſenthum, dieſes ſo arme und enterbte Alter, zu verbreiten vermag. Benützen Sie wohl den Reſt der Jugend; lieben Sie und laſſen Sie ſich lieben. Ich habe dieſes Glück ſehr genau gekannt; es iſt das größte des Lebens."

In einer ſeiner Vorreden, die zugleich Meiſterwerke des franzöſiſchen Styles ſind, erzählt Beranger, wie er mit

Hülfe Lucian Bonaparte's dem Elende, das ihn trotz aller Jugendkraft erdrückt haben würde, auf ehrenhafte Weiſe entronnen iſt.

„Beraubt aller Hülfsmittel, müde des immer getäuſchten Hoffens, ohne Ziel und Aufmunterung, ohne Bildung und Rath Verſe machend, hatte ich im Jahre 1803 die Idee, meine formloſen Gedichte einzupacken und ſie per Poſt dem Bruder des erſten Conſuls, Lucian Bonaparte, zuzuſchicken, welcher bereits als großes Rednertalent und wegen ſeiner Liebe zu Künſten und Wiſſenſchaften berühmt war. Mein, eines jungen Republikaners würdiges Geleitſchreiben — ich erinnere mich deſſen noch — trug den Stempel des Stolzes, der ſich verletzt fühlte durch die Nothwendigkeit, zu einem Protector ſeine Zuflucht zu nehmen. Arm, unbekannt, ſo oft enttäuſcht, wagte ich es nicht, auf den Erfolg eines Schrittes zu rechnen, den Niemand unterſtützte. Aber ſchon nach drei Tagen, o unſagbare Freude! läßt mich Lucian Bonaparte zu ſich berufen, erkundigt ſich nach meiner Lage, der er bald zu Hülfe kommt; ſpricht mit mir als Poet und überhäuft mich mit Aufmunterung und Rathſchlägen. Unglücklicherweiſe iſt er gezwungen, Frankreich zu verlaſſen. Ich glaubte mich beinahe vergeſſen, als ich aus Rom eine Anweiſung erhielt, um das Honorar des Inſtituts, deſſen Mitglied Herr Lucian Bonaparte geweſen, zu erheben, zugleich mit einem Schreiben, das ich ſorgfältig aufbewahrt habe und in dem er mir ſagt:

„„Ich überſende Ihnen eine Anweiſung auf mein Honorar des Inſtitutes. Ich bitte Sie, daſſelbe anzunehmen und ich zweifle nicht, daß wenn Sie fortfahren, Ihr Talent arbeitend auszubilden, Sie einſt eine der Zierden unſers Parnaſſes werden. Pflegen Sie vor Allem die „Delicateſſe“ des Reimes! Hören Sie nicht auf, kühn zu ſein, aber ſeien Sie eleganter ꝛc. ꝛc.““

Beranger bezog das akademiſche Honorar bis zum Jahre 1812. Seit 1805 vermehrte er dieſe ſehr mäßige Einnahme durch journaliſtiſche Mitarbeiterſchaft an den Annales des Musés, die der Buchhändler Landon herausgab. Etwas ſpäter (1809) von dem Akademiker Arnault empfohlen, wurde der bereits bekannte Dichter durch Herrn de Fontanes, Großmeiſter der Univerſität, als Commis expéditionnaire in den Bureaux des Secretariats mit 1800 Francs Gehalt angeſtellt. In dieſer beſcheidenen Stellung verblieb Beranger bis beinahe in die Hälfte ſeines Lebens.

Dieſer Herr de Fontanes mußte einige Sympathie für Beranger haben, denn er ſelbſt hatte ſeine Laufbahn als Freiheits-Dichter angefangen. Er hieß eigentlich de Launay und war ein Neffe des Gouverneurs der Baſtille, unter dem dieſe Zwingburg geſtürmt wurde. Die Revolutionsregierung ſchrieb einen Preis für die beſte Hymne auf den Fall der Baſtille aus; der Neffe des Gouverneurs gewann ihn. Aber er hatte bei dieſer Gelegenheit den verhaßten Namen Launay gegen den unſchuldigen Fontanes vertauſcht, unter welchem Namen er noch viele mittelmäßige Gedichte ſchrieb und Graf und Marquis wurde. — Monſ. de Fontanes war der Vetter Rouget de Lisle's, des Dichters der Marſeillaiſe und wie geſagt, der Verſorger Beranger's; ſo begegnen und berühren ſich die drei Freiheitsdichter Frankreichs, die drei ſo verſchiedene Phyſiognomien und Schickſale haben.

Einmal vor der Nothdurft des Lebens geſchützt, kommt Beranger wieder auf ſeine alte Marotte, das Theater, zurück und verfaßt ſogar ein Vaudeville. Glücklicherweiſe aber war er bereits ſchon zu bekannt als Chanſonnier, als liebenswürdiger anakreontiſcher Sänger, als daß ſich nicht Leute von Beſonnenheit und Urtheil hätten finden ſollen, die ihn auf's Neue von dieſem Wege, der für ſein Talent ein Abweg war, weiſe abgeführt haben. Deſaugiers, der berühmteſte Chanſonnier jener Zeit, ſah Beranger's Erfolge ohne Neid und Eiferſucht, und obwohl ahnend, daß er von dieſem umfaſſenden Geiſte bald überſtrahlt ſein werde, munterte er ihn doch auf und führte ihn als ein würdiges Mitglied in den Caveau ein. Le Caveau war eine Art von Ludlamshöhle, in welcher ſich unter dem Empire die talentvollſten unter den unabhängigen Geiſtern Frankreichs verſammelten und die bald ein größeres Anſehen gewann als ſelbſt die Akademie, welche ſich den deſpotiſchen Einflüſſen Napoleon's nicht entziehen konnte. Auch hatte die Polizei damaliger Zeit mehr als einmal darüber nachgedacht, wie le Caveau unſchädlich gemacht werden könnte. Aber welche franzöſiſche Polizei hat noch das Mittel gefunden, ein fliegendes Lied in ſeinem Fluge aufzuhalten? Es iſt wohl zu bemerken, daß Beranger in dieſem Oppoſitionskeller bald eine der erſten Rollen ſpielte; denn zu oft ſucht man ihn als einen unbedingten Verehrer des Empire's darzuſtellen, während er nur, wie alle Nationalen, zur Zeit des Unglücks ſich auf Seite des geſchlagenen Kaiſers ſtellte und wie alle Liberalen zur Zeit der Reſtauration gegen die aufgedrungene Regierung mit Erinnerungen an die Gloire-Zeit gegen eine demüthigende Gegenwart Oppoſition machte. Daß er nicht einmal ein unbedingter Anhänger der „Gloire" geweſen, zeigt ſeine liebliche Satire „Le Roi d'Yvetot," die er als Mitglied des Caveau gegen den Krieg 1813 verfaßte. Aber erſt im Jahre 1814, im Jahre des Unglücks, wird er, wie ihn Börne nennt, „die Nachtigall mit den Adlerklauen," tritt er als eigentlicher politiſcher Dichter auf, als derjenige Dichter, der ewig als der wahrſte verkörperte Wiederhall ſeiner Zeit daſtehen wird. Vergeſſen ſind die heitern Weiſen der „Bacchante," des „Senateur," der „Gaudriole," „Roger Bontemps," der „Gueux" ꝛc. ꝛc.; jetzt gilt es männlich, zu Muth und Kampf aufzufordern, und da Frankreich gefallen iſt, es liebend zu tröſten und auf beſſere Zeiten hinzuweiſen.

Gai! gai! serrons nos rangs!
En avant, Gaulois et Francs!

Im Angeſichte des Feindes erſchallen ſeine tyrtäiſchen Oden, vor ihren Ohren ziſchen ſeine Spottlieder. Den Generalen Kaiſer Alexander's ſingt man das Lied von den beiden Grenadieren; Wellington ſelbſt hört die „Anglomanie“ und „Villain Ton“ als eine Serenade vor ſeinen Fenſtern erklingen. Beranger's Lieder ſind wie eine Fortſetzung des Kampfes bis zu dem Augenblicke, da Napoleon die Inſel Elba verläßt. Der Kaiſer erkennt dieſes Verdienſt und in den hundert Tagen will man den Dichter belohnen; man bietet ihm die Stelle — eines Cenſors an! So wenig begriff bereits Napoleon, ſelbſt als er den Liberalen ſpielen wollte, einen Charakter wie Beranger. Auf ſolche Anträge antwortet der Dichter als Diogenes:

> Diogène,
> Sous ton manteau.
> Libre et content, je roule mon tonneau.

Mit der zweiten Reſtauration beginnt für Beranger die glorreichſte und zugleich durch ſeine äußeren Schickſale intereſſanteſte Zeit. Vor den Reihen, die ſich zuſammendrängten, um die Schmach Frankreichs ſo viel als möglich zu verwiſchen, die Reſte der Freiheit, oder vielmehr der Freiheiten, gegen ein aufgedrängtes Königthum, einen aus der Verbannung mit veralteten Anſprüchen rückkehrenden Adel, gegen einen immer kühner und anmaßender ſich erhebenden Klerus zu retten — vor den Reihen, die Manuel's und Foy's Reden begeiſterten, P. Louis Courrier's Pamphlete aufreizten, ging er als ſingender Fahnenträger einher und ſeine Stimme erſcholl ſo laut und wirkte ſo mächtig bis auf die hinterſten Linien, daß man geneigt war, ihn als Einen der liberalen Partei zu betrachten. Er bedient ſich jenes nationalen Mittels der Oppoſition, welches faſt von ſämmtlichen Liberalen jener Zeit als das mächtigſte und wirkſamſte anerkannt und adoptirt werden: der Erinnerung an die Zeit des Ruhmes und an den Kaiſer, ein Mittel, das den Bourbonen unangenehmer ſein mußte, als jeder noch ſo heftige directe Angriff. Neben ſeinen Liedern gegen König, Adel und Klerus wagt er es, den Mann von St. Helena zu beſingen in ſeinem Souvenirs du peuple, le petit caporal, le cinq Mai und Anderm. Ueber ſeinen Imperialismus ſpricht er ſich in ſeiner Vorrede von 1833 am beſten ſelbſt aus:

„Meine enthuſiaſtiſche und treue Bewunderung für das Genie des Kaiſers, die Vergötterung, zu der er das Volk begeiſterte, welches nicht aufhörte in ihm den Vertreter der ſiegreichen Gleichheit zu ſehen; — dieſe Bewunderung, dieſe Vergötterung, die eines Tages aus Napoleon den edelſten Gegenſtand meines Liedes machen ſollten, haben mich nie über den ſtets wachſenden Deſpotismus des Kaiſerreiches verblendet. Im Jahre 1814 ſah ich in dem Falle des Koloſſes nur das Unglück eines Vaterlandes, das ich unter der Republik lieben gelernt habe. Nach der Rückkehr der Bourbonen, die mir gleichgültig waren, ſchien es mir, daß ihre Schwäche das Wiederaufleben der nationalen Freiheiten erleichtern werde. Man verſicherte, daß ſie ſich mit dieſen verſöhnen würden; trotz der Charte glaubte ich wenig daran; aber man konnte ihnen dieſe Freiheiten aufzwingen . . . Die Täuſchung dauerte nicht lange . . . Die Rückkehr des Kaiſers theilte Frankreich bald in zwei Lager und begründete den Widerſtand, der bis 1830 dauerte. Sie erhob wieder die volksthümliche Fahne, trotz Waterloo und des Unglücks, das darauf folgte. In den hundert Tagen täuſchte mich die Volksbegeiſterung keineswegs; ich ſah ein, daß Napoleon nicht conſtitutionell regieren konnte. Ich gewann die tiefe Ueberzeugung, daß, wenn ſelbſt die Bourbonen ſo wären, wie ſie ihre Anhänger zu ſchildern pflegten, dennoch für ſie keine Möglichkeit da war, Frankreich zu regieren, und für Frankreich keine Möglichkeit, ihnen die liberalen Grundſätze aufzudrängen, welche ſeit 1814 wieder erobert hatten, was ſie unter der Schreckenszeit, der Anarchie des Directoriums und der „Gloire“ des Kaiſerreiches an Boden verloren. Dieſe Ueberzeugung verdanke ich weniger der Berechnung meines Verſtandes, als dem Inſtinkte des Volkes. Bei jedem Ereigniſſe habe ich es mit einer religiöſen Sorgfalt ſtudirt und ich habe es faſt immer abgewartet, bis ſeine Gefühle mir im Einklange mit meiner Berechnung erſchienen, um nach ihnen in der Rolle, die mir damals die Oppoſition anwies, mein Verhalten zu beſtimmen. Das Volk iſt meine Muſe.“

Ein ſolcher Mann konnte unter der verfolgungsſüchtigen Reſtauration nicht unbemerkt bleiben. Er hat ihren furchtbarſten Feind betrauert und in den Augen der Nation verklärt; er hat das Volk, das unter dem „weißen Schrecken," la terreur blanche, ſeufzte, getröſtet; er hat den ci-devant, den Marquis de Carabas und ſeine Sippſchaft ausgelacht, das waren ſeine Verbrechen, die nicht ungeſtraft bleiben konnten. Sein beſcheidenes Amt hatte er ſchon ſelbſt aufgegeben, um nicht einer Regierung zu dienen, die er verachtete; der Mangel war wieder bei ihm eingekehrt. Das war nicht genug. Die Regierung wagte es, Hand zu legen an einen Dichter, der den verkörperten Inſtinkt des Volkes, das ſie regierte, darſtellte, und hoffte ſo ſich an dieſem Inſtinkte zu rächen, wo nicht ihn ganz zu unterdrücken. Im Jahre 1821 erhob der Procureur des Königs, Marchangy, der durch dieſe That eine traurige Berühmtheit erlangt, vor den Aſſiſen gegen Beranger die Anklage auf Beleidigung der öffentlichen Moral, der guten Sitten, der Religion und des Königs, und der Dichter wurde trotz der geiſtvollen Vertheidigung Dupin's von den eingeſchüchterten und ausgewählten Geſchwornen zu drei Monaten Gefängniß und einer Geldſtrafe von 500 Francs verurtheilt. Der Tag ſeiner Verurtheilung war der Anfang ſeiner größten Triumphe. Nie hat eine cause celèbre eine ſo große, ſo theilnehmende Volksmenge im Juſtizpalaſte verſammelt. Trotz aller Vorſichtsmaßregeln waren vom früheſten Morgen an alle Räume beſetzt und war das Gedränge um und in dem Sitzungsſaale ſo ungeheuer, daß Präſident, Richter und Advokaten nur durch die Fenſter auf ihre Poſten gelangen konnten. Am Abend nach der Verurtheilung war ganz Paris auf den Beinen und alle Gaſſen erſchollen von den Liedern des Verurtheilten, die in hundert- und tauſendſtimmigen Chören geſungen wurden. Im Gefängniſſe Sainte-Pelagie erhielt er alltäglich und aus allen Gegenden Frankreichs die ſchönſten Beweiſe lebhafteſter Theilnahme, und zwar kamen dieſe Demonſtrationen zum großen Erſtaunen Beranger's und des Publicums, und vielleicht zum noch größeren Erſtaunen der Regierung aus den Departements, welche den Bourbonen von jeher die treueſte Anhänglichkeit bewährt hatten. Iſt es ein Wunder, daß Beranger unter ſolchen Umſtänden, wenn auch im Gefängniß, den heiterſten Ton ſeiner Jugendlieder wiedergefunden und daß die anakreontiſcheſten ſeiner Geſänge aus Sainte-Pelagie datirt ſind? Iſt es ein Wunder, daß der Dichter aus dieſem Gefängniſſe kräftiger und gewaltiger hervorgegangen? Obwohl bereits in den Jahren, da die dichteriſche Kraft ſonſt abzunehmen pflegt, beſpannte er ſeine Lyra mit neuen und ehernen Saiten, und ſeine Freude, wie ein vorgefühlter Triumph, ſein Spott und ſein Anathema erſchollen zugleich melodiſcher und gewaltiger als je. Er wurde der Abgott des Volkes und die hervorragendſten Männer der Nation drängten ſich um ihn, ſuchten ſeine Freundſchaft, ſtrebten, freilich vergebens, ihm ein ſorgenloſes und bequemes Leben zu bereiten. Unter dieſen Männern waren ſelbſt ſolche, die kämpfend vor dem Throne der Legitimität ſtanden, wie Chateaubriand. Zu ſeinen intimſten Freunden aus der liberalen Partei gehörten Marſchall Sebaſtiani, Dupont (de l'Eure), Laffitte, General Foy, Manuel, „der einzige Mann, den er nicht verlaſſen haben würde, wäre er ſelbſt in der hervorragendſten Stellung gealtert.“

Aus alle dem verſtand es die Reſtauration nicht, ſich eine Lehre zu ziehen. Die Anwendung der kleinlichſten Mittel, die Verkennung des Nationalgeiſtes und der Wünſche und Sympathieen des Volkes waren ihr unter Karl X. zur zweiten Natur geworden. Der definitiven Unterdrückung ſämmtlicher Freiheiten ſollte die Unterdrückung der einzelnen Freien vorhergehen und im Jahre 1828 wurde gegen den Dichter von „Charles le Simple,“ „les infiniment petits,“ „l'Ange gardien,“ „Denys maitre d'école,“ eine neue Anklage geſchleudert. Derſelbe Triumph für Beranger, nur war er diesmal ruhiger, denn Frankreich fühlte ſich ſtark und kampfbereit. Das Urtheil lautete auf zehn Monate Gefängniß und 10,000 Francs Geldſtrafe. Die Geldſtrafe zahlte für den armen Dichter die Nation; die Haft ſaß er im Gefängniß La Force ab, dem härteſten Gefängniß von Paris, gut verwahrt und aufgehoben, daß von dem allgemeinen Chor der Liebe und des Mitleids, der ſich in ganz Frankreich für ihn hob, nicht Ein tröſtender Ton zu ihm zu dringen vermöge. Der König hielt es für nothwendig, in ſeiner Thronrede auf die gefangene Nachtigall anzuſpielen; der Erzbiſchof von Paris und andre Biſchöfe warfen ihre Bannſtrahlen gegen ihn in Hirtenbriefen; die Pfarrer predigten gegen den Gefangenen. Aber das Volk ſang ſeine Lieder und die Nationalgarde vergaß ihn nicht, wenn ſie, wie es damals Gewohnheit wurde, den König mit allerlei Ausrufungen empfing. Man ſtand am Vorabend von 1830.

So trug Beranger zu der Julierhebung durch ſein Leben und durch ſeine Lieder eben ſo viel bei, als Manuel und Foy durch ihre Reden. Was er in den Julitagen ſelbſt gethan, iſt bisher unbekannt, obwohl es vielleicht die heldenmüthigſte That ſeines Lebens. Was ich hier erzählen werde, iſt ein Factum und ich habe es aus der beſten Quelle, von Beranger ſelbſt. Das Volk ſchlug ſich, die Kanonen donnerten, aber eben ſo unſchlüſſig wie in St. Cloud war man in den Salons Laffitte's, wo ſich die liberalen Deputirten verſammelten. Es fand ſich Niemand, der die Revolution in die Hand zu nehmen, der ihr eine Richtung zu geben wagte und es war Gefahr da, daß das heldenmüthige Volk ermatte, wenn ihm nicht von irgend einem bekannten Vorkämpfer der Freiheit Muth zugeſprochen und das Ziel gezeigt werde, auf das es losſteure. Beranger erkannte dies und trat unter die zaudernden Deputirten. Er machte den Vorſchlag zu jener Proclamation, die ſpäter erſchienen iſt. Man lächelte über den poetiſchen Brauſekopf. Da **Beranger** das Zaudern ſieht, ſetzt er ſich ſelber hin und verfaßt die Proclamation und legt ſie zur Unterſchrift vor. Abermaliges Zaudern. Da ſchreibt Beranger ſelbſt die Namen hin. Gut, ſagt er, gelingt die Sache, dann habt ihr es gethan; wird das Volk geſchlagen, dann habe ich die Proclamation aufgeſetzt und unterzeichnet. Mit dieſen Worten verläßt er das Zimmer und eilt in die Druckerei. Wenige Stunden ſpäter ſprach die Proclamation von allen Straßenecken zum Volke; den gedruckten Namen konnte man es nicht anſehen, welche Handſchrift ſie unter die Proclamation geſetzt. Wenige Tage darauf waren die Unterzeichneten an der Spitze der Regierung; der Unterzeichner blieb in ſeinem beſcheidenen Dunkel. Zwar werden ihm Stellen genug angeboten, aber er entzieht ſich mit einem Liede: A mes amis, devenus ministres.

Non, mes amis, non, je ne veux rien être;
Semez ailleurs places, titres et croix.
Non, pour les cours Dieu ne m'a pas fait naitre:
Oiseau craintif je fuis la glu des rois.

. . . .

De mon berceau près de benir la paille,
En me créant Dieu m'a dit: Ne sois rien.

Und wie er früher die Vorſorglichkeit der Freunde vereitelt, eine ihm günſtige Clauſel in Manuel's Teſtamente unmächtig gemacht, Sebaſtiani's Anerbietungen zart zurückgewieſen, Laffitte's Anträge belächelt hatte, ſo wußte er jetzt auch den Anerbietungen der Miniſter gewordenen Freunde auszuweichen. Vor dieſen und vor den Ovationen des Volkes zog er ſich in die Stille Paſſy's zurück und oft, um den Unbequemlichkeiten des Ruhmes zu entgehen, in das Innere des Landes nach Fontainebleau, nach Tours und andern ſtillen Tusculis. Die Chanſon war ja, wie er ſagte, mit Karl X. entthront und Frankreich hatte Freiheiten genug, um ſich auch ohne ſeine Chanſon für die Freiheit bilden zu können.

In ſeine Einſamkeit zog er ſich mit den Erfahrungen eines ereignißreichen halben Jahrhunderts zurück und hatte ſo Stoff genug, ein würdiges Alter würdig zu beſchäftigen. Er wollte, wie er es in ſeiner berühmten Vorrede von 1833 ankündigt, une espèce de Dictionnaire historique ſchreiben, in welchem er an jeden Namen einer politiſchen oder literariſchen Notabilität ſeine Bemerkungen, Erfahrungen, Urtheile, Aufklärungen anknüpfen wollte, um Irrthümer und Verläumdungen aufzuhellen und zwar ohne Parteilichkeit und Vorurtheil. „Frankreich wird mir es einſt Dank wiſſen.“ Wer weiß, ob es mein Name nicht dieſem Werke des Alters verdanken wird, wenn er mich überlebt. Es wäre komiſch, wenn die Nachwelt ſagen würde: der einſichtsvolle, der gründliche Beranger! Warum nicht?“

Der Dictionnaire historique hat ſich in den letzten

Jahren des Dichters in mehrere Bände geordneter Memoiren verwandelt, die, wenn ſie unter den poſthumen Werken erſcheinen, gewiß eine der beſten und lauterſten Quellen unſerer Zeitgeſchichte bilden werden.*)

Aus ſeiner Einſamkeit ließ Beranger nur wenige Liederraketen aufſteigen, aber eins dieſer wenigen Lieder, „Le déluge," das im Jahre 1847 erſchienen, reichte hin, um den Glauben an ſeine Prophetengabe, an ſeine Solidarität mit dem innerſten Leben der Nation und der ganzen Zeit zu erneuern. Enthielt denn dieſes, mit der ganzen Beranger'ſchen Meiſterhaftigkeit geformte Gedicht nicht die Vorherſagung des Jahres 1848 in ſich? Als dieſes ausbrach, glaubte man den Anfangsverſen dieſes Gedichtes doppelt gerne:

„Toujours prophète, en mon saint ministère,
Sur l'avenir j'ose interroger Dieu.
Pour châtier les princes de la terre,
Dans l'ancien monde un déluge aura lieu." etc.

und das Volk ſtrömte dem Propheten zu, riß ihn mit den lärmendſten Ovationen aus ſeiner geliebten Einſamkeit und wählte ihn endlich mit 204,471 Stimmen zu ſeinem Vertreter bei der conſtituirenden Verſammlung, obwohl er den Wählern vor der Wahl ablehnend gedankt hatte.

---

*) Die Autobiographie Beranger's iſt ſeitdem erſchienen und findet ſich in der vortrefflichen, meiſterhaften Ueberſetzung ſeiner ſämmtlichen Werke von Ludwig Seeger.

Seine Entlaſſung, die er eingab, wurde einſtimmig von der Verſammlung zurückgewieſen und er ſah ſich gezwungen, wiederholt um ſeine Freiheit zu bitten, die ihm endlich gewährt wurde. Diejenigen, die an dem fleckenloſen Leben und Charakter Beranger's gern etwas zu tadeln haben möchten, machen ihm dieſe Beſcheidenheit, die ſich in ſeinen beiden Briefen an die Verſammlung ſo rührend ausſpricht, zum Vorwurf. Der Mann, ſagen ſie, der ſein ganzes Leben den guten Patrioten, den aufopfernden Bürger geſpielt hat, hätte dieſe Gelegenheit benutzen ſollen, um ſeine Erfahrungen, ſeinen Geiſt zum Vortheil des Vaterlandes auszubeuten. Als ob ein großer Dichter auch ein großer Geſetzgeber ſein müßte; als ob der Verfaſſer unſterblicher Oden auch unſterbliche Paragraphen müßte verfaſſen können. Cicero war ein ſchlechter Dichter und dieſer große Dichter wäre vielleicht ein ſchlechter Cicero geworden. Wie ſehr iſt es im Gegentheil an ihm zu rühmen, daß er, trotz aller Triumphe eines halben Jahrhunderts, trotz des allgemeinen Vertrauens ſeiner Mitbürger, ſich nicht Talente zutraute, die er vielleicht beſaß, die er aber noch nicht erprobt hatte. Es iſt nicht zu verwundern, daß ſich gewiſſe Menſchen freuten, Beranger einen Vorwurf machen zu können. Der Athener, der den Ariſtides verurtheilte, nur weil ihn alle Welt den Gerechten nannte, iſt ein ewiger Typus. Im Uebrigen gab es in unſerer Zeit nur wenige Größen, die, was ihren Ruhm und ihren Ruf betrifft, ſo unangefochten durch's Leben gingen. Als Künſtler wie als Charakter fand er, trotz aller Parteien, die allgemeinſte Anerkennung. Schon bei Lebzeiten wurde ihm als einer unvergänglichen Größe gehuldigt, wie einem Molière und Lafontaine. Sainte-Beuve wagte ſich an ihm zu reiben, aber nur, um zu beweiſen, wie wenig dieſer alexandriniſche Bücherwurm fähig ſei, einen Dichter wie Beranger, einen wahren Dichter überhaupt zu begreifen. Man leſe nur, was er über Beranger's Refrains ſagt. Nur in den ſchönſten Volksliedern des Nordens iſt der Refrain mit ſolcher Meiſterhaftigkeit, ſo muſikaliſch, ſo Ahnung weckend und geheimnißvoll angebracht, wie in Beranger's Chanſons. Sainte-Beuve findet ihn überflüſſig, ſtörend, oft trivial. Auch die Freiheiten, die ſich Beranger manchmal mit der Sprache erlaubt, rechnet er ihm zum Vorwurf an, nicht ahnend, daß man ihm grade das Gegentheil zur Laſt legen könnte. Wenn es jemals einen Dichter gab, der durch ſeine Sprachwiſſenſchaft berechtigt und durch ſeine außerordentliche Popularität befähigt war, die akademiſche und traditionelle Feſſel der franzöſiſchen Poeſie zu ſprengen, ſo war es Beranger. Eine höhere Kritik dürfte ihn mit Recht darum tadeln, daß er die Herkömmlichkeit und den Dictionnaire der Akademie zu ſehr geachtet, daß er zu claſſiſch geweſen, daß er die Sprache nicht aufgefriſcht und bereichert hat, indem er, wie engliſche und deutſche Dichter, vergeſſene aber kräftige Elemente aus geſunden und echt nationalen Dialekten holte; daß er nicht über Boileau hinausgegangen und nicht die Sprache berückſichtigt hat, in der Rabelais und Montaigne und endlich ſein großer Ahnherr, der Vagabund und Chanſonnier Villon geſchrieben; daß er nicht zur ſelben Einſicht gekommen, wie ſeine Zeitgenoſſen P. L. Courrier und Honoré Balzac, die es beide erkannten, daß in der Sprache der Touraine und des mittleren Frankreichs überhaupt ein Verjüngungsquell der franzöſiſchen Poeſie ſprudle. Beranger kann freilich antworten, daß er ein Pariſer geweſen und daß er um ſo bewundernswürdiger ſei, daß er mehr ein Schüler Lafontaine's als der Volkspoeſie, dennoch ein Volksdichter im größten Sinne des Wortes geworden und daß er die Kunſtſprache und die Kunſtpoeſie auf jene Höhe der Vollendung erheben, wo ſie der Volkspoeſie ſo nahe ſteht, daß ſie ihr die Hand reicht. Sainte-Beuve hat ſich in jenem Artikel über Beranger als denjenigen bewährt, als den wir ihn kennen. Es iſt einmal die Eigenthümlichkeit und Leidenſchaft dieſes Montagsplauderers und Feuilletoniſten des Moniteurs, alle Größe zu verkleinern, das Kleine zu erheben, das Wahre zu fälſchen, das Gemeine zu vergolden und vor Allem ſich über jede Unabhängigkeit zu ärgern, alles Urſprüngliche zu haſſen, alles Neue zu verwerfen. Auch Herr Pomartin griff Beranger an, aber man wußte es in ganz Paris, daß dieſer Scribent dieſes Angriffs bedurfte, um ſich im Faubourg St. Germain, dem er ſeine ſchwachen, aber bürgerlichen Kräfte gewidmet, zu legitimiren. Beide Angriffe trugen nur dazu bei, Beranger zu beweiſen, daß er in der öffentlichen Meinung unangreifbar ſei.

Seit 1848 und den auf dieſes Jahr folgenden trüben Ereigniſſen zog der Dichter eine noch dichtere Einſamkeit um ſich. Er redigirte ſeine Memoiren und fügte dem Bande, der nach ſeinem Tode erſcheinen ſoll, neue Gedichte zu. Obwohl dieſe Gedichte gewiß würdig ſind, den bereits bekannten an die Seite geſetzt zu werden (wir kennen einige aus dieſer Zahl), denn Beranger iſt als Dichter nicht gealtert, ſo können ſie ſeinen Ruhm und ſeines Namens Popularität doch nicht vermehren. Es iſt beinahe unmöglich, ſich eine höhere Popularität zu denken. Es hat in Frankreich vielleicht nie eine höhere gegeben und es wird wohl ſobald nicht eine kommen, die ſich mit dieſer meſſen kann. Wir werden die Tage nicht vergeſſen, da es hieß, daß Beranger im Sterben liege und niemals die Volksmenge, die aus den Vorſtädten und vom Lande herbeiſtrömte, um ſeinem Begräbniß beizuwohnen, als er bereits begraben war — und am allerwenigſten werden wir den Ausdruck der tiefen und feierlichen Trauer vergeſſen, die auf allen Geſichtern lag. Beranger hinterließ keine Familie, aber ganz Frankreich trauerte um ihn. Nur eine Schweſter hinterließ er und die trauerte nicht um ihn, denn ſie iſt Nonne und Beranger hat in den letzten Stunden zu ihren Bekehrungsverſuchen gelächelt. Die Regierung trauerte um ihn, indem ſie eine Armee ausrücken ließ, um die zudringliche Volksmenge abzuhalten und indem ſie des Todten Wunſch, bei ſeinem Freunde Manuel begraben zu liegen, ſo ſchnell als möglich zu erfüllen trachtete. Schon achtzehn Stunden, nachdem Beranger den letzten Seufzer ausgehaucht, noch ehe Paris eigentlich erfahren, daß es ſeinen größten Bürger verloren, war dieſer Wunſch erfüllt.

Beranger ſtarb am 16. Juli 1857, um 5 Uhr Nachmittags.

1857.

Barye.

> M Barye is assuredly one of the greatest artists that France possesses; one of those also who have been the most roughly tried in the course of a life fertile in masterpieces of a deep and enduring character.
>
> Bayle St. John.

Mehr als eine perſönliche Genugthuung, eine große unintereſſirte, reine Freude gewährt jeder neue Beweis, jede noch ſo kleine Beſtätigung, daß man ſich in dem Manne, den man trotz aller Verkennung ſeit Jahren verehrt, nicht geirrt habe. Dieſe Freude empfinden alle diejenigen, die Barye ſeit lange für einen der größten, und ſeit Rude's Tode für den größten Bildhauer Frankreichs halten, ſo oft ſie an dem neuen, nunmehr aller Gerüſte entledigten Louvre vorübergehen. Da wimmelt in Niſchen und auf Galerien ein ganzes Volk von Statuen, das aus ſämmtlichen berühmten und unberühmten Werkſtätten hervorgegangen iſt, da die Regierung an dieſem eben ſo wohl politiſchen als nationalen Werke ſo viele Geiſter und Hände als nur möglich wollte Theil nehmen laſſen, und ſiehe da, der ſtumpfſinnigſte Beſchauer dieſer unzähligen Bildwerke, wie der parteiiſchſte kann es nicht leugnen, daß die vier von Barye gelieferten Gruppen über dieſes ganze Statuenvolk einen fürchterlich verdunkelnden Schatten werfen, und daß ſie fortfahren würden, dieſen fürchterlichen

Schatten zu werfen, ſelbſt wenn dieſes Statuenvolk um ein Bedeutendes weniger mittelmäßig wäre, als es wirklich iſt. Ja, ſelbſt diejenigen, die immer zugegeben haben, daß Barye der größte Thierbildhauer Frankreichs ſei, müſſen überraſcht vor dieſen vier Gruppen ſtehen bleiben und geſtehen, daß er hier ebenſo große, menſchliche Ideale geliefert, wie er ehemals Ideale von Löwen, Tigern, Stieren, Ebern dargeſtellt hat und daß dieſe vier Männer mit den vier Kindern, obwohl Theile allegoriſcher Darſtellungen, alle übrigen, Menſchen der Geſchichte mit wahrhaftigen Phyſiognomien darſtellende Statuen in Allem was Natur, Charakter, Individualität betrifft, weit hinter ſich zurücklaſſen. Es konnte dem verkannten oder mit Perfidie theilweiſe anerkannten Barye nichts Angenehmeres widerfahren, als dieſe Ausſtellung der Leiſtungsfähigkeit ſeiner Collegen — die, in ſeiner Nachbarſchaft, eine Bloßſtellung und für ihn ein perpetuirlicher Triumph geworden iſt. Der Louvre iſt ihm das geworden, was Rude durch ſeine „Marſeillaiſe“ und die benachbarten von den andern Bildhauern herrührenden Sculpturen der Arc de l'étoile geworden — der ſteinerne Beweis ſeines Rechtes auf die Hegemonie ſeiner Zeitgenoſſen.

Der Triumphator iſt heute, am Tage ſeines endlichen und allgemeinen Triumphes einundſechzig Jahre alt. Späte Anerkennung iſt das moderne Schickſal großer Talente und es mußte Barye treffen, eben weil er ſo wenig von einem modernen Künſtler hat, ſowohl in ſeinem Talent, wie in ſeinem Charakter. Er gehört mit ſeinem ganzen Weſen dem ſechzehnten Jahrhundert und in die Familie der Brunelleschi, Leonardo, Michel Angelo, Benvenuto, Dürer — in die Claſſe jener Künſtler, die nicht Architekten, Maler, Bildhauer, Goldſchmiede von Profeſſion, ſondern Künſtler, Künſtler in der weiteſten Bedeutung geweſen — die ihren ſchönen Gedanken nicht blos in einer eingelernten, ſondern in jeder ihrem Gedanken angemeſſenen Form zu geben verſtanden — als Statue, als Gemälde, als Palaſt, als Gedicht. Sie hatten nicht Eine Kunſt erlernt, ſondern *die* Kunſt, die Eins und einzig iſt in der verſchiedenſten Form. Sie haben ihre Laufbahn auf dem Einen Felde angefangen, auf dem andern fortgeſetzt, auf dem dritten beſchloſſen. Bei dieſem Bildhauer wurde eine Freske, bei jenem Maler eine Reiterſtatue, bei jenem Bildhauer oder Maler der Bau eines Tempels oder einer Feſtung beſtellt und jeder Künſtler kannte oder erfand ſich mit Leichtigkeit, was er auf dem neuen Felde an Technik, an Mitteln der äußeren Ausführung bedurfte und es ſammelte ſich in Köpfen wie Leonardo, Michel Angelo, Cellini, Dürer eine Maſſe von Erfahrungen, die einer Büchersammlung über Gegenſtände der ſcheinbar verſchiedenſten Art gleich kam. Müſſen wir dieſer Menſchen, die man univerſell nennt, weil ſie nur einheitlich waren, nicht gedenken, wenn wir von Barye ſprechen? — von Barye, dem großen Bildhauer der Menſchen und Thiere, dem merkwürdigen Landſchaftsmaler, dem größten Goldſchmied unſerer Zeit, dem geſchickteſten Erzgießer, dem Manne, der ſchon in früher Jugend für Napoleon die verſchiedenſten Befeſtigungsplane modellirt hat und der, weil er eine beſondere Vorliebe für Thierbildung hatte, die Anatomie und Phyſiologie der Thiere ſo gründlich ſtudirte, daß er ein großer Veterinär und letzte Zuflucht der Directoren des Jardin des plantes geworden.

Antoine Louis Barye iſt am 3. Vendémiäre des IV. Jahres der Republik (September 1796) zu Paris geboren. Seine Eltern waren zu arm, um ihm irgend eine Erziehung geben zu können; er wuchs wild auf, befleckte mit Kohle die Mauern der Nachbarn und die Papierfetzen, die ihm der Wind entgegentrug. In ſeinem vierzehnten Jahre gezwungen, ein nährendes Handwerk zu erlernen, wählte er eines, das ſeinen ſchlummernden Inſtinkten am meiſten zuſagte, und trat als Lehrling in die Werkſtatt des Graveurs Fourier. Hier arbeitete er zuerſt an den Bunſen und Stempeln, die zur Verfertigung aller Metalltheile an der Uniform dienten; als da ſind Blechgürtel, Helme, Adler, Kreuze der Ehrenlegion ꝛc. Von Zeit zu Zeit wurden dem talentvollen Fourier auch Arbeiten höherer Art anvertraut und er trieb für den Hofgoldſchmied Biennais die Basreliefs aus, welche die von Napoleon für verſchiedene Souveräne beſtimmten Doſen ſchmückten. Bald wurde der Lehrling Barye vorzugsweiſe bei dieſen höheren Arbeiten beſchäftigt und eines der erſten Basreliefs, das er in Gold und zur größten Genugthuung des Meiſters heraustrieb, ſtellte die Zuſammenkunft der Kaiſer Napoleon und Alexander dar. Kurz darauf wurde er von eben dieſem Napoleon gezwungen, die friedliche Werkſtatt zu verlaſſen und in dieſelbe Armee zu treten, welche gegen denſelben Alexander einexercirt wurde. Es war die Zeit, da der Deſpot die letzten Reihen der gelichteten Jugend den ſchrecklichſten Schlachtfeldern entgegenführte und ſeine Conſcription die blutige Hand ſelbſt über das Haupt bartloſer, kaum der Schule entronnener Knaben ausſtreckte.

Zum Glück verſtand man es in der Napoleoniſchen Armee, jeden, auch den letzten Mann, auf den ihm zukommenden Platz zu ſtellen und hatten die Offiziere ihrem großen Feldherrn die große Kunſt abgeſehen, wie jedes einzelne Talent am erfolgreichſten zu benutzen war. Barye wurde in die topographiſche Brigade des Geniecorps geſteckt und er modellirte die Reliefs der verſchiedenſten Gegenden und Städte. Die Reliefs von Cherburg, Coblenz, vom Berge Cenis werden noch heute als Muſtermodelle in den Kriegsarchiven aufbewahrt. Mit ſiebzehn Jahren wird er als höchſt brauchbarer, vollendeter Topograph dem 2. Bataillon der Sapeurs du genie zugetheilt und modellirt er für den geſchlagenen und fliehenden Kaiſer während der Flucht und ſo zu ſagen im Fluge viele Feſtungen und wichtige ſtrategiſche Punkte, die man verlaſſen muß, für den möglichen Fall einer einſtigen Wiederkehr. Während die Weltgeſchichte ihre Scene auf den Feldern um Paris aufgeſchlagen — März 1814 — befindet er ſich eines Tages allein auf einer Miſſion in der Gegend von Montrouge, um das umliegende Terrain geheim aufzunehmen. In die Caſerne zurückgekehrt, erfährt er, daß ſich die Armee an die Loire zurückgezogen. Es iſt ihm unmöglich, ihr zu folgen und ſeine Dienſtzeit hört ſo mit dem Napoleoniſchen Regiment von ſelber auf.

Um ſich zu nähren, fängt er wieder zu ciſeliren an; um ſich zu bilden, beſchäftigt er ſich in den abendlichen Mußeſtunden mit Zeichnen und Modelliren. Bald hat er es in Beiden weit genug gebracht, um im Jahre 1816 von dem Bildhauer Boſio und im Jahre 1817 von dem berühmten Maler Gros mit großem Vergnügen als Schüler aufgenommen zu werden. Schon im nächſten Jahre tritt er in die Ecole des beaux-arts und gewinnt ſofort als Graveur in Medaillen eine mention honorable; aber ſein Basrelief, Milon von Kroton mit dem Löwen darſtellend, das er bei der Bewerbung um den erſten Preis in der Sculptur geliefert, wird nicht berückſichtigt. Es zeichnete ſich zu ſehr durch Lebhaftigkeit, Originalität und Unabhängigkeit von allem Hergebrachten aus, alſo durch drei Eigenſchaften, welche mehr geeignet ſind das Mißtrauen und Uebelwollen als die Anerkennung der Akademie einem jungen Künſtler zuzuwenden. Aehnlich erging es ihm bei den Preisbewerbungen der zwei folgenden Jahre, da er immer mit dem zweiten Preiſe heimgeſchickt worden, während der erſte mittelmäßigen aber ſchulgerechten Talenten wie Jacquot und Lemaire zuerkannt wurde. Barye ſah ein, daß man auf die Worte der Meiſter ſchwören, jede inwohnende Schöpferkraft unterdrücken und nur todtgeborne Kinder liefern müſſe, wenn man ſich der Preiſe der Akademie erfreuen wolle. Zu dieſer Selbſtverleugnung konnte er ſich des momentanen Ruhmes und der Vortheile wegen, die ein erſter Preis mit ſich brachte, nicht entſchließen und er verließ jenen Kampfplatz, auf dem der Schwächere ſiegt, für immer — jenen Kampfplatz, von dem man mit Recht ſagte, daß man ihn nur mit gebundenen Händen und Füßen betreten müſſe, wenn man ihn als Sieger verlaſſen will.

Den Vortheilen, welche die Akademie bieten konnte, entſagend, dachte Barye daran, für einen beſcheidenen Broterwerb zu ſorgen und er bemühte ſich um eine Stelle als Graveur an der Münze. Aber auch dieſe Stellen werden nur an Protegirte der Akademie und der Regierung vergeben. Mit der Akademie hatte Barye gebrochen und die Regierung war die Regierung Karl's X., um deren Gunſt ſich ein offener, grader, unabhängiger Charakter nicht ſo bemühen konnte, wie es verlangt war.

Auf Broterwerb ausgehend, gelang ihm dieſer ganz und gar ſo, wie er einer naiven, aller gemein praktiſchen Speculation fremden Künſtlerſeele gelingen mußte: er erwarb mit Mühe und Noth juſt das Stück Brot, deſſen er zu kümmerlicher Nahrung bedurfte, während ſeine Arbeit einem Andern Ruhm und Reichthum einbrachte. Er hatte das Schickſal aller echten aber unbekannten Künſtler; er wurde ausgebeutet. Herr Fauconier, Goldſchmied und Juwelier erfreute ſich damals neben der allmächtigen Protection der Herzogin von Berry und des ganzen Hofes eines Rufes, wie er heute Herrn Fromant Meurice auszeichnet, und doch hatte Herr Fauconier kein anderes Talent, als dasjenige, welches die Mittelmäßigkeit faſt immer und ausſchließlich, zum Schaden der wirklichen Künſtler beſitzt — das Talent, Andere zu benutzen und auszubeuten. Ein gewiſſes, vielſtöckiges Haus im Faubourg St. Germain, fern ſeiner bekannten Werkſtatt wie ſeinem Laden, könnte das Geheimniß Herrn Fauconier's verrathen und erzählen, wie man ein berühmter Goldſchmied und Millionär wird. In den verſteckteſten Winkeln dieſes Hauſes, im Keller wie in den Dachſtuben, getrennt von einander wie in Zellengefängniſſen, ſaßen die jungen brotloſen Künſtler, die Herr Fauconier mit der Spürkraft eines Jagdhundes in den Wildniſſen von Paris aufzutreiben verſtand, und verſchwendeten den Reichthum jugendlicher Phantaſie an Modelle, welche die Bewunderung des Hofs und der ganzen Welt erregten und dem ausbeutenden Speculanten den Ruf eines modernen Benvenuto Cellini verſchafften. Unter dieſen weißen Sclaven verbrachte Barye ſchöne, lange Jahre, zufrieden Brot für ſich und ſeine Familie zu ſchmieden und Material in Händen zu haben, an dem er ſeine künſtleriſche Schöpfungskraft üben konnte.

Aber à quelque chose malheur est bon, wenigſtens iſt das bei kräftigen, empfänglichen und ſchöpferiſchen Geiſtern immer wahr; ihnen wird jede Lage, jedes noch ſo traurige Verhältniß zur Schule. Barye machte im Verſtecke des Herrn Fauconier und unter der Fuchtel ſeiner gierigen Anforderungen mehr als einen Curſus durch. Die tauſendfache Verſchiedenheit der Schmuckſachen und Breloques zwang ihn, alle Formen aus Pflanzen-, Thier- und Menſchenreich zu ſtudiren und er that es zum Behufe eines kleinen Breloques, das vielleicht den fetten Bauch eines Finanziers ſchmücken ſollte, mit derſelben Gewiſſenhaftigkeit, als ſollte ſeine Arbeit irgend einen öffentlichen Platz der Weltſtadt verherrlichen. Einer kleinen Goldſchmiedarbeit wegen durchmuſterte er die ungeheuren Sammlungen des Louvre, das Hôtel Cluny, lief er von Bibliothek zu Bibliothek, in den Jardin des plantes, oder meilenweit in's Land hinaus, um nach der Natur zu zeichnen. Dabei wurde er Goldſchmied im Sinne der Ghibertis und lernte aus eigner Erfahrung und Beobachtung, wie die verſchiedenen Metalle verſchieden zu behandeln ſind und die mannigfaltige Art des Guſſes, Gravirens und Treibens. So bildete ſich in dem armen Arbeiter der Goldſchmied, Graveur, Erzgießer, Zeichner, Maler, Naturforſcher und Bildhauer zu gleicher Zeit aus; als letzterer trat er, da Herr Fauconnier glücklicherweiſe geſtorben war, in der Ausſtellung des Jahres 1827 mit mehreren Büſten auf, die aber nicht geeignet waren, die Aufmerkſamkeit des Publicums auf den Unbekannten zu lenken, obwohl man ſie jetzt als Meiſterwerke der Individualiſirung und des Ausdruckes bewundert.

Wieder genöthigt um das tägliche Brot zu arbeiten, fing er jene unendliche Reihe kleiner Meiſterwerke zu ſchaffen an, die, obwohl auf induſtrielle Weiſe vervielfältigt und beſtimmt als Schmuck der Uhren und Kamine, als Briefbeſchwerer und Tintenfäſſer zu dienen, darum nicht minder zum Schönſten gehören, was die vereinte Kraft von Kunſt und Induſtrie in unſerer Zeit hervorgebracht, zum Beſten überhaupt, was die letzten Jahrhunderte in dieſer Art geſchaffen haben. Ich fürchte nicht, daß mich der Leſer der Uebertreibung zeihen wird, wenn er meiner Einladung folgt, und das Magazin der Barye'ſchen Bronzen (Rue saint Anastase, 10. Marais) beſucht und da die vielen Einzelſtatuen und Gruppen — ein alter Katalog, der vor mir liegt, zählt 113 auf — meiſt Thierſtücke, mit Kennerauge betrachtet, oder wenn er den langen Weg ſcheuend, in das Magazin, beſſer geſagt, Muſeum Barbedienne's, auf dem Boulevard Possonnière tritt und daſelbſt den Tiger Barye's zu Geſicht bekommt. Jede dieſer kleinen Bronzen, groß ausgeführt, in Stein gehauen oder in Erz gegoſſen, wäre geeignet, Paläſte, Hallen, Gärten, Parks, Brunnen, öffentliche Plätze auf's Großartigſte und Schönſte auszuſchmücken. In der kleinen Form und großen Anzahl, in der ſie beſtehen, werden ſie der Nachwelt einen falſchen Begriff von unſerm Geſchmacke beibringen. Wie mögen ſie die Kunſt geliebt haben, werden unſre Nachkommen, ungefähr wie wir von den Einwohnern Pompeji's ſagen, da ſie ſich überall mit dieſen herrlichen Meiſterwerken umgeben haben. Im Gegentheil klagen uns dieſe kleinen Meiſterwerke an, daß wir ſie in ihrer Kleinheit belaſſen, da ſie uns vor Allem als Modelle großer Monumente anmuthen, und wie wenige der Käufer, die ſie nach Hauſe tragen, wiſſen, was ſie auf Cheminé, Uhren, Schreibtiſch aufſtellen; wie viele achten ſie gering, weil ſie nur 5, 10 oder 20 Francs für ein Kunſtwerk bezahlt haben!

Künſtler und Kenner wußten ſehr wohl, was ſie an dieſem Induſtriellen beſaßen. Vom Maler Diaz z. B. iſt es mir bekannt, daß er ſich auch nicht die kleinſte aus den Gießereien Barye's hervorgegangene Bronze entgehen ließ und ſich ein förmliches Muſeum einrichtete, das er benutzt, um des großen Bildhauers Ruhm zu predigen. Von andern Künſtlern hingegen weiß ich, daß ſie in Gemälden und Sculpturen die kleinen induſtriellen Bronzen, als Modelle benutzt, ſich aber gehütet haben, etwas zur Anerkennung Barye's beizutragen. Ja dieſe ganze kleine bronzene Thierwelt wurde ſogar mit Erfolg gebraucht, um Barye's Verdienſt zu verkleinern. Man ließ ihn gern als Thierbildhauer gelten, um ihm das Talent, Menſchen zu geſtalten, mit einem Anſchein von Gerechtigkeit ſtreitig zu machen. Mit Vergnügen vergaß man ſeine drei Grazien, die Amazone, Angelica, die Gruppen Minotaurus und Theſeus, Centaur und Lapithe, und mit noch größerm Vergnügen die Reiterſtatuetten Karl VI., Gaſton de Foix, General Bonaparte — obwohl dieſe Reiterſtatuen ſich mit dem Beſten vergleichen können, was die Renaiſſance hervorgebracht, obwohl in den Gruppen manche Michel Angelo'ſche Ader zu entdecken, obwohl in den drei erſtgenannten Werken der unabhängige aber empfängliche Jünger der Antiken nicht zu verkennen iſt. Die vier großen Gruppen an den beiden neuen Pavillons des Louvre, „die Ordnung, der Friede, der Krieg, die Kraft,“ ſind nun leider freilich zu öffentlich geworden, als daß man in jenem Syſtem der Verkleinerung eines großen Künſtlers fortfahren könnte.

Barye hatte es früh erkannt, mit welcher Welt er es zu thun hatte. Mit einer Seele, weiß und fleckenlos wie der edelſte Marmor und mit einem Nacken hart wie Porphyr geboren, war er nicht geeignet, mit ehr- und geldgierigen Künſtlern Clique zu machen und ſich vor Journaliſten und Regierenden zu beugen; — ſo zog er ſich denn in eine Einſamkeit zurück, welche auch die Sympathie der begeiſtertſten Verehrer ſeines Genies nicht zu durchbrechen im Stande war. Seit achtzehnhundert und dreißig iſt er förmlich aus der Welt verſchwunden und iſt ſein Leben in Künſtlerkreiſen zu einer wahren Sage geworden. Man begegnet ihm manchmal in den Volkstheatern der Inſel St. Louis, manchmal nach der Natur zeichnend in den Wäldern von Fontainebleau. Durch Jahre kannte man die Adreſſe ſeines Ateliers nicht und wußte man noch weniger von ſeinen perſönlichen Schickſalen. Man ſagt, er ſei verheirathet und habe in ſeinem Familienleben große Schmerzen getragen. Vier reizende Töchter voll Geiſt und Anmuth ſind, der Sage nach, unter ſeinen Augen dahin gewelkt und es iſt ihm nichts von ihnen geblieben, als vier Porträts, die er ſelber gemalt und die Meiſterſtücke der Porträtirkunſt ſein ſollen. Aber wer hat ſie geſehen? — Ich weiß es nicht. Henri Daumier, der große Zeichner, traf ihn einmal in der Straße und benutzte die Gelegenheit, ihm die Zeichenlehrerſtelle an einem Inſtitute anzubieten. Die Verhandlungen dauerten durch Stunden und wurden in den Gaſſen geführt; an einer Straßenecke mußte Daumier den Bildhauer verlaſſen, der wieder in ſeinem Geheimniß verſchwand. Das Jahr 1848 rief den bereits grau gewordenen Künſtler an's Tageslicht hervor. Die Republik ſtellte ſeine zwei herrlichen Löwen, den ſitzenden Löwen und den

Löwen mit der Schlange im Tuileriengarten auf, jene beiden Meiſterwerke, die ich einmal mit Erfolg einem bekannten deutſchen Archäologen und Kunſtkenner als Antiken vorſtellte. (Wenn ich nicht irre, figuriren ſie auch als ſolche in dem Buche dieſes Gelehrten.) Ledru Rollin gab ihm eine Stelle im Louvre und eine Thätigkeit begann, welche die intelligenteſte Aufſtellung der Antiken und allen Muſeen und Akademien Europas die herrlichſten Abgüſſe verſprach — aber die Zeiten änderten ſich und Barye hat ſeine Stellung, ich weiß nicht, ob verloren oder aufgegeben. Barye iſt eben ſo wenig gemacht, unter den obwaltenden Umſtänden, Aemter zu behalten, als ſie zu ſeinem Vortheile auszubeuten, wie folgende kleine Anekdote beweiſt. Kurze Zeit fungirte er als Thierzeichenlehrer im Jardin des plantes. Gypsmodelle verſchiedener Thiere wurden gebraucht, das Geld ſie einzukaufen in die Hand Barye's gelegt und er kaufte die Thiere des Bildhauers Mene; er, der die Thierwelt erſchöpft hat und deſſen Magazin in der Rue Anastase der edelſten Modelle voll iſt, er kaufte die Schöpfungen Mene's, der ihm nicht an's Knie reicht. Daran war nicht ſowohl Barye's, des armen Mannes Uneigennützigkeit, als ſeine Beſcheidenheit ſchuld; es kam ihm ſonderbar vor, daß er ſeine Schöpfungen als Modelle aufſtellen ſollte. Und doch hat ſeit den Alten, die der Natur um ſo viel näher ſtanden und den Gott in ihr begriffen, die armen Geſchlechter

Der kinderreichen
lebendigen Erde.

wohl Niemand die Thierwelt ſo dargeſtellt wie Barye. Er gibt nicht Tendenzthiere der Fabel, auch nicht verkleidete Satiriker wie Kaulbach, ſondern Thiere, wahre Thiere, in ihrer eigenthümlichſten Eigenthümlichkeit, in ihrer Kraft, Wildheit, Anmuth, Liſt, Treue ꝛc., je nachdem ſich der „gebundene Gott“ in dem Individuum ausſpricht — freilich in jener potenzirten Wahrheit, in jener Idealität, die den Menſchen zum Menſchen und aus dem Menſchen den Künſtler macht; mit jener Offenbarung der Kunſt, die das Geheimnißvolle zugleich geheimnißvoller und klarer macht. Ueber ſeinen Gebilden ſchwebt die Ahnung deſſen, was jenſeits der Schranken der verſchloſſenen und uns ſtummen Natur zu ſuchen iſt. Unwillkürlich denke ich, wie ſonderbar das auch dem Leſer klingen mag, bei den Thieren Barye's an die Verſe Lenau's:

An Blumen freut ſich mein Gemüthe
Und ihrem Räthſel lauſch' ich gern,
Die uns ſo nah durch Duft und Blüthe
Und durch ihr Schweigen doch ſo fern.

Ueber Barye's Perſönlichkeit kann ich dem Leſer nicht die geringſte Mittheilung machen. Ich habe den Geheimnißvollen nie geſehn. Ich wollte nur auf den großen, in Deutſchland noch unbekannten Künſtler mit einigen Worten aufmerkſam machen, ohne den Gegenſtand zu erſchöpfen;

Bayeriſche Staatsbibliothek München

ferner wollte ich, nachdem ich Rude's und Beranger's Charakteriſtiken geliefert, gerecht ſein und zeigen, daß ihrer würdige Charaktere im heutigen Frankreich auch noch unter den Lebenden wandeln — denn das iſt es, was man ſo ſchwer und ſo ungern glaubt; am ſchwerſten, wenn man ſelbſt in Paris lebt.

1857.

Thomas Carlyle in Chelsea.

> Les grands artistes ont un petit coup de
> hache à la tête . . . .
> L'homme est né citoyen tantôt du Ténare,
> tantôt des cieux.
>
> Diderot.

Die Gegend Londons, die heute von den comfortabeln Gebäuden und den weitläufigen Gärten von Chelſea-Hoſpital und von einem Labyrinth von Gaſſen und Gäßchen erfüllt iſt, war noch zu Anfang des vorigen Jahrhunderts eine der ödeſten Umgebungen der engliſchen Hauptſtadt. Nach der Islington-Ebene und dem traurigen Plateau von Black-Heath war ſie der beliebteſte Schauplatz der verwilderten Kinder politiſcher Bewegungen und jener herabgekommenen Squiers und Sirs, die unter Tags um Convent-Garden zechten und in der Dämmerung auf's Pferd ſtiegen, um ein verſpätetes Stegreif-Ritterthum zu treiben. Selbſt die Könige verſtärkten ihr bewaffnetes Gefolge, wenn ſie jene Gegend zu paſſiren hatten. Das Dorf Chelſea, mehr noch durch die Unſicherheit des Weges als durch die große Entfernung von der Hauptſtadt getrennt, hatte trotzdem faſt zu allen Zeiten eine intereſſante Geſchichte oder war doch wenigſtens faſt immer durch geſchichtliche Perſonen intereſſant. Vor Allem war es der Zufluchtsort berühmter Flüchtlinge und Verbannten, die, nachdem ſie ſich überzeugt, daß in der Fremde wenig Hülfe und Heil für's Vaterland zu ſuchen iſt, ſich in ſeine Einſamkeit zurückzogen. In Chelſea wohnte eine Zeit lang Antonio Perez, das berühmte Opfer Philipp's II., der es ſeinem Staatsſecretair nicht vergeben konnte, daß er die einäugige Prinzeſſin Eboli ebenfalls ſchön gefunden und daß ihr, wie ſie ſagte, das unnennbarſte Kleidungsſtück des Secretairs lieber war, als der ganze König, in deſſen Reiche die Sonne nicht unterging. Von Chelſea aus beſuchte Antonio Perez den großen Francis Bacon, der damals, noch ziemlich unbekannt, in einem Schloßflügel von Hamptoncourt ſeine Experimente machte, und von hier ſchrieb er die ſchmeichleriſchen, geiſtreichen und eleganten Briefe an ſeine Beſchützer und ſuchte er die politiſchen Intriguen einzufädeln, vermittelſt welcher er ſich an ſeinem Herrn für jahrelanges Gefängniß, für Folter, Inquiſition, Confiscation und Verbannung rächen wollte. In Chelſea wohnte ſpäter, unter Königin Anna, der tapfere Prophet und General der Cevenolen oder Camiſarden, Jean Cavalier. Hier ſchrieb er ſeine Memoiren, um die Sympathien der proteſtantiſchen Zeitgenoſſen zu gewinnen, nachdem auch er, wie Antonio Perez, umſonſt verſucht hatte, England gegen den Unterdrücker ſeines Vaterlandes, Ludwig XIV. aufzuſtacheln. Sein Nachbar war der edlere und weiter blickende Labourlie, der den proteſtantiſchen Aufſtand der Cevenolen als ſolchen mißbilligte und, alle Ideen der ſpäteren franzöſiſchen Revolution anticipirend, aus demſelben eine allgemeine franzöſiſche Bewegung für allgemeine Freiheit, für Unterdrückung der Feudalität und des abſoluten Königthums machen wollte. Auch gelang es ihm, die katholiſchen Vivaraiſen, ſeine Landsleute, zu Bundes- und Kampfgenoſſen der Camiſarden zu machen und einen Aufſtand hervorzubringen, der als ein ſehr frühes Symptom des Jahres 89 von den Hiſtorikern zu wenig berückſichtigt worden. — In der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts war Chelſea bereits eine angenehme Villegiatur der Wohlhabenden und Adeligen, und unter ihnen, freilich in einem ſehr beſcheidenen Cottage hauſte der Flüchtling Mirabeau, der ſpäter von einem andern Bewohner Chelſea's gefeiert werden ſollte. Dieſer andere Bewohner Chelſea's iſt der Hiſtoriker der franzöſiſchen Revolution, Thomas Carlyle.

Heute iſt Chelſea mit London zuſammengewachſen und bildet, unter den hundert Theilen, welche die gewaltige Metropolis ausmachen, einen der ſchönſten. Seine nördlichen Gaſſen ſind von einer breiten Straße durchſchnitten, auf welcher ſich in zahllos hin und her rollenden Omnibuſſen und Cabs kleine Völkerwanderungen bewegen. Im Süden iſt es von der Themſe begrenzt, auf deren Rücken eben ſo viele Dampfomnibuſſe und mit Ebbe und Fluth geſchäftige Waarenſchiffe herauf und herunter ſtrömen. Jenſeits der Themſe erheben ſich in alten Stylen, mit Thürmen und feſten Mauern ſeculariſirte Abteien, die hier einſt in tiefer Einſamkeit ſtanden und nun von den Feuerwerken und der lärmenden Muſik Vauxhalls und der Cre morn-Gardens umwogt ſind. Nur im Innern Chelſea's iſt es noch dörflich ſtill; überall ſind die Häuſerreihen von Gärten unterbrochen, und in dieſe Stille, in welche Thackeray ſeine fallirten Kaufleute und verarmten Waterloo-Officierswittwen verbannt, haben ſich verſchiedene Berühmtheiten Englands, als in ein Tusculum zurückgezogen. Aus einem der ſchönen Häuschen, die auf die Themſe ſehen und hinter Spalieren, Bäumen und Schlingpflanzen aller Art wie Vogelneſter hervorlugen, hat man erſt vor wenigen Jahren den Sänger iriſcher Noth und orientaliſcher Freuden, Thomas Moore herausgetragen, um ihm im Dichterwinkel zu Weſtminſter den Platz anzuweiſen, der ihn durch ſo viele Jahre erwartet hatte. In dem ſtillen, kleinen, von Baumgrün eingefaßten Gäßchen Cheyne Row wohnt ſeit Jahren und noch heute eine der berühmteſten und ſonderbarſten Erſcheinungen des neuen Englands. Thomas Carlyle lebt in ſeinem ruhigen und bequem eingerichteten Häuschen, mit ſeinen durch literariſche Thätigkeit erworbenen Renten, wie in einem Hafen, wie in einer von Blumen und Baumſchatten hold umfriedeten Bucht, ohne eigentlich jemals die Stürme des Lebens erprobt zu haben. Dennoch erſcheint er oft wie ein wettergebräunter Matroſe, der von nichts als Klippen und Wirbelwinden und tückiſchen Stürmen, die die ganze Welt und die ganze Lebensfahrt verderben, zu erzählen weiß. In dem comfortabeln Parlour, mit den Händen über den Knieen zuſammengepreßt, oder hinter dem

Hauſe, in dem kleinen, friedlichen Gärtchen, die kurze Thonpfeife im Munde und düſtere Falten auf der Stirn, ſitzt, entweder unendliche Reden herausſprudelnd, oder düſter ſchweigend, der Menſchen- und Weltverächter Thomas Carlyle. Wie kam er dazu, ſo zu werden wie er iſt? Oder ſoll er ganz gegen ſeinen Willen ein lebender Beweis ſein, daß man die Welt um ſo mehr verachtet, je weniger man ſie kennt?

Carlyle iſt der Sohn eines ſchottiſchen Farmers, der ſeine kleinen Mittel anſtrengte, um ſeinen Kindern eine gute Erziehung geben zu laſſen. Thomas wollte nichts Anderes werden, als Schriftſteller und ſchrieb frühzeitig freiſinnige und volksfreundliche Artikel in die Edinburgh Review. Von der Welt hatte er nichts geſehen, da er, als ein geiſtreicher und vielverſprechender junger Mann in die Kreiſe der gebildeten und klugen Ariſtokratie Schottlands gezogen wurde. Das prächtige und ſorgenloſe Leben gefiel ihm, die olympiſche Heiterkeit imponirte ihm und ehe er ſich deſſen verſah, war er ein Ariſtokrat. Es ſchien ihm, als ob die Welt nur einer kleinen Anzahl von Auserwählten gehörte. Zu Excentricitäten geneigt und vielleicht erkennend, daß die Ausgewählten, die er vor ſich hatte, noch nicht die rechten Auserwählten ſeien, ging er auf ſeinem Gedankenwege einen Schritt weiter und erkannte nicht mehr auserwählte Kaſten an, ſondern auserwählte Individuen, „Heros" Helden, denen die Welt und die Weltgeſchichte nach göttlichem Rechte ganz allein angehören ſollte. Er bildete dieſen Cultus der Perſönlichkeit in ſich zu einem Syſteme aus und ging nach London, wo er ſeine Vorleſungen über „hero worship" oder Heldenverehrung hielt, die er bald als Buch herausgab und die durch die Eigenthümlichkeit ihres Inhalts wie ihres Styles den Grund zu ſeiner Berühmtheit legten und als Ausgangspunkt der ganzen ſchriftſtelleriſchen Thätigkeit Carlyle's zu betrachten ſind.

Alle ſeine ſpäteren Werke ſind nichts Anderes als weitere und excentriſche Ausführungen und, wie er glaubt, ſchlagende Belege des Gedankens, den er in ſeinen Vorleſungen On hero worship auseinanderſetzte. Sein Syſtem aber wie es aus ſeinen Worten hervorgeht und wie er es Jedem, den er für würdig hält, in dürren Worten darlegt, iſt dieſes: Die Menſchen ſind Beſtien und der Teufel regiert die Welt. Um die Beſtien zu zähmen, daß ſie ſich nicht unter einander auffreſſen, ſchickt Gott von Zeit zu Zeit große Männer. Große Männer ſind ihm aber vorzugsweiſe Diejenigen, die die Menſchheit unterdrücken, ſie auf's Blut geißeln und ihr alle die Leiden zukommen laſſen, die ſie in Folge ihrer Beſtialität verdienen, mit Einem Worte die Tyrannen und Deſpoten. Alle Scheußlichkeiten, die den Menſchen entehren, Grauſamkeit, Niederträchtigkeit, Verrath, Undankbarkeit nennt er vorzugsweiſe „menſchlich", „human", als den Menſchen vorzugsweiſe bezeichnend.*)

---

*) Behold, it is human — Here too is human Nature once more human. Franz. Rev.

Seinen Helden aber, ſeinen großen Individuen, denen, die gekommen ſind, die Menſchheit nach Verdienſt zu mißhandeln oder auch durch Bildung und Civiliſation vorübergehend zu beſſern, verzeiht er Alles; ſie ſind zu Allem berechtigt. Sie haben alle „Formeln verſchluckt“, „swallowed all formulas“, das iſt, ſie gehen ihren eigenen Weg, ſie ſtehen über allem Hergebrachten in Moral und Aeſthetik: ſie dürfen im Grunde genommen Alles thun, was ihnen einfällt, und was ihnen einfällt, iſt göttliche Eingebung. Er ſchreibt alle ſeine Bücher, um ſolche Formelverſchlucker zu feiern. Er ſchreibt die franzöſiſche Revolution nur, um die drei Formelverſchlucker, Mirabeau, Danton und Napoleon, „the Three“, in's gehörige, poetiſche Licht zu ſetzen und bei dieſer Gelegenheit die Menſchheit zu verhöhnen, daß ſie es wagt, nach Freiheit zu ſtreben, während ſie doch den Formelverſchluckern als Beute anheimfällt. Er macht Cromwell zu ſeinem Helden, nicht weil dieſer den Grund zu Englands Größe gelegt, ſondern weil er den Parlamentarismus zum Spott gemacht und gezeigt hat, was die Perſönlichkeit vermag und die perſönliche Willkür — weil er die Formel des Königthums und der Freiheit zugleich verſchluckt hat. Und endlich kommt Friedrich der Große an die Reihe, nur weil er Kraft ſeines Willens die Welt aufgewühlt und alle Schranken, die ihn beengt, niedergeriſſen hat. Wie die Verehrung des Einzelnen, die Autorität der Perſönlichkeit die genannten

Bücher hervorgebracht, ſo iſt aus der allgemeinen Menſchenverachtung die Reihe ſeiner Latter-Day Pamphlets, oder Jüngſten-Tags-Pamphlete hervorgegangen, in welchen er nur die lächerliche Seite aller populären Inſtitutionen, aller freiheitlichen Beſtrebungen, aller Volksanſtrengungen hervorhebt und in denen er zeigt, daß Alles, was man in neuerer Zeit groß nennt, nur aus dem „Biber-Verſtand" der Menſchen entſprungen und daß alle die Beſtrebungen nach Freiheit und Menſchenwürde, alle Völkerkämpfe und Krämpfe nur dem Untergange, dem „Jüngſten Tage" zuführen. Die Zeit iſt des Teufels!

Aber ein ſolches Syſtem iſt Wahnſinn? Allerdings! Wenn bedeutende Geiſter irren, ſtreift der Irrthum an Wahnſinn, beſonders bei Engländern. England zeichnet ſich vor allen Ländern dadurch aus, daß es ſich ſelbſt die meiſten Feinde geboren und erzogen hat und zwar bedeutende und geiſtvolle Feinde; nicht Verräther, aber Haſſer, tiefe Verächter entweder des ganzen Staates oder einzelner Zuſtände und Inſtitutionen, moraliſcher, religiöſer oder politiſcher. Und da die Engländer Inſulaner ſind und meiſt nur England kennen und, trotz aller Verachtung oder alles Haſſes gegen ihr Vaterland, dieſes doch für das erſte Land der Welt halten, wird es ihnen leicht, Haß und Verachtung auf die ganze Menſchheit auszudehnen. Dieſe Ausdehnung gewährt ihrem niemals todten Nationalgefühl noch eine Art von Troſt. Hobbes haßte die Freiheit Englands und machte ſich ein philoſophiſches Syſtem zurecht, nach welchem nur der abſoluteſte Deſpotismus die der Menſchheit würdige und ihr paſſende Regierungsform ſei. Hobbes hatte die großen Kämpfe mit angeſehen, welche der Eroberung der engliſchen Freiheit vorausgingen und er erſchrak vor den Gräueln des Bürgerkriegs und der Revolution, die nicht mit Bonbons und Zuckerwaſſer gemacht werden können. Carlyle iſt ein unbewußter Nachtreter Hobbes' und, ein ſchwächerer Geiſt als dieſer Philoſoph, haben ſchwächere Bewegungen, die ewige Unruhe des Parlamentarismus, die donnernden Reden, die Wahlumtriebe auf ihn, den Stubengelehrten ſchon ſo bedeutend gewirkt, wie die großen Revolutionen auf Hobbes. Ein engliſcher Stubengelehrter aber iſt ein bei Weitem abſtracteres Geſchöpf als ein deutſcher Stubengelehrter. Als Engländer, das iſt, als Inſulaner und als Stubengelehrter iſt er doppelt iſolirt; er ſitzt auf einem kleinen Iſolirſchemel, der auf einem größern ſteht; er iſt außer aller Verbindung mit dem allgemeinen Erdgeiſt; alle Elektricität bleibt in ſeinem Kopfe ſtecken und zeugt da die ſonderbarſten, geſpenſterhafteſten und unheimlichſten Gedanken.

In Chelſea, Cheyne Row Nr. 5. findet der Beſucher ganz den Mann, den er ſchon aus ſeinen Büchern kennen gelernt. Gleich beim Eintritt in das Empfangs- oder in das Arbeitszimmer merkt man, daß man ſich beim Hero worshiper befindet. Ueberall finden ſich Erinnerungen an die Perſönlichkeiten, die Carlyle's Heros oder Halbgötter ſind. Uns interreſſirt vor Allem Goethe, der mit zu dieſer Zahl gehört, und deſſen Wilhelm Meiſter Carlyle in früher Zeit überſetzt hat. Auf Wänden und Kaminſchirmen, überall finden ſich, aufgehängt oder aufgeklebt auf Goethe bezügliche Bilder: Goethe in den verſchiedenen Lebensaltern, Goethe's Geburtshaus, Goethe's Wohnhaus in Weimar, Goethe's Sommerhaus, Goethe in Pompeji, Illuſtrationen aus Goethe's Werken und in Carlyle's Reden oft Citationen aus Goethe's Proſa und Verſen. Seine Verehrung für Goethe ſtreift an religiöſen Cultus und in einer Discuſſion kann man ihn am leichteſten mit einem Goethe'ſchen Ausſpruche widerlegen. Vor einem ſolchen Ausſpruche beugt er ſich, wie ein Gläubiger vor einer Stelle aus dem Evangelium oder aus einem Kirchenvater. Man erzählt auch, daß ihn ſeine kluge und liebenswürdige Frau, ſo oft er eine excentriſche Unternehmung vor hat, mit einem Goethe'ſchen Citat im Zaume hält, und daß ſie das häusliche Leben überhaupt mit Sentenzen ſeines Heiligen lenke und regiere.

Beim Mittageſſen, beſonders aber beim Thee iſt Carlyle außerordentlich beredt; nur nach Tiſche, wenn er mit einem breiten grauen Hut auf dem Kopfe in ſeinem Gärtchen ſitzt und aus kurzer Thonpfeife, je nach der Beſchaffenheit ſeiner Träume und Gedanken dichte oder dünne Rauchwolken, ſchnell oder langſam ausſtößt, liebt er es zu ſchweigen. Seine Rede, ein über Stock und Stein mit wilden Sprüngen hineilender, unaufhaltſamer und rauſchender Bergbach, der unverſiegbar ſcheint, gleicht ganz ſeinem Style, den die Engländer deutſch und die beleſenen unter ihnen Jean-Pauliſch nennen. Ganz mit Unrecht. Jean Paul ſchachtelt unzählige Sätze und Sätzchen in einander, die zuſammen Einen großen, langen Satz ausmachen und in dem Einen Satze ſpricht er von hundert verſchiedenen Dingen und ſpielt nebenbei noch auf ein Dutzend andere Dinge an. Carlyle hingegen reiht eine Anzahl kleiner, zerhackter Sätze in unendlicher Folge an einander. Zwiſchen ſeinen Sätzen und ſelbſt zwiſchen Theilen ſeiner Sätze entſtehen tiefe oder breite Abgründe, über die man nur mit Hülfe eines Gedankenſtriches oder eines lyriſchen Sprunges, oder eines Salto mortale gelangen kann. Jean Paul iſt immer milde und hat jenen Humor, von dem man ſagt, daß er unter Thränen lächelt. Auch Carlyle nennt man einen Humoriſten, aber ſein Humor lächelt nicht; er lacht höhniſch, er iſt ein lauter wilder Lacher, wenn auch die Thräne nicht zu verkennen iſt, die ihm manchmal beim Lachen ganz gegen ſeinen Willen in's Auge tritt. Wenn Carlyle's Schriften gut und der Wahrheit gemäß interpunktirt ſein ſollen, dürfen nur Gedankenſtriche, Frage- und Ausrufungszeichen darin vorkommen; Punkte, Kolon und Semikolon müßten von Rechtswegen gänzlich verbannt ſein. Seine Geſchichte der franzöſiſchen Revolution iſt für ſeine Anſchauungsweiſe wie für ſeinen

Styl beſonders bezeichnend. Hat er eine franzöſiſche Revolution geſchrieben? Nein! Er hat in Proſa ein lyriſch-ſatyriſch-philoſophiſches Gedicht über die große hiſtoriſche Periode verfaßt. Wie ſollte Carlyle der Reihenfolge nach eine Begebenheit erzählen können, da ihm bei jedem Ding, das in dieſer Begebenheit die untergeordnetſte Rolle ſpielt, bei jedem kleinen Gamin, der einen Pflaſterſtein aufhebt, hundert philoſophiſche und ſatyriſche, luſtige und traurige Gedanken, ferner unzählige Metaphern, Bilder, Gleichniſſe, gute und ſchlechte Witze einfallen? Er hat genug zu thun, wenn er von all' dem nur ein kleines Bruchtheilchen zum Beſten gibt, wenn er ſich nur begnügt, auf Alles, was ihm einfällt, eine kurze Anſpielung zu machen. Da ſieht denn auch jede Seite wie eine Schatzkammer und wie eine Rumpelkammer zugleich aus. Das Factum, die Thatſache kann nur hie und da das Haupt hervorheben; immer muß ſie beſcheiden auftreten und immer verſchwindet ſie wieder, denn um ſie herum tanzen, ſpringen, ſingen, lachen, beten, ſchreien Fetzen von Elegien, Oden, Hymnen, philoſophiſchen Reflexionen, Allegorien und von allem Möglichen, was ein dichteriſch aufgeregter Kopf aushecken kann. Manchmal freilich wird es ruhig; ein feierlicher Moment tritt ein, die Wolke unzähliger kleiner Schönheiten und Geſpenſterhaftigkeiten theilt ſich und es entfalten ſich große epiſche Gemälde, die des größten Dichters wie des größten Hiſtorikers würdig ſind. Dann fühlt man, wie ſich der Verfaſſer an dem großen Anblicke erfreut und der Leſer freut ſich an der Freude des Mannes, der der Freuden ſo wenige hat und ſich das Leben mit trüber Anſchauung verbittert. Schwerlich würde man ſich mit ihm freuen, wenn man ſich nicht jener oben erwähnten Thräne erinnerte, und nach allem Hohn, den Carlyle der Menſchheit nachwirft, zur Ueberzeugung gelangte, daß hinter all' der Verachtung ſich nur eine tiefe Klage um die Menſchenwürde verſtecke, welche Carlyle verloren glaubt. Wie nah verwandt ſind oft ſogenannter Menſchenhaß und echte Menſchenliebe!

Ich war zu dieſer Ueberzeugung gelangt, ehe ich Carlyle perſönlich kennen gelernt und ſo konnte ich ſeine langen Reden, in denen die Worte: Gott, Teufel, böſer Feind, Beſtie, beſtialiſch und dergleichen ſehr oft vorkamen, ruhig anhören und mich an den geiſtreichen Wendungen, den phantaſievollen Ausſchmückungen, den originellen Wortbildungen, Bildern und Gleichniſſen erfreuen. Ohne Stocken Stunden lang fortſprechend, findet er immer das rechte Wort, ereifert er ſich abwechſelnd oder bricht über ſeine eignen Ausſprüche in homeriſches Gelächter aus. Zur Zeit meines erſten Aufenthaltes ſchwärmte er ſehr für Kaiſer Nikolaus und für die ruſſiſche Regierungsform. Ein Attila, meinte er, wäre ſehr an der Zeit. Von Cavaignac verſprach er ſich viel und hoffte in ihm eine Art Cromwell erwachſen zu ſehen, der den parlamentariſchen Velleitäten der Franzoſen ein Ende machen werde. In ſeiner kurzen, kunſtloſen, ſoldatiſchen Redeweiſe fand er ein Symptom mehr des in Cavaignac verſteckten Cromwellismus. Carlyle hat ſich getäuſcht, aber ein Anderer hat ihn indeſſen getröſtet. Für Louis Napoleon muß er die größte Verehrung hegen.

Bei all' dem hörte er mit Intereſſe zu, wenn man ihm von freiheitlichen Beſtrebungen des Continents erzählte und unwillkürlich nahm er oft Partei gegen ſein eigenes Syſtem. Wie ernſthaft ſprach er über das Frankfurter Parlament, das er doch ein „Windei“ nannte und wie bedauerte er, daß man nicht ſo oder ſo gehandelt habe, um ſich einen beſſern Erfolg zu ſichern. Gleich warm ſprach er mit Mazzini, dem Freunde des Hauſes, über die italieniſchen Angelegenheiten, und wie freute er ſich, als dieſer Agitator, dieſer größte Feind ſeines Syſtems, glücklich und wohlbehalten aus Italien ankam und eines Tages, eben da ich zugegen war, bei ihm eintrat. Melancholiſch bemerkte er, daß die Haare des Präſidenten der römiſchen Republik, ſeit er ihn nicht geſehen, etwas grauer geworden und da Mazzini zu erzählen anfing, folgte ihm der Vertheidiger des abſoluteſten Deſpotismus mit einer Theilnahme durch alle Phaſen der italieniſchen Revolution, als wäre er der Caſſius dieſes Brutus geweſen. So habe ich ihn im Umgange mit Männern der verſchiedenſten Parteien geſehen und die Summe der perſönlichen Erfahrungen iſt dieſelbe Ueberzeugung, die ich auch aus ſeinen Büchern geſchöpft habe, daß ſein ganzes ſchriftſtelleriſches Weſen nur ein

Grollen, vielleicht ein verliebtes Grollen mit der Menſchheit ſei, an das er ſich bis zu ſeinem ſechzigſten Jahre gewöhnt hat, ohne daß es darum ein Beſtandtheil ſeines innerſten Charakters geworden.

Thomas Carlyle, eine lange, hagere, knochige Geſtalt, hat faſt immer nur als Schriftſteller gelebt und hat ſich mit der Feder eine ſichere, ſorgenloſe, comfortable Exiſtenz geſichert. Dieſe Sicherheit und dieſen Comfort athmet die ganze ſtille Wohnung. Er hat nie ein Amt bekleidet, obwohl ſich jedes Miniſterium gefreut hätte, ihm ein ſolches zu übergeben, denn Carlyle wird in London als eine große Autorität und als großer Schriftſteller verehrt. Das konnte ich dem Benehmen aller Beſucher abſehen, und ich habe es an mir ſelber erfahren, denn überall, wo ich durch eine Empfehlung Carlyle's eingeführt wurde, hat man mich mit großer Auszeichnung aufgenommen und ich wurde von der Geſellſchaft mit großem Intereſſe betrachtet, wenn man mich auf die Empfehlung hin mit dem unberechtigten Titel „ein Freund Mr. Carlyle's" vorſtellte. — Bei einem meiner erſten Abendbeſuche in Carlyle's Hauſe bemerkte ich einen ſchönen geiſtvoll blickenden jungen Mann, der den ganzen Abend ſchweigend in einer Ecke ſaß, andächtig auf jedes Wort des Hausherrn horchte und nur zu ſprechen wagte, wenn die Hausfrau eine Frage an ihn richtete. Eine Freundin des Hauſes, die ich heim bekleidete, erklärte mir, daß dieſer junge Mann ſich ſeit Jahren um die Ehre, bei

Carlyle's eingeführt zu werden, beworben habe, daß ihm das endlich gelungen ſei und daß er es als ein beſonderes Glück betrachte, nunmehr von Zeit zu Zeit wiederkommen zu dürfen. Damit ſeien dem jungen Manne viele andere bedeutende Salons geöffnet und die Thatſache, daß er Carlyle beſuche, ſei für ihn in jeder Beziehung und in ganz England eine ſehr nützliche Empfehlung. Der junge Mann betrachtete den Eintritt in's Haus Carlyle's als den glücklichen und vielverſprechenden Anfang einer Carrière.

Der berühmte, ſo allgemein geehrte Schriftſteller hat das Glück, eine der ausgezeichnetſten Frauen zu beſitzen, die wegen ihrer Liebenswürdigkeit, ihrer Milde und wegen des bei der Schroffheit ihres Mannes oft nothwendigen vermittelnden Weſens, in allen gebildeten Kreiſen Englands faſt ebenſo berühmt iſt, als ihr Gatte ſeiner Schriften wegen. Ihren klaren und durchdringenden Geiſt hat eine ſehr ſorgfältige und vielſeitige Erziehung noch bedeutend erweitert und man behauptet, daß ihr Urtheil auf Thomas Carlyle's Schriften nicht ohne Einfluß geblieben. Madame Carlyle trifft man auch hie und da in den Geſellſchaften des Weſtends, während Mr. Carlyle ſein Tuſculum von Chelſea nur ſehr ſelten verläßt. Lady A., eine der geiſtreichſten Damen der hohen Geſellſchaft, beſitzt allein die Kraft, ihn aus ſeinem Hauſe in ihre Nähe und unter Menſchen zu bringen.
1856.

Stephen Heller.

> That strain again; — it had a dying fall:
> O it came o'er my ear like the sweet south,
> That breathes upon a bank of violets,
> Stealing and giving odour.
>
> **Shakspeare.**
>
> Cet artiste n'est pas connu pour ce qu'il vaut.
>
> Fétis.

Die letzten drei Decennien haben Schaaren von Virtuoſen an uns vorbeigeführt; die Zahl ihrer Herolde und Verkünder ihres Ruhmes war noch größer und die Zahl ihrer Bewunderer unendlich. Alle Ehrenbezeugungen, wie ſie Wohlthätern der Menſchheit angemeſſen ſcheinen, Kronen, Kränze, officielle Auszeichnungen, Titel und Würden, verherrlichender Geſang, Anbetung von Seiten der Frauen — Alles, Alles wurde ihnen zu Theil; ſie ſetzten ruhige Städte in Bewegung, ſie verurſachten Zuſammenrottungen und Aufruhr, ſie erweckten Parteikämpfe, und wie ſie die Mittelpunkte begeiſterter, brüderlicher Feſte waren, ſo wurden ſie auch die Urheber von Zwietracht und Zerwürfniß. — Wo ſind ſie heute, dieſe weltbewegenden, gewaltigen Erſcheinungen? — Verſchwunden, vergeſſen, verſchollen. Ihre alten Bewunderer erröthen, wenn ſie ſich ihrer Thorheit erinnern; ihre Freunde verleugnen ſie. Die Götter ſind zuſammengebrochen und man ſah die Hohlheit ihres Innern; das Kind zerriß endlich die angebetete Puppe und ſah den gemeinen Inhalt. — Dennoch hatte man Unrecht, ſich dieſer

Begeiſterung zu ſchämen; ſie war nur natürlich. Man begeiſterte ſich auch für Seydelmann; man bewunderte, man liebte ihn, als ob er den Mephiſto geſchaffen hätte, den er nur darſtellte. Die Bewunderung für den executirenden muſikaliſchen Virtuoſen, den Schauſpieler des Componiſten, war urſprünglich an eine andere Adreſſe gerichtet, an die des Tondichters; daß ſie der Virtuoſe als treuloſer Bote unterſchlug, merkte das Publikum in ſeinem Enthuſiasmus erſt ſpät oder glaubte auch, daß dem Boten Alles gebühre. In ſeiner Gedankenloſigkeit krönte es die in Goldflitter gekleideten Tänzer und Läufer vor dem Wagen des Triumphators, der in ſeiner ſchlichten Größe kaum beachtet wurde. Aber der Triumphater iſt noch heute der Triumphater — wo ſind die Tänzer und Läufer und Hiſtrionen?

Wieder Nichts natürlicher als ihr Verſchwinden; es iſt eben ſo motivirt, als ihr Auftauchen. Kaum war Leſſing da, ſo waren auch ſchon Schauſpieler da. Die executiven Kräfte, die Kärrner, ſind immer und überall in großer Menge vorhanden; ſobald ſich die productive, dieſe ſeltenere Kraft zeigt, fangen ſie zu wirken an. Es hat muſikaliſche Virtuoſen gegeben, ſeit es Compoſiteure gibt. Als die Muſik mit Beethoven die höchſte Höhe erreichte, mußte es von Virtuoſen zu wimmeln anfangen. Sie waren in der Muſik, was nach einer großen Literatur die Commentatoren, Gloſſatoren, Nachahmer, Wortkünſtler, Declamatoren, Rhapſoden, Schauſpieler, Bearbeiter ꝛc. zuſammen ſind. — Sie brauchten zu ihrem Geſchäfte wenig Talent, inſtinktiven Nachahmungstrieb und viel Geduld und phyſiſche Arbeitskraft. Das Genie, das man ihnen ſo freigebig nachrühmte, ſaß meiſt im Sitzfleiſch. — Bei den erſten unter den Virtuoſen beſtimmte ein gewiſſes, angeborenes muſikaliſches Talent die Wahl des Berufs; das Glück, das dieſe machten, beſtimmte die meiſten ihrer Nachfolger. Erſtere hatten vor Letztern nur wenig voraus, da es ſich zumeiſt um phyſiſche Arbeit, Ausdauer, Geduld handelte. Man machte Virtuoſen. Man unterrichtete nicht, man weckte nicht Keime von Talenten, man richtete ab. Die ſchönſten, die unbefangenſten Tage des Lebens mußten zwölf bis ſechzehn Stunden der phyſiſchen Arbeit am Inſtrumente abgeben; Alles mußte darüber zu Grunde gehen, ſelbſt das muſikaliſche Ohr, wenn von Natur aus eins da war. Der geiſtigen Ausbildung war kein Moment Raum gelaſſen, eben ſo wenig der gemüthlichen. Darum mußte auch Geiſt und Gemüth eingelernt werden. Man lernte mit Geiſt ſpielen, man lernte Herz in die Muſik legen. So wurde man ein Golem, eine Maſchine, ein Automat. Wie oft, wenn man ſie mit dieſer fürchterlichen Wuth ſpielen und Stücke ausführen hörte, die eine Verhöhnung aller Muſik waren, mußte man ſich ſagen, daß ſie ſich offenbar an der Kunſt, die ihnen die ſchönſte Zeit des Lebens, die beſten Gaben des Geiſtes und des Herzens geraubt, rächen, daß ſie ſie für immer ausrotten und in der Meinung der Menſchen verächtlich machen wollen. — Meiſt aber ſagte man ſich, daß ſie in dieſer mechaniſchen Beſchäftigung mit Muſik allen muſikaliſchen Sinn verloren. So verlieren oft alte Richter allen Sinn für Gerechtigkeit, Maler allen Sinn für die Farben; Krieger, die mit Begeiſterung ausgezogen, werden im Laufe des Krieges gedankenloſe Schlächter.

Es iſt kein Wunder, daß ſo viele der gefeierten Virtuoſen phyſiſch zu Grunde gegangen und daß andere, die, müde der oberflächlichen Triumphe, einem höhern Ehrgeiz dienen und als Tondichter ſich verſuchen wollten, nur das lärmendſte Gegentheil von Muſik, die Negation, die Caricatur der Muſik hervorbrachten. Mit einer ungeheuern Charakterkraft, mit einer beinahe unerſchöpflichen muſikaliſchen Ausſteuer müſſen die Seelen derer ausgerüſtet geweſen ſein, die ſich, wie Mendelsſohn, Chopin, aus der Virtuoſität noch mit einem Fond von Muſik, mit Productivität gerettet haben. Wir wollen hier die Charakteriſtik eines ſolchen Muſikers und mit ihr zugleich eine bezeichnende Lebensgeſchichte aus der Kunſtepoche unſerer Zeit liefern.

Stephen Heller hat ſein Virtuoſenthum überlebt und iſt daraus als Compoſiteur hervorgegangen. Wieder als Compoſiteur hat er alle Kämpfe, die einem jungen und originellen Geiſte vorbehalten ſind, durchgekämpft, hat er Noth, Elend, Entſagung, Verkennung ertragen, Selbſtverleugnung und Demüthigung vor dem eigenen Genius kennen gelernt und ſteht heute als ein in ſeinem Fache beliebteſter, von Tag zu Tag an Ruhm gewinnender Tondichter mit ausgeſprochener Individualität, mit großen, kaum mehr angefochtenen Vorzügen und Verdienſten da. Die Geſchichte eines ſolchen Lebens kann nur belehrend ſein.

Stephen Heller wurde im Jahre 1813 am 15. Mai zu Peſth in Ungarn geboren. Sein Vater, der in einer Fabrik angeſtellt war und außerdem noch in der Stadt mathematiſchen Unterricht ertheilte, beſtimmte ihn den Rechtswiſſenſchaften und ſchickte ihn deßhalb frühzeitig auf das Gymnaſium der ehrwürdigen Piariſtenväter, patrum piarum scholarum. Etwas Muſikunterricht wurde, weil das zu einer guten Erziehung gehört, bei einem Herrn Meixner, Fagotbläſer beim Muſikcorps eines Artillerieregiments, genommen. Bald zeigte es ſich aber, daß dieſe Nebenſache den Knaben vorzugsweiſe beſchäftigte, daß er bei dem dürftigen Muſikunterricht, bei dem auch einige Generalbaßlehren mit unterliefen, mit viel größerer Theilnahme verweilte, als bei Latein und Griechiſch. Da wurde denn ein bedeutenderer Lehrer, der beſte, der in Peſth aufzutreiben war, Franz Bräuer, jetzt regens chori im Dome, gewonnen, und dieſer hatte bald den Muth, mit ſeinem Schüler vor das Publicum zu treten. Lehrer und Schüler ſpielten im Peſther Theater Duſſeck's Doppelconcert (b-dur) für zwei Pianos und zwar mit Beifall. Da erwachte der Ehrgeiz im Vater. Wie wäre es, wenn ſein Kind ein

Wunderkind wäre? Wenn aus dem Wunderkind ein Virtuoſe erwüchſe, ein Virtuoſe, der die ganze civiliſirte Welt, ſo weit es nervöſe Weiber gibt, in Bewegung ſetzte? Der Mathematiker fing zu rechnen an und er wollte ſicher gehen. Mehrere Verſuche wurden angeſtellt; Stephen mußte gewaltig arbeiten und zu wiederholten Malen vor's Publicum treten und Concerte geben. Das Experiment gelang; viel Beifall wurde geerntet; alſo Ade! Griechiſch und Latein und Juriſterei! Der Vater ſetzt ſich mit dem Sohn in den Wagen; es geht nach Wien, in die Hauptſtadt der Muſik.

Stephen wurde dem damals bedeutendſten Muſiklehrer Anton Halm übergeben. Dieſer ahnte bald einen wahren Künſtler in ſeinem Schüler und ſtellte den Knaben bei Gelegenheit Beethoven, F. Schubert, Abbé Stadler vor. Aber das Kind war noch zu ſehr Kind, um das ganze Glück ſolcher Bekanntſchaften zu erfaſſen; in ſeinem jungen Gehirn erwachte noch keiner jener fruchtbaren Gedanken, welche die Berührung mit ſolchen auf der Höhe der Menſchheit ſtehenden Geiſtern zu erwecken pflegt, keiner jener großen Entſchlüſſe, die ſolche Beiſpiele zur Reife bringen, und für die ganze Zukunft bedeutend machen. Er war eben noch ein träumendes Kind und vor Allem nur Clavierſpieler.

Als ſolcher gab er in Wien im Jahre 1826 ſein erſtes, 1827 ſein zweites Concert. Am Ende des zweiten trat er kühn mit einer freien Compoſition hervor, die ihm, eben der Kühnheit wegen, im Publicum manche Freunde und

Beſchützer, aber ganz und gar nicht den Beifall der Kritik verſchaffte. Diesmal war die Kritik im Rechte. Es fehlte Stephen Heller noch an geiſtiger und materieller Ausbildung, um ſchon ſelbſtändig auftreten zu können. Das Beſte in ſeiner Compoſition war höchſtens als eine Anweiſung auf die Zukunft zu betrachten. — Doch glaubte der Vater nun den Moment gekommen, da man mit Nutzen die Künſtlerlaufbahn anfangen könnte. Der Sohn wurde nach Peſth citirt und im Jahre 1828 verließ er den geliebten Lehrer Anton Halm, der ihn betrübt ziehen ſah.

Mit Abſicht habe ich alle Meiſter Heller's mit Namen genannt: es iſt das Geringſte, das man Lehrern zum Lohne thun kann, wenn man ſie bei Gelegenheit ihrer Schüler nicht vergißt. Die rührendſten Erſcheinungen im Leben bedeutender Künſtler ſind, neben den Müttern, die Lehrer. Während der Schüler ſeinen Flug nimmt, die Welt mit ſeinem Namen zu erfüllen, ſtehen ſie an der Schwelle ihres ſtillen, vergeſſenen Hauſes und ſehen ihm in rührender Hilfloſigkeit nach, wie die Gluckhenne, die Enten ausgebrütet, am Rande des Teiches, und ſind froh, wenn ihnen aus weiter Ferne von Zeit zu Zeit nur ein kleines Wörtchen der Erinnerung zukommt. Sie werden vom Sohne, vom Schüler mehr oder weniger vergeſſen — was liegt daran, wenn es ihm nur gut geht, wenn er nur Erfolge hat, wenn er nur der Lehren gedenkt, die man ihm mitgegeben. — Wie rührend klingt die einfache Zeile im Tagebuche Perugin's: Heute iſt mein lieber Raphael Sanzio abgereiſt; möge ihn Gott begleiten auf allen ſeinen Wegen und möge er glücklich ankommen. —

Der Vater wurde in ſeinen Plänen noch mehr beſtärkt, als die Ungarn mit ihrer heißblütigen Bewunderung den Sohn in mehreren Concerten bis in den Himmel hoben und ihm einen Beifall zollten, als wäre er bereits eines der glänzendſten Lichter der Welt. Keine Nation Europa's läßt ſich durch den Patriotismus ſo ſehr verblenden, wie die Magyaren; die Erfahrung, daß ſie eigentlich noch ſehr wenig Genies hervorgebracht, hindert ſie nicht, jede auf ihrem Boden neu auftauchende Erſcheinung ſofort für ein Wunder zu erklären. — Der mathematiſche und kluge Vater vergaß es nicht, den Patriotismus vom Verdienſte des Sohnes zu ſubtrahiren. Dennoch gab er ſeine Stellung in Peſth auf und trat nun mit ſeinem Sohne die Kunſtreiſe an. Wenn Stephen Heller ſpäter nicht durch zwölf Stunden täglich am Clavier verthieren wollte, wenn er ſich weigerte, Journaliſten den Hof zu machen, ſchlechte Modemuſik zu ſpielen, wenn er ſich eine glückliche Stunde verſchaffen und ſich in die Muſik „in ihm ſelbſt" vertiefen, Etwas componiren oder mit den großen Meiſtern die Zeit verlieren wollte: hat ihn zwar der Vater gewähren laſſen, dennoch glaubte er, daß er ſich nicht deshalb den Mühen, Unbequemlichkeiten, Koſten und Wagniſſen der Reiſe ausgeſetzt habe und daß der Sohn ſich auch befleißen müſſe, halsbrecheriſche Stücke zu ſpielen, Knalleffecte zu machen, das Publicum in Erſtaunen zu ſetzen, kurz ein Phänomen zu werden, wie der große X und der berühmte Y. Er meinte es gut, aber er verſtand es nicht beſſer. Daß für das künſtleriſche Seelenheil des Sohnes, für ſein äußeres und inneres Glück beſſer geſorgt geweſen wäre, wenn man den erwachenden Tonkünſtler in ſeiner einſamen Stube, in ſeinen tönenden Träumen gelaſſen hätte, das fiel ihm, der wenig Begriff von Muſik und von den Vorgängen in einer Künſtlerſeele hatte, nur ſelten ein.

Die Reiſe ging durch einen Theil Ungarns, über Krakau nach Warſchau, wo der Winter zugebracht wurde, dann weiter nach Breslau, über Dresden, Leipzig, Braunſchweig nach Hamburg, wo zum zweitenmale die Winterquartiere bezogen und drei Concerte gegeben wurden. Stephen Heller, nunmehr ſchon ein erblühter Jüngling, lernte Etwas von der Welt kennen, kam mit Künſtlern in Berührung und gewann ſich durch ſein Spiel manches weiche Frauenherz. Damit war dem beſorgten Vater nicht gedient. Weltkenntniß konnte dem Sohne verderblichen Unabhängigkeitsſinn einflößen, ſeine Erfolge konnten ihm zu viel Bewußtſein ſeines Werthes geben; die Künſtler waren im Stande, ihm über die Kunſt Ideen beizubringen, die mit den Kunſtideen des Vaters, mit ſeinen poſitiven Zwecken nicht übereinſtimmten. Dem Allem mußte vorgebeugt werden und der Vater führte ein ſtrenges Abſchließungsſyſtem ein und ſo ging es weiter über Caſſel und Frankfurt a. M., wo er Ferdinand Hiller kennen und lieben lernte, nach Baiern. —

In Augsburg angekommen, brach das gehetzte Wild zuſammen. Er konnte nicht weiter. Es zeigten ſich ſo große Spuren der Ermüdung und Abſpannung, daß der Vater den Vorſtellungen der Aerzte, neugewonnener Freunde und Muſikliebhaber nachgab, dem Sohn einige Zeit auszuruhen erlaubte, ihn unter der Obhut einer kunſtſinnigen Freundin zurückließ und nach Peſth zurückkehrte.

Nun begannen für Stephen Heller eigentlich erſt die Lehrjahre, die bei ihm auf die Wanderjahre folgten. Die Atmoſphäre der ſtillen, alten, romantiſchen Stadt that ſeinem etwas melancholiſchen, nach Ruhe und Sammlung ſehnſüchtigen Gemüthe ſehr wohl. Endlich nach langem, unerquicklichem, wüſtem Umherſchweifen hatte er die Muße, nach langer Vereinſamung die Einſamkeit, deren er ſo ſehr bedurfte, das Erlebte und Gehörte in Geiſt und Gemüth zu verarbeiten. Er konnte ſich endlich ſammeln und ſein Inneres belauſchen, ob da etwas wachſe und ſprieße. Die glückliche Stimmung, in die er ſich mit einem Male verſetzt fühlte, wurde noch durch die liebevolle Theilnahme jeglicher Art erhöht. Wir dürfen nur derjenigen erwähnen, die ſich auf ſein der Oeffentlichkeit gehöriges Leben bezieht. Da ſteht Graf Fugger, Rittmeiſter in der baieriſchen Armee, Stephen Heller's Lothar und Jarno in einer Perſon, obenan. Ein feiner Muſikkenner und ein nach allen Seiten hochgebildeter Mann, erkannte er bald die großen Anlagen des jungen Künſtlers, ſein edles, bisher unterdrücktes Streben, eben ſo wohl wie die Lücken ſeiner muſikaliſchen und anderweitigen geiſtigen Bildung. Mit vieler Liebe unterſtützte er ihn in ſeinen Studien und ſtellte ihm ſeine große, an Büchern und Muſikwerken reiche Bibliothek zu freier Verfügung. Dieſe Güte benutzte Stephen Heller in allen Stunden, die ihm der Unterricht, den er zur Beſtreitung ſeiner kleinen Bedürfniſſe geben mußte, übrig ließ, das Verſäumte nachzuholen, das Gehörte durchzuſehen, die bedeutenden Werke der Meiſter der Dichtung wie der Muſik zu ſtudiren. So wurde aus dem auf kurze Zeit beſtimmten Aufenthalt ein Aufenthalt von Jahren, eine reiche Zeit der Sammlung, des Fortſchritts, des Glücks und der geliebten, ſchöpferiſchen Arbeit. — Das Glück und — wir müſſen es ſagen — die Liebe weckte den Tondichter wieder auf, der ſchon in ſeinem neunten Jahre, in jener eben erwähnten Compoſition, in ihm erwacht, ſpäter, im Unbehagen des Virtuoſenlebens aber wieder eingeſchlafen war. Doch hatte er als Virtuoſe ſchon im Jahre 1829 in Leipzig bei Probſt Op. 1. Variationen über ein Thema von Paganini, bald darauf bei Böhme in Hamburg ein Rondo und ſpäter mehre Variationen herausgegeben.

Während Stephen Heller ſtill, geſammelt, arbeitſam in Augsburg lebte, fing Robert Schumann ſeine ſpäter ſo bedeutend gewordene Wirkſamkeit in Leipzig an, ſeine praktiſche und theoretiſche Wirkſamkeit, aus der er nach mannigfachen Phaſen und Umwandlungen als Meiſter hervorgegangen. In ſeiner Zeitſchrift für Muſik las Stephen Heller die Aufforderung an junge Compoſiteure, ihre Manuſcripte zur Beſprechung einzuſenden. Er beſann ſich nicht lange und ſchickte an Robert Schumann, von deſſen Compoſitionen er Nichts kannte, von dem auch wohl kaum mehr als die Papillons und die Variationen über den Namen „Abegg" veröffentlicht waren, drei Impromptus (Op. 7) und Scherzo (Op. 8). Der Ton, in dem die Zeitſchrift für Muſik geſchrieben war, die Wärme und neidloſe Theilnahme, die Freude an den Schöpfungen Anderer, die aus den Artikeln Robert Schumann's ſprachen, hatten Stephen Heller aufgemuntert und ihm Vertrauen eingeflößt. Schumann beantwortete dieſes Vertrauen in ſehr freundlicher Weiſe und gleich in dieſer erſten Annäherung zeigte ſich zwiſchen beiden Tondichtern eine gewiſſe Wahlverwandtſchaft, eine Gleichartigkeit des Empfindens und der Anſchauung. Ein ſonderbares Zuſammentreffen machte ſie Beide darauf aufmerkſam. Die Impromptus Heller's waren Mademoiſelle Liane de Fraulay aus Jean Paul's „Titan" gewidmet und eben hatte Schumann eine Compoſition vollendet, welche dem Fräulein Wina aus den „Flegeljahren" zugedacht war. — Verſetzt uns dieſe kleine Anekdote nicht mit einem Ruck in jene romantiſch ſchwärmeriſche Zeit zurück, die jetzt ſchon ſo weit hinter uns liegt?

Robert Schumann empfahl dieſe beiden ihm zugeſandten Werke dem Verleger F. Kiſtner, der ſie ſofort veröffentlichte, ſo wie bald darauf auch eine Sonate (Op. 9). Schumann ſprach ſich alsdann über dieſe Erſtlingswerke in ſeiner Zeitſchrift aus.

Liebenswürdig und von edlem Gemüthe zeugend iſt das Lob, das Robert Schumann mit Wärme und Begeiſterung, als ein wahrer Poet dem Mitſtrebenden ſpendet, der noch ſein Nebenbuhler werden konnte.

So kam zu Liebe und Freundſchaft in der Augsburger Zeit, zum Glücke des Studiums und des Schaffens noch die Anerkennung, die um ſo wohlthätiger wirkte, als das innerſte Gewiſſen von ihrer Wahrhaftigkeit getroffen ſein mußte; als ſie nicht jenes geheime, beunruhigende Unbehagen erregte, das die Folge unverdienten Lobes iſt. Aber trotzdem oder vielleicht eben deshalb war ſeines Bleibens nicht in Augsburg. Er fühlte ſich geſtärkt, anerkannt, mit neuem Wiſſen ausgerüſtet — er ſehnte ſich nach einem größern Horizonte, nach einem weitern Kampfplatze. Dieſe Unruhe trieb ihn für einige Zeit nach Peſth und da er dort nicht fand, was er ſuchte, bald wieder in die Heimat ſeines Glücks, nach Augsburg. Aber es war vorauszuſehen, daß es nur einer kleinen Veranlaſſung bedurfte, um ſeiner Unruhe Ziel und Plan zu geben.

Im Jahre 1837 kam Kalkbrenner durch Augsburg und gab daſelbſt mehrere Concerte. Er ſah Heller und erkannte ſein großes Talent und daß die ſtille Stadt nicht ſein natürlicher Schauplatz ſei. Er ſprach ihm von Paris, von allen Schätzen der Ausbildung, die dieſe Stadt biete, von ihren geſellſchaftlichen Hilfsmitteln, von ihrem bewegten Leben, von der Leichtigkeit, mit der ein begabter Menſch, bei einigem Glücke, von dieſem Centralpunkt aus ſeinen Ruhm ausbreiten könne — und im November 1838 ſehen wir Stephen Heller ſchon in Paris, um daſelbſt den Winter zuzubringen.

Da war freilich nicht Alles ſo golden und roſig, wie es ihm Kalkbrenner ausgemalt hatte, beſonders in muſikaliſcher Beziehung nicht, und die Phantaſie des fünfundzwanzigjährigen Künſtlers mußte manche Enttäuſchung und ſein Herz, nach dem gemüthvollen, deutſchen Zuſammenleben in Augsburg, manche Stunde der Vereinſamung empfinden — aber der lebhafte und empfängliche Geiſt Stephen Heller's fühlte ſich neuangeregt und bereichert, und muthig entſchloß er ſich, alle Kämpfe zu beſtehen, die er ſchon in nächſter Nähe drohend auftauchen ſah. Er fühlte das Herz einer Welt an ſein Herz pochen — er lernte eine neue, ſo reiche und ſo Mannigfaltiges bietende Geſellſchaft kennen — und aus dem Winter iſt ein Jahr geworden, aus dem Jahre zwei Jahre und nun ſitzt Heller ſchon volle zwanzig Jahre in demſelben Paris, das mit ſeinem Zauber ſchon viele Söhne verſchiedener Heimat für immer feſtgebannt hat. In einem Briefe an einen

Freund ſpricht er ſich ſelbſt über dieſen Zauber ſo aus: Die völlige Ungebundenheit des Lebens, die freie Anſicht nach allen Richtungen, die weltbürgerliche Toleranz, die jede Eigenheit, jede Bizarrerie faſt mit Nachſicht und einer gewiſſen Grazie des Geiſtes und des Herzens beurtheilt und Nichts dafür verlangt, als gleiche Toleranz und Nachſicht; alle dieſe unſchätzbaren Vortheile einer feinen, ſeit Jahrhunderten an ſich ſelber arbeitenden und polirenden Geſellſchaft, ſo wie die Möglichkeit, eben ſo einſam als im Strudel der Welt leben zu können, und zwar bald das Eine, bald das Andere — dies hielt mich ſeit ſo langer Zeit in Paris feſt. . . .

Und wahrlich, die Anziehungskraft dieſer Weltſtadt muß eine gewaltige geweſen ſein, wenn ſie durch alle Leiden und Entbehrungen, welche Jahre lang das Leben Stephen Heller's verdunkelten, nicht gebrochen werden konnte. Weiß man, was er hier geduldet, getragen, gelitten, iſt man erſtaunt, daß er nicht ſchon nach wenigen Wochen oder Monaten die Flucht ergriffen, bewundert man die Ruhe und Objectivität, mit der er, mitten im Elend, die Vortheile und Vorzüge des Pariſer Lebens, die Förderung, die es dem Geiſt bietet, beurtheilte und würdigte.

Gänzlich unbekannt, fand er eben ſo wenig Schüler, als Verleger für ſeine Compoſitionen und es begann für ihn jenes Leben, jenes Fegefeuer, in dem ſchon ſtarke Seelen und ſtarke Körper zu Grunde gegangen. Wir wollen ein oft gemaltes Bild, die Noth eines Künſtlers, nicht noch einmal malen; wir wollen nur einige kleine Anekdoten und Ereigniſſe aus dem Leben Heller's erzählen, die zugleich das Leben vieler Anderer mit wenigen Strichen zeichnen.

Nach Kurzem hatte Stephen Heller einſehen gelernt, daß er für Werke, die ſich an die in Deutſchland veröffentlichten (Op. 7, 8, 9) würdig anſchlöſſen, keine Verleger in Paris fände. In der Hauptſtadt der Mode und des Brillanten waren ſolche Werke nicht am Platze. Von der Noth gezwungen, den Bedingungen der Verleger nachzugeben, publicirte er erſt einige leichte Compoſitionen für Schüler, welche man lieber annahm, mit Recht hoffend, daß er die Freunde, die an ihm irre werden konnten, ſpäter durch bedeutende Werke beruhigen werde. Er hatte die Abſicht, auf das Titelblatt dieſer und ähnlicher Compoſitionen in ganz kleiner Schrift, um ſich vor ſich ſelbſt, vor den Kennern und Freunden zu entſchuldigen, die zwei Buchſtaben T. F. (d. i. travaux forcés) anzubringen, die den Galeerenſträflingen eingebrannt werden, um damit den Zwang anzudeuten, aus dem ſie hervorgegangen. Aber die Verleger wollten auf dieſen tragiſchen Witz einer unglücklichen Künſtlernatur nicht eingehen. Selbſt dieſe travaux forcés ſchienen ihnen noch zu gut; ſie wollten Oberflächlicheres, etwas was mehr ſcheine und weniger bedeute, und bezahlten ihm ſelbſt dieſe Arbeiten, die ihn ſo unglücklich machten, gar nicht, oder auf erbärmliche Weiſe.

Man ſchämte ſich nicht, ihm aus ſeiner Trefflichkeit einen Vorwurf zu machen. Der Muſikalienhändler Schleſinger ſaß einmal mit drei Compoſiteuren bei Tiſche: mit Wolf, Heller und X. — Sehr ungezwungen ſagte er ihnen ſeine Meinung über ihre Verwendbarkeit im Handel, „Ihr alle Dreie,“ rief er, „ſeid nicht zu brauchen, aus verſchiedenen Gründen: Sie, Wolf, ſind zu ſchwer, Sie, Heller, zu gut, Sie, X., zu ſchlecht!“ —

Wir wollen nur die Geſchichte einzelner Werke Heller's erzählen und werden damit einen trefflichen Beitrag zu Künſtlers Erdenwallen liefern; zuerſt die Geſchichte der chasse, jenes Stückes, das von allen berühmten Claviervirtuoſen Liſzt, Thalberg, Döhler, Wilhelmine Clauß ꝛc., geſpielt wurde, allen vorgerückten Schülern vorgelegt wird und ſich eines eigenen Ruhmes erfreut.

Moritz Schleſinger, Vorgänger von Brandus, war damit beſchäftigt, eine neue Claviermethode herauszugeben, die den Titel Méthode des Méthodes führen ſollte und in der That unter dieſem Namen erſchien. Am Schluſſe ſollten Clavieretüden von den bedeutendſten Pianocomponiſten beigegeben werden. Es wurden alſo an Moſcheles, Chopin, Mendelsſohn, Hiller, Liſzt, Döhler, Thalberg, Henſelt, Benedict u. A. Aufforderungen erlaſſen, beſonders prägnante und zugleich praktiſch nützliche Etüden zu liefern. Stephen Heller war dem Verleger nothwendig geworden, da er ihm die nothwendige Sclavenarbeit verrichtete, außerdem noch für die muſikaliſchen Zeitungen ſchrieb. Dieſem Umſtande und einer gewiſſen Vorliebe, die der Kaufmann für den jungen Künſtler hatte, in dem er mit dem ihm eigenen Inſtinkte eine Zukunft ahnte, dankte Heller die Aufforderung, ebenfalls eine Etüde zu liefern. Der Verleger wollte, wie er ſagte, die Gelegenheit benutzen, um ihn in die Geſellſchaft dieſer hohen und berühmten Namen einzuſchwärzen. Nach ſo vielem Traurigen, das ihm von dieſer Seite zugemuthet war, fühlte ſich Heller durch dieſe Einladung doppelt glücklich, obwohl von Honorar nicht die Rede geweſen. Er ging nach Hauſe, in ſeine kleine Stube, und in einer Nacht voll Fieber und Aufregung ſchrieb er eine Etüde, bei der ihm das Bild einer Jagd vorſchwebte, einer tollen Jagd, die tiefen Liebesgram zerſtreuen ſollte, und ſetzte als Motto die Worte einer alten franzöſiſchen Chronik darüber: La meute est déchainée — les fanfares éclatent. — Messire le roi Philippe sur son ardent coursier, s'efforce à dissiper le chagrin que lui cause le trépas de sa mie, Agnès de Meranie . . . Schleſinger war über Titel und Inſchrift, die für eine Etüde freilich nicht orthodox klangen, etwas verdutzt und zuckte die Achſel über dieſen romantiſchen Jüngling, ſagte aber Nichts. Gutmüthig wie er iſt, wollte er den jungen Compoſiteur in ſeinem Glücke, das aus ſeinem ganzen Geſichte ſprach und in der Zufriedenheit, mit der ihn die Vollendung eines wahrhaft poetiſchen, zaubervollen Werkes erfüllte, nicht ſtören. Erſt nach vierzehn Tagen lud er ihn zu Tiſche, um ihm mit Schonung zu ſagen, daß ſeine Etüde für die Méthode des Méthodes Nichts tauge, daß ſie von Kennern verworfen ſei und daß er was Anderes liefern ſolle. — Aber Heller erwiederte ihm ruhig: „Eine beſſere Etüde werde ich nicht ſchreiben; ich glaube, daß ſie neben Lißt, Thalberg, Döhler beſtehen könne.“ — So nahm ſie Schleſinger doch in ſeine Methode auf und da ſie großen Beifall fand, wurde ſie einige Jahre ſpäter beſonders (als Op. 29) geſtochen und hat franzöſiſchen, deutſchen und engliſchen Verlegern mehr eingebracht, als Heller je beſaß oder beſitzen wird. An Honorar hat ihm dieſe berühmte chasse nicht einen Pfennig abgeworfen.

Aehnlich ging es Heller noch ſpäter mit den Werken 33—36, worunter die Caprice über die Forelle, die durch Lißt, Döhler, Halle ſo berühmt geworden. Heller war in bitterer Noth. Eines Abends nach Beendigung der vier Capricen über Schubert'ſche Lieder (Forelle, Lob der Thränen, die Poſt, Erlkönig), ging er zu Schleſinger und bot ihm dieſelben um 400 Fr. an. Der Verleger wollte den Antrag kaum anhören; der Compoſiteur ſtimmt ſeine Forderung auf 200 Fr. herab. Umſonſt. Ein Verleger aus Lyon hat ſie ihm endlich für 400 Fr. abgekauft. Zu dieſem Provinzverleger kam Heller auf eigenthümliche Weiſe. Bald nach Erſcheinen ſeiner erſten Etüdenſammlung (Op. 16. 24 Etud.) l'art de phraser (die er Schleſinger als Eigenthum für alle Länder um 300 Fr. überließ) erhielt er von einer ihm ganz unbekannten Dame einen äußerſt herzlichen Brief, in welchem ſie ihm ihr Erſtaunen ausdrückte, ſo wenig von einem Autor gehört zu haben, der ſolche Etüden, wie z. B. die 15. feuillet d'Album betitelte (welche Ernſt ſpäter für Violine arrangirte) zu componiren vermöge. Dieſe Dame war Madame Montgolfier, deren Mann ein Sohn des Erfinders des Luftballons. Sie gab in Lyon Unterricht im Piano und iſt eine der geiſtvollſten und begabteſten Damen Frankreichs. Ihrem begeiſterten Briefe antwortete Heller mit einer Geſchichte ſeiner vier Capricen, um ihr zu zeigen, wie einſam ſie mit ihrer Begeiſterung für ſeine Compoſitionen ſtehe. Die Dame ihrerſeits wollte ihn vom Gegentheil überzeugen, verband ſich mit drei andern Muſikliebhabern Lyons, und da dieſe verſprachen, die Muſik Stephen Heller's zu beſchützen und zu empfehlen, bekam der Lyoner Verleger den Muth, jene vier Capricen mit 400 Fr. zu bezahlen. Dankbar hat ſie Heller Madame Jenny Montgolfier und ihren Freunden gewidmet. — Durch den großen Erfolg der Forelle noch mehr ermuthigt, kaufte derſelbe Lyoner Verleger Stephen Heller die Werke 45, 46, 47, — im Ganzen 80 Etüden ab und bezahlte ſie ihm mit 2000 Fr. — Es iſt bekannt, welches Glück dieſe Etüden gemacht; ſie wurden in Zehntauſenden von Exemplaren verkauft, und als ſich der Lyoner Verleger vom Geſchäft zurückzog, wurde ihm, nach zwölfjähriger Ausbeutung derſelben, das Eigenthumsrecht noch mit 10,000 Fr. bezahlt. — Das letzte Heft dieſer Etudenſammlung hat eine eigenthümliche Entſtehungsgeſchichte, die man ſeiner Phyſiognomie nicht aberkennen ſollte. Man ſetze ſich an's Clavier, man ſpiele dieſe kindlichen, herzlichen Stücke — dieſe kleinen Liebeslieder, Sonette, Canzonen und Canzonetten — man wird ſich in eine glückliche, gemüthvolle Zeit voll freundlicher, liebender, harmloſer Scherze und Spiele verſetzt fühlen — und dieſe Etuden ſind geſchrieben, während der Tondichter gezwungen in ſeiner Stube ſaß, während in der Straße Aufruhr wüthete, von den fernen Vorſtädten Kanonendonner hallte und auf Paris eine drückende Atmoſphäre der Angſt, der Sorge für die nächſte Zukunft laſtete: ſie ſind in den Junitagen geſchrieben. Verſetze ſich Einer in die Geheimniſſe einer Künſtlerſeele. Entſetzt vor den Schauern des Tages flieht ſie und flieht und ſucht die Oaſe, da ſie allein ihr Glück finden kann und da ſteht ſie vielleicht eben vor einer glücklichen Erinnerung, vor einem ſchönen Moment dieſes wechſelvollen Daſeins — und je unglücklicher die Gegenwart, deſto intimer verſenkt ſie ſich in dieſen Moment — und es entſtehen Idyllen, glückliche Träume, lächelnde Gedichte mitten in Junitagen. Dazu bedenke man, daß in jenen Tagen das Privatleben des Künſtlers noch bei Weitem trauriger war als das öffentliche Leben: ſelbſt die Reichen hielten ſich für Bettler;

Niemand erlaubte ſich irgend einen Genuß, der an Luxus ſtreifte; die Kunſt war überflüſſig geworden, die Künſtler hungerten. Stephen Heller ſagte damals der geliebten Cigarre Lebewohl und adoptirte den hölliſchen tabac-caporal; er verließ die hiſtoriſch gewordene Reſtauration der Mère Morel, wo ſich die Künſtler verſammelten, um ſein Mittagseſſen in einer ſchrecklichen Gargotte, bei Madame Guizot, einer Tante des Miniſters, einzunehmen. — In ſolcher Zeit, in ſolcher Lage ſind die reizenden, lieblichen Dinger des Op. 47 entſtanden!

Indeß erwachte, trotz allem geiſtigen und materiellen Elend, manchmal der Humoriſt in Heller, und er machte ſich über Publicum und Verleger auf ſeine Weiſe luſtig. Schleſinger beſtellte zwei Stücke auf die „Jüdin“ von Halevy. Zu dem zweiten Stücke nahm Heller buchſtäblich nicht mehr als einen und einen halben Tact aus der Jüdin und ließ es unter dem Titel Boléro sur un thème de la Juive de Halévy drucken. Weder Verleger noch Publicum merkten die Myſtification und nahmen das Originalwerk für eine Bearbeitung fremden Themas. Nur Madame Montgolfier ließ ſich nicht täuſchen. Sie ſchrieb an Heller: „Woher haben Sie denn dieſen Bolero? Ich habe die ganze Partitur der Oper durchforſcht und kann Ihr angebliches Halevy'ſches Motiv nicht finden.“

Doch genug dieſer betrübenden Beiſpiele. Sie können nur geeignet ſein, das Bild, das ſich das Publicum nach ſeiner anmuthsvollen Muſik von Stephen Heller gemacht, zu fälſchen und ihm einen Hintergrund zu geben, einen traurigen, proſaiſchen, unerquicklichen Hintergrund, der nicht vorhanden iſt. Tröſten wir uns lieber mit dem Gedanken, daß bei einer wirklichen, reichbegabten Künſtlernatur Nichts verloren iſt, nicht einmal das Elend; daß bei einer ſolchen Alles Blüthe und Frucht trägt. In der That haben viele jener gezwungenen Arbeiten dem verfolgten Künſtler Nutzen gewährt. Theils hat er geſucht, das geringe Intereſſe der meiſten Themas durch neue Aperçüs, harmoniſche Wendungen und künſtleriſche Durchführung zu heben; theils hat er ſich dadurch Gewandtheit und Leichtigkeit der Formen angeeignet, die ihm bei den Originalwerken zu Gute kamen. Endlich war auch, wie Robert Schumann zu verſchiedenen Malen in ſeiner damals noch von ihm redigirten Zeitſchrift bemerkte, ein Vortheil beim Nachtheil. Er beklagte, daß der Componiſt, der ſo viel aus ſich ſchöpfen könne und nichts Fremdes brauche, durch Umſtände gezwungen ſei, hier und da für Dilettanten und größeres Publicum zu arbeiten; aber andererſeits ſei es auch für die ein Vortheil, daß ſich einmal ein wirklicher Künſtler für ſie beſchäftige, ſtatt daß meiſt die Lehrer nach verruchtem Zeug greifen müſſen, um Schülern und Liebhabern etwas Angenehmes geben zu können.

Wir haben einige Punkte aus den Schattenſeiten des Pariſer Lebens berührt; es iſt Zeit, daß wir auch Etwas von den Lichtſeiten ſagen, welche auf Heller, trotz alles Elends, jene Anziehungskraft ausübten, die er in wenigen Worten ſo trefflich ſchildert.

Da iſt zuerſt das geſellſchaftliche Leben, das in Frankreich, bei dem großen egalitären Sinne der Franzoſen, die Berührung mit bedeutenden Menſchen aller Claſſen und Stände ſo ſehr erleichtert und Bekanntſchaften und Verbindungen zu Wege bringt, die, wenn man auch nicht, wie Heller, den Charakter und die Neigung darnach beſitzt, ſie zur Förderung poſitiver Zwecke zu benutzen, jedenfalls geiſtig anregen und in einer höhern Stimmung erhalten. Dieſe Vorzüge der franzöſiſchen Geſellſchaft, dieſe Vortheile der Gleichheit, die nur eine Ariſtokratie der Bildung und des Geiſtes gelten läßt, traten in der Louis Philippiſtiſchen Zeit noch klarer und wohlthuender hervor als heute. Stephen Heller, mit einem feinen, geſellſchaftlichen Tacte, mit Witz und Geiſt begabt, war es leicht, dieſe Vortheile zu benutzen, und nach kurzer Zeit ſehen wir ihn in Verbindung mit Allem, was ihn hier intereſſiren konnte. Natürlich war er zuerſt in den Künſtlerkreiſen heimiſch.

Ernſt, der berühmte Violiniſt, deſſen Talent die ganze Welt, deſſen vortrefflichen, edlen Charakter, deſſen Witz, deſſen immer gleiche Gemüthsart nur diejenigen kennen, die das Glück hatten, ſeines intimen Umgangs zu genießen; Halle, der liebenswürdige Clavierſpieler; der geniale Berlioz gehörten zu den erſten Freunden, die Stephen Heller in Paris fand. Die Zeit, in der er mit Ernſt zuſammen die „Pensées fugitives“ für Piano und Violine componirte, zählt er zu den ſchönſten und inhaltreichſten Zeiten ſeines Lebens. Halle aus Hagen hielt ihn in den ſchwerſten Prüfungen aufrecht. Er erkannte ſofort das edle und große Talent und war der Erſte, der Heller's Muſik in Paris einführte. Er wagte es, ſeine Caprice Symphonique (Op. 28), ein großes, für ein Concertpublicum wenig paſſendes Stück öffentlich zu ſpielen und machte ſo die Kritik und die Verleger auf das neue Talent aufmerkſam. An und mit Berlioz hat Heller die reichſten und aufregendſten Erfahrungen gemacht. Was das heiße: ein Künſtlerleben in Paris, welche Aufregungen, welche Niedergeſchlagenheit, welche Ebbe und Fluth, welche verzehrende Flammen, welche eiſige Enttäuſchungen, welche Verzweiflungen und Wonnen, welche Ueberraſchungen und Kataſtrophen es enthalte, hat er hier kennen gelernt. Gleich nach ſeiner Ankunft in Paris gab Berlioz ein Concert im Saale des Conſervatoriums. Nie früher hat Heller eine Note von ihm gehört. Was er über ihn in Deutſchland vernommen (auch Chelard in München ſprach in dieſem Sinne), machte ihn glauben, Berlioz ſei gar kein Muſiker, ſondern ſchreibe nur ſo auf, was ihm eben durch den Kopf laufe, ohne Plan, ohne Logik, mit einer gewiſſen Phantaſie, die eine Art von Hazardſpiel treibe, manchmal gewinne, viel öfter aber verliere. Wie ſehr war er überraſcht, als er im Gegentheil überall ſo viel Plan und Logik, ja manchmal zu viel Logik und unendlich viel Muſik fand. Es war die Symphonie fantastique. Alle Sätze dieſer merkwürdigen Schöpfung ergriffen ihn; das Adagio „aux champs“ hat ihn zu Thränen gerührt, der Hinrichtungsmarſch erſchüttert — das Finale freilich hat ihn wieder Etwas ernüchtert. — So geht es einem wohl mit den meiſten Werken Berlioz'. Nicht die Originalität ſeiner Künſtlernatur, ſondern ſein Verſtand, ſeine Reflexion, die er mit Gewalt heraufbeſchwört, verleitet ihn manchmal zu Bizarrerien, zu einer barocken Ausdrucksweiſe, die momentan den herrlichſten Stellen ſchadet. Aber ihm Genialität, Kraft, ungeheure Phantaſie, oft hinreißende, ſchmerzlich-ergreifende Gedanken abſprechen, das kann doch nur der Mißwollende oder der ſtarre Routinier. — Einige Jahre ſpäter war Heller in einem Concerte, in welchem zum erſtenmale Berlioz' Romeo und Julie gegeben wurde. Neben ihm in der Loge ſaß Paganini, geiſterbleich, ſchwarz angethan, einen ſilbernen Stern auf der Bruſt. Der unheimliche Mann hörte mit der geſpannteſten Aufmerkſamkeit zu und trocknete ſich manchmal die ſchwarzen, immer fieberhaft glänzenden Augen. Nach dem Concert ging Heller mit den Freunden in's Foyer, wo Berlioz erſchöpft ihre Glückwünſche entgegennahm. Das Orcheſter des Conſervatoriums hatte wunderbar geſpielt, wie nur dieſes Orcheſter ſpielen kann; der Erfolg war außerordentlich. Da kam

Paganini. Das unbeſchreibliche Getümmel von Muſikern, Malern, Bildhauern, Poeten, Journaliſten, Liebhabern, machte Platz — Paganini ging mitten durch, mit geiſterhaften Schritten, auf Berlioz los, umarmte ihn und fiel im Uebermaße des Gefühls auf's Knie. Berlioz war außer ſich. Folgenden Tages ſchrieb ihm Paganini einen begeiſterten Brief und bat ihn, 20,000 Fr. von ihm anzunehmen, die freilich, wenigſtens der Sage nach, nicht aus ſeiner Kaſſe kamen. Alle dieſe Aufregungen warfen Berlioz auf's Krankenlager und er konnte das folgende Concert, das wieder Romeo und Julie brachte, nicht ſelbſt dirigiren. Habeneck, ein Gegner Berlioz', übernahm die Direction; er erwies ſich bei dieſer, wie bei vielen andern Gelegenheiten, als wackern Mann und trefflichen Dirigenten: die Ausführung war eben ſo vollendet, wie unter des Autors Leitung.

Aber die Künſtlerkreiſe, mit ihrem Leben und ihren Erfahrungen, reichen nicht hin, eine Künſtlerſeele vollkommen auszubilden und das Gleichgewicht herzuſtellen, das zu formvollen, dauernden Schöpfungen nothwendig iſt. Sie ſind vielleicht eine Welt in der Xten Potenz, aber der Künſtler, der Schöpfer und Poet, muß mit ſeinen Füßen in dieſer poſitiven Welt ſtehen, wenn er nicht allen Boden verlieren ſoll. Das Leben in der Künſtlerwelt regt zur Ausführung an; das Leben in der Welt gewöhnlicher edler Menſchen gibt die eigentlichen geſunden Ideen, die der

Ausführung würdig ſind. Die Atmoſphäre der Begeiſterung, die die Künſtlerwelt erfüllt, härtet gegen dieſe ab; die Atmoſphäre in der Mitte blos empfänglicher, für das Schöne empfindender Menſchen weckt dieſe Begeiſterung ſelbſtändig. In Künſtlerkreiſen, beſonders in franzöſiſchen, herrſcht trotz jener Begeiſterung oft ein Ton der Angewohnheit, der die Kunſt leicht als Metier erſcheinen läßt; — man muß aus dieſen Kreiſen heraustreten, um von der Kunſt wieder in einem höhern Sinne ſprechen zu hören, um ſie wieder als ein Prieſterthum betrachten zu lernen.

In dieſer Beziehung war Stephen Heller vom Schickſal ſehr begünſtigt. Durch ſeinen Freund Karl Halle wurde er in einen Kreis eingeführt und in ein Leben, wie es Goethe für ſeinen Wilhelm Meiſter nicht erfunden hat. Manche Zeit, beſonders die Sommer 1841 und 1842 brachte er auf eine Weiſe zu, als ob er in einem idealrealiſtiſch Goethe'ſchen Romane lebte. Madame de Froberville, eine ausgezeichnete, gebildete Dame von der Inſel Bourbon hatte bei Blois, an den reizenden Ufern der Loire, ein altes Schloß Pleſſis-Villelonet angekauft, das ſie mit ihrem Sohne, einem Geographen, und deſſen Frau bewohnte. Das Schloß wurde reſtaurirt und neben der Familie und ihren Gäſten, hiſtoriſch, literariſch und geſellſchaftlich intereſſanten Perſönlichkeiten, erfüllten Architekten, Maler, Maurer, Zimmerleute, Holzſchnitzer ꝛc. alle Räume. Der eigentliche intime und feſtſtehende Kreis war zuſammengeſetzt aus ſchönen, trefflichen, durch Erlebniſſe wie durch Bildung bedeutenden Menſchen. Heller vertrat die Muſik, die hier ſo ſehr geliebt wurde und für die man einen edlen Geſchmack hatte. Eine höchſt anſehnliche Bibliothek wurde vielfach, beſonders des Abends benutzt, und brachte große Discuſſionen über claſſiſche und moderne Literatur auf's Tapet, eben ſo wie die Arbeiten im Schloſſe, beſonders in einer alten Capelle, die mit Bildern und Sculpturen ausgeſchmückt wurde, das Geſpräch oft auf die bildenden Künſte brachten. Die alten Herren und Damen, meiſt hiſtoriſche Perſonen, erzählten aus alten Zeiten. So wurde hier in der Wirklichkeit übertroffen, was Goethe in den Auswanderern, Tieck im Phantaſus, Hofmann in den Serapionsbrüdern von einer bedeutenden und geiſtreichen Geſellſchaft geträumt hatten. Jeder trug ſein Scherflein bei, ſein Scherflein der lebendigen Anmuth oder der künſtleriſchen Leiſtung, oder der geſellſchaftlichen Unterhaltung zur Ausſchmückung des Zuſammenlebens ſowohl als der ſchönen Behauſung, des alten Schloſſes. Heller lernte hier die Geſellſchaft in ihrer edelſten Form kennen und neben der Geſellſchaft die Meiſterwerke der franzöſiſchen Literatur und geſprächsweiſe wie in der Praxis die Kunſtgeſchichte — ſo wie er einſt durch den Grafen Fugger in Augsburg die deutſchen Dichter und Beethoven kennen gelernt. Wer da weiß, wie deutlich und klar der gebildete Franzoſe die Geheimniſſe ſeines Faches, ſei es in Kunſt oder Wiſſenſchaft, mitzutheilen verſteht, wie lebendig er das Erlebte erzählend neu belebt, wie liebenswürdig und aufmunternd er der Wißbegierde entgegenkommt, der wird begreifen, welche reiche Schule Stephen Heller in den Sommern und Herbſten auf dem Schloſſe an den Ufern der Loire durchmachte! — Natürlich fehlte es auch an Schwänken nicht — es war ja eine franzöſiſche Geſellſchaft! — und Stephen Heller's Witz und Geiſt mußten vorzugsweiſe zu dieſen herhalten. Mit wunderbarer Leichtigkeit hatte er ſich in kurzer Zeit die franzöſiſche Sprache angeeignet und ſo ſchrieb er eine Zeitung, welche über die täglichen Vorgänge im Schloſſe charivariſch Bericht erſtattete und dazu einen Roman „Les premières amours d'une vieille Anglaise." Herr de Baines, der Maler, illuſtrirte dieſe Zeitung mit Carricaturen. — Auch an einem lebenden Roman, auch an Liebe fehlte es in dieſem durch die ſchöne Natur ringsum, durch Geiſt, Witz, durch alle Künſte, durch Scherz und Ernſt, durch Freundſchaft und Bildung ausgezeichneten Leben nicht. Herr de Baines liebte die wunderſchöne Nichte der Hausfrau und heirathete ſie endlich nach mancherlei aufregenden Vorkommniſſen. Es war das dieſelbe Madame de Baines, die wegen Schönheit, Anmuth und Geiſt als „Nichte Guizot's" berühmt wurde und zwei Jahre lang die glänzendſten Salons von Paris mit ihrem Zauber beherrſchte und Alles hinriß, um endlich — es iſt eine der ſchrecklichſten Geſchichten und man erinnert ſich wohl des Wehſchreis, den die franzöſiſchen Zeitungen damals ausſtießen — um endlich in der Blüthe ihrer Jahre, ihres Geiſtes, ihrer Schönheit, des qualvollſten Todes zu ſterben. Es iſt das dieſelbe Madame de Baines, die in demſelben Schloſſe, wo ſie das Schönleben noch verſchönerte, des Feuertodes ſtarb. Sie ſtand am Kamin, ihr Kleid fing Feuer und im Augenblick war ſie von der Flamme umhüllt. Drei Tage lang rang ſie in furchtbarſter Qual, bis ſie der Tod erlöſte. Seit damals geht ein trauriger Geiſt durch das Schloß. Alles Glück iſt geflohen. In der Capelle, die man mit ſo vieler Liebe ausſchmückte, betet in ſich gekehrt und von der Welt abgewendet, die ehemals ſo heitere und klare Hausfrau Madame de Freberville.

„Jüngſt ſah ich drei alte Leute,
„Ich halte auf ſie ein Stück;
„Die ſagten mir unter Anderm,
„Es gebe auf Erden kein Glück.“

Es wäre überflüſſig, auseinanderzuſetzen, welchen Eindruck ſolches Leben, ſolcher Umgang, ſolche Ereigniſſe auf eine edle und empfängliche Natur machen, wie ſie einen bildungsfähigen und hochbegabten Geiſt entwickeln, wie ſie den Künſtler von Fortſchritt zu Fortſchritt leiten, läutern, abrunden und vollenden mußten; dies um ſo mehr, als Stephen Heller zu jenen vom Schickſal beſonders Begünſtigten gehört, von denen die äußern Widerwärtigkeiten machtlos abfallen, ohne ſie herabziehen, ſchwächen oder irgendwie entwürdigen zu können — denen aber jedes ſchöne Erlebniß, jedes glückliche Zuſammentreffen, jede bedeutende Begegnung unverwiſchbare Spuren zurückläßt, neue Kräfte weckt und die Seele mit friſchen Saiten bezieht. Der Schreiber dieſer Zeilen lernte ihn im Jahre 1845 bereits als fertigen Mann und Künſtler kennen. Sein Name war damals noch nicht ſo weit bekannt, wie heute, aber ich konnte bemerken, daß ihn der große Kreis ſeiner Bekannten eben ſo wie Fernſtehende bereits als einen zu Ruhm Beſtimmten anſahen. Man führte mich in den Divan Lepeletier, den damaligen Verſammlungspunkt der intereſſanteſten und geiſtreichſten Menſchen von Paris, um mir dieſe Merkwürdigkeit der Hauptſtadt zu zeigen. Unter den „Intereſſanten" bezeichnete mir Fortuné Guiran, der Philoſoph und Verfaſſer der Briefe über Hegel'ſche Philoſophie, einen ſchlanken jungen Mann von eleganten Manieren und fließender witziger Beredtſamkeit, mit ausdrucksvollem Geſichte und früh ergrautem Haare als Stephen Heller. Zu jener Zeit konnte man, auch ohne vorgeſtellt zu ſein, einen Fremden im Kaffeehauſe kennen lernen; man brauchte ihn nur zu belauſchen, denn die Converſation war frei, man fürchtete keine Späher; von Tiſche zu Tiſche fanden Diſcuſſionen Statt; von einem Winkel zum andern warf man ſich Witze zu wie Federbälle.

Dieſer heitere und ſorgenloſe Ton, der die Pariſer vierziger Jahre charakteriſirte und von dem man heute keinen Begriff mehr hat, wurde durch die Februarrevolution begraben. Die ſchönſten Kreiſe wurden auseinandergeſprengt, Freundſchaften wurden zerriſſen, alte Verbindungen getrennt. Stephen Heller, der endlich zur Anerkennung von Seiten der Verleger durchgedrungen war, verfiel wieder den bitterſten Sorgen, die ihn zwangen, mit ſeinem treuen und bewährten Freund Ernſt nach London auszuwandern, wo er ſich zu ſeinem größten Staunen überall mit Sympathie und Bewunderung empfangen und umringt ſah. Doch war er ſchon zu ſehr Pariſer geworden, um ſich in dieſer ihm fremden und fremdartigen Welt, wo man ihm mit den ſchönſten Anerbietungen entgegenkam, zurückhalten zu laſſen, und ſobald es thunlich war, nach acht Monaten, wandte er ſich wieder nach Paris. Sonderbar! den Rückgekehrten empfing man als eine Berühmtheit; ſeine Abweſenheit hatte erſt ſeinen Werth in's rechte Licht geſetzt. Die Verleger hatten ihn vermißt, die Muſikwelt fühlte eine Lücke, trotz der nur wenig künſtleriſch geſtimmten Zeit. Chopin war indeſſen geſtorben, ein Thron war erledigt, man ſah ſich nach einem würdigen Nachfolger um, einem Nachfolger, der ihn als Pianiſt, als Lehrer und als Tondichter erſetze. Bei dieſer Prüfung ſah man, daß kein würdigerer da war, als Stephen Heller. Er wurde mit Acclamation auf den Schild gehoben und proclamirt. Aber man hatte die Rechnung ohne den Wirth gemacht.

Nach ſo vielen Kämpfen ſehnte ſich Stephen Heller nach Ruhe; der Künſtler, der es endlich, endlich dahin gebracht, ganz ſich und ſeiner Muſe zu leben, zu dichten und zu ſchaffen, wie es ihm behagte, war nicht gewillt, eine Führerſchaft anzunehmen, die ihn wieder in das Gewühl geſtürzt und vielleicht zerſtreut hätte. Er zog ſich in die Einſamkeit zurück und ſchuf jene Reihe herrlicher lyriſcher Werke, in denen er ſeit ungefähr zehn Jahren die ſo lange unterdrückte, tiefe, poetiſche Individualität ſo glänzend enthüllte. Bei Gelegenheit ſeiner Promenades d'un solitaire beſchreibt das Journal des Débats den Eremiten der Rue St. Georges: Heller se donne avec raison le titre de solitaire, car jamais ermite plus ermite n'a habité ce desert d'hommes qu'on nomme Paris. Er ſingt für ſich ſelbſt, er ſchreibt für ſich ſelbſt; er macht ſeine Muſik nach Muße, un peu partout, draußen, drinnen, in der Stadt, auf den Feldern, im Regen und im Sonnenſchein; er träumt drei Tage lang an ſeinem Kamin und er läuft auf's Land und vergißt heimzukehren; er iſt im Stande und ſetzt ſich an den Fuß einer Kletterſtange und glaubt im Schatten einer dichten Buche zu ſitzen, sub tegmine fagi; er bleibt vierundzwanzig Stunden ohne Nahrung und wird ſich wundern, was denn das Gekläff ſeines Magens bedeuten ſolle; wenn er eines Morgens eine Frau nähme, er würde Abends vergeſſen, daß er verheirathet ſei. In dieſer Beziehung iſt Heller der Lafontaine der Muſik.

Die Anweſenheit Ferdinand Hiller's in Paris, in den Wintern 1852 und 1853 war die letzte Verlockung, die ihn ſeiner Eremitage in der Rue St. George auf eine Zeit untreu machte. Hiller gehört zu Heller's alten Freunden, zu denen, die ihn anerkannten und liebten, noch ehe das Publicum viel von ihm wußte. Sein großes geſellſchaftliches Talent, ſeine perſönliche Liebenswürdigkeit und der Ruf, der ihm hierher vorausgegangen, erleichterten es Hiller, dem Fremden, einen Salon herzuſtellen, wie er nur noch der Tradition angehörte und wie er im jetzigen Momente gar nicht mehr exiſtirt. Mitglieder des Inſtituts, Künſtler jeden Faches, Berühmtheiten aller Nationen, ſchöne und geiſtreiche Frauen machten ſeine Soireen zu den intereſſanteſten von Paris. Die Muſik tödtete nicht die Converſation, die Converſation ließ der Sammlung, die zur Anhörung claſſiſcher Meiſterwerke nothwendig iſt, Raum genug. Dieſe Genüſſe und zugleich Hiller's löbliche Beſtrebungen, deutſche Werke auf die italieniſche Bühne zu bringen, lockten Heller wieder aus ſeiner Einſamkeit und wieder ſah man ihn, auch außer dem Salon Hiller's, in einem Kreiſe intimer Freunde. Dieſe verſammelten ſich damals meiſt nach der italieniſchen Vorſtellung im Café du Helder; da ſah ich ſie oft plaudernd, kritiſirend, ſcherzend: Heller, Hiller, Ernſt, Franck, Rakemann, die Maler Karl Müller und Wichmann, der leider ſo früh verſtorbene, talentvolle, liebenswürdige Künſtler, Eckert, jetziger Director des Kärnthnerthortheaters, Szarvady, die franzöſiſchen Maler Hebert und Ricard ꝛc. ꝛc. . . . Das Auftreten der ausgezeichneten Pianiſtin Wilhelmine Clauß beſiegte um jene Zeit auch Heller's Scheu vor Concerten. Neben dem herrlichen Spiel ſeiner eigenen Compoſitionen intereſſirte ihn die Kühnheit dieſes Kindes, das es wagte, nur mit gediegenſter und ernſthafteſter Muſik vor ein Pariſer Publicum zu treten und ſich deſſen rauſchenden Beifall trotzdem zu erringen. —

Der ſchöne Kreis aus dem Café du Helder iſt nach allen Weltgegenden verſprengt: Hiller iſt wieder in Cöln, wo er als Componiſt und Director des Conſervatoriums beſſer an ſeinem Platze iſt und Größeres leiſten kann und Heller iſt mehr als je der Eremit der Rue St. George geworden. Er brauchte nur zu wollen und ſeine Wohnung würde ſich mit Schülern füllen und er könnte Reichthümer erwerben. Aber er zieht es vor, im Stillen zu ſchaffen, und ſich, nachdem er endlich dieſe Möglichkeit errungen, in beſcheidenen Verhältniſſen ganz ſeinem Genius hinzugeben. Nun kommen ſie, die Verleger, von allen Seiten und machen ihm Anerbietungen und Keiner ſchreibt ihm mehr vor, was und wie er es zu machen habe, und Keiner ſagt ihm mehr, daß er zu gut ſei und daß man der Mode und dem Bedürfniſſe nachgeben müſſe — ſie wollen gern nehmen, was er ihnen immer gäbe. Nur ſachte! ſachte! — antwortet ihnen Heller — was wird, das wird — ich habe keine Fabrik und arbeite nicht auf Beſtellung.

So ſind mit Hilfe der Einſamkeit, jener Mutter der ſchönſten Schöpfungen, dieſe Werke entſtanden, die Stephen

Heller zum erſten Claviercomponiſten dieſer Zeit machen: Saltarello, Promenades d'un Solitaire, Traumbilder, Neue Folge der Promenaden, 24 Préludes, Blumen-, Frucht- und Dornenſtücke (alte Liebe roſtet nicht; der Jean Paulianer taucht wieder auf), Feuillets d'Album, 2 tarantelles, Im Walde, 5. Tarantelles, III. Sonate ꝛc.

Mit Hilfe dieſer und anderer Werke hat es der Tondichter heute ſo weit gebracht, daß die Muſiklehrer von Paris, um ihren edlen Geſchmack zu bekunden, ſich dadurch empfehlen, daß ſie vorzugsweiſe Heller ſpielen laſſen. Einer derſelben, Herr Le Couppey, gab vor Kurzem eine große muſikaliſche Matinée, in welcher ſeine Schüler und ausgebildete Künſtler nur Heller'ſche Muſik machten. Siebenzehn Heller'ſche kleinere und größere Stücke wurden executirt und mit jedem Stücke wurde der Beifall des zahlreichen Publicums größer, bis er in wahre Begeiſterung endete. Eine der ausübenden Künſtlerinnen war Mademoiſelle Rouget de Liſle, eine Nichte des Sängers der Marſeillaiſe.

So oft der Verfaſſer dieſer flüchtigen Skizze irgendwo ein Heller'ſches Stück ſpielen hört und in ihm der Wunſch erwacht, es vom Dichter ſelbſt zu hören — denn Niemand ſpielt die Heller'ſchen Compoſitionen ſo herrlich wie er ſelbſt — oder wenn er erfährt, daß Heller eine neue Dichtung bereit hat, wie z. B. jetzt die Eklogen, wandert er in die Rue St. George, in die ſtille, aber elegante Hofwohnung und trägt ſeine beſcheidene Bitte vor. Gütig legt Stephen Heller die Cigarre hin, weiſt mir einen bequemen und eleganten Fauteuil am Kamine an und ſetzt ſich an's Clavier. Die Flamme praſſelt; die Bilder Beethoven's, Mozart's, Haydn's, die Medaillons Mendelsſohn's, Hiller's, Berlioz' horchen ernſt von den Wänden; aus den Ecken von Poſtamenten und von der Cheminée blicken Barbedienne'ſche Bronzen der herrlichſten Antiken. Wie Maitre Wolfram im Bilde Lemüde's, das da vor mir hängt, ſitzt Heller am Clavier, das Zimmer füllt ſich mit Melodien, wie das Herz mit Träumen und Erinnerungen und ich begreife die edlen Formen, weil ich die Antiken vor mir habe, und den romantiſchen Inhalt, weil ich Maitre Wolfram ſehe und alle unendlichen Gefühle erwachen.

Und manche ſelig todte Stunde,
Gefühle, die ich todt geglaubt,
Erheben ſtill entzückt das Haupt
Und lauſchen . . .

Wie man bei gewiſſen Dichtern, z. B. bei Byron oder Lenau, gleich nach den erſten Verſen, bei gewiſſen Malern, z. B. bei Titian oder Giorgione, gleich beim erſten Anblick in eine gewiſſe Stimmung gebannt iſt, aus der man nicht mehr heraus will und nicht mehr heraus könnte — in der man untergehen möchte — ſo iſt man bei Heller'ſcher Muſik nach dem erſten Tacte in eine überwältigende Stimmung verſetzt. Es iſt das wohl das vorzüglichſte Kriterium einer ausgeſprochenen dichteriſchen Individualität.

Was nun aber die Individualität Stephen Heller's betrifft und die reine claſſiſche Form, in der ſie ſich ausſpricht und die trotz der Claſſicität überall den Stempel einer von allen andern verſchiedenen Perſönlichkeit trägt — darüber wollen wir uns kein Urtheil anmaßen. Wir haben blos einen Blick in die Entwicklungsgeſchichte eines echten und modernen Künſtlerlebens eröffnen wollen. Ueber die Verdienſte Stephen Heller's als Compoſiteur ſind beinahe die Acten geſchloſſen; hier dürfen wir uns nur auf Thatſachen berufen und die gewichtigſten Zeugenſchaften anführen. Stephen Heller's Muſik wurde die Muſik aller der bedeutendſten Virtuoſen, deren Repertoir ſich durch edle und geſchmackvolle Wahl auszeichnet, die den Titel „Künſtler" verdienen; ſie wurde die Lieblingsmuſik aller Liebhaber guter Schule; ſie wurde geliebt, wo ſie bekannt wurde. Die theoretiſche Anerkennung kam ihr von den größten Autoritäten unter den Zeitgenoſſen. Berlioz hat begeiſterte Artikel über ihn geſchrieben; Fetis, der Aeltere, hat zu wiederholten Malen mit allem Aufwande ſeiner Gelehrſamkeit bewieſen, daß Stephen Heller in den vorderſten Reihen der Zeitgenoſſen ſtehe; Robert Schumann, der den Meiſter im Anfänger erkannte, hat ſein Lebenlang nicht aufgehört, ihn auf ſeinem Wege zu der propezeihten Meiſterſchaft mit Intereſſe, mit Liebe zu begleiten und ſeine hohe Achtung vor deſſen Leiſtungen bei jeder Gelegenheit auszuſprechen. — Wir Publicum, wir haben nur das Recht, ihm unſere Liebe und Bewunderung ohne Motivirung auszuſprechen; uns rückhaltslos und ohne Unterſuchung den tief elegiſchen Wirkungen ſeiner Poeſien, ihrer Leidenſchaft wie ihrer wohlthuenden Melancholie hinzugeben.

Es ſcheint, daß der Biograph nicht mehr viel von äußern Erlebniſſen zu erzählen haben werde. Es ſieht ſo aus, als ob Stephen Heller mit ſeinem Schiffe ruhig im Hafen vor Anker liege. Während einer Krankheit hat er eine treffliche deutſche Familie aus Hamburg kennen gelernt; ſie kam ihm, dem einſamen Landsmann, mit großer Herzensgüte entgegen: es hat ſich ein intimes Freundſchaftsverhältniß entſponnen und Heller lebt in dieſer Familie wie in ſeiner eigenen. Die gemüthvolle Theilnahme, die ſo oft dem Deutſchen in Paris fehlt, findet er dort; die Ruhe und Zurückgezogenheit, deren er zum Schaffen bedarf, in ſeiner ſtillen Wohnung, einer echten, einfachen, aber mit Geſchmack und Schönheitsſinn ausgeſchmückten Künſtlerwohnung. So wurde ihm nach und nach Alles zu Theil, was ſein beſcheidener Künſtlergeiſt erſtrebte: Anerkennung der Beſten, Liebe und Freundſchaft und endlich Sammlung und nach Stürmen Ruhe. So wird Stephen Heller, der heute in vollſter Entwickelung ſeiner Kraft ſteht, gewiß noch Werke liefern, die eine mehr eingehende und rühmende Auseinanderſetzung ſeines Wirkens und Lebens rechtfertigen werden.

Was wir hier gegeben, iſt nur eine Silhouette; die ganze Phyſiognomie dieſes Charakterkopfes iſt eine ſolche, daß ein geſchickterer und beſſer ausgerüſteter Maler in ihr die Elemente zu einem hiſtoriſchen Porträt finden könnte und dermaleinſt gewiß finden wird. 1859.

Die Fürſtin Orſini.

Das märchenerzählende Großmütterlein, umgeben von ihren Enkeln, am Kamine oder auf der Ofenbank; die graulockige Matrone, die mit ihrer Weisheit und Erfahrung der jungen Generation in Leid und Freud beruhigend und rathend zur Seite ſteht, ſind poetiſche und würdige Geſtalten: das alte Weib, das klatſchſüchtige, das ſich in Alles miſcht, das der Jugend nicht Ade ſagen, und die Roſen der Wangen durch Schminke, die Liebe im Herzen durch gemeinen Ehrgeiz, durch Herrſchſucht erſetzt, iſt eine widerliche Erſcheinung — aber es iſt plauderhaft und wird ſo, wenn es zufällig auf hiſtoriſchem Boden geboren und aufgewachſen iſt, ohne es zu wollen, ſehr nützlich und eine gute hiſtoriſche Quelle. Ein ſolches altes Weib iſt in vieler Beziehung die Prinzeß Urſini, die bekannte, deren unveröffentlichte Briefe in einem dicken Bande mit einer Vorrede und mit Noten von Herrn Geffroy, Profeſſor in Bordeaux, verſehen, erſchienen ſind. Herr Geffroy ging vor einigen Jahren in einer wiſſenſchaftlichen Miſſion nach Schweden: die erſte Ausbeute dieſer Reiſe waren die höchſt intereſſanten Artikel über Schweden in ſeiner Feindſchaft und Allianz mit Frankreich während der Revolution und dem Empire; die zweite Ausbeute ſind dieſe Briefe. Er fand ſie im Stockholmer Archive, wohin ſie mit dem franzöſiſchen Geſandten, Duc de Noailles geriethen, an deſſen Familie die meiſten derſelben gerichtet waren; die andern, an die Schweſter der Urſini und an die franzöſiſchen Miniſter ꝛc. wußte ſich Herr Geffroy, zur Completirung der Correſpondenz, in Frankreich und in Italien zu verſchaffen. Er hat uns ſo eine Briefſammlung hergeſtellt, die, obwohl nicht ſo intereſſant, wie die vor mehreren Jahren erſchienene derſelben Frau, doch in das kleine und kleinliche Treiben der letzten Regierungszeit Ludwig's XIV. einen Blick thun läßt, wie ſelten ein ausführliches Geſchichtswerk. Es iſt das Leben ſelbſt und nicht die Abſtraction und das fabula docet dieſes Lebens. Die Prinzeß Urſini, geborne La Tremoille, zweimal verheirathet, erſt an einen Herzog von Talleyrand, dann an einen italieniſchen Herzog Bracciano, deſſen einen Titel, Orſini, ſie ſpäter annahm, war eine jener bezahlten Diplomatinnen und weiblichen Intriguanten, die Ludwig XIV. in den verſchiedenſten Ländern unterhielt und deren Nachahmung eine gewiſſe moderne Großmacht auch in neuerer Zeit an den verſchiedenſten Höfen verwendete. In dieſem Buche ſehen wir ſie zuerſt in Italien auftreten. Sie iſt in Rom als eine Art weiblicher Geſandte und ihre Inſtructionen lauteten dahin, den

Papſt, die Cardinäle, die einflußreichen Adligen von Oeſterreich abzuziehen und dem franzöſiſchen Cabinete zu werben. Da arbeitet ſie denn wie ein Weib: mit nervöſer Thätigkeit, mit Intriguen, mit Schmeichelei, mit Liebe, mit Weibern, mit Geiſt, mit Megärenthum, kurz mit allen möglichen moraliſchen und unmoraliſchen Mitteln. Einen Papſt zu machen, de faire un pape iſt ihr ein Kinderſpiel und da ſie zufällig abweſend iſt, als ein ſolcher gemacht werden ſoll, ſo ſchreibt ſie an ihre ebenfalls in Rom lebende Schweſter, die Herzogin von Lanti: on dit que vous pourrez faire un pape. J'en suis ravie — faites-en un avec monsieur; c'est une jolie occupation, comme celle de voir une girandole. — Man iſt mit ihrer Wirkſamkeit ſo zufrieden, daß man ſie zur Oberhofmeiſterin der neuen ſpaniſchen Königin, der dem Enkel Ludwig's, Philipp V. angetrauten Prinzeſſin von Savoyen ernennt. Es kommt viel darauf an, an dem neuen Hofe, der in Spanien keine Wurzel hat und in der Umgebung des jungen Königspaares geſcheidte Leute zu haben, die den Hof leiten und ihm rathen, wie er ſich einbürgere, die zugleich, wenn dieſer Hof zu ſpaniſch werden wollte, Frankreichs Intereſſen vertreten und nicht vergeſſen, daß Spanien fürderhin nur eine Dependenz von Frankreich, von Verſailles ſein ſolle.

Damit beginnt die große Epoche der Urſini oder Orſini, die ſie berühmt gemacht und dieſe große Epoche fällt mit ihren ſechziger Jahren zuſammen, was in ihrer Laufbahn gewiß nicht das mindeſt Merkwürdige iſt. Aber es war die Zeit der alten Weiber. Die Maintenon war ja ſelber alt und ſie unterſtützte nur Altersgenoſſen; die Jugend mit ihren manchmal idealen, oft friſchen und geſunden „Aſpirationen“ konnte man an dem veralteten, deſpotiſchen und bigott gewordenen Hofe von Verſailles nicht brauchen; der König war alt, Madame de Maintenon war alt, da war es förmlich eine Schande, wenn nicht eine verbrecheriſche Frechheit, jung zu ſein. Als Ludwig XIV. einmal einen grammatikaliſchen Fehler machte, wurde der grammatikaliſche Fehler ſogleich als Regel angenommen; als er ſich einmal über den Verluſt ſeiner Zähne beklagte, rief ein Hofmann: „Mein Gott, wer hat denn Zähne? Es gibt keine Zähne!“ —

Es war natürlich, daß an einem ſolchen alten Hofe nur alte Weiber zur Geltung kommen konnten und daran iſt vielleicht die junge und geiſtreiche Duchesse de Bougogne zu Grunde gegangen. — Das hat die ganze damalige Jugend in eine Heimlichkeit getrieben, in der ſich berechtigte, jugendliche Triebe zu Laſtern ausbildeten, die dann, nach dem Tode Ludwig's, unter der Regentſchaft plötzlich ſo üppig wie ein Wald aus dem devoten Boden hervorwuchſen und Frankreich erfüllten.

Die Prinzeß Urſini verſtand ſich auf die Aufgabe, die ihr in der Nähe des jungen Königspaares von Verſailles aus geſtellt wurde: ſie ſollte die junge Regentin und ihre ganze Umgebung gewinnen: mit einem Herzen, in dem faſt nur noch Ehrgeiz und Herrſchſucht übrig blieben, war ihr das leichter, als es ihr in frühern Zeiten mit all ihrer Schönheit und aller Coketterie geweſen wäre — um ſo leichter, als ſie vor Nichts zurückſchreckte, um ſich in die intimſte Intimität des königlichen Ehepaars einzuſchleichen. Es iſt höchſt intereſſant zu ſehen, zu welcher Lakaienhaftigkeit der hohe Adel unter Ludwig XIV. herabgeſunken war; wie knechtiſch und niedrig er ſich gegen die Herrſcher benimmt, während er dem Volke mehr Ausſchließlichkeit und unverſchämte Herrſchſucht zeigt, als je. Die Prinzeſſin Orſini macht ſich zur niedrigſten Magd, um nur immer in der Nähe des Königs Philipp oder ſeiner Königin zu ſein. Gleich bei ihrem Eintritt in Spanien, da ſie eben erſt die Prinzeſſin von Savoyen dem Könige zugeführt, ſchreibt ſie von Barcelona aus (12. December 1701) an die Herzogin von Noailles:

„Ich habe nicht die geringſte Ruhe und nicht einmal Zeit, mit meinem Secretär zu ſprechen. Es iſt nicht mehr die Rede davon, nach dem Eſſen auszuruhen oder zu eſſen, wenn ich hungrig bin. Ich bin überglücklich, wenn ich im Laufen Etwas zu mir nehmen kann und noch geſchieht es nicht ſelten, daß man mich im Moment, da ich mich zu Tiſche ſetzen will, abruft. Wahrhaftig, Madame de Maintenon würde ſehr lachen, wenn ſie alle Einzelheiten meines

Amtes kennte. Sagen Sie ihr, daß ich es bin, die die Ehre hat, dem König von Spanien den Schlafrock abzunehmen, wenn er ſich zu Bette legt und ihm Schlafrock und Pantoffel zu reichen, wenn er ſich erhebt. Der König würde nicht aufſtehen, wenn ich nicht ſeinen Vorhang aufzöge und es wäre ein sacrilège, wenn ein Anderer in der Königin Schlafzimmer träte, ſo lange ſie zu Bette ſind. Unlängſt war die Lampe erloſchen, weil ich ſie halb verſchüttet hatte; ich wußte nicht, wo die Fenſter waren, da wir an jenem Orte in der Nacht ankamen und ich ſie nicht offen geſehen hatte; ich zerſtieß mir die Naſe an der Wand und wir, der König von Spanien und ich, ſtießen, indem wir ſie ſuchten, eine Viertelſtunde lang gegeneinander. Trotz des Galeerenſclavenlebens, das ich führe, befinde ich mich gut" ꝛc.

Dieſes Galeerenſclavenleben trägt ſeine Früchte. Noch von Barcelona aus ſchreibt die Fürſtin in einem andern Briefe:

„Die Gunſt der Königin wächſt für mich von Tage zu Tage und ich weiß faſt nicht mehr, welche der beiden Majeſtäten mir die Ehre erzeigt, mich mehr zu lieben. Dieſes würde mir ſehr ſchmeicheln, wenn ich mich des Gedankens entſchlagen könnte, daß die Könige gemacht ſind, um geliebt zu werden, daß ſie aber im Grunde ihres Herzens nie Etwas lieben. Da mir in dieſer Beziehung noch keine andere Anſicht beigebracht worden, ſo würde ich Ihnen nicht zu glauben rathen, daß ſich der König von Spanien viel um die Perſonen kümmere, die ihm in Frankreich näher ſtanden. Sie haben mir Eine genannt, die, ich verſichere Sie, nicht ſo privilegirt iſt, als Sie ſich einbilden mögen. Wenigſtens ſcheint es mir, daß Se. Majeſtät ſie nicht genug liebe, um die Andern eiferſüchtig zu machen. Dieſe großen Fürſten wären unglücklich, wenn ſie Gott anders gemacht hätte. Wir ſind in Verzweiflung, wenn wir einen Freund verlieren; welch ein Leben würden ſie führen, wenn ſie, die täglich unzählige in ihrem Dienſt eifrige Unterthanen verlieren, ſo gefühlvoll wären wie wir? Man muß ſich alſo damit begnügen, wenn ſie nur den Namen der Leute nicht vergeſſen, die ihnen nicht mehr nützlich ſind, und ſich ihnen als ſehr verbunden erachten, wenn man von ihnen nach langem Bitten eine Gnade erlangt."

In Madrid angekommen, ſitzt ſie bereits ſo feſt im Sattel, daß ſich Miniſter, Geſandte, Granden mit allen Angelegenheiten an ſie wenden. Der König kann ohne ſie auch nicht den geringſten Entſchluß faſſen. Sie theilt Würden und Aemter aus; ſie verſchenkt das Goldne Vließ; ſie bereichert ihre Günſtlinge Orry, d'Aubigny ꝛc., mit denen ſie in einem mehr oder weniger moraliſchen Verhältniſſe lebt. Orry, der Finanzmann, bleibt Armeelieferant, obwohl er der Armee von Eſtremadura pappendeckelne Stiefel liefert, denn er verſteht es, ihr Geld zu verſchaffen, und alle Beſtechungen und Aemterverkäufe gehen durch ſeine

Hand. Cardinäle, franzöſiſche Geſandte, Miniſter, die ſie geniren, werden aus dem Geheimen Rathe entfernt; nur alte und ſchwache Leute, die nur noch zu einem Ja den Kopf bewegen können, und junge, abhängige Creaturen werden hineingebracht. Selbſt dieſe wiſſen nicht von Allem, was vorgeht; aus dem Schlafzimmer der Königin kommen Decrete, Ernennungen, Geſetze, organiſche Umgeſtaltungen zum größten Erſtaunen der Miniſter fix und fertig hervor. Die Prinzeſſin Orſini regiert ſo unumſchränkt als möglich, als man unter einem Philipp V. und in Spanien regieren konnte. Die Spanier hat ſie auf ihrer Seite, weil ſie mit feinem Tact dem Nationalgefühl ſchmeichelt und oft für ſie gegen die Franzoſen Partei nimmt, welche nach ihrer Art Alles franzöſiſch behandeln wollen und für das Fremde und Nationale keinen Sinn haben. Man verzeiht ihr, daß ſie ſich die Stellen bezahlen läßt, denn ſie handelt mit Spaniern; ſie zieht dieſe aus Politik vor, weil ſie zahlen, während die Franzoſen als Eroberer Alles umſonſt haben wollen und als Glücksritter ohne Geld nach Spanien kommen. — Von Verſailles aus wird ſie unterſtützt und gehalten, weil Madame de Maintenon durch ſie auch in Spanien regieren will und weil dieſe ſich einbildet, es wirklich zu thun; die Fürſtin ſchreibt ihr ſo unterthänige Briefe, fragt ſie ſo beſcheiden um Rath und heuchelt, ohne ſie nicht fertig werden, nicht beſtehen zu können. Auch alle an die Marſchallin Noailles gerichteten Briefe ſind voll des Lobes, der Bewunderung, der Anbetung für die geheim angetraute Gattin Ludwig's XIV., da die Fürſtin weiß, daß die Marſchallin Noailles ihre Briefe bei Hofe verlieſt. Madame de Maintenon findet außerdem ihre Rechnung dabei, die Fürſtin in Spanien zu befeſtigen, da ihr dieſe mit ihrem Geiſte, mit ihrer Gewalt der Intrigue in Frankreich gefährlich werden könnte. So iſt es dieſer möglich, nach und nach alle Capacitäten zu beſeitigen, die ihren Einfluß theilen oder beeinträchtigen können. Die beiden d'Eſtrée, Cardinal und Abbé, obwohl Beide mit großen Vollmachten von Ludwig nach Spanien geſchickt, obwohl Beide zu einem thätigen Eingreifen in die Politik und die Geſchäfte Spaniens gewiſſermaßen berechtigt, da ſie das famoſe Teſtament Karl's II. mit fabriciren halfen und Philipp ihnen zum Theil den Thron verdankt, werden auf dieſe Weiſe für einige Zeit in den Hintergrund gedrängt, denn ſie befolgen eine rein franzöſiſche Politik und haben viel zu viel Geiſt und Recht, an den Geſchäften Theil zu nehmen, als daß ſie die Prinzeſſin Orſini lange dulden könnte. Sie wüthen, ſie ſchreiben Denunciationen nach Verſailles — umſonſt — Madame de Maintenon und die Orſini ſind mächtiger. Aber dieſe Letztere hat es doch am Ende mit einem Abbé und einem Cardinal zu thun; deren Philippiken wirken gegen die Orſini um ſo mehr, als in den Complicationen des Succeſſionskrieges Frankreich in Spanien vollkommen freie Hand haben will und in dieſer

Beziehung die Politik der d'Eſtrée in Verſailles angenehmer iſt, als die der Fürſtin. Im Jahre 1704 fällt ſie in Ungnade; der Marſchall Berwick, der bekannte Baſtard Jacob's II. und Neffe Churchill-Marlborough's, iſt beauftragt, die Entfernung der Orſini aus Spanien zu beſchleunigen. Ludwig XIV. ſelbſt ſchreibt ihm: „Wenn der König (Philipp) durch die Thränen der Königin gerührt wird, ſo ſagen Sie ihm, daß ich mich erſt nach reiflicher Ueberlegung und Berückſichtigung ſeines Vortheils entſchloſſen habe.“ — Plötzlich ſehen wir die Prinzeſſin Orſini auf der Reiſe und in Vittoria, woher ſie ſchreibt: „Endlich hat die Lüge über die Wahrheit geſiegt“ ꝛc.

Das einzelne Ereigniß, welches das Maß der Orſini voll gemacht und ihren Sturz beſchleunigte, erzählt uns der Herzog von Saint-Simon in ſeinen „Additions“ zu Dangeau: „Wie mächtig auch die Fürſtin geweſen, die Depeſchen des Abbé d'Eſtrée beunruhigten ſie doch, beſonders als der Cardinal an unſerm Hofe (in Verſailles) eintraf, und in dieſer Unruhe wollte ſie ſich ſelbſt über ihre Lage aufklären. Herr von Louvois und ſeine Nachfolger haben alle Höfe das gefährliche Geheimniß gelehrt, die Briefe in einem Augenblick zu öffnen und zu ſchließen, ohne daß eine Spur zurückbleibt und dieſer abſcheuliche Mißbrauch hat ſeitdem nur zugenommen. Madame des Urſins bediente ſich deſſen und benutzte es ſo viel ſie konnte, bis ſie endlich ein Wort, daß ſie in einem Briefe des Abbé d'Eſtrée an den König fand, ſo ſehr in Zorn verſetzte, daß ſie die tollſte Unklugheit beging."

„Sie hatte ſeit mehreren Jahren den Sohn des Procureurs des Châtelet von Paris, welcher ſtufenweiſe ihr Stallmeiſter, ihr Geheimſecretär, ihr Intendant und der Vertraute in allen Dingen wurde (ſie gab ihn auch für ihren Couſin aus). — Er verfügte bei ihr über Alles, ſelbſt über ihre Perſon, und machte kein Geheimniß daraus...... In der an den König gerichteten Depeſche des Abbé d'Eſtrée alſo war eine ſtarke Stelle über ihn, über ſeinen Einfluß, über ſeine allſeitigen Geſchäfte, über den Umſtand, daß er der einzige Mann ſei, der im Palaſt ſchlafe und über das Gerücht, daß die Fürſtin und er verheirathet ſeien, nachdem alles dazu Gehörige zu verſtehen gegeben worden. Dieſes letzte Wort „verheirathet" konnte der Hochmuth der Fürſtin nicht verdauen. Sie nahm die Feder, ſchrieb eigenhändig zur Seite an den Rand nur die drei Worte: pour mariés, non (verheirathet, nein), ſchloß die Depeſche wie ſie war und ſchickte ſie ab. Niemand war mehr erſtaunt, als der König und ſeine Miniſter — denn dieſe Briefe der Geſandten wurden vollſtändig im Staatsrath geleſen — als ſie dieſen überraſchenden Beiſatz ſahen. Im erſten Moment lachten der König und ſeine Miniſter, daß ſie nur der Heirath widerſprach und daß ſie über Alles, was die Heirath vorausſetzen ließ, leicht hinwegging, aber nachdem man gelacht hatte, verweilte man bei der

Kühnheit, eine Depeſche des Geſandten an den König zu öffnen und es noch ſelbſt durch die Frechheit des Beiſatzes zu beweiſen. Der König war darüber ſehr aufgebracht und es ſchien, daß dieſe Geſchichte, die Madame de Orſini für einige Zeit zu Grunde richtete, ſie für immer verderben müſſe.“

Madame des Urſins iſt nicht die Perſon, die ſich pour si peu aufgibt. Sie hat die Süßigkeit des Regierens gekoſtet; man kann ſicher ſein, daß ſie das Ihrige thun werde, um ſobald als möglich wieder am Ruder zu ſein. Während ſie von ihrer verfolgten Unſchuld, von der Infamie der Hofleute, die ſie anekle, von ihrem hohen Alter, ihrer Müdigkeit, ihrer Sehnſucht nach Ruhe ſpricht; während ſie ſich allerunterthänigſt dem Willen Ludwig's fügt, der ſie nicht in Verſailles zu ſehen wünſcht, und von einem neuen Aufenthalte in Italien ſchwärmt, bleibt ſie auf halbem Wege zwiſchen beiden Höfen, in Toulouſe ſitzen — in Toulouſe, einer ſo unſchuldigen Stadt, einem ſo inoffenſiven Punkte. Aber für ſie iſt Toulouſe ein mit Weisheit auserwählter ſtrategiſcher Punkt; gleich nahe von Madrid und Verſailles bearbeitet ſie zu gleicher Zeit von hier aus die alten Weiber des franzöſiſchen Hofes und erweckt ſie durch zärtliche Briefe die Sehnſucht nach ihr in der Bruſt der Königin des ſpaniſchen Hofes. Am 30. December 1704 ſchreibt ſie bereits von Orleans aus; ſie befindet ſich auf der Reiſe nach Paris. Der König, von allen Weibern des Hofes beſtürmt, hat das große Wort geſprochen: Madame des Urſins darf ſich der Sonne nähern. Er hat keine Ahnung davon, daß dieſe einfache Erlaubniß für die alte Politikerin ſo viel bedeute, als Rückkehr und Aufnahme der Herrſchaft in Spanien. Sie weiß das ſehr wohl, doch erſcheint ſie in Paris und endlich in Verſailles mit der niedergeſchlagenen Miene einer im Abgrunde der Ungnade liegenden Unglücklichen, mit der Demuth eines in ſein Schickſal ergebnen Opfers. Alle ihre Freunde, Diener und Anhänger haben den geheimen Auftrag, dieſelbe Miene anzunehmen und den bereits errungenen Triumph ja durch keinen Blick zu verrathen. Der ganze Hof weiß, was die Ankunft der Prinzeſſin Orſini zu bedeuten habe. Man leſe nur Saint Simon und die Beſchreibung der Kriecherei, deren Gegenſtand die ſiebzigjährige Frau wurde. Leute, die ſich nie um ſie gekümmert, verlangen, daß man ſie als Freunde der hohen Frau wegen ihrer Ankunft beglückwünſche — und wie arg wird es erſt, als Madame des Urſins ſtundenlang mit Madame de Maintenon, oder mit dem König, oder mit beiden zugleich eingeſchloſſen iſt — und endlich als Madame des Urſins auf einem Hofball mit einem Mops auf dem Arm — unerhört — mit einem Mops auf dem Arm erſcheint und der König dieſen Mops ſogar ſtreichelt. Der Mops einmal geſtreichelt, hat die Verehrung, die Anbetung, die Vergötterung der Prinzeſſin keine Grenzen mehr. Saint Simon ſagt, der Mops ſei das Symbol der Gunſt und Gnade geworden; man habe Madame Orſini behandelt, wie eine Königin von England; man ſei an die ſchönſten Zeiten der Königin Mutter erinnert worden. Nicht allein die Hofdamen höchſten Ranges und die höchſten Würdenträger, ſelbſt die Prinzeſſinnen des königlichen Hauſes lagen vor ihr auf dem Angeſichte, horchten auf jedes ihrer Worte, belauſchten jede ihrer Geberden. Es iſt aber auch wahr, daß ſie eine Anmuth, eine Feinheit, eine Lebendigkeit des Geiſtes entfaltete, welche, nach Saint-Simon, ſchon damals der guten alten Zeit angehörten. —

Kurz nach ihrer Ankunft in Verſailles war es entſchieden, daß ſie in Spanien rehabilitirt werde; trotzdem blieb die Fürſtin und verzögerte ihre Abreiſe bis Juni 1705. Madame de Maintenon hatte eine ſo delicate Geſundheit; warum ſollte ſie Madame des Urſins nicht erſetzen können? Es iſt am Ende doch ſchöner, in Frankreich zu regieren, als in Spanien, das ihr dann doch nicht entgangen wäre. Aber der Erzbiſchof von Aix öffnete ihr die Augen über ihre zu ſanguiniſche Selbſttäuſchung; er macht ſie darauf aufmerkſam, daß ſie die Eiferſucht der Madame de Maintenon reizen könnte — dann wäre Alles verloren. Indeſſen trug die Zögerung doch ihre guten Früchte; am ſpaniſchen Hofe ging es drunter und drüber; der ſchwachſinnige König und die eigenſinnige Königin hatten alle Angelegenheiten ſo verwirrt, daß dieſer Hof einem Irrenhauſe glich; Madame des Urſins wurde wie eine Erlöſerin erwartet. Da in Spanien alle conſtituirenden Gewalten ſo weit unterdrückt waren, daß Alles und Jedes vom Hofe abhing, war es von höchſter Wichtigkeit, daß dieſer Hof eine Perſönlichkeit beſitze. Madama des Urſins wurde gedrängt; da trat ſie auf und machte ihre Bedingungen. Im Zimmer der Maintenon, in Marly, wurde zwiſchen ihr und dem König ein förmlicher Vertrag abgeſchloſſen und die bedeutendſten Artikel dieſes Vertrages beſagten ungefähr Folgendes: „In Verſailles werden alle auf die Adminiſtration der Fürſtin Orſini bezüglichen Berichte, Correſpondenzen, Verleumdungen, Entſtellungen ꝛc. vollkommen unberückſichtigt bleiben. Die Fürſtin wird ſich in Madrid um keine von den Miniſtern oder andern Perſonen im Namen des Königs ausgehende Empfehlung oder Anweiſung kümmern, ſelbſt wenn dieſe vom Könige autoriſirt wären; anders ſoll es ſich mit den Empfehlungen verhalten, die ihr unmittelbar vom Könige zugingen; der König bewilligt ihr einen neuen Jahrgehalt; die Fürſtin kann nach Belieben die Perſonen wählen, mit denen ſie zu regieren gedenke: ſie wird nicht mehr den Titel Oberſthofmeiſterin führen, weil ſie dieſes Amt zu ſehr von den öffentlichen Geſchäften abziehe.“

Sind das nicht Bedingungen, wie ſie der Friedländer bei Uebernahme des Commandos dem Kaiſer vorſchrieb? — nur mit dem Unterſchied, daß ſie von einer alten, in der Intrigue erfahrenen Frau und nicht von einem großen Feldherrn ausgeben. Aber der Charakter der letzten Regierungsjahre des großen Königs war der Art, daß die alten Intriguantinnen beſſer am Platze, mächtiger, brauchbarer und dem ganzen Zuſtande homogener waren als irgend ein bedeutender Mann. Es iſt mit jenen Bedingungen noch nicht genug. Madame des Urſins konnte einen geiſtreichen, thätigen, ſelbſtſchöpferiſchen Geſandten, wie d'Eſtrée geweſen, wie es in dieſem Augenblicke zum Theil Gramont war, an ihrer Seite nicht brauchen; ſie wählte ſich ſelbſt einen Geſandten in der Perſon des unbedeutenden, gutmüthigen und gedankenloſen Amelot, der ſie in Nichts geniren wird. Wohl aber braucht ſie einen geriebnen Intriguanten und Finanzmann, der ihr ganz ergeben ſei, und ihre Creatur, der berüchtigte Orry, der Spanien hatte mit Schimpf und Schande verlaſſen müſſen, über dem in Paris ein ſehr gefährlicher Proceß hängt, kehrt triumphirend nach Spanien zurück und übernimmt einen Theil des Finanzweſens und die Lieferungen. Die Zuſammenſetzung des ſpaniſchen Hofes, ſo wie die ganze Verwaltung von Madrid wird nach ihrer Angabe über den Haufen geworfen und umgeſtaltet; alle ihr unangenehmen Perſönlichkeiten werden entfernt, manche in's Gefängniß geworfen.

So ausgerüſtet, kehrt ſie mächtiger und ſicherer als je nach Spanien zurück. Ihre Reiſe iſt ein Triumphzug; überall empfangen ſie die Behörden wie eine große, officielle

Perſon, auf ſpaniſchem Boden beinah wie eine regierende Fürſtin. Der Mercure Galant, eine damals vielgeleſene Zeitſchrift, wird nicht fertig mit Beſchreibung der Ehren und Feſtlichkeiten, die ſie überall empfangen und die größer und pomphafter wurden, je mehr ſie ſich der Hauptſtadt näherte. Ueberall kamen ihr Perſonen höchſten Standes, ſelbſt Granden entgegen, um ſie zu begrüßen und ſich ihrem Triumphzuge anzuſchließen, der nach und nach unendlich wird. „Tanz, Spiele, Stiergefechte, Feuerwerke, Artillerieſalven begrüßten ſie überall. Ihr Weg war, ohne Uebertreibung, überall von Blumen bedeckt; man ſtreute ſie mit vollen Händen aus.“ Und nicht nur der Adel, ſelbſt das niedere Volk betheiligte ſich mit ganzem Herzen bei dieſer Feier der Fürſtin.

Dieſer letzte Zuſatz des Mercure Galant iſt intereſſant. Was hatte das Volk mit der alten Hofdame, mit der Intriguantin, mit der Freundin des Betrügers und Blutſaugers Orry zu thun? Es iſt nicht zu leugnen, daß die Freudenbezeugungen des Volkes aufrichtig und nicht commandirt waren und das hatte ſeine wohlbegründeten Urſachen. Die Prinzeſſin Orſini war populär und ſie verdiente es zu ſein, wenigſtens bis zu einem gewiſſen Grade. Wir haben es ſchon erwähnt, daß ſie das große Verdienſt hatte, eine Partei gebildet zu haben, welche die Anmaßungen des franzöſiſchen Charakters und der franzöſiſchen Glücksritterſchaft zu beſchränken ſuchte; ſie hatte außerdem in den Augen des Volks das noch größere Verdienſt, das junge Königspaar ſo viel als möglich zu hiſpaniſiren. Die Königin, den Rath der Orſini befolgend, machte alle kirchlichen Ceremonien mit und unternahm alle Pilgerfahrten, die als heilige Pflicht einer Königin von Spanien betrachtet wurden; der König und der Hof mußten ſpaniſch ſprechen, ihre Tracht ſpaniſch modificiren und den Stiergefechten beiwohnen. — Nur die Aute da fés wollte Philipp V. nicht mitanſehen und das ſpaniſche Volk war damals ſehr geneigt, ihm dieſe Abweichung von der altſpaniſchen Königsſitte zu verzeihen. Dies führt uns auch auf eine andere und größere That der allmächtigen Gouvernante Spaniens, die, wenn auch nicht ausgeführt, doch groß beabſichtigt war und die alte Gouverante in unſern Augen plötzlich um ein Bedeutendes größer erſcheinen läßt: wir meinen ihren kühnen Angriff auf die Inquiſition.

Man darf nicht vergeſſen, daß Madame des Urſins mit ihren alten Jahren bereits in das Zeitalter Voltaire's hineinragt. In ihr ſtak bereits jene Aufklärung und Aufklärerei, die das ganze achtzehnte Jahrhundert kennzeichnete und die, was die Regierenden betrifft, in Friedrich, Joſeph, Katharinen mehr oder weniger ſchöne und ausgebildete Blüthen trieb. Bat doch gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts ein türkiſcher Sultan Ludwig XVI. um Aufklärung über die Aufklärung, warum ſollte zu Anfang deſſelben Jahrhunderts die Aufklärung nicht ſchon in einer geiſtreichen Franzöſin eine Vertreterin gefunden haben. In der That bemerken wir in allen Briefen, in allen Handlungen der Orſini Nichts von jenem düſtern, bigotten Geiſte, den Madame de Maintenon und der Père Lachaiſe am Hofe des alten Ludwig einführten, der den Widerruf des Edicts von Nantes, die Dragonnaden und den Camiſardenkrieg zu Stande brachte. In keinem ihrer Briefe, ſelbſt wenn ſie an die heuchleriſche Maintenon ſchreibt, geht ſie auf dieſen herrſchenden Geiſt ein.

Als Philipp V. zur Regierung kam, machte ein Inquiſitionsproceß gegen den Mönch Froilan Diaz, den der Großinquiſitor Mendoza beſchuldigte, den verſtorbenen König Karl II. im Intereſſe Oeſterreichs quaſi behext zu haben, großes Aufſehen. Die Prinzeſſin Orſini, die eine vom Staate gänzlich unabhängige, ſo mächtige Inſtitution, wie die Inquiſition war, als Politikerin nicht dulden, als aufgeklärtes Weib nicht vertrauen konnte, benutzte die durch den Proceß aufgeregte Stimmung, um eine neue Gährung in die Gemüther zu werfen. Zum erſtenmal ſeit Jahrhunderten wurde in Spanien die öffentliche Meinung in's Spiel gezogen, zum erſtenmal zu dieſem Zweck ein Mittel gewählt, das, unter den gegebenen Verhältniſſen, eben ſo kühn und genial als neu war. Madame des Urſins bedient ſich zweier geiſtreichen und eifrigen Publiciſten, der Herren Macanaz und Camprillo, um die Exiſtenz der Inquiſition öffentlich in Frage zu ſtellen und zu allgemeiner

Discuſſion zu bringen. So geſchah das Unerhörte, das Unglaubliche, daß in den Straßen von Madrid über alle Unzuläſſigkeiten, über alle Anmaßungen, Rechtsverletzungen und Grauſamkeiten deſſelben heiligen Tribunals Reden gehalten wurden, welches man kurze Zeit vorher ſelbſt in Familienkreiſen nicht zu nennen gewagt hatte. Man hegte keine andere Abſicht, als die Inquiſition gänzlich zu unterdrücken. Wozu? ſagte man, ein ſolches Ausnahmsgericht? Sarazenen und Juden gibt es nicht mehr in Spanien; wer ein Verbrechen gegen die Religion begeht, kann vor die gewöhnlichen Gerichte geſtellt werden. Dieſer Zweck wurde zwar nicht erreicht; aber die Magiſtrate, welche als unbequem und zu freiſinnig durch die Inquiſition abgeſetzt worden, erhielten ihre Stellen wieder, der Großinquiſitor, Erzbiſchof Mendoza, mußte ſich als unter dem Geſetze ſtehend bekennen; Fray Freilan Diaz wurde dem Kerker entriſſen und rehabilitirt. Dieſen großen Erfolg und das große Glück, „daß der ſchauerlichen Nacht nun wenigſtens eine Dämmerung folgte,“ ſchreibt der ſpaniſche Geſchichtsſchreiber Ferrer del Rio vorzugsweiſe dem Muthe und der Weisheit der „Gouvernante Spaniens“ zu.

Das Volk wußte alſo, was es that, als es die Fürſtin wie eine Erlöſerin empfing, und dieſe wußte, was damals ſo wenige unter den Regierenden wußten, welche Macht und welche Mittel die öffentliche Meinung lieferte. Auf dieſe nicht weniger als auf die Gunſt des Königspaars und auf den Vertrag von Marly geſtützt, beginnt ſie eine neue Laufbahn mit doppeltem Glanze.

Trotzdem ſie es ſich im Vertrage von Marly ausbedungen, nicht mehr als Oberſthofmeiſterin zu fungiren, da ſie dieſes Amt von den „Geſchäften“ abziehe, muß ſie doch wieder dieſen Titel und dieſes Amt annehmen, denn Philipp V. und Marie Louiſe von Savoyen können ohne ſie nicht leben. Aber es kommt auf Titel, Stellung, Privilegien, Gnade und Gunſt gar nicht mehr an; ihre Beſchäftigung, ihr Wirkungskreis können nicht mehr genau beſtimmt werden: Madame des Urſins iſt Alles! In ihrer Perſon vereinigen ſich alle Miniſterien und der Staatsrath und die ganze Königsgewalt. In der That ſchlägt ſie nun in ihren Briefen einen ganz andern Ton an. Sie ſchreibt wie ein erſter Miniſter. Chamillart, Ludwig's XIV. Staatsſecretär, erſcheint nur wie ihr Premiercommis; ihre alte Freundin, Marſchallin von Noailles, ehemals ihre Beſchützerin am Hofe von Verſailles und bei der Maintenon, wird nun ſelbſt protegirt; die Orſini leiſtet ihr Dienſte, befördert ihre Söhne und Schwiegerſöhne und ſagt ihr manchmal ein hartes Wort. Selbſt gegen die Maintenon führt ſie eine veränderte Sprache; ſie iſt empfindlich mit ihr, ſie macht ſich manchmal über ſie luſtig; ſie zeigt ihr ſogar die Zähne. Aber man muß geſtehen, daß die ſiebzigjährige Dame in ihrer erbärmlichen Umgebung, in ihrem armſeligen Zeitalter es verdient, eine ſolche imponirende Stellung einzunehmen und daß die Achtung vor ihrem Geiſte, vor ihrer Thatkraft, Ausdauer und Unerſchrockenheit mit ihrem Alter wachſen müſſe und mit jedem Schritte zunimmt, je weiter man ſie in ihrer Correſpondenz und in ihrer Thätigkeit begleitet. Sie überſchaut fortwährend die ganze, furchtbar verwickelte Lage Europa's; ſie leitet die ganze ihr zugängliche Diplomatie und Strategie; ſie iſt unerſchöpflich, wo es ſich darum handelt, neue Hülfsmittel des Angriffs oder der Vertheidigung herbeizuſchaffen. Sie ſchreibt vor, wie die Truppen marſchiren, wie die verſchiedenſten Feldzüge miteinander combinirt, wie in Spanien und Frankreich Geld gemacht werden ſolle; wie man die alliirten Feinde unter einander entzweien, wie man neue Bundesgenoſſen werben müſſe. Bei all dem achtet ſie darauf, daß der König, der ſchief gewachſen iſt, ſich grade halte, daß ſich König und Königin nicht langweilen und ſich auf anſtändige und gebildete Weiſe die Zeit vertreiben. Sie richtet Leſeabende ein und läßt Muſik machen, beſonders Muſik von Domenico Scarlatti, den ſie, zur Ehre ihres Geſchmackes ſei es geſagt, ſehr liebt, und deſſen Werke ſie in weite Ferne empfiehlt, als würdig, die ſchlechte franzöſiſche Muſik zu verdrängen. Sogar für die Kleidung der Königin ſorgt ſie, und wegen einer neuen Faſſung der Diamanten ſchreibt ſie unzählige Briefe nach Paris, in denen ſie wie ein Juwelier ſpricht. Natürlich fängt man einer ſo wunderbaren und thätigen Frau gegenüber zu glauben an, daß ſie Alles vermöge und macht man ſie für Alles verantwortlich. Von Verſailles aus ſchreibt man ihr, daß man ſich an ſie halten werde, wenn die Königin nicht bald guter Hoffnung ſei und der König, als endlich die gute Hoffnung da iſt, will von ihr wiſſen, ob es ein Knabe oder ein Mädchen ſein werde.

Es iſt natürlich, daß man Alles von ihr erwartet, denn ſie hat das Ungeheuerſte gethan: ſie hat in dem für Spanien unglückſeligen Jahre 1706, nachdem Franzoſen und Spanier auf allen Punkten geſchlagen waren und der Erzherzog Madrid bedrohte, den dummen, indolenten, weichen Philipp zu einem General gemacht und ihn an die Spitze ſeiner Armee geſtellt. Nach ſolcher That ſcheint das Große, das ſie kurz darauf durchgeführt, nur ſehr klein.

Saragoſſa, Cartagena ꝛc. ſind gefallen; der Feind rückt von allen Seiten auf die Hauptſtadt los; die Königin mit Madame des Urſins flüchtet nach Burgos; faſt ohne Dienerſchaft, denn man hat das Geld nicht mehr, um eine ſolche zu bezahlen; ja, man hat kaum zu eſſen und man wohnt in einem Hauſe, das nach der Beſchreibung der Fürſtin, nicht viel beſſer iſt als eine Ruine. Der König ſchreibt, man ſoll die Diamanten nach Frankreich ſchicken und ſo gut als möglich verkaufen. All das würde die Orſini wenig betrüben; ſie lacht über die Unbequemlichkeiten und Mühſale; was ſie betrübt, iſt, daß der König nicht einen Pfennig hat, um ſeine Truppen zu beſolden und daß dieſe demnächſt auseinanderlaufen werden. Dann Ade, Spanien! Alle Teſtamentsintriguen und Fälſchungen, alle Mühe und Arbeit der letzten ſechs Jahre verloren. Die alte Fürſtin ſetzt ſich in Bewegung, ſie ſchreibt Briefe, ſie hält Reden, ſie arbeitet Tag und Nacht — und ſiehe da, das Königreich Altcaſtilien und die Städte Andaluſiens kommen mit freiwilligen Gaben; Philipp V. kann ſeine Truppen bezahlen, er gewinnt ſogar eine Schlacht — der Thron iſt gerettet, man zieht wieder in Madrid ein und Madame d'Orſini iſt es, das gibt ganz Spanien zu, die den Thron gerettet und die Rückkehr in die Hauptſtadt ermöglicht hat.

Aber der Krieg wüthet fort; auf ſpaniſchem Boden, mit habsburgiſcher Zähigkeit, hält ſich der Erzherzog; an den verſchiedenſten Punkten Europa's ſtehen den ſpaniſch-franzöſiſchen Armeen gegenüber Männer, wie Eugen, Marlborough, Herzog von Savoyen, Peterborough ꝛc.; Frankreich iſt durch die glorreiche Regierung des großen Ludwig ſo erſchöpft, daß es weder Truppen noch Geld liefern kann; was die Orſini in Burgos von den guten Städten erlangt hatte, war das Letzte, das Spanien leiſten konnte. Es war trocken und ausgedrückt, wie ein Schwamm. Es ging nicht länger. Ludwig XIV. war bereit, den ſchmählichſten Frieden zu ſchließen; er bettelte bereits bei den Generalſtaaten und ſchlug eine Politik ein und einen Ton an, der den

Feinden Mitleid einflößen ſollte. Der alte Egoiſt wollte, um ſich zu retten, vorerſt Andere opfern und Philipp V. ſollte von Spanien zurückgerufen, der Thron aufgegeben und dem Erzherzog überlaſſen werden. Sollte ſich Philipp ſträuben, dann überließ man ihn den Feinden und ſeinem Schickſal; ja man hätte ſogar ſelbſt Hand an ihn gelegt, um ihn von demſelben Throne zu reißen, auf den man ihn, ohne ihn zu fragen, geſetzt hatte. Ganz Verſailles findet den Plan vortrefflich und die Prinzeſſin Orſini bekommt den Auftrag, den armen Philipp auf die Kataſtrophe vorzubereiten.

Aber man hatte in Verſailles die Rechnung ohne die Orſini gemacht. Einen ſolchen Rath zu geben, war nicht die Sache dieſer Frau; Aufgeben, Zurückweichen lag nicht in ihrem Charakter. Man leſe nur ihren wüthenden Brief über das Aufgeben einer kleinen Feſtung, und man wird einſehen, daß ſie eine Krone nicht gutwillig verlaſſen werde. Die Zumuthung ſcheint ihre moraliſche Tapferkeit und ihre Energie nur zu erhöhen. Kaum daß ſie darauf antwortet; ſie ſagt höchſtens: der König wird es vorziehen, zu Grunde zu gehen. Am beſten antwortet ſie mit Thaten und zwar mit Thaten, welche ihren Angriff auf die Inquiſition noch übertreffen. Sie thut, was jedem vernünftigen Menſchen einen Tag vorher eine Unmöglichkeit erſchien. Sie braucht, um ihren König zu retten, vor Allem Geld; ſie führt ja denſelben Krieg, welcher Marlborough die Erfahrung einflößt, daß man im Kriege erſtens, zweitens und drittens Geld brauche: und ſie beſteuert den Klerus! — „Steuer“ und „Klerus,“ eine Verbindung dieſer zwei Worte klang in Spanien bis dahin ſo fremd wie Muttermord. In der That ſtößt der Klerus einen Schmerzensſchrei aus, wie er noch nicht gehört worden, und ſchreit der Papſt, als ob der letzte Chriſt geſchlachtet werden ſollte, und erſchrickt ſelbſt der König von Frankreich. Er ſchreibt an ſeinen Enkel: „Du biſt noch nicht ſtark genug, um gallicaniſche Ideen zu haben.“ — Das iſt wahr, doch ſetzt Madame es durch: unter dem beſchönigenden Titel einer [illegible]willigen Gabe bringt die Kirche ihre gezwungenen Steuern herbei und der Krieg wird durch allerlei Widerwärtigkeiten fortgeführt, bis Karl von Oeſterreich die Unvorſichtigkeit begeht, ſich zum Kaiſer von Deutſchland wählen zu laſſen. Da erſchrecken die Mächte Europa's über die Gewalt, die ſich einſt, wie unter Karl V., in einer Hand vereinigen ſolle, und der Kaiſer verliert Spanien im Frieden von Utrecht und Philipp bleibt auf dem Thron. Und das dankt er einzig und allein der Ausdauer der nunmehr ſiebenundſiebzigjährigen Prinzeſſin Orſini.

Aber Don Philipp dankte ihr noch mehr. Den Thron, den ſie ihm erhalten, beſtieg er als ein durch die Conſtitutionen der Königreiche beſchränkter Monarch; er beſaß ihn nun als abſoluter Herrſcher.

Man weiß, daß die Habsburger, ſobald ſie auf den ſpaniſchen Thron gelangten, die perfide Politik Ferdinand's und Iſabellen's adoptirten; wie ſie im Geiſte der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts eine abſolute Einheitlichkeit, die damals ein Fortſchritt ſchien und in mancher Beziehung auch war, herzuſtellen ſuchten. Schon Philipp der Schöne ſuchte hier und da die Freiheiten der Großen zu ſchmälern; den Waffen Karl's V. erlagen die Communeros, trotz der heldenmüthigen Anſtrengungen Padilla's und ſeiner Patrioten. Caſtilien war gebändigt. Von Aragonien, dem freieſten und ſtolzeſten Lande aus erwartete Philipp II. mit Sehnſucht die Nachricht von einem Aufſtande, um Gelegenheit zu einer Eroberung und Unterwerfung zu haben. Sein Feind Antonio Perez leiſtete ihm den Dienſt, indem er ſich zu den Aragoneſen flüchtete und ihren Schutz in Anſpruch nahm. Sie erhoben ſich für den Verfolgten und büßten ihren Edelmuth mit dem Verluſt ihrer alten Freiheit. Doch waren noch Reſte derſelben da, welche, wegen der Nachbarſchaft Cataloniens, das Karl von Oeſterreich beſetzt hielt, und in der bedrängten Lage der neuen Dynaſtie unangenehm hinderten; das vorige Jahrhundert betrachtete es gewiſſermaßen als ſeine Pflicht, alle ſolche Reſte ſtändiſch-adliger Freiheiten zu entfernen, zu Gunſten des Volkes, wie zu Gunſten der Monarchie. Die Orſini, ein echtes Kind ihrer Zeit legte ſchon im Jahre 1705 Hand an die aragoniſchen Geſetze; aber erſt 1707, nach dem Sieg von Almanza ſchaffte ſie die aragoneſiſchen

Cortes gänzlich ab, indem ſie ſie in die Cortes generales aufgehen ließ, welche nie verſammelt wurden. „So ſind wir denn endlich die Granden los," ſchreibt ſie bei dieſer Gelegenheit an die Maintenon; „wollte Gott, daß es uns eben ſo leicht würde, die Prieſter und die Mönche zu bändigen, welche die Urheber alles Aufruhrs ſind." In der That verſucht ſie, wieder von Don Melchior Mecanaz, dem ſie indeſſen eine einflußreiche Stellung gegeben, unterſtützt, einen neuen Angriff auf die Inquiſition; und wenn ſie diesmal auch nicht vollkommen ſiegt und die Inquiſition fortfährt, Inquiſition zu ſein — man verbrannte unter Philipp V. 1574 Ketzer — ſo hat ſie ſie doch erſchreckt, die öffentliche Meinung aufgeweckt und ſo die ſpäteren liberalen Maßregeln Karl's III. möglich gemacht.*)

König Philipp V. von Spanien war nicht undankbar. Als endlich nach ſo langem Leiden und Kämpfen die Friedensunterhandlungen in Utrecht ihren ernſten Gang gingen, verlangt Spanien, daß für die Prinzeſſin Orſini eine eigene kleine Souveränetät errichtet werde und er war bereit, zu dieſem Zwecke die Stadt Limburg mit ihrem Gebiete zu opfern. Die Fürſtin zog ein kleines Fürſtenthum auf franzöſiſchem Boden und zwar in der Touraine vor; auch darauf ging der König von Spanien ein und Frankreich ſollte auch nicht viel dagegen einzuwenden haben, da das neue Fürſtenthum nach dem Tode der Fürſtin wieder an Frankreich zurückfallen mußte. Die Fürſtin war ihrer Sache ſchon ſo gewiß, daß ſie ſich in der Touraine eine Reſidenz bauen ließ. Aber konnte das die Maintenon dulden, daß ihre protegée, die ihr in den letzten Jahren zu viel Widerſpenſtigkeit gezeigt, die ihr allen Einfluß in Spanien entriſſen, die ihr manchmal ihre Heuchelei und die Kleinlichkeit ihres Denkens vorgeworfen, daß ſie neben ihr, in Frankreich ſelbſt, als regierende Fürſtin throne? Man erhob in Utrecht alle möglichen Schwierigkeiten: die Fürſtin beſtand auf ihrer Souveränetät; das verzögerte den Friedensbeſchluß, den Ludwig XIV. ſo inbrünſtig herbeiwünſchte und die Orſini ſtand als Friedensſtörerin da; Ludwig war gegen ſie ergrimmt; die Maintenon ſchürte und ihr zweiter tiefer Sturz wurde vorbereitet.

---

*) S. Ferrer del Rio, Karl III. und die Jeſuiten. Franz. Bearbeitung von Louis Viardot.

Das Schickſal trug das Seinige bei. Marie Louiſe von Savoyen, Gattin Philipp's, die an der Fürſtin mit unauflöslicher Treue hing, ſtarb plötzlich und grade zur Zeit, da die Feinde in Verſailles und Madrid ihre Schlingen legten. Die Fürſtin wurde dadurch nicht abgeſchreckt. Sie hatte ein Fürſtenthum verloren, ſie hoffte jetzt ſogar eine Königskrone zu gewinnen. Ja, ſie ſchmeichelte ſich in der That, daß der junge König ſie, die beinahe achtzigjährige Frau, heirathen werde, und die Sache iſt nicht ſo lächerlich, wie ſie ausſieht, denn ſie hätte es mit dem ſchwachen König durchgeſetzt, wenn ſie es mit ihm allein zu thun gehabt hätte. Sie kam bald ſelbſt zur Beſinnung und gab den Plan auf; aber doch etwas zu ſpät, denn dieſer Plan hatte ihr Maß voll gemacht und den Feinden alle Freiheit verſchafft, gegen ſie zu handeln.

Die Fürſtin wollte ſich damit begnügen, ſo weiter zu regieren, wie ſie bisher regiert hatte, mit Hülfe ihres Einfluſſes auf das Königspaar. Des Königs war ſie ſicher; es handelte ſich darum, ihm eine Königin zu ſuchen, die aus kleinen Verhältniſſen hervorgegangen, ihr allein dieſes Glück danken und in Folge deſſen von ihr abhängig ſein ſolle. Ohne ſich um Verſailles zu kümmern, ſah ſie ſich unter den kleinen Prinzeſſinnen Italiens um und ihr Auge fiel auf eine der unbedeutendſten, auf Eliſabeth Farneſe von Parma. Ein Verbrechen mehr. Wie? man wagt es, eine ſo große Angelegenheit, wie die Verheirathung des Königs, ohne den Großvater, ohne Ludwig abzumachen? Ihr Sturz war nun definitiv beſchloſſen.

Die Geſchichtſchreiber ſtellen den Fall der Orſini gewöhnlich ſo dar, als ob er einzig und allein von Eliſabeth und ihrem Freunde Alberoni ausgegangen wäre. Eliſabeth, die kleine Prinzeſſin, trotz aller Energie und Unverſchämtheit, mit der ſie von Natur ausgeſtattet geweſen, hätte wohl ſchwerlich den Muth gehabt, gleich bei ihrem Eintritt in Spanien, noch ehe ſie das Terrain kannte, ſo gegen die allmächtige Günſtlingin aufzutreten, wenn ſie ſich nicht im Rücken gedeckt gefühlt hätte. Herr Geffrey weiſt aus Briefen des franzöſiſchen Geſandten in Florenz und aus andern Urkunden nach, daß Eliſabeth, ſobald ſie mit Philipp verlobt geweſen, in die Verſailler Cabale hineingezogen werden und es war nicht ſchwer, die herrſchſüchtige junge Dame, die ſpäter ganz Europa verwirrte, für ein Complot zu gewinnen, das auf den Sturz derjenigen ausging, die durch ihre Allmacht die eigentliche Trägerin der ſpaniſchen Krone zu einer Scheinkönigin machte. Sie war ſchon in Italien vorbereitet. Während der Reiſe kam ſie mit der Königin Mutter, der Feindin der Orſini, zuſammen; Alberoni, der ſpäter allmächtige Miniſter, taucht bald da bald dort auf dem Wege auf; der verbannte Großinquiſiter gibt von Bayonne aus ſeinen Rath; in Saint-Jean-Pied-le-Port und in Pampelona werden geheime Berathungen gehalten.

Man kann annehmen, daß die Gouvernante von Spanien, die überall ihre Spione hatte, von den geheimſten Vorgängen unterrichtet iſt; auch erſcheint ſie in der That einen Moment lang ſehr niedergeſchlagen. Aber da kommt die Nachricht an, daß ſie Eliſabeth während ihrer Reiſe zur Oberſthofmeiſterin ernannt hat, trotzdem ihr Ludwig die Beſetzung ihrer Hofchargen ganz überlaſſen; die Fürſtin athmet wieder auf; ſie faßt neuen Muth, denn ſie kennt die Gewalt ihrer Perſönlichkeit. Der ganze ſpaniſche Hof, der ſie ſchon als aufgegeben betrachtet, kriecht wieder herbei und ſie reiſt unter Vivats ab, um die Königin in Quadragué zu empfangen, während der König in Quadalaxara wartet.

Ueberlaſſen wir die Erzählung ihres endlichen und merkwürdigen Sturzes einem Zeitgenoſſen.

„Am 23., zwei Tage vor Weihnachten, reiſte ſie ab (von Quadalaxara) und mit einem ſehr kleinen Gefolge ſieben Meilen weiter nach der kleinen Stadt Quadragué, wo die Königin übernachten ſollte. Die Königin war daſelbſt ſchon angekommen und ſie ſtieg in einer Wohnung ab, die man ihr ganz nahe und der Königin gegenüber eingerichtet hatte. Sie war in großer Gala und ſehr geputzt. Sie ordnete nur ein wenig ihre Kleidung und ging ſogleich zur Königin. Die Kälte und Trockenheit des Empfangs verdutzten ſie anfangs außerordentlich; ſie ſchrieb ſie der Verlegenheit der Königin zu und ſuchte dieſes Eis zum Schmelzen zu bringen. Die Umgebung zerſtreut ſich indeſſen, um ſie allein zu laſſen. Darauf begann das Geſpräch; die Königin ließ ſie nicht fortfahren und begann ſogleich ſie mit Vorwürfen zu überhäufen, daß ſie durch die Tracht, in der ſie vor ihr erſcheine, und durch ihre Manieren ihr nicht die gehörige Ehrerbietung erweiſe. Madame des Urſins, deren Anzug in der Ordnung war, und die, bei ihren nicht unehrerbietigen Manieren und ihren beſchwichtigenden Reden, dieſen Angriff bei Weitem nicht zu verdienen glaubte, war höchſt überraſcht und wollte ſich entſchuldigen. Darauf aber brach die Königin in beleidigende Worte aus, fing zu ſchreien an, zu rufen und die Gardeofficiere herbeizubefehlen, und gebot der Orſini mit Schmähworten, ſich aus ihrer Gegenwart zurückzuziehen. Dieſe wollte ſprechen und ſich gegen die an ſie gerichteten Vorwürfe vertheidigen; die Königin verdoppelte ihre Wuth und ihre Drohungen, ſchrie, daß man die Närrin aus ihrer Gegenwart und ihrem Hauſe entferne und ließ ſie an den Schultern hinausſtoßen. Im ſelben Augenblicke ruft ſie Amenzaga, Lieutenant der Leibgarden, der das ſie umgebende Detachement befehligt, und zu gleicher Zeit den Stallmeiſter, der ihrem Gefolge vorſteht, befiehlt erſterem, Madame des Urſins zu verhaften und ſie nicht eher zu verlaſſen, als bis er ſie in eine Caroſſe geſetzt, und dem Andern, ſofort eine Caroſſe mit ſechs Pferden und zwei oder drei Diener herbeizuſchaffen, die Fürſtin Orſini augenblicklich nach Burgos und Bayonne zu bringen und ſich nirgends aufzuhalten. Amenzaga ſtellt ihr vor, daß nur der König von Spanien die Gewalt habe, die ſie ſich aneignen wolle; ſie fragt ihn ſtolz, ob er nicht vom König von Spanien den Befehl habe, ihr in Allem ohne Rückhalt und Widerſpruch zu gehorchen? Es iſt wahr, daß er einen ſolchen Befehl gehabt, von dem keine andere Perſon wußte."

„Madame Orſini wurde alſo verhaftet und mit einer ihrer Kammerjungfern augenblicklich in die Caroſſe geſetzt.

Man ließ ihr nicht die Zeit, das Kleid oder den Kopfputz zu wechſeln, ſich irgendwie gegen die Kälte zu ſichern, und weder ſie, noch die Kammerjungfer konnte etwas Geld oder Anderes mitnehmen; ſie hatte keine Nahrung in der Caroſſe, kein Hemd oder was es immer ſei, um bei einem Nachtlager zu wechſeln. So wurde ſie mit den zwei Gardeofficieren, die eben ſo wie die Caroſſe im Augenblick bereit waren, in Bewegung geſetzt; ſie in großer Hoftracht, wie ſie die Königin verlaſſen hatte. Während des ſehr kurzen Tumults wollte ſie zur Königin ſchicken, die auf's Neue losbrach, daß ſie noch nicht gehorcht habe, und ſie augenblicklich abreiſen hieß. Es war ungefähr ſieben Uhr Abends, zwei Tage vor Weihnachten, die Erde von Eis und Schnee ganz bedeckt und die Kälte außerordentlich, ſehr ſtark und ſchneidend, wie immer in Spanien. Sobald die Fürſtin Orſini Quadragué verlaſſen hatte, ſchrieb die Königin an den König von Spanien und ſchickte den Brief durch einen Gardeofficier nach Quadalaxara. Die Nacht war ſo dunkel, daß man nur mit Hülfe des Schnees etwas ſah."

„Es iſt nicht leicht, ſich den Zuſtand der Fürſtin im Wagen vorzuſtellen. Anfangs war das außerordentliche Erſtaunen und die Betäubung am ſtärkſten und verhinderten jede andere Empfindung; aber bald traten Schmerz, Aerger, Wuth und Verzweiflung an die Stelle. Dann folgten nach einander traurige und tiefe Reflexionen über den ſo gewaltſamen, ſo unerhörten Schritt, der außerdem in Urſachen, in den geringſten Vorwänden und endlich im Recht ſo wenig begründet war und über den Eindruck, den dieſer Schritt in Quadalaxara hervorbringen werde: darauf wieder die Hoffnung auf die Ueberraſchung des Königs von Spanien, auf ſeinen Zorn, auf ſeine Freundſchaft, ſein Vertrauen, auf jene Gruppe von Dienern, mit denen ſie ihn umgeben und die an ihr hingen, die intereſſirt dabei waren, den König zu ihren Gunſten aufzuregen. So verging die lange Winternacht, mit einer ſchrecklichen Kälte, gegen die ſie ſich durch Nichts ſchützen konnte und die derart war, daß ſie den Kutſcher um eine Hand brachte. Der Morgen kam heran: es war nothwendig, daß man den Pferden zu freſſen gebe; aber für die Menſchen findet ſich Nichts in ſpaniſchen Wirthshäuſern, die ſich damit begnügen, dem Reiſenden zu ſagen, wo man jegliches Nothwendige zu Kaufe bekommt. Das Fleiſch iſt gewöhnlich noch am lebenden Thiere, der Wein dick, verdorben, zu Kopfe ſteigend; das Brot bleibt an der Wand kleben; das Waſſer taugt meiſt nichts; Betten gibt es nur für Mauleſeltreiber, und Madame des Urſins und die um ſie waren, hatten Nichts mitgenommen. Eier, wo ſie ſolche auftreiben konnte, waren ihre einzige Zuflucht auf der ganzen Reiſe und dieſe noch hart geſotten und nicht immer friſch.“

„Bis zu dieſer Pferdefutterung war das Stillſchweigen tief und ununterbrochen. Jetzt fing man zu ſprechen an. Die ganze Nacht hatte die Fürſtin Muße genug, darüber nachzudenken, welche Worte ſie ſagen, welches Geſicht ſie machen ſolle. Sie ſprach von ihrer außerordentlichen Ueberraſchung und von dem Stücke das zwiſchen ihr und der Königin geſpielt worden. Wieder ihrerſeits antworteten ihr die beiden Officiere, daran gewöhnt, wie ganz Spanien, ſie mehr zu achten und zu fürchten, als den König, was ſie aus dem Abgrund ihres Staunens, von dem ſie ſich noch nicht erholt hatten, hervorzubringen vermochten. Bald mußte man einſpannen und weiter reiſen.“

Italieniſche Geſandtſchaftsberichte beſchreiben die ungeheure Verwirrung, die am Hofe zu Guadalaxara herrſchte, als die erſten Nachrichten daſelbſt ankamen. Man wollte ſelbſt Augenzeugen nicht glauben; man vermuthete, die ganze Geſchichte ſei eine Finte, eine Falle, welche die Fürſtin ihren Feinden legte, um ſie von ihren Freunden unterſcheiden zu können. Selbſt als die Königin ankommt, will man noch nicht glauben. Sie ſchließt ſich mit dem König ein, ſie theilt ihm Alles mit und er tritt ganz ruhig und theilnahmslos aus dem Cabinet. Orry, der alte Freund der Orſini, eilt herbei und bittet den König um Gnade für eine Perſon, die ihm ſo große Dienſte geleiſtet. Es iſt wahr, ſagt der König, aber es iſt nicht minder wahr, daß ſie der Königin nicht die ſchuldige Ehrerbietung erwieſen und daß ſie nothwendigerweiſe abreiſen mußte.

So dankte ihr am Ende dieſer König, der ihr ſeine Krone ſchuldete. Er wollte ihr ein Fürſtenthum geben, aber er wollte nicht die Unbequemlichkeit eines Widerſpruchs für ſie auf ſich nehmen.

Madame des Urſins gab auch bald die Hoffnung auf, ſich wieder mit Hülfe eines ſolchen Königs herzuſtellen, eines ſolchen ſchwachen und indolenten Characters, der nun noch dazu in den Händen einer Eliſabeth und eines Alberoni war; vielleicht hoffte ſie noch Etwas von Ludwig XIV., er hätte vielleicht dem Geiſt der achtzigjährigen Frau eben ſo wenig widerſtanden, wie ehemals der ſiebzigjährigen — aber der große König wurde wenige Monate nach ihrem Sturze unter den Flüchen und Steinwürfen des Volkes nach St. Denis getragen. Madame des Urſins mag dadurch erinnert werden ſein, daß ihre Zeit abgelaufen war, obwohl ſie nie an ihren Tod gedacht zu haben ſchien. Sie hüllte ſich in die Würde ihres Unglücks und ihr ganzes Beſtreben ſcheint nunmehr darauf gerichtet, dieſer Würde Nichts zu vergeben. Sie bleibt in einer Vorſtadt Genuas und verſchmäht es, daſelbſt einzuziehen, weil ſie den Verdacht hat, daß ihr dieſe Republik nicht alle ihr gebührende Ehren erzeugen werde. Sie will lieber Nichts als ein „mezzo termine“ der Ehre. — Sie ſtrebt nach Rom, der gefallenen Stadt, der Zuflucht und Herberge aller gefallenen Größen; aber der Papſt will die Feindin der Inquiſition nicht einlaſſen. Sie, die ehemals Päpſte gemacht, weiß ſich am Ende doch den Weg dahin zu bahnen, und die gefallene Regentin findet daſelbſt einen

Hof, freilich auch einen gefallenen Hof, den der Stuarts — und in dieſer Atmoſphäre verwitterter Kronen, beſtäubter Anſprüche, fadenſcheiniger Hoffnungen gehen ihre letzten Jahre hin — verherrlicht durch das Glück, manchmal von Rom aus eine kleine Cabale gegen Alberoni und Eliſabeth, die zuſammen Europa umzukehren drohen, anzetteln zu können.

Sie ſtirbt im Jahre 1722 — ſieben Jahre nach ihrem definitiven Sturz — in einem Alter von ſiebenundachtzig Jahren.

Wanderungen durch Pariſer Ateliers.

I.

Fleury, Jerome, Hamon, Ary Scheffer.

Die angenehmſte Beſchäftigung, der man ſich in Paris bei einiger Muße und einiger Bekanntſchaft in der Künſtlerwelt hingeben kann, iſt wohl von Zeit zu Zeit eine Wanderung durch die Ateliers. Man muß, um ſich dieſem Vergnügen ganz widmen zu können, allerdings mit viel freier Zeit und ſehr guten Beinen, wenn nicht mit einem guten Fiaker ausgerüſtet ſein; denn die Ateliers haben ſich faſt ſämmtlich in die ſtillen, darum entfernten Quartiere und des guten Lichtes wegen meiſt in den fünften und ſechsten Stock zurückgezogen. Da gilt es zu reiſen und zu ſteigen, als ob man helvetiſches Gebirgsland durchzöge. Die Malerkunſt hat ihre Hauptquartiere an den zwei entgegengeſetzteſten Endpunkten der ungeheuren Stadt aufgeſchlagen; dieſſeits der Seine, am Nordende, am Fuße des Montmartre, auf jenen luftigen Höhen, die noch vor wenigen Jahren mit Gärten, im vorigen Jahrhundert noch mit entfernten Landhäuſern bepflanzt waren, in den Gegenden, zu denen die ſteilaufſteigenden Straßen, Rue Blanche, Pigalle, Larochefoucauld ꝛc. führen; jenſeits der Seine in der fremden und neuen Welt hinter und neben dem Luxembourg, in Gegenden, die manchem alten Pariſer ſo unbekannt ſind wie der Harz und die Karpathen, in jenem ſagenhaften, von der Romantik ſo ſehr ausgeſchmückten Lande der Studentenpoeſie, wo einſt die Chaumière, jetzt die Cloſerie Lilas blüht, in der Nähe der alten Richtſtätte, die jetzt durch das Monument des Marſchalls Ney wieder ehrlich gemacht werden ſoll. Dieſſeits der Seine auf den letzten Ausläufern des Montmartre, die von der Rue St. Lazare begrenzt werden, hat ſich die Malerei friedlich mit der Muſik angeſiedelt, und neben Ary Scheffer, dem nunmehr verlaſſenen Atelier Delaroche's, neben Couture, Ricard, Hebert wohnen Berlioz, Felicien David, Pauline Viardot, Roſenhain, Duprez ꝛc. Jenſeits der Seine haben die bildenden Künſte die Nachbarſchaft der Wiſſenſchaften nicht geſcheut, zu deren Umgang ſie durch die Univerſität, College de France, Louis le Grand ꝛc. gezwungen wurden, und wenn wir Robert Fleury oder gar in weiteſter Ferne Jerome beſuchen, ſind wir auch nicht ferne von Hiſtorikern wie die beiden Thierry, Henri Martin ꝛc. und in der Nähe faſt aller Pariſer Heroen der Naturwiſſenſchaften.

Bleiben wir vorerſt da drüben und ſteigen wir in der Rue de Lille ſogleich bei einem der Genannten ein und wir befinden uns ſofort, in mediis rebus, bei einem Ritter des Ordens pour le mérite, einer der größten

Berühmtheiten der jetzigen franzöſiſchen Malerwelt. Wir kommen im günſtigſten Momente, denn einige Wochen ſpäter und das herrliche Bild, das ſich eben vollendet auf der Staffelei befindet, iſt nach Berlin und der Meiſter, der uns ſo liebenswürdig empfängt, vielleicht nach Rom als Director der römiſchen Schule abgereiſt. Wir befinden uns bei Robert Fleury. Der Name kann den Deutſchen nicht fremd klingen, denn viele ſeiner Bilder, wie z. B. „Die Mönche von den Räubern gebrandſchatzt“ oder „Taſſo in St. Onofrio empfangen,“ ſind in mannichfachen Vervielfältigungen auch in Deutſchland bekannt geworden; in Berlin ſcheint Robert Fleury beſonders anerkannt zu ſein; die Ritter des Meriteordens haben ihn an die Stelle Delaroche's gewählt und erſt vor Kurzem iſt bei ihm von dort aus ein großes, hiſtoriſches Bild beſtellt worden. Auch haben wir ein kleines Anrecht an ihn und an ſeinen Ruhm, denn, wie er mir mit einem gewiſſen, meinem patriotiſchen Gefühle ſchmeichelnden Stolze erzählt, iſt er in Deutſchland, in Cöln, in Einem Viertel mit P. P. Rubens geboren. Er hat zwar die Sprache ſeiner Jugend ganz und gar vergeſſen, das ſtört uns aber nicht, und wir drücken dem klug und fein und geiſtreich ausſehenden Greiſe die Hand, als ob wir einen Landsmann begrüßten, und dies um ſo lebhafter, als das eben vollendete Bild von der Staffelei herab laut genug verſichert, daß es eine Ehre iſt, einen ſolchen Landsmann zu haben.

Das Bild ſtellt die Einnahme Roms unter Karl V. vor und iſt eines der ſchönſten Werke Robert Fleury's. Und Robert Fleury iſt ein Mann mit hellweißem Bart und Haar. Das iſt es, was ihn unter ſeinen Kunſtgenoſſen zu einer merkwürdigen Erſcheinung, zu einem Phänomen macht, daß er mit den Jahren fortwährend auch in ſeiner Kunſt fortgeſchritten iſt. Das Alter konnte ihn nicht ſchwächen, die Zeit hat ihn nur mit Erfahrungen bereichert, ohne ihm die Mittel, die Erfahrungen zu benutzen, geraubt zu haben, was doch oft das Schickſal der größten Meiſter geweſen. Wollte man Robert Fleury nach ſeinen älteren Bildern beurtheilen, die ihn doch berühmt gemacht, man thäte ihm das größte Unrecht. Wenn man Dichter und Künſtler überhaupt nach ihrem Beſten richten ſoll, ſo muß dieſer Maler immer nach ſeinem letzten Werke gerichtet werden. In Allem, was Wahl des Gegenſtandes, Compoſition, Zeichnung und Farbe betrifft, hat der alte Fleury bis auf den heutigen Tag nicht aufgehört Fortſchritte zu machen, und in allen dieſen Beziehungen iſt das vor uns ſtehende Bild ein Zeugniß für die dauernde Jugend des Meiſters, ein noch viel lauter ſprechendes Zeugniß als ſeine lebhaften feurigen Augen, als ſein bewegtes, geiſtreiches Geſpräch. Er hat nicht ein wildes, von Blut und Flammen überſtrömtes Gewirre dargeſtellt, wie Andere gethan haben würden, um uns die Gräuel einer durch Landsknechte und wilde Spanier eroberten Stadt anſchaulich zu machen. Mit geringen Mitteln, wie ein echter Meiſter, wie ein großer dramatiſcher Dichter, mit wenigen Gruppen und in einer verhältnißmäßig kleinen Anzahl von Geſtalten hat er uns den ganzen darzuſtellenden Schrecken lebhaft vor die Sinne geführt. Das Bild concentrirt ſich auf und vor der Brücke, die zur Engelsburg führt. Volk und Geiſtlichkeit flüchten in wildem Gedränge in das feſte Grabmal Hadrian's. Ein Cardinal iſt todt von ſeinem Maulthier geſunken und wird, mit einem Fuße im Bügel ſteckend, nachgeſchleift; etwas weiter nach links, ungefähr in der Mitte des Bildes, kämpft eine edle Patrizierin, aufrecht ſtehend, das Angeſicht voll Schreck, Heldenmuth und edler Keuſchheit, gegen die Rohheit zweier Krieger, die ſich des ſchönen Weibes zu bemächtigen ſuchen, während andere Plünderer Juwelen aller Art, Teppiche, koſtbare Gewande, Kirchengeräthe ꝛc. dahinſchleppen, zuſammenpacken oder Kiſten erbrechen und nach Schätzen wühlen. Dort und da liegt ein Verwundeter, ein Sterbender, ein Todter. Neben dieſem ſchauerlichen Gewühl, neben dem Kampf der römiſchen Lucretia macht doch eine nur kleine Epiſode den tragiſchſten und ergreifendſten Eindruck. Rechts, in der Nähe der Engelsburg, mit dem Geſicht an eine Säule gelehnt, beinahe ganz abgewandt vom Zuſchauer ſteht ein kleiner Knabe von elf bis zwölf Jahren, der aus einer Wunde in der Bruſt langſam verblutet. Die ganze Tragödie ringsumher, die Leichen, die brennenden Häuſer, der geſchleifte Cardinal, die bedrohte Weiblichkeit, all das zuſammengenommen macht nicht eine ſo erſchütternde Wirkung wie das ſtille, verlaſſene Verbluten des unſchuldigen, wehrloſen Kindes. Wir vermuthen, daß jene Frau, die ſich dort ſo heldenmüthig vertheidigt, des Knaben Mutter ſei und daß die ſtarren Füße, die hinter einer Säule hervorblicken, ſeinem todten Vater angehören. Faſt freut man ſich darüber, daß das Kind aus dieſer ſchauerlichen Welt ſcheidet, und es ſcheidet ſo ſtill, ſo hingegeben, es ſcheint ſein Schickſal mit ſo unbewußter Größe zu tragen, daß man ſich verſöhnt fühlt, wie am Schluß einer ſchönen Tragödie. Mit der Hinſtellung des kleinen Knaben hat Robert Fleury ſein Bild erſt zu einem Kunſtwerke im höchſten Sinne des Wortes erhoben — und alle anderen großen Vorzüge deſſelben, wie z. B. das maßvolle Colorit, die kunſtvolle Combination des Tageslichtes mit der Flammenbeleuchtung, die Mäßigung in der Wildheit des Gewühles, die kunſtvolle, wahrhaft akademiſche, doch von aller Abſichtlichkeit entfernte Gruppirung verſchwinden neben dieſer tief dichteriſchen Erfindung. — Altrömiſche Statuen ſehen ernſt und ſteinern, als für ewig in ſich beruhigte Geiſter, auf das Ganze herab; ſtarr wie die Weltgeſchichte, vor deren Auge ein ſterbendes Kind, ein entehrtes Weib, ein geſchleifter Cardinal, ein Connetable von Bourbon mit ſeinem Verrath, ein Kampf zwiſchen Kaiſer und Papſt Atome ſind, Staubkügelchen, die im Sonnenlichte tanzen und im Schatten verſchwinden.

Zu ſolcher Höhe hat ſich Robert Fleury von einem Genremaler aufgeſchwungen. Schon in der Ausſtellung von 1857 hat er uns in ſeinem Bilde „Karl V. im Kloſter St. Juſt“ gezeigt, wie ruhig, würdig und groß er die Geſchichte aufzufaſſen verſtehe. Wie unheimlich, gebrochen und weitgebietend zugleich ſah der gichtbrüchige Mönchskaiſer in ſeiner Sänfte aus; wie ſah man auf dieſem Geſichte alle die Trümmer ſchiffbrüchiger Pläne umhertreiben; wie kunſtvoll war durch Farbe und Beleuchtung über die ganze Leinwand eine Stimmung, eine Atmoſphäre ausgegoſſen, die an Kloſter und Palaſt, an Entſagung und ungebrochenen Stolz zugleich erinnerte! Die Stimmung iſt es vor Allem, die den Künſtler und ſein Kunſtwerk charakteriſiren.

Doch dieſes Bild finden wir nicht mehr im Atelier. Leider gehen die Bilder Fleury's ſo ſchnell in alle Welten, daß man froh ſein muß, ein eben vollendetes noch auf der Staffelei zu finden; meiſt muß man ſich mit einem eben in der Arbeit begriffenen begnügen. So in dieſem Augenblick mit dem „Feſt im Hotel de Ville“ unter Ludwig XIII. Es iſt das eigentlich nur ein pompöſes Feſtbild, das mit ſeinen Coſtümen des ſiebenzehnten Jahrhunderts und mit dem Gewoge des damaligen franzöſiſchen Hofes dem Maler Gelegenheit gibt, große Farbenpracht und die Kraft der Maſſenbewältigung zu zeigen. Aber Robert Fleury konnte es ſich nicht verſagen, das Bild durch eine hiſtoriſche Anekdote intereſſanter zu machen.

Man kennt dieſe Anekdote. Richelieu haßte die Königin Anne d'Autriche, die ihrerſeits den dürren, alle Gewalt an ſich reißenden Cardinal nicht leiden mochte. Der Cardinal, der überall ſeine Spione hat, kommt hinter die Intrigue der Königin mit dem liederlichen Herzog von Buckinham und erfährt auch, daß ſie ihm ihre Diamanten, ein Geſchenk des Königs, habe zukommen laſſen. Er ſteckt das dem König. „Wir werden uns," ſagt der König, „am bevorſtehenden Feſte im Hotel de Ville von der Wahrheit der Sache überzeugen; dort muß ſie ja mit ihren Diamanten erſcheinen." Die Königin erfährt, welche Gefahr ihr droht und der wilde Ritt der Musquetiere beginnt, welcher durch Alexander Dumas' Roman ſo berühmt geworden. Der König und Richelieu erſcheinen zuerſt in dem Hotel de Ville und erwarten die Königin, der Erſte geſpannt, der Andere im Voraus in der Beſchämung der Königin ſchwelgend. Aber die Musquetiere haben das Unglaublichſte gethan; ſie haben in kürzeſter Zeit die Diamanten aus London geholt und die Königin erſcheint ſtrahlend von Edelſteinen und im Wiederſcheine des Sieges, den ſie über ihren Feind davonträgt. Der König wendet ſich vorwurfsvoll zu Richelieu wie zu einem Verleumder; Richelieu zuckt die Achſel und ſagt: „Werde Einer mit Weibern fertig."

Dieſe letzte Scene zwiſchen Ludwig XIII., Anna und Richelieu bildet den Mittelpunkt des Bildes, das ſich gegenwärtig auf der Staffelei Fleury's findet. Schon iſt es voll Leben und Bewegung; ſchon iſt überall eine große Farbenſymphonie angedeutet. Es wird jedenfalls, wenn auch nicht ein ergreifendes und erſchütterndes Bild, wie eins der früher genannten, ſo doch ein glänzendes, prachtvolles.

Vielleicht kehren wir zurück, wenn er fertig iſt; jetzt wandern wir weiter und zwar viel, viel weiter, aus dem einfachen und ſtillen Atelier des fertigen père Fleury in das entlegene, aber prachtvolle des ſtrebenden jungen, alle Stoffe und alle Genres erfaſſenden Jerome.

Sein Bild, das Duell eines Pierrot mit einem Harlequin, hing im vorigen Jahr neben dem Karl V. Fleury's und theilte mit dieſem die Ehren der Kunſtausſtellung. Das ſich drängende Volk vor demſelben hatte oft gar keinen Blick für den alten Kaiſer; der verblutende Pierrot auf dem Schnee beſchäftigte es zu ſehr, als daß es ſich für einen alten Kaiſer von 1550 hätte intereſſiren können. In der That war das Bild auch ein großes Trauerſpiel trotz der Hanswurſtjacke; es war ein Stück aus der Schauer- und Wahnſinnsgeſchichte des menſchlichen Lebens, die ſich in der Hanswurſtjacke, im Narren König Lear's und im armen Tom oft ergreifender manifeſtirt als in Haupt- und Staatsactionen. Am Morgen des erſten Ausſtellungstages war es um eine ungeheure Summe verkauft und jeden Tag kamen neue Käufer mit neuen größeren Anerbietungen. Jerome, ſchon früher bekannt, wurde berühmt, ſehr berühmt, ſo wie Hebert durch ſeine Mal aria, wie Ricard durch ſeine Madame Sabatier plötzlich berühmt wurde. Sehen wir, was Jerome jetzt macht. Können wir es nicht errathen? Wir haben allerlei egyptiſche Landſchaften und das Duell eines Pierrot von ihm geſehen. Was können wir jetzt erwarten? Wieder eine Landſchaft oder einen Opernball oder eine Scene aus den Funambules. Weit gefehlt! Man iſt gewiß, bei Troyon Kühe, bei Roſa Bonheur Kühe und Pferde, bei Corot umnebelte Landſchaften, bei Ricard herrliche an Van Dyk oder Titian erinnernde Porträts, bei Diaz irgend eine gliederloſe Wald oder Blumengöttin mit Amoretten zu finden — was man in Jerome's Atelier findet, kann kein Prophet vorausſagen.

Wir ſehen ein prächtiges Haus mit ungeheuren Atelierfenſtern vor uns; die Façade iſt barock genug mit ſehr großen Bildern zweier Chineſen geſchmückt. Wir treten in das weite, mit Holzſchnitzwerk, Galerien, allerlei edlen Stoffen und barocken Gegenſtänden aus Oſten und Weſten geſchmückte Atelier, und was finden wir bei dem Landſchafter Jerome, bei dem Verherrlicher Pierrot's? — Einen „Tod Cäſars," einen Kandaules, der die Reize ſeines Weibes dem Freunde Gyges verräth, eine unbefleckte Empfängniß, einen Papſt Pius IX., der die Lokomotive der Eiſenbahn des Herrn Mires ſegnet und alle die andern Bilder, welche den prachtvollen Waggen Seiner Heiligkeit ſchmücken ſollen. Welch ein Polyhiſtor! Und doch iſt es überall der talentvolle Jerome, der uns aber um ſo beſorgter macht, je talentvoller er iſt. Es ſcheint uns am Ende doch nicht, daß wir es hier mit einer Vielſeitigkeit à la Rubens zu thun haben; wir fürchten, daß uns moderne Fabrikmäßigkeit entgegentritt, die mit Hilfe einer vollendeten Technik eben Alles macht, was gebraucht oder beſtellt wird. Wir glauben es mit einem Virtuoſen zu thun zu haben, der jetzt ein Liſzt'ſches Kunſtſtück, gleich darauf eine Beethoven'ſche Sonate oder Bach'ſche Fuge ſpielt. Die Bach'ſche Fuge, die Beethoven'ſche Sonate wird doch ein wenig nach Liſzt riechen.

Am wenigſten gefällt uns der Tod Cäſar's. Die geraden Linien der Architektur ſind vorherrſchend und da die unzähligen leeren Seſſeln der Curie hinzukommen, hat das ganze Bild etwas entſetzlich Oedes. Verſchworene und Senatoren ſieht man nur von rückwärts und im Hintergrund, wo ſie in einen kleinen Raum zuſammengedrängt, hinauseilen; in der Mitte des Bildes ſchläft, übertrieben genug, ein einzelner Senator, links liegt die Leiche Cäſar's ganz verlaſſen. Dies Alles auf ſehr großer Leinwand. Cäſar liegt gerade ſo da wie der ermordete Guiſe auf dem bekannten Bilde Paul Delaroche's, was ſchon zu einem Atelierwitze Veranlaſſung gegeben; man nennt den Cäſar un Guise déguisé. Warum malt Jerome ein Bild, über das man ſo ſchlechte Witze machen kann nur ein ſo häßliches Bild, er, der ſo ſchöne machen könnte! Ich glaube die Abſicht zu errathen. Jerome will in die Akademie kommen und da ſind denn gerade Linien, Langweiligkeit und Farbloſigkeit eine vortreffliche Empfehlung. Die Witze ſind ein gutes Prognoſtikon, daß Jerome ſeinen Zweck erreichen werde, denn über die meiſten Bilder der meiſten Akademiker ſind Witze gemacht worden, das wiſſen die Herren Blondel, Abel de Pujol ꝛc. ꝛc. Kandaules iſt noch zu wenig vorgerückt, als daß man ein Urtheil über ihn fällen könnte: die Anordnung ſcheint ſehr zweckmäßig und die Untermalung verſpricht ſchöne Farben. Jedenfalls wollen wir hoffen, daß ſich der Maler bei ſeiner Ausführung mehr an Herodot als an Hebel halten werde. Die Waggenbilder werden aber Decorationsmalereien, mit denen der heilige Vater zufrieden ſein wird, da ſie ſeine Thaten vorſtellen, die „immaculée conception“ und die Eiſenbahneinweihung. Sonderbare Zuſammenſtellung! tolle Zeit! Da ſage noch Einer, daß wir in einer Uebergangsepoche leben, daß es überhaupt Uebergangsepochen gebe! Papſt, Eiſenbahn, Waggonbilder wie ehemals Capellenbilder, Mires Ben Abraham Beſteller, neues Dogma, Pierrotmaler, Alles auf Actien, bringe mir das ein Humoriſt unter Einen Hut!

O Knabe, Thor! Du nennſt das Puppenſpiel?
Ich blicke ernſt und nenn' es Weltgeſchichte.

Das Puppenſpiel führt uns in nächſter Nähe zu Hamen, der durch ſein Bild: das Puppenſpiel, welches die Weltgeſchichte vorſtellt, bekannt und durch das unſäglich anmuthige Bildchen „Ma sœur n'y est pas" berühmt geworden iſt. Hier wiſſen wir, was uns erwartet. Was ſonſt, als runde, bausbackige Mädchen und liebreizende Kindergeſtalten, und doch ſind wir überraſcht, ſobald wir eintreten. Zuerſt überraſcht uns der Maler ſelbſt. Dieſe breitſchultrige, unterſetzte Proletariergeſtalt mit dickem, wirrhaarigem Kopfe, die kurze Pfeife im Munde, die Blouſe auf dem Leibe, kann unmöglich der Maler jener holdſeligen Geſtalten, jener blumenhaften Menſchen und Märchen ſein! Und doch iſt er es. So ſonderbar ſind oft ſeine Seelen in Sackleinwand verpackt, als wäre es Töpferwaare oder was noch Gröberes. Dann ſind wir von den Bildern ſelbſt überraſcht, die immer dieſelben, doch immer neu ſind, immer mit friſchem Reize wirken.

Man ſagt, daß Hamon als Porzellanmaler angefangen habe und es iſt wahr, daß ſeine Art zu malen dieſen Aberglauben bis zu einem gewiſſen Grade rechtfertigt. Seine Geſichter ſehen ſo aus, als wären ſie aus einem halb und halb durchſichtigen Stoffe; die Halbtinten ſind etwas glaſig und das Knochenwerk macht ſich ſchrecklich wenig bemerklich. Mit einem Worte, Hamon iſt nicht wahr, am allerwenigſten real: das ſchneidendſte Gegentheil der Realiſten; aber ſeinen Bildern gegenüber, bei Betrachtung dieſer eigenthümlichen Kinder und Mädchen ſchämt man ſich, dieſe Bemerkung zu machen. Man käme ſich roh und grob vor, wenn man eine realere Wahrheit verlangte oder auch ein anderes Ideal. Man fragt hier überhaupt nicht nach Wahrheit, wie man den Dichter nicht fragt, ob ſein reizendes Mährchen Wahrheit ſei; man verſenkt ſich im Gegentheil gern in dieſe goldene Lüge und träumt in ihr Wahrheit. Seine Geſtalten ſtammen aus jenem Lande, in welchem nach dem Kinderglauben die Menſchen in Verſen und in Muſik ſprechen, anſtatt des Gehens nur den Tanz kennen und immer ſo ſchön und reinlich glänzend gekleidet ſind wie in den Bildern. Und mögen ſeine Perſonen das Gewöhnlichſte, das Alleralltäglichſte thun, ſie bleiben ſolche Mährchengeſtalten, wie z. B. ſein Mädchen, das eine Nadel einfädelt. Sieht man ſie bei ihrer Beſchäftigung, iſt man nur erſtaunt, daß in jenem Lande auch genäht wird. Am liebſten kleidet er ſeine Figuren griechiſch oder er läßt ſie auch ganz nackt; er könnte ſie immer ganz nackt laſſen und die empfindlichſte Prüderie wäre nicht beleidigt. Das Mährchenhafte ſeines Pinſels, die unendliche oft durch und durch kindliche Anmuth der Figuren erſetzt das dichteſte Feigenblatt. Dazu iſt Alles ſo ein klein wenig verwiſcht, daß man wie durch einen Nebel in unendliche Ferne ſieht und in ein fernes Land, in eine fremde Welt zu ſehen glaubt, mit der man nicht rechten und von der man annehmen kann, daß ſie durch ihre klimatiſchen Verhältniſſe zu ſolcher Färbung, ſolchem Knochenbau, ſolchen Augen berechtigt ſei. Hamon iſt eben vor Allem ein Romantiker; das Nahe rückt er in unendliche Ferne und entzieht es unſerer nüchternen Analyſe. Thut er manchmal ſo, als wäre er ſehr plaſtiſch, ſogar antik, ſo iſt das eine kindliche Heuchelei, durch die wir uns nicht betrügen laſſen. — Einem ſolchen Maler kann die Allegorie nicht fern ſtehen; ſeine Geſtalten leben ja doch nicht wie andere Geſchöpfe von Fleiſch und Blut, warum ſollte er ihnen nicht eine theoretiſche Beſchäftigung geben, nur um ſie zu beſchäftigen? Und in der That begegnen wir bei ihm ſehr vielen Allegorien, die ſich dadurch von andern Allegorien unterſcheiden, daß ſie uns nicht langweilen; ſie ſind durch ihre Lieblichkeit, durch ihr ſonderbares Weſen, durch ihre Traumhaftigkeit nichts weniger als trocken, ſondern ganz blühende Mährchen geworden, wie das die Abſtammung ſo manchen ſchönſten Märchens, ſo manchen ſchönſten Mythos ſein mag, wie z. B. des Mythos von Amor und Pſyche. —

In ſeinem Atelier finden wir im gegenwärtigen Augenblicke ein Bild, das uns mit ſeiner Landſchaft an Hamon's Meiſterſtück „Ma sœur n'y est pas" erinnert. Wir ſehen eine öde, verbrannte Landſchaft, mit der wir, trotzdem ſie herrlich gemalt iſt, Nichts anzufangen wiſſen. Wir ſehen näher zu und entdecken eine Thüre, die in eine höchſt ärmliche, eine Art Höhlenwohnung führt. Noch iſt uns die Sache nicht ganz klar. Auf der Thüre liegt ein dichter

Schatten und — jetzt erſt entdecken wir die Hauptſache, die Hauptfigur und die Idee — in dieſem dichten Schatten ſteht ein kleiner, allerliebſter Amor mit Bogen und Köcher und klopft an und horcht, ob aufgethan wird. Auch in dieſe kleine, arme, jämmerliche, verſteckte Behauſung hat er ſeinen Weg gefunden. Möge er einziehen und Glück bringen und alles Elend der Erde vergeſſen machen. Wie wir ihn daſtehen ſehen mit den holdlächelnden, ſpitzbübiſchen Augen, den anmuthigen Knaben, haben wir ja ſelbſt ſofort die Wüſte ringsum und das Elend in der Hütte vergeſſen. Wir haben laut aufgelacht und uns gefreut, daß die Liebe allüberall hindringe, in divitum turres pauperumque tabernas. — Dann ſehen wir eine Fortuna, die über einer Erdkugel über ein Sprungſeil ſpringt, wie die kleinen Mädchen im Tuileriengarten. Ihre Sprünge ſind ihr ein Spiel und ſie denkt weiter Nichts dabei, aber wie herrlich ſpringt ſie, mit welcher Anmuth, ja mit welcher Größe! Wie flattert ihr Gewand, wie ſchweben ihre Glieder! Und gleich daneben auf einer anderen Leinwand kommt die Hoffnung über's Meer geflogen und nach ſich zieht ſie an einem Bande eine Muſchel, in der ein junger Weltbürger ruht, der eben aus einer fremden Welt anlangt. Wir ſind wenig gerührt von der Allegorie, aber wie ſchön iſt das Kind, wie anmuthig die gute Amme, die es in's Leben einführt. Farben und Ausdruck haben nichts Irdiſches mehr; ſie ſind zu purer Muſik geworden. —

Das iſt freilich wahr; die Grenzen der Künſte hat Hamon verrückt. Malerei, Plaſtik — ſeine Bilder ſehen oft wie copirte Basreliefs aus — Muſik, Poeſie, ja ſogar Philoſophie fließen bei ihm ineinander und es iſt heillos, welche Verwirrung er anrichten kann; aber dieſe heilloſe Wirthſchaft iſt ihm natürlich und bildet bei ihm eine Individualität, die immer alle Theorien verhöhnt hat. Bewahre uns nur der Herr vor Nachahmern; die ſind zu fürchten. Wir könnten ihrer Manche in ſeiner nächſten Nähe finden; darum eben fliehen wir aus dieſen entfernten Welten des Luxembourg, nicht ohne erſt in der Rue Royer Collard einen Blick in die Werkſtätte unſers talentvollen Landsmannes, des Kupferſtechers Jakobi und auf ſeine gewiſſenhafte und höchſt feine Arbeit, die Kaulbach'ſche Hunnenſchlacht, geworfen zu haben.

Wir wandern zurück in die bekanntere Welt am Fuße des Montmartre und weil es eben Mittwoch iſt, benützen wir das und treten in der Rue Chaptal in das Atelier Ary Scheffer's. An dieſem Tage nämlich öffnet der alte Meiſter ſeine beiden Ateliers dem Publikum, um es gütig zu entſchädigen dafür, daß er ſeit Jahren ſeine Bilder nicht mehr im Salon ausſtellt. Wir befinden uns bei einem der gebildetſten und liebenswürdigſten Männer dreier Länder, denn drei Ländern gehört Ary Scheffer an: Deutſchland durch Abſtammung von deutſchen Eltern, Holland durch die Geburt, Frankreich durch Wirkſamkeit, langen Aufenthalt und Adoption.*) Alle drei Länder ſind gerechtfertigt wenn ſie ſich um ſeinen Beſitz ſtreiten.

Es tritt uns ein Mann entgegen, der mit ſeinem grauen Schnurr- und Knebelbart auf den erſten Blick ein alter, penſionirter General zu ſein ſcheint; aber die Milde des Wortes, die Sinnigkeit des Auges widerſprechen bald und erinnern daran, daß man einen ſinnreichen, tiefſinnigen Künſtler vor ſich habe. Um wie viel mehr wurde das von Allen, die ihn näher kennen, erkannt. In der That gibt es im heutigen Frankreich wenige Männer, um die ſich ein ſo ausgewählter Kreis verſammelt, wie um Ary Scheffer, ſei es, um die Abende in bedeutſamem Geſpräche zu verbringen, ſei es, um die edelſte Muſik in ſeinen Salons oder Ateliers zu hören. Da findet man Männer wie Renan, Henri Martin, Viardot, Künſtler wie Mad. Viardot ꝛc. und wo ſind die Zeiten, die er in Geſellſchaft Lamenais', Beranger's, Manin's, überhaupt der edelſten Zeitgenoſſen zugebracht! Nur ein Blick in's Atelier und wir erkennen aus der Galerie von Freunden, die er für ſich gemalt, daß wir es mit einem Manne zu thun haben, der den Beſten ſeiner Zeit genug gethan, um den ſich die Bedeutendſten und Einflußreichſten geſammelt haben. Da hängen in einer langen Reihe die herrlichen Porträts — koſtbarſte Illuſtrationen zur Zeitgeſchichte — Guizot's, Cavaignac's, Lamartine', Beranger's, Lamenai's, Manin's u. A. Die Leiden und Freuden des ganzen Jahrhunderts laſſen ſich von dieſen Geſichtern herableſen, viel deutlicher und wahrer, als aus den Memoiren des erſtgenannten. Es ſind hiſtoriſche Bilder, dieſe Porträts, und gehören mit zum Beſten, was der große Maler geſchaffen. Das harte, kantige, erbarmungsloſe, herrſchſüchtige Guizot's, das grübelnde, durchfurchte, fanatiſche Lamenais', das niemals ſeinen ekleſiaſtiſchen Ausdruck abzulegen vermochte, das klare, ehrliche, wohlwollende Manin's, das in ſeinem Ausdrucke ſo ſehr einfache, faſt beſchränkte aber gradausblickende und ehrenhafte Cavaignac's und der Andern — ſie ſind ſo wahr, ſo lebend, wie ſie ein Phyſiognomiker nur wünſchen kann, um aus ihnen die geheimſten Herzens- und Geiſtesoperationen herauszuleſen. Beranger hat es wohl gefühlt, daß ihn Ary Scheffer wahrer und ſchöner der Nachwelt überliefern werde, als ſeine eigenen Memoiren thun und daß er mit ſeinem Porträt den beſten Commentar ſeiner Chanſons ſchaffen werde und Ary Scheffer war der einzige Maler, dem er zwei kurze Sitzungen gönnte. Das vor uns hängende Porträt iſt das einzig wahre des großen Volksdichters und es ſpiegelt alle die großen und kleinen Reize ab, welche die patriotiſchen, anakreontiſchen und ſatiriſchen Lieder Beranger's ſo einzig machen. Man ſehe dieſes Bild nur an und man wird, wenigſtens für die Zeit der

---

*) Ary Scheffer iſt am 15. Juni 1858 zu Paris geſtorben, und Frankreich hat dadurch auch das Vorrecht erhalten, ihm die letzte Ruheſtätte bieten zu dürfen.

Betrachtung, ein heiterer Philoſoph, ein ausdauernder Mann, ein unabhängiges Gemüth.

In Dichterſeelen und Dichterwerke ſich zu verſenken, verſteht Ary Scheffer wie kein anderer Maler ſeiner Zeit; er iſt eben ſelbſt ein großer Dichter und dabei, was ſo wenige ſeiner Collegen ſind, ein gebildeter Mann. Die ſchönſten Dichtungen aller Länder haben ihm ſeine Stoffe geliefert, und er verſenkte ſich mit ſeiner Sinnigkeit ſo tief in ſeine dichteriſchen Stoffe und in die Eigenthümlichkeit des Dichters, daß er denſelben Gegenſtand mit dem Pinſel noch einmal dichtete, nicht nachmalte. Was iſt es, was uns bei den meiſten Illuſtrationen und Bildern nach Dichterwerken ſo großes Unbehagen verurſacht? — daß ſie meiſt, faſt immer, die Phantaſie beengen, ihr die Flügel binden; daß ſie ſich an Aeußerlichkeiten halten und nie etwas liefern, was der Einbildungskraft des Leſers nachkommen könnte. Sieht man aber die Scheffer'ſchen Bilder nach Dichtern, gibt man ſchnell zu, daß er die Dinge ſchöner geſehen als wir, und wenn wir ein Ideal mitbringen, ſchwindet es ſofort vor der ſchöneren Darſtellung, die leibhaftig und doch unendlich wie das Dichterwerk auf unſere Seele wirkt. Dante, Goethe, Schiller, Byron, Uhland haben ſich nicht zu beklagen, daß ſie von Scheffer in Farben überſetzt werden. Man ſehe nur Franceſca da Rimini, die Fauſtbilder (beſonders die erſten), die Mignonbilder, den Giaur, die Eberhard der Greiner-Bilder! Auf allen dieſen Bildern derſelbe, jedem einzelnen Poeten, wie jedem einzelnen Gegenſtande eigenthümliche Duft; auf jedem die Atmoſphäre, die Stimmung, die der Dichter oft durch ein Wort, durch den Styl, durch den Tonfall hervorbringt. Ary Scheffer iſt in dieſer Beziehung ſo einzig in ſeiner Art, daß man für ihn eine beſondere Bezeichnung erfinden müßte; er iſt nicht ein hiſtoriſcher Maler; er verhält ſich zur hiſtoriſchen Malerei, wie ſich die Poeſie zur Geſchichte verhält.

Im Atelier ſehen wir neben den Portraits das große und berühmte Bild Francesca da Rimini, das im Stiche ſo bekannt geworden, daß wir es nicht zu beſchreiben brauchen. Es gehört, wenn ich nicht irre, der Familie Orleans und Scheffer hat es aus dem Schiffbruch gerettet. An der Wand hängt der Giaur — Byroniſch, wenn je ein Gedicht oder Bild Byroniſch war. Der Lord würde aufgejauchzt haben, ſich ſo wiedergegeben zu ſehen. Ebenſo würde es unſern Uhland freuen, könnte er gleich daneben ſeinen Eberhard ſehen, wie er das Tiſchtuch zerſchneidet. (Das größere Pendant zu dieſem Bilde, eines der ſchönſten Scheffer's, Eberhard ſeinen Sohn beweinend, befindet ſich im Luxembourg, dem Pantheon der großen lebenden Künſtler.) Da iſt auch der König von Thule, nordiſch düſter und doch golden romantiſch wie Goethe in ſeinen Balladen. Auf der Staffelei befindet ſich ein Bild, das wir als unfertig nicht beurtheilen wollen, fürchten aber, daß wir das vollendete auch nicht werden ſehen können, was übrigens dem Meiſter ganz gleichgiltig ſein kann. Der Gegenſtand ſcheint uns zu vage, zu verſchwommen, zu myſtiſch, wie denn Scheffer, einem dunklen Gerüchte zufolge, in der That jetzt ſich ein wenig dem Myſticismus zuneigt. Das Bild ſtellt bedrängte, leidende, durch Leiden geläuterte Seelen vor, die, befreit und erlöſt, wie Wolken ſchwebend, dem Himmel zuſtreben. Unter dieſen Seelen entdecken wir auch Francesca und Paolo. Myſticismus, Verſchwommenheit waren die Gefahren, die den Maler bedrohten, der ſeine Geſtalten nur aus Dichterwerken, nicht direct aus dem Leben oder aus der concreten Geſchichte holte, und ſiehe da, Ary Scheffer ſcheint an dieſen Klippen ſcheitern zu ſollen. Ein anderes Bild auf anderer Staffelei, „Chriſtus und Satan," erinnert uns an eine Altersſchwäche, die ſich bei dem großen Künſtler eingeſtellt und die man ſeit einer Reihe von Jahren zu bedauern Urſache hat. Wer die erſten Goethebilder und die letzten geſehen, mußte zuerſt auf dieſe Schwäche aufmerkſam werden. Ich meine die Abnahme des Farbenſinnes. Das neue Bild iſt noch ein Meiſterſtück der Compoſition, ein Muſter großartiger Einfachheit, aber die Farben ſind todt. Sollte auch dieſer Umſtand irgend eine ascetiſch-myſtiſche Urſache haben und mehr im Blicke des Geiſtes als in dem körperlichen Auge begründet ſein? Mit Schmerzen denken wir an deſſelben Meiſters „Laßt die Kleinen zu mir kommen," das wir vor achtzehn Jahren in Berlin geſehen und das ein Herd paradieſiſcher Farben war.

Im Atelier Ary Scheffer's gibt es einen geheimnißvollen Winkel, den ein dichter Vorhang bedeckt. Dieſer Winkel iſt nicht der mindeſt intereſſante Theil der intereſſanten Werkſtatte; in ihm finden ſich die Reliquien der Prinzeſſin Marie von Orleans, der früh geſchiedenen Tochter Louis Philipp's, der talentvollen Bildhauerin, welche die ſchöne Jean d'Arc und andere nicht minder verdienſtvolle, wenn auch minder populäre Bildwerke geſchaffen. Hinter dem Verhange ſind mehrere derſelben verborgen und traurig ſieht auf dieſelben das Bild der Frühgeſchiedenen herab. Sie wurden Ary Scheffer zur Verwahrung anvertraut, denn er war der geliebte Lehrer der jungen Künſtlerin und der intime Hausfreund der Orleans. So kommt es auch, daß er in mancher Beziehung ſo zu ſagen eine hiſtoriſche Rolle geſpielt hat. Ary Scheffer war es, der in Geſellſchaft Thiers' während der Julitage nach Neuilly fuhr, um dem Herzoge von Orleans zuerſt die Regentſchaft, eigentlich aber die Krone anzubieten. Man betrauete ihn mit der Botſchaft, wohl wiſſend, daß Louis Philipp ſich zu ihm offener über ſeine Anſichten und Wünſche ausſprechen werde, als er es allen den Staatsmännern gegenüber, die ſich bei Herrn Lafitte verſammelten, gethan hätte. So ſpielten Ary Scheffer und ſein Modell Beranger, deß Bild dort hängt, in der großen Umwälzung eine größere Rolle, als ſonſt Maler und Chanſonniers bei ſolchen Gelegenheiten zu ſpielen pflegen. Beranger verfaßte und unterſchrieb die Proclamation, welche die Bourbons für abgeſetzt erklärte, Scheffer bot die vom Haupte des alten Königs gefallene Krone ſeinem Freunde an. Er ſcheint zu einer Rolle in der Geſchichte der Familie Orleans prädeſtinirt geweſen zu ſein. In der Februarrevolution taucht er plötzlich wie ein Schutzengel derſelben auf und ſetzte die Rolle fort, die er in der Julirevolution angefangen. Als Helene von Mecklenburg, Herzogin von Orleans mit männlichem Muthe in die Kammer ging, um den letzten Verſuch zur Rettung der Krone ihres älteſten Sohnes zu wagen, gerieth ſie auf der Place de la Concorde in das furchtbarſte Volksgedränge. Der Duc de Chartres war plötzlich von ihrer Seite geriſſen; entſetzt ſieht ſich die Mutter nach ihrem geliebten Kinde um und entdeckt es lächelnd und in Sicherheit auf den Armen eines Nationalgardiſten. Der Nationalgardiſt war Ary Scheffer. Er trug ihr das Kind nach in die Kammer, rettete es, als es einmal unter die Füße der wogenden Menge gerieth, und verließ Mutter und Kinder nicht eher, als bis ſie in Sicherheit waren.

So ſtehen wir im Atelier des Malers, für den wir einen andern Titel geſucht haben als den eines hiſtoriſchen Malers, zwiſchen ihm, den Reliquien einer Orleans und dem Portrait Beranger's auf hiſtoriſchem Boden. Aber wo in Paris iſt das nicht der Fall?

Aus der Rue Chaptal heraustretend ſind wir überall von den großen Atelierfenſtern angeglotzt. Da iſt kaum ein Haus, das nicht von einem Maler bewohnt wäre; da iſt die Avenue Frochot, die allein von einer größeren Anzahl Maler bewohnt iſt, als manche große Reſidenz beherbergt; da iſt das große Haus Nro. 1. Rue Duperré, aus dem alljährlich ſo viele Bilder hervorgehen, als wäre es eine große Manufactur von Bildern, doch wohnen talentvolle Künſtler daſelbſt, wie z. B. der unheimliche Chavanne, der anmuthige Gendron, der die Welt mit Luftgeiſtern, mit allerlei tanzenden und ſchwebenden Geſtalten bevölkert. Wir gehen an Couture's Atelier vorbei. Der Maler der römiſchen Verfallzeit intereſſirt uns nicht mehr, ſeit er ein offizieller Maler geworden, Apotheoſen Napoleon's und große Kindtaufen malt, überhaupt Alles, was beſtellt wird und Geld einbringt und der trotzdem in öffentlichen Blättern verſichert, er ſei der einzige ernſthafte Künſtler des Jahrhunderts, und der Kaiſer habe dieſelbe Meinung von ihm. Guſtav Planche, der einzige ernſthafte Kritiker, war anderer Meinung. Wir gehen auch an Madame O'Connel vorbei, der franzöſiſchen Malerin aus Potsdam, belgiſcher Schule und iriſchen Namens, welche zu beweiſen glaubt, daß ein Weib ſchöpferiſches Genie haben könne. Aber wir treten in das ſonderbare Haus Nro. 4. Rue Duperré und wir treten mit Andacht ein, denn bald ſtehen wir vor dem größten Porträtmaler Frankreichs, vor Guſtav Ricard. Es iſt uns als wären wir durch zwei und drei Jahrhunderte zurückgereiſt. Alle moderne Platitude iſt verſchwunden und wir fühlen uns vom edlen Geiſte der Idealität des ſechszehnten Jahrhunderts angeweht. Wir wollen uns bei Ricard länger aufhalten und brechen darum hier unſre erſte Wanderung durch die Pariſer Ateliers ab, um mit friſcher Kraft und mit friſchen Augen in dieſe herrliche Farbenpracht, in dieſe Geſellſchaft idealer Geſichter zurückkehren zu können.

II.

Guſtav Ricard.

Während ich, fern von Paris, den erſten Bericht über meine Beſuche bei Pariſer Malern aufzeichnete, lag einer derſelben, und zwar der bedeutendſte unter den genannten, im Sterben. Das Todtengericht, das die öffentlichen Organe und das Publicum an ſeinem Sarge gehalten, beſtätigte nur, was ich über Ary Scheffer geſagt habe. Es war mir leicht, jene Unparteilichkeit zu üben, die ſonſt nur einem Todten gegenüber leicht iſt, denn, ich darf es jetzt ausſprechen, was ich damals verſchweigen mußte, ich habe Ary Scheffer ſeit langer Zeit wie einen Sterbenden betrachtet. Seit Jahren litt er an einem unheilbaren Uebel, von dem er ſowohl wie ſeine Freunde wußte, daß es ihn plötzlich hinraffen werde. Wenn ich ihn im Bois de Boulogne blaß, leidend, ſo hinreiten ſah, erinnerte er mich an jene Balladengeſtalten, die todt in die grüne Welt hineinreiten, ohne, wunderbarerweiſe, aus dem Sattel zu fallen. Ein Stück vom Maler, jener Ary Scheffer, der die Welt in ſo holden, poeſievollen Farben geſehen, war längſt in ihm geſtorben; es blieb nur noch der denkende Maler, und in der That waren ſeine Geſtalten der letzten Zeit bloße Abſtractionen. Aber der Menſch, der edle, tief fühlende, künſtleriſche, etwas träumeriſche und immer wohlwollende Menſch war bis zum letzten Augenblicke lebendig geblieben, und je treuloſer ihn der Körper verrieth, deſto treuer hielt ihn der Geiſt aufrecht, der ihm durch Kunſtgenüſſe jeglicher Art immer neue, belebende Nahrung zubrachte. Wenn Frankreich ſeine großen Verluſte an großen Künſtlern und edlen Charaktern, die es in den letzten zwei Jahren erlitten, aufzählt, darf es neben Rude, Beranger, Cavaignac auch Ary Scheffer nicht vergeſſen; er gehörte mit zu jenem Kreiſe auserleſener Menſchen, die aus der Entfaltungszeit der Reſtauration ſtammend, dieſer und der Juliepoche ihren Glanz verliehen und in der darauf folgenden Sittenverfallsepiſode immer die Principien der Ehrenhaftigkeit aufrecht erhielten. Dieſer Kreis, der auch im geſellſchaftlichen Leben meiſt zuſammenhielt und zu dem ſich in den letzten Jahren der Venetianer Manin als ein würdiges Mitglied geſellte, iſt heute beinahe ausgeſtorben und auf dem Père Lachaise zu ſeinen Vätern, zu Manuel, Foy, Benjamin Conſtant verſammelt. Die Männer dieſes Schlages leben heute nur noch ſporadiſch in Frankreich — oder im Exil — aber ſie leben noch und werden wohl auch Nachkommen haben. Mit den Skizzen und Biographien, die wir hier veröffentlichten, haben wir vorzugsweiſe das beweiſen wollen, daß ſolche Männer im heutigen Frankreich noch athmen und daß Frankreich wohl noch lange ihnen ebenbürtige hervorbringen werde. Das unmoraliſche Treiben iſt uns eben ſo verhaßt, wie den Moraliſten, die über Paris und Frankreich nach vierzehntägigem Aufenthalte aburtheilen — vielleicht noch etwas mehr verhaßt; — aber eben dieſen Moraliſten und den noch moraliſcheren Zeitungsartikeln, den unendlichen, gegenüber, iſt es Pflicht, auf die kleine Republik der Ehrenhaften aufmerkſam zu machen, welche kleine Republik denn doch auch als ein Symptom betrachtet werden darf, wenn jeder Actienſchwindel und jeder fraudulöſe Bankerott zur Würde eines hiſtoriſchen Sittlichkeitsſymptoms erhoben wird.

Allein wir wollen uns hier nicht tiefer einlaſſen auf die „culturhiſtoriſchen Studien“ — in Deutſchland iſt jetzt Alles Culturgeſchichte — um uns nicht zu weit von unſerm Gegenſtande zu entfernen. Auch würden wir zu ſehr in der Gegenwart, im Momente ſtecken bleiben, während ich den Leſer, der mich auf dieſen Wanderungen begleitet, zu einem Ausfluge in frühere Jahrhunderte aufgelegt wünſche. Wir ſind an der Schwelle des Ricard'ſchen Ateliers ſtehen geblieben; einen Schritt über dieſe Schwelle und wir ſtehn in der guten Zeit der alten Malerſchulen; mit dem einen Schritte haben wir zwei und drei Jahrhunderte zurückgelegt.

Guſtav Ricard — der, wenn er eben in ſeiner Anachoretenſtimmung iſt, uns mit Gebrumm oder gar nicht, wenn er aber was Schönes gemacht hat, mit einem italieniſchen oder einem fürchterlich ſchlecht ausgeſprochenen deutſchen Gruße und mit einem Katarakt von Witzen empfängt — Guſtav Ricard, heute ungefähr 34 Jahre alt, iſt in Marſeille geboren und ſtammt aus der florentiniſchen Familie Riccardi, welche vor drei Jahrhunderten in Folge politiſcher Unruhen ihre künſtleriſche Heimath verlaſſen hat. Sein ſchwach bemittelter Vater konnte bei einer zahlreichen Familie auf die artiſtiſche Erziehung des aufgeweckten und frühes Talent verrathenden Knaben nicht viel verwenden, und er mußte ſich mit einer kleinen Zeichenſchule begnügen. Auf ſich ſelbſt und auf eine höchſt ärmliche Farbenſchachtel angewieſen, mußte ſich Guſtav Ricard ſo zu ſagen die Malerei ſelbſt erfinden, und machte er die ganze Entwickelungsgeſchichte der Kunſt, von der erſten Cimabueſchen Naivetät bis zur vollendeten venetianiſchen und flandriſchen Pracht an ſich ſelber durch. In Marſeille finden ſich noch Studienköpfe, von welchen man glauben könnte, daß ſie aus der Zeit vor Raphael, oder vor Maſſaccio ſtammen. Ricard hat ſie in ſeinem fünfzehnten Jahre gemalt. Seit damals hat er andre Köpfe geliefert, welche ein wenig geſchickter Fälſcher in Titiane, oder auch in Van Dyk's verwandeln und als ſolche verkaufen könnte. — Die erſten bedeutenden Bilder, die ihm zu Geſicht gekommen, ſind die Rubens in der Marſeiller Galerie; dieſe im Verein mit dem mittelländiſchen Meere und dem provençaliſchen Himmel haben wohl viel dazu beigetragen, in ihm jenen hohen Farbenſinn zu entwickeln, der ihn zum größten Coloriſten Fankreichs macht. Vielleicht hat er alle Urſache, die Umſtände zu ſegnen, die ihn verhinderten, eine andre Primär-Schule durchzumachen, die ihn nicht in das Atelier eines Pariſer Malers brachten, wo er einen Dutzendunterricht erhalten und auf die Worte des Meiſters ſchwören gelernt hätte, oder gar in die Akademie, die ſein Auge geblendet und ſeinen Geiſt in Schnürſtiefel eingeſchnürt haben würde. Gezwungen, ſelbſt zu ſehen und zu prüfen, das Geſehene und Geprüfte mit ſelbſtgefundenen, nicht überkommenen Mitteln wiederzugeben, hat ſich ſein Geiſt an eine Forſchungsweiſe gewöhnt, die ſich auf alle Gegenſtände der Kunſt und des Lebens erſtreckte und aus ihm einen Künſtler machte, der ſich durch das auszeichnet, was den meiſten ſeiner Zeit- und Lebensgenoſſen fehlt: durch Individualität, eigne Anſchauungsweiſe, eigne Mittel und endlich — durch den Gedanken. Erſt ſpät kam er nach Paris, wo er einige Ateliers durcheilte, um ſich deſto eiliger in ſeine eigentliche Schule, in ſein eigentliches Vaterland, nach Italien zu flüchten. Florenz, Parma, Bologna, Venedig, Rom — arme unſchuldige Künſtlerſeele, welche von einer Schule der andern, einer Theorie, einem Künſtler dem andern zugeworfen wird wie ein Spielball. Das Fauſtiſche Suchen, Streben, Irren, Hoffen, Wiſſen, Zweifeln und Verzweifeln beginnt; Bilder, Bücher, Menſchen und Natur müſſen heran und Fragen auf Fragen hören — aber wie ſelten geben ſie Antwort. Die Famuli Wagner haben es immer und überall gut, auch in der Malerei; ſie wiſſen viel und glauben Alles wiſſen zu können. Aber es gibt andre Maler, die mit dem Pinſel in der Hand, der Natur gegenüber ſo hochtragiſch anzuſehen ſind, wie Fauſt vor der Bibel, oder mit dem Meſſer das Lebensprincip ſuchend vor einer Leiche, oder wie ein Paracelſus vor ſeinen Retorten. Ja ſie haben es in vieler Beziehung ſchlimmer als alle die geängſtigten Gemüther, die ausrufen: Was iſt Wahrheit? denn ihrem ſuchenden Geiſte offenbart ſich eine Doppelerſcheinung, ſtellen ſich zwei mächtige Gewalten zugleich dar, die beide gleiche Rechte geltend machen; denen beiden er ſich als leib- und ſeeleneigen bekennen muß: Die Wahrheit und die Schönheit. Welch ein Kampf des ganzen Gedanken- und Seelenlebens, bis er die beiden vereint erblickt in dem Einen: im Ideal.

Von der Theilnahme an dieſem rühmlichen Kampfe hat Ricard in ſeiner erſten Zeit in vielen Köpfen Zeugniß abgelegt. In Rom hinterließ er das Porträt des Herrn

Landsberg, das die Künſtlerwelt in Aufregung brachte, und ging nach Venedig, um ſich dort zu dem Maler auszubilden, der in der Ausſtellung des Winters 1850—1851 mit dem Porträt der Madame Sabatier*) plötzlich eine Berühmtheit wurde. Der Schreiber dieſer Zeilen wohnte dieſem Triumphe bei und hat das intereſſante Schauſpiel mitangeſehen, wie man in Paris über Nacht une des gloires de la France wird. Das Bild war noch auf der Staffelei, als man ſchon in allen Ateliers von der Wiederauffindung der italieniſchen Farbe ſprach. Die Maler eilten herbei, um es zu ſehen, und um nicht zu geſtehen, daß ſie es ſtudiren wollten, wie man auf einer italieniſchen Reiſe ſtudirt. Meiſſonier, jenen Maler der kleinen Bilder, die den Stempel der Unſterblichkeit tragen, habe ich vor dem Bilde in Extaſe geſehen. Die Ausſtellung machte dieſen Triumph in der Künſtlerwelt zu einem allgemeinen. Hebert's poetiſche, elegiſche „Malaria“ (heute im Luxembourg), Courbet's Epoche machendes „Begräbniß,“ welches die realiſtiſche Schule einweihte, konnten die Aufmerkſamkeit der Kenner von der Dame mit dem Hündchen auf dem Schooße, mit den klaren Augen, mit dem Stumpfnäschen nicht abziehen. Ricard hatte das Problem gelöſt, wie man ein Porträt mit jenem hiſtoriſchen Reiz, mit jener Unſäglichkeit ausſtattet, die ſonſt nur die Porträts der großen Zeit auszeichnet. Mit dieſem einen Porträt ſtellte er ſich hoch über die meiſten Porträtmaler unſers Jahrhunderts; er manifeſtirte ſich darin, wie die Giorgones, Titiane, Velasquez, Van Dyk's, wie alle größten und wahrhaft großen Porträtiſten als Hiſtorienmaler. Der aber iſt der wahrhaft große Porträtiſt, der erkennt oder erfühlt, daß ſich in jedem Geſichte, wie die Sonne im Thautropfen, die ganze Zeit abſpiegelt. Weiß er es mit dieſer Wiederſpiegelung wiederzugeben, dann hat er ſich zum Range eines Hiſtorienmalers aufgeſchwungen, dann erzählt er uns und der Nachwelt mit einem Geſichte mehr, als eine große Leinwand voll Haupt- und Staatsactionen zu erzählen vermag. Hat nicht Ingres mit dem Kopfe Armand Bertin's, des Beſitzers des Journal des Debats, mehr und deutlicher vom Triumph und Selbſtbewußtſein des Bürgerthums erzählt, als Louis Blanc's Geſchichte der zehn Jahre? — Solche Porträtirkunſt ſtößt in unſrer Zeit auf größere Schwierigkeiten, als man in den Zeiten Leonardo's, Giorgione's, Van Dyk's gekannt hat. Die zweite Hälfte des 15., die erſte des 16. Jahrhunderts, die Zeit der Wiedergeburt, des allgemeinen Erwachens, des Umſturzes aller alten Anſchauungen und Syſteme, des neuen Staatsweſens, der neuen Völkerwege und Ziele, der neuen Künſte und Wiſſenſchaften, bildete in allen Schichten ſo viele ausgeſprochene Charaktere aus, wie ſie in ſolcher Anzahl keine andre Epoche der Weltgeſchichte aufzuweiſen hat. Dieſe venetianiſchen Senatoren, welche Throne vergaben; dieſe Borgias, Roveres, Medicis auf dem päpſtlichen Throne; dieſe Braccianos, Colonnas, Trivulcis mit Genoſſen — Männer, die keine Schwierigkeiten kannten, wenn es ſich um Erreichung irgend eines Zieles handelte, welche den zarten Dichter, den großen Maler, den weiſen Platoniker und den Bravo gleich ſehr zu ſchätzen wußten, Männer der Gewaltſamkeit, der großen Pläne, des Verbrechens und der Kunſtſinnigkeit mußten ebenſo wie die Pulcianos, die Leonardos, Picos, Savonarola's ausgeſprochene Phyſiognomien haben. Und die Frauen, die die Dichter liebten, den Ehrgeiz der hunderttauſend Ehrgeizigen anſtachelten, voll Leidenſchaft und voll zarten Gefühles waren und dabei begabt mit der Fähigkeit Gift zu miſchen — wie die ausgeſehen, davon gibt uns die Mona Liſa Leonardo's ſichere Kunde. — Dem Jahrhundert des Erwachens und der Gewaltſamkeit folgte das Jahrhundert der großen Intrigue, dem die Jeſuiten in ihrer Blüthe Stimmung und Charakter gaben; „ihr Roman," wie es Michelet nennt, war in vollſter Entwickelung. Viele Nachzügler des früheren Jahrhunderts liefen durch dieſes. Velasquez fand des Intereſſanten und Charakteriſtiſchen genug in den Habsburgiſchen Chilperichen Spaniens, Van Dyk in den Dogenabkömmlingen Genuas, und in den Cavalieren Karl's I., des Prädeſtinirten. In die ſiegreichen Niederlande hatte ſich die Freiheit gerettet, und wie Giorgione,

---

*) Nicht, wie man allgemein glaubt, die berühmte Sängerin Mad. Unger-Sabatier.

Titian, Tintoretto die Republik malten, „welche," wie Jeſaias von Tyrus ſagt, „Kronen ſpendete, deren Kaufleute Fürſten waren und deren Händler die Geehrten der Erde," ſo fanden Rembrandt, Van Dyk, Hölſt die großmächtigſten Generalſtaaten, die klugen Diplomaten, Bürgermeiſter, Zünfte, Großpenſionäre, ruhmvollen Admiräle, alle mit ihren behaglichen, wie holländiſche Häuslichkeit breit und gemächlich blickenden Hausfrauen, voll bürgerlich-patriciſchen Bewußtſeins. Es war ſchwer, nicht Geſchichte zu malen, wenn man ein ſolches Geſicht des 16. oder 17. Jahrhunderts abconterfeite. Wie ſchwierig iſt es hingegen, ein bedeutſames, modernes Porträt zu liefern. Die demokratiſche Weltgeſchichte iſt auch in dieſem Punkte conſequent geblieben und hat auch in den Phyſiognomien nivellirt und gleich gemacht. Es iſt gleich ſchwer in modernen Geſichtern das Individuelle herrauszufinden, wie das für die Zeit allgemein Charakteriſtiſche. Die Maler klagen über das allerdings ſcheußliche Coſtüm — aber, wären nur die Geſichter anders, die Tracht würde als Nebenſache verſchwinden. — Nur der Künſtler von ſehr großem Genie kann aus einem modernen Proträt ein hiſtoriſches machen; und dieſe dunkle Erkenntniß war es, die dem erſten großen Porträt Ricard's, jenem obengenannten der Madame Sabatier die große Anerkennung verſchaffte. Wenn Ingres mit ſeinem Armand Bertin die Juliepoche, die Rue Lafitte und Chaussée d'Antin gemalt hat, ſo hat Ricard die Geſchichte fortgeſetzt und das Quartier Breda und mit dieſem eine ganze herrſchende Seite unſrer Zeit gemalt.

Wir halten uns bei dieſem Bilde auf, weil es Ricard's Anfang geweſen und für ihn und ſeine ganze Richtung bezeichnend geblieben iſt und weil wir uns natürlich auf die Beſchreibung zahlreicher Porträts nicht einlaſſen können. Nach jenem Erfolge eilten die ſchönen, oder ſchön ſein wollenden Weiblein dem Atelier Ricard's zu und es war Gefahr da, daß die Winterhalter und Dubufe's überflügelt werden. Aber Ricard, wie ſchön er auch Stoffe und Spitzen zu malen verſteht, konnte ſich nicht dazu hergeben, Illuſtrationen zu Modezeitungen zu verfertigen. Er verſtand das Schöne anders als dieſe Damen und ihre Anbeter aus dem Café Tortoni, und Winterhalter und Dubufe waren gerettet; die Bank und die alte und neue Ariſtokratie kehrten wieder zu ihnen zurück. Das war ein Glück für Ricard und ſeine Kunſt. Er wählte ſeine Modelle und ſo entſtand jene Reihe von Studienköpfen, die in dieſer Zeit vergebens ihres Gleichen ſuchen. Ich nenne nur den ſogenannten deutſchen Studentenkopf, den vielbewunderten weiblichen Rothkopf, das Mädchen, das im Schaufenſter des Bilderhändlers in der Rue Lafitte Volksaufläufe verurſachte, die beiden Medaillons der Töchter des Herrn Lafitte, das Zigeunermädchen, den gefallenen Engel, die unheimliche Dame, die auf der allgemeinen Ausſtellung ſo viel Glück machte und das Motiv zu einem Romane wurde ꝛc. ꝛc.

Wie einfach in den Mitteln, wie groß in der Ausführung und wie mannigfaltig im Charakter ſind dieſe Bilder. Seine Neider und Feinde nennen ihn eben dieſer Mannigfaltigkeit wegen einen Eklektiker, der ſich an zu verſchiedene Schulen anlehne. Wie thöricht! Als ob Van Dyk, nachdem er ſich in der Welt umgeſehen, nicht auch Flamänder, Italiener und er ſelbſt zugleich geweſen wäre; als ob man einem Dichter einen Vorwurf daraus machen könnte, daß er in dieſem Gedichte dieſes Versmaß, in jenem jenes anwendete. Je nach dem Charakter ſeines Modells iſt ſeine Malerei allerdings jetzt venetianiſcher, jetzt holländiſcher, manchmal ſogar ein wenig à la Greuze — wie z. B. in dem Bildchen einer reizenden, vierzehnjährigen Wienerin, das uns eben von der Staffelei anlächelt — aber trotz Venetianern, Holländern und Franzoſen ſteht immer die unabhängige, ſelbſt ſehende und ſchaffende Perſönlichkeit des einen Künſtlers hinter dieſen Bildern.

Bezeichnend für einen Porträtmaler iſt es, welches Publicum ſich um ihn bildet, welche Clienten ihn vorzugsweiſe aufſuchen. Da iſt es denn als ein ausgeſprochenes Urtheil über Ricard zu betrachten, daß er vorzugsweiſe von Künſtlern und künſtleriſch geſtimmten Menſchen aufgeſucht wird. Ich habe ſelbſt die Porträts der ausgezeichneten Maler Hebert, Meiſſonier, Chenevard auf Ricard's Staffelei geſehen — eben ſo die Porträts Ferdinand Hiller's, Theodor Gouvy's, Wilhelmine Clauß ꝛc. Frau von

Calergi, von der ſchwer zu ſagen, ob ſie mehr Künſtlerin oder ſchöne Frau iſt, das trefflichſte Modell für die größten Coloriſten, die Heine ſo bizarr als weißen Elephanten, Theophile Gautier nicht weniger barock als Symphonie blanche beſungen hat, malte Ricard zweimal, einmal wie ſie, ein ander Mal wie er es gewollt. Das zweite Exemplar iſt ein Bild geworden, deſſen ſich Paul Veroneſe gerühmt haben würde. Dort hängt es an der Wand und man begreift, daß ſich der Schöpfer von einer ſolchen Schöpfung nicht trennen könne.

Bleiben wir mit dieſem Bilde im Atelier und ſehen wir uns um. Wir kommen in einem glücklichen Augenblicke; die Staffeleien ſind auf's Reichſte und Mannigfaltigſte ausgeſtattet. Neben jenem reizenden Märchen à la Greuze, der verkörperten Poeſie des anbrechenden „Backfiſchthums“, das ſo friſch in die Welt ſieht, daß es der Maler „cinq heures du matin“ nennt, das Bild einer wunderherrlichen Frau, über deren Geſicht der Zauber ewiger Jugend und ewiger Weiblichkeit ausgegoſſen iſt; der Reiz inniger Lebensfülle, trotz dem leidenden Zuge um den Mund, von dem jene melancholiſche Stimmung ausgeht, die wir faſt bei jedem Kunſtwerke wünſchen. Welch einen Contraſt bildet dieſem milden Antlitz gegenüber der blondlockige, rundwangige Knabe, der ſich vor Jugend und Geiſt kaum im Rahmen halten kann — und dieſer herrlichen Gruppe gegenüber wieder welch ein Contraſt in dem

Bilde des berühmten Banquiers Miſtr. Blunt! Es iſt das derſelbe Miſtr. Blunt, der Herrn Mires, welcher in einer Verſammlung von den barons de l'industrie geſprochen, geantwortet, er habe bis jetzt in dieſer Beziehung nur von „Chevaliers" ſprechen hören. Dieſe Antwort charakteriſirt ihn. Es iſt der engliſche Finanzmann, der die Phraſe wie den Schwindel haßt, ſicher auf ſich ſelber ſteht, unbekümmert, welchen Titel man ihm gebe, im Bewußtſein ſeines Berufes, ſeiner Macht und ſeiner Solidität. So ſteht er in dem Ricard'ſchen Bilde vor uns, die Poeſie der Poſitivität, die Poeſie unſrer Zeit und das herrſchende Princip. Klugheit, Ruhe, etwas Kälte, aber Sicherheit, die ein wohlthuendes Vertrauen einflößt und dem Ganzen eine gewiſſe Gemüthlichkeit verleiht, ſprechen aus dieſer Geſtalt, die ungenirt und in der ganzen Welt zu Hauſe, den einen Daumen in das Achſelloch der Weſte geſteckt, aus der Leinwand, wie aus der Thür des marktbeherrſchenden Bureaus tritt. — Mächtiger erweckt ein größeres und glänzenderes Porträt unſre Aufmerkſamkeit. Wir enthalten uns jeder Charakteriſtik, denn mit dieſem Geſichte müßten wir die ganze Zeit vom Staatsſtreiche bis auf unſre Tage und müßten wir vorzugsweiſe den franzöſiſchen Senat charakteriſiren, wozu wir uns nicht berufen fühlen. Es iſt das das Porträt des Mannes, der den Muth hatte, Tacitus Lügen zu ſtrafen, er, der ſelber ein großes Stück beſtätigenden Commentares des unglücklichen Römers darſtellt; es iſt das das Portrait des Präſidenten des Senates, des Herrn Troplong. Wir ſagen Nichts darüber, nur daß Ricard hier mit einem meiſterhaften Bilde zugleich ein ſo wahres Stück Geſchichte geliefert, wie irgend Jemand, der in dieſem Augenblicke im Geheimen taciteiſche Memoiren ſchreibt oder ein Procopius eine doppelte Geſchichte.

Sehen wir uns weiter um in dem Atelier. Eine Atmoſphäre von Poeſie durchweht die weiten Räume. Da iſt nichts Abſichtliches, nichts Arrangirtes, auch Nichts von dem induſtriellen Weſen, das ſo viele Pariſer Ateliers auszeichnet; wohl aber fühlt man ſich in einer Werkſtätte des Geiſtes. Alles ſagt: hier wird gedacht, geſtrebt, gekämpft und Schönes geſchaffen. Alte Tapiſſerien bedecken die hohen Wände; über dieſe hängen vielfache Freundesporträts, allerlei Meiſterwerke anderer Meiſter, wie z. B. ein Adrian Oſtade, ein höchſt merkwürdiger Studienkopf von Ingres, ein unbekannter Venetianer, welche alle Ricard, ein eben ſo trefflicher Kenner als Maler, in den Trödlerbuden aufgeſtöbert hat. Eine lange Reihe von Copien läßt uns einen Blick in die Studien thun, die Ricard durchgemacht hat, bis er auf dieſe Höhe gelangt iſt. Da hängen Copien nach Tizian, Veroneſe, Bonifaz, Rubens, Rembrandt (die nächtliche Ronde), Claude Lorrain u. A., ſämmtlich Meiſterſtücke der Copie. Kein moderner Maler hat es verſtanden, ſo die Werke der alten großen Vorgänger nachzudichten, ſich ſo in ihr Weſen hineinzuleben, ſo ihre ſubtilſten und unfaßbarſten Geheimniſſe zu erfaſſen. Den alten Robert Fleury ſah ich in Begeiſterung vor einer Ricard'ſchen Copie eines Bonifaz ſtehen; er wußte nicht, von wem ſie herrührte und rief aus: Ich hätte nicht gedacht, daß ein Moderner das zu leiſten im Stande ſei! — In der That gibt es gewiſſe Farbenwunder, die heut zu Tage nur Ricard thun kann und dieſe Wunder werden noch wunderbarer, wenn man ſieht, wie er die Farbenmittel, mit denen er ſie vollbringt, immer mehr und mehr auf ein Minimum beſchränkt.

Es gehört mit zu den ſchönſten Genüſſen, in einem Winkel dieſes Ateliers zu ſitzen, ſeine Cigarre zu rauchen und zuzuſehen, wie Ricard mit der ſehr wenig bunten Palette dieſe Wunder thut und wie er zugleich durch ein geiſtvolles, immer anregendes Geſpräch das innerſte Weſen auf das Geſicht des Modells herauszuzaubern verſteht. Ricard iſt nämlich einer der liebenswürdigſten und geiſtreichſten Geſellſchafter und Plauderer des heutigen Frankreich. Der Fremde glaubt in ihm das Modell jener Geſprächshelden und Meiſter zu erkennen, welche Frankreich ſo converſationsberühmt gemacht haben. Aber der Fremde irrt. Ricard's Geſpräch iſt von ganz anderer Natur: die Unterhaltung, das Sprechen iſt ihm nicht Selbſtzweck; eben ſo wenig will er glänzen. Er wiederholt ſich nicht, er hat kein Repertoir von Witzen und Geiſtreichheiten, er iſt nicht frivol, wie jene berühmten Meiſter der Converſation.

Bei ihm ſtrömt das Geſpräch aus der Fülle des Geiſtes, des Gemüthes und der Phantaſie; er iſt in jedem Augenblicke neu angeregt und immer productiv. Derſelbe Menſch, der jetzt wie ein Kind gelacht, mit Kindern kindiſche Späße gemacht oder ein Feuerwerk ſprühender Witze hat aufſteigen laſſen, derſelbe Menſch kann einen Augenblick ſpäter, auf die kleinſte Veranlaſſung, die ſinnigſten Aphorismen über menſchliche Verhältniſſe, die tiefſten Theorien über Kunſt, die umfaſſendſten Aperçus über die höchſten Intereſſen ausſprechen. Iſt er jetzt der geiſtreichſte Dialektiker, iſt er wieder den Augenblick ſpäter das, was man ſeit Goethe „eine Natur“ zu nennen liebt — iſt er jetzt der Kritiker, der die geheimſten Urſachen der räthſelhafteſten Wirkungen aufzuſuchen verſteht, ſo iſt er gleich darauf wieder der urſprüngliche, unbewußt ſchaffende Poet in aller Friſche und Unmittelbarkeit, ohne die geringſte angekränkelte Bläſſe des Gedankens. — Mit einem ſolchen geiſtigen Weſen und mit einer ſehr einnehmenden Perſönlichkeit ausgeſtattet — Ricard ſieht ſo aus, wie ſich ein Romantiker gern einen Künſtler des ſechszehnten Jahrhunderts vorſtellt — könnte er in der Pariſer wie in jeder andern Geſellſchaft große Eroberungen machen und ſich leicht mit einem Kreiſe von Freunden, Bewunderern und Protectoren umgeben, wenn er nicht ein Anachoretencharakter und in vieler Beziehung ein Fremdling in unſrer Zeit wäre. Wenn die Klöſter ſo wären, wie man ſie gern ſchildert, wäre er wohl in ein Kloſter gegangen; wenn ſein ſtrebender und hungriger Geiſt nicht immer neuer Nahrung bedürfte, wenn er nicht im Grunde ein Menſch wäre, der mit allen Nerven am ganzen Leben hängt, er hatte ſich längſt in die Einſamkeit oder in irgend eine geſchloſſene Brüderſchaft zurückgezogen — wie einſt Fra Angelo oder Fra Bartolomeo. — Am liebſten, ſagte er einmal, möchte ich in einem Kloſter leben und meine Brüder umſonſt malen. — Aber damals ſaß ihm eine dicke Frau, die um jeden Preis ſehr modern und elegant gemalt ſein wollte. Man gebe ihm ein ſchönes und ſinniges Modell und die Erde hat ihn wieder. — Sein Atelier, ein kleiner Kreis von Freunden, die intereſſanten Geſichter, denen er in der Straße begegnet, ſind ſeine Welt; Malen, Lectüre, ein anregendes Geſpräch, ein Ausflug nach Italien, oder in die Galerien Deutſchlands und der Niederlande, eine Reiſe zu einem deutſchen Muſikfeſte iſt ſein Leben. Mit einem Worte: Perſon und Weſen und Leben ſtimmen harmoniſch mit den Schöpfungen; beide ſind ſchön, beide eines großen Künſtlers.

Wir verlaſſen das Atelier des größten franzöſiſchen Porträtmalers. Verlaſſen wir es! — Denn wie viel wir noch über ihn und ſeine Art zu malen ſagen könnten, wir können dem Leſer doch keinen eigentlichen Begriff von ſeinen Bildern geben. Auf ihnen liegt jener unſagbare Reiz jenes mit Worten Unausdrückbare, das jedes Werk eines echten Künſtlers charakteriſirt; das uns ſogleich daraus entgegenweht und uns ſagt: Siehe! Hier iſt Schönes, Bedeutendes! — das nicht errathen werden kann, ehe es da iſt und nicht analyſirt, wenn es da iſt. Der Kritiker kann jeden Pinſelſtrich beſchreiben, jeden Vers zerlegen, jede Muſiknote aufzählen — aber den gewiſſen Duft eines Kunſtwerkes kann er nicht wiedergeben und am Ende muß er auf das Kunſtwerk ſelbſt verweiſen: Sehet, leſet, höret! Genug, wenn er der Herold des wahrhaft Schönen iſt. — Aber, fragt der Leſer erſtaunt, dieſer große Künſtler Ricard hat Nichts gemalt als Köpfe? — Nichts als Köpfe oder auch ganze Geſtalten; aber wahrlich, ich ſage dir, o Leſer, Giorgione wäre Giorgione auch ohne die großen Leinwande, auf denen ſich mehrere Figuren zuſammenfinden, Van Dyk wäre Van Dyk auch ohne ſeine Heiligenbilder und Velasquez Velasquez ſelbſt ohne ſein großartiges Lanzenbild und ſelbſt ohne das wunderbare Bild der Spinnerinnen. Das ganze berühmte Madonnenbild Murillo's in dem großen Saale des Louvres iſt nicht ſo viel werth, als die wenigen beſcheidenen Köpfe, die ſich unten, links in einem Winkel des Bildes befinden. Und wahrlich, ich ſage dir ferner: Wer einen Kopf ſo malen kann wie Ricard, der kann Alles.

III.

Hebert, Heilbuth, Brendel, Imer, Henneberg, Knaus, Robert Fleury.

Von Ricard zu Hebert iſt nur ein Schritt. Vor einigen Jahren, da ſie erſt viel verſprechende, junge Künſtler waren, nannte man ſie nur zuſammen, da ſie zu gleicher Zeit auftraten und zu gleicher Zeit berühmt wurden. Nach und nach, da ſie aus hoffnungsreichen Jünglingen fertige Künſtler wurden, da ſich ihre Individualitäten immer entſchiedener ausſprachen, wurde auch die Entfernung zwiſchen Beiden immer größer und wie ſie heute daſtehen, haben ſie Nichts mehr mit einander gemein. Hebert's Entwicklung iſt in ſo fern intereſſanter, als man ſchon in ſeinen früheſten Bildern dieſelbe Perſönlichkeit, dieſelbe Art zu ſehen und zu fühlen entdeckt, welche in ſeinen vollendetſten Werken ſo wohlthuend, ſo ſympathiſch auftritt und ihm einen ausgezeichneten und auszeichnenden Stempel aufdrückt. In den Sälen der Akademie der bildenden Künſte umherwandernd, betrachtete ich einmal eine lange Reihe von Bildern, welche den Verkauf Joſeph's durch ſeine Brüder darſtellten. Sie waren ſämmtlich ſchülerhaft ausgeführt, aber eines unter ihnen fiel mir durch ſein nach milder Harmonie ſtrebendes Colorit und durch eine über das Ganze ausgegoſſene Melancholie auf und erinnerte mich zugleich, trotz ſeiner Schülerhaftigkeit, an die ſchönſten Bilder Heber'ts — und in der That war es ſein Concurrenzbild, mit dem er vor langer Zeit über alle dieſe rechts und links aufgeſtellten Bilder den Preis, den römiſchen Preis, le grand prix de Rome, davon trug. Seit jenem Bilde hat Hebert nicht aufgehört, Fortſchritte zu machen, und hat auch, durch alle durchgemachten Phaſen, nicht aufgehört, er ſelbſt zu ſein. Die bereits große Reihe ſeiner Genre-, Hiſtorien- und Porträtbilder macht gewiſſermaßen ein Ganzes, ein einziges Kunſtwerk, wie das bei den geſammten Kunſtwerken ausgeſprochener Charaktere, trotz aller Umwege der Entwicklung, trotz Suchen und Irren, immer der Fall iſt. Wer ein Ohr hat, wird Beethoven ſogleich erkennen, ob er nun die d-moll- oder die d-dur Symphonie höre — die doch beide ſo ſehr verſchieden ſind. Das Charakteriſtiſche der Hebert'ſchen Bilder liegt nicht in Aeußerlichkeiten; nicht gewiſſe Farbentöne, nicht Einförmigkeit des Gegenſtandes iſt es, die ſie ſogleich erkennen läßt: es iſt ihr innerſter Charakter, es iſt eine in Farben und Formen nach Außen gekehrte, manifeſtirte Innerlichkeit eines gewiſſen einzelnen und einzigen Menſchen; es iſt das ethiſche Weſen einer Perſönlichkeit, die ſich ſo und nicht anders ausdrücken kann und die ſich anders als jeder Andere ausdrücken muß. Dieſes Charakteriſtiſche aber iſt eben deshalb, weil es ſeiner Natur nach ausſchließlich iſt, ſehr ſchwer in Worten auszudrücken. Man kann in einem ſolchen Falle nur allgemeine, wenig bezeichnende Ausdrücke gebrauchen, die eben ſo gut auf einen andern Künſtler übertragen werden können, ohne daß die beiden eine innerliche Aehnlichkeit haben müßten. Sagen wir alſo: Melancholie der Phyſiognomie ſowohl wie des ganzen Gegenſtandes und eine überaus wohlthuende, milde, gedämpfte Harmonie der Farben — Abweſenheit jedes Geſchreies und jeder Effecthaſcherei — ſo haben wir Hébert nur in ſeiner allgemeinſten Tugend bezeichnet. Am beſten thut man wohl, man geht in den Luxembourg und vertieft ſich in ſeine Mal-Aria. Ich habe noch Niemand geſehen, den dieſes Bild nicht auf den erſten Blick ergriffen und nach und nach mit einer ſanften, wohlthuenden Trauer erfüllt hätte. Die Barke, die mit Männern, Weibern und Kindern dahinfährt über die Gewäſſer der pontiniſchen Sümpfe, erſcheint wie ein trauriges Symbol der Lebensreiſe; der Luft ſieht man es an, daß ſie den Tod in ihrem Schooße trage. Aber dieſer Tod iſt jener Tod des Liedes, der da ſingt:

O ruhe mir,
Ich komme nicht zu ſtrafen,
Ich bin nicht wild,
Sollſt ſanft in meinen Armen ſchlafen.

Die Trauer der Dahinfahrenden iſt die ſchöne Trauer der Ergebung — der Kampf iſt aufgegeben und die Menſchen neigen das Haupt, wie verwelkende Blumen. Eine wilde

Phyſiognomie, ein ſchreiender Pinſelſtrich, ein greller Sonnenſtrahl hätte den Einklang, die tiefempfundene künſtleriſche Einheit dieſes Werkes geſtört. Hebert hat ſich vor dergleichen gehütet, obwohl ein ſolcher Schrei, ein ſolcher Contraſt das Bild auffallender, lärmender, zudringlicher gemacht hätte, obwohl ſolche Mittel ſeit lange in der franzöſiſchen Schule traditionell ſind und man ſie gewiſſermaßen als nothwendig betrachtet. Hebert hat dem ſchlechten Geſchmacke nicht die geringſte Conceſſion gemacht, er hat ſich nicht einen Augenblick verleugnet und dieſer Heroismus einem Pariſer Publicum gegenüber hat die ſchönſten Früchte getragen. Die Mal-Aria iſt ohne Knalleffect ein populäres, geliebtes Bild, Hebert iſt in ſeinen Grundſätzen beſtärkt worden. Er hat von vorneherein gezeigt, wie ernſt es ihm mit ſich und ſeiner Kunſt ſei und hat ſich von Anfang an das Vertrauen und die Achtung der Kenner, der Kunſtwelt und des Publicums erworben. Die erwähnte Selbſtverleugnung iſt um ſo mehr anzuerkennen, als Hebert ein Schüler Delaroche's iſt und dieſer Meiſter — man kann es nicht leugnen — ſeinen Effect durch melodramatiſche Gegenſtände und auffallende Anordnung hervorzubringen ſuchte. Daß aber der Leſer durch Erwähnung der farbloſen Schule Delaroche's nicht irre geführt werde, will ich gleich hinzufügen, daß Hebert unter den heutigen Malern Frankreichs als einer der größten Meiſter in der Farbe genannt werden muß. Das Bild, das wir in ſeinem Atelier finden, wird uns ſein Recht auf dieſe Ehre klar machen.

Wir ſteigen Rue Navarin Nro. 11 drei Treppen hoch. Ein dunkles, beinahe bronzenes, farbloſes, von langen ſchwarzen Haaren beſchattetes Geſicht lächelt uns einen freundlichen Gruß zu; das Lächeln, wie die tiefſchwarzen und feurig leuchtenden Augen ſagen uns, noch ehe ein Wort geſprochen, daß wir es hier mit einem feinen, gebildeten Geiſte zu thun haben. Die ganze, wir möchten ſagen verbrannte, baſaltene Erſcheinung läßt auf große Leidenſchaftlichkeit ſchließen; aber die Ruhe und Milde des Benehmens ſtellen ſofort wieder die Harmonie zwiſchen den Bildern und ihrem Schöpfer her, die einen Augenblick lang in unſern Gedanken geſtört war. In der That ſollte man von einem Maler mit ſolcher Phyſiognomie wilde Bilder à la Delacroix erwarten — aber es geht wie immer. Bei näherer Bekanntſchaft entdeckt man die Züge des Kindes im Vater, des Vaters im Kinde. Wenn Hebert wirklich ein Vulcan iſt, wie er ausſieht, dann ſind ſeine Producte die Lacrimae Christi — milde, ſüße, poetiſche Producte voll innern Feuers. Daß dieſes Feuer zuſammengehalten, daß wilde Ausbrüche vermieden, daß es zu einem innern gemacht und zur Beſeelung ſeiner Geſtalten benutzt wird — das iſt eben die Sache des großen Künſtlers — und zumeiſt des großen Künſtlers, der die Gaben der Natur nicht im rohen, naiven Zuſtande gelaſſen, der ſie und ſich gebildet, der denken, und die Welt und ſich ſelber als außer ihm betrachten gelernt. So oft wir ein Werk Hebert's geſehen, muthete uns etwas wie Bildung daraus an und empfanden wir, daß ein Unterſchied ſein müſſe zwiſchen ihm und den Malern, die ſich einbilden, es ſei genug, wenn man nur mit dem Pinſel umzugehen wiſſe und deren es heute in Frankreich Hunderte gibt. Hebert hat ſeine ganze Jugend, nach dem ſtrengen Willen des Vaters, wiſſenſchaftlichen Studien gewidmet. Er iſt in Grenoble geboren, und in der franzöſiſchen Provinz erſchaudert noch heute jede Familie vor dem Gedanken, durch einen Künſtler in ihrem Schooße entehrt zu werden. Künſtler heißt noch immer ſo viel als Vagabund, Hungerleider, Lump. Kein Wunder, daß man Hebert zu einem Brotſtudium zwang, trotz dem ausgeſprochenſten Künſtlerberuf. Mit einer außerordentlichen Energie bewältigte er die innern Widerſprüche, die ſich gegen die aufgezwungene Laufbahn erheben; die Trockenheit der juriſtiſchen Studien ſuchte er ſich durch wiſſenſchaftliche Behandlung derſelben genießbar und durch gleichzeitige Beſchäftigung mit der ſchönen Literatur erträglich zu machen. So ſtand er mit zweiundzwanzig Jahren als fertiger Advocat, als gebildeter und als unabhängiger Menſch da. In ſeiner Freiheit machte der Künſtler in ihm ſein Recht geltend; er nahm wieder Stift und Pinſel zur Hand, die man ihm vor Jahren entwunden hatte. Plötzlich verließ er das Palais de Justice, das für ihn in allen Räumen nur salles de pas perdus hatte, und mit derſelben Energie, mit der er Juriſterei ſtudirte, und mit mehr Liebe, warf er ſich auf die Malerei, und nach kurzer Zeit iſt er aus den Schulen Delaroche's, der Akademie und der großen Schule Italiens als der fertige Meiſter hervorgetreten, der die Mal-Aria ſchaffen konnte. — Das, was wir in Deutſchland Objectivität nennen, jene Unparteilichkeit des Auges und Ruhe des Geiſtes, jene Herrſcherfähigkeit der äußern Welt gegenüber, jenes Schweben über dem Chaos der Erſcheinungen, das allein ein ſchöpferiſches Werde! ermöglicht, verdankt Hebert gewiß zum großen Theile der Bildung, die er ſich une peu malgré lui angeeignet. Kleine, uncultivirte Geiſter begreifen es nicht, wie bedeutenden Menſchen Alles zu Nutze wird, was ſie immer gelernt haben, welchem Stande ſie immer angehören mögen.

Hebert iſt ſoeben aus Italien, das er ſchon zu wiederholten Malen beſuchte, zurückgekehrt. Zwei Jahre ſaß er in einem kleinen Dorfe, fern von Rom, mitten in den wildeſten Apenninen. Die ſtereotypen Modelle Roms, ihr arrangirtes Coſtüm konnten ihm, der nach Wahrheit ſtrebt, nicht genügen; ſo entſchloß er ſich, italieniſche Natur, italieniſche Phyſiognomie und Tracht in ihrer eigenthümlichſten Heimath aufzuſuchen, in der Wildniß und Einſamkeit, wo die urſprüngliche Naivetät im Bewußtſein des Modellmetiers noch nicht untergegangen. Auf ſeinem Tiſche finden wir noch die eben ausgepackten Bücher, die ihn in die Einſamkeit begleiteten, Homer, Xenophon, Lucian in der Urſprache und, um doch auch mit der lebenden Welt in Verbindung zu bleiben, die Revue des deux Mondes — auf den Staffeleien aber finden wir einen Theil der ſchönen Ausbeute dieſer zwei der Kunſt gewidmeten, mit Entſagung und Aufopferung ertragenen Jahre. Da ſind zuerſt: Die Mädchen und Weiber am Brunnen. Zwei Mädchen kehren uns den Rücken und bücken ſich über die gemauerte Einfaſſung, um Waſſer zu ſchöpfen. Ein drittes Mädchen wartet, ſtützt den Arm in die Hüfte und ſieht uns im Bewußtſein ihrer Schönheit und unnahbaren Jungfrauſchaft mit großen Augen an. Neben ihr, am Fuße einer Mauer, ſitzen zwei früh gealterte Weiber, mit den ihnen zukommenden durchfurchten, verwelkten, zerſtörten ſüdlichen Geſichtern — die eben ſo gut gemüthlichen, mährchenerzählenden Großmütterlein wie alten Hexen angehören können — denn die Elemente zu Beiden ſtecken in dieſen italieniſchen alten Weibern. Sie plaudern gemüthlich mit einander, d. h. ſie klatſchen. Was klatſchen ſie? Sie klatſchen offenbar über das, was jene Jungfrau bewegt, ſo ſtolz in die Welt zu blicken. Sie unterhalten ſich sotto voce gewiß von jenem bleichen, kranken, tief melancholiſchen Geſchöpf, das wir noch nicht erwähnt haben und das, halb im Schatten, auf der Brunneneinfaſſung allein und verlaſſen abſeits ſitzt. Sie hält ihr Gefäß in der Hand und wartet, bis die andern fertig ſein werden; jetzt wagt ſie es nicht, ſich zu nähern. Berührte ſie beim Schöpfen eine von ihnen mit dem Arme oder nur mit dem Saume ihres Kleides, ſie würde zurückgeſtoßen, beſchimpft, mit Flüchen und Schmähungen überladen, als wäre ſie eine Ausſätzige. Die bei Seite Sitzende iſt ein gefallenes Mädchen, und die Sitte in den Dörfern der Apenninen iſt ſo furchtbar grauſam. Keine von all den Anweſenden würdigt ſie eines Blickes. Im Geheimen ſpricht man vielleicht ein Wörtchen mit ihr, bedauert man ſie auch, aber öffentlich, am Brunnen, wird kein Mädchen, das ſich achtet, nur einen Blick auf ihr ruhen laſſen, aus Furcht, ſelbſt in Verruf zu kommen. Das ganze Unglück der Verlaſſenheit liegt auf dem blaſſen, ſchönen, von Gram durchſeelten Geſichte der Gefallenen. Der Mann, der ſie verführt, hat ſie verlaſſen; um ſich nicht als den Schuldigen zu verrathen, kommt er ihr in ihrer Noth nicht zu Hülfe; Arbeit findet ſie als eine Ausgeſtoßene auch nicht, ſo iſt ſie dem Hunger und Elend verfallen; ihr Unglück hat ſie auf's Krankenlager geworfen — und ſo ſitzt ſie jetzt da, nothdürftig geneſen, traurig ſchön und noch ſo jung und noch mit einem ſo langen Leben voll Gram und Einſamkeit vor ſich. Alles dieſes äußere und innere Unglück hat der Künſtler mit wunderbarer Meiſterhaftigkeit in wenigen Pinſelſtrichen auf dieſes kleine Geſicht gebannt und in der ganzen Haltung ausgedrückt — aber poetiſch gemildert durch die Schönheit, durch die Anmuth des Leidens. — Ceci, c'est votre signature! ſagte ein Kenner, der eben da war, auf das Mädchen deutend. In der That würde man an dieſer einen Geſtalt Hebert unter tauſend Bildern herauserkennen.

Seiner meiſt italieniſchen Stoffe wegen hat man Hebert ſchon oft mit Leopold Robert verglichen. Selten war eine Vergleichung ſo hinkend. Leopold Robert iſt eigentlich ſein Leben lang ein Schüler David's geblieben. Seine David'ſche Anſchauungs- und Darſtellungsweiſe hat er auf moderne Gegenſtände übertragen; ſeine Bauern und Fiſcher machten antike, akademiſche Stellungen — ſehr ſchöne, edle, oft großartige antike Stellungen, mit einer Meiſterhaftigkeit ausgeführt, daß man eigentlich die Natur vergaß, oder vielmehr, daß ſie ganz natürlich erſchienen. Aber man merkte doch die Abſicht und die Schule, ſobald man ſich Rechenſchaft über den Effect ablegte, ſobald man das Bild analyſirte und in ſeiner Zuſammenſtellung belauſchte. Man konnte genau ſagen, warum dieſe Figur hier und nicht dort, ſo und nicht anders daſtehe. Nach dem erſten prächtigen Eindrucke wurde man an den Meiſter erinnert, anſtatt daß man ihn immer mehr hätte vergeſſen ſollen. — Nichts von alledem und das Gegentheil von alledem iſt bei Hebert der Fall. Schüler einer ſtrengen Schule wie L. Robert (der Akademie und Delaroche's), hat er vor Allem die Schule vergeſſen, oder vielmehr iſt er bei der Natur in die Schule gegangen, um die Traditionen, Regeln und hergebrachten Formen verdecken, verwiſchen zu lernen. Nirgends merkt man eine Abſicht. Nur die Selbſtbeherrſchung, das Maß iſt ihm aus der Schule geblieben. Leopold Robert hat ſo zu ſagen die Statue, die ihm Modell ſtand, belebt; Hebert nimmt den Menſchen ſelbſt und gibt ihm manche der Eigenſchaften, die ihm fehlen und welche die ideale Statue beſitzt. Die Wärme, die alle ſeine Bilder athmen, ſagt es deutlich, daß es ſich hier nicht um Belebung, ſondern um directes, unmittelbares Leben handelt. Seine Auffaſſung iſt eine urſprüngliche — ſeine Ausführung eine objective. Es geht ihm mit der Natur, wie es jedem echten Künſtler geht; wie dem echten Manne mit dem Weibe. Erſt wird er von ihr erfaßt; dann beſitzt er ſie. — Auch was die Farbe betrifft, haben die beiden Verglichenen nicht die geringſte Aehnlichkeit. Leopold Robert iſt immer der Zeichner und Kupferſtecher geblieben, der ſeine gezeichneten Figuren ausführte. Bei Hebert's vortrefflich gezeichneten Bildern denkt man nicht an die Zeichnung; die Contouren verſchwinden wie in der Natur und die Farben des ganzen Bildes ſind ſo zu ſagen ein einzige Farbe, ſo ſehr ſind ſie in Harmonie mit einander, ſo ſehr bilden ſie einen einzigen Accord. Daher wirken ſie auch einheitlich als ein Ganzes und wie man bei andern Bildern einzelne ſchöne Stellen bewundert, ſo iſt man hier immer unter dem Eindruck des ganzen Bildes. Erſt wenn man mit kalter Abſicht prüfen und zerlegen will, erſtaunt man, mit welcher Weisheit, mit welchem Geſchmack die Einzelheiten zu dieſem Ganzen verbunden und verſchmolzen ſind.

Alles das mußte dem Beſchauer ſchon vor den italieniſchen Mädchen, die in der allgemeinen Ausſtellung von 1855 ſo großes Aufſehen machte, klar werden; doch predigt dieſes neue Bild, das wir vor uns ſehen, noch lauter von den Vorzügen der Hebert'ſchen Muſe. Wäre es nicht ſchon nach jenem Bilde ausgeſprochen worden, man müßte es jetzt anerkennen, daß E. Hebert einer der größten Maler der jungen Generation iſt und vielleicht inſofern der größte, als er den Zeichner und Coloriſten, die in Frankreich ſo ſehr getrennt ſind, in ſich vereinigt, zugleich mit einer Individualität, die den abgedroſchenſten Gegenſtand immer neu und eigenthümlich und immer ſchön und natürlich wiedergeben wird. Was uns aber vor Allem darauf aufmerkſam macht, daß wir hier einen wirklich genialen, von aller falſchen Genialität fernen Künſtler vor uns haben, das iſt das Maßvolle, Harmoniſche, Ruhevolle und Milde, das uns beim erſten Anblicke der Hebert'ſchen Bilder ſofort befriedigend anmuthet — etwas von jenem Geiſte, den wir aus Hermann und Dorothea und aus Taſſo kennen. — Daß Hebert auch von den alten Meiſtern anerkannt werde, hat der Verfaſſer dieſes Artikels ſelbſt erfahren. Als Robert Fleury den Anfang dieſer Wanderungen geleſen, fragte er ſogleich, ob ich denn nicht auch über Hebert ſchreiben werde und fügte hinzu: Qu'il ne me dise pas du mal de celui-là! Auch hüte ich mich, Böſes zu ſagen von Einem, den Akademiker und Delacroixiſten gleich ſehr anerkennen und deſſen Bilder mich ſeit Jahren mit dem poetiſchſten Behagen erfüllen.

Neben dem genannten Bilde ſehen wir in Hebert's Atelier noch eine nackte Schöne auf weichen Kiſſen, noch eine Italienerin, zwei Frauenporträts und das Porträt eines Knaben, der eine Armbruſt in Händen hält. Allen dieſen Bildern laſſen ſich dieſelben Vorzüge nachrühmen, wie jenem großen Genrebilde. Die Nackte iſt durch die Schönheit der Formen und die milde Beleuchtung ausgezeichnet und das Knabenporträt erinnert an die ſchönen Prinzen- und Ariſtokratenbilder des ſiebzehnten Jahrhunderts. In Porträts war Hebert nicht immer ſo glücklich; er hat manchmal zu viel von ſeiner Poeſie in das leibhaftige Modell übertragen und daraus ein Mittelding von körperlichem und ſchattenhaftem Weſen gemacht — doch hat er auch auf dieſem Felde Ausgezeichnetes geleiſtet. Die letzte Ausſtellung brachte ein Bild der Fürſtin B.., das man für ein Porträt aus der ſchönſten italieniſchen Zeit hätte halten können, ein Bild voll lebendiger Hoheit und anmuthigen, weiblichen Stolzes.

Wir verlaſſen das Atelier Hebert's in der Hoffnung, bald zurückzukehren, denn nächſtens ſoll ein großes Bild, die bedeutendſte Arbeit ſeines italieniſchen Aufenthalts, hier eintreffen. Wir wandern weiter, die Höhe des Quartier Breda hinan, der Avenue Frochot entgegen. Die Avenue Frochot iſt eine kleine, ſchöne, mitten in Paris abgeſchloſſene, iſolirte Welt. Die Häuſer, aus denen ſie ſich zuſammenſetzt, ſehen aus wie liebliche Villen; alte und junge Bäume und Blumenbeete und kleine Raſenplätze ſchmücken die Gärten und Gärtchen vor dieſen Landhäuſern mitten in der Stadt. Es ſieht da aus, wie in einem reizenden Kurplatze, in dem ſich Geſunde des Lebens freuen wollen. Man ſchließt das Thor der Avenue und eine ganze Gemeinde iſt abgeſchloſſen. Dieſe Gemeinde beſteht meiſt aus Künſtlern und Schriftſtellern und ſolchen, die künſtleriſchen Sinn haben. Noch vor einigen Jahren hauſte Alexander Dumas daſelbſt — aber wo hat der nicht ſchon gehauſt! Die meiſten dieſer Häuſer beſtehen nach Norden zu aus großen Fenſtern, Atelierfenſtern — überall wohnen Maler. Vor nicht langer Zeit trug man den alten berühmten Iſabey von hier hinaus auf den nahen Montmartre; jetzt hat ſein Sohn ſein Atelier inne. Wir treten in das Haus Vidal's, deſſen anmuthige, träge, wollüſtige Even, Stubenmädchen ꝛc. wir alle kennen; aber wir beſuchen nicht Vidal, ſondern einen Landsmann, Ferdinand Heilbuth aus Hamburg. Ein junger, blaſſer, blonder Mann empfängt uns mit einigen Witzen, wohl auch mit einigen Calembourgs, bittet uns gleich darauf um Entſchuldigung und macht mit großer Lebhaftigkeit die Honneurs ſeines Ateliers. Aber noch bevor er ſeine eigenen Bilder zeigt, fragt er: „Sind Sie ſchon bei Henneberg geweſen? Haben Sie Brendel's neuen Schafſtall geſehen? Haben Sie Knaus beſucht?“ — Er liebt es, daß man ſeine Landsleute kenne und anerkenne, obwohl er, ſeit früher Jugend in Paris lebend, ſeinem Weſen wie ſeiner Kunſt nach ganz Franzoſe geworden. — Das ſagen uns auch ſeine Bilder, wenigſtens die Farben ſeiner Bilder und die oft bis in's Kleinſte gehende Ausführung von Einzelheiten, Kleiderſtoffen, Möbeln, Architektur ꝛc., welche eine gewiſſe franzöſiſche Gruppe von Malern charakteriſirt. Doch wird er in dieſer Beziehung niemals minutiös oder übertrieben; die Einzelheiten ſind ihm nicht Hauptſache, ſondern die Wirkung des Ganzen als Malerei. Der Gegenſtand ſteht für ihn erſt in zweiter Reihe. Was die meiſten ſeiner bisher gemalten Bilder vorzugsweiſe kenntlich macht, iſt, neben der ſchönen und heitern Farbe, eine gewiſſe Ruhe, die er anſtrebt und die uns manchmal etwas übertrieben vorkommt. Er ſcheut ſich vor jeder heftigen Bewegung in der Phyſiognomie, wie in den Gliedmaßen ſeiner Figuren, vor einer ſtarken Lebhaftigkeit in den Gruppen, als ob die Bewegung nicht auch zum Weſen des Maleriſchen gehörte und dieſes oft erhöhte. So werden ſeine Gruppen oft zu plaſtiſch und bekommen einen akademiſchen Charakter, der mit den friſchen, eleganten, ſo zu ſagen, melodiſchen Farben nicht zuſammenpaßt. Trotzdem iſt das Ganze immer hell, klar, angenehm.

Wir kennen eine große Reihe von Bildern Heilbuth's, aber wir wollen uns bei dieſen nicht aufhalten, weil wir die Urſachen angeben müßten, derenthalben uns viele von ihnen kalt gelaſſen, und wir halten das für überflüſſig im Angeſichte des Bildes, das wir noch in der Arbeit finden und das uns einen ſehr großen Fortſchritt anzudeuten ſcheint. Das Bild ſtellt eine Epiſode aus dem Leben des großen Malers Luca Signorelli vor, die man aus dem Gedichte Platen's kennt. Der große Meiſter verlor ſeinen Sohn,

„den ſchönſten Jüngling, den die Welt erblickte.
Es war die Schönheit ſein Ruin,
Die oft in Liebeshändel ihn verſtrickte.“

Ein Nebenbuhler hat ihn getödtet; die ſchöne Leiche wird in ein Mönchskloſter gebracht; der unglückliche Vater eilt herbei. — Auf dem Bilde ſehen wir die Bahre mit der Leiche des jungen Signorelli; ringsum ſtehen traurig, erſtaunt, ſtumm, ſprechend, die Mönche des Kloſters, Schüler Signorelli's, Freunde des Todten — die Treppe herab im Hintergrunde ſtürzen andere Betheiligte oder Neugierige herbei. An einer Säule, zu Füßen der Bahre, ſteht zuſammengebrochen, auf den todten Sohn hinſtarrend, der unglückliche alte Vater. Sein Antlitz ſpricht:

O mein Geſchick!
So lebt' ich denn, ſo ſtrebt' ich denn vergebens?
Zunichte macht ein Augenblick
Die ganze Folge meines reichen Lebens!

Die dunklen Wölbungen, überhaupt die ganze Architektur, die von Signorelli herrührenden Fresken des jüngſten Gerichts an den Wänden, die Kloſteratmoſphäre und Stille — Alles vereinigt ſich, mit der Leiche, den Mönchen, dem unglücklichen Vater, ein großes und harmoniſches Ganze zu bilden — dem Bilde einen bedeutenden hiſtoriſchen Charakter zu geben. Was Heilbuth in ſeinen frühern Bildern nicht gelungen iſt, hat er hier zu Stande gebracht — die ganze Luft iſt mit dem Gedanken der Compoſition angefüllt; — es iſt eine dämmernde, webende, träumeriſche Luft — während ſeine früheren Bilder immer mit einer Helle angefüllt waren, die wenig zu denken, Nichts zu errathen übrig ließ. — Sein Signorelli verhält ſich zu ſeinen frühern Bildern, wie der dämmerige, zu Denken, Träumen, Vertiefen einladende Abend zum grellen Mittag, der von allen Stunden des Tages die Dinge im proſaiſchſten Lichte zeigt. Heilbuth hat es früher nicht bedacht oder nicht gefühlt, daß nach jeder noch ſo eingehenden und erklärenden Kritik eines echten Kunſtwerkes immer ein Etwas übrig bleiben muß, das ſich in das endliche Wort nicht muß können faſſen laſſen, denn es iſt das Unendliche, der eigentlichſte Inhalt des Kunſtwerkes, der wahre Stoff der Kunſt. — Da ſteht ein ſehr verdienſtliches, ſchönes Bild vor uns: Taſſo, den beiden Eleonoren und dem Herzog ſein Gedicht vorleſend — die Architektur, die Möbel, die Kleiderſtoffe, Alles vortrefflich gemalt — aber die Perſonen und die

Handlung werfen, um mich ſo auszudrücken, keinen Schatten. Wo kein Schatten, da iſt keine Hülle, wo keine Hülle, kein Intereſſe des nähern Eingehens. — Heilbuth hat ſich eigentlich bis jetzt ſelbſt nicht verſtanden. Die Wahl ſeiner Stoffe, die meiſt aus der geiſtig bewegten Welt genommen ſind, wie z. B. beſagter Taſſo, ein Concert bei Paleſtrina, der Sohn Titian's, ſcheint darauf hinzudeuten, daß er vor Allem geiſtiges Leben darſtellen, daß er höhere Stimmungen wecken wolle, wie ſie die Erinnerung an bedeutende Erſcheinungen in der Kunſtwelt, in der Poeſie in uns erwachen läßt. Aber hat er einmal dieſen gedanklichen Stoff gewählt, wird er ihm Nebenſache und alles Nebenſächliche, vorzugsweiſe die Malerei als Mache tritt in den Vordergrund. — Man begreift dieſen Dualismus in einem jungen Maler, wenn man eine Zeit lang in Paris gelebt. Da gibt es eine ganze große Schule von Malern, denen die Malerkunſt ebenſo viel und nicht mehr bedeutet als Malenkönnen. Will man Idee, Gefühl, Stimmung von ihnen, ſo nennen ſie das unbegründete, unberechtigte literariſche Zumuthung. Malen ſei malen, und Nichts weiter. Sie ſind die Ableger jener Schule, welche in der romantiſchen Zeit den Satz aufſtellte: die Betrachtung eines ſchönen rothen Tuches ſei ein Kunſtgenuß. Es ſind das Theorien, die aus Unbildung hervorgehen, und der Himmel weiß, wie höchſt ungebildet ein großer Theil der hieſigen Maler ſich in die Kunſt wirft. Spricht man ihnen von einem geiſtigen Inhalte der Kunſt, ſo ſpricht man Blinden von der Farbe; man müßte ihnen erſt einige Bildung geben, ehe man ihnen von Geiſt ſpräche. So hat ſich hier eine Schule gebildet, die der Gegenpol iſt jener deutſchen Schule, die da glaubt, man dürfe nur Philoſophie und abſtracte Ideen malen.

Man thäte Heilbuth großes Unrecht, wenn man ihn zu der Schule der Gedankenloſen rechnete; man kann nur nicht leugnen, daß ihre Theorien, vielleicht auch die Erfolge der Belgier auf ſeine Anſchauungsweiſe, während er ſeine erſten Bilder malte, Einfluß gehabt. Ein ſehr begabter Künſtler, wie er iſt, kann ihm dieſe Verirrung zum Heil gereichen, denn er hat während ſeines Aufenthaltes in dieſer Schule malen und die techniſchen Schwierigkeiten überwinden gelernt; nun er beinahe Meiſter dieſer äußerlichen Kunſt geworden, wird ſich der innere Künſtler geltend machen und gewiß wahrhaft Schönes zu Stande bringen. Bei dieſem Luca Signorelli braucht Heilbuth nur etwas mehr Ausdruck als ehemals in die Phyſiognomie zu bringen, um ein Kunſtwerk zu ſchaffen, das ihm einen ſehr ehrenvollen Platz unter den jüngern Künſtlern erobern und ihm für immer die Ueberzeugung geben kann, daß nur jene Werke wahrhaft auf des Menſchen Seele und Geiſt wirken, die etwas von des Menſchen Seele und Geiſt in ſich haben und erzählen.

Heilbuth iſt in Rom geweſen. Sein großes Talent für die Farbe macht es wünſchenswerth, daß er noch nach Venedig gehe. Wir ſind überzeugt, daß ein Aufenthalt in der Geſellſchaft Giorgione's, Titian's, Veroneſe's ſeine großen Anlagen raſch entwickeln werde. — Ricard, der ein Kenner iſt, ſagte einmal ein geiſtreiches Wort über Heilbuth. Ein anderer Maler ſtand vor einem Heilbuth'ſchen Bilde und fragte den Verfaſſer: Vous êtes allé à Venise? — Non! antwortete Ricard für ihn — mais il en vient!

Heilbuth, der es liebt, den Cicerone in den Ateliers ſeiner Landsleute zu machen, läßt uns kaum Zeit, ſeine Bilder bis zu Ende zu bewundern und führt uns in das Atelier Brendel's. Da ſehen wir Nichts als Schafe, ſo viele Schafheerden, als wären wir beim Erzvater Jakob nach ſeinem Auszuge aus Meſopotamien. Die letzte Ausſtellung hat Brendel plötzlich zu einem berühmten Schafmaler gemacht. Man kann ſagen, daß er den Belgier Verboeckhoven in der Meinung der Franzoſen geſtürzt und ſogleich einen höhern Platz eingenommen, als der Geſtürzte. In der That unterſcheidet er ſich von dem Belgier, wie ſich die Wahrheit der Poeſie von der Wahrhaftigkeit der Nachahmung unterſcheidet. An ſeinen Bildern iſt nicht Viel zu beſchreiben; es ſind Schafe im Stalle, oder Schafe auf dem freien Felde, oder Schafe auf einem Abhange — ruhig vor ſich hinweidend, oder aus dem Stalle wie Schulkinder aus der Schule ſtürzend, ſpringende oder wandelnde Schafe, mit den entſprechenden Widdern und Lämmern. Es ſind nicht geiſtreiche Satyriker im Schafpelze, wie Kaulbach'ſche Thiere, auch declamiren ſie keine Fabeln und Apologe, und predigen kein philoſophiſches fabula docet. Aber ſie athmen die ganze Poeſie des Naturlebens. Das tiefe Geheimniß der gebundenen, ſtummen Naturwelt, der animaliſchen Lebensfreude wie der gedankenberaubten Melancholie tritt uns räthſelhaft aus ihnen entgegen. Das Räthſel, das uns die ganze Natur zu errathen aufgibt, iſt hier in einen engen Rahmen künſtleriſch gefaßt, in einem ſeiner lebenden Vertreter perſonificirt. Der Künſtler weiß es oft ſelbſt nicht, was er uns in ſolchen Darſtellungen bietet; aber das, was ſeinen künſtleriſchen Sinn reizt und zu poetiſcher Nachahmung bewegt, iſt eben dieſe Poeſie, dieſes Räthſel in der Natur. Hat er dieſes erfaßt, dann iſt es gleichgültig, welches hoch oder niedrig in der Reihe der Geſchöpfe ſtehende Weſen er zur Darſtellung bringt. Es wird ein Kunſtwerk ſein, und alle Kunſtwerke ſind trotz der verſchiedenen Titel ebenbürtig. Paul Potter ſteht wohl ſo hoch mit ſeinen Kühen, wie mancher Maler, der Kaiſer und Päpſte gemalt hat.

Auf dem Wege zu einem andern Landsmann halten wir uns bei einem halben Landsmann, bei dem Schweizer Eduard Imer auf. Dieſer, ein Landſchafter, iſt der Sohn jenes Imer, der in der Jugendgeſchichte Leopold Robert's eine Rolle ſpielt. Er kam mit dieſem aus Lachaudefond nach Paris und ſie bewohnten daſſelbe Haus. Imer ſtudirte im Atelier David's, Leopold Robert war damals noch Kupferſtecher. Eines Tages kommt Robert's Schneider mit einer Rechnung; der arme Kupferſtecher konnte die Hoſe nicht bezahlen. — So machen Sie mir, ſagt der Schneider, der ſich auf den Unterſchied von Kupferſtecher und Maler nicht verſteht, ſo machen Sie mir für die Hoſe mein Porträt in Oel. — In der Verzweiflung läuft Robert zu ſeinem Freunde und Nachbar Imer und holt deſſen Palette und Pinſel und fängt zu malen an — und ſiehe da, es gelingt. Der Schneider entwickelt ſich mit jedem Pinſelſtriche immer lebendiger aus der Leinwand und Leopold Robert entſchließt ſich, ein Oelmaler zu werden und man weiß, daß er es geworden, während ſich ſein Freund Imer, durch Verhältniſſe gezwungen, auf Bankgeſchäfte wirft und ein reicher Mann wird. — Das im Vater unterdrückte Talent iſt im Sohne neu erwacht und das Kind des Marſeiller Banquiers iſt der Maler der Provence geworden. Die Provence iſt ſeine Provinz, wie die meiſten franzöſiſchen Landſchaftsmaler ihre beſonderen Gegenden haben, die ſie ſich mit ihren Pinſeln eroberten. Dupré und Français gehört der Norden mit ſeiner gemäßigten Natur; Villevieille die Seine mit ihren reizenden Ufern und die Küſtenſtriche der Normandie; Corot jedes neblige Niederland; Rouſſeau der Wald von Fontainebleau ꝛc. —

Imer hat ſeine Provence, die Ufer der Rhone, die griechiſche Umgebung des Etang de Berre, die halbwilden Gegenden um Marſeille in Beſitz genommen. Noch kein franzöſiſcher Maler hat die Poeſie jener Landſtriche, die den Reiſenden im Vorüberfluge kahl und leer erſcheinen, ſo erfaßt, wie Imer. Das Leben, das die glühende Sonne auf die verbrannten Felſen zaubert, den Farbenſchmelz, der von dem blauen Himmel niederthaut, die Feinheit und Romantik der uns Nordländern exotiſch erſcheinenden Vegetation, die Pflanzenfülle, die überall emporwuchert, wo nur ein Sumpf einige belebende Feuchtigkeit bietet, weiß er mit idealer Wahrheit wiederzugeben. In der Provence hat er es wohl gelernt, den Reichthum und die Mannigfaltigkeit der Natur aufzufinden, ſelbſt da, wo ſie nackt und von glühender Sonne alles erfriſchenden Lebens beraubt ſcheint, und dieſe Schule war es wohl, die ihn befähigte, auch Egypten, das er beſuchte, in ſeinem Reichthum, in ſeiner Belebung, in ſeinem maleriſchen Charakter darzuſtellen. — Alle Landſchaften, die uns bisher aus Egypten heimgebracht wurden, glichen einander, wie ein Ei dem andern. Da war eine gelbe Fläche, ein monotoner Horizont, ein eben ſo monotoner Himmel — die Fläche höchſtens hie und da von einem Nilſumpf unterbrochen, der Himmel höchſtens hie und da, am Horizont, von einer oder zwei Palmen, wie von traurigen Ausrufungszeichen, durchſchnitten. Es geht den meiſten Landſchaftsmalern, wie es den Touriſten geht. Was der Erſte in einem Lande geſehen, ſieht die ganze Reihe ſeiner Nachfolger durch ganze Generationen nach ihm; nicht mehr, nicht weniger. Wir erhalten immer Variationen über das alte Thema. Dem Lande wird ein ſtereotyper Charakter octroyirt — und dabei bleibt es. So war es mit Egypten. Alle Welt malte dieſes Land wie es dereinſt Decamps gemalt hatte. Einmal ſah man zwei, einmal drei Palmen. Die Pyramiden, die des Localtons wegen da ſein mußten, ſtanden einmal rechts, einmal links, einmal in der Mitte. — Erfahren wir dergleichen nicht alle Tage in der Touriſtenliteratur? Die tauſend Bücher, die ſeit Goethe über Italien geſchrieben worden, haben alle daſſelbe und im ſelben Geiſte behandelt wie Goethe — bis Stahr mit eigenen Augen kam. — Seit Börne erſcheint jedes Jahr eine Anzahl von Büchern und Artikeln über Paris, die noch immer dieſelben Gegenſtände behandeln wie Börne, und ganz in ſeinem Geiſte. Es gehört eigene Genialität, eigene Perſönlichkeit und Productivität dazu, ſich den Banden ſolcher Traditionen zu entreißen. Dies hat Imer in Egypten gethan. Wir glaubten, ein neues Land zu entdecken, als wir ſeine Studien und fertigen Bilder ſahen, die er vom Nile mitbrachte. Es war nicht mehr das kahle, todte Land, aus dem wir befreit zu ſein wünſchten; es war das geſegnete und ſchöne Land, nach deſſen Fleiſchtöpfen ſich die Kinder Iſrael zurückſehnten.

Da war eine Fülle maleriſcher Schönheiten in Vegetation, Terrain, Luft und Himmel, und architektoniſcher Mannigfaltigkeit. Ja! architektoniſcher Mannigfaltigkeit, wie ſonderbar das auch klingt, nach den Landſchaftsbildern, die uns daran gewöhnt haben, in Egypten nur die grade Linie der Pyramiden, der Obelisken und die ſchwerfälligen der Sphynxe zu ſuchen. Aber auch die Griechen, die Römer und die Araber ſind in Egypten geweſen und wir erfahren durch Imer, daß wir in dieſem Lande ſo maleriſche Fluren, Dörfer und Flecken, ſo romantiſche Combinationen finden, wie nur irgendwo in Italien.

Von Süden nach Norden, in die Rue de la Chauſſée d'Antin 27. zu Henneberg, dem vorzugsweiſe nordiſchen Maler. Wir keuchen fünf fürchterliche Treppen hinauf und es iſt uns zu Muthe, als ob wir den Brocken erſtiegen. Henneberg aus Braunſchweig, ein blonder, eleganter Recke, empfängt uns mit großer Liebenswürdigkeit, erſchreckt uns aber mit der beſcheidenen Verſicherung, daß in ſeinem Atelier Nichts zu ſehen ſei. Er glaubt immer, Nichts zu machen, und doch finden wir die Werkſtätte voll von angefangenen Werken, die ihn in einem gegebenen Momente zu ſeiner eigenen Ueberraſchung als ſehr productiven und fleißigen Künſtler werden erſcheinen laſſen. Die Unzufriedenheit eines Künſtlers und die langſame Gewiſſenhaftigkeit, mit der er ſeine Studien in abgerundete Kunſtwerke verwandelt, iſt immer von guter Vorbedeutung. An den Wänden ringsum ſehen wir den Carton zu ſeiner berühmt gewordenen Wilden Jagd, unzählige Landſchaftsſtudien aus dem Harz und Schwarzwald und eine lange Reihe von Studienköpfen und componirten Skizzen. Alles das wird ſich einſt verwerthen und als Theil in einem künſtleriſchen Ganzen ſeinen Platz finden. Es ſind das des Künſtlers erſte Eindrücke und feſtgebannte Erinnerungen; die Muſen aber ſind Töchter der Erinnerung. — Auf der Staffelei ſehen wir ein großes Bild in der Arbeit: Der Sonnenwirth, nach Schiller's merkwürdiger, pſychologiſcher Skizze. Wir erkennen den Maler der Wilden Jagd.

Einen Vergleich, den man für gut und bezeichnend hält, darf man wohl zweimal brauchen. So nehmen wir keinen Anſtand, Henneberg hier wieder, wie wir es ſchon einmal gethan haben, mit ſeinem Landsmanne Bürger zu vergleichen, mit dem Dichter der Leonore, der Wilden Jagd, der Entführung ꝛc. Die Ballade Bürger's hat uns vielleicht zuerſt auf deſſen Aehnlichkeit mit dem Maler aufmerkſam gemacht — aber es iſt nicht die Behandlung desſelben Stoffes, es iſt der Charakter des Künſtlers, der dieſe Vergleichung rechtfertigt. Gewaltige Bewegung, Lebhaftigkeit, Wildheit, eine gewiſſe Unheimlichkeit, wie ſie nur der nordiſchen Ballade eigen iſt: das ſind die hervorſtechendſten Eigenſchaften Henneberg's. Nicht auch Bürger's? Sie ſind ja beide demſelben Lande, demſelben germaniſchen Stamme entſprungen; warum ſollten ſie nicht eine Stammverwandtſchaft in der Anſchauung der Dinge bekunden? Vielleicht ſind es die Schatten ihres heimiſchen Harzgebirges, die in ihren Seelen jene geheimnißvolle nordiſche Dämmerung verbreiteten, die eine ſo eigenthümliche, kräftige, etwas düſtere Poeſie erſtehen ließ. — Ich möchte Henneberg, trotz der Formen, die man gewöhnlich hiſtoriſche nennt, nicht einen Hiſtorien-, ſondern einen balladenhaften Maler nennen — und zwar einen nordiſchen Balladenmaler, einen durch und durch germaniſchen. — Was die nordiſche, germaniſche Anſchauung in Kunſt und Poeſie, wie überhaupt in der ganzen Welt des Gedankens, von der ſüdlichen unterſcheidet, iſt das Recht, das dem Unendlichen eingeräumt wird. Das Einzelne und Endliche geht in der Unendlichkeit auf, während hingegen die Südländer das Unendliche in's Endliche zu bannen ſuchen. Die Griechen bauten der Gottheit Tempel und ſtellten ſie in beſchränkten, menſchlichen Geſtalten, in Einzelheiten, in Individuen zerſplittert dar; Allvater wurde kein Tempel gebaut und kein Bild errichtet. Das iſt im Grunde der weſentliche Unterſchied zwiſchen Claſſicität und Romantik. Das antike Kunſtwerk und die Kunſtwerke der aus vorherrſchenden römiſchen Elementen hervorgegangenen Völker werden immer ganz in ſich abgeſchloſſen ſein; ſie werden Nichts oder Wenig zu errathen übrig laſſen; im germaniſchen Kunſtwerke findet ſich immer neben dem ausgeführten Gegenſtande der Anfang zu etwas Anderem, der Uebergang zu einem Unbekannten, das errathen ſein will; es weckt die Ahnung. — In dieſem Sinne iſt Henneberg vor Allem ein nordiſch-germaniſcher Maler, und er wird es bleiben, wenn er auch der franzöſiſchen Schule noch ſo viele Hülfsmittel der Darſtellung ablauſcht, und er wäre es, ſelbſt wenn er nicht Wilde Jagden malte, ſelbſt wenn er italieniſche Volkslieder oder neugriechiſche Balladen illuſtrirte. So iſt Henneberg ein nationaler Künſtler in einem viel tiefern Sinne als jene Maler, die, weil Deutſchland ein philoſophiſches Land iſt und Kant'ſche und Hegel'ſche Philoſophie hervorgebracht hat, philoſophiſche Gedanken auf die Leinwand zu ſchreiben verſuchen. Die Philoſophie macht nicht den Künſtler, wohl aber die Kraft, das, was an den individuellem Leben, an hiſtoriſchen, nationalen und ethiſchen Elementen unſers Volkes in uns lebt, in Formen wiederzugeben.

Der „Sonnenwirth“ auf der Staffelei wird der Wilden Jagd würdig werden. Wir ſehen den Verbrecher aus verlorner Ehre in dem Momente, da er unter die Räuber geräth; da ihm die ſchwäbiſchen out-laws und die beiden Weiber der Bande zureden, bei ihnen zu bleiben und ihm goldene Berge vormalen. Margarethe mit dem unverſchämten, aber ſchönen Dirnengeſichte, Marie, die blonde, etwas kränkliche, feine Blume, die offenbar beſſern Boden verdient hätte, ſtehen ihm am nächſten und ſuchen ihn nach ihrer Weiſe zu verführen; der Sonnenwirth iſt noch unentſchloſſen. Der letzte Reſt von Ehrenhaftigkeit kämpft noch in dem Unglücklichen, der vor einigen Stunden Mörder geworden. Der Ausdruck ſämmtlicher Phyſiognomien iſt überaus dramatiſch, lebendig, charakteriſtiſch, individuell. Vollkommene Abweſenheit aller traditionellen und conventionellen Formen. Wie Schiller's Erzählung keine Räubergeſchichte mit hergebrachter Romantik, ſo iſt dieſes keins der Räuberbilder, die wir jährlich zu Dutzenden ſehen. Es iſt belebte, traurige, verwilderte Wirklichkeit; ein Stück aus jenem Winkel des Lebens, den man wie gewiſſe Quartiere alter Städte „das Elend“ nennen könnte. — Der Held, der Sonnenwirth, iſt häßlich, wie ihn der Dichter ſchildert und wie der Unglückliche ſein mußte, der gezwungen war, ſeine Liebe zu bezahlen und ſo den erſten Fuß auf den Weg der Verworfenheit ſetzte; aber der Maler hat ſein unglückliches Schickſal, ſeine innerlichen Kämpfe und den Reſt des Guten in ſeinem Gemüthe benutzt, um dieſes Geſicht zu vergeiſtigen und es der Kunſt würdig zu machen. Die Züge ſind beinahe ſo, wie ſie ihm der Dichter gegeben — doch können ſie einen Augenblick ſchön erſcheinen, und das weibliche Auge Mariens, das mit weiblichem Vorgefühle und mit Mitleid ſieht, ſcheint ſie ſo zu finden. Dieſe Marie iſt die Idylle, das verſöhnende Element in dem wilden Treiben. Es iſt ein ſehr ſchöner Blondkopf, voll Weiblichkeit, trotz der zu Grunde gegangenen Keuſchheit, und ein ſprechender Beweis, daß der Künſtler das Milde, Liebliche eben ſo darzuſtellen wiſſe wie das Wilde, Unheimliche. — Wie die einzelnen Köpfe, iſt die ganze Scene charakteriſtiſch durch die ſtarke Bewegung in den gedrängten Gruppen, durch die hier wild wuchernde, dort wüſt liegende Natur, ſowie durch viele zur Vervollſtändigung gehörige Aeußerlichkeiten. Selbſt wer den Sonnenwirth nicht geleſen, muß das Bild auf den erſten Blick verſtehen: man muß ſich ſofort ſagen: Eine wilde Schlucht, ein Verſteck verlorener Menſchen — ein neuer verlorener Menſch, der dazu kommt und der zurückgehalten werden ſoll und der mit dem Entſchluſſe kämpft — zwei Weiber — das eine ganz verloren, das andere beſitzt noch einen Reſt des Ewig-Weiblichen in Blick und Herzen — dieſe wird den Entſchluß des Zaudernden beſtimmen. — So kann es Henneberg auch wagen, das Bild im Pariſer Salon auszuſtellen, vor einem Publicum, das von Schiller's Verbrecher aus verlorener Ehre Nichts weiß. So ſollten eigentlich alle, nach Dichtern gemalten Bilder ſein: ſie ſollten eben ſo deutlich erzählen wie die Schrift, während ſich die meiſten auf den Commentar des Buches verlaſſen. Freilich muß man dazu die ſelbſtſchaffende Kraft beſitzen, wie ſie Henneberg hat, und das divinatoriſche Talent des dramatiſchen Dichters, der die verſchiedenſten Charaktere in Phyſiognomien auszudrücken verſteht, wie ebenfalls Henneberg.

Neben dem Sonnenwirth ſehen wir noch ein kleineres Bild, einen reitenden Jäger, deſſen zwei Jagdhunde mit einem Haſen ein grauſames Spiel treiben; ein Bildchen voll Kraft und Naturwahrheit. Ferner ein Stück Mittelalter: Einen an einen Hirſch gebundenen Wilddieb. Der Hirſch iſt zuſammengeſtürzt und vor Müdigkeit dem Tode nahe; der Wilddieb iſt längſt todt. Da liegen ſie beide. Die Wildniß des Harzes paßt zu der ganzen Geſchichte. Der Menſchheit ganzer Jammer faßt uns an! Das Bild iſt noch in einem etwas chaotiſchen Zuſtande, aber die Elemente zu einem gewaltigen Effect ſind ſchon vorhanden. — Wohlthuender ſind die beiden Skizzen zu einer Amazonenjagd und zu einer Entführung einer Amazone durch einen Urhelden. In beiden wird das Nackte vorherrſchend ſein. An der Wand hängt der Carton zu einem großen Bilde. Ein Bär hat ſich in die Nähe einer Mühle gewagt; ſchon hat er den alten Müller mit einer Ohrfeige niedergeſchlagen; die Müllerburſche eilen mit allerlei Waffen, die Tochter des Müllers mit Geſchrei herbei über einen Steg, der die Schlucht überbrückt, in der die Hauptſcene ſpielt. Auch hier ſind Dispoſitionen, Bewegung und Geberden überaus lebhaft und kühn. Wenige moderne Maler haben dieſen Muth der Bewegung und dieſes Talent, durch Lebhaftigkeit der Handlung den maleriſchen Effect hervorzubringen, wie Henneberg. Er iſt vor Allem der Maler der Bewegung. In dieſer Beziehung iſt ſeine

Wilde Jagd beſonders charakteriſtiſch für ihn; da regt, rührt ſich, fliegt Alles — man glaubt einen vom Sturmwind gejagten Wolkenzug zu ſehen — man iſt erſtaunt, daß das Bild vor uns ſtehen bleibt, daß die ganze Erſcheinung nicht vom Sturme fortgetragen wird. Es iſt bei ſolchen Eigenſchaften natürlich, daß er ſo gern die Jagd malt; ſie iſt ſeiner überſprudelnden Kraft, ſeiner hinreißenden Phantaſie, was ſie den alten Deutſchen geweſen, ein zeitweiliger Erſatz für Größeres, Mächtigeres, für den Krieg, die Schlacht. Wir ſind überzeugt, daß in Henneberg eigentlich ein großer Schlachtenmaler ſtecke und daß ſich einmal ſo was wie ein Salvator Roſa, mit dem er viel Aehnlichkeit hat, aus ihm entwickeln werde. Es iſt natürlich, daß er nicht Uniformen und grade Regimenterlinien malt; dergleichen muß officiellen Malern ohne Sinn für's Maleriſche überlaſſen werden; indeſſen könnte ſich ſelbſt in modernen Kriegsgeſchichten Manches finden, was eines Künſtlers würdig wäre. Henneberg iſt ein Braunſchweiger; ſollten die patriotiſchen und heldenmüthigen Kämpfe der beiden braunſchweigiſchen Herzöge und ihrer todtgeweihten Schaar mit den Franzoſen nicht manchen ſchönen Stoff liefern, der ebenſowohl den genialen wie den patriotiſchen Künſtler reizen könnte? Henneberg ſollte den Umſtand, daß Braunſchweig einen ſolchen Künſtler wie ihn hervorgebracht, benutzen, um auch durch die Wahl der Stoffe zur Ehre ſeines engern Vaterlandes beizutragen. Es kann nach ihm wieder eine lange Zeit vergehen, bis Braunſchweig ein Talent von ſeiner Kraft hervorbringt. Er ſollte dieſes um ſo lieber thun, als die Verherrlichung dieſes Patriotismus keinen Beigeſchmack von Particularismus haben kann; der braunſchweigiſche Patriotismus war der echteſte deutſche. Wenn er unter ſeine ſchwarzen Jäger ſchreibt: Auch ſie ſtarben für's Vaterland, werden die Worte nicht im Geringſten ſo paradox klingen, wie ſie an einer gewiſſen andern Stelle klingen.

Einmal in echter deutſcher Atmoſphäre, gelüſtet es uns nicht, ſie ſobald zu verlaſſen, und wir wandern zurück in die Rue Larochefoucauld, um den berühmteſten, wohl auch bisher bedeutendſten unter den in Paris weilenden deutſchen Künſtlern zu beſuchen: wir meinen den Wiesbadener Knaus. Wir haben auf den Pariſer Ausſtellungen ſeine Dorfſchenke, ſeine Zigeuner, ſeinen Kinder Leichenzug im Walde geſehen und wir ſind nach dieſen Erfahrungen überzeugt, daß uns in ſeinem Atelier etwas Bedeutendes, Tiefpoetiſches, jedenfalls etwas eines Meiſters Würdiges erwartet. Wir haben uns nicht getäuſcht. Auf der Staffelei finden wir ein halbvollendetes Bild: eine „goldene Hochzeit im Dorfe." Knaus weiß, was Goethe gewußt hat, daß von der Wahl des Stoffes viel abhängt. Das wiſſen freilich auch Andere, aber ſie wiſſen nicht zu wahlen wie Knaus. Die Wahl iſt auch nichts Willkürliches. Bei einem echten Künſtler wird ſie immer mit ſeiner Perſönlichkeit, mit ſeiner Anſchauungsweiſe auf's Innigſte zuſammenhängen: er muß gewiſſe Stoffe wählen und an anderen vorübergehen, wenn er ſein eigenſtes Weſen ausdrücken, wenn ſeine Kunſt nicht in leere Form und Technik aufgehen, wenn ſie nicht bloße Kunſtfertigkeit und ſein Werk nicht ein bloßes Kunſtſtück werden ſoll. Knaus wird darum immer tiefgemüthliche, poetiſche oder gewaltig à la Hogarth in's Leben eingreifende Stoffe wählen. Seine Schenke war ein wunderbares Gemiſch von den beiden in ihm wirkenden Elementen: da war der Humor Hogarth's mit der ihm beſonders eigenthümlichen, tragiſch-poetiſchen Anſchauung gepaart. Sein Kinderleichenzug im Walde eine idealiſche Elegie, faſt möchten wir ſagen, eine idylliſche Elegie, ſchöner, unmittelbarer, wohlthuender als die berühmte Elegie auf einen Dorfkirchhof von dem Engländer Gray. Es war die Poeſie, trotz dem traurigen Gegenſtande, die erquicklichſte, verſöhnungsvollſte Poeſie ſelbſt, wie ſie nur der große Dichter verwirklichen kann. Dieſe goldene Hochzeit im Dorfe wird die beiden Meiſterwerke noch übertreffen. Da iſt eine Meiſterhaftigkeit, eine Charakteriſtik, ein dramatiſches Leben und eine ſchöne Wahrhaftigkeit, die uns eine Auferſtehung der ſchönſten, niederländiſchen Malerei, und zwar in mancher Beziehung veredelt und vergeiſtigt, hoffen läßt. Dabei eine Fülle von Motiven und Gedanken, die hinreichen würde, das Leben manchen Malers auszufüllen. Das Jubelpaar tanzt auf dem Dorfplan unter einem alten Baume. Mehrere Generationen ſehen dieſem goldenen Hochzeitstanze zu — wie vielfach, phantaſievoll und ſchön ſind dieſe Generationen gruppirt — der Schulmeiſter hält die Ordnung aufrecht, um den greiſen Tänzern Platz zu machen. Aus dem Hintergrunde kommt der Herr Amtmann, um das Feſt durch ſeine Gegenwart zu erheben. Wir brauchen das nicht. Der Tanz des würdigen Paares, das ein halbes Jahrhundert lang Leid und Freud mit einander getheilt, die Gegenwart ſpielender Kinder, welche die Bedeutung eines ſolchen Feſtes noch nicht begreifen, verlaſſene Greiſe, denen das Glück ſolchen Feſtes nicht zu Theil werden, die Atmoſphäre eines an den Herbſt erinnernden Tages — Alles das und vieles Andere verſetzt uns in jene erhöhte, feierliche Stimmung, in die wir bei ernſthafter Betrachtung des Lebens und ſeiner Räthſel, beim Vertiefen in die Geheimniſſe des Entſtehens und Vergehens verſetzt werden. Fortfließt und unaufhaltſam der Strom des Lebens — ruhig, tief, unerſchöpflich — wir wiſſen nicht woher, wir wiſſen nicht wohin. Im Hintergrunde des Bildes ſehen wir das Bauernhaus, das Knaus nicht hingemalt hat und das die Inſchrift trägt:

Ich bin, ich weiß nicht, wer?
Ich komme, ich weiß nicht, woher?
Ich geh', ich weiß nicht, wohin?
Wie kommt 's, daß ich ſo fröhlich bin?

Wir wollen damit nur die Stimmung und die tiefe Bedeutung des Bildes geben; wir enthalten uns, es ausführlich zu beſchreiben, da es nicht vollendet iſt und wir nicht von vornherein durch eine Worterklärung den Duft deſſelben, ſeine Unendlichkeit, verkleinern wollen.

Man begreift es nicht, wie der einſichtsvolle und gerecht ſein wollende Hermann Becker bei Gelegenheit der Münchener Ausſtellung in der Cölniſchen Zeitung über Knaus ſo abſprechen konnte. Er mußte es als Düſſeldorfer doch gewußt haben, daß dieſer große Künſtler in München nicht ſeiner würdig vertreten war und hätte ſich nach zwei kleinen Bildern aus der Anfangszeit eines ſo allgemeinen Urtheils enthalten ſollen. Ja, man könnte ihm einen Vorwurf daraus machen, daß er nicht aus dem kleinen Bildchen „das Mädchen mit der Katze" ex ungue leonem den Meiſter herausgefühlt habe. Er weiß Knaus nichts Anderes zu ſagen, als daß ihm der Aufenthalt in Paris geſchadet habe — ich glaube, man könnte ihm mit größerem Rechte antworten, daß ein beſtändiger Aufenthalt in Düſſeldorf viel ſchädlicher ſei, für die Malerei ſowohl wie für das Urtheil, als ein zeitweiliger Aufenthalt in Paris, wo man Mancherlei ſieht und nicht nur die Producte einer einzigen Schule. Knaus kann man nur Glück wünſchen, daß er dieſe Düſſeldorfer Vorurtheile abgelegt und in Paris die Mittel der Darſtellung erweitert habe. Heute kann er nicht nur denken und erfinden —

er kann auch malen. Und das hat ſeinen Werth für einen Maler und einige Wichtigkeit — wenn es auch gar viele Maler nicht glauben. Wann endlich werden dieſe Theorien, dieſe beſchränkten und nach Partei ſchmeckenden Theorien verſtummen, die immer nur eine Seite der Kunſt gelten laſſen und die andere ergänzende verwerfen. Damit wird Nichts geſchaffen. Das ſechszehnte Jahrhundert war viel größer und freier in dieſer Beziehung. Vaſari, der an den Römern hing, hat darum doch Titian aus vollem Herzen geprieſen.

Ich meines Theiles bin zufrieden, wenn man mir zugiebt, durch vorſtehende Skizzen auf Intereſſantes aufmerkſam gemacht, vom Leben und Treiben in den Pariſer Ateliers einen kleinen Begriff gegeben zu haben. Ich ließ mich vom Zufall leiten und verweilte da, wo mir Schönes begegnete, wo ich ein Talent kennen lernte, das eine Zukunft verſpricht. Darum ſind wir auf unſern Wanderungen an Berühmtheiten wie Ingres, Delacroix, Decamps, Meiſſonier, Vernet u. A. vorübergegangen. Sie ſind auch in Deutſchland bekannt und ſeit lange in ſich abgeſchloſſen; wir ſind bei anderen Berühmtheiten, wie Ary Scheffer, Robert-Fleury ſtehen geblieben, weil dieſe alten Meiſter noch in ihrem ſpäten Alter neue Phaſen der Entwicklung durchmachten. Von den jüngeren wären wohl noch manche zu nennen, wie z. B. die männliche Roſa Bonheur, der formvolle Cabanel, der gemüthvolle Millet, der luſtige, romantiſche Gendron, der geniale Zeichner Bida, Rouſſeau, Troyon u. A., aber wir wollen den Leſer nicht ermüden, wir wollen uns damit begnügen, ihm eine Gruppe hingeſtellt zu haben, aus deren Leben und Treiben und Schaffen er ſich ſelbſt ein ungefähres Bild der heutigen Kunſtzuſtände in Paris zuſammenſtellen kann. Freilich wäre die offizielle Malerei vielleicht die für den Moment charakteriſtiſchſte, aber dieſe gehört der Politik an und hat mit Kunſt nichts zu ſchaffen. Dieſe wird Derjenige berückſichtigen, der eine ausſchließliche Geſchichte der imperialiſtiſchen Epoche und der Kriecherei, die ſie bezeichnet, ſchreiben wird. Mit dieſen Schären haben wir Nichts zu thun; im Gegentheil haben wir uns, um ſie zu vergeſſen, zu Künſtlern geflüchtet.

1858—1859.

Bilder aus Dänemark.

I.

Es gibt unſchuldig ausſehende, höchſt geachtete Bücher, die gefährlicher ſind, als die verſchrieenſten. Lord Bacon's Eſſays ſind ein Buch voll Weisheit, aber es kann Schlimmes wirken, es kann verführen, wie Aretin's Buch mit den Illuſtrationen von Giulio Romano, wenn auch auf anderem, idealerem Gebiete. Sein kaum zwei Seiten langes Eſſay über die Freuden der Lectüre, nebenbei geſagt eines der größten ſtyliſtiſchen Meiſterſtücke, kann Bücherwürmer fabriciren, die alle Pflichten des Kindes, Gatten, Vaters, Bürgers und Menſchen vernachläſſigen; ſein Eſſay über das Reiſen kann aus den Menſchen Störche machen, und zwar überzeugte Störche, Störche von Geſinnung, die im Stande ſind, auf ihr Vagabundenthum ſtolz zu ſein und auf alle geſitteten Hausthiere mitleidig herabzuſehen. Bacon macht aus dem Reiſen eine erhabene Kunſt, eine Art Alchymie, die aus Unbedeutendem Gold ſchafft, aus der bloßen Bewegung eine Form und Manifeſtation der Idee, aus dem Ausflug einen alexandriſchen Eroberungszug. Warum nicht reiſen, wenn man mit einigen Thalern in der Taſche ein Geldmacher, Künſtler und Eroberer werden kann? Auf, nach Valencia! ruft der Eine: „En route pour la France!“, der Andere, „Italien! Weib pack ein!“ der Dritte — und der Vierte, wenn er ſich zufällig in Hamburg aufhält: Auf, nach Altona, nach Kiel, nach Kopenhagen zu Thorwaldſen, nach Helſingör zu Hamlet!

Man hat den Eſſay von Bacon geleſen, man fühlt ſich von der heiligen Pflicht durchdrungen, wieder einmal einen Winkel der Welt zu beſchauen; ſchon hat man einen Handſack gepackt, ſchon einen gefälligen Freund beredet, einige Stationen weit mitzureiſen, ſchon ſind wir im Bahnhof von Altona. Wir brauſen durch den ſchönen Wald von Pinneberg, dann weiter durch das ſtammverwandte, hier etwas monotone Land von Holſtein und ſind nach drei Stunden in Kiel, um uns ſofort zu überzeugen, daß wir an der Gränze Deutſchlands, dem Weſen nach im echteſten Deutſchland ſind. Denn

a) iſt die herrliche Bucht, die ſich gleich bei Ankunft vor uns aufthut, in Deutſchland ſelbſt ſo unbekannt, wie ſie es als eine deutſche Schönheit ſein muß,

b) liegt in ihr, dem herrlichſten Kriegshafen der Welt, in dem eine deutſche Flotte wie in Abraham's Schooß ruhen könnte, nicht ein einziges deutſches Kriegsſchiff,

c) iſt dieſer herrlichſte deutſche Hafen halb-däniſch,

d) hat er ſchon Franzoſen und Engländern die erſprießlichſten Dienſte geleiſtet,

e) hätte ihn Rußland gar zu gern.

Uebrigens iſt Kiel nicht peu connu en historie und wir wollen uns bei Beſchreibung ſeiner Giebelhäuſer und ſtillen Gaſſen um ſo weniger aufhalten, als dieſe noch ſtiller waren als gewöhnlich; denn die hundert fünfundzwanzig Studenten und zweiundvierzig Lehrer, deren ſich die berühmte Univerſität erfreut, waren meiſt auf Pfingſtreiſen. Auch wanderten wir ſofort durch die prächtige Allee, an wohnlichſten Landhäuſern vorbei nach dem idylliſchen Seebade Düſternbrook, das viel zu wenig bekannt iſt, einer Anhöhe entgegen, um eine Ueberſicht des Golfes zu gewinnen. Da kamen wir an einer großen Merkwürdigkeit vorbei, an einem Erzeugniß deutſchen Fleißes, deutſcher Gelehrſamkeit und deutſcher Aſſimilirungskraft: ich meine die Cyklopen-Mauer, die nicht von Cyklopen, ſondern im Gegentheil von dem gelehrten Archäologen Forchhammer aufgeführt worden und welche die Beſtimmung hat, die Chauſſee gegen das Gerölle einer Anhöhe zu ſchützen. Sie kam mir vor, wie ein Cyklop in Frack und weißer Cravatte. Ihren mit Kunſt wildgemachten Steinen ſieht man den gelehrteſten Willen an, ſich wild pelasgiſch an einander zu reihen und ſo zu thun, als ſtänden ſie in Mykene und nicht in Düſternbrook — eine Abſicht, die offenbar ſo gut gemeint iſt, daß ſie nicht im Geringſten verſtimmt. Ich bedauere nur die Archäologen der Zukunft, die, eine Cyklopen-Mauer in der Nähe von Hünengräbern findend, erſt recht nicht wiſſen werden, was aus den Pelasgern zu machen; waren ſie Urgriechen, waren ſie *ελασγοι*, oder waren ſie ſogar Germanen? Bei dieſer Gelegenheit erlaube ich mir ebenfalls eine Frage. Warum hat man noch nicht folgende Hypotheſe aufgeſtellt? Pelasger und Hellenen bildeten urſprünglich einen Staat, aber eine Art Feudalſtaat. Die Pelasger waren die herrſchenden Könige und Barone, die in den cyklopiſchen Bauten hauſ'ten; die Hellenen waren die unterdrückte und beherrſchte Menge. Die Hellenen, die wir bereits aus Mythe und Geſchichte kennen, ſind die durch Revolutionen bereits befreite Menge, welche, halb republicaniſch, halb monarchiſch, in neuen Ideen und alten Traditionen lebend, die neue Culturperiode beginnen. Das gehört freilich nicht hieher, aber ſolche Fragen erfüllen die Luft einer Univerſitätsſtadt und drängen ſich beim Anblick einer funkelnagelneuen Cyklopen-Mauer mit Gewalt heran. Doch konnten ſie uns nicht die Ruhe rauben, die man mit der Luft vom Düſternbrook einathmet. Das Wehen und Lispeln in den üppig belaubten Bäumen, die ſtillen Landhäuſer, die mäßigen Hügel, die den Golf bekränzen, das ſanft dahinſtreichende Segel, der milde Wellenſchlag, die Fiſcherdörfer am anderen Ufer — Alles flößt den Glauben und das Gefühl ein, daß hier aufgeregte und kranke Lebensgeiſter und Nerven auch ohne

Seebad zu Geſundheit und Ruhe gelangen. Hier badet vor Allem die Seele in ſanftem und erfriſchendem Wellenſchlag. Hier findet der ruheloſe Wanderer wieder einen jener unzähligen Puncte, wo er die erſehnte Hütte oder das beſcheidene Landhaus mit zehntauſend Bänden ausgewählter Bücher, mit Statuen im Garten, mit italieniſchen Bildern in den Stuben, mit Rheinwein im Keller zu beſitzen wünſcht. Man ſieht, ich ſchildere die Schönheit der Natur nicht in ihren Einzelheiten, ſecirend, anatomiſirend, tödtend, ſondern wie ein Meiſter in ihren Wirkungen auf das Gemüth.

Gegen Abend machten wir einen Spaziergang um das äußerſte Ende des Golfes, und auf dieſem Wege hatten wir einen Cicerone, wie man ſich ihn unmöglich beſſer wünſchen kann, denn dieſer Cicerone verſteht es nicht nur, mit Bauern und Fiſchern Plattdeutſch und die Sprache ihres Herzens zu ſprechen, er verſteht und deutet auch die Sprache des Strauches am Wege, der Welle am Strande, des Vogels und der Abendwolke. Der Leſer wird mir das glauben, wenn ich ihm ſage, daß dieſer Cicerone Klaus Groth Quickborn heißt. Es kennt ihn hier jedes Kind — was kein Wunder wäre, da er den Kindern das ſchöne Buch Vor de Goeren geſchrieben, wenn die Kinder nicht die größten Egoiſten und undankbarſten Geſchöpfe der Welt wären, die ſich wenig um die Urheber der Gedichte kümmern, die ſie auswendig lernen — und es kennt ihn jeder

Erwachſene. Ein Mann, der uns ſeine Wohnung nicht zu zeigen wußte, ſchämte ſich dieſer Unwiſſenheit und verſicherte, daß er den Poeten ganz wohl kenne. Wir entriſſen ihn ſeiner gemüthlichen Dichterwohnung, und er führte uns durch einen langen, von Hecken eingefaßten Hohlweg der Art, wie ſie für Holſtein im Ganzen charakteriſtiſch ſein ſoll. Dieſe Hecken haben den holſteiniſchen Jägern den Krieg ſehr erleichtert, und dieſer Umſtand ſowohl, als dieſe Hecken erinnerten mich an das Boccage, das, ebenfalls von ſolchen Hohlwegen und Hecken durchſchnitten, den „großen Krieg“, den Krieg der Chouans geſehen und, durch ſeine Beſchaffenheit begünſtigt, ihn ſo verlängern und wirkſam machen konnte. Beide Länder haben überhaupt in Natur und Geſchichte viel Aehnlichkeit. Beide ſind zum Theil angeſchwemmter Grund, und die Bewohner beider mußten ſich gewöhnen, auf dem ſchwanken Boden mit ſtrammen Beinen zu ſtehen, und in ſich viel Ruhe und Widerſtandskraft ausbilden; beide führten Kriege für ihre Unabhängigkeit; die Bewohner Holſteins möchten ſich ihrer Regierung mit derſelben Loyalität entäußern, mit der die Söhne des Boccage an der alten hingen; das Boccage hatte in ſeinem Beſtreben ebenſo die Majorität der Nation gegen ſich, wie Holſtein die Majorität der vaterländiſchen Regierungen. Ob die von Boccage eben ſo ehrenfeſte und redliche Leute ſind, wie die Holſten, weiß ich freilich nicht, da ich, in jenen Gegenden wandernd, keinen ſolchen Apolo-

geten ſeiner Heimath an der Seite hatte, wie hier. Klaus Quickborn erzählte mir von der Tüchtigkeit und Ehrlichkeit ſeiner Landsleute manche ſchöne Geſchichte. Eine ziemlich hochgeſtellte Gerichtsperſon beklagte ſich beinahe über ihre Ueberflüſſigkeit, da in ihren Gerichtsbezirken ſo viel wie Nichts zu thun ſei. Kein Verbrechen, kein Vergehen! Ein Königreich, ein Dänemark für ein Verbrechen!

In einem gewiſſen Gehölze dieſes Bezirkes, an einer Quelle, an der ein Weg vorbeiführt, ſteht ſeit zehn, ſage ſeit zehn Jahren daſſelbe Trinkglas. Es iſt nicht angekettet, wie dergleichen öffentliche Trinkgefäße zu ſein pflegen, es ſteht frei da, ſeit zehn Jahren, am Wege, an der freien Quelle. Ich finde dieſes Glas ſehr rührend, eben ſo wie ich immer gefunden habe, daß jene Ketten an den unheimlichen, meiſt eiſernen Bechern eine Anklage gegen das Menſchengeſchlecht raſſelten und zu beweiſen ſchienen, daß es ſelbſt Ketten verdiene. Beſagtes Glas ſollte, wenn es einmal ſein irdiſches Daſein beſchließt, in ſeinen Scherben im germaniſchen Muſeum aufbewahrt werden.

Noch Manches fanden wir, was in ein germaniſches Muſeum paßte, z. B. in dem Dorfe, dem wir uns um den Golf biegend näherten, auf vielen Giebelſpitzen der Bauernhäuſer und Scheunen jene geheimnißvollen Pferdeköpfe, welche wahrſcheinlich aus uralter ſächſiſcher Zeit ſtammen und die Manche als Ueberreſte des Wodansdienſtes betrachten, oder im Sandkruge, einer gemüthlichen Kneipe, die ſich jetzt geſchmacklos und platt Wilhelminen-Höhe nennt, die berühmte Rothe Grütze, die es verdiente, ihre Herrſchaft über weitere Länderſtrecken auszudehnen. Aber ſo ſind die Deutſchen; ſie wiſſen ihre ſchönſten Eigenthümlichkeiten nicht geltend zu machen.

Dann kamen wir in ein anderes Dorf, Ellenbeck, ein liebliches Neſt, wie gemacht, um eine Idylle dahin zu verlegen; ein in's Nordiſche und Gemüthliche aus dem Südlichen und Antiken überſetztes Bild Leopold Robert's. Klaus Quickborn mußte ſich da ſehr heimiſch fühlen, und darum mußten wir ihm trotz Sturm und Regen dahin folgen. Es liegt unmittelbar am Golf, an einem kleinen Abhange, von dem herab ſich zwiſchen den Hütten breite, mehr als jene archäologiſche Mauer pelasgiſch ausſehende Treppen herabziehen. Auf den Stufen zerſtreut ſitzen Weiber und Mädchen, am Waſſer, treiben ſich unzählige blondköpfige Kinder herum, die ſich neugierig um die Fremden drängen, an den Bäumen hängen Fiſchernetze, welche die Eigenthümer mit langen Nadeln ausbeſſern. Man lädt uns ein, in die Hütten zu treten, die reinlich und wohnlich ſind, jedoch wie Schiffscajuten anmuthen. Es iſt, als hätten ſie hier ihre Schiffe an's Land gezogen, um von einem langen Wanderleben in gaſtlicher Bucht auszuruhen. Aber die Knaben ſprechen von neuen Reiſen, und Einer will Admiral werden. Vielleicht haben wir mit einem künftigen Suffren, Jean Bart oder Tromp geſprochen.

Abends fuhren wir unter einem Regenbogen über den Golf zurück dem Dampfſchiffe zu und ich verlaſſe Freund und Gaſtfreunde.

Wann treffen wir uns, Brüder,
Auf einem Schifflein wieder?

Mich Einſamen trägt die Princeß fort, und zwar dem Sturme entgegen, ſobald wir die friedliche Bucht von Kiel hinter uns haben. Der Mond, die Sterne, der ganze Himmel war ſeekrank. Und Gräßliches begann, ſolches, das man am beſten nicht beſchreibt. Als ich des Morgens, bei heiterem Sonnenlichte, aus den Tiefen auf das Verdeck tauchte, ſchlichen, geſtern noch blühende Geſichter, umher wie Schatten, die den Obolus vergeſſen und um den Eingang der Unterwelt ſchweben. Aber hier locken ſchon die grünen Ufer Amagee's, dort grüßt Schweden, mit jenem Malmö, das uns ſo viel Verdruß und Kopfbrechen verurſachte in Zeiten, die entſchwunden ſind.

Kopenhagen präſentirt ſich ſo ſchön, als man es nach den rühmendſten Beſchreibungen erwartet. Läge es nicht ſo flach, erhöben ſich ſeine hinterſten Häuſerreihen nur etwas über die vorderen, hätte es einige begränzende Höhen im Hintergrunde, es könnte ſich mit den ſchönſt gelegenen Seeſtädten meſſen. Die beiden Forts, die ſich am Eingange in den Hafen unmittelbar aus dem Waſſer erheben, tragen, wenn auch nicht durch ihre Bauart, doch durch ihr Lage das Übrige zur maleriſchen Schönheit Kopenhagens bei und tröſten wohl ſchon dadurch die patriotiſchen Dänen, die alles Däniſche gern gelobt ſehen, darüber, daß ſie ein engliſches Bombardement eben ſo wenig verhüten konnten, als es ehemals die alten Befeſtigungen vermochten. Der Hafen dehnt ſich groß und herrlich aus. Er iſt in zwei Theile geſchieden: in dem einen drängen ſich voll Leben und Bewegung die Handelsſchiffe aller Nationen, in dem anderen ſchlafen die Kriegsſchiffe einen traumloſen Schlaf. Dieſe Orlogsſchiffe ſind gewaltige Gebäude, aber wie der Name uns veraltet ſcheint, ſo ſcheinen ſie ſelbſt veraltet und obſolet. Wie ſie abgetakelt und unter Dächern da liegen, machen ſie den Eindruck, als hätten ſie ſchlafend die Decke über den Kopf gezogen und als murmelten ſie: wir wollen ſchlafen, die Geſchichte, die da draußen vorgeht, geht uns nichts an. Gott und die Dänen mögen es mir verzeihen: dieſe alten Kriegsſchiffe erinnerten mich an die osmaniſche Flotte, die eben ſo, nur etwas mehr vernachläſſigt, im goldenen Horn ſchnarcht. Was den Türken Navarin, war den Dänen wohl das engliſche Bombardement, wenn man überhaupt einem einzelnen Ereigniſſe den Tod einer Flotte zuſchreiben kann. Einzelne Ereigniſſe in der Geſchichte ſind meiſt nur der Schlußpunct einer Periode, und es liegt im Grunde wenig daran, ob dieſes Ereigniß einige Jahre früher oder ſpäter eintritt. In Beziehung auf Flotten iſt das noch mehr der Fall, als in Beziehung auf jedes andere Organ einer Nation. In keinem herrlichen Kriegsheer, in keiner geſetzgebenden Verſammlung, in keiner Bank oder Akademie concentrirt ſich das Leben eines Volkes ſo intenſiv und ſo ausgeſprochen, wie auf der Flotte einer ſeefahrenden Nation. Iſt die Zeit dieſer Nation vorüber, dann iſt es gleichgültig, ob ſie in Grund gebohrt, ob ſie entführt wird, oder ob ſie unthätig im Hafen verfault.

Daß die im Kriegshafen ſchlummernde Flotte dereinſt Dänemark einen reſpectablen Theil der Weltherrſchaft gegeben, daß die daneben noch ein- und auslaufenden Handelsſchiffe bis auf den heutigen Tag ihre Pflicht thun, erkennt man bei den erſten Wanderungen durch die Stadt. In vielen Theilen Stille und Oede, wie in einer penſionirten Großſtadt, in vielen anderen Leben und Bewegung eines vergnügten und wohlhabenden Völkleins, das nicht verlernt hat, ſeine Kräfte zu brauchen, ſich zu regen und im Gefühle ſeiner Kräfte und in der Sicherheit, die Fleiß und Muth gewähren, ſich der Freude hinzugeben. Aber die Stadttheile, die aus alter Zeit ſtammen, zeugen von einer Größe, einem Bewußtſein, einem ausgeſprochenen Charakter, welche die modernen Straßen nicht aufzuweiſen haben. Es iſt der Anfang des 17. Jahrhunderts, der Kopenhagen den Stempel aufgedrückt hat, welchem es ſeine hiſtoriſche Phyſiognomie verdankt, und in der That iſt das die bewegteſte, am weiteſten ausgreifende, ſo zu ſagen, kosmopolitiſchſte Zeit Dänemarks. Die Gebäude, die aus dieſer Zeit ſtammen, wie z. B. die Börſe, haben einen größeren und edleren Charakter, als ihre Zeitgenoſſen aus anderen Ländern, in denen in dieſer Epoche ſchon Kraft und Geſchmack des ſechszehnten Jahrhunderts erſterben waren. Dänemark aber befand ſich damals in voller Thätigkeit und war dazu in ſeinem Norden außerhalb des Verfalls, der ſich des ganzen Südens bemächtigte. Dieſer Umſtand iſt für die bedeutenden Bauten Dänemarks überhaupt bezeichnend. An Schlöſſern und Paläſten, die erſt unter Chriſtian IV. aufgeführt ſind, entdeckt man mit Staunen eine Einfachheit, eine Kraft, einen Geſchmack, wie ſie weiter ſüdlich nur zu Anfang der Renaiſſance, ungefähr hundert Jahre früher, vorkommen. In der Friſche des Nordens hat ſich die ſchöne Südfrucht länger conſervirt, als in ihrer Heimath, und unter Chriſtian IV. fühlte ſich Dänemark, caeteris imparibus, wie ſich Frankreich unter Franz I. gefühlt hatte. Aber im Verlaufe des ſiebenzehnten Jahrhunderts kam es mit dem übrigen Europa ſchon zu ſehr in Berührung; die Geſchmackloſigkeit des großen Jahrhunderts Ludwig's XIV. machte ſich auch hier geltend, und Perücke, Zopf und Puder charakteriſiren hier wie in anderen Städten, was Könige, Adel und Zünfte geſchaffen. Doch auch dieſe Schöpfungen zeugen noch vom ſpeciellen Reichthume Dänemarks und von der Verſchwendung des Adels und der Könige, die immer an Verſailles dachten, hier wie in anderen Ländern. Die Capitel Ueberſchriften der Geſchichte, die man aus dem ſteinernen Buche Kopenhagens herausleſen kann, laſſen ſich alſo ungefähr wie folgt bezeichnen: Nachträgliches 16. Jahrhundert (ſiehe Börſe, Arſenal und einige Kirchen); überwundenes Hof-Lakaienthum (ſiehe die verödeten, geradlinigen Straßen mit Wappen und Eiſengittern und die grasbewachſenen Plätze vor den Schlöſſern); fortlebendes Bürgerthum am Hafen und in der modernen Stadt, und endlich neueſter Anbau des conſtitutionellen Staatsbürgers und die Landhäuſer, in denen Börſen-Speculanten, wie überall, von ihren Speculationen nicht ausruhen.

In dieſer letzteren Beziehung, was die neuen Bauten und ihre Bewohner betrifft, hat Kopenhagen Aehnlichkeit mit allen großen Städten des Continents; was es aber auszeichnet, iſt ſeine herrliche Natur, die eigentlich ſeine Architektur, ſeinen Reichthum und ſeine Armuth gleichgültig macht. In welchem Zuſtande immer, Kopenhagen in ſeiner Lage wäre ſtets eine reizende Stadt — und wäre es gebaut wie Mannheim. Sie liegt in einem Strauße, den Amphitrite lächelnd in Händen hält und den Göttern des Olymps zeigt. Es gibt wohl kein Meer, das zugleich mit einer ſolchen Stadt eine ſolche Fülle der Vegetation wiederſpiegelt, und wohl kein Seeufer, das ſich bis zum äußerſten Rande mit ſolchem Kranze ſchmückt. Die Zweige der Linde und der Eiche, die Blüthen des Apfelbaumes und des Fliederſtrauches nicken ihre Grüße den geheimnißvollen

Meerpflanzen zu, die ihnen aus kryſtallener Welt entgegen blicken. Die ſogenannte Lange Linie, die aus dem Treiben des Hafens, an der Citadelle vorbei, hart am Meere durch dichten Laubſchatten dem Norden entgegenführt, während neben dem Spaziergänger der Fiſcher mit dem Netz in der Hand durchs Waſſer watet, links überall freundliche Häuſer aus dem Gebüſche blicken, rechts unzählige Segel weißſchimmernd ſich von der blauen Fläche abheben und den Sund beleben, aus naher Ferne die Küſte Schwedens grüßt, und ganz nahe vor uns feenhaft duftig hinter feinen Dünſten und hinter dem durchſichtigen Schleier, den der Hafen aus Tauen und Raaen webt, die Stadt wie eine Fata Morgana zittert — die Lange Linie iſt an ſchönen Sommertagen gewiß einer der ſchönſten Spaziergänge der Welt. Ihre Schönheit muß Odyſſeen wecken in jeglicher Phantaſie und jene Sehnſucht ins Unendliche, wie jedes große Kunſtwerk. In dieſer Allee auf- und abwandernd, glaubte ich nicht mehr, daß jene Nordlandsrecken nach Sicilien, Peloponnes und Byzanz ſegelten, um einer rauhen Heimath zu entfliehen, ich glaubte, daß die Eine Schönheit in ihnen die Sehnſucht nach der anderen erweckte, und daß ſie die Herrlichkeit des Südens aufſuchten, weil ſie die Wahlverwandtſchaft alles Schönen dazu zwang. Sie waren die unwillkürlichen Boten, die dem griechiſchen Archipel und dem Hellespont die Grüße der nordiſchen Geſchwiſterkinder, der baltiſchen Inſeln und des Sundes brachten. Freilich habe ich die Lange Linie an ſonnigen Juni-Morgen und -Abenden durchwandert; in December-Tagen hätte ich ſchwerlich ſolche Phantaſieen gehabt.

Aber Thorwaldſen! Rechtfertigt nicht auch dieſer nordiſche Grieche ſolche Phantaſterei?

Man kann nicht von Kopenhagen ſprechen, ohne immer und immer an Thorwaldſen zu denken; er iſt der Genius loci, er erfüllt die Stadt in allen Räumen, bis in die entfernteſten Winkel, wie ein Gewäſſer, wie ein Duft. Schon auf hoher See ſagt der däniſche Reiſegefährte zum Fremden: Sehen Sie dort den ſtumpfen Thurm mit dem Kreuze darauf? Das iſt die Frauenkirche; da iſt die große Johannes-Gruppe, da ſind Chriſtus und die Apoſtel und der Engel mit dem Taufbecken von Thorwaldſen. Im Hafen erinnern die geſchnitzten Schiffsfiguren an die Schule, die der große Bildner bei ſeinem Vater durchmachte, die Primärſchule in Holz; an Landhäuſern und in den Straßen ſieht man Basreliefs und Zeichnungen nach Thorwaldſen; in den Häuſern Krüge, Blumentöpfe, Vaſen in Biscuit und gebrannter Erde, die den Einfluß eines von den Muſen und Grazien geſegneten Genius bekunden. Endlich gelangt man auf den Platz, wo neben der Königsburg und dem Hauſe, in dem ſich die Vertreter des Landes verſammeln, ſich wie ein Tempel das Thorwaldſen-Muſeum erhebt, und tritt man in dieſes Muſeum, das an ſiebenhundert Werke des Meiſters enthält, und denkt man noch an die Frauenkirche und an den Einfluß, den dieſes Genie auf ſeine Landsleute ausgeübt, und an den gerechten Stolz, den es ihnen eingeflößt — dann muß man zugeben, daß nie ein Künſtler ſeine Vaterſtadt ſo reich beſchenkt hat, wie Thorwaldſen Kopenhagen. Man muß bekennen, daß wenige Menſchen in der Geſchichte ihr Vaterland auf ſo ſchöne Weiſe ausgeſtattet, daß wenige auf dieſe Art Wohlthäter ihrer Landsleute geworden. Und dieſer Mann hat in dem monumentſüchtigen Kopenhagen kein Monument? Nein! Aber man kann darum den Tact und den guten Geſchmack der Kopenhagener nur loben. Mit größerem Rechte als die londoner Paulskirche kann Kopenhagen dem Fremden antworten: Quaeris monumentum? Circumspice! — In der That iſt ganz Kopenhagen ſein Monument. Vor ihm war es ein Kaufmannshafen, in dem herrſchſüchtige Adelige, ganz und halb verrückte Könige ihr Weſen trieben, und nebenbei eine ſchöne Stadt — jetzt ſieht, wer Augen hat, zu ſehen, Geiſter durch die Luft ſchreiten, die ſchön ſind, wie Thorwaldſen'ſche Grazien, und dem Empfindenden ſind in ſolcher Geſellſchaft Nacht und Morgen ſo hold, wie jene Basreliefs, die wir alle kennen.

Denn mit dem Genius ſteht die Natur im ewigen Bunde,
Was der Eine verſpricht, leiſtet die Andre gewiß.

Das Thorwaldſen-Muſeum iſt die größte Merkwürdigkeit Kopenhagens und allein ſchon eine Reiſe werth. Es iſt einzig in ſeiner Art, denn nie hat ſich eine Nation dieſe

Mühe gegeben, die ſprechenden Zeugniſſe der Größe eines ihrer Söhne ſo gewiſſenhaft und ſo vollſtändig auf einem Puncte zu verſammeln, wie es hier geſchehen. Dieſer Tempel iſt das Innere eines großen und ſchöpferiſchen Lebens, und ſtaunend blickt man hinein und faſt erſchrocken über die Kraft, die Einem geſegneten Menſchen verliehen ſein kann. Man blickt in dieſe großen Hallen und kleine Loggien, die mit Werken der Schönheit angefüllt ſind, und man glaubt, in den Geiſt des Bildners zu ſehen, aus deſſen weiten Werkſtätten und ſtillen Winkeln die herrlichen Gedanken gebildet und verkörpert hervortreten. In der Mitte dieſer lebenden Gedanken liegt das Grab des Künſtlers, und um das Grab und die Werke drängt ſich ein Volk, das ſich an dieſen Gedanken erfriſcht — und die Unſterblichkeit wird ein faßlicher, verkörperter Gedanke.

Es kann meine Abſicht nicht ſein, einen Führer durch dieſe Galerie zu ſchreiben: das iſt ſchon auf eine beſſere Weiſe geſchehen, als ich es zu thun im Stande wäre. Ich will nur auf eine Seite des vielſeitigen Thorwaldſen'ſchen Genius aufmerkſam machen, welche man über ſeinen höheren Schöpfungen, den rein idealen, meiſt zu ſehr überſehen hat: ich meine ſein Talent für das Portrait im Medaillon, in der Büſte und in der Statue. Hier iſt eine Schaar von zeitgenöſſiſchen Geſichtern verſammelt, welche dereinſt dem Hiſtoriker, der in Geſichtern wie in Actenſtücken zu leſen verſteht, ſo gut dienen werden, wie die zuverläſſigſten Quellen. Die Phyſiognomieen Wilhelm's von Humboldt, Joſeph Poniatowsky's, Pius' VII., Horace Vernet's, Cardinal Conſalvi's, König Ludwig's von Baiern, Napoleon's, Walter Scott's, Lord Byron's, Metternich's, Schwarzenberg's, Alexander's von Rußland, Chriſtian's VIII., Friedrich's VII., Tiedge's und unzählige andere ſind eben ſo viele Blätter aus unſerer Cultur, aus unſerer Leidens- und Freudengeſchichte. Die Portrait-Statue, die ſich in der letzten Loge der linken Galerie befindet — ſie ſtellt irgend eine Gräfin oder Fürſtin vor, ich glaube die Fürſtin Bariatinska — gehört mit zum Schönſten, was in dieſem Genre überhaupt gemacht iſt. Ich glaube nicht, daß die griechiſch-römiſche Zeit, die in dieſem Fache ſo ſtark war, etwas Schöneres hervorgebracht, und daß ich übertreibe, wenn ich ſage, daß ſie die ſogenannte Julia im Louvre übertreffe. Sie iſt entzückend durch Schönheit, Anmuth und Leben; die geheimnißvollſte Idealiſirung der Realität. — Es iſt ſchwer, ſich bei Thorwaldſen darüber klar zu werden, was ihn zu einer beſonderen Perſönlichkeit mache, was ihn von den großen Meiſtern der Antike unterſcheide. Der äußeren unterſcheidenden Merkmale in der Sculptur ſind ſo wenige, und nähert man ſich dem Ideal, ſo nähert man ſich der Antike und erſcheint höchſtens als ihr Fortſetzer, wenn man nicht als eine ganz ausnahmsweiſe Erſcheinung mit rieſiger Kraft wie Michel Angelo aus dem Zuſammenhange mit der Weltgeſchichte heraustritt, wie ein Titan aus der Reihe der Olympier, oder wenn man nicht, wie Bernini, die Kunſt, die der Ewigkeit angehört, dem flüchtigen Momente unterwirft. Die Portraits Thorwaldſen's halfen mir, gaben mir den Schlüſſel zu ſeiner Eigenthümlichkeit, ſeiner Perſönlichkeit. Wie er dieſen ihre Geſchichte, ihren ethiſchen Inhalt zu geben und ſie dadurch zu idealiſiren, da, wo die weibliche Schönheit vorwaltet, zur höchſten Ideal Statue zu erheben verſteht, ſo gibt er wieder den Ideal Statuen eine kleine Doſis Realität, die ſie uns menſchlich näher bringt. Die gewiſſe Unnahbarkeit, die auf der griechiſchen Sculptur, als auf einer vorzugsweiſe religiöſen Kunſt liegt, entfernt uns nicht von den Thorwaldſen'ſchen Idealen: ſie erfüllen uns auch nicht mit jener unendlichen Wehmuth und Sehnſucht, die vielleicht aus dem Gefühle der Entfernung zwiſchen uns und dem Ideale entſpringen. Thorwaldſen iſt unſer Zeitgenoſſe; ſeine Ideale ſtehen uns näher, ſo zu ſagen nicht auf ſo hohen Piedeſtalen, wie die Antike, darum vielleicht überhaupt tiefer. Er iſt weniger olympiſch, er iſt mehr irdiſch; er iſt ein Grieche, ſo weit es der große Künſtler immer iſt, aber er iſt ein Sohn unſerer Zeit. Er iſt, abgeſehen vom Hinken eines jeden Vergleiches, ein umgekehrter Goethe; während dieſer die Realität idealiſirt, gibt Thorwaldſen dem Ideale einen Beigeſchmack der Realität.

Da bin ich, wo jeder Deutſche ankommen muß, wenn er eine halbe Stunde geplaudert hat, und wo er nicht aufhören kann, wenn er ſich nicht mit Energie Schweigen gebietet. So will ich hier meinen erſten Brief ſchließen.

II.

Ich ſchreibe Ihnen zwiſchen halb zehn und zehn Uhr Abends, am Fenſter ſitzend, ohne anderes Licht, als das mir der Himmel direct zuſendet. Die Laternen auf dem Kongens Nytorv, dem größten und ſchönſten Platze Kopenhagens, auf dem mein Hotel liegt, ſind zwar entzündet, aber ſie verzehren ein äſthetiſch nutzloſes Flackerleben. Sie beleuchten nur ſich ſelbſt, aber Niemand bedarf ihrer, ſo hell iſt es noch in dieſer Stunde, und dieſe Helle verwandelt ſich noch ſpät in der Nacht in ein bloſes Zwielicht. Obwohl man das alles von der unterſten Schule her weiß und ſich es berechnen kann, daß es in Kopenhagen im Juni ſo iſt und ſein müſſe, überraſcht die Erfahrung darum nicht minder und erfreut, wie eine Probe, welche die Richtigkeit eines gelöſ'ten Rechen-Exempels beweiſ't. Dieſe von der Natur gelieferten florentiniſchen Nächte wiſſen die Kopenhagener, das vergnügungsſüchtigſte Völkchen der Erde, mit Vortheil auszubeuten, eben ſo wie ſie im Winter den gefrorenen Sund zu Schlittſchuh-Partieen im großartigſten

Maßſtabe und zu allerlei Unterhaltungen über den Abgründen des Meeres zu benutzen verſtehen. Die beiden Vergnügungsorte Tivoli und Alhambra können lange ſuchen, bis ſie ihres Gleichen finden. Sie übertreffen bei Weitem Cremorn gardens, Vauxhall, prè Catalan und Wurſtelprater — wenn nicht mit ihrer Ausdehnung, ſo doch durch den Geſchmack ihrer Anlagen, durch die Gemüthlichkeit ihrer Atmoſphäre und durch den Reichthum und die Mannigfaltigkeit der Genüſſe, die ſie für wenige Kreuzer bieten. Da findet man jegliche Art von Unterhaltung, von der kindiſchſten angefangen, bis hinauf zur künſtleriſchen. In Alhambra gewährt ſchon der bloſe Anblick der ganzen Anlage im reinſten mauriſchen Style einen wahrhaft künſtleriſchen Genuß; das kleine Theatergebäude daſelbſt iſt ein wahres Kleinod, und die Leiſtungen ſeiner Künſtler ſtehen in keinem zu argen Mißverhaltniſſe zu der ſchönen Schale. Ich ſah daſelbſt eine Ballettänzerin, die das große Stadttheater hatte verlaſſen müſſen, weil ſie den Hermelin ihres Rufes etwas befleckt hatte. So tugendhaft iſt man in Kopenhagen, und ſolche Anforderungen ſtellt man ſelbſt an Ballettänzerinnen! Tivoli hat vor Alhambra die größere Ausdehnung voraus und beſaß außerdem noch vor Kurzem eine große Menagerie, deren bedeutendſte Mitglieder, als da ſind Tiger, Eisbären ꝛc., vor einigen Tagen auf das Jämmerlichſte zu Grunde gingen. Der Paris, der den Untergang dieſer Helden verurſachte, war, wie immer, ein Affe. Er ſpielte mit dem Feuer, das iſt mit Zündhölzchen, und die ganze Menagerie ging in Flammen auf. Die armen Thiere heulten in ihren Käfigen, aber die mitleidigſten Gemüther konnten ſich nicht entſchließen, einen Tiger, einen Löwen ꝛc. in ihren Armen aus den Flammen zu tragen. So gingen ſie jämmerlich zu Grunde — auch der Anſtifter des Unheils, der Affe, wurde von den Flammen verzehrt. Man ſagt, er wollte ſterben. Bei dieſer Gelegenheit ging für Kopenhagen und für mich ein intereſſanter Genuß verloren. Die Kopenhagener nämlich lieben das Harlequin- und Pantomimen-Theater beinahe ſo leidenſchaftlich, wie die Italiener, und Tivoli wie Alhambra führen alltäglich ihren Pierrot vor. Der Dichter Henrik Herz, den wir als Verfaſſer von „König Rene's Tochter" kennen, ſchrieb eine Pantomime für das Tivoli-Theater, und es iſt vorauszuſetzen, daß dieſer phantaſievolle und romantiſche Poet etwas Schönes geliefert. Sie ſollte gerade in den Tagen meiner Anweſenheit aufgeführt werden, aber alle dazu verfertigten und ſchon bereit liegenden Requiſiten ſind bei dem Affenbrande zu Grunde gegangen und ich bin um den Genuß betrogen. O, die Affen! In allen Weltgegenden ſind ſie ſchuld am Untergange der Stärke und am Verderben des Schönen.

Dieſe, ſo wie alle anderen Beluſtigungsorte ſind gleichmäßig von Söhnen und Töchtern aller Stände beſucht.

Ein vornehmes Herabſehen oder Abſchließen kennt man in dieſer Beziehung nicht. Die Tochter des kleinen Krämers luſtwandelt da neben der eleganteſten Dame der beſten Geſellſchaft, und in der That könnte die zimperlichſte Stiftsdame dieſe Orte beſuchen, ohne daß die feinſte Stelle ihrer ſammtnen Seele verletzt würde. Bei aller Vergnügungsſucht zeichnet ſich das kopenhagener Publicum durch ſeinen Anſtand, ſein maßvolles Benehmen aus. Ich erinnere mich nicht, irgendwo, auch im ärgſten Gedränge, je ein Symptom von Rohheit geſehen zu haben. Man wandelt umher, man freut ſich an den Schauſpielen, den gymnaſtiſchen Uebungen, den Waſſerfahrten, den Feuerwerken, am Orcheſter des großen Lumbye, des hieſigen Strauß und Lanner, und kehrt ſpät in der Nacht eben ſo ruhig und heiter in die Stadt zurück. An den Beluſtigungsorten erkennt man es klar, wie demokratiſch das Land iſt. Wie ganz andere Erfahrungen habe ich in Holland gemacht, wo das Volk roh und gemein, die Stände im höchſten Grade excluſiv ſind, und trotz aller Geſetze die craſſeſte religiöſe Intoleranz herrſcht! Von all dem iſt in Dänemark nicht die Rede. Die wenigen Adeligen, die ſich noch etwas auf ihren Adel einbilden, ſpielen nur eine kleine Rolle im Staate und werden bald gar keine ſpielen. So kann man wohl annehmen, daß die noch ſo junge demokratiſche Verfaſſung aus den Sitten des Volkes herausgewachſen iſt, und daß ſie Beſtand haben wird; wie man andererſeits annehmen kann, daß Hollands Sitten ſeiner Verfaſſung nicht mehr entſprechen, und daß ſein König bald in ſeinem Königreiche verſuchen wird, was ihm als Herzog von Luxemburg ſchon gelungen iſt. Als eine Verkörperung dieſes däniſchen Weſens betrachtete ich mit Freude den ehemaligen Miniſter, jetzigen Präſidenten des höchſten Tribunals, Herrn Banks, eine Größe Dänemarks, wie er in ſeinem grauen, alten Hut, mehr als einfach, durch die Gaſſen ging, und ließ ich mir erzählen, wie er als Miniſter, mit dem Portefeuille unter dem Arme auf dem Bocke des Omnibus zum Könige hinausfuhr, um Conſeil zu halten.

Die demokratiſche Verfaſſung iſt in der That eine Wahrheit. Alle Elemente des Staates wirken im Staate mit, und alle Stände, mit Ausnahme einer unendlich kleinen Partei, freuen ſich ihrer aufs Aufrichtigſte. Man fühlt allgemein, daß man auf dem Niedergange begriffen geweſen, daß dieſe Verfaſſung allen Venen und Arterien des alten Körpers friſches Leben eingegoſſen, und daß man ihr eine Friſtung würdigen Beſtehens verdanke. Es iſt auch ganz natürlich, daß die Dinge ſo geworden ſind. Dänemark litt vorzugsweiſe unter einer Oligarchie, und nirgends war der Adel ſo wenig berechtigt, ſelbſt hiſtoriſch ſo wenig berechtigt, wie in dieſem Lande. Er ging weder aus einer Eroberung, noch aus Verträgen, noch aus der Nothwendigkeit eines Schutzes hervor. Er hat einfach den freien Bauer unterdrückt, und der Bauer war der Haupt-

Beſtandtheil dieſes urſprünglich auf Freiheit und Gleichheit gegründeten Staates. Er hat ſeine Freiheit und das ihm widerfahrene Unrecht nie vergeſſen, er erinnerte ſich ſtets ſeines Rechtes, und daß frühzeitig die Könige im Kampfe gegen die heimiſchen Unterdrücker auf ſeiner Seite ſtanden. Mit der lebendigen Erinnerung an die verlorene Freiheit betrat er den Boden der neu gewonnenen, nicht als ein Sclave, der die Kette bricht. Als er ſich nach Freiheit ſehnte, wußte er, was er wünſchte; die Freiheit war ihm nicht ein verſchwommenes Ideal, ſondern ein compactes Ding, und er brauchte nicht erſt den Uebergang durch die Anarchie durchzumachen. Wir werden die Inſel Seeland durchwandern und uns überzeugen, daß der Landmann ein ſo guter und brauchbarer Bürger iſt, wie der Städter. — Aber — aber! Ueberall gibt es ein Aber.

Wenn Karl Stuart II. von irgend einem Unglück, Mißverhältniß, Verbrechen ſprechen hörte, fragte er ſogleich! Who is she? Wer iſt ſie? — Er ſetzte immer voraus, daß ein Weib dahinter ſtecken müſſe. — Etwas iſt faul im Staate Dänemark. Ueber einen Winkel in ſeinem Regierungsweſen wird jeder ordentliche Däne klagen; einer gewiſſen Sache wird ſich Jeder ſchämen. Who is she? — Sie iſt die Rasmuſſen, die ſogenannte Gräfin Danner. Sie führt, wie man erzählt, eine heilloſe Wirthſchaft.

Frauen dieſer Art und Stellung brauchten in Dänemark nicht ſo ſchlecht zu werden, wie in anderen Ländern.

Sie haben ein Beiſpiel vor ſich, daß man ſelbſt in dieſer Stellung einen ſchönen Duft der Weiblichkeit, einen poetiſchen Hauch, die Achtung der Geſchichte bewahren und in der Erinnerung des Volkes geliebt fortleben könne. Gewöhnlich wird als ſolches Beiſpiel die Maintenon angeführt, weil ſie ſchöne Briefe ſchrieb und mit dieſen Briefen die Nachwelt täuſchte, wie ſie die Mitwelt getäuſcht hatte. Sie war die Geliebte eines alten Deſpoten, deſſen ſcheuslichen Schwächen und Neigungen ſie ſchmeichelte, um ihre eigenen herrſchſüchtigen und anderen häßlichen Begierden zu befriedigen. Unweit von Chriſtiansborg, dem Schloſſe der däniſchen Könige, ſteht ein ſchönes Haus mit zwei Giebeln, im Style des ſechszehnten Jahrhunderts, das beherbergte eine Königsfreundin und Geliebte ganz anderer und ſchönerer Art. Hier wohnte Dyveke, das Täubchen von Amſterdam, die Geliebte Chriſtian's II. Sie, ſo wie ihr König und ihre Mutter, die kluge und energiſche Sigbritte, ſind drei ſo eigenthümliche und theilweiſe räthſelhafte Erſcheinungen, daß es, meiner unmaßgeblichen Meinung nach, weder der Geſchichte noch der Poeſie bisher gelungen iſt, ſie in ihrem ganzen Umfange und in ganzer Wahrheit darzuſtellen. Man hat, wie ich meine, viel zu wenig den Urſprung der beiden Frauen berückſichtigt. Sie ſtammten aus dem demokratiſchen Holland; das Schickſal verſchlug ſie in ein Land, in welchem eben der Adel ſeine furchtbarſten Bedrückungen ausübte und in welchem ein Prinz heranreifte, der mitten im Volke wild aufwuchs, für dieſes alle Sympathieen hatte und vor dem Adel zitterte, der Volk und Königthum zugleich in Sclaverei zu verſenken drohte. Es bedurfte keiner Selbſtverleugnung, um ſich mit dem Volke zu verbinden; es iſt aber ſehr die Frage, ob er durch allerlei Elend der ſchlimmſten Art, durch Krieg, Niederlage, Verbannung und unendlich lange Gefangenſchaft auf dieſer Seite ausgeharrt hätte, wenn er nicht durch die innigſte Liebe mit Dyweke und durch ſie mit ihrer Mutter Sigbritte verbunden geweſen wäre. Bei der ſtarken Sigbritte fand er Rath und Muth; bei der ſanften und lieblichen Dyweke Troſt und Liebe, und er bedurfte all dieſer Hülfe, der arme Chriſtian, denn er war verrückt. Mehr als zwei Seelen wohnten, ach! in ſeiner Bruſt, und dieſe zerrten an ihm und drohten ſtets ihn zu zerreißen, als wäre er ein an viele Roßſchweife gebundener Verbrecher, der zum Zerriſſenwerden verurtheilt iſt. Die Adeligen haben ſeine Geſchichte geſchrieben, darum erſcheint er als der blutigſte Tyrann, während er nur das traurigſte Opfer ſeines Wahnſinnes war, und dieſer Wahnſinn wieder war nur die Folge ſeiner unglückſeligen Antecedentien und ſeiner Stellung. Im Volksleben, aber ohne alle Bildung aufgewachſen, liebte er das Volk, blieb er rauh, und hatte er die Ahnung aller höchſten Bildungs- und Freiheitsideen; als ein Sohn des ſechszehnten Jahrhunderts fühlte er auch die Nothwendigkeit der Centraliſirung der Königsmacht und der Auflöſung des Feudalismus. Er wollte und mußte mit dem Volke gehen, und war ein König; und der Adel, der ihm gegenüberſtand, war ſtärker als er. Ein Vater des Volkes, zwang ihn der Adel, ein Henker zu ſein. Proteſtant in Dänemark, zwang ihn die Politik, Katholik in Schweden zu ſein. Freund des Volkes in Dänemark, mußte er das Volk in Schweden bekriegen, und den König, zu dem das däniſche Volk Hülfe ſuchend und hoffend aufblickte, ſieht das ſchwediſche nur, wie er bis an die Knöchel durch das ſtockholmer Blutbad watet. So groß ſind die Widerſprüche im Schickſal und in Folge deſſen im Charakter und in der Geſchichte dieſes Königs, daß ſie ſeinen Geſchichtſchreiber verrückt machen könnten, was Wunder, daß ſie ihn verrückt machten! Er ging tragiſch zu Grunde und mit ihm ſeine plebejiſche Egeria und ſeine Geliebte, das holde Täubchen. Nur ein großer Pſychologe kann dieſes unglückſeligſten aller Könige Geſchichte ſchreiben; der Adel und die ſchwediſchen Feinde, die es gethan, haben ſich der Pſychologie nicht befleißigt, und bei letzteren erſcheint er um ſo verabſcheuungswürdiger, als ſie ihm ihren Guſtav Waſa entgegenſtellen, der ſich vor ſo vielen Königen der Erde durch ſeine Klugheit, wie durch ſeinen bon sens auszeichnet.

Allein dieſe Ausflüge in die Geſchichte ſind nicht beluſtigend und wir ſind bei den Beluſtigungsorten der Kopenhagener ſtehen geblieben. Zu dieſen gehört und ſteht in erſter Reihe Klampenberg, der ſchöne Badeort, mit dem Thiergarten. Hunderte von offenen Omnibuſſen, ſogenannte Kaperwagen und unzählige Equipagen fliegen jeden Sonntag in ununterbrochener Folge dahinaus, am Meeresſtrande dahin, durch eine Doppelreihe lieblicher Landhäuſer, die zum Theil mit Thorwaldſen'ſchen Basreliefs geſchmückt ſind, während parallel mit den Wagen kleine Dampfſchiffe auf der See andere Vergnüglinge derſelben ſchönen Beſtimmung zuführen. Man kommt an einem Fiſcherdorfe vorbei, das idylliſch und ärmlich mitten unter den behaglichen Landhäuſern liegt und wegen ſeiner vielen Schweine und Kinder berühmt iſt.

Klampenberg mit ſeinen im Buchenſchatten träumenden, auf das blaue Meer und das ſagenhafte Skandinavien hinauslugenden Häuſern ſieht aus wie eine Colonie von Glücklichen, die ſich geſagt: „Genug endlich der Kämpfe und des Jammers der Welt! hier wollen wir Hütten bauen und ruhig zuſehen, wie gebildete Lazzaroni, die wahren und echten Philoſophen. Wir wollen doch ſehen, ob es nicht möglich iſt, glücklich zu ſein." Der Thiergarten, eine Art Wurſtelpraters, der ſich an Klampenberg anſchließt, iſt Klampenbergs gemeinere, aber dithyrambiſche Fortſetzung; ein Schlaraffenland, in welchem zum Klange des Leierkaſtens und der Pauke und unter dem Jauchzen der Menge alle gröberen Genüſſe wachſen. Man ſieht ſich unwillkürlich um, ob an den Eichen und Buchen nicht

Pfefferkuchen, Wein und Bierflaſchen hangen und ob in der Luft nicht die gebratenen Tauben umherfliegen. Man iſt im höchſten Grade erſtaunt. Wer hätte im kymmeriſchen Lande, im Lande der Hünen, der rauhen Recken, „der uralt grauen Nordlandstage" ein ſolches Phäakenvölkchen erwartet! Nur die alten Buchen und Eichen, die ſich als ein herrlicher Wald, Schlöſſer und Seen und murmelnde Bäche beſchattend, weit ins Land hineinziehen, liſpeln nordiſch märchenhaft und weben jenen Zauber, den die Palme um die gelobteſten Länder des Morgenlandes nicht zu weben vermag.

Daſſelbe gilt von Frederiksberg Have, einem großen Parke, zu dem man durch das Weſterthor und durch eine rechts und links von Luſtorten wimmelnde lange Vorſtadt gelangt. Uralte Bäume, unendliche gewundene, traumvolle Gänge, kleine Seen und Canäle, tiefes Buſchwerk voll Vogelſang, ſaftig grüne Matten und Abhänge machen ihn zu einem Aufenthalte, wie ſich ihn nur das ſinnigſte Herz wünſchen kann. In der That hat Oehlenſchläger in einem halbverſteckten Hauſe daſelbſt einen großen Theil ſeines Lebens, beſonders die ruhebedürftigen Jahre zugebracht. Er war nicht fern von hier in einem beſcheidenen Hauſe geboren und ruht nun ganz nahe ſeiner Geburtsſtätte in einem ſtillen Friedhof, der mitten unter dem ſtädtiſchen Luxus rings umher ſeinen ländlichen Charakter bewahrt hat. Das Haus, das er im Frederiksberger Park bewohnte, war ihm als ein Alters-Tusculum von der Regierung eingeräumt worden, auf daß er ſeine letzten Jahre ſchön und behaglich dahinträume, wie eine gealterte Nachtigall im Neſte. Dänemark, das iſt bekannt, hat es ſtets verſtanden, die Talente, die es ehrten, wieder zu ehren, und zwar war dieſe Ehre ſelten unfruchtbar wie der Lorbeer. Es ſorgte dafür, daß ſie auch nährende Früchte trage, behaglichen Schatten werfe und niederdrückende Sorgen verſcheuche. Daß dem noch heute ſo iſt, beweiſ't mir der einzige Bewohner, der das gewaltige Friedrichsberger Schloß, das von der Höhe dieſes Parkes über Kopenhagen auf den Sund und weit ins Land ſieht, ganz allein inne hat. Dieſer Einſiedler im Schloſſe iſt ein Gelehrter und heißt Lewin. Er hat nach großen Studien ein wiſſenſchaftliches Wörterbuch der däniſchen Sprache à la Gebrüder Grimm zu ſchreiben angefangen. Er war noch beim A, als man ſchon auf die verdienſtliche Arbeit aufmerkſam wurde, und damit ſie der Gelehrte in Ruhe fortſetzen könne, gab ihm der Staat ſofort einen Gehalt von 800 Thalern, und um für Leben und Sterben ſeiner Manuſcripte ſicher zu ſein, kaufte man ihm dieſe mit einer hohen Summe ab. Da er aber dieſer Manuſcripte zu ſeiner Arbeit bedarf, ſo machte man ihn ſelbſt zum Conſervator ſeiner Manuſcripte und hatte ſo unter dem netten Vorwand, das Staats-Eigenthum in Sicherheit zu bringen, den noch netteren, dem verdienſtvollen Gelehrten eine Staatswohnung in dem gewaltigen Schloſſe mit der herrlichen Ausſicht anzuweiſen.

Freilich iſt der däniſche Staat, wenn er ſich überhaupt einer Literatur rühmen will, gezwungen, dieſe officiell zu ernähren und aufzumuntern, wenigſtens zum Theil, da das kleine Publicum dies zu thun nicht im Stande wäre. Es iſt nur die Frage, ob andere Staaten ebenfalls die Nothwendigkeit einſehen würden und dieſe Ehre zu würdigen wüßten. Verhältnißmäßig gibt kein anderer Staat Europa's ſo viel Geld zu Bildungszwecken aus und hat keiner ſo große, ſo viele Bildungs-Inſtitute und ſo viele öffentliche und Privat-Fonds zur Unterſtützung von Kunſt und Wiſſenſchaft wie Dänemark. Wir wollen nur einiges hieher Gehörige erwähnen. Es gibt hier eine Geſellſchaft, die jährlich 20- bis 30,000 Reichsthaler, eine andere, die 40- bis 50,000 zu wiſſenſchaftlichen Zwecken, meiſt zur Unterſtützung junger Talente, ausgibt. Es gibt höhere und höchſte Unterrichts-Anſtalten, welche die Schüler während der ganzen Zeit ihrer Studien mit Allem, ſelbſt mit Taſchengeld verſorgen und ihnen, wenn ſie die Anſtalt verlaſſen, noch eine reſpectable Summe mitgeben, damit ſie die erſten Schritte im Leben ungehindert thun und mit Ruhe und Muße ſich eine Stellung ſchaffen können. Einer ſolchen Anſtalt angehört zu haben, iſt eine Ehre, und man rühmt ſich ihrer, wie es der Redacteur des Tageblattes, der geiſtvolle und unternehmende Bille, in der That und mit Recht mir gegenüber gethan hat. — Die Regenz oder

Domus regia, die zur Univerſität gehört, gibt hundert und zwanzig Studenten während der ganzen Dauer ihrer Univerſitäts-Studien Koſt, Wohnung, Holz und 20 Reichsthaler jährlich und vertheilt außerdem an minder Begünſtigte 9360 Reichsthaler. Das Collegium Mediceum, Walkersdorfs, Elers Collegien ernähren, oder unterſtützen mit Geld eine große Anzahl von Studenten. Die Kunſt-Akademie, die ihre eigenen Fonds hat, erhält trotzdem vom Staate alljährlich die Summe von 12,000 Reichsthalern und theilt 5000 Reichsthaler als Reiſe-Stipendien aus. Außerdem dotirt der Reichstag jährlich bedeutende Summen zu ähnlichen Zwecken. Nach alledem wird man ſich nicht mehr wundern, daß man in Deutſchland, Frankreich, Italien ſo oft jungen däniſchen Gelehrten, Dichtern, Muſikern, Malern, Bildhauern, Technikern begegnet.

Auch die Wohlthätigkeits-Anſtalten, wie die Hoſpitäler, das Blinden-Inſtitut ꝛc., ſind reich dotirt, und ihre Gebäude haben meiſt ein freundliches, nicht wie in anderen Ländern moroſes und aſcetiſches Ausſehn, das den Fremden und den Bewohner ſogleich an Noth und Elend erinnern muß. Doch will ich dieſe nur erwähnen, da ich von der Zweckmäßigkeit oder Unzweckmäßigkeit ihrer Einrichtungen nichts weiß und nichts verſtehe. Sehr intereſſirt hat mich vor dem Oſterthor eine Gruppe gleicher, ſehr freundlicher Häuſer. Es ſind Arbeiter-Wohnungen, eine Art Cité ouvrière, die, frei entſtanden und keiner polizeilichen Aufſicht unterwerfen, wächſt und gedeiht, während die napoleoniſtiſche Erfindung dieſes Namens ſo wie die pariſer Schweizerhäuschen unter dem ſchützenden Auge der Mouchards jämmerlich zu Grunde gingen, und zwar in kürzeſter Zeit — wie eine Pflanze, über die ein giftiger Wind dahinweht. Voriges Jahr ſuchte ich eine ſolche Cité ouvrière auf, ſie war vom Erdboden verſchwunden und war doch erſt ein Jahr vorher mit Pomp, mit ſocialiſtiſch-imperialiſtiſchen Reden und mit frommen Segenſprüchen eingeweiht werden.

Eine ähnliche, aber weit großartigere, bereits aus dem Anfang des 17. Jahrhunderts ſtammende Stiftung oder Anſtalt ſind die Nyboder oder Neuen Buden, welche Chriſtian IV., den man überhaupt den Stifter, Fundator, nennen könnte, angelegt hat. Die Neuen Buden beſtehen aus einförmig und einfach aufgeführten Häuſern, die in langen, geraden, langweiligen gelben Linien neben einander ſtehen und dreißig bis vierzig größere und kleinere Straßen, alſo eine ganze Stadt, bilden. Bewohnt iſt dieſe, einen ganzen großen Winkel zwiſchen dem Oſterthor und dem Wall ausfüllende Stadt ihrer Beſtimmung gemäß nur von dem ſogenannten *feſten Stock* der Matroſen und Arbeiter der Marine mit ihren Officieren; ein höherer Officier, zu Zeiten ſogar ein Admiral, wohnt in ihrer Mitte. Man ſagte mir, daß die Wohnungen ſo eingerichtet ſind, daß ſie durchſchnittlich Familien von 8 Perſonen geſund und bequem beherbergen können. Das muß wohl ſein, da in dieſer Seemannsſtadt ſehr viele Zimmer an Studenten vermiethet werden. Dieſes Zuſammenwohnen war höchſt wahrſcheinlich die Urſache jener Intimität zwiſchen Studenten und Matroſen, die ſich oft genug zum Schrecken der Regierung, meiſtens in Aufläufen manifeſtirte. Durch die Straßen dieſer Stadt wandernd, muß man annehmen, daß die Seeleute mit ihren Familien ein ſehr behagliches Leben führen. Durch helle, mit ſchönen Vorhängen ausgeſtattete Fenſter blickt man in ſehr gemüthliche, einfach, aber bequem eingerichtete Stuben. Wenn die Dinge ſo fort gehen, werden dieſe gelben Häuſer wohl bald mehr von Studenten als Matroſen bewohnt werden, denn der „feſte Stock“ wird, wie man mir ſagt, immer dünner, was bei dem tiefen Schlafe, den die Flotte ſchläft, bei der Abnahme der Colonieen und der Zunahme der Bildung und Gelehrſamkeit nur natürlich wäre. Die bedeutendſte überſeeiſche Beſitzung, die den Dänen geblieben, iſt Island, und auf dieſes hat Frankreich bereits ein lüſternes Auge geworfen. Sie ſollen ſich doch ja vor ihrem treuen Alliirten hüten, der als Lohn dafür, daß er ſie in ihren Uſurpationen in Schleswig Holſtein unterſtützt, eines ſchönen Tages die fabelhafte Thule fordern könnte.

Bei Erwähnung Schleswig-Holſteins bin ich dem patriotiſchen Leſer, der ſich von ſo viel Lob, daß ich unſerem neueſten Erbfeinde ſpende, gekränkt fühlen könnte, eine Erklärung ſchuldig. Ich habe es nicht einen Augenblick vergeſſen, daß ich mich im Lande eines Feindes befinde, und oft wurde ich daran erinnert, daß der Däne in dieſem Augenblicke unſer erbittertſter Feind iſt. Aber als ich die ſchöne Bucht von Kiel verließ und den däniſchen Gewäſſern zuſteuerte, habe ich es mir geſchworen, unparteiſch zu ſein und zu loben, was zu loben iſt. Als ich den Haß und die tiefe Erbitterung der Dänen bemerkte, wurde ich in meinem Entſchluſſe nur beſtärkt. Ja, ſie haſſen uns aufrichtig, und der Fehler, den man ihnen allgemein vorwirft, die große Eitelkeit, iſt eine Wahrheit. Aber ich reiſe nicht, um gegen ihre Eitelkeit zu predigen und ſie zu bekehren; ich ſehe, worauf ſie mit Recht ſtolz ſind, eine allgemeine Bildung, große Inſtitutionen, populäre Einrichtungen, humane Sitten und viel Freiheit. Vom Feinde lernen, iſt ein altes Gebot höchſter Klugheit, und unparteiſch anerkennen iſt deutſch. „Dies iſt unſer!" ſagt Goethe.

III.

Die alten Einwohner des alten Gades waren kluge Leute; ſie verſtanden ſich vortrefflich auf Welt und Menſchen. Bei ihnen hatten die Götter der Kunſt und der Armuth zuſammen nur Einen Tempel. Wie Recht ſie hatten, beweiſen ſelbſt jene Länder, die für Kunſt und Künſtler ihr Möglichſtes thun, wie z. B. Dänemark. Trotz Allem iſt auch hier ein großer Künſtler dem Elend zum Opfer gefallen, und zwar der bedeutendſte Vorläufer Thorwaldſen's, welcher letztere auch nicht ſo fix und fertig aus dem Boden herausgewachſen iſt, wie der große Haufe gewöhnlich meint, daß Genies wachſen. Sie haben immer Vorläufer, die den Boden urbar machen und die Saat ausſtreuen. Thorwaldſen's Johannes war Wiedevelt, und wahrlich, er war dieſer Sendung würdig. Auf dem Wege vom Friedrichsberger Parke in die Stadt kommen wir an dem Monumente vorbei, das die Bauern zum Dank für ihre Befreiung — ſchlechten Schuldnern iſt man für Bezahlung einer Schuld dankbar — dem Könige Friedrich VI. errichtet haben. Es beſteht aus einem Obelisken, der auf einem Sockel ruht und deſſen Fuß von vier weiß-marmernen Statuen umgeben iſt. — Dieſe Statuen ſind edel-einfach, anmuthig und ausdrucksvoll, und rühren, wie man mir ſagt, von Wiedevelt her. Die eine derſelben, welche Dänemark vorſtellen ſoll, legt traurig die Hand auf's Herz und blickt, wie von tiefer Reue geplagt, nach Nordweſten. Dort blinkt das Waſſer, in das ſich Wiedevelt, müde des Kampfes mit dem Elend des Lebens, in trauriger Stunde ſtürzte. Nun ſagt die belebende Mythe, daß jene Statue trauere und ſich nicht tröſten könne über einen ſolchen Verluſt, und immer nach der verhängnißvollen Gegend blicken müſſe. Wiedevelt hat hier Kopenhagen ſein ſchönſtes öffentliches Monument gegeben; das beſte nach dieſem iſt die

Reiter-Statue vor der Amalienburg, dann folgt, dem Werthe nach, das Standbild Friedrich's VI. im Parke von Biſſen, das nicht ſo ſchlecht iſt, wie die Kopenhagener ſagen; das ſchlechteſte und abgeſchmackteſte von allen, eine wahre Carricatur, iſt der Friedrich oder Chriſtian, der auf Kongens Nytorv über Gefangene und Ungeheuer dahinreitet. Bei der großen Anzahl bedeutender Künſtler, die Kopenhagen beſitzt, iſt es erſtaunlich, daß es mit öffentlichen Monumenten ſo ärmlich und ſchlecht ausgeſtattet erſcheint. Warum benutzt es nicht eine ſo große Kraft, wie Jerichau, um ſich der Ehre, Thorwaldſen's Stadt zu ſein, würdig zu zeigen? Ich habe dieſen ausgezeichneten Künſtler, der eben ſo würdig iſt, Thorwaldſen's Nachfolger zu ſein, wie Wiedevelt der Vorläuferſchaft würdig war, in ſeinem Atelier beſucht und mich überzeugt, daß er ſeinen Ruf weder dem ſeit Thorwaldſen dem Lande günſtigen Vorurtheile, noch der Clique verdankt. Beide hätten im Gegentheil ſeinem Aufkommen und ſeinem Rufe nur ſchaden können. Bei der abſoluten Verehrung für den großen Meiſter ſind die aus ſeiner Art und Weiſe abſtrahirten Regeln zu Dogmen geworden, welche ſich der Anerkennung einer neuen und unabhängigen Individualität hindernd entgegenſtellen. Die Clique, welche ſich nach Thorwaldſen in Dänemark bildete, ſich die nationale nannte, dadurch die Meinung der Nation captivirte und jene Dogmen in der That aufſtellte, hat auch wirklich gegen Jerichau alles gethan, was den Menſchen kränken, den Künſtler aber durch Beſiegung der Hinderniſſe ſtärken und ſeiner Vollendung entgegenführen mußte. Man nennt Biſſen, ein großes Talent, dem Thorwaldſen die Beendigung mancher ſeiner Werke vererbte, als Haupt jener nationalen Partei oder Clique; er hat alle Tugenden und alle Fehler des treuen Anhängers und Jüngers eines hingegangenen Genius. Er hat zu ſeinem Talente noch die gute Tradition und die Sicherheit und Ruhe, die ſolche Tradition der Schule gibt; aber was anders iſt, als es dieſe Tradition erlaubt, iſt heterodox, iſt Ketzerei. Auch die Treue hat ihre Schattenſeiten, und die Religion des Genies hat ihren Fanatismus und ihre Opfer, wie jede andere.

Man ſagt, daß Jerichau — und Andere mit ihm — unter dieſem Fanatismus haben leiden müſſen. Auch fand ich einen Mann, der mir trotz aller freundlichen Zuvorkommenheit und wahrhaft künſtleriſchen Liebenswürdigkeit etwas melancholiſch erſchien. Doch vergaß ich den Schöpfer über ſeinen Werken. Eine Marmorgruppe gab mir ſofort Aufſchluß über das Weſen des Künſtlers, in deſſen Atelier ich mich befand, und die anderen Werke, die ich ſpäter betrachtete, beſtätigten mir einzeln, was jene in der Geſammtheit ausſprach. Die Gruppe ſtellt Hercules und Hebe dar. Aus Einem Marmorblocke hat hier der Künſtler die Perſonificirung der höchſten Kraft und die Perſonificirung der höchſten Anmuth herausgehauen. Wie die beiden in dem Einen Marmorblocke verbauten waren, ſo ſind ſie, Kraft und Anmuth, in der Seele des Künſtlers da. Damit ſoll aber nicht geſagt ſein, daß die Beiden in der Gruppe ſo vereinzelt dargeſtellt ſeien, daß der Kraft die Anmuth, daß der Anmuth die Kraft fehle. Jede hat von der anderen ſo viel, als nothwendig iſt, die Wahlverwandtſchaft der Beiden, die Nothwendigkeit ihrer göttlichen Ehe, der ſchönſten aller Verbindungen, fühlen zu laſſen. — In zwei anderen Einzelſtatuen gibt der Künſtler eine analoge Antitheſe. Sie ſtehen einander gegenüber und heißen der Sclave und die Sclavin: der Sclave, ein Jüngling voll männlichſten Trotzes gegen ſein Schickſal, die Sclavin, eine Jungfrau, das Bild der weiblichſten Ergebung — jener eben ſo erhebend, als dieſe rührend. Der Sclave erinnert in etwas an den Spartacus in den Tuilerieen, der ehemals voll Trotz das Schloß anſah, und der jetzt, auf Louis Napoleon's Befehl umgewandt, ſein trotziges Geſicht dem Volke zukehrt. Aber der Sclave Jerichau's iſt weniger pathetiſch, und natürlicher, als der ſonſt ſo ſchöne Spartacus. Seinen gefeſſelten Händen zum Trotz hebt er ſeine Stirn ſo ſtolz empor, wie ein Ajax, der die Blitze des Himmels herausfordert, während die Sclavin traurig Haupt und Nacken beugt, auf daß des Schickſals Ungewitter darüber hinziehen, wie über eine gebrochene Blume. Eine liebliche Idylle neben dieſen Tragödien iſt die Schnitterin, die auf ihren Aehren entſchlafen iſt: das vollendetſte Bild glücklicher Ruhe. Auch das Urbild des „Jägers“, der zu Jerichau's Ruhm ſo viel beigetragen, den man aus Abgüſſen kennt, und der in Kopenhagen neben Thorwaldſen'ſchen Copieen populär geworden iſt, ſehen wir im Atelier. In dieſem Augenblicke arbeitet der Künſtler an einem Medaillon-Portrait ſeiner Frau, welche als Eliſabeth Baumann ſchon einen berühmten Namen hatte, bevor ſie den berühmteren erheirathete. Aber ſie begnügt ſich nicht mit dem erheiratheten und mitgebrachten Gute; rüſtig arbeitet ſie darauf los, das Ruhmes-Capital zu vermehren. Leider bekamen wir nichts von ihren neuen Arbeiten zu ſehen, aber die Erinnerung an manches Alte, wie ein Blick in dieſes geiſt- und gemüthvolle Künſtlergeſicht, die Lebhaftigkeit und ewige Jugend dieſer Frau ſind Bürgſchaft genug, daß ſie mit Erfolg arbeitet. Selten begegnet man einem ſo auserwählten Künſtler-Ehepaar und einer ſo ſchönen Künſtler-Wirthſchaft, die, anſtatt die hergebrachte Künſtler-Genialität zur Schau zu tragen, lieber ein ungezwungenes, gemüthliches, von ſchönen Kindern belebtes Hausweſen ſehen läßt.

So kann man ſich in Kopenhagen auch nach dem Thorwaldſen-Muſeum und der Frauenkirche manchen ſchönen Kunſtgenuß verſchaffen, wenn man nur Zeit genug zu einer Wanderung durch die Ateliers findet. Da mir dieſe fehlte, begnügte ich mich mit dem Ueberblicke, den die Sammlung moderner däniſcher Gemälde im Chriſtiansborger Schloſſe gewährt. Unter den Lebenden ſchien mir Marſtrand in vielfacher Hinſicht hervorzuragen; er malt meiſt Scenen aus Holberg'ſchen Luſtſpielen, die dem däniſchen Publicum ſehr geläufig ſind; auch iſt er in der That ſehr populär geworden, und findet man Stiche nach ſeinen Bildern in allen Kunſtläden und in den meiſten Privatwohnungen. Er gibt ſeinen Köpfen, überhaupt den ganzen Geſtalten viel Ausdruck und individuellen Charakter und findet mit viel Geiſt und Tact den Grenzpunct, wo die Komödien-Figur aufhört und die Carricatur anfängt. Wenn er manchmal bis in dieſe hinüberſtreift, ſo findet die Uebertreibung ihre Rechtfertigung in ſeinem Vorbilde Holberg und in der Natur. Indeſſen müſſen wir trotz Marſtrand, trotz Exner, der dem Leben der holländiſchen Colonieen auf Amager manche poetiſche Seite abzugewinnen weiß, trotz Gärtner, dem argen, aber talentvollen Realiſten, trotz noch manchen anderen Talenten es ausſprechen, daß wir die ganze Sammlung moderner Bilder für zwei kleine Bilder von Jens Juel hergäben, der zu Ende des vorigen Jahrhunderts lebte. Das iſt ein erſtaunliches Talent; noch erſtaunlicher, als er ſelbſt aber iſt es, daß er, der treffliche Zeichner, feine Coloriſt und höchſt geſchmackvolle Componiſt, ſo wenig bekannt geworden, und daß die Dänen, die ſo gern ſelbſt mit kleineren Talenten groß thun, für Verbreitung ſeines Ruhmes ſo wenig gethan haben. Er ſteht zum mindeſten auf gleicher Höhe mit Sir Joſua Reynolds.

Ein anderer Maler, der mir Urſache zur Verwunderung gegeben, iſt Melbye, der in dieſer Galerie nur durch ſeine Abweſenheit glänzt, während ſich die Königsſale ganz nahe bei mit ſeinen prächtigen Seeſtücken ſchmücken. Wie kommt es, daß dieſer treffliche Künſtler, der überall im Auslande, ſelbſt in Frankreich neben Gudin ſo große Anerkennung gefunden, in der National-Galerie ſeiner Heimath fehlt? Gehört er vielleicht nicht zu der bewußten Clique? Hält er ſich vielleicht zu unabhängig der etwas bornirten realiſtiſchen, nationalen Schule gegenüber? Realiſten und Nationale ſollten ſehr froh ſein, einen Künſtler zu beſitzen, der ihnen Flotte und Meer ſo ſchön und ſo wahr malt, wie kein Anderer. Kein Anderer verſteht, wie Melbye, den Charakter und ſo zu ſagen das innere Leben des Schiffes; er beſeelt es, er macht ein lebendes Weſen daraus, und das ſollte einer Nation nicht zuſagen, die ihre Orlogſchiffe als Drachen, als zauberhafte, lebende Weſen betrachtet hat? Wie Anderſen in ſeinen Kindermärchen den Ball und den Kreiſel, den Bleiſoldaten, den Weihnachtsbaum ꝛc. belebt, wie er dem Schwan, der Ente, der Nachtigall Geiſt und Gemüth gibt, ſo haucht Melbye in ſeinen größeren Conceptionen in höherem Maße den Schiffen Leben, Traum, Märchenhaftigkeit ein; er gibt ihnen ſelbſt ihre Nationalität und Geſchichte. Ja, dieſer Marinemaler erhebt ſich manchmal zur Höhe des Hiſtorienmalers, wie z. B. in dem „Seegefechte, in welchem Bothwell, der

Gatte der Maria Stuart, von einem däniſchen Kriegsſchiffe gefangen wird“. Dieſes — dem Grafen Morry gehörende — und andere treffliche Bilder ſahen wir in des Künſtlers Atelier, das man beſuchen muß, um von der Mannigfaltigkeit dieſes Talentes, wie von ſeiner Fähigkeit, ſich in alle Stimmungen der Natur zu verſenken, einen Begriff zu bekommen. Vor dieſen mannigfaltigen Bildern verſteht man es, warum die Griechen aus dem Proteus, dem wandelbaren, einen Meergott machten. Hier haben wir das ewigwandelbare, das liebliche und das furchtbare, das veilchenblaue, homeriſch-purpurne und kymmeriſch-ſchwarze, das lächelnde und das treuloſe, das öde und das blühende Meer, hier haben wir es in allen Geſtalten vor uns — aber immer ſchön, immer wie ſich ein ſolcher Gott oder Göttin in einer des Ideals fähigen Seele wiederſpiegeln muß.

Auf die Sammlung älterer Gemälde, wie viel Genuß ſie uns auch verſchafften, wollen wir nicht näher eingehen, da wir überhaupt nichts wiederholen wollen, was man in Reiſehandbüchern oder Fremdenführern (z. B. in Lorck's „Kopenhagen“) eben ſo gut oder beſſer finden kann. Sie iſt im Ganzen nicht ſehr bedeutend und ſteht unter den öffentlichen Galerieen Europa's in dritter oder vierter Reihe. Die Holländer ſind vorherrſchend und bilden wohl die Hälfte der ganzen Sammlung. Man nennt auch einige große Italiener, aber dieſe ſind meiner Meinung nach meiſt

Copieen oder Nachahmungen des äußerlichſten Styles der Meiſter vom Cinque-Cento. Von einigen bin ich deſſen gewiß, wie z. B. von dem ſogenannten Leonardo. Echt mag der Dolce ſein — aber was liegt an einem Dolce? Die Perle der Sammlung iſt ein Rembrandt „Chriſtus in Emaus", eine grobe Pinſelei und eines der größten Licht- und Farbenwunder dieſes Wunderthäters.

In ihrer Art bei Weitem bedeutender ſind die wiſſenſchaftlichen Sammlungen, und unter dieſen vielleicht einzig und unvergleichlich das ethnographiſche Muſeum und das nordiſche Muſeum. Um das erſtere hat ſich der Etatsrath Thomſen die größten Verdienſte erworben, indem er, an eine kleine Kern-Sammlung anknüpfend, unermüdlich, eifrig und mit Sinn und Auswahl ein langes Leben hindurch erwarb, ſammelte, ordnete, und zu dieſen Zwecken alle Gelegenheiten benutzte und unzählige Verbindungen über den ganzen Erdball anknüpfte. In der Anordnung und Aufſtellung der ſo erworbenen, aus allen Erdwinkeln ſtammenden Gegenſtände erwies er ſich als einen wahren Geſchichts-Philoſophen, ſo daß man, durch die langen Reihen der Säle im Prinzenpalaſt wandernd, durch die verſchiedenſten Culturſchichten und Entwickelungen menſchlicher Geſellſchaft zu wandern meint. Ich hatte das Glück, dieſe Wanderung zum Theil an der Seite dieſes jugendfriſchen Greiſes ſelbſt zu machen und ſo einen klareren Blick in ſeine Abſichten werfen zu können. Da kam ich denn zuerſt zu Völkern, welche von Bearbeitung der Metalle nichts wiſſen, dann zu anderen, welche wohl ſchon Metalle, aber Eiſen und Gold des Geiſtes noch nicht bearbeiten, das iſt: noch keine Literatur haben, endlich zu Nationen, welche ihre Gedanken und Thaten bereits ſingen oder auch ſchon aufzeichnen. Aber Herr Thomſen weiß auch, daß der Menſch nicht nur ein Product ſeines Geiſtes, ſondern auch ein Product ſeines Bodens und Himmels iſt, daß jede Cultur den Duft und die Farbe der beiden trägt, und er hat die auf dieſe Bedingungen bezüglichen Unterabtheilungen hervorgehoben. So erfahren wir denn aus dem großen, mit den Gegenſtänden ſelbſt, anſtatt mit den Worten geſchriebenen ethnographiſchen Buche, daß von den Völkern, welche die Metalle noch nicht kennen, die kalte Zone bewohnen: die Grönländer; die gemäßigte Zone: die Neuſeeländer; die warme Zone: die Neu-Caledonier, die Neuholländer, die Fidſchi-, die Freundſchafts-, die Sandwichs- und die nicobariſchen Inſulaner ꝛc. Die Metalle werden bearbeitet in Lappland, Canada, Sibirien, Tatarei, in der Sahara ꝛc. Unter uns fremden Literatur-Völkern treten Indien, China, Japan mit allem auf, was der Menſch als ausgebildetes Mixtum Compoſitum von Thier und Geiſt in Krieg und Frieden, im Hauſe wie im Tempel braucht oder auch nicht braucht.

Ich glaube nicht, daß die Weltumſegler auf der Novara während ihrer ganzen Fahrt ſo viel des Urſprünglichen zu ſehen bekommen, als der Beſucher dieſer Thomſen'ſchen Schöpfung in wenigen Stunden zu ſehen bekommt. Mir war es, als ſäße ich auf einem blitzſchnell ſegelnden Gedankenſchiffe, das jetzt vor der Fellhütte des Grönländers, jetzt vor dem Filzzelte des Tataren, jetzt vor dem Pavillon eines Mandarins Anker wirft. Welche Wohnungen, Fahrzeuge, Waffen, Hausgeräthe, Religions-Werkzeuge habe ich geſehen! Schier ſo reich wie der Erdboden mit ſeiner Pflanzenwelt ſchien mir der menſchliche Geiſt mit den Producten ſeiner Gedanken. Welch ein unerſchöpfliches Bilderbuch für einſame Stunden hat ſich der geſchaffen, der das alles überblicken kann!

Das zweite, vielleicht noch merkwürdigere Muſeum, weil es in ſeiner Art nicht nur einzig iſt, ſondern wohl auch einzig bleiben wird, iſt das der nordiſchen Alterthümer. Schon zählt es über zwölftauſend höchſt intereſſante Nummern, die den Gedanken des Beſchauers in die Urzeiten des Nordens, in die tiefſten Dunkelheiten der Anfänge menſchlicher Geſittung zurückleiten, und es iſt beim Patriotismus der Dänen, die alle gern beitragen, wo es ſich um Bereicherung eines Schmuckes ihres Vaterlandes, eines Nationalſchatzes handelt, und bei den klugen Maßregeln der Direction vorauszuſehen, daß die Zahl dieſer Gegenſtände noch bedeutend wachſen werde. Während die Bauern des ſüdlichen Frankreichs Urnen, Vaſen, Aſchenkrüge, Thränenfläſchchen und andere antike Gegenſtände, die ſie ſo oft unter Pflug und Spaten auf ihren Feldern finden, barbariſch zerſchlagen und antike Münzen und Schmuckſachen einſchmelzen laſſen oder zerſtören, bringt der däniſche Bauer alle ſeine Funde getreulich in das nordiſche Muſeum, denn es wird ihm der volle Metallwerth und, wenn der Gegenſtand beſonders intereſſant iſt, noch eine beſondere Prämie ausbezahlt. Dieſe kluge Maßregel verdankt man ebenfalls dem ſchon gerühmten Herrn Thomſen, der ſich um dieſe Sammlung nicht geringere Verdienſte erworben, als um die ethnographiſche. Die Beamten, Gutsbeſitzer, Pfarrer vom Lande thun von ſelbſt, wozu der Bauer durch Zahlung und Prämien bewogen wird.

Auch dieſe Sammlung hat Herr Thomſen ſehr ſinnig und überſichtlich eingetheilt: in die Urzeit und in die katholiſche Zeit. Die nordiſche Urzeit dauert bekanntlich ſehr lange und erſtreckt ſich, wie wir hier klar ſehen können, bis beinahe 1000 Jahre nach Chriſti Geburt. Die älteſte Periode dieſer Urzeit iſt das ſteinerne Zeitalter, das iſt die Zeit, die meiſt nur ſteinerne Waffen und Hausgeräthe kannte; waren doch ſelbſt die Lanzenſpitzen von Stein. Doch mußte auch gehärtetes Erdreich oder Bernſtein manchmal aushelfen. Ein tiefes Mitleid überfällt uns bei Beſichtigung z. B. einer Axt, in die mit größter Mühe ein Loch für den Schaft gebohrt iſt, und doch gehört dieſe Axt bereits einer vorgeſchrittenen Periode, einer höheren Cultur-Epoche an. Ein ganzes Volk von Robinſons!

Welche Summe von Müh- und Drangſalen! Und heute brauſ't die Locomotive an den Hünengräbern vorbei, in denen dieſe Zeugniſſe der Hülfloſigkeit gefunden werden.

Dem ſteinernen Zeitalter folgt das kupferne, das bis 500 Jahre nach Chriſti Geburt reicht. Um die Zeit lagen ſchon die herrlichſten Tempel Griechenlands und Roms in Trümmern, war die Schule des Phidias längſt vergeſſen. Die Schwerter ſind von Kupfer. Auch Geld bearbeitete man ſchon, meiſt in ſpiralförmigen Ringen, die auch als Geld dienen mußten, da man die Münze noch nicht kannte. Höchſt intereſſant ſind die aus dieſer Zeit ſtammenden Kriegstrompeten, die ſogenannten Luren, die eine großartige, geſchwungene, faſt möchte ich ſagen: epiſche Form haben und ſo vortrefflich gearbeitet ſind, daß ſie ihren uralten Ton, der die Recken zum Kampfe rief, bis auf den heutigen Tag bewahrt haben.

Endlich, endlich bricht das eiſerne Zeitalter an. Wer ſollte es glauben, daß mit dem Eiſen, dem Stoff der Feſſel und aller Mordwerkzeuge, das Tibull ſo ſchwer verflucht, daß mit dem Eiſen das Zeitalter des Lichtes anbricht! Mit dem Eiſen erſcheint das Silber — dann das Glas und — fiat lux — die Schrift und die Runen. Auch das Geld tritt mit dem Eiſen auf; freilich erſt als fremde Münze. Aber die fremde Münze iſt ein Beweis der Berührung mit anderen Völkern und des Verkehrs — und Verkehr heißt Civiliſation.

Dem Gelde und dem Eiſen auf dem Fuße folgt die katholiſche Zeit. Man iſt in die große Familie eingetreten. Dieſe Zeit hat ſchon europäiſche Familienähnlichkeit.

Auch hier waren wir ſo glücklich, von Herrn Thomſen pilotirt zu werden, und wir bewunderten dieſen Jünglingsgreis faſt eben ſo ſehr, wie eine alte Lure. Auch er hat ſeine ganze Friſche bewahrt, und da ihm daran liegt, daß man die Sammlung und ihre Bedeutung gehörig würdige, ſo erklärt er unermüdlich nach rechts und links, gleichgültig, ob er ſich der däniſchen, deutſchen, engliſchen, franzöſiſchen Sprache dabei bedienen muß.

Auch im Münzcabinette im Roſenburgſchloß war er unſer Führer. Er iſt Kopenhagens alter Ueberall. Auch dieſe Sammlung iſt im höchſten Grade beachtenswerth. Sie zählt an 70,000 Nummern und unter dieſen Münzen aus der römiſchen Republik und höchſt ſeltene aus den älteſten Zeiten Rußlands, auch alte perſiſche, japaniſche und viele mittelaſiatiſche aus den unzugänglichſten Epochen. Die nordiſchen Münzen gehen bis auf die Zeit Svend Tveskjäg's zurück. Sehr intereſſant iſt ein ſchwediſches Geldſtück: eine große, viereckige, roh zugeſchnittene, dicke Kupferplatte mit fünf Stempeln. Dieſes Geld iſt ſehr geeignet, das Unglück des Reichthums zu veranſchaulichen, denn wer nur fünf ſolcher Münzen beſitzt, iſt ein Sclave des Beſitzes; er iſt an die Schelle gebunden, er kann ſich nicht vom Flecke rühren. Um eine kleine Summe ſolchen Geldes fortzubringen, bedurfte es eines kräftigen Ochſengeſpannes. Mit ſolchem Gelde mußte der arme Guſtav Waſa ſein Land befreien. Oder iſt ſolches hyperſpartaniſche Geld zur Befreiung der Menſchen geeigneter, als die leicht tragbaren Staatspapiere und Banknoten? Nach den Erfahrungen der Neuzeit ſollte man es glauben und Lykurg und Guſtav Waſa für die einzigen Geſetzgeber halten, die es mit der Freiheit ehrlich gemeint haben.

Auf Roſenburg Schloß (Roſenburg Slot) wollen wir uns nicht näher einlaſſen; wir würden ſonſt nicht fertig, denn ſeine Sammlungen ſind eben ſo unendlich, wie ſeine Räume. Uebrigens ſind ſie nicht ſo intereſſant wie die anderen, in ſo fern ſie in anderen Städten — in Dresdens grünem Gewölbe, in Wiens Ambraſer Sammlung, im Hotel Cluny ꝛc. — ihres Gleichen finden. Am intereſſanteſten iſt das Schloß ſelbſt, das uns doppelt überraſchte, da es in der Stadt liegt und doch ſo ausſieht, als ob es eigentlich wo im wilden Walde als ein pompöſes Jagdſchloß liegen müßte. Es hat nichts von einem ſtädtiſchen Palaſte und alle Romantik eines verborgenen Königsſitzes. Es müßte ſich mit ſeinen gewaltigen Thürmen von der Höhe ſteiler Felſen in einem halbdunklen See ſpiegeln und vor den überraſchten Augen eines in der Wildniß verirrten Wanderers auftauchen, als hätte es Fee Morgana dahingezaubert. In der That lag es urſprünglich vor der

Stadt; erſt die neue Zeit hat die Stadtmauer um daſſelbe herumgeführt; indeſſen erhält der Park, der es mit alten und dichten Bäumen von den belebten und modernen Straßen trennt, die nothwendige Illuſion. Der Mann, von dem beinahe alle ſchönen und bedeutenden Bauwerke Dänemarks herrühren, Chriſtian IV., hat auch dieſes Schloß erbaut. Eine geniale und friſche Natur, wie er war, hielt er alle Pedanterie von ſich fern, kam es ihm nie auf einen ſchulſtrengen Styl, wohl aber auf das Schöne, Bedeutende an. So iſt es auch hier ſchwer zu ſagen, welchem Style eigentlich die Architektur angehöre; der normanniſche, der gothiſche, der italieniſche haben ſich vereinigt, und zwar in einer Weiſe, daß die ſchönſte Harmonie zu Stande kam. Inigo Jones, den man als Architekten nennt, hat ſich keinen charakterloſen Eklekticiſmus zu Schulden kommen laſſen; aus drei Schulen hat er einen einheitlichen Gedanken abſtrahirt.

Der Schloßgarten hat für uns Deutſche, die wir uns unſeren Landsmann Struenſee durch verſchiedene Dichtungen zurückerobert haben — vielleicht nur, um wenigſtens in der Poeſie einen ſo liberalen Miniſter zu beſitzen —, neben ſeiner Schönheit noch viel Anziehendes. Hier gab Struenſee die leuchtenden nächtlichen Feſte, die den melancholiſchen König Chriſtian VII. zerſtreuen ſollten, nebenbei aber dämmerige Winkel und Lauben genug übrig ließen, in denen der Miniſter der ſchönen Königin Mathilde unbelauſchte Worte der Liebe zuflüſtern konnte. Dieſer Predigerſohn muß ſehr liebenswürdig geweſen ſein, da ſeine Geliebte die Strafe für ein ſo kurzes Glück ſo lange mit ſo großer Ergebung getragen, und er muß ein trefflicher Miniſter geweſen ſein, da die Dänen, die alles Gute, das ihnen von Deutſchen zukommt, ſo gern verkennen, ihn noch heute beklagen und ihn allen nationalen Miniſtern, die auf ihn folgten, vorziehen.

Doch müſſen wir noch Einzelnes aus dem Inneren und aus den Sammlungen des Schloſſes erwähnen. Die ehrwürdigſte Reliquie, der wir da begegnen, iſt wohl das Schwert Guſtav Adolf's. Wir ſind nicht geneigt, Mordwerkzeuge jeglicher Art groß gerührt oder mit Ehrfurcht zu betrachten, auch nicht, jede große Menſchenſchlächterei als eine Heldenthat zu bewundern, aber beim Anblick dieſes Schwertes fielen mir doch die Verſe ein, die Laſſalle in ſeiner Tragödie „Franz von Sickingen" dem Ulrich Hutten in den Mund legt:

Denkt beſſer von dem Schwert!
Ein Schwert, geſchwungen für die Freiheit, iſt
Das fleiſchgewordene Wort, von dem ihr predigt ...
Das Chriſtenthum, es ward durchs Schwert verbreitet,
Durchs Schwert hat Deutſchland jener Karl getauft,
Den wir noch heut den Großen ſtaunend nennen.
Es ward durchs Schwert das Heidenthum geſtürzt,
Durchs Schwert befreit des Welterlöſers Grab,
Durchs Schwert aus Rom Tarquinius vertrieben,
Durchs Schwert von Hellas Xerxes heimgepeitſcht,

Und Wiſſenſchaft und Künſte uns gegeben.
Durchs Schwert ſchlug David, Simſon, Gideon
So viel: wie ſeitdem ward durchs Schwert vollendet
Das Herrliche, das die Geſchichte ſah,
Und alles Große, was ſich jemals wird vollbringen,
Dem Schwert zuletzt verdankt es ſein Gelingen.

Dieſem Schwerte zunächſt als Reliquie ſteht das blutbefleckte Taſchentuch, das Chriſtian IV. in der Schlacht, in der er das Auge verlor, ruhig auf die Wunde drückte, während er weiter commandirte. Alles, was dieſen tapferen, unternehmenden, ſchöpferiſchen, praktiſchen, bei allem Unglück unermüdlichen König berührt, iſt ſchon an ſich bedeutend. Rührend iſt das Portrait des Königs, das die unglückliche Prinzeſſin Eleonore Chriſtine im Gefängniß ſtickte; Stoff zu einer patriotiſchen Ballade der kleine Anker, welcher Chriſtian V. während eines wüthenden Sturmes rettete, da alle Stricke riſſen und alle anderen Anker verloren gingen. Aber höchſt komiſch ſind die Doctor-Diplome, welche Oxford und Cambridge dem blödſinnigen Chriſtian VII. verehrten; die beiden ehrwürdigen Univerſitäten haben es ſchon unter Karl II. und Jakob II. bewieſen, wie wenig dazu gehört, um ihre Anerkennung zu erlangen, und daß ſie den Mangel an geſundem Menſchenverſtande, auf hiſtoriſche und theologiſche Bücher geſtützt, mit zur „Prärogative" rechneten. — Das Spiegelzimmer, deſſen Wände, Decke und Fußboden mit Spiegeln ganz und gar ausgelegt ſind, wirft das Bild des Beſuchers unzählige und aber unzählige Male zurück und macht einen beinahe unheimlichen Eindruck. Vielleicht war das nur bei mir der Fall, weil ich mich der alten Geſchichte erinnerte, die man von der Gerichtsbarkeit Venedigs erzählt. Die Zehen ließen einmal, wie es heißt, ein Gefängniß ſo mit Spiegelgläſern auslegen und ſperrten da einen Vatermörder ſammt der Leiche des gemordeten Vaters hinein. Wohin er ſich nun wandte, ſah der Elende ſich und ſein Verbrechen ins Unendliche multiplicirt. Und man ließ ihn dieſe Multiplication ſo lange betrachten, bis er in Raſerei verfiel und ſich ſelbſt zerfleiſchte. — Gewaltig groß iſt der Ritterſaal der Roſenburg; die Sage, daß der berühmte runde Thurm von Kopenhagen ſich ſeiner ganzen Länge nach in dieſem Saale gemächlich ausſtrecken könnte, veranſchaulicht ſeine Größe. Die Wände ſind mit in Dänemark fabricirten Gobelins bedeckt, welche die Schlachten eines Chriſtian darſtellen. Am oberen Ende lagern drei koloſſale ſilberne Löwen um einen Thron, denn ehemals fanden hier große officielle Feierlichkeiten Statt. Jetzt gehören die ſilbernen Löwen, wie alle die Schätze der Roſenburg, obwohl ſie dereinſt perſönliches Eigenthum der Könige geweſen, dem Staate, der das alles an ſich nahm, als er ernſtlich an Befreiung dachte.

Die Dänen ſind ein praktiſches Völklein; dieſes Lob muß man ihnen auf Schritt und Tritt ſpenden. Nur eine Ruine inmitten der Stadt erinnert an vorübergehende

Phantaſterei; ſtände ſie in einer deutſchen Stadt, alle Welt würde ſie als Symbol deutſchen, unpraktiſchen Sinnes betrachten und ausſchreien. Ich meine die unvollendete Marmorkirche, die als moderne Ruine mitten im bewegten Leben der Hauptſtadt höchſt melancholiſch ihr obdachloſes Haupt und ihre unvollendeten Glieder dem Wind und Wetter ausgeſetzt ſieht. Im vorigen Jahrhundert hatte man die eitle Idee, ſich auch eine Marmorkirche beizulegen; aber es fand ſich am Ende doch, daß man zu einem ſolchen florentiniſchen Luxus nicht Geld genug gehabt, und endlich fand ſich, daß man ſie auf ſchwankenden, ſumpfigen Grund gebaut, der eine ſolche Laſt zu tragen nicht im Stande war. Da mußte man denn aus doppelter Urſache zu bauen aufhören; und da ſteht ein Anfang ohne Ende, der bei Weitem kein kölner Dom iſt und doch nie fortgeſetzt werden wird.

Aber genug der Stadt, obwohl wir noch viel zu erzählen hätten.

Auf und weiter! Sehen wir uns im Lande ſelbſt um, ſehen wir nach, ob uns Kopenhagen als Hauptſtadt nicht einen Humbug vorgemacht und ob das Land zu ihr in einem entſprechenden Verhältniſſe ſteht. So eine Hauptſtadt iſt oft eine Weltdame, welche die Miſere der Familie und ihre eigene durch Benehmen und Toilette zu verſtecken weiß. Sehen wir, ob es auch in Dänemark ſo iſt. — Aus dem Hafen laufen täglich leichte und ſchnelle Dampfſchiffe:

ſie heißen Hamlet, Ophelia, Horatio. Merkſt du's? Sie gehen nach Helſingör, nach der unſterblichen Terraſſe, wo des hochſeligen Königs Majeſtät wandelt, bis der Hahn, des jungen Tag's Trompete, ihn ins Fegefeuer zurückruft. Das müſſen wir ſehen; das iſt Pflicht und Ruhm zugleich. Auf nach Helſingör!

IV.

Wer Kopenhagen beſucht und ſich von Hamlet, Horatio oder Ophelia nicht nach Helſingör tragen läßt, begeht eine Sünde gegen den Geiſt der Schönheit und die größte Sünde gegen ſich ſelbſt; denn es iſt ein heiliges Gebot, daß man allüberall den Spuren der Schönheit folge und daß der Lebende erlebe. Erleben nur iſt Leben, und es kommt uns nicht Alles ins Haus und auf die Stube, trotz der prächtigſten Intuitionen.

Wer da will Geiſter ſeh'n,
Muß Geiſterpfade geh'n.

Auf dem Wege nach Helſingör fahren wir vielen Geiſtern entgegen: allen den Geiſtern, denen Shakeſpeare Fleiſch und Blut gegeben, ſeinem eigenen ungeheuren, der, das Haupt in den Sternen, über Land und Meer ſchreitet, dann dem nordiſchen Geiſte Dänemarks, dem Holger Danſke, und endlich der koſmopolitiſchen Weißen Frau.

Die Geiſterpfade aber ſind in Junitagen licht, blau un
lachend. Herrlich iſt dieſe Fahrt den Sund hinauf, di
üppige Küſte mit ihren ſchimmernden Villen, Fiſcherdör
fern und ſchattigen Buchenhainen entlang, an Bellevu
Klampenborg, Tarbeck vorbei. Rechts haben wir Schwe
den und die Inſel Hveen, auf der ſich einſt Tycho di Brah
Schloß und Obſervatorium baute und in den Sternen la
bevor er nach Prag ging zum verrückten Kaiſer Rudolf II
und in das ſtille Benatek, um endlich, aus purer Rückſich
für die Hofetiquette, bei Tiſche ſeine Blaſe platzen z
laſſen und elendiglich zu ſterben. Das Meer war ruhi
und klar, wie ein in ſich befriedigter Alpenſee, und wi
einſt bei Salamis ſah ich auf ſeinen Grund, in ſeine ge
heimnißvollen Wälder und in das Treiben ſeiner barocke
Bewohner: die Luft, ſanft, feucht, war durchſichtig bis i
die fernſte Ferne und brachte uns Dänemarks und Schwe
dens Küſten ſo nahe, daß wir glaubten, in die Fenſte
ſehen zu können. Eine Kriegs-Fregatte benutzte den ſchöne
Tag, legte ſich auf hoher See vor Anker und ſchoß zu
Uebung nach einem ſehr fernen ſchwimmenden Ziele. W
die Kugel über die blaue Fläche hinfuhr, ließ ſie klein
weiße Rauchwölkchen auf ihrer Spur zurück. Wir fuhre
nahe daran vorbei, da ſahen wir den dicken König a
Bord, den Fitz König. — Höher im Norden kam uns ei
leiſer, milder Nordwind entgegen, und ſiehe da — ei
hinreißendes Schauſpiel — mit ihm kamen Hunderte vo

Segeln, die jenſeits Helſingör Tage lang geträumt und gewartet hatten und nun mit dem leiſen Hauche ſanft und groß in die Oſtſee einfuhren. Der glatte Spiegel war mit Einem Male glänzend weiß belebt; maſſenhaft, aber ſtill, faſt regungslos, glitten ſie dem Süden zu, und immer neue kamen hinter Kronberg hervor, als wollte der Geiſterzug nimmer enden, als läge dort hinter dem Vorgebirge die Heimath aller Schiffe, die plötzlich von Wanderluſt ergriffen werden. Uns aber trug „Hamlet“ nach Norden.

Kronberg, das, den Sund beherrſchend, auf einem Vorſprunge liegt, kam uns zuerſt zu Geſichte. Es erinnerte mich an die Dardanellen, wie überhaupt die ganze Gegend an die Einfahrt in den Heleſpont, nur daß ich die Ebene von Troja nicht zur Rechten hatte und im Herzen nicht die homeriſche Andacht, die mir an der Beſika-Bai und vor Tenedos den Athem benahm. Ich war im Gegentheil ärgerlich. Ein junger, ſehr gebildeter Mann hatte ſich mir auf dem Schiffe angeſchloſſen und gab mir mit großer Zuvorkommenheit Aufſchluß über Dies und Jenes; er bot mir ſelbſt ſeinen Wagen an, den er in Helſingör hatte, um mir die Reiſe ins Innere zu erleichtern. — Sie ſind ein Deutſcher? fragte ich ihn. — Nein, erwiederte er, ich bin ein Däne. — Wir ſprachen weiter, und ſiehe da, es ergab ſich aus ſeinem Geſpräche, daß er ein Holſteiner war. Der Kerl hatte ſein Vaterland verleugnet. Ich drehte ihm auf die Entdeckung hin den Rücken, und als wir in Helſingör landeten, verließ er mich ſchnell, ohne Ade zu ſagen und ohne mir aufs Neue ſeine Dienſte und ſeinen Wagen anzubieten. Wahrſcheinlich einer von denen, die Carriere machen wollen. — Helſingör mit ſeinem kleinen Hafen, ſeinen alten Häuſern und der gewaltigen Maſſe des gethürmten Kronberg, vom blauen Meere umarmt und zurückgeſpiegelt, nimmt ſich ſehr maleriſch aus. In ſeinen langen, ſchmalen, ſchlechtgepflaſterten Straßen iſt es ziemlich ſtill, beinahe ländlich. Es treibt bedeutenden Handel, aber der Verkehr und die Bewegung ſollen zur Zeit des Sundzolles, da alle Schiffe hier Anker werfen mußten, viel belebter geweſen ſein. Darum klagen die Einwohner ſehr über die Abſchaffung dieſes Stückes Mittelalter. Ich nenne es nicht Seeräuberei, wie es die Erbitterung über die gehäſſige Form dieſes Zolles zu nennen beliebte, da es wirklich unbillig geweſen wäre, Dänemark allein die Koſten für die Erhaltung aller in dieſen gewundenen, vielfachen und gefährlichen Gewäſſern nothwendigen Vorſichtsanſtalten tragen zu laſſen, um ſo unbilliger, als dieſe Anſtalten vielen anderen ſeefahrenden Nationen eben ſo und noch mehr zu Statten kamen, als den Dänen ſelbſt, und als die Schifffahrt Dänemarks zu den großen Koſten in keinem Verhältniſſe ſtand. Die Form allein, in der ſich Dänemark Entſchädigung verſchaffte, war, wie geſagt, gehäſſig, unſerer Zeit unwürdig und der Schifffahrt hinderlich. Um Helſingör ſeinen Verluſt zu vergüten, denkt man daran, es durch eine Eiſenbahn mit der Hauptſtadt zu verbinden, ſobald man nur Geld haben wird. Freilich hat das Project eine ſtarke Partei gegen ſich, welche behauptet, daß die Dampfſchifffahrt genüge.

Durch die Stadt wandernd, konnte ich die Bemerkung machen, wie groß die Fortſchritte der Civiliſation ſeien, da ſie ſelbſt mit ihren häßlichſten Ausgeburten in dieſe von einem Seeräuber, Helſing, gegründete Stadt im hohen Norden gedrungen iſt. Die engen Straßen wurden mir mehrere Male durch Crinolinen verbarricadirt, und in einer ſehr engen Seitengaſſe gerieth ich in ein Kreuzfeuer von Clavieren, die aus mehreren offenen Fenſtern rechts und links ſcheußliche Variationen-Muſik mit Hinderniſſen auf die Straßen ſpieen. Aber auch den guten Seiten der Civiliſation begegnete ich in Helſingör. Das Volk iſt immer freundlich, überaus höflich, von guten Manieren und ſehr dienſtbereit. Spricht man Jemanden in deutſcher Sprache an, und er verſteht den Fremden nicht, ſieht er ſich nur um, und er entdeckt gewiß im Bereiche ſeines Auges irgend ein Individuum, das Deutſch ſpricht. Mir wenigſtens begegnete das zu wiederholten Malen.

Von Helſingör wanderte ich nach Marienluſt, einem ehemaligen königlichen Luſtſchloſſe, das jetzt, in eine Art Curplatz verwandelt, ein reizendes Tusculum für viele Fremde bildet. Es liegt an der ſchmalſten Stelle des

Sundes, und Helſingborg, ſo wie viele einzelne Häuſer und Gehöfte auf der ſchwediſchen Seite, eben ſo das Gebirge Kullen ſind mit freiem Auge ſehr deutlich zu ſehen. Da entfaltet ſich ein Landſchaftsbild, mit Segeln als Staffage im Vordergrunde, ein Landſchaftsbild, welches ſich in die Seele photographirt und das man für alle künftigen Zeiten als ein liebes Andenken mitnimmt. Den möchte ich kennen, oder vielmehr nicht kennen, in deſſen Erinnerung ſich dieſer Eindruck zu verwiſchen vermag. Stunden und Stunden lang ſaß ich auf der berühmten „Terraſſe“ hinter dem Hauſe, derſelben, wie ernſtlich verſichert wird, auf der Bernardo Wache hielt und auf der „Es“ erſchien, auf der Horatio als ein scholar „Es“ anredete, und während ich da mein Beefſteak verzehrte, ſah ich eben ſo vergeiſtigt hinaus, wie beim Kaffee und mit der Cigarre. Bei dieſem Anblick heften unſichtbare Genien ſelbſt dem Beefſteak Eſſer bläuliche Fittiche an die Seele. Ich hatte wieder eine Perle zu den Perlen gefunden, die ich zu einer Schnur um den Nacken meiner Pſyche auf dem Erdboden ſammle. Zu den Erinnerungen an die Thekie von Pera, an die Ruinen von Smyrna, an Sunium, an die Terraſſe von Vevay, an die Pointe du Raz und andere fügte ich die Terraſſe von Helſingör.

Natürlich beſuchte ich auch „Hamlet's Grab“, das mich ſeiner Authenticität wegen, mit Reſpect zu reden, an Monte Chriſto's Gefängniß im Chateau d'If erinnerte.

Und doch! — trotz dieſer ſpeculativen Profanation, die ſich, noch immer ſeeräuberiſch, à la Helſing, zweiunddreißig Schillinge für den Anblick dieſes Grabes zahlen läßt, doch fühlt man ſich hier, ſobald man ſich den Namen „Terraſſe von Helſingör" ausſpricht, vom Geiſte Shakeſpeare's umweht, wie auf der Ebene von Ilion vom Geiſte Homer's. Selbſt die „Quelle Ophelia's", in der ſich die Helde nur hätte ertränken können, indem ſie mit Gewalt den Kopf unter Waſſer hielt, und die man ſo nennen mußte, weil es in der ganzen Gegend kein ſüßes Waſſer gibt, in das man ſie ſhakeſpeariſch hätte werfen können — ſelbſt dieſen Humbug betrachtet man mit Andacht. Selbſt dieſer Schwindel mahnt ja an die allmächtige Belebungskraft des Genie's. Wie mächtig zeigt ſie ſich auch hier, da ſie mit der Dichtung die alte nationale Sage vom Prinzen Amlet in Jütland, wo ſie zu Hauſe iſt, entwurzelte und mit allem, was ſie hinzugethan, hieher verpflanzte — nur weil Er, William, über ſeine Scene ſchrieb: Terraſſe von Helſingör.

Manche Forſcher verlegen den Geiſt von Hamlet's Vater auf die Plattform von Kronberg; Urſache genug, dieſe penſionirte Sundzoll Dardanelle zu beſuchen! Sie liegt, durch ein baumbepflanztes Glacis von der Stadt getrennt, auf einem Vorſprunge, überblickt den ganzen Sund und kann ihre Kanonenkugeln beinahe bis an die ſchwediſche Küſte ſchleudern. Kronberg Schloß iſt eine ſehr reſpectable

Maſſe: die Mauern des eigentlichen Schloßgebäudes ſind gewaltig hoch, reich verziert, mannigfaltig und voll Bewegung: die hohen Thürme vollenden ſeinen maleriſchen Charakter. Es iſt mit viel mehr Geſchmack ausgeführt, als ſolchen, gewiſſen poſitiven Zwecken beſtimmten Schlöſſern oder Feſtungen eigen zu ſein pflegt, und ſchon dieſer Umſtand läßt uns errathen, daß ihm Chriſtian IV. den Stempel aufgedrückt hat, obwohl es ſchon unter Friedrich II. angelegt worden. Auch das Gemiſch von Gothiſch-Romaniſch-Renaiſſance-Styl verräth ihn, aber nicht das Gemiſch allein, vielmehr der Geſchmack, das Sinnvolle dieſes Gemiſches. Durch moderne Feſtungsmauern, über Zugbrücken gelangt man in den Hof, der öde Ausſicht und den Charakter eines Caſernenhofes angenommen hat. In der That iſt Kronberg heute nichts Anderes mehr, als eine Caſerne. Es wimmelte da von Soldaten. Ich näherte mich ihnen, um allerlei Auskunft zu erlangen, und ſiehe da, es waren Deutſche. — Ich glaubte, ſagte ich zu ihnen, hier nur Dänen zu finden. — Nein, ſagte Einer, nichts Dänen — wir ſind Holſteiner! Dabei blinzelte er mit dem einen Auge, und die Anderen lachten. — Nun, nun, ſagte ich abſichtlich, Holſteiner in dieſer Feſtung und in dieſer Uniform ſind doch halbe Dänen! — Nein! riefen Mehrere, und mit mehr Muth und lauter, als der Erſte, wir ſind Holſteiner, wir ſind Deutſche! — Dieſe laute Verſicherung im Hofe dieſer däniſchſten Feſtung that mir wohl, beſonders nach der Erfahrung, die ich dieſen Morgen mit dem Gentleman vom Dampfſchiffe gemacht. Indeſſen fühlte ich keinen weiteren Beruf, ich der Gaſt, hier aufrühriſch zu wühlen, und ging weiter, um das Innere des Schloſſes zu beſehen.

Die Capelle hat eine gewiſſe Berühmtheit, aber ich fand ſie mit Ausſchmückungen zu ſehr überladen und zu kleinlich mit Farben ausgeziert. — Eine der intereſſanteſten Erinnerungen, die ſich an die Gemächer dieſes Schloſſes knüpfen, iſt die an die arme Mathilde, die Geliebte Struenſee's, welche in der Nacht, da die Verſchwörung Julianens und Guldberg's ausbrach, als Gefangene hiehergebracht wurde. Hier wohnte ſie, bis ſie nach Celle in die Verbannung geſchickt wurde, in daſſelbe Schloß, neben dem berühmten Zuchthauſe, das ich vor Kurzem erſt im Mondenſchein, umklungen von Nachtigallengeſang und umduftet von einem Walde von Blüthen geſehen habe. Ein höchſt poeſievolles Zuchthaus. — Die Plattform von Kronberg Schloß gewährt eine Ausſicht bis Kopenhagen und tief hinein nach Schweden. Um die Weiße Frau, die auch hier ſpazieren geht, zu ſehen, war es noch zu früh am Tage, und Holger Danſke konnte ich nicht beſuchen, da er unten, unter den Wölbungen des Schloſſes ſitzt und der Fremde daſelbſt nicht Zutritt hat. Die Keller des Kronberg Schloſſes nämlich ſind Dänemarks Kyffhäuſer oder Untersberg, und Holger Danſke iſt der National-

Held und Geiſt, der bei Gelegenheit hervorkommen und ſeinem Lande helfen ſoll, der däniſche Barbaroſſa, Marko oder Artus.

V.

Um in's Innere des Landes vorzudringen, mußte ich Extrapoſt nehmen und hatte ſo nach langen Jahren wieder einmal ein Vergnügen, deſſen Exiſtenz in vielen Gegenden des Continentes beinahe nicht mehr geahnt wird. Im offenen Wagen fuhr ich über die kleinen Hügel dahin, die man in anderen Ländern kaum als ſolche anerkennen würde. Rechts blieb der Hügel Odin's. Aber nichts auf dem ganzen Wege reimte mit dieſem alt-nordiſchen Namen; ich fuhr durch ein modernſtes, civiliſirteſtes Land. Dörfern begegnete ich zwar nur ſelten, aber die einzelnen Häuſer und Höfe, die über das Land zerſtreut ſind und mitten unter den zu ihnen gehörigen Feldern und Fluren liegen, athmen Wohlſtand, Gemächlichkeit, Bildung. Nirgends Armuth, nirgends Rohheit. Bücher, Zeitungen, Schulen werden gewöhnlich als Kriterien der Bildung eines Landes betrachtet; ich habe mich auf allen meinen Reiſen überzeugt, daß es noch ein anderes und vielleicht überzeugenderes Kriterium gebe, und dieſes iſt die Reinlichkeit der Kinder. Man kann ſicher ſein, daß man ſich in einer ungebildeten

Gegend befindet, wo ſich auf der Straße ungewaſchene, ſchmutzige Kinder, in zerriſſenen Kleidern, mit ſtruppigen Haaren herumtreiben. Ganz anders iſt es im ganzen nördlichen Seeland, das ich von Helſingör aus durchſtreift habe. Die Kinder ſind reinlich gewaſchen, einfach, aber gut, ſelbſt in den Dörfern beinahe ſtädtiſch gekleidet; die blonden Haare hübſch geleckt oder in Flechten um den Kopf geſchlungen. Breite Sommerhüte ſchützen ſie gegen die Sonne, die übrigens ihrem nordiſchen Incarnat nichts anzuhaben vermag. Dabei ſind dieſe lieblichen Kinder überaus freundlich, nicht im Mindeſten wild oder ſcheu, grüßen jeden Fremdling auf's Höflichſte und gehen auf jeden Scherz ein, den er ſich mit ihnen erlaubt. Es war immer ein lieblicher Anblick, wo eine Gruppe ſpielend unter einem Baume lag oder über Raine und Feldpfade der Schule zueilte. Ungefähr eine halbe Stunde lang fuhr ich einmal in Geſellſchaft ſolcher literariſchen Jugend beiderlei Geſchlechtes; ich lud eine Gruppe von Fünfen ein, mit mir zu fahren, und lachend nahmen ſie meine Einladung an, ſtiegen ein und ergötzten mich und den Poſtillon, bis wir ſie vor dem Schulhauſe abſetzten. Volksſchulen gibt es in größtmöglicher Anzahl in ganz Seeland. In vielen Dörfern bemerkte ich allerlei Turnapparate, und auf Erkundigung erfuhr ich, daß mit beinahe allen Volksſchulen Turn-Anſtalten verbunden ſind.

Es war eine reizende Fahrt. Von jeder kleinſten Anhöhe ſah man über die flache Küſte hinweg auf das blaue Meer, und wie tief man ſich auch ſchon im Lande befand, bei der durchſichtigen, klaren Luft war es doch immer, als führe man in nächſter Nachbarſchaft der weißen Segel, die ruhig träumend dahinzogen. Die kleinen Haine auf Anhöhen und in Thälern bildeten ſaftige Vordergründe und manchmal ſchöne Rahmen zu vollendeten Seeſtücken. Endlich verſchwand das Meer, denn wir waren im Buchenwalde von Friedensburg, einem der ſchönſten Wälder, der alle Reize und nichts von dem Schrecken oder der Düſterheit eines Waldes beſitzt. In einen ſolchen Wald kann der rohe Zufall, nie aber der Dichter, die Scene eines Verbrechens oder einer wilden That verſetzen; der Dichter, die menſchliche Phantaſie überhaupt wird ihn nur mit Einſamen oder Gruppen beleben, die ein tief inniges Glück oder Troſt im Schooße der Natur ſuchen, wie das Kind im Schooße der Mutter. Seeland iſt das Land der ſchönen Wälder. Iſt das Meer verſchwunden, ſo lächelt uns zum Erſatz durch das Dickicht des Waldes mit Einem Male der Esrom See, ein Miniatur See, aber groß genug, um großer Schönheit als Spiegel zu dienen.

Am Ufer dieſes See's, von dieſem Walde umſchlungen, liegt das Schloß Friedensburg. Wir ſind in der Gegend, wo es von königlichen Schlöſſern wimmelt, was zwar nicht dem ökonomiſchen Sinne, aber dem Geſchmacke der Könige Ehre macht. Die Kleinheit Seelands in Anſchlag gebracht, gibt es vielleicht kein Land, das ſo viele und großartige Schlöſſer beſäße. Fiedensburg ſpeciel iſt zwar durch ſeine Lage, nicht aber durch ſeine Bauart ein gutes Zeugniß für den Geſchmack ſeines Erbauers, Friedrich's IV., der es als ein Denkmal an den mit Karl XII. geſchloſſenen Frieden aufführen ließ. Daher der Name und daher auch die gezwungene Form eines Friedenstempels; daher auch die ſchlechte Bildſäule der Concordia im Schloßhofe. Etwas Barockeres als dieſen Bau habe ich ſelten geſehen. Er beſteht zum größten Theile aus Einer großen Halle, die ſich bis zur höchſten Höhe des Schloſſes erhebt und ſich eben als Kuppel vereinigt. Auf halber Höhe läuft eine Galerie herum, in welche viele Corridore münden, an die ſich wieder die Zimmer anreihen. Ausgeſchmückt iſt die große Halle mit ſchlechten Bildern, die ſich auf Friedrich und Karl beziehen. — Man erwartet an dieſem lieblichen See, in dieſem herrlichen Walde etwas Schöneres; das Schloß iſt öde, ungemüthlich, beinahe geſpenſterhaft und paßt ſo ganz allein zu den Geſpenſterſagen der Gegend. Wir befinden uns hier nämlich in der Gegend des däniſchen „Wilden Jägers.“ König Woldemar wohnte nicht weit von hier, in einem mitten im Gurre-See gelegenen Schloſſe. Er verſicherte, daß er mit Vergnügen auf den Himmel Verzicht leiſten würde, wenn er nur für alle Ewigkeit in dieſer ſchönen [illegible] wohnen und jagen könnte. Mit dieſen Worter [illegible] ſich verſündigt, denn es ſteht dem guten

Chriſten nicht frei, auf die geringſte himmliſche Seligkeit Verzicht zu leiſten, und ſein Wunſch iſt ihm erfüllt worden. Er wohnt und jagt nun ewig in dieſen Wäldern, aber nicht mit dem Geſicht im Nacken, ſondern wie andere ordentliche Menſchen. Auch iſt er kein böſes Geſpenſt, vor dem man ſich fürchtet, ſondern ein jovialer, guter Patron. Manchmal, bei beſonders gutem Wetter, reitet ſeine zarte Geliebte Tovedille mit ihm; das ſpricht ſehr für Woldemar, denn ein Geiſt, der mit ſeiner Geliebten im Mondenſchein ausreitet, iſt gewiß ein gemüthlicher Geiſt.

Weiter durch den herrlichen Wald und nach kaum einer Stunde mäßigen Trabes taucht das Wunder Dänemarks, das däniſche Chenonceau, das alte Schloß Friedrichsberg, aus Wald und Wäſſern auf. Wie das genannte franzöſiſche Schloß erhebt ſich Friedrichsberg mitten aus der Flut eines kleinen See's, aber größer, großartiger und prachtvoller. Alle anderen Bauten Chriſtian's IV. erſcheinen uns mit Einem Male wie kleine Verſuche und Vorarbeiten, die nur Kraft und Geſchmack für dieſes Werk üben und bilden ſollten. In der That war er bei dieſem Baue mit ſeinem ganzen Herzen, ſeinem ganzen Gemüthe, denn er liebte dieſe Gegend, in der er auf offenem Felde geboren war; auch nannten die Schranzen ſeinen Plan, hier ein ſolches Wunderwerk aufzuführen, einen Kindertraum. Vielleicht war es auch ein Kindertraum, vielleicht iſt das Schloß darum ſo märchenhaft ausgefallen. Chambord etwa ausgenommen, kenne ich kein Königsſchloß auf plattem Lande, das ſich mit dieſem meſſen könnte. Die Lage mitten im Waſſer; die prachtvollen Buchenhaine und Gärten, die ſich überall ſo nahe als möglich herandrängen, um es zu bekränzen; das gewaltige, vier Stock hohe Haupt-Gebäude; die fünf zum Himmel aufſtrebenden, maſſigen und doch ſo luſtigen Thürme; die zahlloſen Nebengebäude, die ſich anſchließen und maleriſch gruppiren; die Brücken, Galerieen, Thore, die Alles verbinden; die Wälle, Zinnen und Gräben, die in Windungen das Ganze umſchließen; die bald roſige, bald dunkle Farbe des Materials, die edle, grüne Roſtfarbe der gewaltigen Dächer — alles das vereinigt ſich zu einem ſo wunderbaren Ganzen, daß man an ſeine Exiſtenz nicht glauben würde, wenn man in dieſen Höfen, Galerieen und Gängen, Pagen, Rittern und Edelfräulein begegnete. Die Oede und Stille aber, die auf dem Schloſſe liegt, die zwei oder drei Deutſch redenden Schildwachen machen die ganze Erſcheinung glaubwürdig und leibhaftig.

Der Styl iſt auch hier ſehr ſchwer mit Einem Worte zu beſtimmen. Die Dänen thäten am beſten, wenn ſie ihn einfach den Styl Chriſtian's IV. nennten; da ſich dieſer König im Ganzen ſo conſequent blieb und offenbar einen beſtimmten und ausgeſprochenen Geſchmack hatte. Auch Friedrichsborg könnte man gothiſch byzantiniſch normanniſch nennen, aber man würde damit nur einen ſehr entfernten Begriff von der Bauart geben; Chriſtian hat eben aus den überlieferten Elementen etwas Anderes, Neues, Eigenes, Perſönliches gemacht. Die unterſten Theile haben mit den genannten Stylen gar nichts zu ſchaffen. Da iſt im großen Hofe eine Halle, die den ſchönſten Florentinern aus der Zeit des Erwachens Ehre machen würde, und in den äußeren Niſchen der niedrigen Gebäude, welche den großen Hof ſchließen, ſtehen, dem Kommenden entgegen ſehend, zwölf Statuen, die auch unter dem erſten Coſmus geſchaffen ſein könnten. Im Allgemeinen haben die Sculpturen, die man in großer Menge an Thoren, Säulen, Wänden findet und welche doch zu Anfang des ſiebenzehnten Jahrhunderts geſchaffen ſind, den Charakter des fünfzehnten Jahrhunderts. Vollendete Producte der Renaiſſance hätten in dieſen Norden, zu dieſen Thürmen und gewaltigen Maſſen weniger gepaßt.

Ungern tritt man aus den Höfen in das Innere, denn kein noch ſo prächtiger Saal kann den Genuß gewähren, den der Anblick auch nur eines kleinen Winkels im Hofe gewährt. Aber der gewiſſenhafte Reiſende muß. Stundenlang kann man in den unendlichen Gängen und Gemächern umherwandern. Man ſieht nur zu viel. Ein Eindruck verdrängt den anderen. Was bleibt, iſt am Ende die Erinnerung an die ſchöne Ausſicht aus allen Fenſtern, über die Buchenhaine dahin, über den Eſrom-See, den Arre-See und die lieblichen Gärten zu unſeren Füßen, dann an die Schloßkirche, an den Ritterſaal und an die Portrait-Galerie. Die Schloßkirche iſt vorzugsweiſe ihrer Größe und ihres Reichthums wegen merkwürdig; aber das koſtbare Material, das viele Silber iſt nicht mit Geſchmack verſchwendet, eben ſo das Elfenbein an der Decke, obwohl Chriſtian ſelbſt daran gedrechſelt haben ſoll. Der Ritterſaal über der Kirche, ein unendlich langer Raum, wie man mir ſagt, der größte Ritterſaal in Europa, iſt unbegreiflicher Weiſe ganz entſtellt, indem die Decke ſo niedrig iſt, daß ſie auf den Kopf des Beſuchers zu drücken ſcheint. Im Verhältniß zu ſeiner Länge müßte dieſer Saal wenigſtens drei Mal ſo hoch ſein. Zum Ueberfluß iſt dieſe zudringliche Decke ſo bunt mit kleinlichen Sculpturen ausgeſchmückt, daß ſie ihre Niedrigkeit nur noch zudringlicher bemerklich macht. — Viel intereſſanter iſt die endloſe Portrait Galerie. Da iſt ein Volk von berühmten Dänen und Däninnen, auch Fremden, Königen, Prinzen, Generalen, Miniſtern, Hofleuten, Gelehrten, Intriguanten ꝛc. verſammelt: für den Hiſtoriker ſind dieſe Geſichter eben ſo viele lebendige Quellen. Manches dieſer Augen wird ihm dunkle Stellen der Geſchichte beſſer beleuchten, als es ein dickes Buch oder ein würdig Pergamen vermag. Lange Zeit verweilte ich vor dem Portrait Tycho de Brahe's, erſtaunt über die Trivialität, faſt möchte ich ſagen: Gemeinheit dieſer Züge. Vielleicht thut ihm die abgehauene und wieder angeſetzte Naſe Unrecht. Auch Mathildens nicht unholdes

Geſicht ſah ich, aber Struenſee war nicht zu finden. Sein Portrait exiſtirt im Schloſſe, aber man hängt es nicht auf, wie man im Dogen-Palaſt Marino Falieri's Portrait nicht aufhängte und an deſſen Stelle die Worte ſchrieb: Hic est locus Marini Falieri. So wird auch Jeder, der Mathildens Portrait ſieht, auf ihrem Herzen die Worte leſen: Hier iſt der Platz Struenſee's. Es nützt nichts. Man kann hiſtoriſche Portraits, trotz allem Willen der Könige, nicht mit dem Geſichte zur Wand kehren. — Wie Franz I. in die Fenſterſcheibe von Chambord ſein bekanntes: Femme souvent varie, geſchrieben, ſo ſoll Mathilde auch in eine Fenſterſcheibe dieſes Schloſſes einen Vers geſchrieben haben — aber ich ſuchte ihn vergebens, ich fand ihn nicht. Der merkwürdige Vers lautet:

O keep me innocent, make others great.

Sie wollte alſo keine Größe und ihre Liebe ſchien ihr unſchuldig.

Die Stuterei in nächſter Nähe von Friedrichsberg habe ich nicht beſucht. Doch ſind die Dänen auf dieſes Inſtitut faſt eben ſo ſtolz, als auf den herrlichen Bau von Friedrichsberg. Sie behaupten, daß man Pferde wie die aus dieſer Erziehungs-Anſtalt hervorgehenden nicht wieder finde. Dieſen Sommer hatten ſie auch Urſache, ſich dieſes Beſitzes auf's poſitivſte zu freuen, denn in der kurzen Zeit des Kriegslärms haben ſie an 16,000 Pferde in's Ausland verkauft und große Geldſummen ins Land gebracht.

Gegen Abend fuhr ich von Friedrichsborg weiter, auch ohne das Städtchen Hilleröd, das ſich, wie Schutz ſuchend, an das Schloß ſchmiegt, geſehen zu haben. Ich fürchtete durch die Atmoſpäre einer kleinen Stadt um die Stimmung zu kommen, in die mich die künſtleriſche und hiſtoriſche Betrachtung des Schloſſes verſetzt hatte. Ich ſchied ungern. Die vertrauliche Bekanntſchaft mit einem ſo ſchönen, ſtimmungsvollen, romantiſchen Baue müßte, das fühlte ich, für alle Zukunft anregend wirken, Geiſt und Phantaſie befruchten wie ein großes Gedicht. So bleibt es nur ein Touriſten-Eindruck, und man erſcheint ſich ſelbſt oberflächlich und frivol, wenn man ſich damit begnügt. Wie der Wilde Jäger immer rückwärts ſehend, fuhr ich in den Abend und ins Land hinein.

VI.

So rückwärts gekehrten Geſichtes fuhr ich einſt von Chambord, der verlaſſenen und verfallenden Meiſterſchöpfung Primatice's, des Schülers Rafael's. Wie eine Fata Morgana ſchwebte Friedrichsborg im Abendſchein am Horizonte, hob ſich bald ſtolz empor und ſenkte ſich bald in die Tiefe, als ob es jetzt in die Höhe, jetzt in den Erdboden verſchwinden wollte, je nachdem ich über Thal oder Hügel der gewellten Ebene hinfuhr. Zum Glück verſchwand es doch endlich ganz, und ich hatte Augen und Muße, das Land zu betrachten.

Es iſt ein geſegnetes Land, und der Segen iſt die Frucht der Arbeit. Da iſt kaum eine Hufe Erdbodens unbenutzt gelaſſen: Alles, Alles auf's Fleißigſte angebaut. Die Saaten wogten wie ein unendliches Meer, und ich glaubte, was man mir in Kopenhagen geſagt hatte, daß man jährlich vier Millionen Tonnen Getreide ausführe, daß die Ausfuhr ſeit Aufhebung der Korngeſetze in England ſich vervielfacht habe. Die Wälder und Forſte weichen in dieſer Gegend Seelands ganz und gar der Agricultur; erſt jenſeit des Roeskilder Fjords heben ſie wieder ihre Kronen empor.

Ueber dieſen fernen Wäldern im Weſten und über den blauen Waſſern des Fjords, der bereits hier und da auftauchte, lagen die roſigſten Abendwolken und decorirten mit wehenden Schleiern und faltigen Vorhängen einen wonnevollen Sonnen-Untergang. Und als die Sonne untergegangen war, leuchteten die lichtgetränkten Wolken ſelbſtſtändig fort, und als ſie nach und nach verglommen, blieb doch eine lichte, ruhevolle Dämmerung über das Land ausgebreitet. Es war ſo ſtill, ſo hochfeierlich. Ich ſah mich um — und was ſah mein erſtauntes Auge? Ich fuhr durch ein großartiges Todtenfeld, denn wohin ich ſah, rechts und links, in einem großen Kreiſe erheben ſich überall gewaltige Hünengräber mitten aus den friedlichen Feldern. Wie ſie ſich am lichten Abendhimmel abſchnitten, ſchienen ſie immer größer und gewaltiger zu werden. Eines derſelben hatte im Profil die größte Aehnlichkeit mit dem ſogenannten Grabe des Achilles auf der trojaniſchen Ebene. Hier und da lehnte ſich ein Bauernhaus, dem Nordwinde ausweichend, an einen ſolchen Hügel, oder ſchlang ſich ein kleiner Garten um ſeinen Fuß. Es war mir, als führe ich in die Zeiten Regnar Lodbrogs, war doch auch die ganze Beleuchtung ſo, wie man ſich das Licht dämmeriger Urzeiten vorzuſtellen pflegt; und es war mir, als ob ſich die Hünenhügel ſtreckten und reckten, um mir nachzuſehen, als ich in Friedrichsſund einfuhr.

Friedrichsſund iſt ein kleines Neſt, das aber ſeinen Fjord auszubeuten verſteht. Hier wird viel von dem Getreide verladen, das die Inſel ins Ausland ſchickt. Ich benutzte den hellen Abend — es wird hier gar nicht Nacht, im Monat Juni — um noch einen langen Spaziergang am Fjord zu machen; ein polniſcher Jude, der ſich viel in der Welt umgeſehen und ſich ſeit langer Zeit in dieſer Gegend aufhält, um ſie handelnd auszubeuten, ſchloß ſich mir an und wußte nicht genug vom Reichthum, vom behaglichen Leben und von der Bildung der Bauern zu erzählen. Er war förmlich empört über alles Gute, das er rühmen mußte. — Stellen Sie Sich vor, rief er, Bauernmädchen ſpielen Clavier! ſchickt ſich das? Nein, bei Gott nicht! Und ihr Geld geben ſie aus, wie große Herren, mit Geſchmack, für wirklich ſchöne Sachen. Geld haben ſie wie Miſt für lauter Getreide und Pferde und haben keine Idee, daß die Bauern anderswo anders leben und eigentlich leben ſollen. Nein, bei Gott nicht, keine Idee! Was ſagen Sie dazu? Bücher haben ſie auch, in jedem Hauſe ſind Bücher, und ſie leſen und ſchreiben. Wenn ich das in Polen erzähle, wird mir's kein Menſch glauben, bei Gott nicht! Ich werd's auch nicht erzählen. Warum ſoll ich's erzählen und für einen Lügner gehalten werden? Hab' ich nicht Recht? Stellen Sie ſich vor, hier in dieſem Neſt, in dieſem Friedrichsſund — es iſt freilich kein Dorf, es iſt ein Städtchen, aber ein Städtchen wie ein Dorf — was thu' ich damit, daß es ſich heißt ein Städtchen, wenn es ein Neſt iſt — hier in dem Neſt Friedrichsſund lernen die kleinen Mädchen zwei und drei fremde Sprachen, bei Gott, fremde Sprachen, Deutſch, Franzöſiſch, Engliſch, was weiß ich! Da ſind ſo Damen, die unterrichten in allen Sprachen. Haben Sie das ſchon in Ihrem Leben gehört von ſo einem Neſt? Sie ſind ja auch ein Mann, der viel herumgekommen iſt in der Welt, man ſieht's Ihnen an, auf Ehre, bei Gott, ich bin auch ein Mann, der viel herumgekommen iſt in der Welt, aber haben Sie das ſchon erlebt? Engliſch, Franzöſiſch und Deutſch, auf Ehre! Kinder, kleine Kinder! — Aber was wahr iſt, iſt wahr: das muß ich ſelber ſagen, Geld geben ſie aus, viel Geld, und ſie handeln nicht, und man kann hier viel verdienen.

Ich bitte Sie, wär' ich ſonſt hier? Was habe ich in Friedrichsſund zu thun? Mein Lebtag habe ich nichts von Friedrichsſund gehört, aber wo der Menſch ſein Auskommen findet, da bleibt er. Die Zeiten ſind ſchlecht, muß man ſehen, viel zu verdienen. Die Bauern geben Geld aus wie die großen Herren; es ſchickt ſich nicht für Bauern, bei Gott, es ſchickt ſich nicht, aber man verdient. Was geht's mich an? Ich ſage Ihnen, ein ſehr gebildetes Land, bei Gott, ein ſehr gebildetes, ſehr eingebildetes Land!

Kommen viele Verbrechen vor? fragte ich.

Ob Verbrechen vorkommen? Warum ſollen nicht Verbrechen vorkommen? Gewiß kommen Verbrechen vor; überall in der Welt, wo Menſchen ſind, kommen Verbrechen vor, bei Gott! Unlängſt erſt haben viele reiche Leute ein Verbrechen begangen. Bei einem Wirthe, der keinen Wein ſchenken darf, haben ſie Wein getrunken, und vor Gericht haben ſie geſagt, ſie hätten allerdings Wein getrunken, aber ſie hätten ihn nicht bezahlt. Darauf aber iſt der Knecht des Wirthes aufgetreten und hat geſagt, ſie hätten allerdings Wein getrunken und hätten ihn allerdings auch bezahlt. Gott, Allmächtiger, welche Schläge der Knecht von den reichen Leuten bekommen hat! Sie können nämlich nicht leiden, wenn einer denuncirt.

Dieſes Geplauder, das tief in die Nacht hinein dauerte und mir meine Beobachtungen beſtätigte, war mir darum angenehm, angenehmer, als die Lieder des Geſangvereins, der ſich in einem Saale des Gaſthauſes neben meiner Stube verſammelte und meinen unſchuldigen Schlaf mordete. Als er endlich ſchwieg, war es die Helle der Nacht, die, mit Macht durch die Verhänge dringend, mich am Schlafen verhinderte. Ich mußte den Verhängen mit Plaid und Mantel zu Hülfe kommen, um mir eine künſtliche Nacht zu ſchaffen. Nein, dieſe nordiſchen Zwielichtsnächte wären nicht nach meinem Geſchmack. Selbſt das Zwielicht dauert höchſtens zwei Stunden; ſchon in der zweiten Stunde nach Mitternacht iſt der ganze Himmel wieder weiß, und gegen drei Uhr glänzt er hell und klar.

Sehr früh ſaß ich ſchon wieder marſchbereit auf dem Damme, der weit in den Fjord hinausläuft, das Dampfſchiff erwartend und die Wartezeit benutzend, um mir das Bild dieſer merkwürdigen Landſchaft gehörig ins Gedächtniß zu prägen. Der Roeſkilde Fjord iſt eigentlich nur eine Fortſetzung des breiteren Meerbuſens Iſe Fjord, mit dem er durch einen ſchmalen, gegen Weſten gebogenen Hals oder Canal zuſammenhängt. In vielfachen Windungen, mit vielen Seitenbuchten, läuft er lang und ſchmal, tief ins Land hinein, wie einer der ſchottiſchen Loghs. Doch bot er mit dieſen nur wenig Aehnlichkeit, denn während [illegible]e überall von Bergen umgeben ſind und ſelbſt im Inn[illegible] des Landes und der Gebirge den großen Charakter des Meeres tragen, ſind hier die Ufer unbedeutend flach, und würden ſehr öde und unerquicklich ausſehen, wenn nicht die weſtlichen durch die prachtvolle Laubwaldung von Jägerspriis, wieder eines der Königsſchlöſſer, einiges Leben hervorbrachten. Die Hünengräber, die überall an den Rändern des Roeſkilde Fjord aufſteigen, ſind nicht groß genug, um ihn landſchaftlich zu ſchmücken, ſie thun es nur, ſo zu ſagen, gedanklich, mit Hülfe der Reflexion. Denn freilich ſtimmt es ganz eigenthümlich, dieſes öde Waſſer, das überall uralte, geheimnißvolle, unbekannte Grabmale wiederſpiegelt; die Phantaſie bevölkert die Ufer mit den Geſtalten, die jetzt, ſeit tauſend und zweitauſend Jahren, in ihrem Schooße ruhen; anſtatt der Hügel ſieht man ihre Einwohner in gewaltigen, geflügelten Helmen, groß wie jene Buchen, in Schaaren dahinziehen, oder am Waſſer lagern, oder auf dieſen öden Geſtaden in wildem Kampfe einander vernichten. Ich hatte die nordiſche Gegend, die eddahafte, die ich bis jetzt vergebens ſuchte, gefunden. Alle Vergleichungen mit dem Süden, alle Erinnerungen an heſperiſche oder helleniſche Lande hörten hier auf, trotz der ſüdlichen Sonne, der glühenden Luft, der Bläue des Fjords. Meine Augen mußten mir ſagen, daß er blau war; meine Phantaſie ſah ihn ſchwarz, denn zu den Hünengräbern, zu der Oede rings umher paßte Schwarz beſſer, war kymmeriſche Dunkelheit eine natürlichere Beleuchtung. Wie ich bei der Einfahrt in den Archipel, gleich hinter Cythere und Melos, beim Anblick des blauäugigen Meeres, der Schönheitslinien der griechiſchen

Berge die helleniſchen Dichter beſſer zu verſtehen glaubte, ſo meinte ich auch jetzt den Schlüſſel zu den Geheimniſſen der Edda und der alt-nordiſchen Dichtung und der Aſen-Religion gefunden zu haben. Das ſind ſo Illuſionen, Erkenntniſſe, die ſich nicht mit Gedankenhänden faſſen laſſen, Blitze, die einen Moment erleuchten — aber bezeichnend ſind ſie doch. Tritt man in die Gegend von Ajodhia, oder Oude, der Stadt der Iſen, wird man gewiß Rama und Fiſchma, die Geſchichte der Pandu's und der Kuruinge und die ganze Religion des Mann beſſer zu verſtehen glauben.

Freilich, das Dampfſchiff, das vom Norden herkam, weckte mich aus den altnordiſchen Träumen und trug mich dem Süden zu — wieder vorbei an Hünengräbern. Dampfſchiff und Hünengräber! Mehr als anderswo hat man hier Gelegenheit, Betrachtungen über den Wandel der Zeiten anzuſtellen, Betrachtungen, die aber zu allen Zeiten banal geweſen. Daß die Welt ſich ewig verjünge, und daß wir mit unſerer Geſchichte allein alt werden, das iſt eine alte, bekannte Geſchichte, die man lieber vergeſſen, als immer wieder auffriſchen ſollte.

Der Roeſkilder Fjord gleicht einem See; die wenigen Fiſcher- und Schifferhäuſer an ſeinen Ufern erinnern an die Wohnungen märchenhafter Fergen. Die vielen Anhaltepuncte des Dampfſchiffes gelten nicht den ärmlichen Ufer-Ortſchaften, ſondern den ſchönen Schlöſſern und Edelſitzen, die ſich etwas weiter ins Land hinein hinter Buchen verſtecken und in einer Gegend liegen, die eben ſo ſchön, wenn nicht ſchöner ſein ſoll, als das Land, das wir bei Fredensborg und Friedrichsborg durchzogen haben.

In der Nähe von Roeſkilde erweitert ſich der Fjord zu einem ziemlich breiten Becken, in dem wir lange hin und her fuhren und kleine Stationen machten, um Sonntags-Reiſende aufzunehmen, bei welcher Gelegenheit wir vielfach hiſtoriſch mythologiſchen Boden berührten; denn die Gegend von Roeſkilde iſt die eigentliche Heimath und Quelle, aus der die däniſche Geſchichte gefloſſen. Bei dem Namen Roeſkilde ſieht der Däne, wie auf ein Zauberwort, ſeine ganze mythiſche und urgeſchichtliche Zeit. Hier iſt das Hertha-Thal, in dem die großen Opferungen vollzogen wurden, hier nicht fern der heilige See, aus dem die Mutter alles Lebenden emportauchte, um dem Lande ihren Segen zu ſpenden, wofür ihr ſo unzählige Opfer, auch Menſchenopfer, in die Fluth nachgeworfen wurden; hier liebten ſich Thor und Freia. Die vorchriſtlichen Könige, die unförmlichen Recken mit ihrem rieſigen Gefolge — „Krake“, „Skiold“, das klingt, als ob von Steinblöcken die Rede wäre, — hauſ'ten hier im Schloſſe Leire und verſammelten in dieſen Gegenden die freien Mannen zum Thing. Dieſe gewaltigen Hügel rings herum, die Hünengräber, ſind ihre jetzigen Wohnſtätten.

Trotz alledem iſt es hier bei Weitem nicht ſo nordiſch, wie am oberen Ende des Fjord. Die alte däniſche Reſidenzſtadt blickt recht freundlich von ihrer Höhe herab, nachdem ſie uns mit drei Domthürmen ſchon ſeit zwei Stunden gaſtlich aus der Ferne gewinkt hat. Man ſteigt vom Fjord eine ſchön bewachſene Anhöhe hinauf und ſteht vor dem berühmten Dom, der allein den Reiſenden anzieht, denn andere Merkwürdigkeiten und Schönheiten hat die ziemlich ausgedehnte, aber von der Höhe ihrer Bedeutung herabgeſunkene Stadt Roeskilde ſchwerlich aufzuweiſen. Was mich ſpeciell hier anzog, ſind die Grabmäler und Grüfte der Könige. Was man in früher Jugend durch die Poeſie kennen lernt, bleibt ewig anziehend, und wer kennt nicht „Rothſchild's Gräber"! Als kleine Jungens haben wir dieſe Klopſtock'ſche Ode durch zwei Jahre in unſerer Chreſtomatie mitgeſchleppt. Nun war ich ſo nahe an „Rothſchild's Gräbern" und ſollte ſie nicht ſelbſt kennen lernen?

Der Dom, der die Grabmäler enthält, iſt beinahe ſo alt, wie das Chriſtenthum in Dänemark; wenigſtens ſteht er an derſelben Stelle, oder iſt er die erweiterte Ausführung der kleinen Kirche, die Harald Blauzahn, kaum von Otto II. bekehrt, hier aufführte. Nach kaum drei Menſchenaltern war der Clerus ſchon ſo reich, daß er die kleine Kirche in den gewaltigen Dom verwandeln konnte. Der Verwandtenmord Kanut's des Großen lieferte ſo große Reuegelder, daß Biſchof Wilhelm, ein Engländer, wie die meiſten Apoſtel des Nordens, in Dänemark ein Gottesbaus aufführen konnte, wie ſeine Heimath ſchon mehrere beſaß. Daher auch die angelſächſiſche Bauart, die man auch mit Unrecht die ſpät byzantiniſche nennt. Heute iſt der Dom ſo beſchaffen, durch viele Anbauten ſo entſtellt, daß man ſich ſeine urſprüngliche, in der That harmoniſche und kunſtvoll einfache Geſtalt nur mit Mühe herausſchälen kann. Er bildet urſprünglich ein lateiniſches Kreuz mit kurzen Armen und beſteht aus einem dreifachen Schiffe mit den zwei Kreuzflügeln, einem Vorgebäude und einem Chor-Umbau, der ſich, rund, an die zwei niedrigeren Seitenſchiffe anſchließt, und zwei Thürmen. Entſtellt, gefälſcht wird dieſer Bau durch Anbauten der verſchiedenſten Art, durch Capellen und Vorhallen, aus dem 14., 15., 17., 18. und 19. Jahrhundert. Reſtaurationen jeglicher Art, die durch Feuersbrünſte und andere Unglücksfälle nothwendig und jedesmal im Geſchmacke der Zeit bewerkſtelligt wurden, haben noch zur Maskirung der urſprünglichen Einfachheit, die ſich manchmal, wie z. B. im Chore, zur Erhabenheit ſteigert, das Ihrige beigetragen.

Allein wir wollen ja vor Allem die Königsgruft ſehen. Da ſteht uns in gewiſſer Beziehung eine Enttäuſchung bevor. Wir erwarteten große Gruftgewölbe, die einen Geſammt-Eindruck machen, wie z. B. St. Denis, oder die ſchönſte aller Grüfte, die wir je geſehen, die der Großmeiſter zu Malta — und ſiehe da, die Leichen der Könige und Königinnen ſind durch das ganze, weitläufige Gebäude ausgeſtreut, vereinzelt und liegen meiſt in ſo hellen Räumen, daß Dunkelheit und Atmoſphäre, wie wir ſie zur Stimmung in Grüften wünſchen und brauchen, gänzlich abgehen. Wo iſt der Mönch, oder wenigſtens der ernſte Sacriſtan mit der Fackel in der Hand, die bei der Wanderung einzelne Flämmchen auf den feuchten Boden fallen läßt? Der helle, grelle Tag mit mittägiger Juniſonne hat ſein Amt übernommen.

Die Könige liegen in einzelnen Särgen oder Mauſoleen im Chor oder in den Capellen, die rings um die Kirche laufen und durch hohe, breite Fenſter beleuchtet ſind. Für den Verluſt wird man dadurch entſchädigt, daß man die Monumente, unter dieſen einzelne herrliche, gut betrachten kann. Aber es iſt wie in einem Muſeum.

Im Chor des Hochaltars erheben ſich vier gewaltige, weiße Marmor-Monumente, die auf den erſten Blick einen großen Eindruck machen, bei näherer Betrachtung aber ſehr verlieren und ſich als Producte einer verfallenden Kunſt offenbaren. Die Monumente Chriſtian's V. und ſeiner Gemahlin Charlotte Amalie mit den Medaillen-Portraits, mit den Schlachten-Basreliefs und den allegoriſchen Perſonen der Gerechtigkeit, des Ueberfluſſes, der Wohlthätigkeit, Selbſterkenntniß ꝛc. ꝛc. haben noch manches Gute, beſonders was die Arbeit betrifft; aber die Monumente Friedrich's IV. und der Königin Chriſtine (Tochter Guſtav Adolf's) ſind wahre Modelle des Ungeſchmacks, wie ſie nur das ſiebenzehnte Jahrhundert, die Perrücke, die ausſchweifende Richtung Bernini's in der Sculptur hervorbringen konnten. Herzlich bedauert man den ſchönen, koſtbaren Marmor.

Aber wir ſollen entſchädigt werden. Eilen wir über zahlloſe Gräber von Biſchöfen, Kanzlern, Admiralen, Prinzen in eine der rechten Seitencapellen. Sogleich beim Eintritte leuchtet uns ein weißes Marmor Monument entgegen, das uns augenblicklich mit der wohlthätigen Ruhe eines Kunſtwerkes anmuthet. In der That iſt es von Wiedevelt, dem Vorläufer Thorwaldſen's. Auf dem Sarge erhebt ſich eine Säule mit dem Portrait Friedrich's V.; am Fuße des Sarges ſtehen die traurigen Geſtalten Dänemarks und Norwegens. Die Anmuth und Tiefe dieſes Werkes wird doppelt klar, wenn man ſich nach rechts wendet und des engliſchen Bildhauers Stanley Monument der Königin Louiſe betrachtet. Seine Basreliefs ſind überfein, durchſichtig, übertrieben wie gewiſſe engliſche Taſchenbuch-Kupferſtiche. — Noch ein zweites Monument von Wiedevelt iſt da (Chriſtian VI.), das dem erſten ebenbürtig iſt und ſich eben ſo durch ſeine Basreliefs wie durch die Statuen trauernder Weiber als Werk eines wahrhaft großen Meiſters documentirt. Es iſt unbegreiflich, daß Wiedevelt ſo wenig bekannt geworden und daß er in Dänemark ſo arg zu Grunde gegangen.

Aber die Perle dieſer ganzen Sammlung, ein wahrhaft großartiges Kunſtwerk, das ſeines Gleichen ſucht und ſchwer finden wird, das den höchſt talentvollen Wiedevelt weit übertrifft, iſt das von dem Antwerpener Cornelius Floris herrührende Monument Chriſtian's III. Es ſteht in der ſchönen gothiſchen Capelle der heiligen drei Könige und iſt ganz aus Marmor, der etwas gelblich anläuft. Der König liegt da in ſeiner ganzen Rüſtung; Helm, Schwert und Handſchuhe liegen neben ihm. Vier Trabanten umſtehen, auf Schilde geſtützt, wachend den ruhenden König. Eine Decke wird von vier Säulen getragen; auf dieſer Decke kniet wieder der König vor einem Kreuze; hier umſtehen ihn trauernde Genien, welche die Fackel ſenken. Jeder einzelne Theil dieſes harmonievollen Ganzen iſt an ſich ein Kunſtwerk. Der knieende König, der ruhende, die Trabanten — man nehme jede dieſer Geſtalten für ſich, und man hat ein Meiſterwerk voll Kraft, Leben, Größe und wahrhaft erhabener Anmuth. Einen der Trabanten ſoll Thorwaldſen lange ſinnend betrachtet und endlich erklärt haben, daß er ihn für eines der vollendetſten Werke der Sculptur halte und daß er ſo was zu ſchaffen nicht fähig ſei.

Chriſtian IV., der treffliche Architekt mit ſeinem künſtleriſchen Sinne, hat die Schönheit dieſes Werkes bald erkannt, denn er wollte es in dem Monumente, das er ſeinem Vater Friedrich II. errichtete, reproduciren oder wenigſtens nachahmen laſſen. Aber der Künſtler war weniger künſtleriſch als der Beſteller. Er ahmte wohl die Compoſition im Allgemeinen nach, wollte aber Cornelius Floris übertreffen, glaubte dies mit Hülfe der Maſſe thun zu können, vergrößerte, übertrieb Alles, verrückte die Verhältniſſe und brachte etwas Plumpes zu Stande, das nur da iſt, um Floris noch höher in unſerer Achtung zu ſtellen. Das Intereſſanteſte an dieſem Monumente Friedrich's II. iſt uns dieſes Königs Wahlſpruch. Er lautet: „Meine Hoffnung zu Gott allein, treu iſt Wildpret." Wildpret hieß ſein Hund. Alſo auf Erden vertraute er nur ſeinem Hunde.

Raſch weiter, wieder an unzähligen Gräbern und Portraits vorbei, in die Capelle unſeres Lieblings Chriſtian IV. Sie iſt eine der größten, aber eben weil man dieſen großen König ſeiner würdig ehren und ſeine Grabſtätte prachtvoll ausſchmücken wollte, iſt man damit nicht fertig geworden, und hat der größte König Dänemarks in Roeſkilde eigentlich kein Monument. Er, der mit Friedrichsborg fertig geworden, hätte dieſe Capelle in Einem Jahre fertig gemacht. Jetzt ſieht es darin aus wie in einer Werkſtatt. Die beiden Wandflächen, welche große hiſtoriſche Fresken, Chriſtian IV. als Richter und als Sieger in der Seeſchlacht bei Femern darſtellend aufnehmen ſollen, ſtarren uns als öde, mörtelüberworfene Felder an. Nur die Höhe der Capelle iſt ausgeſchmückt, und zwar ſehr ſchön al fresco von dem ſehr talentvollen Eddelien (wenn ich nicht irre, einem Deutſchen), der aber im Jahre 1852 geſtorben. Zwiſchen den Fenſtern ſteht die Bronze-Statue Chriſtian's IV. von Thorwaldſen auf einem proviſoriſchen hölzernen Sockel. Freilich reicht dieſe Statue allein ſchon hin, ein würdiges Monument Chriſtian's abzugeben; ſie iſt eine der liebenswürdigſten und charakteriſtiſchſten von Thorwaldſen; aber man ſähe ſie doch gern in entſprechender Umgebung.

Neben all den prächtigen Königs-Monumenten ſei noch ein einfacher Stein genannt, weil er einen Mann bedeckt, der uns ſo viel werth iſt, wie viele däniſche und andere Könige zuſammengenommen. Es iſt der Grabſtein des Saxo Grammaticus. Er iſt ein Fackelträger in den dunkelſten Gängen alter Zeiten, während ſo viele Könige nur Lichtauslöſcher in klarſten Zeiten ſind. Er verdient unſere Verehrung mitten unter all den Königen, ja, er iſt uns lieber, als die meiſten derſelben, wie uns Gregorius von Tours, wenn er in St. Denis begraben wäre, auch in vieler Beziehung lieber wäre, als alle die Könige, deren Thaten er beſchrieben, und als die meiſten ihrer Nachfolger.

Mit einem überladenen Bahnzuge fuhr ich nach Kopenhagen zurück; auf allen Stationen drängte ſich das Volk in Schaaren heran, um an den Sonntags-Vergnügungen der Hauptſtadt ſein Theil zu haben. Ich ſaß neben einem däniſchen Gentleman, der mich für einen

Franzoſen hielt, weil ich ihn bat, mir däniſche Geldſorten in Franken zu erklären, und der mit mir Franzöſiſch ſprach. Er politiſirte im franzöſiſchen Sinne. Was glauben Sie, fragte er, wird Preußen an dieſem Kriege gegen Frankreich Theil nehmen? — Ich bezweifle es, antwortete ich, Preußen rüſtet ſich wohl nur, um bei der Vermittelung kräftig und nachdrücklich ein entſcheidendes Wort ausſprechen zu können. — Täuſchen Sie Sich nicht, ſagte der Däne, Sie haben keine Idee, wie dieſe Deutſchen an einander hängen, wie die Kletten!

Ich hüte mich, zu widerſprechen, doch erfreut, daß es auf der weiten Erde eine einzige menſchliche Seele gäbe, die da glaubt, daß die Deutſchen an einander hängen wie die Kletten. Dieſer Däne iſt eine der größten Merkwürdigkeiten, die ich in Dänemark gefunden. Der deutſche Bund, wenn er noch exiſtirt, ſollte ihn aufſuchen laſſen — er wird, als ein ſo abſonderliches Individuum, nicht ſchwer zu finden ſein — ſollte ihn auf Bundeskoſten nähren, kleiden, prächtig leben und, wenn er ſtirbt, einbalſamiren und im Thurn- und Taxis'ſchen Hauſe aufſtellen laſſen.

Da ich, nach Dieſem, dem Leſer unmöglich etwas Merkwürdigeres mittheilen kann, ſchließe ich hier meine Briefe aus Dänemark.

Alſo die Deutſchen hängen an einander wie Kletten!
Nun ſag' mir Eins, man ſoll nicht Wunder glauben!

Leipzig,
Druck von Giesecke & Devrient.

Erzählungen meiner Freunde

und

Novellen.

Von

Moritz Hartmann.

Frankfurt a. M.

Verlag von Meidinger Sohn u. Comp.

1860.

BIBLIOTHECA
[illegible]
[illegible]

Inhalt.

Seite

Erzählungen meiner Freunde:

I. Der Tanzmeiſter 3
II. Fritz! Fritz! 44
III. Zwei ſchlafloſe Nächte 91
IV. Wirkung in die Ferne 121
V. Warten 157
VI. Eine deutſche Löwin in Paris 176

Novellen:

Die Glocke 191
Die alte Jungfer 257

Erzählungen meiner Freunde.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MÜNCHEN

I.

Der Tanzmeiſter.

D. Johannes erzählt:

Die kleine deutſch-ſchweizeriſche Geſellſchaft, die wir in Smyrna bildeten, beſtand, vom Zufall zuſammengeſetzt, wie ſie war, aus den verſchiedenartigſten Elementen: aus Künſtlern, Kaufleuten, zweckloſen Luſtreiſenden, dienenden und ausgedienten Offizieren. Wir verſammelten uns allabendlich in dem großen Saale eines alten Gaſthauſes, das ein Franzoſe hielt und in dem eine malteſiſche und eine marſeiller Zeitung zu finden waren. Durch dieſe Zeitungen erhielten wir oft Nachricht über Ereigniſſe, die in unſerer Nähe, in Konſtantinopel, im Epirus, im Libanon vorgefallen. Bei einer düſter brennenden und übel duftenden Lampe — ſie war eben nur von unreinem levantiniſchem Oele genährt — verzehrten wir unſer Nachteſſen und ſaßen dann oft bis ſpät nach Mitternacht beim Glaſe Tenedos oder Bruſſa, zwei Weinen, die ſo edel ſein könnten und Krätzer ſind.

Unſere Reden hallten in dem weiten, hölzernen, nackten, unmöblirten Saale wider und verloren ſich unheimlich in den dunkeln Winkeln. Wie unerquicklich es auch da ausſah, um die Lampe herum ging es ganz gemüthlich her. Wir lebten in größter Eintracht, denn nach dem täglichen Umgange mit dummen Türken, betrügeriſchen Griechen und kriechenden Armeniern freute man ſich, in Geſellſchaft von Landsleuten zu ſein und ſich gehen laſſen zu können. Es hatte auch Jeder etwas erlebt und es hatte Jeder etwas zu erzählen. — Eines Abends kam die Rede auf das Duell, und da war es wie immer; die Furchtſamſten und die nie ein Duell gehabt hatten, intereſſirten ſich am meiſten für den Gegenſtand und ſchürten das Geſpräch, wenn es erlöſchen wollte, immer wieder auf's Neue an. Manche von uns hatten auf dieſem Felde Erfahrungen gemacht, und es wurde viel erzählt und, wie bei dieſen Gelegenheiten üblich, auch viel für und gegen das Duell theoretiſirt. Die ſich geſchlagen hatten, ſprachen ſich meiſt gegen dieſen Unſinn aus; die Furchtſamen und Unerfahrenen vertheidigten die alte Sitte mit großem Feuer und großer Entrüſtung gegen alle, die ſie angreifen wollten, auch gegen diejenigen, die eben dieſer Sitte ſchon Opfer gebracht hatten. Natürlich kam auch der Fall aufs Tapet, in dem man ſich nicht ſchlagen könne, und ſprach man bei dieſer Gelegenheit über nicht ſatiſfactionsfähige Individuen und Stände, und ich hatte den unglückſeligen Einfall, als Beleg zu meiner Theorie von ſatisfactionsfähigen Menſchen ein Abenteuer aus Leipzig mitzutheilen. Ich erzähle wie folgt:

Im Jahre 184* kam ich nach Leipzig. Ich ſollte dort gewiſſe Angelegenheiten meiner Familie ins Reine bringen; da mir dieſe indeß nur wenige Zeit im Tage wegnahmen, aber doch der Art waren, daß ſie mich wenigſtens ein Jahr lang in dieſer Stadt zurückhalten konnten, ſo ließ ich mich inſcribiren und machte mich, obwohl ich eben erſt die Univerſität einer andern Stadt verlaſſen hatte, aufs Neue zum Studenten. Ich konnte noch Vieles lernen; mein wiſſenſchaftlicher Magen war nicht überladen, denn ich kam von einer öſterreichiſchen Univerſität. In der damaligen Zeit graſſirte unter den leipziger Studenten und den vielen daſelbſt verweilenden jungen Schriftſtellern eine wahre Duellirwuth. Ich ſah ein, daß ich mich dieſer Wuth nicht lange würde entziehen können, und principiell gegen das Duell geſtimmt, wünſchte ich mit jugendlicher Logik ein oder zwei eclatante Duelle herbei, um dann die andern, nachdem ich Proben meines Muthes abgelegt, mit Anſtand von mir weiſen zu können. Die Gelegenheit, meine Tapferkeit treu zu bewahren, ſollte, wie es ſchien, nicht lange auf ſich warten laſſen.

Auf einem Geſellſchaftsballe im Hotel de Pologne hatte ich mich aufs zweiundzwanzigjährigſte verliebt, aber ſeit jenem Balle durch Wochen die Geliebte meines Herzens, die eine Fremde war, nicht zu Geſichte bekommen.

Auch konnte ich nie recht erfahren, wer ſie geweſen und fand ſie in keiner der vielen Geſellſchaften, die ich, immer nur nach ihr ſuchend, durcheilte. Eines Abends befand ich mich auf dem großen Maskenballe, der zum Vortheil der Armen auf dem Stadt-Theater gegeben wurde. Eine kleine Marquiſe in Pompadour-Tracht ging an mir vorüber; ich erkannte ſie an ihren kleinen Füßen und an der Anmuth ihrer Bewegungen; ſie war es. Ich war überglücklich. Daß ich ſie auf den erſten Blick unter der Maske erkannt hatte, war mir ein Beweis, daß ſie für mich geſchaffen war, daß ich ſie mit dem Herzen ſah ꝛc. ꝛc. Auch ſie war der zufälligen Zuſammenkunft froh; ſie verhehlte es nicht, und ich war wie berauſcht, als ſie an meinem Arme daherging, um ſich mit mir in die Reihe der Tänzer zu ſtürzen. Ich konnte es nicht erwarten, ſie mit beiden Armen zu umſchlingen, mich mit ihr in einem berauſchenden Walzer zu drehen. Aber auf dem Tanzboden, der auf der Bühne war, angekommen, mußten wir uns hinter die wartenden Tänzer ſtellen und harren, bis die Reihe an uns kommen würde. Die Ordnung wurde von angeſehenen Bürgern der Stadt als Commiſſaren und von Studenten, die als Pierots und Harlekins verkleidet waren, aufrecht erhalten. Aber meine kleine Valeria ſtrampelte vor Ungeduld mit den kleinen Füßchen; das konnte ich nicht mit anſehen, ich umſchlang ihre Taille und warf mich gegen Ordnung und Geſetz in den Tanz. Ein Harlekin ſtürzte uns nach, umfaßte mich mit beiden Armen und ſchob mich aus dem Kreiſe. Meine kleine Marquiſe war darüber ſehr verdrießlich und ſagte: Tanzen wir doch weiter! Das war mir Befehl. Wieder tanzten wir, wieder war der Harlekin da. Aber dieſes Mal fügte ich mich nicht ſo leicht; ich mußte Valerien zeigen, daß ihr Wille mächtiger war, als alle Geſetze. Als mich der Harlekin zum zweiten Male packte, kochte alles Blut in mir auf; ich faßte ihn ſeinerſeits, ſchob ihn mit einem Rucke und einem: Dummer Junge! bei Seite und tanzte zur größten Freude meiner Dame unbehelligt weiter. — Kaum hatten wir ausgetanzt, als einer der Commiſſare, ein mir befreundeter Bürgersſohn, ſich mir näherte und mir in Gegenwart der Dame ſagte: Sie haben einen der Harlekins beleidigt; Sie werden eine unangenehme Geſchichte haben. — Mein Gott! rief Valerie, Sie werden Sich ſchlagen müſſen? — Ein Tanz mit ihnen iſt es werth! antwortete ich. — Valerie war in Folge deſſen voll Zärtlichkeit für mich, und ich ſchwelgte in Glück und Liebe. Durch volle drei Stunden wich ich nicht von ihrer Seite. Endlich ging ſie und ich ſaß glücklich und träumend auf einer der Bänke, beim Klange der Muſik alle ſchönen Minuten dieſer Nacht und alles mögliche Glück in Gedanken durchlebend. — Da ſtand plötzlich ein kleiner dicker Mann in ſchwarzem Frack und weißer Cravate, mit rundem, ſehr weichmüthigem Geſichte vor mir und verneigte ſich ſo lange, bis ich aus meinen Träumen erwachte und ihn bemerkte. — Herr

Doctor! — fing er mit ſchmeichelndem, faſt unterthänigem Tone an, Herr Doctor, verehrter Herr Doctor, ich habe ſo viel Schönes und Gutes von Ihnen gehört, ich hatte von jeher auch unbekannter Weiſe ſo viel Reſpect und Hochachtung für Sie, daß es mir ſehr leid thut, Ihre verehrte Bekanntſchaft auf ſo unangenehme Weiſe gemacht zu haben … es thut mir wirklich herzlich leid.“ — Ich kannte den Mann nicht und glaubte nach ſeiner Haltung und ſeinen Worten, daß er ſich für irgend eine mir angethane Verletzung, die ich nicht kannte, entſchuldigen wollte. — Ich verſtehe Sie nicht — antwortete ich — mit wem habe ich die Ehre? Ich bin, anwortete der höfliche Mann — ich bin derſelbe, den Sie vorhin ſo hart angefahren haben; ich habe Sie gewiß nicht beleidigen wollen, ich habe nur meine Pflicht gethan und die Ordnung aufrecht erhalten. — Ich verſtehe Sie noch immer nicht. — Ich bin — fuhr der Mann im ſchwarzen Fracke fort, der Harlekin von vorhin. — Wie! — war der Harlekin nicht ein Student? man ſagte mir, daß die Harlekins und Pierots Studenten waren? — Ganz richtig, beſtätigte jener — alle anderen waren Studenten; aber ich war auch als Harlekin verkleidet, da ich vor Allen den Tanz zu überwachen hatte, denn ich bin der Tanzmeiſter L . . . und eigens dazu angeſtellt. Sie ſehen ein, lieber Herr Doctor, daß ich nur meine Pflicht gethan habe, und werden gewiß das beleidigende Wort zurücknehmen. — Ich wußte nicht, ſollte ich über das

Qui pro quo auflachen, oder ſollte ich mich ſchämen, den guten, inoffenſiven Mann, der ſo traurig und flehentlichſt vor mir ſtand, beleidigt zu haben. — Gewiß, lieber Herr L . . ., rief ich, indem ich ihm die Hand bot, nehme ich die beleidigenden Worte gern zurück. Verzeihen Sie mir! — Der Mann drückte mir die Hand mit großer Dankbarkeit und ging ſehr froh von mir. Eben ſo froh war ich, die Sache auf dieſe Weiſe abgemacht zu haben, denn wie wäre ich mir, wie wäre ich Valerien vorgekommen, wenn ich mich mit einem Tanzmeiſter geſchlagen hätte! — Ein Tanzmeiſter iſt eigentlich wie ein Weib; man ſchlägt ſich nicht mit einem Tanzmeiſter.

Der größte Theil der Geſellſchaft gab mir Recht. Aber der Capitän von Rechberg, der mir gegenüber ſaß, ſprang vom Stuhle auf, lehnte ſich zu mir über den Tiſch herüber und rief mit aufgeregter Stimme: Warum ſollte man ſich mit einem Tanzmeiſter nicht ſchlagen? Das ſehe ich nicht ein! Ein Tanzmeiſter kann ein ſehr ehrenwerther Mann ſein, und wen ich der Ehre meiner Beleidigung würdige, den muß ich auch der Ehre eines Duelles mit mir würdigen. — Warum nicht? — Der Tanz iſt eine Kunſt, wie eine andere Kunſt; der Tanzmeiſter iſt ein Künſtler. Die Griechen haben den Tanz ſehr hoch geſtellt. Ich möchte den ſehen, der ſich nicht mit einem Künſtler ſchlagen wollte. Weil der Tanzmeiſter für Geld tanzt? In unſerer modernen Geſellſchaft thut man Alles fürs Geld, für den Stand, für die Stellung, für die Nahrung von Weib und Kind. und man iſt darum nicht entehrt. Welche ariſtokratiſche Ideen! Doch was ſage ich ariſtokratiſch? Ein echter Ariſtokrat wird ſich mit jedem ſchlagen, den er einer Beleidigung für werth hält.

Der Capitän brachte alle dieſe Sätze ordnungslos und raſch hervor. Seine Stimme zitterte vor Aufregung. Es entſpann ſich eine Discuſſion, und ſeine Aufregung wuchs mit jedem Einwurfe, mit jedem Widerſpruche. Er verließ den Tiſch und ging in der Stube, immer ſprechend, manchmal ſchreiend, auf und ab. Die anderen Mitglieder der Geſellſchaft ſahen einander erſtaunt an und ſtaunten noch mehr, als er, der immer der Ariſtokrat unter uns geweſen, im Laufe der Discuſſion Anſichten von der Gleichheit aller Stände ausſprach, die zu den radicalſten gehörten. Seine Lippen wurden blaß und zitterten, und während er ſeinen langen, blonden Schnurrbart mit der einen Hand aufs heftigſte ſtrich, focht die andere in der Luft, als ob er einen Degen führte. Ich war von dieſem Eifer für verkannte, unter dem Vorurtheil leidende Stände faſt beſchämt, um ſo mehr beſchämt, da der Capitän als Militär, als Träger eines alten Namens und als Officier, der ſich bereits in mehreren Feldzügen als tapferer Mann ausgezeichnet hatte, in Folge aller dieſer Eigenſchaften competenter, liberaler und jedenfalls Recht zu haben ſchien. Ich war für ihn verletzt, als ein kleiner Commis über ſeinen Eifer für den leipziger Tanzmeiſter auflachte, und es that mir weh, als er darauf hin ſeine Mütze nahm und nach einem kurzen Gruße, offenbar ſehr verſtimmt, das Zimmer verließ.

Man ſchüttelte den Kopf und war unzufrieden: man fürchtete, den Capitän gekränkt zu haben. Er war in der Geſellſchaft ſehr beliebt, denn er war ein guter Kamerad, ein vortrefflicher Erzähler und das belebende Princip des ganzen Kreiſes. Schon ſeine äußere Erſcheinung nahm für ihn ein. Gedrungen und fein gebaut, glaubte man beim erſten Anblick an Kraft und Elaſticität zugleich, und jede Bewegung fügte noch den Glauben an wahrhaftige und männliche Anmuth hinzu. Mit ſeinem unverhältnißmäßig kleinen Füßchen trat er ſehr ſicher, beinahe lärmend auf; aus ſeinem breiten Bruſtkaſten kam eine kräftige Stimme hervor, welcher der kleine Mund etwas Weibliches gab. Weiblich war auch die helle Farbe des Geſichtes, die durch das beinahe röthliche Haar motivirt, jedoch durch den ganzen Ausdruck, beſonders aber durch eine lange Narbe auf der breiten Stirn Lügen geſtraft wurde. Seinem Anzuge ſah man es an, daß er nicht im Ueberfluſſe lebte, doch erſchien er immer als ein Gentleman. Was aber vorzugsweiſe für ihn gewann, war die Ruhe und Würde, mit der er widerwärtige Schickſale und manchmal Mangel ertrug. Wir wußten nur von ihm, daß er, nachdem er ſich in Schleswig Holſtein geſchlagen, nach Indien gegangen, dort der engliſchen Compagnie bei Regulirung des Ganges Dienſte geleiſtet und daß er jetzt bei Ausbruch des Krieges nach der Türkei gekommen und ſich um eine Anſtellung in der Armee bemühte — eine Bemühung, die bis zur Stunde keine Früchte getragen. Seit er in unſere Geſellſchaft gekommen, kannten wir Indien ſo gut, wie irgend ein anderes Land: denn Capitän von Rechberg erzählte ſo anſchaulich, mit ſo viel Geiſt und Lebhaftigkeit, daß es eine Freude war, ihm zuzuhören, und daß er ſich mit ſeinem Talente unſer aller Dankbarkeit und Freundſchaft erworben hatte. Mir perſönlich war er noch werther als den Anderen, denn mich intereſſirten ſeine Mittheilungen tiefer und von anderem Standpuncte aus als dem der bloßen Neugierde; auch waren wir Zwei die gebildetſten Menſchen dieſer zufällig zuſammengewürfelten Geſellſchaft von Landsleuten und beide mehr oder weniger unbeſchäftigt. Ganze Stunden und Tage trennten wir uns nicht von einander. Wir fuhren auf dem Kahn über den herrlichen Golf von Smyrna bis hinein in das romantiſche weiße Schloß, das den engen Eingang bewacht, oder wir wandelten unter den Palmen am ſüdlichen Ufer auf und ab, angeweht von der lieblichen Briſe, die ſich an den heißeſten Tagen gegen vier Uhr Nachmittags auf dem Golfe erhebt und die erſchlafften Lebensgeiſter wieder belebt. In Capitän Rechberg's Geſellſchaft fürchtete ich auch von Zeit zu Zeit einen Ausflug in die Berge nicht, obwohl ſie damals durch den berühmten Maulthiertreiber und ſeine Räuberbande unſicher gemacht wurden; über die Ruinen des genueſiſchen Caſtelles drangen wir oft bis an den römiſchen Viaduct und in das Thal Homer's vor, um dort auf der durch die Tradition mit Recht oder Unrecht geheiligten Stelle mit lauter Stimme einen oder zwei Geſänge des ewigſten Gedichtes zu leſen. So hatte ſich zwiſchen uns beiden bald eine Intimität gebildet, die es mir jetzt peinlicher machte, als allen Anderen, daß der Capitän ſo aufgeregt und offenbar in unangenehmer Stimmung gegen die Geſellſchaft, in unangenehmſter wohl gegen mich, der ich die Discuſſion durch meine Erzählung hervorgerufen, den Saal verlaſſen hatte.

Ueber den Vorfall nachdenkend — denn es ſchien mir, als ob der Capitän nicht ohne Grund die Sache ſo perſönlich genommen — ſaß ich noch ſpät und allein vor meiner Flaſche und mit dem Tſchibuk im Munde da und beſchloß, nächſten Morgen um Aufklärung zu bitten. Eben wollte ich mich erheben und mich auf meine Stube im ſelben Hauſe zurückziehen, als die Thür aufging und der Capitän wieder eintrat. Er verlangte eine Flaſche Tenedoswein und ſetzte ſich wieder mir gegenüber. Ehe der Wirth die Flaſche brachte, ſaß er ſchweigend da, den Kopf in beide Hände geſtützt. Man hörte durch das offene Fenſter nur das häßliche Aechzen der Kameele, die an der Wand vor dem Wirthshauſe angebunden waren und lagerten, und das melodiſchere kleine Branden der Wellen des Golfes an den Balken der zerbrochenen Landungsbrücken. — Nachdem der Wirth die Flaſche gebracht, verlangte der Capitän noch ein Nargileh. Als auch dieſes auf dem Tiſche ſtand, ging der Capitän an die Fenſter, ſchloß eines nach dem andern, ſah ſich in der dunklen Stube um und ſetzte ſich, nachdem er ſich überzeugt, daß wir allein waren, wieder an den Tiſch, leerte ein Glas und that einen tiefen Zug aus dem Nargileh. Dann neigte er ſich zu mir hinüber und lächelte. Aber es war ein Lächeln, das die Franzoſen ſo bezeichnend un rire jaune nennen, ein gelbes Lächeln.

Alſo, lieber Freund, ſagte er ſo lächelnd, Sie würden Sich mit einem Tanzmeiſter nicht ſchlagen wollen?

Laſſen wir das, lieber Rechberg. Das Geſpräch hat Sie vorhin zu ſehr verſtimmt; warum wieder darauf zurückkommen? Sprechen wir nicht mehr davon.

Im Gegentheil, ſprechen wir davon! Wir müſſen darüber ſprechen, ich bin deßhalb zurückgekommen. Es liegt mir nichts an der Meinung der Anderen, aber mit Ihnen will ich mich auseinanderſetzen. Es handelt ſich um Grundſätze der Ehre; was hat unſer einer Beſſeres als die Ehre? Der Gegenſtand iſt wichtig, und keine Auseinanderſetzung über einen ſolchen Gegenſtand kann überflüſſig ſein. Ich muß mit Ihnen ſprechen.

Nun, wenn es Ihnen eine ſolche Herzensangelegenheit iſt, ſo ſprechen Sie! — Aber Rechberg ſprach nicht, er legte wieder den Kopf in die Hand und zeichnete gedankenlos mit dem Finger der anderen allerlei barocke Figuren mit Hülfe des vergoſſenen Weines auf den Tiſch. Endlich ſah er auf und ſagte: Ich habe nicht nur theoretiſch mit Ihnen zu discutiren, ich muß Ihnen auch allerlei anvertrauen und erzählen.

Gut, ſagte ich, wenn Ihnen das ein Bedürfniß iſt, machen Sie mich zu Ihrem Vertrauten und erzählen Sie; Sie erzählen ſo gut. Ich ſtelle Ihnen mit Vergnügen dieſe ganze Nacht zur Verfügung.

Aber — ſagte wieder Rechberg und unterbrach ſich, indem er einen tiefen Schluck aus dem Glaſe that — aber — aber wenn ich Ihnen erzählt habe, müſſen wir uns ſchlagen, und zwar gleich dieſen nächſten Morgen.

Dann erzählen Sie nicht! rief ich — ſchweigen Sie, verſtummen Sie, ich will nichts hören, ich habe nicht die geringſte Luſt, mich mit Ihnen zu ſchlagen. Es wäre mir eben ſo unangenehm, mich um meine einzige Geſellſchaft in Smyrna ſelbſt zu berauben, als von Ihnen über den Haufen geſchoſſen zu werden.

Rechberg ſah mich mit Augen voll Freundſchaft und Wohlwollen an. — Thun Sie mir den Gefallen — ſagte er dann bittend — hören Sie mich an; es liegt mir daran, daß Sie wiſſen, mit wem Sie umgeben, und daß Sie nach meiner Erzählung urtheilen. Sie leiſten mir einen wahren Freundſchaftsdienſt.

Zum Teufel, ſchrie ich ungeduldig, ich will Ihnen keinen Freundſchaftsdienſt leiſten, wenn ich mich dafür ſchlagen muß. Wenn Sie dieſe Bedingung wegnehmen, dann will ich hören.

Das kann ich nicht, erwiederte der Capitän, das ſteht feſt in mir, wie der heiligſte Grundſatz, daß derjenige, der das, was ich Ihnen erzählen will, von mir weiß, ſich mit mir ſchlagen müſſe.

Alſo ſchweigen Sie, ich will nichts wiſſen! rief ich mit faſt gebieteriſchem Tone.

In der That ſchwieg er und ſah vor ſich hin. Mit Unruhe aber bemerkte ich, daß er ein Glas nach dem andern hinunter ſtürzte und mit Eifer an ſeinem Nargileh zog, daß das Waſſer im Gefäß murrte und aufkochte und Blaſen und Strudel bildete, — ein Abbild der Vorgänge in ſeinem eigenen Herzen. Ich ſtand auf und reichte ihm die Hand zum Abſchiede; er nahm ſie aber nur um mich auf meinen Sitz zurück zu zwingen.

Hören Sie, nur zwei Worte, ſagte er.

Zwei Worte, dachte ich, können nicht ſo gefährlich ſein; ſie können die tödtliche Erzählung nicht enthalten; hören wir ihm zu, es ſcheint ihm ſo viel daran zu liegen. Vielleicht wälzt er mit dieſen zwei Worten eine ſchwere Laſt von ſeinem Herzen; ich muß ſie hören, das bin ich ihm ſchuldig.

Der Capitän ſtand auf und ſchritt einige Male in dem weiten Saale auf und nieder! zwei oder drei Mal blieb er in einem dunklen Winkel ſtehen, als ob er mir den Kampf verbergen wollte, den er in ſich auskämpfte. Plötzlich hielt er vor mir und ſagte mit feſter Stimme:

Ich bin ein Tanzmeiſter!

Ich war wie vom Blitz getroffen und hatte doch nur das kleine Gefühl allergewöhnlichſter Verlegenheit. Ich ſah vor mich hin und hatte nicht den Muth, ihn anzublicken, oder auch nur eine Sylbe zu ſagen. Mit jedem Worte fürchtete ich, ihn zu beleidigen, eben ſo mit jeder Miene, mit einer erſchrockenen ſowohl als mit einer gleichgültigen oder heiteren.

Gut, ſagte ich endlich, was liegt weiter daran! Mit dem einen Worte haben Sie mich bekehrt, gute Nacht!

Nein, ſtammelte der Capitän, ſetzen Sie Sich. Sie haben nun die Hauptſache gehört; das Uebrige iſt Nebenſache. Jetzt müſſen Sie meine Geſchichte hören, da Sie die Pointe kennen, ſonſt bin ich Ihnen gegenüber in einer ſchlimmeren Lage als vorhin.

Ich ſetzte mich reſignirt wieder hin, mit dem Gedanken, daß ihn die Erzählung beruhigen und daß am Ende aus dem Duelle doch nichts werde. Capitän v. Rechberg ſetzte ſich mir gegenüber, trank noch einmal und begann ſofort mit feſter Stimme:

Ich bin der Sohn eines alten, aber verarmten adeligen Hauſes im Würtembergiſchen; um mich mit meiner Armuth in größeren Verhältniſſen unbemerkt zu verlieren, nahm ich Dienſte in Oeſterreich und ſetzte es durch, daß man mich in ein kleines Neſt in Ungarn garniſonirte, wo ich halb und halb von meiner Gage leben konnte. Auf den Schlöſſern der Umgegend erfuhr ich viel Freundlichkeit und gewann bald Land und Leute ſehr lieb. Als die Revolution ausbrach, war mir zu Muthe, als ob ich mich gegen meine eigenen Landsleute ſchlagen ſollte und zugleich gegen meine eigene Partei; denn ich betrachtete die magyariſche Revolution, und ſchwerlich mit Unrecht, als eine ariſtokratiſche. Aber die Ehre gebot mir, in den Reihen zu bleiben, in denen ich im Frieden gedient hatte; es wurde mir Gelegenheit gegeben, mich auszuzeichnen, und ich benutzte ſie, als ein wahrer Soldat, der in Detail nicht immer an das Princip denkt. Mit dem Ende der Revolution war die Zeit gekommen, da ich den Lohn meiner Dienſte, das iſt Beförderung, heimtragen ſollte. Aber ich verſchmähte den Lohn für Thaten, bei denen mein Herz nicht betheiligt war, ich ſehnte mich im Gegentheil nach einer Gelegenheit, meine innere Schuld zu ſühnen. Ich verließ Oeſterreich mit dem Titel Capitän und ging nach Schleswig-Holſtein, um das Glück, für eine Sache des Vaterlandes gekämpft zu haben, auch einmal zu koſten. Sie wiſſen, wie es mit Schleswig-Holſtein geendet hat. Arm und bar aller Hülfsmittel ging ich nach England, um irgend eine neue Carriere zu beginnen. Ich gab Lectionen. Einer meiner Schüler munterte mich auf, nach Indien zu gehen, wo man Ingenieurs brauchte, bei den hydrographiſchen Arbeiten und der Regulirung des Ganges. Man machte mir Ausſicht auf glänzendes Gehalt und verſprach mir goldene Berge. Goldene Berge thaten mir im höchſten Grade noth. Meine gute Mutter, deren einzige Stütze und Hoffnung ich war, hatte den letzten Reſt ihres Vermögens hergegeben, um mich während meines Aufenthaltes in Oeſterreich zu unterſtützen. Ich hatte dieſe Unterſtützung angenommen, hoffend, daß ich um die Zeit, da ihr Vermögen auf die Neige ginge, einen genug hohen Grad einnehmen werde, um ihre Opfer ihr heimzahlen zu können. Damit war es nun nichts, da ich ganz dienſtlos daſtand, und mit Schauer ſah ich die Zeit heranrücken, da meine arme Mutter dem Mangel, einem entbehrungsvollen, unglücklichen Alter hingegeben ſein würde. Ich überſtürzte meine Reiſe nach Indien und brachte nicht alle jene koſtbaren Empfehlungen mit, die ich mir hätte verſchaffen und die mir hätten ſehr nützlich ſein können. In Kalkutta angekommen, fand ich alle Stellen, auf die ich gehofft hatte, beſetzt. Niemand intereſſirte ſich für mich, und ich war nicht der Mann, mir die Theilnahme einflußreicher Menſchen durch Zudringlichkeit oder Schmeichelei zu erzwingen. Das furchtbar theure Leben in Indien hatte meine kleine Baarſchaft bald aufgezehrt; von der Geſellſchaft war ich ausgeſchloſſen, weil ich nicht, wie jeder Gentlemann in Indien, eine Dienerſchaft von zehn oder fünfzehn Eingeborenen bezahlen konnte. Es war bald ſo weit gekommen, daß ich mich von den Früchten der Bäume vor der

Stadt nährte. Wenn ich da hinausging, um meine tägliche Nahrung zu holen, war es mir, als ob mich die Affen und Papageien auf den Bäumen verhöhnten. In dieſer ſchrecklichen Zeit der Noth, die ich nur überlebte, weil ich das Leben als eine Pflicht gegen meine Mutter ertrug, kamen von ihr Briefe voll unterdrückter Klagen. Zwiſchen den Zeilen las ich eine lange Geſchichte ihrer Entbehrungen. Ich war zu Allem bereit; ich hätte mit den Sudras arbeiten und die niedrigſten Geſchäfte verrichten mögen: da erfuhr ich, daß man für eine Art von Cadettenſchule, die in Kalkutta beſteht, einen Tanzlehrer ſuche und deßhalb nach Europa ſchreiben wolle. Mein Entſchluß war gefaßt; ich berechnete, daß ich mit der Hälfte des Gehaltes leben könnte, daß die andere Hälfte meiner Mutter in Würtemberg eine nicht nur ſorgenfreie, eine beinahe glänzende Exiſtenz ſichern würde. Was kümmerten mich alle Vorurtheile? Und war ich nicht in einer fremden Welt? Und Sie wiſſen, daß man ſich in fremden Verhältniſſen, abgelöſ't von unſerer ganzen Vergangenheit, leichter zu Dingen entſchließt, die uns zu Hauſe und in der gewohnten Umgebung eine Unmöglichkeit ſcheinen würden. Zudem war das Inſtitut ein militäriſches; ich konnte mir mit der Sophiſtik des Unglückes und des inneren Widerſtreites einreden, daß ich eigentlich in der Carriere bleibe. Habe ich nicht dumme Bauernjungens gehen gelehrt? — warum ſollte ich junge Gentlemen nicht tanzen lehren? — Ich ſtellte mich dem

Major, dem Vorſteher des Inſtituts, vor und wurde angenommen, trotzdem ich ihm nicht, wie er es gern gewünſcht hätte, eine Probe vortanzte. — Als ich des Abends im Tanzſaale des Inſtitutes erſchienen war, waren nicht nur die jungen Cadetten da, ſondern auch ihre Müttern und Schweſtern, Frauen und Töchter der Civil- und Militär-Beamten der Königin und der Compagnie. Alles wollte mit tanzen und tanzte auch mit; ſo war es immer geweſen, und es verſtand ſich von ſelbſt, daß es auch fürder ſo ſein ſollte. — Erlaſſen Sie es mir, Ihnen zu beſchreiben, wie mir zu Muthe geweſen iſt, als ich mich hinſtellen und den Jungens und den Damen die pas vormachen mußte. Als ich auf den Schlöſſern Ungarns mit den liebenswürdigen Magyarinnen tanzte, hätte ich es nicht geglaubt, daß der Tanz, den ich ſo ſehr liebte, mich dereinſt ſo tief unglücklich machen, ſo demüthigen, ſo in meinem Innerſten zu Grunde richten würde. — Natürlich war ich von dieſem Augenblicke an als ein professional man und als Tanzmeiſter von der Geſellſchaft ganz und gar ausgeſchloſſen. Niemand ging mit mir um, als ein guter Deutſcher, ein Kaufmann, der mein Unglück ſah und mich bedauerte. Der gute Landsmann arbeitete, ohne mein Wiſſen, daran, mein Leben zu verbeſſern, während ich mich dumpf und ſtumpf darein ergab. Er beſorgte die Geſchäfte eines hohen Beamten, des Lord B. … und wußte dieſen für mich zu intereſſiren und ihn glauben zu machen, daß es ſeine Pflicht ſei, einen Adeligen und Offizier aus ſo demüthigender Stellung zu befreien. Nachdem ich an ſechs Monate als Tanzmeiſter fungirt, brachte mir mein Freund plötzlich einen Brief, mit deſſen Hülfe ich in Bombay bei den hydrographiſchen Arbeiten angeſtellt werden ſollte. — Ich kündigte meinen Dienſt und reiſ'te mit dem nächſten Dampfſchiffe nach dieſer Stadt, wo mich in der That ein freier Platz ſchon erwartete. Es war mir, als wäre ich von den Todten auferſtanden. Die Luft der Geſellſchaft ſchien mir wie die Himmelsluft nach jahrelanger Einkerkerung. Man wußte nichts von meiner kalkuttaer Vergangenheit, man kannte nur meinen adeligen und militäriſchen Titel und behandelte mich darnach. Doch blieb ich nicht lange in Bombay. Unſere Arbeiten führten uns fern von aller europäiſchen Geſellſchaft die Küſten entlang und hier und da meilenweit in die Mündung eines Fluſſes hinein, in durch und durch indiſche Gegenden. Nach mehreren Monaten gewiſſerhafter Anſtrengung, bekamen wir Urlaub, um die heißeſte Jahreszeit in einer kühleren Gegend zubringen zu können. Wir gingen nach Agra, in deſſen Nähe ſich während der Sommermonate die ganze Geſellſchaft der Umgegend in luftigen Häuſern, im Schatten der Berge verſammelt. Wir lebten dort aufs angenehmſte. Jede Nacht war Reunion; man plauderte, ſang, muſicirte, tanzte, und the german gentleman war ſehr beliebt und ſpielte eine Rolle, wie ehemals an den Ufern der Theiß. Man unternahm nichts ohne mich; ich war überall geladen; in allen Dingen des Geſchmackes verließ man ſich auf mich; ich war oberſter Richter. Die Damen zeichneten mich aus; die Männer erwieſen mir Achtung, denn ich war ihnen als ein tapferer Officier und als ſehr nützliches Mitglied der hydrographiſchen Expedition gerühmt worden. Auch hatte der Prinz Waldemar von Preußen in dieſen Ländern ein ſo ſchönes Andenken zurückgelaſſen, daß es jedem Deutſchen zu Gute kam. Mein Tanzmeiſterleben erſchien mir wie ein Traum, manchmal glaubte ich nicht mehr an dieſen böſen Traum. Ich ſollte daran glauben.

Capitän von Rechberg ſchwieg und athmete tief auf. Dann wiſchte er ſich den Schweiß ab, der plötzlich auf ſeiner Stirn erſchien, ſetzte das Glas an die Lippen, leerte es mit einem Zuge und verſuchte, ob das Nargileh noch rauchte. Es war aber erloſchen. Er warf das Rohr von ſich und ſah mich gedankenlos an. Ich forderte ihn nicht auf, fortzufahren, doch begann er nach einem langen Seufzer aufs Neue.

Eines Nachts war die Geſellſchaft wieder in dem eigens zu dieſem Zwecke aus Bambusrohr erbauten Saale zu einem Balle verſammelt. Es war heute ſchöner als ſonſt, denn man feierte das Feſt der Lady C..., einer ältlichen, aber ſehr beliebten und einflußreichen Dame, der Jeder den Hof zu machen ſuchte und die mich unter ihre beſondere Protection genommen. Die Damen glänzten in ihren reizendſten, wie leichteſten Toiletten; mehrere zu dem Feſte zugelaſſene Parſi-Gentlemen und Ladies und einige penſionirte Königsſöhne erfüllten den Saal mit dem Glanze ihrer Diamanten. Die Nacht war ziemlich kühl und die Lebensgeiſter erfriſcht; an den breiten Eingängen ſtanden Hindus und zogen die Vorhänge auf und zu, um im Saale eine angenehmere Luft-Bewegung hervorzubringen. Ich hatte eben deutſche Lieder geſungen und das Lob meines muſikaliſchen Vaterlandes und mein eigenes mit Genugthuung hingenommen. Man ſollte tanzen, und ich ſtand bereits neben einer jungen Dame, die mir vor allen anderen gefiel und ſprach mit ihr über deutſche Muſik und Poeſie. Da trat ein junger Officier der Compagnie in den Saal. Ich erkannte ihn augenblicklich: es war der Lieutenant Mr. Hirsley, Sohn eines londoner Alderman und mein ehemaliger Schüler in Kalkutta. Wie er durch den Saal ging, war es mir, als ob mein Schickſal auf mich losginge. Um die gefeierte Dame des Abends zu begrüßen, mußte er an mir vorüberkommen. Ich hatte einen Augenblick die Idee, den Kopf abzuwenden, um nicht von ihm erkannt zu werden, aber etwas in mir war ſtärker, als dieſer mein Wille, und herausfordernd ſtarrte ich ihm entgegen. Sein Blick fiel auf mich, und mit einem durch die Naſe geſprochenen „Ah, jetzt hier?“ und mit einer verächtlich grüßenden Hand-Bewegung ging er, ohne irgend eine Erwiederung von meiner Seite zu erwarten, an mir vorüber. Meine junge Dame ſah mich fragend und verdutzt an; ich erwiederte ihren fragenden Blick mit einem blödſinnigen Lächeln. Es wurde ihr unheimlich in meiner Nähe, und mit der Verſicherung, daß ſie ſogleich wieder kommen wolle, ſtahl ſie ſich von mir fort zu ihrer Mutter. Ich ſtand ſtarr auf demſelben Flecke. Die Tanzmuſik begann und weckte mich. Ich raffte mich auf, ſah mich nach meiner Dame um, und da ich ſie nicht neben mir fand, ging ich ſtrammen Schrittes auf ſie zu und holte ſie zum Tanze ab. Ich faßte ſie mit Gewalt und tanzte in einer Art von Wuth, ohne Mr. Hirsley aus den Augen zu verlieren. Da bemerkte ich, wie er ſein Gläschen vors Auge ſteckte und mich anſah und ſich dann mit einer Geberde der Verwunderung an die gefeierte Dame des Abends wandte. Nachdem ihm dieſe einige Worte erwiedert, lachte er laut auf und ſchien ihr Aufklärungen zu geben. Sie ſchlug die Hände zuſammen und wandte ſich zu der Dame, die neben ihr ſaß, und bald ging, wie ein Lauffeuer, ein Ziſcheln durch den ganzen Saal, längs den Stühlen und Sophas, auf denen rings umher die Mütter und gardes des dames ſaßen. — Ich tanzte, als wollte ich niemals enden, aber meine Dame ſank endlich kraftlos auf einen Stuhl. Sofort ziſchelte ihr eine Nachbarin etwas ins Ohr. Sie erblaßte, ſah mich mit einem Blicke des Vorwurfes an und entſchuldigte ſich mit ihrer Erſchöpfung, als ich wieder zu tanzen anfangen wollte. Als die

Muſik verhallte, lief ſie, ohne meinen Arm anzunehmen, zu ihrer Mutter zurück.

Während der Pauſe ging ich in dem Saale wie ein Ausgeſtoßener umher. Doch war es mir unmöglich, fortzugehen; es ſchien mir, als müßte ich dieſe ganze dumme Geſellſchaft herausfordern, oder, wenn meine Berührung verunreinigte, wie die Berührung eines Sudra, ſie verunreinigen. Kaum begann die Muſik aufs Neue, als ich mich einer ſehr ariſtokratiſchen Dame näherte und ſie zum Tanze aufforderte. Sie entſchuldigte ſich und ſah bei Seite. Ich weiß nicht, was mich trieb, die Demüthigung bis auf die Neige auszutrinken; vielleicht die Luſt an der Rache, welche die Ueberzeugung von ihrer Aller Beſchränktheit gewährte. Ich ging von einer zur anderen und holte mir Korb nach Korb, manchmal auch einen Blick voll verachtender Hoheit. Dann erſt ging ich ſtolz und lächelnd durch den Saal und nach Hauſe.

Mit Morgenanbruch, der nicht fern war, nahm ich meinen Degen und meine Piſtolen und begab mich zu einem der Officiere der hydrographiſchen Expedition, der mir während der ganzen Zeit viel Freundſchaft erwieſen hatte. Ich erſuchte ihn, mir zu folgen, da ich ſeiner in einer Ehrenſache bedürfe. Er hüſtelte zwar ein wenig verlegen, folgte mir aber doch. Wir gingen in das Haus Mr. Hirsley's, den wir auf ſeinem Divan ausgeſtreckt fanden.

Mr. Hirsley, ſagte ich ruhig, ich komme, um Ihnen zu beweiſen, daß ich ein eben ſo guter Officier und vielleicht ein beſſerer Gentleman bin, als Sie. Wir werden uns ſchlagen.

Oh — gähnte er — ſchlagen? Ein Gentleman ſchlägt ſich nicht mit einem Tanzmeiſter!

Ich faßte ihn am Arm und riß ihn vom Divan auf: Sie müſſen!

Nein, rief er mit dem Fuße ſtampfend — ich werde Sie hinauswerfen laſſen.

Er hatte kaum ausgeſprochen, als eine Ohrfeige auf ſeiner Wange brannte. Wüthend ſtürzte er in das zweite Gelaß und kam mit bloßem Degen zurück und drang auf mich ein. Indeſſen hatte ich inſtinctmäßig meine Waffe gezogen und wollte mich vertheidigen und den Kampf zu einem regelmäßigen machen. Aber mein Gegner drang auf mich ein, ohne meinen Degen zu beachten, und rannte wüthend in die Spitze, daß ſie ihm tief in die Bruſt eindrang. Eine halbe Secunde nachdem er aus dem zweiten Zimmer herausgekommen war, lag er in den letzten Zügen vor meinen Füßen. Auf das Geſchrei, das die Diener erhoben, kamen die Officiere herbei, die in der Nachbarſchaft wohnten. Nach den Vorfällen der Nacht und nach wenigen Worten meines Zeugen begriffen ſie ſchnell den ganzen Hergang. Sie beriethen ſich unter einander und beſchloſſen, die Sache ſo günſtig für mich, als möglich abzumachen. Ein alter Major näherte ſich mir und ſagte: Fliehen Sie!

unſere Geſetze ſind ſtrenger als die des Continents. Wir wollen Sie retten, weil Sie unglücklich und halb und halb unſchuldig ſind. Eilen Sie nach Kalkutta und verlaſſen Sie Indien; wir werden Sie nach einer andern Richtung verfolgen laſſen, und der Rapport wird erſt nach Ihrer Abreiſe in Kalkutta ankommen.

Die Offiziere thaten noch ihr Möglichſtes, um meine Reiſe nach Kalkutta zu erleichtern und zu beſchleunigen. Dort angekommen, erfuhr ich von den Vorgängen in Europa und beſchloß, dem Padiſchah meine Dienſte anzubieten. Die türkiſche Armee, ſagte ich mir, iſt nicht ſo wähleriſch; ſie macht Barbiere zu Generalen, ſie wird einen Tanzmeiſter nicht verſchmähen! und ich ſchiffte mich auf dem erſten Schiffe der Overland mail ein.

Glauben Sie, daß ich den Tod jenes jungen Mannes bedauerte? — Nein, ich geſtehe es Ihnen offen, ich habe es nicht gethan. Ich fühlte mich im Kriege mit der ganzen Geſellſchaft, mit jedem, der mich nicht als vollwichtigen ehrenhaften Mann gelten laſſen will, weil ich einmal Tanzmeiſter geweſen. Mein ganzes Weſen geht immer geharniſcht und gewaffnet einher, bereit, ſich zu vertheidigen und anzugreifen — zu vernichten. Weit entfernt, durch den blutigen Ausgang jenes erſten Conflictes abgeſchreckt zu ſein, hat er mich vielmehr in dem Vorſatze beſtärkt, nur in einem bewaffneten Frieden, wenn nicht im beſtändigen Kriege zu leben. Es war mir, als konnte ich mich von jenem Tanzmeiſter nur dadurch entfernen, nur dadurch zwiſchen mich und ihn einen weiten, trennenden Raum ſchieben, daß ich ſeinetwegen Thaten begehe, enorme, blutige Thaten, die mit einer Tanzmeiſter-Natur nichts gemein haben. Dieſe Gefühle, dieſe Anſichten ſind in mir zu Grundſätzen geworden, und ich müßte mich verachten, wenn ich ſie verletzte.

Doch ich muß Ihnen weiter erzählen, wie ich in dieſen Grundſätzen beſtärkt worden.

Auf unſerm Schiffe befand ſich eines der reizendſten Geſchöpfe, das mir je vor Augen gekommen. Miß Adda wurde krankheitshalber in ein beſſeres Klima, nach Kairo, geſchickt. Sie reiſ'te in Geſellſchaft einer reſpectablen älteren Dame und zahlreicher Dienerſchaft. Vor ihren Landsleuten, die auf demſelben Schiffe reiſ'ten, darunter viele Offiziere, die nach der Türkei beordert waren, zeichnete ſie ſich durch eine überaus edle Bildung des Geiſtes aus und durch eine ſtolze Zurückhaltung, die viel ſchöner und wohlthuender war, als der gewöhnliche bekannte, meiſt zurückſtoßende Stolz der Engländerinnen. Sie hatte das ganze Bewußtſein ihres Werthes und vermied den Umgang mit den Offizieren, die ſich manches Mal einer zu ſehr ausgelaſſenen Vergnügungsſucht und ihren aus den Einſamkeiten Indiens mitgebrachten, nichts weniger als geſellſchaftlichen Gewohnheiten hingaben. Sie war übrigens ihres Stolzes wegen ſchon in Kalkutta bekannt und bei den Offizieren, die dort die eigentliche

Geſellſchaft ausmachen, wenig beliebt. Man hatte erwartet, ſie auf dem Schiffe, in der Freiheit des Reiſelebens, zugänglicher zu finden, und mancher junge Officier mag darauf ſtille Hoffnungen gebaut haben. In ihre Geſellſchaft zugelaſſen zu werden, wäre ſchon ein Triumph geweſen; vielleicht hätte ſich daraus noch ein weiterer Sieg entwickelt. Miß Adda war bei allen Vorzügen noch außerordentlich reich, und unter den Officieren mögen manche geheime Heiraths-Candidaten geweſen ſein. Als man ſich getäuſcht ſah, war man noch erbitterter gegen ſie, und es ſchien mir, als ob ſich eine ſtumme Verſchwörung um ſie bildete. Ich konnte den Inhalt dieſer Verſchwörung nicht ergründen, und doch ſpielte ich darin eine Hauptrolle. Ich war das Werkzeug, das ſie ſich zur Rache an Miß Adda auserwählt. Gegen mich war Miß Adda von Anfang an freundlich geweſen; in wenigen Tagen bildete ſich zwiſchen uns ein intimes Verhältniß. Wir waren beinahe den ganzen Tag beiſammen; in der Nacht ſpazierten wir Arm in Arm auf dem Verdeck umher; als wir in Aden anhielten und landeten, durfte ich ſie durch die Stadt begleiten und ihren Ritter machen. Die Officiere mußten nothwendiger Weiſe eiferſüchtig ſein, doch ließen ſie dieſes weder mich, noch Miß Adda fühlen; im Gegentheil ſchien es mir manches Mal, als ob ſie unſer Verhältniß begünſtigten, indem ſie unſer Zuſammenſein, zum Beiſpiel durch Einräumung eines Platzes neben ihr bei

Tiſche oder auf dem Verdeck, erleichterten. So oft ich mich näherte, wichen alle Anderen zurück und ließen mich allein mit ihr, beſonders in der Nacht auf dem Verdeck. Ich glaubte, es ſtecke hinter dieſem Benehmen nur die Abſicht, Miß Adda fühlen zu laſſen, daß ſie meine Bevorzugung und ihre Zurückſetzung mit Gleichgültigkeit hinnahmen. So glaubte auch Miß Adda. Indeſſen hatten wir bald keine Aufmerkſamkeit für alles das; denn wir waren glücklich. Miß Adda ſprach mir manches Mal mit Sehnſucht von den Ufern des Rheins, wo eine ihrer Verwandten, die Wittwe eines indiſch-engliſchen Generals, wohnte, die ihr aus Bonn oft über die Herrlichkeiten dieſes Stromes ſchrieb. In ſolchen Aeußerungen glaubte ich hoffnungsreiche Anſpielungen zu erkennen, und ich träumte von einem unendlichen Glücke im ſchönſten Rahmen, von einem ruhevollen, liebeſeligen Aufenthalte in einem der reizendſten Flecken Rolandseck, Mehlem, Godesberg. An Adda's Seite ſtand ich auf dem Apollinarisberge, vor dem Rolandsbogen, auf Nonnenwerth, auf Drachenfels —

„which I should see
With double joy wert thou with me.“

Nach dieſer Byron'ſchen Citation hielt Capitän Redberg wieder inne. Er fühlte, daß ſeine Stimme ihm verſagen würde; denn ſchon zitterte ſie vor Aufregung und Rührung, und er unterbrach ſich lieber freiwillig, indem er die Stirn an den Rand des Tiſches legte.

Er ſah ganz gebrochen und vernichtet aus, der arme Capitän. Als er den Kopf wieder erhob; hätte man glauben können, daß er einige geheime Thränen habe unter den Tiſch fallen laſſen: doch ſagte er mit feſter Stimme: Verzeihen ſie, lieber Doctor, die Unterbrechung. Ich ſpreche von einem letzten Lächeln der Hoffnung, des Glückes und von einer Wunde, die noch blutet. Ich will raſch auf das Ende losgehen. Von Suez aus reiſ'te ich mit Miß Adda nach Kairo; auf dieſem höchſt unbequemen Wege war ihr meine Ritterſchaft nothwendiger, als auf der ganzen Seereiſe. Als wir in Kairo ankamen, fanden wir das Hotel Oriental ſchon zur Hälfte beſetzt von einem großen Theile der Officiere, unſerer Reiſegefährten. Es ging im Hotel, wie es auf dem Schiffe gegangen war, nur daß ich noch ungeſtörter bei Adda und daß wir beide einſamer waren. Ich machte kleine Ausflüge mit ihr durch die Stadt, in die Moſcheen, in die Umgegend. Unſere Intimität wuchs von Tag zu Tage, mit dieſer mein Glück. Es ſchien mir, daß ich der Erfüllung aller Hoffnungen und Wünſche nahe ſtand. Mit dieſem Gefühle ging ich eines Morgens zu ihr, um ſie verabredeter Maßen zu einem Spazierritte abzuholen: ſchon warteten die Araber mit ihren Pferden vor dem Hauſe. Ich fand Adda's Thür verſchloſſen. Eine böſe Ahnung durchzuckte mich wie mit hundert Meſſerſtichen: ich fühlte, wie ich erblaßte. Ich klopfte mit Gewalt an die verſchloſſene Thür. Sie öffnete ſich, und heraus trat zitternd und verlegen Miſtreß Thaulley, die Begleiterin Adda's.

Miß kann Sie nicht empfangen, Capitän! ſagte ſie leiſe und furchtſam.

Warum nicht? fragte ich mit tonloſer Stimme.

Anſtatt zu antworten, fragte ſie hingegen: Iſt es wahr, was die Officiere heute Morgen Miß Adda geſagt haben?

Was? fragte ich.

Daß Sie — daß Sie in Kalkutta Tanz-Unterricht gegeben?

Ich antwortete nicht — ich ſah ſie nur an.

Sie ſehen ein, begann ſie darauf wieder, ohne fortzufahren. Ich nickte mit dem Kopfe, und ſie verſchwand in der Stube. Ich ſtand an den Pfoſten gelehnt und wundere mich, daß ich nicht zuſammenbrach. Eine Bewegung im Corridor weckte mich; ich ſah mich um und erblickte am äußerſten Ende einen jungen Officier, der mich belauſchte. Wie ein Blitz that ſich mir mit einem Male das Verſtändniß des ganzen Vorganges, die ganze Verſchwörung auf. Die Officiere kannten mich von Anfang an; ſie wollten, daß ſich Miß Adda mit mir compromittire; ſie wollten, daß unſer Verhältniß ein inniges werde, um ſich dann, durch Enthüllung meiner Vergangenheit, an der ſtolzen reichen Erbin für ihre Zurückſetzung deſto empfindlicher rächen zu können.

Mit einem Sprunge war ich an der Seite des jungen

Officiers und packte ihn an der Schulter. Aber wie ich den beinahe knabenhaften Lieutenant vor mir ſtehen ſah, ſchien er mir meiner Rache unwürdig; auch fühlte ich eine unbeſtimmte Furcht, daß er mir, wie jener Officier in Agra, die Genugthuung verweigern könnte. Ich ließ ihn ſtehen und lief in die Stube des Capitäns Laſſy, der mir immer als der Würdigſte und Humanſte der ganzen Geſellſchaft erſchienen war. Ich ſetzte bei ihm weniger Vorurtheil voraus, und er dünkte mir das würdigſte Opfer; ich wollte dem beſten aus dem Kreiſe meiner Widerſacher vernichten; ich fühlte mich wieder ganz und gar in dem Kriegszuſtande, den ich in den letzten drei Wochen über meinem Glücke vergeſſen hatte. Um es kurz zu erzählen: ich hatte mich in Capitän Laſſy nicht getäuſcht. Wir ſchlugen uns noch an demſelben Tage in der großen Allee von Bulak. Capitän Laſſy ritt daſſelbe Pferd, welches für Adda bereit ſtand. Ich zerſchmetterte ihm den rechten Arm, und er wurde ohnmächtig ins Hotel zurückgetragen. Am nämlichen Abend verließ ich Kairo; der Abſchied von meinem Glücke war genommen, von Adda nahm ich keinen. In Alexandria ſchiffte ich mich auf einem Lloyd Dampfer ein und kam ſo hierher nach Smyrna. Ich weiß nichts von Adda und weiß auch nicht, ob Capitan Laſſy ſeine ſehr gefährliche Wunde überlebt hat. Und nun, lieber Doctor, gute Nacht, oder vielmehr guten Morgen. Es iſt drei Uhr. Gehen Sie zu Bette und ſchlafen Sie, ſo viel Sie können. Ich muß fort; denn ich habe noch Vieles zu beſorgen.

So ſprechend erhob ſich Capitän v. Rechberg und verließ das Zimmer, ehe ich noch Ein Wort erwiedert hatte. Den Kopf voll von ſeinen Erzählungen, ging ich auf meine Stube, warf mich angekleidet auf den Divan und verfiel in einen dumpfen, unruhigen, unerquicklichen Schlaf.

Nach ungefähr drei Stunden weckte mich der Smyrniote, der mich bediente, indem er mich ſchüttelte und mir die griechiſch-türkiſchen Worte: Graphia, Tſchelebi, Graphia! — ein Brief, Herr, ein Brief! — zurief. Ich gähnte ihn an, nahm ihm mechaniſch den Brief aus der Hand und ſtarrte lange gedankenlos auf die Adreſſe. Mein Kopf war ſo ſchwer, und drinnen im Gehirn war es mir ſo unbehaglich, als wäre es mit ſcharfkantigen Steinen und Steinchen angefüllt. Es war ſo was wie Katzenjammer, zu dem die Erzählungen und Aufregungen des Capitäns mehr beigetragen hatten, als der genoſſene Wein. Es bedurfte eines förmlichen Entſchluſſes, bis ich das Siegel erbrach, und eines weiteren Entſchluſſes, bis ich zu leſen anfing, und einer wahrhaften Anſtrengung, bis ich mit den geleſenen Worten Begriffe verband. Nach und nach verſtand ich erſt, daß ich Zeilen vor mir hatte, über deren Inhalt ich ſtaunen und erſchrecken durfte. Ehe ich es wußte, war ich vom

Divan aufgeſprungen und las nun mit vollkommenem Bewußtſein folgende Worte:

„Lieber Doctor! Es iſt Alles geordnet. Ein Officier der deutſchen Fregatte, die im Hafen liegt, Graf Mark, wird mein Zeuge ſein; für Sie habe ich den Chemiker, den guten Lichtenberg, gebeten. Er wird Sie Schlag Sieben mit einem Pferde vor Ihrem Hauſe erwarten. Graf Mark bringt den Schiffs-Arzt mit. Für die Piſtolen ſorge ich. Wir finden uns um acht Uhr im Thale Homer's. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß ich den Zeugen über die Urſache unſeres Duelles nichts geſagt habe. Ihr aufrichtig ergebener

v. Rechberg."

Er iſt verrückt! er iſt lächerlich! ſchrie ich auf, nachdem ich den Brief geleſen, und lief aufgeregt in der Stube auf und ab. Ich ſchlage mich nicht mit ihm! Wie kann es ihm einfallen, ſich mit mir ſchlagen zu wollen, nachdem er mich ſo in ſein Vertrauen gezogen, nachdem er wiſſen muß, wie ich jetzt über die Sache und über ihn denke? Er kann in ſeinem homeriſchen Thale lange warten, bis ich hinkomme, mich von ihm todtſchießen zu laſſen! — Nach dieſem Monolog warf ich mich wieder auf den Divan und redete mir ein, daß ich die ganze Geſchichte nicht berückſichtigen wolle. Aber es ließ mich nicht ruhen; ich ſtand wieder auf und ſchrieb zwei Zeilen, in denen ich den Capitän bat, mir eine Beſprechung zu gönnen und zu mir herüberzukommen oder mich zu Hauſe zu erwarten. Mein Smyrniote wurde ſofort mit der Botſchaft abgeſchickt: ich machte mich an meine Toilette und goß mir Ströme kalten Waſſers über den Kopf, um die Nebel der Nacht zu zerſtreuen. Nach ungefähr einer Viertelſtunde kam mein Bote zurück und brachte ein Billet, das ſo lautete:

„Die verlangte Beſprechung kann ich Ihnen nicht gewähren, da ich ſehr beſchäftigt bin, auch in einer Minute, verabredeter Maßen, auf die Fregatte muß, um den Officier abzuholen; — ſie wäre übrigens, nachdem die Zeugen gewählt ſind, gegen alle Regel. Ich weiß ja, was Sie mir ſagen können und wollen. Sie wollen mir Ihre Achtung ausdrücken, an der ich keinen Augenblick zweifle; Sie wollen mir ſagen, wie ſchmerzlich es Ihnen iſt, eine Piſtole auf mich abzudrücken. Mein Gott, wem ſagen Sie das? Weiß ich nicht, wie ſchmerzlich es mir iſt, mich Ihnen entgegenzuſtellen? Aber ich muß! Sie wiſſen, ich muß! und mit Ihnen mehr, als mit jedem Anderen; denn Sie haben es laut und deutlich und vor einer ganzen Geſellſchaft ausgeſprochen, daß Sie ſich mit einem Tanzmeiſter nicht ſchlagen. Ich muß den thatſächlichen Beweis haben, daß dem nicht mehr ſo iſt.
Ergebenſt R.“

Ich fluchte, ich lachte, ich ſchimpfte und machte mich zu dem Ritte bereit. Es war die tollſte, dümmſte, unlogiſchſte Geſchichte, die mir noch vorgekommen. Einen Moment lang hoffte ich, daß ich die Sache noch auf dem

Kampfplatze beilegen werde; aber je länger ich darüber nachdachte, deſto mehr ſchwand dieſe Hoffnung. Der Capitän erſchien mir plötzlich in einem ganz anderen Lichte; er war überreizt, krank, er hatte eine Manie, er war eigentlich der Verrücktheit nahe. Es war offenbar zu einer fixen Idee in ihm geworden, daß er ſich mit Jedem ſchlagen müſſe, der etwas gegen ihn oder überhaupt gegen einen Tanzmeiſter ſage, und es war ihm eine Erleichterung, ſich zu ſchlagen. Die Zeugen konnte ich in ſeine Verrücktheit nicht einweihen, — was war zu thun? Ich mußte auf irgend eine glückliche Wendung hoffen, vielleicht auf eine Rührung des Capitäns, der mir unmöglich ſo kaltblütig und principiell eine Kugel ins Herz jagen konnte, und zugleich mich in die Sache ergeben und ſie ihren Gang gehen laſſen.

Schlag 7 Uhr hielt Lichtenberg, mir und dem Capitän der Liebſte unter den Landsleuten, ein beſcheidener Gelehrter von den ſanfteſten Formen, mit zwei geſattelten Pferden vor meinem Hauſe. Ich ſchwang mich in den Sattel und wir ritten ſofort dem Armenier-Viertel zu.

Was für eine ſonderbare Geſchichte iſt das? fragte Lichtenberg.

Eine höchſt dumme Geſchichte, erwiederte ich, über die ich aber nicht nähere Auskunft geben darf.

Ich frage auch nicht aus Neugierde, fuhr Lichtenberg fort, ſondern aus Theilnahme. Der Capitän, als er heute Morgens zu mir kam, machte mir einen ſo höchſt eigenthümlichen Eindruck, daß ich nicht klug daraus wurde. Ich ſagte mir im erſten Momente, er ſehe aus wie ein Menſch, der am Vorabende eines Nervenfiebers oder einer Gehirnentzündung ſtehe, bis ich erfuhr, daß es ſich um ein Duell handle.

Schweigend ritten wir weiter den Berg hinauf, zum genueſiſchen Schloſſe. Hinter uns that ſich der Golf mit all ſeiner Wunderpracht auf; links, auf der breiten Straße, die ſich aus den Bergen dem Golfe zuſchlängelt, zogen kleine Karawanen von Kameelen und Eſeln mit Lebensmitteln der Stadt zu; die Glocken am Halſe der Thiere läuteten melodiſch in die reine, goldene Morgenluft hinein. Vor uns lagen die ſchönen grünen Berge, die wie geheimnißvolle, aber einladende Vorhänge vor den Myſterien der alten Aſia anzuſehen ſind. Der alte Aquaduct, den man ſchon von fern ſieht, trägt den Gedanken aus der unerquicklichen türkiſchen Welt in die alte, in der wir uns ſo heimiſch fühlen, und bereitet wohlthätig die Stimmung vor für das Thal Homer's.

Am Eingange in dieſes tiefe, ſtille Thal, deſſen Oſtſeite noch von Schatten bedeckt war, trafen wir mit dem Capitän, dem Grafen Mark und dem Schiffschirurgen zuſammen. Ich hatte ſchon aus der Ferne bemerkt, daß Capitän Rechberg langſam ritt, um mit ſeinen Begleitern nicht vor uns auf dem Kampfplatze zu ſein; nun wir vereinigt und kurz vorgeſtellt waren, ließ er ſein Pferd raſcher traben und hielt auf der beſchatteten Seite der Thalſohle. Wir ſprangen von den Pferden, und die Secundanten beſprachen ſich. Ich wollte indeſſen auf den Capitän losgehen und mit ihm ſprechen, aber er bemerkte es, drehte mir den Rücken zu und entfernte ſich noch um einige Schritte mehr von mir.

Hol's der Teufel! murmelte ich und ging auf meinen Platz zurück und betrachtete den mir gänzlich unbekannten Grafen Mark. Er war ein ungefähr achtundzwanzigjähriger blonder, fürchterlich ſteifer Mann mit lang gezogenem, verdrießlichem Geſichte. Es ſchien mir, als nehme er nur mit Widerwillen an dem ganzen Vorgange Theil. Wie er auf mich zukam, um mir die Piſtolen anzubieten, ging er wie auf Nadeln; ſeine Bewegungen, wie er ſich vor mir verneigte und die Arme ausſtreckte, waren eckig. Ich nahm die eine Piſtole, und er trug die andere mit derſelben Steifheit dem Capitän zu. Dann ſtellten ſich beide Zeugen auf die Seite. Der Graf murmelte verdrießlich: Jetzt, meine Herren, thun Sie nach Gutdünken: die ganze Geſchichte iſt ſo unregelmäßig und ſo ganz gegen alle Ordnung eingeleitet und überſtürzt, daß der erfahrenſte Edelmann nicht wüßte, wie ſich hier zu benehmen. — Aber wir ſtanden beide in Poſition und Keiner rührte ſich.

Schießen Sie, Capitän! rief ich endlich. — Sie haben den erſten Schuß, Sie ſind der Beleidigte!

Ich der Beleidigte? rief der Capitän zurück, während eine tiefe Röthe ſein Geſicht überflog. — Ich bin nicht im Geringſten beleidigt. Sie ſind der Geforderte, Sie haben den erſten Schuß.

Auf dieſe Worte trat der Graf Mark wieder vor und ſtellte ſich zwiſchen uns. — Meine Herren, ſagte er mit einer beinahe verletzenden Verdrießlichkeit, was ſoll das alles bedeuten? Es iſt gegen alle Regel, daß die Zeugen die Urſachen eines Duelles nicht kennen ſollen. Ich habe dieſe Regel auf die Bitte des Capitäns einen Augenblick lang vergeſſen wollen, aber Ihre Worte, die auf dem Kampfplatze ebenfalls gegen alle Regel und Geſetze der Ehre ſind, erinnern mich wieder daran. Wie ſollen die Zeugen entſcheiden, wenn ſie nicht wiſſen, um was es ſich handelt? Ich fordere Sie auf, meine Herren, mich die Urſachen Ihres Duelles kennen zu lehren.

Herr Graf, ſagte ich, das iſt unſer Geheimniß.

Wenn Sie nicht ſprechen, ſagte der Graf darauf mit einem ſpöttiſchen Achſelzucken, muß ich vorausſetzen, daß Sie Sich der Mittheilung ſchämen und daß es meiner unwürdig iſt, hier den Zeugen zu ſpielen. Ich werde mich zurückziehen.

Der Graf ſchien in der That geneigt, ſich wieder ſeinem Pferde zu nähern, und winkte ſchon dem Schiffsarzte. Der Capitän beobachtete ihn mit glühenden Augen, war blaß und zitterte an allen Gliedern. Ich erſchrack bei ſeinem Anblick; er ſchien mir ſeit geſtern um zehn Jahre gealtert. Sein Blick hing ſtarr und doch irre am

Grafen, und er ſchien einen heftigen inneren Kampf durchzumachen. Endlich riß er ſich von dem Platze, auf dem er wie eingewurzelt ſtand, und trat mit wenigen heftigen Schritten auf den Grafen zu, den er am Arm faßte.

Ich will es Ihnen ſagen, ſtammelte er in höchſter Aufregung — dieſer Herr ſoll mir beweiſen, daß er ſich mit einem Tanzmeiſter ſchlagen könne.

Tanzmeiſter? fragte der Graf erſtaunt., wer iſt hier Tanzmeiſter?

Ich, Herr Graf, ich bin ein Tanzmeiſter! ſchrie der Capitän, indem er ſich mit beiden Fäuſten auf die Bruſt ſchlug und dem Grafen herausfordernd unter das Geſicht ſah, ſo nahe, daß dieſer den Kopf zurückzog.

Tanzmeiſter? wiederholte der Graf gedehnt und fügte dann durch die Naſe ſprechend hinzu: Graf von Mark iſt nicht der Zeuge eines Tanzmeiſters.

Der Graf wandte ſich um zu gehen, warf aber noch eine nvornehmen Blick auf den Capitän zurück. Mr. Hirsley! rief dieſer, bei Gott, er ſieht aus, wie Mr. Hirsley! Er war außer ſich. Ich warf die Piſtole hin und faßte den Arzt am Arme, um ihn zum Capitän zu ziehen, es war mir, als wäre hier ärztliche Hülfe am Platze.

Bleiben Sie, ſchrie indeſſen der Capitän dem Grafen zu, oder ich ſchieße! — Dieſer ſtand einen Augenblick ſtill und maß ihn mit vernichtendem Blicke. Der Capitain lachte laut auf, und in demſelben Augenblicke, da ich auf ihn losſtürzte, erſcholl ein Schuß, und der Capitän lag mit zerſchmettertem Hirne vor meinen Füßen. Er hatte ſich in der Verzweiflung oder im Wahnſinn ſelbſt das Leben genommen.

Er liegt an derſelben Stelle, im Thale Homer's begraben.

II.

Fritz! Fritz!

Hauptmann von Lindblatt erzählt:

Mein Vater iſt ein ſehr praktiſcher Mann. Ich habe meine Urlaubszeit nicht ein einziges Mal auf ſeinen Gütern zugebracht, ohne daß er meine Kenntniſſe benutzt hätte. Ich mußte ihm als Ingenieur, Architekt, Feldmeſſer, kurz, als alles dienen, als was ein unglückſeliger Genieofficier überhaupt dienen kann. Aber wenn er praktiſch iſt, ſo iſt er nicht minder freigebig; die Dienſte, die ich ihm während meines letzten Urlaubs geleiſtet, hat er mir mit dem engliſchen Fuchſe bezahlt, um den mich das ganze Regiment beneidet. Ich will nicht erzählen, wie ich dieſes herrliche Thier verdient, ſondern wie ich bei Gelegenheit der Geſchäfte, die mir mit dem Fuchſe bezahlt wurden, mit einem verſchollenen, unglückſeitigen Cameraden zuſammen kam und welches die Geſchicke dieſes verſchollenen Kameraden geweſen.

Mein Vater iſt bei der Zweigbahn, welche durch die Wälder bis an die Gränze geführt werden ſoll, mit ſeinen Capitalien wie mit der Zukunft eines Theiles ſeiner liegenden Güter intereſſirt. Er hat ſich darum in den Verwaltungsrath wählen laſſen und widmet ſich der Angelegenheit nach beſten Kräften. Es ſollte eine vorbereitende Zuſammenkunft Statt finden, und mein Vater, um die Rapporte des Ingenieurs beurtheilen zu können, wünſchte, daß ich die betreffende Gegend bereiſe und ihm meinerſeits einen überſichtlichen Rapport abfaſſe. Zu dieſem Zwecke ſtieg ich mit meinem Burſchen zu Pferde und beritt in kleinen Tagemärſchen den ganzen Strich zwiſchen dem Aufenthalte meines Vaters und der Gränze.

Der Ausflug hatte verdammt wenig Unterhaltendes. Kiefernholz, kleines Hügelland, platte Thäler; oft Stunden weit kein Dorf zu finden; ſtupide Bevölkerung; ſchlechtes Eſſen und gar kein Wein: dies die ganze Reiſe. Eines Tages, während es langweilig und verdrießlich vom Himmel herab regnete oder nebelte — es war nicht zu unterſcheiden, welches von Beidem Statt fand —, kam ich in eine Gegend, von der eben ſo ſchwer zu entſcheiden war, ob ſie den Namen eines Thales oder einer Ebene, einer Wüſte oder eines bebauten Landes verdiene. Die Kiefern ſtanden hier in Gruppen, dort einzeln, bald fern, bald nahe von einander über die ganze Gegend zerſtreut, daß man eben ſo wenig wußte, ob man ſich in einem Walde oder in einem offenen Gefilde befand. Es war Alles ſo unentſchieden, neutral, charakterlos. Unter einer Gruppe von Kiefern ſtand eine Art von Wirthshaus, wahrſcheinlich eine Schmuggler-Herberge, da wir der Gränze ſehr nahe waren, und ich kehrte daſelbſt ein, da ich bis auf die Haut durchnäßt und es nothwendig war, daß ich gerade dieſe Gegend bis ins Einzelnſte durchforſchte.

Eine freundliche Frau, deren Anzug, wie deren Benehmen ich es anſah, daß ſie nicht immer in ſolcher Oede gelebt hatte, empfing mich und gab ſich alle Mühe, mir es in der zweiten Stube ihres Hauſes möglichſt angenehm zu machen. Mein Burſche verrieth ihr bald meinen Reiſezweck, und da ſie ſich von der Eiſenbahn alles mögliche Glück und Reichthum und Belebung dieſer Einöde verſprach, ſo war ich ihr ein doppelt willkommener Gaſt. Sie war außerdem jung, das iſt ungefähr dreißig Jahre alt, hübſch, von angenehmen Manieren und — allein, mutterſeelen allein! Ihr Mann war im Oeſterreichiſchen, Kinder hatte ſie nicht, und der Knecht arbeitete irgend wo im Walde.

Nach den einſamen Tagen war es mir lieb, zu jemand Anderem zu ſprechen, als zu meinem Burſchen, und endlich einmal eine andere Antwort zu erhalten, als: Zu Befehl, Herr Hauptmann! und gern vergaß ich die eigennützigen Abſichten, die ſich offenbar hinter den freundlichen Worten meiner Wirthin verbargen. Wir plauderten kaum ein halbes Stündchen zuſammen, als ſie ſchon auf eine vortheilhafte Expropriation anſpielte und bald darauf bemerkte, daß ſie wie gemacht wäre, hinter dem Buffet eines Bahnhofes zu ſtehen, wenn ein ſolcher in hieſige Gegend käme und wenn ein einflußreiches Mitglied der Eiſenbahn-Geſellſchaft ſie empfehlen wollte. Dabei ſah ſie mich mit einem höchſt coquetten Lächeln an. Dieſes Lächeln ſagte es mir aber ſo deutlich, als die gleich darauf folgende Verſicherung, daß ſie zu was Höherem geboren ſei, als ſo ihre Zeit in einem einſamen Wirthshauſe im Walde, unter ungebildeten Menſchen, oder vielmehr ganz ohne Menſchen, zu vertrauern — und daß ſie auch ſchon in der That in der Welt und mit hohen Herrſchaften gelebt habe. — Ich ahnte es längſt, daß ich es mit einer ehemaligen reizenden Kammerkatze zu thun hatte, und fühlte mich, wie ich ſo am Sparheerde der erſten Stube, meine Cigarre rauchend, vor ihr ſtand und ihr zuſah, wie ſie mir einen Pfannkuchen bereitete, bei dieſem Mitgliede einer mir befreundeten und ſehr bekannten Claſſe gewiſſer Maßen heimiſch. Gemüthlich wurde es, als ich mein Mittageſſen an einem reinlich gedeckten Tiſchchen einnahm und meine Wirthin, der Einladung folgend, mir gegenüber ſaß und mich mit kammerkatzenhafter Anmuth bediente.

Nach Tiſche — es war ſchon ziemlich ſpät Nachmittags — war Tilda, meine Wirthin, damit beſchäftigt, mir ein bequemes, weiches Bett zu bereiten, denn ich hatte mich bereden laſſen, die Nacht hier zuzubringen. Ich ſtand rauchend am Fenſter und ſah in die beſchränkte, unerquickliche Gegend hinaus. Das Wetter hatte ſich mittlerweile etwas aufgeklärt. Es regnete zwar, aber der Nebel war gefallen, und man konnte die ganze Gegend überſchauen, zumal die Abendſonne eine letzte Anſtrengung machte, von Zeit zu Zeit mit einem rothen Strahle die feuchte Atmoſphäre zu durchdringen. Ich entdeckte, hinausſtarrend, gerade mir gegenüber und ungefähr ſechs- bis ſiebenhundert Schritte vom Wirthshauſe, eine Art von Herrenhaus. Es lag am Fuße einer ſehr unbedeutenden Hügelkette, die rechts und links von geackerten oder Stoppelfeldern bedeckt war. Nur in der Nähe des Hauſes erhob ſich einiger Baumſchlag. Vom Hofe aus lief eine kleine Pappel-Allee dem Wirthshauſe zu, brach aber in der Mitte der Ebene ohne allen Abſchluß ab. Rechts und links ſtanden ordnungslos einige Kiefern, die ſich melancholiſch und leiſe bewegten. Hinter dem Herrenhauſe, den Hügel hinauf, erſtreckte ſich ein kleiner Park, aus dem ein hölzernes Luſthaus mit abgewaſchenem, ehemals grünem und halb verfaultem Schindeldache herausblickte. Eben ſo verwaſchen und verfault ſchienen die zahlreichen Jalouſieen des Hauptgebäudes, die ſämmtlich geſchloſſen waren, bis auf zwei, welche loſe in ihren Angeln hingen, Unter dieſen geöffneten Jalouſieen des erſten Stockes ſtand noch eine kleine Thür offen, während das Hauptthor geſchloſſen war. Vor dieſem an einer Kette lag ein durchnäßter Pudel, der ſich von Zeit zu Zeit ſchüttelte und dann in den naſſen Abend hinausheulte. Während ich hinſah, kam ein ſchlanker Mann in einem bis unter's Knie zugeknöpften Oberrocke an ihm vorüber. Bei ſeinem Herannahen verſtummte das Thier und verkroch ſich furchtſam in einen Winkel des Thores und ſtand erſt wieder auf, als der Mann in dem Dunkel der geöffneten Thür verſchwand, die ſich hinter ihm ſchloß. Der Hund fing nicht wieder zu heulen an, und eine unheimliche Stille lag auf der ganzen Behauſung. Nirgends war eine menſchliche Seele zu ſehen, und mir war, als thäte mir der Anblick dieſes Hauſes wehe, oder als machte er mir kalt, denn es fröſtelte mich, und ich ſchüttelte mich unwillkürlich.

Frau Tilda, ſagte ich zu meiner Wirthin, die eben ein Kopfkiſſen durch's Zimmer trug — Frau Tilda, wem gehört das einſame Haus?

Herrn von Netting.

Herrn von Netting? von Netting? ich kenne dieſen Namen nicht.

Glaube wohl, erwiderte Tilda, indem ſie mich ſchelmiſch mit ihren kleinen braunen Augen anſah, und ging raſch vorüber, als ob ſie jeder weiteren Frage ausweichen wollte. Aber ſie mußte bald doch wieder durch die

Stube, und ich fragte aufs Neue: Herr von Rotting iſt wohl ein armer Edelmann?

Arm? fragte Tilda zurück, warum arm?

Das Haus ſieht ſo ärmlich und verfallen aus, als hätte der Beſitzer nicht die Mittel, es ordentlich im Stande zu halten.

Das iſt wahr, es ſieht elend aus, aber Herr von Rotting iſt nicht arm, im Gegentheil, reich, ſehr reich!

Alſo iſt er ein Geizhals?

Nein, Herr Hauptmann, geizig iſt Herr von Rotting auch nicht; man konnte ihn eher einen Verſchwender nennen, denn er kümmert ſich nicht im Geringſten um ſein großes Geld, das er, Gott weiß wo, irgend in der Hauptſtadt ſtehen hat. Da iſt irgend ein Mann, der das alles verwaltet, wie es ihm beliebt, und Herr von Rotting läßt Alles gehen, wie es Gott gefällt.

Sie ſcheinen ſehr eingeweiht in die Angelegenheiten dieſes Hauſes?

Ich war ja zwei Jahre Kammermädchen der gnädigen Frau, ſagte Tilda mit einigem Stolz, während ſie meine Hand von ihrem Kinn entfernte.

Herr von Rotting iſt alſo verheirathet?

Ja, und nein! wie Sie wollen! rief Tilda, machte ſich los und lief zur Thüre hinaus. Dieſe problematiſche Antwort und die Art, wie ſie gegeben ward, machte mich neugierig und gab dem ſonderbaren unheimlichen Hauſe da drüben noch ein beſonderes Intereſſe.

Ich nahm meine Mütze, ging hinaus und wollte geraden Weges auf das einſame Haus los ſchreiten. Aber da war nirgends ein Weg, nicht der ſchmalſte Fußpfad, der dahin geführt hätte; ſo ging ich gerade über ein brach liegendes Feld, über aufgeweichten Grund, dem Anfang der Allee zu. Ich war erſtaunt, daß ſich auch hier nirgends ein gebahnter Weg anſchloß, und, als ich näher zuſah, daß die Allee ſelbſt von hohem Unkraut und Geſtrüpp angefüllt war. Mein Gott; dachte ich, ſo würde Ovid die Wege zur perſonificirten Ungaſtlichkeit beſchrieben haben — oder auch, dachte ich weiter, zum Unglück, das die Freunde verlaſſen, zur Verlaſſenheit.

Tempora si fuerint nubila solus eris.

Doch folgte ich der Allee; meine hohen Kanonenſtiefeln erlaubten mir, dem Geſtrüpp wie dem naſſen Unkraut Trotz zu bieten. So kam ich bis an den Eingang in den Hof; der Hund bellte mich an, und da ich mich nicht berechtigt hielt, einzudringen, ich auch keine Luſt verſpürte, die Bewohner näher kennen zu lernen, ſo ſchlich ich längs der Mauer, die Haus und Hof umſchloß, weiter, nach rechts, bog links ein und folgte der Mauer, die ſich den Hügel hinaufzog. Auf einer gewiſſen Höhe lag ſie in Ruinen; mit Einem Schritte hätte ich ſie überſchreiten und in den gartenähnlichen Raum dringen können, der das Haus rückwärts vom Parke trennte. Aber ich begnügte mich mit dem Anblick aus der Ferne, mit dem traurigen Schauſpiel der Verfallenheit.

Zwiſchen dem Hauſe und dem Parke dehnte ſich ein großer, durch die Kunſt geebneter Raum. In der Mitte gähnte ein weites, rundes Baſſin, deſſen ſteinerne Einfaſſung von grünen Mooſen bedeckt war, in deſſen Tiefe mehrere von einander getrennte Waſſerlachen auf ſchwarzem Grunde glänzten. Die künſtlich aufgehäuften Steine in der Mitte des Baſſins waren zum Theil auseinander gefallen, und die Röhre, aus der ehemals ein Waſſerſtrahl geſprungen, ſtak ſchief in den Steinen und drohte ganz zu fallen. Die vielgeſtaltigen kleinen Blumenbeete, die in verſchiedener Entfernung vom Baſſin und vom ehemaligen großen Springbrunnen den großen Sandplatz belebten, waren blumenlos; hier und da ſtak noch ein Stock, der ehemals eine Blume geſtützt hatte, mit dem Namen der Blume auf einem verwiſchten Etiquetten-Täfelchen. Die Taxus-Einfaſſungen der Beete waren wild geworden und hatten alle Form verloren. Selbſt der Sand, der ehemals die Grenze zwiſchen den Beeten bedeckte, war zum größten Theile verſchwunden, vom Winde verweht; nur die gröbſten Kieſel waren liegen geblieben, und der Boden ſah überall nackt und ſchwarz hervor, dabei uneben und vom Regen ausgehöhlt. Am Hauſe vor der Thür, die auf die Terraſſe führte, ſtanden zwei große Holzkübel, in denen einſt Orangenbäume gewurzelt haben mochten; die eiſernen Reifen an denſelben waren verroſtet und von ihrer Stelle tiefer hinabgerutſcht, und die Dauben klafften oben auseinander. —

Das Haus ſelbſt ſah, die drei Treppen, die auf die Terraſſe führten und das blecherne Dach darüber abgerechnet, von rückwärts eben ſo aus, wie von vorn. Auch hier waren ſämmtliche Jalouſieen der drei Stockwerke geſchloſſen, mit Ausnahme zweier, die ſich hier ebenfalls über einer kleinen, in den Garten führenden Thür befanden.

Wie eine Ironie blickte auf dieſe ganze verfallene, verlaſſene, wüſte Welt vom Frieſe des Daches eine Inſchrift herab, die mit ihren vergoldeten Bronze-Lettern allein friſch und lebend ausſah und ſo lautete: Beatus ille! — Ueber einem Grabe wäre dieſer Anfang der Horaziſchen Ode beſſer am Platze geweſen, als über dieſer Wohnung lebender Menſchen.

Während ich noch daſtand, wurde oben im erſten Stocke ein Licht entzündet, und der Schatten eines weiblichen Kopfes zeichnete ſich regungslos in der Fenſterniſche ab. Wie lange ich ihn auch betrachtete, ich konnte nicht klar darüber werden, ob er einem jungen oder einem alten weiblichen Geſchöpfe angehörte; dabei hatte ſeine gebeugte und ſtarre Haltung etwas Geſpenſterhaftes, als wäre es der Schatten eines ſitzenden Todten. Ich hatte genug und ſehnte mich in meine Herberge zurück, wie nach meiner Heimat, wie nach einem warmen, gemüthlichen Orte.

Als ich dort ankam, war es ſchon ziemlich dunkel; Frau Tilda, meine Wirthin, wollte eine auf dem Tiſche bereit ſtehende Lampe anzünden; ich bat ſie aber, ſich mit der Beleuchtung zu begnügen, welche die im Kamine flackernden Kienſpäne röthlich und bewegt über die halbdämmernde Stube verbreiteten. In jener ehemals ſlawiſchen Gegend nämlich ſind noch die Kamine üblich, die ſich ungefähr eine kleine Mannshöhe über dem Boden in der Wand befinden, überdeckt von einem gemauerten Mantel, der ſich ſpitz zulaufend bis an die Decke erhebt In dieſem Raume hatten die alten Slawen ihre Hausgötter, Zibliki genannt, eine Art Laren, vor denen des Abends ein heiliges Feuer brannte. Die Götter ſind verſchwunden, aber der Herd oder Kamin iſt geblieben und mit ihm die heilige Flamme, um die man ſich des Abends ſammelt, um zu ſpinnen und zu plaudern. Ich ſchob eine Bank hin und lud meine Wirthin ein, ſich zu mir zu ſetzen.

Ich habe mir das Haus des Herrn v. Retting in der Nähe betrachtet, ſagte ich, es ſieht aus, wie eine Wohnung des Unglücks.

Ja, ja, antwortete Tilda, es gibt ſolche Häuſer — ich könnte Ihnen da eine ſchöne Geſchichte aus Thüringen, aus meiner Familie erzählen. . . .

Ich zweifle nicht, liebe Tilda, daß Ihre Familiengeſchichte höchſt anziehend iſt, aber ich geſtehe es, ich wäre Ihnen dankbarer, wenn Sie mir die Geſchichte des Retting'ſchen Hauſes erzählen wollten; die Wohnung ſelbſt und Ihre Geheimthuerei haben mich neugierig gemacht … erzählen Sie, meine reizende Wirthin.

Bitte, laſſen Sie — ſo, da ſitzen Sie bequemer. Wenn ich hier am Feuer ſitze, muß ich immer erzählen, das geht gar nicht anders, man iſt ſo gewohnt daran. Aber eben weil ich fürchte, daß ich von Rotting's ſprechen könnte, will ich was Anderes erzählen.

Gut, erzählen Sie Ihre Familiengeſchichte, ſagte ich, hoffend, daß wenn ſie erſt im Zuge und warm geworden, ſie auch meine Neugierde befriedigen werde.

Sie ſagen, Herr Hauptmann, begann die Wirthin, daß das Haus dort wie eine Wohnung des Unglücks ausſehe; ich ſage, es gibt ſolche Wohnungen, aber ich ſage auch, daß das Unglück keine feſte Wohnung habe und aus und einziehe und die Wohnung wechsle wie die Menſchen und mit den Menſchen.

O, wie philoſophiſch! rief ich lachend.

Was? wie ſo? was iſt es? fragte Tilda ſtutzend.

Nichts, bitte, fahren Sie fort.

Ich bin nicht immer Wirthin einer kleinen Herberge geweſen, ſagte Tilda, vorher war ich Kammerjungfer, aber auch dies war nicht meine eigentliche Beſtimmung. Ich ſtamme aus Thüringen, von der Saale, und bin aus ſehr guter Familie. Noch mein Urgroßvater war ein ſehr reicher Mann. Er hatte ein Gut, unweit von Jena, und mitten in ſeinen Feldern ein großes, ſchönes Haus. Wäre er von Adel geweſen, man hätte es ein Schloß genannt. Von dem Hauſe wußte mir meine Großmutter viel zu erzählen; es war ſo groß und hatte ſo viele Gänge und dunkle Winkel, und die Wohnſtuben waren ſo hoch, daß man die Decken nie ſchauen konnte und daß da oben immer Spinnweben hingen. Aber glücklich war meine Familie in dieſem Hauſe nicht; ganz im Gegentheil, es ging Alles ſchlecht und ſchief. Der Vater meiner Großmutter bekam die Gicht, ſein Weib die Herzkrankheit, und von den neun Kindern hatte immer eines oder das andere etwas zu klagen. Zwei erblindeten in den Blattern. Urgroßvater und Urgroßmutter, die ſich aus reinſter Liebe geheirathet hatten, wurden verdrießlich; ſie warfen einander ihr Unglück vor, und während die Kinder weinten, zankten die Eltern. Dazu kam der Krieg, der die Felder verheerte, dann Mißwachs, dann ein Diebſtahl, kurz, alles, was einen armen Familienvater unglücklich machen konnte. Es wurde immer trüber und trauriger im Hauſe. Eines Tages, da der Alte, man kann wohl ſagen, der alte Herr, mit ſeiner Gicht im Lehnſtuhle lag und eben noch vor Schmerzen kein Glied bewegen konnte, ſprang er plötzlich auf und rief: Ich hab's! Niemand, Keiner von uns iſt an dem Unglück ſchuld; es iſt das Haus; in dieſem Hauſe wohnt das Unglück. Wir müſſen fort aus dieſem alten Hauſe, und Alles wird beſſer gehen. — Er rief das, als hätte er eine Offenbarung gehabt, und der ganzen Familie leuchtete die Wahrheit ſeiner Worte ein. Alles freute ſich.

das Unglückshaus zu verlaſſen. Der alte Papa machte ſich ſogleich auf, ſetzte ſich auf ſein Pferd und durchſtrich die Gegend, feſt entſchloſſen, das erſte, beſte Haus, das ſich ihm biete, zu miethen. So that er auch. Ungefähr eine halbe Stunde weit von ſeiner bisherigen Behauſung miethete er eine Art Meierei, die zwar klein, aber ganz luſtig und gemüthlich ausſah. Die ganze Familie machte ſich ans Packen und Aufladen, und ein Wagen nach dem anderen trug die Habſeligkeiten nach der neuen Wohnung zu. Mein Vater, ſo erzählte meine Großmutter, ſah mit Vergnügen, wie die Wohnung immer leerer wurde, und dachte auch gar nicht daran, ſie jemand Anderem zu vermiethen, denn er war ein guter Menſch, der Niemanden zumuthen wollte, in das Haus des Unglücks zu ziehen. Ich erinnere mich ganz gut, wie es ſchon ſo hohl klang in den ausgeleerten Räumen und wie man Echo's entdeckte, wo früher keine waren. Endlich waren wir fertig. Vater, Mutter, neun Kinder, Jeder noch mit irgend etwas beladen, verließen alle zuſammen und froh das Haus. Wir ſtanden vor der Thür und ſahen zu, wie der Vater den Schlüſſel in das Schlüſſelloch ſteckte und ihn wie mit Schadenfreude ſtark und raſch herumdrehte, um das Haus für immer zu ſchließen. Wir glaubten, es ſei Alles fertig, als in dem Augenblicke, da er den Schlüſſel herausziehen wollte, eine hohle und klagende Stimme aus dem Inneren des Hauſes erſcholl, und die rief: Nehmt das Unglück mit! Nehmt das Unglück mit!

Meine Wirthin ſchwieg und ſchüttelte ſich.

Nun, und was iſt weiter geſchehen? fragte ich.

Nichts iſt geſchehen; ſie haben einfach das Unglück mitgenommen. Bin ich nicht Kammerjungfer geworden? Meine Großmutter erzählte mir die Geſchichte, als ich in die Fremde und in den Dienſt mußte, um mir die Nothwendigkeit begreiflich zu machen und mich zu tröſten.

Aber, rief ich, das iſt ja eine Geiſtergeſchichte, ich habe förmlich Angſt.

Sie müſſen darum doch nicht ſo nahe rucken; wenn Sie befehlen, zünde ich die Lampe an.

Nein, laſſen Sie das; dieſe Beleuchtung paßt beſſer zu Geiſtergeſchichten; ich bin überzeugt, daß Sie mir ſolche auch vom Hauſe des Herrn von Rotting erzählen könnten; es ſieht gerade ſo aus, als ob es darin ſpukte und umginge.

Tilda ſeufzte und ſchwieg.

Ich habe alſo errathen? fragte ich weiter.

Ach ja, ſeufzte Tilda wieder, es geht dort ein böſer Geiſt um.

Bitte, erzähle, meine liebenswürdige Wirthin.

Herr Hauptmann, flehte Tilda, haben Sie die Güte und dringen Sie nicht in mich. Ich geſtehe es, ich bin ſchwach und habe den Herren vom Militär nie etwas verſagen können.

Nun, ich habe bereits vierzehn Jahre Dienſtzeit.

Ja, lachte Tilda, warum haben Sie nicht Ihre

Uniform mitgebracht? Sie ſind in Civil, das rettet mich, und ich werde mein Wort nicht brechen und ſchweigen.

Ah bah! — ſagte ich ungläubig, du thuſt, als wüßteſt du was, und weißt nichts und berufſt dich darum auf mein Civil.

Herr Hauptmann, ſagte Tilda beleidigt, indem ſie ſtolz den Kopf erhob, ich bin zwei Jahre im Rotting'ſchen Hauſe Kammerjungfer geweſen, und Sie werden zugeben, daß eine Kammerjungfer nach zweijähriger Dienſtzeit die Vergangenheit und Gegenwart, vielleicht auch die Zukunft ihrer Herrſchaft beſſer kennt, als ihre eigene.

Das iſt wahr, ſehr wahr, ſagte ich begütigend.

Wenn ich ſchweige, und ſelbſt einem Herrn vom Militär gegenüber ſchweige, ſo iſt weniger, fuhr Tilda eben ſo ſtolz fort, Ihre Civilkleidung, als meine angeborne Dankbarkeit der Grund. Ich bin Herrn von Rotting Dank ſchuldig. Als ich mich in ſeinem Hauſe langweilte, ſehr langweilte, nahm ich die Bewerbungen meines jetzigen Mannes bereitwillig entgegen. Aber aus der Heurath wäre doch nichts geworden, wenn Herr von Rotting mir nicht eine Mitgift von tauſend Thalern gegeben hätte, die dazu diente, dieſes Haus ſchuldenfrei zu machen und uns einzurichten. Ich gebe dir dieſe tauſend Thaler, ſagte Herr von Rotting zu mir, unter der Bedingung, daß du nichts verräthſt von all dem, was du über unſere Vergangenheit erfahren, und daß du meinen eigentlichen Namen nicht ausplauderſt. Darf ich da ſprechen? — ſagen Sie ſelbſt, Herr Hauptmann, Sie ſind Soldat, wenn auch in Civil, was eigentlich nicht erlaubt ſein ſollte, daß die Herren vom Militär in Civil gehen. Ich habe durch Herrn von Rotting einen Mann bekommen, und dafür iſt man immer dankbar. Sie ſcheinen zwar nicht zu glauben, daß ich meinen Mann liebe, aber ich achte ihn. Ich habe einmal geleſen: Liebe ohne Achtung kann nicht beſtehen, aber Achtung ohne Liebe kann beſtehen. Iſt das nicht ſehr wahr?

Sehr wahr, ſehr wahr, murmelte ich.

Was würden Sie vorziehen, Herr Hauptmann, wenn Sie nicht Beides zugleich haben können: eine Frau, die Sie liebt, aber nicht achtet, oder eine Frau, die Sie achtet, aber nicht liebt?

Je nach Umſtänden — ſagte ich gähnend.

Was meinen Sie?

Wenn die Frau häßlich iſt, mag ſie mich achten; wenn ſie hübſch iſt, thäte ſie beſſer, wenn ſie mich liebte.

Erklären Sie mir das gefälligſt, bat Tilda, der Gegenſtand intereſſirt mich ſehr lebhaft.

Frau Wirthin, ſagte ich verdrießlich, wozu ſoll das Philoſophiren? Sie wollen wohl, daß ich zu Bette gehe: ich bin bereit, denn ich bin ſchläfrig.

Aber die Wirthin rührte ſich nicht. — Sie ſind verdrießlich, ſagte ſie, nachdem ſie mich mit einem vorwurfsvollen, aber wohlwollenden Blicke betrachtet hatte; Sie vergeben mir meine Charakterſtärke nicht; ſo ſind die Herren. Ich ſehe auch ein, daß es unpaſſend iſt, die Neugierde eines Reiſenden nicht zu befriedigen, denn wozu ſind wir da, wir armen Wirthinnen? Aber ich kann leider nicht anders handeln. Wiſſen Sie was, Herr Hauptmann, ich will Ihnen erzählen, wie es im Notting'ſchen Hauſe hergeht, was ich da geſehen habe; das gehört der Gegenwart an, und ich bin nur für die Vergangenheit und für das Verſchweigen des eigentlichen Namens des Herrn von Notting gebunden.

Wie Sie wollen, ſagte ich und ſetzte mich wieder. Tilda rückte näher und ſagte: Sie haben gut geſehen. In dem einſamen Hauſe wohnt das Unglück! Wiſſen Sie, nicht ſo ein Unglück, über das man weinen möchte, ſondern ein ſo ſchauderhaftes Unglück, das einen kalt macht. Stellen Sie Sich vor! Herr von Notting und die gnädige Frau ſehen einander niemals, obwohl ſie daſſelbe Haus bewohnen. Er wohnt vorn im Hauſe, ſie rückwärts; jedes hat ſeine eigene Treppe und ſeine eigene Hausthür. Sie haben genau beſtimmt, wo jedes ſpazieren dürfe, damit ſie einander nur nicht begegnen. Die gnädige Frau geht nur im Parke ſpazieren, der gnädige Herr nur im Hofe und in der Allee vor dem Hofe. So ſind ſie immer durch das Haus getrennt.

Sie führen auch getrennte Wirthſchaft und eſſen nie an demſelben Tiſche. Der Bediente des gnädigen Herrn und die Kammerjungfer der gnädigen Frau dürfen ſich nur heimlich ſehen, und es iſt dem Bedienten verboten, von der gnädigen Frau, und der Kammerjungfer, vom gnädigen Herrn zu ſprechen. Es werden auch keine Beſuche angenommen und keine Zeitungen gehalten; ſelten daß ein Brief ankommt; dies geſchieht höchſtens zwei bis drei Mal im Jahre, und dann iſt der Brief immer an Herr von Rotting gerichtet und kommt von ſeinem Intendanten. Die gnädige Frau bekommt nie einen Brief, als ob ſie in der ganzen Welt nicht Einen Verwandten, nicht Einen Freund hätte. Es iſt möglich, daß doch manchmal ein Brief an ſie kommt, aber dann läßt ihn wahrſcheinlich Herr von Rotting durch ſeinen Bedienten, der allein auf die Poſt gehen darf, auffangen. Uebrigens ſcheint die gnädige Frau gar keine Luſt zu haben, etwas von der Welt zu erfahren. — Denken Sie, Herr Hauptmann, welch ein ſchreckliches Leben für die Dienerſchaft, die keine Urſache hat, ſich vor der Welt zu verbergen, und doch von Zeit zu Zeit etwas Neues hören möchte. Es iſt wahr, man iſt vortrefflich bezahlt, wie nirgends, aber was nützt das, man iſt doch ein Menſch! Ich wäre nie in das Haus gegangen, wenn ich gewußt hätte, wie es da hergeht. Ich lernte die gnädige Frau in einem kleinen Bade hier im Gebirge kennen, wo ich eben meine Herrſchaft verloren hatte. Sie hatte zwar eine Kammerjungfer, die ſie ſchon ſeit ihrer erſten Heirath bedient ....

Sie iſt alſo zum zweiten Male verheirathet? fragte ich.

Ja, Dummheit, ich habe mich verplaudert, das habe ich nicht ſagen wollen — alſo die alte Kammerjungfer will ſie nicht mehr bedienen und will ſelbſt bedient ſein und die gnädige Frau ſpielen; darum nahm man mich und behielt auch die alte, die man nicht fortſchicken kann und die ein ſchreckliches Geld ſammelt. Sie macht jedes Jahr eine Reiſe und bleibt aus, ſo lange ſie will, und wenn ſie kein Geld mehr hat, kommt ſie wieder und ſammelt für eine neue Reiſe. Man ſagt, daß ſie in B . . einen Geliebten hat, mit dem ſie an den Rhein in die Bäder oder nach Italien geht. Die gnädige Frau läßt ſie gern reiſen, denn wenn ſie hier iſt, mißhandelt ſie die arme Dame und läßt ſich ihre üble Laune mit ſchwerem Gelde abkaufen. Das alles kommt daher, daß ſie mit der gnädigen Frau etwas ſehr Wichtiges erlebt hat, womit das Unglück begann.

Was denn? fragte ich.

Das eben darf ich nicht ſagen. Genug, die gnädige Frau ſchätzt ſich noch glücklich, wenn ſie ganz allein daſitzen und ſo vor ſich hinſehen kann, ganze Stunden, ja, ganze Tage lang, wie ſie das gewohnt iſt. Ein ſchönes Glück! das Gott bewahre! Wenn die arme Dame Sünden hat, ſo trägt die alte Kammerjungfer gewiß das übrige dazu bei, daß ſie dieſelben vor Gott abbüßt.

Können Sie ſich das denken, Herr Hauptmann? vor mir hat ſie ihr Vorwürfe gemacht, hat ſie ihr Dinge geſagt, die mir Alles, das ganze Geheimniß des Hauſes verriethen. Ich wollte nicht hören, aber ich mußte! Und was mir noch an der Geſchichte fehlte, erzählte ſie mir, ſobald ihr die gnädige Frau etwas verweigerte, um ſich an ihr zu rächen. Da durfte ich nur fragen. Die alte Kammerjungfer gab mir die Antwort mit einer Ausführlichkeit, die mich empörte. Sie heißt Gretchen. Paßt ſo ein Name für eine alte Hexe? Sagen Sie ſelbſt, Herr Hauptmann! Aber ſie heißt nur ſo, weil ſie aus Frankfurt iſt, und dort heißen alle Stubenmädchen Gretchen. Doch das Alles wollte ich eigentlich nicht ſagen, ſondern nur, daß der gnädige Herr und die gnädige Frau einander haſſen, ja, ja, haſſen, aber ganz ſchrecklich haſſen. Sollte man glauben, daß das aus der Liebe werden kann? Liebe ohne Achtung kann nicht beſtehen, gibt es nicht, das habe ich einmal geleſen, aber Achtung ohne Liebe kann beſtehen. Herr und Frau von Rotting ſcheinen ſich nicht einmal zu achten. Nicht einmal zu achten! Das iſt doch wirklich das Geringſte, was man verlangen kann: ich weiß es. Ich liebe meinen Mann nicht, aber ich achte ihn. Warum ſollte ich nicht, Herr Hauptmann? Habe ich nicht Recht?

Gewiß, ſagte ich beſtätigend, achten Sie Ihren Mann, Tilda; wenn ich hier bliebe, würde ich hinzufügen: und lieben Sie mich!

Daß mich Gott bewahre! ich habe abſchreckende Beiſpiele, rief Tilda und machte mit der rechten Schulter eine ſanfte Bewegung, die aber geſchickt genug war, um meinen Arm herabfallen zu laſſen. — Sehen Sie, noch vor kurzer Zeit hatten wir, ich und mein Mann, einen Beweis, wie ſehr die Herrſchaften einander haſſen. Es war ein ſehr ſchöner Abend; wir ſtanden am Fenſter und ſahen hinaus . . .

. . . Er hatte den Arm um meinen Nacken gelegt und ſeufzte, fuhr ich fort.

— Nein, verbeſſerte Tilda, er ſprach vom Holzhandel, und ich betrachtete die goldnen Abendwolken. Da ſahen wir, dort auf den Hügeln auf der einen Seite rechts die gnädige Frau, links den gnädigen Herrn. Beide hatte wahrſcheinlich der ſchöne Abend zu einem einſamen Spaziergange herausgelockt. Sie waren durch einen Raum von ungefähr ſieben- bis achthundert Schritten von einander getrennt, und ſie konnten einander nicht ſehen, da ein Hügel zwiſchen Beiden lag. Wir aber konnten ſie ſehr deutlich ſehen, da hinter ihnen ein weißer Himmel war, und ſie wie große ſchwarze Silhouetten auf weißem Papiere ausſahen. Die gnädige Frau ging, wie immer, mit gebücktem Kopfe, der gnädige Herr die Mütze tief in die Augen gedrückt und beide Arme auf dem Rücken. Ich bemerkte mit Schrecken, daß ſie beide, von den verſchiedenen Seiten hin, auf den Hügel zwiſchen ihnen losgingen. Ich verſichere Ihnen, Herr Hauptmann, ich zitterte am ganzen Leibe, denn es war mir, als müßte ein Unglück geſchehen, wenn ſie zuſammenträfen. Sie gingen beide ihren ſtillen, traurigen Schritt. Schon ſtiegen ſie von den zwei verſchiedenen Seiten den Hügel hinauf. Ich hätte rufen mögen: Gnädige Frau, der gnädige Herr kommt! Gnädiger Herr, die gnädige Frau kommt! — Aber ſie hätten mich nicht gehört. So ſah ich denn zu. Schon gingen ſie eben auf dem Hügel, aber noch ſahen ſie einander nicht, da ſie beide zu Boden blickten. Plötzlich ſtanden ſie hart an einander. Ich ſah, wie ſich ihre gebückten Köpfe raſch aufrichteten und wie beide mit den Oberleibern zurückfuhren. So ſtanden ſie einen halben Augenblick, dann wandten ſich beide und liefen auf denſelben Wegen, auf denen ſie gekommen waren, ſo ſchnell zurück, als ob ſie verfolgt würden. Ohne ſich umzuſehen, lief die gnädige Frau mit vorgeſtreckten Armen, bis ſie im Park verſchwand, wo ſie gewiß athemlos zuſammenſank, und lief der gnädige Herr, bis wir ihn hinter den Kiefern nicht mehr ſehen konnten. Bedenken Sie, Herr Hauptmann, es war nach langer Zeit das erſte Wiederſehen!

Seit wann leben die Unglücklichen hier? fragte ich viel ernſter als vorhin.

Herr von Rotting, erwiderte Tilda, hat ſich vor ungefähr zehn Jahren hier angekauft.

Und während dieſer ganzen Zeit haben ſich Mann und Frau nicht geſehen?

Doch, einmal, vor ungefähr zwei Jahren, als ich noch im Hauſe war. Es war ein trauriger Tag, ich werde ihn nie vergeſſen.

Wiſſen Sie, Tilda, daß Sie mir da ſchreckliche Geſchichten erzählen?

Ich weiß es wohl, und was ich Ihnen jetzt erzählen will, iſt wohl noch ſchrecklicher; nämlich ihr vorletztes Wiederſehen.

Tilda ſchwieg einige Zeit und ſchien ſich zu ſammeln; dann begann ſie:

An einem Auguſt-Nachmittage war ich gerade vorn im Hauſe, in der Küche beſchäftigt, als mitten unter Donner und Blitz ein fürchterlicher Wolkenbruch herabſtürzte, der in wenigen Minuten das ganze Thal mit Bächen und kleinen Teichen erfüllte. Es regnete ſo ſchrecklich, daß ich nicht den Muth hatte, den Weg ums Haus zu machen, um zur gnädigen Frau zurückzukehren. Ich ſtand in der Küchenthür und ſah dem Sturme zu; es war doch eine Abwechslung in dem langweiligen Leben. Da ſah ich über die Felder her, durch die Ströme, die vom Himmel herabfielen, einen Reiter auf das Haus loskommen. Ich glaubte, er wollte vor dem Sturme ein Unterkommen finden und habe deßhalb den Weg verlaſſen, um ſich zu uns unter Dach zu flüchten; das Wirthshaus, ſagte ich mir, wird er in dem dichten

Regen überſehen haben, der arme Reiter, und ich blickte zurück in die Küche, ob ſich da ein Plätzchen finde, wo er ſeine durchnäßten Kleider trocknen könne. Ich freute mich ſehr; es war doch ein Beſuch, eine Abwechſelung. Aber wie war ich erſtaunt und faſt gerührt, als der Reiter näher kam, in den Hof ſprengte und ich in ihm ein Kind, ja, Herr Hauptmann, ein wahres Kind, einen reizenden, blonden Jungen von ungefähr vierzehn Jahren erkannte. Er und ſein Pferd troffen nur ſo. Ich, da ich von Natur mit einem ſehr mitleidigen Herzen begabt bin, ſtürzte trotz Sturm und Wolkenbruch aus meiner Küche hervor, auf den Hof und dem jugendlichen Reiter entgegen und hebe den lieben Jungen, dem die blonden Locken an den rothgepeitſchten Backen klebten, wie ein Kind vom Pferde und will ihn raſch aus dem Regen in die Küche ziehen. Er aber ſcheint ſich um den Regen eben ſo wenig zu kümmern, wie um ſein Pferd, welches er laufen läßt und das ſich ſelbſt unter einem Holzſchuppen auf dem Hofe ein Obdach ſuchen muß, und wie um mein Mitleid, und fragt mich, kaum auf dem Boden ſtehend: Iſt die gnädige Frau zu Hauſe? Wo iſt ſie? Führen Sie mich zu ihr! — So ſprechend und ohne eine Antwort abzuwarten, wendet er ſich der Thür zu, die ihm am nächſten iſt und die zu Herrn von Retting führt. Ich faſſe ihn am Arm und halte ihn zurück. Nicht hier, wenn Sie zur gnädigen Frau wollen — aber wollen Sie Sich nicht erſt ein wenig trocknen junger Herr? Sie können ja krank werden, wenn Sie die naſſen Kleider auf dem Leibe behalten. — Schadet nichts, ſagte er, führen Sie mich zur gnädigen Frau, gleich, ich habe Eile, ich muß ſie gleich ſehen! Und wie er dieſes ſagt, fängt der ſchöne Junge an, am ganzen Leibe zu zittern, wie ein Espenlaub. — Da nehme ich ihn denn und führe ihn durch den Regen um das Haus herum in die Thüre der gnädigen Frau und die Treppe hinauf. Es war gut, daß ich ihn am Arme hielt, denn er wäre ſonſt auf der Treppe zuſammengebrochen vor Aufregung. Als ich aber oben die Thür öffnete, da flog er wie ein Pfeil in die Stube, und in demſelben Augenblicke lag er weinend und ſchluchzend vor den Füßen der gnädigen Frau. Er umklammerte ihre Kniee und rief ein Mal über's andere: Meine Mutter, meine Mutter! Auf dieſen Ruf hin lag auch gleich die gnädige Frau auf den Knieen und rief: Fritz! Fritz! mein Sohn! mein Kind! — Und ſo auf dem Boden knieend, umarmten ſie ſich und weinten und riefen immer: Mutter! Mutter! — Fritz! Fritz! Mein Kind! Mein Kind! — Ich verſichere Ihnen, Herr Hauptmann, ich weinte ſo herzlich, wie die Beiden. — Endlich erhob ſich die gnädige Frau, aber ſie konnte nicht auf ihren Füßen ſtehen und ſank in den Lehnſtuhl zurück. Sie nahm den Knaben in ihren Schooß, und nachdem ſie noch viel geweint und ihm fortwährend die naſſen Haare aus dem Geſichte geſtreichelt hatte, und während ſie ihn fortwährend anſah, fand ſie endlich

Worte, und zwiſchen beſtändigem Schluchzen und Weinen fragte ſie ihn und antwortete er, bald Das, bald Jenes, ohne Zuſammenhang. Aber ich konnte doch Viel, ach, viel Trauriges aus ihrem Geſpräche errathen. — Woher kommſt du, mein Fritz? Woher kommſt du, mein Kind? — Von L..., ich bin dort auf der Pagenſchule. — Und wie kommſt du hierher? — Wir haben Ferien; wir machten eine Reiſe ins Gebirge; ich habe meine Cameraden in S... verlaſſen, habe ein Pferd gemiethet und bin hieher geritten; ich bin ein Deſerteur, fügte er lächelnd hinzu. — Und wie haſt du erfahren, wo ich bin? — Ich ſuche dich ſeit drei Jahren, Mutter, ich habe überall geforſcht; endlich habe ich es herausbekommen. — Aber wie, mein Kind? — Auf dieſe Frage wollte er nicht antworten, und ſie beſtand auch nicht darauf, ſondern legte den Kopf auf ſeine Schulter und weinte bitterlich. Fritz ſah traurig und etwas düſter vor ſich hin, dann aber ſchien er ſich wieder zu beſinnen und ſtreichelte die Scheitel ſeiner Mutter und ſuchte ſie zu beruhigen, indem er ihren Kopf erhob und ſie auf beide Augen küßte. — Wie ſchön du doch immer biſt, Mutter! Sieh, ich hätte dich unter tauſend Frauen heraus erkannt, ich habe dich nicht vergeſſen in dieſen acht Jahren. — Sie lächelte, aber erſchrack, wie ſie ihm wieder ins Geſicht ſah. O Gott, rief ſie, wie ähnlich biſt du deinem Vater! Wo iſt er jetzt? — Er liegt in B..., er iſt Oberſt. — Sie ſchlug die Augen nieder und fragte mit gedampfter Stimme, als ob ſie nicht Muth zu der Frage hatte: Und — Fritz — iſt — iſt der heiter? iſt er glücklich? — Fritz antwortete nicht. Er ſchlang den Arm um ihren Hals und preßte ſie an ſeine Bruſt. Sie fing aufs Neue zu ſchluchzen an. Wiſſen Sie, Herr Hauptmann, es war jenes Schluchzen, das keine Thräne herausbringt und von dem man meint, daß es jeden Augenblick die Bruſt zerſprengt. Sie hatte keinen Athem mehr, und ich glaubte, daß ſie kraftlos hinſinken müſſe, und wollte mich eben nähern, um ihr Hülfe zu bringen, als ſie mit Einem Male auf dem Boden lag, die Arme um die Kniee ihres Sohnes ſchlang und mit herzzerreißender Stimme ſchrie: Vergib mir, mein Kind, vergib! — Und da lag ſie ohnmächtig, mit dem Geſicht auf dem Teppich.

Mein Gott, welche Scene! Während wir uns bemühten, die Ohnmächtige aufs Sopha zu legen, ſtürzte Herr von Notting herein. Sein Bedienter, der Fritz ankommen geſehen, hatte auf der Treppe gelauſcht, und ich dumme Perſon vergaß, das Zimmer zu ſchließen, weil ich ganz gerührt von dem Schauſpiel in der Thür ſtand. Herr von Notting ſah aus wie ein Menſch, der eben einen Mord begangen hat oder einen Mord begehen will. Was will der Junge hier? — was hat er hier zu ſchaffen? rief er wie ein Verrückter. — Der Bube iſt an allem Unglück ſchuld! — Er ſtreckte die Hand aus, als wollte er Fritz am Arme faſſen. Aber dieſer, der vor ſeiner

Mutter ſtand, wandte ſich um, warf den Kopf in die Höhe und rief: Berühre mich nicht! — Herr Hauptmann, um ganz wahr zu ſein, er ſagte noch etwas Anderes, er ſagte eigentlich: Berühre mich nicht, Schurke! und er ſagte es mit einem Stolz, mit einer Ruhe, wie ſoll ich mich nur ausdrücken? ſo zu ſagen wie ein Ritter oder ein Prinz, oder ein großer General, und auf das Wort hin wurde Herr von Rotting noch blaſſer, ſeine Unterlippe wurde blau und zitterte. Er taumelte zurück, als ob man ihm einen gewaltigen Stoß in die Bruſt gegeben hätte, und wurde nur durch eine Commode, auf die er ſich mit dem Rücken ſtützte, aufrecht erhalten. Aber das war nicht das Schrecklichſte. Die gnädige Frau war von dem Geſchrei des Herrn von Rotting erwacht; ſie ſchlug die Augen auf und wie ſie das alles ſah und hörte, lachte ſie laut auf. Und dieſes Lachen war das Schrecklichſte. Fritz aber ſchien es nicht zu hören. Mit verſchränkten Armen — ſo — ſtand er da und ſah Herrn von Rotting mit einer gräßlichen Verachtung an. Dann wandte er ſich zu ſeiner Mutter, nahm ihre Hand und küßte ſie ehrerbietig; Darauf ging er mit langſamen Schritten an Herrn v. Rotting vorbei und zum Zimmer hinaus. Eine Minute darauf hörte ich den Hufſchlag ſeines Pferdes; er ritt aus dem Hofe. Die gnädige Frau aber lag noch immer auf dem Sopha, ſah ihren Mann an und lachte noch immer wie vorhin.

Hier unterbrach ich meine Wirthin, indem ich aufſprang und mit großen Schritten in der dunklen Stube auf und ab lief. Tilda ſah mir befriedigt nach und freute ſich, mit ihrer Erzählung eine ſolche Wirkung hervorgebracht zu haben. Ich hörte immer das gräßliche Lachen jener Frau; von welchem Haß, welcher Verachtung ſprach dieſes Lachen, da ſie darüber die Abreiſe ihres Kindes, das ſie ſo empfangen, das ſie durch acht Jahre nicht geſehen, vergeſſen konnte! Ich ſah in einen gräulichen Haushalt, in eine häusliche Hölle. Ich dachte an jenen Günſtling Jakob's I., jenen Robert Carre, Earl v. Somerſet, der mit ſeiner Frau in der Einſamkeit zu leben gezwungen war, nachdem er mit ſeiner Frau, die er einem Anderen entwandt, Verbrechen begangen, und nachdem ſich ihrer beider Liebe in Haß und Verachtung verwandelt hatte. Jenes Zuſammenleben der Mörder Overbury's, wie es die Geſchichte beſchreibt, ſchien mir immer die Verwirklichung der entwürdigendſten und aufreibendſten Höllenqualen hier auf Erden; ich konnte nie daran glauben, daß es zwei Menſchen durch Jahre zu ertragen im Stande ſeien, und nun fand ich ein anderes Beiſpiel leibhaftig in meiner Zeit, in meiner Nähe, unter meinen Augen — und unter meinen Bekannten! — Es war kein Zweifel, daß ich das elende Ehepaar dort aus dem Hauſe, daß ich ihre Geſchichte kannte. Wäre das Zimmer nicht ſo dunkel geweſen, Tilda hätte es mir anſehen müſſen, daß ich bei Ankunft des Knaben, bei Nennung ſeines Namens die handelnden

Perſonen erkannte, daß die Nennung der Garniſon ſeines Vaters meine Vermuthung nur beſtätigte. Dieſer Vater war ja mein Freund, der treffliche, in der ganzen Armee geliebte Oberſt v. Reuttern, und ich ſpielte ja ſelbſt eine Rolle in der Geſchichte, die ihn ſo unglücklich machte, die jenen Beiden dort in dem einſamen Hauſe ihre Vergeltung, ihre Hölle bereitete. Ich zweifle nicht: die ſeit zehn Jahren aus der Welt Verſchwundenen waren gefunden, und wieder rührte mich der Gedanke, welches Scharfſinns der Liebe es bedurfte, bis jener Knabe den Aufenthalt ſeiner in der Einſamkeit und hinter einem falſchen Namen verborgenen Mutter ausſpürte.

Iſt ſie noch ſchön? fragte ich, vor Tilda ſtehen bleibend, nur um etwas zu ſagen und um meine Aufregung zu verbergen.

Ich glaube nicht, erwiderte Tilda, daß ſie jemals habe ſchöner ſein können. Sie iſt ſo fein, ſo zart, ſo blaß. Das macht der beſtändige Aufenthalt im Zimmer und der Kummer. Selbſt die grauen Haare ſtehen ihr gut.

Sie iſt grau geworden?

Ach, ja! ich denke nicht gern daran, denn das erinnert mich an eine große Dummheit, die ich einmal begangen habe. Ich friſirte ſie und ſagte: Gnädige Frau, da iſt wieder ein weißes Haar. — Sie ſeufzte und ſagte: Es werden bald noch andere nachkommen. — Nun, nun, ſagte ich, um ſie zu tröſten, auf graues Haar, in Ehr' ergraut, Jedermann mit Ehrfurcht ſchaut. — Sie ſprang auf und ſah mich an, als ob ich ſie hätte verſpotten wollen, und wurde roth und blaß nach einander. Mein Gott! ich habe nur etwas Kluges ſagen wollen, aber das Kluge iſt manchmal ſehr dumm. Iſt es nicht wahr, Herr Hauptmann?

Sehr wahr, Tilda.

Und was hier klug iſt, iſt dort dumm? Nicht wahr, Herr Hauptmann?

Du ſprichſt ein großes Wort gelaſſen aus!

Herr Hauptmann, ich entdecke an ihnen eine Neigung, mich zu dutzen.

Pardon, ſagte ich entſchuldigend, das iſt ſo im Verſe.

Ja, ich verſtehe: ich weiß, im Verſe dutzt man alle Welt, ohne Smollis getrunken zu haben.

Ich merkte, daß mich meine Wirthin in die vorige Stimmung zurückbringen wollte, aus der ich durch ihre Erzählung herausgekommen war; aber das war ſchwer bei den Gefühlen und traurigen Erinnerungen, die mich jetzt erfüllten. Ich ſtand auf und erklärte ihr, daß ich mich zu Bette begeben wollte. Sie blickte mich etwas verdutzt an und nahm die Kerze, die ſie anzündete.

Liebe Frau Wirthin, ſagte ich im feierlichen Tone, Sie kennen die ganze Geſchichte der Herrſchaft, bei der Sie zwei Jahre lang im Dienſte geweſen; ich errathe dieſe Geſchichte. Was predigt dieſe Geſchichte? Gattentreue! Gattentreue!

Ha, ha, ha! — lachte Tilda — dieſe Moral aus dem Munde eines Herrn vom Militär! Das iſt curios, das iſt mir noch nicht vorgekommen, das iſt noch nicht erlebt worden! Und mit Gelächter ging ſie mir leuchtend in die Schlafſtube voran.

Am andern Morgen wollte mir Tilda die ganze Geſchichte des Ehepaares aus dem einſamen Hauſe erzählen; ich könnte, meinte ſie, ihr ja mein Ehrenwort als Officier geben, daß ich die Geſchichte nicht weiter erzählen wolle, da ſei es, als ob ſie geſchwiegen hätte. Ich aber dankte für den guten Willen, um bei ſchöner Morgenbeleuchtung die Gegend zu beſehen, denn geſtern hatte ich eigentlich meine Pflicht verſäumt. Die Hügel hinter dem Rotting'ſchen Hauſe mußten einen guten Ueberblick gewähren, und ich wandte mich ihnen zu, nicht ohne einen großen Umweg zu machen, da ich dem Hauſe und einer möglichen Begegnung ausweichen wollte. Als ich aber eben durch eine kleine, mit Geſträuch erfüllte Schlucht die Höhe hinaufſteigen wollte und um einen Vorſprung des Gebüſches bog, ſprang ein Mann, der auf dem harten Boden gelagert war, auf und ſtarrte mir ins Geſicht. „Lindblatt!" rief er erſchrocken. — Zuckow, murmelte ich verlegen und ſah zu Boden, während er die Hand zurückzog, die er mir inſtinctmäßig entgegengeſtreckt hatte. Ein Strahl der Freude hatte einen Augenblick lang ſein Geſicht beleuchtet, bald aber bedeckte es wieder ein düſterer Ausdruck. Er ſah mich mit zuſammengezogenen Augenbrauen an und knöpfte, wahrſcheinlich ohne zu wiſſen, was er that, ſeinen langen Ueberrock bis unter das Kinn zu. Sein Geſicht war wie verſteinert, und hätte ich nicht ſchon gewußt, daß er der Bewohner jenes Hauſes ſei, ich würde ihn ſchwerlich ſo ſchnell erkannt haben. Noch war es die ſtattliche, ſchöne Geſtalt, der Neid und das Ideal aller Port'epée-Fähnrichs und Lieutenants, aber ſie ſchien, ebenſo wie das ganze Geſicht, verknöchert. — „Verſprich mir, Lindblatt, meinen Aufenthalt nicht zu verrathen!“ ſtieß er endlich hervor. — „Ich verſpreche es.“ — Es ſchien, als wollte er noch einige Worte, vielleicht Fragen an mich richten, aber er bezwang ſich ſichtlich, raffte ſich auf, und mit einem kurzem „Lebewohl!“ machte er einige große Schritte, die ihn hinter dem Gebüſche meinen Blicken entzogen.

Traurig kam ich in meine Herberge zurück, nahm Abſchied von meiner liebenswürdigen Wirthin, verſprach, mich auf dem Rückwege wieder bei ihr aufzuhalten, ſtieg zu Pferd und ritt weiter.

Es war ein ſehr ſchöner Morgen. Ein ſchützender Kiefernwald nahm mich bald auf, in welchem ſich Schatten und Sonnenſchein, Stille und Geſauſe auf das melodiſchſte vermählten. Unter andern Umſtänden wäre ich durch dieſen Wald mit einer Opern-Arie auf den Lippen geritten; nun aber war ich melancholiſch und nachdenklich. Meine Gedanken trugen mich um zehn

Jahre zurück, und ich erlebte noch einmal jenen ſchrecklichen Tag, der bis dahin in meinem Leben der ſchrecklichſte geweſen.

Es war ein Maitag des Jahres 184*. Rittmeiſter von Reuttern hatte ſo eben die Wache bezogen, und wenn Rittmeiſter von Reuttern auf Wache war, ſchien die Wachtſtube dem ganzen Officier-Corps der gemüthlichſte und angenehmſte Aufenthalt in der Reſidenz. Da kam Beſuch auf Beſuch, und jeder Officier, dem eine nähere Bekanntſchaft mit dem Rittmeiſter das Recht dazu gab, blieb ſeine paar Stunden da ſitzen. Man hat bemerkt, daß der Prinz an ſolchen Tagen gern zur Inſpection kam, und man wußte, daß dies weniger der Inſpection als des Rittmeiſters und ſeiner Geſellſchaft halber geſchah. Fritz von Reuttern war unbeſtritten der beliebteſte aller Officiere, und dieſe Beliebtheit dankte er ſeinen vielen wahrhaft großen Eigenſchaften: ſeiner über alle Verdächtigung erhabenen Ehrenhaftigkeit, ſeiner hohen und feinen Bildung und dem großen Wohlwollen, mit dem er Jedermann entgegen kam. Obwohl von Jugend auf in der großen Welt lebend, ſah er die Welt und ihr Treiben doch mit der möglichſten Argloſigkeit an, konnte er ſelten an das Böſe glauben, und dieſe Unbefangenheit nahm ſich an ihm deſto ſchöner aus, je männlicher und kräftiger ſich ſonſt ſein Charakter bewährte. Dieſe Argloſigkeit erklärte ſich dadurch, daß ihm bisher immer Alles gelungen war, daß er eine Lauf bahn hinter ſich hatte, die nur kräftigende, nicht demüthigende Hinderniſſe bot, und daß man ihm von allen Seiten gern fördernd entgegen kam. Mit Einem Worte, er war wirklich glücklich. — Der Friſche ſeiner erſten Jugend konnte das Officiersleben nichts von ihrer Reinheit und Schönheit nehmen, da ſich gleich bei ſeinem erſten Auftreten zwiſchen ihm und dem ſchönſten und liebenswürdigſten Mädchen der Reſidenz, Fräulein Mathilde von R . . . ., der Tochter des bekannten Generals, ein ſehr intimes Verhältniß bildete, das ihn vor manchem behütete, was ſonſt die Blüthen der Seele abſtreift. Nach drei Jahren der glücklichſten Liebe, trat er mit ihr in die glücklichſte Ehe. Ihr Haus war eine Wohnung des ſchönſten Glücks, das durch die Geburt eines Knaben, der wie ſein Vater Fritz hieß, vollendet wurde. Neben einer geliebten Frau, einem ſchönen Kinde ſind die Freunde nur eine angenehme Zuthat im Banquet de la vie; dieſe fehlten, wie geſagt, auch nicht, denn der Böſeſte hatte den Muth nicht gehabt, dieſen Haushalt zu beneiden oder zu verleumden. Ich ſagte, die Freunde ſeien eine angenehme Zuthat; ich habe Unrecht. Das gilt von den Freunden, die man in Maſſe beſitzt, die ich die exoteriſchen Freunde nennen möchte. Zum echten Glücke, wenn es ganz abgeſchloſſen ſein ſoll, gehört ein eſoteriſcher Freund, und dieſer iſt eine Lebensbedingung, eine Nothwendigkeit: der eingeweihte Freund, der nicht in den Propyläen unſeres

Glückes ſtehen bleibt, der in das Allerheiligſte unſerer Liebe, unſerer Wünſche und Hoffnungen eingeführt wird; der Zeuge und Schatzmeiſter unſeres Glückes. Oder, um mich proſaiſcher auszudrücken: der Freund, der mit uns ißt, ohne eingeladen zu ſein, der unangemeldet eintritt, der, wenn die Andern nach der Soiree fortgehen, ſich erſt recht hinſetzt und eine Cigarre raucht, vor dem man den Schmuck der Welt und die Geſellſchaftsmanieren ablegt, vor dem man gähnt, mit dem man ſchweigt, mit dem man im ſelben Augenblicke denſelben Gedanken hat. Ein ſolcher Freund des Hauſes Reuttern war der Oberlieutenant Graf von Suckow. Er war mit v. Reuttern aufgewachſen, er war mit ihm auf der Kriegsſchule, auf Reiſen geweſen; er war der Vertraute und Beſchützer ſeiner Liebe, und als Reuttern heirathete, war er ein Theil der Familie und der Pathe des Neugeborenen.

So waren ſchon ſieben glückliche Jahre dahingegangen, als wir an jenem Tage in der Officiersſtube der Hauptwache als Gäſte Reuttern's daſaßen. Eine Rheinweinflaſche ſtand auf dem Tiſche, und wir ſaßen umher und ſpielten Whiſt. Die Fenſter waren offen und ließen milde Frühlingsluft herein; die Vögel in den Kaſtanienbäumen vor der Wache ſangen ihre erſten Frühlingslieder. Wir waren ſehr heiter und lachten viel über den guten Beck, der ſich für einen ausgezeichneten Whiſtſpieler hielt und den alten, erfahrenen Hauptmann Spolding, ſeinen Partner, mit einer empörenden Verſchwendung der Trümpfe in Verzweiflung brachte.

Alle Honneurs! rief Reuttern eben, als ein Soldat die Thür öffnete und in derſelben der kleine Fritz, Reuttern's Sohn, erſchien.

Was Teufel, Fritze, mein Junge, was willſt du hier? wie kommſt du hieher? fragte Reuttern, während wir uns alle nach dem Kinde umſahen.

Der Knabe ſchien ängſtlich zu ſein und antwortete nicht.

Wer hat dich hergebracht? fragte Reuttern wieder.

Es hat mich Niemand hergebracht — ich bin allein gekommen, ſtotterte das Kind.

Allein? den weiten Weg? fragte Reuttern erſtaunt. Komm' mal näher.

Das Kind kam heran und lehnte ſich an das Knie des Vaters; jetzt erſt ſahen wir, daß es verweinte Augen hatte, und wie es Reuttern anſah, noch immer ängſtlich, weil es ihn ſo allein auf der Wache aufzuſuchen gewagt hatte, ſchluchzte es und fing aufs Neue zu weinen an.

Aber, mein Junge, was iſt denn vorgegangen? Iſt die Mama nicht zu Hauſe?

Ja, Mama iſt zu Hauſe.

Biſt du unartig geweſen?

Ich bin ſehr artig geweſen, ſchluchzte Fritz und wiſchte ſich die Augen mit dem Rücken der Hand.

Warum weinſt du alſo?

Weil mich die Mama aus ihrem Zimmer gejagt hat, und dann hat mich der Onkel Suckow hinausgeſtoßen und hat mir weh gethan, weil ich nicht gleich hinausgegangen bin.

Reuttern erblaßte, faßte ſich aber ſchnell wieder und lächelte. Dann ſagte er: Geſtehe es nur, Fritze, du wirſt nicht beſtraft werden — du biſt gewiß unartig geweſen, ſonſt hätte dich der Onkel Suckow nicht hinausgeſtoßen.

Nein, antwortete Fritz mit Beſtimmtheit, ich bin nicht unartig geweſen, gar nicht. Mama jagt mich immer fort, wenn der Onkel Suckow allein da iſt, und der Onkel Suckow ſtößt mich immer hinaus, wenn er in Mama's Zimmer iſt. Ich habe das nur klagen wollen, Papa, ſonſt glaubſt du, daß ich unartig bin, immer wenn du auf Wache biſt.

Reuttern wurde während dieſer Rede des Kindes blutlos im ganzen Geſichte. Er ſah uns an und ſagte: Meine Herren, ich ſehe, was Sie denken.

O, begann der Hauptmann, urtheilen Sie nicht ein Kind . . .

Keine Worte! — befahl Reuttern und ſtand auf. Mit einer Stimme, die jede Modulation verloren hatte, und mit einem Blicke, der ins leere Nichts zu blicken ſchien, ſagte er ruhig: Herr Ober-Lieutenant von Beck, Sie übernehmen das Commando der Wache und behalten das Kind hier. Herr Hauptmann Spolding, Herr Lieutenant von Lindblatt, haben Sie die Güte, mir zu folgen.

So ſchritt er zur Wachtſtube hinaus, wir folgten ihm. Die Wache präſentirte das Gewehr; er vergaß nicht, zu ſalutiren. Strammen Schrittes ging er vor uns her; ſein Tritt hallte monoton auf dem Pflaſter wieder, monoton und in gleichem Maße. Er ging ruhig und unaufhaltſam wie das Geſchick. Ich konnte nur auf die Schritte horchen, und es war mir, als müßte ich ſie zählen, während der Lärm der Spaziergänger, der Wagen, der Ausrufer, der Geſang der Vögel auf den Dächern und in den Linden mir wie die Wellen um die Ohren des Ertrinkenden ſauſ'ten. Ich und der Hauptmann gingen mit niedergebeugtem Haupte und ſchweigend wie bei einem Begräbniß; wir hatten das Bewußtſein, daß ein Glück begraben werden ſollte. Niemals war in irgend einem Kopfe der Verdacht eines verbrecheriſchen Verhältniſſes zwiſchen Suckow und Mathilde erwacht, ſo unmöglich ſchien es, und doch, ſonderbar! hoffte ich auf dem ganzen Wege nicht einen Augenblick auf eine unſchuldige Aufklärung.

Wir ſtiegen die Treppe zur Wohnung Reuttern's hinauf. Er zog einen kleinen Schlüſſel und öffnete die Thür. Im Vorzimmer ſaß Gretchen, die Kammerjungfer.

O Gott! der Herr Rittmeiſter! rief ſie entſetzt, als ſie ihren Herrn erblickte.

Wo iſt die gnädige Frau? fragte er ruhig.

Sie — die gnädige Frau — ſie iſt ausgegangen, ſtotterte Gretchen, indem ſie ſich unbewußt und wie abwehrend vor die Thür des Schlafzimmers ſtellte.

Du lügſt! rief Reuttern, faßte ſie und ſchob ſie mit ſolcher Gewalt bei Seite, daß ſie in den entgegengeſetzten Winkel des Vorzimmers ſtürzte und dort auf dem Boden liegen blieb.

Folgen Sie mir, meine Herren, rief uns Reuttern zu und faßte das Schloß des Schlafzimmers. Es war verſchloſſen. Oeffnet! ſchrie er, indem er mit der Fauſt an die Thüre ſchlug. In dieſem Augenblicke erſt verrieth eine Art von Wimmern, ein ſchrecklich trauriger und zugleich wuthvoller Ton, was in ihm vorging. Aus dem Innern der Schlafſtube aber drang ein Schrei des Schreckens.

Reuttern faßte die Klinke, riß, und die Thür flog auf, und die Klinke blieb in ſeiner Hand. Er trat in die Schlafſtube, wir blieben auf der Schwelle ſtehen.

Es iſt an der Scene, die wir von der Schwelle aus ſahen, nicht viel zu beſchreiben. Es ging nicht viel vor, es wurden keine Worte gewechſelt: es war kein Drama, es war ein ſtarres, ſteinernes Basrelief. Reuttern ſtand in der Mitte der Stube ſtramm und groß, als wäre er in dieſem Augenblicke um zwei Köpfe gewachſen, und ſah mit gläſernen Augen Suckow an, der gebrochen und mit hangendem Kopfe an der Wand lehnte. Gleich bei ſeinem Eintritt war Mathilde mit dem Rufe: Fritz! Fritz! vor Reuttern's Füße hingeſunken, die ſie nun ſchweigend umſchlang. Sonſt war ſie wie ein Knäuel zuſammen gerollt, das Geſicht von den herabfallenden Haaren bedeckt und nicht daran denkend, das Kleid, das von der Schulter herabfiel, zuſammen zu halten. Reuttern ſchien ſie gar nicht zu bemerken; er ſtarrte nur Sukow an, und dieſer war von dem Blicke wie an die Wand feſtgenagelt.

So vergingen einige Minuten, vielleicht nur eine einzige Minute, aber es ſchien uns eine Ewigkeit, bis Reuttern tief aufathmete und immer mit derſelben tonloſen Stimme ſagte: Folgen Sie mir, meine Herren, komm, Sukow!

Er trat aus den umſchlingenden Armen Mathildens mit einer Bewegung heraus, als ob er irgend einen todten, hindernden Gegenſtand gleichgültig von den Füßen ſchüttelte, ohne auch nur auf den Boden zu ſehen, auf den Mathilde mit ſchwerer Stirn hinfiel. Er ging in den Salon; Sukow taumelte ihm nach; wir folgten.

Reuttern nahm eine kleine Mahagonikiſte, die auf einem Schranke ſtand, ſtellte ſie auf den Tiſch, öffnete ſie, nahm zwei Piſtolen heraus und lud eine derſelben. Er that das alles mit einer außerordentlichen Ruhe und Sicherheit, aber mit einer Gemeſſenheit der Bewegungen, als wäre er ein Automat. Es war unheimlich anzuſehen, und weder ich, noch der Hauptmann hatte den Muth, eine Frage oder irgend eine Bemerkung an ihn zu richten. Es wäre auch allem Anſcheine nach ſehr überflüſſig geweſen, denn in Reuttern ſchien der ganze Plan ſeiner Handlungsweiſe von Anfang an fix und fertig und unveränderlich feſt zu ſtehen. Als er die Piſtole geladen hatte, belebte ſich das Geſicht Suckow's: er machte von dem Platze, auf dem er wie eingewurzelt ſtand, einen Schritt vorwärts und ſagte: Ich bin bereit.

So iſt es nicht gemeint, erwiderte Reuttern und holte von einem kleinen Tiſchchen in der Ecke Papier und Tintenfaß.

Setze dich und ſchreibe, ſagte er! indem er mit ausgeſtrecktem Finger auf einen Stuhl vor dem Schreibzeuge deutete.

Was ſoll ich ſchreiben? fragte Suckow.

Setze dich und ſchreibe! wiederholte Reuttern.

Suckow ſetzte ſich und nahm die Feder. Reuttern ſtellte ſich vor ihn hin, ſtemmte beide Hände auf den Tiſch und dictirte:

Ich, Heinrich Graf von Suckow, verpflichte mich hiermit vor Zeugen . . .

Vor Zeugen, wiederholte Suckow und fragte: Wozu verpflichte ich mich?

Schreibe! ſagte Reuttern und dictirte weiter: Frau Mathilde von Reuttern, geb. v. R., ſobald ſie von ihrem Manne, dem Rittmeiſter Friedrich von Reuttern geſchieden ſein wird . . .

Geſchieden! rief Suckow, und ließ die Feder fallen.

Schreibe weiter! rief Reuttern, und Suckow nahm mechaniſch die Feder in die Hand — geſchieden ſein wird, nahm Reuttern wieder auf — haſt du: geſchieden ſein wird? zu heirathen.

Suckow fuhr zuſammen. Er warf die Feder hin und ſprang vom Sitze auf.

Schreibe: zu heirathen! wiederholte Reuttern.

Ich laſſe mir nichts verſchreiben! — ich heirathe ſie nicht! rief Suckow.

Reuttern nahm jetzt die Piſtole in die Hand, ſpannte den Hahn und richtete ſie auf Suckow.

Schreibe: zu heirathen, oder ich ſchieße, ſagte Reuttern im aller ruhigſten Tone.

Suckow blickte ihm ins Auge, dann in die Mündung der Piſtole; und immer dahin blickend, ließ er ſich langſam auf den Sitz fallen, während ihm eben ſo langſam die Piſtole folgte. Er ergriff die Feder, und nachdem er einen großen Seufzer ausgeſtoßen, ſchrieb er raſch: zu heirathen.

So, da iſt es, ſagte Reuttern; jetzt, meine Herren, fügte er, zu uns gewandt, hinzu, haben Sie die Güte und unterzeichnen Sie, als erbetene Zeugen.

Wir nahmen die Feder und ſetzten unſere Namen hin. Suckow wollte ſich erheben.

Bleibe, ſagte Reuttern, wir ſind noch nicht fertig. Nimm die Feder und ſchreibe auf dieſes Papier.

Was ſoll ich noch ſchreiben?

Schreibe! Du ſchreibſt an den Inhaber unſeres Regimentes.

Suckow ſprang wieder vom Stuhle auf. Es iſt genug dictirt! rief er.

Du ſetzeſt dich hin und ſchreibſt, oder ich ſchieße dich hier über den Haufen.

Suckow ſetzte ſich; Reuttern dictirte:

Eure Königliche Hoheit!

Hoheit . . .

Ich bitte, um meine Entlaſſung.

Oh! ſtöhnte Suckow.

Ich — bin — nicht mehr würdig, in der Armee — Seiner Majeſtät zu dienen . . .

Suckow ließ den Kopf in die Hände fallen. Reuttern beugte ſich über den Tiſch und fragte: Haſt du? — nicht mehr würdig — zu dienen — ja, da ſteht's. Weiter.

Was denn noch? ſchrie Suckow und ſtarrte ſeinen ehemaligen Freund mit aufgeriſſenen Augen an.

Die Motivirung, ſagte Reuttern; ſchreibe: denn ich bin ein Schurke.

Ah! ſchrie Suckow und fuhr von ſeinem Sitze auf und vom Tiſche fort: Niemals!

Schreibe! wiederholte Reuttern und ſtreckte die Piſtole hervor.

Schieße, ſagte Suckow, ich ſchreibe nicht.

Ich werde ſchießen, mein Ehrenwort darauf. Ich zähle: Eins, Zwei, Drei! Wenn du bei Drei nicht geſchrieben haſt: denn ich bin ein Schurke, biſt du des Todes. Das ſchwöre ich. Jetzt ſchreibe: Eins!

Suckow ſtand mit verſchränkten Armen.

Zwei!

Suckow ließ die Arme ſinken und ſah Reuttern ins Geſicht. Er liſpelte etwas, aber er ſchien die Stimme verloren zu haben, denn wir verſtanden nicht, was er liſpelte. Als ſtände er auf einer Schraube, drehte er ſich dem Tiſche und dem Papiere zu und näherte ſich, ohne eigentlich einen Schritt zu machen. Reuttern's Auge bohrte ſich in das ſeinige, und es war, als folgte er einer magnetiſchen Macht, da er ſich langſam wieder an den Tiſch ſetzte und langſam die Hand bewegte, um die Feder zu ergreifen. Reuttern's Blick und die Piſtole folgten ihm unabwendbar. Es war traumhaft anzuſehen. Reuttern bewegte die Lippe, da waren die Worte wie vom Blitze hingeſchrieben. Reuttern erwachte aus ſeiner Starrheit und fiel mit beiden Händen über das Papier her. Da ſteht's, da ſteht's! rief er in wilder Freude und ſtarrte das Papier an. Aber den Namen muß ich noch haben, den Namen! Unterſchreibe, Suckow, mein theurer Freund!

Suckow, der noch die Feder in der Hand hielt und wie bewußtlos vor ſich hinſah, ſchrieb wie ein Nachtwandler ſeinen Namen an die Stelle, auf die Reuttern's Finger deutete. Dann fiel er, oder vielmehr er warf ſich vom Stuhle und blieb ausgeſtreckt unter dem Tiſche liegen.

So, ſagte Reuttern, das iſt abgemacht. Die Adreſſe an Seine Königliche Hoheit kann ich ſelbſt ſchreiben und die Eingabe beſorgen. Dies bleibt mir, fügte er hinzu, indem er das erſte Schriftſtück faltete und in die Bruſttaſche ſteckte. Dann legte er die Piſtolen wieder in die Kiſte, ſchloß dieſe und ſtellte ſie auf ihren vorigen Platz.

Wir haben hier nichts mehr zu thun, meine Herren; ich muß auf die Wache.

Er ſetzte den Helm auf und ging mit uns zur Thür hinaus. Im Vorzimmer ſaß die Kammerjungfer und drückte ſich, als wir eintraten, in einen Winkel. Reuttern blieb vor ihr ſtehen und ſagte: Packe die Sachen der gnädigen Frau ein; ſie verläßt ſogleich mein Haus. Sorge dafür, daß Alles ſo ſchnell als möglich geſchehe und daß ich die Wohnung leer finde wenn ich abgelöſ't werde.

III.

Zwei ſchlafloſe Nächte.

Alfred Berg erzählt:

Meine Jugend verfloß in heiterer Armuth. Da ich gegen ſeinen Willen ſtudirte, ſchnitt mir mein Vater die Zufuhr ab; aber ich lebte in der Zukunft und kümmerte mich wenig darum, daß ich in der Gegenwart nicht zu leben hatte. Achtzehn Jahre alt, als ich die Univerſität der Provinz-Hauptſtadt bezog, gab ich mich für einen geſetzten Mann von einundzwanzig Jahren aus; band einen ſteifen Vatermörder um, kürzte meine langen Haare, zwang die widerſpenſtigen durch allerlei Mittel, ſo fromm und beſcheiden als möglich ſich an meine Schläfe anzuſchmiegen, und präſentirte mich ſo in einem reichen Banquierhauſe, wo eben eine Hofmeiſterſtelle zu vergeden war. Ich wurde von einem Freunde des Hauſes empfohlen, man ließ ſich durch mein ſolides Auftreten täuſchen, und beim zweiten Beſuche wurde der Handel geſchloſſen. Ich ſollte drei Kinder, einen Knaben und zwei Mädchen, in den Stunden, die mir die Collegien frei ließen, unterrichten und dafür im Hauſe des Herrn Kiſtner mit Koſt und Wohnung, Licht und Wäſche und noch dazu mit zwölf vollen Conventions-Gulden bezahlt werden. Ich fühlte mich ſehr reich und glücklich, um ſo glücklicher, als mir der Charakter der Eltern und der Kinder wie des ganzen Hausweſens behagte und als man mir den bald aufgedeckten Betrug als eine fromme Lüge verzieh. Das Hausweſen war ein ſchönes Gemiſch von moderner Eleganz und altem, gemüthlichem Patriarchenthum, ſowohl was die Lebensweiſe und die Einrichtung als die Bildung und den Charakter der Familie betraf. Herr Kiſtner war ein aufgeklärter, geiſtvoller und zugleich gutherziger, reicher Mann; Frau Kiſtner eine überaus thätige Hausfrau, die bereits ſieben Kinder in die Welt geſetzt hatte und die große Wirthſchaft mit einigem Despotismus, aber gut und zweckmäßig leitete. Da ich meiner Kindheit ſelbſt noch ſo ſehr nahe ſtand, erinnerte ich mich lebhaft aller Vorgänge in kindlichem Herzen, aller kindlichen Wünſche und Anſchauungen; demgemäß behandelte ich nicht nur die mir anvertrauten Schüler, ſondern auch die anderen kleineren Kinder und galt ſo bald für einen trefflichen Pädagogen, und wenige

Wochen nach meinem Eingange war ich wie ein Glied der Familie. In meiner etwas dunkeln Stube wurde es mir immer heimlicher, und es kam bald dazu, daß ich mich von den ſchönſten Vorträgen im Collegium nach Hauſe und zu meinen lieben Kindern zurückſehnte. Mein Junge, der kleine Paul, hing ſehr an mir und ergötzte mich mit den Studenten Manieren, die er meinen Freunden ablauſchte. Nur ſein ſchlechtes Gedächtniß brachte mich manchmal aus der Faſſung und ſein träumeriſches Weſen, das ſich immer am liebſten mit dem Ernſten beſchäftigte, während er das Nächſte vernachläſſigte. Aber wenn ich gegen ihn auffuhr, ſtand ſeine älteſte Schweſter Lotti, ein liebes Kind von zwölf Jahren, wie ein Schutzengel neben ihm. Sie ſah mich mit ihren großen, braunen, ſanftglühenden Augen bittend an, und ich mußte mich brummend abwenden, um ihr nicht zu verrathen, welche Gewalt dieſe holden Augen auf mich ausübten. Sie waren ſo voll Güte und Unſchuld, daß man ſie nicht ohne Rührung hätte betrachten können, wenn nicht zugleich der liebenswürdigſte und geiſtreichſte Schalk daraus hervorgeblickt hätte. Lotti war eine Art Mignon, aber eine glückliche Mignon. Ich habe damals den Briefwechſel Göthe's mit einem Kinde geleſen und konnte mir das Kind Bettina nicht anders vorſtellen, als mit dem braunen Geſichte, den dicken ſchwarzen Locken, der hoch und etwas mager aufgeſchoſſenen Geſtalt unſerer Lotti. Sie hatte einen ſehr geſunden Verſtand, einen ſehr raſchen Geiſt, aber ſie ſchien deſſen nicht zu bedürfen, denn inſtinctmäßig errieth ſie Menſchen, Dinge und Verhältniſſe, ohne daß ihre Unbefangenheit darunter gelitten hätte. Wie oft überraſchte ich mich, daß ich mit ihr wie mit einem Candidaten der Philoſophie ſprach und daß ſie mir ruhig und verſtändnißvoll zuhörte, als wäre meine Rede ihr gegenüber am Platze — und wenn ſie dann auf der Terraſſe oder im Garten ein Kind mit Kindern umherſprang und alle möglichen Thorheiten beging und ſagte, glaubte ich nicht mehr, daß man ſo mit ihr ſprechen konnte, wie ich es einige Minuten vorher doch ſelbſt gethan hatte. Sie merkte bald, daß ſie aus mir machen konnte, was ſie wollte; aber ſie mißbrauchte dieſe Macht nur zum Beſten ihres Bruders oder ihrer höchſt leichtſinnigen Schweſter Mathilde, die ſie auf faſt komiſche Weiſe bemutterte; ſonſt war ihr, die das Bedürfniß hatte, Jedermann zu befriedigen, meine Zufriedenheit mit ihr lieber als ihre eigene Freiheit. Ja, die Freiheit war vielleicht das geringſte ihrer Seelenbedürfniſſe; ſie wollte geführt, geleitet, regiert ſein; es that ihr wohl, zu gehorchen, weil ſie ſich dadurch in Abhängigkeit fühlte und dem Befehlenden eine Freude machte. Sie hatte ſehr wenig Talent für Muſik, aber Stunden lang ſaß ſie am Clavier und plagte ſich ab, ohne je zu murren, weil der Vater die Muſik liebte und aus ihr eine Muſikerin machen wollte. Wie oft rührte es mich, wenn ich ſie durch zwei Thüren hörte, wie ſie im Salon unermüdlich drauf los hämmerte! Noch heute kann ich kein fernes Clavier hören, beſonders wenn ein Schüler übt, ohne augenblicklich an Lotti, an den Salon, an das Vorzimmer und an meine Stube zu denken.

Neben den zwei anderen Kindern erſchien ſie mir wie eine erwachſene Perſon, die man nicht als Schülerin behandeln dürfe, und um für jene mehr Zeit zu gewinnen, legte ich ihr oft ein Buch hin und ſagte: Leſen Sie, Lotti! oder auch: Machen Sie, was Sie wollen! Damit aber war ihr nicht gedient. Eine ſolche Behandlung kränkte ſie. Sie erröthete, wie beleidigt, und ſchwieg: oder ſie ſtand auf, ſtellte ſich neben mich und ſtrich mir die Haare und ſchmeichelte mir, als ob ſie mich hätte verſöhnen wollen. Mit der kindlichſten Unbefangenheit legte ſie den einen Arm um meinen Hals, während mich die andere Hand am Kinn faßte und mein Geſicht ihrem fragenden, lächelnden Geſichte zuwandte. Sie wollte, daß man ſie unterrichte, daß man ihr Aufgaben auferlege, daß man ſie als eine Unterthänige behandle; hätte man ſie von Zeit zu Zeit beſtraft, es hätte ihr eine innere Freude gemacht. Wenn ſie mir ſo ſchmeichelte und meine Aufmerkſamkeit erzwang, wurde mir oft ſehr ſchwül zu Muthe. Um ihre Unſchuld nicht zu ſtören, mußte ich ſie gewähren laſſen, oder ich mußte mich bezwingen und ihr dieſes Weſen mit Brummen und Unfreundlichkeit zu verweiſen.

Lotti war mir der liebſte Umgang im Hauſe; ich beneidete die Gouvernante, eine ungebildete, ſogar etwas rohe Franzöſin, um ihre Geſellſchaft, deren ſie ſich den größten Theil des Tages erfreuen konnte und deren Werth ſie ſo wenig zu ſchätzen wußte. Die Franzöſin hätte das Haus längſt verlaſſen müſſen, wenn Lotti nicht auch ſie in ihren Schutz genommen hätte. Sie erröthete zwar oft, wenn die Franzöſin ihre Unwiſſenheit verrieth oder plattes, abgeſchmacktes Zeug ſagte, aber ſie that, als ob ſie ſie liebte, und aus Rückſicht für Lotti behielt man ſie im Hauſe. Lotti that noch mehr für ihre Gouvernante, der ſie auf dieſe Weiſe ihre Stellung rettete: ſie ſuchte ſie auf die zarteſte Art für eine ſolche Stellung geſchickt zu machen, indem ſie ſie, bewußt oder unbewußt, erzog und den Kreis ihres Wiſſens auszudehnen ſtrebte. Sie erzählte ihr auf ihren Spaziergängen das Intereſſanteſte aus der Weltgeſchichte, und zwar in einer unterhaltenden Form, wie man einem Kinde Märchen erzählt, da ſie gemerkt hatte, daß eine ernſthafte Mittheilung ſie langweilte; ſie brachte ihr die Grundbegriffe der Geographie bei und ſprach ihr von den Dichtern ihres Vaterlandes. Dies alles, während ſie ihre gehorſamſte Schülerin war und ſich wegen eines franzöſiſchen orthographiſchen Fehlers, den die Gouvernante auch nur mit dem Buche in der Hand erkannte, die härteſten Dinge ſagen ließ. Vielleicht war es ihr darum lieb, wenn ich von Zeit zu Zeit meinen und Paul's Spaziergang mit dem ihrigen vereinigte. Sie klatſchte vor Freude in die Hände, wenn ich beim Gabel-Frühſtück eine ſolche Abſicht ankündigte, und wenn ich es lange nicht gethan, erſchien ſie manchmal zum Ausgehen gerüſtet, mit dem Hut auf dem Kopfe, mit dem Sonnenſchirm in der Hand in meiner Thür und ſah mich fragend aber ſchweigend an. — Soll ich mit, Lotti? Auf eine ſolche Frage neigte ſie das Köpfchen auf die rechte Schulter und lachte. Rief ich dann den kleinen Paul und nahm Hut und Stock, war ſie wie ein Blitz im zweiten Stockwerk, wo ſie mit der Gouvernante wohnte, und ich hörte, wie ſie ſchon von der Treppe hinauf rief: Monsieur Berg va avec nous! — Auf ſolchen Spaziergängen hing ſie an meinem Arm und war heiter und ſchweigſam. Sie hörte ernſt, was ich mit der Gouvernante ſprach. Zu Hauſe angekommen, konnte ſie der Mutter Stunden lang von dieſem Spaziergange erzählen und ihn ihr ſo ſchön ausmalen, daß die Mutter am Ende ſolcher Erzählungen regelmäßig zu ſagen pflegte: Ich muß doch einmal mitgehen! ich muß doch einmal mitgehen!

Lieber waren mir die Stunden, die ich mit Lotti an ſchönen Sommer Abenden in einer Ecke des Balcons verbrachte, während Paul, Mathilde und die anderen Kinder auf der Teraſſe ſpielten, die Gouvernante ſich in der anderen Ecke mit dem Buchhalter unterhielt und laut lachte. Wie ſchöne Dinge ſagte da Lotti; es waren Gedichte und Märchen. Sie bevölkerte die Sterne mit

BAYERISCHE
STAATS-

ihren Phantaſieen und machte aus jeder Wolke ein Feenland. Einzelne Worte verriethen eine Ahnung alles Glückes und aller Schmerzen des Lebens, aller Glückſeligkeiten und Leiden, die ihr noch ein Geheimniß waren. Es war manchmal, als ob ſie ſagen wollte: Ich weiß mehr von der Welt und vom Herzen als du ahnſt. Ich ſah ſie darauf überraſcht an, und ſiehe da, ein Kind ſtand vor mir, das kindlichſte aller Kinder. Ein zukünftiges Weib hatte nur aus dem Schlafe geſprochen. Manchmal wieder erſchrack ich, wie eine beſorgte Mutter, die ihr Kind zu klug und zu gut für dieſe Welt findet: dann beruhigte das friſche, volle Leben, das aus dieſen Augen blitzte, das aus dieſen rothen Lippen, aus dieſen weißen Zähnen lachte.

Manchmal, wenn ich dieſer Abendgeſpräche halber einen Freundeskreis verließ und heimkehrte, war ich unangenehm getäuſcht. Lotti war nirgends zu finden. Sie iſt auf ihrer Stube, hieß es. Aber auch dort war ſie nicht. Endlich entdeckte ich ſie unten im Hofe in der Portiers Wohnung. Ich belauſchte ſie durchs Fenſter: da ſaß ſie mit ernſtem, doch aufmunterndem Geſichte und gab bei einer elenden Talgkerze der achtjährigen Portiers Tochter Unterricht. Wie oft belauſchte ich ſie ſo! Später bemerkte ich, daß neben der Talgkerze noch eine Stearinkerze brannte; die hatte Lotti, wie ſie, als der wiederholte Diebſtahl bemerkt wurde, ſelber bekannte, um einen ungerechten Verdacht niederzuſchlagen, eben aus der Küche entwendet. Wenn die Unterrichtsſtunde zu Ende war, zog ſie ihr Deſſert aus der Taſche, das ſie bei Tiſche eingeſteckt hatte, um ihre Schülerin zu belohnen. — Eines Abends ſah mich Herr Kiſtner am Fenſter ſtehen; er näherte ſich und ſah, was ich belauſchte, und lauſchte mit. Das Herz war uns beiden voll bei dieſem lieblichen Schauſpiel; wir drückten einander die Hände und waren ſeitdem viel intimere Freunde.

Sie wiſſen das Kind zu ſchätzen, lieber Berg, ſagte er, das macht Sie mir werth. Wir zogen die Mutter und die Gouvernante ins Geheimniß und beſchloſſen, Letti in ihrer Wirkſamkeit nicht zu ſtören und ihre Abweſenheit während der Abendſtunde nicht zu bemerken. Aber das Geheimniß wurde offenbar, als die Portiers-Tochter eines Tages im Hofe auf und abging und franzöſiſche Vocabeln auswendig lernte und endlich, am Erfolge verzweifelnd, laut zu weinen anfing und jedem, der ſie nach der Urſache fragte, von ihren Lectionen bei Fräulein Letti erzählte. Letti wollte ihr alles beibringen, was ſie ſelber wußte, und ſo war auch die franzöſiſche Sprache an die Reihe gekommen. Die gute Letti hatte nun viel zu leiden. Die Franzöſin nannte ſie eine Portiers Gouvernante, und nun nannten ſie auch die Kinder ſo. Aber ſie ertrug es mit Lächeln und kaufte ſämmtlichen Kindern den Spitznamen mit Geſchenken ab. Nur der kleine vierjährige Bruder verſtand nichts von der bindenden Kraft eines Vertrages und nannte ſie nach wie der Portiers-Gouvernante, und er fuhr fort damit, da es Lotti lachen machte.

So vergingen zwei glückliche Jahre. Ich wußte nicht, wie glücklich ſie waren; ich wußte nicht, wie ſehr heimiſch ich in dem Hauſe geworden. Ich war einundzwanzig Jahre alt, mein Schickſal, das Ahasverusthum fing an, ſich mit Macht geltend zu machen. Ich hatte Luſt, die Welt zu ſehen; es zog mich in eine größere Stadt; in der Reſidenz wollte ich meine Studien beenden; ich ſetzte einen Freund an meine Stelle und verließ das Haus — mit jenem Egoismus, mit jener Härte der Jugend, die nur die Zukunft ſieht und für die Gegenwart kein liebendes, ruhendes, gern verweilendes Auge hat.

Es thut mir leid, ſagte Herr Kiſtner, aber ich begreife, daß Sie Sich umſehen wollen; leben Sie wohl. Schade, daß Sie nicht länger bei Lotti bleiben können.

Lotti ſagte nichts. Mit herabhangenden Armen ließ ſie ſich von mir umfaſſen und küſſen, und als ich aus der Stube trat, wandte ſie ſich um und ſah die Noten an, die auf dem Claviere lagen.

In der Reſidenz angekommen, ſchrieb ich ſogleich an meine Schüler und an Herrn und Frau Kiſtner, kündigte ihnen meine glückliche Ankunft an und verſprach, nächſtens ausführlicher zu ſein — und ſchrieb nicht wieder. Eine neue Welt, neues Leben, neue Arbeiten faßten mich mit der ganzen Kraft der Jugend, die in mir war. Neue Eindrücke machten die alten zu halbverwiſchten Erin nerungen. Ein Tag nach dem anderen wob ſeinen dünnen Schleier vor die Vergangenheit, bis die dünnen Schleier zuſammen einen dicken Vorhang bildeten, und — wie geſagt — ich lebte in der Zukunft. Der Menſch lebt ſo lange in der Zukunft, bis er mit Einem Male in der Vergangenheit lebt. Aber dieſer Moment der plötzlichen Umkehr war mir damals noch fern, ſehr fern. Die Gegenwart beſchäftigte mich nur in ſo weit, als ſie mir die Hülfsmittel zur Erringung einer zukünftigen Freiheit liefern ſollte. Ich ſtudirte, ich promovirte, ich ſah mir die Welt und die Geſellſchaft an, ich machte Bekanntſchaften, ich warf mich in politiſche Verbindungen, ich bereiſ'te einen Theil Europa's. Das Leben in der Welt kann ermüden, aber nicht beruhigen: es kann auch Erfolge bieten, aber nicht ſättigen. Es iſt wie jene Bordeaux-Weine, die, je mehr man davon trinkt, deſto größeren Durſt wecken. Jedes Ereigniß des bewegten Lebens hat, wie die Häuſer in den großen Städten, ſeine hervorſpringenden Steine, an denen weiter gebaut werden muß. Wer ſich nicht mit einem Hofe wie in ſeiner Welt abſchließt, muß weiter bauen. Ich habe in meinem fünfundzwanzigſten Jahre an einen ſolchen Abſchluß noch nicht gedacht; nichts lag meinem ganzen Weſen ſo fern, wie Selbſtbegränzung, Beſchränkung. Mein bisheriges Leben betrachtete ich als Lehrjahre: die Wanderjahre ſollten mit der gewonnenen Ausrüſtung erſt recht beginnen. Ich ſtand am Anfange einer Laufbahn.

Bevor ich mich aufs Neue vom Stapel laufen ließ, mußte ich in meine Provinz und in die alte Univerſitäts-Stadt zurückkehren. Als ich durch das breite dunkle Thor derſelben einfuhr, fiel es mir ſchwer aufs Herz, wie ſehr ich der Familie Kiſtner in dieſen vier Jahren fremd geworden. Im Poſthofe angekommen, ließ ich meinen Koffer ins Gaſthaus tragen und nicht zu Kiſtner's, was mir vor vier Jahren eine Unmöglichkeit geſchienen haben würde. Doch war mein erſter Weg in das alte befreundete Haus. Es war noch ziemlich früh; Herr Kiſtner war ſchon in ſeinem Comptoir: Madame war nicht angekleidet; ſo lief ich gleich eine Treppe höher, klopfte an Lotti's Zimmer und ſtürzte, ohne ein Herein abzuwarten, in den bekannten ſtillen Raum. Da ſtand eine blühende Jungfrau vor mir, und ich blieb einen Schritt weit hinter ihr ſtehen, und die Arme, die ſich gehoben hatten, ſie zu umfaſſen, ſanken erſchrocken herab. Sie aber, ſobald ſie mich erkannt hatte, lag an meinem Herzen und die augenblickliche Entfremdung verſchwand — aber auch nur einen Augenblick. Das Kind, die ehemalige Schülerin hatte ſich dem Lehrer ans Herz geworfen — ſobald wir einander anſahen, ſtanden ſich der fünfundzwanzigjährige junge Mann und die Jungfrau gegenüber.

Dieſe Umarmung des Wiederſehens war der Abſchied vom alten Verhältniſſe. In dem lebhaften Geſpräche, das ſich nach einigen Minuten der Verlegenheit entſpann, war es mir nicht mehr möglich, den alten Ton zu finden; ich fühlte die ganze Ueberlegenheit, die ein ſchönes, edles, achtzehnjähriges Mädchen oft gegen unſeren Willen auf uns ausübt, ſelbſt wenn wir Greiſe ſind, um wie viel mehr, wenn man in dem Mädchen alle Glücks und Unglücksmöglichkeiten dämmern ſieht! Nur um einige ſchöne Trümmer der alten Vertraulichkeit zu retten, faßte ich manchmal mit Bewußtſein ihre Hand und nannte ſie ſchlechtweg: meine liebe Lotti. Alle die ſchönen Keime, die mir dereinſt das Kind ſo theuer und, wie ich wähnte, unvergeßlich gemacht, hatten ſich in ihrem Geiſte, wie in ihrem Gemüthe entwickelt. Der Schalk war in den Hintergrund getreten, aber ſie lachte noch ſo herzlich und kindlich wie ehemals, nur daß ſich in ihrem Lachen wie in ihrem Ernſt immer ein anmuthiges Maß kund that. Doch war mir etwas eng zu Muthe; ich brauchte Zeit, bis ich wieder das Kind in ihr entdeckte, und ich fühlte mich etwas fremd. Erſt als ſie mich in den Salon führte und ſich die ganze Familie mit alter Liebe um mich verſammelte, wurde ich wieder ganz heimiſch, und wie mir Lotti die Kinder eins nach dem anderen zuführte und die ſchüchternen aufmunterte, ſah ich wieder dieſelbe kleine Perſon, die ſchon in ſo früher Jugend die Beſchützerin und Führerin der andern machte.

Man ſah ſich nach meinem Koffer um, und da wurde ich denn mit Vorwürfen überhäuft, daß ich nicht im

Hauſe abgeſtiegen, und als ich nach einer Stunde Erzählens, Plauderns, Scherzens von Rückkehr in mein Gaſthaus ſprach, da hatte Lotti ſchon alle meine Habſeligkeiten holen laſſen und ich war in meiner alten Stube vollkommen eingerichtet.

Es waren einige glückliche Tage, die ich in dem Hauſe zubrachte. Ich fühlte mich ſo wohl unter dem Scepter Lotti's, denn ſie war es, die jetzt die ganze Wirthſchaft leitete; ihr gehorchte, ihrer milden Autorität unterwarf ſich Alles, ſie wurde in allen Angelegenheiten von Vater und Mutter zu Rathe gezogen. Meine liebſte Beſchäftigung war es, ſie in ihrem Walten und Wirken zu beobachten; da mußte ich denn ſtaunen, wie Alles ſo ordnungsvoll herging und ohne Lärmen, wie ſie überall dabei war und immer unbeſchäftigt ſchien, trotzdem ſie neben der Wirthſchaft das ganze Amt der entlaſſenen Gouvernante ausübte, und wie ſich bei all' den Beſchäftigungen ſchöne Schätze von Kenntniſſer in ihrem Geiſt angeſammelt hatten. Ich weckte gern das Andenken alter Zeiten, und wir ſetzten uns hin, wie ehemals, und nahmen ein Buch und laſen. Wir waren ungeſtört, denn ich hatte es mir als eine Gunſt erbeten, daß die wenigen mir gegönnten Tage nur im Schooße der Familie hingeben, daß keine Fremden geladen oder empfangen werden ſollten. Sobald ich mich gewiſſer Maßen wieder als Lehrer neben Lotti hingeſetzt hatte, kehrte auch das alte ruhige Gefühl wieder, das an der holden Schülerin ſeine Freude hatte. Jede Unruhe; jede Befangenheit ſchwand, und das Zuſammenleben wurde dadurch vielleicht nur um ſo ſchöner.

Der letzte Tag wurde zu einem gemeinſchaftlichen Spaziergange benutzt. Wir durchſtreiften einen großen Park. Lotti ging an meiner Seite, an meinem Arme und hörte mir ſchweigend zu, wie ich ihr von meinen großen Planen erzählte. Mit Einem Male verließ ſie mich, um nach den Kindern zu ſehen; ich ſchloß mich an Herrn Kiſtner an.

Wie herrlich, ſagte ich, hat ſich Ihre Lotti entwickelt!

Nicht wahr? erwiderte er; ſie iſt ein liebes Mädchen, gut, liebend, und ſie hat ſo Vieles und ſo gut gelernt. Loyal, wie ſie iſt, hat ſie die Verſprechen gehalten, die ihre Kindheit gegeben. Hübſch iſt ſie auch; finden Sie nicht?

Hübſch? rief ich — ſie iſt imponirend ſchön, und ſie wäre es, wenn ſie häßlich wäre.

Und doch — ſeufzte Herr Kiſtner und zuckte die Achſeln.

Was wollen Sie ſagen? fragte ich.

Für wen iſt ſie alles, was ſie iſt? ſagte Herr Kiſtner, bitter lächelnd — für irgend einen Börſenmann, einen Lederhändler. Mit meinen ſieben Kindern bin ich kein reicher Mann; es ſteht ihr keine große Auswahl zu Gebote — und wie die Verhältniſſe ſind — ich darf nicht daran denken.

Herr Kühner ſchwieg. Ich wollte antworten, als Lotti, roth im Geſichte, laufend auf mich zukam und, auf einen kleinen von hohen Buchen umgebenen Raſenplatz deutend, zu mir ſagte: Erinnern Sie Sich, Herr Berg?

Weſſen, liebe Lotti?

Ach ja, ſagte ſie, Sie haben es wohl vergeſſen. Hier auf dieſem Platze haben Sie uns die Odyſſee erzählt. Ich werde mich immer des Eindruckes erinnern. Sie legten an der Stelle, wo der Sänger von den Thaten des Odyſſeus erzählt, den Arm über die Augen, Odyſſeus nachahmend, wie er ſich mit dem Mantel verhüllt. O, ich erinnere mich ganz genau. Wir weinten alle über den Tod des treuen Hundes Argos. — Iſt es nicht ſeltſam, fügte ſie langſamer und nachdenklich hinzu, daß Sie mir ſo eben, in demſelben Parke, von Ihrer zukünftigen Odyſſee ſprachen, von allen Wanderungen, die Sie vorhaben? — Wer weiß, wann Sie von Ihrer Odyſſee zurückkommen?

Lotti hat Recht, ſagte Herr Kühner; es iſt mir auch ſo, als gingen Sie auf die hohe See, als wären Sie beſtimmt, von den Wellen des Lebens lange, lange umhergeſchaukelt und an verſchiedene Küſten geworfen zu werden.

Nicht wahr, Papa? murmelte Lotti vor ſich hin. Es war, als hätte ſie nur denken wollen, was ſie unwillkürlich ausſprach.

Schweigſamer, als wir ausgezogen waren, kehrten wir des Abends zurück. Lotti hatte mich um die Erlaubniß gebeten, ihre Freundinnen einzuladen, um ſie mit mir bekannt zu machen. Wir fanden ſie ſchon im Hauſe verſammelt, und ich konnte bald bemerken, wie Lotti, ohne es zu wollen, in ihrer Mitte eine hervorragende Rolle ſpielte. Sie richteten ſich nach ihr, ſie nahmen ihre Freundſchafts-Bezeugungen mit Dankbarkeit und Stolz entgegen, ſie wußte mir von jeder etwas Gutes und Schönes zu ſagen und freute ſich, wie im Laufe des Abends eine ſchnelle Vertrautheit zwiſchen uns ſich entwickelte. Später ſervirte ſie den Thee und machte die liebenswürdige Hausfrau.

Als die Freundinnen gingen und Lotti ſie auf die Treppe begleitete, blieb ich mit Frau Kiſtner allein im Salon. Ich ſetzte mich zu ihr aufs Sopha und ſagte ſcherzend: Frau Kiſtner, jetzt gehe ich in die Welt und mache mein Glück; ſobald ich eine Million habe, komme ich zurück und hole mir Ihre Lotti.

Sie können auch etwas früher kommen, lieber Berg, erwiderte Frau Kiſtner, ebenfalls ſcherzend.

Drei Tage darauf zog ich mit einem Manuſcripte im Koffer in Leipzig ein; nach wenigen Wochen hatte ſich das Manuſcript in ein Buch verwandelt, und das Buch hatte Erfolg. Man ſprach von mir in den Zeitungen, aus den verſchiedenſten Gegenden Deutſchlands bekam ich ſchmeichelhafte Briefe von Unbekannten; man kam mir überall entgegen. Zeitſchriften und Buchhändler warben um mich; in der Geſellſchaft wurde ich mit Auszeichnung behandelt. Es kam mir vor, als hätte ich in Allem und Jedem die Wahl, und ich ſchien mir ein gemachter Mann. Ich wollte mich an der Univerſität habilitiren und glaubte hoffen zu dürfen, daß ſich mit Hülfe meines Namens und fleißiger Arbeit die unfruchtbare Stellung eines Privat-Docenten leicht in eine fruchtbringende und ehrenvolle verwandeln werde.

Bei allen Zeichen meines Erfolges, bei allen Hoffnungen, die er weckte, dachte ich an Letti und daß ich mir ſie holen dürfe, noch bevor ich Millionär geworden. Darum hatten meine Gedanken, ganz gegen meine Natur, die mich immer hinaustrieb in das bewegte Leben, eine ſo ſolide Richtung genommen: ein ſtilles arbeitſames Leben an ihrer Seite ſchien mir das Wünſchenswertheſte, und das Bild eines ſolchen Lebens war in meinem Herzen fertig und begleitete mich durch alle Windungen und Wandlungen, in die ich in Folge meiner neuen Stellung gerieth. Eines Tages ſetzte ich mich hin und verfaßte einen langen, an meinen Vater gerichteten Brief, in welchem ich ihm die Geſchichte meiner letzten Monate aufs ausführlichſte aus einander ſetzte. In einem P. S. fragte ich ihn, was er für mich zu thun geſonnen, im Falle ich mich verheirathete; denn, fügte ich hinzu, ich bin feſt entſchloſſen, mich ſo bald als möglich mit einem überaus liebenswürdigen und ausgezeichneten Mädchen zu verheirathen. Nächſtens mehr, lieber Vater, wenn ich nur erſt eine Antwort auf meine Frage erhalten habe. —

Mein Vater ließ mich lange auf dieſe Antwort warten; ſie hätte nach acht Tagen da ſein können; ſie traf erſt nach einigen Wochen ein. Er ſprach auf mehreren Seiten eben ſo ausführlich von ſeinen Angelegenheiten, wie ich von den meinigen geſprochen hatte; auf meine beabſichtigte Heirath kam er ebenfalls erſt in der Nachſchrift. Da hieß es: Was deine Heirath betrifft, ſo bin ich Folgendes zu thun geſonnen: Ich will mit meinem Freunde, dem Doctor Riegler, ſprechen und ihn bitten, zwei gute Stuben für dich und deine zukünftige Frau bereit zu halten. Ich bin überzeugt, daß, wenn ich ihm die Umſtände näher aus einander ſetze, er mir meine Bitte gewähren werde.

Das war ein fürchterlich abkühlendes Sturzbad. Doctor Riegler iſt der Director des Narrenhauſes in unſerer Gegend. Ich war empört über dieſe Antwort und — fand ſie bald gerechtfertigt. Ich hatte indeſſen einſehen gelernt, daß es Jahre bedurfte, bis ich mir eine Stellung machte, wie ich ſie noch vor Kurzem vom Himmel fallen ſah. Dann kamen in Folge des Buches, in welchem manche den Regierungen unangenehme Grundſätze ausgeſprochen waren, allerlei Beunruhigungen von Seiten der Behörden, und ich ſagte mir: es wäre Verbrechen, das Schickſal eines geliebten Weſens, das für das heimlichſte Glück des Hauſes geſchaffen iſt, an eine auf bewegten Wellen ſchwimmende Exiſtenz zu knüpfen. Ich ſtellte das Bild Lotti's mit dem Geſichte gegen die Wand und überließ mich dem Rauſche, den ich aus den ſchmächtigen Blüthen meines Erfolges ſog, als wäre es unſterblicher Ruhm. Ich lebte, ich trieb mich umher und begegnete — einer ganz kleinen, zarten, blaſſen, magern, aber reizenden Polin.

Wiſſen Sie, meine Freunde, was das iſt, eine Polin? — Eine Polin iſt eine verführeriſche Creatur, die mit ihren kleinen Füßchen ſehr gern auf einem Männerherzen herumtrampelt, die es im Spiele her und hin, herauf und hinunter wirft, wie einen Federball, die es lächelnd mit Stecknadeln durchbohrt und ſich in die Hände klatſchend an ſeinen Zuckungen ergötzt. Nun aber iſt die Liebe des Mannes und alles, was man ſo nennt, wie jene Gräſer, die immer höher aufwachſen, je mehr man ſie tritt. Der Stolz des Mannes empört ſich zwar gegen dieſes Getretenwerden, aber ſeine Eitelkeit iſt mächtiger; er will ausharren, bis er geſiegt hat, und Gefühl, Wille, Phantaſie verſtricken ſich mehr und mehr. Es entſteht ein Kampf zwiſchen ſeinen beſſeren und ſeinen kleinlichen Gefühlen, der aufreibend und entwürdigend iſt. Dieſe Liebe regt nicht den Grund des Herzens auf, wie die wahre und wirkliche, aber ſie bewegt und erſchüttert es an allen ſeinen Oberflächen; ſie iſt nicht ſo tief, aber ſie iſt heftiger. Sie hat wüſte

Momente, und wüſt und müde geht man aus ihr hervor und um einen großen Theil des Jugend-Capitals ärmer. Die wirkliche Liebe macht ſtätig, ruhig, arbeitſam; ſie richtet den Blick ſchön ſorgend auf die Zukunft; dieſe Leidenſchaft, dieſe Liebe zu einer Coquette beunruhigt fortwährend und bannt in die engen Schranken des Momentes, wie in ein Netz, in dem man zappelt, gleich einem Fiſche. Tritt man aus der Epoche einer edlen Liebe, ſo iſt es, als hätte man ein ſchönes Land durchwandert; man blickt gern und lächelnd zurück und bewahrt die Erinnerungen als ſchöne Errungenſchaften. Nach der Liebe zu einer Coquette iſt es, als träte man aus einer Wildniß voll Geſtrüpp in eine Wüſte. Eine Wüſte iſt der Kopf, eine Brandſtätte das Herz.

Ich ſage nur ſo viel von einer Epiſode, die mich definitiv allen Heiraths-Gedanken entriß und das ſchöne, ruhige Bild Lotti's mit Spinngewebe überſchleierte. Glücklicher Weiſe zwangen mich jene angedeuteten politiſchen Verfolgungen zur Flucht, und ſo entkam ich auch jener gefährlicheren Gewalt der reizenden Polin. Ich durchzog Deutſchland und andere Länder und ruhte endlich in Paris aus.

Der Divan Lepelletier, ein Kaffeehaus, war damals der Ort, wo die Fremden, die etwas vom geiſtigen Leben der franzöſiſchen Hauptſtadt kennen lernen wollten, ſich gern verſammelten. Dort ſah man manche Größen der Kunſt, Literatur und der politiſchen Welt und man hörte ihre lauten Geſpräche, die durch keine polizeiliche Späherei beſchränkt waren. Dort ſaß ich eines Abends, als mich zu meiner freudigſten Ueberraſchung Herr Gerbert, der Muſiklehrer Lotti's, anredete. Er war ſoeben nach Paris gekommen, in der Abſicht, ſich von hier aus einen Namen zu machen und dann eine Kunſtreiſe zu unternehmen, oder auch, je nach Umſtänden, ſich in Paris feſtzuſetzen. Bei ſeinem Anblicke fühlte ich mich mit Einem Male wieder in die Atmoſphäre des Kiſtner'ſchen Hauſes verſetzt; die ganze alte Zeit lebte in mir auf; es war mir, als hörte ich Burgmüller's Melodieen, von Lotti geſpielt, aus dem Salon, durch das Vorzimmer in meine dunkle Stube dringen. Ich zog Herrn Gerbert in einen Winkel, wir ſetzten uns hin und begannen zu plaudern. Trotz ihren geringen muſikaliſchen Talenten, war Lotti doch immer eine ſeiner liebſten Schülerinnen geweſen, und ſo kam das Geſpräch natürlich auch bald auf ſie.

Sie wiſſen? — ſagte er — ſie iſt Braut!

Braut? — rief ich — mit wem? — mit einem Lederhändler?

Nein, erwiderte Herr Gerbert, mit einem Zucker-Fabrikanten.

Was iſt er ſonſt? und wie iſt er?

Ich weiß nicht viel von ihm — aber es ſoll ein braver, liebenswürdiger und gebildeter Menſch ſein.

Deſto beſſer.

Der Muſiklehrer ſprach mir darauf, nach Art aller

Neuangekommenen, viel über die Vorzüge und Fehler von Paris und geſtattete mir, ſchweigſam zu ſein. Dann führte ich ihn noch einige Male auf den Boulevards auf und ab und ging nach Hauſe.

Ich hatte die Nachricht von Lotti's Verlobung ziemlich ruhig, ja, ſehr ruhig, nur mit Ueberraſchung wegen der Neuheit und mit freundlicher Theilnahme aufgenommen; aber der Gedanke, daß nun Lotti Braut ſei, verließ mich nicht mehr; er bohrte ſich immer tiefer in mein Herz, und als ich mich auf meiner Stube allein fand, gehörte ich ihm ganz. Das ganze Gefühl für Lotti, welches ich bei unſerem Abſchied mitgenommen und das durch das bewegte, vielgeſtaltige Leben der letzten zwei Jahre ſo ſehr in den Hintergrund gedrängt worden, trat wieder hervor; mein ganzes inneres Weſen, das ſeit der verzehrenden Leidenſchaft für die Polin brach zu liegen ſchien, wurde wieder lebendig: alte, begrabene Keime regten ſich wieder, als ob ſie aus dem verbrannten Boden hervorſprießen wollten. Ich erinnerte mich jedes Wortes, jedes Erlebniſſes mit Lotti, jedes ihrer Blicke, jeder Bewegung, und ihre Schönheit wie ihre ſeeliſchen Vorzüge ſtanden klar vor mir. Ich verglich ſie mit der Polin und konnte nicht begreifen, wie ich ſie über dieſe einen Augenblick vergeſſen mochte, und verurtheilte das ganze männliche Geſchlecht, das ſich lieber berauſchen, betäuben, als von echten Vorzügen echt beglücken läßt.

Nachdem ich lange in der Stube auf und ab gegangen, warf ich mich unmuthig ins Bett. Da wurde ich für Lotti's Zukunft beſorgt. Hat ſie einen Mann gefunden, der ſie zu würdigen verſteht? Nein! ich konnte es nicht glauben, trotz dem Lobe, das ihm Herr Gerbert geſpendet, ohne daß ich die Urſache meines Unglaubens entdeckt hätte. Mit Einem Male bildete ich mir ein, daß ich allein dazu auserſehen war, Lotti glücklich zu machen, und während ich mir Vorwürfe machte, dieſe ſchöne Beſtimmung verfehlt zu haben, malte ich mir zugleich ein glückliches Bild nach dem andern aus, und während ich eine Art von ſtachelnden Gewiſſensbiſſen fühlte, ſchwelgte ich zugleich in den Phantaſieen eines unerſchöpflichen häuslichen Glückes. Ich warf mich hin und her; meine Pulſe pochten; ich lag im Fieber. Thorheit! ſagte ich mir, ſollte man nicht meinen, daß du ſie geliebt haſt? Niemals! Du hatteſt eine aufrichtige, tiefe Freundſchaft für ſie; als du ſie zu heirathen beabſichtigteſt, wollteſt du eine ſehr verſtändige, zweckmäßige Heirath machen, weil du dir ſagteſt, daß Lotti eine treffliche Hausfrau gäbe. Das iſt Alles! Es iſt unerlaubt, ſich von ſeiner Phantaſie in eine ſolche Unruhe fortreißen zu laſſen.

So raiſonnirend wurde ich etwas ruhiger, und da ich aus Erfahrung wußte, daß ich alle Aufregungen am beſten mit der Feder in der Hand beſchwichtigte, ſprang ich auf und ſetzte mich ſpät nach Mitternacht an den

Tiſch, um, wie es Pflicht und ſchicklich war, an Herrn Küſtner und an Lotti Gratulationsbriefe zu ſchreiben.

Lange ſaß ich da vor den Papieren und wußte nicht, an wen ich zuerſt ſchreiben ſollte, ob an den Vater oder an die Tochter. Ich entſchloß mich zu Letzterem, als der Hauptſache: iſt dieſe abgemacht, werde ich wohl ruhiger ſein. Aber wie ſie anſprechen, wie überhaupt zu ihr reden? Ich fühlte, daß ich den Ton für ſie verloren hatte, und kam mir plötzlich ihr gegenüber ſchrecklich fremd vor. Ich wollte mir über Ton und Inhalt erſt klar werden; ich zündete eine Cigarre an und öffnete das Fenſter und ſah hinaus. Beim Anblick der Sterne dachte ich an jene längſt vergangenen Abendſtunden auf dem Balcone. Das liebe Kind ſtand wieder neben mir — ich hatte Angſt, weich zu werden. Da fiel mein Blick auf eine ſonderbare Scene. Mir gegenüber in einem anſtoßenden Hofe wohnte eine ganze Seiltänzer-Familie. Der Vater und zwei Knaben waren eben von einer nächtlichen Vorſtellung in einem Kaffeehauſe, oder aus den Elyſäiſchen Feldern heimgekehrt und hatten noch die bunte Gauklertracht an. Der Vater nahm ein kleines Kind, das bei ſeinem Eintritte erwacht war, aus dem Bette, lief damit in der Stube auf und ab, und wiegte und ſchaukelte es. Da es nicht wieder einſchlafen wollte, ſtreckte er ſich auf den Boden und ſcherzte und ſpielte mit ihm, während die Mutter an dem Heerd ſtand und das Spätmahl für die Heimgekehrten bereitete. Die beiden Knaben halfen ihr dabei und ſchienen ihr zu erzählen; dann wurde der Inhalt des Keſſels über dem Herde in eine große Schüſſel geſchüttet und die ganze Familie ſetzte ſich um den Tiſch und genoß plaudernd und lachend. Dieſe Gaukler ſchienen ein ſehr glückliches, liebendes Leben zu führen. Anfangs hatte mich das Schauſpiel etwas zerſtreut, bald aber führte es mich auf den Gedanken zurück, der mein ganzes Sein in dieſer Nacht beherrſchte. — Häusliches Glück! Häusliches Glück! murmelte ich, und neue Bilder fing ich an zu malen. Ich ſchloß das Fenſter und begann zu ſchreiben; aber ich ſchrieb mich wieder in die Unruhe hinein, in die ich mich vorhin hineingedacht hatte. Ungeduldig und müde, mich länger zu beobachten und zu überwachen, ließ ich meinen Gedanken und meiner Feder freien Lauf — und als ich das Geſchriebene überlas, entſetzte ich mich vor der Leidenſchaft, die aus jeder Zeile ſprach. Ich zerriß den Brief und fing einen andern an; wie ich die Feder hielt, hatte ich das Gefühl, als ob ich ein wildes Pferd bändigend am Zügel hielte. Ich beobachtete mich, ich dictirte mir laut und langſam jedes Wort — da war es ein ſteifes, kaltes, verlegenes Gratulationsſchreiben. Was würde Lotti denken, wenn ſie Solches von mir läſe! Auch dieſer Brief wurde zerriſſen und ein dritter und ein vierter. Das Schreiben hatte das Fieber zurückgebracht, ich ſchüttelte mich und warf mich auf das Bett — ich ließ die Zügel meines Selbſt fallen und die Gedanken ihren wilden Gang geben. Ach, wie ſie ausgriffen nach rechts und links — nach vorwärts und rückwärts — die Kerze brannte immer tiefer — ſie hatte ausgebrannt — es war hell im Zimmer, ich merkte es nicht. Der Tag war breit und glänzend da, in den Straßen ſchrieen ſchon die hundert Ausrufer — ich hatte noch kein Auge geſchloſſen — es war die erſte ſchlafloſe Nacht meines Lebens. — —

Ein Jahr nach dieſer ſchlafloſen Nacht brachten mich die politiſchen Umwälzungen wieder zurück in die Provincial-Hauptſtadt meiner Heimath. Da ich nunmehr, etwas ruhebedürftig, einen längeren Aufenthalt nehmen wollte, miethete ich eine kleine Wohnung. Zu Kiſtner's kam ich jeden Tag. Wie anders war es jetzt im Hauſe! Lotti war fort und bewohnte mit ihrem Manne eine andere Provinzhauptſtadt; es war, als wäre mit ihr die Geſchichte des Hauſes zu Ende gegangen, obwohl noch ſechs andere Kinder da waren. Dieſe wie die Eltern lebten in der Erinnerung an die ſchöne Zeit, wo noch Lotti da geweſen. Nur wenn ein Brief von ihr kam, wurde es lebendig und gab es eine Gegenwart. Herr Kiſtner war mit der Heirath zufrieden, und das war mir genug, und ich fragte nicht weiter nach Einzelheiten. In ihren Briefen ſprach Lotti mit großer Hochachtung von ihrem Manne; wozu ſollte ich etwas Näheres wiſſen wollen? Ich wich ſogar allen genaueren Mittheilungen aus. — Nun war die Reihe an Mathilde. Auch ſie war ſchon verlobt, auch ſie ſollte in die Ferne ziehen. Man war im Hauſe mit den Vorbereitungen zur Ausſtattung und zur Hochzeit beſchäftigt; das brachte wieder einiges Leben hervor.

Eines Nachmittags fand ich Mathilde kramend und ordnend unter den hundert Kleinigkeiten, die ſich in einem Mädchenleben aufhäufen. Sie ſichtete, was mitzunehmen war, von dem Gleichgültigen aus, als ſie unter Anderem vor meinen Augen einen großen Pack Papiere aus der Tiefe eines Kaſtens zog.

Siehe da, das hätte ich bald vergeſſen, ſagte ſie, ſehen Sie, Herr Berg, das ſind Papiere, die mir Lotti zurückgelaſſen und die ſie nicht mitnehmen wollte. Was fange ich nun damit an? Soll ich ſie mit mir nehmen oder hier zurücklaſſen? oder ſoll ich ſie verbrennen?

Es kommt darauf an, was ſie enthalten. Was enthalten denn dieſe Papiere?

Was werden ſie auch enthalten! rief Mathilde; vielleicht alte Schulaufgaben, allerlei Erinnerungen aus der Kindheit — vielleicht auch Verſe, denn Lotti ſchrieb manchmal Verſe und allerlei. Das Beſte iſt wohl, Sie haben die Güte und ſehen dieſe Papiere durch und ſondern aus, was werth iſt, aufbewahrt zu werden. Wollen Sie?

Geht das? fragte ich bedenklich, wäre das Lotti recht?

Ach was! lachte Mathilde; Lotti hat vor Niemand Geheimniſſe, am wenigſten vor Ihnen. — Uebrigens iſt von dergleichen gar nicht die Rede — Sie werden Aufgaben und Stylübungen finden, die Sie vielleicht intereſſiren werden, da manche noch Ihrer Zeit angehören mögen.

Darauf hin nahm ich denn ſpät Abends die Papiere unter den Arm und wanderte vergnügt nach Hauſe. Ich ſchloß meine Stube, zündete zwei Kerzen an, ſchob meinen Lehnſtuhl an den Tiſch, ſteckte eine Cigarre in den Mund und ſetzte mich hin, um ungeſtört ein ſtilles Feſt der Erinnerung zu feiern; ich war überzeugt, in den Papieren manches zu finden, was, wie eine altbekannte Melodie, wie ein liebes vertrauts Geſicht nach langer Trennung, alte Zeiten neu verklärt heraufbeſchwört.

Ich öffnete das Paket und muſterte es erſt im Allgemeinen, indem ich das Auge über die Blätter hinſtreifen ließ: da ſah ich Gedichte, Tagebuchblätter, unabgeſchickte Briefe, Alles von Lotti's eigener Hand. Dann fing ich zu leſen an. Ich las nicht lange, und feurige Hitze fuhr in meine Stirn, die Hände, welche die Blätter hielten, zitterten, mein Herz pochte. Ich ahnte, daß ich in ein Geheimniß blickte, das mir vor Allen verſchloſſen ſein ſollte. Ich fing raſch zu blättern an und las bruchſtückweiſe bald in der Mitte, bald gegen Ende. Alle dieſe Gedichte, dieſe Briefe waren an mich gerichtet — es war kein Zweifel, obwohl mein Name nicht genannt war — alle dieſe Tagebuchblätter beſchäftigten ſich mit mir; ſie begleiteten mich liebend, ſorgend auf allen meinen Irrfahrten: und welcher Segen, welche Hoffnungen, welche Sehnſucht waren an meiner Seite dahingegangen, ohne daß ich es geahnt! Und das Alles von früheſter Kindheit an — ich — ich war ihr ganzes Leben — der Gedanke an mich war mit all ihrem Denken und Fühlen verwachſen und Eins und untheilbar. — Ich las und las und ſtürzte endlich weinend auf die Papiere hin und begrub mein Geſicht in dieſe Blätter voll von Liebe und ſtillem Schmerze. O Gott, welch ein reiches Herz war mein, welch ein unendliches Glück war mir emporgewachſen, und ich war daran vorübergegangen für immer!

Und der Morgen kam und fand mich mit ausgeſtreckten Armen auf dieſen Blättern liegend, wie auf einem bethauten Grabe.

IV.

Wirkung in die Ferne.

Hermann erzählt:

Es iſt wahr, daß man zur Zeit der Nationalverſammlung in Frankfurt a. M. ſehr liebenswürdig gegen uns geweſen. Das Zuſammenſtürzen, wenigſtens das zeitweilige, der Schranken, die ſonſt Stände von Ständen geſchieden, das Chaos, die Anarchie in den Ideen — Alles erleichterte die Zuvorkommenheit. Man lebte wie in einem Gedränge, in welchem man die unerwartetſten Zuſammenkünfte feiert, und die Aufregung machte, daß man mehr als ſonſt die Formen vernachläſſigte und daß aus einer flüchtigen Berührung leicht eine dauernde oder, wenn auch nicht dauernde, doch intime Verbindung wurde. Wir Deputirten hatten es in ſo fern beſſer als

Andere, als wir einen ſichtbaren Standpunkt einnahmen, neue Erſcheinungen waren und darum die Frauen ohne weiteres hervorragendes Verdienſt intereſſirten. Es iſt gewiß, daß manchem Volksvertreter manches Glück zu Theil wurde, das er als gewöhnlicher Sterblicher in gewöhnlichen Zeiten nicht gekoſtet haben würde; indeſſen ſo arg, wie man es oft darzuſtellen ſuchte, war es doch nicht, und was an Argem übrig bleibt, wenn man die Erfindung von der Wahrheit abzieht, vertheilt ſich auf fremde und einheimiſche, weiche Herzen zu gleichen Theilen. Die Zeit war ja auch zu kurz — und die Stadt zu klein. — Die meiſten dieſer Verbindungen waren flüchtiger, vorübergehender Natur; aber manches, was ſich daran knüpfte, als bloße Nebenſache, hatte Wirkungen, die ſich im ſpäteren Leben geltend machten.

In einer wunderſchönen, mondhellen Julinacht ſchlich ich aus einem der lieblichen Landhäuſer vor dem Eſchenheimer Thore über den Raſenplatz des Gartens dem Gartengitter zu. Das Gitterthor war geſchloſſen, und ich kletterte, wie ich das ſchon gewohnt war, hinauf, indem ich den Fuß auf das Schloß ſetzte, und war eben im Begriffe, mich über die ſpitzigen Lanzen hinaus ins Freie zu ſchwingen, um dann der Stadt und meiner Wohnung zuzueilen. Da ertönte aus der Ferne der Ruf: Diebe! Diebe! Ich erkannte die Stimmen mehrerer meiner Collegen. Sie hatten in der Nähe in einer Weinſchenke gezecht und wanderten voll des ſüßen Weines ihren Wohnungen zu. Ihr Ruf: Diebe! Diebe! galt mir, der ich allerdings wie ein Dieb, der mit ſeiner Beute davon ſchleicht, ausgeſehen haben mochte. Hätten ſie mich erreicht und erkannt — der Scandal wäre am nächſten Tage groß, eine mir geliebte Perſon wäre aufs ſchrecklichſte bloßgeſtellt, ein ſüßes Geheimniß enthüllt geweſen. — Raſch ſprang ich vom Gitter und eilte davon. Aber meine Collegen wurden meine Verfolger. Aufgeregt vom Wein, wie ſie waren, mochte es ſie unterhalten, auf einen Dieb Jagd zu machen, und wie Jäger ſetzten ſie ſich mit Geſchrei in Bewegung und keuchten hinter mir her wie eine Meute. Ich lief wie ein gehetzter Hirſch, und um ſie von der rechten Spur abzubringen, verließ ich meinen eigentlichen Weg und vertiefte mich in das Irrgewinde zwiſchen den Gärten und Landhäuſern, wohl bedenkend, daß, wenn ich der Stadt zueilte, ſie mich am geſchloſſenen Thore, das erſt geöffnet werden mußte, erreichen könnten, oder daß mich Polizei und Stadtſoldaten daſelbſt, auf den Ruf meiner Verfolger hin, anhalten würden. Die Schatten zwiſchen den Gartenmauern hingegen verſprachen mir Sicherheit. Aber umſonſt! Lief ich wie Hektor, ſo liefen die Anderen wie Achilles, beſonders Einer. Dieſer, ein ziemlich guter Freund, hat es nie geahnt, welchen Angſtſchweiß er mir mit ſeinen Hirſchbeinen und mit ſeinem ſchrecklichen Geſchrei auf die Stirn trieb; armer Freund! er hat ſeine Grauſamkeit gegen mich in fremder, kalter Ferne gebüßt;

er liegt in Amerika begraben. Er konnte das Brod des Exiles nicht verdauen. — Ich lief und lief. — Ein ſchwarzer leichter Mantel, den ich bei ſolchen Gelegenheiten zu tragen pflegte, um mich im Nothfalle zu verhüllen und meine Geſtalt unkenntlich machen zu können, war mir nur hinderlich, indem er die Bewegung der Arme und Beine beengte. Faſt gab ich mich auf, denn immer näher kam das Getrampel und das Geſchrei meiner Verfolger.

Da ſtand, vom Schatten bedeckt, links von meinem Wege eine Gartenthür offen und in der Gartenthür ein Mann, der nach dem Lärm herauslauſchte und ſich, da ich mich näherte, zurückziehen wollte. Aber ſchon hatte ich ihn erkannt. Ich ſtürzte auf ihn zu und keuchte mit dem kleinen Reſt des Athems, der mir geblieben: Fürſt, man verfolgt mich! Ich konnte nicht mehr ſagen.

Der Fürſt — denn es war der Fürſt L., mein College in der Nationalverſammlung — als ein erfahrener Mann verſtand mich ſehr ſchnell und wußte ſofort, um was es ſich handelte.

Aha! Capisco! liſpelte er, nahm mich am Arm, zog mich in den Garten und ſchloß die Thür, ganz leiſe, leiſe. Eine Minute darauf ſtürmten meine Verfolger draußen vorbei, es muß ihnen geweſen ſein, als hätte mich die Erde verſchlungen. Als der Lärm in der Ferne verhallt war, fragte der Fürſt: Ein Abenteuer?

Ja! antwortete ich, noch athemlos.

Connu! — Wir dürfen jetzt nicht fort, ſagte er weiter mit gedämpfter Stimme — wir könnten ihm begegnen, und damit wäre auch mir nicht gedient.

So ſprechend drehte er den Schlüſſel im Schloß und ſagte weiter: Sie ſind ſehr aufgeregt; ruhen Sie hier ein wenig aus. Kommen Sie!

Er wandte ſich dem Hauſe zu, das ungefähr zwanzig Schritte weit, mitten im Garten, vor uns lag. Ich folgte ihm und wollte über den Sandweg gehen; da aber der Sand unter meinem Schritte zu kniſtern anfing, wandte er ſich zu mir, nahm mich am Arm und führte mich über einen grünen Raſenplatz der erhöhten Veranda zu, die mit zwei Treppen auf den Raſenplatz mündete. So kamen wir ganz geräuſchlos auf die Veranda. Ich nahm mich zuſammen, um nicht den geringſten Lärm zu machen, denn ich wußte, daß der Fürſt nicht hier wohnte und daß wir uns auf fremdem Grund und Boden befanden. Meine eigene Lage machte mir die ſeinige raſch verſtändlich, und jeder Zweifel ſchwand, als er ein kleines Schlüſſelchen aus der Taſche zog und die Glasthür öffnete, die von der Veranda in das Innere des Hauſes führte. Dies gethan, führte er mich in eine kleinere, dann in eine größere Stube; die durch den Mond nur ſehr ſpärlich erleuchtet war. Er ließ mich ſtehen und entfernte ſich auf einen Augenblick. Ich merkte an ſeinen Schritten, daß er die Oertlichkeit genau kannte, und hörte ihn an einem Schranke kramen. Gleich darauf blitzte ein Zündhölzchen auf, und zwei Kerzen wurden entzündet. Ich befand mich in einem Speiſeſaal, und hätte ich das Haus auch nicht ſchon draußen erkannt, ein Familien Portrait an der Wand hätte es mir jetzt verrathen, wo ich mich befand. — Der Fürſt ſah, daß ich das Portrait bemerkte und lächelte.

Setzen Sie Sich, ſagte er, indem er die Leuchter auf den Tiſch ſtellte.

Ich ſetzte mich; er ging wieder an den Schrank und kam mit einer Flaſche Madeira und zwei Gläſern zurück und ſetzte ſich zu mir.

So! — ſagte er — jetzt geniren Sie Sich nicht — wir ſind wie zu Hauſe.

In der That machte er die Honneurs, als wäre er zu Hauſe bei ſich. Er ſchenkte beide Gläſer voll: Jetzt trinken wir auf das Wohl unſerer Abenteuer!

Die Situation gefiel mir außerordentlich: das ganze Weſen des Fürſten erſchien mir liebenswürdig und überaus humoriſtiſch, und herzhaft ſtieß ich an.

St! liſpelte er — nicht zu laut! Wir haben nichts zu fürchten, aber da oben gerade über uns ſchläft eine liebe Perſon den Schlaf des Gerechten. Wir wollen nicht unſchuldigen Schlaf morden.

Wir ſtießen noch einmal und leiſer an. Da ſchlug die bronzene Uhr an der Wand Zwei.

Zwei Uhr, ſagte der Fürſt, eine ſchöne Stunde, wir haben Zeit zum Plaudern. Sie ſind mir Vertrauen ſchuldig — ich habe Sie vor Verfolgern gerettet — war ein Ehemann, un mari outragé unter ihnen? Erzählen Sie — aber sotto voce, wenn ich bitten darf.

So ſaßen wir da, vor dem Weinglaſe, in fremdem Garten, in fremdem Hauſe, von fremden Familienbildern angeſehen, ſpät nach Mitternacht, zwei Menſchen der verſchiedenſten Stände, der entgegengeſetzteſten Parteien und Anſichten, und plauderten und theilten einander mit, und je mehr wir plauderten und tranken, deſto größer wurde unſer Vertrauen. Kein Prophet hätte es errathen, daß wir zwei Vertraute waren, und kein Prophet hätte uns um dieſe Stunde in dieſer Stube geſucht. Die Gerüchte in der Stadt, die ſich viel mit dem intereſſanten Fürſten beſchäftigten, waren von ihm ſehr glücklich und geſchickt irre geleitet, und allgemein wähnte man ſein Herz ganz anderswo gebunden. Auf der Dame, die über uns ſchlief und die zu den ſchönſten der Stadt gehörte, ruhte auch nicht der geringſte Verdacht, und niemals hatte man von dieſer intimen Verbindung die entfernteſte Ahnung.

Die Madeira-Flaſche und unſere Herzen waren zur Hälfte geleert; beinahe zwei Stunden waren aufs angenehmſte und gemüthlichſte vergangen; der Tag füllte ſchon die Stube, und die Kerzen waren überflüſſig. Der Fürſt löſchte ſie aus, ſtellte Flaſche und Gläſer wieder in den Schrank und meinte, es ſei nun Zeit, aufzubrechen. Wir gingen wieder über den Raſenplatz der Gartenthür zu. Er ſchloß auf, zog den Schlüſſel aus dem Schloſſe, ſchloß die Thür von außen und ſteckte den Schlüſſel in die Taſche. Wie ich mich umwandte, um zuzuſehen, bemerkte ich, wie ſich ein Fenſtervorhang im erſten Stockwerke, gerade über dem Speiſeſaal, bewegte. Auch der Fürſt bemerkte es und ſagte: Sie hat heute wenig geſchlafen; ſie hat uns gehört, und die Neugierde hat ſie nicht ſchlafen laſſen. Das liebe Weib wird den ganzen Tag Migräne haben, und was ich mit meinem frühen Fortgehen bezweckte, haben Sie mit Ihrem Abenteuer verhindert. Armes Geſchöpf! Aber die Geſchichte wird ſie amuſiren; ich werde ihr Alles erzählen müſſen. Sie iſt ſchrecklich neugierig!

Das Erlebniß, das Geſpräch, der Wein — Alles hatte uns aufgeregt. Wir dachten nicht an Schlaf und wanderten erſt auf den Promenaden, unter den letzten Liedern der Nachtigallen, auf und ab, dann weiter hinaus vor die Stadt, durch die dampfenden Felder, wo bereits die Lerchen ſangen und die Sonne ein Meer friſchen und erfriſchenden Lichtes ausgoß. Der Taunus ſah aus, wie ein ſüdliches Gebirge. Es war ein herrlicher Morgen. Der Fürſt erzählte von Spanien, von Don Carlos, vom Bürgerkriege u. ſ. w., und die Zeit verging noch raſcher, als im Speiſeſaal jenes Landhauſes. Plötzlich ſtanden wir vor dem Main. Er muthete uns ſo erfriſchend an; ein Bad ſchien uns ſehr wohlthuend nach ſolcher Nacht, und wir warfen die Kleider ab und ſtürzten uns in die herrliche, ruhig, tief dahin gehende Flut. Auf dem Rückwege nahmen wir noch zuſammen ein Frühſtück ein, und als wir endlich in der Stadt ankamen, war es bald Zeit, in die Sitzung zu gehen. — Ade! ſagte der Fürſt, als wir uns trennten. — Sie kennen mein Geheimniß, ich kenne Ihres; ich hoffe, daß Sie darum eben ſo wenig beſorgt ſind, wie ich es bin.

An demſelben Tage hielt der Fürſt eine ſeiner glänzenden Reden, in denen er meiner Partei freche und böſe Dinge ſagte, und für die ich ihn ausziſchte. Die ariſtokratiſchen Damen auf der Galerie applaudirten ihm mit Fanatismus. Ich ſah hinauf — die weibliche Crême der Geſellſchaft war da, auch jene Dame, die für die Bändigerin dieſes Löwen galt, und die wohl in dieſem Augenblicke von all den anderen Damen beneidet wurde, denn der abtretende Redner warf ihr einen liebevollen Blick zu. Aber ſie, deren ungebetener Gaſtfreund ich in dieſer Nacht geweſen, von deren Madeira ich getrunken, ſie war nicht da. Sie kam nie ins Parlament, wenn der Fürſt eine Rede hielt; ihr genügte ſeine Privat-Beredtſamkeit.

Aber am folgenden Tage war ſie in der Paulskirche, und zwar auf der unteren Galerie, in deren nächſter Nähe die Linke ſaß. Sie ſah mich einen Moment mit einverſtändigem Blicke an; ein nur mir bemerkbares Lächeln flog über ihre Mundwinkel, dann ſchien ſie wieder ſehr aufmerkſam dem Redner zu horchen. Aber ich konnte kaum den Blick von ihr wenden, denn ſie war ſchön, o, wie ſchön! — Doch iſt es mir verboten, ihre Schönheit zu beſchreiben. Ich weiß nur, daß ich den Fürſten in meinen Gedanken glücklich pries und ein wenig beneidete. Unwillkürlich wandte ſich mein Blick nach ihm, und ſiehe da, der ſeinige lag auf mir und beobachtete mich. Ich trat aus der Bank und ſtellte mich iſolirt vor die Tribune, wo ein freier Platz war. Bald darauf fing der Fürſt an, in der Verſammlung hin und her zu gehen, und endlich ſtand er, als ob ihn der Zufall dahin geführt hätte, neben mir.

Sie weiß Alles, ſagte er zu mir, ich habe ihr Alles erzählt. Wie hat ſie gelacht, ſo daß mich das Abenteuer doppelt freute! Aber wie hat ſie die Neugierde geplagt! Sie geſtand mir, daß ſie das Ohr an den Boden ihres Schlafzimmers gelegt, um zu horchen. Als wir gingen, hat ſie Sie erkannt, und Sie ſind ihr jetzt einer der intereſſanteſten Menſchen der Welt.

Während er mir ſo ſprach, ſchielte ich mit einem Auge nach ihr — die wir Frau von Caſtel nennen wollen — ihr Geſicht war von Marmor. Nicht ein Zug, nicht ein Zucken verrieth, daß ſie ſich für unſer Zwiegeſpräch intereſſirte. Wir waren gar nicht vorhanden; ſie horchte auf den langweiligen Redner, der eine Geſchäftsordnungs-Frage erörterte, als predigte er goldene Weisheit, als lehrte er den geraden Weg zu ewigem, unverwelklichem Glücke.

Ich konnte nicht umhin und machte den Fürſten darauf aufmerkſam. — O, ſagte er, das überraſcht mich nicht! — Die kann es, das weiß ich — die kann es ſo gut, daß ich manchmal darüber erſchrecke. Aber ſie iſt ſehr liebenswürdig, und ich liebe die Weiber, die einer ſo gewaltigen Diplomatie fähig ſind. Die Kraft der Verſtellung und Heuchelei, mit Schönheit und Anmuth gepaart, iſt eigentlich das Dämoniſchſte, und darum das Intereſſanteſte, was die Menſchheit hervorbringen kann.

Wieder theilte der Fürſt der Frau von Caſtel unſer ganzes Geſpräch mit und brachte mir dafür einige freundliche Worte von ihr zurück. So ging es durch einige Zeit. Grüße, Complimente, Witze wurden von dem geiſtreichen Boten, oft von ihm bereichert und ausgeſchmückt, hin und her getragen; er fand ein eigenes Vergnügen in dieſer Beſchäftigung, und es bildete ſich ein ziemlich intimes Verhältniß, von deſſen Exiſtenz in der ganzen Welt keine vierte Perſon eine Ahnung hatte — und bei all dem habe ich mit dieſer Frau, für die ich mich mehr und mehr intereſſirte, perſönlich nie ein Wort gewechſelt. — Einmal traf ich ſie ganz allein in einem ziemlich einſamen Laubgange der Promenade zwiſchen dem Eſchenheimer und Bockenheimer Thore. Schon von fern, da ſie mich kommen ſah, lächelte ſie ſehr freundlich, und an mir vorübergehend grüßte ſie mit einem ſehr lebhaften Kopfnicken. Ich fühlte mich ſehr verſucht, ſie anzuſprechen, aber da ich zaudernd ſtehen blieb und mich umſah, ſagte es mir ihr beſchleunigter Schritt, daß ſie nicht angeſprochen ſein wollte. — Einige Tage nach dieſer Begegnung traf ich ſie zu meiner größten Ueberraſchung des Abends beim Thee in einem der Privathäuſer. Sie kannte mich nicht und da die Hausfrau ſie fragte, ob ſie mich nicht vorſtellen ſolle, antwortete ſie laut genug, daß ich es hören konnte, ſie wolle mit einem Demokraten nichts zu thun haben. — Die ſehr gutmüthige Hausfrau war in Verlegenheit. — Er hat Sie gewiß gehört! — ſagte ſie vorwurfsvoll zu Frau von Caſtel. — Dieſe zuckte die Achſeln, als ob ſie ſich nichts daraus mache, einen ſolchen Menſchen zu beleidigen. — Ich erinnerte mich der freundlichen Botſchaft, die mir der Fürſt erſt dieſen Morgen beſtellt hatte, und dachte: Wahrhaftig, das heiße ich Vorſicht und Verſtellung etwas zu weit treiben. — Noch lebhafter aber dachte ich das, als ich eine Minute ſpäter das Geſpräch auf den Fürſten, ſeine Beredtſamkeit, ſeinen Geiſt, ſeine glänzenden Eigenſchaften wandte und ſelbſt mehrere ſeiner Feinde ihm in mancher Beziehung Gerechtigkeit widerfahren ließen, Frau von Caſtel aber ihn auf das geiſtreichſte und mit dem ſchönſten Redner-Talente ſo arg zerlegte und analyſirte, daß ſelbſt die Vorzüge, die ihm ſeine Feinde zugeſtanden, in einem höchſt zweifelhaften und ärmlichen Lichte erſchienen. — Als ich den Fürſten am nächſten Morgen ſprach, war er ſchon von Allem unterrichtet und wiederholte mir Wort für Wort den ganzen Charivari, den ſeine Geliebte gegen ihn losgelaſſen. — So werden Reputationen gemacht, ſo wird Geſchichte geſchrieben, ſagte er lachend, während Frau von Caſtel mit unbeweglichem Geſichte von der Galerie auf die Verſammlung in der Paulskirche niederſah und die Phyſiognomieen mehrerer Berühmtheiten zu ſtudiren ſchien.

So vergingen Wochen.

Sie alle, meine Herren, kennen das Schickſal des Fürſten L. Er wurde im Aufruhr des 18. September erſchlagen. Ich ſtand auf der Zeil, auf meinem Poſten, denn ich war einer der Deputirten, die den Waffen-Stillſtand zu Wege gebracht, und ich befand mich dort, um die Erneuerung der Feindſeligkeiten zu verhindern, während mehrere meiner Collegen im Thurn-Taxis'ſchen Palaſte beim Miniſterium beſchäftigt waren. Eine große Schaar von Bürgern umſtand mich und überhäufte mich mit Vorwürfen im Namen meiner ganzen Partei, die man für dieſen Tag verantwortlich machte. Die guten Bürger, je mehr ſie ſprachen, deſto tiefer redeten ſie ſich in eine wahrhaftige, wohlgemeinte Wuth hinein. Ich konnte nichts Beſſeres thun, als die hundert aufgeregten Stimmen auf mich einſtürmen zu laſſen. Da drängte ſich ein kleiner kaum fünfzehnjähriger Turner durch die Maſſe und rief mit ſchrecklicher Naivetät: Der Fürſt L. iſt ermordet! Hätten ihn die ergrimmten Bürger gehort, ich wäre vielleicht verloren geweſen, ich wäre möglicher Weiſe ſofort als Sühnopfer für den todten Fürſten gefallen, für den Mann, der mein Vertrauter, deſſen Vertrauter in den zarteſten Herzens-Angelegenheiten ich geweſen. Das Schickſal hätte da wieder eine ſeiner ſchönen Ironieen ausgeführt. — Aber — es iſt wunderbar — kein Menſch hörte auf den kleinen Turner — ſei es, daß die Wüthenden zu ſehr mit dem Momente beſchäftigt geweſen, ſei es, daß man den Worten des Knaben nicht glaubte. Ich hatte Zeit, dem Turner die Hand auf den Mund zu legen, obwohl ich ſeiner Botſchaft auch nicht glaubte und ſie nur für eines der Gerüchte hielt, wie ſie an ſolchen Tagen leicht entſtehen. Mittlerweile wurde es ſpät, und ich mußte, der Erneuerung des Waffen-Stillſtandes wegen, der indeſſen abgelaufen war, in die Wohnung des Reichsverweſers wo ich mehrere Deputirte und Hofherren des Erzherzogs verſammelt fand und wo mir die Botſchaft des Turners beſtätigt wurde. Mein erſter Gedanke bei dieſer Beſtätigung gehörte der ſchönen Frau von Caſtel. Ich ſah ſie verzweifelnd, händeringend, elend. Hätten mich nicht höhere Pflichten in der Stadt zurückgehalten, ich wäre zu ihr hinaus geeilt — und während die Kanonen wieder zu donnern anfingen, waren meine Gedanken zu gleicher Zeit mit dem ganzen Unglück des Tages, der Zeit und mit dem Unglücke dieſer Frau beſchäftigt.

Auch in den erſten unheimlichen Tagen, die auf den

18. September folgten, trug ich immer die Abſicht mit mir, mich zu ihr zu ſchleichen und ihr, wo möglich, Troſt zu bringen; aber bei kälterer Ueberlegung fragte ich mich, unter welchem Vorwande ich in ihr Haus dringen ſolle, ob ihr ein Beſuch, der ihr Geheimniß vielleicht bloß ſtellen könne, angenehm wäre, — und ich kam beinahe ganz von meiner Abſicht ab, als ich ſie kaum fünf Tage nach dem Tode des Fürſten an der Seite eines Mannes ſtolz, ruhig durch die Straßen der Stadt ſchreiten ſah. Nicht ein Fältchen in ihrem Geſichte verrieth, daß ſie in dieſer letzten Zeit Trübſal erlitten; mich ſah ſie mit derſelben Ruhe und Kälte an, wie ehemals. — Das iſt mir doch etwas zu viel Verſtellung, ſagte ich mir mit einiger Entrüſtung. Aber ich kannte ja ihre hohe Kunſt, und es ſchien mir, daß ich ihr Unrecht thue. Der Himmel weiß, wie viel ſie unter dieſer Hülle leidet — wenn ihr Gram zu ihrer Verſtellung im richtigen Verhältniſſe ſteht, dann muß er ungeheuer ſein. Man weiß es ja, daß die größten Seelenſchmerzen die unkenntlichſten ſind, zumal bei Weibern. Wer kennt das Weib? So eine Frau geht Jahre lang blühend, glänzend, bezaubernd durchs Leben, mit Einem Male bricht ſie zuſammen, und man erfährt, daß ſeit lange ein Wurm ihr ganzes inneres Weſen aufgezehrt hat. Die Verſtellung der Frau von Caſtel, die mich im erſten Augenblicke empört hatte, erfüllte mich, je länger ich darüber nachdachte, mit dem innigſten

Mitleid. Sie war mir als eine Unglückliche und als ein Räthſel doppelt anziehend geworden.

An einem der letzten Septembertage, einem trüben, nebeligen, traurigen Tage ſchlich ich wie ein Dieb um ihr Haus. Durchs Gartengitter ſah ich, wie Diener und Dienerinnen mit Einpacken beſchäftigt waren. Auf der bekannten Veranda ſtanden offene Koffer und Kiſten. — Sie verreiſ't, dachte ich, ſie hat einen Entſchluß gefaßt, ſie muß alſo zu einer gewiſſen Ruhe gekommen ſein; würdeſt du ſie durch deinen Anblick, durch dein Geſprach nicht wieder in dieſer Ruhe ſtören und ihr, anſtatt Gutes, nur Böſes thun? — Ich trat nicht ein, ſondern ſchlich weiter, aber nicht fort vom Hauſe. Ich ſchlich an der Gartenmauer hin und kam zwiſchen zwei Gärten, hinter das Haus und den Garten der Frau von Gaſtel. Da war eine kleine Holzbank angebracht; ich ſetzte mich hin und träumte. Welke Blätter fielen auf mich nieder; ich ſah auf nach dem Baume, der mir dieſe melancholiſchen Todtenzettel ſchickte, und bemerkte bei dieſer Gelegenheit, daß die Gartenmauer nicht hoch war, daß ich, wenn ich mich auf die Lehne der Bank ſtellte, in den Garten ſehen konnte. — Vielleicht erſpähe ich etwas, was mir über die verwittwete Geliebte des Fürſten Kunde gibt! — Ich ſtellte mich auf die Lehne und konnte beide Arme auf den Rand der Mauer ſtemmen. So ſtand ich feſt und ſicher.

Ich ſah in ein geräumiges Gartenland, das park artig und mehr engliſch angelegt war. Mehrere Bäume ſüdlicher Abſtammung, die ſich aus der großen Wieſe in der Mitte erhoben, ſtanden bereits nackt und frierend da, traurig wie Verbannte. Die Sandwege rechts und links von der Wieſe waren von welken Blättern bedeckt; hier und da zitterte ein Blatt langſam dem Boden entgegen, obwohl ſich kein Lüftchen rührte. Es ſchien, als wäre es der Schwere des Nebels erlegen, oder als wäre der klagende Ton des Herbſtvogels, der in ſeiner Nähe einzelne Seufzer ausſtieß, ſtark genug geweſen, um es mit ſeinem krankenden Stiele vom Zweige loszulöſen. Die Bäume und Gebüſche an den Wänden waren noch dicht genug belaubt, aber bereits gelb, braun und roth gefärbt. Die Blumen in den runden Beeten mitten in der Wieſe ließen die Köpfe hangen; nur magere Monatsroſen ſchienen, ihres Looſes unbewußt, der Vergänglichkeit zu ſpotten. Er war ſehr melancholiſch anzuſehen, dieſer ſchön und heiter angelegte Garten; ſeine ganze Stimmung klang harmoniſch mit der meinigen zuſammen, und ſo war ich wie die ganze Umgebung gehörig vorbereitet für den Anblick, der ſich mir darbot, als mein Blick an einer Laube, die links von mir an der Gartenwand angebracht war, hangen blieb.

Dort, auf einer Bank, ſaß Frau von Caſtel. Ihr ſchöner Kopf hing tief auf die Bruſt hinab, daß das Geſicht kaum zu ſehen war; der ganze untere Theil war unter den Armen verborgen, die ſie gekreuzt und feſt über die Bruſt hielt. Die Füße hatte ſie auf die Bank heraufgezogen, und die Kniee berührten beinahe die Stirn. So zuſammengeknäuelt ſaß oder lag ſie da — faſt unförmlich und bewegungslos. Man hätte ſie für todt gehalten, wenn ſich ein todter Körper in ſolcher Lage erhalten könnte. Trotz der ſpäten Nachmittagsſtunde hatte ſie noch ihr leichtes, weißes Morgenkleid — und kein Tuch, keine Decke, die ſie gegen den kalten Nebel geſchützt hätte. Die elegante Morgen Toilette weggedacht, ſah ſie aus wie jene Weiber und Kinder, die man an kalten Abenden in Paris und London in den Winkeln der Straßen kauernd ſieht. Es war ein Bild der Noth und des Elends — wie das Bild jenes berühmten Meiſters, der den Schmerz ausdrückte, ohne das Geſicht ſehen zu laſſen. — Während ich ſie ſo betrachtete — ich geſtehe es, daß ich Thranen in den Augen hatte —, kam ihre Kammerjungfer vom Hauſe her. Sie blieb vor ihrer Herrin ſtehen und ſprach einige Worte, die ich nicht hören konnte. Frau von Caſtel blieb unbeweglich. Die Kammerjungfer wurde dringender und legte ihr endlich die Hand auf die Schulter und ſchüttellte ſie leiſe. Sie erhob den Kopf und ſah die Zofe gedankenlos an. Da dieſe wieder zu ſprechen anfing, ließ die Frau ein langes, langes Wimmern hören, das zitternd bis zu mir gelangte, dann ließ ſie wieder den Kopf auf die Arme fallen und beharrte in der vorigen Stellung. Die Kammerjungfer ſchüttelte traurig den Kopf und ging ins Haus. Nach einigen Minuten kam ſie mit einem Tuche auf dem Arme wieder, breitete es aus und legte es über Kopf und Körper der Frau — die es geſchehen ließ, ohne ſich zu regen, ohne ein Wort zu ſagen. Die Zofe ſetzte ſich dann auf einen Schemel ihr zu Füßen, ſeufzte, faltete beide Hände im Schooße zuſammen und ließ die Blicke über den Garten irren. Ich fürchtete, daß ſie mich erblicken könnte, auch hörte ich von fern Leute herbeikommen und verließ traurigen Herzens meinen Späher-Standpunkt.

Zwei Tage darauf erfuhr ich, daß Frau von Caſtel Frankfurt verlaſſen und ſich auf eines ihrer Güter im Norden Deutſchlands begeben. Ich ging hinaus vor ihr Haus. Alle Jalouſieen waren geſchloſſen; der Garten war öde — nur der Hund des Gärtners lief bellend in den ſchönen Räumen umher.

* * *

Da Ihnen, meine Freunde, meine Geſchichte und meine Schickſale bekannt ſind, ſo wiſſen Sie nun, wie jenes merkwürdige, geheimnißvolle Trio zerriſſen wurde. Der Fürſt war erſchlagen, ſeine Geliebte war aus der Welt in die Einſamkeit verſchwunden, und ich überſchritt, nicht ganz neun Monate nach dem Tode des Fürſten, die Gränzen des Vaterlandes, um den Weg des Exiles anzutreten. Um mich zu zerſtreuen, um die erlittenen Niederlagen der letzten Zeit ſo viel als thunlich und erlaubt zu vergeſſen, blieb ich erſt, in Arbeit vertieft, einige Monate am Genfer See ſitzen, dann durchſtreifte ich die Schweiz, Großbritannien und Irland, Holland und Belgien, das ſüdliche Frankreich und ſetzte mich endlich, des Umherirrens müde, in Paris feſt. Die Hoffnung, bald wieder ins Vaterland zurückkehren zu können, war zögernd, aber endlich ganz aus meinem Herzen ausgezogen, und ich ſah ein, daß ich mir etwas ſchaffen müſſe, was die Heimat ſo gut oder ſchlecht als möglich erſetze. Am beſten wird die Heimat durch ein home, eine Häuslichkeit erſetzt, und ich dachte an Heirath, an einen Hausſtand, an Weib und Kinder. Die Idee kam mir nicht ſo abſtract, theoretiſch aus der Luft, wie ich es hier darſtelle, ſondern perſonificirt in der Geſtalt einer ſchönen Engländerin, Alice, die mir auf den erſten Blick den Muth zu einem ſolchen Schritte, das Vertrauen und unendlich viel Sympathie einflößte. Alice hatte einen berühmten Namen, ſehr viele häusliche Tugenden, noch mehr Liebreiz — aber keinen Penny. Da ich mich in Bezug auf die Vermögensverhältniſſe in derſelben Lage befand, ſo galt es, ſich eine Stellung zu machen, die eine Familie anſtändig und beſcheiden ernähre. Dazu ſollte mir ein berühmter dramatiſcher Dichter Frankreichs, in deſſen Hauſe ich Alice kennen gelernt, und der ſie liebte wie eine Tochter, behülflich ſein.

Das College St. Barbe iſt eine der berühmteſten Lehranſtalten von Paris. Es iſt auf große Privatmittel begründet, ſehr reich und wird von einem Comité geleitet, das ſich ganz aus Barbiſten, d. i. aus ehemaligen Schülern dieſer Inſtitution, zuſammenſetzt. Die Barbiſten pflegen dieſe Inſtitution, die ihr Stolz iſt und aus der viele der berühmteſten Männer Frankreichs hervorgegangen, mit großer Liebe, und eine Art Freimaurerthum verbindet ſie durch alle ſpäteren Lebensverhältniſſe. Die Profeſſoren, die in dieſem Collegium leſen, ſind vom Staate vollkommen unabhängig, haben keinen Eid zu leiſten und ſind materiell beſſer geſtellt, als die Profeſſoren ähnlicher unter dem Staate ſtehender Inſtitute. Der dramatiſche Dichter, von dem ich ſpreche, iſt Barbiſt und Mitglied des Comités, in welchem er, in Folge ſeines berühmten Namens, den größten Einfluß ausübt. Eine Stelle im College St. Barbe war frei; ich ſollte ſie erhalten, das war ausgemacht; der Dramatiker wollte dazu ſeinen ganzen Einfluß aufwenden; dann ſollte geheirathet werden und das Glück in meine und Alice's Ehe mit vollen Segeln einziehen. Es war Alles auf das ſchönſte geordnet. Doch mit des Geſchickes Mächten iſt kein ewiger Bund zu flechten. Eben als ich in den Hafen einlaufen wollte, erhob ſich eine Klippe, und das Schifflein, das mein beſcheidenes Glück trug, zerſchellte. Jenes Frankfurter Abenteuer, jene Mitwiſſenſchaft der Liebe des todten Fürſten iſt ſchuld daran, daß ich ein alter Junggeſelle geworden.

Eines Abends — es war zu Anfang des Jahres

1853 — als wir in der Rue de Pigalle gemüthlich zuſammenſaßen — der Dichter hatte uns eben die zwei letzten Acte einer neuen Komödie vorgeleſen, die ſeitdem über alle Bühnen Europa's gegangen — und Thee tranken, der Dichter, ſeine fromme Frau, Miß Alice und ich, ſagte Madame mit Einem Male zu mir gewandt: A propos! Kommen Sie ja nächſten Dinstag Abend; Sie werden eine höchſt ausgezeichnete Landsmännin, die uns empfohlen iſt, kennen lernen; oder kennen Sie vielleicht ſchon Madame de Caſtel aus Frankfurt?

Bei dieſem Namen ſprang ich vor Ueberraſchung von meinem Sitze auf. Das ganze Frankfurter Erlebniß, über das fünf Jahre ihre Schleier der Vergangenheit gewoben, ſtand auf das lebhafteſte vor mir. Die Phyſiologen ſagen, daß man im Traume die Dinge nicht nach einander, ſondern auf einmal und neben einander ſehe, wie auf einem Bilde. So ſah ich Alles auf einmal und neben einander. Meinen erſten nächtlichen Eintritt in das Haus an der Hand des todten Fürſten — eben in ihrem Schlafzimmer die ſchöne Frau, die das Ohr an den Boden legt, um uns zu behorchen — dann dieſelbe mit dem theilnahmloſen Geſichte auf der Galerie der Paulskirche — dieſelbe, die mich auf der Promenade mit unbeſchreiblich freundlichem Lächeln grüßt, als den Vertrauten ihres Glückes — dieſelbe in der Laube ihres Gartens zuſammengebrochen, ſtumm, wimmernd — auf gegeben. — Ich ſtarrte vor mich hin und ſah dieſe Bilder an, die leibhaftig, alle auf einmal, eins über und neben dem anderen, wie in einer Galerie in der Luft vor meinen Augen hingen.

Sie kennen ſie alle? fragte Madame.

Die Frage brachte mich wieder zu Bewußtſein. Wird Frau von Caſtel von mir gekannt ſein wollen — oder nicht? Ich zögerte mit der Antwort; endlich ſetzte ich mich, und ohne Jemanden anzuſehen, ſagte ich: Non! Nein!

Madame ſchüttelte den Kopf und ſagte: Sie ſind ſonderbar, Monſieur Hermann, und ſchien mit mir unzufrieden.

Alle ſahen mich ſeltſam an; der Dramatiker ſagte: Da ſteckt etwas dahinter.

Gewiß, da ſteckt etwas dahinter, wiederholte Madame und ſchüttelte wieder den Kopf.

Man ſchwieg, man ſchien eine Erklärung zu erwarten, und da ich keine gab, war man verſtimmt und ging früher als gewöhnlich auseinander.

Nächſten Dinſtag fand ich mich in der Rue de Pigalle ſehr früh ein; ich wollte der Geſellſchaft daſelbſt zeigen, daß ich die Zuſammenkunft mit Frau von Caſtel nicht zu fürchten hätte, wie man den Verdacht zu haben ſchien. Die Verſtimmung war indeſſen auch verflogen, und Madame unterhielt mich mit der ihr eigenen Beredtſamkeit von den Tugenden der Dame, die wir erwarteten und ich erfuhr bei dieſer Gelegenheit Manches über die letzten vier Jahre der Geliebten des Fürſten L. Madame de Caſtel, ſagte die Frau des dramatiſchen Dichters mit großer Begeiſterung, iſt das edelſte Geſchöpf, die ausgezeichnetſte Frau, die ich jemals kennen gelernt. Als noch ihr Mann lebte — ſie iſt ſeit zwei Jahren Wittwe —, der Mann, der ihrer ſo wenig würdig war, that ſie nicht wie andere Frauen, die das Glück, das ſie nicht zu Hauſe finden, auswärts ſuchen — nein, ſie zog ſich in die Einſamkeit zurück, empfing nur ſehr wenig Freunde und pflegte die Keime aller Tugenden, die der Herr in ihre Seele gelegt. Den Mann, deſſen Berührung ſie nur entweihen konnte, wußte ſie ohne Scandal von ſich fern zu halten; er verweilte in der Fremde oder auf ſeinen Gütern, während ſie in ihrer geliebten Einſamkeit lebte, wie eine fromme Anachoretin. Die Gräuel der Revolution trieben ſie in noch tiefere Einſamkeit, wo ſie ſich zur Vollendung ausbildete. Mit Gebet und frommen Werken, Werken der Barmherzigkeit, ſind ihr die letzten Jahre hingegangen; ſobald der Tod ihres Mannes ihr die freie Verfügung über ihr Vermögen geſtattete, überließ ſie eines ihrer Güter einer frommen Anſtalt in Weſtfalen; jetzt befindet ſie ſich, ebenfalls frommer und barmherziger Werke wegen, zum Theil als Abgeſandte einer gottesfürchtigen Geſellſchaft, hier in Paris.

Aus ſolchen und anderen Reden der Hausfrau, die für Madame de Caſtel eine Verehrung hatte wie für eine Heilige, erkannte ich vor Allem, daß dieſe fromm geworden, und ſeufzte im Gedanken an die Leiden, die ſie auf dieſen Weg des Troſtes geführt haben.

Erſt gegen neun Uhr kam die ſehnſüchtig Erwartete. Madame lief ihr bis ins Vorzimmer entgegen und nahm ihr ſelbſt Hut und Tuch ab. Alice trat ihr bis an die Thür entgegen, verneigte ſich tief und ließ ſich von ihr auf die Stirn küſſen; der alte Dramatiker küßte ihr die Hand. Ich hielt mich abſeits, ſo daß ich nicht gleich bei ihrem Eintritte in den großen Salon, der nur durch eine Lampe beleuchtet war, von ihr geſehen werden konnte. Ich erkannte ſie ſogleich, obwohl ſie ziemlich verändert war. Noch war ſie ſchön, vielleicht ſchöner, jedenfalls impoſanter, als damals; aber ſie war um mehr als fünf Jahre gealtert. Das Geſicht war blaß und in die Länge gezogen: die Lippen und Naſenflügel feiner und dünner geworden. Ein beinahe ſchrecklicher Ernſt, der durch ein ruhiges, faſt möchte ich ſagen: eccleſiaſtiſches Lächeln nicht gemildert, durch die dunkle Tracht aber ſehr erhöht wurde, lag über die ganze Erſcheinung ausgegoſſen. Die drei Perſonen, die ſie umſtanden, ſahen aus, als ſtänden ſie unter ihrer Protection, und die ganze Gruppe erinnerte mich an die Donativbilder, auf denen die Portraits der frommen Geber ihre Schutzheilige umgeben, oder zu ihr hinaufſehen.

Nach den erſten Begrüßungen winkte mir die Hausfrau, daß ich näher kommen ſolle, und ſagte dann zu

Frau von Caſtel: Erlauben Sie mir, daß ich Ihnen einen unſerer Freunde, Ihren Landsmann, Herrn Hermann vorſtelle?

Der Blick der Frau von Caſtel fiel auf mich. Ein leiſes Zittern vibrirte durch ihren ganzen Körper; ihre feinen Lippen ſchloſſen ſich noch feſter als ſonſt, während ſie ihren Kopf leiſe verneigte. Die Augen der drei anderen gegenwärtigen Perſonen irrten zwiſchen uns beiden hin und her.

Sie kennen wohl Herrn Hermann? fragte die Hausfrau.

Nein! antwortete Frau von Caſtel kurz und ausdrucksvoll.

Es iſt derſelbe, der in Frankfurt Abgeordneter beim Parlamente geweſen. — Sie werden wenigſtens von ihm gehört haben? fragte die Hausfrau weiter.

Und ein abermaliges, eben ſo kurzes und ausdrucksvolles, wenn nicht ausdrucksvolleres „Nein!“ bei dem mich zugleich ein bedeutſamer Blick ſtreifte, war die Antwort.

Ihr Plan war alſo raſch gemacht; ſie wollte auch hier, wie in Frankfurt, nicht gekannt ſein und mich nicht kennen. Ich hätte auf dieſen Plan leicht eingehen können, aber ich war in der peinlichſten Lage. Nach dem zweimaligen Nein, nachdem Frau von Caſtel ſofort ein anderes Geſpräch aufnahm, bemerkte ich, daß der Dramatiker, ſeine Frau und Alice ſich eben ſo gedrückt und beengt fühlten wie ich. Ich wußte nicht, was mit mir anzufangen, und ſaß ſchweigend da. Abwechſelnd ſahen mich die drei Perſonen forſchend an, wie einen Verdächtigen, wie einen, der uns möglicher Weiſe betrogen hat. Es konnte in der That nicht anders ſein. Die Scene während meines letzten Beſuches, als mir die Anweſenheit der Frau von Caſtel in Paris angekündigt wurde, verrieth ihnen, daß ein Geheimniß da ſein müſſe. Das zweimalige ausdrucksvolle Nein, das vielleicht ausdrucksvoller ausgefallen, als ſie es ſelbſt gewünſcht, ſagte nur zu deutlich, daß mich Frau von Caſtel, dieſe tugendhafte, ausgezeichnete Frau, dieſe Heilige, nicht kennen und nichts mit mir zu thun haben wollte. Noch ſchlimmer, wenn ſie mich in Wahrheit nicht kannte. Nach allem, was ich im vertrauten Kreiſe von meinem Leben in Deutſchland und in Frankfurt erzählt hatte, mußte ich daſelbſt, beſonders in dieſer Stadt, ziemlich, ja, ſehr bekannt ſein. Madame de Caſtel kannte mich nicht einmal dem Namen nach; ich war alſo ein Prahler, ein Lügner, ein Betrüger — ein um ſo größerer Betrüger, als ich meine Erzählung mit einem ſolchen Accent der Wahrhaftigkeit hervorbrachte. Den dramatiſchen Dichter hatte ich nur durch Zufall kennen gelernt; er wußte von Deutſchland ſehr wenig, von mir gar nichts. Ich war ihm von keiner Seite her empfohlen worden; er war mir nur perſönlich gut; wie leicht konnte man ſich in mir getäuſcht haben! Ich war ja ein Flüchtling, un homme sans feu ni lieu. Frau von Caſtel hingegen war von den höchſten kirchlichen und ariſtokratiſchen Autoritäten empfohlen und in ihren Kreiſen eine Berühmtheit; in dieſem Hauſe eine Heilige, an deren Wort, an deren Abſichten nicht zu zweifeln war. Hätte ſie vor den Augen der Hausfrau ein Verbrechen begangen, dieſe hatte es nicht geglaubt oder eine erhabene Abſicht dahinter vermuthet. Sehr ſchlimm alſo, wenn ſie mich nicht kannte, ſehr ſchlimm, wenn ſie mich nicht kennen wollte. Letzteres mußte den drei Perſonen das Wahrſcheinlichere dünken, und welch ein Menſch war ich dann, wenn Frau von Caſtel meine Berührung ſcheute, wenn ſie mich ſo weit verläugnete, ſelbſt meinen Namen nicht kennen zu wollen!

Alles das bedachte ich und ſpann ich in Gedanken aus und ſaß da am Theetiſch, wie auf der Armenſünderbank, während Frau von Caſtel ruhe- und würdevoll über Paris und ihre Geſchäfte ſprach. Von Zeit zu Zeit ſchlug ich die Augen auf, um die Meinung über mich aus den Geſichtern zu leſen; aber Hausherr und Hausfrau ſahen mich nur ſelten an; Alice wich meinen Blicken aus, und wenn ſie ſprach, zitterte ihre Stimme. Wenn ich mich ins Geſpräch miſchte, wurde mir kalt und höflich geantwortet. Plötzlich war ich ein Fremder geworden in dieſem Kreiſe, den ich ſeit Wochen als meine Heimath betrachtete.

Mit jedem Worte, das Frau von Caſtel ſprach, wuchs die Verehrung der Hausfrau für ſie und die Kälte gegen mich; kaum daß ſie mir antwortete, wenn ich das Wort an ſie richtete. Für Frau von Caſtel war ich gar nicht da, und wie höflich ſie mir auch manchmal antwortete, war dieſe Höflichkeit doch ſo abwehrend, daß ich endlich kein Wort mehr ſagte. Aus dieſer höchſt peinlichen Lage rettete mich die Ankunft mehrerer Beſucher; man erhob ſich vom Tiſche und ging im Saale auf und ab. Ich ſtand ganz allein in einer Fenſterniſche und betrachtete die Albums, die dort auf einem kleinen Tiſche von Taban ausgebreitet lagen. Alice näherte ſich mir ſo ſchüchtern, als ob Muth dazu gehörte, mit mir zu ſprechen.

Was iſt das? fragte ſie raſch, welches Geheimniß haben Sie? Was weiß Frau von Caſtel von Ihnen? Um Gottes Willen, Hermann, betrügen Sie mich nicht! Seien Sie aufrichtig!

Ich zuckte die Achſeln. — Miß Alice, Frau von Caſtel weiß nichts Schlechtes von mir.

Sie thäten beſſer, Sie wären aufrichtig! ſagte Alice, ihrerſeits die Achſeln zuckend, kehrte mir den Rücken und ſchloß ſich Frau von Caſtel an, die mit dem dramatiſchen Dichter auf und ab ging.

Mein Stolz empörte ſich endlich gegen die Stellung, die man mir mit Einem Male im Hauſe anwies. Ich nahm meinen Hut und empfahl mich auf franzöſiſche Weiſe, mit dem feſten Entſchluß, nicht eher zurückzukehren, als bis mir von dort her etwas geworden, was wie eine Entſchuldigung oder Genugthuung ausſähe.

Aber es vergingen Tage ohne ein Lebenszeichen aus der Rue de Pigalle — keine Anfrage, keine Einladung — nichts! — Ich verbrachte die Zeit in der ſchrecklichſten Unruhe; gedemüthigt, gekränkt und voll Kummer, den Menſchen, die mir lieb geworden, beſonders Alice, in einem ungünſtigen Lichte zu erſcheinen.

Ich konnte es nicht länger ertragen; ich mußte etwas erfahren und beſuchte endlich, unter Tages, den dramatiſchen Dichter in ſeinem Arbeitszimmer. Er war nicht im Geringſten überraſcht und machte mir auch keine Vorwürfe über mein Ausbleiben. Mehr noch fiel mir auf, daß er, zum erſten Male, mit mir über Politik zu ſprechen anfing. Er war ein ſtarker Conſervateur und hing mit ſeinem ganzen Weſen an der vertriebenen Königs-Familie der Orleans, unter deren Herrſchaft er Ruhm und Reichthümer gewonnen, mit deren ganzer Epoche ſeine Wirkſamkeit identiſch geworden. Man wird ihn immer den Dramatiker der Juli-Epoche nennen. Seine politiſchen Abneigungen traten mir gegenüber bisher aus Sympathie für meine Perſon in den Hintergrund. Jetzt ſprach er mir von ſeinen Grundſätzen; wie es zwiſchen Principien und Principien eigentlich keine Verſöhnung gebe, und wie eigentliche Moralität nur mit gewiſſen genau begränzten Stabilitäts-Principien verträglich ſei. Man mache ſich manchmal Illuſionen, aber am Ende komme man doch immer wieder auf die alte Wahrheit zurück. Er verſicherte, er ſpreche nur theoretiſch, und verhinderte mich, mit jener Höflichkeit, die nur franzöſiſchen Weltmännern eigen iſt, dem Geſpräche irgend eine perſönliche Wendung zu geben. Als ich ging, fühlte ich, daß ich in dieſem Hauſe vollkommen entwurzelt war.

Wie das geſchehen, erfuhr ich viel ſpäter, will es aber des Zuſammenhanges wegen ſogleich hier erzählen.

Gleich am Tage nach jenem Abende im Hauſe der Rue de Pigalle erhielt die Frau des dramatiſchen Dichters von Frau von Caſtel einen Brief, der ungefähr ſo lautete:

„Meine liebe und würdige Freundin!

„Mein Benehmen gegen Herrn Hermann, den ich mit einigem Erſtaunen in Ihrer Geſellſchaft fand, muß Ihnen aufgefallen ſein, und ich bin Ihnen eine Erklärung ſchuldig. Vor Allem aber muß ich Sie um Entſchuldigung für eine Nothlüge bitten, zu der ich mich gezwungen ſah, um beſagten Herrn nicht zu beſchämen. Ich kenne Herrn Hermann allerdings dem Namen nach, aber leider nicht von der beſten Seite. Ich weiß es von gut unterrichteten Perſonen, daß er in Frankfurt — von ſeinem Leben in andern Städten Deutſchlands weiß ich nichts — einen ſcandalöſen, ja, leider einen höchſt ſcandalöſen Lebenswandel führte und viel Aergerniß gab. Gut unterrichtete Perſonen ſprachen mir von ſeinen vielfachen unmoraliſchen Verbindungen. Aber dergleichen wäre vielleicht ſeiner Jugend verziehen worden. An ſeines Sünders Bekehrung darf man zweifeln. Was mich aber ernſter um ihn beſorgt, was ihn Ihres Umganges, meine würdige Freundin, eben ſo unwürdig macht, als ſein Lebenswandel der Liebe der unſchuldsvollen und reinen Miß Alice — das iſt jene Todſünde, die tief in ſeinem Herzen ſitzt und die meiner Meinung nach aller Sünden ſchrecklichſte iſt: die Lüge. — Ja, Herr Hermann iſt ein Lügner. Das reinſte, gottgefälligſte Leben iſt vor ihm nicht ſicher; er weiß es durch ſeine ſündhafte Erfindungskraft in den Augen der Menſchen, die ſo gern Böſes glauben, zu beflecken. Ich habe kein Recht, Ihnen vorzuſchreiben, mit wem Sie Umgang pflegen ſollen, mit wem nicht — im Gegentheil würde ich Sie ermuntern, Herrn Hermann fürderhin zu empfangen, da Ihr Beiſpiel, meine ſehr verehrte Freundin, nur gut auf ihn wirken kann — aber warnen darf ich Sie: Glauben Sie ihm nichts! Seien Sie jedem ſeiner Worte gegenüber auf der Hut! — Ich habe ihn, Gottlob, nicht zu fürchten, aber ich wollte den guten Ruf Anderer, die durch ihn bedroht ſein könnten, aus Liebe zu meinen Nebenmenſchen bei Ihnen ſichern, denn gewiß iſt jedem, der Sie kennt, an Ihrer guten Meinung eben ſo viel gelegen, als Ihrer ergebenſten und treuen Freundin

Auguſte de Caſtel."

Ich war weit entfernt, einen ſolchen Schritt von Frau von Caſtel zu erwarten. Die hohe Verſtellungskunſt, die ich an ihr kennen gelernt, hatte mir, wenn auch nicht einen ſchönen, doch einen ſtarken Begriff von ihrem Charakter wie von ihrem Verſtande gegeben. N'est pas hypocrite qui veut. Es gehört eine große Kraft, eine gewiſſe Größe dazu, um ſich conſequent verſtellen zu können. Ich hatte nie geglaubt, daß Frau von Caſtel den gemeinen Kunſtgriff gewöhnlicher Weiber gebrauchen werde, welche den Mann, der ein gefährliches Geheimniß kennt, und wäre es ſelbſt ihr Liebhaber, gern als Lügner darſtellen, um daraus einen möglichen Verrath ſo weit als möglich unſchädlich zu machen. Es ſcheint, daß Frau von Caſtel in dieſer Beziehung ein ganz gewöhnliches Weib war. Aber, wie geſagt, ich wußte damals von dem Briefe nichts, und wenn mir der Gedanke kam, daß mich Frau von Caſtel in einem zweideutigen Lichte darſtellen konnte, erinnerte ich mich auch zugleich an das Bild des Schmerzes, das ich im Frankfurter Garten geſehen, und mein Verdacht verdampfte in Nichts. Die Frau, die ſo leiden konnte, ſollte ſie verlaumden können?

Dennoch kam dieſer Verdacht häufiger zurück, als Wochen nach Wochen vergingen und von der Rue de Pigalle her nichts geſchah, was eine neue Annäherung von meiner Seite erleichtert hätte. Die Verkennung that mir eben ſo weh, als der Verluſt des Glückes, das ich an der Seite Alice's gehofft hatte. Ich kann nicht ſagen, daß ich die etwas kühle Engländerin leidenſchaftlich oder tief geliebt hätte — nein, es war eine ruhige, verſtändige Neigung, die an dem ſtärkeren Wunſche, mir eine Häuslichkeit und eine Heimath zu gründen, wie die Rebe an einem Hauſe, raſch und geſund empor wuchs, ohne dieſen Wunſch aber kaum eine bedeutende Höhe erreicht haben würde. Nun aber war ich ihr gut und ſehnte mich, ſie wieder zu ſehen und vor ihren Augen rein dazuſtehen. Nach langen Kämpfen entſchloß ich mich, der Freundſchaft, der Liebe und meiner Zukunft dieſes Opfer zu bringen, mich zu demüthigen, wieder in das Haus zu gehen, in dem man mich nicht mehr zu ſehen wünſchte, und ohne an Frau von Caſtel und dem todten Fürſten einen Verrath zu begehen, ſo weit als möglich mich zu entſchuldigen.

Wie ein Verbrecher dem Schaffote, wanderte ich Unſchuldiger der Rue de Pigalle zu.

Ich will kurz ſein und in wenigen Worten das Ende erzählen. Frau von Caſtel war ſeit meiner Entfernung jeden Tag ins Haus gekommen; die Hausfrau, die ſie anbetete, wollte nicht, daß ſie durch meinen Anblick beleidigt werde, und in Folge der Aufſchlüſſe, die ſie über mich erhalten, ward der gemeinſame Entſchluß gefaßt, mit mir zu brechen. Mein Ausbleiben war nur ein Beweis, daß ich die Enthüllungen der Frankfurter Dame fürchtete, und man lobte meine Klugheit, dem Bruche zuvorgekommen zu ſein. Der dramatiſche Dichter konnte mich mit gutem Gewiſſen dem Comité des College St. Barbe nicht empfehlen, und die freie Stelle wurde dem Protegé eines ehemaligen Miniſters, ebenfalls eines Barbiſten, gegeben. Ich war brodlos und aus meiner Heirath mit Alice konnte nichts werden, ſelbſt wenn ſie den Verworfenen der Frau von Caſtel noch gemocht hätte. Ihre Mutter wurde von all dem in Kenntniß geſetzt, und ſie kam von London herüber, um Alice, die traurig war, abzuholen. Die Mutter pries das Geſchick, daß ich noch zeitig genug enthüllt worden. Sie hatte die Ehe mit dem Flüchtling — ſie war ſehr toryſtiſch geſinnt — nie gebilligt, um ſo weniger, als ſie Ausſicht hatte, ihre Tochter mit einem berühmten Künſtler zu verheirathen.

Dies alles erfuhr ich von dem dramatiſchen Dichter, der mir die Begebenheit mit einem gewiſſen Mitleid mittheilte, da er aus meinem Geſichte die Geſchichte meiner letzten ſchmerzlichen Zeit herauslas. Ich begnügte mich, ihm zu verſichern, daß man mich falſch beurtheile, und verwies ihn auf die Zukunft.

So, meine Freunde, wurde ich ein alter Junggeſelle. Alice hat den berühmten Künſtler, der ihr den Hof machte, weil in ihrer Familie ein großer Schriftſteller war, der ihm nützen konnte, nicht geheirathet, denn er verließ ſie nach einiger Zeit, um eine alte, aber reiche Erbin heimzuführen. Als ich ſie nach Jahren wieder ſah, erzählte ſie mir mit Thränen in den Augen von dem Briefe der Frau von Caſtel und deren Beſtrebungen, mich aus dem Hauſe zu entfernen. Es konnte mir nicht mehr einfallen, das alte Verhältniß mit Alice wieder aufzurichten, aber ich konnte ihr einige Aufklärungen geben; denn Frau von Caſtel hatte indeſſen Paris und die Welt verlaſſen und war zu Dijon mit ihrem ganzen großen Vermögen ins Kloſter gegangen. Dort ſtarb ſie vor einigen Monaten als Superiorin und im Rufe der Heiligkeit. — Durch Alice hat der dramatiſche Dichter meine Aufklärungen kennen gelernt und war beſchämt, daß er, der ſo viele Intriguen erfunden, dieſes Geheimniß und dieſe Charaktere nicht durchſchaut habe. Aber Madame, ſeine Frau glaubt noch heute dem Briefe der Frau von Caſtel mehr als mir, und ich laſſe ſie bei ihrem Glauben.

IV.

Warten.

Der alte Birkner erzählt:

Ich kann es nicht läugnen, ich war ein verzogenes Mutterſöhnlein; doch war ich dabei, als es hieß: „Franzoſen zum Land hinaus!“ Und ein ſtattlicher Jäger war ich, das läßt ſich auch nicht läugnen, obwohl man es heute, beim Anblick meines wirklichen commerzienräthlichen Bändleins auch nicht glauben ſollte. Es war an einem Nachmittage nach dem Kaffee, nachdem der franzöſiſche Oberſt, unſer Tiſchgenoſſe, hinausgegangen war, daß mein Vater zu der Mutter ſagte, und zwar mit einer Stimme, die ſehr reſolut klingen ſollte, in der That aber ein wenig zitterte:

„Nun, Alte, unſer Eduard wird nun auch fort müſſen!“

„Wohin denn?“ fragte meine Mutter und that, als ob ſie nicht verſtände, während ihr abgewandtes Geſicht verrieth, daß ſie wohl verſtand.

„Nun, meine Alte, Du verſtehſt mich wohl,“ ſagte er und legte die Hand auf ihre Schulter. „Eduard weiß, was ich meine,“ fügte er hinzu.

Ich nickte mit dem Kopfe; die Mutter ſah mich mit einem unausſprechlichen Blicke an, dann zog ſie einen Schlüſſel aus der Taſche, öffnete die Kommode, und indem ſie auf eine reiche Ausſtattung von Hemden, Taſchentüchern, Nachtleibchen und andere Wäſche zeigte, ſagte ſie: „Ihr ſeht wohl, daß ich längſt daran gedacht habe und daß Alles vorbereitet iſt!“

„Gute Mutter,“ lächelte mein Vater, Deine Fürſorge iſt zu reich ausgefallen; bewahre das Alles für ſeine Heirath; er kann nur ſo viel mitnehmen, als in einen Torniſter geht.“

Meine gute Mutter blieb ſchweigend vor der geöffneten Lade ſtehen und ſah die Wäſche an, ohne ein Wort zu ſagen, ohne nur einen Seufzer auszuſtoßen.

Mein Vater wandte ſich zu mir: „Jetzt, Eduard, ſei vorſichtig — geh' zum Dr. Schrader — der wird Dir ſagen, was Du zu thun haſt.“

Die alte Margareth, unſere Hausmagd, die mich auf den Knieen geſchaukelt, ein treues Hausmöbel, das zur Familie gehörte, und vor der meine Mutter kein Geheimniß hatte, trat in die Stube, und da ſie die Lade offen und den ernſten Ausdruck auf unſeren Geſichtern ſah, lächelte ſie einverſtändlich und murmelte ein: „Endlich, endlich!“ zwiſchen den Zähnen.

„Haſt Du denn gar kein Herz, Margareth?“ fragte meine Mutter vorwurfsvoll.

„Ob ich ein Herz hab', Frau Birkner, das wiſſen Sie wohl, und ob ich den Eduard lieb hab', das wiſſen Sie auch; aber was nützt das Alles, die Franzoſen müſſen fort!“ rief Margareth und ſtreckte den Arm ſo energiſch und unabhängig in die Luft, wie ſie es in Gegenwart ihrer Herrſchaft vielleicht in ihrem Leben nicht gethan.

Am Abend ſchlich ich mich zu Dr. Schrader, einem Gelehrten, der ſeit einigen Wochen die Flora unſeres Gebirges ſtudirte und vor der Stadt in einem kleinen Häuschen wohnte. Aber die beſten Deutſchen unſerer Stadt wußten, daß er ein Abgeſandter des Jugendbundes, daß das kleine Häuschen ein Werbebureau ſei. Wir waren weſtphäliſch, und die größte Vorſicht that noth. Dr. Schrader, der von Allem vortrefflich unterrichtet war, ſagte mir, ich müſſe von allen Freiwilligen der Letzte ſein, der die Stadt verlaſſe, damit der franzöſiſche Oberſt, der in unſerm Hauſe wohnte, auf das Verſchwinden der jungen Leute nicht aufmerkſam werde. Das that meinem Ehrgefühl ſehr wehe, daß ich von allen Patrioten, die zur Vertheidigung des Vaterlandes auszogen, der Letzte ſein ſollte. Die wenigen Tage, die ich in meiner Vaterſtadt noch verbrachte, wurden mir eine wahre Hölle. Alle meine Altersgenoſſen waren verſchwunden; wenn man mich ſo allein durch die Gaſſen ſchlendern ſah, zuckte man die Achſeln. So oft ich ausging, um bei einem alten Soldaten einige geheime Exerzierſtunden zu nehmen, ſetzte Margarethe voraus, daß ich endlich abreiſe und daß ich nur der vielen franzöſiſchen Soldaten wegen, die ſich in unſerem Hauſe herumtrieben, nicht offen Abſchied nehme, und ſie lächelte mir einen liebevollen Gruß zu. Kam ich aber des Abends wieder zurück, ſo rief ſie ganz laut: „Noch nicht fort?“ und ſchüttelte den Kopf über mich, wie über einen verlorenen Menſchen.

Endlich, endlich kam der Tag, da ich, nach kurzem Abſchied, auf preußiſchen Boden entweichen durfte.

Na, ich will unſern Feldzug nicht erzählen; den kennt ja Jeder, oder es ſollte ihn wenigſtens Jeder kennen, um was daraus zu lernen für künftige Zeiten, die vielleicht nicht zu fern ſind. Auch meine Heldenthaten und Schlachten will ich nicht erwähnen, und wie ich überall mit heiler Haut davon kam. Nur ein eigenthümliches, rührendes Vorkommniß will ich erzählen.

Wir waren ſchon am Rhein, als meine Schwadron den Befehl bekam, ſchnurſtracks zurückzureiten und in einer gewiſſen Gegend Weſtphalens Poſto zu faſſen. Ich glaube, wir ſollten dort eine Kriegskaſſe erwarten, um ſie dann weiter an die franzöſiſche Grenze zu begleiten. Das verdroß uns ein wenig, weil wir uns auf Paris gefreut hatten — aber die Alliirten zogen ja in Frankreich ein, und das war die Hauptſache, und wir waren im Ganzen luſtig und guter Dinge. In Weſtphalen, mitten in einer großen Ebene, welche die Heerſtraße in gerader Linie durchſchnitt, wurden wir in einzelne Höfe, die über das Land zerſtreut lagen, einquartirt. Mir und noch fünf meiner Cameraden wurde ein kleiner Hof angewieſen, der unmittelbar an der Landſtraße lag. Als wir daſelbſt mit unſern Zetteln in der Hand vorritten, kam uns ein altes Mütterchen entgegen, das uns überaus freundlich anlächelte und mit Kopfnicken, ohne eigentlich ein Wort zu ſprechen, willkommen hieß. Sie wollte uns jeden Einzelnen aus dem Sattel heben und hätte es gewiß gethan, wenn wir nicht raſch abgeſeſſen wären.

„Mutter Schleinitz,“ ſagte ich, „hier iſt unſer Quartierzettel.“

„Das bin ich nicht; die Mutter Schleinitz wohnt im oberen Hofe, dort oben; ich bin die Mutter Lene,“ ſagte die Alte, immer lächelnd.

Wir ſahen, daß wir uns geirrt hatten, und wollten wieder aufſitzen, um weiter zu reiten. Aber Mutter Lene flehte: „Das thut ja nichts; bleibt, Kinder, bleibt hier; Ihr ſollt's gut haben, wahrlich ſehr gut! Caſpar,“ rief ſie, und ein Knecht kam aus dem Hofe. — „Caſpar, führ' die Pferde in den Stall. — Kommt, Kinder, bleibt hier!" bat die Alte wieder, nahm Zwei von uns am Arm, und zog ſie in die Stube; die Andern folgten unwillkürlich. Wir wußten gar nicht, wie uns geſchehen war; die Alte bat ſo innig, daß wir nicht widerſtehen konnten. In der Stube öffnete ſie eine Kammerthür, und wir ſahen Würſte, Schinken, Eierkörbe und allerlei andern Mundvorrath ſchon geordnet aufgehängt und aufgeſtellt. „Mein Keller," ſagte ſie, iſt auch gut beſtellt.

„Ihr ſollt es gut bei mir haben, Kinder. — Ihr müßt nicht ſparen, und leben, ſo gut Ihr wollt."

Graff aus Hamburg machte hinter dem Rücken der Alten mit der Hand eine Bewegung vor der Stirne, als wollte er andeuten, daß es bei ihr nicht richtig ſein müſſe. Indeſſen ließen wir uns die gaſtliche Aufnahme gern gefallen und blieben bei der Mutter Lene. Caſpar brachte unſere Pferde unter, und die Magd deckte den Tiſch mit reinlichem Linnen, während die Alte ſehr emſig am Herde beſchäftigt war, uns eine Mahlzeit zu bereiten. Aber dieſe Beſchäftigung hielt ſie nicht ab, uns, als wir uns an das Putzen unſerer Uniformen und Waffen machten, hie und da hülfreiche Hand zu leihen und Manches herbeizubringen, was unſere Arbeit erleichtern konnte. Wir waren erſtaunt. Bei manchem Patrioten waren wir gaſtlich aufgenommen worden, aber ſolche Güte und Gaſtlichkeit, wie bei der alten Bäuerin, hatten wir noch nicht erfahren.

„Ja, das Volk, das Volk!“ rief der Eine, „ich ſage es ja immer, das Volk, nur das Volk!“

Und der Andere: „Wie müſſen die Unterdrücker und der Herr Hieronymus hier gehauſt haben, wenn die Befreier ſo geliebt werden!“

Bei Tiſche trug ſie ſelber auf und bediente uns wie eine Magd; dann ſetzte ſie ſich zu uns und ſah lächelnd zu, wie wir mit jugendlichem Appetit in ihre Speiſen einhieben, und munterte uns auf, fortzufahren. Sie ſaß mir gerade gegenüber, und da bemerkte ich erſt, daß ich kein gewöhnliches Geſicht vor mir hatte. Es lag etwas wie ein Schleier darüber, wie ein Schleier, der ein Geheimniß verdeckt.

Wie braun und gebärtet auch die bäuerlichen Züge erſchienen, hatte doch das ganze Geſicht etwas unſäglich Mildes; nur zwei kummervolle Falten, die die Stirn von oben nach unten durchſchnitten, machten den Eindruck als wären ſie nie glättbar und doch wieder, als warteten ſie fortwährend einer Freude, die mit weicher Hand darüber fahre und ſie verwiſche. Eigenthümlich war es, in wie geringer Verbindung Mund und Augen ſtanden; denn während jener immer lächelte, blickten dieſe eben ſo unausgeſetzt mit einem unſagbar ſehnſüchtigen Ausdrucke und immer, als blickten ſie in weite, verſchwommene Ferne. Die Geſtalt der alten Mutter Lene war kräftig, aber von der Laſt der Jahre und, wie man ſich ſagen mußte, von einer anderen unſichtbaren Laſt etwas zuſammengekrümmt. Je länger ich ſie anſah, deſto freundlicher, faſt möchte ich ſagen, deſto zärtlicher wurde meine Stimme, wenn ich mit ihr ſprach, und deſto trauriger wurde ich im Innern meines Herzens, und ich konnte bemerken, daß es meinen Cameraden eben ſo erging. Es war unſern heitern und jugendlichen Gemüthern förmlich eine Laſt vom Herzen genommen, als ſie, da die Schwarzwalder Uhr drei ſchlug, plötzlich aufſtand und raſch zur Thüre hinaus ſchritt, um nicht wieder zurück zu kommen.

Nach Tiſche ſahen wir nach unſern Pferden, die wir gut verſorgt fanden, und gingen dann, uns im Hauſe einzurichten. Obwohl uns Mutter Lene die Stube ganz überlaſſen, wollten wir die gute Gaſtfreundin doch nicht aller Bequemlichkeit berauben und ſahen uns im Hauſe um, wo wir unſer Nachtlager aufſchlagen könnten, ohne ihr beſchwerlich zu fallen. Ich ſtieg zu dieſem Zwecke die ſchmale Treppe hinauf, die vom Vorhauſe auf den Boden führte. Oben angekommen, hatte ich einen ſonderbaren Anblick. Vor einer Dachluke auf einem Strohſeſſel ſaß Mutter Lene, die ſeit mehr als einer Stunde verſchwunden war, und ſah unbeweglich vor ſich hin. Ich hielt ſie für ſchlafend, da ich mich aber näherte, ſah ich ihre Augen weit geöffnet. Sie ſtarrte unabwendbar der Landſtraße entgegen, die wie ein gerader weißer Strich die Ebene durchſchnitt und ſich in weiter Ferne am öſtlichen Horizonte verlor. Ich ſtand neben ihr, ich ſah in ihre weit offenen Augen, aber ſie bemerkte mich nicht, obwohl ihr ganzes Leben in dieſen Augen concentrirt ſchien. Ich hätte ſie, ohne den ungewöhnlichen Glanz der Augen, für todt gehalten, ſo aber glaubte ich, ſie befinde ſich in irgend einem krankhaften Zuſtande, und fragte ſie mit lauter Stimme: „Mutter Lene, fehlt Ihr was? Was macht Sie hier?“

Ein abwehrendes „Sch“ war die einzige Antwort; ihre Augen wandten ſich dabei von der Straße nicht ab.

Ich legte meine Hand auf ihre Schulter und ſchüttelte ſie leiſe. Eine ungeduldige Bewegung ſagte mir, daß ich ein unberufener Störer war, brachte aber ihren Blick nicht eine halbe Secunde lang aus ſeiner Richtung.

Ich wußte nicht, was aus all' dem zu machen, und rief die Cameraden, die auf ein gegebenes Zeichen auf den Fußſpitzen herankamen. Da ſtanden wir nun im Halbkreiſe um die Alte herum, ſahen ſie an, zuckten die Achſel, ſchüttelten die Köpfe und ſchlichen endlich fort, ohne auch nur von ihr bemerkt zu werden.

Im Hofe trafen wir Caſpar, den Knecht, und fragten ihn, was das zu bedeuten habe.

„Bah,“ ſagte Caſpar, „ſo ſitzt ſie jeden Tag; ſie erwartet ihren Sohn, ihren Wilhelm.

„Sie hat einen Sohn?“ fragten wir.

„Ja, ſie hatte einen Sohn. Die Franzoſen haben ihr ihn vor drei Jahren fortgenommen, da er noch nicht ſiebzehn Jahre alt war, und haben ihn nach Rußland geführt. Na, man weiß, was aus den Franzoſen und aus den Deutſchen in Rußland geworden iſt, aber die Alte läßt ſich's nicht ausreden, daß ihr Wilhelm noch einmal heim kommt. Sie erwartet ihn jeden Tag und ſitzt da oben an der Dachluke, wo ſie die Landſtraße überſehen kann; denn von da, bildet ſie ſich ein, müſſe er herkommen, weil er auf dem Wege fortgegangen iſt. Sie beſorgt ihr Hausweſen, arbeitet den ganzen übrigen Tag, damit ihr Wilhelm, wenn er heimkommt, ſein väterliches Erbe in guter Ordnung finde, aber wie's drei ſchlägt, läßt ſie Alles ſtehen und liegen und ſteigt da hinauf und wartet.“

„Alſo darum liebt ſie die Soldaten, weil ſie ſelbſt einen Sohn unter den Soldaten hat?“

„Ja, freilich darum. Sie war mit den Franzoſen, wie ſie hier durchgekommen ſind, gerade ſo gut und freigebig, wie mit Euch. Das iſt ihr ganz gleichgültig, Deutſche oder Franzoſen, wenn's nur Soldaten ſind.“

„Daß ſie uns aber von ihrem Wilhelm noch gar nicht geſprochen hat?“

„Das kommt daher, daß ſie ſich ſchämt und fürchtet. Es haben ſie ſchon viele Leute ausgelacht und ihr geſagt;, ihr Warten ſei überflüſſig und ihr Wilhelm werde nie wieder nach Hauſe kommen, und da haben ſie ihr erzählt, was Alles in Rußland vorgegangen, und haben ihr geſagt, es ſei verrückt, noch länger zu warten. Der

Napoleon freilich, der iſt entwiſcht, und unſer Hieronymo, der hat ſich noch früher aus dem Staube gemacht, bevor das Unglück und die große Kälte gekommen ſind; aber die armen Soldaten — Nun ſchämt ſie ſich, daß man ſie für verrückt hält, und fürchtet ſich, daß man ihr ſagen werde, daß ihr Wilhelm auch umgekommen, und da ſpricht ſie nicht mehr darüber."

Die ganze Geſchichte machte uns ſehr traurig, und als wir Abends in der Stube um den Tiſch ſaßen und ſpät nach Sonnenuntergang die Alte murmelnd die Treppe herunterkommen hörten, wurden wir ganz ſtill. So bemerkte ſie uns gar nicht, als ſie eintrat, und wir hörten deutlich, wie ſie, die Hände ineinandergelegt, vor ſich hinmurmelte: „Er iſt nicht gekommen; nun, er wird wohl morgen kommen; gewiß, er wird morgen kommen."

„Er wird kommen!" rief unſer Camerad Helffrich, der Sohn eines Paſtors und Studioſus Theologiä, „glaube, liebe und hoffe, Du gute Mutter."

Aber die Alte hatte nur die erſten Worte gehört mit ſtrahlendem Geſichte wandte ſie ſich zu uns und rief: „Nicht wahr, er wird kommen? Gewiß er wird kommen!" Dann ſetzte ſie ſich zu uns, ſtützte beide Arme auf den Tiſch, ſah uns lächelnd an und ſprach mit halber Stimme, vertraulich, als ob ſie von Anderen nicht hätte gehört ſein wollen: „Seht, Kinder, hier zu Lande glaubt Niemand mehr, daß er wiederkommen werde, die

Leute hier verſtehen nichts von Kriegsſachen; Ihr aber, Ihr ſeid Soldaten, Ihr verſteht's. Und was meint Ihr, wie geht es ihm in Rußland?"

„Nun," ſagte Graff, „es geht ihm wohl ſo gut, wie es Einem in Feindes Land gehen kann."

„Feindes Land?" lächelte die Alte. „Du biſt ein närriſcher Menſch; mein Wilhelm iſt keines Menſchen Feind; das iſt ein gutes Kind, mein Wilhelm, und das werden ſie ihm überall anſehen. Er iſt ja auch nur mitgegangen, weil er hat mitgehen müſſen, ſonſt hatten ſie ihn erſchoſſen. Da habe ich ſelbſt geſagt: Wilhelm, gehe lieber mit, Du wirſt ſchon wieder geſund und friſch heimkommen. Gut werden ſie auch überall gegen ihn ſein. Warum ſollten ſie nicht? Ich bin ja auch gut gegen die Soldaten. Immer, wenn Soldaten kommen, behandle ich ſie, als wären's meine Söhne. Ich muß ja heimzahlen, was man anderwärts für meinen Wilhelm thut, und wenn man anderwärts hört, wie hier zu Lande die Soldaten gut behandelt werden, wie Kinder im eigenen Hauſe, wird man ſie dort zu Lande auch ſo behandeln. Iſt das nicht richtig?"

Wir nickten mit den Köpfen, denn Keiner von uns war im Stande, ein Wort hervorzubringen. Die Alte fuhr fort: „Na, und wann er morgen nicht kommt, ſo kommt er gewiß, wenn Friede iſt. Nach der Schlacht bei Leipzig ſagten ſie hier, daß nun gewiß Friede wird, aber das war wohl nicht der rechte Friede? Ihr müßt ja das verſtehen als Soldaten."

„Nein," ſagte Helfrich, „das war nicht der rechte Friede!"

„Das ſage ich auch. Mit dem rechten Frieden kommt mein Wilhelm gewiß. Ach Gott!" rief ſie und ſah uns dabei mit glückſeligem Geſichte an, „wie mir das wohl thut, einmal ſo recht über dieſe Dinge zu ſprechen, ſo recht verſtändig und mit Leuten, die ſich darauf verſtehen."

Sie nickte uns voll Liebe zu und ſah Einen nach dem Andern ſchweigend an, immer lächelnd, ohne zu bemerken, daß uns die Augen voll Waſſer ſtanden und daß es uns ſchwer war, ihren Blick auszuhalten. Nach einer langen Pauſe erſt legte ſie das Geſicht in beide Hände und ſagte: „Wenn nur erſt der rechte Friede käme! — Ja, der Napoleon! Wozu macht man denn alle die Kriege? Der rechte Friede, wenn nur erſt der rechte Friede käme! So immer zu warten, das könnte Einen ganz krank machen. Es iſt ein rechtes Elend!"

Helfrich ſtand auf und holte eine kleine Bibel, die er immer mit ſich führte, ſetzte ſich der Alten gegenüber und begann mit lauter Stimme aus dem Buche Tobias zu leſen: „Und Tobias ſprach zu ihr: Schweige und ſei getroſt! Unſerem Sohne geht es, ob Gott will, wohl, er hat einen getreuen Geſellen mit ſich."

„Sie aber wollte ſich nicht tröſten laſſen und lief alle Tage hinaus und ſah auf alle Straßen da er herkommen ſollte, ob ſie ihn etwa erſähe.“

Die Alte erhob ihren Kopf aus den Händen und ſagte: „Das iſt ein tröſtliches Buch, das Buch des Tobias!“ — Und ehe Helffrich weiter leſen konnte, ſagte ſie auswendig: „Hanna aber ſaß faſt täglich am Wege auf einem Berge, daß ſie könnte weit um ſich ſehen. Und als ſie an dem Orte nach ihm ſahe, ward ſie ihres Sohnes gewahr von ferne und kannte ihn von Stund' an —“

Darauf ſagte ſie mit zitternder Stimme den Lobgeſang her, und wir ſahen mit Staunen, daß ſie das ganze „tröſtliche Buch“ Tobias auswendig wußte. Sie nahm Helffrich die Bibel aus der Hand, legte ſie vor ſich nieder, zog das Licht näher, legte die Stirn in beide Hände und begann zu leſen und vergaß uns und die ganze Umgebung. Es wurde ſpät; ſie las noch immer. Wir ſchlichen uns vom Tiſche, legten uns, müde vom Ritte, auf unſere Lager und ſchliefen längſt den feſten Schlaf der Jugend, als ſie noch da ſaß und im tröſtlichen Buche von der Wiederkehr des geliebten Sohnes las.

Am anderen Morgen war ſie wieder eine gute Bäuerin, wie viele andere. Sie wirthſchaftete in Haus und Hof umher und ſorgte dafür, daß uns nichts fehle. Aber Nachmittags war ſie wieder verſchwunden. Wir ſtiegen Einer nach dem Andern einen Theil der Treppe hinauf, ſo daß nur der Kopf über den Boden des Speichers hervorragte, und ſahen uns die Mutter Lene an, wie ſie ruhig, unbeweglich daſaß und der Straße, die nach Oſten führte, entgegenſah. Wir ſchlichen wieder fort, ohne ſie zu ſtören, und unwillkürlich gingen wir während des Nachmittags in den unteren Räumen des Hauſes auf den Fußſpitzen umher, als wäre ein Kranker im Hauſe, oder als würde eine heilige Handlung vorgenommen.

In ſpäter Dämmerung erſchien ſie wieder und murmelte: „Er iſt nicht gekommen; nun, er wird wohl morgen kommen; gewiß, er wird morgen kommen“

So verging ein Tag um den andern; jeder Tag ſah ſie um dieſelbe Zeit auf ihrem Warteposten; jeder Tag brachte uns dieſelbe mütterliche Pflege von ihr. Nach und nach bekamen wir vor ihrem heiligen Wahnſinn eine ſolche Scheu, daß wir die Stunden, die ſie vor der Dachluke zubrachte, auf unſeren Pferden im freien Felde verweilten, um während dieſer Zeit dem Hauſe und ihr die ganze ungeſtörte Ruhe zu laſſen. Auch ritten wir immer nach der entgegengeſetzten Seite der Landſtraße, gegen Weſten, da es uns etwas unheimlich geweſen wäre, unter dieſem ſtarren, concentrirten Blicke der wartenden Mutter hinzureiten oder gar vor dieſem Blick wie ein Hinderniß zu erſcheinen.

So vergingen nahe an zwei Wochen, bis wir Befehl erhielten, uns wieder auf den Weg zu machen, und zwar Frankreich zu. Mutter Lene füllte uns noch alle Taſchen mit Lebensmitteln, und in der innerſten Seele gerührt nahmen wir Abſchied. — „Schade,“ ſagte ſie, „daß Ihr nach der Seite reitet und nicht nach der anderen; da wäret Ihr vielleicht meinem Wilhelm begegnet. Na, wenn Ihr aus Frankreich zurückkommt, haltet Euch nur hier auf, da werdet Ihr ihn ſchon kennen lernen und ſehen, daß es ein ſo ſtattlicher Soldat iſt wie Ihr.“

Wir verſprachen, auf unſerem Rückwege, wenn nur irgend möglich, gewiß wieder bei ihr einzukehren, und ritten unter ihren Segenswünſchen und von ihrem Lächeln begleitet davon, Frankreich und dem Feinde entgegen.

Wir hielten Wort. Die Schlachten auf franzöſiſchem Boden waren geſchlagen, der Friede war ſeit mehreren Monaten geſchloſſen, und wir ritten als Sieger mit glücklichem und gehobenem Gefühl der Heimat zu. Wir kamen wieder nach Weſtphalen; aber wir ſollten diesmal eine andere Straße reiten. Doch nahm man es mit uns Freiwilligen, die wir halb und halb ſchon entlaſſen waren, nicht ſo genau und man erlaubte uns, einen Umweg zu machen, der uns geſtattete, die alte Mutter Lene wieder zu ſehen. Wir hatten uns vorgenommen, mit einem der damaligen Sieges- und Freiheitslieder in den Hof einzureiten; aber wir hatten die

Zeit ſchlecht bemeſſen und es war ſchon ziemlich ſpät am Nachmittage, alſo um die Zeit ihres Wartens, als wir daſelbſt ankamen. So ließen wir das Singen ſein, ſtiegen hundert Schritte vom Hauſe ab und führten die Pferde ſachte und am Zügel in den Hof.

Im Stalle ſahen wir den Knecht Caſpar, der uns froh willkommen hieß. „Was macht die Alte?“ fragten wir beinahe einſtimmig.

„Schlecht, ſchlecht!“ antwortete er kopfſchüttelnd. „Seit man hier im Lande überall große Feuer angezündet und den Frieden verkündigt hat, geht's ſchlecht. Sie ging von Hof zu Hof und fragte, ob das der rechte Frieden ſei, und ſeitdem hat ſie Alles liegen laſſen und ſitzt nun den ganzen Tag vor ihrer Dachluke und wartet; denn jetzt, meint ſie, müſſe ihr Wilhelm kommen. Und da er nach dem rechten Frieden doch nicht kommt, ſcheint ihr das etwas quer, und nun, glaub' ich, macht ſie's nicht mehr lange. So eine Hoffnung in ſo einem alten Haus iſt wie ein Stützbalken; nimm den Balken weg, das alte Haus ſtürzt zuſammen. Ich glaube, daß ihr Balken angefault iſt.“

Wir wollten doch wenigſtens die Alte ſehen und ſtiegen, wie ehemals, die halbe Treppe hinauf. Da ſaß ſie richtig auf ihrem Poſten. Aber es fiel uns auf, daß ſie nicht mehr, wie ſonſt, gerade vor ſich hinſtarrte, der Landſtraße entgegen, und daß ihr Kopf auf die Bruſt herabgefallen war, wie bei einer Perſon, die ſich nicht aufrecht halten kann. Beſorgt ſchlichen wir näher. Da ſahen wir, daß ſie die Augen geſchloſſen hatte. Bei unſerem Herantreten öffnete ſie dieſelben und da ſie uns erkannte, lächelte ſie freundlich, wie ehemals, aber bei weitem ſchmerzlicher. Es fiel uns auf, wie arg in dieſer kurzen Zeit ihr Geſicht verfallen, war und daß ſie ſich uns zuwandte, während es damals nicht möglich war, ihre Augen von der Landſtraße abzulenken.

„Seid Ihr da, Kinder,“ ſagte ſie mit ſchwacher Stimme. „Ihr kommt von der anderen Seite, von dieſer Seite kommt Niemand. Und iſt doch der rechte Friede geſchloſſen? Oder iſt's noch nicht der rechte Friede? Wo iſt der, der mir aus dem tröſtlichen Buche Tobias vorgeleſen und der mir vom rechten Frieden geſprochen?“ Sie ſuchte Helffrich mit den Augen — da rief ſie: „Aber Einer fehlt! Wo iſt denn der Lange, Schwarze?“

In der That fehlte Graff in unſerer Mitte; in Lothringen hatte ihn eine Kugel aus dem Hinterhalte hingeſtreckt.

Wir antworteten nicht.

„Ich weiß,“ ſagte die Alte, „ich weiß. Deſſen Mutter wird auch lange warten.“ So ſprechend, wandte ſich ihr Geſicht wieder der Luke und der Landſtraße zu. „Ich werde nicht länger warten,“ ſagte ſie weiter und lächelte. „Seht Ihr dort — er kommt!“

So ſprechend, ſtand ſie auf und ſtreckte den Arm der Straße entgegen. In demſelben Augenblicke aber ſtürzte ſie in den Stuhl zurück, und die Augen weit geöffnet, noch immer wartend und auslugend, ſaß ſie da und — war todt.

Wir blieben einen Tag länger, als unſer Urlaub geſtattete, um der guten Mutter Lene die letzte Ehre zu erweiſen. Hoch zu Roß folgten wir ihrem Sarge. Helffrich hatte ſich vom Paſtor die Erlaubniß ausgebeten, an ſeiner Statt ihr die Grabrede zu halten. Aber er war noch nicht genug Paſtor, und brachte vor Rührung kein Wort hervor.

V.

Eine deutſche Löwin in Paris.

Eduard erzählt:

Vor ungefähr achtzehn Monaten, an einem ſchönen Frühlingsmorgen, da ich, nichts Böſes ahnend und arbeitend, auf meiner Pariſer Stube ſitze, tritt ein Commiſſionair bei mir ein und übergibt mir mit den Worten: „Ich bin ſchon bezahlt“ ein ſehr elegantes Brieſchen, das, deutſch geſchrieben, ungefähr ſo lautete:

„Verehrteſter Herr H..!

Sie würden ein gutes Werk thun, wenn Sie die Güte haben und mich beſuchen wollten. Laſſen Sie ſich durch meinen Namen, wenn er Ihnen bekannt iſt, von dem Beſuche nicht abſchrecken, da es ſich, ich wiederhole es, um ein gutes Werk handelt, um eine Wohlthat, die

Sie erzeigen ſollen, indem Sie in einer wichtigen Angelegenheit Ihren Rath ertheilen. Alles, was ich von Ihnen gehört, gibt mir den Muth zu dieſer Bitte, ſo wie den Wunſch, mich nach Ihrem Rathe zu richten. Ich wohne Boulevard des Capucines Nr. 17 im zweiten Hofe links, zwei Treppen hoch, und erwarte Sie zwiſchen ein und zwei Uhr. Ich bitte Sie noch einmal und aufs Inſtändigſte, kommen Sie, und wenn es Ihnen heute nicht möglich iſt, doch einen dieſer Tage um dieſelbe Stunde.

Auf Ihre Güte trauend, Ihre ergebenſte Dienerin

Auguſtine R. —“

Kennen Sie dieſen Namen, meine Herren? Nicht? Ich kannte ihn. Auguſtine iſt eine Deutſche und eine der eleganteſten, ſchönſten, blondeſten und verrufenſten Löwinnen von Paris. Es iſt ſehr merkwürdig, welchen großen Erfolg unſere ſchönen Landsmänninnen haben, wenn ſie ſich mit Energie und Ausdauer darauf werfen, Lionnes zu werden. Sie überſtrahlen dann alle franzöſiſche Löwinnen, die doch den Ruf größerer Koketterie und höherer Grazie haben. Da ich den Namen kannte, war ich etwas verlegen, um ſo mehr verlegen, da in demſelben Hauſe, im vierten Stocke, aber auf einer anderen Treppe ein bekannter Muſiker des Conſervatoriums wohnt, deſſen wöchentliche muſikaliſche Soireen ich regelmäßig beſuchte. Wenn mich deſſen Frau zu Auguſtine gehen ſähe! oder auch nur der Portier, der mich ganz genau kannte! — Und was kann ſie von mir wollen? Was habe ich mit dieſer Halbwelt zu thun? Ich habe mich von ſolchen Berührungen immer ſo fern als möglich gehalten, ſoll ich jetzt mit Gewalt in dieſe Welt hineingezogen werden? Man kann nie vorausſehen, in welche unangenehme Geſchichte man bei ſolchen Weibern verwickelt wird. — Aber der Brief war ſo dringend, es wehte mich eine Luft der Wahrhaftigkeit, der Aufrichtigkeit, ja der Trauer aus dieſen Zeilen an, die mich nachdenklich machte und beinahe rührte. Es iſt jedenfalls Pflicht, nachzuſehen, dachte ich und machte mich gegen ein Uhr auf den Weg.

Der zweite Hof des Hauſes Nr. 17, Boulevard des Capucines iſt ein ſehr ſchöner, freundlicher Square. Mit dem erſten Schritt in dieſen Hof glaubt man ſich hundert Meilen weit von Paris. Aller Lärm der Straße verhallt in der Ferne, wie das Rauſchen eines fernen Stromes; man hört nur das melodiſch-monotone Fallen des Springbrunnens, der ſich ſilbern, glänzend aus der Mitte des Raſenplatzes erhebt, um in ein rundes, von Blumen umgebenes Baſſin zurückzufallen. Die Bäume, die den Raſenplatz umgeben, ſtanden ſchon in Blüthe und in ihren Zweigen zwitſcherte ein Volk von Vögeln, als ob es ſich mitten in einer lachenden Landſchaft befände. Auf den Square hinab ſehen die großen Kryſtallſcheiben der Fenſter, die mit Sculpturen im Renaiſſanceſtil geziert ſind und zwiſchen welchen hübſche

Statuen, Nachahmungen der Antiken im Louvre, in Niſchen ſtehen. Aus jeder einzelnen Wohnung führt ein kleiner Balkon, deſſen geſchmackvolles Gitterwerk hie und da vergoldet iſt und Blumen und Laubgewinde vorſtellt, aus dem kleine Köpfchen von Rittern und Damen, von Pagen und Knappen hervorblicken. Aus den vier Ecken führen vier weiße Treppen in den Hof, welche von breiten Glasdächern bedeckt ſind, die wieder von eiſernen, bronzirten ſchlanken Säulen getragen werden. In manchen der Wohnungen war die Dienerſchaft noch mit Aufräumen und Reinmachen beſchäftigt, und aus den offenen Fenſtern hingen bunte Teppiche oder wurden glänzende Decken geſchwungen und geſchüttelt. Dort und da ſah man eine Dame im Nebenſtübchen am Fenſter vorübergehen, oder auch einen Cigarre rauchenden Gentleman im ſeidenen Schlafrock; aus dem und jenem Fenſter kamen einzelne Pianotöne hervor. Das ganze Haus ſchien die Wohnung, die Zufluchtsſtätte ſorgloſer, glücklicher Menſchen. Im zweiten Stock, in einem der ſchönſten Appartements dieſes Hauſes, wohnte Auguſtine, der mein Beſuch galt.

Ich zog die Glocke; ein Bedienter in Livrée öffnete mir und führte mich in den Vorſaal, wo mich ein anderer Bedienter empfing. — „Madame erwartet Sie", ſagte dieſer und führte mich in den Salon. Meine Herren, Sie kennen den Luxus luxuriöſer Pariſer Salons und ich will Ihnen dieſen nicht erſt beſchreiben. Nur

Nur ſo viel, daß hier mit all dem Gold, Sammt, Seide, Bronze, Marmor, Porzellan u. ſ. w. nicht nur Luxus und Reichthum verſchwendet waren, beide waren mit Geſchmack gewählt und geordnet. Kaum war ich eingetreten, als mir Auguſtine ſchon voll Dankbarkeit entgegenkam; wie ſie aus dem zweiten Zimmer heraus und mir entgegentrat, war ich in der That von der Schönheit dieſer Erſcheinung wie gebannt. Sie kennen ſie ja! Nicht? Ach, Sie müſſen ſie kennen, Sie wiſſen es nur nicht. Hundert Mal müſſen Sie ſie ſchon im Bois de Boulogne geſehen haben — offener Wagen — blaue Livrée, engliſche Füchſe — ſie iſt meiſt allein — blonde Locken — die ſchönſte Perſon der ganzen Demi-Monde. — Ach! nicht wahr? Sie erinnern ſich? Sie frappirt ja jedes Auge; man vergißt es nicht, wenn man ſie einmal geſehen; ſie beſchämt alle großen Damen. — dieſe Küferstochter aus Hanau.

Bon! ich will kurz ſein. Nachdem ſie mich zum Sitzen gezwungen und ſich noch hundert Male wegen ihrer Zudringlichkeit entſchuldigt — und das Alles auf das Einfachſte, ohne Koketterie, ſtand ſie wieder auf und bat mich um Verzeihung, ſie werde in einem Augenblick wieder zurück ſein. Nach einigen Minuten kam ſie mi einem kleinen Knaben von ungefähr ſieben Jahren. Ei wunderſchöner Junge und in dieſer Beziehung voll kommen würdig, der Sohn dieſer Mutter zu ſein. E hatte blonde, lange Locken, die auf einen ſehr weißen nackten Hals herabfielen und trug eine ſchwarzſammtne Blouſe mit blauen Knöpfchen. Die vollen runden Beinchen waren nackt und die Füße ſtacken in ſchottiſchen Strümpfchen. Das tiefblaue Auge dieſes Kindes war, trotz des geſunden Weſens der ganzen Erſcheinung voll von Melancholie und zugleich voll auffallender, leuchtender Intelligenz. Auguſtine ſah mit offenbarer Freude, wie ich mich an dem Anblick des holden Kindes weidete, und hörte mit Theilnahme zu, wie ich an dasſelbe Fragen richtete und wie ſie das Kind beantwortete. Dann nahm ſie den Jungen wieder an den Schultern und führte ihn an die Thür, küßte ihn und ſagte: Adieu mon bijou, geh' jetzt mit Pauline in die Tuilerien. Der Knabe ſchickte mir noch ein Lächeln und einen freundlichen Blick zu und ging. Auguſtine kam zurück, ſetzte ſich mir gegenüber auf's Sopha und ſagte: „Nicht wahr, es iſt ein liebes Kind?"

„Ein prächtiger Junge, eben ſo ſchön als intelligent."

Auguſtine ſeufzte, ſchien ſich zuſammen zu nehmen und ſagte endlich: „Des Kindes wegen habe ich Sie um dieſen Beſuch gebeten."

„Bitte, erklären Sie ſich deutlicher."

„Ich muß Ihnen erſt ſagen, Herr Doctor," nahm Auguſtine wieder das Wort, „daß ich Sie ſchon ſeit lange zu kennen die Ehre habe. Als Sie in Frankfurt waren, war ich noch in Hanau; dort habe ich oft von Ihnen gehört, ſpäter habe ich Sie in Frankfurt ſelbſt geſehen. Vor Kurzem war hier in Paris bei einem Souper junger Leute von Ihnen die Rede. Erlauben Sie mir, Ihnen zu ſagen, daß man nur Gutes von Ihnen geſprochen und ernſter, als junge Leute bei ſolchen Gelegenheiten zu ſprechen pflegen. Bei dieſer Gelegenheit erfuhr ich, daß Sie in Paris wohnen, und ich beſchloß, mich in einer wichtigen Sache, die mir ſeit lange ſchwer auf dem Herzen liegt, an Sie zu wenden. — Ich habe Freunde genug, aber Sie wiſſen, von welcher Art dieſe Freunde ſind. Ich bin da, um ſie zu amüſiren, nicht Sie mit ernſten Dingen zu langweilen oder Ihnen von Sachen zu ſprechen, die mich beängſtigen. Thäte ich das, ſie würden mir ins Geſicht lachen. Auguſtine wird ſentimental, Auguſtine wird eine bourgeoise, Auguſtine wird langweilig, wird moraliſch, wird dumm, würde es heißen und man würde mir den Rücken kehren. Im beſten Falle würde man meine Sorgen, meine Angſt, mein Unglück für eine neue Art von Koketterie halten. Sie, lieber Herr Doctor, werden mich trotz Allem, nicht für unwürdig halten, mir einen Rath zu geben, der einem unſchuldigen, lieben Kinde nützen ſoll."

„Bitte, ſprechen Sie; ich höre Ihnen mit der größten Aufmerkſamkeit zu."

„Ich wollte Sie um Ihren Rath in Betreff der Erziehung meines Kindes fragen. Sie haben es geſehen, von Tag zu Tage wird der Knabe ſchöner, von Tage zu Tage entwickelt ſich ſein Geiſt mehr und mehr. Er ſtellt mir oft Fragen, die mich auf die verſchiedenſte Weiſe in Verlegenheit bringen. Ich zittere vor dem Tage, da er mir eine gewiſſe Frage vorlegen wird, oder da er Alles verſtehen wird ohne Frage. Was ſoll ich thun?“

„In wie fern? Was meinen Sie?“

„Ich habe zwiſchen zwei Wegen zu wählen. Entweder ich erziehe ihn, wie man in dieſer meiner Welt erzieht, oder ich erziehe ihn außerhalb dieſer Welt zu einem anſtändigen Menſchen.“

„Glauben Sie, daß Sie hier noch meines Rathes bedürfen? Sind Sie zweifelhaft, für welchen dieſer beiden Wege ich mich entſcheiden werde?“

„Nein, gewiß nicht! aber, Herr Doctor, Sie haben nicht Alles bedacht, was ich bedacht habe; Sie ängſtigt bei dieſer Wahl nicht, was mich ängſtigt.“

„Was iſt es?“

„Laſſe ich ihn in dieſer meiner Welt aufwachſen, dann wird er leichtſinnig, frivol, ſchlecht vielleicht; er wird denken und fühlen, wie man in meiner Welt denkt und fühlt; er wird nichts Anderes kennen — aber ſeine ganze Umgebung wird ihm eben ſo natürlich erſcheinen, wie ſeine Abſtammung, und es iſt dann noch möglich, daß er ſeine Mutter liebt; ſein Urſprung wird ihn nicht kränken, nicht beſchweren, und er wird ſeine Mutter vielleicht nicht verachten — er wird ſo viele ähnliche Mütter, ſo viele ähnliche Kinder ſehen. — Laſſe ich ihn aber draußen in der anſtändigen Welt erziehen, in anſtändigen Anſichten und Grundſätzen aufwachſen, laſſe ich ſeinen Geiſt und ſein Herz ſich ſo weit entwickeln, als ſie können — wird er dann nicht doppelt unglücklich ſein und wird er ſich, ſobald er zu Verſtande kommt, von ſeiner Mutter nicht abwenden? Wird er ſeine Mutter nicht verachten? Und doch kann ich mich nicht entſchließen, ihn abſichtlich zu einem gemeinen Menſchen zu machen. — Ach, es wäre ſo ſchade um das Kind, es iſt ſo lieb, ſo gut, ſo klug. Und wieder ſoll ich mich von ihm verachten laſſen? Soll ich es ſelbſt herbeiführen, daß er ſich einſt meiner ſchäme? — Was ſoll ich thun? — Was ſoll ich thun? Herr Doctor, geben Sie mir einen Rath, was ſoll ich thun, was fange ich an?“

Sie rief dieſe letzten Worte in einem Tone der bebendſten Herzensangſt; ſie faltete die Hände im Schooße übereinander und ſah mich fragend an. Ich geſtehe es, ich war gerührt, ich war erſchüttert. Ich ſah, wie der Dichter ſagt, durch tiefes Verderben ein menſchliches Herz.

Nur das wollte ich erzählen. Meine Antwort auf dieſe Frage brauche ich wohl nicht zu wiederholen. Meinem Rathe fügte ich nur noch den Troſt bei, daß von einem in guten Grundſätzen erzogenen Sohne eine gute Mutter, und ſei ihre Vergangenheit wie immer beſchaffen, ſtets mehr Liebe und Achtung zu gewärtigen habe, als von einem, der ihr durch ſeinen Leichtſinn, durch ſeine Friveltät näher ſtehe. Ich verſprach ihr, daß ſie in ihrem Sohne, wenn ſeine Eigenſchaften auf edle Weiſe ausgebildet würden, dermaleinſt, wenn Alles ſie verlaſſen haben wird, einen Freund, einen Tröſter finden werde — indem ein Sohn ſeiner Mutter gegenüber zur Liebe keiner anderen Ueberzeugung bedürfe, als derjenigen, daß ſie eine liebende Mutter geweſen u. ſ. w. u. ſ. w.

Das und Aehnliches führte ich ihr aus, ſo gut es ging, und ſie hörte mir zu, als ob ich ein neues Evangelium predigte. Jede Auseinanderſetzung, daß ſie ſich ihres Kindes durch eine gute Erziehung nur deſto mehr verſichere, nahm ſie mit einem glückſeligen Lächeln hin. Dann mußte ich ihr noch einen Erziehungsplan machen. Ich war dafür, daß das Kind aus ihrer Welt entfernt werde; ich glaubte, daß es am beſten wäre, wenn man es in eine Erziehungsanſtalt nach Deutſchland ſchickte. — „Mein Troſt," rief ſie, „mein einziges Glück!" und während Thränen über ihre Wangen herabfielen, beſchloß ſie, auch darin meinem Rathe zu folgen.

Meine Herren, ich will Ihnen noch etwas ſagen, weil es die Geſchichte completirt — und ich hoffe, Sie werden nicht lachen. Als ich ging, faßte Auguſtine meine Hand, und ehe ich mich deſſen verſah, hatte ſie einen Kuß darauf gedrückt. Ich habe ſie ſeit damals noch einmal beſucht. Ihr Kind war in Heidelberg.

Novellen.

Die Glocke.

Jetzt läutet's, es iſt Mittagszeit;
Einſt ſchallt' es ſo hell in dieſer Stunde,
Der Glocke Ton, er war der Neid
Von tauſend Dörfern in der Runde.

Ach, das iſt nicht der alte Klang,
Der mild und hell das Herz erfreute,
Auch ſie ward alter und zerſprang —
Sie läutet ſich ihr Grabgeläute.

(Zeitloſen.)

Nachfolgende Briefe fand ich, während eines kurzen Aufenthaltes in Deutſchland, unter dem Speicher eines Frankfurter alten Hauſes, als ich meine daſelbſt im Jahre 1849 zurückgelaſſenen Papiere zuſammenſuchte, um ſie in die Fremde fortzunehmen. — Die Briefe bildeten ein kleines Packet mit der Ueberſchrift: Max. — Als ſie mir in die Hände fielen, tauchte eine ganze alte, vergeſſene Geſchichte in mir auf und es war mir, als hörte ich eine melancholiſche Dorfglocke läuten. Ich las ſie durch und fand, daß ſie zuſammenhängend eine ganz ſonderbare, etwas räthſelhafte Geſchichte erzählten, und ich copirte ſie und ließ Manches weg und gebe ſie jetzt dem Leſer, als ob es eine Novelle von mir wäre. Das iſt das Recht des Novelliſten. Nach vollendeter Lecture wird es vielleicht den Leſer intereſſiren, wenn ich ihm ſage, daß dieſe Briefe von einem Jünglinge geſchrieben ſind, der jetzt, als einer der größten Unternehmer, als einer der beſten Köpfe der hohen Induſtrie Oeſterreichs berühmt iſt.

Den 3. April 184..

Mein Freund! Wenn wir es dereinſt mit unſeren Liebesſchwüren nicht ernſter nehmen, als mit unſeren Freundſchaftseiden, dann bedauere ich unſre zukünftigen Geliebten und fürchte ich für uns große Strafgerichte. Aber ich hoffe, daß Jupiter die Studentenſchwüre ebenſo wenig beachte, wie Liebesbetheuerungen. — Bald ſchreiben! riefſt Du mir noch in den Wagen nach und ich legte die Hand auf's Herz, als ob ich ſagen wollte, daß ich das als die heiligſte Pflicht anerkenne und ſiehe da, nun ſind Monate vergangen, Du haſt meine Schrift, ich hab Deine nicht geſehen. Ich weiß, was Du zu ſagen haſt: Du warſt mit Deinem Examen beſchäftigt. Wiſſe Du, daß ich indeſſen auch manche ſchwere Prüfung beſtanden. Ich will es Dir in wenigen Worten ſagen. Mein Bruder iſt todt. Als ich das Schreiben erhielt, in welchem mein Vater mich von der Univerſität abberief, war der gute Bruder ſchon ſeit mehreren Wochen begraben. Die Mutter wollte nicht, daß man mich früher von dem Unglücksfalle in Kenntniß ſetze, auch nicht, daß ich früher nach Hauſe komme, da ſie mir die Theilnahme an der traurigen Stimmung im Hauſe erſparen wollte. Die Rückberufung ſollte, wie Du Dich erinnerſt, nur auf einige Monate gemeint ſein, aber kaum in meinem Dorfe angekommen, ſah ich wohl ein, daß ich der Wiſſenſchaft, oder vielmehr der Univerſität und Euch, Ihr lieben Freunde, für immer Lebewohl geſagt habe. Die juriſtiſche Carrière, zu der mich mein Vater beſtimmt hatte, war zu Ende, ich ſollte nun meinen geſchiedenen Bruder erſetzen, meinem Vater in ſeinem Geſchäfte und in der Verwaltung der Eiſenhämmer beiſtehen und eine Schule bei ihm durchmachen, die mich befähige, Geſchäft und Gut dermaleinſt als einziger Erbe zu übernehmen. Auch ſoll ich die Leere, die im Hauſe entſtanden, ausfüllen und durch meine Gegenwart die gute, tiefbetrübte Mutter tröſten. Das iſt Alles nur verſtändig und billig, und meine gebieteriſche Pflicht iſt es, mich dem Schickſal und den Anordnungen des Vaters willig und mit gutem Herzen zu fügen. — Mein Bruder, von dem mich ein großer Altersunterſchied trennte, war mir immer ein Fremdling geblieben. Als er vor mehreren Jahren von der polytechniſchen Schule heimkehrte, verließ ich das Haus, um die Univerſität zu beſuchen. So ſah ich ihn nur in meinen Knabenjahren, wenn er in ſeinen Jünglingsjahren, auf Ferien nach Hauſe kam. Sein Tod betrübte mich tief, tiefer aber der Schmerz, den er der guten Mutter verurſachte. Sie iſt aber, bei allem weichen Gefühl, ein ſtarker Charakter, der das Unvermeidliche zu tragen verſteht. Der äußerliche Umſtand, daß ſie immer nur einen Sohn in ihrer Nähe gehabt, trägt gewiß auch dazu bei, ſie ſeit meiner Heimkunft die entſtandene Lücke weniger ſchmerzlich fühlen zu laſſen. So iſt denn nach dem großen und plötzlich hereinbrechenden Unglück nach fünf Monaten Alles wieder ſo ziemlich in's Gleiche gekommen und es iſt zu hoffen, daß die Wunden im Vernarben ſind. Meinen Vater beſchäftigte es auf wohlthuende Weiſe, mich in die Geheimniſſe ſeines Geſchäftes und der Gutsverwaltung einzuweihen, Geheimniſſe, die leicht zu durchſchauen ſind, der gute, alte Mann aber für viel bedeutungsvoller hält. Geſchäft und Verwaltung ſind ſo gut geordnet, daß Alles wie am Schnürchen von ſelber geht und ich — Nichts, ſage gar nichts zu thun habe — und dieſer höchſt unangenehmen Muße geſtehe ich's nur offen und unverſchämt, — verdankſt Du dieſen erſten Brief. — Haſt Du, lieber Georg, ſeit unſrer Trennung nur irgend welchen erfreulichen Fortſchritt in der unerfreulichen Kenntniß des menſchlichen Herzens gemacht, ſo haſt Du auch ſchon errathen, daß ich Dich um irgend etwas bitten will. — Ich bitte Dich um Bücher, ja, ja, um Bücher, um recht viele Bücher, und zwar nicht um Romane oder dergleichen, ſondern um echte, wiſſenſchaftliche Bücher. Seit ich die Wiſſenſchaft verlaſſen, iſt ſie mir theuer geworden — nicht eben die Juriſterei, die ein caput mortuum iſt, wenn ſie nicht von einem Profeſſioniſten getragen wird, aber die Wiſſenſchaft überhaupt. Ich will die Sprachen, die Geſchichte, die Literaturen der Völker ſtudiren — denn ich lebe in der beſtändigen Angſt, zu verbauern und ich langweile mich. — Zu Hauſe iſt es noch immer etwas düſter und von einem Umgange außer dem Hauſe iſt nicht die Rede. Dorf und Thal liegen mitten im Walde und ſind nur von ſtumpfſinnig gewordenen Bauern und von rohen Eiſenſchmieden bewohnt. Umſonſt habe ich dieſe ganze Zeit nach der Poeſie des Dorflebens geſucht; umſonſt bin ich von Haus zu Haus gegangen und habe ich nach Bauerngenies à la Hofſchulze und Buchmeier geforſcht. Ich glaube nicht an dieſe Poeſie. Unſer Bauer iſt in Armuth und Arbeit ſtumpf geworden; was ihm an Geiſt übrig geblieben, hat ſich in Liſt verwandelt. Er iſt viel unmoraliſcher als der verſchrieene Städter. Nur an Sonn- und Feiertagen ſehe ich Leute, die wie civiliſirte Menſchen ausſehen — aber auch nur ausſehen. Es ſind das die kleinen Beamten mit ihren Frauen und Töchtern aus der benachbarten kleinen Stadt, die uns, als den Reichen der Gegend, den Hof machen. In ihrer Geſellſchaft ſehne ich mich nach den Bauern, die ich ſo eben verleumdet habe. — Weißt Du, was mir an dieſen Leuten vor Allem fehlt? — Die Anmuth! — Die Anmuth, die, wie uns die Poeſie einreden will, ſich vorzugsweiſe auf dem Lande finden ſoll, denn ſie ſei die Schweſter oder erſtgeborene Tochter, oder Gott weiß, welche nächſte Verwandte der Naivetät. Die Beamtentöchter und Frauen ſind in ihrem Benehmen geziert, oder ſteif und immer lächerlich; in ihrem Gemüth kleinlich, boshaft, neidiſch, klatſchſüchtig. Die Bäuerinnen ſind plump, roh an Körper, Geiſt und Gemüth, wenn von Geiſt und Gemüth überhaupt die Rede ſein kann. Weiß der Himmel, wie ich jene Epiſode, die jedem Menſchen meines Alters aufgeſpart iſt, ich meine die Liebe, hier in dieſem verödeten Erdwinkel durchmachen werde! O mein Freund! wie ſehr ſteigen alle die Putzmacherinnen, mit denen wir ſo luſtige Donnerstage beim Tanzmeiſter zugebracht haben, in meiner Achtung! Agnes, Hedwig, Adele, Ine, Olympia, wo ſeid Ihr? Selbſt die dicke Roſalie oder das ellenlange Julchen erſcheint mir in der Erinnerung wie der Charitinnen eine. — Mir bleibt nur die eine Hoffnung, daß ich unglückſeliger Städter ſelber verbauere; aber Du begreifſt, daß man ſich gegen eine ſolche Metamorphoſe ſo lange als möglich ſträubt. Dieſes Sträuben ſoll mir durch die Bücher erleichtert werden. Ich habe bemerkt, daß Menſchen, die ſich mit Abſtractem beſchäftigen, leſen, allerlei Studien treiben, ſelbſt auf dem Lande und in der ungebildetſten Umgebung etwas ſtädtiſch Feines bewahren: ihre Haut wird nicht elephantenhaft, ihre Hände bleiben ſchön und ihre Bewegungen, wenn auch unbeholfen, werden doch nicht bauernhaft und zu derb. Alſo, mein Freund, Bücher! Bücher! und zum dritten Male Bücher. Wie der lechzende Hirſch nach Waſſerquellen, ſchreie ich nach Büchern. Erlöſe mich aus dieſer Langeweile, bewahre mich vor Verbauerung, daß ich würdig bleibe, zu ſein Dein Freund

Max.

Den 25. April.

Du biſt ein guter Freund! Ich hungerte und ſchrie auf zu Dir und Du reichteſt mir ſchnell, was mir damals das Brot des Lebens ſchien. Wie wirſt Du Dich verwundern, daß ich alle Deine Hiſtoriker und Dichter, die Du mit ſo viel Geſchmack und Kritik für mich ausgewählt, kaum eines Blickes gewürdigt — und daß ich heute bereit bin, Alles zu leugnen, was ich vor kaum vier Wochen als unumſtößlich wahr gedacht und gefühlt habe. Daß man auf dem Lande nur Rohheit und Plumpheit finde, daß man verbauern müſſe, daß man die Bücher nicht entbehren könne, daß die Langeweile die nothwendige Genoſſin eines Beatus ille procul negotiis ſei. — Alles das iſt heute nicht mehr wahr. Ich bin bereit, die entgegengeſetzte Theſis mit aller in mir zu Grunde gegangenen Advocatenberedtſamkeit und mit aller Poeſie Deiner mir überſandten Dichter zu vertheidigen. Kaum zweiundzwanzig Jahre alt, habe ich doch ſchon erkannt, daß man keine Wahrheit als die abſolute hinſtellen und daß man nicht auf vierzehn Tage voraus ſein Leben beſtimmen könne. Eine einzige kleine, unbedeutende Entdeckung oder Bekanntſchaft hat mich plötzlich aus jener Lebensleere und Einförmigkeit herausgeriſſen, die Dich aus meinem letzten Briefe mit weit aufgeriſſenen Kiefern angähnte. — Ich war auf der Vogeljagd — um ſich zu zerſtreuen, wird der gelangweilte Menſch auf dem Throne wie in der Hütte ein Verfolger — und ſtreifte hinter dem Dorfe auf den Feldern umher. Da läutete die Mittagsglocke, die in unſern patriarchaliſchen Verhältniſſen zugleich, wie Byron ſagt, the tocsin of the soul iſt — das heißt, zum Mittagstiſche einladet. Ich eilte von den Feldern, die im vollen Frühlingsſonnenſcheine dampften, zurück und kam eben dort an, „wo die letzten Häuſer ſtehen!“ — Plötzlich höre ich eine überaus liebliche Stimme, die irgend Etwas mit zärtlichſten, verführeriſchten Liebkoſungen lockte. „Jakob! Jakob! komm doch zurück! komm zurück, Du guter Kerl! Kobi! Kobi! Koberl! komm zurück, Du böſer Kerl! Schau Kobi, Semmel! Semmel mit Butter!“ Nun heiße ich zwar nicht Jakob, aber ich folgte doch der Stimme und ſah ein allerliebſtes blondes Mädchenköpfchen, das aus einer Gartenhecke auf's Feld und auf einen Baum ſah. Ich folgte ihren Blicken und erkannte, daß ihr Locken einem Raben galt, der kein anderer war, als beſagter Jakob, Kobi auch Koberl genannt. Es war, wie ich auch aus den Blicken Kobi's und aus ſeinem Gekrächze, das ſich dem Mädchen wie antwortend zuwandte, erſah, ein zahmer Rabe, der ſeiner Herrin entflohen war. — Soll ich ſchießen? fragte ich, indem ich mich dem Mädchen näherte. — Um Gotteswillen nicht! ſchrie das Mädchen und ſah beſtürzt zu mir auf. Er wird ſchon wiederkommen, wenn er Hunger hat. — Nachdem ſie ſo geſprochen, erröthete ſie und machte Miene, ihr liebes Köpfchen wieder durch und hinter die Hecke zurückzuziehen. Ich fühlte das Bedürfniß, ſie zurückzuhalten, was mir auch gelang, indem ich mich inſtinctmäßig mit dem Raben zu beſchäftigen anfing. Es intereſſirte ſie, meine Bemühungen, des Raben habhaft zu werden, zu beobachten und ſie blieb und lachte manchmal über das zankende Gekrächze, das mir das poſſirliche Thier vom Baume herunter ſchickte, als ich ihn von demſelben in den Garten zurückzujagen ſtrebte. Am liebſten hätte ich ihn gefangen. Ich würde den Vogel dann, wie der Jäger im Nachtlager von Granada, ſeiner Beſitzerin zurückgebracht haben; wir hätten ein Duett geſungen und Alles wäre gut gegangen. In der That war ich geneigt, dem ſchönen Geſchöpfe die zärtlichſten Arien zu ſingen; da das aber nicht anging, blieb ich am Baume, ſchüttelte ihn, drohte dem Raben mit dem Kolben meiner Büchſe und da er ſich trotz all dem nicht rührte, kroch ich endlich am Stamm hinan, in die Zweige. Während dieſer ganzen Zeit wurden zwiſchen mir und dem Mädchen allerlei Reden, Rathſchläge, Proteſtationen, Dankſagungen, Ausrufungen gewechſelt. Endlich ſaß ich rittlings auf einem Aſte, dem Raben grade gegenüber und ſtreckte die Hand aus, ihn zu fangen und hoffte ſchon auf Verwirklichung jener Opernpoeſie, als der Rabe ſich vor meiner Naſe erhob und graden Weges ſeiner Herrin entgegen und ihr auf den Kopf flog. Sie lachte, ſtreckte eine nette kleine, etwas rothe Hand aus der Hecke hervor, faßte den Raben, rief mir ein freundliches: Danke! zu und verſchwand hinter der Hecke. Von der Höhe meines Baumes ſah ich eine reizende Geſtalt, raſch und anmuthig wie ein Reh, durch den Garten, über den Hof dem Hauſe zulaufen und darin verſchwinden. In demſelben Augenblicke trat ein Mann mit langem weißem Schnurrbart in den Hof und in das Haus. Ich beneidete den alten Wachtmeiſter — denn dieſer, der Glockner des Dorfes, war es — und ſaß wie ein Narr auf dem Baume und wußte nicht, mit wem ich es zu thun hatte und es ſchien mir, als ſtünde ich am Anfange neuer und unbekannter Dinge. Die Glocke hatte längſt zu läuten aufgehört: die Eltern erwarteten mich zu Hauſe und ungern ſtieg ich wieder auf platten Boden hinab. Meine Mutter war erfreut, mich bei Tiſche ſo munter zu ſehen, während ich nur etwas aufgeregt war und fragte mich, ob ich eine gute Jagd gehabt. Ich glaube es, dachte ich bei mir, denn es war mir, als wäre ich nicht mehr ſo einſam in dem Dorfe.

Was mich vor Allem beſchäftigte, war vorerſt die Neugierde. Ich kenne jedes Kind im Dorfe, aber ich kannte jenes Mädchen nicht. Sie war gewiß eine Fremde. Ihr Geſicht, die Art ihres Ausdruckes, ihr ganzes Benehmen, ihr Wuchs, Gang, Blick, ſelbſt ihre Ausſprache, Alles ſo ganz anders, als wie man es in hieſiger Gegend findet — Alles an ihr ſo fein, zart gebildet. Den Mann, bei dem ſie wohnte, den Wachtmeiſter, kannte ich wohl. Er iſt ein Sohn dieſes Dorfes und zog ſich nach beinahe dreißigjährigen Dienſten als ausgedienter Soldat mit einer kleinen Penſion hieher zurück bekleidet nun, wie es ſein herkömmliches Recht, als eines ausgedienten Soldaten iſt, alle kleinen Gemeindeämter, die ſo wenig als möglich einbringen; er iſt Glöckner, er ruft die verlorenen Sachen aus, er klebt die Verordnungen des Magiſtrats der nächſten Stadt, unter deren Verwaltung und Jurisdictionen wir gehören, an das Brett vor der Kirche. Sonſt ſieht und hört man ihn nicht. Er ſitzt den ganzen Tag zu Hauſe, bearbeitet ſeinen Garten und lieſt Bücher, alte Geſchichten des Landes und Allerlei. Man ſpricht nicht von ihm, aber man reſpectirt ihn und die ſtolzeſten Bauern ziehen den Hut vor ihm, dem ſie doch jedes eine Viertel Metze Weizen und zu Weihnachten einen

Kuchen in's Haus ſchicken müſſen. Jeder Andere würde unter dieſen Umſtänden von ihnen mit ariſtokratiſchem Stolze betrachtet und de haut en bas behandelt werden. Es muß alſo etwas Rechtes, ſo was wie ehrenhafter Stolz, oder männlicher Kern in ihm ſtecken. Aber was kümmerte mich der Alte! mich intereſſirte es, zu wiſſen, wer das holde Mädchen war, das in ſeiner rauhen Nähe blühte, wie das Blümchen Augentroſt neben einer knorrigen Eiche. Doch wollte ich nicht fragen und beſchloß in der Nacht, mich an die beſte Quelle, an ſie ſelbſt zu wenden. Aber wie das anfangen? Offenbar kam auch ſie aus ihrem Bezirke nicht heraus, ſonſt hätte ich ſie in dem Dorfe ſchon ſehen müſſen und ſo in's Haus zu fallen, das ging mir, dem reichen Sohne reicher Familie überall an, nur nicht bei dem alten Wachtmeiſter, der auf dehors ſieht und ſich ſtolz vor aller Welt verſchließt. Aber er iſt ja Glöckner, er muß jeden Tag dreimal in das alte Schloß; dort in der Mitte des Schloßgartens ſteht die kleine Kirche mit der Glocke; er muß, um dahin zu gelangen, durch das ganze Dorf, das Läuten dauert über eine Viertelſtunde — ich habe alſo im Ganzen nur über eine halbe Stunde Zeit, die Gelegenheit aufzuſuchen, um an das Mädchen zu gelangen. Morgen Mittag, um dieſelbe Stunde, da ich heute die Bekanntſchaft gemacht, ſollte ſie fortgeſetzt werden.

Wie beſchloſſen, ſo ausgeführt. Gegen Mittag ſaß ich, wie König Artus oder Marke lauſchend in demſelben

Baume, in dem ich geſtern geſeſſen hatte, und blickte in den Garten und in den Hof des alten Haller, unſers Glöckners. Im Garten arbeitete das Mädchen, und zwar war ſie nicht poetiſch mit Blumen, ſondern offenbar höchſt wirthſchaftlich mit einem zukünftigen Kohl- oder Mohrrübenbeete beſchäftigt. Ihr blaues Kleidchen hatte ſie vorn aufgeſchürzt und die Aermel bis über den Ellenbogen zurückgeſchoben. Ich ſah ein kleines Füßchen, einen ſanftgerundeten weißen Arm, ein gar liebes Händchen, in das der Spaten ebenſo wenig paßte, wie die ganze Arbeit zu dem feinen, ſinnigen Profil. Von Zeit zu Zeit erhob ſie ſich, richtete ſich auf, wiſchte den Schweiß von der Stirn und ſah zum Himmel auf, der ſchon maienhaft blau wie ihre Augen niederlächelte, voll einer ſchönen Zukunft. — Ich verſichere Dich, lieber Freund, ich fing an, mich über dieſe Hecke hinüber zu ſehnen, als wüchſe in dieſem Gärtchen mein Glück — und als der Alte das Haus verließ und dahinter verſchwand, um läuten zu gehen, war ich mit zwei vorſichtigen Sprüngen an der Hecke. Hände und Herz zitterten mir ein wenig, als ich das Gebüſch auseinanderbog, um an derſelben Stelle, wo ſie geſtern ihren Kopf herausgeſteckt, heute den meinigen hineinzuſtecken. Sie hörte die Bewegung, ſah darnach und meine Augen trafen ſofort mit den ihrigen zuſammen. „Guten Morgen!“ rief ich in einiger Verlegenheit. Meine Poſition mag ihr etwas komiſch vorgekommen ſein, denn ſie lachte auf, faßte ſich aber doch ſchnell, ließ das Kleidchen fallen, ſtreifte die Aermel ab und fuhr ſich in jenem bekannten Eitelkeitsinſtinkt der Mädchen mit beiden Händen ordnend über die Scheitel, während ſie den Spaten im Boden ſtecken ließ. — „Kann ich heute mit Nichts helfen?“ fragte ich. „Danke, mit gar nichts!“ erwiderte ſie. „Vielleicht doch, bei der Arbeit,“ ſagte ich und drang mit einem Rucke durch die Hecke und ſtand neben ihr.

Lieber Freund, erinnerſt Du Dich, daß Ihr mich ſchon vor Jahren unverſchämt genannt habt, von wegen der Sicherheit, mit der ich mich in Damengeſellſchaft, auf Ballen und bei Thee bewegte? Dieſer Euer unverſchämter Freund ſtand wie ein dummer Junge vor dem Mädchen vom Lande da, und warum? Weil dieſes Mädchen bei meiner jetzigen Unverſchämtheit ein wenig die Stirn runzelte und unzufrieden vor ſich hin ſah. Ich brachte kein Wort hervor, obwohl ich das größte Bedürfniß fühlte, mich zu entſchuldigen, und ſo ſtanden wir Beide da, mit niedergeſchlagenen Augen und ich mit klopfendem Herzen; ich hatte nicht einmal den Muth des Davonlaufens. — Da ertönte die Glocke. Wie ein Alp fiel es von mir; wir athmeten Beide auf; ſie lächelte, ich ſtreckte unwillkürlich die Hand nach der ihrigen aus; ſie wollte es nicht ſehen, und ſo fragte ich, ohne zu wiſſen, was ich fragte und mit ſehr unterthäniger Stimme: „Wie heißen Sie?“ — Sie ſah mich einen Augenblick an und ſagte: „Marie.“ — Dann wieder Stille; die

Glocke läutete und läutete. Der Spaten, der halb aufgerichtet geſtanden hatte, fiel um; ich hob ihn auf und gab ihn ihr. Maria nahm ihn, dankte mit einer Kopfbewegung und wandte ſich gegen das Haus. Ich ging einige Schritte mit ihr, da blieb ſie ſtehen und ich ſagte: „Man ſieht Sie ja niemals im Dorfe, Fräulein Marie?“

„Ich bin ganz fremd hier,“ ſagte ſie.

„Ich auch!“ verſetzte ich.

Marie ſah mich erſtaunt an: „Wie, ſind Sie nicht Herr Max K., der Sohn des Fabrikanten und Gutsbeſitzers?“

„Ja, aber ich bin hier fremd geworden und ganz einſam.“

Sie ſah mich mit einem Blicke voll Verſtändniß an und ging wieder einige Schritte bis an den Eingang des Gartens. Ich blieb ſtehen, als ob ich ihr etwas zu ſagen hätte, und ich ſagte Nichts. Da hörte die Glocke auf zu läuten; wir fuhren Beide zuſammen: die Zeit war ſo ſchrecklich ſchnell vergangen. „Leben Sie wohl!“ ſagte ich und hätte gern: „Auf Wiederſehen!“ hinzugefügt, aber ich hatte nicht den Muth und lief mit großen Schritten aus dem Hofe nach Hauſe.

Ich war ſehr unzufrieden mit mir und meinem Benehmen, aber im Grunde doch ſehr glücklich. Bei der Erinnerung an jenen Tag kocht und brodelt Alles in mir und meine Hände zittern. Ich kann nicht weiter ſchreiben und laſſe den Brief abgehen, obwohl noch viel zu erzählen iſt, denn auf dieſen Tag folgt ein zweiter und ein dritter. Morgen erzähle ich weiter. Glaubſt Du nun eine Entdeckung gemacht zu haben, indem Du ausrufſt: Er iſt verliebt! ſo mache ich Dir die Priorität ſtreitig, denn dieſe Entdeckung habe ich längſt gemacht; ja, ich habe noch mehr entdeckt: ich bin nicht verliebt, ſondern ich liebe.

Den 29. April.

Am folgenden Tage, da die Mittagsglocke läutete, war Marie nicht im Garten; ſo ging ich geraden Weges bis an die Thür des Häuschens. Da ſtand ſie am Herde und bereitete ihr und des Oheims Mittagseſſen. Und wieder am folgenden Tage ſtand ich neben ihr am Herde. Ich will es Dir nicht erſt beſchreiben, wie ich den ungeheuren Raum zwiſchen Thür und Herd durchmeſſen und beſiegt habe, wie ich die Zeit von einer Mittagsglocke zur andern verbracht, wie ich keine der vorbereiteten Reden, die ich jeden Tag mitgebracht, gehalten habe, wie es mich ſchmerzlich durchzuckt, wenn der letzte Glockenton verhallt und ich fort muß; ich will Dir nur ſagen, was ich von Marie über ſie ſelbſt erfahren und welche Umſtände mir die Annäherung erleichterten.

Marie iſt die Nichte des Glöckners, die Tochter ſeiner Schweſter, die er an einen Kameraden verheirathet hatte. Dieſer, damals Wachtmeiſter, war glücklicher als er und brachte es zum Offizier und wurde ſpäter Poſtmeiſter in einem kleinen Städtchen Poſtmeiſter, das iſt ein Mann, der an ſeiner Thür einen Briefkaſten hängen hat, den er jeden Tag oder auch nur zwei, drei Mal die Woche leert und deſſen Inhalt er an die nächſte wirkliche Poſtſtation ſendet, und ferner ein Mann, der die drei oder vier Briefe, die er bei dieſer Gelegenheit von der Station zurückerhält, im Städtchen austheilen läßt. Die Functionen ſind, wie Du ſiehſt, nicht ſehr bedeutend, aber der Mann, der ſie ausübt, iſt trotzdem kaiſerlicher Beamte, wird mit Recht oder Unrecht von der Bevölkerung Herr Poſtmeiſter genannt und gehört zu den Honoratioren der Gegend oder, wie man ſich bei uns auszudrücken pflegt, zu den Herrſchaften, und wenn er eine Tochter hat, ſo iſt dieſe Tochter ein Fräulein. Als ein ſolches Fräulein iſt Marie aufgewachſen; ſie gehört zur vornehmen und gebildeten Geſellſchaft ihrer Gegend, iſt von Natur an Leib und Seele zart geſtaltet, und da ſie alle ihr zugänglichen Bildungsmittel mit empfänglichem Sinne und weiblichem Takte benutzt hat, iſt ſie in der That ein Mädchen geworden, das ſich mit unſern liebenswürdigſten Städterinnen in Allem, was Anmuth, Zartheit des Benehmens betrifft, meſſen könnte, nicht zu gedenken der Sinnigkeit ihres Weſens, das ſie vor den gebildetſten Städterinnen voraus hat. Ein ſolches Weſen muß ſich hier ſehr einſam fühlen, und ſie war gezwungen, ſich hierher zu verbannen, da ihr beide Eltern ſtarben und der Glöckner ihr einziger

Verwandter auf Erden iſt. — Merkſt Du's, daß wir zwei Einſamen einander nothwendig ſind? Fühlſt Du, was mir den Weg von der Thür zum Herde erleichtert hat? Ich bitte Dich herzlichſt, mache Dir das klar, ſtelle Dir das ganze Unglück der Verlaſſenheit in den wahrſten Farben vor, erkenne, wie nothwendig es einem liebevollen, zarten, gemüthsreichen Geſchöpfe iſt, ſich anzuſchließen, mitzutheilen, geliebt zu werden, vielleicht auch zu lieben, auf daß Du nicht den leiſeſten Gedanken in Dir aufkommen läſſeſt, wenn ich Dir ſage, daß Marie und ich, daß wir heute gute, intime Freunde ſind, deren höchſtes Glück ſich in der kurzen Stunde des Glockenläutens concentrirt. Mache Dir auch klar, wie groß das Bedürfniß des Anſchließens in mir geweſen und wie zudringlich, vielleicht überredend mich dieſes Bedürfniß gemacht hat. So ein gutes Geſchöpf iſt ja waffenlos gegen ſolche wohlwollende und gut gemeinte Zudringlichkeit. Außerdem bringe ich ihr Bücher, erzähle ihr von der Welt, beantworte ihre wißbegierigen Fragen und bin gewiß eine Quelle der Zerſtreuung und der geiſtigen Beſchäftigung für ſie. Wäre die Tugend, die ein ſolches Zuſammenleben verbieten wollte, nicht ſehr grauſam? Und doch müſſen wir es verbergen und auf die kurze Zeit des Mittagsläutens beſchränken. Freilich wird auch des Morgens geläutet und des Abends wieder. Aber des Morgens darf ich zu Marie nicht kommen, wegen der zu frühen Stunde, und des Abends nicht wegen der

Dämmerung. Iſt unſer Glück ein Geheimniß, ſo ſieht es doch der helle Tag: es ſoll ſich nicht wie ein Verbrechen in die Schleier der Dämmerung verſtecken. So iſt das Gefühl Marie's, und ich will auf Nichts beſtehen, was ihrem überaus ſenſitiven Seelenleben widerſtrebt.

Nun weißt Du ungefähr Alles. Lebe wohl! — Ich bitte Dich, verurtheile ein Mädchen nicht, weil es Rendezvous hat.

Dein Max.

Den 25. Mai.

Das Glück der Liebe iſt ſchweigſam wie der Tod. Vielleicht ſind Beide ſo, weil ſie viel zu viel zu ſagen hatten. Ich bin glücklich; ich bin würdig des wunderſchönen Monats Mai. Eine kleine Veränderung irgend eines kleinen Umſtandes, welche große Veränderung kann ſie in unſerm Gemüthe hervorbringen. Ein Schritt über die Stubenſchwelle hat mich um tauſend Schritte in meinem Glücke weiter gebracht. Jetzt ſitze ich mit Marie die kleine halbe Stunde lang in der Stube, und ich kann es Dir nicht ausdrücken, welch' unendliches Behagen ich empfinde, wie wonnevoll ich mich fühle, wenn ich ſo in der kleinen Stube daſitze oder den Arm um ihren Hals gelegt, in dem dämmerigen Raum umherwandle und mich mit allen Gegenſtänden vertraut mache.

die ſie jeden Tag und jede Stunde anſehen. Es iſt ſo nett, ſo lieblich in der Stube. „Nicht jedes Mädchen hält ſo rein." — Die Möbel unterſcheiden ſich nur wenig von den gewöhnlichen Möbeln in unſeren Dorfhäuſern: ein maſſiver, etwas ausgeſchweifter brauner Tiſch mit einer kleinen, ſehr urſprünglichen Malerei in der Mitte: dahinter eine rothe Bank mit rother Lehne; daneben ein harter, ungepolſterter Lehnſtuhl; einige gewöhnliche Stühle; ein ſchwarzer Kachelofen, der in eine Art Thurmſpitze im Jeſuitenſtile endet und die Decke berührt; das Bett des Oheims, ſo einfach wie ein Feldbett, aber von blauen, ſchöngefältelten Vorhängen umſchattet. An den Wänden in ſchwarzen Holzrahmen einige Schlachtbilder in Holzſchnitt, welche eigentlich nur Illuſtrationen zu den ringsumher in gothiſcher Schrift gedruckten Kriegsliedern und Balladen ſind. Da iſt der Prinz Eugen der edle Ritter mit der Belagerung von Belgrad, da iſt der General Laudon und ſein Ueberfall der Preußen bei Olmütz, da die Schlacht bei Leipzig mit Napoleon auf der einen und den alliirten Potentaten auf der andern Seite. Auch einige Heiligenbilder ſind da mit einem kleinen Weihkeſſelchen und einigen friſchen Zweigen von Oſtern. Du weißt, ich liebe die Attribute der Frömmigkeit nicht; aber hier gefällt mir das Weihkeſſelchen eben ſo ſehr, wie die Reſedatöpfe vor den Fenſtern, welche klein und niedrig nur ein dämmeriſches Licht hereinlaſſen. Wir ſind in der Wohnſtube; die Schlafſtube Marien's iſt unter dem Dache. Da ſitze ich nun und die Glocke läutet und ich bin ſehr glücklich. Das iſt mein Schmerz, daß ich nicht länger bleiben kann, als die Glocke läutet, ja, nicht einmal ſo lange: denn ſobald die kleinere Glocke das kurze Geläute beginnt, das man hier das Ave Maria nennt, fängt Maria an Abſchied zu nehmen und mit Schmerzen ſage ich oft: Ave Maria, gratia plena . . ., was ſie mir als eine Blaſphemie ſtrenge verweiſt. Sie iſt überhaupt fromm, und wie klug, wie verſtändig und klar ſie auch alle weltlichen Dinge beurtheilt, wie ſchnell ſie auch bei der kleinſten Andeutung Alles erräth, was zur geiſtigen Bildung beitragen kann, ſo beharrlich treu bleibt ſie Allem, was ſie in ihrer Kindheit lieben gelernt. Ich nehme das als ein Zeichen der Treue und freue mich, dies Symptom auf unſere Liebe zu übertragen. Indeſſen umwölkt dieſer Myſticismus doch manche Minute meiner glücklichen halben Stunde. Oft macht ſie ſich Vorwürfe darüber, daß das Glockengeläute, das Andere zur Andacht ruft, von ihr zu liebendem Geplauder mißbraucht werde. Glücklicherweiſe gehen dieſe Schatten ſchnell vorüber, denn ſie ſagt ſich ſelbſt, daß dieſe Vorwürfe nur aus Gewohnheit entſpringen und daß ſie ſich im Grunde doch glücklich und nicht im Mindeſten in ihrer Liebe und in ihrem Glücke ſündhaft fühle. Ernſthafter ſind die Gewiſſensbiſſe, die ſie ſich in Bezug auf den Oheim macht. Daß der alte, würdige, brave Mann ſelber das Zeichen geben müſſe zu unſerm heimlichen

Glücke, das ſcheint ihr hinterliſtig und in der That, wenn ich es ganz ruhig betrachte, iſt es auch ſo; ja es hat ſogar etwas Komiſches, das einem ſo braven, guten Kerl gegenüber zur Sünde wird. — Aber iſt das Alles unſre Schuld? — Würde er, wenn er um unſre Liebe wüßte, uns ſo ruhig und glücklich zuſammen laſſen? würde er nicht jeden von uns wieder in ſeine traurige Einſamkeit und Verlaſſenheit zurückjagen? würde er nicht durch Verbot und Ueberwachung unſer ſo reines Verhältniß trüben und durch Verdächtigung beflecken? und ſollen wir dieſer kleinen Rückſicht unſer ſo groſſes, ſo ungeheures Glück opfern? — Wahrlich, das Opfer ſtände in keinem Verhältniß zu den Zwecken. —

Du ſiehſt, daß in unſerm lichten Gemälde auch kleine Schatten ſind. Aber wo ſind nicht Schatten? — Der Maler, der zuerſt mit Schatten malte, hat die Kunſt auf den höchſten Gipfel gehoben, denn ſie machen das Licht erſt zum Lichte. Und ſo will ich auch nicht klagen; ich wäre der undankbarſte Menſch, wenn ich klagen wollte. Neben allem Glücke gibt mir dieſe Liebe ſo viele Erfahrungen über mich ſelbſt und über das menſchliche Gemüth, lehrt ſie mich das Schöne der Beſchränkung und des Maſſes — lehrt ſie mich ihre hohe Alchymie, die aus ſcheinbar Geringem pures Gold und Edelſteine ſchafft, daß ich in ihr einen Schacht von Schätzen beſitze. Außerdem iſt das ganze Verhältniß wie für mich gemacht. Nur in der Stille und Einſamkeit, nur zu Zweien konnte ich ſo glücklich werden; in der Welt hatte mich eine ſo heiße Liebe, bei meiner eiferſüchtigen Natur, in beſtändige, häßliche Unruhe verſetzt und mir das Leben verbittert. So habe ich mich über Nichts zu ärgern, als über das Ave Maria, das zum Aufbruch mahnt und uns ſcheidet.

Alles, was zu dieſer Liebe gehört und in der kaum ſechs Wochen alten, aber unendlich reichen Geſchichte meiner Liebe eine Rolle ſpielt — Alles iſt ſchön, ſelbſt der Ton der Glocke, der unſre Reden und unſre Küſſe begleitet. Er iſt bei aller Fülle und Kraft, bei allem Ernſt und aller Tiefe hell und klar wie reines Silber und füllt das ganze, waldumfaßte Thal mit Harmonie; bei gewiſſen Verhältniſſen der Atmoſphäre zittert er lieblich und melancholiſch über die Hügel und Wälder hinweg, bis in die benachbarten Dörfer, die uns um dieſen Schatz beneiden. Es iſt auch keine gewöhnliche Dorfglocke. Sie iſt das Geſchenk eines Prager Fürſterzbiſchofs, der im ſiebzehnten Jahrhundert in unſerm Dorfe geboren worden. Der gute Erzbiſchof! Gott habe ihn ſelig. Wie viele Generationen hat ſein Geſchenk ſchon erfreut, wie viele wird es noch erfreuen. Er hatte gewiß nur die Abſicht, die Gläubigen zum Gebete einzuladen und dachte nicht im Traume daran, daß ſeine Glocke eine Liebe einläuten und begünſtigen und hold durchtönen ſollte. Möge ihn die theilweiſe Verfehlung ſeines Zweckes und die Profanation in ſeiner Gruft zu St. Veit nicht beunruhigen — meine Liebe iſt ſo innig, wie das gläubigſte Gebet und die Liebe Marien's ebenfalls, deß bin ich gewiß. — Wenn ich ehemals in den Ferien heimkam, fühlte ich mich erſt recht zu Hauſe, wenn ich die Glocke ertönen hörte; was Wunder, daß es mir ſcheint, als ob ich bei Marien für immer in den Hafen eingelaufen ſei. . . Lebe wohl. . .

Den 10. Juni.

Die Nachricht, daß ich bei Marien in der Stube ſitze, daß ich, den Arm um ihren Hals, mit ihr auf und nieder gehe, hat Dich aufgeſchreckt und Du kommſt mit Warnungen, Du treuer Eckart. Du biſt ein guter Freund, thuſt Deine Pflicht und haſt in Deinem Sinne Recht. Aber die anders denken, weil ſie anders fühlen, haben auch Recht. — Du kommſt mit Deiner Warnung zu ſpät und wäreſt Du früher gekommen, ſie hätte auch nichts gefruchtet. Die Liebe, eine wahre Liebe geht ihren unwiderſtehlichen Lauf, wie das Schickſal; die Umwege macht oder ſich durch Verſtand, Rückſichten oder äußere Verhältniſſe den Weg verlegen, die ſich irgendwie in der Mitte abſchneiden läßt, die iſt es nie geweſen. Ihr höchſtes Streben iſt die Vereinigung; erſt mit der Vereinigung iſt der Kreis geſchloſſen iſt das Unendliche und Unmeßbare da, das man Liebe nennt, das dieſen Namen verdient. Alles Vorhergehende iſt nur Vorbereitung, nur Einweihung, Leben in den Propyläen. Der Mann kommt früher nicht zu jener Ruhe, die ihn allein zum Manne macht, die ihm die Kraft gibt, Entſchlüſſe zu faſſen und zu handeln. Das fühlt das Weib und ſie gibt ſich als Opfer hin und wehe dem, dem ſie in dieſem Augenblicke und von dieſem entſcheidenden Augenblicke an nicht heilig iſt. Ich bin ein anderer Menſch, ich weiß, daß Marie mein iſt; ich bin ein Mann und ich durfte nicht erſt Entſchlüſſe faſſen. Es iſt Alles fertig in mir. Nenne Du Marie immerhin meine Geliebte; ſie iſt es, ſie iſt mein Weib. Ich erwarte Deine Antwort mit Ruhe.

Den 16. Juni.

Freilich will ich ſie heirathen: Es iſt nicht wahr, daß man „eines ſolchen Verhältniſſes" müde wird. Was Du von „Achtung," „Reinheit," „Profanation" ꝛc. ſagſt, iſt dummes Zeug. Du biſt ein unerfahrener Menſch, der ſich auf ſeine negative Tugend etwas zu Gute thut und ſeine Weisheit aus ſchlechten moraliſchen Büchern holt, welche jedes wahre Gefühl und die ſchönſte Menſchlichkeit verläumden. Müde werden? „Verleiden?" Ich fühle einen Vorrath von Wärme in mir, daß ſelbſt, wenn von einem Ausgeben und nicht von einem beſtäntigen Empfangen die Rede wäre, ich getroſt bis in das ſpäteſte Alter wandern kann, ohne ein Auskühlen zu befürchten. Gluthen genug, um das kalte Alter an ihren Kohlen zu erwärmen. — „Achtung?" — Welch ein reines Weib ich an Marie beſitze, weiß ich erſt, ſeit ich ſie beſitze. Ich bitte Dich, ſprich nicht hergebrachtes Zeug. Die Sonne ſteht nur, wir ſagen nach hergebrachter Weiſe, ſie geht auf und unter. In der moraliſchen Welt ſind die Täuſchungen noch größer. Mit Widerwillen denke ich an meine knabenhafte Studentenliebe, an Adele, die zu mir ſagte: Seien wir wie Bruder und Schweſter! und mit der innerſten Verehrung denkt jeder meiner Gedanken Marien's. Was ich immer denken mag, der Gedanke an ſie ſteht immer dahinter, er iſt der Begleiter aller meiner andern Gedanken; ich denke zweifach. — Lieber Freund, ſei nicht ungläubig wie es geſchrieben ſteht und predige mir nicht mit allen Mitteln der Rührung. Warum haſt Du mich der Unannehmlichkeit ausgeſetzt, nach jedem Deiner Sätze ein innerliches ‚[illegible]! [illegible]!' auszurufen, als hätte ich ein banales Buch geleſen? — Was ſprichſt Du mir pathetiſch von Vater und Mutter? Ich ſoll ein vortreffliches Geſchöpf, das beſſer iſt als alle Schwiegertöchter, die ſich meine Mutter ausſuchen könnte, das ſich mir mit Leib und Seele hingegeben, das mir alle Minuten meines Lebens mit Glück und Schönheit ausfüllt, ich ſoll es den Vorurtheilen meiner Eltern aufopfern? — und nicht lieber dieſe Vorurtheile beſiegen?

— Das haſt Du nicht gewollt, mein Schweſter! Geh in Dich und thue Buße und ſchreibe in Deiner liebenswürdigen Weiſe, daß Du Deine Pflicht gethan, wie's hergebracht und daß Du eine Dummheit gemacht haſt.

Ich will Dir erzählen, auf daß Du erkenneſt, wie Alles zwiſchen mir und Marie eine eigenthümliche Weihe hat; daß unſre Liebe, ebenſo wie ſie holdeſtes Glockengeläute durchtönt, in Allem auf die geheimnißvolle, faſt möchte ich ſagen, myſtiſche und große Weiſe durchweht iſt.

Es war ein tropiſch-heißer Tag, der aller Welt unheimlich vorkam, weil er plötzlich auf einen anhaltenden vierzehntägigen Regen folgte, der die Bauern um ihre Saaten beſorgt machte. Der Himmel war bis gegen zwei Uhr wie ein glühendes Erz, wie der Himmel über einer afrikaniſchen Wüſte. Plötzlich verwandelte er ſich in das ſchwefelhaltigſte Gelb und die Luft wurde unheimlich drückend, als ob man irgend einem großen Naturereigniſſe entgegenginge. Wie auf einen Schlag war der ganze Horizont von den dunkelſten Wolken umgeben, während die Sonne auf ihrer Höhe noch von einem großen gelben Hofe umſchloſſen war und die glühendſten Strahlen herabſchickte. Die Wolken rückten immer höher und es ſah aus, als ob ſich Heere ſammelten, um eine gewaltige Schlacht zu liefern. Dort und da, an den verſchiedenſten Seiten, rollte ſchon ein einzelner Donner, zuckte ein verlorener Blitz, während die Sonne in ihrem immer enger werdenden Bereiche zu brennen und grell zu leuchten fortfuhr. — Die Bauern des ganzen Dorfes ſammelten ſich, wie immer, wenn ſie rathlos ſind, vor dem Hauſe meines Vaters und ſahen ſtumm zum Himmel hinan. Sie fürchteten übermäßige Gewitterregen, die den Reſt ihrer Hoffnungen nach den vierzehntägigen Wolkenbrüchen zu nichte machen würden. Plötzlich rief Einer, warum man denn nicht die Glocken läute, um die Gewitterwolken zu zerſtreuen? Und ſofort ſetzten ſich Mehrere in Bewegung, um den alten Haller zu holen. Als gebildeter Menſch wollte ich Einſpruch thun gegen dieſen alten Aberglauben, aber es fiel mir ein, daß ich einmal zu ungewöhnlicher Stunde Marie ſehen konnte, und zwar etwas länger als ſonſt, und ich ließ ſie ziehen und den alten Haller holen. Auch hatte ich Marie ſeit vier Tagen nicht geſehen; ich war eben mit meinem Vater von einer Geſchäftsreiſe heimgekehrt und meine Sehnſucht nach ihr war unendlich. Ohne das Gewitterläuten hätte ich bis morgen Mittag warten müſſen. Ich ließ alſo die Bauern bei ihrem Aberglauben und näherte mich auf einem andern Wege, durch die Gärten, dem Hauſe des Glöckners. Die Bäume mit ihren Blättern und Blüthen, die Gräſer zitterten; dort und da neigte ſich ein einzelner Baum etwas tiefer als die andern, als hätte er ein beſonderes Leben; das Vogelgezwitſcher war überall verſtummt; geraden Weges, mit einem lang anhaltenden Tone flogen wenige verſpätete Bienen ihren Stöcken zu. Alles hatte

Angſt. Ich dachte, wie die kleine empfindliche, ſenſitive Marie Angſt haben müſſe, ſie, die ſich ſo gern in die Schauer alles Unerklärlichen verſenkt, und ich konnte es nicht erwarten, zu ihr zu gelangen und ſie zu beruhigen. Mit den erſten Tönen, die die Glocken von ſich gaben, man läutete beide, die ſchöne große Glocke und das kleine Glöcklein, mit dem das Ave und die Agonie geläutet wird — ſprang ich aus dem Garten und in das Haus. — Es war indeſſen ganz dunkel geworden, ſo daß ich die Gegenſtände in der Stube des Glöckners kaum unterſcheiden konnte. „Marie!“ rief ich — keine Antwort — ſie war nicht da. — Auch in der Küche nicht. — Da ſtand ich an der Treppe, die hinaufführt in ihr Stübchen. Ich lehnte mich ans Geländer und aufgeregt wie ich war — durch die Gewitterluft, durch das ganze meteorologiſche Phänomen, durch die Hoffnung des Wiederſehens und durch die Zaghaftigkeit, ſie in ihrer Stube aufzuſuchen — zitterte ich wie jene Bäume in den Garten, die ich eben kopfſchüttelnd betrachtet hatte. Ich hatte nicht den Muth, die Treppe hinaufzuſteigen. Da fiel ein furchtbarer Donnerſchlag und er war noch nicht verhallt, als ich ſchon in Marien's Stübchen ſtand. Sie lehnte an ihrem kleinen Fenſterchen und ſah entſetzt hinaus in die ſchauerliche Welt, der Untergang drohte. Mit einem Freudenſchrei wandte ſie ſich und lag in meinen Armen. — „Wie lieb, wie gut, daß Du gekommen biſt,“ ſagte ſie mit blaſſen Lippen: „ich wäre vor Angſt vergangen. Das iſt ja ein ſchrecklicher Tag. Aber jetzt fürchte ich mich nicht mehr." — So ſprechend ſchloß ſie mich mit ſolcher Inbrunſt in ihre Arme, ſchmiegte ſie ſich ſo eng an mich, daß ich es mit Glück fühlte, wie viel ich ihr war — ihr Freund, ihr Schutz, ihre Hülfe, ihr Troſt — und ich ſchwor mir, es ihr immer zu ſein. — Ich ſtreichelte ihr die Scheitel, wie man einem bangen Kinde thut, und konnte kein Wort hervorbringen vor Rührung. — Sie ſah mich an und mochte wohl ſo was in meinem Auge entdeckt haben, und lächelte und der ſeligſte Kuß ließ uns die Welt und den donnernden Himmel vergeſſen. — Dann ſah ich mich in der kleinen Stube um. Mein Freund, es gibt nichts Schöneres, nichts Rührenderes als ſo eine kleine Stube eines armen, ſchönfühlenden Geſchöpfes; ſo ein Stübchen, wo der Mangel und die Dürftigkeit mit Anmuth verhüllt und zu Harmonie geordnet ſind. Die Blumen waren vom Fenſterbrett vor dem Gewitter gerettet und ſtanden in einem Winkel, den alten Freund Jakob verbergend, der ſich hinter ihnen verſteckte und nicht wagte, einen unharmoniſchen Ton hören zu laſſen. An der einen Wand die wenigen Kleidchen neben einander hängend und von einem weißen Tuche bedeckt; an einem Balken des Dachſtuhles ein kleines Spiegelchen, kaum ſo groß wie Mariens Geſicht; doch verſuchten wir es, uns zu gleicher Zeit Wange an Wange darin zu ſehen. „Jetzt haſt Du auch hineingeſehen," ſagte ſie, als ob ſie ſagen wollte: Jetzt iſt der Spiegel etwas werth — und fügte dann in demſelben Sinne hinzu: „Jetzt biſt Du auch in meiner Stube geweſen.“ — Links dem Fenſter gegenüber, ein kleines, kleines Bett von einer großen Decke bedeckt; daneben ein Tiſchchen mit der Silhouette ihrer Mutter und einige Bücher von mir und ein Bleiſtift, den ich in einem der Bücher hatte ſtecken laſſen. Wieder einen Kuß für dieſen Ehrenplatz, den der Bleiſtift einnahm, und einen noch wärmeren Kuß für die getrockneten Feldblumen, die ich einmal von der Jagd mitgebracht und die jetzt über dem Bett an einem Bande hingen. Da ſaßen wir, vor dieſem Bett, und die Stube wurde immer dunkler, die Donner rollten wie tauſend Schlachten und blaue und gelbe Blitze tauchten uns in die grellſten Lichtſtröme und die Glocken läuteten wie raſend und wir hörten Nichts und ſahen Nichts. Wir hörten nur die Liebe und das Glück und die Jugend. Die Welt kämpfte und war bange und zitterte; wir waren auf einer ſeligen Inſel — die Welt vergeſſend und vergeſſen von der Welt, ganz nur uns angehörend und untergehend in der Seligkeit des Nehmens und Gebens.

Später.

Ich hatte Dir noch Vieles zu ſagen, aber denke ich jenes Nachmittags, ſchwinden mir alle andern Gedanken. Jener donnernde, blitzende Nachmittag mit ſeinem Abend hat ſo große Seligkeiten für mich, daß ich ihn in meinen Gedanken noch nicht erſchöpft habe; erinnere ich mich ſein, bin ich zu nichts Anderm fähig — am wenigſten ihn zu beſchreiben. Sein Andenken wird mich ewig begleiten und Alles, was darauf folgte, iſt ſeiner vollkommen würdig.

Den 22. Juni

Du fährſt beharrlich fort, ein Philiſter zu ſein. Ich verzeihe Dir, weil Du dieſe Tugend der Beharrlichkeit auch in der Freundſchaft übſt. Du findeſt Leichtſinn, Frivolität darin, daß wir ſo glücklich ſein, daß wir Alles vergeſſen konnten, während die Elemente im Aufruhr, die Menſchen voll Bangen und Zagen, die Hoffnungen Tauſender bedroht waren. Das klingt ſehr ſchön, beſonders in einer Predigt. Aber ich bedaure, daß Du den hohen Ernſt, der mit einem hohen Glücke verbunden iſt, noch nicht kennſt. Wahrlich, ich ſage Dir, Nichts iſt ſo rein, ſo hoch, ſo erhebend wie das Glück. Des ſchönſten Glückes Kern iſt gewiß der ſchönſte Ernſt. Ueber Deinen Vorwurf bin ich ganz ruhig. Marie iſt heiter. Das iſt mir genug. Wäre in jenen glücklichen Stunden irgend eine befleckende Secunde, auf dem reinen Spiegel dieſer Seele hätte ſich eine Trübung geäußert. Aber ſie iſt heiter und fleckenlos glücklich. — Fahre Du ſeit mit Deinen Ermahnungen, wie Du willſt; aber Eines verbiete ich Dir mit dürren Worten. Keine, auch nicht die leiſeſte Verdächtigung gegen Marie; erlaube Dir nicht irgend eine, auch nicht eine berechtigte Berechnung bei dieſem uneigennützigſten, hingebendſten Geſchöpfe vorauszuſetzen. — Sie liebt, das iſt Alles. — Du haſt gut von Opfern ſprechen, die ich ihr bringen müßte. Als ob das ſo leicht wäre, ihr ein Opfer zu bringen, ihr, die zu jedem bereit iſt und jedes Dargebrachte zurückweiſt. — Als ich ihr von Heirath geſprochen, ſchüttelte ſie den Kopf. — „Die Verhältniſſe,“ ſagte ſie, „ſind zu verſchieden; ſind nicht nach Heirath.“

„Glaubſt Du, daß ich den Widerſtand meiner Eltern nicht beſiegen könnte?“

„Gewiß könnteſt Du das, aber Du ſollſt für mich keine Hinderniſſe beſiegen; Du ſollſt nicht in den gezwungenen Widerſtreit gerathen um meinethalben; ich ſoll in Deiner Familie, in Deinem Leben nicht das kleinſte Wölkchen machen.“

„Haſt Du nicht ein Recht darauf, meine theure Marie, daß ich Alles für Dich thue und dulde?“

„Ja, ich habe dieſes Recht und ich ſchenke es Dir. Wozu Verdruß und Hin- und Herreden und alle dieſe häßlichen Sachen? Sind wir nicht ſo glücklich?“

Kennteſt Du ſie, mein Freund, ſäheſt Du ihr nur eine Secunde ins Auge, Du wüßteſt, daß das Alles ſo wahr iſt, wie das Lallen eines Kindes — leider zu wahr für mich, denn ich bin entſchloſſen, ſie zu meinem Weibe zu machen, und fürchte die Hinderniſſe nur von ihrer Seite. Sie iſt ein eigenthümlicher Charakter. Jeder Gedanke, jedes Gefühl, jeder Entſchluß, den ſie faßt, ſchlägt ſo ſchnell und ſo ſtarke Wurzel, umrankt ihr ganzes Weſen mit einer ſolchen Energie, daß ſie ihm angehört und ſich ſeiner Herrſchaft nicht mehr entziehen kann. So weiß ich, daß ſie jetzt ganz ihrer Liebe angehört, ſo fürchte ich, daß ſie von unſerm Glücke, wie es jetzt iſt, nicht laſſen kann, daß ſie irgend eine andre Form deſſelben nicht annehmen würde. In der That iſt es ſo ſchön als möglich. Die letzten Tage haben wir auf die herrlichſte Weiſe verlebt.

Der alte General Graf P... hat auf ſein ſechs Meilen von hier gelegenes Schloß zu ſeinem ſiebenzigſten Geburtstag alle in dieſer Gegend noch lebenden Kriegskameraden von Anno 13 geladen. Der alte Wachtmeiſter Haller, ehemals ein Liebling des Generals, durfte nicht fehlen. Mit ſeinem Kreuz auf dem Invalidenrock marſchirte er ab, nachdem er ſeine Glocken einem andern alten Soldaten übergeben, und blieb volle fünf Tage aus. O dieſe fünf Tage, für mich fünf Jahrhunderte der Wonne, der reichſten Genüſſe.

Gleich am erſten Tage verabſchiedete ich mich von meinen Eltern unter dem Vorwande einer geologiſchen Wanderung, und ging zu Marien. Mit dem erſten Schritte über ihre Schwelle gab ich der Welt hinter mir einen Stoß, ungefähr wie Tell dem Schiffe des Landvogts, als er an's Land ſprang. Ich ſchob den Riegel vor die Thür und meine Welt war abgeſchloſſen. — Ein glücklicheres Paar iſt wohl ſelten zu ſehen hier unter dem wandelnden Mond. Das Schönſte war die Ruhe, mit der wir uns freuten; das Glück des Zuſammenſeins genügte uns. Die Grundmelodie unſeres harmonievollen Idylls war wohl die Melodie zu:

Hand in Hand, und Lipp' auf Lippe,
Liebes Mädchen, bleibe treu.

Wie Philemon und Baucis ſaßen wir ruhig neben einander auf der Ofenbank und ließen draußen die Sonne ſcheinen, die Blüthen duften und die Vögel ſingen. Was wir ſo lange vergebens gewünſcht hatten, uns ruhig, ohne Beſchränkung der Zeit, ohne Haſt ausplaudern, Eins das Andre in Ruhe genießen, anſehen, anhören zu können, Etwas mit einander zu leſen, das Alles war uns nun in vollem Maße gegönnt. Auch den hohen Genuß ſchweigend und ſinnend, ſich in ſein Glück vertiefend neben einander zu ſitzen, haben wir gefeiert. Wie oft dachte ich Dein mit einer gewiſſen Schadenfreude, Dein und Deiner Bedenken, ob ein ſolches Mädchen vom Lande mit feiner Bildung und feinem Benehmen zu mir und in die Geſellſchaft, in der ich zu leben beſtimmt bin, paſſe. Die Dichter, die ich ihr vorlas, nahm ſie mit einem Verſtändniß auf, daß ich mir hundertmal ſagte, wie ſie nach kurzer Zeit alle die Damen Eurer gebildeten Geſellſchaft beſchämen würde. Ihre Anmuth, um die ſie, wie um ihre Hände und Füße, jede Herzogin beneiden könnte, war mir längſt bekannt — dieſe Bildungsfähigkeit, oder beſſer, dieſe urſprüngliche Bildung des Geiſtes und des Gemüthes dazu und ich fordere dieſe ganze Geſellſchaft, die ich mit ihr entbehren kann, in die Schranken. — Gegen Mittag ging man an die Bereitung einer kleinen Mahlzeit und ich half treulich mit in der Küche. Da ertönte die Glocke. Aus alter, lieber Gewohnheit umarmte und küßte man ſich, ſo lange die Glocke tönte, und als das Ave kam, lächelte man, daß man ſich nicht zu trennen brauchte. — Dann ſaß ich vor einem ſchön gedeckten Tiſche und durfte nicht von der Stelle und mußte mich bedienen laſſen. Wir aßen beide mit friſchem Appetit, wie Kinder, wenn ſie im Spiele Mahlzeiten halten. Nach Tiſche ſtiegen wir hinauf in das liebe, kleine Stübchen, das ich ſeit jenem Gewittertage, ſeit jenem glücklichen Tage nicht geſehen hatte. Ich mußte mir ſagen, daß ich heute noch glücklicher bin und ich dachte unwillkürlich an Goethe, der dieſe höchſte Poeſie des ruhevollen Glückes verſteht, weshalb er ſo oft mißverſtanden wird von den Leuten, die nicht wiſſen, daß Ruhe ſo viel bedeute, wie Tiefe — daß nur im Maße ſich das Unendliche faſſe, und daß die unruhige Leidenſchaft nur das Vergnügliche, das Momentane darſtelle.

So tiefe Ruhe, wie da träumt der Fromme,
Daß ſie nach letztem Kampf ihn überkomme,
So tiefe Ruh', wie junge Liebe denkt,
Daß ſie nach erſtem Kuß ſich niederſenkt —

ſolche tiefe Ruhe, ihrer ſelbſt bewußt, deshalb doppelten und dreifachen Genuſſes fähig, gab unſern Tagen den Ton und die Stimmung. Ich weiß nicht, welchem von ihnen der Preis gebührt; erzählbar iſt nur der letzte. —

Ich erhob mich, der Verabredung gemäß, ſchon vor Tagesanbruch vom Lager, und als ich zu Marien kam, fand ich ſie ſchon angekleidet und zum Aufbruch gerüſtet. Wir wollten ungeſehen aus dem Dorfe kommen und den Tag in Wald und Feld verbringen. Das ganze Dorf lag noch im tiefſten Schlafe, als wir an den letzten Häuſern dahinhuſchten; nur die Brunnenröhre murmelte und die Schwalben zwitſcherten. Ein Kalb, das man im Dorfe die Nacht durch weiden ließ, blökte uns freundlich an und machte uns einige Freudenſprünge vor. Marie drückte mir den Arm und lachte vor Seligkeit. Sie war ſo friſch und blühend, wie ich ſie noch nicht geſehen hatte. Sie trug ihr Sonntagskleid von blauem, leichtem Merino; über den Kopf hatte ſie eine Art von ſchwarzem Schleier oder Tuch geworfen, das ſie nach der Weiſe unſrer Bäuerinnen vorn unter dem Kinn zuſammenband. Schwarz und blau ſcheint mir die ſchönſte Farbencombination, beſonders ſeit ich ihr blaues Auge mit den ſchwarzen Wimpern und Brauen kenne; denn ſie hat ſchwarze Wimpern und ſchwarze, feine Augenbrauen, trotz dem blonden Haar. — Laufend kamen wir in's freie Feld, wo ſchon die Lerchen ſangen und die Thaue zu glänzen anfingen, obwohl der kleine Bach noch ſo laut plauderte, wie er nur in dunkler Nacht zu thun pflegt. Wir eilten, ſo fern als möglich vom Dorfe zu kommen und ſprachen wenig; nur daß wir uns von Zeit zu Zeit anſahen und lachten und die gute Idee dieſer Wanderung nicht genug preiſen konnten. Jeder ſuchte das Verdienſt der Erfindung dem Andern zuzuſchieben. — Auf einem Hügel angekommen, blickten wir zurück und überſchauten die Gegend und unſer Dorf. Unſre Gegend iſt nicht ſchön; es hat Alles einen kleinen Charakter und nichts Erhebendes; aber in der Morgenbeleuchtung, hier und da von Nebeln verhangen, hatte ſie doch etwas Romantiſches und Friede webte aus allen Winkeln. Das Haus meines Vaters mit dem rothen Dache und dem blechernen Thürmchen ragte ſtolz aus dem Dorfe hervor, ſtolzer als das kleine Schloß; links im Thale lagen nach einander den Bach entlang ſeine Hämmer mit dem großen, alten Verwaltungsgebäude, das noch, vom vorigen Jahrhundert her, roth und weiß angeſtrichen iſt und mit breiten Rundbogenfenſtern glänzt. Auf einem fernen Hügel, uns gegenüber, machte ſich eine große Meierei breit, die ebenfalls meines Vaters Eigenthum iſt. — „Siehſt Du,“ ſagte ich zu Marie, auf deren Schultern mein Arm lag, „ſiehſt Du, das Alles ſoll Dein ſein!“ — „Weiche von mir, Verſucher!“ liſpelte ſie und zuckte die Achſeln und wurde traurig. — Zum Glück fing eben die Morgenglocke zu läuten an; dieſem Zeichen konnte unſre holde Gewohnheit nicht widerſtehen und ſie lag in meinen Armen, ſo lange die Glocke läutete — zum erſten Male bei der Morgenglocke.

Dann ging es weiter den Hügel hinab, und das Dach verſchwand und wir waren in einer ganz neuen, fremden Gegend, fern von unſrer Welt. Noch über eine Reihe von Hügeln, dann begann ein ſchöner Laubwald, der uns in ſeine Dämmerung verſchlang, eben als die übrige Welt in der ſchönſten Morgenſonne zu leuchten begann. Zu uns kam die Sonne nur in gebrochenen Strahlen, oder im Wiederſchein eines Thautropfens, oder als goldene Blättchen, die auf dem Wege lagen. In den Zweigen huſchte, raſchelte und ſang es. Käfer und Mücken ſuchten den Weg in die Sonnenſtrahlen und ſummten ungeduldig, daß ſie mit ihrem Zickzackfluge immer wieder von den Lichtpfaden abkamen. Wie mit raſchem Entſchluſſe erhoben ſie ſich plötzlich und fuhren laut ſummend wie im Triumphe graden Weges aus der Dämmerung heraus in die Sonne. Marie ſah und hörte Alles; nicht der geringſte Vorgang im Leben der Blätter, Gräſer und der kleinen Thierchen entging ihr; ſie errieth alle ihre Wünſche und Schickſale und ſprach mit einer Ueberzeugung davon, wie ein glückliches Kind, und mit einer mährchenhaften Einſicht, als wäre ſie die kluge Frau des Waldes. Nie war ſie wegen der Erklärung irgend welcher Erſcheinung in Verlegenheit und brachte ſo manchen holden Unſinn hervor, der mich laut lachen machte; das ermunterte ſie nur und der holde Unſinn wurde zu ganzen Mährchen, die ſich an Blumen, Steinen, Bäumen und Ameiſen auf unſerm Wege fortſpannen. — Es iſt wunderbar, wie in ihr, neben dem klarſten Verſtande, Phantaſie und Gemüth unabhängig fortarbeiten und ihr Alles bedeutend machen, was in ihr Leben tritt, und ſei es das Aeußerlichſte und Zufälligſte. Sie hat das, wie ich aus mancherlei Erzählungen entnahm, von ihrer Mutter. Dieſe ſtarb, weil ſie bei einem Beſuche am Grabe ihres Mannes ſtolperte und auf das Grab fiel. Sie nahm das als Vorbedeutung und ſtarb in demſelben Jahre, nachdem ſie Alles mit Ruhe geordnet hatte. Ihrer Tochter hinterließ ſie die Regel, ſich von der Welt fern zu halten, denn jede Berührung mit dieſer, jede Veränderung im Leben habe verhängnißvolle Folgen, die unberechenbar und unabwendbar ſeien. Es gebe Menſchen, die gewaffnet ſeien gegen die gewaltigſten Ereigniſſe, andre erliegen einem Stecknadelſtiche, ja dem Glücke ſowohl, wie dem Unglücke. Sie, Marie, gehöre zu den letztern. Daß ein Rabe der Vermittler unſrer Bekanntſchaft geweſen, hat ihr ſchon manche trübe Stunde gebracht, und der arme Vogel hat ihre Freundſchaft verloren und iſt endlich verſchenkt worden. Umſonſt arbeite ich gegen dieſe Art, die Dinge zu ſehen; ſie wurzelt tief in ihr, wie Alles, was ſie einmal in ſich aufgenommen. Hätte ich ſie als verſtändiger und verſorglicher Vater zu erziehen gehabt, ich hätte ihr vielleicht eine rein mathematiſche Erziehung gegeben, um dieſem Weſen ein Gegengewicht zu bieten und ſie vor ſich ſelbſt zu ſchützen.

Doch das ſchreibe ich jetzt mit kaltem Blute; auf jener Wanderung im Walde hätte ich um alle Schätze der Welt ihren ſymboliſirenden Uebertreibungen nicht Einhalt gethan; ſie berauſchten mich, ſie umwoben mich mit einer Atmoſphäre, daß ich in einem Mährchen zu leben glaubte; ſie vergoldeten und erhoben mir die Welt, daß ſie mir lieb wurde, daß ich ſie in einem Lichte ſah, wie niemals.

Die Sonne ſtand ſchon hoch, als wir auf einer Lichtung ankamen, von der aus man das Land nach zwei Seiten hin überblicken konnte. Marie war müde, denn es war heiß geworden und ſie war früh aufgeſtanden. So lagerten wir uns in das Moos unter einem alten knorrigen Eichenbaum. Sie lehnte ihr liebes Köpfchen an meine Bruſt, plauderte immer weiter und während ſie plauderte, näherte ſich der Schlummer, den ſie dieſen Morgen zu früh verlaſſen hatte, machte ſeine Rechte geltend und drückte ſanft ſeine Hand auf die beiden blauen, lieben Sterne. Während ſie ſchlief, hatte ich mit Anſchauen des holden Geſichtes genug zu thun — aber je länger ich es anſah, deſto trauriger wurde ich, ohne zu wiſſen warum. Neben der holden Ruhe lag ein Zug von Melancholie darauf, der mir zu Herzen ging, und dämoniſcherweiſe kam mir einmal über's andere der Gedanke: So würde ſie ausſehen, wenn ſie todt wäre. Und im vollſten Genuſſe meines Glückes erinnerte ich mich an alles Elend, das dieſes Leben erfüllt oder bedroht, und da ſchien mir ein ſolcher friedlicher, ewiger Schlummer unendlich wünſchenswerth, für mich und für ſie. Wie der Chor in der griechiſchen Tragödie, der beim höchſten Glücke vor dem Neide der Götter zu warnen anfängt und jene ſelig preiſt, die ausgekämpft — ſo ſtand Etwas neben mir und außer mir, das ſolche Lieder ſang. Ich ſchüttelte mich vor Schauer und Marie erwachte. Ein Blick in ihre Augen, und die behagliche, unheimliche Stimmung verſchwand.

Wir wanderten weiter, Arm in Arm, den Berg hinab, durch ein breites Thal, in der Geiſterſtunde des Mittags, da die Gegenſtände keinen Schatten haben und eben darum unwahrer erſcheinen, ſo zu ſagen, abſtrakt. Alles ſchwieg; die hohen Saatfelder rechts und links ſtanden aufrecht und ruhig und die Aehren glühten. Man horchte vergebens nach einem Laut. In einem Kornfelde lag ein Wanderburſche mit dem Geſicht zur Erde gedreht und ſchlief; auf der Schläfe, die ſichtbar war, ſtanden große Schweißtropfen. Marie ging auf den Fußſpitzen, ſchloß ſich enger an mich und wir wandten, uns einem Gehöfte zu, das freundlich hinter Linden verſteckt lag.

Unter einem der Bäume waren Tiſch und Bänke angebracht; dahin ſetzten wir uns und wurden, da uns der Hund ankündigte, von einer hübſchen jungen Frau, ſo einer Goethe'ſchen Pächterin, ſehr gaſtlich empfangen. Ich ſtellte uns als Bruder und Schweſter vor und daran anknüpfend erfand Marie gleich eine ganze Geſchichte, im übermüthigſten Tone, wie unſer Vater, Verwalter des Grafen P . . ., von einem Gute auf das andre verſetzt ſei — die Pächterin hatte richtig von der Verſetzung ſprechen hören — wie unſre Habſeligkeiten auf der großen Straße dahingebracht würden, wir es aber vorgezogen hätten, durch das ſchöne Land abſeits von der Straße zu wandern, um bei dieſer Gelegenheit die Ruinen des Schloſſes Kaiſer Karl's IV. zu ſehen ꝛc. Wie ich, der Bruder, der eigentlich zur Advocatur beſtimmt geweſen, nun auch in die Landwirthſchaft eintreten werde, weil ich als Student auf der Univerſität tolle Streiche gemacht und Nichts gelernt hätte. Darauf kam eine lange Reihe toller Streiche, die ſie mit ausgelaſſenſter Phantaſie erſann und in deren Aufzählung ſie ſich durch Nichts ſtören ließ. Aber nach und nach wurden aus tollen Streichen wahre Großthaten und ich aus einem Taugenichts ein romantiſcher Held, der das Unerhörteſte gethan und ſich immer für ſeine Freunde auf's Großmüthigſte geopfert. So nimmt in dieſem Kopfe Alles, Dichtung und Wahrheit, am Ende eine Wendung zum Ernſthafteſten und Romantiſchſten. — Für dieſe Mährchen bewirthete uns die gute Frau ſo gut ſie konnte mit Allem, was eine ſolche Meierei aufzubieten vermag. Zuletzt brachte ſie uns noch ihr Kind, einen hübſchen weißköpfigen Jungen von drei Jahren, der für Marie ſofort eine lebhafte Neigung faßte. — Wie ſie ihn auf dem Schooße hielt, ſah ſie aus wie eine Vor-Raphaeliſche Madonna, und wie ſie mit ihm ſpielte und ihm Geſchichten zu erzählen anfing, hatte ich allerlei ernſthafte und ſchöne Gedanken. Sie mochte Aehnliches gedacht haben, denn von Zeit zu Zeit hielt ſie im Spielen und Erzählen inne, ſah den Knaben lang und ernſthaft an und erröthete, ohne ſich nach mir zu wenden. Endlich, da die Schatten länger wurden, mußten wir aufbrechen, wir nahmen herzlichen Abſchied und gingen. Lange hörten wir noch den Jungen, der nach Marien ſchrie. „Nah, ſieh mal das Kind!" ſagte ſie gerührt und blieb mehrere Mal ſtehen, um ihm noch einen Gruß zuzuwinken.

Wir wanderten dem Bache nach, der aus dem Querthal in das Hauptthal führte, an deſſen Ende unſer Dorf liegt. Wirklich war es, wie Marie der Pächterin ſagte, unſre Abſicht geweſen, das Schloß Kaiſer Karl's IV. zu beſuchen, aber jetzt war nicht mehr daran zu denken, und in der That, wir bedurften keines Reiſezweckes und keines äußern Gegenſtandes, um den Tag abzukürzen oder auszufüllen. Ich mußte Marien von meiner Vergangenheit, von unſrer Häuslichkeit, von meiner Mutter erzählen; ſobald ich aber auf unſre Zukunft kam und mit ihr ſchwärmen wollte, von den Tagen, die da kommen ſollten, lenkte ſie das Geſpräch immer wieder auf die Vergangenheit. — Der Abend war da, ehe wir uns deſſen verſahen, aber wir hatten keine Urſache, deshalb ſchneller vorwärts zu ſchreiten. Wir ſchlenderten ſo fort in angenehmer Dunkelheit und kamen erſt ſpät in der Nacht am Dorfe an. Ich ſtand mit Marien an der Thür ihres Hauſes; ſie griff unter die Schwelle, wo der Schlüſſel verſteckt war und ſchloß auf. In der Thür ſtehend legte ſie beide Arme auf meine Schultern und ſagte mit bebender Stimme: „Max, mein Freund, mein theurer Max — wie glücklich —“ Sie konnte vor Schluchzen nicht weiter ſprechen; ich wollte ſie beruhigen, aber bevor ich ein Wort geſprochen, war die Thür zugefallen und der Riegel vorgeſchoben.

Ende Juni.

Mein Freund! Es wäre ſchrecklich, wenn jene ſchönen Tage der Höhepunkt unſers Glückes geweſen wären; wenn es jetzt abwärts ginge in dunkle Schluchten ohne Sonne und Blumen! Das iſt eine der traurigſten Seiten unſers Lebens, daß es von einer Stunde zur andern nicht die geringſte Sicherheit gibt! Das iſt ein Gemeinplatz, aber wenn man ſelber die Erfahrung macht, iſt ſie immer neu und traurig. Zwar berechtigt mich nichts Poſitives zu dieſen Jeremiaden, aber ich bin verdrießlich. — Seit ich Dir geſchrieben, habe ich Marie kaum geſehen. Der Oheim kam von ſeinen Invalidenfeſten und dem langen Marſche ganz ermüdet zurück und überließ ſein Glockneramt auf unbeſtimmte Zeit dem Stellvertreter. Da tönen mir nun die Glocken nutzlos und zwecklos, und ich ſtehe am Fenſter und ärgere mich, ſo lange es läutet. Nur einen Augenblick in allen dieſen Tagen gelang es mir, Marien im Garten zu ſprechen, und da hatte ſie mir auch Nichts zu ſagen, was mich aufgerichtet hätte. — Der alte General Graf P. hat durch den Oheim erfahren, daß noch eine Tochter ſeines Lieutenants da ſei, und will nun für ſie ſorgen. Seine Tochter, die Baronin L., ſoll ſie zu ſich in die Stadt nehmen, und zwar ſchon nächſten Winter — für ihre Bildung zu ſorgen, ihr vielleicht einen Mann verſchaffen. — Freilich iſt das Alles ſo in die Luft geſprochen; der Oheim läßt Marien volle Freiheit, zu thun und zu laſſen, was ſie will, und ich kann ja auch dem ganzen Plane ein Ende machen. Doch ärgert es mich, daß ſich fremde Menſchen und Pläne in unſer Leben drängen, und ſchrecklich iſt es mir, daß ich von Marien nicht erfahren kann, was ſie zu alle dem denkt. — Als ich ſie fragte, antwortete ſie nur mit gebrochenen Sätzen: — „wer weiß — es wäre vielleicht am beſten“ — „wenigſtens für Dich“ — „denken wir nicht an die Zukunft.“ — Dann mußte ſie mich wieder verlaſſen und ich ſitze da und ärgere mich und kann es nicht erwarten, ſie wieder zu ſehen, ſie zu umarmen und die ganze trübe Stimmung all' der Tage in einen glücklichen Moment zu verſenken.

Den 14. Juli.

Eine Ewigkeit habe ich geſchwiegen und doch ſchreibe ich Dir in keiner glücklicheren Stimmung. Der Tag nach meinem letzten Schreiben war der Tag meiner Erlöſung, aber er war vom Zufall ſchlecht gewählt. Der Ohm trat bei einer unglücklichen Gelegenheit wieder ſein Amt an. Das ganze Dorf war in Trauer verſetzt. Eine junge, ſchöne, von Allen geliebte Bäuerin, Mutter von vier Kindern, die in den glücklichſten Verhältniſſen lebte, wurde plötzlich vom Tode dahingerafft. Das Todtenglöcklein verſetzte die ganze Gemeinde in die größte Niedergeſchlagenheit; überall Klagen und Weinen, das ſich wiederholte, als ſich ſechsunddreißig Stunden ſpäter beide Glocken in Bewegung ſetzten, um mit ihrem Heimathsklange den Sarg zu begleiten, der, vom halben Dorf gefolgt, auf den Kirchhof der nächſten Stadt gebracht wurde, da wir in unſrer kleinen Gemeinde ſelbſt keinen haben. Das Geläute dauert bei ſolcher Gelegenheit ſo lange, bis man von der Höhe des Thurmes die Beerdigung auf dem fernen Friedhofe als beendigt erkennt — d. i. beinahe zwei Stunden, da ſich ein ſolcher Zug ſehr langſam bewegt. — Ich hatte Marien ſeit ſo vielen Tagen nicht geſehen, ihre Erzählung von den Plänen des alten Grafen, die Art, wie ſie dieſelben aufnahm, Alles das beunruhigte mich, verſetzte mich während der ganzen Zeit in die fieberhafteſte Aufregung, ſo daß ich von dem Unglück des ganzen Dorfes kaum berührt wurde und an Nichts dachte, als wie ich wieder zu Marie gelangen könnte. — Was Wunder, daß, als das Grabgeläute erſcholl und da ich wußte, daß der Oheim wieder an der Glocke war, ich mich ſogleich aufmachte und zu Marien eilte. — Aber ich fand die Thür verſchloſſen, und als ich pochte, öffnete ſich das Fenſter und Mariens lieber Kopf erſchien hinter den Reſedatöpfen.

„Ich wußte, daß Du kommſt, ſobald die Glocken läuten,“ ſagte ſie in vorwurfsvollem Tone, — „und ſeien es auch Todtenglocken, und habe mich darum eingeſchloſſen. Heute darfſt Du nicht herein, lieber Max, — ſieh, die gute, ſchöne Marianne wird begraben.“

„Wie!“ rief ich, „nachdem ich Dich ſo viele Tage nicht geſehen und geſprochen, kannſt Du mich hier vor Deiner Thür ſo ſtehen laſſen? — ſchiebſt Du mir den Riegel vor?“

„Ach,“ ſeufzte ſie und legte die Hand auf's Herz, „das ganze Dorf iſt ſo traurig, und die armen Kinder — und Alles denkt jetzt an Tod und Kummer, und wir ſollen glücklich ſein — das iſt ſo herzlos, ſo hart.“

Wie ſie ſprach, ſah ſie unſäglich gut und lieb aus, daß ich ihr unwillkürlich die Arme durchs Fenſter entgegenſtreckte, aber ſie zog ſich in die Stube zurück und unwiderſtehlich angezogen, ſprang ich ihr durch das Fenſter über die Reſedatöpfe nach. Voll Angſt, daß ich bei dem haſtigen Sprunge falle, fing ſie mich mit beiden Armen auf und halb lächelnd, halb grollend ſagte ſie: „Das iſt nicht recht, Max, das iſt gewiß nicht recht.“

„Böſes Mädchen!“ rief ich, ganz glücklich, ſie wieder in meinen Armen zu halten — „kannſt Du mich nach ſo vielen Tagen der Trennung ſo behandeln? — nachdem ich all' die Zeit aufs Schmerzlichſte über Deine Kälte, mit der Du mir die Pläne des alten Grafen mittheilteſt, gebrütet habe! Haſt Du denn gar kein Herz mehr für mich? War jener Tag im Walde ein Abſchiedstag?“

Obwohl das Alles ſcherzend geſagt war, erkannte ſie doch die innere Bewegung, die mich dieſe Worte ſprechen ließ, und gab es auf, mich gegen die Thür zu drängen. Ich war ſo glücklich, wieder bei ihr zu ſein! Ich war wie berauſcht; ich nahm ſie auf meine Arme und trug ſie wie ein Kind in der Stube auf und ab.

„Gewiß,“ wiederholte ſie, „es iſt nicht recht, ſo glücklich zu ſein — ein Glück, zu dem die Todtenglocken das Zeichen geben! — Iſt das nicht eine Sünde?“

„Kannſt Du nicht auch ſündigen für mich?“ fragte ich. Gegen dieſes Wort war ſie waffenlos. Ein dunkler

Wunſch, mich zu überzeugen, daß ſie mir nicht verloren ſei — nachdem ſie mir all' die Tage ſo fern gerückt ſchien, ſie neu zu erringen — ein wilder Drang, mich vor mir ſelbſt als den Herrn aller ihrer Aengſtlichkeiten, aller ihrer Gefühle zu bewahren, und der Rauſch, in den mich ihre traurige, umhüllte Anmuth und das Glück des Wiederzuſammenſeins verſetzte, machten, daß ich mich ganz und ihre gefühlvollen, gewiß berechtigten Rückſichten ebenſo ſehr vergaß, wie ich den Ton der Grabesglocke überhörte. — Als ſie mich eine Stunde ſpäter zur Thür hinausdrängte, ſagte ſie auf der Schwelle ſtehend, ruhig, aber blaß und die Hand an die Stirn legend: „Heute haben wir eine Sünde begangen. Ich nehme die Strafe und die Folgen auf mich."

Ich kam am folgenden Tage wieder. Es wollte keine rechte Freude zwiſchen uns aufkommen. Marie war ſchwermüthig. Sie ſetzte ſich mit mir auf die Bank, nahm meine Hand und ſchwieg, ſo lange die Glocke läutete. Mir iſt ganz bange zu Muthe, als ob mir ein Kampf mit Schatten bevorſtände.

Den 17. Juli.

Mein Freund, ein Unglück! — Eine Kleinigkeit, eine Thorheit, eine äußerliche Zufälligkeit, und doch — ich kann's nicht anders nennen, Etwas wiederholt es mir fortwährend, es iſt ein Unglück. Es geſchah heute, vor wenigen Stunden. Ich war bei Marien; die Glocke läutete — ſie war wieder heiter. Sie ſtand am Herd, ich neben ihr, den Arm um ihren Hals. Wir plauderten. Plötzlich ein ſchauerlicher, unheimlicher, durch und durch häßlicher Ton. Die Glocke war geſprungen. Marie fuhr zuſammen; ich fühlte, wie ihr Leib unter meinem Arm durch alle Nerven erzitterte; der letzte Blutstropfen floh aus ihrem Geſichte, ſie fuhr ſich mit beiden Händen über Stirn und Scheitel und ſah mich ſtarr an mit entſetzten Augen. Ein tiefer Seufzer entrang ſich ihrer Bruſt. Ich faßte mich ſchnell und ſuchte ſie zu beruhigen, aber ſie hörte nicht und antwortete nur mit einem ſchmerzlichen Lächeln: „Siehſt Du's nun? Siehſt Du's? — Ich nehme Alles auf mich.“ So ſprechend ging ſie ruhig in die Stube. Ich ſtürzte fort und fand das ganze Dorf in Aufruhr. — Die geliebte Glocke, der Stolz des Dorfes, ſein ſchönſter Schatz war ja dahin! Alles ſtürzte der Kirche zu, um den kaum ſichtbaren Sprung zu betrachten. Bei der Gelegenheit erfährt man, daß die Glocke beinahe zweihundert Jahre lang zu Leid und Freud des Dorfes geklungen. Seit Stunden ſpricht man nur von dem Unglück und jeder knüpft ſeine Betrachtungen daran und Niemand weiß, was ſie mir geweſen — und mir iſt, als wäre ein ſchöner Ton aus meinem Leben geſchieden für immer.

Den 21. Juli.

Der Ton der Glocke iſt gräßlich. Man fährt fort ſie zu läuten, weil man keine andere hat; manchmal verſucht man es mit dem Todtenglöckchen, mit dem ehemals im alltäglichen Leben nur das Ave Maria geläutet wurde. Und die zerſprungene Glocke, wie das Ave Maria Glöckchen — ich erinnere lieber an ſeine heiterere Beſtimmung — geben den Ton unſrer Liebe an, ſind die Stimmgabeln für unſere Harmonie geworden. Iſt das nicht ſchrecklich? — Bin ich nun bei Marien, horchen wir unwillkürlich dem Geläute. Iſt es die geſprungene Glocke, denken wir Beide, daß unſer Glück einen Riß bekommen, wenn wir es uns auch nicht ſagen; iſt es das Ave Maria-Glöckchen, dann denken wir aus alter Gewohnheit nur an Scheiden. Der Oheim iſt verdrießlich geworden, denn es hat ſich im Laufe der Jahre zwiſchen ihm und der ſchönen Glocke ein intimes Verhältniß gebildet und er kann ihren Tod nicht verſchmerzen. Er bildet ſich ein, Mariens Traurigkeit entſpringe aus dem langweiligen Leben mit ihm und ſpricht davon, ſie nächſtens dem alten Grafen vorzuſtellen, daß er ſie nach der Stadt zu ſeiner Tochter ſchicke. — Ich habe Marien vorgeſchlagen, dem Unbehagen ein Ende zu machen und meinen Eltern meine Liebe und den Entſchluß, ſie zu heirathen, mitzutheilen. — „Um Gotteswillen nicht!“ — rief ſie entſchieden — „warum den Kummer Deiner Eltern noch zu meinem Unglücke fügen?“

„So biſt Du unglücklich, Marie?“ —

„Nicht durch Dich, nicht durch unſere Verhältniſſe; ich bin es durch mich. Du biſt es auch ſeit einiger Zeit und Du biſt es durch mich. Siehſt Du, ſo wäre unſre Ehe; ſie iſt nicht gut eingeläutet! Darum ſoll auch nichts daraus werden, aber ich kann ohne Dich nicht leben.“

Sie ſchwieg; dann fuhr ſie fort: „Erinnerſt Du Dich des holden Kindes, mit dem ich bei der Pächterin geſpielt habe? Das Glück der Pächterin iſt mir nicht beſchieden, — vielleicht iſt das eine Strafe, vielleicht ein Verhängniß.“

Solche Andeutungen verrathen mir ihre geheimſten Gedanken, denen ſie nicht klare Worte zu geben wagt. Was andere Mädchen bei einem ſo innigen Zuſammenleben ängſtigen würde, ängſtigte ſie im entgegengeſetzten Sinne — zugleich mit der Erinnerung an jene ſündhaft glückliche Stunde, da man die arme Marianne begrub. Beide Gedanken ſpielen ineinander und es entſteht ein vages Gefühl von Tod, Sünde, Strafe, Unglück, die einen Schleier von Schwermuth um ihr Leben, Phantasmagorien vor ihre Augen weben. Alle meine Bemühungen, ſie aus dieſem Zuſtande zu reißen, ſind vergeblich, denn jeder Anhaltepunkt ergibt ſich als unfaßbar. — Aber nach und nach werde ich mit ihr myſtiſch. So hoffe ich jetzt viel von einer neuen Glocke und da die Subſcriptionsliſte zu meinem Vater kam, bewog ich ihn, eine große Summe zu zeichnen, damit die Angele genheit ſo ſchnell als möglich erledigt werde. Wenn nur erſt das Todtenglöcklein und das Todesgeröchel der alten Glocke verhallt ſind, die uns geſpenſterhaft verfolgen! Vielleicht wird Marie bei einem friſchen Tone wieder aufblühen und wieder heiter. Freilich der alte Ton wird es nicht wieder ſein: das fürchte ich, das weiß ich.

Den 19. Auguſt.

Wieder habe ich lange geſchwiegen und diesmal nicht, weil ich zu glücklich war. Anfangs weil ich einen Entſchluß gefaßt hatte und Dir nur den ausgeführten, und wie ich hoffte, freudig und als glücklicher Verlobter mittheilen wollte. Das hat ſich leider nicht verwirklicht und ich fürchte, Dich mit meinen ferneren Klagen zu langweilen. Marie wird immer ſchwermüthiger. Nur ein entſcheidender Schritt, ſagte ich mir, kann ſie aus dieſem Zuſtande reißen: es hat ſich immer als heilſam bewährt, wenn man ſchwankende Zuſtände in feſte, genau umſchriebene verwandelte. — So blieb ich denn — es ſind heute fünf Tage — nachdem die arme Glocke ausgeläutet und Marie kaum zehn Worte geſprochen hatte und erwartete den Oheim feſten Fußes. Marie ſah mich fragend an, ließ mich aber gewähren. Der Oheim, als er mich in der Stube fand, war etwas erſtaunt, zog ſeine alte Soldatenmütze und rief ſein Parbleu! — eines der wenigen Wörter, die er aus Frankreich mitgebracht und häufig anwendet — fragte mich höflich, was ich wollte.

„Parbleu!“ rief ich dagegen, „wir wollen die Sache ſoldatiſch kurz abmachen; ich bin in Ihre Nichte, in Fräulein Marie, verliebt.“

„Parbleu!“ rief wieder der Oheim und ſah ſeine Nichte an, die ruhig in der Thür ſtand. „Parbleu!“ wiederholte er, „glaub's wohl! nettes Kind! Parbleu! Und dann?“

„Nun, ich möchte ſie heirathen.“

„Die Tochter eines braven Offiziers, Parbleu! Und Ihre Eltern?“

„Um ihre Einwilligung iſt mir nicht bange, wenn Sie nur erſt die Ihrige verſprochen haben.“

Der alte Wachtmeiſter ſtrich ſich den Schnurrbart, ſah mich mit einem prüfenden Blick an und murmelte:

„Parbleu! netter Kerl, gute Partie — guter Ruf — Nichts dagegen. Parbleu! Aber iſt Marien's Affaire —“

Ich wandte mich zu Marien. Sie faßte meine Hand und zog mich über die Schwelle und ſchloß die Thüre hinter ſich. Sie ſchlang beide Arme um meinen Hals und ein Strom von Thränen ſtürzte aus ihren Augen.

„Danke, mein Freund, mein theurer Freund,“ ſchluchzte ſie, „aber höre, was in mir feſt ſteht und unerſchütterlich. Du wäreſt nicht glücklich mit mir. Ich habe Dich durch alle die Monate ausgehorcht; ich kenne Dich beſſer, als Du Dich ſelber kennſt; Du mußt in der Welt leben, Du mußt das Leben genießen und thätig ſein im Großen, im Gewühle der Welt und der Unternehmungen. Anders iſt kein Glück für Dich; ich bin für die Einſamkeit gemacht, nur für den, den ich liebe und für mich. Wir können nicht zuſammengehen. Wie Du Dich hier, bis wir uns zuſammenfanden, gelangweilt haſt, ſo würdeſt Du Dich bald mit mir langweilen. Das Alles ſehe ich klar. Aber es iſt noch Vieles da, das ich nicht klar ſehe und das eben ſo wichtig iſt und uns eben ſo ſehr, vielleicht noch ſtärker trennt. Was ich an Glück in dieſer Welt genießen ſollte, habe ich genoſſen; was davon noch übrig iſt, werde ich genießen, dann wird es aus ſein. Ich weiß noch nicht recht wie, aber es wird zu Ende gehen. Dir danke ich Alles — ſo viel Glück, als Andre in einem langen Leben nicht kennen lernen, und wenn Du mich jetzt von Dir ſtießeſt, anſtatt um mich zu werben, ich wäre Dir dankbar bis zum Tode. — Mache Dir niemals Vorwürfe meinetwegen, was auch immer kommen möge. — Ich bin glücklich, alle Schuld mit mir zu nehmen.“

„Welche Schuld?“ fragte ich erſchüttert.

„Ach, ſchweigen wir davon, nennen wir es nicht — es iſt ja Alles gut“ — ſagte ſie abwehrend. — „Wir werden,“ fuhr ſie fort, „noch ſo glücklich ſein und noch ſo lange, als es geht. — Du kannſt jetzt kommen, ſo oft und wann Du willſt — aber denke nicht an Heirath, mein Freund. — Einſt wirſt Du heirathen und glücklich ſein, ich verſpreche es Dir. Ich bin zufrieden, das vorübergehende Glück Deiner Jugend geweſen zu ſein; das war meine Beſtimmung.“ — Sie brachte das Alles ſo ſchnell, ſo aufgeregt und doch ſo entſchieden hervor, daß es mir unmöglich war, ihr ins Wort zu fallen. Endlich, da ſie ermüdet und tief athmend ihren Kopf auf meine Bruſt fallen ließ, ſagte ich:

„Aber, Kind, welche Schuld? Welche böſe Träume plagen Dich?“

Sie erhob ihren Kopf, ſah mich mit großen, vorwurfsvollen Augen an und ſagte, indem ſie ſich wie in Froſt ſchüttelte: „Denkſt Du nicht jener Stunde? Die Todtenglocken läuteten; ein liebes gutes Weib trug man zu Grabe, vier Waiſen waren in unſrer Nähe, Alles weinte, Alles war von Todesſchauern, von Mitleid, von Barmherzigkeit erſchüttert — wir vergaßen Gott und Menſchen, alle Geſetze, alles Leiden der Andern und wir freuten uns und waren glücklich. Iſt das keine Schuld? Das iſt ſchlimmer als ein Mord gewiß, das muß geſühnt werden. Das iſt gewiß, o ſo gewiß!“

Mit Schrecken erkannte ich die Krankheit dieſer zarten, empfindlichen Seele. Sie mißverſtand den Ausdruck meines Geſichtes und ſagte lächelnd mit einem beruhigenden Tone:

„Sei getroſt! das Sühnopfer iſt gefunden und auserwählt."

Mein Freund! Der Seidenwurm, der vom Zweige fällt, an das er ſein zartes Geſpinnſt hängen wollte, macht keinen zweiten Verſuch, hinaufzuſteigen; er rollt ſich in ſich zuſammen und ſtirbt. Eben ſo thut er, wenn man ſein zartes Geſpinnſt unſanft berührt. Man erzählt auch von der Schwalbe und von andern Vögeln, daß ſie den Bau ihrer Neſter unterbrechen und aufgeben, wenn eine fremde Hand irgend einen ſtörenden oder unreinen Gegenſtand herbeigetragen. Solche Seelen gibt es, die ſich aufgeben, wenn in den reinen Bau, in das zarte Geſpinnſt ihres Lebens etwas geworfen wird, das ihnen fremd, das eine Schuld iſt. Ja es iſt genug, daß es nur den Schein einer Schuld trage. Du kannſt mit der Schwalbe und mit dem Seidenwurm nicht rechten, Du kannſt ſie nicht aufwecken zu einem neuen Bau, zu einem neuen Leben — ihnen gebietet ihre Natur und ſie geben ihr Neſt auf und ihr Leben.

Und ſo ſchreibe ich Dir betrübt und hoffnungslos, da ich gehofft hatte, Dir als glücklicher Verlobter ſchreiben zu können.

Den 1. September.

Unglück ſollſt willkommen ſein, kommſt du nur allein! Ein Sprichwort, ein Wahrwort. Aber das Unglück wächſt nur in Familien wie gewiſſe Bäume. Wo eines aus dem Boden ſprießt, kann man ſicher ſein, bald ein anderes nachwachſen zu ſehen! Es war für Marien an jenem unglückſeligen Begräbnißtage und an der geſprungenen Glocke genug. Nun mußte noch etwas hinzukommen. Erinnerſt Du Dich der ſchönen Pächterin, von der ich Dir geſchrieben und die wir vor zwei Monaten auf unſrer glückſeligen Wanderung kennen lernten? — Doch ich muß Dir erzählen, wie wir wieder zu ihr kamen.

Die geſprungene Glocke wurde aus dem Thurme genommen. Mit ihr und mit der geſammelten Summe wurde der Oheim in die Stadt geſchickt, um beim Glockengießer eine neue einzutauſchen oder zu kaufen. Wir waren wieder allein, ganze Tage allein wie damals; wir waren wieder glücklich, aber es war ein verſchleiertes, ein dunkel verſchleiertes Glück. Wir ſind ja beide nicht mehr ſo hoffnungsvoll wie damals. Marie immer voll Liebe und Güte und Anmuth, ja ſelbſt immer lächelnd, aber immer auch wie in ein Schickſal ergeben. Ich hoffte, die alte Stimmung in ihr zu wecken, wenn ich ſie wieder dieſelben Wege führte und ich ſchlug ihr vor, die Pächterin und ihr Kind zu beſuchen, von dem ſie immer mit Liebe geſprochen hatte. Sie nahm den Vorſchlag mit Freuden an und ich richtete es ſo ein, daß Alles ſo war wie damals. Mit Tagesanbruch gingen wir, ich ſuchte dieſelben Wege auf und es war ein eben ſo heiterer

Tag wie damals. Nur die Saaten fehlten; hie und da ſahen uns traurige Stoppelfelder an. In der Natur war nicht mehr jene Fülle des Lebens und Marie erzählte nicht ſo viele Mährchen. Wir ſprachen viel und ernſt — über Gegenſtände, die uns Nichts angingen. Wir fühlten beide den Unterſchied zwiſchen einſt und jetzt, und trotz manchem Scherz waren wir beide gedrückt. Wie um mich um Verzeihung zu bitten gab mir Marie von Zeit zu Zeit einen Kuß, und wie, um mir zu ſagen, daß ſie mir jetzt nicht ferner ſtehe als damals, drängte ſie ſich, an meinem Arm hängend, eng an mich und nannte ſie mich mit den liebevollſten Namen. — Um Mittag ſaßen wir wieder auf der Bank unter der Linde, wir ſchlugen in die Hände, um Jemand herbeizulocken. Die Pächterin kam — aber wie war ſie verändert — blaß, eingefallen, um zehn Jahre gealtert. — „Was iſt Ihnen geſchehen," rief Marie erſchrocken und eilte auf ſie zu — „wo iſt Ihr Kind?" fragte ſie raſch weiter …

„Sie haben es ſchon errathen," antwortete die Frau, indem ſie reſignirt die Hände in einander legte. — „Mein Kind iſt todt. Es ſtarb kaum vierzehn Tage nach Ihrem Beſuche …"

Marie wandte ſich mit Heftigkeit zu mir und aus ihren Blicken erkannte ich, daß ſie das Unglück wieder auf ſich bezog. Sie ſchüttelte bitter lächelnd den Kopf und ſetzte ſich, die Hand der Frau ergreifend, mit dieſer auf die Bank. — Schweigend ſaßen wir lange da, ſchweigend nahmen wir Abſchied und ſchweigend wanderten wir nach Hauſe. Bei hellem Tage kamen wir am Dorfe an; Marie ließ ſich dadurch nicht beirren; ſie bemerkte es kaum und an meinem Arme ſchritt ſie durch die heimkehrenden Männer und Frauen, die uns erſtaunt betrachteten und lächelnd grüßten.

„Ein ſchönes Paar!“ rief eine Gevatterin; „auf wann die Hochzeit?“

Marie hörte es nicht; ſie war in ſich verſunken, blaß und ſtumm.... Mein Freund, ihr Gemüth iſt gefährlich krank und unglückſeligerweiſe kommt ſo jeden Augenblick etwas hinzu, die Gefahr zu ſteigern. Die ganze Luft ſcheint mir voll von unſichtbaren böſen Geiſtern. Schon iſt mir der Gedanke gekommen, ob nicht irgend eine gewaltige Kriſis, vielleicht ſogar eine regenerirende Krankheit zu wünſchen wäre. Doch nein! Gott bewahre. Dieſes zarte Gebäude würde einem unheilen, tobenden Geiſte nicht widerſtehen können. Ich bitte Dich herzlichſt, ſchreibe mir bald und gib mir einen Rath. Hätte ich es bei Marien mit Leidenſchaften, mit Unverſtand oder etwas der Art zu thun, ich würde damit fertig — aber dieſe Ahnungen, dieſe Schwermuth, dieſe Unfaßbarkeiten des Gemüthes finden mich ganz und gar hülf- und waffenlos. Verdammt ſei die Romantik unſrer ganzen Bildung, die uns Allen in den Gliedern ſteckt und die einem Blätterrauſchen, einem Quellenmurmeln, einem Glockentönen mehr Gewalt einräumt, als dem vernünftignen Gedanken. Kämpfe Du mit Schatten, die unſterblich ſind und deren Glieder, nach jedem Schwerthieb, ſich wieder zuſammenſchließen. Lebewohl!

Den 30. September.

Du verlangſt nur weitere Nachrichten und ich habe Dir eigentlich Nichts zu ſagen; oder vielmehr, was zu ſagen iſt, weiß ich nicht in Worte zu faſſen. So kommt der Tag und der Tag vergeht und Nichts verändert ſich, nur daß es immer herbſtlicher und daß Marie immer bleicher wird und immer milder und ſanfter und dabei immer zarter, immer verſteckter in ihren fixen Ideen. — Da ſitzen wir am Fenſter, ſie an meinen Arm gelehnt und ſehen zu, wie zum Klang der Glocke die Blätter fallen. — Man hat ſich nämlich, als man die Glocke abnahm, überzeugt, daß der Glockenſtuhl morſch und daß für die neue Glocke ein neuer Stuhl nothwendig geworden. An dieſem arbeitet man jetzt im Thurme und die Axt des Zimmermanns erſchallt von dort. Das Todtenglöcklein, das jetzt alle Aemter verrichtet, hat man indeſſen in die hohe Linde, unweit von Mariens Hauſe aufgehängt. Wenn es nun gezogen wird, fallen die loſen Herbſtblätter und zittern, vom Klange des Todtenglöckleins begleitet, zur Erde nieder. Dieſem Spiele ſehen wir vom Fenſter aus zu; wahrlich, es iſt nicht erheiternd. Da haſt Du unſer Leben.

Den 2. October

Nun wiſſen auch Andere, was ich längſt gewußt habe, daß Marie ſehr krank iſt, denn ſie liegt im Bette und ſieht aus wie eine Sterbende. Meiner Mutter habe ich die Geſchichte meiner letzten ſechs Monate erzählt und die gute Frau ſitzt mit mir am Krankenbette und pflegt ſie wie ihre Tochter. Sie wollte Marien zu uns in's Haus nehmen, um beſſer für ſie ſorgen zu können, aber ſie will ihr Stübchen nicht verlaſſen. — Mein Freund, welche Tage, welche Nächte ich verlebe — es iſt nicht auszudrücken. Es iſt mir manchmal, beſonders wenn Marie ſo liebevoll und ſo voll Hoffnung für meine Zukunft ſpricht, als müßte mir das Herz zerſpringen und ich warte und harre, daß dies geſchehe. Ich weiß nicht, wie ich es ertragen werde. — Der Oheim ſieht mich an wie einen Feind; doch drückt er mir manchmal die Hand, als ob er ſagen wollte: Uns Zweien, uns Zweien geht es herzlich ſchlecht. —

Den 15. October.

Wenn Du kommen kannſt, wie kannſt Du noch fragen, ob Du ſollſt? — Ich werde Dich nicht mehr Freund, ich werde Dich Wohlthäter nennen. Du wirſt mir theuer ſein mein ganzes Leben, wenn Du ſie geſehen haſt, wenn ſie Dir, den ſie ſeit ſo lange kennt, die Hand gedrückt hatte. — Dein Onkel ſoll die ganze Klinik im Stiche laſſen und mit Dir kommen. Er kennt meinen Vater ſehr genau; ſage ihm, es handle ſich um deſſen Schwiegertochter, meine Braut — Aber beeile Dich; komme bald!

April 184..

Viel Glück, mein Freund, zum überſtandenen letzten Examen. Nun iſt es Zeit, mit dem Vorſchlag herauszurücken, den ich ſeit lange in petto habe. Die Carriere, die Du erwählt haſt, iſt Nichts für Dich; Du biſt arm und müßteſt Dich durch Jahre voll Entbehrung ſchlagen, bis Du zu einem nur halbweg erträglichen Looſe gelangten. An mir haſt Du in jenen verhängnißvollen Wochen, vor und mehr noch nach dem Tode Mariens, des Guten ſo viel gethan, daß ich es Dir mit einem ſorgenloſen Leben, mit einer guten und einträglichen Stellung nur ſchlecht bezahle. Ich werde immer dein Schuldner bleiben und ich ſträube mich nicht dagegen — bin ich doch der armen Marie verſchuldet bis zu meinem letzten Hauche. Du kommſt zu uns; wir ſtehen an der Spitze einer großartigen Unternehmung, bei der Du mit Deinen mineraliſchen Kenntniſſen uns und Dir nützlich ſein kannſt. Halte Dich an das Poſitive, mein Freund; nur im Poſitiven, nur im Schaffen, das einen directen, ausgeſprochenen Zweck hat, iſt das Heil. Ich habe einen Schauer vor allem Unbeſtimmten, vor all' den Gemüths- und Phantaſiedämmerungen, in denen man wie in Wolken wandelt, wie der Byron'ſche Kain im Bodenloſen und Leeren. Ich halte mich an das Nächſte und ſtudire Landwirthſchaft, Geologie, Hütten- und Maſchinenweſen. Ich hoffe, daß mit der Zeit etwas Rechtes aus mir wird, beſonders in Deiner Geſellſchaft. Komme bald! Heute iſt es ein Jahr, daß ich Marien kennen gelernt; bald wachſen Blumen auf ihrem Grabe. Komme bald zu Deinem

Max.

Die alte Jungfer.

I.

Das Dorf liegt auf einem niedrigen Plateau und ſieht ärmlich und ſchmucklos aus, ja ſelbſt etwas finſter, wie die meiſten echtböhmiſchen Dörfer. Die Bauernhütten ſtehen in einem großen Kreiſe; in der Mitte klaffen tiefe, mit Regenwaſſer angefüllte Lehmgruben, in denen Gänſe und Enten ein einförmiges Leben führen. Auf dem großen Raſenplatze erhebt ſich ein wilder Kaſtanienbaum, der mit ſeinen breiten Zweigen einen ſandſteinernen, weiß, ſchwarz und roth angeſtrichenen heiligen Johannes von Nepomuk beſchattet. Anders iſt es in dem Thale, welches mit ſeinem Bache das Plateau auf zwei Seiten begrenzt. Hier wohnte von jeher ein handeltreibendes Völkchen und man erzählt, daß die Federnhändler dieſes Thales ſich ſchon unter der Kaiſerin Maria Thereſia bis über die Grenzen des Landes und bis auf die Leipziger Meſſe gewagt haben. An die Fremde und an Reiſen gewohnt, hatten einige junge

Leute zur Zeit der Franzoſenkriege, beſonders als dieſe über die Grenzberge Böhmens drangen, Muth genug, ſich der Armee Kaiſer Franzens anzuſchließen, und als Lieferanten ihr Glück zu machen. Die einzige Schlacht von Kulm und Arbeſau mit ihren Vor- und Nachſpielen hatte ihnen ſo viel eingebracht, daß ſie als wohlhabende Leute in ihr Thal zurückkehren und ſich noch ihr Leben lang als Gläubiger des Kaiſers rühmen konnten. Von ihren Reiſen brachten dieſe unternehmenden Leute nebſt dem Gewinne noch mancherlei mit, das zur Bequemlichkeit gehört und bisher in dieſen Gegenden unbekannt geweſen; die Häuſer, die ſie ſich bauten, entfernten ſich von dem bäuerlichen Style des Dorfes und der Hausrath bekam ein ganz ſtädtiſches Ausſehen. Aber die größte und gründlichſte Veränderung datirt aus jener Zeit, da die Induſtrie unter dem Schutze eines ſicheren Friedens — Kulm und Arbeſau, ſagte man ſtolz im Dorfe, haben nicht wenig zur Sicherheit dieſes Friedens beigetragen — ſich auf dem Continente auszubreiten begann und die Reiſenden ihre Wunder in der Fremde anſtaunen konnten. Die Berge rings in der Gegend waren von Eiſenerzen angefüllt; die Wälder boten prächtiges Bau- und Brennholz; in einem benachbarten Bezirke friſteten reiche Steinkohlenbergwerke, überflüſſig, wie ſie ſchienen, ein ärmliches Leben und das Flüßchen, das luſtig das Thal durchrauſchte, verſchwendete leichtſinnig eine höchſt koſtbare Waſſerkraft. Speculative Köpfe, und unter ihnen hervorragend der kleine Handelsmann Juſtinus Liebert, einer der Helden von Kulm und Arbeſau, bemächtigte ſich dieſer unbenützten Schätze und Kräfte, eröffnete Eiſengruben, baute Straßen nach den Steinkohlenlagern, legte Eiſenhämmer, Schaufelſchmieden, Walkmühlen ꝛc. an, führte Häuſer auf, wie ſie aufblühenden, k. k. ausſchließlich privilegirten Fabrikanten würdig ſchienen, und nach wenigen Jahren war es den Einwohnern ſelbſt ſchwer, in dem lebensvollen Thale voll niedlicher, eleganter Wohnungen, ihre urſprüngliche Heimat zu erkennen. Sie datirten die große Veränderung von jenem Zeitpunkte her, da am Eingange des Thales, an den Eiſenhütten des Herrn Juſtinus Liebert jene himmliſche Eſſe aufgeführt worden, welche alle Zainhämmer und Streckhämmer der Umgegend überflügelte, oder, wie man ſich ausdrückte, aufs Maul legte, und ihren Beſitzer in ſehr kurzer Zeit zu einem anſehnlich reichen Mann machte. Damals, als die Eſſe aufgeführt wurde, erregte ſie außerordentliches Aufſehen; an Sonntagen ſtrömten alle Umwohner herbei, um das Rieſenwerk anzuſtaunen, und die alten Leute ſagten, das ſei unerhört, das hätten ſie ſelbſt in Prag und Leipzig nicht geſehen, und als man die älteſten Federnhändler fragte, verſicherten ſie, ſie hätten desgleichen in Frankfurt am Main nicht geſehen, und es war ausgemacht, daß mit dem Baue dieſer Eſſe, wie mit dem Baue des babyloniſchen Thurmes, eine neue Zeit beginne. Ob eine gute oder böſe neue Zeit, das wiſſe Gott allein.

Es ſah aber aus, als ſollte die neue Zeit eine gute werden. Es wurde viel gebaut, trotz dem bis dahin in dieſer Gegend viel geltenden Satze: Stützen ſoll man ein altes Haus und kein neues bauen.

Häuſer, Hausart und Menſchen wurden immer ſchmucker, doch behielt Alles einen ländlichen Charakter, da die Häuſer nicht in Gaſſen gedrängt und gereiht ſtanden, ſondern einzeln, von Gärten umgeben, in denen die Töchter Blumen pflegten. Freilich waren dieſe Blumen erſt nur noch Sonnenblumen, halbwilde Roſen — aber bei Liebert's waren auch ſchon Georginen angekommen, und es war Hoffnung vorhanden, daß ſich die Nachkommen der Liebert'ſchen Georginen über die andern Gärten ausbreiten würden. Man lebte ja ſehr friedlich und gemüthlich unter einander, theilte einander gerne mit, und Käthchen Liebert war beſonders froh, wenn ſie alles Schöne, womit ſie ihr Vater umgab, mit Andern genießen konnte.

In der That ſah man ſchon im Herbſte nach Ankunft der Georginen mehre ihrer Töchter über die graue Stakete der Tabaktrafikantin Roſalie glänzen und liebäugeln. Das Flüßchen war regulirt und für Zeiten des Waſſermangels in angemeſſenen Entfernungen mit Baſſins verſehen worden, welche von Weiden oder ſchnell wachſenden Akazien umgeben waren. Auf einem der

Waſſerbecken ſchwamm ein grün angeſtrichener Kahn, ein in dieſer Gegend nie geſehenes Fahrzeug. Die kleine Stadt in der Nähe, die amtliche Hauptſtadt des Bezirkes, welche früher das Dorf als zu ihren Domänen gehörig beherrſcht hatte, ſtrich die Segel vor den Annehmlichkeiten und dem Reichthum des Dorfes, und wie man ehemals aus dem Dorfe in die Stadt gegangen, ſo ging man jetzt aus der Stadt in das Dorf, um Neues zu ſehen und zu hören, und vor Allem, um ſich gut zu unterhalten. Die Beamtenfrauen und Töchter ärgerten ſich zwar über den Luxus der Dorfleute, aber die Herren liebten den guten Tiſch und Keller der Fabrikanten und verwieſen den Frauen ihre Vorurtheile. Obenerwähnte Georginen ſind nicht durch einen Wind des Zufalls aus dem Garten des Herrn Juſtinus Liebert in den Garten Roſaliens, der Tabaktraſikantin, verpflanzt worden; Käthchen Liebert ſelbſt hat drei Setzlinge, an den drei Baſſins vorbei, in ihren Händen dahingetragen und den kurzen und trockenen Dank dafür in Empfang genommen.

Wie Alles in der Welt ſeine Bedeutung hat, ſo war auch das Erſcheinen der Liebert'ſchen Georginen im Garten Roſalien's nicht bedeutungslos. Roſalie mußte die Erſtlinge vor Allem haben, und was man ihr anbot, brachte man nicht wie ein Geſchenk, ſondern wie einen Tribut oder ein Opfer dar, und es wurde auch demgemäß von ihr angenommen. Sie war in alle Geſellſchaften geladen, ſie empfing ihr Theil von den beſten und ſeltenſten Schüſſeln, die im Thale verzehrt wurden, beſonders in jenen Häuſern, in denen erwachſene Töchter dem Haushalt vorſtanden; denn Roſalie war, wenn nicht die wichtigſte, ſo doch nach Herrn Liebert die einflußreichſte Perſönlichkeit des Ortes, und ſie wachte mit Eiferſucht über ihr Anſehen, und ließ es nicht einen Augenblick verfallen. Dieſes Anſehen verdankte ſie ihrer Herkunft, ihrer Stellung, ihrem Charakter, wie ihrem Alter und in Folge ihres Alters, der Tradition.

Ihr Vater war ein braver Soldat geweſen, der als Feldwebel quittirte und für ſeine Dienſte mit der Tabaktrafik belohnt wurde. Seine beiden Töchter Roſalie und Marianne wuchſen in großer Schönheit auf, aber er ſah mit Schmerzen, wie Roſalie, die ältere, auf ſein Anſehen und ſeine Verdienſte, mehr aber auf ihre Schönheit bauend, einen Freier nach dem andern abfahren ließ, wie ſie alle jungen Leute der Gegend als tief unter ihr ſtehend betrachtete und, wie es ſchien, irgend etwas Großes und Ausgezeichnetes erwartete. Als ihr Vater ſtarb, war ſie tief in den Zwanzigern und Jungfrau, ſo wie ihre Schweſter, vor der ſie wie eine abwehrende, undurchdringliche Mauer ſtand, und welcher ſie unter den abgefallenen Freiern, die ſich manchmal zu Marianne wandten, nicht zu wählen erlaubte. Der alte Feldwebel, den man im Dorfe um ſich und ihn zu ehren, Herr Lieutenant titulirte, hatte, als er die Augen ſchloß, den

Einen Troſt, daß ſeine Kinder nicht unverſorgt zurückblieben, denn er hatte es durchgeſetzt, daß ſeine Tabaktrafick auf ſie, als auf Soldatenkinder, überging und die Einträglichkeit derſelben wuchs von Tag zu Tag mit der Wichtigkeit des Ortes und mit der Anzahl der Arbeiter, welche das neue induſtrielle Treiben in das Thal und in die Gegend zog. Außerdem hatte ja Roſalie ſo viel Geiſt, ſo ſchrecklich viel Verſtand, daß der zärtlichſte Vater ihretwegen nicht beſorgt ſein durfte, und mit dem in der ganzen Gegend berühmten Verſtande noch ſo große Ueberreſte von Schönheit, daß man es kaum merkte, wie es eben nur noch Ueberreſte waren. Seit dem Tode des Herrn Lieutenants waren ſchon wiederholt Jahrzehnte vergangen; Roſalie ſtand bereits in einem unnennbaren Alter; von jenen großen Schönheitsübermaßen waren nur noch kleine Reſtchen vorhanden; verheirathet war ſie auch noch nicht und doch war ihr Anſehen, ihre Wichtigkeit im Orte auf eine höchſt merkwürdige Weiſe geſtiegen. Dies verdankte ſie, neben ihren perſönlichen Eigenſchaften, vorzugsweiſe dem Tabakhandel, den Roſalie zu benützen wußte, um ihr Haus — ein nettes kleines Häuschen mit Hof und Garten — zum Mittelpunkte des ganzen Ortes und der Gegend zu machen. Zu dieſem Reſultate iſt ſie durch ein einfaches Manöver gelangt. Sie hatte den Schalter am Fenſter abgeſchafft, durch den ehemals die Tabakpäckchen aus der Stube hinausgereicht worden; jeder Käufer mußte nun in die

Stube ſelbſt treten, und da ſah es ſo behaglich aus und ſtanden ſo einladende Großvaterſtühle umher, daß ſich der Käufer, freundlich aufgefordert, gerne hinſetzte, und von Roſalie geſchickt ausgefragt, Alles erzählte, was er nur an Neuigkeiten, an Hochzeits-, Geburts- und Sterbefällen, an edlen und verbrecheriſchen Thaten, an politiſchen und Privatintereſſen wußte. Roſalie kannte auf dieſe Weiſe das Innerſte aller Häuſer und Familien, und hatte man ſich ehemals bei ihrem Vater verſammelt um alte Kriegsgeſchichten zum hundertſten Male anzuhören, ſo wanderte man jetzt regelmäßig jeden Abend zu ihr, ſaß man im Sommer bis ſpät in die Nacht hinein auf den Bänken vor ihrem Hauſe, um neueſte Nachrichten aus Oſten und Weſten kennen zu lernen.

Darum nannte man ihr Haus auch das Caſino, und ſpäter, bei ſteigender Bildung und Berührung mit der Welt, den Club, was Roſalie nicht ungern hörte.

II.

War Roſalie den Männern wichtig als Beſitzerin und Vorſteherin des Clubs, war ſie es den Frauen und Mädchen noch mehr als Putzmacherin — denn das war ihr eigentlicher Stand, für den ſie ſich ausgebildet und für den ſie die natürliche Begabung hatte — und wie ſie es verſtanden hatte, im geeigneten Momente, da der Flecken ſich zu moderniſiren anfing, die Cigarren einzuführen und dadurch ihrem Handel einen neuen Aufſchwung zu geben, ſo hatte ſie es um dieſelbe Zeit auch als Putzmacherin verſtanden, aus den ländlichen Moden herauszutreten und ſich in die ſtädtiſchen hineinzuarbeiten.

Sie war immer zeitgemäß, und ihre Entwickelung als Putzmacherin hielt gleichen Schritt mit der Entwicklung der Induſtrie und des Wohlſtandes.

Ihr alſo hatte man es vorzugsweiſe zu verdanken, daß ſich die weibliche Bevölkerung ihres Auftretens nicht zu ſchämen brauchte, wenn von Zeit zu Zeit Reiſende aus fernen Gegenden und aus der Hauptſtadt ankamen. Roſalie hatte das volle Gefühl deſſen, was ihr die ganze Heimat verdankt. „Wie würden ſie mit all ihrem Gelde ausſehen, wenn ich nicht wäre!“ ſagte ſie oft zu ſich und zu andern.

Und es iſt wahr, daß ſie in dieſer, wie in vielen andern Beziehungen für dieſen in der Geneſis begriffenen Ort von unſchätzbarem Werthe war, ſtellte ſie doch auch den Arzt und Apotheker dar. Sie beſaß ſo viele Hausmittel, ſie verſtand es ſo manche Krankheit zu behandeln, daß ſich viele Familien immer zuerſt an ſie wandten, und den Arzt aus der Stadt nur bei beſonders gefährlichen oder außerordentlichen Fällen holen ließen. Brauchte man wo eine Citrone, Heftpflaſter, Salmiak, Thee oder dergleichen, — ohne weiter nachzudenken, wandte man ſich an Roſalien, und beſaß ſie nicht das Verlangte, ſo hatte ſie doch immer ein Surrogat oder irgend etwas, was beſſer und dienlicher war, als das, was der ländliche Verſtand ihrer Mitbürger verlangte. So war ſie denn das fac totum bei Geſunden und Kranken, bei Männern und Weibern, bei Jung und Alt. Und wie man ſie an allen Abenden der Wochentage dem Club der Männer präſidiren ſah, ſo ſah man ſie an allen Nachmittagen der Sonn- und Feiertage an der Spitze der weiblichen Jugend, mit großen Schritten über Wieſe und Feld, durch Thal und Wald gehen. Das war die Schwäche dieſes ſtarken Charakters, Roſalie, die eben ſo alt war wie Herr Juſtinus Liebert, ſich doch von der Jugend nicht trennen konnte und liebte es vorzugsweiſe, im Kreiſe der Mädchen ihre Herrſchaft auszuüben, ſich mit dieſen zu zeigen und anzudeuten, daß ſie noch zu ihnen gehöre. Jedermann fand dieſes lächerlich, nur nicht die weibliche Jugend, auf die ſie eine unwiderſtehliche Anziehungskraft ausübte. Die Mütter beklagten das, und die Väter verloren manchmal die Geduld darüber, denn auf ihren Spaziergängen ſowohl, wie zu Hauſe am Nähtiſche, wo ſich Nachmittags ebenfalls die weibliche Jugend verſammelte, ſoll, wie verlautete, Roſalie Grundſätze gepredigt haben, welche Väter und Mütter verderblich nannten. Nicht Grundſätze, die man gewöhnlich unmoraliſch nennt, Gott bewahre! — Niemand konnte Roſalien die geringſte Immoralität vorzuwerfen — aber Grundſätze, die geeignet waren, aus all den jungen Mädchen, die ſie umgaben und gläubig ihren Worten lauſchten, alte Jungfern zu machen. Daß die Befürchtungen der Väter und Mütter begründet waren, das zeigte eine ganze zu Roſalie gehörige Schaar, die man im Geheimen ihre „alte Garde" nannte und die in der That nur aus reifen und überreifen Jungfrauen beſtand und an deren traurigem Zuſtande war, wie man allgemein behauptete, nur Roſalie Schuld. Roſalie war nicht grundſätzlich eine Feindin der Ehe, ſie wollte ja, wie ſie es bei jeder Gelegenheit offen geſtand, ſelbſt noch heirathen, wenn ſich nur ein Mann vorſtellte, der ihrer würdig wäre. Seit fünfundzwanzig Jahren hat ſich dieſer Mann nicht gefunden und es fand ſich auch kein Mann, den ſie für würdig gehalten hätte, der Gatte einer ihrer Landsmänninnen zu werden. Sie hatte ein merkwürdig geübtes Auge, um an jedem Freier oder Liebhaber, ihrer ſelbſt oder ihrer Freundinnen, die geheimſten Schwächen oder Fehler ſeines Charakters oder ſeiner Erſcheinung herauszufinden und eine noch merkwürdigere Begabung, ihn mit einem Worte zu brandmarken oder lächerlich zu machen.

War eine ihrer Freundinnen noch ſo ſehr geneigt, auf die Bewerbungen eines jungen Mannes einzugehen — nach der Kritik, der ihn Roſalie in voller Verſammlung unterzog und nach dem Urtheil, das ſich am Ende meiſt in ein Wort concentrirte, in ein ganz kleines, unvergeßliches Wörtchen, war das geradezu eine Unmöglichkeit geworden.

Dazu kam, daß Roſalie die Geſchichte jedes Einzelnen ſo genau kannte, daß es ihr ein Leichtes war, ein Charakterbild zuſammen zu ſtellen, vor dem das unerfahrene, heirathsluſtige Mädchen ſchauderte. Die jungen Mädchen, meiſt auch ihre Schülerinnen in allen Handarbeiten, lernten ihr dieſe Kunſt der prägnanten Charakteriſirung bald ab und übten früh ihren Scharfſinn in Auffindung der Schwächen und Fehler der jungen Männer, ſo daß ſich oft Roſalie gar nicht die Mühe zu geben brauchte, ihnen ihre Bewerber zu verleiden. Nirgends vielleicht kam es ſo oft vor, wie in dem Thale, das ein junges, unerfahrenes, ſiebzehnjähriges Geſchöpf einem weitgereiſten, gebildeten Mann, der es ſich einfallen ließ, ihr den Hof zu machen, in's Geſicht lachte. Die Folge war, daß der Flecken bald einen ſchlechten Ruf bekam, daß die Einwohner für eingebildet und für Spötter galten, und daß die Freier und der Fremde, wie ſehr auch der Wohlſtand lockte, immer ſeltener wurden, daß die ganze Schaar der alten Garde ein ähnliches Schickſal durchmachte wie Roſalie, und daß der ganze Nachwuchs von einem ähnlichen Schickſale bedroht war. Die Mütter ſeufzten und behaupteten, Roſalie könne es nicht ertragen, daß eine jüngere vor ihr heirathete, und ſie verrathe das, da ſie an Allem Theil nehme, nur nicht an Hochzeiten. Die Töchter antworteten, das ſei wohl möglich; aber man könne nicht läugnen, daß Alles, was ſie über Adolf, Heinrich, Hans, Albert ꝛc. ſagen, die reinſte Wahrheit ſei.

III.

Um jenes Käthchen Liebert, das die Georgienknollen zu Roſalie trug, thäte es uns leid, wenn ſie demſelben Schickſale verfallen ſollte, wie ſchon die alte Garde und und manche der jungen Garde. So eben, an einem ſchönen Frühlingsmorgen, trägt ſie wieder Pelargonienſamen zu Roſalien und wie ſie ſo hingeht, an den drei Baſſins vorbei, den Blumenſamen vorſichtig in der hohlen Hand tragend, mit faſt noch kindlichem Schritt und ſtill vor ſich hinlächelt, weil ſie Jemand eine Freude machen will, ſieht ſie gerade ſo aus, als ob ſie auch ein großes Glück für Andere, beſonders für Einen, einen glücklichen Unbekannten, im Herzen trüge. In einem der Baſſins ſtrecken Karpfen ihre breiten Mäuler aus dem Waſſer; ſie wirft ihnen einen Reſt ihres Frühſtückes zu und lacht, wie ſie nach dem weißen Brode ſchnappen, und bleibt ſtehen, wie ein Kind, das ſeine

Commiſſion vergißt. Ihre Taſchen ſind leer, und ſie hätte faſt Luſt, den Blumenſamen in den Teich zu werfen, um ſich an dem Schnappen der Karpfen noch länger zu beluſtigen, aber dieſer gehört Roſalien und ſie wandert weiter. Aus dem andern Baſſin läuft eine offene Rinne in den Bach; ſie nimmt mit der linken Hand vorn ihr blaues Kleidchen zuſammen, ſchließt die andere mit den Körnern zu einer kleinen Fauſt, und ſpringt mit einem Hopp, das ſie vor ſich hinſagt, über die Rinne. Aber die Körner waren doch zu viele und einige ſind bei dem Sprunge auf die Erde gefallen; ſie kniet nieder oder kauert, ſo unbefangen, als ob ſie zu Hauſe wäre, und ſammelt die zerſtreuten Körner wieder ein.

Roſalie ſtand auf der Höhe des Dammes, der ihr Haus vor den Ueberſchwemmungen des Baches ſchützte, wie ſie jeden Morgen pflegte, ſtützte beide Hände an die Hüften, daß die Ellenbogen weit verragten und überſah das Thal wie ein Fürſt, der von der Höhe einer Zinne oder eines Berges ſein Reich überblickt. Neben ihr ſtand Suſi, eine von der alten Garde. Dort kommt Käthchen Liebert, ſagte Suſi. — Ich ſehe es! antwortete Roſalie trocken. Wie ſie über die Rinne ſpringt — wie ſie jetzt niederkauert — das ſchickt ſich doch nicht mehr für ein ſo großes Mädchen — fuhr jene fort.

Warum nicht? — verwies Roſalie — willſt Du die auch ſchon zu einer großen Perſon machen? Käthchen iſt noch ein Kind! wie lange iſt's her, daß ich ihr die Hände gepatſcht habe, wenn ſie unartig war und ich könnte es heute auch noch thun.

Das ginge doch nicht mehr an, lächelte Suſi etwas ſpöttiſch.

Und warum nicht? weil es Käthchen Liebert iſt? weil es die Tochter Juſtinus Liebert's iſt? Daran liegt mir viel! Ich habe Seiner Wohlgeboren Herrn Juſtinus Liebert, k. k. ausſchließlich privilegirten Fabrikanten gekannt, als er noch als ganz kleiner Handelsmann von Dorf zu Dorf zog, und wenn ich gewollt hätte, wäre ich heute Frau Liebert, k. k. ausſchließend privilegirte Fabrikantin.

Und warum haſt Du nicht gewollt? fragte Suſi noch ſpöttiſcher als zuvor, ja es drückte ſich ſogar ſtarker Hohn und Schadenfreude bei dieſer Frage in ihrem Geſichte aus. Suſi war eigentlich die intimſte Feindin Roſalien's, die ſie im Innerſten dafür verantwortlich machte, daß ſie eine alte Jungfer geworden, von der ſie ſich aber trotzdem nicht trennen konnte. Die Gleichheit des Gemüthszuſtandes machte ſie zu Bundesgenoſſen.

Weil ich ihn der guten Anna, der armen Anna, meiner Freundin, die närriſch in ihn verliebt war, nicht nehmen wollte! antwortete Roſalie groß und ſtolz. Man ſagt, fuhr Suſi immer lächelnd fort, daß er auch in ſie ſo närriſch verliebt geweſen.

Bah! erwiderte Roſalie, das weiß ich beſſer —

ich weiß, was vorgegangen, ich weiß, welche Anträge er mir gemacht — das ganze Dorf wußte es damals.

Ich erinnere mich freilich nicht — ich war damals ein Kind! ſagte die Andere ſo unbefangen als möglich.

Ein Kind! lachte Roſalie — ein Kind! achtzehn Jahre warſt Du alt!

Suſi biß ſich auf die Lippen und ſchwieg. Aber bald hatte ſie eine neue Frage bereit, mit der ſie ſich für dieſe Antwort rächen konnte: Und wenn er Dich ſo geliebt hat, warum hat er Dich nach dem Tode ſeiner Frau nicht geheirathet?. Damals war doch Niemand da, für den Du Dich hätteſt zu opfern brauchen? Und Du warſt ja ſchon bei ihm im Hauſe und haſt, wie Du ſelber ſagſt, bei ſeinen Kindern Mutterſtelle vertreten. Warſt Du damals vielleicht nicht mehr jung genug? oder nicht mehr ſchön genug? — Roſalie ſtreckte ſich, lachte: Schön genug! haha! — und fügte laut und ſtolz hinzu: Du weißt, ich haſſe ihn. — Ja, Du haſſeſt ihn,“ fuhr jene mit beſonderem Vergnügen fort. „Du haßteſt ihn zuerſt, weil er Dich das erſte Mal nicht geheirathet hat. Aber Du wareſt zu verſöhnen geweſen, wenn er Dich nach dem Tode ſeiner Frau geheirathet hätte, für die Du Dich ſo ſchön geopfert haſt. Man ſagt, daß Du damals, als er Dich ins Haus nahm, um ſeine Wirthſchaft zu leiten, das ziemlich lebhaft gehofft, und daß Du Dich ſchon als Frau Juſtinus Liebert und als reiche Frau benommen haſt, mehr als die verſtorbene arme, gute Anna je gethan hat. Dein eigentlicher Haß der iſt erſt ſpäter gekommen, erſt vor zwei Jahren ungefähr, weil Juſtinus Liebert Deine jüngere Schweſter Marianne an ſeinen Hauslehrer verheirathet hat, weil er dieſe Heirath erleichterte, weil er alle Hinderniſſe, die von der Schweſter gekommen ſein ſollen, beſeitigt, weil er dem armen Hauslehrer, dem guten Fiſcher, eine Stelle an der Realſchule in der Stadt verſchafft und Dir ſo die Beleidigung angethan, Deine um zehn Jahre jüngere Schweſter vor Dir unter die Haube zu bringen. — Suſi hatte, wie das nur intimen Freundinnen möglich iſt, mit feinſtem Tacte, die zwei empfindlichſten Stellen in Roſalien's Herzen berührt.

Daß ſie Herr Juſtinus Liebert nicht geheirathet, auch nach dem Tode ſeiner Frau, da ſie doch ſeinem Hausweſen vorſtand, und die gegründetſten Hoffnungen zu haben glaubte, und daß er die Heirath ihrer jüngeren Schweſter mit ſeinem braven Hauslehrer begünſtigt — dieſe zwei Verbrechen konnte ſie ihm nicht vergeſſen, betrachtete ſie als tödtliche Beleidigungen — dieſe zwei Dinge wurmten ſie mehr als Alles; um ſo mehr als ſie ſich bei dieſen Gelegenheiten Blößen gegeben, ihr Innerſtes verrathen und im letzten Falle auch aufgehört hatte, für eine gute Schweſter zu gelten.

Man erzählte noch im Dorfe, wie ſie gewüthet habe, wie ſie ſich am Hochzeitstage auf den Damm geſtellt und mit aufgehobenen Armen Verwünſchungen gegen das Haus Liebert ſchleuderte, in welchem die Hochzeit gefeiert worden und wie ſie ſeitdem ihre Schweſter nicht habe ſehen wollen.

Suſi wußte ſehr gut, was ſie that, als ſie über Roſalien's Haß gegen den alten Liebert ſprach und ſie hätte das Meſſer in ihrem Herzen gern noch einige Male umgekehrt, wenn nicht eben Käthchen in den Hof getreten wäre.

Guten Morgen, Roſalie! guten Morgen, Suſi! klang es ſo freundlich und lieblich, daß der Ton viel mehr zu dem Vogelgezwitſcher auf den Bäumen ringsumher, als zu dem eben beendeten Geſpräche und zu dem bitteren Tone desſelben paßte. — Sieh, Roſalie, fuhr der holde, junge Ton fort, da bringe ich Dir friſchen Blumenſamen, zu Blumen, die wir hier noch nicht gehabt haben. Papa hat ihn aus Königswart, aus dem Metternich'ſchen Garten mitgebracht.

Gut! ſagte Roſalie, leg's dorthin auf die Bank; ich habe gerade ein Plätzchen im Garten frei, wo ich den Samen brauchen kann.

Käthchen that, wie Roſalie ihr befohlen und fuhr fort: Wart, Roſalie, künftig ſollſt Du noch mehr bekommen, und von allen möglichen Gattungen, Papa will ein Treibhaus anlegen und einen Gärtner dabei anſtellen; der gute Papa, das hat er mir zu meinem Geburtstage verſprochen.

Papa wird wohl bald Myrthen brauchen? fragte Suſi.

Wozu? fragte Käthchen wieder.

Nun, für Fräulein Tochter, wenn Fräulein Tochter ſich verheirathen.

Ach, nein, ſagte Käthchen ganz ruhig lächelnd, daran iſt noch nicht zu denken.

Und warum nicht?

Nun, weil ich noch nicht ein Bischen verliebt bin! lachte Käthchen.

Ach! nicht in den jungen, dicken Herrn, der dieſe Woche zu Beſuch hier war? Wer iſt denn der dicke junge Herr?

Ach, er iſt nicht ſo dick, erwiderte Käthchen, und es iſt ein ganz freundlicher, netter Menſch; ſein Vater iſt Gutsbeſitzer bei Carlsbad.

Er beſäet wohl ſelbſt ſeine Felder, fuhr Suſi fort, denn er geht, als ob er immer die Schürze voll Korn vor ſich her trüge.

Käthchen lachte wieder. Das iſt mir gar nicht aufgefallen, ſagte ſie; aber ſchöne Zähne hat er, wie aus Elfenbein.

Die konnte man gut ſehen, ſagte Roſalie achſelzuckend; denn die Unterlippe hängt ihm übers Kinn, wie eine Schürze. Aber dummes Zeug, fügte Roſalie zu Suſi gewendet ihre Bemerkung hinzu, man muß dem Kinde nicht ſchon Heirathsgedanken in den Kopf ſetzen. Dem

Herrn Weller iſt es gar nicht eingefallen, auf Käthchen wie auf ſeine Zukünftige zu ſehen.

Gewiß nicht, beſtätigte Käthchen ſehr treuherzig.

Er war hier, um Herrn Liebert eine Steinkohlengrube, die er auf ſeinem Gute hat, zum Kaufe anzubieten.

So? fragte Käthchen; ich habe nicht gefragt.

Gewiß, ſagte Roſalie, ich weiß es! Der Engländer hat es mir geſagt. Lord John wird vielleicht dahin reiſen, ſie zu beſichtigen. Herr Weller verlangt 30,000 fl. für eine dreijährige Ausbeutung; nach dieſer Zeit kann der Pacht unter denſelben Bedingungen auf ſechs oder zehn Jahre erneuert werden; wo nicht, fallen alle Anlagen Herrn Weller als Eigenthum zu. Herr Weller hätte die Ausbeutung ſelbſt übernommen, wenn ſeine Capitalien in dieſem Augenblicke nicht bei einem Holzgeſchäfte engagirt wären. Auch brauchte er baares Geld, weil er ſeine zweite, nein, ſeine dritte Tochter verheirathet. Die machte eine ſchöne Partie! Sie nimmt einen Juſtiziär, der 800 fl. Gehalt hat. Freilich iſt ſie häßlich, wie ihr Bruder, und hat ſie ſchon eine Geſchichte gehabt mit einem unbeſchäftigten Badearzt aus Marienbad.

So! ſagte Käthchen wieder, das wußte ich nicht; ich habe nicht gefragt. Aber wie Du das Alles weißt! fügte ſie lachend hinzu; Roſalie weiß Alles! Weißt Du, wie Dich Papa heißt? Papa heißt dich die „Allgemeine Zeitung" oder den „Oeſterreichiſchen Beobachter." Das iſt auch eine Zeitung.

Sehr witzig! murmelte Roſalie.

Wie heißt die Zeitung? fragte Suſi.

Der „Oeſterreichiſche Beobachter!“ antwortete Käthchen; aber was ich eigentlich noch ſagen wollte. Wir haben Sonntag Gäſte. Du weißt, Papa hat den großen Adler aus Prag bekommen, der anzeigt, daß Papa's Fabrik eine k. k. privilegirte iſt. Der wird Sonntags nach der Meſſe feierlich über der Thüre aufgehängt werden; dann iſt großes Eſſen bei uns und Abends werden wir tanzen. Es kommen über zwanzig Herren und Damen aus der Stadt. Nicht wahr, Roſalie, Du wirſt mir helfen? Ja?

Auf dieſes bittende Ja, das mit dem Köpfchen auf der Seite geſagt war, antwortete Roſalie mit einem hölzernen: Ja wohl! Du könnteſt ja doch nicht fertig werden.

Da Käthchen ſo ſchrecklich viel zu thun hatte, ging ſie auch bald und mit ſchnellen Schritten, nicht ohne ſich wieder einige Minuten bei den Karpfen aufzuhalten. Die beiden Freundinnen ſahen ihr nach und jede dachte: wie gar ſchnell dieſe Dinger aufwachſen! man kann es nicht leugnen, ſie iſt eine große Perſon, ein dummes Ding, aber was kümmert das die Männer — ſie ſind ſelbſt ſo dumm — grad ſolche grüne, unreife Dinger gefallen ihnen.

Hätte mit ihnen noch ein dritter Wohlwollender dem lieben Käthchen nachgeſehen, gewiß er hätte ganz andere Gedanken gehabt, und man hätte ſich überzeugt, wie verſchiedene Gedanken verſchiedene Menſchen bei Betrachtung desſelben Gegenſtandes haben können. Der alte Müller, der, ſeine Morgenpfeife rauchend, aus dem Fenſter ſieht und von Käthchen durch den Teich getrennt iſt, ſcheint ein ſolcher Wohlwollender zu ſein. Fräulein Katti, Fräulein Katti! ruft er mit einer Stimme, die gewohnt iſt, Mühlräder zu überſchreien.

Was iſt, Gevatter?

Da gehen zwei ſehr ſchöne Mädels!

Wo denn? fragt Käthchen, und ſieht ſich neugierig um.

Eine oben und eine unten im Teiche!

Käthchen verſteht nicht gleich und ſucht und ſieht in den Teich — dann lachte ſie und der Müller lachte auch.

Der alte Müller wird witzig, ſagt Suſi.

Wenn die Alten zu reden anfangen, fangen die Jungen an zu ſchweigen, ſagt die erfahrene Roſalie. Komm, hilf mir, ſagt ſie dann nach einigem Schweigen und geht in's Haus, wohin ihr Suſi folgt.

Nach wenigen Minuten kommen beide in den Hof zurück und tragen eine große Holzplatte, die ſie auf die Bank gegen die Mauer ſtellen.

Ich weiß es ſeit lange, ſagt Roſalie, daß Juſtinus Liebert einen Adler vor ſein Haus hängen wird. Will er groß thun mit ſeinem kaiſerlichen Adler? ich kann es auch. Seit dreißig Jahren könnte hier ein Adler hängen, wenn wir es gewollt hätten; jede Tabaktrafik hat das

Recht, einen doppelköpfigen, kaiſerlichen Adler auszuhängen. Was einer kann, kann ich auch, und Herrn Juſtinus ſoll die Freude, die Welt mit einem Adler zu überraſchen, etwas geſchmälert werden; ich will ihm zuvorkommen. So ſprechend, hatte ſie den rauchenden, hölzernen Türken in rothen Hoſen, gelbem Kaftan und blauem Turban von dem Poſtament über dem Fenſter, wo er ſeit dreißig Jahren prangte, abgenommen, und an dieſelbe Stelle einen gewaltigen Hacken befeſtigt. Suſi reichte ihr die Holzplatte und nach wenigen Sekunden glänzte, wohl befeſtigt, ein rieſiger, friſchgemalter zweiköpfiger Adler mit Scepter und Reichsapfel in den Klauen, mit dem Querbalken und den öſterreichiſchen Lerchen in der Mitte, weit in das Thal hinaus. Eingefaßt war das ganze Bild von einem ſchwarz und gelben Rande, und über den Köpfen des Adlers war in einem Rundbogen und in goldener Schrift auf wolligem Grunde zu leſen: K. K. Tabaktrafik. Roſalie ſtand ſtolz davor, betrachtete den Adler und ſagte: Was Einer kann, kann ich auch! Der Adler hat mich fünf und zwanzig Gulden gekoſtet, aber ich bereue das Geld nicht.

Dann ging ſie wieder auf die Höhe des Dammes, ſtemmte beide Hände in die Seiten und ſah herausfordernd in's Thal hinaus, und hinauf, gegen das Haus des Herrn Juſtinus Liebert mit ſeinen zahlreichen grünen Jaluſien.

Nun hing der Adler auch ſchon über Herrn Juſtinus Liebert's breiter, von allerlei Erzgießerei bedeckten Thür. Er war bei weitem größer, ſchöner und beſſer gemalt, als der Adler Roſalien's; auch ſchützte ihn ein blechernes Dach, das wie ein ſchwarzes Band in Windungen über ihn hinlief, vor dem Regen. Die Feierlichkeit war vom ſchönſten Frühlingswetter begünſtigt und die Bauern des oberen Dorfes ſtanden noch mit offenem Munde betrachtend da, während Herr Liebert mit ſeinen Gäſten, darunter der Kreiscommiſſär, der Bürgermeiſter der nächſten Stadt, die Räthe, der Bergrath, der Berggeſchwornen mit ihren reſpectiven Ehegemahlinnen und anderen kleineren Beamten, oben im großen Saale eine gewaltige, homeriſche Mahlzeit einnahmen. Da floß nur ſo der Ungarwein, und die viel zu wenig bekannten Landsleute von Melnik und Czernoſek kamen zu Ehren. Herr Liebert brachte einen loyalen Trinkſpruch aus, welchem dann die Trinkſprüche des Bergraths und des Bürgermeiſters auf den edlen Wirth und auf die Fremden und Begründer der hohen Induſtrie folgten.

Während die Herren ſprachen, was ſie eigentlich nur aus Höflichkeit ſprechen wollten, wurde es ihnen ſelber klar, wie wichtig in der That die Männer ſind, die ſie leben ließen, und unwillkürlich fühlten ſie ſich und ihre Größe Herrn Juſtinus näher gerückt und ſtiegen ein wenig herab von ihrer Höhe und wurden zuthunlicher. Was Herrn Juſtinus ſelbſt betrifft, ſo hatte er in dieſer

Beziehung längſt ein dunkles Gefühl ſeiner Wichtigkeit, wenn auch nicht ſeines Werthes, da er ſehr wohl ahnte, was ihm, dem Autodidacten, fehlte, um das zu werden, was ein großer Induſtrieller in unſerer Zeit und im modernen Staate werden könnte. Längſt hatte er es gemerkt, wie enge die Unternehmungen, die er als bloße Geldſpeculation angefangen, mit dem Wohl und Wehe des Staates, mit Krieg und Frieden, mit allen Fluctuationen der allgemeinen Zuſtände zuſammenhingen.

Er ahnte, wie eine große Induſtrie den ganzen alten Staat verwandeln, umſchaffen, ja verjüngern und kräftigen könne, und wieder wie ſie von Verwaltung, Gerechtigkeitspflege, von der Politik nach Außen und Innen abhänge. Das Staatswappen an ſeinem Hauſe war ihm das Symbol dieſes Zuſammenhanges ſeiner ſelbſt mit dem großen Ganzen; er fühlte ſich deutlich als ein Glied in der großen Kette, als ein Theil der großen Maſchine, und dies gab ihm ein ſtolzes Bewußtſein, eine würdige Heiterkeit.

Auch Käthchen, die am andern Ende der Tafel ihm gegenüber ſaß, war etwas feierlich geſtimmt, aber wohl nur, weil ſie zum erſten Male bei einem ſo großen Gaſtmahle und ſo vielen hohen Herrſchaften die Honneurs machte. Sie fühlte ſich als eine große Perſon, als das Fräulein vom Hauſe und das vielleicht auch zum erſten Male in ihrem Leben. Papa hatte ſie auch für dieſen Tag ſo ſchön angekleidet, daß ſie ſich förmlich ſchämte.

Aber ſtolzer als Herr Liebert und Tochter erſchien Roſalie. Sie ſaß zwar nicht mit bei Tiſche, aber prächtig angekleidet, eine künſtliche, hochrothe Roſe im dunklen Haare, ging ſie mit aufgerichtetem Haupte aus und ein, befahl ſie den Dienern mit lauter Stimme und lehnte ſich bald da, bald dort an den Stuhl einer der Damen und miſchte ſich lebhaft ins Geſpräch, um fühlen zu laſſen, daß ſie hier nicht in untergeordneter Stellung, ſondern als Freundin des Hauſes walte. Den Stolz der Damen wußte ſie zu demüthigen, indem ſie ihn nicht bemerkte und das Geſpräch mit ihnen durch den Ton der Gleichgültigkeit zu erzwingen verſtand. Allzu ariſtokratiſche ſchlug ſie mit einem Worte über ihre Toilette, für deren Geſchmackloſigkeiten ſie ein ſcharfes Auge hatte, nieder, und bewog ſie die Nachbarin durch Schrecken und Mitleid, ſie freundlicher zu empfangen. Die Reden der Männer hörte ſie mit verſchlungenen Armen an, und gab ihren Beifall durch zuſtimmende Bewegungen des Kopfes zu erkennen.

Man muß geſtehen, daß ſie noch recht ſtattlich ausſah; ein alter, heirathsluſtiger Wittwer, und nach Umſtänden auch ein achtzehnjähriger Jüngling, hätten ſie ſogar noch ſchön finden können. Ihre Züge waren etwas ſcharf, aber doch ſehr regelmäßig; die Fältchen auf der Stirne und um die Augen, wenn auch zahlreich, doch ſo ſehr klein, daß das ganze Geſicht dadurch etwas Feines bekam; auf einige Entfernung waren ſie gar nicht ſichtbar. Sprechend zeigte ſie eine Reihe ſchöner, kleiner Zähne. Die ſehr runden, dunklen Augen hatten freilich einen harten, etwas abſchreckenden Glanz, aber dieſem widerſprach ſonderbarer Weiſe der Ausdruck der Mundwinkel, die vielmehr ſchmerzlich und bitter als boshaft herabgezogen waren. — In großer Geſellſchaft wie heute konnte ſie ſelbſt ſehr liebenswürdig ſein, wie ſie ſich überhaupt in den gewöhnlichen Verhältniſſen gegen Nachbarn und Bekannte zuvorkommend und hilfreich zeigte. Heute nahm ſie vorzugsweiſe die Frau Rentmeiſterin für ſich ein. Dieſe folgte ihr nach Tiſche in die Küche und ließ ſich von Roſalien alle Taſchen für die lieben Kleinen anfüllen, wofür ſie dieſelben mit ſämmtlichen Neuigkeiten der Stadt bekannt machte.

Nach aufgehobener Tafel ſaßen die Herren unter den Bäumen vor dem Hauſe und tranken Kaffee und rauchten Cigarren. Die Cigarre war damals noch eine ſeltene und luxuriöſe Erſcheinung in jenen Gegenden, und mancher der Herren wußte nicht, welches Ende in den Mund zu ſtecken und wartete ab, um ſich keine Blöße zu geben, wie es der Herr Bergrath oder Herr Liebert machen würde. Der Herr Rentmeiſter konnte mit ſeiner Cigarre nicht fertig werden und ſchnitt ſie endlich in Stücke und ſtopfte ſie in die allgewohnte Pfeife. Andere zeigten, daß ſie mit dergleichen umzugehen verſtanden und zogen ſie vor dem Anbrennen der ganzen Länge nach drei bis viermal durch den Mund und erklärten den

Nachbarn den Nutzen einer ſolchen Procedur. — Etwas abſeits und allein an einem kleinen Tiſchchen ſaß der Maſchinenmeiſter Herrn Lieberts, ein Engländer, der John hieß und den man im Orte Lord John nannte, weil man glaubte, daß alle Engländer Lords ſeien. Ein Engländer fand ſich damals überall, wo eine hohe Eſſe und eine Dampfmaſchine war; man glaubte beinahe, daß der Dampf keine Kraft habe, wenn ihn nicht ein Engländer überwachte, und daß eine Maſchine nur unter den Augen eines Engländers fungiren könne.

So war auch Lord John eine wichtige Perſon im Orte und er fühlte ſeine Wichtigkeit, das ſah man aus der breiten Art und Weiſe, wie er da ſaß, wie er ſein rothes Geſicht ſtarr und unbeweglich der Geſellſchaft entgegenhielt und ſie mit großen, hellblauen Augen anglotzte, ohne ein Wort zu ſprechen. Er that am liebſten, als ob er nicht deutſch verſtünde, um ſich nicht ins Geſpräch miſchen zu müſſen, und ſo ſaß er den ganzen Nachmittag da und trank nach dem Kaffee mehre Gläſer Liqueur, nach dem Liqueur Bier und nach dieſem Wein, ohne ſich weiter viel aufzuregen, nur daß er, je länger er da ſaß, immer lebhafter, gleich einem Pferde, die breite Oberlippe, oder vielmehr den großen, öden Raum zwiſchen Mund und Stumpfnaſe herauf und herunter bewegte, auf und zuklappte. So ſaß er noch da, als es oben im Saale wieder lebendig zu werden begann. Nach Tiſche war das junge Volk aus der Stadt gekommen, Söhne und Töchter der Eingeladenen, und junge Beamte des Magiſtrats und des Bergamtes; unter dieſen letztern viele in ihrer ſonntäglichen Bergmannstracht, dem ſchwarzen Kittel mit breiten Aermeln, ausgeſchweiftem Kragen und glänzendem Ledergürtel, auf dem Kopfe das grüne Filzkäppchen. Man tanzte luſtig darauf los.

Aber das arme Käthchen tanzte nicht; ſie ſaß nur am Clavier und ſpielte zum Tanze auf, da der Schulmeiſter, den man eigentlich zu dieſem Zwecke geladen hatte, nach Tiſch unfähig war, Tact zu halten. So mußte ſie ſich denn als gaſtliche Tochter des Hauſes um ſo mehr aufopfern, als unter den Söhnen und den Töchtern der Stadt Niemand da war, der einen Walzer hätte aufſpielen können. Sie arbeitete gewiſſenhaft darauf los, bis ihr der Schweiß in hellen Perlen auf der Stirne ſtand. Doch ſah ſie manchmal auf und warf einen ſehnſüchtigen Blick auf die Tänzer, was ſie aber vorzugsweiſe beſchäftigte, ſie beinahe aus dem Tact gebracht hatte, war ein junger Mann in Bergmannstracht, den ſie nicht kannte und der beſonders ſchön tanzte und die Damen ſo anmuthig und zart in den Armen hielt, daß es wünſchenswerth ſcheinen mußte, mit ihm einige Touren zu machen. Er war mit dem ganzen Haufen junger Leute gekommen und von der Rentmeiſterin nur Herrn Liebert und Roſalien vorgeſtellt worden, und Käthchen hätte für ihr Leben gern gewußt, wer denn der neue

Practikant war. Er war gar zu hübſch, zu eigenthümlich und er ſtach durch ſeine Manieren, wie durch ſeine Phyſiognomie gar zu ſehr von den andern ab. Käthchen war ordentlich froh, als er zu tanzen aufhörte und im Saale umherging und die Kupferſtiche beſah. Sie blickte auf die Taſten nieder, als er endlich am Clavier ſtehen blieb und ſeine großen braunen Augen, wenn auch beſcheiden, doch prüfend auf ihr ruhen ließ. Als er ihr gar auf die kleinen Finger ſah, glaubte ſie plötzlich aufhören zu müſſen, und doch ſpielte ſie ſchneller als früher, daß die Tänzer ihr gar nicht nachkommen konnten und ein großer Lärm im Saale entſtand. Käthchen bemerkte es nicht, denn der fremde Practikant näherte ſich ihr plötzlich und ſprach aufs verbindlichſte:

Mein Fräulein, Sie müſſen ſchon müde ſein; wollen Sie mir nicht erlauben, daß ich Sie einige Zeit ablöſe?

Gern und mit Dank! erwiderte Käthchen und wurde roth. Stimme und Ausſprache klangen ihr ſo eigenthümlich. Er iſt ein Ausländer, ſagte ſie zu ſich ſelbſt — wie liebenswürdig ſind doch die Ausländer!

Aber wie nun der Fremde am Clavier ſaß und kräftig zu ſpielen anfing, ſtand ſie ganz verdutzt da. Jetzt erſt fiel es ihr ein, daß ſie ja doch nicht mit ihm tanzen könne und das that ihr ſehr leid, und ſie war ganz verdrießlich, als nun ſämmtliche junge Männer, wie es ſich ſchickte, auf ſie zueilten, um das Fräulein vom Hauſe einzuladen. Es lag ihr gar nichts am Tanze mit dieſen

Herren; am liebſten hätte ſie ſich nach dem Fremden erkundigt und das konnte ſie nicht, da ſie nun fortwährend tanzen mußte und von Hand zu Hand ging. Endlich beſchloß der Fremde den Walzer mit einem ſehr kühnen Laufe und die ganze Geſellſchaft brach in Applaus aus: bravo, Herr Weſt, bravo!

Weſt heißt er, murmelte Käthchen, Weſt!

Der Applaus freute ſie. Sie blickte nach Weſt und ſiehe da, er hatte ſie eben auch angeſehen, und das mit ſo freundlichem Auge, daß ſie ſich troſtete, nicht mit ihm getanzt zu haben. Er ſtand auf und wollte offenbar auf ſie zugehen, aber die Rentmeiſterin ſtellte ſich ihm in den Weg, faßte ihn an einem Knopf und überhäufte ihn mit ſo vielen Complimenten über ſein Spiel, daß er ſtehen bleiben mußte. Trotzdem er freundlich antwortete und ſein Blick lächelnd auf die Hand, die ſeinen Knopf hielt, niederglitt, ſah es ihm Käthchen doch an, daß ihm der Aufenthalt nicht recht war, und das war ihr wieder angenehm, doppelt angenehm, denn ſie fühlte, daß ſie verlegen ſein würde, wenn er ſie anſpräche. Sie hatte Angſt, daß er es doch thun könnte und flüchtete ſich zu Roſalien.

Was iſt Herr Weſt, Roſalie?

Ein Practikant und Kurmacher der Rentmeiſteriſchen Ludmilla.

Das iſt nicht wahr, ſagte Käthchen heftig.

So? fragte Roſalie gedehnt und ſah Käthchen mit prüfendem Blicke an. — Und woher weißt Du, daß es nicht wahr iſt?

Weil — weil ich geſehen habe, wie er mit ihr getanzt hat und daß er kaum ein Wort mit ihr ſprach.

So? fragte wieder Roſalie — das Alles haſt Du geſehen?

Und, fuhr Käthchen fort, er tanzte erſt mit ihr, als ihn die Rentmeiſterin dazu aufforderte.

Das Alles haſt Du geſehen! — ſpottete Roſalie — und ich dumme Perſon habe geglaubt, daß Du in Dein Spiel ſo ſehr vertieft biſt. Ich ſage Dir, fügte Roſalie kurz und ſchneidend hinzu, es iſt Alles abgemacht; die Rentmeiſterin hat es mir ſelbſt geſagt — ſie erwartet jeden Tag, daß er um Ludmilla anhalte.

So ſprechend kehrte ihr Roſalie den Rücken und ging, um Erfriſchungen für die Geſellſchaft zu beſtellen. Käthchen blieb mitten in der Geſellſchaft, wie in voller Einſamkeit ſtehen. — Ludmilla, dachte ſie, die paßt ja gar nicht zu ihm; er hat etwas ſo Edles, ſo Ausgezeichnetes in ſeinem ganzen Weſen — aber die Rentmeiſterin iſt ſo zudringlich und ſie ſetzt Alles durch.

Solches und Aehnliches denkend, und mit dem dunklen Gefühle, daß ſie eigentlich ihre Pflicht verſäume und daß ſie mit den Gäſten ſprechen ſollte, ging ſie ſchweigend durch den Saal, bis ſie mit einem Male an der Hand gefaßt und zurückgehalten wurde.

So nachdenklich, mein Käthchen?

Es war ihr Vater, der ſie zurückhielt und ſo ſprach, ohne eine Antwort abzuwarten.

Ich ſtelle Ihnen hier meine Tochter vor — Käthchen, das iſt Herr Weſt, Bergpractikant.

Beide verneigten ſich; Käthchen ſtützte ſich auf den Arm ihres Vaters, der ihr die Hand ſtreichelte und im Geſpräch mit Herrn Weſt fortfuhr:

Das iſt doch merkwürdig! — Sie ſind alſo ein Schüler der Pariſer polytechniſchen Schule und der école des mines; — das iſt ſehr merkwürdig und ſehr intereſſant. Unſere jungen Leute begnügen ſich meiſt mit Chemnitz und gehen höchſtens nach Freiburg in Sachſen. Wie kamen Sie dazu, Ihre Studien an dieſen berühmten Schulen zu machen?

Der Fremde war etwas verlegen, was Käthchen nicht entging, und antwortete mit zaudernder Stimme:

Verſchiedene Schickſale, eigenthümliche Verhältniſſe — die Verbindungen meines Vaters. — Allerlei, was — ich kann das nicht ſo kurz erklären.

Seien Sie froh, ſagte Herr Liebert, daß es ſich ſo gefügt hat. Ich habe von dieſen Schulen ſo viel gehört — ich wollte, ich könnte meinen Jungen auch dahin ſchicken. — Sie waren wohl lange in Paris.

Ich habe beinahe meine ganze Jugend dort zugebracht.

Ah, daher der fremde Accent — rief Herr Liebert — Sie ſprechen, als ob das Deutſche nicht Ihre Mutterſprache wäre.

Weſt erröthete und ſah bei Seite.

Nun, ſagte Herr Liebert, ich habe Ihnen nichts Unangenehmes ſagen wollen — im Gegentheil; es klingt ganz hübſch, es ſteht Ihnen ganz gut! — Nicht wahr Käthchen, die Ausſprache des Herrn Weſt iſt ganz angenehm?

Gewiß! beſtätigte Käthchen ſehr raſch, gewiß, fügte ſie dann langſamer hinzu, und um das allzuraſche „Gewiß" ſchnell vergeſſen zu machen, ſagte ſie: Sie ſprechen wohl ſehr gut franzöſiſch?

Als wäre es meine Mutterſprache, antwortete Weſt aufathmend, mit einer Wärme, die Käthchen auffiel.

Natürlich, ſagte Herr Liebert, wenn man an dieſen beiden Schulen ſtudirt hat. Herr Weſt, ich bin ſehr glücklich, Ihre Bekanntſchaft gemacht zu haben. Sehen Sie, ich verſtehe eigentlich ſehr wenig von all dem Weſen, dem ich vorſtehe und das mein Eigenthum iſt; ich bin ein armer Autodidact, der nur nachmacht, was er anderswo ſieht. Ich fühle, daß ſo Manches in meinen Gruben und Hütten anders ſein könnte und beſſer, aber ich weiß nicht, wie es anders zu machen. Ich bin immer ſehr froh, wenn ich mit Männern von Fach zuſammenkomme und nehme gern und dankbar guten Rath an. Die Herren vom Bergamt ſagen mir, daß Sie als ausgezeichneter Montaniſt und Techniker empfohlen ſind, und daß Sie ſich ſchon im Annenſchacht und beim neuen Waſchwerk als ſolcher bewährt haben.

Weſt verneigte ſich, Käthchen ſah ihn mit Intereſſe an.

Sie haben gewiß ſchon mannigfache Gruben und Hüttenwerke geſehen?

Ich habe Frankreich, Belgien und England bereiſt, antwortete Weſt.

O! rief Herr Liebert, die gelobten Länder meiner Induſtrie! Wie dankbar wäre ich Ihnen, wenn Sie meine Werke beſichtigen, wenn Sie wieder kommen wollten.

Mit größtem Vergnügen will ich wieder kommen, ſagte Weſt und verneigte ſich ſo, daß man nicht wußte, ob er ſich vor dem Vater oder der Tochter verneigte.

Bravo! und wann?

Sobald ich meinen freien Tag habe — nächſten Mittwoch!

Gut, nächſten Mittwoch. Sie ſind ſehr gütig, Herr Weſt, wie wollen wir herumwandern. Vergiß nicht Käthchen, daß Herr Weſt nächſten Mittwoch mit uns ſpeiſt.

Der Bürgermeiſter kam; Herr Liebert wandte ſich zu ihm und zwang ſeine Tochter, die er am Arme hielt, mit ihm die Schwenkung zu machen und dem Fremden den Rücken zu kehren.

Ein herrlicher junger Mann, ſagte er im Umdrehen, nicht wahr Käthchen?

Schon ſprach Herr Liebert wieder mit dem Bürgermeiſter, ohne Käthchens Antwort abzuwarten, und er ließ ihren Arm fahren. Sie wollte ſich, plötzlich ganz heiter, wieder in die Geſellſchaft miſchen, als plötzlich das Clavier zu klingen anfing. Mit Freuden ſah Käthchen den Schulmeiſter, der ſich indeß etwas gefaßt hatte, daran ſitzen. — Ich werde tanzen — er wird mit mir tanzen — dachte ſie, und ſie hatte den Gedanken noch nicht ausgedacht, als er ſchon vor ihr ſtand, und Käthchen tanzte ſo leicht und ſo gut, wie ſie nie glaubte getanzt zu haben. Die Muſik klang ihr zwar eigenthümlich melancholiſch, obwohl es ein ganz luſtiger Walzer von Labitzky war, und ſie ſelbſt fühlte ſich ſo ſonderbar ſchwermüthig, und doch war es ihr ſo wohl. Es ſchien ihr, als ob ſie Flügel hätte, und als müßte ſie, wie die Bauern, wenn ſie in der Schenke tanzen, laut aufjauchzen. Auch ließ ſie gegen alle Regel das kleine Blondköpfchen nach der Seite hängen, als wollte es auf die Schultern Weſt's fallen. Nach beendigtem Tanze wußte ſie ihn mit einer Geſchicklichkeit, die ſie ſich nie zugetraut hatte, in ein Geſpräch zu verwickeln, in dem gleich ſo viele Gegenſtände aufs Tapet kamen, daß ſie mit Freuden darin den Stoff für ſtundenlange Unterhaltung erkannte. Und der Fremde wußte von ſeinen Reiſen, von Paris und von Allem ſo ſchön und dabei ſo anſpruchslos und einfach zu erzählen, daß ſie ſich ganz unbefangen, ja ganz geſcheidt fühlte und ſich ſagen mußte, daß ſie ſich noch nie mit irgend einem der Herren aus der Gegend ſo ſicher gefühlt hatte. Es kam ihr vor, als machte ſie an ſich ſelbſt eine neue Bekanntſchaft und als kennte ſie

Herrn Weſt ſeit langer, langer Zeit. In der That bildete ſie ſich ein, daß ſie ſich zu allen Zeiten einen angenehmen jungen Mann, einen liebenswürdigen Cavalier gerade ſo und nicht anders vorgeſtellt habe, und das war doch gewiß nicht wahr, da an dem jungen Practikanten ſo viel Fremdes und Fremdartiges und für ſie ganz Neues war, von ſeiner Ausſprache und der Art ſeiner Unterhaltung angefangen bis auf den Schnitt ſeines Geſichtes, ſeine ſchlichten, ſehr dunklen Haare, kurz bis auf den ganzen Typus und die ganze Art.

Käthchen erklärte ſich das Fremdartige nur damit, daß er eben anders und ausgezeichneter war, als Alles, was ſie an Männern bisher kennen gelernt. Sie vergaß über dem Geſpräche mit ihm ſo ſehr ihre Pflichten als Dame des Hauſes, daß man in der Dunkelheit munter getanzt haben würde, wenn nicht Roſalie fürs Licht geſorgt hätte. Als es mit einem Male hell wurde, erwachte ſie wie bei Morgendämmerung aus einem ſchönen Traume. Sie ſah die Rentmeiſterin und dachte an ihre Tochter Ludmilla, und entfernte ſich auf eine ſo kurze und abſchneidende Weiſe von ihrem Tänzer, daß er ein wenig betroffen war. Es zog ſie zu Ludmilla und — wie räthſelhaft werden uns weibliche Gemüther, ſelbſt ſiebenzehnjährige immer bleiben — und unterhielt ſich mit ihr, für die ſie doch nicht die geringſte Sympathie hatte, aufs freundſchaftlichſte, bis ſie auch ſie plötzlich verließ und zwar mit hocherhobenem Kopfe, mit Freude und einigem Triumph im Geſichte.

Wie dumm und abgeſchmackt iſt ſie! ſagte das kleine Käthchen zu ſich ſelber und machte den ganzen Abend die Honneurs mit großer Sicherheit, als wäre ſie um fünf Jahre älter geworden und um einen Kopf größer. Auch Herrn Weſt, der ſie noch einige Male zum Tanze aufforderte, kam ſie mit ruhigerer und älterer Sicherheit entgegen; ſie hörte ihm kälter zu und widerſprach ihm auch manchmal. Aber als er ſich gegen Mitternacht mit den andern Gäſten empfahl und in der Nacht verſchwand, glaubte ſie wieder die melancholiſche Muſik von vorhin zu hören, und als es mit einem Male im Hauſe wieder ſtille war, und als auch im Hauſe das letzte Geräuſch verſtummte — vier Eiſenarbeiter luden Lord John auf ihre Schultern, um ihn heimzutragen — und ſie in ihre Schlafſtube trat, und ſich auf einen Stuhl vor dem Bette ſetzte und ſich nicht entkleidete und vor ſich hinſah, ſinnend, träumend, da war es wieder das alte, ſtille, liebe Käthchen.

Am andern Tage war die trotzige Stimmung vollends verflogen. Wäre ſie eine gebildete romantiſche Perſon mit einigem Bewußtſein von Bildung und Romantik geweſen, ſie hätte ſich geſchämt, immer nur an die Küche und an das Mittagseſſen für nächſten Mittwoch zu denken. So aber, wie ſie war, gab ſie ſich dieſem Gedanken hin, und das war ſehr gut, denn es überwucherte den Gedanken an Ludmilla, der manchmal ſtörend auftauchte, und die zwei Tage, die ſehr glücklich hätten ſein können, hie und da in ihrer Reinheit ſtörte. Wie gerne hätte ſie ſich mit Roſalien, der ſie Alles vorzutragen gewohnt war, über das Mittwochseſſen beſprochen. Aber kam die Geſchichte mit Ludmilla nicht von Roſalien? und iſt es nicht lächerlich, aus einem Eſſen für einen jungen Practikanten ſo viel Weſens zu machen? Auch war ſie feſt entſchloſſen, nicht davon zu ſprechen, als ſie endlich doch am Dienſtag zu ihr hinunter wanderte; ſie wußte nicht warum? aus alter Gewohnheit — weil ſie mit Jemand ſprechen mußte — über irgend etwas — vielleicht über Weſt — am liebſten aber nicht. Sie hatte eine gewiſſe Angſt vor Roſalien, ſie konnte was ſagen, was unangenehm war. Aber was liegt daran? — ſage ſie, was ſie will — ich beſuche ſie.

Roſalie ſtand vor einem Haubenſtock und ſetzte einige Roſaſchleifen zurecht; Suſi ſaß ihr gegenüber und ſtrickte Socken.

Da kommt ſie ja! rief Suſi, als Käthchen eintrat; ſie wird uns Genaueres ſagen können.

Man ſollte es meinen, ſagte Roſalie, denn ſie hat ſich lange genug, beinahe unſchicklich lange, mit ihm unterhalten. Ich muß Dir ſagen Käthchen, daß man ſich nicht ſo dem Erſten, Beſten an den Hals wirft.

Ich? ich habe das gethan? fragte Käthchen verlegen.

Ja, Du! antwortete Roſalie kurz, und fuhr vor ſich hinſprechend fort: Käthe wird aber ſo wenig von ihm wiſſen, wie die Andern. Kein Menſch weiß was über ihn, ſelbſt die Rentmeiſterin nicht, die ihm doch ihre Tochter geben will. Es iſt eine leichtſinnige Frau, und ſie ſchlägt ihre ſieben Töchter um jeden Preis los. Ich aber ſage, ich gebe meine Tochter lieber dem buckligen Schreiber, von dem ich doch weiß, wer ſeine Hühner und Gänſe ſind, als ſo einem Hergelaufenen. Ja, ja, es iſt ein Hergelaufener — wer weiß, was dahinter ſteckt. Es iſt nicht herauszubringen, woher er gekommen; was iſt er, wie heißt er? Er hat nicht einmal in Chemnitz ſtudirt und iſt nicht in Joachimsthal geweſen, das habe ich alles gehört, wie er mit Deinem Vater geſprochen, und wer ſein Vater iſt und ſeine Anverwandten, kann man auch nicht erfahren. Hat man je gehört, daß ein Practikant hierher gekommen, der nicht in Chemnitz geweſen oder in Joachimsthal, oder wenigſtens in Kuttenberg? Nirgends iſt er geweſen, das ſagen alle Practikanten. O, ich habe mich ſchon erkundigt! ich will nicht, daß ſo ein Hergelaufener in ein Haus komme, wo ich an den Kindern Mutterſtelle vertreten habe, das habe ich gethan, das mußt Du zugeſtehen Käthchen, ich bin wie Deine Mutter, obwohl es Dein Vater nicht an mir verdient hat. Wer aus anſtändiger Familie iſt und wer nichts Schlechtes gethan hat, der braucht ſich nicht zu verſtecken, der nennt ſeinen Namen vor allen Leuten, das ſage ich, Roſalie Schimmel.

Das behaupte ich auch, ſagte Suſi.

Aber, bemerkte Käthchen mit einiger Schüchternheit, aber er ſagt ja ſeinen Namen.

Freilich? Weſt! nicht wahr? hat ſich was mit Weſt, lachte Roſalie, ich weiß Alles! Kein Menſch glaubt, daß er Weſt heißt. In der erſten Zeit hat er gar nicht gehört, wenn man ihn Weſt rief, und einmal hat er ein Actenſtück Veſt mit V und ein andersmal mit W unterſchrieben. Wenn ich ſchon ein Betrüger bin, ſo ſei ich es recht, und wenn ich ſchon einen falſchen Namen trage, ſo muß ich ihn zu tragen wiſſen, als ob er mir auf den Leib gewachſen wäre, und nicht wie ein geſtohlenes Kind, das ſage ich.

Aber das iſt ja ſchrecklich, rief Suſi, und ließ Strumpf und Hände in den Schooß fallen, ohne die Stricknadel fahren zu laſſen.

Käthchen wußte nicht was zu ſagen, und ſah vor ſich hin. Sie war froh, als Suſi nach einiger Zeit hinzufügte: Mein Gott, und ſeinen Taufnamen kennt man auch nicht!

Doch, rief Käthchen ſchnell, Gaſton heißt er, Gaſton! — aber ſie verſtummte ſchnell wieder, als die beiden Jungfrauen in ein ungeheures Gelächter ausbrachen.

Gaſton! riefen ſie, Gaſton! hat man je einen ſolchen Namen gehört! und gar in hieſiger Gegend! Gaſton! es iſt zum Todtlachen.

Und Roſalie fügte hinzu: Ich wette, daß, wenn man alle Kirchenbücher aller Kirchſpiele auf dreißig Meilen in der Runde nachſchlüge, man fände nicht einen ſolchen Namen darin. Gaſton! ſo ein Name exiſtirt gar nicht, das iſt ein Romanname, grad ſo ein Name, wie man ihn annimmt, wenn man keinen andern ehrlichen Namen hat. Gaſton! ſo was iſt noch nicht vorgekommen.

Und woher iſt er eigentlich, dieſer Herr Gaſton Weſt? fragte Suſi, und ſtrickte weiter, welche Heimath gibt er wenigſtens an?

Davon wird gar nicht geſprochen, erwiederte Roſalie. Ich wette mein Haus, daß er kein Deutſcher iſt. Er ſpricht ein Deutſch, das iſt was ſchreckliches, da ſpreche ich lieber gleich böhmiſch. Das iſt geradezu beleidigend, daß er es wagt, gebildeten und anſtändigen Leuten ein ſolches Deutſch vorzuſprechen, das zerreißt die Ohren, ich bin überzeugt, er iſt ein Kroat.

O, ſagte Käthchen, etwas muthiger als vorhin, das habe ich doch nicht gefunden, Roſalie. Seine Ausſprache klang mir ganz hübſch und ich glaube —

Er hat Dir dumme Complimente gemacht, darum, Du eitles Ding, fiel ihr Roſalie in die Rede. Uebrigens kann ſo was anfangs und ein Mal der Sonderbarkeit wegen gefallen, das zweite Mal iſt es lächerlich. Ich laſſe mich nicht betrügen! Iſt es nicht lächerlich zu ſagen: der Labitzky iſt ein „reiſender“ Componiſt?

Wieder brachen Suſi und Roſalie in Lachen aus.

Auch Käthchen mußte mitlächeln, aber es that ihr leid, daß ſie lächelte, und ſie ſtand auf, um zu gehen.

Was haſt Du eigentlich gewollt? fragte Roſalie.

Nichts! antwortete Käthchen, und ging.

Ich weiß es beſſer als Du, was Du gewollt haſt, ſagte Roſalie, nachdem Käthchen ſchon draußen am Fenſter vorbeigegangen war, Du haſt wiſſen wollen, wie uns Dein Herr Weſt gefällt, denn Dir gefällt er gar ſehr, Gänschen! unterſteht ſich ſchon, mit dem Practikanten anzufangen.

Suſi lächelte und zuckte die Achſel.

Käthchen kam ſehr gedankenvoll zu Hauſe an. Das Geſpräch, die Bemerkungen, das Gelächter der alten Jungfern, hatten einen gewiſſen Eindruck auf ſie gemacht und eine halbe Stunde lang war ſie verſtimmt. Aber bald dachte ſie: und wenn er auch einen falſchen Namen trüge? was liegt daran! der Name macht nicht den Mann, und da ſteckt vielleicht ein ſehr ſchönes Geheimniß hinter dieſem falſchen Namen. Und daß Gaſton ein häßlicher Name ſei, das ſoll ihr kein Menſch einreden, und ob Gaſton durch ſeine fremdartige Ausſprache zum zweiten Male lächerlich werde, das wolle ſie doch morgen ſehen, aber ſie glaubte es nicht. Käthchen lachte, wenn ſie an das Geſpräch bei Roſalien dachte, und ſagte ſich zu wiederholten Malen, daß ſie ſich ganz und gar nicht darum kümmere, was dort unten auch immer geſagt werde. Aber ſie mußte doch immer wieder an den falſchen

Namen und an alle mit einem ſolchen Incognito verknüpften, unangenehmen Möglichkeiten denken, und dann wieder an Ludmilla, und zum erſten Male ſeit langer Zeit ſchlief ſie eine Viertelſtunde nicht, nachdem ſie ſich ins Bett gelegt, und zum erſten Male ſeit lange war ſie mit Sonnenaufgang aus dem Bette und in den Kleidern.

Sie überdachte noch einmal, was ſie ſchon geſtern unzählige Male durchdacht hatte; es litt ſie nicht in der Stube und ſie wollte in den Garten und arbeiten. Aber im Hofe ging ſchon Gaſton auf und ab; er hatte die gewöhnliche, ſchwarzleinwandene Bergmannstracht, die vom Einfahren ſchon hie und da ſchadhafte Spuren trug; in der Hand hielt er einen Hammer. Er war auch ſo noch ſehr hübſch, aber Käthchen dachte ſogleich: Er iſt ganz und gar wegen Papa, wegen der Hütten und Minen, und nicht im Geringſten meinetwegen gekommen; er hätte ſich ſonſt ein wenig eleganter gemacht. Sie begrüßte ihn ſehr höflich und ſehr kühl, und da er ihr guten Morgen ſagte und ſie nach ihrem Befinden nach dem lärmenden Sonntage fragte, war ſie wirklich geneigt, ſeine Ausſprache etwas lächerlich zu finden. Aber es gelang ihr nicht. Es iſt doch hübſch, dachte ſie, auch wenn man's zum zweiten Male hört.

Papa hat Sie aus Ihren täglichen Beſchäftigungen herausgeriſſen, ſagte ſie, und wußte an dieſe Worte, mit mehr Geſchick als ihr irgend Jemand im Orte zugetraut hätte, ein Geſpräch über ſein tägliches Leben zu knüpfen und ihn über alle Stunden des Tages auszuforſchen. Es war ihr vorzugsweiſe um Ludmilla zu thun und zu erfahren, welche Zeit ihm für Beſuche bei Rentmeiſters übrig bleibe. Da erfuhr ſie denn genau, welche Zeit er im Schacht, im Pochwerke, in der Schmelzhütte, in der Kanzlei und Abends im Leſezirkel zubrachte, und daß er ſehr wenig Umgang habe, und faſt gar keine Familie beſuche. Sie war ſehr zufrieden mit dem Ergebniß dieſer Mittheilungen; für Rentmeiſters Ludmilla blieb auch nicht Eine Stunde im Tage. Wahrhaftig ſehr wenig für eine Geliebte und zukünftige Braut! Sie wäre wohl nun ſelbſt ſehr mittheilſam geworden, wenn nicht der Vater gekommen wäre. Dieſer fing ſogleich von ſeinen Hütten und Minen an, entwarf einen Plan für den Tag, und da Herr Weſt ſchon gefrühſtückt hatte und Herr Liebert es nicht erwarten konnte, dem Schüler der Pariſer Ecole des Mines ſeine Werke zu zeigen, machten ſich die beiden Männer ſofort auf den Weg.

Käthchen war wieder verſtimmt. Es war ihm ſo leicht, ein Frühſtück anzunehmen, wenn ihm etwas daran lag, noch ein halbes Stündchen zu bleiben. Aber dieſe Männer! ſo ein ſchwarzer Hammer, ſo ein ſchmutziger Schacht iſt ihnen mehr werth, als die Geſellſchaft der Damen. Vorhin, als ſie ihn über ſeine tägliche Beſchäftigung verhörte, hatte es ſie gefreut, als er ſagte, das Bergweſen ſei ſeine einzige Leidenſchaft, jetzt ärgerte ſie ſich über die Uebertreibung dieſer Leidenſchaft, und alle Zweifel, die ſie geſtern und in der Nacht geplagt, kamen wieder. Sie ging endlich ins Haus, und da ſie gegen neun Uhr das Mittageſſen beſtellte, unterdrückte ſie auf ihrem Programme einen ſchönen Rahmkuchen — aber um elf Uhr, da es noch Zeit war, gab ſie Befehl, daß der Rahmkuchen doch gemacht werde.

Die beiden Männer wanderten indeſſen auf ſchwarzen, aus Schlacken aufgeſchütteten Wegen den Hütten zu. Am Eingange in den Hochofen ſtand Lord John mit verbundenem Kopfe und gähnte in den Morgen hinaus. Er war verwundet. Die Arbeiter, die ihn am Sonntage nach Hauſe getragen, hatten ihn fallen und einen Damm hinunter rollen laſſen. In den Hütten war man überzeugt, daß ſie es abſichtlich gethan und Niemand machte ihnen einen Vorwurf darüber, denn Niemand mochte Lord John leiden. Er empfing ſeinen Herrn und deſſen Begleiter mit einem kurzen, ſtummen Gruße. Inſpection! Inſpection! murmelte er zwiſchen den Zähnen — I dont want Inspection! — rief er lauter. Glücklicherweiſe verſtand Herr Liebert nicht engliſch. Gaſton, der es verſtand, lud Lord John ein, ihnen in den Maſchinenraum zu folgen, was dieſer auch mit Brummen that.

An den Ventilen ſtanden kleine Jungen, die ſie ſchloſſen und aufthaten. Gaſton ſah das mit Staunen.

Wie? ſagte er zu Herrn Liebert, können Sie die Jungen nicht beſſer verwenden? Eine kleine Vorrichtung und das Alles fungirt von ſelbſt.

Er ſah ſich um, nahm einen Draht, der in einem Winkel lag, und indem er ſagte, „hier kann ich es Ihnen gleich zeigen“, befeſtigte er den Draht mit dem einen Ende an der Klappe, mit dem andern an einem der Hebel, die ſich über der Klappe auf und niederbewegten, und die Klappe ging von ſelbſt auf und zu. „Du biſt entlaſſen!“ ſagte er lächelnd zu dem Knaben, der ebenſo wie Herr Liebert, lächelnd zuſah, wie der Draht ſeinen Dienſt verrichtete.

An den andern Klappen wird es etwas complicirter aber nicht ſchwerer ſein, ſagte Gaſton weiter.

Das hätte ich ebenſo gut machen können — das hätte ich! brummte Lord John.

Warum haben Sie es nicht gemacht? fragte Herr Liebert verdrießlich.

Das liegt ja auf der Hand — brummte John wieder. — Kleinigkeit, nonsense, nonsense.

Aber auf dieſe Kleinigkeit kommt es hier an, Herr Maſchinenmeiſter! herrſchte ihm Herr Liebert zu.

Die Arbeiter verſammelten ſich, um das Wunderding anzuſehen und um Zeugen von Lord John's Beſchämung zu ſein. — Dieſer ſchlich fluchend davon. Die Arbeiter folgten ihrem Brodgeber und ſeinem Gaſte und hörten mit Intereſſe die Bemerkungen, die er machte, die Verbeſſerungen, die er vorſchlug. — Der verſteht's anders, als der Lord! raunten ſie ſich in die Ohren. Herr Liebert konnte nicht umhin mit ſeinen Arbeitern Blicke des Beifalls und des Einverſtändniſſes zu wechſeln.

Als es weiter ging in die Streckhämmer und zu den Minen und verſchiedene Inſtrumente mitgenommen werden ſollten, waren alle eben unbeſchäftigten Arbeiter bereit, mitzugehen. — Herr Liebert wählte den Rieſen der Hütte, einen ſeiner vertrauteſten Arbeiter, einen gewaltigen Cyklopen, von dem Herr Liebert zwar ſagte, er habe mehr als alle andere Feuerarbeiter ein verbranntes Gehirn, ſei aber trotz dem die treueſte Seele, auf die man ſich verlaſſen könne und der gewiß nicht ausplaudern werde, was er etwa hören könnte. Der Cyklope, Fleiſchmann lachte, mit breiten, weißen Zähnen vor Freude, denn offenbar hatte er Gaſton, den er mit zärtlichen Blicken anſah, ſchon ins Herz geſchloſſen.

Als ſie aus dem Hochofen traten, kamen eben einige zweiſpännige Wagen mit Eiſenerz beladen an.

Woher kommt dieſes Erz? fragte Gaſton.

Aus meiner Grube, die wir bald ſehen werden; ſie liegt dort auf der Höhe, die Sie von hier aus ſehen können.

Wem gehören die Felder zwiſchen hier und jener Höhe? fragte Gaſton weiter.

Zum größten Theile mir, antwortete Herr Liebert.

Und iſt die Grube ergiebig?

Es iſt mein reichſter Schacht und wird wohl noch lange vorhalten.

Dann ſehe ich nicht ein, warum Sie nicht eine Eiſenbahn anlegen? Ein Pferd würde Ihnen dann an einem Tage größere Dienſte leiſten, als alle dieſe Pferde in einer Woche.

Herr Liebert kratzte ſich hinter'm Ohr. — Eiſenbahnen, ſagte er — man glaubt noch nicht recht an Eiſenbahnen in hieſiger Gegend — und dann wie das anfangen? wo die Schienen hernehmen? und die Koſten! — wie lange kann das dauern, bis ſo eine Eiſenbahn fertig wird.

Ach! — lächelte Gaſton, es iſt nur das Unbekannte, das Sie fürchten. In höchſtens zwei Monaten kann die Bahn fix und fertig ſein; die Schienen gießen Sie ſelbſt und die Koſten haben Sie in einem Vierteljahre herein.

Herr Liebert wurde nachdenklich. Gaſton trat auf die Höhe eines Eiſenerzhaufens, ſah ſich um und fuhr fort: Hier müſſen überall Eiſenbahnen hin; alle dieſe Hütten und Schachte müſſen durch Eiſenbahnen verbunden werden. Die Arbeit wird dadurch erleichtert und gefördert und ſehr viel Arbeitskraft erſpart. — Sehen Sie nur, dort ſteckt ein Karren in einem ausgefahrenen Geleiſe, der Gußeiſen nach dem Puddelwerke bringen ſollte. Wie viele Arbeiter werden ſich da Stunden lang abmühen, bis ſie den Karren wieder herausbringen. Das wird nicht geſchehen, ſobald Sie eine Eiſenbahn haben.

Fleiſchmann, der Cyklop, fand Alles, was Gaſton ſagte, ſehr richtig und rieb ſich die Hände. Herr Liebert ſchüttelte den Kopf und ſagte: Ich fürchte, Sie weiter zu führen, denn Sie werden auf Schritt und Tritt neue Pläne ausſinnen. Doch gehen wir.

Sie wanderten weiter. In der That hatte Gaſton in den Schachten eben ſo viele neue Ideen und Vorſchläge wie in den Hütten. Fleiſchmann's Zufriedenheit mit ihm und ſeinen Plänen drückte ſich immer deutlicher und lebhafter aus; Herr Liebert wurde immer nachdenklicher. Jeden Plan, den er im erſten Momente mit Kopfſchütteln aufnahm, bedachte er auf der weitern Wanderung und immer, wenn ein neuer auf's Tapet kam war der erſte ſchon berechnet, wohl auch erweitert und meiſt angenommen.

Auf einer Höhe machten ſie vor einer Eiſenmine Halt, aus der mehre Arbeiter in Kübeln Waſſer zogen. — Halten wir uns nicht lange hier auf, ſagte Herr Liebert — ich werde dieſen Schacht wieder verfallen laſſen.

Und warum? fragte Gaſton.

Er lohnt nicht der Mühe. Er hat zu viel Waſſer.

Könnte man nicht einen Stollen anlegen?

Wohl, aber er würde zu lang und das ſteht nicht dafür.

Herr Liebert wandte ſich, um weiter zu gehen; aber Gaſton blieb, das Kinn in die Hand geſtützt.

Suchen Sie wieder Mittel? ſagte Herr Liebert lächelnd — lieber Freund, man muß auch einen Gedanken wie einen Schacht aufgeben können; man muß nicht alle Hinderniſſe beſiegen wollen.

Eine Windmühle, eine Windmühle! rief Gaſton anſtatt aller Antwort.

Was haben Sie wieder? fragte Herr Liebert verwundert.

Eine Windmühle würde hier treffliche Dienſte leiſten. Die Lage iſt vortrefflich. Eine Windmühle! — das koſtet nichts und bringt das Waſſer wie das Erz heraus.

Eine Windmühle! ſagte Herr Liebert, das hat man in hieſiger Gegend noch nie geſehen.

Darum iſt es Ihnen auch nicht eingefallen, erwiderte Gaſton, eine zu bauen; ſonſt wären Sie gewiß auf die Idee gekommen.

Gewiß, eine Windmühle, ſagte Fleiſchmann, der nie eine geſehen hatte, aber ſchon voll Vertrauen in Gaſton's Kenntniſſe, daß er auch dieſem Plane ſeine volle Zuſtimmung gab und noch lebhafter that er es, als dieſer, weiter wandernd, ſeine Gedanken auseinandergeſetzt und im Kurzen auch Herrn Liebert gewann.

Ueber dieſen Wanderungen und Plänen vergaßen die beiden Herren ihren Hunger und das Mittagseſſen, das für drei Uhr beſtimmt war und nun zur größten

Verzweiflung Käthchens auf das Schmählichſte verdarb — denn ſie kamen erſt mit anbrechender Dämmerung zurück.

Käthchen war nahe daran, ſie verdrießlich und mit Vorwürfen zu empfangen, wenn ihr nicht Fleiſchmann, der mit kam, die gute Laune wiedergegeben hätte. Fräulein Käthchen, flüſterte er ihr zu, welch ein Mann dieſer Herr Weſt, ſo was habe ich mein Lebtag nicht geſehen. Der kann Alles — Eiſenbahnen, Maſchinen, Windmühlen, das iſt ihm Alles nichts. Sagen Sie doch Ihrem Papa, daß er Ihnen den Herrn Weſt zum Manne gebe — das wäre ein Mann! den könnten wir brauchen. Ich ſage Ihnen, der macht Ihnen aus dem ganzen Thal einen einzigen Hochofen und eine einzige Eiſenbahn.

Narr! alter Narr! lachte Käthchen und befahl, daß man ihm ein Glas Bier und etwas Tüchtiges zu eſſen gebe.

Gut, ſagte der alte Fleiſchmann zu ſich ſelbſt, jetzt weiß ich etwas, was mir recht iſt.

Bei Tiſche verdroß es Käthchen, daß der Papa den Gaſt, jedes Mal, wenn er ſich an ſie wenden wollte, mit Maſchinen, Eiſenbahnen u. dgl. unterbrach, und kein anderes Geſpräch aufkommen ließ, obwohl es Gaſton zu wünſchen ſchien. Aber es freute ſie, wie Herr Liebert den jungen Mann mit Aufmerkſamkeit behandelte, wie er ihm die größte Achtung, ja eine Art von väterlicher Liebe zeigte, und ihr Herz pochte gewaltig, als endlich beim Nachtiſche ihr Vater ſo zu ſprechen anfing, und zwar mit Wärme und einer gewiſſen Feierlichkeit:

Herr Weſt, ſagte er, ſtoßen Sie mit mir an. Ohne Phraſen — ich bin ſehr glücklich, Ihre Bekanntſchaft gemacht zu haben. Wie ſonderbar es Ihnen, dem jungen Manne, aus dem Munde eines beinahe ergrauten Mannes auch klingen mag: auf gute männliche Freundſchaft!

Gaſton erröthete, nahm das Glas und ſagte: Sie ſind ſehr gut, Herr Liebert, mit Herzlichkeit ſtoße ich an.

Darauf ſchüttelten die beiden Männer einander die Hand. Käthchen war ganz gerührt, und zitternd ſtieß ſie mit ihrem Glaſe an, als ihr Gaſton das ſeinige entgegenhielt.

Und nun bitte ich Sie, fuhr Herr Liebert fort, nicht falſch zu verſtehen, was ich Ihnen offen und in der beſten Abſicht ſagen will. Sie haben viel gelernt, was Sie gelernt haben, wiſſen Sie mit Geiſt und mit erſtaunlichem Scharfſinn anzuwenden. Es iſt traurig, daß ſolche Fähigkeiten durch viele, viele Jahre brach liegen ſollen, und das iſt im Staatsdienſte nothwendiger Weiſe der Fall. Jahre lang müſſen ſie als Practikant zuſehen und kommen Sie nicht zu ſelbſtſtändigem Schaffen. Jahre müſſen vergehen, bis Sie einen Poſten bekommen, der ſie anſtändig ernährt. Erlauben Sie mir die Frage: iſt es Ihnen gleichgiltig, Ihr Wiſſen ſo lange Zeit unverwerthet liegen zu laſſen? und iſt es Ihnen gleichgiltig, Jahre lang auf einen nährenden Poſten zu warten?

Haben Sie Vermögen genug, um zuſehen zu können? Verzeihen Sie dieſe indiscret ſcheinenden Fragen; — von Ihrer Beantwortung hängt das Weitere ab, das ich Ihnen ſagen will.

Gaſton lächelte, wie um Herrn Liebert über ſeine Indiscretion zu beruhigen, ſchlug aber doch die Augen nieder, als er ſagte:

Gewiß, mein Herr Liebert, erſcheint es mir wünſchenswerth, bald eine practiſche Thätigkeit zu haben, und wünſchenswerth iſt es mir auch, aus meinen Kenntniſſen bald poſitiven Nutzen zu ziehen. Ich habe das Vermögen nicht, um lange warten zu können — auch ſind meine Verhältniſſe der Art, daß ich eines einträglichen Poſtens ſehr nothwendig bedarf.

Gut! ſagte Herr Liebert, aber ich muß mir noch eine Frage erlauben. Sind Sie ſo ariſtokratiſch wie die meiſten jungen Herren, Ihre Collegen? glauben Sie daß Sie Ihre Würde nur im Staatsdienſte wahren können? Sehen Sie nicht auch mit einiger Geringſchätzung auf unſere bürgerlichen Unternehmungen herab? Würden Sie es unter Ihrer Würde halten, ſich an ſolchen Unternehmungen zu betheiligen?

Gaſton lachte laut auf und lachend ſagte er: Nein, Herr Liebert, ich bin bürgerlich, ſehr bürgerlich.

Käthchen, ohne zu wiſſen, warum, lachte herzlich mit: der Vater aber ſprach ernſthafter und inniger als zuvor;

So kommen Sie zu mir! Verlaſſen Sie den Staatsdienſt und kommen Sie zu mir! Längſt habe ich mich nach einem Menſchen, wie Sie ſind, geſehnt. Ich habe zu Ihnen, zu Ihrem Wiſſen, zu Ihrem Charakter, das größte Vertrauen und Sie bringen mir Alles mit, was mir fehlt. Ich kann nur nachmachen, was ich anderswo ſehe und muß ſo zu ſagen den alten Ochſenſchritt fortgehen — und doch fühle ich, daß wir in einer neuen Zeit ſtehen, daß viel Neues zu ſchaffen iſt. Mit Ihnen zuſammen könnte ich Alles. Sie wären der Kopf, ich der Arm! Sie würden die Pläne machen, ich würde die Mittel, ſie auszuführen und zu verwerthen, herbeiſchaffen. Sehen Sie, ich habe Niemand, der mir beiſtande. Mit dem Engländer geht es nicht länger; er iſt unwiſſend und bei allen Arbeitern verhaßt. Sie würden mir Alles mitbringen, was ich brauche — dafür haben Sie auch das Recht, ganz nach Gutdünken Ihre Bedingungen zu machen. Sie können gleich in eine Stellung eintreten, die, was die materiellen Vortheile betrifft, Ihnen nicht nach zwanzigjährigem Staatsdienſte aufbewahrt iſt. Sie werden unabhängig, Sie können heirathen, wenn Sie irgend eine ſolche Idee haben, Sie können einen Verwandten unterſtützen, wenn Ihre Familienverhältniſſe darnach ſind oder Sie können Erſparniſſe bei Seite legen. Kommen Sie, mein Freund, rief Herr Liebert, in einer Art von Extaſe, indem er Gaſton die Hand entgegenſtreckte. — Kommen Sie zu mir, wir wollen Prächtiges und Großes mit einander ſchaffen — ſchlagen Sie ein!

Während dieſer Rede des Vaters zitterte die Tochter vor Aufregung. Ihre Augenlider gingen auf und zu, je nachdem ſie die Wirkung der Worte auf dem Geſichte des Angeredeten beobachten oder ihre Aufregung und Theilnahme verbergen wollte.

Gaſton hörte mit niedergeſchlagenen Augen zu und ließ die Hände unter dem Tiſche und ſchlug nicht ein. Käthchen ließ den Kopf hängen und konnte nicht umhin, ihn mit vorwurfsvollen Blicken anzuſehen und hatte alle Mühe, einen zudringlichen Seufzer zu unterdrücken.

Endlich faßte Gaſton die dargebotene Hand. Käthchen ließ dem gefeſſelten Seufzer die Freiheit, aber ſie erſchrack, als Gaſton ſagte: Ich ſchlage nicht ein! ich muß nur die Hand faſſen, die mir ſo freundſchaftlich geboten wird. Herr Liebert, laſſen Sie mir Zeit zur Ueberlegung. Ach, ich habe ſo viel zu überlegen — wenn Sie wüßten — Vorurtheile — Verhältniſſe — Rückſichten —

Er ſtieß dieſe letzten Worte in größter Aufregung hervor, fuhr ſich mit der Hand über die Stirne und ſprang vom Tiſche auf. Käthchen hätte ihr Leben dafür gegeben, wenn ſie gewußt hätte, was in ihm vorging. Sie hoffte, daß der Vater ihn fragen und in ihn dringen würde. Dieſer aber ſagte ganz ruhig:

Sie haben Recht! Ueberlegen Sie und geben Sie mir Antwort — wann?

In wenigen Tagen! rief Gaſton, nahm ſeine Mütze, drückte Vater und Tochter haſtig die Hand und eilte fort.

Roſalie hat Recht, ſagte Käthchen vor ſich hin, da ſie Gaſton nachſah und er wie fliehend über die Brücke, dem Wege nach der Stadt zuſtürzte — da ſteckt ein Geheimniß dahinter. Aber welches Geheimniß? — In wenigen Tagen! — was verſteht er unter wenigen Tagen? — ach, könnte ich die Zeit verſchlafen!

IV.

Aber nach wenigen Tagen war Käthchen geſchäftiger und ruhiger als je. Etwas über hundert Schritte von der jetzigen prächtigen Wohnung Herrn Lieberts ſtand das beſcheidene kleine Haus, das er als armer Mann bewohnt hatte. Dort galt es, zwei Stuben zu ſcheuern und neu einzurichten. Es fehlte an allen Enden; die Möbel daſelbſt ſchienen Käthchen doch gar zu alt und altmodiſch, und ſie war bereit, das ganze neue Haus zu plündern, um nur die zwei Stuben des alten auszuſtatten. Das ging nicht an, aber ſie nahm doch, was zu nehmen war, und beſann ſich nicht einen Augenblick, ihre eigenen ſo ſchönen Fenſtervorhänge dahin zu tragen, wohin ſie mit ihrem neuen Glanze, mit ihrem Mädchenzimmerduft und mit ihrer Länge doch ſo wenig paßten. Mit aufgeſchürzten Armen und ganz vernachläſſigt im Anzug, mit einer Schürze vor wie eine Arbeiterin, ging ſie zwiſchen den Häuſern hin und her, und griff überall ſelbſt zu, denn die Mägde machten es ihr nicht recht, und Alles ging zu langſam. Wer ſie da beobachtet, und die geheimſten Gründe ihrer Geſchäftigkeit errathen hätte — er würde nicht geſagt haben: Käthchen Liebert iſt in Gaſton Weſt verliebt — er würde wie Roſalie geſagt haben: Käthchen Liebert wirft ſich Gaſton Weſt an den Hals. Armes Käthchen! Beides iſt wahr. Sie war verliebt, und in der Einfachheit ihres Herzens that es ihr wohl, für ihn zu arbeiten wie eine Magd. Denn für ihn richtete ſie die Zimmer des alten Hauſes ein. Er war auf den Antrag Papas eingegangen. Mein Gott, die Freude, als ihr Papa ſagte: Käthchen, richte zwei Stuben für Herrn Weſt ein! Es klang ihr, wie: Käthchen, heirathe Herrn Weſt! Und was kümmerte ſie ſich um alle Geheimniſſe, um alle Verdächtigungen, um Rentmeiſters Ludmilla? — ſie arbeitete mit einer Freude, als ob ſie ſich ein Neſt baute — wie eine Braut an ihrer Ausſtattung arbeitet.

Bei all dem aber hatte ſie eine unbeſtimmte Angſt, irgendwie in dem ſüßen Gefühl, das ſie erfüllte, geſtört zu werden, vor Allem eine inſtictive Scheu vor Roſalien, und ſo war ſie auch ſchon ſeit vielen Tagen nicht im Caſino erſchienen, obwohl ſie ſich gern über Manches berathen hätte. Es war darum nicht zu verwundern, daß Roſalie plötzlich in der Thür des alten Hauſes ſtand, wo ſie eine laute Lache aufſchlug, als ſie Käthchen mit einem Beſen in der Hand erblickte, wie ſie an einem uralten Flecken im Fußboden ihre ſchwachen Kräfte ermüdete.

Roſalie! rief Käthchen erſchrocken, und wurde roth bis über die Ohren.

Man ſieht Dich ja gar nicht mehr! ſagte Roſalie ſo freundlich als möglich.

Ach, — ich bin ſo beſchäftigt, — habe ſo ſchrecklich viel zu thun!

Das ſehe ich, und harte Arbeit, lächelte Roſalie ſpöttiſch, was ſoll denn das Alles bedeuten? warum wird denn die alte Barracke wieder aufgefriſcht?

Papa ſagte mir, ich ſoll zwei Stuben ſcheuern und einrichten laſſen.

Und zu welchem Zwecke? für wen denn? wer ſoll ſie denn bewohnen?

Käthchen hatte nicht den Muth, die Wahrheit zu ſagen, und auch nicht zu lügen.

Ich weiß nicht recht, ſtammelte ſie, Papa hat verſchiedene Abſichten; ich glaube, er will neue Beamte engagiren.

Wenn Du es nicht weißt, ſprach Roſalie, ſo will ich es Dir verrathen. Die beiden Stuben richteſt Du für Herrn Weſt ein.

Richtig, erwiderte Käthchen, für Herrn Weſt. Meinſt Du, Roſalie, für Herrn Weſt?

Dein Vater hat ihn geworben. Er hat bereits den kaiſerlichen Dienſt verlaſſen und wird hier ſo eine Art Maſchinenmeiſter werden und Lord John erſetzen.

Maſchinenmeiſter! rief Käthchen entrüſtet — Lord John erſetzen? — gar nicht! Das iſt etwas ganz Anderes mit Herrn Weſt, das iſt ein Gelehrter und ein prächtiger junger Mann, wie Papa ſagt. Das iſt gar nichts, wie ein Dienſt, den er annimmt; Papa läßt ihm ganz freie Hand, er kann machen, was er will, er verſteht Alles beſſer als Papa, er kann ſich ſelbſt die Bedingungen machen, er iſt ein Freund von Papa, das iſt ganz was Anderes — ich weiß es ja, ich bin ja ſelbſt dabei geweſen.

So? fragte Roſalie gedehnt, Du biſt dabei geweſen, Du weißt Alles beſſer und doch weißt Du nicht, für wen Du hier arbeiteſt?

Die beiden Stuben, ſagte Käthchen, die beiden Stuben, ich hätte freilich vermuthen ſollen —

So haſt Du auch gar nicht vermuthet, wem Du Deine ſchönen Vorhänge geopfert haſt?

Roſalie lachte wieder, während Käthchen die Vorhänge anſah und in ihrer Verlegenheit die Blicke nicht abzuwenden vermochte.

Es kamen Mägde herein. Roſalie nahm das arme geplagte Mädchen unter den Arm und führte es in den Hof, wo ſie auf- und abgehend eine Rede mit: „Schämſt Du Dich nicht, du Gelbſchnabel“ anfing, eine Rede, die ſo lange währte, bis ſie durch die plötzliche Erſcheinung

Lord Johns, der mit geballten Fäuſten und glänzenden Augen auf den Hof ſtürzte, unterbrochen wurde.

Lord John kam von den Hütten.

Dort in den Hütten war bereits Gaſton eben ſo geſchäftig, wie Käthchen in der Haushaltung. Im Hochofen war eben eine Campagne zu Ende. Dieſen Umſtand benützte Gaſton, um Herrn Liebert zu verſchiedenen Reformen zu bewegen. Man konnte nun in das Innere des Hochofens ſehen und Gaſton machte darauf aufmerkſam, wie ſich während der Campagne „Raſt“ und „Geſtell“ erweitert haben, wie die niedergeſchmolzenen Wände des Raſt und des Geſtells nicht durch geſinterte Maſſen wieder geflickt worden. Es war ihm leicht zu beweiſen, wie unter dieſen Umſtänden die Erzeugung von grauem Roheiſen erſchwert, welche Aufopferung von Brennmaterial ſie erfordern würde. Auch war das Geſtell zu klein. Gaſton wollte es erweitert haben. Herr Liebert wollte nicht nachgeben, denn er hatte ſeine Hochöfen nach den Hochöfen Steiermarks, dem claſſiſchen Lande der Hochöfen, conſtruiren laſſen und er war ſtolz auf dieſe Nachahmung. Umſonſt predigte ihm Gaſton, daß die Verhältniſſe in Steiermark andere, wie nur dort bei Erzeugung des weißen Eiſens ſolche Schachtformen erſprießlich ſeien und wie man bei Erzen, welche ſtrengflüſſiger ſind, als z. B. Spatheiſenſteine, bei einem ſolchen Ofen den Rohgang zu befürchten hätte. Es half nichts. Gaſton mußte ſich hinſetzen und, um Herrn Liedert leichter zu überzeugen, einen Ofen ſeiner Art, und zwar einen cylindriſchen im Modell conſtruiren. Die Arbeiter umſtanden ihn bewundernd und Fleiſchmann fand Alles vortrefflich, während der Lord brummend hin und her ging. Er kam ſich ſelbſt wie den Arbeitern abgeſetzt vor und ſuchte ſeinen Verdruß in Bier zu ertränken. Niemand horchte mehr auf ihn, während ſich Alles beeilte, jedem Wunſche Gaſtons zu willfahren; ja ſeine Befehle wurden dann erſt vollzogen, wenn man die Genehmigung Gaſtons eingeholt hatte.

Wenn dergleichen vorkam, ſtellte er ſich, mit beiden Händen in den Taſchen, vor Gaſton hin und fragte: Bin ich der Werkmeiſter hier? bin ich?

Sie ſind! antwortete Gaſton lächelnd.

I am, ich bin! brummte John und ſetzte ſeine Wanderung fort. Aber trotz dem Gelächter der Arbeiter, das ſolche Fragen zu begleiten pflegte, kam er bald wieder mit der neuen Frage:

Sind Sie der Werkmeiſter hier? — ſind Sie?

Nein, ich bin es nicht, antwortete Gaſton wieder gelaſſen.

You are not! Sie ſind nicht! — Sind Sie?

Und wieder nach einiger Zeit:

Mr. Weſt! habe ich hier zu befehlen?

Mr. John, Sie haben hier zu befehlen.

I have indeed — ich habe. — Habe ich, Mr. Weſt?

Aber je ruhiger Weſt wurde, deſto aufgeregter wurde der Engländer. Endlich blieb er, nach langem Auf- und Abgehen vor Weſt ſtehen, ſah ihn herausfordernd an, warf den Rock ab, ſchob die Hemdärmel zurück, ballte beide Fäuſte und ſtellte ſich in Boxerpoſition.

Haben Sie Muth? Haben Sie? rief er, indem er Miene machte, die rechte Fauſt Gaſton unter die Naſe zu ſchieben.

Gaſton ſprang erzürnt auf von der Arbeit und wollte antworten, als ſich plötzlich Fleiſchmann der Cyklop zwiſchen ihn und Lord John ſtellte, ebenfalls die Hemdärmel zurückſchob, die Fäuſte ballte und einen gewaltigen Arm erhob. — Ich habe Muth, Lord John, ich habe — rief er mit einer Lache, daß das Gebäude zitterte; ſämmtliche Arbeiter ſchoben, in dieſem Augenblicke die Hemdärmel zurück, andere, die aus Gewohnheit, trotzdem nicht geheizt war, nackt umhergingen und die Hemdärmel nicht zurückzuſchieben brauchten, zeigten ihm ebenfalls Fäuſte und Arme, ſo daß Lord John ſich plötzlich von einer großen Anzahl Feinde umringt ſah. Er blickte ſie ruhig an, ſagte: nonsense! hob ſeinen Rock auf und ging und verſchwand.

Er iſt betrunken! ſagte Gaſton und ſetzte ſich wieder zur Arbeit.

Ich ſage, Herr Weſt, — murmelte Fleiſchmann — es wird mit dem verrückten Engländer und Ihnen zuſammen nicht gehen — das ſage ich. Ich kenne ihn — der hat's dick hinter den Ohren.

Fleiſchmann hätte gern noch fortgeſprochen und Vorſchläge gemacht, wie man ſich des Engländers, den Herr Liebert gegen die Meinung der ganzen Hütte behalten, auf die kürzeſte Weiſe entledigen könne — aber ein gewaltiger Lärm vom Gebläſe her, hinderte ihn fortzufahren. Die Hufeiſen oder Hoſenapparate wurden vom Gichtenſand und Aſche gereinigt und außerdem gehämmert; von Zeit zu Zeit ließ man Dampf aus der Maſchine, die geheizt war, behufs der Reinigung durch die Röhrentour ziſchen. Und Ziſchen und Gehämmer verurſachten einen Lärm, der geeignet war, Gaſton in das Leben, das er nun zu führen beſtimmt war, energiſch und mit einem Ruck einzuweihen.

Als der Lärm ſchwieg, ging Weſt an den Windheizungsapparat, um die Mündung der Röhrentour zu meſſen. Fleiſchmann folgte ihm.

Warum gehſt Du mit? fragte Gaſton.

Es iſt immer gut, einen Freund bei ſich zu haben, grinste der Cyklop, und als Gaſton das Maß an die Mündung legte, fuhr er fort: Sie ſehen wohl, daß ich Recht habe, denn Sie ſind nicht vorſichtig genug! und ſo ſprechend wandte er ſich einer Oeffnung zu, die zur Dampfmaſchine führte und rief hinein: Keinen Dampf! Herr Weſt iſt an der Röhre!

Aber kaum hatte er es gerufen, als mit furchtbaren Geziſch weißer Dampf herausdrang. Weſt ſtieß einen

Schrei aus und prallte zurück; ſeine rechte Hand war wie roth glühendes Eiſen.

Verdammt! rief Fleiſchmann, ich will den Schurken ſehen, der das gethan hat!

Mit einem Sprunge war er im Raume der Dampfmaſchine.

Ich habe ihn! ich habe ihn! ſchrie er, und die andern Arbeiter, vom Schrei Gaſton's herbeigezogen, eilten ihm nach. Sie fanden Fleiſchmann, wie er Lord John, der ſich vergebens loszuringen ſuchte, an der Kehle hielt.

Da iſt er, der Schuft, ſchrie Fleiſchmann, ich habe es gleich gedacht. Er hat ſich fortſchleichen wollen, aber ich habe ihn noch in der Thüre erwiſcht. Soll ich beſſer drücken? fragte er, den Arbeitern zugewendet.

Zugedrückt! riefen die Einen. Nein, in die Gicht mit ihm! riefen die Andern. In die Gicht mit dem Mörder.

Laßt ihn los! befahl Gaſton, der dazu kam, die verbrannte Hand in der Bruſt haltend.

Nicht zu viel Güte, Herr Weſt, ſagte Fleiſchmann beleidigt, ich thu' ihm gewiß nicht Unrecht, wenn ich ihn erdroßle. Thu' ich? fragte er höhniſch den Engländer, ſeine engliſche Redeweiſe nachahmend, und dann wieder zu Gaſton: Der Kerl iſt ein Mörder. Wußte er, wo Sie der Dampf trifft? Wäre er Ihnen ins Geſicht gekommen, Sie wären todt oder blind. Und daß er abſichtlich den Dampf losgelaſſen, das beſchwöre ich bei

Hölle und Himmel. Ich kenne ihn! Kenn ich Dich?

In die Gicht mit ihm! riefen wieder die Arbeiter.

Dummes Zeug, erwiderte Fleiſchmann, der Ofen iſt ja nicht geheitzt.

In den Dampfkeſſel!

In den Dampfkeſſel! ſchrieen die Arbeiter, und in demſelben Augenblicke war John in der Luft und auf den Schultern. Jetzt zeigte es ſich, wie ſehr Recht Herr Liebert hatte, wenn er ſagte, daß alles Volk, das am Feuer arbeitet, verbranntes Hirn habe. Ohne weiter zu prüfen, ohne John zu Wort kommen zu laſſen, ohne irgend welche Folgen zu berückſichtigen, wollten ſie einen Mord begehen, wollten ſie die Gelegenheit benützen, ſich des Verhaßten zu entledigen. Umſonſt warf ſich ihnen Gaſton entgegen; ſeine Worte verhallten in dem Geſchrei, das ſie um ihr Opfer erhoben, und ſeine verbrannte Hand, die er ihnen abwehrend entgegenſtreckte, vermehrte nur noch ihre Wuth.

Was ſoll der Lärm? ſcholl plötzlich eine Stimme von der Thüre her.

Der Patron! der Patron! Herr Liebert! riefen die Arbeiter, und ſein Blick und die altgewohnte Autorität ſtellten ſchnell die Ordnung her. John wurde auf den Boden geſtellt, aber nicht ganz von Fleiſchmann freigelaſſen, der ihn wie mit einer Zange an der Schulter hielt. Alles fing auf einmal zu erzählen an; Herr Weſt mußte ſeine verbrannte Hand zeigen. Herr Liebert war außer ſich über den traurigen Anfang, den ſein Leben in den Hütten nahm, und befahl vor Allem, daß man ſchnell Baumwolle hole und die verbrannte Hand umhülle. Dann zu John gewendet, ſagte er ruhig: Herr John Kottel, Sie ſind entlaſſen! Gehen Sie in die Kanzlei und laſſen Sie ſich Gehalt für drei Monate voraus ausbezahlen, und betreten Sie meine Hütten nicht mehr.

Well! ſagte John.

Fleiſchmann ließ ihn nicht gerne los, aber auf einen Wink Herrn Lieberts hob er ſeine gewaltige Kralle von John's Schulter, und dieſer ging mit gemeſſenen Schritten aus der Hütte. Erſt draußen fing er zu fluchen an; auch die Arbeiter ihrerſeits ſchickten ihm einige Flüche nach und ärgerten ſich, daß er während dieſes ganzen Vorganges, da es ihm ernſtlich ans Leben ging, auch nicht mit den Augen gezwinkert, mit keinem Worte um Gnade gebeten und überhaupt die kaltblütigſte Ruhe an den Tag gelegt hatte.

In Folge dieſer Entlaſſung erſchien er vor dem Hauſe Herrn Liebert's, wo die Kanzlei und Kaſſe war, und im Hofe, wo Roſalie ſeit beinahe einer Stunde Käthchen Moral predigte und ihr bewies, daß ſie ſich auf unwürdige Weiſe benehme.

John blieb einen Augenblick ſtehen und ſtarrte die Beiden an, ohne zu grüßen. Er ſchien über etwas nachzudenken, oder vielmehr, mit Mühe ſeine Gedanken zu ſammeln. Plötzlich zog er die Mütze vom Kopfe, verneigte ſich vor Roſalie und ſagte: Guten Morgen, mein Fräulein, ich habe die Ehre, Sie zu grüßen, wie befinden Sie ſich? Ich befinde mich wohl, ich danke Ihnen. Ohne eine Antwort abzuwarten wandte er ſich und ging ins Haus und in die Kanzlei.

Der will was von mir, dachte Roſalie, aber er iſt recht höflich.

Käthchen hätte über das ſonderbare Benehmen des Engländers gerne gelacht, wenn ihr ſein Ausſehen nicht Angſt und Beſorgniß eingeflößt hätte.

Ich fürchte, ſagte ſie, es iſt etwas in den Hütten vorgegangen. Der Menſch ſieht ſo aufgeregt und wild aus — auch kommt er ſonſt nie um dieſe Tageszeit.

Wild und aufgeregt, ſagte Roſalie, ich finde ihn ſehr höflich; Dir fällt nur auf, daß er Dich nicht gegrüßt hat; das kommt daher, daß Du Dir keinen Reſpect bei den Leuten Deines Vaters zu verſchaffen weißt. Herr Weſt wird Dich auch bald wie ein Stubenmädchen behandeln, wenn er ſieht, wie Du für ihn arbeiteſt, als wäreſt Du bezahlt dafür.

Ach nein — Roſalie — was ſagſt Du da? Er ſoll gewiß nicht ſagen können —

Käthchen wurde hier durch den Cyclopen unterbrochen, der mit gewaltigen Schritten in den Hof trat und ausrief: Fräulein Käthchen, Baumwolle! Fräulein Roſalie, Baumwolle! Viel Baumwolle! Iſt keine Baumwolle da? Herr Liebert ſchreit nach Baumwolle. Zum Teufel, wo ſollen wir in der Hütte Baumwolle hernehmen?

Wozu? was iſt geſchehen? fragte Käthchen. Fleiſchmann, um Gotteswillen, was iſt geſchehen?

Aber Fleiſchmann gab keine Antwort. Er ſtürzte auf John los, der eben aus dem Hauſe trat und Geld zählte.

Da iſt er, der Kerl, und trägt noch eine Handvoll Silber fort; drei Monate Sold — ja, drei Jahre im Loche hätte er eher verdient!

John ſah ihn über die Schulter an und ging unbehelligt aus dem Hofe, Dank der Aengſtlichkeit Käthchens und der Neugierde Roſaliens. Beide faßten Fleiſchmann an den Armen und zogen ihn zurück und beſtürmten ihn mit Fragen.

Da kommen ſie ja ſelbſt, die Herren, ſagte Fleiſchmann und deutete auf Herrn Liebert und Weſt, die den Bach herab und dem Hauſe entgegenkamen.

Es iſt keine Zeit zu verlieren, Fräulein Käthchen, ſagte Fleiſchmann, ſchaffen Sie Baumwolle her. Sie ſehen, Herr Weſt trägt die Hand im Kittel — ſie iſt gebraten, geſotten, gekocht, Gott weiß was, und ſieht aus wie ein Krebs.

O Gott, mein Gott! rief Käthchen und eilte ins Haus.

Herr Liebert führte Weſt indeſſen in das alte Haus und in die zwei ihm beſtimmten Stuben.

Schau, ſchau! ſagte er lächelnd, hat das arme Kind gearbeitet! Was hat ſie aus den alten, verrotteten Stuben gemacht. Sehen Sie ſich um, Weſt, iſt es nicht hübſch hier? — weiß Gott, ich habe mich geſchämt, Ihnen dieſe Wohnung anzubieten, und jetzt ſehe ich, daß man ganz nett hier hauſen kann. Was ſo Weiber können! — Wo hat's nur das Kind gelernt.

Es iſt reizend hier und heimlich, ſagte Weſt, indem er ſich umſah, es kommt mir vor, Herr Liebert, als ſollte ich hier ſchöne Stunden verbringen.

Hoffen wir, hoffen wir!

Indeſſen war Käthchen eingetreten und mit ihr Roſalie und die alte Haushälterin und Fleiſchmann und die ganze Nachbarſchaft, die etwas von einem Unfall gehört hatte und ſelbſt ſehen wollte.

Papa, hier iſt Baumwolle, ſagte ſie zitternd, indem ſie Herrn Liebert einen ganzen Pack hinhielt.

Weſt, die Hand her! ſagte Herr Liebert.

Weſt ſtreckte die verbrannte Hand hervor.

O Gott, wie ſchrecklich! ſchrie Käthchen.

Roſalie warf einen prüfenden Blick auf die Hand und ſagte mit jener Ruhe, die ſie ſich als Heilkünſtlerin des Dorfes angeeignet hatte: Ich glaube, daß Oel beſſer wäre.

Oel, Oel! wiederholte Käthchen, und ſchon war ſie fort, um Oel zu holen. Nach einer halben Minute war ſie ganz athemlos wieder da. Sie hatte zu fragen vergeſſen, welches Oel ſie bringen ſollte, ob gewöhnliches

Lampenöl oder Salatöl, und ſo kam ſie gleich mit zwei Flaſchen zurück.

Hier iſt Oel! ſagte ſie, indem ſie die Flaſchen auf den Tiſch ſtellte. Ach, ich habe ja noch Haaröl, fügte ſie ſich beſinnend hinzu, das iſt wohl reiner und feiner — und fort war ſie wieder um Haaröl zu holen. Aber als ſie mit dem Haaröl zurückkam und das Fläſchchen auf den Tiſch ſtellte, ſprach Jemand von geriebenen Kartoffeln, als einem vortrefflichen Kühlungsmittel, und wieder lief ſie, um geriebene Kartoffel zu beſtellen. Dann hörte ſie Bierhefe als ein beſſeres Mittel, und dann von Rahm, dann von Pomade, und immer lief ſie hin und her und brachte das Beſtellte, ſo daß der Tiſch in kurzer Zeit ganz von Flaſchen und Töpfen beſetzt war und ſie athemlos daſtand, immer noch nach allen Seiten horchend, ob nicht etwas als dienſtlich und hilfreich empfohlen werde.

Roſalie ſtand vor dem Tiſche mit der Ruhe eines Apothekers; Käthchen neben ihr und ſah ſie mit hilfeflehenden Augen an. Aber ſie wurde beſtürzt, als ihr Roſalie in's Ohr flüſterte: Mit Deiner Dienſtfertigkeit machſt Du Dich nur lächerlich!

Fragend, ob dem wirklich ſo ſei? blickte ſie ſchüchtern zu Weſt auf.

Barmherzige Schweſter! ſagte dieſer mit einer Innigkeit, mit einer Rührung im Tone der Stimme, daß ihr wieder ganz wohl wurde.

Sieh Dich nur an, in welchem Zuſtande Du biſt! flüſterte wieder Roſalie.

Käthchen ließ den Blick über ihre Kleider gleiten und in der That erſchrack ſie über ihr Ausſehen. Von ihrer Arbeit bei Einrichtung der Stuben hatte ſie noch Aermel und Kleid aufgeſchürzt; vorn auf der Bruſt, an Armen, Händen und Kleidungsſtücken, überall Spuren der Arzneimittel, die ſie in Haſt herbeigetragen: Flecken von Oel und Rahm, Ueberreſte von Hefen und Kartoffeln, hie und da Flocken von Baumwolle. Am liebſten wäre ſie gleich davon gelaufen, aber ſie konnte nicht, ſo lange Gaſton nicht verbunden war, ſo lange ſie nicht gehört hatte, daß er keine Schmerzen mehr habe. Sie ſtellte ſich hinter Roſalien und ſah ihr über die Schulter zu, wie kunſtvoll und geſchickt ſie die verbrannte Hand verband und beneidete ſie, und manchmal kam es ihr vor, als ob ſie es beſſer machen könnte, und als ob ſie es eigentlich thun ſollte.

Allen dieſen Aufregungen, die Käthchen bald wohl bald wehe thaten, machte Herr Liebert ein Ende, indem er nach vollendetem Verbande befahl, die Stube zu räumen. Dies iſt, ſagte er, von nun an die Wohnung Herrn Weſt's. — Herr Weſt, fuhr er fort, indem er ihm die Hand reichte, ſeien Sie mir in meinem Hauſe willkommen und möge die Fortſetzung unſeres Zuſammenlebens erfreulicher ſein, als dieſer Anfang, den wir als einen

Abkauf für alle möglichen künftigen Unannehmlichkeiten betrachten wollen.

So ſei es! rief Gaſton freudig und ſchlug mit der geſunden Hand ein.

So ſei es! wiederholte Käthchen in ihrem Herzen.

Jetzt, fügte Herr Liebert hinzu — iſt dieſe Stube eine Junggeſellenſtube und die Damen werden gebeten, dieſelbe zu verlaſſen.

Das verſammelte Publikum that nach dieſen Worten. Käthchen, wie ſie die Schwelle des alten Hauſes überſchritt, ſah ſich traurig um, und es ſchien ihr, wenn ſie gegen ſich ſelbſt aufrichtig ſein ſollte, ungerecht, daß ſie dieſelben Stuben, die ſie ſo ſchön und mit ſo viel Sorgfalt eingerichtet, nicht mehr betreten ſollte. Dieſer Gedanke und alles am heutigen Tage Erlebte und die Lehren Roſaliens — Alles ging ihr ſo wirr im Kopfe herum, daß ſie ſich erſt ſpät beſann, für das Nachteſſen zu ſorgen, an dem Gaſton nun als definitiver Tiſchgenoſſe theilnehmen ſollte, und wieder einmal ein wenig Toilette zu machen.

Herr Liebert war noch bei Gaſton in der Stube, als deſſen Habſeligkeiten, eine große Bücherkiſte und ein kleiner Kleiderkoffer, ankamen.

Iſt das Alles? fragte Herr Liebert.

Alles! antwortete Gaſton, etwas verlegen lächelnd.

Deſto beſſer!

Deſto beſſer?

Bah! ſagte Herr Liebert — ich bin ein intereſſirter Fabrikant und denke nur an meinen Vortheil — wenn Sie arm ſind, kann ich mich Ihrer leichter bemächtigen und Sie ausbeuten — darum deſto beſſer!

Gaſton mißverſtand ſeines neuen Brodherrn Scherz nicht. — Ich verſichere Sie, ſagte er auf den Ton eingehend, es bedürfte meiner Armuth nicht, — ich würde es Ihnen auch ohne dieſe erleichtern, ſich meiner zu bemächtigen und mich auszubeuten.

Noch einmal deſto beſſer! rief Herr Liebert — machen Sie es ſich bequem, richten Sie ſich ein, verlangen Sie, was Ihnen fehlt, pflegen Sie Ihre Hand, und wenn Sie zu Tiſche kommen, ſagen Sie dem lieben Kinde, ich meine meine Tochter, daß Sie ſich hier behaglich fühlen. Seit vielen Tagen hat ſie an dieſen Stuben gearbeitet, wie eine Magd.

Pardi! ſagte Gaſton, als ihn Herr Liebert verlaſſen hatte, — ob ich es ihr ſagen will! Aber ſonderbar, daß mir dieſem jungen Ding gegenüber, ſo oft ich ihr etwas Angenehmes ſagen will, die Worte im Munde ſtocken. Mein ganzes Leben vergeſſe ich es nicht, wie ſie vorhin her- und hingelaufen. Welch ein Herz? welch ein liebes Gemüth? Sind ſie alle ſo, dieſe blonden, deutſchen Dinger?

V.

Roſalie ging, da ſie Niemand eingeladen hatte, zum Nachteſſen zu bleiben. Es iſt wahr, daß ſie auch ohne Einladung bleiben konnte, aber ſie hatte das Bedürfniß, allein zu ſein. Mit einem gemiſchten Gefühle ging ſie drei Baſſins entlang. Sie hatte wieder das ſtolze Bewußtſein, daß ſie eigentlich aller Welt nothwendig ſei, daß man ohne ſie nicht fertig werden konnte. Aber an dieſen Gedanken ſchloß ſich ſeit lange, ſo oft er auftauchte, der andere: und doch biſt Du allein, und das ſtolze Bewußtſein zerrann in Traurigkeit. Heute kam noch Anderes hinzu. Sie konnte es ſich nicht leugnen, daß ihr der junge Mann, dem ſie die Hand verbunden, außerordentlich gefallen, daß ſie, während ſie mit ihm beſchäftigt geweſen, eine Art mütterlicher Zärtlichkeit empfunden habe. Das Mädchen, ſagte ſie ſich, iſt über die Ohren in ihn verliebt, und das wird jetzt, da er im Hauſe iſt, immer ärger werden. Der Vater iſt beinahe eben ſo verliebt in ihn wie die Tochter — und ich weiß, was Käthchen noch nicht weiß, daß es keiner großen Mühe bedürfte, um auch ihn lichterloh brennen zu laſſen. Wenn die drei einig ſind, was kann da hindern und ſtören! Der junge Menſch hat einen eiſernen Willen, das ſah ich an ſeiner Ruhe während der größten Schmerzen — Liebert ſieht nicht auf Geld, und braucht einen Schwiegerſohn wie der — alſo. — Es iſt doch am Beſten, ſich dieſe Leute als Freunde zu erhalten. Laſſen wir die Dinge gehen. Dann aber dachte Roſalie wieder an die Beleidigung, die ihr Juſtinus Liebert angethan, indem er ſie nicht geheirathet — und dann wieder an Fiſcher. Das war eigentlich der ſchmerzlichſte Gedanke. Dieſer Fiſcher war vielleicht der einzige Mann, den ſie geliebt hatte. Sie wollte ihn nur aus alter Gewohnheit ein wenig bangen laſſen und warten — aber man ließ ihr nicht Zeit dazu, man lenkte ſeine Gefühle auf ihre Schweſter, man verheirathete ihn mit dieſer, ehe ſie ſich beſinnen konnte. Und ich wäre eine ſo gute Frau geworden! Sie liebte es, ſich ſelbſt dieſe Verſicherung zu geben, und ſie hatte vielleicht Recht; ſie täuſchte ſich in dieſer Beziehung nicht. Jetzt auf ihrem einſamen Gange ſagte ſie ſich wieder, an Fiſcher denkend: Und ich wäre eine ſo gute Frau geworden! Sie wollte dieſen Gedanken ausdenken und blieb am Geländer, das den dritten Teich umgab, ſtehen, und lehnte ſich daran. Sie empfand eine gewiſſe Angſt, in das einſame Haus zurückzukehren, das in der halben Dämmerung, ungefähr fünfzig Schritte weit, von ihr lag. Sie ſah es an und dachte: Es iſt ein hübſches Häuschen, es iſt ſo ſauber gehalten, die beiden Gärtchen, die Staketen, die Wände, der Hof, aber wer es anſieht, muß ſich ſagen: Hier wohnt eine Perſon, die für Niemand zu ſorgen hat, als für ihre Gärten, ihren Hof, ihre kahlen Wände; hier wohnt eine alte Jungfer! Ich habe mich gehütet, einen kleinen Hund oder auch nur eine Katze zu halten, ich habe mich vor allen altjungfräulichen Gewohnheiten gehütet, und ſiehe da, mein ganzes Haus ruft: Hier wohnt eine alte Jungfer! Und ich wäre eine ſo gute Frau geworden! ſagte ſie ſich wieder, und ſtützte den Kopf in beide Hände und ſah hinab in den Teich. Sie war vielleicht nie ſo aufrichtig gegen ſich geweſen, wie in dieſem Augenblicke. Ihr Leben ſchien ihr verfehlt und verloren, und zum Theil habe ſie das verdient. Wie wollte ſie hegen und pflegen, was zu ihr gehörte, einen Mann, und ſollte er ſie noch ſo ſehr mißhandeln, und gar ein Kind!

Ihre Phantaſie ſpann ſich eine unendliche Reihe häuslicher Scenen und Vorgänge ab; bei jeder verweilte ſie mit Freuden, ſelbſt bei häßlichen oder unglücklichen. In ihrer Phantaſie beugte ſie das Haupt unter die Mißhandlungen eines rohen Mannes und fühlte ſich glücklich. Wer es immer wäre, der ſein Loos mit dem ihrigen vereinigen wollte, wie wollte ſie ihn verhätſcheln und gar keinen Dank dafür erwarten. Wie viel Gutes hat ſie im Dorfe gethan! und hat man es ihr gedankt? Dieſem hochmüthigen Gedanken widerſprach ſofort ein anderer, der da ſagte: Du haſt auch Böſes gethan, Roſalie. Sie ſah traurig nieder. Auf der Böſchung des Teiches hoben unzählige Gänſeblümchen ihre ſanften Köpfchen hervor. Jedes Jahr kommen neue — dachte Roſalie — umſonſt zertritt man die Einen, der nächſte Frühling bringt andere. Es iſt lächerlich und verbrecheriſch, gegen den Lauf der Natur arbeiten zu wollen. Alle dieſe jungen Mädchen wollen lieben und heirathen und glücklich ſein.

Einen Augenblick lang wollte ſie zu Liebert zurückkehren und Käthchen ſagen, daß die ganze Geſchichte mit Ludmilla eine Einbildung der Rentmeiſterin, daß Weſt in der That, wie Herr Juſtinus ſagte, ein prächtiger junger Mann ſei, daß ihn ſeine Ausſprache ganz und gar nicht lächerlich mache, und daß ſie glücklich ſein und ihn lieben ſolle, wie es ihr Herz gebietet; daß ſie ſich dieſer Liebe ohne Rückhalt, ganz und ohne Zagen hingeben ſolle. Schon hatte ſie ſich Lieberts Hauſe zugekehrt — aber plötzlich hob ſie den Kopf und mit einem: Was geht das Alles mich an! ſchritt ſie raſch ihrem Hauſe zu.

Dort, auf ihrem Hofe, war es heute früher ſtill geworden, da die Beſitzerin nicht zu Hauſe geweſen. Doch ſaß noch Jemand auf der Bank, rauchend und den Ellenbogen auf das Kinn geſtützt. Roſalie ſah in der Dämmerung erſt nur das Feuer in der Pfeife und dann erſt erkannte ſie in dem Raucher Lord John. — Nach den Vorgängen in den Hütten war ſie etwas verdutzt, gerade Lord John hier zu finden, und da ſie allein zu ſein wünſchte, wollte ſie an ihm vorbei und ins Haus gehen. Aber Lord John grüßte ſie ſehr höflich und bat ſie, ein wenig zu verweilen, da er ihr etwas zu ſagen habe.

Die alte Neugierde erwachte wieder in ihr; ſie wollte Näheres über die Geſchichte erfahren und ſetzte ſich auf die Bank.

Haben ſie da oben viel Schlechtes von mir geſagt, Fräulein Roſalie? fragte John — haben ſie?

Kein Wort haben ſie geſagt.

So viel beſſer, iſt auch nichts zu ſagen — dummes Zeug — nonsense. — Er hat ſich die Hand verbrannt und ich ſoll's haben gethan. Glauben Sie ich habe? — Fräulein Roſalie?

Ich glaube gar nichts!

So viel beſſer — unvorſichtiger junger Menſch — ungeſchickt. — Hat mich auch um mein Brod gebracht — rascal. — Never mind — Dampfmaſchine geht nicht ohne Engländer. Wird Herr Liebert ſchon wieder kommen.

Das kümmert mich alles nichts, ſagte Roſalie, was wollen Sie von mir?

Ich habe Ihr viel zu ſagen, Fräulein Roſalie, kann Sie engliſch verſtehen?

Warum nicht gar, jetzt ſoll ich auch noch engliſch verſtehen? Was ſoll ich nicht Alles?

Never mind! Ich könnte es beſſer engliſch ſagen, denn ich habe viel zu ſagen, in der That, viel.

Worüber?

Ueber Heirath!

Heirath? Lord John Heirath! lachte Roſalie.

Yes, Lord John über Heirath, wiederholte der Engländer ganz ruhig. Warum nicht? ich habe nur vierundvierzig Jahre und werde bald wieder bei den Maſchinen Mr. Liebert's ſein. Warum nicht Lord John und Heirath? Will Sie nicht Lady John werden?

Roſalie lachte wieder.

Look, fuhr Lord John fort, wir Engländer kurz, beſonders in deutſch. Sie iſt ſehr clever, das iſt zu ſagen, ſehr klug und ſehr geſchickt. Schön iſt Sie auch noch, hat Haus und Geld — hat Sie nicht? Sie hat! Immer, wenn ich Sie geſehen habe und gehört, habe ich geſagt zu mir: she is very clever, wie gemacht für mich, der Menſch muß doch ſich ſelbſt verheirathen — und Sie iſt ein great character, ein großer Charakter. People, die Leute heißen Sie: Napoleon — das ſchickt ſich nicht für einen Engländer — ich heiße ſie Duke of Wellington, eiſerner Herzog, Iron Duke — iſt ſie nicht? Hab ich recht? will Sie nicht heirathen? Will ſie?

Roſalie lachte wieder, aber nicht mehr ſo laut wie vorhin.

Nicht lachen, ſagte John — ernſt!

Wirklich wurde ſie ernſt. Es erſchien ihr wie eine Fügung, daß ihr unmittelbar nach ihrem Selbſtgeſpräch auf dem Damme ein Heirathsantrag gemacht wurde. Sie erinnerte ſich, daß ſie ſich vorgenommen, ſelbſt auf eine Unglück drohende Ehe einzugehen, daß ſie ſich über die Art und Weiſe, wie ſie bisher ſolche Werbungen angenommen, Vorwürfe gemacht — alles, was ſie dort gedacht und gefühlt, zitterte noch lebhaft nach in ihr, ſie nahm ſich zuſammen, ſie that ihrer eingewurzelten Gewohnheit Gewalt an und ſagte:

Sprechen Sie im Ernſt, John?

Im Ernſt? ſehr ernſt, ich verſichere Sie.

Sie ſehen ein, fuhr ſie in mildem Tone fort, daß man eine ſolche Anfrage nicht ſo ſchnell beantworten kann.

Wir Engländer machen gleich ab, ſagte John.

Wir Deutſchen nicht, erwiderte Roſalie, wir überlegen.

Well, ſagte John, überlegen Sie. Ich hoffe, Sie wird ſagen: Ja, aber wenn Sie ſagt: Ja, habe ich noch eine Bedingung.

Eine Bedingung? rief Roſalie neugierig und ſtolz zugleich.

Ja, ſei Sie ruhig, nicht für Sie, eine Bedingung für dort oben, ſagte John, und ſtreckte die Hand gegen Liebert's Haus.

Ah! in Beziehung auf Liebert's?

Yes!

Was iſt's?

Look, ſagte John und rückte näher zu Roſalie, Sie iſt der eiſerne Herzog — Sie kann Alles, was Sie will — Sie weiß Alles — Sie bringt Alles zu Ende. Dieſer gelbe Schnabel, der mich um mein Brod gebracht hat, muß aus dem Haus. Ja, er muß — ich muß haben meine Rache — und bald, ſonſt geht viel vor. Der alte Bull gibt ihm ſeine Tochter, wenn er nicht bald fort muß. Die kleine Grasmücke iſt in Liebe mit ihm. Der Rascal wird reich und Maſter, wo ich gedient habe — er muß fort. Sie muß machen, daß er fort gejagt wird. Das iſt die Bedingung. Hier mein Ehrenwort, mein engliſches Ehrenwort, I shall be damned, ich heirathe Sie einen Tag darauf, wenn er weggejagt iſt, wenn aus ſeiner Heirath nichts wird.

Roſalia ſtand beinahe entrüſtet auf und ging ins Haus.

John murmelte: it will do it — das wird's thun, ſtand ebenfalls auf und ging ihr ruhig nach.

Es war ziemlich ſpät und ſehr dunkel. Niemand hat ihn ins Haus und Niemand herausgehen ſehen. Aber am andern Morgen ſah man Roſalien, mit einem Hut auf dem Kopfe, Handſchuhe an den Händen und einen Regenſchirm unterm Arme, über die Wieſen der Stadt entgegen gehen. Wie ſie dahin ſchritt, ſtolz und trotzig, hatte ſie nicht die geringſte Aehnlichkeit mehr mit jener

Roſalie, die geſtern Abends ſo traurig und gebrochen über das Geländer in den Teich geſehen, als ob ſie ſich hineinwerfen wollte. Aus ihren Zügen und aus einzelnen vor ſich hingeſprochenen Worten hätte man erkennen können, daß ſie Pläne in ihrem Kopfe umherwälze, und daß dieſe Pläne nicht auf das Wohl des Nächſten abzielten. „Vor Allem muß ich wiſſen, wer er eigentlich iſt," wiederholte ſie, „das Andere wird dann nicht ſo ſchwer ſein." Oder: „Wer ein Geheimniß hat, ſteht auf ſchwachen Füßen, und Weiſt hat ein Geheimniß — es wird leicht ſein, ihn zum Fall zu bringen." Sie kam am erſten und zweiten Tage nicht zurück, und am dritten Tage erfuhr man, daß ſie mit dem Stellwagen nach Prag gereiſt ſei. „Dieſe Reiſe wird uns wieder Geld koſten," ſagten die Männer, und ihre Frauen und Töchter freuten ſich auf die neuen Moden, die Roſalie mitbringen werde.

Indeſſen verlebten diejenigen, welche die Reiſe Roſalien's am nächſten betraf, die glücklichſten Tage: Käthchen und Gaſton, die Flittertage der Liebe. Gaſton konnte an ſeinem Modell nicht arbeiten und mußte ſeine Hand pflegen; ſo begnügte er ſich damit, die angefangenen Arbeiten in den Hütten und an den Eiſenbahnen manchmal zu inſpiciren; die übrigen Stunden, beſonders die Abendſtunden, verbrachte er in Geſellſchaft von Vater und Tochter, oder wenn der Vater mit ſeiner Correſpondenz beſchäftigt war, auch nur mit der Tochter. Dieſe hatte Roſalien die Kunſt, einen Verband zu machen, ſo gut abgeſehen, daß ſie nun ſelbſt Gaſton die Hand verbinden konnte; ſie glaubte bei dieſer Gelegenheit manchmal einen Druck zu empfinden, aber er war ſo leiſe, daß es ihr leichter war, ſich ihn nach einigen Minuten wieder als eine Täuſchung wegzuleugnen, obwohl ſie im Momente ſo feſt daran glaubte, daß ſie erröthete. — Es blieb auch nicht beim Verbande. Der Vater ſelbſt hatte die Idee, daß Gaſton das ſchlechte Franzöſiſch, das Käthchen von ihrem Lehrer Fiſcher nothdürftig erlernt hatte, vervollkommnen ſollte, und nun ſaßen ſie des Abends da und Käthchen las Franzöſiſch und Gaſton ſpielte den Lehrer. Wenn er nur nicht immer ſo ſanft und nachſichtig geweſen wäre! Käthchen hatte den ſonderbaren Wunſch, daß er ſich einmal gegen ſie ereifern, daß er ihr harte Dinge ſagen, daß er fühlen ſolle, wie viel er ihr zu befehlen habe. Und abſichtlich las ſie und ſprach manchmal erſchrecklich ſchlecht und mißhandelte die grammatikaliſchen Regeln auf eine empörende Weiſe. Aber Gaſton lachte nur und fand das reizend. Endlich mußte ſie es ihm doch ſagen, daß er eigentlich ein ſehr ſchlechter und gewiſſenloſer Lehrer ſei, und daß er am Beſten thäte, ihr von Zeit zu Zeit böſe Wahrheiten zu ſagen, ja, ihr harte Strafen aufzuerlegen.

Das wäre mir nicht möglich! ſagte Gaſton lachend.

Wie nicht möglich! liegt Ihnen ſo wenig daran, ob ich Fortſchritte mache oder nicht?

Außerordentlich wenig! ſagte Gaſton wieder lachend.

Das iſt hübſch, daß Sie mir das offen ſagen; wie wenig Sie ſich intereſſiren, ob ich — ſie konnte nicht weiter ſprechen, ohne ihre Aufregung zu verrathen — ſie fühlte, daß wenn es ihr auch gelänge, die Thränen zurückzuhalten, ſie doch mit der Stimme weinen würde.

Sie wollte das Buch zuſchlagen, aber Gaſton hinderte ſie daran, denn ſein Mund drückte einen raſchen Kuß auf die Hand, die das Buch gefaßt hatte. Käthchen blieb bewegungslos ſitzen. Die Hand blieb wo ſie war, der Blick haftete an den Buchſtaben, die er eben zufällig nachgeſehen hatte — aber die ſchmollenden Züge des Geſichtes verwandelten ſich nach und nach in ein glückſeliges Lächeln, das wieder unbeweglich und unveränderlich ihren Mund umſpielte, als Gaſton mit zitternder Stimme und abgebrochen vor ſich hinſagte:

Nicht intereſſiren — für Sie? — für meine liebe Pflegerin? — für das holde, liebe, gute Kind? — Intereſſiren iſt ein häßliches Wort, Fräulein Käthchen — ich weiß — ich weiß ein ſchöneres —

Gaſton ſchwieg. Käthchen wußte ſehr wohl, was er ſagen wollte. „Ich weiß ein ſchöneres Wort“ wollte er ſagen — ſie fühlte es ſehr wohl, und ſie forſchte mit ihrem ganzen Weſen, mit ihrer ganzen Seele, ob er das ſchönere Wort nicht ſagen werde. Aber als ob er ihre Gedanken errathen hätte, rief Gaſton: Ach, ich darf es nicht ſagen! Er ſchlug ſich mit der Hand vor die Stirne, ſprang auf und eilte aus der Stube in ſeine Wohnung.

Käthchen war plötzlich aus ihrem Himmel geſtürzt. — Das Geheimniß — liſpelte ſie vor ſich hin — das Geheimniß iſt Schuld daran, das er mir nicht geſagt hat: ich liebe Sie, ich liebe Dich. — Ach, das Geheimniß! wüßte ich nur was es iſt! hätte ich nur den Muth ihn zu fragen. — Aber er liebt mich! er liebt mich!

Und ſie legte beide Arme auf das Buch und die Stirne auf die Arme und träumte.

Und ſo allerlei glückliches träumend, faßte ſie auch die verſchiedenſten Entſchlüſſe und unter anderen beſchloß ſie auch, ihrem Vater zum erſten Male in ihrem Leben ungehorſam zu werden. Weſt war nicht zwei Tage im Hauſe, als ſie ſchon ihrem Vater Andeutungen über ſeinen falſchen Namen gemacht und ihn zu bewegen ſuchte, den Fremden, über den Niemand Auskunft zu geben wußte, über ſeine Vergangenheit, vor Allem aber über ſeinen eigentlichen Namen zu befragen. Herr Juſtinus Liebert aber hatte ſolche Zumuthungen von ſich gewieſen und Käthchen aufs Strengſte geboten, das Geheimniß zu ehren und ihre Neugierde zu unterdrücken. — Nun aber nahm ſie ſich vor, Weſt bei erſter Gelegenheit geradeheraus nach Allem, was ſie wiſſen wollte, zu fragen. Es ſchien ihr, daß jetzt die Verhältniſſe und die Lage der Dinge andere ſeien, und daß ſie nach dem Kuſſe auf ihre Hand und nach ſeinen ſo zärtlich geſtammelten Worten, ein Recht habe, ihn offen zu fragen. Sie überredete ſich ſogar, ihm das ſchuldig zu ſein.

Aber Gaſton gab ihr in all' den folgenden Tagen nicht die geringſte Gelegenheit zur Ausführung ihres Entſchluſſes. Er wich ihr offenbar aus. Seine Hand, ſo ſagte er, war ſo weit geheilt, daß er wieder arbeiten konnte und ſo verbrachte er die Tage in den Hütten, die Abende in ſeiner Stube, wo er Pläne zeichnete. Nur bei Tiſche bekam ihn Käthchen zu ſehen, und da konnte ſie ihn wegen der Gegenwart des Vaters nicht fragen. — Er ahnt etwas — dachte Käthchen — er will nicht gefragt ſein — er hat alſo gewichtige Urſachen ſich zu verbergen. — Faſt wäre ſie ihm böſe geworden, aber er ſchlich noch trauriger umher als ſie, und wenn ſie ihn ſo traurig ſah, hätte ihr das Herz brechen mögen und ſie verzieh ihm alle dieſe Verbrechen, die ſie ihm in ihren Grübeleien nach den Urſachen ſeines Incognitos angedichtet hatte. Er leidet vielleicht für Andere und trägt großmüthig die Folgen fremder Schuld. Wie gerne würde ſie ihm ſelbſt tragen helfen. Aber dieſe Ungewißheit ertrug ſie nicht länger. Und wieder, iſt es nicht ein wahres Verbrechen dieſem edlen, offenen, ſo lieb traurigen Geſichte zu mißtrauen? — Aber das iſt's ja eben, die Verbrecher ſehen nicht ſo arg aus, wie ſich's Kinder vorſtellen — um zu täuſchen muß man täuſchend ausſehen und Roſalie ſagt, die gefährlichſten Abenteurer ſehen am liebenswürdigſten aus, Roſalie hat ihr ſo viele, wahrhaft ſchreckliche Beiſpiele erzählt. Das Endergebniß dieſer innern Kämpfe war, daß ſie Gaſton vertrauen, und daß ſie ihn auch fragen wolle. Nur bis Sonntag ſollte es ihm gelingen, ſich ihr zu entziehen. Sonntag ſollte ein Feſt gefeiert werden. — Das untere Dorf des induſtriellen Flecken bekam Marktgerechtigkeit und einen eigenen Namen. Es wird Carolinenthal genannt werden, nach dem Namen und zu Ehren der regierenden Kaiſerin. Das Alles hatte Herr Liebert durchgeſetzt und er ſollte erſter Bürgermeiſter von Carolinenthal werden.

Große Meſſe, großes Gaſtmahl, Tanz, Feuerwerke, Waſſerfahrten ſollten dieſes Feſt verherrlichen. Gerade im Lärm und Gedränge wird es ihr leicht ſein, ſich mit Gaſton unbelauſcht zu beſprechen.

Dieſen Grübeleien, ſolchen Gedanken verfallen, war ſie wenig geeignet, ſich mit den Vorbereitungen zu dem großen Feſte zu beſchäftigen. Roſalie hatte ihr nie ſo gefehlt, wie jetzt. Aber wo war Roſalie?

Roſalie war verſchwunden, wie vom Erdboden verſchlungen. Tag auf Tag verging, aber keiner brachte Nachricht von ihrem Aufenthalte, von ihrem Thun und Treiben. Im Club war es ſtill. Suſi ſaß in der Stube und verkaufte Tabak; bis ſpät in die Nacht ſaß der Engländer auf der Bank vor dem Hauſe, ließ ſich die Liqueurvorräthe Roſalien's ausliefern, trank, rauchte und erwartete Roſalien's Ankunft. So oft er ſich nach Mitternacht erhob, um mit ſchweren Schritten ſeiner jetzigen

Wohnung im Wirthshauſe entgegen zu taumeln, murmelte er: Noch nicht da — devilish woman! — wo ſteckt ſie? — was treibt ſie? — was wittert ſie aus? — ſie kommt nicht eher, als bis ſie eine Neuigkeit mitbringt, die man brauchen kann. Devilish woman! Capital woman! — Was thut nicht ſo ein old girl um zu heirathen. Devilish woman! Capital woman!

Erſt in der letzten Nacht vor dem großen Tage, der dem Flecken einen eigenen Namen, Marktgerechtigkeit und einen Bürgermeiſter bringen ſollte, wanderte Roſalie von der Stadt her ihrer Heimath zu. Ihre lange Geſtalt zeichnete ſich, wie ſie über den Berg ſchritt, an dem klaren Sommerhimmel ſo ſcharf und deutlich ab, daß ſie Herr Liebert, der in ſeiner Britſchka hinter ihr herfuhr, ſchon aus weiter Ferne erkannte. Sie kam ihm etwas geſpenſterhaft vor, wie ſie ſo allein durch die Nacht dahinſchritt, auf dem Berge ohne Hintergrund doppelt lang erſcheinend. Trotz der Verſpätung, da ihn die auf den morgigen Tag bezüglichen Geſchäfte zu lange in der Stadt aufgehalten, hatte er, über allerlei nachdenkend, ſein Pferd langſam gehen laſſen, jetzt trieb er es an, um Roſalien zu erreichen.

Potz Tauſend Roſalie! noch ſo ſpät auf den Beinen?

Roſalie ſah ſich überraſcht um und ſagte: Biſt Du es Liebert? mit einem Tone, als ob ſie hinzufügen wollte: ſonderbar, ich habe eben an Dich gedacht.

Ich bin überzeugt, fuhr Herr Liebert fort, daß Du

Dich bei Deiner Schweſter, bei Frau Fiſcher, ſo lange verweilt haſt.

Nein! erwiderte Roſalie kurz.

Biſt Du ihr noch immer böſe? Roſalie, ſchau, das iſt nicht hübſch von Dir, ich habe ſie beſucht, die arme Marianne iſt krank, ich glaube ſehr krank. Roſalie, es iſt Deine einzige Anverwandte!

Liebert! rief Roſalie, Du haſt was anders zu thun, als mir Moral predigen. Ich thue und laſſe, was mir beliebt. Mit meiner Schweſter laß mich in Ruh; ich will nichts von ihr wiſſen.

So ſprechend wandte ſie ſich, um weiter zu gehen.

Nun, wie Du willſt Roſalie, ſagte Herr Liebert begütigend, wir wollen nicht weiter davon ſprechen. Aber Du konnteſt einſteigen, ich will Dich nach Hauſe bringen.

Danke! habe gute Beine! erwiderte Roſalie, und ging emporgehaltenen Kopfes und wie um ihre Worte zu bekräftigen, ſtrammen Schrittes vorwärts.

Herr Liebert murmelte einen leiſen Fluch, gab ſeinem Pferde die Peitſche, und fuhr im Galopp an ihr vorbei.

Auf ihrem Hofe angekommen, fand ſie daſelbſt den Engländer. Ah, Miß Roſalie! rief er überraſcht, da iſt ſie! Well, was Neues! Hat Sie was?

Ich habe genug! ſagte ſie trocken, ſchritt an ihm vorbei und ins Haus, das ſie hinter ſich verſchloß.

Sie hat genug! Devilish woman, indeed!

VI.

Wir wollen den Tag der großen Feſtlichkeiten nicht erſt beſchreiben. Mit wenig Phantaſie kann ſich das der Leſer alles ſelbſt ausmalen: wie nach der Meſſe der eigens zu dieſem Zwecke delegirte Kreiscommiſſär zwei Actenſtücke vorlas: das erſte, wonach der Flecken für ewige Zeiten Carolinenthal genannt ſein ſollte; das zweite, wonach ihm für ebenfalls ewige Zeiten das Recht gewährt werde, alljährlich zwei Märkte zu halten. Wie ſich nach Verleſung des erſten Schriftſtückes unter Tuſch und großem Jubel über dem Giebel des Liebert'ſchen Hauſes eine große Fahne entfaltete mit der Inſchrift auf der einen Seite: An Gottes Segen iſt alles gelegen, und auf der andern Seite: Vivat Carolinenthal! Wie dann Herr Juſtinus Liebert als erſter Bürgermeiſter des Marktfleckens proclamirt wurde und hierauf ſämmtliche, zahlloſe Gäſte, und nach ihnen die Arbeiter aus den Gruben und Hütten in feſtlichen Kleidern ihre Glückwünſche abſtatteten. Dann wurde von einem Ausrufer der erſte Markt als eröffnet erklärt und die Leinwand fiel von allen Buden, die die drei Baſſins entlang und auf den Dämmen zwiſchen denſelben und überall zwiſchen den Häuſern aufgeſchlagen waren, und viele ländliche Herrlichkeiten jeglicher Art wurden ſichtbar.

Aus der ganzen Umgegend waren Neugierige herbeigeſtrömt und das Volk drängte ſich zwiſchen den Buden als wäre es die Leipziger Meſſe. Nun begann nach den Inſtructionen ihres Vaters Käthchen ihren Rundgang. Er hatte ihr die Börſe mit Gold gefüllt und ihr aufs angelegentlichſte empfohlen, Alles auszugeben, damit der erſte Markttag gut ausfalle und die Krämer zufrieden ſeien. Von allen ihren Freundinnen umgeben, von Töchtern des Ortes und der Stadt, ging ſie von Bude zu Bude und kaufte in jeder, was ihr gefiel und theilte mit vollen Händen aus. Da hatte ſie manche Freude — aber Stunde auf Stunde verging, und was ſie von dieſem Tage gehofft hatte, ging nicht in Erfüllung, denn das Füllhorn ihrer Freigebigkeit, das ſie wie eine Fortuna trug, war Urſache, daß ſie nicht einen Augenblick allein blieb und Gaſton in dem Gedränge nur von Zeit zu Zeit und aus weiter Ferne zu Geſichte bekam. Auch ihm waren von Herrn Liebert für dieſen wichtigen Tag ſo viele Geſchäfte anvertraut, daß, wenn er auch gewollt hätte, er mit Käthchen kaum ein Wort hätte wechſeln können.

Nach dem Beſuche auf dem Markte kam das große Gaſtmahl im Liebert'ſchen Hauſe, wo Käthchen allein die Honneurs machen mußte. Im Drange der Geſchäfte hatte ihr der Vater gar nicht geſagt, daß Roſalie von ihrer Reiſe zurückgekehrt ſei, und dieſe ließ ſich nicht ſehen.

Und ſo wurde es Abend, das Gaſtmahl verlängerte ſich und es kam nicht einmal zum Tanze, der doch auch auf dem Programme ſtand, und auf den ſich Käthchen ſo ſehr gefreut hatte. Gaſton hätte ja doch mit ihr tanzen müſſen — da hätte ſie vielleicht Gelegenheit gefunden, mit ihm zu ſprechen und das ganze glückliche Gefühl, das ſie damals empfunden, als ſie das erſte Mal mit ihm tanzte, hätte ſich wohl wieder eingeſtellt. Das hoffte ſie mit Zuverſicht, wie eine Erlöſung aus ihrer Bangigkeit. Nun war auch damit nichts. Sie wollte faſt verzagen, während ſie mit aller Welt freundlich ſein und, dem Tage angemeſſen, fröhlich erſcheinen mußte.

Da man erſt ſpät vom Tiſche aufſtand, ſollte unmittelbar darauf das Feuerwerk folgen, und da war Gaſton vollends unſichtbar, denn das Feuerwerk ſtand ganz unter ſeiner Leitung.

Die Gäſte und vieles Volk verſammelten ſich im dunklen Hofe vor dem Liebert'ſchen Hauſe; dieſem gegenüber aber lagen die Liebert'ſchen Gärten, auf dem Abhange, der vom oberen Dorfe in das Thal führte. Herr Liebert hatte dieſen Abhang in Terraſſen abtheilen und die Terraſſen bepflanzen laſſen. Vor grünen Wänden ſtanden weiße Statuen; auf der mittleren Terraſſe öffnete ſich eine Grotte, mit Bänken und einem kleinen Springbrunnen. Alles das ſollte bengaliſch beleuchtet werden, wovon man ſich einen großen Effect verſprach, beſonders vom Liebert'ſchen Hofe aus. Die Pracht mußte aus einiger Entfernung geſehen werden; es durfte darum Niemand in den Garten, in welchem Gaſton mit ſeinen Arbeitern beſchäftigt war, und vor deſſen Thüren Fleiſchmann als Wächter ſtand und unbarmherzig jeden Neugierigen zurückwies. Käthchen ſtand mit unter den Neugierigen, die ungeduldig warteten. Plötzlich erkannte ſie bei einem vorbeigetragenen Lichte Gaſton, der in der Grotte beſchäftigt war. Jetzt iſt er allein! dachte ſie, und drängte ſich durch die Menge der Gartenthüre zu. Fleiſchmann grinſte ſie freundlich an, und ließ die Tochter vom Hauſe ohne Anſtand durch. Nachdem ſie einige Schritte im Garten gemacht, rief ihr Fleiſchmann nach: Herr Weſt iſt in der Grotte. Sie ſtutzte und wollte umkehren. Weiß man ſchon, daß ich ihn liebe? dachte ſie. Mögen ſie, fügte ſie raſch in Gedanken zu, und ſchritt weiter, unter dem Schutze der Geſträucher und des Dunkels der Nacht.

Sie nahm ihren ganzen Muth zuſammen und beſchloß, ſo wie ſie jetzt gerade auf Gaſton losging, gerade ſo und ohne Umwege, die Frage an ihn zu richten, die ihr ſo am Herzen lag. Sie fühlte, daß, wenn ſie ſich in ein Geſpräch einließe, ſie den Muth wieder verlöre, und wußte, daß ihr nicht viel Zeit übrig blieb.

So entſchloſſen ſtand ſie in der Grotte. Gaſt —, Herr Weſt! ich bin es! rief ſie mit zitternder Stimme.

Fräulein Käthchen, rief er dagegen überraſcht, und ſtreckte unwillkürlich ſeine Hand nach der ihrigen aus.

Sie ließ ſie ruhig faſſen und ſagte: Herr Weſt, ich habe zwei Worte mit Ihnen zu ſprechen. Warum haben Sie ſich all die Tage nicht ſehen laſſen? Sind Sie böſe?

Ich Ihnen böſe, Fräulein! rief Gaſton, und drückte ihr die Hand.

Nun, wenn Sie nicht böſe ſind, beantworten Sie mir ſchnell dieſe Fragen: Wer ſind Sie? Wie heißen Sie? Welches iſt das Geheimniß, das Sie drückt?

Mein Fräulein! rief Gaſton beſtürzt, und ließ ihre Hand fahren.

Käthchen legte die Hand auf's Herz und ſagte mit zitternder Stimme: Gewiß, ich frage nicht aus alberner Neugierde. Glauben Sie mir, Herr Weſt, aber ich muß es wiſſen, ich kann ſonſt — Es lag ſo viel Traurigkeit im Tone dieſer Worte, daß Gaſton die Thränen in die Augen traten. Er faßte wieder ihre Hände und ſage: Fräulein Käthchen, in einem Augenblicke wird die Grotte beleuchtet ſein, wenn Sie die Leute hier ſähen

— ich kann Ihnen jetzt nichts ſagen — ein anderes Mal — ich muß fort, daß man mich nicht mit Ihnen ſehe.

Nach dieſen haſtig ausgeſprochenen Worten eilte er aus der Grotte und verſchwand in der Nacht. Käthchen zitterte am ganzen Leibe vor Aufregung. Gaſton, Gaſton! liſpelte ſie vor ſich hin, als ob ſie ihn riefe, und wollte ſich anſtrengen, um aus der Grotte zu kommen. Eben wollte ſie den erſten Schritt machen, als ſie ſich am Arme gefaßt fühlte und ihr dieſe Worte in's Ohr geſagt wurden: Du willſt wiſſen, wer er iſt, ich kann es Dir ſagen.

Roſalie! rief Käthchen, die die Stimme erkannte, Du hier?

Ja, ich, ſprach Roſalie haſtig weiter, ich weiß es, wer er iſt: Ein Verbrecher iſt er, ein Verbrecher aus verbrecheriſcher Familie, die nicht in ihr Vaterland zurück darf, die aus Frankreich gejagt iſt, es iſt gewiß, daß er einen falſchen Namen trägt.

O Gott! ſeufzte Käthchen.

Und noch etwas, fuhr Roſalie fort, verlobt iſt er und hat ſeine Braut ſitzen laſſen. Siehe zu, daß ihn Dein Vater ſobald als möglich, aus dem Hauſe jage.

Ach, Roſalie, hilf mir, ſeufzte Käthchen, aber Roſalie war ſchon davon geeilt.

In dieſem Augenblicke wurde der Garten mit Statuen und Grotte in den hellſten roſigen Tag getaucht. Ein Schrei der freudigſten Ueberraſchung erhob ſich aus der gedrängten Maſſe der Zuſchauer. Nachdem die Blicke im Garten, von Winkel zu Winkel, von Statue zu Statue geirrt waren; concentrirten ſie ſich auf der Grotte, die mit der Statue im Hintergrunde einen beſonders ſchönen Effect machte, und da jauchzte ein Theil des Publikums auf, als es auf der Bank in der Grotte Fräulein Liebert in dieſer herrlichen Beleuchtung ſo ſchön ausgeſtreckt und unbeweglich daliegen ſah. Man ſagte ſich ſchnell, das ſei wohl ejn lebendiges Bild nach der neueſten Mode, das Herr Liebert ſeinen Gäſten zum Beſten gebe, und viele Hände regten ſich, um ſtädtiſch zu applaudiren. Im Lärm des Applauſes hörte man den Angſtſchrei des Vaters nicht, und da es gleich wieder Nacht wurde, ſah man auch Gaſton nicht, der über die Blumenbeete der Grotte zuſtürzte.

Als er Käthchen am Fuße der Terraſſe auf ſeinen Armen dem Vater entgegentrug, war das Mädchen wieder zu ſich gekommen und es war ihm wohler und leichter, als einem ſonſt nach einer Ohnmacht zu ſein pflegt. Auf ſeinen Lippen brannte ein Kuß und in ſeinen Ohren und in ſeinem Herzen widerhallten noch die Worte: Käthchen, mein Engel, ma bien aimée, nur etwas Vertrauen, nur noch wenige Tage.

VII.

Am andern Morgen ging Herr Liebert mit ſeiner Tochter in der oberen großen Stube Arm in Arm auf und ab. Sie war etwas bleich und er betrachtete ſie mit Beſorgniß. Von Zeit zu Zeit ſtreichelte er ihr die Wangen oder drückte ihren Arm und ſagte: Du haſt Dich geſtern zu ſehr angeſtrengt, das war Alles, Du arbeiteſt zu viel, mein Käthchen, Du mußt mir nicht mehr ohnmächtig werden, das ſchickt ſich nicht für eine Jungfrau vom Lande.

Käthchen beantworte die Liebkoſungen nur mit Lächeln. Ihre Gedanken — die Gedanken ſiebzehnjähriger Töchter, wie undankbar ſind ſie väterlichen Liebkoſungen gegenüber — ihre Gedanken waren offenbar anders beſchäftigt. Manchmal öffnete ſie die Lippen, ſagte aber nichts. Der Vater bemerkte es. Du willſt was ſagen, Käthchen, ſprich, ſieh, jedes Verſchweigen macht mir nach dem geſtrigen Unfall Sorgen.

Mein guter Papa, es iſt nichts, was uns beide anginge.

Wen ſonſt?

Herrn Weſt!

Nun, ich glaube, wir beide ſind ihm gute Freunde.

Käthchen ſchwieg wieder.

Papa!

Nun mein Kind?

Man ſagte mir geſtern, Gaſton ſei ein Verbrecher! — ſtieß Käthchen raſch hervor.

Sie ſtanden eben am Fenſter. Gaſton trat aus ſeiner Wohnung und wollte offenbar herüber kommen; doch blieb er gedankenvoll auf ſeiner Schwelle ſtehen.

Mein Kind, ſagte Herr Liebert, ſieh ihn an — ſo ſieht kein Verbrecher aus.

Nicht wahr Papa, ſo ſieht kein Verbrecher aus! — rief Käthchen und ſchlang beide Arme um den Hals ihres Vaters, um die Thränen zu verbergen, die ihr in die Augen drangen.

Der Vater ſah ſie gerührt an und drückte einen langen Kuß auf ihre Stirne.

Deſſen kannſt Du ſicher ſein, mein Käthchen, fuhr Herr Liebert fort, ſo ſieht kein Verbrecher aus. Es iſt gewiß, daß Weſt ein Geheimniß hat, aber ſieh, ich habe ſo großes Vertrauen in ihn, daß ich ihm meine Tochter zum Weibe geben möchte — und ich bin gar nicht gewillt, mein Käthchen dem erſten Beſten an den Hals zu werfen.

Käthchen ſah nicht auf, aber ſie drückte ihren Kopf an die Bruſt des guten, vertrauensvollen Vaters, und er legte die Hand wie ſegnend auf dieſes geliebte Haupt.

So ſtanden ſie, als Gaſton eben in's Haus treten wollte und als vor der Thüre plötzlich ein eleganter Reiſewagen hielt.

Herr Liebert öffnete das Fenſter, um den Beſuch zu erkennen; ſah aber bald, daß der Beſuch nicht ihm galt, ſondern Gaſton.

Aus dem Wagen ſprang ein junger Mann in leichter, modiſcher Reiſekleidung, der kaum den Boden berührte, als er ſich ſchon Gaſton in den Armen warf.

Ah Gaſton, theurer Gaſton, da habe ich Dich ja gleich — rief er in franzöſiſcher Sprache, que le diable l'emporte, in welchen Winkeln der Erde muß ich Dich aufſuchen. Nun und wie geht es Dir? — Herrlich ſiehſt Du aus, c'est-à-dire, von Geſicht — Deine Toilette iſt ſcheußlich. Du ſiehſt ja aus wie ein Courier! Mein Gott, wenn Dich Deine Schwiegermutter ſo ſähe, die ganze Perrücke vom Boulevard des Gants würde ſie ſich ausraufen.

Das und noch vieles Andere ſprudelte ſo raſch aus dem Munde des Franzoſen, daß Gaſton kaum Zeit hatte, ihm zu antworten. Vater und Tochter, die unfreiwillige Zuhörer und Zuſchauer waren, lachten anfangs über das ſonderbare, bewegliche Weſen des Fremden, aber bei Erwähnung der Schwiegermutter zuckte Käthchen zuſammen und runzelte auch Herr Liebert die Stirne.

Gaſton lud ſeinen Gaſt ein, ihm in ſeine Wohnung zu folgen. Aber der Fremde ſträubte ſich. Du mußt gleich mit mir fort! .. rief er — weißt Du warum ich gekommen bin? Um Dich todt zu ſtechen! Parole d'honneur, theurer Gaſton, um Dich todt zu machen! Du wirſt doch noch nicht ſo weit encanaillirt ſein, um Dich von einem Gentilhomme, wie ich bin, mit Vergnügen todt ſtechen zu laſſen? — Aber vorher mußt Du noch Deine Schwiegermutter geſehen haben. Sie iſt mit mir gekommen, ſie erwartet Dich hier in dem Neſte, in der nächſten Stadt — hol der Teufel die böhmiſchen Namen — hier in der Stadt. Schöne Stadt ma foi! Komm! Wir müſſen gleich fort!

Laſſe mich doch erſt etwas Toilette machen, bat Gaſton.

Nein, nein! rief der Fremde, die alte Douarière muß Dich ſo ſehen, das gibt einen Hauptſpaß, als Ouvrier verkleidet muß ſie Dich ſehen.

Gaſton dachte einen Augenblick nach; dann ſagte er: Ja, es iſt beſſer, daß ſie mich ſo ſehen! C'est impayable! — jubelte der Franzoſe — komm, ſteig ein.

Ich muß mich noch von meinem Herrn verabſchieden, ſagte Gaſton, indem er ins Haus ging.

Von ſeinem Herrn! de son maitre! Es iſt zum

Todtlachen, als ob er von Charles X. ſpräche! rief der Franzoſe immer lachend und ſtieg wieder in den Wagen.

Als Gaſton in die Stube trat, fand er Herrn Liebert allein. Die Reden des Fremden hatten Käthchen ſo aufgeregt, daß ſie nicht glaubte, ſie könne ſich vor Gaſton ſehen laſſen, und der Vater, ohne ſie weiter zu fragen, oder ein Wort über ihre Aufregung zu ſagen, hatte ſie ſelbſt in ihr Zimmer geführt.

Sie wollen verreiſen, rief er Gaſton mit heiterem Geſichte zu.

Auf einige Stunden, vielleicht auf einige Tage, es iſt möglich, daß ich nach Prag muß, zu meinem Vater.

Gut! reiſen Sie glücklich, kommen Sie wohl zurück.

Herr Liebert!

Lieber Weſt?

Ich wollte eben, als der Fremde eintraf, zu Ihnen herüber kommen, um mit Ihnen über einen gewiſſen Gegenſtand zu ſprechen.

Nun — und?

Nun denke ich, ich werde ausführlicher und beſſer mit Ihnen ſprechen können, wenn ich zurückkomme.

Lieber Weſt, Sie kommen mir eigenthümlich vor. Wozu ſagen Sie mir das? Sie werden mich alſo über Ihren Gegenſtand ſprechen, wenn Sie zurückkommen.

Ich wollte Sie nur bitten, dieſes dem Fräulein Käthchen zu ſagen.

Sehr wohl! ſagte Herr Liebert und ſah den jungen

Mann dankbar an und reichte ihm die Hand. Reiſen Sie glücklich!

Gaſton faßte ſeine Hand und drückte ſie heftig. Er wollte ſprechen, konnte aber nicht. Herr Liebert, der ihn immer ſo ruhig und beſonnen geſehen, war gerührt, wie er endlich die Worte hervorſtammelte: Ich gehe, um mit einer ganzen Vergangenheit definitiv zu brechen!

Nach einer Minute entführte der Wagen die beiden jungen Männer. Sogleich nahm der Franzoſe wieder das Geſpräch auf. Farceur va! wir wiſſen Alles, was vorgeht, ſagte er.

Natürlich, antwortete Gaſton, ich habe ja dieſer Tage meinem Vater geſchrieben und ihm Alles mitgetheilt.

Ah bah! wir wußten Alles früher und ausführlicher.

Habt Ihr mir Spione nachgeſchickt? fragte Gaſton verdrießlich.

Nein, der Spion hat ſich freiwillig eingeſtellt. Sprich, Gaſton, womit haſt Du Dir eine alte Jungfer zum Feind gemacht?

Eine alte Jungfer?

Uralt wie Methuſalem — nota bene für eine Jungfrau — für eine Matrone, je ne dit pas. — Eine ſonderbare Creatur! — Hier in dieſer kleinen Bergſtadt hat ſie nicht ausfindig machen können, wer Du biſt, der Bergrath, den ſie durch eine Beamtenfrau anbohren ließ, hat ſich brav gehalten und Dich nicht verrathen. Aber ſie muß doch irgend einen Anhaltspunkt erwiſcht haben, und lief nach Prag, und trieb ſich da unter der Dienerſchaft der ganzen franzöſiſchen Geſellſchaft herum, bis ſie es heraus hatte. Deinen Vater wußte ſie in ſeiner Dachſtube auf dem Maltheſerplatze aufzuſtöbern, und nachdem ſie dem alten Marquis ihren Beſuch gemacht, erfreute ſich auch die alte Comteſſe ihrer Aufwartung. Vom Bedienten Deines Vaters hat ſie es herausgelockt, daß Du eigentlich mit der kleinen Comteſſe verlobt biſt. Sie hat Dich und Deine Liebe mit einer Leidenſchaft denuncirt, daß es eine Freude war, ſie anzuhören.

Gaſton ſchüttelte den Kopf. Er begriff nicht, wie irgend Jemand in der Gegend ein Intereſſe haben konnte, ſeinen Namen auszuſpähen und ſeine Liebe zu Käthchen, die er für ein Geheimniß hielt, wem immer zu denunciren.

Die aber dieſes Intereſſe hatte, ſtand, während dieſes Geſpräch ſtattfand, auf der Höhe des Dammes und ſah dem Wagen nach. Sie hatte ihn gleich dieſen Morgen bei ſeiner Ankunft geſehen; denn ſeit ihrer Rückkehr wartete ſie, daß irgend etwas von Prag aus geſchehe. Als der Wagen aber bei Liebert in den Hof fuhr, war Lord John bei Roſalien und jauchzte auf, da dieſe ſagte: Es hat gewirkt! Ich glaube, Herr Gaſton wird entführt.

Roſalie ſah ihn über die Schulter an und ging hinaus auf ihre Warte. Als der Wagen der Stadt zufuhr, ſtrich ſie ſich mit beiden Händen über die Stirne. Wenn er mit im Wagen ſitzt, ſagte ſie vor ſich hin, dann wird dort oben geweint. Und ſie ſah zu Liebert hinauf; auf dem Wege dahin blieben ihre Augen an dem Geländer haften, an dem ſie ſich vor einiger Zeit ſo weich und gut gefühlt hatte. Sie ſah wieder weg und dem Wagen nach, bis er hinter dem Hügel verſchwand, dann blieb ſie noch daſtehen, ſtarr und unbeweglich wie eine Bildſäule, nicht mehr herrſchend und herausfordernd wie ehemals, immer die Augen dem Wege nach der Stadt zugewendet.

Lord John kam und fragte, ob Weſt in den Wagen geſeſſen?

Ich weiß es nicht! antwortete Roſalie, ohne ihn anzublicken und in einem barſchen Tone, daß er nicht den Muth hatte, weiter zu fragen.

Aber das iſt ja das Wichtigſte — in der That — murmelte Lord John — das muß ich wiſſen, das muß ich! — Ich laufe dem Wagen nach bis in die Stadt — in der That! —

In der That machte er ſich auf und eilte dem Wagen nach. Er war ſo eilig, daß er kaum den Mann bemerkte, der ihm gemeſſenen und vorſichtigen Schrittes auf dem Wege nach der Stadt entgegenkam. Auch Roſalie, die doch in dieſelbe Richtung ſah, bemerkte zuerſt den Mann nicht, ſo gedankenlos, zerſtreut, oder vertieft ſtarrte ſie vor ſich hin. Sie bemerkte ihn erſt, als er vom Wege abbog und den Wieſenpfad einſchlug.

Die ſchlanke Geſtalt in dunkler Tracht hob ſich ſehr bemerklich von dem Wieſengrunde ab. Roſalie fuhr zurück, als ihr Auge zufällig auf dem Manne haften blieb. Sie glaubte ſich zu täuſchen, und ſah aufmerkſamer hin, und ſah, daß der dunkle Mann etwas Weißes ſehr vorſichtig auf beiden Armen trug, daß er manchmal mit Sorgfalt auf das weiße Packet niederſah, manchmal ſtehen blieb und etwas ordnete.

Sie bog den Kopf vor und hielt die Hand wie einen Schirm vor die Augen, die ſie zuſammenzwickerte. Es iſt Fiſcher! Bei Gott, es iſt Fiſcher! murmelte ſie. Was will er? Was bringt er da? Er geht wohl zu Liebert's.

Aber er bog nicht den Pfad ein, der zu Liebert's führte, ſondern den andern Wieſenpfad rechts, der zu Roſalien führte.

Er kommt zu mir! was will er von mir? Habe ich ihm nicht mein Haus verboten! rief ſie, während ihr altes Geſicht erröthete.

Sie lief ins Haus zurück und ſetzte ſich hinter den Tiſch an die Arbeit. Aber die Nadel zitterte in ihrer Hand.

Nach wenigen Minuten ging Fiſcher am Fenſter vorbei, immer mit dem Packet auf beiden Armen, und gleich darauf pochte es unten an der Thüre, wie wenn man mit dem Fuße klopft. Roſalie ſagte nicht herein und rührte ſich auch nicht vom Platze.

Roſalie öffne, rief es von draußen, ich kann nicht, ich kann meine Hände nicht brauchen.

Aber Roſalie antwortete nicht und blieb auf ihrem

Platze ſitzen. Da hörte ſie, wie die Klinke ungeſchickt gehoben und ſah, wie die Thüre mit dem Fuße aufgeſtoßen wurde.

Fiſcher trat ein mit dem Packete auf dem Arme.

Ich bin es, Roſalie, ſagte er etwas ſchüchtern.

Die Angeredete ſtand auf, warf den Kopf zurück und ſah ihm zornig ins Geſicht. Aber da bemerkte ſie eine ſo tiefe Trauer und Niedergeſchlagenheit auf ſeinen Zügen, daß ſie vor Schrecken zuſammenfuhr.

Was iſt? was iſt geſchehen? fragte ſie milder und ſah zu Boden.

Deine Schweſter, Marianne, iſt todt, ſagte Fiſcher und ſeine Thränen ſtürzten auf das geheimnißvolle Ding, das er immer auf den Armen hielt.

Todt! — wiederholte Roſalie kaum vernehmbar. Sie taumelte zurück. Ihr Kopf fiel an das Fenſterkreuz und ſo angelehnt, halb mit dem Geſichte nach Außen gekehrt, blieb ſie ſtumm und unbeweglich ſtehen. „Todt!“ murmelte ſie von Zeit zu Zeit ohne aufzublicken, ohne ſich zu bewegen. Fiſcher ſah ſie prüfend an und dachte: Es ergreift ſie tiefer, als ich erwartet habe.

Aber ſeine Aufmerkſamkeit wurde von Roſalie ab und auf die Hüllen von Kiſſen und Tüchern auf ſeinen Armen gelenkt. Da drin fing es an ſich zu regen und wurde die Stimme eines kleinen Kindes laut. Fiſcher legte ſeine Laſt auf den Tiſch und entfernte ein Tuch, das über das ganze Packet gebreitet war. Die Kiſſen öffneten ſich und ein Säugling von einigen Monaten, ein Knäblein, ſtreckte Füße und Hände in unbeholfenen Bewegungen in die Luft.

Ihr Kind! rief Roſalie, und ſah es vom Fenſter aus mit ſtarren Augen an, ohne ſich zu regen.

Ja, ihr Kind — ſagte Fiſcher — ich bringe Dir das arme, verwaiſte Würmlein. Bei mir wäre es ſchlecht aufgehoben. Den ganzen Tag verbringe ich in der Schule und mit Stundengeben; ich kann es keiner Wärterin anvertrauen — Du wirſt es gut pflegen — bei Dir wird es gut aufgehoben ſein, deß bin ich gewiß.

Roſalie antwortete nicht und regte ſich noch immer nicht. Aber da Fiſcher anfing ſich mit dem Kinde zu beſchäftigen, es zurecht zu legen und ſeinen kleinen Anzug und die Kiſſen neu zu ordnen, Alles mit jener Ungeſchicklichkeit, die die Männer in ſolchen Fällen auszeichnet, war es, als könnte Roſalie dergleichen nicht mitanſehen. Sie raffte ſich zuſammen und näherte ſich dem Tiſche.

Wer wird denn ein Kind ſo anfaſſen! rief ſie halb zornig und wollte es ſelbſt aus dem Kiſſen heben, aber in demſelben Augenblicke fiel ſie mit dem Geſichte in die Kiſſen und fing laut zu ſchluchzen an, indem ſie dem Kinde die kleinen, ſtrampelnden Füßchen küßte.

Aber bald faßte ſie ſich wieder und mit eben ſo barſchem Tone wie vorhin, rief ſie: Wer wird das Kind ſo hinlegen auf den Tiſch! Sie nahm es ſammt dem Kiſſen und trug es in ihr Bett, wo ſie es ganz enthüllte und ſich damit zu ſchaffen machte. Das ſchöne Kind! murmelte ſie, das ſchöne Kind! und dann lauter, ohne ſich zu Fiſcher zu wenden: die Wäſche hier im Tuche, iſt das alles?

Alles! wiederholte Fiſcher.

Nun, das iſt nicht viel!

Nach dieſen Worten lief ſie in den Hof und rief einem der gegenüberſtehenden Häuſer zu: Suſi! Suſi! und kam ſogleich wieder in die Stube und an's Bett zurück. Nach einigen Minuten erſchien Suſi. Sie betrachtete Fiſcher mit erſtaunten Augen und mit noch mehr Erſtaunen das Kind auf dem Bette. Sie fing zu fragen an und verlangte Erklärungen. Roſalie verwies ihr alles Geſchwätz und befahl ihr nur auf das Kind zu achten und ſich an das Bett zu ſetzen. Dann ging ſie an einen Schrank und holte allerlei Leinen hervor, das ſie auf dem Tiſche ausbreitete und muſterte, dann ging ſie zwiſchen dem Tiſche und dem Bette hin und her und nahm das Maß. Ihre frühere Arbeit warf ſie unter den Tiſch und nach kurzer Zeit war ſie in Meſſen und Zuſchneiden ſo vertieft, daß ſie Fiſcher's Gegenwart und ſelbſt das Kind, überhaupt alles Andere vergeſſen zu haben ſchien. Fiſcher ſtand noch immer, da ihn Roſalie nicht ſitzen geheißen hatte, und ſah ihrem eigenthümlichen Gebahren mit geſpannter Aufmerkſamkeit zu. Seine kummervollen Züge nahmen nach und nach einen getröſteteren Ausdruck an, denn er dachte, mein Kind iſt hier gut aufgehoben. Mit einer Hand auf den Tiſch geſtützt, beobachtete er, wie ſich unter Roſalien's Scheere die Bruchſtückformen zu Leibchen, Hemden und anderem Kinderzeuge entwickelten. So verging Viertelſtunde nach Viertelſtunde. Mit einem Male rief Roſalie: Aber mein Gott, das arme Kind muß ja hungern! Ich alte Nähmamſell habe zuerſt nur an die Wäſche gedacht. Sie ſprang auf und eilte in die Küche. Fiſcher lächelte, und heiterer als er gekommen war, verließ er das Haus, um Herrn Juſtinus Liebert, ſeinen ehemaligen Brodherrn zu beſuchen und ihm ſeinen ſchmerzlichen Verluſt anzukündigen.

Roſalie gab dem Kinde zu eſſen und lief mit ihm in der Stube auf und ab, wenn es weinte. Dann ſaß ſie wieder an der Arbeit und nähete ohne aufzuſehen, mit unermüdlichem Eifer. Sie wollte durch nichts geſtört ſein, ſelbſt nicht durch Suſi's Fragen, die zu wiſſen wünſchte, wie das alles gekommen und vor Neugierde faſt verging. Nur wenn das Kind ſich regte, ſtand Roſalie auf. Sie hörte ſeine geringſte Bewegung, jeden Laut, den es von ſich gab. Manchmal blieb ſie betrachtend und in Gedanken vertieft davor ſtehen und murmelte unverſtändliche Worte. Man ſoll ſehen, welche gute Mutter ich ſein kann! rief ſie mit einem Male und kehrte wieder an ihre Arbeit zurück. Ihre Arbeit ging, ſo zu ſagen, ſchneller als die Zeit. Schon lag ein Hemdchen für und fertig da. Sie betrachtete es mit Wohlgefallen; dann nahm ſie das Kind auf ihren Schooß, um zu ſehen, ob es ihm auch paſſe. Du ſiehſt ja aus, wie ein Prinz; rief ſie und drückte es in ihre Arme.

Da ſtürzte Lord John, erhitzt, mit rothglühendem Geſichte in die Stube. Bin ich gelaufen! bin ich! rief er noch athemlos. Bis in der Stadt bin ich geweſen — bis in der Stadt! Be damned — Sind ſie zugefahren! Aber Weſt war mit — er war, indeed! Miß Roſalie, er war! indeed!

Herr John! ſagte Roſalie, die wie aus einem Traume erwachte, was geht das mich an?

Lord John bemerkte jetzt erſt das Kind auf ihrem Schooße. Was iſt das für ein Kind? fragte er, wo kommt das Ding her, das Ding hier?

Herr John, antwortete Roſalie, das iſt mein Kind, mein Kind!

Ihr Kind? iſt es? fragte Lord John, und ſah ſie mit großen Augen an. — Schöne Mitgift! iſt es nicht? fragte er weiter zu Suſi gewendet.

Herr John, fuhr Roſalie mit entſchiedenem Tone fort, das geht Sie weiter nichts an.

Geht mich weiter nichts an? geht es nicht?

Nein! wir haben von jetzt an nichts mehr mit einander zu thun?

Haben wir nicht?

Nein, Herr John!

Oh — ſo viel beſſer, Fräulein Roſalie.

Und verlaſſen Sie mein Haus.

Oh!

Ja! und das ſogleich.

Wie es Ihnen gefällig iſt, Miß Roſalie.

John wandte ſich und ging. Roſalie wandte den Kopf dem Fenſter zu und ſah hinauf zu Liebert. Allerlei Gedanken ſchienen in ihr zu kämpfen. Armes Käthchen! ſeufzte ſie vor ſich hin.

Suſi, haſt Du nichts von Käthchen gehört? — Sie hatte geſtern Abend eine Ohnmacht; haſt Du nicht erfahren, wie ſie ſich heute befindet?

Nein, ich habe nichts gehört, antwortete Suſi, man hat ſie heute noch nicht geſehen.

Sie iſt vielleicht krank, ſagte Roſalie, ſie hat auf jeden Fall eine ſchlechte Nacht gehabt.

Wieder verſank ſie in Nachdenken. Mehre Male ſtand ſie auf, als ob ſie fort wollte, um ſich bald wieder zu ſetzen. Offenbar kämpfte ſie mit einem Entſchluſſe, der ſie große Ueberwindung koſtete. Endlich raffte ſie ſich auf. Suſi, nimm indeſſen das Kind und behüte es wohl, ich muß auf eine halbe Stunde fort.

Suſi nahm das Kind, aber Roſalie ging nicht. Sie ſtand wieder am Fenſter und ſah hinauf zu Liebert's. Ah! rief ſie plötzlich, da kommt Käthchen!

Käthchen hatte ſeit der Abreiſe Gaſton's auch nicht lauter weiche Seide geſponnen. Das Vertrauen des Vaters und die Botſchaft, die er ihr im Namen Gaſton's beſtellte, hatten ſie zwar etwas beruhigt, aber die Worte des Fremden, der von einer Schwiegermutter und von Todtſtechen geſprochen, klangen ihr immer in den Ohren. Dazu kam die geheimnißvolle Art der Abreiſe Gaſton's, das ſonderbare Weſen des Fremden, der, wie der Vater behauptete, nach Anzug und Redeweiſe zu ſchließen, ein Ariſtokrat ſein müſſe. Auch ſchien Papa, ſeit er den Fremden geſehen und gehört, ſelbſt in ſeinem Vertrauen erſchüttert; jedenfalls war er nachdenklich. Was ſteckte hinter all' den Geheimniſſen? Sie ſagte ſich, ſie müſſe verrückt werden, wenn ſie nicht bald klar ſehe. Unterdeſſen konnte ſie nichts anderes thun, als ſich in ihr Zimmer einſchließen und weinen. Ihr Schickſal ſchien ihr ſo traurig, wie nie eines geweſen. Und die Stunden ſchlichen ſo langſam, und doch waren ſchon mehre vergangen und Gaſton kam nicht zurück. Wie ſollte ſie es ertragen, wenn er wirklich mehre Tage ausbliebe, wenn er gar nicht mehr zurückkäme. Und das Todtſtechen! Freilich hat der Fremde nur lachend davon geſprochen, aber wer kann wiſſen? So ein Franzoſe ſpricht vom Todtſtechen, wie ein anderer von Tänzen ſpricht. O dieſe Franzoſen, ſie ſind mit Recht ſo verrufen Käthchen hatte Carl X. in der Peterskirche zu Prag beten ſehen! So ein alter Mann! und doch hatten die Franzoſen nicht das geringſte Mitleid mit ihm. Ein ſchreckliches Volk, dieſe Franzoſen! Wenn ſie ſo einen alten Mann ſo behandeln konnten, warum ſollten ſie nicht auch ihren Gaſton ermorden können?! Der Fremde — deſſen erinnerte ſie ſich erſt — ſah ſo blutgierig und grauſam aus, er hätte auch nicht ſo luſtig ſein können, während Gaſton, der arme Gaſton, ſo traurig war, offenbar ſehr traurig! Aber Gaſton iſt ja auch ein Franzoſe, und das wußte ſie ſehr gut: alle Franzoſen ſind Abenteurer, gewiſſenloſe junge Leute, die es lieben, den Mädchen den Kopf zu verdrehen, um ſie dann ſitzen zu laſſen. Es gab keinen Ausweg aus dieſem Labyrinth, ſie konnte nichts als weinen.

Als der alte, geliebte Lehrer kam und vom Tode Mariannen's erzählte, ſchien Käthchen die ganze Welt unſäglich traurig und ſie ließ ihren Thränen freien Lauf. — Mein Gott! mein Gott! wie unglücklich ſind doch die Menſchen! rief ſie einmal übers andere und ging händeringend in der Stube auf und ab. — Der Vater erkannte die eigentliche Urſache ihrer Trauer, und um ſie zu zerſtreuen, forderte er ſie auf, Roſalie zu beſuchen, ſie zu tröſten und das Kind anzuſehen.

Ach ja, das Kind! ſagte Käthchen und ging, und mit verweinten Augen trat ſie leiſe in die Stube Roſalien's. Sie grüßte nur mit einem Kopfnicken, nahm Roſalien's Hand und ſetzte ſich ſchweigend zu ihr. Roſalie ſah vor ſich hin — das Kind ſchlief. Endlich ſagte Käthchen: Darf ich das Kind ſehen?

Roſalie nickte. Käthchen ging an das Bett und hob den einen Zipfel des Schleiers auf, der das Geſicht des

Kindes bedeckte. — Es iſt der Schleier, den ich Dir geſchenkt habe, Roſalie — das freut mich, lispelte ſie, und dann das Kind betrachtend: O wie hübſch! o das Engelchen!

Aber der kleine Junge fing plötzlich laut zu ſchreien an. Ach, ich habe ihn geweckt, ſagte Käthchen erſchrocken. Sie nahm das Kind ſammt den Kiſſen auf ihren Arm, wiegte es und trippelte ſingend mit ihm in der Stube auf und ab.

Du wärſt eine hübſche Mutter! ſagte Suſi.

Roſalie lächelte und ſah Käthchen nach auf ihrem ganzen Wege durch die Stube. Als das Kind ſchwieg, ſagte ſie: Suſi, ich habe Käthchen etwas zu ſagen, laß uns allein.

Ich? fragte Suſi verdrießlich.

Ja, Du! — laß uns allein!

Suſi erhob ſich trotzig und verließ die Stube.

Jetzt Käthchen komm, ſetze Dich hieher.

Käthchen erblaßte. Sie erinnerte ſich an das, was ihr Roſalie in der Grotte geſagt hatte und fürchtete eine Fortſetzung.

Ach, Roſalie! ſeufzte ſie aus tiefſtem Herzen.

Sei ruhig, Käthchen, ich habe Dir nur Gutes zu ſagen — ſetze Dich — komm hieher — in den Großvaterſtuhl und höre gut zu — ſo —

Käthchen horchte mit dem ganzen Geſichte, ſie wußte, daß Roſalie von Gaſton ſprechen werde. Aber dieſe ſchwieg noch und ſchien nach Worten zu ſuchen.

Gib mir das Kind, ſagte ſie dann — ſo — höre. — Käthchen neigte ſich vor.

Käthchen, ſagte Roſalie ſchnell und indem ſie die Worte einzeln, raſch, aber in Bruchſtücken hervorſtieß, Käthchen — vergiß, was ich Dir geſagt habe — ich muß es wieder gut machen — Gaſton iſt kein Verbrecher — ſein Vater hat auf ehrenhafte Weiſe ſein Land verlaſſen — ich verſtehe nicht viel davon — ſie ſind Emigranten — weil ſie dem alten König in Prag treu geblieben ſind — Gaſton iſt ein vortrefflicher Menſch — er ernährt ſeinen Vater, der nichts hat — aber ein großer Herr iſt — ich weiß nicht recht, wie das Alles iſt, aber es iſt Alles gut, Alles ehrenhaft — ich habe den Alten geſehen — Du kannſt Deinen Gaſton ohne Angſt lieben.

Ro—ſa—lie — ſtammelte Käthchen in höchſter Aufregung — was ſagſt Du — ja? — ich ſoll ihn lieben? — ach, ich liebe ihn ja! — Und dann iſts auch nichts mit ſeiner Verlobung?

Doch — erwiderte Roſalie — da iſt etwas daran — aber Du haſt gewiß nichts zu fürchten, wenn er Dir geſagt hat, daß er Dich liebt.

Ach ja, das hat er beinahe geſagt.

Dann kannſt Du ruhig ſein, dann iſt er gewiß nicht gebunden. Aber — fügte Roſalie zögernd hinzu — etwas iſt doch da, was mich beſorgt macht.

Was iſts, Du gute Roſalie? fragte Käthchen, und der ſelige Ausdruck auf ihrem Geſichte verſchleierte ſich wieder.

Weißt Du, wie er eigentlich heißt?

Wie heißt er denn?

Er heißt — fuhr Roſalie mit zögernder Stimme fort — er heißt Marquis von Godencourt und iſt der Abkömmling einer der adeligſten Familien Frankreichs.

O mein Gott! rief Käthchen vernichtet — wie ſoll er denn eine ſo kleine Perſon wie ich bin, heirathen können?

Ich glaube, ſagte Roſalie, er macht ſich aus dergleichen nicht viel, wenigſtens habe ich ſo etwas gehört.

Plötzlich verließ Käthchen ihre ganze Niedergeſchlagenheit. Sie erinnerte ſich jedes Wortes das ſie von Gaſton gehört hatte und ſo erinnerte ſie ſich jetzt, wie er, als er das erſte Mal im Hauſe zu Tiſche geweſen, zu ihrem Vater lächelnd geſagt hatte: Herr Liebert, ich bin bürgerlich, ſehr bürgerlich! — Sie ſprang auf, klaſchte in die Hände und rief voll Freude: Ich bin bürgerlich! ſehr bürgerlich!

Stille! Du weckſt mir ja das Kind, das ſo ſchön eingeſchlafen iſt! ſagte Roſalie verweiſend, und in der That fing der Kleine zu ſchreien an. — Da haben wir die Beſcheerung! rief Roſalie wieder — geh' Du lieber nach Hauſe und höre, welche gute Zeitung Dein Gaſton bringt, der eben dort von der Stadt hereilt.

Käthchen ließ ſich das nicht zweimal ſagen, da ſie wirklich Gaſton vom Berge herunter kommen ſah und eilte nach Hauſe. Sie ſaß ſelig in ihrer Stube, noch bevor Gaſton bei Herrn Liebert eintrat. Sie lehnte die Thür nur an, um ſehen zu können.

Gaſton trat erhitzt und ſehr aufgeregt in das Zimmer Herrn Liebert's; dieſer ſtürzte ihm beinahe eben ſo aufgeregt entgegen. Käthchen bemerkte das und ging.

Sie haben mir etwas zu ſagen, Weſt!

Sehr vieles, Herr Liebert! — Gott ſei Dank, daß endlich der Moment gekommen iſt, da ich offen mit Ihnen ſprechen kann. Seit Wochen fühlte ich mich Ihnen gegenüber wie ein Verbrecher.

Setzen wir uns.

Sie ſetzten ſich; Weſt begann.

Herr Liebert, ich muß etwas weit ausholen. Mein Vater war franzöſiſcher Emigrant der großen franzöſiſchen Revolution. Ich wurde ihm kurz vor dem Falle Napoleons auf deutſchem Boden geboren. Er kehrte mit ſeinem Könige nach Frankreich zurück, nahm am Hofe Ludwig XVIII. dieſelbe Stelle ein, die ſein Vater am Hofe Ludwig XVI. bekleidet hatte und ließ mich nach einiger Zeit als kleinen Knaben aus Deutſchland nachkommen.

Ich ſollte mich dem Kriegsdienſte widmen und trat als Jüngling in die polytechniſche Schule. Während ich daſelbſt mit meinen Studien beſchäftigt war, brach die Julirevolution aus; Carl X. zog in die Verbannung; als treuer Diener folgte ihm mein Vater in's Exil — erſt nach England, dann nach Prag. — Mir war die militäriſche Carrière abgeſchnitten, da mein Vater nicht wollte, daß ich dem Bürgerkönig den Eid leiſte, doch ſetzte ich meine Studien im Inſtitute fort und nachdem ich dieſe vollendet, trat ich in die école des mines.

Ich hatte eingeſehen, daß wir am Anfange einer neuen Zeit ſtanden und wollte meinem Wiſſen eine praktiſche Wendung geben. Mein Vater ließ mich gewähren, obwohl er nicht einſah, wozu ein Sohn ſeiner Familie Geologie, Bergweſen ꝛc. ſtudire. Endlich aber berief er mich nach Prag, um mich, wie er ſagte, der verderblichen bourgeoiſen Atmoſphäre von Paris zu entziehen, und mich in die eigentliche Hofluft des eigentlichen Königs zu bringen. Es war etwas zu ſpät. In der verderblichen Atmoſphäre von Paris und in der noch verderblichern polytechniſchen Schule war ich in der That bereits ſehr bürgerlich geworden, und hatte ich Grundſätze eingeſogen, die den Grundſätzen meines Vaters ſehr entgegengeſetzt waren.

Es gab anfangs ſehr heftige Kämpfe, obwohl ich die Anſichten und Standesvorurtheile meines Vaters ſo viel als möglich berückſichtigte und zu ſchonen ſuchte — aber endlich blieb der Sieg auf meiner Seite. Was mir dieſen Sieg erleichterte, war vor Allem die zärtliche Liebe zu einem Sohne, der die Frucht einer glücklichen, leider durch den Tod zu früh zerriſſenen Ehe war — dann die Verzweiflung, mit welcher mein Vater die Wendung in den Dingen und öffentlichen Verhältniſſen betrachtete Die Welt, ſagte er, wird eine andere — die gute alte Zeit, die an der erſten Revolution geſtorben, wurde durch die Julirevolution begraben — da nütze kein Sträuben — die jungen Köpfe, welche die gute alte Zeit und das alte Regieren nicht geſehen, werden deſſen Vorzüge auch nicht begreifen. Der ganze Gedankengang habe ſich umgekehrt. Ehemals habe man in der Vergangenheit, mit ſeinen Altvordern gelebt, jetzt ziehe man es vor in einer dunklen, ungewiſſen Zukunft zu leben. — Dazu kam noch die Noth — ja Herr Liebert — die Noth. Ich ſchäme mich nicht das Wort auszuſprechen. Die Noth, die mein Vater erduldet, macht ſeinem Herzen und ſeinen Grundſätzen Ehre. Er ſtammte aus einer der reichſten Familien der Bretagne, ſeine Güter wurden nach dem Vendéer Kriege als Nationalgüter eingezogen und verkauft.

Während der Reſtauration beſchäftigte er ſich mehr mit der Befeſtigung der alten Dynaſtie auf dem alten Throne als mit Wiedererlangung ſeiner Güter als mit der Entſchädigung, die damals die Aufmerkſamkeit der meiſten heimgekehrten Emigranten ſo ſehr in Anſpruch nahm, daß ſie höhere Intereſſen darüber vergaßen. — So fand ihn ſein zweites Exil, das plötzlich über ihn hereinbrach, ohne alle Mittel — die kleinen Reſte ſeines Vermögens verwendete er auf meine Erziehung — oder verlor er, als er in den Prozeß der Miniſter, als vertrauter Freund des Herrn v. Peyronnet hineingezogen wurde. Mit Schmerzen ſah ich ihn an, als ich nach Prag kam, in einem kleinen Stübchen unter dem Dache, ihn, der in St. Cloud ein eigenes Appartement hatte — und jeden Tag zu Fuß den Hradſchin hinaufkeuchen, um ſich nach dem Befinden ſeines Königs zu erkundigen, da er keinen Fiaker bezahlen konnte. Später, da der König Prag verließ, war es ſein einziger Kummer, daß er nicht wenigſtens einmal im Jahre, am Carlstage, die Reiſe zu ihm machen konnte — da das Reiſegeld fehlte.

Dieſen Verhältniſſen dankte ich es, daß er mir endlich erlaubte, gegen allen adeligen Brauch, mein Wiſſen zu verwerthen und ein kleines Amt anzunehmen. Aber er gab mir dieſe Erlaubniß nur unter der Bedingung, daß ſein uralter und ſtolzer Name nicht durch das kleine Amt und die untergeordnete Stellung entehrt werde. Ich verſprach ihm, einen andern Namen anzunehmen und meinen eigentlichen und meine Herkunft, ſo lange er lebe, in dieſer untergeordneten Stellung nicht zu verrathen.

Sie verſtehen jetzt auch, Herr Liebert, warum ich zögerte, als Sie mich aufforderten in Ihr Geſchäft zu treten. Sie kamen mir ſo freundſchaftlich entgegen, mit ſo viel Vertrauen — Alles hier muthete mich ſo wohlthuend an, daß es mir ſchwer war, Ihnen gegenüber und ich will es geſtehen — auch Fräulein Käthchen gegenüber dieſen erlaubten Betrug durchzuführen. Deshalb und wegen der Annahme einer rein bürgerlichen Stellung mußte ich bei meinem Vater anfragen — er erlaubt mir bei Ihnen einzutreten — offenherzig geſagt, weil er gerührt und dankbar war, der gute Vater, daß einer meiner Beweggründe die Erleichterung ſeiner Lage geweſen — aber er erlaubte mir nicht, meinen eigentlichen Namen zu verrathen. O Gott, welche ſchmerzlichen Stunden hat es mir verurſacht, Ihnen und Fräulein Käthchen, nicht Alles ſagen zu können.

Zu all dem kam noch etwas Anderes. Eine alte Freundin meines Vaters, eine Dame die ſich mit der Herzogin von Berry in der Bretagne compromittirt hat, ſehr reich und aus altem Hauſe, wollte ihren Schwiegerſohn nur in den dem Könige treugebliebenen Familien wählen, und wo möglich nur unter den Familien, die ſich wie mein Vater mit ihrem Herrn freiwillig exilirt haben. Dieſe Dame iſt eine echte Vendéerin. Zwiſchen ihr und meinem alten Vater wurde nach alter Sitte meine Verheirathung mit ihrer Tochter beſprochen, beſchloſſen und als abgemachte Sache betrachtet. Nach der Heirath, die mich zum reichen Manne machen ſollte, würde ich, ſo hoffte man, meine bürgerlichen Ideen von Arbeit, von Selbſterwerb und Thätigkeit aufgeben. Ich widerſprach, aber man kehrte ſich nicht daran — man träumte weiter von dieſer projectirten Heirath und da ich im Herzen vollkommen frei war, hatte ich nicht Energie genug, dieſe Träume der beiden glücklichen Alten zu ſtören. Das junge Fräulein, das in einem Kloſter des sacré coeur zu Lyon erzogen wird, habe ich nie geſehen. Vor Kurzem ſchrieb ich endlich über dieſe Angelegenheit einen entſcheidenden Brief an meinen Vater. — Aber —

Nun? ſagte Herr Liebert. Sie ſtocken? Fahren Sie fort — ich höre mit größtem Intereſſe.

Ich gebe Ihnen das Ehrenwort eines Mannes — ſagte Gaſton und legte die Hand aufs Herz — nie habe ich Jemand in meine Gefühle eingeweiht, aber noch bevor mein Vater meinen Brief erhalten, wußte er und wußte die Gräfin — ich meine ſeine Freundin — was Sie, Herr Liebert, noch nicht wiſſen, daß es mein innigſter Wunſch iſt . . .

Was? ſagte Herr Liebert, fahren Sie fort.

Fräulein Käthchen, Ihre Tochter, als meine Frau heimzuführen.

Gaſton ſchwieg und ſah zur Erde nieder.

Ihre Erzählung iſt noch nicht aus, Herr Weſt.

Gaſton ſah den alten Herrn fragend an — dieſer lächelte — Gaſton fuhr fort:

Sie haben den jungen Mann geſehen, der mich heute

Morgens abholte; es iſt ein alter Spielkamerad, ein ehemaliger Page vom Hofe Ludwig's XVIII., ſpäter Offizier Carl's X., und Couſin der mir beſtimmten jungen Dame. Er begleitete ſeine Tante, meine Schwiegermutter, wie er ſie nannte, als Cavalier hierher, in die Bergſtadt. Sie eilte herbei, um ſich ſelbſt von meinem Wahnſinn zu überzeugen und mich zu fragen, ob ich in der That die Hand ihrer Tochter ausſchlage und eine Mesalliance einzugehen im Begriffe ſtehe? Um es kurz zu ſagen: die Sache war ſchneller abgemacht, als ich gehofft hatte. Nachdem ich ihr erklärt, daß ich feſt entſchloſſen ſei, mein Leben lang zu arbeiten und mir mein Brod zu erwerben, daß es mein höchſter Ehrgeiz ſei, Ihre Hütten und Hämmer, Herr Liebert, in Flor zu bringen, verſtand es ſich von ſelbſt, daß ſie ihre Güter und ihre von Jean de Monfort abſtammende Tochter nicht mit einem ſo encanaillirten Menſchen verheirathen könne. Doch lachte ſie mich nur gutmüthig aus, mehr noch den Couſin, der glaubte, die Ehre ſeiner Couſine mit dem Degen vertheidigen zu müſſen. Das, Herr Liebert, iſt Alles. Nur meinen Namen darf ich Ihnen nicht nennen, unter dieſer Bedingung hat mir mein Vater in jeder andern Beziehung vollkommene Freiheit gelaſſen.

„Marquis von Godencourt“ liſpelte etwas hinter ihm. Gaſton ſah ſich erſtaunt um und erblickte den Kopf

Käthchens, der ſich ſtrahlend vor Glück über ſeine Schulter neigte.

Pſt! ich habe nichts gehört! ſagte Herr Liebert, und da Gaſton aufſprang und ſich die beiden Liebenden in den Armen lagen und ein ſeliger Kuß genommen und gegeben wurde, fügte er lächelnd hinzu: Und nichts geſehen!

Nach wenigen Wochen war die Hochzeit. Hätte Roſalie nicht Trauer getragen, es wäre die erſte Hochzeit geweſen, der ſie als Gaſt beigewohnt hätte; ſo machte ſie ſich nur in Küche und Keller nützlich. Wie hätte man bei einem ſo großen Feſte ſonſt fertig werden können! Nur von Zeit zu Zeit lief ſie die drei Baſſins entlang hinab, um nach dem Kinde zu ſehen.

Gaſton wurde Theilhaber des Liebert'ſchen Geſchäftes und im Verein mit ſeinem Schwiegervater und ſpäter mit deſſen Sohn, der von der Schule zurückkam und ſich unter Gaſton weiter ausbildete, dehnte er das Geſchäft, die Hütte und das Grubenwerk immer mehr aus. Carolinenthal verwandelte ſich unter ſeiner Hand, wie durch Zauber, und wurde immer blühender. In dem größeren Getriebe, in der immer mehr anwachſenden Bevölkerung hätte die Wichtigkeit Roſalien's vielleicht auch abgenommen, ſelbſt wenn ſie ſich nicht freiwillig ganz und gar auf ihr Haus beſchränkt hätte. Völlig beſchäftigt, wie ſie war, mit der Pflege und Erziehung des Kindes, kümmerte ſie ſich nicht mehr um das, was bei andern Leuten vorging, und war wie aus der Welt verſchwunden. Wollte man ſie wo in Geſellſchaft ziehen, hatte ſie den Muth die Achſel zu zucken und zu ſagen: „Was hat man von einer alten Jungfer?“

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

In demſelben Verlage erſcheint:

Arvor Spang.

Hiſtoriſcher Roman in zwei Bänden

von

Th. Mügge.

8° broch. Zwei Bände von ca. 18 Bogn. Preis 3 Thlr.

Arvor Spang, der neue Roman des Verfaſſers, ſpielt in Norwegen und iſt, wie Afraja Lappland, Erich Randal Finnland in ſeiner Natur, ſeinem Volksleben ſchildert, ein Conterfei von Norwegen, beſonders aber von dem Inneren des einſamen Gebirgslandes. — Die Sitten und Eigenthümlichkeiten dieſes uralten Germanenſtammes, der ſich in ſeinem abgeſchiedenen Naturleben ſeinen Freiheitsſinn und ſeine Gleichberechtigung gegen das Eindringen moderner geſellſchaftlicher Unterſchiede bewahrte, ſind wieder mit alter Meiſterſchaft gezeichnet. — Es iſt dies verknüpft mit den Darſtellungen des patriarchaliſchen Lebens einer jener alten Bauernfamilien, aus denen in früherer Zeit Könige hervorgegangen waren, verknüpft mit der Darſtellung der ſocialen Conflicte, in welche der letzte Sprößling jenes alten Königsgeſchlechtes mit den andrängendſten Zerwürfniſſen der modernen Zuſtände geräth.

Die großartige und bei uns Deutſchen wenig bekannte Natur Norwegens bildet zu den geſchilderten Ereigniſſen die entſprechende Scenerie. Es iſt jedoch dieſe nicht allein, ſondern auch der hiſtoriſche Inhalt und die damit verknüpften Perſonen, welche dieſem Roman vermehrten Reiz verleihen. Die letzten Verſuche, welche König Karl Johann XIII. von Schweden und Norwegen im Jahre 1838 machte, um die norwegiſche Verfaſſung in ſeinem Sinne monarchiſch umzuändern und wie er dadurch von dem Storthing, beſonders aber von dem unerſchrockenen Helden dieſes Romans, dem jungen Bauern und Landesabgeordneten Arvor Spang, daran gehindert wurde, bilden den anziehenden und ſpannenden Inhalt des zweiten Bandes. Der Roman mit ſeinen reichen maleriſchen Schilderungen der Natur und des Naturlebens, den kräftigen, wahren Charakteren und ihren ſpannenden, romantiſchen Verwickelungen der Verhältniſſe, wird gewiß gleiche Lieblingslectüre werden, wie Mügge's berühmter „Afraja“ und „Erich Randal“.

In unſerem Verlage erſcheint ſoeben:

Alexander von Humboldt.

Culturhiſtoriſch-biographiſcher Roman

von

Heribert Rau.

Verfaſſer der Romane „Mozart", „Beethoven" u. ſ. w.

6 Theile in 3 Abtheilungen à 2 Bände à 1 Thlr. 15 Sgr.

Es bedarf wohl keiner beſonderen Erwähnung mehr, welche ganz ungemein freundliche Aufnahme die culturgeſchichtlichen Romane „Mozart" und „Beethoven" gefunden haben. Der ſchlagendſte Beweis hierfür iſt: daß von „Mozart" bereits eine zweite Auflage nöthig geworden iſt und ſich beide Bücher nicht nur in Deutſchland, ſondern auch in Frankreich und England, ja über den Ocean hinüber Bahn brachen.

Den ſchönen Dreiklang zu vollenden, hat nun Heribert Rau, dieſer echte deutſche Volksſchriftſteller, den beiden Herrſchern in dem Reiche der Töne, den ruhmgekrönten gewaltigen Fürſten im Reiche der Wiſſenſchaft beigeſellt. Begeiſtert für Alexander von Humboldt, **dieſen zweiten Ariſtoteles,** griff er muthig in den Lorbeerhain des Ruhmes, dem großen, herrlichen Mann, dem Lieblinge der ganzen cultivirten Welt, dem edelſten und liebenswürdigſten der Menſchen einen Kranz zu winden und, gleich ſo manch anderer Ehrenkrone, auf das unſterbliche Haupt zu drücken.

Gewiß! das leſende Publikum wird auch dieſen Roman Rau's mit Freuden begrüßen, **der ihm wieder eine Größe der Nation auf die angenehmſte, belehrendſte und unterhaltendſte Weiſe näher bringt**. Auch hier ranken ſich zwiſchen ernſter Wahrheit die duftenden Blüthen der Poeſie hindurch, und geben der Lectüre dieſes Buches einen wunderbaren Reiz.

Und welche lichten Sterne gruppiren ſich um die Heldengeſtalt Alexander von Humboldt's: Friedrich der Große, Friedrich Wilhelm III., Wilhelm von Humboldt, die Grafen Dohna und von Arnim, Georg Forſter, Aimé Bonpland, Gay-Luſſac, Campe, Rauch, Tieck, Cuvier, Arago, Laplace, Leonhard von Buch, Guſtav Roſe, Ehrenberg, Göthe, Schiller, Caroline von Dacheröden, Lady Cecily Morgan, u. ſ. w. **Und ſollte die Feder des Verfaſſers des „Evangeliums der Natur" nicht geeignet ſein, ein in Farbenpracht und Naturtreue, in Lebensfriſche und naturwiſſenſchaftlicher Wahrheit reiches Spiegelbild der Reiſen Humboldt's in Amerika und Aſien wiederzugeben?** Es iſt dies geſchehen, und freut ſich die Verlagshandlung, der Leſewelt den Beweis dafür in dieſem Werke geben zu können.

Jede Abtheilung zerfällt in 2 Bände zu je 1 Thlr. 15 Sgr. ord. und wird einzeln abgegeben. — Das Ganze zerfällt in 3 Abtheilungen oder 6 Bände und koſtet 9 Thlr.

Meidinger Sohn & Comp.

Von Frühling zu Frühling.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Von Frühling zu Frühling.

Von

Moritz Hartmann.

Berlin.
Verlag von Franz Duncker.
(W. Beſſer's Verlagshandlung.)

1861.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

I.

Willſt du nicht aufſtehen, Betty? — Es iſt halb ſechs Uhr, der arme Normann wird ſchon warten!

Der alte Landſchaftsmaler Hagener rief ſo durch die halbgeöffnete Thür in die Schlafſtube ſeiner Töchter. Auf dieſen Ruf ſtreckten ſich zwei jugendliche Arme und ließ ſich aus einem der Betten ein langes, träges Gähnen hören, während aus dem anderen Bette, kaum daß ſich die Thür geſchloſſen, ein junges, ſiebenzehnjähriges Geſchöpf mit größter Bereitwilligkeit herausſprang. Doch hatte die Mahnung des Vaters nicht ihr gegolten, ſondern der Trägen, die, nachdem ſie ſich geſtreckt und gedehnt hatte, wieder die Augen ſchloß und bereit ſchien, den ſüßen Morgenſchlummer fortzuſetzen. Die Andere aber bewegte ſich, und wie es ſchien, abſichtlich, ſo lärmend in der kleinen Stube, daß Betty die Augen öffnen mußte und ſich langſam mit dem Oberkörper aus der Vertiefung des Bettes erhob.

Iſt es wahr, Louiſe, daß es ſchon ſo ſpät iſt? fragte ſie, noch immer gähnend.

Gewiß, antwortete die Andere, es iſt bald Sechs; bevor wir in den Park kommen, iſt es halb Sieben, und du weißt, daß Normann um acht Uhr wieder in der Stadt ſein muß. Wir haben kaum eine Stunde mit ihm zu plaudern.

Betty lachte laut auf.

Louiſe, die am Waſchtiſche ſtand, erröthete unter dem kalten Waſſer und fragte: Warum lachſt du?

Iſt es nicht komiſch, erwiderte Betty, während ſie ſich aus dem Bette erhob, daß ein ehrenwerther Vater ſeine Tochter weckt, damit ſie nicht ein Rendezvous verſchlafe?

Mach keine ſchlechten Witze, Betty, du weißt, wie es gemeint iſt. Aber ſei nicht ſo träge — raſch, ſteh auf, kleide dich an.

Geſtehe, ſagte Betty, daß du zum Rendezvous immer eifriger biſt, als ich, und ich bin es doch, die ihn liebt und welche er liebt.

Eben darum, Betty, eben darum. Ich habe kein Intereſſe, ihn zu plagen, ihn warten zu laſſen. Ich habe ihn ſo herzlich lieb, den guten Normann, und er iſt ſo glücklich, wenn wir kommen. Armer Normann! es iſt ja ſeine einzige glückliche Stunde im ganzen Tage.

Nun, es iſt auch meine glücklichſte Stunde, Louiſe, das weißt du! — So ſprechend, ſprang Betty raſch auf, faßte ihre reichen, aſchblonden Haare zuſammen und ſchlang ſie rückwärts in einen Knoten, der ſchlaff genug war, um zwei dicke Scheitel auf die Schläfen fallen zu laſſen. Bald war die einfache Toilette der beiden jungen Mädchen gemacht, und mit leichten Sommerhüten am Arme traten ſie friſch und blühend aus der kleinen etwas ärmlichen Stube. — Sie öffneten die Thür, die ihrer Schlafſtube gegenüber, in das Atelier führte, und riefen ein „Guten Morgen, Papa!“ hinein.

Der alte Hagener ſaß ſchon an der Staffelei und arbeitete in dem milden Morgenlicht.

Betty, Betty, komm 'mal herein, ich werde dich nicht lange aufhalten! rief er ohne von der Arbeit aufzuſehen.

Die beiden Mädchen traten ein; Betty blickte dem alten Vater über die Schulter und machte plötzlich ein ernſtes, prüfendes Geſicht.

Schau, Betty, ſagte der Alte wieder, geſtern war ich ganz zufrieden mit dieſem Bilde, aber heute fehlt mir etwas, und ich weiß nicht, was. Da pinſele ich herum und ſuche und finde es nicht. Was meinſt du? Was kann es ſein?

Betty brummte vor ſich hin. Hm, hm, hm — es liegt an den Bäumen — ſagte ſie langſam, und man hörte aus ihren Worten, wie der Gedanke nach und nach klarer geworden. — Oder iſt der Grund zu hell? — Nein — er iſt ganz richtig und gut ſo — ja die Bäume — ſieh, Papa — hier an den Stämmen fehlen die Reflexe.

Wie meinſt du das, Kind?

Laß 'mal! rief Betty und warf den Hut auf den Boden und nahm die Palette und die Pinſel dem Vater, der mit dem Seſſel etwas abſeits rückte, aus der Hand. Sie miſchte einige helle Farben, Gelb, Weiß und etwas Braun, immer die Landſchaft betrachtend, dann machte ſie einige Striche und Punkte an den Baumſtämmen. Es war nicht mehr das lachende Kindergeſicht, das „Guten Morgen, Papa!“ hereingerufen hatte. Ein großer Ernſt, eine concentrirte Aufmerkſamkeit lag auf den feinen Zügen; die Augenbrauen zogen ſich etwas zuſammen, und die ſchwellenden rothen Lippen ſchloſſen ſich ſo feſt, daß ſie dünn und fein ausſahen. Der Vater ſah ihr mit großem Intereſſe zu, und nachdem ſie einige Striche gemacht, rief er: Richtig, Betty, das iſt es, ganz richtig!

Betty hörte ihn kaum, auch ſchien ſie den Spaziergang und das Rendezvous ganz vergeſſen zu haben; ſie vertiefte ſich immer mehr, als ob ſie die Arbeit nicht mehr verlaſſen ſollte, und der Vater beobachtete ſie mit ſichtbarem Behagen. Aber Louiſe rief: Mein Gott, es ſchlägt ſechs Uhr vom Rathhauſe!

Es iſt wahr, du mußt fort, Betty, ſagte der Vater, indem er ihr die Palette wieder abnahm, der arme Normann wird ſchon lange warten.

Betty raffte ihren Hut vom Boden auf und lief die vier Treppen hinab, wieder luſtig, lachend und jung, und weiter durch die ſtille, alte Stadt. Louiſe ging ruhig neben ihr, wenn auch nicht minder eifrig vorwärts ſchreitend. Die engen, hohen Gaſſen waren noch mit Schatten erfüllt; nur die oberen Stockwerke leuchteten im ſchönſten Frühlings-Morgenlicht. Erſt als ſie in die breiteren Straßen der Neuſtadt kamen, trat ihnen der Morgen mit ſeinem ganzen friſchen Glanze entgegen. Sie gingen immer raſcher dem Thore zu. Normann wartete draußen im Parke, vor dem Thore, an der friſchen Quelle, aus der Betty jeden Morgen einige Gläſer friſchen Waſſers trank. Der Arzt hatte es ſo gewollt. Das junge Mädchen arbeitete zu viel; es ſaß zu lange an der Staffelei; es mußte ſich Bewegung machen und friſches Waſſer trinken. Aber nicht darum allein hielt der alte Hagener ſo viel auf dieſe Morgen-Promenaden: es lag ihm daran, daß ſeine Betty, das geiſtvolle, geniale Kind, ſo viel als möglich mit Normann zuſammenkomme. Der alte Hagener kümmerte ſich wenig um die Welt, um ihre Erziehungs-Prinzipien und um die vorgeſchriebene Moral. Was an ihm war, war ſein eigen: ſeine Anſichten ſowohl, wie ſeine Kunſt. Er liebte die Menſchen, und er liebte die Bücher; aber was ſein innerſtes Weſen betraf und ſeine Freiheit, da konnten ihm Beide nichts anhaben. Er that und dachte, was ihm gut dünkte. Von dem jungen Normann hatte er viel Gutes gehört, und der Art Gutes, daß er alles Vertrauen zu ihm hatte, ohne ihn recht eigentlich zu kennen. Normann war zur Zeit noch Student und zugleich, ſeiner Armuth wegen, Hofmeiſter in einem reichen Hauſe; trotz dieſer Beſchäftigung, die ihm alle Stunden außerhalb des Collegiums wegnahm, war er einer der gelehrteſten jungen Leute der ganzen Univerſität. Nur bei einer ſehr großen geiſtigen Begabung war dies möglich, und nur ein reiner, Sympathie erweckender Charakter konnte ihm im Collegium wie in der Stadt ſo viele Freunde und einen ſo guten Ruf verſchaffen, wie er ſie wirklich beſaß.

Auf der Univerſität war er das Genie der gegenwärtigen Generation, wie jede Studenten-Generation ihr Genie hat, und in der Stadt war er eine Lokalberühmtheit und ein junger Mann, dem man eine Zukunft prophezeite. Er hatte Betty auf einem Studentenballe kennen gelernt und ſich ſogleich von dem eigenthümlichen Weſen des jungen Mädchens angezogen gefühlt. Sie war ſo ganz anders, als andere. Die Atelier-Erziehung ihres Vaters, deſſen Lehren von Sitten und Form, die ſich eigentlich nur auf ein Predigen der Wahrheit beſchränkten und darum mit der Sittenlehre anderer junger Mädchen ſo ſehr kontraſtirten, gaben ihr eine Freiheit und Unbefangenheit des Benehmens, der Ausdrucksweiſe, die ihn entzückte. Er hatte den Muth, mit ihr über Dinge zu ſprechen, die andere Mädchen langweilten, oder deren Erwähnung ſie beleidigte, weil ſie zugeben mußten, daß ſie davon nichts verſtanden, während Betty unbefangen um Aufklärung und Belehrung bat. Er bewunderte die Kraft ihrer Intuition, mit der ſie das Fernſte ſich nahe brachte, und die Art, wie die künſtleriſche Phantaſie bei ihr die Logik erſetzte und zu Reſultaten gelangte, ohne zu wiſſen, wie ſie über die Mittelſätze hinweggekommen. Sie war auch die Erſte, von der er etwas lernen konnte. Jede Kunſt iſt eine Geheimkunſt, und ſie war eine Künſtlerin und konnte ihm über Dinge ſprechen, die ihm bisher räthſelhaft waren. Ihre Unbefangenheit und Anſpruchsloſigkeit freute und überraſchte ihn um ſo mehr, als Betty alle Urſache gehabt hätte, ſich ein wenig zu überheben; denn auch ſie war eine Berühmtheit der Stadt und eine größere als er, und eine gekrönte, denn mit achtzehn Jahren hatte ſie den erſten Preis der Landſchafts-Malerei an einer der erſten Akademieen Deutſchlands gewonnen. Man betrachtete ſie als eine wahre und echte Künſtlerin. Doch fiel es ihr nicht ein, ſich durch ihre Kunſt intereſſant zu machen, ſich mit ihrem Talente zu drapiren. Sie glaubte, ſie müſſe ſo ſein, wie ſie war. Die Kunſt war ihr nicht ein Schmuck oder ein Vorzug, oder irgend etwas Außerordentliches — ſie war ihr wie die Luft, die man athmet. Prahlt man mit der Luft? Iſt es ein Vorzug, daß man athmet? daß man ißt und trinkt? Ihr Vater hatte ihr auch in dieſer Beziehung keine falſchen romantiſchen Begriffe beigebracht, und ſie gelehrt, ſich über die unwahren Darſtellungen der Künſtler in Romanen und Dramen luſtig zu machen. Der Vater war eben auf geſunde Weiſe zu ſeiner Kunſt gekommen und hatte die naiven Begriffe der erſten Meiſter, die mit künſtleriſcher Begeiſterung und mit Handwerkerbewußtſein und Gewiſſenhaftigkeit arbeiteten. Er war ein Sohn des Volkes und urſprünglich Tapezirer geweſen. Als Wanderburſche durchzog er Deutſchland und ſuchte die Gegenden auf, die ihm als ſchön gerühmt wurden. Wenn er eine ſolche Gegend verließ, nahm er eine Anzahl Zeichnungen mit fort, welche ihm zur Erinnerung dienen ſollten, und die er, nachahmend, ungeſchickt, aber wahr, und mit einem großen Gefühle für die Natur ſelbſt verfertigt hatte. In dieſer alten Stadt angekommen, war er als Tapezirergeſelle in dem neuen Palaſte des Grafen Gatten beſchäftigt, während ein Dekorationsmaler über die Thüren des Salons Landſchaften anbrachte. Ein Maurer war ungeſchickt und zerſtörte einen Theil einer der Landſchaften und war in Verzweiflung; er fürchtete fortgejagt zu werden. Der Tapezirergeſelle Hagener verſuchte es, um ihn zu tröſten, den Schaden zu verdecken, nahm die Palette, die der Maler dagelaſſen hatte, und ſtellte die Landſchaft wieder her, aber ganz anders, als ſie urſprünglich geweſen war. Der Graf, ein Kenner, bemerkte die Veränderung, erkundigte ſich und verſicherte dem Tapezirergeſellen, daß er Talent habe, und munterte ihn auf, ſich in der Landſchaftsmalerei zu verſuchen. So wurde Hagener Landſchaftsmaler und war glücklich in ſeinem neuen Berufe. Er heirathete, und war noch glücklicher, als er den Künſtlerberuf in einer ſeiner Töchter noch mächtiger ausgeſprochen fand als in ihm ſelbſt. In der gebildeten Welt und mit den Gebildetſten der Stadt lebend, gab er ſeinen Töchtern eine höhere Erziehung, als er ſelbſt genoſſen, und wie ein Kind lernte er mit ſeinen Kindern. Sein gerader Sinn, ſein unverfälſchter Verſtand leiſtete ihnen mehr als alle Lehrer. Er wußte, wie viel auf den Umgang ankommt, und liebte es, ſie in Geſellſchaft bedeutender Menſchen zu ſehen. Er freute ſich herzlich, als ihm Betty nach jenem Balle erzählte, daß ihr Ernſt Normann ſehr den Hof gemacht habe. Normann war ein Poet; manches ſchöne Gedicht von ihm circulirte in der Stadt, und Hagener hatte ſeinen Namen zuerſt auf dieſem Wege kennen gelernt.

Es würde mich ſehr freuen, ihn bei uns zu ſehen, ſagte er zu Betty. — Und erſt mich! ſagte ſie lachend. Aber dem armen Jungen bleibt keine Stunde zum Beſuchmachen — er muß ſtudiren und hat drei Kinder zu unterrichten. — Doch kam Normann an Feiertagen zwei oder drei Mal; der Vater liebte ihn und ſtritt mit ſeiner Tochter, wer von Beiden ihn inniger liebe. — Eine der ſchönſten Ausbeuten ſeiner Beſuche bei Hagener ſchien Normann die Erfahrung, daß Betty mit dem erſten Mai ihre Morgenpromenaden anfangen werde. Des Morgens um ſechs Uhr war er noch frei. Am Morgen des erſten Mai ſaß er an der Quelle, aus der Betty trinken ſollte, nachdem er ſie durch mehrere Wochen nicht geſehen oder vielmehr nicht geſprochen hatte. Aus der Ferne geſehen hatte er ſie wohl alle Tage. So oft er nach Tiſche ins Collegium ging, mußte er an ihrem Hauſe vorbei; da winkten ihm regelmäßig drei Köpfe, der graue des Vaters und die beiden blonden der Töchter, vom Fenſter des vierten Stockes herab freundliche Grüße zu. Der Vater lachte, als ihm Betty erzählte, wen ſie wie eine Nymphe an der Quelle ſitzend gefunden hatte.

Das war klug von ihm, ſagte er, aber du hätteſt ihn einladen ſollen, wieder zu kommen.

Das hätte ich auch gethan, lachte Betty wieder, wenn er mir nicht zuvorgekommen wäre. Er bat mich um die Erlaubniß es zu thun, und ich habe es gnädigſt geſtattet.

Seit damals hatte Betty jeden Tag etwas von dem ſchönen Morgen zu erzählen. Es war Sitte geworden im Atelier, wenn ſie ſich an die Staffelei ſetzte, um neben ihrem Vater zu arbeiten, die Arbeit mit einem Geſpräch über Normann einzuleiten. Er las ihr manchmal etwas vor, er erzählte ihr aus der Geſchichte, von ſeinen Schülern, er ſprach mit ihr über Kunſt und überſetzte ihr den Vaſari und Lanzi — das alles wurde treulich berichtet, und der alte Hagener gewann den jungen Mann, den er den Mentor ſeiner Tochter nannte, immer lieber. An jenem erſten Mai zitterte Normann vor den Folgen ſeines Muthes; es ſchien ihm hinterliſtig, ſich an der Quelle ſo in den Hinterhalt gelegt zu haben. Aber als er am Nachmittage zum Fenſter hinausſah, grüßten ihn Vater und Töchter mit größerer

Freundlichkeit als je, und nun ging er mit ruhigem Gewiſſen jeden Morgen in den Park, mit um ſo ruhigerem, als er von Betty erfuhr, daß der Vater ſie wecke, wenn ſie in Gefahr ſei, die Stunde des Rendezvous zu verſchlafen. Es war zwiſchen dieſen vier Menſchen kein Geheimniß, daher auch ihr Glück ſo hell und friſch wie Morgenſonnenſchein. Hermann brauchte ſolchen friſchen Morgenſonnenſchein, um den Tag über Kraft und Muth genug zu haben, ſein mühevolles Leben zu ertragen. Er ſtudirte Medicin, er war Hofmeiſter, er intereſſirte ſich für alles, was ſchön war, er hatte eine große Wißbegierde, und ſeine Phantaſie und ſein Glück trieben ihn zu mancher productiven Arbeit: wie viel Mühſal, wie ſo manche Entbehrung war da ſein Theil! Von den wenigen Stunden, die er dem Schlafe gönnen mußte, gab er nun noch einen Theil ſeinem Glücke hin, und wie gern opferte er dieſen Morgenſchlaf! Das Opfer ſtärkte ihn, wie den Frommen ein Opfer oder ein Gebet ſtärkt, und dieſes wie alle Mühſal, alle geiſtige Arbeit und endlich das Glück der Liebe vergeiſtigten und hoben ſein Weſen mehr und mehr, daß es den beiden Mädchen ſchien, als ob er von Tag zu Tag ſchöner werde. — Louiſe verfehlte auch ſelten, dieſe Bemerkung zu machen, und Betty pflegte ihn auf das Holz der Staffelei zu malen, während ſie dem Vater das heutige

Geſpräch erzählte: Siehſt du, Papa, ſo ſah er heute aus! Die Staffelei war mit Köpfen Normann's ganz beſä't. Die ausgeſprochenen, markirten, obwohl milden Züge des jungen Mannes waren auch leicht nachzuahmen, und Betty wußte die hohe Stirn unter braunen Locken, die Geiernaſe mit den feinen Nüſtern, die rothen Lippen des etwas breiten Mundes und die blaßbronzirte Farbe des ganzen Geſichtes auswendig. Wenn er ihr an der Quelle, im goldigen Schatten des Laubganges entgegen kam, immer einfach ſchwarz gekleidet, rief ſie ihm oft von fern zu, ſtehen zu bleiben, da ſie ihn als ſchöne Staffage in der landſchaftlichen Umgebung ſtudiren wollte.

Heute kam er den beiden Mädchen ſchon am Thore entgegen. Er reichte zuerſt Betty die Hand, und zwar mit einiger Schüchternheit, dann mit mehr Herzlichkeit Louiſen.

Sie haben mich heute lange warten laſſen, ſagte er mit vorwurfsvollem Tone und lächelnd zu Betty, ich werde keine Zeit haben, Sie bis an die Quelle zu begleiten.

Meine Schuld iſt es gewiß nicht, ſagte Louiſe, und ſah Normann dabei mit treuherzigen Augen an, ich war auf den erſten Ruf des Vaters aus dem Bette.

Die ältere Schweſter lachte und ſagte: Es iſt wahr!

Normann zuckte es ſchmerzlich um die Lippen, doch ſagte er ſchnell, um die ſchmerzliche Bewegung zu verbergen, und ſelber lächelnd: Der gute Papa weckt Sie alſo noch immer? Der treffliche Papa! Aber . . .

Nun — aber? fragte Betty, fahren Sie fort.

Normann ſchüttelte den Kopf und ſchwieg.

Ich weiß, was Sie ſagen wollen, lächelte Betty. Es iſt auch merkwürdig, fuhr ſie fort, welche Freundſchaft Papa für Sie hat, und ich verſichere Ihnen, lieber Normann, die uneigennützigſte Freundſchaft. Er denkt nicht einen Augenblick daran, mich Ihnen als Frau anzuhängen.

Welche Dinge Sie ſo unbefangen gerade heraus ſagen! rief Normann, offenbar von dieſer Unbefangenheit entzückt, während er ihre Hand faßte und ſie küßte.

Warum ſollte ich es nicht ſagen? es iſt ſo! ſagte Betty und ſetzte ſich auf die Bank vor der Quelle, wo ſie indeſſen angekommen waren. Man ſprach geſtern bei Tiſche von Heirathen, und Louiſe ſagte, ich müßte Ihre Frau werden, ich könnte unmöglich einen beſſeren Mann finden, und gewiß keinen, der mich . . .

Nun? fragte Normann.

Nun, fuhr Betty lachend fort, der mich mehr liebte.

Das iſt wahr, Betty, das iſt ſehr wahr! Die gute

Louiſe! — Er ſah ſich nach Louiſen um, aber ſie war fort und ſuchte Veilchen. Louiſe, ſagte Normann weiter, kümmert ſich mehr um alles, was mich angeht, als Sie, Betty!

Fangen Sie wieder an? Wollen Sie mich wieder auf Louiſen eiferſüchtig machen?

Es fällt mir nicht ein! Wie wäre es mir möglich, mit Ihnen, Betty, berechnend zu ſein! Alle Lebensklugheit, jede Verſtellungsfähigkeit, die ich in meinem Leben, etwa durch die Verhältniſſe gezwungen, erlangt habe, hört Ihnen gegenüber auf. Sie liebe ich, und was wäre die Liebe, wenn ſie nicht von allen Schlacken reinigte, die ſonſt das Leben im Herzen abſetzt! Ihnen gegenüber auch nur ein ſekundenlanger falſcher Gedanke würde mein Gewiſſen ſchwerer bedrücken, als ein großes Verbrechen, an einem anderen Menſchen und gegen die heiligſten Pflichten begangen.

Betty ſah ſchweigend vor ſich hin, ihre heitere Stirn umwölkte ſich einen Augenblick, und ſie ſchien betrübt. Aber ſie ſchüttelte ſich und ſagte: Ich weiß nicht, warum ich traurig werde, wenn Sie mir ſo ſprechen, obwohl mir ſolche Worte beweiſen, wie ſehr Sie mich lieben, und ich Sie doch gewiß auch ſehr herzlich lieb habe.

Ich ahne es, ſagte Normann mit zitternder Stimme, warum Sie meine Liebe traurig macht, und ich könnte es Ihnen erklären, wenn ich nicht fürchtete, durch das ausgeſprochene Wort etwas für immer zur Wahrheit zu machen, was in der Zukunft vielleicht nicht wahr ſein wird. Ich hoffe . . .

Schweigen Sie, rief Betty, wieder luſtig und gebieteriſch, werden Sie mir nicht ſentimental. Das iſt nicht unſer Ton. Ich wollte Ihnen nur erzählen, was Papa geſagt hat. Ich wünſche mir keinen beſſeren Mann für Betty, als Normann, ſagte er, aber Betty ſoll nicht heirathen. Betty iſt eine Künſtlerin, und ſie kann eine große Künſtlerin werden, wenn ſie ganz ihrer Kunſt lebt. Die Ehe iſt nicht für die Künſtler; die Kunſt gedeiht nur in vollkommener Freiheit.

Wäre ich nur erſt Doctor medicinae, und hätte ich eine ſelbſtſtändige Stellung, dann wollte ich ihm zeigen, wie ein geliebtes Weib in der ehelichen Sklaverei frei bleiben kann.

Daſſelbe ungefähr habe ich ihm auch geſagt, nur mit anderen Worten, verſicherte Betty.

Haben Sie, meine liebe Betty, meine geliebte Betty? rief Normann voll Freude.

Schau, lachte Betty, da habe ich Sie wieder einmal glücklich gemacht und heiter, ohne es zu wiſſen.

Ja, rief der junge Mann, ganz glücklich, und der

Tag, der mir ziemlich melancholiſch angefangen, wird mir nun im Gemüthe eben ſo ſonnig, als er es in der Natur iſt. — Aber ich muß fort — leider! — Was haben Sie mich auch ſo lange warten laſſen!

Machen Sie mir keine Vorwürfe; ich habe es auf dem ganzen Wege hierher ſelber gethan und darüber nachgedacht, wie ich Ihnen Genugthuung verſchaffe.

Nun? und was haben Sie gefunden?

Es geht ja leider nicht! — Sie ſind ſo gebunden!

Vielleicht doch! bitte, ſprechen Sie! Ich habe nächſtens einige Tage frei; die Familie geht aufs Land, um einen alten Erbonkel zu beſuchen; ich muß nicht mit, wenn ich nicht will.

Das iſt ja prächtig, das iſt herrlich! rief Betty, ſprang auf, ſchlug vor Freude in die Hände und rief ihre Schweſter: Louiſe! Louiſe! höre nur, wie herrlich! Nermann geht mit uns, gewiß, er geht mit!

Wohin? fragte Nermann, erfreut über die Freude des Mädchens.

Betty ſtellte ſich hart an ihn und legte, einen Knopf ſeines Rockes faſſend, einen Arm auf ſeine Bruſt: Das iſt es, lieber Nermann — aber Sie müſſen mir die Freude durch Ihre Bedenklichkeiten nicht verderben. Ich will einige Tage die Gebirge durchziehen, um Studien nach der Natur zu machen. Louiſe geht mit, der gute Papa kann uns ſeiner Gicht wegen nicht begleiten. — Die Sache war darum beinahe aufgegeben, weil wir keinen Beſchützer und Begleiter hatten. Jetzt haben wir Sie — Sie — Sie! — Sie gehen mit, ja, Sie gehen mit! Das wird prächtig, herrlich, unendlich ſchön! Wir drei allein im Gebirge — ich zeichne, Sie leſen vor, Louiſe iſt unſere Gouvernante! Das iſt unvergleichlich ſchön!

Aber . . .

Still! kein Aber! fort und denken Sie an die Reiſe!

So rufend, drängte ſie ihn zur Allee hinaus. Voll der glückſeligſten Träume, wie ein Nachtwandler, kehrte Normann an ſeinen Lehrertiſch zurück, und ſeine Schüler hatten heute einen guten Tag und machten orthographiſche Fehler nach Belieben.

II.

Wie viele Veilchen verduften und verwelken in ungeahnter Einſamkeit! welche Ströme von Schönheit und Größe verbrauſen in unbetretenen Schluchten mit Waſſerfall, Regenbogen und Vogelſang! Unzählbar ſind die herrlichſten Gemälde, welche Sonne und Mondſchein auf

Waldeshalden, um einſame Baumgruppen, in Felſenwinkel, an Bach- und Seeufer hinmalen. Es iſt eine Freude, Menſchenkinder wie Pilger ausziehen zu ſehen, zu dem einzigen Zwecke, von dieſen überſtrömenden, in der Einſamkeit verſiegenden Schönheiten ſich einzelne Tropfen zu retten. Eine Freude wäre es auch geweſen, die drei jungen Herzen pochen zu hören, welche dem herrlichſten Junimorgen entgegen ſchlugen. Betty hatte es durchgeſetzt. Mit Normann und Louiſe wanderte ſie aus dem Stadtthore dem Walde und dem Gebirge zu, um Studien nach der Natur zu machen. Die drei Wanderer trugen Torniſter auf dem Rücken und Stäbe in den Händen; Normann unter dem Arme noch einen rieſigen Sonnenſchirm von weißer Leinwand. Die Mädchen hatten gelbe Strohhüte auf den Köpfen und trugen die blauen Kleider, um beſſer vorwärts ſchreiten zu können, vorn aufgeſchürzt. Normann, der in ihrer Mitte ſchritt, hatte ſeinen gewöhnlichen Ernſt etwas abgelegt und warf ſeinen kleinen braunen Filzhut in die Höhe und begann, ſobald ſie die letzten Häuſer hinter ſich hatten, in den friſchen Morgen hinein zu ſingen. Louiſe miſchte ſich gleich als zweite Stimme in den Geſang; Betty wollte nicht zurückbleiben, und obwohl ſie falſch ſang, gab es doch ein Terzett, das ſich in der lachenden, ruhevollen Landſchaft, in der Mitte des Lerchengeſanges, ſchön ausnahm. Nach dem Takte ihrer Lieder marſchirten ſie in Linie rüſtig vorwärts, und der Raum ſchwand unter ihren Füßen, als wären es Flügel. Je fremder die Welt um ſie wurde, deſto freier fühlten ſie ſich, und wie ſie plötzlich in einem von Tannen umſäumten Thale ſtanden, brachen Betty und Normann in Jauchzen aus, während Louiſe gewiſſenhaft und allein ihre muſikaliſche Phraſe zu Ende ſang und dann erſt über das wilde Jauchzen in Gelächter ausbrach. Betty riß ihren Hut vom Kopf und warf ihn in die Luft; Normann umarmte Louiſen und ſah dabei Betty an, die ihrem rollenden Hute nachlief.

Louiſe ſah um ſich und ſagte zu ihrer Schweſter: Wollen wir hier anfangen, Betty? Es ſcheint mir, daß hier ſehr viel Hübſches iſt.

Was liegt daran! rief die Andere — es iſt überall ſchön, wir werden überall Schönes finden; in dieſer Stimmung hat man gute Augen, und wir ſind heute alle drei mit dem rechten Fuße aus dem Bette geſprungen. Weiter! Vorwärts!

Brav! rief Normann, weiter, über Berg und Thal, in die Welt hinein, bis ans Meer und bis übers Meer und ſo weit als möglich vom Collegium und von den dummen Büchern!

Sie ſind auf einmal ſehr geſcheidt geworden, Normann, lachte Betty, und luſtig ſind Sie, wie ich Sie nie geſehen habe.

Sie hatten da aber auch eine vortreffliche Idee, Betty, ſagte Normann, eine wahrhaft beglückende Idee mit dieſer Wanderung.

Es iſt gar nicht ſo ſchwer, gute Ideen zu haben, lachte wieder Betty, wenn man ſich um die Leute nicht kümmert und thut, was einem Freude macht. Ich habe ſchon oft gedacht, der Menſch, der ſich ſo vorkäme, als wäre er ganz allein auf der Welt, hätte vielleicht immer die beſten Ideen.

Es iſt was Wahres daran, ſagte Normann, nur möchte ich den Satz ein wenig modificiren. Der Menſch, der ſich allein mit der Perſon, die er liebt, in der Welt vorkäme, der hätte die beſten und glücklichſten Ideen. Das iſt nur halb egoiſtiſch; wie Sie es ausdrücken, kann es ganz egoiſtiſch klingen.

Vielleicht! Aber nun keine Philoſophie und keine Gedanken, ſonſt werden Sie mir wieder zu ernſt. — Hier, mitten durch, daß wir endlich von den gebahnten Straßen abkommen!

So ſprechend, drang Betty ins Geſtrüpp; Normann und Louiſe ihr nach. Bald aber waren ſie wieder auf mooſigem Boden und glitten raſch in ein Thal hinab, das mit einer blühenden Wieſe in vollem Sonnenſcheine lag, von einem Bache durchſchnitten und an dem oberen Ende durch aufgethürmte Felsblöcke geſchloſſen war. Ueber den bemooſ'ten Felsblöcken erhoben ſich einzelne Bäume, die ihre knorrigen Wurzeln nackt und in den ſonderbarſten Windungen um die Steine ſchlangen, um die letzten Enden in das ſaftige Grün zu ihren Füßen zu tauchen. Zwiſchen den Felsblöcken rieſelte das Gewäſſer, das ſich unten zum kleinen Bach ſammelte, in dünnen Fäden, die hier und da von der Sonne beleuchtet waren und wie Silber glänzten.

Betty, die vor wenigen Minuten erſt Vorwärts! Weiter! gerufen hatte, blieb wie eingewurzelt ſtehen, beſah die ſchöne Walddecoration mit prüfendem Blicke und ging langſamen Schrittes im Halbkreiſe herum, um den rechten Standpunkt zu wählen, während ſie mechaniſch in die Taſche griff und das Etui mit den Stiften herausholte. Schon ſaß ſie auf der Wurzel eines ſchattigen Baumes, zog die Mappe aus ihrem Torniſter und legte Alles auf ihrem Schooße zurecht, ohne den Blick von der Felſenpartie abzuwenden.

Normann lächelte über die plötzliche Vertiefung, ſetzte ſich ihr zu Füßen, legte ihr die ſchwarze Kreide hin und ſpitzte einige Kohlen. Sie warf ihren Hut hin, ohne zu beachten, daß er in die Tiefe rollte und daß Louiſe Mühe hatte, ihn zu erreichen, bevor er unten in den Bach fiel. Sie ſtreckte die Hand aus; Normann gab ihr einen Stift, und ſchon ſaß ſie da und zeichnete, und die ganze Geſellſchaft, die eben noch lachte, ſang, plauderte, war ſo ſtill wie der Wald, und man hörte nichts als den Finkenſchlag und das Gemurmel des ſickernden Waſſers zwiſchen den Felſen. Normann lag, auf den linken Ellbogen geſtützt, neben der Künſtlerin und folgte ihrem Blicke bald auf die Felſen, bald aufs Papier und lächelte, wie raſch ſich die Studie entwickelte; Louiſe ſammelte die verſchiedenen Gegenſtände, Stifte, Federmeſſer, Papiere, die Betty rings um ſich ausgeſtreut hatte, und trat dabei ſo leiſe auf, als fürchtete ſie, einen Schlafenden zu wecken. Dann zog ſie Normann ein Buch aus der Taſche, legte ſich hinter die Beiden ins Moos und begann zu leſen.

So verging einige Zeit. Aber Normann's Blick folgte nicht mehr der Zeichnung; er hing wie angeheftet an dem Geſichte Betty's; ſie war ihm nie ſo ſchön erſchienen. Er ließ den Kopf fallen und küßte ungeſehen ihr Kleid. „Es iſt der glücklichſte Tag meines Lebens!“ murmelte er.

Was ſagen Sie? fragte Betty, ohne aufzuſehen.

Nichts!

Louiſe zupfte Normann am Aermel, zeigte auf ein Gedicht im Buche und ſagte leiſe: Wie ſchön!

Leſen Sie, ſagte Betty, immer ohne einen Augenblick ihre Arbeit zu verlaſſen.

Normann nahm das Buch und las Lenau's Gedicht: „Der gute Geſell.“

Schön, ſagte Betty, aber ich habe doch die anderen Gedichte lieber — bei denen iſt mir immer, als ſähe ich eine traurige Herbſtlandſchaft, die ich gleich malen könnte. Aber es iſt ſchön.

Er hat dies Bächlein aufgemuntert,
Ihm auch zu ſingen ein Hoffnungsliedlein.

Da werde ich mir jetzt, ſo oft ich das Gedicht höre, immer hier dieſes Bächlein dazu denken müſſen. Sagen Sie mir, Normann, ſingt es Ihnen auch ein Hoffnungsliedlein?

Und welch ein ſchönes! rief Normann.

Und von welcher Hoffnung?

Coquette! ſagte Normann — wie dürfen Sie fragen!

Ja ſo! eine Hoffnung, die ſich auf mich bezieht. Wie lautet ſie, dieſe Hoffnung?

Das iſt ſehr einfach; ich beende meine Studien, ich werde Doctor medicinae, ich mache mir eine Stellung, und ich heirathe Sie.

Und dann?

Ich ſuche mich in meiner Wirkſamkeit nützlich zu machen, und ich werde in meinem Hauſe glücklich ſein.

Und dann?

Dann gar nichts mehr — mein Leben iſt mit Ihnen abgeſchloſſen.

Bitte um etwas weiße Kreide. — Danke. — Und dann? Ja ſo, Sie haben ſchon geſagt — abgeſchloſſen. Das iſt mir unbegreiflich.

Ich habe keinen Ehrgeiz, lächelte Normann.

Von Ehrgeiz iſt nicht die Rede — bitte wieder um die ſchwarze Kreide, nein, etwas Broſamen — wie kann ſich ein Mann, der Geiſt hat und Wiſſen und jung iſt, ſo einſperren wollen? Sehen, erleben, ſich herumtreiben, Abenteuer haben, ganze Romane und Trauerſpiele durchmachen, das kann man alles wollen ohne Ehrgeiz. Mein Gott, die Welt iſt ſo groß, und es geht ſo Vieles vor — ich weiß nicht recht, was ich ſagen will, aber ich weiß ſehr gut, was ich meine. Als Mann wäre ich gewiß auch Maler geworden, aber die Schule, die ich dann durchgemacht hätte, wäre eine ganz andere geweſen. Nur in Einer Schule erfährt man alle Geheimniſſe ſeiner Kunſt oder ſeiner Wiſſenſchaft, ja, ſelbſt ſeines eigenen Herzens und Lebens; und dieſe Schule iſt das Leben ſelbſt, die Welt. Meine Sehnſucht iſt eigentlich . . . .

Sie fuhr nicht fort — ihr Auge blieb auf dem oberſten Felſen vor ihr hangen; Normann folgte ihrem Blicke, ſo that auch Louiſe, die durch ihr plötzliches Schweigen aufmerkſam geworden war. Auf dem Felſen ſtand ein Mann, der wie hingezaubert war, ſo plötzlich war er aus dem Tannendunkel hervorgetreten, und ſo eigenthümlich war ſeine ganze Erſcheinung. Er war groß und ſchlank und trotz ſeiner Schlankheit kräftig und breitſchulterig. Ein dunkelſchwarzer Sammtrock lag breit und faltig um ſeinen Leib, eine eben ſolche Mütze, die nach der Seite niederhing, ſaß ſchief auf ſeinem Haare, das dick, von der Schwärze des Sammts kaum zu unterſcheiden und hinter die Ohren zurückgeſtrichen, auf den Nacken herabfiel. Seine Züge waren auf dieſe Entfernung nicht zu unterſcheiden, aber das blaſſe Geſicht im Ganzen trat in der ſchwarzen Umrahmung des Bartes, der Haare und des Sammtbarettes geiſterhaft hervor. Die ganze Erſcheinung machte den Eindruck, als käme ſie aus anderen Jahrhunderten oder aus romantiſchen Ländern. Der Mann ſtand ruhig da, die Hand auf die linke Hüfte geſtützt und etwas nach dieſer Seite geneigt, und betrachtete die Gruppe der Wanderer mit Aufmerkſamkeit. Sobald er ſich bemerkt ſah, ſprang er vom Felſen in das Gebüſch und war verſchwunden.

Die drei jungen Leute hier unten ſahen einander erſtaunt an.

Das ſieht ja aus wie ein Abenteuer! ſagte Betty.

War das Kaspar oder Samiel? fragte Normann.

Ich hatte förmlich Angſt, verſicherte Louiſe.

Wie wäre es, wenn ich ihn auf dieſen Felſen hinzeichnete, ſo ſtolz und groß wie er daſtand? fragte Betty, während ſie in der That ſchon verſuchte — eine intereſſantere und geheimnißvollere Staffage iſt mir noch nicht vorgekommen. Samiel, hilf!

Da fiel ein leuchtender Sonnenſtreifen auf die Felſen und tauchte ihre Häupter in ein zitterndes, grünes Licht.

Wie ſchade, daß er nicht jetzt da iſt! ſagte Betty, jetzt könnten wir ſein Geſicht genauer erkennen. — O, das iſt prächtig — da muß ich eine Studie in Oel danach machen — ſchnell, lieber Normann, die Oelfarbe, die kleine Leinwand und die Paletten.

Normann und Louiſe beeilten ſich, ihr das Verlangte zu reichen, während ſie die Lichter und Farben prüfte. Aus den Wanderſtäben der Mädchen, die danach eingerichtet waren, baute ihr Normann eine Art von Staffelei, und nach einigen Minuten ſaß ſie vor ihrer Leinwand mit Pinſel und Palette und malte.

Ich gäb' was drum, wenn ich nur wüßt,
Wer heut der Herr geweſen iſt,

citirte Betty, während ſie eifrig fortmalte.

Soll ich auf die Jagd ausgehen und ihn im Walde verfolgen? fragte Normann.

Geben Sie Acht, Sie könnten es mit irgend einem zauberhaften Beherrſcher des Waldes zu thun bekommen.

Um Gottes willen, Normann! rief Louiſe, gehen Sie ja nicht fort; ich würde mich fürchten, hier mit Betty ſo allein zu bleiben. Wenn er zurückkäme, während Sie fort ſind!

Das iſt richtig, ſagte Betty, bleiben Sie lieber; ich habe auch eine gewiſſe Angſt vor dem großen Unbekannten.

Normann war das kleine Abenteuer, er wußte ſelbſt nicht, warum, auch unangenehm, und es war ihm unbehaglich, daß der Gedanke der Mädchen, die ſich noch lange darüber unterhielten, dabei verweilte. Darum nahm er das Buch wieder vor und las.

Bei dem ſchönen vollen Klang ſeiner Stimme, der ſich den Rhythmen des Verſes ſo harmoniſch anzuſchmiegen verſtand, beim Gemurmel des Baches, der etwas lauter zu werden ſchien, da der Geſang der Vögel beim herannahenden Mittag leiſer wurde, arbeitete Betty mit einem Behagen und einer Leichtigkeit, über die ſie ſich ſelbſt verwunderte und erfreute. Mit breitem Pinſel warf ſie die Farben auf die Leinwand, und als Normann einmal aufſah, erblickte er ſchon die ganze Felſenpartie groß und kräftig dahingezaubert.

Sie ſind ja ein wahrer **Fa presto**! rief er — eine Zauberin!

Ja, weiß Gott, rief Louiſe darein, während ſie ſich vom Mooſe erhob und ihr über die Schulter ſah, eine Hexe!

Betty lachte: Es iſt gut geworden, es iſt prächtig! — aber mit Vorbehalt, morgen finde ich es vielleicht abſcheulich. Indeſſen bin ich hungrig, und es wäre vielleicht Zeit, das Mittageſſen zu bereiten.

Während Louiſe aus einem der Torniſter eine Kaffeemaſchine, Taſſen und allerlei Lebensmittel auspackte, hielt Betty die bemalte Leinwand mit beiden Händen vor ſich hin und ſchüttelte den Kopf.

Jetzt ſteigt ſchon wieder die Unzufriedenheit in Ihnen auf, ſagte Normann, der ſie voll Theilnahme beobachtete; ſeien Sie doch zufrieden, es iſt prächtig!

Ach, ſeufzte Betty, lieber Freund, Sie verſtehen ja leider nichts von Malerei; wenn etwas fix und fertig iſt, dann ſehen Sie freilich mit gutem Auge, was ſchön iſt, aber während der Arbeit können Sie mir nicht ſagen: machen Sie das ſo oder ſo — da und dort fehlt es. Wenn Sie ſo mit mir ſprechen könnten, ich hätte Sie noch Millionen Mal lieber. — Sehen Sie, hier iſt noch allerlei zu thun, und ich habe nicht die geringſte Idee davon.

So ſprechend, während ſie immer ihre Arbeit anſtarrte, bemerkte ſie nicht, wie Normann die Hände in einander legte und traurig bald vor ſich hin, bald in ihr Geſicht ſah. Um ihretwillen, dachte er, könnte ich auch noch Maler werden!

Bah! rief Betty mit Einem Male, laſſen wir die Skizze hier, gehen wir an einen anderen Ort zum Eſſen, und wenn ich in einer Stunde wiederkomme, werde ich es ſchon ſelbſt finden, was zu machen iſt.

Wohin ſollen wir? fragte Louiſe.

Dort hinauf, ich will ſehen, wie es hinter den Felſen ausſieht. Man ließ das Malergeräth da, belud ſich mit allem zur Bereitung der Mahlzeit Nothwendigen und ſtieg dem Bächlein entgegen, die Höhe hinauf, indem man den Felſen umging. Man mußte dort oben, um auf einen einladenden Platz zu kommen, die Felſen überſchreiten. Betty führte. Auf einer kleinen Plattform angekommen, wandte ſie ſich um und ſagte: Hier ſtand er. Auf dem Weiterwege wurde ſie durch einen breiten Felsſpalt aufgehalten. Normann ärgerte ſich über dieſe erneute Erinnerung an den Unbekannten, und in dieſem Aerger hob er Betty plötzlich mit beiden Armen in die Höhe, an ſeine Bruſt und ſprang mit ihr über den Riß auf den kleinen offenen Platz jenſeits. Betty klammerte ſich erſchrecken an ſeinen Hals; da war ſein Aerger hin, und in dem Augenblicke, da er ſich niederbeugte, ſie auf den Boden zu ſetzen, drückte er einen raſchen Kuß auf ihren Scheitel.

Nermann! rief Betty in verweiſendem Tone.

Sind Sie böſe? Verzeihen Sie — ich habe nicht geglaubt, daß Sie mir darum böſe ſein könnten. Warum ſoll ich gerade heute Ihren Scheitel nicht küſſen dürfen?

Sie haben Recht, ſagte Betty begütigend und faßte ſeine Hand — es iſt pure Dummheit — ich ärgerte mich, daß Sie mich küßten, wo uns der ſchwarze Mann vielleicht ſehen konnte.

Nermann machte ſeine Hand los und ſah ſie mit großen Augen an: Betty, was haben Sie? Ich begreife Sie nicht. Der Mann verfolgt Sie wie ein Geſpenſt; was geht Sie der Mann an?

Sie wiſſen alſo nicht, wer er iſt?

Wie ſollte ich — er iſt mir völlig unbekannt! Und Sie, Sie wiſſen es? Sie kennen ihn?

Nein, ich kenne ihn auch nicht — aber ich habe, während ich malte, nachgedacht, und ich glaube es zu wiſſen.

Nun, und wer iſt er?

O, ein großer Geheimnißvoller; bei uns wurde viel von ihm geſprochen — aber ich habe nicht Alles gehört. Man ſprach ſehr oft ſehr leiſe von ihm, daß wir Mädchen nicht hörten.

Sie machen mich neugierig.

Nun, ſo iſt mein Zweck erreicht, lachte Betty, ich weiß gar nichts!

Und ſo lachend, warf ſie ſich unter einen Baum; Hierher! rief ſie, hier wird ſich's gut tafeln laſſen.

Während dieſes Geſpräches mußte ſich Louiſe, bepackt, wie ſie war, allein den Weg über die Felſen ſuchen, und hatte ſo von dem Geſpräche nichts gehört. Hülflos ſtand ſie an der Spalte, ohne von Normann bemerkt zu werden.

Helfen Sie, bitte! rief ſie ihm zu. Er eilte herbei und trug ſie wie ein Kind zu Betty's Füßen.

Bald flackerte die Flamme der Kaffeemaſchine, um welche die drei Wanderer herumlagen, vor denen auf großen Blättern von Waſſerpflanzen, welche Louiſe vom Bache geholt hatte, wie auf Tellern kaltes Fleiſch lag, während die Kaffeetaſſen in Erwartung des Stoffes, indeſſen mit Waſſer gefüllt waren und die Gläſer erſetzen mußten. Man aß mit vortrefflichem Appetit. Dennoch glaubte Louiſe ſich bei Normann wegen der mangelhaften Bedienung entſchuldigen zu müſſen. Betty lachte laut auf. O, die liebe Philiſterin! rief ſie, ſie wäre im Stande, ſich wegen eines Stäubchens auf dieſem Tiſchtuche von Moos und Tannennadeln zu entſchuldigen! Das wird eine Hausfrau, eine echte, vortreffliche Hausfrau! Das wäre eine Frau für Sie, Normann, ganz anders als ich. Laſſen Sie mich laufen und nehmen Sie Louiſen; ich rathe es Ihnen als gute Freundin.

Dummes Zeug! brummte Louiſe.

Ich will mir's überlegen, lächelte Normann.

Der Mittag lag heiß über dem Walde und verbreitete ſeine Schwüle bis in die Schatten. Die beiden Mädchen waren von dem frühen Aufſtehen und der langen Wanderung mehr ermüdet, als ſie in den erſten Stunden dieſes freudigen Wanderlebens gefühlt hatten; Lachen und plaudern verminderten ſich mehr und mehr, und plötzlich legte Betty ihren Kopf auf eine bemoos'te Wurzel, rief: Gute Nacht! ſchloß die Augen und ſchlief nach wenigen Minuten. Louiſe legte ſich etwas tiefer neben ſie und that wie die ältere Schweſter. Wie zwei Kinder lagen ſie da; ihre Wangen rötheten ſich; auf die

Stirn traten kleine Perlen, und die ruhevollen, leiſen Athemzüge miſchten ſich mit dem melodiſchen Summen der Mücken und Käfer und dem ſanften Geſauſe, das aus den Zweigen herabwehte. Normann ſaß zu Häupten Betty's, betrachtete das kleine, helle Geſicht, das während des Schlafes wie ein vollkommenes Kindergeſicht ausſah und verjagte mit einem blättervollen Zweige die Fliegen, die ihre Ruhe ſtören wollten. Ohne Unterbrechung ging dieſer Fliegenwedel über ihrem Kopfe, wehrend und fächelnd, hin und her, und neigte ſich tiefer zu Louiſen nur, wenn dieſe, halberwacht, ſich gegen eine zudringliche Fliege vertheidigte. Normann fühlte ſich von dieſem Berufe eines Wächters bei dieſen ſchlafenden Kindern eigenthümlich gerührt. Während die rechte Hand mechaniſch in ihrem Amte fortfuhr, ſtützte er den Kopf in die linke, und Zukünftiges und Vergangenes begann an ſeinem Geiſte vorüberzuziehen. Dieſer Moment, da er über ſie und für ſie wachte, das Unangenehme von ihr abhielt, ſchien ihm beinahe wie ein Symbol ſeines Lebens, wenigſtens des Lebens, wie er es ſich wünſchte. Wer dieſen energiſchen jungen Mann mit ſeinen zwar ſanften, doch feurigen Augen, mit ſeinen vielfachen Talenten, mit ſeiner Ausdauer in der Arbeit und im Kampfe mit den Verhältniſſen kannte, vermochte es nicht zu glauben, daß alle ſeine Wünſche ſich in dem einzigen Wunſche zuſammenfaßten, für ein einziges geliebtes Weſen ganz und mit aller Hingebung zu leben. Er ſelbſt wunderte ſich manchmal darüber, und auch jetzt überraſchte er ſich auf dem Gedanken, ſo wie jetzt für Betty allein zu leben, für ihn das Glück beſtehe. Dieſem Gedanken folgte auf dem Fuße die Frage: Und ſie? — Er ſchüttelte bedenklich den Kopf, als ob er zu einer entſchiedenen Antwort auf dieſe Frage nicht den Muth hätte. Sie liebt mich, dachte er, gewiß, ſie hat mich herzlich lieb; aber es iſt mir, als ob ſie mir jeden Augenblick entweichen, als ob ſie mir durch irgend eine Macht entführt werden könnte. Warum das? Vielleicht, weil ſie ihrer Kunſt zum größeren Theil angehört, als mir. Ich vermag nichts gegen ſie, nichts gegen ihre Phantaſieen, gegen ihre Scherze, gegen ihr Lachen, gegen ihre Raiſonnements, und ich habe doch ſonſt ſo viel vermocht! Ich muß mich ihr gegenüber zu meiner eigenen Rechtfertigung daran erinnern, daß ich doch ſonſt ein Mann bin, daß ich ſchon in ſehr kindlichen Jahren wie ein Mann gehandelt und gelitten habe; ich habe mich mit dem Leben geſchlagen wie Einer; Noth und Elend waren nicht im Stande, mich von dem gewählten Wege abzubringen, oder mir nur ein Theilchen meiner Selbſtſtändigkeit zu rauben. Und ihr gegenüber — da ſtehe ich und laſſe

Alles geben und erwarte von ihr mein Schickſal mit geneigtem Haupte. Es ſei! Wenn ſie nur glücklich iſt! Muß es mir vielleicht nicht ſchon genügen, daß ich in ihr ein Geſchöpf kennen gelernt, das alle ſchönſten Träume verwirklicht und für alle Zukunft den Glauben an das Schöne und Anmuthsvolle rettet? — Normann lächelte bei dieſem Gedanken, und lächelnd dachte er weiter: Aber ſo leicht reſignire ich mich nicht! Dieſes Geſchöpf ſoll mich noch lieben und mein ſein für alle Zukunft!

Er kniete hin, warf den Zweig fort und neigte ſich ſo tief zu Betty hinab, daß er ihren Athem fühlen konnte; dann wollte er einen leiſen Kuß auf ihre Hand hauchen, da aber ſeine Lippen ſie berührten, drückte er ſie feſt und innig auf die liebe Hand. Betty erwachte, rieb ſich die Augen und ſah um ſich.

Ach, wie herrlich habe ich geſchlafen! es geht doch nichts über das Zigeunerleben! rief ſie und ſprang empor. Auf, Louiſe! auf zur Arbeit!

Während Louiſe und Normann die Reſte des Mittageſſens, Kaffeemaſchine, Taſſen und das Andere einſammelten, lief Betty zurück nach dem Platze, wo man das Malergeräthe gelaſſen, und ſprang diesmal ohne die Hülfe des jungen Mannes über Felſen und Spalten.

Ein Schrei der Verwunderung ſcholl den beiden Andern entgegen, als ſie unten ankamen. Betty ſtand vor der Leinwand mit weitoffenen Augen und verſchränkten Armen. Kommt! Schnell! ſchnell! Seht! Meine Landſchaft iſt beinahe vollendet; ſeht, wie grauſig, wild und groß das alles geworden! Der Geiſt dieſes Gebirges hat indeſſen daran gearbeitet, um mir zu zeigen, wie man die Natur groß auffaßt. Ich Stümperin! wie hat er mich beſchämt! Ich habe eine Idylle gemalt, er hat den Eingang in die Hölle daraus gemacht. Seht nur dieſe Schatten, welche Kraft! und dieſe gewaltigen Felſen! und dieſes Bächlein rauſcht wie ein wilder Bergſtrom! Wie ſchade, daß wir ihn durch unſere irdiſche Gegenwart verſcheuchten, daß wir ihn nicht länger arbeiten ließen — es wäre ein herrliches Bild geworden — ich werde es nie ſo vollenden können!

Normann und Louiſe betrachteten die Leinwand eben ſo erſtaunt, wie Betty. In der That war mit dem Bilde eine höchſt merkwürdige Metamorphoſe vorgegangen: aus einer mädchenhaften Studie war ein wilder Salvator Roſa geworden, an dem Alles zu leben, deſſen Felſen, Mooſe, Bäume menſchlich ausdrucksvolle Geſichter zu haben ſchienen. Jeder Pinſelſtrich verrieth eben ſo große Sicherheit als Kühnheit.

Wer mag das gemacht haben? fragte Louiſe.

Wer ſonſt, ſagte Betty ungeduldig, als der ſchwarze Mann von heute Morgen? Er ſah ja ſelbſt ſo aus wie dieſe Landſchaft — wild, groß, kühn, geheimnißvoll.

So ſprechend vertiefte ſie ſich immer mehr in die Betrachtung der Malerei; bald ruhte ihr Blick auf den Felſen, dann wieder auf der Leinwand; jetzt trat ſie einige Schritte zurück und betrachtete ſie von fern, dann nahm ſie ſie wieder in die Hand, hielt ſie nahe vor die Augen und prüfte jeden Pinſelſtrich. Dann nahm ſie die Palette und betrachtete die Farben auf derſelben und ſchüttelte den Kopf. — Ich werde es nie ſo zu Stande bringen, ſeufzte ſie, und doch ſaß ſie plötzlich vor der Staffelei, mit dem Entſchluſſe, es zu verſuchen und es durchzuſetzen. Sie fuhr fort, wo der Unbekannte aufgehört, aber ſie hatte jetzt mehr Augen für die Malerei deſſelben, als für das Original der Felſengrotte, die ſie malen ſollte. Von Zeit zu Zeit ließ ſie kleinmüthig die Arme fallen und murmelte: Es wird nichts daraus — ich verderbe es nur. — Normann ſah ſie mitleidigen Blickes an, denn ſie ſchien ſehr betrübt. Manchmal ſah ſie um ſich, wie Hülfe ſuchend, und er fühlte ſich gedemüthigt, ihr nicht mit ſeinem Rathe beiſtehen zu können.

Einmal, da ſie wieder und mit gerunzelter Stirn um ſich ſah, fuhr ſie plötzlich auf, und ein ſonderbares

Lächeln flog über ihren Mund und glättete ihre Stirn, während ihre Wangen errötheten. Aus dem Walde, ihrem Blicke entgegen, trat der Fremde von heute Morgen. Er ſuchte offenbar ein Lächeln zu unterdrücken, als er ſich vor der Geſellſchaft grüßend verneigte.

Entſchuldigen Sie — ſagte er —, daß ich ſtöre; ich ſah Sie im Vorübergehen, und da ich ein großer Freund der Malerei bin, wollte ich Sie, mein Fräulein um die Erlaubniß bitten, auf Ihre Arbeit einen Blick zu werfen.

Betty ſtand bei ſeinem Herannahen auf und that ihm unwillkürlich einen Schritt entgegen, als ob ſie ihm etwas ſagen wollte. Aber als ſie zu ihm hinauf ſah, fühlte ſie ſich mit einem Male ſchüchtern — ein Gefühl, deſſen ſie nicht gewohnt war —, und das Wort ſteckte in ihrem Munde. Doch faßte ſie ſich ſchnell und ſagte in einiger Aufregung: Da, nehmen Sie nur raſch Pinſel und Palette und fahren Sie fort, wo Sie aufgehört haben; ich kann es nicht.

Wo ich aufgehört habe? — ich verſtehe Sie nicht, mein Fräulein.

Sie verſtehen mich ſehr wohl. Sie und kein Anderer hat während meiner Abweſenheit an dieſem Bilde gearbeitet. Sie ſind Herr Tycho Marſen, der hier in der Gegend beim Grafen Galten beſchäftigt iſt.

Und Sie ſind Fräulein Betty Hagener — ſagte der Fremde, indem er ſich lächelnd und mit weltmänniſcher Manier vor ihr verneigte — ich habe Sie an Ihrer Arbeit erkannt, als ich mich, von der ſchönen Gruppe, die ich von der Höhe des Felſens geſehen, angezogen und neugierig gemacht, während Ihrer Abweſenheit herbeiſchlich. Kein anderer Künſtler hier zu Lande iſt dieſer feinen, recht poetiſchen Auffaſſung fähig. Die junge Künſtlerin, ſagte ich mir, kann keine andere ſein, als dieſelbe Betty Hagener, von der Graf Galton die ſchöne Mondſchein-Landſchaft beſitzt, in deren Sinnigkeit ich mich ſo oft vertieft habe. Verzeihen Sie mir die Kühnheit, mit der ich mich in Ihre Arbeit gedrängt habe. Ich ſetzte mit einer Bärentatze fort, was die weibliche Hand ſo zart und ſinnig angefangen.

Je ruhiger der Fremde dieſe Worte vorbrachte, deſto verbindlicher wirkten ſie, und dies um ſo mehr, als ſeine Stimme durch ein weiches Vibriren, trotz der Sicherheit ſeines Auftretens, und eben des Contraſtes wegen, den ſie mit ſeiner gewaltigen, beinahe athletiſchen Geſtalt bildete, die ganze Erſcheinung ſo zu ſagen milderte. Wenn er ſprach, vergaß man die beinahe abſchreckende Bläſſe des Geſichtes, den unheimlich dunkel abſtechenden Bart und die breiten Schultern. Auch fühlte ſich Betty nach dieſen Worten, abgeſehen von ihrem wohlthuenden und ſchmeichelhaften Inhalte, ſofort behaglicher, und mit ihrer gewohnten Unbefangenheit forderte ſie ihn aufs Neue auf, die Arbeit fortzuſetzen.

Nein, ſagte Tycho Marſen, ich denke an meinen Vortheil: es iſt mir intereſſanter, Sie arbeiten zu ſehen. Wenn Sie die Arbeit in meiner Art fortſetzen wollen, geſtatten Sie mir nur, Ihnen gelegentlich einen Wink zu geben.

Gut, rief Betty, da lerne ich etwas.

Sie ſaß wieder vor der Leinwand; Marſen neben ihr. Er machte ſie auf die Disharmonieen in ihrem Himmel aufmerkſam, dann auf mehrere zu ſcharfe, unvermittelte Uebergänge, dann auf Anderes. Oft legte er nur den Finger auf eine Stelle des Bildes oder deutete nur auf eine Farbe auf der Palette, und es war ihr, als fielen ihr Schuppen von den Augen. Sie ſah, wo ſie vorhin vergebens geſucht und beinahe verzweifelt hatte. Wie ſie die Wirkungen erkannte, jubelte ſie auf, und bald that ſie keinen Pinſelſtrich, ohne vor oder nachher Marſen fragend ins Auge zu ſehen. Gleich einer demüthigen Schülerin ſaß ſie da und arbeitete, wenn auch Marſen die Miene eines Lehrers nicht annahm. Er ſah ihr lächeld zu, wie ein theilnehmender Camerade. Deſto größere Wirkung machte es auf ſie, wenn er ſo leicht hin eine Bemerkung ausſprach, die für ſie eine Enthüllung, eine Offenbarung war, die in einem Worte zuſammenfaßte, was ſie wohl ſchon oft geahnt, unſicher gefühlt hatte, aber nie klar, zu einem Grundſatze geſtaltet verkörpern konnte.

Woher haben Sie das alles? fragte ſie endlich, im Malen einhaltend — woher haben Sie dieſes Verſtändniß der landſchaftlichen Natur und der Landſchaftsmalerei? Sie haben ja nie Landſchaften gemalt? Ich habe Sie immer nur als Hiſtorienmaler rühmen hören.

Ich weiß nicht, erwiderte Marion, ob ich es verdiene, als Hiſtorienmaler gerühmt zu werden — aber das ſcheint mir gewiß, daß, wer eine menſchliche Geſtalt, nur einen menſchlichen Kopf malen kann, auch alles Andere malen kann. Unter den großen Meiſtern der alten Zeit giebt es eigentlich nicht einen einzigen Landſchaftsmaler, und doch ſind Leonardo, Raffael, Giorgione die größten Landſchafter.

Betty ließ die Arme herabfallen; ſie fühlte, welche Verurtheilung ihres bisherigen einſeitigen Strebens in dieſen Worten lag, und ſie ſah den langen, unendlichen Weg, der ſich noch vor ihr ausdehnte, wenn ſie zu einem löblichen Ziele gelangen wollte. Marion betrachtete ſie mit einem eigenthümlich gemiſchten Ausdrucke. Vielleicht fühlte er Mitleid mit der entmuthigten Künſtlerin, und mochte er unwillkürlich mancher verzweifelnden Stunde ſeines eigenen Künſtlerlebens gedacht haben. Der Nachklang ſolcher Stunden, den kein noch ſo bewegtes Leben jemals zu vernichten ſtark genug iſt, zauberte eine ſanfte Melancholie in dieſes blaſſe, doch ſo ſtark ausſehende Geſicht; zugleich aber miſchte ſich die Freude des Genuſſes bei, den der Anblick eines ſchönen, jungen, in Leid geſenkten Mädchenkopfes gewährt. Wie er aber mit einem Male die Arme über der Bruſt zuſammen legte, ſich etwas zurückbog und Betty mit zuſammengezogenen Augenbrauen betrachtete, ſchien noch ein anderes Gefühl hinzuzukommen. Ein Phyſiognomiker hätte jetzt aus ſeinem Geſichte heraus geleſen, was ungefähr ſo gelautet haben würde: Schwach, wie du jetzt biſt, halte ich dich — wenn ich will! — Aber — biſt du es werth?

Plötzlich neigte er ſich wieder zu ihr und ſagte mit feſter Stimme: Muth, mein Fräulein, Muth! Sie ſind ſo jung! aus Ihren Augen dämmert eine ſchöne Zukunft, und wenn Sie es nur erſt mit dem Leben verſuchen, werden Sie Sich überzeugen, wie gern Ihnen Jedermann ſeine Erfahrung, die ganze Ausbeute ſeines Lebens zu Füßen legt.

Betty, die regungslos da geſeſſen und unter ſeinem Blicke wie eingeſchlafen ſchien, ſchämte ſich ihrer Entmuthigung, erhob den Kopf und fing wieder raſch zu arbeiten an.

Louiſe und Normann lagen während dieſer ganzen Zeit ſchweigend da. Das junge Mädchen ſchien über das ganze Abenteuer verdrießlich und munterte Normann mit Blicken auf, ſich in das Geſpräch zu miſchen. Er ſchüttelte abwehrend den Kopf, und da er beharrlich ſchwieg, wandte ſich Louiſe ab und that, als wollte ſie ſchlafen. Normann vertiefte ſich immer mehr in Betrachtung des fremden Geſichtes, das ihn ſo einnahm, daß er kaum die Worte hörte, die Marſon zu Betty ſprach, wenn ihm auch der Klang der Stimme auffiel. Dieſe war in der That eigenthümlich. Von Natur aus ſchien der Maler mit dem einnehmendſten klangvollſten Organe ausgeſtattet zu ſein; ganze Sätze lang tönte es melodiſch, bald ſanft, bald männlich kräftig, immer wohlthuend und mit dem Gefühle oder dem Gedanken harmoniſch zuſammenſtimmend, bis es mit einem Male, als ob etwas am Inſtrumente geſchädigt würde, zuſammenbrach und hohl und tonlos einen gradezu unangenehmen oder unheimlichen Eindruck machte. Dieſer zweifache Charakter in der Stimme ſprach ſich conſequent im ganzen Geſichte aus. In demſelben Augenblicke, da die intereſſante Bläſſe anzog, ſtießen gewiſſe Falten, welche die Mundwinkel umzogen und von dem ſchwarzen Barte nicht ganz bedeckt werden konnten, plötzlich zurück; und wieder vergaß man dieſe Falten über dem unwiderſtehlichen Lächeln, das von Zeit zu Zeit die ganze Phyſiognomie milde durchleuchtete und hinter den etwas breiten Lippen eine Reihe ſchöner und glänzender Zähne errathen ließ. Das Räthſelhafteſte aber waren die Augen. Dunkel und von breiten Lidern und langen ſchwarzen Wimpern halb bedeckt, blickten ſie ſehnſüchtig, aber der Gegenſtand der Sehnſucht, ob er ein ſchöner, ob ein böſer, wäre ſchwer zu beſtimmen geweſen. Normann hatte viel an ſich ſelbſt, wenig an Anderen erfahren, darum blieb ihm dieſe ganze Erſcheinung ein Räthſel, während Andere, die ſich in der Welt umgeſehen, zwar nicht den Charakter, aber doch die Geſchichte oder wenigſtens die Abſtraction der Geſchichte, ſo zu ſagen die Philoſophie der Geſchichte Marien's herausgeleſen hatten. Der Erfahrene würde, und zwar nach dem erſten Anblick dieſes Geſichtes, die Ergebniſſe ungefähr ſo zuſammengefaßt haben: Der Träger eines ſolchen Geſichtes hat, wie man ſich auszudrücken pflegt, gelebt, ſtark gelebt. Ich ſehe hier Bruchſtücke von Kraft, von großen Plänen, von ſtarken Leidenſchaften, von manchen gemüthlichen Eigenſchaften. Arge Umwälzungen haben dieſe Bruchſtücke eben zu Bruchſtücken gemacht, und wenn das ſo fortgeht, wird dieſe mit Ruinen bedeckte Gegend eine wahre Wüſte.

Ferner ſehe ich traurige Schlaffheit, die das Zerſtörte nicht mehr aufzubauen vermag, Sehnſucht nach jener Zeit, da die Ruinen noch nicht Ruinen waren, verhüllte Unzufriedenheit mit ſich ſelbſt und zugleich den Entſchluß, ſich nicht aufzugeben und, wenn nicht Glück, doch noch Freuden und Genüſſe in thunlichſter Menge zu erringen — und wenn nicht Freuden und Genüſſe, doch noch Aufregungen, und wären es die ſchmerzlichſten.

Wie ſollte der gute, gelehrte, geiſtreiche, aber junge und unerfahrene Normann eine Geſchichte, eine Charakteriſtik leſen, die in ihm fremden Lettern geſchrieben war? Es war nur eine Art Divination, wenn ihn der Anblick des Fremden unheimlich anwehte; er überredete ſich, es ſei eben nur das Fremdartige, und er habe noch keinen Isländer geſehen, und Marſen ſei ja ein Sohn der geheimnißvollen Thule. Es verdroß ihn, daß Betty ſich ſo ſehr mit ihm vertiefte — aber er hatte es ſich längſt vorgenommen, da zurückzutreten, wo ſie ihre Kunſt in Anſpruch nahm, und ſich in ſolchen Momenten an ihre Vergeßlichkeit zu gewöhnen. Darum that er auch während der ganzen Zeit nichts, das ihre Aufmerkſamkeit einen Augenblick auf ihn hätte lenken können. Er näherte ſich nur unwillkürlich — und ſo that auch Louiſe —, als Marſen, von der Verſchiedenheit des landſchaftlichen Charakters ausgebend, von ſeinen Reiſen zu erzählen anfing. Island, ſeine Heimat, hatte er früh verlaſſen und dann — von der däniſchen Regierung unterſtützt — den Norden und den Süden durchzogen. Er hatte Paris, Rom, den Orient geſehen, und während er nur von Kunſt ſprechen und alle perſönlichen Erlebniſſe übergehen wollte, entrollte er vor den Seelen ſeiner aufmerkſamen Zuhörer das Bild eines ſehr bewegten Lebens und vielfache Bilder der verſchiedenſten Länder und Völker. Die Ruhe, mit der er erzählte, hatte die Wirkung, daß man ſich ihn als in der ganzen Welt zu Hauſe und als über alle Verwunderung und Ueberraſchung erhaben denken mußte. Nun erſt miſchte ſich Normann mit manchen Fragen in das Geſpräch, während Louiſe wie erſtaunt zuhörte und Betty bald gierig mit den Augen an den Lippen des Erzählers hing, bald nachdenklich den Kopf hangen ließ.

Die Arbeit ruhte ſeit lange; die Sonne war im Untergehen, die Felſenpartie lag in tiefen Schatten. Marſen ſprach eben von Rom. Betty ſprang auf und rief, indem ſie die Arme emporſtreckte: Auf! nach Rom!

Die ganze Geſellſchaft erhob ſich.

Unterdeſſen, auf in die Herberge! ſagte Marſen lächelnd — aber Sie finden in der ganzen Gegend keine, in die Sie bequem einkehren können, als das Schloß des

Grafen Galten. Er iſt ja ein alter Freund Ihres Vaters und wird ſich freuen, Sie bei ſich zu empfangen; er wird es mir Dank wiſſen, wenn ich Sie berede, bei ihm einzukehren. Sie müſſen ja auch meine Arbeiten ſehen, die ich für ihn ausführe.

Betty und Louiſe kannten den Grafen, den großen Schützer aller Künſte, ſeit ihrer Kindheit; ſchon oft waren ſie und der Vater von ihm eingeladen worden, und Betty, die außerdem die Bilder Marien's ſehen wollte, war leicht zu beſtimmen und beſtimmte auch Normann, auf den Gedanken des Malers einzugehen. Papa, ſagte ſie, wird ſich nur freuen, wenn er hört, daß wir beim Grafen Galten eingekehrt ſind, und der Graf wird uns mit ſeiner gewohnten Güte aufnehmen. Er war mir immer gut.

So machte ſich die kleine Geſellſchaft, von Marien geführt, auf den Weg, durch den Wald dem Schloſſe zu. Normann gab Louiſen, Marien Betty den Arm.

III.

Den Grafen Erwein Galten zählte man zu den ſogenannten liberalen Ariſtokraten, zu denen er doch ſo wenig gehörte. Er ſchämte ſich einfach, einen hiſtoriſchen Namen zu tragen, ohne etwas, bei dem herrſchenden Zuſtande der Dinge, für das Vaterland und deſſen Wohl thun zu können. Bei den erſtarrten Verhältniſſen ließ ſich im Großen und Allgemeinen nirgends thätig eingreifen; ſo verſuchte er es ſeit er Herr ſeines koloſſalen Vermögens geworden, wenigſtens im Einzelnen, oder, wie er ſagte, im Kleinen Gutes zu thun. Dem Landvolke ging er mit Einführung der landwirthſchaftlichen Erfindungen als gutes Beiſpiel voraus; talentvolle junge Männer ſchickte er auf Reiſen und auf ausländiſche Schulen, um ſie von dem Schlendrian der heimiſchen zu retten; dergleichen that er mit ruhiger Ueberlegung, als poſitiver Mann, vielleicht als Politiker. Aber mit ganzem Herzen war er dabei, wo es galt, Kunſt und Künſtler zu unterſtützen. Wie ſehr er auch die Alten liebte und die Mangelhaftigkeit der modernen Kunſt erkannte, that er doch ſein Mögliches für dieſe, um, wie er ſagte, die Grube auszufüllen und mit an der Brücke bauen zu helfen, die vielleicht zu einer beſſeren Zeit führe. Sein altes Schloß, im Geſchmacke Verſailles', konnte er weder umbauen noch verlaſſen, da er mit zu vielen Erinnerungen daran hing; aber im Innern desſelben, ſo wie in den Pavillons, die er in ſeinen franzöſiſchen Gärten aufführen ließ, ſammelte er Schätze der Kunſt aus allen Zeiten, auch den moderniſten, und benutzte er jeden Raum, um ein Kunſtwerk, eine Statue, eine Holzſchnitzerei, eine Freske, eine Leinwand anzubringen. Und wie auf dem Lande, ſo in der Stadt, wo er den Palaſt beſaß, in welchem er das Talent des alten Hageners erkannte. Seit jener Zeit war er mit Hagener befreundet und ſuchte er ihn, wie ſpäter deſſen begabte Tochter, auf jede Weiſe zu fördern. Dieſer hatte er ihre erſten Bilder abgekauft, die jetzt im Schloſſe hingen, und es war darum Betty, als ſie ſich demſelben näherte, gar nicht ſo zu Muthe, als ob ſie in ein fremdes Haus treten ſollte.

Das Schloß war nichts weniger als freundlich oder gaſtlich anzuſehen. Obwohl ſchon längſt die Dunkelheit hereingebrochen war, brannte doch in den hundert Fenſtern des breiten Hauptgebäudes nicht ein einziges einladendes Licht; nur aus den Seitenflügeln fiel da und dort ein einſamer und ärmlicher Lichtſtrahl, und nur vor dem Haupteingange am Gitterthore brannten zwei Laternen. Marſon führte ſeine Geſellſchaft über den Vorhof, durch das breite Veſtibule des Schloſſes in den Garten, der ſich unmittelbar mit einer Terraſſe an das hintere Veſtibule anſchloß. Da ſah es freilich mit Einem Male anders aus. Alle Gänge und Alleen waren hell erleuchtet, nur hier und da lag eine Laube in angenehmer Dämmerung. In der Mitte des Gartens glänzte ein großer Pavillon, deſſen Flügelthüren offen waren und eine bewegte Geſellſchaft ſehen ließen. Einige Paare drehten ſich zum Klange eines Klaviers im Tanze, der den Kommenden wie ein freundlicher Gruß entgegentönte. Betty, welche während der Wanderung aus dem Walde hierher ziemlich ſchweigſam geweſen war, lachte kurz auf, wie junge Mädchen in Aufregung zu lachen pflegen, und wurde ſogleich wieder ernſt, während ſich Louiſe etwas ängſtlich an den Arm Normann's drängte. Vor der Treppe, die aus dem Garten in Hufeiſenform in den Saal des Pavillons führte, blieb Betty ſtehen; ſie wollte ſo, beſtäubt und unordentlich, mit Tannennadeln im Haar, nicht in ſolche Geſellſchaft treten. Louiſe gab ihr Recht und rieth, ſich zurückzuziehen. Aber Marſen ſagte laut: Nur vorwärts! Hier genirt man ſich nicht; Sie werden ſich überzeugen, daß Sie freudig empfangen werden.

Mit dieſen Worten betrat er, Betty's Arm haltend, die Treppe; die junge Künſtlerin that einen entſchiedenen Schritt und ſtieg die Treppe hinan, die Anderen folgten.

Da iſt er, da iſt Marſen! rief es aus den nächſten Gruppen, als die Ankömmlinge mit dem Maler an der Spitze in der Thür erſchienen.

Sind Sie endlich da? wo haben Sie Sich den ganzen Tag umhergetrieben? fragte der Graf, der herbei eilte.

Ich habe einen ſchönen Fang für Sie gemacht, Herr Graf! — ſehen Sie, was ich Ihnen aus dem Walde mitbringe.

A la bonne heure! Meine Betty, mein kleiner weiblicher Metſu, rief der Graf erfreut und faßte Betty mit beiden Händen am Kopfe und drückte ihr einen Kuß auf die Stirn, — und ſiehe da, auch die liebe Louiſe!

Unſer Freund und Begleiter, Herr Normann! ſtellte Betty vor. Der Graf reichte ihm die Hand und hieß ihn als Freund ſeiner lieben Freunde Hagener herzlich willkommen. Mittlerweile war die ganze Geſellſchaft herzugetreten und drängte ſich im Kreiſe um die Neuangekommenen, welche man nach und nach bis in die Mitte des Saales gezogen hatte. Allen war die Erſcheinung der jungen Künſtlerin, deren Namen man kannte, intereſſant, und unwillkürlich wandte ſich manches Auge von ihr nach einer der Landſchaften, die im Saale hingen und die von ihr herrührten. Die junge Gräfin, Comteſſe Catherine, ein friſches, etwas ländliches Geſchöpf von achtzehn Jahren, welche die Honneurs des Hauſes machte, fühlte ſich verpflichtet, Betty etwas Angenehmes zu ſagen, brachte aber nichts heraus und ſah ſie nur erröthend an. Eine Künſtlerin war ihr ſo etwas Myſteriöſes, ſie hatte ſich eine ſolche immer ſo eigenthümlich vorgeſtellt, und nun ſah ſie ein junges Mädchen, ungefähr wie ſie ſelbſt, vor ſich ſtehen; dieſe Erfahrung gab ihr wieder einigen Muth, und ſie ſagte ihr, wie ſehr ſie ſich freue, die Malerin ſo poetiſcher Mondſchein-Landſchaften zu ſehen. Doch fühlte ſie ſich bei Louiſen heimlicher und knüpfte mit dieſer, während ſich die Anderen mit Komplimenten an Betty wandten, ſchnell Freundſchaft an. Louiſe vertraute ihr, daß ſie ſich in der Reiſe-Unordnung ihres Koſtumes vor ſo vielen Herren und Damen nicht behaglich fühle, und Gräfin Catherine führte ſie und ihre Schweſter auf ihre Zimmer. Normann ging mit Marſen, der eine ganze Reihe alter Säle inne hatte.

Die Geſellſchaft, welche meiſt aus Adeligen, großen Grundbeſitzern mit ihren Frauen und Töchtern beſtand, und ſich wöchentlich ein oder zwei Mal beim Grafen Galten zu verſammeln pflegte, war durch die Ankunft der intereſſanten Geſellſchaft angenehm aufgeregt. Man ſtand noch lange zuſammen und ſprach über das Talent und das friſche und anſpruchsloſe Ausſehen der Künſtlerin, über ihren Vater und allerlei auf deſſen Leben Bezügliches. Ein Fräulein aus dem Damenſtifte machte eine Bemerkung über die Unſchicklichkeit einer ſolchen Wanderung zweier Mädchen mit einem jungen Manne; aber der Graf legte ihr Schweigen auf mit dem ſehr ernſthaft und nachdrucksvoll ausgeſprochenen Worte, daß ſein ehrenwerther und trefflicher Freund Hagener wohl wiſſe, was er thue, und daß der junge Mann durch das Vertrauen des alten Malers hinlänglich und nachdrücklich empfohlen werde. Ein Hof-Sekretär und Junggeſelle raunte darauf ſeinem Nachbar ins Ohr, Marien ſei ein vortrefflicher Falke, der von keiner Beize ohne Beute zurückkehre.

Als die Mädchen nach einiger Zeit wieder in den Saal traten, ſchienen ſie ſchon ſehr alte Freundinnen; im Laufe des Abends konnte man es hören, daß ſie ſich duzten, obwohl Louiſe ihr Du, wenn ſie zu der jungen Gräfin ſprach, ſo viel als möglich zu umgehen oder zu verſchlucken ſuchte. Catherine hatte Betty, der ihre Kleider paßten, auf das ſchönſte herausgeputzt, und ſie trat zum zweiten Male wie eine neue Erſcheinung in die Geſellſchaft. Jetzt, da ſie ihren Hut abgenommen, ſah man erſt die ganze Schönheit ihrer weißen Stirn, das dunkelblonde volle Haar, das, vorn weit zurückgeſchoben, rückwärts in zuſammengehaltenen Locken auf den etwas gebogenen Nacken fiel, und das große braune Auge, das unter braunen, beinahe ſchwarzen Brauen frei und freudig um ſich blickte. Selbſt Normann ſah ſie mit Staunen an, als ſie eintrat. Wie ſie plötzlich umringt wurde und im Gedränge verſchwand, war es ihm, als verſchwinde ſie ihm für immer, und es überlief ihn kalt. Da erſcholl wieder die Muſik. Der Knäuel öffnete ſich und hervor tanzte Betty am Arme Marſen's; ihnen nach viele andere Paare, und im Augenblicke wirbelte es im ganzen Saale. Normann fühlte etwas wie einen Schwindel und lehnte ſich an eine Säule. Er bemerkte die wohlwollenden Blicke der Damen nicht, die an ihm vorbeigingen und die ſchöne, melancholiſche Jünglingsgeſtalt betrachteten — er bemerkte es kaum, daß Betty beinahe ohne Unterbrechung mit den verſchiedenſten Tänzern, meiſt mit Marſen, den Saal entlang flog — das Schleifen der Tanzenden, das Rauſchen der Kleider, die Muſik ſummten ihn immer tiefer ein, bis alles Nachdenken zu einem vagen Traume wurde. Aus dieſem Traume weckte ihn eine freundliche, ängſtliche Stimme: Sie tanzen nicht, Herr Normann?

Es war die Gräfin Catherine, die, als Normann die Augen aufſchlug, lächelnd und naiv fortfuhr: Sie müſſen nicht tanzen, wenn Sie nicht wollen — auch frage ich nicht, damit Sie mich auffordern, ſondern einfach in meinem Amte als Dame des Hauſes.

Tanzen Sie, lieber Normann, ſagte Louiſe, die neben der Gräfin ſtand; Sie ſtehen ſo traurig da und tanzen doch ſonſt ſo gern.

Traurig? fragte er abwehrend, warum ſollte ich traurig ſein?

Trotz dieſer Frage blickte ihm Louiſe, da er mit der Gräfin dahintanzte, kopfſchüttelnd nach; dann ſah ſie ſich im Saale um, und als ihr Blick auf Betty ruhte, die in tiefem Geſpräche mit Marſon auf der anderen Seite des Saales ſtand, ſchüttelte ſie wieder den Kopf, und es war ihr, als dürfe ſie ihre Schweſter nicht allein laſſen. Sie ging hinüber zu ihr und hörte mit einem gewiſſen Schrecken, wie ihr Marſon eben bewies, daß ſie in ſo beſchränkten Verhältniſſen nicht länger bleiben dürfe und daß ſie ſich in der Welt umſehen müſſe. Leben müſſen Sie, rief er, leben! — Die einzige Schule der Kunſt iſt das Leben!

Das ſagt man immer, warf Louiſe raſch darein, es muß aber nicht wahr ſein. Man kennt ja die Geſchichte der Maler. Hier und da hat Einer groß gelebt und in der Welt, während zur ſelben Zeit viele Andere in der größten Stille eben ſo Großes und Größeres geleiſtet haben. Die niederländiſchen Maler des ſiebenzehnten Jahrhunderts verblieben ihr Leben lang in den beſcheidenſten und beſchränkteſten Verhältniſſen; ſie lebten wie gute Bürger und Handwerker. Selbſt die Italiener lebten ſo, und manche wurden im Kloſter große Meiſter. Selbſt diejenigen, die ſich viel in der Welt herumtrieben, thaten es erſt, nachdem ſie in der Stille ihren Geiſt und ihre Talente ausgebildet und Ruhm erworben hatten.

Louiſe hatte vielleicht in ihrem ganzen Leben keine ſo lange Rede in Einem Zuge gehalten; auch war ſie ſelbſt über ihren Muth, wie über das Geſagte nicht weniger erſtaunt, als Betty, die ſie mit großen Augen anſah und lachte.

Lache du nur, ich habe doch Recht! fügte Louiſe erröthend ihrer Rede zu. Dabei war ihr ganz wohl. Es ſchien ihr, als hätte ſie eine Pflicht erfüllt oder zu erfüllen angefangen, und es däuchte ſie, als ob dieſe Pflicht darin beſtehe, mit Marien zu zanken und ihm Betty ſtreitig zu machen. In dieſem Gefühle ſchob ſie die Hand unter Betty's Arm und wandte ſich mit ihr von Marien ab.

Du biſt ſonderbar, Louiſe — was willſt du? Was plagt dich? Du machſt ja ſchauderhaft ernſte Geſichter, anſtatt zu tanzen, ſagte die ältere Schweſter.

Du biſt noch ſonderbarer, erwiderte die jüngere leiſe, aber etwas heftig — nun hängſt du ſeit Stunden an dieſem Manne, den du kaum kennſt.

Ich kenne ihn ganz gut — er iſt ein ausgezeichneter

Maler, und ich höre und lerne von ihm in einer halben Stunde mehr, als ich ſonſt in Jahren gelernt habe.

Hat ſich was mit dem Lernen! zuckte Louiſe die Achſel — du ſiehſt aus, als wäreſt du berauſcht, du haſt Augen und Ohren nur für ihn, für einen Menſchen, von dem ſeine beſten Freunde eigentlich nicht wiſſen, wer er iſt, was er ſein Leben lang getrieben hat, der einen ſchlechten Ruf hat, ja, ja, einen ſchlechten Ruf — die Gräfin Catherine hat mir das zwar nicht geſagt, aber ich konnte es aus ihren Worten entnehmen. Vor ihr, wie vor uns zu Hauſe, hat man leiſe geſprochen, wenn man ſich das Leben und die Abenteuer Tycho Marien's erzählte.

Schlechten Ruf! ſagte Betty ärgerlich — jeder rechte Mann, der ſeinen eigenen Weg geht, der unabhängig iſt, alle ausgezeichneten Menſchen haben ſchlechten Ruf. Marien iſt ein ausgezeichneter Menſch, der ausgezeichnetſte, den ich jemals ſah. Ich ſpreche gar nicht von ſeinem Talente — nur von ſeinem Geiſte, ſeiner Erfahrung, ſeinem Weſen. Jedes ſeiner Worte iſt wie ein Schlüſſel zu einer unbekannten Welt; die kleinſte Bemerkung von ihm eröffnet eine unendliche Perſpective.

Betty wollte fortfahren, aber da ſtand ſie vor Normann und ſie brach raſch ab. Die Beiden ſahen einander eine Zeit lang ſchweigend an, bis Betty ſagte: Aber, lieber Normann, da ſind Sie — ſieht man Sie endlich! Sie vernachläſſigen mich, Sie haben mich den ganzen Abend nicht zum Tanze aufgefordert!

Das iſt wirklich wahr, lächelte Normann, ich vernachläſſige Sie, liebe Betty, und das alles der Gräfinnen wegen, mit denen ich tanze. So ſind wir Männer, und ſo wird man in der großen Welt; mit dem erſten Schritte vergißt man ſeine alten Freunde. Wollen wir nicht eine Tour mit einander verſuchen, als Erinnerung an die alte Zeit und an den Ball, da wir uns kennen lernten?

Betty nahm ſeinen Arm und ließ den Kopf hangen. Anſtatt zu tanzen, gingen die beiden jungen Leute ſchweigend auf und ab, und ehe ſie ſich beſonnen, wurden ſie aufgefordert, ſich in den anſtoßenden Saal zum Souper zu begeben.

Der Graf lud die beiden Fräulein Hagener, als die Fremdeſten in der Geſellſchaft, ein, ſich rechts und links von ihm zu ſetzen, eine Höflichkeit, welche Ariſtokraten Bürgerlichen gegenüber gern verzeihen, da ſie ſie als gebotene Leutſeligkeit und Herablaſſung betrachten. Normann ſaß etwas weiter entfernt mitten unter Unbekannten. Er war zerſtreut und zum Sprechen nicht aufgelegt. Der Graf, als guter Wirth, hielt es für ſeine

Pflicht, den fremden Schweigſamen in das Geſpräch zu ziehen, das in ſeiner Nähe ziemlich lebhaft war.

Sie betrachten die leeren, mit Mörtel beworfenen Felder an den Wänden, Herr Normann, rief ihm der Graf zu, und ſie machen gewiß auf Sie, wie auf mich ſeit langer Zeit, einen öden Eindruck. Wir ſtreiten ſeit lange darüber, womit ſie zu verdecken ſeien. Ich beſitze einige alte Snyders, und da es Sitte iſt, dergleichen nature morte in Speiſeſälen anzubringen, ſo iſt man hier im Hauſe dafür, daß ich ſie hierher hänge. Ich bin aber nicht dafür; ich bin kein Freund von Snyder, den ich wohl gern in der Galerie, nicht aber immer in meiner Nähe ſehe.

Ich glaube, Herr Graf, erwiderte Normann, ſo aufgefordert, daß ich ganz Ihrer Meinung wäre. Dieſe todten Fiſche, der rohe Kohl, das blutige Fleiſch, ſelbſt die gemalten Früchte ſind eher geeignet, den Appetit zu verderben, als ihn zu erhöhen. Jedenfalls machen ſie den Appetit noch thieriſcher. Man befindet ſich in ſolcher Geſellſchaft nicht im Speiſeſaal, ſondern in der Küche, in deren Geheimniſſe man lieber nicht blicken ſoll. Was nützt es, daß die Speiſen ſchon idealiſirt und geſchmückt auf den Tiſch kommen, wenn ich ſie roh und unappetitlich, als ein ſehr materielles Memento, im Bilde vor mir habe? Wenn ſie nicht an die Küche erinnern oder an die Speiſekammer, ſo erinnern dieſe Bilder doch meiſt an abgetragene Tafeln, auf denen in Gläſern, Krügen und Schüſſeln Reſte geblieben ſind — und das iſt eben ſo wenig appetitlich, als die Küche.

Sie machen mir meine eigene Empfindung ſehr klar, ſagte der Graf aufmunternd. Aber fahren Sie fort; bleiben Sie nicht bei der Kritik ſtehen, wie unſere modernen Schriftſteller und Politiker — reißen Sie nicht nur nieder, bauen Sie auch auf. Sagen Sie mir, was dieſe Speiſebilder in einem Speiſeſaal erſetzen ſoll, ſchön erſetzen ſoll!

Normann fuhr zögernd fort, während die ganze Geſellſchaft aufmerkſam horchte und den fremden jungen Mann mit Intereſſe betrachtete: Was den Menſchen eigentlich erſt zum Menſchen macht, iſt ſeine Befähigung zum Ideal, ſeine Kraft, mit der Materie eine Idee zu verbinden. Bei Eſſen und Trinken wird dieſe Operation freilich am ſchwierigſten. Doch ſind Mahlzeiten oft erhabene Symbole geworden, dadurch, daß ſie die Anfänge großer Verbindungen, die Gelegenheit zum Austauſche großer Ideen oder ſogar wichtiger Momente in der Weltgeſchichte waren. Solche Mahlzeiten ſtellen uns mit Hülfe gegebener Momente und Perſönlichkeiten die Idealiſirung ſelbſt des Eſſens und Trinkens dar, und was hat die Kunſt Anderes zu thun, als uns mit

Idealen zu umgeben? Ich, wenn ich mir einen Speiſeſaal mit Bildern zu ſchmücken hätte, ich würde mir ſolche Mahlzeiten malen laſſen.

Bravo! rief der Graf — doch bitte, ſagen Sie, welche Stoffe würden Sie dem Maler angeben?

Ich würde meinen Stoff aus der Griechen-Geſchichte wählen. So kämen ungefähr folgende Bilder heraus: Leonidas mit ſeinen Gefährten bei der letzten Mahlzeit am Abend vor den Thermopylen; Platon's Gaſtmahl, da alle Fragen der Liebe erörtert werden. Aus der vaterländiſchen Geſchichte müßte auch etwas da ſein, freilich, die alten Deutſchen waren nicht löblich bei ihren Gaſtmälern. Luther mit ſeinen Tiſchreden paßt nicht in dieſes katholiſche Land — nun, der Humor — fuhr Normann ſuchend, und nachdenklich fort — der Humor muß ja auch nicht fehlen. Nehmen wir z. B. Ludwig den Baier nach der Schlacht mit ſeiner hungrigen Armee, da er den einzigen Mundvorrath, die Eier, austheilt und die Worte ſpricht: Jedermann Ein Ei, dem frommen Schweppermann zwei — oder auch die muthige Gräfin von Rudolſtadt, da ſie Alba bewirthet und ihm „Fürſtenblut für Ochſenblut!“ zuruft. — Aus der modernen Geſchichte müßte auch etwas da ſein.

Den wiener Congreß bei dem berühmten Diner des Baron Arnſtein! rief ein alter Geſandtſchafts-Attaché.

Die ganze Geſellſchaft lachte. Herr Normann, ſagte der Graf, wird vielleicht etwas Intereſſantes finden.

Normann legte die Hand an die Stirn und dachte nach. — Ich hab's! rief er. Ein ſchönes Gedicht, das dieſer Tage ein College von mir, ein Student der Medicin, Alfred Meißner, auf der Klinik vorgeleſen, giebt mir die Idee: es beſchreibt das letzte Abendmahl der Girondiſten, in der Nacht vor ihrer Hinrichtung.

Ei! rief der Attaché — Gott bewahre, eine Erinnerung an die Revolution im Speiſezimmer! das verdirbt den Appetit noch viel mehr, als Ihre todten Fiſche.

Nein, nein! rief der Graf, den Attaché abwehrend — im Einzelnen läßt ſich ſtreiten und wählen, aber im Ganzen finde ich die Idee vortrefflich, ganz vortrefflich. Man iſt oft Künſtler, ohne den Pinſel führen zu können, fügte er lächelnd, gegen Betty gewandt, hinzu. Ein prächtiger junger Mann, Ihr Begleiter!

Normann hatte durch ſeine Reden, die er eigentlich nur gehalten, um ſich zu zerſtreuen, die Aufmerkſamkeit Aller und die Sympathie Mancher erworben. Nach beendigter Mahlzeit drängte man ſich um ihn, und da wenige Menſchen es verſtehen, einen neuen Gegenſtand auf's Tapet zu bringen, ſprachen ihm Alle über geeignete

Bilder in Speiſeſälen, und Jedermann gab ſich Mühe, irgend ein hiſtoriſches Eſſen zu entdecken, um es Normann zur Aufnahme in ſeinen Cyklus zu empfehlen. Die Damen ſchlugen meiſt Mahlzeiten vor, die ſie aus Opern kannten. Die Eine meinte, das Gelage aus Donizetti's Lucrezia Borgia, bei welchem die Brambilla das ſchöne Trinklied ſinge, wäre auch ein ſchöner Gegenſtand; die Andere ſchlug die erſten Scenen aus Robert der Teufel vor; die Dritte fragte, ob denn nicht auch die Hugenotten vor der Bartholomäusnacht zu Nacht gegeſſen. Obwohl ihn alle dieſe Vorſchläge in gute Laune verſetzten, war Normann doch froh, als ſich ihm der Graf mit Betty am Arm näherte und ihn zu einem Spazirgang durch den Garten einlud.

Augenſcheinlich hatte ihn der Graf ſchnell liebgewonnen. Seine Geſchichte kannte er ſchon durch Betty und Louiſe, bei denen er ſich während und nach Tiſche nach dem jungen einnehmenden Menſchen erkundigt hatte. Manches errieth er auch, und auf die hingeworfene Bemerkung, daß man nur mit einem Verlobten ſo ins Land laufen könne, geſtand ihm Betty mit ſehr großem Eifer, daß ſie Normann liebe und gewiß einſt heirathen werde. Louiſe freute ſich über dieſes Geſtändniß, das manche, ſeit einigen Stunden in ihr erwachte Beſorgniſſe zerſtreute. Sie hätte ſich weniger gefreut, wenn ſie gewußt hätte, daß Betty das Geſtändniß ſo raſch bereit, eifrig und beinahe zu laut ausſprach, um ähnliche Beſorgniſſe in ſich ſelbſt zum Schweigen zu bringen. Während Normann bei Tiſche die Aufmerkſamkeit der ganzen Geſellſchaft auf ſich gezogen, fiel es dieſer erſt auf, wie wenig Aufmerkſamkeit ſie ſelbſt ihm ſeit vielen Stunden zugewandt, und ſie erſchrak, daß alle ihre Gedanken einem Andern gehört hatten. Daher ihr Geſtändniß und daher zum Theil das begeiſterte Lob, mit dem ſie von ihm ſprach. Sie war dem Grafen ſehr dankbar dafür, daß er mit ihnen plaudernd und den jungen Mann über ſeine Verhältniſſe ausfragend im Garten umherging und gewiſſer Maßen wieder den Vermittler zwiſchen ihnen machte — denn es ſchien ihr, als bedürfte es einer Vermittlung, einer Verſöhnung. Selten hatte ſie Normann's Worte ſo weiſe, ſo geiſtreich, den Klang ſeiner Stimme ſo wohlthuend, ſein ſtolzes und doch beſcheidenes Benehmen ſo edel gefunden wie jetzt; ſo oft ſie an einer Laterne vorübergingen, warf ſie ein prüfendes Auge auf ihn, und auch Geſicht und Geſtalt hatte ſie nie ſo ſchön gefunden, wie in dieſem Augenblicke. Sie konnte es ſich nicht verhehlen, daß über ſeine Züge ein Schleier tiefer Melancholie gebreitet war, und ſie wußte nicht, war, was ſie fühlte, Rührung oder böſes Gewiſſen. Sie hatte ſich immer ſo in den Tag, in die Stunde, in den Augenblick hinein leben und gehen laſſen, ohne jemals traurig zurück zu denken, und jetzt empfand ſie etwas wie Reue und wie ein Unrecht. Sie hätte weinen mögen, und ſie erſchrak, als der Graf, um die abziehenden Gäſte zu begleiten, ihren Arm in den Arm Normann's legte und ſich mit Entſchuldigungen entfernte und ſie allein ließ. Es war ihr neu und beengend, daß ſie, mit Normann allein gelaſſen, nicht Worte finden konnte, da es ihr gerade Bedürfniß war, zu ihm zu ſprechen. Was iſt das? fragte ſie ſich — was ſollte es anders ſein als Liebe? Gewiß, ich liebe ihn von ganzem Herzen; ich habe es nie ſo gewußt, wie jetzt. Und unwillkürlich drückte ſie ſeinen Arm an ihre Bruſt. Normann zuckte zuſammen, aber ſchwieg, und ſchweigend ſpazirten ſie weiter. Am Ende der Allee, über einen beleuchteten Platz ſchritt Marſon; er kam aus dem Dunkel und verſchwand nach drei Schritten in dem Dunkel; wie er durch das Licht hinſchritt, ſah er auf der hellen Mauer, die den Hintergrund bildete, groß und gewaltig aus. Bei ſeinem Anblicke blieb Betty ſtehen und wandte ſich mit Normann nach einer andern Richtung. So kamen ſie in einen dunkleren Gang.

Betty fühlte das Bedürfniß, zu ſprechen, noch lebhafter als vorhin. Aber ſie konnte unmöglich das, was ſie bedrückte, zuerſt ausſprechen; ſie mußte ſich durch Worte erſt Muth machen zum rechten Worte, und ſie warf wie ſcherzend hin: Wiſſen Sie, Normann, daß Sie hier alle Welt erobert haben?

So? fragte Normann auf den Ton eingehend, deſto beſſer; ich weiß, es iſt gut, Vielen zu gefallen, wenn man Einer gefallen will! So ſind einmal die Weiber!

Ich nicht!

Eine künſtleriſche Seele und eine Weiberſeele, das iſt hundert Mal Weib, das iſt tauſendfache Empfänglichkeit!

Der Scherz war mit ſo zitternder Stimme ausgeſprochen, daß Betty nicht den Muth hatte, zu antworten. Erſt nach langem Schweigen ſagte ſie in einem ſanft verweiſenden Tone, der aber die Selbſt-Anklage nicht verbergen ſollte: Mein Freund — lieber Normann, Sie haben mich heute viel allein gelaſſen!

Hm — habe ich wirklich?

Ja gewiß, ſagte Betty mit einer Stimme, welche in der Dunkelheit verrieth, daß ſich ihr Auge mit Thränen füllte.

Normann war gerührt, denn er hatte Betty nie weinen ſehen. Er hielt in ſeinem Gange inne und faßte ihre beiden Hände, die er heftig drückte. Geſtehen Sie, Betty, ſagte er ſo ruhig und ſanft, als er konnte, daß ich gut gehandelt habe, und daß Sie Sich empört hätten, wenn ich Sie nur einen Augenblick an Sich ſelbſt erinnert hätte! Wie ſehr ich Sie liebe, haben Sie mich doch gewöhnt, Sie mit Ueberlegung, ja, beinahe mit Berechnung zu behandeln. Sie ſind übrigens nicht ein Mädchen wie tauſend andere — Sie ſind frei und müſſen Ihre Freiheit haben: ob zu Ihrem Glücke, ob zu Ihrem Verderben? das wird das Schickſal beantworten. Auf Glück oder Unglück kommt es übrigens bei Künſtler-Naturen nicht an, ſondern auf ein Leben, das einen Inhalt habe. Ich liebe Sie auch zu ſehr, als daß ich Sie mit kleinlichen Eiferſüchteleien plagen ſollte, als daß ich immer an mich denken ſollte, wenn Sie mich vergeſſen. Ich laſſe Sie gehen, ich laſſe Sie ſo hinleben; ich werde nie um Sie kämpfen, ich werde nie Ihre Liebe zu erbetteln oder zu erflehen oder zu erſchleichen ſuchen, wenn ſie mir nicht als eine freie Gabe trotz Allem, trotz allen Wünſchen und Ausflügen Ihrer Phantaſie zu Theil wird! Glauben Sie, daß ich Sie weniger liebe, wenn Sie anderswo Ihr Glück oder Ihren Lebens-Inhalt ſuchen? Auch dann noch werde ich treu neben Ihnen ausharren und zufrieden ſein, wenn ich ein Uebel von Ihrem theuren Haupte abwehren kann, ohne ein läſtiger Warner oder Prediger zu werden.

Anſtatt der Antwort hörte Normann ein unterdrücktes Schluchzen und fühlte er beide Hände Betty's ſich an ſeine Schultern anklammern.

Sie ſprechen mir, als ob Sie mich verlaſſen wollten, ſtotterte ſie, als ob Sie mich aufgäben. Normann mein Freund, mein theurer Freund, ich liebe Sie ſo innig!

Sie ſchlang beide Arme um ſeinen Hals und drückte einen langen Kuß auf ſeine Lippen. Es war der erſte Kuß, den ſie ihm gegeben. Er war berauſcht, glückſelig. Nach langen Stunden voller Qual hielt er ein ungehofftes Glück in den Armen; alle gewaltſam unterdrückte Empfindung brach mit Einem Male hervor; alle planvolle Beſonnenheit, die er ſich ſeit der Zuſammenkunft mit Marien als Waffe gegen ein hereinbrechendes Unglück zurecht gemacht, verflüchtigte ſich vor dieſem Einen Momente; er hob Betty an ſeine Bruſt empor und nannte ſie zwiſchen unzähligen Küſſen mit den ſüßeſten Namen.

Sie merkten nicht, daß ſich Schritte näherten. Es war Louiſe, die ſeit Langem und beſorgt ihre Schweſter ſuchte. Als ſie das Schluchzen und die Küſſe hörte, blieb ſie erſchrocken ſtehen und horchte. Gottlob, es iſt Normann! liſpelte ſie, lehnte ſich an einen Baum der Allee und fing heftig an zu weinen. Doch faßte ſie ſich ſchnell, wiſchte die Thränen vom Auge und rief: Betty! Normann! man ſucht Euch! im Schloſſe geht Alles zu Bette!

Gute Nacht! und: gute Nacht! und Betty faßte ihre Schweſter am Arme und eilte dem Schloſſe zu. Langſamen Schrittes und wie ein Träumer folgte ihr der junge Mann und lächelte vor ſich hin und ſchüttelte den Kopf, als ob ihm Jemand etwas erzählte, das er nicht glauben könnte und doch gern geglaubt hätte.

IV.

Wie wenig er auch geſchlafen hatte, war Normann doch ſehr früh wieder im Garten. Es hatte in der Nacht ein wenig geregnet, und die ganze Natur lachte in jugendlicher Friſche. Doch ließ er nur einen flüchtigen Blick über die ganze Herrlichkeit des Gartens ſchweifen und horchte, unbekümmert um den luſtigen Geſang der Vögel, in die Alleen nach allen Seiten, ob er nicht ſchon Betty irgendwo ſehen oder ihre Stimme oder ihren Schritt hören könnte. Aber die Gärtnerjungen ausgenommen, war noch keine menſchliche Seele zu erſpähen. So wanderte er vor dem Schloſſe auf und ab und prüfte ſämmtliche Fenſter, da er nicht wußte, hinter welchem Betty übernachtete. Die Fenſter waren noch geſchloſſen, wie ſchlafende Augen. „Schlaf wohl!“ liſpelte er, und begann eine neue Wanderung durch den Garten. Da die franzöſiſchen Alleen ihrer Länge nach leicht zu überſehen waren, verließ er jede, ſobald er einige Schritte darein gethan, um eine andere zu betreten und zu überblicken; ſo vereinigte ſich in ihm der Wunſch, Betty zu begegnen, mit der widerſprechenden Ueberzeugung, daß ſie noch ſüß ſchlafe. Er mußte ſelbſt über ſich lachen und ſetzte ſich endlich hin auf eine altbemooſte Bank, um ſein Glück zu überdenken und die widerſprechenden Stimmen in ſeinem Innern, die dieſes Glück mit des Gedankens Bläſſe ankränkeln wollten, zum Schweigen zu bringen. Dies gelang ihm, indem er ſich den Eindrücken des ſchönen Morgens und ſeiner Ruhe hingab und das Glück ſeines Innern mit der holden, heiteren Anmuth der Umgebung in Eins verfließen ließ. Wer kennt ſie nicht, dieſe lieblichen Täuſchungen, wenn die Natur, beſonders in Sommer-Morgenſtunden, ihre heilſame Hand auf unſer Herz legt und uns glauben macht, daß ihr ruhevoller, harmoniſcher Pulsſchlag unſer Herzſchlag ſei? Dann wähnt man ſich ihr ſo nahe und ſo reich und ruhevoll wie ſie. Aber ſie zieht die Hand zurück, und man gehört wieder dem kleinen, unſtäten, aus Momenten zuſammengelebten Leben; man gleicht dem Geiſte, den man begreift, nicht ihr. Man fühlt und leidet wieder — und wenn man auch wieder hofft, was iſt damit gewonnen? Sie beſitzt eine göttliche Gefühlloſigkeit und eine erhabene Hoffnungsloſigkeit. Uns macht ſie träumen, ſie aber iſt. In das hinmurmelnde oder ſtehende Gewäſſer unſeres Lebens wirft ſie, vorübergehend, ihr Spiegelbild; ſie weiß es kaum, und wir glauben Eins zu ſein mit ihr. Es war nur eine Stimmung, ein Schatten, und wir hielten es für den Anfang eines Glückes. Darum genügt es ſchon, wenn das Gewäſſer klar genug iſt, um ſie zu ſpiegeln.

Wie ſehr dies genügt, fühlte Normann in jener Morgenſtunde. Trotz allen Bedenklichkeiten, die ſelbſt Betty's Hingebung nicht ganz zerſtreuen konnte, war er glücklich, und er fühlte ſich unangenehm geweckt, als der Graf plötzlich vor ihm ſtand. Doch heiterte ihn ein Blick in das edle und wohlwollende Geſicht des alten Mannes ſchnell wieder auf.

Schon ſo früh aus den Federn, Herr Normann? rief ihm dieſer zu, indem er ihm die Hand reichte, das iſt doppelt viel für einen Stadtmenſchen. Ich freue mich ſehr darüber, da ich gleich mit Ihnen die Wanderung antreten kann, die ich geſtern im Stillen projectirt hatte. Ich will Ihnen meine Gewächshäuſer zeigen. Als Mediciner ſind Sie auch Botaniker; es wird Sie Manches intereſſiren, und Sie werden mir vielleicht manchen guten Rath geben können.

Der Graf ſtützte ſich auf ſeinen Arm und führte ihn aus der Allee in einen entfernten Theil des Gartens, wo ſich viele hohe und niedere Gewächshäuſer an einander reihten. Da war in der That viel zu ſehen. Der Graf erklärte und erzählte die Geſchichte vieler Pflanzen mit der Ausführlichkeit des Liebhabers, und erkundigte ſich nach den Einrichtungen des botaniſchen Gartens in der Univerſitätsſtadt, über welche Normann genügende Aufklärung geben konnte. Dann kam die Möglichkeit der Acclimatiſirung verſchiedener Pflanzen, dann ihre Nutzbarkeit zur Verzierung oder im Hausweſen oder auch in der Apotheke zur Sprache. Nachdem man mit den Gewächshäuſern fertig war, ſagte der Graf: Sie haben mir hier manchen guten Rath gegeben, Sie werden es auch im Hoſpital können, das ich hier im Städtchen angelegt habe. Wir müſſen jetzt dahin.

Da ertönte die Frühſtücksglocke vom Schloſſe her; Normann zauderte; beim Frühſtück hätte er Betty ſehen können. Aber der Graf lachte: Ach, Sie ſind hungrig, junger Mann! Schadet nichts! — Sie müſſen das Opfer der Wiſſenſchaft bringen und der leidenden

Menſchheit; Größere haben für die Beiden länger gehungert; was ich mir einmal in den Kopf geſetzt, das muß ich gleich ausführen. So treibe ich es nun ſeit ſechszig Jahren, und ich werde es nicht ändern, einem hungrigen Magen zu Gefallen, oder gar — fügte er lächelnd hinzu — einem ſchmachtenden Herzen zu Liebe.

Es war ſo viel Güte in dieſem Spotte, daß Normann gern willfahrte und ſich mit entſchloſſenem Schritte in Bewegung ſetzte. Das Hoſpital fand er vortrefflich ausgeſtattet, zur ſichtbaren Freude des Grafen, obwohl er hier und da manche Mangelhaftigkeit bemerken mußte, z. B. in Betreff der Ventilation. Aber der Graf war ein ſo großer Freund von Verbeſſerungen, daß ihm kritiſirende Bemerkungen, die zu dergleichen Veranlaſſung gaben, nur willkommen waren. Normann hielt ſich auch bei den Kranken auf, fragte ſie aus und gewann auffallend ſchnell ihr Vertrauen; er ertheilte auch manchen Rath, aber mit jener Zurückhaltung, die er dem abweſenden Arzte, und als junger, unerfahrener Praktiker den Kranken ſchuldig zu ſein glaubte.

Endlich nach langen Stunden, die Normann eine Ewigkeit ſchienen, kehrten ſie ins Schloß zurück. Normann wollte ſich empfehlen und Betty aufſuchen.

Nichts da, ſagte der Graf, Sie waren ſchon vorhin ſo hungrig, wie ſehr müſſen Sie es jetzt ſein! Wir frühſtücken zuſammen; ich habe Ihnen bei der Gelegenheit manches zu ſagen, was Ihnen vielleicht von Wichtigkeit iſt.

Der Graf führte ihn in den Speiſeſaal, ließ auftragen, hieß ihn, ſich ihm gegenüber ſetzen, und ſchickte den Bedienten fort.

Jetzt, ſagte er, wollen wir gemüthlich frühſtückend ein Geſchäft abmachen. Mit wenigen Worten. Sie werden mir Ja oder Nein antworten; aber ich geſtehe Ihnen, daß ich ein Ja erwarte und wünſche. Ueber Ihre Verhältniſſe bin ich durch die beiden Mädchen hinlänglich unterrichtet; was Ihre Kenntniſſe und Fähigkeiten betrifft, ſo habe ich heute, ohne daß Sie es wußten, eine Prüfung mit Ihnen vorgenommen, zu Ihrem Charakter habe ich das größte Vertrauen, weil Ihnen mein alter Freund Hagener mit ſeinem geſunden Blicke vertraut. Ihre Bildung, Ihr Talent, in der Welt zu leben, erkennt mein eigenes, erfahrenes Auge; Ihre Energie hat ein Leben unter Fremden und der Kampf mit Entbehrungen ſeit früheſter Jugend geſtählt. Alle dieſe Eigenſchaften in einem Manne, und zwar in einem jungen Manne vereinigt, bedarf ich aufs dringendſte und denke ich auszubeuten. — Ich habe einen Sohn von neunzehn Jahren; er ſtudirt gegenwärtig Jura auf einer deutſchen Univerſität. Aber er hat eine zarte Geſundheit, und ich denke ihn bald zurückzurufen, um ihn auf Reiſen zu ſchicken. Seit lange ſuche ich einen Begleiter für ihn — einen jungen Mann, der ſein Rathgeber, ſein Freund und zugleich ſein Arzt ſei — einen gebildeten, jungen Mann, der an nichts vorübergehe und meinen Sohn an nichts vorübergehen laſſe, was belehren, anregen, bilden kann. Der junge Mann ſind Sie. Aber Sie ſind gebunden; Sie müſſen noch Jahre lang als Hofmeiſter arbeiten, bis Sie das Geld erworben haben, um Ihre Examina machen zu können. Eine ſchöne Zeit des Lebens wird da einem äußerlichen Umſtande geopfert; das iſt thöricht; ich würde das, nachdem ich Sie kennen gelernt, nicht dulden, auch wenn ich nicht perſönlich dabei intereſſirt wäre. Geben Sie Ihre Hofmeiſterei auf und machen Sie Ihr Examen; Sie thun es für mich, ich werde Ihnen dankbar ſein, und was die Koſten betrifft, ſo werden wir die berechnen, denn mit dem Ende der Reiſe ſoll hoffentlich unſere Verbindung nicht zu Ende ſein. Wenn Sie die Welt beſehen, werden Sie einen ruhigen und geſicherten Wirkungskreis wünſchen, eine Stelle, mit der Sie ein geliebtes Weib ernähren können. Dieſes geliebte Weib wird allem Anſcheine nach die Tochter meines Freundes

Hagener werden; deſto größere Freude wird es mir ſein, ſie Ihnen zu verſchaffen. Sie ſollen mein Hausarzt und Arzt dieſer meiner Herrſchaft, Director des Hoſpitals und aller Sanitäts-Anſtalten auf meinen Gütern werden; der gute Doctor, der die Stelle bis jetzt inne hat, iſt alt und wird ſich gern in Ruhe zurückziehen. So habe ich mir die ganze Sache zurecht gelegt; ich faſſe gern raſche Entſchlüſſe und gebe mich mit Vertrauen den erſten Eindrücken hin. Da ich ſeit lange einen Begleiter für meinen Sohn und einen Arzt für dieſe Herrſchaft ſuche, flog mir gleich geſtern Abends der Gedanke durch den Kopf, daß ich gefunden, was ich ſuche — die nähere Bekanntſchaft mit Ihnen befeſtigte jenen fliegenden Gedanken. Und ſo ſchlagen Sie ein.

Normann hatte dieſe Rede mehrere Male mit Dankſagungen unterbrechen wollen — aber die Worte floſſen aus dem Munde des Grafen unaufhaltſam, wie ein Regen, und dem jungen Manne war es, als fühlte er das Glück greifbar auf ſein Haupt niederfallen. Mit Einem Male waren ſo viele Sorgen dahin, war ſo viel Laſt und Mißmuth, die ihm in der Zukunft drohten, von ihm genommen. Dankbar, keines Wortes fähig, ſtreckte er dem Grafen die Hand entgegen. Dieſer faßte ſie mit dem frohen Bewußtſein, einen Menſchen glücklich gemacht, wenigſtens von Sorgen befreit zu haben, und er war faſt bereit, Normann dafür eben ſo herzlich zu danken, als dieſer ihm dankbar war.

Der junge Mann ſprang vom Tiſche auf und wandte ſich unſchlüſſig der Thür zu.

Wir ſind zwar mit unſerem Frühſtück kaum am Anfang, ſagte der Graf ſcherzend, aber ich begreife, daß Sie fort wollen und wohin.

Wo mag ſie ſein? Wo kann ich ſie finden? fragte Normann vor ſich hin.

Wo wird ſie ſein? lachte der Graf, eben im Saale bei Marion's Fresken. Durchs Veſtibule, die große Treppe hinauf — der Saal iſt offen — Sie werden gleich das Gerüſt ſehen.

Ein Schatten flog über Normann's Geſicht, verſchwand aber alsbald, und er eilte hinaus, ſprang mit wenigen Sätzen die Treppe hinauf und ſtand im Saale. Er ſah Niemanden; erſt als er ſuchend um ſich blickte und ſein Auge die ganze Tiefe und Höhe des wahrhaft großartigen Saales durchflog, erkannte er doch oben auf einem Gerüſte Betty, die, ihm mit dem Rücken zugewandt, eifrig beſchäftigt ſchien, während kaum einen Schritt von ihr Marion ſitzend an einer Freske malte. Normann kletterte raſch die Leiter hinauf. Oben angekommen, ſtand er auf den wenigen Brettern, aus denen ſich die Plattform des Gerüſtes zuſammenſetzte, hart neben Betty und Marien. Die Beiden, die in ihre Arbeit vertieft waren, bemerkten ihn nicht, — er aber war über Betty's Ausſehen erſtaunt. Sie hatte eine Schürze vorgebunden, die bereits wie das Schurzfell eines Maurers ausſah. Mit einer Kelle arbeitete ſie an der Zubereitung von Kalk und Mörtel und beachtete es nicht, daß ihre Arme und Hände von den Stoffen beſpritzt waren, daß ſelbſt in ihrem Geſichte einzelne Spritzen hangen geblieben. Neben Marien hatte ſie ganz das Ausſehen eines Lehrlings neben ſeinem Meiſter. Nachdem ſie den Mörtel gehörig gerührt und umgedreht, wandte ſie ſich mit der ganzen hölzernen Kufe zu Marien.

Iſt es gut ſo? fragte ſie.

Zu dünn! ſagte Marien, indem er, um ſich in ſeiner Arbeit nicht zu unterbrechen, kaum einen Blick auf den Mörtel fallen ließ.

Betty kehrte wieder an ihre frühere Stelle zurück, ſchüttelte einigen Sand durch ein feines Sieb, prüfte ihn aufmerkſam, klaubte noch einige grobe Körner heraus und warf ihn dann auf den Mörtel, den ſie aufs Neue mit der Kelle zu drehen und zu durchwühlen begann. Dann wandte ſie ſich wieder mit der Frage: Iſt es ſo gut? an Marien, welcher nach einem flüchtigen Blick ein Ja hinwarf. Sie ſtellte die Kufe in ſeine Nähe zur Rechten und ſetzte ſich dann auf einen Schemel neben ihn, ſo daß ſie ihm auf den Pinſel ſehen konnte, der eben auf dem friſch aufgetragenen Gemäuer Einiges nachholte und die unſcheinbaren Ritzen zwiſchen den heutigen und der früheren Arbeit noch unſcheinbarer zu machen ſuchte.

Guten Morgen, Herr Marion! Guten Morgen, Fräulein Betty! rief Normann.

Marien erwiederte den Gruß mit einem freundlichen Kopfnicken; Betty reichte ihm über die Schulter die Hand voll Mörtel hin, lächelte und kehrte ſich ſogleich wieder der Arbeit zu.

Betty, liſpelte er ihr ins Ohr, ich habe Ihnen allerlei Wichtiges zu ſagen.

Ein abwehrendes St! war die einzige Antwort.

Jetzt gehört ſie wieder ganz ihrer Kunſt, dachte Normann — du mußt dich daran gewöhnen. Er ſah ſich um und betrachtete die Medaillons an den Wänden des Saales, die Marien bereits mit Frescomalereien ausgefüllt hatte, ſämmtlich mit Kompoſitionen nach deutſchen Balladen. Die Bilder waren mit viel Geiſt und Phantaſie aufgefaßt; ſie hatten alle etwas Großes und Kühnes in ihrem Charakter — aber es fehlte ihnen das Liebliche, Traute, ſelbſt wo es der Gegenſtand verlangte. Wie glühend auch die Farben glänzten, die

Geſichter und Geſtalten waren todt, unheimlich, erloſchen. Sie ſahen aus wie die Geiſter oder Geſpenſter der Perſonen, die ſie vorſtellen ſollten. Wo der Gegenſtand an ſich unheimlichen oder geheimnißvollen Charakters war, wie z. B. in Goethe's Erlenkönig oder Braut von Korinth, wurde er unter Marſen's Pinſel wild, beinahe verzerrt. Ich verſtehe nichts von Malerei, ſagte ſich Normann — aber es ſcheint mir doch, daß ich Recht habe und daß Marſen nicht der Mann iſt, der deutſche Poeſie im Bilde reproduciren könnte. Aber dieſes gewiſſe Unheimliche war es eben, was Marſen von ſo vielen anderen Malern unterſchied und ihm ſchnell einen Namen machte. Wie die anderen, trug auch ſchon das halbvollendete Bild, das er jetzt malte, des Goldſchmieds Töchterlein von Uhland, dieſen Charakter. Der Ritter mit dem Ring in der Hand ſtand ſchon da, aber mit einem Lächeln, vor dem es der Braut, „der Helene lieb, Helene traut“ hätte grauen müſſen.

Betty ſchien das Bizarre in der Auffaſſung und die Mangelhaftigkeit der Kunſt Marſen's nicht aufgefallen zu ſein, denn als dieſer plötzlich aufſtand und die Leiter hinabſtieg, um einen Spaziergang durch den Garten zu machen — er konnte nicht anhaltend arbeiten, ohne von Schwindel erfaßt zu werden —, rief Betty, immer noch die friſche Arbeit betrachtend: Welch ein Meiſter!

Mein Gott, welch ein großer Meiſter! Dann ſtand ſie auf, und auf die Medaillons deutend, fügte ſie hinzu: Normann, betrachten Sie dieſe Freſken genau — ich habe nie eine originellere und kühnere Arbeit geſehen. Die Freſke, das iſt doch die eigentliche Malerei, die großartigſte. Ich ſehe heute zum erſten Mal al fresco malen und bin wie berauſcht. Ich muß den Vatican und die ſixtiniſche Capelle ſehen — und den Palazzo T und die Kirche von Orvieto; ich muß! Sie hätten Marſen hören ſollen, wie er mir von all dem erzählte! Ich weiß jetzt erſt, was ich zu ſehen habe und was ich zu lernen habe. Man muß fort, man muß in die Welt! man muß ſehen und leben! Das iſt kein Leben, wie wir es hier zu Lande führen.

Und wie wollen Sie das alles bewerkſtelligen? fragte Normann traurig.

Ich weiß es nicht; jedes Mittel iſt mir recht. Aber ich muß, ich muß! Ich bleibe nicht länger im Hauſe, wie ein Hamſter.

Betty rief das alles, während ſie mit den Armen heftige Bewegungen machte, mit einer Stimme voll Fanatiſmus und zugleich mit einem Ausdruck der Bitterkeit um den Mund, der Normann um ſo ſchmerzlicher traf, als es ihm vorkam, daß dieſe Worte zugleich einen Vorwurf gegen ihn enthielten. Er ſagte ſich, daß er ſich nicht getäuſcht habe, als Betty nach einiger Zeit fortfuhr:

Sie, Normann, begreife ich nicht. Ich begreife einen Mann nicht, der ſich in kleinen, engen, erbärmlichen Verhältniſſen begnügt. O Gott! wäre ich ein Mann — wer weiß, an welcher Stelle Italiens ich heute ſchwelgen würde, in welcher unheimlichen Straße von Paris ich heute ein großartiges Abenteuer hätte! Ich bin kein Mann, aber doch — ich ſage es Ihnen, Normann — Kunſt und Leben werde ich durchwühlen, durchkoſten wie Einer!

Das war nicht der Moment, ihr von den Ausſichten auf ein ſtilles Glück zu ſprechen, die ſich ihm heute eröffneten und die ihn wie mit Flügeln hierhergetragen hatten. Ihre Hingebung und Rührung, die ihm geſtern in der dunkeln Allee den glücklichſten Augenblick ſeines Lebens geſchaffen, von dem ſein Herz noch immer nachzitterte, ſchienen in ihr ſelbſt nicht die geringſte Spur mehr zurückgelaſſen zu haben. Was ihm ein großes Lebensereigniß war, exiſtirte für ſie nicht mehr, ſie knüpfte daran nicht an, in ihrem Benehmen war nicht die geringſte Erinnerung an ein Ereigniß, das wie eine Verlobung, ein höchſtes Gelöbniß ausſah. Er würde empört geweſen ſein, wenn er nicht eben dieſe Wahrhaftigkeit, die ſich bis zur Grauſamkeit ſteigern konnte, als einen Theil ihres Weſens geliebt hätte. Wie ſie ihm geſtern ſagte, daß ſie ihn liebe, ſo ſagte ſie ihm jetzt, daß ihr jedes Mittel recht ſei, ihn zu verlaſſen. Was kann man Höheres verlangen, als Wahrheit? Normann fühlte, daß er ſie in dieſer Grauſamkeit noch inniger liebe, aber deſto trauriger machte ihn dieſes Bewußtſein. Sein nachdenkliches Schweigen, das ihren lauten Ausbruch beantwortete, brachte ſie ein wenig zur Beſinnung; ſie ſah ihm ins Geſicht und erſchrak vor der tiefen Trauer, die es umhüllte.

Sie legte den Arm um ſeinen Nacken und flehte: Normann, kommen Sie mit mir! Komm mit, mein Freund! verlaß mich nicht! Wir wollen zuſammen die Welt durchziehen als treue Freunde und von einander nicht laſſen und lernen und uns alles Schönen freuen.

Das oberſte Ende der Leiter erzitterte; es kam Jemand. Normann entzog ſich ſanft ihren Armen. Er war froh, ihr jetzt nicht antworten zu müſſen. Marſon, der heraufſtieg, warf einen prüfenden Blick auf die Beiden, und ein etwas ſpöttiſches Lächeln flog über ſeine Lippen.

Jetzt den friſchen Mörtel; er wird ſich ſchon geſetzt haben! rief er, halb ſcherzend, halb mit Ernſt gebietend.

Er ſetzte ſich an ſeinen Platz, während ihm Betty unwillkürlich gehorchend den Mörtel reichte. Hermann ſetzte ſich auf die Bretter des Gerüſtes und ſtellte die Füße auf die Sproſſen der Leiter, dem Maler bald zu-, bald abgewandt, Betty beobachtend und zugleich ihre Worte und ihren Seelenzuſtand bedenkend. Noch zitterten ihre Hände vor Aufregung, doch that ſie alles, was ihr Marien gebot, mit Aufmerkſamkeit und auf das pünktlichſte. Da er den Mörtel anfügte und ſchnell die Farben ergriff, um ſie dem naſſen Grunde aufzuſetzen, hafteten ihre Augen auf der Stelle, die er eben behandelte, und Hermann dachte: Jetzt hat ſie wieder mich und meine Liebe und die Welt vergeſſen, und er könnte ſie behandeln wie ſein Eigenthum, wie ſeine Sclavin.

Er glitt die Leiter hinab und ging in den Pavillon, wo er Louiſen zu finden hoffte. Er ſehnte ſich nach ihr; ihre Gegenwart, ihr Wort hatten immer etwas Beruhigendes, Tröſtliches für ihn; er war ihrer Theilnahme ſo gewiß. Jetzt wollte er auch die Abreiſe aus dem Schloſſe mit ihr beſprechen; man ſollte entweder in die Stadt zurückkehren oder die Wanderungen und Studien nach der Natur, die der urſprüngliche Zweck dieſes Ausfluges geweſen, fortſetzen. Wie ſehr es mit ſeinem Vorſatze und ſeinen Anſichten übereinſtimmte, Betty vollkommen frei gewähren zu laſſen, erſchien er ſich doch ſchwach, wenn er in die Vorgänge und heftigen

Bewegungen, die er in ihrem aufgeregten Innern beginnen ſah, nicht thätig eingriffe. Wollte er ihr ſeine Liebe nicht aufdringen oder abbetteln, ihrer beweglichen Natur nicht eine drückende Stätigkeit aufzwingen, ſo durfte er doch das Seinige thun, um ſie einer Atmoſphäre zu entziehen, die ihr das Fieber gab, und Berührungen von ihr fern halten, die ihm verderblich dünkten. Vor Tycho Marſon hatte er eine wahre Angſt. Einen Kampf von Mann gegen Mann hätte er mit Freuden beſtanden und wie eine Befreiung angenommen; aber dieſer Geheimnißvolle, ob er nun ſprach oder ſchwieg, machte ihm den Eindruck eines Geſpenſtes, das ſich der faſſenden Hand entzieht. Er wirkte auf Betty, und gewiß nicht allein durch ſeine Kunſt; ſie erlag ihm, ſie war in ſeiner Gewalt, als wäre dieſe eine magnetiſche. Normann ſagte ſich: Es iſt eine Erfahrung; ich lerne einen Winkel des weiblichen Herzens kennen; ich muß wie ein kluger, liebender, beſorgter Ehemann handeln; ich darf nicht rauh und mit Machtſprüchen auftreten — ich muß nur ſtörende Elemente entfernen. Dieſe Reflexionen, zu denen er ſich zwang, gaben ihm eine gewiſſe Ruhe wieder, doch ſeufzte er tief bei dem Gedanken, daß er zu ſolchen Sorgen und Ueberlegungen gezwungen ſei, kaum achtzehn Stunden nach jenem glücklichen Momente, da er ſeine Geliebte für ewig zu halten glaubte.

Er fand Louiſen nicht. Eine Kammerjungfer ſagte ihm, daß Gräfin Catherine ſie ins Städtchen entführt habe und daß die Beiden wahrſcheinlich erſt zu Tiſche zurückkommen würden. Normann ging in die Bibliothek, betrachtete die Bücherrücken, ſchlug einige alte Bücher auf, konnte es aber zum Leſen nicht bringen, wie einladend auch Pulte, Sopha's, Armſtühle in dem kühlen Saale aufgeſtellt waren. Wieder machte er einen Spazirgang durch den Garten, und wieder ſtand er vor der Treppe, die in den großen Saal und zu den Fresken führte. Als er in den Saal trat, hörte er Betty auf dem Gerüſte, die in die Hände ſchlug und wiederholt ausrief: Ich bin es! Ich bin es!

Normann ſtieg die Leiter hinauf; ſie ſtreckte ihm die Hand entgegen, um ihm raſcher hinauf zu helfen, und rief dazu mit glühenden Wangen: Kommen Sie ſchnell und ſehen Sie!

Normann betrachtete die Freske, auf die Betty deutete. Marion hatte indeſſen den weiblichen Kopf des Bildes vollendet; Goldſchmied's Töchterlein ſollte offenbar keine Andere ſein, als Betty ſelbſt. Die Aehnlichkeit war auffallend, und doch welch ein Unterſchied! Normann ſchauderte es, wie er den Kopf betrachtete. Es war Betty, aber nicht die blühende, holde Mädchengeſtalt, die vor ihm ſtand, ſondern Betty nach einem jahrelangen Leben voll Leiden und Leidenſchaften, Betty verwelkt und verblüht, aber doch unendlich ſchön.

Nein, Betty, das ſind Sie nicht, ſagte Normann mit zuſammengezogenen Augenbrauen, Gott bewahre, daß Sie es jemals ſeien!

Das iſt Fräulein Betty, wie ſie ſein ſoll, ſagte Marſon beſtimmt und beinahe herausfordernd, ſo ſieht ſie das Auge des Künſtlers in der Zukunft, und ſo wird ſie, wenn ſie das Leben, der Divination nachhinkend, vollendet. So wird ſie freilich nicht, wenn ſie auf einem Flecke, in einer Provincialſtadt ſitzen bleibt und einförmig einen Tag wie den anderen abſpinnt. Erſt das Leben, das Glück und Unglück, bringt die geheimſten Züge der Seele auf das Geſicht, erſt das Leben meißelt es aus und ſchreibt in maleriſchen Charakteren eine Geſchichte hinein. — Glauben Sie — rief er mit erhöhter Stimme, indem er vom Sitze aufſtand und Betty ins Geſicht ſah — glauben Sie, es ſei dieſes Kind mit runden Wangen, das mich ſo mächtig anzieht, in deſſen Herz ich all meine Kunſt überpflanzen möchte? — nein, es iſt dieſes Weib, das ich hierher gemalt und das ich in dieſem Kinde entdeckt habe.

Normann fühlte das Bedürfniß, das Pathos des Malers etwas zu dämpfen, und um den Eindruck, den es auf Betty gemacht, zu verwiſchen, ſagte er, die

Achſel zuckend und etwas lächelnd, leicht hin: Indeſſen ſcheint mir die Geſchichte, die Sie mit maleriſchen Charakteren, die Zukunft-errathend, in dieſes Geſicht gemalt haben, nicht die heiterſte, nicht eben viel von Glück erzählend.

Glück und Unglück ſind Worte, ſagte Marien wegwerfend; unter Glück verſteht man meiſt die Ruhe, in der unſere beſten Kräfte verſumpfen. Es iſt die Frage: was arbeitet an uns? Was macht etwas aus uns? Es iſt meiſtens das, was man Unglück nennt und was oft gar nichts Anderes iſt, als Bewegung, Denken, Fühlen, Kampf, das Leben. Ich habe Männer gekannt, die ſich wenig darum kümmerten, ob ſie ein Weib glücklich oder unglücklich machten — ſie machten ſie leben. — Aber das alles gehört nicht hierher — fügte der Maler lächelnd hinzu — Herr Normann hat meine Künſtler-Eitelkeit gereizt und mich ſo weit gebracht, daß ich mich mit Paradoxen und Uebertreibungen vertheidige. Fräulein Betty, es iſt Feierabend — wir können heute zufrieden ſein, wir ſind fleißig geweſen, und Sie haben etwas gelernt.

So ſprechend, verneigte er ſich und ſtieg die Leiter hinab.

Betty ſetzte ſich auf ihren Schemel, ſah bald das Bild an, bald vor ſich hin und ſagte dann, als ob ſie nur unwillkürlich ihre Gedanken in Lauten ausdrückte: Man ſollte nicht glauben, daß die Menſchen Geſchöpfe Einer und derſelben Gattung ſind. Wie verſchieden ſind ihre Anſichten vom Leben, und wie verſchieden iſt ihr Leben ſelbſt! Der Eine fühlt ſich im Hauſe behaglich, wie eine Schnecke, der Andere muß wie ein Hirſch oder ein Löwe oder ein Adler leben, in voller Freiheit und Wildniß. — Wenn ich Sie und Marien vergleiche . . .

Der Vergleich fällt nicht zu meinem Vortheil aus — ich bin jedenfalls die Schnecke im Hauſe.

Betty faßte ſeine Hand und ſah ihm mit feuchtem Blicke ins Auge. Fürchten Sie keinen Vergleich, Normann, ſagte ſie weich, Sie liebe ich, und ich weiß, was mir Ihre Liebe werth iſt, ich weiß auch, wie hoch Sie über allen ſtehen, die ich kenne. Seien Sie nicht böſe — ich bitte Sie darum, weil es mir ſcheint, als hätten Sie ein Recht, mir böſe zu ſein, obwohl ich ſelbſt nicht weiß, warum. Es iſt mir, als hätte ich ſeit geſtern Jahre durchlebt, als wäre ein Gedränge von Ereigniſſen und Erlebniſſen in mir und um mich. Ich möchte fort und bin wie an Eine Stelle gebannt; ich ſehe nicht klar, ich weiß nicht, was ich will, und fürchte auch, es zu wiſſen. Ich bin an Sie gebunden, lieber Normann . . .

Nein! rief Nermann.

Ja, ich bin es, ich will es ſein. Sagen Sie mir, lieber Freund, was haben Sie für uns Beide ausgedacht, was denken Sie über unſere Zukunft?

Nermann hielt den Augenblick für günſtig, ihr die Mittheilung zu machen, die er ihr ſchon dieſen Morgen hatte machen wollen; er ſetzte ſich zu ihr auf den Schemel Marion's, legte ſeine Hand auf die ihre und erzählte ihr in wenigen Worten, welche Anträge ihm der Graf gemacht, und machte ſie darauf aufmerkſam, wie ihnen beiden hier das Material zum Aufbau eines glücklichen ſchön ausgefüllten Lebens gegeben ſei.

Und Sie könnten ſich für Ihr Leben hier einſchließen laſſen? fragte Betty mit tonloſer Stimme.

Vielleicht nicht fürs Leben, fuhr Nermann fort, nach einigen Jahren arbeitsvoller Zurückgezogenheit, wenn ich in der Wiſſenſchaft etwas geleiſtet habe, könnte ich vielleicht einen höheren und weiteren Flug nehmen. Indeſſen hätte ich einen ſchönen Wirkungskreis, in dem ich Gutes thun könnte, ich hätte Pflichten zu erfüllen und könnte meiner Wiſſenſchaft leben — was kann ein Mann mehr verlangen? Das Schickſal kommt mir ſo gütig entgegen, als ich es nur erleben kann.

Betty entzog ihm ihre Hand, ſchlug die Arme über die Bruſt zuſammen und ſtarrte in die Luft. Plötzlich ſprang ſie auf, fuhr ſich mit beiden Händen in die Scheitel und rief wie verzweifelnd: Nein, nein! ich kann es nicht! Lieber in Elend und Jammer durchs Leben geſchleppt werden, als dieſen frühen Tod!

Sie ſtand am Rande des Gerüſtes und ſah hinab in die Tiefe. Ich thue wohl am beſten, ſchrie ſie, ich ſtürze mich hier hinab, dann hat Alles ein Ende.

Normann faßte ſie um den Leib und zog ſie zurück. Betty, ſagte er, ich werde Ihnen mit Einem Worte Ihre Ruhe wiedergeben: Sie lieben mich nicht!

Betty ließ ihren Kopf auf ſeine Bruſt fallen und weinte bitterlich.

Ein Cabriolet fuhr in den Hof, das Louiſen und die junge Gräfin zurückbrachte; bald darauf ertönte die Glocke, die zum Mittageſſen einlud.

V.

Des Abends glänzte der Pavillon ſo hell erleuchtet wie geſtern, doch war er verhältnißmäßig leer. Es waren nur einige Herren aus der Nachbarſchaft gekommen, die ſich nach kurzer Zeit aus dem Saale verloren und in die Nebenzimmer zurückzogen, um zu ſpielen. Normann ſprach mit dem Grafen; er war blaß, aber ruhig und geſammelt. Louiſe war in den Flitterſtunden einer Mädchenfreundſchaft und ſchritt Arm in Arm, lachend und ſcherzend mit der Gräfin Catherine im Saale auf und ab. Sie war ſo froh, daß heute nicht getanzt wurde und daß man ſo gemächlich hier herum ſpaziren und plaudern konnte. Betty, die ſchweigſam neben den beiden Mädchen einher ging, wünſchte im Gegentheil den Lärm und die Bewegung des geſtrigen Abends zurück. Sie hätte ſich ſo gern in den Tanz geſtürzt und ſich betäubt und aufgeregt; es fiel ihr auf, daß ſie ſich nach Aufregungen ſehnte, und ſie fühlte ſich ganz einſam und blieb, langſamer gehend, bald hinter den anderen Mädchen zurück, ſo daß ſie am Ende allein im Saale umher ging. Normann näherte ſich ihr und gab ihr den Arm — aber ſie ſprachen nichts. Der Graf, der in die Spielzimmer gegangen war, kam nach einiger Zeit mit offenbar unzufriedener Miene zurück und ſetzte ſich zu einer alten Dame, die eben angekommen war. Nur um etwas Abwechſelung in ihren ſtummen Spaziergang zu bringen, lenkte ihn Normann den Spielzimmern zu. Das erſte Zimmer war leer, eben ſo das zweite; ſie traten in das dritte, eine Art größerer Rotunde. Da ſtanden die Herren alle um einen großen Tiſch herum; in der Mitte ſtand Marſen und hielt die Bank. Unbeweglich ſtand er da, nur auf die Bank und auf die Karten ſehend; mit unzerſtörbarer Ruhe warf er das Geld dem Gewinnenden hin oder ſtrich er das Gewonnene ein. Nur von Zeit zu Zeit erhob er den Blick und ließ ihn fragend über die Spielenden gleiten. Er war bleich wie ein Todter; manchmal zuckte ſein rechter Mundwinkel und warf eine Falte bis hinauf zum Auge. Betty zuckte bei dieſem Anblicke zuſammen; Normann ſah ſie an, ihre Lippe zitterte. Er wollte ſie fortführen, aber ſie ſtand wie feſtgewurzelt und ſtarrte Marſon unausgeſetzt an. Sie beugte ſich vor, ihre Augen öffneten ſich weit, und man hätte ſchwer errathen können, ob ſie mit Entſetzen oder Begier blickte. So vorgebeugt ſtand ſie eben ſo unbeweglich wie Marſon in ſeiner aufrechten Stellung. Sie ſchien verſteinert, wie von einem magiſchen Anblick gefeſſelt. Normann erſchrak, wie er ſie ſo ſah, und wollte ſie fortziehen; dieſe Bewegung weckte ſie nur, und ſie hauchte, wie aus dem Traume ſprechend: Ich möchte mitſpielen! — Normann zog ſie mit Gewalt in den Saal zurück; dort angekommen, verließ ſie ſeinen Arm und faßte die Hand Louiſens. Louiſe, ſagte ſie halb leiſe — gehe hinein und nimm mich mit — ſieh dir Marſon an, wie er ſpielt — er ſieht ſchauderhaft aus und wunderbar ſchön!

Auf ein Zeichen Normann's wich Louiſe nicht vom

Platze. — Betty ſah der Thür entgegen. Da kamen die Herren heraus. Der Graf hatte dem Spiele ein Ende gemacht und trat nun mit Marſen durch die Thür.

Sie haben Unrecht gehabt, ſagte dieſer zum Grafen in dem Augenblicke, da er an Betty vorüber ging, ohne ſie zu ſehen — ich war en veine — Sie haben meine Bank coupirt.

Sie wiſſen, erwiderte der Graf, ich liebe es nicht, daß man Lanzknecht bei mir ſpiele.

Aber ich war eben im Zuge — Coeur-König war mein, alle Könige waren drin — fuhr Marſen fort, ohne rechts oder links zu achten, immer noch in ſein Spiel vertieft und auf ſeine Hände ſehend, als wären es die Karten, von denen er ſprach.

Der Graf wandte ſich ab; Marſen fuhr ſich mit der Hand über die Stirn und in die Haare, blickte um ſich und lächelte. Dann näherte er ſich Betty, machte ihr Vorwürfe, daß ſie gelangweilt ausſehe, reichte ihr den Arm und ſagte, er müſſe ſie mit Erzählungen zerſtreuen. Louiſe, die geſtern unruhig war, ſo oft ſie ihre Schweſter mit dem Maler allein wußte, ſah ſie heute unbeſorgt an ſeinem Arme, des Momentes in der Allee gedenkend, der alle ihre Beſorgniſſe und Zweifel niederſchlug.

Während man am nächſten Morgen beim Frühſtück zu Tiſche ſaß, fuhr ein Wagen in den Hof.

Da iſt er! rief der Graf.

Man ſah hinaus; der alte Hagener ſaß im Wagen. Die ganze Geſellſchaft ſtürzte ihm entgegen; Normann half ihm herab, während die Mädchen ſeine Hände mit Küſſen bedeckten. Betty warf ſich dann an den Hals des Grafen und dankte ihm in den herzlichſten Worten für dieſe Ueberraſchung. Man begab ſich mit dem Neuangekommenen wieder an den Frühſtückstiſch, und der Graf ſetzte ſeine Abſichten mit der ganzen Geſellſchaft aus einander. Der alte Hagener, dem ein Landaufenthalt nur gut thun könne, ſolle den Sommer mit ſeinen Töchtern auf dem Schloſſe verbringen und während der Zeit mit Betty mehrere landſchaftliche Dessus-de-portes malen. Betty werde außerdem bei Marſen eine gute Schule durchmachen. Sie werde unter ſeiner Leitung Köpfe und Figuren malen; wolle ſie Studien nach der Natur machen, ſo habe ſie hier in Wald und Bergen Gelegenheit genug. Louiſe iſt ſeiner Tochter eine liebe und willkommene Geſellſchaft; ſie werden mit einander leſen, arbeiten, muſiciren. Normann bleibt noch einige Tage, kehrt dann in die Stadt zurück, löſt ſein Verhältniß zu dem Hauſe und beginnt ungeſtört ſeine Studien, um ſo bald als möglich ſein Examen zu machen und den Doctor-Hut zu empfangen. Er könne, wenn ihm das behage, ſeinen Studien auch hier im Schloſſe, in der Einſamkeit des Landlebens obliegen; er werde immer ein ſehr willkommener Gaſt ſein, ja, der Graf wünſche es ſehr, daß er dieſe Zeit hier zubringe, denn ſein Sohn werde bald von der Univerſität zurückkehren, und es ſei doch gut, daß ſich die beiden jungen Männer kennen lernen und Freunde werden, ehe ſie die gemeinſchaftliche Reiſe antreten. Der Graf bat ihn ſogar, die Sache ſo einzurichten, daß dies ermöglicht werde. Der alte Hagener fand den ganzen Plan vortrefflich; Betty wagte ihren Beifall nicht laut zu erkennen zu geben; Normann nickte ſchweigend, und die Gräfin Catherine umarmte Louiſen aus Dankbarkeit, ſich nicht von ihr trennen zu müſſen. Alles ſchien ſo glücklich als möglich. Der alte Hagener dankte Herrn Marſen, der zufälligen Begegnung mit ſeinen Kindern dadurch, daß er ſie ins Schloß geführt, eine ſolche Wendung gegeben zu haben, und drückte ihm ſeine Freude aus, einen ſolchen Künſtler, von dem er ſchon ſo viel Schönes geſehen, kennen zu lernen.

An Arbeit war heute nicht zu denken, um ſo weniger, als ſich Marſen müde erklärte. Man brachte den alten Papa in den Schloßflügel, der für ihn und ſeine Kinder eingerichtet war, damit er von der Reiſe

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MÜNCHEN

ausruhe. Was unternehmen? Sollte man den ſchönen Sommertag ſo vorübergehen laſſen? Gräfin Catherine ſchlug einen Ausflug ins Land vor, und während die Fräulein Hagener den von ihrem Vater mitgebrachten Kleidervorrath benutzten, um friſche Toilette zu machen, ſpannte man im Hofe zwei amerikaniſche Trotter vor einen ſ. g. Fourgon, welcher der ganzen jungen Geſellſchaft Platz genug bot. Der Schicklichkeit wegen wurde eine alte Franzöſin, eine ehemalige Gouvernante, die wie ein Geiſt alter Zeiten in der Tracht aus der Reſtauration im Hauſe umher ſchlich, eingeladen, die Partie mit zu machen. Der Wagen brauſ'te durch das Städtchen, und wer ihn ſo dahin fahren ſah, glaubte die glücklichſte Geſellſchaft der Welt zu ſehen. Waren es nicht junge Herzen, die in den herrlichſten Sommertag hineinfuhren? Und in der That war die Stimmung eine ziemlich heitere. Junge Gemüther ſind ſo. Waren ſie vor wenigen Momenten noch ſo heftig und ſchmerzlich aufgeregt — ſie haben es bald wieder zu einer gewiſſen Ruhe und, kommt eine fröhliche Veränderung dazu, zu einer gewiſſen Heiterkeit gebracht. Es fehlt ihnen eben die Erfahrung über die fern gehenden Wirkungen ſolcher Momente; ſie haben ſolches Unglück noch nicht erlebt und glauben im Grunde nicht daran. Ja, wie den alten, abgelebten Menſchen eine große Aufregung erfreut, weil er in ihr ein Zeichen der Lebensfähigkeit, ſogar einen Beweis von Kraft erblickt, ſo erfreut ein ſeeliſches Erlebniß, und ſehe es noch ſo ſehr einem unglücklichen ähnlich, die Jugend; ſie fühlt, daß ſie zu leben anfange. Auch auf dieſe Weiſe prüft die Seele ihre Flügel, und es kommt das dunkle Bewußtſein hinzu, daß man einen Schritt vorwärts gethan habe. Man empfindet ein wohlthätiges Gefühl, wie beim Schluchzen nach heftigem Weinen, ſogar eine Art von Befriedigung. Denn wie jener Märchenheld die Sehnſucht hat, die Furcht und das Grauſen kennen zu lernen, ſo hat die Jugend eine tiefe Sehnſucht nach der Bekanntſchaft mit dem Schmerze.

Doch war es vielmehr Normann, der dieſes ſchmerzlich ſüße Gefühl empfand, als Betty, obwohl dieſe ihrer Natur nach fähiger war, von Schmerz zu Freude, von Gegenſatz zu Gegenſatz überzugehen. Sie war eben in Zwieſpalt mit ſich, während Normann klar wußte, was er fühlte und litt. In Betty's Gemüth hatten die Worte Normann's: Sie lieben mich nicht, die ſie beruhigen ſollten, eine Oede zurück gelaſſen. Die beiden anderen Mädchen waren heiter in der erſten Unbefangenheit der Jugend; Sophie Marſen war ruhig und freundlich und machte den Cicerone der Gegend, die er wandernd ſchon hundert Mal durchſtrichen hatte. Louiſe liebte es, ihn über ſeine Vergangenheit auszufragen und ihn erzählen zu laſſen — nicht aus Neugierde oder perſönlichem Intereſſe, ſondern aus Liſt. Sie war überzeugt, daß er bei Enthüllung ſeiner Vergangenheit, die um ſo geheimnißvoller war, als er von der fabelhaften Inſel ſtammte, nur verlieren könne, und ſie wünſchte bei all ihrem ſonſtigen Wohlwollen für alle Menſchen nichts ſo ſehnlich, als daß er jeden Nimbus verliere. Aber ſie erreichte ihren Zweck nicht. Marſen beſchrieb nur mit großer Lebhaftigkeit die Wunder und Herrlichkeiten ſeiner Heimat, die großartigen Felſenufer, die feuerſpeienden Berge, die beiden Geiſer u. ſ. w. und erzählte dann, wie er, der Sohn eines freien Bauers, eines Abkömmlings jener alten Normannen, welche die Inſel in Beſitz genommen, vom Gouverneur hervorgezogen und nach Kopenhagen geſchickt worden, wie die däniſche Regierung ſich ſeiner angenommen und, mit Empfehlungen an ſeinen Landsmann Thorwaldſen ausgeſtattet, ihn nach Rom geſchickt — wie er da, um ganz unabhängig zu leben, der Regierung ihre Penſion mit Dank zurückgegeben und ſich arbeitend durchs Leben geſchlagen habe. Daran knüpfte er allerlei Scherze, wie ihm der Zufall, ein Isländer zu ſein, überall gut gedient habe, wie ihm deßhalb alle Thüren offen geſtanden und er überall intereſſant geweſen. Einen Isländer, ſagte er, ſtellen ſich die Einen wie einen Samojeden oder Lappländer, die Anderen wie einen Recken oder Helden aus der Edda vor. Die nordiſchen Urzeiten, glauben dieſe, hätten ſich in unſerem Eiſe bis auf dieſe Tage friſch und ohne Umwandlung erhalten. Ach! wir ſind moderne Menſchen, wie die Anderen, haben dieſelben Leiden und Leidenſchaften, dieſelben großen und erbärmlichen Wünſche. Die Cultur hat auch uns beleckt. Freilich haben wir etwas Beſonderes, etwas, das uns, wie jeder Pflanze, vom Boden anhängt. Unter Schnee und Eis wühlt bei uns ein ewiges, unverlöſchliches Feuer, das ſüdlich ſchöne Oaſen ſchafft und furchtbare Verheerungen anrichtet.

Gleichgültig, ob es bergauf- oder bergabwärts ging, die Trotter flogen unaufhaltſam dahin, nach den Anweiſungen, die Marſon von Zeit zu Zeit dem Kutſcher zurief. Schloß und Städtchen waren längſt verſchwunden, die Gegend hatte einen ganz anderen Charakter angenommen. Man war in einem unanſehnlichen Hügelland, das mit Föhren bedeckt war, nur hier und da zeigte ein angebautes Feld ärmliche Saat von Kartoffeln oder Buchweizen, aus den flachen Thalſohlen glänzten kleine Teiche, ohne Abfluß, mit faulem Schilfe bekränzt. In einem öden, rings vom Walde eingeſchloſſenen Thalwinkel lag ein Dorf, das aus ärmlichen Hütten beſtand; es machte den Eindruck, als wollte es ſich verbergen. Auch führte kein ordentlicher Weg dahin, und der einſame Pfad, der es mit der Landſtraße in verſchiedenen Windungen verband, war vielfach mit Gras bewachſen und vernachläſſigt.

Wir wollen hier ausſteigen, ſagte Marſon, und das Dorf beſuchen — es wird Sie intereſſiren, beſonders Sie, Herr Normann — es iſt das alte Proteſtanten-Dorf.

Proteſtanten, hier zu Lande? rief Betty, das iſt in der That höchſt intereſſant; wir ſind auch Proteſtanten, Papa und ich und Louiſe!

Wirklich? fragte Marſon — wie kommt das? Hier in dieſem erzkatholiſchen Lande!

Papa iſt ja aus Hannover eingewandert und hat unſere ſelige Mutter, ſeine Jugendliebe, hierher nachkommen laſſen, um ſie zu heirathen.

Da ich als Isländer auch proteſtantiſch bin, ſagte Marſon, ſo iſt es wohl unſere Pflicht, die Glaubensgenoſſen in ihrer Verlaſſenheit zu beſuchen.

Betty war im Grunde ſehr wenig religiös geſtimmt; aber ſie empfand jene Theilnahme, die man für eine Genoſſenſchaft immer empfindet, ſelbſt wenn man nur äußerlich zu ihr gehört. Hier kam noch das beſondere Intereſſe hinzu, daß das Dorf eine Ausnahme, eine beinahe unbekannte Ausnahme in dem durch und durch katholiſchen Lande war, und die ganze Geſellſchaft war gleich begierig, dieſe Merkwürdigkeit kennen zu lernen. Mit raſchen Schritten näherte man ſich den Hütten, und aufmerkſam horchte man Marſon, der noch einige Auskunft zu geben wußte. Die Bewohner dieſes Dorfes ſind Abkömmlinge der alten Huſſiten, ſpäteren Utraquiſten, welche die calviniſche oder die augsburger Lehre — ſie wiſſen ſelbſt nicht, welche — angenommen haben. Man weiß nicht, ſind ſie, ſchon hier ſeßhaft, den Verfolgungen entgangen, oder haben ſie ſich erſt hierher gerettet, als die Ausrottung begonnen. Die umwohnende katholiſche Bevölkerung hat eine große Scheu vor ihnen, und ſie ſelbſt meiden jeden Umgang mit den Kindern ihrer Verfolger. So leben ſie in vollkommener Abgeſchiedenheit — meiſt als Kohlenbrenner, hier und da auch in einzelnen Hütten mitten im Walde. Ausführlicheres konnte Marſon nicht berichten; man hoffte, im Dorfe mehr zu erfahren.

Je näher man dem Dorfe kam, deſto trübſeliger wurde ſein Anblick. Auf einer ſchiefen Ebene, die ſich dem Walde entgegen hob, lagen die ſtrohbedeckten Hütten ordnungslos ausgeſtreut, ſchmutzig, beinahe ganz ſchwarz von Kohlenſtaub. Zwiſchen den Hütten ſtanden einzelne Kiefern inmitten von Feldern, die ſichtlich nur mit dem

Spaten bearbeitet waren, und deren weiße Kartoffelblüthen, wie die Hütten, von Kohlenſtaub bedeckt waren. Durch das ölgetränkte Papier, welches die Fenſterſcheiben erſetzte, blickte überall die nackteſte Armuth. Die Kinder, die, kaum in Fetzen gehüllt, vor den Thüren ſpielten, flüchteten ſich erſchrocken, oft ſchreiend beim Anblicke der Fremden. Auch die Weiber, welche die Kartoffelfelder umgruben, ſchienen ſich hinter den Stauden verbergen zu wollen und vertieften ſich in ihr Geſchäft, ſobald ſie merkten, daß einer der Fremden ſie anſprechen wollte. Männer konnte man nirgends entdecken; ſie waren wahrſcheinlich im Walde bei ihren Meilern.

So durchſchritt die Geſellſchaft beinahe das ganze Dorf, Anfangs mehr erſchrecken als gerührt von dem Elend, das hier überall ſie anſtarrte.

Auskunft werden wir, wie es ſcheint, hier nicht viel erhalten, ſagte Normann.

Ich gebe die Hoffnung nicht auf, erwiderte Marſon, wir müſſen nur den Prediger zu entdecken trachten; dieſe ſtarrſinnigen Ketzer werden doch einen Prediger haben.

Gräfin Catherine, die man dazu aufforderte, war nicht zu bewegen, ſich einer der Frauen zu nähern, um ſie in der Sprache des Landes nach der Wohnung des

Predigers zu fragen; ſie hatte zu große Angſt vor den ſcheuen Blicken dieſer Weiber.

In anderen proteſtantiſchen Dörfern, ſagte Marſon, erkennt man das Haus des Paſtors an ſeinem vorzugsweiſe idylliſchen und behaglichen Ausſehen; das fällt hier weg; alle dieſe Hütten ſind höchſt armſelig. Ein Tempel, eine Kirche iſt auch nicht da. Woran ſoll man die Paſtorwohnung erkennen?

Vielleicht an ihrem ausgezeichneten Elend, ſagte Normann.

Das iſt eine Idee! Am elendeſten ſcheint mir die Hütte dort am Eingange des Waldes. Sie wäre längſt zuſammengeſtürzt, wenn ſie ſich nicht vorſorglich an die Kiefer gelehnt hätte.

Sie gingen der Hütte zu; aber da war keine menſchliche Seele zu ſehen. Marſon näherte ſich dem Fenſter, konnte aber durch das Papier nichts erblicken; er ſtieß mit dem Finger ein Loch hinein und legte das Auge an das Loch.

Da drinnen regt ſich etwas, das ausſieht wie ein Mann; ich will es heraufbeſchwören. He! holla! heraus!

Ein kleiner, alter, ſchwächlicher Mann trat aus der Thür. Als er die Fremden erblickte, zog er raſch das ſchwarze Käppchen vom Kopfe und verneigte ſich tief, wobei er einen kahlen Scheitel zeigte, der von einem Kranze dünner, grauer Haare eingefaßt war. Sein Geſicht war hohl und eingefallen, aber kluge Augen warfen ein ſtechendes Licht aus buſchigen, noch dunklen Augenbrauen hervor. Den Leib hatte er in einen großen, aber vielfach geflickten und zerfetzten Kittel gehüllt, den er vorn mit beiden Händen, in denen die Kappe zitterte, zuſammenhielt. Er ſah ängſtlich um ſich und ſchien nicht den Muth zu haben, ſein Auge auf der Geſellſchaft ruhen zu laſſen.

Der ſieht ja aus, wie der Shakeſpeare'ſche Apotheker aus Romeo und Julie, ſagte Normann leiſe und citirte die Verſe:

Der Hunger ſitzt in deinen hohlen Backen,
Noth und Bedrängniß darbt in deinem Blick,
Auf deinem Rücken hängt zerfetztes Elend,
Die Welt iſt nicht dein Freund, noch ihr Geſetz. . . .

Sie haben Recht, murmelte Marſen, der ſieht ſo aus, als ob er für Geld Vieles thun könnte.

Die ganze Geſellſchaft war eine Zeit lang in den Anblick des Mannes, des perſonificirten Elendes, vertieft, während er den gebeugten Kopf hin und her bewegte und die Fußſpitzen der Fremden betrachtete.

Wo wohnt hier der Paſtor? fragte Marſen.

Ich bin es ſelbſt, gnädiger Herr! antwortete der Alte mit unterthäniger Stimme.

So? Sie ſelbſt? Wir ſind auch Proteſtanten, ich und dieſe Damen, und wir möchten gern etwas über die Gemeinde erfahren.

Wir ſind Proteſtanten, antwortete der Paſtor mit blöder Stimme.

Ich meine, wir wüßten gern etwas von der Geſchichte dieſer Gemeinde — Wie alt iſt ſie? Woher ſtammt ſie? Wie kommt es, daß ſie ſich hier mitten im katholiſchen Lande erhalten hat? Iſt es wahr, daß ſie von Huſſiten abſtammt?

Der Paſtor verzog ſeinen Mund zu einem verlegenen Lächeln und ſtammelte wiederholt: Gnädiger Herr, wir ſind Proteſtanten.

Wo haben Sie ſtudirt, Herr Paſtor? fragte nun Normann.

Du lieber Gott! rief dieſer, ſtudirt! Seit lange haben wir keine ſtudirten Prediger. Wer ſollte ſie ſtudiren laſſen? Wir ſind ſo arm! Die Gemeinde wählt denjenigen, der zur Arbeit am wenigſten taugt — der lernt leſen und ſchreiben und lieſ't ihnen die Bibel vor und traut und tauft und ſchreibt die Todten ein. Das thu' ich alles.

Ohne Weihe? fragte wieder Marſen.

Doch nicht! erwiderte der Prediger, man hat mich nach der Stadt geſchickt, und der dortige Prediger, der das Recht dazu hat, legte mir die Hand auf, und die Regierung hat mich beſtätigt. Das alles habe ich ſchriftlich.

Und Sie haben ein Gehalt von der Regierung? fragte Marſen wieder.

Ein Gehalt! Du lieber Gott, ein Gehalt! er lachte heiſer und ſchüttelte den Kopf verneinend. Ich lebe von dem, was der Gemeinde übrig bleibt, und ihr bleibt nichts übrig!

Die letzten Worte ſagte der Alte mit einer Art von Humor, legte beide Hände auf den Rücken und ſah zu den Wolken hinauf.

Sie haben eine Kirche, einen Tempel, ein Bethaus? fragte Normann weiter.

Gewiß! einen Tempel.

Könnten wir den ſehen?

Der iſt bald geſehen! erwiderte der Prediger und ging hinter das Haus. Die Geſellſchaft folgte ihm und ſah am Rande des Waldes eine Art hölzerner Scheune, die aber doch errathen ließ, daß ſie eigentlich etwas Anderes als eine Scheune vorſtellen wollte, denn ſie hatte ein Vordach, das von vier rundbehauenen Balken getragen wurde und wie der erſte, urſprünglichſte Gedanke zum antiken Periſtyl ausſah. Der Pfarrer ſtieß das Thor auf und ſie traten in einen ziemlich großen Raum, der nun durch ein der Thür gegenüber, faſt unter dem Dache angebrachtes Fenſter erleuchtet war, durch das man in die Zweige der Kiefern ſah. Nicht fern von dieſem Fenſter ſtand ein hoher, behauener Baumſtumpf, auf dem ein einfaches, ſchwarzes, eiſernes Kreuz befeſtigt war; vor dem Baumſtumpf ein von weißem, aber zerriſſenem Tuche bedeckter Tiſch, auf dem die Bibel lag — ein ehrwürdiges, ſehr altes Buch mit Metallſpangen und kunſtfertig verzierten Holzdeckeln. Das war der ganze Tempel. Doch war über den Raum in ſeiner traurigen und ärmlichen Einfachheit eine gewiſſe feierliche Stimmung ausgegoſſen, welche durch das Sauſen in den Wipfeln vor dem Fenſter nur erhöht wurde. Auch war die Geſellſchaft ſchweigſamer geworden, und Marſen hielt im Innern dieſes Hauſes mit ſeinen Fragen ein. Betty betrachtete das zerriſſene, ſchmutzige Altar- oder Tiſchtuch.

Herr Prediger, fragte ſie, dürfte ich ein Tuch in dieſen Tempel ſtiften? und ohne ſeine Antwort abzuwarten, nahm ſie ihr ſeidenes Tuch von der Schulter, breitete es über den Tiſch und legte dann die Bibel darauf.

Nun hätten auch die anderen Mädchen gern etwas geſtiftet; der Prediger errieth das und wandte ſeine Blicke leitend auf eine eiſerne Büchſe, die nahe der

Thür hing und mit weitem Munde klaffte. Jeder warf ſeine Gabe hinein, nur Marſon nicht, der, als er ſich der Büchſe näherte, ſchon mit ausgeſtrecktem Arme anhielt und einen Augenblick nachdachte. Er wandte ſich um, ging zum Prediger zurück, der aus einiger Entfernung den Spendenden zuſah, und nahm ein gewichtiges Goldſtück aus der Taſche. Der Geſellſchaft den Rücken zugekehrt, ſteckte er das Goldſtück dem Prediger in die Hand und ſagte mit leiſer Stimme: Das iſt nicht für die Büchſe, das iſt für Sie, Herr Prediger! — Den alten Mann durchzuckte es beim Anblick der großen goldenen Münze, ſeine Augen leuchteten doppelt hell, und das Geld verſchwand im Innern ſeiner dürren Hand, die er augenblicklich feſt ſchloß, als ſollte ſie geſchloſſen bleiben für immer. Marſon erinnerte ſich der Worte Normann's und dachte: Er hat Recht; der iſt wie der Shakeſpeare'ſche Apotheker; für Geld thäte der Alles, würde er Gift hergeben, auf deſſen Verkauf in Mantua der Tod geſetzt iſt. Er blickte dem Prediger prüfend in die Augen und fuhr mit leiſer Stimme fort: Ich werde dem Grafen Galten von Ihnen und von der Gemeinde ſprechen, und ſeien Sie überzeugt, es wird etwas für Sie geſchehen; ich verſpreche es Ihnen. Der Prediger verbeugte ſich tief und folgte Marion, der zur Geſellſchaft zurückkehrte, mit gebogenem Rücken.

Gnädiger Herr, murmelte er ſchon an der Thür, könnte ich Ihnen meine Dankbarkeit beweiſen!

Marion wandte ſich noch einmal und ſagte, ohne von ſeinen Begleitern gehört zu werden: Vielleicht, eines Tages . . . man kann nicht wiſſen.

Was haben Sie noch mit ihm geſprochen? fragte Catherine, als ſie das Dorf durchſchritten, um wieder zu ihrem Wagen zu gelangen.

Ich habe ihm und ſeiner Gemeinde die Protection Ihres Papa's verſprochen.

Da haben Sie gut gethan; Papa wird Ihnen dankbar ſein. Dieſes Dorf liegt hier ſo verſteckt und iſt im Ganzen ſo unbekannt — ſonſt hätte Papa gewiß ſchon etwas für die armen Leute gethan. Ich werde ihn auch bitten.

Im Ganzen hatte der Beſuch des Dorfes, obwohl er Ungewöhnliches und Neues geboten, mehr verſtimmend auf die ganze Geſellſchaft gewirkt. Es hatte nichts von dem Erhebenden, das oft der Anblick von Unterdrückten gewährt, die dem Drucke eine edle Ausdauer oder auch nur Trotz entgegenſetzen, und wenig von dem Anziehenden, das man ſonſt bei Trümmern alter, zu Grunde gegangener Genoſſenſchaften findet.

Am wenigſten hatte es von jenem Gewaltſamen, Großen, das man ſonſt mit dem Gedanken an die Huſſiten verbindet; im Gegentheil waren ſeine Einwohner augenſcheinlich unter dem Drucke verkommen und gänzlich verkümmert. Zum Glücke war die alte Franzöſin, Madame de Cavairac, da, um die Geſellſchaft mit ihren Ausfällen gegen die Ketzer wieder aufzuheitern. Da ſie nicht Deutſch verſtand, wußte ſie es auch nicht, daß ſich ein Theil ihrer Geſellſchaft als proteſtantiſch enthüllt hatte, und ſie ließ ſich ohne Rückhalt gehen. Betty machte ſie die heftigſten Vorwürfe, daß ſie ihren ſchönen weißen Shawl geopfert, ſo zu ſagen, auf dem Altare Baal's geopfert habe, und Allen, durch ihre Almoſen die Strafe gemildert zu haben, die Gott den Ketzern mit Recht ſende — denn dieſes ganze Elend ſei offenbar nichts, als eine gerechte Strafe der Verſtocktheit. Darauf erzählte ſie, daß es den Brüdern dieſer Gottloſen, den Camiſarden im ſüdlichen Frankreich, ihrer Heimat, leider noch nicht ſo ſchlecht gehe, daß dieſe im Gegentheil ſich eines höchſt anſtößigen leiblichen Wohlſeins erfreuten, daß Ackerbau und Handel vorzugsweiſe bei ihnen gedeihe, und das ſei die Schuld der unglückſeligen Revolution, die alle weiſen Maßregeln, welche die Ketzer hätten aufs Aeußerſte bringen müſſen, entkräftet habe.

Erſt ſpät kam man im Schloſſe an, und der Abend ging mit der Erzählung des Erlebten ruhig hin. Marſen und Catherine hielten Wort, indem ſie, von den Andern unterſtützt, den Grafen baten, der traurigen Gemeinde aus ihrer Noth und Verkommenheit zu helfen. Der Graf verſprach ſein Möglichſtes, und Marſen erbot ſich, ihn nächſtens einmal in das Dorf zu begleiten, daß er ſelber ſehen und nach eigener Anſicht handeln könne.

Ein anderer ſchöner Erfolg dieſes Ausfluges war es, daß er als ein Erlebniß voll Neuheit den geſtrigen Tag in den Hintergrund drängte und in Normann's und Betty's Geiſte mehr oder weniger in Vergeſſenheit brachte. Die Stürme, die zwiſchen den Beiden zu toben angefangen, ſchienen beſchwichtigt; Betty hängte ſich wieder voll Unbefangenheit an den Arm Normann's, als hätte er ihr nie geſagt: Sie lieben mich nicht! Sie dachte kaum mehr an jene Stunde, und wenn ſie es that, ſchien es ihr wie ein böſer Traum. Normann ſelbſt ſchien es manchmal ſo, und dies um ſo mehr, als ihm die Anweſenheit des alten Hageners, von dem er ſich geliebt wußte, eine gewiſſe Sicherheit in Bezug auf ſich ſelbſt und auf Betty gab. Mußte er bald fort, ſo ließ er ſie doch unter väterlichen Augen.

Der auf den Ausflug folgende Tag verfloß mit bequemer Einrichtung der Familie Hagener und mit Wanderungen durch Schloß und Pavillons, wo der Graf, der alte Maler und deſſen Tochter die Stellen über Thüren und Spiegeln bezeichneten, welche mit decorativen Landſchaften ausgefüllt werden ſollten, und die Gegenſtände dieſer Landſchaften wählten. Die Studien-Mappen von Vater und Tochter wurden durchmuſtert und einzelne Motive hervorgehoben. Marien war indeſſen mit ſeinen Fresken beſchäftigt, und Betty ſtieg nur zwei oder drei Mal im Tage auf Minuten die Leiter hinan, um den Fortgang der Arbeit zu beobachten. Normann war an dieſem Tage beinahe ohne Unterbrechung an ihrer Seite, und im Geſpräche verwiſchte ſich die beiderſeitige Befangenheit gänzlich und ſtellte ſich die alte Traulichkeit wieder her.

Wieder am nächſten Tage ſaßen Vater und Tochter an ihren Staffeleien und arbeiteten. Der Graf kam und ging; Louiſe und Catherine ſaßen in einer Fenſterniſche und arbeiteten oder ſpielten vierhändig in einem anſtoßenden Zimmer auf einem alten Spinett, deſſen leiſer und beſcheidener, aber zierlicher Rococo-Ton ihnen viel Freude machte. Auch ſpielten ſie dem entſprechende Stücke von alten Muſikern, Scarlatti oder Couprin. Normann ſaß zwiſchen dem alten Hagener und Betty und plauderte oder las. Es war ſein letzter Tag; morgen mußte er in die Stadt zurück und wollte das Glück des Zuſammenſeins — ſo viel Glück dies noch gewährte — bis auf die Neige auskoſten.

Graf Gatten, der einmal hereinkam, eben als die beiden Mädchen in dem anderen Zimmer Muſik machten, ſetzte ſich hin und hörte lächelnd und mit Behagen zu.

Ihre Louiſe, ſagte er zu Hagener, iſt nicht nur ein liebes Kind, ſie iſt auch eine wahre Künſtlerin. Wie ſchön, mit wie viel Verſtändniß ſie ſpielt!

Nun, lächelte der Alte, eine Künſtlerin iſt ſie eben nicht; ſie ſpielt ſo gut, als man eben fürs Haus braucht, um ſich und Anderen manchmal eine angenehme Stunde zu machen. Das iſt überhaupt ihr Charakter; ſie weiß von Allem, ſie hat von allen guten Eigenſchaften gerade ſo viel, als fürs Haus, für ein ſtilles, maßvolles Glück nothwendig iſt.

Sie ſollten mir ſie hier laſſen, fuhr der Graf fort, ich kann mir für meine Catherine keine beſſere Freundin wünſchen, und die beiden Mädchen haben einander lieb gewonnen.

Der alte Hagener ſchüttelte den Kopf und lächelte.

Nein, Herr Graf, alles, was Sie wollen, nur das nicht. Unſere Louiſe können wir nicht entbehren. So ſtill und beſcheiden ſie iſt, ſo iſt ſie uns doch Alles in Allem. Sie iſt unſere Hausfrau, ſie iſt meine Krankenpflegerin, wie ſie manchmal mein Hofnarr iſt, wenn ich zu ſehr geplagt bin. Dieſem Brauſekopf hier, fuhr Hagener fort, indem er auf Betty deutete, iſt ſie mehr als eine Schweſter; obwohl die Jüngere, erſetzt ſie ihr doch bis zu einem gewiſſen Grade die Mutter. Sie hält ihre Sachen in Ordnung, ſie verhindert bei ihr manche Thorheit, ſie ſtellt das Gleichgewicht her, wenn es bei ihr rappelt, und iſt immer gefaßt und beſonnen, wenn mit dieſer hier irgend eine verrückte Idee durchgehen will. Nein, Herr Graf, unſere Louiſe können wir nicht entbehren, ſie iſt die weiſe Perſon unſeres Haushaltes.

Mit Freuden hörte Normann dieſes Lob Louiſens und verſicherte dem Grafen, daß väterliche Liebe hier nicht nur nicht übertrieben, ſondern bei Weitem nicht nach Verdienſt geprieſen habe. Zugleich machte er ſich in Gedanken Vorwürfe, dieſe ſichere und treue Freundin in den letzten Tagen beinahe ganz vergeſſen zu haben; andererſeits aber erfüllte ihn die Erinnerung an die ſoliden Eigenſchaften Louiſens mit einer gewiſſen Sicherheit. Betty blieb, wenn er ging, nicht allein; die unfaßbaren Gefahren, von denen er ſie umringt glaubte, wird auch Louiſe erkennen. Er erinnerte ſich ihres

Benehmens, mancher ihrer Worte und Blicke, und ſagte ſich, daß ſie ſie bereits erkannt habe. Er wollte ſie bitten, ihm nach der Stadt zu ſchreiben, ſo oft ſie ihm etwas zu ſagen hatte; er wußte, daß in dieſer Andeutung genug ſein werde. Aber wie ſollte er es mit Betty ſelbſt halten? Es ſchien ihm nicht zweckmäßig, ſie gerade heraus vor Marſen zu warnen; es wäre möglich, daß er ſie dadurch nur auf ein Gefühl aufmerkſam machte, das ihr ſelbſt nur dunkel war, daß er ſie nur mächtiger aufregte, wenn er ihr überhaupt von Gefahr ſpräche. Doch hielt er es für ſeine Pflicht, ſie vor ſich ſelbſt zu warnen und ſie zu beſchwören, Eingebungen der Phantaſie nicht für Eingebungen des Herzens, für Nothwendigkeiten des Gemüthes zu nehmen; Verlockungen nicht für Rufe des Schickſals zu halten.

Aber als er ihr Abends im Garten in dieſem Sinne ſprach, ließ ſie ihn nicht lange fortfahren. Sie unterbrach ihn mit den Worten: Lieber Normann, Sie ſind eiferſüchtig — ja, ja — um das Ding beim rechten Namen zu nennen, Sie ſind eiferſüchtig. Wir haben uns beide dieſer Tage um nichts geplagt. Sie ſind auf Marſen eiferſüchtig, und ich habe ſelbſt geglaubt, daß Sie Recht haben, und war unglücklich darüber. Ich hoffe, Sie ſehen es jetzt eben ſo gut ein, wie ich, daß wir beide Unrecht hatten. Marſen kümmert ſich nicht um mich, und mir hat er den ganzen Tag nicht gefehlt. Zum erſten Male begegnete ich in ihm einem großen Meiſter und einem Manne, der viel von der Welt weiß, nach der ich mich ſehne — das hat auf mich gewirkt, ich geſtehe es — aber auch nur das. Nehmen Sie nun das ſchlimme Wort zurück, ſagen Sie nicht mehr, daß ich Sie nicht liebe.

Sie hielt ihm die Hand hin, und er ergriff ſie mit Begierde, wie wenig Ueberzeugendes auch in ihren Worten und in der Kälte lag, mit der ſie ausgeſprochen wurden. Aber was ſollte er anfangen? Er mußte fort und ſich mit dem Geringſten begnügen, das er als eine Art von Beruhigung auf den Weg mitnehmen konnte.

Am anderen Morgen beſtieg er, nach einer ausführlichen Beſprechung mit dem Grafen, den Wagen, der ihn in die Stadt bringen ſollte. Der Graf, der alte Hagener und deſſen Töchter ſtanden am Schlage und drückten ihm die Hände; Gräfin Catherine nickte ihm vom Balcon aus Grüße zu. Er war blaß, aber ruhig. Schweigend drückte er Allen noch ein Mal die Hand, dann ſetzte ſich der Wagen in Bewegung und rollte zum Hofe hinaus. Betty ging geſenkten Hauptes in ihr Atelier und ergriff raſch den Pinſel, um zu arbeiten; Louiſe eilte zu Catherine, um ihm noch von der Höhe des Balcons nachzuſehen.

Mir thut es herzlich leid, daß er geht, ſagte die Gräfin Catherine, es iſt ein ſo lieber, lieber Menſch.

Louiſe nickte mit dem Kopfe.

Er iſt kein großer Künſtler, wie Marſen, und kein berühmter Mann, und weiß auch nicht ſo viel Intereſſantes zu erzählen, aber mir wäre er doch lieber, fuhr ſie fort.

Louiſe ſah ſie mit prüfenden Augen an und bekam dafür einen verſtändnißvollen Blick zurück.

Aber nicht Jeder ſcheint meiner Meinung zu ſein, fügte ſie zögernd und etwas lauernd hinzu.

Louiſe faßte ſie an beiden Schultern und drückte ſie ans Herz. Darauf ſteckten die beiden Mädchen die Köpfe zuſammen und theilten einander in abgebrochenen Worten, mit Erröthen und Lachen, mit Scherz und Ernſt ihre Bemerkungen mit, und nach einer Viertelſtunde hatte ſich zwiſchen Beiden eine Verſchwörung gebildet, nach welcher ſie mit aller möglichen Aufmerkſamkeit über die Intereſſen und das Glück des Abweſenden wachen und die Plane des unheimlichen Marſen zu nichte machen wollten.

VI.

Normann ſaß wieder in ſeiner Hofmeiſterſtube, bald mit ſeinen Schülern, bald mit ſeinen Büchern beſchäftigt. Er arbeitete mehr als die Hälfte der Nächte hindurch, denn er hatte es dem Grafen feſt zugeſagt, ſeine Studien in möglichſt kurzer Zeit zu Ende zu führen und ſeine Examina zu machen. Von Zeit zu Zeit erhob er ſich vom Studientiſche und zog eine Lade auf, in der ein kleines Aquarell-Portrait Betty's vor der Neugierde ſeiner Schüler geborgen lag. Er betrachtete die geliebten Züge einige Minuten lang und kehrte zur Arbeit zurück; nur in der Nacht geſchah es ihm manchmal, daß er, das Bild in der Hand und an die Wand gelehnt, träumend und müßig, länger als er wollte, da ſtehen blieb, oder daß er, einer alten Gewohnheit erliegend, anſtatt wiſſenſchaftlicher Noten einige Verſe aufs Papier ſchrieb. Seit mehreren Nächten ſchon ſummten ihm einige Zeilen im Kopfe, die er mechaniſch zu wiederholten Malen aufſchrieb und wieder ausſtrich, ohne ſie fortſetzen, ohne ſich klar machen zu können, was er eigentlich hinzufügen wollte.

Biſt du nie nach langem Leiden
Einſam durch die Nacht gegangen?
Wie vor einem Scheiden, Meiden
Fühlteſt du dein Herz befangen.

Aber es blieb bei dieſen Verſen, wie bei einer Frage, die erſt die Zukunft beantworten ſollte.

Das Verhältniß im Hauſe war, wie es der Graf verlangt hatte, gelöſ't; der neue, von Normann empfohlene Hofmeiſter zog ein und er, unter den Thränen ſeiner Schüler, aus dem Hauſe, in eine ſtille Dachſtube eines entfernten Stadttheiles. So ſaß er da in ſtummer, ärmlicher Abgeſchiedenheit, während ſeine Freunde im Schloß und Garten à la Versailles wie in der großen Welt lebten und ſich in ihrer Mitte, unabhängig von ihm, die Fäden fortſpannen, an denen eigentlich ſein Schickſal hing.

Die erſten Tage nach Normann's Abreiſe war Marſon beinahe unſichtbar. Man ſollte glauben, ſagte Louiſe zu ihrer Freundin, daß ihm der Abſchied weh gethan und daß er nur Normann's wegen mit uns umging. Er ſaß allein auf ſeinem Gerüſte und arbeitete, oder durchſtrich ganze Tage lang die Umgegend, was im Schloſſe, wo man an dieſe Ausflüge gewohnt war, nicht auffiel. Einen der Tage verbrachte er mit dem Grafen im proteſtantiſchen Dorfe. Des Abends, wenn Geſellſchaft da war, hielt er ſich auch mehr in den Spielzimmern, als im großen Saale. Betty vertiefte ſich in ihre Arbeit, der ſie bald ganz angehörte. Den Vater ließ ſeine Krankheit nicht frei gewähren.

Oſt mußte er bis ſpät in den Tag das Bett hüten, dann ſaß er unter einer Laube des Gartens im Lehnſtuhl, wo ihm Louiſe und Catherine Geſellſchaft leiſteten und ihm vorplauderten oder laſen, während er aus langer Pfeife rauchte. Manchmal kam Betty hinab und ſetzte ſich ſchweigend zu der Gruppe und hörte ſchweigend zu. Sie fühlte ſich ziemlich vereinſamt und traurig. Selbſt die bunten Geſellſchaften des Abends zerſtreuten ſie wenig; dieſelbe Welt, die ihr am Abend ihrer Ankunft im Schloſſe ſo groß und glänzend erſchienen war und ſie ſo ſehr berauſcht hatte, ſchien ihr jetzt klein, und ſie ſagte ſich, daß es in der eigentlichen Welt doch anders und größer ausſehen müſſe. Sie ſehnte ſich hinaus, und doch war ihr die Ruhe, trotz der melancholiſchen Atmoſphäre, die ſie um ſich fühlte, nicht unangenehm. Sie hatte das bitterſüße Gefühl der Entſagung, denn ſie bildete ſich in der That ein, ſie ſei an dem Punkte angekommen, wo man alles aufgebe, was man vom Leben gehofft, und ſie empfinde die Ruhe, die mit dieſem Siege über ſich ſelbſt verbunden iſt. Sie dachte an Normann, mit dem Wunſche, ſich ausſprechen, ſich gehen laſſen zu können, und an Marion mit einem bittern Lächeln. Im Grunde war ſie nur einſam, vielleicht trotz anhaltender Arbeit etwas gelangweilt, und bereits an Gemüthserregung und an

Stürme der Phantaſie zu ſehr gewöhnt. Louiſe ſah ſie in dieſer Stimmung nicht ungern, und die Wachſamkeit der beiden verſchworenen Freundinnen entſchlief allmählich im Laufe der Tage.

Betty ſaß an ihrer Staffelei allein im Zimmer und arbeitete. Da trat Marſon, den ſie ſeit mehreren Tagen kaum geſprochen oder geſehen, plötzlich herein.

Sie kümmern ſich nicht um das, was ich mache, ſagte er lächelnd, darum intereſſire ich mich nicht weniger für Ihre Arbeit.

Betty zuckte die Achſeln.

Erlauben Sie mir nur, daß ich einen Blick auf Ihre Leinwand werfe. Ich erlaube mir, ſeit Ihr Vater hier iſt, keinen Rath. Ihr Vater iſt ein großer Meiſter — er hat ein wunderbares Auge für die Natur, ein Gefühl für das Schöne und Maleriſche, wie die größten Meiſter.

Betty that das ihrem Vater geſpendete Lob ſehr wohl, und ſie dankte Marſon mit einem freundlichen Blicke. Während er ſo ſprach, betrachtete er die Landſchaft ſehr aufmerkſam, dann verſicherte er Betty, daß ſie von den Eigenſchaften des Vaters viel geerbt habe, und lobte ihre Arbeit; aber mit dem Lobe kam mancher Wunſch, ſie möchte Dies und Jenes anders gemacht haben, zum Vorſchein, und bald dünkte es Betty, daß ihre Arbeit nicht viel tauge. Sie fand ſeine Wünſche gerecht und wollte ihm mit einzelnen Pinſelſtrichen andeuten, daß ſie ihn verſtanden habe. Marien aber nahm ihr Pinſel und Palette aus der Hand, machte dort einen Strich, hier einen Punkt, und nach wenigen Minuten hatte die ganze Landſchaft eine ganz andere Grundlage und hatte ſie einen größeren, kühneren Charakter angenommen. Betty konnte nicht umhin, dieſe Bemerkung zu machen.

Glauben Sie, ſagte Marien, daß ich darum ein größerer Maler bin, als Ihr Lehrer, der Sie auf all das nicht aufmerkſam machte? Nein! ein Stümper bin ich neben ihm, eine trockene, unempfindliche Natur — aber ich habe mehr geſehen als er, ich habe die Alten ſtudirt, ich kann vergleichen; das iſt Alles.

Er wollte gehen und gab ihr Pinſel und Palette zurück. Betty nahm ſie mechaniſch, blieb unbeweglich ſtehen und ſah vor ſich hin. Die ganze Ruhe, die ſie noch vor Kurzem beſeſſen, war dahin. Marien hatte die Gabe, ſie mit einem Worte mit ſich unzufrieden zu machen und ihr mit einer Kleinigkeit ſeine Ueberlegenheit zu zeigen. Er bemerkte nicht, was in ihr vorging, oder wollte es nicht bemerken und wandte ſich der Thür zu. Aber an der Schwelle blieb er ſtehen und ſagte mit einem Tone des Vorwurfs, der ſich hinter

Scherz verbergen ſollte: Und Sie haben nicht die geringſte Luſt, zu ſehen, was ich all dieſe Tage gemacht habe?

Er kehrte von der Thür zurück und faßte ihre Hand. Betty, ſagte er mit geneigtem Haupte und beinahe flüſternd, wo iſt die Theilnahme, die mich kurze Zeit ſo glücklich machte?

Betty fuhr zuſammen und zog die Hand zurück. Sie legte Pinſel und Palette hin und ſagte kurz: Kommen Sie!

Aber an der Thür angekommen, ſagte Marſon: Nicht hier! Hier ſieht man uns vom Garten aus — dort! es führt vom Corridor aus eine kleine Treppe in den Saal.

Betty ſtutzte. Warum ſollte man ſie vom Garten aus nicht ſehen? Doch folgte ſie ihm durchs Zimmer, an die entgegengeſetzte Thür, durch den Corridor, an eine dunkle, ſchmale Treppe.

Ich will Sie führen, ſagte er und ging voraus. Auf der Treppe faßte er ihre Hand und zog ſie ſanft nach ſich. Sie glaubte einen leiſen Druck zu fühlen, zuckte mit der Hand zurück, und er blieb einen Augenblick ſtehen. Betty, ſo allein mit ihm in dem dunklen und engen Raume, zitterte vor Angſt — aber er ſchritt vorwärts, ſtieß eine Thür auf und ſtand mit ihr auf der Galerie, die ſich unmittelbar an das Gerüſt anſchloß. Das Gerüſt ging jetzt beinahe um den ganzen Saal, wie eine zweite Galerie, und führte zu ſämmtlichen Freſken Marſen's, die noch mit allerlei Stuccatur-Zierath und Arabesken umgeben werden ſollten. Stuccatur-Arbeiter waren an einer Seite des Saales beſchäftigt, und Betty athmete auf, als ſie aus dem Dunkel auftauchte und ſah, daß ſie mit Marſen nicht allein war.

Er führte ſie vor die Arbeit, an der ſie ihm geholfen hatte. Des Goldſchmieds Töchterlein war fertig, aber welche Veränderung war indeſſen mit dem Bilde vorgegangen! Noch trug Helene Betty's Kopf, aber er war ganz anders geworden. Ein blühendes, friſches, wunderbar ſchönes Geſicht lächelte dem Ritter entgegen, mit dem Ausdruck der zärtlichſten Liebe, der innigſten Empfindung. Betty war überraſcht und betrachtete das Bild mit Entzücken. So ſchön hatte ſie ſich nie geſehen. — Er ſah ſie ſo ſchön.

Sie haben einen anderen Kopf angeſetzt, ſtotterte ſie verlegen.

Wie ſollte ich nicht! rief Marſen mit gedämpfter Stimme. Je länger ich Sie ſehe, deſto ſchöner werden Sie vor meinen Augen. Ich wich Ihnen all dieſe Zeit aus, um Ihrem Zauber zu entgehen, aber ich habe meine Sehnſucht hieher gemalt, ich habe Sie ſo ſchön hieher gemalt, als Sie fortwährend vor meinem Geiſte ſtehen. Und noch ſind Sie es nicht; wie todt, wie ſtumpf iſt das alles, wenn Sie in der Nähe ſind! O, Betty, Sie wiſſen nicht, was Ihnen dieſes Bild ſagen will — Sie müßten es errathen, wenn ich Sie ſo hinmalen könnte, wie ich Sie ſehe!

Während er dieſe Worte raſch und leidenſchaftlich, wenn auch leiſe, hervorſtieß, verſuchte Betty ihren Mund zu einem abwehrenden, ungläubigen Lächeln zu verziehen. Aber es gelang ihr nicht; es wurde nur ein halb ſchmerzliches, halb glückſeliges Lächeln. Sie hätte ihm gern Schweigen geboten, aber ſie hatte nicht den Muth; ſie beugte ſich dem Manne, wie dem Meiſter ihrer Kunſt: dieſen ſah ſie ſo hoch über ſich, daß es ſie rührte und demüthigte, den Mann flehend und bebend vor ſich zu ſehen, wie er ihre Hände mit Küſſen bedeckte und ſein ganzes Herz vor ihre Füße ausgoß. Sie lehnte ſich, überwältigt, an die Wand, drückte beide Arme vor die Bruſt und hörte mit halbgeſchloſſenen Augen, wie Marien, tief aufathmend, fortfuhr: Sehen Sie alle dieſe Bilder, alle dieſe Weiber, die Braut von Korinth, Leonore, des Pfarrers Tochter — ich habe ſie alle geliebt, ich habe ſie alle elend gemacht. Sie lagen auf dem Wege zu Ihnen, ich bin über ihre Herzen hingegangen. Sie müſſen mir alles geben, was ich bis jetzt nur in Stücken gefunden habe — ſonſt bleibe ich, was ich bin, elend, ruhelos, zerſtückt.

Betty ſchlug die Augen auf; er ſtand mit geneigtem Haupte und hangenden Armen, wie Hülfe flehend und aufgegeben, vor ihr. Ihr Blick flog über die Bilder, die er ihr genannt hatte, und ſie erſchauderte über die ſchmerzzerriſſenen, geſpenſterhaften Geſichter; ſie wandte ſich nach ihrem eigenen Bilde, das blickte wie Verſöhnung nach langem Zwieſpalt. Sie lächelte unwillkürlich, wie ihr Portrait. Marſon wollte wieder ihre Hände faſſen, aber ſie zog ſie zurück, und immer ſo lächelnd, ging ſie der Thür zu, die auf die dunkle Treppe führte. Erſt unten blickte ſie um, da ſah ſie Marſon in dem Lichte, das von oben einfiel, auf den oberſten Stufen liegen, wie er ſein Geſicht in den Arm drückte. Sie eilte über den Corridor in ihre Arbeitsſtube. Sie ſagte ſich, ſie müſſe arbeiten, und faßte die Palette, aber ſie ließ ſie wieder fallen und ſagte laut: Er liebt mich! — und fügte nach einiger Zeit leiſer hinzu: Und liebe ich ihn?

So ſaß ſie durch Stunden da und konnte ſich ungeſtört ihren Gedanken hingeben. Das kleinſte Geräuſch erſchreckte ſie; ſie fürchtete, daß man komme und daß ſie gezwungen ſein werde, über Gleichgültiges zu ſprechen. Manchmal zog das Bild Normann's an ihr vorbei, und ihr glücklich lächelndes Geſicht verdüſterte ſich auf Augenblicke; kaum dachte ſie daran, ihm zu ſchreiben und aufrichtig gegen ihn zu ſein. Aber er weiß es ja; er hat es mir ja ſelber geſagt, daß ich ihn nicht liebe, flüſterte ſie vor ſich hin und beruhigte ſich bei dieſem Gedanken, um ſich aufs Neue den Gedanken an Marſen hinzugeben. Zumeiſt kam es ihr in Träumen vor, als ob die gewaltige Geſtalt Marſen's ſie mit ſtarkem Arm faſſe, ſie forttrage und mit ihr, wie auf wildem Roſſe, die Welt durchſtürme. Sie ſah ihn fliegen und hielt ihre Arme um ſeinen Leib geklammert, während er lächelnd oder ſtark und ſtolz zu ihr hinblickte und Länder und Völker und die bunteſten Menſchengeſtalten und die reizendſten und wildeſten Gegenden traumgleich an ihnen vorüberſchwanden.

Der Abglanz dieſer Phantaſieen lag noch auf ihrem Geſichte, als ſie des Abends in der Geſellſchaft erſchien. Sie trug den Kopf höher als ſonſt, hatte die Scheitel weit zurückgeſchoben, daß die weißen Schläfen leuchtend zu ſehen waren, und die Locken fielen in dicken Maſſen zuſammengedrängt auf den Nacken. Man tanzte. In den Armen Marſen's ſchien ihr der Traum dieſes Nachmittags ſchon verwirklicht; ſie ſchloß die Augen und ließ ſich von ihm forttragen. Wenn ſie die Augen aufſchlug, ſahen die ſeinigen zu ihr nieder, wie ſie es ſich gedacht hatte, und da er ſie wie berauſcht in eine Fenſterniſche ſtellte, ſagte er ihr mit Nachdruck ins Ohr: Sie ſind nicht gemacht, die Frau eines Landarztes zu werden; mein Weib wirſt du, Betty, und keines Anderen! — und ging von ihr, um ſich in die Geſellſchaft zu miſchen. Die Worte klangen ihr wie ein Richterſpruch, wie etwas Unwiderrufliches. Es ſchien ihr, als könnte ſie, auch wenn ſie wollte, gegen dieſen Willen des Schickſals nicht ankämpfen.

Tagelang ging ſie unter dem Gewichte dieſer Worte ſchweigſam, nachdenklich einher. Sie arbeitete ſtill vor ſich hin und war, zum Erſtaunen Aller, immer erſtaunt über die Arbeit, die ſie vollendet hatte und die ihr wie den Anderen gefiel. Aus ihren überraſchten Ausrufen, aus ihrem bedenklichen Kopfſchütteln ging hervor, daß ſie wie eine Nachtwandlerin gearbeitet hatte. — Tolles Volk, dieſe Künſtler! lachte der Graf, wenn ihm Betty als Marien's Arbeit zeigte, was er ſie doch ſelbſt hatte malen ſehen. Nur Louiſe lachte nicht. Die ſonderbare Veränderung im Weſen ihrer Schweſter war ihr nicht entgangen, eben ſo wenig ihre Spazirgänge mit Marſen. Sie theilte ihre Bemerkungen der Freundin mit, und die Wachſamkeit, zu der ſich Beide bei der Abreiſe Normann's verſchworen, wurde wieder aufgenommen. Aber wie ſollte dieſe bewerkſtelligt werden? Louiſe hielt es ihrer wie der Schweſter nicht würdig, ſie auszuſpähen, ſie immer und immer auf ihren Gängen im Garten und Park zu begleiten, und was ſollte das Endziel des Ueberwachungs-Syſtems ſein? Doch faßte ſie einen Entſchluß, als ihr Gräfin Catherine eines Tages unter Erröthen berichtete, was ſie im Parke geſehen. Betty ſaß auf einer Bank und weinte. Marſen ging vor ihr auf und ab, dann küßte er ſie und ſprach einige Worte, die ſie, die Gräfin, nicht hören konnte.

Spät Abends deſſelben Tages erhielt Normann ein Billet, das ungefähr ſo lautete:

„Lieber Normann! Es wäre ſehr gut, wenn Sie ſich für einige Tage von Ihren Büchern losreißen und hieher aufs Schloß kommen könnten. Es geht ſo manches vor, was ich nicht auszudrücken weiß. Ihre Gegenwart wäre mir und Betty ſehr wohlthätig. Gräfin Chaterine grüßt Sie.

Ihre treue Freundin
Louiſe."

Normann ſchlug die Bücher zu, kleidete ſich an, nahm einen Stock in die Hand und wanderte in die ſchöne, laue Sommernacht hinaus.

VII.

In dieſer Nacht, die Normann durchwanderte, fühlte Louiſe etwas wie Gewiſſensbiſſe. Sie machte ſich Vorwürfe, hinter dem Rücken ihrer Schweſter gehandelt, gewiſſer Maßen ihren Richter berufen zu haben, um ſie anzuklagen, und ſie beſchloß, vor Normann's Ankunft offen mit ihr zu ſprechen, wie ſie es ſonſt gewohnt geweſen. So fing ſie denn des Morgens im Atelier als Einleitung in der That von Normann zu ſprechen an und glaubte im Verlaufe des Geſpräches, wenn ſie erſt das Andenken an den Freund lebhaft geweckt, ihre ſchweſterlichen Vorwürfe über die ſcheinbare Verbindung mit Marſen daran zu knüpfen oder wenigſtens das Vertrauen und die Bekenntniſſe Betty's zu gewinnen. Dann wollte ſie ſie auf die Ankunft Normann's vorbereiten. Aber Betty ließ ihr nicht Zeit zur Ausführung des ganzen Planes.

Ich weiß, worauf du los ſteuerſt, Louiſe, ſagte ſie entſchieden — du willſt wiſſen, ob ich Marſen liebe. Ja, ich liebe ihn, und er liebt mich!

Da war Louiſens ganzer Plan verwirrt. Sie wußte nicht, was zu ſagen, und ſtarrte nur ihre Schweſter an. Endlich brach ſie in Thränen aus und rief weinend: Was ſoll aus dem armen Normann werden, der dich ſo herzlich liebt!

Er weiß Alles, antwortete Betty — er wird ſich tröſten, ſeine Wiſſenſchaft, ſein Beruf iſt ihm lieber, als ich . . .

Und was denkſt du zu thun? fragte Louiſe ängſtlich.

Marien zu heirathen! antwortete die Andere eben ſo entſchieden.

Um Gottes willen! rief Louiſe und ſchlug die Hände zuſammen — dieſen — dieſen ſonderbaren Menſchen! Betty, meine theure Betty, laſſe von dieſem Menſchen — mich entſetzt der Gedanke, daß du ſein Weib werden ſollſt!

Sie umſchlang ihre Schweſter mit beiden Armen und ſah ſie innigſt flehend an. In dieſer Stellung fand ſie der alte Hagener, der eben eintrat.

Was geht vor? fragte er erſchrocken.

Louiſe konnte nicht antworten und warf ſich weinend an ſeinen Hals; aber Betty antwortete ruhig: Louiſe iſt verzweifelt darüber, daß ich einen großen Künſtler liebe.

Wer iſt der große Künſtler? fragte der Vater beſorgt.

Marien! erwiderte Betty kurz und entſchloſſen.

Und Normann?

Ich habe ihn nie geliebt. Du wollteſt auch nicht, daß ich ihn heirathe, und du hatteſt Recht. Das kleine, beſchränkte Leben, das er ſich ſchaffen will, iſt nicht für mich. Du ſagteſt, eine Künſtlerin ſolle nicht heirathen; auch darin hatteſt du vielleicht Recht; ſie kann ſich nicht an einen Mann binden, der ſie in kleine, beengende Bezirke abſchließt — es iſt aber anders mit einem Manne, der ſie fortträgt in die weite Welt, ſie alles Schöne und Große ſehen läßt, ihr Lehrer wird und ihr ſo erſt die Freiheit giebt, deren ſie bedarf.

Und du glaubſt, du würdeſt mit Marſen glücklich ſein?

Nein! antwerte Betty ſtolz und ſtark.

Nein? und doch willſt du ihn zum Manne?

Betty ſeufzte tief auf. Alle Weiber, die er liebte, fuhr ſie fort, hat er elend und unglücklich gemacht; ich weiß es. Aber das ſchreckt mich nicht ab. Glück oder Unglück, das gilt mir gleich.

Unglückliches Kind! rief der alte Hagener mit Thränen in den Augen — du weißt nicht, was du ſagſt, du ſpielſt mit Worten, deren Sinn du nicht verſtehſt — du ſtürzeſt dich ins Verderben! Was wiſſen wir von dieſem Marſen? Allerlei ungünſtige Gerüchte laufen über ihn, er gilt für einen Spieler, einen Verſchwender, einen Verführer, und Gott weiß, wofür! Aber ich werde es nie zugeben, ich werde dich gegen dich ſelbſt ſchützen . . .

Papa, unterbrach ihn Betty, es iſt zu ſpät — ich kann mir ein Leben ohne ihn nicht denken. Er braucht mich, um noch einen glücklichen Moment im Leben zu haben, und ich habe mich ihm verſprochen.

Du wirfſt dich weg!

Es iſt beſchloſſen! rief Betty heftig.

Normann! Normann! — ſchrie Louiſe, die am Fenſter ſtand und in den Hof ſah — da kommt er ſchon!

Haſt du Hülfstruppen berufen? ſagte Betty und runzelte die Stirn — ſo erkläre ich Euch hier, bevor er eintritt, daß ich Marſen folge, wann und wie er will und unter welchen Bedingungen immer.

Auf dieſe Worte eilte Louiſe zum Zimmer hinaus und Normann entgegen. Sie wußte eigentlich nicht recht, was ſie that, ſie wollte nur inſtinktmäßig in dieſem Augenblicke ein Zuſammentreffen mit ihrer Schweſter verhindern und Normann den Schmerz erſparen, eben ſo harte und rückſichtsloſe Worte aus ihrem Munde zu hören. Sie begegnete ihm auf der Treppe und ſtürzte ihm mit ausgebreiteten Armen entgegen, wie einem, den man in ſeinem Gange aufhalten will. Sein Anblick hatte ihren Kummer noch geſteigert. Er war blaß, und ſeine Lippen zitterten. Sein ganzes Ausſehen verrieth es, daß dieſe Wanderung durch die Sommernacht kein gemüthlicher Spazirgang geweſen. Dieſer Ankömmling, mußte man ſich beim erſten Anblick ſagen, hat nicht den ſchönen Mondſchein betrachtet und hat nicht auf den Geſang der Nachtigallen und bei Morgenanbruch nicht auf die Wirbel der aufſteigenden Lerchen gehorcht. Wie oft mag er dumpf und ſtumpf auf Chauſſee-Steinhaufen geſeſſen und das Geſicht in den Händen verborgen, wie oft ſich traurig und aufgegeben hinter eine Hecke geworfen haben! Trotzdem ſaßen feſte Entſchlüſſe auf ſeiner Stirn.

Er legte den Arm um Louiſens Nacken und ſagte mit gerührter Stimme: Meine gute Freundin! meine liebe Freundin!

Sie wollte ſprechen, aber Schluchzen unterdrückte ihre Stimme.

Sie haben mir nichts zu erzählen, ſagte er weiter — ich weiß Alles. Was mich ſtets erwartete, habe ich in dieſer Nacht geſehen. Hier habe ich nichts zu thun; ich gehe zu Marſen.

Was wollen Sie bei ihm? ſchluchzte Louiſe.

Ich werde ihm ſagen, daß ein Menſch lebt, der über Betty's Glück wachen wird, wie mit feurigem Schwerte, und wehe dem, der es nicht in Acht nimmt!

Louiſe drückte ihn dankbar ans Herz. Es wurde ihm ſo wohl in dieſer Umarmung, daß er es aufgab, ſich loszuwinden. Auch ſeine Arme ſchlangen ſich feſter, und ſie ſtanden einige Minuten lang in inniger, gegenſeitiger Umſchlingung, während ſeine Lippen auf ihrer Stirn ruhten.

Als er ging, blieb Louiſe, an das Treppen-Geländer lehnend, ſtehen und ſah ihm nach; ihre Augen waren noch voll Thränen, ihr Herz zitterte noch vor Schluchzen, ſie fühlte noch den ganzen Kummer, der ſie aus dem Zimmer und Normann entgegen getrieben hatte, und doch ging um ihren Mund ein träumeriſches Lächeln auf, das ihr, wenn ſie es geſehen hätte, räthſelhafter geweſen wäre, als jedem Anderen.

Normann trat in den Saal der Fresken und ſtieg die wohl bekannte Leiter hinan. Es verdroß ihn, Marſon ruhig bei ſeiner Arbeit ſitzen zu ſehen, während in ſeinem und in den Herzen anderer geliebter Menſchen eben um dieſes Marſon willen Leidenſchaft, Schmerz und Sorgen herrſchten.

Siehe da, Herr Normann! rief der Maler und ließ die Arbeit ruhen. — Ich errathe, warum Sie kommen. Ich bin Ihnen Erklärungen ſchuldig.

Sie irren, Sie ſind mir keine Erklärung ſchuldig; im Gegentheil komme ich, um Ihnen eine Erklärung abzugeben. Ich habe Fräulein Betty geliebt; ich liebe ſie vielleicht noch — aber darum handelt es ſich nicht.

Ihr Freund werde ich immer bleiben und das Recht, ihr ſchützend zur Seite zu ſtehen, werde ich nie aufgeben. Ich werde immer bereit ſein, thätig einzugreifen, wenn ich ihr Glück gefährdet ſehe — ich werde ſie nie aus den Augen verlieren. Herr Marſen, wir wiſſen wenig von Ihnen, deſto wachſamer werde ich ſein, und ich ſchwöre Ihnen, daß ich im gegebenen Falle vor keinem Mittel zurückſchrecken werde, Betty von einem Manne zu befreien, wenn dieſer Mann ihr Leben trüben ſollte. Mit Einem Worte, Herr Marſen, ich bin entſchloſſen, wenn ich es für nothwendig erachte, Sie über den Haufen zu ſchießen.

Marſen warf den Kopf in den Nacken, ſchlug die Arme über der Bruſt zuſammen und ſchien bereit, ein Wort des Hohnes oder der Herausforderung fallen zu laſſen. Aber er gab dieſe Stellung gleich wieder auf und ſagte gelaſſen: Herr Normann, ich werde Ihnen ſehr dankbar ſein.

Normann maß ihn mit einem beinahe verächtlichen Blicke; er ſchien es nicht zu bemerken und fuhr in einem Tone fort, der in der That zu Herzen ging und offenbar aufrichtig gemeint war: Mir wäre vielleicht wohler, wenn ich einen ſolchen Wächter und Richter vor Jahren gefunden hätte. Ich habe den beſten Willen, Betty glücklich zu machen; gelingt es mir nicht, dann iſt es gut, daß mit mir ein Ende gemacht werde. — Sie ſind ein vortrefflicher junger Mann; was Sie ſagen und thun, kommt aus dem edelſten Herzen, ich nehme darum ruhig hin, was mich von jedem Anderen empören würde. Ich will Ihnen auch etwas im Vertrauen ſagen. Ich bin ein Elender; ich bin mit dem Leben fertig, und die Kunſt iſt mir auch gleichgültig geworden; Leben und Kunſt haben durch Betty wieder neuen Reiz für mich gewonnen. So iſt Hoffnung da, daß ein neuer Menſch geboren wird, der Betty glücklich machen kann. Ich hoffe. — Während er ſo ſprach, hatte die ganze Erſcheinung ihren Charakter geändert. Normann glaubte einen anderen Menſchen vor ſich zu ſehen; es war nicht mehr der ſtarke, der ſo überwältigend, leidenſchaftsvoll, myſteriös anziehend daherging, es war ein gebrochener, ſchwacher, klagender Mann, der traurig vor ſich hinſah und nach einer Wiedergeburt, einer Erneuerung ſeiner ſelbſt zu ſuchen und ſich zu ſehnen ſchien. Faſt hatte Normann Mitleid mit ihm gefühlt. Unklar über dieſe neue Erſcheinung, aber beruhigt, wie nach einer erfüllten Pflicht, verließ er ihn und richtete ſeine Schritte zum Schloſſe hinaus, um Betty jetzt nicht zu begegnen.

An der Seite des Schloſſes zog ſich eine tiefe Schlucht, die von einem Bache durchfloſſen und im

Parke benutzt war, um eine maleriſche Abwechſelung hervorzubrigen. Außerhalb des Parkes aber war ſie öde, und die Abhänge derſelben ließen aus magerem Grün fahles Geſtein hervorblicken. Ehemals bildete ſie einen Theil des Grabens, der das Schloß und die Befeſtigung des alten Städtchens umgab. Auf der einen Seite ſtanden noch ärmliche Reſte der Stadtmauer, dieſen gegenüber auf der Höhe der Begräbnißplatz mit einer weißen Kirche. In der Mitte war die Schlucht von einem Damme durchſchnitten, der das Waſſer des Bächleins auffing und einen Teich bildete, der das Waſſer durch ein ſchmales Rinnſaal an ein Mühlrad abgab, das ſich in der Tiefe des Thales bewegte und es mit Geräuſch erfüllte. Aus dem Teichdamme erhoben ſich die hölzernen Pfeiler einer Brücke, die von einer Seite der Schlucht zur anderen, aus der Nachbarſchaft des Schloſſes in die Nähe des Kirchhofes führte.

Auf dieſer Brücke, die das Schloß noch mit ſeinem Morgenſchatten bedeckte, hielt Normann inne. Traurig ſah er in die Tiefe hinab und auf die dunkle Waſſerfläche. Die ganze Nacht hindurch hatte er von dem Glücke, das ihn ſo lange erfüllte, von einem Gedanken, der Eins mit ſeinem Weſen geworden, Abſchied genommen, aber jetzt erſt, da er darüber geſprochen, ſchien ihm dieſer Abſchied, der Verluſt Betty's eine wahre Thatſache. Es war das erſte Mal in ſeinem Leben, daß eine ſolche Trennung von einem Stücke ſeiner ſelbſt in ihm vorging; er wußte noch nicht, daß ſolche Wunden vernarben — es fehlte ihm noch dieſe Erfahrung, die im ſpäteren Leben ſo traurig ſchnelle Heilungen bewerkſtelligt. In Geiſt und Herzen fühlte er eine unheimliche Oede, denn das Glück war ausgezogen, und der ungewohnte Schmerz hatte die leergewordene Stelle noch nicht eingenommen, hatte ſich, ſo zu ſagen, noch nicht eingerichtet. Wie öde kam ihm darum die Welt vor! Alles erſchien ihm in einem entſtellenden, fahlen Lichte, ſelbſt der Beruf, über Betty's Glück zu wachen, den er erſt vor Minuten ſo überzeugt und mit ganzer Seele vor Marion in Anſpruch genommen und der ihn wie ein aus dem Schiffbruch gerettetes Kleinod däuchte. Er ſah einen Moment lang mit den Augen der Welt, und wahrlich, es war eine lächerliche Rolle, als Don Quixote neben einer Geliebten durch die Welt zu laufen und über ihr Glück zu wachen, nachdem ſie einen Anderen vorgezogen. Der ernſte, hingebende, liebende Normann fing an, in Gedanken ſich über ſich ſelbſt luſtig zu machen und die Welt erſchien ihm darum nicht heiterer. Je mehr Mühſal er ſonſt getragen, um ſo lieber war ihm das Leben geworden — warum nicht jetzt?

Leicht zieht der Jugend der Gedanke durch den Kopf, allen Leiden ein Ende zu machen, wenigſtens allen Täuſchungen, denn dieſe fürchtet ſie zumeiſt — und ſo dachte auch Normann einen Augenblick, daß es ihm beſſer wäre, wenn er da unten läge. Er blickte auf, wie um ſich zu erinnern, dieſe Welt zu prüfen — ſein erſter Blick fiel in Louiſens Augen, die ſeit lange neben ihm ſtand und jede ſeiner Bewegungen beobachtete. — Sie ſagte nichts; ſie ſah ihn nur an. Das Gefühl der Vereinſamung war mit Einem Male von ihm genommen; er ergriff ihre Hand, und Arm in Arm gingen ſie zurück und wandelten ſchweigend unter den Caſtanienbäumen vor dem Schloſſe lange auf und ab.

Erſt ſpät ging Normann zum alten Hagener, der ſich über die Vorgänge von dieſem Morgen wieder beruhigt hatte und an den Ernſt derſelben nicht mehr recht glaubte. Doch verſprach er Normann und Louiſen, die möglichſten Hinderniſſe zu erſinnen, um die Verbindung zwiſchen Betty und Marſon aufzuſchieben. Bei dem beweglichen Naturel Betty's war dann noch einige Hoffnung vorhanden, daß ſie ſich von Marſon abwende. In dieſen Plan paßte auch die möglichſt baldige Rückkehr in die Stadt, die beſprochen wurde.

Nachdem noch Normann die Gräfin Catherine und den Grafen begrüßt, wanderte er, von Louiſen eine Strecke begleitet, der Stadt und ſeinen Büchern zu.

Wenige Stunden ſpäter, ſchon in Dämmerung gehüllt, ritt Marſon in entgegengeſetzter Richtung dem proteſtantiſchen Dorfe zu.

VIII.

Der Vater Hagener hielt Wort. Er weihte den Grafen Galten, der in ſeinen vielfachen Beſchäftigungen die Vorgänge in der jungen Welt ſeiner Gäſte nicht bemerkt hatte, in die Geheimniſſe ſeiner Familie ein, und dieſer, betroffen über die Enthüllungen, ſah die Nothwendigkeit einer Rückkehr in die Stadt ein. Betty, ſo oft ſie von Marſon zu ſprechen anfing, erhielt zur Antwort, daß man nächſtens über dieſen Gegenſtand ſprechen wolle: jetzt ſei er, der alte Vater, an den Gedanken einer Heirath ſeiner Tochter noch nicht genugſam gewohnt. Die Gefahr ſchien übrigens nicht dringend. Marſon dachte am wenigſten an Heirath, da er in ſeine Arbeit vertieft war und die letzte Strecke ſchnell vollenden wollte. Doch bereitete Louiſe Alles zur Abreiſe vor, die in den nächſten Tagen Statt finden ſollte.

Louiſe ſchlief noch ihren feſten kindlichen Schlaf, als eines Morgens, da kaum die erſten Strahlen durch die Jalouſieen fielen, ihre Schweſter ſich aus dem Bette erhob und in der Dämmerung des Zimmers ſich anzukleiden begann. Bei jeder Bewegung Louiſens hielt ſie inne und horchte erſchrocken, mit angehaltenem Athem, bis ſie wieder die gleichmäßigen Athemzüge der Schlafenden beruhigten. Dann ſchlich ſie leiſe der Thür entgegen, aber dort angekommen, kehrte ſie wieder nach der entgegengeſetzten Thür zurück, hinter welcher ihr Vater ſchlief. Sie legte das Ohr ans Schlüſſelloch und horchte; dann drückte ſie einen Kuß auf dieſelbe Stelle, wo ihr Ohr gelegen hatte, und warf mit der Hand, rückwärts gehend, noch einige Küſſe durch die Thür, in der Richtung, wo das Bett des Alten ſtand. Am Bette Louiſens blieb ſie ſtehen und ſah mit angeſtrengten Augen in das ſchlafende, ruhevolle Geſicht, das noch wie ein Kindergeſicht ausſah. Ohne zu wiſſen, was ſie that, neigte ſie ſich vor und liſpelte: Mögeſt du nie ſolcher Heimlichkeit bedürfen! Meine Schweſter! meine theure Schweſter! — Thränen ſprangen ihr aus den Augen, und ſie zog ſich ſchnell zurück, daß ſie nicht auf das Geſicht Louiſens fielen und ſie weckten. Ihre Hand hing zum Bette heraus; Betty ergriff eine unwiderſtehliche Luſt, ſie zu küſſen, aber ſie hatte nicht den Muth, ſie zu faſſen. Sie kniete nieder und neigte ihr Antlitz bis in die nächſte Nähe der Hand. So lag ſie einige Minuten, dann drückte ſie Kuß auf Kuß auf die Finger, daß Louiſe erſchrocken auffuhr.

Was iſt? Wer iſt da? Biſt du es, Betty? fragte ſie ſchlaftrunken.

Betty wiſchte ſchnell die Thränen ab und ſagte mit ſicherer Stimme: Ich bin es.

Iſt es ſchon ſo ſpät? Soll ich ſchon aufſtehen? fragte Louiſe.

Nein, es iſt noch ſehr früh — ſchlafe nur aus. Ich will einen Spaziergang im Garten machen — ich kann nicht ſchlafen.

Siehſt du wohl, Betty! Du kannſt nicht ſchlafen — ſeufzte Louiſe.

Wenn du nur gut ſchläfſt, Louiſe; antwortete Betty bedeutungsvoll.

Warte ein wenig; ich ſtehe auf und gehe mit dir.

Nein, nein — ſchlafe; ich komme bald wieder! ſagte Betty und drückte ihre Schweſter ins Bett zurück. Dann wollte ſie den Hut ergreifen, der neben ihr auf dem Stuhl lag, aber fürchtend, dadurch den Verdacht Louiſens zu wecken, ließ ſie ihn liegen und eilte zur Thür hinaus.

Im Hofe zog ſie das Tuch von den Schultern über den Kopf und verhüllte ſich das Geſicht. So lief ſie, ohne umzuſehen, die Allee entlang, die in gerader Linie den Garten durchſchnitt, der Mauer zu und nach der kleinen Pforte, die ins Feld führte. Marſen ſtand vor der Pforte. Er faßte ſie, ohne ein Wort zu ſagen, hob ſie in einen bereit ſtehenden, geſchloſſenen Wagen, ſtieg ihr nach und der Wagen flog davon.

Louiſe konnte nicht wieder einſchlafen. Arme Betty! ſeufzte ſie, was muß in ihr vorgehen — denkt ſie an Normann? — bereut ſie? fürchtet ſie die Zukunft? Wie lange iſt's her, da war ſie ſo heiter, ſo glücklich, und nun kann ſie vor Kummer nicht ſchlafen. Soll ich ſie allein laſſen? Soll ich ihr folgen?

So überlegend hatte ſie ſich ſchon erhoben. Aber ſie kleidete ſich nur zögernd an, nicht wiſſend, ob ſie Betty, die vielleicht allein ſein wollte, mit ihrer Geſellſchaft wohl thue oder nicht. Langſam ſtieg ſie die Treppe hinab, und langſam durchwandelte ſie den Garten, nach allen Seiten ausſpähend, ob ſie nicht Betty's Kleid irgendwo zwiſchen den Bäumen wehen ſehe. Der Garten war leer, und erſt nachdem ſie ihn nach allen Richtungen langſam durchmeſſen hatte, fing ſie an ihren Schritt zu beſchleunigen. Es wurde ihr ängſtlich zu Muthe, und ſie fragte ſich, ob ihre Schweſter nicht vielleicht mit Marſen eine Zuſammenkunft habe. Nach der

Aufregung, die ſie an ihr bemerkt, ſchien ihr das wahrſcheinlich, und ſie kehrte niedergeſchlagen in ihre Stube zurück, öffnete das Fenſter und wartete.

Der Wagen fuhr indeſſen unaufhaltſam dahin, über die Feldwege, geraden Weges über Hügel und Thäler dem Walde entgegen. In ſeinem Innern wurde wenig geſprochen; in dem einen Winkel ſaß Betty und hielt noch immer das Tuch über das Geſicht zuſammen; Marſen ſah manchmal durch die Fenſter, dann legte er ſich ſchweigend in ſeine Ecke zurück. Es war noch ſehr früh, als der Wagen am Fuße des Abhanges vor dem proteſtantiſchen Dorfe hielt. Marſen hob Betty mit beiden Armen heraus und ging mit ihr ins Dorf, mitten durch vor des Predigers Wohnung. Dort ſetzte er ſie auf einen Balken vor dem Hauſe und trat in die Stube.

Der Prediger kam ihm in ſeinem Sonntagsſtaate, in einem ſchwarzen Rocke, der halb Talar, halb Bauernkittel war und über die Knöchel herabfiel, entgegen und verbeugte ſich tief.

Iſt Alles bereit, Herr Prediger? fragte Marſen.

Es iſt Alles bereit, wie Sie befohlen haben, gnädiger Herr!

Und die Zeugen?

Ebenfalls, gnädiger Herr; der Schulze und noch ein Bauer werden der heiligen Handlung als Zeugen dienen.

Nun, ſo kommen Sie!

Marſen wandte ſich der Thür zu, der Prediger aber blieb in der Mitte der Stube ſtehen und fuhr verlegen mit flachen Händen und ausgebreiteten Fingern über die Schöße ſeines Kleides her und hin.

Nun, Sie gehen ja nicht! herrſchte ihm Marſen zu.

Gnädiger Herr! ſtotterte der Prediger.

Sie zaudern? Habe ich Ihre Bedenken noch nicht zum Schweigen gebracht? Ich wiederhole Ihnen, es ſoll Ihnen nichts Unangenehmes daraus entſtehen.

Sie haben für mich und die Gemeinde ſo viel gethan, ſtotterte der alte Mann, Sie haben uns den Schutz des Herrn Grafen Galten verſchafft — gewiß würde ich meine Dankbarkeit gern beweiſen, indem ich nach Ihrem Willen — aber, gnädiger Herr — das Geſetz, die Ordnung, die Regel! — Wir armen Proteſtanten müſſen uns hüten, wir ſind von Widerſachern umgeben . . .

Ich habe Ihnen ſchon auf all das geantwortet, erwiderte Marſen unwillig. Dann ging er einige Schritte zurück an den roth angeſtrichenen Tiſch und ſchüttete darauf den Inhalt ſeiner Börſe aus. Die Ducaten rollten, und mehrere fielen auf den Boden. Raſch bückte ſich der Prediger und las ſie auf, ohne den Blick von den auf dem Tiſche gebliebenen abzuwenden. Er legte die aufgeleſenen zu dieſen und fuhr wie wühlend durch das Häuflein, wobei er ein leiſes Kichern nicht unterdrücken konnte. Darauf ſah er ſich, indem er eine Hand auf dem Gelde liegen ließ, in der Stube um und lachte, als ob er der ungeheuren Armuth, die ihn da überall angrinſ'te, ins Geſicht lachte.

Stecken Sie das ein und kommen Sie! ſagte Marſen und dachte an Normann, der den Prediger mit dem Shakeſpeare'ſchen Apotheker aus Mantua verglichen.

Ja, ja, ſogleich, gnädiger Herr, rief der Prediger und ſteckte das Geld in die Taſche, nicht ohne erſt einzelne der Münzen auf den Tiſch zu werfen, um ſich an ihrem Geldklange zu weiden.

Mit der Einen Hand in der Taſche, in die er das Geld geborgen hatte, trat er nun raſch vor Marſen aus der Thür und pfiff von der Schwelle der Hütte aus dem Dorfe entgegen. Auf dieſes Zeichen kamen ſofort zwei Bauern in ihrer Sonntagstracht, in weißwollenen Kitteln mit Meſſingknöpfen und mit dem dreieckigen Hute unter dem Arme, heran und verneigten ſich ſchüchtern und ſchweigend vor den Fremden.

Gehen wir, ſagte der Prediger und ſchritt voran. Marſon zog Betty, die noch immer auf dem Balken ſaß, das Tuch mit ſanfter Gewalt vom Kopfe, faßte ihren Arm und folgte dem Prediger; hinter Marſon und Betty gingen entblößten Hauptes die beiden Bauern.

Es hatten ſich indeſſen viele Weiber und Kinder, zerlumpte und rußige Geſtalten, verſammelt, die zwar in einiger Entfernung ſtehen blieben, ſich aber dem Zuge, als dieſer ſich in Bewegung ſetzte, anſchloſſen und ſcheuen Schrittes bis zum Tempel mitgingen. Allein dort angekommen, wies ſie der Prediger zurück und ſchloß, als Marſon und Betty mit den beiden Zeugen eingetreten waren, die Thür hinter ſich. Das verſammelte Volk murrte; es hätte die Vermählung ſo gern mit angeſehen.

IX.

Normann ſtand am offenen Fenſter ſeiner Dachſtube und ſah dem Regen zu, der durch die Abendluft ſanft und milde, ohne das geringſte Geräuſch herabfiel, vergoldet von der Abendſonne, welche die dünnen Wolken nicht zu verhüllen vermochten. Sie ſtrahlte auf den feuchten Dächern wieder und bedeckte ſie mit einem roſigen Schimmer. Jenſeit ſeiner ſchmalen Gaſſe hatte die ſchöpferiſche Hand eines armen Mädchens die breite Rinne zwiſchen zwei Dächern in einen hangenden Garten verwandelt, und die Düfte der Roſen-, Reſeden- und Rosmarintöpfe ſandten ihm ihre Grüße herüber, wie ſie ſich in der milden Regenſpende erfriſcht fühlten. Es war ihm zur Gewohnheit geworden, ſo oft es im Sommer regnete, eine gewiſſe Stelle aus einem Gedichte zu murmeln, und ſo ſprach er ſie auch jetzt, aber diesmal mit mehr Bewußtſein und Beziehung, vor ſich hin:

Bald wird auf dieſen Brand
Vergeſſen, mild wie Sommerregen, thauen;
Dann wird in meinem Buſen Geiſterhand
Mir eine neue luft'ge Stadt erbauen.

Immer wieder und wieder murmelte er dieſe Verſe, bis er ſie laut in den ſchönen Abend hineinrief. Darüber hörte er nicht, daß ein Wagen vor ſeinem Hauſe hielt und gleich darauf weiter rollte, und daß es einige Minuten ſpäter an ſeine Thür klopfte. Da klopfte es ſtärker. „Herein!“ rief Normann. Aber Niemand trat herein, es klopfte nur wieder an die Thür, aber diesmal leiſer, ſchüchterner. Normann öffnete; da ſtand Louiſe in der Dämmerung der Vorſtube unter dem Dache. Er faßte ſie überraſcht an beiden Händen und zog ſie in die Stube und dem Fenſter zu, um ſie beſſer ſehen zu können. Die Bläſſe ihres Geſichtes, die tiefe Trauer, die es bedeckte, das Zittern ihres Leibes, die Aengſtlichkeit, mit der ſie ihn betrachtete, als ob ſie ſeine Stärke prüfen wollte, ihr Beſuch überhaupt — Alles ſagte, daß ſie ihm etwas Außerordentliches mitzutheilen habe — doch dachte er auch der Uebereinkunft mit dem Vater und fragte mit bebender Stimme: Sind Sie in die Stadt zurückgekehrt?

Ja, für einige Tage.

Und Betty? — Iſt nicht mit uns.

Wo iſt ſie? — Fort . . .

Von Marſen entführt?! ſchrie Normann.

Nein, ſie iſt vor uns allen mit ihm abgereiſ't — ſie hat ſich mit ihm vermählt — in dem proteſtantiſchen Dorfe.

Normann fiel mit Kopf und Armen auf den Tiſchrand, daß die Gegenſtände, die da zerſtreut lagen, Federn, Papier, Federmeſſer, chirurgiſche Inſtrumente, in die Höhe flogen. Louiſe zwang ihn auf einen Stuhl, der neben ihm ſtand, und er ſetzte ſich, ohne den Kopf zu erheben, immer das Geſicht in den Arm gedrückt. Sie ſtand ſchweigend neben ihm und ſah auf ſeine braunen Locken nieder, die über Stirn und Arm auf den Tiſch fielen und ihn verhüllten wie ein Trauerſchleier.

Sie wollte mehrere Male zu ſprechen anfangen und ihm Troſt zureden, aber die Stimme verſagte ihr; ſie konnte keine Sylbe hervorbringen. Es ging etwas Eigenthümliches in ihr vor, das ſie ſich nicht erklären konnte. So raſch, wie ein Gedanke durch ein menſchliches Hirn zu fliegen vermag, — ſo raſch und ſo luftig und unfaßbar zugleich — flog ein Schatten von Unwillen durch ihre Seele. Hätte ſie nur Zeit gehabt, über dieſe Empfindung nachzudenken, ſie hätte ſich überredet, daß dieſer Schatten von Unwillen daher kam, daß ſie einen Mann nicht gern ſo gebrochen, ſo ſchwach, dem Schmerze erliegen ſehe. Aber es war etwas Anderes, doch wußte ſie es nicht, da ſie ſich nicht Zeit ließ, ſich über dieſe kaum eine halbe Secunde lange Empfindung klar zu werden; das Mitleid mit Normann war ſtärker. Sie legte die Hand auf ſeine Schulter und ſchüttelte ihn leiſe.

Normann, lieber Normann! ich wußte ja, wie Sie dieſe Nachricht erſchüttern werde; darum kam ich ſelbſt, daß Sie in ſolchem Augenblicke eine Freundin, eine gute Freundin zur Seite haben.

Die gute, ſanft zuredende Stimme that ihm wohl und löſ'te ſeinen Schmerz in Thränen. Die heftigen Bewegungen ſeines Kopfes verriethen ihr, daß er in Weinen ausbrach, und mit jener Mütterlichkeit, die in jedem weiblichen Gemüthe verborgen iſt, ſtreichelte ſie ihm die Haare, und da er beſchämt lächelnd zu ihr aufſah, lag ſein Kopf in ihrem umfangenden Arme, der ihm die Augen bedeckte. Und wie er ihn höher erhob, kamen ſeine Lippen an ihre Hand, und er küßte ſie, während ſie ſich feſt auf ſeinen Mund drückte.

Wunderliches Geſchöpf, der Menſch! Gäbe es ein Sonnen-Mikroſkop der Gefühle, könnten wir die kleinſten Vorgänge im menſchlichen Herzen beobachten, wir würden über deren Enormität erſtaunen, wie über die Enormität der Welten in einem Waſſertropfen. Wir würden ſehen, wie auf kleinſtem Raume, in unmeßbaren Zeit-Atomen beſtändiges Vergehen und Werden einen ununterbrochenen Reigen aufführen, der ſich im Unendlichen verliert, als hätten wir das ganze All vor uns. Hier beweint ein junges Herz ein todtes Glück, und während die Tröſterin ihm beiſteht, wird ihm ſo wohl, als ob ſchon ein neues Glück ſeinen Einzug ankündigte. Auf den Leidenden und auf die mitleidende Tröſterin ſenkt ſich für einen Augenblick eine unerklärliche Ruhe herab, aus der ſie ſich beinahe einen Vorwurf machen möchten. Der junge Mann blickt dem ſiebenzehnjährigen Mädchen in das liebe, große, blaue Auge, und er fühlt ſich wie geborgen, und ſie, das Kind weiß, daß es ein Troſt und eine Stütze iſt, und wächſ't in ſeinem eigenen

Bewußtſein. Hand in Hand, und ohne ein Wort zu ſprechen, ſitzen ſie lange auf dem Strohſopha und laſſen das aus Schmerz und innigem Behagen gemiſchte Gefühl durch ihre Seelen ziehen, ohne Verſuch, die ſonderbare Miſchung ſichten und klären zu wollen.

Der Abend ſinkt herab, ſie merken es nicht. Erſt als tiefes Dunkel ſie umhüllt, erinnert ſich Nermann. Es iſt ſpät, ruft er, Sie müſſen fort, Louiſe. Was werden die Leute im Hauſe ſagen!

Was liegt daran! ſagte Louiſe mit jenem Heldenmuthe, den nur das Weib in gewiſſen Fällen hat. Mit etwas mehr Erfahrung hätte Nermann gewußt, was dieſer Heldenmuth zu bedeuten hatte. — Aber, fügte ſie hinzu, Papa erwartet mich und wünſcht Sie zu ſehen; kommen Sie.

Arm in Arm gingen ſie durch die dunkeln Gaſſen der alten Stadt. Der alte Hagener kam ihnen auf der Treppe entgegen und drückte Nermann, indem er ihn in die Stube zog, mit Heftigkeit die Hand. — Nun, mein lieber Freund, ſagte er mit bewegter Stimme, was meinen Sie zu den tollen Streichen unſerer Betty? — Es war keine Frau für Sie, glauben Sie mir und tröſten Sie ſich wenigſtens in dieſer Beziehung. Sie ſehen traurig aus, mein lieber Junge, ſehr traurig, Sie ſind um ihre Zukunft beſorgt, ich weiß es. Nun, ſehen

Sie, was mich betrifft, ich bin ruhiger. Betty iſt eine Perſon, die auf Abgründen tanzen kann, ohne hinein zu fallen. Sie mußte einmal einen tollen Streich machen, ſie mußte ſich austoben — ich glaube, ſie kommt uns einmal zurück, und zwar abgeklärt und ruhig — in mancher Beziehung ſchöner und vollendeter, als ſie uns verlaſſen hat.

So ſprach der alte Mann in abgebrochenen Sätzen vor ſich hin, theils mit Ueberzeugung, theils um ſich zu tröſten; ſo ſprach er auch, als er mit Normann und Louiſe am Tiſche ſaß und die kleine traurige Geſellſchaft ihren Thee trank. Im Ganzen ſprach man nicht viel, man ſaß oft viele Minuten lang da, ohne ein Wort zu ſagen, Jeder ſeinen Gedanken hingegeben. Es fehlte ja eine Hauptperſon aus dieſem Kreiſe, eine Perſon, von der man noch vor Kurzem geglaubt, daß ſie nie fehlen, daß der Kreis ohne ſie gar nicht beſtehen könne. Louiſe machte nicht die geringſten Anſprüche, die Fehlende zu erſetzen, aber ohne daß ſie es wollte, that ihr ſtilles Walten und Sorgen, ihr Gebaren als Hausfrau, daß der Kreis geſchloſſen ſchien, daß die Lücke eigentlich nur in der Erinnerung beſtand. So verging der Abend weniger ſchmerzlich, als man es vorher geglaubt haben würde. Von Einzelnheiten erfuhr Normann noch, daß der Graf Marſon Vorwürfe gemacht über ſeine heimliche Handlungsweiſe, daß ſich dieſer, ſcheinbar in Folge deſſen, entſchloſſen habe, das Schloß zu verlaſſen, und daß er gleich am Tage nach ſeiner Vermählung abgereiſt ſei, um ſich mit Betty nach Italien zu begeben. Ferner wurde beſchloſſen, daß Vater und Tochter noch einige Tage in der Stadt bleiben, bis Normann ſein letztes Examen, das vor der Thür ſtand, gemacht, und daß dieſer dann mit ihnen auf das Schloß zurückkehren ſolle. Der Graf wünſchte es ſo, denn Eugen, ſein Sohn, wurde dieſer Tage erwartet. Zwar fühlte ſich Normann nicht ſtark genug, in ſeiner jetzigen Stimmung zu den Büchern zurückzukehren, aber Louiſe bat ihn, ſich zuſammen zu nehmen; das Studium werde ihn zerſtreuen, und er müſſe dem guten Grafen Wort halten. — Normann verſprach ihr, ſein Möglichſtes zu thun. Es war ihm ehemals ſo angenehm geweſen, zu gehorchen, wenn ihm Betty etwas befahl oder ihn um etwas bat; es ſchien ihm, als ſei ihm das zur Gewohnheit geworden und als wäre es ihm eben ſo angenehm, Louiſen zu gehorchen. Als er endlich ging, begleitete ſie ihn bis an die Treppe und ſtreckte ihm noch die Hand nach: Alſo fleißig ſein, nicht wahr? — Normann ſchlug ein und nickte bejahend. Beim Lichte der Kerze, die Louiſe in der Linken hielt, ſahen ſie einander in die Augen, als ob Jedes ſagen wollte: Jetzt habe ich noch dich!

Wenn auch nicht ſchon in dieſer Nacht, die er unruhig und ſorgenvoll in der Erinnerung an Betty verbrachte, ſo hielt Normann doch vom nächſten Morgen an ſein der Freundin gegebenes Wort. Er ſetzte ſich hin und arbeitete. Und wenn er ſich nach Stunden erhob, um auszuruhen, that er es mit dem frohen Gefühle, einen Theil ſeines Verſprechens eingelöſ't zu haben, und mit ruhigem Gewiſſen ſtieg er des Abends die Treppe zu Hageners hinauf, um Louiſen zu ſagen, daß er fleißig geweſen, wie ſie es wünſchte. So den zweiten, ſo den dritten Tag, daß es ihm endlich ſchien, daß er für ſie allein arbeite. Wenn er dann Abends nach erſtattetem Bericht ein „So recht!“, ein Lächeln, einen Handſchlag bekam, war er zufrieden.

Früher als ſonſt lief er endlich eines Tages die Treppe hinauf; athemlos ſtürzte er ins Zimmer und ſagte mit Mühe: Louiſe, ich bin fertig — es iſt Alles gut gegangen!

Louiſe faßte ſeine beiden Hände und betrachtete ihn lächelnd: Bravo, bravo! rief ſie — in dieſen Tagen haben Sie gezeigt, was Sie können. Wer das kann, der kann noch viel mehr, glauben Sie mir.

Normann war froh, wie ein Kind, das man belobt.

Dieſes Lob des jungen Mädchens war ihm lieber, als alles Lob, das ihm der Rector Magnificus oder der Protomedicus hätte ſpenden können.

Er bemerkte jetzt erſt einen jungen Mann, der ſchweigend in einem Winkel ſaß und ihn aufmerkſam betrachtete. Louiſe ſtellte ihm den jungen Grafen Eugen Galten vor, der es nicht habe erwarten können, ſeine Bekanntſchaft zu machen, und deshalb ſelber gekommen ſei, ſie abzuholen. Die beiden jungen Männer gaben einander die Hand, und nach wenigen gewechſelten Worten ging Eugen, ſich freudig die Hände reibend, in der Stube auf und ab. Er glaubte nach dieſer erſten Begegnung ſchon all das Schöne, das ihm Vater und Schweſter über Normann geſagt, beſtätigt zu finden und freute ſich, in deſſen Geſellſchaft die Reiſe zu machen. Da man ſchon morgen aufs Schloß gehen ſollte, eilte Normann nach Hauſe, um zu packen; Eugen begleitete ihn und half ihm, und als man des Morgens zu Vieren im Wagen ſaß, waren die künftigen Reiſegenoſſen wie alte Freunde, und im Schloſſe angekommen, eilte Eugen ſogleich zu ſeinem Vater, um ihm für die Wahl zu danken.

Eugen war ein junger Menſch, der nicht gern ausſprach, wie innig er ſich anzuſchließen liebte. Eine zu wiederholten Malen erſchütterte Geſundheit hatte ihm die ſeinem Alter nicht ſeltene Hypochondrie und die traurigen Gedanken gegeben, daß er nicht lange zu leben habe. Mit deſto größerem Eifer ſuchte er in ſich aufzunehmen, was ihm das Leben bot. Er häufte einen Schatz von Wiſſen in ſich auf und intereſſirte ſich zugleich mit regſter Theilnahme für alles, was um ihn her vorging. An Liebe zu denken, hatte er bis jetzt noch nicht gewagt, aber eine große Freundſchaft mit einem hochgeſinnten, edlen jungen Menſchen war ſein Ideal. Nach wenigen Tagen erklärte er ſeiner Schweſter, in Normann dieſes Ideal gefunden zu haben, und er gab ſich dieſer neuen Freundſchaft auf weibliche Weiſe hin. Er überhäufte Normann mit Aufmerkſamkeiten, er unterſtützte ihn bei ſeinen Studien, er holte ihm die Bücher aus der Bibliothek, er machte ihm Noten, Auszüge und Abſchriften. Außerdem wußte er ja alles, was im Schloſſe vorgegangen war, und Normann war ihm intereſſant als ein Menſch, der ſchon eine Geſchichte hatte. Die Abweſenden, Marſen und Betty, als Abweſende und in ihrem ſonderbaren Weſen, waren ihm doppelt romantiſch. Er betrachtete den Kopf Betty's in der Freske von „Goldſchmieds Töchterlein" mit großer Aufmerkſamkeit, und Marſen's wegen auch die anderen Fresken. Da war der Kopf der Braut von Korinth, der ihn ſeines geheimnißvollen Unglücks, ſeiner großen, ſüdlichen Züge wegen beſonders anzog, und er dichtete ſich zu allen dieſen Geſtalten eine Geſchichte hinzu. Wie ſchade, daß er überall das nicht mit Normann beſprechen konnte, der ihm über Alles ſprach, nur nicht über Marſen und Betty, über die man ſich im Schloſſe überhaupt nur wenig unterhielt! Es ſchien ein ſchweigendes Geſetz, dem ſich Jeder fügte, um alte Wunden, die noch bluteten, nicht zu berühren.

An den Tagen, die Briefe von Betty brachten, war dies freilich anders; da wurde ihr Name viel genannt, beſonders im Atelier des alten Hagener, das dann Normann und Louiſe nicht verließen, um immer beim Vater zu ſein und mit ihm Zeile nach Zeile zu prüfen und den Brief immer wieder und wieder zu leſen. In Normann erweckte ſchon der erſte Brief neben alten Schmerzen manche neue Beſorgniß. Das junge Ehepaar war abgereiſ't, um geraden Weges Italien, dem Ziele aller Wünſche Betty's zuzuſteuern, und der erſte Brief war aus dem vom italieniſchen Wege abſeits liegenden Baden-Baden datirt. Marſen, ſchrieb Betty, habe daſelbſt viele alte Freunde und Bekannte gefunden, die ihn wahrſcheinlich einige Tage in dem reizenden Badeorte zurückhalten würden. Aber auch der zweite und der dritte Brief waren aus Baden-Baden datirt. Betty erzählte von den vielen „ſonderbaren Menſchen“, mit denen ſie da zuſammenkämen, bei denen es ihr nicht ganz wohl ſei, wahrſcheinlich, weil ſie den Ton der großen Welt nicht kenne. Sie müſſe geſtehen, ſie fühle ſich etwas fremd in dieſer Welt. Oft rette ſie ſich in die Einſamkeit der herrlichen Umgebungen, um Studien nach der Natur zu machen. — Später erzählte ſie, wie ihr Marſon, der immer gut ſei, erlaubt habe, ſich in das ſtille Lichtenthal, in der Nähe von Baden, zurückzuziehen, dort ſehe ſie Marſon freilich ſeltener, da ihn ſeine Verbindungen in der Stadt zurückhalten — aber ſie benutzte ihre Einſamkeit, um fleißig zu arbeiten. Man brauche in Baden ſo viel Geld, das Leben ſei theuer, und es finde ſich hier und da Gelegenheit, ein Bild zu verkaufen. Marſon, der nur große Bilder male, könne natürlich auf der Reiſe nichts anfangen. Wieder ein anderes Mal bat ſie, man möchte ihr einige kleine Arbeiten, die ſie daheim gelaſſen, nachſenden; ſie hatte einen Bilderliebhaber gefunden, der ſie ihr ſehr vortheilhaft abkaufen wollte. Aber ſchon im nächſten Briefe beſtellte ſie die Sendung wieder ab; es hatte ſich indeſſen gezeigt, daß ihr der Bilderliebhaber den Hof machte und daß der Bilderkauf nur zu ſeiner Cour gehörte.

Die Freunde wurden durch jedes dieſer Schreiben in eine betrübte Stimmung verſetzt, am wenigſten jedoch der Vater, der manchmal mit Lächeln aus den Zeilen herauslas, daß ſeine Betty praktiſch werde; das ſchmerzliche Lächeln Betty's und ihre offenbare Bemühung, manches Ernſte hinter Scherz zu verbergen und über Unangenehmes leicht hinzueilen, blieb ihm ein Geheimniß. Nicht ſo Normann und der Schweſter, welche oft ſtundenlang im Garten auf und ab gingen und ſich ihre Befürchtungen mittheilten. Sie wurden etwas ruhiger, als ihnen Betty eines Tages von Baſel aus anzeigte, daß ſie endlich Baden verlaſſen hätten und dem Süden zuſteuerten. Ungefähr vierzehn Tage ſpäter erhielten ſie einen Bericht, in dem folgende Stellen vorkamen:

„. . . . Nach einer ſo herrlichen Reiſe ſitzen wir nun ruhig in dem noch herrlicheren Montreux, im Gaſthauſe zum Schwan, das mit einem Fuße im Genfer See ſteht, von deſſen Balcon aus man den Dent du Midi, du Jaman und andere prachtvolle Berge ſieht. Mit einem Segelkahne fahren wir oft über den blauen oder purpurnen Spiegel nach Chillon, nach den Rhonemündungen, in das Rouſſeau'ſche Clarens, nach Vevay, wo wir auf der unvergleichlichen Terraſſe der drei Kronen ſchöne Stunden verbringen: Marien rauchend und träumend, ich hinausblickend der untergehenden Sonne nach, oder in das mit Dämmerung erfüllte Thal gegen

Wallis, manchmal auch, zu meinem Spaß, den Engländerinnen, die da mit ihren Aquarellen ſitzen, den Rath einer Meiſterin ertheilend. Manche lernbegierige Miſs hat mich ſchon hier im Schwan aufgeſucht, und ich gebe Unterricht. Den breiten Balcon habe ich in ein Atelier verwandelt und gehe zwiſchen meinen Schülerinnen umher, wie ein alter Meiſter. Der See, die Berggruppen, die lachenden Flecken am Ufer ſind unſere Modelle. So ein Atelier mitten in der ſchönſten Natur iſt ſehr unterhaltend. Marſon verachtet dieſes ganze dilettantenhafte Treiben, läßt mich aber gewähren, weil es mich unterhält. Manche meiner Schülerinnen hat ſchon errathen, daß ſie an ihm einen beſſeren Meiſter hätte, als an mir, manche hat ihm auch ſchon ſchmachtende, coquettirende Blicke zugeworfen, aber er kümmert ſich nicht darum. Er liebt mich wirklich. . . .

„. . . . Meine Flitterwochen haben erſt jetzt begonnen. Es iſt ein Irrthum, daß die Flitterwochen gleich nach der Hochzeit beginnen. Die erſte Zeit der Ehe iſt nicht die glücklichſte, ich bin jetzt glücklicher. Zu Baden mißfiel mir Alles aufs höchſte, und Marſon war mir fremd. Hier bin ich ſo befriedigt, daß meine Sehnſucht nach Italien ruht, und Marſon erlaubt mir, ſo lange hier zu bleiben, als es mir beliebt. Ich habe jetzt Angſt vor Rom und Florenz, denn das iſt auch die Welt, und nach dem Leben in Baden brauche ich Ruhe. Marſen will jetzt auch nicht nach Rom, und zwar, wie er mir geſtand, gewiſſer Perſonen wegen, die ſich jetzt dort befinden und denen er nicht gern begegnen möchte. Es laufen ihm überall Bruchſtücke früherer Erlebniſſe und Romane über den Weg; das muß unangenehm ſein, wenn man mit einer jungen Frau reiſt, nicht der jungen Frau wegen, aber der alten Romanheldin wegen. Er glaubt ſich deshalb bei mir entſchuldigen zu müſſen, das iſt ſehr überflüſſig; denn was mir ihn mit intereſſant gemacht hat, war eben die Ahnung, daß er ein reiches und bewegtes Leben hinter ſich hatte. Freilich verlieren manche Romane, in der Nähe betrachtet, viel von ihrer Romantik . . ."

Im Schloſſe hatte man nicht viel Zeit über Betty's letzten Brief nachzudenken. Der Herbſt war indeſſen herangekommen, Normann hatte ſeinen Doctortitel, und er wie Eugen waren vollauf mit den Vorbereitungen zur bevorſtehenden Reiſe beſchäftigt. Mehr als je ſuchten und fanden einander Normann und Louiſe. Es ſchien ihnen, als hätten ſie ſich in den letzten Wochen, die ſie in gemeinſamer Einſamkeit und Beſorgniß verbracht, erſt recht kennen gelernt. Ruhig und verſtändig über ihre Verhältniſſe, wie über die entfernte Betty ſprechend, gingen ſie oft ſtundenlang neben einander einher; manchmal auch ſchweigend und nachdenklich, und manchmal ſchien es Normann, als ſuche ſeine Freundin ihm in der Stille die Trauer zu entwinden, an die er ſich mit Liebe feſtklammerte. Er empfand jene Scham, die treue Gemüther ſo demüthigt, wenn ſie ahnen, daß ein neues Gefühl neben einem älteren, theureren, Platz zu greifen verſucht, wenn ſie ſich auf der Entdeckung überraſchen, daß zu Gunſten eines anderen Gegenſtandes ein augenblickliches Vergeſſen eintrete — ein augenblickliches, oft ein ſtundenlanges Vergeſſen, das man noch vor wenigen Wochen für unmöglich, jedenfalls für verbrecheriſch oder für das Ende alles Lebens gehalten hätte. Aber wie ſollte er auch der beſtändigen, wohlthätigen Nähe Leuiſens, die er nur eine beruhigende nannte, widerſtehen? Sie hatte eine eigenthümliche Herrſchaft über ihn gewonnen. War ſie es doch, die bei der Erinnerung und in Sehnſucht nach ihrer Schweſter oft weich wurde und vor Normann ihren Thränen freien Lauf ließ, war ſie es auch wieder, die für den erſten bedeutenden Schmerz ſeines Lebens immer ein heilſames Wort hatte, die ihm immer zur Seite ſtand und ihn vor Vereinſamung bewahrte. Wie einſam wäre er ohne ſie geweſen! So oft er ſich dieſes ſagte, ſo oft ließ er jede Beſchäftigung liegen und eilte zu ihr, wenn auch nur, um über den gleichgültigſten

Gegenſtand mit ihr zu ſprechen. Er mußte oft darüber lächeln, welchen Eindruck ſie ihm zu Zeiten machte. Wie oft Betty, ihrer älteren Schweſter, gegenüber, hatte ſie nun auch ihm, dem älteren Freunde, gegenüber etwas Mütterliches, das ihr vortrefflich ſtand und über das ſie ſelbſt manchmal mit ihm lachen mußte. Sie redete ihm nicht nur tröſtend und beruhigend zu, ſie hielt ihm auch Strafreden und ſprach mit errathender Einſicht über die Ordnung ſeiner Zukunft. Dann wieder war ſie ihm wie eine jüngere Schweſter, der er hundert kleine Dienſte zu leiſten hatte, mit deren Zukunft er ſich mehr als einmal in Gedanken beſchäftigte. Wie oft brütete er über dem Gedanken, ob dieſes vortreffliche, alles Glückes fähige und würdige Geſchöpf den Mann finden werde, der es ganz verdiene.

Kein Wunder, daß ſie bei bevorſtehender Trennung voraus empfanden, wie ſehr ſie einander fehlen würden. Auf ihren einſamen Spaziergängen wurden ſie immer ſchweigſamer. Nur einzelne kurze Sätze unterbrachen manchmal die Stille, wie z. B.: Werden Sie mir auch ſchreiben, Louiſe? Werden Sie mir auch gewiß ſchreiben? — Werden Sie Ihre kleine Freundin nicht vergeſſen?

In den letzten Tagen war Louiſe kaum ſichtbar. Sie war mit der Reiſe-Ausſtattung Normann's ſo beſchäftigt, daß ſie ihn ſelbſt darüber zu vergeſſen ſchien. Sie hatte im Städtchen Conferenzen mit Nähmädchen und Strumpfſtrickerinnen und mußte ſelbſt mehrere Male in die Stadt, um Einkäufe zu machen, bei welcher Gelegenheit ſie für Normann auch Bücher und Inſtrumente mit gutem Erfolge beſorgte. Sie weckte den Nacheifer ihrer Freundin, der Gräfin Catherine, die auf dieſelbe Weiſe für ihren Bruder ſorgen wollte; aber das gute ariſtokratiſche Kind benahm ſich dabei ſehr unbeholfen, und da mußte Louiſe auch ihm mit Rath und That beiſtehen. Das war ihr ganz recht; ſie fühlte, wie ſehr ſie in dieſen Tagen ermüdender Beſchäftigung bedurfte, und ſie arbeitete mit einer Anſtrengung, als wollte ſie Alles thun, um nicht zur Beſinnung zu kommen.

Endlich war Alles beiſammen und ging es ans Einpacken. Auch dieſes beſorgte Louiſe. Normann ſtand dabei, um zu helfen, benahm ſich aber mit jener Ungeſchicklichkeit, welche die Männer bei ſolchen Gelegenheiten auszeichnet. Louiſe wies ihm einen Platz im Fauteuil an, gab ihm eine Cigarre und befahl ihm ruhig zuzuſehen.

Draußen rieſelte ein ſanfter Herbſtregen herab, bedeckte die Fenſterſcheiben und hüllte die Stube in ſanfte Dämmerung. Normann war es ſo wohlig, als wäre er zu Hauſe bei ſich, in eigener Wirthſchaft und wie Louiſe ſo vor ihm her und hin ging und wenn ſie an ihm vorbeikam, ihm lächelte, kam er ſich mit Einem Male wie verheirathet vor.

Merken Sie ſich, lieber Normann, ſagte ſie, indem ſie ihm ein kleines Paket vorhielt, dieſe Taſchentücher mit breitem Rande habe ich ſelbſt gezeichnet. Vielleicht haben Sie irgendwo in den Apenninen eines in der Taſche, dann denken Sie meiner. — Wann kommen Sie wieder?

Wahrſcheinlich ſchon nächſten Sommer. Ich halte Eugen nicht für krank. Wenn er ſich wohl befindet, kehren wir bald zurück, und er nimmt ſeine Studien wieder auf. So iſt es mit dem Grafen ausgemacht worden.

Wie lange kann das im Ganzen dauern?

Sechs bis acht Monate.

Louiſe wandte ſich wieder der Wäſche zu und fing an, ſie in den Koffer zu legen. Dann nahm ſie aromatiſche Kräuter und Blumen und ſtreute ſie dazwiſchen.

Was ſoll das Grüne? fragte Normann.

Die Wäſche angenehm durchduften; das machen wir ländlichen Wirthinnen ſo, ſagte Louiſe — ich habe heute den ganzen Morgen geſammelt. Zwiſchen jede Schicht Wäſche einige Blumen und Kräuter.

So werde ich jedes Mal, ſagte Normann, durch Duft an Sie erinnert werden. — Aber nein! rief er und ſprang auf — ſchade um dieſe Blumen! — Er nahm einige derſelben zuſammen und band ſie in einen Strauß. — So, ſagte er, ſollen mich dieſe geleiten, nicht zerdrückt und entſtellt — als ein liebes Andenken meiner theuren, vorſorglichen Freundin — und ſo will ich den Strauß wiederbringen — wenn auch welk, doch noch theurer als liebſter Begleiter, als Erinnerung an die liebe Seele, die mir ſo ſehr, ſehr lieb iſt.

Louiſe wandte ſich raſch wieder ihrer Beſchäftigung zu — Normann ſtand mit dem Strauße in der Hand da und ſah vor ſich hin; dann ſetzte er ſich wieder in den Fauteuil und träumte, und Louiſe packte, bis es dunkel wurde.

In ſehr früher Stunde hallte das Poſthorn in den vielen Winkeln des Schloſſes wieder. Der Morgen war klar; die vier Pferde ſtampften ungeduldig, der Poſtillon zeigte ſeine Kunſt auf dem Horn, während die Bedienten die Koffer an den Wagen befeſtigten und Mäntel und Decken in das Innere warfen. Eugen kam in Begleitung von Vater und Schweſter die Treppe herab; auch der alte Hagener erſchien im Hofe und klopfte Normann, der ihm entgegenkam, auf die Schulter.

Wo iſt Louiſe? fragte der alte Hagener — das hätte ich nicht gedacht, daß die ſich heute verſchlafen würde.

Catherine lächelte: Ich habe ſie ſchon vor einer Stunde angekleidet geſehen.

Ohne ein Wort zu ſagen, lief Normann ins Haus, die Treppe hinauf. Oben ſtand Louiſe am Treppengeländer, die Arme über die Bruſt zuſammengedrückt, blaß, den Kopf geneigt und die Augen voll Thränen. Normann blieb einen Augenblick vor ihr ſtehen. — Sie liebt mich, ſagte er ſich und wollte die Arme ausbreiten und ſie umfaſſen; zugleich öffneten ſich ſeine Lippen, um etwas zu ſagen. Aber da ſah er plötzlich Betty vor ſich ſtehen, ſchön und heiter, wie an jenem Morgen, da ſie aus der Stadt in den Wald gezogen; er ſah ſie leibhaftig, er hätte ſie faſſen können — ein Stich ging ihm durchs Herz, und er fühlte einen Schmerz, als ob ſein ganzes Weſen auseinander geriſſen würde. In dem Momente, da er zu Louiſe ſagen wollte: ich liebe dich, fühlte er die Liebe zu Betty in ihrer alten Gewalt, und es ſchien ihm, als müßte er ſie ſein Leben lang fühlen; ſpräche er ein Wort der Liebe zu dieſem Kinde, es wäre Lug und Trug. Louiſe war ihm wieder ein Kind. Er legte die Hand an ihre Stirn und hob ihren Kopf in die Höhe. — Adieu, Louiſe! auf Wiederſehen! ſagte er milde. Sie nickte lächelnd.

Er drückte einen Kuß auf ihre Stirn und eilte einige Stufen hinab; dann aber kam er wieder zurück und faßte ihre beiden Hände und bedeckte ſie mit Küſſen. Louiſe lächelte immer, da neigte ſie ſich mit einer raſchen Bewegung, und plötzlich fühlte er einen langen, heißen Kuß auf ſeiner Hand. — Er zog ſie erſchrocken zurück, und indem er „Auf Wiederſehen!“ ſtammelte, ſprang er die Treppe hinab. Sie beugte ſich, um ihm nachzuſehen, und blieb ſo über das Geländer gelehnt. Da erſcholl das Poſthorn wieder. Sie ſtürzte zurück ans Fenſter; der Wagen rollte zum Hofe hinaus, und ſie eilte in ihr Schlafzimmer zurück und ſchob den Riegel vor die Thür.

X.

Die Eiſenbahn zwiſchen Brüſſel und Paris war um jene Zeit nur bis an die franzöſiſche Grenze vollendet. In Quievrain, der Grenzſtation, wurde die Diligence ſammt den Reiſenden von der Eiſenbahn gehoben und von Pferden nach Valenciennes gebracht, um daſelbſt auf dem großen Marktplatze weitere Reiſende nach Paris aufzunehmen. Auf dieſem Marktplatze hielt an einem etwas dämmerigen, aber milden Herbſt-Nachmittage die Diligence Gaillard-Laffitte; ein Beamter übergab dem Conducteur eine Liſte, welche dieſer, mit einem Blick auf die wartenden Paſſagiere, zu verleſen begann. — Mademoiſelle Antoinette Rhedarez! rief der Conducteur, und eine Mädchenſtimme antwortete: Hier! — Gleich darauf öffnete der Conducteur das Coupé und ſagte zu den zwei darin ſitzenden jungen Männern: Meine Herren, wenn Sie mir ein ſchönes Trinkgeld verſprechen, ſetze ich ein reizendes junges Fräulein zu Ihnen! — und ohne die Antwort der jungen Männer abzuwarten, wandte er ſich ſofort zu Mademoiſelle Rhedarez, die mit einem Reiſeſacke wartend daſtand, und ſagte ungefähr mit derſelben Miene: Mademoiſelle, wenn Sie liebenswürdig ſind, gebe ich Ihnen einen Platz neben zwei der liebenswürdigſten jungen Männer von Frankreich und Navarra.

Die ſo Angeredete warf einen ſchüchternen Blick in das Coupé und auf die Reiſenden, erröthete und zögerte, einzuſteigen.

Haben Sie keine Furcht! ſagte der Conducteur, meines Wiſſens eſſen dieſe jungen Herren keine Mädchen. — Und ohne ihre Antwort abzuwarten, hatte er ſie ſchon in das Coupé gehoben und ging weiter, um den anderen Reiſenden ihre Plätze im Interieur, in der Rotonde oder auf der Imperiale anzuweiſen.

Zwei Arme ſtreckten ſich ihr entgegen, um ſie freundlich zu unterſtützen, während ihr eine dritte Hand den Reiſeſack abnahm, um ihn unter den Sitz zu legen. Sie dankte verlegen für all die Freundlichkeit und ſetzte ſich, wie es ihre Nummer verlangte, in die Mitte, während die Fremden die Eckſitze einnahmen.

Wir können zufrieden ſein, ſagte Eugen, ſie iſt ſehr hübſch. Sehen Sie nur die ſchwarzen Augen und dieſe rabenſchwarzen Locken. Man ſollte nicht glauben, ſchon hier ſo ſüdlichen Typen zu begegnen.

Die ſind hier nicht ſo ſelten, antwortete Normann — neben flandriſchem Blond findet man hier ſehr häufig das dunkelſte Schwarz und bronzirte Haut. Dieſe Gegenden waren lange Zeit ſpaniſch. Doch ſprechen wir nicht Deutſch, ſonſt langweilen wir das arme Geſchöpf.

Sie haben Recht. Es iſt auch nicht artig, daß wir die bequemen Eckſitze einnehmen, während wir ſie in der Mitte ſitzen laſſen. Soll ich ihr nicht meinen Platz anbieten? fragte Eugen.

So thun Sie es doch, lächelte Normann.

Ich habe nicht den Muth.

Normann wandte ſich mit einem verbindlichen Lächeln zu Mademoiſelle Antoinette, die ſteif und unbeweglich zwiſchen ihnen ſaß, als fürchtete ſie, einen der Nachbarn nur mit dem Ellbogen zu berühren, und ſagte auf Franzöſiſch: Mademoiſelle, dieſer junge Herr wünſcht Ihnen ſeinen bequemeren Platz abzutreten, hat aber nicht den Muth, es Ihnen anzubieten.

Ach, Monſieur iſt wirklich ſehr gütig!

Nein, wahrhaftig nicht! erwiderte Eugen, indem er ſchon aufſtand und Platz machte, wir fahren die ganze Nacht durch — auf Ihrem Platze würden Sie nur ſehr ſchlecht ſchlafen können, da Ihnen die Seitenlehne fehlt.

Und Sie? Sie werden auch ſchlecht ſchlafen.

Ach, Mademoiſelle, ich bin ein Mann. Bitte, nehmen Sie meinen Platz; ich könnte nicht ruhig ſein, wenn eine Dame neben mir ſchlechter ſäße, als ich.

Danke, ſagte Antoinette und bewerkſtelligte mit vieler Anmuth und einigem Erröthen die in einem engen Coupé ſchwierige Operation eines Platzaustauſches, während ſich die Pferde ſchon in Bewegung ſetzten.

Im Beſitz ihrer Ecke und durch die ruhige Höflichkeit des Einen, durch die ſchüchterne des Anderen aufgemuntert, fühlte ſich Antoinette ſehr à son aise, lobte den Platz, verſicherte, daß ſie da ſehr gut ſchlafen werde, und drückte den Fremden ihre Freude aus, mit ſo galanten Reiſegefährten zuſammengetroffen zu ſein. — Ach, ſagte ſie treuherzig, ich hatte eine fürchterliche Angſt vor den Unbekannten, mit denen ich die Reiſe machen ſollte.

Ich verſichere Ihnen, mein Fräulein, ſagte Normann, wir ſind nicht ſchrecklich, und Sie können in unſerer Geſellſchaft ganz ruhig ſein.

Das ſah ich auf den erſten Blick, erwiderte Antoinette, und da einmal das Eis gebrochen war, ließ ſie ſich mit der franzöſiſchen Provincialen eigenen Mittheilungsluſt gehen und fuhr fort: Aber bedenken Sie, es iſt meine erſte Reiſe; ich bin aus einem kleinen Städtchen dieſes Departements, und Valenciennes iſt die größte und fernſte Stadt, die ich bis jetzt geſehen. Nun muß ich eine ſo große Reiſe machen, und allein und nach dem unermeßlichen Paris und in ſo traurigen Angelegenheiten.

Eugen hörte dem Mädchen, deſſen Worte einen klagenden Ton angenommen hatten mit vieler Theilnahme zu.

Mein Gott, fragte er, haben Sie denn gar keine Bekannten in Paris?

Ich kenne keinen Menſchen, einen einzigen ausgenommen, um deſſentwillen ich eben hingehe und den ich erſt aufſuchen muß — ich weiß nicht, wo und wie.

Eugen ſah Normann an, als ob er ſagen wollte: ich verſtehe. Antoinette bemerkte es und ſagte kopfſchüttelnd und traurig: Der Verlorene, den ich ſuchen will, iſt mein Bruder!

Pardon! rief Eugen verlegen und verrieth erſt recht ſeine Gedanken.

Sie werden überall Freunde finden, mein Fräulein, ſagte Normann, ſeien Sie gewiß: es wird Sie Jeder gern unterſtützen. Ich kenne Paris auch nicht, aber ich bin ein Mann, kann mich freier umſehen und habe viele Empfehlungen an Pariſer, die mich leiten können; wenn ich Ihnen in irgend etwas dienen kann . . .

Wie gut Sie ſind, mein Herr, einer Fremden ſo bereitwillig Ihre Dienſte anzubieten! Madame Thierry hatte ganz Recht, als ſie mir bei der Abreiſe ſagte . . .

Nun, fragte Normann, was ſagte Madame Thierry?

Antoinette lachte auf und ſagte: Madame Thierry gab mir manche gute Lehre mit auf den Weg; es iſt eine gute und erfahrene Frau, die lange in Paris gelebt hat. Antoinette, ſagte ſie, haben Sie keine Angſt auf der Reiſe; mit Muth kommt man überall fort. Wenn Sie aber die Angſt nicht unterdrücken können, ſo haben Sie ſie nur vor den Alten, nicht vor den Jungen. Die Jungen ſind immer gut und hülfreich ohne Eigennutz. Ich ſehe, fügte Antoinette mit einem liebenswürdigen Blicke auf ihre beiden Reiſegefährten hinzu, daß Madame Thierry ſehr Recht hatte. — Aber da Sie ſo gütig ſind, mir Ihre Hülfe anzubieten, erlauben Sie mir wohl, Sie zu fragen, wer Sie ſind?

Ich heiße Normann und bin ein neugebackener Doctor der Medicin.

Antoinette klatſchte vor Freude in die Hände. Das iſt ja herrlich, rief ſie, da fühle ich mich gleich wie Ihnen anverwandt. Mein Vater war Doctor der Medicin, und mein Bruder ſoll es werden; zu dieſem Zwecke iſt er in Paris und auf der mediciniſchen Schule — ach Gott! wer weiß, ob er es jemals wird, trotz der herrlichen Clientele meines ſeligen Vaters, die er ſo ſchön übernehmen könnte!

Es war offenbar, daß Normann, ſobald er ſich ihr als Collegen ihres Vaters enthüllt, ihr ganzes Vertrauen gewonnen. Nach einer halben Stunde kannte er ihre ganze Geſchichte.

Antoinette Ribedarez war die Tochter eines Landarztes aus der Gegend von Valenciennes; ihre Mutter war ſeit vielen, ihr Vater ſeit einigen Jahren begraben. Sie hatte einen einzigen Bruder, der, nachdem er einige Zeit bei einem **Officier de santé** als Gehülfe und Lehrling fungirt, nach Paris gegangen, um ſeine Studien zu vollenden und dann den leer gebliebenen, beſcheidenen, aber einträglichen Platz ſeines Vaters einzunehmen. Ihr Vater war ſo beliebt geweſen und hatte ſich während der ſchwierigen Zeiten als ſo treuen Helfer bewährt, daß die Commune aus Dankbarkeit ſeinen Platz nur proviſoriſch beſetzte und ihn für deſſen Sohn Virgile offen hielt, bis dieſer ſein Diplom in Paris erlangt haben würde. Nun aber hat Antoinette in Erfahrung gebracht, daß Virgile den Verlockungen der Hauptſtadt und ſpeciel des Quartier Latin nicht habe widerſtehen können, daß er ſeine Studien vernachläſſigt und daß er ſich einem zu luſtigen Leben hingegeben. Sein väterliches Erbtheil war bereits dahin, und ſeit Wochen hatte ſie nichts mehr von ihm gehört. Er hat niemanden auf der Welt, als ſie, niemanden, der ihm Vorſtellungen machen, der ihn an die Schreckniſſe ſeiner Zukunft, eines verfehlten Lebens, die Folgen einer vergeudeten Jugend mahnen könnte, niemanden, als ſie, und obwohl ſie jünger, hat ſie ſich doch aufgemacht, um ihn aufzuſuchen und dieſe Pflicht zu erfüllen. Virgile iſt gut, ſehr gut, herzensgut, ein ritterlicher Charakter, er wird den Thränen ſeiner Schweſter gewiß nicht widerſtehen können und zu einem geordneten und nützlichen, arbeitſamen Leben zurückkehren.

Das alles erzählte ſie mit größter Einfachheit, nur daß ſie zu lächeln verſuchte, wenn ihr während der Erzählung hier und da eine Thräne ins Auge trat. Eugen konnte nicht umhin, er mußte Deutſch ſprechen und ſagte: Es iſt ein liebes, gutes Mädchen!

Hermann ſprach ihr Troſt und Hoffnung zu, aber er konnte eine Beſorgniß nicht unterdrücken: Wie, fragte er, ſoll Ihr Bruder die Studien fortſetzen, da er, wie Sie ſagen, ſein väterliches Erbe nicht mehr beſitzt?

Ich beſitze noch das meinige, antwortete ſie leiſe mit niedergeſchlagenen Augen.

Gute Schweſter! ſagte er und faßte unwillkürlich ihre Hand, ſeien Sie unbeſorgt. Ihre Reiſe wird gewiß nicht vergebens ſein. Was das Auffinden Ihres Bruders betrifft, ſo wird das nicht ſchwer ſein. Ich gehe jedenfalls gleich am Tage nach unſerer Ankunft auf die Ecole de medecine und will bei allen Studenten anfragen, bis ich ihn ausgeſpäht habe.

Antoinette meinte, der Himmel ſelbſt habe ihr ſolche Reiſegefährten geſchickt, und die melancholiſche und ängſtliche Stimmung, mit der ſie in den Wagen geſtiegen, war dahin. Man erzählte, plauderte, lachte endlich bis tief in die Nacht hinein. Eugen gab ihr das Polſter, welches ihm Catherine geſtickt hatte, Normann, um ſie vor der Herbſtnacht zu ſchützen, ſeine Reiſedecke, und ſie fühlte ſich wohl beſchützt und geborgen.

Je suis une pauvre orpheline, il faut que l'on me gâte un peu! murmelte ſie und entſchlief mit einem Lächeln auf den Lippen.

Auch Eugen erfaßte nach und nach der Schlummer; da er aber weder rechts noch links eine Lehne hatte, und der Wagen im raſchen Lauf über das Pflaſter der Chauſſee bergauf, bergab dahinfuhr, ſchwankte er hinüber, herüber, und beſorgt, Antoinetten zu wecken, indem er auf ſie hinfiel, fuhr er von Minute zu Minute auf und rieb ſich die Augen, um ſich wach zu erhalten. Normann bemerkte dieſen Kampf, ſchlang ſeinen Arm um Eugen's Hals und zog ihn auf ſeine Bruſt, wo er bald feſt einſchlief. Normann allein wachte noch. Der Mond war untergegangen, und er ſaß in tiefer Dunkelheit. Die liebende Sorgfalt Antoinettens für ihren Bruder hatte ihn im Laufe des Abends ſo oft an die ſorgende, liebende Louiſe und ihre Schweſter erinnert; jetzt überließ er ſich ungeſtört dieſen Erinnerungen. Je weiter ihn die Reiſe von der Heimat entfernte, deſto lieber wurden ihm ſolche Stunden der Erinnerung. Der Abſchied von Louiſen ſchwebte ihm immer vor und beunruhigte ihn zum Theil, denn er konnte ſich nicht verhehlen, daß er von dem Augenblicke an Louiſens beinahe eben ſo oft gedachte, wie ihrer Schweſter, und daß doch wieder Betty, ſeit er von Louiſen getrennt war, eben ſo lebhaft vor ſeinen Gedanken ſtand, wie in den glücklichſten und unglücklichſten Zeiten ſeiner Liebe. Er erlebte die merkwürdigſten Phantasmagorieen. Es war ihm manchmal, als ob vor ſeinem inneren Auge immer die eine Schweſter die andere verdrängte. Jetzt ſtand Louiſe vor Betty, wie um ſie zu verdecken, jetzt Betty vor Louiſe. Manchmal verſchwammen die Züge der Einen mit dem Geſichte der Anderen, und er wußte nicht, an welche von Beiden er dachte. Die letzten Wochen auf dem Schloſſe war es anders geweſen. Die beſtändige Gegenwart der Freundin und Tröſterin machte, daß er die Wunden für vernarbt hielt und das Andenken Betty's, wenigſtens für Stunden in den Hintergrund trat. Die Reiſe, die Welt mit allem Neuen, das ſie bot, war nicht ſo ſtark, wie Louiſe. Wie ſchon oft, ſuchte er ſich auch in dieſer ungeſtörten Stunde über die Verwirrung in ſeinem Innern klar zu werden — aber anſtatt der Reflexionen begannen wieder die alten Träume und Phantasmagorieen, und dieſe wirkten fort und umſpannen ihn, bis er mit ihnen, wie das Kind mit geliebtem Spielzeug in der Hand, in tiefen Schlaf verfiel.

Welch eine weiſe Perſon mag jene in der Vergeſſenheit eines kleinen Landſtädtchens des Departements du Nord lebende Madame Thierry ſein, die Antoinetten ihre Lehren auf die Reiſe mitgegeben! Sie glaubte dem von Alten erfundenen und gebrauchten Sprüchwort, daß Jugend keine Tugend habe, nicht, ſie glaubte offenbar, daß die Jugend die Tugend ſelbſt ſei und ſie nur deshalb nicht zu haben brauche. Da ſitzen in dunkeln und engem Raume drei in voller Jugend glühende und blühende Geſchöpfe zuſammen, und alle drei ſchlafen den Schlaf des Tugendhaften; das Mädchen träumt vom Bruder, dem es entgegen eilt, um ihn zu retten, um ihm ihre Ausſteuer zu opfern, und träumt, wie die Welt ſo gut ſei, da die erſten zwei Fremden, denen ſie darin begegnet, ſo liebe, hülfbereite Menſchen ſind; der junge Student und Ariſtokrat nimmt ſich ſelbſt im Schlafe zuſammen, um den Schlaf der holden Nachbarin, der guten Schweſter nicht durch eine ungeſchickte Bewegung zu ſtören; und der Dritte bettet den ihm anvertrauten Jüngling an ſeine Bruſt, wie eine Amme das Kind, während ihn Treue und Liebe im Traume zu fernen Geliebten tragen. — Glückliche Reiſe dieſem Laffitte et Gaillard gehörigen alten Eilwagen! Nächſtens macht ihn die Eiſenbahn überflüſſig, und er, der kaum mehr geflickt wird, wird in die Rumpelkammer geworfen werden — aber er hat viel des Schönen in ſeinem Innern getragen. Möge der alte Kaſten in keinem Loche ſtecken bleiben, an keinem Steine brechen, in keinen Graben fallen und glücklich in der Rue Montmartre anlangen!

Er iſt nahe daran. Das Geſpräch, das nach gut verſchlafener Nacht lebhaft fortgegangen und die Reiſegefährten zu guten, alten Freunden machte, verſtummt nach und nach; man ſieht zum Fenſter hinaus und beobachtet, wie das Leben, je mehr man ſich der Hauptſtadt nähert, in größeren und größeren Fluten geht. Was in Paris zu thun ſei, iſt längſt beſprochen und feſtgeſetzt. Eugen ſoll mit Normann im Hotel ſeiner Tante, der Marquiſe Brimont, einer Schweſter ſeiner verſtorbenen Mutter, die einen Emigranten geheirathet, abſteigen; aber man will den Einzug ins Faubourg St. Germain aufſchieben, um Antoinetten nicht gleich bei ihrer Ankunft zu verlaſſen. Normann kennt das Hotel der Cour de Commerce, in der Nähe der mediciniſchen Schule, wo ſchon viele ſeiner reiſenden Freunde und Collegen eingekehrt ſind; dort wird man mit Antoinette abſteigen, da von dort aus der Bruder leicht aufzufinden ſein wird; es liegt mitten im Studentenviertel und in der Nähe der mediciniſchen Schule. Dies iſt abgemacht, und Antoinette iſt beruhigt; dennoch ſieht ſie, wie man ſchon durch die Straßen von Paris fährt, nichts von aller Pracht, von dem wogenden Gedränge der Boulevards — und als ſie ſchon mit Normann und Eugen im Fiaker ſitzt und über den Pont Neuf dem Hotel zufährt, nichts von der herrlichen Seine-Perſpective, von Notre Dame und all der alten Herrlichkeit; mit ängſtlicher Haſt ſieht ſie nur in die Geſichter der Vorübertreibenden, ob ſie nicht Virgile, ihren Bruder, entdecke.

Der Fiaker hält vor dem Hotel, und ſie hatte ihn nicht entdeckt. Ach, ſeufzte ſie, wie ſoll man ihn aus dieſen unzähligen Menſchen herausfinden! — Die Wirthin, Madame Martin, kam den Neuangekommenen geſchäftig entgegen. Antoinette wandte ſich ſogleich an ſie und fragte, ob ſie nicht Herrn Virgile Rhedarez kenne. — Die Wirthin dachte aus Höflichkeit eine Zeit lang nach und bedauerte aufrichtig; um ſich gefällig zu zeigen, öffnete ſie die Thür des Speiſeſaales, wo eine Anzahl junger Männer um die Table d'hôte ſaß, und rief hinein: Meine Herren, ein liebenswürdiges, junges Fräulein ſucht einen Herrn Virgile Rhedarez; kennt ihn einer, heißt einer unter Ihnen ſo? — Auf dieſe Frage erhob ſich ein Theil der ſpeiſenden Geſellſchaft und ſtürzte in die Vorſtube: Ein liebenswürdiges, junges Fräulein, ſagen Sie? riefen die jungen Leute, Einer nach dem Andern — vielleicht heiße ich ſo? — vielleicht läßt ſie mich als Herrn Virgile Rhedarez gelten — warum nicht? kann ich nicht eben ſo gut Virgile Rhedarez als Pierre Lefevre heißen? — Ma foi! er hat Recht; für ein liebenswürdiges junges Fräulein vertauſcht man ſeinen Namen mit Vergnügen — wir ſind keine Ariſtokraten — wir halten nicht auf unſere alten Namen — Parbleu! ich heiße Louis Philippe Dupin und verkaufe dieſe glorreiche Combination für zwanzig Sous. — Virgile, ſo heißt ein claſſiſcher Dichter, der Name iſt mir wie auf den Leib gewachſen, ich mache Verſe wie Lamartine.

So riefen die verſchiedenen Stimmen der jungen Männer, die mit den Servietten in der Hand vor dem Speiſeſaal erſchienen. Normann war etwas ärgerlich über die Art und Weiſe, wie ſie auf die Erkundigung antworteten und hervorſtürzten, um das „junge liebenswürdige Fräulein“ in Augenſchein zu nehmen. Da er aber die wohlwollenden Geſichter und den Ausdruck harmloſeſten Scherzes darauf ſah, mußte er in das Lachen Eugen's einſtimmen. Wir ſind in Paris und im Quartier Latin, ſagte er, und folgte Antoinetten, die bei dem Ausbruch der jungen Leute die Treppe hinaufgeflüchtet war, und der Wirthin, die ihnen ihre Zimmer, herrliche, ſehr comme il faut eingerichtete Zimmer, wie ſie ſagte, anweiſen wollte.

Wer ſind dieſe Herren? fragte Normann.

Studenten, luſtige Studenten, ſehr liebenswürdige junge Leute.

Sind auch Mediciner darunter?

Mediciner! rief Madame Martin entrüſtet, Gott bewahre mich vor Medicinern! Es darf mir kein Mediciner ins Haus. Stellen Sie ſich vor, mein Herr, drei der herrlichſten Katzen von Paris ſind mir nach einander aus dem Hauſe verſchwunden. Und welches, glauben Sie, war ihr beklagenswerthes Schickſal? Sie wurden mir von den Medicinern, die ſich in mein Vertrauen und an meine Table d'hôte gedrängt, geſtohlen, ermordet und dann aufs grauſamſte ſecirt. Seit damals darf mir kein Mediciner ins Haus.

Es thut mir leid, Madame, ſagte Normann, denn ich muß Ihnen, ehe Sie uns in die Zimmer führen, bekennen, daß ich ſelbſt Mediciner bin.

Oh, lächelte Madame Martin ſehr verbindlich, Sie ſehen nicht ſo grauſam aus; auch ſind Sie ein Fremder. Nur die Franzoſen fürchte ich, Sie wiſſen, Voltaire ſagt: In jedem Franzoſen ſteckt ein Tiger.

Sie öffnete eine Thür, die in eine kleine, ziegelgepflaſterte, mit Plüſchmöbeln ausgeſtattete Stube führte, aus der man in zwei andere, ähnliche Zimmer gelangen konnte. Hier, ſagte ſie, haben Sie drei herrliche Stuben.

So iſt es nicht gemeint, ſagte Normann leiſe, Mademoiſelle muß eine abgeſonderte Stube haben.

Ah ſo! ich glaubte, Sie wollten in Geſellſchaft wohnen — ich glaubte, Mademoiſelle wäre Ihre Schweſter.

Sie iſt nicht unſere Schweſter.

C'est égal, mein Gott, ſie könnte es ja ſein, nichts natürlicher, als der Beſitz einer Schweſter, ſelbſt einer ſchönen Schweſter. Sie haben Grundſätze, mein Herr?

Ja, Madame, ich habe Grundſätze, antwortete Normann lächelnd über dieſe ihm neue Art des Geſpräches.

Und dieſer junge Herr? fragte die Wirthin, auf Eugen deutend, er hat ebenfalls Grundſätze?

Ebenfalls.

C'est égal, ich liebe die jungen Herren, die Grundſätze haben, ich; — ich habe ebenfalls meine Grundſätze; Jedermann hat die ſeinigen.

Antoinette erbat ſich ein Zimmer mit der Ausſicht auf die Straße. — O, rief Madame Martin, da kann ich Ihnen die herrlichſte Piece von der Welt geben; folgen Sie mir, Mademoiſelle, Sie ſollen bei mir geborgen ſein, wie es eine junge Dame verdient, die mit zwei ſo ausgezeichneten jungen Herren reiſ't.

Eugen freute ſich über die Neuheit der ganzen ihn umgebenden Welt. Selbſt die Aermlichkeit ſeiner Wohnung, das kalte Ziegelpflaſter ohne Teppich, die alten Plüſchmöbel aus dem Empire, die krachten, wenn man ſie berührte, die falſchen Blumen in den Vaſen, welche auf der Cheminée ſtanden und chineſiſchen Urſprung heuchelten, die elenden zwei Stückchen Holz, die im Kamine brannten und nach dem Ausdrucke der Wirthin eine wohlthuende Wärme verbreiten ſollten, dieſer ganze falſche franzöſiſche Luxus, der hinter tönenden und eleganten Rahmen große Sparſamkeit verſteckt, kurz alles, was ſonſt den Neuangekommenen in pariſer Hotels mit Unbehagen zu erfüllen pflegt, trug nur zu ſeinem Vergnügen bei. Mit Prüfung aller Gegenſtände verlor er ſo viel Zeit, daß er mit dem Wechſel ſeines Anzuges nicht fertig war, als Antoinette ſchon fix und fertig an die Thür klopfte, um die Freunde zu erinnern, daß man noch heute Entdeckungsreiſen nach dem Bruder antreten wollte.

Es war ein echter pariſer December-Abend. Es regnete nicht, aber die Luft war ſo feucht, daß man nach wenigen Schritten aus dem Hauſe die Kleider durchtränkt hatte. Die Laternen waren von einem rothen Hofe umgeben, und die naſſen und ſchmutzigen Pflaſterſteine glänzten im Wiederſcheine der hell erleuchteten Schaufenſter der Kaufleute und Kaffeehäuſer. Nur ſpringend konnte man von einer Seite der Straße auf die andere gelangen und nur indem Jeder auf eigne Hand ſeinen Weg ſuchte. So verlor man ſich oft beim Uebergange, um ſich drüben wieder zu finden. Antoinette wußte einige frühere Adreſſen ihres Bruders; nach dieſen richtete man zuerſt ſeine Schritte; nach dem Pantheon, nach der Rue Vaugirard, nach der Rue des Saints Pères — immer vergebens. Ueberall erinnerte man ſich des luſtigen Studenten, aber nirgends war eine Auskunft über ſeinen jetzigen Aufenthalt zu erlangen.

Erſt ſpät in der Nacht kehrten die drei Entdeckungsreiſenden müde in ihre Wohnung zurück. Antoinette war traurig und entmuthigt. — Ach, ſeufzte ſie, ich fürchte, mein Bruder iſt ein wahrer Bohemien, ein Zigeuner geworden!

Als Normann am nächſten Morgen in die mediciniſche Schule gehen wollte, ſtand ſie ſchon bereit an der Treppe, um ſich ihm anzuſchließen. Sie hatte, damit ſich, wie ſie ſagte, Virgile ihrer nicht ſchämen ſollte, Toilette gemacht. Ein ſchwarzes Kleid, das bis oben geſchloſſen war und vorn eine Reihe kleiner Knöpfchen hatte; ein ſchmaler, weißer Halskragen, der das bronzirte Geſichtchen ſchön hervortreten ließ, gleiche Manſchetten; Kornblumen im Hute, die ſich dem dunkeln, glatten Scheitel anſchloſſen — Alles ſtand ihr ſo gut und gab ihr zugleich ein höchſt einfaches und ſo elegantes Ausſehen, daß Normann nicht umhin konnte, ihr ſein Compliment zu machen. — Sie dankte ſehr zufrieden und ſagte mit jener in dieſen Dingen den Franzöſinnen eigenen Offenherzigkeit: Ja, ich finde mich ſelbſt ſehr nett — Sie auch? — das macht mir Vergnügen. Luſtig wanderte ſie an ſeinem Arme der berühmten Schule zu. Vor derſelben wie in ihrem Hofe und Porticus trieben ſich viele Studenten umher, die einen geſchäftig in die Hörſäle eilend, die anderen disputirend, die dritten mit der kurzen Pfeife im Munde, lachend, plaudernd; die einen eben ſo einfach, wie die anderen phantaſtiſch gekleidet.

Normann hielt es nicht für gut, mit Antoinetten in die Mitte dieſer jungen Männer zu treten; er fürchtete, manches über ihren Bruder zu hören, was ihrem liebenden Herzen oder ihren jungfräulichen Ohren unangenehm ſein könnte. Er bat ſie, ihn an der Fontaine zu erwarten, und trat allein in den Porticus. Dort begann er ſeine Erkundigungen; aber die meiſten Studenten kannten Virgile perſönlich oder auch dem Namen nach, ohne Näheres über ihn und ſeinen Aufenthalt angeben zu können.

Ma foi! ſagte ein langer, rauchender Student, Virgile kann man wohl alle Tage begegnen, aber ſeine Adreſſe kann man nicht wiſſen. Eine Adreſſe zu haben, das gehört nicht zu ſeinen Specialitäten.

Seine Specialität, rief ein Anderer drein, iſt Adele, Monſieur, wenn Sie Adele finden können, dann finden Sie auch Virgile.

Aber wo finde ich Adele? fragte Normann.

Rue Sarraſin Nr. 6, unterm Dache, zweite Thür rechts! rief ein Anderer, der an eine Säule gelehnt das Geſpräch mit anhörte.

Nicht wahr! Du biſt ſehr zurück in der Kenntniß der Erdkunde; Adele iſt ſeit acht Tagen mit einem Rapin im Walde von Fontainebleau, berichtigte ein Dritter.

Ganz richtig, ſagte ein kleiner, etwas verwachſener Jüngling, der auf der Naſe eine Brille und unter dem Arme einen großen Pack Bücher trug, in docirendem Tone. Niemand iſt über dieſe Verhältniſſe ſo gut unterrichtet, wie ich, und nur ich bin fähig, Ihnen, intereſſanter Fremdling, erſchöpfenden Bericht zu erſtatten. Es iſt ganz richtig, was der ehrenwerthe Vorredner behauptete: Adele befindet ſich ſeit acht Tagen mit einem Maler in den Einſamkeiten des Waldes von Fontainebleau, um mit der winterlichen Natur ihr betrübtes Herz in Harmonie zu ſetzen. Virgile Rhedarez nämlich hat ſie verlaſſen, um ſich Zelia, der blaſſen Bewohnerin von Nr. 17 Rue Larrey, in die Arme zu werfen, worauf ſich Adele aus Verzweiflung mit eben ſolcher Heftigkeit dem Maler in die Arme ſtürzte. So iſt es nun, wenn nicht indeſſen neue Verhältniſſe und Verwicklungen hinzugekommen, welche dieſe bereits acht Tage alten und überreifen Zuſtände geändert oder modificirt haben. Adele hat ein bewegliches Gemüth, das ſich den Fluctuationen der Wochen, der Tage, der Minuten mit bewunderungswürdiger Bereitwilligkeit anpaßt.

Entſchuldigen Sie, ſagte Normann, es iſt mir nicht um Mademoiſelle Adele, ſondern um Herrn Virgile Rhedarez zu thun.

So hören Sie weiter, wißbegieriger Fremdling — fuhr der kleine Mann mit der Brille im ſelben Tone fort —: deutete ich vorhin an, daß Mademoiſelle Zelia, gegenwärtige und zeitweilige Freund' Herrn Virgile Rhedarez', Nr. 17 der Straße wohne, welche wir nach dem Namen des großen Chirurgen und erſten Arztes der großen Armee benannten, um ihn, den Vater unſerer braven Krieger, zu ehren, ihn, den ſie ſich im Momente der höchſten Gefahr, auf der Berezina-Brücke von Schulter zu Schulter reichten, um ihn vor dem verfolgenden Feinde und dem Eiſe des barbariſchen Stromes zu retten, ihn, der nicht, wie Homer ſagt, als Arzt ſo viel werth war, wie zwei und mehrere andere, ſondern der ſo viel werth war, wie eine ganze Armee oder wenigſtens ein Armee-Corps — ich ſage, wenn ich vorhin andeutete, daß Zelia in der Rue Larrey wohne, ſo that ich es aus alter Gewohnheit, denn auch ich hatte die Ehre, Mademoiſelle Zelia von Zeit zu Zeit, wenn es meine Studien erlaubten, zu beſuchen, und ich that es nicht frivoler Abſichten wegen, ſondern weil ich den Namen des großen Mannes gern ſo oft als möglich ausſpreche, um mir ihn, mein erhabenes Vorbild, dem ich nacheifere, immer wieder ins Gedächtniß zurück zu rufen. Mademoiſelle Zelia, meine Freundin — ſo nenne ich ſie mit Stolz, denn ſie wird nie fähig ſein, einen Mann der Wiſſenſchaft zu verlaſſen, wie jene verächtliche Adele gethan, um ſich einem Malerlehrling zuzuwenden, ſelbſt in der höchſten Verzweiflung nicht — Mademoiſelle Zelia, meine Freundin, wohnt nicht mehr in der Rue Larrey Numero 17. Sie hat dieſes Haus, wie man ſich in der gemeinen, aber nicht unmaleriſchen Sprache der Portiers ausdrückt, beim Klange der hölzernen Glocke, d. i. in aller Stille und im Geheimen, verlaſſen. Der ſchauderhafte Zeitpunkt des Neuen Jahres rückt mit Rieſenſchritten heran, jener ſchauderhafte Zeitpunkt, der uns daran erinnert, daß ſich Alles ändere, Alles im Fortſchritt begriffen ſei, nur nicht die gemeine Gewohnheit der Hausbeſitzer und Portiers, ſich um dieſe Zeit Hauszins und Trinkgelder bezahlen zu laſſen. Zelia kennt das Leben und kennt die Menſchen; ſie kennt auch die veralteten Sitten Frankreichs und den Mißbrauch der Geſetze, dem wir mit der Revolution eines halben Jahrhunderts — denn noch iſt unſere Revolution nicht geſchloſſen, noch immer tanzen wir auf einem Vulcan — nicht abhelfen konnten. Sie wich den mit den Operationen des erſten Januar unauflöslich verbundenen unangenehmen Empfindungen aus; ſie zog aus und wurde dabei von ihrem Freunde Virgile Rhedarez unterſtützt. Mehrere Tage trug er ſich mit dem Gedanken, die Angelegenheiten Zelia's auf bourgeoiſe Weiſe und durch alltägliche banale Bezahlung zu ordnen, denn auch der Stärkſte hat ſchwache Momente — Napoleon wurde bei Marengo muthlos —; aber endlich ſiegte ſein beſſeres Selbſt, und ſie traten einen geordneten Rückzug an und ließen nur eine halbgeleerte Pomadebüchſe in den Händen des Feindes. Auch dieſe wollte er noch holen, obwohl bereits am Pantheon angelangt, aber Zelia beſchwor ihn, ſich der Gefahr nicht auszuſetzen, und ſprach das große Wort: **Je m'en fiche!**

Der Redner ſchwieg, machte ein ernſtes Geſicht, ſchlug mit der rechten Hand auf die geſchloſſenen Finger der linken, öffnete die beiden mittleren, wie den Deckel einer Doſe und machte die Bewegung, als ob er eine Priſe nähme, worauf er die fingirte Doſe herumreichte.

Glauben Sie, ſagte ein ſchlanker junger Mann zu Normann, daß dieſer Farceur zu Ihnen ſpreche, um Ihnen Auskunft zu geben? Gott bewahre! Er übt ſich im Reden, er will Volksredner werden.

Auch Marat war Arzt, erwiderte der Kleine, freilich nur Thierarzt. Ich würde als Redner ſo hoch über ihm ſtehen, wie der Menſchenarzt über dem Thierarzt ſteht. Uebrigens muß die heutige Redemethode eine andere ſein: das bloße Pathos genügt nicht mehr; der Zuhörer darf nicht wiſſen, ob ihn der Redner hinreißen oder verlachen will. Eine Doſis Ironie, Ironie gegen ſich ſelbſt wie gegen das Publicum muß beigemiſcht werden. Das iſt der echte galliſche Geiſt, der wahre Esprit gaulois; der wurde in der erſten Revolution durch die Girondiſten wie durch die pathetiſchen Jünger Rouſſeau's gefälſcht. Robespierre's Tugend konnte in Erſtaunen ſetzen und darum zur Herrſchaft gelangen, aber halten konnte ſie ſich nicht. Mirabeau hatte einen ſo großen Einfluß, weil man wußte, daß ſeine Tugend nur in ſeinen Worten lag, und weil man ihn in Verdacht hatte, daß er ſich eigentlich über die Nation luſtig mache. Hätte Figaro, ich wollte ſagen Beaumarchais, gelebt, er hätte eine dauerhaftere Dynaſtie gegründet, als Napoleon. Louis Philippe hat etwas von Figaro, darum iſt er zur Regierung gekommen, aber er hat nicht genug davon, darum wird er fallen. Wir brauchen einen Figaro, aber einen lachenden oder blutigen.

Die Studenten lachten, Normann lachte mit, war aber doch ſchon voll Ungeduld im Gedanken an Antoinette, die immer wartend an der Fontaine ſtand.

Aber, ſagte er zu dem Redner, mit all dem, meine Herren, weiß ich noch nicht, wo Herr Virgile Rhedarez zu finden iſt.

Ganz richtig, beſtätigte Jener, wie ſollten Sie es auch wiſſen, da ich ſelber es nicht weiß! In jenem großen Momente, da Zelia auf der Höhe des Pantheons zu ihm ſagte: **Je m'en fiche**, ſah ich ihn zum letzten Male. Darauf verloren ſich Beide, nicht ſeufzend, unter der Laſt der geretteten Habſeligkeiten, in den unerforſchten Gegenden der Rue Descartes.

Was rathen Sie mir nun zu thun? fragte Normann den Kreis.

Halten Sie ſich an Zelia, ſagte ein Jüngling mit breitem Calabreſerhute, der die Arme wie Napoleon bei Waterloo über der Bruſt zuſammendrückte; Zelia wird leichter zu erforſchen ſein als Virgile, ſie iſt eine bekannte Perſönlichkeit.

Der Rath ſchien gut, und Normann beſchloß, ſich hinter dem Rücken Antoinettens danach zu richten, als ein Vorübergehender etwas barſch fragte: Wer ſpricht hier von Zelia? Was ſoll's mit ihr?

Dieſer Herr hier, antwortete man ihm, ſucht Virgile Rhedarez da.

Zelia hat mit Virgile nichts zu thun, ſagte der Vorübergehende ſtolz; Zelia iſt meine Freundin. Sie hat ſich geſtern Abends um acht Uhr fünfundzwanzig Minuten von ihm getrennt und ſich mir gewidmet für ewig.

Und was iſt aus Virgile geworden?

Weiß ich es? Ich habe ihn zur Verzweiflung gebracht und mich dann nicht mehr um ihn gekümmert. Fragen Sie bei den Netzen von St. Cloud nach.

Normann wußte zum Glücke nicht, was dieſe letzten Worte zu bedeuten hatten, daß in den Netzen von St. Cloud die Selbſtmörder aufgefangen werden, die ihnen die Wellen der Seine von Paris aus zuführen; er wäre ſonſt vielleicht über dieſe leere Prahlerei erſchrocken. Er ſah nur ein, daß er zur Zeit hier nichts erfahren konnte, und kehrte zu Antoinette zurück.

Dieſe glaubte ſchon eine Ewigkeit gewartet zu haben, ging bald an der Fontaine ungeduldig auf und ab, unbekümmert um die Muſterung, der ſie die Studenten unterwarfen, ſah bald nach dem Hofe, in dem es wimmelte, und machte nun, da Normann allein zurückkehrte, ein ſo enttäuſchtes Geſicht, als ob ſie den Bruder an ſeiner Seite erwartet hätte. — Ach, rief ſie, nachdem ſie den kurzen Bericht Normann's, der manches Thatſächliche überſprang, gehört hatte, ich werde ihn nie wieder finden! — Sie ließ die Arme hoffnungslos fallen und folgte Normann wie ein Schlachtopfer zum Hotel, um Eugen zu holen und neue Wanderungen anzutreten.

Normann, um ſie zu zerſtreuen, machte ſie auf Dieſes und Jenes in den Straßen aufmerkſam, und bald nahm das bewegte und wogende Leben ſie ſo in Anſpruch, daß die Verzweiflung von dieſem Morgen wieder verflog und ſie, immer den Bruder ſuchend, doch endlich heiter und mit ihren Begleitern plaudernd, wie eine Luſtreiſende, durch Paris lief. So war ſie, von Verzweiflung zu Hoffnung, von Trauer zur Heiterkeit raſch überſpringend. Während ſie lachte, konnten ihr Thränen in die Augen kommen, und oft, ehe die Thränen die Wangen herabrollend die Lippen erreichten, lachten dieſe wieder in jugendlicher Heiterkeit. Doch erkannte ſie in dem labyrinthiſchen und tollen Treiben von Paris, von welchem Werthe ihr Schutz und Führerſchaft Normann's war.

Was wäre ohne Sie, ohne Ihre Güte in dieſem Paris aus mir geworden! ſagte ſie oft im Laufe des

Tages und drückte dabei unwillkürlich den Arm, der ſie führte, und ſtützte ſich feſter auf, wie um ſich dieſer Hülfe deſto mehr zu vergewiſſern. — Die Fürſehung hat Sie mir geſchickt, und ich glaube gar nicht, daß ich es mit einem reiſenden Doctor der Medicin zu thun habe, ſondern mit einem Schutzengel, der Reiſekleider angethan und ſich in die Diligence geſetzt, um mich gleich beim Beginn meiner Reiſe in Empfang zu nehmen. Monſieur Eugen iſt auch kein deutſcher Graf, ſondern ein jüngerer Schutzengel, der zu Ihnen in die Lehre gegeben worden, damit er das Geſchäft gut erlerne.

Indeſſen verging der erſte Tag, vergingen mehrere Tage erfolglos — in ſo fern nicht nutzlos, als die jungen Leute auf ihren Entdeckungsreiſen und Kreuz- und Querzügen in Kurzem Paris beſſer kennen lernten, als es ſonſt vielleicht in Wochen der Fall geweſen wäre. Unter dem Vorwande, daß man den Bruder vielleicht an öffentlichen Orten am leichteſten finden würde, brachten die Freunde das Mädchen auch ins Theater und in Concert-Locale, um ſie zu zerſtreuen. Trotzdem verfiel ſie oft in die tiefſte Entmuthigung, beſonders, wenn es Normann für nothwendig hielt, ſie allein auf ihrer Stube zu laſſen, wenn er Orte wie die Chaumière oder andere Studenten-Tanzplätze beſuchte, um nach

Virgile zu ſpähen. Zögernd klopfte er dann an ihre Thür, denn er war gewiß, ſie in Thränen zu finden, und er hatte Angſt vor dem hoffnungsvollen Ausdruck auf ihrem Geſichte, mit dem ſie ihm an die Thür entgegeneilte, und vor dem Ausbruch ihres Schmerzes, wenn ſie ihn allein ſah. Trotzdem mußte er ſich entſchließen, ſie endlich zu verlaſſen. Eugen war ſeit vielen Tagen von der Marquiſe Brimont erwartet. An ſie waren auch alle Briefe adreſſirt, und Normann ſehnte ſich nach Nachrichten von Louiſe. Es that ihm weh, die arme Verlaſſene, die ſich ſo herzlich und vertrauensvoll ihm angeſchloſſen hatte, ihrer traurigen Einſamkeit und ihren Sorgen Preis zu geben, und gern hätte er, wenn das möglich geweſen wäre, den Rath Eugen's befolgt und die alte Tante und das ganze Faubourg St. Germain aufgegeben. Er ſprach noch einmal eindringlich mit der Wirthin des Hauſes, um ihr Antoinetten zu empfehlen.

Seien Sie unbeſorgt, antwortete Madame Martin, ſo lange Sie die Penſion richtig bezahlen, ſoll Mademoiſelle bei mir gut geborgen ſein.

Sie irren, ſagte Normann ungeduldig, nicht ich zahle die Penſion für Mademoiſelle, ſie ſelbſt zahlt ſie und wird ſie richtig bezahlen, dafür bürge ich Ihnen.

Deſto beſſer — deſto beſſer! Iſt Mademoiſelle eine honnete Demoiſelle, dann ſoll ſie es bei mir noch beſſer haben, obwohl eine Maitreſſe d'Hotel eigentlich keinen Unterſchied machen ſollte. Aber ich liebe die honneten jungen Mädchen; glauben Sie mir, mein Herr, ich liebe die Jugend. Obwohl — wie geſagt. C'est égal! Sehen Sie, das iſt mein Grundſatz: „cest égal!“ Meine ganze Philoſophie ſteckt in dem einen Worte: c'est égal. — Alſo Monſieur Normann, ich ſage Ihnen: c'est égal, und Sie können in Betreff der jungen Perſon ruhig ſein, ganz und gar ruhig.

Antoinetten machte die Trennung von den Freunden ſehr unglücklich, und ſie nahm Abſchied von ihnen, als ob ſie dieſelben nie wieder ſehen ſollte, obwohl Normann verſprach, aus der Rue de Lille, die nicht ſehr fern liege, ſo oft als möglich herüber zu kommen und von den Forſchungen nach Virgile nicht abzulaſſen.

XI.

Die kurze Fahrt aus der Cour de Commerce in die Rue de Lille, aus dem ärmlichen, übervölkerten, kleinen Gaſthauſe in das eben ſo prächtige als ſtille Hotel zwiſchen Hof und Garten, war wie eine Reiſe aus einer Welt in die andere. Der Portier, der von der bevorſtehenden Ankunft Eugen's unterrichtet war, erkundigte ſich erſt, ob er den Grafen Galten vor ſich habe, dann öffnete er das große, von einem Steinwappen überragte Thor, das er ſonſt einem gemeinen Fiaker nie aufgethan haben würde. Dann ſchloß er es ſchnell wieder, und den Neuangekommenen war es unter den Linden des Hofes, als ob ſie fern von Paris auf dem Lande wären. Ein ſchwarzgekleideter Maitre d'Hotel in Schuhen und Strümpfen und weißer Cravate ſtürzte ihnen an der Spitze mehrerer in Livreen gekleideter Bedienten entgegen, während Koch und Küchenjungen in weißen Mützen aus den unterirdiſchen Räumen neugierig hervorblickten, und führte ſie die breite Treppe hinauf, an unzähligen Bildern vorbei, durch zwei und drei ſtille Säle, auf deren Teppichen kein Schritt wiederhallte, in den Salon. Die Marquiſe, eine etwas beleibte Dame mit weißen Löckchen, die ſie für gepudert gelten laſſen wollte, indem ſie auf der rechten Wange ein Mouche oder Schönpfläſterchen trug, kam Eugen mit ausgebreiteten Armen entgegen und freute ſich herzlich, ihn bei ſich zu empfangen. Nicht minder herzlich war ſie gegen Normann, den ihr der Graf beſonders empfohlen hatte. Eugen gewann ſogleich ihr Herz, indem er verſicherte, daß er ſie nach dem Portrait im heimatlichen Schloſſe, das in ihrem achtzehnten Jahre gemalt war, augenblicklich erkannt habe.

Allons donc, kleiner Schmeichler, ſagte ſie lachend und klopfte ihm die Backen, das kannſt du leicht behaupten, da du wußteſt, wer dich hier erwartet; ſchadet aber nichts, man hört ſo was immer gern. Lieber ſchmeicheln, als unangenehme Wahrheiten ſagen. Merke dir das. Ich will die Wahrheit nicht hören, wenn ſie unangenehm iſt. Biſt du galant, mein Kind? Tant mieux, dann ſtirbt doch die Höflichkeit nicht aus. Die Deutſchen müſſen galant werden, da die Franzoſen ſeit 1830 immer gröber werden. Es iſt ein Jammer! Nun, wir wollen davon nicht ſprechen. Das würde auf Politik führen, und es ſchickt ſich nicht, Politik zu ſprechen, ſeit ſie bürgerlich geworden. Man ſieht gleich aus, wie ein Advokat. Setzen Sie ſich, meine Herren und unterhalten Sie mich.

Sie ſetzte ſich aufs Sopha, wies den Gäſten Stühle an und nahm ihre Stickerei wieder zur Hand. Sie erkundigte ſich nach hundert Dingen in der Heimat, und die jungen Männer gaben Beſcheid, dann mußten ſie von ihrer Reiſe erzählen, und ſie verſchwiegen auch ihr Abenteuer mit Antoinette nicht ganz. Die Marquiſe machte ihren kleinen Scherz darüber, ohne weiter darauf einzugehen. Erſt nach geraumer Zeit entließ ſie die Beiden, forderte ſie auf, Toilette zu machen und ſie dann in die Champs Elyſées zu begleiten.

In den Champs Elyſées war ſie eine ſehr beredte Führerin; ſie kannte alle Welt und gab über jede Equipage, die an der ihrigen vorbeifuhr, ſo ausführliche Auskunft, daß die Fremden bei ihrer ſpäteren Rückkehr ins Hotel das ganze Faubourg St. Germain zu kennen glaubten. Man kam erſt ſehr ſpät zu Tiſche, und doch mußten Eugen und Normann ſogleich nach Tiſche wieder mit der Marquiſe in den Wagen, um bei einer Anverwandten einen Abendbeſuch zu machen, der ſich bis nach Mitternacht ausdehnte. Die Marquiſe verſicherte bei all dem, daß ſie ſich von der Welt ſeit lange zurückgezogen und keinen Menſchen mehr kenne; aber, ſagte ſie, es ſei ihre Pflicht, ſich wieder zu „lanciren“, um ihren Neffen in die Geſellſchaft einzuführen, die am Ende, trotz alles Verfalles, doch die einzige Geſellſchaft der Welt ſei.

Dieſer mit der alten Marquiſe verlebte Tag ermüdete die jungen Männer mit ſeiner Mannigfaltigkeit mehr, als es die ganze bisherige Reiſe gethan. Sie ſanken in einen traumloſen, langen Schlaf, und erſt als er ſehr ſpät im Tage erwachte, fiel es Normann ein, daß die arme Antoinette den ganzen Abend allein geweſen, und daß er ſie nicht, wie doch verabredet, beſucht hatte. Er wollte ſich raſch ankleiden und zu ihr eilen, als der Bediente einen ganzen Pack Briefe für ihn und Eugen brachte, zugleich mit der Einladung, das Frühſtück im Zimmer der Marquiſe einzunehmen. Sie wartete ſchon. Die jungen Leute hatten kaum Zeit, einen flüchtigen Blick auf die Briefe zu werfen.

Die Marquiſe war wieder ſo friſch und beredt, wie geſtern. Sie trug einen Kaſchmir-Schlafrock, ein weißes Häubchen, deſſen Roſabänder über die Schulter herabfielen und ſehr gut mit den feingefältelten Roſenwangen zuſammenſtimmten und mit den weißen, kleinen Haarlöckchen nicht im Geringſten contraſtirten. Mit vieler Anmuth und offenbarem Behagen bereitete ſie ſelbſt das Frühſtück.

Kinder, rief ſie den Eintretenden entgegen, ich muß es euch doch noch ſagen, wie ſehr ich mich mit euch freue. Ich lebe auf, ich kann mich doch wieder mit Jemand und für Jemand beſchäftigen. Von meinen Kindern habe ich nicht viel. Meine Tochter iſt verheirathet und verbringt ihre Tage in den Tuilerieen; ihr Mann hat ſich leider ralliirt. Mein Sohn ſchlägt ſich in Africa mit den Kabylen; ein Brymont muß einmal dienen, ſelbſt unter einem Bürgerkönig. So bin ich allein. Nun, jetzt habe ich dich, mein Eugen; ich will für dich ſorgen wie für einen Sohn. Du ſollſt die große Welt kennen lernen, wie Keiner; Sie aber auch, lieber Herr Normann; Sie ſind ja Arzt, und ein Arzt muß mit allen Ständen umzugehen wiſſen. Verlaßt euch nur auf mich; die alte Marquiſe Brimont hat den Hauptſchlüſſel zu allen Häuſern und Geheimniſſen.

Normann wurde es etwas weh bei dieſen Dienſt-Anerbietungen der liebenswürdigen alten Dame; er erlaubte ſich die Bemerkung, daß einer ſeiner Hauptzwecke, den er mit dem Aufenthalte in Paris verbinde, der Beſuch der Sanitäts-Anſtalten ſei.

O, rief die Marquiſe, ich verſtehe. Fürchten Sie nichts. Bei all dem ſollen Sie frei ſein. Nur die erſten Tage laſſe ich Sie nicht los; die brauche ich, um Sie in verſchiedene Familien einzuführen, damit Sie ſie ſpäter mit Eugen auch ohne mich beſuchen können.

Die Marquiſe entwarf ein Programm für den Tag, und Normann ſah mit Schrecken, daß ihm bis Mitternacht kaum ein Stündchen übrig blieb, das er zu einem Beſuche bei Antoinette benutzen könnte.

Auf ſein Zimmer zurückgekehrt, bat er Eugen, den Brief ſeines Vaters zu beantworten, ihn ſelbſt für heute beim Grafen, beim alten Hagener und bei Louiſe zu entſchuldigen, ſteckte Louiſens Brief in die Taſche und eilte zu Antoinette.

Er fand ſie ſehr niedergeſchlagen. — Kommen Sie endlich? ſagte ſie vorwurfsvoll; kaum vierundzwanzig Stunden fort und ſchon haben Sie mir einmal das Wort gebrochen! Wie arg haben Sie mich geſtern warten laſſen, und heute hätten Sie auch früher kommen können!

Normann entſchuldigte ſich, indem er ihr vom geſtrigen Tage und von der Geſchäftigkeit der Marquiſe erzählte.

Dieſe dumme alte Marquiſe! rief Antoinette unwillig und ſtampfte mit dem Füßchen, ich haſſe ſie. Es kommt Alles, wie ich es vorausgeſehen habe. Sie wird ſie in ariſtokratiſche Geſellſchaft bringen, unter ſchöne und glänzende Damen; Sie werden die arme kleine Antoinette vergeſſen; ich werde Sie langweilen, ich werde Ihnen unbedeutend, klein, unintereſſant erſcheinen. Die ſcheußliche Marquiſe! ſie ſtiehlt mir den Schutzengel, den mir die Fürſehung geſchickt hat. O Gott, was ſoll aus mir werden? Wie werde ich meinen Bruder finden? Ich muß in dieſem öden Paris zu Grunde gehen.

In dieſem Tone, bald zornig, bald ſchluchzend, lief ſie händeringend und indem ſie ſich ſelbſt immer mehr aufregte, im Zimmer auf und ab. Normann ſah ſie ſo zum erſten Male und kannte das leicht erregbare Weſen der Franzöſinnen noch zu wenig, um nicht von dieſem Schauſpiele ſehr ergriffen zu ſein. Er betrachtete ſie voll Schrecken und Mitleid, redete ihr zu und faßte ſie endlich, um ſie mit einiger Gewalt in die Sopha-Ecke zu drücken und ſie zu zwingen, daß ſie ihn ruhig anhöre. Er bat ſie, ſich nur einige Tage zu gedulden. Sobald er ſich in der neuen Welt nur ein wenig orientirt und der Dienſtfertigkeit der Marquiſe genügt habe, werde er Eugen ganz ſeiner Tante überlaſſen, ſeine wiſſenſchaftlichen Zwecke für einige Zeit aufgeben, und ſich ganz ihr und der Erforſchung ihres Bruders widmen. — Glauben Sie, liebe Antoinette, mein armes Kind, daß ich fähig wäre, Sie in ſolcher Lage zu verlaſſen?

Nein! nein! rief ſie mit plötzlich veränderter Stimme, beinahe begeiſtert — Sie ſind ja ſo gut, Sie ſind der edelſte Menſch der Welt! — Sie faßte ſeine Hand mit ihren beiden Händen und drückte ihre Stirn auf die ſo zuſammengefalteten Hände.

Er bat ſie, ſich nur kurze Zeit zu gedulden, und gab ihr allerlei Verhaltungs-Anweiſungen.

Sie antwortete auf Alles mit einem bejahenden Nicken, ohne den Kopf zu erheben.

Nun, Adieu!

Adieu! antwortete Antoinette, ohne ſeine Hand los zu laſſen.

Ich kann nicht gehen, wenn Sie meine Hand halten.

Können Sie nicht? fragte ſie und erhob den Kopf und ſah ihm lächelnd ins Geſicht.

Kind! kindiſches Kind! ſagte Normann kopfſchüttelnd. Auf Wiederſehen! —

Bei ſeiner Rückkehr in die Rue de Lille fand Normann die Marquiſe bereits zur Ausfahrt gerüſtet. Die Pferde ſtampften ſchon im Hofe, und Eugen, der am Fuße der Treppe ſtand, übergab dem Bedienten die Briefe, die er während der Abweſenheit Normann's geſchrieben.

Was haben Sie geſchrieben? fragte Normann.

Einen kurzen Bericht über unſeren Einzug bei der Tante und über unſere geſtrigen Beſuche.

Haben Sie mein Schweigen entſchuldigt? fragte Normann weiter.

Gewiß, antwortete Eugen, bei Papa und bei Catherinen.

Und wie haben Sie das gethan?

Ich ſagte, daß Sie bei Antoinette ſind, und erzählte bei dieſer Gelegenheit von dieſer lieben Bekanntſchaft.

Normann machte eine Bewegung der Ueberraſchung und wandte ſich zum Bedienten mit ausgeſtreckter Hand, als ob er ihm die Briefe wieder abnehmen wollte, beſann ſich aber ſchnell wieder und ſagte vor ſich hin: Warum nicht? Warum ſoll ich aus Antoinette ein Geheimniß machen? Doch war er, wie er neben der Marquiſe im Wagen ſitzend dahinfuhr, ziemlich ſchweigſam. Er mußte immer an Louiſe denken. Mit Einem Male überraſchte er ſich auf dem Gedanken: Vielleicht wird ſie eiferſüchtig! und er geſtand ſich, daß ihm dieſer Gedanke Freude machte. Welcher Mann liebt es nicht, wenigſtens durch Momente, die Liebe eines Mädchens durch kleine Qualen zu erproben? Selbſt dann ſchon freut ihn dieſe Probe, wenn er ſeiner eigenen Gegenliebe noch nicht gewiß iſt. Der Mann, ſelbſt der edelſte und wahrſte, iſt in dieſem Punkte nicht im geringſten beſſer oder ſchlechter, als das Weib. Normann drückte bei dieſem natürlichen, aber nicht ganz edeln Gedanken die Hand auf die Bruſttaſche, in der Louiſens noch immer ungeleſener Brief ſtak, und zwar drückte er mit großer Innigkeit. Wie freute er ſich auf die ſtille Stunde, und wie lang, unendlich lang erſchienen ihm die Beſuche, zu denen er von der Marquiſe gezwungen wurde!

Heute begnügte ſie ſich nicht mehr mit Paris. Nach Iſſy, nach Belle Vue, nach Ville d'Avray brauſ'ten ihre Roſſe, um entfernte Verwandte aufzuſtören, welche ihren Winter in Ruhe auf dem Lande verleben wollten. Da man ſchon in dem ſchönen Schloſſe von Iſſy das zweite Frühſtück eingenommen hatte, ſah die Tante keinen Beweggrund, vor Tiſche, d. i. vor ſechs Uhr Abends, in die Stadt zurückzukehren, und auch dieſes that ſie nur, weil ſie für dieſen Abend eine kleine Geſellſchaft geladen hatte.

Wüſt und müde ſaß er endlich ſpät Abends vor ſeiner Lampe, den Brief in der Hand haltend, ohne ihn zu leſen. Er fühlte, daß er ſich erſt ſammeln mußte. Die unzähligen, gleichgültigen Geſtalten, an denen er heute vorbei mußte, gaukelten ihm unerquicklich und geiſtlos vor den Sinnen, in der Atmoſphäre langweiliger Salons, verlaſſener Landhäuſer, entlaubter Bäume und eines regneriſchen Himmels. Die gleichmäßigen, tiefen Athemzüge Eugen's, der in einem Lehnſtuhl über einer Zeitung eingeſchlafen war, trugen nur dazu bei, die Stimmung in ihm und um ihn her noch monotoner und farbloſer zu machen. Er raffte ſich auf und entfaltete den Brief; ſein Blick fiel ſogleich auf die Unterſchrift. Es war, als ob ein Bann von ihm genommen wäre, und lächelnd ſagte er vor ſich hin: Wie anders wirkt dieſes Zeichen auf mich ein! Er las, und Alles war wieder Ruhe, Milde, Verſöhnung. Während er ihre Worte las, hörte er Louiſen ſprechen, er athmete den Hauch ihres Mundes; ſie ſtand vor ihm, ſie ſah ihn mit ihren großen blauen Augen an. Sie ſchrieb, wie ſie ſprach: ruhevoll, warm, einfach. Nicht Ein Satz hatte eine künſtliche Wendung. Er hörte die Intonationen ihrer Stimme, ſelbſt das leiſe Anklingen ihres Dialektes, als ob das alles mit Zeichen und Noten angegeben wäre. — Von Betty war in Louiſens Briefe wenig die Rede, weil, wie ſie ſagte, ihre Schweſter wenig über ihr Leben und beinahe nur über ihre Arbeiten und die Kunſtwerke berichte. Sie ſei in Rom, verbringe den größten Theil ihrer Zeit in Kirchen und Galerieen und ſage beinahe nichts über Marſon. Doch reichten die wenigen Worte hin, ihm Betty aufs lebhafteſte zu vergegenwärtigen, wie ſie angeglüht von den Sonnen der Schönheit, ſelber ſchön, begeiſtert, vielleicht aber doch etwas einſam, durch die Gänge des Vaticans, durch die Antiken des Capitols wanderte. Aber als er weiter las und an die Abſchiedsworte kam, ſtand wieder Louiſe vor ihm, wie in den letzten Augenblicken des Abſchiedes auf der Höhe der Treppe im Schloſſe des

Grafen Galten. So ſah er ſie ja immer und immer wieder. Heute Morgens, als Antoinette ſo innig ſeine Hand faßte, mußte er jenes Augenblickes denken; darum vielleicht dachte er jetzt, zugleich mit der Erinnerung an Louiſe, an den Moment von heute Morgens. So ſtanden die drei Mädchengeſtalten auf einmal vor ihm. Mit Schrecken machte er die Entdeckung, und ſein ſehnſüchtig lächelndes Geſicht verfinſterte ſich allmählich. Ein Zwieſpalt war ihm etwas Neues, und er kam ſich ſchwach, unentſchieden, charakterlos vor. Er ſprang auf, und ohne zu wiſſen, was er that, ſprach er einen Namen aus. Es war Louiſens Name, und er freute ſich, wie er ihn nachhallend hörte und ſich überzeugte, daß es wirklich dieſer Name geweſen.

Riefen Sie nicht Louiſe? fragte Eugen, der erwachte.

Ich glaube, ſagte Normann, ich las eben ihren Brief.

Darf ich ihn nicht auch leſen? bat Eugen. — Hier!

Das iſt wie friſches Waſſer, ſagte Eugen, nachdem er geleſen hatte. Was mir dieſes junge Geſchöpf mit ſeiner, ich weiß nicht, wie ich es nennen ſoll — mit ſeiner Solidität, Wahrheit, einen Reſpect einflößt — ich kann es nicht ſagen.

Normann blieb vor ihm ſtehen. Nur um weiter zu hören, fragte er: Wie meinen Sie das?

Ich weiß nicht, wie ich das meine, erwiderte Eugen — es war mir mit Louiſe immer ſo ungefähr wie mit allen Dichterwerken aus den Urzeiten. Da iſt Alles ſo einfach, ſo ohne Schmuck, es iſt ſo gar nicht gemacht — Jeder glaubt, er könnte es eben ſo gut machen, und es kann's doch Keiner.

Normann ſtreifte im Vorübergehen von rückwärts über den Scheitel Eugen's. Guter Eugen, ſagte er, ich glaube, Sie verſtehen ſich auf den Werth dieſes Mädchens.

Das will ich glauben! rief Eugen, ſo ſehr, daß es mir abgeſchmackt vorkommt, nach Leſung dieſes Briefes Toilette zu machen und in die Soiree der Tante zu gehen unter all die Pariſer und Pariſerinnen.

Nun, ſagte Normann, wir können nichts Beſſeres thun, als uns in ſolcher Geſellſchaft erinnern, daß es ſolche Louiſen giebt.

Und Betty's und Catherinen und Antoinetten! rief Eugen.

Ja wohl! beſtätigte Normann nachdenklicher.

Das Leben iſt doch ſchön! rief Eugen gähnend, und wir müſſen weiße Cravatten umbinden.

In der Einſamkeit des überfüllten Salons ging es

Normann eben ſo, wie vorhin auf ſeinem Zimmer. Fortwährend war er von den drei lieben Geſtalten umgeben. Aus dem franzöſiſchen Geſpräche rings um ihn hörte er Antoinetten heraus; das Clavierſpiel erinnerte ihn an Louiſe, und traumhaft ſchwebte Betty durch das Geſumme und Gedränge der Soiree.

Viele Tage vergingen ſo in gleicher Stimmung, troß der beſtändigen Fahrten mit der Marquiſe, troß der Entdeckungsreiſen nach dem verlorenen Bruder, die er wieder mit Antoinette unternahm, ſo oft ihm ein Stündchen Zeit übrig blieb. Das arme Mädchen hatte beinahe alle Hoffnung aufgegeben. Sie wurde immer trauriger, und Normann fühlte den wahrhaftigſten Schmerz, wenn er in ihr Zimmer trat und ſie mit den Händen im Schooße geneigten Kopfes daſitzend fand, oder wenn ſie ſchweigend mit thränenvollen Augen an ſeinem Arme von einer vergeblichen Wanderung heimkehrte.

An einem jener ſonnigen Wintertage, die in Paris dem Frühling ſo täuſchend ähnlich und wie eine Fata Morgana des fernen Wonnemonates ſind, trat Normann in ihre Stube und rief: Auf! Antoinette! wir wollen aufs Land, wir wollen uns unterhalten!

Antoinette, gewohnt, ihm in Allem ohne Widerſpruch zu gehorchen, ſtrich ſich das Haar zurecht und ſetzte ſchweigend den Hut auf.

Wohin gehen wir? fragte ſie traurig.

Nicht ſo traurig! luſtig! Ein anderes Geſicht, wenn es Ihnen gefällig iſt! Sie hören ja, wir wollen uns unterhalten. Schnell ein Lächeln auf dieſe ſchönen Lippen! So — ſo iſt es recht. Sie werden mir ſonſt gar zu melancholiſch. Gleich heute Morgens, als mir die Sonne ſo freundlich ins Zimmer ſchien, dachte ich: das iſt ein Tag für Antoinette; heute muß ſie mir aus ihrer düſteren Cour de Commerce heraus in die Sonne. Ich habe mich von der Marquiſe los gemacht, und nun fort, wir machen eine Landpartie.

Aber, ſagte Antoinette zögernd, ich mache gewiß gern eine Landpartie mit Ihnen, lieber Herr Normann — aber, da Sie frei ſind, könnten wir den Tag nicht benutzen, um . . .

Um Virgile aufzuſuchen? Glauben Sie, daß ich nicht daran gedacht habe? Aber Sie müſſen auch an Ihre Geſundheit denken. Und am Ende, Paris haben wir bereits in allen Winkeln durchſtöbert, vielleicht finden wir ihn wo auf dem Lande. Heute ſtrömt halb Paris in die Umgebungen; der luſtige Bruder wird ſich heute auch nicht einſperren wollen; vielleicht begegnen wir ihm irgendwo. Verſuchen wir es mit St. Cloud.

In der That ſtrömte es nach dem Bahnhofe, wo ſchon Kopf an Kopf gedrängt ſtand. Im Gedränge hielt ſich Antoinette mit doppelter Kraft am Arme Normann's feſt. In ſolchen Lagen liebte ſie es, ſich daran zu erinnern, wie hülflos und verlaſſen ſie ohne ihn wäre. Sie drückte ihm den Arm und ſagte: Was ſollte aus mir werden, wenn ich Sie nicht hätte! Dieſer Ausruf war ihr beinahe zur Gewohnheit geworden, und da er ſie lächelnd darauf aufmerkſam machte, bat ſie ihn, er möchte es ſie doch ſagen laſſen; das ſei ihr Bedürfniß. So hatte er ſich auch daran gewöhnt, dieſen Ausbruch ihrer Dankbarkeit ruhig anzuhören und höchſtens mit einem ſanften Kopfſchütteln oder einem Gegendruck des Armes darauf zu antworten. Mit einer kleinen Völkerwanderung kamen ſie in St. Cloud an, und dieſer folgend, erreichten ſie den weiten Park, in deſſen Gängen ſich der Strom in kleine Bächlein vertheilte.

Auf dem offenen Platze vor der Diogenes-Laterne trieben ſich Studenten und ihre Geliebten herum und ſpielten mit Ball und Reifen.

Wollt ihr nicht mitſpielen? rief ein Student, als Normann mit Antoinette an ihm vorbeikam.

Normann dankte. Laßt ſie laufen! rief eine Bewohnerin des Quartier Latin, ſeht ihr nicht, daß die noch im Stadium der Sentimentalität ſind? Was gilt die Wette, ſie verlieren ſich im Walde? — Und als die

Beiden in der That ihre Schritte dem Walde zuwandten, erſcholl hinter ihnen ein homeriſches Gelächter. — Wer hat gewettet? rief dieſelbe Griſette, er zahle aus, ich habe gewonnen!

Trotz dem heiteren Sonnenſcheine lag winterliche Traurigkeit auf dem Walde. Nur wenige Blätter hingen an den Zweigen, und dieſe ſtill und regungslos, beinahe noch mehr todt anzuſehen, als die vielen Schichten welken Laubes, das ſie mit ihrem Tritte aufſtörten und das unter ihren Füßen raſchelte. Der Lärm, das Gelächter der Studenten-Geſellſchaft verhallte weit hinter ihnen; es wurde immer ſtiller und einſamer. Das Waſſerbecken unten vor dem Schloſſe blickte wie ein melancholiſches Auge hier und da durch die Stämme ihnen nach.

In der Einſamkeit wurde es Antoinetten ſo zu Muthe, wie vorhin im Gedränge. Was ſollte aus mir werden, wenn ich Sie nicht hätte! ſagte ſie wieder.

Normann ſchwieg.

Sagen Sie mir doch etwas! rief ſie ungeduldig.

Er ſah ſie verwundert an. Ich begreife Ihr Gefühl, liebe Antoinette, und bin glücklich, Ihnen etwas zu ſein. Sie ſind in der That ſehr verlaſſen, und dieſe Verlaſſenheit giebt Ihnen dieſe Worte ein. Das wird ſich ſchnell ändern, ſobald Sie Ihren Bruder gefunden haben.

Vielleicht! ſagte ſie kurz.

Gewiß! ſagte wieder Normann. Aber Antoinette wiederholte: Vielleicht! Vielleicht! Sie hob den Kopf in die Höhe, rief: Allons donc! und ſchickte einen Triller in die Luft. Allons donc! rief ſie abermals und fügte kurz hinzu: Erzählen Sie mir etwas!

Was?

Was für Augen hat Betty?

Dunkelbraune mit ſchwarzen Brauen und Wimpern.

Und blondes Haar dabei — das iſt prächtig, ſehr eigenthümlich, ſagte Antoinette, man weiß nie, was von ſolchen Frauen zu denken. Und Louiſe? fragte ſie weiter.

Blaue Augen.

Blau und blond, das iſt ſchon gewöhnlicher. Sprechen wir nicht weiter davon, aber kennen möchte ich die Beiden. Sie ſprang wieder auf ein anderes Thema über, dann auf ein drittes und viertes, dann bat ſie Normann, ſie zu Tiſche zu führen, da ſie ſehr hungrig ſei.

XII.

Sie gingen nach St. Cloud zurück und traten in den alten Reſtaurant zur **Tête noire**, aus deſſen Fenſtern man der Seine, der Brücke und den buſchigen Hügeln von Sevre entgegenblickt und eine italieniſche Landſchaft zu ſehen glaubt. Die großen Speiſezimmer waren überfüllt, und das Paar ſah ſich gezwungen, zwei Treppen hoch zu ſteigen und das einzige noch freie kleine Stübchen einzunehmen. Am Treppengeländer, in bequemen oder herausfordernden Stellungen, reihten ſich von unten bis oben, rauchend, plaudernd oder in das beliebte Myrtiten blaſend, die Begleiterinnen der jungen Männer, die entweder mit dem Glaſe in der Hand neben ihnen ſtanden oder in den Stuben auf den Sopha's ausgeſtreckt lagen. Witze, kluge und freche Worte flogen Trepp' auf und nieder. Die Herren machten den Ankommenden höflich Platz, aber die Damen rührten ſich nicht, wenn eine andere vorüber kam, die „honnet" ausſah; ſie begnügten ſich damit, ihr einen mitleidigen Blick über die Schulter zuzuſenden oder ſich noch mehr in den Rauch ihrer Papiros zu vertiefen.

Normann bedauerte es ſchon, Antoinetten hieher geführt zu haben, aber ſie ging wie eine Nachtwandlerin neben ihm, ohne nach rechts oder links zu ſehen und zu hören; doch athmete ſie auf, als ſie in der Stube ankam. Geplauder, Geſchrei, Lied und Lachen ſchellen wirr und betäubend aus den Nebenſtuben. Antoinette ſchien von all dem nichts zu hören; ſie ſtützte den Kopf in beide Hände, ſah gedankenlos auf Auſtern und Chably, die vor ihr ſtanden, und berührte nichts, trotz dem Hunger, den ſie vorher angekündigt hatte. Normann, der ihr gegenüber ſaß, ſah in ihr ſchönes, dunkles Geſicht, ſuchte da herauszuleſen, was in ihr verging, vergaß aber bald ſeine Forſchung über der Freude, die ihm dieſer Anblick gewährte. Er faßte ihre Hand, um ſie aus dem traumhaften Zuſtande zu wecken, aber er brachte kein Wort hervor; ſein Herz klopfte, er fühlte, daß ihm der Laut in der Kehle ſtecken bleiben würde; ſeine Hand zitterte auf ihrer Hand. Wie gern hätte er ihr das verbergen! Aber er war nicht fähig, ſie zurückzuziehen.

Aus der Nebenſtube, mitten durch den chaotiſchen Lärm, erſcholl eine junge Männerſtimme, die ſang das Lied:

> **Jeune fille**
> Dont l'oeil brille — dont l'oeil brille . . .

Da fing auch die Hand Antoinettens zu zittern an. Sie ſchlug die Augen auf und ſah Normann mit einem wunderbar glückſeligen Ausdrucke an; ihre Lippen öffneten ſich — ihr ganzes Geſicht horchte. Sie erhob ſich leiſe, wie um keinen Ton des Liedes zu verlieren, und faßte Nermann's beide Hände. Sie wollte ſprechen, aber ſie beſann ſich und horchte noch einmal.

Antoinette! rief Nermann mit zitternder Stimme.

Es iſt mein Bruder, der da ſingt! ſagte ſie endlich, aber leiſe, als fürchtete ſie, einen Traum zu verſcheuchen.

Er ließ ihre Hände los und fuhr zurück. So lange das Lied dauerte, ſtand Antoinette wie gebannt und horchte; da es plötzlich abbrach, ſprang ſie der Thür zu und wollte hinauseilen. Nermann hatte ſich indeſſen gefaßt. Er ergriff ihre Hand und führte ſie in die Stube zurück. — Sie müſſen nicht da hineingehen, ſagte er, wenn es Ihr Bruder iſt, ſo bringe ich ihn Ihnen herein.

Er ſprang hinaus, klopfte an die Thür der nächſten Stube und riß ſie ſofort auf. Auf den erſten Blick erkannte er, wie Recht er gehabt, Antoinetten zurückzuhalten. Die kleine Geſellſchaft war ſehr maleriſch, aber zwanglos gruppirt und ſah den eintretenden Fremden mit überraſchten Augen an.

Entſchuldigen Sie, meine Herren und Damen, wenn ich ſtöre; iſt Herr Virgile Ribedarez hier? — Auf dieſe Frage erhob ſich ein junger Mann, mit ſchwarzem, lang herabwallendem Haar, den Normann ſogleich als den Bruder erkannte.

Was ſteht zu Ihren Dienſten, intereſſanter Fremdling? fragte Virgile: zu ernſthaften Geſchäften habe ich jetzt keine Zeit.

Es widerſtrebte Normann, hier Antoinettens Namen laut zu nennen. — Ich habe Ihnen allein etwas zu ſagen, Herr Virgile.

Ich habe keine Geheimniſſe, nur laut damit heraus.

Es erwartet Sie Jemand mit Ungeduld im anſtoßenden Zimmer.

Iſt's ein Herr oder eine Dame? Es kann nur ein Gläubiger ſein oder eine treulos verlaſſene Geliebte.

Es iſt eine Dame, mein Herr!

Auf dieſes Wort ſprang die Nachbarin Virgile's von ihrem Sitze auf und rief: Iſt es das? Fangen die Reclamationen ſchon an? So eben erſt habe ich mich mit ihm für ewig vermählt, haben wir uns ewige Treue geſchworen, und ſchon will man mir ihn entreißen? Haben Sie ſolche Geſchäfte, mein Herr? Kommen Sie hierher, um die heiligſten Bande zu zerreißen? Wiſſen Sie, mit wem Sie es zu thun haben? Wiſſen Sie, wer ich bin? Blondinette Monte-au-ciel bin ich, eine Löwin, die ſich ihre Beute nicht entreißen läßt. Eher fließt Blut!

So ſprechend ergriff ſie ein Tiſchmeſſer, das vor ihr lag, und ſchwang es wie einen Dolch in der Luft.

Virgile, wenn du dich von der Stelle rührſt, biſt du des Todes — Sie, mein Herr, wenn Sie Ihre perfide Reclamation erneuern und nicht mehr Achtung vor treuer Liebe haben, ſind Sie des Todes!

In dieſem Augenblicke öffnete ſich die Thür hinter Normann.

Meine Schweſter! Meine Schweſter! ſchrie Virgile und ſprang mit einem Satze unter dem Meſſer der Blondinette über den Tiſch hinweg, daß Teller und Flaſchen umherflogen, und in die Arme Antoinettens.

Wie kommſt du hieher? Was willſt du hier? Was bringt dich nach Paris? Meine kleine Antoinette, meine liebe, kleine Antoinette! fragte und rief Virgile, während er die Schweſter in ſeine Arme drückte. Sie hing ſprachlos an ſeinem Halſe, und ihre Thränen floſſen die Wangen herab, während ihr Mund lächelte.

Aber, parbleu! rief Virgile wieder und ſchlug ſich vor den Kopf, was willſt du hier? Das iſt keine Geſellſchaft für dich, das iſt ſchlechte Geſellſchaft, die ſchlechteſte Geſellſchaft des Quartier Latin.

Er zog ſie von der Schwelle hinab in den Gang, und Normann ſchloß die Thür hinter ſich. Er blieb, um die wieder Vereinigten allein zu laſſen.

Bah! es iſt nur ſeine Schweſter, das beruhigt mich! rief Blondinette und warf das Meſſer weg.

Täuſche dich nicht, arme Freundin! ſagte eine andere Dame der Geſellſchaft, die rauchend auf dem Sopha lag, mit etwas ironiſchem Ausdruck und beleidigendem Mitleid — täuſche dich nicht, ich hatte das Glück, dieſen Virgile zwei Monate lang zu kennen und zu lieben. Das Einzige, was ihm das Glück meiner Liebe manchmal trübte, war die Erinnerung an ſeine Schweſter; er ſprach ſelbſt im Traume von ihr. Sie wird ihn bekehren, ſie wird ihn arbeitſam und weiſe machen, darum hat ſie die Einſamkeiten der Provinz verlaſſen — ich errathe Alles — ich kenne dieſe kleinen Bourgeoiſes, dieſe Provinzbewohner mit ihren Vorurtheilen.

Keine heilige Macht der Familie ſoll mir den Mann entreißen, den ich liebe! erwiderte Blondinette ſtolz.

Arme Kleine! ich betrachte dich als Wittwe, ſagte ruhig die Andere.

Wir werden ſehen! Ha, ha, ha, ſo lacht eine betrübte Wittwe, ſo lacht die verlaſſene Blondinette Monte-au-ciel. Wenn er mich verläßt, dann habe ich ihn nie geliebt.

In dieſem Tone ging es noch einige Zeit fort. Normann's Gegenwart ſtörte nicht; er ſtand im Winkel und hörte zu. Eben wollte ſich Blondinette an ihn wenden, als Virgile die Thür öffnete, ihn herausrief und mit ihm in die andere Stube trat, wo Antoinette war. Dort ſtellte er ſich ihm gegenüber, ſchlug die Arme über die Bruſt zuſammen und ſagte mit einem Ausdrucke, der ſein ganzes Geſicht veränderte: Mein Herr, in der Freude des Wiederſehens fiel es mir nicht auf, meine Schweſter allein in Geſellſchaft eines jungen Mannes zu finden. Wer ſind Sie? Sind Sie ihr Mann? ihr Bräutigam? ihr Geliebter? Geben Sie mir Rechenſchaft! Sie haben es hier mit einem Manne zu thun, der die Ehre ſeiner Schweſter zu vertheidigen weiß. Ich bin zwar ein elender Zigeuner, der ſich ſeit Jahren um ſeine Schweſter nicht gekümmert hat, aber ihre Gegenwart ruft mir alle Pflichten ins Gedächtniß, die ich bisher vernachläſſigte. Glauben Sie nicht, daß . . .

Er trat Nermann, der ihm ruhig lächelnd zuhörte, einen Schritt näher. Antoinette, die ihm mit ſichtlicher Freude zugehört hatte, ſchlang den Arm um ſeinen Hals, küßte ihn und ſagte: Sei nicht kindiſch! Spiele nicht den Beleidigten einem Manne gegenüber, der mir die größten Wohlthaten erwieſen hat, auf uneigennützigſte Weiſe. Du ſiehſt hier das edelſte Herz der Welt.

So? bon! — ich glaube meiner Schweſter Alles. Ich finde ſie allein, auf einer Landpartie mit einem jungen Manne, ich weiß doch, wer meine Antoinette iſt. Edelſtes Herz, rief Virgile im herzlichſten Tone, ſchlagen Sie ein! — Nun erzähle mir weiter, Schweſter!

Die Geſchwiſter ſetzten ſich aufs Sopha, Hand in Hand, und plauderten von alten Tagen und von der Zukunft. Antoinettens Augen ſtrahlten vor Glück; ſie konnte ihrem Bruder nicht nahe genug ſitzen, ſie verſicherte ein Mal übers andere, dies ſei der glücklichſte Tag ihres Lebens. Normann ſaß allein ihnen gegenüber und fühlte ſich etwas einſam. Er erhob ſich leiſe und ſchlich, vielleicht unbemerkt, auf den Gang hinaus.

In dem dämmerigen Gange ſchritt Blondinette gedankenvoll auf und ab. Vielleicht hatte ſie an der Thür die Geſchwiſter behorcht. Als Normann an ihr vorüberkam, hing ſie plötzlich an ſeinem Arme.

Haben Sie keine Zigarette? fragte ſie, indem ſie den blonden Kopf auf die Schulter legte und ihn mit zärtlichen Augen anſah.

Es thut mir leid . . .

. Schadet nichts, ich habe genug geraucht. Eigentlich wollte ich nur mit Ihnen ſprechen; ich habe Vertrauen zu Ihnen, parole d'honneur, Sie haben mir einen guten Eindruck gemacht, gleich wie Sie hereinkamen — es war wie ein Blitzſchlag, parole d'honneur!

Das ſchmeichelt mir ſehr, Mademoiſelle . . .

Oh, nichts von Schmeichelei, ich bitte, nichts von Schmeichelei zwiſchen uns. Ich bin wahrhaftig nicht aufgelegt zu dergleichen frivolen Dingen und leeren Worten. Ich bin ſehr betrübt. Habe ich nicht alle Urſache, es zu ſein? Ich feiere heute meine Verbindung mit Virgile, und an demſelben Tage ſoll er mir entriſſen, aufs grauſamſte entriſſen werden. Ich werde heute Abend ſehr traurig ſein, o, ſehr traurig. O, mein Freund, wenn Sie wüßten, welche grauſame Geſchicke ich ſchon getragen habe, Sie würden Mitleid mit mir haben. Man ſieht es mir auch an, ich trage den Stempel des Unglücks auf meiner Stirn; das iſt es vor Allem, was meine Phyſiognomie ſo intereſſant macht. Bitte, betrachten Sie mich nur genau. Es iſt nicht das herausfordernde Stumpfnäschen, das dicke, blonde Haar, das in Frankreich ſo ſelten iſt, es iſt auch nicht dieſes leidenſchaftliche große Auge, nein, es iſt das Schickſal, das mir dieſen beſonderen Reiz giebt. Auch fühle ich, daß ich gegen die Verſchwörung aller Unglücksfälle, die es auf mich abgeſehen haben, einer Stütze bedarf, und dieſer Virgile ſoll mich verlaſſen wollen?

Bei dieſen Worten blieb ſie ſtehen und lehnte ihren Kopf auf die Bruſt Normann's.

Sagen Sie mir, fuhr ſie nach einiger Zeit fort, iſt es wahr, was dieſes Käſegeſicht da drinnen behauptet, daß ihn mir die Schweſter abwendig und zu einem geſetzten Manne machen wird?

Beinahe glaube ich es auch, ſagte Normann, und ich würde Ihnen rathen, ihn laufen zu laſſen und ſich weiter keine Mühe um ihn zu geben.

Sie ſind ſo lieb, lächelte Blondinette gerührt. Sie kennen mich kaum, und Sie ſind um mein Wohl beſorgt und geben mir einen guten Rath. Glauben Sie ja nicht, daß ich zu jenen gehöre, welche Verwirrung und Unglück in die Familien ſchleudern. Gott bewahre mich, ich habe ſelbſt zu viel Sinn und Herz für ein ruhiges, geordnetes Familienleben. Aber es iſt doch arg, einen Freund zu verlieren.

Tröſten Sie ſich, Mademoiſelle!

Sie haben Recht; ich werde es verſuchen. Ich verſtehe auch, was Sie meinen; Sie ſind ſehr liebenswürdig. Ich bin auch dieſer Franzoſen müde; Sie haben keine Idee, welch ein treuloſes, wetterwendiſches Volk das iſt! Nur beim Ausländer findet man Treue und Anhänglichkeit. Aus welchem Lande kommen Sie, mein Freund?

Aus Deutſchland, Ihnen zu dienen.

Ein Deutſcher! rief Blondinette in Extaſe und faßte ſeine beiden Hände — ach, die Deutſchen ſind ſo treu! ich weiß das aus den Erfahrungen meiner Freundinnen.

Ich fühle mich wie im Hafen; bin ich doch ſelbſt beinahe eine Deutſche, ſehen Sie nur meine blonden Haare. Seit Jahren ſehne ich mich nach einem deutſchen Freunde! Wie glücklich bin ich, einen gefunden zu haben!

Sie wollte ſich eben gerührt an ſeine Bruſt werfen, als Virgile aus dem Zimmer trat und ſagte: Adieu, Blondinette! mit uns iſt's aus, wir müſſen Abſchied nehmen. Höhere Pflichten — du begreifſt — ſprechen wir nicht davon!

Blondinette ſchlang beide Arme um den Arm Normann's, warf den Kopf in den Nacken, ſchob die Unterlippe vor und ſah Virgile mit einem Blicke voll Verachtung an. Dieſer bemerkte es kaum und ſagte weiter: Herr Normann, nicht wahr, Sie haben die Güte und bringen dieſe Dame nach Paris zurück? Ich will meine Schweſter nicht verlaſſen und noch heute Anſtalt treffen, mich mit ihr zu etabliren.

Normann hörte das mit Vergnügen und verſprach, Blondinetten wohlbehalten nach Paris zu bringen.

Virgile! rief Blondinette, geh hin, ſchwelge in Familiengefühlen und ſei glücklich. Morgen kannſt du dir den Weg in die Morgue erſparen, du würdeſt mich dort nicht finden, wie du dir vielleicht ſchmeichelteſt.

Iſt recht! erwiderte Virgile kalt und ging zu Antoinetten zurück. Blondinette trat ſtolz am Arme Normann's in die Stube, ſah ihre Freundinnen triumphirend an, nahm Hut und Shawl, verneigte ſich tief vor der Geſellſchaft und ſchritt dann eben ſo ſtolz hinaus, während ihr ein lautes Gelächter nachſcholl.

Normann mußte Billette erſter Claſſe nehmen, und Blondinette wußte es ſo einzurichten, daß ſie in ein leeres Coupé kamen. Es war ſchon ziemlich ſpät, und die Lampe verbreitete um ſie eine ſehr milde Dämmerung. Sobald ſie ſo allein waren, zeigte Blondinette eine beinahe ſtrenge Zurückhaltung; ſie ſprach in einem anderen Tone als dieſen ganzen Nachmittag und ſchien es vorzugsweiſe darauf angelegt zu haben, die Verhältniſſe, die Geſchichte und vor Allem den Charakter ihres Begleiters zu ſtudiren. In Paris angekommen, verſchmähte ſie einen Fiaker und zog es vor, am Arme Normann's durch die dunkeln Gaſſen ihrer fernen Wohnung in der Rue St. André des arts entgegen zu wandern. Das war eine kleine Reiſe, die ſich um ſo mehr verlängerte, als Blondinette noch ſo Manches einzukaufen hatte, was natürlich Normann bezahlte. In der Chauſſee d'Antin war es ein rieſiger Veilchenſtrauß mit einer weißen Camelie in der Mitte, wie man ihn in Paris den ganzen Winter hindurch haben kann; in der Rue Vivienne waren es Orangen aus Malta und im Palais Royal eine Gypsmedaille der Rachel und

und eine Miniaturbüſte Beranger's. So hatte Normann den linken Arm ziemlich beladen, während Blondinette an ſeinem rechten hing, und ſo war es ſchon ſpät in der Nacht, als er vor ihrem Hauſe in der ſehr entfernten Straße am linken Seine-Ufer ankam. Hier wollte er ſich empfehlen; ſie aber fragte ihn erſtaunt, ob er ſie alle dieſe Dinge allein die vier Treppen wolle hinauf tragen laſſen. Er ſchämte ſich ſeiner Unhöflichkeit und folgte ihr eine ſchmale, hölzerne, ſpärlich beleuchtete Treppe hinauf, bis an eine Stelle, wo er ſich bücken mußte, um unter dem Gebälke des Dachſtuhles in einen ſchmalen Gang zu gelangen, in dem er wieder aufrecht ſtehen konnte. Hier faßte Blondinette ſeine Hand und führte ihn an das Ende des dunkeln Ganges in eine Stube, deren Thür nur loſe in den Angeln hing.

Beim Lichte einer dünnen Kerze, die Blondinette ſogleich entzündete, ſah Normann in eine traurige Manſarde. Die Eine Wand war ſehr geneigt und das einzige Fenſter in derſelben ging weit auf das Dach hinaus; in der Fenſtervertiefung ſtand ein kleiner Tiſch mit einem Strohſtuhl davor und weißen Piqué-Gilets darauf, die in der Arbeit waren.

— Sie arbeiten? fragte Normann.

— Sind Sie ſonderbar! lachte das Mädchen — ob ich arbeite? Wovon ſollte ich leben? Ich bin ja arm! ſagt Ihnen das dieſe Stube nicht deutlich genug?

Normann fühlte ſich beſchämt und ſah ſich weiter in der Stube um, die in der That von Armuth und Entſagung deutlich genug zeugte. Ein eiſernes Bettgeſtell, ein ſtroherner Armſeſſel, auf dem Kamine eine Uhr, die nicht ging, und rechts und links von der Uhr zwei blaugläſerne Vaſen, in denen trockene Blumen ſtaken, über dem Kamin ein erblindeter Spiegel, am Fuße des Kamins eine Caſſerolle, ein kleiner Topf, ein Teller mit Meſſer und Gabel und einige andere Kleinigkeiten machten die ganze Ausſtattung der Stube aus. An Nägeln hingen einige Kleidungsſtücke, von einem alten Tuche bedeckt, unter das Blondinette jetzt noch Hut und Shawl ſteckte. Während ſie ſich vor einem noch brauchbaren Winkel des Spiegels ihre Haare ordnete, ſagte ſie: Erſchrecken Sie nicht, es ſoll ſogleich freundlicher werden; ein Cheminée-Feuer vergoldet Alles.

Sie legte noch einige Kohlen auf das Häuflein in der Cheminée, ſchob ein altes Journal des Debats darunter, ſteckte es mit der Kerze an, und indem ſie niederkniete und ſich tief bückte, blies ſie ſelbſt aus Leibeskräften in die Kohlen, da es ihr an dem nothwendigen Blaſebalge und dem Kamine am rechten Zuge fehlte. Wie ſie da kniete und blies und die Flamme, wie in einem holländiſchen Bilde, ihre aufgeblaſenen Backen roſig anglühte, hatte ſie etwas überaus Kindiſches und Kindliches in ihrem ganzen Weſen. Sie war eine ganz andere Perſon. Offenbar war es ihr zur zweiten Natur geworden, draußen jene Figur zu ſpielen, die Normann in St. Cloud kennen lernte und fiel ſie in ihrer einfachen, ärmlichen Umgebung in die Wahrheit zurück. Sie war eine arme Schauſpielerin, die es ſelbſt nicht mehr wußte, was ſie war.

Nachdem ſie das Feuer in Gang gebracht, hängte ſie das Medaillon der Rachel an einen Nagel, ſtellte Beranger's Büſte auf die Cheminée und in ihre Nähe die eine der Vaſen, aus der ſie die trocknen Blumen warf, um ſie durch den friſchen Veilchenſtrauß zu erſetzen. Während dieſer Beſchäftigung entdeckte Normann eine kleine Zeichnung über dem Bette; er ſah näher zu und erkannte einen alten, ſchnurrbärtigen Kopf.

Weſſen Portrait iſt das? fragte er.

Es iſt mein Vater — ein Tapferer der großen Kriege; er war in Rußland, bei Leipzig und Waterloo.

Er iſt im Hotel des Invalides?

Nein, er iſt todt; er ſtarb vor zwei Jahren. Er war auch nie bei den Invaliden; hätte ich ihn dort laſſen können, den guten Alten, der nur mich hatte? Nein, er war bei mir! Wir lebten ganz glücklich zuſammen hier in dieſer Manſarde. Bah! die paar Sous, die ihm Louis Philippe gegeben hätte, konnte ich auch für ihn erwerben. Ich wollte, er lebte noch, der gute alte Mann. Wir waren ſehr glücklich zuſammen, ſehr glücklich. Man kann hier ſehr glücklich ſein, in dieſer elenden Stube, glauben Sie mir.

Während dieſes Geſpräches war ſie mit Ausſchmückung der Stube fertig geworden. Sie ſchob den Lehnſtuhl vor die Flamme, die traulich praſſelte, und zwang Normann ſich zu ſetzen; ſie ſetzte ſich ihm gegenüber, lehnte den Arm auf den Cheminée-Mantel und ſah ihn gedankenvoll an. Die Kaminflamme fing an, eine angenehme Wärme zu verbreiten, die um ſo angenehmer war, als der Abend ſehr kalt geworden und draußen ein mit Schneeflocken untermiſchter Regen niederfiel und leiſe an die Fenſterſcheiben klopfte.

Die Miſère hier erſchreckt Sie — ſtößt ſie ab? fragte Blondinette, nachdem ſie ihn lange prüfend angeſehen.

O, antwortete Normann, täuſchen Sie ſich nicht, ich bin an Armuth gewohnt, ich bin ſelbſt ſehr arm und habe eine traurige, entbehrungsvolle Jugend hinter mir. Ich fühle mich hier ſehr wohl und ſehe ein, daß man hier glücklich ſein kann.

Wirklich? rief Blondinette freudig; ich habe Sie für reich gehalten. Tant mieux! jetzt iſt mir, als wären wir Anverwandte. Wenn Sie ſich hier wohl fühlen, werden Sie wieder kommen?

Nein!

Das Mädchen ſprang vom Sitze auf und ſah ihn mit zuſammengezogenen Augenbrauen an. Dann ging ſie in der Stube auf und ab und ſang ein Lied von Beranger.

Die Flamme praſſelte ſo traulich, Blondinette, wie ſie in der halberleuchteten Stube auf und ab ging, war ſo ſchön, und der heitere Refrain des Liedes, des Liedes ſeines Lieblingsdichters, klang in ihrem Munde ſo traurig, ſo ſchwermüthig! Normann war es wohl und wehe zugleich. Er konnte das Auge nicht von ihr abwenden, er freute ſich an ihrem anmuthsvollen Gange, an ihrem kleinen Füßchen, an ihrer klaren Stimme, am Kaminfeuer, an ſeiner ganzen Lage — und doch kam er ſich wieder hart und pedantiſch vor.

Setzen Sie ſich, Blondinette! bat er, als ſie zu ſingen aufhörte.

Ich heiße nicht Blondinette, das iſt nur ein nom de guerre, ich heiße Pauline.

Nun, ſo ſetzen Sie ſich, Pauline.

Sie ſetzte ſich auf die Armlehne ſeines Stuhles und legte den Ellbogen auf ſeine Schulter.

Warum wollen Sie nicht wiederkommen? Gefalle ich Ihnen nicht?

Sie ſind ein reizendes Mädchen!

Alſo? — haben Sie eine Geliebte in Paris?

Nein!

Ich glaube Ihnen. Alſo warum nicht? Sie wollen nichts mit meines Gleichen zu thun haben?

Ich verlaſſe Paris.

Wann?

Bald, in zwei oder drei Monaten, vielleicht früher.

Nun, ſo werden wir zwei oder drei Monate oder noch kürzere Zeit glücklich ſein. Mein Gott, daran denke ich längſt nicht mehr, mir ein Glück auf Jahre oder gar auf ein ganzes Leben zu verſchaffen! Sehen Sie dieſe Veilchen an; morgen ſind ſie verwelkt, aber ſie haben mir heute Freude gemacht, und es wird mich immer freuen, daß Sie mir ſie gegeben haben. Sind Sie vielleicht gewiſſenhaft? Seien Sie nicht ſo thöricht! Wir armen Geſchöpfe ſind beſcheiden, ein kurzes Glück iſt uns genug, und wir legen Niemandem die Laſt ewiger Erkenntlichkeit auf, wie die henneten Weiber.

So ſprechend, ſtrich ſie ihm mit einem Kämmchen, das ſie aus ihren Locken zog, die Haare aus der Stirn hinter die Ohren, indem ſie ihn mit der anderen Hand unter dem Kinne hielt. Normann fühlte ſich wie magnetiſirt, leiſe Schauer durchbebten ihn. Blondinette beugte ſich vor und ſah ihm in die Augen. Armes Kind! liſpelte er, und ein heißer Kuß brannte auf ſeinen Lippen und erſtickte die abwehrenden Worte, die er noch ausſprechen wollte.

Er ſprang vom Stuhle auf und that einen Schritt vorwärts in die Stube. Aber er konnte nicht weiter; denn Blondinette hing mit beiden Armen an ſeinen Schultern und berührte den Boden kaum mit ihren Fußſpitzen. — Sieh, ſagte ſie dringend und mit zitternder Stimme, und der Hauch ihres Mundes erwärmte ſein Geſicht, ſieh, mein Freund, du gefällſt mir, du haſt mir gleich gefallen — du biſt ſchön, du biſt ein Mann — du biſt gut — ich ſage nicht, daß ich dich liebe, aber ich könnte dich lieben, unendlich lieben. Du mich auch — ja, gewiß! Glaubſt du, ich fühle das nicht? Dein Herz ſchlägt, daß ich's höre, deine Augen ſchwimmen — ſei nicht lächerlich!

Er hatte den einen Arm um ihren Nacken geſchlungen, während er ſich mit der anderen Hand über die Stirn fuhr, und ließ es geſchehen, daß ſie ihn mit ſanfter Gewalt in den Lehnſtuhl zurückdrängte. Er lächelte. Blondinette ſtand vor ihm und fuhr fort, ihm das Haar zu ſtreichen und aus einem Fläſchchen, das ſie aus der Taſche zog, duftige Tropfen darein zu gießen. Die Flamme im Kamin ſank zuſammen, die Kerze war heruntergebrannt; dunkle, zitternde Dämmerung lag auf der Stube.

Halt, rief Blondinette, gieb mir dein Taſchentuch, daß ich dir von dem Parfum etwas hineingieße; dann erinnerſt du dich meiner, dann kommſt du morgen wieder. Nichts erinnert ſo lebhaft, wie Duft.

Normann zog mechaniſch das Tuch aus der Taſche. Blondinette wollte es eben ergreifen, als er, wie erſchrocken, auffuhr und aus einem Traume zu erwachen ſchien. Auch aus dem Taſchentuche kam ihm ein Duft entgegen, der ihn lebhaft erinnerte, — ein Duft, ein lieber, heimiſcher Duft von Waldkräutern und Blumen. Er drückte das Taſchentuch feſt ans Geſicht, und Louiſe ſtand vor ihm, wie ſie Waldkräuter und Blumen in ſeine Wäſche packte. Die gute, ſorgende, liebe Louiſe! Ihre Waldkräuter waren noch nicht verduftet und Blondinette hatte Recht, daß nichts ſo lebhaft erinnere, wie Duft. Wie Vieles, das für Stunden geſchlafen hatte, zog jetzt lebendig durch ſein Herz! Er griff nach dem Hute und eilte hinaus in den dunklen Gang, die dunkle Treppe hinab, fliegend, ohne Aufenthalt, als hätte er den Weg ſchon viele Male gemacht.

XIII.

Welch eine häßliche Nacht war auf den ſonnigen Wintertag gefolgt! Regen und Schnee fielen träge vom Himmel herab, blieben jauchig auf Pflaſter und Trottoir liegen und ſpiegelten ſchmutzig die zahlreichen Gasflammen wieder, die zu frieren ſchienen. Nur einzelne Schneeflocken ſchwebten rein und weiß herab, aber in die irdiſche Niederung gelangt, zerfloſſen ſie wie erhabene Jugendträume. Trotz all dem ſchritt Normann friſch und heiter den Quai entlang, ſeiner Rue de Lille zu; er kümmerte ſich ſo wenig um Feuchtigkeit und Kälte, die ihm durch die Kleider drangen, daß er wiederholt am Steingeländer ſtehen blieb, in die Seine ſah und ein luſtiges Lied trällerte. Nur das „Sei nicht lächerlich!“ Blondinettens ärgerte ihn manchmal, dann ſchüttelte er den Kopf, als ob er etwas abſchütteln wollte, machte mit der Hand eine abwehrende Bewegung, welche zugleich Gleichgültigkeit ausdrücken ſollte, und wanderte weiter.

Es ſchlug zwei Uhr, als er im Hotel Brimont ankam; dennoch traf er Eugen, der vor einer halben Stunde aus einer Soiree heimgekehrt war, noch wach. Dieſer erhob ſich im Bette und rief Normann gleich bei ſeinem Eintritte zu: Wiſſen Sie, Normann, wen ich heute geſehen habe? Die Braut von Korinth habe ich geſehen!

Sie ſprechen aus dem Schlafe, Eugen!

Nein, nein, ich bin ganz wach — ich ſage Ihnen, ich habe die leibhaftige Braut von Korinth geſehen.

Was meinen Sie? erklären Sie ſich deutlicher.

Nun, Sie erinnern ſich doch der Braut von Korinth, die Marſon im Schloſſe meines Vaters al fresco gemalt hat? Dieſelbe habe ich geſehen — dieſelbe, leibhaftig!

Ach, das iſt intereſſant. Marſon malte nur Frauen, zu denen er in irgend einer Beziehung ſtand. Erzählen Sie. Wo haben Sie ſie geſehen? Wer iſt ſie? Wie heißt ſie?

Ja, da fragen Sie zu viel. Ich war bei Madame de Hautfort und langweilte mich ſehr. Um ein Uhr ging ich. Ich hatte ſchon den Mantel um und war im unteren Veſtibül, als ſie mir plötzlich, aus dem Wagen ſpringend, entgegentrat und raſch an mir vorbeieilte. Sie trug einen weißen Burnus, der ſie ganz einhüllte und deſſen Capuce beim Sprung aus dem Wagen halb vom Kopfe glitt; ich ſah ihr Profil und die dicken, ſchwarzen Haare — ganz ſo, aber ſprechend ähnlich, wie in Marſon's Bilde. Ich war ſo betroffen, daß ich ihr nachſtarrte wie einer Geiſtererſcheinung.

Eine wunderſchöne Frau. Raſch lief ich die Treppe wieder hinauf und ihr nach. Sie trat aus der Garderobe ohne Burnus, in einem ſilbergrauen Seidenkleide, an der Seite einer anderen Dame, und lachte ſo laut, daß die Wölbung wiederhallte — da erkannte ich ſie kaum, da war es eine ganz andere Erſcheinung.

Und wie heißt ſie?

Das weiß ich nicht. Ich wollte nicht wieder in den Salon zurück, da mein Wagen ſchon vorgefahren war, aber ein Herr, den ich fragte, ſagte mir, daß man ſie viel in der Welt ſehe. So tröſtete ich mich, auf die Zukunft hoffend, da er den Namen ebenfalls nicht kannte.

Wir müſſen die Dame kennen lernen, ſagte Normann.

Freilich müſſen wir, beſtätigte Eugen, es wäre arg, wenn ich die Braut von Korinth, für die ich im Bilde ſchwärmte, nicht perſönlich kennen lernen ſollte, da ſie mir leibhaftig in der Wirklichkeit begegnet. Es wird auch Papa intereſſant ſein, wenn wir zurückkehren und ihm ſagen können, daß wir eine ſeiner Fresken perſönlich kennen.

Normann ſeufzte und ſetzte ſich auf das Bett Eugen's.

Ich verſtehe, was der Seufzer meint, ſagte dieſer —

Sie denken an das Original von des Goldſchmieds Töchterlein. Apropos! Ich habe einen Brief von Catherine; ſie glaubt, daß es in Rom nicht ganz gut ſtehe, oder wenigſtens, daß die Dinge nicht ſo gehen, wie ſie gehen ſollten. Betty iſt viel allein; Papa vermuthet, daß Marſon ſpiele, Catherine vermuthet Anderes, was ſie nicht ausſprechen will.

Solche Nachrichten, ſagte Nermann, habe ich früher oder ſpäter erwartet. Lieber Eugen, wir müſſen immer zum Aufbruch bereit ſein; wir können plötzlich nach Rom abreiſen.

Sobald Sie wollen. Ich habe bald genug an dieſem Paris mit ſeinen Soireen, deren Langweiligkeit die Tante nicht einſehen will und die ich als eine Schule des Lebens betrachten ſoll. Allons donc! Eine ganz kleine Liebe wäre mir viel lieber geweſen, als dieſe ganze Schule des Lebens. Aber ich komme nicht dazu; meine Zeit ſcheint noch nicht gekommen. — Vielleicht ſind Sie ſchuld daran, fuhr Eugen gähnend fort — der ſtille, ſanfte Doctor ſchnappt mir, dem glänzenden, in der Blüthe der Jugend ſtehenden Cavalier, alle Liebe vor der Naſe weg. Auf dieſe Antoinette habe ich mit Zuverſicht gehofft — nichts da — ſie verliebt ſich in ihn bis über die Ohren.

Sie ſchwatzen, lächelte Normann, Sie ſind ſchon ganz ein Pariſer.

Ja, ſchwatzen, fuhr Eugen ſchon mit geſchloſſenen Augen fort, was ich mit offenen Augen ſehe, ja — mit offenen Augen. Es iſt aber nichts damit — Antoinette iſt zu gut für eine bloße Liebelei. — Gute Nacht!

Eugen drehte ſich mit dem Geſichte zur Wand und fuhr einſchlummernd, wie aus dem Schlafe ſprechend, fort: Es iſt nichts — eine deutſche Frau, Normann — deutſch — Louiſe — die gute Louiſe. — Er lallte nur noch den Namen und lag in tiefem Schlafe.

Normann beugte ſich über ihn und ſah ihm mit einem Ausdruck der Liebe ins Geſicht; die gelallten Worte, wie ein Orakel aus dem Schlafe geſprochen, thaten ihm wohl. Er hatte heute ſo viel an ſich erlebt! Die Entfernung, die er ſogleich zwiſchen ſich und Antoinette fühlte, ſobald ſie ihren Bruder gefunden, ihre Vergeßlichkeit in Bezug auf ihn, nachdem ſie noch eine Stunde vorher ſich ſo innig an ihn angeſchloſſen und über ſeine Zurückhaltung gekränkt war — ſeine verletzte Eigenliebe und die Vereinſamung, die er, er konnte es ſich nicht leugnen, in Folge deſſen empfindlich merkte — die Scene mit Blondinette, dann die traurigen Nachrichten aus Rom — alles das hatte ihm wieder Geiſt und Gemüth mit beunruhigender Unklarheit erfüllt — aber die Worte Eugen's durchbrachen ſie, wie Sonnenſtrahlen die Nebel. Sich ſelbſt erkennend und ruhig ging er zu Bette und ſchlief beinahe eben ſo tief wie Eugen. Wer ihn gekannt und alle die Vorgänge in ſeinem Inneren beobachtet hätte, würde es ihm vorausgeſagt haben, daß ſich in ihm jedes Chaos nach kurzem Kampfe abklären müſſe. Charaktere wie Normann ſind wie die Natur. Trotz aller ſtürmiſchen Phänomene kehrt ſie immer zu Ordnung und Licht zurück; ja, dieſe Phänomene ſelber tragen das Ihrige zu höherer Ordnung, zur Klärung des Lichtes bei.

Normann's erſter Gedanke beim Erwachen war: Warum ſchreibt mir Louiſe nichts über die Vorgänge in Rom? Warum ſchreibt ſie mir überhaupt nicht? — Beim Frühſtück brachte der Bediente einen Brief, der beide Fragen beantwortete. Louiſe berichtete über Betty und Marſon ungefähr daſſelbe wie Catherine. Dann fügte ſie hinzu:

„Fragen Sie, lieber Freund, warum ich Ihnen ſo ſelten ſchreibe? ſo antworte ich Ihnen, daß ich noch ſeltener ſchreiben werde. Ich könnte meine vergangene und künftige Schweigſamkeit mit dem leider zunehmenden Unwohlſein meines Vaters entſchuldigen, das mir viele Sorgen macht und mich beſchäftigt; aber die Entſchuldigung wäre unwahr. Man findet immer Zeit genug, um einem lieben Freunde zu ſchreiben. Meine Schweigſamkeit hat andere Urſachen. Seit Sie abgereiſ't ſind, mein lieber Freund, oder, um mich wahrer auszudrücken, ſeit unſerem Abſchiede, bin ich viel älter geworden, habe ich über mancherlei nachdenken, mir mancherlei aus einander legen gelernt, das ich früher nur inſtinctmäßig oder gar nicht erkannt habe. Die Einſamkeit iſt eine fleißige Lehrerin. Ein Ergebniß meines Nachdenkens iſt, daß ein junger Mann, wenn er zum erſten Male in die Welt geht, feſſellos einhergehen müſſe, daß er nicht an ſeinem Fuße nachſchleppen dürfe, ſelbſt nicht eine Feſſel von Spinnweben. Was wäre ich, lieber Normann, wenn ich mit Ihnen nicht ganz aufrichtig wäre? So ſage ich Ihnen denn offen, es iſt mir, als hätte ich Ihnen durch meinen Abſchied eine ſolche kleine Feſſel umgebunden. Jeder Brief von mir kann Sie daran erinnern, kann eine unwillkürliche Tyrannei werden. Sie aber ſollen ganz frei ſein, ſollen ſich frei jedem Schickſal hingeben können, ob es Ihnen in einem Salon, oder in einem Poſtwagen, oder irgendwie anders, in welcher Geſtalt immer entgegentritt. Ich nehme damit zum zweiten Male Abſchied von Ihnen, lieber Normann, einen kühleren Abſchied, einen überlegteren, aber darum nicht minder freundſchaftlichen. O, glauben Sie nur dieſes und verkennen Sie mich nicht. Ich war ein Kind, als ich Ihnen Lebewohl ſagte, als ich Ihnen, ohne es zu wollen, gewiſſer Maßen eine Verpflichtung aufbürdete; eine erwachſene, fertige Perſon, die weiß, was ſie thut, vernichtet hier dieſen Theil des Abſchiedes.“

Wie ſehr betroffen ſich auch Normann über dieſe Stelle des Briefes fühlte, ſo mußte er doch lächeln, als er an das „Schickſal im Poſtwagen“ kam. Eugen's Bericht über die Bekanntſchaft mit Antoinette hatte offenbar jenen Paſſus eingegeben und war vielleicht eines der Hauptmotive dieſes ganzen Briefes. Die mädchenhafte Schwäche gefiel ihm doppelt in der ſchönen Umgebung von Edelſinn, Offenheit, Ergebung und innigem Gefühl. Aber auf Louiſens Abſicht, auch brieflich getrennt von ihr zu leben, konnte er nicht eingehen. Er ſetzte ſich hin und ſchrieb einen Briefbogen nach dem andern voll; er ſchilderte ihr ſein Leben, und die ganze Schilderung ſollte nichts Anderes ſein, als ein Beweis, wie Unrecht ſie habe, ihn allein zu laſſen. Als er das Geſchriebene durchlas, erkannte er, daß er etwas Anderes bewieſen, daß er ihr geſagt, wie innig er ſie liebe. Wieder ſchwebte das Bild Betty's an ſeinen Gedanken vorbei; aber er faltete den Brief raſch entſchloſſen und übergab ihn dem Bedienten, daß man ihn ſogleich auf die Poſt trage.

Antoinetten ſuchte er an dieſem und den folgenden Tagen nicht auf; er überredete ſich, daß ſie, nun mit dem Bruder vereinigt, geborgen ſei, und daß er ſie bei Einrichtung ihrer neuen Haushaltung nur ſtören würde. Der Gedanke, daß ſie ſeiner nicht mehr bedürfe, war ihm etwas unangenehm, doch war es ihm andererſeits tröſtlich, daß dies in dem Augenblicke der Fall war, in dem er der kleinen Schwäche der fernen Freundin, der Eiferſucht Louiſens mit einer zeitweiligen Trennung von Antoinette ein Zugeſtändniß machen konnte, ein Zugeſtändniß, das doch bis zu einem gewiſſen Grade ein Opfer war.

Aber ſchon am dritten Tage erſchien Virgile auf ſeiner Stube, um ihn im Namen ſeiner Schweſter einzuladen, ſie in ihrer neu eingerichteten Wohnung zu beſuchen. Virgile benutzte dieſe Gelegenheit, Normann ſeinen Dank für die ſeiner Schweſter erwieſenen Dienſte auszudrücken, dann eilte er weiter, und zwar, wie er verſicherte, in die mediciniſche Schule, denn er wolle jetzt ſtudiren, daß er mit jedem Tage zehn verlorene einbringe — das ſei er der guten Antoinette ſchuldig. — Sehen Sie nur, rief er, indem er ſich vor Normann hinſtellte, ſehen Sie nur, wie ſie mich in der kurzen Zeit verwandelt hat!

In der That hatte der Virgile, der vor ihm ſtand, wenig Aehnlichkeit mit dem Virgile, den er in St. Cloud kennen gelernt; es war ein geſchorener Simſon. Der breitkrämpige Hut, der blouſenhafte Mancheſterrock, die breite, militäriſche Pumphoſe hatten einem ganz modernen Anzuge weichen müſſen, und Virgile ſah bedeutend philiſterhafter aus und etwas komiſch, da er ſich Mühe gab, ſeine Manieren mit der neuen, ſoliden Tracht in Einklang zu bringen. Normann mußte lachen. Virgile aber ſagte ernſthaft: Ich weiß, wie komiſch ich ausſehe, aber ich verkenne die edle Abſicht meiner Schweſter nicht. Mein wilder Anzug gefällt ihr im Grunde auch beſſer, als dieſer bourgeoiſe, aber ſie weiß, daß ich mich in dieſem nie mehr in die Zigeuner-Geſellſchaft wage, aus der ſie mich herausgezogen. — Gott bewahre mich, daß mir Blondinette begegne! — —

Die Geſchwiſter hatten ſich in einem ſtillen Hofe einquartiert; die ganze Wohnung beſtand aus zwei Zimmern, deren Fenſter auf den Garten eines Mädchen-Inſtituts gingen. Trotz der ärmlichen Möbel wußte Antoinette mit Hülfe einiger mitgebrachten Familien-Portraits und einiger Wirthſchafts-Utenſilien, als da ſind: Kaffee- und Theemaſchine, dem beſcheidenen Aufenthalte einen ſehr wohnlichen Charakter zu geben. Es ſah aus, als hauſ'te ſie ſeit Jahren hier; alles Nomadenhafte, das ſonſt dieſe Wohnungen im Quartier Latin bezeichnet, war verſchwunden und verſteckt. Mit ganz anderer Miene, als in der öden Stube der Cour de Commerce, kam Antoinette hier ihrem Freund entgegen; ſie ſah wie eine in ihrem Beſitzſtande befriedigte kleine Hausfrau aus.

Abſcheulicher! rief ſie Normann entgegen, Sie haben ſich ja die ganze Zeit nicht um mich gekümmert! Das zeigt mir deutlich, daß Sie bisher nur aus Mitleid mit meiner verlaſſenen Lage und nicht aus Freundſchaft für mich gehandelt haben. Nun, ich will nicht mit Ihnen rechten und die Wohnung nicht mit Zank einweihen.

Sie nahm ihn an beiden Händen und zog ihn lächelnd in einen Lehnſtuhl. — So, ſagte ſie, hier iſt Ihr Platz, jetzt erſt iſt die Wohnung eingeweiht. Hier, in dieſem Fauteuil, den ich ſogleich für Sie beſtimmt habe, werden Sie immer ſitzen, und ich hier am Fenſter, Ihnen gegenüber.

Sie ſetzte ſich an eine ſonderbare Maſchine, die vor ihr ſtand, und ergriff die Klöppel, die um eine weiche Kugel herumhingen.

Was machen Sie hier? fragte Normann.

Ich klöpple Spitzen. Das iſt eine Kunſt, die wir

Mädchen aus der Gegend von Valenciennes alle verſtehen. Sie haben doch von den berühmten Spitzen von Valenciennes gehört? Ich muß Geld verdienen, lieber Freund, wir werden viel Geld brauchen in dieſem theuren Paris, und mein kleines Vermögen könnte vielleicht nicht ausreichen. Da muß gearbeitet werden. O, ich bin eine Künſtlerin! Sie werden ſich davon überzeugen, wenn ich nur erſt mit dieſer Guipon fertig bin. Freilich weiß ich noch nicht, wohin mit meiner Waare, aber das wird ſich finden.

Sie werden ſie mir geben, mir und Eugen, ſagte Normann raſch, wir werden ſie bei unſeren großen Damen colportiren und Ihnen einen Markt ſchaffen.

Bravo! lachte Antoinette, da gewinne ich doppelt, denn die Kaufleute zahlen nicht die Hälfte des Werthes und drücken uns arme Arbeiterinnen. — Sehen Sie, da fangen Sie ſchon wieder an, mir Dienſte zu leiſten. Ich wußte wohl, daß Sie mich nicht verlaſſen, ſobald Sie etwas für mich thun können. — Aber, fügte ſie gedehnt hinzu und ließ ihre Arbeit ruhen, Sie haben noch viel für mich zu thun.

Sprechen Sie — was ſoll ich thun?

Ihre Miſſion iſt nicht vollendet, lieber Freund! Ich habe meinen Bruder gefunden, aber damit iſt noch nicht Alles erreicht; ich muß mir ihn nun erhalten, und das kann ich nur mit Ihrer Hülfe. Er hat ſich der Arbeit gänzlich entwöhnt, und das Herumziehen mit luſtigem Volke iſt ihm zur zweiten Natur geworden. Nach wenigen Tagen wird er ſich mit mir langweilen — er wird ſeine alten Freunde aufſuchen und nicht mehr, wie geſtern und heute, auf meine Bitten in den Hörſaal gehen. Er muß wieder ans Studium gewöhnt werden, um endlich ſeine Freude darin zu finden; das kann er Anfangs nur in angenehmer, aufmunternder Geſellſchaft. Sie beſuchen ja auch die medicinische Schule und die Hoſpitäler; beſuchen Sie ſie mit ihm, verlaſſen Sie ihn Anfangs nicht, wenn er ſich zu ſeinen Büchern ſetzt — doch — Sie wiſſen, was ich wünſche, die Ausführung überlaſſe ich Ihnen; Sie werden beſſere Mittel finden, als ich rathen kann.

Normann war gerührt von der mütterlichen Sorgfalt, von der Vorſicht dieſes jungen Mädchens, dem die Liebe die Klugheit der Welterfahrung eingab. Er verſprach ihr Alles und machte ſich ſchon am nächſten Tage ans Werk, indem er Virgile früh abholte und mit einiger Selbſtverleugnung in ſeiner Geſellſchaft mehrere Hörſäle beſuchte, die ihm nichts bieten konnten. Abends ſetzte er ſich mit ihm an die Bücher und nahm ſeine alte pädagogiſche Erfahrung aufs Neue vor, um den lebhaften Schüler mit wiſſenſchaftlichem Intereſſe zu umſtricken, ſeine Wißbegierde zu reizen und eine neue Atmoſphäre um ſeinen Geiſt zu ſchaffen. Virgile merkte wohl bald die Abſicht, um ſo mehr gab er ſich Mühe, ſo zu thun, als ob er höchſt freiwillig beim Studium wäre, und er hütete ſich, die zeitweilige Abweſenheit Normann's zur Vernachläſſigung des Hörſaales oder der Bücher zu benutzen. Die ſelbſtſtändige Freude an der Wiſſenſchaft ließ nicht lange auf ſich warten, und Diskuſſionen mit dem gelehrten Deutſchen, den er, was Ueberblick und Zuſammenfaſſen anbelangte, übertraf, erſetzten ihm bald die Vergnügungen, denen ihn die Ankunft ſeiner Schweſter entriſſen. Freilich waren von Zeit zu Zeit Rückfälle in die alte Lebensweiſe zu befürchten; da war es bald Antoinette, bald Normann, die ſie mit Klugheit, durch Beſchäftigung, durch eine ſtille Zerſtreuung vereitelten.

So vergingen in der ſtillen Wohnung viele idylliſche und glückliche Wochen. Normann und Virgile ſaßen in der einen Stube bei den Büchern; Eugen plauderte in der anderen mit Antoinette, die arbeitete. Zu gewiſſen Stunden vereinigte man ſich zu einem beſcheidenen Gaſtmahle, das aus dem nächſten wohlfeilen Reſtaurant geholt oder auch von Antoinette beſorgt wurde, und das dem verwöhnten Grafen Eugen Galton beſſer mundete, als die Soupers des Faubourg, und Virgile beſſer, als die Gelage der Chaumière. — Eugen ließ es ſich nicht nehmen, die Spitzen Antoinettens, ſobald eine vollendet war, ſelbſt zu verkaufen; die Tante, als ſie ſich über das Intereſſe ihres Neffen für die Verfertigerin beruhigt hatte, ging ihm hülfreich an die Hand, und nachdem ſie ſelbſt gekauft, bewog ſie ihre Freundinnen zu Ankäufen und Beſtellungen. Da war immer großer Jubel, wenn Eugen mit ſeinen Summen ankam, die nach der Berechnung Antoinettens für Wochen und Monate hinreichten.

Die beiden jungen Deutſchen konnten freilich nicht immer in dieſer Idylle mit ihren Freunden leben. Zweck und Pflicht ihres Aufenthaltes war es, die Weltſtadt von verſchiedenen Seiten kennen zu lernen, und ſo mußten ſie ſich in vielfachen Geſellſchaften, in Muſeen und Bibliotheken herumtreiben. Während Normann die Hoſpitäler beſuchte, ſaß Eugen im College de France und hörte die berühmten Profeſſoren der Literatur und Geſchichte. Normann war auch nicht immer ſo klar geſtimmt, als es die Idylle bei den Geſchwiſtern erfordert hätte. Louiſe verharrte in ihrem Syſtem des Schweigens; ihre Briefe wurden immer ſeltener, und die wenigen, die er erhielt, beſchränkten ſich auf kurze Berichte und waren in Bezug auf ſich ſelbſt, wie auf Normann, ſo wenig perſönlich als möglich. Es kam ihm manchmal vor, als ſollte er dieſe Freundin verlieren, und verglich er die Traurigkeit, mit der ihn der Gedanke an dieſen Verluſt erfüllte, mit jenem zerreißenden Gefühle, das er beim Verluſte Betty's empfand, ſo ſchien es ihm, als ob dieſe Traurigkeit tiefer und breiter wäre, als ob ſie dauernder auf ſein ganzes Leben wirken müßte. Damals fühlte er, wie er ſich in ſeinen Gedanken als Mediciner ausdrückte, einen acuten Schmerz, der raſch tödtet oder vorübergeht — jetzt fühlte er, wie ſich eine dauernde Melancholie ſeines ganzen Weſens zu bemächtigen drohte. Er beſtürmte Louiſen mit Briefen; er ſchilderte ihr jedes Vorkommniß ſeines Lebens, um ihre Mittheilſamkeit herauszufordern; er ſtieg einmal ſogar ſo tief herab, ihr das Leben bei Antoinette ſo zu beſchreiben, daß es ihre Eiferſucht reizen mußte; wie gern hätte er ſie ausgelacht, wenn ſie in die Falle gegangen wäre! Er war ungerecht, um ſie zu einer Vertheidigung zu zwingen. Umſonſt. Nur einmal antwortete ſie auf dieſe Liſten mit wenigen Worten: „Lieber Freund, ich durſchaue Sie; ich lächle, während ich dies ſchreibe. Aber ich laſſe Sie allein und frei.“

Da trat — vielleicht zum Glücke Normann's — ein Ereigniß ein, das die Stille der letzten Wochen unterbrach und ihn aus ſeinem ſelbſtquäleriſchen Brüten weckte, wie ein Donnerſchlag.

XIV.

Die Tante Marquiſe de Brimont gab ihre letzte Soiree, denn die Zeit war nicht mehr fern, da der berühmte, alte Caſtanienbaum in den Tuilerieen, der erſte Frühlingsherold in Paris, ſeine erſten Blätter aus den Knospen drängen ſollte, — ein Ereigniß, das alljährlich von den Zeitungen mit beſonderer Freude begrüßt und verkündet wird. Alle Salons waren geöffnet, denn das ganze Faubourg war geladen. Die alte Marquiſe war um dreißig Jahre jünger, überall gegenwärtig und hatte Jedem etwas Angenehmes zu ſagen. Wenn ſie an Eugen oder Normann vorüberſtreifte, munterte ſie ſie auf, ſich unter die Damen zu miſchen, und die Honneurs, wohl auch ein wenig den Hof zu machen, das ſei ihre Pflicht, da ſie zum Hauſe gehörten. Wirklich thaten die jungen Leute ihr Möglichſtes. Sie tanzten, ſie machten Converſation, ſie führten durſtende Damen an das Buffet oder brachten ihnen geſchickt, mitten durchs Gedränge, ein Glas Waſſer oder Sorbet.

Gegen Mitternacht, Normann hatte eben einen Pflichttanz mit einer ziemlich gealterten Jungfrau vollendet, drängte ſich Eugen zu ihm, faßte einen Knopf ſeines Frackes, ſah ihm ſtarr ins Geſicht und declamirte mit hohler Stimme:

Und es ſchell die dumpfe Geiſterſtunde,
Und nun ſchien es ihr erſt wohl zu ſein.

Was ſoll das Citat? lachte Normann, und die ſchauderhafte Stimme?

Errathen Sie es nicht? Die Braut von Korinth iſt da?

Nicht möglich! Wo iſt ſie?

Sehen Sie, dort im Winkel, an dem Roſenſtocke . . .

Die im weißen Kleide, mit dem ſchwarzen Haar und dem Kranz von Stechpalme?

Ganz richtig!

Sie ſind närriſch, Eugen; die hat nicht die geringſte Aehnlichkeit mit unſerer Braut von Korinth.

Weil ſie lacht; die Herren, die ſie umgeben, ſagen ihr wahrſcheinlich viele Dummheiten — übrigens lacht ſie faſt immer. Aber warten Sie nur, bis ſie ein ernſtes Geſicht macht; Sie werden ſie dann augenblicklich erkennen.

Normann wollte weiter, aber Eugen hielt ihn zurück und bat ihn, auszuhalten. Der Tanz begann aufs Neue. Die Männer, welche jene Dame umſtanden, entfernten ſich. Sie blieb allein. Nach und nach verſchwand der lachende Ausdruck aus ihrem Geſichte; mit einem ſtarren Ernſt ſah ſie auf die Paare, die ſich im Tanze zu drehen anfingen.

Bei Gott! rief Normann, Sie haben Recht, Eugen, ſie iſt es, leibhaftig. Ich muß ſie ſprechen.

In dem Augenblicke kam die Marquiſe an ihnen vorbei. Nun, Ihr Faulenzer, rief ſie in deutſcher Sprache, Ihr tanzt ja nicht! thut Eure Pflicht!

Bitte, Frau Marquiſe, ſtellen Sie mich dort jener Dame vor, bat Normann.

Der Gräfin Thionville? Ich mache Ihnen mein Compliment. Sie haben einen guten Geſchmack, aber ſie tanzt nicht.

Das ſchadet nichts, aber ich muß ſie ſprechen, ich muß nothwendig ihre Bekanntſchaft machen.

Schau, ſchau, Herr Normann wird warm! lachte die Marquiſe; geben Sie Ihrem Schutzbefohlenen kein ſchlechtes Beiſpiel! Nun, da Ihnen ſo viel daran zu liegen ſcheint, ſo kommen Sie!

Gräfin Thionville, hier iſt ein pflegmatiſcher Deutſcher, der ſehr preſſirt iſt, Ihre Bekanntſchaft zu machen, und nicht einen Augenblick länger warten will. Ich habe ihm bereits mein Compliment gemacht über ſeinen guten Geſchmack.

Die Marquiſe ging wieder; die Gräfin lachte, und abermals war keine Spur von Aehnlichkeit mit der Braut von Korinth da. Das machte Normann betroffen; die Gräfin nahm es für Verlegenheit und munterte ihn auf, indem ſie ſelbſt das Wort ergriff und ihn raſch in ein Geſpräch über Deutſchland und Frankreich verwickelte.

Wenn auch nicht die Braut von Korinth, ſo habe ich doch eine ſehr liebenswürdige Dame kennen gelernt, dachte Normann. Bald fühlte er ſich ganz wohl und heimiſch neben ihr, da ſie vortrefflich deutſch mit ihm zu ſprechen anfing. Sie erklärte ihm dieſes damals in Frankreich noch ſo ſeltene Phänomen: ihr Vater war nach der Juli-Revolution nach Deutſchland ausgewandert und ſeinem Könige gefolgt. — So, ſagte Gräfin Thionville, habe ich in der Jugend Ihre Sprache und zum Theil auch Ihre Literatur kennen gelernt — ſo habe ich mir auch allerlei romantiſches deutſches Zeug in den Kopf geſetzt, das ich ſpäter ſchwer gebüßt habe.

Die letzten Worte begleitete ſie wieder mit einem Lachen, das Normann um ſo mehr auffiel, als es ſo wenig zu den Worten paßte; ſie lachte überhaupt faſt immer, ſo daß es ihm nicht möglich war, das Geſicht wieder zu ſehen, das ihn vorhin zu der Anſicht Eugen's bekehrt hatte.

Da Sie unſere Literatur kennen, Frau Gräfin, wird es mir leicht ſein, Ihnen zu erklären, was es mir neben Ihrer Liebenswürdigkeit und Anmuth wünſchenswerth machte, Ihnen vorgeſtellt zu werden.

Was iſt es?

Eine Aehnlichkeit mit einer Geſtalt aus unſerer Literatur.

Mit welcher Geſtalt? mit Werther's Lotte? mit der Jungfrau von Orleans? lachte die Gräfin.

Nein, mit der Braut von Korinth.

Ah! mit Goethe's ſchauderhafter, geiſterhafter Braut von Korinth? — Das iſt zu komiſch! So ſtellen Sie ſich dieſe Perſon vor?

Nicht ich, ſagte Normann, ich habe Sie in einem Freſcobilde geſehen, das die Ballade vorſtellt.

Dann iſt das Bild von Tycho Marſen! ſagte die Gräfin mit Beſtimmtheit, aber nicht ohne Lachen. Normann ſah ſie erſtaunt an.

Sie haben es errathen, ſagte er, Sie kennen dieſen Maler?

Ob ich ihn kenne! lachte ſie wieder — und Sie, Sie kennen ihn auch? Wo ſteckt er jetzt, der Verbrecher?

Er iſt mit ſeiner jungen Frau in Rom, erwiderte Normann, durch das Wort „Verbrecher“ etwas ängſtlich gemacht.

Mit ſeiner jungen Frau! lachte die Gräfin, und diesmal etwas lauter als ſchicklich. — Mit ſeiner jungen Frau! wiederholte ſie, hat er wieder geheirathet?

Wieder? fragte Normann, war er ſchon verheirathet?

Freilich war er es; Lydie Marien hat die Ehre mein Mann zu ſein.

Er iſt von Ihnen geſchieden?

Nein! wir ſind katholiſch getraut.

Normann wurde blaß. — Was iſt Ihnen? fragte die Gräfin theilnehmend.

Die junge Frau, von der ich ſprach, ſteht mir nahe, ſehr nahe.

Eh bien! Ich kann Ihnen ſagen, daß ſie ſehr unglücklich iſt, ſagte die Gräfin plötzlich ernſt und mit einer gewiſſen Härte. In dieſem Augenblicke ſtand ſie groß und ſchauderhaft vor ihm wie das Modell jenes Bildes; er erkannte ſie wieder. Ja, ſie wurde der Braut von Korinth immer ähnlicher, da ſich alle Röthe von ihrem Geſichte zurückzog und es endlich eine geiſterhafte Bläſſe bedeckte.

Erklären Sie mir! flehte Normann.

Kommen Sie morgen zu mir! ſagte die Gräfin trocken und ging mit großen Schritten, unaufhaltſam, fürchterlich ernſt durch das Gedränge der Thür zu.

Arme Betty! ſeufzte Normann und warf ſich in einen Fauteuil, das Geſicht mit beiden Händen bedeckend.

Zum Glück wurde der Abgang der Gräfin Thienville als ein Zeichen zum allgemeinen Aufbruche betrachtet; bald war es leer in den Sälen; die Stille um ihn her weckte Normann aus ſeinem Brüten; er ſprang auf und eilte zur Marquiſe, um ſie um Auskunft über die Gräfin Thionville zu bitten. Aber die Marquiſe war müde und wollte zu Bett und ihn auf morgen vertröſten. Er drang in ſie und ſie ſagte ungeduldig: Wie vernarrt ſo ein Deutſcher gleich wird, wo er eine verrückte, dumme, romantiſche Geſchichte wittert! Nun damit Sie ſchlafen können, will ich's Ihnen in zwei Worten ſagen. Die Gräfin Thionville iſt eine geborene Thionville, alſo das Kind eines der beſten, älteſten legitimiſtiſchen Häuſer. Ihre Mutter war eine Liancourt, ihre Großmutter eine Rohan-Chabot. Unglückſeliger Weiſe iſt ſie in Deutſchland erzogen, das heißt, romantiſch, verrückt geworden. In ihrem achtzehnten Jahre verliebte ſie ſich in Florenz in einen hergelaufenen Maler, der ihr was vormachte und mit dem ſie ſich irgendwo in den Apenninen von einem Capuciner hat trauen laſſen. Der Jammer war groß, nicht nur in ihrer Familie — der Vater war zum Glück geſtorben —, ſondern im ganzen Faubourg. Sie zog eine Zeit lang mit ihm herum, bis ſie zur Beſinnung und nach Paris zurück kam. Aus Rückſicht für die Familie und für ſie ſelbſt — denn ſie iſt wirklich ſehr liebenswürdig — entſchloß man ſich, im ganzen Faubourg die Geſchichte zu ignoriren und als gar nicht geſchieden zu betrachten. Unter ihrem alten Namen iſt ſie überall empfangen, denn geſetzlich gehört ihr dieſer Name, da ſie außerhalb Landes und gegen die Geſetze Frankreichs verheirathet iſt. Freilich, durch die Geſetze der heiligen Religion iſt ſie leider für immer gebunden. Von einer gänzlichen Scheidung will die närriſche Perſon nichts wiſſen; ſie ſcheint noch immer in ihn verliebt zu ſein, obwohl ſie allerlei Erfahrungen mit dem Maler gemacht und ihn ſelbſt verlaſſen hat. Das iſt die ganze Geſchichte, und nun gute Nacht, Sie verliebter Narr! Hat man dergleichen je geſehen? Kaum lernt er ſie kennen, und ſchon ſieht er aus, als ob ihn monatelanger Liebesgram verzehrt hätte. Gute Nacht!

Normann ſchwankte in ſeine Schlafſtube. Schwarze Sorgen ſchwirrten durch ſeine halbwachen Träume, als er endlich in eine Art von Schlummer verfiel, und ſchon am früheſten Morgen war er wieder aus dem Bette und ſtreifte durch die Straßen, in der Nähe des Hauſes, das die Gräfin Thionville bewohnte, mit Ungeduld die Stunde erwartend, da er ſie mit einigem Anſtand beſuchen durfte. In der That war dieſe Stunde noch nicht gekommen, als er doch ſchon eintrat und die Treppe mit klopfendem Herzen hinanlief.

In den Vorzimmern herrſchte große Thätigkeit. Bediente, noch im Morgenanzug, ohne Livree, mit vergebundenen Leinwandſchürzen, liefen hin und her, reinigten Koffer, rollten Fußdecken zuſammen und machten verdrießliche Geſichter, wie ſie die Valetaille zu machen pflegt, wenn ſie durch eine plötzliche Veränderung aus ihrem Faulenzerleben herausgeriſſen und zu unerwarteter Thätigkeit gezwungen wird. Ein Kammermädchen, ebenfalls verdrießlich, lief mit einem Haufen weiblicher Kleidungsſtücke den inneren Gemächern zu, nicht ohne von den Bedienten einen Augenblick lang mit vielfachen Fragen nach der Urſache ſo plötzlicher Entſchließungen aufgehalten zu werden. Sie zuckte ungeduldig die Achſeln und rief: Was weiß ich! Laune einer großen Dame! — und lief weiter. Es ſah ganz wie vor einer Abreiſe aus. Normann wurde in der Verwirrung kaum bemerkt. Der Bediente, an den er ſich wandte, daß er ihn anmelde, zog brummend ſeinen Livreefrack an. Nach wenigen Minuten wurde er vorgelaſſen. Er fand die Gräfin im Salon, in einen großen Schlafrock gehüllt, vor einem Tiſche, auf dem viele Papiere lagen, in denen ſie ſuchte und kramte.

Wie ganz anders ſah ſie heute aus! Von der ewig lachenden Gräfin von geſtern war keine Spur vorhanden. Trotz und Zorn lagen auf ihrem ganzen Geſichte, drückten ſich in ihrer ganzen Haltung aus.

Ah, Herr Normann! rief ſie, ſind Sie es? ſo früh? Sie ſcheinen ſehr neugierig zu ſein.

Frau Gräfin, erwiderte er ruhig, ich habe Ihnen geſagt, daß es ſich um eine geliebte Perſon handelt; ich komme nicht aus gemeiner Neugierde. Uebrigens kenne ich bereits Ihre Geſchichte.

Nun, ſo habe ich Ihnen weiter nichts zu ſagen. Wenn es ſich vorzugsweiſe, wie Sie ſagen, um eine geliebte Perſon handelt, die Ihnen wahrſcheinlich dieſer **scélérat**, dieſer Verbrecher Marſon entwandt hat, ſo können Sie noch hoffen — ich werde zu Stande bringen, was Sie nicht vermochten: ich werde ſie ihm entreißen.

Wie meinen Sie das, Frau Gräfin?

Ich reiſe noch heute ab — ich reiſe nach Rom! — Bei dieſen Worten warf ſie die Papiere, die ſie eben in Händen hielt, auf den Tiſch und rief ſtolz und zornig: mein iſt er, dieſer Verbrecher! mein! mein! Wir wollen ſehen!

Sie ſtarrte düſter vor ſich hin und bemerkte es kaum, daß ſich Normann grüßend verneigte und forteilte. Athemlos kam er zu Hauſe an. Er nahm Eugen bei den Händen und ſagte: Lieber Eugen, wir reiſen ab, wir reiſen nach Rom. Es zieht ſich über dem Haupte Betty's ein ſchweres Gewitter zuſammen; ſie wird Böſes durchzumachen haben; es muß ein Freund in ihrer Nähe ſein.

Arme Betty! ſeufzte Eugen; Papa hat ihr das prophezeit, Catherine auch. — Aber es iſt doch ſchade, daß wir gerade jetzt abreiſen ſollen, jetzt, da wir endlich die Braut von Korinth gefunden haben.

Beruhigen Sie ſich darüber; wir reiſen mit der Braut von Korinth — in Marſeille treffen wir mit ihr zuſammen und reiſen mit ihr an Bord deſſelben Schiffes nach Civita Vecchia.

O, das iſt prächtig — erklären Sie mir . . .

Zum Poſtwagen! — jetzt habe ich keine Zeit. Sie haben die Güte und beſorgen Alles, laſſen einpacken, bereiten die Tante vor u. ſ. w.

Ja, ja, lieber Nermann, es ſoll Alles gut beſorgt werden. Kümmern Sie ſich um nichts; Sie ſehen aus, als ob Sie viel Wichtigeres beſchäftigte.

Nermann drückte ihm die Hand und eilte wieder fort, zu Antoinette, um Abſchied von ihr zu nehmen. Der Portier gab ihm den Schlüſſel zu den Zimmern, da Virgile ins College, Antoinette ausgegangen war, um ihre Tageseinkäufe zu machen. Er trat in die kleine Wohnung, den Schauplatz ſtillen Glückes und nützlicher Thätigkeit, die ſeine letzte Zeit ausgefüllt hatte; er kam, um von zwei Menſchen Abſchied zu nehmen, die er liebte, von denen er ſich geliebt wußte und die er vielleicht nie wieder ſehen ſollte. Er warf ſich bewegt in ſeinen Fauteuil und faßte deſſen Seitenlehnen mit beiden Händen, als ob er zwei Hände zum Abſchied drücken wollte. Schon fühlte er den ganzen Schmerz des Abſchiedes. Er war ſich deſſen wohl bewußt, daß er hier wirkliche, tiefgehende, lebensbeſtimmende Wohlthaten erwieſen hatte, und wofür iſt der Menſch ſo dankbar, wie für erwieſene Wohlthaten? Dieſe Dankbarkeit iſt die wahrſte, iſt beinahe Liebe und dauert gewiß am längſten. Aber er durfte ſich in alle die Gedanken und Gefühle, die ihn beſtürmten, nicht vertiefen, wenn er die Ruhe bewahren ſollte, die er für nothwendig hielt, um Antoinetten Lebewohl zu ſagen. Er glaubte ſeine Stirn vollkommen geglättet und ſeine Miene völlig erheitert, als ſie, mit dem Körbchen am Arm, eintrat. Doch mußte er ſich getäuſcht haben, denn ſie erſchrak ſichtlich, als ſie ihm ins Auge blickte und, das Körbchen mit zitternder Hand auf den Tiſch ſtellend, beſorgt fragte: Was iſt geſchehen? Was wollen Sie mir ſagen, lieber Rermann?

Er zog ſie auf einen Stuhl nieder, ſetzte ſich ihr gegenüber und ſagte mit bewegter Stimme: Ich verreiſe.

Schon? liſpelte Antoinette und ließ den Kopf auf die Lehne zurückfallen. Sie ſchloß die Augen, und

Todtenbläſſe bedeckte ihr Geſicht. Mit geſchloſſenen Augen fragte ſie zögernd und leiſe: Und Sie kehren nicht wieder?

Schwerlich!

Wohin gehen Sie?

Nach Rom!

Nach Rom! wiederholte ſie, ich verſtehe — da iſt was zu thun für Betty — dann kehren Sie in Ihr Vaterland zurück — dann …

Sie ſchwieg. Normann faßte ihre Hand und ſagte gezwungen ſcherzend: So öffnen Sie doch die Augen, ſehen Sie mich an zum letzten Male.

Ach, ſagte ſie, indem ſie ihn ſchmerzlich lächelnd anſah, ich kann Sie anſehen! — Und ernſthafter, aber mit inniger Stimme, fügte ſie hinzu: Sie wiſſen, was Sie alles für mich gethan haben? was ich Ihnen ſchulde? Bitte, ſagen Sie Ja!

Normann nickte bejahend mit dem Kopfe.

Und Sie wiſſen, was Sie für meinen Bruder gethan haben?

Wieder bejahte Normann.

Und Sie wiſſen — bitte, ſagen Sie wieder Ja — Sie wiſſen, daß ich Sie von ganzem Herzen liebe, daß ich Sie immer lieben werde?

Antoinette!

Nein, Normann — widerſprechen Sie nicht — ſtille — Sie ſollen es wiſſen, es iſt mir Bedürfniß, es Ihnen zu ſagen. Ich kann Sie nicht gehen laſſen, ohne es Ihnen geſagt zu haben. — Doch ſage ich es ohne Abſicht, weiß Gott, ohne alle eigennützige Abſicht. Sie haben mir ja genug erzählt, ich konnte in Ihr Herz ſehen. Ich bedarf auch keines Troſtes; es iſt mein Glück, daß ich Sie liebe, und es wird meine Stärke ſein, ſo lange ich athme. Es iſt ein gnädiges Schickſal, das ein junges Mädchen mit einem Manne wie Sie zuſammenführt, trotz allem, was darauf folgen mag — es kann Einſamkeit ſein, aber nicht Unglück, nicht Verödung. Sie haben ſich auch keine Vorwürfe zu machen; Sie laſſen kein zerriſſenes Herz zurück, ſondern ein geſtärktes, reiches, überreiches — o, ein ſo reiches, daß es vor jeder Verarmung geſchützt iſt, und Sie haben ſich nicht mit Liſt und kleinen Mitteln eingeſchlichen — es mußte …

Ihre Stimme brach plötzlich zuſammen, obwohl ihn ihr Auge ruhig und klar anblickte. Sie ſchien ihm in dieſem Augenblicke ſo groß und ſtark, daß er ſich vor ihr beugte und ihre Hand mit Küſſen bedeckte. Sie ſah ernſt und traurig auf ihn nieder, ſtreckte die Hand aus, um ſie auf ſeine Locken zu legen, ließ ſie aber ruhig wieder niedergleiten.

Leben Sie wohl! ſagte ſie leiſe, gehen Sie — Normann.

Er erhob ſich und ging zurückgewandten Geſichtes der Thür zu.

Noch etwas! rief Antoinette und eilte einem Kaſten zu, aus dem ſie ein kleines Paket zog. — Hier, ſagte ſie, nehmen Sie das mit; es iſt längſt vorbereitet. Es ſind Spitzen meiner eigenen Arbeit, für Ihre künftige Frau. — So — danke, und ſagen Sie ihr, von wem ſie kommen. Jetzt einen Kuß — Adieu!

XV.

Die provençaliſchen Küſten ſind ſchon Ende März in den blühendſten Frühling getaucht. Nichts Schöneres, als an einem Abend ſolchen Frühlings längs dieſen Küſten, längs den hyeriſchen Inſeln auf den Dampfern dahinzufahren. Die provençaliſchen Berge, der hügelige und vielfach gewundene Strand, mit ſeinen vielen Buchten, ſeinen kleinen Veſten und alten Städten und Städtchen, die bei Tageslicht etwas dürr und verbrannt ausſehen, kleiden ſich des Abends in ein weiches, ſammtenes Blau, das ſie bei Mondſchein auch in ſpäter Nacht nicht ablegen. Auch das ruhevolle Meer iſt tiefblau und ſpiegelt die Sterne wieder, die in der klaren Luft größer und der Erde näher ſcheinen. Der weſtliche Himmel ſchimmert wie ein blaſſer Smaragd, in grünlicher Weiße, während der öſtliche dunkel und ruhevoll niederblickt. Zahlreiche Leuchtthürme drehen ihre beweglichen Lichter oder halten ſie ruhig, wie eine Fackel von vorſpringenden Felſen, weit ins Meer hinein. Selbſt das ferne Licht vom genueſiſchen Cap, der nördlichſten Spitze Cirecca's, iſt ſichtbar, und hohe Pinien, die ſich auf einzeln ſtehenden Hügeln erheben und ſich mit ihrer Silhouette genau kenntlich am Himmel abzeichnen, tragen das Ihrige bei, um dem Schiffer den rechten Weg zu zeigen. Alles will uns ſicher und behaglich geleiten über die lächelnden Abgründe des Meeres. Der Matroſe, der an den Tauen beſchäftigt iſt, ſingt in der Sprache der Troubadours das Lied von dem armen Pascal, der auf hoher See von ſo gewaltigem Heimweh überfallen wird, oder ein Heldenlied von Suffren, dem großen Seemann, oder von dem armen Schiffsjungen von La Ciotat, der ſich für ſeinen Capitän aufopfern ſollte:

Ein Schiff lief von Marſeille aus,
Lief aus nach Malaga . . .
Joun, Laliretto!
Lief aus nach Malaga.
Joun! Lalira!

Sechs Monat war's in See,
Da gingen Brod und Wein aus.
Jeun! Lalirette!
Da gingen Brod und Wein aus.
Jeun! Laliza!

Auf ſolcher Fahrt vergißt, wer in Geſchäften reiſ't, ſeine Berechnungen, Sorgen und Pläne und glaubt eine Luſtreiſe zu machen; wer in Zorn auszog und weſſen Ziel Kampf und Rache ſind, fühlt ſich verſöhnt; der Einſame denkt an die fernen Lieben und beklagt, die Schönheit nicht mit ihnen theilen zu können; den Glücklichen überkommt eine ſanfte Wehmuth, wie eine ahnende Verklage über künftigen Verluſt, über die Sterblichkeit alles Glückes. Allen Geſichtern ſieht man es an, daß in allen Herzen Feierabend iſt, daß Leiden und Freuden Waffenſtillſtand geſchloſſen. Man wird mittheilſam, anſchließend; man gruppirt ſich, man plaudert, und das Schiff fährt leiſe dahin, als ob es die Schaar der Getäuſchten, die es trägt, nicht aus dem Traume wecken wollte. Ein ſolches Schiff auf ſolcher Fahrt hat wohl den erſten Gedanken zu dem Mythos von den glückſeligen Inſeln gegeben.

Eine ſolche Stimmung herrſchte auf dem „Tancred", dem Boote der königlichen Meſſagerieen. Auf dem Verdecke ging die Gräfin Thionville am Arme Normann's auf und ab. Neben ihr ging Eugen und trug

Shawl und Mantel für den Fall, daß der Abend der Gräfin zu kalt werden ſollte. Er war überhaupt voll Aufmerkſamkeit für die ſchöne Frau, die längſt wieder zu lachen angefangen hatte und nun über die Aufmerkſamkeiten Eugen's lachte. Ach, ſagte ſie lachend, daß ich ſo jungen Leuten zu gefallen anfange, iſt ein ſchauderhaftes Zeichen, daß ich alt werde!

Die drei Reiſenden waren ſchon ſeit mehreren Stunden zuſammen. Als ſie ſich im Hafen von Marſeille an Bord des Tancred fanden, lachte die Gräfin laut auf, und Normann war froh, ſie wieder in ihrer heiteren Stimmung zu finden. Er ſchloß ſich ihr ſogleich an und erzählte ihr die Geſchichte der zweiten Heirath Marſon's, um ihr ſeine Reiſe nach Rom zu erklären und ſie für Betty ſo zu ſtimmen, daß er von dieſer jede harte Begegnung oder jedes harte Wort abwandte. Er ſah mit Freuden, daß ihm dies leicht gelang, denn die Gräfin unterbrach ihn oft mit Ausrufen wie: Das arme Kind! — Das intereſſante Kind! — Man muß ſanft zu Werke gehen! Man muß ſie retten!

Jetzt, da ſie den ſchönen Abend auf dem Verdecke genoſſen, ſagte die Gräfin: Ich freue mich doch, die Reiſe gemacht zu haben, obwohl ich mich ſchon in Marſeille nicht begriff und mir verrückt vorkam, als ich den Fuß an Bord ſetzte. Ich war wirklich verrückt, und ich muß Sie, lieber Herr Normann, noch um Entſchuldigung bitten, daß ich Sie in meinem Hauſe ſo ungezogen und kurz empfing. Ihre Nachricht, daß Marſon wieder geheirathet, er, mein angetrauter Gemahl, hat mich die ganze Nacht nicht ſchlafen laſſen, und im Fieber habe ich den Beſchluß zur Reiſe gefaßt und bin ich abgereiſ't. So ſind wir Weiber! Wenn wir noch ſo endgültig mit einem Manne abgerechnet und abgemacht haben, der uns einmal auf irgend eine Weiſe angehörte, gerathen wir doch in Wuth, wenn wir hören, daß er nun einer Anderen angehöre oder angehören wolle. Da machen wir, echt weiblich, Rechte geltend, die wir längſt aufgegeben. Nun, die Thorheit war bei mir vorübergehend — aber eine Thorheit war's, und ich ſchäme mich, daß ich vierundzwanzig Stunden lang meine ganze alte Jugend-Leidenſchaft in mir wüthen ließ, daß ich ihn wieder nur ſo ſah, wie ich ihn mit meinen unerfahrenen, achtzehnjährigen Augen geſehen. Ich kann es ſchwer büßen. Sehen Sie, ich kann ohne meine Geſellſchaft im Faubourg nicht leben; erfährt man dort, daß ich ihm nachgereiſ't bin, ſo ſchließt ſie ſich mir für immer, nachdem ſie ſich mir einmal, wahrhaft großmüthig, mit Hintanſetzung aller ihrer Grundſätze und Vorurtheile geöffnet hat. Ich werde ſehr klug ſein, ich werde mich hüten müſſen, mit Marſon zuſammen zu treffen. Ich werde nur wie ein Schickſal im Hintergrunde ſtehen, wie eine Art unſichtbarer Donna Elvira, und Ihnen helfen, wenn Sie ihm das unſchuldige Opfer entreißen.

Aber wer iſt er eigentlich, dieſer Tycho Marſon, oder vielmehr, wie iſt er? Bei den Conflicten, die mich höchſt wahrſcheinlich erwarten, iſt es doch gut, etwas Näheres über ſeinen Charakter zu wiſſen.

Ich antworte Ihnen darauf mit einiger Scham, erwiderte die Gräfin. Nicht meiner Jugend-Thorheit ſchäme ich mich — im Gegentheil — ich glaubte damals einen großen Künſtler, einen erhabenen Menſchen zu lieben und wollte ihm gern Jugend, Rang und alle Bequemlichkeiten des Lebens opfern — ich ſchäme mich meines Paroxysmus von geſtern und vorgeſtern. Tycho Marſon iſt ein gar trauriger Mann — eine Seele, die vielleicht ſchon als Ruine zur Welt gekommen — eine Verſammlung guter und ſchlechter Eigenſchaften, die in dieſem Charakter, ohne den geringſten Zuſammenhang unter einander, zerſtreut liegen. Sie haben ihn ja geſehen. Er ſieht aus wie ein Palaſt, den ein herrlicher Menſch bewohnen ſoll. Das iſt's, was an ihm täuſcht, was mich getäuſcht hat. Entweder dieſer herrliche Menſch iſt gar nicht eingezogen, oder er iſt in der ſchönen Wohnung frühzeitig zu Grunde gegangen, was ſo oft vorkommt. Dennoch glaube ich, daß Erſteres der Fall war. Marſen hatte frühe Erfolge bei den Frauen und in der Kunſtwelt. Die Frauen waren ſein Capua, und es fehlte ihm bald die Kraft, die Siege in der Kunſtwelt zu verfolgen. Die mangelnde Kraft und Vollendung als Künſtler ſuchte er durch Uebertreibung, durch eine künſtliche Gewaltſamkeit zu erſetzen, und er ſchuf manchmal Fratzen, Geſpenſter, Wildniſſe, die man für Auswüchſe gewaltiger Phantaſie nahm, und welche nichts waren, als Producte des Ueberreizes. Er ſelbſt fühlte das ſehr wohl, und früh müde und früh unzufrieden mit ſich, ſuchte er vor Allem ſtarke Aufregungen des Momentes, die ihn für kurze Zeit überzeugten, daß noch Leben in ihm war, und kleine Erfolge, als Mann wie als Künſtler, die ihm Illuſion machten. Um ſich Aufregungen zu verſchaffen, iſt er ein Jäger, ein Spieler, ein falſcher Don Juan geworden, ja, ſelbſt ein kühler, weit hinaus berechnender Intrigant. Monate lang verfolgt er den Weg, auf dem er zu einem leidenſchaftlichen Augenblicke, zu einem Siege über ein argloſes oder auch vorſichtiges Herz gelangt. Ein kleiner Beigeſchmack von Verbrechen iſt ihm eben recht, doch iſt ihm die Energie zu einem ausgeſprochenen, großen Verbrechen längſt abhanden gekommen — eben ſo zu einem ausdauernden Kampfe.

Wenn Sie einen ſolchen mit ihm erwarten, ſo täuſchen Sie ſich. Jeder Hieb, den Sie nach ihm führen werden, wird in die Luft gehen, wird wirkungslos ausfallen, weil er keinen Widerſtand findet. Nun, wir werden ja ſehen. Das Eine prophezeie ich Ihnen, daß Ihre Betty ſchon eine Rivalin hat, daß er bereits auf der Jagd nach einer neuen Aufregung begriffen iſt.

Normann erfüllte dieſe Charakter-Schilderung mit Entſetzen. — Wie unglücklich, ſeufzte er, muß die arme Betty ſein!

Ich glaube nicht, ſagte die Gräfin beruhigend; zwar ich kenne ſie aus Ihrer Erzählung nicht genug, um zu beurtheilen, in wie fern die falſche Stellung in der Welt, in die ſie durch eine falſche Heirath . . . .

O! rief Normann, was die Leute ſagen, iſt ihr vollkommen gleichgültig.

Dann fürchte ich nicht viel für ſie — Ihre Betty hat Marion noch weniger geliebt als ich — ſie war nur mehr getäuſcht, weil ſie, die Künſtlerin, einen großen Künſtler in ihm zu ſehen glaubte. Ein Mann kann uns betrügen, mißhandeln, verlaſſen, wir ſind unglücklich und lieben ihn, ſo lange er ein Mann iſt. Eine Täuſchung unſerer Seele, unſeres Ideals vergeben wir Weiber nicht, wenn wir echte Weiber ſind, und wenn wir einen Mann geliebt haben, der am Ende kein Mann iſt, den haſſen wir nicht einmal — wir werden gleichgültig. Gleichgültigkeit iſt freilich auch ein Unglück, aber wenn man etwas Anderes hat, was uns erfüllt, kommt man darüber hinaus. Betty hat ihre Kunſt. — Ich, fügte die Gräfin mit lautem Lachen hinzu, ich habe die Welt, die Soireen — ich bin eine Löwin und eine ſchöne Frau. So ſchlägt man ſich durch.

Ein edles Gemüth, das ſich manchmal über ſich ſelbſt luſtig machte und hinter Leichtſinn verſteckte, um beſcheiden ſeine Schätze zu verbergen; ein ernſter Charakter, der die Livree des Ernſtes verſchmähte und ſich lieber in die heiteren Farben der Sorgloſigkeit kleidete; reiche Erfahrungen und, in deren Folge, ein ſchneller Ueberblick und ein abgerundetes Urtheil — das waren die Eigenſchaften, welche die Gräfin dem jungen Manne bald lieb und werth machten. Als gute Freunde fuhren die drei Reiſenden in derſelben Kutſche von Civita Vecchia aus der ewigen, unergründlichen, vom Schickſal vor allen anderen auserwählten Stadt zu — jenem Rom entgegen, das durch Jahrtauſende der Kampfplatz des Schwertes und des Gedankens iſt, und das nur Ruhe athmet in alle Seelen. Eugen jubelte und hatte in ſeiner Begeiſterung Muth genug gewonnen, um der Gräfin Thienville die Hand zu küſſen; ſie freute ſich über ſeine Freude und ließ ihn gewähren. Normann pochte das Herz; er wußte nicht, ob deshalb, weil er Rom oder weil er Betty ſehen ſollte. Es war wohl dieſes Wiederſehens wegen, denn als ſie ſchon durch die langen alten Straßen fuhren, an berühmten Kirchen und Ruinen vorbei, über hiſtoriſche Plätze hin, hatte er kein Auge für dieſe Merkwürdigkeiten, wohl aber für jede vorübergehende Dame, da er unter jedem Hute das altbefreundete Geſicht zu entdecken hoffte.

Kaum im Hotel Meloni abgeſtiegen, ließ er ſich ins Café Greco führen, wo ſich die deutſchen Künſtler verſammeln, um das Atelier Marſon's zu erfragen. Aber von einem Atelier Marſon's wußte man nichts. Marſon, ſagte ein junger, langhaariger Deutſcher, der rauchend da ſaß, hat kein Atelier, wohl aber Madame Marſon, ſeine Frau — ich will Sie, wenn Sie wollen, dahinführen.

Normann nahm mit Dank an. Auf dem Wege glaubte der gefällige Deutſche dem neu angekommenen Landsmanne Manches erklären und ihn auf Dies und Jenes aufmerkſam machen zu müſſen. Aber Normann hörte kaum mit halbem Ohr; er horchte erſt, als der Deutſche ſagte: Wenn Sie Frau Marſon noch nicht kennen, ſteht Ihnen eine ſehr intereſſante Bekanntſchaft bevor. Das iſt eine prächtige Frau, ein merkwürdiger

Charakter! Was Arbeit und Studiren betrifft, da könnten wir alle ſie zum Muſter nehmen. Sie kennt keine andere Freude, als welche die Kunſt gewährt — aber welche Fortſchritte hat ſie auch in kurzer Zeit gemacht! Wenn Sie ſchöne Landſchaften kaufen wollen, gehen Sie da an die rechte Quelle — ich bin übrigens auch Landſchafter. Freilich iſt ſie auch ſehr protegirt, wird ſie ſehr aufgemuntert — nicht von einzelnen Kennern oder Liebhabern, ſondern von der ganzen öffentlichen Meinung, und das kommt daher, daß ſie ſich in einer ſehr ſonderbaren Stellung mit ſo viel Würde und Anſtand zu behaupten weiß. Sie iſt eben ein ſtarker, männlicher Charakter, der Jedem imponirt.

Bei dieſen Worten ſah Normann den Redner erſtaunt an; er wollte um nähere Erklärungen bitten, als dieſer ſagte: Wir ſind in der Via Felice — in dieſem Hauſe wohnt ſie — ſteigen Sie nur die Treppe hinauf, ſie führt gerade an die Thür ihres Ateliers.

Normann drückte dem Landsmanne dankbar die Hand und ſprang die Treppe hinan; aber er hatte nicht den Muth, an die Thür zu klopfen, er wollte ſich erſt faſſen und zu Athem kommen; er ſagte ſich, daß er ſich auf dieſes Wiederſehen nicht genug vorbereitet hatte. Mechaniſch ergriff er die Klinke und drückte, ohne es zu wollen; die Thür ging langſam auf, und er ſah

Betty in einem weiten, grauen Atelierkleide, das ſie faltig umfloß, und von einer weißen Schnur um den Gürtel zuſammengehalten war, vor der Staffelei ſitzen und mit einem Geſichte voll ruhiger Aufmerkſamkeit ihre Arbeit betrachten. Er that einen Schritt weiter. Das kleine Geräuſch weckte ſie, daß ſie ſich der Thür zuwandte. Einen Augenblick nur war ſie überraſcht, dann flog ein Lächeln über ihr Geſicht; ſie ließ Pinſel und Palette fallen und ſtreckte Normann, der ihr entgegen flog, beide Hände entgegen.

Sind Sie endlich da — lieber, lieber Normann! ſagte ſie — endlich — ich habe Sie alle dieſe Tage erwartet.

Erwartet? fragte Normann erſtaunt — wie konnten Sie wiſſen . .?

Freilich, erwartet; darum ſehen Sie mich auch ſo wenig überraſcht. Die ganze letzte Zeit, ſo oft die Thür ging, glaubte ich, daß Sie eintreten würden.

Aber ich wußte es ſelber nicht, daß ich ſo bald nach Rom kommen würde.

Ich aber wußte, erwiderte Betty, indem ſie ihm herzlich die Hände drückte und ihm voll Wärme ins Auge ſah, daß der Freund herbeieilen würde, ſobald er mich in unglücklicher Lage glaubte.

Und das ſagen Sie ſo ruhig? und mit dieſem Lächeln?

Ich will Sie nur gleich beruhigen, lieber Normann, ſagte ſie und zog ihn zu einem Divan, auf den ſie ihn, ſeine beiden Hände haltend, niederſetzte, ich bin eben nicht unglücklich. Ich habe gedacht, daß Sie in Paris und im Laufe der Monate allerlei hören, daß Sie ſich von meiner Exiſtenz ein Schreckbild zuſammenſetzen, und daß Sie dann herbeieilen würden, um der alten Freundin beizuſtehen. Nicht wahr, ich habe mich nicht geirrt? Die Sache verhält ſich ſo?

Beinahe . . .

Aber Sie, lieber Freund, Sie haben ſich geirrt, denn ich bin nicht unglücklich, ich wiederhole es, um Ihrem lieben Freundesherzen gleich im erſten Augenblick alle Sorge zu benehmen. Ich habe mir es vorgenommen, Ihnen das gleich bei Ihrem Eintritt zu ſagen. Ich kann Ihnen noch mehr ſagen auf die Gefahr hin, Ihnen etwas leichtſinnig zu erſcheinen — ich bin beinahe glücklich, vielleicht ganz ſo glücklich, als ich es überhaupt ſein kann — ich glaube ſehr oft, das ganze Glück zu beſitzen, deſſen ich fähig bin. — Sie lächeln halb ungläubig. Sie haben Unrecht. Sehen Sie ſich hier um. Sie ſehen eine Werkſtatt, in der geſchaffen und gearbeitet wird, und zwar mit Liebe.

Sie erkennen vielleicht auch das. Glauben Sie lieber Freund, ſo ſieht die Wohnung des Unglücks nicht aus.

Normann's Blick folgte nur einen Moment lang ihrer Hand, die, ſich im Halbkreiſe bewegend, auf das Atelier deutete; dann blieb er erſtaunt und gerührt auf ihrem Geſichte ruhen. Es war ruhig und klar, aber auch älter geworden, obwohl nicht gealtert. Sein Ausdruck gehörte nicht mehr, wie ehemals, ganz dem Gefühle des Augenblicks an; es erzählte ſchon die Geſchichte einer Vergangenheit, aber es erzählte auf friedliche und milde Weiſe. Wie ihre Stimme war die ganze Stimmung der Züge etwas tiefer geworden. Der Widerſpruch, der ſo zwiſchen Ausdruck und Jugendlichkeit der Formen entſtand, erhöhte nur den Ernſt der Erſcheinung, der erſchreckt oder Mitleid eingeflößt haben würde, wenn ihn nicht eine lächelnde Milde geſänftigt hätte. Wie ſie in dem großen, faltigen Gewande vor ihm ſaß und ſich ruhig betrachten ließ, machte ſie ihm den Eindruck einer Prieſterin, eines Weſens, das ſich ſtark durch eine höhere Macht und über alle Wechſelfälle des gewöhnlichen Lebens erhoben fühlt. Er war gewohnt, rathend, beruhigend neben ihrer aufbrauſenden Jugend einherzugehen, und nun war ihm zu Muthe, als wäre er ein auf einem Kahne Dahinſchwankender, ohne Ziel und Ballaſt, während ihr Schiff im Hafen vor Anker lag. Er erkannte ſie nicht mehr und ſchüttelte vor dieſer Erſcheinung ungläubig den Kopf.

Sie ſcheinen noch nicht recht zu glauben, ſagte Betty lächelnd, daß ich meine Schule durchgemacht habe. Wenn Sie Rom kennen werden mit ſeiner ewigen Geſchichte und mit dem ewig Schönen das es beſitzt, vor dem man ſich mit ſeinen kleinen Leiden und Freuden ſchämt und doch ſo groß und ſo unvergänglich fühlt — und wenn ich erzählen werde, wie ich von Enttäuſchung zu Enttäuſchung floh, bis ich auf dieſem rechten Wege zu mir ſelbſt gelangte, dann werden Sie mir glauben.

Nun erzählte ſie ihm in kurzen Worten ihre Geſchichte der letzten Monate, aus der ihm das Bild Marſon's, obwohl ſie ihn ſo wenig als möglich nannte, ſo entgegentrat, wie es ihm die Gräfin Thionville gemalt hatte.

Wo iſt Marſon? fragte Normann mit einigem Ingrimm, nachdem er ihre Erzählung angehört hatte.

Vor drei Tagen iſt er abgereiſ't — er iſt nach Sicilien gegangen und geht vielleicht noch weiter.

Er hat Sie verlaſſen?

Seien Sie ruhig; er iſt mit meinem vollen Urlaub gegangen. Schon in Vevay verliebte ſich eine meiner Schülerinnen, eine ſiebenzehnjährige Engländerin, in ihn und iſt uns hierher gefolgt. Das arme Kind konnte nicht von ihm laſſen; Tage lang ſaß ſie hier in dieſem Atelier und klagte mir ihr Unglück. Es iſt ein armes Kind, dieſe Miß Eveline; ſie iſt bruſtkrank und eilt ihrem Tode entgegen. Mit der ganzen Leidenſchaft und Phantaſie ſolcher Kranken gab ſie ſich ihrer Liebe hin, und Marſon konnte der Liebe eines Mädchens, das ihm nächſtens der Tod entreißen ſollte, nicht widerſtehen. Ihre Liebe iſt ihr letztes Glück, das letzte Aufflackern ihres Lebens. Die Aerzte ſchickten ſie weiter nach Süden; ſie konnte ſich von Marſon nicht trennen — da zog er mit. Sie wird ſterben, bevor ihr die Augen aufgehen. —

Ich bin hier nicht allein, ich bin in Damengeſellſchaft angekommen, ſagte Normann nach einigem Nachdenken, als er ſich an ſein der Gräfin gegebenes Verſprechen erinnerte, Betty auf ihre Ankunft und ihren Beſuch vorzubereiten.

In Damengeſellſchaft? fragte Betty erſtaunt.

Die Gräfin Thienville hat die Reiſe mit mir gemacht und wünſcht Sie zu beſuchen.

Wer iſt die Gräfin Thienville? fragte Betty.

Normann ſah mit Schrecken, daß ſie nicht, wie ſie glaubte, das ganze Leben Marſon's kannte. Betty ſah ſeine Verlegenheit und ſagte: Sind Sie noch immer zweifelhaft? Wahrſcheinlich eine ehemalige Liebe Marſon's?

Mehr als das!

Mehr? — Was es immer ſei — ich erſchrecke vor nichts. Zwiſchen mir und Marſon iſt die Rechnung geſchloſſen.

Gräfin Thionville, ſagte Normann ruhiger, doch etwas zögernd — Gräfin Thionville iſt ihm ſehr nahe verbunden — ſie iſt — ſeit zehn Jahren — ſeine Frau.

Seine Frau! Sein angetrautes Weib! — rief Betty und ſprang vom Divan auf und ging mit großen Schritten im Atelier auf und ab. — O, der Niederträchtigkeit! rief ſie abermals und ſtampfte mit dem Fuße.

Alſo biſt du doch nicht ſo ganz ruhig, armes Geſchöpf! — dachte Normann und näherte ſich ihr, um ihr zuzuſprechen. Aber ſchon hatte ſie ſich gefaßt, fuhr ſich mit der Hand über die Stirn und ſagte: Wie ein Wort erſchrecken kann, und man weiß nicht, warum! Er iſt verheirathet. Nun? was dann? — Dann iſt auch das letzte äußere Band zwiſchen uns zerriſſen — dann bin ich ſein Weib nicht mehr! Von heute an heiße ich wieder Betty Hagener, habe ich wieder den lieben alten Namen meines Vaters. Das iſt ja herrlich!

Sie ſetzte ſich wieder zu Normann und begann vom Vater und von Louiſe zu ſprechen. — Wie werde ich den lieben Alten überraſchen, wenn ich Einiges meiner letzten Arbeiten mit heimbringe! Er wird große Augen machen, denn ſeine Schülerin hat viel gelernt. Sie ſollen morgen meine neuen Bilder ſehen, lieber Freund — ſie werden Ihnen gefallen. Ich weiß, was Ihnen gefällt — heute iſt es leider ſchon zu dunkel, auch wollen wir lieber plaudern, von denen zu Hauſe. Sie wiſſen, der arme Papa kann kaum mehr arbeiten. Nun, er hat eine Tochter, die ihn ernähren wird — ich werde malen, er wird mir zuſehen und ſein Alter ſo glücklich ſein. Und Louiſe! O, die gute, reine Louiſe, dieſes liebevollſte Herz!

Mit einiger Wehmuth erging ſich nun das Geſpräch in der Vergangenheit und bei den fernen Lieben; Stunde auf Stunde entfloh, bis es ſpät Nacht war und Betty ihren Freund verabſchiedete, um ihn nächſten Tages ſo früh als möglich wieder zu ſehen.

Mit einem eigenthümlich gemiſchten Gefühle verließ er das Haus und ſchritt in die liebliche, laue Frühlingsnacht hinaus. Er war glücklich, Betty ſo hoch über ihrer Lage ſtehen zu ſehen, aber dieſes ſtarke, in ſich beruhigte, faſt erhabene Weib war ihm fremd; es hatte mit dem aufbrauſenden, veränderlichen, jugendſprühenden

Weſen, das er ſo ſchmerzlich geliebt und verloren, nichts gemein. Jene Betty war aus der Welt verſchwunden, und wie er aus der Via Felice der Promenade des Monte Pincio entgegenſchritt, fühlte er in ſeinem Herzen neben den widerſprechendſten Gefühlen eine Leere, die durch die Erinnerung an die kräftige Frau, an die herrliche Künſtlerin, die er heute kennen gelernt, nicht ganz ausgefüllt werden konnte. Er ſetzte ſich unter einen Baum auf eine Bank, und über die ewige Stadt und den leichten Schleier, der ſie bedeckte, hinſehend und auf die Nachtigallen lauſchend, die bereits in den Büſchen zu ſingen anfingen, ſuchte er ſich zu faſſen und klar zu werden. Plötzlich fuhr er mit der Hand nach der Bruſttaſche und zog das Portrait Louiſens hervor, das Betty aus dem Gedächtniß gemalt und ihm, auf ſein Bitten, ſo eben mitgegeben hatte. Beim Scheine des Mondes ſtrengte er ſich an, die lieben Züge zu erkennen, und eben das Zwielicht trug dazu bei, daß er ſie leibhaftig und ſprechend vor ſich zu ſehen glaubte. Er ſprang von der Bank auf und ging leichten Schrittes weiter — ſein ganzes Weſen ſchien ihm plötzlich leichter geworden; es war ihm, als wäre eine unſichtbare Laſt von ihm genommen. Sonderbarer Weiſe kamen ihm in dieſem Augenblicke die Verſe ins Gedächtniß, die ihn in jeder Leidenszeit, da er in ſeiner Hofmeiſterſtube und ſpäter in der Dachſtube der Univerſitätsſtadt ſaß, immer verfolgten, die ihm wie ein Räthſel waren und welche er nie weiter zu führen vermochte. Jetzt lag das Gedicht, als hätte es ſich von ſelber weiter geſponnen, oder als hätte er die Löſung des Räthſels gefunden, fertig in ſeinem Geiſte. Und ſeiner Wohnung von der Promenade des Monte Pincio zuwandernd, murmelte er vor ſich hin:

Biſt du nie nach langem Leiden
Einſam durch die Nacht gegangen?
Wie vor einem Scheiden, Meiden
Fühlteſt du dein Herz befangen.

Freundlich lächeln dir die Sterne,
Freundlich, aber wie durch Thränen,
In Vergangenheit und Ferne
Lockt dich ein verhülltes Sehnen.

Träumend regt ſich's in den Reiſern,
Friedlich flüſtert's in dem Hage,
Nicht mehr traurig ſo wie geſtern
Klingt der Nachtigallen Klage.

Was da liſpelt, was da tönet,
Was da lugt aus Nacht und Lichte —
Alles, Alles ſpricht verſöhnet,
Blickt mit milderem Geſichte.

Und du ſuchſt dich zu erinnern:
Wie ſo plötzlich kam der Frieden?
Und du fühlſt, daß dir im Innern
Eben iſt ein Schmerz verſchieden.

Von den Augen fällt ein Schleier —
Neues Glück, willſt du erſcheinen?
Dennoch bei der Todtenfeier
Selbſt des Schmerzes mußt du weinen.

Es war ihm, als er ins Hotel zurückkam, als lägen ſeine Lebenswege klar vor ihm bis ans letzte Ende, und als wüßte er für alle Zukunft, was er zu thun habe.

Am nächſten Morgen führte er Eugen und die Gräfin Thionville in die Via Felice. Die Gräfin konnte es nicht erwarten, Betty's Bekanntſchaft zu machen, eilte allein die Treppe hinauf und ſtürzte ins Atelier mit der Geberde einer Perſon, die eine andere umarmen will. Aber ſie blieb plötzlich ſtehen und ließ die Arme ſinken; ihr lachendes Geſicht nahm einen ernſteren, beinahe ehrfurchtsvollen Ausdruck an, und ohne es vielleicht zu wollen, verneigte ſie ſich auf beinahe ceremoniöſe Weiſe. Die Frau, die mit Palette und Malerſtock vor ihr ſtand, war ſo verſchieden von der Betty, die ſie erwartet und die ihr Normann geſchildert hatte! Die Gräfin war wie eingeſchüchtert. Erſt als Betty über ihre tiefe Verneigung lächelte und ihr die Hand reichte, kam der Gräfin wieder ihr Lachen ins Geſicht und eben als Normann mit Eugen eintrat, ſchlug ſie ein und rief: **Soyons amis, Cinna!**

Die Heiterkeit der Gräfin erfüllte bald das ganze

Atelier und wirkte anſteckend auf die übrige Geſellſchaft. Wer ſie da geſehen hätte, wie ſie den halben Tag mit lebhaftem, meiſt heiterem Geſpräch, ohne Zurückhaltung gegen einander, in vollkommenſter Ungezwungenheit verbrachten, hätte nie errathen, welche Verhältniſſe ſie zuſammengeführt. Betty mußte ihre Bilder zeigen, und Normann war in der That erſtaunt über die Fortſchritte Betty's, oder vielmehr über ihre große Entwicklung. Die weibliche Sinnigkeit, die ſie ſtets ausgezeichnet, war noch immer da, aber es war auch eine gewiſſe Klarheit und Größe hinzugekommen, wie man ſie von weiblicher Kraft ſelten erwartet. Man erkannte, daß man hier die Werke eines Künſtlers vor ſich hatte, der die Natur nicht elementariſch überwältigend auf ſich wirken läßt, ſondern der ſie, nachdem er ſie empfunden, ſelber mit dem Gedanken bewältigt, und der aus der elementariſchen Wirklichkeit das Ideal hervorzaubert. Die wildeſte Natur mit Wellen, Felſen, überwuchernder Vegetation ordnete und formte ſich zu einem harmoniſchen Ganzen, wie die Tonwellen eines gewaltigen Orcheſters zu einer Sinfonie. Normann geſchah es, daß er wirklich über den Werken ihre Schöpferin vergaß, während Eugen im Gegentheil oft den Blick von der Leinwand auf Betty lenkte, um die Künſtlerin anzuſtaunen. Die Gräfin war entzückt. Sie erklärte jede neue Leinwand als ihr Eigenthum. „Abgekauft! Abgemacht!“ rief ſie, ſchlug in die Hand Betty's und umarmte ſie.

Ich begreife, flüſterte ſie Normann ins Ohr, daß man ſich über den Verluſt Marſon's und über vieles Andere tröſtet, wenn man das vermag! Tröſten Sie ſich auch, lieber Normann, denn die wird nie unglücklich ſein.

Normann hatte dieſelbe Empfindung, und ſie trug nicht wenig dazu bei, ihm ſeine ganze Ruhe wieder zu geben und jede Beſorgniß um Betty gänzlich zerſtreuen.

Beinahe der ganze Tag verging im Atelier, wo Betty ihre Gäſte bewirthete, und man dachte nicht daran, daß man in Rom war und daß man ſo viel des Schönen zu ſehen, ſo viel zu lernen hatte. Erſt am folgenden Tage machte man ſich unter Anführung Betty's auf die Wanderung, und man hatte an ihr einen trefflichen Cicerone. Die Gräfin nannte ſie ihre Korinna, obwohl ſie mit weniger Pathos und mehr Klarheit die Schönheiten und Kunſtwerke Roms erklärte, als die Heldin der Frau von Staël. Normann ging wie ihr Schüler neben ihr einher, und Eugen hatte alle ſeine Aufmerkſamkeit von der Gräfin ab- und auf ſie übergeleitet. Nach dem Beſuche der Muſeen, Kirchen, Ruinen, Villen kehrte man oft in den

Garten irgend einer maleriſch gelegenen Locanda ein und erholte ſich bei einem frugalen italieniſchen Mahle, bei einer Flaſche Orvieto und bei heiteren Geſprächen. Die Gräfin fühlte ſich ſo wohl bei dieſem Leben in dieſer Geſellſchaft, daß ſie ihre Rückreiſe nach Paris, die ſie aus Rückſicht für das Faubourg ſo bald als möglich antreten wollte, von Tag zu Tage aufſchob. Normann hielt es für ſeine Pflicht, Eugen die ewige Stadt ſo viel thunlich ergründen zu laſſen. So vergingen mehrere Wochen eines glücklichen Zuſammenlebens, des Genuſſes und der Belehrung. Was Normann allein betrifft, ſo lernte er in dieſer Zeit, an der Seite Betty's als ein glücklicher, ruhiger Freund einherzugehen, in die Vergangenheit wie in eine durchgemachte Schule des Herzens, und mit ſicheren Hoffnungen in die Zukunft zu ſehen. Jeder Zwieſpalt hatte ſich in ihm ausgeglichen, jeder Zweifel war verſchwunden; er wußte, wo ſich all ſein Fühlen ausſchließlich hinwandte.

Die Freunde daheim hatte man indeſſen durch Briefe belehrt, aufgeklärt und beruhigt und die Rückkehr auf nahe Zeit angekündigt.

So fuhr die ganze Geſellſchaft an einem lachenden Frühlingsmorgen in einem bequemen Reiſewagen durch die Porta del Popolo dem Norden zu. In Florenz trennte ſich die Gräfin unter Thränen von den Freunden und verchſierte unter Lachen, daß man ihrer durch dieſen Abſchied nicht los werde, und daß ſie ihnen noch oft über den Weg zu laufen gedenke, und daß ſie die beiden alten Väter zu Hauſe und die beiden Schweſtern, die holde Catherine und die unvergleichliche Louiſe, nothwendig kennen lernen müſſe.

XVI.

Die beiden Väter mit ihren Töchtern ſaßen auf der Terraſſe vor dem Schloſſe. Graf Galton und der alte Hagener rauchten aus ihren langen Pfeifen und ſchickten dicke Dampfwolken in den ruhigen Frühlingsabend hinein. Catherine war an der Theemaſchine beſchäftigt; Louiſe ſaß müßig in einem Schaukelſtuhl, hatte die Hände in den Schooß gelegt und blickte vor ſich hin. Es war ganz ſtill im Schloſſe. Seit acht Tagen hatte man ſich jeden Beſuch verbeten, um beim Empfang der Reiſenden, die man von Tag zu Tag erwartete, nicht geſtört zu ſein. Seit acht Tagen war auch ſchon Hagener und ſeine Tochter im Schloſſe, damit die drei Reiſenden zugleich empfangen werden könnten und keine der beiden Familien durch die Schuld der anderen ſein Liebes länger als unbedingt nothwendig erwarten müſſe.

Sie ſind vielleicht doch nach der Stadt gefahren, ſagte mit einem Male der Graf.

Das habe ich eben gedacht, verſicherte der alte Hagener.

Das iſt nicht möglich, ſagte Louiſe — ich habe es ihnen nach Mailand, nach Innsbruck und nach München geſchrieben, daß wir ſie hier erwarten und daß ſie von der Grenze aus ihren Weg über Land gerade aus hierher nehmen ſollen.

Louiſe denkt an Alles, lächelte Catherine, da braucht man nicht beſorgt zu ſein.

Ich bin überzeugt, nahm der Graf wieder das Wort, daß nur Normann an der Verzögerung ſchuld iſt. Solche Menſchen der Pflicht können ſehr grauſam ſein. Er hält es nun für ſeine Pflicht, Eugen auf dem Wege noch ſo viel als möglich ſehen zu laſſen, und macht ſich den Teufel daraus, daß die armen Väter indeſſen daheim warten und harren.

Und die armen Schweſtern nicht? rief Catherine.

Louiſe ſtand plötzlich auf und ging in den Salon. Catherine ſchüttelte den Kopf und folgte ihr.

Armes Kind! ſagte ſie, du biſt ſehr aufgeregt. Sei aufrichtig. Wem gilt vor Allem deine Aufregung? Betty oder Normann?

Ich weiß es nicht.

Ich weiß es, verſicherte Catherine, ihm, ihm vor Allem.

Ich glaube es auch, ſeufzte Louiſe — aber iſt das nicht ſchändlich von mir? Nach ſolchen Schickſalen kehrt die arme Schweſter heim, vielleicht unglücklich im innerſten Herzen, und ich denke vor Allem nur an ihn und nicht nur an ſeine Rückkehr; ich denke und plage mich mit dem Gedanken, daß er nun wieder ſo lange in ihrer Nähe gelebt, mit ihr gereiſ't iſt — kann da ſeine alte Liebe . . . Iſt es nicht ſchrecklich, die eigene, liebe, theure Schweſter zu fürchten?

Catherine zuckte mitleidsvoll die Achſeln. Sie wußte nicht, was zu antworten, und kehrte auf die Terraſſe zurück. Louiſe folgte ihr und ſetzte ſich wieder in den Schaukelſtuhl. Die vier Perſonen, die da zuſammen ſaßen, waren nur des Gedankens an die Heimkehrenden fähig, aber da ſie dieſen Gedanken nun ſchon ſeit acht Tagen immer und immer wieder ausgeſprochen, war es beinahe wie ein Gefühl von Schaam, das ſie verhinderte, mit Worten auf dieſes Thema zurückzukommen. So reichte Chaterine ſchweigend den Thee hin und ſchlürften ihn die Anderen eben ſo ſchweigend. Da hörten ſie das Rollen eines Wagens. Sie horchten und erhoben die Köpfe und waren bereit, von den

Sitzen aufzuſchnellen. Aber der Wagen blieb in einiger Entfernung am Ende des Städtchens, außerhalb ihres Geſichtskreiſes, ſtehen. Sie ließen ſich wieder auf ihre Sitze zurückfallen.

Dummes Zeug! murmelte der Graf, es iſt wohl der Wagen des Intendanten.

Dummes Zeug! wiederholte der alte Hagener.

Nun aber geht mir die Geduld aus! rief Catherine. Louiſe ſchwieg.

Sie wollen uns offenbar überraſchen, ſagte wieder der Graf, ich kann Ueberraſchungen nicht leiden.

In dieſem Augenblicke flog die Saalthür auf, und Eugen lag an ſeinem Halſe, und an der Bruſt des alten Hagener lag Betty ſchluchzend.

Mein Kind, mein verlorener Sohn! rief Hagener und ſchlang die Arme um ihren Hals, während ſich auch Louiſe auf ſie warf und ihren Kopf, der auf der Bruſt des Vaters lag, mit Küſſen überdeckte. — Catherine umſchlang Vater und Bruder zugleich.

Normann ſtand indeſſen mit dem Hute in der Hand in der Thür und blickte auf Louiſe nieder. Mit Einem Male wandte ſich ihr Geſicht ihm entgegen. „Und er ſteht ſo allein!“ ſagte ſie mit dem Ausdruck innigſter Rührung, ohne zu wiſſen, daß ſie ihren Gedanken Worte gegeben. Raſch erhob ſie ſich und ergriff ſeine

Hand, er aber riß ſie an ſein Herz und zog ſie einen Schritt zurück in die Dämmerung des Salons. Meine Louiſe! meine geliebte Louiſe! rief er, indem er ſie wiederholt umarmte und auf die Stirn küßte. Dann ſtanden ſie Hand in Hand da und blickten einander prüfend an. Louiſe war größer geworden und eine vollendete Jungfrau. Ihre Liebe, die Sorgen um Schweſter und Geliebten, die Sehnſucht nach Beiden, und die Einſamkeit, in der ſie ausſchließlich ſich und allem, was ihr Weſen ausmachte, leben konnte, hatten ſie in dieſen wenigen Monaten der Trennung wunderbar ſchnell entwickelt. Trotzdem fand Normann ganz dieſelbe Louiſe in ihr wieder, nur daß der kindliche Ausdruck einem höheren, ſchöneren, bewußteren, weiblichen hatte weichen müſſen. Sie machte an ihm ähnliche Entdeckungen. O, um wie viel ſchöner iſt er geworden! Welch ein Mann iſt er geworden! rief es in ihr und hätte ſie ihm ſelbſt gern laut zugerufen, wenn eine gewiſſe Unſicherheit ihres Inneren und eine Schüchternheit, die ihr ihm gegenüber ſonſt unbekannt war, ſie nicht zurückgehalten hätte. So ſtanden ſie da, Eins ins Andere verſenkt, bis ſie von der Terraſſe her das Rufen nach Normann: Normann! Normann! wo iſt der brave Normann? aus ihren glückſeligen Träumen und Betrachtungen weckte.

Wie glücklich verging dieſer Abend des Wiederſehens! Wie viel wurde gefragt und erzählt und gelacht und oft im innerſten Herzen gejubelt! Den alten Hagener konnte man noch bei ſpätem Mondenſcheine, trotz ſeiner Gicht, nicht bewegen, ſich in ſeine Schlafſtube zurückzuziehen, bis Graf Galton das Zeichen zum Aufbruche gab und mit ſeinen Kindern in ſein Zimmer ging. Betty brachte ihren Vater zu Bette. Normann faßte den Arm Louiſens, die draußen geblieben war, um die Pflege des Vaters heute ganz ihrer Schweſter zu überlaſſen, und führte ſie in den Garten. Er hatte ſich vorgenommen, ihr gleich beim erſten Wiederſehen Vorwürfe über ihr hartnäckiges Schweigen zu machen, aber ſeitdem er ihr wieder ins Auge blickte, ſchien ihm alles, was ſie that, ſo wohl gethan, daß er es aufgab und ſich nun freute, daß er gewiſſer Maßen eine Probe, die ſie ihm auferlegt, beſtanden habe. Wie er jetzt mit ihr durch die altbekannten Gänge des Gartens wandelte, und zwar nur von den alltäglichſten Dingen ſprechend, war ihm ſo ſicher, ſo beruhigt zu Muthe, daß es ihm ſchwer war, zu glauben, es ſeien dieſelben Gänge, die er nur mit aufgeregtem, zerriſſenem Herzen zu durchſchreiten gewohnt war. Ein anderes Gefühl war in ſeinem Herzen und eine andere Geliebte an ſeinem Arm; anders erſchien ihm dieſes Mal der Frühling, und anders erſchien er ſich ſelber. Als er mit Einem Male in dem dunklen Gange ſtand, in dem ihn an jenem erſten Abende im Schloſſe Betty ihrer Liebe verſicherte, in dem Louiſe dieſes Geſtändniß mit Freudenthränen belauſchte, rief er aus: Iſt es möglich! Kann ein Menſch von Frühling zu Frühling eine ſolche Schule durchmachen! einen ſolchen Weg von einem Traum von Glück zu glücklicher Wirklichkeit!

Das iſt kein Wunder, rief Betty, die ihnen gefolgt war und hinter ihnen ſtand, es iſt nur ein Erwachen. Längere Wege, härtere Schulen werden von Frühling zu Frühling durchgemacht.

Die Beiden fühlten, was ſie meinte. Sie nahmen ſie in ihre Mitte, wie um ihr zu zeigen, daß ſie nicht einſam war; ſie aber faßte ihre Hände und legte ſie in einander und ſprach: Ich erkenne ſehr wohl dieſen Ort. Louiſe, die Sie, Normann, ſchon damals liebte, weinte hier vor Freude, daß eine Andere Sie beglücken ſollte. Konnte ſie inniger lieben? Sie wird Ihnen hier mit ganzer Wahrheit ſagen, was ich Ihnen damals nur halb wahr geſagt habe.

So ſprechend eilte ſie fort. Hand in Hand blieben die Liebenden allein; Louiſens Hand zitterte, und Normann fühlte, wie ſie eine leiſe Anſtrengung machte, ſie ihm zu entziehen. Aber er faßte ſie feſter, und den

Arm um ihren Hals ſchlingend, ſagte er: Sie war das Ideal meiner Jugend, du biſt die ſchöne Wirklichkeit meines ganzen Lebens.

* * *

Betty lebt ihrer Kunſt und ihrem Vater. Ihr Name iſt im Lande berühmt geworden, und ſie iſt glücklich, weil ſie ihre Kunſt ausfüllt, weil ſie für den alten kranken Vater arbeitet und für die Behaglichkeit ſeiner alten Tage ſorgt, weil ſie von der Liebe derer, die ſie liebt, umgeben iſt. Auf dieſem Boden ihrer Exiſtenz ſteht ſie ſo feſt, daß ſie ſcheint von keinem Sturme mehr erſchüttert werden zu können. Der Vater ſitzt in ſeinem Lehnſtuhl neben ihr im Atelier und freut ſich an ihrer Schöpfungskraft, an der heiteren Ruhe, mit der ſie arbeitet, an dem hohen Glücke, mit dem ſie vollendet. Den Winter verbringen die beiden Künſtler in der Stadt; mit erſtem Frühlingsſtrahle ziehen ſie hinaus zu den Freunden und Kindern, aufs Schloß des Grafen Galten, in deſſen nächſter Nähe ein hübſches Haus Normann, ſein Weib und ſeine Kinder beherbergt. Dann kommt auch Gräfin Catherine mit ihrem Manne, einem braven, gebildeten Land-Edelmanne, an, und der Kreis der glücklichen Freunde iſt geſchloſſen. Normann's Brodherren ſind ſeine Freunde — nicht weniger ſind es ihm ſeine Kranken. Mit glückſeligem Bewußtſein ſieht ihn Louiſe in einem weiten Umkreiſe ſo geehrt, wie ſie ihn liebt. Sein Hoſpital iſt eine Muſter-Anſtalt ſolcher ländlichen Inſtitute geworden, und ſeitdem ihn ſein Buch „Erfahrungen und Beobachtungen eines Land-Arztes“ zu einer Autorität in der wiſſenſchaftlichen Welt gemacht, kommen junge Aerzte aus den verſchiedenſten Gegenden herbei, um bei ihm eine Schule durchzumachen. Ehrenvolle Rufe, die ihm ſeitdem von Univerſitäten und großen Hoſpitälern zukamen, hat er abgelehnt, um den ſelbſt geſchaffenen Wirkungskreis und das Glück des Zuſammenſeins mit den Freunden nicht verlaſſen zu müſſen. Seinem Hoſpitale dankt er es, daß er auch wieder mit verlaſſenen Freunden in Berührung kam. Virgile, der in ſeiner Commune eine ähnliche Anſtalt errichten ſollte, wandte ſich um Rath an ihn, und ſeitdem beſteht zwiſchen Normann und Louiſe einer- und Virgile und Antoinette andererſeits ein lebhafter Briefwechſel. Virgile iſt ein thätiger Arzt geworden, und Antoinette führt ihm die Wirthſchaft. „Ich ſuche ihm“, ſchreibt ſie, „ſo viel als möglich eine Louiſe zu erſetzen“, und Virgile verſichert, daß ihr das beinahe gelungen iſt. — Da die Ausdehnung der Eiſenbahnen das Reiſen zu erleichtern anfing, beſprach man endlich eine Zuſammenkunft, und Normann mit ſeinem Weibe, begleitet von Eugen und Betty, machten ſich auf die Reiſe und im ſchönen Rolandseck am Rheine kam man mit den franzöſiſchen Geſchwiſtern zuſammen und verbrachte eine glückliche Woche. Ganz glücklich iſt man nur mit den Menſchen, mit denen man eine Vergangenheit gemein hat. Dort lernte der Schreiber dieſer Zeilen ſeine Helden und ihre Geſchichte kennen; ob ſie Menſchen ſind, die Liebe einflößen, möge der Leſer aus dem Tone dieſer Geſchichte ſchließen. Gräfin Thienville, ärgerlich, daß man ſie von dem Stelldichein nicht benachrichtigte, kam, wie ſie ſchon oft gethan, und was ihr bei ihrem beſtändigen Reiſeleben der letzten Jahre leicht war, nach Galtenſchloß, um perſönlich und mit Lachen ihren Aerger auszudrücken. Sie nannte die Freunde, die ſie ausgeſchloſſen, Ariſtokraten der Liebe und Freundſchaft.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Druck von Franz Duncker's Buchdruckerei in Berlin.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Novellen

von

Moritz Hartmann.

Erſter Theil.

Bei Hoffmann und Campe in Hamburg ſind erſchienen:

	Thlr.	Sgr.
Bernays, Iſaak, Schief Levinche mit ſeiner Kalle, oder polniſche Wirthſchaft. Ein komiſcher Roman . . .	1	15
Byr, Robert, Oeſterreichiſche Garniſonen. Roman aus dem Militairleben. 4 Bände	4	—
Douglaß, Frederik, Sclaverei und Freiheit. Autobiographie. Aus dem Engl., bearb. v. Ottilie Aſſing . .	1	15
Elpis Melena, hundert und ein Tag auf meinem Pferde und ein Ausflug nach der Inſel Maddalena . . .	1	15
— Blick auf Calabrien und die Lipariſchen Inſeln im J. 1860	1	—
Falkſon, Ferd., Giordano Bruno	1	15
Freeſe, H., die Prinzeſſin von Ahlden	1	15
Garibaldi's Denkwürdigkeiten nach handſchriftlichen Aufzeichnungen deſſelben und nach authentiſchen Quellen bearbeitet und herausgegeben von Elpis Melena. 2 Bände .	2	—
Gregorowitſch, M., die Fiſcher. Ein Roman. Aus dem Ruſſiſchen. Nebſt Einleitung von Alexander Herzen. 2 Theile	2	15
Gutzkow, Dr. K., Novellen. 2 Bände	3	—
— Seraphine. Ein Roman	1	20
Halfern, A. von, der Squire. Ein Bild aus den Hinterwäldern Nordamerika's. 2 Theile	2	—
Heine, H., Reiſebilder. 4 Theile	7	—
— Der Salon. 4 Theile	6	20
— Vermiſchte Schriften. 3 Bände	6	—
— Sämmtliche Werke. 1r–18r Band	15	—
Jeermann, Ed., die Jüdin von Toledo. Hiſtoriſche Novelle	1	10
Immermann, Karl, Memorabilien. 3 Theile . .	5	10
Johanna, oder der Lebensweg einer Verlaſſenen. 2 Theile .	2	—
Jugendliebe der Gräfin Maria Aurora Königsmark. Ein Zeitbild aus der zweiten Hälfte des ſiebenzehnten Jahrhunderts von der Verf. von „Johanna." 2 Bände . .	2	—
Lewald, A., Gorgona. Bilder aus dem franzöſiſchen Mittelalter. 2 Theile	2	—
— Graf Lewzinsky. Polniſche Novelle	—	22½
— Novellen. 3 Bände	4	15
— Przebraki, der Ruſſiſche Polizeiſpion	1	15
— Schattirungen. 2 Theile	2	20
— Warſchau. Ein Zeitbild	—	20
Luſtſchlöſſer. Von dem Verfaſſer des Schief Levinche . .	1	15
Meißner, Alfred, Heinrich Heine. Erinnerungen . .	1	15
Memoiren der Fürſtin Daſchkoff. Zur Geſchichte der Kaiſerin Katharina II. 2 Theile	3	—

Novellen

von

Moritz Hartmann.

Erſter Theil.

Hamburg,
Hoffmann & Campe.
1863.

BIBLIOTHECA

Der Autor behält ſich das Recht der Ueberſetzung in die franzöſiſche und engliſche Sprache, wie in die übrigen Sprachen vor.

Druck von Trömner & Dietrich (früher Hotop) in Caſſel.

Seiner verehrten Freundin

Frau Anna Bamberger

geb. Belmont.

Der Verfaſſer.

Inhalt.

Seite

Der Zweck heiligt die Mittel 1
Gräfin Saſſari 97
Bei Kunſtreitern 187
Selvaggia 215
Ein italieniſcher Prieſter 261
Doctor Schwan 275
An der Spielbank 355

Der Zweck heiligt die Mittel.

Eine Geſchichte aus dem neunzehnten Jahrhundert.

Als der Oberlandjägermeiſter Anſelm von Büren ſtarb, hinterließ er ſeinen Kindern eine Anzahl von Ordenskreuzen, welche von den reſpectiven Höfen, die ſie ihm ertheilt hatten, nicht zurückgefordert wurden; ſeinen Namen, der zu den älteſten in dem 82 Quadratmeilen großen Fürſtenthume gehörte und das Bewußtſein, einen Vater gehabt zu haben, der ſeinem Fürſten und Hofe durch volle fünfundfünfzig Jahre gedient und dabei noch den kleinen Reſt ſeines angeſtammten Vermögens zugeſetzt hatte. Die beiden Waiſen, Eliſe und Clariſſe von Büren wären vollkommen verlaſſen geweſen, hätte ſich ihrer nicht eine alte Tante angenommen, die in der Einſamkeit eines kleinen Städtchens des Fürſtenthums lebte. Dieſe, eine eben ſo würdige als gebildete alte Dame, die ſich in Folge einiger Schriften über weibliche Erziehung eines geachteten Namens erfreute, erzog die beiden Mädchen, die, als ſie ſie zu ſich nahm, erſt zehn und zwölf Jahre alt waren, zu Einfachheit und Anſpruchloſigkeit, was eine reiche Bildung des Geiſtes und des Herzens, eine umfaſſende Pflege aller ihnen angeborenen Talente nicht ausſchloß. Die Natur that für die beiden Mädchen beinahe eben ſo viel wie die gute und vernünftige Tante, indem ſie ſie zu anmuthigen und ſchönen Erſcheinungen entwickelte, und ſo wunderte ſich im ganzen Fürſtenthume Niemand darüber, ja man fand es natürlich, daß die beiden Edelfräulein ſehr frühzeitig ihr Glück machten. Glück iſt überall etwas Relatives. In dieſem Falle verſtanden die 365,000 Einwohner des Fürſtenthums eine Berufung zu Hofe und eine Anſtellung darunter. Der alten Fürſtin, welche die vormundſchaftliche Regierung für ihren minderjährigen, in Italien verweilenden Sohn führte, ſchien es unnatürlich, daß der Name Büren, der ſeit dem dreißigjährigen Kriege immer auf der Liſte der Hofleute glänzte, unter ihrer Regierung fehlen ſollte, und kaum hatten die beiden Fräulein unter der Pflege der guten Tante das Alter von 18 und 16 Jahren erreicht, als ihnen die Diplome als Hoffräulein und die damit verbundene Schleife in Gold und Silber, welche ſie an der rechten Schulter tragen ſollten, zugeſtellt wurden. Alle Welt prophezeihte den jungen Damen eine glänzende Laufbahn, und dieſe Prophezeihung ſtützte ſich nicht allein auf ihre

Vorzüge, ſondern auch auf die Vergangenheit und die im Lande lebenden Erinnerungen, welche erzählten, daß die alte Fürſtin in ihrer Jugend, ja ihr Leben lang für den Oberlandjägermeiſter von Büren ein „Faible“ gehabt. Den Kindern, meinte man, würde, wie einmal die weibliche Natur beſchaffen iſt, dieſes alte, nie verroſtende Faible zu Statten kommen. Bei Hof ſchien das allgemein angenommen zu ſein und man empfing die Fräulein Büren, die beiden neuen Hofdamen, mit der größten Zuvorkommenheit.

Von allen 365,000 Einwohnern des Fürſtenthums waren die beiden Schweſtern vielleicht die Einzigen, die dieſes Glück nicht zu ſchätzen wußten. Sie waren bei ihrer Tante glücklich geweſen und wünſchten keine Veränderung. Ihre Jugend war in den angenehmſten und anregendſten Beſchäftigungen dahingefloſſen, unter dem Schutze einer lieben und liebenden Anverwandten, in einem kleinen, aber auserwählten Kreiſe von Freunden — und nun befanden ſie ſich in einer ihnen ganz fremden Welt, die andere Anſichten, andere Gefühle, andere Zwecke hatte. Aber das Hofleben erſchien ihnen, nach der ganzen Geſchichte ihrer Familie, das ihnen angeborene Schickſal, und ſie ergaben ſich um ſo leichter darein, als es neu war und ſeinen ganzen Reiz der Neuheit um ſo anziehender wirken ließ, als ſich der Hof bemühte, den Neuangekommenen ſo angenehm als möglich zu ſein. Aber kaum war dieſer Reiz der Neuheit dahin, als es die ältere Schweſter Eliſe zum Entſetzen des ganzen Hofes bewies, daß ſie entweder aus der Art geſchlagen, oder daß ihre Erziehung trotz alles Wiſſens, vielleicht eben dieſes Wiſſens wegen, eine vollkommen verfehlte geweſen.

Sie war kaum ein halbes Jahr bei Hofe, als ſie die Bekanntſchaft eines ſehr liebenswürdigen, ſehr unterrichteten jungen Mannes machte. Sie fand in ſeiner Geſellſchaft, was ſie bei Hofe ſo ſehr vermißte, geiſtige Anregung, Gemüth, herzliches Entgegenkommen; ſie liebte ihn, ſie heirathete ihn. Aber dieſer Mann war ein einfacher Dr. Max Neuberg, ein Bürgerlicher, ein Theologe, der bei ſeiner Ex. dem Herrn Geheimen Rath von E. als Hofmeiſter ſeiner Kinder diente. Die Entrüſtung bei Hofe war allgemein; ſelbſt die Stadt war empört, da kleine Reſidenzen eine Ehre darin ſuchen, die Gefühle des Hofs zu theilen, ſelbſt wenn dieſe Gefühle ihre eigene Beleidigung enthalten. Die Entrüſtung äußerte ſich auf die verſchiedenſte Weiſe, als Staunen, als mitleidiges oder höhniſches Lächeln, als Schimpfen, als Zorn, als Lüge und Klatſcherei. Die einzige Perſon, die Eliſens Handlungsweiſe natürlich, gerechtfertigt, ja ſchön und muthig fand, war ihre Schweſter Clariſſe, die mit ihr über das Entſetzen des Hofs und der Stadt lachte, und die erſte Perſon, die ſich von dieſem Entſetzen erholte und zur Beſinnung kam, war die alte Fürſtin. Da die Sache nicht zu ändern iſt, meinte ſie, muß man etwas für die Unglückliche thun. Sie gab dem Theologen [illegible] eine gute und einträgliche Pfründe in einem der angenehmſten Städtchen des Ländchens. Und ſo verließ Elly den Hof als die glücklichſte junge Frau der Welt. Clariſſe begleitete ſie und half ihr bei der Einrichtung des gemüthlichen Pfarrhauſes und des dazu gehörigen großen und ſchönen Gartens. Mit Wehmuth ſchied ſie nach Monaten aus dem idylliſchen Leben mit der geliebten Schweſter und dem liebenswürdigen Schwager, und aus der Stille zu Hof zurückkehrend, war es ihr, als ginge ſie aus menſchlich bewohnten und geſitteten Stätten in die Wüſte.

Aber bei Hofe war es indeſſen ſehr lebendig geworden. Der junge Fürſt Amadeus I. war indeſſen von ſeinen Reiſen zurückgekehrt, war mündig geſprochen und ſollte demnächſt verheirathet werden. Dieſer Act war ohne das geringſte Zuthun des jungen Fürſten oder der alten Fürſtin negociirt und abgeſchloſſen worden. Das Ländchen nämlich war ein Enclave eines Großſtaates und ſollte im Falle des Ausſterbens der fürſtlichen Familie an dieſen

Großſtaat heimfallen. Dieſes Verhältniß, ſo wie die Kleinheit des Ländchens machten es von dem Großſtaate ganz und gar abhängig. Seit Generationen verfügte der Großſtaat über einen Theil der Politik des Fürſtenthums und über die Perſonen der Fürſten, denen man militäriſche Würden und Titel gab, um ſie an ihre Abhängigkeit zu erinnern und um dieſe zugleich zu verſüßen. Ganz in demſelben Verhältniß zu dem Großſtaat ſtand ein anderes kleines Fürſtenthum, das in dieſem Momente von einem greiſen Fürſten regiert wurde, welcher als Feldmarſchall in dem großen Staate diente. Deſſen Tochter, die Prinzeſſin Malwine, ſollte Amadeus heirathen. So war es von dem umſchließenden Großſtaate beſchloſſen; ſo war es alſo eine Nothwendigkeit. Der alte Fürſt ſeufzte, wenn er ſeine blühende, liebreizende Tochter anſah, die mit allen Eigenſchaften ausgeſtattet ſchien, die ſie zur Zierde eines großen Hofes, zur würdigen Gefährtin eines großen Monarchen hätte machen können, und die nun an einen jungen Prinzen ohne Geiſt, ohne Erziehung, ohne irgend welchen Vorzug ſollte hingegeben werden. Aber die Staatsraiſon wollte es ſo, und der alte Fürſt war zu ſehr Mann des vorigen Jahrhunderts, als daß er nicht die Staatsraiſon über jede andere Rückſicht hätte ſtellen ſollen, und zu ſehr guter Unterthan ſeines Königs, dem er als General diente, um ſich ihm irgendwie zu widerſetzen. Amadeus war in der That nicht geſchaffen, um eine junge phantaſievolle Prinzeſſin zu beglücken. Schon von Natur kärglich bedacht, war er unter der Leitung des Oberhofmeiſters, den ihm der Großſtaat beigegeben, wenn auch gutmüthig, doch roh und ungebildet geblieben. Von den Reiſen, die er in Geſellſchaft deſſelben Führers durch Frankreich und Italien gemacht, kehrte er, an Geiſt und Körper zu Grunde gerichtet, in ſein Fürſtenthum zurück. Er war ein junger Greis, in dem längſt jede Kraft, jede Leidenſchaft, jede Willensſtärke erloſchen ſchien. Seine Unterthanen murrten bei ſeinem Anblick, aber ihr Murren galt mehr dem Großſtaat als der traurigen Erſcheinung ihres Fürſten, denn der Politik jenes Staates, der das Fürſtenthum erben ſollte, im Falle dieſes Haus ausſtürbe, ſchrieben ſie den herabgekommenen Zuſtand des jungen Mannes zu. Sie meinten, ſeine geiſtige wie körperliche Verkommenheit ſei dem erbluſtigen Nachbar zu nützlich, als daß man nicht annehmen ſollte, daß ſie planmäßig herbeigeführt worden. Das war vielleicht bloß politiſche Kannegießerei; ſo viel aber iſt gewiß, daß Amadeus I. genug zu Grunde gerichtet war, um jede Heirath, beſonders eine Heirath mit einer jungen Prinzeſſin voll Gluth und Leidenſchaft, lächerlich erſcheinen zu laſſen.

Bei Hofe beſprach und behandelte man die Angelegenheit mit dem unerſchütterlichſten Ernſt. Man wäre ſich ſehr klein, ſehr gemein vorgekommen, hätte man ein Wort, einen Gedanken über das Ungehörige einer ſolchen Ehe aufkommen, hätte man eine Rückſicht gelten laſſen, wie ſie bei ſolchen Gelegenheiten in der bürgerlichen Welt in Betracht gezogen werden. Alles bereitete ſich aufs' Würdigſte auf das große Ereigniß vor. Mit unverhältnißmäßigen Koſten, mit außerordentlichem Pompe wurde die Braut an der Grenze des Landes eingeholt, in die Reſidenz gebracht und dem Fürſten angetraut. Sie war traurig, niedergeſchlagen; die Hofleute nannten das Ernſt, Würde, Majeſtät; die Bürgerlichen nannten die Sache bei ihrem Namen. Sie ſagten, das Leben ſei hier mit dem Tode vermählt worden, die Geſundheit mit dem Siechthum.

Bei den Feſten, die der Vermählung folgten, konnte man bemerken, wie ſie oft traurig, manchmal bitter lächelnd auf ihren Gemahl niederſah, der ſchweigend neben ihr ſaß und nicht zu ihr aufzublicken wagte. Jeder Beobachter mußte es erkennen, daß er eine gewiſſe Angſt vor ſeiner jugendlichen Gemahlin hatte, daß er oft, wenn ſein erloſchenes

Auge auf ihr glühendes, ſchwarzes traf, zuſammenfuhr, daß er dann um ſich blickte, wie Hilfe ſuchend, daß es ihm, mit einem Worte, in ihrer Nähe unheimlich war. Er benutzte jede Gelegenheit, die Sitte und Etikette geſtatten, ſich von ihr zu entfernen, und fiel zwiſchen ihm und ihr eine Thür zu, athmete er auf, als fühlte er ſich von einem Drucke befreit. Er machte einen erbarmungswürdigen Eindruck; ſie aber ſchien bemitleidenswerth, um ſo bemitleidenswerther, als ſie offenbar gleich am erſten Tage das ganze Weſen ihres Mannes, das Oede des ihr bereiteten Lebens, das unendlich Leere ihres ganzen, ihr aufgedrängten Schickſals erkannte. Und ſie war ſo jung, ſo befähigt, glücklich zu ſein und glücklich zu machen. Welche Quellen des Glückes wurden da mit Schutt und Ruinen bedeckt!

Vielleicht war es dieſes Schickſal, das die Fürſtin Malwine ſo raſch in der Stadt beliebt machte. Niemand iſt es ſo leicht, Liebe einzuflößen, wie dem Opfer. Bei Hof aber war es unheimlich. Amadeus verbrachte ſeine Zeit auf Jagden und mit Muſterungen ſeiner kleinen Truppe, die er beinahe täglich ſo weit als möglich, bis an die Grenzen ſeines Reiches marſchiren ließ. Ging das nicht an, verbrachte er ſeine Tage in den entlegenſten Winkeln ſeines Schloſſes. Es machte ſich mit der Zeit von ſelbſt, daß er die Tage und Abende mit ſeinen Officieren und Jägern in dem einen Flügel zubrachte, während Malwine mit ihren Hoffräulein in dem andern verweilte. So gab es bald zwei ſtrenggeſchiedene Höfe, den männlichen und den weiblichen, die nur bei beſondern feſtlichen oder officiellen Gelegenheiten zuſammentrafen. Ein Theil des letztern zog bald mit der alten Fürſtin ab, welche ſich auf ein Schloß, das ſie am Rheine beſaß, zurückzog. Fürchtend, daß Malwine ſich für ein leeres, reizloſes Leben durch Einfluß auf die Regierungsgeſchäfte ſchadlos halten könnte, und erkennend, daß ihr das bei ihrem Geiſte und bei der Unterthänigkeit ihres Gatten leicht wäre, wollte ſie dieſem Falle zuvorkommen und lieber von ihrer Höhe freiwillig herabſteigen als herabgeſtürzt werden. Sie war übrigens gutmüthig genug, ihrer unglücklichen Schwiegertochter einigen Erſatz für ein verlorenes Leben zu gönnen.

Malwine aber dachte nicht daran, irgend welche Macht für ſich in Anſpruch zu nehmen. Mit Glück bemerkte ſie, welche Freiheit ihr die Scheu, die Furcht, die ſie ihrem Gatten einflößte, gewähre, und ſie benutzte dieſe Freiheit, um ſich eine eigne Welt und in dieſer Welt wenigſtens ein erträgliches Leben, einen Schein von Glück zu ſchaffen. Ihr weibliches Gefühl, wie ihr Urtheil hatten bald unter den Hofdamen diejenigen ausgeleſen, deren näherer Umgang ihr etwas bieten konnte, und nach wenigen Wochen war ein Kreis geſchloſſen, der dem Fürſten und ſeinem nächſten Anhange unnahbar, unzugänglich war, denn es war ein Kreis gebildeter Frauen, vor dem der männliche Hof eine inſtinktive Scheu hatte. Daß in dieſer Frauenwelt Clariſſe von Büren, mit welcher, wie ſich die alte Fürſtin ausdrückte, dieſe ihrer Schwiegertochter das ſchönſte Geſchenk machte, indem ſie ſie am Vermählungstage der Fürſtin Malwine als Hoffräulein überließ, eine der erſten Rollen ſpielte, bedarf kaum einer Erwähnung. Malwine hatte ſie mit Kennerauge und nach wenigen gewechſelten Worten aus der Schaar der Hoffräulein herausgefunden und ſie vom erſten Augenblicke an ausgezeichnet. Aus ihren Reden ſprach freie, anſpruchsloſe Bildung, ihre Urtheile verriethen Geſchmack, ihr bloßer Blick klaren Verſtand, offenen Sinn, und näherer Umgang offenbarte ein theilnehmendes, wohlwollendes Herz. Malwine bedurfte eines ſolchen Geiſtes, der ſie auch ohne Worte verſtand, und in ihrem öden Leben eines ſolchen Herzens, auf das ſie ſich verlaſſen, das ſich an ſie, daran ſie ſich ſchmiegen konnte, und endlich eines ſolchen offenen Charakters, der, fern vom Hofe entwickelt, den Muth hatte, ein wahres Wort, eine Klage auszuſprechen und anzuhören. Clariſſe war bald mehr als ihr Günſtling; ſie war ihre Vertraute, ihre Freundin. Bei dem großen Bedürfniß Malwinens nach Liebe hing ſie an dieſem jungen Mädchen mit wahrhaftem Enthuſiasmus. Wäre Clariſſe ein berechnender Charakter geweſen, wie ſie es bei allem Verſtande nicht war, ſie hätte in kürzeſter Zeit für alle Zukunft ſorgen, ſie hätte, da die Fürſtin reich war, ein Vermögen ſammeln, ihre Stellung ausbeuten und, von der Fürſtin protegirt, die glänzendſte Partie im Lande machen können. Aber ſie begnügte ſich, die Tröſterin ihrer unglücklichen fürſtlichen Freundin zu ſein, und wenn dieſe ſich mit ihr in ihr Cabinet einſchloß, um ſich vor ihr auszuweinen und ſie dann ruhiger und gefaßter einige Tage zubrachte, war ihr dies Lohn und Erfolg genug. Im gewöhnlichen Leben, da Muſik und Lectüre die Hauptbeſchäftigung des weiblichen Hofes ausmachten, trug ſie mit ihren Talenten und ihrer Beleſenheit das Ihrige dazu bei, der Fürſtin die Tage zu kürzen. Ging ſie manchmal auf einige Tage auf's Land, um ihre Schweſter, die Paſtorin, zu beſuchen, ſo war es, als ob die Seele des Hofes fortgezogen wäre; Malwine fühlte ſich dann doppelt einſam und es kam nicht ſelten vor, daß ſie ſich ſelbſt aufmachte, um die Freundin, die ihr zu lange verweilte, in Perſon zu holen.

Die Herren waren, wie geſagt, vom engern Kreiſe der Fürſtin ausgeſchloſſen. Nur ſelten wurden einzelne und des Anſtandes wegen der Fürſt zu den kleinen Concerten oder Leſeabenden gezogen. Erſt nach Jahr und Tag wurde eine Ausnahme gemacht und zwar zu Gunſten eines Mannes, der zur Zeit der Vermählung nicht anweſend war. Es war dies Herr von Holland, ein Mann von ungefähr 50 Jahren, Geheimer Rath und einer der gelehrteſten Männer des Fürſtenthums. Er war mit dem Prinzen Amadeus nach Italien gereiſt und daſelbſt zurückgeblieben, als dieſer in ſein Vaterland zurückkehrte. In Italien hatte er die nähere Bekanntſchaft einer Couſine der Fürſtin gemacht, die an einen italieniſchen Prinzen verheirathet war, und brachte jetzt von dieſer ein Empfehlungsſchreiben mit den herzlichſten Grüßen an Malwine. Er wurde ihr als ein liebenswürdiger Geſellſchafter, als ein ausgezeichneter, tiefer Geiſt, als ein Mann, der den Deutſchen bei den höchſten Societaten Italiens Ehre machte, geſchildert und als ſolcher auch in der That von der Fürſtin befunden. Zwar gingen allerlei Gerüchte, daß er in Rom, wo er mit Monſignoren und Cardinalen verkehrte, zur römiſchen Kirche übergetreten ſei, aber in jener Zeit behauptete man das von den ausgezeichnetſten in Italien reiſenden Proteſtanten; man hatte ſich, da ſich dieſe Gerüchte ſehr oft als falſch erwieſen, daran gewohnt, ſie zu belächeln und die „Jeſuitenriecherei“ komiſch zu finden. Da dieſe Gerüchte ſich meiſt an berühmte und große Namen hefteten, war eine ſolche Verdächtigung bald wie ein Compliment; es ſtellte den Verläumdeten in die Reihe vorzüglicher Männer, die die Proteſtanten nicht gern verloren hätten und deren Erwerb dem römiſchen Stuhle wünſchenswerth ſchien. Der Geheime Rath von Holland hatte ſich übrigens öffentlich nie zur katholiſchen Kirche bekannt, und das ſchien eine genug laute Widerlegung des Gerüchtes, da er ein Mann war, der Niemand zu fürchten hatte. Freilich ſtand er an der Spitze des Unterrichtsweſens ſeines proteſtantiſchen Landes.

Wie es ſich immer mit dem Gerüchte verhalten mochte; es war nicht die Aufgabe der Fürſtin, das zu unterſuchen. Er war ihr empfohlen und ſie fand an ihm einen Mann, wie er ihr bis jetzt am ....ſchen Hofe gefehlt hatte. Obwohl Fürſtin, war ſie doch beſcheiden genug, um ſich zu ſagen, daß ein Mann, den ſie in allen Fächern des Wiſſens wie in allen Fragen des praktiſchen wie ideellen Lebens als eine

Autorität ſchätzen lernte, wiſſen müſſe, was er zu thun und zu laſſen, zu glauben und zu denken habe. Allerdings fiel es ihr auf, wie er in ſeinen geiſtreichen und belebten Schilderungen Italiens mit Nachdruck hervorzuheben wußte, wie viel des Großen und Unvergleichlichen die katholiſche Kunſt in dieſer Heimath des Glaubens hervorgebracht, wie da in ſchönſter, feſtlichſter und zugleich erhabenſter Form ausgedrückt ſei, was anderswo nur in abſtracter, kalter, unfaßlicher, dem menſchlichen Gemüthe nichtsſagender Weiſe ausgedrückt wurde; wie dort die höchſten göttlichen und menſchlichen Gedanken in Wort und Bild lebendig und verkörpert, ſo zu ſagen, Menſch geworden und wie auf dieſe Art der höchſte und tiefſte Gedanke des Chriſtenthums ſich immer wieder auf's Neue, als ewiger Beweis ſeiner ewigen Wahrheit, wiedergebäre und wie dieſes auffallender Weiſe nur in dem Lande geſchehe, in dem der Apoſtelfürſt ſeinen Thron aufgeſchlagen — aber konnte ſie ihn widerlegen? Hatte er nicht Recht? Es ſtand ihr Niemand zur Seite, der ihr Argumente zur Widerlegung des geiſtreichen Geheimen Rathes hätte liefern können.

Herr von Holland wußte Wochen lang zu erzählen. Nach Wochen erſt zeigte es ſich, daß Alles, was er bisher erzählt und geſagt hatte, eigentlich nur Vorderſätze geweſen: wieder ganze Wochen eben ſo belebter und geiſtreicher Unterhaltung brachten die zu jenen Vorderſätzen nothwendigen Nachſätze und endlich die Schlußfolgerungen. Der Geheime Rath war bei dieſem Vorgang durch die in dieſem Kreiſe eingeführte und beliebte Leſegewohnheit unterſtützt. Natürlich konnte der vielbeleſene Mann manchen Rath ertheilen; er ſelbſt wurde endlich der ausſchließliche Vorleſer der Fürſtin und es war vorzugsweiſe die deutſche romantiſche Schule und die Romantik aller Länder, die jetzt zu Ehren kamen.

Clariſſe, bisher Vorleſerin und Bibliothekarin, trat mit ihrem Rath mehr und mehr in den Hintergrund, wenn auch die Fürſtin, die von Tag zu Tag weicher wurde, ſich als Freundin immer inniger an ſie anſchloß.

* * *

Seit der Rückkehr des Herrn von Holland war ein Winter vergangen. In den Oſtertagen wurden Stadt und Land durch die Nachricht, die ſie zuerſt durch ein ausländiſches Blatt erfuhren, daß die Fürſtin Malwine zur römiſchen Kirche übergetreten, in Schrecken verſetzt. Daß Herr von Holland demſelben Glauben angehöre, war nun auch kein Geheimniß mehr; aber er trat von ſeinem Amte an der Spitze des Unterrichtsweſens zurück, und das beruhigte wieder die aufgeregten Geiſter. Die Fürſtin hatte ſich in dieſen drei Jahren ihrer Regierung ſo beliebt gemacht, daß die Entrüſtung des durch und durch proteſtantiſchen Landes bald abnahm und ſich nach und nach in Mitleid verwandelte. Man kannte den Fürſten, man kannte ſie und ihre Lage und man ſeufzte: Arme Prinzeſſin! ſie durfte ihr Herz nicht beſchäftigen, ſie ſucht es zu zerſtreuen, indem ſie ihre Phantaſie beſchäftigt. — Da man wußte, daß der Fürſt nie Nachkommen erzielen werde, auf welche die Mutter einen gefährlichen Einfluß ausüben könnte, und von dem idioten Fürſten nichts zu befürchten war, ſelbſt wenn ihn ſeine Gattin in ihre Kirche nach ſich zog — da endlich das Land nach dem Tode des kinderloſen Fürſten an den mächtigen proteſtantiſchen Staat fallen ſollte, von dem man wußte, daß er jeden überwiegenden katholiſchen Einfluß, trotz der Bekehrung der Fürſtin, von dem Fürſtenthum abzuhalten wiſſen werde, betrachtete man den Uebertritt Malwinens als eine Privatangelegenheit, ja gewiſſermaßen als ein perſönliches Unglück und jede Sorge verſchwand. Als endlich einige Zeit dahin ging und man bemerken konnte, daß von der Fürſtin in Stadt und Land nicht jene Proſelytenmacherei zu befürchten ſei, durch die ſich ſonſt Neophyten auszuzeichnen pflegen, nahm man die ganze Sache, die man noch ein Jahr vorher als eine Gefahr und als ein Unglück des Landes betrachtet haben würde, mit Gleichgiltigkeit hin, ja man gab ſich Mühe, wo immer die Fürſtin ſich zeigte, ihr zu beweiſen, daß der Vorgang im Verhältniß zwiſchen ihr und ihren Unterthanen keinerlei Veränderung hervorgebracht habe, daß man ſie nach wie vor liebe, daß man ihrem guten Herzen nach wie vor vertraue. Einzelne Prediger, die hie und da auf der Kanzel ſchon ein Wort über die Gefahr, die dem reinen Glauben des Landes drohe, hatten fallen laſſen, die ſchon hundert Predigten des ſechzehnten Jahrhunderts durchgeleſen, um ſich zu einem gewaltigen Kampfe zu waffnen und die Rolle eines John Knox dieſer Maria Stuart gegenüber zu ſpielen, ſchickten die alten Bücher wieder in die Bibliothek zurück und verſtummten.

Bei Hof freilich ging Manches vor, aber es war im Lande wie verabredet, Alles, was zwiſchen den vier Mauern der Fürſtin geſchah, als Privatangelegenheit anzuſehen und ſie gewähren zu laſſen. Man hätte es ja auch nicht hindern können. Die Verfaſſung des Landes war der Art, daß man auf die Handlungsweiſe der höchſten und maßgebenden Perſonen jede directe Einwirkung aufgeben mußte. Die Fürſtin ließ ſich eine Capelle einrichten und hatte, wie man ſich in der Stadt erzählte, in dieſer Capelle ſchon einige Bekehrungen zu Stande gebracht. Man nannte eine alte Hofdame, welche eine verwickelte Lebensgeſchichte hatte, und je verwickelter dieſe geweſen, deſto weniger ernſt war der Eindruck, den dieſe Bekehrung hervorbrachte; dann nannte man zwei junge Hoffräulein, Töchter eines armen Beamten, denen der Vater geſchrieben, es ſei ſchicklich, daß treue Hofdamen den Glauben ihrer Herrſchaft haben, und endlich einen jungen, mittelmäßigen Maler, der die Capelle der Fürſtin mit Bildern verſorgte und Jedermann verſicherte, daß ihn der Eindruck, den ſeine eigenen Schöpfungen auf ihn gemacht, bekehrt habe und daß man, wie er jetzt erſt deutlich fühle, nur in der katholiſchen Religion ein großer Maler, ein Fra Beato Angeliko, ein Leonardo, ein Rafael werden könne. — Dieſe Bekehrungen trugen ihrer Natur und der betreffenden Perſönlichkeiten nach mehr zur allgemeinen Beruhigung als zur Erweckung von Beſorgniſſen bei. Wer konnte ſich an dieſe Vorläufer anſchließen wollen? und an dem, der es that, ſchien wenig verloren, und von der anderen Seite noch weniger gewonnen.

* * *

Ungefähr drei Jahre nach dem Uebertritt der Fürſtin Malwine, von dem im Lande kaum mehr geſprochen wurde, an einem ſonnigen Frühlingstage hielt vor dem Pfarrhauſe des Dr. Neuberg ein mit Koffern und Schachteln ſo ſehr überladener Reiſewagen, daß man ſeinen koſtbaren Inhalt ſogleich als einen weiblichen vermuthen konnte. Im oberen Stockwerk des Pfarrhauſes öffnete ſich, als der Wagen ſtill hielt, ein Fenſter und Pfarrer Neuberg ſah heraus, um den Ankömmling in Augenſchein zu nehmen.

„Beim Himmel!“ rief er, „es iſt wieder Clariſſe!“

In der That ſprang Clariſſe aus dem Wagen, während ihr Schwager und Schweſter mit ausgebreiteten Armen und freudig aufgeregten Geſichtern die Treppe hinunter entgegeneilten. Man umarmte, man küßte ſie und zog ſie in die Speiſeſtube, wo eben das Mittagseſſen bereit ſtand. Die zwei Kinder Eliſens wurden herbeigebracht und Clariſſe erfreute ſich als liebende Tante am Anblicke der blühenden Geſchöpfe, denen ſie mancherlei Spielzeug mitbrachte.

Nach der erſten Freude des Wiederſehens fragte Eliſe, was die Schweſter jetzt wieder dem Hofe abtrünnig machte.

Clariſſe zauderte mit der Antwort. Der Pfarrer aber lachte: „Welche Frage, Eliſe? Wie kannſt Du ſo fragen? Ich habe prophezeiht, daß ſie uns wiederkommt und habe ſie von Woche zu Woche erwartet. Arme Clariſſe,“ fuhr er lächelnd zu dieſer gewendet fort — „Mohamed hat nur zweimal die Flucht ergreifen müſſen: Du hältſt jetzt ſchon Deine dritte Hegira. Von welcher werden wir die neue Zeitrechnung beginnen?“

Clariſſe ſchwieg.

„Es iſt nicht möglich,“ rief die Schweſter, „daß Du wieder vor Bekehrungsverſuchen auf der Flucht ſein ſollteſt. Die Fürſtin hat das letzte Mal auf's Feierlichſte verſprochen —“

Clariſſe ſeufzte, Dr. Neuberg aber ſagte: „Erinnere Dich, was ich Dir damals geſagt habe. Ich weiß, was von ſolchen Verſprechungen zu halten. Lerne Du mich Neubekehrte kennen und ſolche, die einmal in's Proſelytenmachen hineingerathen. Das wird eine Leidenſchaft, eine fixe Idee! Die Fürſtin wird wohl ihr Wort gehalten haben, was man ſo Wort halten nennt. Sie hat ihr nicht mehr gepredigt und hat ihr nicht mehr predigen laſſen — aber ſie hat Clariſſen beſchworen, ſich zu retten, ſie hat vor ihr geweint, gejammert, ſie zeigte ihr ihre ganze Verzweiflung.“

„So iſt es," unterbrach ihn hier Clariſſe. „Seit Wochen hat ſie nicht mehr anders als mit thränenden Augen zu mir geſprochen; ſie flehte mich an, meine Seele zu retten; der Gedanke, mich verdammt zu wiſſen, machte ſie unglücklich. Nachdem ſie ſtundenlang im Gebete gelegen, ſagte ſie zu mir: „Weiſ't Du, Clariſſe, um was ich gebetet habe, um Deine Bekehrung!" Sie ließ Meſſen für mich leſen, ſie kaſteiete ſich, ſie faſtete für mich; ſie verweinte die Nächte, weil ich mich ſo verſtockt zeigte. Sie ſieht aus wie ein Schatten, und das Alles um mich."

Bei dieſen Worten rollten Clariſſe die Thränen von den Wangen; auch Eliſe war gerührt und ſeufzte: „Arme Fürſtin!"

„Arme Fürſtin!" wiederholte Dr. Neuberg etwas ärgerlich, „allerdings arme Fürſtin, denn ſolcher Fanatismus iſt Geiſteskrankheit, aber man kann doch nicht, Andern zu gefallen, —"

„Wenn nur," unterbrach ihn hier Clariſſe, „dieſer Fanatismus nicht ein ſo zärtlicher, liebevoller Fanatismus wäre! Wenn ich nur nicht von ihrer innigen Liebe zu mir ſo ſehr überzeugt wäre! und wenn ich ſie nur nicht ſelbſt ſo herzlich lieb hätte! So aber machte mich ihr Leiden um meinethalben wahrhaft unglücklich. Ich kann es nicht ausdrücken, wie viel ich in dieſen letzten Monaten, ſeit ich Euch verlaſſen, gelitten habe, wie oft ich in innerſter Seele erſchüttert war, ohne im Geringſten bekehrt zu ſein, wie ich fortwährend herüber und hinüber ſchwankte, welche Gemüthszweifel mich folterten und wie ich oft nahe daran war, aus Liebe und Mitleid zu thun, was mein Verſtand, mein ganzes Weſen als verwerflich verdammte. Ich werde die Scene von geſtern Abend nie vergeſſen. Bei den größten Verbrechen hätte ich eine ſolche Qual, eine ſolche Folter nicht verdient. Weinend lag ſie vor mir auf den Knieen und umklammerte mich wie eine Verzweifelte. Ich ſelbſt war wie eine Verzweifelte, mein Kopf ſchwindelte, ich war keines Gedankens mehr fähig. Ich wollte fliehen, ſie klammerte ſich an mein Kleid; ich glaubte mich losgemacht zu haben und eilte aus der Stube, aber ich ſchleppte ſie nach und ſie fiel mit der Stirn auf die Schwelle. Entſetzt fiel ich zu ihr hinab und da lagen wir Beide und weinten. Wäre ſie in dieſem Augenblicke nicht zu erſchöpft geweſen, um noch länger in mich zu dringen, ich hätte zu Allem Ja geſagt. Das fühlte ich deutlich, und ich fühlte, daß mich dieſes Leben aufrieb. So faßte ich denn einen Entſchluß. Ich eilte auf mein Zimmer, packte die ganze Nacht, ſchrieb dann einen Abſchiedsbrief an die Fürſtin und verließ mit Tagesanbruch den Hof für immer.“

„Für immer!“ ſagte Dr. Neuberg achſelzuckend, „ſchon zweimal haſt Du ihn im Laufe dreier Jahre aus denſelben Gründen für immer verlaſſen, und zweimal biſt Du wieder zurückgekehrt, auf eine bloße Bitte der Fürſtin, auf ein bloßes Verſprechen hin.“

„Vergiß nicht, lieber Max,“ erwiederte Clariſſe, „daß die Fürſtin meine theuerſte Freundin iſt, daß ich ſie liebe und daß ich mich noch herzlicher von ihr geliebt weiß und daß ſie, ach, ſo einſam iſt, ſo unglücklich! Die Schwäche war wohl verwerflich, und ich gab ihr mit Bewußtſein nach. Wahrhaftig,“ fügte ſie lächelnd hinzu, „die Freuden dieſes Hofes ſind es nicht, die mich zurückzulocken vermöchten! Es iſt ein trauriger Hof! Anſtatt mir Vorwürfe zu machen, erkennt vielmehr meine Charakterſtärke an, für eine liebe Freundin Euch, dieſer Wohnung des Glückes, dieſer Heimath ſtiller und inniger Freuden ſo lange fern geblieben zu ſein. Denn hier allein, bei Euch, bei Euern Kindern bin ich ruhig und glücklich.“

Das Ehepaar ſchlug in die beiden dargebotenen Hände und drückte ſie herzlich.

„Jetzt aber bleibſt Du? und für immer?“ fragte Eliſe.

„Ich verſpreche, daß ich nicht mehr zu Hofe zurückkehre — ob ich hier bleibe, iſt eine andere Frage. Ich habe ſo meine Gedanken.“

„Laſſen wir uns die erſten Stunden des Wiederſehens nicht durch Trennungsgedanken ſtören,“ fiel der Paſtor ein; „jedenfalls bleibſt Du eine geraume Zeit. Wir wollen uns ſo gemüthlich als möglich einrichten, und Du ſollſt Dich nach den überſtandenen Stürmen wie im Hafen fühlen.“

Es wurde, wie es der Paſtor verſprach, und er trug das Seinige dazu bei, daß es ſo wurde. Wie wohl that Clariſſen das ſtille Familienleben und die ruhige Liebe und Freundſchaft der Anverwandten, nach den harten Proben, die ſie jene aufgeregte Liebe der Fürſtin hatte beſtehen laſſen. In Haus und Garten verfloſſen die angenehmen Tage auf's Bürgerlichſte; die Geſellſchaft Dr. Neuberg's beſtand aus mehreren gebildeten Männern der Umgegend, die von Zeit zu Zeit vorſprachen, und mit denen man bei Tiſche, oder Nachmittags im Garten beim Kaffee, einige angeregte Stunden verplauderte. Clariſſe ſchien es, als wäre ſie in die Welt gekommen, erſt nachdem ſie den Hof verlaſſen und ſie ſah ein, wie Alles, was das Leben des Lebens werth mache, in einen kleinen Kreis geſchloſſen werden könne. Nachdem ſie Jahre mit monotonen ſtandesmäßigen Beſchäftigungen und leeren Formen zugebracht, ſchien ihr die kleinſte häusliche Beſchäftigung, die unbedeutendſte Pflege oder Sorge für die Kinder ihrer Schweſter unendlich inhaltsreich. Dazu kam, daß ihrem klaren, ruhigen Verſtande nichts zugemuthet wurde, was ihm widerſtrebte, daß ihr jedes Wort, jede Anſicht ihrer jetzigen Umgebung verwandt, oder wenigſtens begreiflich war, daß Herz und Geiſt ſich hier gleichmäßig heimiſch fühlten, während ſie durch ſo lange Zeit, im Widerſtreit mit ſich ſelber, ihr Herz zu Hilfe rufen mußte, um ſich nicht mit Herz und Verſtand empören zu müſſen. Eine höchſt wohlthätige Ruhe erfüllte ihr ganzes Weſen und verdrängte allgemach eine gewiſſe Verdrießlichkeit, die ſich während des beſtändigen Kampfes gegen die Bekehrungsverſuche in ihr wie Schlacken feſtgeſetzt und ſie manchmal an ſich irre gemacht hatte. Die alte Heiterkeit kehrte wieder und es wurde ihrer Seele wohl, wie dem Leibe wohl iſt, wenn er einen fremden Körper, der ſeinen Organismus ſtört, ausgeſchieden; die Fürſtin trug durch ihr Schweigen viel zu dieſer ſchnellen Geneſung bei. Während der früheren zwei Aufenthalte Clariſſens bei ihrer Schweſter kamen Klagebriefe voll Vorwürfe und Sehnſucht beinahe jeglichen Tag, und dann die Fürſtin ſelbſt, um den geliebten Flüchtling zur Rückkehr in die Stadt zu bewegen, was ihr auch zweimal gelungen war.

Diesmal blieben die Briefe aus, ebenſo die Geſchenke, die ihr ehemals zukamen, um ſie zu überzeugen, daß ihr die Liebe ihrer fürſtlichen Freundin trotz ihrer treuloſen Flucht in ganzer Wärme verblieben ſei. That das auch der Eigenliebe Clariſſens etwas wehe, ſo war ihr das Benehmen Malwinens doch im Ganzen willkommen, da ſie ſehr wohl wußte, daß ſie ein neuer Beweis von Liebe auf's Neue aufregen würde. Sie aber bedurfte ihrer Gemüthsruhe, um ganz dem Entſchluſſe, den ſie einmal gefaßt hatte, treu bleiben zu können.

Arm wie ſie war und bereits 23 Jahre alt, feſt entſchloſſen, nicht mehr zu Hofe zurückzukehren und eben ſo fern von dem Gedanken, ſich von ihrem Schwager, deſſen Familie wuchs, und deſſen mäßiges Einkommen daſſelbe blieb, trotz aller Liebe und Treue, die ihr im Hauſe bewieſen wurden, ernähren zu laſſen, hatte ſie alle Urſache, an ihre Zukunft zu denken. Mit ihrem entſchiedenen Charakter war es in vollkommenſter Uebereinſtimmung, daß ſie ſelbſt für ſich ſorgen wollte. Sie hatte genug gelernt, um den Platz einer Geſellſchafterin bei einer großen Dame oder einer Erzieherin mit Ehre einzunehmen; und ſie war vorurtheilslos und von falſcher Scham unabhängig genug, um mit größter Heiterkeit einen ſolchen Entſchluß zu faſſen und von dem eingebildeten

Piedeſtale der Hofdame eines kleinen deutſchen Hofes herabzuſteigen und ſich in einer untergeordneten Stellung, in der ſie eine poſitive Pflicht zu erfüllen hatte, in der ſie ſich nützlich machen konnte, noch wohl zu fühlen. Es widerſtrebte ihr, in Frankreich eine ſolche Stelle zu ſuchen; ſie hatte ſchon Manches von den Bekehrungsverſuchen gehört, die in dieſem Lande an deutſchen proteſtantiſchen Gouvernanten unternommen worden, und ſie wollte ſich nicht in der Fremde einer Unannehmlichkeit ausſetzen, unter der ſie in der Heimath ſo viel gelitten hatte. So richtete ſie ihr Augenmerk auf England und hatte ſchon zu ihrem Zwecke in London Correſpondenzen angeknüpft. Mit Anbruch des Winters wollte ſie dahin abgehen; der Sommer ſollte noch im Behagen des Familienlebens verbracht werden; zugleich wollte ſie dieſe Zeit noch benutzen, um ſich in der engliſchen Sprache zu vervollkommnen, die ſie bei Hofe, wo nur franzöſiſch geſprochen wurde, vernachläſſigt hatte. Dr. Neuberg, der dieſer Sprache mächtig war, da er ſich lange in England aufgehalten hatte, leiſtete ihr bei dieſem Studium die trefflichſte Hilfe. Engliſche Dichter wurden gemeinſchaftlich geleſen, dabei unter Leitung des Schwagers manche andere Studien gemacht, welche hie und da eine Lücke in Clariſſens Wiſſen ausfüllen ſollten, und ſo verfloß eine Zeit, die ihr als die glücklichſte ihres ganzen Lebens erſchien.

* * *

Die ganze Familie ſaß eines Nachmittags im Garten, der Paſtor nach deutſcher Art ſeine Pfeife rauchend, als das Dienſtmädchen einen Papierſtreifen brachte, auf dem der Name „Marquis von Beaupré“ in friſcher Schrift geſchrieben ſtand. „Dieſer Herr,“ ſagte das Mädchen, „wartet im Hauſe und wünſcht den Herrn Paſtor zu ſprechen.“

„Bitte ihn,“ ſagte der Paſtor, „in den Garten zu kommen.“

Er ſtellte ſeine Pfeife hin und machte ſich bereit, dem Fremden entgegen zu gehen, als dieſer ſchon mit ſchnellen Schritten auf dem Sandwege herbeikam.

„Ich bitte,“ rief er von fern und beſchleunigte ſeinen Gang, „ich bitte, ſich gar nicht zu ſtören.“

Er verneigte ſich mit der ehrerbietigſten Ungezwungenheit und Anmuth vor den beiden Damen, die, als er ſich dann zum Doctor wandte, raſch einen jener flüchtigſten Frauenblicke wechſelten, die ein fertiges Urtheil über einen Unbekannten enthalten. Der Marquis war ein Mann von ungefähr achtundzwanzig Jahren, mit blaſſem Geſichte, feinem Munde, dunklen Augen und ſchwarzen, langen Haaren. Wie ſanft ſeine Lippen auch über kleinen, beinahe weiblichen Zähnen lächelten, ſo gab ihm doch eine energiſch hervorſpringende Naſe ein ganz männliches Ausſehen. Das blaſſe Geſicht wurde durch die ganz ſchwarze Kleidung auffallend hervorgehoben und ſeine Bewegungen, obwohl etwas gemeſſen und bewußt, waren doch frei und leicht, voll männlicher Anmuth.

Mit ariſtokratiſcher Beſcheidenheit bat er um Vergebung, ein ſo intimes Zuſammenſein geſtört zu haben, und dabei ließ er ein treffliches Deutſch hören, das durch einen leiſen Anflug fremdartiger Ausſprache den Damen, wie es wieder ein Blick herüber und hinüber verkündigte, ganz beſonders reizend erſchien. Nachdem er ſich auf den angebotnen Gartenſtuhl geſetzt hatte, begann er mit einer leiſen Verneigung: „Herr Doctor! Ich bin der Marquis von Beaupré, ein Franzoſe. Ein mir befreundeter Künſtler, ein ausgezeichneter Architect in Paris, veröffentlicht ein großes Werk über den romaniſchen Bauſtyl. Unſer Vaterland beſitzt viele ſehr ſchöne Monumente dieſes Styles, beſonders im ſüdlichen Frankreich, z. B. die Kirche von St. Gilles, oder den Kreuzgang von St. Trophyme in Arles, und nach dieſen hat ſich mein Freund bei Abfaſſung ſeines Werkes vorzugsweiſe gerichtet. Aber dieſer Styl hat ſich dem Einfluſſe verſchiedener Länder nicht entzogen; er iſt in Deutſchland in mancher Beziehung, in manchen

Theilen andere als in Frankreich und Italien. Die Verſchiedenheiten wären für meinen Freund ſehr belehrend; aber er iſt durch ſeine Stellung an Paris gebunden. So bat er mich, der ich beinahe immer auf Reiſen und ein mittelmäßiger Zeichner bin, ihn zu unterſtützen und ihm Zeichnungen nach romaniſchen Bauwerken einzuſenden, wo ich ſolchen begegne. Nun hörte ich von Ihrer Kirche hier — in der That ein bijou — und ich habe auf meiner Reiſe durch Deutſchland den Umweg hierher um ſo lieber gemacht, als ich, ſeit ich mich für den Freund in dieſer Weiſe beſchäftige, ein Enthuſiaſt dieſer architectoniſchen Formen geworden bin. Sie zu bitten, Herr Paſtor, daß Sie mir den freien Zutritt in die Kirche geſtatten, damit ich die vielen ſchönen Einzelheiten des Innern mit Muße aufnehmen könne, iſt der Zweck meines Beſuches."

„Herr Marquis," erwiederte Dr. Neuberg auf's Verbindlichſte, „die Kirche ſteht ganz zu Ihrer Verfügung und zu jeder Stunde des Tages. Wenn Sie vielleicht einige alte Ornamentik intereſſirt, die bei einer neuerlichen Reſtauration entfernt wurde, die ich aber im Thurme aufbewahren ließ, ſo werde ich Befehl geben, daß ſie hervorgeſucht und aufgeſtellt werde, wo Sie ſie bequemer beſehen und wenn ſie Ihnen gefällt, auch zeichnen können."

„Sie ſind ſehr gütig, Herr Doctor, und ich bin Ihnen für ſo viel Güte doppelt dankbar, als ich — entſchuldigen Sie, daß ich es ausſpreche,“ fügte er mit einem Lächeln auch zu den Damen gewandt hinzu — „als ich dieſes gütige Entgegenkommen von proteſtantiſcher Seite nicht überall erfahren habe.“

„O, Herr Marquis,“ rief der Paſtor, „ich kann Sie verſichern, und zur Ehre Deutſchlands ſei es geſagt —“

„Lieber Herr Doctor,“ fiel ihm der Marquis in die Rede, „ich kenne Deutſchland, ich weiß, was ich von dergleichen zu halten habe. Welcher gebildete Menſch wird Sectenvorurtheile oder confeſſionelle Eingenommenheiten auf das neutrale Gebiet der Kunſt übertragen! Am Ende,“ fügte er weniger ernſt und lächelnd hinzu, „am Ende iſt es nur billig, daß man uns, ich meine den Katholiken, wenigſtens den Schattenriß der Kirchen gönne, die uns einſt als Eigenthum angehört haben.“

Der Paſtor erwiederte, auf den Scherz eingehend, in demſelben Lächeln: „Da wir Proteſtanten zur erſten Einfachheit des Glaubens zurückkehrten, ſo haben wir ein natürliches Recht auf jene Kirchen einfacherer Formen, die jenſeits der Gothik entſtanden ſind, welche vielmehr den Katholicismus repräſentirt.“

„Aber ſie haben uns ja auch gothiſche Kirchen, prächtige Kathedralen weggenommen, die gottloſen Ketzer!“ rief der Marquis mit ſcherzhaftem Pathos und zu den Damen gewendet: „Iſt es nicht traurig, daß es gleich Streit geben muß, wo zwei Männer verſchiedener Confeſſionen zuſammenkommen?“

„Wollte Gott!“ ſagte der Paſtor, „es gäbe keinen ernſtlicher gemeinten Streit.“

„Ein Wunſch, in den ich mit ganzer Seele einſtimme,“ ſagte der Marquis plötzlich ernſthaft; „ich bin aus dem ſüdlichen Frankreich, ich habe geſehen, welche Zerwürfniſſe, welches Unglück dergleichen hervorbringt.“

Dann, als ob er ſich beſänne, daß ſolche Geſpräche den Damen nur langweilig ſein können, und daß er kein Recht habe, als Fremder ſolche Themata auf's Tapet zu bringen, ging er mit der gewandteſten Wendung, an das ebengenannte ſüdliche Frankreich anknüpfend, auf ſeine Reiſen über und wußte die Damen ſo zu intereſſiren und in das Geſpräch zu ziehen, daß bald eine allgemeine und lebhafte Unterhaltung im Gange war.

Nach einer Stunde, die den Damen wie fünf Minuten verfloſſen war, erhob er ſich plötzlich von ſeinem Sitze und entſchuldigte ſich, ſo lange geſtört zu haben. Da er aber, wie er in ſein Geſpräch hatte einſließen laſſen, keine Beſchäftigung und keine Bekanntſchaft in dem Städtchen hatte, lud man ihn ein, länger zu bleiben und ſich auf einem Spaziergange die Gegend zeigen zu laſſen. An der Leichtigkeit, mit der er ſich überreden ließ, erkannte man, wie gern er blieb und man fühlte ſich geſchmeichelt.

Auf dem Spaziergange gab der Marquis Eliſen den Arm, während Dr. Neuberg Clariſſen führte, aber kaum vor dem Städtchen angekommen, ordnete man ſich in eine Reihe, um die Unterhaltung allgemeiner zu machen, oder vielmehr, weil Jeder den Marquis hören wollte. Man führte ihn auf die ſchönſten Ausſichtspunkte, man zeigte ihm in der Ferne den breiten Strom, man fuhr mit ihm über einen kleinen See und vertiefte ſich in einen alten, verwilderten Park, voll Stille und Vogelſang zugleich. Auf einer Höhe angekommen, erfreute man ſich an einem ſchönen Sonnenuntergange. Der Marquis ſah der Sonne mit ſehnſüchtigem Blicke nach, der ſeinem Geſichte, auf dem das Abendlicht glänzte, einen unendlich milden, melancholiſchen Ausdruck gab. Clariſſe ſah ihn in dieſem Momente mit ſo viel Theilnahme und ſo lange und ungezwungen an, daß ſie darüber erſchrak. — „Dort liegt Frankreich!“ ſagte er vor ſich hin, und er erſchien ihr wie ein Verbannter, mit dem man inniges Mitleid fühlen dürfe. — Der Himmel weiß, dachte ſie, welche Schickſale ihn zwingen, fortwährend die Welt zu durchziehen — und gewiß, er ſieht aus, als wäre irgend ein bedeutendes Schickſal über ſein Haupt dahingegangen.

Es klang ihr wie eine Antwort auf ihre Gedanken, als der Marquis gleich nach ſeinen Worten: „Dort liegt Frankreich!“ zu Dr. Neuberg ſagte: „Erinnern Sie ſich an den Ausſpruch Diderot's? C'est une belle chose, mon ami, que les voyages, mais il faut avoir perdu son père, sa mère, ses enfants, ses amis, ou n'en avoir jamais eu, pour errer, par état, sur la surface du globe. — Nun,“ fügte er lächelnd hinzu, indem er mit der feinen weißen Hand eine Bewegung vor der Stirn machte, als wollte er allerlei Gedanken verſcheuchen, „nun, man muß ſich tröſten, und ich thue es mit den Worten deſſelben gottloſen Diderot: Crois, que tu vas, parceque tu ne peux pas rester.“ — Dann ſagte er zu den Damen: „Es iſt ſonderbar, und ich habe ſchon oft die Bemerkung gemacht, daß man auf Reiſen grade in der liebenswürdigſten Geſellſchaft, grade da, wo man die meiſte Freundlichkeit und Güte erfährt, am melancholiſchſten wird, das größte Heimweh fühlt, mehr als in der ödeſten Einſamkeit. Aber das iſt nur natürlich.

Man fühlt ſich heimiſch und denkt in Folge der natürlichſten Ideenverbindung an die Heimath; dann denkt man, wie ſchön es wäre, das Glück ſolcher Freundlichkeit mit dem Glück der Heimath zu verbinden. Meine Damen, wie undankbar es ſcheint, ſich aus ſolcher Geſellſchaft von ſeinen Gedanken in die Ferne tragen zu laſſen — es iſt viel Dankbarkeit darin.“

Es war in den Reden des Marquis Beaupré immer etwas, was auf rührende Weiſe ſchmeichelte.

In der Dämmerung kehrte man in die Stadt zurück, und zu Hauſe angekommen, verſtand es ſich von ſelbſt, daß der Marquis zum Nachteſſen blieb. Als er ging, mußten es ſich die drei Zurückgebliebenen nicht erſt ſagen, daß ſie einen unerwartet ſchönen Tag verlebt hatten, daß ſie ſich ſämmtlich auf das Tiefſte angeregt fühlten, daß eine ſolche Bekanntſchaft eine Bereicherung des Lebens ſei. Sie geſtanden es alle drei, daß ſie noch keinen Mann kennen gelernt, der männliche Liebenswürdigkeit, edle Sitte und Wiſſen und Bildung in ſo hohem Grade gleichmäßig in ſich vereinige.

„Mich,“ ſagte der Paſtor, „freut dieſe Bekanntſchaft vorzugsweiſe um Deinetwillen, Clariſſe. Deine Erfahrungen bei Hofe haben Dich mit Vorurtheilen gegen die katholiſche Welt angefüllt, die, ich muß es Dir geſtehen, mir an Dir ſo unbehaglich waren, wie mir jedes Vorurtheil, jeder Fanatismus widerwärtig iſt. Unter Katholiken verſtandeſt Du einen Schleier à la Geheimrath Holland oder eine fanatiſche Schwärmerin und Proſelytenmacherin wie die Fürſtin."

„Ich habe," erwiederte Clariſſe, um ſich zu entſchuldigen, „ich habe nie andere Katholiken gekannt."

„Darum iſt es gut, daß Du nun Andere kennen lernſt. Du darfſt den gewaltigen Unterſchied zwiſchen geborenen Katholiken und Neubekehrten nie vergeſſen, beſonders in der gebildeten Welt. In unſerer modernen Zeit gleichen Bildung und Wiſſen den Unterſchied aus, an dem nur der Zufall der Geburt ſchuld iſt. Eine Nation entlehnt von der andern Ideen und Anſchauungsweiſen ohne zu fragen, ob die andere katholiſch oder proteſtantiſch iſt. Glaubſt Du, daß ein gebildeter Menſch, bevor er ein hiſtoriſches oder philoſophiſches Buch aufſchlägt, ſich erſt erkundigt, ob der Verfaſſer ſo viele Sacramente anerkennt, wie er? Er lieſt und prüft und behält, was er für wahr hält. Ob dieſe Wahrheit mit ſeinem Proteſtantismus oder Katholicismus im Einklang oder im Widerſpruch ſei, iſt ihm gleichgiltig. So iſt mancher Katholik proteſtantiſcher als mancher Superintendent, ſo wie es Superintendenten gibt, die katholiſcher ſind als mancher Cardinal. Sieh nur dieſen Marquis an. Diderot iſt offenbar ſein Lieblingsſchriftſteller, der geiſtreiche, liebenswürdige Diderot, und dieſer hat doch einen Standpunkt, auf den viele höchſt proteſtantiſche Köpfe mit aller Anſtrengung ihres Geiſtes nie gelangen werden. Haſt Du ſchon viele Proteſtanten gefunden, welche die Idee der Toleranz ſo groß und in ſo weitem menſchlichen Sinne aufzufaſſen vermögen, wie Diderot?"

„Gewiß," ſagte Clariſſe, „ich ſehe ſeit heute Nachmittag die Dinge mit ganz andern Augen an, als vorher."

Der Paſtor fuhr fort: „Nicht die gebildeten geborenen Katholiken ſind zu ſcheuen, nur die Neophyten. Ich ſpreche nicht von Denen, die aus Eigennutz oder Ehrgeiz übergehen; die ſind zu allen Zeiten dieſelben; ſie werden bekehrungsſüchtig ſein oder nicht, je nachdem es Eigennutz oder Ehrgeiz verlangen. Die heutzutage aus Schwärmerei oder ſogenannter Ueberzeugung übergehen, kommen dadurch ſelbſt in Widerſpruch mit dem Geiſte der Zeit; das reizt oder verbittert, macht kampf- und eroberungsſüchtig und endlich fanatiſch. Mit wahrſter und vollſter Ueberzeugung iſt der moderne Menſch doch nicht bei einem ſolchen Schritte betheiligt; die Luft, die er von Jugend auf geathmet, verhindert das. Sein Leben lang ſtrebt er ſich und Andere zu überführen, daß er aus Ueberzeugung gehandelt, und das kann er nur, indem er ſo viele Beiſpiele ſeines eigenen Falles als nur möglich zu Stande bringt. Andere ſollen für ihn beweiſen. Daher ſeine Bekehrungswuth. Dazu kommt noch jener Hochmuth, der allen mit Bewußtſein Frommen gemein iſt, und bewußt fromm müſſen Diejenigen ſein, die mit Bewußtſein einen ſolchen Schritt thaten. Die Ausnahme, die ſie machen, läßt ſie ſich ſelbſt als Auserwählte erſcheinen. Auf dieſer Höhe glauben ſie ſich zu Manchem berufen und berechtigt, was mehr nach Stolz als nach chriſtlicher Demuth ausſieht. — Ich geſtehe Dir, daß ich, obwohl Paſtor, erſchrecken würde, träte heute ein Katholik vor mich und erklärte, er wolle zum Proteſtantismus übertreten. Ich begreife, daß ganze Städte und Länder, zum Theil aus politiſchen Gründen und um ſich vor römiſchen Uebergriffen zu ſchützen, zu einer der proteſtantiſchen Confeſſionen übertreten oder etwas dem Proteſtantismus Aehnliches neu ſchaffen. Aber der Einzelne würde mich erſchrecken. Was will er bei uns? Iſt er ein Schwärmer — und ich begreife nicht, wie Schwärmerei, Phantaſterei ihn aus Katholicismus in Proteſtantismus führen ſollte? — dann bringt er nur Unruhe und Fanatismus in die Gemeinde; iſt er ein denkender Menſch, der mit ſeinen Gedanken über die Dogmen der römiſchen Kirche hinausgekommen, wie ſollte er nicht auch über Vieles, beſonders über ſo viel Halbes in unſerer Kirche hinausgekommen ſein? Und warum ſollte er ſich vor einem Dogma retten, das ihm als Kind auferlegt worden, und für das ihn Niemand verantwortlich macht, um als bewußter Mann ein Glaubensbekenntniß abzulegen, für das er nun einſtehen muß, und das er in ſeiner Ganzheit doch nicht annehmen kann?“

„Lieber Max!“ ſagte Clariſſe, „verliere Dich nicht ſo weit; Du predigſt einer Bekehrten.“

Der Paſtor lachte mit: „Du haſt Recht; ich bin einmal ein Prediger. Ich wußte wohl, daß Du nur einer kleinen Erfahrung bedurfteſt, um von einem Vorurtheil zurückzukommen, das für Millionen Menſchen beleidigend iſt. Nichts iſt eines anſtändigen Menſchen unwürdiger als Vorurtheil. Ich freue mich doppelt, daß Du gleich eine ſo überzeugende, ſo ſiegreiche Erfahrung machteſt, die mehr Wirkung machen muß, als hundert andere. Welch ein Menſch, dieſer Marquis, welch ein Menſch! Wir müſſen ihn ſo lange als möglich zurückzuhalten ſuchen.“

Der Marquis ſchien eben ſo gern zu bleiben, als man ihn gern zurückhielt. Gleich am Tage nach ſeiner Ankunft ging er an die nähere Beſichtigung der Kirche und aller ihrer Theile, und da zeigte es ſich, daß er viel, ſehr viel zu thun haben werde. Mit liebenswürdiger Offenherzigkeit ſprach er ſeine Freude darüber aus, einen Vorwand zu wochenlangem Aufenthalte gefunden zu haben. Er zeichnete ſehr fleißig und um ihm ſeine Arbeit zu erleichtern, räumte man ihm im Pfarrhauſe eine Stube ein, wo er Manches ausführen konnte, ohne erſt in ſein entferntes Gaſthaus zurückkehren zu müſſen. Er war der tägliche und beinahe beſtändige Gaſt der Pfarrerfamilie. Während er in der Kirche ſelbſt zeichnete, leiſtete man ihm oft Geſellſchaft, und wenn Regen eintrat und die Arbeit in der Dunkelheit der Gänge unmöglich wurde, verbrachte er ganze Tage bei den Freunden. Und es regnete oft. Aber er wußte ſich nicht nur angenehm, er wußte ſich auch nützlich zu machen. Von Clariſſens Plänen unterrichtet, beſprach er ſich oft mit ihr über ihre Studien und es machte ſich wie von ſelbſt, daß er ihr Lehrer wurde, beſonders in der Geſchichte, und da Clariſſe nicht mehr die frühere Scheu vor Frankreich hatte — und möglicherweiſe auch eine Stelle in Frankreich bekommen konnte — wurde auch die franzöſiſche Literatur nicht vernachläſſigt. Bei einem franzöſiſchen Geſchichtslehrer war es nun natürlich, daß er die Weltgeſchichte des Biſchofs Boſſuet mit ihr las. Der Marquis war zwar nicht in Allem der Meinung dieſes Hiſtorikers, aber es kam ihm darauf an, ſeine verehrte Schülerin die Welt auch einmal von katholiſchem Standpunkte aus betrachten zu laſſen. Sie ſei ja über die confeſſionellen Unterſchiede hinaus; in der Geſchichte komme es ja nur auf die Wahrheit an, und um dieſe zu erfahren, müſſe man beide Parteien hören. Clariſſe fand das nur gerecht, wie Alles, was ihr der Marquis ſagte, und ſie war ihm dankbar, als ſie nach Kurzem bemerkte, daß ſie die Welt mit ganz andern Augen, mit mehr Gerechtigkeit, anſehe. Chateaubriand's „Geiſt des Chriſtenthums“ war damals in Mode; wie ſchön wußte der Marquis dieſes melodiſch geſchriebene Buch zu leſen; ſein Ausdruck gab den oft ſo ſehr inhaltsloſen Sätzen reiche Bedeutung, und ſeine Leſekunſt, verbunden mit den volltonenden Perioden, brachte eine muſikaliſch berauſchende Wirkung hervor. Man träumte, man wiegte ſich auf dieſen ſchimmernden, bald murmelnden, bald ſtürmenden Wogen, man glaubte zu denken und man wurde nur fortgetragen, hingeriſſen. Dann kamen Lamartine's Harmonien und Meditationen an die Reihe, die der Marquis auswendig wußte, und die er meiſt auf einſamen

Spaziergängen, im Kahn auf dem See, oder im Dunkel des Waldes citirte.

O die ſeligen Stunden, die Clariſſe in Geſellſchaft dieſes Mannes verlebte! Sie waren ſo ſelig, daß ſie darüber vergaß, wie belehrend ſie waren, daß der Marquis ihr Lehrer war, ihr einen andern Geiſt einhauchte, ſie nach und nach zu einer ganz andern Perſönlichkeit umwandelte.

Die Abende gingen meiſtens in Discuſſionen zwiſchen den beiden Herren hin. Dr. Neuberg nannte einmal Thomas a Kempis. Der Marquis griff dieſen Schriftſteller an, während der Paſtor ſeine Tiefe und ſeine welthiſtoriſche Bedeutung vertheidigte. Der Marquis konnte nicht zugeben, daß wir das Recht haben, ſo, wie es dieſer Schriftſteller that, auf dieſes irdiſche Leben herabzuſehen. Auch dieſes Leben habe ſeine Rechte, ja ſeine Heiligkeit, wie das Leben im Himmel. Und um ſeine Worte zu belegen, las er aus der „Nachfolge Chriſti“ einige Stellen, die er mit Energie als Beleidigung der Menſchheit und der Menſchlichkeit verwarf. Doch wollte er nicht ungerecht ſein und las gleich darauf einige andere der rührendſten Stellen aus dieſem merkwürdigen Buche. Clariſſe horchte mit ganzer Seele. Sie war dieſe ganze Zeit ſo überſchwenglich glücklich, daß es ihr wohl that, in dieſer poetiſchen

Zerknirſchung und Demuth von ihrem Glücke auszuruhen, und zugleich dieſer unendlichen Hingebung an das, was uns erfüllt, zu folgen, ſich aufzulöſen, ſich zu demüthigen und zu vernichten in Liebe. Die weibliche Hingebung im Chriſtenthume, das Einswerden mit dem Gegenſtande der Liebe war ihr noch nie ſo lebendig vor die Seele getreten, wie in dieſem Buche.

Sie bat den Marquis darum, da ſie eine gewiſſe Scheu hatte, es von ihrem Schwager zu verlangen, obwohl es dieſer vertheidigt, jener angegriffen hatte. Er übergab es ihr am nächſten Tage, da er mit ihr allein war, nach einigem Zaudern und mit der Warnung, ſich durch dieſes gefährliche Buch nicht zu ſehr von der Welt und ihren ſchönen Freuden abziehen zu laſſen.

„Sie gehören der Welt und ihrem Glücke,“ ſagte er mit einem ſo innigen Ton in der Stimme, daß ihr beinahe die Thränen in die Augen traten. — „Wer ſo viel Glück zu vergeben hat, wie Sie,“ fügte er bei und lächelte dazu, als ob er die Bedeutung ſeiner Worte abſchwächen wollte, „der darf ſich von der Erde nicht entführen laſſen, der muß im Leben verweilen und ſeine Gaben austheilen; das iſt Pflicht! Gewiß, ich bin kein Ungläubiger, aber kein Thomas a Kempis ſoll mich überzeugen, daß wir uns das Leben nicht ſo ſchön machen ſollen, als wir können. Es iſt ſo ſchön!“

Er ging raſch von dannen und ließ ſie allein mit Thomas a Kempis und ihren Gedanken.

Bei aller Intimität, die ſich ſo überraſchend ſchnell zwiſchen ihnen ausgebildet hatte, bei aller Freundſchaft und Theilnahme, die er ihr bei jeder Gelegenheit zeigte, hatte er ihr doch noch nie ſo, mit ſolchem Ausdrucke geſprochen. Die Wirkung war um ſo größer, und das Buch, das ſie mit dieſen Worten erhielt, wurde ihr deſto theurer. Sie behielt es in der Hand und drückte es manchmal unwillkürlich, während ſie an den Marquis dachte.

Clariſſe war bald vierundzwanzig Jahre alt; ſie wußte ſich von ihren Gefühlen Rechenſchaft zu geben, ſie wußte, daß ſie den Marquis liebte. Hätte ſie es nicht an ſo vielen andern Anzeichen erkannt, die ſich bei ihr eben ſo einſtellten, wie bei einem ſechzehnjährigen Mädchen, ſie hätte es daran erkennen müſſen, daß dieſer Mann eine unwiderſtehliche Gewalt über ſie ausübte, daß er ſie, die ſich von jeder ihrer eigenen Willenskraft ſtolz bewußt geweſen, modeln konnte wie er wollte, daß er ſie ihrer eigenen, bisherigen Perſönlichkeit vollkommen entäußerte und ſie, ſie wußte nicht wie, ganz anders zu denken und zu fühlen lehrte, als ſie bisher gedacht und gefühlt hatte. In ihren kühlſten Stunden, wenn ſie ſich mit Ruhe über ſich aufzuklären ſuchte, kam ſie ſich im beſten Falle wie eine Spieluhr vor, in die er nach Belieben eine neue Walze einlegte, um ſie nach Wunſche dieſe oder jene Weiſe ſpielen zu laſſen. Und ſie empfand dieſe Entäußerung ihrer ſelbſt, dieſe geiſtige Sclaverei mit einer Art von Freude, und im Namen deſſen, den ſie liebte, triumphirte ſie über ſich ſelbſt.

Ob der Marquis ſie wieder liebte? Die Schweſter, die ihn beobachtete, und der Clariſſens Gefühl kein Geheimniß war, hoffte es. Aber wie offen auch der Fremde in ſeinem Benehmen war, wie ſehr auch jedes ſeiner Worte ein treuer Spiegel eines ganzen Charakters ſchien, war und blieb er dem kleinen Kreiſe doch ein Geheimniß. Er ſprach viel über ſeine Verhältniſſe, er erzählte vielfache Erlebniſſe, aber trotz der Aufmerkſamkeit, mit welcher Frauen Unbekannten zuhören, um dann mit großer Kunſt aus Bruchſtücken ſich ſelbſt eine Lebensgeſchichte zuſammenzuſetzen, war es den beiden Schweſtern doch nicht gelungen, ſich von der Stellung und der eigentlichen Lebensweiſe ihres neuen Freundes ein klares Bild zu machen. Selbſt wenn ſich Eliſe aus ſchweſterlicher Liebe zu einer Unzartheit aufraffte, um ihn gradezu nach Dieſem oder Jenem zu fragen, was in

ſeiner Lebensgeſchichte eine Lücke ausfüllen ſollte, bekam
ſie eine beſtimmte Antwort, die zu größerer
Erkenntniß nichts beitrug, manchmal ſelbſt ein ganzes
Gebäude von Vermuthungen und Zuſammenſtellungen
über den Haufen warf. Eine Erzählung
warf manchmal ein aufklärendes Licht über einen
ganzen Lebensabſchnitt des Marquis, aber bald
folgte eine andere Erzählung, oft nur eine kleine
Bemerkung, die wieder einen verhüllenden Schatten
über denſelben Abſchnitt warf, ohne daß ſich der
Marquis im Geringſten widerſprochen hätte. So
viel ſchien gewiß, daß er nicht zwecklos und als
bloßer Vergnügling reiſte. Daß er Verbindungen
n allen Ländern, ja in allen Welttheilen hatte, daß
r täglich Briefe aus allen Weltgegenden erhielt,
vußte man, und das Alles trug nicht dazu bei, ihn
n der Meinung ſeiner neuen Freunde herabzudrücken.
Das Geheimnißvolle, das ihn umgab, und in das
r ſich manchmal mit offener Abſicht hüllte, wenn
r plötzlich in gewiſſen Punkten ſeine Mittheilungen
bbrach oder mit einem Seufzer ſchloß, wo man
ine Urſache zur Trauer erkannte — das Geheim-
ißvolle war für die Damen ein Reiz mehr, eben
die Ueberzeugung, daß er in irgend welchen
usnahmsweiſen Verhältniſſen lebe. Letzteres gab
, auf eine jener unzarten ſchweſterlichen Fragen,

ſelbſt zu. Noch ein anderer Umſtand, um den es Eliſen mit Rückſicht auf ihre liebende Schweſter beſonders zu thun war, wurde aufgeklärt; der Marquis war nicht verheirathet.

Eliſe hoffte für ihre Schweſter.

Dieſe Hoffnung verlor plötzlich an Kraft, als der Marquis de Beaupré, nachdem man bereits ſeit mehreren Tagen eine ſanfte Traurigkeit an ihm bemerkt hatte, erklärte, daß ihn Beruf und Pflichten von dannen riefen und als er unmittelbar an dieſe Erklärung ſein Lebewohl anknüpfte.

Man war wie von einem Donnerſchlage betäubt. Der Marquis war abgereiſt, bevor man zur Beſinnung kam. Man erinnerte ſich dann, daß er feſte Zuverſicht baldigen Wiederſehens ausgeſprochen. Aber er war fort; was ſein Leben und ſeine Verhältniſſe betraf, beinahe ſo unbekannt, als da er gekommen war, dem Ehepaar zum Bedürfniß geworden und von Clariſſen mit ganzer Seele geliebt. Sie erwachten Alle wie aus einem ſchönen Traume. Clariſſe beſtrebte ſich, weiter zu träumen, indem ſie ſich in ihr Zimmer ſchloß, und jedes ſeiner Worte und Alles, was ſie mit ihm erlebt, neu heraufbeſchwor in Geiſt und Herzen, und indem ſie Alles wieder las, was ſie mit ihm geleſen, und zwar mit noch größerer Innigkeit, mit mehr Hingebung, und im

Ganzen mit mehr Liebe als Urtheil. Außerhalb dieſer Stube war es öde; in der Wohnung ſowohl, wie im Städtchen.

* * *

Er war fort und kehrte nicht wieder. Kein Brief ſagte, wohin er den flüchtigen Schritt gewendet. Man klagte ihn darum nicht an; man wußte, er war nicht der Mann, um, ohne gewichtige Urſache, gegen die Sitte zu verſtoßen. Dieſe Urſache hing vielleicht mit ſeinem Schickſale zuſammen, das man nicht kannte, und das man als ein zwingendes, trauriges vorausſetzte. Wie eine Erſcheinung war er gekommen und gegangen; wie vom Himmel gefallen und wieder wie durch eine höhere Macht entrückt. Herr und Frau Neuberg gewöhnten ſich ſchwer wieder an das einſame Leben, das durch ſeine Gegenwart ſo bereichert geweſen, und mußten ſich bezwingen, um in das alte Geleiſe von Familienpflichten und Beruf zurückzukehren und mit der ehemaligen Gleichförmigkeit ſich zu begnügen. Es war, als läge ein Jahrhundert zwiſchen dem erſten Beſuche des Marquis und jetzt; man fühlte, was Geſellſchaft geben könne, und die Geſellſchaft die blieb, war ſo ärmlich, ſo unfruchtbar.

Clariſſe war die Erſte, die ſich in die Stille ergab. Sie ſagte ſich, ſie habe das Beſte erlebt, alles Folgende ſei nur Ballaſt des Lebens; ſie ſei geboren worden, um dieſe letzten Wochen zu erleben. Nur wenige vom Glücke ſo begünſtigte Menſchen gebe es, deren ganzes Daſein ſich aus bedeutenden Epochen, aus Höhepunkten, zuſammenſetze; glücklich, wer auch nur eine ſolche Erfahrung gemacht, die ihm den Glauben an das Schöne befeſtige; er hat daran einen Vorrath, davon er zehren könne bis an ſein Ende.

Was folgen ſollte und alle äußerlichen Verhältniſſe des Lebens waren ihr im höchſten Grade gleichgiltig. Vielleicht hatte an dieſer Ergebung, an dieſer merkwürdigen Beruhigung ſchon ihr Thomas a Kempis Theil, das geliebte Buch, das ſie aus ſeiner Hand empfangen, und das er nie zurückverlangt hatte. Es war das einzige Andenken, das ſie von ihm erhielt; es erinnerte ſie täglich an ihn.

Der Herbſt kam heran; gleichgiltig ging ſie durch die fallenden Blätter des Gartens, ungewiß, ob ſie abreiſen werde oder nicht. In England war eine Stelle für ſie bereit, aber die Anverwandten drangen in ſie, noch den Winter mit ihnen zu verbringen. Sie konnte ſich nicht entſchließen und ließ die Dinge gehen, abwartend, ob etwas eintrete, was ſie zum

Gehen oder Bleiben beſtimme. Hier ſprach man jeden Tag vom Marquis Beaupré, das war Grund genug, die Abreiſe nicht zu beſchleunigen und nicht unter Menſchen zu eilen, die nichts von ihm wußten. Man trennt ſich ſo oft kleiner, äußerer Urſachen wegen, warum ſoll man nicht da bleiben, wo das Gemüth, wenn auch nur kleiner Wohlthaten wegen, gern verweilt? So rückte der Winter heran und Eliſe hoffte ſchon, die Schweſter bis zum Frühling erobert zu haben.

Schon lag tiefer Schnee und nun war es ausgemacht, daß Clariſſe ihre neue Laufbahn erſt im April oder Mai antreten ſolle; und ihr lächelte der Gedanke, den Winter allein mit den nächſten Verwandten und einſam in ihrer warmen Stube, ohne Bälle, ohne Soirée, ohne Toilette zuzubringen, ſich ganz einzuſpinnen in die Gedanken, die ſie fortwährend beſchäftigten.

Aber ihr Schickſal hatte anders über ſie verfügt.

Die erſte Hälfte des Winters war bereits vorbeigezogen, als eines Tages ein von vier Pferden gezogener Schlitten pfeilſchnell über die ſchimmernde Fläche herbeiflog und vor dem Pfarrhauſe hielt. Es war Fürſtin Malwine, die nur ein Kammerdiener begleitete. Noch bevor man aus dem Fenſter ſehen konnte, ſprang ſie aus den umhüllenden Pelzen, eilte die Treppen des ihr wohlbekannten Hauſes hinauf und in die Wohnſtube. Ein allgemeiner Schrei der Ueberraſchung empfing ſie; trotz Allem, was vorgefallen, war es doch ein Schrei freudiger Ueberraſchung. Man konnte dieſe anmuthige Geſtalt, dieſes ſchöne Geſicht, dieſen ſanften Ausdruck der Züge nicht ohne Freude wiederſehen. Clariſſe lag in ihren Armen, die ſie auf's zärtlichſte umſchlangen, und hatte Mühe, Thränen der Rührung und der Freude zurückzuhalten. Die Fürſtin herzte und liebkoſte ſie, ohne ein Wörtchen des Vorwurfs auszuſprechen, und nachdem ſie auch Eliſen umarmt und dem Doctor die Hand gedrückt, warf ſie den Mantel ab und ſetzte ſich „in ihre Sophaecke", in der ſie ſich, wie ſie verſicherte, ſo heimiſch und wohl fühlte, wie an wenigen Punkten der Welt.

Sie plauderte und erzählte mit der größten Unbefangenheit und war ſo heiter und klar, wie man ſie ſeit ihrem Uebertritte nicht geſehen hatte. Dr. Neuberg konnte nicht umhin, dieſe Bemerkung gegen ſeine Frau auszudrücken, als ſie hinausgegangen, um dem hohen durchfrorenen Gaſte eine erwärmende Weinſuppe zu bereiten und er ihr gefolgt war.

„Der erſte Sturm des Fanatismus ſcheint vorüber zu ſein", ſagte er; „jetzt wäre ſie vielleicht minder gefährlich. Vielleicht fühlt ſie das ſelbſt, vielleicht ſchämt ſie ſich ihres früheren Gebahrens gegen Clariſſe und kommt, um ſie die Veränderung ſehen zu laſſen, die mit ihr ſtattgefunden."

Trotz dieſer Veränderung, die er ſelbſt bemerkte, liſpelte er Clariſſen, als ſich dieſe mit der Fürſtin auf ihr Zimmer begab, mit Nachdruck in's Ohr: „Widerſtand, Clariſſe, Muth! Laß Dich nicht wieder entführen."

Clariſſe nickte mit den Augen, als ob ſie die Verſicherung geben wollte, daß ſie ganz ſeiner Meinung, und zum äußerſten Widerſtande entſchloſſen ſei.

Mit Clariſſen allein wiederholte die Fürſtin ihre früheren Liebkoſungen, um dann, eben ſo unbefangen wie vorher und ohne auf frühere Vorgänge zurückzukommen, ihre Plauderei aus der Wohnſtube fortzuſetzen. Sie erzählte vom Hofe und von den großen Veränderungen, die in den letzten Wochen daſelbſt vorgegangen. Man lebe nicht mehr ſo einförmig und traurig vor ſich hin, einen Tag wie den andern; im Gegentheil, nicht ein Tag gleiche dem folgenden oder dem vorhergehenden; jeder bringe was Neues, Anregendes, Geiſtreiches oder Schönes. Selbſt die Dummen ſeien klug geworden und das Alles danke man Einem Manne, freilich einem Manne, der über alle Männer in jeder Beziehung hervorrage.

„Aber Du kennſt ihn ja“, rief die Fürſtin, ſich beſinnend; „wie oft hat er mir mit der größten Liebe, oder wenn Du willſt, mit der größten Freundſchaft von Dir geſprochen: in der That, mit der tiefſten Innigkeit, mit der freudigſten Anerkennung Deiner Vorzüge hat er von Dir geſprochen und herzlich bedauert, erſt nach Deinem Abzuge an den Hof gekommen zu ſein. Er hielt ſich eine Zeit lang hier im Städtchen bei Euch auf — Du erinnerſt Dich —“

„Wer iſt es?“ fragte Clariſſe mit hochklopfendem Herzen.

„Marquis de Beaupré“, erwiderte die Fürſtin auf's Unbefangenſte.

„Der Marquis!“ rief Clariſſe und ergriff die Hand der fürſtlichen Freundin, der ſie aus alter Zeit Alles anzuvertrauen gewohnt war. Aber ſie faßte ſich wieder und fragte weiter:

„Wie kommt der Marquis an den Hof?“

„Er hatte irgend ein kleines Geſchäft, etwas Politiſches — Du weißt, ich kümmere mich um dergleichen nicht. Aber er wurde mir vorgeſtellt — auch war er mir empfohlen — er gefiel mir ſogleich, ich erkannte im erſten Augenblicke, wie ſehr er ſich vor allen Männern auszeichnet — nun das war nicht ſchwer — ich bewog ihn zu bleiben — er iſt jetzt mein Secretär, mein Vorleſer und Bibliothekar und des ganzen Hofes belebende Seele."

Clariſſe hatte Mühe, ſich zu bezwingen. Am liebſten wäre ſie der Fürſtin zu Füßen gefallen und hätte die alte Freundin angefleht, ſie wieder mit fort zu nehmen, ſie ihrem Glücke entgegenzuführen. Aber ein gewiſſes Etwas hielt ſie zurück. Es war ihr, ſie wußte nicht warum, als ob Malwine nicht ganz aufrichtig wäre, als ob ſie noch gewiſſe Gedanken im Hintergrunde ihres Herzens verborgen hielte. Vielleicht war es nur der Gedanke, ſie wieder an den Hof zu entführen. Aber faſt zitterte Clariſſe ſchon, daß dies nicht der Fall ſein könnte, daß die Fürſtin den Abſagebrief, den ſie ihr geſchrieben und in dem ſie den feſten Entſchluß, nie mehr zurückzukehren, ausſprach, zu lebendig im Gedächtniß hatte. Ach, dieſer Entſchluß war in ſo kräftigen Worten, ſo entſchieden ausgeſprochen, daß die Fürſtin bei aller Freundſchaft, aller Selbſtverleugnung, nur bei einigem Stolze nicht mehr daran denken konnte, an Clariſſen noch ein auf dieſen Gegenſtand bezügliches Wort zu richten. In der That ging Malwine mit ihren Geſprächen auf andere Perſonen und Dinge über und Clariſſe bemerkte mit Trauer, daß ſie nichts zu hoffen hatte. Während die Fürſtin plauderte, überdachte ſie, ob ſie ſich ihr nicht ſelbſt anbieten ſolle? Wie ſie jetzt war, ruhig, heiter und offenbar von aller Bekehrungswuth fern, war es ihr Clariſſe beinahe ſchuldig, ſie werkthätig um Verzeihung zu bitten, indem ſie ihr den Wunſch, wieder in ihrer Geſellſchaft zu leben, ausdrückte. So ſchien es ihr, aber ſie konnte das Wort nicht über die Lippen bringen und ängſtlich folgte ſie den Wendungen des Geſprächs, ob ſie nicht zu ihr, zum Marquis, zu ihrer Rückkehr an den Hof zurück führten.

Die Stube war ſchon in Zwielicht getaucht; die Fürſtin rückte Clariſſen näher und ſchlang den Arm um ihren Hals.

„Clariſſe“, ſagte ſie halblaut.

„Durchlaucht?“ fragte Clariſſe mit zitternder Stimme.

„Willſt Du mich ſo ſehr demüthigen? Soll ich Dich wieder anflehen? Ahnſt Du nicht, warum ich gekommen bin?“

Clariſſe athmete tief auf, ſie fühlte ſich erlöſt; ſie faßte die Hand der Fürſtin.

„Halt“, rief dieſe, „ſage nichts; verſprich nichts und verweigere nichts, bevor ich noch etwas geſagt habe. Clariſſe, Du hatteſt Recht; ich habe Dich gequält, unbarmherzig, unverzeihlich — ich ſehe es ein — ich lebte damals im Fieber. Das iſt vorbei, glaube mir; ich ſchäme mich meines damaligen Zuſtandes. Seit der Marquis da iſt, ſehe ich Alles anders, bin ich ganz verändert.“

Sie ſchwieg, Clariſſe drückte ihr unwillkürlich die Hand. Jetzt glaubte und vertraute ſie ihr mit ganzer Seele. Das letzte Wort war überzeugend; ſie wußte es ja, wie er den Menſchen aus dem Grunde verändern könne, wie man durch ihn lerne, Alles anders anzuſehen. Schon war ſie bereit, die Fürſtin zu bitten, ſie wieder mitzunehmen, als ihr dieſe in's Wort fiel: „Sage nichts! Höre noch, was ich Dir verſpreche. Nie mehr will ich Dir ein Wort von Religion ſprechen, ich ſchwöre es Dir — höre — auf was ſoll ich Dir es ſchwören? — Welches Buch iſt das, das hier liegt? Siehe da, es iſt die Nachfolge Chriſti — Du lieſt Thomas a Kempis? — das hat ein guter Geiſt hierhergelegt, es iſt mein Buch, ich leſe es des Abends und des Morgens — ſieh', ich lege die Finger auf den geheiligten Namen und ſchwöre Dir, bei meiner Seele Heil, ich quäle Dich nicht mehr mit Religion, ich ſpreche Dir nicht mehr von Religion, ich ſuche Dich nicht mehr zu bekehren — komm wieder zu mir, Clariſſe!“

Clariſſe lag an ihrem Hals und weinte.

Es war ſchon ſpät am Abend, als ſie aus dem dunklen Zimmer in die hellerleuchtete Wohnſtube traten. Die Fürſtin befahl dem wartenden Kammerdiener, den Schlitten ſogleich vorfahren zu laſſen, und Clariſſe erklärte, daß ſie mit der Fürſtin abreiſen werde. Herr und Frau Neuberg machten erſtaunte Augen, aber Clariſſe flüſterte der Schweſter in's Ohr: „Der Marquis iſt am Hofe“ und Eliſe benutzte die erſte Gelegenheit, dieſe Neuigkeit ihrem Manne zuzuraunen. Er hatte nicht lange Zeit, darüber nachzudenken, denn der Schlitten fuhr vor und die Fürſtin begann Abſchied zu nehmen. Der Kammerdiener brachte zwei Pelze in's Zimmer. „Dieſer,“ ſagte die Fürſtin, auf den einen deutend, „iſt für Dich, Clariſſe; ich habe ihn für Dich mitgebracht!“ Clariſſe hüllte ſich drein, umarmte Schwager und Schweſter und eilte ſtrahlenden Geſichtes die Treppe hinab. Der Schlitten ſetzte ſich in Bewegung, die Schellen erklangen und die Fürſtin mit ihrer Hofdame fuhren in die ſchimmernde Nacht hinaus.

„Wenn der Marquis bei Hofe iſt,“ ſagte Dr. Neuberg, „läßt ſich gegen die Sache nichts ſagen; er wird ſie zu beſchützen und die Fürſtin im Zaume zu halten wiſſen, abgeſehen davon, daß er gewiß ſchon den ganzen Hof ſammt der Fürſtin reformirt hat. Siehſt Du, Eliſe,“ fügte er ſelbſtgefällig hinzu, „wie ich recht hatte, wie ich es gleich bemerkte, daß mit Ihrer Durchlaucht eine Veränderung, eine radicale Veränderung vor ſich gegangen?! Es iſt eine ganz andere Perſon. Das hat gewiß der Marquis zu Wege gebracht. — Und," fuhr er nach einiger Zeit im Gefühle, das Haupt der Familie zu ſein, fort, „und für Clariſſe kann unter ſo bewandten Umſtänden die Rückkehr zu Hofe zu ihrem Glücke ausſchlagen. Der Marquis iſt ihr gewogen; ſie iſt es werth, die Frau eines ſolchen Mannes zu werden. Weißt Du, Eliſe," rief er plötzlich, als ob ihm ein einleuchtender Gedanke einfiele, „es wäre nicht unmöglich, daß der Marquis ſelbſt die Fürſtin zu dieſer Reiſe und zu dem Verſuche, unſere Clariſſe wiederzugewinnen, bewogen und aufgemuntert hätte. Ich möchte wetten, daß dem ſo iſt. Aber ſei es wie immer, glückliche Reiſe unſerer guten Clariſſe. Vergiß nicht, ihr morgen ihre Koffer nachzuſchicken."

* * *

Clariſſe fand den Hof in der That, wie es die Fürſtin geſagt hatte, zu einem erſtaunlichen Grade verändert. Fürſt Amadeus, beinahe ganz in Stumpfſinn und Gefühlloſigkeit verſunken, hatte ſich mit einer kleinen Zahl von Dienern auf ein einſames Jagdhaus zurückgezogen, das er nur äußerſt ſelten verließ. Die Fürſtin bewohnte jetzt das ganze

Schloß: Gemächer und Säle, die man ſeit Jahren nicht betreten hatte, waren geöffnet und zum Empfang eingerichtet; des Abends glänzte die ganze Fronte in herrlichſter Beleuchtung. Beinahe jeden Abend war Theater und Concert oder wenigſtens Tanz. Das Erſtaunlichſte war, daß ſich ſo viele unvermuthete und brauchbare Talente am Hofe und in der Stadt gefunden hatten, die ſo verſchiedenartige Rollen zu übernehmen fähig waren und die zu all' den Beluſtigungen das Ihrige beitragen konnten. Das Alles dankte man dem Kennerauge des Marquis, der jedes Talent hervorzuſuchen, jede Begabung auszubilden, Jedem Bewußtſein und Muth zu geben, und vor allem auf ſeinen Platz zu ſtellen wußte. Der Marquis war es auch, der den männlichen mit dem weiblichen Hofe zu verſchmelzen verſtand; auch unter dieſen von den Damen verſchmähten Herren fand er eine gute Zahl heraus, die ſich bald in die Beſtrebungen, in den Geiſt und Ton der Damen zu fügen wußten.

Die aſcetiſch düſtere Atmoſphäre von ehemals war verſchwunden; Luſt und Heiterkeit, fröhliche Weltlichkeit herrſchte überall. Die Fürſtin ergab ſich ihren Religionsübungen nach wie vor mit ſtrengſter Gewiſſenhaftigkeit; ſie ſchloß ſich ganze Stunden des Morgens und des Abends in ihre Capelle, ſie machte im ſchlechteſten Wetter ihre Wallfahrten nach der andern Capelle im entfernteſten Theile des weiten Parkes; aber im Umgange fühlte man nichts mehr von ihrem ehemaligen Eifer. Sie ergab ſich mit ihrer ganzen Umgebung dem eben ſo heitern als mit Geſchmack und Kunſt eingerichteten Leben, das jetzt Ton und Mode geworden, ohne ſich, wenigſtens ſo viel man merken konnte, über ihre Weltlichkeit Gewiſſensſcrupel zu machen.

Den Marquis de Beaupré ſah Clariſſe gleich am Tage nach ihrer Ankunft. Sie begegnete ihm im Corridor vor den Gemächern der Fürſtin, die eben ihre Andachtsübungen vollendet hatte. Er kam aus dieſen Gemächern. Er küßte Clariſſe die Hand, drückte ſie und ſchwieg. Er war offenbar ſehr bewegt. Erſt nach Minuten fragte er nach dem Befinden des Dr. Neuberg, ſeiner Frau und Kinder. Dann ſeufzte er.

„Ich habe Ihnen nicht geſchrieben,“ ſagte er endlich, „das ſcheint undankbar, ungezogen, nachdem ich ſo viel Gutes und Liebes von Ihnen Allen erfahren, nachdem — aber Sie haben mich gewiß entſchuldigt — nicht wahr, Clariſſe, Sie haben mich entſchuldigt? Sie haben ſich geſagt, daß ich wohl gewichtige Urſachen hatte —“

Er ſeufzte wieder. Clariſſe beruhigte ihn.

„Eines Tages," fuhr der Marquis fort, „werden Sie es vielleicht errathen, warum ich geſchwiegen habe — warum ich gerade Ihnen nicht geſchrieben habe — ich bin nicht immer mein eigener Herr."

Es kamen Leute herbei, er drückte ihr die Hand, liſpelte „auf Wiederſehen" und ging.

Wie ſehr ſie Worte und Ausdruck des Marquis betrübten, freute es ſie doch, daß ſie ihm gleich beim erſten Gange aus ihrem Zimmer begegnet war. Es war ihr das wie eine gute Vorbedeutung und ein Anzeichen, daß ſie ihn hier oft wiederſehen, daß ſie immer in ſeiner Geſellſchaft ſein werde. Aber dieſes Anzeichen täuſchte. Tage vergingen, ohne daß ſie ihn allein hätte ſprechen können. Sie ſah ihn zwar jeglichen Tag und oft durch viele Stunden bei der Fürſtin, wo er vorlas oder die Zeit mit Geſpräch verbrachte, Abends im Salon, im Theater; aber zu einem Zwiegeſpräche zwiſchen vier Augen kam es nie. Es war jetzt ein ſo lebhaftes Treiben bei Hofe, daß an eine einſame Stunde nicht zu denken war; der Marquis war vorzugsweiſe umgeben und, da er Alles leitete, fortwährend beſchäftigt. Die Fürſtin war die Einzige, die ſich ſeines Umganges auch in der Einſamkeit erfreuen konnte, denn das hatte Clariſſe bald bemerkt, daß er auch die Stunden, in denen ſie ſich zurückgezogen hielt, alſo ihre Andachtsſtunden, in ihren Gemächern verbrachte. Dieſem Umſtande vorzugsweiſe ſchrieb es Clariſſe zu, daß die Fürſtin milder und toleranter, daß ihr Glaube menſchlicher und weniger düſter geworden war; und im Namen der Freundin war ſie dem Marquis dankbar, daß er ſeinen Einfluß auch in dieſen Stunden übte. Indeſſen ſehnte ſie ſich oft nach jenen intimen Zeiten im Pfarrhauſe zurück und dieſe Sehnſucht, verbunden mit der Erinnerung an die erſten Worte, die der Marquis beim Wiederſehen zu ihr geſprochen und mit der Enttäuſchung, die ſie hier erlebte, indem ſie kein einziges Wort mit ihm tauſchen konnte, verſenkte ſie ſich in eine Melancholie, die ihr oft unverſehens die Thränen in die Augen trieb und ihre Stimme zittern machte, ſelbſt wenn ſie das Gleichgiltigſte ſprach. Dazu kam noch die Bemerkung, daß der Marquis ernſter, ja in einem gewiſſen Sinne feierlich und traurig geworden war. Er leitete wohl alle Beluſtigungen, er war die Seele aller Freuden — aber er veranſtaltete Alles für Andere, er ſelbſt nahm wenig Theil und mitten unter Tanzenden und Scherzenden war er gemeſſen, manchmal bis zur Unnahbarkeit würdevoll. Das befeſtigte Clariſſe nur noch in dem Gedanken, daß er nicht glücklich war, und manchmal brachte ſie ſein Unglück mit ſich ſelbſt in Verbindung. Wie viel trachtete und dichtete ſie, um ſich eine Geſchichte des Marquis zuſammenzuſetzen, um ſich dieſes Räthſel zu enträthſeln.

Erſt nach mehreren Wochen gelang es ihren fortwährenden Beobachtungen, ein Mittel zu finden, wenn auch nicht mit dem Marquis, doch wenigſtens mit dem Marquis und der Fürſtin öfter allein zu ſein. Sie bemerkte, daß dieſe ſich auf ihren Wallfahrten nach der entfernten Capelle nur vom Marquis begleiten ließ; ſie bat die Freundin, doch auch ſie mitzunehmen.

„Eine Ketzerin auf eine Wallfahrt!“ lächelte die Fürſtin, „wie haſt Du Dich geändert, Clariſſe! vor einigen Monaten hätte ich Dir das nicht zumuthen dürfen, heute bitteſt Du mich darum. Ich nehme Dich gern mit.“

Die Capelle lag im entfernteſten Winkel des Parkes, mehr als eine halbe Stunde weit vom Schloß. Der Park, obwohl gradlinig, im franzöſiſchen Geſchmack des vorigen Jahrhunderts angelegt, war von der vorigen Fürſtin in engliſcher Weiſe, ſo viel als möglich, umgeſtaltet worden. Zu dieſem Behufe ließ man die gradgeſchnittenen, alten Bäume frei und wild ausſchlagen und hier und da Geſtrüpp und Geſträuch aufkommen, um die ſteifen Linien zu verdecken oder zu unterbrechen. Der Park glich jetzt mehr einem Walde. An der einen Seite war der Wald plötzlich von einer künſtlichen aber hohen Felswand abgeſchnitten, welche Ephen und allerlei Schlingpflanzen bedeckten, die auch da und dort eine junge Tanne trug, die ſich nur mit Mühe an die Felsblöcke anklammerte. Man konnte mit Hilfe eines ſchmalen Pfades, der ſich hinauf ſchlängelte, über die Felswand, oder vermittelſt eines langen, dunklen und feuchten Ganges auf ebenem Boden mitten hindurch gelangen. Jenſeits der Felswand befand man ſich in einer neuen Welt, in einer wahrhaften Wüſte. Auf einer öden und dürren Thalſohle lagen Felsblöcke zerſtreut, einzeln oder übereinander gethürmt, als ob hier in Folge einer Umwälzung ein Granitberg zertrümmert worden wäre. Von einer Felswand rechts floß ein dünner Waſſerfaden herab, deſſen ärmliche Gewäſſer ſich in einer Art von Weiher oder See ſammelten, um daſelbſt zu verſumpfen. Der Weiher lag hart am Ausgange der Felſengallerie, durch die man in dieſe troſtloſe Welt gelangte, und war da von einigen rohbehauenen Bäumen überbrückt. Dieſelbe Felswand, die dem Parke eine grüne Seite zeigte, war der Wüſte zu kahl und unwirthbar; ſo waren auch die andern Felswände, welche dieſes ganze Thal in verſchiedenen Windungen umgaben. Nur im äußerſten Hintergrunde, zu dem man auf Umwegen, über Blöcke auf- und niederſteigend, durch enge Felſengänge und über allerlei Steintrümmer gelangte, öffnete ſich auf einiger Höhe eine Bucht, die von Kiefern und anderm Nadelholze angefüllt war. Dort, von den Bäumen halb bedeckt, ſtand von jeher die Eremitage, die in keiner Anlage des vorigen Jahrhunderts fehlen durfte, und neben der Eremitage ſtand jetzt eine kleine aus Baumſtämmen, die noch die Rinde trugen, gezimmerte Capelle. Die Eremitage hieß jetzt die Clauſe, und die Wüſte, welche man früher nur „le désert“ genannt hatte, nannte jetzt die Fürſtin ihre Thebaide.

Die Clauſe oder Einſiedelei, die unter den frühern Regierungen nur zu nächtlichen Feſten und ſtillen Soupers gedient hatte, war jetzt bewohnt; ſie hatte ihren Einſiedler. Malwine hatte ſich an den Pater Guardian eines Capuzinerkloſters im nächſten katholiſchen Lande gewandt und dieſer ſchickte ihr den guten Bruder Adam, der in die Eremitage geſetzt wurde, wo man ihn vom Schloſſe aus mit allem Nothwendigen verſorgte. Seine Pflicht war, in der neugebauten Capelle die Meſſe zu leſen und das Glöcklein zu läuten, deſſen Schall ſich bis in die Zimmer des Schloſſes hören ließ. Dorthin pilgerte die Fürſtin beinahe jeden Morgen, oft auch des

Nachmittags, gewiß aber immer, wenn es ſtürmte und die Elemente den frommen Gang genug erſchwerten, um ihn zu einem Bußgange zu machen. Sie trug dann nur leichtes Gewand, um ſich der Unbill des Wetters auszuſetzen, an manchen Tagen unternahm ſie dieſen Gang mit nackten Füßen; dann wählte ſie den längern und härtern Weg über die Felswand.

Auf dieſem Wege war es jetzt Clariſſe, wie ſchon früher dem Marquis, erlaubt, die Fürſtin zu begleiten.

Wie eigenthümlich war ihr zu Muthe, als ſie mit dieſen beiden geliebten Perſonen das erſte Mal vor der Capelle ankam, dieſe eintraten, die Thür hinter ihnen zufiel und ſie draußen allein ſtehen blieb. Es war ihr plötzlich, als wäre ſie von ihnen durch unendliche Fernen getrennt und wie ſie die öde Welt vor ihr betrachtete, als ſtände ſie in der That allein, verlaſſen in einer grenzenloſen Wüſte. Unwillkürlich ſah ſie ſich nach den Freunden um; ihr Blick fiel durch ein ſchmales Fenſter in das Innere der Capelle. Drinnen webte heimliche Dämmerung in den verſchiedenſten gedämpften Farben, wie ſie von den gemalten kleinen Scheiben der Fenſter in Streifen ausgingen, hier und da von einem Strahle der Altarlichter und der ewigen Lampe durchwirkt. Der

Mönch ſtand am Altar und las eine ſtille Meſſe; ihm nahe kniete der Marquis und die Fürſtin; Beide hielten das Geſicht in die Hände gedrückt. So brüderlich knieten ſie nebeneinander, Beide in denſelben Gedanken verſenkt, darum ſo innig vereinigt. Sie waren in ſo tiefen Frieden getaucht; die Atmoſphäre der Capelle ſchien ſie ſo warm zu umhüllen. Und ſie ſtand draußen, fröſtelnd, allein, verlaſſen in der Wüſte, wie ausgeſtoßen, getrennt von ihren geliebteſten Menſchen. Nur ein leiſes, geheimnißvolles Murmeln kam vom Altare in ihr Ohr, aber der Duft des Weihrauchs ergriff ſie mit Macht. Sie war wie berauſcht. Sie lehnte den Kopf an das Drahtgitter, das ſie von den Scheiben trennte; da bemerkte ſie an einem andern Fenſter in der Capelle, daß die Scheiben, die von außen ſo unförmlich bemalt ausſahen, nach innen himmliſche Geſichter, verklärte Geſtalten in glühenden rothen und in ſanften blauen Gewanden zeigten. Auch die Mauern der Capelle, die außen Rinden bedeckten, waren im Innern mit herrlichen Oelbildern alter italieniſcher Meiſter geſchmückt und in Niſchen ſtanden kleine weiße Marmorſtatuen, die geiſterhaft in die Dämmerung vortraten. Nie hatte eine gewaltige Kathedrale auf Clariſſens Seele den Eindruck gemacht, wie dieſe kleine Capelle. Es ſchien ihr, als würde es ſie beglücken, als müßte ſich all' dieſe Unruhe, die ſeit Wochen ihr Herz zerrüttete, in Frieden verwandeln, wenn ſie drinnen mit den Beiden zuſammen beten konnte. Wie oft hatte ſie in früherer Zeit von dem Glücke ſprechen hören, mit geliebten Perſonen „zum Tiſche des Herrn" gehen zu dürfen; ſie begriff Menſchen, die ſo ſprachen, nur halb; jetzt glaubte ſie ſie ganz zu verſtehen, eben ſo das Glück des Glaubens, das ihr ſo oft die Fürſtin und Andere geprieſen hatten. Glaube aber war ihr nicht mehr, was ſie bisher geglaubt hatte; drinnen, in dieſer Capelle war er heimiſch, dieſer Glaube, der beglückte. Ihr Thomas a Kempis, ihr „Geiſt des Chriſtenthums," Alles, was ſie mit dem Marquis geleſen, was er zu ihr geſagt, trat ihr lebhaft vor die Seele, als ob ſie es jetzt wieder von ſeiner lebendigen Zunge hörte. Wie ſehr mußte ſie bis jetzt Welt und Menſchen mißverſtanden haben! Dieſer Marquis, dieſer gebildetſte aller Männer, den auch Dr. Neuberg für den klarſten Geiſt hielt, dieſer ſelbe Marquis betete drinnen ſo inbrünſtig, ſo fromm! Dieſe Frömmigkeit muß alſo mit klarſter Einſicht, mit hoher Bildung und Edelſinn, kurz mit all' den herrlichen Eigenſchaften dieſes Mannes, den ſie ſo ſehr liebte, in Harmonie ſein können. Sie könne nur, dachte ſie, die Möglichkeit dieſer Harmonie nicht faſſen;

dazu müſſe ihr Verſtand zu beſchränkt ſein. Sie müſſe an dieſe Möglichkeit glauben, und da ihr der Marquis dieſes Beiſpiel gab, müſſe dieſe Harmonie unendlich ſchön, ja ein Ziel ſein, das man auf's Innigſte wünſchen müſſe. So dachte ſie und erſchrak vor dieſen Gedanken und verſtand ſich ſelbſt nicht mehr.

Die Freunde traten endlich aus der Capelle. Noch lag ein Ausdruck der innern Sammlung auf ihren Zügen; ihre ganze Erſcheinung war noch wie in einen Schleier der Andacht gehüllt. Clariſſe trat unwillkürlich einen Schritt zurück, um ſie nicht zu ſtören und ſie gingen, wohl lächelnd, aber ſchweigend an ihr vorüber. Schweigend gingen ſie weiter und ſchweigend folgte ſie ihnen. Endlich ſah ſich die Fürſtin nach ihr um und unterdrückte einen Seufzer. Clariſſe ſchlug die Augen nieder. Ein Gefühl der Scham überkam ſie; ſie erſchien ſich ſo arm, ſo öde neben dieſen beiden Pilgern.

Erſt im Gewühl der Hofleute fiel die ganze Stimmung wie ein Traum von ihr; ſie ſagte ſich mit Ruhe, daß die Stunde an der Capelle einen tiefen Eindruck auf ſie gemacht und daß ſie die Fürſtin nicht wieder begleiten wolle. Aber am nächſten Tage ſchloß ſie ſich ihr doch wieder an. Es lag eine ſo tiefe Luſt in dem Gefühle, das ſie vor der Thür der Capelle empfunden hatte, und ſie empfand es wohl, eine ſolche Gefahr, daß es ſie mit jenem der Gefahr eigenen Magnetismus dahinzog. So auch den dritten und alle folgenden Tage, bis es ſich von ſelbſt verſtand und es wie zu ihrem Amte gehörte, daß ſie die Fürſtin auf dieſem Gange begleitete.

Was ſie von dieſen Gängen gehofft hatte, eine neue Annäherung des Marquis, hatte ſich freilich nicht erfüllt, aber ſie war ihm doch nahe in den Stunden, die ihm offenbar von Bedeutung waren. Aber vor der Thür der Capelle fühlte ſie es ſo klar, wie ſehr ſie von ihm getrennt war, und die menſchliche Seele ſucht dieſe Momente mit beſonderer Vorliebe auf, die ihr Unglück ihr in ganzer Tiefe vergegenwärtigen. Und je ſchweigſamer, je zurückhaltender ſich der Marquis gegen ſie benahm, deſto lieber wurden ihr die Stunden, in denen ſie ſich, wie bei jener erſten Wallfahrt, ſagen konnte, daß ſie einſam war, verlaſſen, allein.

Dieſes Gefühl wurde noch dadurch erhöht, daß die Fürſtin, ihrem Verſprechen gemäß, ihr nicht mehr von Religion ſprach. Wie gern hätte ihr Clariſſe einmal geſagt, wie ſehr ſich ihre Anſichten geändert und was ſie empfinde, wenn ſie ſie und den Marquis am Altare ſehe. Daß der Marquis, den ſie jetzt als gläubig und fromm kannte, ihr nicht einmal wie einſt im Pfarrhauſe von religiöſen Dingen ſprach, ſchien ihr eine abſichtliche Ausſchließung; daß es nicht Kälte oder Gleichgiltigkeit war, das ſagte ihr die tiefe Traurigkeit, mit der er manchmal ein Wort mit ihr wechſelte und die ihn plötzlich überfiel, ſelbſt bei der heiterſten Stimmung, wenn ſie ihre Rede an ihn richtete.

Mit Neid bemerkte ſie, wie jene beiden Fräulein v. Zellwitz, die Töchter des Beamten, die zur römiſchen Kirche übergetreten waren, weil, wie ihr Vater ſagte, es ſich ſchicke, die Religion der Herrſchaft zu haben; wie jene Fräulein ſich des Umgangs und der Geſellſchaft des Marquis öfter und auf eine innigere Weiſe erfreuten als ſie. Mit ihm und mit der Fürſtin verbrachten ſie ganze Stunden allein, und jeden Abend, ſelbſt in großer Geſellſchaft, bei Concert und Ball, fanden ſich die Viere zuſammen, abgetrennt vom ganzen Hofe und im vertraulichſten Geſpräche vereinigt. Wie innig, dachte Clariſſe, muß das Band ſein, das ſie an einander ſchließt. Sie bilden eine kleine abgeſchloſſene Gemeinde, und umgeben von Andersgläubigen, gewiſſermaßen ausgeſtoßen, wie warm muß das Gefühl ſein, das in ihrem Kreiſe waltet. Sie erſchienen ihr faſt wie Märtyrer; und bei allem Neide fühlte ſie ſich gerührt und war es ihr, als müßte ſie dieſes Märtyrergefühl mit den Freunden tragen. Daß der Marquis mit ſo unbedeutenden Geſchöpfen, wie die beiden Fräulein v. Zellwitz waren, ſo vertraut werden konnte, war ihr nur ein Beweis mehr, welch ein ſtarkes, über alle andere Rückſichten erhabenes Band jener Glaube, und welch ein mächtiges Annäherungsmittel ihre ausnahmsweiſe Stellung ſein müſſe. Gehörte ſie mit zu dem Kreiſe, wie nahe ſtände ſie dem Marquis, dem ſie ſchon alte Freundſchaft ſo nahe brachte! Aber ſie ſtand außerhalb dieſes Kreiſes, und da Niemand etwas that, um ſie hineinzuziehen, mußte ſie ſich ſagen, daß ſie von aller Liebe ausgeſchloſſen ſei. Niemand nahm mehr Theil an ihr. Ach, wohin ſind die Zeiten, da ihr Seelenheil der Fürſtin noch ſchlafloſe Nächte verurſachte! Auch äußerlich vereinſamt, wie ſie es innerlich war, irrte ſie oft allein im Parke umher, durch die Wüſte bis zum Einſiedler. Es hatte ſich zwiſchen ihr und dem guten Pater Adam eine Art Freundſchaft gebildet, die ihr in ihrer jetzigen Lage von einigem Werth war. Er empfing ſie immer mit großer Freude, bewirthete ſie in ſeiner Clauſe und nahm die Geſchenke, die ſie ihm brachte, eine Flaſche guten Weins, eine Paſtete und dergleichen immer mit naivem Vergnügen hin. Er nannte dieſe Geſchenke fromme Opfer, oder ſchüchterne Verſuche der Ketzerin, ihre Seele zu retten. Es wäre Clariſſen faſt willkommen geweſen, wenn er an ſolche Worte Geſpräche über Religion oder Bekehrungsverſuche angeknüpft hätte; vielleicht hätte ihr dieſe einfältige Seele etwas geſagt, was ſie überzeugt haben würde, oder wäre ihr dadurch Gelegenheit geboten worden, einen Bekehrer zu widerlegen und ſich in ihrem Widerſtande zu bekräftigen, denn Beides war ihr, je nach ihrer Stimmung, abwechſelndes Bedürfniß. Aber es fiel dem Mönche nicht einen Augenblick ein, ſolche Themas anzuſchlagen. Er las ſeine Meſſe, er zog ſeine Glocke, er nährte ſich von den Vorräthen, die aus dem Schloſſe geliefert wurden, und damit glaubte er ſeine chriſtlichen Pflichten vollkommen zu erfüllen. Wenn ihn Clariſſe auf religiöſe Geſpräche brachte, begnügte er ſich damit, ſie über den ihm geheimnißvollen proteſtantiſchen Glauben auszufragen. Er war ſehr erſtaunt, als ihn Clariſſe verſicherte, daß auch die Proteſtanten getauft werden, daß ſich überhaupt ſo viel Chriſtliches in dieſem Glauben finde. Er war bisher der Meinung geweſen, daß die Proteſtanten gar nichts glaubten. Allerdings ſchüttelte er den Kopf und ſah Clariſſen mit großen Augen an, wenn ſie ihm ſagte, daß die Proteſtanten von den Heiligen und von der Unfehlbarkeit des

Papſtes nichts wiſſen wollen — aber er blieb bei der Verwunderung ſtehen, ohne ſich weiter über die Urſachen aufklären zu wollen, wie er es überhaupt mehr liebte, ſich zu verwundern, als irgend ein Ding oder einen Gedanken zu beurtheilen oder zu prüfen. Bei ſolchen Gelegenheiten ſchlug er die dicken Hände zuſammen und ſagte ohne alle Aufregung: Es iſt ſonderbar, oder: Das iſt curios! Nun meinetwegen! Halt es Jeder, wie es ihm Spaß macht! Wenn ſich der Menſch dabei nur wohl befindet! Für die Seele ſorgt die Allerbarmung Gottes.

Dieſe Reden, dieſes Benehmen des Capuziners verwirrten und beruhigten ſie zugleich. Hatte ſie ſich ehemals vom Katholicismus nicht eben ſo falſche und übertiebene Vorſtellungen gemacht, wie der Pater vom Proteſtantismus? — Und dieſe Gutmüthigkeit, dieſe Naivetät des Mönches!

Das alſo iſt ein Mönch! Ein Mönch! Sie verglich ihn mit der hagern, fanatiſchen, wilden Geſtalt, die in ihrer Phantaſie lebte, die geifernd eifert, die immer bereit iſt, den Holzſtoß zu ſchichten und anzuſtecken und dazu Pſalmen zu ſingen. Sie ſchämte ſich, ſie bat die Fürſtin in ihrem Herzen um Vergebung für all das Unrecht, das ſie ihr und ihrem Glauben gethan, und wünſchte ſehnlichſt, ſie die

Aenderung ihrer Anſichten kennen zu laſſen, ihr zu ſagen, daß ſie theilweiſe bekehrt ſei.

Eines Tages freilich machte ſie der Mönch mit einigen Worten ſtutzig. Sie hatte ihm eben wieder „eine Opfergabe“ gebracht und ſaß bei ihm, in den wenigen Erbauungsbüchern blätternd, die vor ihr auf dem Tiſche lagen, als er plötzlich an ſie herantrat, die Hand auf ihre Schulter legte und mit halblauter Stimme ſagte: „Mein gutes Fräulein, es wäre freilich ſehr wünſchenswerth, wenn Sie in den Schooß der allein ſelig machenden Kirche zurückkehren wollten; aber ich weiß nicht, ob Sie es wollen. Wenn Sie es nicht wollen, ſo will ich Ihnen nur zugeflüſtert haben, daß es Andere wollen.“

Clariſſe ſah ihn fragend an; ſein Geſicht blickte, als wollte es eine ernſtliche Warnung ausſprechen. — Dann fügte er hinzu: „Wenn Sie ſich wirklich und freiwillig bekehren wollen, kommen Sie nur zu mir; ich werde Sie nicht mit einem allzulangen und ausführlichen Glaubensbekenntniß plagen.“

„Ich danke Ihnen,“ lächelte Clariſſe, „zur Zeit glaube ich noch nicht, von Ihrer Güte Gebrauch machen zu müſſen.“

„Iſt auch gut,“ antwortete der Capuziner.

Die Worte des Mönches gaben ihr Manches zu denken; zuletzt ſagte ſie ſich, daß er wohl etwas von den ehemaligen Bekehrungsverſuchen der Fürſtin gehört hatte, und daß er, die Veränderung der Dinge nicht kennend, ſeine Worte auf Jene beziehe. Sie vergaß die Warnung, wohl aber erinnerte ſie ſich der Verſicherung, daß er ſie mit ausführlichen Glaubensbekenntniſſen nicht plagen wolle.

Wären doch Alle ſo offen und aufrichtig mit ihr geweſen, wie dieſer Mönch, wie dieſer neue Freund. Die alten Freunde flohen ſie immer mehr; der Marquis und die Fürſtin wurden immer zurückhaltender; die Entfernung zwiſchen ihr und dieſen Freunden wurde immer größer und weiter. Wie oft träumte ſie in unruhvollen Nächten, daß ſie auf ſchönen Wieſen, in den herrlichſten Gegenden mit den Freunden luſtwandelte; plötzlich thut ſich ein Abgrund auf, der ſie von einander riß. Drüben ſtand der Marquis mit Malwine, innig vereinigt; Hand in Hand ſetzten ſie ihren Gang fort, als ob nichts geſchehen wäre, während ſie diesſeits des Abgrundes ſtand und ſehnlichſt die Arme nach ihnen ausbreitete. Plötzlich wendete ſich die Fürſtin nach ihr um und nickte lächelnd, während der Marquis ſein Geſicht verhüllte. Ungeheure Angſt und Sehnſucht erfaßte ſie; ſie wollte den Abgrund überſpringen, ſie ſprang und ſank und ſank in tiefe Nacht. — Oder ſie ſtand auf einer ſteilen Felſenwand; der Marquis ſaß, in einem Buche leſend, tief unter ihr. Sie ſah hinab und wollte mit ihm leſen, da fiel eine Thräne aus ihrem Auge auf das Buch; der Marquis blickte auf und wie er Clariſſe ſah, verfinſterte ſich ſein Geſicht und er eilte in eine Grotte der Felswand, die ihn verſchlang. Clariſſe erwachte mit verweinten Augen.

Dieſe Träume lagen die Tage über wie ſchwere Schatten auf ihrer Seele und ſie kamen ihr plötzlich wie verwirklicht vor, als ſie eines Tages — es war ſchon ein ſonniger Märztag — eben über die Felswand ſtieg, um in die Wüſte zu gelangen, und ſie unten im Parke den Marquis erblickte, der einſam und gedankenvoll in einer Allee auf und ab ging. Sie blieb ſtehen und betrachtete ihn traurig. Wie fremd fühlte ſie ſich ihm gegenüber, dem ſie einſt ſo befreundet geweſen. Er bemerkte ſie und grüßte. Sie ſetzte ihren Weg fort und als ſie am Fuße der Felswand ankam, ſtand er vor ihr. Er war durch die Gallerie gegangen und erwartete ſie unten an der Brücke. — Jetzt, dachte Clariſſe, muß ich erfahren, was uns trennt. — Sie war entſchloſſen, ihn grade zu fragen, aber er ſchien ihr entgegenkommen zu wollen.

„Clariſſe,“ ſagte er traurig und faßte ihre Hand, „wie ich Sie da oben auf dem Felſen ſtehen ſah, war es mir, als ſtänden Sie in einer fernen Welt.

Doch iſt es nur eine künſtliche Felswand. Der Frühling erwacht; ſehen Sie, wie ſchön es ringsum geworden; die Vögel fangen zu ſingen an. Clariſſe, wir haben noch keinen Frühling zuſammen erlebt. Nichts als Winter, traurigen Winter! Ich muß mit Ihnen ſprechen, ich muß! Das Gefühl, das mich zu Ihnen zieht — verzeihen Sie, ich will ſagen das Gefühl, das mich bei Ihrem Anblicke übermannte, zwingt mich. Clariſſe, wie fremd ſind wir uns geworden!“

„Sie ſind ſehr gütig, das bemerken zu wollen,“ ſagte Clariſſe bitter lächelnd.

„Seien Sie nicht bitter, Clariſſe. Vergrößern Sie nicht das Unglück, das ſchon mein Schickſal mit ſich bringt. Wäre ich unabhängig — wäre ich frei — könnte ich handeln, wie ich will — aber ich lebe in Verhältniſſen, die — “

Er ſchwieg wieder.

„Fahren Sie fort,“ bat Clariſſe, „ſprechen Sie mir offen — auf welches Schickſal deuten Sie immer. — “

„Gott bewahre,“ rief der Marquis, „Schweigen iſt mir Pflicht, beſonders Ihnen gegenüber. Soll ich Ihre Güte für mich auf nichtswürdige Weiſe benutzen, um Proſelyten zu machen? Nimmermehr! — Allerdings,“ fügte er nach einiger Zeit ſanfter hinzu, „allerdings wäre es unendlich ſchön, wäre ich unſäglich glücklich, wenn ſich dieſe Schranke nicht zwiſchen uns erhöbe. Für mich wäre es keine Schranke . . . Doch, doch . . . wenn ich ganz wahr ſein ſoll . . . man ſieht geliebte Perſonen immer mit einem gewiſſen Schmerze außerhalb der Gedankenwelt, in der wir von Jugend auf leben, außerhalb jenes Gefühlskreiſes, mit dem unſere ganze Seele verwachſen iſt, und von dem wir uns trotz allen Wiſſens, trotz aller Philoſophie nicht trennen können. Es iſt traurig, aber es iſt ſo, daß eine gewiſſe Entfremdung, eine kalte Entfernung bleibt zwiſchen zwei Herzen, deren tiefſte und wichtigſte Jugendeindrücke ſo verſchieden ſind. Clariſſe, wenn ich Sie ſo vor der Capelle ſtehen ſehe, ergreift mich ein unendliches Mitleid mit mir und mit Ihnen; ich möchte hinausſtürzen, Sie auf meine Arme nehmen und Sie hineintragen vor den Altar, vor *meinen* Altar, vor den Altar jener herrlichen Fürſtin, die Sie ſo innig liebt. . . . Verzeihen Sie, ich habe mich hinreißen laſſen . . ſprechen wir nicht weiter über dieſen Gegenſtand; Sie könnten mich verkennen, Sie könnten mich mißverſtehen.“

Clariſſe hätte ihn im Gegentheile gern gebeten, fortzufahren, wenn ſie nicht durch eine zitternde Stimme ihre Aufregung zu verrathen gefürchtet hätte. Alſo er dachte an ſie, wenn er drinnen in der Capelle war, mit derſelben Sehnſucht, die ſie zu ihm hineinzog. Eine ſo gute Botſchaft hatte ſie ſeit lange nicht gehört; welches weitere Geſtändniß konnte ſie noch erlangen? Wie hätte ſie in dieſem Augenblicke Anderes denken können? Nunmehr wußte ſie ja auch, was ihn von ihr trennte. Wie verächtlich ſchien ihr dieſe Schranke, die ihn unglücklich machte. Sie war ja frei; er war es nicht; ſollte ſie ihm nicht ein Opfer bringen? Solche Gedanken jagten ſich mit Blitzesſchnelle durch ihren Kopf, aber ſie hatte nicht Zeit, ſie zu ſichten und ſie näher zu prüfen; der Marquis leitete ſchnell das Geſpräch auf andere Gegenſtände, der edle Marquis, der ſie nicht überreden wollte, und als hätte er doch nach dieſen mangelhaften Geſtändniſſen eine Laſt vom Herzen, ging er froher neben ihr einher, wie in den guten alten Zeiten im Garten des Pfarrhauſes, und ſprach ſo innig, ſo warm, ſo unbefangen wie damals. Es war der alte gute Freund und manche böſe Grille, die Clariſſe in dieſen Wochen geplagt, ja recht ſehr unglücklich gemacht hatte, wie zum Beiſpiel eine ſtille Eiferſucht auf die Fürſtin, verflog, als wäre ſie nie dageweſen. Sie war wieder glücklich und bevor man in's Schloß zurückkehrte, war es verabredet, daß die gemeinſchaftlichen Arbeitsſtunden, die im

Pfarrhauſe ſo ſchön waren, wieder aufgenommen werden ſollten.

* *
*

Sie ſaßen wieder an einem Tiſche, vor demſelben Buche wie ehemals. Der Marquis war ein eifriger Lehrer, er wußte jedes Buch zu ergänzen, er hatte überall etwas Belehrendes hinzuzufügen — aber er war wieder in die Zurückhaltung, die vor dem Geſpräch im Parke Clariſſe von ihm entfernte, zurückgefallen. Er war geſprächig, er war freundlich — aber über das, was ſie bewegte, beobachtete er ein ausdauerndes Schweigen. Sie mußte ſich gewaltſam an jene Geſtändniſſe erinnern, um nicht wieder den frühern Trübſinn aufkommen zu laſſen. Der Frühling erwachte mit ganzer Macht, alle jene Ahnungen weckend, die das Herz bewegen, wie das Schwellen der Erde die Schollen des friſchen Ackerfeldes. Es war ihr, als müßte ihr jeder Tag ein Glück bringen und dieſes Glück geſtaltete ſich in ihren Gedanken zu einer Bitte des Marquis, ihm ein Opfer zu bringen. Je trauriger, zurückhaltender er neben ihr ſaß, deſto feſter wurde der Entſchluß in ihr, das Opfer zu bringen. Aber er ſprach die Bitte nicht aus und es kam eine Zeit momentaner Trennung herbei, ohne daß er ſie ausgeſprochen hatte.

Es war wenige Tage vor Oſtern. Der Marquis nahm Abſchied von Clariſſen. „Ich werde Sie," ſagte er, „vor und während der Feiertage ſelten ſehen können. Die Fürſtin zieht ſich in die Einſamkeit zurück, um ſich für die Feſttage vorzubereiten. Nur die Fräulein v. Zellwitz und ich ſollen bei ihr ſein. Wir ſind eine ſo kleine Gemeinde. Wenn ich auch für mich allein ſolche Andachtsübungen nicht vornehmen würde, ſo leiſte ich der Fürſtin doch gern Geſellſchaft; ja es iſt mir eine hohe Freude, an ihrer Andacht Theil zu nehmen. Gibt es ein ſchöneres Schauſpiel, als den Anblick einer weiblichen, einer ſolchen Seele, die ſich ganz in ihren Glauben verſenkt? Ein ſolcher Anblick beſtärkt mich immer in der Meinung, daß die katholiſche Religion die Religion des Weibes ſei! Ich begreife einen Mann als Proteſtanten, eine Frau — verzeihen Sie — ich kann es mir nicht recht denken; muß ſich die weibliche Seele da nicht wie in einem fremden Elemente fühlen?"

Clariſſe ſchwieg.

„Aber," fuhr der Marquis fort, „Sie haben noch meinen Thomas a Kempis, das Buch kann für Sie keinen Werth haben; ich brauche es dieſer Tage. Geben Sie es mir zurück; ich tauſche es für ein recht ſchönes Buch aus — ich gebe Ihnen Molière oder Shakſpeare dafür.“

Clariſſen ſchnitten all dieſe Worte durch's Herz; die letzten klangen faſt wie Hohn und thaten ihr beſonders wehe. Sie ſollte ſich von dem Buche trennen, das ſo lange das liebſte Andenken von dem Marquis geweſen, mit welchem ſie die ſchönſten Stunden der Erinnerung feierte? das ihr Vertrauter war? das in ihrem Leben eine ſo entſcheidende Rolle ſpielte? Aber gekränkt, wie ſie war, wollte ſie dieſes auch nicht nur andeuten und ſagte: „Sie irren ſich, Marquis; ich nehme weder Molière noch Schakſpeare für dieſes Buch; ich liebe es, es erbaut mich.“

„O,“ rief der Marquis, „theure Freundin, welch ein Wort! Behalten Sie das Buch für ewig, wenn Sie es lieben, wenn es Sie erbaut. Wie hätte ich das ahnen können! Aber wiſſen Sie Eins, das Sie ſich vielleicht noch nicht geſagt haben: Wer Thomas a Kempis liebt, iſt katholiſch.“

So ſprechend hatte er ihre Hand gefaßt und ehe ſie ſich deſſen verſah, einen Kuß auf ihre Stirn gedrückt und das Zimmer verlaſſen. Sie fühlte nur dieſen Kuß; es war ihr wie ein Traum. Als ſie erwachte, eilte ſie an den Schrank, zog raſch das Buch hervor, dem ſie den Kuß verdankte und gab ihn ihm zehnfach zurück.

Auf dieſe glückliche Stunde folgten Tage, die öde geweſen wären, wenn ſie nicht die Erinnerung an dieſes Ueberſprudeln des Gefühls im Herzen des Marquis belebt hätten. Sie wußte nun klar, was er wollte. O, warum gebot er ihr nicht! Sie wollte ja nur gehorchen — und ſelbſt wenn ſie ſich kaltblütig prüfte und ſich ſagte, daß ſie mit ihrem Uebertritt einen Verrath an ſich ſelber beginge — er verlange, er gebiete Alles! — für ihn wollte ſie auch einen Verrath an ſich ſelber begehen.

Aber der erſte Oſtertag kam heran; die Fürſtin wallfahrtete mit dem Marquis und den Fräulein Zellwitz zur Einſiedelei; Clariſſe wurde zu dem Gange nicht eingeladen wie ſonſt. Sie ſtand im Corridor, als die Pilger an ihr vorüberzogen; große Feierlichkeit lag auf dem Geſichte der Fürſtin Malwine. Sie bemerkte die Freundin kaum und ging vorüber. An dem hohen Feſttage wollte ſie die Wallfahrt wohl nicht in Geſellſchaft einer Ketzerin machen. Clariſſe ging traurig auf ihre Stube. So war es auch am andern Oſtermorgen. Ein lächelnder Frühlingstag, holder Vogelgeſang, Alles lud ſie in den Park, auf den Weg, aber die Fürſtin ging theilnahmlos an ihr vorüber. Wie war ſie gedemüthigt; das ganze Gefühl der Verlaſſenheit überkam ſie wieder. Aber ſie lächelte freudig, als ſie des Nachmittags allein im Parke ſpazierte und die Fürſtin, auf dem Wege zur Capelle, ſie zwar ſchweigend, aber mit einer freundlichen Kopfbewegung ihr zu folgen einlud. Sie ſchloß ſich an den Zug an und folgte ſchweigend, da auch die Andern ſchwiegen.

An der Kapelle angekommen, war es ihr, als müßte ſie der Marquis auffordern, mit einzutreten. Aber er folgte den Damen, ohne ein Wort zu ſagen. Die Thür fiel zu und ſie blieb draußen, wie ſonſt. Alle die Gedanken und Gefühle, die in ihrem Herzen mit dieſem Orte ſo zu ſagen verwachſen waren, und die ihr hier ſchon, wie eine Gewohnheit des Herzens, von ſelber kamen, beſtürmten ſie heute mit beſonderer Lebhaftigkeit. Die ſtille, andächtige oſterliche Frühlingsluft trug zu deren größerer Lebhaftigkeit vielleicht eben ſo viel bei, als die Veränderung, die ſeit dem Kuſſe des Marquis mit ihr vorgegangen. Ein leiſes Summen und Murmeln ließ ſich in der Capelle hören und es traten ihr die Thranen in die Augen. Plötzlich erhoben ſich zwei junge Stimmen in der Capelle und ſangen:

Und ſie ſahen hinein
Und wurden gewahr,
Daß der gewaltige Stein
Abgewälzet war.
Und ſie gingen hinab
In Jeſu Grab

Und ſahen einen Jüngling zur rechten Hand.
Der trug ein langes weißes Gewand.
Der ſprach, als ſie Jeſum nicht fanden:
Jeſum von Nazareth ſuchet Ihr?
Der iſt nicht hier,
Er iſt auferſtanden.

Sie kannte die Stimmen. Es waren die Fräulein v. Zellwitz, aber ſo glaubte ſie ſie noch nicht gehört zu haben. Es lag eine ſolche unendliche Innigkeit, eine ſolche Gläubigkeit und Andacht in dieſen Tönen! Plötzlich fielen ihr die Worte des Marquis ein: Jetzt, ſagte ſie ſich, denkt er an mich, jetzt hat er Mitleid mit mir; er möchte herausſtürzen, mich auf ſeine Arme nehmen, mich hineintragen vor den Altar, vor ſeinen Altar! — Die Thränen, die ihre Augen füllten, ſtürzten unaufhaltſam hervor und ergoſſen ſich über ihre Wangen. Das Lied, ſo einfach es war, zog ſie immer mächtiger an — ſie ſtand an der Thür, ſie lag auf der Schwelle, ehe ſie es dachte, und drückte den heißen Kopf an den Pfoſten. Da ſprang die Thür auf, der Marquis umfaßte ſie und trug ſie hinein, wie er es geſagt und wie ſie es geträumt hatte.

Als ſie wieder herauskam, ſah ſie um ſich, als wäre ſie in einer fremden Welt; ſie legte die Hand an die Stirn, wie um ſich zu beſinnen. So ging ſie ſchwankend weiter; die beiden Fräulein v. Zellwitz faßten ſie unter den Armen, um ſie aufrecht zu halten, denn ſie ſtrauchelte bei jedem Schritt auf dem ſteinigen Boden. Die Fürſtin ging voraus, ohne ſich umzuſehen. Mit großen Schritten ging ſie dem Schloſſe zu; die feierliche Miene von heute Morgen, die milde von heute Nachmittag war einem etwas harten Ausdrucke des Triumphes gewichen. Der Marquis war nicht beiden Heimkehrenden; er war in der Capelle geblieben.

Den Abend verbrachte Clariſſe mit der Fürſtin allein; ſie ſaß ihr zu Füßen auf einem Tabouret und ſuchte ſich noch zu faſſen, während ihr Malwine Scheitel und Wangen ſtreichelte, ſie mit Liebkoſungen überhäufte und ſie ihre liebe Bekehrte, ihre junge Chriſtin, ihre gerettete Seele nannte. Sonſt war Niemand ſichtbar; die Fürſtin wollte es ſo; ſie wollte ſich ganz und ungeſtört über das ſchöne Oſterfeſt freuen, das ihr Clariſſe ſo ſehr, ſo würdig verſchönt hatte.

Aber der Marquis blieb unſichtbar; auch am nächſten Morgen war er nirgends zu ſehen. Clariſſe hatte die ganze Nacht kein Auge geſchloſſen und durchirrte mit einem wüſten Kopfe Schloß und Park nach allen Richtungen. Sie empfand ein Gefühl, das ſie noch nie empfunden hatte; es war ihr, als jagte ſie ein böſes Gewiſſen ſo hin und her. Ein

Blick in das Geſicht des Mannes, den ſie liebte, ein Wort von ihm, daß er zufrieden ſei, daß er ihr Opfer anerkenne, daß er ſich ihr jetzt um einen Schritt näher fühlte, würde ſie wieder beruhigen. Sie ſuchte ihn wie eine Erlöſung; ſie fand ihn nicht. Dort an der Brücke, die über den kleinen See in die Wüſte führte, an der Stelle, die ihr theuer geworden war, hielt ſie nach einer wiederholten, vergeblichen Streiferei durch den Park müde und niedergeſchlagen. Wenn der Marquis ſie ſuchte, mußte es ihm ſein Herz ſagen, daß er ſie dort finden werde. Aber Minute auf Minute verfloß langſam und träge, wie das dünne, ärmliche Waſſer, das in Tropfen vom Felſen in den traurigen See fiel. An das Geländer gelehnt, blickte ſie in das Waſſer, das trüb ihr trübes Bildniß wiederſtrahlte.

So fand ſie Fräulein Zellwitz. „Wo ſteckſt Du, Clariſſe? Ich ſuche Dich überall. Die Fürſtin ſchickt mich Dir nach, ich ſoll Dich nicht allein laſſen.“

Ohne weiter darüber nachzudenken, warum ſie die Fürſtin nicht allein laſſen wollte, fragte ſie haſtig: „Weißt Du nicht, wo der Marquis iſt? Du mußt es wiſſen.“

„Der Marquis,“ antwortete Fräulein Zellwitz gleichgiltig, „der Marquis iſt in dieſer Nacht abgereiſt.“

„Abgereiſt!“ rief Clariſſe erſchrocken „und wohin?“

„Ich weiß es nicht.“

„Und wann kommt er wieder?“

„Ich weiß es nicht; vielleicht kommt er gar nicht wieder.“

„Gar nicht wieder?!“ rief Clariſſe entſetzt.

„Wer kann bei dieſen Herren wiſſen?“ fuhr die Zellwitz eben ſo ruhig fort, „wer kennt ihre Geſchäfte und ihre Wege? Wer weiß, welcher Befehl ihm plötzlich zukam. Der Marquis kann ja nicht ſelbſt über ſich verfügen, er muß gehorſam ſein, er hängt von Andern ab.“

„Emilie, ich ſehe, Du weißt etwas von den Verhältniſſen des Marquis,“ ſagte Clariſſe haſtig, „was iſt es mit ihm? Von wem hängt er ab?

„Richtig,“ ſagte die Zellwitz, „ich habe vergeſſen — Du biſt nicht eingeweiht. Nun, jetzt gehörſt Du ja zu uns, und ich darf es Dir wohl ſagen. Siehſt Du, das mußte ein ſtrenges Geheimniß ſein; hätte man hier gewußt, wer der Marquis eigentlich iſt, das hätte bei dieſen Proteſtanten einen ſchrecklichen Lärm abgegeben, ſie hätten ſich ſammt und ſonders für verrathen und verkauft geglaubt. Darum konnte der Marquis nicht in ſeiner wahren Geſtalt auftreten und darum hat ſich die Fürſtin auch einen Mann ausgebeten, dem man ſeinen Stand ſo wenig anſieht.

Du kennſt ja die ſchändlichen Vorurtheile gegen den Orden."

„Orden?" fragte Clariſſe mit aufgeriſſenen Augen, „gehört der Marquis einem Orden an?"

„Nun freilich, verſtehſt Du denn nicht?"

„Welchem Orden, um des Himmelswillen? Du folterſt mich."

„Nun, dem Orden der Geſellſchaft Jeſu," erwiederte die Zellwitz ungeduldig.

„Er iſt ein Jeſuit?" ſchrie Clariſſe.

„Nun freilich! Was haſt Du, Clariſſe? Du ſiehſt ja ſchrecklich aus!"

Und ſchrecklich ſah ſie in der That aus. Die Augen traten aus ihren Höhlen, ihre Hände zuckten krampfhaft, während ihr ganzer Leib unbeweglich, wie erſtarrt daſtand. Die Zellwitz wollte nach Hilfe ſchreien, als ſich plötzlich Clariſſe, wie es ſchien, beruhigter, ſelber nach allen Seiten wie Hilfe ſuchend umſah; dann faßte ſie den Kopf mit beiden Händen und ſchloß die Augen. So, geſchloſſenen Auges, fragte ſie mit tonloſer Stimme: „Die Fürſtin, ſagſt Du, hat ihn kommen laſſen?"

Die Zellwitz, froh, wieder ihre Stimme zu hören, antwortete raſch und eifrig: „Allerdings — Herr von Holland ſprach ihr vom Marquis — er kannte ihn, er ſchrieb im Namen der Fürſtin nach Freiburg in der Schweiz — wenige Tage, nachdem Du entflohen warſt — der Marquis konnte aber nicht gleich kommen — er war damals in Rußland, wo er eine Fürſtin bekehrte.“

Da lachte Clariſſe ſo laut, daß die Zellwitz noch tiefer erſchrak als vorhin. Sie faßte ihre Scheitel und riß daran, dann rief ſie immer lachend: „Bekehrt, betrogen, bekehrt!“

So lachend und rufend bog ſie ſich tief über das Geländer der Brücke und ſtürzte in den See. Auf das Geſchrei der Zellwitz eilte Pater Adam herbei, der in der Nähe auf einem einzelnen Felsblocke geſtanden und in den ſchönen Frühlingsabend hineingeblickt hatte.

„Was iſt? was iſt?“ fragte der gute Pater.

„Retten Sie, retten Sie,“ rief Fräulein Zellwitz am Ufer hinlaufend, „hier, hier, Clariſſe!“

„Da haben wir's,“ murmelte der Capuziner, indem er ſofort in's Waſſer ſprang. Er tauchte unter und kam gleich darauf mit Clariſſen unter dem rechten Arme hervor. Auf ſeinen ſtarken Armen trug er ſie wie ein Kind in die Einſiedelei, immer murmelnd: „Da haben wir's. Gutes Fräulein, armes Fräulein! Das iſt die Folge der geſtrigen heiligen Handlung. Schöne heilige Handlung. Schöne

Art, die Seele zu retten. Nun ſie iſt noch ganz warm — wir werden ſie beſſer retten, als der Jeſuit."

Die Zellwitz folgte ihm, und den Bemühungen der Beiden gelang es bald, wieder Lebenszeichen hervorzurufen. Clariſſe ſchlug endlich die Augen auf und lachte, wie ſie vorhin gelacht hatte, als ſie von der Brücke ſtürzte; ſie lachte noch, als man ſie bei ſpäter Dunkelheit in aller Stille in's Schloß brachte, und ſie lachte noch nach mehrtägiger Pflege. Sie war wahnſinnig. So erklärte der Hofarzt und verſprach darüber zu ſchweigen.

Da ſie katholiſch war, übergab man Clariſſen der Pflege eines im nächſten katholiſchen Lande gelegenen Nonnenkloſters. Dort iſt ſie uns verſchwunden.

Gräfin Saſſari.

Auszug und Bearbeitung einer Handſchrift aus dem
achtzehnten Jahrhundert.

Die Begebenheit, die ich hier in meinen alten Tagen aufzeichne, weil ſie mir ſehr merkwürdig erſcheint, habe ich von Anfang bis zu Ende zum größten Theil als Augenzeuge mit erlebt, und konnte ich auch nicht überall einen Einblick haben und alle Geheimniſſe erfahren, ſo habe ich doch genug mit angeſehen, um das Ganze in einem gewiſſen Zuſammenhang erzählen zu können. Vielerlei Papiere und Briefe ſind noch in meinem Beſitz, die mein Gedächtniß unterſtützen und zugleich als Zeugniſſe meiner Wahrhaftigkeit dienen mögen, wenn man etwa die Treue dieſer Erzählung bezweifeln wollte. Die Herren bedenken nicht immer, welche aufmerkſamen Beobachter ſie an ihren Dienern beſitzen. Ich aber habe dieſe ganze Begebenheit, gewiſſermaßen wie der Chorus in der griechiſchen Tragödie, bei Seite ſtehend und als Diener und Zuſchauer zugleich, beobachtet, nämlich als Maitre d'Hôtel oder Haushofmeiſter des Herrn von Chatelard im Waadtlande.

Mein Name iſt Jean Samuel Baud und ich ſtamme aus einer alten und guten Familie, welche in der Geſchichte der Republik Genf viel genannt wird, durch viele Geſchlechter ſehr angeſehen war, aber nach der Reformation und nachdem ſo viele Fremde nach Genf gekommen und die alten Geſchlechter verdrängten, in Armuth verſank. In meiner Jugend widmete ich mich der Gottesgelahrtheit und ich hatte meine Studien beinahe vollendet, als ich mit einem Jugendfehler die ehrwürdige Geſellſchaft, la Vénérable Compagnie der Genfer Geiſtlichkeit gegen mich erzürnte und jede Ausſicht auf eine Anſtellung in Genf verlor, da die ehrwürdige Compagnie daſelbſt alle Stellen vergab und allmächtigen Einfluß hatte. Ich mußte mich entſchließen, eine weltliche Laufbahn zu beginnen, und da die Zeit drängte, weil ſonſt die Perſon, mit der ich mich verſündigt hatte, in Schande und Elend verſunken wäre, nahm ich eine ganz niedrige Bedienſtung im Hauſe des Herrn von Chatelard an. Mein Brodherr erkannte bald, daß ich mehr Wiſſen beſaß, als einem Lakaien nothwendig war, und als frommer Herr berückſichtigend, daß ich doch einmal dem geiſtlichen Stande beſtimmt geweſen, ſtellte er mich ſchon nach zwei Jahren an die Spitze ſeiner zahlreichen Dienerſchaft als Oberhofmeiſter und verwendete mich von Zeit zu Zeit auch als Secretarius, indem er mir Briefe dictirte, allerlei Schriftſtücke aufzuſetzen und manche alte Documente zu copiren oder aus dem Lateiniſchen in das Franzöſiſche zu überſetzen befahl. Wir bewohnten ein weitläufiges Landhaus, das auf einem Hügel in der Nähe von Nyon lag und das bis auf meinen Herrn den Namen Bellevue trug, nachdem es aber mein Herr bezogen, Mont-Tabor genannt wurde; dieſen bibliſchen Namen erhielt es, weil es der geiſtliche Sammelplatz aller der wegen der Religion von König Ludwig XIV. verfolgten, in dieſe Gegend flüchtenden Franzoſen wurde. Sie waren es, dieſe Flüchtlinge, welche dem Hügel und dem Landhauſe dieſen Titel erfanden, um meinem Herrn und ſeiner Frömmigkeit damit zu ſchmeicheln, denn ſie dankten ihm viel, da er manche dieſer Flüchtlinge, die hülflos in die Fremde geſtoßen waren, durch Jahre beherbergte und ernährte. Monſieur de Chatelard war nicht nur ein ſehr reicher, ſondern auch ein ſehr mächtiger und einflußreicher Herr. Er war nicht nur mit den adeligen Geſchlechtern und mit der Geiſtlichkeit von Genf auf's Innigſte verbunden, er ſtand auch bei den mächtigen Herren von Bern im größten Anſehen. Sie ſchätzten ihn als Ihresgleichen, weil er aus einem der wenigen Geſchlechter ſtammte, die ſich in dieſen Gegenden gleich nach der Eroberung des Waadtlandes durch die Berner an ihre Herrſchaft und an die Reformation anſchloſſen, und weil er viel dazu beigetragen, daß die Verſammlung der Abgeordneten der guten Städte, welche ſonſt in Nyon ſtattgefunden und welche man wieder herſtellen wollte, nicht zu Stande kam und ſo die unbeſchränkte Herrſchaft der Berner über das Land forterhalten wurde. Sie hatten den Herrn von Chatelard in ſeiner Jugend ſogar zum Bailly von Nyon machen wollen, obwohl ſie die einheimiſchen Waadtländer ſonſt von dieſen einträglichen und wichtigen Stellen fern hielten und dieſelben nur mit ihren Söhnen beſetzten. Der Bailly, der im Schloſſe von Nyon reſidirte und das Land im Namen der Berner Herren regierte, bewies ihm immer die größte Aufmerkſamkeit und zog ihn in wichtigen Angelegenheiten, die das Land betrafen, oft zu Rathe. Herr von Chatelard benutzte ſeinen Einfluß niemals zu ſeinem eigenen Nutzen, wohl aber zum Beſten der Religion und der wegen der Religion Verfolgten und Flüchtigen, welche damals das Land erfüllten. Es wird behauptet, daß er an jener trotzigen und muthigen Antwort, welche die Herren von Bern betreffs der franzöſiſchen Flüchtlinge dem Könige Ludwig XIV. gegeben und welche damals das Erſtaunen und die Bewunderung der Welt erregte, großen Theil hatte, daß er es war, der ihnen die Zuverſicht einflößte, mit welcher ſie dem mächtigen Könige zu Gunſten der Hugenotten, nach der Aufhebung des Edictes von Nantes und nachdem der Religionskrieg im Süden erdrückt worden, entgegen traten.

Zu Anfang dieſes Jahrhunderts mochte Herr von Chatelard ſechzig Jahre alt ſein und in dieſer Zeit beginnt die Geſchichte, die ich hier erzählen will. Ich erinnere mich genau. Es war am 11. Juli 1702, als mir Herr von Chatelard befahl, gegen zwei Uhr Nachmittags mit mehreren Dienern und einer Sänfte an den See hinabzuſteigen. Als ich mich, wie es befohlen war, um zwei Uhr auf den Weg machte, ſchloß ſich zu meinem Erſtaunen Herr von Chatelard ſelbſt mit ſeinem Sohne Elias und Herrn Beſſon, einem franzöſiſchen Prediger, und mehreren anderen in unſerem Hauſe verweilenden franzöſiſchen Flüchtlingen von edler Geburt unſerem Zuge an. Herr von Chatelard ſaß zu Pferde, hatte ſeinen dreieckigen Hut, ſeine Allongeperrücke aufgeſetzt, ſeinen ſchwarzſammetnen mit Silbertreſſen und Spitzen beſetzten Rocquelor angezogen und ſeinen ſilbernen Degen umgeſchnallt; auch ſein Sohn Elias war in Galatracht, und ſo hatten auch die anderen Herren ihre beſſeren Kleider angethan. Ich ſagte mir, daß wir irgend einen hohen Gaſt empfangen ſollen, da ſich der Herr mit ſolchem Aufzuge und mit den geachtetſten ſeiner Gäſte ſelber ſo weit bemühte und diejenigen, die wir erwarteten, in Perſon empfangen wollte. In Nyon am Landungsplatze lagen nur einige ärmliche Barken, und ſo weit ich hinaus ſah über den See, ich konnte kein Fahrzeug erblicken, das mir eines ſo pomphaften Empfanges würdig ſchien. Doch war es gerade ein ganz unſcheinbarer Kahn, der die Erwarteten und zwar vom ſavoyiſchen Ufer herüberbrachte. Schon von ferne ſah ich einen kleinen Mann mit grauen Haaren, der ſich im Kahn erhob, und mit einer gewiſſen Spannung dem Ufer entgegenſah. Als er Herrn von Chatelard mit deſſen Gefolge erblickte, verneigte er ſich tief, ſagte etwas zu den Schiffern, welche darauf die Ruder raſcher bewegten. Da wurde hinter einem Koffer und mehreren Nachtſäcken auch eine junge Dame ſichtbar, welche, den Kopf in die Hand geſtützt, in der Mitte des Kahnes ſaß; Herr von Chatelard ſtieg vom Pferde und ging dem Kahne entgegen, als dieſer ans Ufer ſtieß. Der alte kleine Herr trat mit gemeſſenem und feierlichem Schritte aus dem Kahn, ſtreckte dann, ohne die dargebotene Hand des Herrn von Chatelard zu ergreifen, beide Arme zum Himmel empor und rief andächtig:

„Gelobt ſei Gott, der Gott Iſraels, der mich aus Egypten, dem Lande der Sclaverei, geführt hat.“ Dann erſt ergriff er die Hand des Herrn von Chatelard, während er mit der Linken ſeinen dreieckigen Hut vom Kopfe nahm. „Seien Sie mir willkommen, mein Herr Graf,“ ſagte Herr von Chatelard und verneigte ſich mit großer Ehrfurcht. Eben ſo that ſein Sohn Elie und alle die anderen Herren, deren Geſichter die höchſte Ehrfurcht und die andächtigſte Stimmung ausdrückten. Herr Elie de Chatelard ging dann etwas ſchüchtern dem Kahne entgegen, um der jungen Dame beim Ausſteigen behülflich zu ſein. Dieſe aber, ein Fräulein von neunzehn oder zwanzig Jahren, obwohl ſie ſich erhoben hatte, ſchien zu zögern. Ihr Geſicht, ihr wunderſchönes und blühendes Geſicht, erblaßte mit einemmale, ſie ſchwankte und ſtützte ſich auf den Arm eines Dieners, eines treuen, rüſtigen Geſellen, der neben ihr ſtand, bald das Fräulein mit beſorgtem, bald die Verſammlung am Ufer mit verdrießlichem Geſichte betrachtend. Dann wandte ſich das Fräulein, ſah ſehnſüchtigen Blickes hinüber auf's jenſeitige Ufer des See's und ſchien in dieſen Anblick ſo verſunken, daß ſie der Geſellſchaft, die ihrer wartete, und des Landens vergaß. Der junge Baron, Herr Elie de Chatelard, der leicht in Verlegenheit gerieth, ließ den Arm ſinken, den er ihr entgegengeſtreckt hatte, blieb aber vorgebeugt ſtehen, während er, wie hülfeſuchend, ſeinen Vater und den Neuangekommenen anblickte. Dieſer, der Graf von Saſſari, wandte ſich endlich um und rief dem Fräulein zu: „Komm, meine Tochter, tritt ans Land, berühre dieſen geſegneten Boden, denn es iſt der Boden Kanaans, des gelobten Landes, es iſt die Heimath des wahren und reinen Glaubens, der Boden, den der Herr vom Götzendienſt gereinigt.“ Das Fräulein raffte ſich auf und trat mit einem entſchiedenen Schritte auf das Brett. Ihr Blick fiel auf die ſchüchternen Augen Elie's, ſie zögerte wieder einen Augenblick, ſtützte ſich dann auf ſeinen Arm und ging der Geſellſchaft entgegen, die ſie mit einer ſtummen Verneigung grüßte und von der ſie mit derſelben Ehrfurcht wie ihr Vater begrüßt wurde. Graf Saſſari trat dann wieder zurück an den Kahn und rief dem Diener zu: „Giorgio! Auf dieſer freien Erde darf ich es laut bekennen, daß ich meine Seele aus den Schlingen des römiſchen Götzendienſtes gerettet habe. Ich flüchte mich hierher, um die reine Lehre zu bekennen und den Heiland anzubeten im Geiſte und in der Wahrheit des Evangeliums. Dir ſteht es nun frei, zurückzukehren, wo Deine falſchen Götter verehrt werden, oder mir fürder zu folgen als ein treuer Diener, wie Du bisher gethan haſt.“ Der ſo angeredete Diener zuckte mit der Achſel und rief: „Per Bacco, ich weiß nichts von falſchen Göttern und ich bleibe bei dem, was mich meine Mutter gelehrt hat. Sie werden hier vom lieben Gott und von dem Treiben der Heiligen ebenſo wenig wiſſen, wie wir in Italien. Queste sono pazzie!“ So ſprechend, warf er das Gepäck auf's Land und ſetzte ſich wieder auf die Bank des Kahns, offenbar entſchloſſen, mit den Schiffern, die ſich ſchon zur Abfahrt bereit machten, ans jenſeitige Ufer zurückzukehren. Graf Saſſari wollte ebenſo entſchloſſen ſeinem verſtockten Diener den Rücken kehren, als ſeine Tochter mit einem Male und in größter Aufregung dem Kahne wieder zueilte und dem Diener die Hand entgegenſtreckend mit zitternder Stimme ſagte: „Lebe wohl, Giorgio! Grüße mir Italien! Ich werde es nicht wiederſehen.“ Auf dieſe Worte wandte ſich Giorgio wieder um, ſein mürriſches Geſicht nahm den Ausdruck der höchſten Zärtlichkeit an, und mit dem Rufe: „Nein, Signora Maria, Sie kann ich nicht verlaſſen!“ war er mit einem Sprunge auf dem Lande und mit dem zweiten Rufe: „Addio Italia! Cara Italia! Benedetta Italia!“ ſchwang er einen der Mantelſäcke auf ſeine Schulter und wieder den Dienern des Herrn von Chatelard ein kräftiges „Vorwärts!“ zurufend, ging er mit breiten Schritten der ganzen Verſammlung voraus. Die Comteſſe Maria Saſſari wurde von Elie zu der Sänfte geführt, ihr Vater beſtieg ein bereit gehaltenes Pferd und feierlich ſchweigend bewegten wir uns Mont-Tabor entgegen. Dort angekommen, ging man geraden Weges in den Betſaal, wo ſich bereits die anderen Bewohner des Landhauſes und der Nebengebäude verſammelt hatten; einige Pſalmen wurden abgeſungen und dann predigte Herr Beſſon, der franzöſiſche Prediger aus Nimes, über den Text: „Einen Stein verwarfen die Bauleute und ſiehe, er ward zum Haupteckſteine.“ Dann erſt wurden Graf Saſſari und ſeine Tochter auf ihre Zimmer geführt.

Wir wußten bald, daß Graf Saſſari, aus einer modeneſiſchen Familie, aber in piemonteſiſchen Dienſten, aus der katholiſchen zur reformirten Kirche übergegangen. Man erzählte ſich, daß er von König Victor Amadäus II. von Sardinien als Commiſſär und Verfolger in die Thäler der Waldenſer geſchickt, daſelbſt von einem Prediger der Verfolgten zum Leſen der Bibel bewogen worden, daß er ſich dann heimlich die Schriften Calvin's angeſchafft, mit hervorragenden Perſönlichkeiten Genfs und des Waadtlandes in Verbindung getreten und endlich einem an ihn heimlich abgeſchickten Genfer Prediger das Glaubensbekenntniß der reformirten Kirche abgelegt habe; darauf bezog ſich auch die Predigt des nächſten Sonntages, welche die Bekehrung des Verfolgers Saulus zum Texte nahm, wie ſich überhaupt die Predigten der erſten Wochen nach der Ankunft des Grafen meiſtens auf ihn und ſeine Bekehrung bezogen. Bei ſeiner Stellung und den Verhältniſſen Piemonts mußte der Graf ſeinen neuen Glauben verbergen, bis er ſeine Angelegenheiten ſo weit geordnet hatte, daß er die Flucht ergreifen konnte. Seine geſchwächte Geſundheit diente ihm zum Vorwand; erſt begab er ſich in das Bad Evian auf dem Savoyiſchen Ufer des Genferſee's und dort, eine weitere Luſtreiſe in der Schweiz vorſchützend, ſchiffte er ſich mit ſeiner einzigen Tochter ein und kam, wie beſchrieben, zu uns nach Mont Tabor, nachdem er mit Herrn von Chatelard ſchon ſeit längerer Zeit im Briefwechſel geſtanden hatte. Wir erfuhren bald noch mehr, nämlich, daß Fräulein Maria ſich geweigert hatte, jenem Prediger, den man ihrem Vater nach Turin geſchickt, das reformirte Glaubensbekenntniß abzulegen und daß ſie noch der römiſchen Kirche angehörte, oder, wie man ſich im Hauſe ausdrückte, daß ſie noch dem Baal diente.

Dieſer Umſtand gab dem armen Fräulein in der

Welt, in der ſie jetzt lebte, eine eigenthümliche und traurige Stellung. Man muß nur wiſſen, wie es in unſerem Hauſe ausſah. Das Hauptgebäude war bis unter das Dach von Männern bewohnt, welche ſich als Glaubenshelden auszeichneten, von Predigern, die in Frankreich nach Aufhebung des Edictes von Nantes zu predigen fortgefahren, unter beſtändigen Lebensgefahren ihre Pflicht erfüllten und Frankreich erſt verließen, nachdem der letzte und verzweifelte Kampf in den Cevennen ausgekämpft war. Neben dieſen waren es Adelige oder gelehrte Herren, die ebenfalls vielfache Verfolgungen erlitten hatten und ſich nicht wie Andere vom Adel und wie andere Gelehrte durch die Maintenon und ihren Anhang zum Verrath an ihrer Sache verleiten ließen. Alle dieſe waren natürlicher Weiſe eifrige Anhänger ihres Glaubens, ebenſo mußten alle Diejenigen ſein, mit denen Herr von Chatelard irgend welche Verbindung aufrechthielt und die im Hauſe empfangen wurden. Aber damit iſt noch nicht die ganze Geſellſchaft von Mont-Tabor genannt. In den Nebengebäuden der weitläufigen Villa, wie in vielen größeren und kleineren Bauernhäuſern ringsherum, wohnte ein ganzes kleines Völkchen, das nicht darnach ausſah, als ob es zu jener adeligen und gelehrten Geſellſchaft gehörte und das mit dieſer doch auf's Innigſte zu ſammenhing. Es waren dies die zahlreichen Flüchtlinge aus den Cevennen, die ſogenannten Camiſarden, welche Herr von Chatelard bei ſich aufgenommen und zu einer Art von Kolonie verſammelt hatte, meiſt Feld- und Weinbauern aus den Thälern des genannten Gebirges und aus den Ebenen von Languedoc, die er nach ihrer Art beſchäftigte und die ſeine Felder, Wieſen und Weingärten pflegten. Dieſe waren noch voll des Feuereifers, mit dem ſie ſich, eine Hand voll Leute, gegen große Armeen und gegen die berühmteſten Marſchälle des großen Königs durch Jahre vertheidigt hatten und der durch ihre männlichen und weiblichen Propheten, ja ſelbſt durch gottbegeiſterte Kinder in ihnen mehr und mehr entflammt wurde. Viele von dieſen waren nicht mehr zur Rückkehr zur Feldarbeit zu bewegen, und Herr von Chatelard ließ ſie gewähren, um ſie nicht in ihren heiligen Beſchäftigungen oder in ihrer Vertiefung zu ſtören. Sie laſen fortwährend die Bibel oder ſchlichen ſtumm und in ſich gekehrt über den Hof, durch den Park, oft Tage lang durch die Gebirge. Alle dieſe Camiſarden hielten ſich von dem Gottesdienſte im allgemeinen Betſaale fern. Treu den Gewohnheiten, die ſie während der Verfolgungen und während des Krieges angenommen, verſammelten ſie ſich am liebſten im Freien, irgendwo hinter dunklen ſchattigen Gebüſchen oder in einem trockenen Bett eines Wildbachs oder in irgend einer wilden Felſenſchlucht des nahen Gebirges, wo ſie dann ihre Pſalmen ſangen, einem Prediger aus den Zweigen eines Baumes horchten, oder auch einem ihrer Propheten, über den der Geiſt kam. Unter dieſen Propheten zeichnete ſich vorzugsweiſe ein junges Weib, Namens Iſabeau, aus, von der man erzählte, daß ſie in einer Schlacht im Baunages die Kinder der Wüſte, wie ſich die Camiſarden ſelber nannten, mit gottbegeiſtertem Muthe und Pſalmen ſingend, zum Siege geführt; Iſabeau war ewig ſtumm und ſchweigſam; in ſich gekehrt, ſchlich ſie in zerriſſenen Kleidern und mit ſtruppigem Haare durch Haus und Hof, ohne je den Mund zu öffnen, außer um Pſalmen zu ſingen, oder wenn der Geiſt über ſie kam zu Weiſſagungen. Obwohl noch jung, da ſie ſchwerlich viel über zwanzig Jahre hatte, war ihre Seele doch ganz von aller Weltlichkeit abgekehrt und war ihr Geſicht von Falten bedeckt, wie bei einer Alten. Auch kümmerte ſie ſich nicht darum, daß ihre zerſetzten Kleider überall Blößen zeigten. Ihr flammendes Auge allein hätte ihre Jugend verrathen, wenn ſie nicht immer mit beinahe ganz geſchloſſenen Wimpern umher gegangen wäre, was die Camiſarden ſagen ließ, daß ſie mit innerem Auge ſehe.

Es war naturlich, daß die Comteſſe Maria Saſſari in einer ſolchen Welt eine eigenthümliche und traurige Stellung einnahm. Allen dieſen Menſchen war ein Römiſchkatholiſcher ein Götzendiener, ein Gräuel vor dem Herrn, und unter die Camiſarden beſonders kam eine gewiſſe unruhige Bewegung, als ſie erfuhren, daß ihre Gemeinde durch die Anweſenheit einer Götzendienerin verunreinigt wurde. Die Herren im Hauſe begegneten ihr zwar mit jener Rückſicht, die ſie als Cavaliere einer Dame ihres Ranges und ihrer Erziehung ſchuldig waren, und dann als einer zukünftigen Schweſter, welche nach der Verſicherung ihres Vaters früher oder ſpäter zu ihnen gehören und ſich zum reinen Glauben bekehren werde; die Camiſarden ober betrachteten ſie mit mißtrauiſchem Auge, ja mit Abſcheu; ſie wichen ihr aus und hüteten ſich, wenn ſie ihr begegneten, vor einer Berührung ihres Kleides. Zu all' dem kam, daß es dem armen Fräulein ganz und gar an weiblicher Geſellſchaft fehlte, da Madame de Chatelard längſt verſtorben und die Töchter des Hauſes in die Ferne verheirathet waren.

Ich hatte das größte Mitleid mit dem armen Fräulein. Nicht ihr Vater war der Verbannte; er fand Freunde und Männer, mit denen er ſich beſprach, von denen er ſich mehr und mehr in ſeinen neuen Glauben einweihen ließ: ſie aber war flüchtig für eine Sache, die nicht die ihrige war, und lebte in einer Welt, mit der ſie nichts gemein hatte. Neben dieſer traurigen Stellung, die ſchon für ſie einnehmen konnte, ſprach noch ihr ganzes Ausſehen und ihr beſcheidenes Auftreten zu ihren Gunſten. Sie hatte wenig von einer Italienerin und glich mit ihrem blonden Haar, trotz der dunklen Augen, mehr einer Deutſchen. Ihre Beſcheidenheit war um ſo mehr zu rühmen, als ſie neben ihrem Range und ihrer Schönheit noch ein ſehr großes Wiſſen beſaß, wie es in dieſer Zeit viele Damen ihres Landes auszeichnete. Ich konnte das wohl an den Büchern erkennen, die ich ihr aus der Bibliothek herbeiſchaffen oder zwiſchen ihr und Herrn Elie, einem ſehr gelehrten jungen Manne, hin- und hertragen mußte. Ich erkannte aus dieſen Büchern, daß Fräulein Maria Saſſari die meiſten neuen Sprachen und ſelbſt Griechiſch und Lateiniſch cultivirte, und daß ſie vorzugsweiſe die großen Dichter, Geſchichtſchreiber und Philoſophen der gebildeten Völker las.

Dieſe Neigungen waren es vor Allem, welche zwiſchen ihr und Herrn Elie bald eine innige Verbindung, ja eine vertraute Freundſchaft herſtellten. Da ich nicht eine Liebesgeſchichte erzählen will, ſo ſage ich es nur in kurzen Worten, wie ich vom erſten Augenblicke an bemerkte, daß die Erſcheinung des Fräuleins auf unſeren jungen Herrn einen tiefen Eindruck machte und daß ſein ganzes Weſen ſich ſeit ihrer Ankunft verändert hatte. Man muß nämlich wiſſen, daß Herr Elie de Chatelard, obwohl bereits ſechsundzwanzig Jahre alt, der ſchüchternſte und unbeholfenſte aller jungen Männer war. Das kam daher, daß ſein Vater in der Familie eine unumſchränkte Autorität ausübte, und daß er, der Bibel folgend, wie ein Patriarch von ſeiner Familie, von ſeinem ganzen Hauſe die unbedingteſte Unterwerfung verlangte. Seine Kinder durften ſich nie den geringſten Widerſpruch, niemals eine eigene Meinung erlauben, und Herr von Chatelard glaubte ſolche Unterwerfung von ihnen um ſo mehr verlangen zu dürfen, als die Fremden, ſeine Schützlinge, ihm dieſelbe beinahe im gleichen Maße zeigten, und Alles, was er that, gut fanden. Elie, nachdem er eine ſolche gehorſame Kindheit verlebt, wurde einem ſtrenggläubigen Prediger zur weiteren Erziehung übergeben, der ihn womöglich noch in ſtrengerer Zucht hielt, als ſein Vater. Es darf hier nicht vergeſſen werden, daß Elie einen älteren Bruder hatte, der, dieſes Lebens müde, in ſeinem zwanzigſten Jahre aus dem väterlichen Hauſe entfloh, bei den Generalſtaaten unter falſchem Namen Kriegsdienſte nahm und ſeitdem verſchollen war. Elie ſuchte ſich aus der Tyrannei, die ſeine Jugend niederhielt, auf andere Weiſe zu retten, indem er ſich in die Bücher flüchtete, was ihm, als man ihn in ſeinem zwanzigſten Jahre auf die Univerſität von Heidelberg ſchickte, erleichtert wurde. Seit zwei Jahren lebte er wieder in Geſellſchaft ſeines Vaters, der Theologen und Glaubenshelden, die ihn umgaben, fuhr aber deshalb nicht weniger fort, die Bücher als ſeine beſten Freunde zu betrachten. Der Vater hatte nicht zu fürchten, daß auch Elie vor der langen Weile und der theologiſchen Zucht des väterlichen Hauſes entfliehen werde; Elie war nicht ſo geartet, daß man dergleichen von ihm erwarten konnte. Er war in ſein Schickſal ergeben, fürchtete die Berührung mit der Welt, hatte das Bewußtſein ſeiner Unbeholfenheit und war ſelbſt mit einem fremden Kinde ſchüchtern. Dieſe Schüchternheit verließ ihn auch der Gräfin Saſſari gegenüber nicht, aber ſei es das Mitleid, das er mit ihrer Einſamkeit fühlte, ſei es die Kraft der Liebe, die den Furchtſamſten zum Helden macht, es iſt gewiß, daß er ſich dieſem Fräulein gegenüber ſo benahm, wie er ſich noch nie einer Dame gegenüber benommen hatte. Anfangs freilich begnügte er ſich damit, ihr, wenn ich Bücher bei ihm holte, dies und jenes über den Autor ſagen zu laſſen, oder hier und da eine Stelle anzuſtreichen, oder ſich einen Rath in Bezug auf ihre Lectüre zu geſtatten. Wenn ich ihm dann ihren Dank beſtellte, oder gar eine Frage im Namen des Fräuleins an ihn zu richten hatte, war er bis zur Verwirrung glücklich, und von Zeit zu Zeit konnte er nicht umhin, ſeine Bewunderung des Fräuleins gegen mich auszuſprechen. „Iſt es nicht erſtaunlich, was ſie Alles lieſt und verſteht! — Mein lieber Band, was ſagen Sie nur zu einer ſolchen jungen Dame! — Iſt Ihnen ſchon etwas derart vorgekommen! — Ein ſo junges und ſo ſchönes Mädchen und dabei ſo unterrichtet! — So viel Sinn für das Ernſte und Schöne!“ Derart waren die Ausrufe, die ich oft zu hören bekam und an dieſe knüpften ſich manchmal Erkundigungen, was das Fräulein mache u. ſ. w. Bald aber hatte er den Muth, immer an die Bücher anknüpfend, ſich dem Fräulein im Parke anzuſchließen und endlich mit ihr lange Spaziergänge am See und in den Bergen zu unternehmen. Im Grunde war der arme Herr Elie in Mont Tabor ebenſo einſam, wie Fräulein Maria, und es war kein Wunder, daß ſich Beide innig aneinander ſchloſſen.

Während dieſer Zeit aber beſchäftigten ſich die anderen Herren in Mont-Tabor, wenn auch auf andere Weiſe, doch nicht mit geringerem Eifer mit

Fräulein Maria. Wenn ihre Anweſenheit den Camiſarden ein Gräuel war, ſo war ſie den gelehrten Theologen des Hauſes ein Vorwurf, eine Beſchämung. Ihr Vater hatte dieſe aufgefordert, die Bekehrung der Tochter zu Stande zu bringen, und er zweifelte nicht, daß ihnen gelingen werde, woran er in Italien vergebens gearbeitet hatte. In Italien war ſie von ihren katholiſchen Jugenderinnerungen umgeben, hier von dieſen getrennt und ſogar, auf den Wunſch des Vaters, am Gottesdienſte theilnehmend, mußte ſie dem beredten Munde berühmter Prediger und Theologen leichter weichen und ihren Starrſinn aufgeben. Dies war bei ihrer Ankunft die Hoffnung Aller, und Alle wurden verſtimmt, als ſie dieſe Hoffnung getäuſcht ſahen. Fräulein Maria erklärte mit Beharrlichkeit, daß gewiſſe Sätze der calviniſchen Lehre, z. B. der Satz von der Verworfenheit und Rettungsloſigkeit des größten Theiles des Menſchengeſchlechts, der Satz von der Gnade, ihrem ganzen Gefühle widerſpreche, ja ſie abſtoße, mit Widerwillen erfülle, und daß ſie nur eine Lüge ausſpräche, wenn ſie ſich zu dieſer Lehre bekennen würde. Der Eifer, wie der Stolz der Theologen, wurden durch dieſe Widerſpänſtigkeit eines jungen Mädchens herausgefordert und beleidigt, und unbeſchäftigte Flüchtlinge, wie ſie meiſtens waren, wurde die Bekehrung des Fräuleins bald die Hauptſache und der Gegenſtand, um den ſich Alles drehte. Man hielt Conferenzen, um die Verfahrungsweiſe in dieſer wichtigen Sache feſtzuſtellen, man veranſtaltete Kolloquien, denen Maria beiwohnen mußte, und in denen ein Theologe die Sache der katholiſchen Kirche vertheidigte, ein anderer ſie angriff; ſammtliche Predigten, die nun in Mont-Tabor gehalten wurden, waren ſo abgefaßt, daß Maria erkennen konnte, wie ſie nur auf ſie abzielten. Die Stunden, in welchen Herr Beſſon ihr die reformirte Lehre beibringen ſollte, wurden bedeutend vermehrt, und Maria mußte mehr als die Hälfte des Tages theologiſche Auseinanderſetzungen anhören und außerdem verſprechen, die Bücher zu leſen, die ihr Herr Beſſon brachte, und die ſie nicht im Geringſten intereſſirten. Herr Beſſon fand bald, daß die unabhängige Lectüre des Fräuleins ſie nur zerſtreue, daß die weltlichen Dichter, Geſchichtſchreiber und Philoſophen mit eine Urſache ihrer Verſtocktheit ſeien, und ihr Vater nahm ihr alle Bücher, die Herr Beſſon entfernt wiſſen wollte. Das Leben des armen Fräuleins wurde immer beſchränkter, immer ärmer und unfreier. Zum Glücke ſah Herr Beſſon in dem Umgange mit Elie ein gutes Mittel der Bekehrung. Mit Vergnügen bemerkte er, daß die beiden jungen

Leute einander gern aufſuchten, und er meinte, man dürfe es nicht verſchmähen, wenn ein verirrtes Schaf durch die irdiſche Liebe auf die Pfade der himmliſchen geleitet werden kann. Man legte dem Umgange der beiden jungen Herzen nichts in den Weg und Fräulein Maria fand im Geſpräch mit Elie, was man ihr durch Entziehung der Bücher geraubt hatte, da dieſer die Verhaltungsregeln, die ihm Herr Beſſon gegeben, wohl mit Lächeln hinnahm, aber ſie wenig befolgte. Nach Herrn Beſſon's Meinung ſollte Herr Elie nur ſein Sprachrohr werden und ſollten die Lehren Calvin's im Munde eines ſechsundzwanzigjährigen jungen Mannes die Wirkung haben, die ſie bis jetzt, aus dem Munde eines alten Predigers kommend, verfehlten. Herr Beſſon verſprach ſich viel von dieſer frommen Liſt, und zufrieden folgte ſein Blick dem Paare, wenn es ſich auf ſeinen Spaziergängen im Parke oder in dem Gebirge verlor. Maria aber erfuhr auf dieſen Spaziergängen, daß der religiöſe Gewohnheitseifer ſeiner Umgebung ihrem Freunde ebenſo unerquicklich war, wie ihr die Studien, zu denen man ſie zwang, daß er dieſen Fanatismus ebenſo verwarf, wie jeden anderen, und daß er ſich von früher Jugend an, beſonders aber ſeitdem ihm die Wiſſenſchaft weitere Blicke eröffnete, in dieſer Welt ebenſo fremd fühlte wie ſie. Sie glaubte ihm noch mehr Mitleid ſchuldig zu ſein, als er ihr bezeigte. Was ſie ſeit Wochen litt, litt er es nicht ſchon ſeit Jahren? Seit er denken gelernt? Doch ſchien er nur ihrer Leiden zu gedenken und nur Troſt für ſie zu ſuchen. Sollte ſie ihm dafür nicht mit ebenſo viel Liebe danken, als er ihr entgegen brachte?

Ich weiß es allerdings nicht, wie und wann die Beiden einander ihre Liebe geſtanden, aber ich merkte bald, daß ſich Beide auf's Innigſte verbunden, ganz und gar an einander gewieſen und einig fühlten. Herr Elie war bei aller Melancholie, bei allem Kummer, den ihm die Lage Maria's verurſachte, heiterer, als er es je vorher geweſen. Früher in ſeiner Abgeſchloſſenheit immer etwas abſtoßend, ja reizbar, war er jetzt ſanft und freundlich gegen alle Welt. Und ſelbſt die Geſellſchaft ſuchte er jetzt gern auf, wenn Maria in dieſer Geſellſchaft erſchien. In dieſer Beziehung war allerdings die Auswahl nicht groß. Man verſammelte ſich einmal in der Woche beim Bailly von Nyon, einem Herrn von Wattenwyl aus dem Berner Geſchlechte, deſſen Frau ſich eines gewiſſen Rufes als geiſtreiche und gebildete Dame erfreute. Elie wich ſonſt dieſen Abendgeſellſchaften gern aus; jetzt aber, da man auch die Gräfin Saſſari geladen, begleitete er ſie mit Vergnügen dahin, um ſich an den Triumphen zu erfreuen, die ſie mit ihrer Schönheit, ihrem Geiſte, ihrem reichen Wiſſen über alle dieſe Damen davontrug, welche zwar ihrem Range ſich gern beugten, aber doch nicht umhin konnten, der in einem verfinſterten Glauben verſtockten Katholikin eine verletzende Verwunderung zu zeigen.

Aber die Liebe Elie's, die mir, der ich Alles ruhig beobachten konnte, längſt kein Geheimniß war, ſollte bald auf eine auffallende, ja lärmende Weiſe aller Welt kund werden. Giorgio, der italieniſche Diener des Grafen Saſſari, der nur aus Anhänglichkeit an Maria in Nyon geblieben war und daſelbſt ausharrte, trotz des Abſcheus, der ihm von den Camiſarden gezeigt wurde, kehrte im Auftrage ſeines Herrn wieder nach Italien zurück, um allerlei Habſeligkeiten, die man in Turin hatte zurücklaſſen müſſen, herbeizuſchaffen. Er beſorgte Alles, was ihm der Graf aufgetragen, und er that mehr als das, indem er Alles einpackte, wovon er glaubte, daß es der Gräfin Maria angenehm ſein würde und was ihr die verlorene Heimath auf das Lebhafteſte vergegenwärtigen könnte. In der That war Comteſſe Maria glücklich, als er gleich am Tage ſeiner Ankunft mehrere Kiſten in ihre Wohnung ſchaffen ließ und ſie beim Auspacken die ganze Einrichtung ihrer Turiner Stube erkannte. Sie weinte vor Freude und küßte manches Möbel und manches Bild in der Rührung des Wiederſehens. Unter den mitgebrachten Gegenſtänden befanden ſich auch manche alte Originalbilder und manche Copien nach den Werken alter Meiſter. Giorgio ſtellte und hängte Alles ſo auf, daß es ſo weit als möglich an die Turiner Stube Maria's erinnerte, und in der That war es ihr von dieſem Augenblicke an, wenigſtens für einige Zeit, als ob ſie einen Theil des verlorenen Glückes und der verlorenen Heimath wieder gewonnen hätte. Ihre Wohnung, die ihr bis jetzt als ein Gefängniß erſchien, wurde ihr lieb, und durch viele Tage konnte ſie ſich kaum bezwingen, ſie zu verlaſſen. So ſaß ſie eines Nachmittags träumend, in ſich verſunken, das Herz von Heimweh erfüllt, als ſie mit einemmale durch einen Schrei des Zornes geweckt wurde. Sie ſah ſich um und hinter ihr, auf der breiten Terraſſe, von der aus man in ihr Zimmer ſehen konnte, hart am Fenſter, ſtand Iſabeau, jene Prophetin der Camiſarden, blickte ihr mit flammenden Augen entgegen und ſtreckte die Hand im höchſten Zorne gegen eine Madonna von Andrea del Sarto aus. Iſabeau, ſeit ſie von der Verſtocktheit Maria's erfahren, pflegte ihr, obwohl immer ſchweigend, aber lauernd und beobachtend nachzuſchleichen, als ob ſie von der Papiſtin irgend welchen Gräuel erwartete, den ſie abwenden wollte. Maria war ſchon daran gewöhnt, ſich von ihr umſchlichen zu ſehen, und welches Grauen es ihr auch einflößte, ſich immer von Iſabeau, die ſie für wahnſinnig hielt, gefolgt und beobachtet zu wiſſen, ſo hatte ſie ſich doch vorgenommen, ſie nicht zu beachten, ſie gewähren und ſich ſelbſt nicht von ihr erſchrecken zu laſſen. Trotzdem fuhr ſie jetzt entſetzt auf, als ſie die Prophetin in dieſer Stellung, mit dieſem Ausdruck hinter ſich erblickte. Sie hätte fliehen mögen, wenn nicht ihr Character ſo geartet geweſen wäre, daß zugleich mit der Furcht und dem Schrecken in ihr den Muth und die Luſt an der ruhigen Beobachtung erwachte. Wie entſetzlich, wie drohend auch Iſabeau blickte, Maria betrachtete ſie nach dem erſten Momente der Ueberraſchung doch wie ein belehrendes Schauſpiel, und der Gedanke, wie der Fanatismus bis zur wahnſinnigen Wuth in jeder Religion gedeihen kann, flog durch ihren Kopf. Aber ſo ſtark war ſie nicht, um auch während des Schauſpieles, das folgte, ihre ruhigen Betrachtungen fortſetzen zu können. Iſabeau, die ſie nie ſprechen gehört hatte, entleerte mit einemmale und mit einer furchtbar ſchrill tönenden Stimme eine Wolke von Flüchen über das Haupt der Götzendienerin, und ehe Maria ſich deſſen verſah, hatte die Prophetin das Fenſterkreuz eingedrückt und ſtand im

Fenſter ſelbſt, aber ſo, daß ſie Marien den Rücken und dem Hofe das Geſicht zukehrte. Ganz außer ſich, riß ſie die Fetzen ihrer Kleidung vom Leibe, warf ſie in die Luft und ſchrie, daß man herbei komme und die Gräuel entferne, die das Haus verunreinigen. Es war ſchon Winter, und die Camiſarden waren zum größten Theile in den anſtoßenden Gebäuden verſammelt. Auf den Ruf ihrer Prophetin ſtürzten ſie in Schaaren herbei. Dieſe Stimme, die ſie lange nicht gehört hatten, die ſie in den Zeiten des Kampfes und der blutigen Verfolgung zu hören gewohnt waren, weckte in ihnen alle dieſe Gefühle, mit denen ſie ſich ſonſt den Henkern des Königs voll Todesmuth entgegenſtürzten. Da ſie dieſe Stimme wieder hörten, prüften ſie nicht länger, wurden ſie von demſelben Rauſche der Begeiſterung, des Glaubenskampfes ergriffen, und folgten ſie ihr, als hörten ſie die Stimme Gottes. „Herbei! Herbei!“ rief Iſabeau, „herbei ihr Kinder Iſraels, Jeſabel hat ihre Gräuel aufgeſtellt, ihre Götzen prangen! Die Zelte Jeſchurun's ſind entweiht und Altäre Baal's rauchen auf Carmel! Herbei! Vernichtet die Hure Babylons, zerſchmettert ihre Bildſäulen, reißet ihre Haine nieder, ſo ſpricht der Herr, der Herr Zebaoth!“

Die Kinder der Wüſte begriffen ſchnell, was die Prophetin meinte, da ſie auf Maria deutete und ſie, ihrem zeigenden Finger folgend, im Innern der Stube mehrere Heiligenbilder erkannten. Dieſer Anblick erfüllte ſie mit demſelben Abſcheu, mit demſelben Ingrimm, wie die Prophetin, und ihr folgend, ſtürmten ſie, Verwünſchungen gegen den Götzendienſt ausſtoßend, durch das Fenſter in das Zimmer. Maria ſtand zitternd da, ſah ihre geliebten Bilder, darunter manches herrliche Meiſterſtück, bedroht und wußte nicht, was zu beginnen. Mit ausgeſtreckten Armen ſtellte ſie ſich vor eines derſelben, einen Domenichino, der ihr als Erbſchaft ihrer Mutter beſonders theuer war, entſchloſſen, wenigſtens dieſes vor den Bilderſtürmern zu retten. Aber gerade dieſe Stellung zog die Aufmerkſamkeit der Stürmer auf das Bild, das ſie beſchützen wollte, und da ſie ſie zurückdrängte, deutete Iſabeau befehlend dahin, und mehrere Camiſarden erfaßten ſie zugleich an den Armen, um ſie fortzuziehen und den Weg zu dem Bilde zu öffnen. In dem Augenblick flog die Thüre auf und Elie ſtürzte herbei. „Fanatiſches Geſindel!“ rief er mit blaſſen Lippen, ſchlug mit der Fauſt einen der Männer nieder, die ſich an Maria vergriffen hatten und faßte dann die Prophetin, als ſie eben zum Kampfe gegen ihn auffordern wollte, am Arme und warf ſie zur Thüre hinaus. Dies Alles war das Werk einer halben Secunde. Die Kinder

der Wüſte waren überraſcht, den Sohn ihres Ernährers und Beſchützers ſich gegenüber zu ſehen; mehr noch überraſcht waren ſie, daß er ſo leicht die Prophetin Gottes bewältigt hatte, und ehe ſie wieder zur Beſinnung kamen, hatte er ſie zum Zimmer theils hinausgetrieben, theils hinausgeſtoßen. Wie er, waren auf den Lärm auch andere Bewohner des Hauſes und war auch Herr von Chatelard ſelbſt herbeigeeilt. Die Herren ſchüttelten bedenklich den Kopf zu den Titeln und Ausdrücken, mit denen Elie die Kinder Gottes und der Wüſte zur Thüre hinausſtieß. Herr Beſſon war entrüſtet, daß er von fanatiſchem Geſindel ſprach, mehr als Alles empörte es die Herren, daß Giorgio, als Bundesgenoſſe Elie's, er, der unreine römiſche Götzendiener, am Kampfe den thätigſten Antheil nahm und die Kinder Gottes mit Fauſtſchlägen niederwarf. Indeſſen war man es im Allgemeinen doch zufrieden, daß Fräulein Maria vor der Begeiſterung der Prophetin und ihres Anhanges geſchützt worden. Dieſe, als ſie ſich plötzlich aus der Gefahr gerettet ſah, fiel kraftlos zuſammen. Elie hob ſie auf, und ſie, unbekümmert darum, daß indeſſen ihr Vater, Herr von Chatelard, Herr Beſſon und andere Herren in das Zimmer getreten waren, ſchlang ihre Arme um den Hals ihres Retters und brach in Weinen aus; Elie ſah wohl, welche Zeugen dieſe

Scene hatte, aber er ſchien ſeine bisherige Natur gänzlich geändert, ſeine Schüchternheit vollkommen abgelegt zu haben; noch vom Kampfe ganz erhitzt und um einen Kopf größer als ſonſt, drückte er Maria an's Herz und verſicherte ſie mit lauter Stimme, daß ſie an ihm ſtets einen Vertheidiger gegen alle Angriffe des Fanatismus finden werde. Mir, der ich bei Seite ſtand und Alles betrachten konnte, ſchien es, als ob Graf Saſſari, obwohl er die Augen niederſchlug, dieſe letzte Scene nicht ungern geſehen. Herr Beſſon lächelte, Herr von Chatelard wandte ſich mit Geräuſch und ging auf ſeine Stube zurück. Elie ſah ihm einen Augenblick lang nach, machte ſich dann aus den Armen Maria's los und folgte mit entſchloſſenen Schritten ſeinem Vater.

Herr von Chatelard, als er ſeinen Sohn mit ſo entſchiedenem Schritte bei ſich eintreten ſah und überhaupt bemerkte, daß dieſer ihm muthiger und entſchloſſener, als er es an ihm gewohnt war, entgegenblickte, empfing ihn mit größerer Förmlichkeit, als er ſonſt zu thun pflegte und zeigte auf einen Stuhl. Vater und Sohn ſetzten ſich. „Mein Herr Vater," begann Elie, „was Sie jetzt geſehen, hat Sie gewiß nicht erſt in ein Geheimniß eingeweiht. Ich habe es ſeit lange nicht verborgen, wie ſehr ich ein Fräulein achte und liebe, das jeder Achtung und Liebe ſo ſehr würdig iſt. Der rohe Einbruch dieſes Volkes, das Sie beſchützen, in das Heiligthum einer jungfräulichen Wohnung führte zu einer Scene, die es mir zur Pflicht macht, früher als ich geſonnen war, mich öffentlich zu erklären. Mein Herr Vater, ich wünſche mich mit Fräulein Saſſari zu vermählen und bitte Sie um Ihre Einwilligung und um Ihren Segen."

„Gräfin Maria Saſſari," erwiderte der Vater, „iſt eine ausgezeichnete junge Dame; eine Verbindung mit dem edlen Grafengeſchlechte kann unſerer Familie nur zur Ehre gereichen, aber, mein Herr Sohn, Fräulein Maria Saſſari iſt katholiſch, und Niemand würde es begreifen und ich am allerwenigſten, wenn ſich ein Chatelard, der Sohn einer Familie, die zu allen Zeiten in den erſten Reihen der Vorkämpfer für die reine Lehre geſtanden, ſich mit einer römiſch-katholiſchen Dame verbände. Mein Sohn, ich darf mit Ihnen aufrichtig ſprechen. Es iſt nicht der Adel und es iſt nicht der Beſitz, die eine Stellung machen; dieſe danken wir immer irgend einer Idee, irgend einer Partei, der wir uns anſchließen. Ich wäre nichts, ich wäre ein einfacher Herr von Chatelard mit ſo und ſo viel Renten, ein Junker, wie es ihrer hier im Waadtlande, in Gex, in Savoyen und überall ſo viele gibt, die nichts haben, als ihren unbedeutenden Namen, der nicht den geringſten Werth hätte, wenn ſie ſich nicht unter einander einige Ehrerbietung erzeigten und eine Comödie fortſetzten, die Jedem, der außerhalb ſteht, lächerlich erſcheinen muß; — ich ſage, ich wäre wie einer von denen, wenn ich nicht mein Leben lang Opfer gebracht, mich ſelbſt zu einem Mittelpunkte einer großen Partei, mein Haus zum Sammelplatze der Märtyrer dieſer Partei gemacht und ſo der Schale meines Namens einen Inhalt gegeben hätte. Mein Name iſt bekannt, auf mich ſieht man, nicht nur in den Alpen, ſondern auch in Deutſchland, in Holland, in Schottland, überall, wo Calvin's Lehre Anhänger hat. Nach den Verfolgungen in Frankreich wandten ſich die meiſten Häupter der Hugenotten ſofort an mich, und da ein italieniſcher Graf Verfolgungen zu fürchten hat, wird ihm mein Haus ſofort als Aſyl bezeichnet. Dies, mein Sohn, iſt ein Ruhm, den ich mit Ausdauer und mit großen Opfern erworben habe, und der mir theurer iſt als mein Name. Dieſer Ruhm wäre zum großen Theile dahin, dürfte mit Recht angezweifelt werden, die Früchte lebenslanger Arbeit wären verloren in dem Augenblicke, da ein Chatelard, mein Sohn, eine Katholikin heirathete. Erfahren Sie es, Herr von Chatelard, daß ich nicht fanatiſch bin, daß ich mich mit meinem Nachdenken und meinen Zweifeln an manche Lehre unſerer Religion wage, daß ich Vieles verachte, was in meiner eigenen Partei vorkommt, geſchieht, gewollt und geſprochen wird; ich weiß auch, daß ein Proteſtant mit einer Katholikin von der Bildung der Gräfin Maria Saſſari ſehr wohl in Harmonie und in Glück leben kann, aber ich weiß ferner, daß ein Mann, der eine einflußreiche Stellung in der Welt einnehmen will, ſeinem Namen, ſeinem Ruhme perſönliche Anſichten, wie perſönliche Gefühle, ſelbſt Glück und Liebe aufopfern muß. Ich verlange das von Ihnen, wenn Fräulein Maria nicht zu unſerm Glauben übertritt; ich gebe Ihnen meinen Segen an dem Tage, an dem ſie ſich zu dieſem Schritte bereit erklärt.“

„Maria,“ antwortete Elie, „iſt ebenſo unfähig, ein Wort gegen ihre Ueberzeugung auszuſprechen, als Sie, mein Herr Vater, ſich für unfähig erklären, einen Theil der Früchte Ihrer Bemühungen aufzugeben.“

Herr von Chatelard erhob ſich und antwortete auf dieſe Erklärung mit der Frage: „Können Sie ſich einen Chatelard mit einer Katholikin verheirathet denken?“

„Ja,“ antwortete Elie kurz, indem er ſich ebenfalls erhob.

„Ich nimmermehr!" rief Herr von Chatelard, „und nun," fügte er hinzu, „da ich Ihnen meine Meinung ſo rückhaltslos geſagt, daß Sie ſie für unumſtößlich halten müſſen, will ich Sie noch bitten, künftig, und was immer vorkommen möge, ſich ſolcher Ausdrücke wie „fanatiſches Geſindel" zu enthalten. Es ſteht den Führern ſchlecht, ihre Schaar nicht zu achten, und ſie wären nichts ohne den Fanatismus dieſer Schaar."

Elie verneigte ſich kurz und mit einem Ausdrucke, der ſagen wollte: Dies iſt Ihre Meinung, nicht die meinige; ich will nicht discutiren, aber ich werde handeln, wie ich es für gut halte. Der Vater mochte wenigſtens dieſe Rede auf dem Geſichte ſeines Sohnes geleſen haben, denn er ging ihm noch einige Schritte nach und ſagte mit warnender Stimme: „Erinnern Sie ſich, daß ich ohne Bedauern bereits einen Sohn aufgegeben habe, weil dieſer die Traditionen der Familie aufzugeben drohte."

Elie erwiderte nichts und ging.

Zur ſelben Zeit fand in der Stube der Gräfin Maria zwiſchen Vater und Tochter ein Geſpräch Statt, welches mit dem ſo eben mitgetheilten einige Aehnlichkeit hatte. Graf Saſſari war bei ſeiner Tochter zurückgeblieben, als ſich Elie und die Anderen zurückgezogen hatten. Er ſetzte ſich zu ihr auf's

Sopha, ergriff ihre Hand und ſagte, nachdem er die Wildheit der Camiſarden mit ihrer tiefen Ueberzeugung zu entſchuldigen und ſeine Tochter über den Vorgang zu beruhigen geſucht: „Maria, ich habe Dich mit vielen anderen Zeugen ſo eben in den Armen eines jungen Mannes geſehen und habe Worte gehört, die zwiſchen Euch Beiden ein feſtes Einverſtändniß errathen laſſen. Fürchte keine Vorwürfe. Ich kenne Dich. Ich würde Dich mit Glück als die Gattin des jungen Chatelard ſehen, aber ich habe die feſte Ueberzeugung, daß ſich dieſe Hoffnung nicht verwirklicht, ſo lange Du in Deiner Weigerung, zu uns überzutreten, beharrſt.“

Maria ſchwieg.

Der Graf, nachdem er eine Zeitlang vergebens auf Antwort gewartet, fuhr fort: „Willſt Du mir auch nicht die geringſte Hoffnung geben?“

„Mein Vater,“ antwortete Maria, „ſchon ſchäme ich mich, daſſelbe Wort zu wiederholen, das ich nun hundert Male wiederholt habe. Ich komme mir ſchon wie eine Schauſpielerin vor, die dieſelbe Rolle unzählige Male recitiren muß. Zwingen Sie mich nicht ſo aufzutreten, daß ich mir ſelber wie eine Tugendheldin erſcheinen muß; laſſen Sie mich nicht immer wieder die Verſicherung geben, daß ich nicht lügen kann.“

Sie ſprang auf, nahm ein Buch vom Tiſche und las: „Gott machte vor der Erſchaffung der Welt das Geſetz der Jahrhunderte in Chriſto Jeſu, unſerem Herrn. Er machte dieſes Geſetz aus dem reinen Vergnügen ſeines Willens, ohne irgend eine Vorausſicht des Verdienſtes der Werke oder des Glaubens. Er wählte zur Verherrlichung ſeiner Gnade eine feſte und beſtimmte Anzahl Menſchen aus, die zwar das Unglück haben ſollten, mit dem Reſte der Menſchen aus verdorbenem Blute geboren und aus unreiner Subſtanz gebildet zu werden und dadurch Sclaven der Sünde ſein würden; aber er beſchloß, ſie zum Heile zu führen durch den einzigen Mittler Jeſum Chriſtum. Er beſchloß ſie zu ſich zu rufen, ſie wiedergeboren werden zu laſſen und ihnen den Glauben und die Reue zu verleihen in Anbetracht der Verdienſte Jeſu Chriſti und durch die allmächtigen Tugenden des heiligen Geiſtes, des Urhebers der Wiedergeburt. Er beſchloß den Menſchen zuerſt unſchuldig zu erſchaffen, dann ſeinen Fall zu geſtatten und endlich mit einigen wenigen der ſündigen Menſchen Mitleid zu haben und ſie eben deshalb auszuerwählen, die anderen aber in der Verderbtheit zu laſſen und ſie endlich ewiger Verdammniß preiszugeben.“

Maria warf das Buch mit Entrüſtung von ſich. „Dieſer Gott,“ rief ſie, „iſt ſchlimmer als der Baal, von dem hier ſo viel geſprochen wird. Dieſer Gott, der zu ſeinem Vergnügen ſchafft, auserwählt und ungeheure Mengen Unſchuldiger verdammt; zu einem ſolchen Gotte, mein Vater, werde ich mich nie bekennen, und lieber bin ich mit der ungeheuren Menge der unſchuldig Verworfenen verdammt, als mit den wenigen Auserwählten begnadet.“

„Aber, mein Kind,“ ſtammelte Graf Saſſari, „der heilige Auguſtin —“

„Sagt daſſelbe,“ fiel ihm Maria in’s Wort, — „er gilt mir auch ſo viel wie Calvin.“

„Maria,“ nahm der Graf ruhiger das Wort, „es iſt nicht meine Sache, Dich über die Myſterien zu belehren, Du haſt Deine Lehrer. Ich habe Dir nur als Vater und als erfahrener Mann zu ſprechen, und Dir einige Erwägungen vorzulegen. Du weißt, mein Kind, daß wir kein Vermögen haben. Meine Armuth trieb mich aus Modena in piemonteſiſche Dienſte. Meine Stelle reichte hin, uns mit Anſtand und beinahe unſerm Range gemäß leben zu laſſen. Nun ſind wir in die Welt hinausgeſtoßen und wir leben von der Gnade und Milde meiner Glaubensbrüder. Wenn ich ſterbe, was wird aus Dir? Ja, was wird ſelbſt aus mir bei längerem

Leben, wenn Du in Deiner Weigerung beharrſt? Glaube mir, man wird die Verſtocktheit der Tochter dem Vater nicht verzeihen. Bedenke meine ſchiefe Stellung in dieſer mir neuen Welt, bedenke, wie wenige Mädchen ſo glücklich ſind, in dem Manne ihrer Liebe zugleich einen Mann zu finden, der alle Glücksgüter mit ſeiner Liebe bietet. Herr von Chatelard, der Adelige kleinen Namens, wird ſeinen Sohn gern mit der Gräfin Saſſari verbinden und der Gräfin und Neubekehrten, der gewonnenen Seele, wird man alle Liebe, alle Ehrerbietung, alle Freude des Lebens gern entgegenbringen.“

„Sie meinen alſo,“ ſagte Maria mit einiger Bitterkeit, „daß ich mich denn doch bekehren ſoll, um eine gute Heirath zu machen?“

„Mein Fräulein,“ rief der Graf Saſſari mit Strenge, „eine Tochter hat ihrem Vater zu gehorchen; ein einfältiges junges Mädchen hat kein Recht, ſo ſehr auf ihre Grundſätze zu pochen und ihre ſogenannten Ueberzeugungen der Erkenntniß weiſer und gelehrter Männer, dem Willen ihres Vaters, dem Wunſche ihrer Wohlthäter entgegenzuſetzen. Mein Fräulein, dieſes Verfahren iſt unweiblich und kann bei einem jungen Mädchen nicht ohne einige Frechheit vorkommen. Hätte ich Sie ohne alles Wiſſen aufwachſen laſſen, ſo hätten Sie jetzt weder Muth noch Waffen, ſich mir zu widerſetzen, und Sie hätten ſich bekehrt, weil ich es befohlen hätte. Sie haben die Herzloſigkeit, perſönliche Ueberzeugungen vorzuſchützen, wo Sie an nichts anderes denken ſollten, als wie Sie eine Ihrem Glücke und dem würdigen Auftreten Ihres Vaters entſprechende Stellung einnehmen. Sie aber thun Alles, um meine Stellung zu verderben und mir vielleicht ein unglückliches und hülfloſes Alter zu bereiten. Man hat Sie bis jetzt mit einer Rückſicht behandelt, deren Sie ſich unwürdig zeigen; man wird von nun an auf eine Weiſe gegen Sie auftreten, wie es Ihre Verſtocktheit gegen göttliche und menſchliche Geſetze verdient.“

Trotz dieſer Drohung kam jetzt für Gräfin Maria eine etwas ruhigere Zeit. Die Camiſarden hielten ſich ſeit dem abgeſchlagenen Sturme von ihr fern und die Theologen waren etwas müde und hofften, daß die Verbindung mit Elie die Bekehrung Maria’s trotz Allem zur Folge haben werde, da ſonſt an eine endliche Vermählung nicht zu denken war. Da trat, obwohl außer aller Verbindung mit Mont Tabor, ein Ereigniß ein, welches den Eifer der Bekehrungsſüchtigen auf’s Neue anfachen und auf das Leben der jungen Gräfin den größten Einfluß haben ſollte. Eine junge Genferin aus patriziſchem Geſchlechte, ein Fräulein Saraſſin, war, von einem Jeſuiten aus Carouge bekehrt, zum Katholiciſmus übergegangen. Sie war unendlich reich und trat mit allen ihren Reichthümern in ein Kloſter. Die Sache machte um ſo größeres Aufſehen, als das Fräulein aus einer ſtreng reformirten Familie ſtammte, als die Bekehrung von dem Jeſuiten in ſehr kurzer Zeit zu Stande gebracht und als dieſe nach den Verhältniſſen der Gegend als ein großer Sieg der Katholiken betrachtet wurde. Man hörte gewiſſermaßen den Jubel von Carouge herüber nach Genf ertönen. Die calviniſtiſche Geiſtlichkeit war gedemüthigt, beſchämt, noch mehr waren es die theologiſchen Einwohner von Mont-Tabor, welche ſeit Monaten vergebens an der Bekehrung eines in ihrer Mitte lebenden, ihnen ganz überlaſſenen Mädchens arbeiteten, unterſtützt vom Vater dieſes Mädchens und unterſtützt durch alle Umſtände, während der Jeſuit trotz aller Hinderniſſe, aus der Entfernung mit wenigen Briefen und, wie es hieß, nach nur zwei kurzen Zuſammenkünften, ſein Ziel erreichte. Ueberall in den reformirten wie katholiſchen Gegenden ringsumher wußte man, daß in Mont-Tabor ein junges Mädchen lebte, das man von allen Seiten beſtürmte, und das trotzdem den ausdauerndſten Widerſtand leiſtete. Man wußte in Mont-Tabor, daß die Katholiken frohlockten und daß ſelbſt die Reformirten über die Bekehrer zu ſpotten anfingen. Dem mußte ein Ende gemacht werden und man mußte Genugthuung haben jenem Jeſuiten gegenüber, man mußte den Verluſt der Genfer Patrizierstochter durch die Eroberung einer italieniſchen Gräfin decken. Es kam eine ganz neue Thätigkeit in die Bewohner von Mont-Tabor; es wurden neue Conferenzen gehalten, deren ausſchließlicher Gegenſtand Maria war, und endlich beſchloß man, ſie nach Genf zu bringen, da auch Herr Beſſon, der dort als Prediger angeſtellt wurde, in dieſe Stadt überſiedelte. Herr von Chatelard hatte in Genf eine alte Freundin, eine Wittwe, Madame de Planteamour, die in der frommen Welt eine große Rolle ſpielte, an der Spitze mehrerer religiöſen Geſellſchaften ſtand und die bereits, wenn auch noch nicht eine Katholikin zum Calvinismus, doch mehrere verlorene Frauenzimmer zu gottesfürchtigem Lebenswandel bekehrt hatte. Dieſer Dame ſollte Gräfin Maria Saſſari anvertraut werden, während Herr Beſſon ſeine Unterrichtsſtunden bei ihr fortſetzte. Madame Planteamour erklärte ſich gern bereit, das gottgefällige Werk zu unternehmen und ſprach ihre Zuverſicht aus, daß es ihr damit ebenſo gelingen werde, wie es ihr mit Gottes Hülfe ſchon bei den verſtockteſten Gemüthern gelungen ſei. Sie wollte, wie ſie verſicherte, der jungen Gräfin eine Mutter erſetzen und nur auf ihr Wohl und Heil ſinnen. Auf dieſe Antwort wurde der definitive Entſchluß gefaßt und vom Grafen Saſſari ſeiner Tochter angekündigt.

„Mein Vater,“ ſagte Maria, als ihr die Mittheilung gemacht wurde, „Sie wiſſen, daß das einzige Glück meines jetzigen Lebens mein Umgang mit Elie iſt, daß ich aus ſeiner Nähe viel des Troſtes ſchöpfe, deſſen ich in meiner Lage bedarf. Sie berauben mich um Vieles, indem Sie mich jetzt in die Ferne ſchicken, und mir ahnt, daß ich keinem glücklichen Leben entgegengehe. Aber Sie ſind mein Vater; ich verſage Ihnen den Gehorſam nicht weiter, als es unbedingt nothwendig iſt. Mein innigſter Wunſch iſt es, Ihre unterthänigſte Tochter zu bleiben und zwiſchen uns ein Verhältniß aufrecht zu erhalten, das Ihnen wenigſtens ein Theilchen Familienleben rettet, nachdem Sie Ihr Vaterland verloren. Ich weiß es, daß Sie ſich in einer Beziehung beunruhigen, Sie fürchten, daß ich in meiner Empörung gegen Sie weiter gehen werde, daß ich, wie ich es könnte, vielleicht die Hülfe meines Königs anrufe, — furchten Sie nichts! Ich werde nichts derart thun. Sie verfügen über mich nach Gutdünken, aber ich flehe Sie an, mich nicht einer unnöthigen Sclaverei zu überliefern und niemals zu vergeſſen, daß ich Ihre Tochter bin, wenn auch leider durch Ueberzeugungen von Ihnen getrennt."

Graf Saſſari erwiderte in kurzen Worten, daß Madame de Planteamour als eine ausgezeichnete Frau bekannt ſei und daß er ihr ſeine Tochter ohne die geringſte Beſorgniß anvertraue. Elie, als er von dem Plane hörte, ſtürzte herbei und bot Marien jede Hülfe an. „Fliehen wir," ſagte er, „ich fühle Kraft genug, Sie überall in der Welt zu beſchützen, für Sie zu ſorgen und den unverſöhnlichen Zorn meines Vaters zu ertragen."

„Noch fühle ich mich," erwiderte Maria, „zu einem ſolchen Schritte nicht berechtigt; noch iſt es meine Pflicht, abzuwarten, ob mein Vater mit der Zeit in dieſer Angelegenheit mit geringerem Eifer handeln wird. Auch darf ich Madame de Planteamour, die ich nicht kenne, nicht als ein Uebel betrachten, das mir das Recht zu einem Schritte gäbe, welcher mich vielleicht für immer von meinem Vater trennt. Er iſt allein, alt und in der Fremde; er kann noch in die Lage kommen, in der er meiner bedarf, und ich muß jeder Kataſtrophe ausweichen, die möglicherweiſe zwiſchen ihm und mir eine ewig trennende Kluft eröffnet. Laſſen Sie mich ziehen, lieber Freund. Madame de Planteamour iſt eine

Frau, und wie ich hier trotz allem Glaubenseifer bei allen dieſen Herren doch noch ritterliche Rückſichten erfahre, ſo werde ich bei ihr vielleicht ein weibliches Herz finden, deſſen ich nach ſo langem ausſchließlichen Umgange mit Männern bedarf.“

Nachdem die Liebenden ſich beſprochen, wie ſie einen Briefwechſel aufrecht erhalten möchten, trennten ſie ſich mit dem Verſprechen, nicht von einander laſſen zu wollen, und am ſelben Tage beſtiegen Herr von Chatelard, Graf Saſſari und ſeine Tochter die Caroſſe, um ſich nach Genf zu begeben. Die beiden Herren kamen am folgenden Tage wieder zurück.

Von dem Leben, das jetzt für die Gräfin Maria Saſſari begann, kann ich, Samuel Baud, nicht weiter als Augenzeuge erzählen, aber es ſind Briefe vorhanden, welche ſie während ihres Aufenthaltes in Genf an ihren Geliebten ſchrieb, welche Giorgio abholte und die er an Denjenigen abzugeben wußte, für den ſie beſtimmt waren, obwohl ſie die Adreſſe des Grafen Saſſari trugen. Von dieſen an Herrn Elie de Chatelard geſchriebenen Briefen theile ich hier einige ganz oder theilweiſe mit.

Genf, den 16. Januar 1704.

..... Madame de Planteamour ſieht ganz anders aus, als ich mir ſie vorgeſtellt habe. Sie iſt weder dürr, noch lang, ſondern im Gegentheil ziemlich klein und von einer nicht unangenehmen Fülle. Auch trägt ſie ſich nicht ſchwarz und übertrieben einfach, wie ich mir eine Genfer Puritanerin vorgeſtellt habe. Sie iſt ziemlich bunt und ich glaube nicht, daß ihre Toilette in allen Theilen den Luxusgeſetzen Calvin's entſpricht. Ihre ſchon halb ergrauten Haare trägt ſie noch immer à la Henriette in unzähligen Locken und Löckchen. Was Küche und Tiſch ihres Hauſes betrifft, ſucht ſie allerdings wieder gut zu machen, was ſie mit ihrer Toilette gegen die Luxusgeſetze verbricht. Ich glaube, daß ſie drei oder vier Schüſſeln auf dem Tiſche haben dürfte; wir bekommen aber, neben einer ſehr dünnen Waſſerſuppe, gewöhnlich nur eine einzige zu ſehen .... Bis jetzt hat ſie ſich nur ſehr wenig um mich bekümmert, da ſie überaus beſchäftigt iſt, vielen Wohlthätigkeitsgeſellſchaften angehört und einen ſehr ausgedehnten Briefwechſel unterhält. Sie läßt mich halbe Tage lang allein in meiner Hinterſtube, die auf einen engen und düſteren Hof geht und von der aus ich nichts ſehen kann, als eben dieſen Hof, ein kleines Stück Himmel und die Spitze des einen Thurmes von St. Pierre, welcher mir mit ſeinem Glockenſpiele jede Stunde eine arg entſtellte Melodie eines Pſalmes von Goudimel vorſingt. Damit ich mir in dieſer Wohnung, in welcher eine Bibel, die Pſalmen Clement Marot's und einige Andachtsbücher meine einzige Geſellſchaft ſind, nicht wie eine Gefangene vorkomme, hatte Madame de Planteamour einige Tage nach meiner Ankunft die Aufmerkſamkeit, mich zu einem Spaziergange einzuladen. Sie führte mich durch die Straßen der Stadt und erzählte mir bei dieſer Gelegenheit die Geſchichte Genfs, und ſo kamen wir auch vor's Thor, an eine gewiſſe Stelle vor den Befeſtigungen, von der aus man die Ebene vom Plainpalais überſehen kann. Hier nahm ſie plötzlich eine feierliche, ja beinahe drohende Miene an, und mit ausgeſtrecktem Finger auf den Boden deutend, ſagte ſie: „Hier hat Calvin den Gottesleugner Michael Servet verbrennen laſſen." Vielleicht erwartete ſie von mir irgend eine Bemerkung über dieſe Schandthat und wollte ſie daran irgend welche Lehren anknüpfen — ich aber ſchwieg und nahm ihre Worte wie eine einfache hiſtoriſche Mittheilung eines Führers hin. Dann führte ſie mich wieder durch die Straßen und erzählte mir an verſchiedenen Punkten, durch verſchiedene Häuſer daran erinnert, von ungläubigen oder unſittlichen Frauen, welche Calvin und nach ſeinem Beiſpiele auch die ſpäteren Regierungen, im Hemde mit der Kerze in der Hand, durch die Straßen führen ließen, oder denen man andere derartige mehr oder weniger ſchimpfliche Penitenzen auferlegt hatte. Was war der Zweck dieſer Mittheilungen? Wollte ſie mich erſchrecken? Wollte ſie mir ſagen, mit welcher Strenge man in Genf verfahren könne? Ich geſtehe, daß ich nach dieſem Spaziergange etwas von der Sicherheit verlor, die mir das Benehmen der Madame Planteamour in den erſten Tagen eingeflößt hatte. Ich konnte mir nicht wegleugnen, daß ihre Mittheilungen wie Drohungen klangen und daß an der Stelle, wo Servet verbrannt wurde, aus ihren Worten und Blicken der Fanatismus eines Dominikaners hervorbrach. Indeſſen hat ſie mich ſeitdem wieder mir ſelbſt überlaſſen und ich habe mich über nichts zu beklagen, als über die Einſamkeit, über den Mangel einer mir zuſagenden Beſchäftigung, über meine dunkle Stube und vor Allem, mein lieber Freund, über meine Trennung von Ihnen. Indeſſen dient mir meine Einſamkeit dazu, mich auf das Lebhafteſte zu erinnern, was Sie mir während meines Aufenthaltes in Mont-Tabor waren, und es mich auf das Dankbarſte fühlen zu laſſen, was Sie mir ſind, da ich ohne Sie in dieſer Welt ganz verödet wäre, ohne Halt, ohne Stütze, ohne Liebe. Wahrlich, nach Allem, was ich in den letzten Monaten erfahren, müßte ich ohne Sie zu der ſchrecklichen Ueberzeugung gelangt ſein, daß ich Niemand mehr, daß ich überhaupt nicht mehr lieben könnte. Denken Sie ſich, daß Herr von Chatelard nicht einen Sohn beſäße wie Sie, oder, daß Sie während meines Aufenthaltes in Mont-Tabor abweſend geweſen und ich Sie nicht kennen gelernt hätte, oder daß Ihr freier Geiſt den Einflüſſen Ihrer Umgebung erlegen und Sie geworden wären wie die Anderen. Wen hätte ich jetzt auf dieſer weiten Welt? Wen könnte ich noch lieben? Wem ſonſt als Ihnen, mein theurer Freund, danke ich die Heiterkeit, die mir trotz Allem bleibt? Ich glaube wohl, daß ich in jedem Falle den Muth bewahrt hätte, mich gegen eine Lüge bis ans Ende zu ſträuben, aber dieſer Muth allein hätte mich nicht aufrecht erhalten, wie mich jetzt Ihre Liebe aufrecht erhält. Mit allem Muthe hätte ich nicht das Bewußtſein eines Kämpfers in der Schlacht gehabt, ſondern nur die troſtloſe Vereinſamung und die Verzweiflung des einzelnen Wanderers, der in der Wüſte von Thieren oder von Verſchmachtung überfallen wird. Soll ich dieſem Bekenntniſſe noch einen Dank hinzufügen? Oder irgend welche andere Verſicherung? . . . .

Genf, den 30. Januar 1704.

..... Die Scene hat ſich bedeutend verändert. Die Geſchäftigkeit der Madame Planteamour in den erſten Tagen hatte nur den Zweck, die Hände frei zu machen, damit ſie ſich ganz und gar mir widmen könne. Seit ungefähr acht Tagen verläßt ſie mich, die Schlafſtunden ausgenommen, beinahe keinen Augenblick. Des Morgens werde ich durch ihre Magd geweckt und muß mich augenblicklich erheben, dann mich ſo ankleiden, wie es mir die Magd nach den Vorſchriften der Madame Planteamour befiehlt. Komme ich dann in die Wohnſtube dieſer Dame, weder ich wieder zurückgeſchickt, um das oder jenes an meiner Toilette zu ändern. Sie findet an mir ſehr Vieles kokett und weltlich, was ſie ſich in einem weit höheren Grade erlaubt. Ich darf nicht den geringſten Schmuck tragen, während ſie Finger, Arme und Bruſt bedeckt hat; freilich mit Andenken von frommen Männern oder Zeugniſſen von guten Werken. Jeder Ring, jede Buſennadel hat irgend eine fromme Geſchichte, iſt das Monument einer Belehrung oder einer Stiftung. Des Morgens frühe verſammeln ſich die Hausgenoſſen zu frommen Geſängen, und während geſungen wird, muß ich bei Seite ſtehen und zuhören. Dann nach dem Frühſtück lieſt mir Madame Planteamour einige Capitel aus der Bibel vor. Sie begann mit der Schöpfung, und nach ihrem ſyſtematiſchen Fortſchreiten zu ſchließen, gedenkt ſie mir ſo das ganze alte und neue Teſtament vorzuleſen. Nach dieſer Lectüre kommt eine andere an die Reihe: Commentare der Capitel, die wir eben geleſen, und nach dieſen Commentaren beginnt Madame Planteamour ein Geſpräch über das Geleſene, und ich muß gegen meinen Willen Einwürfe erheben, um widerlegt werden zu können. Da ich nicht die geringſte Luſt zu disputiren habe, ſage ich das erſte Beſte, was mir einfällt, und Madame Planteamour iſt empört über die Albernheiten, die ich den ewigen Wahrheiten entgegenſetze. Sie iſt erſtaunt, daß man mich ihr als eine Perſon von einigem Geiſte geſchildert, und hat bereits begonnen, mich als ein dummes Mädchen zu behandeln. Manchmal, wenn ſie in dieſer Beziehung zweifelhaft wird, ſchreibt ſie mein Widerſtreben nur dem böſeſten Willen, der Verſtocktheit gemeinſter Art zu, und in dieſem Sinne gibt ſie Herrn Beſſon Anweiſungen zu meiner Behandlung. Ich werde alſo, dies iſt meine Zukunft, entweder als ein böſes oder als ein dummes Mädchen behandelt werden. Herr Beſſon, der gegen Mittag kommt, unmittelbar nachdem die Diskuſſionen mit Madame Planteamour geſchloſſen ſind, ſcheint in der That dieſes Syſtem bereits angenommen zu haben. Wie ganz anders tritt er hier gegen mich auf, als in Mont Tabor; ſo ſalbungsvoll, milde und einſchmeichelnd, als er dort geweſen, ſo heftig, ungeduldig iſt er hier. Madame Planteamour macht mir die heftigſten Vorwürfe darüber, daß ich einen ſolchen Mann ſo kränken könne, und oft unterbricht ſie ihn während ſeiner Lectionen, um mir eine Predigt zu halten, und er läßt ſich gerne unterbrechen. Mein lieber Freund, ich habe hier nichts zu thun, als Eine Tugend zu üben, die Geduld, und ich glaube, ich habe es darin ſchon weit gebracht. Wenn einſt in glücklicheren Zeiten unſerer Beider Wünſche gekrönt werden, dann, mein lieber Freund, bekommen Sie eine geduldige Frau, wie ſie ſich der größte Haustyrann nur wünſchen kann. Ach, ich ſcherze! aber ich kann es nur, wenn ich an Sie ſchreibe, an Sie denke. Dann kommt mir ein Schatten jener Heiterkeit zurück, mit der eine gütige Natur mein Weſen ausſtattete und die, ich gebe die Hoffnung nicht auf, einſt ebenſo kräftig und hell mein Inneres erfüllen wird, wie damals, als ich noch im Thale von Aoſta lebte und nicht wußte, daß es in der Welt Kummer und Sorgen giebt, daß der Tod die Mutter, der Glaube den Vater vom Kinde trennen könne. Leben Sie wohl!

Genf, den 10. Februar 1794.

. . . . . Seien Sie gut gegen Giorgio, erzeigen Sie ihm Wohlthaten, wo Sie können. Der treue Diener entwickelt aus purer Treue und in ſeinem Eifer, mir zu dienen, das Talent und die Liſt eines echten Comödienbedienten. Die Bücher, die Sie mir ſchicken, weiß er mir auf das Klügſte zuzuſtecken oder ſie, ſelbſt vor vielen Zeugen, irgend wie in der Stube unterzubringen, wo ich ſie dann, wenn ich allein bin, auffinde. Auch läuft er die halbe Nacht durch, um früh genug bei mir einzutreffen und mich ſprechen zu können, bevor Madame Planteamour erwacht iſt. Und wäre das Alles nicht, ich liebte ihn ſchon als meinen Landsmann und als Einen, der mich in einer beſſeren Zeit kannte. Wie verderben uns doch die Verhältniſſe? In meiner Jugend war ich über die Comödien empört, in denen Eltern und Vormünder von Kindern und Mündeln, meiſt mit Hülfe von Dienern, betrogen werden. Ich fand das höchſt unmoraliſch, und wie ſehr ich die Liebe liebte, ſo konnte ſie mir doch nicht als Entſchuldigung dieſer Lügen und Betrügereien dienen. So puritaniſch war ich und ſo unpuritaniſch machen mich die Puritaner, daß ich jetzt ſelber die Mittel anwende, die mich einſt mit Entrüſtung erfüllten, daß ich eine geheime Correſpondenz habe, mich eines Bedienten dazu bediene, meinen Vater betrüge und Diejenige, die er zu meiner Vormünderin gemacht. Aber glauben Sie nicht, daß ich mir darüber Gewiſſensſcrupel mache; auch halte ich mich nicht für ſo ſchlecht, als mich Madame Planteamour glauben machen will. Madame Planteamour hat nämlich entdeckt, daß meine Verſtocktheit in den niedrigſten Anlagen und Neigungen begründet ſei, daß mich nur die Liebe zum Laſter im Schooße der katholiſchen Kirche zurückhalte. Nur weil man mit Hülfe der Beichte und der Abſolution alle möglichen Schandthaten begehen könne, ohne der ewigen Verdammniß zu verfallen, nur deshalb halte ich an der Religion der Beichtſtühle feſt. Ich ſage Ihnen das auf die verblümteſte Weiſe; Madame Planteamour drückte ſich und zwar in Gegenwart Herrn Beſſon's etwas ſtärker aus und zählte mir alle die Laſter auf, alle meine niedrigen Neigungen, welche mich zu einer treuen Katholikin machten. Ich war erſtaunt über die Phantaſie einer ſo frommen Frau, ich war noch mehr erſtaunt über die Verwirrung der Begriffe, welche Beſchränktheit, Vorurtheil und Haß hervorbringen können. Werden Sie es glauben? Die größten und erhabenſten Meiſter der Kunſt mußten die Beweiſe liefern, daß die katholiſche Religion nichts anderes ſei, als der Cultus der Sinnenluſt. Die Freude am Schönen, die ſich in den Kunſtwerken der italieniſchen Meiſter ausdrückt, iſt eine Freude am Irdiſchen, alſo am Sinnlichen, alſo am Niedrigen, alſo am Laſter. Die Kirche ließ ſich durch dieſe Künſte verherrlichen, alſo iſt ſie eine Beſchützerin des Laſters, und alle Diejenigen, die ſich von dieſer Kirche nicht losſagen wollen, beweiſen nur ihre Anhänglichkeit am Laſter, an der Sinnlichkeit, an der Verworfenheit. Sie werden begreifen, daß ich ſolchen Argumenten gegenüber zu ſtolz bin, meine geringe Katholicität hervorzuheben, ja daß ich mich herausgefordert fühle, mich gegen ſolche Anſichten aufzulehnen und mir ſelber einzureden, daß ich katholiſcher bin, als es in der That der Fall iſt. Ich bin alſo in den Augen der Madame Planteamour und jetzt auch ſchon in den Augen des Herrn Beſſon, der ihr in Allem beipflichtet, nicht mehr eine bloße Verblendete oder Verſtockte, die man zum Lichte bekehren will, nein, ich bin einfach eine Verworfene, in der alle Uebel bereits entwickelt oder wenigſtens im Keime vorhanden ſind. Madame Planteamour verwirft alle Moral und alle Tugend außerhalb des Glaubens, obwohl ſie zugeben muß, daß es unter

Heiden und ſelbſt Katholiken moraliſche Menſchen gegeben. Trotzdem kommt ſie zu dem Schluſſe, daß man außerhalb ihrer Lehre auch nicht tugendhaft ſein könne. Mit einem Worte, lieber Freund, und um es ſo zart als möglich zu ſagen: Ich bin, weil ich keine Calviniſtin bin, eine Magdalene vor der Bekehrung. Es liegt mir im Grunde ſehr wenig an der Meinung des Herrn Beſſon — aber er iſt doch ein Mann, und Sie werden begreifen, wie es mich berühren muß, ſolche Dinge vor ihm anhören zu müſſen, und welche Stunden des Zornes, der Entrüſtung mir das bereitet. In der That kam ich nicht ſpäter als heute ſo ſehr in Harniſch, daß ich mich mit einemmale an ihn wandte und ihn aufforderte, mich gegen ſolche Angriffe zu vertheidigen. Aber dieſe Frommen haben den letzten Reſt jener Eigenſchaft verloren, die man Ritterlichkeit nennt, und Herr Beſſon antwortete mir auf die ſalbungsvollſte Weiſe, daß er mir aus der Schrift beweiſen könne, wie ſehr Madame Planteamour Recht habe. Ich muß mich darauf vorbereiten, Frauen wie Bathſeba und Abigail, weil es bibliſche Frauen ſind und weil ſie ihre Ehemänner an den Pſalmenſänger verrathen, zu verehren und mich ſelbſt als eine Verworfene zu betrachten. So lange ich es nicht zu dieſer Kraft des Glaubens gebracht, kann ich auf

Ruhe nicht rechnen. Sie können ſich nicht vorſtellen, was mir alles als Sünde oder vielmehr als katholiſch vorgeworfen wird. Da iſt z. B. eine Katze im Hauſe, eine nothwendige Mitbewohnerin wegen der unzähligen Mäuſe, die Tag und Nacht in den alten Mauern umhertoben. Dieſe Katze iſt ein ſehr anmuthiges Thier; vielleicht iſt ſie es auch nicht, aber ſie iſt das einzige Geſchöpf, das mir nicht predigt und das mich nicht als eine Verworfene betrachtet. Ich habe ſie lieb gewonnen, weil ich ihr Liebe zeigen kann, weil ſie ſich von mir ſtreicheln läßt und dazu ebenſo freundlich knurrt, als ob ſie eine reformirte Hand ſtreichelte. Sie iſt mir, was ſo vielen Gefangenen eine Spinne oder eine Maus war. Nun wohl! der Umgang mit dieſer Katze iſt mir verboten worden. Meine Liebe zu dem Thiere iſt katholiſch! Es iſt die Liebe zu den unvernünftigen Thieren ohne Seele, der Anfang des Götzendienſtes; ſo hat der Thierdienſt bei den Heiden begonnen, und die katholiſche Bilderverehrung, als Folge der Liebe zum Sinnlichen, iſt nichts als eine Fortſetzung und ein Abglanz jenes Götzendienſtes. Meine Liebe zur Katze war alſo katholiſch. Es iſt unglaublich, mit aller Phantaſie würde man es nicht errathen, in welchen Dingen allen Madame Planteamour Katholicismus wittert ....

P. S. So eben iſt mir Milton's „verlorenes Paradies," das Sie mir vor einigen Tagen ſchickten, confiscirt worden; Milton's, des frommen puritaniſchen Dichters frommes Gedicht. Es iſt Poeſie, es iſt weltlich — vielleicht ſogar katholiſch!

Genf, den 21. Februar 1704.

Ich beſchwöre Sie, mein lieber Freund, beunruhigen Sie meinen Vater nicht meinetwegen, bedrängen Sie ihn nicht, machen Sie ihm keine Vorwürfe! Er kann nichts für mich thun, er hat ſeine ganze Gewalt über mich in die Hände der bewußten Herren und der Madame Planteamour niedergelegt; er hat ſich ſchriftlich verpflichtet, ſie in Allem, was meine Bekehrung betrifft, vollkommen frei gewähren zu laſſen, keinen Widerſpruch zu erheben und alle Mittel gut zu heißen, die man als angemeſſen erachtet. Verurtheilen Sie ihn nicht. Ich habe Ihnen, mein theurer Freund, ein Geſtändniß abzulegen, Sie in ein Geheimniß einzuweihen. Ich bin es Ihnen ſchuldig, einmal meines Vaters wegen, daß Sie ſeine Handlungsweiſe nicht zu hart beurtheilen, dann weil ich Ihnen überhaupt alles Vertrauen ſchuldig bin. Ich muß mich kurz faſſen, ich muß mich beeilen, bevor die Nacht in mein immer dämmeriges Zimmer hereinbricht und bevor Madame Planteamour von ihrem nachmittägigen Beſuche zurückkehrt. Da mir ſo wenig Zeit übrig bleibt, müſſen Sie ſich zu dem, was ich Ihnen zu ſagen habe, Vieles hinzudenken, und Sie thun mir damit einen Gefallen, da Sie mir das Ausſprechen ſehr peinlicher Dinge erſparen.

Vor Allem: mein Vater iſt nicht immer zurechnungsfähig; man würde ihm Unrecht thun, wollte man ihn für Alles, was er thut oder unterläßt, verantwortlich machen. Sein Geiſt iſt durch eine Reihe äußerer und innerer Erlebniſſe bis zu einem gewiſſen Grade zerrüttet. Seine Bekehrungsgeſchichte iſt nicht ſo, wie man ſich dieſelbe in Mont-Tabor erzählte; nein, ſie iſt leider anders.

Mein Vater gehört einer in Vermögensverhältniſſen herabgekommenen Familie an; um dieſer neuen Glanz zu geben und von Ehrgeiz getrieben, verließ er Modena, um in Piemont, das ſich ſeit einer Reihe von Jahren bedeutend zu erheben begann, Dienſte zu nehmen. Obwohl ziemlich gleichgiltig in Glaubensſachen, ſchloß er ſich, um deſto raſcher zu ſeinem Ziele zu gelangen, der mächtigen Partei der Geiſtlichkeit an. Er bekam in der That auch bald eine gute Stellung, als eine Art von Statthalter des Thales von Aoſta. Wir, meine Mutter und ich, wir waren glücklich in dieſem reizenden Thale und hatten gewünſcht, es nie verlaſſen zu müſſen. Nicht ſo mein Vater. Er blieb mit Regierung und Geiſtlichkeit in Turin in beſtändiger und inniger Verbindung, nur den Moment abwartend, wo er Unterpfänder ſeiner Treue und Fähigkeit liefern könnte, um dann deſto raſcher emporzukommen. Der Moment ließ leider nicht lange auf ſich warten. Es brach eine jener unruhigen Bewegungen in den Thälern der Waldenſer aus, welche manchmal die Folge unerträglichen Druckes, manchmal von der katholiſchen Geiſtlichkeit künſtlich hervorgebracht waren, um Vorwände zu neuer Verfolgung der Ketzer zu haben. Bei meinem Vater wurde unter der Hand angefragt, ob er an der Spitze mehrerer Compagnien als Commiſſär der Regierung ſich in die Thäler der Waldenſer begeben und daſelbſt ſo walten wolle, wie man ihm vorſchreiben werde? Schon auf die Anfrage hin eilte mein Vater nach Turin und dort vor Allem zum Erzbiſchof, um Verhaltungsbefehle einzuholen. Ich muß eilen mit meinem Berichte. Mein Vater wurde in die Thäler der Waldenſer geſchickt. Die Unruhen wurden unterdrückt. Laſſen Sie mich nicht ſagen, wie? Mein Vater war ein Verfolger, wie ihn die Inquiſition wünſchen konnte. Nach Turin kehrte er mit einem traurigen Gefolge zurück: mit vier ehrwürdigen Prieſtern der unglücklichen Secte, mit vier Duldern in Feſſeln. Man ſtempelte ſie zu Rebellen und Hochverräthern und alle vier wurden in Turin gehängt. Mein theurer Freund, das hat der Vater Ihrer Geliebten gethan, ein Mann, der nicht an die Satzungen der katholiſchen Kirche und vielleicht noch weniger an die Schuld der vier Märtyrer glaubte. Er hielt ſich für ſtark genug, um ein Staatsmann zu ſein, wie unzählige Andere, und ſich mit unzerſtörbarer Ruhe des Verſtandes einem Syſteme anſchließen zu können, wie viele Andere, Alles zu vermögen, was das Syſtem und was die Carriere verlangt. Das Syſtem erſetzt bei den meiſten Staatsmännern und Beamten Italiens das Gewiſſen und die Vernunft: er glaubte ein ſolcher Staatsmann zu ſein. Er war es nicht. Unglückſeliger Weiſe mußte er in einer Sendung an demſelben Morgen, an welchem die vier Märtyrer hingerichtet wurden, die Stadt verlaſſen und an dem Richtplatze im entſcheidenden Momente vorüberkommen. Seine Carriere war gemacht; er hatte dem Clerus die verlangten Opfer geliefert und er erhielt eine Stellung in Turin, die ihn dem Throne nahe brachte und weite ſtolze Ausſichten eröffnete. Ach, es war ihm damit nicht geholfen. Er vergaß die Verfolgungen, die er über die Thäler der Waldenſer hatte ergehen laſſen, und den Tod der vier Märtyrer nicht wieder. Wozu Ihnen einen grauenvollen Seelenzuſtand ſchildern und Ihnen erzählen, wie meine Mutter an den Thaten ihres Gatten, den ſie geliebt hatte, und an ſeinem Anblick zu Grunde ging. Sie ſtarb noch jung, und erwägend, daß Derjenige oder vielmehr Diejenige, die nunmehr beſtimmt war, ihn zu tröſten, ſein Arzt zu ſein, daß ich das Uebel kennen mußte, an dem er krankte, weihte ſie mich in das Geheimniß ein, in das Geheimniß ſeiner Gewiſſensbiſſe und ſeiner ſchauderhaft verbrachten Tage und Nächte. Er verſank immer mehr in ſich ſelber, in ein Brüten, welches nichts anderes war, als ein Suchen des Heiles oder vielmehr ſeiner Heilung. Dieſe konnte er unmöglich in einer Kirche finden, die ihn zu ſeinem Verbrechen bewogen hatte, und er floh aus einer Religion, in deren Schooß ſich ſonſt Sünder und Verbrecher zu flüchten pflegen. Die Logik ſolcher Gemüthskranken iſt ſehr eigenthümlich. Grade was in der calviniſtiſchen Religion am meiſten abſtoßen muß, zog ihn am ſtärkſten an. Die Verdammniß, die er, nach der calviniſtiſchen Lehre, mit der ungeheuren Mehrheit des Menſchengeſchlechtes zu theilen hatte, verlor für ihn einen großen Theil ihrer Schrecken; er konnte aber auch, nach eben dieſer Lehre, einer der wenigen Auserwählten und trotz ſeines ungeheuren Verbrechens gerettet ſein. Dies machte ihn zum Calviniſten. — Ich muß eilen, die Dunkelheit nimmt immer mehr zu. — Er fühlte ſich vernichtet und gedemüthigt, als er merkte, daß ich, von meiner Mutter unterrichtet, um ſeinen Seelenzuſtand und ſeine Verbrechen wußte. Er fürchtete dadurch ſein Kind zu verlieren und ich mußte ihn beruhigen, indem ich ihm ſchwor, ihm immer eine gehorſame Tochter zu ſein. Leider habe ich ſeinen Seelenzuſtand für einen Augenblick vergeſſen, an jenem Tage, als Sie mich und meine Bilder vor den Camiſarden errettteten. Sie werden aber, nach dieſen Mittheilungen, künftig Manches an mir und meinem Vater beſſer verſtehen. Sie werden nun begreifen, warum er ſich ſelbſt, gewiſſermaßen mit gebundenen Händen, den calviniſtiſchen Fanatikern, die übrigens ſeine Geſchichte kennen, hingiebt und warum er, abgeſehen von ſeinem Eifer, auch mich ſo dringend zu bekehren ſucht. Er möchte, ſo weit es ihm möglich, den der römiſchen Kirche feindlichen Religionen gewiſſermaßen Erſatz liefern für Das, was er an den Waldenſern gethan. Religion und Gewiſſen ſind bei dieſer Illuſion gleich betheiligt. Darum aber glauben Sie ja nicht, daß der weltliche, kluge Mann, als welcher mein Vater ſeine Laufbahn begonnen, in ihm gänzlich erſtorben ſei; er kommt noch manchmal zum Vorſchein, und dies rechtfertigt mein etwas hartes Benehmen, das ich mir damals zu Schulden kommen ließ, als er mich an die Nützlichkeit einer Bekehrung erinnerte. Sie werden nun auch verſtehen, mein Freund, warum ich in meinem Gehorſam vielleicht weiter gehe und in meiner Fügſamkeit, als es ſonſt die Pflicht geböte; warum ich Vieles ertrage, das ich ſonſt nicht ertragen würde. Aber glauben Sie nicht, daß ich mit alldem vergeſſen werde, was ich mir ſelbſt ſchuldig bin.

Alſo, mein lieber Freund — ich wiederhole die Bitte, mit der ich begonnen — beunruhigen Sie meinen Vater nicht — er kann nichts thun — ich bin ſeiner Gewalt entzogen — es iſt dunkle Nacht. Gute Nacht.

. . März

. . . . Frau Planteamour glaubt jetzt, meine Verſtocktheit habe ihre Urſache im Fleiſche; ich müſſe mich kaſteien, um zur Erkenntniß durchdringen zu können. Sie läßt mich förmlich faſten. Mein Leib ſoll von aller Weltlichkeit geſäubert und damit auch in meiner Seele aufgeräumt werden; wenn ſich dann das Bedürfniß nach dem Himmel einſtellt, iſt ſie da, um mir die Wege dahin zu zeigen. Sie würden gut thun, mein lieber Freund, mir künftig durch Giorgio anſtatt der Bücher einiges Brod oder irgend welche Nahrungsmittel zuſtecken zu laſſen. Der gute Giorgio, glauben Sie ihm nicht, daß ich ſo ſchlecht ausſehe, er ſieht mich mit den Augen der Beſorgniß. Ich bin allerdings etwas blaß geworden, aber das kommt nur von den lichtleeren Räumen, in denen ich meine Tage verbringe. Madame Plänteamour führt mich jetzt nur äußerſt ſelten in die Luft und überhaupt aus dem Hauſe. Des Abends muß ich ſie manchmal in Conventikel begleiten, in denen ich mich auf das Grauſamſte langweile. Ich höre da ewig daſſelbe und ich begreife in der That dieſe Menſchen nicht, wie ſie bei dieſer Einförmigkeit ihrer Gedanken beſtehen und darauf noch ſtolz ſein können.....

Ende März . . . .

Alſo Sie, mein Freund, ſind vor mir ſchwach geworden? Sie rathen mir, nachzugeben? Ich ſoll eine Förmlichkeit erfüllen, die mich nicht hindert, in meinem Innern zu bleiben, was ich will. Seien Sie ruhig, mein theurer Freund, ich mache Ihnen keine Vorwürfe. Wären Sie im Gefängniß, wüßte ich Sie von Inquiſitoren umgeben, von der ungeheuerſten Langeweile belagert, ſo vielen Quälereien und Demüthigungen ausgeſetzt, dann wäre ich wohl ebenſo ſchwach, Ihnen Aehnliches zu rathen. Ich brauche Ihnen wohl nicht zu ſagen, daß man nicht mehr iſt, was man ſein will, nachdem man ſelbſt nur eine Förmlichkeit erfüllt hat, die mit unſerem Weſen im Widerſpruch iſt. Jedes Ereigniß, jede That, der wir uns mit dem letzten Reſte des freien Willens fügen, wird ein Tyrann unſerer ganzen Zukunft, den wir nicht zu ſtürzen im Stande ſind. Man kann Vieles ſühnen, man kann ein geſtörtes Gleichgewicht wieder herſtellen, aber man kann Nichts verwiſchen. Und ſeien wir froh damit; welche ſinnloſe Moſaik wäre unſer ganzes Leben, wenn wir vergeſſen könnten. Sie ſagen: Form! Allerdings, es gibt abgeſtorbene Formen, die man verachten muß, aber andere haben noch einen lebendigen Inhalt und man kann ſich über ſie nicht hinwegſetzen, ohne ſich an ſich ſelbſt und an der Welt zu verſündigen. Indeſſen iſt es das nicht allein, was mich abhält, mich gefälliger zu zeigen; es iſt Etwas, was viel ſtärker iſt als all' mein Nachdenken, als meine Ueberzeugungen, als mein Stolz und mein Charakter. Ich bin eine Italienerin, und als ſolche habe ich der Religion gegenüber das Gefühl, das, wie ich glaube, die orientaliſchen Völker beherrſcht, bei denen Religion und Nation eins und daſſelbe ſind, in einander verſchwimmen und nicht getrennt werden können. Wie ungläubig ich auch bin, ſo kann ich mir doch dieſes Italien ohne ſeine Kirchen, ohne ſeine Giotto, Fra Beato, Bruneleschi, Leonardo, Raphael, Michel Angelo, Andrea del Sarto nicht denken und ohne die ganze Geſchichte, die mit Italiens Paläſten, mit ſeinen Kirchen, Dichtern und Künſtlern zuſammenhängt. Wenn ich mich mir ſelber fromm vorſtelle, ſo denke ich mir auch, daß ich mich in meinem Kummer ſo recht nur in einer italieniſchen Kirche ausweinen und nur beim Anblick dieſer Bilder, die von den Wänden auf mich niederſehen, aus Herzensgrund ausbeten und tröſten könnte. Es iſt das Alles mit einem italieniſchen Herzen als ein Theil des Nationalgefühles, als ein Familiengefühl verwachſen, und eine Trennung von dem Allen wäre mir wie Felonie und ein Uebergang aus dem Dom von Piſa oder aus der Kathedrale von Parma in einen leeren, weiß angeſtrichenen Tempel, wäre mir wie ein Losſagen von aller Schönheit und wie eine Verhöhnung meiner ganzen Jugend. Glauben Sie mir, wenn der Italiener von Sinn und Gefühl nicht in eine der weiter vorgeſchrittenen Kirchen übergeht, ſo iſt das bei ihm nicht ein Zeichen mangelhafter Erkenntniß. Ich will nicht ſagen, daß das Land, welches die Campanella und die Galilei hervorgebracht hat, ewig in dem Glauben verharren werde, der ihm vor tauſend Jahren zurechtgemacht worden, aber ich glaube allerdings, daß, ſo lange jene Zeiten, die ſo Großes und Schönes geſchaffen, unſere ſchönſten Zeiten ſind, ſich ein italieniſches Herz von Allem, was mit ihnen verwachſen iſt, alſo auch von der katholiſchen Kirche, ſchwer trennen wird. Ein ungläubiger Katholik Italiens, dem die Unfehlbarkeit des Papſtes, überhaupt die Dogmen der römiſchen Kirche nichts ſind, verläßt trotzdem, wenn er die römiſche Kirche verläßt und in eine der proteſtantiſchen eintritt, ſehr viel, ohne etwas dafür zu gewinnen. Wer über die katholiſchen Dogmen durch eigenes Nachdenken hinausgekommen iſt, der iſt auch über die proteſtantiſchen hinausgegangen. Der Einzelne, der ſich reformirt, bleibt nicht auf halbem Wege ſtehen, wo die Maſſen, von Predigern geführt, ſtehen bleiben. Er begeht eine größere Lüge, indem er ſich für eine andere Kirche erklärt, als wenn er in der angeborenen bleibt, für die er nicht verantwortlich iſt. Die reformirten Kirchen werden darum immer weniger Bekehrungen machen, als die katholiſche, wenn nicht wieder politiſche Gründe die Maſſen in Bewegung ſetzen und ſie ihnen entgegentreiben. Die katholiſche hingegen wird immer neue Bekehrte aufnehmen, weil Derjenige, der Glaubensbedürfniſſe hat, dahin geht, wo ſie am ſtärkſten befriedigt werden.

Lachen Sie nicht, daß ich Ihnen wie ein Doctor ſpreche und gewiß Altbekanntes wiederhole. Mein Geiſt wie mein Herz ſind ſeit einem Jahre durch meine Lage zu ſehr aufgefordert, ſich mit dieſen Dingen zu beſchäftigen, und es iſt natürlich, daß ich Ihnen bei dieſer Gelegenheit meine ungefähre Meinung ſage, daß ich Ihnen andeute, aus wie vielen Gründen es mir unmöglich iſt, ein Wort auszuſprechen, das mich von vielen Quälereien befreien und mich zu Ihrer Gattin machen würde. Ich weiß es, wie undankbar meine Verſtocktheit iſt, wie geringe Früchte ſie ſelbſt meiner Eitelkeit tragen kann, da ich dem einen Glauben widerſtehe, ohne die Märtyrerin des anderen zu ſein. Niemand dankt mir mein Benehmen, bei Vielen erweckt es Haß, mich ſelbſt kann es zu Grunde richten und bringt es um mein Glück; aber was iſt zu thun? Sagen Sie mir wenigſtens, daß ich Recht habe.

Ihre treue Maria.

.... 6. April ....

Ich habe Sie auf der Treppe gehört, ich habe Ihre Stimme erkannt, mein lieber Freund; ich konnte nicht zu Ihnen eilen, da man in dem Augenblicke, als Sie im Hauſe erſchienen, einen Riegel vor meine Thür ſchob und ich gefangen war. Ich weinte vor Sehnſucht nach Ihnen und vor Ingrimm während des ganzen Lärmens auf der Treppe. Ich erfuhr dann von einer Dienſtmagd, die mir einige Freundſchaft zeigt, daß Sie gekommen ſind, um mich zu befreien. Laſſen Sie ab, mein Freund, von dieſen Verſuchen, ſie tragen nur dazu bei, mein Loos zu verſchlimmern. Oft finde ich jetzt den Riegel vor meine Thüre geſchoben; meine Diät wird immer ſtrenger. Herr Beſſon kommt nicht mehr, um mich zu unterrichten; nicht mehr die Ueberredung die Gewalt, die Ermüdung ſoll mich bekehren. Der arme Giorgio, der mit Ihnen auf der Treppe war, iſt, wie ich von der Dienſtmagd höre, im Gefängniß. Sie wird dafür ſorgen, daß dieſe Zeilen, die ich in Haſt ſchreibe, an Sie gelangen. Thun Sie um Gottes Willen Alles, um Giorgio zu befreien; leider iſt er Unterthan des Kaiſers, und dieſer hat keinen Agenten hier. Zu mir wird man ihn auf keinen Fall mehr laſſen, und ich weiß nicht, wie lange unſer Briefwechſel noch dauern wird. — Noch Eins: Der Syndik hat der Madame Planteamour einen Mann vor's Haus geſtellt, der es überwachen und die Schaarwache benachrichtigen ſoll, ſobald ein Verſuch zu meiner Befreiung gemacht wird. Madame Planteamour iſt die Schwagerin des Syndik. — Noch Etwas: Sie ſagte mir, daß ich jeden Gedanken an Flucht aufgeben ſolle; man kenne mich an allen Thoren, und bei dieſer Gelegenheit erfuhr ich, daß ſie mich zu wiederholten Malen durch ſämmtliche Stadtthore geführt, nur um mich den Thorwächtern zu zeigen, damit mich dieſe im Falle einer Flucht erkennen und aufhalten. Sie ſagte es mir übrigens rund heraus, daß jeder derartige Verſuch von meiner oder von anderer Seite meinem Schickſale nur eine traurige Wendung geben könne.

.... Ende April ....

Jetzt, mein Freund, iſt es Zeit. Ich gebe Ihnen Vollmacht, thun Sie Alles, was Sie können, um mich zu befreien. Haben Sie keine Rückſicht mehr, auch nicht für meinen Vater. In dieſen Wochen, in denen unſer Briefwechſel unterbrochen war, habe ich das Schlimmſte erfahren, und ich befinde mich in einer ſchmachvollen Lage. Madame Planteamour hat mehrere verlorene Geſchöpfe in der Straße aufgegriffen, und dieſe bilden jetzt meine einzige Geſellſchaft. Ich werde von ihnen als ihresgleichen behandelt, aber von Madame Planteamour als tief unter ihnen ſtehend, denn ſie geben alle möglichen Verſprechungen, die man von ihnen verlangt, und laſſen ſie neue Triumphe hoffen. Sie genießen innerhalb des Hauſes die größte Freiheit, während ich fortwährend wie eine Gefangene gehalten und von ihnen und der Dame des Hauſes zu Dienſtleiſtungen gezwungen werde. Es iſt mir ein widerwärtiger Anblick, wie dieſe Mädchen eine jämmerliche Comödie ſpielen, und wie ſich die fromme Dame gerne täuſchen läßt .... Ich höre und ſehe Dinge, die mich vor mir ſelbſt entwürdigen. Und doch muß ich mich auf die Barmherzigkeit einer dieſer Perſonen ſtützen, um Ihnen dieſe Zeilen zukommen zu laſſen. Sie iſt wahrlich beſſer als Madame Planteamour und hat es zum Theil aus Güte, zum Theil aus Luſt, ihre Bekehrerin zu betrügen, übernommen, einen Boten und eine Gelegenheit ausfindig zu machen. Leben Sie wohl. Ich ſchäme mich, Ihnen ausführlicher zu ſagen, was mich beſtimmt, Sie zum Aeußerſten, ſelbſt zur Gewalt und zur offenen Empörung gegen Ihren Vater aufzufordern.

Dieſer letzte Brief kam Herrn Elie de Chatelard erſt ſpät zu, denn es waren viele Tage vergangen, bis jenes liederliche Frauenzimmer durch einen ihrer Freunde, einen Schiffer aus dem Hafen Genfs, den Brief nach Nyon ſchicken konnte. Dort, nach der

Verabredung, die ich mit Herrn Elie de Chatelard getroffen hatte, fing ich ihn auf, und darauf verging wieder eine geraume Zeit, bis ich den Aufenthalt des jungen Herrn in Genf ausfindig machen konnte. Herr Elie de Chatelard hatte nämlich das Haus ſeines Vaters, mit dem er ſich gänzlich überworfen hatte, ſeit einigen Wochen verlaſſen und ſich in Genf angeſiedelt, um ſeiner Geliebten nahe zu ſein. Er wohnte in dieſer Stadt mit Giorgio, den er aus dem Gefängniß befreit hatte, der ſich aber verbergen mußte, weil ihm der Aufenthalt auf dem Gebiete Genfs verboten war. Manchmal, wenn er Entdeckung befürchtete, begab ſich Giorgio nach Carouge auf ſavoyiſches Gebiet. Herr Elie de Chatelard, als ich ihm die Zeilen der Gräfin Saſſari überbrachte, gerieth außer ſich und brach bald in Wuth, bald in Thränen aus. In der jetzigen Lage ſeiner Geliebten hätte er vielleicht auf die Hülfe des alten Grafen hoffen und ihn bewegen können, ſein väterliches Anſehen wieder zu ergreifen, um ſeine Tochter aus der ſchmählichen Umgebung, aus den Demüthigungen, mit denen man ſie erdrückte, zu befreien; aber er war ferne. Man hatte ihn in einer Sendung religiöſen Characters an die Freunde in den Niederlanden und in Schottland auf Reiſen geſchickt. Was mich betrifft, ich glaube nicht, daß der Graf

Saſſari von einigem Nutzen geweſen wäre, denn ſeit der Abweſenheit ſeiner Tochter hatte er jeden Willen und jede Selbſtändigkeit verloren, ja ich glaube, daß ſein Geiſt jede Fähigkeit zu irgend welchem Entſchluſſe eingebüßt hatte. Wenn ihn die Herren auch immer mit einer gewiſſen Rückſicht behandelten, ſo gaben ſich doch die Diener auf Mont-Tabor mit Achſelzucken und halben Worten zu verſtehen, daß Herr Graf Saſſari ſeines Verſtandes nicht immer mächtig ſei; und ſein Umherirren während der Nacht, ſein Tage lang andauernder tiefer Trübſinn, in dem er kein Wort hervorbrachte, ſchienen das zu beſtätigen. Aber das gehört nicht hieher.

Herr Elie de Chatelard eilte ſogleich in das Haus der Madame Planteamour, entſchloſſen, um jeden Preis bis zu ſeiner Geliebten vorzudringen und ſie wo möglich ſogleich aus dem Gefängniſſe zu befreien. Zu ſeinem Erſtaunen fand er jetzt die Thüren offen und das Haus in allen Theilen zugänglich. Madame de Planteamour war ausgegangen, und er traf nur jene Perſonen, die ihm Fräulein Saſſari beſchrieben hatte. Dieſe ſagten ihm ſogleich, daß Fräulein Saſſari vor mehreren Tagen aus dem Hauſe fortgebracht worden, aber ſie konnten nicht ſagen, wohin, wie ſehr ſie es auch offenbar gewünſcht hätten, Madame Planteamour zu verrathen.

Indeſſen erinnerte ſich eine derſelben und zwar dieſelbe, welche den Brief beſorgt hatte, daß Fräulein Saſſari höchſt wahrſcheinlich über den See gebracht worden, denn ſie hatte Tags vorher denſelben Schiffer am Hauſe geſehen, dem ſie den Brief übergeben. Darauf hin holte mich Herr Elie an der Kathedrale ab, wo ich ihn erwartete, und wir gingen zuſammen hinab an den Hafen. Ich erkannte ſogleich den Schiffer, und für ein gutes Geſchenk erzählte er bereitwillig, daß er in ſeinem Kahne vor ungefähr acht Tagen, und während der Nacht, ein Fräulein, das von mehreren Männern begleitet war, über den See nach Nyon gebracht habe. Ich aber wußte, daß Gräfin Saſſari nicht auf Mont-Tabor und nicht im Schloſſe des Bailly ſich befand, und Herr Elie gerieth auf's Neue außer ſich, als ihn der Gedanke überfiel, daß ſie ſich nirgends anderswo, als in jenem Hauſe der Büßerinnen befinden konnte, welches die Frommen ganz in der Nähe von Nyon erbaut hatten. Er gab mir den Abſchied und begab ſich ſogleich nach Carouge, um Giorgio, der ſich eben dort befand, aufzuſuchen, da es möglich war, daß er ſeiner Hülfe bedurfte, und da er ſich auf ihn in Allem verlaſſen konnte, wenn es ſich um die Befreiung der Gräfin handelte.

Dieſer Gang nach Carouge war für den armen jungen Herrn verhängnißvoll. Bevor ich aber dies erzähle, muß ich hier einſchalten, was ich ſpäter erfahren habe. Madame Panteamour, ſowie die frommen Herren und die Syndiks von Genf waren wegen der Angelegenheit der Gräfin Saſſari beſorgt geworden. Giorgio hatte in Carouge erzählt, was vorging; außerdem hatte die Geiſtlichkeit daſelbſt bereits erfahren, daß man in Genf eine katholiſche junge Dame confiſcirte und zum Uebertritt zwingen wolle. Die Regierung von Savoyen hatte ſchon mehrere Male angefragt und ſogar gedroht. Genf iſt ein kleiner Staat und von Katholiken umgeben, die Syndiks befürchteten große Verlegenheiten und theilten ihre Befürchtungen der Madame Planteamour mit, und in Folge deſſen beſchloß man, Fräulein Saſſari auf Berner Land zu bringen, weil Savoyen nicht den Muth hatte, ſich mit den Berner allmächtigen Herren zu entzweien. Dies iſt die Urſache, warum Fräulein Saſſari in das Haus der Büßerinnen nach Lyon gebracht wurde.

Herr Elie de Chatelard fand Giorgio zu Carouge in einer Weinſchenke, aber er fand dort in ſeiner Geſellſchaft noch einen Anderen, einen merkwürdigen Mann, vor dem damals die ganze Gegend zitterte, und deſſen ſich die Herren von Genf, die er zu Tode ärgerte, gerne bemächtigt hätten. Es war dies der Seigneur von Copponex, ein ſavoyiſcher Edelmann, der zwar nur geringes, ſehr geringes Vermögen, aber ein altes Schloß mit wenigen Ländereien hatte, und welcher ſich aus alten Zeiten beinahe ganz unabhängige Souveränitätsrechte bewahrt hatte. Es gab damals noch mehrere ſolche Herren an den Grenzen zwiſchen Savoyen und Frankreich. Seigneur de Copponex hielt treu zum Hauſe Savoyen, ſeine Familie zeichnete ſich immer im Kriegsdienſte aus; das Haus Savoyen beſchränkte darum ſeine Rechte nicht und ließ ihn gerne gewähren, weil er vorzugsweiſe die Republik Genf beläſtigte. Seit vielen Jahren führte er gegen Genf einen Krieg, wie ihn ehemals die Löffelritter gegen Genf geführt hatten. Er beläſtigte fortwährend die Grenzwachen, griff das Genfer Gebiet auf den verſchiedenſten Punkten an, plünderte die Landhäuſer und Güter der Syndiks und der Adeligen und zog ſich dann auf ſein Schloß zurück, wo er ſicher war, da ihn die Genfer daſelbſt nicht angreifen konnten, ohne ſavoyſches Gebiet zu verletzen. Am furchtbarſten war er und die kühnſten Thaten führte er aus, wenn die Genfer Herren einen Preis auf ſeinen Kopf ſetzten. Dann erſchien er plötzlich in der Stadt ſelbſt, ſtahl irgend etwas, z. B. irgend ein Wappen oder eine

Fahne vom Hauſe eines Syndik, maltratirte irgend einen Beamten, dem er begegnete, und war wieder verſchwunden, bevor die Schaarwache gerufen werden konnte. Der Seigneur de Copponex war übrigens in der Umgegend ſehr beliebt, da er ſelten einem ſeiner Landsleute etwas zu Leide that, im Gegentheil immer mit ſeiner Hülfe bereit war, wenn Jemand Unrecht geſchah. Er wollte ein Ritter aus alter Zeit ſein, der überall das Unrecht bekämpft und den Verfolgten zu Hülfe kommt. Nur in Genf war er verrufen, aber ſelbſt da beim niedern Volke beliebt, und man behauptete, daß er bei ſeinen Streichen gegen die Syndiks von Genfern unterſtützt werde, freilich nur von den Habitants, nicht von den Bourgeois, denn damals begannen ſchon die Bewegungen der Habitants gegen die Regierung von Genf. Man ſagte auch vom Seigneur de Copponex, daß er einen unvergleichlichen Muth beſitze und vor keiner Unternehmung erſchrecke. Er war zwar zu arm, um ſich ein Gefolge, eine kleine Armee zu bezahlen, aber ſo oft er etwas unternehmen wollte, fand er an den Grenzen und in Genf ſelbſt immer unbeſchäftigte Leute genug, die ſich ihm anſchloſſen und die zu Allem bereit waren. Dieſen Seigneur de Copponex fand Herr Elie de Chatelard zu Carouge, wie er eben dem Giorgio zu trinken gab und ſich von ihm die Geſchichte der Gräfin Saſſari erzählen ließ. Elie hatte ihn nie geſehen, er hatte von ihm immer nur wie von einem Raufbold, einem rohen Geſellen, wie von einer Art Räuber ſprechen hören, und er machte ihm beim erſten Anblick, wie er an dem Tiſch der Schenke vor dem Weine daſaß, auch einen Eindruck, der mit dem Gehörten übereinſtimmte. Geſicht und Stirn waren von mehreren Narben entſtellt, mit einer dicken Haut überzogen und wettergebräunt; ſeine Kleider hie und da geflickt und im Ganzen vernachläſſigt. Ein großer, breiter Degen mit eiſernem Griff hing an ſeiner Seite und im Gürtel trug er zwei gewaltige deutſche Reiterpiſtolen. Aber ſo bald ihm der Name Elie's von Giorgio genannt wurde, und er ſich erhob, um ihn zu begrüßen, verwandelte ſich ſein ganzes Weſen. Er war mit einem Male ein anmuthiger Edelmann von den feinſten Manieren, und wie er Elie einlud, mit ihm ein Glas Wein zu nehmen, vergaß dieſer, daß er ſich in einer ſchmutzigen Schenke befand, und glaubte der Gaſt eines großen Herrn zu ſein. Ich weiß es nicht, welcher von Beiden das Geſpräch auf das Schickſal der Gräfin Maria brachte; wahrſcheinlich war es der Herr de Copponex, da Herr Elie de Chatelard nicht mittheilſamer Natur war. Vielleicht aber hatte doch dieſer von einer Sache zu ſprechen begonnen, von der ihm eben das Herz ſo voll war. Auf welche Weiſe die beiden einander ſo unähnlichen Edelleute Bundesgenoſſen geworden, bin ich außer Stande zu erzählen. Der arme Elie war in ſo trauriger Lage und ſo verzweifelt, daß er gerne jede Hülfe annahm, die ſich ihm bot, und der Seigneur de Copponex machte ihm den Antrag, ſeine Geliebte auf jeden Fall und mit Gewalt aus den Händen der Feinde befreien zu wollen. Er war ganz Feuer und Flamme, als er von Elie genauer unterrichtet wurde, und ſeine Begeiſterung gewann ihm deſſen ganzes Vertrauen. Copponex hatte eben keine Leute zur Verfügung; aber er verſprach, in wenigen Tagen mit einer entſchloſſenen Schaar in Nyon zu erſcheinen; Elie ſolle ihn dann nur dort erwarten, und ſie wollten den Streich gemeinſchaftlich ausführen. Ich weiß nicht, welches die Abſichten Herrn Elie's waren und was er nach der Befreiung ſeiner Geliebten beginnen wollte. Er kam allein nach Nyon zurück, ließ Girane in Geſellſchaft des Seigneur de Copponex und miethete ſich im Orte ein, ohne nach Mont-Tabor zurückzukehren, da er mit ſeinem Vater gänzlich entzweit war. Nur einmal im Geheimen kam er in das Landhaus, um auf ſeiner Stube Waffen zu holen. Ich weiß auch nicht, ob es zufällig oder ob eine Abſicht dahinter verborgen war, daß man in dieſen Tagen eine Anzahl von Camiſarden in das Haus der Büßerinnen ſchickte und ihnen die Ueberwachung deſſelben übergab. Sie zogen von unſerem Hofe nicht ab, ohne ihre Waffen mitzunehmen, und als Iſabeau ſie in Waffen ſah, ſtellte ſie ſich an ihre Spitze und zog, Pſalmen ſingend, vor ihnen einher. Ich unterließ es nicht, Herrn Elie von all dem in Kenntniß zu ſetzen; er aber ſagte, daß das Haus geſtürmt werden müſſe und wenn es von ganzen Armeen beſetzt wäre.

In der Nacht vom 1. auf den 2. Juni kam der Seigneur de Copponex vom Jura her in einem Thale hinter Nyon an. Giorgio holte Herrn Elie ab, und die beiden Edelleute, gefolgt von Giorgio und ungefähr zwölf bis fünfzehn Männern, bewegten ſich dem Hauſe der Büßerinnen entgegen. Dieſes ſtand in der Mitte eines Gartens, der von einer hohen Mauer eingefaßt war. Man war nicht darauf vorbereitet, hohe Mauern zu erklimmen, und rückte daher geraden Weges auf das Thor los, um dieſes zu erbrechen, und dann in's Haus einzudringen. Der Seigneur de Copponex trat zuerſt an das Gitterthor, rüttelte und zog die Glocke, um den Pförtner auf ritterliche Weiſe zur Ergebung und Uebergabe des Hauſes aufzufordern. Gleich darauf erſcholl eine andere Glocke und in demſelben Augenblicke erſchienen auf der Mauer mehrere Männer, die auf die kleine Schaar feuerten.

„Das wird ernſt," rief der Seigneur de Coyponex, drang ſelbſt zuerſt in die Wohnung des Pförtners, deren Thür er einſtieß, und von da in den Hof. Ihm folgten ſeine Gefährten. Herr Elie de Chatelard hatte ſich über die Mauer geſchwungen und eilte, ohne ſich um alle anderen Vorgänge zu kümmern, geraden Weges in das Haus. Während er über den Hof lief, entſpann ſich daſelbſt ein heftiger Kampf zwiſchen den Leuten des Seigneur de Coyponex und den Camiſarden, die, in großer Menge von allen Seiten herbeiſtrömend, mit Hellebarden, Piken und Schwertern das kleine Häuflein der Abenteurer im Augenblicke zu erſticken drohten. Seigneur de Coyponex erkannte die Gefahr, erkannte, daß die ganze Unternehmung verrathen war, und da ſchon zwei ſeiner Leute blutend am Boden lagen, gab er das Zeichen zum Rückzug und führte ſein Häuflein durch das Gitterthor, das er indeſſen von innen geöffnet hatte, wieder in's Freie. „Ma foi," ſagte er, „fünfundachtzig Sous wären für dieſe armen Leute" — er meinte ſeine Angeworbenen — „ein viel zu geringer Preis bei einer verrathenen Unternehmung." Vor dem Hauſe angekommen, zerſtob die Schaar zwiſchen Hecken und Feldern, und den Camiſarden, die ihnen, immer von Iſabeau geführt, nachjagten, blieb nichts zu verfolgen übrig. Einen Pſalm anſtimmend, als hätten ſie ein heidniſches Heer vertilgt und die Ehre Gottes neu erhöht, kehrten ſie auf den Hof und in das Haus zurück. Sie glaubten Alles beendet, als ihnen aus dem Innern Geſchrei und Lärm entgegentönte. Herr Elie de Chatelard, der ſich wohl früher nach Mancherlei erkundigt haben mochte, eilte geraden Weges auf eine große Stube im Hauſe der Büßerinnen zu und erbrach die Thüre. Er ſtand in einem Saale, welcher von mehreren Betten eingenommen war, in denen einzelne Mädchen aufrecht ſaßen und ängſtlich dem Lärme horchten, der aus dem Hofe herausdrang. Er rief: „Maria!“ und ſeine Geliebte ſprang ihm in demſelben Augenblicke entgegen. Er hob ſie auf ſeine Arme und eilte ſogleich mit ihr zurück über den Gang und die Treppe hinab, als ſich ihm ein ganzer Knäuel von Weibern und Männern entgegenwarf. Er konnte Marien nur noch mit einem Arme umſchlingen, während er ſich mit dem Degen einen Weg zu bahnen ſuchte. Der Haufe ſtob wohl auseinander, wo er ihm ſeinen Degen entgegenſtreckte; aber die Weiber klammerten ſich an Marien und zerrten an ihr, um ſie von Elie loszureißen. Trotzdem konnte Elie bis an die Thüre des Hauſes vor dringen. Aber er hatte dazu viel Zeit gebraucht, und noch bevor er die Schwelle überſchreiten konnte, kamen die Camiſarden triumphirend und Pſalmen ſingend zurück. Iſabeau, die, mit einer Fackel in der Hand, an ihrer Spitze ſtand, erkannte zuerſt Elie und Maria, und mit dem Rufe: „Hier ſind die Sünder!“ ſtürzte ſie ſich auf Marien mit ſolcher Gewalt, daß ſie dieſe und Elie zugleich niederriß. Aber Elie gab darum den Kampf noch nicht auf. Er erhob ſich raſch, und mit der einen Hand rückwärts greifend, erfaßte er den ſtruppigen Kopf der Prophetin, die er ſo von Marien losriß, und drang er mit der Rechten, die immer noch den Degen hielt, auf die Camiſarden ein. Der Vorderſte taumelte, am Halſe verwundet, zu Boden, aber in demſelben Momente fielen die langen Hellebarden der Camiſarden auf Elie's Kopf nieder, und er ſank unter der Menge der Hiebe.

Der Angriff auf das Haus der Büßerinnen, das Glockenläuten daſelbſt, der ganze Lärm des Kampfes, das Geſchrei und die Geſänge der Camiſarden hatten den Flecken geweckt. Alles ſtrömte dem Hauſe der Büßerinnen zu, und unter der Menge auch einige Diener von Mont-Tabor und endlich auch die Wache des Schloſſes, die der Bailly abgeſchickt hatte. Die Diener erkannten ihren jungen

Herrn und hoben ihn auf, um ihn in das väterliche Haus zu tragen; aber dem widerſetzten ſich die Trabanten des Bailly, und erlaubten ihnen nur, bei ihm zu bleiben, bis ſie ihn in's Gefängniß des Schloſſes gebracht. Denn ſie hatten Befehl, Alles zu verhaften, was an dem nächtlichen Angriff Theil genommen.

Am folgenden Morgen kam Herr von Wattewyl, der Bailly von Nyon, nach Mont-Tabor, um Herrn de Chatelard perſönlich Bericht zu erſtatten und ihm zu ſagen, daß ſich ſein Sohn ſchwer verwundet im Gefängniſſe des Schloſſes befinde. Er habe Bewaffnete und Fremde zu einem räuberiſchen Angriffe auf Berner Gebiet geführt, und könne, wenn er mit dem Leben davon komme, ſowohl als gemeiner Räuber, wie als Rebell, Hoch- und Landesverräther behandelt werden, je nach dem weiſen Ermeſſen der großmächtigen Herren von Bern. Herr de Chatelard erwiderte mit großer Ruhe: der Herr habe ihn ſchon einmal in ſeinen Kindern heimgeſucht; er ergebe ſich zum zweiten Male ebenſo demüthig in den Willen des Herrn wie das erſte Mal. Er ſei nicht ſo verwegen, der Weisheit der großmächtigen Herren von Bern irgend etwas vorzuſchreiben oder zu rathen.

Ungefähr drei Wochen nach jener Nacht glaubte man Herrn Elie de Chatelard ohne beſondere Gefahr für ſein Leben nach Bern bringen zu können, um ihm daſelbſt ſeinen Proceß zu machen. Während des Proceſſes, der auf Landesverrath und Aufruhr mit bewaffneter Hand lautete, erhielt Herr de Chalard von den großmächtigen Herren von Bern eine Zuſchrift, in welcher geſagt war, daß das Gericht gern bereit ſei, ſeine Verdienſte und den Adel ſeines Hauſes zu berückſichtigen und nach Vollendung des Proceſſes dem Verbrecher jede Gnade angedeihen zu laſſen, die Herr de Chatelard ſelbſt verlangen werde. Herr de Chatelard antwortete und zwar durch meine Hand, ſo daß ich dieſe Antwort genau kenne und ſie verbürgen kann: Herr Elie de Chatelard ſei ein Rebell gegen die Herren des Landes und gegen die väterliche Autorität, und es ſei leider anzunehmen, daß er, angeſteckt von jener verſtockten Papiſtin, Gräfin Maria Saſſari, ſich auch gegen die reine Lehre Gottes empöre. Dieſe drei monſtröſen Verbrechen an göttlichen und menſchlichen Geſetzen müßten geſtraft werden. Indeſſen bitte er die großmächtigen Herren als liebender Vater, ſeinem verirrten Sohne Zeit zur Reue und zur Umkehr zu geſtatten und ihm demgemäß das Leben zu friſten. Er, Herr de Chatelard, werde die Anerbietung der Gnade wie ein koſtbares Geſchenk für jene zukünftige Zeit aufbewahren und davon Gebrauch machen, wenn ſein Sohn, durch Leiden geläutert, ſolcher Gnade würdig befunden werde. Auf dieſe Antwort des Herrn de Chatelard wurde Elie zum Tode verurtheilt, dann begnadigt und in die Feſte Aarburg auf unbeſtimmte Zeit in Haft gebracht. Die Haft dauerte nur drei Jahre. Herr Elie de Chatelard, der, krank und immer an ſeinen Wunden leidend, in ein ſchlechtes, feuchtes, ungeſundes Gefängniß gebracht wurde, konnte trotz ſeiner Jugend nicht lange widerſtehen. Er ſtarb, nicht volle dreißig Jahre alt im Gefängniß.

Der Seigneur de Copponex vergaß es nicht, daß er die Befreiung der Gräfin Maria Saſſari verſprochen hatte; aber wohl einſehend, daß die Befreiung nicht mit den Waffen in der Hand, wie in jener Nacht, bewerkſtelligt werden könne, und wiſſend, daß er jetzt der einzige Vertheidiger der Gräfin war, begab er ſich mit Giorgio, der damals mit ihm entwiſcht war, nach Turin, und von dieſem treuen Diener geleitet, ſuchte er alle Freunde der Gräfin Saſſari auf, um ihr Schickſal zu erzählen und zu ihrer Befreiung aufzuſtacheln. Auch an den König gelangte ſo in Folge der unermüdlichen Beſtrebungen des Seigneur de Copponex die Erzählung von den Leiden Maria's, und er ſchwor, Alles zu thun, um die Unglückliche zu befreien. Aber der Krieg, der damals zwiſchen Haus Oeſterreich und Frankreich wüthete und den König von Sardinien ſelbſt den beſtändigen Wechſel des Glückes erfahren ließ, brachte die Geſchichte der Gräfin Maria Saſſari wieder in Vergeſſenheit. Der Seigneur de Copponex, verzweifelnd, auf dieſem Wege ſeinen Zweck zu erreichen, war aber daran, mit Anſtregung ſeiner letzten Mittel eine neue bewaffnete Unternehmung vorzubereiten, als er durch ſeine Spaher, die er zu dieſem Zwecke ausgeſchickt hatte, erfuhr, daß Gräfin Maria weiter hinein in's Berner Land gebracht wurde. Ich darf es jetzt nach vielen Jahren hier niederſchreiben, daß ich es war, der ihm dieſe Nachricht zukommen ließ, und daß er über das Schickſal der Gräfin überhaupt Vieles durch mich erfuhr.

In Folge jener Veränderung mußte er ſeine bewaffnete Unternehmung wieder aufgeben, da es nicht möglich war, ſo weit in das Land vorzudringen. Er ging wieder nach Turin, um auf alle Weiſe in dieſer Sache zu wirken. Aber erſt als in Utrecht Friede geſchloſſen wurde, gelang es ihm, den König dahin zu bringen, daß er ſeine Unterthanin mit Kraft von Bern zurückverlangte. Es wurden eigens zwei adelige Herren vom Hofe als Commiſſäre nach Bern geſchickt und dieſen endlich die Gräfin Maria Saſſari übergeben, volle neun Jahre, nachdem ſie der Madame Planteamour ausgeliefert wurde. Als ſie in Turin ankam, hielt ſie Jedermann für eine Dame von wenigſtens fünfzig Jahren; ſo ſehr war ſie in dieſer Zeit gealtert. Ihre Haare waren grau und ihr Geſicht hatte ſo viele Falten, wie das Geſicht einer Matrone. Die Königin wollte ſie zu ihrer Hofdame machen, und die Prieſter ſie als eine Märtyrerin des Glaubens feiern; ſie aber wies alle dieſe Ehren von ſich und zog ſich mit einer Penſion von zweitauſend Liren, die ihr der König auszahlen ließ, in das Thal von Aoſta zurück, wohin ihr ihr treuer Diener Giorgio folgte, um ſie nicht zu verlaſſen bis zu ihrem Tode. Dieſer erfolgte ſchon im Jahre 1720, wie ich vom Seigneur de Copponex erfahren habe. Der alte Graf von Saſſari iſt nie wieder aus Schottland zurückgekehrt, und ich habe nie erfahren, wie es mit ihm endete.

Dies iſt eine der merkwürdigen Geſchichten, die ich als Diener hoher Herrſchaften mit erlebt habe.

Bei Kunſtreitern.

Man kann auch in einer holländiſchen Stadt glücklich ſein, ſelbſt wenn dieſe Stadt ihre hiſtoriſche Größe und Bedeutung längſt eingebüßt hat; ſelbſt wenn zwiſchen dem ordentlichen Pflaſter dieſer Stadt das Gras wächſt, und ſelbſt wenn ſie nur von Holländern bewohnt iſt. Ich war um ſo glücklicher in einer ſolchen Stadt, die ich nicht nennen will, als ich daſelbſt eine liebenswürdige deutſche Familie kannte, welche ſich hier anſiedelte, um die vor Kurzem angeerbten Güter und deren Verwaltung in der Nähe überwachen zu können. Ich hatte ſie auf einer Luftreiſe kennen gelernt, war von ihr eingeladen und, als ich der Einladung ein Jahr ſpäter folgte, mit einer Herzlichkeit empfangen worden, mit der man nur einen lieben Anverwandten empfängt. In ſolcher Fremde, in der man mit Sitten und Charakter der Einheimiſchen nichts gemein hat, iſt jeder Landsmann ein Anverwandter, abgeſehen von dem Intereſſe, das man für Reiſebekanntſchaften empfindet, deren Andenken ſich ſehr vortheilhaft mit den Erinnerungen einer ſchönen Luſtreiſe verknüpft und mit dieſen identiſch wird. Was mich betrifft, ich bedurfte dieſer Erinnerungen nicht, um mich zu der deutſchen Familie hingezogen zu fühlen und um der Einladung, ungeachtet eines großen Umweges, ſobald als thunlich zu folgen. Fräulein Elſe, die Tochter des Hauſes, wäre ſtark genug geweſen, mich in viel unwirthbarere Gegenden zu locken. Sie hatte während der kurzen Reiſe mit ihrer lebhaften Anmuth, mit ihrem lieblichen Weſen mein ganzes Herz gewonnen, und die Briefe, die ich während unſerer Trennung von ihr erhielt, waren nicht geeignet, ihr Andenken in mir erſterben zu laſſen. Auf den verſchiedenſten Wegen, in den verſchiedenſten Gegenden, in den fernen Pyrenäen, wie in dem traurigen Irland erheiterten ſie mich und gaben mir das Bewußtſein, deſſen der Wanderer ſo ſehr bedarf, daß es irgendwo auf Erden einen Punkt gibt, da man gerne geſehen iſt, da man gemüthlich ausruhen könnte. Je größer die Anzahl dieſer Briefe wurde, deſto größer wurde in mir die Sehnſucht nach dieſer gemüthlichen Raſt, und von Irland kommend, vernachläſſigte ich die Schönheiten Schottlands, um mich ſo raſch als möglich in Leith nach Holland einzuſchiffen.

Seit vierzehn Tagen weilte ich bereits bei meinen

Reiſebekannten, und ſie waren mir ſchon mehr als Gaſtfreunde. Der Vater gehörte ſeinen landwirthſchaftlichen Sommerbeſchäftigungen an, da er als neuer Gutsbeſitzer in einem fremden Lande die hieſige Art der Oekonomie mit deutſcher Gründlichkeit ſtudiren wollte. Er verbrachte den größten Theil ſeiner Zeit auf den Feldern und überließ mich ſeiner Tochter, die, da die Mutter längſt geſtorben war, dem Hausweſen vorſtand. Noch mehr als für dieſes Vertrauen war ich ihm für die Freuden, für die tiefen Herzensergüſſe dankbar, die mir dieſer ungeſtörte Umgang mit dem ebenſo ſchönen als liebenswürdigen Mädchen verſchaffte. Wir ritten zuſammen aus, wir laſen, wir plauderten, wir glaubten einander bis in die geheimſten Winkel unſeres Herzens zu kennen und empfanden Beide die ſchöne Genugthuung, durch dieſe nähere Bekanntſchaft Eines in des Andern Auge nichts verloren zu haben. Die Heiterkeit unſeres Umganges war uns deſſen ſichere Bürgſchaft.

An einem ſchönen September-Nachmittage folgten wir, trotz einigem Widerſtreben, der Einladung mehrerer junger Männer, die in der Stadt den Ton angaben und uns ſchon mehrere Male aufgefordert hatten, mit ihnen einen Ritt nach einem der ſchönen Punkte der Umgegend zu machen. Wir ritten wohl an zwei Stunden ſtarken Trabes ins Land hinein, ohne eine

Veränderung der Scenerie zu bemerken. Man kann in Holland eine Stunde lang ſelbſt auf der Eiſenbahn die Augen im Schlafe ſchließen, ohne beim Erwachen zu bemerken, daß man nur wenige Schritte weiter gekommen. Ein Kanal, auf dem ſich eine Treckſchuite langſam fortbewegt, ein Garten mit ölbeſtrichenem Staket, eine Wieſe mit wenigen Kühen, am Horizont eine unendliche Reihe von Windmühlen, die langweilig ihre Flügel bewegen — das iſt die Landſchaft, der man noch häufiger in der Natur als auf der Leinwand der holländiſchen Maler ins Geſicht blickt. Auf unſerem Spazierritt war es nicht anders. Die Pferde bewegten ſich, die Sträucher rechts und links flogen an uns vorbei — die Landſchaft blieb dieſelbe. Wir hielten vor einem Weghauſe, das, etwas höher gelegen, die Ausſicht über eine größere Anzahl von Kanälen und Windmühlen gewährte, außerdem ſeines guten Käſes, ſeines trefflichen Thees und ſeines guten Weines wegen berühmt war; vor ſeiner Thür kreuzten ſich mehrere Land- und Waſſerſtraßen, und es war hier etwas lebhafter, als ſonſt im offenen Lande dieſes dem Meere abgerungenen Sumpfbodens.

Die Jugend der ......r guten Geſellſchaft fand an dem Champagner ſo großes und dauerndes Gefallen, daß es ziemlich ſpät wurde, ehe man ſich auf den Weg machte und mehrere unſerer Begleiter nur mit großer Schwierigkeit im Sattel die rechte Stellung fanden. Es ging beim Aufſitzen, trotz der Gegenwart mehrerer Damen, ſo lärmend her, daß demnächſt Rohheit zu befürchten war. Elſe entſchloß ſich kurz, gab ihrem Pferde die Sporen und galopirte vorwärts. Ich folgte ihr und bald hatten wir die ganze Geſellſchaft weit hinter uns. Wir verloren nicht viel dabei, denn ſeit Stunden drehte ſich das Geſpräch um nichts Anderes, als um Pferde und Pferdezucht, und daran anknüpfend, um eine Kunſtreiter-Geſellſchaft, die man in dieſen Tagen in Amſterdam erwartete und um die Heldin des Circus, die Laurabella. Es that uns ſo wohl, nach mehreren geräuſchvollen Stunden wieder allein zu ſein, daß Elſe einen Nebenweg einſchlug, der uns, wenn auch mit einigem Zeitverluſt, doch ſicher nach Hauſe bringen und vor der Wiedervereinigung mit der Geſellſchaft hüten ſollte.

Aber Elſe mußte ſich geirrt haben, denn wir ritten und ritten, freilich in behaglichem Schritt, der ein ebenſo behagliches Geſpräch erlaubte, ohne in bekannte Regionen zu kommen. Die Tage waren ſchon kurz und die Nacht war da, ehe wir uns ihrer verſahen. Mit der Nacht waren plötzlich ſchwarze Gewitterwolken heraufgezogen, und bald ſahen wir den

Weg nur vermittelſt des Blitzes. Schon tröpfelte der Regen herab, wir gaben den Pferden die Sporen, ſchon ſtrömte es vom Himmel, und Donnerſchlag folgte auf Donnerſchlag. Wir befanden uns in einer Lage wie Dido und Aeneas und hatten uns außerdem verirrt. Elſe hatte ſich zu ſichere Kenntniß des Landes zugetraut, und ſelbſt bei der beſten Kenntniß wäre es in dunkler Nacht und bei ſtrömendem Regen ſchwer geweſen, ſich zurecht zu finden. Die Straße lief in vielfachen Mündungen zwiſchen Kanälen und Gräben hin; wir mußten ihr folgen, da es in keinem Lande ſo ſchwer iſt, wie in Holland, querfeldein den Weg abzukürzen oder eine Zuflucht zu ſuchen. Erſt nach einem Ritt, der uns bei den vielen Unannehmlichkeiten ſehr lang erſchien, entdeckten wir rechts von unſerem Wege, etwa zweihundert Schritte weit von uns, ein Licht, das unregelmäßig aus Fenſtern und Spalten eines Gebäudes zu dringen ſchien. Glücklicherweiſe führte an dieſer Stelle eine Brücke über den Kanal und vom Kanal aus ein Weg dem Licht entgegen. Wir folgten dieſem Wege und kamen an ein Thor, das eine Staketenwand ſchloß, und wir vermutheten, daß das Gebäude, aus dem das Licht kam, eine Scheune ſei, wie ſie ſich auf den großen eingezäunten Wieſen Hollands zu finden pflegt. Auch eine Scheune war uns bei dem immer heftiger ſtrö menden Regen als Zufluchtsſtätte höchſt willkommen. Ich ſtieg ab, öffnete das Staketenthor und führte mein und Elſe's Pferd der Scheune entgegen. Der Weg führte gerade an das Scheunenthor, dennoch mußte ich lange klopfen, bis es geöffnet wurde, denn der Lärm des Donners, der noch immer grollte, des ſtrömenden Regens, verbunden mit Pferdewiehern und Geſtampf, welches zugleich mit einem höchſt eigenthümlichen Geſumme und vielſtimmigen Geſang aus dem Innern der Scheune kam, machte, daß mein Klopfen und Rufen nicht gehört wurde. Endlich wurde geöffnet. Ein kleiner brauner Junge ſah uns mit großen ſchwarzen Augen an, verſtand uns bald und lud uns ein, ſo raſch als möglich einzutreten, indem er Fräulein Elſe mit vielem Geſchick vom Pferde half, während er zugleich den Zaum meines Thieres ergriff. Dieſes ſchien erſchrocken über den Anblick, den das Innere der Scheune bot; aber der Junge behandelte es als ein Mann, der ſich auf wilde Pferde verſteht, und brachte es raſch wieder zur Ruhe. Er führte die Thiere in die Scheune und wir folgten ihm.

Ein wunderbares Schauſpiel erwartete uns, ein Schauſpiel, das uns Beiden ein erſtauntes Ach! ebenſo ſchnell hervorrief als unterdrückte. Die ganze Scheune bildete einen einzigen, großen, weiten, ungetheilten Raum; auf dieſem weiten Raume boten ſich die verſchiedenſten Gruppen in verſchiedener Beleuchtung. Beinahe die ganze Hälfte der Scheune rechts vom Thor, durch das wir eintraten, war von Pferden der verſchiedenſten Größen und Racen eingenommen, von denen einige aus Trögen fraßen, andere neugierig und klug den Neuangekommenen entgegenſahen, noch andere bereits auf dem Strohe lagen, um, wie es ſchien, nach langem, ermüdenden Marſche auszuruhen. Einzelne Stalllaternen an den Wänden und Holzpfeilern beleuchteten ſie und einzelne Männer, die zwiſchen ihnen und hinter ihnen auf dem Stroh lagen, mit dämmerigem Lichte. Die Männer erfreuten ſich eines tiefen Schlafes, trotz dem Lärm des Ungewitters und der mannigfachen Töne, die ſich in der Scheune ſelbſt hören ließen. Eigenthümlicher aber war der Anblick, den der Winkel links am andern Ende der Scheune gewährte. Dieſer war in volles Licht getaucht, und dieſes Licht kam von den vielen Stalllaternen, die dort an den Holzwänden angebracht waren, von zwei großen Kerzen, die vor einer Art improviſirten Betpultes brannten, und von zehn bis zwölf großen, gelben, aus rohem Wachs gekneteten Wachskerzen, die alle zuſammen in einem mit Sand angefüllten Futtertroge rechts vom Betpulte ſtacken. In dieſer hellerleuchteten Abtheilung der Scheune ſtand eine höchſt auffallende Verſammlung von Männern. Sie alle hatten weiße wollene oder damaſtene, von ſchwarzen oder blauen Bändern eingefaßte Mäntel umgeworfen, von deren Ecken vier gleichmäßig gebundene, längliche Wollfadenbüſchel herabfielen und die oben, an dem Theile, der den Nacken bedeckte, mit ſilbernen oder goldenen Treſſen beſetzt waren. Mehrere dieſer Männer trugen unter dem Mantel lange, weiße, leinene Kittel, die faltig bis über die Knöchel herabfielen, geſchloſſen und in der Mitte vermittelſt einer Schnur am Leibe feſtgehalten waren. Der Mann, der in einem ſolchen Kittel an dem Betpulte, in der Nähe der Wachskerzen ſtand, hatte die Bruſt mit einem aus Silbertreſſen zuſammengeſetzten viereckigen Schilde geziert. Die Männer in den Kitteln trugen auf dem Kopfe weiße Hauben, die zum Theil mit Stickereien bedeckt waren; die andern hatten Hüte oder gewöhnliche Mützen auf. Sämmtliche Männer ſtanden in einer Richtung dem Betpulte zugekehrt. So ſtille als ſie daſtanden, ſo ſtille ſaßen hinter ihnen auf ausgebreitetem Stroh mehrere Weiber und Mädchen, deren manche ein ſchlafendes oder wachendes Kind auf dem Schooße oder in den Armen hielt. Der weibliche Theil der Verſammlung hatte, das andächtige Schweigen abgerechnet, nichts Feierliches oder

Feſtliches. Die Frauen und Mädchen waren im äußerſten Negligé; ſie lagen oder ſaßen höchſt ungezwungen auf dem Stroh, die Haare ordnungslos zurückgeſtrichen, oder über Bruſt und Schulter herabfallend, die gewöhnlichſten Werktagskleider nach Bequemlichkeit loſe gemacht oder verſchoben. Hinter dieſer Gruppe, ganz nahe dem Thore, ſtand eine lange Reihe von Kaſten und Kiſten, welche theilweiſe geöffnet waren und einen Blick in ihr Inneres geſtatteten. Da waren die phantaſtiſchſten männlichen und weiblichen Trachten aufgehäuft, welche alle Farben ſpielten und meiſt mit Goldtreſſen, Schleifen und allerlei ſchimmerndem Geflimmer geſchmückt waren. Zwiſchen den Kiſten ordnungslos zerſtreut lagen und ragten hervor allerlei buntbemalte Reifen, Stangen, Fahnen und anderer ähnlicher Hausrath wandernder Kunſtreiter-Geſellſchaften.

Es war kein Zweifel: wir befanden uns bei einer Kunſtreiter-Geſellſchaft und zwar höchſt wahrſcheinlich bei der im Lande berühmten Truppe Wullenweber's, deren Ankunft ſeit mehreren Tagen in Amſterdam erwartet wurde. Das erkannten wir ſogleich bei unſerem Eintritt; aber die in dem beleuchteten Winkel ſtehenden, in Todtenhemden gehüllten Männer, ihr ſtilles Gebahren und die ſonderbare Beleuchtung blieben Elſen noch immer ein

Räthſel. Sie wandte ſich mit erſtaunt fragendem Geſichte zu mir. „Merken Sie es nicht?" flüſterte ich, „der größte Theil der Geſellſchaft beſteht aus Juden; ſie feiern den Vorabend des Verſöhnungstages. Der Vorſänger verrichtet jetzt ſein ſtilles Gebet, daß ihn Gott würdig mache, der Gemeinde vorzubeten, und ſeiner Zunge Kraft gebe. Wenn dies vollendet iſt, wird er zu ſingen anfangen; achten Sie auf die Melodie, Elſe, ſie iſt höchſt originell und rührend."

„So!" liſpelte Elſe ängſtlich und neugierig zugleich und näherte ſich der Gruppe der Weiber. Eine derſelben, die auf einem Strohbunde ſaß und einen Säugling an der Bruſt hielt, rückte etwas bei Seite und lud ſie ein, ſich zu ſetzen, ſprach aber nur leiſe, wie um die Andacht der Andern und ihre eigene nicht zu ſtören. Ihr ganzes Weſen war das einer guten und beſorgten Mutter aus dem Volke. Ihre Aufmerkſamkeit war ſehr getheilt zwiſchen der religiöſen Andacht und der Sorgfalt für das Kind, das ſie verhüllt und mit Tüchern bedeckt am Buſen hielt. Von Zeit zu Zeit hob ſie eines der Tücher und blickte mit ſchmerzlichem Ausdruck auf das bleiche, offenbar kranke Geſicht des Kindes. Bei jeder Bewegung deſſelben zitterte ſie am ganzen Körper und ließ das hebräiſche Buch, das aufgeſchlagen auf ihren Knieen lag, auf den Boden fallen, ohne es zu beachten, mit wie großer Frömmigkeit ſie es auch jedes Mal aufhob, ſo oft das Kind ruhig wurde. Sie führte dann das Buch an die Lippen und küßte die hebräiſchen Lettern. Sie war auch gekleidet wie eine Frau aus dem Volke. Ein großes Tuch, deſſen einer Zipfel über den Rücken herabfiel und das unter dem Kinn zuſammengebunden war, bedeckte Kopf und Haare, welche letztere trotzdem ſchwarz und in dicken, aufgelöſten Scheiteln auf die blaſſen Wangen hervorquollen. Ein gewöhnliches, ſehr ſchlichtes, braunes Kattunkleid, das in der Mitte von einem dünnen Tuche zuſammengehalten war, bedeckte die Geſtalt, die die Fülle einer Frau in den beſten Jahren verrieth. Nur die ſchwarzen, glühenden Augen hatten etwas, was mit der hausmütterlichen und zugleich frommen Situation der Frau nicht zuſammengeſtimmt haben würde, wenn ſie nicht der Ausdruck ſanfter Trauer gemildert hätte.

Elſe ſah das ſchöne, verblühte Geſicht der ebenſo zärtlichen als frommen Mutter anfangs mit mitleidigen Blicken an, nach und nach ſchien ſich das Mitleid in ein gewiſſes Intereſſe, ſelbſt in Erſtaunen zu verwandeln. Endlich, nachdem ſie die Frau wiederholt beobachtet, ſchien ſie ihrer Sache gewiß zu ſein, und raunte mir ins Ohr: „Wiſſen Sie, wer die Frau iſt?“

Ich ſchüttelte den Kopf.

„Laurabella!“ flüſterte Elſe weiter. „Weiß der Himmel, es iſt die Laurabella, die große Laurabella, das erſte Sujet der Geſellſchaft, die berühmte Reiterin, der Liebling des Publikums und das Ziel aller Stutzer, die Rivalin der Cuzent und heute ſo berühmt, wie vor einigen Jahren Landrinette und Adelheid Hinne. Eine Heroin des Circus; — ſeit vierzehn Tagen ſchlagen ihr in Amſterdam tauſend Herzen voll Sehnſucht entgegen. Die kennen Sie nicht? Sie ſind ſehr zurück.“

Während mir Elſe ſo ins Ohr flüſterte, fing das Kind zu weinen an. Laurabella erhob ſich und ging an das Thor, ſo fern als möglich von der betenden Gemeinde, und lief dort tänzelnd auf und ab, indem ſie das Kind auf den Armen wiegte. Elſe folgte ihr voll Neugierde und wie unwillkürlich. Als das Kind wieder ruhiger wurde und Laurabella am Scheunenthor in einem Winkel ſtehen blieb, näherte ſie ſich mit jener Neugierde, welche die Frau der guten Geſellſchaft der Frau gegenüber, die einer abenteuerlichen Welt angehört, immer empfindet und der ſie gerne den Zügel ſchießen läßt, wenn es die Umſtände erlauben.

„Ihr armes Kind iſt krank?" fragte ſie theilnehmend.

„Seit mehr als acht Tagen," ſeufzte die Angeredete; „das arme Würmlein, wie ſoll es geneſen? Seit fünf Tagen ſind wir auf der Reiſe — keine Ruhe, keine Pflege möglich — kaum daß ich mit einem Arzte ſprechen konnte."

Sie ſagte das Alles ſo traurig und in kurzen, abgebrochenen Worten, daß Elſe's Theilnahme ſich in wahrhaftiges Mitleid verwandelte.

„Nun," ſagte ſie tröſtend, „Sie gehen ja nach Amſterdam, ſo viel ich weiß; dort finden Sie Aerzte und werden das Kind in Ruhe pflegen können."

„Wenn wir nur erſt dort wären! Wir bewegen uns mit unſeren Pferden und dem ungeheuern Gepäck ſo langſam fort, und morgen müſſen wir des Feiertages wegen hier raſten."

„Könnten Sie nicht voraus reiſen?"

„Wir dürfen nicht reiſen an einem ſo hohen Feiertag, mein Fräulein; es iſt der Verſöhnungstag, der höchſte und ſtrengſte Feiertag der Juden."

„Ich glaubte immer, Sie wären eine Spanierin?" ſagte Elſe in fragendem Tone.

Laurabella lächelte. — „Eine Spanierin bin ich nur auf der Affiche und nur auf der Affiche heiße ich Laurabella. Im Leben heiße ich Jettchen Mannheimer und bin aus Paderborn. Das thut man ſo. Für Jettchen Mannheimer hätte ſich kein Stutzer der Welt intereſſirt, aber Sennora Laurabella aus Valenzia iſt ſchnell berühmt geworden.“

Laurabella ſchien bereit, noch Manches in ironiſchem Tone ihrer Rede hinzufügen zu wollen, aber ſie unterbrach ſich plötzlich und ging raſch auf ihren vorigen Platz zurück, denn das Gebet begann.

„Jetzt horchen Sie!“ ſagte ich zu Elſe.

Der Vorſänger hatte ſein ſtilles Gebet vollendet und begann das laute, das mit den Worten anfängt: „Alle Gelübde, alle Schwüre.“

Die traditionelle Melodie dieſes Liedes, die vielleicht Jahrhunderte alt, iſt überaus melancholiſch, ſanft und herzergreifend, wenn ſie von einem geſchickten Sänger vorgetragen wird. Herr Wullenweber, der Director der Kunſtreitergeſellſchaft, der den Vorbeter machte, ſchien muſikaliſchen Sinn zu haben, denn er machte ſie in ihrer ganzen tiefen Melancholie geltend. Kaum hatte er einige Takte geſungen, als bereits die Weiber zu ſchluchzen anfingen und ſelbſt einige der betenden Männer, die vor ihnen ſtanden, tiefe Seufzer ausſtießen. Bald erſcholl lautes Weinen und mit ſolcher Heftigkeit, als wäre es den Betenden nicht möglich, das überwallende Gefühl zurückzudrängen. Die chriſtlichen

Mitglieder der Truppe, die da und dort in der Scheune auf dem Stroh lagen, erhoben die Köpfe und blickten die zerknirſchten und weinenden Beter mit eben ſo viel Erſtaunen an, wie meine Begleiterin.

„Was mögen nur die hebräiſchen Worte ſagen, die der Vorbeter ſingt?“ fragte Elſe.

„Dieſe Worte,“ antwortete ich ihr, „haben eigentlich nichts, was die Beter ſo ſehr rühren könnte, auch verſtehen ſie ſie nicht.“

„Warum weinen ſie denn ſo ſehr? Die Melodie iſt zwar ſehr originell und rührend, aber doch nicht ſo ſehr aufregend.“

„Mein Fräulein,“ ſagte ich, indem ich mich zu ihr ſetzte, „die große Feier beginnt. Morgen iſt der große Gerichtstag, da tritt der Böſe vor den Herrn und klagt an, grade ſo, wie Sie es aus dem Fauſtprolog im Himmel kennen. Morgen werden die Schickſale der Menſchen für dieſes ganze Jahr feſtgeſtellt, in ein Buch geſchrieben und beſiegelt. Morgen werden die Sünden vergeben oder die Strafen für die unverzeihlichen beſtimmt von Gott, dem Allmächtigen. Da wird beſtimmt, wer durch Feuer, wer durch Waſſer, wer durch Peſt ꝛc. zu Grunde gehen ſoll — da wird jegliches Glück und Unglück verhängt. Alles Elend, das dieſe Elenden in dieſem vergangenen Jahre getragen, iſt ihnen ſo am letzten

Verſöhnungstage verhängt worden. Nun, mit dem Beginn der Feier, erinnern ſie ſich plötzlich aller Drangſale, aller Mühſeligkeit, aller Verluſte, aller Schmerzen und, ach, aller Verachtung, die ſie in dieſem Jahre getragen. Sie weinen vor Gram über Vergangenes und vor Angſt vor dem Zukünftigen. O, ihre Herzen ſind in dieſem Augenblicke vom geſättigtſten Kummer erfüllt; alle Leiden des Menſchen, alle Leiden ihres Standes, und vorzugsweiſe alle Leiden des Juden ſtehen jetzt in Schaaren vor den Augen ihrer Seele.“

„Sie ſind ein Poet,“ ſagte Elſe lächelnd, „glauben Sie, daß Laurabella, die als Sylphe durch ſechs Reifen ſpringt und vier Pferde zugleich reitet, dasſelbe fühlt?“

„Sehen Sie die Laurabella jetzt an,“ antwortete ich.

Laurabella hielt mit beiden Armen das Kiſſen umklammert, in welches ihr Kind gehüllt war, und hielt ſich ſo vorgebeugt, daß ihre Wange auf dem Kiſſen ruhte. Das Tuch war ihr halb vom Kopfe geſunken und ihre dicken, ſchwarzen Haare fielen wie ein ſchwarzer Schleier über das helle Geſicht. Ihr ganzer Körper zuckte krampfhaft unter dem Schluchzen, das aus tiefſtem Herzen zu kommen ſchien, während das Kiſſen, auf dem ihr Kopf lag, von Thränen naß war.

„Sonderbar," ſagte Elſe kopfſchüttelnd, „wer hätte ſich Laurabella jemals ſo vorgeſtellt? Und Sie, lieber Freund, was iſt Ihnen? Sie ſehen ja eigenthümlich aus."

„Vielleicht etwas ergriffen," ſagte ich und legte mein Geſicht in beide Hände.

Indeſſen war jenes Lied zu Ende geſungen; es folgten andere, dann wieder Gebete, die entweder ſtill oder etwas lauter monoton hingemurmelt wurden. Das Ungewitter hatte ſich auch beruhigt und der Regen fiel klopfend auf die Holzdecken der Scheune. Der Regen, das Murmeln der Beter, die Athemzüge der Schläfer woben, da auch das heftige Weinen aufgehört hatte, durch das ganze Gebäude ein traumhaftes Gewebe von Tönen. Ich brütete, vertiefte mich in alte Erinnerungen und empfand endlich ein ſo ſchmerzliches Behagen, daß ich ſelbſt ungeduldig wurde, wenn mich Elſe mit Fragen nach dieſem und jenem im jüdiſchen Cultus oder auch nach den Urſachen meiner Vertiefung ſtörte. Als dann der Vorſänger das Lied begann: „Wie der Thon in der Hand des Töpfers, wie das Silber in der Hand des Goldſchmieds, ſo ſind wir in der Hand des Schöpfers," fiel ich mit halber Stimme ein und ſang zum größten Erſtaunen Elſe's die Melodie mit, wie eine altbekannte.

„Woher kennen Sie das Alles ſo genau?“ fragte ſie, „und überhaupt was iſt Ihnen? Sie ſind, wie ich Sie nie geſehen habe, aufgeregt, vertieft, gerührt, als ob Ihnen plötzlich ein Unglück geſchehen wäre. erklären Sie mir —“

„Kommen Sie,“ erwiederte ich, indem ich aufſtand, „der Regen hat aufgehört; ſind wir in freier Luft, will ich Ihnen erklären.“

Wir ſagten noch Laurabella Adieu, ſchwangen uns auf die Pferde, die derſelbe Junge uns vorführte, der ſie uns abgenommen hatte, gaben dieſem ein Trinkgeld und trabten davon. Die Nacht war nach dem Gewitter klar und heiter geworden; der Mond trat aus den Wolken, die ſich am Himmel verſpätet hatten und nun mit Eile den verſchwundenen Gewitterwolken nachzufliegen ſchienen. Wir ſahen weit in's Land hinaus; die breiten Straßen lagen weiß und deutlich vor uns.

„Nun,“ ſagte Elſe, indem ſie plötzlich ihr Pferd langſamen Schrittes gehen ließ, „nun erklären Sie mir, wie Sie zu der Kenntniß dieſer jüdiſchen Gebräuche gekommen ſind, woher Sie ſelbſt dieſe Melodien kennen. Sonſt ſind uns alle dieſe Dinge doch ſo unbekannt, trotzdem die Juden in unſerer Mitte leben.“

„Ich will Ihnen eine Geſchichte erzählen.“

„Ah, es ſteckt eine Geſchichte dahinter, das iſt prächtig, erzählen Sie. Gewiß haben Sie einmal einer ſchönen Jüdin den Hof gemacht und ſich wie der Tenor in der Halevy'ſchen Oper, als Jude unter den Juden herumgetrieben.“

„Nein, es iſt anders.“

„Vor ungefähr zwanzig Jahren lebte in der Hauptſtadt unſerer Provinz ein Judenmädchen, das als ein Wunder der Schönheit gerühmt wurde. Nehmen Sie an, daß dieſer Ruhm vollkommen und in allen Theilen gerechtfertigt war, und erlaſſen Sie mir die Beſchreibung. Ich kann nur ſagen, daß ich bis auf den heutigen Tag trotz aller meiner Reiſen keine Frau, kein Mädchen geſehen, das ſich mit dem Bilde, das in meiner Erinnerung lebt, hätte meſſen können. Dieſe ſchöne Jüdin, obwohl ſie wohlhabende, nahe Anverwandte hatte, war ſehr arm, die Tochter ſehr bedürftiger Eltern. Um dieſe zu ernähren, ſaß ſie in einer elenden hölzernen Bude, welche in einem der vielen äußern Winkel eines alten fürſtlichen Palaſtes ſtand, und verkaufte Watte und allerlei Baumwollenwaaren. Vor dieſer Bude ſtanden oft die Reiſenden, um die größte Merkwürdigkeit der Stadt anzuſtaunen. Unter dem Vorwande, die Architectur des Palaſtes, ſeine Säulen, Bogen und Karyatiden zu betrachten — denn einer Sage nach ſollten Plan und Zeichnung von Michel Angelo herrühren — gingen ſie halbe Stunden lang um die Bude im Halbkreiſe herum und vergaßen Michel Angelo über der ſchönen Jüdin. Trotzdem der Neid den guten Ruf ungern bei der Schönheit wohnen läßt, erfreute ſich Lea — ſo hieß ſie — doch des allerbeſten Leumundes; ihren Augen ſah man es an, daß ihre Heiterkeit trotz aller Armuth eben ſo groß war, als ihre Schönheit, und die ſie näher kannten, verſicherten, daß ihre Güte hinter ihrer Schönheit nicht zurückſtehe. Eines Tages kam der Fürſt, dem der alte Palaſt gehörte, ein Mann von ungefähr dreißig Jahren, der den größten Theil ſeines Lebens bei Hofe zugebracht hatte, in die Provinzialſtadt zurück. Er bewohnte eine Villa in der nächſten Nähe der Stadt, aber er wollte doch den alten verlaſſenen Palaſt ſeiner Väter in Augenſchein nehmen und er ſah, wie alle andern Reiſenden, nur Lea. Sofort ſchämte er ſich der zwanzig Gulden, die ihm, dem Beſitzer des Winkels, den Lea als Mietherin mit ihrer Holzbude einnahm, ſeine Renten vermehrten. Er redete ſie als ihr Miethherr an, er wollte ihr die Miethe für einige Zeiten ſchenken;

Lea wies das Geſchenk zurück. Bald darauf verließ der Fürſt die Villa und richtete ſich in dem Palaſte ein, und zwar in einem Flügel, aus deſſen Fenſtern er Lea den ganzen Tag betrachten konnte. Der Scandal war bald ſehr groß in der ganzen Stadt; Lea ſchloß ihre Bude und ſie war brodlos, während es hieß, daß nun ein glänzendes, wenn auch nicht ehrenfeſtes Leben für ſie beginne. Man irrte ſich. Der Fürſt hatte nicht den geringſten Verſuch gemacht, ſie herabzuwürdigen; er liebte ſie und — er heirathete ſie. Nun erſt war der Scandal in den zwei entgegengeſetzten Claſſen der Geſellſchaft, bei den Ariſtokraten und bei den Paria's der Juden, ſehr groß. Die Ariſtokraten ärgerten ſich über die Mesalliance, die Juden über die Taufe der ſchönen Jüdin. Aber auch dieſer Scandal verrauchte. Der Fürſt war mächtig, unabhängig und bei Hofe ſehr einflußreich. Er hatte die Kaiſerin, die ſehr fromm war, beinahe von Anfang an auf ſeiner Seite, weil er durch die Taufe eine Seele gerettet hatte, und ſie wünſchte die ſchöne Fürſtin in ihrer Nähe zu haben, um das gottgefällige Werk zu Ende zu führen und ſie in den Glauben und ſeine Geheimniſſe ſelbſt einweihen zu können. Sie empfing ſie, ſie machte ſie zu ihrer Hofdame, und kaum drei Jahre nach der Taufe war dieſelbe Lea, die aber jetzt Thereſe hieß, welche in der Holzbude Watte verkauft hatte, Sternkreuzordensdame. Das ſcheint Ihnen **unglaublich**, aber was ich Ihnen hier erzähle, iſt hiſtoriſch. Der Fürſt war eben ein Mann voll Energie, der ſeine Frau wirklich liebte, und den der Widerſpruch der Ariſtokratie gereizt hatte. Er hatte von jeher durchgeſetzt, was er wollte.

„Nicht ſo raſch wie die Ariſtokratie beruhigte ſich das Judenthum. Die Fürſtin Thereſe gehörte einer Rabbiner Familie an, und die ganze Gemeinde betrachtete es als ein ganz beſonderes Unglück und als eine noch größere Schande, daß ein Sprößling grade dieſes Stammes abgefallen war. Ein Theil ihrer Familie legte Trauer an, wie um einen Hingeſchiedenen (doch nicht ihre Eltern, die ſich in das Unvermeidliche fügten und die Tochter nach wie vor liebten), ein anderer Theil aber ſah mit der Erhebung der Anverwandten eine glänzendere Zukunft heraufſehen. Und als es endlich ſicher war, daß die Fürſtin bei Hofe empfangen, die Freundin der Kaiſerin und in Folge ihrer bezaubernden Schönheit und der Macht ihres Gatten eine höchſt einflußreiche Perſönlichkeit wurde, machte ſich dieſer Theil der Familie mit dem Gedanken, zum Chriſtenthum überzugehen, vertraut und es kamen ſchon da oder dort einzelne Ueberläufer vor, die es nicht erwarten konnten, unter dem Schutze der hohen Anverwandten und als Chriſten ihr Glück zu machen.

„Zu der Familie gehörte auch ein ziemlich wohlhabender Mann, der Anfangs über den Abfall Lea's ſehr entrüſtet war und mit ſeinem zehnjährigen Knaben eifriger und fleißiger als je die Synagoge beſuchte. Um ſein Kind vor einem ähnlichen Abfall zu bewahren, ließ er es die fünf Bücher und die Propheten in der Urſprache ſtudiren und hielt es mit der größten Strenge zur Ausübung aller religiöſen Formen und Ceremonien an. Aber denſelben Knaben, der ſich gewöhnt hatte, in der Frömmigkeit zu ſchwelgen, führte er ungefähr drei Jahre ſpäter in die Kirche, und als ſie wieder heraustraten, ſagte er ihm, daß ſie Beide nunmehr Chriſten ſeien. Der Knabe brach in Weinen aus, aber der Vater verſicherte ihn, es ſei ſo beſſer, und er habe nur als guter Vater für ſeine Zukunft geſorgt. Wir verließen die Stadt und zogen in die Reſidenz, wo mein Vater in der That eine glänzende Carriere machte, denn er war eben ſo klug als unterrichtet —“

„Wie!“ rief Elſe und hielt ihr Pferd an, „Ihr Vater? Sie ſprechen von Ihrem Vater? Sie ſprechen von ſich?“

„Allerdings! der Knabe, von dem ich ſpreche, war ich.“

„Unmöglich!“

„Doch! Ich erzähle Ihnen keine Mährchen. Aber warum ſind Sie ſo blaß? Ich ſehe es ſelbſt beim Mondſchein, daß Sie erblaſſen.“

„Sie ſind ein Jude? Sie ſcherzen; ich kann es nicht glauben.“

„Fräulein Elſe, ich ſcherze nicht.“

„Warum haben Sie mir das nicht früher geſagt?“ fragte Elſe mit einem Tone, der den bitterſten Vorwurf verhüllen ſollte.

„Wäre es mir je eingefallen, daß die Mittheilung Sie in ſolche Aufregung verſetzen könnte, ich hätte es längſt gethan, oder ich hätte Ihre nähere Bekanntſchaft nicht geſucht.“

Elſe ritt weiter, ich folgte ihr und fuhr fort: „Ich könnte Ihnen ſagen, daß ich bei Ihrer Freundſchaft für mich, bei Ihrer Bildung, eine ſolche Mittheilung für überflüſſig hielt, aber das wäre nur die halbe Wahrheit. Die ganze Wahrheit iſt, daß ich nicht daran gedacht habe, daß ich es längſt vergeſſen habe, jemals ein Jude geweſen zu ſein. Von jenem Momente der Taufe an lebten wir nur unter Chriſten. Ich dachte nie an mein einſtiges Judenthum, ſelbſt nicht, wenn ich mit Juden zuſammentraf. Nur wenn ich die alten Melodien meiner Jugend wieder ſingen höre, wie dieſen Abend, wenn ich dieſe religiöſen Bräuche wieder ſehe, an denen ich einſt mit ganzer kindlicher Seele hing, erwacht die Erinnerung ſo mächtig und wühlt mein ganzes Herz auf, daß ich weinen möchte — und wenn ich ſehe, wie der Name noch immer Schrecken und Verzweiflung einflößt — wie vielleicht jetzt, ſo möchte ich gleich wieder abfallen, ein neuer Apoſtat, nur hinüber laufen in das Lager der Schwächern."

„Was wird mein Vater ſagen!" rief Elſe.

„Darauf kommt es nicht an, mein Fräulein. Was Sie ſagen, Sie, das iſt das Richtigſte, oder vielmehr was Sie verſchweigen und nicht zu ſagen brauchen," erwiederte ich mit einer Bitterkeit, deren ich mich Elſen gegenüber einige Stunden früher nicht für fähig gehalten hätte.

Elſe ſchwieg und ritt ſchweigend weiter; ich eben ſo ſchweigend neben ihr. Nach ungefähr einer Stunde hielten wir vor ihrem Hauſe. Ich ſprang ab und half ihr vom Pferde, dann ſchwang ich mich wieder in den Sattel.

„Was thun Sie?" fragte Elſe. „Wohin wollen Sie?"

„Nach Amſterdam!" rief ich, „vielleicht zur Kunſtreitergeſellſchaft, vielleicht in die Synagoge!"

Und ich ritt in die Nacht hinein. Ich habe Elſe nie wieder geſehen.

Selvaggia.

Auszug und Bearbeitung einer italienischen Chronik des siebenzehnten Jahrhunderts.

Trotz des lebhaften Verkehres, der zwiſchen dem Hofe des ſpaniſchen Vicekönigs von Neapel und dem Hofe Sr. Heiligkeit des Pabſtes zu Rom, beſonders als Innocenz X. Pamphili auf Petri Stuhl ſaß, ſtattfand; trotzdem dieſer Verkehr auf der Straße zwiſchen den zwei großen Hauptſtädten, ſeitdem die Unruhen der neapolitaniſchen Fiſcher unter ihrem Häuptlinge, Thomas Agnelo, zahlreiche Flüchtlinge ins Ausland jagten, noch zugenommen hatte, war die kleine Stadt Piperno an einem gewiſſen Herbſttage des Jahres 1647 von einer ungewöhnlich großen Anzahl von Reiſenden erfüllt, und waren ihre wenigen Gaſſen dicht gedrängt von den glänzend gekleideten Fremden und von den armen Einwohnern, welche ſämmtlich ihre Häuſer verlaſſen hatten, um die Reiſenden in Sammet und Seide zu betrachten. Vor der Herberge ſtanden ganze Heerden von Maulthieren und Pferden, zwiſchen ihnen, von Stallknechten und andern Dienern bewacht, lagen und ſtanden

Nachtſacke, Felleiſen, Koffer und mehrere einfache und einige prächtige Tragſeſſel, deren einer von einem Baldachin mit einer fürſtlichen Krone überdacht war. Pagen, Kammerfrauen und Diener jeder Art ſahen mit Verachtung das ſtaunende Volk an, während mehrere in ſpaniſche Tracht gekleidete Herren beſcheiden vor dem Hauſe auf- und niedergingen und dem Volke, das ſich heran drängte, gefällig Platz machten. Dieſe Edelleute, wie die zahlreichen Diener gehörten ſämmtlich zum Gefolge der Fürſtin Della Rocca, welche gegen Abend aus Neapel angekommen war, wie ſo viele Andere, in der Abſicht, den Unruhen zu entfliehen und die Wiederherſtellung der ſpaniſchen Herrſchaft in Rom abzuwarten. Die Fürſtin ſelbſt war nicht zu ſehen. Kaum angekommen, hatte ſie ſich, ſo zu ſagen aus der Sänfte, auf ein Pferd geſchwungen, um in Geſellſchaft einer Kammerfrau und eines einzigen Cameriere aus dem Städtchen hinauszureiten und ſich in der Umgegend umzuſehen. Auf einem Hügel angekommen, hatte ſie die Ausſicht in eine Bodenvertiefung, die wie ein Gebirgsthal ausſah und von der der Fremde, von der Seite des Städtchens her, keine Ahnung hatte. In dem Thale lag ein gewaltiges Kloſter, von einem kleinen Dorfe und von prächtigen Hainen und Gärten umgeben. Die Fürſtin, die der ſchöne Anblick anlockte, glaubte das Kloſter in wenigen Minuten erreichen zu können, merkte aber bald, daß ſie nur auf einem vielfach gewundenen Pfade erſt hinab in das Thal und dann auf einem ebenſo gewundenen Pfade hinauf in das Kloſter gelangen konnte, das auf halber Höhe des jenſeitigen Abhanges lag. So geſchah es, daß es in dieſem tiefen Thal bereits dunkel war, als ſie vor dem Portale des Kloſters anlangte. Es war ein Kloſter der Carmeliter. Eine hohe Mauer, wie eine Feſtung, umgab es ringsherum, denn die Carmeliter waren zu Zeiten gezwungen, ſich gegen die Räuber und marodirende ſpaniſche Soldaten zu vertheidigen. Nur die Kirche, eine große prächtige Kirche, die ihnen weiland Kaiſer Carolus Quintus hatte bauen laſſen, ſtand ſo, daß ſie mit ihrem Periſtile aus der umgebenden Mauer hervorragte und der Andächtige eintreten konnte, ohne in das Kloſter zu gelangen. Die Fürſtin Della Rocca, eine fromme katholiſche Dame, ſprang ſogleich aus dem Sattel und trat in die Kirche, aus der ihr Geſänge und Gebete entgegenſchallten. Der ganze große Raum war von einer Dunkelheit erfüllt, welche die wenigen Lampen nicht zu durchbrechen vermochten, und traurig klangen die Geſänge und Litaneien der Mönche durch das dunkle Schiff. Die Fürſtin trat bis an das Gitter, welches den hohen Chor abſchloß. Hier hörte ſie wohl die Geſänge deutlicher, aber die Geſtalten der zahlreichen Mönche, es mochten ihrer über ſechzig ſein, verſchwanden in dem noch dunklern Raume; nichts war von ihnen zu ſehen, als manchmal eine Falte ihres weißen Gewandes. Die Fürſtin, die anfangs gleichgiltig zugehört hatte, wurde immer aufmerkſamer, lehnte ſich ſo feſt an das Gitter, als ob ſie es durchbrechen wollte und hielt endlich die hohle Hand hinter's Ohr, wie man zu thun pflegt, um einen fernen Ton beſſer unterſcheiden zu können. In der Dunkelheit konnte es ſelbſt die neben ihr ſtehende Kammerfrau nicht bemerken, daß ſie erſt überraſcht, dann geſpannt und endlich ſehr aufgeregt war. Dieſe Aufregung ſteigerte ſich noch mehr, als die Mönche ſchwiegen und nur einer von ihnen mit tiefer, aber überaus klangvoller Stimme ein Todtenlied abſang. „Erkennſt Du dieſe Stimme, Luiſa?“ fragte ſie ihre Kammerfrau. — „Nein, Fürſtin,“ ſagte dieſe, „ich habe ſie nie gehört.“ — „Freilich, wie ſollteſt Du auch,“ murmelte die Fürſtin, wandte ſich um und eilte raſchen Schrittes aus der Kirche, ſchwang ſich in den Sattel und ritt, ohne auf die Gefährlichkeit des Weges zu achten, im ſchnellſten Trabe in die Herberge zurück. Dort angekommen, rief ſie ſogleich einen Pagen und ſagte zu dieſem: „Morgen mit dem Früheſten eilſt Du in das Kloſter der Carmeliter und beſtellſt dem Prior meinen Gruß. Du ſagſt ihm, der Gruß komme von der Fürſtin Selvaggia della Rocca, geborene Salviati, Nichte des Cardinals Montalto. Vergiß den Cardinal Montalto nicht! Ferner ſage dem Prior, daß ich Se. Hochwürden bitte, mich zu beſuchen und daß ich hier warten werde, bis er die Güte gehabt zu kommen. Ich habe einen Auftrag meines Oheims, des Cardinals Montalto, an ihn.“

Die Fürſtin konnte die halbe Nacht nicht ſchlafen, denn wie die Weiber ſind, ſo regte es ſie auf, nach jahrelanger Trennung einen Geliebten ihrer Jugend entdeckt zu haben, obwohl dieſer Geliebte niedrigem Stande angehörte. Die Liebe wird in weiblichen Herzen ſo verderblich, daß ſie alle göttlichen und menſchlichen Geſetze mißachten, vorzugsweiſe aber jene Sitten und Geſetze, welche in Uebereinſtimmung mit dem Willen Gottes und der weiſeſten Menſchen einen Unterſchied zwiſchen Hoch und Niedrig wollen. Die Fürſtin Selvaggia della Rocca ſtammte aus dem edlen florentiniſchen Hauſe der Salviato und wurde in ihrem neunzehnten Jahre mit dem neapolitaniſchen Fürſten vermählt, welcher Grand von Spanien, Großadmiral der Flotten Philipps IV., Comthur des Ordens von Calatrava war und ihren jetzigen Titel und unermeßliche Reichthümer gab. Man erzählte, daß er ſeiner katholiſchen Majeſtät einmal eine Silberflotte aus den Händen der Engländer gerettet und die Hälfte dieſer Flotte zum Geſchenk erhalten. Dieſes verwehrte ſeine angeerbten Reichthümer um ein Bedeutendes und alle dieſe Schätze hinterließ er bei ſeinem Tode, der ſchon zwei Jahre nach ſeiner Vermählung erfolgte, der Selvaggia. Als ob es noch nicht genug wäre, daß eine zweiundzwanzigjährige Dame zur Befriedigung ihrer irdiſchen Gelüſte ſo große Güter aufhäufe, ſorgte der Cardinal Montalto, der über Se. Heiligkeit Alles vermochte, daß ſeine Lieblingsnichte, mit allen in Benevent gelegenen, dem Stuhle Petri angehörigen Beſitzungen belehnt würde, ja er beſchenkte ſie ſogar mit mehreren im Bisthume Otranto und in den Ländern von Forli und Urbino gelegenen geiſtlichen Beneficien, obwohl dieſe nach canoniſchem Rechte nur auf ein männliches, mit den prieſterlichen Weihen verſehenes Haupt übertragen werden durften. Dieſe Selvaggia hatte aber ihr Leben in früheſter Jugend mit Sünde begonnen und ihren Leidenſchaften auf eine unadelige Art die Herrſchaft eingeräumt. Schon im fünfzehnten Jahre hatte ſie eine Liebſchaft mit dem jungen Sohne des Verwalters ihrer väterlichen Güter in der Nähe von Siena und dieſen ſelben Geliebten, Namens Baccio Bettore, glaubte ſie in jenem Carmeliterkloſter an der Stimme zu erkennen. Es wird nämlich geſagt, daß jener Baccio ſie zuerſt mit ſeiner ſchönen Stimme verführte und gewiß iſt, daß der Vater Selvaggia's, als er hinter die geheime Liebſchaft ſeiner Tochter gekommen, den Baccio habe außer Landes bringen und in ein Kloſter ſtecken laſſen. Zu jener Zeit, nämlich acht Jahre vor dieſem Tage, von dem wir erzählen, hieß es, der alte Signor Salviati habe den Baccio auf dem Wege von Siena nach San Geminiano ermorden laſſen. Es iſt wahr, daß er die Abſicht hatte, als er die Schande ſeiner Tochter erfuhr, aber er gab die Abſicht auf, weil der Vater Baccio's, der alte Bettore, ſein Kriegsgefährte geweſen und ihm in verſchiedenen Kriegen große Dienſte erwieſen. Lange wurde Baccio für todt gehalten. Nur Bettore wußte, daß er lebte, weil es ihm ſein Herr zum Troſte geſagt hatte und Selvaggia wußte es ebenfalls, nachdem ſie es vom Vater ihres Geliebten erfahren. In welchem Kloſter aber Baccio als Mönch lebte, wußte weder Selvaggia noch Bettore und erfuhr es dieſer Letztere auch nicht, als er den ſterbenden Signor Salviati auf den Knieen anflehte, es ihm zu verrathen. Die Selvaggia wurde ein Jahr ſpäter an jenen Fürſten verheirathet und es war ihr wohl ſelber damit gedient, daß der Geliebte ihrer Jugend verſchwunden blieb. Nun aber, da ſie wieder frei und Wittwe war, fühlte ſie ſich vielleicht glücklich, ihren erſten Geliebten durch Zufall wieder gefunden zu haben. Sie wachte mehr als die Hälfte der Nacht, bald war ſie beſorgt, daß ſie ſich vielleicht doch getäuſcht habe und daß die Stimme, die ſie gehört, nur der Stimme ihres Geliebten ähnlich ſei und einem Andern gehöre; bald erinnerte ſie ſich nach Weiberart in der Stille der Nacht auf das Lebhafteſte an die Zeit, die ſie mit Baccio in glücklichen Sünden zugebracht, und konnte den Wunſch nicht unterdrücken, jene Sünden zu erneuen. Selbſt als ſie entſchlief, träumte ſie voll Angſt und Hoffnung. Ihre erſte Frage, als ſie am andern Morgen erwachte, war, ob der Page ſchon nach dem Kloſter abgegangen und als man ihr ſagte, daß er bald zurück ſein müſſe, ſetzte ſie ſich voll Vergnügen an's Frühſtück und ſagte zu ihrer Kammerfrau, ſie hoffe, daß an dieſem Tage ihre Jugend neu beginne. „Ew. Excellenz,“ erwiederte die Kammerfrau, „iſt noch jung und Eure erſte Jugend hat noch nicht aufgehört.“

„Du irrſt, Luiſa,“ antwortete die Selvaggia, „meine erſte Jugend hat, Gott ſei es geklagt, ſchon in meinem ſechzehnten Jahre aufgehört und zwei

Jahre lang lebte ich wie eine alte Frau neben einem alten Gemahl, aber ſo Gott will, werde ich wieder einholen, was ich verſäumte, und wenn es mir gelingt, gelobe ich dem heiligen Januarius die Einkünfte eines ganzen Jahres von meinem Gute Ponte rotto.“

Der Page, der eben zurückkam, erzählte, daß der Prior der Carmeliter ſogleich bereit war, ſich auf den Weg zu machen, als er erfuhr, daß es die Nichte des Cardinals Montalto war, die ihn einlud. In der That kam er kaum eine halbe Stunde nach dem Pagen in Piperno an. Es war ein uralter Mann, der ſich kaum in der Sänfte aufrecht erhielt. Wie mich ein Bruder jenes Kloſters verſicherte, zählte er damals ſchon ſechsundachtzig Jahre, wenn nicht mehr und war er außerdem ein Mann, den Gott zur Reinigung ſeiner Seele mit allen Krankheiten des Alters heimſuchte, und die Selvaggia hätte ſich ſchämen ſollen, einen ſolchen ſchwachen und heiligen Greis bemüht zu haben, nur um einen ſchändlichen Zweck zu erreichen, und ihn außerdem noch zu belügen. Denn es war nicht der Wahrheit gemäß, daß ſie vom Cardinal Montalto einen Auftrag an ihn hatte; ſie wagte nur das vorzuſchützen, weil ſie wußte, daß ſie ſich mit ihrem Oheime Alles erlauben durfte. Doch ich muß ſagen, daß ſie Ehrfurcht genug beſaß, um dem Prior, als ſie in ihm einen ſo ehrwürdigen Greis erkannte, die Hand zu küſſen und ihn um ſeinen Segen zu bitten.

„Was wollt Ihr von mir, was befehlt Ihr, hohe Frau?“ fragte der Prior.

„Ehrwürdiger Herr,“ antwortete ſie, „Ihr habt in Euerer Brüderſchaft einen Bruder Namens Baccio Bettore?“

„Ich weiß es nicht,“ ſagte der Prior, „denn ich kenne meine Brüder nur nach ihrem Kloſternamen. Wir ſind vierundſechzig; es wäre meinem alten Kopfe zu viel, ſollte ich mir alle weltlichen und geiſtlichen Namen meiner Brüder merken.

Die Fürſtin Della Rocca war in Verlegenheit und ſagte nach einigem Nachdenken: „Dieſer Bruder iſt jetzt höchſtens ſechsundzwanzig Jahre alt und hat eine ſehr ſchöne Stimme. Er ſtammt aus dem Toscaniſchen und iſt bei Siena zu Hauſe.“

„Keiner der Brüder,“ ſagte nach einiger Zeit der Prior, „ſingt ſo ſchön wie der Bruder Giovanbatiſta; auch iſt er wohl nicht älter, als ſechs oder ſiebenundzwanzig Jahre, und wenn ich nicht irre, ſpricht er auch die ſchöne Sprache von Siena — dieſer mag wohl einmal Baccio Bettore geheißen haben.“

„Dieſer iſt es gewiß," verſicherte die Fürſtin.

„Und was iſt es mit dieſem?" fragte der Prior.

„Mein Oheim, der Cardinal Montalto," erwiederte die Fürſtin mit frecher Lüge, „wünſcht, daß Ihr mir dieſen Giovanbatiſta als meinen Reiſe-Caplan mitgebet."

Der Prior erhob bei dieſen Worten den Kopf, der bisher müde auf der Bruſt gelegen hatte und ſah die Fürſtin verwundert und fragend an. „Dieſen Giovanbatiſta?" fragte er kopfſchüttelnd; „dieſer Giovanbatiſta hat ſeit ſechs Jahren das Kloſter nicht verlaſſen. Se. Eminenz Euer Oheim, der Cardinal Montalto kann ihn nicht kennen. ...... Ich bin ſehr verwundert ...... dieſer Giovanbatiſta iſt ein Weltkind, das nur die ſtrengſte Zucht auf dem Wege der Frömmigkeit erhalten wird — er iſt der mindeſt Gelehrte meiner Brüder ..... Er paßt am wenigſten dazu, als Caplan einer hohen Dame beigegeben zu werden ...... Ich bin ſehr verwundert ......"

„Aber mein Oheim, der Cardinal," fiel ihm die Fürſtin ungeduldig und mit etwas gebieteriſchem Tone in's Wort.

„So ſei es," ſagte der Prior mit einer leiſen Verbeugung, „der Cardinal will es, ich habe nichts zu ſagen, ich habe nichts zu prüfen. Und wann ſoll ich Ew. Hoheit den Bruder Giovanbatiſta zuſchicken?“

„Sogleich! noch dieſen Morgen, denn ich denke um Mittag meine Reiſe fortzuſetzen, da mich mein Oheim ſchon morgen Abend in Rom erwartet.“

Der Prior erhob ſich und ging.

Es war noch nicht Mittag, als ein einzelner Carmelitermönch vor der Herberge ſtand und nach der Fürſtin Della Rocca fragte. Ein Page führte ihn in das obere Stockwerk, öffnete eine Thüre und bedeutete ihm, allein weiter zu gehen. Er werde dort in dem letzten Gemache erwartet. Er trat ein, und als er auf den erſten Blick die Selvaggia erkannte, blieb er wie aus Stein gehauen an der Thüre ſtehen. Er bewegte ſich erſt, als ſie ihn bei ſeinem alten Namen Baccio anrief, und Niemand als Gott hat es geſehen wie die Selvaggia, ohne ein anderes Wort zu ſagen, den geweihten Prieſter umarmte. Als ſie weiter reiſte, ritt er neben ihrer Sänfte, und weil es hieß, daß der Weg bis Rom nicht ſicher ſei, hatte er, gleich den Dienern und Cavalieren, einen Degen umgegürtet. Da Jedermann ſeine Waffe brauchte und nicht eine mehr da war, als Männer da waren, hatte die Selvaggia eine ihrer Kiſten öffnen und daraus einen der Degen ihres verſtorbenen Gatten nehmen laſſen, und ſo hatte der Giovanbatiſta die ſchönſte Waffe der ganzen Geſellſchaft, eben ſo wie ihm die Fürſtin das ſchönſte Pferd hatte geben laſſen und ritt neben ihr, nicht wie ein Mönch oder Caplan, ſondern wie ein ſtolzer Cavalier. Der Cardinal Montalto lachte ſehr, als er ſeine Nichte in ſeinem Palaſte zu Rom empfing und ſie in ſolcher Begleitung ſah. Er war ein alter Herr und gewohnt, zu Allem zu lachen, was die Selvaggia that oder ſagte.

Die Selvaggia war ſehr zufrieden, ihren Geliebten wieder gefunden und ihn jetzt in ihrer Nähe zu haben. Der Baccio von Siena, der ſie mit ſechzehn Jahren verführt hatte, war ein ſchöner Jüngling mit einer ſchönen Stimme geweſen; der Bruder Giovanbatiſta war jetzt ein ſchöner Mann und ſeine Stimme war auch kräftiger und klangvoller geworden. Die Gewandtheit, welche Selvaggia ehemals an ihm bewunderte, wenn er an grader Mauer zu ihr hinauf kletterte, mit der er wilde Pferde tummelte, oder allerlei Waffenübungen trieb, hatte im Kloſter nicht abgenommen, oder vielmehr ſtellte ſich gleich wieder ein, ſobald er in Freiheit lebte, wieder ein Pferd beſteigen, eine Waffe ſchwingen konnte. Die Kutte war ihm dabei allerdings beſchwerlich, und er legte ſie darum kurz nach ſeiner Ankunft in Rom ab, um ſie gegen ſpaniſche Rittertracht zu vertauſchen. Der Cardinal Montalto wollte ihn gar nicht wieder erkennen und lachte über die Verkleidung. Nur ſanft verwies er es ihm, mit der Verkleidung nicht gewartet zu haben, bis ſeine Tonſur verwachſen war. Die Selvaggia war glücklich, ſie verſicherte ihren Oheim, der es mit Vergnügen hörte, daß ihr Glück, da ſie es nach ſo langen Unterbrechungen wieder gewonnen und es jetzt in Freiheit genießen könne, vollkommen ſei, und daß ſie der Vorſehung danke, es ihr in früherer Zeit entzogen zu haben, um es ihr für jetzt aufzuſparen. Wie groß die Vergnügungen waren, welche ihr die Hauptſtadt der Chriſtenheit, als der Lieblingsnichte des allmächtigen Cardinals, darbrachte, ſie verſchmähte ſie alle; ſie blieb allein in ihrem Palaſte, zufrieden mit der Geſellſchaft Baccio's, und ſie beabſichtigte, ſich nach Beilegung der Unruhen in Neapel mit ihm auf eines ihrer Schlöſſer in den Appenninen zurückzuziehen. Auch Baccio war glücklich; unbekümmert darum, daß er alle Gelübde des Prieſters brach, freute er ſich, des Kloſterzwanges ledig zu ſein, und die Selvaggia hatte ihn zum reichen Manne gemacht, indem ſie ihn mit großen Geſchenken überhäufte und außerdem die geiſtlichen Beneficien, die ſie beſaß, auf ihn übertragen ließ. Sie nahm es ihm auch nicht übel, wenn er ſie oft allein ließ, um das neue Leben in der Freiheit und die Vergnügungen der Stadt Rom zu genießen. Sie ſagte ſich, daß ihn das immer mehr zum Cavaliere ausbilde, und daß er ſo ablegen werde, was an ihm von ſeinem niedrigen Stande und vom Leben im Kloſter noch übrig war. Wie ſündig eine Liebe ſei, ſo iſt es doch hergebracht, daß man die Treue einer ſolchen Liebe rühme, obwohl man damit nur die Ausdauer der Sünde rühmt. Vielleicht haben Diejenigen, die ſo thun, doch Recht, denn die Treue iſt immer eine ſchöne Tugend, und wenn dieſe Leute Recht haben und wenn ich mich bezwinge, ſo zu denken wie ſie, dann muß auch ich die Selvaggia rühmen, daß ſie jetzt nach ſieben Jahren und als eine der mächtigſten Damen der Chriſtenheit, dem Geliebten ihrer Jugend und dem niedrigen Manne dieſelbe Liebe bewies wie ehemals. Ja die Liebe muß noch größer geweſen ſein als ehemals, da damals die Selvaggia in der Einſamkeit keinen andern Mann kannte, und da ſie jetzt als eine ſehr ſchöne und ſo mächtige Dame unter allen Cavalieren der Stadt und des ganzen Italiens die Wahl hatte. So wollen wir ſie denn loben.

Zu ihrer Liebe und Treue ſorgte Selvaggia weiter als den laufenden Tag und beſchloß ſie, ſein Wohlergehen für alle Zukunft zu ſichern. Sie hatte ihm die Dispens ausgewirkt, daß er die weltlichen Kleider ohne Verſündigung tragen dürfte und mit den Kleidern den Titel eines Cavaliere Baccio. Sie hoffte noch weiter mit Hülfe ihres Oheims ihn dem Säculo wiedergeben zu können, was nicht unmoglich war, da es ſich fand, daß er in Folge des Drängens des verſtorbenen Signor Salviati, ihres Vaters, ſämmtliche Weihen, oder wenigſtens die Erſte vor dem kanoniſchen Alter erhalten. Se. Heiligkeit der Pabſt konnte Baccio, ohne dem kanoniſchen Rechte irgend welchen Zwang anzuthun, mit Leichtigkeit dispenſiren. Dies wäre vielleicht ſchon einige Monate nach der Ankunft Selvaggia's und ihres Geliebten geſchehen, wenn nicht der Cardinal Montalto die Angelegenheit abſichtlich verzögerte. Er vermuthete, daß Selvaggia fähig war, oder vielleicht ſchon die geheime Abſicht hegte, den Baccio zu heirathen, ſobald ihm die Dispenſation die Ehe geſtattete und damit war dem Cardinal nicht gedient, einen Neffen aus niedriger Volksklaſſe zu erhalten. Selvaggia für alle Fälle beſorgt, arbeitete dahin, daß der Cavaliere Baccio, wenn ihr Hauptplan mißlänge, wenigſtens aus dem Carmeliterorden in den ritterlichen der Johanniter von Malta treten dürfte, als in einen Orden, deſſen Regel und Lebensweiſe ſeinem Temperamente beſſer zuſagte. Die Selvaggia war eine kluge und vorausſichtige Frau. Sie wußte ſehr wohl, daß ihr Oheim, der ein bejahrter Mann war, nicht viele Jahre mehr leben könne; nach ſeinem Tode könnte man ihrer Verbindung mit Baccio Hinderniſſe in den Weg legen. Darum wünſchte ſie, daß er auf jeden Fall in den Johanniterorden aufgenommen werde, weil die Mitglieder dieſes Ordens ſämmtlich wie Herren lebten und es auch dem ſtrengſten Pontificate nicht beikam, ſie in ihrer Freiheit und in ihren Sitten zu beſchränken. Man ſagt, daß Kaiſer Carolus Quintus vom Pabſte ſich dieſe Freiheit der Ritter ausbedungen, als er ihnen die Inſel Malta einräumte, nachdem ſie die Inſel Rhodus verloren hatten, und aus Dankbarkeit für dieſe Bedingung, ſo ſagt man ferner, hätten beſagte Ritter beſagten Kaiſer in ſeinen afrikaniſchen Kriegen ſo tapfer unterſtützt. Das laſſen wir dahingeſtellt, denn wir glauben nicht, daß ſich jemals ein Pabſt eine ſolche Bedingung hätte aufdrängen laſſen, welche einem geiſtlichen Orden freie Sitten und mancherlei Laſter für ewige Zeiten geſtattet. Dieſes kümmert uns nicht; ich erzähle nur von der vorſorglichen Liebe der Selvaggia.

Um dieſe Zeit lebte in Rom ein ehrlicher Hutmacher Namens Francesco Somigli, der ſich mit ehrlicher Arbeit ein ſchönes Vermögen erworben und einen ehrbaren Hausſtand aufrecht erhielt und ſeine

Kinder, deren er drei hatte, eine erwachſene Tochter, von der wir noch ſprechen werden und zwei kleine Knaben, Zwillinge, chriſtlich erziehen ließ. Da hörte dieſer Hutmacher Somigli, der jenſeits der Tiber wohnte, von den Thaten der Räuber in Sonnino und in den Gebirgen, und er empfand einen unwiderſtehlichen Drang, an dieſen Thaten theilzunehmen. In einem Alter von fünfundfünfzig Jahren verließ er Haus, Weib und Kinder und ging in das Gebirge zu den Räubern, welche damals der tapfere Catone commandirte. Er hatte kein Glück, denn grade damals hatte Se. Heiligkeit der Pabſt dem Cardinal Montalto Vorwürfe über das Räuberweſen gemacht, und der Cardinal ſchwor die Räuber zu vernichten und alle, die nicht in den Gebirgen erſchoſſen, aber gefangen werden, hängen zu laſſen. An einem und demſelben Tage ließ er zahlreiche Rotten von Reiter und Fußvolk, darunter auch die Spanier, die an der neapolitaniſchen Grenze ſtanden, an fünf verſchiedenen Punkten in das Gebirge brechen, und viele Räuber wurden an dieſem Tage erſchoſſen und niedergehauen, viele andere als Gefangene nach Rom gebracht, ſo daß das alte Theater, in welchem ſie überwacht wurden, ganz vollgefüllt war. Unter dieſen Gefangenen befand ſich auch der Hutmacher Francesco Somigli, der erſt zwei Tage vorher in das Gebirge gekommen war. In der ehrlichen Familie des Hutmachers war große Klage darüber, daß der Vater gehängt werden ſollte. Man wußte, was der Cardinal geſchworen hatte und gab alle Hoffnung auf, auch nur einen der Räuber begnadigt zu ſehen. Auch war in der Familie Somigli Niemand da, der ſich für den Vater hätte verwenden können; die Frau des Hutmachers bekam bei der traurigen Nachricht eine Lähmung in das linke Bein und in die Zunge, ſo daß ſie weder gehen noch ſprechen konnte; die Knaben waren noch viel zu jung, und da war Niemand übrig als die Tochter Emilia, ein Mädchen von ſiebenzehn Jahren und das ſchönſte Mädchen von jenſeits der Tiber. Emilia lief klagend durch die ganze Stadt, bat, flehte, jammerte, weinte bei Jedermann, aber Niemand wußte ihr zu helfen. Doch erfuhr ſie, daß die Fürſtin Della Rocca bei ihrem Oheime in größtem Anſehen ſtehe, und daß dieſe allein ihren Vater retten konnte. Man rieth aber der Emilia, ſich nicht an die Fürſtin, ſondern an den Cavaliere Baccio zu wenden, welchem wieder die Fürſtin nichts verſagen konnte. Ihr, der Tochter des Hutmachers, hätte die Fürſtin leicht nein ſagen können und dann war der Vater verloren; verſprach aber der Cavaliere bei der Fürſtin ein Wort für ſie einzulegen, ſo konnte man ſicher ſein, daß die Fürſtin mit dem Cardinal ſprechen und die Angelegenheit ſo zu einem guten Ende gedeihen werde. Die Emilia ging alſo zu dem Cavaliere Baccio, und dieſer hatte ſie kaum erblickt, als er ausrief: „Jeſus Maria, dies iſt das ſchönſte Mädchen, das ich jemals geſehen!“ Er faßte ſogleich eine Leidenſchaft für dieſes Mädchen und er verſchwor ſich hoch und theuer, ihren Vater zu retten, wenn ſie dafür ſeine Geliebte werden wollte. Das Mädchen fügte ſich ſeiner Forderung und er ſprach mit der Selvaggia zu Gunſten des Hutmachers, indem er ihr vorſtellte, daß ſie eine gute That thue, wenn ſie einen ehrlichen Mann, der bis dahin ein makelloſes Leben führte, ſeiner Familie vom Galgen losredete. Die Selvaggia ſtellte ihrem Oheim vor, daß ſein Schwur ſich nicht auf den Hutmacher beziehe, da er den Schwur gethan hatte, noch bevor der Hutmacher im Gebirge angekommen war, und der Cardinal ließ den Hutmacher in dem Augenblicke entwiſchen, als man die andern Gefangenen aus dem alten Theater an den Galgen führte.

Der Cavaliere Baccio führte die Emilia in jenes Haus, welches mit dem rechten Angel auf den Monte Pincio ſieht und richtete ihr daſelbſt im Hofe eine ſchöne Wohnung ein, in welcher er oft die Nächte verbrachte. Die Selvaggia beſchränkte ihn ſo wenig in ſeinem Thun, daß er viele Nächte ausbleiben konnte, ohne daß ſie ihn zur Rede ſtellte. Wenn ſie ihn manchmal fragte, wo er die Nächte verbringe, ſo antwortete er ihr, das geſchehe im Palaſte der Malteſer, wo man ſehr luſtig zeche, und der Selvaggia war es ſehr angenehm, ihn in dieſer ritterlichen Geſellſchaft zu wiſſen, um ſo mehr als damals meiſt Malteſer von der provenzaliſchen Zunge in Rom anweſend waren, welche man vorzugsweiſe wegen ihren edlen Manieren und feinem Weſen unter allen Zungen der Religion rühmte. Baccio lebte ſo ungeſtört durch viele Monate mit der Emilia, bis es ihm einfiel, oder vielmehr, bis man ihm eingab, ihr Bildniß machen zu laſſen. Das war zu ſeinem Unglück.

Der Maler des Bildniſſes war Fra Domenico, den man in Rom wegen ſeiner kleinen Geſtalt Picciotto nannte. Fra Domenico kam aus demſelben Kloſter der Carmeliter, aus welchem die Selvaggia den Baccio entführt hatte. Er war ein ſehr begabter Meiſter und hatte in Neapel eine Zeitlang unter dem berühmten Heiligenmaler Ribera gearbeitet. Von dort in ſein Kloſter zurückgekehrt, ſchmückte er das Refectorium und die Kirche mit vielen Heiligenbildern, was ihm unter den Mönchen großes Anſehen verſchaffte. Sie waren ſtolz auf ſeinen Beſitz und meinten, daß ihr Haus durch ihn eben ſo berühmt werden ſolle, wie andere Klöſter, z. B. San Marco in Florenz, durch die Malereien ihrer Brüder berühmt werden. Fra Domenico aber erkannte, daß er zur Vervollkommnung ſeiner Kunſt noch die Gemälde Rafaels, Michael Angelo's und anderer Meiſter ſtudiren müſſe; denn, ſagte er, in Rom hätten vor hundertfünfzig Jahren viele Meiſter gelebt, welche den Ribera weit übertrafen, obwohl dieſer heute der berühmteſte unter allen Malern iſt. Man glaubte dem Fra Domenico, weil er der Kunſtverſtändigſte im Kloſter war und weil es heute viele Leute gibt, die das glauben, nachdem ein junger Neapolitaner, Namens Salvator Roſa, viele Anhänger findet, die daſſelbe behaupten. Auch ſagte man ſich, daß der Bruder Giovanbatiſta, der jetzt in Rom lebte und ſo große Macht hatte, den Bruder Domenico unterſtützen und in Allem helfen werde. So kam Fra Domenico nach Rom, und Baccio nahm ſich in der That ſeiner an, ſo weit er es vermochte. Er führte ihn auch ſeiner Herrin, der Selvaggia und dem Cardinal Montalto vor, und Fra Domenico hatte bald eine gute und ſorgenloſe Stellung. Er malte die Bildniſſe vieler Cardinäle und ſelbſt das des heiligen Vaters, und hatte ſo viele mächtige Bekanntſchaften, daß er auf Beneficien rechnen durfte.

Dies Alles dankte er dem Baccio, als deſſen vertrauteſter Freund er lebte und der Selvaggia, die ihn oft zum Nachteſſen einlud. Aber Picciotto konnte es nicht vergeſſen, daß Baccio ihn beſchützen ſollte. Während er im Kloſter der Carmeliter immer hoch angeſehen war und den Andern kaum eines Wortes würdigte, wurde dieſer nie anders denn ein niedriger Laienbruder betrachtet. Picciotto war der Ruhm des Kloſters, während Giovanbatiſta wegen ſeiner Unwiſſenheit für Nichts geachtet wurde. Und jetzt in der Hauptſtadt der Chriſtenheit ſelbſt, in der großen Welt der Cardinäle war Giovanbatiſta der Mächtige, und er, Domenico, ſein Client und ihm zu Danke verpflichtet. Dabei mußte er als Künſtler ein beſcheidenes Leben führen, während der unwiſſende Baccio über größere Schätze verfügte, als ein Cardinal und zugleich eine der ſchönſten Frauen Italiens und gewiß das ſchönſte Mädchen Roms zu Geliebten hatte. Um Emilia beneidete er den Baccio nicht, obwohl ſie ſchöner war als die Fürſtin, wohl aber beneidete er ihn um die Selvaggia, durch welche er über ungeheure Reichthümer und über die ganze Macht des Cardinals Montalto verfügte. Er verachtete den Baccio, daß er Alles das nur benützte, um ein adeliges Schlemmerleben zu führen und die Cavaliere nachzuahmen. Er ſagte ſich, wie anders er ſolche Mittel verwenden würde, um ſich zu den höchſten Ehrenſtellen, vielleicht bis auf den Stuhl Petri emporzuſchwingen. Und in ſeinem Neide und Ehrgeize beſchloß er, den Baccio in den Augen der Fürſtin zu verderben und ſeine Stelle einzunehmen. Wie bei der Selvaggia, ſo pflegte er mit dem Baccio das Nachteſſen bei der Emilia einzunehmen, und eines Abends beklagte er, daß die höchſte Schönheit nicht unverwelklich ſei und forderte den Baccio auf, die Emilia von ihm malen zu laſſen, ſo lange ihre Schönheit in ſolcher Blüthe prange. Der verliebte Thor war nicht ſchwer zu überreden und Fra Domenico nahm ſeine ganze Kunſt zuſammen, um aus dieſem Bildniſſe ein Wunder der Malerei zu machen. Es war ein überaus ſchönes Bildniß, und viele Fremde und Einheimiſche beſuchten die Werkſtätte Fra Domenico's nur um daſſelbe zu ſehen. Als die Selvaggia von dem ſchönen Bilde hörte, fragte ſie Fra Domenico, was es damit für Bewandtniß habe und ob das Bild wirklich ſo ſchön ſei, wem es angehöre und ob ſie es nicht auch ſehen könne? Der Maler antwortete, das ſei ein leerer Lärm mit dem Bilde und es ſei gar nicht der Mühe werth, über die Perſon, die es darſtelle und über die Malerei zu reden; aber er habe andere Bilder in ſeiner Werkſtatt, die weit mehr Werth haben, und er würde ſehr glücklich ſein, wenn Ihre Hoheit die Fürſtin die Werkſtätte einmal beſuchen wollte. Die Selvaggia war es zufrieden und beſtimmte den Tag und die Stunde. Der Picciotto beſprach Alles mit ſeinem Farbenreiber und unterrichtete ihn, wie er die Selvaggia empfangen und was er ihr ſagen ſolle. Als nun die Stunde des Beſuches kam, verbarg er ſich hinter dem Hauſe und als die Signora eintrat, ſagte ihr der Farbenreiber, daß Fra Domenico in einem dringenden Auftrage ſeines Priors ſo eben habe ausgehen müſſen. Die Selvaggia, als ſie das Bild der Emilia ſah, war ſehr erſtaunt und ſagte, das ſei gewiß das ſchönſte Mädchen Italiens. Dann fragte ſie den Farbenreiber, wer denn das Mädchen eigentlich ſei, welchem Stande ſie angehöre und ob man ihr nicht Wohlthaten erzeigen könne; ſo ſehr wurde ſie von der Schönheit des Bildes eingenommen. Der Farbenreiber lachte mit verſtellter Einfalt und ſagte: „O, die bedarf keiner Wohlthaten, für die ſorgt ſchon der Cavaliere Baccio.“

„Wie ſo?“ fragte die Fürſtin.

„Weil ſie die Geliebte des Baccio iſt,“ antwortete der Mann.

Die Selvaggia aber lachte und ſagte: die Geliebte des Baccio wäre es wohl zufrieden, ſo ſchön zu ſein wie dieſes Bild. —

„Nun ſeht," rief wieder der Andere, „wie ſchwer Liebende zu befriedigen ſind, erſt geſtern war er mit ihr hier in der Werkſtätte, und wie er ſie neben dem Bilde ſah, ſchwur er bei allen Heiligen, daß ſie doch viel ſchöner ſei, als ſie Fra Domenico malen könnte."

Die Selvaggia wußte nicht, was ſie aus dieſen Reden machen ſollte und fragte den Mann: „Kannſt Du mir auch ſagen, wer ſie iſt?"

„Allerdings kann ich das," erwiederte der Geſelle, „ſie iſt die Tochter eines Hutmachers von jenſeits der Tiber, den der Baccio vom Galgen erlöſt hatte."

Jetzt gerieth die Selvaggia in einen großen Zorn, ſie erhob das Bein und trat ein Loch in das Bildniß der Emilia. In dieſem Augenblicke trat der Picciotto in ſeine Werkſtatt und beim Anblick des Loches in der Leinwand ſchlug er die Hände zuſammen und rief: „Wehe mir, ich ſehe, daß Ihr ſchon Alles wißt, und daß ich zur unglücklichen Stunde ausgegangen bin!"

Die Selvaggia fragte, ob das wahr ſei, was ihr der Geſelle geſagt, und der Picciotto erwiederte, daß er es nicht läugnen könne, was der Geſelle in ſeiner Einfältigkeit verrathen habe. Die Selvaggia ließ ihren Pagen, den Cavalier und die Kammerfrau, die mit ihr waren, auf das Kreuz ihres Gürtels ſchwören, dem Cavaliere nichts verrathen zu wollen, daß ſie von ſeiner Liebe mit der Emilia ſchon etwas wiſſe. Auch der Picciotto mußte ihr ſchwören und dann mit ihr in ihren Palaſt heimgehen, um ihr nähern Beſcheid zu geben, damit ſie wiſſe, wie und womit ſie ſich an Baccio rächen ſollte.

Sie verſtellte ſich ſo gut, daß der Baccio gar keine Ahnung davon hatte, daß ihn der Picciotto verrathen, daß die Selvaggia um ſeine Treuloſigkeit wußte, und daß ſie ſchon alles vorbereitet hatte, um ſich an ihm zu rächen. Zwei ihrer neapolitaniſchen Diener waren von ihr beſtellt, ihn vor ihren Augen zu ermorden. Sie hatte nur das eine Bedenken und noch ſo viel Liebe für ihn, daß ſie ihn nicht in der Fülle ſeiner Sünden, ohne Beichte, wollte ſterben laſſen. Darüber beruhigte ſie der Fra Domenico, welcher ihr verſprach dabei zu ſein, wenn der Baccio ermordet würde und ihm in ſeinem letzten Augenblicke die Abſolution zu geben. Da es aber nicht ſicher war, daß Fra Domenico noch Zeit genug haben würde, um dem Sterbenden die Beichte abzunehmen und ihm die Abſolution zu geben und die Selvaggia um ſeine Seele beſorgt war, beſchloß ſie es ſo zu machen, wie es kurz vorher die Marcheſa von Valencia gemacht hatte, welche ihrem Geliebten, den ſie ermorden ließ, in der letzten Stunde, und während er ermordet wurde, eine Todenmeſſe leſen ließ.

Sie war mit dem Baccio bei einem großen Feſte in dem Garten des Cardinals Gonzaga, welcher eben die franzöſiſchen Abgeſandten bei ſich empfing. Gegen Mitternacht ſagte ſie zu dem Baccio: „Ich habe Nachricht erhalten, daß in dieſer Nacht um die zwölfte Stunde in Neapel ein mir lieber Freund von den Aufſtändiſchen hingerichtet wird, und ich habe ihm in der Kirche von Santa Maria ein Todenamt beſtellt. Dahin will ich jetzt gehen, um am Katafalk zu beten und ſeine Seele mit Gebeten zum Himmel zu begleiten. Du Baccio komme mit mir und ſinge mit im Chor, damit ich in dieſer traurigen Stunde Deine liebe Stimme höre, die ich ſo lange nicht gehört habe.“ Der Baccio ging gerne mit ihr in die Kirche Santa Maria. Dieſe war ganz dunkel und ſchwarz ausgeſchlagen. Schwarze Tücher bedeckten die Säulen und die Wände. In der Mitte war ein Katafalk aufgeſchlagen und nur wenige Lichter brannten rings umher. Die Selvaggia kniete in der Nähe des Katafalkes nieder und der Baccio ſtellte ſich unter die Sänger, die am Fuße des Katafalkes ſtanden. Der Sacriſtan gab ihm die Rolle in die Hand, aus welcher er ſingen ſollte. Als er mit ſeiner wunderſchönen Stimme zu ſingen anfing, ſah er zur Selvaggia hinüber, wohl wiſſend, wie ſehr ſie ihn liebte, ſo oft er zu ſingen begann und beim Scheine der Kerze, an deren Fuße ſie kniete und die ihr Geſicht beleuchtete, während das Uebrige ihrer Geſtalt von Finſterniß bedeckt war, ſah er, wie ſie ihn mit liebendem Auge betrachtete und wie über ihre Wangen zwei große Ströme von Thränen herabfloſſen. Er nahm ſich um ſo mehr zuſammen, um noch ſchöner zu ſingen, und er ſang mit großer Andacht fort, bis er auf einmal ſtockte und verſtummte, denn er kam in dem Todtenliede an die Stelle, wo er für ſein eigenes Heil, als eines Sterbenden, betete. Er las in der Rolle, die er in Händen hielt, ausführlich ſeinen eigenen Namen. Erſchrocken ſah er zur Selvaggia hinüber, die er aber jetzt nicht ſehen konnte, da ſie ihr Geſicht aus der Beleuchtung der Kerze in die Dunkelheit zurückgezogen hatte. Er faßte ſich wieder und dachte, daß dieſes nur ein Irrthum ſei. Man werde dem Sacriſten geſagt haben, wem er die Rolle zu übergeben habe, und dieſer werde den Namen verwechſelt haben mit dem Namen Desjenigen, der in dieſer Stunde in Neapel enthauptet werden ſoll, und für den die Todtenmeſſe gefeiert wurde, weil ihm beide Namen gleich unbekannt waren. Der Baccio ſang ruhig wieder weiter. Er ſang ſo fort bis die Chorknaben mit dem Weihrauch und dem Weihwedel um den Katafalk herumzogen. Der Sacriſtan trug ihnen eine brennende Kerze vor, und beim Scheine dieſer Kerze ſah Baccio abermals ſeinen Namen, der in großen Buchſtaben auf einem weißen Streifen geſchrieben, über dem Katafalke lag. Wieder brach ſeine Stimme ab und er ſah zur Selvaggia hinüber, die er jetzt beim Scheine der Kerze, die der Sacriſtan trug, ſehen konnte und es kam ihm vor, als wäre jetzt ihr Geſicht, das ihm entgegen blickte, von Mitleid und Grimm zugleich bedeckt. Eine ungeheure Angſt überfiel ihn, er dachte an Alles, was er an der Selvaggia verbrochen hatte, warf die Rolle auf den Boden und floh aus der Kirche. Eben als er aus der Thüre ſtürzen wollte, warf ſich ihm Fra Domenico in den Weg, faßte ihn am Mantel und ſchrie mit lauter Stimme: „Er entwiſcht uns! Laßt ihn nicht entwiſchen!“ Auf dieſen Ruf kamen rechts und links die zwei neapolitaniſchen Diener der Selvaggia hinter den Säulen des Portals von Santa Maria mit nackten Dolchen hervor. Aber bevor ſie ſich dem Baccio nähern konnten, hatte dieſer ſeinen eigenen Dolch aus dem Gürtel gezogen und ihn dem Fra Domenico, der ihn aufhalten wollte, in die Kehle geſtoßen, daß er augenblicklich zuſammenfiel. Der Baccio ſprang dann mit einem Satze die Treppe von Santa Maria hinunter, mitten zwiſchen den Dolchen der beiden Neapolitaner. Der Eine hatte ſchon mit ſolcher Heftigkeit nach ihm geſtoßen, daß er ſeinen eigenen Arm nicht mehr zurückhalten konnte und ſich ſelbſt in den Schenkel ſo ſehr verwundete, daß er den Baccio nicht zu verfolgen vermochte. Der andere Neapolitaner hatte nicht den Muth, den Baccio allein zu verfolgen. So kam dieſer unverfolgt davon; aber er glaubte doch immer Schritte hinter ſich zu hören und, mit dem Degen in der Hand, hörte er nicht auf zu laufen, lief er über die Brücke, bis er am Hauſe des Hutmachers Francesco Somigli ankam.

Dieſer war ſehr verwundert, als er hörte, was vorgegangen war. „Dieſes Alles,“ ſagte er, „hat die Selvaggia wegen der Emilia unternommen. Nunmehr biſt Du, o Baccio, in Rom Deines Lebens nicht mehr ſicher; auch Emilia iſt es nicht, und auch mich kann die Selvaggia jetzt noch hängen laſſen.“

„Was ſollen wir beginnen?“ fragte Baccio.

„Wir ſind im ganzen Italien nicht ſicher. Die Macht des Pabſtes reicht überall hin, und ſobald Dich die Selvaggia verfolgt, biſt Du eine ſo machtloſe Perſon wie ich, der Hutmacher, und meine Tochter Emilia. Ueberall, ſei es in Florenz, in

Mantua oder in Venedig, werden die Sbirren dem Cardinal Montalto gerne zu Willen ſein und uns niederſtechen oder gebunden nach Rom liefern. Nur in die Gebirge zu den Räubern reicht die Macht des Pabſtes und des Cardinals nicht. Dorthin müſſen wir uns flüchten und wir werden gut aufgenommen ſein, da ich dort viele Freunde zähle. Dem Baccio leuchtete das ein, daß er nirgends mehr vor den Dolchen der Selvaggia ſicher ſei, und ſogleich holte er mit dem Hutmacher die Emilia, und noch in derſelben Nacht ſtiegen ſie über eine alte Breſche der Mauer aus der Stadt Rom und begaben ſich nach Sonnino in das Gebirge.

Die Selvaggia war Anfangs ſehr ergrimmt über das Mißlingen des Streiches; aber ſchon am andern Morgen freute ſie ſich, daß der Baccio am Leben war und lobte den guten Stoß, mit dem er den Fra Domenico für ſeinen Verrath beſtraft hatte. Sie ging auch nach Santa Maria, um bei Tageslicht zu ſehen, welchen geſchickten und gewaltigen Sprung der Baccio gemacht hatte. Dann aber verfiel ſie in große Traurigkeit, und die Luiſa rieth ihr, den Baccio überall aufſuchen zu laſſen, weil ſie ohne ihn doch nicht wieder froh werde, und ihm zu verzeihen. Davon wollte ſie nichts wiſſen. Nur im Geheimen ſandte ſie Späher aus, um zu erfahren, was der Baccio jetzt treibe und wo die Emilia ſei. Aber ſie konnte nichts erfahren. Der Baccio und die Emilia blieben verſchwunden, und erſt, als ſich die Späher beim Hutmacher erkundigen wollten und auch dieſer fort war, vermuthete ſie, daß ſie Alle zu den Räubern in die Gebirge gegangen. Sie ſandte ihre Späher auch dorthin und hatte bald die Gewißheit, daß dem wirklich ſo war.

Man hat es oft geſagt, daß Niemand errathen konne, was im Herzen eines Weibes vorgeht, entſteht oder aufhört. Es geſchieht meiſt das Gegentheil von dem, was man erwartet. Es iſt ein tiefer, dunkler Brunnen. Wenn man auch mit gutem Auge hineinblickt, man ſieht nicht, ob unten lebendes Waſſer iſt, oder ob unten Schlangen und Kröten ſind. Man läßt den Eimer hinab, um Waſſer zu ſchöpfen und man holt eine Kröte heraus; man läßt den Eimer hinab, um eine Kröte oder Schlange zur Giftbereitung zu holen und man ſchöpft klares Waſſer heraus. Dieſes ſchreibe ich aus einem Buche ab. Die Selvaggia, als ſie für den Baccio die Todtenmeſſe leſen ließ und glaubte, daß er noch in dieſer Nacht ſterben werde, verliebte ſich in ihrem Mitleid auf's Neue in ihn, ſo, daß ſie ihn wie mit der Stärke einer neuen Liebe liebte. Dies war zum Unglück des ganzen Landes. Denn ſchon zwei Wochen, nachdem der Baccio zu den Räubern gegangen, fingen dieſe auf's Neue an, Campagnien, das ſabiner- und lateiniſche Land zu plündern und entführten viele Einwohner ſelbſt aus dem Innern der Stadt dies- und jenſeits des Fluſſes. Sie führten ſehr kühne Thaten aus, nicht mehr unter dem Catone, welcher nach Spanien gegangen und dort Soldat geworden war, ſondern unter einem neuen Führer, der ſich Viattore nannte, im Gebirge großes Anſehen genoß, und der kein Anderer war als der Baccio oder Carmelitermönch Giovanbatiſta. Auch von dem Muthe ſeines Lieutenants ſprach man viel und auch dieſer war kein Anderer als der alte Hutmacher Francesco Somigli, der ſich ebenfalls einen andern Namen beilegte, welchen ich aber jetzt, nach mehr als zwanzig Jahren, vergeſſen habe. Die Emilia wohnte in jenem Hauſe in Sonnino, welches über alle andern Häuſer emporragt und wie die Spitze einer Pyramide ausſieht, denn der ganze alte Flecken hat dieſe Form, wie er mit ſeinen Häuſern einen hohen, von einer Spitze nach allen Seiten gleichmäßig abfallenden, Hügel bedeckt. Nun führten, wie ich ſagte, die Räuber jetzt allerlei kühne Thaten aus, daß man in der Stadt ſelbſt nicht mehr ſicher war, und der Cardinal Montalto ſandte diesmal weder Sbirren, noch Truppen aus gegen ſie, obwohl es der Pabſt wollte, weil es die Selvaggia nicht wollte. Sie brachte ihn immer davon ab, wenn er ſchon Befehl gegeben hatte, daß die Truppen gegen die Räuber aufbrechen, um wenigſtens das Land bis an die Gebirge zu reinigen. Sie beſorgte, daß der Baccio bei einem Kampfe mit den Truppen oder Sbirren umkommen könnte und darum verhinderte ſie jede Unternehmung und hatten die Gebirgsbewohner unter dem Viattore freies Spiel. Der Cardinal beklagte dies, denn er war ein Neffe des Pabſtes Sixti V. Montalto, ſeligen Angedenkens, welcher die Campagna und das ganze Patrimonium von Räubern geſäubert und ſich damit unvergänglichen Ruhm erworben und der Cardinal meinte, daß es ſeine Pflicht ſei, den Fußtapfen ſeines großen Oheims zu folgen. So verbrachte die Selvaggia ihre Zeit damit, um von Baccio Unheil abzuwenden.

Da begab es ſich, wenige Monate nach der Flucht des Baccio, daß ein Edelmann, Namens La Tremoglia, aus dem Gefolge des franzöſiſchen Geſandten, mit dem ſeiner Nation eigenen Leichtſinn, ſich einige Miglien weit von der Stadt allein hinauswagte. Die Räuber umringten ihn und führten ihn in die Gebirge. Hätten ſie gewußt, daß er aus einem herzoglichen Hauſe Frankreichs und aus dem Gefolge des franzöſiſchen Geſandten ſei, ſie hätten ſich wohl nie an ihm vergriffen und ihn auch ſogleich freigegeben, nachdem er ihnen ſagte, wer er ſei. Sie glaubten ihm aber nicht. Sie hielten ihn für Einen von der Rotte des franzöſiſchen Herzogs von Guiſe, der ſich nach dem Tode des Maſſaniello in Neapel hatte zum Könige machen wollen. Viele ſeiner Anhänger aus franzöſiſchem Blute verweilten als Flüchtlinge in Rom, und da Einer derſelben die Räuber erſt wenige Wochen vorher täuſchte, indem er ſich für einen Edelmann des franzöſiſchen Geſandten ausgab, ſo glaubten ſie jetzt La Tremoglia nicht und hielten ihn zurück, daß er ihnen tauſend Scudi bezahle. Erſt nach acht Tagen, als ſie durch ihre Späher in Erfahrung gebracht, daß der La Tremoglia die Wahrheit geſagt, gab ihn der Baccio frei und ließ ihn mit allen Ehren bis vor das Thor von Rom begleiten. Damit waren aber der La Tremoglia und der franzöſiſche Geſandte nicht zufrieden geſtellt und dieſer Letztere verlangte von Seiner Heiligkeit in einer Audienz, daß die Räuber gezüchtiget und dem Unweſen ein Ende gemacht werde. Se. Heiligkeit der Pabſt befahl, daß viele Rotten ausgerüſtet und in die Gebirge und nach dem Walde Faggiola geſchickt würden, um die Räuber bis auf die Wurzel zu vernichten, denn der Pabſt wollte ſich den Franzoſen gefällig erweiſen. Nun konnte die Selvaggia nichts mehr thun. Sie ſah die Gefahr, welche dem Baccio drohte und wollte ihn davon benachrichtigen. Nach reiflicher Ueberlegung und von dem Wunſche verführt, den Baccio ſelber wieder zu ſehen, beſchloß ſie ihm die Nachricht in eigener Perſon zu bringen. Sie bat ihren Oheim, den Cardinal, den Zug gegen die Räuber nur um einige Tage zu verzögern und begab ſich in einfacher Tracht, verſchleiert und verlarvt, nur von einer Kammerfrau und einem Pagen begleitet, ſogleich auf den Weg in das Gebirge; dem Oheim ſagte ſie, daß ſie ſich auf einige Tage in das Kloſter der Clariſſinnen zurückziehe, um daſelbſt eine neuntägige Andacht zu verrichten, da er ſie ſonſt nicht hätte ziehen laſſen.

Sie war kaum vier Miglien weit geritten, als ſie ſchon von den Wegelagern umgeben war. Sie thaten ihr nichts zu Leide, da ſie ihnen ſogleich erklärte, ſie komme nur, um den Viattore zu beſuchen und ihm eine wichtige Nachricht zu bringen. Da begleiteten ſie ſie bis nach Sonnino. Aber dort angekommen, erfuhr ſie zu ihrem Leidweſen, daß ſich der Baccio fern von da nach dem Walde Faggiola begeben habe, und ſie müſſe warten, bis man ihn durch Eilboten kommen ließ. Während ſie da wartete, traf ſie mit einem Diener des Baccio zuſammen, welcher ſie trotz dem Schleier und der Maske erkonnte. Er warf ſich ihr zu Füßen und ſagte, er wiſſe wohl, welches Unrecht ihr ſein Herr angethan, und er verſicherte ſie, daß wohl auch ſein Herr gerne zu ihr zurückkehren möchte, wenn er nicht den Hutmacher und die andern Räuber fürchtete. So lange aber die Emilia lebe, könne daran nicht gedacht werden; und es wäre wohl das Beſte, wenn man die Emilia ermordete. Darauf fragte ihn die Selvaggia, ob ſie die Emilia nicht ſehen konnte? Und der Diener ging ſogleich in das Haus hinauf, um die Emilia zu holen, während die Fürſtin unten am Brunnen wartete. Als der Diener mit der Emilia herankam und die Fürſtin ſie erblickte, rief ſie aus: „Ich verſtehe wohl, daß mich der Baccio für dieſes niedrige Mädchen verlaſſen konnte, denn es gibt kein ſchöneres Geſchöpf auf Erden, und ich würde es für meine größte Sünde halten, ein ſolches Meiſterſtück Gottes zu zerſtören!“ Nachdem ſie dieſes geſagt, und die Emilia bei ihr angekommen war, umarmte und küßte ſie das Mädchen und ſetzte ſich dann wieder an den Brunnen und weinte bitterlich. Als dieſes die Emilia ſah, errieth ſie, daß die Frau unter dem Schleier und der Larve die Fürſtin Selvaggia della Rocca war; ſie empfand Reue und ſagte: „Ew. Hoheit würden gut und weiſe handeln, wenn Ihr den Baccio wieder in die Stadt zurückführen wolltet, denn er iſt nicht glücklich hier im Gebirge und meine Schönheit kann ihn auch nicht aufheitern. Er verweilt hier nur aus Furcht vor Euern Bravi und aus Angſt vor meinem Vater, der ihn nicht von mir laſſen will. Er hat es mir ſelbſt ſchon oft geſagt, daß er des Lebens überdrüſſig ſei und gerne in ſein Kloſter zurückkehren möchte.“

„Dies Alles,“ erwiederte die Selvaggia, werden wir beſprechen, wenn der Baccio zurückgekehrt iſt.“

Als nun der Baccio am nächſten Tage zurückkam, war er ſehr erſtaunt, die Selvaggia zu ſehen, und als er ihr Allerlei ſagen wollte, verhinderte ſie ihn zu ſprechen und ſagte mit lauter Stimme, daß es alle ſeine Leute hören konnten, es ſei jetzt nicht Zeit, über Anderes zu ſprechen, ſondern ſo weit als möglich in die Gebirge zu fliehen und ſich zu zerſtreuen, weil vielleicht die Truppen und Sbirren des Pabſtes ſchon auf dem Wege ſeien. Da viele von den Räubern ſogleich Anſtalt zur Flucht machten, fragte der Hutmacher die Selvaggia, was ſie mit dem Baccio anzufangen gedenke? Sie erwiederte, das ſei die Sache des Baccio, ſie aber glaube, es ſei für ihn das Beſte, ſeine Mönchskutte wieder anzulegen und in die Stadt zurückzukehren. Niemand werde daran erinnert werden, daß der Biattore und der Baccio eine und dieſelbe Perſon ſeien. Dafür werde ſie ſchon zu ſorgen wiſſen. Dann könne der Baccio beginnen, was ihm beliebe.

Da lachte der Hutmacher und ſagte, er erkenne ganz wohl, worauf es abgeſehen ſei, und daß die Selvaggia ihnen nur ihren Geliebten entführen wolle, und daß er und ſeine Partei das nicht dulden werden.

Es that ſich unter den Räubern ein großer Zwieſpalt auf. Die Einen glaubten der Selvaggia, die Andern dem Hutmacher und der Zank dauerte die ganze Nacht, während welcher mehrere der Räuber getödtet wurden. Mittlerweile rückte aber der Feind heran. Nicht die Truppen des Pabſtes waren es, denn dieſe hielt der Cardinal Montalto noch in Rom zurück; es waren die Franzoſen, welche der La Tremoglia geſammelt hatte. Die Franzoſen glaubten nicht mehr, daß der Pabſt ihren Schimpf rächen werde und ſie thaten ſich Alle zuſammen, um den Zug gegen die Räuber ſelbſt zu unternehmen. Es waren ihrer eine große Anzahl, denn es hielten ſich damals ſehr viele Franzoſen in Rom auf, die Einen, welche mit dem Geſandten und ſeinen Edelleuten gekommen waren, die Andern von der Partei des Guiſe, von der wir ſchon geſprochen haben und die Dritten, welche ſeit lange in Rom anſäſſig waren. Ihnen ſchloß ſich noch eine ganze Schaar von Niederländern und von Engländern, welche wegen der Unruhen zur Zeit des Todes ihres Königs nach Rom geflohen waren. Sie waren in der Nacht aus der Stadt aufgebrochen und erſchienen mit Tagesanbruch vor Sonnino. Sie ſprangen von ihren Pferden und ſtürmten ſogleich in die Straßen. Der La Tremoglia führte ſie, da er während ſeiner Gefangenſchaft den Ort kennen gelernt hatte und die Wege kannte. Mit einer Schaar ſeiner Freunde eilte er troß aller Kugeln, die ihm aus den Fenſtern entgegenflogen, bis in das höchſte Haus, in welchem die Emilia wohnte, und man hat alle Urſache zu glauben, daß er dieſen ganzen Zug unternommen hatte, nur um ſich des ſchönen Mädchens zu bemächtigen. Er hatte ſie während ſeiner Gefangenſchaft oft geſehen und ſich in ſie verliebt. Er kümmerte ſich um den Kampf nicht im Geringſten und ſtürmte graden Weges bei der Emilia ein. Dieſe aber wurde von ihrem Vater, dem Hutmacher, tapfer vertheidigt, und als die Franzoſen dennoch in die Stube eindrangen, aus welcher der Hutmacher mit vielen andern Räubern geſchoſſen hatte, fanden ſie den Hutmacher todt, aber auch die Emilia lag ſterbend an ſeiner Seite, da ſie ihr eigener Vater, als er ſich tödtlich verwundet wußte, mit ſeinem Meſſer erſtochen hatte. Der La Tremoglia gab nun den

Kampf auf und ſagte, das Uebrige ſollten die Sbirren des Pabſtes thun. Er ſammelte ſeine Freunde und verließ wieder den Flecken.

Die Selvaggia ſaß während der ganzen Zeit am Brunnen und betete für den Baccio, welcher ſie verlaſſen und ſich in ein feſtes Haus zurückgezogen hatte. Als es wieder ſtille war, ging ſie ihm nach in dieſes Haus und fand ihn, wie er aus einer Wunde in der Seite blutete. Nun ſagte ſie zu den Räubern, welche wegen des Todes des Hutmachers, der Verwundung Baccio's und wegen ihrer großen Verluſte überhaupt ſehr betrübt waren, daß ſie jetzt nichts Klügeres thun könnten, als ſich weiter in die Gebirge zurückzuziehen, da nun auch bald die Truppen des Pabſtes kommen würden und ſie ohne Führer und nunmehr auch zu ſchwach ſeien, um ſich gegen ſie zu vertheidigen. Die Räuber ſahen das ein und machten ſich ſogleich bereit, um mit Weibern und Kindern tiefer hinein in die Berge zu ziehen. Die Selvaggia verband dem Baccio ſeine Wunde und tröſtete ihn, da er den Tod der Emilia erfuhr und in Weinen ausbrach. Gegen Abend ſetzte ſie ihn auf ihr Maulthier und kehrte mit ihm nach Rom zurück. So wohnte der Baccio wieder bei ſeiner Selvaggia, aber er war durch viele Wochen an ſeiner Wunde krank und beklagte den Tod der Emilia. Die

Selvaggia pflegte und tröſtete ihn mit ausnehmender Treue. Er wurde wieder geſund, aber ſein Frohſinn kehrte nicht wieder und er ſagte, daß er des weltlichen Lebens müde ſei. Auch wollte er die Kleider nicht mehr anlegen, die er als Cavaliere getragen, ſondern verlangte nach ſeiner Mönchskutte, welche die Selvaggia auch hervorſuchen ließ und ihn darein kleidete. Nunmehr hieß er wieder der Bruder Giovanbatiſta und nicht mehr der Cavaliere Baccio.

Um dieſe Zeit kam in Rom die Nachricht an, daß der Prior im Kloſter zu Piperno geſtorben ſei, und bei dieſer Nachricht weinte der Giovanbatiſta von Neue, daß er das fromme Leben jemals verlaſſen habe. Die Selvaggia ſprach darüber mit ihrem Oheim, dem Cardinal, welcher ſogleich einen Eilboten nach Piperno ſchickte und den Mönchen rieth, den Bruder Giovanbatiſta zu ihrem Prior zu erwählen. Dieſes thaten die Mönche, weil es der Cardinal ſo wollte, weil der Giovanbatiſta große Beneficien beſaß und nunmehr auch ſo viele mächtige Verbindungen in Rom, welche dem Kloſter von großem Nutzen ſein konnten. Giovanbatiſta freute ſich ſehr als er erfuhr, daß er wieder in das Kloſter Piperno zurückkehren ſolle, und da indeſſen die Unruhen in Neapel beigelegt und die ſpaniſche Herrſchaft wieder hergeſtellt war, wollte auch die Selvaggia nach

Neapel zurückkehren. So geſchah es, daß ſie zuſammen von Rom abreiſten, wie ſie zuſammen in Rom angekommen waren. Die Selvaggia führte ihren Geliebten als Prior in das Kloſter ein, aus dem ſie ihn entführt hatte. Aber es war ihr ſchwer, ſich von ihm zu trennen und ſie blieb in Piperno, wo ſie ſich einen Palaſt baute und ihre Tage in frommer Einſamkeit verlebte.

Ein italieniſcher Prieſter.

General U… erzahlt:

In meiner Jugend einmal, alſo ſchon vor geraumer Zeit, machte ich in Begleitung mehrerer Freunde und Diener von Neapel, meiner Vaterſtadt, aus eine Reiſe nach Salerno. Obwohl wir als Neapolitaner an die ſchauderhafteſten Mord- und Räubergeſchichten aus den Provinzſtädten und Gebirgsdörfern gewöhnt waren, hatte das, was wir von dem damals höchſt verfallenen Neſte Salerno zu hören bekamen, unſere Neugierde ſo ſehr gereizt, daß wir uns trotz aller Gefahren zu dieſem Ausflug entſchloſſen. Salerno hatte für uns die Anziehungskraft des Schauderhaften, Unheimlichen; die Reiſe den Reiz eines Ausfluges in längſt vergeſſene Zeiten, in denen ſich zugetragen, was heute unglaublich und romantiſch erſcheint. Es hieß, daß ſämmtliche Einwohner Salerno's ſich in Räuber und Mörder umgewandelt haben, und es war gewiß, daß dort eine geſchloſſene Geſellſchaft beſtehe, die für Geld in ihrer Geſammtheit oder in einzelnen Mitgliedern zu jeder That, zu Mord, Ueberfall, Raub, Entführung bereit war. Das Leben des Menſchen war da ſo ſehr im Preiſe geſunken, die Gewiſſen ſo verhärtet, daß man auf einen Vorübergehenden ſchoß, nur um Pulver zu probiren.

Wir begaben uns in dieſes Neſt ohne Sorgen. Nicht weil wir zahlreich und bewaffnet waren, ſondern weil die Salernitaner bei Ankunft ſolcher Galantuomini, wie wir, vorausſetzten, man komme, mit ihnen ein Geſchäft zu machen, oder mit anderen Worten, Individuen zur Ausführung irgend einer blutigen Rache oder einer andern ähnlichen Unternehmung zu miethen. In ſolchem Falle war man ganz ſicher; ja man wurde mit Zuvorkommenheiten, mit Gaſtlichkeit, mit allen möglichen Rückſichten aufgenommen.

In der That geſellten ſich in der Nähe von Salerno einzelne Individuen zu uns, die auf's Höflichſte ihre Dienſte anboten, uns die Wege zeigten, auf mancherlei Intereſſantes aufmerkſam machten und von den Heiligenbildern, an denen wir vorüberritten, mit Andacht und Glauben Legenden erzählten. Mit einem kleinen Gefolge kamen wir auf dem Marktplatze an. Dort waren wir bald von einer ebenſo zuvorkommenden Bevölkerung umgeben, die uns aber trotz ihrer Zuvorkommenheit nicht zum Beſten gefiel. Es waren meiſt die Weiber, die ſprachen und uns offenbar zum Sprechen bringen wollten. Sie klopften auf den Strauch, ſie verſicherten, daß die Salernitaner tapfere Leute ſeien und zu jeder That bereit. Das Lächeln und die lauernden Blicke, mit denen ſie ihre Worte begleiteten, machten ihre großen ſchwarzen Augen und die breiten ſchwellenden Lippen, die von Natur ſchön gebildet waren, nicht ſchöner. Einzelne Männer ſtanden in unſerer Nähe, maleriſch an den Brunnen gelehnt oder auch ferner an den Häuſern, und beobachteten uns ſchweigend, nur daß ſie manchmal mit einer Bewegung oder mit einem lauten Auflachen die deutlichſten Anſpielungen der Weiber begleiteten. Sie näherten ſich mit einem Male von allen Seiten, als einer unſerer Reiſegefährten, ein leichtſinniger Marinelieutenant, auf die Anſpielungen der Weiber einging und verrieth, daß er ſie verſtehe. Ich glaube, wir hätten in dieſem Momente auf offenem Markte und vor hundert Zeugen ein Geſchäft von hundert blutigen Rencontres abmachen können. Ich fürchtete, die Zweckloſigkeit unſerer Reiſe zu verrathen, und benutzte die ſpäte Stunde, um zur Ruhe aufzufordern und ein Gaſthaus aufzuſuchen. —

„Bravo“, rief eine Alte mit Beifall, „der Herr, Se. Excellenz wollen wichtige Geſchäfte mit ausgeruhtem Geiſte, in der Friſche des Morgens abmachen! Man laſſe die Herren in Ruhe; Niemand folge ihnen in die Herberge!“ — Ich nickte ihr zuſtimmend und ſo einverſtändig als ich vermochte.

Im Gaſthauſe, einem alten, verfallenen, weitläufigen Gebäude, das ehemals ein Kloſter geweſen ſein mag, wollte man uns mehrere Zimmer anweiſen, wir aber zogen es vor, zuſammen zu bleiben und bereiteten unſer Lager gemeinſchaftlich in einem großen Saale, durch deſſen Decke hie und da der blaue Himmel mit lächelnden Sternen blickte. Als Alles im Hauſe ſtille war, verſäumten wir nicht, die Thüre zu verriegeln, ſogar ein wenig zu verrammeln. Auch wachten die Diener abwechſelnd an der Thür ſitzend. Doch verging die Nacht vollkommen ruhig, ohne die geringſte Störung, ohne das kleinſte Abenteuer.

Andern Morgens durchzogen wir die Stadt — immer von einigen einheimiſchen Individuen gefolgt — beſahen mehrere alte Gebäude, die an die wiſſenſchaftliche Große des mittelalterlichen Salerno erinnerten, und traten endlich in eine Kirche. Hier beginnt die Geſchichte, die ich eigentlich erzählen wollte und die viele Neapolitaner beſtätigen können, denn ſie machte damals viel Aufſehen und war in Neapel Stadtgeſpräch.

Die Kirche war ziemlich beſucht. Die Gläubigen, Männer und Weiber, knieten auf dem Steinpflaſter und beteten mit jener Heftigkeit, mit der man anderswo zankt und die man nur im tiefſten katholiſchen Süden an Betenden beobachten kann. Ihre Lippen bewegten ſich ſo raſch und ausdrucksvoll, als ob ſie Jemand Vorwürfe machten oder als ob ſie Drohungen ausſprächen; die Hände hielten den Roſenkranz, als ob ſie einen Dolch hielten, mit dem ſie erzwingen wollten, was man ihren Bitten oder Drohungen nicht gewähren würde. Der Geiſtliche ſtand am Altar und las die Meſſe. Er machte das heilige Geſchäft wie viele andere Geiſtliche handwerksmäßig ab und ſah auch aus wie hundert andere neapolitaniſche Geiſtliche; gut genährtes, doch nicht dickes Geſicht, braune Farbe, magere Hände mit langen Fingern und eine unverhältnißmäßig große Tonſur auf ſpitzigem, eckigem Kopfe. Er wäre uns weiter nicht aufgefallen, wenn nicht der Miniſtrant, ein hübſcher Junge von ungefähr zwölf Jahren, unſere Aufmerkſamkeit auf den Altar und die Meſſe gelenkt hätte. Wir ſtanden in der Nähe und konnten bemerken, daß der kleine Junge ſehr zerſtreut war. Er ließ oft lange auf die ſacramentalen Antworten warten, fuhr ſich dann, wenn ihn der celebrirende Prieſter zornig anſah, mit der Hand über die Stirn, ſtotterte dann die lateiniſchen Worte, um einen Augenblick darauf eben ſo zerſtreut zu ſein, wie vorher. Er vergaß das Meßbuch zu nehmen, dann es an die rechte Stelle zu legen, dann den Weihrauchkeſſel zur rechten Zeit zu handhaben. Einige der Gläubigen bemerkten die Zerſtreutheit des Knaben und murrten. Mein Marinelieutenant lächelte. Wir glaubten anfangs, daß das fromme Geſchäft das Kind langweile und daß es an ein Spiel oder irgend welche Allotria denke. Als wir aber aufmerkſamer hinſahen, bemerkten wir, daß der arme Junge am ganzen Leibe zitterte, daß ſein Auge manchmal ſtarr und voll Entſetzen auf einer und der anderen Stelle vor dem Altare haftete, daß er mit unſagbarer Angſt auf dem bleichen Geſichte den Bewegungen des Geiſtlichen folgte, der, nach dem Ritus, am Altare bald nach der einen, bald nach der andern Seite ging. Endlich ſchüttelte ſich der Knabe wie im Fieber, blickte um ſich und ſah aus, als wollte er die Flucht ergreifen, oder als wüßte er nicht was zu beginnen.

„Der arme Junge iſt offenbar krank!“ liſpelte einer meiner Reiſegefährten, und es ſchien wirklich, als wollte er den Prieſter um Entlaſſung bitten, denn er ſtreckte mehrere Male die Hand aus, zupfte ihn am Meßgewande und wollte etwas ſagen. Der Prieſter aber bemerkte es anfangs nicht. Doch mußte er endlich in dem Momente, da er das Allerheiligſte erhebt und den Gläubigen zeigt, ſich mit dem Geſichte dem Knaben zuwenden; das benutzte dieſer und faßte, wie es ſchien mit der letzten Kraft, das Meßgewand, riß daran mit der einen Hand, während die andere ſtarr ausgeſtreckt, von den gläſernen Blicken des Knaben gefolgt, auf den Boden der Altarſtufe zu Füßen des Prieſters zeigte. Der Prieſter ſah hinab, fuhr erſchrocken zuſammen, warf die Monſtranz auf den Altar und ſtürzte voll Entſetzen in die Sacriſtei.

Die Aufregung in der Kirche war ungeheuer. Die Gläubigen ſchrien auf und warfen ſich in einem Knäuel ſchreiend dem Altar entgegen, an deſſen Fuße der Knabe ausgeſtreckt lag, noch immer mit der einen Hand auf eine Stelle deutend. Dieſe Stelle war ein Blutflecken und gleich daneben ein zweiter, dann ein dritter, vierter; der ganze Platz vor dem Altar war blutig beträufelt. Bei dieſem Anblick verſtummten die Einen, während die Anderen noch heftiger zu ſchreien, zu fluchen oder die Heiligen anzurufen begannen. Ein Theil der Gläubigen ſtürzte dem Prieſter in die Sacriſtei nach, ein anderer blieb bewegungslos vor den Blutstropfen ſtehen. Man hob den Knaben auf, der wie aus einer Ohnmacht erwachte und in abgebrochenen Worten erzählte, wie während der ganzen Meſſe unter dem Prieſtergewande hervor Blut und immer Blut träufelte. Das Volk drängte ſich nun voll Angſt vom Altare fort und zur Thür hinaus. Draußen fing eine Matrone ſofort zu predigen an, daß es die Hoſtie geweſen, die geblutet habe, und das ſei die Strafe für die ungeheuern Verbrechen der Salernitaner, und bei der Gelegenheit nannte ſie den und jenen der Umſtehenden und warf ihm die Zahl der Morde in's Geſicht, die er begangen, und erzählte ſolche Gräuel von Salerno, daß wir erkannten, wie wenig das Gerücht übertrieben habe.

Das Bluten der Hoſtien, ſagte die Predigerin, komme nur in den außerordentlichſten Fällen vor und nur wenn die furchtbarſten Strafgerichte Gottes drohen. Sie prophezeite den Salernitanern den Untergang; der Veſuv werde ſein Feuer bis hierher wälzen und ſie in Flammen begraben, wie ehemals Pompeji und Herculanum, als dieſe Städte nicht vom Heidenthume laſſen wollten, oder das Meer werde austreten und ſie alleſammt verſchlingen. Sie riß das Tuch vom Kopfe und fuhr ſich mit beiden Händen in die grauen Haare, die in Wellen über Geſicht und Schulter herabfielen, dann ſchlug ſie ſich in die Bruſt, daß es hallte, und erhob ein Klagegeſchrei, in das die Weiber und Kinder mit einſtimmten. Plötzlich zu uns gewendet rief ſie, die Hand ausſtreckend: „Und Ihr Fremdlinge, die Ihr hierher gekommen ſeid, um neue Sünden zu bezahlen, ziehet fort und häufet nicht neue Schuld auf dieſe verfluchte Stadt. Kehret zurück und verſöhnt Euch mit Euren Feinden, ehe es zu ſpät iſt, damit Ihr nicht mit uns zu Grunde gehet."

Bei dieſer an uns gerichteten Exhorte wurde die Prophetin unterbrochen. Die Menge, die dem Prieſter in die Sacriſtei nachgedrungen war, kam jetzt von dort zurück und aus der Kirche heraus auf den Platz. Aus ihrem Benehmen war ſchwer zu errathen, was in der Sacriſtei vorgegangen, denn dieſer Vorgang hatte augenſcheinlich die verſchiedenſten Wirkungen auf die Gemüther hervorgebracht. Die Einen waren ernſt und ſprachen demgemäß unter einander, die Anderen ſchrieen, die Dritten lachten. Auch unſer Marinelieutenant, ein Mann, der bei Allem und immer in erſter Reihe ſein mußte, lachte ganz gewaltig. Er war einer der Erſten geweſen, die ſich dem Prieſter in die Sacriſtei nachgeſtürzt hatten, und fing nun an, immer mit Lachen, zu erzählen, was er dort geſehen und erlebt, während die Salernitaner ihren Landsleuten Bericht erſtatteten.

„Der Prieſter," erzählte der Marinelieutenant, „machte mit dem erſten Schritte in die Sacriſtei Anſtalten, ſich ſeiner Kleider zu entledigen und, wie es ſchien, etwas zu verbergen. Als er ſich verfolgt ſah, wollte er aus der Sacriſtei entfliehen, aber einige Männer verſtellten ihm den Weg und erklärten ihm, daß ſie erfahren müßten, was es mit dem Blute zu bedeuten habe, während andere auf ſeine Strümpfe aufmerkſam wurden, die von oben nach unten mit Blut beträufelt waren. Er wollte keine weiteren Erklärungen geben und zog einen Dolch hervor, mit dem er Diejenigen bedrohte, die ihm den Weg aus der Sacriſtei in's Freie abſchnitten; aber im Augenblick war er von hinten entwaffnet und man ſah mit einiger Ueberraſchung, daß der Dolch von friſchem Blute roth war. Darauf ging es an eine Unterſuchung; inſtinctmäßig oder aus Gewohnheit griff ihm eins ſeiner Beichtkinder in die Taſche und" — hier lachte der Marinelieutenant wieder — „und zog — es war ſehr überraſchend — ein Paar ganz friſcher, erſt abgeſchnittener Menſchenohren hervor."

„Menſchenohren?" riefen wir entſetzt.

„Ein ganz wohl conditionirtes, friſches Paar Menſchenohren, die noch bluteten und von denen die Blutstropfen kamen, welche den armen Knaben am Altar mit ſolchem Entſetzen erfüllten."

„Waren es ſeine eigenen Ohren?" fragten wir weiter.

„Seine eigenen Ohren ſaßen ihm ganz feſt am Kopfe. Ihr ſeid ſehr begriffsſtützig," fuhr der Marinelieutenant fort; „die Salernitaner haben die Sache raſcher begriffen. Iſt es ſo? riefen ſie und ſchienen ſich Vorwürfe zu machen, nicht gleich errathen zu haben. Manche von ihnen lachten laut auf, und Alle waren ſofort beruhigt, als ſie einſahen, daß hier von keinem blutigen, drohenden Mirakel, ſondern von einer gewöhnlichen Geſchichte, von einem Morde auf Beſtellung die Rede war. Der Prieſter nämlich gehört mit zu der enggeſchloſſenen Geſellſchaft der hieſigen Bravi; das iſt Alles. Heute Morgen hat er einen Auftrag vollzogen, und um ſeinem Auftraggeber die beweiſende Probe der Leiſtung zu überbringen, hat er ſeinem Opfer die Ohren abgeſchnitten und in die Taſche geſteckt. Dann kehrte er eilend in die Stadt zurück, um nicht die Meſſe zu verſäumen, die ihm bezahlt wird. Er kam etwas ſpät und hatte kaum Zeit, das Meßgewand über das Banditengewand zu werfen; die Ohren blieben in der Taſche und ſie tropften während der Meſſe. Das iſt die ganze Geſchichte."

Während der Lieutenant uns, hatten die Andern der Menge Bericht erſtattet. Als ſie geendet, jubelte das Volk auf. Es war alſo kein Mirakel! Ein Alp, eine große Angſt war ihnen vom Herzen gefallen, und ſie wandten ſich lachend zu der Prophetin, die ihnen die Hölle heiß gemacht hatte, und verhöhnten ſie auf alle mögliche Weiſe. Der und Jener ballte ſogar die Fauſt gegen ſie, nannte ſie einen Unglücksraben, eine Hexe, ein Mal-occhio, kurz ein ſchädliches Weſen, das noch Unglück herbeikrächzen könne und das man eigentlich beſeitigen müſſe. Die Prophetin war beſchämt und endlich beſtürzt. Sie ſchlich ſich ſchweigend davon, während die ganze Verſammlung ſehr heiter wurde, daß es nichts geweſen ſei als dieſe Dummheit.

Wir benutzten die kleine Aufregung, um uns unbemerkt davon zu machen, unſere Pferde und Maulthiere zu ſatteln und den Staub von Salerno von unſern Füßen zu ſchütteln.

Und was iſt mit dem Prieſter geſchehen?

Mit dem Prieſter? Nichts!

Er iſt nicht beſtraft worden?

Ich glaube nicht. Er hat keine Kläger gefunden und er hätte keine Richter gefunden.

Er iſt wenigſtens verſetzt worden?

Ich glaube nicht. Doch weiß ich über Alles, was auf jenen Tag folgte, nichts Gewiſſes. Gewiß iſt nur die Thatſache, die ich erzählt habe, und die unzählige Neapolitaner und Salernitaner erzählen können.

Doctor Schwan.

Mehr noch der pfuſcheriſchen, von der kaiſerlich ottomaniſchen Regierung und von Omer Paſcha angeſtellten Aerzte müde, als des Donaufiebers und all' der vielnamigen Krankheiten, die im Kriegsjahr 1854 mich und Tauſende von Fremden und Soldaten in Ruſtſchuk ſeit Wochen belagerten, fing ich an, mich nach einem ordentlichen europäiſchen Arzte umzuſehen, um endlich das troſtloſe, verpeſtete, mir in tiefſter Seele verhaßt gewordene Ruſtſchuk verlaſſen zu können. Aber die wenigen europaiſchen Aerzte, denen man ſich hätte anvertrauen können, waren in Schumla oder in der Nähe des commandirenden Generals, der zur Zeit in entfernten Gegenden ſein Hauptquartier aufgeſchlagen hatte. Zwar hörte ich von einem trefflichen Hekim, oder Arzt, der in dem gegenüberliegenden Giurgewo von der walachiſchen Regierung an der Quarantaine angeſtellt war und ſich in der ganzen Gegend eines ausgezeichneten Rufes erfreute; aber Giurgewo und Ruſtſchuk waren zwei verſchiedene, durch unendliche Entfernungen getrennte Welten; das eine war von Ruſſen, das andere von Türken beſetzt. Endlich bewerkſtelligte Haſſan Paſcha den Uebergang über die Donau; die Ruſſen zogen ſich erſt nach Frateſchti, dann nach Buchareſt und zuletzt, die Oeſterreicher in ihrem Rücken fürchtend, gänzlich über die moldau-walachiſche Grenze zurück. Die Verbindung zwiſchen den beiden Donauufern und den zwei einander gegenüberliegenden Städten war wieder hergeſtellt. Einige Tage darauf erfuhr ich, daß der Hekim aus Giurgewo — er war nur unter dieſem Namen oder als der „Brillenträger" bei den Türken bekannt — in Ruſtſchuk anweſend ſei, um nach der langen Trennung ſeine alten Klienten, meiſt Familien der europäiſchen Conſuln, zu beſuchen. Ich ſchickte meinen Wirth, einen einfältigen Türken, der meinen Namen eben ſo wenig ausſprechen konnte wie den des Arztes, auf Kundſchaft aus und mit dem Befehle, mir den Hekim um jeden Preis herbeizuſchaffen.

Ich lag ungeduldig auf meinem Divan in meinen Pelz gehüllt und horchte auf jeden Lärm von der Straße und der Veranda. Nach wochenlangem Umgang mit dummen Türken und rohen Bulgaren ſehnte ich mich eben ſo ſehr nach dem civiliſirten Menſchen, wie nach dem Arzte, der mir helfen und mich zur Weiterreiſe fähig machen ſollte. Nach mehreren Stunden Harrens, gegen Abend, trat endlich der Vielerſehnte in meine Stube. Ein ſonderbares Männlein, eine höchſt auffallende, beinahe komiſche Erſcheinung. Der Doctor war klein, überaus mager an Geſicht, Händen und Beinen, und doch um die Mitte des Leibes mit einem ſehr in die Augen fallenden Embonpoint geſegnet. Das zarte, kleine Geſicht ſchien vorzeitig gealtert und war von unzähligen feinen Fältchen bedeckt. Auf der kleinen aber ſpitzigen Naſe ſaß eine große blaue Brille, welche die Wangen zur Hälfte und die ganzen Augenbrauen bedeckte. Von der Stirne war nicht viel zu ſehen, da ſie beinahe ganz unter dem Fez ſtak, den der Doktor, nach orientaliſcher Sitte, auch in der Stube auf dem Kopf ſitzen lies. Dieſer Fez, ein genetzter Gürtel, der die Kleider um die Mitte des Leibes feſt hielt und an der Seite in Quaſten herabfiel, eine lange türkiſche Pfeife mit blauglaſernem Mundſtück war das einzig orientaliſche an dem ganzen Manne; ſonſt war er europäiſch gekleidet, oder deutſch, denn ſein ganzer Anzug erinnerte an gewiſſe arme oder vernachläſſigte Gelehrte, Theologen ohne Pfarre, Philologen, die zu Correktoren in Buchdruckereien herabgeſunken und an ähnliche Erſcheinungen, wie man deren in deutſchen Univerſitätsſtädten zu finden pflegt. Auf ſeinen kleinen Füßchen ging er wie ein Vogel daher, indem er immer zuerſt mit den Zehen auftrat und dann langſam die Ferſe ſinken ließ. Dieſe Art des Ganges vollendete erſt das Comiſche der Erſcheinung, und ich hätte bei ſeinem Eintreten gleich, wenn auch nicht lachen, ſo doch lächeln mögen, wenn ich ihn nicht ſofort nach den erſten zwei Schritten in's Zimmer erkannt und zwar als einen lieben, alten Bekannten und Freund erkannt hätte, in deſſen Leben ich vor mehr als zwanzig Jahren eine ſehr traurige Rolle geſpielt hatte. Ich lächelte nicht — ich war überraſcht, erſtaunt und noch mehr erſchrocken. Aber ich faßte mich ſchnell und unterdrückte den Ausruf der Ueberraſchung und die Nennung ſeines Namens, die ſich bei ſeinem Anblick auf meine Lippen drängten. Ich ſah ihn nur ſtarr an und zitterte vor dem Gedanken, daß er auch mich erkennen möchte. Mein Plan war raſch gefaßt. „Wenn er mich nicht erkennt," dachte ich, „ſtelle ich mich ihm unter einem falſchen Namen vor".

Er näherte ſich meinem Lager und ſagte mit jener mir ſo wohl bekannten Stimme und eben ſo wohl bekannten Schüchternheit: „Ich bin der Doktor, den Sie haben ſuchen laſſen."

Ich hatte nicht den Muth, ihm in's Geſicht zu ſehen; ich blickte ihn nur von der Seite an, und fürchtend, daß er meine Stimme eben ſo erkennen konnte, wie ich die ſeinige, blieb ich ſtill. Der Doctor glaubte, daß ich ihn nicht verſtanden und wiederholte: „Ich bin der Doctor, der Doctor Schwarz von Giurgewo."

„Seien Sie mir willkommen, Herr Doctor!" ſagte ich halblaut und ſpähte nach dem Ausdrucke ſeines Geſichtes. Aber er blieb ruhig und ich fuhr muthiger fort: „Verzeihen Sie, daß ich Sie bemüht habe."

„O," fiel mir der Doctor in's Wort — „ich freue mich, einen Landsmann zu ſehen; der Türke ſagte mir, daß mich ein deutſcher Tſchelebi (Gentleman) zu ſehen wünſche. Sie ſind ein Deutſcher?"

„Ja, Herr Doctor!"

„Vielleicht ein naher Landsmann von mir? ein Oeſterreicher? fragte er freundlich weiter.

Jetzt war der Moment gekommen, da ich meinem Entſchluſſe gemäß zu lügen anfangen und mich in mein Inkognito kleiden mußte.

„Nein, Herr Doctor," ſagte ich, „ich bin aus Norddeutſchland und heiße Arnold."

„Deutſcher iſt Deutſcher," lächelte der Doctor — in der Fremde verwiſchen ſich die dreißig deutſchen Grenzen. Ich bin ein Oeſterreicher und als ſolcher nannte ich ehemals alle Deutſchen Ausländer; das hat aufgehört, ſeit ich hier in der barbariſchen Fremde lebe."

"Das hat," ſagte ich, "heutzutage bei vielen Oeſterreichern aufgehört."

"Deſto beſſer, deſto beſſer," rief der Doctor freudig, und zog zur Vervollſtändigung ſeines Bildes eine Tabacksdoſe aus der Taſche und nahm eine Priſe.

"Sie ſind wohl ſchon lange fort aus der Heimat?" fragte ich, um meine Heuchelei zu vollenden, da ich den Zeitpunkt ſeines Verſchwindens aus dem Vaterlande genau kannte.

"Ueber zwanzig Jahre, Herr Arnold, über zwanzig Jahre!" — erwiederte er kopfſchüttelnd und wie mir ſchien mit einem Anflug von Trauer. — "In ſolchem Zeitraum kann ſich Manches ändern."

Er hatte offenbar Luſt, ſich nach Mancherlei zu erkundigen, aber er erinnerte ſich ſeiner Pflicht als Arzt und begann, nachdem er meinen Puls gefühlt, mich auszufragen. Dabei nahm er die große blaue Brille von der Naſe und ich ſah die grauen, erloſchenen Augen, die ich ſo gut kannte, die von Kindheit an mit arger Kurzſichtigkeit geſchlagen waren, und die es mir jetzt erleichterten, mein Incognito aufrecht zu erhalten und durchzuführen.

Freilich war ich in dieſer Beziehung noch durch viele andere Umſtände begünſtigt. Als uns das Schickſal vor mehr als zwanzig Jahren trennte, war Jacob Schwan ein fertiger Mann, an dem ſich nicht viel ändern konnte; er hatte damals ſchon alle die Eigenthümlichkeiten, die ihn jetzt noch auszeichneten, den ſonderbaren Hühnerſchritt, die blaue Brille, die Blatternarben, die magere, in der Mitte aufgedunſene Geſtalt und — neben dem gutmüthigen und edlen Ausdruck des Geſichtes — ſagen wir es nur mit einem Worte — die ganze Häßlichkeit, welche die Jahre nicht verringert hatten. Er war ganz Derſelbe, nur etwas gealtert. Neu an ihm waren bloß der Fez und der Tſchibuck. Ich hingegen war, als er mich verließ, ein Junge von zwanzig Jahren, deſſen Bart, der im Orient die vollſte Entwickelung erlangte, jetzt das halbe Geſicht bedeckte und weit auf die Bruſt herabfiel, damals kaum die erſten flaumigen Keime getrieben hatte. Der Bart war es, der den egyptiſchen Joſeph ſeinen älteren Brüdern verbarg, während er ſie daran erkannte.

Doctor Schwan gab mir die beruhigende Verſicherung, daß meine Krankheit nicht gefährlich ſei. „Dieſe vielfachen Anflüge der verſchiedenen Krankheiten, die in dieſer Gegend wüthen,“ ſagte er, „werden wir mit leichter Mühe entfernen; dann kommt es nur darauf an, Sie gut zu nähren, damit Sie geſtärkt die Weiterreiſe durch die unwirthbaren Gegenden der innern Türkei wieder aufnehmen können; mit der Luftveränderung wird dann das Donaufieber von ſelbſt verſchwinden.“

Dieſes abgethan, knüpfte der Doctor ein Geſpräch über Deutſchland an, nach deſſen gegenwärtigen Zuſtänden er ſich mit großem Patriotismus und, wie es ſchien, mit ſanfter Sehnſucht erkundigte. Da ich vorausſetzte, daß er auch gern etwas über ſeine alten Freunde erfahren hätte, ließ ich es im Geſpräche ſo mit einfließen, daß ich in ſeiner ſpeziellen Heimat gut bekannt wäre. Sofort fragte er, ob ich nicht zufällig Den und Jenen kenne? und ſeine Freude war groß, als ich „zufällig“ mit den meiſten Perſonen, für die er ſich intereſſirte, mehr oder weniger genaue Bekanntſchaft gemacht und über ihre gegenwärtigen Verhältniſſe Auskunft geben konnte. Er hörte mir mit der größten Theilnahme zu, und unterbrach mich nur manchmal mit einer neuen Frage oder mit einem tiefen Seufzer. Ich war gerührt und wäre ihm am liebſten um den Hals gefallen, und doch zitterte ich wieder vor dem Gedanken, daß er mich auch nach mir ſelbſt fragen könnte. Aber er that es nicht, und auch dieſes erfüllte mich wieder mit Trauer, denn es bewies mir, daß gewiſſe alte Wunden noch nicht geheilt waren, und daß in dieſem ehemals mir ſo lieben Freundesherzen noch einige Bitterkeit gegen mich übrig ſein müſſe.

Meine Mittheilungen und das Geſpräch über des Doctors Freunde, welches ſich bis ſpät in die Nacht hinein verlängerte, trugen, abgeſehen von der Landsmannſchaft, viel zur ſchnellen Reife und Entwickelung unſerer Bekanntſchaft bei. Schon am nächſten Tage trabte er auf ſeinem kleinen anatoliſchen Pferde wieder über die neue Schiffbrücke herüber nach Ruſtſchuk, und wieder ſaßen wir, diesmal in der Veranda, rauchend und Kaffee trinkend, bis ſpät in die Nacht plaudernd und erzählend. So auch die folgenden Tage, da der Doctor drüben in Giurgewo, aus dem alle Einwohner geflohen waren und wo die Quarantaine aufgehoben worden, nichts zu thun hatte. Mein alter Freund wurde mir ſo lieb, wie er mir ehemals geweſen. Er war ja auch in der That ganz Derſelbe, ganz derſelbe Geiſt, der ſich, ſelbſt hier in der barbariſchen Einſamkeit, für jeden Sieg und Fortſchritt der Menſchheit begeiſterte, daſſelbe zu jeder Hilfe bereitwillige, gute Herz, das an Alles dachte, nur nicht an Dank und Anerkennung; dieſelbe reine Seele, die immer noch nicht begriff, daß der Welt auch Aeußerlichkeiten wichtig ſind, und daß man ſich nach dem Kern und Inhalt der Dinge nur ſelten und nur in zweiter Reihe umſehe.

Nachdem meine Erzählungen erſchöpft waren, kam das Geſpräch natürlich auch auf das Hauptthema des damaligen Tages, worüber ſich der Fremde mit Europäern, die den Orient ſeit länger kannten, am liebſten beſprach. Ich meine „den kranken Mann, den Ver- und Zerfall der Türkei." Der Doctor war ebenfalls der Meinung, daß die Dinge nicht länger mehr ſo gehen könnten, und als Arzt zählte er die vielen Urſachen der Krankheit und die eben ſo zahlreichen Symptome baldiger Auflöſung des kranken Mannes auf. Aber ich war erſtaunt, als es mir der eben ſo gebildete als zarte Doctor beſtritt, daß auch die Polygamie zu den Krankheitsurſachen der Türkei gehöre.

„Mißverſtehen Sie mich nicht," ſagte er, als ich mein Erſtaunen laut äußerte — „ich vertheidige nicht eigentlich die Polygamie, nein, mit meiner Vertheidigung meine ich im Grunde die Behandlung, welche die Türken ihren Frauen angedeihen laſſen und das ganze Verhältniß, die Stellung des Weibes im Oriente; dieſe vertheidige ich, dieſe kann ich nicht als eine der Urſachen des Verfalles gelten laſſen."

„Wie?" — rief ich — „Sie vertheidigen die Sclaverei des Weibes, die Herabwürdigung derjeni gen Perſon im Hauſe, in der Familie, welche die erſten Keime des Guten in die kindlichen Gemüther pflanzen ſoll? Jenes ſchönſte Element, auf dem die Familie und darum die ganze ſittliche Geſellſchaft beruht, wollen Sie erniedrigt ſehen? Die Mutter, die Geliebte, die Braut, die Gattin, die ſchönſten und poeſievollſten Geſtalten auf der Bühne des Lebens ſollen mit Recht entſeelt, zu Dingen, zu todten, geiſtloſen Sachen herabgewürdigt werden dürfen? zu Gegenſtänden, die man kauft, verkauft, einſchließt und jeder eigenen freiwilligen Aeußerung und Bewegung beraubt? Ich begreife Sie nicht!“

„Ich habe“, erwiederte der Doctor ruhig, „ich habe ehemals ſo gedacht, die Dinge ſo betrachtet wie Sie, wie jeder gebildete Europäer. Aber urtheilen heißt vergleichen. In Europa fehlt uns die Gelegenheit zur Vergleichung, darum können wir über dieſe Dinge nicht urtheilen. Sehen Sie, ich ſitze ſeit zwanzig Jahren hier auf einem Poſten, der mir alle Gelegenheit zur Vergleichung, alſo zum Urtheil bietet. Hier in Ruſtſchuk ſehen Sie nur Minarete und Harems; gerade gegenüber erhebt ſich ein Kirchthurm und walten ſogenannte europäiſche Hausfrauen. Drüben in der Walachei kann man alle letzten Conſequenzen der europäiſchen Anſchauung, die äußerſte Entwicklung des europäiſchen Syſtems beobachten. Da genießt das Weib der vollkommenſten Freiheit und die Heirath iſt nichts anderes als Kauf und Verkauf. Von Heirath aus Neigung iſt nur in den allerſeltenſten Fällen die Rede. Manchmal ſieht es wohl darnach aus, aber wenn man näher zuſieht, iſt es Caprice, Grille, momentane Leidenſchaft, die der materielle Beſitz ſofort in das Nichts auflöſt. Es gibt äußerſt wenige Ehen, welche als ſolche im wahrhaftigen Sinne des Wortes Monate oder mehrere Jahre über dauern. Ihr äußerlicher Fortbeſtand iſt eine baare Lüge, die Niemand täuſcht. Bei ſolchen Zuſtänden iſt es dem Weibe leicht, ſich in Alles und Jedes zu miſchen, und da ſie zum Theil ihrer Natur nach, zum Theil in Folge ihrer Entwicklung in Mitten ſolcher Zuſtände frivol iſt und nur an Aeußerlichkeiten hängt, wird dem ganzen Weſen dieſer Geſellſchaft der Stempel der Frivolität aufgedrückt, wird das ganze Leben dieſer ſo organiſirten Geſellſchaft bei ſolchen obwaltenden Elementen unſäglich platt, unbedeutend, verflacht. Die Männer werden Stutzer, Kurmacher, Gecken, Intriguanten.

Sehen Sie dagegen, wie es ſich hier in der Türkei verhält. Das ſchädliche, weibliche, frivole Element wird von vornherein aus der Geſellſchaft entfernt. Der Mann verliert ſeine Zeit nicht mit Kurmachen und braucht, wenn er den Character darnach hat, ſeine Mühe, ſeine Arbeit nicht zu verſchwenden, um ſeinem Weibe den Luxus, die koſtbaren Vergnügungen und Alles das zu verſchaffen, was den europäiſchen Ehemann in Arbeit und Sorgen aufreibt. Er ſetzt ſeine Frau in den Harem und damit iſt's gut. Als junger Mann verſchwendet er ſein Beſtes in Geiſt und Gemüth nicht mit leeren Leidenſchaftlichkeiten, Sehnſüchteleien, Abenteuern, Romanen ꝛc. Er macht ſich keine überſpannten Vorſtellungen vom Weibe, er baſirt nicht ſein ganzes Glück auf ein weibliches Ideal, und ſo iſt er auch jenen ſchmerzlichen Enttäuſchungen nicht ausgeſetzt, die oft für's ganze Leben unglücklich machen, Byron'ſche Helden ſchaffen und Geiſt und Herz in öde Brandſtätten verwandeln. Wie viele Hinderniſſe werden dem Europäer in ſeiner Laufbahn, in ſeiner Entwicklung von weiblicher Seite her geweckt; die Sucht zu glänzen, Andere zu überſtrahlen, Neid, Mißgunſt und alle die Gefühle, die eine Nachbarin der andern gegenüber hegt, werfen den Mann, der ſein Loos mit dem eines Weibes ſo innig verbunden hat, hundert Mal aus der Bahn, die er als die ſeinen Talenten, ſeinem Character und ſeinen Neigungen angemeſſene erkannt und mit Vorbedacht gewählt hat. Der Mohammedaner kann auf dieſe Weiſe nicht geſtört werden. Ob er nun ruhig ſein Feld bebauen, oder ſeinen Ehrgeiz in kriegeriſchen, politiſchen oder gelehrten Ruhm ſetzen will — ſein Weib weiß kaum etwas von der Lebensweiſe und den Abſichten ihres Gatten, und iſt ſchon darum nicht fähig, ihn zu behindern. In ihrem Harem bedarf die Türkin der Näſchereien, Spielzeugs und einigen Schmucks; das wird ihr maßig geliefert, und das Leben ihres Mannes wie die ganze Weltgeſchichte können draußen ihren natürlichen Verlauf nehmen. Am Ende iſt es doch die Hauptſache, daß der Mann ſeine Kräfte übe, ſie zur höchſtmöglichen Entwicklung bringe, und ſie nicht an Plattheiten und an die Befriedigung kleinlicher Eitelkeiten und Leerheiten verſchwende.“

Ich unternahm es nicht, den Doctor zu belehren und ihm zu beweiſen, wie zur vollkommenen Ausbildung des Mannes auch die Erkenntniß des Weibes, und zur vollkommenen Entwicklung der Weltgeſchichte und der Geſellſchaft auch die Entwicklung des weiblichen Elementes gehöre. Auch war ich nur zu Anfang über ſeine Anſichten, die ſo ſehr mit ſeinem ganzen Weſen in Widerſpruch ſtanden, erſtaunt; im Verlaufe ſeiner Rede, die ich hier nur auszugsweiſe gebe, erinnerte ich mich ſeiner Geſchichte, und die erſten Urſachen ſeiner Anſichten wurden mir auf traurige Weiſe klar und offenbar. Mögen wir noch ſo ſehr mit fertigen Anlagen geboren werden, erſt unſere Geſchichte macht uns fertig und jeder Menſch hat ſeine Geſchichte, und ſei ſie noch ſo kurz, ſie wirkt entſcheidend, und was auf ſie folgt, iſt nur ihre Wirkung und ihr Anhängſel. Auch der Doctor hatte die ſeinige und ich ſeufzte innerlich, da ich mich ihrer während ſeiner Rede über das weibliche Geſchlecht erinnerte.

* * *

Ungefähr einundzwanzig Jahre vor meinem Aufenthalte in Ruſtſchuk erhielt ich von meinen Eltern die langerſehnte Erlaubniß, unſere Provinzialhochſchule mit der Univerſität der Reſidenzſtadt zu vertauſchen, aber ich erhielt dieſe Erlaubniß nur unter der Bedingung, daß ich in der Reſidenz mit meinem Landsmanne Jacob Schwan, *Stud. med.*, dieſelbe Wohnung, wo möglich dieſelbe Stube beziehe. Es war dies eine weiſe Vorſicht meiner Eltern. Ich war ein junger Springinsfeld von neunzehn Jahren, der von den Freuden des Lebens gern ſo viel mitnahm, als er erhaſchen konnte, und dem man nicht ſo ohne Weiteres und ohne beſondere Vorſichtsmaßregel auf das hohe Meer des Reſidenzlebens hinauszuſteuern geſtatten durfte. Man war mit Recht beſorgt, daß ich meine Zeit zwiſchen Tanz- und Fechtboden und Kaffeehaus einerſeits und den Kollegien und Büchern andrerſeits ungleich theilen könnte. Jacob Schwan hingegen, der Sohn eines armen Pächters in unſerer Nachbarſchaft, war ein Muſterſtudent, der in unſerer Gegend in höchſter Achtung ſtand und von dem man wußte, daß er von ſeiner Zeit auch nicht eine Stunde unnütz vergeude. Zeugniß dafür legte ſeine große Bildung ab, ſein reiches, für ſein Alter erſtaunliches Wiſſen ſowohl in ſeinem Fache, der Medizin, als in vielen andern Fächern. Wie zu ſeinem Wiſſen hatte man zu ſeinem Character, der ſich ſchon vielfach bewährt hatte, alles Zutrauen. Er war außerdem um wenigſtens ſechs Jahre älter als ich, ein ziemlich alter Student, da er zwiſchen Gymnaſium und Univerſität drei Jahre hofmeiſterte, um die Studienkoſten zu erwerben, und ferner war ich, dem man den guten Jacob immer als Muſter hinſtellte, daran gewohnt, zu ihm als einem ausgezeichneten Menſchen hinaufzuſehen: er war alſo wie gemacht, um mich zu bevormunden, und ich war ſehr aufgelegt, mich dieſer Bevormundung gerne zu fügen. Daher die Bedingung meiner Eltern. Bei der Seelengüte Jacobs zweifelte man nicht einen Augenblick daran, daß er mich bereitwillig als Stubengenoſſen aufnehmen werde. So war es auch. Jacob empfing mich mit offenen Armen und ſorgte für mich, wie für einen jüngeren Bruder. Seine Güte und ſein Beiſpiel wirkten ſehr günſtig auf mich und ich ſaß in der anſtoßenden Stube, die mit der ſeinigen durch eine ſtets offene Thüre verbunden war, faſt eben ſo fleißig wie er an den Büchern. Obwohl meine philologiſchen Studien mit den ſeinigen nichts gemein hatten, unterſtützte er mich doch mit Rath und Aushülfe, da er während der drei Jahre ſeiner Hofmeiſterei das bereits auf dem Gymnaſium gründlich gewonnene philologiſche Wiſſen bedeutend erweitert hatte und es, behufs einer Geſchichte der Medizin, die er einſt zu ſchreiben beabſichtigte, bei Gelegenheit gerne wieder aufnahm. Obwohl ich ihm förmlich als Mündel übergeben worden war und ich mich bereit zeigte mich ſeinen Anordnungen gänzlich zu fügen, und trotzdem er ſolange den Pädagogen geſpielt hatte, nahm er mir gegenüber doch nie die Miene eines Vormundes oder Hofmeiſters an und war ſein Benehmen fern von aller Pedanterie. Seine Milde, ſeine Güte, ſeine Toleranz für Jugendlichkeit und tollen Uebermuth trieben ihn, mich vielmehr als ſeinen Freund zu behandeln, und ich fühlte mich glücklich, in der großen, mir fremden Reſidenz einen ſolchen Freund zu beſitzen. Obwohl ich über reichere Mittel verfügte und größere Ausgaben wagen konnte als er, folgte ich ihm doch gerne an den ärmlichen Tiſch ſeines Gaſthauſes, nur um immer in ſeiner Geſellſchaft zu ſein, und beſchränkte ich meine ganze

Lebensweiſe auf das beſcheidene Maß, das er ſich aus Nothwendigkeit ſowohl wie aus Neigung vorgeſchrieben hatte. Dafür ließ er ſich manchmal verleiten, mir auf den Tanzboden zu folgen, wo ich mit ſchönen Nähmädchen und Blumenmacherinnen halbe Nächte verjubelte. Er tanzte nicht — er hatte dieſe Kunſt nie gelernt — aber er freute ſich am Anblick dieſer ihm neuen Welt und dem jugendlichen Treiben; mich, den Jüngeren, aber Erfahreneren, unterhielt es, wie er hinter all' dem ſeine eigene Unſchuld vorausſetzte, und hinter Anmuth und Luſtigkeit von Putzmacherinnen mit ſeinem Idealismus und ſeiner künſtleriſchen Logik auch nur Schönheit der Seele und Tugend zu ſehen vermochte. Suchte ich ihm in dieſer Beziehung manchmal die Augen zu öffnen, wehrte er die Wirklichkeit, die mit ſeinem unſchuldigen Idealismus nicht übereinſtimmte, mit einem ſtereotypen, halb ungläubigen, halb toleranten „Aber Nein!“ von ſich ab.

Indeſſen bemerkte ich im Laufe der Wochen, daß bei all' der Freundſchaft, die von Tag zu Tag auf beiden Seiten inniger wurde, Jacob doch ein Geheimniß vor mir hatte. Manche Abende verbrachte er ohne mich außer dem Hauſe, ohne mir zu ſagen, wo und mit wem er geweſen. Nach ſolchen geheimnißvollen Ausflügen war er jedesmal in etwas ver ändert, entweder beredter oder ſchweigſamer, heiterer oder ernſter als gewöhnlich. Bei jedem Andern hätte ich Liebes-Stelldichein vermuthet; bei Jacob ſchien dergleichen unmöglich. Ich fragte nicht, denn ich war bei ſeinem ſonſtigen Vertrauen überzeugt, daß ſein Geheimniß nicht ſein eigenes ſein könne, daß er mich ſonſt einweihen würde, und ich achtete, ſelbſt ſchweigend, ſeine Schweigſamkeit. Von Zeit zu Zeit aber, vorzugsweiſe nach ſolchen myſteriöſen Ausflügen, ſchien es mir, als ob ihn etwas drückte, als ob er mir etwas mittheilen wollte. Er blieb dann vor mir ſtehen und ſah mich lange an; gab ich ihm darauf einen fragenden und erwartungsvollen Blick zurück, erröthete er, lächelte, wandte ſich ab, fing in einem Buche zu blättern an und ſchwieg nach wie vor.

Eines Abends — es war ſchon ſpät und ich lag im Bette — kehrte er von ſeinem geheimnißvollen Gange heim. Ganz gegen ſeine Gewohnheit trat er ziemlich lärmend und ohne alle Rückſicht auf den Schlaf ſeines Zimmernachbarn in die Stube und öffnete gleich darauf meine Thüre.

„Schläfſt Du, Victor?“ rief er laut genug, um mich zu wecken, wenn ich geſchlafen hätte.

„Nein! was iſt?“

„Ich komme gleich zu Dir," erwiederte er, „ich zünde nur das Licht an."

Wenige Augenblicke darauf trat er mit dem Hut auf dem Kopfe, im Ueberrock und eine Kerze in der Hand, an mein Bette. Er achtete nicht auf den Schnee, der noch auf Hut und Kleidern lag, und zeigte mir ein Geſicht, das glückſelig vor ſich hinlächelte.

„Was haſt Du, Jacob? ~~was~~ iſt mit Dir vorgegangen? Haſt Du Ausſicht auf eine Anſtellung? Biſt Du Ordinarius geworden? Haſt Du eine neue Quelle zur Geſchichte der Medizin entdeckt? oder gar ſchon einen Verleger für das ungeſchriebene Werk gefunden? Du ſiehſt aus, als hätte ſich ein großes Glück geradenwegs vom Himmel auf Dein bemoostes Haupt herabgeſenkt!"

Jacob lächelte und antwortete nicht; er rieb ſich die Hände und ging bald ſchneller, bald langſamer in der Stube auf und ab. Endlich blieb er vor meinem Bette ſtehen und ſagte lächelnd und ſchamerröthend: „Sie hat ein Vielliebchen mit mir gegeſſen!"

„Sie? Wer iſt Sie?" fragte ich.

Aber anſtatt zu antworten, fragte er weiter: „Was thut man, wenn man ein Vielliebchen gegeſſen hat?"

„Vor Allem,“ ſagte ich, „verliert man; das iſt Pflicht, wenn man ein Vielliebchen mit einer Sie ißt.“

„Ich habe verloren, es iſt verloren!“ rief er, als ob er einen Sieg verkündete.

„Wie? gleich verloren?“

„Augenblicklich! kaum hatte ich es gegeſſen, als ſie mich ſchon überliſtete,“ rief er wieder voll Freude.

„Nun, jetzt mußt Du ihr ein Geſchenk machen.“

„Aber was ſchenkt man einer Dame?“ fragte er weiter.

„Das hängt von Perſonen und Umſtänden ab. Iſt ſie ſchön? iſt ſie jung? iſt ſie liebenswürdig?“

„O Gott!“ ſeufzte Jacob, indem er die Augen himmelwärts wendete.

„Genug,“ rief ich, „ich weiß genug. Der mußt Du etwas ſehr Schönes ſchenken.“

„Nicht wahr?“ ſagte Jacob, „das habe ich auch ſchon gedacht.“

„Gewiß,“ fuhr ich im Tone des erfahrenen Rathgebers fort. — „aber halt! Noch Eins: ſeid Ihr intim?“

„Wer?“ fragte mein Freund.

„Du und Sie?“

Jacob wurde verlegen. „Das,“ ſtammelte er, „das weiß ich wirklich nicht. Vielleicht, ſo gewiſſermaßen — aber Du mußt nicht Böſes denken.“

„Gott bewahre, Du Don Juan, Du Verführer!" ſagte ich ſcherzend. „Jacob, Jacob, das hätte ich von Dir nicht gedacht."

Der Scherz that ihm offenbar wohl, obgleich er ſein abwehrendes: Aber Nein! entgegenſetzte und hinzufügte: „Du mußt nicht denken, daß —"

„Ich denke gar Nichts," fiel ich ein; „ich weiß genug. Du mußt ihr ein ſehr ſchönes Geſchenk machen."

„Aber was ſoll ich ihr ſchenken?" fragte er auf's Angelegentlichſte.

„Z. B. ein ſchönes Buch."

„Das habe ich auch ſchon gedacht," fiel er raſch ein. „Wie wäre es, wenn ich ihr meinen Shakſpeare ſchenkte?"

„Jacob!" rief ich erſtaunt und vorwurfsvoll „Deinen ſchönen, Deinen herrlichen Shakſpeare, Deinen Stolz, Deine Freude, Deinen ſchönſten Beſitz! Ich hatte gedacht, daß Du Dich von dem nie würdeſt trennen können."

„Es kann Umſtände geben —" ſagte er verlegen.

„Allerdings! allerdings!" fiel ich ein, „gib ihr Deinen Shakſpeare und ſei glücklich."

„Ich kann mir ja einen andern, einen billigern kaufen," ſagte er nachdenklich — „die Kupferſtiche in meiner Ausgabe sind mir gleichgiltig — für fünf Gulden kaufe ich eine einfache Ausgabe.“

„Kaufe Dir einen billigern Shakſpeare, mein Sohn, und ſei zweimal glücklich,“ rief ich wieder und lachte.

Er ſah mich erſchrocken an und ſagte in vorwurfsvollem Tone: „Siehſt Du, Victor, Du lachſt. Ich habe das immer gefürchtet — ich hätte Dir ſonſt ſchon lange erzählt —“

Er unterbrach ſich und wollte in ſeine Stube zurück; aber ich ſtreckte den Arm aus und zog ihn an's Bett, daß er ſich ſetzen mußte. Es wurde mir nicht ſchwer, ihn zu beſchwichtigen und mittheilſam zu machen, da ihm Mittheilung Bedürfniß war. Da ſah ich denn in ein bis an den Rand von Liebe erfülltes Herz; in ein Gehirn, das nur von gemüthvollen und ſchönen Träumen bewohnt war, ja nicht nur von Träumen, auch von fertigen, poſitiven Planen der Zukunft, von Heirath, von glückſeliger Häuslichkeit, von Familienglück. Die Wiſſenſchaft, die literariſchen Projecte, die Geſchichte der Medizin, das hohe Intereſſe für alle Entdeckungen und neuen Forſchungen waren tief in den Hintergrund gedrängt, oder traten nur als Mittel zum Zweck, zu dem einen und einzigen geliebten Zwecke in den Vordergrund. Jacob lächelte, als ich ihn auf dieſe wiſſenſchaftliche Apoſtaſie aufmerkſam machte, und ſagte achſelzuckend: „Was willſt Du? ich bin auch ein Menſch!“

Die Geſchichte ſeiner Liebe war, wie ich vorausſetzte, eine höchſt einfache Geſchichte. Er war, als er in die Reſidenz kam, durch den Edelmann, bei dem er Hofmeiſter geweſen, an den Notar Heideloff empfohlen, und wurde von dieſem, der die Geſchäfte des Edelmanns beſorgte, ſehr freundlich aufgenommen und ſeiner Familie vorgeſtellt. Die Familie beſtand aus einer Frau und einer einzigen Tochter, welche Adele hieß. Adele trug ihr aſchblondes Haar in Locken, die auf Bruſt, Schulter und Nacken in üppigſter Fülle herabſtrömten; ſie hatte blaue Augen, runde, ſanft geröthete Wangen und einen Mund, der bezaubernd zu lächeln verſtand, ſo wie ſich ihre ganze, man wußte nicht ob zarte, ob üppige Geſtalt auf's Anmuthigſte und gar nicht anders zu bewegen verſtand. Nach Jacob's Ausſage war ihre Seele noch ſchöner als ihre äußere Erſcheinung; ihr Sinn war edel und gebildet und für alles Schönſte und Höchſte empfänglich. Das wußte er beſſer als jeder Andere, da er mit ihr Goethe und Shakſpeare las und ihr die alten Tragiker erklärte. Er ſagte, man brauche ſie nur tanzen, ja nur durch die Stube ſchreiten zu ſehen, um von der Schönheit ihrer Seele für immer überzeugt zu ſein. Alles an ihr ſei wie liebe ſie Muſik; gegen Jedermann ſei ſie voll Wohlwollen, auch gefalle ſie Allen und habe ſie das ſchöne Beſtreben, Jedermann Sympathie einzuflößen. Er habe dieſes Alles gleich bei ſeinem erſten Beſuche vorempfunden; nie habe eine Ahnung ſo deutlich, ſo beſtimmt und ſo wahr in ihm geſprochen, wie damals. Es war an einem Herbſtnachmittage; die Sonne fiel durch roſige Gazevorhänge in die Stube. Die Mutter ſaß auf einem Fauteuil, ihr zu Füßen, auf einem Schemel, das lockige Köpfchen auf das Knie der Mutter gelehnt und mit deren Hand tändelnd, ſaß die Tochter. Die Mutter ſaß im Schatten, der roſige Sonnenſchein fiel auf die Wangen Adelens. Es war ein Bild, das er nie vergeſſen werde, und er glaubte damals, er werde Adele nie ſchöner ſehen. Aber er hat ſie ſeit damals hundert verſchiedene Male ſchöner geſehen. So jeden Donnerſtag Abends, wenn da getanzt wird, dann, wenn er mit ihr an einem kleinen Tiſchchen ſitze und ſie mit kindlicher Aufmerkſamkeit und Theilnahme ſeinen Vorleſungen lauſche, oder wenn ſie einer eintretenden Freundin entgegeneile, um ſie zu umarmen.

„Das Alles iſt ſchön, mein Freund,“ ſagte ich, nachdem Jacob länger als eine Stunde die Vorzüge ſeiner Geliebten geſchildert hatte — „aber die Hauptſache! die Hauptſache!“

„Was iſt die Hauptſache?" fragte Jakob.

„Hat ſie Dich wieder lieb?"

„Ja," ſagte Jacob, indem er die Hände in einander legte — ich wage es nicht zu glauben — ich weiß es nicht."

„Sind denn Symptome da?" fragte ich weiter.

„Sie iſt ſehr gut, ſehr liebenswürdig; ſie ſcherzt mit mir, ſie hat heute ein Vielliebchen mit mir gegeſſen."

„Das beweiſt nichts; ſie iſt auch mit andern liebenswürdig, ſie ißt auch mit andern Vielliebchen."

„Das iſt richtig. Aber wie ſoll man das erfahren? Ich kann ſie ja nicht fragen. Sieh Victor," fuhr er fort, indem er ſich mit ſchüchterner und flehentlicher Miene zu mir wandte — „ich habe ſchon daran gedacht — Du biſt in dieſen Dingen erfahrener — Du ſollteſt ſie beobachten und mir dann ſagen, ob ſie mich lieb hat oder nicht."

„Das will ich mit Vergnügen," ſagte ich, „aber zu dieſem Zwecke muß ich in's Haus kommen."

„Freilich! — aber wie fängt man das an?"

„Ganz einfach: Du ſtellſt mich dort vor."

„Aber wie? unter welchem Vorwand?"

„Es wird jede Woche im Hauſe getanzt; Du rühmſt mich als Deinen Freund, aber mehr noch als vortrefflichen Tänzer, und Du wirſt Dich über zeugen, daß man Dir auf halbem Wege entgegenkommt. Du machſt in zwei oder drei Tagen Deinen Beſuch, und nächſten Donnerſtag kannſt Du mich dort ſchon einführen."

Wie geſagt ſo gethan. Seit jener Nacht der Bekenntniſſe war Jacob nur mit meiner Vorſtellung im Hauſe Heideloff beſchäftigt. Triumphirend brachte er von ſeinem Beſuche die Einladung mit heim, und mit noch größerem Triumphe machte er ſich Donnerſtag zu dem Gange bereit. Ich bemerkte, als wir unſere Stube verlaſſen wollten, daß er für die Soiréen nichts an ſeiner gewöhnlichen Kleidung geändert, und daß Haar, Cravatte, Hemdkragen, kurz ſeine ganze Toilette ſich in der gewohnten Gelehrtenunordnung befand, ja daß an ſeiner Wäſche, auf der Bruſt wie an den Manſchetten, noch Spuren von chemiſchen Experimenten, gelbe, blaue und braune Flecken zu ſehen waren. Ich ſtellte ihm vor, daß man ſo zu ſeiner Geliebten nicht gehen könne; er aber antwortete: „Ach, ſie iſt nicht ſo! Sie kümmert ſich nicht um dergleichen Aeußerlichkeiten." Dieſe Worte gaben mir einige Hoffnung für Jacob, denn, offen ſei es geſagt, ich zweifelte ſtark, daß ein ſo elegantes Mädchen, wie Adele, einen Mann wie Jacob lieben könnte. Ich hatte ihn oft während dieſer letzten Woche von dieſem Standpunkt aus prüfend betrachtet, und ich mußte mir immer ſagen, daß er nichts an ſich habe, was weiblichen Sinn beſtechen könne und Vieles, das zurückſtoßen müſſe. Von Geſtalt war er häßlich, in ſeinen Bewegungen für Alle, die ihn nicht näher kannten, comiſch, beinahe lächerlich, in ſeinem Anzug bis zur Aermlichkeit einfach und meiſt ſehr vernachläſſigt. Aber Adele kannte ihn ja ſchon ſeit Monaten, hatte vielleicht ſeine großen und edlen Eigenſchaften würdigen gelernt und ſie kümmerte ſich nicht um dergleichen Aeußerlichkeiten." Endlich iſt es nicht ſo ſelten, daß ſich junge Mädchen in häßliche Männer verlieben. Haben ſie in ſolchen ſchöne Eigenſchaften entdeckt, die ſie rühren, ſind ſie ſtolz auf dieſe Entdeckung, und zeigen ſie gewöhnlich mehr Muth als die Männer, um den Spöttereien der Welt entgegen zu treten. Trotz all dem ließ ich Jacob in ſeinem vernachläſſigten Zuſtande diesmal nicht auf die Soirée gehen. Ich ſuchte ſeine beſte Wäſche und ſeine beſten Kleider hervor, erſetzte das Mangelnde aus meiner Garderobe, putzte ihm ſelbſt die Stiefel und ſtellte ihn ſo ſtattlich her, wie er es vielleicht nie geweſen. Er ließ mich gewähren und betrachtete ſich lächelnd und ſelbſtgefällig im Spiegel — in meinem Spiegel; denn er ſelbſt beſaß keinen, da er von dem ſeinen das Queckſilber, behufs eines Experimentes, abgekratzt hatte. Darauf nahm ich einen Fiaker, um uns vor dem Gaſſenſchmutz zu behüten, und wir langten in ungetrübter Stattlichkeit im Heideloff'ſchen Hauſe an.

Aber der erſte Schritt in die Geſellſchaft war durch ein Unglück bezeichnet. Jacob, deſſen Brille beim Eintritt in den warmen, von Menſchen erfüllten Salon, darin ſchon ſeit zwei Stunden getanzt wurde, angelaufen war, ſo daß er noch weniger ſah als ſonſt, ſtieß gleich an der Thüre an ein Stubenmädchen, das Thee und Eis umher trug, warf ihr Taſſen und Gläſer aus der Hand und begoß und beſpritzte die ganze Umgebung mit dem kalten und warmen Inhalt. Zwei junge Mädchen, deren Kleider arg zugerichtet wurden, ſtießen Schreie des Entſetzens aus; ein Student wagte ſogar einen leiſen Fluch, und der ganze Winkel an der Thüre kam in ſolche Verwirrung und Bewegung, daß der Kreis der Tänzer durchbrochen wurde und der Tanz aufhörte. Ich erröthete bis über die Ohren und fühlte mich einen Augenblick zu einer jener kleinen Niederträchtigkeiten aufgelegt, die wir alltäglich begehen, indem ich mich einige Schritte entfernen und meinen Freund verleugnen wollte. Jacob ermaß das ganze durch ihn angerichtete Unheil erſt nachdem er die Brille abgewiſcht hatte. Aber er kam trotz dem

Gelächter, das nach dem erſten Schrecken entſtand und trotzdem ſich die ganze Geſellſchaft mit dem Rufe: „nun das iſt ganz ſeiner würdig!“ oder: „das iſt gewiß wieder der Schwan geweſen!“ um ihn drängte, nicht aus der Faſſung. Er lächelte gutmüthig, betrachtete die befleckten Kleider und verſicherte deren Eigenthümerinnen, daß die Flecken mit leichter Mühe wieder zu beſeitigen ſein würden. Auf den Lärm drängte ſich auch eine ſehr jugendliche, reizende Erſcheinung herbei, die ich, nach der Schilderung Jacob's, an den aſchblonden Locken, die wie ein reicher Waſſerfall auf weiße, volle Schultern und Nacken herabfielen, ſogleich als Adele erkannte. Sie trug ein roſa Mouſſelinkleid, das an Bruſt und Mieder von einer ſchmalen, gezackten Silbertreſſe eingefaßt und um den Leib von einem gleichen Gürtel zuſammengehalten war.

„Natürlich! Natürlich!“ lachte Adele, und zeigte eine Doppelreihe von Zähnen, die man noch für Milchzähne hätte halten können, „ſo und nicht anders muß Herr Schwan ſeinen Einzug halten! Ich ſage es ja immer, man ſoll, wo er naht, Alles entfernen, was fallen, brechen, zerreißen kann. Er iſt ein wahrer Orkan, dieſer Herr Schwan!“

Alles lachte. Jacob lächelte ſelig, als ihm dieſe Stimme erſcholl und bemerkte nicht, was ich zu bemerken glaubte, daß Adele, während ſie ihm auf die vertraulichſte Weiſe die Hand reichte, mit ihrer Umgebung einen eben ſo ſpöttiſchen als flüchtigen Blick wechſelte.

Ich wurde ihr vorgeſtellt und ich fühlte, wie ſie, während ſie raſch eine anſtandsvolle Miene annahm, den Moment einer kurzen Verneigung benutzte, um mich vom Wirbel bis zur Zehe zu prüfen und zu muſtern. Sie führte mich dann zur Mutter, einer kleinen, ziemlich corpulenten Frau mit unbedeutendem, gutmüthigem Geſichte, die mich mit vorgeſchriebener Güte aufnahm und ein kleines Geſpräch über meinen Aufenthalt in der Reſidenz, über „den guten Schwan, dem immer etwas paſſire“, und über ihre kleinen Soirées dansantes, die ſich ſo nach und nach aus einer gewöhnlichen Tanzſtunde herausgebildet hätten und kaum irgend welche Anſprüche machen dürften, und über dergleichen mehr anknüpfte. Der Tanz ging wieder an; Frau Heideloff ſtellte mich einem jungen, unbedeutenden Mädchen in ihrer Nähe vor, und ich tanzte, um mich werkthatig in der Geſellſchaft einzubürgern.

Sie beſtand zum größten Theil aus Sprößlingen derſelben bürgerlichen Claſſe, der unſere Wirthe angehörten, aus Söhnen und Töchtern von Advocaten, Notaren, Aerzten, höheren Beamten, Banquiers.

Einige Mütter und Tanten ſaßen an den Wänden und ſahen dem Tanze zu. In einem anſtoßenden Zimmer ſpielten einige ältere Herren Whiſt und Boſton, unter ihnen auch Herr Heideloff. Er war ein Mann von ungefähr fünfzig Jahren, trug einen ſchwarzen Frack, weiße Cravatte und eine feine Uhrkette mit einer einzigen aber koſtbaren Breloque, und hatte das ſtereotype Geſicht ſeines Standes, jenes Geſicht, in welchem die ernſte Würde des Weiſen die practiſche, auf das Weltliche gerichtete Klugheit, wohl auch Verſchmitztheit bedeckt und dieſe wieder jene in den Hintergrund drängt. Die beſten, ehrenhafteſten, von der Wichtigkeit und Würde ihrer Stellung durchdrungenſten Advocaten und Notare glauben doch liſtig und verſchmitzt ſein zu müſſen; wieder die gewiſſenloſeſten, nur auf ihren Vortheil bedachten und durchtriebenſten erkennen die Nothwendigkeit, Ehrfurcht einzuflößen und richten demgemäß ihr ganzes Weſen ein: ſo begegnen ſich die Beiden auf demſelben Wege und gelangen zu einer Aehnlichkeit des Ausdruckes, die im Bereiche ihres Standes jede Individualität verwiſcht. Darum unterſcheiden ſich Advocaten und Notare ſo weſentlich von den Richtern, die franchement eine milde oder harte Phyſiognomie zeigen. In Herrn Heideloff's Erſcheinung ſaß ein Notar vor mir, nichts als ein Notar, ein ausgeſprochener

Stand, ein unbeſtimmbarer Menſch. Jacob, der mir in die andere Stube folgte und mich in Betrachtung des Herrn Heideloff verſunken fand, raunte mir in's Ohr: „Ein ausgezeichneter Mann, ein höchſt practiſcher Mann!" Ich nahm dieſe Verſicherung auf's Gläubigſte hin, obwohl ich in Jacob's Menſchenkenntniß nur ſehr geringes Vertrauen ſetzte und wohl wußte, daß er überall nur höchſt ausgezeichnete, gute, wohlwollende, keiner Falſchheit fähige Menſchen ſah.

Was nun die Hauptperſon betrifft, um deren willen ich eigentlich gekommen war und um die ſich offenbar Alles im Hauſe drehte, ſo muß ich geſtehen, daß der erſte Eindruck kein günſtiger war. Adele war ſchön, anmuthig, reizend und das Alles in einem hohen Grade, aber es ſchien mir, daß ſie das vollſte Bewußtſein aller dieſer Vorzüge hatte und daß hinter allen ihren Worten und Bewegungen, ſelbſt hinter ihrem offenſten und lauteſten Lachen eine gewiſſe Abſichtlichkeit und Berechnung verborgen lag. Sie ſchien mir, mit einem Worte, eine mit allen Waffen ausgerüſtete Coquette. Vor Allem aber mißfiel mir die Art und Weiſe, wie ſie meinen Freund aufgenommen hatte. Es erwachte der Verdacht in mir, als wäre es ihre Gewohnheit, ſich über ihn luſtig zu machen. Ich war in Folge deſſen ſehr kalt und zurückhaltend gegen ſie, lud ſie auf eine Weiſe zum Tanze ein, die verrieth, daß ich es mehr aus ſchuldiger Höflichkeit gegen die Tochter vom Hauſe, als aus innerem Drange that und ſagte ihr nicht Eines der ſchönen Dinge, die ſie zu erwarten berechtigt und gewohnt war. Das machte ſie ſtutzig und etwas verlegen, aber zugleich ſehr zuvorkommend und liebenswürdig. Im Laufe des Abends ſtand ſie oft plötzlich neben mir, hatte die verſchiedenſten Aufmerkſamkeiten, die ſie mit ihrer Pflicht gegen den Fremden motivirte, und verſtrickte mich zu wiederholten Malen, ehe ich mich deſſen verſah, in Geſpräche, in denen ſie immer etwas Schönes oder Geiſtreiches zu ſagen hatte. Am beſten gefiel mir, was ſie über Jacob ſagte; ſie lobte ihn mit ſolcher Wärme und in ſo ſchönen, bezeichnenden Worten, daß ich bei ihr ein Verſtändniß dieſes trefflichen Characters vorausſetzen mußte und daß ich — allmälig den Zauber, den dieſes Mädchen auf alle Welt ausübte, ebenfalls als wirkſam zu fühlen begann. Aber wieder fühlte ich mich im innerſten Herzen erkältet, als Jacob ſpät in der Nacht auf mich zutrat und mich mit verſchämter Miene bat, ihn ja nicht auszulachen, er werde jetzt tanzen.

„Du tanzen?" rief ich erſtaunt.

„Ja," ſagte er, „ich habe hier ſchon mehreremale getanzt; Fräulein Adele hat mir Lectionen gegeben und jetzt will ſie, daß ich wieder mit ihr tanze; ich kann es ihr nicht abſchlagen."

In dem Augenblicke fing das Clavier zu klingen an; Jacob verließ mich und ich ſah ihn gleich darauf, wie er ſich mit Adele im Kreiſe drehte. Er tanzte, wie ich es erwartet hatte, ungeſchickt, eckig, lächerlich. Er konnte nicht Tact halten und machte die ſonderbarſten Sprünge, um ſeiner Dame nachzukommen; ſein Geſicht nahm den Ausdruck einer auf's Höchſte geſpannten Aufmerkſamkeit an, und doch ſuchte er zu lächeln, um dieſen Ausdruck zu verbergen, was eine fortwährende Veränderung in ſeiner Miene und durch den Contraſt des wechſelnden Ausdruckes eine komiſche Wirkung hervorbrachte. Nur wenige Paare tanzten; die Meiſten ſtanden, um ſich an dem Schauſpiele zu ergötzen; ſelbſt die Matronen hatten ſich dem Kreiſe genähert, um beſſer zu ſehen. Je einſamer er auf dem Tanzplane war und je größer die Zahl der Zuſchauer, deſto höher ſtieg die Verlegenheit des guten Jacob, deſto mehr nahm er ſich zuſammen und deſto lächerlichere Sprünge kamen zum Vorſchein. Das Publikum aber unterhielt ſich; ein mehr oder weniger boshaftes oder ſpöttiſches Lächeln lag auf allen Lippen. Es that mir leid um den lieben Freund; es ſchien mir unendlich grauſam, ihn zum

Tanze zu zwingen und ich war vor Allem gegen Adele empört.

Sie mußte das bald gefühlt haben, denn ſie wurde noch liebenswürdiger als vorher; und da ich auch während des Soupers neben ihr ſaß, verließ ich — nach dem Souper — das Haus, als ein von Adele bezauberter Menſch.

Jacob war ganz glücklich, mich ſo berauſcht zu ſehen. Lachend ging er neben mir einher und rief fortwährend: „Ja, ja! ſo iſt es! ſo muß es ſein! Kein Menſch von einigem Geſchmacke vermag ihr zu widerſtehen! Siehſt Du nun, daß ich nicht übertrieben habe!?“ Und an ſolche Ausrufungen knüpfte er dann neue Analyſen ihrer Tugenden und Vorzüge, und nur um das Geſpräch ſo lange als möglich fortzuſetzen, bat er mich, da der Morgen hübſch zu werden verſprach, über die gefrorenen Promenaden rings um die Stadt mit ihm einen Spaziergang zu machen. Vielleicht zum erſten Male in ſeinem Leben ſteckte er eine Cigarre an, hob den Kopf in die Luft und ſchritt, dicke Dampfwolken vor ſich hinblaſend, heiter, lachend, manchmal ausgelaſſen luſtig, wie ein ſanft berauſchter Vergnügling in einer Sonntagsnacht, durch die Welt, die ihm von Glück und Schönheit angefüllt erſchien. Den Zweck meiner Entführung in's Heideloff'ſche Haus hatte er ganz vergeſſen; es fiel ihm nicht ein, ſich nach meinen Beobachtungen betreffs der Liebe Adelens zu erkundigen; er war zufrieden, nunmehr mit einem Menſchen, der ihre Anmuth anerkannte, von ihr ſprechen zu können.

So war und ſo blieb es auch in den kommenden Tagen und Wochen. Schon zwei Tage nach jener Soirée forderte mich Jacob auf, im Heideloff'ſchen Hauſe einen Beſuch zu machen, was ich gerne that, und nächſten Donnerſtag wurde dort wieder getanzt. So oft ich Adele wieder ſah, ſo oft kamen meine früheren Bedenken wieder zurück und erſchien ſie mir als Coquette; aber eben ſo oft berauſchte mich ihre anmuthsvolle und ſchöne Erſcheinung, ſo daß mein Urtheil über ſie fortwährend ſchwankte und Verſtand und Phantaſie zu keinem übereinſtimmenden Schluſſe gelangen konnten. Außerdem war ich durch die überaus freundliche Art, mit der ich in dem Hauſe empfangen und behandelt wurde, beſtochen; in meinem von Natur mißtrauiſchen Gemüthe, das ich mit jugendlichem Veredlungseifer zu bekämpfen ſuchte, ließ ich den Verdacht, daß ich dieſe Behandlung im Hauſe des Notars nur dem großen Grundbeſitz meines Vaters verdanke, nicht aufkommen. Mit größerer Energie aber drängte ſich mir die Ueberzeugung auf, daß Jacob ſeine Einbürgerung daſelbſt vorzugsweiſe dem Empfehlungsbriefe ſeines Brodherrn ſchulde und den Rückſichten, die man dem einflußreichen und großbegüterten Edelmanne gegenüber hatte, deſſen ausgedehnte Geſchäfte in der Stadt und deſſen Gelder Herr Heideloff verwaltete. Davon abgeſehen machte ſich Jacob auch nützlich. Adele war ein glänzend gebildetes Mädchen und wollte ſich noch mehr bilden; Jacob war ein eifriger, vortrefflicher und dabei unentgeldlicher Lehrer. Sonſt war er, ich mußte mich mit Kummer davon überzeugen, die komiſche Perſon des Hauſes und des ganzen Kreiſes. Man lachte oft über ihn; man lächelte faſt immer. Seine Liebe zu Adelen war dem kleinſten Mädchen des Kreiſes kein Geheimniß, und da er zu der höchſt eleganten Erſcheinung einen ſo ſonderbaren Contraſt bildete, war dieſe Liebe der Hauptgegenſtand, mit dem man ſich erluſtigte. Man beobachtete ihn in ſeinen Aufmerkſamkeiten, man behorchte ſeine Geſpräche mit Adelen — und man fand Alles komiſch. Sprachen Fremde, die mein intimes Verhältniß zu Jacob nicht kannten, vor mir zu Frau und Fräulein Heideloff in dieſem Sinne, wurde er von dieſen mit einem: „Der gute Schwan!“ oder: „Der treffliche Schwan!“ in Schutz genommen.

Jacob ging durch die Reihen dieſer Menſchen und durch dieſe Verhältniſſe wie ein glücklich Träumender mit einem Lächeln auf den Lippen und in der Seele, ohne Ahnung von dem wahren Stande der Dinge. Ich hatte nicht den Muth, ihn zu wecken und — um eine Anklage gegen Adele zu formuliren, und ſie in meinem Innerſten endgiltig als eine kalte, berechnende Coquette anzuerkennen, war ich ſelbſt viel zu jung, zu ſehr den Wirkungen der Schönheit offen und viel zu viel berauſcht, vielleicht verliebt.

* * *

Im Heideloff'ſchen Hauſe war ich bald eben ſo heimiſch, wenn nicht heimiſcher als Jacob. — Adele, die es fühlte, daß zwei Seelen in meiner Bruſt ſprachen, eine für, eine gegen ſie, und deren Aufmerkſamkeit durch beſtändigen Wechſel von Wärme und Kälte, von Vertraulichkeit und Zurückhaltung in meinem Benehmen auf mich gelenkt wurde, behandelte mich mit einer Zuvorkommenheit, die an Auszeichnung grenzte. Bald bemerkte ich bei den jungen Männern einige Eiferſucht: hier und da wurde mir zu meiner Eroberung Glück gewünſcht. Ehe ich mich deſſen verſah, zwang mich Adele mit vielfachen Aufträgen, die ſie mir gab, und die von Andern ebenfalls als ein Zeichen der Bevorzugung betrachtet wurden, mich äußerlich und innerlich mit ihr zu beſchäftigen. Bald hatte ich ihr ein ſeltenes oder ein neues Buch, bald Conzertbillete, bald Auskunft über das und jenes zu verſchaffen. So kam ich jede Woche einigemal in's Haus, und da ich von der Mutter befreundeten Familien vorgeſtellt und von dieſen wieder zu Tanzunterhaltungen eingeladen wurde, beinahe jeden Tag mit ihr zuſammen. Jacob betrachtete das Heranwachſen unſerer Intimität mit Freude; es fiel ihm nicht ein, etwas Anderes in mir zu ſehen, als einen Vertrauten und einen Boten, der ihm täglich über Worte, Ausſehen, Leben ſeiner Geliebten Bericht erſtattete. Er war zufrieden, daß er jetzt Jemand hatte, mit dem er täglich, beinahe ſtündlich von ihr ſprechen konnte, und ſelbſt ſeine poſitiven Abſichten in Beziehung auf Adele, ſammt der ungelöſten Frage, ob ſie einige Liebe für ihn fühle, traten bei dem genügſamen und immer nur das Gute hoffenden Weſen des armen Freundes vollkommen in den Hintergrund.

Da brach eine Cataſtrophe herein, die in dem ganzen Kreiſe eine gewaltige und ſchreckliche Veränderung hervorbrachte, und alle Gedanken an Glück, Liebe und Liebelei verwiſchten, alle die Fragen, die uns ſeither beſchäftigten, als unendlich klein erſcheinen ließen.

Jacob war Doctor geworden und hatte eben vom Rector Magnificus, von mir begleitet, ſein

Diplom geholt. Um dieſes Ereigniß zu feiern, lud ich ihn in eines der erſten Speiſehäuſer der Reſidenz zu einem ausgeſuchten Gaſtmahle und einer Flaſche Ungarwein. Nach Tiſche traten wir in ein Kaffeehaus — Jacob mit der großen Blechrolle unter dem Arme — um dann zu Adelen zu eilen und ihr das Diplom zu zeigen. Sie hatte ein ſolches Inſtrument nie geſehen; Jacob hatte ihr vor Monaten verſprochen, ihr ſein Diplom zu zeigen und erinnerte ſich jetzt dieſes Verſprechens, wie er ſich überhaupt jedes Wortes, das ſie je an ihn gerichtet, mit diplomatiſcher Genauigkeit erinnerte.

Wir fanden das Kaffeehaus in einiger Aufregung; Gruppen ſtanden dort und da und unterhielten ſich über einen, wie es ſchien, höchſt intereſſanten Gegenſtand; man hörte die verſchiedenſten Ausrufungen der Verwunderung, der Entrüſtung, des Mitleids. Eine große Neuigkeit ſchien die Reſidenz zu bewegen. Aber wir, in unſerer erhöhten, von Privatgefühlen und Ungarwein herrührenden Stimmung, achteten auf die vielen Erzähler und ihre Zuhörer nicht, tranken unſern Kaffee und machten Pläne, bis unſere Aufmerkſamkeit zu wiederholten Malen durch den Namen Heideloff, den man immer wieder in den Gruppen ausſprach, angezogen wurde. Wir wurden mehr als aufmerkſam, als wir hörten, daß jene Ausrufe der Entrüſtung, ja daß Verwünſchungen immer nur in Verbindung mit dieſem Namen ausgeſtoßen wurden. Nun näherten wir uns. Wir fanden auch Bekannte unter den Kaffeehausgäſten, die wir fragten und die erſtaunt waren, daß wir von der großen Neuigkeit, von der ſchauderhaften Geſchichte, die würdig wäre, als cause célèbre in einem neuen Pitaval zu prangen, und die ſeit heute Morgen Stadt und Hof mit Entſetzen erfülle, noch nichts gehört haben ſollten! — Man erzählte uns; die Geſchichte war in der That gräßlich. Jacob hörte ſie bleich, zitternd mit an und lehnte ſich endlich an die Wand, um nicht zuſammenzubrechen.

Einige Monate vor dieſem Tage trat eine Dame von ungefähr dreißig Jahren in das Bureau des Notars Heideloff. Sie bat ihn um eine geheime Unterredung; er führte ſie in ein anſtoßendes Zimmer und ſchloß die Thüre. Die Dame übergab ihm ein Empfehlungsſchreiben, das die Unterſchrift eines Provinzadvocaten und ehemaligen Studienfreundes Herrn Heideloff's trug. Nachdem er es geleſen, verneigte ſich Herr Heideloff auf's Ehrerbietigſte und fragte: „Frau Gräfin …, was ſteht Ihnen zu Dienſten? Verfügen Sie über mich wie über Ihren unterthänigſten und treueſten Diener.“ Gräfin

B... war ſehr erfreut über dieſe Aufnahme und ſagte: „Herr Heideloff, Sie ſind mir als der ehrenwertheſte und zuverläſſigſte aller Notare und Geſchäftsmänner der Reſidenz gerühmt worden. Ich will mit Ihnen offen ſprechen, wie mit einem Beichtvater. Ich bin nicht mehr die Gräfin B...; ich habe nicht mehr das Recht Titel und Namen meines vor vier Jahren verſtorbenen Mannes zu tragen, denn ich bin zum zweiten Male verheirathet, und eigentlich jetzt nur die einfache Madame G.... Meine ganze adelige Familie war gegen dieſe Heirath, theils weil ſie eine Mesalliance war, theils wegen des Characters meines jetzigen Mannes. Wir ſind heimlich verheirathet und mein jetziger Mann will ſelbſt, daß unſere Ehe ein Geheimniß bleibe, weil zu befürchten iſt, daß mein Onkel, der Landmarſchall, mich enterbe, wenn unſere Ehe vor ſeinem Tode bekannt würde. Aber ich bin am Vorabend meiner Niederkunft. Auch dieſe muß verheimlicht werden, wenn nicht meine zweite Ehe bekannt werden ſoll, oder wenn ich nicht für einige Jahre Unehre und den Zorn meiner Familie auf mein Haupt laden will. Letzteres will ich vorzugsweiſe aus Rückſicht für meine drei Kinder aus erſter Ehe und wegen meiner Abhängigkeit von meiner Familie vermeiden. Um meine Niederkunft zu verheimlichen, komme ich in die große Reſidenz, und begebe mich morgen unter falſchem Namen und mit falſchem Paſſe in die allgemeine Gebäranſtalt. Aber während meiner zweiten Ehe habe ich einſehen gelernt, wie berechtigt und weiſe die Einreden meiner Familie gegen die Verbindung mit G . . ., und wie wenig begründet meine Liebe zu ihm, meine Illuſionen, und meine Hoffnungen, ihn zu beſſern, geweſen. G . . . iſt ein Spieler und Verſchwender; er hat mich nur meines Namens wegen aus Eitelkeit, und meines Vermögens wegen aus Eigennutz beſtrickt und geheirathet. Wenn ich nun im Wochenbette ſterbe, kann er als mein legitimer Gatte auftreten und die Verwaltung meines hinterlaſſenen Vermögens beanſpruchen. Ich habe die feſte Ueberzeugung, daß das ganze Vermögen verſpielt und verſchwendet wäre, ehe meine Kinder mündig werden. Ich bringe darum die Reſte, die mir noch geblieben, zu Ihnen, Herr Heideloff, um die Zukunft meiner armen Kinder zu ſichern. Mich plagen Todesahnungen, aber nach Allem, was ich über Sie gehört, werde ich, wenigſtens in dieſer Beziehung, ruhig aus der Welt ſcheiden. Sie werden das Vermögen treu bewahren, und im Falle meines Todes meinen Bruder, den Grafen S . . g, der dann der todten Schweſter verzeihen wird, in's Geheimniß ziehen und das Geld mit ihm gemeinſchaftlich verwalten. Bei meiner ſchrecklichen Lage, bei all' den Heimlichkeiten, an die ich nicht gewohnt bin, und in denen ich mir ſelbſt wie eine Verbrecherin erſcheine, bei den traurigen Erfahrungen mit meinem jetzigen Manne, bei der Cataſtrophe, der ich entgegengehe, und den beſtändigen Todesahnungen iſt es mein einziger Troſt, ſo für meine Kinder ſorgen zu können und einen Mann gefunden zu haben, dem ich mich und das Loos der Kinder mit ſolcher Sicherheit anvertrauen darf. Sie werden ſich auch, als Ehrenmann, durch das Vertrauen, das ich in Sie ſetze, mit mir und meinen Kindern bis zu einem gewiſſen Grade verbunden fühlen und den armen Waiſen, wenn auch aus der Ferne, mit Rath und That beiſtehen."

Herr Heideloff antwortete nichts. Er wollte antworten, aber er konnte nicht. Er wandte ſein Geſicht ab und ſtreckte der Dame ſeine Hand entgegen. Sie ergriff ſie und drückte ſie dankbar. Hierauf öffnete ſie einen Beutel, den ſie am Arme trug, und zog daraus einige Rollen Goldes, dann ein Packet Banknoten und endlich eine Anzahl von Actien, Obligationen und andern Werthpapieren hervor und legte ſie auf den Tiſch vor Herrn Heideloff. „Das Ganze," ſagte ſie, „ſtellt einen Werth von fünfmalhundert tauſend Gulden vor."

Bei Nennung der Summe verſchwand der mitleidige Ausdruck aus dem Geſichte Herrn Heideloff's; wieder ganz Notar geworden, ſetzte er ſich mit ruhiger Geſchäftsmiene hin, ergriff Feder und Papier und ſagte: „Wir müſſen ſpecificiren; wir müſſen genau aufſchreiben, was Sie mir in baarem Gelde, was in Werthpapieren übergeben. Letztere können leicht in ihrem Werthe variiren. Erſt unter dieſer Liſte kann ich den Empfangsſchein ausfertigen.“

Die Gräfin ſchwieg. Herr Heideloff ſchrieb. Nach einiger Zeit ſagte er im Schreiben: „Es wäre, der Ordnung wegen, gut, wenn wir die Unterſchrift zweier Zeugen hätten.“

„Müßte ich dieſe in meine Geſchichte und in das Geſchäft einweihen?“ fragte die Gräfin.

„Allerdings, gnädige Frau.“

„Das hieße zwei Vertraute mehr haben,“ ſagte die Gräfin. „Das ſcheint mir bedenklich und wäre mir ſehr unangenehm.“

„Gnädige Frau,“ lächelte der Notar, „Sie können ſich dieſe Unannehmlichkeit erſparen, es iſt eine Form, es hängt vom Grade Ihres Vertrauens ab, wie weit Sie die Formen erfüllen wollen. Wir Notare ſind wie die Beichtväter. Sie können ſich nicht vorſtellen, gnädige Frau, in wie viele Geheimniſſe wir eingeweiht werden und wie oft uns die bedeutendſten Summen anvertraut werden. Sehen Sie dieſe Kiſte an; ſie iſt mit dem Vermögen geheimnißvoller Clienten angefüllt und enthält viele Millionen. Dergleichen iſt nicht nur bei mir der Fall — nein, bei den meiſten meiner Collegen, und wir haben keine Urſachen ſtolz darauf zu ſein. Verſchwiegenheit, Redlichkeit ſind Mittel unſeres Standes, wenn ſie nicht Eigenſchaften unſeres Characters ſind. Wehe dem Notar, der plaudern, der einen Pfennig zu veruntreuen im Stande wäre; er wäre zu Grunde gerichtet. Er hat ſich für alle Zukunft unmöglich gemacht und ſich um mehr gebracht, als ihm eine mit beſtem Erfolge gekrönte Unehrenhaftigkeit einbringen konnte."

Herr Heideloff ſchwieg wieder. „So," ſagte er, „das Verzeichniß wäre fertig; jetzt den Empfangſchein!"

Und ſchreibend ſagte er laut, wie ſich ſelbſt dictirend, vor ſich hin: „Ich Endesgefertigter beſcheinige hiemit, daß mir Frau G . . ., geb. S . . g"

Hier unterbrach ſich Herr Heideloff, legte die Feder bei Seite und ſtützte die Stirne nachdenklich in die Hand. Er ſchüttelte den Kopf und murmelte, mit beſorgter Stirne, Allerlei vor ſich hin.

„Es kommt mir ein Bedenken, gnädige Frau," ſagte er endlich laut, „ein ſehr ernſtliches Bedenken.

Wenn Ihnen wirklich — ich bin gewiß, daß Ihre Todesahnungen mit Gottes Hilfe nichts zu bedeuten haben — aber wenn Ihnen wirklich etwas Menſchliches begegnet, dann wird der Empfangſchein bei Ihren Sachen gefunden und von Rechtswegen Ihrem Herrn Gemahl ausgeliefert. Was Sie vermeiden wollten, tritt dann doch ein. Er weiß, wo das Vermögen geborgen iſt; er wird es reklamiren und ich werde es ihm nicht vorenthalten können. Ja, ich könnte ſogar unerlaubten Verheimlichens angeklagt und in arge Verwickelungen, Verdächtigungen und Prozeſſe — doch das wäre keine Rückſicht, aber Ihr ganzer ſchöner Plan, Ihren Kindern das Wenige zu retten, wäre zu nichte."

Die Gräfin hörte ihm ängſtlich zu. „Mein Gott," rief ſie, „ich möchte Ihnen nicht gerne Unannehmlichkeiten verurſachen, aber ich möchte doch auch meinen Plan durchführen. Ich bin in Geſchäften vollkommen unerfahren; ich bitte, rathen Sie mir. Muß ich denn den Empfangſchein nothwendigerweiſe haben oder mit mir nehmen?"

„Ja!" ſagte der Notar beſtimmt, „den Empfangſchein müſſen Sie nothwendigerweiſe haben. Beim größeſten Vertrauen zu mir müſſen Sie den Empfangſchein haben. Es iſt um Lebens- und Sterbenswillen. Ich kann indeſſen ſterben; das Geld findet ſich hier und Sie oder Ihre Erben haben nicht das geringſte Recht, es zu reklamiren, wenn nicht ein Empfangſchein vorhanden iſt.“

„Was iſt da zu thun?“ fragte die Dame ängſtlich.

Herr Heideloff dachte wieder eine Zeitlang nach, dann ſagte er: „Ich mache es, wie ich es in ſolchen Fällen ſchon oft gemacht habe. Ihr Vermögen wird hier in dieſe Kiſte gelegt, von der mein ganzes Bureau weiß, daß ſie mir anvertraute Gelder enthält: Sie bekommen ein eigenes Fach, das Ihren Namen trägt, und der Empfangſchein wird zu ihrem Gelde und zu Ihren Papieren gelegt. Zugleich wird es in das geſtempelte und unter Aufſicht der Regierung ſtehende Hauptbuch eingetragen. So iſt es Ihnen für alle möglichen Fälle geſichert. Sind Sie ſo zufrieden?“

Die Gräfin athmete auf. Herr Heideloff ſchrieb den Empfangſchein zu Ende, las ihn der Dame vor, legte ihn zu dem Golde und den Papieren, nahm dann Alles zuſammen und trug es an den eiſernen Schrank, wo er es in ein Fach legte, das er eigens zu dieſem Zwecke ausräumte. „Sehen Sie gnädige Frau, dieſes Fach, rechts, das Dritte von oben; hier liegt es wie in Abrahams Schooß.“

Herr Heideloff lächelte, auch die Gräfin lächelte. Sie nahm herzlichen Abſchied und ging.

Einige Wochen nach dieſer geheimen Unterredung ſahen die Beamten Herrn Heideloff's dieſelbe Dame aus demſelben Kabinette treten, aber diesmal mit ganz anderem Geſichte. Sie war blaß, ſie zitterte am ganzen Leibe, ſie rang die Hände, ſtammelte unverſtändliche Worte und ſchien außer ſich. Herr Heideloff, der ihr bis über die Schwelle des Vorzimmers folgte, und zwar ſo nahe, daß er ihr beinahe auf die Ferſe trat, hatte ganz das Ausſehen, als ob er ſie gewiſſermaßen mit Gewalt an die Thüre führte. Dem Bedienten im Vorzimmer machte er ein Zeichen, indem er auf die Stirn deutete, als ob die Dame verrückt ſei und befahl ihm, ſie bis hinab, auf die Straße zu begleiten. Da die Dame auf der Treppe zuſammenbrach, hob ſie der Bediente auf und, halb tragend halb führend, brachte er ſie vor das Hausthor. Die Dame kam noch einige Male. Im Hauſe wußte man bald, um was es ſich handelte, denn Herr Heideloff hatte es ſeinem erſten Schreiber und dieſer den andern erzählt, daß dieſe Dame, offenbar keine Betrügerin, ſondern eine Verrückte, ſich einbilde, bei Herrn Heideloff eine halbe Million deponirt zu haben, die ſie nun reklamire. Herr Heideloff wußte nichts von ihr, von ihrem Namen, ihrer Herkunft, aber ſein erſter Schreiber hatte es herausgebracht, daß dieſe Dame erſt vor Kurzem in dem öffentlichen Krankenhaus niedergekommen und das Wochenbett, wahrſcheinlich in Folge eines Milchfiebers, wahnſinnig verlaſſen habe. In den Kreiſen der Notarsſchreiber und Amanuenſes ſprach man damals viel von dem Abenteuer Herrn Heideloff's und von den Unannehmlichkeiten, denen ein Notar ausgeſetzt ſei. Man fand es natürlich, daß der treffliche Mann, deſſen Zeit ſo koſtbar iſt, die Verrückte nicht mehr vorlaſſe, und daß man ihr jetzt, ſo oft ſie komme, die Thüre vor der Naſe zuſchließe, oder wenn es ihr doch einzudringen gelinge, ſie mit Gewalt hinausführe. Die Verrückte, ſo erzählte man, liege dann Stunden lang vor dem Hausthore, in Wind und Wetter, und das ſei doch höchſt unangenehm für einen Mann wie Herr Heideloff. Endlich wurde es ſtille von dem Abenteuer, denn die Verrückte war verſchwunden; die Polizei war aufmerkſam gemacht worden; ſie war im Irrenhaus.

An dem Tage, da Jacob ſein Diplom dem Fräulein Heideloff zeigen wollte, kam die Geſchichte auf's Neue auf's Tapet und zwar in ganz anderer Geſtalt.

Herr G..., der zweite Gatte der Dame, wußte ſehr wohl, daß ſie in die Reſidenz gegangen, um daſelbſt heimlich zu entbinden. Er vernachläſſigte ſie bis zu dem Momente, da er das Verſchwinden des

Vermögens bemerkte. Dann erſt eilte er ihr nach in die Reſidenz. Das Krankenhaus hatte ſie längſt verlaſſen und war wie aus der Welt verſchwunden. Er ſuchte vergebens nach ihr, bis er in den Kaffeehäuſern von dem Abenteuer Herrn Heideloff's ſprechen hörte. Die ſogenannte Verrückte hatte Jedem, der es hören wollte, in ihrem aufgeregten Zuſtande die Summe genannt, die ſie dem Notar anvertraute; es war die Summe ihres Vermögens; das brachte Herrn G.. auf die Idee, ſeine Frau im Irrenhauſe zu ſuchen, wo er ſie auch fand. Der Irrenarzt, dem die Gräfin nicht recht als verrückt erſcheinen wollte, hörte, auf die Eröffnungen des Herrn G.. hin, nun auch ſeine Gefangene aufmerkſam an und ließ ſie von nun an frei gewähren. Die Enormität des an ihr begangenen Verbrechens und die Sorge um ihre Kinder bewogen die Gräfin, ihren hochſtehenden und einflußreichen Verwandten Geſtändniſſe zu machen, die bei der ſchauderhaften Lage der Unglücklichen mit mehr Nachſicht hingenommen wurden, als es ſonſt der Fall geweſen wäre. Die Polizei wurde benachrichtigt; ſie zog geheime Erkundigungen ein und beobachtete Herrn Heideloff. Der Arzt des Krankenhauſes ſagte aus, daß Herr Heideloff, der jetzt vorgab, die Gräfin nie geſehen zu haben, dieſe, auf ihr Anſuchen, allerdings einige Tage nach ihrer Entbindung beſucht habe. Es fiel dem Arzte damals auf, daß ihn der Notar, als er das Haus verließ, befragte, ob jene Dame im Gehirne richtig ſei, da man bis dahin nicht die geringſte Spur von Irrſinn an ihr entdeckt hatte. Die Gräfin hatte ihn damals rufen laſſen, um ihn, da ſie ſich wohl fühlte, um den Empfangſchein zu bitten, den er verſprach, aber niemals brachte. — Ein Wechſelagent, mit dem Herr Heideloff bekanntermaßen in Verbindung ſtand, mußte auf Anfragen der Polizei zugeben, daß er allerdings von dieſen Staatspapieren zum Verkauf erhalten, welche die Gräfin als einen Theil ihrer deponirten Werthe bezeichnet hatte. Solche und manche andere eben ſo laut ſprechende Anzeichen bewogen das Gericht, eines Morgens in's Haus zu dringen, Herrn Heideloff zu verhaften, ſeine ſämmtlichen Beamten zu verhören und ſeine Papiere theils mit Beſchlag, theils unter Siegel zu legen.

Die Nachricht von dieſem Ereigniß durchlief die Stadt mit einer reißenden Schnelligkeit. Zugleich erfuhr man alle Einzelnheiten, die bisher nur der Polizei bekannt waren und an dem Verbrechen Heideloff's nicht zweifeln ließen. Die Aufregung war um ſo größer, als die Nachricht ſo plötzlich kam, und die Entrüſtung um ſo heftiger, als ſich, bei der Achtung, deren ſich der Notar bei jedem Einzel ren erregte, gewiſſermaßen jeder Einzelne betrogen fühlte. Die Bedrängniß einer armen Frau, einer beſorgten Mutter, eines Weibes in geſegneten Umſtänden, das mit Todesahnungen kämpft, einerſeits, und den Charakter eines Notars und den eigenen guten Ruf andererſeits zu benützen, um ein unbegrenztes Vertrauen zu täuſchen, dann die ungeheure Grauſamkeit, eine Unglückliche, die ihr Eigenthum zurückverlangt, für wahnſinnig auszugeben und ſie in ein Irrenhaus ſperren zu laſſen, dieſe That ſchien Jedermann mit Recht ärger, als ein Raub auf offener Straße, als ein Mord; ſie ſchien wahrhaft teufliſch. Man ſprach von nichts Anderem, man konnte von nichts Anderem ſprechen; immer neue Einzelnheiten, die in's Publikum drangen, vermehrten nur die Aufregung und die Empörung, und mit Freude erfuhr man, daß vom Landesfürſten an das Criminalgericht der Befehl herabgelangt, dieſe Angelegenheit mit aller Strenge und ohne jede Rückſicht zu verfolgen.

Was uns zwei, Jacob und mich, betrifft, ſo betäubte uns die Neuigkeit, wie ein auf das Gehirn erhaltener Keulenſchlag. Jacob ſtand wie verſteinert da, keiner Bewegung und keines Wortes fähig. Manchmal bewegten ſich ſeine Lippen, aber er brachte keinen Ton hervor, ſeine Augen ſtarrten in die Luft oder in mein Geſicht, ohne etwas zu ſehen, wie die Augen eines Menſchen, der alle Beſinnung, alles Bewußtſein verloren; wie die Augen eines Blödſinnigen. Ich entſetzte mich, als ich mich ſelbſt genugſam faßte, um den Ausdruck ſeines Geſichtes beurtheilen zu können. Um ihn aus der Geſellſchaft zu bringen, wo immer der Name Heideloff an ſein Ohr tönte, faßte ich ihn am Arme, hob die Blechkapſel mit dem Diplom, die ihm entſunken war, vom Boden auf und führte ihn aus dem Kaffeehauſe. Er folgte mir wie ein Nachtwandler, bis wir an eine Straße kamen, die geradenwegs zu Heideloff führte. Da zog er unwillkürlich nach dieſer Richtung, aber ich zerrte ihn nach der entgegengeſetzten Seite unſerer Wohnung zu, deutlich fühlend, wie er jedesmal zuſammenzuckte, wenn in den Gruppen, die überall in den Straßen und auf der Promenade zuſammenſtanden, der verhängnißvolle Name genannt wurde. Zu Hauſe angekommen, war er ſtumpf, gefühllos, gedankenlos, unendlich gleichgiltig gegen Alles. Er ſaß da wie eine Sache. So vergingen Stunden um Stunden. Es war ein ſchrecklicher Nachmittag, ein ſchrecklicher Abend. Ich fühlte mich wie erlöſt und athmete auf, ja ich fühlte mich glücklich, als er gegen Mitternacht plötzlich in Schluchzen ausbrach, das ſich nach und nach in ſtilles Weinen verwandelte.

Das erſte Wort, das ich nach Stunden von ihm hörte, war: „Komm!“ Damit ſtand er auf und ging zum Hauſe hinaus. Ich folgte ihm über die Promenade in die Stadt, durch die Straßen, bis er vor dem Heideloff'ſchen Hauſe Halt machte. Da ſtand er und ſtarrte zu den wohlbekannten Fenſtern hinauf, die in tiefes Dunkel gehüllt waren. Ich ſaß neben ihm auf dem Eckſtein eines Thorweges. Erſt als mit der erſten Dämmerung die Karren der Landleute, die zum anſtoßenden Gemüſemarkte fuhren, die Straße zu beleben anfingen, gingen wir, ebenſo ſtille, als wir gekommen waren, in unſere Wohnung zurück. Ich werde den Tag nie vergeſſen.

Am folgenden Tage wollte Jacob zu Adele und ich ſollte ihn begleiten, aber ich überzeugte ihn, daß er ihr erſt Zeit laſſen müſſe, ſich zu faſſen, und daß ihr in den erſten Tagen der Anblick alter Bekannten nur peinlich ſein konnte. Er fügte ſich meinen Vorſtellungen; aber ich konnte ihn nicht abhalten, in der Nähe des Heideloff'ſchen Hauſes umherzuſtreifen und zu ſchleichen, wie unangenehm ihn da auch Manches berühren mußte. Noch immer ſammelten ſich von Zeit zu Zeit Gruppen in der Nähe, die zu den geſchloſſenen und verhüllten Fenſtern hinaufwieſen. Immer wieder wurde hier die Geſchichte des Verbrechens erzählt, ſah man Leute die gegen die Fenſter geballten Fäuſte erheben, und hörte man Aeußerungen, daß auf ſolche Verbrechen der Galgen ſtehen ſollte. Der arme Jacob hätte ſich übrigens nirgends in der Stadt ſolchen Eindrücken entziehen können, denn überall, in den Salons wie auf den Märkten, wurde in allen folgenden Tagen das Ereigniß verhandelt, und das Geſpräch bekam durch das, was von den Verhören des Notars verlautete, immer neue Nahrung. Der Notar Heideloff war ein Schimpfwort geworden, das ſich zankende Fuhrleute oder balgende Schulbuben zuriefen.

Nach wenigen Tagen glaubte ich Jacob gefaßt genug, um ſeinem Drängen nachzugeben und mit ihm den Beſuch machen zu können. Allein hinzugehen hatte er nicht den Muth. Aber wir fanden die Heideloff'ſche Wohnung geſchloſſen; an der Thüre im erſten Stocke, die zu dem Bureau führte, lag das Siegel des Gerichtes. Man konnte oder wollte uns nicht ſagen, wohin Mutter und Tochter gegangen wären, man wußte nur, daß ſie ſich irgendwo in der Nähe der Stadt aufhielten. Jacob entfaltete nun eine fieberhafte Thätigkeit in Auffindung ihrer jetzigen Adreſſe. So vergingen wieder mehrere Tage. Endlich wußten wir, daß ſich Frau und Fräulein Heideloff in ein Gartenhaus eines nahe gelegenen Dorfes, das man auch eine Vorſtadt nennen konnte, zurückgezogen hatten, und ſchon waren wir auf dem Wege zu ihnen. Es war ein lächelnder Frühlingstag; die Bäume im Stadtgraben waren zum Theil ſchon mit Blüthen bedeckt, das einzige Ackerfeld zwiſchen Stadt und Dorf war goldengrün, die Lerchen darüber ſangen. Es wäre ein Tag für den glücklichſten Liebenden geweſen; ein ſehr unglücklicher ging ſchweigend neben mir.

Draußen, am Eingange des Dorfes, traten wir in einen beſcheidenen Garten, der mehr Küchen als Ziergarten war, und durch eine kleine Allee von Aepfelbäumen gelangten wir in ein, dem Garten entſprechendes, eben ſo beſcheidenes Landhaus. Man kann ſich die Befangenheit, mit der wir den erſten Schritt in's Zimmer thaten, leicht vorſtellen. Auch verneigten wir uns ſtumm und konnten wir ſelbſt die gewöhnlichen Begrüßungsformeln nicht hervorbringen. Die Mutter ſaß auf einem Sopha und war um mehrere Jahre gealtert; der lange Nachſommer, deſſen ſie ſich bisher erfreute, und der ſich vorzugsweiſe in runden und roſigen Wangen offenbarte, war dahin, und ihm auf dem Fuß war der Winter gefolgt. Sie ſchien ſtumpf und empfindungslos; ihre Bewegungen waren mechaniſch, ihr Anzug vernachläſſigt. Adele hingegen ſchien beweglicher als ſonſt, obwohl ſie ernſter, in Wort und Bewegung beinahe tragiſch war. Sie war ſo einfach, beinahe ärmlich gekleidet, wie Töchter und Frauen fraudulöſer Bankerottirer gekleidet zu ſein pflegen. Doch iſt das ein Vergleich, den ich erſt jetzt nach vielen Jahren und rückwärts blickend mache; damals rührte mich dieſer ärmliche Anzug eben ſo ſehr wie meinen Freund, und fand ich Alles, was ich jetzt für eine Rolle halte, ſehr natürlich, ſehr traurig, ja groß und ſchön. So ſehr hatte Adele mein Urtheil über ſie zu geſtalten gewußt, daß ich mich des erſten Eindruckes, der Abſichtlichkeit, Berechnung und Coquetterie, die ich damals in ihr fand, gar nicht mehr erinnerte. Sie kam uns mit großen Schritten entgegen und reichte uns, indem ſie den Lockenkopf etwas ſeit- und rückwärts fallen ließ, beide Hände. „Meine Freunde! meine theuren Freunde!“ rief ſie, blickte mich zärtlich an und drückte Jacob die Hand. „Sie finden uns in der Einſamkeit!“ fuhr ſie mit zitternder Stimme und bitter lächelnd fort. „Sie finden uns, wo wahre Freunde die Freunde im Unglück ſuchen und finden, in der Einſamkeit.

Zerſtoben iſt das freundliche Gedränge!
Wir ſind allein!
Allein! allein! und ſo willſt du geneſen!“

Sie liebte es von jeher, Stellen aus Dichtern zu citiren, ſie behielt dieſe Gewohnheit, und wie es ſchien, in einem erhöhten Grade auch im Unglück.

„Haben Sie von der ungeheuren Verläumdung meines edlen Vaters gehört?“ rief ſie dann weiter, indem ſie uns zum Sitzen zwang. „Gewiß haben Sie, die Verleumdung iſt die ſchnellſte aller Furien. Je edler mein Vater iſt, deſto mehr Feinde hat er; je höher er in der Achtung der Menſchen ſtand, deſto mehr heftet ſich der Neid an ſeinen guten Ruf. Aber ich fürchte nichts; er wird ſiegreich aus der niederträchtigen Cabale hervorgehen. Seien Sie nicht ſo traurig, meine Freunde! Sehen Sie, ich bin heiter, ich bin getroſt, ich bin die ſtolze Tochter des edlen Gefangenen! Adversitys sweet milk philosophy, des Mißgeſchickes ſüße Milch, Philoſophie, hat mich geſtärkt und wird mich ſtärken, ſo lange die Prüfung dauert.“

In dieſem Sinne, in dieſem Tone ſprach ſie noch lange fort und erſparte uns ſo den peinlichen Troſtzuſpruch. Jacob's tief betrübtes Geſicht heiterte ſich während dieſer Reden ſichtlich auf. Er freute ſich an dem Muthe, oder wie er es auf dem Heimwege nannte, an der Größe und Characterſtärke des jungen Mädchens. Sie ſprach auch den Entſchluß aus, nicht mehr in die verderbte Welt, die ſolcher Verleumdung und des Glaubens an ſolche Verbrechen fähig ſei, zurückzukehren, ſondern ſich mit dem Vater, ſobald er das Gefängniß verlaſſe, in die Einſamkeit zurückzuziehen und die Seelenwunden des edlen Märtyrers durch kindliche Liebe zu heilen.

Als wir ſpät Abends in die Stadt zurückkehrten, war Jacob in einer gehobenen Stimmung, die an Heiterkeit, ja an Glück grenzte. „Mein Entſchluß,“ ſagte er, „ſteht feſt; der Weg, den ich zu gehen habe, iſt mir vorgeſchrieben, ja es iſt mir, als wüßte ich genau, was von nun an bis in alle Zukunft die Beſtimmung meines Lebens iſt. Das arme Kind wird nun von den Menſchen gemieden werden wie eine Verpeſtete; ich werde nicht von ihr laſſen, ich werde ſie beſchützen, vertheidigen, ich werde für ſie ſorgen und für ſie leben, ſo weit ſie mein Leben, das ihr gewidmet iſt, als ihr Eigenthum annehmen will.“

Dieſem Entſchluſſe gemäß wanderten wir denn auch ſo oft als möglich, beinahe täglich, hinaus und in das einſame Landhaus. Jacob war mir dankbar, daß ich mein Benehmen nach dem ſeinigen einrichtete und ſeine Freundſchaft für mich wuchs, wie ich deutlich fühlen konnte, von Tag zu Tage. Wir thaten Alles, um Adelen zu zerſtreuen und ſie ſo viel als möglich aufzuheitern. Im Laufe der Tage wurde es mir denn doch mehr oder weniger klar, daß Adele von der Unſchuld ihres Vaters nicht ſo ſehr überzeugt war, als aus ihren Reden während unſeres erſten Beſuches im Landhauſe hervorging. Ihre Stirne war manchmal ſehr ſchwarz umwölkt und ſie ließ dann, wenn ſie mit mir allein war, einzelne Wörtchen fallen, die auf ganz andere Anſichten und andere Pläne als auf einſames Leben mit dem verbannten Vater deuteten. Ich merkte auch bald, daß ihre Sorgen ſehr poſitiver Natur waren und eine practiſche Seite hatten. Der Proceß und die Gerichtsbarkeit des Landes, in dem wir lebten, waren ſo beſchaffen, daß ſie das größte Vermögen eines Angeklagten abſorbiren mußten. Das Bureau war geſchloſſen; der Advocat, dem die Sache Heideloff's übergeben worden, hatte ſchon erhebliche Summen ausgegeben, um dem Gefangenen Erleichterungen und Vergünſtigungen zu verſchaffen, hie und da Allerlei zu vertuſchen, Zeugen zum Schweigen zu bringen, hin und wieder zu beſtechen. Solcher Ausgaben ſah man kein Ende; das Vermögen war, allem Anſcheine nach, ruinirt; Adele ein armes Mädchen. Sie bat mich, über dieſe Dinge mit Jacob nicht zu ſprechen; es würde ſeine Theilnahme zu ſehr aufregen, und dann ſei er ein ſo unpractiſcher Menſch. In der That ſchwieg ich darüber, und ſo war zwiſchen mir und Adelen ein Geheimniß und ſtand ich ihr, ohne es zu wollen, in mancher Beziehung näher und vertrauter, als der ältere Freund. Jacob benahm ſich indeſſen nicht als unpractiſcher Menſch; im Gegentheil hatte er in ſeinen Gedanken längſt die rein wiſſenſchaftliche Laufbahn aufgegeben und den Entſchluß gefaßt, ſich ſo raſch als möglich, und wo es immer ſei, als practiſcher Arzt niederzulaſſen, um eine ſolide Grundlage für einen Hausſtand zu gewinnen. Nur von dem Gedanken, für Adelen zu ſorgen, beherrſcht, und in ſeinem Eifer als ihr berechtigter Beſchützer gegen die Welt, die ſie verſtieß, aufzutreten, ſah er kein Hinderniß, das ſich einer Verbindung mit ihr entgegenſtellen konnte. Trotz ſeiner Beſcheidenheit hatte er doch nie daran gedacht, daß ihn Adele vielleicht verſchmähen könnte und daß er nicht gemacht war, um von ihr geliebt zu werden. Aber hätte er ſelbſt ähnliche Gedanken gehabt, in ſeiner Aufopferungsluſt wäre er fähig geweſen, ſich der demüthigenden Lage zu fügen und ihre Hand als ein durch ihre Erniedrigung auf ſein Niveau im Werthe herabgedrücktes Geſchenk anzunehmen.

Ich darf hier nicht zu bemerken vergeſſen, daß ich um jene Zeit Jacob ſeltener zu ſehen bekam. Wir bewohnten nicht mehr daſſelbe Haus. Als fertiger Doctor konnte er einem Freunde den Gefallen erweiſen und ihn, der eine nothwendige Reiſe zu machen hatte, im Hoſpitale, wo dieſer Freund angeſtellt war, erſetzen. Aber er mußte im Hoſpitale wohnen. So waren wir getrennt und wir fanden uns meiſt nur draußen bei Adele. Als jener Freund in die Reſidenz zurückkehrte, ging Jacob ſelbſt in die Provinz, um ſich daſelbſt um eine gewiſſe Stelle, von der er gehört hatte, mit Empfehlungen ausgerüſtet, zu bewerben.

Nun war ich mit der Verlaſſenen fortwährend allein. Die Mutter war kaum als anweſend zu betrachten. Sie ſaß den ganzen Tag in einer Sophaecke und ſah vor ſich hin. Draußen im Garten war es ſchön, der Frühling war ſchön, die Einſamkeit war ſchön, und wir waren beinahe glücklich. Leider! Leider! Wie unglücklich hat mich dieſes Glück gemacht! Adele war bezaubernd ſchön, ich war ihr Vertrauter und, wie ſie mich oft verſicherte, ihr liebſter, theuerſter Freund — und ich war zwanzig Jahre alt. Aber eben weil ich zwanzig Jahre alt war, ſprach auch der categoriſche Imperativ mit friſcher und vernehmlicher Stimme in mir und dieſer befahl, Adelen ſo oft als möglich an den beſſeren und treueren, an den vertrauensvollen fernen Freund zu erinnern. Das that ich denn auch mit Freuden, denn mein Herz hing an Jacob mit aufrichtigſter Liebe. Adele durchſchaute meine Abſicht, lächelte und ſtimmte mit in das Lob des Freundes und in die beſten Wünſche für ſeine Zukunft ein. Aber ein Gerücht, das bis zu ihren Ohren drang, ließ ſie eines Tages in einem andern Sinne ſprechen. Das Gerücht durchlief die Stadt und erzählte, daß Doctor Schwan mit Adele, der Tochter des infamen Heideloff, verlobt ſei; es war in Folge unſerer Beſuche in dem Landhauſe, unſeres treuen Ausharrens bei den Verlaſſenen und des Eifers, mit dem ſich Jacob zu wiederholten Malen der ſchuldloſen Glieder der Familie annahm, entſtanden. An dem Tage, da das Gerücht zu ihr drang, ſchwieg ſie zu dem Lobe, das ich zufällig in Bezug auf Jacob ausſprach. Ich ſah ſie fragend an und ſie antwortete ärgerlich und aufgeregt: „Er iſt ein unpractiſcher Menſch, er hat keinen Takt, er bringt mich mit ſeinem Eifer, mit ſeiner Freundſchaft jetzt eben ſo in Verlegenheit, wie er uns oft in unſern Geſellſchaften durch ſeine Ungeſchicklichkeit, durch ſein kindiſches Weſen und durch unverzeihliche Einfachheit und Formloſigkeit in Verlegenheit gebracht hat.“

Ich war überraſcht. „Iſt es ein ſo großes Unglück,“ fragte ich, „für ſeine Verlobte zu gelten?“ Und ich fügte auf die zarteſte Weiſe die Bemerkung hinzu, daß es in ihrer Lage ein Glück ſei, eine ſo treue, edle, hingebende Seele ſich für immer verbunden zu wiſſen.

Aber ich hatte noch nicht ausgeredet, als ſie mir ſchon mit ſtrömenden Augen an der Bruſt lag, ſich mit beiden Armen an meine Schulter klammerte und ſchluchzend ausrief: „Daß Sie, gerade Sie, mir zureden müſſen!“

Ich wollte dieſen Ausruf nicht verſtehen und ſagte, während ich ſie unwillkürlich an's Herz drückte: „Gerade ich! das iſt natürlich, denn ich kenne ihn, ich weiß ihn zu würdigen!“

Ihre Thränen floſſen heftiger; ſie lehnte den ſchönen Kopf an meine Schulter, verbarg ihre Augen und ſtotterte: „Sie haben Recht! — und doch — Sie wiſſen es ja. — Retten Sie mich! — laſſen Sie mich es nicht ausſprechen — er iſt kein Mann, er iſt lächerlich!“

Ich verſtummte, machte ihre beiden Hände von meiner Schulter los und ſchob ſie einen Schritt weit zurück. Sie erhob ihren Kopf, ſah mir gerade in die Augen und ſagte laut und kräftig, und mit einem Ausdruck der Aufrichtigkeit, den ich noch nicht an ihr kannte: „Ich bin erniedrigt und gedemüthigt genug; ich werde mich für noch erniedrigter halten, wenn ich einen Mann heirathe, über den ich mich ſeit zwei Jahren mit allen meinen Bekannten luſtig machte!

Ich war entrüſtet und griff unwillkürlich nach meinem Hute, der auf der Raſenbank neben mir lag; doch imponirte mir die muthige und wirklich natürliche Aufrichtigkeit und rührte mich der Ausdruck tiefſten Kummers, mit dem ſie ſich bei meiner abwehrenden Bewegung auf die Bank fallen ließ. Bald war ich wieder halb beſchwichtigt, als ſie, wie zur Selbſtanklage, die ſchönen und edlen Eigenſchaften Jacob's mit einer Wärme und Beredtſamkeit auseinanderzuſetzen anfing, daß mir die Thränen in die Augen traten.

„Bei ſolcher Erkenntniß,“ ſagte ich, indem ich den Hut wieder hinwarf, „kann bei einigem guten Willen ein anderes Gefühl, wenigſtens eine innige Freundſchaft, die der Liebe gleichkommt, nicht lange ausbleiben.“

„Ach,“ ſeufzte Adele, „vergeſſen Sie nicht, daß ich ein Mädchen bin — vielleicht liebe ich auch einen Andern.“

Wir ſchwiegen Beide, bis ich einen Vorwand fand, dem Geſpräche eine andere Wendung zu geben und endlich mich zu empfehlen.

Sonderbarer Weiſe hatte dieſe Scene dazu beigetragen, unſer Verhältniß intimer zu machen; ſie hatte mir ja den höchſten Grad des Vertrauens gezeigt. Andererſeits war durch das, was in dieſem Geſpräche angedeutet und verſchwiegen worden, zwiſchen uns ein gewiſſer Reiz der Gefahr ausgegoſſen, der uns Beide in einer nicht unangenehmen Spannung erhielt, als ſtänden wir am Vorabend, an der Schwelle eines entſcheidenden Geſtändniſſes. Manchmal beantwortete ich mir die Frage, ob ich Adele liebe, mit einem entſcheidenden „Ja!“ Dann wälzte ich die verſchiedenſten Gedanken in meinen Kopf herüber, hinüber: unter andern auch den, daß mit Jacob ein Compromiß zu ſchließen wäre. Er liebte Adele ſo innig, als man nur lieben kann; aber vor Allem wollte er ihr und nicht ſein Glück; eine kleine Andeutung würde bei ſeiner Aufopferungsfähigkeit vielleicht hinreichen, ihn ſelbſt ihre Hand in die meinige legen zu laſſen. Dann dachte ich wieder, mich, als das Hinderniß zu Jacob's Glücke, zu entfernen und Adele Zeit zu laſſen, bis ſie die Meinung der Menſchen verachte und über den guten Eigenſchaften Jacob's das, was ſie ſeine Lächerlichkeit nannte, vergeſſen lernte. Wäre er nur erſt zurückgekehrt! Während ſeiner Abweſenheit wurde das Band, das Adele um mich ſchlang, immer enger und es ſah bald aus, als ſollte es ein dauerndes ſein.

⁂

Obgleich es ſpät Abends war, eilte ich doch ſofort zu Jacob in's Hoſpital, wo er noch immer wohnte, ſobald ich die erſehnte und zugleich gefürchtete Nachricht von ſeiner Rückkehr erhielt. Er erzählte mir mit Lächeln, daß aus ſeiner Anſtellung nichts geworden. Im Momente, als die Angelegenheit ſchon ſo weit war, daß er den beſten Erfolg hoffen durfte, kam in der Provinz ein Uriasbrief an, der ihn dem Grafen, der ihn anſtellen ſollte, als den Verlobten Adelen's bezeichnete. Der Graf wollte mit einem Menſchen nichts zu thun haben, der mit Heideloff in irgend welcher Verbindung ſtehe.

„Dieſer Ausgang," ſagte Jacob, „hat mich bis zu einem gewiſſen Grade, ich geſtehe es, gefreut, als die erſte Unannehmlichkeit, die ich für Adele zu tragen habe. Ich bin ein ſchrecklich leichtſinniger Menſch!" fügte er lächelnd hinzu. „Auch hat es mich gefreut, daß man mich den Verlobten Adelen's nannte; das klang mir wie eine Prophezeihung. Auch bin ich entſchloſſen, ihr ſo bald als möglich, vielleicht ſchon in den nächſten Tagen, meinen Antrag zu machen. Dem armen Kinde wird es wohl thun, wieder, ſo zu ſagen, eine legitime Stütze zu haben."

Ich ſeufzte unwillkürlich, und ich mochte ſehr ſchmerzlich geſeufzt haben, denn Jacob ließ die Pflanzen, die er auf dem Lande geſammelt hatte und mit deren

Ordnung er eben beſchäftigt war, aus der Hand fallen und wandte ſich raſch und mit einem erſchrockenen Geſichte zu mir, und ſah mir groß und fragend in's Auge. Es war, als blitzte es in ſeinem Kopfe.

„Du wirſt doch nicht —," rief er raſch und fuhr dann ſtockend fort: „in Adele verliebt ſein!?"

Ich ſuchte zu lächeln und frug zurück: „Wie kommſt Du auf die ſonderbare Idee?"

„Du haſt Recht zu fragen," ſagte er dann ruhig. „Aber während meiner Abweſenheit, in einſamen Stunden auf dem Lande, auf dem Felde, meiſt während ich botaniſirte, kamen mir manche ſonderbare Ideen. Du warſt während dieſer Zeit immer und allein mit Adelen. Wer kann ihrem Zauber widerſtehen! Und dann — Du — Du haſt eine beſſere Erziehung erhalten als ich — Du biſt ſchöner, Du biſt liebenswürdiger, Du haſt beſſere Formen. Adele iſt ein Mädchen und iſt in der Reſidenz aufgewachſen. Ich — ich bin ſcheußlich häßlich, ungeſchickt, eckig — ja — ja — ich weiß das ganz gut. Der Graf, der mich anſtellen ſollte, hat mir das ganz offen geſagt. Er ſagte, es ſei ſchade, daß ich nicht zugleich der Leibarzt ſeiner Frau ſein könne. Aber ſie liebe es, von ſchönen und gewandten Menſchen umgeben zu ſein, und ich ſei — wie ich eben ſagte."

Er kehrte wieder zu ſeinen Pflanzen zurück. Aber ſeine Aufmerkſamkeit war nicht mehr mit ihnen. Er verſuchte von Allerlei zu ſprechen, aber er ſprach ohne Zuſammenhang. Nach einem längeren Schweigen, während deſſen ich nachdenklich daſaß, ſagte er plötzlich vor ſich hin, als ob er einen Monolog hielte: „Wenn ich Adele verliere — werde ich mich nicht erſchießen und nicht vergiften. Ich habe etwas zu thun in der Welt; ich habe eine arme Mutter zu ernähren. Aber ich würde ewig unglücklich ſein, ſehr unglücklich."

Ich wußte, was ich zu thun hatte. Ich erhob mich, reichte ihm die Hand und ſagte gute Nacht.

„Gehſt Du morgen zu Adelen?" fragte er mich noch auf der Treppe.

„Nein!" rief ich zurück und lief fort. Aber ich war allerdings entſchloſſen, morgen hinzugehen; Jacob ſollte um den Gang nicht wiſſen und nie erfahren, was ich mit ihr ſprechen wollte. Ich hatte meinen Entſchluß gefaßt; ich empfand jenes in zwanzigjährigen Gemüthern gerne heimiſche Gemiſch von Selbſtgefühl und Edelmuth; ich war zufrieden mit mir, ich war ſtolz; ich hatte mich zu einem Opfer, zu Entſagung emporgerafft. Ich wollte von nun an Adele meiden; ich wollte morgen für immer Abſchied von ihr nehmen und ihr bei der Gelegenheit ſagen, daß ſie die edelſte Seele, das liebevollſte Herz nicht von ſich ſtoßen ſolle. Vor Allem wollte ich, daß Jacob nicht ewig unglücklich ſei, und wollte ich den Freund nicht betrügen. Auf dieſen Entſchlüſſen entſchlief ich, wie auf einem weichen Kiſſen.

Ich machte mich ſehr früh auf den Weg, und zwar nicht nach der Wohnung Adelens, ſondern nach einem verlaſſenen, verwilderten Parke in deren Nähe. Dort, in einer langen, gewundenen Allee, mit verwilderten Hecken am Rande, ging Adele jeden Morgen ſpazieren. Sie hatte es uns Beiden zwar auf's Ausdrücklichſte unterſagt, ſie daſelbſt aufzuſuchen, aber ich hoffte, daß mich das Ungewöhnliche meiner Lage bei ihr entſchuldigen werde.

Schon der Anblick des Parkes erfüllte mich mit Traurigkeit, zugleich mit jener höheren Stimmung, die zum Abſchied von einem Glücke ſo nothwendig iſt, wenn er nicht zaghaft und weibiſch ausfallen ſoll. Die Jahrhunderte alten Bäume waren von dickem Epheu bedeckt, die Hecken wucherten überall wild, und zwiſchen ihnen ſtreckten ſich Zweige und Ranken über die Wege, die mit Gras bewachſen waren. Nur hier und da war ein Durchblick in dunkle, wirr verwachſene Winkel offen; heiter waren hier nur die Thautropfen, die, in der Sonne glänzend, auf den Blättern hingen; ſelbſt der Geſang der Vögel war traurig gedämpft. Adele, die, mit einem Buche in der Hand, in der Allee auf- und abging, lächelte, da ſie mich erblickte, als ob ſie mich erwartet hätte, kam mir mit ausgeſtreckter Hand entgegen und machte über meine Uebertretung ihres Verbotes nur eine ſcherzhafte Bemerkung. „Sie compromittiren ſich und mich,“ ſagte ſie vorwurfsvoll aber ſanft. Ich legte meine Hand ſchweigend in die ihrige, und auch ſie ſchwieg, als ſie meine peinliche Stimmung bemerkte, und beobachtete mich. So gingen wir lange ſtumm und Hand in Hand neben einander einher. Ich wußte nicht, wie zu beginnen, bis mich ein leiſer Druck ihrer Hand aus meinem Nachdenken weckte.

„Adele,“ ſagte ich mit zitternder Stimme und hob ihre Hand an meine Lippen, „ich komme, um Ihnen zu erklären, warum ich Sie nicht mehr, oder nur ſehr ſelten ſehen werde — ich will Abſchied von Ihnen nehmen.“

„Abſchied!“ rief ſie erſchrocken.

„Jacob iſt ſeit geſtern zurück,“ ſtammelte ich, „er vertraute mir — er liebt Sie — “

„Adele fiel mir in's Wort: „Ich errathe Alles,“ rief ſie, „ſchweigen Sie, machen Sie mich nicht unglücklich!“

Bei dieſen Worten traten ihr die Thränen aus den Augen, und wie um dieſe zu verbergen warf ſie ſich an meine Bruſt und drückte ihre Stirne an meine Schulter, indem mich ihre Arme umklammerten. Ich zitterte vor Aufregung; ich hatte nicht die Kraft, mich loszuwinden; der Ton ihrer Stimme, ihr Schluchzen ſagte es, daß ich ſie in der That in ein Unglück zurückſtoße; dennoch ſtand der Entſchluß unerſchüttert in mir, mich von ihr für immer zu trennen. Nie fühlte ich, wie in dieſem Augenblicke, welches Opfer ich bringe, aber eben dieſes Gefühl ſtärkte mich. Ich faßte mich, ich wurde ruhig und wollte nur abwarten, bis auch ſie ſich ein wenig beruhigte, um ihr dann zuzuſprechen.

So ſtanden wir Bruſt an Bruſt da, als Adele plötzlich auffuhr und ausrief: „Allmächtiger Gott! der Doctor Schwan!“

Jacob war eben um eine Ecke gebogen und ſtand ungefähr fünf Schritte von uns wie eingewurzelt; ſeine Augen, die die Gruppe vor ihm anſtarrten, ſchienen mir durch die blaue Brille wie verſteinert. Plötzlich hub er die Arme, ſchlug die Hände über dem Kopfe zuſammen und lief mit einer furchtbaren Schnelligkeit auf und davon. Bei ſeinem Anblicke flog mir die Erinnerung an ſeinen geſtrigen mißtrauiſchen Ausruf: „Du wirſt doch nicht in Adele verliebt ſein,“ und hundert andere Gedanken mit Blitzesſchnelle durch den Kopf. Was mußte er denken! was fühlen! welche furchtbaren Qualen müſſen ihn in dieſer Stunde zerreißen! Ich wollte mich von Adelen los machen, aber ſie, die nach dem überraſchten Ausruf einen halben Augenblick lang ihre Arme ſinken ließ, hatte mich auf's Neue und ſtärker gefaßt und umklammerte mich mit Heftigkeit. Mit der Hand auf ihrer Stirne drückte ich ihren Kopf von meiner Bruſt zurück, mein Blick fiel auf ihr Geſicht; mit einem Male glaubte ich in dieſen Zügen eine gewiſſe Kälte, eine gewiſſe Berechnung und Abſicht zu entdecken. Die ungeheure Aufregung, meine ſchreckliche Lage machten mich hellſehend. Dieſes berechnende, elende Geſchöpf will meine Abſicht zu Nichte machen, will mich für immer von meinem Freunde trennen, will, daß er uns Arm in Arm ſehe. Plötzlich fühlte ich, um wie viel theurer mir Jacob war, als dieſe Tochter ihres Vaters — mit einem Rucke entwand ich mich ihren Armen und ſtürzte dem Freunde nach. Obwohl dieſe ganze Scene und der Flug all dieſer Gedanken durch mein Gehirn nur durch Secunden dauerte, war Jacob doch ſchon fern; ich lief, als hätte ich Flügel, ich wollte ihn um jeden Preis erreichen, um ihm zu erklären, um das Mißverſtändniß zu löſen, um ihm zu ſagen, daß ich ihn nicht verrathen, — ich durchlief den ganzen Park, ich lief wieder an Adelen vorüber, ohne ſie mit einem Blicke anzuſehen, er war verſchwunden. Athemlos ſank ich in's Gras. Sobald ich mich erholt hatte, fuhr ich in die Stadt zurück und in's Hoſpital. Jacob war nicht da. Ich wartete, er kam nicht.

Und ſo wartete ich viele, viele Tage — er kam nicht. Nach Wochen erfuhr ich, daß ihm ſeine Habſeligkeiten aus dem Hoſpital auf der Donau nach Ungarn nachgeſchickt worden, und daß er irgendwo im Orient verſchwunden ſei.

An demſelben Tage, da ich Adelen im verwilderten Parke zum letzten Male ſah, erſchien in ihrem Hauſe ein Herr von X..g, ein Emporkömmling, der als Wucherer und Staatslieferant ein ungeheures Vermögen, Orden und den Adel gewann. Er hatte ſich im verfloſſenen Winter in der ganzen Reſidenz lächerlich gemacht, indem er, obwohl bereits an fünfundfünfzig Jahre alt, auf ſein Geld bauend, um Adelens Hand angehalten hatte und einen Korb bekam. Er zog ſich damals, um ſich vor den Epigrammen der vielen Verehrer Adelens zu retten, auf ſeine Güter in die Provinz zurück. Nun, da er von Adelens tiefem Falle hörte, kam er wieder und mit neuer Hoffnung. Er hatte ſich diesmal nicht getäuſcht. Wenige Tage nach ſeiner Ankunft hoben Adele und ihr Bräutigam die Mutter in den bereit ſtehenden vierſpännigen Wagen, und die Drei brauſten dem Schloſſe entgegen, wo ein Dorfgeiſtlicher die heilige Handlung der Vermählung vollzog. Der Vater wurde um dieſelbe Zeit zu fünfzehnjähriger Zuchthausſtrafe in Ketten verurtheilt.

* * *

Die lebhafte Erinnerung an dieſe mit meinem eigenen Leben ſo eng verflochtene Geſchichte des Studioſus und jungen Doctors Jacob Schwan machte, daß ich die Anſichten des Ruſtſchuker Hekim über die Frauen und deren erſten Urſprung begriff, aber auch, daß ich ihn von nun an mit größerer Trauer kommen und gehen ſah, und daß die Sehnſucht, mich ihm zu entdecken und ihm Aufklärungen zu geben, immer mächtiger wurde. Dies geſchah kurz nachdem ich ſeiner Einladung, bei ihm in Giurgewo zu wohnen, gefolgt war, als er mich eines Tages, während einer Dämmerſtunde, plötzlich nach mir ſelber fragte. Ich fiel ihm um den Hals, ich erzählte raſch, und er glaubte Alles, was ich ihm ſagte. Wir waren die alten Freunde. Aber meine Mühe, ihn zur Rückkehr nach Europa zu bringen, war vergebens. „Mit meinen orientaliſchen Gewohnheiten und den Eigenthümlichkeiten eines alten Junggeſellen," ſagte er, „wäre ich heute noch lächerlicher als vor zwanzig Jahren. Hier bin ich begraben; keine Seele ſteht mir nahe; alſo kann mir Niemand weh thun. Lächelt man über mich,“ fügte er ſelbſt lächelnd hinzu, „ſo möge man lächeln!“

An der Spielbank.

Ich bin kein Spieler und vorzugsweiſe deshalb nicht, weil ich fürchte, daß wenn ich einmal anfange, ich zu leidenſchaftlich ſpiele und dabei nicht viel einzuſetzen habe; aber ſo oft ich in eines jener deutſchen Bäder komme, die trotz aller moraliſchen Entrüſtung des Vaterlandes und trotz der Verachtung des Auslandes mit einem Muthe, der einer beſſern Sache würdig wäre, fortfahren, Spielbanken zu halten, ich ſage, ſo oft ich an einen jener Orte komme, die Deutſchland das Recht benehmen, über Frankreichs Mabil und Quartier Breda die Naſe zu rümpfen und moraliſch entrüſtet zu ſein, ſo oft verbringe ich ganze Stunden am grünen Tiſche. Ich ſpiele nicht, aber ich betrachte die Geſichter der Spielenden, die mir ganze Geſchichten erzählen von dem, was während des Spieles in ihnen vorgeht, und lange ſcheußliche Geſchichten aus ihrer Vergangenheit. So ſtand ich eines Tages in Homburg. Nachdem ich bereits mehrere bis zur Erſtarrung unbewegliche oder in allen Faſern leiſe zitternde Geſichter männlichen und weiblichen Geſchlechts durchgemuſtert, blieb mein Auge am Geſichte einer Frau haften, das offenbar bereits der Zielpunkt vieler beobachtenden Blicke geworden war. Nicht nur ruhige Beobachter meines Schlages, ſelbſt mehrere ruhige Spieler fanden ihr Vergnügen darin, die eigenthümliche Frau in ihren Bewegungen und Worten zu beobachten, die der Art waren, daß das Lächeln des Publicums in der That gerechtfertigt erſchien. Vor ihr, auf dem Tiſche, lag ein großer Beutel, aus deſſen klaffender Oeffnung das Geld wie aus einer Quelle hervorfloß; auf dieſen Beutel lag, während die Kugel im Kaſten lief, ihre linke Hand, die krampfhaft eine Schnupftabaksdoſe hielt, während die rechte den Rechen zum Herbeiſcharren des Goldes faßte und wie einen Scepter an der Schulter ruhen ließ. Geſicht und Geſtalt waren während dieſes Momentes unbeweglich, ſie horchte dem Rollen der Kugel, als wollte ſie daraus die gewinnende Nummer erkennen. Dann hing ſie am Munde des Croupiers, der das Reſultat verkündigte, um gleich darauf, in raſcheſter Beweglichkeit, die mit der bisherigen Starrheit unheimlich contraſtirte, mit beiden Händen entweder den Gewinn einzuſcharren, oder in ihr Gold zu faſſen, um auf's Neue Nummern, Serien und Farben zu beſetzen. Sie that

Letzteres mit unbeſchreiblicher Geſchwindigkeit, als ob ſie ſeit lange gewußt hätte, wohin ſie jetzt ihr Gold ſetzen ſollte, ohne Ueberlegung, ohne Zaudern und doch, wie es ſchien, nach einem gewiſſen Syſtem. War ſie im Augenblicke, da der Croupier ſein „Le jeu est fait“ ſagen wollte, noch nicht fertig, ſtreckte ſie ihre linke Hand aus, wie um ihm den Mund zu ſchließen und fuhr ſie mit der rechten ſo raſch von Nummer zu Nummer, daß man ihren Bewegungen kaum folgen konnte. Während dieſer Zeit ſtieß ſie ununterbrochen einzelne Worte hervor; bald nannte ſie die Nummer, die ſie eben beſetzte, bald mochte ſie eine Bemerkung über den Verluſt, den ſie eben erlitten, dann war es wieder ein Verweis für den Croupier über ſeine Eilfertigkeit, dann eine Bemerkung über die Chance des Rouge und eine Prophezeihung, daß ſich das ſogleich ändern müſſe, und ſo fort, ohne daß ſie ſich eigentlich Zeit ließ, einen einzigen Satz zu Ende zu ſprechen. Sobald der Deckel auf das Roulette gefallen war, nahm ſie eine Priſe und die vorige horchende, lauſchende, geſpannte Ruhe kehrte wieder. Aber ſie ſpielte nicht nur für ſich, ſie ſpielte für alle Anweſenden und verfolgte deren Glück oder Unglück mit demſelben Intereſſe, wie das ihrige. Sie wußte immer, wohin und was jeder geſetzt hatte, wer gewann oder verlor, und mancher Ungeübte, der nicht raſch genug ſeinen Gewinn zurückzog, wurde von ihr darauf aufmerkſam gemacht, meiſt in Verbindung mit einer Bemerkung über ſein Spiel. Bei all' dieſen Beſchäftigungen hatte ſie wenig Zeit, auf ihre eigene Perſon zu achten, bemerkte ſie z. B. nicht, daß ihre große Spitzenhaube ſchief auf der Seite ſaß, daß ihr dicker, ſchwarzer, mit etwas grau gemiſchter Scheitel ſich aufgelöſt hatte und wild und wirr vorn herabhing, vergaß ſie auch manche Vorſicht, die bei ihren häufigen Priſen nothwendig geweſen wäre.

Die ſpielende Dame, die ſo alle Blicke auf ſich zog, die Einen ſtaunen, die Andern lächlen machte, war eine Frau von ungefähr fünfzig Jahren. Ihr Geſicht, obwohl voll und beim Spiele ſtark, beinahe jugendlich geröthet, war voller tiefer Einſchnitte und ſtarker Erhöhungen und ſah wie eine Gegend „voll Zufälligkeiten" aus, „un terrain accidenté,“ wie es die Franzoſen nennen. Das Auge, obwohl es immer auf einen Gegenſtand fixirt ſchien, hatte doch etwas Irres. Bei alle dem aber konnte man Spuren großer Schönheit entdecken; die Naſe war ſtolz und imponirend, die Lippen noch immer angenehm geſchwellt, und den Augen ſah man es an, daß ſie einſt ſanft und voll Güte blicken konnten. Freilich waren die Reſte der Schönheit zur Zeit durch Haltung und Kleidung bedeutend beeinträchtigt, denn, um es kurz zu ſagen und ohne uns in weitere Beſchreibung einzulaſſen, Alles an ihr war unordentlich und ſchmutzig. Kein Theil ihrer Bekleidung ſaß ordentlich und vorn waren alle von herabfallendem Tabak bedeckt, deſſen Spuren auch auf den Fingern und dem Rücken der ſchöngeformten Hand ſichtbar waren.

Der Anblick dieſer Frau konnte den Beobachter eigentlich nur ſo lange in Anſpruch nehmen, als er neu war; nach einiger Zeit hatte er etwas Abſtoßendes und zugleich Schmerzliches. Wie gern bereit man auch ſein mag, nach modern humanen Grundſätzen, ſich Verbrechen und Laſter ſo viel als möglich zu objectiviren, ſie als nothwendige Producte gewiſſer Entwickelungen zu betrachten und in Folge deſſen den Verbrecher oder Laſterhaften vielmehr zu bemitleiden als zu verurtheilen, ſo bleibt der Anblick des Laſters, in der Ausübung wie in den Wirkungen, doch immer der Art, daß man ſich, trotz aller Reflexionen, am Ende doch mit mehr Abſcheu als Mitleid abwendet. Ich war des Schauſpiels müde und ſah unwillkürlich im Saale umher, um Blick und Seele bei einem anderen, erquicklichern Gegenſtande ausruhen zu laſſen. Da erblickte ich zu meiner größten Ueberraſchung, der ſpielenden Frau ſchräg gegenüber, einen alten, lieben, guten Bekannten.

Es war der ruſſiſche Graf S…, derſelbe, mit dem ich durch beinahe fünf Jahre als ſein Leibarzt, und ich darf wohl, trotz der großen Verſchiedenheit des Alters ſagen, als ſein Freund den Orient und Occident bereiſt hatte. Seit drei Jahren hatte mich mein Schickſal von ihm getrennt und war er mir in entfernten Weltgegenden, in Inneraſien und Indien vollkommen aus meinem Geſichtskreis verſchwunden. Wie freute ich mich, dem vortrefflichen Manne, dem ich Freundſchaft, Erfahrungen, Wiſſen dankte, wieder einmal die Hand drücken zu können. Kaum hatte ich ihn erblickt, als auch ſchon mein Schritt meinem Blicke folgen wollte, aber eben ſo raſch hielt mich der Ausdruck ſeines Geſichts und ſeines ganzen Weſens an der Stelle feſt.

Er ſtand an die Pfoſten der Eingangsthür gelehnt, hatte den Hut tief in's Geſicht gedrückt und ließ beide Arme ſo ſchlaff hängen, als ob er ihrem Falle folgen und bald in ſich zuſammenbrechen wollte. Auf ſeinem edlen, von weißem Haar eingefaßten Geſicht lag der Ausdruck tiefſten Grames; nur die zuſammengekniffenen Lippen bewegten ſich manchmal um die Mundwinkel immer tiefer und ſchmerzlicher herabzuziehen. Seine Augen hingen unabwendbar und ſtarr an der ſpielenden Dame. Wenn ſie eine leidenſchaftliche, manchmal an gemeine Heftigkeit grenzende Bewegung machte, oder ein dieſer entſprechendes Wort hervorſtieß, zuckte er am ganzen Körper zuſammen. Nur einmal ſchien er den Blick von ihr abwenden zu wollen. Zwei Fremde, die neben ihm ſtanden, ſpotteten über die Art und Weiſe, wie die Dame gewonnenes Geld mit beiden Händen und laut auflachend zuſammenſcharrte, und ſchienen eine höhniſche Bemerkung zu machen. Da wandte ſich der Graf raſch zu ihnen, blickte ſie mit zornigen Augen an und ſchien etwas ſagen zu wollen. Aber raſch faßte er ſich wieder, nahm ſeine vorige Stellung ein und betrachtete die Dame mit derſelben Aufmerkſamkeit wie vorhin. Wie er die Spielerin, ſo betrachtete ich ihn. Sein Geſicht verſteinerte ſich zuſehends, und ich wähnte es ſchon vollkommen gleichgiltig und theilnahmlos und that eben einige Schritte, um mich ihm zu nähern, als über das kalte ſteinerne Geſicht, das immer der Spielerin zugekehrt war, zwei große Thränen langſam dem weißen Schnurrbart entgegenrollten.

Armer Graf, dachte ich — die Dame ſteht ihm gewiß ſehr nahe; ihr Anblick macht ihm Kummer — ſoll ich aber ſtören, um ihn zu zerſtreuen? oder wird es ihm unangenehm ſein, wenn er ſich in dieſem Augenblicke beobachtet weiß? — und ſoll ich mich fern halten?

Nach einem kleinen Zwiſchenfall, der jetzt eintrat, ſchien es mir beſſer, ihn für den Augenblick noch allein zu laſſen.

Ein junges, ſehr anmuthiges Mädchen trat an der Seite ihrer Mutter, einer eben ſo anmuthigen als würdigen Dame, an den Spieltiſch, um dieſes, den beiden Neuangekommenen offenbar noch ganz unbekannte Schauſpiel zu beobachten. Nach einiger Zeit ſagte die Tochter: „Mutter, ich will auch ſpielen.“ Die ältere Dame ſchüttelte lächelnd und abwehrend den Kopf; aber die junge ließ ſich nicht abſchrecken und bat: „Gib mir einen Louis, ich will zum Beſten des Kinderhoſpitals ſpielen.“ Kaum hatte ſie dieſe Worte ausgeſprochen, als jene alte Spielerin, an der das Auge des Grafen mit ſo großer Theilnahme haftete, und die trotz ihrer leidenſchaftlichen Vertiefung Alles, was auf's Spiel Bezug hatte, zu ſehen und zu hören ſchien, ſich plötzlich umwandte und dem Fräulein in einem Tone ernſthafteſter Belehrung zurief: „Fürſtin, man ſpiele nie für wohlthätige Zwecke, man verliert immer! Außerdem iſt das Spiel des Teufels und nicht des lieben Gottes. Wer mit frommen Zwecken an dieſen Tiſch tritt, den umgibt der Teufel, der hier erſter Croupier iſt; das ganze Spiel nimmt eine falſche Wendung und es iſt nicht mehr möglich, die Chance zu berechnen. Ich bitte Sie alſo, liebe Zuriſtin, mit Ihren wohlthätigen Zwecken zum Herrn Pfarrer und nicht in die Spielbank zu kommen."

Die Worte klangen um ſo komiſcher, als ſie von der alten Spielerin im ernſthafteſten Tone, beinahe predigend ausgeſprochen wurden, und das ganze verſammelte Publicum brach in ein ſchallendes Gelächter aus. Bei dieſem Gelächter flog glühende Röthe über das Geſicht des Grafen und ſein ganzer Körper zuckte, während die Rednerin ſich wieder ruhig und unbeirrt durch die von ihr verurſachte Heiterkeit dem Spiele zuwandte. Aber da ſie wieder mechaniſch nach der Stelle griff, wo der Beutel lag, war alles Geld verſchwunden; ihr Auge folgt der Hand, und als ſie ſah, daß Alles verſpielt war, ſprang ſie in höchſter Aufregung auf, indem ſie Worte ausſtieß, die beinahe Flüchen gleich kamen. Von ſchlechter Chance ſprechend und allerlei Nummern nennend, eilte ſie davon. Die Hälfte des Publicums folgte ihr abermals lachend, und in der That war ſie in dem Augenblicke höchſt komiſch anzuſehen. In der linken Hand Tabaksdoſe und Beutel haltend, trug ſie in der rechten den Geldrechen, den ſie in der Aufregung anſtatt des Sonnenſchirms ergriffen hatte, und ſo, immer gewinnend und über das Spiel ſprechend, lief ſie aus dem Saal in den Garten und ſuchte ſich mit dem Rechen gegen die Sonne zu ſchützen, ohne zu bemerken, daß das Volk, das ſie begleitete, über ſie und ihren Aufzug lachte. Auch der Graf folgte ihr in einiger Entfernung, aber auf ſeinem Geſichte fand ſich auch nicht die geringſte Spur der Heiterkeit, welche die Dame ringsumher erregte; im Gegentheil war es von einem rührenden Gemiſch von Empörung und tiefſter Niedergeſchlagenheit bedeckt. Ich verlor ihn nicht aus den Augen und bald ſchien es mir, als wäre er keines Schrittes mehr fähig, denn überwältigt lehnte er ſich an einen Baum und ſchloß die Augen.

Jetzt näherte ich mich und faßte ſeinen Arm.

„Herr Graf,“ ſagte ich, „ſind Sie es wirklich? Wie freue ich mich, Sie wieder zu ſehen.“

Er ſchlug die Augen auf, und nachdem er mich eine Secunde lang angeſtarrt, rief er plötzlich, wie aus einem Traume erwacht: „Doctor, ſind Sie es? Willkommen! Das iſt ein Freundes-Geſicht zur rechten Zeit.“

Dann machte er eine Bewegung, als wollte er etwas abſchütteln, ſtützte ſich auf meinen Arm und zog mich in die Tiefe des Parkes.

„— Wie geht es Ihnen?“ fragte er nach einiger Zeit — „wie haben Sie die letzten Jahre verbracht? Erzählen Sie.“

Ich erzählte, merkte aber wohl, daß er nicht hörte. Endlich ſagte er: „Verzeihen Sie, ich bin zerſtreut und habe Urſache, es zu ſein. Ich habe eben Schauerliches erlebt. O ihr Ideale der Jugend!“ rief er und lächelte ſchmerzlich. — „Kommen Sie, Doctor, wir wollen zuſammen zu Nacht ſpeiſen und uns einbilden, daß wir wieder im Zelte liegen am Ufer des Tigris oder des Indus. Ich wollt', wir wären noch immer dort. Ich will Ihnen etwas erzählen — es iſt ein Bedürfniß zu erzählen — und ich will es ſo thun, als wären wir noch tauſend Meilen weit von hier.“

So ſprechend, führte er mich in ſein Hotel, auf ſeine Stube und beſtellte das Eſſen. Er gab ſich Mühe, heiter zu ſein, fragte mich während des Mahles nach meinen ſeitherigen Schickſalen und horchte ſo aufmerkſam, als es ihm möglich war. Erſt ſehr ſpät in der Nacht, nachdem wir einige Flaſchen geleert, gewann er jene Ruhe wieder, die ich beinahe als unzerſtörbar an ihm gekannt hatte, und erinnerte er ſich des Verſprechens, mir etwas erzählen zu wollen. -

„Lieber Doctor,“ begann er, „ich will Ihnen von Dingen ſprechen, die ich ſonſt, bei allem Vertrauen, das Sie mir immer einflößten, nie berührt habe. Gewöhnlich iſt man in weiter Ferne, in kalter

Fremde eher bereit, auf Angelegenheiten zurückzukommen, die man daheim am liebſten mit Schweigen übergeht oder in ein Geheimniß gehüllt ſieht. Es iſt Einem da zu Muthe, als wäre man in einer anderen Welt und als ſpräche man von Abgeſchiedenheiten. Ich aber habe in aller Ferne über meine Geſchichte geſchwiegen; vielleicht nur, um die Ruhe, die ich auf Reiſen in Betrachtung der Natur gefunden, nicht durch alte Diſſonanzen zu ſtören. Heute, da ich wieder in die Nähe von Perſonen kam, die mich jene Ruhe anſtreben ließen, habe ich das Bedürfniß von alten Geſchichten zu ſprechen; vielleicht, um in meinem Gemüthe für immer mit ihnen abzuſchließen. Uebrigens waren Sie mir immer ein lieber Freund und erſchienen Sie mir heute, in einem ſehr bittern Augenblicke, auf ſo providentielle Weiſe, daß ich mir Vorwürfe mache, ſo lange und ſo intim mit Ihnen gelebt zu haben, ohne Ihnen jemals über die wichtigſte Epoche meines Daſeins zu ſprechen.

Ich war ſchon mit dreißig Jahren General und Adjutant des Kaiſers. Ich brauche Ihnen nicht zu ſagen, daß ich die raſche Beförderung mehr den Verdienſten meines Vaters als meinen eigenen, ferner meinem Namen und meinem Stande verdankte. Ich ſtand hoch oben auf den Höhen menſchlicher Geſellſchaft, bevor ich durch Erfahrung und Nach denken über das Beſchämende einer ſolchen Laufbahn belehrt wurde. Ich bekam das Commando einer Provinz und ich bewohnte deren Hauptſtadt, da die Regierung wünſchte, daß dieſer armen Stadt in den Einſamkeiten der Steppen einiges Einkommen zufließe und ich war einer der reichſten Erben des ganzen weiten Kaiſerthums. Aus demſelben Grunde hatte man die Civilgouverneurſtelle dem überaus reichen Grafen Nikolajeff übertragen. Dieſer hatte ſeine Stelle ſeit beinahe fünfzehn Jahren inne, und war auf ſeinen einſamen ſtillen Poſten mit größerer Bereitwilligkeit abgegangen, als ich auf den meinigen. Er war ein Gelehrter, der die Einſammkeit und das einfache Leben liebte, der ſich außerdem nach dem Tode einer geliebten Frau aus der Reſidenz und ihren Zerſtreuungen zurückzuziehen wünſchte. Mit jener Stelle war ihm Gelegenheit gegeben, ſeine Neigungen mit der Erfüllung ſeiner Pflichten gegen den Staat in Harmonie zu bringen. Er wußte, was man von ihm erwartete: daß er einen großen Theil ſeines großen Einkommens der Gegend, die er verwaltete, zu Gute kommen laſſe, und da es nicht in ſeinem Weſen war, dies auf hergebrachte Weiſe zu thun und Feſte zu veranſtalten, benutzte er ſeine beiden Töchter von früheſter Jugend an, um durch ſie ſein Geld unter die Armen der Stadt und bei

Gelegenheit von Inſpectionsreiſen, auf denen ihn beide Kinder immer begleiteten, unter die Bedürftigen der ganzen Provinz zu bringen. In der That wäre es ſchwer geweſen, liebenswürdigere Troſt- und Hilfsboten aufzufinden. In der Einfachheit des Landlebens, den Neigungen und Grundſätzen des Vaters gemäß, anſpruchslos aufgewachſen, war an dieſen beiden in voller Schönheit erblühten Geſchöpfen nichts von den Schlacken zu bemerken, welche hochariſtokratiſcher Rahmen und großer Reichthum in den Gemüthern, beſonders in weiblichen, abzuſetzen pflegen. Unter Anleitung des gelehrten aber nichts weniger als pedantiſchen Vaters hatten die beiden Mädchen einen Schatz von Wiſſen geſammelt, wie es bei der oberflächlichen modernen Erziehung, die in meinem Vaterlande gang und gäbe iſt, in ariſtokratiſchen Kreiſen zu den höchſten Seltenheiten gehört, und hatte ſich eine Empfänglichkeit für alle ſchönen Producte aller Künſte geoffenbart, von der man vorausſetzen durfte, daß ſie Leben und Erfahrung, Sehen und Hören der beſten Werke zu einem hohen Grade, vielleicht bis zur ſelbſtſtändigen Schöpferkraft entwickeln könnten. Die glänzendere der beiden Erſcheinungen war die ältere Tochter, Naſtinka; in ihr vereinigte ſich, was ſo ſelten vereint vorkommt, Sinnigkeit mit ſchlagfertigem Geiſte und Poeſie mit komiſchem Witze. Sie ſchrieb Verſe, die in der That reizend waren und einen großen Fonds von Liebe und Leidenſchaft vereinten. Bei all den Eigenſchaften dachten die beiden Mädchen nicht daran, glänzen zu wollen; in ihrem etwas farbloſen Leben verging ein Tag nach dem andern in größter Anſpruchsloſigkeit, als ob es immer ſo ſein müßte, als ob Rang und Reichthum nicht auf ein anderes Leben hinwieſen; und dieſe Harmloſigkeit fügte zu all den Vorzügen der beiden Mädchen noch einen neuen Reiz, einen beſonderen Duft hinzu.

Ich war kein Jüngling mehr, aber der beinahe tägliche Umgang mit ſo ausgeſtatteten jungen Mädchen konnte nicht ohne Folgen für mein Herz bleiben. Ich entſchied mich für die glänzende Naſtinka und noch den erſten Winter, den ich in der Provinzſtadt zubrachte, war ich ein verheiratheter Mann. Ich liebte meine Frau und ich gewann ſie von Tag zu Tag lieber, je mehr ich den großen Reichthum ihrer guten Eigenſchaften kennen lernte, und ich fühlte das Bedürfniß, meinen alten Freunden in der Reſidenz mein Glück zu zeigen. Die Kaiſerin hatte ihr am Hochzeitstage ihre Chiffre in Diamanten geſchickt, oder mit anderen Worten, hatte ſie zu ihrer Hofdame ernannt und es war Pflicht, zu Hofe zu gehen und für dieſe Ehre zu danken. Naſtinka zitterte vor der Idee, in der großen Welt zu erſcheinen; ich freute mich, ſie ſehen zu laſſen. Ich werde, dachte ich, all dieſen Weibern des Hofes zeigen, wie ein Weib ſein ſoll. Die Ueberzeugung von der Solidität der guten, ſelbſt der blendend glänzenden Eigenſchaften meiner Frau ſtand ſo feſt in mir, daß ich nur daran dachte, wie ſie als Muſter dienen, und nicht einen Augenblick, daß ſie irgend wie durch ſchlechtes Beiſpiel oder durch große Erfolge erſchüttert werden könnte. Mit Stolz und voller Zuverſicht erſchien ich mit meinem jungen Weibe in der Reſidenz und warf mich in den ganzen Strudel der ſogenannten großen Welt. Von wie vielen jungen Männern ſie auch ſofort umringt war: der Gedanke, daß ſie jetzt Vergleiche anſtellen könnte, daß ſie zu dergleichen in der provinziellen Einſamkeit keine Gelegenheit gehabt, und daß ich vielleicht nur dieſem Umſtande mein Glück verdankte, ſtellte ſich mir nicht einmal auf die flüchtigſte Weiſe dar. Mit Wonne ſah ich mich beneidet und ſah ich in dem Neide nur eine Anerkennung ihres Werthes. Daß ſie mitten unter ihren Triumphen an weiterer Ausbildung ihrer künſtleriſchen Anlagen, ihrer Maler- und Geſangstalente arbeitete, war mir nur ein Beweis mehr, daß ihre Liebe zum Schönen durch die Frivolitäten der Welt nicht erdrückt werden könne und meine Sicherheit, meine Ueberzeugung von der Unerſchütterlichkeit dieſer ſchön begründeten Natur ſtand feſt, ja war am feſteſten, als man Naſtinka ſchon allgemein als eine Löwin im gewöhnlichſten Sinne des Wortes betrachtete, als jeder Stutzer ſchon wußte, daß ihr Wiſſen und Künſte Toilettgegenſtände und Mittel des Erfolges waren, wie Kleider und Coiffuren aus Paris. Zwei Jahre vergingen ſo, und ich glaubte noch im Beſitze meiner Frau zu ſein, als ſie ſchon mit allen Gedanken, mit ihrem ganzen Weſen der frivolen Welt gehörte, die ſie umgab, und als ſie längſt Vergleiche angeſtellt hatte, die nicht zu meinem Gunſten ausfielen. Ich wollte wirklich etwas thun, was nachträglich die ſo früh und unverdient erworbene Stellung rechtfertige; ich machte militäriſche und politiſche Studien, ich arbeitete und gab ſo den unzähligen Müſſiggängern Raum und Zeit, meine Frau zu beſchäftigen.

Mein Benehmen fiel keinem Menſchen auf. Mein Gott! ich that ja nur, was ſo Viele thaten: ich beſchäftigte mich mit meinen ehrgeizigen Plänen und war froh, daß es Andere, daß es hundert Anbeter übernahmen, meiner Frau die Zeit zu vertreiben, und ich mußte mich noch beſonders glücklich ſchätzen, daß ſich unter dieſen Anbetern ein Prinz befand, ein Prinz, der dem Throne ſehr nahe ſtand, und ſehr großen Einfluß hatte.

Lieber Doctor, erlaſſen Sie mir die Erzählung alles deſſen, was ich eines Tages erfuhr, als ich einem Freunde meinen Wunſch nach einem gewiſſen Commando in Aſien zu erkennen gab und er mir antwortete, der Prinz werde meiner Frau nichts abſchlagen. Am ſelben Tage wurde der Prinz von mir geohrfeigt, und da ein Prinz ſich nicht ſchlägt, fuhr ich noch ſelben Tags in demſelben Schlitten mit meiner Frau aus der Reſidenz den Steppen zu. Ich war allein mit ihr und ich kutſchirte ſelbſt; ich konnte mir die Genugthuung nicht verſagen, ſie perſönlich ihrem Exile und der Hölle, die ich ihr ausdachte, zuzuführen. Ich wußte noch nicht, was ich thun wollte, aber ſo etwas wie die Geſchichte, auf die Tante anſpielt, ſchwebte meinen Gedanken vor. Sie erinnern ſich der Pia dei Tolomei, die ihr beleidigter Gatte in die Sümpfe der Maremmen führt, um ſie dort an den Fieberlüften zu Grunde gehen zu laſſen. Ich war um ſo grauſamer geſtimmt, als die Ueberzeugung von meinem Unglück ſo plötzlich, ſo ohne alle Vorbereitung kam.

Wir fuhren volle zwölf Tage durch ſchauerliche, winterliche Einſamkeiten dahin, durch Schneeſtürme, die uns zu begraben drohten, über gefrorene Flüſſe und Seen, durch Gegenden, die ſelbſt der Wolf nicht bevölkerte und durch andere, die nur er aufſucht.

Wir ſaßen in dem kleinen Schlitten eng aneinander; unſere Ellenbogen berührten ſich, aber nicht ein einziges Wort wurde während der ganzen Reiſe gewechſelt, vielleicht nicht ein einziger Blick. Am dreizehnten Tage traten wir in ein altes, großes Holzgebäude, das man Schloß nannte und das ich ſeit meiner früheſten Jugend nicht wieder geſehen hatte. Es war mein Eigenthum, aber außer aller Welt, in vergeſſener Gegend liegend und zu einem Gute gehörend, das man als uneinträglich vernachläſſigte, war ich nie verſucht, hierher zurückzukehren. In meiner Erinnerung war mit dem Schloſſe ein Dorf verbunden, aber als ich mit meiner Frau daſelbſt ankam, war von dem Dorf kaum eine Spur vorhanden. Die Leibeigenen hatten den undankbaren Boden verlaſſen und waren mit Erlaubnißſcheinen in die Städte gezogen, um als Handwerker zu leben. Das Schloß ragte als ein halbverwitterter und verfaulter Würfel ſchwarz und einſam aus der unendlichen ſchneebedeckten Ebene hervor und war nur von dem alten Intendanten, der hier noch den Reſt ſeiner Tage verleben wollte und einigen leibeigenen Dienern und einer Unzahl von Wolfshunden bewohnt. Dort ſchlug ich meine Reſidenz auf.

Was ich daſelbſt wollte? Auf dieſe Frage wüßte ich noch heute keine genaue Antwort zu geben. Wollte ich meine Frau an Langeweile ſterben laſſen? wollte ich ſie nur einer Buße unterwerfen, um ſie, die ich noch immer liebte, eines Tages gereinigt und nach geſühnter Schuld wieder an mein Herz zu drücken? Ich weiß es nicht. Bald war die eine, bald die andere Abſicht in mir vorherrſchend, je nachdem ich an die glücklichen mit ihr verlebten Tage oder an ihren Verrath dachte. Und Tage, Wochen, Monate vergingen und ich wußte noch immer nicht, warum ich mich mit ihr in dieſe Einſamkeit vergraben hatte. Ich ließ die Zeit tonlos dahinſchwinden und gedankenlos die Zukunft herankommen. Die einzige Abwechſelung, die ich mir geſtattete, war ein Ritt auf wildem Steppenpferde; doch entfernte ich mich nie vom Schloſſe, ſondern zog in weiten und engen Kreiſen rings umher, wie ein Wächter, der einen Schatz bewacht oder ein wildes Thier, das ſeine Beute niederreißt.

Die Gräfin verließ nie die ihr angewieſenen Gemächer. Sie hatte ſich dieſe Lebensweiſe ſelbſt vorgeſchrieben, ohne daß ich ihr oder der Dienerſchaft eine dahingehende Anweiſung gegeben hatte. Sie ſpeiſte auf ihrer Stube, während ich unten im alten Speiſeſaal meine kurzen Mahlzeiten hielt. Die einzige Geſellſchaft, die ſie während einer Zeit ſuchte, war die des Ortsgeiſtlichen eines benachbarten Dorfes, den ſie einladen ließ, und der zwei bis dreimal in der Woche kam. Ich glaubte damals, ſie wollte fromm werden, aber das Ganze ſchien nur eine vorübergehende Grille, denn die Beſuche hörten bald wieder auf. Wir ſahen uns, wir ſprachen uns nie. Nur eines Tages, nach einem beinahe zweijährigen Aufenthalte im Schloſſe, der mir bald wie eine kurze Woche, bald wie eine Ewigkeit erſchien, an einem Herbſtnachmittage ſtand ſie plötzlich im Hofe vor mir, ſah auf den Boden und fragte mit zitternder Stimme: „Wird das noch lange dauern?“

Ich war erſchüttert und unfähig, ein Wort hervorzubringen, wohl aber fühlte ich, daß mit dem erſten Blick aus meinen Augen ein Strom von Thränen hervorbrechen würde. Ich wandte mich um und floh in's Schloß zurück, konnte aber nicht umhin, ich mußte ſie durch's Fenſter, hinter der Jalouſie verſteckt, betrachten. Sie ſtand lange auf derſelben Stelle, bis ſie eine Bewegung machte, als ob ſie nach reiflichem Nachdenken zu einem Entſchluß gekommen wäre und raſchen Schrittes in die Wohnung zurück ging. Es flog mir der Gedanke durch den Kopf, daß ſie ihrem elenden Daſein ein Ende machen könnte, und in höchſter Aufregung ſtürzte ich ihr nach, um ſie an mein Herz zu drücken, um mich mit ihr zu verſöhnen und ein neues, vielleicht noch glückliches Leben zu beginnen. Aber im Corridor vor ihrer Stube angekommen, hörte ich ihre Stimme: ſie ſang, ſie trillerte! — Die Stubenthür war offen; mein Auge durchflog den Raum und ich ſah mit Staunen alle Wände mit neuen Landſchaften bedeckt und in der Mitte des Zimmers eine Staffelei mit einer neuen Arbeit.

Das Alles machte mir den Eindruck der Herausforderung, der Verhöhnung. Sie hatte ſich alſo nicht einmal gelangweilt und ſie war nicht beſtraft, ich war nicht gerächt. Sie hatte die Ruhe des Schaffens und die Freuden des Vollendens, während ich, ihr Richter, in ihrer nächſten Nähe ein leeres, ruhe- und freudenloſes Leben hinſiechte. Ich fühlte mich gebrochen und jede Möglichkeit künftigen Glückes untergraben — und ſie ſang, ſie trillerte, und während ich erſtarrt vor der Thüre hielt, ſtand ſie mit dem Pinſel in der Hand, immer noch ſingend, wieder vor ihrer Arbeit, vor ihrer Freude. Nur noch einen Grad höherer Aufregung und ich wäre hingeſtürzt und hätte roh und barbariſch gegen all' dieſe Bilder gewüthet. Aber ich war ein gebildeter Menſch und Hamletiſch eilte ich in die Steppe hinaus, um über das neue Erlebniß nachzudenken.

Woher und wie hatte ſie ſich die Mittel verſchafft, um dieſe neue Welt um ſich herum aufzuführen? Woher Pinſel, Farben, Staffelei, Leinwand? Es war unter meiner Würde, bei der Dienerſchaft Erkundigungen einzuziehen, deſto lebhafter beſchäftigten mich dieſe kleinlichen Fragen ſowohl wie das Wichtigere, das mit dieſen zuſammenhing. Vor Allem erſchien mir Naſtinka als eine höchſt durchtriebene Betrügerin, da ſie ſo Vielerlei hinter meinem Rücken zu Stande bringen konnte, nach und nach aber erſchien mir die ganze Sache in einem ganz andern und verſchiedenen Lichte. Nur wenige Tage vergingen und ich konnte an das mit Bildern bedeckte Zimmer nicht ohne Rührung denken. In ihrem Unglück hatte ſie ſich zur Kunſt geflüchtet und das Schöne gerettet. Durch beinahe zwei Jahre war ſie in voller Einſamkeit nur mit künſtleriſchem Schaffen beſchäftigt, führte ſie ein Leben, das von dem Reſidenzleben ſo unendlich verſchieden war. Es muß ihr ſein, als läge ein Jahrhundert zwiſchen jetzt und der Zeit, da ſie mich und ſich ſelbſt vergaß; es muß ihr ſcheinen, als wäre ſie nicht dieſelbe Perſon, die ſich an meiner Liebe ſo ſchwer vergangen; ſie begreift jetzt ſelber nicht, wie ſie ſich den Frivolitäten des Lebens hat ſo hingeben können, da ſie deſſen tiefere Freuden kennen lernte, denn was gibt tiefere Freuden und mehr veredelnde, als Schaffen und Hervorbringen des Schönen? Hat ſie durch die lange Haft nicht ihre Schuld geſühnt? Iſt ſie durch ein ſolches Leben nicht geläutert und gereinigt? Gewiß, ſie fühlt, daß ſie es iſt und daß nach Gerechtigkeit ihre Strafe ein Ende haben müſſe und das hat ihr den Muth gegeben, jene Frage, ob dies Leben noch lange dauern ſolle? an mich zu richten. Mag die Welt ſich ewig eines begangenen Fehlers erinnern, der Einzelne ſoll nicht nur verzeihen, er ſoll auch vergeſſen. Ja, ich wollte ſtark genug werden, um einer auf vollkommenes Vergeſſen ruhenden Vergebung fähig zu ſein. Der Entſchluß that mir wohl, ſtimmte mich milder und erfüllte mich mit einer Art glücklichen Gefühles, wie ich es lange nicht gekannt hatte. Einzelne Erinnerungen, einzelne Ueberreſte bitterer Empfindung, die ich von Zeit zu Zeit noch in mir verſpürte, wollte ich erſt ganz verwiſcht haben, dann zu ihr eilen und mich auf's Neue mit ihr vermählen. Ich fühlte, daß ich es mit der ganzen Innigkeit eines liebenden Bräutigams thun werde, mit eben ſolcher Innigkeit und Aufrichtigkeit wie jener gekränkte Ehemann in der altengliſchen Tragödie von Thomas Heywood ſich auf's Neue mit ſeinem Weibe auf dem Todtenbette vermählt, auf das ſie, von ſeiner Güte zu Tode gedemüthigt, geſunken war. Der Geburtstag meiner

Frau war nahe; an dieſem Tage wollte ich ſie und mich dem Leben und dem Glücke wiedergeben.

Der Tag brach an. Mit der erſten Frühe ſtand ich an ihrer Thüre und — mein Gott! — mit welchem Gefühle, in welcher ſeligen Aufregung. Ich glaube, daß ich nie ſo glücklich war, ſo tief durchdrungen glücklich, wie in jenem Momente, welchem ſofort die furchtbarſte Enttäuſchung folgen ſollte. Ich trat ein, ſie war fort. Sie war nicht in der Stube, nicht im Hauſe, nicht im Garten, ſie war entflohen.

Ich habe ſie nicht verfolgt.

Kurz darauf begannen meine Wanderungen über die Erde, auf denen ich Sie kennen lernte, und die Sie zum Theil mit mir machten. Was die Gräfin betrifft, ſo erfuhr ich denn von Landsleuten, die mich nicht kannten und die mit mir von ihren Abenteuern ſprachen, daß ſie allein zu Pferde die unendlichen Steppen und Wüſteneien durcheilte unter allerlei Drangſalen und Entbehrungen, bis ſie nach beinahe einem Monat und unzähligen Erlebniſſen in Petersburg ankam. Sie beſchrieb ſpäter dieſe Flucht, die meinen Landsleuten um ſo intereſſanter erſchien, als die Beſchreibung in franzöſiſcher Sprache und in einer Pariſer Revue erſchien. Dies war genug, um ſie zu einer Heldin zu machen und ihr, wenn auch außerhalb der Geſellſchaft, eine gewiſſe Stellung zu verſchaffen. Sie war das Ziel der Neugierde geworden und bald der Mittelpunkt eines großen Männerkreiſes, in dem ſich Viele fanden, die ſich gerne zu ihren Rittern aufwarfen. Unter dieſen begünſtigte ſie einen Franzoſen, der unter dem Vorwande legitimiſtiſcher Treue nach der Julirevolution an den Hof Rußlands kam, um ſein Glück zu machen. Er erwartete vom Kaiſer Nicolaus irgend eine glänzende Stellung; bis dieſe kam, beſchäftigte er ſich mit Plänen zur Eroberung und gänzlichen Unterwerfung des Kaukaſus, faßte dahingehende Memoiren ab und überreichte dieſe dem Kaiſer und den Miniſtern. Zu gleicher Zeit trieb er ſich durch alle Geſellſchaften und ſpielte ſehr hoch, ohne daß man hätte beſtimmen können, woher er die Fonds zu dieſem Leben auftrieb, da er nicht immer gewann und ſein Vermögen, wie er ſagte, durch die Julirevolution zu Grunde gegangen war. Aber er war eine glänzende und ſchöne Erſcheinung, geiſtreich, was man in der Geſellſchaft ſo nennt, und ein vollendeter Weltmann. Da er der begünſtigte Ritter der Gräfin war, hatte er bei ihrer zweideutigen Stellung bald Gelegenheit, für ſie einzutreten und ſich für ſie zu ſchlagen. Dies benutzte man bei Hofe, wo er längſt läſtig geworden war, um ſich ſeiner zu entledigen und ihn aus dem Lande zu ſchicken. Er duldete für die Gräfin und es ſchien ihr nur natürlich, ihm in's Ausland zu folgen.

Mit dieſem Manne durchreiſte die Gräfin Deutſchland, Frankreich, Italien. Ueber das Leben, das ſie während dieſer Zeit führte, weiß ich nur wenig; ich habe mich ſelten danach erkundigt; ich weiß nur, daß ſie ſich nach Jahren, nachdem er ſie um ihr halbes Vermögen gebracht, von ihm trennte und daß ſie ſeitdem allein von einer Spielbank Deutſchlands zur andern reiſte. Am grünen Tiſche fand ſie ihren ehemaligen Begleiter manchmal wieder, denn ſeit er nicht mehr über ihr Vermögen verfügen konnte, hatte er ſich ganz auf das Spiel, als auf einen Erwerb geworfen und iſt endlich Croupier geworden. Der Mann mit grauem, feinem Backenbart, den Sie heute die Bank halten ſahen und der es mit ſo großer Würde thut, iſt kein Anderer als der ehemalige Ritter meiner Frau, der Vicomte de S…, der in Petersburg eine Rolle ſpielte und hunderte von Damenherzen gewann. Wohin es mit meiner Frau gekommen, was aus ihr geworden, darf ich Ihnen nicht erſt ſagen. Sie haben ſie heute am Spieltiſch geſehen. Ich ſah ſie ſeit mehr als fünfundzwanzig Jahren zum erſten Male wieder — und wie! in welchem Zuſtande! nach welcher Veränderung!

Jetzt begreifen Sie die Aufregung, in der Sie mich gefunden haben.

Nun aber will ich den Kellner rufen und ihm ſagen, daß er meinen Namen nicht in die Curliſte ſetze. Mit dem früheſten Morgen reiſe ich wieder ab. Ich gehe nach Egypten und Nubien. Wollen Sie mich wieder begleiten, ſollen Sie willkommen ſein.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Novellen

von

Moritz Hartmann.

Zweiter Theil.

Bei Hoffmann und Campe in Hamburg ſind erſchienen:

	Thlr.	Sgr.
de Muſſet, Paul, Cicilien und Franciſco der Hirtenknabe	1	—
Orianda. Eine Novelle von der Verfaſſerin von „Johanna"	1	—
Religion und Liebe. Roman aus dem Tagebuche eines Anonymen	—	25
Schefer, Leopold, die Sibylle von Mantua	1	15
Schiff, Dr. Hermann, Glück und Geld. Eine Novelle	1	—
— Gevatter Tod. Eine Märchen-Novelle. 2 Theile	3	—
Schirges, G., Karl. Ein Roman	1	18
— Der Bälgentreter von Eilersrode	1	10
Smidt, H., Hamburger Bilder. 3 Theile	3	—
Spring, R., die beiden Warrik. Novelle aus dem amerikaniſchen Leben. 2 Theile	3	—
Starklof, L., Helgoland. Ein See-Märchen	—	25
— Alma. Ein Roman. 2 Theile	3	—
— Prinz Leo	1	—
Varnhagen von Enſe, Briefe an eine Freundin. Aus den Jahren 1844 bis 1853	1	18
Volkhauſen, Ad., Irren und Finden. Ein Roman	1	15
Waiſe, die, von Tamaris. Eine Tanznovelle vom Verfaſſer des Schief Levinche	1	15
Waldau, Max, Aus der Junkerwelt. 2 Theile	3	—
— Nach der Natur. Lebende Bilder aus der Zeit. 3 Thle. Zweite Auflage	4	15
Wangenheim, F. T., der Mönch. Hiſtoriſcher Roman 3 Theile	4	10
— Die Luftſchiffer. Novelle aus dem Schattenreich	1	10
— Die Schwertler von Zürich. Hiſtoriſcher Roman. 3 Thle.	3	—
Weerth, G., Leben und Thaten des berühmten Ritters Schnapphahnski	1	10
Weiſſer, Adolf, der Blinde und ſein Sohn. 3 Theile	4	—
— Die Züricher Mordnacht. 2 Theile	2	15
— Schubart's Wanderjahre. 2 Theile	2	15
Wendt, Dr. Richard, Jarolaſch. Epiſoden aus dem Leben in Rußland. 1r bis 3r Theil	4	—
Wienbarg, Dr. L., Holland in den Jahren 1831 und 1832. 2 Theile	2	20
— Aeſthetiſche Feldzüge, dem jungen Deutſchland gewidmet	1	20
— Wanderungen durch den Thierkreis	1	15
— Tagebuch von Helgoland	1	15
Wolfram, Leo, Dissolving views. Romanfragmente. Zweite Auflage. 3 Bände	4	15
Ziegler, Karl, Grabbe's L[illegible] und Charakter	1	

Novellen

von

Moritz Hartmann.

Zweiter Theil.

Hamburg.
Hoffmann & Campe.
1863.

ECA
US.

Der Autor behält ſich das Recht der Ueberſetzung in die franzöſiſche und engliſche Sprache, wie in die übrigen Sprachen vor.

Druck von Trömner und Dietrich (früher Hotop) in Caſſel.

Inhalt.

Seite
Zwanzig Millionen 1
Verrechnet 129
Feigheit 221
Der Herman 307
Tante Helene 385

Zwanzig Millionen.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Erſtes Capitel.

In den Kunſtausſtellungen gibt es immer ein hinteres Gemach, gewöhnlich das ſchlechteſte und mindeſt gut beleuchtete des ganzen Gebäudes, in welchem Aquarelle, Paſtelle, Oelbilder, Zeichnungen, ordnungslos und offenbar mit geringer Rückſicht auf die Verfertiger derſelben aufgehängt ſind. Die mit der Topographie der Ausſtellung vertrauten Beſucher gehen gewöhnlich an dieſem Gemache vorbei, nachdem ſie es einmal beſucht, oder kehren nur dahin zurück, um ſchlechte Witze zu machen, oder um einem Bekannten etwas Lächerliches zu zeigen; am liebſten aber ſchleichen an dieſem Gemache die Künſtler ſelbſt vorbei, deren Werke dort ausgeſtellt ſind; das Gemach iſt gewiſſermaßen ein Pranger. Wer dort prangt, iſt, wenigſtens für dieſes Jahr der Ausſtellung, verurtheilt, denn dorthin werden eben nur die ſchlechteſten Bilder gehängt. Dieſes Zimmer heißt in der Kunſtſprache, oder wenigſtens in der Atelierſprache mancher Städte, die Speckkammer. Eine ſolche Speckkammer beſitzen wir, — mögen mir die Anatomen verzeihen und die Pſychologen es mir bezeugen — eine ſolche Speckkammer beſitzen wir Alle in unſern Herzen, Alle — ich, der ich dieſe Geſchichte ſchreibe, Du, Leſer, der ſie lieſt und alle Diejenigen, die ſie nicht leſen. In den vorderſten Kammern, die wir Jedermann zur Schau ſtellen, und durch die wir in den glücklichſten Stunden am liebſten luſtwandeln, hängen die ſchönſten Bilder der Erinnerung, Portraits, hiſtoriſche Bilder, Stillleben, Idyllen, Bilder jeder Art — aber in jener verborgenen Kammer hängen die häßlichen Bilder, bei deren Anblick, wenn wir nothwendig durch müſſen, wir uns mit der Hand über die Stirn fahren, als ob wir von einer Leinwand, von einer Gedenktafel oder dergleichen, etwas wegwiſchen wollten. Glücklich, wer nur eine kleine Speckkammer beſitzt. Wenn er klug iſt, zeigt er ſie, und er kann ſicher ſein, daß er ſie Einem zeigt, der ebenfalls eine beſitzt. Welcher Menſch hatte nicht ſchwache Momente! ja gemeine, ja niederträchtige Momente!

Ich bin ein Menſch, der heute eine ſehr geachtete Stellung einnimmt, ich erfreue mich eines ſehr guten Rufes, ich habe viele Freunde und Jedermann wird behaupten, daß ich ein langes, fleckenloſes Leben hinter mir habe, und man wird letzteren Umſtand beſonders hervorheben, da man weiß, daß ich in der Jugend und im männlichen Alter mit Hinderniſſen zu kämpfen hatte, mit Noth, Elend und Neid, an denen, wie Kleiderfetzen an Dornen, oft die beſten Stücke des Characters hängen bleiben. Niemand ahnt, daß ich meine Speckkammer habe, ganz wie ein Anderer — und ſonderbarer Weiſe danke ich das häßliche Bild in dieſer Speckkammer meiner vortrefflichen Mutter. Sie iſt die erſte Urſache, daß ich mich lange, lange mit einem Gedanken, mit einem Plane getragen, dem alle meine Grundſätze widerſprachen, daß ich an mir ſelbſt einen Verrath beging, mit einem Worte, daß ich gemein war.

Nach der Anſicht der guten Frau beſaß ich ſchon mit meinem zwanzigſten Jahre Alles, was einen trefflichen und glücklichen Menſchen machen kann, eine einnehmende Erſcheinung, ein empfängliches Herz, einen gebildeten Geiſt, ein heiteres Gemüth, kurz alle Eigenſchaften, die eine Mutter an einem erträglichen Sohne entdeckt — nur Eines fehlte mir: Reichthum! Sie glaubte zwar nicht, daß hunderttauſend Thaler Renten eine nothwendige Bedingung des Glückes ſeien, ſie wußte es, daß es auch ein ſehr idylliſches, darum nicht minder tiefbegründetes Glück geben könne, da ſie ſelbſt ein ſolches an der Seite meines Vaters durch ungefähr zwanzig Jahre genoſſen und ſich noch als Wittwe mit dreihundert Thaler Gehalt glücklich fühlte; aber welche Mutter wünſcht ihrem Kinde nicht noch mehr Glück, als ſie ſelbſt kennen gelernt? und ſie dachte, beſſer iſt beſſer und ſicherer iſt ſicherer. Am Ende könne man ja, wenn man die Neigung habe, ſelbſt mit großer Rente ein idylliſches Leben führen, ohne große Rente aber könne man Vieles nicht thun, was man vielleicht ja gerne thun möchte. Und das Geld iſt eine ſo gewaltige Macht! Wie viel des Guten kann es bewirken, wenn es in die rechten Hände gelangt! Sie zweifelte übrigens nie daran, daß ſich eine ungeheure Erbin eines Tages in meine ausgezeichneten Eigenſchaften verlieben werde. Als ich vierundzwanzig Jahre zählte, und zu meinen ausgezeichneten Eigenſchaften noch die erſten Keime eines künftigen Rufes, vielleicht Ruhmes als eines Gelehrten kamen, war ſie erſtaunt, daß ihre Hoffnungen ſich nicht ſchon verwirklichten. In dem kleinen Landſtädtchen, in welchem ſie ihren Wittwengehalt verzehrte, erwartete ſie jeden Poſttag einen Brief, der den Poſtſtempel der Univerſitätsſtadt trüge und ihr die endliche Erfüllung ihrer Wünſche verkündigte.

Sonderbarerweiſe ſollten die Dinge eine Wendung nehmen, wie ſie die gute Mutter in der Einſamkeit ihres Städtchens ausgeträumt hatte.

Ich bewohnte die Univerſitätsſtadt, welche zugleich ein großer literariſcher Mittelpunkt war, und arbeitete fleißig an einem hiſtoriſchen Werke, das den Ruf, den ich mir mit einem erſten Buche bereits erworben, befeſtigen, wo möglich vergrößern, und mir endlich ein gutes Stück ſoliden Brodes, ich meine eine Profeſſur, einbringen ſollte. Eines Tages, da ich eben über meinen Büchern und Notizen ſaß, bringt mir mein Dienſtmädchen ein kleines Briefchen, das ſo lautete: Dr. Edmund Born.

Lieber Freund!

Kommen Sie heute, ohne Umſtände, auf einen Löffel Suppe. Wir haben einen lieben Gaſt, eine Freundin meiner Tante, Fräulein Zelinde Heil, eine ſehr liebenswürdige, alte Jungfer, die viel geſehen, viel zu erzählen weiß und Ihre Bekanntſchaft zu machen wünſcht. Seien Sie liebenswürdig mit ihr. Hören Sie? — ſehr liebenswürdig. Mündlich werde ich Ihnen ſagen, warum ich Ihnen das empfehle und zwar auf die dringendſte Weiſe. Wir eſſen heute um zwei Uhr. Alſo auf baldiges Wiederſehen

6. September.

Clara Michelſen.

Als ich das Briefchen erhielt, war Mittag bereits vorüber; das Landhaus der Hofräthin Michelſen lag wohl eine halbe Stunde vor der Stadt; ich hatte alſo nicht viel Zeit, mich in Staat zu werfen. Das beunruhigte mich nicht; die gute Freundin meiner Mutter und meine vortreffliche Gönnerin nahm es mit mir nicht genau. Ich konnte bei ihr erſcheinen wie ich wollte; außerdem handelte es ſich ja um eine improviſirte Einladung auf's Land, und die Fremde war eine alte Jungfer. Auch gehörte ich zu der Claſſe der eleganten jungen Gelehrten und brauchte mich, um unter Menſchen zu gehen, nicht erſt von Monate altem Bücherſtaub zu reinigen und Kleider hervorzuſuchen, die nur für Beſuche bei Regierungsräthen und Miniſtern beſtimmt ſind.

Im Landhauſe der Hofräthin Michelſen, die mich mit gewohnter Freundlichkeit und einem ungewohnten, räthſelhaften Lächeln, zugleich mit einem, meine ganze Perſon prüfenden Blicke empfing, fand ich, nebſt der zahlreichen Familie, nur noch einige alte Bekannte und jenes beſagte Fräulein Zelinde verſammelt. Dieſe gehörte zu den abgerundeten, lächelnden alten Jungfern mit vollen, immer noch jugendlich gerötheten Wangen; ihr Geſicht war voll Wohlwollen für alle Welt, beſonders, wie es ſchien, für die Jugend, die ſie nicht haßte, weil ſie nicht mehr zu ihr gehörte; ſie war eine jener unverheiratheten Matronen, die bei erſter Bekanntſchaft immer überraſchen, weil ſie alle

Vorſtellungen, die man einer alten Jungfer entgegen beweiſt, auf das Angenehmſte Lügen ſtrafen und denen man, dankbar für die erlebte Enttäuſchung, deſto raſcher und deſto lieber mit Freundſchaft entgegenkommt. Als ich eintrat, war ſie eben in ein Geſpräch verwickelt, aber ſie brach es ſofort ab, als mein Name genannt wurde, um mich mit Neugierde zu betrachten; ſpäter bemerkte ich, daß ſie, immer mich beobachtend, während ich mit Andern ſprach, unwillkürlich eine billigende, ja beifällige Bewegung mit dem Kopfe machte. Bevor man zu Tiſche ging, ſtreifte die Hofräthin an mir vorbei und flüſterte mir zu: „Geben Sie der Fremden den Arm!“ — Ich that es ohne jene Verdrießlichkeit, mit der man derartigen Anweiſungen der Frauen vom Hauſe nachzukommen pflegt, welche bei ſolchen Gelegenheiten den Freunden gewöhnlich die unangenehmſten Pflichten der Höflichkeit zumuthen.

Fräulein Zelinde, meine Tiſchnachbarin, war ſehr geſprächig; aber ich fühlte ſehr wohl, daß ſie es nicht mit altjüngferlicher Geſchwätzigkeit war, oder um Wiſſen und Geiſt auszukramen; es war ihre offenbare Abſicht, nur mich mittheilſam zu machen, um mich weiter kennen zu lernen. Zu dieſem Zwecke ſchlug ſie die verſchiedenſten Saiten an, und ſprach ſie unter Anderem auch von meinem Buche, das ſie kannte und fragte ſie nach den Arbeiten, die mich eben beſchäftigten. Ich ließ mich mit Vergnügen verhören und gab gerne ausführliche Antworten; denn die ganze Art und Weiſe der guten Dame, wie das Intereſſe, mit dem meine liebe Freundin, die Hofräthin, manchmal zu uns herüberſchielte, ſagte mir, daß hinter all' dem etwas mir Günſtiges ſtecken müſſe.

„Ihr Name," ſagte Fräulein Zelinde, an das Geſpräch über meine Arbeiten anknüpfend, „wäre mir auch ohne Ihr Buch nicht unbekannt geweſen. Die Baroneſſen von Friedensborg haben mir mehr als einmal von den ſchönen Stunden erzählt, die ſie mit Ihnen verbrachten. Sie denken mit Vergnügen daran, wie —"

„Die Baroneſſen Friedensborg?" fragte ich erſtaunt.

„Gewiß," beſtätigte Fräulein Zelinde, „ſie haben Sie nicht vergeſſen."

„Mich — nicht vergeſſen?" fragte ich wie vorher. „Das muß ein Irrthum ſein. Mein Fräulein, Sie verwechſeln mich wohl mit Jemand anderm?"

„Sind Sie nicht Dr. Edmund Born?"

„Ganz richtig."

„Haben Sie nicht vor zwei Jahren eine Rheinreiſe gemacht und zwar an Bord des Rubens?"

„Eben ſo richtig.“

„Haben Sie nicht an Bord des Rubens die Bekanntſchaft dreier liebenswürdiger junger Mädchen gemacht?“

„Nein! — ich erinnere mich nicht!“

Fräulein Zelinde ließ Meſſer und Gabel fallen und machte ein Geſicht wie ein Menſch, der eben eine große Täuſchung erlebt, oder einen ganzen liebgewonnenen Plan in Scherben gehen ſieht. Sie flößte mir wahrhaftes Mitleid ein, und ich hätte was darum gegeben, wenn ich mich beſagter Baroneſſen hätte erinnern können, und dies um ſo mehr, als die gute Dame nicht nur ſchmerzlich getäuſcht, ſondern ſogar beleidigt ſchien. Darum fragte ich weiter: „Woher waren dieſe Baroneſſen von Friedensberg?“

„Aus Kopenhagen!“ ſagte Fräulein Zelinde und ſah mich kaum mehr an dabei.

„Aus Kopenhagen!“ rief ich, »à la bonne heure!«

Auf dieſen Ausruf wandte ſich die gute Dame wieder mit einem Blicke friſcher Hoffnung zu mir: „Alſo Sie erinnern ſich? Sie hatten nur den Namen vergeſſen?“ fragte ſie haſtig.

„Ich erinnere mich eines alten Herrn aus Kopenhagen — ein kleiner Mann mit grauem Backenbart und dichten, ſehr feinen weißen Haaren.“

„Das iſt der Vater, Baron von Friedensborg!“

„Ja,“ ſagte ich, indem ich mir die Stirn rieb und mein Gedächtniß aufwühlte — und ohne laut ſprechen zu wollen, fügte ich hinzu: „ein Emporkömmling?“

„Ein ſehr ehrenwerther Mann! ein ausgezeichneter Mann!“ fiel mir Fräulein Zelinde in's Wort, ſehr gedrückt und ſehr raſch, wie um mich zurecht zu weiſen und die beleidigende Bezeichnung mit lebenden Ausdrücken zu decken.

„O mein Fräulein, mißverſtehen Sie mich nicht; ich wollte mit dem Wort nichts Beleidigendes ſagen. Herr von Friedensborg hat den Ausdruck ſelbſt von ſich gebraucht; das fiel mir damals auf als ein intereſſanter Characterzug, und kam mir daher zuerſt in's Gedächtniß und auf die Zunge. Auch will ich damit nichts Böſes bezeichnen. Ich kenne ſehr gut die Fehler und Lächerlichkeiten der Parvenus, aber ich finde ſie meiſt nur in der zweiten Generation, in den Kindern der Parvenus; dieſe ſelbſt ſtoßen mir meiſtens einen gewiſſen Reſpect ein. Man kann ſicher ſein, daß ein Mann, der aus dem Nichts ein Vermögen ſchafft, ein Mann von Geiſt, von Character und Ausdauer und von unendlichen Hülfsmitteln ſein muß, und wenn unter dieſen Hülfsmitteln keine niedrigen ſind, verdient ein ſolcher Mann alle Achtung, unter Umſtänden ſelbſt unſere Bewunderung.“

„Ein ſolcher Mann iſt der Baron Friedensborg,“ verſicherte Fräulein Zelinde.

„Als ein ſolcher erſchien er auch mir; ich bewunderte ſeinen Verſtand, ſeinen geſunden und graden Sinn; ich war erſtaunt über die Maſſe von Erfahrungen, die ſich in dieſem Kopfe geſammelt, und die merkwürdige Einfachheit des ganzen Weſens, das er ſich bei einem in den verſchiedenſten Verhältniſſen bewegten Leben zu bewahren wußte. Was mir aber an dem Manne am meiſten gefiel, war ſeine Freude an jedem Fortſchritte, eine Freude, die wenige Menſchen in ſeinem Alter zu empfinden vermögen, und endlich ſeine Achtung für Bildung und Wiſſen.“

Das Geſicht der ältlichen Dame heiterte ſich während dieſer meiner Rede wieder auf.

„Sie haben den alten Herrn verſtanden,“ ſagte ſie befriedigt; „wie Sie ihn hier ſchildern, ſo iſt er in der That, und gerne ſieht man bei ihm über manche Eigenſchaft des Parvenus hinweg, ja man vergißt ſie endlich gänzlich ſeiner wahrhaft großen Tugenden wegen; ja, was mehr iſt, man vergißt bei ihm, daß er vielleicht hundertmal Millionär iſt. Ich lobe ihn gerne, aber noch lieber höre ich ihn loben. Er iſt mein edler Freund, und ſeine Familie betrachtet mich als zu ihr gehörig. Ich habe die jungen Baroneſſen alle erzogen, ich war wie ihre Gouvernante, und Sie werden zugeben, daß ich Urſache habe, auf ſie ſtolz zu ſein.“

Das war eine neue Verlegenheit. Ich konnte der alten Gouvernante kein Compliment machen, denn ich erinnerte mich nur dunkel, daß der alte Herr auf dem Dampfſchiffe von einer zahlreichen Dienerſchaft und einigen jungen Mädchen in Sommerhüten und grünen Schleiern umgeben geweſen. Sie ſchüttelte den Kopf und ſagte: „Es iſt verdrießlich, daß ich Ihnen verrathen, in welch' gutem Andenken Sie bei den jungen Damen ſtehen, während Sie ſich ihrer gar nicht erinnern. Ich habe die guten Kinder compromittirt. Vielleicht hätten ſie Ihre Aufmerkſamkeit wenigſtens als eine Seltenheit auf ſich gezogen, wenn Sie, Herr Doctor, gewußt hätten, daß jedes dieſer Mädchen wenigſtens zwanzig Millionen mitbekommt, denn ſolche Mädchen bekommt ein Mann Ihres Alters nicht alle Tage zu Geſichte.“

Ich lachte auf: „Sie irren, mein Fräulein. Ich bereiſte damals den Rhein, um römiſche Alterthümer aufzuſuchen, und dieſe nahmen mein ganzes Intereſſe in Anſpruch, den Reſt des Intereſſes, deſſen ich noch fähig war, nahm der alte Herr hinweg, von dem ich wußte, daß er Kaufmann und Rheder geweſen, und der ſich doch ſo warm und förmlich nach Belehrung lechzend, nach den Monumenten von Trier und Igel erkundigte."

Fräulein Zelinde ſchien von dieſer Antwort ſehr befriedigt. Am Ausdrucke ihres Geſichtes nahm ich wahr, daß ich etwas geſagt hatte, was ihr wichtig war. Sie verſank in Nachdenken, aus dem ſie erſt erwachte, als die Stühle zurückgeſchoben worden und man ſich vom Tiſche erhob. Nachdem ich ſie in das Wohnzimmer zurückgeführt, wo ſich ihr einige Verwandte des Hauſes näherten und mich von ihr trennten, winkte mir die Hofräthin, die ſich in die Ecke an den Kaffeetiſch geſtellt hatte, und fragte mich mit leiſer Stimme: „Hat ſie Ihnen Etwas geſagt?"

„Wer?" fragte ich zurück.

„Nun, Ihre Tiſchnachbarin."

„Worüber? Sie machen ein bedeutungsvolles Geſicht — ich verſtehe Sie nicht?"

„Sie hat Ihnen alſo nichts geſagt," murmelte die Hofräthin. „Sie haben ihr vielleicht nicht gefallen."

„Sehr möglich," ſagte ich, gleichgiltig die Achſel zuckend.

Die Hofräthin verwies mir, den Kaffee einſchenkend, meinen Leichtſinn. „Es handelt ſich um nichts Kleines — es handelt ſich um eine Heirath, und was für eine Heirath!“

„Mit wem? mit Fräulein Zelinde?“ rief ich mit komiſchem Entſetzen, daß die Hofräthin mit Kaffeeſchenken einhalten mußte, um ihren Tiſch nicht zu beſprengen, da ſie vor Lachen zitterte.

„Seien Sie kein Narr, Edmund, und ſcherzen Sie nicht, wo es ſich um ein außerordentliches Glück handelt, in der That, um ein ganz außerordentliches Glück, um eine Partie, wie es deren wenige in Europa zu machen gibt.“

„Ah, ich merke,“ antwortete ich, „ich bin fünfundzwanzig Jahre alt, da muß ich darauf gefaßt ſein, daß mich alle Damen meiner Bekanntſchaft unter die Haube bringen wollen. Das würde mich nicht wundern, man kennt ja die Leidenſchaft, den Verheirathungsfanatismus der Frauen, aber daß Sie, verehrte Freundin, daran denken können, daß Sie mich ſo wenig kennen, um zu glauben, daß eine ſolche Art der Verheirathung, dieſes Partiemachen bei mir angebracht ſei, das, ich geſtehe es —“

„Schon gut,“ unterbrach mich die Hofräthin, „wir ſprechen noch davon.“

Sie nahm eine Taſſe Kaffee und brachte ſie ſelbſt dem alten Fräulein, mit dem ſie raſch einige Worte wechſelte. Als ſie ſich ihr ab und mir zuwandte, ſah ſie mich mit einem vorwurfsvollen Blicke an, den ich nicht verſtand. Ich war doch, ihrem Wunſche gemäß, gegen das Fräulein ſo liebenswürdig geweſen, als es mir möglich war. Aber ich verſtand ſie halb und halb, als ſie mir im Vorbeigehen ſagte: „Sie ſind ein ungeſchickter Menſch. Sich nach zwei Jahren eines alten Vaters und nicht dreier Töchter zu erinnern, deren Eine man ſogar erobert hat! Iſt das je vorgekommen?“

Nach einer Stunde war mir Alles um mich her räthſelhaft; jetzt fing es an, in meinem Kopfe zu tagen, oder wenigſtens zu dämmern. Es war zwiſchen den beiden Damen wohl ausgemacht, daß ich eine der zwanzigfachen Millionärinnen, deren ich mich ganz und gar nicht erinnerte, heirathen ſollte. Eine derſelben hatte ich, der Himmel weiß wie? erobert. Der Gedanke ſchmeichelte mir außerordentlich, zum Theil wegen der Eroberung an und für ſich und zum Theil wegen der zwanzig Millionen. Zugleich mit dem Gedanken an dieſe ſchöne runde Summe flog mir der Gedanke an meine gute Mutter durch den Kopf; ich ſah ſie vor mir, wie ſie bei der Mittheilung, bei der Nachricht von einer ſolchen Heirath ſelig, überſelig lächelte und dieſes Lächeln traf auf meine eigenen Lippen. Jhr Traum verwirklichte ſich auf eine mehr als glänzende Weiſe! Jch hatte in der That einen von Glück geſättigten Moment; aber die Wolke, die ihn verdüſtern ſollte, ließ nicht lange auf ſich warten, denn jenem glücklichen Gedanken folgte bald der beleidigende, empörende: die mir Zugedachte iſt wohl ein Scheuſal, irgend ein Ausbund von Häßlichkeit! Dieſe alte Jungfer reiſt, um irgend einen armen Teufel auszuſpähen, der ein ſolches mit zwanzig Millionen gerne in den Kauf nimmt. Wenn dem nicht ſo wäre, wozu brauchte man die alte Gouvernante zur Aufſuchung eines Bräutigams reiſen zu laſſen? Zwanzig Millionen haben faſt genug Anziehungskraft, um mehr Freier herbeizulocken, als Penelope je bedrängten. Jch war entrüſtet und am tiefſten empört gegen die Hofräthin, die mich doch kennen und wiſſen ſollte, daß ich mich nicht ſo verkaufe. Jch eiferte mit ihr und ſagte höhniſch: „Die mir Zugedachte ſchielt, iſt blatternarbig, kahl und hat zwei Buckel!?“

Die Hofräthin verſtand mich ſchnell, ſtand vom Stuhle auf, faßte mich am Rockknopfe und ſagte leiſe aber mit Nachdruck: „Sie iſt keine große Schönheit, aber ſie iſt hübſch, wohlgebildet, ſehr unterrichtet, ſehr liebenswürdig, und hat das vortreffliche Herz, das die ganze Familie auszeichnet!“

Dann ſetzte ſie ſich wieder, ſprach mit Einem ihrer Gäſte und überließ mich meinem Nachdenken, das immer wirrer wurde und grübelnder. Um ungeſtört zu ſein, zog ich mich in eine Fenſterniſche zurück, wo ich durch einen Vorhang von der Geſellſchaft getrennt war. In dieſer Einſamkeit ſah ich mich nach wenigen Minuten, vielleicht Secunden, in einem prächtigen Landhauſe — ein Landhaus ſchien mir von jeher der wünſchenswertheſte Beſitz — in einem gewaltigen Bibliothekzimmer — in der Mitte dieſes Bibliothekzimmers ein bequemer Pult mit Seitenklappen rechts und links, auf dieſen große Bücherhaufen, und vor dem Pulte ſaß ich ſelbſt, angeblickt von marmornen Büſten, die auf den Bücherſchranken ſtanden. Hart an der Bibliothek — ich ſah durch die offene Thüre hinein — mein Antiquitätencabinet, ein wahres Muſeum, voll von griechiſchen, römiſchen, etruskiſchen, egyptiſchen, ja aſſyriſchen Alterthümern. In einem gemüthlichen Winkel des Landhauſes wohnte meine Mutter in einer bequem eingerichteten Reihe von Zimmern. Sie trat in meine Bibliothek und brachte mir mein Zehnuhrbrod, ganz wie zu Hauſe, wenn ich einige Wochen bei ihr zubrachte. Wie blühend und wie glücklich

ſah die gute Frau aus; um zwanzig Jahre verjüngt
Die gute Luſt meines Landhauſes, am Ufer des See
oder großen Stromes und der Anblick meines Wohl
ſtandes thaten ihr ſichtlich wohl. Dann war ic
wieder fern von meinem Landhauſe; ich war au
Reiſen, in Italien, in Griechenland, in Kleinaſie
und Syrien, überall, wohin ich mich bis jetzt ver
gebens geſehnt hatte, auf allen Punkten, die mic
hiſtoriſch intereſſirten oder deren Autopſie mich i
meinen Arbeiten fördern konnte, indem ſie mir Volk
charactere, Thaten und Ereigniſſe lebendiger vergegen
wärtigte. Aber Derjenigen, der ich all' das Glüc
all' dieſe Erfüllung meiner Wünſche verdankte, wa
in dieſen ſchönen Träumen nicht die geringſte Rol
zugedacht. Ich ſah ſie nicht im Landhauſe, ſie ſa
nicht neben mir im Reiſewagen, ſie ritt nicht a
meiner Seite über das Schlachtfeld von Maratho
Wie ſollte ſie auch? Ich kannte ſie ja nicht; i
wußte nicht, ob meine Freuden ihre Freuden, o
mein Glück ihr Glück ſei. Ich verglich dieſes mei
vereinſamtes Leben, das ich ſo eben im Traum
durchgemacht, grade ſo, als ob ich noch Junggeſel
wäre, mit dem Ideale, das ich mir ſonſt von de
Ehe gemacht, dieſe mir gleichgiltige Perſon, dere
Namen ich noch nicht einmal wußte, mit jener g
liebten Freundin, der ich Alles anvertraute, mit de

ich Alles genoß, die ſich in mich hineinlebte, meinen Secretär machte, ſich an den ſchönen Formen der Berge und Buchten des Archipels, an den Säulen des Cap Colonne-Sunium mit mir freute, und — ich empfand den frühen Verluſt einer ſo koſtbaren Frau auf's Schmerzlichſte und — ich kam mir ſelbſt höchſt erbärmlich vor. An Alles hatte ich gedacht bei dieſer projectirten Heirath, nur nicht an meine Frau! Ich entdeckte einen ſchlechten Menſchen in mir, und war eben im Begriffe, mir dieſen ſchlechten Menſchen auf's Lebhafteſte auszumalen, als die Hofräthin kam, ſich über meine Zurückgezogenheit und Verſenkung in mich ſelbſt luſtig machte und mich bat, mich meinen holden Gedanken auf einige Zeit zu entreißen, um die Geſellſchaft in den Garten zu begleiten.

Zweites Capitel.

Als ich ſpat am Abend das Haus der Hofräthin verließ und Fräulein Zelinde an ihr Gaſthaus begleitet hatte, fühlte ich mich ſo aufgeregt und von mir ſo neuen Gedanken bewegt, daß es mir unmöglich war, an die Arbeit oder zu Bette zu gehen. Ich trat gegen meine Gewohnheit in eine Bierkneipe, in der ſich meine Bekannten, meiſt Docenten, zu verſammeln pflegten. Unter dieſen fand ich dort einen Freund, einen Docenten der Chemie, der, nebenbei geſagt, ſeit Jahren ſich mit einer Geſchichte der Alchymie beſchäftigte, ſich im Laufe der Zeit in ſeinen Gegenſtand ſo vertiefte, daß er ſelbſt Alchymiſt wurde, an die Kunſt glaubte, den Stein der Weiſen ſuchte, ſich zu dieſem Zwecke auf Reiſen begab, auf Reiſen und in Experimenten ſein Vermögen verpuffte, und dann eben zu Grunde ging. Dieſer Freund, der, wie man ſieht, ſich als Phantaſt enthüllte und ſich in's Verderben ſtürzte, galt damals in unſerm ganzen Kreiſe und bei Allen, die ihn kannten, für einen ſehr praktiſchen Mann, und vor Allem für einen höchſt vortrefflichen Rathgeber. Wie alle Phantaſten und Theoretiker, hielt er ſich ſelbſt dafür, glaubte, mit allen Freunden, daß er vor jeder Täuſchung und Träumerei ſicher ſei, und daß er immer die wahrhaft nützliche Seite an einer Sache, Geſchäft, Angelegenheit herausfinde, daß er das „Poſitive,“ „Reale“ aus jeder Schaale herauszuſchalen wiſſe. Mit dieſem Freunde zog ich mich in einen ſtillen Winkel der räucherichen Stube zurück und ſetzte ihm nach kurzer Einleitung die Pläne auseinander, die man mit mir hatte und bat ihn um ſeinen praktiſchen Rath.

„Greif zu,“ rief er mit Kraft, indem er das Bierglas ergriff, „Du wäreſt ein Narr, ein Phantaſt, wenn Du es nicht thäteſt und irgend welche theoretiſche Bedenklichkeiten in Dir aufkommen ließeſt. Zum Teufel alle dieſe Theorieen, welche die modernen ſchönen Seelen ausbrüteten!“

Dann, als ob er ſich der Leidenſchaftlichkeit ſchämte, mit der er dieſe Worte ausſtieß, ſtellte er das Glas wieder hin, nahm die Brille von der Naſe und ſagte im ruhigſten Tone: „Sieh, mein Freund, Du treibſt Archäologie und Geſchichte. Noch ſchwankſt Du zwiſchen Beiden, aber ich prophezeihe Dir, daß Du, wenn Du erſt etwas älter und praktiſcher geworden, Dich für die poſitivere Geſchichte entſcheiden wirſt.

Nun kann man heute unmöglich Geſchichte ſchreiben, ohne Renten, ohne bedeutende Renten; man ſaugt ſich heute nicht mehr die Geſchichte aus den Fingern. Man muß reiſen können, man muß ſich in den verſchiedenſten Hauptſtädten der Bibliotheken und Archive wegen aufhalten, man muß die Schauplätze ſehen und Secretare und Copiſten bezahlen können. Man muß Jahre und Jahre ohne Sorgen und Mangel vor ſich haben, um zu ſammeln und das Geſammelte zu verarbeiten. Kannſt Du das Alles ohne Renten? Nichts kannſt Du ohne Geld, nicht einmal ſchön ſchreiben, denn man ſchreibt nur ſchön, wenn man mit Ruhe ſchreibt, wenn man Zeit hat, ſein Manuſcript dreißigmal über den Haufen zu werfen. Man ſagt, daß man dem Style den Character des Schriftſtellers anſieht: ich ſage, daß man dem Style die Renten anſieht. Renten, mein Freund, Renten! Du haſt offenbar Talent, aber nichts wirſt Du leiſten ohne Renten. Es iſt Deine Pflicht, Dein Talent fruchtbar zu machen und etwas zu leiſten, alſo iſt es Deine Pflicht, Renten zu haben, oder, wenn Du ſie nicht haſt, Dir ſolche zu verſchaffen."

So ſprach mir der Chemiker noch lange. Er hielt es für Pflicht, mir meine ſentimentalen Scrupel auszutreiben und er brachte es wenigſtens dahin, daß ich mir ſagte, alle praktiſchen Menſchen müßten eine Heirath, wie die projectirte, gut heißen. Freilich war mir noch nicht bewieſen, ob die praktiſchen Menſchen immer Recht hatten.

Fräulein Zelinde blieb noch zwei Tage in der Univerſitätsſtadt und ich machte ihren Cicerone, da ſie die Hofräthin in meiner Gegenwart verſicherte, daß ich es mit beſonderem Vergnügen thäte. Anfangs war ich etwas verdrießlich über das mir aufgebürdete Amt, aber während unſerer Wanderungen von Merkwürdigkeit zu Merkwürdigkeit, gewann ich die alte Dame mehr und mehr lieb. Sie war ſo jung von Herzen, ſo theilnehmend und empfänglich für alles Schöne, voll Wohlwollen für Jedermann, und dabei, trotz einer gewiſſen Würde, die ihr Ausdruck und graue Haare gaben, ein guter Camerad, der auch einen Scherz verſtand und nicht im Geringſten prüde. Eine Entdeckung aber machte ſie mir beſonders lieb und erklärte mir zugleich — abgeſehen von dem Heirathsplan — die ungewöhnliche, die auffallende Wärme, mit der ſie mir von Anfang an entgegen kam.

Nachdem wir ſchon Stadt und Vorſtädte durchlaufen hatten — am zweiten Tage unſerer Wanderungen — an Gallerieen, Monumenten und Sonderbarkeiten nichts mehr zu ſehen war, ſpazierten wir behaglichen Schrittes durch die Anlagen, welche die Stadt umgeben, und vertieften uns in eine Seitenallee, die in ein Wäldchen führt und in ihrer Fortſetzung durch die Einſamkeit der alten Lindenbäume der Philoſophenweg heißt. Fräulein Zelinde ſetzte ſich auf eine der Raſenbänke, und kaum hatte ich neben ihr Platz genommen, als ſie, und zwar vielleicht zum ſechſten Male ſeit zwei Tagen, wieder von meiner Aehnlichkeit mit meinem ſeligen Vater zu ſprechen und mich zu verſichern begann, daß ſie ihn ſehr wohl gekannt habe. Ich ſah ſie etwas erſtaunt an, denn die Hartnäckigkeit, mit der ſie ſtets auf dieſelben Worte zurückkam, ohne etwas hinzuzufügen, fiel mir auf und brachte mich ſogar in Verlegenheit, da ich am Ende auf dieſe Bemerkungen nur mit einem ſtereotypen Lächeln zu antworten wußte. Fräulein Zelinde aber war diesmal ausführlicher, und als ob ſie fühlte, was ich über dieſe Art denken müſſe, ſagte ſie: „Ja, ich habe ihn gekannt und er ſpielte eine große Rolle in meiner Jugend!" dann ſchwieg ſie einen Augenblick und fügte hinzu: „Nicht nur in meiner Jugend, ich kann wohl ſagen in meinem Leben!"

Ich ahnte, was kommen ſollte, ob ſie es nun ausſprach oder verſchwieg. Aber ſie verſchwieg es nicht: „Lieber Doctor," ſagte ſie, „ein halbes Jahrhundert iſt über mich dahingegangen, und mehr als ein ganzes Jahrhundert ſcheint es mir, daß ich mit Ihrem Vater getanzt, geplaudert und geſchwärmt habe — warum ſoll ich es heute und dem Sohne nicht ſagen dürfen, daß ich ihn geliebt habe?“

Bei dieſen Worten lächelte ſie ſich eine Jugend in's Geſicht, deren Abglanz auch die grauen Locken vergoldete.

„Es war ein herrlicher Mann,“ ſagte ſie dann etwas leiſer und mit einer Verſchämtheit, die für die Jugend und Reinheit dieſes alten Herzens zeugte, „und man darf ſtolz darauf ſein, ihn geliebt zu haben. Ich habe ſeines Gleichen nicht wieder geſehen!“

Sie ſah in dieſem Augenblicke ſo rührend aus, eine ſo milde Sehnſucht lag in ihrem Blicke, und in ihrer zitternden Stimme noch ſo viele treue Liebe, daß ich ſie hätte umarmen können. Ich ergriff ihre Hand und drückte einen Kuß darauf. Sie lächelte und ſtand auf, um den Spaziergang fortzuſetzen und um mir weiter von meinem Vater zu erzählen. Sie erinnerte ſich jedes Wortes, das er zu ihr oder in ihrer Gegenwart geſprochen, ſie beſchrieb ihn, wie er gekleidet war, wie er ſich bewegte, welche Gewohnheiten er hatte; ſie hatte die kleinſte Einzelheit nicht vergeſſen, und das Bild des theuern Mannes, den ich in meinem zwölften Jahre verloren hatte, ſtand lebendig vor mir und ich beklagte in meinem Innern, wie ich ſo oft bei den Erzählungen meiner Mutter gethan hatte, des Rathes, der Stütze, des Beiſpiels eines ſolchen Vaters entbehrt zu haben. Dieſes Gefühl, ſowie das Geſtändniß des alten Fräuleins, ſtellte im Laufe einer Stunde zwiſchen uns eine größere Innigkeit her, als der Umgang der letzten drei Tage; wir ſprachen bald wie zwei Anverwandte zuſammen, und waren fähig, einander Alles zu ſagen und ohne jede Zurückhaltung.

Den Abend nahm ich den Thee mit ihr auf ihrem Zimmer. Es war ſchon ſpät und ich machte Anſtalten zum Aufbruch, als ſie mich an der Hand nahm und noch einmal auf's Sopha zurückzwang.

„Ich kann Sie nicht gehen laſſen, lieber Freund,“ ſagte ſie, „ohne über ein Etwas, das zwiſchen uns Beiden, und das wir Beide noch nicht berührten, geſprochen zu haben. Ich weiß, daß Ihnen die Hofräthin von dem theilweiſen Zwecke meiner Reiſe mehr verrathen, als ich Anfangs gewünſcht hätte; ſie glaubte Ihnen als Freundin hinter meinem Rücken einen Wink geben zu müſſen, damit Sie nur Ihre guten Eigenſchaften vor mir glänzen laſſen. Indeſſen bin ich über dieſen Verrath nicht böſe, da ich damit die Erfahrung machte, daß Sie ſich trotzdem zu keiner Heuchelei verleiten ließen, und ich den Muth gewonnen habe, mit Ihnen vollkommen aufrichtig zu ſein, ohne die geringſte Angſt, eine mir ſehr liebe Perſon vor Ihnen bloßzuſtellen.“

Es wurde mir etwas unbehaglich zu Muthe, da Fräulein Zelinde eine Zeitlang ſchwieg, als ob ſie ſich eine Rede zurecht legen wollte; ich fühlte, wie ſich die Aufregung, die ich vom Tage des Diners bei der Hofräthin empfand, wieder in mir vorbereitete; es war mir, als rückte eine Entſcheidung, oder wenigſtens das Vorſpiel zu einer Entſcheidung, an mich heran. Die alte Dame fuhr nach wenigen Minuten fort und ich war ganz Ohr als ſie ſo begann: „Ich muß Ihnen vor Allem ſagen, daß meine Stellung im Hauſe des Barons Friedensborg die intimſte, die vertrauteſte iſt. Ich war nie, wie man meint, die Gouvernante der Kinder; ich war ſtets und von frühester Jugend an die innigſte Freundin der Frau von Friedensborg, die aus derſelben Stadt ſtammt wie ich. Als ihres Mannes Verhältniſſe einen ſo glänzenden Aufſchwung nahmen und ihre Familie ſich vermehrte, lud ſie mich ein, zu ihr nach Dänemark zu kommen und ihr bei Erziehung ihrer Kinder behülflich zu ſein. Ich folgte dieſer Einladung mit größter Freude; entſchloſſen, mich nie zu verheirathen, fand ich dort die Geſellſchaft der liebſten Freundin, ein Familienleben, nachdem ich mich trotz meinem Entſchluſſe immer ſehnte, und Pflichten, die mir ein Altjungferleben zu einem nicht verfehlten Leben machten. Ich war in der Familie glücklich; ich erzog die vier Töchter, als wären es meine eigenen Kinder, im Verein mit der Freundin, welche dieſe Gemeinſchaftlichkeit nur noch inniger mit mir verband. Von dem großen Leben, das Herr von Friedensborg, von ſeinen Verhältniſſen gezwungen, führen mußte, blieben wir in der Familie beinahe unberührt; die Kälte der äußeren Welt drang nicht durch die Thüren, hinter denen wir uns liebten, arbeiteten, erzogen und erzogen wurden. Das Vermögen des Herrn von Friedensborg wuchs in wunderbarer Weiſe; wir aber wären bei einem kleinen Bruchtheil dieſes Vermögens eben ſo glücklich geweſen. Ein Opfer aber hat uns der Reichthum doch gekoſtet, und zwar ein namhaftes Parvenuopfer, wie es beinahe jede Emporkömmlingsfamilie zu bringen hat. Die älteſte der vier Töchter, ein liebenswürdiges und geiſtvolles Geſchöpf, konnte ſich, trotz allem Geiſt und einem vortrefflichen Herzen, den Schwächen der Emporkömmlinge nicht entziehen; ſie wollte in der ariſtokratiſchen Welt, zu der ihr Vater den goldenen Schlüſſel beſitzt, einheimiſch werden; ſie wollte wirklich ſein, was ihr Vater dem Namen nach war, eine Ariſtokratin; ſie wollte glänzen und heirathete zu dieſem Zwecke einen glänzenden Namen, den Grafen Kerkſteen. Sie mußte bald die Erfahrungen machen, die ſolchen Ehen immer bevorſtehen. Ein Theil ihres Vermögens bezahlte die Schulden, ein anderer Theil die Vergnügungen, die der Graf außer dem Hauſe ſuchte. Zum Glücke tröſtete ſich die Gräfin über ihre Täuſchungen mit zwei reizenden Kindern, mit denen ſie zu ihrem Vater zurückkehrte, und mit der Liebe ihrer Familie, während der Graf, von einer Penſion ſeines Schwiegervaters lebend, ſeine Zeit in Paris und in den deutſchen Bädern verbringt. Sie werden ſolche Verhältniſſe ſchon kennen gelernt haben und erlaſſen mir die nähere Schilderung. Die Erfahrung iſt für die Familie nicht verloren und nichts ſteht ihr heute ferner als der Gedanke, wieder irgend einem ruinirten Adeligen voll nobler Paſſionen ein treffliches Weib zur Vernachläſſigung und ein koloſſales Vermögen zur Verſchwendung hinzugeben. Die drei unverheiratheten Töchter ſind feſt entſchloſſen, nur ſolche Männer zu wählen, welche die Bürgſchaft des Glückes nur in Bildung und Character bieten. Sie haben ſelbſt etwas Rechtes gelernt, ſie wiſſen vor Allem Geiſt und Talent zu ſchätzen; der Name, den ſich der Mann ſelbſt mit Talent in Kunſt oder Wiſſenſchaft erworben oder erwerben kann, iſt ihnen mehr werth, als der glänzendſte angeborne Titel. Der Vater läßt ihnen vollkommen freie Wahl; ſeine echt bürgerliche Natur war von jeher gegen die adeligen Heirathen; ſein offener Sinn ſchätzt das Wiſſen, das er ſich ſelbſt in ſeiner Jugend nicht hatte erwerben können, und Reichthümer braucht er bei ſeinem Schwiegerſohne nicht zu ſuchen, da ſchon der Theil ſeines Vermögens, den er jeder ſeiner Töchter mitgibt, an ſich ein großes Vermögen ausmacht. Freilich," fügte Fräulein Zelinde dieſer Auseinanderſetzung lächelnd hinzu, „freilich wollen meine Fräulein Friedensborg auch etwas geliebt ſein."

Grade dieſes letzten Satzes wegen wußte ich nicht, was zu ſagen und ſchwieg, bis Fräulein Zelinde wieder begann: „Ich will ſehr kurz ſein, und ich glaube Ihnen nur ein Compliment zu machen, wenn ich ohne Umſchweife mit der Thüre in's Haus falle: Sie waren ein Mann, wie ihn meine Zöglinge träumen."

„Ich?" rief ich, in der That überraſcht, obwohl ich voraus wußte, was meine Freundin ſagen würde.

„Ja! Sie! und zwar für Helene, die älteſte von den Dreien. Sie hat Sie auf dem Rheindampfſchiffe kennen gelernt, Sie haben ihr gefallen, ſie hat oft mit Intereſſe von Ihnen geſprochen und ſie empfand einen gewiſſen Stolz, als ſie von Ihnen in den Zei tungen las, Sie überall rühmlichſt erwähnt ſah, und als ſie Ihr Buch kennen lernte. Ich faßte die Sache mit Wärme und Ernſt auf, weil — nun weil Sie der Sohn Ihres Vaters ſind; ich ſagte mir, daß, wenn Sie Ihrem Vater nur entfernt ähnlich ſind, meine Helene gut gewählt hat, und ich ſehe nicht ein, warum man mit Vernunft nicht fortſetzen ſollte, was ſchon der Zufall ſo vernünftig angefangen. Ich reiſte, und ſo reiſte ich hierher, um Sie kennen zu lernen, und da ich Sie nun kenne und die Hofräthin mir meine Aufgabe erleichtert hat, will ich Sie veranlaſſen, uns in Kopenhagen zu beſuchen. Es iſt zwar nicht ſchmeichelhaft, daß Sie ſich Ihrer Reiſegefährtinnen ganz und gar nicht erinnern, und hat mich dieſe Entdeckung Anfangs etwas ſtutzig gemacht, aber bei näherer Ueberlegung gefiel es mir, daß Sie ſich um ſolche Erbinnen ſo wenig kümmerten. Lernen Sie aber meine Helene kennen und ich bin überzeugt, daß Sie an ihr ein treffliches Geſchöpf finden, und daß ich dann für das Glück zweier Menſchen geſorgt habe."

Jetzt, da mir die Angelegenheit näher rückte, da die Verwirklichung ſich ſo zu geſtalten begann und klare Worte darüber gewechſelt werden ſollten, war ich ganz wieder der Menſch, der ich vor Ankunft des alten Fräuleins geweſen. Ich hörte aus ihrer Rede nur eine Art geſchäftlichen Antrags heraus. Wie ſchön auch ihre Auseinanderſetzungen klangen, wie ſchmeichelhaft ſelbſt bis zu einem gewiſſen Grade, ich ſagte mir, daß ſelbſt zwei Kornwucherer, wenn ſie eine Heirath arrangiren, das Geſchäft zu vergolden und ſo zu ſagen zu idealiſiren ſtreben. Man ſagt ſich bei ſolchen Gelegenheiten nie: machen wir ein Geſchäft, einen Kauf und Verkauf, einen Handel; man ſucht immer edlere Motive geltend zu machen, um ſich vor ſich ſelbſt zu entſchuldigen. Etwas ſchroff, aber entſchieden, antwortete ich, ohne auf Einzelnheiten in der Rede der alten Dame einzugehen: „Ich werde nie eine Geldheirath machen!“

„Das weiß ich,“ ſagte Fräulein Zelinde mit einer Raſchheit, die mir wohlthat, „aber,“ fügte ſie hinzu, „aber Sie werden auch ein liebenswürdiges Mädchen nicht verſchmähen, nur weil ſie reich iſt, oder weil Leute, die Sie nicht kennen, ſagen könnten, daß Sie eine Geldheirath gemacht haben. Sie werden die Leute reden laſſen. Oder glauben Sie nicht, daß ein rechter Mann ſo viel werth iſt, wie das größte Heirathsgut ſeiner Frau?“

„Ja — das iſt Alles recht und gut,“ erwiederte ich, „aber es iſt etwas Anderes, ein reiches Mädchen heirathen, weil man es liebt, und etwas ganz Anderes, ſich zu einer Heirath mit einem Mädchen zu entſchließen, oder ſich nur dafür auszuſprechen, oder das Mädchen aufzuſuchen, von dem man das Eine gewiß weiß, daß es reich iſt, aber ganz und gar nicht, ob es je lieben werde.“

„Ganz richtig,“ lächelte Fräulein Zelinde, „aber man verlangt ja auch nichts anderes von Ihnen, als daß Sie den Verſuch und die Erfahrung machen. Sie ſollen nichts anderes thun, als was ich von der andern Seite gethan habe: zuſehen, ob dem Zufall einiger Verſtand abzugewinnen iſt. Was mich betrifft,“ ſagte ſie mit einer etwas komiſchen, doch überaus ſchmeichelhaften Verbeugung, „ſo habe ich dieſen Zufall außerordentlich vernünftig befunden. Sie haben nur eine Reiſe nach Kopenhagen zu machen. Damit iſt allerdings nicht jedes Ziel erreicht; Sie müſſen ſich nicht einbilden, daß dann Alles abgemacht iſt; meine Helene will, wie geſagt, auch ſehr herzlich geliebt ſein, und es wird Zeit und einer wahrhaftigen Liebe bedürfen, um Sie daran glauben zu machen. Dann haben Sie ſie erſt recht zu erobern, denn das Gefallen, das ſie auf dem Dampfſchiff an Ihnen gefunden, reicht nicht aus, um dem vernünftigen Mädchen einen genügenden Grund zur Verheirathung abzugeben. Sie haben alſo in Kopenhagen zu thun, viel zu thun. Wenn Sie zu den

Menſchen gehören, denen nur das einen hohen Werth hat, was ſie mit großer Mühe erringen, ſo prophezeihe ich Ihnen, daß Ihnen Helene ſehr werth wird. Oder wollen Sie," fragte die alte Dame ironiſch lachend, „daß Helene hierher komme und ſich von Ihnen betrachten laſſe?"

Ich lachte und wir ſprachen von nun an, bis ſpät nach Mitternacht, gemüthlicher über die Sache; dennoch konnte ich mich nicht entſchließen, ſie die Reiſe nach Kopenhagen als eine ausgemachte Sache betrachten zu laſſen. Selbſt als ſie am andern Morgen ſchon im Poſtwagen ſaß und mir im letzten Momente noch die Hand entgegenſtreckte, mit den Worten: „Alſo Sie kommen?" ſchlug ich zwar ein, konnte aber ein Ja nicht über meine Lippen bringen.

So eigenthümlich iſt das Leben geſtaltet, daß der beſte Menſch unſer böſer Dämon werden kann. Der dreitägige Umgang mit der guten alten Jungfer ließ in meinem Herzen eine ganz gewaltige Unruhe zurück; ja, ich war nach ihrer Abreiſe ſogar unglücklich, wie ich es niemals vorher geweſen. Es war mir unmöglich, mit demſelben Behagen, wie ehemals, an die Arbeit zu gehen und mit derſelben Ausdauer bei ihr zu verharren. Oft mitten in der Arbeit überfielen mich meine Träume von den zwanzig Millionen und nahmen mir, ohne daß ich es gewahr wurde, ganze Stunden hinweg, wohl aber gewahrte ich, daß mir Tage und Wochen vergingen, ohne daß mich ein Fortſchritt erfreut hatte, wie er mich ſonſt oft nach wenigen Tagen beglückt hatte.

Vor Jahren einmal, als dreizehnjähriger Gymnaſiaſt, hatte ich von meinem Pathen das Loos einer Güterlotterie zu meinem Geburtstage geſchenkt erhalten und mit dem Looſe die Abbildung des prächtigen Schloſſes, welches der glückliche Gewinner ſammt zweimalhunderttauſend Gulden erhalten ſollte. Von meinem Geburtstage bis zur Ziehung vergingen einige Monate, und ich war während dieſer ganzen Zeit der ſchlechteſte Schüler meiner Claſſe. Ich lernte nichts mehr, ich dachte nur an mein Schloß, deſſen Bild ich über mein Bett geklebt hatte, und hielt mich für einen gemachten Mann, der nichts mehr zu lernen brauchte. Erſt die Ziehung befreite mich von dieſem Alp, der mich um mehrere Monate Arbeit gebracht und beinahe zu einem trägen Jungen gemacht hatte. Mit Scham dachte ich nun oft an jenen Knaben, da ich mir eingeſtehen mußte, daß der Mann die größte Aehnlichkeit mit ihm hatte. Raffte ich mich endlich auf, kam ein Brief des alten Fräuleins, der mich auf's Neue in die träumeriſche Unruhe und Trägheit zurückwarf, denn ich war in beſtändiger Correſpondenz mit Fräulein Zelinde, und ihre Briefe ſchilderten ſo lebhaft, daß ich bald die ganze Familie Friedensborg ſo genau kannte, als ob ich in ihrer Geſellſchaft aufgewachſen wäre, und daß mir der Ueberfluß des Daſeins, aus dem heraus ſie ihre Briefe ſchrieb, überaus gegenwärtig wurde und ſich aller meiner Sinne bemächtigte. Ich ſehnte mich in dieſes Leben hinein, wie nach den glückſeligen Inſeln. Ich fühlte, daß ich der Zerſtreuung bedurfte, wenn ich nicht in unfruchtbare, für den Geiſt ſo verderbliche Phantaſieſchwelgerei verſinken wollte, und ich ging viel in Geſellſchaften, auf Bälle und Soireen. Zu meinem größten Erſtaunen und halb und halb zu meinem Schrecken machte ich die Bemerkung, daß ich gegen die Reize der ſchönſten Tänzerinnen, der verführeriſchſten Frauen beinahe unempfindlich war, ich, der ich ſonſt keinen Ball ohne eine kleine Verliebtheit verlaſſen. Meiner Theilnahme bemächtigten ſich vorzugsweiſe die Geſpräche über Heirath, und da ich dieſem Gegenſtande zum erſten Male meine Aufmerkſamkeit widmete, machte ich die Erfahrung, daß ſich vorzugsweiſe die ſogenannten Partieen des Beifalls der Welt zu erfreuen haben, und daß man von Heirathen aus Liebe zwar wie von etwas Intereſſantem, aber ungefähr wie von einer Novelle ſpreche, als von etwas, was nicht ganz der Wirk lichkeit angehöre und das man nicht als „in der Regel“ betrachte. Bei mehreren Gelegenheiten lobte man ſogar die neue Mode der reichen Heirathen, die um dieſe Zeit in der literariſchen Welt einriß, als höchſt nützlich und praktiſch, da die Literatur Geld brauche und nie unabhängig werden könne, wenn ſie nicht auf eigenem Capital beruhe. Ein berühmter deutſcher Romandichter ſagte mir einmal mit dem Ernſt, den er ſeinen edlen Vätern und gewiegteſten Figuren zu geben pflegt: „Es ſind mehrere reiche äſthetiſche Jüdinnen hier, die nur Gelehrte oder Dichter heirathen wollen; Sie ſollten ſich eine ſolche nicht entgehen laſſen!“ Vielleicht nahm man mich in Folge meines weltlichen Lebens überhaupt für einen Heirathscandidaten, denn im Laufe des Winters kamen mir mehrere wohlmeinende Freunde und ältere Freundinnen mit mehr oder weniger klaren Andeutungen und Anträgen; aber wie kleinlich erſchien mir Alles, was mir in dieſer Stadt als „gute Partie“ gerühmt wurde. Alle glänzenden Schilderungen und Anpreiſungen konnten mir nur ein mitleidiges Lächeln ablocken.

Meiner Mutter ſchrieb ich nichts über die Vorgänge und beſchwor die Hofräthin, ihr die kopenhagener Projecte gänzlich zu verheimlichen. Ich wußte, mit welchem Eifer ſie die Sache auffaſſen würde, mit um ſo größerem Eifer, als ſie in ihrer mütterlichen Einbildung ſofort überzeugt wäre, daß nur eine ſo außerordentlich glänzende Heirath meiner würdig ſei, und ich wußte, welchen Kummer ihr eine endliche Täuſchung verurſachen würde. Doch war ich es, der ihr das ganze Geheimniß verrieth. Ich beſuchte ſie, wie alljährlich, zu Weihnachten; es erwartete mich, wie immer, auch diesmal ein Weihnachtsbaum, und an dieſem Weihnachtsbaum hingen Geſchenke, deren Erwerb bei ihrem kleinen Einkommen monatelange Erſparniß und Entbehrung vorausſetzte. Ich war gerührt und beſchämt, denn ich war mit leeren Händen gekommen; meine Zerſtreuung der letzten Wochen hatte mich nichts erwerben laſſen. Ich wollte ihr aber doch eine Freude machen, und am Fuße des Weihnachtsbaumes erzählte ich ihr von Fräulein Zelinde, von Kopenhagen, von der Familie Friedensborg und von den Ausſichten, und belegte meine Erzählung mit einzelnen Stellen aus den Briefen meiner alten Freundin. Die gute, alte Mutter! Ihre ſanften blauen Augen überſtrahlten die Weihnachtskerzen; dieſe ſtrahlenden Augen ſahen bereits das Fernſte ganz in naher Wirklichkeit; ſie ließ keinen Zweifel, keinen Widerſpruch, keine Bedenklichkeit mehr aufkommen, ſie konnte während der Zeit meines Aufenthaltes von nichts Anderem mehr ſprechen, als von meiner demnächſtigen Heirath mit der Baroneſſe von Friedensborg.

In die Univerſitätsſtadt zurückgekehrt, lebte ich nun zwiſchen zwei Frauen: den Briefen Zelindens und den Briefen meiner Mutter, die mich nicht mehr zur Ruhe und zur Vergeſſenheit des Gegenſtandes kommen ließen. Gezwungen, mich fortwährend mit dem Gedanken zu beſchäftigen, ja mich freiwillig immer mehr in denſelben hineinlebend, wurde er mir unerträglich, wie ein überreifer Plan, der nach Ausführung ſchreit.

Ich war bereit, mich lächerlich zu machen, und mitten im Winter die Reiſe nach dem kalten Norden anzutreten — aber es fehlte mir glücklicherweiſe an Geld! Die Reiſe koſtet Geld, der Aufenthalt in einer Hauptſtadt koſtet Geld, und endlich ſollte ich dort in einer reichen und eleganten Welt leben, mußte alſo ſelbſt wenigſtens als ein eleganter junger Gelehrter auftreten und vor den kleinen Demüthigungen ſicher ſein, denen der philoſophiſchſte arme Teufel in Geſellſchaft von Millionen ausgeſetzt iſt, da er oft gezwungen iſt, Ausgaben zu machen, die die Anderen für nichts achten, ihn aber in die größten Verlegenheiten bringen, die er dann noch verbergen muß. Meine Arbeit, von der ich ein hübſches Einkommen hoffte, war vernachläſſigt und wenig vorgerückt; aber nunmehr ging ich mit friſchem Eifer daran, oder beſſer geſagt, mit Haſt. Sie mußte um jeden Preis fertig werden. Zum erſten Male in meinem Leben arbeitete ich um Geld, und im April zahlte mir mein Buchhändler eine ſchöne Summe aus.

Drittes Capitel.

Aber obwohl ich für Geld arbeitete, fiel mein Werk, Dank der Vorarbeiten, die noch meiner beſſeren Zeit angehörten, zu meiner Zufriedenheit aus; auch hatte ich mich im Laufe der Arbeit in meinen Gegenſtand ſo vertieft, daß alles Andere darüber in den Hintergrund trat, und dieſer Umſtand, verbunden mit der Genugthuung, die eine vollendete Arbeit immer gewährt, machte, daß ich, als ich mich vom Pulte erhob, wieder den alten Menſchen in mir fand. Ich dachte wieder nur an meine Wiſſenſchaft; ich empfand wieder, daß die höchſten Genüſſe für mich nur in ihr und in der Arbeit beruhen, und ohne große Selbſtüberwindung hätte ich die Reiſe nach Kopenhagen gänzlich aufgeben können. Mittlerweile aber war meine Mutter, die an keinem hiſtoriſchen Werke arbeitete und die ſich nur, nach ihrer Art, mit dem Glücke ihres Sohnes beſchäftigte, mit dem Gedanken an meine glänzende Heirath ſo verwachſen, daß ſie mir von nichts Anderem mehr ſprechen konnte. Ihre Briefe wurden immer dringender, je mehr ſich der Frühling und meine Arbeit der Vollendung näherte. Zuletzt, da ſie meine Kaltblütigkeit ſah, war ſie nahe daran, mich für frivol, oder wahnſinnig, oder für eine Art von Selbſtmörder zu halten, der freiwillig ſein ſchönes Leben zerſtört, ohne Rückſicht auf den Kummer ſeiner Angehörigen. Es iſt aber ſehr gefährlich, alten Leuten eine Lieblingsidee zu entziehen, wenn ſie ſo ſehr mit ihr eins geworden; es kann da leicht gehen, wie mit dem Stützbalken eines alten Hauſes. Man entferne ihn und das alte Haus bricht zuſammen. Ich fing an, ernſtlich für meine Mutter beſorgt zu werden, und da ſie ſelbſt eines Tages in meine Stube trat, hatte ich ihr eine halbe Stunde nach ihrer Ankunft das Wort gegeben, die Reiſe nächſtens anzutreten. Es ging nun an ein Einkaufen und Ausſtaffiren meiner Perſon, was meiner Mutter ſo große Freude machte, als ob es ſich um meine Ausſtattung handelte, und ſie hätte ihren armen Schmuck, das letzte Andenken meines Vaters, verkauft oder ins Leihhaus getragen, als die Hälfte meines Honorars erſchöpft war, wenn ich ihr nicht Ausſichten auf neue Einkünfte vorgeſpiegelt und verſprochen hätte, mich im Nothfalle an ſie und den Reſt ihres Vermögens zu wenden, um die Sache ja auf würdige Weiſe zu Ende zu führen, und nicht am Mangel einiger hundert Thaler ſcheitern zu laſſen.

Und ſo ſahen mich denn die letzten Tage des Wonnemonats auf der Reiſe nach Norden, und endlich zwiſchen den Inſeln des däniſchen Archipels an Bord des Dampfers Prinzeß glücklich dahin ſteuern. An Bord befanden ſich mehrere Familienväter, davon einige mich freundlich anredeten; ich erwiederte ihre Freundlichkeit in erhöhtem Grade, und ſah mich unwillkürlich um, ob ſie nicht Töchter mit ſich führten. Aber es wiederholt ſich nichts im Leben ganz auf dieſelbe Weiſe, und ſo kam ich auf der Höhe von Kopenhagen ohne neue Bekanntſchaft und ohne Abenteuer an. Das baltiſche Meer iſt in dieſer Jahreszeit zwiſchen dieſen Inſeln ſo blau wie die ſüdliche See, und Kopenhagen in ſeinem Kranze üppigſter und friſcheſter Vegetation ſpiegelt ſich in dieſen Wäſſern und bietet ſich dem Anblicke des Seefahrers auf eine wahrhaft zauberiſche Weiſe. Mit meinen archäologiſchen Studien war mein Gedanke immer dem Süden zugewendet, und mit der Einſeitigkeit des Fachmenſchen glaubte ich, daß die Schönheit erſt an den Grenzen jener Länder beginne, die die Heimat der antiken Kunſt ſind. Ich bat dem Norden meine Ungerechtigkeit ab und ſagte mir, daß man hier auf ſchöne Weiſe leben und glücklich ſein könne, und ich fühlte mich in dem Augenblicke ſo heiter, als ob ich, ahnungsvoll, einem Glücke entgegen ginge.

Wie ein Eroberer und voll Gewißheit, daß Alles gut gehen müſſe, ſprang ich an's Land und ſchlenderte dem Hotel d'Angleterre, dem erſten Gaſthofe der Stadt, entgegen. Doch erwartete mich bei meiner großen Unternehmung bereits eine Unannehmlichkeit oder ein Hinderniß. Fräulein Zelinde, die mir rathen, mich führen und ſteuern ſollte, war abweſend; ſie hatte eine kranke Anverwandte nach Nizza begleitet, wo ſie mehrere Monate, vielleicht über ein Jahr, bleiben ſollte. Ich mußte mich, anſtatt von ihr vorgeſtellt zu werden, in das Haus Friedensborg, mit einem Briefe von ihr an den Baron, ſelbſt einführen. Aber früher wollte ich mich ein wenig in der Stadt orientiren und über die Friedensborg etwas aus anderem als befreundetem Munde hören. Ich beſuchte mehrere Gelehrte und unter dieſen einen gewiſſen Dr. Bille, mit dem ich in Leipzig ſtudirt und ziemlich befreundet geweſen, und ich brauchte, während er mit mir die Stadt durchwanderte, nicht viel Diplomatie anzuwenden, um das Geſpräch über Handel, Reichthum und die einflußreichen Männer des Staates auf die Friedensborg zu bringen. Der Name kam immer wieder maßgebend vor, ſo bald von irgend welcher kommerziellen oder ſozialen Seite des Lebens die Rede war. Von den Töchtern des Hauſes wußte man nur Gutes zu ſagen, man lobte ſie als gebildet und wohlthätig, man geſtand ihnen alle Tugenden zu, die man gewöhnlich deutſchen Mädchen zuzuſchreiben pflegt, nur wollen ſie, ſagte Dr. Bille, hoch hinaus und haben ſie, wie alle Kinder großer Parvenus, ariſtokratiſche Mucken. Die älteſte hat einen Grafen geheirathet; da der Vater ſeitdem noch reicher geworden — man ſagt, er beſitze jetzt über hundert Millionen — werden die jüngeren nur noch Fürſten heirathen wollen. — Ich lächelte in mir und dachte: das, lieber Freund, weiß ich beſſer, und wird man in einiger Zeit den Fräulein Friedensborg vielleicht auch dieſen letzten Vorwurf nicht machen. Ich fühlte mich ſogar gedrungen, ſie ſchon jetzt in Schutz zu nehmen, was mein Freund als ein Zeichen allgemeinen Wohlwollens hinnahm.

Am nächſten Morgen mußte endlich der ſchickſalsvolle Weg angetreten werden, der Weg, auf den ich mich den ganzen vorhergehenden Tag vorbereitete, indem ich fortwährend in Gedanken: cras ingens iterabimus aequor citirte. Herr von Friedensborg empfing männliche Beſuche von zehn Uhr Morgens an, aber ſchon vor ſechs Uhr war ich aus dem Bette, und ſchon um acht Uhr fix und fertig. Die Familie wohnte auf dem Lande, zwiſchen der Stadt und dem reizenden Bade Klampenborg, in einem Landhauſe, deſſen Gärten vorn bis an's Meer liefen, rückwärts ſich als Park in den herrlichen Buchenwäldern des Thiergartens und Klampenborgs verloren. Man hatte es mir gleich nach meiner Ankunft als eine Merkwürdigkeit, weil es dem Baron gehörte, und als eine der ſchönſten Villen des Landes gezeigt. Ich überlegte, ob ich einen Wagen miethen oder einfach zu Fuße hinauswandern ſollte; die Einfachheit ſchien mir zweckmäßiger und ſchöner, und ich machte mich zu Fuß auf den Weg. Mit Herzklopfen trat ich aus dem Hotel, und, am nördlichen Stadtthor angekommen, fühlte ich ſchon das Bedürfniß, meinen Weg zu verlängern, um Zeit zur Beruhigung meiner aufgeregten Geiſter zu gewinnen, und ich ſchlug mich rechts durch die Gärten von Caſtell-Vejen nach der ſogenannten „Langen Linie“, die von Caſtell aus hart am Ufer des Meeres, als einer der ſchönſten Spaziergänge der weiten Welt, dahinläuft.

Das Meer war ſo blau und ſtille; eine unſichtbare und unfühlbare Macht kräuſelte es; die Luft war ſanft durchfeuchtet und durchſichtig, daß man Malmoe und die ſchwediſchen Küſten wie eine Fata Morgana auf den Wellen ſchimmern ſah; weiße Segel träumten dem Norden und dem Ausgang aus dem Sunde entgegen, um in alle Welt zu ziehen;

in meiner Nähe zogen Fiſcher die Netze in den Kahn. In der ſchattigen Allee war ich in dieſer frühen Morgenſtunde allein. Es überkam mich jene Sehnſucht, die ich immer empfand, wenn ich allein einer ſchönen Naturſcene gegenüberſtand, und in dem Alter, in dem ich war, iſt eigentlich jede rege Sehnſucht nichts anderes als ein Wunſch nach Liebe, und da meine Gedanken ſo ſehr gewohnt waren, die Richtung nach der Villa Friedensborg zu nehmen, zogen ſie auch jetzt dahin, in der feſten Ueberzeugung, dort Liebe zu finden und Liebe geben zu können. Wie alt ich mich in den letzten Monaten mit meinen praktiſchen Plänen fühlte, jetzt war ich mit einem Male wieder jung. Ich erhob mich und ging raſchen Schrittes weiter, ich fühlte mich berechtigt, meinen Eroberungszug anzutreten und nichts von der inneren Beſchämung, die ich immer für dieſen Weg befürchtet hatte. Das Badhaus hatte ein weißes Thürmchen und dieſes führte mich wie ein Leuchtthurm.

Das Gartenthor ſtand offen und, ich trat ein. Als mein Schritt auf dem gewundenen Sandwege, der zwiſchen Blumen und Gebüſchen dem Hauſe zuführt, erſcholl, hielten zwei liebliche Kinder von ſechs und acht Jahren auf einem Raſenplatze, rechts von mir, im Spiele inne, um mich neugierig zu betrachten; da ich mich ihnen zuwandte, fiel mein Auge auf einen Mädchenkopf, der ſich aus einer Laube in ihrer Nähe hervorſtreckte, aber, von mir bemerkt, ſogleich wieder hinter den Schlingpflanzen verſchwand. Es war ein überaus lieblicher Kopf geweſen: blondlockig, braunaugig und von den feinſten, durchſichtigſten nordiſchen Farben. Nur einen Augenblick hatte ich ihn geſehen, aber ich hätte ihn malen können; es war mir nicht ein Zug dieſes milden, doch verſtändigen und charaktervollen Geſichtes entgangen. Unanſtändig lange ſtarrte ich nach der Laube, immer hoffend, daß ich ihrer noch einmal anſichtig werde, und während ich ſo hinſtarrte, ſagte ich mir: die könnteſt du gleich heirathen, dieſes Geſicht, dieſer Blick, dieſer Mund bieten alle Bürgſchaften. Es war mir das im Leben ſchon oft vorgekommen, daß ich mir beim Anblick eines Vertrauen einflößenden Geſichtes dergleichen ſagte, daß ich hätte hingehen und ſprechen mögen: Mein Fräulein, heirathen Sie mich! Ich bin bereit! Eine ſolche auf den erſten Eindruck baſirte Heirath hatte immer einen großen Reiz für mich. Mein Stehenbleiben und Huſten mochte die Kinder ängſtlich gemacht haben, denn wie auf ein gegebenes Zeichen liefen ſie zugleich und wie Schutz ſuchend in die Laube, deren Wände ich noch immer betrachtete. Vergebens betrachtete. Der liebliche Kopf kam nicht wieder zum Vorſchein, und ich hatte beinahe Luſt, den Kindern nachzulaufen, um, unter dem Vorwande ſie beruhigen zu wollen, hinter die grüne Laube zu ſehen und wo möglich mit der Unbekannten ein Geſpräch anzuknüpfen. Aber, dachte ich, ſie gehört offenbar zum Hauſe und du wirſt ſie noch zu ſehen bekommen. Wenn die Baroneſſen ſo ſind, wie dieſe, biſt du geborgen und wirſt du dich zur Liebe nicht zu zwingen brauchen. Glücklich, wenn es die mir zugedachte Helene iſt! Und jetzt keine Voreiligkeit, die Alles verderben konnte.

Geſetzten und gemeſſenen Schrittes ging ich weiter, ja ſogar etwas ſteif, da ich vorausſetzte, daß mir von der Laube aus nachgeſehen werde. Im Vorſaal trieben ſich mehrere Bediente noch in ihren Morgenanzügen herum, die offenbar über die frühe Störung verdrießlich waren; der Eine, der den Maitre d'Hôtel anwies, mich zu melden, und meinen Brief dem Baron zu übergeben, der alſo gezwungen war, ſeine Livrée anzuziehen, ſah mich mit feindſeligen, und da er meine etwas beſtaubten Schuhe bemerkte, mit etwas verächtlichen Augen an. Ich war nahe daran, dieſe Valetaille anzulächeln, um ſie für mich zu gewinnen, aber da kam ich mir ſelbſt wie ein Parvenu auf der unterſten Stufe vor, und ich verfiel in das andere Extrem, indem ich die Hände auf den Rücken legte, im Vorſaale auf und ab ſpazierte und zu thun ſuchte, als ob ich an den ſchon im Vorzimmer beginnenden, in der That großen und erſtaunlichen Luxus von Jugend auf gewöhnt wäre. Schon hier ſtanden ſehr intereſſante alte Möbel und hingen ſehr hübſche Landſchafts- und Seebilder an den Wänden; ich ließ meine Blicke über das Alles nur ſo hinfliegen, ich bemerkte es kaum. Als der Bediente zurückkam, um mir zu ſagen, daß der Herr Baron ſehr erfreut ſein werden, war er ſchon viel unterthäniger, und darauf hin, wie auf einen elektriſchen Schlag, veränderten ſich auch die Geſichter der andern Bedienten, und mehrere ſprangen zugleich herbei, um mir die Thüre, die durch einen zweiten Vorſaal zum Barone führte, zu öffnen und ſich vor mir zu verbeugen.

Der Baron empfing mich mit großer Freundlichkeit und drückte mir ſeine Freude aus, daß ich ſeiner Einladung, ihn einmal in Kopenhagen zu beſuchen, — deren ich mich gar nicht erinnerte, — endlich gefolgt ſei. Er bedauerte, daß ich nicht bei ihm abgeſtiegen, geſtand mir aber zu, daß ich ſo zweckmäßiger gehandelt; ich ſei ſo freier und der Aufenthalt in der Stadt ſelbſt werde mir angenehmer ſein, da ich doch wahrſcheinlich wiſſenſchaftliche Zwecke mit dem Ausfluge hierher verbinde. Indeſſen bot er mir ſeine Dienſte im ausgedehnteſten Sinne an und bat er mich, über ihm zu verfügen. „Ich habe Einfluß genug," ſagte er lächelnd und mit einiger Selbſtgefälligkeit, „um Ihnen in vielfacher Art nützlich ſein zu können! — Wen wollen Sie kennen lernen? Ich kann Sie Jedermann vorſtellen, ich kann Sie überall einführen! Sie werden überall gut aufgenommen ſein, wenn Sie vom alten Baron kommen."

Wir befanden uns im Bibliothekſaal des Barons, einem Saale, der ſo groß war, wie das Leſezimmer irgend einer großen öffentlichen Bibliothek. Die Bücherſchränke, maſſiv und doch zierlich gearbeitet, liefen rings um alle Wände, ziemlich hoch hinauf. Von ihrer Höhe hinab und hie und da aus Niſchen blickten marmorne Büſten berühmter Menſchen und mythologiſche Statuen, wie ſie in eine Bibliothek paſſen. Vor den Schränken ſtanden, ordnungslos über den Saal zerſtreut, mehrere auf Rollen bewegliche Treppen, deren Gelände mit ſchönen Holzſchnitzereien bedeckt waren und auf denen man mit größter Bequemlichkeit zu den höchſten Fächern gelangen konnte. Das Licht kam von oben herab durch die durchbrochene Decke; der Plafondraum, den das Fenſter übrig ließ, war mit Bildern bedeckt, zwar nicht mit Fresken, aber ſchönen Oelmalereien auf Leinwand, welche das Wiedererwachen der Künſte und Wiſſenſchaften darſtellten: auf der einen Seite ſymboliſch als Sonnenaufgang, auf der andern hiſtoriſch, als Landung der flüchtigen Griechen, die mit Statuen und Büchern an's italieniſche Ufer ſteigen, wo ſie die Mediceer empfangen. In der Mitte dieſes idealen Bibliothekzimmers, an einem breiten Tiſche, ſaß Herr von Friedensborg wie ein Gelehrter, der in ſeinen Schätzen ſchwelgt. Lächelnd bemerkte er, mit welchem Intereſſe ich um mich blickte.

„Auch dieſe Bibliothek ſtelle ich zu Ihrer Verfügung. Sehen Sie ſich ein wenig um, während Sie mir erlauben, hier einen Geſchäftsbrief zu Ende zu ſchreiben.“

Die Bibliothek mochte fünfzehn bis zwanzigtauſend Bände enthalten, und dieſe, meiſt ſo prächtig gebunden, daß ſie eine glänzende und bunte Tapete ausmachten, enthielten die koſtbarſten und geſuchteſten Werke aller Zeiten und aller Sprachen. „Aber,“ fragte ich mich, „was fängt mein Schwiegervater mit all' den Büchern an, die er doch nicht leſen kann, die er zum größten Theil nicht verſtehen würde, ſelbſt wenn er ſie leſen könnte.“ Ich wußte, daß er nur ſeine Mutterſprache, die deutſche, und dann noch däniſch verſtand, und die erſtere ſprach er noch dazu, ſei es, daß er ſie in der Fremde vergeſſen oder nie recht gelernt hatte, mit unzähligen und ſehr auffallenden grammatikaliſchen Fehlern. Ich hatte das auf dem Rheine nicht gemerkt oder vielleicht ſeitdem vergeſſen; jetzt aber fiel es mir mit manchem Andern auf. So z. B. war er offenbar froh, wenn man ſeine Beſitzthümer bewunderte, und ſprach er ſehr gerne von ſeiner Macht und ſeinem Einfluß. Freilich that er es mit einer Naivetät, die wieder mit dieſem Emporkömmlingsthum verſöhnte und ohne durch Macht und Reichthum irgend welche Anmaßung und Ueberhebung gerechtfertigt zu wähnen. Die Ironie, die beim Anblick der herrlichen Werke, die für ihn unfruchtbar und ſtumm waren, in mir aufkommen wollte, ſchlug er zu meiner Beſchämung nieder, indem er, nachdem er den Brief geſiegelt, ſich mir näherte und ſagte: „Nicht wahr, es ſind treffliche Bücher? Ich habe da einen gelehrten Mann unter meinen Bekannten, dem ich den Auftrag gegeben, alles Gute für mich einzukaufen. Wenn ich auch nichts oder wenig davon verſtehe, ſo macht es mir doch Freude, es zu haben, und halte es für Pflicht, es zu kaufen. Früher oder ſpäter kommt eine ſolche Bücherſammlung doch Jemandem oder Vielen zu ſtatten, und ich habe ſchon oft die Freude erlebt, daß man ſich um ein Buch an mich wandte, das ſchwer aufzutreiben war und das irgend ein Gelehrter zu ſeiner Arbeit bedurfte.

Dann ſtützte ſich der alte Mann auf meinen Arm und führte mich in den Garten und in ſeine Pflanzenhäuſer, wo ſich eben ſo viele ſeltene Blumen und Bäume fanden, als ſeltene Bücher in ſeiner Bibliothek. Er hatte hier dieſelbe Freude an meinem Staunen, wie in der Bibliothek, und mittheilſam, wie er war, erfuhr ich, auf welchen Wegen, mit welchen Mühen er ſich das Alles verſchaffte, und bei dieſer Gelegenheit, daß er Mitglied, ſelbſt Präſident vieler nützlicher, wohlthätiger, ſelbſt gelehrter Geſellſchaften ſei. Wohl über zwei Stunden wanderten wir ſo umher. Als ich Abſchied nahm, bedauerte er, mich um dieſe Stunde den Damen noch nicht vorſtellen zu können, bat mich aber, um ſechs Uhr wieder zu kommen und mit ihm zu Mittag zu eſſen, wo ich dann die ganze Familie kennen lernen ſolle.

Als ich aus dem Hauſe ging, neigten ſich alle Bedienten bis zur Erde. Mir ſchwirrte es im Kopfe von all' den Wunderdingen, die ich geſehn; dennoch blickte ich um mich, ob nicht wieder der Lockenkopf zum Vorſchein komme. Er kam nicht, und ich vertröſtete mich auf den Abend. Dr. Bille, dem ich erzählte, daß ich heute Abend bei Friedensborg ſpeiſe, ſtieß ein erſtauntes Bah! aus und ſah mich verwundert von Kopf bis zu Fuß an. „Wenn Du heute bei Friedensborg ſpeiſeſt,“ ſagte er „kannſt Du morgen beim König frühſtücken und uns Alle protegiren. Du gehſt ſchnell. — Aber ſchön und recht elegant mußt Du Dich machen, oder vielmehr recht vornehm, denn man iſt an den gewöhnlichſten Tagen da draußen vor einem halben Dutzend Geſandter und Miniſter nicht ſicher, abgeſehn davon, daß die Damen des Hauſes etwas verwöhnt ſind.“

Ein ſchwarzer Frack, friſche Wäſche, das dünnſte meiner Taſchentücher, gelbe Glacehandſchuhe, dazu ein Fiaker — das war Alles, was ich der Vornehmheit zu Gefallen leiſten konnte und mochte. Ich paſſirte diesmal einen andern Vorſaal, eine lange Reihe von Bedienten, und trat in den großen Salon.

An einem marmornen Kamin, der aber bei der Jahreszeit auf das Geſchmackvollſte mit Blumen angefüllt war, ſaß die Baronin, eine kleine überaus feine und zarte Frau, mit grauen Haaren, die ſich in Scheiteln an ſanftgerötheten Wangen anſchloſſen, und mit den kaum ſichtbaren aber doch zahlreichen Fältchen des Geſichtes in ſchönem Einklang ſtanden. Sie empfing mich mit rückhaltsvoller Anmuth, doch freier Freundlichkeit und ſtreckte mir eine magere, überaus weiße Hand entgegen. Dieſe Frau des Parvenus, in einem kleinen Städtchen

Deutſchlands geboren und erzogen, war durch und durch große Dame, flößte Ehrfurcht und zugleich, mit einem krankhaften, auf körperliche Leiden deutenden Zuge, Mitleiden ein, das ſich aber nicht zu zeigen wagt. Gleich beim erſten Anblick ſagte ich mir, daß ich zufrieden ſein könne, daß es wünſchenswerth wäre, wenn die Töchter dieſer Mutter entſprächen.

Ich war der erſte Gaſt, und die Baronin knüpft ſogleich ein ungezwungenes Geſpräch an. Aber ic ſaß kaum zwei Minuten, als ſich hinter ihr ein Thüre öffnete und die Gräfin Kirkſteen eintra Ich wußte, daß ſie es war, bevor mir von de Mutter der Name genannt worden. Sie gin nicht, ſie rauſchte herbei; es war, als ob nic allein ihr blauſeidenes Kleid, als ob Alles an ih ihre braunen Augen, ihre dunklen Haare, ja ih ganzes Geſicht und Weſen einen gewiſſen Lär machte. Aber es war kein unangenehmer Lär und er hatte etwas Imponirendes. Sie war eh klein als groß, aber ihr ganzes Auftreten ließ groß erſcheinen. Man hätte trotz ihrer Schönh ein wenig vor ihr erſchrecken können, allein ſob ſie zu ſprechen anfing, verwandelte ſich das ga Impoſante ihres Auftretens in die zuvorkommend Liebenswürdigkeit. Man erkannte eine heitere, lebe luſtige Natur, einen friſchen Geiſt, die ſelbſt du traurige Erfahrungen nur ſchwer getrübt werden können. „Sie gleicht zwar nicht ihrer Mutter,“ dachte ich, „aber ich ſehe doch wenigſtens, daß dieſe Mutter ſchöne und liebenswürdige Töchter haben kann; vielleicht gleichen ſich die Töchter unter einander, und ich kann zufrieden ſein.“

Sie übernahm ſogleich das Geſpräch mit der größten Lebhaftigkeit, und nach einigen Minuten, da eben wieder die Mutter etwas ſagen wollte, wandte ſie ſich vertraulich zu mir und ſagte: „Lieber Herr Doktor, wir hoffen Sie oft in unſerem Hauſe zu ſehen, darum will ich Ihnen gleich von Anfang ein unverbrüchliches Hausgeſetz auferlegen und das beſteht darin, unſere gute Mama ſo wenig als möglich ſprechen zu laſſen. Sie iſt nicht wohl und das Sprechen iſt ihr auf's Strengſte verboten; es regt ſie auf, erſchöpft ſie und macht ihr Herzklopfen. Sie werden hiemit bevollmächtigt, ſie nicht zu Worte kommen zu laſſen, alle Regeln der Schicklichkeit bei Seite zu ſetzen und in dieſer Hinſicht ſo unartig als möglich zu ſein, auf die Gefahr hin, geſchwätzig zu werden, wobei wir,“ fügte ſie verbindlich hinzu, „nur gewinnen können.“

Die Baronin wollte etwas zur Erklärung oder Entſchuldigung ſagen, aber ich fiel ihr ſogleich in's

Wort und rief was mir auf die Zunge kam: „Kopenhagen iſt eine ſchöne Stadt!“

Die Baronin fuhr erſchrocken zurück, die Gräfin klatſchte in die Hände und rief: „Bravo! Bravo! Wenn Sie ſo fortfahren, verdienen Sie ſich unſern Dank.“

Die kleine Scene ſtellte raſch eine gewiſſe Vertraulichkeit her und wir plauderten, die Gräfin und ich, mit jenem gewiſſen unterdrückten Lächeln, das dem Beobachter und den Sprechenden verräth, daß man aneinander Gefallen findet. Wir lachten ſchon ziemlich bekannt und ungezwungen, als mehrere Gäſte ankamen und zugleich durch die Thüre hinter der Baronin ein junges Mädchen von etwa einundzwanzig Jahren eintrat. Dieſe hatte wieder einen von der Gräfin vollkommen verſchiedenen Character; ſie war klein, ſchmächtig, blaß und braun; hatte ſchwarzes Haar und ein überaus lebhaftes, kluges braunes Auge, das etwas verſchmitzt hinter langen Wimpern hervorblickte. Das weiße Sommerkleid, der Spitzenkragen, Bänder, Schleifen und Haare, Alles hing etwas nachläſſig an ihr, aber dieſe Nachläſſigkeit war nicht ohne Anmuth. Sie hatte etwas von einer kleinen Gelehrten, von einem Mädchen, das viel lieſt und ſpitzige Bemerkungen und Witze macht. Was mir aber vor Allem auffiel, war eine erſtaunliche Aehnlichkeit mit einem vierzehnjährigen Mädchen, das ich als zwanzigjähriger Student mit zwanzigjähriger Schwärmerei geliebt hatte. Ich ſetzte ſogleich alle Eigenſchaften meiner Jugendgeliebten bei ihr voraus und mein Herz flog ihr entgegen wie einer alten Bekannten, und wie eine alte Bekannte redete ich ſie an. „O," dachte ich, „wenn Du Helene biſt, ſo habe ich Dich ſchon vor Jahren geliebt!" Ob ſie aber Helene war oder nicht, konnte ich nicht ſogleich erfahren, da die gleichzeitige Ankunft der Gäſte eine förmliche Vorſtellung verhindert hatte; die Gräfin hatte mich ihr entgegengeführt, ohne mir in der Eile ihren Namen zu nennen. Ich ſprach ihr ſogleich, ohne es zu wollen, mit einer großen Wärme, und da mir das Herz davon überfloß, von einer Aehnlichkeit mit einem mir lieben Kinde. Sie war über dieſe Raſchheit meines Benehmens offenbar etwas erſtaunt und verlegen, und mit einer geſchickten Wendung des Geſpräches drückte ſie mir ihre Freude aus, mich noch heute ihrem Verlobten, der ebenfalls zu Tiſche komme, vorſtellen zu können.

Dieſe Worte trafen mich wie ein doppelter Donnerſchlag, ſie war alſo nicht Helene! und warum ſprach ſie mir ſo raſch von ihrem Verlobten? Weil ſie merkte, daß ſie mir gefiel, daß ich ihr den Hof machen wollte. Das mußte ſofort verhindert werden, weil ich wegen einer Anderen, ihrer Schweſter wegen, gekommen war. Ich ſtand alſo höchſt wahrſcheinlich als abſichtsvoller Freier im Hauſe da, man wußte, warum ich kam! Ich hatte immer noch gehofft, daß man meinen Beſuch als Zufälligkeit betrachte, und daß ſich die Sache auf natürliche Weiſe werde ſo geſtalten können, daß es den Anſchein habe, als hatte meine Heirath mit der Bekanntſchaft Helenens ihren erſten Anfang. Nun war ich in den Augen aller dieſer Menſchen ein ganz gemeiner Heirathsſpeculant. Ich ſchämte mich, ich war befangen.

Als ich aus meinen Reflexionen erwachte, war Bertha, denn nur Bertha konnte die ſchwarzäugige Braut ſein, ihrem Bräutigam, der eben kam, entgegengeeilt. Ich ſtand einen Moment allein und betrachtete die Schweſter, die mit ihr eingetreten war und jetzt auf einem Schemel zu Füßen ihrer Mutter ſaß, ein kleines, in Wachsthum und Entwicklung zurückgebliebenes Geſchöpf, das, trotz ſeiner achtzehn Jahre, noch ſehr kindiſch ausſah, und das man im Hauſe auch als kleines Kind behandelte. Nach dem Briefe Zelindens wußte ich, daß dies die kleine Mathilde war, an deren Verheirathung man, zur Zeit wenigſtens, nicht dachte. Alſo waren bereits alle Schweſtern im Salon verſammelt, mit Ausnahme der Einen, die mich beſonders intereſſiren mußte. Aber ich war ärgerlich, ja ich war etwas voreingenommen gegen ſie, weil ſie nicht Bertha oder die Gräfin war, und dies um ſo mehr, als ich auch ärgerlich gegen mich ſelber war, weil ich als Heirathscandidat daſtand, in einer Stellung, die mir in dieſem Augenblicke als die lächerlichſte und trivialſte der Welt erſchien. Plötzlich aber fuhr mir ein leuchtender Gedanke durch Kopf und Herz, der mich Alles vergeſſen ließ: Bertha, die Gräfin, meine Lächerlichkeit, und der mich wahrhaft beglückte. Ich hätte vor Freude aufſchreien mögen. Der liebliche Lockenkopf von heute Morgen iſt ja nicht erſchienen. Vielleicht war es Helene!

Ich ſetzte mich wieder an meinen vorigen Platz zur Baronin und, aufgeregt von dem Gedanken, daß nun jene liebreizende, mir beſtimmte Helene kommen müſſe, plauderte ich ihr mit nervöſer Lebhaftigkeit und mit dem unwillkürlichen Wunſche, der Mutter zu gefallen, hundert verſchiedene Dinge vor. Sie glaubte, daß ich nur der Anweiſung der Gräfin folgte, um ſie nicht zu Worte kommen zu laſſen, und lächelte, dankbar für den guten Willen, ſelbſt zu jeder Plattheit, vielleicht auch zu manchem Unſinn. Auch die Gräfin, die mit Andern ſprach, meine laute

Beredtſamkeit bemerkend, nickte mir freundlich und einverſtändig zu.

Trotzdem bemerkte ich, daß ſich dieſelbe Thüre, aus der die andern Töchter gekommen waren, leiſe, beinahe furchtſam öffnete. Schüchtern und im höchſten Grade befangen trat ein Mädchen in den Salon, als ob es in eine fremde Geſellſchaft und in fremde Räume träte, ſtolperte gleich beim Eintritt über ein Blumengeſtell, erröthete und legte die wenigen Schritte zu ihrer Mutter, während ſie ſich den rechten Scheitel verlegen mit der Hand ſtreichelte, mit offenbarer Anſtrengung zurück. Sie hätte ſchon mit dieſer höchſt mädchenhaften Schüchternheit Mitleiden und Gefallen einflößen können; mich aber überlief es kalt bei ihrem Anblick, denn die Mutter ſtellte ſie mir als Fräulein Helene vor, und ſie war nicht der Blondkopf, der ſich heute Morgen vor mir in der Laube verborgen hatte. Es war eine etwas runde und volle Geſtalt, ein Geſicht voll Güte und Unſchuld, aber von Formen, denen man eine Abmagerung wünſchte, weil ſie nur unter dieſer Bedingung vortheilhafter und plaſtiſcher hervorgetreten wären. Auch die Augen, die von mildem Glanze waren, würden dann gewonnen haben, während ſie ihn bei den gegenwärtigen Verhältniſſen ſehr verkleinerten und bei einigem Lächeln beinahe ganz verſchwanden. Bei ruhigem

Blute und bei näherer Bekanntſchaft hat ſie mir ſpäter beſſer gefallen, aber in zwei Stunden war ſie mir nach der Gräfin und nach Bertha und vor Allem neben dem Bilde der Unbekannten, die ich in ihr erwartete, eine höchſt ſchmerzliche Enttäuſchung. Auch beſtätigte mir ihr ſpätes und ſo ſehr ſchüchternes Auftreten im eigenen Hauſe, daß ich ihr wie der ganzen Familie ein Heirathscandidat war, und der Gedanke erfüllte mich mit höchſtem Unbehagen. „Man wird mich beobachten,“ dachte ich, „jedes Wort, das ich an ſie richten werde, wird für Kurmacherei gelten, in all' meinem Thun wird man Abſicht und Speculation vermuthen, Alles wird ſie Alle an die zwanzig Millionen erinnern und ihnen, während ſie mich als Anverwandten acceptiren, eine ſtillſchweigende Verachtung einflößen.“

Ich ſaß meiner Zukünftigen gegenüber auf mehr Dornen als Roſen. Auch ſie wagte es nicht, mich anzublicken. Flüſternd übergab ſie der Mutter eine Zeitung, die ſie mitgebracht hatte, und deutete auf eine gewiſſe Stelle. Die Mutter las, lächelte und übergab mir dann das Blatt, daß ich die Stelle auch leſen möge. Es war ein eben erſchienenes Abendblatt, das meine Ankunft in Kopenhagen meldete und meinen Namen mit einigen rühmenden Prädicaten begleitete. Helene betrachtete mich, während ich mein Lob las, mit einer gewiſſen Genugthuung, nahm dann das Blatt, das ich auf den Kamin gelegt hatte, und gab es der Gräfin, aus deren Hand es dann die ganze Geſellſchaft, die indeſſen zahlreich geworden war, durchwanderte.

Endlich kam der Baron, und man ging zu Tiſche. Es war ein gewöhnliches Mittageſſen, doch war eine lange Tafel von wohl zwanzig Perſonen beſetzt, und ſchien mir das Eſſen königlich. Unter den Gäſten, die à la fortune du pot kamen, waren zwei Geſandte, ein deutſcher Attaché, Graf Tannen, und mehrere, dem Hofe und der Regierung nahe ſtehende Perſönlichkeiten. Hinter je zwei Speiſenden ſtand ein Bedienter; andere trugen die Speiſen auf und ein Maitre d'Hôtel im ſchwarzen Frack und weißer Cravatte ſtand am Buffet und dirigirte die Schaar der Diener mit ſeinem Blicke. Unſere Plätze waren durch Karten bezeichnet, die auf der Serviette lagen. Ich kam der Gräfin gegenüber und neben Helene zu ſitzen, die ich zu Tiſche geführt hatte. Die Gräfin machte dem jüngeren Theile der Tiſchgeſellſchaft die Honneurs und ſie that es mit ſolcher Anmuth, und bei der Lebhaftigkeit, mit der ſie Jedermann in das Geſpräch, das ſie fortwährend neu belebte, zu ziehen verſtand, leuchteten ihre Augen ſo ſehr voll Geiſt, daß ich die meinen nicht von ihr abwenden konnte. Helene bildete einen ſchreienden Contraſt mit ihrer Schweſter. Sie ſchwieg ausdauernd und ſchien ſich mit der Bewunderung ihrer Schweſter zu begnügen, der ſie oft zulächelte. Von Zeit zu Zeit entriß ich mich dem Zauber der Gräfin, um mich meiner Nachbarin zu erinnern, die ich ſchon mehrere Male ſelbſt hatte Waſſer einſchenken laſſen. Aber welche Mühe ich mir auch gab, ich konnte ihr nur ſehr kurze und ſehr unbedeutende Antworten entreißen; manchmal antwortete ſie ſelbſt mit Schweigen. Es iſt freilich wahr, daß ich dieſe Pflichtgeſpräche immer wieder ſo bald als möglich unterbrach, um der Gräfin zu lauſchen und zuzuſehen, manchmal auch um nach Bertha hinüberzuſchielen und ihren Verlobten zu beneiden, der, unbekümmert um den Reſt der Geſellſchaft, gemüthlich mit ihr plauderte. Der junge Attaché, Graf Tannen, ein ſehr gebildeter und liebenswürdiger Mann, der mir außerdem viel Achtung bezeugte, und Andere, trugen viel zur Belebung des Geſpräches bei, das ziemlich laut und ungezwungen wurde, und ich hätte mich bei dieſem Diner trefflich unterhalten, wenn nicht der moraliſche Zwang, meine Nachbarin zu beſchäftigen, auf mir gelaſtet hätte. Das ging ſo erſtaunlich ſchwer, und ich war nicht gerecht genug, um mir zu ſagen, daß ich das fertige Weſen der Weltdame, das ich an der Gräfin bewunderte, und das heitere, glückliche Sichgehenlaſſen der Braut Bertha von ihr nicht verlangen und erwarten dürfe, daß ſie ihre Stellung mir gegenüber, wenn ſie mich wirklich als Heirathscandidaten betrachtete, mochte ſie mich nun lieben oder nicht, befangen machen mußte. Um es kurz zu ſagen: ich langweilte mich mit ihr, und wir waren noch nicht bei der vierten Schüſſel, als ich mich ſchon fragte, ob ein ſolches ganzes Leben voll Langweile mit zwanzig Millionen nicht außerordentlich ſchlecht bezahlt ſei? ja, ob es einen Preis gebe, der ein ſolches Leben aufwiegen könne? Einmal dieſe Frage geſtellt, gab ich mich der Unterhaltung mit der Gräfin ohne Rückhalt hin, und Helene, die nun immer öfter das Waſſerglas an den Mund führte, mußte es ſich mehr als einmal ſelber füllen.

Nach Tiſche miſchte ich mich in die Geſellſchaft und in die allgemeine Unterhaltung; manchmal ſchlich ich allein die Wände entlang, um die Bilder und allerlei Kunſtwerke, wie Statuen und Moſaiktiſche, die den Salon ſchmückten, zu betrachten. Ich dankte den Gäſten, die mir Plätze in ihren Wagen zur Rückfahrt nach Kopenhagen anboten, und wanderte gegen Mitternacht zu Fuß zurück, allein mit meinen Gedanken. Dieſe waren eine fortwährende Variation über jene Frage, die ich mir an der Seite Helenens geſtellt: ob ein langweiliges Leben mit zwanzig Millionen nicht zu ſchlecht bezahlt ſei?

Verdrießlich kam ich in meinem Gaſthauſe an; mein Argonautenzug ſchien mir verfehlt.

Auf meinem Zimmer fand ich einen Brief meiner Mutter. Die gute beſorgte Frau ſchrieb, als ob ſie divinatoriſch fühlte, was in mir und mit mir vorging. „Ich beſchwöre Dich," hieß es unter Anderem, „urtheile nicht nach dem erſten Eindruck, wenn dieſer ein ungünſtiger ſein ſollte; höre und prüfe. Wie oft tritt ein Mädchen, das aller Welt gefällt, grade Dem, der ſie heirathen ſoll, in's ungünſtigſte Licht, weil ſie ihm gegenüber verlegen und in Folge deſſen unbeholfen, oft ungracios und langweilig erſcheint. Hinter dieſen ſcheinbaren Fehlern liegen grade die meiſten weiblichen Tugenden verborgen; ſie ſind die Hülle der Beſcheidenheit und Anſpruchsloſigkeit. — Aber laſſe Dich auch von den günſtigſten Eindrücken, wenn ſie von anderer Seite kommen, nicht von Deinem Ziele abwenden. Es iſt ſo natürlich, daß man in ſolchem Momente vergleicht, und da findet man Manche ſchöner, liebenswürdiger, geiſtreicher. Aber dieſe iſt Dir ja nicht beſtimmt — alſo laß Dich um eines vorübergehenden Eindrucks willen nicht um das ganze Glück Deines Lebens bringen."

Es war in der That, als wüßte meine Mutter von Bertha und der Gräfin und vor Allem von der Unbekannten, als wüßte ſie, wie mir Helene erſchienen, aber auch welche geheimen Eigenſchaften ſie beſitze. Der Brief rührte mich, denn er zeigte, wie die gute Mutter grübelte, für mich ſorgte und wie ſie aus purer Sorge eine wahre Welt- und Menſchenkennerin wurde. Ich beſchloß, mir ihren Rath zu Herzen zu nehmen, den Argonautenzug nicht als verfehlt zu betrachten und weiter zu ſteuern.

Viertes Capitel.

Am folgenden Tage machte mir der Baron von Friedensborg ſeinen Beſuch, und ich konnte bemerken, daß das ganze Hotel darüber in Aufregung kam, und wie ſich in den Gängen Gäſte und Kellner aufſtellten, um den berühmten Mann zu ſehen. Mit dem Studenten, der noch in mir ſtak, ſagte ich mir, daß ich nunmehr ungemeſſenen Credit im Hotel haben konnte. Als der Baron ging, ſagte er: „Ich bleibe in der Stadt; ich habe beim Finanzminiſterium zu thun und gehe zu Fuß dahin. Mein Wagen ſteht zu Ihrer Verfügung, wenn Sie ihn zu Beſuchen oder Spazierfahrten brauchen. Meiner Familie wäre es am liebſten, wenn Sie ihn zu einer Fahrt nach meiner Villa benutzen wollten."

Ich nahm dankbar an, doch begleitete ich den Baron erſt durch einige Straßen. An der Art und Weiſe, wie man ihn überall grüßte, konnte ich erkennen, daß er nicht nur ſeines Reichthums wegen der hochgeachtete Mann, ſondern daß er auch eine beliebte und populäre Perſönlichkeit war.

Die Familie fand ich im Garten verſammelt, und der ganze Nachmittag verfloß mir mit Geſprächen und kleinen Spaziergängen viel unbefangener, als ich es nach den geſtrigen Vorgangen in mir erwartet hatte. Und als die Tiſchſtunde kam, verſtand es ſich von ſelbſt, daß ich wieder da bleiben ſollte. Es gab heute etwas weniger Gäſte und der Abend war familienhaft gemüthlich, gemüthlicher als ich mir ihn bei ſolchem Reichthum vorſtellen konnte, und ſo war er, neben andern Urſachen auch darum, weil man ſich nach Tiſche nicht in den großen Prunkſal, ſondern in ein kleines, einfach eingerichtetes Zimmer begab. Als ich daſelbſt eintrat, überkam mich auf's Neue die Hoffnung, daß ich die liebliche Unbekannte zu ſehen bekomme, denn dahin ſchien ſie mir zu gehören. Es war in mir ausgemacht, daß es irgend eine arme Anverwandte ſei, die man aus Barmherzigkeit im Hauſe habe, die aber bei Tiſche und in größeren Geſellſchaften nicht erſcheine. Der Eintritt in die ſtille Stube, dachte ich, wird ihr nicht verwehrt ſein. Sie kam aber nicht, und ich ſetzte voraus, daß man die arme Anverwandte planmäßig fern halte, um die Tochter des Hauſes nicht von ihrer Schönheit überſtrahlen zu laſſen. Vielleicht aber auch iſt ſie die Gouvernante der gräflichen Kinder? Vielleicht iſt ſie fremd im Hauſe, war ſie geſtern nur zufällig anweſend und Du wirſt ſie nie wieder zu ſehen bekommen. Keine der drei Möglichkeiten eröffnete die Ausſicht auf eine nähere Bekanntſchaft und näheren Umgang mit der Unbekannten, und ich gab mir Mühe, ſie mir aus dem Sinne zu ſchlagen, was mir im Laufe der nächſten Tage auch gelang.

Es gelang mir, weil dieſe Tage eine Zeit voll Bewegung und Zerſtreuung waren.

Die jungen Damen wollten ſelbſt meine Führerinnen durch die Merkwürdigkeiten der Hauptſtadt machen, und bei dieſer Gelegenheit, wie ſie ſich ausdrückten, ihre heimiſchen Schätze unter meiner Anleitung erſt recht kennen und beurtheilen lernen. So zogen wir denn durch das an Muſeen und Gallerien ſo reiche Kopenhagen, und von Kirche zu Kirche, von Monument zu Monument, von Atelier zu Atelier. Ueberall ſprangen vor meinen Führerinnen Thüre und Thore auf, überall beeiferten ſich Direktoren, Cuſtoden und Künſtler, ſich zuvorkommend zu erweiſen; wir drangen überall in das Verborgenſte; für uns gab es keine Verbote und keine feſtgeſetzten Stunden, und exiſtirte keines der Hinderniſſe, die oft den Fremden ſtören. Zum erſten Male fühlte ich, in dem Wiederſcheine, der von den Damen auf mich zurückfiel, die Süßigkeit des Reichthums — und damit zugleich fühlte ſich meine Eitelkeit geſchmeichelt, denn ſie folgten und horchten mir wie Schülerinnen überall, wo wir hiſtoriſche, archäologiſche oder artiſtiſche Gegenſtände zu ſehen bekamen. Es hatte ſich raſch das Verhältniß gebildet, das immer entſteht, wo gebildete Frauen mit einem Manne zuſammentreffen, dem ſie höheres Wiſſen, als das ihrige iſt, zuſchreiben. Sie lernen ſo gerne und ordnen ſich lieber unter.

Aber dieſe Wanderungen, die ſo große Reize hatten, waren denn doch nicht ganz ohne Unbehagen. Wie ſehr ich mir vorgenommen hatte und in der That mir Mühe gab, gegen die gute Helene aufmerkſam zu ſein, ich war doch aufmerkſamer gegen die Gräfin und gegen Bertha. Mit meinem Worte richtete ich mich meiſt an die Gräfin; während des Sprechens erinnerte ich mich meines Entſchluſſes und drehte mich gegen Helene, um gegen meinen Willen vor Ende des Satzes mein Geſicht wieder der ſchönen Gräfin zuzukehren. Es war ein fortwährender Kampf zwiſchen Neigung und entgegengeſetzter Abſicht. Die Damen merkten vielleicht nichts davon, aber ich fürchtete, daß ihrem weiblichen Gefühle doch auffallen müſſe, daß die kluge

Gräfin die Abſicht und die gute Helene das Beleidigende meines Weſens empfinde, und es ſchmerzte mich, die Eine zu kränken, und in den Augen der Anderen verächtlich zu erſcheinen. Trotzdem fiel ich fortwährend aus meiner Rolle, und trotz dem fortwährenden Ausderrollefallen, kam ich mir ſelbſt wie ein ausgemachter Komödiant vor, und dieſes Bewußtſein ſchnitt mir manchmal mitten in der Rede das Wort ab. Während wir z. B. die Loggien des Thorwaldſen-Muſeums durchwanderten und ich die reizenden Basreliefs nach der Anthologie erklärte, war es mir, als ob mir der beleidigte Genius des Schönen, zornig wie der böſe Geiſt hinter Gretchen, zuflüſterte: Wer erlaubt Dir, über Ideal und Schönheit zu ſprechen? Haſt Du nicht mit Beiden gebrochen? Haſt Du Dich und ſie nicht verrathen? Biſt Du hier, um Ideale zu ſuchen oder um Millionen zu erhaſchen? Wo iſt die Harmonie, in der Du bisher mit Dir ſelber gelebt? Wo iſt die Wahrheit? Was Du ſprichſt iſt Lüge! Wer die Götter der Wahrheit und Liebe in ſeinem Innern umgeſtürzt, der ſucht ſie vergebens in der Kunſt und was er ſpricht iſt Wind. Wähnſt Du, daß Dir Jene glauben können, die wiſſen, daß Du nicht dieſer Götter wegen, ſondern des Mammons halber hierher gewallfahrtet biſt?

Ich verſtummte plötzlich und wäre am liebſten wie ein von den Eumeniden verfolgter Verbrecher aus dieſem Tempel hinausgeſtürzt.

„So fahren Sie doch fort," ſagte die Gräfin, „ſagen Sie uns doch etwas über dieſen Eros und die unzähligen kleinen Amoretten! Wir wollen doch auch ſehen, wie ſchön Sie über die Liebe ſprechen können."

Enthielten dieſe Worte eine abſichtliche oder zufällige Ironie? Wollte ſie damit ſagen, daß es ſich nicht um die Sache, ſondern blos um das Talent handle, über die Sache ſprechen zu können? Auf dieſe Aufforderung hin wurde ich erſt recht einſilbig.

Zu der Art Momenten und Empfindungen kam noch Anderes hinzu, um den Zwieſpalt in mir klaffender zu machen. Weiß der Himmel, wie in großen Häuſern die intimſten Familiengeheimniſſe den Leuten verrathen werden; ſo viel iſt gewiß, daß ſie, auf denen immer ſo viele Augen ruhen, ſtets mehr Vertraute haben, als obſcure bürgerliche Familien. Jedes Schlüſſelloch iſt ein Beobachtungspunkt, ein Ohr des Dyoniſius für jeden Bedienten, und wo viele Bediente ſind, ſchnappt jeder etwas auf, einen Satz, ein Wort, eine Sylbe, die dann im Vorzimmer und in der Küche zu ganzen zuſammenhängenden Geſchichten zuſammengeſetzt werden, und dies um ſo leichter, als die Diener die Charaktere ihrer Herren ſo gut kennen und wiſſen, weſſen ſie fähig ſind, weſſen nicht. Dazu kommt, daß in ſolchen Häuſern ein Menſch in Livrée kaum mehr als Menſch betrachtet wird; man ſpricht vor ihm, was man keinem Gentelman ſeiner Bekanntſchaft anvertrauen möchte, und er wird zum unbeachteten Vertrauten. Nun hat die ganze Welt der Dienerſchaft kein Geheimniß vor einander; in den langweiligen Stunden, die das Geſinde verſchiedener Häuſer, die Herrſchaft erwartend, in den Vorzimmern verbringt, tauſchen ſie ihre Beobachtungen aus, und die eine Herrſchaft wird die nie geſuchte Vertraute der andern. Von Kammerdiener zu Kammerdiener, von Stubenmädchen zu Stubenmädchen läuft eine Nachricht wie von einer Telegraphenſtange zur andern, bis ſie an der Hauptſtation, bei der Herrſchaft, anlangt. Wie viele Weltmänner und Damen danken ihre Allwiſſenheit dieſem Telegraphen, der beim Raſiren oder Friſiren fungirt! Man mochte Helene vor meiner Ankunft mit ihrer Reiſebekanntſchaft geneckt haben; man mag hie und da meinen Namen genannt haben; nun kam ich an, wurde mit der größten Freundlichkeit aufgenommen, in der Zeitung, die alle Bedienten vor der Herrſchaft leſen, wurde ich angekündigt und zwar als berühmter Mann, wie ſonſt Diplomaten und Staatsmänner, die in's Haus kamen; bei Tiſche ſaß ich neben Helene und war nun immer mit der Familie. Meine Lage war dem Geſinde klar und den Freunden des Hauſes bald kein Geheimniß. Das Geſinde kam mir mit ungeheurer Unterthänigkeit entgegen, die Geſellſchaft des Hauſes forſchend, ſpähend, unſicher, zweifelnd, vielleicht war ich Manchem ein Stein des Anſtoßens, ein Rival, ein Hinderniß in ſeinen Plänen für einen Anverwandten. Es wurde mir manche ironiſche Bemerkung gemacht, die ich oft erſt nachträglich verſtand.

Sie mochten es halten wie ſie wollten; ſie waren mir gleichgültig und ich fing an mich etwas abzuhärten. Aber Graf Tannen, jener junge deutſche Attaché, der mir Anfangs ſo viel Achtung erwieſen, ſich mir bei jeder Gelegenheit näherte, meine Geſellſchaft und mein Geſpräch aufſuchte, mied mich jetzt ſichtlich, und wenn er mit mir ſprach, wandte er das Geſpräch immer auf meine Wiſſenſchaft, in der er etwas dilettirte, vermied aber jedes Geſpräch über perſönliche Gegenſtände oder Gegenſtände des Herzens und des Charakters. Kam ich ſelber auf ſolche, ſchwieg er und ich glaubte einige Ironie, wenn nicht ſelbſt Entrüſtung an ihm zu bemerken. Er hielt mich offenbar nicht für berechtigt, bei dergleichen meine Stimme abzugeben. Von allen Freunden und Bekannten des Hauſes war er derjenige, der mir die meiſte Sympathie einflößte. Er war ein höchſt gebildeter junger Mann, ohne Standesvorurtheile, aber von feſten, unerſchütterlichen Grundſätzen, mit denen er ſo wenig prahlte wie mit ſeiner Vorurtheilsloſigkeit. Sein Titel, wie die angeborene, nicht erworbene Stellung, und die Leerheit dieſer letzteren, ſchienen auf ihm zu laſten, und er ſuchte vor ſeinem eigenen Gewiſſen, ſo zu ſagen, von der Pike auf zu dienen und zu verdienen, was ihm durch Zufall zugefallen. Solche Menſchen nehmen es immer ernſthafter und ſtrenger mit ſich als es irgend ein Avancements- oder Anciennitätsgeſetz, oder irgend ein Vorgeſetzter thun würde. Das gab ſeinem ganzen Weſen, trotz ſeiner Jugend, er mochte vierundzwanzig Jahre alt ſein, etwas Geſetztes und Ruhiges, und wie alle Menſchen, die einem Ziele entgegenleben, das ſie der Welt, der ſie angehören, nicht ohne Gefahr bekennen dürfen, und die ſich außerdem in dieſer Welt fremd fühlen und einen Kampf mit ihr vorausſehen, hatte er etwas Melancholiſches, das ſeinem feſten, gerade vor ſich hinblickenden, dunkelblauen Auge einen gewinnenden Ausdruck voll Milde gab. Vor Allem ſchien er mir auch der Familie Friedensborg am

Innigſten zugethan, und mit einem anticipirenden Familiengefühl war ich ihm dafür dankbar, und ich ſagte mir gleich in den erſten Tagen, daß, wenn ich einen Vertrauten bedürfte, ich dieſen jungen Mann wählen würde. Er wußte, wo es Rath galt, immer das Richtige und Gerade zu finden. Nun aber wandte er ſich offenbar von mir ab, und ich meinerſeits konnte ſeinen Rath nicht brauchen. Was konnte er mir ſagen, wenn er das Richtige und Gerade ſagen ſollte? Wenn Sie Helene lieben, heirathen Sie ſie! Wenn nicht, reiſen Sie ab!

Für mein Verhältniß zum Grafen Tannen war ich noch nicht genug abgehärtet. Er war jung, und es gibt keinen unbarmherzigeren Richter als die Jugend; ſie iſt abſolut in Anſichten und Gefühlen; mildernde Umſtände läßt ſie nicht gelten.

Und ich ſollte noch vor einen anderen jugendlichen Richter geſtellt werden.

Eines Nachmittags, da man ſich eben zu einem gemeinſchaftlichen Ritte bereit machte, die Pferde vor die Veranda geführt wurden, wo ſich die Geſellſchaft verſammelte, und ich indeſſen mit der Gräfin im Garten am Hauſe plaudernd auf- und abging und mich an dem Anblick der ſtolzen Amazone in Reitkleid und kleinem Männerhut mit weißer Feder erquickte, erſcholl aus dem kleinen Pavillon hinter dem

Hauſe das anmuthigſte Kindergelächter. „Apropos!“ ſagte die Gräfin, „ich wollte Ihnen ja meine Kinder vorſtellen! Kommen Sie!“

Während wir hinter das Haus und dem Pavillon entgegen gingen, fuhr ſie fort: „Es iſt Ihnen vielleicht aufgefallen, daß meine Kinder ſo ſelten zu ſehen ſind? Es beruht das auf meinem Erziehungsplane; ſie wohnen mit mir abgeſondert in dieſem Pavillon und kommen ſo ſelten als möglich in die Villa, wenigſtens nicht am Nachmittage. Wir werden von ſo vielen Menſchen beſucht, und da gibt es immer Ungeſchickte, die, um der Mutter oder dem Großvater zu ſchmeicheln, den Kindern Dinge ſagen, welche eine conſequente Erziehung von Monaten und Jahren in einem Augenblicke zu nichte machen.“

Am Pavillon angekommen, rief ſie zu einem offenen Fenſter hinauf: „Fräulein Agnes, kommen Sie gefälligſt mit den Kindern herunter!“ — Dann zu mir gewendet, ſagte ſie mit leiſerer Stimme: „Ich habe da eine Perſon bei den Kindern, eine Deutſche, auf die ich mich vollkommen verlaſſen kann, trotz ihrer Jugend. Sie iſt unterrichtet und zu einem erſtaunlichen Grade pflichtgetreu, und dabei von einer Wahrhaftigkeit des Characters, die in der That außerordentlich, ich möchte ſagen phänomenal iſt, und ſie beinahe zu einem Sonderling macht.

Das iſt vortrefflich, wenn die Kinder nur Wahrheit vor ſich ſehen, aber es iſt beinahe gefährlich, dieſe Gouvernante in Geſellſchaft erſcheinen zu laſſen, ſie könnte manchmal mit einer Wahrheit herausplatzen, die die ganze Geſellſchaft in Verlegenheit brächte. Aber bei aller ernſten Grundlage ihres Characters und ihrer Grundſätze iſt ſie doch ſo kindlich und jugendlich, daß ſie die Kinder vollkommen verſteht und ich einen wahren Schatz an ihr habe.“

Die Gräfin unterbrach ſich, denn in dem Augenblicke trat die Gouvernante mit den beiden Kindern aus der Thüre. Es war, wie ich es geahnt hatte, jener blonde Lockenkopf, den ich am erſten Morgen in der Laube geſehen hatte: die einfachſte und zugleich auffallendſte Erſcheinung. Sie hatte jene Schönheit, die, ſo zu ſagen, von ihren Beſitzerinnen abhängt; man kann an ihnen vorübergehen, ohne ſie zu bemerken, ſie glänzen und leuchten, ſobald ſie ſich gehen laſſen, wenn ſie ſich in ihrer Beſcheidenheit vergeſſen oder glänzen wollen. Sie ſchob die Kinder ſanft voraus und blieb an der Thüre ſtehen; in ihrem dunklen Kleide, das bis an den Hals geſchloſſen war, mit den eng anliegenden Aermeln, aus denen zwei längliche, weiße Hände hervorkamen, um ſich, wie ſie beſcheiden herabfielen, von dem dunkeln Kleide noch marmorner abzuheben, ſah ſie wie ein Bild im

Rahmen aus, wie der Wirklichkeit entrückt und doch ſo nahe, ſo lebend, ſo mitdenkend und fühlend. Erſt als mich ihr die Gräfin vorſtellte, trat ſie aus dem Rahmen heraus und um einige Schritte näher.

„Fräulein Agnes Gillmer, die Erzieherin meiner Kinder!“ ſagte die Gräfin.

Sie verneigte ſich mit der Zurückhaltung einer Dienenden, ohne daß ſich eine Muskel ihres Geſichts bewegte, und trat dann wieder einen Schritt zurück. Gegen alle Geſetze der Artigkeit, die man einer Mutter ſchuldig iſt, beſchäftigte ich mich mit den Kindern der Gräfin nur auf die kürzeſte und oberflächlichſte Weiſe. Ich war verlegen, ich glaube, daß ich erröthete. Wie gerne ich einige Worte an Agnes Gillmer gerichtet hätte, und obwohl ich ganz wohl wußte, was ich ihr ſagen konnte, da der Name Gillmer ein ſehr hübſches Bild der Erinnerung in mir erweckte, — ich war unfähig, einen Laut hervorzubringen. Ich war nur Eines Gedankens fähig: auch ſie kennt mich als Heirathscandidaten bei den zwanzig Millionen!

Ich war wie von einem Alpdrücken befreit, als man uns zurief, daß Alles zum Aufſitzen bereit ſei.

Mein armes Pferd bekam heute die Sporen zu fühlen wie niemals; es ſteckte mit ſeiner Lebhaftigkeit die andern an, und die Geſellſchaft kam nicht aus dem Galoppiren. Das war mir recht, denn ich fürchtete nichts ſo ſehr wie ein Geſpräch; es war mir immer, als ſäße Agnes hinter mir und verfolgte mich mit verachtungsvollen Augen. Aber der wilde Hufſchlag der zahlreichen Pferde, der Anblick des unvergleichlich ſchönen Buchenwaldes, der ſich nördlich von Kopenhagen hinzieht und des blauen Meeres, das hie und da durch eine Lichtung ſichtbar wird, berauſchte mich um ſo ſchneller, als ich dem Allen ſchon aufgeregt entgegenkam; und da nach halbſtündigem Ritt die Pferde langſamer gingen, war ich der Geſprächigſte in der Geſellſchaft. Um das natürlichſte Gegengewicht gegen die Gefühle zu ſichern, die, wie der alte Dichter ſingt, hinter mir auf der Croupe ſaßen, ließ ich mein Pferd neben Helene einhertraben. In der Amazone ſah die etwas volle Geſtalt nicht am vortheilhafteſten aus; aber es war mir, als hätte ich ihr etwas abzubitten, und vor mich hinſehend auf den Kopf meines Pferdes, unterhielt ich mich fortwährend und ſprach mich endlich in eine Wärme und Lebhaftigkeit hinein, die ich ihr bisher noch nicht gezeigt hatte. Sie hörte ſo dankbar zu, und ich empfand ein ſolches Mitleid mit ihr, daß ich gerührt war und ihr gerne die Hand hinüber gereicht hätte. Erſt auf dem Rückwege wurde ich von ihr getrennt, indem ſich Graf Tannen zu uns geſellte und mich, wie er es ſchon ſeit mehreren Tagen nicht gethan hatte, in ein freundſchaftliches Geſpräch verwickelte. Dabei hielt er manchmal für Momente das Pferd an, dann ließ er es immer langſamer vorwärts ſchreiten, ſo daß wir am Ende von der Geſellſchaft getrennt waren.

Da brach er mit einem Male das bisherige Geſpräch ab und ſagte plötzlich und ohne Uebergang: „Sie ſind nahe an zwei Stunden mit Fräulein Helene allein geweſen; wie finden Sie das Mädchen?“

Ich war von dieſer Frage überraſcht und fühlte, was Alles hinter derſelben ſteckte. Die Comödie, zu der ich mich verdammte, ſollte jetzt beginnen; Graf Tannen war ein intimer Freund des Hauſes; es war am Platze, ihm zu verſtehen zu geben, daß ich Helene liebe; aber er ſah mich bei ſeiner Frage ſo offen und durchdringend an, daß ich nur ſagte, was ich in jeder anderen Lage mit beſtem Gewiſſen hätte ſagen können: „Sie iſt ſo gut!“

„So gut!“ wiederholte Graf Tannen mit einiger Parodie. „Gut ſein! es iſt das Beſte und Schönſte, was man von einem Menſchen ſagen kann, aber man braucht das Wort gewöhnlich als einen Mantel chriſtlicher Liebe; man ſagt es, wenn man nichts Anderes zu ſagen weiß. Herr Born, ich ſage Ihnen, ich, der ich die Familie länger und näher kenne, ich ſage Ihnen, es iſt ein ganz vortreffliches Geſchöpf."

„Ich bin davon überzeugt," verſicherte ich.

„Ich wollte aber mehr ſagen," fuhr Graf Tannen mit zitternder Stimme fort, „ich wollte ſagen, daß Helene werth iſt, wirklich und wahrhaftig geliebt zu werden, um ihrer ſelbſt willen, und daß ſie verdient, glücklich zu ſein."

Durfte ich es zu einer weiteren Erklärung kommen laſſen? Durfte ich den Grafen fragen, warum er mir das Alles ſage? Ich mußte mit Ruhe antworten und ich that es unabſichtlich auch mit Wärme, daß ich in dieſer Beziehung ganz und gar ſeiner Meinung ſei.

Er ſah mich forſchend an und ritt langſam der Geſellſchaft nach, die ſich nach uns umgeſehen hatte.

Ich geſtehe, daß ich mir ganz jämmerlich vorkam. Wäre mir ſonſt ein Mann ſo entgegengetreten, um mich auszufragen, um mir Andeutungen zu machen, die eine Zurechtweiſung enthielten, und hätte er mich dann, nach einem ſolchen forſchenden Blicke ſo entlaſſen, ich würde mich empört haben, ich wäre im Stande geweſen, jede ſtudentiſche Thorheit zu begehen. Jetzt war ich klug und berechnend. Auch meine Freundlichkeit gegen Helene erſchien mir jetzt als eine Heuchelei, und dies um ſo mehr, als mir das Bild Agneſens ohne Unterbrechung vorſchwebte. Aber, trotz der Kühle, mit der ich meinen Plan in's Werk zu ſetzen begann, lebte ich in einem fortwährenden Rauſche, in dem Rauſche des Reichthums. Dieſes geſättigte, üppige Leben hatte mich ganz gefangen genommen, und ich konnte den Gedanken an eine Trennung von demſelben nicht mehr faſſen. Dieſe Leichtigkeit, ſich alle Genüſſe zu verſchaffen, dieſe Freiheit aller Wünſche, dieſer wahre Zauber, den der Reichthum übt, der Alles herbeiſchafft, Alles beherrſcht, — ich hatte mir vorher keine Vorſtellung davon machen können. Jeder Tag brachte andere Genüſſe, andere Freuden, laute und ſtille, aber immer geſättigte. Die Menſchen, die in Armuth und Entbehrung leben, erſchienen mir wie zu einer anderen Gattung zu gehören. Und ich lernte nicht nur das Verführeriſche des Reichthums kennen, auch ſeine Größe und Macht trat oft genug an mich heran.

An einem Nachmittage ſtanden wir Alle auf einer erhöhten Terraſſe des Gartens verſammelt, um ein herrliches Schauſpiel zu genießen. Seit dem Morgen wehte ein günſtiger Nordwind, und mit ihm war am Nachmittag eine ganze Flotte von Kauffahrern, die den günſtigen Wind zur Einfahrt in den Sund jenſeits Helſingör erwarteten, auf der Höhe von Klampenborg angekommen. Segel an Segel fuhr an uns vorbei, dem Hafen von Kopenhagen zuſteuernd oder weiter in andere Häfen des baltiſchen Meeres.

„Papa!“ rief Bertha, auf einen gewaltigen Dreimaſter zeigend, „iſt das nicht Dein Schiff, der Thomas?“

„Ja wohl, mein Kind,“ antwortete der Baron, „er kommt aus Rio Janeiro.“

„Und jenes iſt die Henriette, mit der Büſte der Mama vorn!“ rief Helene in die Hände klatſchend.

„Ja mein Kind,“ ſagte der Baron, die Henriette kommt vom Cap und hat eine gute Fahrt gemacht!“

So zog eine ganze, dem Baron gehörige Flottille an uns vorbei, aus allen Weltgegenden kommend und Reichthümer herbeibringend, während er ruhig daſtand und kaum lächelnd zuſah. Er erſchien mir in dem Moment wie ein mächtiger Herrſcher, der die Fäden ſeiner Macht über den Erdball ausbreitet. — Und ein andermal, da wir bei Tiſche ſaßen, trat eilig ein Beamter ein, der ihm einige Worte zuflüſterte. Der Baron ſprang auf und rief: „Der Fitzkönig iſt geſtrandet! — und die Mannſchaft?“ fragte er.

„Sie iſt gerettet,“ antwortete der Beamte.

„Gottlob,“ rief der Baron beruhigt, „ſchreiben Sie ſogleich nach Glasgow, wohin ſie ſich wahrſcheinlich begeben wird, an unſern Correſpondenten und an den Conſul, daß für die Leute auf's Beſte geſorgt werde." — Dann ſetzte er ſich wieder ruhig hin und nahm das Geſpräch auf, wo es der Beamte unterbrochen hatte, als ob nichts geſchehen wäre.

Er mahnte mich an Sidon und Tyrus, deren Kaufleute, wie Jeſaias ſagt, Fürſten waren, und deren Händler die Geehrten der Erde. Hätte mir mein Schwiegervater angeboten, mich zu ſeinem Compagnon zu machen, es hätte mir geſchienen, als würde ich zu einem Mitregenten ernannt. So weit entfernt war ich ſchon von dem, was mir früher Glück geweſen.

Fünftes Capitel.

Mit beſtem Willen könnte ich heute nicht mehr ſagen, ob ich von nun an Agnes Gillmer, ſeit dem Tage, da ich ihr durch die Gräfin vorgeſtellt worden, mit Abſicht oder durch Zufall öfter geſehen habe. Ich wußte nun, wo ſie zu finden war, und wollend oder nicht wollend, trugen mich meine Füße in die Nähe des Pavillons. Der Baron war in Jägers-Preis, einem der zahlreichen Luſtſchlöſſer des Königs, und ſeine Bibliothek ſtand mir während dieſer Zeit als Arbeitszimmer zur Verfügung. Ich ſollte die Morgenſtunden, während welcher die Damen meiſt unſichtbar waren, daſelbſt verbringen, und zu dieſem Zwecke begab ich mich ſehr früh in die Villa; aber die Morgen waren ſo ſchön in dieſen feenhaften Gärten, daß ich ſie den Studien, denen ich ſchon ſo entfremdet war, nur mit Widerwillen opferte — beſonders ſeit ich wußte, daß um dieſe Stunden Agnes im Garten zu finden war. Ich ſuchte ſie nicht auf, aber ich fand ſie immer, obwohl ſie mir auswich. Wenn ſie auch in Seitengänge ihre Schritte lenkte, ſobald ich in ihrer Nähe erſchien, ſo ſahen mich doch die Kinder, liefen auf mich zu und zogen mich oft an der Hand zu ihrer Erzieherin. Ich kam mir da manchmal wie jener oft gemalte Mann vor, den Amoretten der holden Braut entgegenführen. Aber die Amoretten bemühten ſich vergebens; Agnes empfing mich ſtets mit einem zugleich freundlichen und eiskalten Geſichte, das ſelbſt abſchreckend ſtreng wurde, wenn ich, fieberiſch aufgeregt in ihrer Gegenwart, etwas wärmer und inniger mit ihr zu ſprechen begann. Meine Wärme beleidigte ſie. Ich erſchien ihr als ein Menſch, der in's Haus kommt, um eine reiche Partie zu machen, nebenbei aber der Gouvernante den Hof macht. Ich ahnte ſo was und fürchtete, daß ſie mich mit der von der Gräfin angekündigten Gradheit eines Tages derb zurückweiſen werde; ich war voll Angſt, während ich mit ihr ſprach und zitterte vor einer Beſchämung. Doch konnte ich von dem Spiel mit der Gefahr nicht ablaſſen, ebenſo wie ich bald ihre Geſellſchaft, ihren Anblick nicht entbehren konnte. Es war mir bald, als käme ich nur ihrethalben in's Haus — und manchmal hoffte ich auf jene Beſchämung wie auf eine Rettung, denn, hätte ſie mir geſagt, daß ich ein unwürdiges Spiel treibe, was hätte ich, um mich bei ihr zu entſchuldigen, Anderes antworten können als: Ich liebe Sie, Agnes!? — Aber Agnes ſchwieg; ſie beſchämte mich nicht; ſie ſah mich manchmal ſelbſt mit einem unendlich mitleidigen Blicke an, als ob ſie den ganzen Jammer, der mich bei mir ſelbſt herabſetzte, erkannt hätte. Es kam mir ſogar vor, als wollte ſie manchmal Anderes als Beſchämendes zu mir ſprechen, als wollte ſie mich tröſten und aufrichten, und in dieſem Gefühle konnte ich nicht anders, als ihr klagen und die Gelegenheit vom Zaune brechen, um ihr zu ſagen, daß es wenige glückliche Menſchen gibt.

Man erzählt von einem Menſchen, der durch Jahre ein merkwürdiges Doppelleben lebte. Die Tage verlebte er in Elend und Mangel, im Traume der Nacht aber lebte er als ſpaniſcher Grande, in einem herrlichen Schloſſe in Valencia, ein Daſein voll Glück und Genüſſe. Jede nächſte Nacht brachte die Fortſetzung des Traumes der vorhergehenden Nacht, ſo daß der Träumer nicht mehr wußte, was Traum, was Wirklichkeit war, und am Ende den Traum für Wahrheit, die Wahrheit für Traum hielt. Ich führte ein ähnliches Doppelleben. Der Menſch, der des Morgens neben der Gouvernante durch den Garten ging, war mit ſeinem ganzen Weſen ein anderer, als der Menſch, der Nachmittags in Geſellſchaft der

Herrinnen des Hauſes den Freuden nachjagte, und mehr und mehr ſich in die Genüſſe und Gewohnheiten des Reichthums hineinlebte. Manchmal verfloſſen dieſe beiden Menſchen in Einen.

Die Baronin, immer kränklich, wurde unwohl und verbrachte ihre Nachmittage, auf einem Sopha liegend, unter der Veranda, wo ſich nunmehr die Familie verſammelte, um ihr Geſellſchaft zu leiſten. Sie wollte aber auch ihre Enkelinnen um ſich haben, und ſo war auch Agnes immer anweſend. Eines Nachmittags kam man an's Erzählen von Erlebniſſen, und die Gräfin forderte mich auf, meine Lebensgeſchichte zu erzählen; Helene unterſtützte dieſe Forderung mit einem bittenden Blicke, während ſie abſichtslos näher rückte und die Handarbeit ruhen ließ. Ich mußte lächeln, denn von meinem Leben war wenig zu erzählen, und in dieſer Ueberzeugung begann ich auch auf nachläſſige Weiſe mit einzelnen hingeworfenen Sätzen. Aber wie ich von der Einfachheit meiner Jugend, von unſerer kleinen Wohnung, von den Sorgen und Mühen meiner Mutter ſprach, überkam mich dieſen Millionärinnen gegenüber plötzlich der Stolz des Armen, und wie ich an meine Mutter und die ſtille Jugend dachte, zugleich eine Wehmuth und Wärme der Erinnerung, daß ich mit Liebe auf das Einzelnſte unſeres armen Haushaltes einging. Meine Erzählung wurde zu einer Elegie über den früh verſtorbenen Vater, zu einer Hymne über die gute, ſorgenvolle, nie ermüdende Mutter, und im Ganzen zu einer Idylle, die das Leben einer Wittwe und eines Waiſenknaben ſchilderte. Ich malte mich mit meiner Mutter an dem armbeſetzten Tiſche, dann des Abends mich, den Knaben, an meinen Büchern, und ſie, mit dem Strickſtrumpf in der Hand, vor derſelben Talgkerze; dann wie ſie mit mir lateiniſch lernte, indem ſie mich meine Lectionen überhörte. Dann unſere Trennung und unſer jährliches Wiederſehen zu Weihnachten; mich als Studenten und Stundengeber in der Univerſitätsſtadt, ſie in ihrem Landſtädtchen, ſparend und arbeitend und immer von Ferien zu Ferien wartend, harrend, Glücksträume für den Sohn ausſpinnend. Erzählend vergaß ich meine Zuhörer, und malte dieſe Bilder für mich ſelber aus, und ohne es zu wollen, ſchloß ich mit einem Ausruf über unſer Glück.

Ich bemerkte, erſt nachdem ich geendet, daß ich die aufmerkſamſten Zuhörer hatte. Die Gräfin fand meine Schilderung reizend und meinte, ich ſolle das doch aufſchreiben; Helene beneidete das Glück der Armen. Dann wurde man ſchweigſam. Der Himmel weiß, welche Reflexionen durch die verſchiedenen Köpfe gingen. Die Kinder lehnten ſich an meine Kniee und ſahen mich groß an; ſie wollten, daß ich noch etwas erzähle. Die Baronin drückte mir die Hand und zog mich in's Haus zurück; ihre Töchter begleiteten ſie, und Helene grüßte mich beſonders freundlich, als ob ſie mir ſagen wollte: Ich bin überzeugt, daß Du mich nicht meines Geldes wegen heirathen willſt. Agnes blieb mit den Kindern, die nicht fort wollten, und da ich das Auge zu ihr erhob, begegnete ich einem Blicke, der mir wie ein Lichtſtrahl in's Herz drang. Ich fühlte, daß ſie ſich mir nach meiner Apologie der Armuth näher fühlte, daß ſie mir gut war. Ich ſtreckte unverſehens die Hand aus, wie um ein unverhofftes Glück zu erhaſchen, und ich ergriff ihre Hand, die ich drückte und die ich ſo gerne geküßt hätte. Die kleine Gitta, ihre Schülerin, ſah uns Beide erſtaunt an und fragte dann plötzlich: „Onkel Born, iſt es wahr, daß Du die Tante Helene heirathen wirſt?“

Ich war ſtarr und blickte das Kind blödſinnig an, ohne ein Wort erwiedern oder die Hand zurückziehen zu können, was ich doch ſo gerne gethan hätte; aber Agnes zog die ihrige leiſe fort und ging mit den Kindern aus der Veranda.

Vernichtet ſank ich auf meinen Stuhl zurück; das glückſelige Gefühl war dahin; es hatte nicht eine Minute gedauert. Ich konnte aufſtehen, ich konnte der kleinen Gitta nachlaufen und ihr ſagen, daß es nicht wahr ſei, daß ich Tante Helene nicht heirathen werde! Da war ſie ja, die Gelegenheit, die ich manchmal und dunkel gewünſcht hatte! Aber ſollte ich mich ſo mit Einem Worte aus meiner geträumten Zukunft verbannen? — alle meine Pläne vernichten? Nein, ich konnte aus den Armidagärten, in denen ich lebte, nicht heraus und wieder zurück in das arme, unſcheinbare Leben. O welch ein Lügner war ich, als ich vorhin das Glück der Armuth ſo ſchön ſchilderte, und welch ein Betrüger! Und doch ein ſchlechter, ein ungeſchickter Betrüger, denn ich habe Agnes nicht betrogen. Ich ſchlich mich fort aus der Villa und machte einen Umweg, um nicht an eine Stelle zu kommen, wo ich vom Pavillon aus von Agnes geſehen werden konnte. Meinem gebeugten Nacken hätte ſie die Laſt anſehen müſſen, die ich mit mir forttrug; meine Stirne brannte von Schande.

Bald ſollte ich Agnes noch öfter und ungeſtörter ſehen. Die Baronin wurde ihres Unwohlſeins wegen nach Marienlyſt, jenſeits Helſingör, geſchickt, in jenes reizende Schlößchen, das jetzt in eine Art Kurplatz verwandelt iſt, und hart am Ufer des Sundes der ſchwediſchen Küſte gegenüber liegt. Die Kranke ſollte dort Seebäder nehmen und vor Allem der Ruhe pflegen. Sie fuhr mit der ganzen Familie auf dem

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

eigenen Dampfſchiffe des Barons, auf der Ophelia, dahin ab, während Wagen und Pferde den vier bis fünf Meilen langen Weg zu Lande zurücklegten. Nur die Gräfin mit ihren Kindern blieb zurück, da in dieſen Tagen einige Mitglieder der Familie Kirkſteen nach Kopenhagen kommen ſollten, die ſie empfangen mußte, und mit denen mancherlei Familienangelegenheiten abzumachen waren. Ich mußte verſprechen, demnächſt nachzukommen, um die an ſich reizenden und durch die Poeſie Shakſpeare's verklärten Gegenden und endlich deren wundervolle Architecturen, von meinen bisherigen Führerinnen geleitet, kennen zu lernen.

Die Anverwandten der Gräfin kamen bald nach der Abreiſe der Familie Friedensborg, und ich war mit Agnes und den Kindern Stunden und Tage lang allein, da mich die Gräfin gebeten hatte, nunmehr den Beſchützer des Hauſes zu machen. Es war jetzt ſtille in Haus, Garten und Park. Ich führte die Kinder auf die Spaziergänge, als wäre ich ihr Hofmeiſter; ich erzählte ihnen Märchen, als wäre ich ihr Onkel, und ich ſaß mit ihnen und Agnes um einen Tiſch, als wären wir zuſammen eine ganze Familie. Welche ſchönen und ſonderbaren Gedanken kamen mir oft, wenn wir ſo da ſaßen. Ich ſagte mir, daß dieſer Garten nur ein kleines Gärtchen, und dieſe Villa nur ein kleines Dorf- oder Vorſtadthäuschen zu ſein brauchte, und daß Alles nicht um ein Jota weniger ſchön wäre. Aber ich verwies mir ſolche Gedanken als idealiſtiſche Träume, denen man nicht entgegenſtreben dürfe. Agnes wurde von Tag zu Tage ſchöner, auch jünger, da ſie den ſtrengen Ernſt gegen mich ablegte, aber trotzdem ehrwürdiger; es war mir, als beurtheile ſie mich von der Höhe herab und als wäre ſie meine Gouvernante mehr als die der Kinder, ohne daß mich das gedemüthigt hätte. Ach ſie war immer ſo ruhevoll, und ich fragte mich, ob, wenn ſie die zwanzig Millionen beſäße, ich den Muth hätte, ihr zu ſagen: „Agnes, ich liebe Sie!“

Nur einmal ſah ich ſie in glücklichſter Aufregung.

Wir ſaßen nach dem Eſſen noch am Tiſche, als ſie mich fragte: „Welches iſt die ſchöne Erinnerung, die ſich bei Ihnen mit meinem Namen Gillmer verbindet? Sie erinnern ſich? Sie ſagten mir das einmal.“

„Ja,“ ſagte ich, „eine liebliche Erinnerung, beinahe ſo lieblich, als die ſein wird, wenn ich nach Jahren an dieſe Tage zurückdenken werde. Ich war noch Gymnaſiaſt und mochte achtzehn Jahre zählen, als ich eine Ferienreiſe durch den Harz machte. An einem klaren Morgen kam ich durch ein Dorf und an einer Kirche vorbei, aus der eben die Schuljugend trat. An der Thüre ſtand der Pfarrer und blickte mit Liebe und Wohlwollen auf die kleinen Blondköpfe herab; manchem griff er in die Locken, um ihm etwas Freundliches zu ſagen, manchen hielt er auf, um ihm eine ſanfte Ermahnung zukommen zu laſſen. Alle die Kinder, die er liebkoſ'te, wie die er ermahnte, ſahen mit einer unendlichen Liebe zu ihm hinauf. Er wollte eben in ſein Pfarrhaus zurücktreten, als er mich erblickte und offenbar auf den erſten Blick meinen Stand erkannt. Er lächelte wie bei der Erinnerung an glückliche Jugendtage, da er ſo geweſen war wie ich, und wie gute Greiſe beim Anblicke friſcher, in die Welt hinausſtürmender Jugend zu blicken pflegen. Er grüßte mich lateiniſch und ich antwortete. Dann ſtreckte er mir die Hand entgegen und fragte mich in derſelben Sprache nach Heimat und Reiſezweck; dann lud er mich ein, bei ihm einzuſprechen. Vor dem Hauſe war ein von wilden Reben bedeckter Gang, in welchem Tiſch und Stühle ſtanden, und wo der gute Pfarrer zu arbeiten pflegte, denn auf dem Tiſche und auf den Stühlen lagen Papiere und klaſſiſche Bücher. Er freute ſich, wie ich in den Büchern herumſtöberte und mich in Manchem bewandert zeigte. Ehe eine halbe Stunde unſerer Bekanntſchaft verlaufen war, laſen wir ſophokleiſche Chöre mit einander. Wie herrlich las der

Alte den Chor aus der Antigone: Vieles Gewaltige lebt! und wie verſtand er jede Schönheit mit einem Worte zu characteriſiren! Neben dem wohlthuenden Eindruck, den mir das väterliche und weiſe Weſen dieſes Mannes machte, erhob mich noch der Gedanke und erfüllte mich mit Stolz, daß ſolche Männer in Deutſchland auf dem Dorfe zu finden ſind. Auch ſagte ich mir, ſo wäre mein Vater, wenn er noch lebte, und ſo ſollten wir uns beſtreben, Alle zu ſein; ſo ruhevoll in ſich, ſo im kleinen Kreiſe große Pflichten erfüllend, und ſich am Schönen nährend und ewige Jugend bewahrend. Es war eine jener Stunden, in denen ich die beſten Vorſätze faßte; es war eines jener Beiſpiele, die am mächtigſten auf mich wirkten.“

Ich ſchwieg, denn ich ſagte mir, was Agnes denken müſſe: daß das Beiſpiel nicht nachhaltig gewirkt, daß die Vorſätze längſt verflogen ſind. Wie durfte der Mann, der nach Millionen jagte, die holde Beſchränkung jenes Dorfweiſen rühmen?

„Fahren Sie fort,“ bat Agnes, indem ſie die Worte mehr hauchte als ſprach.

„Es iſt nicht viel zu erzählen,“ ſagte ich; „er ließ mir ein kleines Frühſtück vorſetzen, und es war mir, als wäre ich bei irgend einer ſchönen Geſtalt der Dichtung, bei einem Vikar of Wakefield zu Gaſte. Dann zeigte er mir ſeine kleine Bibliothek und den

Garten, den er ſelber pflegte. Gegen Mittag verließ ich ihn. Er drückte mir die Hand und ſagte: Mein Sohn, vergiß nie, was Du in der Jugend dachteſt. Das Beſte, das wir leiſten können, iſt die Erfüllung unſerer jugendlichen Pläne."

Ich ſchwieg wieder, erdrückt von dem Gedanken, wie wenig ich dieſem Rathe nachgekommen.

„Und dieſer Mann hieß?" fragte Agnes mit zitternder Stimme.

„Paſtor Gillmer!"

„Mein Vater," ſagte Agnes glücklich lächelnd.

„Ihr Vater!" rief ich, „lebt er noch?"

„Er lebt, heiter und glücklich, wie immer; jung und liebend, wie immer."

„Könnte ich ihn wieder ſehen," ſagte ich gerührt; „ſein Anblick würde mir recht wohl thun. Es iſt ſonderbar! In verſchiedenen ſchwierigen Lagen meines Lebens mußte ich ſeiner gedenken, den ich kaum durch Stunden gekannt habe. Es war mir immer, als könnte ich bei ihm den beſten Rath finden. Und jetzt iſt mir auch ſo."

Es machte mir den Eindruck, als wollte ſie die Rolle übernehmen, die ich ihrem Vater zudachte, und ihn bei mir erſetzen. Mehrere Male ließ ſie ſich an dieſem und den folgenden Tagen die Worte wiederholen, die er beim Abſchiede an mich gerichtet, und offenbar hatte ſie die Abſicht, mir ſie ſo oft als möglich in's Gedächtniß zu rufen. Sie knüpfte allerlei Reflexionen daran, und einmal auch die Frage, wie es komme, daß ich, der ich mich des Stilllebens mit meiner Mutter und des idylliſchen Lebens ihres Vaters mit ſolcher Liebe erinnere, offenbar darnach ſtrebe, mich dieſer Art des Daſeins ſo ſehr als möglich zu entfremden? Ich wich ſolchen Fragen mit allgemeinen Antworten aus. Eine gerade Antwort hätte ein Bruch mit meinen Plänen oder ein Riß durch die Verbindung mit Agnes werden können. Zu beiden fehlte mir die Kraft; der Umgang mit dieſem anmuthsvollen Weſen war mir eine Nothwendigkeit geworden, wie der Beſitz der Millionen. Aber dieſe ausweichenden und characterloſen Antworten entfernten ſie nicht mehr, ſtießen ſie nicht mehr ſo ab, wie es früher oft ein Wort, ja meine bloße Erſcheinung gethan hatte. Sie hatte Geduld mit mir, ſie gab mich nicht auf, ſie wollte mir offenbar beiſtehen; ſie ſagte ſich, daß ſie eine Pflicht an mir zu erfüllen hatte. Aber da kam ein Brief der Baronin, welche ihre Enkelinnen zu ſich berief, nach denen ſie Sehnſucht hatte. In dieſem Briefe wurde ich wiederholt zu einem Beſuche in Marienlyſt eingeladen und zugleich gebeten, Fräulein Agnes mit den Kindern zu begleiten und ihren Beſchützer zu machen, da die Gräfin noch nicht abkommen konnte. Die Dampfyacht des Barons, die Ophelia, ſollte uns nach Helſingör bringen und dann dort bleiben, um Ausflüge zu erleichtern.

Die Ophelia erwartete uns nur einige hundert Schritte vom Hauſe. An einem herrlichen Auguſtmorgen gingen wir an Bord und dampften hinaus in den blauen, ſchimmernden Sund. Keine Wolke und kein Lüftchen regte ſich, das Meer war durchſichtig wie die Atmoſphäre, und der Blick konnte eben ſo ungehindert in die geheimnißvolle Tiefe dringen, wie in die Wälder Dänemarks und in die Buchten und Berge Schwedens. Vorbei ging's an lieblichen Fiſcherdörfern und an reizenden Landhäuſern, die alle von ſchattigen Buchenwäldern umſäumt ſind. Wenige Küſten der Welt ſind ſo ſchön wie dieſe; an wenigen Punkten der Erde vermählt ſich die Ueppigkeit der Pflanzenwelt ſo wahr und innig mit der Größe und Anmuth des Meeres. Was Land und Meer des Schönen bieten können, vereinigt ſich hier; Norden und Süden geben ſich hier einen Kuß, jener durch die ſchattigen Buchen, dieſer durch das ſommerliche Meer vertreten, das ſo ſehr dem Heleſponte gleicht. Schweden mit ſeinen in Duft getauchten Bergen liegt da wie ein Märchenland, das eben nicht ſchöner iſt, als die Wirklichkeit; Helſingborg, auf dem die Sonne liegt und das ſich im Meere ſpiegelt, gleicht einer Fata Morgana. Die Inſel Hveen, mit den Ruinen von Schloß und Sternwarte Tycho Brahe's, wo er in den Sternen las und Weisheit und Thorheit trieb, Wahrheiten ergründete und phantaſtiſche Träume ausheckte, ſchwärmt auf den Wellen, wie die Inſel eines Zauberers, eines Proſper, der da mit einer Miranda wohnt und von einem Ariel bedient wird. Wir gehen ein in die Traum- und Zauberſphäre; der Geiſt Shakſpeare's, der dieſe Gegenden verklärte, wie ſie die Natur mit Schönheit ausſtattete, fängt zu wirken an. Es war eine ſelige Fahrt! Die Kinder tummelten ſich auf dem Verdecke umher und jauchzten auf, wenn unten ein Seeſtern am Schiffe vorüberflog; Agnes ſtand neben mir und blickte ſchweigend wie ich in die ſchöne Welt. Es war mir, als führe ich mit ihr dem Glücke entgegen. Wir waren allein; auf eigenem Schiffe. Da war kein Getümmel, kein Stoßen der Paſſagiere, kein Aus- und Einſteigen; Capitain und Matroſen umgaben uns wie dienende Geiſter. Nichts ſtörte in Traum und Genuß. So hätte ich mit Agnes hinausſteuern mögen in's unendliche Meer, in die unendliche Welt, um irgend an einer einſamen Küſte zu landen. Scherzend ſagte ich zum Capitain: „Fahren Sie hinaus aus dem Sund und landen Sie uns an den azoriſchen Inſeln!“ Und zu Agnes gewendet fuhr ich fort: „die Inſeln ſind ein Reſt der glückſeligen Atlantis.“

„Sie lächelte und ſagte: „Die glückſelige Atlantis iſt überall; am Fuße des Weihnachtsbaumes bei Ihrer Mutter und im Garten meines Vaters, in ſeiner Laube, wo Sie den Sophokles mit ihm geleſen haben.“

Ich bejahte es, aber ich dachte auch zugleich, daß der Dampfer, auf dem ich die glückſelige Fahrt machte und auf dem ich in alle Welt ſteuern wollte, nicht mir gehörte, und daß es ſchön ſei, einen ſolchen Dampfer zu beſitzen. Iſt es nicht ein Zaubermantel, wie ſich ihn Fauſt wünſchte?

Als das gethürmte Kronborg, das den Sund beherrſcht, und gleich darauf Helſingör auftauchte, fing ich an, von ſchönen Lebensſtunden Abſchied zu nehmen. Wie romantiſch und phantaſtiſch auch das alte Schloß und die ältere Stadt Helſings, des alten Normannenrecken, grüßen und locken, mir war es, als zöge ich dorthin wieder platter Alltäglichkeit entgegen — und als wir in den kleinen Hafen einbogen, und uns vom Damme her die Taſchentücher der Damen Friedensborg entgegen wehten, war es mir, als erwachte ich aus einem ſchönen Traume, um wieder die Arbeiten und Mühen des beſchränkten Daſeins zu übernehmen. Als ich Agnes an der Hand faßte, um ihr über's Brett auf das Land zu helfen, drückte ich ſie, wie zum Abſchied.

Sechſtes Capitel.

Man weiß es, daß die Hamlet-Sage urſprünglich in Jütland zu Hauſe iſt, und eigentlich mit dieſen Gegenden nichts zu thun hat; aber Shakſpeare hat ſie hierher verlegt; ſein Trauerſpiel ſpielt in Helſingör, und er war ſtärker als Sage und Geſchichte. Wer glaubt nun nicht an Hamlet's Grab, an Ophelia's Quelle und an die „Terraſſe," auf der der Geiſt erſchienen? In der Mitte dieſer heiligen Stätte der Dichtung liegt das kleine Schlößchen Marienlyſt, das wir bewohnten; die Terraſſe erhebt ſich unmittelbar hinter dem Hauſe, und von dieſer Terraſſe aus blickt man über den Sund nach Schweden hinüber; zu Füßen der Terraſſe ziehen die Schiffe dahin. Alte Bäume, heimliche Gebüſche ſauſen und flüſtern dem Schloſſe in ihrem Schooße Geheimniſſe zu; gewundene Pfade verlieren ſich in verſteckten Lauben und Winkeln; die vor dem Hauſe auf der Wieſe und in den Arcaden wandeln, ſehen aus wie Glückliche. Die Natur, die Kunſt und die Erinnerung an einen großen Genius, der dieſen Boden zu geweihtem Boden machte, vereinigen ſich hier, um Herz und Kopf mit einem heiligen Rauſche zu erfüllen.

Spät am Abend ſaßen wir auf der Terraſſe und ich las den Damen Hamlet vor. Die Lampe hatte ich ausgelöſcht und las beim hellen Zwielicht der nordiſchen Sommernacht. Ich las mit Andacht und man hörte mir mit Schauer zu. Der Hain unter uns — der Mond über der See, deren ſtilles Seufzen zu uns herüberdrang — die einzelnen Lichter aus den Häuſern Helſingborgs, da drüben in Schweden, die auf dem Sunde zu ſchimmern ſchienen — die ſchwediſchen Berge, deren Fuß in Nebel, deren Haupt in Mondlicht getaucht war — manchmal ein Ruf der Wache auf den Mauern von Kronborg, oder ein Geſangsbruchſtück, das von einem vorbeiſegelnden Schiffe kam — Alles das bildete eine vervollſtändigende Beigabe und Scenerie unſerer Vorleſung. Aber mein Auge und mein Wort wandte ſich vorzugsweiſe einem kleinen Lichte zu, das aus einem Hinterſtübchen von Marienlyſt kam. Dort wohnte Agnes, und ſie las, wie man am Schatten erkennen konnte, in einem Buche. Sie war allein; wieder ausgeſchloſſen von unſerer Geſellſchaft. Und während ich da draußen declamirte und manchmal die

Stimme erhob, in der Hoffnung, von ihr gehört zu werden, kam ich mir ſelbſt wie ein kleiner, parodirter Hamlet vor, der zu keinem Entſchluſſe kommen kann.

Die Damen gingen, tieferſchüttert von der Vorleſung, in's Haus zurück; ich irrte noch lange in den Gebüſchen umher und hielt endlich auf der Anhöhe, auf welcher die Fernrohren aufgeſtellt ſind, vermittelſt welcher man von hier aus die Schiffe in die weite See verfolgt und in die Thäler Schwedens blickt. Ich richtete eines nach dem Fenſter Agneſens — ich ſah nur ihren Schatten auf den weißen Vorhängen, und auch dieſer verſchwand plötzlich, da das Licht erloſch. Es war mir das wie eine andeutende ſymboliſche Handlung, daß ſie mir wieder entrückt ſei; und ſie war es auch. Seit unſerer Ankunft wandelte ſie wieder allein mit den Kindern umher, oder ſaß ſie auf ihrer Stube. Schon am erſten Abend wurden Pläne zu Ausflügen entworfen, an denen ſie natürlich nicht Theil nehmen ſollte, da ſie mit den Kindern bei der Baronin bleiben mußte. Ich werde ſie nicht eine Viertelſtunde ſo wiederſehen, wie ich ſie in den letzten Tagen geſehen hatte — und doch glaubte ich, ohne ſie nicht leben zu können.

Unwillkürlich trug mich mein Schritt am Morgen nach der Vorleſung auf die Höhe zurück, wo ich in ihr Fenſter ſehen konnte. Aber ich ſah ſie kaum;

die Entfernung war zu groß — ich ſah nur wie einen Schatten. Da fiel mein Blick wieder auf das Fernrohr, das noch ihren Fenſtern entgegengerichtet war; ich löſte es vom Geſtelle los, verſteckte mich in das Gebüſch und legte es zwiſchen zwei Zweige. Ich ſuchte nur einen Augenblick lang die Richtung und ſie ſaß ſo nahe bei mir, daß ich ſie glaubte athmen zu hören; ich ſah die feinen, blauen Aederchen auf ihrer Schläfe, die langen Wimpern, das ſeidene Haar. — „Agnes, ich liebe Dich!“ flüſterte ich vor mich hin, als ob ich es ihr in's Ohr flüſterte. Es ſchien mir, als ob ſie darauf tief aufſeufzte, als ob ſie in großer Aufregung wäre. Jetzt erſt bemerkte ich, daß ſie da ſaß und ſchrieb; die Buchſtaben lagen groß vor mir — das erſte Wort, das ich las, war mein Name. Ich konnte nicht weiter leſen, es flimmerte mir vor den Augen und ich erhob den Kopf. Da war ich wieder ſo fern von ihr. Soll ich leſen, was ſie ſchreibt? Iſt es nicht eine Heiligthumsentweihung, wenn ich einen Blick in das unbewachte, jungfräuliche Gemüth werfe? Vielleicht ſchreibt ſie ihr Tagebuch? Vielleicht ſchreibt ſie, daß ſie mich liebt? Die Verſuchung war ungeheuer, ich erlag. Das Fernrohr war nicht mehr auf das holde Geſicht, es war auf das Blatt gerichtet und ich las:

„— mit welcher Liebe er Deiner gedenkt! Ein Herz, das Dich, mein theurer Vater, ſo zu würdigen verſteht, muß trotz Allem ein edles Herz ſein. O wäreſt Du da, um ihn an ſich ſelbſt zu erinnern, um ihm in ſeinem Ringen beizuſtehen und ihn zu retten, denn er wird elend, unglücklich ſein ſein Lebenlang, wenn er ſich verleugnet und dieſen Verrath an ſich ſelbſt begeht. — Könnteſt Du nicht kommen? Iſt eine ſolche Rettung nicht der Reiſe werth? Ich weiß es, mein guter Papa, Du haſt nichts und die Reiſe würde die Hälfte Deiner Einkünfte verſchlingen; aber ich habe etwas erſpart. Sieh, mein guter Papa, ein Flecken auf dieſer Seele würde mir einen ewigen Kummer bereiten, eine Enttäuſchung, die ich nie verſchmerzen würde, denn — Dir ſage ich ja Alles — ich liebe ihn! und mit welchen Schmerzen!"

Das Rohr entfiel meiner Hand in's Gras, und ich ſtürzte aus dem Gebüſche. Vielleicht wäre ich in's Haus geeilt und hinauf in Agneſens Stube; aber ich hörte plötzlich überall meinen Namen rufen, und nicht wiſſend, ob es Täuſchung, ob Wirklichkeit war, folgte ich betäubt dem Rufe und ſaß, ehe ich zur Beſinnung kam, im Wagen, um, wie es verabredet war, nach Friedrichsborg zu fahren. Ich war betäubt, ich ließ mich hinfahren, ich glaubte, ich werde entführt. Der Weg geht fortwährend durch Buchenwälder, ohne daß man darum den Anblick des Meeres nur durch Minuten verlöre; bald blickt es durch Hellen und Halden, bald, wenn man nur über kleine Hügel fährt, breitet es ſich in ſeiner ganzen Größe aus; wie oft glaubt man, durch die enge Nachbarſchaft von Wald und See getäuſcht, daß ein Segel mitten durch die Buchenſäulengänge dahingleite. Es iſt wie ein Zauber, ein Traum, ein Märchen; die elfenhafte Phantaſie kann nichts Schöneres erſinnen. Und doch erwartet den Wanderer am Ende dieſes Weges noch etwas Schöneres, oder vielmehr es erwartete ihn einſt, denn jetzt iſt es dahin, das Wunder Dänemarks, des ganzen Nordens, die Schöpfung Chriſtian's IV., das herrliche Schloß Friedrichsborg. Da ſtand es plötzlich, aus einem See mitten im Walde hervorragend, mit Zinnen, Thürmen und Zinken, mit Bildern und Säulen, in allen Farben glänzend, als ob ein Waſſernix ſeine Reſidenz für einige Zeit aus der cryſtallenen Tiefe an's Licht der Sonne emporgehoben hätte, um während der lieblichen Sommerzeit hier Hof zu halten, wie vom Elfenkönig O'Donoghue in Irland erzählt wird. In Mitte all dieſer Schönheit hatte ich Entſchuldigung genug für meine Schweigſamkeit; ſchwiegen doch auch die Anderen, die nicht heute, ſo wie ich, durch ein Wunder erfuhren, daß ſie vom ſchönſten Herzen geliebt werden. Wer hat den Muth des Wortes in Gegenwart unendlicher Schönheit? Nur der ſie nicht fühlt. Es war einmal ein Knabe im Morgenlande, der ſollte zum Hüter der Schätze des Sultans und darum ſtumm gemacht werden. „O,“ ſprach er, „Sultan, mache mich anſtatt zum Hüter Deiner Schätze, zum Hüter Deiner ſchönen Tochter, der ſchönſten aller Prinzeſſinnen, und ich werde ſie anſehen und von ſelbſt verſtummen, ohne daß mir die Zunge herausgeſchnitten zu werden braucht.“

An den folgenden Tagen ging es zu den Hünengräbern, über den Fjord nach Röskilde zu den Königsgrüften, dann in die Wälder von Jägers-Prijs, dann nach der Inſel Hveen, dann nach Schweden: überall hin, wo Schönes war, wo Rauſch und Genuß war, und überall war Agnes nicht mit, wohl aber der Dämon, der mir immer wieder in's Ohr flüſterte: „Nur ſo zu leben iſt des Lebens werth! Und Du kannſt nicht mehr anders leben!“

Agnes war ſchon ſeit zwei Tagen abweſend und mit den Kindern nach Kopenhagen zurückgekehrt — und ich hatte es nicht gemerkt — und als ich mit der ganzen Familie auf der Ophelia ſelbſt dahin zurückkehrte, dachte ich an die einſame und ſtille Fahrt und an die Träume, die mit uns an Bord waren, wie an einen längſtvergangenen Traum, deſſen Beſtimmung es war, beim Erwachen zu verſchwinden und ſich in Nichts zu verflüchtigen.

Graf Tannen erwartete uns am Landungsplatze. Als er Helene an meinem Arme ſah, lächelte er ganz eigenthümlich bitter, und es kam mir zum erſten Male der Gedanke, daß er ſie möglicherweiſe liebe. Sein Benehmen gegen mich erſchien mir nun in anderem Lichte; es war Eiferſucht, es war nicht Mißachtung; er wollte jene nur verbergen, indem er dieſe errathen ließ — und ich ſah ihn kühner und herausfordernder an als vorher. Er ſchüttelte den Kopf, als ob ihn mein Auftreten in irgend einem Gedanken, irgend einer Vermuthung beſtärke. Ich war unangenehm überraſcht, als er ſich Abends, da ich die Villa verließ, an mich anſchloß, um mich in die Stadt zurück zu begleiten, und etwas betroffen, als er mich, in der Stadt angekommen, dringend einlud, ihm in ſeine Wohnung zu folgen.

Als der Diener die Lampe brachte, bat mich Graf Tannen um die Erlaubniß, ſie zurückſchicken zu dürfen; es plaudere ſich beſſer in dieſer lichten Dämmerung. Ich willigte gerne ein; trotzdem rief er bald darauf dem Diener zu, die Lampe herein zu bringen. Er war aufgeregt, ging mit großen Schritten in der Stube auf und ab und bereitete ſich offenbar zu einem Geſpräche vor, über deſſen Inhalt und Zweck er mit ſich noch nicht einig war. Er geſtand mir das auch offen, und bat mich zu wiederholten Malen um Entſchuldigung. Dann rief er wieder dem Diener und beſtellte zwei Rheinweinflaſchen. „Zwei Deutſche,“ ſagte er mit erzwungenem Scherze, „können ſich ſeit Tacitus' Zeiten nur beim Trunke recht ausſprechen, beſonders wenn es ſich um Wichtiges handelt.“

Er ſchenkte ein und wir ſaßen da und tranken köſtlichen Johannisberger und plauderten, aber das Wichtige, das er mir angekündigt, kam nicht zum Vorſchein; er ſuchte im Gegentheil die unwichtigſten und gleichgiltigſten Gegenſtände auf's Tapet zu bringen, und erzählte mir unter Anderem, daß der Wein, den wir da tranken, ein Geſchenk des Fürſten Metternich an ſeinen Vater ſei. Er kam mir ſonderbar vor, dieſer ſo ernſthafte, junge Mann, der ſonſt nur Geſpräche über bedeutendere Fragen liebte. Er trank mehrere Gläſer und ſchien ſich im Weine und mit vielen Worten den Rauſch beſchleunigen zu wollen. Endlich hatte er Muth und zugleich Kaltblütigkeit genug, um gleichgiltig hinzuwerfen, was ihm grade das angekündigte Wichtige war.

„Nun,“ fragte er lächend, „kommen Sie als glücklicher Verlobter zurück?“

„Verlobter?“ rief ich achſelzuckend, eben ſo gezwungen wie er auf ſeinen ſcherzhaften Ton eingehend.

„Nicht?“ fragte er etwas erſtaunt, doch offenbar erfreut, „es wäre doch Zeit, endlich Ernſt zu machen; ſchon ſpricht man in der Stadt davon, wie von einer ausgemachten Sache.“

„Wovon ſpricht man nicht? Fräulein Helene kann es ertragen; ſie iſt nicht zu compromittiren.“

„Allerdings,“ lachte Tannen, „mit zwanzig Millionen iſt man uncompromittirbar.“

„Und mit Helenens und der Familie Character,“ fügte ich ernſter hinzu.

„Sie haben Recht,“ ſagte Tannen plötzlich in einem anderen Tone. „Alſo Sie haben nicht um ſie angehalten? Ich war überzeugt, daß der Aufenthalt in Marienlyſt Alles zum Abſchluſſe bringen müſſe. Oder fehlt es Ihnen an Muth? So will ich Ihnen ſagen, daß Sie dem Alten ſehr wohl gefallen; er hat, wie er ſich ausdrückt, an Ihnen „herumgeförſchelt“ und Sie gut befunden; die Baronin wünſcht ſich keinen liebenswürdigeren Schwiegerſohn, die Gräfin keinen lebhafteren Geſellſchafter.“

„Und die Hauptperſon? von der ſchweigen Sie?“

„Die Hauptperſon iſt Ihnen geneigt, und Sie brauchen ſich nur durch wenige Tage anzuſtrengen — ich ſetze voraus, daß Sie das in Marienlyſt gethan haben, um ihr ganzes Herz zu gewinnen. Die gute, beſcheidene Helene iſt ſo dankbar."

„Aber, lieber Graf," ſagte ich etwas ſtutzig, ja gereizt, „wie kommen Sie dazu, von Anſtrengung zu ſprechen?"

„Es bedarf alſo der Anſtrengung nicht? Deſto beſſer!"

„Ich verſtehe Sie nicht!"

„Sie lieben alſo Helene? fragte der Graf, indem er die Lampe etwas zur Seite ſtellte, um mir beſſer in's Auge ſehen zu können.

Ich erhob mich und indem ich die eine Hand nach dem Hute ausſtreckte, ſagte ich: „Herr Graf, ich habe nicht die Ehre, Sie lange genug zu kennen, um Sie zu meinem Vertrauten zu machen."

Der junge Mann ſtrich ſich mit der Hand über die Stirne, auf der einige Schweißtropfen erſchienen, ſeufzte tief auf und ſagte:

„Ich gebe Ihnen gern zu, Herr Born, daß ich zudringlich bin, daß ich kein Recht auf Ihr Vertrauen habe, und daß ich Ihnen Urſache gebe, mich gehörig zurückzuweiſen. Aber hören Sie mich — ich bitte Sie."

Er ſetzte ſich wieder auf denſelben Platz, von dem er bei meinen Worten aufgeſtanden war, beugte ſich vor über den ſchmalen Tiſch und ſagte langſam und eindringlich: „Ich liebe die Familie Friedensborg;

ſie beſteht aus lauter vortrefflichen Herzen, und ich habe ein gewiſſes Mitleid mit ihr, da ich ſie meiſt von Menſchen umgeben ſehe, die etwas von ihr wollen, die ſie ausbeuten, die durch ſie emporzukommen wünſchen. In ihrem Tumulte leben die Friedensborg in der größten Einſamkeit, bei dem innigſten Wunſche, wahre Freunde zu haben. O die Schatten des Reichthums ſind eben ſo kühl, als ſie dunkel ſind. Vor Allem aber liebe ich Helene!“

Der Graf ſchwieg wieder einen Augenblick, dann fuhr er leiſe lächelnd fort: „Sie ſehen, daß ich ein gewiſſes Recht habe mich in Ihr Vertrauen zu drängen, da ich Sie zudringlicherweiſe zu meinem Vertrauten mache. Ich habe Ihnen hier ein Wort ausgeſprochen, das noch niemals über meine Lippen kam, ausgenommen meinem Vater gegenüber. Ja, ich liebe Helene, das beſte unter dieſen guten Herzen. Aber glauben Sie nicht, daß ich Sie alle dieſe letzten Wochen aus Eiferſucht gerne von ihr entfernt hätte, oder daß es Eiferſucht iſt, die mich jetzt mit Aufregung, die ich nicht verbergen kann, von ihr und von Ihrer möglichen Verlobung mit Helenen ſprechen läßt. Sie wird jedenfalls Jemand Andern heirathen, nicht mich. Ich denke nicht daran, jemals um ihre Hand anzuhalten. Mein Vater iſt ein Legitimiſt aus der alten Schule; die Heirath ſeines Sohnes mit einer Tochter der roture würde ihm den empfindlichſten und wahrhaftigſten Kummer verurſachen, noch mehr der Gedanke, daß man mich für einen jener Adeligen halten könnte, die nach bürgerlichem Parvenugeld jagen. Ich will meinem Vater dieſen Kummer um ſo lieber erſparen, als ich überhaupt nicht zu heirathen gedenke, und als es Helenen während der langen Zeit unſeres Umganges nie eingefallen iſt, daß ſie mich heirathen könnte. Freilich habe ich mich ihr niemals hofmachend genähert; aber bei meinen Grundſätzen und Anſichten von der Liebe ſoll dieſe ohne Hofmacherei kommen. Außerdem halte ich mich für krank. Vielleicht täuſche ich mich, aber bei mir iſt es ausgemacht, daß ich endlich nach Madeira oder Egypten werde gehen müſſen, um ein ſchwächliches Daſein zu friſten. Wäre Helene nicht in Kopenhagen, ich wäre vielleicht ſchon in Kairo. Ich will das junge Leben eines lieben Geſchöpfes nicht an eine zweifelhafte Exiſtenz knüpfen. Sie ſehen, es iſt nicht Eiferſucht, nicht Selbſtſucht —“

Er unterbrach, ſtand auf und ging einigemale im Zimmer auf und ab — dann fuhr er mit zitternder Stimme fort: „Ich möchte Helene nur an einen Mann verheirathet ſehen, der ſie liebt. Sie braucht das, ſie kann anders nicht glücklich ſein. Aber ich bin um ihr Glück beſorgt, denn ſie hat eine Seele voll Vertrauen und wird Dem glauben, der ihr ſagt: „Ich liebe Dich!“

Er ſetzte ſeinen Spaziergang durch die Stube fort, aber langſamen, bekümmerten Schrittes. „Wenn ich wüßte, daß Sie Helenen lieben, Herr Born, ich wäre glücklich, ſie an Ihrer Seite zu ſehen.“

Ich ſchwieg. Ich war keines Wortes fähig. Ich ſaß da wie der Verbrecher vor ſeinem Richter ſitzt und nachdenkt, ob er bekennen ſoll oder nicht? Aber ich ſagte mir, daß, wenn der junge Mann noch länger ſo fortfahre, ich wohl bekennen werde, und ich ſuchte nach Mitteln, das Geſpräch abzubrechen, um einem außerſten und entſcheidenden Entſchluß zu entgehen. Ich hätte ihn wohl mit ſeinem Vertrauen eben ſo zurückweiſen können, wie ich zu Anfang gethan hatte; er war weder Vater noch Bruder Helenens, noch trat er als Bevollmächtigter der Familie auf; aber in der Wahrheit ſeines Gefühles, mit dem Ausdruck tiefſten Kummers auf dem Geſicht ſchien er mir zu Allem berechtigt. Auch ſagte er mir, daß das Entſcheidende, was er mir mitzutheilen habe, noch kommen müſſe; es machte mir den Eindruck, als ob alles Bisherige nur Vorbereitung geweſen.

„O wüßte ich, ob Sie Helene lieben oder nicht!“

rief der Graf plötzlich, indem er mitten in der Stube ſtehen blieb.

Ich erhob mich, um zu antworten, er aber fiel mir raſch in's Wort: „Entſchuldigen Sie, es war ein Monolog; ich habe unwillkürlich meine Gedanken ausgeſprochen; Sie ſollen mir darauf nicht antworten."

Dann ſtellte er ſich wieder vor mich hin, und beide Hände auf den Tiſch ſtützend, ſagte er: „Ich muß Ihnen noch Manches anvertrauen. Bitte, hören Sie mich. Ich bin reich, ſehr reich. Meine Mutter hinterließ mir Güter im Werthe von zwei bis drei Millionen, deren unbeſchränkter Herr ich bin — von einer uralten Tante erbe ich einſt, vielleicht bald, ein ungeheures Vermögen. Mein Vater iſt auch reich —"

„Aber, Herr Graf, wozu dieſe Auseinanderſetzung ich fange an, Sie nicht zu verſtehen," rief ich etwas ungeduldig.

Anſtatt aller Antwort ging der Graf an einen andern Tiſch, ergriff eine Feder und ſchrieb raſch einige Zeilen auf ein Papier, darauf er dann ein Siegel drückte. Dann nahm er das beſchriebene Papier und ſchwenkte es ſtehend in der Luft, wie um die friſche Schrift trocknen zu laſſen. So blieb er ſelbſtvergeſſen ſtehen, regungslos; nur manchmal bewegte ſich der Arm und das Papier. Ohne dieſe kleine Bewegung hätte er wie eine Statue oder wie ein Kataleptiſcher ausgeſehen. Seine Augen ſtarrten glanzlos vor ſich hin. Ich fragte mich, ob er unwohl ſei, beſinnungslos oder verrückt. Ich bewegte mich, um ihm entgegen zu gehen, aber dieſe Bewegung weckte ihn; er ſeufzte tief auf und ging wieder auf den Tiſch los. Sein Geſicht war blaß, wie das Geſicht eines Todten, als er ſich wieder zu mir herüberneigte. Er wollte ſprechen, unterbrach ſich aber, und indem er that, als ob er das Licht der Lampe regeln wollte, drehte er daran und verkleinerte die Flamme, daß es im Zimmer beinahe ganz dunkel wurde. Dann ſtieß er raſch folgende Worte hervor: „Sie lieben Helene nicht! Sie wollen reich werden! Laſſen Sie von ihr, reiſen Sie ab; hier iſt die Verſchreibung meines ganzen Vermögens.“

So ſprechend warf er das Papier vor mich hin.

Ich ſprang auf, und in meinem Eifer, an ihn zu gelangen, vergaß ich, daß der Tiſch zwiſchen uns war. Ich ſtürzte ihn um, und mit ihm die Lampe. Wir waren im Dunkeln. Unfähig, ein Wort hervorzubringen, tappte ich, unartikulirte Laute ausſtoßend, nach ihm, um ihn für ſeine furchtbare Beleidigung zu züchtigen. Da ſtieß ich mit beiden Füßen an ihn. Er lag auf dem Boden und über ihm der

Tiſch. Er war ohnmächtig. Ich ſtürzte hinaus und ſchickte ihm ſeine Bedienten.

Wie ich auf meinem Zimmer im Gaſthof angekommen bin? — ich könnte es nicht ſagen. Ich weiß nur, daß ich die halbe Nacht bald wüthend wie ein Tiger im Käfig umher gerannt, bald vernichtet und beſchämt mich auf's Sopha warf und das Geſicht mit den Händen bedeckte, um gleich wieder aufzuſpringen und den wüthenden Rundgang auf's Neue zu beginnen. Meine Zimmernachbarn wurden ungeduldig, klopften da an die Wand, dort an die Thüre; aber es gelang ihnen nur, mich auf Momente zur Ruhe zu bringen. Geſchimpf und Gefluche, das ich endlich zu hören bekam, berührte mich eben ſo wenig, als vorher die leiſen Mahnungen. Es wäre mir ganz recht geweſen, wenn ſie über mich hereingeſtürzt und es zu einem Handgemenge gekommen wäre. Alſo ſo tief war ich gefallen, ſo weit war es mit mir gekommen, daß man es wagte, mir Geld anzubieten, um mir eine Braut abzukaufen? Ein ehrenhafter Mann glaubte mit mir einen ſolchen Handel machen zu können? O wie elend, wie tief gedemüthigt fühlte ich mich; wie ſehr ſehnte ich mich nach der Zeit zurück, da ich eine ſolche Beleidigung, eine ſolche Zumuthung für unmöglich hielt. Es war die goldene Zeit meines

Lebens. Aber Tannen hatte ſich durch eine Ohnmacht meiner Züchtigung entzogen; hätte ich ihn ohrfeigen, hätte ich ihn erdroſſeln können, ich wäre jetzt ruhiger. Was blieb mir zu thun übrig? Philoſophiſch hatte ich das Duell zu allen Zeiten als höchſt barbariſch und unvernünftig verachtet, jetzt ſchwebte mir nichts vor als der Gedanke, wie ich dem Manne, der mir ſolches bieten konnte, gegenüberſtehe und ihm eine Kugel direct in's Herz ſchieße, oder ruhig ſelbſt die Kugel erwarte. Ich wollte unbarmherzig ſein, ich wollte ihn auf dem Platze tödten; er durfte nicht leben. Ich ſetzte mich hin und ſchrieb eine Herausforderung, die ihm Dr. Bille mit erſtem Morgengrauen bringen ſollte. Mit dieſer Herausforderung in der Taſche verließ ich das Hotel und ſtreifte um das Haus meines künftigen Secundanten umher.

Die Morgenluft kühlte ein wenig meine fieberiſche Stirne. „Wie recht hat der Mann,“ dachte ich, „den ich erſchießen will; er gibt ſein Vermögen her, um das Glück eines jungen Mädchens zu retten; ich will ein Vermögen erwerben auf Koſten dieſes ſelben Glückes.“ Und ein anderer Gedanke fuhr mir durch den Kopf und erfüllte mich mit Entſetzen: Muß nicht Agnes eben ſo von mir denken, wie Tannen? Wie ein Verrückter lief ich der Villa zu, mit dem feſten Vorſatz, ſie zu wecken und zu fragen, ob ſie mich in der That für ſo jämmerlich halte, daß ich mir eine Braut abkaufen ließe. Das Gitter vor der Villa war glücklicherweiſe geſchloſſen; ich hing daran und — ich weiß nicht, wie es kam — ich weinte. Es war mir, als trennte mich dieſes Gitter für ewig von Agnes. Die Villa, der Garten, all' die Pracht, die mich ſo mächtig angezogen hatten, erſchienen mir jetzt in geſpenſtigem Lichte; ich hätte nur noch hineindringen mögen, um Agnes daraus zu entführen, und mit ihr in die ſtille Stube meiner Mutter oder in das grüne Pfarrhaus ihres Vaters zu flüchten. Ich wollte nichts mehr als ihre Liebe und wieder ein wenig Achtung der Menſchen.

Agnes war, wie immer, wieder die erſte im Garten. Als ſie mich erblickte, ſtürzte ſie mir erſchrocken entgegen und rief: „Um Gotteswillen, was iſt Ihnen? Sie ſehen fürchterlich zerſtört aus."

Ich ergriff aber beide Hände, die ſie mir entgegenſtreckte, und zog ſie in die Laube, in der ich ſie zum erſten Male geſehen, und indem ich dieſe Hände mit Küſſen bedeckte, bat ich: „Agnes, verlaſſen Sie mich nicht; helfen Sie mir mich wieder aufrichten; ich liebe ja nur Sie!"

Im Gefühl meiner Sündhaftigkeit ſank ich ihr zu Füßen und drückte mein Geſicht in die Falten ihres Kleides. Sie verſtand ſchnell, was in mir vorging, und lächelte auf mich herab, wie Engel auf reuige Sünder herabblicken ſollen. Dennoch zauderte ſie noch mit einem tröſtlichen Worte.

„Keine Buße, Agnes,“ flehte ich, „keine Verzögerung meines Glückes! Ich weiß es, Du liebſt mich!“

Sie beugte ſich zu mir herab, und alle Millionen der Erde wiegen das Glück nicht auf, das mit dem läuternden Kuß, den ſie mir auf die Stirn drückte, mein ganzes Weſen durchdrang.

Ich dachte nicht mehr an Tannen und Genugthuung. Als er gegen Mittag in die Villa kam, trat ich ihm mit Agnes an der Hand entgegen und ſagte: „Herr Graf, Sie haben mich geſtern nach einer Verlobung gefragt; nunmehr hat eine ſtattgefunden, und hier ſtelle ich Ihnen die Braut vor.“

Tannen fuhr erſchrocken zurück. „Um Gott,“ rief er blaß und zitternd, „vergeben Sie mir! Ich habe an Ihnen ein ſchändliches Verbrechen begangen.“

„Ich habe Ihnen nichts zu vergeben,“ ſagte ich, „ich habe Ihnen nur zu danken.“

* * *

Pfarrer Gillmer traute uns; meine Mutter tröſtet ſich beim Anblick ihrer Schwiegertochter über den Verluſt der Millionen. Tannen verſchaffte mir durch eine Empfehlung an ſeinen Vater die Stelle eines Cuſtoden an einem numismatiſchen Cabinet, die mir achthundert Thaler einbringt; Agnes hatte ſich als Gouvernante etwas erſpart und meine Mutter verzehrt ihren Wittwengehalt mit uns. Meine Bücher bringen auch etwas ein, und ſo geht es, trotzdem die Erziehung meiner Kleinen ein Erkleckliches koſtet, ganz gut von Statten; ſo gut, daß ich die zwanzig Millionen nie bedauert habe, und daß ich ein Zwanzigmillionſtel meines Glückes um dieſe Summe nicht verkaufen würde.

Verrechnet.

Erſtes Capitel.

An einem ziemlich kühlen April-Nachmittage fuhr ein elegantes, von zwei ſchönen engliſchen Pferden gezogenes, offenes Cabriolet, von den Eaux-vives kommend, über den großen Quai von Genf. Die Pferde trabten langſam dahin; denn die beiden in dem Cabriolet ſitzenden Perſonen erfreuten ſich an der ſchönen Ausſicht, die dieſer Punkt über den See und bis an den Jura gewährt. Es waren zwei den Genfern bekannte Perſönlichkeiten; aber ſelbſt wenn ſie das nicht geweſen wären, man hätte doch auf den erſten Blick ihre Abſtammung und ihr gegenſeitiges Verhältniß zu einander kennen müſſen. Sie waren Engländer, und Vater und Tochter. Den Genfern waren ſie bekannter, als es ſonſt an dieſen Ufern verweilende Fremde zu ſein pflegen, und dieſes Bekanntſein verdankten ſie ihrem Reichthum, für den die Eingebornen dieſer Stadt immer ein aufmerkſames Auge haben, ihrem längeren, ſchon Jahre dauernden Aufenthalt in einer am See gelegenen Villa und endlich ihrer auffallenden Schönheit. Der Vater war einer jener ſchönen Greiſe, wie man ſie im Norden nur in England findet und die Tochter, ſein Ebenbild, eine jener merkwürdigen Blondinen mit griechiſchem Profil und blauen Augen, wie ſie ebenfalls nur in England anzutreffen ſind. Als ſie am Café du Nord vorbeitrabten, liefen die Gäſte an's Fenſter, um „Sir William Spencer und Miß Lucy" zu ſehen; daſſelbe geſchah im zweiten und dritten Kaffeehauſe des Quais. Solche Aufmerkſamkeit erregten die Zwei ſchon ſeit Jahren, ſchon ſeit Sir William mit ſeiner damals vierzehnjährigen Tochter zum erſten Male in Genf erſchien und das war nur natürlich. Denn der Anblick dieſer ſchönen Jugend und dieſes beinahe eben ſo ſchönen Greiſenthums war ein in der That höchſt erquicklicher und er wurde immer bedeutender und anziehender, je mehr Lucy ſich zu einem vollendeten Weibe entwickelte. Sie war jetzt an zwanzig Jahre alt und ſtand in ihrer ſchönſten Blüthe.

Sie hielt, wie immer, auch heute die Zügel. An der Bergues-Brücke angekommen, lenkte ſie plötzlich nach links und der Rhoneſtraße entgegen.

„Wollten wir nicht nach Hauſe und zu Tiſche?" fragte der Vater.

„Wir haben noch Zeit,“ antwortete die Tochter, — „noch Zeit genug, um über die Corraterie zu traben.“

„Du biſt nicht aufrichtig, Lucy!“ ſagte der Vater mit vorwurfsvollem Lächeln.

„Nein,“ ſagte Lucy, ebenfalls lächelnd, „ich bin es nicht.“

„Alſo habe ich errathen“ — fuhr der Vater fort — „Du lenkteſt hier ein, weil Du auf der Brücke Mr. Starling kommen ſiehſt.“

„Ganz richtig!“ lächelte Lucy.

„Siehſt Du, Lucy, es iſt Dir doch, als hätteſt Du ihm Unrecht gethan, ſonſt würdeſt Du ſeinem Gruße nicht ausweichen.“

„Nicht ſo, Papa, von Unrecht iſt keine Rede. Thut man allen Denen Unrecht, die man nicht heirathen will? Ich bin mir deſſen bewußt, daß ich alle die guten Eigenſchaften Starlings anerkenne — aber man begegnet einem Manne nicht gerne, von dem man weiß, daß man ihm nächſtens einen Korb wird geben müſſen. Ich bin ihm gut, er iſt ein vortrefflicher Menſch, und ich behandle ihn darnach; aber das täuſcht ihn, darauf baut er Hoffnungen, und trotz aller Winke, die ich ihm gebe, fährt er fort, mir den Hof zu machen und demnächſt wird er bei mir mit einem Antrage herausrücken, wie er es ſchon bei Dir gethan hat. Er weiß, daß ich ihn nicht liebe, aber er iſt überzeugt, daß ich ihn lieben werde; das iſt bei ihm zur fixen Idee geworden.“

„Aber warum ſollſt Du ihn nicht lieben können?“ fragte Sir William.

Lucy peitſchte ungeduldig die Pferde, daß ſie ausgriffen und in raſcheſtem Trabe die Corraterie hinaufſprengten.

„Peitſche mir den guten Hector nicht ſo unbarmherzig,“ lächelte der Vater.

„Das iſt Deine Schuld, Papa. Wie kannſt Du nur ſolche Fragen ſtellen? Biſt Du ſchon ſo alt, um ſolcher Fragen fähig zu ſein? Du ſagſt immer, daß Du mit mir wieder jung geworden biſt — ich glaube es manchmal, aber ſolche Fragen machen mich wieder irre.“

„Wohl! Du haſt Recht!“ ſagte der Vater begütigend, — „aber ſelbſt für unbeſtimmte Gefühle ſucht man wenigſtens nach allgemeinen Urſachen; man will ſich doch Rechenſchaft geben — und Du beſonders, Du liebſt es ſonſt, Dir Deine Gefühle und Empfindungen klar zu machen. Ich bin überzeugt, Du kannſt mir auch hier, wenn Du willſt, wenigſtens einen allgemeinen Grund Deines Widerſtrebens gegen dieſe Heirath angeben.“

Lucy ſchwieg eine Zeit lang, dann fragte ſie: „Nicht wahr, Papa, auf dem Namen Deines Onkels, des alten Lord Macdonald, ruht ein gewiſſer Schandfleck?"

„Ja! Leider!" ſeufzte Sir William. — „Leider hat er ein Leben, das ein ruhmvolles hätte ſein können, durch eine gemeine Geldſpeculation befleckt. Leider hat er ſeine hohe Stellung benutzen wollen, um ſich ſchnell zu bereichern. Ohne dieſe Schwäche würde unſere Familie einen Mann aufzählen, der ſich neben Nelſon ſtellen könnte. Aber wie kommſt Du jetzt auf Lord Macdonald?"

„So!" antwortete Lucy, „ich wollte Dir ſagen, daß ich ganz wohl einen Lord Macdonald mit ſeinem Schandfleck heirathen könnte, weil er trotz Allem ein Mann iſt, weil er etwas gethan hat, weil er mit einer kleinen elenden Brigg große feindliche Schiffe genommen, weil er Europa und Amerika mit ſeinen kühnen Thaten in Erſtaunen geſetzt hat."

„Du liebſt die Soldaten, wie alle Mädchen," ſagte Sir William und fügte lächelnd hinzu: „ich ſchätze mich glücklich, bei Trafalgar geweſen zu ſein, ſonſt hätte ich das Herz meiner Tochter vielleicht nie gewonnen."

„Papa!" rief Lucy und ſah ihn mit einem zärtlich vorwurfsvollen Blicke an, „Du wäreſt ein Mann und mein dear Pa auch ohne Trafalgar. Du irrſt übrigens; ich liebe die Soldaten nicht. Zum größten Theile ſind ſie roh, ungebildet und eingebildet; ſie meinen, die Welt könnte ohne ſie nicht beſtehen und gewiß wäre ſie glücklicher, wenn es nicht einen einzigen Soldaten auf Erden gäbe. Ihre ſchönſten Thaten ſind oft, in der Nähe betrachtet, nur Früchte der Gewohnheit, der Disciplin, des Gehorſams oder höchſtens des Temperamentes, ſelten der Ueberlegung, der Ueberzeugung, der Begeiſterung. Ihre auffallendſten Thaten zerſtören in ihnen oft das Beſte, was der Menſch in Herz und Seele beſitzt. Nein, Papa, ich liebe die Soldaten nicht, aber ich liebe die Männer, die etwas thun, die etwas zu Stande bringen, und ich werde nie einen andern heirathen und lieben, als einen ſolchen, der ſchon etwas gethan hat, oder dem ich es anſehe, daß er etwas Rechtes zu thun fähig iſt.“

„Well! Well!“ murmelte der Alte, „Du biſt mein altes britiſches Mädchen — aber,“ fügte er lächelnd hinzu, „ich glaube, daß wir der Gefahr, Herrn Starling zu begegnen, nicht mehr ausgeſetzt ſind und daß wir anſtatt nach Carouge nach Hauſe fahren könnten.“

Lucy wandte den Wagen, als Künſtlerin, wie man ſich auszudrücken pflegt, auf dem Raume eines

Tellers und jagte in die Stadt zurück und über die Inſel auf den Quai des Bergues. Dort ließ ſie die Pferde wieder langſamer gehen, um den Zöglingen eines der zahlreichen Knaben-Inſtitute Genfs, die eben den Quai kreuzten, Raum zu laſſen und ſie mit Muße betrachten zu können.

„Sieh, die hübſchen Knaben, Papa," ſagte ſie.

„Es ſind viele Engländer darunter," bemerkte Sir William.

In demſelben Augenblicke erſcholl ein heftiges Angſtgeſchrei. Ein Mädchen von ungefähr dreizehn Jahren hatte ein kleines Kind, das ſie unvorſichtiger Weiſe auf's Parapet geſetzt, um es ſich auf den Rücken zu heben, in die Rhone fallen laſſen. „Das Kind! das Kind!" ſchrie ſie und lief mit der Schnelligkeit der Rhonewellen um die Wette dem Quai entlang. Die fürchterlichſte Todesangſt blickte aus ihrem blaſſen, von Entſetzen entſtelltem Geſichte. Lucy ſah, ſelbſt vor Schrecken erſtarrt, bald das Mädchen an, bald nach dem Kinde, das von den fürchterlich reißenden und ſchäumenden Rhonewellen, dort, wo ſie mit gewaltigem Falle aus dem See ſtürzen, herauf- und heruntergeworfen wurde, bald auf der Oberfläche erſchien, bald unter dem Schaume verſchwand. Trotz dem Feſſelnden des ſchrecklichen Schauſpiels wurde ihre Aufmerkſamkeit plötzlich doch auf ein anderes in ihrer nächſten Nähe abgelenkt. Einer der Knaben des vorüberziehenden Inſtituts befand ſich auf dem Trottoir, unmittelbar am Wagen Lucy's, der ſtille hielt, mit einem älteren Manne, offenbar einem Lehrer oder dem Vorſteher der Anſtalt, in einem heftigen Kampfe. Der Knabe, ein Junge von ungefähr fünfzehn Jahren, blond, ſchlank und einer von denen, die Lucy's Aufmerkſamkeit ihrer jugendlichen Schönheit wegen angezogen, ſtieß den Lehrer, der ihn krampfhaft feſtzuhalten ſtrebte, mit Gewalt von ſich; der Lehrer aber faßte ihn mit beiden Armen um den Leib; da ballte der Schüler die Fauſt und ſtieß ihn vor den Kopf, daß er rückwärts taumelte. Der Knabe ſtand im ſelben Augenblicke auf dem Steingeländе und ſtürzte ſich, unter dem Aufſchrei ſeiner Mitſchüler und des verſammelten Volkes, in das ſchäumende Waſſer, das ihn mit ſeiner reißenden Schnelligkeit ſofort entführte und für lange Secunden unſichtbar machte. Der Lehrer, der ſich mit offenbarer, moraliſcher Anſtrengung von dem betäubenden Schlage raſch erholte, rang die Hände und rief, indem er den Quai hinablief, nach Hilfe. Ihm nach eilten, rufend, ſchreiend, zum Theil weinend, die andern Zöglinge und an dieſe ſchloß ſich das Volk, das ſich bei dem allgemeinen Geſchrei verſammelt hatte. Auch Lucy jagte die Pferde, den Blick immer den ſchäumenden Wellen zugewandt, der Menge nach.

„Der brave Junge! der brave Junge!“ rief ſie, indem ſie dahintrabte, als ob ſie ihn erreichen wollte.

„Der arme Lehrer!“ ſagte Sir William, „welche Verantwortlichkeit, welch' ein Unglück für ihn, wenn der Junge zu Grunde geht. Aber er hat das Seinige gethan, ihn von dem tollkühnen Sprunge abzuhalten. Es iſt Herr Röder, ein Deutſcher, der Vorſteher der Anſtalt.“

Lucy hörte nicht; ſie hatte ſich im Wagen aufgerichtet und ſah, indem ſie die Pferde dahinlaufen ließ, unverwandten Blickes nach der Rhone. Indeſſen hatte Herr Röder den Rock abgeworfen, um ſich ſeinem Schüler nachzuſtürzen; aber da entwickelte ſich zwiſchen ihm und den anderen Zöglingen ein ähnlicher Kampf, wie der, den er ſoeben durchgemacht hatte. Er ſtand am Steingeländе und ſtrebte hinauf zu gelangen, während ſich die Knaben an ſeinen Leib, an Arme und Beine hängten, um ihn vom Sprunge abzuhalten. Sein Geſicht war blaß, ſeine großen ſchwarzen Augen traten aus den Höhlen und ſtarrten während des Ringens fortwährend in die ſchäumende, fürchterliche Fluth, wo ſie weiß und heulend durch die Schleußen unter der neuen Brücke der hidrauliſchen Maſchine entgegenſchnellt. Plötzlich klärte ſich ſein Geſicht auf; ein glückliches Lächeln beleuchtete es: ein tiefer Seufzer hob ſeine Bruſt und das ganze verſammelte Volk, das nach dem erſten Lärm ſprachlos und ſtumm geworden war, ſtieß ein Geſchrei des Jubels hervor. Der heldenmüthige Knabe, der eben im Schwalle verſchwunden geweſen, hing an einer der Schleußenpfoſten, indem er mit dem einen Arme den Balken umklammerte, mit dem andern das gerettete Kind über die Fluthen hielt. Die ſchottiſche Mütze war verſchwunden; aus ſeinem röthlich blonden Haar, wie aus den Kleidern, floß das Waſſer in Strömen. Er achtete nicht darauf; er ſah nur auf das Kind hinab, das bewegungslos unter ſeinem linken Arme lag. Die Zöglinge ſtürzten auf die Brücke, um ihm nahe zu ſein und riefen jubelnd und gerührt: „Odo! Odo!“ Er nickte ihnen zu und antwortete dem Zuruf mit einem kurzen Lächeln; dann aber ſuchte er ſich mit größter Kaltblütigkeit auf ſeinem gefährlichen Standpunkte feſter zu ſtellen und nachdem ihm dieſes gelungen, faßte er das Kind mit beiden Händen und neigte es leiſe und langſam, um das Waſſer aus Mund und Naſe ſtrömen zu laſſen. Er führte dieſe Operation ſo beſonnen aus, wie ein alter Schwimmmeiſter, und mit dem beſten Erfolge; denn das Kind, das bisher bewegungslos in ſeinem Arme gelegen hatte, begann zu zappeln und ſing endlich zu weinen an.

Mittlerweile flog auf der Stromſchnelle, von der Bergues-Brücke her, mit der Raſchheit eines Pfeiles, einer der ſtets bereitſtehenden Rettungskähne herbei. Zwei kräftige Fiſcher lenkten ihn kunſtvoll dem Knaben entgegen, der ihnen in dem Augenblicke, da ihn der Kahn berührte, das Kind entgegenſtreckte. Aber bei dieſer Bewegung verlor er ſeinen Halt und ſtürzte auf's Neue in die Fluth, während die Fiſcher das Kind in den Händen hielten. Wieder erſcholl ein Schrei des Entſetzens, wieder verwandelte er ſich in einen Anruf der Freude, denn Odo arbeitete ſich ſogleich wieder empor und ſchwang ſich mit einer kräftigen Bewegung in den Kahn. An dieſem war ein Seil befeſtigt, daran er an das Ufer, an die Treppe des daſelbſt an Ketten liegenden Waſch-Schiffes gezogen wurde. Nun liefen Herr Röder und die Zöglinge wieder von der Brücke auf den Quai zurück. Herr Röder ſprang die Treppe hinab und empfing ſeinen Zögling in ſeinen Armen, während die Schweſter des geretteten Kindes daſſelbe in Empfang nahm und noch ganz außer Faſſung, blaß und verwirrt durch die Menge und ihrer in der Nähe liegenden Wohnung, in der Vorſtadt St. Gervais, entgegeneilte.

Alles drängte ſich um den Retter, der jetzt oben auf dem Quai ſtand. Das Volk ertheilte ihm Lobeserhebungen, ſeine Mitſchüler ſuchten ihm die naſſe Jacke abzuziehen, indem ſie ihn bald mit ſeinem Namen Odo, bald mit Max, bald mit Mary anredeten. Er hörte das Alles nicht, er betrachtete nur die aufgeſchwollenen Schläfe ſeines Lehrers.

„Ich erinnere mich," ſagte er ſanft, „das habe ich gethan; ich habe Ihnen einen Fauſtſchlag verſetzt. Verzeihen Sie mir, Herr Röder."

„Sei nicht ſo dumm, mein Junge," erwiederte dieſer; „das iſt Dir für alle Ewigkeit vergeben. Verlieren wir nicht die Zeit; Du mußt aus den naſſen Kleidern heraus, daß Du dich nicht erkälteſt."

Herr Röder ſah ſich um, wie nach einem befreundeten Hauſe ſuchend, in das er mit Odo treten konnte. Da ſtand Lucy neben ihm und ſagte in deutſcher Sprache: „Herr Röder, vertrauen Sie mir dieſen Gentleman; wir bringen ihn in unſerem Wagen raſch in unſer Landhaus, das nicht fern von hier iſt."

„Ich nehme mit Dank an, Miß; meine Penſion liegt eine halbe Stunde weit von der Stadt."

Schon hatte Lucy den Mantel, der eben ihre und ihres Vaters Füße bedeckt hatte, um die Schultern Odo's geworfen; Sir William machte eine einladende Bewegung und Odo, der Lucy verſchämt und lächelnd gewähren ließ, ſtieg in den Wagen. Herr Röder ſchickte die andern Zöglinge nach Hauſe mit dem Auftrage, friſche Wäſche und Kleider in die Villa Sir William's zu ſenden und ſtieg, ebenfalls eingeladen, in den Wagen. Miß Lucy ſchwang ſich auf den Bock und der Wagen rollte mit Blitzesſchnelle über den Quai du Montblanc ihrem Landhauſe zu. Von Zeit zu Zeit wandte ſie den Kopf, und wenn ſie Odo zittern ſah, ſchlug ſie mit dem Eifer eines wettrennenden Grooms auf die Pferde los. Auch dauerte die Fahrt nicht fünf Minuten.

Sir William führte Lehrer und Schüler ſogleich in ſein Schlafzimmer, das er ihnen zur Verfügung ſtellte, und verließ ſie, um ihnen volle Freiheit zu laſſen. Ein Bedienter brachte gleich darauf Wäſche und Schlafrock und ein anderer heißen Thee, den Miß Lucy bereitet hatte. Odo wollte den herrlichen Caſchmirſchlafrock genießen und noch einigemal darin im Zimmer auf und abſtolzieren; aber Herr Röder zwang ihn in's Bett, hüllte ihn ein und gab ihm zwei Taſſen Thee zu ſchlürfen. Er ſaß dann noch einige Zeit bei ihm, und nachdem er ſich überzeugt, daß ſein Puls nicht um einen Schlag ſchneller ging, als es bei ſeinen fünfzehn Jahren natürlich war, empfahl er ihm, daß er ein wenig zu ſchlafen verſuche und ging dann in den Salon, um Sir William und ſeiner Tochter für ſo viel Güte zu danken.

Miß Lucy kam ihm ſogleich entgegen. „Wie geht es Ihrem Schüler?“ fragte ſie eifrig.

„Ganz vortrefflich,“ lächelte Herr Röder, „ich danke. Ich hoffe, er wird ein wenig ſchlafen und nach einer Stunde wird von dem Abenteuer keine Spur vorhanden ſein.“

Sir William lud ihn ein, ſich zu ſetzen; dann fragte er: „Wer iſt der Knabe?“

„Er iſt Ihr Landsmann, Sir,“ antwortete Herr Röder. „Er kommt aus Devonſhire und ſtammt aus einer guten Familie; ſein Name iſt Odo Warthington.“

„Es ſcheint ein braver Junge,“ ſagte Sir William.

„O Sir,“ rief Herr Röder mit Innigkeit, „ein vortrefflicher Junge, ein ausgezeichneter Junge; ja, ich kann ſagen, ein ausgezeichneter Menſch.

„Ich habe,“ fuhr Sir William fort, „während der Junge in der Rhone war, auch Sie bedauert; ich habe Ihrer beinahe eben ſo ſehr gedacht, wie des Knaben und ſeiner Gefahr. Welch ein Unglück für Sie, wenn dem Jungen etwas geſchah — welche Verantwortlichkeit den Eltern gegenüber, die ihn Ihnen anvertrauen. Es iſt eigentlich ſchrecklich. Ich dachte ſchon daran, daß ich Ihnen bezeugen wollte, daß Sie Ihr Möglichſtes gethan, um ihn von dem Sprunge in's Waſſer abzuhalten. Nun Sie tragen das Zeugniß im Geſichte," lachte der alte Herr. „Hat der Junge gerungen und geſtoßen wie der beſte Boxer Altenglands. Man ſchlägt ſich ſelten ſo gut, um ſich zu einer guten That den Weg zu bahnen."

Herr Röder lächelte mit und ſagte, indem er das geſchwollene Geſicht im Spiegel betrachtete: „Dieſer Stoß iſt mir lieber, als jede Liebkoſung, die ich je von meinen Zöglingen erfahren; ich möchte eine Spur davon zum ewigen Andenken bewahren, wenn das ginge. Was aber meine Lage während der Gefahr betrifft, ſo verſichere ich Sie, Sir, daß ich nicht einen Augenblick an meine Verantwortlichkeit gedacht habe, ſondern nur an die ſchreckliche Möglichkeit. Der Tod dieſes Jungen wäre mir ſo nahe gegangen, wie der Tod meines eigenen Kindes. Niemand weiß es beſſer als ich, daß die Welt an ihm einen trefflichen Bürger verloren hätte. Solche Knaben wachſen nicht alle Tage."

„Indeed? Wirklich?" fragte Lucy, die in einem Fauteuil Herrn Röder gegenüber ſaß, halb in Gedanken verſenkt, halb zerſtreut.

„Wirklich!" beſtätigte Herr Röder, zu der jungen Dame gewendet. „In einer ſiebenzehnjährigen pädagogiſchen Laufbahn hatte ich Gelegenheit, über tauſend jugendliche Gemüther kennen zu lernen und zu ergründen, wie es ſonſt nicht möglich iſt; aber ich verſichere Sie, Miß, ich kenne vielleicht nicht drei Menſchen, die ſich an männlichem Muth, an Güte des Herzens, an Geradheit des Geiſtes und Gemüthes und an Wahrhaftigkeit des ganzen Weſens mit ihm meſſen könnten.

Der alte Pädagog hatte dieſe Worte mit ſolcher Innigkeit ausgeſprochen, daß ihm die Stimme zitterte, und daß ſich Miß Lucy gerührt fühlte.

„In der That? in der That?“ wiederholte ſie fortwährend, während der Vater verſicherte, daß der Junge ganz dieſen Eindruck mache.

Es trat ein Augenblick des Stillſchweigens ein, und vielleicht nur um etwas zu ſagen, vielleicht auch weil ihr Alles, was Odo betraf, Theilnahme einzuflößen anfing, fragte Lucy: „Was bedeuten die Namen, die ihm Ihre Zöglinge gegeben haben? Die Einen nannten ihn Mary, die Andern Man?“

Herr Röder lächelte: „Das ſind Spitznamen. Jeder der Zöglinge hat ſeinen Spitznamen und je beliebter einer iſt, einer deſto größeren Anzahl von Spitznamen erfreut er ſich. Odo war kaum drei Tage in meinem Hauſe, als er ſchon Mary hieß. Seine weiblichen Tugenden, ſeine Sanftmuth, ſeine

Bereitwilligkeit zu jeder Hülfe brachten ihm dieſen Mädchennamen zu Wege. Bald aber erkannte man, daß ſich mit dieſen echt weiblichen Eigenſchaften eben ſo viele, ja mehr, männliche verbanden, Muth, Ausdauer, Offenheit u. ſ. w., und um die Gerechtigkeit und das Gleichgewicht herzuſtellen, hieß er plötzlich neben Mary auch Man, der Mann, der normale Menſch."

Sir William und Miß Lucy lächelten. Herr Röder lächelte mit. „Glauben Sie mir," ſagte er, „der Inſtinct der Kinder und Mitſchüler erräth das innerſte Weſen eines neuen Zöglings eben ſo ſchnell und klar, wenn nicht ſchneller und klarer, als die alte Erfahrung des Erziehers. Sehr oft hat mir der Spitzname den Weg angedeutet, den ich mit einem neuen Zögling einzuſchlagen hatte."

Solche und ähnliche Bemerkungen des berühmten Pädagogen intereſſirten Sir William, indem ſie ihm belehrende Blicke in eine ihm ganz unbekannte Welt gewährten und erweckten ſeine Theilnahme um ſo mehr, als Alles, was Herr Röder ſagte, den Stempel der Wahrheit trug, leicht und raſch einleuchtete und dabei deſſen große Liebe zu ſeinem Berufe und ein allgemeines menſchliches Wohlwollen athmete. Sir William hatte viel zu fragen und Miß Lucy horchte mit ihm und ließ ſich gerne belehren. Erziehung hat für alle weiblichen Seelen einen großen Reiz; dieſer Beruf, ſo ſchön vertreten wie er hier war, ſchien ihr mit Einem Male der ſchönſte und heiligſte. Doch hörte ſie am liebſten zu, wenn Herr Röder, aus der Theorie auf die Praxis übergehend, ſich auf Beiſpiele berief und bei dieſer Gelegenheit manchmal Odo, als das nahe liegende Exempel, erwähnte. Eine ſolche Erinnerung mahnte ſie daran, ſich nach ſeinem Befinden zu erkundigen und ſie ſtand auf, um einen Bedienten in's Schlafzimmer zu ſchicken und wollte den Salon verlaſſen, als ſie erſtaunt am Fenſter ſtehen blieb und, in den Hof hinabblickend, ausrief:

„Papa, da tummelt ein engliſcher Midſhipman Dein Reitpferd.“

Sir William eilte an's Fenſter, auch Herr Röder erhob ſich und rief, nachdem er einen Blick in den Hof geworfen: „Iſt der Junge ſchon auf dem Rücken eines Pferdes!“ Jetzt erſt erkannten Sir William und Miß Lucy in dem reitenden Midſhipman ihren Gaſt, den ſie noch im Bette wähnten. Es war in der That Odo, der, von Reitknechten, Bedienten und dem ganzen Hausgeſinde bewundert, die engliſche Stute des Hausherrn, die eben vom Hufſchmied heimgekehrt war, in dem nicht ſehr ausgedehnten Hofe der Villa, mit wilder Kunſt die ganze Schule und allerlei Kunſtſtücke durchmachen ließ.

„Er ſitzt gut zu Pferde," ſagte Lucy.

„Beſſer, als man es an uns Seeleuten gewohnt iſt," verſicherte Sir William.

Herr Röder wollte ihn rufen; aber Lucy bat, ihn nicht zu ſtören; offenbar freute es ſie, den Jungen zu Pferde zu ſehen, wie er ſich in jugendlicher Kraft und Anmuth tummelte.

„Er trägt in der That eine engliſche Seemannsuniform, ganz ordonnanzmäßig," ſagte Lucy; „wie kommt er in dieſe Tracht?"

„Odo iſt wirklich Midſhipman in der engliſchen Marine," erwiederte Herr Röder; „er iſt bei mir nur auf Urlaub, um die deutſche und franzöſiſche Sprache zu erlernen. Man hat ihm aus der Penſion zum Kleiderwechſeln die Uniform geſchickt, die er ſonſt nur an Sonntagen trägt."

„Alſo mein richtiger Camerad," lachte Sir William.

Jetzt bemerkte Odo, daß er vom Fenſter aus beobachtet war; er erröthete, ſchwang ſich mit einem Sprunge aus dem Sattel, übergab das Pferd einem Reitknecht und ging, einem Winke Herrn Röder's folgend, in's Haus. Eine Minute darauf trat er in den Salon.

„Anſtatt ſofort Sir William und Miß Spencer aufzuſuchen,“ ſagte Herr Röder, „um für ſo viel Güte zu danken, tummelſt Du dich im Hofe zu Pferde herum. Odo lachte: „Sie haben Recht, Herr Röder; aber eben, da ich mich hier anmelden laſſen wollte, ſah ich das prächtige Pferd, und ich konnte nicht widerſtehen. Sie wiſſen ja, meine Leidenſchaft.“

„Ja, ja,“ lachte Sir William, „das Pferd iſt die unglückliche Leidenſchaft aller Seeleute; ich kenne das. Wo wir immer landeten, wir ſahen uns überall gleich nach Pferden um und eine halbe Stunde nach der Landung trabten und jagten wir, zur Beluſtigung der Straßenjungen, oft auf den erbärmlichſten Roſinanten durch die erſchrockene Bevölkerung.

„Da Sie das kennen, Sir William, ſo werden Sie mich entſchuldigen,“ lachte Odo wieder, „ich bitte Sie um Verzeihung.“

Sir William ergriff die dargebotene Hand und ſchüttelte ſie; eben ſo that ſeine Tochter, die Odo ebenfalls um Verzeihung bat.

„Ja,“ ſagte Odo dann, „ich ſoll auch danken; ich danke herzlich für ſo viel Gaſtlichkeit, für das gute Bett, für den guten Thee und für — ja für was noch?“ ſetzte er verlegen mit einem gegen Herrn Röder gewandten fragenden Blicke hinzu.

„Nun, für ſonſt nichts; das iſt Alles," lachte Sir William.

Herr Röder wollte ſich nun mit ſeinem Zöglinge empfehlen; aber ſie wurden zum Eſſen, mit dem man ihrethalben ſo lange gewartet hatte, zurückgehalten. Gegen Abend brachte ſie Sir William, der verſicherte, daß er ſich nur ungern von Odo trenne, in ſeinem Wagen nach der ſchönen La Châtelaine, der Anſtalt Herrn Röders, zurück. Lucy hielt wieder die Zügel. Als ſie in den, das weitläufige Gebäude umgebenden, Park einfuhren, ſtanden ſämmtliche Zöglinge verſammelt da und empfingen den Helden des Tages mit hundertfachem: Hoch Odo! Hurrah Mary! Vive Mau! und ſo rufend, liefen ſie neben dem Wagen bis an die Thüre des Hauſes. Lucy machte es den Eindruck, als wäre ſie der Wagenlenker eines einziehenden Triumphators; die Rufe der Kinder erſchütterten ſie im Innerſten, und als Odo aus dem Wagen geſprungen und, von ihnen umgeben, geherzt, umarmt, geküßt wurde, traten ihr die Thränen in die Augen. Sie erinnerte ſich plötzlich des Geſpräches über Heirath von heute Morgen und dachte: Welch ein Glück, einen ſolchen Sohn zu haben — oder einen Geliebten, einen Mann, der nach vollbrachten Heldenthaten von ſeinem Volke ſo empfangen wird!

Zweites Capitel.

Odo, von Sir William eingeladen, ſo oft als möglich zu kommen, war in der engliſchen Villa bald heimiſch. Herr Röder, der treffliche Erzieher, wohl wiſſend, daß der Umgang mit ſolchen Menſchen das beſte Erziehungsmittel ſei, erlaubte ihm, ſo oft es ſeine Stunden geſtatteten, die neuen Freunde zu beſuchen. Nach ſolchen Beſuchen pflegte Sir William auszurufen: Lucy, Lucy, warum biſt Du nicht ein Junge geworden! und Lucy fühlte ſich durch dieſen Vorwurf, der ein mittelbares Compliment für Odo war, nicht gekränkt. Dieſem that die Liebe, die man ihm im Hauſe zeigte, ſehr wohl; ſie machte ihn heiter und geſprächig, ohne daß er ſich von Urſachen und Wirkungen Rechenſchaft abgelegt und ſeine Unbefangenheit verloren hätte. Meiſt war er mit Vater und Tochter allein. Mr. Starling, der Heirathscandidat, dem Lucy damals auf der Bergues-Brücke ausgewichen war — welchem Umſtande ſie das Schauſpiel in der Rhone und die Bekanntſchaft Odo's verdankte — kam einige Male und traf auch Odo. Er machte den erwarteten Heirathsantrag nicht und nahm endlich Abſchied, da er Genf verlaſſen und eine größere Reiſe machen wollte. Bei der Gelegenheit konnte er nicht umhin, Odo das größte Lob zu ertheilen, und lächelnd auf die mütterliche Zärtlichkeit Lucy's für den Knaben anzuſpielen. „Werden Sie ja ein großer Mann, Odo,“ ſagte er zu dem Knaben „wenn Sie ſich die Liebe Ihrer Mama erhalten wollen, wenigſtens ein Nelſon, Wellington oder Shakſpeare; Ihre Mama kann nur die höchſten Spitzen der Menſchheit lieben; gewöhnliche Menſchen ſind ihr ein Greuel.“

So ſprechend verneigte er ſich und verließ das Zimmer.

„Mama!“ lachte Odo, „Miß Lucy, er nennt Sie meine Mama.“

Lucy lächelte und legte ihm die Hand auf den Kopf. Doch ſchien es ihr, als hätte ſich Starling damit, daß er ihr dieſen Titel gab, an ihr rächen wollen.

„Iſt es wahr Mama, daß Sie nur einen großen Mann lieben können? fragte Odo naiv.

„Nein, mein Freund,“ erwiderte ſie ernſt, „es iſt nicht wahr. Ich kann nur einen Mann, einen rechten

Mann lieben, aber ein großer Mann braucht es nicht zu ſein.“

Es iſt mir, dachte ſie bei ſich, als ob ich ſelbſt einen Knaben lieben könnte. Aber um dieſen Gedanken zu zerſtreuen, ſchlug ſie Odo ein Federballſpiel vor und verbrachte ſie den ganzen Nachmittag mit ihm in kindiſchen Spielen, obwohl es beſprochen geweſen, heute ein Shakſpeareſches Stück, und zwar Julius Caeſar zu leſen. Sie hatte es ſich nämlich bei Herrn Röder ausgewirkt, mit Odo den engliſchen Dichter leſen zu dürfen. Mit jener weiblichen Vorliebe für Erziehung, die jetzt zum erſten Male in ihr erwachte, wünſchte ſie etwas zur Ausbildung ihres Lieblings beizutragen. Sein männlicher Character ſchien ihr ſo gut angelegt, daß ſie glaubte, man müßte ihn ganz ſeiner ſelbſtändigen Entwickelung überlaſſen, ja er ſtand in ihren Augen ſo hoch, daß ſie es für Anmaßung angeſehen hätte, da eingreifen zu wollen. Auch ſeinen Umgangsformen glaubte ſie ihre ganze Natürlichkeit belaſſen zu müſſen, um der Geradheit und Wahrhaftigkeit dieſes Weſens, das ihr ſo wohl gefiel, nicht den geringſten Abbruch zu thun. Aber Odo hatte noch Vieles zu lernen; ſein Geſchmack konnte noch an Kunſtwerken gebildet, das viele Gute in ihm konnte an großen Beiſpielen geſtärkt werden; darum liebte ſie es, mit ihm zu leſen.

Bald waren ihr die Tage, an denen Odo kam, die liebſten in der Woche; an ſolchen Tagen machte ſie keine Beſuche und nahm ſie keine an. Ueberhaupt beſchränkte ſie den ſonſt ſchon geringen Umgang mit wenigen engliſchen Familien immer mehr; am liebſten war ſie im Garten mit Odo allein, oder mit ihrem Vater und Odo im Wagen, den See entlang fahrend, oder auf dem See ſelbſt im Kahne, deſſen Segel und Steuer der Midſhipman leitete. Der Frühling hatte ſich in aller Pracht entfaltet, die er, freilich etwas ſpät, am Genfer See zur Schau trägt. Der Garten der Villa war von Blüthen bedeckt und von Nachtigallen bevölkert; der See warf ſeinen blauen Schimmer durch die Fenſter des Hauſes. Die Dampfſchiffe brauſten immer zahlreicher und von Luſtreiſenden überfüllt, hin und her. Das war die Zeit, bald plaudernd, bald nur in dem Anblick verſenkt, bald mit dem Buche im Garten umherzuwandeln.

Einmal, in ſchattiger Allee auf- und abgehend und den ſchönen Verſen John Keats' horchend, fiel ihr plötzlich Franceſca da Rimini ein und ihr Paolo und der berühmte Vers:

„Und jenes Tages laſen wir nicht weiter."

Sie erſchrak; ſie war empört über ſich ſelber und legte, um Odo zum Schweigen zu bringen und ſich zu ſammeln, die Hand in das Buch.

„Leſen wir nicht weiter?“ fragte er.

Dieſe Worte erſchreckten ſie aufs Neue. Sie fuhr zuſammen, ließ die Arme ſinken und ſah vor ſich hin auf den Sand des Weges.

„Was haben Sie, Mama?“ fragte Odo beſorgt.

Dieſer Titel, der Odo ſeit Starlings Abſchied geläufig geworden, brachte ſie wieder zu ſich.

„Nichts, nichts, mein Sohn,“ ſagte ſie lächelnd — „etwas Schwindel. Leſen Sie weiter, leſen Sie ja weiter.“

Aber als er wieder beginnen wollte, fragte ſie: „Wie alt war John Keats, als er dieſen Endymion ſchrieb?“

„Ich glaube,“ ſagte Odo, „er war achtzehn Jahre alt.“

„Iſt ein ſolcher achtzehnjähriger Knabe“ — ſagte Lucy vor ſich hin und weiter gehend — „nicht mehr werth und nicht mehr Mann, als Hunderttauſende von fünfzigjährigen Männern?“

„Gewiß! gewiß!“ rief Odo, „mir iſt er lieber, als die Hundert achtzigjährigen Lords des Oberhauſes.“

„Wie alt ſind Sie, Odo?“

„Aber Mama!“ rief dieſer lachend — „welch' ein Gedächtniß! Grade um drei Tage älter, als da Sie mich vor drei Tagen fragten, und um vierzehn Tage älter als vor zwei Wochen und grade um einen

Monat älter, als da Sie ſich vor einem Monat nach meinem Alter erkundigten: alſo fünfzehn Jahre, acht Monate, neun Tage. Nie habe ich mein Alter ſo genau gewußt, wie jetzt, da Sie die Güte haben, mich ſo oft zu fragen.“

„Sie ſind unartig,“ ſagte Lucy verdrießlich, indem ſie that, als ob ſie ihm ſeinen Scherz übel nähme, während ſie ſich eigentlich nur über ſich ſelbſt ärgerte, da ſie ſich erinnerte, in der That ſo oft nach ſeinem Alter gefragt zu haben.

„Sein Sie nicht böſe,“ bat Odo, ergriff ihre Hand und küßte ſie zu wiederholten Malen.

Da mußte ſie wieder an Franceſca da Rimini denken und unwillkürlich blickte ſie zurück, ob nicht die ſtrafende Gerechtigkeit hinter ihr ſtehe.

„Wen ſuchen Sie, gute Mama?“ fragte Odo.

Dieſer Name brachte ſie wieder zu ſich; ſie lächelte und ſagte: „Niemand, lieber Sohn.“

Doch verabſchiedete ſie den Knaben heute früher als ſonſt und ging noch lange und allein im Garten auf und nieder. Sie litt das Schmerzlichſte; denn ſie wußte ihr Herz von einem tiefen und innigen Gefühle erfüllt und kam ſich dabei lächerlich vor. Sie ſagte ſich, die Liebe eines jungen Mädchens zu einem ehrwürdigen, edlen Greiſe, wie z. B. ihrem Vater, könne etwas Heldenmüthiges, Rührendes haben, aber die Liebe eines Mädchens ihres Alters, um das ſich ſchon ſo viele Bewerber drängten, das ſeit Jahren vermählt ſein könnte, zu einem Knaben ſei lächerlich, ja müſſe, in den Augen jedes Verſtändigen, abſtoßend, häßlich, beinahe verbrecheriſch ſein. Sie dachte weiter, in die Zukunft. Noch in ſechs Jahren, nach einer langen Zeit, wird Odo ein zweiundzwanzigjähriger Junge, noch immer ein Knabe, beinahe ein Kind ſein und ſie, ein Weib, ein fertiges Weib, das ſchon Kinder auf ſeinem Schooße wiegen könnte. Sie verfolgte dieſen Gedanken weiter, immer weiter in die Zukunft: das Mißverhältniß wurde immer ſchreiender, immer auffallender. Mit vierzig Jahren ſah ſie ſich als früh gealterte, in Mißmuth und Entſagung verblühte Frau, während Odo in ſeiner unverwüſtlichen Friſche als junger Mann neben ihr ſtand, beinahe wie ein Sohn. Ich bin eine Närrin, ſagte ſie ſich und zuckte die Achſeln. Bis jetzt glaubte alle Welt und glaubte ich ſelbſt, daß ich einen geraden und geſunden Menſchenverſtand habe; nun kommt die Närrin zum Vorſchein. Man ſcheint auf dem Continent Recht zu haben, daß jede Engländerin einen verrückten Winkel in Herz oder Hirn haben müſſe. Wir wollen aber ſehen, wer ſtärker iſt, dieſer verrückte Winkel oder der geſunde Reſt.

Sie ging in ihre Stube und ſchrieb an eine

Freundin in England einen langen Brief, in dem ſie zuerſt viel von den Schönheiten des Frühlings am Genfer See erzählte, dann von der neuen Bekanntſchaft mit einem herrlichen Knaben, den der Vater ſehr liebe und aus dem gewiß mit der Zeit etwas Rechtes werde. Dann fügte ſie hinzu, daß ſie ſich alle Mühe gebe, auf den Knaben einen guten Einfluß auszuüben und welche Freude es gewähre, zur Entwickelung einer ſo ſchönen männlichen Natur das Seinige beizutragen. Indeſſen, meinte ſie, nach einer längeren Ausführung dieſes Satzes, indeſſen kann man bei einem mit ſo vielen fertigen Geiſtes- und Herzens-Eigenſchaften geborenen Character wenig thun. Anſtatt ihn erziehen zu wollen, müßte man irgend ein liebliches, von der Natur eben ſo reich ausgeſtattetes junges Mädchen, das jetzt acht oder zehn Jahre alt ſein dürfte, für ihn ſo erziehen, daß es einſt würdig wäre, ſeine Lebensgefährtin zu werden.

In einem P. S. fügte ſie hinzu: „Du wirſt über meinen Brief und deſſen gouvernantenhaften Character lächeln. Du haſt mich eben ſeit vier Jahren nicht geſehen und kennſt nur den Wildfang, den Du in Fräulein Meyer's Penſion in Bonn verlaſſen; ich bin ſeitdem, beſonders in den letzten Monaten, viel ernſter geworden und — ich freue mich deſſen — viel älter als meine Jahre."

Nicht nur große Schriftſteller wie Göthe beruhigen und befreien ſich aus der Befangenheit eines Gefühles durch Niederſchreiben und durch die ſogenannte Objectivirung derſelben; auch junge Mädchen beſitzen dieſe Kunſt und den Drang, ſie auszuüben — daher in gewiſſen Jahren ihre Schreibeluſt, ihr Hang zu Tagebüchern und Correſpondenzen. Freilich, das Genie befreit ſich aus ſolcher Befangenheit für immer; das junge Mädchen nur für Momente.

Als Lucy ihren Brief geendet hatte, war ſie von ihrer ſchweſterlichen oder mütterlichen Liebe zu Odo vollkommen überzeugt, ruhiger als ſeit vielen Tagen und über manche Thorheit lächelnd, die ihr während der letzten Zeit durch Herz und Kopf gegangen, begab ſie ſich zu Bette.

Lucy hatte das Bedürfniß, ſich ſelbſt in dieſer Ueberzeugung zu befeſtigen, und zu dieſem Zwecke nahm ſie gegen Odo einen ganz andern, wie ſie ſagte, einen mütterlichen Ton an, der nicht immer ohne Strenge war. Sie unterdrückte mit Bewußtſein eine gewiſſe Befangenheit, die ſie in ſeiner Geſellſchaft immer fühlte, behandelte ihn mit der größten Vertraulichkeit und hatte oft Manches an ihm auszuſetzen. Odo war anfangs betroffen, fügte ſich aber bald, ja bat ſie, doch recht viel an ihm zu hofmeiſtern. Dies geſchah manchmal mit einer Herbheit, daß ein Dritter hätte glauben können, der Umgang mit dieſem jungen Menſchen ſei ihr zur Laſt, oder daß ſie mindeſtens in ſeiner Geſellſchaft große Geduldproben zu beſtehen habe.

Sie fuhren wieder auf dem See, Odo und Lucy allein. Die Sonne war ſchon untergegangen. Sie kamen von der Villa Diodati, dem Landhauſe, das Byron ſo lange bewohnt und in dem er ſeinen Freund Shelley ſo oft empfangen hatte. Sie hatten einige Tage vorher Child Harald geleſen und dieſe Fahrt, um die Odo ſeine Freundin gebeten hatte, war ihm wie eine fromme Pilgerfahrt. In der That fühlte er ſich noch auf dem Rückwege von jener unſäglich ſchönen Andacht erfüllt, welche jugendliche, empfängliche Gemüther an ſolchen Stätten überkommt, die durch ihre Ideale geweiht worden ſind. Er war mit dem erſten Schritte in die Villa Diodati ſchweigſam geworden und ſchweigſam ſaß er noch am Steuer. Lucy hatte ihn beobachtet und wußte, was in ihm vorging. Sie ſaß ihm gegenüber am andern Ende des Kahns und ſah ihn mit gerührtem Blicke an. Dieſe ſtrebende, friſche, ahnungsvolle Seele erfüllte ſie mit einer heiligen Ehrfurcht und das war ihr ſo rührend, daß ſie dieſe Ehrfurcht vor einem Kinde empfand. Sie ſelbſt kam ſich ihm gegenüber ſo alt, ſo fertig vor: dort drüben war alle Zukunft und

Alles, was uns aufregt, wenn wir an Zukunft denken. Die Thränen ſtiegen ihr in's Auge, eben als er ausrief: „Miß Lucy, ein ſolcher Child Harald!“

Sie mußte antworten, aber ſie durfte nicht ſo antworten, wie ſie es gewünſcht hätte, und ſo rief ſie mit jener Heuchelei, mit der wir oft unſere ſanfteſten Gefühle und Gedanken verſtecken, und mit einer Heftigkeit, die ihre Rührung übertäuben ſollte, zurück: „Schämen Sie ſich, Odo! Solche zerriſſene, zerfahrene, mit der ganzen Welt unzufriedene Männer, die keine Männer ſind, kann die Welt nicht brauchen. Der ruhige Mann, der ſeine Pflicht kennt und in ſeinem Berufe das Seinige thut, iſt mehr werth, als alle Byron'ſchen Helden zuſammen genommen!“

Dieſen Mann, den ſie höher ſtellte, als alle Byron'ſchen Helden, ſah ſie keimen in demſelben Knaben, den ſie ausſchalt; ſie vertheidigte ihn gegen ſeine eigenen Worte. Aber das ahnte er nicht, auch dachte er nicht lange über ihre Meinung nach; er hörte nur ihr Schelten und war nur von ihrer Heftigkeit erſchreckt. Er zog raſch das Segel ein, ließ das Steuer fallen und eilte zu ihr hinüber, daß der Kahn ſchwankte.

„Seien Sie nicht böſe, Miß Lucy,“ bat er, indem er ſich zu ihren Füßen ſetzte und ihre Hand ergriff.

Die andere Hand legte ſie auf ſeine Haare und ſagte mit zitternder Stimme: „Ich bin es nicht. Verzeihen Sie, Odo!“

„Verzeihen?“ lächelte der Knabe. „Ich bemerke ſeit einiger Zeit, daß Sie ſehr ſtrenge mit mir ſind. Aber es thut mir unendlich wohl.“

„Wie?“ fragte Lucy überraſcht.

„Ich will Ihnen ein Geſtändniß machen, Miß Lucy.“

„Ein Geſtändniß?“ fragte Lucy, vor Angſt zitternd.

„Sie wiſſen, ich habe Sie lieb. Ich habe Sie lieb, weil Sie ſo ſind, wie Sie ſind. Aber ich habe Sie noch aus einem andern Grunde lieb.“

„Nun?“

„Meine Mutter ſtarb, als ich ein Kind von fünf Jahren war. Sie ſelbſt hatte noch nicht fünfundzwanzig Jahre; ſie war ſo jung, ſo ſchön. Ich erinnere mich ihrer, als hätte ich ſie heute geſehen, beſonders eines Augenblickes. Sie mußte in eine Geſellſchaft und war dazu ſchon angekleidet. Da kam ſie noch herein in die Kinderſtube, um mir gute Nacht zu ſagen. Als ſie hereintrat, ſagte ich mir: wie ſchön iſt meine Mutter! Sie trug ein weißes Kleid mit kleinen blauen Streifchen, das war ganz luftig wie Nebel; in ihren blonden Haaren hatte ſie eine kleine Roſe mit einigen grünen Blättern. Sie war ſo ſchön und ich ſagte ihr es auch. Da lächelte ſie ſo lieblich, ach ſo unendlich lieblich und küßte mich. Ich werde das nie vergeſſen. Miß Lucy, geben Sie mir einen Kuß!“

Lucy bückte ſich herab und blickte ihm in's Geſicht. Ein trauriger, aber unbefangener, offener Blick kam ihr entgegen, der ſich nach der unſchuldigſten Liebe ſehnte und ſie bückte ſich tiefer und küßte ihn auf die Stirne. Sogleich fuhr er fort: „Aber ich erinnere mich nicht dieſes Momentes allein; ich erinnere mich auch, wie ſie einmal einer Unart wegen mit mir zankte und dieſer Moment iſt mir eben ſo theuer, wie der andere. Ach, eine Mutter, die ſchilt, iſt wohl ebenſo lieblich, wie eine Mutter, die küßt. Miß Lucy, ich habe dieſes Glück nur ſo kurz genoſſen! Wenn Sie mit mir zanken, Miß Lucy, möchte ich Ihnen beide Hände küſſen. Ach, wie erinnern Sie mich an meine Mutter!“

So ſprechend drückte er ſein Geſicht in ihre Hände und ſie fühlte ſie von Thränen benetzt. Sie ſaß aufrecht und blickte vor ſich hin. Ein Dampfſchiff näherte ſich; ſie weckte Odo nicht, daß er den Kahn aus deſſen Bereiche bringe. Es brauſte vorbei und das kleine Fahrzeug tanzte auf den aufgeregten Wellen. Lucy drückte das Geſicht, das in ihren Händen lag, und dachte der Lehre, die ſie eben empfangen hatte. — Nun, ſagte ſie ſich, dieſe Lehre ſtimmt ja ganz mit meinen Vorſätzen überein! —

Der Kahn trieb auf der blauen, dunklen Fläche des See's; wie zufällig und ſpät ſtieß er an's Ufer.

Drittes Capitel.

Trotz der Uebereinſtimmung ihrer Vorſätze mit den Gefühlen Odo's war es vielleicht gerade ſein Geſtändniß, welches die Mütterlichkeit verhinderte, im Herzen Lucy's Wurzel zu faſſen. Von dem Augenblicke an, da ſie wußte, daß ſie Odo an ſeine Mutter erinnerte, erhob ihr Herz Widerſpruch. Sie erkannte, daß ſie einen falſchen Weg eingeſchlagen, um jene Ruhe zu gewinnen, die ſie auf ſo unbegreifliche oder wenigſtens verwerfliche Weiſe verloren hatte und ſie wäre glücklich geweſen, hätte ſie irgend einen neuen Gegenſtand der Beſchäftigung gefunden. Wäre in dieſer Stimmung Herr Starling zurückgekehrt, er hätte vielleicht eine zuſagende Antwort erhalten. Dieſe Sehnſucht nach einem neuen Gegenſtande war es, die ſie durch einen natürlichen Gedankengang eines Tages nach dem Kinde, das Odo gerettet, und nach deſſen Familie fragen ließ.

„Haben Sie," fragte ſie Odo, „nie etwas von dem Kinde gehört? Hat ſich die Familie niemals um den Retter gekümmert?"

„Doch, doch!" antwortete Odo. „Gleich den Tag nach meinem Rhoneſprung erſchien der Vater des Kindes in der Penſion, um mir die Hand zu drücken und zu danken. Er that es ſo ſchön und einfach, daß er Herrn Röder ganz für ſich einnahm. Auch mir gefiel der Mann ſehr und ich habe ihn darauf wieder beſucht."

„Und wer iſt er?"

„Das iſt ſchwer zu ſagen; denn er iſt gewiß nicht, wofür er ſich ausgibt. Ich fand ihn im fünften Stock eines Hauſes der Coutance, wo er mit ſeinen zwei Kindern, den beiden Mädchen, eine einzige Stube bewohnt. Da ſieht es ärmlich genug aus. Am Fenſter ſteht ein Werktiſch und an dem ſitzt der Mann und gravirt Uhrgehäuſe. Als er mir entgegenkam und mich empfing, that er es mit einer Feierlichkeit und auf eine Weiſe, als wäre er gewohnt, in großen Sälen zu empfangen."

„Wie heißt er?" fragte Lucy.

„Er nennt ſich Durand und dieſen Namen findet man auch mit dem Prädicat „Graveur" an ſeiner Thüre. Aber er ſagte mir bei meinem Beſuche ſofort, daß dies nicht ſein Name ſei und er nannte mir einen italieniſchen, den ich nicht recht gehört und den ich vergeſſen habe — denn, ſehen Sie, Miß Lucy, es war noch eine Perſon im Zimmer, die mich mehr intereſſirte als Herr Durand und die meine ganze Aufmerkſamkeit in Anſpruch nahm.“

„Das Kind, das Sie aus der Rhone gerettet haben?“ fragte Lucy.

„Das war auch da, aber das meine ich nicht, ſondern das andere Mädchen, welches das Kind in die Rhone fallen ließ. Miß Lucy, welch ein Geſicht und welche Augen! Ein kleines mageres Geſichtchen, blaß wie Lilien; und Augen, die größer ſchienen als das ganze Geſicht und ſo ſchwarz und leuchtend wie ſchwarze Diamanten! Ein ſolches Geſicht kann nur aus Italien kommen. Und wie mich das Geſichtchen anſah, ſo voll Milde und Dankbarkeit; ich verſichere Sie, ich hätte für dieſen Blick mitten im Winter noch zehnmal in die Rohne ſpringen können!“

„So!“ ſagte Lucy, „wie alt iſt das Kind?“

„Sie wird wohl dreizehn Jahre alt ſein.“

„Und ſeitdem haben Sie ſich um dieſe Leute nicht weiter gekümmert? Haben Sie die Bekanntſchaft nicht fortgeſetzt?“

„Nein,“ ſagte Odo, „ſeitdem habe ich jede freie Stunde, die mir die Penſion gelaſſen hat, bei Ihnen zugebracht.“

Lucy athmete tief auf und ſah einen Augenblick ſchweigend auf die Arbeit hinab, die ſie in Händen hielt.

Nach einiger Zeit fragte ſie wieder; Kann man für die Familie nichts thun, da ſie ſo arm ſcheint?“

„Ich glaube nicht,“ ſagte Odo. „Herr Durand, oder wie er ſonſt heißen mag, ſieht in ſeiner Armuth ſo ſtolz aus und ſcheint von ihr umgeben wie von einer Feſtung, die jede ſolche Annäherung abweiſt. Herr Roder meint, er habe gewiß viel beſſere Tage geſehen, und er hält ihn für einen italieniſchen Flüchtling. Auch ſprach er mit ſeinen Kindern italieniſch.

Lucy nahm ſich vor, die Bekanntſchaft dieſer italieniſchen Familie zu machen; auch ſprach ſie Odo davon, ſich von ihm einführen laſſen zu wollen; aber Tag um Tag verging, ohne daß ſie ihn zu dem Gange aufgefordert hätte. Ein gewiſſes Etwas, das ſie ſich nicht eingeſtehen wollte, hielt ſie davon ab. Odo hatte von dem Mädchen mit ſolcher Wärme geſprochen, daß ſie eine gewiſſe Eiferſucht fühlte, und daß ſie nicht ſelbſt die Gelegenheit des Wiederſehens herbeiführen wollte. Um ſich dieſes Gefühles wegen vor ſich ſelbſt zu entſchuldigen, ſagte ſie ſich, daß ja auch Mütter auf ihre Söhne, Schweſtern auf ihre Brüder eiferſüchtig ſind, und ſie fand das natürlich. Iſt es nicht ſchmerzlich, ein Weſen, das uns bis zu einem gewiſſen Momente durch ſo innige Bande verbunden war, plötzlich durch innigere und ſtärkere Feſſeln an eine Frau geknüpft und ſich entführt zu ſehen? Sie empfand, wie weh eine ſolche Erfahrung thun mußte und beſchloß, dieſe Erfahrung ihrem Vater ſo lange als möglich, vielleicht immer, zu erſparen.

So vergingen die Wochen. Der Herbſt war ſchon da, als Odo eines Nachmittags mit eigenthümlich aufgeregtem Geſichte vor Lucy trat, die gedankenvoll am Fenſter des Gartenhäuschens ſaß und ihre Blicke über den See ſtreifen ließ. Der Ausdruck ſeines Geſichts war ein Gemiſch von Freude und Niedergeſchlagenheit.

„Was haben Sie?“ fragte Lucy und fühlte, daß ihr Herz ſchneller zu pochen anfing.

„Eine große Neuigkeit,“ ſagte Odo, „von der ich nicht weiß, ob ſie mich freuen, ob traurig machen ſoll. Sie werden es mir ſagen und Sie werden mir rathen, Mama.“

„Was iſt es? was iſt es?“

Odo zog einen Brief aus der Taſche. „Es iſt ein Brief meines Vormundes Er kündigt mir an, daß mein Schiff, die Penelope, beſtimmt iſt, eine Erdumſeglung vorzunehmen und an den wichtigſten

Punkten des ſtillen Oceans, der Südſee, der indiſchen und chineſiſchen Gewäſſer zu landen. Es ſteht mir frei, ob ich dieſe wundervolle Reiſe, die wenigſtens drei Jahre dauern ſoll, mitmachen will oder nicht?“

„So?“ fragte Lucy gedehnt, „drei Jahre?“

„Was ſoll ich thun?“ fragte Odo.

Lucy ließ die Arme ſinken und lächelte: „Sie fragen, was Sie thun ſollen? Als ob Sie nicht ſchon wüßten, was Sie thun werden!“

„Es iſt wahr,“ rief er, „ich weiß, was ich wünſche. Die herrliche Reiſe! wie viel kann ich ſehen, erfahren, erleben! Wie anders werde ich zurückkommen! Solche drei Jahre zählen mehr als ſonſt ein ganzes Leben; ich denke, ich werde bei meiner Rückkehr ein fertiger Mann ſein. Und doch, Miß Lucy,“ fügte er nach einigen Minuten mit weniger Feuer und mehr Wärme hinzu, „ich will Ihren Rath haben, ich will Ihnen gehorchen. Wenn Sie Nein ſagen, ſo bleibe ich.“

Lucy ſah ihn betroffen, beinahe erſchrocken an. Sie wußte, wie ſehr die Theilnahme an einer ſo großen Unternehmung ſeinem Character, ſeinen innigſten Wünſchen entſprach; ſie wußte, daß eine ſolche Weltfahrt die Verwirklichung ſeiner ſchönſten Träume war, daß ihn einer ſolchen ſeine ganze Jünglingsphantaſie entgegen drängte — und doch wollte er

Reiſen oder Bleiben von ihrem Rathe abhängig machen, wollte er ihr vielleicht, wenn er eine Ahnung davon hatte, mit welcher Wärme ſie an ihm hing, ein ſolches Glück opfern. Es war grauſam von ihm, daß er in dem Augenblicke, da er ihr einen ſolchen Beweis ſeiner Anhänglichkeit gab, ſie zwang, ihn ſelbſt aus ihrer Nähe zu verbannen, einen Rath auszuſprechen, der nur auf Entfernung, auf Trennung lauten konnte.

Nur um einer längeren Rede auszuweichen, die ihre Aufregung hätte verrathen können, ſagte ſie kurz und mit Entſchiedenheit: „Sie werden reiſen!“

„Nein, nicht ſo!“ bat Odo. — „Sie ſollen für mich nachdenken und überlegen, Sie ſollen reiflich erwägen, was mir gut iſt, was nicht. Das wird mir gut thun und ich möchte Ihnen ſo gerne gehorchen. Und,“ fügte er zaudernd hinzu, „wenn Sie nur den leiſeſten Wunſch haben, daß ich hier bleibe; ach wenn Ihnen, meine gute Freundin, mein Bleiben nur einen Augenblick Freude macht, ſo ſagen Sie es.“

Ahnt der Knabe, was er mir iſt? fragte ſich Lucy und zog die Augenbrauen zuſammen. „Sie haben Recht,“ ſagte ſie laut, als ob ſie den letzten Theil ſeiner Rede nicht gehört hätte, „die Sache muß überlegt ſein. Ich werde Ihnen morgen meine Meinung ſagen.“

Sir William kam dazu. Als er hörte, um was es ſich handelte, begriff er nicht, wie ein junger Menſch da zögern könne. Er malte den Reichthum, die Mannigfaltigkeit, den Nutzen einer ſolchen Reiſe mit jugendlicher Begeiſterung aus und rief einmal über's andere: „Fort mußt Du, old fellow. Du mußt fort!"

Trotzdem verſicherte Odo, als er Abends Abſchied nahm, daß in ihm über ſeine Reiſe nichts feſtſtehe, und daß er Alles von dem Rathe der Freundin, den er morgen einholen wolle, abhängen laſſe.

„Deine Freundſchaft für den Jungen," ſagte Sir William, als er mit ſeiner Tochter allein war, „wird Dich doch nicht verleiten, Lucy, ihm einen Rath zu geben, der —"

„Seien Sie ruhig, Papa," fiel ihm Lucy ein, „ich bin keine ſo arge Egoiſtin."

Der Vater ſuchte ihr noch Allerlei betreffs des Nutzens einer ſolchen Reiſe für einen jungen Seemann auseinander zu ſetzen, aber ſie entſchuldigte ſich mit Kopfſchmerzen und ging früh auf ihr Zimmer.

Als Odo am folgenden Tage wieder kam und ſie um das Ergebniß ihrer Ueberlegung fragen wollte, fiel ſie ihm ſelbſt mit der Frage: „Wann reiſen Sie?" in's Wort.

„Morgen!" antwortete Odo und ſchlug die Augen nieder.

„Morgen!“ liſpelte ſie und fügte hinzu: „Dann müſſen Sie noch viel mit Papa ſein.“

So ſprechend, führte ſie ihn zu Sir William, der ihm noch Verhaltungsregeln gab, bis Lucy zum Aufbruch mahnte. Der Wagen ſtand bereit, und Vater und Tochter brachten Odo bis an das Parkthor der Penſion. Sir William drückte ihm die Hand, Lucy ſchloß ihn in ihre Arme, ſchob ihn raſch von ſich und ſprang in den Wagen, wandte die Pferde und jagte in Galopp der Stadt zu. Sir William wiederholte und murmelte immer vor ſich hin: „Schade! Schade! Ich hatte den Jungen ſo lieb wie meinen eigenen Sohn!“ Lucy erwiederte nichts; ſie ſchlug auf die Pferde ein. Sie war zufrieden mit ſich; ſie hatte es dieſen ganzen Tag durchgeſetzt: ſie war nicht einen Augenblick mit Odo allein geblieben.

Wieder am nächſtfolgenden Tage gegen Mittag ſtieg Odo in den Poſtwagen. Herr Röder und eine Anzahl ſeiner Zöglinge hatten ihn bis an das Poſthaus begleitet. Als ſich der Wagen in Bewegung ſetzte, gingen Lehrer und Zöglinge gleich traurig davon. In einer Buchhandlung in der Nähe ſtand Lucy und ſah mitten zwiſchen den Büchern des Auslegekaſtens hindurch der traurigen Abſchiedsſcene zu. Eine ſchwere Thräne rollte auf die Bücher herab.

Viertes Capitel.

In dem Landhauſe am Genfer See hat ſich Manches verändert. Sir William iſt nur ſelten zu ſehen. Nur an ſehr ſchönen Sommertagen fährt ſein Rollſtuhl vom Hauſe, durch die breite Platanenallee bis an die Terraſſe, an deren Fuße die Wellen lispeln. Lucy ſchiebt den Rollſtuhl, ſtellt dem Vater einen Schemel unter die Füße, die ſie ſorgſam mit einem Shawl umhüllt, ſetzt ſich ihm dann gegenüber, nimmt ein Buch zur Hand und wartet ab, ob der Vater lieber ſchweigend oder plaudernd über der ſchimmernden Fläche hinſehe, oder ob er es vorziehe, daß ſie ihm etwas vorleſe. Die leidige Gicht, die ihn ſo früh gezwungen hatte, den Seedienſt, dann ſein Vaterland zu verlaſſen, hat ſich bei dem ſiebenzigjährigen Manne mit erneuerter Gewalt eingeſtellt. Nun ſind es mehr als drei Jahre, daß ſie gegen den ſonſt ſo kräftigen Greis einen Krieg führt, indem ſie ihm nur während der ſchönſten Sommertage einen kurzen Waffenſtillſtand gewährt. Die Winter ſind ein fortwährender Kampf. Er behauptet, daß er in dieſem Kampfe längſt erlegen wäre, wenn ihm nicht die Hilfe, die unausgeſetzte Pflege ſeiner Tochter zur Seite ſtände. Wie glücklich fühlt er ſich, wenn er manchmal am Ufer des Sees ſo daſitzen und gedankenvoll hinausſehen kann, bis der Montblanc, ſein Haupt mit Abendroſen bekränzt, ihn mahnt, ſich vor den ſonſt ſo unſchuldigen Zephyren des Genfer Sees flüchtend zurückzuziehen. Die Heiterkeit der Gegend ſpiegelt ſich dann in ſeinem Geſichte noch glänzender als im See, und die von Schmerz und Leiden zerarbeiteten Züge lächeln ſanft vor ſich hin. Seine Tochter iſt in ſolchen Momenten trauriger anzuſehen, als der gequälte alte Mann. Ihr Geſicht mit den durchſichtigen, feinen Farben, mit dem blonden Haare, iſt ſo jung wie vor drei Jahren und ſieht überhaupt aus, als ob es nie altern könnte; aber der Ausdruck dieſes ewig jungen Geſichtes iſt gealtert. Bei näherer Betrachtung erkennt man doch einige Fältchen, die ſich von oben nach unten zwiſchen die Augenbrauen eingedrängt und dieſe etwas näher an einander gezogen haben. Drei Jahre der Krankenwärterſchaft gehen nicht vorüber, ohne Spuren zurückzulaſſen. Vielleicht kam hier noch Anderes hinzu. Sir William in ſeinen ſchmerzensfreien Momenten glaubte manchmal, der zunehmende Ernſt komme bei Lucy daher, daß ſie ihre Jahre ſo hinſchwinden ſehe, ohne Liebe, ohne Ausſicht auf häusliches Glück. Doch ſprach er ihr nicht mehr von Heirath; ſie hatte dieſe Geſpräche, die Sir William nach der Wiederkehr ſeiner Krankheit oft auf's Tapet brachte, ein für alle Male mit der Erklärung beſeitigt, daß ſie ſich nie zu vermählen gedenke. Sie that dies, als Mr. Starling einige Monate nach Odo's Abreiſe wieder erſchienen und diesmal einen förmlichen Heirathsantrag machte. Sir William ſah außerdem ein, daß ſeine Geſpräche eitel ſein und leere Theorien enthalten könnten, da Lucy außer aller Verbindung mit der Welt lebte und ſich in ihrem Bereiche kein Mann befand, auf den ihre Gefühle gelenkt werden konnten. Außerdem erſchrickt man in engliſchen Familien nicht ſo ſehr vor dem Gedanken, eine Tochter bis tief in die zwanziger Jahre, ja immer unvermählt zu ſehen, und bei Sir William kam vielleicht noch der Egoismus des Alters und der Krankheit hinzu, der ſich bei dem Gedanken, ſich eine ſo treue und liebende Pflegerin zu erhalten, leicht beruhigt.

Aber trotzdem man außer aller Verbindung mit der Welt lebte, war es doch nicht ſo ſehr einſam und ſtille in Sir William's Landhauſe. Odo war bald nach ſeiner Abreiſe durch mehrere Perſonen erſetzt; und das kam ſo.

Kaum drei Tage, nachdem ſie von ihm Abſchied genommen, machte ſich Miß Lucy auf, um das Haus des ſ. g. Herrn Durand, des Graveurs, aufzuſuchen, das ihr Odo genau hatte beſchreiben müſſen. Sie fand es bald, aber die Wohnung war leer. Andere Arbeiter, die auf demſelben Flur wohnten und bei denen ſie ſich erkundigte, ſagten ihr, es müſſe mit ihrem ehemaligen Nachbar, von dem ſie übrigens wenig zu berichten wußten, ein großer Glückswechſel vor ſich gegangen ſein; er habe mit ſeinen beiden Kindern plötzlich die Wohnung verlaſſen und ſei verſchwunden. Ob es ein Glückswechſel zum Böſen oder zum Guten geweſen, konnten ſie nicht ſagen. Er ſei wenig mit ihnen umgegangen und wenn er auch gegen Jedermann freundlich geweſen, ſo habe er doch keine Vertraulichkeit aufkommen laſſen. Lucy ging verdrießlich nach Hauſe; ſie hätte weinen mögen. Es war ihr Bedürfniß, ſich der Geretteten Odo's anzunehmen, etwas für ſie zu thun; ſie wenigſtens zu kennen und durch die Familie, die ihn nothwendig lieben mußte, mit ihm gewiſſermaßen in einer gemüthlichen Verbindung zu bleiben. Das ſollte ihr auch nicht gegönnt ſein. Nach der Ausſage der Arbeiter konnte der Italiener auch in Noth und Elend verſunken ſein; ſie wäre im Stande, ihm und ſeinen Kindern zu helfen und ſich ſo, als Helferin der Familie, unmittelbar an Odo's Thaten zu ſchließen und dieſe fortzuſetzen. Das zu thun ſchien ihr Pflicht, und nun ſollte ihr auch das nicht werden. Und wie gerne hätte ſie das Mädchen mit dem bleichen Geſichte und den großen Augen, von denen Odo mit ſolcher Wärme geſprochen, kennen gelernt! Aus all' dem ſollte nun Nichts werden und ſie ſah eine öde, öde Zeit vor ſich, nachdem ſie noch eine Stunde vorher geträumt hatte, die Wohlthäterin, die Freundin der Familie, vielleicht die Lehrerin der Kinder zu werden. Es war ihr, als müßte ſie ſich an das Mißlingen ihrer liebſten Pläne gewöhnen.

Zu Hauſe angekommen hörte ſie kaum, als ihr der Bediente ankündigte, daß ſie ein fremder Herr im Salon erwarte. Als ſie eintrat, ſah ſie einen Mann von ungefähr fünf- oder ſechsunddreißig Jahren, der ihr mit dem vollkommenſten und würdevollſten Anſtande eines Weltmannes entgegenkam. Ein edles, von ſchwarzem Barte und ebenſo ſchwarzem, dicken Haupthaar eingefaßtes Geſicht, das im Blicke und auf einer hohen Stirne den gedankenvollſten Ernſt ſehen ließ, verneigte ſich vor ihr mit dem mildeſten Lächeln. Faſt bedurfte ſie, zerſtreut wie ſie war, einiger Faſſung, um ihre Ueberraſchung und das Wohlgefallen an der eben ſo ſchönen als imponirenden Erſcheinung nicht zu verrathen.

„Mein Fräulein,“ ſagte der Fremde in gebrochenem Engliſch, „entſchuldigen Sie, daß ich mich Ihnen ſo ohne jede Empfehlung vorzuſtellen wage. Herr Röder, von dem ich ſoeben komme, hat mich dazu ermuthigt.“

„Sie kommen von einem Manne, den wir ſehr ſchätzen,“ erwiderte Lucy; „ſetzen Sie ſich gefälligſt. Mit wem habe ich die Ehre? Womit kann ich Ihnen dienen?“

„Ich bin der Marcheſe Broſſerio aus Genua,“ ſagte der Fremde, indem er ſich Lucy gegenüberſetzte, „ich bin Flüchtling und lebe ſeit einigen Jahren hier in Genf in der Verbannung.“

Lucy verneigte ſich; der Marcheſe fuhr fort: „Vor einigen Monaten erzeigte mir ein heldenmüthiger, junger Engländer eine unſchätzbare Wohlthat: er rettete meine kleine Emilia aus den Fluthen der Rhone.“

„Herr Durand!“ rief Lucy auf's Freudigſte überraſcht.

„Derſelbe,“ lächelte der Marcheſe, „unter dieſem Namen habe ich einige Jahre hier als Arbeiter gelebt, um mich den Verfolgungen der heimiſchen Polizei zu entziehen. Jetzt bedarf ich dieſer Verkleidung nicht mehr, da ſich die Politik meiner Regierung geändert zu haben ſcheint. Seit einigen Tagen bin ich halb amneſtirt; zwar bleibt mir das Vaterland noch immer verſchloſſen, aber meine confiſcirten Güter ſind mir zurückgegeben worden. Dieſe Veränderung meiner Lage iſt es, die mich bewog, ſofort den Herrn Odo Worthington aufzuſuchen; ich weiß nichts von ſeinen Verhältniſſen, ich weiß nur, daß ich wie ein Bettler vor ihm ſtand, daß ich ihm mit Nichts ſeine ungeheuere Wohlthat vergelten konnte. Nun dachte ich — ich bin nun ein reicher Mann, vielleicht, wie die Dinge jetzt ſtehen, bin ich bald auch ein einflußreicher Mann. Mr. Worthington iſt eine Waiſe — vielleicht dachte ich — und wenn ich auch nichts für ihn thun kann, ich kann ihn jetzt doch einladen, zu uns zu kommen, ſich an dem jungen Leben zu freuen, das er gerettet hat. Oft in die ärmliche Stube zu kommen, die ich mit meinen beiden Kindern bewohnt habe, wollte ich ihm nicht zumuthen. Aber da erfuhr ich in der Penſion des Herrn Röder, daß der junge Mann vor einigen Tagen Genf verlaſſen habe. Herr Röder ſah meinen Schmerz und wies mich an Sie, mein Fräulein. Sie würden, meinte der brave Mann, mir wenigſtens Gelegenheit geben, daß ich ihn nicht aus den

Augen verlieren und daß ich die Hoffnung bewahren kann, mich ihm einſt wieder nähern zu können."

„Sie werden mir glauben, Herr Marcheſe," ſagte Lucy, „daß ich Herrn Röder ſehr dankbar bin, wenn ich Ihnen ſage, daß ich ſoeben aus Ihrer ehemaligen Wohnung komme und daß ich es ſehr bedauert habe, Sie nicht mehr dort gefunden zu haben. Ich wollte die Kinder kennen lernen, denen ich mich durch meine Freundſchaft für Odo verwandt fühle."

Der Marcheſe ergriff ihre Hand und küßte ſie. — „Dieſe Bekanntſchaft," ſagte er lächelnd, „wird leicht zu machen ſein. Das Schickſal hat mich bei der Wahl meiner Wohnung gut geleitet; wir ſind Ihre nächſten Nachbarn: ich wohne in dem anſtoßenden Landhauſe."

Er ſtand auf und trat an's Fenſter. „Mein Fräulein, Sie können meine Kinder jenſeits der Mauer, die unſere Gärten trennt, ſpielen ſehen."

Lucy eilte an's Fenſter und ſah das kleine Kind, das ſich in einem Haufen zuſammengefegter welker Blätter wälzte, während die größere Schweſter, an einen Baum gelehnt, lächelnd zuſah. Es war das blaſſe Geſichtchen mit den großen ſchwarzen Augen, von dem Odo mit ſo großer Wärme geſprochen. Der kleine Kopf bog ſich etwas nach der Seite, als ob er nur der großen Laſt der ſchwarzen Haare nachgäbe, die theils in dicken Flechten einen Kranz bildeten, theils aufgelöſt auf die bräunlich weiße Schulter herabfielen. Sie ſah wie träumend vor ſich hin, oder vielmehr wie ſinnend, als ob ihr der Anblick des Kindes mitten unter den welken Abfällen des Sommers melancholiſche Gedanken einflößte; dabei beobachtete ſie doch das Kind mit einer mütterlichen Zärtlichkeit, immer bereit zu Hilfe zu kommen, es aufzuheben, wenn es fiele und ihm zu reichen, was es verlangte.

„Sie ſteht da, wie des Kindes Schutzengel!“ liſpelte Lucy.

„Das iſt meine Zanetta!“ ſagte der Marcheſe.

Aber als ob ihr ein unangenehmer Gedanke durch den Kopf fuhr, ſagte Lucy: „Unbegreiflich! Dieſes Mädchen hat das Kind in's Waſſer fallen laſſen!“

Der Marcheſe zog ſeine Augenbrauen etwas zuſammen und ſagte raſch, wie um Zanetta ſo ſchnell als möglich gegen eine Anklage in Schutz zu nehmen: „Mein Fräulein, ſie ließ das Kind aus Schwäche fallen. Sie hatte damals beinahe zwei Tage lang nichts gegeſſen.“

Lucy erſchrak und ſah den Marcheſe mit einem Blicke an, der ihn um Vergebung anflehte. „Kommen Sie,“ bat ſie, „machen Sie mich mit dem Kinde bekannt, geben Sie mir Gelegenheit, es zu küſſen.“

In dem Augenblicke fiel Zanetta's Auge auf das Fenſter; ſie ſah ihren Vater und lächelte ihm zu, dann erröthete ſie eben ſo raſch, als ſie die fremde Dame neben ihm ſah. Lucy winkte ihr; ſie ſah ihren Vater fragend an und da er eine bejahende Bewegung machte, nahm ſie das Kind und verſchwand hinter dem Hauſe.

„Miß Spencer,“ ſagte der Marcheſe mit zitternder Stimme, „Sie werden mein Alles kennen lernen, die Erbſchaft eines geliebten Weibes, das mir in der Blüthe des Lebens und unſerer Liebe entriſſen wurde. Seien Sie gütig gegen die guten Kinder und vor Allem nachſichtig. Beide haben bis jetzt nur Elend gekannt; ſie ſind nicht erzogen, ſie ſind nicht gelehrt; ich hatte bisher nur Zeit, Brot für ſie zu ſchaffen und wie oft konnte ich ſelbſt das nicht! Wie oft haben ſie gehungert! Rechnen Sie ihnen das an, daß ſie für ihr Vaterland gehungert und gelitten haben. Es ſoll jetzt anders werden; nur ihrer Erziehung will ich leben, bis mich vielleicht wieder mein Vaterland ruft.“

Wie gerne hätte ihm Lucy ſogleich ihre Hilfe angeboten; aber ſie hoffte, daß ſich die Dinge von ſelbſt ſo fügen würden, wie ſie es ſchon gewünſcht hatte, als ſie die Familie heute Morgen aufſuchte und wie ſie es jetzt noch inniger wünſchte. Gerührt eilte ſie den Kindern auf die Treppe entgegen und empfing ſie, als empfinge ſie Schutzbefohlene.

Nach wenigen Tagen der Bekanntſchaft mit Zanetta, vielleicht nach wenigen Stunden fiel ihr ein, was ſie vor mehreren Monaten an ihre Freundin in Beziehung auf Odo geſchrieben: „Anſtatt ihn erziehen zu wollen, müßte man irgend ein liebliches, von der Natur eben ſo reich ausgeſtattetes junges Mädchen für ihn ſo erziehen, daß es einſt würdig wäre, ſeine Lebensgefährtin zu werden.“ In Zanetta ſtellte ſich ihr ein ſolches Mädchen beſtimmter und noch reicher ausgeſtattet vor, als ſie es geträumt hatte. Eine ſchöne Erſcheinung iſt in der Wirklichkeit mit den beſtimmten Zügen einer Perſönlichkeit immer ſchöner, als die ſchönſten Gebilde unſerer vagen Phantaſie. Alle Ideale kommen uns hohl vor, wo wir in der Welt mit einem ſchönen Menſchen zuſammentreffen. Jede perſönliche Phyſiognomie iſt bedeutender und mächtiger, als die Phyſiognomie des Ideals, das immer nur conventionelle Züge trägt, wie eine Zeichnung ohne Modell. Lucy fühlte das der kleinen Zanetta gegenüber. Das Schickſal ihres Vaters, frühe Verwaiſung, anderes frühes Leiden, die ſchon in der erſten Kindheit auferlegte Pflicht, für ein Kind zu ſorgen, das Alles, verbunden mit einer angeborenen Energie des Characters, welche die weibliche Sinnigkeit nicht ausſchloß, machten Zanetta, abgeſehen von ihrer räthſelhaften Schönheit, zu einer Erſcheinung, die Lucy in Erſtaunen ſetzte, ja ihr inſofern dieſelbe Verlegenheit bereitete, die ſie Odo gegenüber empfunden hatte, als ſie ſich auch hier ſagen mußte, daß eigentlich auch an dieſem Geſchöpfe nichts zu erziehen ſei. Aber lernen konnte Zanetta Manches und da ſie ſah, daß es ihrer neuen, mütterlichen Freundin Freude machte, wenn ſie lernte, ergriff ſie Alles mit einem Eifer, der bei ihrer Leichtigkeit der Auffaſſung, bei ihrem rathenden Verſtändniß in kurzer Zeit Wunder that. In ihrer Beſchäftigung mit der kleinen Emilia, die ſie, trotzdem ihr jetzt der Vater eine Kinderfrau beigegeben hatte, doch ſtets mit der zärtlichſten Sorgfalt umgab, erinnerte ſie Lucy an jene jugendlichen, kaum der Kindheit entwachſenen Madonnen Andrea del Sarto's, die ſie in Florenz geſehen hatte. Trotz ihrer Heiterkeit, oft kindiſchen Ausgelaſſenheit bei ernſteſtem inneren Weſen flößte ſie Lucy eine gewiſſe Achtung wie vor einer weit älteren Perſon ein und doch erſchien ſie ihr andererſeits, wenn ſie ſie mit ſich ſelbſt verglich, ſo unendlich jung. Die geheime Urſache war, daß ihr im Grunde nur jung ſchien, was ſo jung oder jünger war als Odo, und alt, was ſo alt oder älter war als ſie ſelbſt.

Bei den Erziehungsplänen Lucy's war natürlich oft die Rede von dem abweſenden Odo; aber Lucy ſah bald ein, daß es nicht nothwendig war, die Gedanken Zanetta's auf den Abweſenden zu leiten; ſie erkannte bald, daß er dem Kinde in einem eigenthümlich magiſchen Lichte, als eine Art verklärter Erſcheinung vorſchwebte. Je älter Zanetta wurde, je beſſer ſie es unter der bildenden Anleitung ihrer Lehrerin lernte, ihren Gedanken Form zu geben, deſto deutlicher wußte ſie es auszudrücken und deſto klarer wurde es ihr ſelbſt, was ſie Odo zu danken hatte. Er hatte, wie ſie ſich ausdrückte, nicht der kleinen Emilia, ſondern ihr das Leben gerettet und mehr als das Leben. Sie gewöhnte ſich, ſich den Zuſtand auszumalen, in dem ſie ihr ganzes Leben hingeſchleppt hätte, wenn ihr Schweſterchen in den Fluthen der Rhone zu Grunde gegangen wäre. Nach ſolcher Vorſtellung athmete ſie tief auf, wie wenn ſie von einem Alpdrucke befreit wäre und jedes Mal ſtand Odo vor ihr, als der Befreier von unheimlichen, grauenvollem Drucke. So war es ihr, als habe ſie ihm jeden Tag zu danken.

„Sehen Sie, Miß Lucy," ſagte Zanetta oft, „ich ſehe ihn ſtets, wie er mit ausgebreiteten Armen von dem Steingelände in die Rhone ſprang, wie ein Schutzgeiſt, der plötzlich aus der Höhe herabeilt.

In dem Augenblick, da ich ihn ſo ſah, fühlte ich mich gerettet. Ich wurde ganz ruhig und wartete nur, daß er mir das Kind zurückbringe. Als ihn dann die Knaben umringten, war es mir, als ob ihn eine Wolke eingeſchloſſen hätte, die ihn wieder entführen ſollte. Als er dann zu uns kam, hatte ich nicht den Muth, ihn anzuſprechen — ich konnte ihn nur anſehen. Und hätte er Emilia auf den Arm genommen und wäre mit ihr fortgegangen, ich hätte ſie ruhig, vielleicht glücklich gehen laſſen. Es wäre mir zu Muthe geweſen, als führte er ſie geraden Weges in die Seligkeit. Und wenn er mir nur gewinkt hätte, ich wäre ihm gefolgt, wohin es ihm gefiel, ohne zu fragen, ohne mich umzuſehen. Und heute iſt mir noch gerade ſo."

So ſprach Zanetta in der erſten Zeit ihres Aufenthalts in der Villa; ſo ſprach ſie nach Monaten und nachdem ſchon ein und zwei Jahre dahin gegangen waren. Lucy hörte ihr dann zu, als ob ſie ſchöne Kindermährchen hörte und doch wieder mit einem Gefühle tiefer Wehmuth. Sie legte ihr die Hand auf die ſchwarzen Scheitel, ſah ihr lächelnd in das große offene Auge und dachte: Glückliches Kind, ſo früh ſchon erfüllt Dich ein Ideal und Du brauchſt Dich dieſes Ideals nicht zu ſchämen!

Von der Intimität, die zwiſchen den beiden Familien herrſchte, gab das ſprechendſte Zeugniß jene Thüre, die man gleich im erſten Winter des Zuſammenlebens in die Mauer zwiſchen den beiden Gärten hatte brechen laſſen und die nun die beiden Landhäuſer gewiſſermaßen zu einem machte. Der alte Sir William ſegnete Odo's Andenken dafür, daß er ihm dieſe Geſellſchaft verdankte. Am Marcheſe hatte er einen männlichen Freund, mit dem er Ernſtes und vor Allem die politiſche Lage Europa's, die dieſer ſehr genau kannte, beſprechen konnte; an den Kindern eine anmuthige, jugendliche Welt, die ihm über manche Stunde des Leidens hinweghalf. Zanetta war eine eben ſo gute Krankenwärterin im Momente des Schmerzes, als ſie in Stunden der Ruhe unterhaltend war, mochte ſie ihm nun von den Erinnerungen aus Italien vorplaudern oder vor ſeinem Lehnſtuhle italieniſche Nationaltänze ausführen. Er hatte innige Zuneigung für das Kind gefaßt und freute ſich, wenn ſie ihn Großvater nannte. Der Marcheſe war freilich nur im erſten Winter ein ſteter Geſellſchafter des alten Herrn und ſeiner Tochter; ſobald er aber ſeine Kinder unter deren Schutz ſo wohl geborgen ſah, begann er die verſchiedenſten Reiſen in politiſchen Aufträgen ſeiner Partei. Die Kinder überſiedelten dann gänzlich unter Sir William's Dach, ja ſie blieben ſpäter im Hauſe, ſelbſt wenn der Marcheſe auf Tage und Wochen zurückkehrte. So wurde ihnen Lucy Alles und es iſt kein Wunder, daß ſie ſie, wie ehemals Odo, ebenfalls Mama nannten. Lucy lächelte dazu. Sie, die ehemals im Bewußtſein ihrer Schönheit und in ihrem weiblichen Stolze der Männerwelt gegenüber nicht den geringſten Zweifel in ihre Macht ſetzte, ſagte ſich jetzt: „Es ſcheint, daß ich beſtimmt bin, nur die kindliche Liebe zu einer Mutter einzuflößen.“

Vielleicht hätte ſie mit der Zeit Anderes glauben gelernt, wenn der Marcheſe im Landhauſe ſo heimiſch geworden wäre, wie ſeine Kinder und wenn er, der begeiſterte Sohn ſeines Vaterlandes, den perſönlichen Gefühlen geſtattet hätte, den Raum in ſeinem Herzen einzunehmen, den ſie einzunehmen drängten. Aber er hatte Pflichten, er ſtand mitten in den vorbereitenden und geheimen Bewegungen, welche die Wiedergeburt Italiens bezweckten. Er konnte ſeine thätige Vaterlandsliebe eine Zeit lang zum Schweigen bringen, als er gezwungen war, ſeine Kinder vor Mangel und Hunger durch ſeiner Hände Arbeit zu ſchützen; jetzt, da dieſe nächſte Pflicht von ihm genommen war, glaubte er ſich mit allen Kräften und Gefühlen der weiteren, bürgerlichen Pflicht hingeben zu müſſen. Seine Kinder waren unter Lucy's Schutz ſo gut geborgen; es wäre Verbrechen geweſen, dem Vaterlande einen Augenblick ſeiner Zeit, eine ſchwächſte Kraft ſeines Geiſtes abzuſparen. Es lebte jene Intenſivität der Vaterlandsliebe in ihm, die in unſerer Zeit und in italieniſchen Gemüthern zu finden iſt. Kein Sohn einer andern Nation verſteht es wie ſie, ſeine perſönlichen Gefühle, ja ſelbſt ſeine perſönlichen Anſichten und Ueberzeugungen dem Ganzen unterzuordnen und aufzuopfern. Dieſe größte aller Opferfähigkeiten iſt ihnen eigen und war im Marcheſe auf's Ausgeſprochenſte vorhanden. Wie dankbar war er Lucy für die Freiheit, ſich ganz ſeinem Weſen hingeben zu können, und dieſe Dankbarkeit erhöhte noch das Gefühl, das er vom erſten Augenblicke an ihr gegenüber empfand. Jede Befriedigung, die er aus ſeinem Thun und Wirken ſchöpfte, glaubte er ihr ſchuldig zu ſein, und wenn ſein Streben dem Vaterlande einigen Nutzen brachte, war ſie es, der er ihn gerne zuſchrieb. Sie fühlte das und er ſagte es ihr oft genug in ſeiner aufrichtigen und männlichen Weiſe. Ihrem ganzen Character und den Anforderungen nach, die ſie an einen Mann ſtellte, freute ſie ſich auch darüber; aber auch hier ſagte ſie ſich mit demſelben Lächeln: Ich bin nützlich!

Aber das Gefühl des Nützlichſeins breitet über ein Mädchen-Gemüth nicht jene ganze Heiterkeit, deren es fähig iſt. Bei all dem Bewußtſein, einem kranken Vater, zwei lieblichen, mutterloſen Kindern, einem braven, zu den edelſten Zwecken thätigen Manne und vielleicht auch vorſorgend dem Glücke eines fernen, theuern Freundes förderlich zu ſein, lag auf Lucy ein dunkler Schleier ſanfter Trauer, der ſich in der letzten Zeit, immer dichter und immer dichter ſchattend, zuſammenzog.

Dieſe Trauer iſt gemach zur allgemeinen, drückenden Atmoſphäre des ganzen Hauſes geworden. Sie drückt auf Sir William beinahe eben ſo ſehr, wie auf ſeine Tochter. Beide ſitzen dort auf der Terraſſe und Lucy fällt es nicht ein, das Buch, das auf ihrem Schooße liegt, aufzuſchlagen. Sie ſehen über den See hin und jedes Segel, das vorüberzieht, erweckt traurige Gedanken. Nur Sir William ſeufzt manchmal; Lucy blickt ſtarr vor ſich hin.

Seit Odo's Abreiſe wird im Hauſe nichts ſo eifrig geleſen, wie das engliſche Flottenjournal; dieſes Blatt brachte, nebſt den wenigen Briefen, die man von ihm ſelbſt erhalten hatte, einige Nachrichten über ihn oder vielmehr über ſein Schiff Penelope. Man wußte wenigſtens, unter welchen Himmelsſtrichen ſich dieſes Schiff befand, und man folgte ihm auf den alten Seekarten, die Sir William wieder hervorgeſucht hatte. Aber ſeit Wochen hatte ſich jede Spur der Penelope verloren, und das Flottenjournal drückte zu wiederholten Malen ſeine Beſorgniß um Schiff und Mannſchaft aus. An der Nordküſte Neuhollands war es verſchwunden. Jede Wochennummer des Journals wurde mit bebender Spannung erwartet und der Tag, an dem es kommen ſollte, bis zum Momente der Ankunft ſchweigend zugebracht. Während Vater und Tochter auf der Terraſſe ſaßen, ſtanden die italieniſchen Schweſtern am Gartenthore und warteten des Bedienten, der aus der Stadt kommen ſollte. Da klang das Thor; Lucy wandte ſich um; Zanetta hatte ihr Schweſterchen verlaſſen, um, mit der Zeitung in der Hand, ſchneller, quer durch den Garten zu Lucy zu gelangen. Im Laufen riß ſie den Umſchlag ab, um das Blatt gleich entfaltet übergeben zu können. Lucy faßte es mit zitternden Händen und las, während Zanetta und der Vater ihren Blicken, die über die Colonnen hineilten, voll Erwartung folgten. Sie ließ das Blatt fallen und ſagte kaum hörbar: „Nichts!“

Zanetta trat einige Schritte zurück und lehnte ſich an einen Baum. Ihr ſchlanker, zarter Leib zitterte, aus ihrem großen Auge fiel eine Thräne, die ſie zu verbergen ſuchte, indem ſie ſich abwandte. Aber Emilie, die indeſſen hereingekommen war und ſich an das Kleid der Schweſter klammerte, bemerkte dieſe Thräne und fing laut zu weinen an. Sir William wurde unruhig. „Kinder,“ ſagte er, „keine Thorheiten! Man ertrinkt nicht ſo leicht! Ich habe auch einmal durch acht Wochen für ertrunken gegolten und ſitze jetzt hier in meinem dreiundſiebenzigſten Jahre. Engliſche Seeleute laſſen ſich nicht ſo leicht von der See verſchlingen und engliſche Schiffe haben einen harten Kiel.“

Sir William's Tröſtungen frommten wenig; ſie konnten die ſorgenvolle Stimmung des Hauſes nicht zerſtreuen. Man verließ die hergebrachte Tagesordnung, die gewöhnlichen Beſchäftigungen wurden vernachläſſigt; man ging ſchweigend, wie durch ein Sterbehaus, durch Stuben und Garten. Erſt als ſich wieder der Tag näherte, der eine neue Nummer der Flottenzeitung bringen ſollte, erwachte man unmerklich aus der trüben Stimmung und äußerte ſich die erneute Hoffnung hie und da durch ein lauter geſprochenes Wort, durch einen Troſt, den jetzt Zanetta, jetzt der alte Herr auszuſprechen wagte.

Aber dieſe halberwachte Hoffnung ſollte zu ſchnell, noch vor Ankunft der Zeitung, niedergeſchlagen werden.

Plötzlich kam der Marcheſe aus London an, wo er ſich eben aufgehalten hatte. Nach der erſten Freude des Wiederſehens bemerkten Zanetta und Lucy, daß ſeine Stimmung nicht heiterer war, als die ihrige. Er war den Nachrichten über die Penelope mit derſelben Spannung und Beſorgniß gefolgt, wie die Freunde und die Kinder in Genf; er beſaß die neueſten Nachrichten, die er ſich bei der Admiralität in London geholt hatte und eilte, ihnen zuvorzukommen, ehe ſie die Zeitung nach Genf brachte. Lucy ahnte das und hätte ihn gerne allein befragt, aber Zanetta wich nicht von ſeiner Seite. So vergingen peinvolle Stunden, ehe Jemand den Namen Odo oder Penelope ausſprach. Der Marcheſe fürchtete jeden Augenblick die Ankunft der Zeitung und mußte ſich entſchließen, den traurigen Gegenſtand ſelbſt zu berühren.

„Sie ſind wohl," ſagte er, als die ganze Geſellſchaft im Salon Sir William's verſammelt ſaß, „mit Beſorgniß dem Flottenjournal gefolgt?"

Niemand antwortete. Er fuhr fort: „Auch in England iſt man ſehr beſorgt — durch mehrere Wochen fehlten die Nachrichten gänzlich — ſeit einigen Tagen glaubt man, über das Schickſal der Penelope etwas zu wiſſen."

Er ſchlug, während er dieſe letzten Worte hervorbrachte, die Augen nieder und ſchwieg.

„Das Schiff iſt untergegangen!" ſagte Lucy mit tonloſer Stimme und ließ die Arme ſinken. Der Marcheſe ſchwieg, und Zanetta ließ ihren Kopf auf ſeine Schulter fallen. Er ſchlang den Arm um ihren Leib und drückte ſie an ſein Herz. Das war Allen wie eine Fortſetzung ſeiner Rede und wie eine Beſtätigung deſſen, was Lucy wie aus dem Traume geſprochen hatte.

„Aber," fuhr er raſch fort, „wenn man auch an der nördlichen Küſte Neuhollands Trümmer der Penelope gefunden, ſo hat man doch keine Leiche gefunden. Das Schiff iſt geſtrandet; aber es iſt nicht gewiß, daß die Mannſchaft zu Grunde gegangen.

Das war noch ein Strohhalm, an dem ſich die Hoffnung feſtklammern konnte; aber die ſeit Wochen ſo tief herabgedrückten und gequälten Gemüther hatten nicht mehr die Kraft, auf ſo geringe Urſachen hin zu hoffen. Selbſt Sir William, der bisher der Hoffnungsreichſte geweſen, ſah man es an, daß ihn alle Zuverſicht verlaſſen hatte.

Fünftes Capitel.

Es war im Hauſe, wie es in der erſten, öden Stunde zu ſein pflegt, nachdem man einen Sarg hinaus getragen. Es herrſcht eine große, dumpfe Leere. Wie in den Stuben, iſt es in den Gemüthern. Alles ſchweigt, wie in Angſt; jeder Laut könnte einen unerträglichen Schmerz erwecken. Der Marcheſe war offenbar herbeigeeilt, um das Unglück ertragen zu helfen und um zu tröſten; aber dieſer ſtumme Schmerz verdammte ihn zur Unthätigkeit. Er konnte nur die kleine Emilia tröſten und beruhigen, da ſie, geängſtigt von der Stille und dem Ausdrucke auf allen Geſichtern, zu weinen anfing. Sie ſchlief in ſeinen Armen ein, und er trug ſie in ihr Bett. Das war das Zeichen zum Aufbruch; man trennte ſich mit ſtillen Händedrücken.

Lucy hatte ſich ſo gewöhnt, das wahre Gefühl, das ſie mit dem Andenken an Odo verband, ſo zu verbergen, daß es ihr, erſt auf ihrem Zimmer angekommen, ſo ſchien, als ob ſie jetzt erſt ihren Thränen freien Lauf laſſen dürfte. Aber ſie war nicht allein. Bald öffnete ſich die Thüre und Zanetta ſank vor ihre Füße, drückte die Stirne auf ihre Kniee und begann zu ſchluchzen.

„Lucy," rief ſie, „meine geliebte Lucy, was ſoll ich beginnen? wie ſoll ich länger leben? Ich habe ihn geliebt, ſo unendlich geliebt!"

Lucy hob ihren Kopf auf und ſah ihr in die thränenvollen Augen. Der Ausdruck dieſer Augen ſagte es ihr klar, daß keine kindiſche Einbildung aus dieſen Worten ſprach, ſondern die überzeugteſte Liebe einer Jungfrau.

„Armes Kind!" ſeufzte Lucy und zog ſie an ihr Herz. Wie gerne hätte ſie ihr jetzt geſagt: auch ich habe ihn geliebt! aber die Scheu, dieſe Liebe zu geſtehen, die ſich im Laufe ſo langer Zeit in ihr eingeniſtet hatte, verhinderte ſie auch jetzt, das Geſtändniß über die Lippen zu bringen, obwohl ihr in dieſem Augenblicke Zanetta nicht mehr wie ein Kind erſchien, ſondern wie eine Jungfrau, die der gleiche Schmerz zu ihrer ebenbürtigen Freundin machte.

In der That war von dieſer mitternächtlichen Stunde an ihr Verhältniß ein anderes. Ein Kind, das ſo liebt wie Zanetta, und das es ſo geſteht, und dem das Geſtändniß durch ſolches Unglück entriſſen wird, iſt kein Kind mehr. Zanetta fühlte das ſowohl wie Lucy und wie ſich beim Weibe innigſte Empfindungen gerne durch Aeußerlichkeiten offenbaren, oder vielmehr ſymboliſiren — ſo wollte ſie, die ihr Herz durch Verwittwung zur Weiblichkeit gereift fühlte, die kurzen Mädchenkleider nicht mehr anlegen, die ihr, dem zarten, kaum ſechzehnjährigen Kinde, bisher ſo natürlich ſchienen. Plötzlich erſchien ſie vor Lucy in langen Kleidern, die ihr, mit dem Ausdrucke tiefen Kummers im Geſichte, das Anſehen eines fertigen, frühgeprüften Weibes gaben. Lucy erſchrak, als ſie ſie ſo erblickte. Sie fühlte ſich ihr freilich näher, aber ſie konnte ſich nicht mehr überreden, daß der Schmerz und die Liebe Zanetta's Gefühle eines Kindes ſeien, die verwiſcht werden können, und ſie kam ſich wie eine Verbrecherin vor, die Ruhe dieſes Kindes ihren phantaſtiſchen Erziehungsplänen für Odo geopfert zu haben, indem ſie den Keim einer kindlichen Neigung abſichtlich und halb und halb in der Freude eiferſüchtiger Selbſtquälerei bis zu einer Leidenſchaft pflegte und erzog, die offenbar mit der ganzen Seele Zanetta's verwachſen war. Je ſchuldiger ſie ſich fühlte, deſto hingebender und zärtlicher wurde ſie für Zanetta; ſie vergaß zu Zeiten ihren eigenen Schmerz über den Kummer ihrer Freundin, und für dieſe fand ſie

Troſtesworte und ſelbſt Troſtgründe, die ſie für ſich ſelbſt vergebens geſucht haben würde.

Dieſe Theilnahme ſteigerte ſich, je tiefer und je ſichtbarer von Tag zu Tag Zanetta in ihrem Kummer und endlich in eine Art krankhaften Trübſinns verſank, aus dem ſie nichts zu reißen vermochte, wie ſehr ſie ſich auch ſelber zwang, ihre Umgebung manchmal durch ein Lächeln oder durch einen Scherz zu beruhigen. Allgemach ſchwand auch dieſe Rückſicht für ihre Umgebung. Stundenlang ſaß ſie in einem Winkel ihres Zimmers oder des Salons und ſah mit ſtarren Augen vor ſich hin, die ſie ſchloß, ſobald man ſich ihr näherte, um ſie anzuſprechen und ſie zu zerſtreuen. Eine ungeduldige Bewegung oder ein tief ſchmerzlicher Ausdruck wies Jeden zurück, der es verſuchte, ſie aus ihrem Hinbrüten zu reißen. So ging ſie auch ſtundenlang und allein in den winterlichen Gängen des Gartens auf und nieder, ſchweigend, träumeriſch, nur manchmal in ein krampfhaftes Schluchzen ausbrechend, wenn über den dunkeln See ein Segel dahin trieb. Nur ein Mittel gab es, das ſie auf Stunden, wenn auch nicht erheitern, ſo doch aus ihrem dumpftraumartigen Zuſtande reißen konnte, und dieſes Mittel hatte Lucy mit jenem, dem wahren Weibe angeborenen, ärztlichen Inſtincte aufgefunden. Es war ein Beſuch im Parke der Roder'ſchen Penſion, im Hauſe und an den Stätten, wo Odo zwei Jahre ſeines Lebens verbracht hatte. Dort, unter den Tannen und Kaſtanienbäumen, luſtwandelte ſie heiter mitten im Winter, als wäre ihr Herz von Frühlingslüften belebt, und horchte ſie den Worten des guten Herrn Röder und ſeiner liebevollen Stimme, der doch auch Odo ſo gerne gehorcht hatte.

Auf Lucy mit ihrem britiſchen, der Selbſtbeherrſchung ſo ſehr fähigen Character wirkte der leidenſchaftliche Kummer des italieniſchen Kindes wie ein Räthſel und wie ein geheimnißvoller Zauber. Sie kam ſich ſelber kalt und gefühllos vor. „Das iſt Liebe,“ ſagte ſie zu ſich ſelber; „was du für Odo fühlteſt, war herzliche Neigung zu einem Kinde, das eine ſchöne Zukunft verſprach, und halb und halb Phantaſterei.“ — Und doch wieder ſagte ſie ſich, daß Zanetta's Liebe nur auf Viſionen ihres eigenen Gemüthes, auf jenen verklärten Bildern beruhe, die ſie ſich von Odo machte, und die ſie ehemals zu ſchildern liebte, wie ſich Kinder gerne Mährchen vorerzählen. Aber je räthſelhafter ihr das Weſen Zanetta's war, deſto mehr zog es ſie an; und je beunruhigender ihr Zuſtand, deſto mehr Liebe und Sorgfalt glaubte ſie ihr ſchuldig zu ſein. Bei ihr, wie bei allen anderen Hausgenoſſen, war das traurige Loos des Entſernten vor dem Anblicke der gegenwärtigen Leiden Zanetta's in den Hintergrund getreten. Selbſt Sir William vergaß ſeine Krankheit.

Der Marcheſe, der ſich nicht entſchließen konnte, ſein Kind in dieſem Gemüthszuſtande zu verlaſſen und ſeine Reiſen aufgegeben hatte, ſah die Sorgfalt Lucy's mit unendlicher Rührung. Oft wenn er mit ihr am Bette Zanetta's ſaß — denn ſchon war es ſo weit gekommen, daß der treffliche Dr. Peliſſier anrieth, ſie Tage lang im Bette zu halten — faßte er plötzlich ihre Hand und zog ſie an ſeine Lippen. Lucy ließ es geſchehen. Die Einen liebten mich wie eine Mutter, er liebt mich aus väterlicher Liebe als Krankenpflegerin ſeines Kindes, dachte ſie bei ſich mit jener Ironie gegen ſich ſelbſt, die ihr in dieſen Jahren zur Gewohnheit geworden. — Zanetta aber, wenn ſie ſprach, ſprach ihr in einem anderen Sinne. Mit der Ruhe einer älteren Perſon und mit der Ueberlegenheit eines Weſens, das in Beziehung auf ſich ſelbſt mit Allem abgeſchloſſen und mit der Welt abgerechnet hat, verſicherte ſie Lucy, daß ſie ihr Vater liebe, und daß er würdig ſei, von ihr geliebt zu werden. „Er liebt mich," fügte ſie hinzu, „er wird unglücklich ſein, wenn ich ſterbe. Eines könnte ihn tröſten: Deine Liebe, Lucy!"

Lucy glaubte auf die Phantaſieen des kranken

Kindes eingehen zu müſſen und gab ihr die Gegenverſicherung, daß ſie ihre Worte nicht vergeſſen werde.

Dr. Peliſſier aber durfte auf die Todesahnungen Zanetta's nicht eingehen und auf ihre Verſicherungen hin, daß ſie bald ſterben werde, nicht aufhören, nach Mitteln zu ihrer Rettung zu ſuchen. Eine neue Welt, neue Umgebung, neue Eindrücke, meinte er, könnten die Gemüthskranke zerſtreuen und ſie von den Gedanken abwenden, an die ſie ſich jetzt mit Hartnäckigkeit feſtklammerte. Er hoffte viel von der heimathlichen Luft und von der Schönheit der genueſiſchen Heimath. Zanetta hatte außerdem in früheren Zeiten immer mit großer Sehnſucht von Genua geſprochen, das ſie in früher Kindheit verlaſſen hatte, und das ihrer Phantaſie mit allem Zauber einer Fata Morgana vorſchwebte. Noch jetzt flog ein melancholiſches Lächeln über ihre Lippen, wenn Genua, wenn Italien vor ihr genannt wurden. Er rieth dringend, dieſes ſchöne Mittel zu verſuchen. Die politiſchen Angelegenheiten und im Beſonderen die Stellung des Marcheſe waren in dieſem Momente ſo beſchaffen, daß man die Rückkehr in die Heimath leicht und ohne Demüthigung bewerkſtelligen konnte. So ging denn auch der Marcheſe gleich daran, die nothwendigen Schritte bei ſeiner heimiſchen Regierung zu thun und die Reiſe vorzubereiten.

Aber welche Hoffnungen für Zanetta man auch an dieſe Ueberſiedlung knüpfte und wie ſehr dieſe Hoffnungen die durch innige Liebe und gemeinſchaftliche Schickſale ſo eng verbundenen Hausgenoſſen aufheiterten, ſo war die Ausſicht auf die nahe Trennung andrerſeits doch eine neue Urſache zu neuer Betrübniß. Auch behauptete Zanetta, daß ihr Genua und das Meer die Liebe und die Geſellſchaft Lucy's nicht erſetzen könnten. Sie ſträubte ſich mit krankhafter Leidenſchaftlichkeit gegen die Reiſe und brachte ſo zu Betrübniß noch Zweifel und Unentſchiedenheit in die Gemüther. Es war, als ſollte es in dieſer kleinen Welt nicht mehr zur Ruhe und Klarheit kommen.

An einem jener ſchönen Februartage, die an den Ufern des Genfer See's ſo frühen und vollen Frühling heucheln, um dann wieder in des Märzen Sturm und Schnee wie ein ſchöner Jugendtraum zu verſchwinden, ging Lucy allein und in Gedanken vertieft im Garten auf und nieder, in dem es bereits zu ſingen und zu ſproſſen begann. Sie hatte das Bedürfniß, ſich zu faſſen und zu ſammeln. Obwohl eben erſt ein Schickſal über ſie dahin gegangen und die Folgen in Geſtalt der kranken Zanetta ſie noch immer verkörpert und mit immer neuen Sorgen und Leiden umgaben, war es ihr doch, als ſtände ihr eine neue Entſcheidung bevor. Die Geſpräche Zanetta's über die Liebe ihres Vaters machten ihr einen um ſo tieferen Eindruck, als das Mädchen ſich nur zum Sprechen aufraffte, um von dieſem Gegenſtande zu ſprechen; als es ſchien, es ſei dies das Einzige, was ſie noch auf dieſer Erde intereſſirte und als ſie dieſe ihre Reden mit ſchwacher Stimme, wie aus dem Traume, wie ein Orakel, eine Warnung und eine Bitte hervorbrachte. Das Weſen des Marcheſe war mit den Worten ſeines Kindes in vollſter Harmonie. Lucy konnte ſich darüber nicht täuſchen, daß ihn ein mächtiges Gefühl in ſeinem Innerſten bewegte und ſie war gerührt, wie dieſer ernſte, vom Schickſal und durch Character gefeſtete Mann, zu dem mit Achtung emporzublicken ſie ſo viel Urſache hatte, ihr gegenüber eine faſt jünglinghafte Schüchternheit zeigte, als ob er ſich, der beinahe vierzigjährige Mann, ſo jugendlicher Empfindungen ſchämte. Sie wußte, daß er ſie liebte, wenn ſie es auch ohne Zanetta's Reden vielleicht nicht errathen haben würde. Was ſollte ſie ihm antworten, wenn er ihr ſeine Liebe geſtand? Sie hatte ſich dieſe Frage, im Garten auf- und abgehend, kaum geſtellt, als er neben ihr ſtand und ſich ſchweigend ihrem Spaziergange beigeſellte.

„Miß Lucy,“ ſagte er endlich, „ich komme eben von Zanetta; ſie iſt feſt entſchloſſen zu bleiben, um ſich nicht von Ihnen zu trennen.“

„Haben Sie ihr,“ fragte Lucy, „die Grille nicht auszureden geſucht?“

„Nein, Miß Lucy. Dieſer Liebe wegen zu Ihnen iſt mir das Kind nur theuerer. Kann ich gegen eine Anhänglichkeit ſprechen, die mir ſo begreiflich iſt?“

Lucy ſchwieg. Der Marcheſe fuhr nach einiger Zeit mit bebender Stimme fort: „Das Kind ſtirbt, wenn es bleibt; es ſtirbt, wenn wir es zwingen, Sie zu verlaſſen. Miß Lucy, kommen Sie mit uns!“

Der Marcheſe ſchwieg wieder, aber Lucy ſagte: „Fahren Sie fort, Sie haben mir noch etwas zu ſagen.“

Sie wußte, daß ihr der Marcheſe jetzt ſeine Liebe geſtehen würde; aber nicht um dieſes Geſtändniſſes wegen forderte ſie ihn auf, fortzufahren. Sie hoffte, daß in ſeinen Worten etwas ſein werde, was ſie über ſich ſelbſt, über ihre Lage, über ihr Verhältniß zu ihm und den Kindern aufkläre; ſie wünſchte, daß in dieſen Worten etwas wie ein Gebot der Pflicht ſein werde, das ſie zwinge, auf ſeinen Antrag einzugehen, und daß dies ausgeſprochen ſei. Es war ihr, die ſich ſo tief gealtert fühlte, als dürfte ſie nicht mehr bloßen Empfindungen des Herzens folgen, als müßten

Pflichten und Verſtand bei ihrer Handlungsweiſe mit betheiligt ſein.

Der Marcheſe fuhr fort: „Meine Kinder lieben Sie wie eine Mutter; ſeien Sie es! Sie retten vielleicht Zanetta!“

Wie glücklich war Lucy, daß er nicht ſagte: Ich liebe Sie! Sie empfand die große Beſcheidenheit, die dieſes Schweigen verrieth und wahrlich, ſo ſagte ſie ſich, er durfte noch Liebe geſtehen und fordern. Mit Thränen in den Augen wandte ſie ſich zu ihm, gedemüthigt von der Demuth, mit der er vor ihr ſtand und wie ſie raſch die Hand ausſtreckte und ſie ihm reichte, und er dieſe Hand faßte und ſie an ſeine Lippen zog, war es ihr, als wurde ſie aus einem Traume in die Wirklichkeit gezogen, als käme ſie plötzlich zu Halt und Ruhe. Sie fühlte feſten Boden unter ihren Füßen und auf dem eben erſt betretenen Lebenswege empfand die Neuverlobte, was Neuverlobte ſo ſelten empfinden: Abgeſchloſſenheit, Befriedigung! Sie lächelte, und der Marcheſe ſchloß ſie in ſeine Arme.

Dieſe eigenthümliche Verlobungsſcene hatte ihren Zeugen. Die kleine Emilia war ihrem Vater nachgeſchlichen und umklammerte Lucy's Kniee, während ſie der Marcheſe umarmte. Das Kind weinte vor Freude, ohne eigentlich zu wiſſen, warum es weinte.

Lucy fühlte ſich wie in Liebesbanden gefangen; ſie hob das Kind an ihre Bruſt und küßte es herzlich. Sie glaubte glücklich zu ſein und ſtrahlenden Geſichtes ging ſie an der Seite des Marcheſe mit dem Kinde auf dem Arme ins Haus.

Als ſie Zanetta ſo eintreten ſah, ſagte ſie mit einem Lächeln des Errathens: „So iſt es gut. Jetzt dürfen wir reiſen.“

Erſt gegen Abend traten der Marcheſe und Lucy vor Sir William, der den Tag hindurch von Schmerzen geplagt geweſen war, ſich jetzt aber einer ruhigen Stunde und mit dieſer wie immer einer heitern Laune erfreute, um ihm die neue Wendung der Dinge mitzutheilen. Sir William, der den Marcheſe ſo ſehr ſchätzte und liebte, legte hocherfreut ihre beiden Hände in einander und wünſchte ſich und ihnen Glück. Lucy ſah alle Welt, Alle die ſie liebte, glücklich; ſollte ſie es nicht ſein?

Voll der froheſten Zuverſicht in die Zukunft ſaßen die Drei da und beſprachen die gemeinſchaftliche Reiſe und Anſiedelung in der Villa des Marcheſe, auf einem der ſchönſten Hügel zwiſchen Genua und La Spezzia, und andere Pläne der Zukunft, als ſich plötzlich die Thüre aufthat und zu aller Ueberraſchung, ja zu ihrem Schrecken Zanetta hereintrat. Sie kam, wie ſie eben das Bett verlaſſen haben mußte. Das

Haar hing lang und ungeordnet über Geſicht und Schultern; das dünne, weiße Nachtkleid ſchmiegte ſich in Falten um die zarten, ſchmächtigen Glieder; die Füße waren nackt; ſo waren auch die Arme, von denen die Aermel zurückfielen, indem ſie beide Hände ausſtreckte, deren eine ein Licht, die andere ein entfaltetes Papier hielt. So ſtand ſie da, wie eine Geiſtererſcheinung und wie ein Geiſt blickte ſie aus den großen, ſchwarzen Augen. Aber ihre Wangen waren von einer Röthe, von einer Gluth überflogen, die man ſeit Monaten nicht an ihr geſehen hatte. Sie wollte ſprechen, aber konnte nicht. Der Marcheſe und Lucy eilten ihr entſetzt entgegen und wollten ſie an einen Stuhl führen; aber ſie ſträubte ſich; ſie ſtreckte ihnen nur das Papier entgegen, das ſie krampfhaft in der Rechten hielt. Es war das engliſche Flottenjournal.

„Die Zeitung! Die Zeitung! Nachrichten von Odo!“ rief Lucy.

Zanetta nickte und lächelte ſelig; aber ſie ließ das Blatt nicht los, das nun auch Lucy gefaßt hatte. Sie that einen Schritt weiter, ſeufzte tief auf und nachdem ſie alle Anweſenden nacheinander lächelnd angeſehen, ſtieß ſie aus tiefſter Bruſt die Worte hervor: „Es iſt ein glücklicher Tag!“

Mit dieſen Worten war der Bann, der auf Za netta wie ein Starrkrampf lag, gebrochen. Raſchen Schrittes näherte ſie ſich der Lampe, die vor Sir William ſtand, entfaltete das Blatt und las: „Wir haben von Port Adelaide aus Nachrichten über die Penelope. Das Schiff iſt nördlich von Neuholland geſtrandet, aber die Mannſchaft iſt zum größten Theile gerettet. England dankt dieſes dem Muthe, der Umſicht, der Ausdauer eines Midſhipman, Odo Worthington.“

Zanetta ſtieß bei Leſung dieſes Namens einen zitternden Ton aus, der ebenſowohl einem Lachen, als einem Schluchzen glich; raſch aber fuhr ſie fort: „Auf einer halbzertrümmerten Schaluppe ſammelte er unter beſtändigen Gefahren den größten Theil der Mannſchaft, die von den hochgehenden, ſturmbewegten Wellen hin- und hergetrieben mit dem Tode rang. An ihrer Spitze ſetzte er dann zu Lande die Reiſe fort. Schon am nächſten Tage ſtieß er auf einen Haufen Wilder, die ſich eben bereit machten, den Capitän der Penelope, der an einem anderen Punkte gelandet und in ihre Hände gefallen war, zu tödten, um ihn zu verzehren. Mr. Worthington befreite den Capitän nach einem heißen Kampfe. Da dieſer in Folge der erfahrenen Mißhandlungen krank und unfähig war, das Commando zu übernehmen, behielt es der kaum neunzehnjährige Mr.

Worthington und er zeigte ſich ſeiner ſchwierigen Aufgabe gewachſen. Durch undurchdringliche Wälder, durch Wüſteneien und durch Gegenden, die nie eines Europäers Fuß betreten, im beſtändigen Kampfe mit wilden Stämmen, mit Hunger und Durſt und Krankheiten, ſelbſt mit der Muthloſigkeit und Verzweiflung ſeiner Untergebenen, führte er die Schaar Wochen ja Monate lang, bis er ſie zu europäiſchen Anſiedelungen brachte. Der bei der Admiralität eingelaufene Bericht des kranken Capitäns, der nur Zuſchauer der Thaten des jungen Mannes ſein konnte, findet nicht Worte genug, ſeinen Heldenmuth zu rühmen. Wir begnügen uns heute mit dieſer kurzen Notiz, die wir zu drucken eilen, um viele beſorgte Seelen zu beruhigen. Wir hoffen, die Odyſſee des jungen Helden bald ausführlicher mittheilen zu können."

Nachdem Zanetta dieſes geleſen, flog ihr Blick triumphirend von Geſicht zu Geſicht. Sir William war der Erſte, der Worte fand: „Lucy," ſagte er, „der wurde, wie Du prophezeiht haſt!"

Der Abend war ſehr belebt. Man konnte das Thema von Odo's Leiden und Heldenmuth nicht erſchöpfen. Am beredteſten war Zanetta, am ſchweigſamſten war Lucy.

Sechſtes Capitel.

Nur wenige Wochen nach jenem Abende war in dem Landhauſe ſehr Vieles verändert. Zanetta blühte wie eine junge Roſe. Ihr Siechthum, ihr Trübſinn war an jenem Abende von ihr gefallen, wie eine Hülle, die man abwirft; ſie war blühender als je vorher, ſelbſt ihre Wangen, die von Natur zu ewiger Bläſſe verurtheilt ſchienen, waren jetzt von einer unverwiſchbaren ſanften Röthe gefärbt; ihr Mund lachte im Widerſpruch mit ihren tiefen, immer ernſten Augen und brachte nur Scherz und Witzworte hervor. Sie war die Verkörperung jungen Glückes und wie die menſchliche Fortſetzung des ſchönen Frühlings, der nunmehr in lachendſter Fülle die Ufer des Genfer See's bedeckte. Die Hauptmotive der Reiſe waren ſomit weggefallen; nichts drängte mehr zum Abſchied von den altgewohnten, liebgewordenen Stätten. Doch war der Marcheſe nach Genua gereiſt, um ſein Haus zu beſtellen, daß es würdig ſei, ſeine junge

Gattin zu empfangen. Seit drei Wochen war er der glückliche Gatte Lucy's. Wenige Tage nachdem die Nachricht von Odo's Rettung angekommen war, begann ſie zur Vermählung zu drängen. Niemand ſah in die Vorgänge ihres Innern, aber man kann ſie errathen: Sie wollte die Schiffe hinter ſich verbrennen; ſie wollte ſich den Rückweg abſchneiden. In ihrer Stärke hatte ſie Angſt vor ihrer Schwäche. Sie wußte, Odo werde, kaum nach Europa zurückgekehrt, herbeieilen, um die alten Freunde zu ſehen. Er wird ihr ſo entgegentreten, wie ſie ihn geträumt hatte, als ein heroiſcher, früh erprobter junger Mann. Die große Reiſe, die großen Erfahrungen, die überſtandenen Leiden müſſen ihn früh gereift haben; er wird ſich ihr, ſie wird ſich ihm näher fühlen. Alle Urſache, ſich ihrer Liebe zu ſchämen, iſt vielleicht weggefallen und mit ihr die Schranke, die ſie von Odo trennte. Wird ſie ſtark genug ſein, dem braven Marcheſe, den ſie in ihrem Beſitze ſo glücklich ſah, ihr Wort zu halten, und Zanetta, deren Mutter ſie ſchon geworden, dem Manne entgegen zu führen, ohne den das junge, zarte Geſchöpf nicht mehr leben zu können ſchien? Sie mußte ſich vor ſich ſelber ſchützen, ſie wollte ſich nicht auf ſich allein verlaſſen, wo es das Glück Anderer betraf; ſie ſuchte nach einem Zwang, nach einem poſitiven, feſten Halt;

Beides bot ihr, das wußte ſie, eine definitive übernommene Pflicht und ſo ſprach ſie, wie geſagt, ſchon einige Tage nach Ankunft jener Nachricht den Wunſch nach baldiger Vermählung aus.

Sie fand in aller Stille in der katholiſchen Capelle ſtatt.

Und jetzt war ſie ſchon ſeit drei Wochen Marcheſa Broſſerio. Sie ſaß auf ihrem Lieblingsplätzchen unter den Platanen auf der Terraſſe und nahm Abſchied von ihren Kindern, die mit Sir William, den ſie Großvater nannten, eine Spazierfahrt auf die ferne Plotte am andern Ufer des See's machen ſollten. Sir William ſaß ſchon im Wagen und ließ die Peitſche ungeduldig knallen. „Adieu, Mama," ſagte Emilia und küßte Lucy die Hand; „ſchreibe dem Papa ſchöne Sachen." — „Adieu, Mama," wiederholte Zanetta und ſchloß ſie in ihre Arme. Lucy küßte Beide auf die Stirne und ſie liefen durch den Garten in den Hof; ſprangen in den Wagen, der gleich darauf dahinrollte.

In dem Augenblicke, da der Wagen aus dem Hofgitter fuhr, rauſchte es hinter Lucy in dem Gebüſche, das die Gartenmauer verhüllte und ſie überwucherte. Ehe ſie ſich nach dem Geräuſche umſehen konnte, ſprang ein junger Mann aus der dichten Verhüllung und ehe ſie einen Schrei der Ueberra ſchung ausſtoßen konnte, lag Odo zu ihren Füßen. Sie erkannte ihn augenblicklich, obwohl er ſich bedeutend verändert hatte. Er war höher gewachſen und ſtärker geworden; ſein Geſicht war braun und verbrannt und von einem kleinen Backenbarte eingefaßt, wie ihn engliſche Seeleute lieben. „Endlich,“ rief er lachend, „endlich bin ich da! Die kleinen Creaturen, die Sie da liebkoſten, haben mich um einige koſtbare Minuten gebracht, die mir eine Ewigkeit ſchienen. Denn ich liege ſchon lange hier auf der Mauer verſteckt und wartete, bis ich Sie allein haben konnte.“

„Odo!“ ſeufzte die Marcheſa, indem ſie ſich an die Platanen lehnte und beide Arme fallen ließ.

Der Ton ihrer Stimme verſcheuchte plötzlich die Luſtigkeit, mit der er herbeigeſprungen war; mit einem Ausdrucke höchſter Innigkeit faßte er ihre beiden Hände, ſah ihr in die Augen und ſagte mit zitternder Stimme: „Bin ich endlich da! bei Ihnen, Lucy! in dem Augenblicke, nach dem ich mich ſeit Jahren geſehnt habe, ſeit Jahren und immer, immer, in guten und böſen Stunden und überall, unter allen Himmelsſtrichen.“

In dieſen Worten, in der Innigkeit, ja Leidenſchaft, mit der ſie hervorſprudelte, im Tone der Stimme lag etwas, was Lucy mit Schrecken erfüllte.

Sie entzog ihm die eine Hand und fuhr ſich über die Stirne. Es war ihr, als ſollte ihr jetzt erſt ein Unglück kund werden. Sie ſuchte ſich zu faſſen und ließ die Blicke, wie ſuchend, durch's Weite ſchweifen, während Odo die Hand, die ſie ihm ließ, mit Küſſen bedeckte.

„Odo," ſagte ſie, „haben Sie die Kinder geſehen, die mich eben verließen? Haben Sie ſie nicht erkannt?"

„Nein," ſagte er, „was kümmern mich die Kinder? Ich habe von meinem Verſtecke nur Sie angeſehen, nur das liebe, bekannte Geſicht, das ſo viel ſchöner geworden iſt."

„Ahnen Sie nicht, wer die Kinder ſind?" fragte ſie weiter. „Sie ſtehen Ihnen nahe."

„Wie?" fragte er erſtaunt.

„Es ſind die Kinder des Marcheſe Broſſerio."

„Broſſerio?" fragte er wieder. „Wer iſt Marcheſe Broſſerio?"

„Jener Herr Durand!" —

„Ach ſo!" lachte Odo, „die Kleine iſt meine Gerettete. Ach, die alte Geſchichte! Ich hätte ſie längſt vergeſſen, wenn ich ihr nicht Ihre Bekanntſchaft verdankte. Geſegnet ſei die Kleine, die in's Waſſer fiel und die Große, die ſie hineinfallen ließ. Wie kommen die Beiden hierher?"

„Es ſind meine Kinder!“ liſpelte Lucy.

„Ach,“ lachte Odo wieder, „daran erkenne ich Sie! Sie müſſen immer Mama ſein, immer für Jemand ſorgen, Jemand Gutes thun.“

Plötzlich ging er wieder vom Lachen zum innigſten Ernſt über: „Nein, Lucy,“ rief er, „es gibt auf Erden kein Weib wie Sie. Sehen Sie, das ſteht hier in dieſem Herzen feſt und von Tag zu Tage, ſeit ich Sie kenne, iſt dieſe Ueberzeugung in mir mächtiger geworden. Ich habe Ihres Gleichen nicht gefunden, ich werde Ihres Gleichen nicht finden. Verzeihen Sie, Lucy, daß ich Ihnen ſo ſpreche; ich muß, ich kann nicht anders. Im Glücke des Wiederſehens ſprudelt mein Herz über und doch kann ich Ihnen den millionſten Theil deſſen nicht ſagen, was ich Ihnen auf der Oede der See, in der Wildniß der Urwälder, in Glück und Unglück geſagt habe. Laſſen Sie mich ſprechen, ſo lange ich im Rauſche dieſer Stunde den Muth dazu habe. Es ſpricht nicht mehr ein Knabe zu Ihnen; glauben Sie mir, ich bin ein Mann, ich bin alt geworden und ich kann jetzt beurtheilen, was ich ſchon als Knabe gefühlt habe. Und ich habe es mir geſchworen, es Ihnen gleich zu ſagen.“

Lucy machte eine abwehrende Bewegung. Sie empfand eine wahre Todesangſt vor dem Worte, das er ausſprechen wollte. Odo erſchrak vor dem ſtarren Ausdrucke ihres Geſichtes und verſtummte.

Lucy richtete ſich auf und ſagte mit einem gezwungenen Lächeln, zu dem ſie die ganze Kraft ihres Weſens zuſammennehmen mußte: „So laſſen Sie mich doch ausreden. Verweilen Sie doch einen Augenblick bei dieſen beiden Kindern; ſie verdienen das. Die Kleine dankt Ihnen das Leben und die Große mehr als das Leben und ſie empfindet das mit der wunderbarſten Innigkeit. Erinnern Sie ſich doch an das kleine blaſſe Geſicht mit den großen, ſchwarzen Augen, das Ihnen einen ſo tiefen Eindruck machte. Das iſt Zanetta, das liebenswürdigſte Geſchöpf dieſer Welt; Sie müſſen ſie kennen lernen.“

„Lucy, ich begreife Sie nicht!“ rief Odo ungeduldig und gekränkt, „ich bin ſo glücklich, bei Ihnen zu ſein, ich will nur mit Ihnen allein ſein und Sie ſprechen mir immer von Andern, von Fremden.“

„Es ſind nicht Fremde, es ſind meine Kinder!“ ſagte Lucy mit Nachdruck.

„Nun ja, aber —“

„Meine Kinder!“ wiederholte Lucy und indem ſie ſich an die Platane zurücklehnte und ſich unbewußt, inſtinctmäßig feſter auf ihre Füße ſtellte, fügte ſie hinzu: „Ich bin die Frau ihres Vaters.“

Odo ſah ſie mit weit offenen Augen an, dann ſank er auf einen Stuhl und ſagte vor ſich hin: „Alſo kam ich doch zu ſpät. O mein Glück und meine Träume!“

Lucy hätte ſich ihm ſo gerne genähert; ſie fühlte eine unendliche Sehnſucht, ihre Hand auf ſeinen herabfallenden Kopf zu legen, ihn an ihre Bruſt zu drücken; aber ſie konnte keinen Fuß bewegen. Sie war wie eingewurzelt. Unbeweglich ſtand ſie da und ſagte: „Odo! geben Sie kindiſche Gedanken auf — Sie haben mich Ihre Mama genannt — ich bin ſo viel älter als Sie — ich bin und bleibe Ihre Mama —, ich habe für Sie geſorgt. Lernen Sie Zanetta kennen; ſie liebt Sie; ihre ganze Seele iſt von Ihnen erfüllt. Ach, wüßten Sie, was das Kind um Sie gelitten hat. Sie war dem Tode nahe, als man Sie verloren glaubte und ſie blühte wieder auf, ſie lebt und iſt glücklich, ſeit wir wiſſen, daß Sie gerettet ſind. — Es iſt ihr Tod, wenn Sie ſie verſchmähen. Nehmen Sie ſie aus meiner Hand — ich kann Ihnen nichts Beſſeres geben. Ich habe ſie für Sie erzogen, ich habe die Liebe zu Ihnen in ihrem Herzen gepflegt.“ —

Bei dieſem Worte ſprang Odo von ſeinem Sitze auf und ſtellte ſich drohend vor Lucy. „Wer gab Ihnen das Recht,“ rief er zornig, „über mein und ihr Herz zu verfügen? Hier dieſes,“ fuhr er fort, indem er mit geballter Fauſt auf die Bruſt ſchlug, „iſt keines, das man ſo vergibt. Es liebt und bleibt ſich treu.“

Eben ſo raſch, als er aus dem Gebüſche geſprungen war, ſprang er jetzt wieder hinein. Es ſchlug hinter ihm zuſammen. Lucy hörte ſeine Schritte, die wie fliehend auf der Landſtraße forteilten. Jetzt erſt gewann ſie wieder die Kraft, ſich zu bewegen. Sie ſank auf denſelben Stuhl, von dem Odo eben aufgeſprungen war, ihre Stirne fiel hart auf den Tiſch vor ihr und ein Strom von Thränen benetzte den Sand, der ſie aufſog, als wäre es Regen.

Feigheit.

Eine Geſchichte aus dem neunzehnten Jahrhundert.

Erſtes Capitel.

Deutſchland, das muß man leider zugeben, iſt vor Allem das Land des Unfertigen, und ſo hat es ganz richtig einen unvollendeten Dom zu ſeinem Symbol gewählt. Es gab eine Zeit, da alle Staaten Europa's gleich ſehr in Folge der Art ihrer Gründung durch große Vaſallen und andere Umſtände in viele kleine Staaten getheilt waren; ſie arbeiteten an ihrer innern Einigung, und gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts ſind die bedeutendſten mit dieſer Arbeit fertig und in ſich geeinigt; andere vollendeten dieſe Einigung im ſiebzehnten Jahrhundert und unſere Zeit ſah noch die Aufnahme einer ſolchen Arbeit in einem der zerriſſenſten Länder und wird bald die Vollendung ſehen: nur Deutſchland iſt auch mit dieſer Arbeit nicht fertig geworden. So auch auf andern Gebieten. Es begann die Reformation, ſein größtes Werk; es kam mit dieſem Werke nicht halb zu Ende. Im Kleinen wie im Großen: kein Land der Welt zählt ſo viele unvollendete Bauwerke wie Deutſchland; nicht nur die Dome des dreizehnten Jahrhunderts blieben auf halbem Wege ſtecken. Im achtzehnten Jahrhundert bemächtigte ſich der Fürſten und Großen eine große Bauwuth und die Eitelkeit, es Ludwig XIV. nachzuthun; großartige Schlöſſer wurden angelegt, die Verſailles gleichkommen oder gar es übertreffen ſollten. Man ſehe nur das Schloß von Mannheim; mit hohlen Augen, unfertig, todt, bevor geboren, blickt es in die lebende Welt, und dieſes Schloß wie der Kölner Dom zählen viele und unbekannte Brüder in ganz Deutſchland, denn mancher Graf, manches Fürſtlein, deſſen Gebiet nicht viel größer war als das Weichbild der Stadt Verſailles, wollte doch ein Schloß haben wie das Schloß zu Verſailles. Zum Theil ſind dieſe ſtolzen Anfänge, die man nicht einmal erhalten konnte, verfallen und von der Erde verſchwunden; zum Theil hat man ſie maskirt und das Unvollendete mit einem heuchleriſchen Abſchluſſe verdeckt, während nicht ein Drittel der Abſicht ausgeführt worden; zum Theil ſind ſie in der Einſamkeit verſchwunden, da ſich das Leben aus dieſen Gegenden, die einſt Mittelpunkte eines Hofſtaates geweſen, zurückgezogen.

Ein ſolches gewaltiges, unfertiges, in der Ein ſamkeit verſchwundenes Schloß findet ſich in einem deutſchen Fürſtenthum, durch das keine große Heerſtraße und keine Eiſenbahn führt und das deshalb heute eine noch kleinere Rolle in der Weltgeſchichte ſpielt als ehemals und noch weniger beſucht wird als zu Anfang dieſes Jahrhunderts, da gewiſſe, früher berühmte, jetzt beinahe vergeſſene Heilquellen Beſucher aus Nah und Fern herbeizogen. Das kleine Fürſtenthum mit ſeinen grünen Wäldern ruht auf vulcaniſchem Grunde und iſt eine kleine deutſche Auvergne; der Luſtreiſende, der nur maleriſche Landſchaften ſucht, wie der Geologe finden ihre Rechnung, wenn ſie es beſuchen, aber es iſt leichter in andere Gegenden zu dringen, in denen für beide noch größere Ausbeute zu finden und die ausgedehntere Communicationsmittel beſitzen, und ſo bleibt es weltvergeſſen. Die Heilquellen werden nur noch von den Nachbarn aufgeſucht und geſchätzt, die wilden und doch lieblichen Thäler nur noch von den Studenten einer nahegelegenen Univerſität beſucht, wenn ſie der Profeſſor der Geologie dahin führt. Die wenigen Reiſenden bekommen dann auch jenes gewaltige, unausgebaute Schloß zu ſehen, das gerade an der Grenze des Ländchens liegt und ſeine weiten Parks über das Gebiet zweier Staaten ausdehnt, denn dieſes Schloß iſt vielleicht die einzige architectoniſche

Merkwürdigkeit des Landes und hat für kindiſche Neugierde noch manche jener Kunſtanlagen und Ueberraſchungen, wie Flüſtergrotten, Einſiedler, Aeolsharfen, Fallthüren, Waſſerfälle, künſtliche Ruinen, kopfwackelnde Chineſen, kurz all' die holden Thorheiten, die unſere reifrocktragenden Großmütter ergötzten und erſchreckten. Doch ſteht das Schloß ſelbſt nicht in Harmonie mit dieſen Rococothorheiten; der Erbauer hatte mehr Geſchmack als ſeine Zeit, und anſtatt Verſailles nachzuahmen, zog er es vor, das Schloß Franz' I. von Frankreich, die herrliche Phantaſie Primatice's, des Schülers Rafael's, Chambord bei Blois, ſich zum Muſter zu nehmen. Wie Chambord erhebt ſich Schloß Holken breit und gewaltig mit einem Hauptgebäude und zwei kleinen Seitenflügeln im phantaſievollſten Renaiſſanceſtile mit gewaltigen Thoren, breiten Fenſtern, unzähligen großen und kleinen Balkonen und Erkern, lebend, vielbewegt, bis zu einem platten Dache, aus dem dann, wie aus einer Ebene, eine ganze Stadt kleinerer Gebäude und breiter, vielfach gezackter Schornſteine hervorwächſt. Dieſe breiten Schornſteine ſind mit Zinnen gekrönt und mit weißen, rothen und ſchwarzen Marmorplättchen mannigfaltig ausgeſchmückt; die kleinen Gebäude ſind eine Art von Dachſtuben in Geſtalt von Pavillons oder kleinen

Thürmen, die broncirte Wetterfahnen tragen. Aus ihnen führen Thüren auf die Plattform, welche ſich, durch dieſe Ueberbaue und Eſſen getheilt, in ein wahres Labyrinth von Gängen und Plätzen verwandelt. Das Ganze iſt von einer Baluſtrade eingeſchloſſen, die hier und da unbeſchädigte und verſtümmelte Statuen, hiſtoriſche und allegoriſche, trägt und dieſe luſtige Welt abſchließt. Dort oben iſt Alles fertig und vollendet, nur die Seitenflügel des Schloſſes ſind niemals zur Vollendung gelangt, und der große Eingangsſaal des Hauptgebäudes, der eine Nachahmung der Salle des Gardes von Chambord werden ſollte, hat niemals ſeine gewaltige Wölbung erhalten. Auch die Doppeltreppe à la Chambord iſt unvollendet geblieben; nur eine zieht und windet ſich die drei Stockwerke hinan und mündet mit drei Thüren auf die drei übereinander hinlaufenden Gallerien; die andere, die ſich ſpiralförmig neben dieſer hinaufwinden ſollte, iſt in der Mitte abgebrochen und erreicht nicht einmal die erſte Gallerie. Natürlich fehlen in ſo unvollendeter Vorhalle auch die Fresken, die ſie zu ſchmücken beſtimmt waren, und werden dieſe heute durch große, von Staub verdichtete Spinngewebe erſetzt, die ſich, eins am andern hängend, von Winkel zu Winkel ziehen und kaum den Schwalben Platz laſſen, die hier Neſter anzukleben ſuchen. Doch iſt ein ganzer Fries von bewohnten und halb zerſtörten Schwalbenneſtern eingenommen, die oft in drei- und vierfachen Reihen übereinander ſitzen.

Das Alles wurde ehemals von den Reiſenden beſucht, bewundert und von deren Phantaſie, wo es nöthig war, ausgebaut. Das letzte und höchſte Ziel war die labyrinthiſche Plattform, die in der That hier wie in Chambord den ſchönſten, eigenthümlichſten Theil des Schloſſes ausmachte. Aber ſeit einer langen Reihe von Jahren war die Plattform unzugänglich, und der Beſchließer, der einzige Beamte, der das Schloß bewohnte, gab auf die dringenden Fragen der Reiſenden, warum ſie nicht dahinauf gelangen dürften, ausweichende oder gar keine Antworten und blieb auch jeder Beſtechung eben ſo verſchloſſen wie die kleine eiſerne Thür, die durch ein Seitenthürmchen auf die Plattform führte. Es war dieſer Beſchließer ein alter, graubärtiger Soldat, den man nicht lange fragen, in den man noch weniger dringen durfte, wenn man nicht mit überraſchender Kraft zurückgeſchlagen ſein wollte. Die Fremden blieben gewöhnlich zu kurze Zeit in der Gegend, um nähere Erkundigungen einzuziehen über einen Gegenſtand, der übrigens kein großes Intereſſe einzuflößen geeignet war. Man konnte eben die Plattform nicht ſehen, der Beſitzer geſtattete es nicht; bei ſo vielen Merkwürdigkeiten, die man beſucht, bleibt man von einem Theile derſelben ausgeſchloſſen; man beruhigte ſich bei der Weigerung des alten Soldaten und damit war die Sache gut. Einzelne Fremde übernachteten wohl in dem nahegelegenen Dorfe Holken und dieſe konnten, wenn ſie bei Mondſchein noch einmal ausgingen, um das Schloß in romantiſcher Beleuchtung zu betrachten, wohl bemerken, daß aus einem der Fenſter auf der Plattform ein ſchwaches Licht hervorbrach, aber auch dieſe, wenn ſie ſich dann nach dem Bewohner dieſer einſamen Höhen erkundigten, konnten ſelbſt im Dorfe ſchwer irgendwelchen ausführlichen Beſcheid erlangen. Faſt alle Bewohner antworteten ſo abwehrend wie der alte Soldat, ſelbſt der Wirth der Herberge, zu deſſen Pflichten es doch gehörte, jeder Frage zu ſtehen und mögliche Auskunft zu geben. Es war als hätte die ganze Gegend ein auf das Schloß bezügliches, gemeinſchaftliches Geheimniß, ein Familiengeheimniß, von dem zu ſprechen ſchmerzlich war. Trotzdem war es ſeit mehreren Jahren auf viele Meilen im Umkreiſe und endlich auch in der Fremdenwelt des Badeortes kein Geheimniß mehr, daß der einzige und einſame Bewohner des Schloſſes, oder vielmehr der Manſarde auf der Plattform, kein anderer war, als der Stammhalter des Hauſes und der Beſitzer des Schloſſes ſelbſt, der ehemals reichsunmittelbare Graf von Holken — und diejenigen Fremden, die den Theil ſeiner Geſchichte kannten, welcher in die Oeffentlichkeit gedrungen, beſuchten das Schloß und übernachteten im Dorfe, nur um ſagen zu können, daß ſie das Licht in der Nacht geſehen, das aus der Einſiedelei des Mannes drang, der einſt ſo viel von ſich reden gemacht.

Ich ſollte glücklicher ſein als alle andern Fremden und über den Bewohner des Schloſſes und ſein Geheimniß mehr erfahren als, einen einzigen Mann ausgenommen, irgend Jemand in der Umgegend und in der Welt überhaupt. Im Jahre 1845 kam ich auf die ſchon erwähnte, von Holken nicht ſehr entfernte Univerſität, um mich daſelbſt als Docent zu habilitiren; der Pfarrer von Holken war mein Vetter, aber mir eben ſo unbekannt als dem Reſt der Familie, da er frühe ſeine und unſere Heimath in Süddeutſchland verlaſſen hatte. Man drang von Hauſe aus in mich, ihn zu beſuchen, und ich that es gern, da ich nie Anderes als Gutes von ihm hörte; er ſeinerſeits nahm mich mit großer Herzlichkeit auf. Mein Vetter, ein Mann von ungefähr fünfundvierzig Jahren, gefiel mir. Wir hatten gleichen wiſſenſchaftlichen Geſchmack, er bewohnte ein idylliſchſchönes Pfarrhaus, beſaß eine reiche Bibliothek, die Gegend iſt überaus lieblich und maleriſch, der Vetter fühlte ſich außerdem einſam, da er im Jahre vorher eine ſehr liebe Frau verloren hatte, und ſo machte es ſich, daß ich ihn bald zum zweiten Male beſuchte, um mehrere Wochen, vielleicht Monate mit ihm zu hauſen.

Das prachtvolle Schloß zog natürlich gleich während meines erſten Beſuches meine ganze Aufmerkſamkeit auf ſich und der Paſtor machte ſelbſt meinen Führer durch die innern Räume, zu denen ihm der Soldat die Schlüſſel gegeben, wie durch den Park. Auf die Plattform gelangte ich eben ſo wenig als jeder andere Fremde.

„Warum darf ich nicht dort hinauf?" fragte ich den Paſtor, mit dem ich in dem weiten, grasbewachſenen Hofe ſtand, „die Plattform ſcheint ja gerade der ſchönſte Theil des Schloſſes zu ſein und muß eine prächtige Ausſicht haben?"

„Die Plattform iſt bewohnt," antwortete mein Vetter kurz.

„Die ganze Plattform? Da können zwanzig Familien wohnen und ich ſehe keine Seele."

„Ich ſage zu viel," verbeſſerte ſich der Paſtor, „wenn ich ſage, daß die Plattform bewohnt iſt — eine der Stuben da oben iſt bewohnt."

„Warum ſollten wir denn nicht dahinaufſteigen dürfen?“

„Der Bewohner will es nicht.“

„Das iſt ſehr ungaſtlich! Die Plattform iſt ſo groß, eine ganze Welt — er brauchte uns ja gar nicht zu ſehen.“

„Er will es einmal nicht,“ wiederholte der Paſtor und offenbar in der Abſicht, das Geſpräch über dieſen Gegenſtand abzuſchneiden.

„Wer iſt denn dieſer ungaſtliche Einſiedler?“ fragte ich trotzdem weiter.

„Es iſt der Beſitzer des Schloſſes.“

„Wie heißt er?“

„Wie das Schloß, Holken — Graf Holken.“

„Das iſt doch erſtaunlich,“ rief ich, in der That verwundert, „der Graf ſelbſt? In dieſer Wüſte? In dieſem verfallenden Schloſſe? Und nirgends ſehe ich eine Spur von Familie oder Dienerſchaft — und gerade da oben in einer Manſarde, in einer einzigen Manſarde muß er wohnen, während im Schloſſe ſo prachtvolle Säle leer ſtehen?“

Mein Vetter ſchwieg und ich fuhr mit meinen Fragen fort: „Er iſt wohl ruinirt? Er hat wohl ſein Vermögen durchgebracht, daß er ſich ſo einſchränkt?“

„Er iſt der reichſte Grundbeſitzer des ganzen Landes,“ antwortete der Paſtor.

Die Sache wurde mir immer räthſelhafter, eben ſo räthſelhaft als das Benehmen meines Vetters, den meine Fragen mit ſichtlichem Unbehagen erfüllten, und der mir durch ſeine kurzen Antworten deutlich zu verſtehen gab, daß er nicht weiter gefragt werden wollte. Auch nahm er mich am Arm, um mich weiter zu führen, vielleicht um mich durch den Anblick anderer Gegenſtände auf andere Gedanken zu bringen. Aber Alles das hatte mich zum Nachdenken gebracht: das ganze Geheimnißvolle dieſer halben Mittheilungen wie des Schloſſes in Verbindung mit dem Namen Holken hatte in meinem Gedächtniſſe unbeſtimmte Erinnerungen geweckt, die ich noch nicht recht faſſen konnte, und es begann jene Qual des Gehirns, die man zu empfinden pflegt, wenn einſt Gewußtes, längſt Vergeſſenes wieder aufzuerſtehen und über die Schwelle des Bewußtſeins zu treten ſtrebt. Es war mir, als müßte ſich an den Namen Holken eine Geſchichte knüpfen, eine Geſchichte, die ich einſt gehört oder geleſen hatte. In wirren Tönen umſummte ſie mein Ohr; ſie ſtand gedruckt vor meinen Augen auf einem Blatte — aber noch ſo verwiſcht, daß ich ſie nicht leſen konnte. Ich legte die Hand auf die Stirne und dachte nach, während mich mein Vetter am Arm packte, um mich in meiner Anſtrengung zu ſtören und fortzuziehen. Ich ließ mich nicht ſtören, ich grübelte — und plötzlich, wie ein Blitz fuhr es mir durch den Kopf und ich rief: „Graf Holken, General Graf Holken, der bei Waterloo wegen ſeiner Feigheit infam —“

„Nein! — Ja!“ rief der Paſtor haſtig nacheinander, indem er ſich in dem oden Hofe umſah, ob Niemand meine Worte gehört, und gleich darauf eben ſo ängſtlich hinauf nach der Plattform blickte, obgleich meiner Stimme Schall unmöglich dahin hatte dringen können. Dann faßte er mich am Arm und zog mich aus dem Hofe. — „Sprich mit Ehrfurcht von dem Manne,“ ſagte er dann mit einem Gemiſch von Rührung und ärgerlicher Aufregung — „wer er auch immer ſei oder geweſen ſei, er iſt der Wohlthäter dieſer ganzen Gegend, der Helfer in jeder Noth — das weiß Niemand beſſer als ich — und dabei iſt er, ach, ſo unglücklich.“

Mein Vetter gab mir während meiner erſten Beſuche im Pfarrhauſe oft zu verſtehen, daß er über jenen einſamen Mann im Schloſſe und über deſſen Geſchichte nicht zu ſprechen liebe, und ich ſchwieg, trotz aller Neugierde, wie es die Pflicht des Gaſtes und des wohlerzogenen Menſchen gebot. Aber meine Neugierde wurde darum nicht vermindert und verwandelte ſich mit der Zeit in herzliche Theilnahme für den Einſamen. Unter Tages hätte kein Menſch geahnt, daß die Plattform bewohnt ſei, aber in der Nacht, beim hellen Mondſchein, ſah man manchmal einen Schatten an den breiten Eſſen hingleiten oder aus einem gewiſſen Fenſter einer den äußerſten Rand der Plattform einnehmenden Manſarde einen gedämpften Lichtſtrahl durch die Jalouſie hervorbrechen. Aus dem Fenſter meiner Stube im Pfarrhauſe konnte ich dieſes Licht beobachten, und ich ſtand oft ſtundenlang da, immer hinaufſehend nach der Höhe, in der das Licht wie ein kranker, erlöſchender Stern, der ſich in Nebel aufzulöſen droht, in der Luft ſchwebte. Der Anblick erfüllte mit Traurigkeit und das um ſo mehr, wenn man, was ich endlich bei meinem dritten oder vierten Beſuche im Pfarrhauſe erfuhr, wußte, daß der Einſame da oben ſeit mehr als dreißig Jahren hauſe, daß es ein Greis mit ehrwürdigem Angeſicht ſei, und daß er dort oben ſich mit einer unverwiſchbaren Schande vor den Augen der Welt verberge, feſt entſchloſſen, ſo lange ſeine eigenen Augen noch offen ſtehen, ſich dieſen nicht mehr zu zeigen. Obwohl ich ſelbſt, theilnehmend und traurig, oft zu dieſem Lichte hinaufblickte, war ich doch bald beinahe eben ſo unangenehm berührt wie mein Vetter, wenn ich ſah, wie manchmal Fremde bei Tag und bei Nacht um das Schloß herumſchlichen und mit plumper Neugierde das Licht, wo nicht den Einſiedler ſelbſt, zu erſpähen ſuchten. Erſt als ich ſo weit war, und es mein Vetter bemerkte, und erſt nachdem ſich im Lauſe mehrerer Monate ein ſehr inniges, freundſchaftliches Verhältniß zwiſchen uns gebildet hatte, war es ihm möglich, ruhig über den Grafen Holken mit mir zu ſprechen.

„Ja,“ ſagte er mir eines Tages„ „Du haſt es damals errathen, es iſt der General Graf Holken, derſelbe, der bei Waterloo ſeiner Feigheit wegen infam caſſirt wurde.“

„Iſt es nicht ſo?“ fragte ich, „er ſollte mit ſeiner Cavallerie einen Angriff ausführen, und in dem Augenblick, da ihm die feindliche Abtheilung entgegen kam, wandte er ſein Pferd und ergriff die Flucht?“

„Ja, ſo iſt es!“ beſtätigte der Paſtor, und fuhr fort: „Seine Schwadronen folgten ihm, brachten mehrere Infanterieregimenter in Unordnung, riſſen einen Theil mit in die Flucht, und dieſe Epiſode hätte der Entſcheidung des entſcheidenden Tages leicht eine andere Wendung geben können, eine Wendung, die vielleicht der ganzen europäiſchen Welt unheilvoll geworden wäre.“

„Ich habe,“ ſagte ich, „ſeit meinem erſten Beſuche hier Manches über den Grafen und dieſe merkwürdige Epiſode geleſen, auch Manches durch mündliche Erkundigungen erfahren — aber je mehr ich erfahren, deſto unklarer ſehe ich in der Sache. Die Laufbahn des Grafen endet mit einer ungeheuern Schmach — aber die Laufbahn ſelbſt, bis zu dieſem unglückſeligen Ende, iſt eine durch und durch ehrenhafte, ja ruhmvolle. Graf Hollen galt für einen der ausgezeichnetſten deutſchen Officiere und als ſolchen betrachtete ihn auch Napoleon, als er, nach den damaligen Zeitverhältniſſen, unter ſeinem Commando focht. Dem großen Kenner und Entdecker des Talentes und des Muthes verdankte er es, daß er noch verhältnißmäßig ſehr jung als General commandirte. Wie ſeine militäriſchen Talente und ſein Muth, hatte ſich auch ſein Privatcharacter, ſeine Ehrenhaftigkeit, ſeine edle Männlichkeit bei vielen und allen Gelegenheiten bewährt. Er war von Freund und Feind gleich ſehr hochgeachtet, von ſeinen Cameraden geliebt, von ſeinen Soldaten wahrhaft vergöttert — und dieſer Mann wird an einem Tage wie der bei Waterloo mit einem Male feige, er vergißt Vaterland, Pflicht, Ehre, ſeine eigene ganze Vergangenheit und wendet ſich zur ſchimpflichen Flucht! Iſt das begreiflich?“

Der Paſtor zuckte die Achſeln und ſagte: „Du kennſt die Geſchichte des Generals Mack. Auf wenigen Deutſchen laſtet ein ſo gewaltiger Schandfleck als auf dem Mann der Capitulation von Ulm. Nun wohl! Erkundige Du dich bei Allen, die ſein Leben und ſein ganzes Weſen auf's Genaueſte gekannt haben, vor und nach der Schandthat, und ſie werden Dir ſagen: General Mack war nicht nur der vortrefflichſte und erprobteſte Officier, eine Autorität in ſeinem Fache, eine Berühmtheit in der militäriſchen Welt, er war auch ein trefflicher Menſch, ein durch und durch ehrenhafter Character, an dem ſeine alten Freunde bis an ſein Lebensende mit unveränderter Liebe und Achtung hingen. Selbſt Denen, die ihn nach ſeinem Falle, nach der Schande von Ulm, kennen lernten, blieb es ewig ein Räthſel, wie ein ſolcher Mann ſo hatte handeln können; ſie ſagten von dieſer That: ſie wüßten ſie, aber ſie glaubten ſie nicht.“

„Solche Erſcheinungen,“ ſagte ich, „ſind und bleiben auch in der That unbegreiflich. Wer kann da beſtimmen, welch eine körperlich begründete Stimmung gerade im entſcheidenden Augenblick ſtärker iſt als alle moraliſchen Einwirkungen, als alle Gefühle von Pflicht und Ehre, als alle Erinnerungen und Rückſichten —“

„Nein!“ fiel mir der Paſtor in's Wort, „an Dergleichen glaube ich nicht, will ich aus Rückſicht auf die Würde der Menſchheit nicht glauben. Mein feſter Glaube iſt, daß ſolche Erſcheinungen rein tragiſcher Natur ſind, und daß hinter ihnen eine tragiſche Schuld ſteckt, die geſühnt werden muß, und die Erfahrungen, die ich ſelbſt gemacht, die innere Geſchichte eines ſolchen tragiſchen Opfers, die mir bekannt iſt, befeſtigen mich nur in dem Glauben.“

Damit hatte der Paſtor ſchon zu viel geſagt, um leugnen zu können, daß er mit der innern Geſchichte und mit den Urſachen des Unglücks jenes Einſamen vertraut war. In der That erfuhr ich bald, daß er der einzige Menſch war, den der Graf manchmal in ſeiner Manſarde empfing, daß durch ihn die Wohlthaten ausgeübt wurden, auf die der Graf ſein ungeheures Vermögen verwendete, und endlich, daß ſich zwiſchen den beiden Männern ein beinahe inniges Freundſchaftsverhältniß gebildet hatte. Daß der gute Paſtor bei dieſem Verhältniſſe mit ſeinem ganzen Herzen betheiligt war, erkannte ich an der Aufregung, die ſich ſeiner bemächtigte, ſo oft gegen den infam caſſirten General irgend ein Wort der Anklage oder Mißachtung fiel, ja ſo oft nur ſein Name genannt wurde und Gefahr da war, daß ſich an dieſen Namen irgend eine verletzende oder frivol verurtheilende Bemerkung knüpfen könnte. Sprach er, ohne dieſe Gefahr befürchten zu müſſen, von ihm, that er es immer mit einer aufrichtigen

Traurigkeit und mußte er ſich bezwingen, um nicht weich zu werden. Die Theilnahme, die ich dem Einſamen zeigte, trug offenbar viel dazu bei, daß ſich zu dem verwandtſchaftlichen Gefühle bei dem Paſtor auch bald das freundſchaftlichſte geſellte, und daß dieſem das größte Vertrauen folgte. Er geſtand mir bald zu, daß er in der That die Geſchichte des Grafen genau kenne, und nicht lange darauf verſprach er mir, daß ich ſie dermaleinſt auch kennen ſolle, nur ſollte ich ihm dagegen verſprechen, den Unglücklichen bis dahin nicht für einen Verräther oder für einen gemeinen Mann zu halten.

Darüber gingen Jahre dahin, ehe er Wort gehalten — aber er hielt Wort, als der Graf in dem verwilderten Parke von Holken beſtattet war, dort, wo er jetzt noch liegt, ohne Denkmal, ohne Grabſtein, wie er es verordnet. Mit den Wünſchen der Agnaten ſtimmte es zu ſehr überein, daß Geſtrüpp ſein Grab überwucherte, und daß ſein Name ſelbſt nicht durch eine Grabſchrift erhalten werde, als daß ſie gegen dieſe ſeine Anordnung etwas gethan haben würden.

Zweites Capitel.

Victor Graf von Holken ſtammte aus einem alten, reichbegüterten Geſchlechte des mittleren Deutſchlands. Die kriegeriſche Zeit, die in ſeine Jugend fiel, ſowie eigene Neigung und Familienüberlieferungen beſtimmten ihn, die militäriſche Laufbahn zu betreten, nachdem er in der Familie und auf der Univerſität eine ſorgſame Erziehung genoſſen hatte. Garniſon und Lagerleben verhinderten ihn nicht, ſich fortwährend geiſtig weiter zu bilden; von den neuen Ideen, welche die Philoſophen des achtzehnten Jahrhunderts und die Neufranken in die Welt gebracht, nahm er ſo viel in ſich auf, als ein offener, wohlwollender, aber in einer vorurtheilsvollen und beſchränkten Zeit erwachſener Geiſt in ſich aufnehmen konnte; die große Epoche der deutſchen Literatur, in die ſeine empfängliche Jugendzeit fiel, ging nicht ſpurlos an ihm vorüber; er ſah die Welt ſchöner und von einem höhern Standpunkt an als ſeine unmittelbaren Vorfahren und viele ſeiner zeitgenöſſiſchen Standesgenoſſen. Er erkannte ſehr wohl, welche großen Veränderungen im Ganzen wie in allen einzelnen Zweigen des Lebens in kurzer Zeit vor ſich gegangen, und wie ſehr nothwendig und geboten es ſei, wenn man ſich als nützliches Mitglied der Geſellſchaft erweiſen wolle, ſich dieſen Veränderungen zu fügen und des Belehrenden, das ſie enthielten, ſo viel als möglich in ſich aufzunehmen. Das militäriſche Weſen lag ihm nun am nächſten, und er verſchmähte nicht, von den ſiegreichen, aber von ſeinen Standesgenoſſen noch immer verachteten Feinden zu lernen, was er von Cäſar, Vauban, Friedrich dem Großen, überhaupt aus der Vergangenheit und aus Büchern nicht lernen konnte. In der Armee des Mittelſtaates, der er angehörte, war er bald nicht nur als tapferer, bereits in zwei Feldzügen bewährter, ſondern auch in ſeinem Fache höchſt unterrichteter Officier bekannt. Als man durch Napoleon gelernt hatte, auf Talente zu achten, das Wiſſen zu benutzen und die Zukunft zu bedenken, wurde Victor von Hollen oft dem Garniſonsleben entriſſen, um in die Nähe des Kriegsminiſters und des Hofes gezogen, bei Reformen und Ausarbeitungen von Plänen verwendet zu werden. So machte es ſich von ſelbſt, daß er außerhalb der Reihe und ohne Neid zu erwecken ſchnell im Range aufrückte, und da er „das Glück“ hatte, bei verſchiedenen Gelegenheiten von dem nunmehrigen Alliirten oder vielmehr Schutzherrn ſeines Staates, Kaiſer Napoleon, gelobt zu werden, war er ſchon in ſeinem fünfundzwanzigſten Jahre zum Major aufgerückt. Als ſolcher und als ein Mann, der vom Freunde, deſſen Feind man einſt werden konnte, zu lernen im Stande war, wurde er als Militärbevollmächtigter der Geſandtſchaft ſeines Fürſten beigegeben und kam er im Jahre 1809, zur Zeit des höchſten Glanzes des Kaiſerreiches, nach Paris.

Das Leben der franzöſiſchen Hauptſtadt, ihrer Natur und der kaiſerlichen Politik gemäß beſtimmt, die Augen der ganzen Welt auf ſich zu ziehen und zu blenden, hatte für den jungen Mann ſo viel des Neuen und Berauſchenden, daß er anfangs nicht zur Beſinnung kam und von Schauſpiel zu Schauſpiel, von Freude zu Freude, von Feſt zu Feſt taumelte. Aber die Müdigkeit mußte ſich bei einem an ernſteres Streben gewöhnten Character bald einſtellen und dieſer mußte folgerichtig die Sehnſucht nach einem ſtillern, innerlich reichern Leben folgen. Der junge Mann, der ehemals die Muße der Friedenszeiten auf ſeiner Studirſtube oder in Geſellſchaft inniger Freunde verbracht hatte, hätte auch jetzt gerne alle die Zerſtreuungen um wenige Stunden innigen Umgangs hingegeben. Ein ernſter Freund, mit dem er vertraut ſeine Meinung über die Intereſſen, die damals die Welt bewegten, hätte austauſchen können, ein kleiner Familienkreis, in dem er ſich gemüthlich gefühlt hätte, ſchien ihm bei Weitem wünſchenswerther, als der ganze Glanz der Tuilerien, als die ganze Geſellſchaft von Fürſten und Königen, die er dort wie Trabanten um die Sonne von Auſterlitz ſich bewegen ſah.

Sein Wunſch ſollte ihm erfüllt werden. Oberſt Jules Marigny, der in Frankreich ungefähr dieſelbe Stellung einnahm wie Victor in ſeinem Vaterlande, der ſeine Grade auf dem Schlachtfelde gewonnen, aber in den kurzen Friedenspauſen, die Napoleon ſeiner Nation gönnte, bei der theoretiſchen Ausarbeitung neuer Pläne im Kriegsminiſterium verwendet wurde, erhielt gleich bei Ankunft des jungen deutſchen Officiers vom Kriegsminiſter den Befehl, ſich desſelben beſonders anzunehmen, und er war es, mit dem Victor den Theil der geſandtſchaftlichen Geſchäfte, der ihm zufiel, abzumachen hatte. Oberſt Marigny ſtammte noch aus dem Geſchlecht der begeiſterten Freiwilligen, die auf den Ruf des Vaterlandes, nicht in Folge kaiſerlicher Conſcriptionen, an die Grenzen eilten, aus jenem Geſchlechte, das nur zum Theil ſich von dem ſoldatiſchen Weſen des Kaiſerthums abſorbiren ließ, zum Theil aber jene erſten, edlern Gefühle aus der Zeit der Republik als Grundlage ihres Characters beibehielten, als ſich viele Franzoſen aufrichtig einbildeten, daß ſie nur als Apoſtel der Freiheit und Civiliſation zu Felde zögen. Er hatte die Univerſität als zwanzigjähriger Jüngling verlaſſen, als er zum erſten Male im Jahre 1793 unter die dreifarbige Fahne eilte. Immer wähnend, daß er noch einſt zur Wiſſenſchaft zurückkehren werde, zog er von Schlachtfeld zu Schlachtfeld, während ſich hinter ihm in Paris fortwährend die Scene änderte, und ehe er ſich deſſen verſah, war er aus einem Vertheidiger der Freiheit und des Vaterlandes ein Soldat des Kaiſers geworden, hatte er einen bedeutenden Officiersrang gewonnen, waren Jahre hingegangen und war nicht mehr daran zu denken, ſeinen Vater, den geachtetſten Arzt Dijon's, zu erſetzen. Dieſes Schickſal hatte er mit vier Fünftheilen der franzöſiſchen Officiere gemein; was ihn von dieſen unterſchied, war die Stärke, mit der er ſich vor ſoldatiſcher Verwilderung bewahrte und vor dem Vergeſſen aller der beſſern Jugendneigungen, die ihn ſo wie viele Andere in's Lager geführt hatten, die aber bei dieſen vielen Andern ausgewiſcht waren aus dem Gedächtniſſe oder von ihnen wie von ihrem Chef als kindiſche Ausgeburten unpraktiſcher „Ideologie“ verachtet wurden. Oberſt Marigny war nun ein Mann in den dreißiger Jahren, ruhig, in ſich abgeſchloſſen, durch Bücher und Erfahrungen gebildet. Mit dem Leben hatte er abgerechnet; was ihm die Welt im Großen und Ganzen verſagt, durch Vereitelung ſeiner ſchönſten Träume, die er uneigennützig für ſie geträumt hatte, ſuchte er ſich im Kleinen zu erſetzen, durch Erfüllung der nächſten Pflichten und dadurch, daß er die Welt in Denen ſuchte, die er liebte. Ein warmes Herz, wie er war, klammerte er ſich mit deſto innigerem Glauben an einzelne Perſonen, als ſein Vertrauen in die Welt erſchüttert war. Solche Menſchen, die an ihre Landsleute nicht glauben, da ſie an ihnen ihre Erfahrungen gemacht, und die doch ihren Glauben an die Menſchheit nicht aufgeben können, kommen den Fremden mit beſonderer Vorliebe entgegen, und ſo fand Victor beim Oberſten Marigny eine um ſo herzlichere Aufnahme, als in ihren Characteren, ihrem Beruf, ihren Neigungen, ihrem Streben ſo viele Berührungspunkte vorhanden waren. Beide waren unter dem Soldatenrocke mild und gebildet, Beide im frivolen militäriſchen Leben ernſt geblieben; Beide ſuchten ihrem Berufe die geiſtigſte Seite abzugewinnen; aber ſie waren aus verſchiedenen Verhältniſſen, verſchiedenen Nationen und Schulen hervorgegangen; die Grundlagen ihrer

Bildung waren in vielfacher Beziehung verſchieden, und ſo hatten ſie auch, Einer vom Andern, etwas zu lernen, und ſo waren alle Bedingungen der Gleichheit und Ungleichheit vorhanden, die innigen Verbindungen förderlich ſind.

Nachdem Oberſt Marigny ſeinen Schutzbefohlenen kennen gelernt, führte er ihn, den er bisher nur in den Tuilerien, in großen Geſellſchaften und in den Bureaux geſehen hatte, in ſein Hausweſen ein, und damit hatte Victor den heimlichen Ruhepunkt gefunden, der ihm in dem betäubenden Lärm der Welthauptſtadt ſo wünſchenswerth ſchien.

Oberſt Marigny war verheirathet und zwar glücklich verheirathet, obwohl ſeine Heirath halb und halb auf franzöſiſche Weiſe geſchloſſen worden, das iſt durch Einmiſchung dritter Perſonen, die mehr die äußern Vortheile als die Bedürfniſſe des Herzens in Betracht zogen. Seine Freunde und Anverwandten ſuchten für ihn, während er den Feldzug von 1805 gegen Oeſterreich mitmachte, eine gute Partie, und ſie fanden dieſe in der Perſon des Fräuleins Helene von Perouſſet. Mademoiſelle de Perouſſet war der letzte Sprößling eines altadeligen Hauſes, aus dem unter den Bourbonen gewöhnlich die Capitäne der Garden in Verſailles gewählt wurden und das in der Schreckenszeit des Jahres 1793 auf dem Schaffotte erloſch. Helenen rettete ihre Jugend; ſie war, als ſie ihre ſämmtlichen Anverwandten unter der Guillotine verbluten ſah, erſt acht Jahre alt. Ein Emigrant, Freund ihres Vaters, nahm ſie für einige Zeit zu ſich nach Deutſchland, ſchickte ſie aber nach wenigen Jahren wieder nach Frankreich zurück, wo ſie in einem Mädcheninſtitut erzogen wurde. Sie war zwar, als ſie um ihre Familie kam, auch um ihre Güter gekommen, die als Nationaleigenthum eingezogen wurden, und ſie war eigentlich nichts Anderes als ein armes Fräulein; trotzdem hatten die Freunde Marigny's Recht, ſie als eine gute und wünſchenswerthe Partie zu bezeichnen. Abgeſehen von ihrer guten Erziehung und ihrer auffallenden Schönheit, war noch gegründete Hoffnung vorhanden, ja man konnte mit Sicherheit darauf rechnen, daß der Kaiſer, wenn ſie Marigny heirathete, ihr die ſämmtlichen eingezogenen Güter oder einen bedeutenden Theil derſelben zurückerſtatten, oder, wenn dies ganz und gar unthunlich, ihr jedenfalls eine hinreichende Mitgift und Ausſtattung geben werde. Der Kaiſer ſah es gern, wenn ſeine Officiere oder ſonſtigen Würdenträger Töchter alter Häuſer heiratheten und ſich die alte Legitimität ſo mit ſeinem neuen Adel vermiſchte. Bei ſolchen Gelegenheiten war er überaus freigebig, und er liebte es, Männer, die ſolche Heirathen eingegangen, raſch emporzuheben, um mit ihnen ihre Frauen, die Töchter der Legitimiſten, an ſeinem Hofe zu ſehen. Dieſe Lächerlichkeit des Emporkömmlings machte Helene zu einer guten Pratie. Aber Marigny ſah das ſchöne und verlaſſene Fräulein, und er adelte dieſe arrangirte Heirath, indem er vom Kaiſer weder Rückgabe der eingezogenen Güter noch eine Mitgift verlangte, indem er ſich überhaupt bei dieſer ſeiner Privatangelegenheit um die Einwilligung ſeines Kriegsherrn ganz und gar nicht kümmerte: ein Verfahren, das ihm von Anfang an die Achtung ſeiner Frau ſicherte und vielleicht den feſteſten Grundſtein ſeines Glückes bildete. Die Hinterlaſſenſchaft ſeines Vaters, der der erſte Arzt Dijon's geweſen, ſein Oberſtengehalt und die Zulage, die er als Arbeiter im Miniſterium des Krieges bezog, waren übrigens mehr als hinreichend, um einen beinahe luxuriöſen, jedenfalls ſorgenloſen Haushalt zu begründen. Das junge Ehepaar hätte ſogar nach den damaligen Anſprüchen ein offenes Haus machen können, wenn es ſich nicht ſelbſt genügt hätte. Die officiellen Feſte, an denen ſie theilnehmen mußten, waren ihnen Abwechslung genug; ſonſt liebte man es, daheim zu bleiben und ſich aneinander zu erfreuen. Morgen, übermorgen konnte ja die Kriegstrompete wieder erſchallen und die Glücklichen trennen. Man mußte die gegönnte Friſt benutzen. Doch war die Trennung, bei der Schnelligkeit, mit der Napoleon ſeine Kriege zu beenden pflegte, meiſtens nur von kurzer Dauer, bei Marigny von um ſo kürzerer Dauer, als er jedesmal bei beendetem Feldzuge den activen Dienſt ſofort verlaſſen konnte, um in das Kriegsminiſterium nach Paris zurückzukehren, wo er mit ſeinen Kenntniſſen ſtets willkommen war.

Die Liebe, die Marigny durch ſein uneigennütziges Verfahren der Braut gezeigt hatte, wurde von der Frau durch die rückhaltloſeſte Hingebung heimgezahlt. Das arme, verlaſſene Geſchöpf fühlte zum erſten Male, daß ſie Jemand gehörte, daß Jemand zu ihr gehörte, daß ſie nicht mehr allein und ſchutzlos in der Welt daſtand. Es war eben das Gefühl der Sicherheit, das ſie ſogleich zu ihm hinzog, als ſie den wettergebräunten, in Schlachten gehärteten Mann, der noch viel älter ausſah als ſeine Jahre, zum erſten Mal anblickte; ſein Alter, das eigentlich nicht im rechten Verhältniß ſtand zu ihren neunzehn Jahren, war in dieſer Beziehung in ihren Augen ein Vorzug mehr. Sie empfand ihm gegenüber alle die Gefühle, die zu empfinden ihr bisher nicht gegönnt war; er war nicht nur ihr Gatte, er war ihr älterer Bruder, ihr Vater, er war ihr Alles, was Liebe, Schutz und Halt gewährt. In ihrer Sehnſucht nach dieſen Gütern, die ihre ganze Jugend ausfüllte, hatte ſie ſich einem jüngern Manne gegenüber vielleicht länger beſonnen, als ſie es Marigny gegenüber gethan hatte, dem ſie gewiſſermaßen mit ausgebreiteten Armen entgegeneilte, und je näher ſie ihn kennen lernte, deſto tiefer wurde ſie überzeugt, daß unmöglich eine Frau an ihren Mann mit mehr Banden geknüpft ſein könne, als ſie es war.

Trotzdem ſie kinderlos war, fand ſie Graf Victor Holken nach fünfjähriger Ehe noch in derſelben Ueberzeugung, als er ſie, von ihrem Manne vorgeſtellt, kennen lernte.

Victor hatte von Madame Marigny, die ſehr zurückgezogen lebte, nie ſprechen hören. Hätte er gewußt, daß ſie für eine Schönheit galt, würde er wahrſcheinlich den Ruf beſtätigt haben; ſo aber trat er ihr ohne vorgefaßte Meinung entgegen, und das Erſte, was ihm im Hauſe gefiel, war das ruhig-innige Zuſammenleben des Ehepaares, das ihm um ſo wohler that, als ihm ein ſolches Schauſpiel in dem damaligen Paris und in ſeinem officiellen Hofleben ſeit lange nicht geworden. Er fühlte ſich behaglich an dieſem häuslichen Herde und bald vollkommen heimiſch. Dazu trug auch die zufällige Entdeckung bei, daß er und Helene eigentlich alte Bekannte und Jugendgeſpielen waren. Während ihres Aufenthaltes in Deutſchland hatte ſie mit der Emigrantenfamilie, die ſie dahin hatte kommen laſſen, einige Zeit auf dem Schloſſe des alten Grafen Holken, des Vaters Victor's verbracht, der, ein ſtarrer Legitimiſt, es ſich zur Ehre rechnete, alle ſeine aus Frankreich vertriebenen, durch ſeine Gegend kommenden Geſinnungsgenoſſen bei ſich zu beherbergen und la fidelité malheureuse fürſtlich zu bewirthen. Helene erinnerte ſich genau der ſchönen Wochen in dem gewaltigen Schloſſe und dem herrlichen Parke; ſie waren ja ein Lichtblick in dem Leben der Verlaſſenen; ſie erinnerte ſich jeder Einzelheit in ihren damaligen Erlebniſſen, jeder Perſönlichkeit und vor Allem des kleinen Victor, der ſo gut für ſie war, ſie auf ſein Pferd nahm und ihr den erſten Unterricht in der deutſchen Sprache gab. Der jungen Frau und mehr noch dem Oberſten war es nun, als müßte man Victor, der ſich in Paris in ſeiner Art einſam und verlaſſen fühlte, die Gaſtlichkeit, die Helene einſt von ihm und ſeinem Vater genoſſen, mit Zinſen in Freundſchaft und Freundlichkeit wieder vergelten, und das Wiederfinden trug ſehr viel zu einer raſchen Entwicklung gegenſeitiger Vertraulichkeit bei, abgeſehen von der Achtung, welche beide Männer ſchon aus ihrem Welt- und Geſchäftsleben her in den ſtillen Kreis mitbrachten.

Victor fühlte ſich in dieſem Zuſammenleben glücklicher als je zuvor. Sein patriotiſches Gefühl, das er ſich bewahrt hatte, obwohl ſein Fürſt ein Alliirter, oder beſſer geſagt, ein Vaſall des Kaiſers war, und das er ſonſt in Paris ſchon aus politiſchen Rückſichten verbergen mußte, konnte ſich hier frei ausſprechen. Der Oberſt war ein zu gebildeter Mann und ſelbſt ein zu guter Patriot, um nicht zu verſtehen, was ein Deutſcher bei der damaligen Lage der Dinge fühlen mußte; er hätte Victor vielleicht, ja gewiß weniger geachtet, wenn er, wie viele deutſche Fürſten und Officiere, die ihr Glück von Frankreich erwarteten, dem franzöſiſchen Götzen geräuchert hätte. Seine Frau hatte Deutſchland zu lieb gewonnen und ſtand ihrer Abſtammung nach dem gegenwärtigen franzöſiſchen Treiben und dem Kaiſer zu fern, um nicht laut und aufrichtig beizuſtimmen, wo ihr Mann nur durch ſein Schweigen beiſtimmte. Außerdem konnte er mit ihr von Perſonen und Oertlichkeiten ſprechen, die ihm theuer waren und von denen ſie mit Begeiſterung ſprach, da ſie ſich in ihrer Erinnerung aus der ſchönſten Zeit der Jugend zu wahrhaften Idealen verklärt hatten.

Als ſie ſo zum erſten Male ſprach, erfuhr er, wie ſchön ſie war. Ihre blaſſen Wangen rötheten ſich, ihre Augen ſprühten, die deutſche Sprache, die ſie bei ſolchen Gelegenheiten brauchte, obwohl ſie ſie unvollkommen ſprach, erſchien ihm in ihrem Munde unendlich melodiſch und wurde ihm noch theurer. Er pries ſeinen Freund glücklich wegen des Beſitzes eines ſolchen Weibes, und je länger er mit ihnen lebte, deſto inniger freute er ſich an dem Glück dieſer geliebten Menſchen. Doch mußte er ſich manchmal ſagen, daß das Glück Helenens oder vielleicht nur ihre Heiterkeit von Zeit zu Zeit durch irgend etwas getrübt, unterbrochen ſei. Von Natur mit dem heiterſten Temperament begabt, das nur durch Anmuth wohlthätig gemildert war, verbreitete ſie rings um ſich her die klarſte Atmoſphäre, aber manchmal verſank ſie in einen Trübſinn, der um ſo rührender war, als ihre Anmuth dadurch nicht vermindert wurde und ihre Trauer mit der gewohnten Heiterkeit um ſo auffallender contraſtirte. Helene hatte bald keine Geheimniſſe vor Victor, und er glaubte die Urſache dieſes Trübſinns zu errathen. War es nicht natürlich, daß das Schickſal ihrer ganzen Familie manchmal durch ihr helles Leben einen düſtern Wolkenſchatten warf? Und nun wußte Victor auch, daß Helene als achtjähriges Mädchen ſämmtlichen Hinrichtungen ihrer Eltern, ihrer Brüder und einer Schweſter beigewohnt, daß ſie die gräulichen Schauſpiele mit eigenen Augen geſehen hatte. Als ihre Anverwandten in die Conciergerie gebracht wurden, um vor das Revolutionstribunal Fouquier Thinville's geſtellt zu werden, blieb ſie im öden väterlichen Hauſe allein, unter dem Schutz einer Wärterin. Dieſe war eine heimliche, nunmehr offenkundige Jakobinerin und glaubte dem Kinde das Schauſpiel nicht erſparen zu dürfen; ſie ließ ſie die Hinrichtung der theuerſten Perſonen auf dem Greveplatze ſelbſt mitanſehen, um ihm, wie ſie ſagte, die im Blute ſteckenden ariſtokratiſchen Ideen durch den Anblick des Blutes ein- für allemal und gründlich auszutreiben. So lebhaft ſie ſich der Tage auf Schloß Holken erinnerte, eben ſo lebhaft, wo nicht lebhafter, ſtanden dieſe Blutſpuren vor ihren Augen. Kein Wunder, daß ſie über ihre Seele einzelne Schatten warfen, und daß ſie das Bedürfniß hatte, manchmal über die furchtbare Art, wie ſie vereinſamt, wie ihre Jugend verdüſtert worden, zu klagen. Ihr Mann hörte die Klagen mit Theilnahme, aber ungern, denn es waren Anklagen der Republik, für die er ſich geſchlagen; ſie hoben die Schattenſeiten eines Zuſtandes hervor, der ihm in anderer Beziehung, beſonders in Erinnerung an die damalige Begeiſterung und an die Unwiderſtehlichkeit der franzöſiſchen freiwilligen Krieger als ein Ideal erſchien. Auch geſtand Helene, daß die Wärterin mit jener Cur ihren Zweck verfehlte, und daß, wenn ſie eine Ariſtokratin ſei, jene blutigen Schauſpiele daran die vorzüglichſte Schuld trugen. Auch dieſes Geſtändniß konnte dem ganz bürgerlichen Weſen des Oberſten nicht angenehm ſein. Helene wandte ſich darum, ſeit der Bekanntſchaft mit dem Grafen Holken, mit ihren trüben Erinnerungen und den daran geknüpften Klagen an dieſen, der auf ſolche Weiſe gewiſſermaßen ihr Vertrauter wurde und ſo auch erfuhr, daß zwiſchen dieſen zwei ſo innig verbundenen Menſchen doch etwas ſei, was ſie bis zu einem gewiſſen, wenn auch, ſo zu ſagen, unmeßbaren Grade und wenn auch nur für Momente, trenne.

Für Victor, der bisher im Lager, auf ſeiner Studirſtube oder in der großen Welt gelebt hatte, war, wie für viele Männer ſeines Standes, der vertrauliche Verkehr mit einer Frau etwas ganz Neues und wirkte auf ihn mit unendlichem Zauber. Er machte, wie das immer bei Frauenumgang der Fall iſt, ſo viele Entdeckungen an ſich ſelber, Entdeckungen von Eigenſchaften, die ihn freuten, und von Fehlern, die er abzulegen ſtrebte, und die er leicht ablegte. Für Beides war er Helenen dankbar. Daß ein ſolches Zuſammenleben mit einer ungewöhnlich ſchönen und begabten Frau, deren Geiſt und Anmuth ſo viele Freuden gibt, deren traurige Momente mit ſo viel gerechtfertigtem Mitleid erfüllten, daß ein ſolches warmes Hingeben von beiden Seiten auch ſeine Gefahren haben könne, kam ihm, bei ſeinem Mangel an dergleichen Erfahrungen, nicht in den Sinn. Und wenn ihm auch manchmal ein ähnlicher Gedanke, unbeſtimmt, kaum faßbar, durch den Kopf fuhr, oder vielmehr nur als verſchwommenes Gefühl auf Augenblicke ſein Herz erſchreckte, wenn er zum Beiſpiel unwillkürlich ihre Hand ergriff und ſie wärmer küßte, als er je eine Hand geküßt hatte, fühlte er ſich in dem andern Gedanken, der ſofort auftauchte, daß Helene ſeines Freundes, des edeln Marigny, Frau ſei, ſo ſicher wie in einer uneinnehmbaren Feſtung. Und wäre er der ſchwächſte Menſch, der treuloſeſte geweſen, fähig, ſeinen theuerſten und geachtetſten Freund zu verrathen, fand er in Helenens Treue, in ihrer Wahrhaftigkeit nicht die ſicherſte Bürgſchaft für ſich ſelbſt? Sie war eine Frau, von der ihr Mann mit Recht ſagte: „Cette femme est un honnête homme“ (Dieſe Frau iſt ein Ehrenmann!). Fühlte ſich Victor nicht auch als ſolcher? Konnten aus dem Umgang zweier Ehrenmänner moraliſche Gefahren entſtehen?

Nach einigen Monaten fragte ſich Victor, ob die Liebe eine ſolche moraliſche Gefahr ſei? Daß er Helenen liebte, war ihm nach wochenlangen Kämpfen kein Geheimniß mehr. Er wußte, daß er nur dann ohne ſie leben könne, wenn die Pflicht ihm ſie zu meiden gebiete, daß er aber ohne ſie nicht glücklich ſein könne. Jene Frage aber beantwortete er ſich noch mit einem entſchiedenen „Nein;“ er fühlte zu klar, wie ſehr dieſe Liebe und die mit ihr verbundenen Kämpfe ihn in ſeinen beſten Grundſätzen beſtärkten — freilich auf Koſten ſeiner Ruhe und mit der Ausſicht auf vollkommenſte Entſagung. Wie alle jungen Herzen, die ſich auf Entſagung vorbereiten, die mehr oder weniger Täuſchung iſt, ſuchte er ſich zum Erſatz ein künſtliches Glück aufzubauen, und die Phantaſie unterſtützte das Herz. Er bildete ſich ein, ſchon jenes kleine Mädchen, das vor dreizehn Jahren durch Holken kam, geliebt zu haben; er fand in ihren Zügen ſchon die ganze Helene, die jetzt ſo oft mit ihm allein am Kamine ſaß; dieſes kleine Mädchen war noch frei; er herzte und küßte es mit der unſchuldigſten Leidenſchaft. Ach, daß er es damals nicht gethan hatte! — daß ſich nicht eine Art jener kindlichen Liebe herausgebildet, die dauernd und aus der dann ernſte, ewige Verbindung werden konnte! Sein Vater, der ſo ſehr für die Emigranten eingenommen war, wäre glücklich geweſen, ſeinen Sohn mit einer verbannten Royaliſtin, mit einem Opfer der Revolution verbunden zu ſehen. Was er wünſchte, ſah er bald wirklich, und in dem Augenblick, da er ſo träumte, lag Helene als das herrliche

Weib, das ſie eben war, als ſeine Frau in ſeinen Armen.

Wir müſſen uns hier mit dieſen kurzen Andeutungen über den damaligen Gemüthszuſtand des Grafen Victor von Holken begnügen; ſie ſind ein bloßer Auszug aus ſeinen Tagebüchern und ſpätern Briefen, die vor uns liegen und die alle Einzelheiten des unglückſeligen, aufreibenden Kampfes zwiſchen Pflicht und Leidenſchaft in ſelbſtquäleriſcher Ausführlichkeit enthalten. Eine ſolche traurige Geſchichte innerer Vorgänge iſt nur von dem Gequälten ſelbſt geſchrieben wahr; von einem Dritten bearbeitet, mit hiſtoriographiſcher Berückſichtigung und Zurathéziehung der Quellen wird ſie, bei dem Streben nach objectiver Wahrheit, zu beſonnen, kalt, oder, wenn man ſich mit Ruhe bemüht, der Leidenſchaft nachzukommen, bombaſtiſch und unwahr. Wo, wie in Werther's Leiden, die Briefe und Tagebücher nicht ſelbſt gegeben werden dürfen, iſt die kürzeſte Andeutung der Seelenzuſtände, ein bloßes Anſchlagen der Saiten das Beſte.

Von Helenen beſitzen wir aus jener Zeit weder Briefe noch Tagebücher; wir müſſen bei ihr, wie Geſchichtſchreiber bei Quellenmangel, von Einem auf das Andere, von ſpätern Zeiträumen und Vorkommniſſen auf frühere ſchließen und das Wahrſcheinliche als wahr annehmen.

Im Grunde befand ſie ſich in derſelben Lage wie Victor, der vor ihr noch kein Weib geliebt hatte. Aus dem Mädcheninſtitut tretend, in eine Welt, in der ſie nur Verfolgungen, Verbannung, Blutgerüſte kannte, warf ſie ſich einem Manne in die Arme, deſſen erſter Anblick Sicherheit, Schutz gegen alle Feinde verſprach. Sie fühlte ſich unter ſeinem Fittig ſo warm, ſo ſicher, um ſo ſicherer, je älter er ihr erſchien. Sie hatte die vollſte Sicherheit und in dem glänzenden Paris eine ganz andere Anſicht vom Leben gewonnen, als die war, die mit den Blutſcenen in ihrer Erinnerung zuſammenhing, als ſie Victor kennen lernte. In ihm lernte ſie die Jugend kennen und ſie war ſelber jung. Wie ihre Wahl Marigny's mit der ſchrecklichen Erinnerung zuſammenhing, ſo hing die Erſcheinung Victor's mit den freudigſten Bildern ihrer Jugend zuſammen. Victor war außerdem ein Freund, wie ſie noch keinen beſeſſen hatte, mit dem ſie ſprach wie nie vorher mit einem Andern, und ihn konnte ſie ohne Angſt einen Winkel ihres Herzens ſehen laſſen, den ſie ſelbſt vor ihrem Mann verſchleierte. Als ſie zu empfinden anfing, wie unentbehrlich er ihr geworden, fühlte ſie ſich wie Victor ſicher in dem Gedanken, daß dieſer Marigny's Freund ſei, und in der Unmöglichkeit, daß man einen Mann wie Marigny hintergehe. Hätte ſie doch lieber alle höchſten Glückſeligkeiten hingegeben, als daß ſie ſich in die Lage verſetzt hätte, dieſem vortrefflichen Mann einen Moment lang nicht offen in's Auge ſehen zu können.

Als ſie Beide erriethen, was in dem Herzen des Andern vorging, ſchwuren ſie ſich es mit einem Blick, daß ſie es einander nie geſtehen und daß ſie ſtärker ſein wollten als alle Liebe.

Drittes Capitel.

Der Winter, der das glückliche Zuſammenleben eines kleinen Kreiſes zu fördern pflegt, verfloß in gedrückter Stimmung. Marigny, der immer an die alten Urſachen von Helenens Traurigkeit glaubte, bat Victor, ſie in dieſer Stimmung, die ungewöhnlich lange dauerte und die ihn daher beunruhigte, nicht zu verlaſſen. Er vermied ſie ſo viel als möglich, um ſie mit dem Freund allein zu laſſen, mit dem, wie er wußte, ſie über jene Dinge aufrichtiger und lieber ſprach als mit ihm. Die äußere, politiſche Welt begann auch in den kleinen Kreis hineinzugreifen. Napoleon, nach gänzlicher Niederwerfung Oeſterreichs, dem er mehrere Provinzen und eine Prinzeſſin alten Blutes abgewann, warf ſeine durch dieſe Erfolge verfügbar gewordenen Streitkräfte nach Spanien, das, in Verbindung mit den Engländern, ſeinem Bruder Joſeph ſo viel zu ſchaffen und die Kunſt ſeiner trefflichſten Feldherren, Soult, Augereau, Souchet, Gouvion St. Cyre, Maſſena ꝛc., zu Schanden machte. Die beſten Regimenter und die beſten Officiere ſollten dieſer ſchlimmen Lage ein Ende machen und ein Beiſpiel beſeitigen, das dem Reſt Europa's Muth zum Widerſtand gegen den Welteroberer einflößen konnte. Marigny's Regiment hatte die Pyrenäen bereits überſchritten, und es war wahrſcheinlich, daß er ihm demnächſt werde folgen müſſen. Seitdem zum erſten Male davon die Rede geweſen, hörte Helene nicht auf, ihn mit Bitten zu beſtürmen, daß er ſie diesmal in's Feld mitnehme. Marigny lächelte über dieſen Gedanken, wie über eine Unmöglichkeit. In jeden andern Krieg, in jedes andere Land hätte er ſie leichter mit ſich führen können, als in dieſes Land der Guerillas, wo die Armee fortwährend über Fallthüren marſchirte und ſie wie jeder Einzelne immer von Hinterhalten und unſichtbaren Feinden umgeben war: wo ſelbſt Weiber, von Mönchen angeführt, mit dem Kreuz in der Hand in den Kampf zogen, darum von ritterlichen Rückſichten für Frauen nichts zu hoffen war. Den Franzoſen erſchien das damalige Spanien als eine einzige große Mördergrube, und die war es ihnen auch in der That; wie ſollte ſich Marigny entſchließen, ſeine geliebte Frau dahin zu bringen? Aber Helenens Bitten wurden von Tag zu Tag dringender; ſie ſchien am Ende von dem Gedanken nicht mehr laſſen zu können, ſprach mit einer bebenden Angſt von der Trennung und wie mit unerſchütterlicher Ueberzeugung von unbeſtimmten Gefahren, die ſie, fern von ihm, bedrohten. Bei der krankhaften Art und Weiſe, wie ſie ihre Bitten vorbrachte, wie ſie immer darauf zurückkam, und bei der immer mehr überhandnehmenden Bläſſe ihres Geſichtes und Traurigkeit ihres ganzen Ausdruckes erſchien ihm ihr Wunſch bald wie eine fixe Idee, von der er zu Victor mit Staunen und Beſorgniß ſprach. Aber er war noch mehr erſtaunt, als Victor dieſem Wunſche das Wort redete, oder wenigſtens ſchwieg, wenn Helene ihren Mann in ſeiner Gegenwart beſchwor, ſie nach Spanien mitzunehmen. So kam es, ohne daß irgend ein poſitives Wort darüber gefallen wäre, dahin, daß die Reiſe Helenens nach Spanien halb und halb für ausgemacht und bevorſtehend betrachtet wurde.

Auf unzähligen Familien drückten damals Sorgen und Beängſtigungen, die mit dem furchtbaren Lande jenſeits der Pyrenäen in Verbindung ſtanden, denn welche Familie hatte nicht einen Sohn, Vater, Bruder, Gatten in der gewaltigen Armee, die Napoleon dahin geworfen und von der nur traurige Nachrichten einliefen. Aber das kaiſerliche Paris durfte von ſeinen Beängſtigungen nichts merken laſſen; es mußte ſich mit ſeinem kaiſerlichen Herrn, der eben ſeine habsburgiſche Braut und mit ihr eine ſeiner Parzen heimgeführt hatte, laut freuen und ſich an Feſten berauſchen. Mit dieſen Feſten kam der Frühling heran, und jener vom öſterreichiſchen Geſandten Fürſten Schwarzenberg zu Ehren der Vermählung gegebene Ball, der durch ſeinen traurigen Ausgang, durch den Tod der liebenswürdigen Frau und guten Mutter, Fürſtin Pauline Schwarzenberg, eine traurige Berühmtheit erlangte und ſpäter als ein Vorſpiel des Brandes von Moskau und als eine Warnung für Napoleon betrachtet wurde.

Von dieſem Zeitpunkte an knüpft ſich unſere Geſchichte bis an ihr Ende mit ihren Hauptbegebenheiten nur an die bedeutendſten hiſtoriſchen Epochen und Ereigniſſe, die wir zu einem großen Hintergrunde benutzen könnten, wenn wir eine von den beliebten hiſtoriſchen Novellen ſchreiben wollten; aber wir erzählen nur die Geſchichte eines einzelnen Unglücklichen.

In dem Ballhauſe, das Fürſt Schwarzenberg im Garten des Geſandtſchaftshotels mit eben ſo zauberhafter Schnelligkeit als zauberiſcher Pracht hatte aufführen laſſen, mag es in jener verhängnißvollen Nacht manches traurige Herz inmitten des unerhörten Glanzes gegeben haben, aber gewiß gab es Wenige, die für den Glanz der Ausſchmückung, der ganzen unvergleichlichen Verſammlung, der unzähligen anweſenden großen Namen ſo wenig Auge und Sinn hatten, wie das eine Paar, das Arm in Arm, ſchweigend ſich von der wogenden Menge langſam und willenlos fortbewegen ließ. Es war Victor mit Helene. Victor trug ſeine Uniform, und in der kriegeriſchen Tracht ſchien ihr ſein Geſicht noch milder und in der glänzenden Umgebung noch trauriger als ſonſt. Wie ſie die Menge forttrug und die Muſik in Träume wiegte, vergaß ſie Menge, Muſik und die ganze Welt und fühlte nur, daß ſie an ſeinem Arme hing, daß ſie ſich, von der Maſſe gedrängt, ohne es zu wollen, an ihn drücken durfte. Victor, der ſie um eine ſtarke Kopfhöhe überragte, ſah ſehnſüchtig zu ihr nieder. Von ihrer Toilette war in dem Gedränge wenig zu ſehen; er ſah nur das blaſſe, von ſchwarzen Scheiteln eingerahmte Geſicht, die langen ſchwarzen Wimpern, die es noch bläſſer erſcheinen ließen, und die feine weiße Büſte — daß ſie ihm vorkam wie eine Schwimmende, die ſich an ihn klammert und die er rettend an's Land trägt. Der Oberſt war bei einer Gruppe von Officieren ſtehen geblieben, die eben der Feſte halber aus Spanien zurückgekehrt waren und ihm, der demnächſt dahin abgehen ſollte, über die dortige Lage der Dinge

Auskunft ertheilten. Helene, die mit ihm abzureiſen gedachte, ſagte ſich, daß ſie heute vielleicht zum letzten Male mit Victor ſo allein ſei — denn wo iſt man mehr allein als in ſolchem Gedränge — und da ſie von ihrem Glück Abſchied nahm, glaubte ſie ſich dieſem Glück ohne Verbrechen hingeben zu dürfen. Sie wußte es ja, was ſie die Trennung koſtete und was ſie geleiſtet, indem ſie dieſelbe gewiſſermaßen erzwungen, um ſich dieſe kurze und unſchuldige Belohnung als Preis ihrer Kämpfe geſtatten zu dürfen. Aehnliche Gefühle bewegten Victor, und ſo ließen ſich Beide vom Strome des Gedränges und von dem ſanften, gleitenden Strome ihrer Träume forttragen, nur wünſchend, daß dieſe ſelbige Stunde ewig dauern, daß ſie nichts aus dieſen Träumen wecke.

Aber ſie ſollten auf ſchreckliche Weiſe geweckt werden.

Der Brand brach aus. Eine hochhängende Gardine, von der erhitzten Atmoſphäre hin und her bewegt, kam mit einer Lampe in Berührung, fing Feuer und theilte im Momente die Flamme dem ganzen obern Theile des Saales mit, ſo daß er augenblicklich von einer großen Lohe überwölbt war. Die Maſſen, die ſich bis jetzt in einer gewiſſen Ordnung durch den Saal bewegt hatten, wurden nach dem erſten Schreckensſchrei ein wildes und lärmendes Chaos. Alles ſchrie, Alles drängte den Thüren zu; auf Niemand wirkte die Anweſenheit oder das Beiſpiel des Mannes des Verhängniſſes, der ruhig einen Blick auf die Flammen warf und dann ſeine habsburgiſche Gattin eben ſo ruhig durch das Gedränge zu ihrem Wagen führte. Schon geſellten ſich zu dem Schreckensgeſchrei Ausrufe und Schreie des Schmerzes, da dort und da die Flammen von der Höhe auf die Häupter der Verſammelten herabzuregnen begannen und das Gedränge ſo wild wurde, daß Viele zu erſticken oder in das Feuer gedrängt zu werden fürchteten.

Victor ſah und hörte von Allem, was um ihn her vorging, Nichts. Bevor er einen Blick auf das drohende Unheil werfen konnte, lag Helene Hilfe ſuchend in ſeinen Armen; er fühlte ſie an ſeiner Bruſt und er ſtand beſeligt da, ohne die Flammen, die ihn umzüngelten, zu beachten. Er hob ſie nur höher an ſich hinauf, er drückte ſie nur inniger an ſich — aber er hat es nie gewußt, wie er mit dieſer theuern Laſt auf den Armen die Menge theilte und plötzlich mit ihr im Freien ſtand. Die friſche Frühlingsnachtluft im Garten brachte ihn ein wenig zur Beſinnung; aber er hatte nicht die Kraft, die Bürde niederzuſetzen, wohl aber die Kraft, ſie weiter fortzutragen bis an's Ende der Welt.

Im Garten war die Verwirrung beinahe eben ſo groß wie im brennenden Tanzſaale. Die Gäſte ſtürzten in Strömen heraus und obwohl nunmehr der Gefahr entronnen, glaubten ſich Viele doch noch nicht gerettet; Frauen und Männer rannten beſinnungslos umher, Einzelne ſtanden vor dem brennenden Gebäude und ſtarrten es ſchreiend an, erwartend, ob irgend eine geliebte Perſon, die ſie darin zurückgelaſſen, nicht hervorkomme; Andere, wie jene unglückliche Fürſtin Schwarzenberg, ſtürzten ſich vom Garten aus wieder zurück in die Flammen, um nach den Vermißten zu ſuchen und um, wie eben dieſe gute Mutter, die nach ihrer Tochter ſuchte, nicht wieder das Flammengrab zu verlaſſen. Bei all' dem flogen brennende Splitter oder Stoffe der Saaldecorationen im Bogen mitten in die chaotiſche, ſchreiende, drängende, jammernde Verwirrung. Im ganzen Parke war kein Plätzchen, dem Victor ſeine Laſt hätte anvertrauen mögen; für ſie ſah er überall Gefahr, und ohne zu überlegen, trug er ſie weiter durch den Hof, durch das Hotel, durch zwei Gaſſen bis an den Quai Voltaire, wo er am Ufer der Seine ein in einem Garten liegendes Haus bewohnte. Helene hing bewußtlos an ſeinem Halſe, oder vielmehr, ſie hatte von jenem erſten Momente des Schreckens an nur das träumeriſche halbe Bewußtſein, an ſeinem Herzen zu liegen. Sie erwachte erſt, als ſie in Victor's Zimmer, auf ſeinem Sopha lag und er, der bisher nur die Gefahr geſehen, in der dieſes geliebte Leben geſchwebt hatte, vor ihr kniete und zum erſten Male aufathmend und in ein Schluchzen ausbrechend, ihre Hände mit Küſſen bedeckte.

Oberſt Marigny, der ſogleich beim Ausbruch der Feuersbrunſt nach ſeiner Frau geſucht hatte, ſah ſie über das Gedränge der Köpfe hinaus in den Armen Victor's und gleich darauf im Garten. Er war beruhigt und geſellte ſich ſofort zu den Officieren, die Anſtalten trafen, um dem Feuer Halt zu gebieten, neue Ausgänge in den Saal zu brechen, um dem Gedränge leichteren Abfluß zu geſtatten und um, wo es Noth that, Menſchenleben zu retten. Er war überraſcht, als er ſpät in ſeine Wohnung trat und Helenen noch nicht daheim fand; aber ſie war ja gerettet.

Sie kam erſt gegen Morgen in einem Miethswagen und Marigny war entſetzt über ihr Ausſehen. Ihre Wangen waren eingefallen, ſchwarze Ränder umſäumten ihre Augen, die im Fieber glühten, wie auch ihre Pulſe fieberiſch klopften. Vor der Schwelle ihrer Stube ſank ſie nieder und ſträubte ſich, als ſie Marigny erhob, um ſie auf ihr Bett zu tragen.

Sie ſagte Allerlei, was ihm unverſtändlich blieb, und er glaubte, ſie rede irre, der Schreck, das gräßliche Schauſpiel habe ihre Sinne verwirrt und er ließ den Arzt holen.

Sie blieb ſo durch mehrere Tage. Das Fieber hatte ſich zwar gelegt, ſie ſtarrte wie theilnahmlos vor ſich hin, aber ſie gerieth in die heftigſte Aufregung, wenn ihr Marigny von Victor ſprach, der immer kam, um ſich nach dem Befinden Helenens zu erkundigen und Stunden und halbe Tage lang ſchweigend im Salon ſaß. Unter dieſen Umſtänden kam Marigny der Befehl zu, ſchleunigſt nach Spanien aufzubrechen; Helene ſprach nicht mehr von Mitreiſen. Der Oberſt empfahl die Kranke dem Schutze ſeines Freundes, der ihn dabei mit glaſigen Augen anſah.

Viertes Capitel.

Wir wiſſen zwar aus dem Tagebuche des Grafen Holken und aus Briefen Helenens, die ebenfalls vor uns liegen, wie ſich die Geſchichte der beiden Unglücklichen in allen Einzelheiten weiter entwickelte, aber dieſen Theil der Geſchichte ausführlicher zu erzählen, iſt nicht der Zweck dieſer Blätter. Das Verbrechen an dem trauteſten und vertrauenvollſten Freunde war begangen; Victor und Helene erlagen der Wucht und es war ihnen Beiden, als ſollte ihnen kein froher Tag mehr ſcheinen. Aber ſolches gemeinſchaftliches Bewußtſein und gemeinſchaftlich begangenes Verbrechen verbinden ſchon Verbundene noch inniger. Jedes war dem Andern ein lebender Vorwurf, aber ſie hatten nur einander zu Vertrauten und ſie waren allein. Das Leben war ihnen eine Hölle, aber wie Franceſca da Rimini und Paolo konnten ſie in dieſer Hölle nicht voneinander laſſen; die Leidenſchaft trug ſie in ihrem Wirbel fort und ſie klammerten ſich mehr und mehr aneinander. Wie ſollten ſie die Stunden der wahnſinnigſten Leidenſchaft fliehen, da ſie ſich nur in ſolchen Stunden ſelbſt vergaßen? Die Zeit kam bald, da ſie den Rauſch ſuchten, um nicht klar denken zu müſſen, und es folgte keine Zeit der Ueberſättigung und des Widerwillens, weil Jedes das Andere elend wußte. Wenn ſie allein waren, konnten ſie ſich nur lieben, nur bemitleiden und berauſchen — aber getrennt ſchrieben ſie einander Briefe über die Straße, um ſich anzuklagen, um ſich zu einer Trennung zu ermuthigen. Beiden that Buße Noth und die höchſte Buße lag in der Trennung, da ſie ſich in ihrem Falle immer inniger lieben gelernt, und ſo wurde Trennung beſchloſſen.

Victor war es leicht, ſich von ſeinem Poſten abberufen zu laſſen und er verließ Paris einige Monate nach der Abreiſe Marigny's, um nach Deutſchland zurückzukehren. Seine Pflicht war Schweigen gegen Marigny, aber Helenen hatte er beſchworen, Alles zu thun, was ihr für die Ruhe, oder theilweiſe Beruhigung ihres Gewiſſens rathſam ſchiene, ohne Rückſicht auf ihn: ſie ſolle Marigny, wenn ſie deſſen bedürfe, Alles bekennen und ihn, Victor, dem ſchmählichſten Elend, das es auf Erden für ihn gebe, ausſetzen: ihn in den Augen des Freundes als Verräther erſcheinen laſſen.

Nur wenige Wochen nach ſeiner Ankunft in der deutſchen Heimath erfuhr er von Helenen, daß auch ſie Paris verlaſſen hatte. Sie war auf dem Wege nach Spanien. Sie reiſte dahin, aber ſie wußte ſelbſt nicht warum? zu welchem Zwecke? mit welchem Geſichte ſie vor Marigny treten werde? ob ſie als niederträchtiges Weib hingehe, um ihm Liebe zu heucheln? ob ſie ſich ihm zu Füßen werfen werde und ihm Alles geſtehen, um ſich dann ſelbſt den Tod zu geben oder von ihm geben zu laſſen? Wieder einige Zeit ſpäter ſchrieb ſie Victor, daß ſie noch immer die Pyrenäen nicht überſchritten habe, daß ſie längs dieſes Gebirges hin- und herirre, wie vor einer Thür, die man aus Angſt vor den Schrecken jenſeits derſelben nicht zu durchſchreiten wagt. Was ſollte ſie in Spanien? Victor anklagen? es zu einer Entſcheidung bringen, die Einem von Beiden, dem theuren Freunde oder dem Geliebten, den Tod brächte? Und wieder einige Zeit ſpäter waren Helenens Briefe aus den verſchiedenſten Gegenden des mittleren und nördlichen Frankreich datirt; jeder Brief aus einem anderen Orte, bis ſie ſich wieder der ſpaniſchen Grenze näherte, um ſie auf's Neue zu verlaſſen. Auf allen dieſen ruheloſen Irrfahrten trug ſie die Briefe mit ſich, die ihr Victor in Paris von ſeinem Hauſe in das ihrige geſchrieben: ſie waren ihr Schatz und ihre Anklage, die Verkörperung ihrer Liebe und ihres Verbrechens; ſie konnte ſich von ihnen nicht trennen und jedenfalls ſollten ſie für ſie an ihrer Statt ſprechen, wenn ſie einſt den Muth hatte, Marigny das grauenvolle Geſtändniß abzulegen.

Victor ſah dieſen Irrfahrten in der Ferne wie im halben Schlafe zu, ohne ſich zu gänzlichem Stumpfſinn herabſtimmen oder zu irgend einer That aufraffen zu können. Wie Helene ſo vor ſeinen Augen hin- und herzog und dabei aus ihren Briefen die ewige Klage, der ewige Schrei des Gewiſſens heraustönte, als die paſſende Geſangsbegleitung zu ſolcher Wanderung, war es ihm, als wäre dieſes Alles nur unheimliche Vorbereitung eines Verhängniſſes, das über ihn und ſie hereinbrechen müſſe, und das er nur ruhig abzuwarten habe. Endlich verſchwand ihm Helene gänzlich; er hörte nichts von ihr, nichts von Marigny; ſie mußte in Spanien ſein; jeglichen Tag erwartete er den letzten Schlag ſeines Schickſals. Manchmal war ihm, als müßte er fliehen, lebte er doch geehrt mit dem Bewußtſein ſeiner Ehrloſigkeit, und das alte Schloß Holken, das ſeit dem Tode ſeines Vaters verlaſſen ſtand, ſchwebte ihm als wünſchenswerthe Einſamkeit vor — wenn ſich nur nicht die Erinnerungen an die mit Helene daſelbſt verlebten Tage, die ihm in Paris ſo theuer geweſen, darangeknüpft hätten!

Aus dieſem Zuſtande riſſen ihn die kriegeriſchen Vorbereitungen, die im Jahre 1812 den ganzen Continent in Bewegung ſetzten. Napoleon ſammelte ſeine große Armee, die Rußland demüthigen, vielleicht erobern ſollte, und die Truppen des deutſchen Fürſten, dem Victor diente, ſollten einen Theil dieſer großen Armee bilden. Das war eine Rettung. Als Oberſt trat er wieder in die activen Dienſte und entfaltete eine außerordentliche Thätigkeit. Nicht mehr wie ſonſt bei ſolchen Gelegenheiten wurde ſeine Kriegsfreude und Thatenluſt durch den Gedanken getrübt, daß er eigentlich als Knecht eines Knechtes im Dienſte des fremden Unterdrückers in's Feld ziehe, gegen den Vortheil des eigenen Vaterlandes. Solche Gedanken lagen ihm jetzt fern; er ſah nur betäubenden Kriegslärm vor ſich, und das war ihm genug. Er konnte ja auch fallen! Das unbekannte kalte Steppenland, dem man entgegenzog, ſchien ihm ein wünſchenswerthes Grab; die trüben Ahnungen, die überall in Beziehung auf dieſe Unternehmung Napoleon's laut und in den Herren ſeiner Verbündeten am ausführlichſten ausgeſponnen wurden, erhöhten nur ſeine Hoffnung.

Es iſt bekannt und geht ſelbſt aus den officiellen Berichten franzöſiſcher Generäle und aus den nationaleitlen Memoiren franzöſiſcher Augenzeugen hervor, wie viel deutſche Truppen im Allgemeinen zur Erhöhung der franzöſiſchen Gloire bei Smolensk und Borodino beigetragen, und in franzöſiſchen wie deutſchen Lagern wußte man, was der Oberſt Graf von Holken im Beſonderen während dieſes Feldzuges geleiſtet. Sein Name, ſchon früher mit Ruhm genannt, gewann an Glanz, und deutſche Patrioten, die auf eine Erhebung des Vaterlandes vorbereiteten und ſich nach Führern der zukünftigen Befreiungsarmee ſelbſt unter den gezwungenen Verbündeten Napoleon's umſahen, ließen ihr Auge mit Hoffnung auf dem Manne ruhen, der ſich während des Feldzuges als tapferer, Alles unternehmender Officier auszeichnete, wie er ſich ſchon früher als Theoretiker und im Rathe ausgezeichnet hatte. Der Krieg voll Gefahren und voll unheimlicher Schreckniſſe, wie er der großen Armee ſeit ihrem Ueberſchreiten der polniſchen Grenze entgegentrat, der Krieg mit einem unſichtbaren, geiſterhaften Feinde, der ſich ſchon vor der Moskauer Kataſtrophe ſo geſtaltete, daß er nicht ſeines Gleichen in der Weltgeſchichte hatte, war ganz der Art, daß er mit der Gemüthsverfaſſung Victor's, der in ſeinem Innern einen ähnlichen unfaßbaren Feind zu bekämpfen hatte, zuſammenſtimmte. Ja, da dieſe innern Kämpfe grauſamer waren als alle die ihn umgebenden Vorgänge, fand er in dieſen nur eine Erleichterung und in der ruheloſen Bewegung, die der Krieg erfordert, einen Rauſch, der ihn manchmal ſeiner ſelbſt vergeſſen ließ. Wie oft er mit franzöſiſchen Truppentheilen oder einzelnen Officieren zuſammentraf, er wich ſorgfältig jeder Erkundigung nach Marigny aus, obwohl er ihn bei der großen Armee vermuthete, da Napoleon den größten Theil des ſpaniſchen Heeres zu dieſer herbeigezogen hatte. Doch erfuhr er es endlich mit Beſtimmtheit, daß der Oberſt in der That mit ihm in derſelben Armee diente; ein Schauer überlief ihn bei dem Gedanken, wie er mit ihm zuſammentreffen werde? — Dies Zuſammentreffen war auf dem raſtloſen Marſche gegen Moskau beinahe unmöglich, da jeder Officier auf ſeinem Poſten bleiben mußte, um die raſch um ſich greifende Demoraliſation oer Truppen ſo viel als möglich zu mildern; erſt dort, wo die ganze Armee in einem unglückſeligen Knäuel, in ihrer Falle zuſammen war, erſt in Moskau ſollte er ihn wiederſehen.

Es war an dem dritten Tage des Brandes, da auch Napoleon entſetzt mitten durch ſtürzende Trümmer und züngelnde Flammen aus dem Kremlin floh, um ſich nach dem Luſtſchloſſe Petrowsky zu retten. Die Stadt war bereits ein einziger ungeheurer, zum Himmel aufrauchender Schutthaufen: die unglückſeligen Soldaten hatten innerhalb der Stadtmauern kein Obdach mehr und in die einzelnen noch aufrecht ſtehenden Häuſer wagte man nicht zu dringen, um daſelbſt auszuruhen, da man überall fürchtete, der Flamme, die allerorten aus dem Boden, aus den Mauern hervorſprang oder wie vom Himmel fiel, gewiß noch da zu begegnen, wo ſie noch nicht emporgeſprungen war. In den Straßen war man bei den überall zuſammenſtürzenden Trümmern eben ſo wenig ſicher als in den Häuſern ſelbſt, und bereits drängten ſich ungeheure Schaaren zu den Thoren hinaus, um ſich auf freiem Felde unter fortgeſchleppten Balken und Brettern unterzubringen oder auch unter offenem Himmel zu lagern. Victor hatte ſein Regiment, oder vielmehr die Trümmer ſeines Regimentes bereits hinausmarſchieren laſſen und irrte nun allein über die gewaltige Brandſtätte, zu helfen bereit, wo Hilfe Noth that, oder auch mit dumpfer Gleichgiltigkeit durch das große Elend hinſchlendernd, je nachdem der alte, wohlwollende, milde Victor oder der Unſelige, deſſen Herz ſelbſt eine Brandſtätte war, in ihm ſtärker wurde. Schon an das Gräßlichſte gewöhnt, fiel es ihm kaum auf, wie plötzlich ein bisher von den Flammen unberührt gebliebener, kleiner Stadttheil aufloderte und wie ihm aus den Gaſſen und Straßen deſſelben unzählige Flüchtlinge entgegenſtürzten und zwar in ſo entſetzlicher Angſt, als ob ihnen die Flamme, die Verheerung auf dem Fuße folgen könnte. So war es gewiſſermaßen auch in der That; denn in dieſen bisher verſchonten Stadttheil hatte man beinahe alle Pulverwagen gerettet, auch die Pulvervorräthe, über denen Napoleon eine Nacht lang mit ſeiner alten Garde im Kremlin geſchlafen hatte. Wenn nur ein Funke des eben neu ausgebrochenen Brandes einen der Wagen erreichte, war das Unheil unſäglich; nicht nur dieſer Stadttheil — halb Moskau und die halbe Armee war von unvermeidlichem Untergange bedroht. Der Strom der Flüchtenden war eben im Begriffe, Victor zu erfaſſen und ihn auf demſelben Wege fortzureißen, auf dem er eben herangekommen war, als er ſich am Arme feſt ergriffen fühlte und eine wohlbekannte Stimme ihm in's Ohr rief: „Victor, dort in dem letzten Hauſe dieſer Straße, das eben jetzt von den Flammen ergriffen wird, liegt Helene allein, hilflos — retten Sie ſie! Ich darf von den Pulverwagen nicht fort!“

War es Traum? war es Wirklichkeit? Die Stimme war ganz die Stimme des alten Freundes; in dieſen Worten: allein, hilflos, retten Sie ſie! zitterte die alte Liebe. Und Victor ſollte ſie wieder aus den Flammen retten, wie damals in Paris, als ſein elendes Glück begann — er ſollte ſie wieder auf ſeinem Arme forttragen! Und Helene hier in Moskau in dieſer flammenden Hölle — oder waren ſie wirklich ſchon Beide in der Hölle? — war es ſeine ewige Strafe, ſie ewig ſo aus den Flammen tragen zu müſſen, ewig an jene Nacht erinnert zu werden? — und Marigny ſollte zu ihm immer, ewig mit dem Tone des Freundes ſprechen? — Er lachte laut auf wie ein Wahnſinniger und ſah ſich um, ob er wirklich lebte oder ein abgeſchiedener Verdammter war. Sein erſter Blick fiel auf Marigny, der unabläſſig bemüht war, das Chaos zu ordnen, die Pulverwagen aneinanderzureihen und ſie anzutreiben, daß ſie der immer näherkommenden Flamme entflohen. — Sonderbar! — beim Anblicke Marigny's ſah Victor nichts mehr von dem ihn umgebenden Elend und fühlte er nichts mehr von den Qualen der letzten zwei Jahre — er ſah ſich nur mit dem Freunde und mit Helenen wie ehemals in dem glücklichen Winkel am Kamin in Paris — und unmittelbar an dieſe Vorſtellung reihte ſich ſchnell der andere Gedanke: Du ſollſt ſie wiederſehen! Helene iſt in Deiner Nähe! Du ſollſt ſie retten.

Aber er hatte Marigny kaum gehört — wo? in welchem dieſer brennenden Häuſer lag Helene — allein, hilflos! Wie durch eine Hallucination aber, oder als ob die geſprochenen Worte vor ſeinem Ohre körperlich ſchwebend geblieben wären, hörte er ſie vermittelſt einer gewaltigen Anſtrengung der Erinnerung noch einmal: Dort in dem letzten Hauſe dieſer Straße, das eben jetzt von den Flammen ergriffen wird!

Er ſchwang ſich über die Reihe der Pulverwagen, die ihm den Weg abſchnitten, er ſtürzte in das Haus, deſſen oberes Stockwerk bereits von Flammen eingehüllt war und in ein Zimmer, in das der Qualm einzudringen begann. Der Zufall hatte ihn richtig geleitet. Da lag ſie auf einem Soldatenmantel, den Kopf an ein Bündel gelehnt, mit geſchloſſenen Augen, als ob ſie ſchliefe, oder als wollte ſie die Schrecken nicht ſehen, die ſie vernichten ſollten. Der erſte Anblick ſagte es, daß ſie ſchwer krank war; ſie ſah aus wie eine Sterbende — und doch wie ſchön! ſchöner als jemals. Victor glaubte ſie bewußtlos, bückte ſich zu ihr nieder und umfaßte ſie mit beiden Armen. Sie öffnete die Augen und ein glückliches Lächeln verklärte ihr Geſicht.

„Sind Sie es wieder, Victor?“ fragte ſie mit leiſer Stimme, aber plötzlich, als hätten ſie dieſelben Gefühle übermannt, die er bei dem Gedanken, daß er ſie wieder aus den Flammen retten ſollte, empfand, ſtieß ſie ihn von ſich und rief: „Fort! fort! Ich will nicht gerettet ſein!“

Die Sinne vergingen ihr; ihr Kopf ſank zurück und er glaubte eine Leiche aus dem Hauſe zu tragen. Er hatte nicht den Muth, irgendwo mit ihr auszuruhen und ſich der Gefahr auszuſetzen, mit ihr allein zu ſein, wenn ſie wieder die Augen aufſchlüge. Die Reihe der Pulverwagen leitete ihn; ihr folgte er nach vor die Stadt auf's offene Feld, wo er Marigny fand. Dieſer ſank ihm weinend an den Hals, als er ihn mit der Kranken herankommen ſah. „O mein Freund,“ rief er aus, „welch ein Wiederſehen, welch ein unerhörtes Elend und dabei Helene krank, vielleicht — !“ Er wagte es nicht, weiterzuſprechen.

Fünftes Capitel.

Der grauenvolle Rückzug von Moskau war mit allem Grauen nicht ſtark genug, die drei Vereinigten wieder zu trennen. Durch die Schneewirbel, die nach dem verhängnißvollen 5. November, mit dem der vernichtungsreiche Winter begann, die Welt mit einem Leichentuche überzogen, durch die ununterbrochenen Reihen von Leichen und Sterbenden, durch den erſtarrenden Froſt, durch die ſtreifenden Koſakenbanden, die wie Geſpenſter, immer todtbringend und das mörderiſche Werk der Natur vollendend, und wie vom Sturme hergeweht, überall aus dem Schleier des Schnees hervorbrachen, zogen die Drei bald als vereinzelte Gruppe, ohne Gefühl für das Elend Anderer, wie ſich Andere, ohne Gefühl für ihr Elend, an ihnen vorübertrieben.

Wer wird es unternehmen, das Grauen jener Tage zu beſchreiben; iſt doch Geſchichtſchreibern und Augenzeugen, nachdem ſie hundert der grauſamſten

Epiſoden aus dieſem Trauerſpiel aufgezählt, die Feder aus der Hand gefallen, mit dem Geſtändniß, daß ſie Unbeſchreibliches zu ſchildern unternommen. Was hatte der Einzelne zu dulden, der nur ſein nacktes Leben retten wollte! Wie viel mehr hatten die beiden Männer zu erdulden, die eine Sterbende auf ihren Schultern durch das Elend zu tragen hatten. Ihre Pferde waren bald nach Einbruch des Froſtes erlegen. Es iſt bekannt und in den Memoiren des Generals Sir Robert Wilſon zu leſen, wie ſich die Koſaken auf das erſte gefallene Pferd der franzöſiſchen Armee, dem ſie begegneten, herſtürzten, eifrig ſeine Hufe befühlten und jubelnd ausriefen: „Der Herr hat ſie in unſere Hände gegeben, ſie können uns nicht entrinnen!“ Die Pferde der großen Armee waren nicht für den eiſigen Boden Rußlands beſchlagen und die nicht gleich in den erſten Tagen des Rückzuges vor Hunger zu Grunde gingen, fielen mit gebrochenen Schenkeln zuſammen, um ſich nicht wieder zu erheben. So waren Holken und Marigny um ihre Pferde gekommen, und ſo wanderten ſie jetzt dahin, Helenen auf einer aus Zweigen, Brettern und Mänteln beſtehenden Bahre auf den Schultern tragend, den Degen in der Hand, um ſich und die Kranke gegen die Streifpartien der Koſaken zu vertheidigen.

Manche Franzöſinnen waren damals ihren Männern in der großen Armee, übermüthig und wie zu einer Luſtpartie, bis nach Moskau gefolgt. Daß es mit Helenen anders war, wußte Victor. In wenigen Worten hatte ſie ihm eines Tages ihre Geſchichte der letzten zwei Jahre erzählt, während Marigny ein verlaſſenes Dorf durchwühlte, um nach Lebensmitteln zu ſuchen, und Victor bei der Kranken blieb, um etwaige Ueberfälle abzuſchlagen. Sie war endlich doch nach Spanien und zu ihrem Mann gelangt, ohne je den Muth zu einem Geſtändniſſe zu finden; wie eine ewige Anklage führte ſie die Briefe Victor's immer mit ſich, wie eine Verkörperung ihres Gewiſſens. Mit Marigny kam ſie wieder nach Frankreich zurück; er hielt ſie immer nur für körperlich krank und zwang ſie, in Paris zurückzubleiben, als er mit der großen Armee abzog; an dem Tage, da der große Brand ausbrach, kam ſie in Moskau an. Es hatte ſie in Paris nicht geduldet; ſie mußte ihr Urtheil von ihm empfangen. Aber wie ſie ihn ſo liebevoll ſah und in der Erinnerung an Victor, in dem Gedanken, durch ihr Geſtändniß aus Marigny den elendeſten Menſchen zu machen, hielt ſie es wieder zurück. „Das," ſagte ſie, „iſt es allein, was mich noch am Leben erhält; es iſt mir, als müßte ich ihm bekennen, als dürfte ich nicht früher aus dem Leben gehen. Nur mein böſes Gewiſſen lebt noch, ſonſt bin ich todt.“

Und in der That war es ein Wunder, wie das Weib, das immer an der Thür des Todes zu ſtehen ſchien, fortlebte, während Zehntauſende der kräftigſten Männer dem Elend des Rückzuges unterlagen.

In Dorogobuſch am Dnieper war es den Franzoſen geſtattet, einen Augenblick aufzuathmen. Es galt hier den Uebergang zu ſichern, ſo lange als möglich; der Herzog von Treviſo beſetzte die Stadt und einen auf der Höhe gelegenen Kirchhof und machte den Truppen des Generals Miloradowitſch, Jermolow's und des Herzogs Eugen von Würtemberg den Beſitz dieſes Punktes lange ſtreitig. Der Kampf wüthete vorzugsweiſe während der Nacht, und erſt ſpät konnten die erſten ruſſiſchen Truppen in die jenſeits des Fluſſes gelegene Vorſtadt gelangen, mit deren Beſitz ſie erſt eigentlich in den Beſitz der Stadt kamen. Dort, in dieſer Vorſtadt, in der großen Stube einer Herberge ſaßen während des Kampfes Marigny und Victor am Lager Helenens. Sie dachten nicht daran, am Kampfe theilzunehmen, ſie dachten auch nicht weiterzufliehen, obwohl es wahrſcheinlich war, daß die Ruſſen jeden Augenblick in die Vorſtadt eindrängen. Sie hörten auch den Kanonendonner nicht, der vom Kirchhofe herſchallte, und achteten nicht der Kugeln, die überall in die Straßen, auf die Dächer fielen, ſelbſt in die Stube drangen, in der ſie ſich befanden. Ein Bombenſplitter hatte ein Stück des Kachelofens abgeriſſen, in deſſen Nähe das Lager Helenens bereitet war, und die Flamme, die aus dem Riſſe hervorleuchtete, gab der weiten Stube ihre einzige Beleuchtung, nur daß hier und da ein aufflammendes Gebäude ſeinen Gluthſchein manchmal auch in einen entfernten Winkel der Stube warf. Viele der Franzoſen in Dorogobuſch blieben da ſitzen oder liegen, wo ſie zum Tod ermattet oder ſtumpfſinnig ſaßen und lagen, ſelbſt als die Ruſſen ſchon hereinbrachen — wie ſollten jene beiden Männer fliehen, da ſie am Sterbelager Helenens ſaßen. Sie lag in den letzten Zügen. Es war kein Zweifel; ihr Geſicht bedeckte bereits Todesbläſſe; ihre Augen waren erloſchen und ſchloſſen ſich endlich von ſelbſt; kein Puls war mehr fühlbar. Die Männer ſaßen rechts und links am Lager und ſtarrten vor ſich hin, ohne etwas zu ſehen. Sie glaubten ſie Beide todt, aber keiner ſprach es aus. War es ſtummer Schmerz? Oder waren auch ihre Sinne und Gefühle in dem durchgemachten Elend ſo ſtumpf geworden wie die der andern Hunderttauſende ihrer Leidensgefährten?

Helene lag ſchon lange wie eine Leiche da, als

Marigny zu ſchluchzen begann, aufſtand und in eine dunkle Ecke der Stube ging, um verborgen zu weinen. Victor ſchnellte empor, als ob ihn plötzlich eine unſichtbare Geißel aufgetrieben hätte, und eilte zur Thür hinaus. Doch konnte er von dem Anblick der Leiche nicht laſſen, und er ſtellte ſich draußen an eines der Fenſter, durch welches er, von einem dichten Schatten bedeckt, auf das von der flackernden Ofenflamme beleuchtete blaſſe Geſicht ſehen konnte.

Aber wie ſonderbar iſt der Menſch beſchaffen! Wer hat es nicht ſchon erfahren, daß ihn in Momenten oder bei Scenen des größten Schmerzes, der grimmigſten Verzweiflung plötzlich eine ſchauderhaft kalte Ruhe, eine fürchterliche Gleichgiltigkeit überkommt, als ob Schmerz oder Verzweiflung müde wären, ausruhten und neue Kräfte zu neuen Angriffen ſammelten. Man ſteht an einem Grabe, das eben das Theuerſte auf Erden verſchlingen ſoll, klanglos, bedeutungslos verhallen die Worte der Klage und des Lobes am Ohre, wie irgend ein anderes Geräuſch; man blickt auf die Schollen hernieder und betrachtet die ſonderbaren Formen eines Steines oder die Zeichnung des Erzbeſchlages am Sarge. Selbſt das Gewiſſen hat ſolche Augenblicke der Ermüdung und blickt mit Gleichgiltigkeit auf ein begangenes Verbrechen wie auf das ganze Leben zurück.

Dieſer öde, leere Seelenzuſtand überkam Victor, als er durch das Fenſter das blaſſe Geſicht Helenens ſah, das ihm ſo theuer war. Er hörte ſeit Stunden zum erſten Male den Kanonendonner, er ſah die fliehenden Franzoſen, die brennenden Häuſer, die Lichter und Schatten, die wie zwei ſich bekämpfende Heere in den Straßen und in der Luft miteinander ſtritten — er ſah Alles, nur nicht das bleiche, von unſäglichen alten Qualen durchfurchte, noch immer ſchöne Geſicht. Mit der größten Ruhe ſah er einen ruſſiſchen Officier (wir wiſſen jetzt aus den „Memoiren eines Liefländers," daß es der ſpätere General, damalige Major und Adjutant Miloradowitſch's, von Löwenſtern, geweſen), den erſten Ruſſen dieſſeits der Dnieper, in den Hof treten, und ſah er eine ganz eigenthümliche Scene, die ſich jetzt vor ihm abſpielte, und hörte er alle Worte, die geſprochen wurden.

Kaum war der ruſſiſche Officier in den Hausflur getreten und kaum ward er als ſolcher erkannt, als ihm der Wirth des Hauſes, ein ausgedienter Soldat, der ſeine franzöſiſchen Gäſte den Tag hindurch mit Augen voll Haß umſchlichen hatte, ohne ein Wort über die Lippen zu bringen, mit ausgebreiteten Armen entgegeneilte, ſich ihm zu Füßen ſtürzte, ſeine Knie umklammerte und mit fanatiſch aufgeregter Stimme ausrief: „Väterchen! Du biſt der Erſte der ſiegreichen Armee unſeres allergnädigſten Kaiſers, den dieſe Augen erblicken. Gelobt ſei der Allmächtige, der Erlöſer und alle Heiligen! Ruhe hier aus unter meinem Dache; jetzt iſt es an uns, unſere Arbeit zu thun!“

Darauf erhob er ſich, zog ein Meſſer aus der Bruſt, verneigte ſich vor einem Heiligenbilde im Hausflur, ſchlug dreimal das Kreuz und ſagte, das Meſſer ſchwingend, zu dem ruſſiſchen Officier gewandt: „Wie oft habe ich nicht zu Gott gefleht, mich dieſes Meſſer gebrauchen zu laſſen gegen die Ungläubigen, die unſer Land beſchmutzen und unſere Kirchen entweihen. Mein Gebet iſt erfüllt. Die Hoffnung, die ich immer hegte, ſo oft ich dieſes Meſſer betrachtete, während dieſe Ungläubigen hier die Herren ſpielten, ſie erfüllt ſich endlich. Gelobt ſei Gott der Allmächtige, der Heiland und alle Heiligen!“

Sein Auge blitzte, ſeine Glieder zitterten und ſo mit aufgehobenem Meſſer ſtürzte er ſchreiend in die Straße, ſeine Landsleute aufrufend, ein Gleiches zu thun, und während er rief, ſtieß er vier Franzoſen, die fliehend an ihm vorüberkamen, mit ſchrecklicher

Schnelligkeit nieder. Es war dies das Signal zu den Blutſcenen, welche die Nacht von Dorogobuſch zu einer der ſchrecklichſten des ganzen Rückzuges machten.

Trotz alledem wandte ſich Victor's Auge doch wieder durch's Fenſter dem todten Geſichte zu, und er ſollte da eine Scene erleben, hinter deren Schrecken die Vorgänge in ſeinem Rücken weit zurückblieben. Er glaubte anfangs, daß er ſich täuſche und daß die Bewegung in Helenens Zügen nur von dem Flackerlichte, das darauffiel, herkomme; aber ſie öffnete die Augen, den Bewegungen ihrer Lippen folgten ſchwere Bewegungen des Kopfes. Sie lebte — Mühſam erhob ſie den Kopf und den einen Arm, um ihn zu ſtützen. Sie beſann ſich und ſuchte ſich zu ſammeln. Mit einem Male ſchien ein Gedanke ſie zu erſchrecken; ſie fuhr zuſammen und griff mit der Hand nach der Bruſt, als ob ſie nach etwas Verborgenem fühlte. Dann erhob ſie den Oberleib mit unendlicher Anſtrengung und wandte ſpähend den Kopf nach allen Seiten. Da Marigny ſchweigend, unſichtbar in einer tiefdunkeln Ecke, noch verdeckt von einem gewaltigen Schranke, ſtand und ſie Niemand erblickte, athmete ſie tief auf und griff in die Bruſt. Aber noch einmal und mit unendlicher Anſtrengung blickte ſie um ſich; erſt als ſie ſich wieder überzeugte, daß Niemand zugegen ſei, zog ſie mit zitternder Hand eine Anzahl von Briefen hervor — Victor erkannte ſie — es waren ſeine Briefe. Zu ſchwach, um ſich zu erheben, begann ſie nun, am Boden hinzukriechen, um ſich der Flamme im Ofen zu nähern. Die Bewegung hatte Marigny geweckt; er ſtreckte den Kopf aus der Dunkelheit hervor, daß ihn Victor ſehen konnte. Glück und Entſetzen malte ſich in ſeinen Zügen, als er Helenen lebend ſah; aber er konnte nicht von der Stelle und der Ausdruck des Glückes verſchwand und regungslos und mit glaſigen Augen ſtarrte er hin, als er ſah, wie Helene den Arm erhob und die Briefe in die Flamme zu werfen ſuchte. Ihre ſchwachen Hände warfen zu kurz; die Briefe fielen vor dem Ofen nieder. Helene ſeufzte auf und kroch ihnen nach. Marigny ſtreckte die Arme aus; ſein Geſicht verzerrte ſich; es verrieth, daß ein furchtbarer Verdacht in ihm aufgetaucht war. Er wollte vorwärts, aber er war verſteinert, er konnte nicht von der Stelle, die Arme erhoben, die Augen ſtarrend, den Oberleib vorwärts gebeugt. Erſt als Helene bei den Briefen angelangt war und eben die Hand ausſtreckte, ſie zu faſſen, fiel der Bann von ihm. Wie von einer unſichtbaren Macht geſchleudert, flog er durch die weite Stube, um ſich auf Helenens Hand zu werfen; in dieſem Augenblick flogen die Briefe in's Feuer. Aber Marigny hatte ſie nicht aus den Augen verloren; mit der einen Hand Helenens Hand faſſend, griff er mit der andern in's Feuer und zog das Packet hervor, bevor es die Flamme ergriffen hatte. Helene, als ſie Marigny gefaßt hatte, ſchrie auf, wand ſich wie im Krampfe noch einmal in die Höhe und ſank dann todt auf den Boden. Marigny ließ ſie fallen, ohne nach ihr zu ſehen; ſeine Augen waren nur auf das Packet Briefe gerichtet, das er in der Hand hielt, und das er zitternd zu öffnen ſuchte. Endlich hatte er einen Brief entfaltet und ſtarrte hinein, während die andern vor ihm auf den Boden fielen.

Victor ſah ihn leſen; er ſah ſeine gläſernen Augen und hörte ihn lachen, als er an's Ende kam. Dann ſah ſich Marigny um. „Du ſuchſt mich!“ ſagte Victor und eilte in die Stube zurück. Stumm ſtellte er ſich vor Marigny hin. Dieſer ſah ihn an und lachte. Victor ſchloß die Augen, um nicht in die gläſernen ſehen zu müſſen, die ihn anſtarrten; aber er mußte ihn lachen hören. Auch breitete er unwillkürlich die Arme aus, um den Stoß zu empfangen, den er von Marigny erwartete; aber es dauerte eine ſchauerliche Ewigkeit, bis ſich dieſer ſo weit gefaßt hatte, um ſeinen Degen zu ziehen. Endlich ſtürzte er mit vorgeſtreckter Waffe auf den verrätheriſchen Freund los — in demſelben Augenblick ſchlüpfte der Hauswirth mit bluttriefendem Meſſer unter dem aufgehobenen Arme Victor's durch und tauchte es mit einem Stoß in Marigny's Bruſt. Er ſank lautlos zu Victor's Füßen.

Major von Löwenſtern war dem wüthenden Manne gefolgt, um ihn vom Mord ſeiner Gäſte abzuhalten. Er kam zu ſpät für Marigny, aber er ſtellte ſich raſch vor Victor, um wenigſtens dieſen vor dem unſoldatiſchen Tode zu retten. Aber das ſchien nicht nothwendig, denn der Hauswirth, der Marigny's Degen gegen Victor gezückt, auch deſſen verſchiedene Uniform und Abzeigen ſah, nahm dieſen für einen ruſſiſchen oder wenigſtens einer befreundeten Macht angehörenden Officier und wandte ſich triumphirend zu ihm, indem er ausrief: „War der Stoß gut? Kam ich Euch zur rechten Zeit zu Hilfe?“

Doch Victor riß ihn aus ſeinem Irrthum. „Auch ich bin ein Feind!“ murmelte er — „warum ſchonſt Du mich?“

In der That erhob der Ruſſe ſofort ſein Meſſer, um ihn niederzuſtoßen; aber Herr von Löwenſtern fiel ihm in den Arm: „Wahnſinniger,“ rief er ihm zu, „willſt Du nicht aufhören mit Morden und gegen Freund und Feind gleich ſehr wüthen? Dieſer hier iſt ein Deutſcher und uns mehr zugethan als

Napoleon; in wenigen Wochen ficht er mit uns, an unſerer Seite gegen die Fremden!“

Dieſe Worte brachten den Wüthenden wenigſtens zum Zaudern, das Herr von Löwenſtern benutzte, um Victor, ehe der Hauswirth zur Beſinnung kam, aus dem Hauſe zu ziehen. Victor folgte bewußtlos; er ſah nichts, er wußte nicht, was mit ihm vorging; er ſah nur die gläſernen Augen Marigny's, die ihn noch todt, vom Boden auf, immer anſtarrten, mit derſelben Wuth, mit demſelben Haß wie in dem Augenblick, da er mit gezogenem Degen auf ihn losſtürzte.

Mit einem Male fand er ſich mitten im Haufen flüchtender Franzoſen, außerhalb Dorogobuſch, der unglückſeligen Stadt, in der Marigny und Helene todt nebeneinander lagen, wo er einen Augenblick lang gehofft hatte, ſo neben ihnen liegen zu können — wo er vergebens gehofft hatte, gerichtet zu werden. Von dem Schwarme fortgeriſſen, mußte er die Erinnerung an dieſe Stunden mit fortnehmen und weitertragen durch's Leben zugleich mit ſeinem ungeſühnten Verbrechen — wohl wiſſend, daß es nicht ungeſühnt bleiben werde.

Sechſtes Capitel.

Was Victor's Bekannten bei ſeiner Rückkehr in's deutſche Vaterland an ihm zuerſt auffiel, ohne weiter in Verwunderung zu ſetzen, war das viele graue Haar, das ſich in ſein braunes miſchte. Man nannte es den natürlichen Abglanz des ruſſiſchen Winters. So fand man auch ſeine Verſchloſſenheit natürlich. Erinnerungen wie die, welche die Soldaten der großen Armee aus Rußland mitbrachten, waren wohl geeignet, ſelbſt heiterere Gemüther als das Victor's zu verdüſtern. Indeſſen fand man doch bald, daß dieſe Verdüſterung bei ihm länger währte als bei Andern; den Leuten ſeines Umgangs, den patriotiſchen Soldaten ſeiner Umgebung, die nun bald ihre Waffen gegen Napoleon zu wenden hofften, zu lange. Sie beobachteten ihn und entdeckten allerlei Sonderbarkeiten. So zum Beiſpiel hatte er die Gewohnheit angenommen, während des Sprechens, ſelbſt wenn er allein über die Straße ging, oder ſaß, in kurzen

Zwiſchenräumen immer den Kopf mit einer gewiſſen eckigen, maſchinenhaften Bewegung der Erde zuzubeugen und, wenn auch kurz, einen Punkt ſtarr zu fixiren, als ob er da etwas Schreckliches vor ſich ſehe. Sie wußten nicht, daß ihn in der That Marigny immer ſo anſah, wie er ihn, todt vor ihm auf dem Boden liegend, mit offenen Augen anſtarrte, oder vielmehr, daß jene gläſernen Augen Marigny's allein, ohne deſſen Antlitz und Körper, fortwährend vor ſeinen Füßen aus dem Boden hervorblickten. Eben ſo auffallend war es, daß Victor die Geſellſchaft mit demſelben Eifer aufſuchte, als er ſie floh; daß er ſich bald in die Einſamkeit begrub, bald wieder Tage und Nächte lang von Cameraden umgeben zu ſein wünſchte — jetzt durch Tage von Café zu Café, von Beſuch zu Beſuch, von Soirée zu Soirée eilte und jetzt wieder verſchwand, um auf Schloß Holken einſam zu hauſen.

Auffallender als Alles das wäre es ſeinen Kameraden geweſen, wenn ſie gewußt hätten, welche Bücher ihm, den ſie immer für einen Gelehrten gehalten, in der Einſamkeit Geſellſchaft leiſteten. Es waren die romantiſch-myſtiſchen Dichter, die damals in Blüthe ſtanden, mehr noch die hyper-romantiſchen ſogenannten Philoſophen, die ſich mit den „Nachtſeiten der Natur," zugleich andere, die ſich mit der Fortdauer nach dem Tode, mit der Geſchichte der Seele und dergleichen Fragen beſchäftigten. Er erlebte ſo manche Hallucinationen, daß er ſich gern Gewißheit verſchafft hätte, ob es wirklich Hallucinationen ſeien, beſonders jene fortdauernde Erſcheinung der beiden Augen. Hier und da, wenn auch lächelnd, erkundigte er ſich, wohin denn alle die Geiſterbeſchwörer verſchwunden ſeien, von denen man ſo viel geſprochen, als er ſchon ein erwachſener Knabe geweſen, und die am Hofe Wilhelm's des Dicken ihr Weſen getrieben.

Man fing an, den Kopf über ihn zu ſchütteln, als glücklicherweiſe für ſeinen Ruf ſeine Armee an den Feldzügen von 1813 und zwar auf deutſcher Seite theilnehmen durfte und ſeine Thaten die Bedenklichkeiten, die rege geworden, gänzlich in Vergeſſenheit brachten. Sich endlich für ſein Vaterland ſchlagen zu dürfen, drängte bei ihm Vieles in den Hintergrund; er durfte mithelfen bei der Sühne jener Schuld, die ein großer Theil Deutſchlands auf ſich geladen hatte; es war ihm dabei, als arbeitete er zugleich mit an der Löſung des Problems von Schuld und Sühne — eines Problems, das ihn ſchon ſeit Jahren beſchäftigte und das immer unheimlicher verworren wurde. Schlachten und Bewegung drängten ſich im Jahre 1813 und ließen ihn nicht zur Beſinnung kommen, und ſo kam er mit den ſiegreichen Heeren in demſelben Paris an, das er bei Beſinnung nie betreten haben würde. Er kam daſelbſt als ein Mann an, von dem es hieß, daß er die Begriffe Gefahr und Schrecken nicht kenne; er hatte an keiner Schlacht, an keinem Gefechte Theil genommen, ohne ſich durch eine ſtaunenswerthe Todesverachtung ausgezeichnet zu haben.

Aber dieſer Unerſchrockene ſchlich zitternd jede Nacht um das Haus, das Marigny und Helene bewohnt hatten. Die Bewohner, die jetzt daſelbſt aus- und eingingen, die Erben und Verwandten Marigny's, trugen Trauerkleider, Trauer um Marigny. Victor wagte es nicht, Jemand anzuſprechen; nur einmal trat er in die Loge des Portiers, der ihn nach einigem Beſinnen erkannte und als alten Freund des Hauſes gut aufnahm. Dieſer erzählte Victor, daß der Oberſt, wie ein kaiſerliches Bulletin zur Zeit erzählt hatte, tapfer kämpfend an der Berezina gefallen ſei, und daß Madame Marigny wahrſcheinlich in der Berezina umgekommen. Man erzähle zwar, daß der Oberſt, von einer ſchweren Wunde geneſen, irgendwo in Rußland noch lebe, aber das ſei ſo eine der vielen Sagen, wie ſie jetzt in Frankreich umgingen und die Familien tröſteten. Uebrigens ſei dem Oberſt das Leben gar nicht zu wünſchen, wenn ſeine Frau todt ſei. Er habe ſie zu ſehr geliebt. „Aber das wiſſen Sie ja beſſer als ich!" fügte der Portier ſeufzend hinzu.

Victor kam nicht wieder in die Loge des Portiers.

Er kehrte einer der Erſten, und zwar als General, mit ſeinen Truppen nach Deutſchland zurück. Der Friede war längſt geſchloſſen, Deutſchland war befreit, der Wiener Congreß ſchien die Weltangelegenheiten auf Geſchlechter hinaus ordnen zu ſollen und General Graf Holken hatte Urlaub genommen und die Einſamkeit ſeines Schloſſes aufgeſucht. Aber die Rückkehr Napoleon's von Elba rüttelte die Welt noch einmal auf, und Victor Graf von Holken ſtand an der Spitze ſeiner Brigade bei Waterloo.

Dem Unerſchrockenen hatte man einen Poſten gegeben, der ſeiner würdig war. Er ſchützte die Flanke ſeines Corps, die in der Ebene ſtand und offen war. Er konnte von drei Seiten angegriffen, er konnte umgangen werden und er hatte außerdem eine dreifache feindliche Batterie ſich gegenüber, die von einer beherrſchenden, wenn auch nicht beträchtlichen Höhe herab Tod und Verderben ſchleuderte, um die Flanke der Verbündeten zu entblößen. Die Brigade Holken hatte nichts zu thun als das Schrecklichſte, was in einer Schlacht einer Truppe zugemuthet werden kann, ſie hatte nur zu ſtehen. So vergingen ihr Stunden, und ſie ſtand, während ihr Führer, heiterer als ſeit

Jahren, auf ſeinem Pferde vor ſeinen Truppen auf- und niederritt. Sein Lächeln, ſein klares Geſicht war ein Anblick, der ſeine Soldaten mit Zuverſicht und Ausdauer erfüllte und um ſo tiefer auf ſie wirkte, als ſie bei ihrem düſtern General an dergleichen nicht gewöhnt waren. In der That war ihm ſo heiter und dabei ſo ruhig zu Muthe, wie er nicht glaubte, daß ihm noch werden könnte. Ein einfacher, ein überaus einfacher Traum, den er während der letzten Nacht, auf offenem Felde ſchlafend, geträumt hatte, war die Urſache dieſer Heiterkeit. Er ſah ſich auf Schloß Holken, oben auf der Plattform, in Geſellſchaft Marigny's und Helenens. Sie ſaßen zuſammen, plaudernd, glücklich, vertrauensvoll, wie ehemals um den Kamin in Paris. Helene lachte und ſcherzte, Marigny hielt ſeine Hand wie verſöhnt und ruhig vor ſich hinlächelnd. Nichts als dieſes eine Bild machte den ganzen Traum aus und dauerte, wie es Victor ſchien, während des ganzen Schlafes, ohne ſich zu verändern. Manche ſeiner Träume hatten ſchon ſo begonnen, aber ſie endeten dann immer in Schreckniſſen: Helene, die eben gelächelt hatte, wand ſich dann plötzlich im Todeskampfe, wie damals in Dorogobuſch, und Marigny's Augen, die ihn eben freundlich angeblickt, verwandelten ſich in jene gläſernen, mit denen er ihm dort entgegengeſtürzt, die noch aus der Leiche vom Boden auf ihn angeſtarrt und die ihn ſeitdem nicht verlaſſen hatten. Aber in dem Traume der letzten Nacht war von Anfang bis zu Ende Alles klar, glücklich, verſöhnt geblieben. In ſeinem militäriſchen Leben hatte er ſo viel von bedeutungsvollen Träumen gehört, die viele ſeiner Kameraden und manche berühmte Krieger die Nacht vor der Schlacht geträumt hatten, daß er ſeinem Traum eine Bedeutung zugeſchrieben haben würde, ſelbſt wenn er nicht in Folge ſeines Grübelns und ſeiner myſtiſchen Studien zu dergleichen geneigt geweſen wäre. Er hatte die Ueberzeugung, daß ihm dieſe Schlacht ſeine Verſöhnung mit ſich ſelbſt und mit den Freunden, daß ſie ihm die Ruhe, oder mit andern Worten, den Tod bringen werde. Und war nun nicht der Poſten, den er einnahm, der Ort, um eine ſolche Verwirklichung ſeines Traumes höchſt wahrſcheinlich zu machen? Aus den Batterien dort gegenüber, die Tod und Verderben ſpieen und die fortwährend von Pulverdampf wie von einem geheimnißvollen Schleier verhüllt waren, mußte das Erwartete kommen. Der entſcheidende Moment mußte herannahen, da ihm die Ordre zukommt, vorzurücken und jene Batterien zu nehmen: dann wird es wohl geſchehen, das Endliche! wenn ihn nicht ſchon eine der Kugeln wegreißt, die ſie unthätig hier abwarten mußten. Von Zeit zu Zeit näherte er ſich dem Officiere, der ihm der nächſte im Range war, um Manches mit ihm zu beſprechen, was zu thun ſei, wenn er, dieſer andere Officier, zufällig das Commando übernehmen mußte. Dann ritt er vor der Fronte auf und ab, oder hielt ſein Pferd an, um mit Theilnahme den weißen Pulverdampf, den beweglichen Vorhang zu betrachten, hinter dem ſein Schickſal ſchlummerte.

Endlich kam der Befehl, vorzurücken und die Batterien zu nehmen.

Die Batterien ſtanden, wie geſagt, auf einer unbeträchtlichen Höhe, die ſich leiſe abſenkte und als Ebene auf der Hälfte des Weges zwiſchen den Batterien und der Brigade Holken verlief. Leicht konnte man mit Cavallerie da hinanſprengen. Holken ließ ſeine Artillerie und Infanterie zurücktreten und ſammelte ſeine Reiterei. Er ſelbſt ſtellte ſich an ihre Spitze, winkte den zurückbleibenden Truppen ein bedeutungsvolles Ade, befahl, daß ſämmtliche Trompeter in's Horn ſtießen, ſchwenkte anſtatt allen Commandos den Säbel, gab ſeinem Pferde die Sporen und ſprengte voran.

Nach den erſten Schritten empfing die Heranſprengenden eine gewaltige Artillerieſalve; von dem Momente aber ſchwiegen die Batterien, ein Anzeichen, daß Holken ebenfalls Reiterei oder Fußvolk entgegengeſchickt wurde. Noch konnte er nichts ſehen, denn der Rauch der letzten Salve lag noch dicht auf dem Feinde.

Jetzt ſprengte aus dem Rauch ein Reiter hervor; er ſtreckte ſeinen Säbel vor ſich hin, als wollte er ſeinen Folgern, die noch unſichtbar waren, den Weg zeigen. Der vorgeſtreckte Säbel war gerade gegen Victor gerichtet, der bei dieſem Anblick ſeinem Pferd auf's Neue die Sporen gab. Im Augenblicke ſtanden die beiden Reiter einander gegenüber und hoben beide ihre Waffen, um beide verſteinert ſtehen zu bleiben, wie zwei Bildſäulen. Victor blickte in die gläſernen Augen Marigny's, in die Augen, die gerade ſo blickten, wie damals in Dorogobuſch; die Waffe war ihm gerade ſo entgegengeſtreckt, wie damals; aber das Geſicht Marigny's war noch mehr verzerrt; es war abgemagert, die Knochen ragten hervor, ſchauerliche Todesbläſſe bedeckte es. Der Todte kehrte wieder, um ſich zu rächen. Er ſah ihn an wie ein Gerippe, und jetzt lachte er laut auf, gerade wie damals, da er den Brief geleſen. Vor dieſem Lachen wandte Victor ſein Pferd und floh; Marigny lachte fort, hob ſeinen Säbel und ſchlug ihm mit der flachen Klinge auf den Rücken. General Graf von Holken bückte ſich unter dem Schlage und floh weiter, die Reihen der Reiter durchbrechend, die ihn eben erreicht hatten. Paniſcher Schrecken ergriff ſie, als ſie das Schauſpiel und den fliehenden General ſahen — und die Flucht wurde allgemein.

Der Reſt der Geſchichte iſt dem Leſer bekannt.

Einige Tage nach der Schlacht bei Waterloo wurde General Graf von Holken infam caſſirt — wegen Feigheit und feiger Flucht auf dem Schlachtfelde.

Nicht mit dem Leben hatte er ſeine Schuld geſühnt, ſondern mit der Ehre.

Der Hetman.

Eine Geſchichte aus der Zeit des ruſſiſchen Durchmarſches
durch Böhmen.

Wenn wir Kinder das Wort „die ruſſiſche Zeit,“ mit welchem die kurze Zeit des ruſſiſchen Durchmarſches durch Böhmen und der ruſſiſchen Einquartierung gemeint war, nur ausſprechen hörten, überließ uns das angenehmſte Gruſeln von der Welt, und wir rückten der Perſon, die es ausſprach — und das war meiſt die Großmutter — näher, um womöglich zu den vielen Geſchichten aus der „ruſſiſchen Zeit“ noch eine neue zu hören und unſer Gruſeln zu vermehren. Es ging übrigens den Erwachſenen eben ſo wie uns Kindern. Die Vorgänge in jener Zeit ſchienen den Bewohnern des bis dahin ſtillen und weltvergeſſenen böhmiſchen Dorfes ganz außerordentliche, unerhörte und große Ereigniſſe. Man erzählte von Koſaken, die das fußdicke Eis des Teiches aufhackten, um ſich zu baden, als wäre es Mitte Juli; von andern, die ſo viel Branntwein tranken, daß man ſie in Düngerhaufen vergraben mußte, damit ja die Flamme nicht aus ihrem Munde her ausſchlage und ſie verzehre, — und endlich von täglichen Executionen, bei denen hundert und zweihundert Knutenhiebe ertheilt wurden, und nach welchen ſich die Patienten abſchüttelten, als wäre gar Nichts geſchehen. O wie ſehr bedauerten wir, für dieſe ruſſiſche Zeit zu ſpät auf die Welt gekommen zu ſein und ſo außerordentliche Menſchen, die ſo Viel vertragen konnten, nicht geſehen zu haben. Dieſes Bedauern wurde ſehr oft in uns geweckt, da ſeit der ruſſiſchen Zeit, d. i. ſeit mehr als dreißig Jahren, in unſerm Dorfe nicht Viel oder gar Nichts vorgegangen, die Erinnerung und Phantaſie der Bewohner alſo immer wieder und bei jeder Gelegenheit in dieſe merkwürdige Periode zurückſchweifte, und endlich, da in unſerm Dorfe lebende Monumente beſtanden, die immer an die Ruſſen erinnerten. Da war z. B. ein altes Weib, oder vielmehr eine alte Jungfer, die man nur „die Ruſſin“ nannte, aus dem ſonderbaren Grunde, weil ſie ſich damals, da ſie noch ein ſchönes junges Mädchen geweſen, den Verfolgungen eines Ruſſen entzog, indem ſie ſich mitten im Winter in's Waſſer ſtürzte. Wäre ſie damals umgekommen, hätte ſie gewiß das Volkslied als eine neue Lucretia traurig beſungen; da ſie aber davonkam, war und blieb ſie mit ihrem Ruſſen und mit ihrem Waſſerſprung eine lächerliche, mit einem Spitznamen behaftete Perſon. In Folge deſſen blieb ſie auch alte Jungfer und wurde ſie von Jahr zu Jahr wilder und häßlicher. Sie ſah am Ende wie eine böſe alte Hexe aus, die alle Welt ſcheute — und das war der Lohn ihrer Tugend. Meiner leiblichen Tante, die, wie ihre Mutter, meine Großmutter, verſicherte, ſo ſchön war wie die Faunus (ſprich Venus), hätte es leicht eben ſo ergehen können, wie der „Ruſſin.“ Aehnlichen Verfolgungen, wie dieſe, von Seiten eines ruſſiſchen Officiers ausgeſetzt, verſteckte ſie ſich eines Tages in einen Aſchenhaufen, wo ihre Kleider Feuer fingen. Die Flamme verrieth ſie ihrem Verfolger; er eilte herbei, rettete ſie und ließ ſie ſeitdem in Ruhe. Aber ihre Tugend hatte keine Zeugen, und ſo entging ſie jeder Nachrede und jedem Spitznamen. Der Sprung in den Aſchenhaufen und der drohende Feuertod wurde als Familiengeheimniß behandelt. — Dann war noch ein Kutſcher da, der im Dorfe auch nur „der Ruſſe“ hieß, ein ſtiller guter Mann, der nur manchmal in Wuth gerieth, die Pferde ausgezeichnet zu behandeln, beſonders den Schlitten gut zu führen wußte, und der — aber eben die Geſchichte dieſes Kutſchers wollen wir ausführlicher erzählen.

Erſtes Capitel.

Es war im Winter des Jahres 1799 bis 1800. Die ganze traurige Gegend, welche deren Mittelpunkt, der berühmte Wallfahrtsort des „Heiligenberges“, mit ſeinen acht Kuppeln beherrſcht, war von gefrorenem Schnee bedeckt. Der Schnee glitzerte nicht heiter und erfriſchend, trotz dem Froſt, da die Sonne von fahlen Wolken umhüllt war, ſondern breitete ſich grau und unerquicklich über die Hügel und Föhrenwälder. Ebenſo traurige Eisdecken blendeten die vielen Teiche des Landes, die ſonſt, in den Sommermonaten, mit ihrem Schimmer einiges Leben und Abwechſelung in die troſtloſe Gegend bringen. Selbſt die vergoldete, ſlaviſch-byzantiniſche Mittelkuppel des Heiligenberges, unter der die wunderthätige ſchwarze Madonna wohnt, hatte ihren Glanz verloren; die Stadt Przibram lag fröſtelnd zu Füßen des Berges. Wo die Schneedecke einen Riß hatte, blickte ſteiniger Boden hervor, wie ein abgemagerter Leib aus zerfetztem Bettlerrock.

Aus dem Dorfe Dubna bewegte ſich ein ſeltſamer Zug beſagter Stadt Przibram entgegen, die heute eine berühmte Silberbergſtadt mit Bergacademie iſt, damals aber von dem Metallreichthum der Berge vor ihren Thoren keine Ahnung hatte, ein elendes Leben friſtete und ſich beinahe nur vom Abfall deſſen nährte, was die hunderttauſend Pilger jährlich als fromme Gaben der Jungfrau und dem Propſt vom Heiligenberge darbrachten.

Der Zug beſtand aus einer Anzahl Bauern, an deren Spitze der Dubnaer Schulze in ſonntäglicher Tracht — einem weißen, mit unzähligen Meſſingknöpfen beſetzten, langen, über die Füße herabfallenden Schafpelze, mit einer Pelzmütze auf dem Kopfe und einem breitkrämpigen ſchwarzen Filzhut über der Pelzmütze — langſam einherſchritt. In der Hand trug er ein hohes ſpaniſches Rohr, während ſeine Begleiter mit gewöhnlichen rohen Prügeln oder ſtangenähnlichen Stöcken bewaffnet waren, welche die Einen wie Stäbe, die Anderen wie Waffen, Spieße oder Gewehre auf den Schultern trugen. In ihrer Mitte ging oder ſchleppte ſich ein altes Weib, deſſen Nacken ſich unter der Laſt der Jahre zu beugen ſchien und deſſen Hände hinten über dem Rücken mit

Stricken zuſammengebunden waren. Die Kleider der Gefangenen, obwohl für die rauhe Jahreszeit offenbar zu leicht, waren doch in einem guten Zuſtande; ein grauer, mit bunten Flicken beſetzter Mancheſterrock und eine Art langen, unten ausgezackten ſchwarzen Mieders, das eine rothe Schnur loſe zuſammenhielt, kleideten die Alte etwas phantaſtiſch und ſtanden in einem ſchreienden Gegenſatz zu den ſtruppigen grauen Haaren, welche wirr und wild den alten Kopf bedeckten. Der Ausdruck ihres ganzen Geſichtes war unter unzähligen großen und kleinen Falten, wie unter einem Vorhang, verſchwunden; nur wenn ſie, was ſelten geſchah, die Augenlider erhob, kam ein überaus lebendiger, ja brennender Strahl aus grünlich-ſchwarzen Augen, an denen die Macht eines hohen Alters ſpurlos vorbeigegangen war. Sie ſchwieg und ſah unverwandten Blickes auf den Weg, den ſie zu gehen hatte, während die Bauern, ihre Begleiter, fortwährend plauderten, ſich mit lauter Stimme vom Verbrechen der Gefangenen unterhielten, ſie mit Schimpfreden überhäuften, oder ihr mit den grauſamſten Strafen drohten, die ſie in der Stadt erwarteten.

Auf der Höhe angekommen, von der aus man die Stadt ſchon ſehen konnte, machte der Schulze Halt und ſagte zu ſeinen Begleitern: „Bei den erſten Häuſern werdet Ihr mich verlaſſen und nach Dubna zurückkehren; nur Drei von Euch bleiben bei mir, um die Zigeunerin aufs Amt zu bringen.“

„Warum nicht Alle?“ fragte einer der Bauern.

„Weil es eine wahre Schande iſt, daß ein ſo großer Haufe ein einziges altes Weib bewachen ſoll.“

„Ihr irrt Euch, Schulze,“ erwiderte derſelbe Bauer, „es iſt das nicht die geringſte Schande, weil es ſich um eine Zigeunerin handelt, um eine Hexe, gegen die man nie eine genug große Macht aufbieten kann. Wenn es ſich um unſer Einen handelte, wenn z. B. hier der Straß oder der Wlach meinen Hahn geſtohlen hätte, dann wären unſer Zwei genug, ihn durchzuprügeln oder vor's Amt zu ſchleppen, — aber bei einer Hexe! Wir ſind unſer elf, das iſt in dieſem Falle lange nicht genug, oder zu viel; wir ſollten ſieben ſein, oder dreizehn, oder einundzwanzig, oder ſiebzig, denn das ſind Zahlen, gegen die die Zauberin Nichts vermag.“

„Iſt's wahr?“ fragte der Schulze.

„Wie ich Euch ſage. Ich verſtehe mich auf dergleichen. Darum weiß ich auch, warum ſie mir meinen Hahn geſtohlen. Warum hat ſie nicht des Ribnit oder des Strom ſeinen Hahn geſtohlen, und gerade meinen? Weil meiner ſchwarz war und gerade zu Johannis aus dem Ei gekrochen iſt. Solcher

Hahne braucht dieſes Volk zu ſeinem Teufelswerk. Glaubt Ihr, daß ich meines Hahnes auf menſchenmögliche Weiſe noch habhaft werden könnte? Unmöglich! Ich habe lachen müſſen, als Ihr ſie darauf hin verhörtet und wiſſen wolltet, wo ſie den Hahn verſteckt? Den kann ſie ſelbſt nicht mehr herbeiſchaffen, wenn ſie es tauſendmal wollte. Der iſt heute Morgen, gerade in dem Augenblicke, da er den erſten Hahnenſchrei thun und Gott im Himmel loben wollte, dem Teufel geopfert worden. Iſt's nicht ſo? Sprich, du verfluchte Hexe!“ rief der Bauer, indem er ihr die Fauſt unter die Naſe hielt.

Die Zigeunerin regte ſich nicht und gab auch keine Antwort. Der Zug ſetzte ſich wieder in Bewegung.

„Wenn nur,“ fuhr derſelbe Redner im Gehen fort, „wenn nur die junge Hexe, die mit ihr war, nicht entkommen wäre! Ich fürchte, die macht unſere ganze Unternehmung durch irgend einen Zauber zu nichte, und die Alte entwiſcht uns oder kommt ohne Strafe davon. Aber in dem Augenblicke, da ich die Alte ergriff, ſchlüpfte die Junge wie eine Eidechſe davon, und verſchwunden war ſie im Walde, als hätte ſie ein Baum verſchlungen.

Die Gefangene hörte das Alles mit an, ohne den Mund zu verziehen, ohne einen Zug ihres Geichtes zu verändern. Sie wanderte fort, gebeugten Kopfes, immer den Weg vor ihren Füßen mit Aufmerkſamkeit beobachtend. Plötzlich lachte ſie laut auf. Die Bauern fuhren zuſammen und ſahen dann einander erſchrocken an. „Warum hat ſie gelacht?“ „Was hat ſie?“ „Sie hat ſich einen hölliſchen Plan ausgeſonnen!“ „Sie entgeht uns!“ riefen ſie Alle zugleich und drängten ſich enger um ſie, als ob ſie fürchteten, daß ſie jeden Augenblick auffliegen und ihnen entwiſchen könnte. Dann erhoben ſie ihre Stöcke und drohten ihr, ſie in Stücke zu ſchlagen, wenn ſie nicht ſage, warum ſie gelacht habe. Aber die Alte lachte ihnen auf's Neue in's Geſicht, ohne ſich um ihre Drohungen zu bekümmern. Die Bauern wurden ſehr betroffen und führten ſie ſchweigend weiter. Sie dachten aber die möglichen Urſachen dieſer plötzlichen Heiterkeit der Zigeunerin nach. Aber in der Nähe der Stadt angekommen, wo die Scheunen eine Art von unbewohnter Vorſtadt bildeten, ſchlug ſich der Bauer Straß vor die Stirne und rief: „Ich hab's! ich weiß, warum ſie gelacht hat.“ Der Zug hielt wieder inne, um Straſſens Anſicht mit größerer Ruhe kennen zu lernen. Dieſer fuhr fort: „Seht Ihr da die alte elende Scheune, die ſich kaum mehr auf den Füßen hält? Warum iſt ſie ſo elend? Weil ſie die älteſte von allen Scheunen iſt. Warum iſt ſie die älteſte? Weil ſie niemals abgebrannt iſt, während alle Scheunen ringsumher ſchon zehnmal vom Feuer aufgefreſſen wurden. Warum iſt dieſe Scheune bei den größten Brändern vom Feuer verſchont geblieben? Darum! Einmal, vor vielen Jahren, kam eine Bande Zigeuner in die Stadt. Kein Menſch, wie recht iſt, hat ſie in ſeinem Hauſe oder auch nur in ſeiner Scheune beherbergen wollen, obwohl es regnete und ſtürmte. Da öffnete ihnen ein Bürger ſeine Scheune, dieſe alte Scheune. Sie kochten und brieten darin bei großen Feuern, während ſie voll von Stroh und Getreide war. Da liefen die Bürger und der Beſitzer der Scheune herbei und ſchrieen: Was thut ihr, verfluchte Zigeuner! ihr ſteckt uns ja die Stadt in Brand! — Die Zigeuner aber antworteten: Seid ruhig, kein Funke ſoll hier auf des Stroh fallen und wenn wir hier noch ſo viele Feuer anzünden, und noch hundertmal wird der rothe Hahn über dieſe Scheunen und dieſe Stadt fliegen, auf dieſe Scheune, die uns beherbergt, wird er ſich nie niederlaſſen. — Und wahr iſt's. Alle Scheunen und Scheuern ringsherum ſind ſeitdem ſchon zehnmal abgebrannt, und dieſe alte Scheune ſteht noch. Nie hat ſie auch nur ein Fünkchen verſehrt. Aber wem gehort dieſe Scheune? Dem Bürgermeiſter gehört ſie, und darum hat die Hexe gelacht. Sie weiß, er wird einer Zigeunerin Nichts anthun, weil ihm die Zigeuner ſo viel Gutes gethan. Vielleicht iſt es Dieſe ſelbſt, die den Zauber über die Scheune ausgeſprochen. Das wird ſie ihm ſagen, und er wird ſie laufen laſſen. Darum hat ſie gelacht."

Die ganze Geſchichte, ſo wie die daraus gezogenen Schlüſſe däuchten den Bauern ſehr einleuchtend. Sie wußten nicht, was zu beginnen, und ſtanden wieder ſtill, um auf's Neue zu berathen. Der Schulze kratzte ſich hinter dem Ohr und meinte, daß ſelbſt ohne die Geſchichte von der Scheune wenig Hoffnung da ſei, die Zigeunerin ordentlich beſtraft zu ſehen. „Wann hat man gehört," fragte er, „daß der Bürgermeiſter Haug einen Menſchen ordentlich hätte durchprügeln laſſen? Niemals! Er läßt Niemand prügeln, er läßt die Leute höchſtens auf zwei, drei Tage in's Loch ſtecken. Was kümmert ſich ſo ein Zigeunerweib darum, ob es zwei Tage eingeſteckt wird oder nicht? Und was haben wir davon, wenn wir ihr nicht wenigſtens Fünfundzwanzig zu Wege bringen?"

„Freilich, freilich," ſagte der beſtohlene Bauer, „mein Hahn war doch wenigſtens fünfundzwanzig Stockprügel werth."

„Aber warum läßt er denn die Leute nicht prügeln?" fragte ein Anderer erſtaunt.

„Das verſtehſt Du nicht," antwortete der Schulze mit einigem Stolze, doch will ich Dir's ſagen: „Weil er noch aus der Zeit Kaiſer Joſeph's ſtammt; der hatte es nicht gerne, wenn man die Menſchen prügelte, er ſagte, das ſei gegen — ich weiß nicht was — Gefühl oder Menſchlichkeit. Und damals hat ſich's der Bürgermeiſter Haug abgewöhnt."

Die Bauern murrten und fanden das dumm. Der Beſtohlene ſchlug endlich vor, man ſolle die Zigeunerin ſelbſt durchprügeln und ſie dann laufen laſſen; dem aber widerſetzte ſich der Schulze, als einer Anmaßung von Rechten, die nur den Beamten und Edelleuten gehörten.

Während ſie ſo beriethen und ſprachen, ſchwebte beſtändig ein ruhiges Lächeln auf den dünnen Lippen der Zigeunermutter und machte ſie mit dem rechten Fuße gewiſſe Bewegungen, welche die Bauern mit ſcheelen Augen betrachteten, da ſie ſie für magiſche Proceduren hielten. Sie aber that nichts Anderes, als daß ſie gewiſſe Spuren von Schuhnägeln, die zuſammen ein Dreieck bildeten, im Schnee verwiſchte. Dieſe Dreiecke im Schnee waren es, die ſie zum Lachen brachten. Es waren die Spuren ihrer Enkeltochter Verunka, die dem Bauern, der ſie eingefangen, entwiſcht war, und nach dieſen Spuren hatte ſie auf dem ganzen Wege ſo aufmerkſam geſucht. Sobald ſie ſie entdeckt, war ſie unbeſorgt und lachte ſie laut auf. Sie wußte, Verunka war ihr und den Bauern ſchon nach der Stadt vorausgeeilt, und ſie zweifelte nicht mehr an ihrer Rettung. Verunka, die Prinzeſſin des Stammes, konnte ja, was ſie wollte, und wo ſie war, da hatten Zigeuner keine Gefahr zu befürchten.

Darum aber erſchrak die Alte auch doppelt und verſchwand das ſpöttiſche Lächeln von ihren Lippen, als Straß im Laufe der Berathung mit dem Antrag hervortrat, ſie nicht nach Przibram und vor den Bürgermeiſter, ſondern nach Duſchnik und vor den Hetman der Koſaken zu führen. „Dort in Duſchnik," ſagte er, „im Branntweinhauſe beim Juden, hat der Hetman ſein Hauptquartier; dort wird jeden Tag geprügelt, und ſo geprügelt, wie man es hier zu Lande noch nicht geſehen. Die Koſaken überlegen es ſich nicht ſo lange wie der Bürgermeiſter; ſie ſchlagen gleich los, man braucht ſie nur darum zu bitten."

Der Antrag fand großen Beifall. Sofort brach der Zug wieder auf und betrat, mit Umgehung der Stadt, den Weg, der nach dem Dorfe Duſchnik führte. Die Niedergeſchlagenheit ihrer Gefangenen war ihnen ein Beweis, daß ſie das Rechte gefunden, um zu ihrem Ziele zu gelangen. Darum aber erſchraken ſie doppelt, als nach kaum halbſtündiger Wanderung, da das Dorf Duſchnik ſchon vor ihnen lag, die alte Zigeunermutter eben ſo laut auflachte und ſich ihr Geſicht eben ſo ſchnell aufheiterte wie vorhin. Sie folgten ihrem Blicke, der an dem Kiefernwalde rechts vom Wege hing, konnten aber Nichts entdecken.

„Was ſiehſt du dort, verfluchte Hexe?“ ſchrie ſie Straß an, indem er ihr einen unſanften Stoß verſetzte.

„Meinen Schutzgeiſt habe ich geſehen,“ lachte die Zigeunerin voll Hohn und Freude, „meinen Schutzgeiſt, der mir überall vorauseilt, um meine Wege zu bahnen und Unheil von meinem Haupte abzuwenden. Ihr müßt eilen, wenn Ihr ihm zuvorkommen wollt, denn er fliegt raſch wie eine wilde Taube.“

So ſprechend erhob ſie den Kopf und ſchritt vorwärts, als wäre ſie die Führerin der Schaar.

Zweites Capitel.

Im Hof der Duſchniker Branntweinbrennerei ſah es wüſt aus. Trotz Schnee und Kälte lagen gemeine Koſaken, ſowie Officiere, ohne Unterſchied des Ranges auf der Erde und auf Bänken in allen Winkeln des weitlaufigen Raumes und tranken aus großen Flaſchen das ſchlechte Getränk, das ihnen der Jude verkaufte, ſchlechten, elenden Kartoffelbranntwein. Die in der Stube ſchienen die Kälte eben ſo wenig zu fürchten, wie ihre Kameraden im Hofe, denn die meiſten Fenſterſcheiben waren zerbrochen oder ſprangen eben in Stücke, wenn ſich die Zecher in ihrer Luſtigkeit gegenſeitig durch das Fenſter leere Flaſchen zuwarfen. Selbſt auf der Eisdecke des nahen Teiches lagen einzelne Gruppen. Nicht Alle zechten; Manche lagen ſchon im tiefen Schlafe der Trunkenheit. Der Lärm war groß, doch wurden nur wenige Lieder gehört, wohl aber viele Flüche und hie und da herzzerreißendes Weinen, denn der Ruſſe wird im Trunke ſehr weinerlich geſtimmt. Der jüdiſche Schenkwirth lief geſchäftig hin und her und bediente die Unmäßigkeit, die er ſo ſehr verachtete. Er war der einzige Nüchterne in der ganzen Menge. Doch war dieſes Haus die Kommandantur vieler Koſakenpulke, welche mehrere Dörfer der Umgegend erfüllten, denn hier wohnte der Hetman. Man konnte das auch an den vielen Ordonnanzen erkennen, die den ganzen Morgen hindurch in den Hof einritten; ſchwer aber hätte Jemand den Hetman ſelbſt in dem Jünglinge erkannt, der mit aufgeriſſener, unordentlicher Uniform, waffenlos und beinahe ſo betrunken wie die Anderen, auf einer Bank vor der Thüre lag. Die Ordonnanzen, die ſich ihm mit ihren Rapporten näherten, empfing er mit Flüchen oder mit Bewegungen, die verfehlten Fußſtößen glichen. Sie erkannten raſch ſeinen Zuſtand und geſellten ſich zu den Andern, um die Nüchternheit ihres Commandanten abzuwarten, mittlerweile ein Glas zur Erwärmung zu trinken, und ſich bald in demſelben Zuſtande zu befinden, wie Commandant und Untergebene.

Plötzlich aber erſchien eine von Ordonnanzen und ſonſtigen Koſaken ſehr verſchiedene Geſtalt am Thore des Hofes. Obwohl ſie einen weitfaltigen Rock über den Kopf gezogen und ihn mit einer Hand vor dem Geſicht zuſammenhielt, daß man nur zwei dunkle Augen hervorleuchten ſah, konnte man an der Art, wie ſie ſich an die Thürpfoſte lehnte und wie die Falten über ihrer Bruſt auf- und niederwogten, erkennen, daß ſie im höchſten Grade ermüdet war und daß ſie nur ausruhte, um zu Athem zu kommen. Der Jude wußte ſogleich, daß der Gaſt eine Zigeunerin war, denn nur die Zigeunerinnen tragen die Röcke ſo über den Kopf geſchlagen, daß ſie eine große Kapuze und rückwärts einen weiten Schnappſack bilden. Er winkte ihr von Weitem, um ihr zu verſtehen zu geben, daß ſie hier Nichts zu ſuchen und ſich davon zu machen habe. Auf dies Zeichen aber ſchlug ſie ihren Rock etwas zurück, und ein kleines braunes Geſicht mit wunderbar großen Augen und einem großen Munde, der überaus freundlich lächelte und eine unvergleichlich glänzende Reihe von Zähnen ſehen ließ, kam zum Vorſchein.

„Biſt Du es, Bernuka?“ rief der Jude, angenehm überraſcht, indem er ſich ihr näherte. „Biſt lange ausgeblieben — warſt wohl nicht im Lande? He? Was zu handeln?“

„Nein, Nichts zu handeln heute — ein andermal, lieber Schime!“ antwortete die junge Zigeunerin — „ſage mir ſchnell, wo ich den Hetman finden kann?“

„Den Herrn Hetman willſt Du finden? Bei Gott, das iſt nicht ſchwer, den Herrn Hetman zu finden. Dort auf der Bank vor meiner Thür liegt der Herr Hetman."

„Dieſes Kind iſt der Hetman?"

„Ja, dieſes betrunkene Kind iſt der Herr Hetman. Wer ſoll es denn ſein? Irgend Etwas, ein Graf oder ein Fürſt, darum Herr Hetman. Er ſoll übrigens ein ſtarker Gibbor ſein oder Held, wie ſich die Koſaken erzählen, wenn ſie nicht ganz betrunken ſind. Sie haben einen ſchrecklichen Reſpect vor ihm."

Die Zecher riefen nach einem neuen Trunk, und der Jude eilte davon. Verunka blieb an ihrem Poſten. Sie betrachtete den ſchlafenden Hetman mit prüfendem Auge und lächelte. In der That hatte der Anblick, abgeſehen von der Trunkenheit, Jedem gefallen müſſen. Es war eine überaus einnehmende Geſtalt, die des jungen Hetman's. Obwohl etwas mädchenhaft von wegen der lichten Geſichts und Haarfarbe, der kleinen Füße und der eben ſo kleinen Hände, von wegen der ſchlanken und beinahe zarten Glieder, gaben ihm die dunklen Augenbrauen und eben ſo dunklen und langen Wimpern, die ſich auf den lichten Wangen um ſo dunkler abhoben, der etwas breite, ſinnlich ſchwellende Mund einen Ausdruck der Entſchiedenheit, der durch eine gewiſſe, über alle Züge ausgegoſſene Melancholie nicht gemindert wurde. Selbſt aus dem ruhenden, ſchlafenden, in der Trunkenheit erſchlafften Geſichte konnte man die Möglichkeit tiefer Leidenſchaft und Erregbarkeit herausleſen. Verunka betrachtete ihn mit zuſammengezogenen Augenbrauen. Offenbar hatte ihre Betrachtung ernſtere Zwecke als die Freude an einem ſchönen Geſichte, und gewiß war ſie mit dem Ergebniß ihrer Prüfung ſehr zufrieden, denn ihre ernſt gefaltete Stirne glättete ſich bald und ſie lächelte, als ob ſie ſich dabei ſagte: Ich bin unbeſorgt! Es wird gehen! — Als hätte ihn der geſammelte, feſte Blick der Zigeunerin magnetiſch geweckt, ſtreckte und dehnte ſich der Hetman, wandte ſich ihr zu und ſchlug die Augen auf. In dieſem kurzen Momente eilte Verunka auf ihn zu, geſchickt den Schläfern und Zechern auf ihrem Wege ausweichend, wie ſchwebend, als ob ſie den Eiertanz tanzte. Aber bevor ſie bei ihm angekommen, hatte er die Augen wieder geſchloſſen. Sie dachte einen Moment lang nach, dann ſetzte ſie ſich zu ihm auf die Bank, hob ſanft ſeinen Kopf auf und legte ſich ihn, näher rückend, auf ihren Schooß. Dann ſtreckte ſie die Hand nach dem Schnee aus, der auf dem Holzſtoß neben ihr lag, kühlte ſie und legte ſie dann leiſe auf die Stirn des jungen Mannes, der im Schlafe vor Wohlbehagen aufathmete. Sie wiederholte das mehrere Male, indem ſie die Hand immer länger auf dem Schnee liegen ließ, bis er endlich die großen blauen Augen öffnete. Sie begegneten den dunkelgrünen, von langen kohlſchwarzen Wimpern überſchatteten Augen und dem lächelnden Munde Verunka's, die ſich tief zu ihm hinabbeugte. Nach einem lauten Athemzuge blieb er wie gebannt und bewegungslos liegen, immer in das wunderbare Geſicht ſtarrend, das ihm wie ein Traumgeſicht erſchien. Ein entſchiedenes Lächeln dieſes Geſichtes weckte ihn endlich ſo weit, daß er ſchüchtern, als ob er ſeinen Augen noch nicht traue, fragte: „Wer biſt Du?“

Anſtatt aller Antwort legte Verunka noch einmal ihre kühlende Hand auf ſeine Stirne. Er faßte und drückte ſie feſter auf. „Das thut wohl!“ ſeufzte er und fügte dann hinzu: „Ich habe Dich eben im Traume geſehen, wie Du auf dem Schlachtfelde von Schwyz zwiſchen den Leichen hintanzteſt. Warſt Du bei Schwyz mit Suwarow? Biſt Du der Engel des Todes?“

„Nein,“ antwortete ihm Verunka in ſeiner Sprache, „nein, mein gnädiger Herr, ich bin eine arme Zigeunerin.“

„Nein,“ ſagte der Hetman wieder, „Du biſt ein Engel, aber ich weiß nicht, ob Du ein guter oder böſer Engel biſt.“

„Mein gnädiger Herr, ich bin eine Zigeunerin."

„Schweig!" rief der Hetman zornig, „und widerſprich nicht!"

Er erhob ſich halb und betrachtete ſitzend die Zigeunerin, die bei ſeinem Zornesausbruch die Augen niedergeſchlagen hatte, von Kopf zu Fuß. Die Zorneswolke verſchwand wieder von ſeiner Stirne und er ſagte mit Lächeln: „Fürchte Dich nicht! Du biſt ſo ſchön, wie ich die Tage meines Lebens Nichts geſehen habe! So ſchön wie heute bin ich noch nicht erwacht! Und meine Sprache ſprichſt Du auch! Biſt Du eine Botin meiner Heimat? Wo haſt Du meine Sprache gelernt?"

„Am Don, gnädiger Herr, wo ich geboren bin. Ich bin die Prinzeſſin vom Don."

„Die Prinzeſſin vom Don!" lachte der Hetman, fügte aber gleich wieder ſanfter hinzu: „Du kennſt den Don und die Steppen, meine Heimat kennſt Du? Ach, ich werde ſie nie wiederſehen!"

„Nein, Du wirſt ſie nie wiederſehen!" beſtätigte Verunka in feierlichem Tone.

Der Hetman ſprang erſchrocken auf und blickte ihr entſetzt in die Augen. „Iſt es wahr?" rief er „prophezeihſt Du? Iſt es wahr, was ich ahne, ſeit ich die Steppen verlaſſen habe?"

„Es iſt wahr!" ſagte Verunka traurig.

Der Hetman verbarg ſeine Augen in beide Hände und weinte.

„Ich werde auf dem Schlachtfelde fallen?“ fragte er dann.

„Nein, Du wirſt leben; aber die Liebe wird Dich der Heimat vergeſſen laſſen.“

„Niemals!“ rief der Hetman, ich weiß Nichts von Liebe.“

Er ſprang von der Bank auf und ging einige Male im Hofe auf und nieder. Nach wenigen Secunden hielt er wieder vor der Zigeunerin und fragte: „Kannſt Du wirklich prohezeihen?“

„So weit ich es von meiner Großmutter gelernt habe.“

„So ſage mir mehr,“ flehte der Hetman.

„Ich kann nicht,“ verſicherte die Zigeunerin; „warte, bis meine Großmutter kommt, die ſieht ſo klar in die Zukunft wie in den geſtrigen Tag.“

„Wo iſt ſie, Deine Großmutter?“ fragte der Hetman ungeduldig.

„Gleich wird ſie da vor Dir um das Haus biegen, von dummen Bauern umgeben, die ſie als Gefangene herbeiſchleppen, damit Du ihren Büttel macheſt, Du, der Hetman der Koſaken, — daß Du meine arme alte Großmutter prügeln laſſeſt, Du, der Edelmann. — Wie heißt Du, Hetman?“

„Alexei Petrowitſch,“ antwortete der Hetman.

„Alexei Petrowitſch, mein Väterchen,“ fuhr die Zigeunerin mit zartſchmeichelnder und unterthäniger Stimme fort, „wirſt Du meine Großmutter prügeln laſſen, weil ſie den dummen Bauern ein Huhn geſtohlen? Meine Großmutter iſt am Don geboren, wo Du zu Hauſe biſt, Alexei Petrowitſch.“

„Ich werde ſie nicht prügeln laſſen, Du Hexe, weil Du es willſt und weil Du mich bezauberſt mit Deinen Augen und mit Deiner Stimme — aber, willſt Du mich dafür belohnen, ſo gebe ich Dir noch was dazu und laſſe die Bauern, die ſie herbeiſchleppen, durchprügeln, ſo lange es Dir Freude macht. Bleibe bei mir, Hexe; wie iſt Dein Name?“

„Verunka nennen ſie mich, aber mein eigentlicher Name iſt Prinzeſſin vom Don.“

„Bleibe bei mir, Verunka,“ flehte der Hetman, indem er ſeinen Arm um ihren Nacken ſchlang, „ich langweile mich ſchrecklich mit meinen Koſaken — und Du biſt ſo ſchön — ich will Dich lieben — ich will Dich niemals prügeln — die ſchönſten Kleider will ich den Weibern dieſer ganzen Gegend wegnehmen laſſen und Dir ſchenken — meine Koſaken ſollen Dich behandeln wie eine Prinzeſſin — ſei gut —“

„Hier kommen die Bauern," fiel ihm Verunka in's Wort, „zeige mir Deinen guten Willen."

Der Hetman ſprang wirklich raſch vom Sitze auf, ſtieß einige Koſaken, die ihm zunächſt lagen, mit dem Fuße an, daß ſie aufſprangen und ſich umſahen, als ob ſie vom Feinde überfallen würden. Andern, die wachend bei ihren Gläſern ſaßen, rief er einige Commandoworte zu, und ſogleich ſtürzte ſich ein ganzer Haufe auf die Bauern, die eben in den Hof traten und entſetzt, ſich ſo empfangen zu ſehen, auseinanderſtoben. Aber ſchon regnete es Hiebe auf ihre Köpfe und Schultern. Die alte Zigeunerin, um ſich den dichtfallenden Schlägen zu entziehen, kauerte auf dem ſchneeigen Boden; Verunka war herbeigeſprungen, um die Großmutter zu ſchützen und beugte ſich über ſie, während der Hetman in ähnlicher Stellung neben ihr ſtand, um ſie ebenfalls zu ſchützen. Verunka drehte den Kopf nach ihm zurück und ſah ihn mit dankbarem Blicke an, und während Geſchrei und Verwirrung rings um die Gruppe herrſchten, drückte der Hetman einen Kuß auf ihre Lippen und es war, als ob ihn dieſe magnetiſch anzögen, denn er ſchlang beide Arme um ihren Hals und drückte ſie immer feſter an ſich, bis er am ganzen Leibe zu zittern begann und plötzlich, als ob ihn die vorige Trunkenheit wieder ergriffen hatte, bewegungslos zu ihren und der alten Zigeunerin Füßen niederſank. Dieſe murmelte ihrer Enkelin, welche ſich zu dem Hetman niedergebeugt hatte, in's Ohr: „Das iſt ein Kind — mit dem kannſt Du machen, was Du willſt.“

Die fliehenden Bauern hatten indeſſen die Koſaken nach ſich gezogen, und die Gruppe blieb allein auf dem Hofe. Verunka bemerkte das, blickte um ſich, beugte ſich dann zu dem halbbetäubten Jünglinge nieder und flüſterte ihm in's Ohr: „Auf Wiederſehen, Alexei Petrowitſch!“ Einen Augenblick darauf lief ſie fliegenden Schrittes den Hügel hinan; ihr folgte die Großmutter beinahe eben ſo raſch, und nach einer halben Minute waren Beide hinter den Häuſern des Dorfes verſchwunden.

Der Hetman erwachte erſt, als die Koſaken mit Lärmen auf den Hof zurückkehrten. Ein ſeliges Lächeln ſchwebte auf ſeinen Lippen, wie im Traume ſtreckte er beide Arme aus; da er aber nur kalte Luft umarmte, ſprang er zornig auf und ſah fragend nach allen Seiten. „Verunka!“ rief er laut in's Haus und dem Dorfe entgegen. Plötzlich wurde er milder und ſuchte ſich zu erinnern. „Auf Wiederſehen, Alexei Petrowitſch!“ klang es noch in ſeinen Ohren und lächelnd ging er wieder zu ſeinem vorigen Sitze zurück, ſtreckte ſich aus und ſchloß die

Augen, um zu träumen. Der glückliche Ausdruck verſchwand bald von ſeinem Geſichte und wich einem überaus melancholiſchen. „Soll ich den Don und meine Heimat nie wiederſehen?“ ſeufzte er vor ſich hin und verſank in trauriges Hinbrüten. Nach einiger Zeit aber erhob er ſich wieder, machte eine Handbewegung vor der Stirne, als ob er verächtliche, ſeiner unwürdige Gedanken verjagen wollte und ſagte laut: „Bin ich nicht Alexei Petrowitſch, der civiliſirte Menſch? Habe ich nicht Voltaire und Rouſſeau geleſen? Welcher gebildete Menſch glaubt heute noch an Prophezeihungen und an Zigeuner? Aber,“ fügte er nach einiger Zeit bedenklich hinzu, „es iſt heute Freitag, meine Liebe für Verunka beginnt an einem Freitag — das kann nur ſchlimm enden. Ich will dem Teufel einen Streich ſpielen und ſie vergeſſen.“

Er befahl einem Koſaken, ſein Pferd zu ſatteln, einem andern, ſeine Paradeuniform zu bereiten und ging entſchloſſenen Schrittes in's Haus.

Drittes Capitel.

In dem eine Stunde von Duſchnik gelegenen Schloſſe Hluboſch war große Geſellſchaft; Graf Schönborn hielt es für ſeine Pflicht, Feſt auf Feſt folgen zu laſſen, um die Bundesgenoſſen ſeines Kaiſers, welche ſeit Wochen in der Gegend lagerten, ſo oft wie möglich bei ſich zu bewirthen. Sein Schloß, aus den Zeiten Ludwig's XIV. ſtammend, war zu großen Feſtlichkeiten ganz geeignet. Die Empfangsſäle ſchloſſen ſich unmittelbar an große Treibhäuſer an, die im Winter von den herrlichſten Pflanzen aller Zonen erfüllt waren, und an dieſe wieder fügte ſich ein gewaltiger geſchloſſener Raum, deſſen Wände aus Felsblöcken beſtanden, daß man ſich da in einer wilden Felſenſchlucht zu befinden glaubte. Die Felſen bildeten vielfache verſteckte Winkel und Grotten, die, mit Schlingpflanzen überdeckt, hie und da von einem murmelnden Waſſerfaden, wie von einer Quelle mit angenehmem Geräuſch, erfüllt waren.

Die Treibhäuſer und der Felſenſaal waren der Lieblingsaufenthalt der Geſellſchaft. Sie waren ſo weitläufig, daß ſich daſelbſt Hunderte von Gäſten zerſtreuen und in einzelne Gruppen vertheilen konnten, ohne von den Andern geſtört oder belauſcht zu werden. Dies war bei dem Zuſtande, in welchem ſich die gewohnte Geſellſchaft des Grafen Schönborn ſeit einigen Wochen befand, ſehr wünſchenswerth, denn die fremden Officiere ſtanden zu den Damen dieſer, an Schlöſſern und Edelſitzen ſo reichen Gegend bereits in ſolchen Beziehungen, denen ſtille Winkel, in die man ſich zurückziehen und Liebesworte austauſchen konnte, ſehr willkommen waren. Es ſtörte nicht, was man in der ganzen Umgegend von den Wildheiten und Ausſchweifungen der Bundesgenoſſen erzählte; es war ein großer Unterſchied zwiſchen Gemeinen und Officieren, oder es war wenigſtens ein großer Unterſchied zwiſchen den Officieren in ihrem Benehmen gegen die armen Einwohner des Landes und zwiſchen den Officieren und ihrem Benehmen, wenn ſie als Gäſte in den Schlöſſern erſchienen. Die Meiſten von ihnen ſprachen etwas Deutſch und vortrefflich Franzöſiſch; ſie waren überaus fein in ihren Manieren und höchſt zuvorkommend gegen die Damen und endlich waren ſie Alle adelig, und Viele von ihnen trugen ſtolze Fürſtentitel. Der Beliebteſte unter ihnen war unſtreitig Alexei Petrowitſch, Fürſt von Raſumoff, den ſelbſt ſeine Vorgeſetzten, Oberſte und Generäle, mit großer Rückſicht behandelten. Er war anerkannt der ſchönſte Officier des ganzen Armeecorps; Keiner nahm ſich zu Pferde ſo elegant aus wie er. Schon ſo frühe Hetman, prophezeihte man ihm eine raſche und glänzende Carrière um ſo lieber, als er ſeinen im Verhältniß zu ſeinem Alter hohen Rang, wie es wenigſtens den Anſchein hatte, nicht blos ſeinem Fürſtentitel, ſondern auch verſchiedenen Beweiſen der Tapferkeit verdankte, die er in den Schlachten Suwarow's auf dem Gotthard und bei Schwyz ablegte. Außerdem war er, was man unter den Adeligen Böhmens „höchſt gebildet" und unter ſeinen Landleuten „civiliſirt" nannte. Er war von einer deutſchen Amme und einem franzöſiſchen Hofmeiſter erzogen, und man bewunderte an ihm eine große Beleſenheit und eine Converſation, von der man ſagte, daß ſie eines Pariſer Salons würdig wäre. Im Schloſſe des Grafen Schönborn war er beſonders beliebt, denn der Graf Schönborn hatte eine arme Nichte, Gräfin Emilie Wincz, die aus ihrer Liebe zu Alexei nach der damals herrſchenden Sitte kein Hehl machte, und der Graf wäre ſehr froh geweſen, wenn der Hetman, der für ziemlich leichtſinnig galt, die Nichte ohne

Mitgift auf die Croupe ſeines Pferdes genommen hätte und mit ihr in den Steppen am Don verſchwunden wäre. Man behauptete darum auch, daß die Feſte, die er den ruſſiſchen Officieren gab, vielmehr eine Schlinge für Alexei als ein Beweis für den Patriotismus des Grafen und ſeine Liebe zu den Bundesgenoſſen ſei.

Gräfin Emilie ſah übrigens gar nicht danach aus, als ob man viele Schlingen zu legen brauchte, um einen Mann für ſie einzufangen. Ihre ſchönen, aus dicken Wimpern ſehnſüchtig und lächelnd zugleich hervorblickenden Augen warfen der Netze genug, denen ſchwer zu entgehen war. Dieſe Augen wurden außerdem durch ein Geſpräch unterſtützt, durch eine Redekunſt, die ein holdes Gemiſch von Verſtand und romantiſcher Schwärmerei war, und ſelbſt wenn ſie ſchweigend auf einer der ſteinernen Bänke in einer der Grotten des Felſenſaales hingegoſſen lag, machte ſie den Eindruck einer unwiderſtehlich lockenden Nymphe. Wenn ſie dem Hetman von ſeinen Steppen am Don ſprach, glaubte er ſelbſt, daß dieſe ſchöner ſeien, als die herrlichſten Gegenden der Schweiz, die er in Suwarow's Heere kennen gelernt, und wenn ſie ihn ſelber reden ließ und immer nur aus ihm hervorlockte, wovon ſie wußte, daß er es gelernt oder geleſen hatte, hielt er ſich für einen der gebildeteſten

Menſchen des Jahrhunderts. Er war ihr für dergleichen überaus dankbar, in ihrer Geſellſchaft fühlte er ſich am wohlſten, und es war beinahe keinem Zweifel mehr unterworfen, daß Graf Schönborn mit ihm ſeine Zwecke erreicht haben werde.

Die Sache ſchien abgemacht, und Niemand nahm es der Gräfin Emilie übel, daß ſie, die Einſamkeit ſuchend, in einem Winkel des Felſenſaales lag und die ganze Geſellſchaft vernachläſſigte, ſo lange Alexei Petrowitſch fehlte. Der Verdruß, der ſich über ſein langes Ausbleiben auf ihrem ſchönen Geſichte deutlich genug ausdrückte, war nur ein Zeichen ihrer Liebe, und die jüngſten Officiere waren nicht beleidigt, ſich mit kurzen Worten abgeſpeiſt und Gräfin Emilie erſt lächeln zu ſehen, als der Bediente den Fürſten Raſumoff ankündigte.

Alexei trug ſeine glänzende Paradeuniform, auf der Bruſt die großen Sterne des Annen- und Wladimir-Ordens, aber auf dem Geſichte nicht die lächelnde Heiterkeit, die man in Geſellſchaft an ihm gewohnt war. Auch dankte er kurz den Gäſten, die ihn rechts und links empfingen, und ging wie ein Träumer durch die Säle und Gewächshäuſer. Man fand das natürlich, denn er ſuchte augenſcheinlich das ſtille Plätzchen auf, wo er mit Emilien zu plaudern pflegte und wo ſie in der That auch ſchon wartete. Aber Alexei ging auch hier vorüber und geraden Weges immer weiter, bis wo die Felswand ſeinen Weg abſchnitt. Gedankenlos kehrte er um und wanderte den ganzen langen Weg wieder zurück, ohne Emilien nur bemerkt zu haben. Die Damen fragten ſich, was das bedeuten möge, ſeine Cameraden meinten, er werde heute zu viel getrunken haben. Gräfin Emilie erhob ſich ärgerlich und knüpfte mit dem erſten, beſten Gaſte ein Geſpräch an und erhitzte ſich bald ſo ſehr, daß man ſie höchſt erzürnt glaubte. Alle Welt blickte ſie mit Staunen an, nur Alexei nicht, der ſich nach langem Hin- und Herwandern endlich hingeſetzt, das Kinn in die Hand geſtützt hatte und mit weit offenen Augen, ohne zu ſehen, vor ſich hinſtarrte. Emilie, wie ſehr ſie bei ihrem Gegenſtande zu ſein ſchien, beobachtete ihn doch fortwährend, und ſo bemerkte ſie auch, daß er die Lippen bewegte und von Zeit zu Zeit bald leiſe, bald lauter Etwas vor ſich hinmurmelte. Sie näherte ſich unmerklich, und da er wieder zu ſprechen anfing, ſchwieg ſie plötzlich, und ſie und die nächſte Umgebung hörten deutlich, wie er kopfſchüttelnd und mit einer gewiſſen Zärtlichkeit in der Stimme vor ſich hinlispelte: „Auf Wiederſehen, Alexei Petrowitſch!“

Emilie und die Geſellſchaft lachten ſo laut auf, daß Alexei aus ſeinem Hinbrüten erwachte und ſich erſtaunt umſah. Emilie ließ ſich dieſe Gelegenheit nicht entgehen, ihn anzureden, da es auch den Anſchein haben konnte, als ob ſie ihm nur einen Gefallen erweiſen und ihn aus ſeiner Verlegenheit reißen wollte. — „Fürſt Raſumoff,“ rief ſie, „Sie haben geträumt und aus dem Traume geſprochen.“

„Ja,“ antwortete er, ſtand auf und verneigte ſich vor der Geſellſchaft, wie zur Entſchuldigung für ſein bisheriges Benehmen, ſchüttelte den Kopf, als wollte er in der That einen Traum abſchütteln, und fügte lächelnd hinzu: „Ich habe einen Traum gehabt, ich weiß nicht, ob gut oder bös, aber es ſcheint mir, als wär' es ein prophetiſcher Traum geweſen.“

„Sie ſind alſo doch abergläubiſcher, als Sie zugeben wollen,“ lachte Emilie. „Das vorige Mal, als ich Ihnen einen Traum erzählte und ihn von Ihnen gedeutet haben wollte, haben Sie mich ausgelacht und mir ſehr gelehrt bewieſen, wie die meiſten Träume vom Nachteſſen abhängen, oder vom Buche, das wir im Bette leſen.“

„Allerdings,“ erwiederte Alexei, „allerdings iſt es ſo, aber man träumt manchmal ſo lebhaft, daß der Traum die Bedeutung eines Erlebniſſes erhält, und wieder erlebt man manchmal ſo ſonderbare Dinge, daß man ſie einen Augenblick ſpäter für Traumerſcheinungen halten möchte.“

Das Geſpräch, einmal begonnen, floß ſo lebhaft fort, wurde von Alexei in ſo gebildeter und feiner Weiſe fortgeführt, und dabei benahm er ſich ſo rückſichts- und formvoll gegen Alle, die ſich in das Geſpräch miſchten, daß es ſchwer geweſen wäre, in ihm denſelben jungen Menſchen zu erkennen, der heute Morgen, vom Branntwein berauſcht, inmitten berauſchter Koſaken von der Zigeunerin gefunden und geweckt worden. Wer ihn in beiden Lagen geſehen hätte, würde ſich geſagt haben müſſen, daß in dieſer zarten und ſchönen Geſtalt zwei von einander verſchiedene Menſchen, zwei einander ganz unähnliche Seelen wohnten; ja, er ſollte dieſe Vorausſetzung noch in derſelben Stunde beſtätigen, denn mit einem Male brach er das Geſpräch ab, wandte der Gräfin Emilie und den Gäſten, die ſich um ſie gruppirt hatten, den Rücken, und ſtarrte plötzlich ſtumm und regungslos in das anſtoßende Glashaus, aus dem ihm der Schall eines Tambourins entgegentönte. „Da iſt ſie!“ rief er jubelnd aus und eilte hinein, wo ſich bereits ein großer Theil der Geſellſchaft verſammelt hatte, um die Zigeunerin Berunka tanzen zu ſehen.

Graf Schönborn, immer darauf bedacht, ſeine Gäſte auf's Angenehmſte zu unterhalten, hatte die Zigeunerin, von deren Schönheit und Anmuth im

Tanze in der Gegend viel geſprochen wurde, für dieſen Abend engagirt. Sie erſchien in einem phantaſtiſchen Anzuge von rothem und ſchwarzem Sammet, der mit Goldflittern bedeckt war. Zarte Bruſt und Schultern, beide tief gebräunt, aber von einem feinen Goldglanze bedeckt, blickten aus dem Mieder hervor, während ein kurzes Röckchen andere anmuthsvolle Formen, eine überaus feine Feſſel über zartem Füßchen, ſehen ließ. Sie ſtand in der Nähe von Palmen und Myrthen, ſchlug ihr Tambourin über dem Kopfe und bewegte nur ihren Oberkörper ſanft hin und her. Die ganze Geſellſchaft blickte ſie mit außerordentlicher Theilnahme an und ſchien es nicht erwarten zu können, daß die Zigeunerin den eigentlichen Tanz beginne. Die Männer lächelten unwillkürlich, und offenbar erweckte es in ihnen ein angenehmes Gefühl, wenn Berunla, von Einem zum Andern blickend, ihr Auge auf ihnen ruhen ließ. Aber es fiel ihnen auch auf, daß von dem Momente an, da ſie Alexei anſah, ihre Blicke die Wanderung einſtellten und auf ſeinem Geſichte haften blieben. Ein Lächeln, wenn auch bei Manchem ſich der Neid dahinter verſteckte, verbreitete ſich über alle Geſichter, und man bewunderte das geübte Auge der Zigeunerin, das ſo raſch den ſchönſten Mann der Geſellſchaft herausgefunden hatte. Emilie allein ahnte, daß ſich Alexei und die Tänzerin hier nicht zum erſten Male ſahen, denn, neben ihm ſtehend und ihn aufmerkſam betrachtend, hörte ſie, wie er, als ihn das Auge Verunka's traf, abermals wie vorhin: „Auf Wiederſehen, Alexei Petrowitſch!“ lispelte. Raſch flog ihr Blick zur Zigeunerin hinüber, und es war ihr, als ob der Name Alexei Petrowitſch auch auf ihren Lippen ſchwebte. Es dauerte keine Minute und der Hetman nahm die Aufmerkſamkeit der Geſellſchaft weit mehr in Anſpruch als die Tänzerin, trotz ihrer Anmuth. Dieſe bewegte ſich jetzt, das Tambourin ſchlagend, in beinahe wilden Kreiſen durch den offen gelaſſenen Raum; jeder ihrer Bewegungen folgte der junge Mann mit Blicken, die verſteinert ſchienen, während ſeine Bruſt ſich tiefathmend auf- und niederhob und ſeine Nüſtern wie bei einem Pferde edler Race ſich weit öffneten. Ein Lächeln überflog ſein Geſicht, als ſich ihr Tanz plötzlich in einen Koſakentanz verwandelte. Die andern anweſenden ruſſiſchen Officiere klatſchten in die Hände und freuten ſich dieſer Erinnerung an ihre Heimat. Manche zogen Ducaten aus der Taſche und warfen ſie auf den Boden vor Verunka hin. Alexei aber ſtand regungslos, nur daß ſich ſein Oberköper unmerklich nach und nach vorwärts beugte, bis er weit vorgebückt und aus der Reihe der Zuſchauer hervorragend daſtand. Hie und da hörte man ein bald lautes, bald unterdrücktes Lachen, welches dieſer in der That komiſchen Geberde galt. Alexei aber hörte nichts. Er lachte wohl auch einmal auf, als Verunka mit großer Geſchicklichkeit, und mit noch größerer Verachtung in ihrem Mienenſpiele, mit den Spitzen ihrer Füße die hingeworfenen Goldſtücke von ſich ſchlenderte, daß ſie zwiſchen den Füßen der Zuſchauer und den aufgeſtellten Gartentöpfen verſchwanden. Es ſah aus, als müßte er das Gleichgewicht verlieren und vorn hinfallen, wenn man ihn nur leiſe berührte; vielleicht dachte und beabſichtigte das auch die Gräfin Emilie, als ſie mit verhaltenem Aerger und grimmig lächelnd zu ihm ſagte: „Wenn Sie mit der Zigeunerin tanzen wollen, ſo thun Sie es doch — geniren Sie ſich nicht," und als ſie bei dieſen Worten ihn am Arme faßte und leiſe vorwärts ſtieß. Alexei fiel nicht, aber er folgte der Aufforderung der jungen Dame, ſprang mit einem Satze vorwärts und tanzte plötzlich, zur größten Ueberraſchung der Geſellſchaft, ſeinen heimatlichen Tanz mit der Zigeunerin.

Die ruſſiſchen Officiere lachten, manche applaudirten; die einheimiſchen Gäſte murmelten. Gräfin Emilie wandte ſich entrüſtet um und verließ den Saal; das Alles kümmerte den Hetman nicht, für ihn war nur die Zigeunerin da; auf ſeinem Geſichte malte ſich die höchſte Leidenſchaft; er verſchlang ſie mit ſeinen Augen, und es war offenbar, daß außer ihr nichts, weder die Geſellſchaft noch die Welt, für ihn vorhanden war. Die Gäſte hatten dieſen Ausdruck kaum bemerkt und unter einander zu ziſcheln angefangen, als ihnen ſchon eine neue Ueberraſchung bereitet war. In dem Augenblicke, da Alexei ſich, den Touren des Koſakentanzes folgend, der Zigeunerin näherte, faßte er ſie um den Leib, und einen Augenblick ſpäter war er mit ihr aus der Geſellſchaft verſchwunden. Mit erſtaunlicher Kraft und Elaſticität hatte er ſie an ſeine Bruſt gehoben und mit einer Schnelligkeit, die keine Beſinnung aufkommen ließ, die Reihen der Zuſchauer durchbrochen. Bald waren ſeine Schritte und das Geklirre ſeiner Sporen im entfernteſten Vorſaale verklungen, und als ſich einige ſeiner Cameraden faßten und ihm lachend nacheilten, ſchwang er ſich ſchon im Hofe mit der Zigeunerin auf ein Pferd und fort galoppirte er mit ihr durch die Nacht, wie Emilie wünſchte, daß er ſie entführen ſolle.

Emilie kam in dieſer Nacht nicht wieder zum Vorſchein. Graf Schönborn, der ſeine Pläne vereitelt ſah, war entrüſtet und konnte ſeinen Aerger nicht verhehlen, als er ſah, wie die Cameraden Alexei's die Sache ſo leicht nahmen und als einen herrlichen Koſakenſtreich rühmten und belachten.

Nur einer der ruſſiſchen Officiere, und zwar ein Oberſt und Vorgeſetzter Alexei's, ſchien die Sache ernſter zu nehmen, und alle ſeine Cameraden wußten, was den Oberſten Nicolajeff bewog, ein ſo ernſtes Geſicht zu machen. Er war, ſeit die ruſſiſchen Officiere in das Schloß Hluboſch kamen, bei Emilien der Nebenbuhler Alexei's. Seit einiger Zeit hatte er es aufgegeben, mit ihm zu rivaliſiren, denn wenn er ſich auch nicht ſagte, was Jedermann dachte, daß ſeine lange Don Quixote-Geſtalt mit dem magern, braunen Geſichte, deſſen Haut ſich von oben nach unten in lange, unzählige Falten legte, nicht gemacht ſei, den ſchönſten Officier des ganzen Armeecorps auszuſtechen, ſo ſah er doch ein, daß er hinter dem jüngern Alexei, hinter ſeinem Fürſtentitel, hinter ſeinen Orden und hinter der prophezeihten großen Carrière zurückſtehen müſſe. Jetzt, da ſein Nebenbuhler das Haus auf eine Weiſe verließ, die an keine Rückkehr zu denken erlaubte, und da er Emilien die Geſellſchaft im höchſten Zorne verlaſſen ſah, glaubte er die Zeit gekommen, um ſeine Bewerbung wieder aufzunehmen. Während die andern Officiere noch lachten und die übrige Geſellſchaft ſich über den erlebten Scandal unterhielt, trat er leiſe aus dem

Gewächshauſe in den Felſenſaal, wandte ſich ſogleich der verborgenſten Grotte zu und fand dort, was er ſuchte. Emilie ſaß da und weinte Thränen des Zornes.

„Gräfin," ſagte Oberſt Nicolajeff, indem er vor ihr ſtehen blieb und die linke Hand an den Degengriff legte, „Gräfin, Sie haben einen Affront erlebt. Es reicht für mich hin, Sie eine Minute lang geliebt zu haben, um jetzt die Pflicht der Züchtigung, der Rache an jenem Knaben zu übernehmen. Sie haben meine Liebe verſchmäht, verſchmähen Sie die Dienſte meines Degens nicht."

Oberſt Nicolajeff war nichts weniger als ein Don Quixote, aber es war ihm Recht, daß ihn ſeine Geſtalt dazu ſtempelte und daß ihn Jeder für den Typus eines irrenden Ritters hielt. Das gab ihm ein gewiſſes Anſehen und ſetzte Muth und Tapferkeit voraus. Seiner Rolle gemäß ſetzte er auch ſeine Worte und er liebte es, ritterliche Gefühle auszudrücken, hütete ſich aber dabei vor Uebertreibung, welche die Wahrhaftigkeit ſeines Weſens in zweifelhaftem Lichte hätte erſcheinen laſſen. Gräfin Emilie war aus hoher Familie, er ſelbſt der Sohn eines geadelten Armeelieferanten, was ihm in der ruſſiſchen Armee eine unangenehme Stellung bereitete. Eine Frau von altem Adel, wie Emilie, war das höchſte

Ziel ſeines Ehrgeizes; ihre Armuth ſchreckte ihn nicht ab, da er von Hauſe aus ein großes Vermögen beſaß, und Graf Schönborn, ihr Onkel, konnte ihm den Uebertritt in die öſterreichiſche Armee, wo man ſeine Vergangenheit nicht kannte, wo aber der Name ſeiner Frau in hohen Ehren ſtand, erleichtern. Dieſe Berechnung führte ihn bald nach ſeiner Ankunft in dieſer Gegend zu den Füßen Emilien's, und führte ihn jetzt wieder als ihren Ritter und Rächer zurück. Emilie, die ihre Pläne auf den Hetman und Fürſten geſcheitert und ſich außerdem bloßgeſtellt ſah, ſagte ſich raſch, daß ſie den erſten, beſten Erſatz ergreifen müſſe, und ungefähr eben ſo berechnend, wie ihr Ritter, ließ ſie ihre Thränen noch reichlicher fließen, blickte ihn mit gerührter Dankbarkeit an, und die Hand nach der ſeinigen ausſtreckend, lispelte ſie: „Meine Liebe für eine blutige Rache!“

Nicolajeff verneigte ſich mit ehrerbietigem Geſichte und that, als wollte er ſich, ihr unterthäniger Diener, wieder entfernen, nachdem er ihre Meinung entgegengenommen, als wollte er ſich dieſer Liebe erſt freuen, wenn er den Preis der Rache dafür geliefert; aber Emilie faßte ſeine Hand auf's Neue und zog ihn zu ſich auf ihren Sitz herab.

Viertes Capitel.

Nicht Alexei lenkte die Zügel des Pferdes, auf das er ſich mit Verunka geſchwungen hatte. Er warf ſie ihm auf den Nacken und ließ es dahinlaufen, gewiß, daß es, wie immer, in's Quartier zurückkehren werde. Bedurfte er doch der Freiheit beider Arme, um die Zigeunerin zu umſchließen und an ſeine Bruſt zu drücken. Dieſe aber, während ſie in ſeinen Armen lachte, ergriff die Zügel und leitete das Pferd nach ihrem Willen. Alexei, im Rauſche ſeines Glückes, bemerkte nicht, daß ſie, anſtatt durch die Allee dem Dorfe Duſchnik entgegenzureiten, ſich immer tiefer in jene Gegenden des Waldes verloren, die man die neue Welt nennt, weil man erſt vor nicht langer Zeit durch dicht verwachſenes Urgeſtrüpp dahin vorgedrungen war. Der rhythmiſche Hufſchlag ſeines Pferdes, die Liebkoſungen der Geliebten berauſchten ihn ſo ſehr, daß er es nicht fühlte, wie ſie endlich in ein Dickicht drangen, wo die Zweige an ſein Geſicht ſchlugen und Geſtrüpp ſeine Kleider in Fetzen riß. Erſt als das Pferd plötzlich inne hielt, erwachte er aus ſeinem Traume und glaubte wirklich in einer neuen Welt angekommen zu ſein. Er befand ſich in einer Waldlichtung, die ringsumher von einer uralten Vegetation, wie von einer undurchdringlichen Mauer, umgeben war. Er ſah ſich um und konnte bei dem hellen Scheine des Mondes, des Schnees und der vielen Feuer, die auf dem Platze brannten, nicht die Stelle erkennen, an der er aus dem Dickicht hervorgebrochen. Baumzweige und Geſtrüpp hatten ſich wie eine Thür hinter ihm geſchloſſen. Nicht weniger überraſchte ihn das Schauſpiel, das ſich ihm auf dem weiten ſchneebedeckten Bühel darbot. Wie kleine Hügel erhoben ſich unmittelbar aus der Erde an fünfzehn bis zwanzig Dächer, welche über breite Gräben gedeckt waren. Vor dem Eingang einer jeden ſolchen Kellerwohnung, in die man von außen blicken konnte und die alle gegen Süden gekehrt waren, brannte ein großes Feuer, welches das Innere der Zigeunerwohnungen erhellte. Drinnen, bunt durcheinander gemiſcht, lagen Männer, Weiber, Kinder und allerlei Vieh. Nur eine der halb unterirdiſchen Hütten, die größer war als die andern, ſchien leer, und in dieſe führte die Zigeunerin ihren Gaſt. Als er eintrat, erhob ſich in einem

Winkel die Alte, die er dieſen Morgen aus den Händen der Bauern befreit hatte.

Das Abenteuerliche ſeines Rittes, und der romantiſche Anblick des Zigeunerlagers hatten Alexei's aufgeregte Lebensgeiſter noch mit einer Art poetiſcher Heiterkeit erfüllt; es war ihm, als wäre er in ein Mährchenland eingeritten, wo ihn nur Glück erwartete. Von Verunka über die Schwelle ihrer Hütte geführt, fühlte er ſich, in der Vorahnung unendlicher Freuden, von Wonneſchauern durchrieſelt. Aber der Anblick der alten Zigeunermutter, und wie ſie ſich in ihrem Winkel aus den Decken und Hüllen herauswickelte, erfüllte ihn plötzlich wieder mit Trauer. Er dachte an die Prophezeihung Verunka's, daß er ſeine Heimat nicht wiederſehen ſolle und daran, daß die Alte noch beſſer in die Zukunft blicken und ſein trauriges Loos noch beſtimmter erkennen könne. Es flog ihm durch den Sinn, ſie ſogleich zu befragen; er legte die Hand auf beide Augen und dachte nach. Als er wieder aufblickte, entſchloſſen, keine Frage zu thun, um ſich das gehoffte Glück nicht zu ſtören, war die Zigeunermutter aus der Hütte verſchwunden.

Ungefähr um dieſelbe Stunde ritt die lange Geſtalt Oberſt Nikolajeff's dem Dorfe Duſchnik zu. Neben ihm trabte auf kleinem Pferdchen ſein dicker Capitain Veragin, den man ſchon darum, weil er immer in Geſellſchaft des langen Oberſten zu finden war, ſeinen Sancho Panſa nannte. Dieſer ſchien mit dem nächtlichen Ritte nicht ganz zufrieden und ſah mit verdrießlichem Geſichte über die ſchneebedeckte Landſchaft hin. Anfangs wollte er ſeine Meinung über dieſen unangenehmen nächtlichen Ritt nur durch lautes Gähnen kund thun, das er überaus oft wiederholte; da ſich aber ſein Oberſt nicht darum kümmerte, drückte er ſeine Meinung in Worten aus. „Michael Iwanowitſch,“ fing er demüthig und etwas zurückhaltend an, „Michael Iwanowitſch, meinſt Du nicht auch, daß es nach dem guten Trunke beim Grafen Schönborn beſſer wäre, daheim auszuſchlafen, oder wenigſtens in Ruhe die Wirkungen des Weines, daran Unſereins nicht gewöhnt iſt, mit einem guten Trunk Wotka unſchädlich zu machen?“

„Pavel Sergewitſch,“ erwiederte der Oberſt verweiſend und mit hohler Stimme, „die Ehre ſteht höher als alle Ruhe und als der beſte Trunk. Michael Iwanowitſch, Dein Oberſt, iſt gewohnt, Alles der Ehre zu opfern, als der Sohn eines altadligen Hauſes, deſſen Ahnen ſchon unter dem heiligen Alexander Newski gekämpft haben.“

Peragin kratzte ſich hinter den Ohren und war um eine Antwort verlegen. Er wußte, daß es ſich nicht ſchicke, etwas gegen die Ehre zu ſagen, doch ſchien ihm ſein Oberſt dieſes Gefühl etwas zu übertreiben; daran hielt er ſich auch und erlaubte ſich die unterthänigſte Bemerkung: „Ich diene jetzt ſeit zweiundzwanzig Jahren, aber bei uns Koſaken iſt in dieſer ganzen Zeit kein Duell vorgekommen. Ich habe wohl gehört, daß ſie in den Gouvernements, die an das Ausland ſtoßen, dieſe Dummheit der Franzoſen und Deutſchen nachahmen und einander niederſtechen oder niederſchießen, aber bei uns Koſaken hat von jeher die gute Sitte geherrſcht, und herrſcht noch heute, daß man ſeine Streitigkeiten mit der Fauſt abmacht und daß man an einem blauen Auge genug hat. Seine Majeſtät der Zaar bezahlt uns nicht, daß wir uns für ſein Geld unter einander todtſchlagen, er bezahlt uns, daß wir unter Suwarow die ungläubigen Franzoſen zur Ehre Gottes und des heiligen Nikolaus ausrotten."

„Pavel Sergewitſch," entgegnete wieder der Oberſt, „das ſind Dinge, die Du nicht verſtehſt."

„Sehr möglich, ja wahrſcheinlich," gab der Capitain zu, „ich bin kein Studirter, und ſpreche auch nicht Franzöſiſch, ich weiß es, ich bin leider Gottes nicht civiliſirt und bin auch niemals in Petersburg geweſen, aber das verſtehe ich, Michael Iwanowitſch, daß es Dir nicht ſo glatt abläuft, wenn Du den Fürſten Raſumoff zuſammenſchießeſt. Es mag ſein, daß Deine Ahnen unter dem heiligen Alexander Newski gekämpft haben, aber ich glaube, daß man das in Rußland vergeſſen hat, und ſo viel ich weiß, hat Alexei auch größere Protectionen als Du.“

„Thut nichts,“ brummte der Oberſt, „er muß mir doch vor die Klinge — ich habe meine Urſachen.“

„Deine Urſachen in Ehren, Deine Tapferkeit in noch höhern Ehren,“ ſagte der Capitain, indem er ſich auf ſeinem Pferde verneigte — „aber —“

„Nun, aber?“ herrſchte ihm der Andere entgegen; „heraus mit dem Aber!“

„Alexei Petrowitſch, der läßt ſich auch nicht ſo leicht abſchlachten wie ein gutmüthiges Schaf.“

Der Oberſt ſchwang ſeine Hand in die Luft und rief laut in die Nacht hinaus, als ob er wünſchte, daß die ganze Welt ſeine Worte höre: „Dergleichen hat Oberſt Nicolajeff nie bedacht.“ Dann wandte er ſich ſeinem Begleiter zu und ſagte im gemeſſenen Tone des Vorgeſetzten: „Und jetzt biſt Du ſtumm und ſprichſt kein Wort mehr, bis ich es Dir erlaube.“ Der Capitain ſchlug ein Kreuz über Stirn und Bruſt als Zeichen ſeiner Unterwerfung, verneigte ſich abermals, und ſchweigend ritten die Beiden durch die Nacht und bei Morgendämmerung in das Dorf ein.

Sie fanden das Neſt leer, was dem Oberſten eine große Enttäuſchung war, da er der Gräfin gerne ſo ſchnell wie möglich Beweiſe ſeiner Ritterlichkeit gegeben hätte; vor Allem aber, weil er die Möglichkeit einer Verſöhnung fürchtete, der er durch eine entſcheidende That zuvorzukommen wünſchte. Zum Glücke war das Quartier Alexei's eine Branntweinſchenke, in der man ſeine Heimkehr ohne Langeweile abwarten konnte. Der Oberſt löſte wieder die Zunge ſeines Begleiters, der aber vor der Branntweinflaſche in freiwilliger Stummheit beharrte. Der Tag rückte vor, und Alexei kehrte nicht zurück. Dem Oberſten ſchien es unwürdig, ihn ſo lange zu erwarten, auch hielt er es für klug, im Schloſſe Hluboſch über deſſen Ausbleiben zu berichten, und er befahl dem Capitain Veragin, auf ſeinem Poſten zu verharren und nicht von der Stelle zu weichen, bis Alexei zurückgekommen. Dann ſolle er als ſein Cartellträger auftreten und den Hetman im Namen des Oberſten zu einem Zweikampfe herausfordern. Veragin war mit einem ſolchen Poſten wohl zufrieden. Bereits mit dem ganzen Kopfe in allerlei Dünſten und Nebeln ſteckend, hörte er aus den Worten ſeines Vorgeſetzten nur den angemehmen Befehl heraus, vor der Flaſche ſitzen zu bleiben. Wohlgefällig und lächelnd nickte er zu Allem Ja und verſicherte lallend, daß ſich der Oberſt auf ihn verlaſſen könne und daß er Alles zu ſeiner Zufriedenheit beſtellen werde.

Veragin hielt inſofern ſein Wort, als er ſich in der That von der Stelle, an die ihn ſein Oberſt geſetzt hatte, nicht entfernte. Dort ſchlief und wachte er abwechſelnd, und wenn er von Dunkelheit umgeben war, glaubte er, es ſei noch die Nacht, in welcher er hier angekommen, und wenn es hell um ihn war, hielt er das für den erſten Tag, den er in der Schenke verbrachte. Aber es waren in Wirklichkeit ſeit ſeiner Ankunft in Duſchnik bereits zwei Tage und zwei Nächte verfloſſen, ohne daß Alexei zurückgekommen wäre, ohne daß er ſeinen Auftrag hätte beſtellen können. Endlich am dritten Tage, da er nach langem Schlafe, unmittelbar am Fuße ſeines ehemaligen Sitzes liegend, die Augen aufſchlug, glaubte er, in einem Winkel derſelben Stube Alexei mit ſeinem Lieutenant Jegor ſitzen zu ſehen. Doch war er nicht gewiß, ob er wirklich den Hetman Alexei Petrowitſch vor ſich habe; daran waren ebenſowohl die Nebel ſchuld, die noch auf ſeiner Stirne lagen, wie das etwas veränderte Ausſehen des Hetmans. Alexei's Kleider hingen in Fetzen von ſeinem Leibe, ſein Haar, ganz verwildert, ſträubte ſich zum Theil in die Höhe und deckte anderntheils herabfallend ſein überaus blaſſes Geſicht. Seine Augen glühten fieberiſch und hatten trotzdem einen überaus melancholiſchen Ausdruck. Er ſaß gebückt da, hielt die Hand ſeines Lieutenants, der eben ſo jung war wie er ſelbſt, und ſprach zu dieſem mit einer Stimme, die erzitterte, als ob er jeden Augenblick in Weinen ausbrechen wollte.

„Wie mir jetzt zu Muthe iſt,“ ſagte der Hetman, „weiß ich wirklich nicht, ob ich geträumt habe, oder ob ich wirklich das Alles erlebte. Ich glaube an Zauberei. Die ganze Geſchichte iſt wie ein Mährchen, und die Zigeunerin iſt nur eine Fee, die mich liebt. Wo iſt das Land, in dem ich dieſe Zeit zubrachte? Nirgends. Frag' alle Leute der Umgegend. Es wird Dir Niemand Etwas von der glückſeligen Stelle im Walde ſagen können. Ich weiß nicht, wie ich wieder hieher gekommen, und weiß auch nicht, wie ich wieder den Weg dahin finden werde.“

Bei dieſen Worten ſprang der Hetman auf. Der Gedanke, den er eben ausgeſprochen, erſchreckte ihn. Er war bereit, ſogleich abermals fortzureiten und zu verſuchen, ob er den Weg in die Waldlichtung nicht wieder auffinden könne. Aber ſein Lieutenant zog ihn auf den Sitz zurück und beruhigte ihn mit der Verſicherung, daß jene verzauberte Stelle auf Erden und nicht fern vom Dorfe liege, und daß Verunka, wenn ſie ihn wirklich ſo liebe wie er ſagte, im ärgſten Falle dafür ſorgen werde, daß er den Weg zu ihr wieder auffinde. Der Hetman, der das Bedürfniß hatte, von ſeinem Glücke zu ſprechen, ſetzte ſich wieder hin und begann lächelnd: „Alſo drei Nächte und drei Tage ſagſt Du, daß ich ausgeblieben?“

„So iſt es,“ beſtätigte Jegor, „drei Nächte und beinahe drei Tage.“

„Nicht drei Minuten in meinem Leben ſind mir ſo raſch vergangen,“ verſicherte Alexei, und fügte fragend hinzu: „Iſt das nicht ganz ſo, wie es in den Mährchen erzählt wird? Und gerade die Zahl Drei, das iſt ja immer die Zahl, die in den Mährchen vorkommt.“

„Ja, ja,“ beſtätigte der Capitain, der ſich indeſſen erhoben und dem Geſpräch mit halbem Bewußtſein zugehört hatte, „irgend ein Zauber muß dieſe Zeit hindurch gewirthſchaftet haben; denn wenn Du, Alexei Petrowitſch, drei Tage ausgeblieben biſt, ſo muß ich, Pavel Sergewiſch, eben ſo lange hier getrunken haben, und doch glaube auch ich, ſo eben erſt hier angekommen zu ſein.“

Er rieb ſich die Augen und ſuchte ſich zu beſinnen. „Ich glaube,“ ſagte er endlich, „daß ich an Dich eine Botſchaft zu beſtellen habe. — Könnteſt Du mir nicht ſagen, um was es ſich eigentlich handelt, Alexei Petrowitſch?"

„Wie willſt Du, daß ich Dir ſage, was Du mir zu beſtellen haſt?" fragte Alexei lächelnd zurück.

„Es iſt eine dumme Geſchichte," murmelte der Capitain und kratzte ſich hinter den Ohren — „wenn ich den Auftrag nicht beſtelle, habe ich vom Oberſten allerlei Fußtritte zu erwarten. Er iſt ſo kitzlich im Punkte der Ehre."

Dieſes letzte Wort ſchien ihn plötzlich, wenn auch nur verſchwommen, an ſeinen Auftrag zu erinnern. „Ganz richtig," rief er aus, „das iſt es. Michael Iwanowitſch will wiſſen, wann Du Dich mit ihm ſchlagen willſt, weil er Dich beleidigt hat.

„Michael Iwanowitſch?" fragte Alexei. „Das iſt ein Irrthum; Michael Iwanowitſch hat mich nie gekränkt, und ich habe ihm keine Herausforderung geſchickt."

„Nicht?" fragte der Capitain erſtaunt.

„Niemals," beſtätigte der Hetmann, „er hat meine Ehre nicht gekränkt, und ſo viel ich weiß, ich auch die ſeinige nicht. Wenn das geſchah, ſo war es ohne mein Wiſſen. Unſer Beider Ehre iſt hoffentlich nicht ſo leicht gekränkt."

„Gott ſegne Dich, Alexei Petrowitſch," rief der Capitain voll Freude, „Du haſt dieſelben Anſichten von der Ehre, wie ich; ich habe dem Oberſten geſagt, das ſind nur Dummheiten. Wer wird ſich denn ſchlagen? Zwei Ruſſen, das ſind zwei Brüder, und der Zaar iſt unſer Aller Vater. Friede! ich predige immer Friede, und dem Oberſten werde ich ſagen, daß Du ganz meiner Meinung biſt und daß Du das Alles für dummes Zeug hälſt. Was kannſt Du auch gegen ihn haben? Er iſt ein Ruſſe, Du biſt ein Ruſſe, ich bin ein Ruſſe, Yegor Georgewitſch da iſt ein Ruſſe, wir ſind Alle Ruſſen und, ſo Gott will, wird Alles ausgerottet, was nicht Ruſſe iſt, und dann werden wir Alle in Frieden leben, wie Brüder ſollen. Und dazu ſage ich Amen — und das will ich auch dem Oberſten ſagen."

„Ganz gut," lächelte der Hetman, „aber mit Deinem Auftrag ſcheint es doch nicht die volle Richtigkeit zu haben. Du hätteſt ihn wohl anderswo beſtellen ſollen, beſinne Dich."

Der Capitain, der ſeinem Gedächtniſſe nicht traute, rieb ſich die Stirne und während er ſich beſann, wurde es ihm immer zweifelhafter, ob er wirklich einen Auftrag an den Hetman hatte. Das Kopfzerbrechen ſtrengte ihn augenſcheinlich an, daß er endlich ungeduldig wurde und ausrief: „Es iſt gut, es iſt Alles gut, ich werde die Sache ſchon auf's friedlichſte abmachen, daß der Oberſt zufrieden ſein wird. Er wird ſich auch nicht gerne ſo für Nichts und wieder Nichts ſchlagen wollen!“

So ſprechend beſtellte der Capitain noch ein Glas, leerte es, ließ ſeine Zeche auf Rechnung des Oberſten ſetzen, grüßte den Hetman und deſſen Lieutenant, und trabte davon.

Alexei freute ſich, mit ſeinem Lieutenant wieder allein zu ſein und wieder von dem erlebten mährchenhaften Glück der letzten Tage ſprechen zu können; aber er that es nicht mehr mit der glücklichen Beredſamkeit wie vorhin, bevor ihn der Capitain gehört hatte. Nicht deſſen Auftrag war es, der ihn zerſtreut machte, ſondern der ängſtliche Gedanke, in der That den Weg in's Zigeunerlager nicht wieder finden zu können. „Am Ende,“ rief er aus, „ſehe ich gar nicht ein, warum ich es nicht gleich verſuchen ſoll; noch weniger ſehe ich ein, warum ich Verunka und mein Glück ſo ſchnell verlaſſen habe. Wer weiß, wie lange es dauert! Mir ſagt mein Herz, daß ich es raſch genießen ſoll, bevor es dahingeht. Jegor Georgewitſch, mein Freund, ſieh zu, daß mein Pferd gut gefüttert wird, während ich die Kleider wechsle. Ich muß nachſehen, ob mein Paradies nicht von der Erde verſchwunden iſt.“

Nicht ganz eine Stunde ſpäter ritt der junge

Hetman wieder dem Walde entgegen, und ſein Lieutenant Jegor ſah ihm nach, ſchüttelte den Kopf und ſagte: „Der iſt verliebt, und wird in ſeiner Liebe Dummheiten machen, wie es nur einem Fürſten erlaubt iſt.“

Fünftes Capitel.

In der Freitags-Soirée beim Grafen Schönborn hieß es, daß der Hetman Alexei ſich geweigert habe, die Herausforderung anzunehmen, welche ihm Nicolajeff durch den Capitain Veragin habe zukommen laſſen. Oberſt Nicolajeff affektirte, nicht viel über dieſen traurigen Gegenſtand ſprechen zu wollen, und Veragin, der ebenfalls zugegen war und weder Deutſch noch Franzöſiſch verſtand, antwortete auf alle in Bezug auf dieſen Gegenſtand an ihn gerichteten Fragen mit „Ja“ und „Oui“. Man erzählte ferner, daß Hetman Alexei, um der Gefahr zu entgehen, ſich gleich, nachdem ihm die Herausforderung zugekommen, in die Wälder geflüchtet habe, aus denen er bis zur Stunde noch nicht zurückgekehrt ſei. Einige ruſſiſche Officiere, die den Hetman beſſer kennen wollten, zogen dieſe Gerüchte in Zweifel und behaupteten, es müſſe hinter Alledem ein Mißverſtändniß ſtecken, das ſich mit dem Wiedererſcheinen

Alexei's aufklären werde. Aber Nicolajeff's lächelndes Schweigen und Emiliens Beredſamkeit trugen viel dazu bei, daß die Geſchichten allgemein geglaubt und die Feigheit und Flucht Alexei's als Thatſachen angenommen wurden. Man erzählte ferner, daß es in dem Dorfe Duſchnik greulich hergehe. Die Koſaken, ſich ſelbſt überlaſſen, mißhandelten die Einwohner, plünderten die Häuſer und verkauften die geraubten Gegenſtände entweder hauſirenden Handelsleuten oder den Eigenthümern ſelbſt zurück. Damals geſchah es, daß das junge Bauermädchen ſich in das aufgehackte Eis eines Teiches ſtürzte, um den Verfolgungen eines Koſaken zu entgehen, und das andere ſchöne Mädchen aus gleichen Urſachen in einen Aſchenhaufen ſprang, der unglücklicher Weiſe noch glühend war und aus dem ſie halb verbrannt hervorgezogen wurde. Es war nicht zu leugnen, daß die ſich ſelbſt überlaſſenen Koſaken, ihres Führers beraubt, in dem Dorfe ärger hauſten, als es der Feind hätte thun können. Nicolajeff, der dieſe Erzählungen ſammelte, hielt es für ſeine Pflicht, nach Prag an das Commando zu berichten, und zwei Tage nachher bekam er den Befehl, auch die Koſaken des Dorfes Duſchnik unter ſein Commando zu nehmen. Da Alexei verſchwunden blieb, berichtete Nicolajeff auf's Neue, und in der Antwort, die er erhielt, wurde der Hetman bereits als Deſerteur betrachtet.

Alexei ahnte von Alledem Nichts. Sonſt konnte ein Koſakenofficier, wenn man nicht gerade dem Feinde gegenüber ſtand, von ſeinem Poſten fortbleiben und ſeinen Freuden nachgehen, ſo lange er wollte. Es fragte kein Menſch darnach, weil es keinem Officiere einfiel, ihn anzugeben. Alexei, in ſeiner glücklichen Zurückgezogenheit voll Liebe und Freuden, wünſchte manchmal, daß während ſeiner Abweſenheit der Befehl zum Aufbruch komme und er in den Armen der Liebe zurückgelaſſen und vergeſſen werde. Er ſollte ja ſeine Heimat am Don nicht wiederſehen, auch auf dem Schlachtfelde nicht ehrenvoll fallen — da ſchien es ihm noch die beſte Verwirklichung der Prophezeihung, wenn er bei Berunka blieb. Manchmal allerdings dachte er auch als Soldat an die Möglichkeit, im Falle eines Aufbruches ſeines Corps als Deſerteur zu erſcheinen; dann aber beruhigte ihn Berunka mit der Verſicherung, daß er es durch ihre Kundſchafter, die Zigeuner, jedenfalls erfahren werde, wenn ſich in der Gegend irgend eine Bewegung, die auf Aufbruch der Koſaken deute, bemerken ließe.

Sein Lieutenant Jegor fing bereits zu glauben an, daß mit dem Hetman wirklich irgend ein Zauber ſein Spiel treibe. Wenige Tage nach deſſen abermaligem Verſchwinden, als die ſchreckliche Koſakenwirthſchaft im Dorfe begann, fing er nach ihm zu ſuchen an, ohne die glückliche Oaſe, die ihm Alexei ſo mährchenhaft geſchildert hatte, auffinden zu können. Er erneuerte ſeine Anſtrengungen, als Nicolajeff das Commando in Duſchnik übernahm, und von dem Augenblicke an, da man von Alexei redete, ſtellte er an dem Punkte, wo ſein Hetman in den Wald hineingeritten war, hinter dem Rücken des Oberſten Wachen auf, die ihn benachrichtigen ſollten, ſobald der Hetman an dieſer Stelle wieder hervorkomme. Dies geſchah auch wirklich eines Abends bei hellem Mondſcheine, da Yegor vor dem Dorfe auf und nieder wanderte. Alexei ritt ſo langſam aus dem Walde heraus, daß es den aufgeſtellten Koſaken leicht war, ihm zuvorzukommen und daß ihm Yegor beinahe bis an den Rand des Waldes entgegeneilen konnte. In wenigen Worten theilte ihm dieſer mit, welche Gerüchte umliefen, und was indeſſen vorgegangen.

Alexei erhob den Kopf, ſah Yegor ſtarr ins Geſicht und ſchien das Mitgetheilte nicht zu verſtehen. „Dumme Welt,“ ſagte er endlich achſelzuckend, „nichts als Schmerzen und Schlechtigkeit, während dort drin im Walde nichts als Glück und Liebe. Ich thue am beſten, wenn ich gleich wieder umkehre.“

Wirklich machte er eine Bewegung mit dem Zügel, als ob er Augenblicks ſein Pferd wieder wenden wollte, aber Jegor ergriff den andern Zügel und rief: „Träumer, es iſt endlich Zeit, daß Du aus Deinem Traum erwachſt! Willſt Du Deine Thorheit ſo weit treiben, bis Du nie wieder nach Rußland zurückkehren kannſt?!“

„Nach Rußland,“ wiederholte Alexei achſelzuckend — „weißt du denn nicht, daß ich die Ebenen des Don nie wiederſehen ſoll?“

„Thorheit!“ rief Jegor wieder, „ſchlage Dir dieſe Thorheiten aus dem Sinne und werde wieder ein Mann. Denke auch ein wenig an Deine Ehre! Vergiß nicht, daß Du ſeit vielen Tagen für eine Memme giltſt, die vor Nicolajeff weggelaufen iſt.“

„Ja ſo!“ ſagte der Hetman ſich beſinnend, „das iſt richtig, ich begreife jetzt die ganze Geſchichte. An Alledem iſt Nicolajeff ſchuld, der mich haßt, weil ich ihn bei der Gräfin Emilie ausgeſtochen habe. Närriſcher Kerl, eine Welt voll ſolcher Gräfinnen überlaſſe ich ihm für eine Zigeunerin wie Verunka. Aber das mit dem Duell, das muß gleich abgemacht werden. Wenn Du mein Freund biſt, Jegor, ſo ſchwingſt Du Dich gleich auf das Pferd dieſes Mannes“ — er deutete dabei auf einen der Koſaken, die ihn am

Walde erwartet hatten — „und reiteſt mit mir als mein Secundant.“

Jegor wollte widerſprechen, aber Alexei beſtand auf ſeinem Verlangen, und anſtatt in das Dorf zu reiten, ritten die beiden Officiere den Weg hin, der den Wald entlang in das Dorf führte, in welchem Nicolajeff ſein Quartier hatte. Jegor meinte, daß man eben ſo gut in Duſchnik hätte bleiben können, da Nicolajeff regelmäßig dort übernachtete, um recht zu zeigen, daß er den Hetman im Commando erſetze — vielleicht auch, um dieſen dort anzutreffen, wenn er endlich heimkehrte.

„Deſto nothwendiger iſt es,“ erwiederte Alexei, „daß ich ihn aufſuche und mich nicht von ihm in meinem Lager überraſchen laſſe.“

Sie ritten nicht zehn Minuten lang, als ihnen ſchon zwei andere Reiter entgegen kamen, die ſelbſt ein Kurzſichtiger aus der Ferne erkannt haben würde: die lange Don Quixote-Geſtalt des Oberſten und die kurze, dicke des Capitains, deſſen aſthmatiſchen Athem man aus weiter Ferne durch die ſtille Nacht hörte.

„Er kommt wie gerufen,“ ſagte Alexei zu ſeinem Begleiter; „und zur böſen Stunde,“ fügte er düſter hinzu, „denn er hat es mit einem verzweifelten Gegner zu thun. Ich weiß nicht, ob ich Verunka jemals wiederſehen werde. Die Zigeuner ſind meiner müde, weil ich Verunka am Herumſtreifen hindere. Vielleicht in dieſer Nacht ſchon verſchwinden ſie mit ihr, und es verwiſchen ſich ihre Spuren in aller Ferne. Der Zigeunerkönig will ſie mir auch entreißen und die Prinzeſſin vom Don zur Königin von Aegypten machen. Das Alles habe ich vor kaum einer Stunde erfahren, und ich fürchte, daß es vor Allem Oberſt Nicolajeff empfinden wird."

So ſprechend, gab er ſeinem Pferde die Sporen, riß ſeinen Säbel aus der Scheide und ſprengte den Kommenden entgegen.

„Hurrah! Michael Iwanowitſch," rief er, den Säbel über dem Kopfe ſchwingend, „Hurrah! da iſt die Memme, die ſich vor Dir verſteckte. Heraus mit Deinem tapfern Degen und ſieh, wie Du mit der Memme fertig wirſt!"

Oberſt Nicolajeff, ſo plötzlich angegriffen, ſtutzte einen Augenblick und riß ſein Pferd rückwärts. Der Capitain, der beim Anſprengen Alexei's eine ungeſchickte Bewegung gemacht, aber nicht ſo weit rückwärts prallte wie der Oberſt, kam zwiſchen die beiden Gegner, und da auch Oberſt Nicolajeff ſeinen Degen zog und er ſich zwiſchen zwei blanken Waffen befand, die über ihn hinweg auf einander loszuſchlagen drohten, erſchrak er ſichtlich und ließ ſeine Zügel fallen, was ihn hinderte, ſich aus der gefährlichen Lage zu ziehen. Er hob beide Arme in die Höhe und ſprach ſtotternd und mit flehender Stimme: „Alexei Petrowitſch, haſt Du mir nicht verſprochen — iſt es nicht eine Dummheit — ſtecke Deinen Säbel ein — Michael Iwanowitſch, und Du — tapferſter aller Koſaken, haſt Du mir nicht erſt geſtern geſagt, daß es aus iſt mit dem Duell — Du ſchlägſt Dich ja nicht mit einem Deſerteur — wer wird Chriſtenblut vergießen — ſteckt Eure Säbel ein, Ihr tapferſten aller Ruſſen!“

Während er ſo durch einander und immer weiter jammerte, hatte Alexei ſein Pferd herumgeworfen, und ſein Säbel klang bereits auf den Säbel Nicolajeff's. Dieſer parirte geſchickt und führte einen Hieb gegen Alexei's Kopf, bewirkte aber nur, daß deſſen Koſakenmütze herabfiel. Jegor, wohl wiſſend, welch einen guten Schutz die Pelzmütze gegen Säbelhiebe gewährt, ſprang, da er ſelbſt nur ein leichtes Käppchen aufhatte, raſch vom Pferde, um die Mütze aufzuheben und ſie Alexei wieder aufzuſetzen. Wie er den Kopf wieder erhob, ſchien das unnöthig, denn dem Oberſten Nicolajeff ſprang ein dicker Blutſtrahl aus der linken Seite des Halſes. Er bäumte ſich und reckte ſich in den Bügeln hoch empor, während ihn Alexei anſtarrte, wohl ahnend, daß er ſeinem

Feinde, indem er ihm die große Ader durchhieb, eine tödtliche Wunde beigebracht. Aber der Oberſt reckte ſich immer höher, beugte ſich weit vor über den Hals ſeines Pferdes, und während Jegor herbeiſprang, um ihn in ſeinen Armen aufzufangen, da es den Anſchein hatte, daß er vornüberſtürzen ſollte, hob der Sterbende mit der letzten Anſtrengung noch einmal ſeinen Arm, und während er in der That vorwärts ſtürzte, fiel auch ſein Arm, unterſtützt von der fallenden Wucht des Körpers, nach vorwärts, und der Säbel, den er krampfhaft feſthielt, traf auf das unbedeckte Haupt Alexei's. Jegor hörte deutlich, wie das Eiſen in den Knochen einhackte. Im ſelben Augenblicke ſanken beide Gegner von den Pferden, — der Eine, deſſen Blut in Strömen aus der geöffneten Ader ſchoß, offenbar in demſelben Momente todt, der Andere noch mit einem Ausrufe des Schmerzes auf den Lippen.

Dem Capitain, hinter deſſen Rücken das Alles im Laufe einer kurzen Minute vor ſich gegangen, und der Nichts von dem Kampfe geſehen hatte, gelang es endlich, die Zügel ſeines Pferdes wieder zu ergreifen und ſich zu wenden. Sprachlos und bewegungslos blickte er auf die beiden vor ihm liegenden Kämpfer, bis er ſich ſoweit faßte, um über Stirn und Bruſt ein Kreuz nach dem andern zu ſchlagen. Jegor warf ſich in den Schnee, faßte den Kopf Alexei's und rief um Hilfe.

Es war, als ob trotz der Oede, in welcher der Zweikampf ſtattgefunden, der Hilferuf an hundert Ohren gedrungen wäre, denn aus dem Walde heraus auf die Landſtraße bewegte ſich mit einem Male ein langer bunter und ſonderbarer Zug von Männern, Weibern und Kindern, und zwiſchen dieſen kleine Pferde, die Reiter oder Gepäck trugen, grunzende Schweine, Hunde, und Gethier von allerlei Art. Der Zug ſchien nicht im geringſten Willens, auf den Hilferuf Jegor's zu horchen, und zog über die Landſtraße hinweg, ohne ſich durch den Anblick der blutigen Gruppe, ſelbſt nicht durch die Flüche des Capitäns, der ſich indeſſen gefaßt hatte, aufhalten zu laſſen. Erſt als die Mitte des Zuges auf der Landſtraße ankam, ſtockte er, und plötzlich ſprang eine verhüllte Geſtalt von einem der Pferde und kniete im ſelben Augenblick neben Jegor und drückte ihre Wange an die blaſſe Wange Alexei's. Die Kapuze war ihr bei der heftigen Bewegung vom Kopfe gefallen, und Jegor erkannte beim Lichte des Mondes ein ſchönes Zigeunergeſicht, von dem er bald errieth, wem es gehörte. Nur einem kurzen Moment gab Verunka ihrem Schmerze. Schnell gefaßt, wiſchte ſie mit ihrem Kleide das Blut von Alexei's Haaren und prüfte mit kaltblütigſter Ruhe die Wunde. „Der Säbel,“ liſpelte ſie, „iſt nicht ganz durchgedrungen — er iſt nicht todt, er iſt nur betäubt — ich werde ihn heilen.“

Dann erhob ſie ſich, rief dem Zuge, der indeſſen in ſeiner ganzen Länge Halt gemacht hatte, während ein Haufe von Zigeunerknaben den beiden freigewordenen, im Felde herumirrenden Pferden nachjagte, einige Jegor und dem Capitän unverſtändliche, aber wie ein Befehl klingende Worte zu. Ein Gemurmel, hie und da ein Geſchrei, erhob ſich aus dem Haufen der Zigeuner. Verunka trat ihnen um einige Schritte naher, erhob den rechten Arm und ſchrie ihnen ein einziges Wort zu, auf welches das Gemurmel ſofort leiſer wurde und endlich ganz verſtummte, als ſich im Zuge ſelbſt die alte Zigeunermutter vernehmen ließ und, wie es ſchien, der Enkelin beiſtimmte. Jegor ſah dieſer Scene mit Aengſtlichkeit zu, und da ſich der Zug wieder in Bewegung ſetzte und weiter wanderte, glaubte er ſchon Verunka's Bemühungen geſcheitert, als er zu ſeiner Freude bemerkte, daß die Zigeunermutter mit vier kräftigen Männern aus der Schaar zurückblieb. Dieſe traten vor, breiteten ein großes wollenes Tuch auf den Schnee und legten Alexei darauf. Dann ergriff jeder der vier Männer einen Zipfel des Tuches, zog ihn über die Schulter, und von Verunka und der Zigeunermutter geführt, gingen ſie gleichen und ſanften Schrittes, der auf dem gefrorenen Schnee kaum zu hören war, derſelben Stelle zu, wo der Zug aus dem Walde gebrochen war. Jegor folgte ihnen, um den Freund nicht zu verlaſſen, aber plötzlich fühlte er ſich von einem Arme zurückgehalten. „Heilige Mutter von Kaſan!“ rief der Capitain, „willſt Du mich um Mitternacht mit einem Todten allein laſſen!“ — Jegor bedachte, daß der Capitain die Leiche des Oberſten allerdings nicht allein in das ferne Dorf bringen konnte, daß Alexei wohl aufgehoben und guter Pflege ſicher ſei — der Oberſt war vielleicht auch nicht todt und konnte bei ſchneller Hilfe in's Leben zurückgebracht werden, obwohl es dazu nicht den geringſten Anſchein hatte, denn der unglückliche Körper lag neben einer Lache von Blut, das aus der geöffneten Hauptader hervorgeſtrömt war, ſo bleich da, als ob nicht ein Tropfen des Lebensſaftes in ihm zurückgeblieben wäre. Auch hatte Verunka bei ſeinem Anblick eine Bewegung mit der Hand gemacht, die deutlich beſagte, daß ſie ihn für verloren halte. Trotz Allem wußte Jegor nicht, was anzufangen. Obwohl im erſten Augenblicke entſchloſſen, mit dem Capitain die Leiche des Oberſten in's Dorf zu bringen, lief er doch dem verwundeten Alexei nach; aber am Rande des Waldes angekommen, hörte und ſah er, trotz angeſtrengtem Ohr und Auge, nichts mehr von den Zigeunern, die ihn fortgetragen, ja er erkannte ſelbſt im Schnee nicht die geringſten Spuren. Sie waren verſchwunden, und er kehrte zum Capitain zurück.

Sechſtes Capitel.

Der Oberſt wurde auf dem Kirchhofe zu Przibram beſtattet. Das Commando über die in Duſchnik einquartirten Koſaken bekam an ſeiner und an Alexei's Statt der Capitain Veragin. Der Zweikampf und der Tod des Oberſten machten im ruſſiſchen Armeecorps großes Aufſehen. Man war an Dergleichen nicht gewöhnt und wollte auch nicht zugeben, daß ſo was vorkommen könne. Jegor und der Capitain, die nicht als Secundanten gelten durften, ſtellten die Sache wie eine zufällige dar, und das Commando in Prag wollte den Tod des Oberſten wie eine einfache Ermordung deſſelben betrachtet wiſſen. Aber, wenn es ſchon ſeiner Familie und ſeiner Verbindungen wegen ſchwer war, Alexei für einen Deſerteur zu erklären, ſo war es noch ſchwerer, ihn der Ermordung eines Vorgeſetzten anzuklagen und dieſes Verbrechens wegen vor ein Gericht zu ſtellen. Dieſe ſchwierige Angelegenheit verurſachte dem General-

Commando großes Kopfzerbrechen; man konnte zu keinem Entſchluſſe gelangen, und wie die Tage hingingen, hielt man es für das Gerathenſte, das Ganze nach und nach in ſanfte Vergeſſenheit ſinken zu laſſen. Dieſem klugen Auskunftsmittel ſtand nur die Furcht entgegen, daß Alexei eines Tages wieder erſcheine; aber Capitain Veragin ſchwur hoch und theuer, daß der Hetman längſt ſelig entſchlafen ſein müſſe, da man von einer ſo fürchterlichen Wunde unmöglich geneſen könne, und der Entſchluß ſtand feſt, Alexei Petrowitſch als einen Todten zu betrachten. Man verfolgte die Sache nicht weiter, und in der That war es nach einiger Zeit, als ob Dergleichen nie geſchehen wäre. Das Schloß Hluboſch, wo die Erinnerung an das Ereigniß hätte genährt werden können, war verſchloſſen, denn Graf Schönborn wie ſeine Nichte glaubten einzuſehen, daß ſie mit den ruſſiſchen Officieren kein Glück hätten, und reiſten nach Prag, dann zu Hofe nach Wien ab.

Es mochten ungefähr ſechs Wochen ſeit jener Nacht des Zweikampfes verfloſſen geweſen ſein, und Alles ſchien nach dem verabredeten Plane der ruſſiſchen Officiere glücklich von Statten zu gehen, da Alexei nicht wieder auf dem Schauplatze erſchien und die Annahme, daß er todt ſei, rechtfertigte, als Veragin zu ſeinem Schrecken wieder an alles das, was ihm ſo viel Angſt und Sorge eingeflößt hatte, gemahnt wurde. Mit einem Male, als er von einem Dorfe zum andern ritt, ſah er zwei ſchwarze Kerle aus dem Gehege hervortreten und ſich ihm in den Weg ſtellen. Er glaubte im erſten Augenblicke an einen Raubanfall, und war ſchon im Begriffe, ſein Pferd zur Flucht zu wenden, als ihn die unterthänige Stellung der beiden Geſtalten und ihre flehentliche Geberde beruhigte. Sofort herrſchte er ſie mit der Frage an, was ſie auf ſeinem Wege zu thun hätten.

„Väterchen,“ ſagte der Eine der Beiden mit dem ſanfteſten Tone in der Stimme, „Väterchen, wir ſind arme Zigeuner und kommen nur, um von Deiner Gnade Hilfe zu verlangen. Befreie uns von einem läſtigen Gaſte, der uns an Allem hindert, und von dem unſere Prinzeſſin nicht laſſen will. Es wäre uns ja ganz recht, ihn mit uns fortzunehmen nach Ungarn und ihn als unſern Bruder anzuerkennen, wenn er uns nur zu Etwas nütz wäre. Aber jetzt, da er durch die Kunſt unſerer Prinzeſſin wieder geheilt iſt, zeigt ſich's, daß wir ihn zu Nichts brauchen können. Er iſt zu Nichts mehr geſchickt, zu keiner der Künſte und Wiſſenſchaften, die uns arme Zigeuner ernähren, denn ſieh,“ — und den Finger auf die Stirn legend ſetzte der Sprecher hinzu: „denn ſieh, das Vögelchen, das darin ſaß, iſt ihm wahrſcheinlich durch die Spalte im Schädel davongeflogen, ehe Verunka die Hand darauf legen konnte.“

„Was ſchwatzet Ihr mir da von Verunka und Vögelchen und läſtigem Gaſte vor?“ brummte der Capitain. „Was und Wen meint Ihr? Sprecht doch wie vernünftige Chriſten, daß man Euch verſtehe und nicht wie gottverfluchte Heiden, die Ihr ſeid, in Bildern und Rathſeln.“

„Wir ſprechen vom Hetman Alexei Petrowitſch,“ nahm der Andere das Wort. „Er iſt noch immer bei uns verſteckt, und gegen die Prinzeſſin, die in ihn vernarrt iſt, dürfen wir Nichts thun, es würde uns ſonſt ſchlecht ergehen, denn wenn ſie uns böſe wird, ſind wir verloren. Es kann Niemand auf der Erde tanzen, ſingen und die Zukunft deuten wie ſie, und Niemand wie ſie kennt ſo viele geheime Künſte. Darum wollten wir Dir ſagen, wenn ihr den Alexei Petrowitſch wieder haben wollt, zeigen wir Euch den Weg in den Verſteck, wo Ihr ihn holen konnt.“

Pavel Sergewitſch, der mit einem Male alle ſeine und des ganzen Officiercorps Verlegenheiten wieder auftauchen ſah, der nichts dabei gewinnen konnte, wenn man Alexei’s habhaft wurde, wohl aber verlieren, wenn dieſer mit heiler Haut davonkam und wieder in ſeine Stelle, die er ſelbſt jetzt inne hatte, eingeſetzt wurde; nicht verſtehend, was die Zigeuner Betreffs der Vernunft Alexei's angedeutet hatten, — gerieth in Zorn, machte die Geißel vom Sattel los und ſprengte auf die beiden Zigeuner ein. Dieſe ſprangen erſchrocken über die Hecke, wohin ihnen der ergrimmte Capitain nicht folgen konnte, und hörten nur noch von ferne, wie er ſie mit hundert Knutenhieben bedrohte, wenn ſie ſich noch einmal vor ihm ſehen ließen, oder irgend ein Wort über Alexei Petrowitſch mittheilten.

Der Capitain wußte, daß alle Verlegenheiten ein Ende hätten, wenn nur noch zwei Tage über die Geſchichte, wie ſie jetzt ſtand, hingingen. Der Hetman war als todt in's Buch eingetragen, und mit dieſem Buche ſollte — der Befehl war ſchon da — übermorgen das ganze Armeecorps aufbrechen, um ſchleunigſt nach Rußland zurückzukehren.

Dies geſchah auch in der That, und als ſich des Frühlings erſte Sonnenſtrahlen zeigten, als der Schnee zu ſchmelzen begann, war, noch vor dem Winter, der winterliche Gaſt, das ruſſiſche Armeecorps, aus der Gegend verſchwunden. An einem und demſelben Tage brachen ſie in allen Quartieren des Beraunerkreiſes auf und zogen auf ihren leichtfüßigen Pferden raſch dem Norden entgegen.

Man war im Dorfe Duſchnik, wo man ſich ſo ſehr gefreut hatte, die läſtigen Gäſte los zu ſein, ſehr erſtaunt und erſchrocken, als man eines Morgens wieder eine Koſakenuniform erblickte. Alles lief zuſammen, um den einſamen Koſaken, der vor der Mühle wie ein Träumer auf und ab ging und ohne Unterlaß vor ſich hinlächelte, zu betrachten, und erſt nach langer Prüfung erkannte man in dem lächelnden Geſichte, das ſich gewaltig geändert hatte, den Hetman, der ehemals hier commandierte. Man hatte ihn dieſen Morgen auf der Schwelle der Mühle ſchlafend gefunden. Die Müllerknechte erzählten, daß ſie in der Nacht ein Geräuſch gehört und durch das Fenſter geſehen, wie zwei Männer einen dritten vor dem Hauſe vom Pferde hoben und wie ſie dann ein Mädchen, das ſich an ihn klammerte, fortriſſen, es auf das leer gewordene Pferd banden und gleich darauf mit dem Mädchen im Galopp fortritten. Das ganze Schauſpiel habe etwas ſo Geſpenſtiges gehabt, daß ſie, die Müllergeſellen, während der Nacht nicht nachzuſehen wagten und daß ſie erſt am Morgen erkannten, daß es ein wirklicher und leibhaftiger Menſch war, den man vor die Thüre des Müllers geſetzt hatte. Die Duſchniker hatten beim Anblick des Hetmans raſcher als der Capitän verſtanden, was die Zigeuner mit dem ausgeflogenen Vögelchen meinten. Ob es in der That, wie Jene ſagten, durch die Spalte der Hirnſchale entflogen, oder ob ſeine Liebe und alle die Vorgänge der letzten Wochen das kleine Vöglein, den Verſtand des Hetmans, erdrückten, wir wiſſen es nicht; wir kennen eben ſo wenig die Vorgänge und Ereigniſſe im Zigeunerlager. Auch gelang es gleich an jenem Tage und in aller künftigen Zeit den Fragen der Tuſchniker nicht, etwas Näheres zu erfahren. Alexei Petrowitſch hatte ſeine ganze Vergangenheit, ſelbſt ſeinen Namen, vergeſſen. Seine gewöhnlichen Antworten beſtanden in einem gleichmäßigen Lächeln.

Der Müller, der ein guter Mann war, hielt es für ſeine Pflicht, den Gaſt, der ihm auf ſo ſonderbare Weiſe beſchert worden, bei ſich aufzunehmen, und da es derſelbe verſtand, mit Pferden umzugehen und ſich bei dieſen im Stalle lieber und beſſer befand, als in Geſellſchaft von Menſchen, machte er ihn zu ſeinem Kutſcher, und der Verfaſſer dieſer Geſchichte erinnert ſich, von dem alten grauhaarigen Ruſſen oft nach Prag kutſchirt worden zu ſein, wenn der Vater vom Nachbar Müller die Pferde miethete.

Im Laufe der Jahre vergaß der ruſſiſche Kutſcher die franzöſiſche, deutſche und ſelbſt ſeine Mutterſprache, ohne, da er immer in der Einſamkeit lebte, die Sprache des Landes erlernt zu haben. So erſchien er, wenn er nothgedrungen auf eine Frage antworten mußte, noch kindiſcher als er war, und die Bauern hatten, ſo lange er lebte, viel über ihn zu lachen.

Tante Helene.

Eine Familiengeſchichte.

Erſtes Capitel.

Es iſt mir, als wäre es geſtern geſchehen. Und doch liegt eine ganze Weltgeſchichte zwiſchen damals und heute. Damals ſprach man noch von dem Tode Napoleon's als von etwas Neuem; freilich dauerte in einem böhmiſchen Dorfe das Neue mehrere Jahre; damals ſaßen noch die Bourbonen auf dem Throne und galt unſer Kaiſer Franz noch für einen ganz guten Kaiſer Franz. Es iſt alſo ſchon lange her. Trotzdem erinnere ich mich genau. Die Mutter ſtand auf einem Stuhle und räumte die Schalen und Taſſen, die ſie eben geſpült hatte, beim Scheine eines Talglichtes, in den Glasſchrank; ich ſtand auf ebenem Boden und reichte ihr die Taſſen und Schalen vom Tiſche und war ſtolz darauf, mich nützlich machen zu können, denn ich war ſchon ſieben Jahre alt. Die Taſſen wurden in zwei Reihen aufgeſtellt; vor ſie hin aber, in die vorderſte Reihe, ſtellte die Mutter acht ſchöne, gleich ſchlanke, beinahe alle mit Gold randern eingefaßte Porzellanbecher mit Henkeln, welche ſämmtlich vorn auf dem Bauche, im Innern eines goldenen Zirkels oder eines Eichenkranzes die Inſchrift: „Andenken an Carlsbad“ trugen. Trotz ihrer Einförmigkeit waren ſie der Stolz des Glasſchrankes, und ſo oft ich der Mutter einen reichte, las ich, um mich in der kaum erworbenen Kunſt des Leſens zu üben, mit lauter Stimme: „Andenken an Carlsbad.“ Dieſe Andenken an Carlsbald kamen alle vom Großvater, der ſeiner Gicht zu gefallen jedes Jahr das genannte Bad beſuchte und jedes Jahr einen ſolchen Becher heimbrachte und meiner Mutter ſchenkte. Ihr Wunſch war, endlich ein volles Dutzend zu beſitzen. Was mich betrifft, ſo machte ſchon die achtfache Inſchrift den Eindruck auf mich, als ob alle Andenken aus Carlsbad kämen, und wenn ich irgendwo von einem Andenken ſprechen hörte, pflegte ich zu fragen: „Ein Andenken von Carlsbad?“ — Meine Mutter war ſtolz auf ihren Glasſchrank, obwohl von ſeinem Inhalte ſelten Gebrauch gemacht wurde; aber auch ich wurde ſtolz, wie ihn die Mutter ſo ſchön ordnete und alles Vergoldete vornhin ſtellte. „So einen Glasſchrank,“ ſagte ich mir, „haben doch nur wir in ganz Littanitz.“ Das war aber auch wahr, denn „Wir“ waren die reichſten Leute des ganzen Dorfes. „Wir,“ d. i. Melchior Brant & Sohn,

d. i. mein Großvater und mein Vater, wurden wenigſtens auf zwanzig bis fünfundzwanzig Tauſend Gulden Conv.-Münze geſchätzt und das war viel in damaliger Zeit und dortiger Gegend. Dabei wurde noch das alte, kleine Haus des Großvaters und das etwas größere und neuere, das er hinter dem ſeinigen für den Sohn gebaut hatte, die Stallung vor dem Hauſe mit zwei Pferden und drei Kühen darin und endlich ein gutes Stück Feld nicht mitgerechnet. Fragte ich meinen Vater: „Was biſt Du eigentlich, Vater?“ antwortete er mir mit ſtolzem Bewußtſein lachelnd: „Wir ſind Unternehmer, Wir, Melchior Brant & Sohn. Da der Vater immer „Wir“ ſagte, hielt ich mich ebenfalls für einen Unternehmer und war ebenfalls ſtolz darauf, ein Unternehmer zu ſein. Mit dieſem Titel aber, der mir früh ein großes Bewußtſein gab, verhielt es ſich ſo. Weder der Staat noch irgend eine Patrimonialherrſchaft konnte damals den geringſten Bau eines Dammes, eines Vicinalweges, einer Brücke und dergl. unternehmen, ohne von den Beamten auf's ſchrecklichſte betrogen zu werden. Man zog es vor, ſolche Unternehmungen dem Wenigſtnehmenden zu überlaſſen und dieſem einen kleinen Gewinn zu gönnen. Dabei kam man am beſten weg. Solche wenigſtnehmende Unternehmer waren Vater und Großvater, Melchior

Brant & Sohn. Mein Großvater hatte das Geſchäft begründet und ſtand im Rufe eines in ſeiner Sache ausgezeichneten Mannes und dies beſonders ſeit einer Unternehmung, die ihn beinahe zu Grunde gerichtet hätte. Er hat die Geſchichte oft genug erzählt.

Da war nämlich einmal — mein Vater war damals noch ein Kind — einige Stunden weit von unſerem Dorfe eine Brücke zu bauen; es verſtand ſich wie von ſelbſt, daß ſie Melchior Brant bauen werde. Aber da fand er bei der Ausbietung einen Mann, der ihm ſchon mehrere Male entgegengetreten war und offenbar den beſten Willen hatte, Melchior zu verdrängen. Dieſen Concurrenten durfte man nicht aufkommen laſſen. Mein Großvater ärgerte ſich und in ſeinem Aerger nahm er immer weniger und weniger, bis ihm der Bau der Brücke zugeſchlagen wurde. Nun erſt, beim Lächeln ſeines Gegners und bei kühlerem Blute, merkte er, daß er und nicht ſein Concurrent der ruinirte Mann war. Auf drei Stunden in der Umgegend war kein Steinbruch, den er beim Baue hätte benutzen können; er wird gezwungen ſein, den Stein aus ſo weiter Ferne herbeikommen zu laſſen und die Transportkoſten werden eine größere Summe ausmachen, als ihm der Staat für die ganze Brücke zahlte. Traurig betrachtete er die Stelle, wo die Brücke ſtehen und wo er ſein ganzes Vermögen in's Waſſer verſenken ſollte; traurig umkreiſte er dieſe Stelle ſeines Ruines. Nur manchmal blieb er ſtehen, um ſein ganzes Unglück zu überdenken und bohrte er mit ſeinem Stocke in die Erde, gerade ſo, wie ſich der traurige Gedanke an Verfall und Armuth immer tiefer in ſein Herz bohrte. So bohrte er, auf einem Hügel ſtehend und nochmals auf ſeine Unglücksſtelle zurückblickend — aber da wollte der Stock nicht weiter in den Boden; etwas Steinhartes hielt ihn auf. Ein leuchtender Gedanke fuhr meinem Großvater durch den Kopf; er grub mit Stock und Taſchenmeſſer, er grub eifrig wie ein Maulwurf — er nahm endlich Hände und Nägel zu Hilfe — und o Glück! — er hatte einen Stein gefunden, einen Felſen, wie er ihn für ſeine Brücke nicht beſſer hätte beſtellen können — nicht hundert Schritte vom Bauplatze. Er war gerettet — er ſteckte die Hälfte der Summe, die ihm der Staat zahlte, als reinen Gewinn in die Taſche. Seit jener Zeit galt er für einen Mann, mit dem Niemand concurriren könne und baute er allein, ſpäter in Compagnie mit meinem Vater, alle Vicinalwege, Brücken, Dämme, Schulhäuſer, auf wenigſtens acht Stunden in der Runde.

Das Alles wußte ich ſehr früh, nämlich daß wir Unternehmer und reiche Leute und endlich auch, daß wir „nobel" waren, denn wir ſprachen deutſch im Hauſe und nur noble Leute ſprachen damals deutſch in Böhmen; czechiſch ſprach nur das gemeine Volk. Ich wunderte mich darum nicht, daß uns ſo viele noble Leute, Beamte und viele Fremde, die alle deutſch ſprachen, beſuchten — und ich war gar nicht erſtaunt, als es an jenem Abend, da ich der Mutter die Taſſen und die Andenken an Carlsbad reichte, an die Thüre klopfte und zwei Fremde eintraten, die ſehr vornehm ausſahen, beſonders der Eine, der Größere und Jüngere.

Er trug eine große ungariſche Bunda, oder Mantel mit Aermeln, der vorn viele Fangſchnüre hatte, deren eine dick und in vielfachen Knoten über die Schulter geworfen war und rückwärts eine große mit Gold gemiſchte Quaſte herabfallen ließ. Während er mit der einen Hand in den Schnüren ſpielte, hielt die andere eine ebenfalls fremdländiſch ausſehende Fiſchottermütze, wie denn die ganze Erſcheinung mit dem damals noch ſeltenen Schnurrbarte etwas Fremdartiges hatte. Schnurrbart und Adlernaſe gaben dem ſchönen Geſichte etwas ſehr Männliches, während doch Mund und Augen immer ſehr milde, weich und beinahe weiblich lächelten. Man mußte den jungen Mann, der übrigens jünger ſchien als er war, gleich lieb haben, und trotz ſeinem vornehmen, cavaliermäßigen Ausſehen fühlte man ſich doch gleich vertraut mit ihm. Auch ſah er mir ſehr aufmunternd zu, als ich mich näherte, um ſeine Bunda zu betrachten, ſo aufmunternd, daß ich an der großen Quaſte bald wie an einer Klingelſchnur zog. Er hielt ſich ſtille und ſchweigſam nahe der Thüre, während der andere Fremde, ein kleiner, ſehr beweglicher Mann von ungefähr fünfzig Jahren, auf meine Mutter zutrat, einen Brief aus der Taſche zog und mit einer Zunge, die eben ſo beweglich ſchien wie ſeine ganze Geſtalt, raſch eine Menge Complimente hervorbrachte, ſich als Herrn Gregor Altmann, den andern als ſeinen Schwager Wilhelm Gerhard vorſtellte und, den Brief überreichend, ihn als ein Empfehlungsſchreiben ankündigte, das vom Bruder meiner Mutter komme, und ſofort im raſcheſten Zuge. Er war nicht zehn Minuten in der Stube, als wir ſchon ſeine Abkunft kannten, einen Blick in ſeine Verhältniſſe werfen konnten und als er ſchon die Schönheit unſerer Gegend, die Lage unſeres Hauſes, ja ſelbſt den Reichthum des Glasſchrankes gelobt, mich einen ſchönen Jungen genannt, die Beſchwerlichkeiten der Reiſe beklagt und bedauert hatte, den Vater nicht zu Hauſe zu finden. Meine

Mutter hatte kaum Zeit, ihre Freude darüber auszudrücken, daß ſie Empfohlene ihres Bruders empfangen und ſich über die Unordnung auf dem Tiſche zu entſchuldigen. Sie war überzeugt, daß ſie hier zwei ausgezeichnete Männer begrüße. Ihr Bruder, Lehrer an der Hauptſchule einer großen Stadt, d. i. einer Stadt von ſiebentauſend Einwohnern, der Gelehrte der Familie, auf deſſen Wort meine Mutter viel gab, hatte ſie ja empfohlen!

Es that mir ſehr leid, als meine Mutter die beiden Fremden zum Großvater hinüber führte und mir nicht erlaubte mitzugehen. Ich hätte den ſchönen Mann in der ungariſchen Bunda gerne noch lange betrachtet und beinahe eben ſo gerne ſeinen kleinen dicken Begleiter plaudern hören. Und wahrhaft wehe that es mir, von der Geſellſchaft ausgeſchloſſen zu ſein, als gleich darauf in der Küche der Großmutter ein arges Backen und Kochen losging. Ich hatte den einen Troſt, wenigſtens nicht aus der Küche gewieſen zu werden, und ich konnte ſehr wohl bemerken, wie Mutter und Großmutter, die ab- und zugingen, bedeutungsvolle Blicke tauſchten. Ich ahnte, daß etwas Großes und Außerordentliches vorging. Tante Helene war ſehr ſchweigſam, was mich ſehr wunderte, da ſie ſonſt Haus und Hof mit Geplauder und Geſang erfüllte. Mehr noch wunderte es mich, daß die Großmutter ihre Tochter, beſagte Tante Helene, die immer ſehr propre gekleidet war und die, nach dem Ausdrucke des Großvaters, immer ausſah, als hätte man ſie eben aus einem Büchschen genommen, heute nicht ſchön genug gekleidet fand. Sonſt fand ſie, daß ihr Töchterchen für ein Dorfmädchen ſich viel zu ſchön anziehe und viel zu viel Zeit darauf verwende. Heute fand ſie das Gegentheil, und Tante Helene ſträubte ſich ganz gegen ihre Natur, ein ſchöneres Kleid oder wenigſtens eine hübſchere Schürze anzulegen. Die Welt ſchien mir auf den Kopf geſtellt und ich ſah Großmutter, Mutter und Tante mit großen Augen an. Mit der Tante hatte ich einiges Mitleid, denn die Großmutter ſagte ihr, ſie ſtelle ſich dumm an und wiſſe mit den Fremden kein Wort zu ſprechen; darüber verwunderte ich mich noch mehr als über alles Andere, denn nicht einmal, ſondern hundert Male hatte ich es aus dem Munde meines Großvaters gehört, wie ſchade es ſei, daß aus dem Mädchen kein Junge geworden; das hatte einen Advocaten gegeben, der alle Andern auf zwanzig Meilen im Umkreiſe in den Sack geſteckt hatte. Ich wußte ja außerdem, daß ſie der Großvater bei den ſchwierigſten Geſchäften, bei den verwickeltſten Aufträgen verwendete, daß er ſie mit den höchſten k. k. Beamten, mit denen er in Berührung kam, verhandeln ließ. Und die ſollte mit einem Male dumm geworden ſein. Es ſtand an jenem Abende nichts auf dieſer Erde feſt für mich; ich verſtand die Welt nicht mehr. Aber es ging mir doch ein Licht auf, als die Großmutter einen Augenblick, da die Tante die Küche verlaſſen hatte, benutzte, um meiner Mutter raſch zuzuflüſtern: „Du wirſt Dich überzeugen, Sophie'chen, es iſt ein Freier. Was der Dicke da von Wollgeſchäften ſpricht, das iſt Alles Geflunker. Wann iſt noch ein Geſchäftsmann wegen der Wolle in dieſe waldige Gegend gekommen? Ich wette hundert gegen eins: es iſt ein Freier, der wegen meiner Helene kommt, und der Gelbſchnabel von Mädel hat's zuerſt gemerkt. Hab' ich ſie doch mein Lebtag nicht ſo ſchüchtern und einfältig geſehen."

„Nun, und wenn es wäre?" fragte meine Mutter und fügte ſtolz hinzu: „Ein Mann, den mein Bruder empfiehlt, iſt gewiß empfehlenswerth."

„Ich ſage nicht Nein," gab die Großmutter zu, „und ſo viel man ſehen und hören kann, iſt es ein recht netter junger Mann, der ſich auch in der Welt umgeſehen hat. Er hat ganz Ungarn durchreiſt und kam, Gott weiß wie weit, bis an die türkiſche Grenze, wo alle Leute Soldaten ſind, und er erzählt ganz ſchön davon."

„Wenn ihn mein Bruder empfiehlt," ſagte wieder meine Mutter, „ſo iſt er gewiß ein recht gebildeter Mann, denn mein Bruder geht nur mit gebildeten Männern um."

„Davon bin ich überzeugt," beſtätigte wieder die Großmutter, aber ſie fügte etwas bedenklich hinzu: „Dein Bruder iſt ein Gelehrter — nun wir wiſſen ja, wie Gelehrte ſind — auf weltliche Angelegenheiten verſtehen ſie ſich ſchlecht. Dein Bruder, ich will Dich nicht beleidigen, Sophie'chen, hat's auch nicht ſo weit gebracht, als es ein geſchickter Mann bringen könnte. Nun mag dieſer Herr Gerhard ein ganz geſchickter Mann ſein und ein ſchöner Mann iſt er gewiß, ob er aber darum eine gute Partie iſt, wie wir ſie Gottlob für unſere Helene mit Recht beanſpruchen dürfen, ob ſeine Umſtände derart ſind, daß zehntauſend Gulden Mitgift — aber," unterbrach ſich hier die Großmutter und wandte ſich mir zu, „da ſteht der kleine Lump und horcht auf jedes Wort, das wir ſprechen — man kann gar nicht mehr reden, ohne von dieſem kleinen Volke belauſcht zu werden."

Bei dieſen Worten faßte ſie mich an beiden Schultern und ſchob mich zur Küche hinaus. Ich war ſehr unglücklich, ſo plötzlich aus dem Familiengeheimniſſe ausgeſchloſſen zu ſein und brach in Weinen aus. Tante Helene, die eben aus der

Stube trat, hob mich zu ſich empor und küßte mich mit noch größerer Zärtlichkeit als ſonſt und machte mir, während ſie mich in unſere Wohnung zurücktrug, alle möglichen Verſprechungen, um mich zum Schweigen zu bringen. Auch wiſchte ich mir ſogleich die Thränen ab und fühlte das Bedürfniß, ihr für ihre Zärtlichkeit und für ihre Verſprechungen meine Dankbarkeit zu beweiſen, indem ich ihr den Inhalt des Geſpräches von Mutter und Großmutter verrieth. „Tante Helene,“ ſagte ich, „der ſchöne junge Mann iſt ein Freier und hat das Land geſehen, wo alle Leute Soldaten ſind, und dann iſt noch etwas von zehntauſend Gulden dabei, aber ob er eine gute Partie iſt und von den weltlichen Angelegenheiten weiß der Onkel Schulmeiſter und weiß die Großmutter auch nichts, aber der Onkel Schulmeiſter kennt lauter geſchickte Leute.“

Nachdem mich die Tante hatte ausſprechen laſſen, befahl ſie mir zu ſchweigen und ſagte mir, wenn ich recht brav ſein und keinen Lärm machen wollte, ſo lange die Fremden im Hauſe ſind, ſo werde ſie mir ein Stück Pfannkuchen herunterbringen.

Aber ſie brachte keinen Pfannkuchen. Ich und mein kleines Brüderchen blieben den ganzen Abend in größter Einſamkeit. Als der Vater ſpät heim kam, holte ihn ſogleich die Mutter hinüber zum

Nachteſſen. Sie ſelbſt kam bald darauf zurück, um uns in's Bett zu legen. Allein die aufregenden Vorgänge dieſes Abends ließen mich nicht ſchlafen und von unſerer Kinderſtube aus, die mit der großen Wohnſtube durch eine große Oeffnung, in welcher der Ofen ſtand, der beide Zimmer heizt, in Verbindung war, konnte ich Alles hören, was drinnen vorging und ſogar ſehen, wenn ich mich in meinem Bette nur ein wenig aufrichtete. Nach dem Nachteſſen kam mein Vater mit der Mutter in die Wohnſtube zurück. Die Mutter reichte ihm Kleider zum Wechſeln, er aber ſagte, indem er einen andern Rock anzog: „Es war nur eine Ausrede, daß ich den Rock wechſeln wollte, weil ich mit Dir allein zu ſprechen wünſchte. Weißt Du, Sophie, daß mir die zwei Leutchen gar nicht gefallen!"

„Wie," rief meine Mutter erſtaunt, „zwei Männer, die mein Bruder empfiehlt?"

„Die Empfehlung Deines Bruders in Ehren, ſieht mir dieſer Herr Altmann ſo recht wie ein Spitzbube aus. Er ſpricht ſo ſchrecklich viel, als brauchte er die vielen Reden, um ſich dahinter zu verſtecken; das weiß ich aus dem Geſchäfte, daß die Leute, die ſo viel reden, nicht viel taugen und daß die Leute, die viel von Geld reden, nicht viel Geld haben."

„Und der Andere?" fragte meine Mutter

„Ein ſchöner Mann, o ja, ein ſehr ſchöner Mann — ſehr ein ſchöner Mann, gewiß auch ein guter Menſch und wenn er ſpricht, thut er's ohne Prahlerei und wie ich vermuthe auch nur darum, weil ihm der Andere geſagt hat, daß er ſprechen muß. Aber er iſt mir verdächtig, weil er mit dem Andern iſt. Er iſt nicht ſein eigener Herr, der Andere lenkt und leitet ihn und weil er ein ſo ſchöner Mann iſt, ſo glaube ich, daß der Andere mit ihm ſpeculirt."

„Dazu iſt er denn doch ſchon zu alt," erwiederte meine Mutter, „auch muß er ſchon zu erfahren ſein, um ſich wie ein Mädchen gängeln zu laſſen, ein Mann, der ſo große Reiſen machte."

„Ja dieſe Reiſen," ſagte mein Vater kopfſchüttelnd — „von hundert Reiſenden ſind neunundneunzig Abenteurer, bleibe im Lande und nähre dich redlich, und wo iſt er geweſen? In Ungarn, wohin alle Bankerottierer laufen, weil es dort keine Geſetze gibt; wäre er in Sachſen oder in Preußen geweſen, ich hätte nichts dagegen, Ungarn iſt mir verdächtig. Indeſſen," fügte mein Vater hinzu, „ich will nicht vorſchnell urtheilen und will dem jungen Manne nicht Unrecht thun, denn er ſieht ganz ordentlich und einnehmend aus. Uebrigens wird man ſich ja erkundigen und wird der Mann, bevor es zum Klappen kommt, mit der Sprache herausrücken müſſen.

Dazu bin ich ja da, der Bruder, und iſt der Vater da. Wir werden ſehen.“

So ſprechend verließ der Vater wieder das Zimmer, um zu den Gäſten hinüberzugehen; die Mutter hängte ſeinen Rock in den Schrank und wollte eben zu uns herüberkommen, um nach den Kindern zu ſehen, als die Thüre aufflog und meine ſchöne Tante Helene hereinſtürzte. Zwar einmal im Zimmer wußte man nicht, was ſie ſo eilig da zu thun hatte, denn ſie blieb ruhig an der Thüre ſtehen und ſagte nichts. Meine Mutter ſah ſie an und fragte was ſie wollte, da wurde ſie wieder lebendig und rief: „Sophie, weiß Gott, ſo ein Mann iſt mir mit einem halben Kopf lieber, als ein Neuberg mit zwei Köpfen.“

„Man ſollte wirklich glauben, daß Du ſchon verliebt biſt,“ ſagte meine Mutter mit einigem Vorwurf in der Stimme.

„Ja,“ erwiederte die Tante mit Entſchiedenheit, „ich bin es,“ und dabei hob ſie den Kopf in die Höhe und ſah meine Mutter ſo herausfordernd an, daß ich glaubte, ſie wollte zu zanken anfangen.

„Aber Helene,“ ſagte meine Mutter beſchwichtigend, „Du biſt ja ein geſcheidtes Mädchen. So ein Schritt will überlegt ſein — Du biſt ja ſonſt nicht ſo. Man weiß ja noch gar nichts von dieſem Manne, und ob er zu Dir paßt, und ſeine Vermögensverhältniſſe —"

„Das iſt mir Alles gleichgültig! Dieſen oder Keinen," rief die ſchöne Tante, und als ob ſie nirgends Ruhe hätte, oder noch einen Widerſpruch von meiner Mutter befürchtete, lief ſie wieder zum Zimmer hinaus und meine Mutter folgte ihr.

Da war wieder ſehr Vieles, was mir Kopfbrechen verurſachte und Vieles, was mir neue Lichter aufſteckte. Daß der Neuberg mit zwei Köpfen neben dieſem Fremden mit einem halben Kopfe genannt wurde, das erklärte mir zum erſten Male, warum denn dieſer gute Neuberg ſo oft zu uns in's Haus kam und warum er mir erſt vor Kurzem einen Canarienvogel geſchenkt hatte. Offenbar wollte er ebenſo wie dieſer Fremde mein Onkel werden. Es ſchmeichelte mir, daß er mich mit dem Canarienvogel beſtechen wollte und ich bedauerte ihn, in Erinnerung an die vielen häßlichen Sachen, welche Tante Helene hinter ſeinem Rücken geſagt hatte. Sie fand ihn nämlich überaus dumm und plump. Ich konnte ihr, wenn ich ihn mit dem Fremden verglich, nicht Unrecht geben, aber die Geſchichte von dem halben Kopf und von den zwei Köpfen verſtand ich doch nicht recht; ich wußte am Ende nicht mehr, welchem von Beiden ſie einen halben und welchem ſie zwei gegeben hatte und ich glaube, ich träumte ſchon als ich die beiden Freier meiner ſchönen Tante Helene abwechſelnd mit einem halben, mit einem ganzen und mit zwei Köpfen geſpenſtiſch vor mir herumtanzen ſah. Ich ſchlief ſehr unruhig, und als mich die Mutter am andern Morgen nach der Urſache fragte, ſagte ich, ich hätte deshalb ſchlecht geſchlafen, weil die Tante Helene eine ſchlechte Partie machen ſolle.

Zweites Capitel.

Die beiden Fremden reiſten am Tage nach ihrer Ankunft wieder ab. Es hatte ſich im Hauſe nichts verändert und doch war alles anders und ganz anders, als nach der Abreiſe anderer Beſuche. Alle Welt ſprach von Herrn Wilhelm Gerhard, nur Tante Helene nicht. Sie war nicht ſchweigſamer als ſonſt; ſie war lebhaft wie immer, aber ſie ſah aus wie Jemand, der im Geheimen zu etwas entſchloſſen iſt, und wenn die Andern von dem Fremden ſprachen, ſagte ſie kein Wort, aber gerade das ſchien zu bedeuten: ſagt Ihr was Ihr wollt, ich weiß doch was ich thun werde. So viel ich mich erinnere war das ganze Haus in zwei Parteien getheilt, die Einen für, die Andern gegen den Freier und beide Parteien wußten nicht recht, warum ſie für oder gegen waren. Der Großvater ſtand damals auf Seiten des Fremden, nur weil ihm die Großmutter geſagt hatte, daß Helene gewaltig verliebt ſei und daß ſie ſich die ganze Nacht ſchlaflos im Bette hin- und herwälze. Es war mit dem Großvater eine eigene Sache. Sein Lebenlang im höchſten Grade practiſch und auf Erwerb ausgehend, wurde er in ſeinen alten Tagen romantiſch. Seit ihn die Gicht den größten Theil des Jahres an das Haus bannte und ihn zwang, die Geſchäfte ſeinem Sohne zu überlaſſen, wurde er jung und etwas phantaſtiſch. Er ließ ſich von aller Welt Geſchichten erzählen und er ſelbſt erzählte uns Kindern Geſchichten aus alten Zeiten und allerlei Mährchen, die er kannte oder ſelber erfand. Am lebhafteſten aber äußerte ſich ſeine zweite Jugend im Verhältniß zu ſeiner jüngſten Tochter Helene. Nachdem er ſchon vier ſeiner Kinder gut verſorgt und verheirathet hatte, hing ſein ganzes Herz an dieſem ſeinem jüngſten Kinde, und er holte bei dieſem Tochterlein alle Zärtlichkeit nach, die er bei ſeinem früheren Geſchäftsleben den andern Kindern gegenüber verſäumt hatte. Helene konnte er nicht nur Nichts verſagen, jeder ihrer Wünſche wurde ſein eigener Wunſch und in ihm viel lebhafter als in dem Mädchen. Es reichte hin, daß ihr Etwas gefalle, und der Großvater kaufte es ihr ſofort, ſelbſt wenn ſie ſich gegen die Ausgabe ſträubte und mit dem Gefallen bei ihr auch nicht der geringſte Wunſch nach Beſitz verbunden war. Es war übrigens natürlich, daß der alte Mann dieſen Troſt ſeines Alters liebte. Helene, wenn auch nicht ſo ſchön wie ſich ihr Vater einbildete, der ſie für die größte Schönheit des Landes hielt, war in der That ein überaus reizendes Mädchen und dabei eines von jenen glücklichen Geſchöpfen, denen Alles gut ſteht was ſie immer an und umthun mögen. Sie vereinigte die widerſprechenſten ſchönen Eigenſchaften in ihrer Erſcheinung; ſie war kräftig und zart, derb und anmuthig, ruhevoll und beweglich, ſtolz und überaus freundlich und einnehmend. Mein Großvater kannte kaum eine größere Freude, als ſie anzuſehen, wenn ſie zu Beſuche ging, beſonders am Sonntage ſchleppte er ſich mit Mühe auf die Bank vor der Hausthüre, von welchem Standpunkte aus er ihr am längſten nachſehen konnte, wie ſie über die Teichdämme, über die Wieſe, dem etwas entfernten Dorfe entgegenſchritt und man konnte ſicher ſein, daß er ſeinen Sitz nicht eher verlaſſe, als bis er, und zwar immer mit der Brille auf der Naſe, ſie deſſelbigen Weges zurückkommen geſehen. Ebenſo gerne hörte er ſie ſprechen und aus jedem ihrer Worte ſog er die Ueberzeugung ein, „daß ſie wie das ſchönſte auch das geſcheidteſte Mädchen im Lande ſei.“ Er hatte nur einen Kummer. Er war nicht ſo reich als die Welt glaubte. Jedem ſeiner vier verſorgten Kinder hatte er zehntauſend Gulden W. W. mitgegeben; Ausſtattung und Hochzeiten, die ſeinem Stolze entſprechend ausfallen mußten, hatten auch an Zwanzigtauſend Gulden gekoſtet, Summa: Sechzigtauſend Gulden, ein großes Vermögen für einen damaligen reichen Mann des offenen Landes. Es war ihm noch ſo viel übrig geblieben, um Helenen ebenſo reich auszuſtatten wie die andern Kinder. Nicht das grämte ihn, daß er, wie er allein wußte, nachher als ein alter armer Mann zurückbleibe, ſondern, daß er einem ſolchen Mädchen nicht einen Mann in höheren Kreiſen ſuchen könne. Inſoferne war ihm der vom Himmel gefallene Freier, Herr Wilhelm Gerhard, von dem er ſonſt nichts wußte, ſehr lieb, als dieſer mit Ausſehen, Auftreten, Erfahrung und Bildung dieſen hohen Kreiſen bis zu einem gewiſſen Grade angehörte. Alles das zuſammengenommen machte, daß er entſchieden auf Seiten Helenens ſtand und entſchloſſen war, dem jungen Manne, der in einiger Zeit wiederkommen ſollte, im Falle er um die Hand ſeiner Tochter anhielte, eine hoffnungsvolle Antwort zu geben. Mein Vater hingegen, der noch ganz in der practiſchen Periode ſtak, aus welcher der Großvater in ſeiner zweiten Jugend herausgewachſen war, empörte ſich über die Liebe des Mädchens und über die Voreingenommenheit des alten Mannes einem

Fremden gegenüber, von dem man ſo wenig wußte, der offenbar weder Stand noch Geſchäft hatte, ihm eben wegen ſeiner Schönheit und Liebenswürdigkeit als ein unpractiſcher Geſelle und in der Geſellſchaft ſeines Schwagers noch dazu als verdächtig erſchien. Die Großmutter ſchwankte; mein Vater hatte ſie mit ſeinem Mißtrauen angeſteckt und ihre mütterliche Liebe war auf der einen Seite beſorgt, auf der andern gab ſie gerne der Neigung ihres Kindes nach, und dieſes Letztere hielt ſie für unbedingt nothwendig, überzeugt wie ſie war, daß jeder Widerſpruch Helenen in ihrem Entſchluſſe nur befeſtigen könne. Helene, die ſich bisher allen Bewerbern gegenüber überaus ſpröde benommen hatte, galt bei Jedermann für ſtolz und kalt, bei Jedermann, nur nicht bei der Mutter; dieſe behauptete immer, daß wenn dieſes Kind ſich einmal irgend etwas oder irgend Jemand in Kopf oder Herz ſetzen werde, es keine Macht der Erde wieder werde austilgen können und daß, wenn Helene ſtolz ſei, ſich dieſer Stolz gegen Diejenigen kehren werde, die ſich ihrem Entſchluſſe widerſetzen. Ebenſo hatte ſie immer behauptet, daß das Alles über Nacht kommen werde, und als es kam, war ſie weniger überraſcht als erſchrocken. Auch meine Mutter war ſchwankend. Als junge Frau nahm ſie Partei für die Liebe und als Schweſter für den

Empfohlenen ihres gelehrten Bruders, aber mein Vater, auf deſſen Urtheil ſie ſo viel gab, war am Ende doch ſtärker als der abweſende Bruder und brachte ſie dahin, daß ſie zur Zeit mehr gegen als für die Heirath war. Doch ſpielt meine Mutter in dieſer Geſchichte eine zu kleine Rolle, als daß wir ihre Gefühle, mit denen ſie dabei betheiligt war, näher auszuführen brauchen.

Außerdem kenne ich das Alles nur aus ſpätern Mittheilungen. Als Augenzeuge kann ich nur erzählen, was ich wirklich mit Augen geſehen.

Ungefähr vierzehn Tage nach dem erſten Beſuche, kehrte Herr Wilhelm Gerhard wieder und zwar allein, ohne ſeinen Schwager, was ihm im Allgemeinen ſehr zum Vortheile gereichte. In Folge deſſen lud man ihn ein, diesmal länger zu bleiben und er blieb auch drei Tage. Sein etwas furchtſames und ſchüchternes Weſen gab ihm einen Anſtrich größerer Jugend als er wirklich beſaß, und dieſes wieder flößte mehr Vertrauen ein. Man glaubte ihm gerne und mein Vater übernahm es, ihn über ſeine Vermögensverhältniſſe auszuforſchen. Es war bald unzweifelhaft, daß er in ſeiner Stadt S.. ein zweiſtöckiges Haus beſaß und ein zweiſtöckiges Haus in dieſer wohlhabenden Kreisſtadt war ein Beſitz, der zu einer Mitgift von zehntauſend Gulden W. W. im höchſten

Grade berechtigte. Freilich konnte man vom Beſitze dieſes Hauſes nicht leben und hatte Wilhelm Gerhard, wie er offen eingeſtand, auch kein eingerichtetes Geſchäft; aber er war erſt vor Kurzem von Reiſen heimgekehrt, hatte noch keine Zeit ſich einzurichten und geſtand außerdem mit Offenheit ein, daß er ſich verheirathen und die etwaige Mitgift zur Errichtung eines Geſchäftes benutzen wolle. Practiſchen Männern, wie Vater und Großvater waren, konnte es nicht mißfallen, daß ein junger Mann nach einem betrachtlichen Heirathsgut ausblicke und daß er ein Geſchäft erſt mit Fonds in Händen beginnen wolle. Die Stellung des jungen Mannes wurde im Hauſe eine viel beſſere; man machte Spaziergänge mit ihm, man erlaubte ihm dem jungen Mädchen den Arm zu geben auch dem Reſt der Geſellſchaft manchmal einen Vorſprung abzugewinnen und Worte auszutauſchen, die die Andern nicht hören konnten. Ich erinnere mich genau, wie oft ich auf dieſen Spaziergangen von meiner Mutter zurückgerufen wurde, wenn ich mich, alter Gewohnheit folgend, an Tante Helene angehängt hatte. Wilhelm Gerhard reiſte nicht ab, ohne dem Großvater ſeine Abſichten kund gethan zu haben.

Ungefähr zehn Tage ſpäter wurde aus der Scheune die alte Kaleſche hervorgezogen und vom Knechte in allen ihren Theilen auf das ſorgfältigſte geputzt und hie und da ſogar friſch angeſtrichen; ſie hieß in der Familie nur die Arche Noäh und ſtammte aus der Verlaſſenſchaft eines Dekans, nach deſſen Tode ſie mein Großvater um volle fünfundfünfzig Gulden erſteigert hatte. Neben dieſen fünfundfünfzig Gulden hatte ſie noch allerlei Koſten verurſacht, da ſie roth angeſtrichen war, wie ſämmtliche Kaleſchen der reichen Pfarrer, Dekane und Pröbſte der Umgegend und mein Großvater nicht für einen Geiſtlichen gehalten werden wollte. Die rothe Farbe wurde demgemäß mit einer blauen überzogen. Da aber das Blau nicht dick genug aufgetragen war, außerdem der Zeit und dem Wetter wich, ſchlug das geiſtliche Roth durch die dünne Hülle immer wieder durch und es gab eine höchſt niederſchlagende Farbenmiſchung. Trotzdem war die Arche Noäh der Stolz des Großvaters und der ganzen Familie, denn wir waren die einzigen Bürgerlichen der ganzen Umgegend, die eine Kaleſche beſaßen; dennoch, da mein Großvater es nicht liebte, übertriebenen Luxus zu treiben und vor Allem den Neid ſeiner Mitbürger nicht wecken wollte, kam die Arche Noäh nur bei ſeltenen und höchſt feierlichen Gelegenheiten zum Vorſchein. Es ging gewiß immer etwas Großes vor, wenn ſie ſelbſt aus der Scheune hervorgezogen und wenn die Kiſſen und das Spritzleder aus der Kammer, wo man ſie beſonders verwahrte, hervorgeholt wurden. Heutzutage würde eine verweichlichte und verderbte Welt mit Spott auf eine Kaleſche niederſehen, die vorn unmittelbar auf der Achſe lag und in dieſen Theilen ebenſo erſchüttert wurde wie jeder gewöhnliche Bauernwagen, damals aber war man ſtolz auf die zwei weit ausgebogenen Federn, auf denen ſie ſich mit dem hintern Theile zu wiegen begnügte. Es iſt wahr, daß man in der Arche Noäh niemals eine Reiſe ohne irgend einen kleinen Unfall zurücklegte, da ſie bereits ein bedeutendes Alter hinter ſich hatte und daß die Großmutter den Großvater immer mit größerer Beſorgniß in der Kaleſche als in einem gewöhnlichen Bauernwagen abreiſen ſah — aber es war doch eine Kaleſche, und da man ſie beſaß, war man es ſich und ſeiner Würde ſchuldig ſie bei großen Gelegenheiten zu benutzen. Das Erſcheinen der Kaleſche auf dem Hofe war immer ein Ereigniß, erfüllte mein Gemüth immer mit großer Feierlichkeit und prägte ſich darum meinem Gedächtniſſe ein. Und ſo erinnere ich mich ganz wohl, wie der Großvater hineingehoben wurde, wie ihm mein Vater nachſtieg, wie Beide ihre Sonntags-Kleider anhatten und wie die Großmutter Beiden anempfahl, ſich das Haus Gerhards doch recht anzuſehen und ſich überhaupt genau zu erkundigen; ferner wie Mutter und Großmutter der Kaleſche lange nachſahen, ſo lange ſie ſichtbar war und wie ſie dann noch gedankenvoll im Hofe ſtehen blieben. „Mein armer Melchior,“ ſagte endlich meine Großmutter, „ich hätte nicht gedacht, daß er in ſeinen alten Tagen und mit ſeinem Podagra noch ſo eine lange Reiſe von zwanzig Meilen machen werde. Was thut man nicht für ſeine Kinder! Wenn's nur zum Guten ausſchlägt. Gott gebe es!“

Vater und Großvater blieben viele Tage aus, denn ein Weg von zwanzig Meilen mit eigenen Pferden und einer Kaleſche wie die unſrige, auf ſchlechten Wegen, wie man ſie damals in unſerem Lande nicht anders kannte, nahm wenigſtens drei Tage in Anſpruch und ſo mochten wohl an zehn Tage vergangen ſein, als die Kaleſche wieder in den Hof einfuhr, Großmutter und Mutter ihr entgegen, während Tante Helene in der Stube blieb und unwillkürlich nach der Rampe des Kachelofens griff um ſich daran zu halten. Sie trat erſt auf den Hof, als der Vater ausrief: „Wo iſt denn das Mädel?“ Er drückte ſie in ſeine Arme, küßte ſie und ſagte mit bebender Stimme: „Nun gebe Dir Gott alles Glück und mögeſt Du's nie bereuen! Du biſt Braut.“ Auf dieſes Wort brach Alles in Weinen aus; ich weinte mit und alle Mägde, die auf den Schwellen der beiden Hausthüren erſchienen waren, um die Kaleſche zu ſehen, weinten ebenfalls mit und Alle wußten ſogleich wer der Bräutigam war, obwohl es ihnen Niemand geſagt hatte und obwohl ſie gethan hatten, als ob ſie gar nichts merkten. Sie fanden auch Alle, daß Fräulein Helene ganz recht gethan habe und daß ſie einen ſehr ſchönen Mann bekomme, der ſehr vornehm ausſehe. Helene gab Allen die Hand und lief dann in ihr Zimmer um ſich auszuweinen. Ich lief ihr nach, denn ich hielt es für meine Pflicht ihr ebenfalls zu ſagen, daß ſie Recht habe, wie's die Andern gethan hatten. „Weine nicht, Tante Helene,“ rief ich ihr ſchon von der Schwelle zu, „Du haſt ja ganz recht gethan.“ Sie nahm mich auf ihren Schoos, küßte mich und ſagte: „Gott gebe, daß Du wahr ſageſt.“ Dann fing ſie noch heftiger zu weinen an und ich wußte nicht mehr, was ich ſagen ſollte.

Drittes Capitel.

Der Bräutigam kam bald, und da er zu Hauſe nichts zu thun hatte, blieb er mehrere Tage, und das war für uns Kinder eine luſtige Zeit; er brachte uns Hanswürſte und Steckenpferde mit und zu den Beſuchen, die er mit ſeiner Braut in der Nachbarſchaft machte wurden wir und zwar immer in der Arche Noäh mitgenommen. Im Hauſe wurde viel beſſer gekocht als ſonſt; Gänſe und Truthühner, unſere guten Bekannten verſchwanden vom Hofe und ich durfte bei den großen Mahlzeiten immer mit dabei ſein. Da ſaß Onkel Gerhard immer neben der Tante Helene und ich ſah es ganz deutlich, wie ſie manchmal unter dem Tiſch einander die Hände drückten. Ich ſah auch, wie der neue Onkel die Tante manchmal, wenn ſie allein waren, da ich nicht zahlte, ſehr herzlich und oft umarmte und küßte. Ich glaubte nun den deutlichſten Begriff vom Zuſtande der Brautſchaft zu haben. Dieſer ſetzte ſich für mich aus Beſuchen in der Kaleſche, aus gebratenen Gänſen und Truthühnern, Sonntagskleidern, Händedrucken und Küſſen zuſammen. Es ſchien mir der ſchönſte Zuſtand der Welt und ich begriff ſehr wohl, daß Neuberg, der zu dieſem Zuſtand nicht kommen konnte, der einzige Traurige in der Geſellſchaft war; der Leſer weiß es ſchon, daß dieſer ebengenannte junge Mann zu den unglücklichen Bewerbern der Tante Helene gehörte. Er war der Sohn des Dorfarztes, der, ſolange er lebte, der gute Freund des Hauſes geweſen, und deſſen Freundſchaft ſich auf den einzigen Sohn vererbte. Auch er hatte Arzt werden ſollen, fiel aber zu wiederholten Malen durchs Examen, ergab ſich in ſein Schickſal und lebte auf dem Dorfe von der Rente des kleinen Vermögens, das ihm ſein Vater hinterlaſſen. Er hatte keine andere Beſchäftigung als die, der Tante Helene alle möglichen Aufmerkſamkeiten zu erweiſen, immer für ſie beſorgt zu ſein und ihr trotz wiederholter Zurückweiſungen den Hof zu machen. Er gab es ſelber zu, daß er gar nicht der Mann ſei, der auf ein Mädchen wie Helene Brant Anſprüche erheben dürfe. Er nannte ſich ſelbſt eine Vogelſcheuche, eher gemacht abzuſtoßen als anzuziehen und einen Menſchen, der offenbar zu Nichts nütze ſei, da er nicht einmal das leichte chirurgiſche Examen habe machen können.

Aber wer konnte ihm verbieten die Reize Helenens und alle ihre Vorzüge anzuerkennen und ſie zu lieben. Was wäre es, wenn er das nicht thäte, was ihm allein einen Werth in ſeinen eigenen Augen gab. Es war gewiß ein Zeichen ſeiner Aufrichtigkeit, daß er nach der Verlobung wie vorher alltäglich ins Haus kam, freilich noch etwas ſchweigſamer als ſonſt und nach einigen Tagen auch etwas trauriger. Es fragte ihn Niemand nach der Urſache und das gerade bewog ihn ſich darüber auszuſprechen und zwar gegen meine Mutter.

„Ihr meinet Alle,“ ſagte er eines Tages nach der Abreiſe Gerhard's, „daß ich aus Eiferſucht traurig bin, oder weil Helene einen Andern gewählt hat. Nicht im Geringſten, ich finde das natürlich, aber ich weiß, daß Ihr über die Verhältniſſe des Verlobten nicht im Klaren ſeid und das man Helenen verlobte, weil ſie verliebt iſt. Wenn ſie nun ihre Liebe in Unglück ſtürzt?“

„Nun,“ fragte meine Mutter zurück, „hätten Sie an unſerer Stelle anders gehandelt? Sie behaupten ja immer, daß die Liebe bei einer Heirath die Hauptſache ſei, hätten Sie Helenen einen Mann verſagt, den ſie liebt, nur weil er arm iſt?“

„Gott bewahre“ rief Neuberg, „ein Mal weil es gegen meine Grundſätze wäre, dann weil ſich

Helene nichts verſagen läßt. Hättet Ihr Euch dieſer Heirath widerſetzt, ſie hätte ihn erſt recht und trotz Euch genommen.“

„Nun alſo?“ fragte meine Mutter wieder.

„Ich wünſchte nur,“ fuhr Neuberg fort, „daß Ihr Perſonen und Verhältniſſe beſſer kennen gelernt hättet. Dann wenn etwas nicht richtig iſt ließe ſich doch vorbauen.“

Meine Mutter tröſtete ihn damit, daß die Brautreiſe demnächſt unternommen werden ſolle. Es war nämlich Sitte in bürgerlichen Kreiſen unſeres Landes, daß die Braut, wenn ſie ſich auf eine gewiſſe Entfernung verheirathete, vorher in Begleitung von Anverwandten das Haus des Bräutigams beſuchte, um Haus und Familie kennen zu lernen. Meine Mutter ſollte die Brautreiſe mitmachen und ſie verſicherte dem beſorgten Neuberg, daß ſie ſich recht umſehen wolle. Sie war dazu um ſo mehr entſchloſſen als es der ganzen Familie gleich nach der Verlobung wie Schuppen von den Augen fiel und ſich Jedermann ſagte, daß man ſich von dem Wunſche, Helenen zu gefallen, zu ſehr hinreißen laſſen und die ganze Angelegenheit überſtürzt habe.

Die Reiſe wurde gemacht, da ich aber nicht mit von der Partie war, ſo kann ich nur berichten was ich mit Staunen nach der Heimkehr durch mehrere

Tage immer wieder und wieder erzählen hörte. Zwar die Tante Helene ſelbſt erzählte Nichts, dafür aber Mutter und Großmutter deſto mehr; ſie waren von Allem was ſie erlebt hatten ſo entzückt, daß ſie ſich, wenn ſie Vater und Großvater nicht zu Zuhörern hatten, die ganze Geſchichte ſelber recapitulirten. Nach dieſen Berichten ſtand es in den Gerhard'ſchen Familien aufs Schönſte und Beſte. Des Bräutigams Mutter war eine vorzügliche Frau, ſeine Schweſtern ganz vortreffliche Perſonen; Helene konnte ſich unmöglich eine beſſere Schwiegermutter und beſſere Schwägerinnen wünſchen, ſelbſt Herrn Altmann, dem Schwager, hatte man unrecht gethan. Es war allerdings wahr, daß er zu hoch hinaus wollte, daß er zu ſehr wie ein großer Herr lebte, dafür aber hatte er auch die Manieren eines großen Herrn, wie man überhaupt von der ganzen Familie Lebensart und Sitte lernen konnte. Es war erſtaunlich, wie ſie ſich in dem Gerhard'ſchen Hauſe auf das Vornehmſein verſtanden. Bei Tiſche z. B. hatte Jedermann bis auf das kleinſte Kind eine Serviette, ein Luxus, der damals in unſerer Gegend noch ſehr ſelten war. Der Braut und ihren Begleiterinnen brachte man des Morgens Orangen ins Bett. Solcher Kleinigkeiten wußten die Heimkehrenden unzählige zu berichten und prieſen Helenen glücklich, in ſolcher Umgebung und in einer ſo großen Stadt künftig leben zu können. Nur Eines fiel ſtörend auf. Der Bräutigam hat der Braut die von der Sitte unumſtößlich gebotene Perlenſchnur nicht geſchenkt. Mein Vater fragte gleich darnach und war ſehr unangenehm berührt, als man ſie ihm nicht zeigen konnte. Man beruhigte ihn damit, daß die Perlenſchnur ganz gewiß nachkommen werde, daß ſie der Bräutigam während des Beſuches, wie es die Sitte gebot, uns darum nicht geſchenkt, weil in dieſer Stadt keine zu haben war, die er für ſchön und Helenens würdig genug gehalten hätte.

Trotz dieſer Verſicherung blieb mein Vater, der nun einmal argwöhniſch war, verſtimmt, und bald ſollte die Verſtimmung bei ihm und bei allen Andern noch größer werden.

In all dem Rumor und in all den Aufregungen nach der Heimkehr hatte man nicht bemerkt, daß Neuberg verſchwunden war, und man war ſehr erſtaunt, ihn nach einigen Tagen vom Walde herab auf der Landſtraße daherkommen zu ſehen, mit einem Felleiſen auf dem Rücken und einem Stock in der Hand, beſtaubt und etwas vernachläſſigt und müde, ganz wie ein Mann, der eine größere Fußreiſe hinter ſich hatte. Man ließ ihn am Hauſe nicht vorübergehen, man rief ihn auf den Hof und er ſollte erzählen, woher er komme, welche wichtigen Angelegenheiten ihn, der ſeit Jahren das Dorf nicht verlaſſen, in die Ferne getrieben haben. Er ſetzte ſich hin an die Seite des Großvaters, räuſperte ſich und war offenbar in Verlegenheit. „Nun,“ ſagte er endlich, „eben weil ich ſeit Jahren das Dorf nicht verlaſſen, iſt es natürlich, daß ich auch einmal eine Reiſe machte. Die wichtigen Geſchäfte, die ich hier verſäumte! nicht wahr, iſt es nicht gleichgültig, ob ich meine faule Haut hier oder anders wo herumſchleppe. Reiſt doch heut zu Tage alle Welt.“

Darauf brachte er das Geſpräch auf einen andern Gegenſtand, erzählte etwas von einem Vetter und fragte die Großmutter wie ſie mit ihrer Reiſe zufrieden ſei? Die Großmutter fing, ſchnell bereit, das bekannte Lied von der Vornehmheit und von der Lebensart des Gerhardi'ſchen Hauſes zu ſingen an und merkte in ihrem Eifer nicht, wie ihr Neuberg mit einem bedenklichen Kopfſchütteln zuhörte und manchmal ein „hm, hm“ oder „ſo, ſo“ dreinbrummte und dabei das Kinn auf den Knopf des Stockes ſtützte. Sie war ſehr überraſcht, als Neuberg in einem Augenblicke, da Helene, vielleicht müde, die Erzählungen von der Vornehmheit ihrer neuen Anverwandten anzuhören, in's Haus gegangen war, ſich plötzlich vorwärts neigte und halblaut in den

Kreis hineinſagte: „Ich war auch in S.. und ich kenne jetzt die ganze Familie ſo gut wie Ihr und vielleicht beſſer.“

„Was? wie?“ fragte Alles wie aus einem Munde.

„Was ſollte ich hier wenn Helene fort war,“ ſagte Neuberg mit großer Einfalt. „Da dachte ich: du gehſt auch nach S.. und erkundigſt dich dort; auf die Weiber kann man ſich ja doch nicht verlaſſen, die laſſen ſich Sand in die Augen ſtreuen, und daß ich Recht hatte, habt Ihr mir eben bewieſen, Frau Brant.“

Die Großmutter wollte auffahren, er aber machte eine beruhigende Bewegung mit der Hand und ſagte mit zitternder Stimme: „Ich habe Euch nicht beleidigen wollen und es handelt ſich da gar nicht darum ob wir miteinander empfindlich ſein wollen, ſondern es handelt ſich um das Glück Helenen's.“

„Er hat Recht,“ ſagte der Großvater und zu Neuberg gewendet, fragte er: „Und was haſt Du erſehen?“

Neuberg ſtand auf, bückte ſich vor und ſagte mit einer heftigen Armbewegung und mit eindringlicher Betonung, obwohl halb leiſe: „Ruinirt, verſchuldet, die Haare auf dem Kopfe ſind ſie ſchuldig, kein Stein ihres Hauſes gehört mehr ihnen — die Mitgift wird nicht hinreichen alle Schulden zu bezahlen. — Und die Orangen, die Ihr gegeſſen habt,“ ſagte er zur Großmutter und zu meiner Mutter, „ſind auch noch nicht bezahlt, und die Perlen die kommen werden, ſind auf Borg bei einem Wucherer genommen, dem ſie nach der Hochzeit zu dreifachem Preiſe bezahlt werden ſollen.“

Nach dieſer Mittheilung drehte ſich Neuberg raſch um und ging, wie empört, daß man dieſe Angelegenheit ſo leichtſinnig betrieben, dem Dorfe zu.

Die ganze Geſellſchaft blieb wie in Erſtarrung ſitzen; Eins ſah das Andere an, ob man nicht das Schweigen brechen wolle, aber Keines hatte den Muth dazu. Wie vorauszuſehen war, fand die Großmutter zuerſt das Wort wieder: „Bah,“ rief ſie, „Narrenspoſſen, als ob man nicht wüßte, daß man dem Narren aufbinden kann was man will. Und ein guter Junge wie er immer ſein mag, darf man doch nicht vergeſſen, daß er von Helenen einen Korb bekommen hat, den er nicht verwinden kann. Was erfindet nicht Alles die gekränkte Eitelkeit und die Eiferſucht.“

„Nein, nein,“ ſchüttelte der Großvater den Kopf, „der Neuberg erfindet Nichts, und was er ſagt, hat jedenfalls —“

Er unterbrach ſich, denn Helene trat wieder in den Hof. Alles ſchwieg und Niemand wußte was draus zu machen, als ſie ihren Blick raſch prüfend über die Geſichter ſtreifen ließ, und den Kopf an die Pfoſte der Hausthüre lehnend und die Arme ineinander verſchränkend traurig vorſich- hinlächelte. Der Großvater lud ſie ein ſich zu ihm auf die Bank zu ſetzen, und legte den Arm um ihren Nacken. Er wollte ſprechen, aber er konnte nicht. Mein Vater, als er Thränen in den alten Augen ſah, ſprang verdrüßlich auf, legte die Arme über den Rücken zuſammen und ging von dannen; die Großmutter und meine Mutter fingen bei demſelben Anblick zu ſchluchzen an. Nur Helene blieb ruhig und ſagte: „Vater, gieb Dir keine Mühe, ich weiß was Du mir ſagen willſt. Was ſoll ich thun? Was befiehlſt Du? Ich bin zu Allem bereit. Nur abſchreiben will ich ihm nicht, denn ich liebe ihn und laſſe nicht von ihm, was immer daraus folgen möge.“

„So weit mein Kind, ſind wir noch nicht,“ erwiederte der Großvater mit ſichtlicher Anſtrengung „wir wollen nur genau wiſſen, was von der Sache zu halten. Gehe hinein und ſchreibe ihm in zwei Worten, daß er hierher kommen und uns Rechenſchaft geben ſolle.“

„Das will ich thun Vater, um Deinetwillen," ſagte Helene und ging ſofort in's Haus.

Mein Vater, Helenens Bruder, war unglückſeliger Weiſe nicht ſo ſanftmüthig wie ſein Alter. Als er hörte, daß Helene an ihren Bräutigam ſchreibe, eilte er hinein zu ihr und beſchwor ſie, die Sache ſogleich und ein für allemal abzumachen. Einen ſolchen Menſchen, der keinen Stand, kein Geſchäft, kein Vermögen, nichts als Schulden habe und nichts könne als etwas Violinſpielen, könne ſie ja doch nicht heirathen. Da ihm Helene nur mit ruhigem Lächeln antwortete, erzürnte er ſich immer mehr und befahl ihr ihm ſogleich zu ſchreiben, daß ſie ihn als einen Betrüger anſehe und drohte ihr, wenn ſie das nicht thue, ſie nicht mehr als ſeine Schweſter betrachten zu wollen.

„Ich werde es nicht thun," antwortete Helene ruhig und mein Vater verließ ſie im höchſten Zorn und verſicherte draußen im Hofe, daß er ſich in die dumme Geſchichte nicht mehr miſchen wolle und daß er die eigenſinnige Schweſter ihrem Schickſale überlaſſe.

Am ſelben Abend kam ein kleines Packetchen an, das, wie Alles an Melchior Brant & Sohn Adreſſirte, bei meinem Vater abgegeben wurde, er öffnete es; es waren die Perlen. Unwillig warf er ſie auf den Tiſch, dann in der Aufregung, da ich allein mit ihm im Zimmer war, legte er ſie mir in die Hände und ſagte: „Bringe ſie hinüber der Tante Helene und ſage ihr, das ſind Thränen und daß ſie von dort aus nichts Anderes erwarten ſolle.“

Ich hatte von jeher einen Stolz dareingeſetzt meine Commiſſionen gut zu beſtellen und mit den Perlen in der Hand wiederholte ich mir meinen Auftrag während des ganzen Weges hinüber in das Haus des Großvaters. Helene ſaß in einem Winkel am Ofen als ich vor ſie hintrat. Ich hielt ihr die Perlen vor die Augen und ſagte: „Papa läßt Dir ſagen: das ſind Thränen und daß Du von dort aus nichts Anderes erwarten ſollſt.“

Tante Helene ergriff die Perlen, drückte ihr Geſicht darein und im ſelben Augenblicke war die Schnur in ebenſoviele Thränen getauft als ſie Perlen enthielt.

Viertes Capitel.

Onkel Gerhard ließ nicht lange auf ſich warten; er kam auf die Vorladung der Tante in der möglichſt kurzen Zeit. Von allen Mitgliedern der Familie, Tante Helene ausgenommen, war ich vielleicht der Einzige, der ihn mit der alten Herzlichkeit empfing. Ich wußte wohl ſchon, daß er kein Geld hatte und wußte auch, da ich in einem Geſchäftshauſe erzogen war, daß man dem Gelde viel Achtung ſchuldig ſei, aber in mir überwog die alte Liebe zum Onkel Gerhard und das Mitleid, daß er kein Geld haben ſollte. Als ob er das gefühlt hätte, kehrte er von den kalten Händedrücken und Begrüßungen immer wieder zu mir zurück, um mich auf's Neue zu küſſen. Ich bemerkte auch, daß es mit dem Kochen und Backen diesmal nicht ſo eifrig herging wie früher und bei Tiſche machte ich die laute Bemerkung, daß wir ſonſt, wenn Onkel Gerhard da war, beſſer zu eſſen bekamen. Von dem Augenblicke an wurde das

Geſpräch noch ärmer als es bis dahin geweſen und der Abend wäre in der größten Schweigſamkeit und allgemeiner Beengung hingegangen, wenn ich nicht gleich bei der Ankunft des Onkels bemerkt gehabt hätte, daß er dieſesmal ſeine Violine mitbrachte. Mutter und Großmutter hatten von ſeinem Violinſpiel ſo viel erzählt, daß ich wirklich außerordentlich begierig war ihn zu hören. Ich forderte ihn zum Spielen auf und leiſtete der Geſellſchaft, die nicht wußte was mit ſich und ihm anzufangen, einen ebenſo großen Dienſt, als ich ihr vorhin eine Verlegenheit bereitet hatte. Alle Welt ſtimmte mit ein und Onkel Gerhard holte ſeine Violine, die er wie er ſagte mitgebracht, weil er es meiner Mutter verſprochen hatte. Er ſpielte mehrere ungariſche und Zigeunerweiſen. Ich hätte nicht den Muth mein ſiebenjähriges Urtheil hier für ihn abzugeben und zu ſagen, daß er vortrefflich ſpielte, wenn es nicht auch mein Großvater geſagt hätte, der als Böhme in ſeiner Jugend ebenfalls geſpielt hatte, und wenn ich mich nicht erinnerte, welche Wirkung Onkel Gerhard mit ſeiner Violine hervorbrachte. Vergaß doch ſelbſt mein Vater darüber, daß es ein über den Kopf verſchuldeter Menſch war, der ſo ſpielte. Schon nach dem erſten Stücke war der böſe Geiſt gebannt, der den ganzen Abend über dem Kreiſe gewaltet hatte. Alles war aufgeregt, Alles war gerührt und man ſprach mit dem Onkel Gerhard, wie man immer mit ihm geſprochen und als ob er keinen Kreuzer Schulden hatte. Meine Großmutter ließ ſich zu dem Ausruf hinreißen: Der Beſitz einer ſolchen Kunſt ſei allein fünftauſend Gulden werth und mein Vater flüſtere meiner Mutter, auf deren Schooß ich ſaß, in's Ohr, man ſollte glauben, daß man nichts beſitzen dürfe, um ein ſolcher Künſtler zu ſein. Meine Mutter hingegen antwortete ihm, daß man viel Kummer haben müſſe um ſo traurig ſpielen zu können. Am ruhigſten war wieder Tante Helene, die in ihrem Winkel am Ofen ſaß, im dunkelſten Winkel der Stube, in dem man Nichts ſah, als ihre Augen, die aus dem Dunkel hervorleuchteten.

Der Großvater war nach dieſem Spiele nicht in der Stimmung, die Hauptangelegenheit, wie er ſich vorgenommen hatte, noch heute mit dem Onkel Gerhard zu behandeln und ihn betreffs ſeiner traurigen Verhältniſſe zu verhören. Er verſchob dieſes ſchmerzliche Geſchäft auf morgen. Als aber der Morgen anbrach, war der Onkel Gerhard über alle Berge.

Die Ueberraſchung war ſehr groß und Niemand wußte wie er ſich dieſes Verſchwinden deuten ſolle; mein Vater war ſchon geneigt die Sache als abgemacht und zwar als glücklich abgemacht zu betrachten, als Tante Helene hervortrat und erklärte, ſie habe ihren Bräutigam zu dieſer ſchnellen Abreiſe bewogen.

„Du haſt mit ihm gebrochen, Du haſt ihm den Abſchied gegeben?“ fragte mein Vater raſch.

„Nein,“ antwortete Helene trocken, „ich wollte ihm Euere Verhöre erſparen und die Geſtändniſſe, die er Euch zu machen hatte. Es war ihm leichter in dunkler Kammer die Geſtändniſſe mir zu machen und ich werde ſie Euch nicht vorenthalten.“

Sie nahm einen Stuhl, ſetzte ſich meinen und ihren Eltern gegenüber und begann im ruhigſten Erzählertone: Gerhard ging in ſeinem neunzehnten Jahre auf Reiſen, kurz nach dem Tode ſeines Vaters. Dieſer hatte ihn zum Kaufmann beſtimmt, Gerhard fühlte aber keinen Beruf zum Kaufmannsſtande und ging in die Welt um ſich umzuſehen, wie und wo er ſeinen Neigungen gemäß, ſein Glück machen könne. Er war nicht dazu geſchaffen, hinter dem Ofen ſeines väterlichen Hauſes ſitzen zu bleiben. Sein Vormund, Herr Altmann, gab ihm eine kleine Summe mit, die bald dahin war. Glücklicherweiſe machte er die Bekanntſchaft eines jungen ungariſchen Magnaten, der ihn ſehr lieb gewann und ihn an ſeine Perſon, als Secretair, als ſo etwas, mehr noch als Freund attachirte. Mit dieſem ungariſchen Edelmann durchzog er die verſchiedenſten Länder, vorzugsweiſe die ungariſchen. Er war glücklich, er ritt, er jagte, er verbrachte ſeine Zeit auf den Steppen Ungarns, er lernte die Violine ſpielen von den Zigeunern und einige glückliche Jahre vergingen ihm in einem luſtigen und wilden Leben. Er war indeſſen großjährig geworden und er ſchickte ſeinem Schwager und Vormund Gregor Altmann, auf deſſen Verlangen eine Vollmacht, ſein Vermögen nach Belieben zu verwalten. Was lag ihm an dieſem kleinen Vermögen, deſſen er nicht bedurfte! Es beunruhigte ihn auch ſehr wenig, als er erfuhr, daß Herr Altmann ſich in allerlei Speculationen einlaſſe und höchſt wahrſcheinlich ſein Vermögen verthue. Er hatte eine gute und angenehme Stellung und freute ſich nur, daß ſein väterliches Erbe ſeiner Familie zu Gute komme. Da ſtürzte der ungariſche Magnat, ſein Freund, von einem wilden Pferde und ſtarb in Folge des Sturzes. Gerhard ſtand plötzlich hülf und brodlos da. Der Magnat hatte ihm verſprochen dauernd für ihn zu ſorgen, aber ſeinen Erben, entfernten Anverwandten war Gerhard unbekannt. Zur ſelben Zeit erhielt er einen Brief, der ihn um raſche Hilfe für ſeine Familie anging und ihn bat, im geeigneten Falle ſelber nach Hauſe zu kommen. Gerhard hatte in Ungarn Nichts mehr zu ſuchen, das Land war ihm durch den Tod ſeines lieben Freundes verleidet und er eilte auf dieſe Aufforderung in die Heimat zurück. Hieß es doch in dem Briefe, daß es ſich um Ehre und Wohlergehen der ganzen Familie handle. Dem war auch ſo. Wäre Gerhard nicht zurückgekehrt, hätte der Schwager wegen Schulden, vielleicht wegen Aergerem, in's Gefängniß wandern müſſen und wäre das Haus, die einzige Zufluchtsſtätte ſeiner alten Mutter, verkauft worden. Gerhards Erſcheinung flößte den Gläubigern, welche zum Theil ſeine Gläubiger waren, da Altmann, die Vollmacht benutzend, auf ſeinen Namen Schulden gemacht hatte, wieder Vertrauen ein. Es leuchtete ihnen ein, daß ſie mit Strenge verfahrend nur eine bis dahin ehrenwerthe und geachtete Familie zu Grunde richten würden, ohne ſich ſelbſt zu nützen und daß ſie nur gewinnen konnten, wenn ſie Gerhard eine Friſt geſtatteten. Altmann ſtellte ihnen vor, daß es Gerhard nicht fehlen könne, daß er in Kurzem eine gute Partie machen müſſe und daß ſie mit Hilfe der Mitgift befriedigt werden ſollten. Gerhard erkannte, daß auf ihm allein die Rettung der Familienehre beruhe. Dieſe auf eine andere als die vom Schwager eingeleitete Weiſe herbeizuführen — dazu fehlte es ihm an Zeit, da die Gläubiger eine genau begrenzte Friſt beſtimmten. Wollte er auf Alles das nicht eingehen, ſo wurde ſeine Mutter mit beiden unverheiratheten Schweſtern obdachlos und mußte er ſelbſt mit ſeinem Schwager in's Gefängniß wandern und die Mutter ſammt der ganzen Familie dem Elende preisgeben. Unerfahren in den Geſchäften und in dergleichen Angelegenheiten und entſetzt über die Verwirrung, über das Gewebe von Vergehen und Leichtſinn, in das er blickte, war es dem Schwager leicht ſich ſeiner ganz zu bemächtigen und ihm das Verſprechen abzuringen, ſich von ihm leiten zu laſſen, bis ſie Beide aus den drohenden Gefahren gerettet ſind. Das Alles erzählte er mir heute ausführlich, aber ich wußte es von Anfang an aus einzelnen Mittheilungen. Mich hat er nicht betrogen; ich wußte was ich that. Ja es iſt wahr, er kam von ſeinem Schwager geführt hierher um mich zu betrügen, nur um meiner Mitgift halber, aber er kam das zweite Mal allein zurück, um mir die Wahrheit und Lebewohl zu ſagen.

„Jetzt aber," rief mein Vater, „wirſt Du dich doch nicht länger beſinnen — jetzt, Da du weißt wohin Deine Mitgift wandern ſoll."

„Wird ihm damit geholfen," fragte Helene lachelnd, „wenn ihm meine Mitgift entgeht? Habe ich Dir nicht geſagt, daß ich ihn liebe? Welchen beſſern Dienſt kann mir die Mitgift leiſten, als den, daß ich ihn damit vor Gefängniß und Schande bewahre? Er braucht meine Mitgift und er braucht mich. Er iſt nicht ein practiſcher Menſch wie wir hier alle ſind, er iſt ein Künſtler von Natur und es iſt nicht ſeine Schuld, daß er um ſeine Jugend gekommen, ohne ſich wie er es verdiente, ausbilden zu können.“

Sie ſtand auf wie Einer, der in einer Verhandlung ſein letztes Wort geſagt.

Die Zeit, die jetzt folgte, ſchwebt mir in meiner Erinnerung als eine überaus düſtere vor. Man ging durch's Haus als befände ſich ein gefährlicher Kranker darinnen. Der Großvater ſaß gedankenvoll in ſeinem Lehnſtuhle; die Großmutter kam von Zeit zu Zeit herüber und erzählte wie unruhig Helene ihre Nachte verbringe. Bei meinem Vater äußerte ſich die Trauer als Verdrießlichkeit und ich kann jener Zeiten nicht gedenken, ohne mich zugleich der verſchiedenſten Puffe zu erinnern, die ich damals in bedeutender Anzahl erhielt. Trotz dem entſchiedenen Auftreten der Tante Helene, das zum Zwecke hatte alle Verhandlungen abzubrechen, ließ man doch nicht ab, man ſtellte ihr fortwahrend vor, welchem Unglück ſie entgegengehe und daß es ihr Klugheit und Pflicht gebieten, Gerhard den Abſchied zu geben. Man konnte beinahe nicht anders mehr im Hauſe ſprechen und wie ſehr mich die Angelegenheit zu Anfang intereſſirte, ſo hörte ich am Ende gar nicht mehr zu, wenn von dieſen Dingen geſprochen wurde. Doch bleibt mir eine Scene ewig gegenwärtig, der Worte wegen, die dabei gefallen ſind und die einen Eindruck auf mich machte, wie ſpäter ſelten irgend eine pathetiſche Scene eines Trauerſpiels.

Es war an einem Morgen. Der Großvater ſaß wieder in ſeinem Lehnſtuhle; Tante Helene ſtand am Ofen, vor einem Spiegel, den ſie auf die mittlere Rampe geſtellt hatte und kämmte ihr langes ſchwarzes Haar. Der Großvater ſprach wieder über das Thema, über das nun ſchon ſeit Wochen geſprochen wurde. Tante Helene antwortete beinahe gar nichts mehr und das begriff ich vollkommen. Ich ſagte mir, daß dieſe beſtändigen Reden die arme Tante fürchterlich langweilen müſſen und ich bewunderte ſie, daß ſie nicht längſt die Geduld verloren. Doch konnte ich bemerken, daß ihre Hand, während ſie den Kamm durch die langen Haare führte, mehr und mehr erzitterte, als der Großvater von der Spitzbubenfamilie des Gerhard ſprach. Sie hielt einen Augenblick lang im Kammen inne, fuhr aber bald wieder fort. Auch der Großvater hatte, eine Antwort erwartend, geſchwiegen. Da dieſe Antwort nicht kam, erhob er ſich auf ſeine gichtkranken Füße, ſtreckte den rechten Arm aus, während er ſich mit dem linken am Lehnſtuhle hielt, und rief mit gewaltiger Stimme: „Helenchen, wenn Du dich auf alle Berge ſtellſt, kannſt Du dein Unglück nicht überſehen!“ Darauf wandte ſich Helene zu ihm und ohne die Hand vom Kamme zu thun, aber mit blaſſen Lippen und glühenden Augen rief ſie zurück: „Ich werde betteln gehen, aber vor Euere Thüre werde ich nicht kommen.“

Ich weiß nicht was darauf erfolgte; dieſe Scene ſteht in meinem Gedächtniſſe für ſich abgeſondert wie ein Bild in einem Rahmen da. Ich weiß nur, daß endlich Hochzeit gehalten wurde und daß ich mich an dem Tage wiederholt zu meiner Mutter und zu Tante Helene beklagte, daß die Hochzeit nicht luſtig ſei. Ich wußte ſchon, wie eine Hochzeit ſein ſollte, denn vor etwas mehr als einem Jahre hatte ſich die Tante Roſalie verheirathet und jener Tag ſchwebte mir als ein Muſter eines Hochzeitstages vor. Der Bräutigam, ein luſtiger Gutsbeſitzer, hatte alle ſeine Bruder und Schwäger, ſämmtlich dicke und rothbackige Landwirthe mitgebracht, der Großvater hatte die ganze Gegend geladen, man tanzte, man ſang, Haus und Hof wiederhallten von Gelächter und die Dorfjugend knallte einen Böller nach dem andern los. Das war heute ganz anders. Unſererſeits hatte man nur die Familie geladen, Schweſtern und Schwäger meines Vaters, welche die Heirath natürlich eben ſo ungern ſahen, wie wir. Der Bräutigam hatte nur eine junge Schweſter mitgebracht, die ſchüchtern durch's Haus ſchlich, als ob ſie Vorwürfen ausweichen wollte. Für einen Tanz war nicht geſorgt und kein Menſch kümmerte ſich um die Dorfjugend, welche ihre Böller aufgeſtellt hatte. So wenig ging an dieſem Tage vor, daß er mir in der Erinnerung zu einem armen kurzen verdrießlichen Momente zuſammenſchrumpfte.

Am nächſten Morgen reiſte Helene mit ihrem Manne und ihrer Schwägerin in der Kaleſche ab. Unter den Abſchiednehmenden ſtand auch Neuberg. Als ſie ihm die Hand reichte, zog er ſie ein wenig aus dem Kreiſe der Umſtehenden und ſagte mit niedergeſchlagenen Augen und ſtotternd: „Helene — Du weißt — ich habe etwas Vermögen — wenn Du einmal etwas brauchſt —“

Zum Erſtaunen Aller, die dieſe Worte nicht gehört hatten, ſchlang Helene die Arme um Neubergs Hals, küßte ihn auf beide Wangen und ſprang dann in den Wagen, der ſich ſchwerfällig in Bewegung ſetzte. Wir ſahen nach, ſo lange wir nachſehen konnten, dann gingen wir ſchweigend in's Haus zurück, wie man von einem Begräbniß zurückkehrt.

Fünftes Capitel.

Als Helene am erſten Sonntag an der Seite ihres Mannes in die Kirche von S.. ging, ſtand an der Thüre ein kleiner alter Mann in fadenſcheinigem Rocke, mit einem alten haarloſen Hute in der Hand. Helene hielt ihn für einen Bettler, als er ſich bei ihrer Ankunft in Bewegung ſetzte und ihr mit dem Hut in der Hand und in unterthäniger Stellung entgegenging. Er gab dieſe Stellung nicht auf, trat ihr aber auf unſchickliche Weiſe ſo nahe, daß er ihr Sonntagskleid mit dem ſchmutzigen Aermel ſeines Rockes berührte und ſagte laut genug, daß es andere Kirchengänger hören konnten: „Wenn dieſe Perlen bis zum nächſten Sonntag nicht bezahlt ſind, reiße ich Ihr ſie vom Halſe.“ Helene fuhr zuſammen. Ihr Blick fiel auf ihren Mann, der auffuhr und den Arm nach jenem Fremden ausſtreckte. Sie faßte dieſen Arm und drückte ihn nieder. Dann löſte ſie die Perlenſchnur vom Halſe und reichte ſie dem Manne hin. „Nicht die Perlen will ich,“ ſicherte ſpöttiſch der Alte, ‚die ſind verkauft, mein Geld will ich.“ Helene band die Perlen wieder um und ging in die Kirche.

Am nächſten Sonntag waren die Perlen bezahlt und waren die Perlen auch ſchon verkauft. Auch die Möbel des Hauſes waren bereits bezahlt; auch mehrere Wechſel waren bereits eingelöſt, und Helene in ihrer Thätigkeit war auch ſchon daran, die eben bezahlten Möbel des Hauſes zu verkaufen, um noch fernere Schulden zu bezahlen. Bald darauf übernahm das Gericht die Fortſetzung dieſer Thätigkeit und verkaufte das Haus. Dies in wenigen Worten die Schilderung der Flitterwochen der Tante Helene. Sie ſelber beſchrieb ſie auf dringendes Fragen ungefähr ſo in ihren nach Hauſe gerichteten Briefen. Keine Klage begleitete dieſe Schilderung, wohl aber die Verſicherung, daß ſie nach einem lange vor ihrer Hochzeit feſtgeſtellten Plane handle. Aber betteln ging Tante Helene nicht. Mit einer kleinen Summe, die vom Verkauf des Hauſes übrig geblieben war, pachtete ſie in der Nähe der Stadt S. eine ſogenannte Häuslerwohnung mit einigen Strich Feldes; mit dem Werthe ihrer Feſtkleider, die ſie verkaufte, ſchaffte ſie die erſte Ausſaat an. Niemand von uns ſah ſie in dieſen neuen Verhältniſſen, ſah ſie auf dem Felde arbeiten. Ihr Vater war zu krank geworden, um die Reiſe zu machen, und ſie hatte ſich ganz beſonders ausbedungen, daß ſie mein Vater nicht früher beſuchen ſolle, als bis ſie ihn einlade. Ein Jahr nach der Hochzeit ſchrieb ſie uns, daß ſie einen Knaben geboren und daß ihre wenigen Felder genug getragen, um ihre Familie ſammt der alten Mutter ihres Mannes, die ſie bei ſich hatte, zu ernähren. In einem ihrer Briefe hieß es: „o wie herzlich würdet Ihr meinen Mann um Verzeihung bitten, wenn Ihr ihn bei Regen und Sonnenhitze auf dem Felde arbeiten oder die Frucht auf ſeinem Rücken zu Markte tragen ſähet. Mein Kind, das Ebenbild ſeines Vaters, blüht und gedeiht. Abends, wenn er nicht zu müde iſt, ſpielt uns der Vater auf der Violine vor. Wir ſind glücklich.“

Als der Großvater von dieſem Glücke hörte, verkaufte er ſeine Kaleſche, ſeine Pferde, und verfügte, daß künftig für ſeinen Haushalt nur die Hälfte der bisherigen Summe aus der Caſſe der Compagnie genommen werde, ſchickte den Erlös für Kaleſche und Pferde und die halbe Summe ſeines Haushaltungsgeldes für mehrere Monate an Helene. Das Geld kam nach einer Woche mit Dank zurück. Helene verſicherte, daß ſie es nicht brauche.

Es vergingen drei und vier Jahre; der Großvater wurde immer unbeweglicher, die Großmutter alterte raſch und was im letzten dieſer Jahre vorging, kann ich im Einzelnen nicht mehr mittheilen, da ich mich um dieſe Zeit bereits in der Hauptſtadt auf der Schule befand. Ich weiß nur, daß man damals zu Hauſe um Tante Helene mehr als früher beſorgt wurde. Es war ein ſchlechtes Jahr. Im Frühling hatten ſtarke Wolkenbrüche beinahe im ganzen Lande die Ausſaat zerſtört; was die Wolkenbrüche des Frühlings übrig gelaſſen, vernichtete eine furchtbare Sommerdürre. Man ſah mit Schrecken dem Winter entgegen und es begann im Herbſte eine allgemeine Flucht vor den erwarteten Schrecken der Hungersnoth dieſes Winters. Die Regierung und einige große Magnaten benutzten das Unglück Böhmens, um Ungarn zu bevölkern und in unangebauten Gegenden dieſes Landes Colonien anzulegen. Man erließ Proclamationen, die zur Auswanderung nach Ungarn aufforderten, und Geiſtliche und Aemter, welche in der Auswanderung die einzige Rettung vor der Hungersnoth ſahen, unterſtützten dieſe Proclamationen und munterten das arme Volk auf, indem ſie ihm auch Anweiſungen über Wege und Ziele gaben. Es war damals, als ob die halbe Bevölkerung Böhmens auswandern wollte. Von

Auswanderungen nach Amerika wußte man noch nichts in dieſem Lande, und ſo wandten alle vom Elend Bedrohten ihre Blicke dem üppigen, fruchtbaren Ungarn zu, das ihnen als ein gelobtes Land geprieſen wurde. Auf allen Wegen ſah man Schaaren zu Fuß und zu Wagen ſich dem Oſten entgegenbewegen.

Der Schrecken in unſerm Hauſe war groß, als das Gerücht dahin drang, daß auch Tante Helene mit Mann und Kind auswandern wolle. Der Großvater war unfähig, zu ihr zu eilen, um ſie zurückzuhalten und ſo war mein Vater gezwungen, ſein Wort zu brechen und ſich ihr auch ohne Einladung wieder zu nähern. Er kam durch Prag, wo er mich abholte, da ich eben Ferien hatte, und wir ſetzten die Reiſe nach S. in Eile fort.

Wir fanden das Haus, das Tante Helene gepachtet hatte, bereits von einem anderen Miethsmanne bewohnt, von dieſem aber erfuhren wir, daß die Familie Gerhard in einem kleinen mit Leinwand bedeckten Leiterwagen, der von einem Pferde gezogen wurde, erſt geſtern die Reiſe angetreten habe. Es konnte uns nicht ſchwer werden, den mit allerlei Hausrath beladenen Einſpänner mit unſern zwei guten Pferden zu erreichen. Mein Vater beſann ſich auch nicht lange und wir legten noch am ſelben Tage eine Strecke auf der mähriſchen Straße zurück. Nachdem wir in einem kleinen Städtchen übernachtet und die Pferde hatten gehörig ausruhen laſſen, ſetzten wir am nächſten Morgen die Reiſe im raſchen Trabe fort. Die Flüchtlinge konnten nicht mehr ferne ſein und wir ſahen fortwährend und mit angeſtrengten Augen der Straße nach, ob wir ſie nicht bald entdeckten. Wir kamen an manchem Auswandererwagen vorüber, aber es war immer nicht der, den wir ſuchten. Gegen Mittag ſahen wir abſeits vom Wege im Schatten eines Waldſaumes eine Gruppe, die wir jedenfalls in der Nähe ſehen mußten, um nicht möglicherweiſe an Denen, die wir ſuchten, vorüberzufahren. Wir ließen Wagen und Pferde unter der Hut des Kutſchers auf der Straße und gingen durch den Wald jener Gruppe entgegen. Unſer Weg führte uns durch ein Dickicht, das uns die Gruppe bald verbarg, und wir wußten nicht, ob wir die dahin führende Richtung einſchlugen, als mit einem Male, als wollte er uns auf den rechten Weg führen, der Ton einer Violine erklang. Wir hielten Beide inne. Mein Vater lehnte ſich an einen Baumſtamm und ich glaube, daß er geweint haben würde, wenn ich nicht zugegen geweſen wäre. Leiſern Schrittes und vorſichtig ging er endlich vorwärts und ſuchte alles Geräuſch der Zweige und der Schritte durch das Laub zu vermeiden. Ich ſolgte ihm und wir kamen an eine Stelle, kaum zwanzig Schritte von der Gruppe, die wir hier genau und mit Muße betrachten konnten. Ein kleiner mit einer weißen Plaue gedeckter Bauernwagen ſtand am Saume des Waldes auf ebenem Boden und daneben ein ausgeſpanntes Pferd, das ſeine Mittagsmahlzeit hielt. Etwas tiefer in den Wald hinein, unter dem Schatten der Buchen, ſaß die uns ſo nahe Familie. Onkel Gerhard hatte einen gefallenen Stamm zu ſeinem Sitze erleſen und ſtrich die Violine mit großer Lebhaftigkeit. Ein breitkrämpiger Hut ſaß auf ſeinem Kopfe und beſchattete das von Sonne und Wind gebräunte Geſicht, das noch ſo ſchön war wie ehemals, und inſoferne ſchöner, als es einen kräftigern und männlichern Ausdruck hatte. Neben ihm auf dem Baumſtamme lag ein brauner Rock, den er abgeworfen hatte, um in Hemdärmeln bequemer geigen zu können. Starke weitfaltige leinwandene Beinkleider wurden durch einen breiten Ledergürtel um den Leib feſtgehalten. Er hatte ein Bein über das andere geſchlagen und ſah, während er ſpielte, auf ſein Kind hernieder, welches, den Kopf in den Schooß der Mutter gelegt, trotz dem lauten Spiel vortrefflich ſchlummerte. Tante Helene hatte die eine Hand auf den blonden Lockenkopf gelegt, während ſie das

Kinn in die andere ſtützte; ſie ſah mit Lächeln zu ihrem Manne hinauf und bewegte den Kopf ſanft nach den Bewegungen der Melodie. Sie hatte ſich erſtaunlich wenig verändert. Trotz dem braunen Baumwolltuch, das ſie wie einen Turban um den Kopf geſchlungen hatte, und dem ganzen aus blauer Leinwand beſtehenden bäuerlichen Anzuge hatte ich ſie, wie immer, im erſten Augenblicke als meine ehemalige ſchöne Tante Helene erkannt. Es iſt wahr, daß ſie etwas magerer geworden, daß die Friſche ihrer Wangen dahin war, aber die ſchöne Form des Geſichtes war noch ganz und gar dieſelbe, die Augen dunkel und glühend wie ehemals, nur blickten ſie ſanfter und milder. Zwiſchen ihr, die im Mooſe ſaß, und ihrem Manne lagen noch die Reſte einer einfachen Mahlzeit und ſtand ein großer irdener Krug. Das ganze Bild, das wir mit Rührung betrachteten, machte den Eindruck leichten und ſorgloſen Glückes. Es war, als ob mein Vater nicht den Muth hätte, dieſes Stillleben zu ſtören, denn er hielt immer wieder inne, wenn er eine Bewegung gemacht hatte, um ſich der Gruppe zu nähern. Mich aber, ſobald ich in das Geſicht der Tante Helene geſehen und es ſo unverändert gefunden hatte, zog es unwiderſtehlich zu ihr und, ohne meinen Vater zu erwarten, ſprang ich aus dem Gebüſche und küßte einen Augenblick darauf ſonderbarer Weiſe weder Tante noch Onkel, ſondern das ſchöne Kindergeſicht meines kleinen Vetters.

Was ſoll ich noch lange erzählen und beſchreiben. Tante Helene nahm ihren Bruder wie eine zärtliche Schweſter auf; ſie war glücklich, bevor ſie in die Fremde ging, noch in zwei Geſichter aus ihrer Familie blicken zu können; aber von dem Entſchluſſe, in die Ferne zu gehen und ſich mit ihrem Manne ein ſelbſtſtändiges Loos zu gründen, war ſie nicht abzubringen. Eben ſo wenig war ſie zur Annahme verſchiedenſter Anträge, die ihr mein Vater machte, zu bewegen, und er hatte am Ende nicht mehr den Muth, ſelbſt dem Kinde etwas anzubieten. Er benutzte die Freude, die das Kind an den Brelocks ſeiner Uhr hatte, um ihm dieſe ſammt der goldenen Kette umzuhängen. Die Tante bemerkte das und lächelte, und ihr Bruder drückte ihr dankbar die Hand dafür, daß ſie dem Kinde die Annahme des Geſchenkes erlaubte.

Die wenigen Stunden, die wir mit den Auswanderern am Saume des Waldes verbrachten, leben in meinem Gedächtniſſe als eine der ſchönſten Idyllen, die ich jemals erlebt oder geleſen. Als ſich die Sonne zu neigen begann, ſpannte der Onkel das Pferd vor den Wagen und führte dieſen wieder auf die Landſtraße. Mein Vater nahm das Kind auf den Arm und wir folgten. Auf der Landſtraße trennten wir uns wieder — ich will nicht ſagen wie traurig.

So lange die Großeltern lebten, bekamen wir aus Ungarn manchen wohllautenden Brief; ſeitdem die beiden Alten begraben, iſt uns Tante Helene ganz aus dem Geſichte verſchwunden.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Novellen

von

Moritz Hartmann.

Dritter Theil:

Der Gefangene von Chillon.

Hamburg,
Hoffmann & Campe.
1863.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Der
Gefangene von Chillon.

Novelle

von

Moritz Hartmann.

Hamburg,
Hoffmann & Campe.
1863

Der Autor behält ſich das Recht der Ueberſetzung in die franzöſiſche und engliſche Sprache, wie in die übrigen Sprachen vor.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Druck von Trömner & Dietrich (früher Hotop) in Caſſel.

Der Gefangene von Chillon.

Hiſtoriſche Novelle in zwölf Capiteln.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Erſtes Capitel.

Die Heimkehr.

Auf dem grünen, von blühenden Linden beſchatteten Hafenplatze von Vevay war es ſeit Wochen nicht ſo lebhaft wie heute. In dem kleinen Hafen war es zwar ſtill; die Segel waren eingerefft, die Ruder lagen auf den Bänken der Schiffe, Ketten und Seile hielten die Fahrzeuge ſo nahe an's Ufer gebunden, daß ſie ſich bei dem leiſen Mittagswinde, der die Wellen ſanft an's Ufer plätſchern machte, kaum zu regen vermochten. Von Schiffsleuten war nichts zu ſehen; in der Hafenſchenke war es ruhig und man konnte aus der Stille und allgemeinen Ruhe ſchließen, daß der Verkehr auf dem See vollkommen eingeſchlafen und daß keine Hoffnung da war, daß er ſobald wieder erwachen ſolle. Aber auf dem grünen Platze lagerten maleriſche, kriegeriſche Gruppen. An die Bäume waren an zehn Pferde und zwei Maulthiere gebunden und neben dieſen letztern ſtand eine prächtige, mit ſeidenen Vorhängen gezierte Sänfte. Hinter den Pferden lagen und ſaßen junge und bärtige Reitergeſtalten, die ihre Reitermäntel abgeworfen hatten und lederne Koller und im Gürtel Dolche und Piſtolen ſehen ließen. Ihr Anführer war offenbar der junge Mann, der etwas von ihnen entfernt, am äußerſten Rande des Platzes, auf dem Steingeländer ſaß und bald gedankenvoll in die grüne Tiefe des Waſſers, bald ungeduldig über die Fläche dem Weſten entgegenſah, als ob er von dort her etwas erwartete. Sein Wamms und ſein Filzhut waren mit goldenen Treſſen beſetzt, ſein Degen ſteckte in einer rothſammetnen Scheide und die Piſtolen ſeines Gürtels waren mit Elfenbeinſchnitzereien ausgelegt. Ein älterer Reiter, deſſen Gewand und Waffen ſich ebenfalls durch größern Reichthum vor denen der andern im Hintergrunde gelagerten Männer auszeichneten und der bis jetzt ſchlafend auf einer Raſenbank gelagert hatte, näherte ſich ihm, gähnte, ſah über den See hinweg und ſtieß einen leiſen Fluch aus.

„Mademoiſelle Claire läßt lange auf ſich warten,“ murmelte er endlich. „Es iſt eine dumme Geſchichte! Muß ſie gerade an dem Tage kommen, da man ſeine Eminenz, Monſieur de Lauſanne in Chillon bewirthet und mir gerade die Ehre zu Theil werden, ſie hier zu empfangen und heim zu begleiten, während es in dem ſonſt ſo langweiligen Neſt von Canarienſect und Malvaſier nur ſo fließt. Seit acht Tagen freue ich mich auf die Ankunft Sr. Eminenz, nicht ſowohl ſeines Segens wegen, als um der ſchönen Räuſche halber, die es heute Abend in Chillon geben wird, und nun! — Wenn ſie uns noch eine Stunde warten läßt, kommen wir, hol' mich der Teufel, jedenfalls zu ſpät. Seit wir San Michele in Bosco bei Bologna geſtürmt und die Pfaffen daraus vertrieben, hat mein edler Gaumen keinen Canarienſect gekoſtet und welchen Malvaſier! Man ſagt, der ſtamme noch aus der guten Zeit des Papſtes Alexander Borgia und dieſer habe ihn von ſeinem guten Freunde, dem Großtürken, zum Geſchenke erhalten. Dieſer Papſt verſtand ſich auf dergleichen. Freilich, da der Wein von ihm kam, war Gefahr da, daß man ſeinen Rauſch erſt drüben in der Ewigkeit ausſchlafen könnte — aber als tapfere Schweizer haben wir es doch gewagt und ich bin ein lebender Beweis, daß Alexander Borgia nicht alle Weine der Welt mit ſeinen Pülverchen verſetzt hat. Ha! ha! Der Spaß iſt gut. Der Malvaſier wurde vom Cardinal-Legaten und von den Pfaffen in St. Michele in Bosco nicht berührt, weil ſie

Angſt davor hatten und das kam unſern Kehlen zu Statten. Es war ein ſchöner Tag!“

Das verdrießliche Geſicht des alten Kriegsmannes nahm allmälig einen ganz andern, einen beinahe gefühlvollen Ausdruck an, der ſich in Verbindung mit den buſchigen Augenbrauen, der ſpitzigen gerötheten Naſe, den dicken Lippen ſo komiſch ausnahm, daß der jüngere lächeln mußte. Mit Sehnſucht blickte er über den See, gegen den Dent du Midi und dem Süden zu, ſtreckte die Arme aus und rief: „O Italien, du biſt das einzige Land, in dem es der Mühe werth iſt, ſeine Knochen zu Markte zu tragen. Kaiſer Carl zahlt gut. Sforza noch beſſer, aber beim heiligen Moritz, meinem und meines Landes Schutzpatron! umſonſt wollte ich mich dort todtſchlagen laſſen, wenn es nur wieder losginge! — Aber es wird,“ fügte er freudig hinzu, „glaubt mir, Meſſire de Beaufort, es wird wieder losgehen. Der Friede von Cambrai war, Gottlob, ein fauler Friede. Nicht der Kaiſer, nicht König Franz, nicht der Papſt noch die Venetianer können ſich mit dieſem dummen Frieden begnügen. Glaubt mir, ſobald der Kaiſer mit der dummen Ketzerei in Deutſchland fertig iſt, ſchlägt er in Italien wieder los. Dann ſollen mich nicht hundert Pferde in

Chillon und dieſſeits der Alpen feſthalten. Geht Ihr denn mit, Meſſire de Beaufort?"

Der junge Beaufort zuckte die Achſel. — „Wer kann wiſſen," ſagte er. „Mein lieber Barberouge, ich bin nicht ſo frei, wie Du, und kann meinen Degen nicht immer dahin tragen, wo ich möchte."

„Freilich, freilich!" beſtätigte Barberouge. „Ihr ſeid ein Beaufort und treuer Vaſall des Herzogs von Savoyen. Es iſt auch manchmal gut, kein Beaufort, und ein ganz gemeiner freier Schweizer zu ſein, der ſeine Haut verkauft, wo und wie er mag. Und von den Herzögen von Savoyen kann man nie voraus ſagen, auf welcher Seite ſie ſtehen; die gehen eben dahin, wo der größere Vortheil iſt und bis jetzt haben ſie ſich dabei gut geſtanden. Aber diesmal, glaubt mir, geht der Herzog Carl mit dem Kaiſer Carl."

„Warum glaubſt Du?"

„Schon der verdammten Ketzerei wegen, die Kaiſer Carl verfolgt."

„Das thut auch Franz von Frankreich."

„Ja, daheim in Frankreich, aber im Ausland unterſtützt er ſie. Der nimmt's mit den göttlichen Dingen nicht ſo genau; iſt er nicht der erſte chriſtliche Monarch, der mit dem Großtürken Freundſchaft geſchloſſen? Warum nicht mit den Ketzern? Liebäugelt er nicht mit Denen von Genf, nur um die Stadt dem Herzog vor der Naſe wegzuſchnappen? Dieſelben Prädicanten, die er in Frankreich ſtäupen läßt, ſieht er mit Vergnügen in Genf predigen. Das kann ſich der Herzog nicht gefallen laſſen; wenn ihm Genf entwiſcht, iſt's um alles Land dieſſeits des See's gethan. Darum wird Herzog Carl mit Kaiſer Carl gehen. Der Kaiſer wird ihm dafür ſein Recht auf Genf beſtätigen, das ihm die Genfer Krämer mit ihrem Syndicus beſtreiten. Die Savoyarden wollen wachſen. Nun aber können ſie jenſeits der Alpen nicht weiter; dort ſtoßen ſie überall mit dem Kaiſer, mit Mailand, mit Genua und Frankreich zuſammen; da müſſen ſie ſich dieſſeits der Berge umſehen. Genf iſt ein Schlüſſel und ſo lange ſie Genf nicht haben, ſind ſie des Waadtlandes nicht ſicher. Seit Jahrhunderten haben ſie ein Schloß mitten in der Stadt und ſeit zwanzig Jahren iſt es ihnen auch gelungen, ihre Creaturen daſelbſt auf den Biſchofsſitz zu erheben, und haben ihnen glücklich ihre Herrſchaft über die Bürger abgeluchſt. Sollten ſie ſich jetzt vor dem Häuflein Krämer zurückſchrecken laſſen? und das in einer Zeit, da die Städte in ganz Europa in die Gewalt der Fürſten übergehen? Das wäre ja eine Schande, deren ich mich ſchämen würde, nur weil ich vorübergehend unter dem weißen Kreuze Savoyens diene!“

„Du freier Walliſer,“ lächelte Beaufort, „Du nimmſt Dich ja der Intereſſen meines Herzogs viel wärmer an, als ich, ein Beaufort, ſein treuer Vaſall?“

„Ja, ſo bin ich,“ rief Barberouge und ſtreichelte ſeinen kurzen, krauſen Rothbart, „weß Brod ich eſſe, deſſen Lied ich ſinge. Das macht ja unſere Kraft, die Kraft der Schweizer, daß man ſich auf ſie verlaſſen kann, wenn man ſie einmal bezahlt.“

„Ja wohl,“ ſpottete Beaufort, „verlaſſen, wie damals, als ſie Ludovico Moro von Mailand, den ſie vertheidigen ſollten, die treuen Schweizer, an Frankreich auslieferten.“

„Donnerwetter!“ rief der alte Söldner, „dieſen Vorwurf muß man ſo oft hören und er iſt ſo ungerecht als nur möglich. Ludovico Moro war uns unſern Sold ſchuldig; die Schweizer, die ihn auslieferten, waren ſeine Gläubiger.“

„Richtig, richtig,“ lächelte der Andere wieder, „das habe ich vergeſſen, das entſchuldigt. Er hat ſich zwar voll Vertrauen in ihr Lager begeben, als er im Unglück war, aber er hatte kein Geld — das iſt richtig. Verzeihung, Barberouge, ich habe dieſen wichtigen Punkt vergeſſen.“

Offenbar um das Geſpräch abzubrechen, erhob ſich Beaufort und ſprang auf das Steingelände, um den See vom erhöhten Standpunkte aus beſſer überſehen zu können. „Ich ſehe noch immer nichts,“ ſagte er verdrießlich.

„Ich fange an zu fürchten, daß wir hier umſonſt warten und für nichts und wieder nichts das ganze Gaſtmahl Sr. Eminenz verſäumen,“ brummte Barberouge. „Man kommt heute nicht ſo leicht aus Genf. Da ſind ſehr viele Fälle möglich, die Fräulein Claire verhindern können, Genf zu verlaſſen oder wenigſtens in die Arme ihres Vaters zu eilen. Ich kann mir denken, daß die gottverfluchten Ketzer die Klöſter abſperren oder gar vermauern, um die frommen Schweſtern ſammt und ſonders darin verhungern zu laſſen — und da gehen auch die armen Fräulein mit zu Grunde, die ihrer frommen Obhut anvertraut ſind.“

„Unſinn!“ rief der junge Mann, „die Genfer haben ſich einer ſolchen Grauſamkeit noch nicht ſchuldig gemacht.“

„Von Ketzern kann man Alles erwarten,“ verſicherte der Andere. „Aber angenommen, Fräulein Claire iſt glücklich aus dem Kloſter entkommen — dann kann ſie noch immer den Löffelrittern in die Hände gefallen ſein.“

„Die Löffelritter ſind Feinde Genfs und die Verbündeten des Herzogs; ſie werden ſich an der Tochter eines ſeiner hohen Beamten nicht vergreifen.“

„Ihr werdet mich die Löffelritter kennen lehren,“ lachte Barberouge, „denen iſt Alles gute Beute und wo es zu ſtehlen und zu rauben gibt, fragen ſie nicht erſt, ob das Ding den Genfern oder ihren Bundesgenoſſen gehört.“

„Das iſt wahr,“ beſtätigte Beaufort mit beſorgter Miene, „es ſind erbärmliche Abenteurer und ihre Bundesgenoſſenſchaft gereicht uns nicht zur beſondern Ehre.“

„Bundesgenoſſen nimmt man heut zu Tage, wo man ſie findet,“ lachte Barberouge, „und die Löffelritter ſind dem Herzoge von unſchätzbarem Werthe. Er hat jetzt in Italien zu thun und kann die Genfer nicht unterwerfen, da iſt es gut, daß die Bande da iſt, um ſie fortwährend zu plagen und nicht zu Athem kommen zu laſſen. Kein Genfer wagt ſich mehr vor die Thore und kein Wanderer kann zu ihnen gelangen. Glaubt Ihr, daß die Krämer das lange aushalten? Sie werden müde und wünſchen endlich, daß der allergnädigſte Herzog komme und von ihrer Stadt allergnädigſt Beſitz ergreife. Laßt nur die Löffelritter fortarbeiten, die arbeiten an Vergrößerung der ſavoyiſchen Partei. Man lobt die Genfer ihrer

Starrhalſigkeit wegen, und daß ſie mit ſolcher Geduld ihre Freiheiten und Privilegien vertheidigen, obwohl man ihre beſten Köpfe abgeſchlagen oder in's Gefängniß geworfen — aber glaubt mir, die Feigen ſind überall in der Mehrzahl und die Feigen werden ſchreckliche Helden, ſobald es an den Brodkorb geht. Ich habe immer ſagen hören, es ſei nichts gefährlicher als ein wüthendes Schaf; ſo ein wüthendes Schaf iſt ein Spießbürger, deſſen Geſchäfte nicht mehr gehen. Laßt nur die Löffelritter rauben und plündern; dieſe, in Verbindung mit den Schafen, werden dem erhabenen Bürgerſinn wie der Reform auf einmal ein Ende machen und der Herzog wird nur zu kommen brauchen, um die reifen Früchte abzuſchütteln."

„Hätte mich nur der Oheim gehen laſſen, um das Mühmchen abzuholen," murmelte Beaufort, ohne auf die politiſchen Auslaſſungen des alten Soldaten zu hören, „ich hätte ſie gegen alle Löffelritter der Welt vertheidigt."

„Verzeiht," warf Jener ein, „das wäre ſchon unvorſichtig geweſen. Einen Beaufort und jeden Andern, der aus Schloß Chillon gekommen wäre, hätte man für einen Spion gehalten und Euch, den Neffen, hätte man vielleicht als Geißel für manchen der Ketzer in unſern Gefängniſſen zurückgehalten. Euer Oheim thut ganz recht, die Sache durch Briefe abzumachen. Die Oberin von St. Claire iſt eine kluge Dame und hat Fräulein Beaufort gewiß ſicheren Leuten anvertraut."

„Das muß wahr ſein," rief Beaufort freudig, dort kommt ein Schiff mit einem Zeltdache; ſie iſt es! Gewiß!"

So rufend, ſprang der junge Mann, deſſen verdrießliches Geſicht plötzlich die freudigſte Röthe überzog, vom Steingebäude in den bereit ſtehenden Kahn, munterte die zwei Fiſcher, die darin ſaßen, auf, raſch abzuſtoßen, ſetzte ſich ſelbſt an das Steuerruder und zwei Minuten darauf war er weit draußen auf dem See, dem Schiff entgegenſtrömend. Bald wehte ihm von dieſem ein weißes Tuch grüßend entgegen und Kahn und Schiff hatten ſich noch nicht berührt, als Beaufort, weit vorgebeugt, ſchon dieſelbe Hand drückte, die eben das weiße Tuch geſchwenkt hatte.

„Willkommen in der Heimat, Mühmchen!" rief er mit innigem Ausdruck und beinahe zitternder Stimme.

„Dank, Philibert!" erwiederte das junge Mädchen mit gleicher Innigkeit.

Philibert Beaufort, der beſorgt geweſen, daß ſeine Couſine, mit der er ſeine ganze Jugend verlebt hatte, ihm vielleicht durch die beinahe dreijährige Trennung und durch das Kloſterleben entfremdet worden, fühlte ſich durch den Ton ihrer Stimme und durch Nennung ſeines Taufnamens ermuthigt. Er ſprang in das Schiff und küßte ſie auf die Stirne. Nachdem er ihr ihre Fragen nach dem Vater und warum er ihr nicht ſelbſt entgegengekommen ſei, beantwortet, zeigte er ihr die Sänfte, die ſie am Ufer erwartete, und die Reiter, die ſie begleiten ſollten, wenn ſie die Reiſe vielleicht zu Lande fortſetzen wollte. Claire überlegte einige Minuten und ſagte mit größter Offenherzigkeit: „Wenn Du bei mir bleibſt, ziehe ich es vor, zu Schiffe weiter zu reiſen, anſtatt mich in die Sänfte zu ſperren, wo ich kein Wort mit Dir ſprechen könnte.“

Philibert drückte ihr dankbar die Hand und ſchickte die Fiſcher an's Land zurück mit dem Befehle an Barberouge, aufzuſitzen und nach Chillon zurückzukehren.

Dann ſetzte er ſich auf den Polſter zu Claire. Die Segel, die man eingerefft hatte, blähten ſich wieder und das Schiff zog unter einem leiſen Weſtwinde ſanft dahin, während dort am Ufer die Reiter aufſaßen und gleich darauf dahin trabten, bald bei den Windungen der Buchten hinter Vorgebirgen verſchwindend, bald wieder auf den Pfaden der ſteilen Ufer auftauchend.

„Du biſt lange geblieben, Clairchen," ſagte Philibert, nachdem er ſich ſchweigend an dem Anblicke des ſanft gebräunten Geſichtes mit den blauen Augen und dunkelſchwarzen Locken geweidet hatte — „ſchon fürchteten wir, daß die Genfer Ketzer Schwierigkeiten machten."

„Ich komme ſpät, weil wir bis Hermance conträren Wind hatten; das hättet ihr Euch ſelbſt ſagen können; aber man zieht es vor, gleich Alles den Ketzern in die Schuhe zu ſchieben. Im Gegentheile waren die Ketzer ſehr liebenswürdig gegen mich; ſie begleiteten mich bis an den Hafen und warteten dort, bis das Schiff abgehen konnte, damit mir ja kein Haar gekrümmt werde. Sie benahmen ſich gar nicht, als wäre ich die Tochter des Sire de Beaufort, ihres heftigen Feindes und," fügte ſie langſam und ſeufzend hinzu, „und ihres Kerkermeiſters."

Sie ſchwieg. Auch Philibert ſchwieg eine Zeit lang, dann flüſterte er, daß er von den Begleitern des Fräuleins nicht gehört werden konnte: „Du vertheidigſt die Ketzer, Clairchen. Kommſt Du vielleicht ein klein wenig von der Ketzerei angeſteckt zurück?"

Claire ſah ihm prüfend und lächelnd in's Auge und ſagte: „Ich glaube, ein klein wenig, ein ganz klein wenig bin ich wohl angeſteckt."

„Das muß in der Genfer Luft ſtecken, wie wäre ſonſt die Krankheit bis in Dein Kloſter gedrungen?“ fragte Philibert erſtaunt.

„Ich glaube auch, daß es in der Luft ſteckt,“ ſagte Claire beiſtimmend, „denn in unſerem Kloſter war ſchon Ketzerei, bevor wir den Prädicanten gehört hatten.“

„Ihr habt einen von Denen gehört?“ fragte der junge Mann eben ſo verwundert als neugierig. Er redete weiter und fragte noch leiſer:

„Vielleicht den famoſen Farel?“

„Ja wohl, gerade Farel,“ flüſterte Claire.

„Wie iſt das möglich? im Kloſter?“

„Das kam ſo. Erſt vorgeſtern. Eine dienende Schweſter ſtürzt plötzlich in die Zelle der Oberin und verkündet, ein großer Volkshaufe wälze ſich dem Kloſter der heiligen Clara entgegen. Die Oberin, die glaubt, daß das Kloſter geſtürmt und geplündert werden ſoll, verſammelt ſchnell alle Nonnen, Novizen und uns Koſtgängerinnen und flüchtet ſich mit uns Allen auf den Chor. Aber von Stürmen des Kloſters und von Plündern war gar nicht die Rede, das Volk ſtrömte nur in unſere Kirche; einige Männer trugen Farel auf den Schultern und brachten ihn ſo auf die Canzel. Er fing ſogleich zu predigen an und wir auf dem Chore waren ſeine unfreiwilligen Zuhörerinnen, denn irgend ein Schalk, der uns da oben bemerkt hatte, war höchſt wahrſcheinlich hinaufgeſchlichen und ſchloß die Thüre hinter uns ab. Mehrere der armen Nonnen, da ſie ſich ſo gefangen ſahen, verſtopften ſich die Ohren mit ihren Schleiern, auch manche Novizen und Penſionärinnen.“

„Und was hat mein Mühmchen gethan?“ fragte Philibert, indem er ſich vorbeugte, um ihr in das Geſicht zu ſehen, das ſie bei dieſer Frage raſch abwendete.

„Ich?“ ſagte ſie dann raſch entſchloſſen, „ich habe mir nicht die Ohren verſtopft — ich habe zugehört.“

„Und wie findeſt Du den Prediger?“ fragte Philibert, offenbar mit großer Theilnahme, weiter.

„Farel,“ erwiederte Claire, „machte mir den Eindruck eines ehrwürdigen, ſanften, von Ueberzeugung durchdrungenen Mannes, der, wie die Apoſtel, bereit wäre, für ſeinen Glauben zu ſterben. Was er ſagte, ſchien mir nicht unvernünftig — er erſchütterte mich — ich glaubte ihm.“

„So, ſo,“ murmelte Philibert nachdenklich vor ſich hin. „Nun,“ flüſterte er dann, „da Du ſo offen gegen mich biſt, Clairchen, will ich Dir geſtehen, daß ich auch einen ſolchen Prediger gehört habe!“

„Du?" rief Claire überraſcht, „in Chillon? wie iſt das möglich?"

„Nicht in Chillon, Clairchen, auf dem Hafenplatz in Vevay, wo ich Dich heute erwartete. Es war am Markttage, vor ungefähr vierzehn Tagen. Da erſchien ſo ein Prädicant plötzlich unter der Menge und fing zu predigen an. Das Volk hörte ihm mit erſtaunlicher Aufmerkſamkeit zu, und er hätte wohl zu Ende gepredigt, wenn es nur vom Volke abgehangen hätte — aber da erſchienen plötzlich zwei Dominicanermönche mit dem Stadtbüttel, um ihn zu ergreifen. Sie hätten ſich ſeiner wohl bemächtigt und es wäre ihm ſchlecht ergangen, wenn die Dominicaner ſo leicht die Menge hätten theilen können. Ich glaube, daß man ſie abſichtlich abhielt, und als ſie endlich an der Tonne anlangten, auf der der Prädicant geſtanden hatte, war dieſer ſchon im Kahne und eilte über den See. Ein plötzlicher Wind erhob ſich und trieb ſein Segel mit größter Schnelligkeit, während die Dominicaner die Kette des Kahnes, den ſie beſteigen wollten, um ihn zu verfolgen, trotz aller Mühe nicht losmachen konnten. Das ſchien dem Volke wie ein Wunder, und in derſelben Stunde wurde einem Capuciner aus St. Maurice ſein Reliquienkram in den See geworfen."

„Mit all dem," lächelte Claire, „ſagſt Du mir nicht, wie Dir der Prediger und ſeine Predigten gefallen haben?"

„Ungefähr wie Dir" — ſtotterte Philibert.

„Du biſt alſo auch angeſteckt, Philibert, auch ein Ketzer?"

„Nein," ſagte Philibert entſchieden.

„Wenn Dir das nun wahr erſcheint, was der Prediger ſagte?"

„Ach!" ſeufzte Philibert Beaufort — man muß arm ſein, niedrigen Standes und von der Welt unbeachtet — man muß mit einem kleinen beſchränkten Looſe zufrieden ſein können, um das Vorrecht zu haben, nur das zu glauben und zu ſagen, was man für wahr hält. Dieſe Neuerungen ſind für die glücklichen kleinen Leute, die ſich gehen laſſen, denen man ſie aber auch verbittern und ſchmälern wird, nicht für den Adel."

„Und in Deutſchland, woher dieſe Neuerungen kommen," fragte Claire, „ſind dort nicht Churfürſten und Herzöge der Lehre Luther's beigetreten?"

„Dort mögen die Verhältniſſe anders ſein," fiel ihr Beaufort mit einiger Heftigkeit in die Rede, „und auch dort wird es nicht lange währen. Carl V. kann's nicht dulden, er wird die Lehre mit Stumpf und Stiel ausrotten, ſonſt verliert er Italien und Spanien, die es ihm nie vergeben würden, wenn er für ihren Glauben nicht Ströme Blutes vergöſſe. Politik, mein liebes Mühmchen, nichts als Politik ſteckt bei Fürſten und Adel hinter dem Glauben."

„Unſer Herzog muß römiſch ſein — ich bin ſein Mann, darum muß ich es auch ſein."

„So ſehr biſt Du ſein Mann?" fragte Claire mit ſanftem Spotte.

„Und Dir, liebe Claire," fuhr Philibert fort, „rathe ich, eben ſo ſehr ſavoyiſch zu ſein und vor Allem in Chillon und vor Deinem Vater von den neuen Lehren, die Du heimbringſt, nichts merken zu laſſen."

Claire ſchwieg. Betroffen blickte ſie vor ſich hin, nicht nur weil ſie das politiſche Weſen an ihrem Jugendfreunde nicht billigte, ſondern vorzugsweiſe darum, weil ſie ſich ſo traurig ſagen mußte, daß ſie in einer gewiſſen Angelegenheit nicht, wie ſie bisher gehofft hatte, auf ſeine Hilfe zählen konnte — in einer Angelegenheit, die ihr die Heimreiſe wie eine Wanderung in heiliger Sendung erſcheinen ließ. Mit niedergebeugten Köpfen ſaß das junge Paar da. Es war Beiden, als ob etwas zwiſchen ihnen wäre, was ſie trennte, obwohl ſie aber einen Blick, Jeder in des Andern Seele, thaten, der ihnen hätte ſagen ſollen, daß ſie einander auch der Reform gegenüber ſo nahe ſtanden, wie ſie ſich bisher durch ihre ge meinſchaftlich verlebte Kindheit, wie durch ihre gegenſeitige Neigung nahe geſtanden hatten. Claire hob zuerſt den Blick, um ihren Freund von der Seite prüfend zu betrachten. Es war das wohlwollende, gute und ſchöne Geſicht von ehemals. Sie lächelte und dachte: Spiele Du noch ſo ſehr den Politiker, ehrgeiziger Knabe, in meinem Streben, dem edlen Märtyrer zu helfen, wirſt Du mir doch beiſtehen müſſen.

Ihre holden Züge klärten ſich wieder auf. Mit leuchtendem Auge überblickte ſie die ſchöne herrliche Welt ihrer Heimat, der ſie ſo lange fern geweſen, jenen großartigen Halbkreis von Montreux, bis hinüber nach Meillerie, in welchem ſich Schönheit an Schönheit reiht, wie Edelſteine in einem Diadem, wie Blumen in einem Kranze. Die Schneefelder des Dent du Midi leuchteten ſchon wie glühende Roſen unter dem Strahl der ſinkenden Sonne; die Dame du lac, jene optiſche Täuſchung, welche die Schatten des Abends an den ſonderbaren Formationen der Felſen von St. Gingolph hervorbringen, ſchwebte rieſig und geiſterhaft über dem Rande des Sees und von der grünen Wand der nahen abſchüſſigen Berge hob ſie das Schloß Chillon mit ſeiner damaligen Herrlichkeit, der zwanzig Thürme und mit ſeinen weißen Mauern und vergoldeten Thurmſpitzen, die wie Kohlen glühten, wie ein ſchönes Bildwerk in Marmor ab. Claire fühlte ihr Herz klopfen, als ſie das Schloß erblickte, in dem ihre Jugend verfloſſen war und in welches ſie nun mit ernſten Gedanken und mit einem wichtigen Auftrage einziehen ſollte. So ſehr lag ihr dieſer Auftrag am Herzen, daß ſie gleich beim erſten Anblick der Veſte an Beginn der Ausführung gehen wollte. Aber Vorſicht war geboten, wenn ſie es nicht ſogleich verrathen ſollte.

„Da ſehe ich ſchon meine Stube,“ rief ſie, indem ſie ſich im Schiffe erhob.

„Du irrſt Claire,“ rief Philibert, „Dein Vater hat Dir ſchönere Stuben im viereckigen Thurme einrichten laſſen; dort wirſt Du bequemer wohnen.“

„Im viereckigen Thurme?“ fragte Claire, wie unangenehm enttäuſcht und fügte dann lauernd hinzu: „Sind nicht die Gefängniſſe gerade darunter?“

„Allerdings, aber ſie ſind leer.“ —

„Leer?“ fragte Claire erſtaunt und mit einem Ausdrucke, dem Philibert den höchſten Schrecken hätte anſehen können, wenn ſie ſich nicht raſch dem Schloſſe zugewendet hätte, wie um es genauer zu betrachten. Nachdem ſie ſich gefaßt, fragte ſie wieder: „In Chillon ſind alſo jetzt keine Gefangene?“

„Doch, doch, aber tief unten, in den Kellern.“

„Alſo gräßliche Verbrecher?“ fragte Claire weiter.

„Hm, hm, murmelte Beaufort, nicht eigentlich graßliche, aber wichtige, vielleicht gefährliche.“

„Wer denn zum Beiſpiel?„ fragte Claire und gab ſich Mühe die gleichgiltigſte Miene zu machen.

„Zum Beiſpiel,“ ſagte Beaufort, „zum Beiſpiel Bonnivard.“

„Bonnivard!“ wiederholte das Fräulein und unterdrückte einen tiefen Athemzug, der ihre Bruſt ſichtbar heben wollte. „François Bonnivard, der Prior von St. Victor in Genf?“

„Derſelbe.“

„Haſt Du ihn jemals geſehen, Philibert?“

„Den bekommt kein menſchliches Auge und kein Sonnenſtrahl zu ſehen. Selbſt am Geburtstag des Herzogs kommt er nicht in den Hof, wie die andern Gefangenen.“

Diesmal war Claire nicht ſtark genug, um den Seufzer zu unterdrücken, der ſich mit Gewalt aus der Tiefe ihres Herzens hervorarbeitete.

„Du haſt Recht zu ſeufzen, Clairchen,“ ſagte Philibert, „das Leben dieſes Mannes iſt traurig und nun währt es beinahe ſechs Jahre ſo.“

Während Philibert ſprach, wandte ſich das Schiff gegen das Schloß und ein friſcher Windhauch wehte es raſch ſeinen Mauern zu.

„Siehſt Du," fuhr Philibert fort, „ſiehſt Du dort die kleine Scharte in der Mauer, ungefähr mannshoch über dem See? Der Strahl, den dieſe Scharte manchmal auf den feuchten Boden tief unter ihr durchläßt, iſt François Bonnivards einziges Licht."

Claire war nahe daran, auszurufen: „Der wortbrüchige Herzog rächt ſich alſo an ihm, weil er Bonnivard das Wort gebrochen, weil er ihn trotz ſicherem Geleit auf offener Heerſtraße hinterliſtig, feig, verrätheriſch aufheben ließ, ihn, den edlen, guten, trefflichen Bürger," — aber ein großes Jubelgeſchrei verhinderte ſie, ihrer Entrüſtung Worte zu geben. Es kam vom Ufer, wo die Dienſtleute des Caſtellans von Beaufort ſtanden und Claire erwarteten, während der Sire von Beaufort ſelbſt in einem leichten Kahne ſeinem Kinde entgegenflog.

Zweites Capitel.

Der Biſchof.

Barberouge's Sorgen waren unbegründet. Als er, eine gute halbe Stunde vor Claire, mit ſeiner Schaar in Chillon ankam, war das Feſtmahl, das dem Biſchof von Lauſanne, Sebaſtian von Monfaucon, zu Ehren gegeben wurde, noch in voller Blüthe, und als Claire durch den Hof kam, präſidirte er daſelbſt an dem oberſten Ende einer langen Tafel dem Mahle, an dem ſich die Leute des Biſchofs und die Offiziere von Chillon verſammelt hatten. Schon mußte er ſich mit der einen Hand auf den Tiſch ſtützen, als er ſich mit der andern erhob, um das einziehende Fräulein zu begrüßen. Claire mußte raſch ihre Kleider wechſeln, um noch am letzten Viertel der Mahlzeit Theil zu nehmen, die in dem großen, mit gepreßtem Goldleder und Holzſchnitzereien ausgelegten Speiſeſaale des erſten Stockwerkes ſtattfand und welcher der Biſchof ſelbſt präſidirte. Seine Eminenz wollten nicht früher aufbrechen, als bis ſie etwas über die Vorgänge in Genf aus dem Munde des Ankömmlings gehört hatten. Als Claire eintrat, erhob ſich der Biſchof mit ritterlicher Höflichkeit und verneigte ſich wie ein ausgemachter Hofmann; dann erſt nahm er eine ſalbungsvolle Miene an, nannte ſie, die er eben Mademoiſelle genannt hatte, ſeine Tochter, ſegnete ſie und küßte ſie auf die Stirne. Der biſchöfliche Canzler, der an ſeiner Linken ſaß, mußte etwas tiefer rücken und dem Fräulein von Beaufort Platz machen. Monſeigneur de Lauſanne fragte dann ſogleich, wie ſie ſich den teufliſchen Krallen der Ketzer entwunden habe, und verſicherte, er erwarte eine lange Odyſſee von Abenteuern, denn ſo einfach ſei ſie, auf die Zurückberufung ihres Vaters, gewiß nicht entkommen; ſie müßte gewiß vielen Abenteuern und Gefahren Muth und Liſt entgegengeſetzt haben. Aber er war ſehr betroffen und offenbar unzufrieden, als ſie ihm, wie ſchon früher Philibert, verſicherte, daß von Gefahren gar nicht die Rede ſei, und daß ſich die Genfer ſehr zuvorkommend und ritterlich gezeigt hätten.

„Aber die armen Nonnen von St. Clara“, rief er, „welchen Beleidigungen, welcher Unbill müſſen die ausgeſetzt geweſen ſein, als man ſie aus dem Kloſter jagte. Dich, meine Tochter, hat man geſchont, aus Furcht vor Deinem tapfern Vater, dem edlen Sire de Beaufort — aber an jenen Hülfloſen hat man wohl ſein Müthchen gekühlt.“

„Verzeiht, Hoheit“, erwiederte Claire, „ich habe es ſelbſt geſehen; die Nonnen zogen paarweiſe aus dem Kloſter, durch eine ungeheuere Volksmenge; aber nicht eine Hand, ja nicht eine Stimme regte ſich, um ſie zu beleidigen. Die alte dreiundachtzigjährige Schweſter Roſalie wurde ſogar von zwei ſtarken Männern des Hafens auf die Arme genommen und ſo bis über die Brücke von Carouge auf ſavoyiſchen Boden getragen. Dahin begleitete das Volk die Abziehenden, und ſie hätten ſie wohl noch weiter begleitet, um ihnen ihre Habſeligkeiten tragen zu helfen, wenn die Genfer heute einen einzigen Schritt über ihr Stadtgebiet hinauswagen dürften.“

Der Biſchof ſchüttelte den Kopf, hüſtelte und ſagte endlich: „Liebes Kind, erzähle dergleichen nicht weiter. Abgeſehen davon, daß es Dir Niemand glauben wird, ſo iſt es auch nicht gut, Ketzer zu loben für Wohlthaten und Güte, hinter denen ſich nur des Teufels Liſt verbirgt. Ketzer loben, heißt den Teufel loben und den Teufel loben iſt eine Todſünde.“

Dann nahm er eine weltlichere Miene an und fragte lächelnd: „Nun, Mademoiſelle, was haben

Sie ſonſt gehört von der Stimmung in dieſer rebelliſchen Stadt? Wozu iſt man entſchloſſen? Gibt es viele Parteien, oder iſt man einig? Was fürchtet man von Seiner Hoheit, Monſeigneur, dem Herzog von Savoyen? Bewaffnet man ſich? Befeſtigt man die Stadt?“

Willſt Du mich zu Deinem Spion machen? dachte Claire und ſagte lächelnd: „Ehrwürdiger Vater, wie ſollte ich, die ich aus der Stille des Kloſters komme, über dergleichen berichten können?“

„Wohl!“ ſagte der Biſchof, „aber in ſo bewegter Zeit bringt doch manches profane Gerücht ſelbſt durch die geheiligten Mauern eines ſtillen Kloſters. Und Mademoiſelle de Seyſſel, Euere fromme Oberin, waren immer mit den edelſten Familien Genf's und der ganzen Umgegend, beſonders Savoyen's, in Verbindung.“

„Sie hat uns Penſionärinnen“, lächelte Claire, „nicht eingeweiht in ihre Geheimniſſe.“

Der Biſchof lächelte mit, als ob er zugeben wollte, wie kindiſch es ſei, ſich bei einem jungen Mädchen, das eben aus dem Kloſter geholt wurde, nach Dingen von hoher politiſcher Wichtigkeit zu erkundigen. Ernſthafter wandte er ſich zu Claire's Vater und ſagte mit gefalteter Stirne, indem er das rothe Käppchen zurückſchob: „Meſſire de Beaufort, wir leben in einer ſchlimmen Zeit; die Mäßigung und Ruhe, welche dieſe Genfer in ſo aufgeregten Verhältniſſen zur Schau tragen, laſſen mich das Schlimmſte befürchten. Von dem Tode des Freiburger Canonicus Berli, den ſie in einer Volksverſammlung ermordeten, habe ich das Beſte gehofft, aber da waren die Freiburger ſo ungeſchickt, eine Unterſuchung zu veranlaſſen, und da kam es denn heraus, daß er ſelber der angreifende Theil und an ſeinem eigenen Tode Schuld war. Die Auguſtiner waren auch ſo einfältig, in ſolcher Zeit Wunder zu thun, da doch vorauszuſehen war, daß die Reformatoren und Rathsherren gleich mit ihren Spürnaſen dahinter ſein würden. Da hat man ihnen das Wunderthun verboten und dabei noch erfahren, daß es nicht die tugendhafteſten Weiber waren, die ihnen dabei geholfen. Aber Gott wird ſeine Kirche nicht verlaſſen. Im jetzigen Augenblicke ſtehen die Dinge nicht ſchlecht. Die Freiburger halten treu zur römiſchen Kirche und werden, trotz der Bundesgenoſſenſchaft und beſchworenen Mitbürgerſchaft, den Genfern nicht zu Hülfe kommen; die Berner, ihre andern und mächtigern Bundesgenoſſen, hat Euer kluger Herr, Seine Hoheit der Herzog von Savoyen, auf ſeine Seite gebracht und ſie können nicht gegen ihn auftreten. So iſt denn die gottverfluchte Stadt, wie ſie es verdient, verlaſſen und abgeſchnitten. Die Löffelritter und die Verbannten bringen ſie zur Verzweiflung, und ſind ſie erſt vor Hunger und Elend bis auf die Knochen abgemagert, wird Carl III. herbeieilen, um ihnen den Gnadenſtoß zu geben und die Souveränität in Beſitz zu nehmen, die ſie dem hochedlen Hauſe von Savoyen ſeit Jahrhunderten ſtreitig machen.

„Das hoffe ich und erflehe ich", rief der Caſtellan von Chillon, „von jenem Gotte der Waffen, der aus den kleinen Grafen die mächtigen Herzöge von Savoyen gemacht hat! Iſt Carl III. nicht der Bundesgenoſſe des mächtigſten Herrn der Welt, des Kaiſers des Abendlandes, des Herrn von Hiſpanien und der Goldgruben von Chili und Peru? Hat ihm dieſer großmächtige Kaiſer nicht noch neuerlich ſeine Rechte auf Genf verbrieft und beſtätigt, wie es ſchon Carolus IV. von Luxemburg dem Ahnherrn gethan hat? Sitzt nicht ein Mediceer, Clemens VII., der Anverwandte meines hohen Herrn, auf dem Stuhle Petri als Statthalter Chriſti auf Erden? Und iſt nicht Franz von Frankreich meines gnädigen Herrn Neffe? Sollte er, obwohl ſein Feind, zugeben, daß ein fürſtlicher Herr in ſeinen großen Entwürfen von einer Handvoll Krämer aufgehalten werde? Er, der ritterliche König? Dann laſſe ſich die ganze Ritterſchaft begraben; ihre Zeit iſt aus und eine neue geſetzloſe Zeit der Schmach beginnt. Nein, hochwürdiger Herr, von dieſer Seite befürchte ich nichts; unſere Schwerter werden mit den Hellebarden und Hakenbüchſen der Bürger fertig werden, der Ritter wird ſich als Ritter beweiſen — wenn nur“, fügte der Herr von Beaufort etwas ſchüchtern, aber doch im Tone des Vorwurfs hinzu, „wenn nur die Prieſter der katholiſchen Kirche eben ſo mit den Prädicanten fertig würden.“

„Seid ruhig“, beſchwichtigte der Biſchof, „die Prieſter werden das Ihrige thun.“

„In Genf“, fuhr Sire de Beaufort fort, „haben ſie ſich leicht ſchlagen laſſen. In allen Disputationen haben ſie den Kürzern gezogen und manche ſind nach ſolchen Disputationen zu den Ketzern übergegangen.“

„Das iſt wahr, leider wahr“, beſtätigte der Biſchof, „aber unſere Sache iſt es nicht, mit Leuten zu disputiren, denen der Teufel mit ſeiner Logik beiſteht. Der Teufel iſt ein großer Logiker. Unſere Sache iſt der Glaube — und“, flüſterte der Biſchof, „die Klugheit der Schlangen, die uns die heilige Schrift anempfiehlt. Weil Ihr ſo geringes Vertrauen habt, Sire de Beaufort“, ſagte er immer leiſer, indem er aufſtand und den Caſtellan in eine Fenſterniſche zog, „ſo will ich Euch in ein Geheimniß einweihen.“

Der Herr von Beaufort näherte ſich dem Biſchof, ſo weit es der Anſtand und die Heiligkeit dieſer Perſon erlaubte. Er neigte ſeine lange Geſtalt, um ſein Ohr dem Munde des kurzen und dicken Mannes ſo nahe als möglich zu bringen, und horchte mit geſpannteſter Aufmerkſamkeit, als dieſer ſo zu ſprechen begann: „Seht, Sire de Beaufort, in Genf kommt es nur darauf an, die Köpfe der Hydra zu zertreten, wie wir Gelehrten uns auszudrücken pflegen. Mit dem kopfloſen Leib der Schlange werden wir bald fertig werden. Nun ſind in der That kluge Veranſtaltungen getroffen, daß die drei Köpfe der Hydra, das iſt zu ſagen, die drei Hauptketzer, Farel, Froment und Viret, auf die kürzeſte und ſtillſte Weiſe auf die Seite geſchafft werden. Der Canonicus Hugonin d'Orſieres iſt ein ebenſo gottesfürchtiger als tapferer und kluger Kämpfer des heiligen Stuhles Petri, der die Sache in ſeine geweihten Hände genommen. Die drei Erzſchelme, Farel, Froment und Viret, ſie thun gerne einfach und ſchlicht, wie es ihrer Angabe nach die Apoſtel gethan haben, und um das Volk zu verführen, eſſen ſie kaum Eßbares in einer ſchlechten Herberge. Bettlervolk, das auf ſeine Mahlzeiten nicht drei Sous verwenden kann —

und die wollen die Welt reformiren? Du mein Heiland! Darum haben ſie ſo große Luſt nach den Kirchengütern, die Hungerleider!“

Der Biſchof hielt ſich den Bauch und lachte, worüber er weiter zu erzählen vergaß. Aber der Caſtellan, der neugierig geworden war, fragte: „Und der Anſchlag Hugonins?“

„Richtig, der Anſchlag. Nun, in jener Herberge dient eine fromme Köchin, eine wahre Judith und Deborah, die der Herr eigens auserwählt und aus der Breſſe nach Genf geſchickt, auf daß ſie unter Anleitung der heiligen Canonici und Capitularen ein großes Werk vollbringe in majorem Dei gloriam.“

„Antoina?“ rief der Caſtellan.

„Ihr wißt?“ fragte der Biſchof erſtaunt.

„Antoina“, fuhr der Caſtellan fort, „die den Prädicanten ein Pülverchen in die Suppe miſchte, das ſie von Hugonin erhalten hatte?“

„Iſt es geſchehen?“ fragte der Biſchof wieder und haſtiger als vorher.

„Hochwürdiger Herr“, erwiederte der Andere, „Ihr habt auf Eurer Reiſe nichts erfahren. Wir, die wir unſere Späher in Genf haben, wiſſen, daß der ganze Anſchlag vereitelt iſt. Nur Viret hat von dem Süpplein gekoſtet und war nahe daran, dem Teufel in den Rachen zu fahren, aber auch er iſt entkommen. Antoina hängt ſchon ſeit fünf Tagen an dem Galgen von Champel und Hugonin iſt auf der Flucht. Damit iſt es nichts.“

Der Biſchof hörte die Nachricht mit Entſetzen und ſah dem Caſtellan mit offenem Munde auf die Lippen. Dann ſchob er ſein rothes Käppchen wieder nach vorn, kratzte ſich heftig hinter den Ohren und war nahe daran, einen Fluch auszuſtoßen. — „Wie dumm! wie dumm!“ murmelte er auf- und niedergehend. „Einfältige Perſon! Eine Köchin und nicht einmal eine Suppe verſalzen können! Sie hat den Galgen verdient!“ Dann hielt er wieder vor dem Caſtellan: „Ich verſichere Euch, Sire de Beaufort, es wird mir ganz bange. Es ſteht nichts mehr feſt auf der Welt, der jüngſte Tag bricht an. Ich glaube an den jüngſten Tag, obwohl es heutzutage kein Biſchof mehr thut. Helas! der Unglaube hat bei Papſt und Biſchöfen angefangen, und nun haben ſie ihren Lohn dafür. — Fort! Nach Hauſe, nach Lauſanne! Wenn ich jetzt nur drei Tage abweſend bin, fürchte ich, daß ich bei meiner Heimkehr meinen Biſchofsſitz umgeſtürzt finde und daß es mir ſo ergeht, wie Monſeigneur Pierre de la Baume von Genf, der nur noch ein Biſchof in partibus iſt. Auch Lauſanne iſt angeſteckt; in den Vorſtädten rumort es, und da ſoll neulich ſo ein Zwinglianer — o du mein Heiland! fort! fort!“

Eine große Unruhe bemächtigte ſich des ganzen Prälaten, und er gab Befehl, daß geſattelt werde. Er wollte heimreiten und nachſehen, wie es um Lauſanne ſtehe. — „Glücklicher Beaufort!“ rief er, „Ihr wohnet hier hinter feſten, uneinnehmbaren Mauern, während ich mitten unter Bürgern ſitze, und heute iſt jeder Bürger ein Ketzer und Feind ſeines von Gott eingeſetzten Herrn.“

Raſchen Schrittes ging er in dem langen Saale auf und nieder. Herr von Beaufort folgte ihm aus Höflichkeit, und ſo kamen die beiden Männer wieder in die Nähe Claire's und ſie konnte hören, was weiter beſprochen wurde.

„Wie ſteht es mit Eurem Gefangenen?“ fragte der Biſchof plötzlich und hielt in ſeinem Gange inne.

„Welchen Gefangenen meint Eure Hochwürden?“

„Nun, den illuſtren Gefangenen!“ rief der Biſchof, nicht ohne Anflug von Hohn, „den Prior von St. Victor!“

„Bonnivard?“ fragte der Caſtellan, „der iſt, wo er nun ſeit fünf Jahren iſt.“

„Ich bitte Euch, Meſſire de Beaufort“, ſagte der Biſchof auf's Eindringlichſte, „ich bitte Euch im Namen des Herzogs wie der Kirche, habt ein gutes

Auge auf ihn. Wenn der jetzt, gerade jetzt wieder unter den Genfern erſchiene, es wäre mit ihnen gar nicht fertig zu werden.“

„Keine Sorgen,“ lächelte der Caſtellan, „aus Bonnivard's Gefängniſſe entkommt man nicht; das iſt zur Hälfte in den Felſen gegraben, zur Hälfte beſteht es aus Mauern, die ſo feſt ſind wie die Felſen.“

„Was treibt er? wie iſt er?“ fragte der Biſchof.

„Wie er iſt, kann ich Euer Hochwürden nicht ſagen; ſeit Jahren hat ihn kein menſchliches Auge geſehen, ausgenommen das Auge ſeines Kerkermeiſters, wenn das ihn bei der dort unten herrſchenden Dunkelheit ſehen kann, denn ſelbſt an den Tagen, da es den andern Gefangenen geſtattet iſt, an das Licht des Tages, in den Hof hervorzukommen, am Charfreitag und am Geburtstage ſeiner Hoheit des Herzogs, muß er allein in ſeinem Grabe bleiben. Er iſt angeſchmiedet. Was er treibt? Er ſchreibt eine Chronik ſeiner Zeit.“

„Wie? in dieſer Dunkelheit?“ fragte der Biſchof erſtaunt.

„Ein kleines Loch in der Mauer läßt ihm täglich einen Sonnenſtrahl in's Gefängniß dringen; ſeine Kette iſt gerade lang genug, um ihm zu geſtatten, dem handgroßen, von der Sonne beleuchteten

Flecken nachzukriechen, wie er von Weſten nach Oſten ſchleicht. In dieſem kümmerlichen Lichte ſchreibt Bonnivard.“

„Daß man aber einem ſolchen Verbrecher Schreibzeug gönnt!“ rief der Biſchof entrüſtet.

„Das hat ſeine Urſachen,“ lächelte der Caſtellan. „Laßt ihn nur ſchreiben! Eines ſchönen Tages wird man ſich ſeiner Schriftſtücke ſchon bemächtigen und darin treffliche Anklageſchriften gegen manchen Genfer, gegen ſo manchen Freiheitshelden dieſer Krämer auffinden. Das wird ganz gute Anklagepunkte geben, aus denen man Hochverrathsproceſſe und Verſchwörungen gegen Biſchof und Herzog herausſpinnen wird, ſo viele man nur braucht.“

„Ein guter Gedanke, ein guter Gedanke! Laßt ihn ſchreiben!“ rief der Biſchoff, „laßt ihn ausſchreiben, den Philoſophen, bis er ſich und ſeine Spießgeſellen um den Hals ſchreibt. Wenn der Herzog nur wieder erſt in Genf iſt, kann dieſe Chronik in der That von unſchätzbarem Werthe werden. Dieſe Schreiber und Philoſophen, wenn ſie einmal die Schreibekrankheit ergriffen hat, müſſen mit Allem heraus und ſollte es ſie zehnmal an den Galgen bringen.“

Während er ſo ſprach, ſchnallte ihm ein Diener einen mit rothem Sammet gefütterten Panzer um, der ihn, bei jedem Zuge an den Riemen, ächzen machte. Man ſah es dem feiſten Prälaten an, daß er an ſolche Gewandung nicht gewöhnt war, auch ſah er komiſch genug aus, wie er den fetten Hals, mit beſtändiger Bewegung des Kopfes, der Halsberge entziehen wollte, als ob er ſich, während er vom Galgen ſprach, ſelber einer beengenden Schlinge entzöge. Der kriegeriſche Ruf, den ſich der berühmte Schinner, Biſchof von Sitten, erworben, reizte ſämmtliche Prälaten der umliegenden Länder zur Nachahmung, und wenn ſie auch nicht, wie jener kriegeriſche Kirchenfürſt, auf den Schlachtfeldern und an der Spitze ihren Schaaren erſchienen, ſo liebten ſie es doch, wie Jener, das Kriegskleid anzuthun. Das Andenken des Papſtes Julius Rovere mochte zu dieſer Mode auch beigetragen haben. Sire de Beaufort, der ſich im Panzer und Eiſenhemd ſo wohl befand, wie in ſeinem Bette, mußte lächeln, als er den Biſchof von Lauſanne ſo arg beengt ſah.

„Lächelt nur,“ ſagte dieſer, als er es bemerkte; „es iſt an der Zeit, daß die Nachfolger Petri wieder das Schwert ergreifen, denn es iſt eine böſe Zeit. Wir gehören zur ſtreitenden Kirche und nie war es ſo geboten, wie heute, daß wir wieder das Schwert umſchnallen.“

In der That wurde ihm, während er dieſes ſagte, auch ein Schwert umgeſchnallt, das er aber ſofort auf ſeinen linken Arm legte, wohl fühlend, daß er ohne dieſe Vorſicht nicht ohne Gefahr aus dem Saale und die Treppe hinab gelangen könnte. Mit der Rechten gab er noch Allen im Saale Anweſenden den Segen, verneigte ſich dann auf's Ritterlichſte vor Claire und ging in Begleitung ſeines Wirthes die Treppe hinab. Im Hofe, der von Pechfackeln und Kienholzflammen, die aus den an der Wand angebrachten Eiſenkörben aufſtiegen und einzelne Funken und Kohlen auf den Boden fallen ließen, beleuchtet war, ſah es etwas wild aus. Das Faß Waadtländer Weines, das dem Gefolge des Biſchofs und der Chilloner Beſatzung zu Ehren des hohen Gaſtes preisgegeben wurde, hatte ſeine Wirkung gethan. Die biſchöflichen Diener ſaßen bereits im Sattel, aber auf ſehr unſichere Weiſe, während die Soldaten von Chillon hin- und herſchwankten und alle zuſammen beim Abſchiedstrunk Lieder ſangen, die nichts weniger als geiſtlich waren. Als der Caſtellan mit ſeinem hohen Gaſte erſchien, wurde es zwar nicht ſtiller, aber doch ſtill genug, um Barberouge, der in einem Winkel zwiſchen zwei Thürmen auf dem Boden ſaß, weil er ſich ſelbſt auf einem Schemel nicht mehr aufrecht zu halten vermochte, hören zu können, wie er den Biſchof mit einer

Waſſermelone verglich und ſich ärgerte, daß ſo eine Geſtalt Schwert und Panzer anzulegen den Muth habe. Als er aber erſt auf dem Maulthiere ſaß, brach Barberouge in lautes Gelächter aus. „Ah!“ rief er mit lallender Zunge, „Eminenz ich danke Euch! Ihr erinnert mich an den ſchönſten Tag meines Lebens! Ihr ſeht gerade ſo aus, wie die Monſignori und Cardinäle, als ſie ſich in die Engelsburg retteten, an dem großen Tage, da wir unter Carl von Bourbon, Gott hab' ihn ſelig, Rom einnahmen und des Papſtes Orvieto aus Meßkelchen tranken. Das war ein Tag! So ſollte der jüngſte Tag ſein! Ei, wie iſt der Papſt erſchrocken.“

Die Rede Barberouge's war wohl Urſache, daß der Prälat mit beiden Waden ſehr heftig ſein Maulthier ſpornte und ſchneller als es ſeine Gewohnheit war, über die Zugbrücke dahintrabte, die ſofort wieder aufgezogen wurde, ſobald der letzte Mann des Biſchofs ſie verlaſſen hatte. Lange noch hörte man die Reiterei und die Lieder der Abziehenden, die an der Felswand wiederhallten. Sire de Beaufort ging, als er von der Zugbrücke zurückkam, an Barberouge vorbei und ſtieß ihn mit dem Fuße. Barberouge aber merkte es nicht; er ſchlief und träumte von der Plünderung Roms und den Seligkeiten jenes Tages.

Drittes Capitel.

Die Aebtiſſin.

Als der Caſtellan von Chillon beſchloſſen hatte, ſeine Tochter Clara aus dem Genfer Kloſter zurückzurufen, weil vorauszuſehen war, daß in dieſer Stadt alle Klöſter aufgehoben und geſchloſſen werden würden und weil er ſie den Gefahren entziehen wollte, denen man außerhalb der Stadt, in Folge übertriebener, von den Mönchen ausgebreiteter Gerüchte jede fromme Chriſtenſeele ausgeſetzt glaubte, ließ er die ſchönſten Gemächer des Schloſſes herrichten, um das nunmehr herangewachſene Fräulein ſtandesgemäß — die Beaufort ſtanden mit ihrem Adel nicht hinter den Herzögen von Savoyen ſelbſt zurück — und ſo abgeſchloſſen und fern als möglich von dem Treiben der Kriegsleute unterzubringen. Es waren dies die Gemächer im zweiten Geſchoß, welche ſeit Jahren geſchloſſen und unbewohnt waren und welche vor mehr als achtzig Jahren die in der ſavoyiſchen Geſchichte berühmte Herzogin Anna, Gemahlin Louis', Tochter des Königs von Cypern aus dem Hauſe Luſignan beherbergten, als ſie ſich hierher flüchtete, um vor den Verfolgungen ihres eigenen Sohnes, Philipp ohne Land, ſicher zu ſein. Wiewohl ſchon Manches in der Einrichtung dieſer Gemächer veraltet, verſtaubt, von der ſüdlichen Sonne, der ſie ausgeſetzt waren, verbleicht, ja von Motten zerfreſſen war, ſo beſtätigte doch der erſte Blick auf Wände und Hausrath den Ruf ungeheurer Verſchwendung, der an dem Namen dieſer Fürſtin hing. Die Wände des erſten Saales waren von Holzſchnitzereien bedeckt, wie ſie damals nur in Florenz von Künſtlern verfertigt wurden, die als Schüler aus den Werkſtätten großer Bildner wie Ghiberti, Donatello u. A. hervorgingen. Sie ſtellten Gegenſtände aus der heidniſchen Mythologie, meiſtens aus der Geſchichte der cypriſchen Göttin Aphrodite, als Erinnerung an die Inſel Cypern, der Heimath der Fürſtin, dar, und waren durch das feinſte Getäfel in Ebenholz in einzelne Felder eingetheilt. Durch die farbigen Sonnenſtrahlen, welche durch die allerlei Glasmalereien der Fenſter erzeugt wurden, die aus Deutſchland und den Niederlanden ſtammten, wurden die erhabenen Schnitzereien wie belebt. Den Wänden entſprechend, war auch der Hausrath mehr Bildhauer- als Tiſchlerarbeit. Der Rieſe Briareus hielt mit hundert Armen die Tiſchtafel, deren Fläche mit vielfarbiger Marketerie ausgelegt war, wie man ſie nur in Bologna verfertigt. Hier wurde ein Schemel von den drei Grazien, dort ein Armſtuhl von den vier Jahreszeiten getragen, während ein Triton am Eingange des Saales ein alabaſternes Waſchbecken aus Volterra über'm Kopfe hielt. Der Kunſt des erſten Saales folgte die Pracht des zweiten. Orientaliſche Tücher aus Smyrna und Samarkand bedeckten ſeine Wände mit glänzenden Farben, mit fabelhaften Vögeln und Blumen, die aus Märchenländern zu kommen ſchienen, während die Felder zwiſchen den Balken der Decke und dieſe ſelbſt ſich unter unzähligen Arabesken auf dunklem Grunde zu bewegen ſchienen.

In dieſem Saale wurden Bänke und Stühle durch Divans und Polſter von carmoiſinrothem Sammet oder von ſcharlachrothem, mit Stickereien bedeckten Tuche erſetzt. Das dritte Gemach, das einen runden Thurm einnahm und ſelbſt rund war, war mit veilchenblauem, ſilberdurchwirkten Sammet ausgeſchlagen. In einer von dicken Vorhängen verhüllten Vertiefung ſtand das Bett, während ſich dieſem gegenüber ein Erker eröffnete, unter dem die Wellen des See's an die Grundfeſten des Schloſſes brauſten oder liſpelten. Hier lud Alles zur Ruhe und Träumerei ein; hier ſtanden nur tiefe, weiche Armſeſſel und im Erker ein ſchwellendes Ruhebett, von welchem aus man liegend die ganze Herrlichkeit des obern See's von den Einmündungen der Rhone an bis gegen Evian und Lauſanne überblicken konnte. Der Lärm der wilden Kriegsleute drang nicht bis da herauf, da die Gemächer vom Hof durch dicke Mauern und einen breiten Gang getrennt waren, wohl aber vernahm man hier all' die Töne, die Luft und Waſſer durch ſonnigen Mittag ſowohl, als durch mondbeglänzte Mitternacht zu geben pflegen. Bei tiefer Nachtſtille konnte man freilich auch das Geraſſel der Ketten vernehmen, das aus den Gefängniſſen, die am See lagen, durch die kleinen Luken, gedämpft, doch nicht minder traurig, herausdrang wie ein Seufzer. Aber das Gemüth Anna's von Cypern war nicht ſo geartet, daß es ſich durch dergleichen Töne im Schlaf oder Traum hätte ſtören laſſen.

Wie ſehr auch dieſer Aufenthalt mit ſeiner fürſtlichen Pracht im Innern und mit der größern Herrlichkeit ſeiner Umgebung, die ſich jedem Blicke aus jedem Fenſter offenbarte, geeignet war, eine Mädchenſeele, die eben der klöſterlichen Haft und Einſamkeit entronnen war, mit Wohlbehagen zu erfüllen und ihrer Phantaſie die glänzendſten Bilder vorzuzaubern, war Claire, die ſich beim Abzuge des Biſchofs von

Lauſanne ſogleich hierher begeben habe, doch nicht im Stande, ſich dem Genuſſe hinzugeben, den ſie unter andern Verhältniſſen mit Freuden eingeſchlürft haben würde. Jedes Wort, das unten im Saale geſprochen worden, hatte ſie an den Auftrag gemahnt, den ſie mit heimgebracht, ſelbſt wenn er ihr nicht ſo lebhaft vor der Seele geſtanden hätte, wie es wirklich der Fall war. Sie wußte ſelbſt nicht warum, aber es war ihr, als ſtänden die Worte, die ihre Aebtiſſin vor drei Tagen in ſtiller Einſamkeit zu ihr geſprochen, mit flammenden Lettern und fortwährend vor ihren Augen. Wer im ganzen Schloſſe des Herzogs von Savoyen hätte geahnt, daß in dieſem Augenblicke in deſſen Mauern eine Perſon verweilte, der von einer frommen Aebtiſſin eines wegen ſeiner Frömmigkeit berühmten Kloſters, wie eine heiligſte Pflicht aufgetragen, ja in die Seele geprägt worden, Alles zu thun, um einem Feinde des Herzogs, einem ſeiner Gefangenen und einem Ketzer, Hilfe oder wenigſtens Erleichterung zu bringen. Nur drei Tage waren ſeitdem vergangen und ſchon war dieſe Sendung mit dem ganzen mitleidsvollen, liebenden Weſen Claire's Eins geworden. Hätte ſie ſich aus Rückſicht für den Vater und aus Furcht vor den Gefahren, die ihn und ſie erwarteten, wenn ſie ſich auf die Unternehmung einließ, von dieſer zurückziehen und ihr gegebenes Wort vergeſſen wollen, ſie hätte es nicht mehr vermocht. Auf dem Ruhebette im Erker ihres Schlafzimmers liegend, öffnete ſie leiſe das Fenſter und ſtreckte den Kopf hinaus, nicht um die mondbeglänzte Fläche des See's oder die ſilberne Krone der Savoyer Berge zu betrachten, ſondern um hinabzublicken auf die öde Mauer und mit angeſtrengt ſpähenden Augen in der Dämmerung der Mondnacht die kleine Spalte zu ſuchen, die vielleicht jetzt einen tröſtlichen Strahl in den Kerker Bonnivard's gelangen ließ. Deutlicher erkannte ſie die ſavoyiſche Galeere, die nur wenige Ellen vom Felſen, auf dem der Kerker ſtand, vor Anker lag und es unmöglich machte, ſelbſt von der Seite durch die kleine Luke dem Gefangenen ein Wort der Theilnahme zuzurufen. Seufzend zog ſie den Kopf zurück und ſank in die Kiſſen des Ruhebettes.

Wie eine Phantasmagorie, aber ſo lebhaft, als ob ſie daſſelbe noch einmal erlebte, zog die Scene an ihr vorbei, das Erlebniß, das ſie ſo ſehr erfüllte.

Am Abende des Tages, da der Brief des Caſtellans von Chillon, welcher Fräulein von Beaufort heimberief, im Kloſter St. Clara zu Genf ankam, wurde ſie von einer dienenden Schweſter eingeladen, ſich, wenn Nonnen und Penſionärinnen ſchon zu

Bette ſein werden, in aller Stille zur Aebtiſſin zu begeben, welche ihr Manches zu ſagen habe. Die gute Mutter, dachte Claire, ſie wird mir noch ihren mütterlichen Segen und gute Lehren mit auf den Weg geben wollen. Claire hing an der Aebtiſſin, einer Mademoiſelle de Seyſſel, mit wahrhaft kindlicher Liebe und Dankbarkeit, denn dieſe edle, für ihre Zeit hochgebildete Dame aus einem der erſten Geſchlechter Savoyens, war ihr vom erſten Augenblicke an, da ſie das Kloſter betrat, mit einer Zärtlichkeit und mit ſo inniger Theilnahme entgegen gekommen, daß Claire ein Glück koſtete, welches ihr durch den frühen Tod ihrer Mutter bisher nicht gegönnt war. Sie ſah zu Mademoiſelle de Seyſſel hinauf wie zu einer Heiligen, obwohl dieſe, trotz ihrem frühen Eintritt in's Kloſter, ſelbſt unter dem Schleier und der braunen Sutane immer die Anmuth und überhaupt das ganze Weſen einer Dame von Welt bewahrt hatte, allerdings gemildert durch ihre Stellung wie durch eine große Traurigkeit, die mehr mit ihrem Character als mit ihrem Stande zuſammenhing. Eine würdige, eine edle Frau konnte ſich Claire nur mit den Zügen der Aebtiſſin von St. Clara vorſtellen, obwohl das Alter — ſie ſtand erſt im Anfang der dreißiger Jahre — zu ihrer Würde noch nichts beitrug. Trotz unzähliger feiner

Fältchen auf der Stirne, um Augen und Mund, welche ebenſowohl auf ein bewegtes Geiſtes- wie Gemüthsleben deuteten, konnte man Mademoiſelle de Seyſſel, die Aebtiſſin, auf kleine Entfernung für ein junges Mädchen von ſiebzehn bis achtzehn Jahren halten, ſo jugendlich und zart war ihre Geſtalt, ſo jungfräulich lächelte ihr Mund, ſo glühend blickte ihr dunkelblaues Auge. Claire, wie ſie ſie für die edelſte Seele hielt, hielt ſie auch für ein Ideal der Schönheit und empfand ein eigenes Glück, wenn ſie ihr die zarten, weißen und magern Hände küſſen durfte.

Klopfenden Herzens ſchlüpfte Claire an den Zellen vorbei, durch den langen, nur von einer vor dem Madonnabilde brennenden Ampel beleuchteten Gang in die Gemächer der Aebtiſſin. Sie fand dieſe in einem Lehnſtuhle mehr liegend als ſitzend und ſetzte ſich auf ein Zeichen auf den ihr gewohnten Platz, auf einen Schemel, zu Füßen ihrer mütterlichen Freundin. Sie lächelte, aber erſchrack gleich darauf, da ſie in das Geſicht der Aebtiſſin blickte und Spuren von Thränen entdeckte und da ſie ihre Hand ergriff und dieſe wie im Fieber glühend fand.

„Was iſt Dir, Mutter?“ fragte ſie beſorgt.

„Du wirſt es ſogleich erfahren,“ ſagte die Aebtiſſin, indem ſie ſich zu faſſen ſuchte und den Kopf

Claire's zärtlich an ihr Knie drückte. Nach einer kleinen Pauſe bückte ſie ſich herab, nahm Claire's Kopf zwiſchen beide Hände und fragte mit zitternder Stimme: „Claire, mein Kind, glaubſt Du mir einige Liebe ſchuldig zu ſein?“

„Meine Mutter!“ rief Claire gerührt, — „wem ſonſt auf Erden, wenn nicht Dir!“

„Nun,“ fuhr die Aebtiſſin fort, „ich habe Dich um Verzeihung zu bitten.“

„Um Verzeihung? Mich?“ lächelte Claire ungläubig, „was hätt' ich Dir zu verzeihen?“

„Ja, Claire, um Verzeihung, um Vergebung einer Schuld,“ ſagte die Aebtiſſin im Tone des tiefſten Ernſtes; „ich bin Dir eine Beichte ſchuldig.“

Immer noch ungläubig, doch erſtaunt, wandte ſich Claire um und ſetzte ſich aufrecht, um der Aebtiſſin in's Geſicht zu ſehen und aus ihren Zügen die Löſung des Räthſels herauszuleſen. Dieſe fuhr ruhig fort; langſam und entſchieden ſagte ſie: „Claire, ich habe Dich mit Heuchelei hier empfangen, mit Abſicht und Berechnung habe ich mir Deine Liebe gewonnen; ehe Du einen Fuß auf die Schwelle dieſes Kloſters ſetzteſt, habe ich einen Plan geſponnen und beſchloſſen, mich mit allen Mitteln in Dein Herz zu ſchleichen, Dich zu meiner Creatur, zu meinem

Werkzeuge zu machen, um Dich dann nach Gutdünken zu meinen Zwecken verwenden zu können."

„Du liebſt mich nicht!" rief Claire entſetzt und ließ den Kopf auf ihre Knie fallen, während Thränen aus ihren Augen ſtürzten.

Die Aebtiſſin küßte ſie auf die Stirne und ſagte: „Ich kannte Dich nur wenige Tage und die Abſicht, die Berechnung, wich dem natürlichſten Gefühl, dem abſichtsloſeſten, herzlichſten Wunſche, Deine Neigung zu gewinnen, da ich Dich von ganzem Herzen liebte, wie nur eine Mutter ihr Kind lieben kann. Eben weil ich Dich ſo liebe, mußte ich es Dir ſagen, daß ich einen Augenblick Dir gegenüber heuchleriſche, unaufrichtige Gedanken hatte."

Das junge Mädchen fragte, ohne aufzublicken: „Warum war das ſo?"

„Weil Du die Tochter des Caſtellans von Chillon biſt."

Claire ſah ihr erſtaunt in's Geſicht.

„Ja, mein Kind," fuhr die Aebtiſſin fort, „höre! Ich habe von der Tochter des Caſtellans von Chillon erſchmeicheln wollen, was ich jetzt von meinem geliebten Kinde erbitten will!"

„O meine Mutter!" rief Claire ſchluchzend, „demüthige mich nicht ſo, daß Du etwas von mir bitteſt. Befiehl, daß ich für Dich ſterbe und ich werde ſelig ſterben.“

„Nein, mein Kind, ich beſchwöre Dich, ich flehe Dich an, auf meinen Knieen, bei dem Jammer von hundert und hundert ſchlaflos verbrachten, kummervollen Nächten flehe ich Dich an, gehe nicht von mir, ohne mir verſprochen zu haben —“

„Alles! Alles! rief Claire, die es nicht ertragen konnte, ſich von der theuern Frau ſo demüthig angefleht zu ſehen. „Was iſt es! ſprich!“

Mit zitternder und tonloſer Stimme ſagte die Aebtiſſin: „In den Gefängniſſen von Chillon ſchmachtet ſeit Jahren ein Mann, an dem meine ganze Seele hängt.“

„Wer iſt es?“

„François Bonnivard.“

„Der Prior von St. Victor?“

„Derſelbe.“

„Was ſoll ich thun?“ fragte Clara dringend, als ſollte ſie noch in dieſer Stunde dem Wunſche der Freundin nachkommen.

„Ich weiß es nicht,“ antwortete die Aebtiſſin und fuhr fort: „damit Du aber, weil Du mich liebſt, mit ganzer Seele thuſt, was Du wirſt thun können, ſo ſage ich Dir —“ bei dieſen Worten neigte ſie ſich zu Claire hinab und ſagte ihr, obwohl flüſternd, doch mit dem Ausdrucke der eindringlichſten Innigkeit, „ſo ſage ich Dir, Claire, daß ich ihn liebe, daß ich ihn heute noch liebe wie in meinem ſechzehnten Jahre, daß ich ihn ewig lieben werde, und daß ich den Schleier genommen, weil ich keines andern Mannes Weib werden konnte. Vergiß dieſe Worte nicht, Claire; mit dieſen Worten mache ich Dich zu meiner Schweſter und aus einem Kinde zum Weibe. Vergiß ſie nicht! Es wäre ſchrecklich, wenn ſie verwiſchbar wären in einer Seele, der ich ſie zum erſten Male nach achtzehnjährigem Schweigen, der ich ſie allein anvertraue.

Anſtatt mit Schwüren antwortete Claire mit Thränen, die zugleich mit Küſſen der Aebtiſſin Hand bedeckten. Sie fühlte, um wie viel ihr die hohe Frau, zu der ſie bisher nur aus der Tiefe aufgeblickt hatte, theurer geworden und zugleich um wie viel näher ſie ihr ſtand, ſeit ſie ihr Herz, als von menſchlichen Leiden heimgeſucht, erkannte. Auch die Aebtiſſin fühlte ſich ſeit dem Geſtändniſſe dem jungen Mädchen näher verbunden. Sie hob ſie empor, ſtand auf, legte ihren Arm um Claire's Nacken und ging mit ihr in der halb erhellten Stube auf und ab. Dann, um ein lange unterdrücktes Herzensbedürfniß zu befriedigen, ſprach ſie, halb wie im Selbſtgeſpräch, halb erzählend, vor ſich hin: „François

Bonnivard iſt mein Landsmann. Er ſtammt aus der Stadt Seyſſel und iſt der Sohn eines alten edlen Geſchlechtes. Er kam oft zu uns auf's Schloß, als ich ein Kind war und er liebte das Kind. Das Kind war Jungfrau als er in der ſchönſten Jünglingsblüthe ſtand. O Claire, welche Erſcheinung! Die Poeſie hat keine ſchönere Geſtalt geſchaffen. Der Heldenmuth des Ritters, die Klugheit des Staatsmannes, die Freiheit des Weltweiſen und die Güte einer Kinderſeele ſprachen ſchon damals aus ſeinem ganzen Weſen, und all das Schöne und Große kündigte ſich gleich beim erſten Blicke auf ſeine edle Geſtalt in ſein offenes, lächelndes Auge an. Und wie herrlich hatten ſich alle dieſe Anlagen entfaltet, als er von ſeinen Reiſen, den Schulen Italiens, aus der Welt der Gelehrten und Künſtler dieſes gelobten Landes zurückkehrte, erfüllt von den hohen Gedanken des Alterthums und all die Herrlichkeit und Schönheit der Kunſtwerke, die ſeit hundert Jahren dort geſchaffen worden, aus ſeiner Seele wiederſtrahlend. Claire, empfinde es, daß wir in einer großen Zeit leben, trotz der traurigen Kämpfe und glaube, daß François Bonnivard eine der ſchönſten und edelſten Geſtalten dieſer Zeit iſt. Es hat zur Vollendung dieſer Schönheit nichts gefehlt als das Märtyrerthum und das iſt ihm geworden.

Der Tag, an dem ich ihn nach ſeiner Rückkehr aus Italien zum erſten Male wiederſah, war eines Lebens werth. Aber mein Schickſal war entſchieden. Als jüngerer Sohn ſeines Hauſes war er zur Priorei von St. Victor in Genf beſtimmt, die in ſeiner Familie wie erblich war, und er trat bald in das Kloſter, da ſein Oheim, der bisherige Prior von St. Victor, kurz nach ſeiner Rückkehr ſtarb. Der Prior von St. Victor war damals beinahe ſouverän und war ein Prälat von Macht und Reichthum. Bonnivard trat freudigen Herzens an die Spitze ſeiner Gemeinſchaft, denn ſo erlangte er die Muße, um der Wiſſenſchaft zu leben, und er liebte Macht und Reichthum als Mittel, ſeine großen Zwecke zu verfolgen. Wie er das gethan, weiß Genf, zu deſſen beſten Bürgern er gehörte, deſſen Wohl er ſich ganz widmete. Er wurde der Freund und Kampfgenoſſe Philibert Berthelier's, Levrier's, Pecolat's, der edlen Märtyrer und Beſançon Hugues', des großen Bürgers. Mein Kind, Du kommſt jetzt in eine Umgebung, in welcher Du von dieſen Männern als Rebellen wirſt ſprechen hören. Vergiß es nie, daß ſie für ihr Vaterland ſo viel gethan haben, als jemals die edelſten Männer des Alterthums, die Helden Rom's, Sparta's oder Athen's für das ihrige thaten; vergiß es nie, daß ſie für das Recht ihrer

Mitbürger, für die Freiheit ihrer Stadt kämpften und lebten, und daß das Unrecht und die Tyrannei, der Neid und die Treuloſigkeit auf der andern Seite waren und noch ſind, auf der Seite des Herzogs von Savoyen und der Biſchöfe von Genf, ihrer Creaturen und Henkersknechte. Carl III. iſt ein Tyrann wie Nero und Commodus; Berthelier, Levrier, Pecolat, Beſançon Hugues, Bonnivard ſind Bürger, Helden, Märtyrer wie Ariſtides, Mucius Scävola, Curtius. Es iſt eine edle Stadt, die ſolche Märtyrer hervorgebracht hat, und der Samen, den ſie geſtreuet, wird aufgehen als eine herrliche Saat der Freiheit; ja, ſie geht ſchon auf und bald wird Genf frei ſein von der Tyrannei des Herzogs und der Biſchöfe.

„Siehe, Claire,“ fuhr die Aebtiſſin nach einer Pauſe fort, „die Kloſtermauern, in die ich mich mit meiner Liebe flüchtete, konnten meine Gedanken von Bonnivard nicht trennen: als Aebtiſſin — und als Mademoiſelle de Seyſſel war ich es ſchon drei Jahre nach abgelegtem Gelübde — hatte ich Freiheit genug, allen Wegen, die er einſchlug zu folgen und ihn zu beobachten. Ich wußte bald, welche Partei er ergriff. Die Sache, für die er einſtand, mußte eine edle ſein, aber ich wollte es wiſſen, ich wollte es nicht allein meinem Gefühle glauben; ſo beobachtete ich die Vorgänge und prüfte die Geſchichte, und alle meine Wünſche ſtehen in den Reihen dieſer Freiheitskämpfer. Wie konnte es anders ſein? Bonnivard iſt einer jener Geiſter, die die Zeiten fühlen, die erſt kommen ſollen, und Gedanken denken, welche die Welt erſt lange nach ihnen begreift. Die Gedanken der Reformatoren, welche jetzt die Länder bewegen, ſie waren die Gedanken Bonnivard's, lange bevor ſie der Mönch von Wittenberg oder der Prediger von Zürich ausſprach. Auch dieſe habe ich geprüft, weil ſie ſeine Gedanken waren, und wenn ich das Kloſter verlaſſe, wird es mir wie die Erfüllung einer Pflicht ſein. Auch dieſe Gedanken gehören mit zu Bonnivard's Verbrechen und ſind die Urſache, daß weder der Pabſt noch der Metropolitan von Vienne gegen ſeine Gefangenſchaft Widerſpruch erheben."

„O!" rief die Aebtiſſin wieder nach einer Pauſe, halb träumend, halb triumphirend; „o, er hat der edlen Verbrechen, die ihm Carl nie vergeben wird, ſo viele begangen! das erſte war, daß er die Geſchütze, die er von ſeinem Oheim ererbte, der Stadt zur Vertheidigung ihrer Freiheit und nicht dem Herzog zur Unterjochung der Stadt ſchenkte. Das andere, daß er ſeinen Dolch glänzen ließ und den feigen Mönch zwang, dem Biſchof die Vorladung des Metropolitans von Vienne, der ihn zur Verantwortung zog, zu übergeben. Es war, als Herzog und Biſchof den guten Pecolat hinterliſtig und treulos aufhoben und ihn, gegen alle Privilegien und Freiheiten der Stadt, in ihr Gefängniß werfen und ihn foltern ließen, um ihm Ausſagen auszupreſſen, welche Berthelier auf's Schaffot bringen ſollten. Pecolat, fürchtend, daß ihm die Folter eine Lüge oder ein Wort gegen den edlen Bürger abzwingen könnte, ſchnitt ſich die Zunge ab, als er in die Folterkammer abgeführt werden ſollte. Bonnivard wollte ihn dem Biſchof entreißen und veranſtaltete einen Apell an den Metropolitan und dieſer forderte den Biſchof vor ſeine Schranken. Aber Niemand hatte den Muth, dem Biſchof, der in Geſellſchaft des Herzogs war, die Vorladung zu übergeben. Es war auf den Stufen der Kathedrale. Bonnivard ſtellte den Mönch mit der Vorladung dahin, und als der Biſchof mit dem Herzog heraustraten, ließ er den Dolch vor den Augen des Mönches glänzen, daß dieſer in der Furcht vor dem augenblicklichen Tode den Brief übergab. So wurde Pecolat und die Gerichtsbarkeit der Republick gerettet, denn Herzog und Biſchof, die ſchon das Recht, ihre Bürger zu richten, der Stadt entwunden glaubten, mußten ſich fügen. Der Herzog ſchwur damals Bonnivard unverſöhnliche Rache, doch verſuchte er es, ihn mit

Ehrenſtellen und Reichthümern zu gewinnen. Das edle Herz blieb unerſchütterlich und lächelte über die Schlingen hinweg, die ihm gelegt wurden. Aber als er auch Macht und Reichthümer ſeiner Priorei der Stadt einverleibte und ſie dadurch ſtärkte, als er der neuen Lehre offen ſeinen Beifall gab, und als der Herzog durch die Ermordung Berthelier's und Levrier's Herr von Genf zu ſein und ſich durch ſeine Verbindung mit dem Kaiſer und die Verwandtſchaft des Pabſtes ſicher glaubte, da faßte er den Muth, auch Bonnivard zu verderben. Er ſicherte ihm frei Geleit zu, als Bonnivard ſeine kranke Mutter in Seyſſel beſuchen wollte, aber kaum hatte dieſer ſavoyiſchen Boden betreten, als er von den Häſchern des Herzogs umgeben und in die Gefangenſchaft geſchleppt wurde. Wie Kaiſer Sigismund dem edlen Huß, ſo brach er treulos Bonnivard das Wort. Er hat nicht den Muth, Hand an ihn zu legen, wie an Berthelier, Levrier, Blanchet, Navis und ſo viele andere Märtyrer der Genfer Freiheit, weil er geweiht iſt und mit den edelſten Geſchlechtern Savoyen's verbunden — aber er läßt ihn in ſeinem Kerker elend verſchmachten!"

So ſprechend, rang ſie die Hände und warf ſich dann ſchluchzend auf ein Ruhebett. Der Schleier, den ſie krampfhaft faßte, um ſich das Antlitz zu verhüllen, löſte ſich mit der Haube vom Kopfe los und volle blonde Haare, die ſie, nach der damals in den Klöſtern herrſchenden Freiheit, lang trug, ſanken wie ein goldner Waſſerfall bis auf den Boden herab. Es war ein Bild tiefſten, liebevollen Schmerzes. Claire warf ſich auf die Knie zu ihr nieder und rief, indem ſie ihr die Hände von den Augen zog: „Was ſoll ich thun? Was kann ich für ihn thun?“

„Ich weiß es nicht,“ erwiederte die Aebtiſſin ſchluchzend — „aber Du wirſt dort ſein, Du wirſt die Gelegenheit erſpähen, ein gütiger Geiſt, ein Engel des Lichtes wird Dir eingeben, was Du zu thun haſt. Bring' ihm irgend welchen Troſt in ſeine Nacht; bring' ihm eine Blume von den Bergen, wenn Du zu ihm gelangen kannſt — ſage ihm, daß es Licht wird in der Welt, das wird ihm genug ſein; das wird ihm Kraft geben — ſage ihm, daß man ihn liebt, daß man ſein Angedenken ſegnet — ſage ihm, daß die Erinnerung an ihn und ſeine Freunde die Bürger Genf's zur Ausdauer geſtählt hat, daß ſie den Kampf nicht aufgeben, ſondern muthig mit den alten und den neuen Waffen für ihre Freiheiten weiter ſtreiten. Laß ihn Dein mitleidiges Geſicht ſehen, und wenn jene ewige Heiterkeit ſeiner Seele nicht ganz erloſchen iſt, wirſt Du das herrliche Schauſpiel genießen, wie ſie wieder aufflammt in dieſen edlen Zügen, in dieſem unſäglich tiefen und klaren Auge.“

„Aber Mutter, wird er mir trauen?“ fragte Claire beſorgt, „mir, der Tochter des Caſtellans von Chillon?“

„Er wird,“ lächelte die Aebtiſſin, „gewiß, er wird, mein Kind; wenn nur ſo viel Licht in ſeinen Kerker dringt, daß er Dir in's Geſicht ſehen kann, dann wird er Dir vertrauen, wie ich mich hier mit meinem geheimſten Seelengeheimniſſe der Tochter des Caſtellans von Chillon anvertraue. Doch will ich Dir ein Erkennungszeichen mitgeben, das jeden Zweifel aus ſeiner Seele verbannen wird, wie ungern ich mich auch davon trenne.“

Sie erhob ſich, zog einen Schlüſſel aus dem Buſen, öffnete einen mit Elfenbein ausgelegten Schrank und zog eine kleine Agraffe in Moſaik hervor, die eine Madonna mit dem Kinde vorſtellte.

„Dieſes kleine Kunſtwerk,“ ſagte ſie, „hat mir Bonnivard aus Florenz mitgebracht. Es iſt die Copie eines Bildes von Andre del Sarto. Als er es mir übergab, ſagte er: Es iſt von meinem Freunde Andre del Sarto, mit dem ich am Arno luſtige Tage verlebte. Ich liebe dieſen Meiſter, weil er den Katholicismus in heitere Schönheiten zu verkleiden weiß. Nimm das Bildchen, Claire, zeige es ihm und wiederhole ihm dieſe Worte. Sie werden ein Schlüſſel zu ſeinem Herzen ſein und ihn an glückliche Zeiten erinnern.“

Nachdem ſie ihrer jungen Freundin die Agraffe übergeben, nahm ſie aus demſelben Schranke ein anderes kleines Bild hervor, das ſie lange allein betrachtete, bevor ſie es ſchweigend Claire vor die Augen hielt. Claire ſah eine ſchöne junge Mannesgeſtalt in einer Gewandung, die halb einem ritterlichen Wamms, halb einer Kutte ähnlich ſah; das Geſicht, über das ein unverwiſchbar ſcheinendes Lächeln ausgegoſſen war, umrahmten dicke braune Locken und weiter gegen rückwärts eine halb herabfallende Kapuze, wie ſie damals italieniſche Edle und manche Mönchsorden trugen. Eine goldene Kette fiel über die breite Bruſt; die eine Hand ſteckte nachläſſig neben dem Dolch im Gürtel, der die Tunika zuſammenhielt, während die andere auf den Degengriff geſtützt war. Man konnte die ſchöne Geſtalt, beſonders das bei aller Männlichkeit wahrhaft erſtaunlich heitere und klare Geſicht nicht anſehen, ohne unwillkürlich ſelbſt heiter zu werden und zu lächeln. Es erinnerte an einen wolkenloſen, ſonnengetränkten Frühlingstag.

„Wer iſt dieſer Ritter?“ fragte Claire erſtaunt und zugleich lächelnd beim erſten Anblicke.

„Es iſt Bonnivard!“

„Der Prior?“ fragte ſie weiter und erſtaunter als vorher.

„Ja, der Prior!“ verſicherte die Aebtiſſin. „Die Schatten des Kloſters konnten die Ritterlichkeit und Klarheit dieſes Mannes nicht verdüſtern. So war er noch, ſo trug er ſich noch, als ihn der Verrath dem heitern Sonnenlichte entzog. So klar, wie Du ihn hier ſiehſt, iſt er ſelbſt aus dem Gefängniß von Grolee nach zweijähriger Haft hervorgegangen, als ihn der Herzog zum erſten Male verrätheriſch aufheben ließ, weil er ſich den Verräthern widerſetzte, welche die Thore Genf's dem Feinde öffneten. Dort ſchmachtete er, als Berthelier das Schaffot beſtieg; wäre er frei geweſen, er hätte dieſes Schwert gezogen und der große Bürger lebte noch heute. Weil Bonnivard fehlte und Beſançon Hugues auf der Flucht war, ſah Genf thatlos zu, als ſein Befreier gewürgt wurde.“

Dann wieder das Bild betrachtend, ſagte Mademoiſelle de Seyſſel: „Weil er ſo war, als er den Kerker von Grolee verließ, nähre ich die Hoffnung, daß auch die Kerker von Chillon die edle Hülle des edlen Geiſtes nicht zerſtört haben.“

Dann verwahrte ſie das Bild wieder in den Schrank, den ſie ſchloß, ſchlang wieder den Arm um den Nacken Claire's, und mit ihr in der Stube auf- und niederwandelnd, erzählte ſie ihr bald von ihrer Liebe, bald, damit ſie Bonnivard Bericht erſtatten könne, die Geſchichte der Stadt und deren Schickſal in den letzten Jahren. Das junge Mädchen ſah mit Rührung in ein von hoffnungsloſer Liebe gequältes und geadeltes Herz, dann in ein Netz von Liſten und Tücken, das Fürſt und Kirche ſpannen, um eine ſchwache Schaar heldenmüthiger Bürger zu verderben und in Sclaverei zu verſenken. Ihr Geiſt wie ihr Gemüth entfaltete und ſtärkte ſich in dieſer Nacht, als hätte ſie große und jahrelange Erfahrungen gemacht. Sie ſah die Welt anders, als ihr unſchuldiges, argloſes Auge ſie bisher geſehen. Und ſo hörte ſie und ſo erzählte die Aebtiſſin, bis die Spitzen des Montblanc ſchon ſanft geröthet vom anbrechenden Morgenlicht in die Fenſter des Kloſters ſahen. Als ſie endlich Abſchied nahm, küßte ſie die ſtille duldende Mademoiſelle de Seyſſel und mit Thränen in den Augen ſagte ſie: „Vergiß nicht! Halt Wort!“ und dann, wie drohend, mit aufgehobenen Fingern wiederholte ſie: „Vergiß nicht! Halt Wort!“

Und wie dort, im Kloſter zu Genf, die Morgendämmerung die geheimen Bekenntniſſe der Aebtiſſin und ihre Erzählungen unterbrach, ſo weckten jetzt die Lichter, die auf den Spitzen des Dent du Midi erſchienen, im Schloſſe zu Chillon das junge Mädchen aus den Träumereien, in denen ſie jene Nacht noch einmal durchlebte, jedes Wort der Aebtiſſin noch einmal hörte, jede ihrer Thränen noch einmal rinnen ſah. Als ſie ſich gegen Morgen vom Ruhebette erhob, um ſich in den Alkov zu begeben, war es ihr, als hörte ſie noch einmal die bittende und drohende Mahnung: „Vergiß nicht! Halt Wort!“ Sie war es ſelbſt, die dieſe Worte vor ſich hin ſagte.

Viertes Capitel.

Bonnivard

Chillon, heute nur ein hochromantiſcher Schmuck der Landſchaft und Aufbewahrungsort höchſt unſchuldiger, meiſt veralteter, neutraler Waffen, Chillon zählte durch Jahrhunderte zu den koſtbarſten Beſitzthümern der Grafen und Herzoge von Savoyen. Es war der Schlüſſel des Rhonethales und ſeine Macht reichte wenigſtens bis an die Engen von St. Maurice und der Ruf ſeiner Stärke trug viel dazu bei, daß ſich die Macht der Savoyarden von hier aus auch raſch nach Weſten zu ausdehnte und befeſtigte. Gegen Chillon's Willen konnte kein Maulthier aus dem Wallis in's Waadtland, aus dem Waadtland in's Wallis gelangen. Die Grafen von Savoyen hatten ihre lüſternen Blicke kaum auf dieſe, am nördlichen Ufer des Lemans gelegenen Ruinen des burgundiſchen Reiches geworfen, als ſie auch ſchon die Wichtigkeit jenes Felsblockes erkannten, zwiſchen welchem und dem feſten Lande der See brandete und in deſſen Nachbarſchaft der einzige Pfad, der an ihm vorüberführte, durch eine ſchmale Pforte geſchloſſen werden konnte. Auf dieſem Felsblocke erhob ſich ſchon im dreizehnten Jahrhundert Schloß Chillon, ebenſo gewaltig als prächtig. An zwanzig höhere und niedrigere Thürme erhoben ſich, aus ſeinen Feſtungsmauern hervorwachſend oder auch aus dem Innern der Höfe, ſämmtlich durch Zinnen und Zacken gekrönt, untereinander durch Treppen und Gallerien verbunden, geſchmückt mit Altanen und Balkonen. Denn Chillon war nicht nur der Schlüſſel des Rhonethales, die Zwingburg des obern See's und des Waadtlandes, es war auch der Luſtſitz der Fürſten und Fürſtinnen von Savoyen. Und wahrlich, ſie konnten in ihren weiten, von der Natur ſo reichlich, ſo groß ausgeſtatteten Ländern ſchwerlich eine andere Stelle finden, in welcher ſich Anmuth mit Größe ſo ſchön vermählte — wo ein blauer See, freundliche, grüne Höhen, rieſige, von ewigem Schnee bedeckte Berge, Golfe, in denen der Lorbeer und die Granate gedeihen, ein herbeiſtürzender gewaltiger Bergſtrom und hunderte von Schlöſſern, die ſich im See ſpiegelten, in kleinem Raume ſo viel des Schönen und Gewaltigen verſammelten, als ſonſt weite Länderſtrecken nicht beſitzen.

Aber dieſe Perle in der Perlenkette von Schönheiten, die ſich dort um den Hals des Lemans legen, dieſer Sitz der Luſt üppiger Fürſten, dieſes einem Zauberſchloſſe gleichende Chillon barg in ſeiner Tiefe die grauſamſten Kerker, und ſeit die Herzoge von Savoyen ihren Kampf gegen die Freiheit Genfs begonnen, bargen dieſe grauſamen Kerker die muthigſten Vertheidiger jener Freiheit.

Auf dem nackten Felſen, über dem der herrliche Bau ſich erhob, zwiſchen den Säulen, welche die Grundveſten bildeten, lag und ſchmachtete ſeit Jahren Bonnivard, der Mann, von dem man in Genf nur noch wie von einer Erſcheinung ſchönerer alter Zeit zu ſprechen pflegte, der der letzte Reſt jener Epoche war, die man das Helden- und Märtyrerzeitalter der Genfer Freiheit nannte, der Mann endlich, um deſſen Befreiung, wie um Erfüllung einer heiligſten Pflicht, hoch oben über ihm, in den prächtigen Zimmern der Prinzeſſin von Cypern, ſich ein junges, reines Madchenherz abquälte.

Die Urſache ſeines Unglückes war die Ueberfülle herrlichſter Gaben, mit denen ihn die Natur wie das Schickſal ausgeſtattet hatten und die ihn ſeinem Feinde Carl von Savoyen doppelt furchtbar machten, ſelbſt als die Schaar der Patrioten, die ihn einſt umgab, längſt gefallen war.

Der Zufall hatte ihm einen edlen, in ſeiner Welt hochgeehrten Namen gegeben, die Natur einen Geiſt, der ſelbſt unter den zahlreichen hohen Geiſtern, mit denen beinahe alle europäiſchen Länder zur Zeit der Renaiſſance und Reformation geſegnet waren, als ein ebenbürtiger und hervorragender erſchien, der die ganze tiefe Bedeutung jener Uebergangszeit begriff und die Ziele erkannte, dahin ſich alle geiſtigen Strömungen drängten. Dieſe Eigenſchaften verſchafften ihm bald eine hohe Stellung, welche Macht und Reichthum, alle äußerlichen Mittel gewährte, deren er zur Verfolgung ſeiner Zwecke bedurfte. Seine eigene Wahl gab ihm, dem Prälaten von Fürſtenrang, eine Vaterſtadt, die in einem großen Kampfe für Freiheit gegen einen eroberungsſüchtigen Nachbar, gegen eine verrätheriſche Geiſtlichkeit und gegen einen räuberiſchen Adel begriffen war: alſo einen Schauplatz, der ſeiner würdig war und den ſeine hohe Seele in der Ferne geſucht haben würde, wenn er ihn nicht in ſeiner nächſten Nähe gefunden hätte. So begabt und ſo gerüſtet, durfte es ihn wohl doppelt ſchmerzen, aus dem Kampfe zu ſcheiden, bevor er beendet war, und die kräftigſten Jahre des Mannes in grauſamer Gefangenſchaft zu verlieren. Und Bonivard, der Philoſoph und Geſchichtsſchreiber, wußte, wie langſam die Geſchichte vorſchreitet, wie ſie oft erſt über die zertretenen Herzen ganzer Menſchenalter an ihre Ziele gelangt. Er konnte ſich nicht mit der Hoffnung in ſüße Träume lullen, daß die kleine Republik Genf im Laufe weniger Jahre drei gewaltige, alte, auf Jahrhunderte fußende Mächte, die herrſchſüchtige Monarchie, die tiefgewurzelte Kirche, die ein Jahrtauſend alte Feudalität beſiegen werde, um dann ihre Bürger aus der Haft befreien zu können. Und wie hoffnungsvoll ſein Geiſt war, ſo oft er an den großen Kampf, die großen Grundprincipien dachte, ſo hoffnungslos betrachtete er ſeine Gefangenſchaft.

Zwiſchen den vier Säulen, welche die Wölbung trugen und den Mauern, mit denen man die Bogen ausfüllte, um das Gefängniß zu verengern, im nächtlichen Dunkel, gingen ihm einförmig und tonlos die Stunden dahin — die Stunden, die Tage, die Wochen, die Monden, die Jahre: eine Stunde der andern, ein Jahr dem andern gleichend. Kein frohes, kein trauriges Ereigniß, kein Wechſel der Jahreszeit — kaum der Wechſel von Tag und Nacht — brachte in dieſe Oede abwechſelndes Gefühl, abwechſelnde Stimmung, oder verſchiedene Färbung. Die Zeiten fielen von ihm ab, wie die verwitterten Fetzen des Gewandes, in dem er gefangen worden. Sein Haupthaar floß über den Nacken herab und ſein Bart reichte an den Gürtel. Auf dem kleinen Raume, den ihm die Kette ſchreitend zu durchmeſſen erlaubte, waren die Spuren ſeines Fußes bereits in den Felſen eingedrückt, in den harten Felſen, der die Feſte Chillon trägt. Jahrhunderte, vielleicht Jahrtauſende müſſen über den Felſen hingehen, bis ſie die Fußtapfen verwiſchen, die ihm Bonnivard in ſechs Jahren eingedrückt, dieſe Zeugniſſe, wie dieſer von einem Feuergeiſte belebte Mann ſich gleich einem Löwen im Käfige bewegte.

Keine Maus, keine Spinne, die manchmal die unglückliche Einſamkeit des Gefangenen mit einem Funken von Leben unterbrechen, denen er aus unfruchtbar verrinnendem Borne der Liebe einen Tropfen ſpenden kann, wohnte auf der Wüſte dieſes Felſens, oder ſpannte ihr Netz in dieſem öden Dunkel, und kein Vogel raſtete ſingend, Frühling verkündend in der Mauerluke ſeines Fenſters, das nur die feuchte Kälte ſeines Kerkers ausathmete. Durch dieſe Luke drang nur während des Sommers ein ſchmaler Lichtſtreifen und kroch, als ob er hier raſch verſiechte, langſam von einer Wand zur andern, nichts beleuchtend als gefühlloſes und undurchdringliches Geſtein.

In dieſem Jahre — im Jahre 1535 — brachte ihm dieſer Lichtſtrahl einen Segen, eine Wohlthat, um deren willen er ſeinen Feinden alle Grauſamkeit zu verzeihen bereit war. Er hatte Papier, Dinte und Feder. Er durfte ſchreiben, ſo lange das ärmliche Licht in ſeinen Kerker fiel, und an ſeiner Kette ſchleppte er ſich, auf dem Boden liegend, dem theuern Strahle nach, der breit genug war, um einige Zeilen zu beleuchten. Er ſchrieb die Chronik Genfs, die wir noch heute beſitzen — jene Chronik, in der wir ein kindliches Gemüth neben der hohen Anſchauungsweiſe eines an der Größe des Alterthums genährten Geiſtes bewundern — jenes merkwürdige Werk, das die Reize irrthümlicher Aufzeichnungen, wie die Muſen Herodot's oder die Bücher Joinville's und Froiſſart's mit den Errungenſchaften hoher Bildung und mit jener philoſophiſchen Einſicht verbindet, welche Vergangenheit und Zukunft, das Gute und das Böſe, das Wahre und das Falſche gleich tief durchdringt. Er beſchreibt uns die Geſchichte einer kleinen Stadt, aber im kleinen Spiegel das Bild der ganzen Zeit auffaſſend, ſteht er neben ſeinen Zeitgenoſſen Machiavelli, Guicciardini, Philippe de Commines und d'Avila, welche große Geſchicke weiter Länder und ganze Welten umfaſſende Begebenheiten erzählten, nur daß ſich hier die Abſicht des Staatsmannes und der weite Gedanke des Weltweiſen hinter einer harmloſen, beinahe kindlichen, immer lächelnden Erzählung verbirgt, welche überall ein vertrauensvolles Gemüth und einen Mann verräth, der ſich eines reinen Lebens und ſeines Rechtes bewußt iſt.

Die Aufzeichnung der Geſchichten Genfs gewährte ihm höhere Freuden, als ſeine Feinde vermutheten, ſie hätten wohl ſonſt in ihrem Haß gegen Bonnivard ſchwerlich die Erlaubniß dazu ertheilt, trotz der Hinterliſt, die ſich hinter dieſer Gnade verſteckte. Sein Leben im Gefängniß war ihm nicht verloren, verſtrich nicht thatenlos; ſein Bewußtſein fühlte ſich gehoben, er war nicht, wie er bis jetzt glaubte, beſtattet und begraben. Was er in der Freiheit, für die Freiheit gethan, er durfte es in dem erhabenen Berufe des Geſchichtsſchreibers fortſetzen, er durfte als Zeuge auftreten für die Wahrheit mit der Feder in der Hand wie als Gefangener in dem harten Kerker des Herzogs von Savoyen. Was er mit gefeſſelten Armen, mit Ketten an den Knöcheln nicht ausführen konnte, vielleicht thut es in ſpäter Zeit das Beiſpiel, das er aufſtellte, das Zeugniß, das er ablegte, das ſchlichte Wort, das er niederſchrieb. Mit freudiger Seele, in raſchen und kühnen Strichen malte er die Jahrhunderte des Kampfes der Genfer gegen die Herzoge von Savoyen, gegen die Uebergriffe der Biſchöfe und die räuberiſchen Anfälle des Adels; mit Stolz hob er die Ausdauer hervor, mit welcher die kleine Stadt ihre Freiheiten vertheidigte und die verlorenen, freilich um ſie immer wieder zu verlieren, immer wieder eroberte. Nun aber war er in einer Zeit und bei Menſchen angekommen, die er ſchon ſelber gekannt hatte und in die Begeiſterung und Ruhe des Geſchichtſchreibers drängte ſich jetzt manchmal das Gefühl des Freundes, die Klage des Zeitgenoſſen, der Schmerz des perſönlichen Zuſchauens, großen Duldens und ungeheuern Unrechts. Hatte er nicht von den ewigen Torturen des armen, ehemals ſo luſtigen Pecolat, ſeines Tiſchgenoſſen, zu erzählen, von jenem gewaltigen, kräftigen, ruhevollen Beſançon Hugues, der verkörperten Ehrenhaftigkeit des Bürgerthums, der ſein Leben auf beſtändiger Flucht und wie ein Abenteurer und Verbrecher in Verſtecken und Schlupfwinkeln, wie ein wildes Thier in Schluchten und Klüften zubringen mußte? Von Levrier, der, weil er das Recht nicht beugen wollte, den Nacken dem Henkerbeil beugen mußte? Und waren ſie und ſo viele andere Märtyrer nicht ſeine geliebten Freunde und die Genoſſen ſeiner freudigen Sympoſien? O der ſchönen Stunden, die in dem großen Saale von St. Victor in Geſellſchaft dieſer freudigen, in ihrer Ueberzeugung ſo beruhigten Menſchen, in Geſprächen über vergangene und zukünftige Kämpfe, im Genuſſe des gehofften Sieges, der einſtigen Freiheit Genfs, dahingegangen! Nicht das Dunkel des Kerkers allein, viel öfter war es noch die Thräne, die ſein Auge jetzt, da er bei dieſer Epoche der Geſchichte Genfs angekommen, beſchattete und am Schreiben verhinderte. Und nun ſtand er vor dem Blocke, auf den der herrlichſte aller der Märtyrer, ſein Freund, der anmuthige, liebenswerthe, tapfere Philibert Berthelier, ſein Haupt niederlegen ſollte. Seit Tagen ſtand Bonnivard vor dieſem Blocke und wagte es nicht, weiter zu ſchreiten; er rang nach der Ruhe, die er ſich bei Ablegung ſeines Zeugniſſes zur heiligſten Pflicht gemacht hatte. Endlich, da ein goldner, holdlächelnder Sonnenſtrahl hereindrang, der ihn an den ewig lächelnden Blick Berthelier's erinnerte, ergriff er die Feder und ſchrieb mit ruhiger Seele:

„Berthelier hatte außerhalb der Stadt, nahe der Rhone bei Geracua, einen Garten, dahin er jeden Tag zu gehen pflegte und den er der Feinde wegen, die er in Genf hatte, jetzt nicht oft verließ. Und wie um mit der Gefahr zu ſpielen, trug er in ſeinem Buſen ein kleines Wieſel, das er ſehr liebte und das er, hin- und herwandelnd, ſtreichelte. Am dritten Tage, nachdem der Vicedom des Herzogs Zuzug erhalten hatte, begab ſich dieſer mit ſeinem ganzen Gefolge dahin, um ihn gefangen zu nehmen. Berthelier ſah ſie wohl ankommen, aber er wich nicht aus, ſondern ging geraden Weges auf ſie los, ſo ſtolz, als ob er den Vicedom gefangen nehmen ſollte. Der Vicedom legte ſeine Hand auf ihn im Namen des Biſchofs, denn es war ihm verboten, es im Namen des Herzogs zu thun; als er ihm ſeinen Degen abnahm, ſagte Berthelier ſtolz: „Gebt wohl Acht, was Ihr mit dieſem Degen beginnet, denn Ihr werdet darüber Rechenſchaft abzulegen haben.“ Er wurde nach der Inſel geführt, während er, um über ſeine Feinde zu ſpötteln, mit ſeinem Wieſel ſpielte. Seine Wächter ſagten zu ihm: „Bittet Seine Hoheit um Gnade!“ — „Welche Hoheit?“ fragte er. — „Die Hoheit von Savoyen, Euern und unſern Fürſten.“ — „Er iſt ganz und gar nicht mein Fürſt“, erwiderte er, „aber ſelbſt wenn er es wäre, würde ich ihn nicht um Gnade anflehen, denn ich habe nichts verbrochen. Mögen Verbrecher um Gnade flehen, Ehrenmänner thun es nicht.“ — Der Biſchof leitete ſeinen Proceß nicht nach den Rechten und Freiheiten Genfs ein, welche beſagen, daß jeder eines Verbrechens angeklagte Laie den Syndicis als den ihm zuſtehenden Richtern überliefert werden müſſe. Er ſetzte für dieſe Angelegenheit einen Prevoſt ein, einen alten, jetzt in Genf wohnhaften Mann aus Chambery, der ſein Leben lang Zahnausreißer geweſen und ſich Jehan Desbois nannte. Dieſer kam auf Befehl des Biſchofs auf die Inſel, um Berthelier zu verhören, aber er wollte ihm nicht Rede ſtehen, ſagend, daß er nicht der ihm zukommende Richter ſei. Und um ſich frei von aller Furcht zu erweiſen, ſchrieb er auf die Wand ſeines Gefängniſſes: „Non moriar sed vivam, et narrabo opera Domini.“

„Am andern Morgen kehrte der Prevoſt wieder mit der ganzen Schaar der Bewaffneten und ihren Capitainen, welche die Inſel beſetzten und die Brücken, die zu ihr führten. Beſagter Prevoſt forderte Berthelier auf's Neue auf, ihm Rede zu ſtehen, und da dieſer ſich abermals weigerte, that der Prevoſt ſeinen wahnſinnigen und böſen Spruch: „Für ſeine vergangenen Miſſethaten, wie für den Ungehorſam, den er jetzt ſeinem Fürſten zeige, ſolle ihm ſein Haupt abgeſchlagen, ſein Körper an den Galgen von Champel gehängt, ſein Kopf im Plainpalais ausgeſteckt und ſolle ſeine Habe zu Gunſten des Fürſten confiscirt werden.“ Man brachte ihm den Beichtvater und den Henker. Dem Beichtvater hatte er nicht vieles zu ſagen. Worauf ihn der Henker ergriff, ihn auf den Platz vor dem Inſelſchloſſe führte, wo Berthelier nichts anderes ſagte, als nur ausrief: „Ha! Ihr Herren von Genf .....!“ Worauf er niederkniete und enthauptet wurde .....“

So weit hatte Bonnivard geſchrieben, als er einhalten mußte. Seine Hände zitterten, daß er keinen

Federzug mehr thun konnte, ſeine Augen füllten ſich mit Thränen und ſein Geſicht fiel, als ob der Streich nach Berthelier's Nacken ihn ſelbſt getroffen hätte, vorn hin auf das Papier und „Berthelier! mein theuerer, edler Berthelier!“ rufend, breitete er beide Arme aus, um den harten Felſen, der ihm als Schreibtiſch diente, zu umarmen.

Der Sonnenſtrahl, der ihn beleuchtete, war längſt von ihm fortgekrochen; er lag wieder in tiefer Dunkelheit und auch in ſeiner Seele war es wieder dunkel geworden. Die Geſchichte der Welt ſah er jetzt nur von ihrer traurigſten, ſchwärzeſten Seite. Ueberall und zu allen Zeiten ſchwebten ihm nur die Holzſtöße, Kreuze und Schaffote jeglicher Art vor, auf denen die Edelſten der Menſchheit den Martertod litten, während er unter Triumphbogen und auf Thronen ihre Quäler ſah, die Feinde des Menſchengeſchlechtes, die Verhöhner der edelſten Gedanken. Er erhob ſich, ließ die Arme herabſinken und ſaß aufgegeben und trauernd da. „O mein Grab von Chillon! wäreſt du wirklich ein Grab!“ rief er aus und kroch nach der Säule zurück, an der ſeine Kette befeſtigt war. Er umklammerte ſie, als wollte er ſie brechen, die Grundveſten Chillon's erſchüttern und ſich unter ſeinen Trümmern begraben.

Da, in dieſem Augenblicke höchſter Troſtloſigkeit, erſcholl es in ſeinem Gefängniſſe von einer menſchlichen, kräftigen und doch ſanften Stimme. Dieſe rief: „Hoffe, hoffe, Bonnivard! Gruß von Genf, Bonnivard!“

Bonnivard ſprang in die Höhe und blickte um ſich. Es war ihm, als hätte er eine himmliſche Erſcheinung. Er glaubte geträumt zu haben, aber es hatte zu deutlich geſprochen, noch klangen die Worte in ſeinem Ohre und in ſeinem Herzen: Hoffe, hoffe, Bonnivard! Er wiederholte ſie immer wieder, hob die Arme dankend gen Himmel, die Troſtloſigkeit war dahin und er hoffte in der That, wie es ihm die Stimme geboten hatte. Thränen der Freude ſchwemmten den letzten Reſt jener Thränen der Verzweiflung aus ſeinem Auge.

Am Abend desſelben Tages trat der Caſtellan von Chillon mit zornigem Geſichte in die Salle de justice, ſetzte ſich auf den großen Thronſeſſel, auf dem er zu Gericht zu ſitzen pflegte, und befahl einem Diener, ſofort den Capitain Barberouge hieherzubeſcheiden. Dieſer trat auch nach wenigen Minuten ein, lächelte, als er ſich in der Salle de justice ſah, warf einen Blick auf die Thüre, welche in die anſtoßende Folterkammer führte, verneigte ſich vor dem Caſtellan und ſagte mit etwas ſpöttiſcher Unterthänigkeit: „Meſſire de Beaufort, Ihr ladet mich in die Salle de justice, ſoll ich foltern helfen oder vielleicht ſelbſt gefoltert werden? Gebt Euch keine Mühe, ich will plaudern und alle meine Verbrechen geſtehen, ohne Meiſter Jehan Goulé zu bemühen. Was ſteht zu Dienſten? Was habt Ihr zu befehlen?"

„Barberouge", ſagte Herr von Beaufort, ohne weiter auf die Scherze einzugehen, „Ihr habt heute meine Tochter, Mademoiſelle de Beaufort, an den Fuß des Schloſſes gerudert, über den Kreis hinaus, den ich zu überſchreiten erlaubt habe — Ihr habt ihr dann den Felſen hinaufgeholfen — gerade am Gefängniſſe Bonnivard's." —

„So iſt es, ganz richtig, Ihr ſeid vortrefflich unterrichtet", erwiederte Barberouge mit einer Verneigung, als ob er ſeinem Commandanten über ſeine Allwiſſenheit ein Compliment machen wollte.

„Wie kam das? Wie war das Alles?" fragte der Caſtellan mit ſtrenger Miene.

„Das kam ſo," erzählte Barberouge, ohne ſich durch das finſtere Geſicht des Sire de Beaufort einſchüchtern zu laſſen. „Nach dem Eſſen ſtieg ich unter der Zugbrücke in den Kahn, um auf den See hinaus zu rudern, und draußen, wie es meine Gewohnheit iſt, vom See eingewiegt, mein Mittagsſchläfchen zu machen. Fräulein von Beaufort, die draußen unter den Bäumen auf- und abging, ſieht das und ſagt: „Monſieur Barberouge nehmt mich mit.“ Ich, gleich bereit, einem jungen Fräulein mein Mittagsſchläſchen zu opfern, reiche ihr die Hand und helfe ihr in den Kahn und fahre an der Galeere vorbei, hinaus in den See. Und wie ſie ſo daſaß und ich ſie anſah, denke ich, daß ich für ſie auch in den See ſpringen könnte, obwohl ich nicht ſchwimmen kann. Sollte ich da nicht wieder zurückrudern als ſie es verlangte, und zwar geradaus vor das Schloß und juſt da halten, wo ſie es verlangte, nämlich unter dem Gefängniſſe Bonnivard's? Dort angekommen ſagte ſie: „Barberouge, bindet hier den Kahn an.“ Das iſt nun ſehr ſchwer, an dem Felſen den Kahn anzubinden, aber mit Hülfe einiger elender Wurzeln, die da in den Ritzen ſtecken, bringe ich es doch zu Stande. Gleich darauf ſteht Fräulein Claire auf dem Felſen, was ſie bei der Abſchüſſigkeit dieſes Felſens nur vermittelſt eines ſehr kleinen Fußes thun konnte. Verzeiht, Sire de Beaufort, aber ich bin Euch Wahrheit ſchuldig: Sobald ich dieſes Füßchen ſah, mußte ich erſt vollends Alles thun, was ſie von mir verlangte. Und ſie verlangte, daß ich ſie nun hinaufhebe, daß ſie mit ihrem Geſichte bis an das Gefängnißfenſter reiche. Das habe denn gethan, obwohl ich ſie warnte und ſagte: Fräulein Claire, wenn das Euer Vater erfährt, geht es mir ſchlecht und Euch vielleicht auch, denn mit Bonnivard verſteht Sire de Beaufort keinen Spaß und er hat die ſtrengſten Befehle gegeben. Während ich Euch da hinaufhebe, ſchießt mir vielleicht ſo ein Kerl von der Galeere in den Rücken. Aber ſie hat es gewollt — ſollte ich vor dem Kerl auf der Galeere Angſt haben? — und ſo hob ich ſie hinauf. Das iſt Alles."

„Und was that ſie oben?" fragte Sire de Beaufort.

„Sie ſagte etwas, das ich nicht verſtand. Auch habe ich nicht Acht gegeben, ich war zerſtreut."

„Und dann?" fragte der Caſtellan weiter.

„Dann nichts mehr; ſie ſprang raſch wieder hinab in den Kahn, weil ſie mich der Kugel von der Galeere nicht länger ausſetzen wollte, das gute Fräulein — und dann ruderten wir ums Schloß herum in den Graben, Fräulein Beaufort dankte mir und eilte ſo ſchnell als möglich ins Schloß. Ich blieb draußen und ſah den Schurken von der Galeere, der vorhin hereintrat, um mich und Fräulein Claire zu verrathen, womit er nur ſeine Pflicht gethan hat und wofür ich ihm nächſtens ſeine Zähne in den Hals ſchlagen werde."

„Ich werde Dich auf vierzehn Tage in den Thurm werfen laſſen!" rief Herr von Beaufort.

„Thut das," erwiederte Barberouge, „ich wußte ja, daß ich das bekomme — aber vierzehn Tage Thurm ſollen mich nie von der Höflichkeit abbringen, die ein guter Kriegsmann den Damen ſchuldig iſt, nota bene in Friedenszeiten, denn als wir unter dem Connetable Rom einnahmen. —"

„Genug, geh!" herrſchte ihm Sire de Beaufort zu und Barberouge ging.

Philibert, der in der Halle das Geſpräch mit angehört hatte, ging, um Claire mitzutheilen, daß es ihr Vater wiſſe, wie ſie ſich heute dem Gefängniſſe Bonnivard's genähert habe und ſie zu warnen. Er freute ſich, ihr einen Dienſt erweiſen zu können, denn er hoffte dadurch ihr Benehmen gegen ihn wieder etwas freundlicher zu geſtalten. Er wußte, was ſie ihm halb mitgetheilt, was er halb errathen hatte, daß ſie zu Bonnivard zu gelangen ſtrebte, und er durfte ſie nicht unterſtützen, obſchon ſie es ihm ſchon ans Herz gelegt hatte. Mit Schmerzen ſah er ſie kalt an ſich vorübergehen, ſie, deren Ankunft er mit ſolcher Sehnſucht entgegen geharrt, und er grollte der Zeit, welche überall Parteien ſchuf, die Zwietracht bis in die Familien ſäete und innig Vereinigtes trennte. In kurzen Worten theilte er ihr mit, was er unten angeſehen hatte, und war erſtaunt, mit welcher Ruhe ſie die Nachricht aufnahm.

„Ich danke Dir Philibert, für die Warnung," ſagte ſie, „aber ſie war überflüſſig. Ich bin entſchloſſen mich an den Vater ſelbſt zu wenden; ich will ihn bitten mich ein mal ins Gefängniß zu Bonnivard gehen zu laſſen."

„Um Gottes willen nicht! thue es nicht!" rief Philibert und zwar mit einer Heftigkeit, als ob er ſie von einer ſehr verderblichen That abhalten wollte.

„Und warum nicht?"

„Weil" — ſtotterte Philibert verlegen — „weil — ich kann es Dir nicht ſagen. Aber glaube mir, er wird es Dir nie erlauben — zwiſchen Bonnivard und Deinem Vater muß Todfeindſchaft ſein."

„Sage mir mehr," flehte Claire.

„Ich kann nicht — aber um Dich von einem unbedachten Schritte abzuhalten, um Dir zu zeigen, Claire, daß ich Dein alter Freund bin, wenn ich auch nicht alles thun kann, was Du von mir verlangſt, will ich Dir einen Rath geben — will ich Dir ſagen, an wen Du Dich wenden ſollſt."

Claire reichte ihm dankbar die Hand und fragte dringend: „Wer iſt es?"

„Jehan Goulé!"

„Der Gefängnißwärter? Der Henker?" — rief Claire erſchrocken.

„Sein Amt,“ ſagte Philibert, „darf Dich nicht abſchrecken; ſein Amt iſt es ja eben, das Dir den Zutritt zu Bonnivard erleichtert.“

„Aber,“ fragte Claire zweifelnd, „wie ſollte dieſes Ungethüm, das meinem Vater mit Leib und Seele verfallen iſt, auf meine Wünſche eingehen? Es iſt ja bekannt, daß er ſich lieber auf die Folter ſpannen ließe, ehe er um eines Haares Breite von den Befehlen ſeines Herrn abwiche.“

„Wie ich ihn kenne,“ verſicherte Philibert, „wird er, ſobald Du willſt, nur Dir gehorchen und mit derſelben Hundetreue wie Deinem Vater. Verſuche es nur.“

„Erkläre mir,“ bat Claire noch immer ungläubig.

„Seit wann,“ fragte Philibert, „iſt Jehan Goulé Deinem Vater ſo ergeben, als hätte er ihm ſeine Seele verſchrieben? Seit Deiner Geburt. Savoyen war damals im Kriege mit Wallis und Jehan Goulé, ein Walliſaner, ſchon damals Knecht in Chillon, verrieth das Schloß und wollte um Mitternacht den Feind einlaſſen. Er ſelbſt wurde verrathen und Dein Vater ließ ihn vor dem Thore aufknüpfen — in dieſem Augenblicke brachte man ihm die Nachricht von Deiner Geburt und um das Ereigniß auf ſeigneurale Weiſe ſogleich zu feiern, ließ er ihn wieder abſchneiden. Seit damals tritt Jehan Goulé nicht mehr aus dem Thore Chillons und iſt er aus Dankbarkeit der Hund Deines Vaters. Von Deiner Kindheit an hat er Dich immer als ſeinen Schutzengel betrachtet, obwohl er Dich nie zu berühren und kaum anzublicken wagte. Als Du aus Genf zurückkehrteſt, ging er zum erſten Male ſeit Jahren bis ans Thor, um Dich ankommen zu ſehen. Ich glaube, daß er ohne alle weitere Ueberlegung, ohne den geringſten Widerſpruch thun wird, was Du von ihm verlangſt, und daß er von dem Augenblicke an Dein Knecht ſein wird und nicht Deines Vaters.“

„Ich danke Dir, Philibert,“ rief Claire freudig. „Du erweiſeſt mir eine Wohlthat — ich danke Dir, aber — ſchweige, was Du auch immer beobachten mögeſt.“

Philibert zuckte die Achſel und ſagte ſeufzend: „Iſt es nicht genug, daß ich Andern das Glück, Dir zu dienen, überlaſſen muß — mußt Du mich auch noch bitten, daß ich Dich nicht verrathe? Claire, noch einige ſolche Verkennungen und ich ſpringe in den See oder ich werde ein Ketzer und thue, was Du willſt.“

Fünftes Capitel.

Der Beſuch.

Doch verfloß geraume Zeit, ehe Claire den Rath Philibert's benutzen konnte. Sire de Beaufort hatte ihr keine Vorwürfe gemacht, hatte nicht einmal auf ihr Vergehen, ſich Bonnivard's Kerker genähert zu haben, angeſpielt, aber ſie konnte wohl bemerken, daß ſie beobachtet und ihrem Vater verdächtig war. Er hatte offenbar ſeine Urſache, warum er jede Gelegenheit vermied, bei welcher der Name des Gefangenen zwiſchen ihm und ſeinem Kinde genannt werden könnte; das hatte ihr ja auch ſchon Philibert angedeutet. Er zog es vor, anſtatt ihr die Annäherung an die Gefängniſſe geradezu zu verbieten, dieſe mit Wachen zu umſtellen. An allen Eingängen zu den untern Geſchoſſen begegnete ſie Hellebardierern und wenn ſie auf den See hinausfuhr, lag zwiſchen der Galeere, die die Seeſeite des Schloſſes bewachte, und der Stelle, die ſie mit Hilfe Barberouge's erklettert hatte, eine Barke mit Bewaffneten, die aufmerkſam wurden, ſobald ſie verſuchsweiſe Miene machte, derſelben Stelle zuzuſteuern. Es war wie ein ſtiller Krieg, der zwiſchen ihr und ihrem Vater ausgebrochen war. Sie ſah ein, daß ſie einen günſtigen Moment werde abwarten und die Nacht werde zu Hilfe nehmen müſſen.

Es waren Geſandte der Herren von der Ligue — ſo nannte man damals die gefürchteten Regierungen der Schweizer, die Beſieger Carls des Kühnen von Burgund — mit Aufträgen an den Biſchof von Sion vorbeigekommen und in Chillon eingekehrt. Sire de Beaufort wußte ſehr wohl, wie viel dem Herzog von Savoyen die Freundſchaft der Herren von der Ligue werth war, da es von ihrem guten Willen abhing, ob er dieſſeits des See's feſten Fuß faſſen könne oder nicht — da er ſich ſchon mehrere Male, wenn auch zähneknirſchend, ihrem ſchiedsrichterlichen Spruche hatte fügen müſſen und da vorauszuſehen war, daß ſie in naher Zeit, ſobald die Genfer Händel zum endlichen Austrage kommen, ihr Schwert in die Wagſchale werfen würden. Verſchwendete doch der Herzog von Savoyen jährlich Tauſende und Zehntauſende von Goldgulden, um ſich vorzugsweiſe im Rathe von Freiburg und Bern Stimmen und Späher zu kaufen. Die Geſandten der Herren von der Ligue, obwohl Berner, d. i. Ketzer, da Bern damals ſchon die Reformation auf ſeinem ganzen Gebiete eingeführt hatte und Niemand mehr im Rathe der großmächtigen Herren ſitzen konnte, der noch der alten Religion anhing, wurden mit noch viel größerem Pompe in Chillon empfangen und bewirthet, als es vor Wochen mit Monſeigneur von Lauſanne, dem treuen Diener der Kirche und unterthänigen Anhänger Savoyens, der Fall geweſen. Kurz nach ihrem Abzuge, welcher Abends ſtattfand, da ſie in dieſer Nacht noch St. Maurice erreichen wollten, lag Chillon in einem todtähnlichen Schlafe. Ein Theil der Beſatzung war ihnen zu Schutz und Begleitung mitgegeben worden; nur der Theil, der nach dem Trinkgelage des Tages nicht mehr aufſitzen konnte, war zurückgeblieben. Im Innern war die Zahl der ausgeſtellten Wachen weit geringer als ſonſt.

Claire, die auf jeden Umſtand lauerte, entging es nicht, daß dieſe Nacht geeignet wäre, ihr Vorhaben auszuführen. Mit pochendem Herzen ſaß ſie in ihren Gemächern und horchte, bei offenen Thüren und Fenſtern, auf jedes Geräuſch, bis ſie bemerkte, daß die Schritte der Wachen immer ſeltener wurden, je nachdem die Hellebardierer auf den Poſten einſchliefen, und daß es endlich ſo ſtille ward, daß ſie die Wellen am Fuße des Felſen liſpeln hörte. Ja ſie hörte ſogar ein fernes dumpfes Kettengeklirre. Es war ihr, als ob ſie dieſer Klang riefe. Sie ſteckte eine kleine Laterne an, zog die Schuhe von den Füßen und ſchlüpfte die beiden Wendeltreppen hinab, vorbei an der Schlafſtube ihres Vaters im erſten und dann an der salle des gardes im unterſten Geſchoſſe — dann weiter die gerade Treppe hinab in den Gang, der ſchon halb unterirdiſch zu den Gefängniſſen führte. Heute fehlte hier der Wachtpoſten und ſie gelangte ungeſtört bis an das Ende des Ganges. So weit war ſie, ohne eigentlich zu wiſſen, wie? gekommen — gedankenlos, in der Aufregung, wie in Träumen, wie von einer unſichtbaren Macht getragen. Hier, im Angeſicht der vielen Thüren, kam ſie zur Beſinnung, aber nur um ihre Angſt zu fühlen. Philibert's abenteuerlichem Rathe, Jehan Goulé zu befehlen, traute ſie nicht viel; ſie hoffte auch ihn eingeſchlafen zu finden und ihm die Schlüſſel entwenden zu können — aber ſelbſt, wenn ihr das gelang, wie ſollte ſie die Thür entdecken, die zu Bonniward's Gefängniß führt? und, wird ſie mit ihrer ſchwachen Kraft die eiſerne öffnen können, ſelbſt wenn ſie Meiſterin des Schlüſſels wird? Sie hielt inne und wollte ſich faſſen. Da ſtand plötzlich Jehan Goulé, nüchtern wie immer, vor ihr, im Strahl ihrer Laterne, mit erſtaunten Augen und grinſendem Geſichte. Sie fuhr zurück. Der Gedanke, in dieſer Stunde und in dieſer Oede mit dem Ungethüme, das ſo viele Menſchen vom Leben zum Tode gebracht, der auf Folterwerkzeugen ſchlief, allein zu ſein, erfüllte ſie mit Entſetzen; ſie wankte und lehnte ſich an die feuchte Wand, um nicht zu fallen. Aber Jehan Goulé neigte ſich, ergriff den Saum ihres Kleides und küßte es. Seine Berührung machte ſie ſchauern, aber ſie glaubte jetzt dem Rathe Philibert's. Sie faßte ſich raſch und ſagte mit gebieteriſcher Stimme: „Wo iſt das Gefängniß Bonnivard's?“

Jehan Goulé ſtreckte die Hand aus und deutete auf eine nahe niedrige, mit Eiſenplatten bedeckte Thüre.

„Oeffne!“ befahl Claire.

Er ſah ſie mit offenen Augen an und kratzte ſich hinter dem Ohr. Claire wurde beſorgt. Aber plötzlich flog ein Grinſen über ſein Geſicht, das ein Lächeln ſein ſollte und ſo lächelnd ergriff er das Schlüſſelbund an ſeinem Gürtel, ſuchte einen der Schlüſſel hervor und öffnete. Claire ſetzte einen zitternden Fuß auf die Schwelle, aber nur um ſich zu überzeugen, daß ſie noch nicht in einem Gefängniß, ſondern in einem kurzen und ſchmalen Gang angelangt war, der in die Tiefe führte und an ſeinem Ende eine andere, noch niedrigere Thür ſehen ließ. Sie ließ den ganzen Schein der Laterne in den Gang fallen und ſagte: „Dort dieſe Thüre!“ Jehan Goulé ging raſchen Schrittes durch den Gang, nahm einen zweiten Schlüſſel hervor und öffnete wieder. Claire ſtand neben ihm, ſtreckte die Laterne in das Gefängniß und überblickte den traurigen Raum. Jehan Goulé ſtieß einen unartikulirten Laut der Befriedigung aus und leitete den ſuchenden Blick Claire's mit zeigendem Finger nach einem Winkel. Dort, auf faulem Stroh, mit dem Geſichte der Wand zugekehrt, lag Bonnivard, ſein Haupt ruhte auf einer Hervorragung des unebenen, felſigen Bodens, am Fuße der Säule, in welcher ungefähr ein Fuß hoch über ſeinem Haupte der Ring ſteckte, an dem die Kette mit dem einen Ende angebracht, während ſie mit den zwei andern Enden, in die ſie ſich abzweigte, über ſeinen Füßen um die Knöchel angeſchmiedet war. Ein tiefer Seufzer entrang ſich ihrer Bruſt, als ſie ihn im zerfetzten braunen Gewande ſo daliegen ſah. Welch' ein Abſtand mit der freudigen ſchönen Rittergeſtalt, die ihren Gedanken vorſchwebte, ſeit ſie das Bild der Aebtiſſin geſehen!

„Geh' zurück in den Gang und wache, daß ich nicht überraſcht werde!“ befahl ſie ihrem Begleiter und er that, wie ſie befahl. Dann lehnte ſie die Gefängnißthüre zu und ging leiſen Schrittes weiter. Sie bückte ſich zu den Gefangenen hinab und beleuchtete ſein Geſicht — o das edle, bleiche Duldergeſicht! die herrliche klare Denkerſtirne! Unendliches Mitleid erfüllte ihre ganze Seele; ſie kniete nieder und lauſchte dem ruhevollen Athem des Schlafenden. Er ſchlief, als läge er im weichen Bette, nach einem in Glück und Liebe verbrachten Tage; ein Lächeln ruhte auf ſeinen Lippen, als ob er ſchön träumte, und ſie hatte ihn nicht eine halbe Minute betrachtet, als ihr ſchon der Dulder in der zerſetzten Kutte ſchöner erſchien, als jener von Andrea del Sarto gemalte Ritter. Sie hatte nicht den Muth, ihn zu wecken und überlegte noch, ob ſie ihm ſo viel Troſt bringen könne, wie dieſer Schlaf, als er die Augen aufſchlug und überraſcht ausrief: „Licht! Licht!“ Raſch wendete er ſich dem Lichte zu, aber geblendet mußte er die an das Dunkel gewöhnten Augen ebenſo raſch wieder abwenden.

„Herr von Victor!“ ſagte Claire.

„Auch eine Stimme!“ rief Bonnivard, indem er die Hand vor die Augen hielt und ſich wieder der Stimme zukehrte, „eine Stimme, die ich kenne,“ fügte er hinzu. „es iſt dieſelbe, die mir Grüße aus

Genf brachte und Hoffnung, Troſt, das Glück all' dieſer Tage. Geſegnet ſei die Stimme! — Warſt Du es nicht?“

„Ich war es,“ ſtammelte Claire gerührt.

Bonnivard erhob ſich halb auf ſeinem Lager, ſtützte ſich auf die Linke und ſuchte, mit zuckenden Augen, ſich an das Licht zu gewöhnen, um die Geſtalt der Rednerin unterſcheiden zu können.“ Sobald er nur die Umriſſe erkennen konnte, faßte er ihre Hand und drückte ſie an ſeine Lippen. „So ſei ewig bedankt,“ rief er, „Du Engel des Troſtes, Du Bote der Gnade.“

Claire ſchluchzte. Er nahm ihr die Laterne aus der Hand und leuchtete ihr in's Angeſicht. „Ein holdes liebes Mädchenantlitz,“ ſagte er. „Der Gott der Güte hat ſeinen Boten gut gewählt,“ fügte er lächelnd hinzu. „Wer biſt Du, meine Friedenstaube?“

„Ich bin Claire von Beaufort, die Tochter des Caſtellans von Chillon.“

„Beaufort,“ rief Bonnivard erſtaunt und runzelte einen Augenblick die Stirne.

Claire zog raſch die Agraffe aus dem Buſen, die ihr die Aebtiſſin als Beglaubigungszeichen mitgegeben, um ſie ihm zu zeigen, aber ſchon war der düſtere Zug aus dem Geſichte Bonnivard's verſchwunden und dem glücklichen Ausdruck von vorhin gewichen. Dennoch ſagte ſie, ihm das Bildchen übergebend: „Daran ſollt Ihr, Herr von Victor, erkennen, daß Ihr mir vertrauen dürft.“

Der Prior ergriff es und lächelte in Erinnerung glücklicher Zeiten, und lächelnd citirte er den ſchmerzlichen Vers Dante's, als ob er ihn Lügen ſtrafen wollte:

»Nessun maggior dolor che riccordarsi
Del tempo felice nella miseria.

O mein Andrea, wo ſind die Zeiten, da ich in der Annunciata neben Dir ſaß auf dem Gerüſte und Dir zuſah, wie Du die herrliche Madonna ſchufſt — o ihr glücklichen Tage am Ufer des Arno! — Wem bracht' ich,“ fragte er ſich beſinnend, — „dieſe Moſaik mit? Ach! ihr, die dieſem Bilde ſo ähnlich war, der guten, lieblichen Beatrice von Seyſſel!“

„Sie iſt es, die mich zu Euch ſchickt,“ ſagte Claire, „und die mir dieſes Erinnerungszeichen gab, daß Ihr mir vertrauet.“

Bonnivard gab es ihr zurück, ſah ihr in's Auge und ſagte: „Du bedurfteſt deſſen nicht, mein Kind, Dein Geſicht iſt Dein Beglaubigungsſchreiben. Siehe, Kind, ich bin in meinem Leben viel betrogen und verrathen worden und am Hofe von Turin lebte ich in einer Welt des Truges; die ſchönſten Jahre meines Daſeins führten über Fallſtricke, aber lieber wollte ich noch tauſend Mal verrathen und betrogen werden, ehe ich einem ſolchen Geſichte mißtraue. Glaube, Kind, das wäre ſchlimmer als das Gefängniß von Chillon. Ihr aber, der guten Beatrice, Segen dafür, daß ſie mich nicht vergeſſen und daß ſie Dich mir ſandte. Sie hat reichlich bezahlt, was ihr Oheim Claude de Seyſſel *), der Turiner Prieſter und böſe Rathgeber Herzog Carl's, an mir verbrach."

Dann legte er ſich weiter zurück an die Wand und ſchob ihr ſein Strohlager zu. „Hierher ſetze Dich, mein Kind," ſagte er, „ich kann Dir keinen andern Sitz und keinen Teppich für Deine Füße anbieten. Arme, barmherzige Seele, kamſt Du nicht in den Strümpfen! ſtelle die Füßchen auf's Stroh, daß Du Dich auf dieſem kalten Felſen nicht erkälteſt.

---

*) Claude de Seyſſel, ein berühmter, abſolutiſtiſcher Schriftſteller ſeiner Zeit, Verfaſſer des Buches: »De la Monarchie de la France,« ehemals maitre des Requestes und allmächtig unter Ludwig XII., jetzt Rathgeber Carl's III. von Savoyen, und von dieſem auf den Biſchofsſitz von Turin erhoben, welchen der Papſt, ihm zum Gefallen, in einen erzbiſchöflichen verwandelte. Bonnivard ſagt von ihm: Il était grand monarchiste et depriseur de chose publique, gouvernée par plusieurs. Er war es, der Carl III. zur Unterdrückung Genfs und zu allen dahin zielenden Gewaltthaten und Verräthereien aufmunterte.

So! Jetzt ſprich! Laß mich eine liebe Menſchenſtimme hören und erzähle mir. Woher kommſt Du? Wie blühte der barmherzige Gedanke in Dir auf, mich in meinem Elende aufzuſuchen? Was weißt Du von Genf?“

Claire that wie er verlangte; ſie ſetzte ſich zu ihm auf's Stroh und erzählte von der Aebtiſſin und Alles, was ihr dieſe von der Geſchichte und den Angelegenheiten Genfs mitgetheilt hatte, wie die neue Lehre daſelbſt Wurzel gefaßt, wie Pierre de la Beaume, der Biſchof und Helfershelfer des Herzogs, aus Genf geflohen, um nie wieder zurückzukehren, wie das Inſel-Schloß, das ſavoyiſche Zwing-Genf in der Mitte der Stadt, in den Händen der Bürger ſei, wie dieſe unter Leiden und Kämpfen fortgehen auf dem Wege, den ihnen Berthelier, Beſançon Hugues und Bonnivard gezeigt, wie die Anhänger Savoyens, die ſogenannten Mamelucken, alle aus der Stadt gejagt ſeien und wie man ſich eben jetzt zum letzten entſcheidenden Kampfe vorbereite.

„Sie werden ſiegen!“ rief Bonnivard begeiſtert, „der Gott der Freiheit iſt mit ihnen. Nun mögen meine Gebeine hier vermodern und mein Angedenken ausgelöſcht ſein aus dem Gedächtniſſe der Menſchen, ich habe die gute Botſchaft gehört.“

Er wollte ſich von ſeinem Lager erheben, ſank aber kraftlos zurück. Claire ſtützte ihn und er richtete ſich langſam auf. Die Hand auf ihre Schulter gelegt, ſagte er gerührt: „Mädchen, mit welchen Worten haſt Du mir dieſes Grab verklärt! Ach, bis auf dieſen Tag war es ſtumm, kein Laut drang zu mir, als das Heulen des Windes und das Getöſe der Brandung, die ſich an meinem Kerker brach. Nichts hörte ich als die Schmerzenslaute der Natur und ſie waren mir wie Muſik in meiner Oede — während der Schiffer im Kahne vor ihnen in Todesangſt erbebte, mußte ich mich ihrer freuen. Und hier ertönet nun Deine gute Botſchaft und mein Grab iſt von Licht erfüllt.“

Er ſprach wie ein Verzückter und Seher, während er ihren Kopf an ſein Herz drückte.

Aber mit der Erzählung Claire's und Bonnivard's Fragen waren raſch die Stunden vergangen; mahnend erſchien Jehan Goulé an der Thüre und raſſelte mit dem Schlüſſelbund.

„Gehe,“ ſagte Bonnivard und drückte einen Kuß auf ihre Stirne, „gehe und komme, o komme wieder! Wiſſe und vergiß es nicht, daß Du eine Auserwählte biſt, denn Dir iſt es geſtattet, ein Glück zu gewähren, wie es nur wenige Menſchen auf Erden gewähren können.“

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Sie verſprach, in der nächſten Nacht wieder zu kommen und ergriff die Laterne, die ſie neben ſich auf den Boden hingeſtellt hatte. Aber wie ſie ſich niederbengte, erblickte ſie zu Häupten des Lagers, von der Laterne beleuchtet, eine Anzahl beſchriebener Blätter — und ſie erinnerte ſich der Worte, die ihr Vater am Tage ihrer Ankunft zum Biſchof von Lauſanne geſprochen hatte.

„Iſt das die Chronik Genfs?“ fragte ſie raſch.

Bonnivard bejahte.

„So gib ſie mir,“ fuhr ſie fort, „daß ich ſie in Sicherheit bringe, denn ſie laſſen Dich nur ſchreiben, um von Deiner eigenen Hand Zeugniſſe gegen Dich und gegen Deine Freunde zu erhalten. Bald werden ſie kommen, um ſie Dir zu entwenden.“

„O!“ rief Bonnivard beinahe lachend, „daran erkenne ich ſie und an dieſer Warnung hätte ich Dich als wahrhaftig erkannt, wenn ich nicht ſchon Deinem Auge traute. Das iſt ihre Art. Sie haben dem Genfer Rath ſeine Regiſter entwendet und glaubten die Geſchichte und das Recht zu vernichten. So mußten wir die Urkunden des Tages von Payerne nach Freiburg retten, denn der Herzog ließ den Boten auflauern, die ſie nach Genf bringen ſollten. Und doch war der Tag von Payerne auf ſeine Bitte zuſammengetreten und enthielten die Dokumente nichts anders als den Schiedsrichterſpruch der Herren von der Ligue, die er ſelbſt zum Obmann zwiſchen Genf und ihm wählte. Aber weil ihr Spruch unſer Recht beſtätigte, ſollten die Urkunden uns geraubt werden, damit man dann geſchworene Eide wieder brechen, bekräftigtes Recht wieder leugnen könne. Daran erkenne ich ſie! Nein, nicht allein, weil ſie Anklagen gegen mich und die Männer von Genf darin zu finden hoffen, weil ſie wiſſen, daß meine Chronik eine Geſchichte und Bekräftigung des Rechtes iſt, darum wollen ſie ihr habhaft werden. Aber darum ſoll ſie nicht ihnen zur Vernichtung in die Hände fallen, ſondern meinen Brüdern von Genf zukommen, denen ich ſie verſprochen und ſo Wort halte. Hier, mein Schutzgeiſt," ſagte er, indem er die Blätter eiligſt zuſammenraffte, „nimm ſie, bewahre ſie gut, denn Du bewahrſt ein Stück heiliger Wahrheit, ein Zeugniß des Rechtes vor Mit- und Nachwelt, das ich fern und abgelöſt von aller Welt, ohne Haß niedergeſchrieben habe."

Sie nahm die Blätter, verbarg ſie unter ihrem Tuche und ſchlüpfte, da Jehan Goulé wiederholt mahnte, zum Gefängniß hinaus, das der Kerkermeiſter ſofort verſchloß. Aber im Gange angekommen, bemerkte ſie mit Schrecken, daß vor demſelben ſchon mehrere Hellebardierer auf- und abgingen und daß ſie nicht mehr unbemerkt auf ihre Stube gelangen konnte. Zögernd ſtand ſie vor der Gangthüre und überlegte, was zu thun, als Jehan Goulé, der, um beide Thüren zu verſchließen, eine Zeitlang zurückgeblieben war, hinter ihr ſtand, ſie am Kleide zupfte und nach dem entgegengeſetzten Ende des Ganges deutete. Sie folgte ihm und ſtand an einer kleinen Pforte, die er mit einem ſeiner Schlüſſel, aber mühevoll öffnete, da das Schloß verroſtet war, und die Thüre in Pfoſten und Angeln feſtſtack, als ob ſie ſeit vielen Jahren nicht geöffnet geweſen wäre. Sie trat durch den niedrigen Eingang und befand ſich auf einer kleinen, ſtaubigen Wendeltreppe, die von Spinnegeweben angefüllt war, wie von unzähligen Vorhängen. Jehan Goulé nahm ihr die Laterne ab und ging vor ihr her, während er mit der einen Hand die Spinneweben über ſeinem Kopfe niederriß und nach den Seiten ſchob, um Claire einen Weg zu bahnen. So ſtieg ſie zwei Geſchoſſe hinauf, bis Jehan Goulé wieder eine Pforte öffnete. Sie trat hinaus und fand ſich erſtaunt auf dem Gange, der ſich längs ihrer Gemächer hinzog. Als ſie umſah, war die Pforte wieder geſchloſſen und Jehan Goulé verſchwunden. Aber den Schlüſſel zu dieſer Pforte hatte er außerhalb von Seiten des Ganges in dem

Schlüſſelloche ſtecken laſſen. Sie drehte ihn um, zog ihn heraus und eilte in ihre Stube.

Es war ihr, als hätte ſie geträumt. Erſchöpft ſank ſie auf's Bett und doch war ihr unendlich wohl; ſie hatte eine Pflicht erfüllt, ſie hatte eine Wohlthat erzeugt und ſie beſaß die Mittel, dieſe Wohlthat wieder erzeugen zu können. Sie fiel in einen glückſeligen Schlaf; als ſie bei hellem, ſchönem Tageslichte erwachte, glaubte ſie wieder nur geträumt zu haben — aber die Laterne, die Bonnivards Kerker beleuchtet hatte, brannte noch und neben ihr lagen die beſchriebenen Blätter der Chronik und auf der Chronik der Schlüſſel, der ſie wieder zu ihm hinabzuführen verſprach.

Sechſtes Capitel.

Vorbereitungen zur Flucht.

Seit jener Nacht wurde Claire nur ſelten im Schloſſe geſehen. Sie ſchlief lange in den Tag hinein, da ſie viele Stunden der Nacht im Gefängniſſe bei Bonnivard verbrachte und während des Tages ſaß ſie einſam auf ihrer Stube, nachdenkend über jedes Wort, das er zu ihr geſprochen, die Gedanken ausbildend, die er in ihre Seele warf und die ſie über jene Anfänge einer Umwandlung ihres ganzen Weſens, ihres Fühlens wie ihres Glaubens, die ſie aus Genf mitgebracht, aufklärte. Bonnivard war ihr Lehrer und Apoſtel geworden; im Gefängniſſe ſaß ſie ihm zu Füßen und horchte ſeiner heitern und doch ſo ernſten Lehre; auf ihrer Stube las ſie in den Blättern, die er ihrer Verwahrung anvertraut. Wie anders ſah ſie die Welt aus dieſen Blättern an, als aus den Lehren und Erfahrungen, die ſie im Kloſter und im Umgang mit der ritterlichen

Welt empfangen. Sie lernte einen heldenmüthigen, Jahrhunderte langen Kampf des Schwachen gegen den Starken, und alle edlen Güter des Menſchen kennen, einen Kampf, der noch vor wenigen Jahren, als ſie ſchon lebte, große Märtyrer erzeugte. Es war ihr, als leſe ſie fabelhafte Geſchichten aus der Heldenzeit, und doch ſah ſie jede Nacht einen der beſten Kämpfer aus dieſem Streite. Wenn ſie zu ihm hinabſtieg, war es ihr, als ginge ſie in eine beſſere Welt; wenn ſie dann ſeine Blätter las, dachte ſie ſein mit Andacht. Und in der That waren viele dieſer Blätter der Art, daß ſie ein weibliches Herz mit noch größerer Verehrung für den Schreiber erfüllen mußten, als das jahrelange Märtyrerthum in einem unbarmherzigen Kerker. Mit Thränen in den Augen las ſie den Anfang des 22. Kapitels, das ſo lautet: „Dem Herzog Philibert, der ohne Kinder verſtarb, folgte ſein Bruder Carl; von deſſen Sitten und Weſen iſt es nicht nothwendig, daß ich ſpreche, denn da ich von ihm manches Uebel erfuhr, würde man, wenn ich Böſes von ihm ſagte, gegen mich den Verdacht hegen, daß ich es thue, um mich zu rächen; wenn ich Gutes von ihm ſagte, daß ich es thue, um mir den Ruhm zu erwerben, dem Rachegefühl nicht unterworfen zu ſein. Und darum habe ich beſchloſſen, nur von ſeinen Thaten zu ſprechen, welche ſich auf die Angelegenheiten, welche ich behandle, beziehen, das Urtheil über den Werth derſelben dem Leſer überlaſſend, und glaube nicht der Lüge verdächtig zu werden, dieweil es ſich nur um offenkundige Dinge handelt."

Schon ſtand ſie mit der ganzen Seele, mit der ganzen Begeiſterung, deren ein Weib fähig iſt, auf Seiten der Unterdrückten, als ſie auf dem letzten Blatte der Chronik anlangte und daſelbſt Worte las, die ſie mit Entſetzen erfüllten und zugleich mit der Ueberzeugung durchdrangen, daß ſie das Aeußerſte wagen müſſe, um ein Verbrechen gut zu machen, das, ach, ein ihr ſo nahe ſtehender Mann begangen hatte. Es war die Stelle, da Bonnivard erzählt, wie er trotz freiem Geleit des Herzogs auf ſeinem Gebiet gefangen worden.

„In Lauſanne angekommen, ging ich mit einem Führer nach Maudon, wo Tagſatzung gehalten wurde, an die ich gewieſen war, um die Entſcheidung des Herzogs entgegenzunehmen, aber von dort zurückkehrend, als wir nahe vor St. Catharina waren, auf dem Jorat, da erſchien der Capitain von Chillon, Namens Meſſire Antoine de Beaufort, Seigneur de Bierre, mit einem Bailly von Thonon, Namens Du Roſey, welche hinter dem Buſche im Hinterhalte lagen, mit zwölf oder fünfzehn Geſellen, welche aus dem Hinterhalte auf mich hervorbrachen. Ich ſporne mein Maulthier, um mich zu retten, und lege die Hand an's Schwert. Mein Führer aber, anſtatt vorwärts zu jagen, kehrt ſein Pferd und fällt mich an, und mit einem Meſſer, das er bereit hielt, ſchnitt er mir den Schwertgurt ab. Unterweilen ſtürzten ſich jene Ehrenmänner auf mich und machten mich zum Gefangenen im Namen Seiner Hoheit. Wie oft ich ihnen auch den Geleitsbrief zeigen mochte, ſie führten mich gebunden und geknebelt nach Chillon . . . . . dies iſt meine Paſſion.“

Alſo ihr Vater war es, der die Schandthat verübt hatte. Sie konnte nicht zweifeln; da ſtand es mit allen Titeln und Namen: Capitain von Chillon, Meſſire Antoine von Beaufort, Seigneur de Bierre! Jetzt begriff ſie die Warnung Philiberts und warum er von Todfeindſchaft zwiſchen ihm und Bonnivard geſprochen; jetzt verſtand ſie auch den Schrecken und das Staunen des Gefangenen, als ſie ſich ihm nannte. Weinend ließ ſie ihren Kopf auf das Blatt fallen, das eine ſo furchtbare Enthüllung, eine ſo ſchmachvolle Anklage enthielt. Es war ihr, als wäre ſie plötzlich verwaiſt und wieder, als hätte ſie eine große Sendung, ein Verbrechen wieder gut zu machen und eine Schmach zu verwiſchen. Sie dankte Gott, daß er ſie wunderbarerweiſe nach Genf und gerade unter die Obhut der Frau geführt hatte, die Bonnivard liebte und ſie durch ihr Vertrauen auf den Weg brachte, auf dem ſie die Sendung erfüllen konnte, die ſie als eine Pflicht und als ein hohes Glück betrachtete.

Seit der ſchmerzlichen Entdeckung dachte und brütete ſie nichts anders, als wie ſie Bonnivard ſeine Haft erleichtern und ihn endlich ganz befreien konnte. Bisher konnte ſie, wie ſie meinte, nur Kleinigkeiten zu Stande bringen, nicht bedenkend, welches Glück ihm ihre Geſellſchaft, ihre Erzählungen aus Genf, ihre Mittheilungen über die Vorgänge da draußen, ihr bloßer Anblick gewährte. Wie kindiſch kam ſie ſich vor, wie arm, wie wenig genügte ſie ſich ſelbſt, wenn ſie ihm eine Blume, eine Frucht brachte; ſie fühlte ſich nur beſchämt, wenn ſie es ſah, wie er ſich mit ſolchen kleinen Dingen freute und ihr dankbar war, als hätte ſie ihm die Freiheit ſelbſt gebracht. Beſſeres zu thun, war ihr nicht vergönnt. Als ſie Jehan Goulé eine Decke ihres Bettes gab, daß er ſie dem Gefangenen überbringe, weigerte ſich dieſer und brummte nur: „Es wird nachgeſehen und dann iſt Alles verrathen!“ Jehan Goulé's Vorſicht war begründet und ſie mußte es aus Klugheit ſich verſagen, dem Gefangenen mehr als augenblickliche Freuden zu bereiten.

All das machte den Wunſch in ihr, etwas Entſcheidendes zu thun, nur noch dringender, und je tiefer ſich der Kummer über die verrätheriſche That ihres Vaters in ihr Herz nagte, deſto feſter ſtand der Gedanke in ihr, daß ſie ſich nur bei gänzlicher Befreiung Bonnivard's genügen dürfe, und ſollte ſie ſelbſt darüber Freiheit und Leben verlieren. Noch in derſelben Nacht, die auf den Tag folgte, der ihr das traurige Geheimniß enthüllt hatte, ſtieg ſie in den Kerker hinab, um Bonnivard ihren Entſchluß mitzutheilen und ihn um ſeinen Rath zu bitten. Er lächelte abwehrend: „Nach Allem, was Du mir mitgetheilt, mein theures Kind, gehen die Dinge ihren raſchen Gang; ich werde nicht mehr lange hier ſchmachten — und wenn auch, mehr als die Hälfte der Laſt meiner Leiden haſt Du von meinen Schultern genommen und ſelbſt die andere Hälfte mir beinahe theuer gemacht. Soll ich zum Dank dafür in eine That willigen, welche Vater und Tochter für ewig trennen würden?“

Als er ſah, wie ſeine Weigerung, auf ihre Befreiungspläne einzugehen, ſie betrübte, fügte er, ſie liebkoſend, hinzu: „Sieh, Kind, ich bin glücklich! In der Nacht bringſt Du mir Troſt und den Anblick Deines Geſichtes; während des Tages denke ich über die glücklichen Folgen all der Vorgänge in Genf und in der Welt überhaupt. Es ändert ſich die Zeit, die alten Mächte ſtürzen, es wird Licht, wie ſollte ich mich betrüben, daß ich hier liege, als ein Zeuge für dieſe neue Zeit, wie eine Schwelle, die aus dem Gefängniſſe in lichte Räume führt. Laſſe ſie über mich hinwegſchreiten, ſie gehen zum Beſſern. Die Tage werden mir nicht lang," tröſtete er weiter; „meine Chronik habe ich unterbrochen, aber auf das Papier, das ſie mir gönnen, ſchreibe ich ihnen eine Belehrung, die ich gerne in ihre Hände gelangen laſſe, eine Belehrung über Vergangenheit und Zukunft."

Claire warf einen Blick auf das Papier und las: „Traktat über den Adel und die drei Verfaſſungen, die monarchiſche, ariſtokratiſche und demokratiſche." Und auf einem andern Blatte las ſie: Ueber die Tyrannei des Papſtes und durch welche Liſten die Päpſte ſo hoch geſtiegen ſind*). Trotzdem ihr Bonnivard noch lange und auf die heiterſte Art zu beweiſen ſuchte, daß er ſich jetzt im Gefängniſſe wohl fühle, machte ihr der Anblick des öden dunklen Kerkers, wie ſeine blaſſen Wangen doch denſelben traurigen Eindruck wie damals, als ſie dieſe Räume zum erſten Male betrat, und ſie verließ ihn mit dem feſten Vorſatze, das Aeußerſte zu wagen.

---

*) Zwei Traktate François Bonnivard's auf der Bibliothek in Genf.

Sein edler Einwand, das Kind nicht vom Vater trennen zu wollen, und lieber ſeine Freiheit noch länger zu entbehren, hatte, ach, keinen Grund; ſie fühlte ſich vom Caſtellan von Chillon längſt durch unüberſteigliche Abgründe getrennt, und, als ob er eine Ahnung von den Regungen in ihrem Innern hätte, wich er ihr mit einer ängſtlichen Scheu aus. Welchen Richter fürchtet ein Vater mehr als den, der im Herzen ſeines Kindes ſitzt? Und der Caſtellan von Chillon ſchien es gewußt zu haben, daß ihn das Herz ſeiner Tochter verurtheilte. Unter dem Vorwande, daß ſie nicht mit den Kriegsleuten, mit denen er die Mahlzeiten einnahm, an einem Tiſche ſitzen ſollte, ließ er ihr jetzt die Speiſen auf ihre Gemächer bringen, und da die Zahl der Kriegsleute in der Veſte zunahm, ließ er ihr durch Philibert den Wunſch ausdrücken, ſo viel als möglich in ihrer Stube zu verweilen. So ſaß ſie da wie eine Gefangene. Sie ertrug es ruhig, aber ſie erſchrack, als ſie vernahm, daß der Vater einen reitenden Boten nach Thonon abgeſchickt, um in dem dortigen Kloſter der heiligen Roſalia anzufragen, ob noch ein Platz für ſeine Tochter da ſei?

Eile that Noth, wenn ſie nicht wieder aus Chillon verſchwinden ſollte, ohne für Bonnivard's Befreiung etwas gethan zu haben; der Gedanke, wieder in die Ferne zu gehen und den Gefangenen, mit dem ſich nun ihr Herz ſeit Monaten unausgeſetzt beſchäftigte, der ihr, ſie war ſich deſſen mit Rührung bewußt, ſo viel Glück und Troſt verdankte, wieder in ſeiner ehemaligen Einſamkeit zurückzulaſſen, quälte ſie auf's Grauſamſte. Aber ſie allein konnte die Unternehmung nicht zu Ende führen, und wohin ſich wenden, um einen Helfer zu finden? Jehan Goulé bewies ihr nun ſeit Wochen eine Treue, die um ſo tiefer und verläßlicher erſchien, je geheimnißvolleren Character ſie hatte, als ob ſie auf einem Zauber, auf einem wunderbar wirkenden Geheimmittel beruhte. Sie wußte, ſie konnte in Allem auf ihn zählen und ſie hatte, nachdem ſie ſich einmal an ſein unheimliches Weſen und ſeine häßliche Geſtalt gewöhnt, auch ſo viel liebevolles Vertrauen zu ihm, daß ſie nicht angeſtanden hätte, ihn in alle ihre Pläne einzuweihen, wenn er überhaupt ein Helfer in irgend welcher verwickelten Angelegenheit hätte ſein können. Aber dieſes ſonderbare Weſen handelte immer nur wie im Traume, wie vom bloßen Inſtincte getrieben, und die beſtangelegte Unternehmung konnte durch ihn im entſcheidenden Momente ſcheitern. So wandte ſie ihre Blicke wieder auf Philibert; Jehan Goulé's Hülfe ſollte nur gebraucht werden, wo ſie nothwendig war.

Philibert, der ſich in der erſten Zeit ihrer Anweſenheit auf Chillon von ihr zurückgezogen hatte, theils aus Angſt, die Gedanken der Neuerer, die im Keime ſchon in ſeinem Herzen ſchlummerten, in Claire's Geſellſchaft ſich entwickeln zu ſehen, theils aus Scham vor ihr, die ihn durchſchaute, daß er ſeine Grundſätze ſeinem Ehrgeize und ſeiner Eitelkeit aufopferte, näherte ſich ihr wieder, als er ſie mehr und mehr zur Einſamkeit verdammt und ihre Stirne von Sorgen und Kummer verdüſtert ſah. Er ahnte auch, daß ſie Manches aus der Geſchichte ihres Vaters erfahren haben mochte und fühlte mit, was ein reines Herz, wie Claire's, in ſolcher Lage des Schmerzes fühlen mußte. Das Mitleid weckte ſeine Liebe mit neuer Gewalt, und er ſuchte ſie oft auf, um ſie tröſten zu können und bald war der Wunſch in ihm lebendig, ihr hilfreich zu ſein. Er fühlte auch, wie die Entfernung zwiſchen ihm und Claire, dem einzigen Geſchöpf auf Erden, an dem er mit ganzer Seele hing, immer größer und endlich zur gänzlichen Entfremdung werden müſſe, wenn ſie, mit ihm unter einem Dache lebend, ein Geheimniß in ſich trüge, das er nicht theilte, und eine wichtige

That ausführte, ohne daß er ihr beigeſtanden hätte. Und immer trauriger ging er von ihr, wenn er auf ihrer Stube oder auf kleinen Wanderungen Stunden mit ihr verbrachte, ohne um ſeine Mithilfe angeſprochen worden zu ſein.

Aber es kam noch ein anderer Umſtand hinzu, der die Beiden zu einander drängte. Die dringende Gefahr, daß Claire wieder in ein Kloſter geſchickt werde, ging zwar raſch vorüber, aber es trat eine tiefer gehende an ihre Stelle.

An demſelben Tage, da der Bote aus Thonon zurückkehrte und die Verſicherung brachte, daß das Kloſter der Carmeliterinnen zur heiligen Roſalia ein Fräulein von Beaufort mit Freuden in ſeine Mauern aufnehmen werde, ſei es als bloßen frommen Schützling, ſei es als Novize, an demſelben Tage ritt in Chillon ein Cavalier ein, den Meſſire de Beaufort als Abgeſandten ſeines Herzogs wie wegen ſeines eigenen Werthes mit höchſter Auszeichnung aufnahm. Es war dies der Junker von Belay, der einzige Sohn eines Hauſes, das zum ſavoyiſchen Hofe in demſelben Verhältniſſe ſtand, wie die Beaufort's, das aber in Chambery und Turin mit der größten Zuvorkommenheit behandelt wurde, weil ſeine Güter an der Rhone, zwiſchen Savoyen und Frankreich, lagen und die Belay's als Grenzbewohner eben ſo nützliche Freunde waren, als ſie gefährliche Feinde werden konnten. Sobald ſie ſich König Franz, als ihrem Souverain, unterwarfen, hatte Frankreich einen Schlüſſel mehr in der Hand, der in einen wichtigen Theil von Savoyen dieſſeits des Mont-Cenis führte. Die Savoyarden ſchmeichelten darum den Belay's und belohnten ſie mit vielen Gütern jenſeits der Berge, um ihre Intereſſen an das des herzoglichen Hauſes zu knüpfen. Es war dieſelbe Politik, die ſie mit den Seyſſel's, ehemals auch mit den Bonnivard's, überhaupt mit denen an der Rhone ſitzenden Geſchlechtern befolgten. Der Junker Aimé de Belay, der eben in Chillon ankam, war außerdem ein perſönlicher Günſtling Herzog Carl's, weil er dieſſeits der Berge ſeine Lage benutzte, um die Genfer in ihrer Verbindung mit Frankreich zu behindern und den Löffelrittern Vorſchub zu leiſten, und weil er ſich jenſeits der Berge in den kriegeriſchen Händeln mit Salluzo als tapferer Kriegsmann ausgezeichnet hatte.

In Chillon hieß es, der Herr von Belay ſei nur auf der Durchreiſe nach ſeinen Gütern begriffen, in der That aber kam er mit Aufträgen an den Caſtellan. Sie lauteten, daß Chillon auf ſeiner Hut ſein ſollte. Genf laſſe nicht von der mit Bern abgeſchloſſenen Mitbürgerſchaft, und da die Genfer die neue Lehre in letzter Zeit durch allgemeiner Beſchluß des engen Rathes und der Bürgerverſammlung angenommen, ſo ſei vorauszuſetzen, daß die Herren in Bern durch ihr reformirtes Volk früher oder ſpäter gezwungen ſein werden, ſich, trotz der Allianz mit Savoyen, für Genf auszuſprechen und vielleicht zu den Waffen zu greifen. Das Waadtland liege dann auf ihrem Wege; ſie können es überſchwemmen, bevor der Herzog, der eben in Italien beſchäftigt iſt, mit Heeresmacht herbeieilen könnte. Es komme dann darauf an, die feſten Plätze zu halten, daß ſie dem Herzog, wenn er endlich komme, die Hand zur Wiedereroberung des Landes reichen. Die Neufchateler ſeien ſchon zum Aufbruche bereit. Auch erfahre der Herzog durch ſeine Spione, daß die Genfer mehrere Schiffe ausrüſten. Vielleicht ſind dieſe beſtimmt, einen Handſtreich auf Chillon auszuführen, um Bonnivard zu befreien; dieſer aber iſt der einzige Uebrige von jenen Männern, die in Genf die Unruhen erregt haben; es liege viel daran, daß die Partei nicht eines der alten republikaniſchen Häupter wieder an ihrer Spitze ſehe; er iſt alſo doppelt ſtreng zu bewachen, bis ſich Zeit und Gelegenheit finde, ihn vielleicht in das Innere von Savoyen, oder in eine Feſtung jenſeits der Berge, etwa nach Pignerol, zu bringen.

Der Caſtellan nahm dieſe Aufträge mit der ſchuldigen Ehrerbietung entgegen und der Ueberbringer wurde feſtlich bewirthet. Claire mußte ihre Gemächer wieder verlaſſen, um als Dame des Hauſes den Gaſtmahlen vorzuſtehen. Herr von Belay war von ihrer Schönheit überraſcht, legte in ihrer Gegenwart raſch das Weſen des Kriegers ab, um es mit dem eines an italieniſchen Höfen gebildeten Hofmannes zu vertauſchen. Hatte er doch an jenem Hofe, in jenen Paläſten und Gärten zu Turin gelebt, die Torquato Taſſo in ſeinem **Befreiten Jeruſalem** als die Gärten der Armida ſchildert. Schon am zweiten Tage ſeines Aufenthaltes übergab er ihr italieniſche Stoffe und Goldarbeiten als Gaſtgeſchenke, die ſie nach der Sitte der Zeit, die das erlaubte, und mit Freude an deren Schönheit annahm. Eben ſo gerne lauſchte ſie ſeinen Erzählungen aus Italien, deſſen Kunſt und Pracht damals eben auf jener ſchwindelnden, unerreichten und vielleicht nie wieder erreichbaren Höhe ſtanden, von der ſie bald abwärts ſteigen mußten, die aber zur Zeit ewig ſchienen und Italien allen Menſchen diesſeits der Berge zu einem Feenlande machten. Die freundliche Annahme ſeiner Geſchenke, wie die Aufmerkſamkeit, mit der ſie ſeinen Erzählungen lauſchte, waren ihm genug; er verlängerte ſeinen Aufenthalt in Chillon und nach wenigen Tagen bat er Meſſire de Beaufort um die Erlaubniß, ſeiner reizenden Tochter den Hof machen und ihr ſeine Liebe zeigen zu dürfen. Der Caſtellan antwortete ihm, daß er ſehr glücklich ſein würde, ihn ſeinen Eidam zu nennen und geſtattete ihm den unumſchränkten Umgang mit ſeiner Tochter. Noch bevor Meſſire de Beaufort ſeinem Kinde die geringſte Mittheilung gemacht hatte, war es im Schloſſe ausgemachte Sache, daß der Oberſt, Meſſire de Belay, Fräulein von Beaufort als Gattin heimführen werde. Dieſe Sache kam auch Claire zu Ohren und in Verbindung mit den wenigen Worten ihres Vaters, die ein übertriebenes Lob des Oberſten und eine dringende, beinahe drohende Mahnung zu freundlichem Entgegenkommen enthielten, machte ihr die Sache glaublich und klärten ſie über die Abſichten ihres ehrgeizigen Vaters auf. In dieſer Gefahr, einem Manne verbunden zu werden, zu dem ſie nichts hinzog, als die Erfahrungen, die er in einem ſchönen Lande gemacht, die aber ohne alle Wirkung auf ſein innerſtes Weſen geblieben waren, erwachte die alte, mit ihr von Kindheit erwachſene Neigung zu Philibert, die nur durch die fortwährende Beſchäftigung mit dem Looſe des Gefangenen in den Hintergrund ihres Herzens gedrängt worden war.

Unter ſo dringenden Verhältniſſen war es den beiden Bedrängten, augenblicklich Getrennten, leicht, ſich wieder zu finden und zu verſtändigen.

Claire erhob ſich eben von einem Gaſtmahle, bei dem ihr Herr von Belay ſchon mit großer Vertraulichkeit ſeine Aufmerkſamkeit erwieſen, und bei welchem es, da der landesübliche Hypogras, ein mit Gewürzen ſtark verſetzter heißer Wein, ſchon mehrere Male die Runde gemacht hatte, leicht zu einer entſcheidenden und offenen Erklärung hätte kommen können. Herr von Belay, in ſeinem angeregten Zuſtande, erlaubte ſich Anſpielungen, denen der Caſtellan von Chillon Beifall lächelte. Um dieſen Anſpielungen auszuweichen, zog ſie ſich, wie es die Sitte erlaubte, von dem Trinkgelage, das jetzt ausſchließlich begann, auf ihre Gemächer zurück. Philibert, der am unterſten Ende der Tafel ſaß, um dem Gefolge des Herrn von Belay zu präſidiren, waren dieſe Anſpielungen nicht entgangen; aufgeregt, aber vorſichtig, erhob auch er ſich und ſchlich davon, um Claire zu folgen. Er fand ſie in ihrem Erker.

„So iſt es wahr? Claire?“ fragte er, „Du wirſt nächſtens Baronin von Belay?“

Der Ton ſeiner Stimme ſagte ihr deutlich genug, was er bei dieſer Frage fühlte. Sie ſtreckte ihre Hand aus und ſagte: „Schlage hier ein, Philibert!“

Raſch ergriff er ihre Hand und ein Strahl freudigſter Hoffnung beleuchtete ſein ganzes Geſicht.

Claire fuhr fort: „Ohne Umſchweif, Philibert, und ohne Ziererei! Die Zeit und meine Lage iſt zu ernſt für mädchenhafte Spielerei!“

„So höre: Hier gebe ich Dir mein Wort, daß ich keines andern Mannes Weib werde, wenn nicht Deines!“

Philibert ſank vor ihr auf's Knie und drückte die dargebotene Hand an die Lippen.

„Aber, Philibert,“ fuhr Claire feierlich fort, „vor Allem muß ich ausführen, was ich mir in meinem Innerſten als heilige Pflicht gelobt habe: die Befreiung Bonnivard's. Du mußt mir helfen. Die Schmach des Hauſes Beaufort's iſt mit der Gefangenſchaft Bonnivard's verbunden, und da Du eitel biſt auf Deinen Namen Beaufort, ſollteſt Du mir ſchon darum helfen, weil meine That einen Theil dieſer Schmach verwiſcht. Denn bedenke: Die innigſte Vermählung iſt eine in Gemeinſchaft vollbrachte gute That. Wenn Du kannſt, vergiß Deinen Ehrgeiz, vergiß Dein Glück, das Du als Diener des Herzogs von Savoyen machen willſt, der Tyrannen, welche einſt die Beaufort's unterdrückt und zu ihren Dienern gemacht haben, wie ſie jetzt die freie Stadt und ihre beſten Bürger vernichten wollen; vergiß all Deine Eitelkeit, um des Guten willen, das wir thun wollen: und wir ſind heiliger verlobt als durch Segensſprüche der Väter oder der Prieſter am Altare!“

„Alles, Claire, Alles, meine Geliebte, meine Braut!“ ſtammelte Philibert, „vergiß auch Du, daß ich Dich, ſchwach und ſelbſtſüchtig, ſo lange allein gelaſſen habe. Verfüge über mich! Befiehl, was ſoll ich thun?“

„Schaffe mir die Mittel, Bonnivard aus ſeinem Kerker zu ziehen,“ ſagte Claire.

Nach längerer Beſprechung kamen die Beiden überein, daß die Störung benutzt werden müſſe, welche die vielen Fremden in die Hausordnung des Schloſſes gebracht hatte und der Umſtand, daß des Nachts die Zugbrücke nicht aufgezogen wurde, weil die Kriegsleute die ganze Nacht aus- und einzogen und weil ein Theil derſelben vor dem Schloſſe lagerte. Philibert wußte auch, daß der Gefangene, in Folge der neuen Befehle, die Herr von Belay mitgebracht, ſogleich nach deſſen Abzuge in noch ſtrengern Gewahrſam gebracht und enger, mit doppelten Ketten angeſchmiedet werden ſollte. Vielleicht, daß dann auch Wachen unmittelbar vor das Gefängniß geſtellt werden, und daß man dann ſelbſt mit der Hilfe Jehan Goulé's nicht mehr zu ihm gelangen konnte. Dem mußte man zuvorkommen und ſo raſch als möglich an die Ausführung gehen, da Herr von Belay ſchon in drei Tagen das Schloß verlaſſen ſollte.

Philibert, ſeinem Worte getreu, begab ſich in die untern Räume des Schloſſes und durchwanderte Gänge, Hallen und Hof, beobachtend und ſpähend nach Gelegenheiten und Perſonen, deren er ſich bedienen könnte. Den Hof fand er in großer Aufregung. Ein Capuziner aus Evian, angezogen von dem Duft der Gaſtmähler, die ſeit der Anweſenheit des Herrn von Belay in Chillon gefeiert wurden, und in der Hoffnung, als Reliquienkrämer bei der großen Verſammlung von Kriegsleuten, welche ſeine Reliquien hieb- und ſtichfeſt machen ſollten, einen guten Markt zu finden, war dieſen Nachmittag in Chillon angekommen und bot nun in der Mitte des Hofes, auf einer Kiſte ſtehend, ſeine Waare aus. Er mußte gewaltig ſchreien, denn der Hohn der Landsknechte übertönte ſeine Stimme. Seinen Anpreiſungen des Fußknöchels der heiligen Barbara oder der Wunderkraft eines Barthaares des heiligen Servatius, antwortete man mit unflätigen Witzen, und der gute Capuziner hätte ſich überzeugen können, wie damals ſelbſt bei den Vertheidigern des Reliquienglaubens aller Glaube rein ausgegangen war.

Empört, ſeine Waare ſo verachtet zu ſehen, ging ſeine marktſchreieriſche Rede nach und nach in eine Strafpredigt über, in der er ſeine Zuhörer Völler, Mörder, Türken und Lutheraner nannte. Aber die Landsknechte jener Zeit waren nicht daran gewöhnt, ſich Strafpredigten halten zu laſſen; über ſeine Reden ergrimmt und vom Weine erhitzt, fielen ſie über ſeinen Kram her und warfen Reliquien, Bilder, Medaillons und geweihte Roſenkränze, die der Papſt ſelbſt berührt hatte, auf das Unehrerbietigſte durch- und auseinander und fingen endlich mit den beſtgerühmten Knöcheln und ſonſtigen Knochen an, Fangball und Kegel zu ſpielen. Und um ſich noch empfindlicher an dem unberufenen Prediger zu rächen, ſchlugen ſie ihm die Weinkanne, mit der er ſich tröſten wollte, aus der Hand und verboten dem Kellermeiſter ſie ihm wieder zu füllen, da ein ſo edles Getränk ſündig verſchwendet werde an einen Heiligen, der das Gelübde der Entſagung abgelegt habe. Der Capuziner ſchlug die Hände über dem Kopfe zuſammen, nannte ſich einen ruinirten Mann und ſah ſich nach allen Seiten um, ob ihm nicht irgendwo Hilfe komme. Dieſe kam ihm mit Philibert.

Philibert näherte ſich dem Bedrängten, bewog ihn, von ſeiner Kanzel herabzuſteigen und lud ihn ein, ihm zu folgen. Er führte ihn in das Innere des

Schloſſes, durch einen langen Gang, in ein abgelegenes kellerartiges Gemach. Er bat ihn, daſelbſt zu verweilen und verließ ihn, um bald in Geſellſchaft des Kellermeiſters, der zwei gewaltige Kannen voll Weines in Händen trug, wieder zu erſcheinen. „Hier, Bruder Capuziner,“ ſagte Philibert, „labt und erholt Euch von dem Aerger, den Euch die wilden Landsknechte verurſachten.“

Der Capuziner nippte an der einen Kanne und ſchnalzte voll Wohlbehagens mit der Zunge. „Ein geſegnetes Naß,“ ſagte er, „darin der Geiſt des Herrn ſteckt. Alle Heiligen mögen Euch dafür beſchützen, Herr Ritter. Ihr ſeid noch ein alter Gläubiger von ächtem Schrot und Korn, der einen Mann der Kirche zu ſchätzen und auf die richtige Weiſe zu tröſten weiß im Leid und Drangſal. Dieſe Heiden da draußen, wie gottlos ſind ſie mit meinen Reliquien umgegangen, die ich doch den ganzen geſtrigen Tag mit Mühe und Noth auf unſerm Kirchhofe zuſammengeſucht habe, da er durch den Handel, den vierunddreißig Brüder mit der heiligen Waare treiben, ganz und gar erſchöpft iſt, wie eine alte Goldgrube. Aber ich ſehe ſchon, daß dieſer edle Wein von Boloz und Amigné, unverfälſchte Gewächſe guter katholiſcher Erde, allein meinen Gram zerſtreuen wird.“

„Ergebt Euch dem geiſtlichen Genuſſe mit Ruhe und Andacht,“ ſagte Philibert aufmunternd, „ich laſſe Euch allein und ziehe den Schlüſſel ab, damit Ihr von den Heiden da draußen, die Euch den Trunk mißgönnten, nicht geſtört werdet.“

„Ja, dreht den Schlüſſel um und laßt mich, wenn es Euch ſo gefällt, allein,“ ſagte der Mönch, „ich fürchte die Einſamkeit nicht. Die Engel des Herrn ſind immer mit mir, und ein Capuziner verſteht die Kunſt, ſeinen frommen Betrachtungen nachhängend, allein zu trinken.“

Philibert ging und ſteckte den Schlüſſel in die Taſche. Bald darauf ertönten aus dem verſchloſſenen Gemache allerlei Lieder, die es verriethen, daß der Capuziner ſich über den Verluſt ſeines Krames zu tröſten begann und andere folgten ihnen, deren Worte, obwohl die Weiſe manchmal kirchlich klang wie ein Meßgeſang, nicht im Entfernteſten etwas mit Meſſe, Reliquien oder dergleichen heiligen Gegenſtänden gemein hatten. Philibert erſchien von Zeit zu Zeit vor der Thüre und horchte; ſo lange er den Geſang oder auch nur eine Bewegung im Innern vernahm, entfernte er ſich immer wieder; erſt ſpät, als es mit der vorgerückten Nacht auch da drin ſtille geworden war, öffnete er die Thüre und trat leiſen Schrittes in das Gefängniß des Capuziners. Er lag auf dem Boden, voll des ſüßen Weines; die beiden Kannen, ihres Inhaltes leer, lagen friedlich neben ihm. Ein tiefer Schlaf bewegte ſeinen feiſten Leib und drückte auf ſeine rothen Augenlider. Philibert bückte ſich zu ihm hinab und fing an, ihn ſeiner Kutte zu entkleiden, was ihm leicht war, da der Capuziner den Strick, der ſie vorn zuſammenhielt, ſchon abgelöſt und der innern vom Weine erzeugten Hitze wegen auch beide Aermel herunter geſchoben hatte. Philibert brauchte ihn nur etwas bei Seite zu wälzen, um der Kutte ganz habhaft zu werden. Er warf eine mitgebrachte Decke auf den halbnackten Leib des beraubten Capuziners, rollte die Kutte zuſammen, verſteckte ſie unter ſeinen Mantel und ſchlich fort, nicht ohne das Gemach wieder abzuſchließen.

Mit ſeiner Beute eilte er die Treppe hinauf zu Claire, die ihn erwartete. „Hier,“ ſagte er, „iſt die Kutte des Capuziners. Mit dieſer angethan und mit der Capuze auf dem Kopfe, in der Morgendämmerung oder auch ſchon in der Nacht wird Bonnivard mit ſeinem Barte vor aller Welt für den Capuziner gehalten werden und die Wachen werden ihn frei paſſiren laſſen.“

„Gut,“ ſagte Claire, die ſchon früher von Philibert unterrichtet worden, „aber was fangen wir mit

Jehan Goulé an? Er iſt verloren, ſobald die Flucht Bonnivard's bekannt wird.“

„Jehan Goulé,“ ſagte Philibert, „geht mit ihm, Bonnivard wird für ihn ſorgen. Sie können Beide leicht nach Freiburg entkommen und die Reiſe in einem Tage zurücklegen; in einem der nächſten Dörfer können ſie Pferde oder Maulthiere miethen. Dieſer Tag kann leicht vergehen, ohne daß man im Schloſſe etwas von der Flucht bemerkt.“

Claire's Augen leuchteten vor Glück, doch ſprach ſie leiſe und trat noch leiſer auf, als ob ſie Angſt hätte, irgend einen Späher zu wecken; ſie umarmte Philibert und dankte ihm mit Thränen. Dann ſetzte ſie ſich hin und ſchrieb nur zwei Zeilen, die ſie Jehan Goulé mitgeben, und die an die Aebtiſſin, jetzt in Annecy in Savoyen, gerichtet und beſtimmt waren, ihr Jehan Goulé zu empfehlen. Sie that es in wenigen aber ſo warmen Worten, als ob ſie ihr einen Wohlthäter ihres Lebens empfehle.

Gegen Mitternacht ſtiegen ſie die verborgene Treppe hinab; Philibert trug die Kutte und die Laterne, Claire ein kleines Packet Mundvorrath, den Brief an die Aebtiſſin und einen Beutel voll Goldes. Dieſen übergab ſie Jehan Goulé, der unten auf ſeinem Poſten ſtand, und ſagte: „Nimm dies, mein Freund, und mache Dich fertig, während wir im

Gefängniſſe ſind. Du gehſt auf Reiſen. Herr von Bonnivard wird für Dich ſorgen und die Dame, der Du dieſen Brief nach Annecy bringen wirſt. Lebe wohl, mein Freund," ſagte ſie weiter mit gerührter Stimme, während ſie die Hand faßte, die ihr einſt ein ſolches Grauen eingeflößt, und ſie drückte, „lebe wohl, ich werde nie vergeſſen, was ich Dir ſchulde und Du ſollſt es erfahren, wenn ich, wie ich hoffe, Dich in beſſern Zeiten wiederſehe. Du glaubteſt mir Dein Leben zu ſchulden — Du haſt mich reichlich bezahlt. Ich danke Dir."

Jehan Goulé war in dem Augenblicke, da ſie ſeine Hand faßte, wie überwältigt auf die Kniee geſunken; anſtatt aller Worte ſtieß er einige dumpfe Töne aus, während er den Saum ihres Kleides wiederholt an ſeine Lippen drückte. Mit Thränen in den Augen bat ſie ihn noch einmal, das Gefängniß zu öffnen. Er that es mit zitternden Händen.

Bonnivard, gewohnt, ſie um dieſe Stunde zu empfangen, ſtand wartend an die Mauer gelehnt, als Claire zuerſt in's Gefängniß trat. „Biſt Du es, mein Schutzgeiſt?" rief er ihr entgegen, „komm', bringe mir Troſt und Geduld. Geduld vor Allem! Du haſt mir die Ungeduld gebracht, da Du mich vom Grabe zum Leben weckteſt. Seit ich durch Dich wieder lebe und von den Leiden und Freuden da draußen höre, möchte ich wieder hinaus und meine Pflicht thun, anſtatt hier angeſchmiedet zu liegen, ein Lebendig-Todter.“

„So kommen wir gerade zur rechten Zeit,“ lächelte Claire, „wir kommen, um Deine Ketten zu brechen.“

Ein Strahl höchſter Wonne leuchtete in Bonnivard's Geſicht auf, ſeine Hände hoben ſich dankend zum Himmel, während ihm Claire ihren Begleiter zeigte, der mit Zangen und Brecheiſen eintrat, ihm ihre Pläne mittheilte und ihn von den Mitteln und der Leichtigkeit der Flucht in Kenntniß ſetzte. Schon kniete Philibert ihm zu Füßen, um das Schloß zu prüfen, das die breiten Ringe an ſeinen Füßen feſthielt. Auch Claire beugte ſich herab, um Philibert zu leuchten und ihm behülflich zu ſein. Aber beim Anblick der beiden jungen Leute zu ſeinen Füßen, die in ſo barmherziger Weiſe um ihn beſchäftigt waren, veränderte ſich plötzlich der Ausdruck in Bonnivard's Geſicht; er ſchüttelte den Kopf, lächelte ſchmerzlich und wehrte Philibert von der Arbeit, indem er ſanft und liebevoll ſein Haupt zurückdrückte.

„Nein,“ ſagte er, „laßt nur von Euerer Arbeit ab, ſo iſt es nicht gemeint. Um dieſen Preis will ich meine Freiheit nicht erkaufen; lieber hier noch jahrelang ſchmachten und verſchmachten. Du, Claire, Du weißt, warum ich die Freiheit nicht aus Deiner Hand annehmen kann; es war Ernſt, als ich Dir ſagte, daß ich um meinetwillen das Kind nicht vom Vater trennen will. Ihr, Beaufort, Ihr werdet von Carl von Savoyen, wenn Ihr mir zu meiner Freiheit verhelft, als ein Verräther betrachtet und behandelt — und ich weiß es, wie Carl verfolgen kann. Ihr rennt in Euer Verderben! Warum für mich? Warum mir? Ihr thut es aus Liebe zu Claire — ich danke Euch nicht minder — Ihr habt ihr bewieſen, was Ihr aus Liebe zu ihr zu thun entſchloſſen ſeid — ſie wird es Euch nicht vergeſſen. Wenn Euch aber Carl in's Verderben ſtürzt, Euch ſo im Gefängniß ſchmachten läßt wie mich, wird ſie es auch nicht vergeſſen, daß ſie Euch in's Elend brachte und Euer Leben wird verbittert ſein — das Leben meiner Wohlthäterin, des Engels in meiner Finſterniß. Soll ich ihr ſo danken? Niemals!"

Claire weinte und flehte zu ſeinen Füßen, daß er ſich doch retten möge, da jetzt die Wege offen ſeien; Philibert verſicherte, daß er ſich den Gefahren zu entziehen wiſſen werde und daß er entſchloſſen ſei, die Dienſte Herzog Carl's zu verlaſſen und ſich, wenn auch ein beſcheidenes Loos außerhalb Savoyens zu begründen. — Bonnivard blieb unerſchütterlich.

„Nein," rief er, „ich bleibe hier, bis die Genfer kommen, mich zu befreien — aber Euere Ruhe ſoll um keine Stunde geſtört werden.“

Traurig und um eine große Hoffnung ärmer verließen ſie gegen Morgengrauen das Gefängniß und ſagten zu Jehan Goulé, der vor der Thüre bereit ſtand, daß für heute aus der Reiſe nichts werde.

Siebentes Capitel.

Jehan Gouſé.

Als Herr von Belay Abſchied nahm, gab er Claire die bedeutungsvolle Verſicherung, daß er hoffe, bald und in ſchönen Friedensgeſchäften nach Chillon zurückkehren zu können. Nach ſeinem Abzuge wurde es im Schloſſe um ſo ſtiller, als auch bald darauf ein Befehl des Herzogs einen Theil der Beſatzung abberief, obwohl der Caſtellan, nach den durch Herrn von Belay gebrachten Anweiſungen, ſich in Vertheidigungszuſtand ſetzen ſollte; dieſe Befehle deuteten auf eine große Bedrängniß Savoyens. Man ſprach von einem bevorſtehenden Ausbruch des Krieges zwiſchen den beiden großen Nebenbuhlern, Franz von Frankreich und Carl von Spanien, welcher nun zum dritten Male die Welt mit Blut und Jammer erfüllen ſollte. Franz bedurfte, um ſich in Italien frei bewegen zu können, Savoyens und Piemonts; Herzog Carl mußte ſeine Grenzen ſichern und mit

Genf ſo raſch als möglich fertig zu werden ſuchen. Daher die Zuſammenziehung ſeiner Streitkräfte an den Grenzen Frankreichs. Chillon blieb unter der Hut weniger Savoyarden und der von Barberonge angeworbenen und herbeigeführten Walliſer.

Traurig ſchlich Claire durch die beinahe leeren Räume; niedergeſchlagen und mit ödem Herzen, da ihr ein theurer Plan mißlungen war und Gedanken, die ſie die letzte Zeit ſo ganz ausgefüllt hatten, mit einem Male wie ausgeglühte Kohlen in ihrem Herzen lagen. Sie wollte Bonnivard befreien und nun ſollte ſie ſich damit begnügen, nur von Zeit zu Zeit in ſeinen Kerker zu ihm hinabzuſteigen; wie wenig ſchien ihr das! Hoffend, daß er etwas von ihr verlangen, daß er ihr vielleicht einen Auftrag geben werde, ſchlüpfte ſie in der zweiten Nacht nach des Oberſten von Belay Abzuge die geheime Wendeltreppe hinab und in den untern Gang, als ſie erſchrocken im Scheine der Laterne zwei Geſichter erkannte, zwei Hellebardierer, die vor dem Gefängniſſe Bonnivard's auf- und abgingen. Sie betrachteten ſie erſtaunt, ließen ſie aber ungehindert weiter, als ſie an ihnen vorbeieilte, um in die Zelle Jehan Goulé's zu gelangen und ihn über die Urſache dieſer Veränderung zu befragen, ſchon beſorgt genug, daß ſie ihn nicht wie ſonſt auf ſeinem Poſten und ſie erwartend fand. Sie öffnete leiſe die Thüre und ſteckte die Laterne in die Zelle, aber noch mehr erſchrocken, als vor den Hellebardierern, fuhr ſie zurück, als ihr auch hier ein fremdes Geſicht entgegenſtarrte: offenbar ein neuer Kerkermeiſter, denn der alte Soldat, der ſich bei ihrem Eintritte vom Lager erhob, trug das Schlüſſelbund Jehan Goulé's an ſeinem Gurt. All' das war ihr wie ein böſer Traum; ſie floh wie vor Geſpenſtern und kam, ſie wußte nicht wie, auf ihrer Stube an. Athem- und beſinnungslos ſank ſie auf ihr Lager und glaubte noch immer zu träumen. Sie war alſo verrathen! Selbſt das Glück, Bonnivard manchmal beſuchen zu dürfen, das ſie noch vor einer Stunde ſo gering geachtet, war jetzt dahin und ſie fühlte den Verluſt auf's Schmerzlichſte. Und Jehan Goulé, das treue Thier, der ihr ſo hingebend beigeſtanden, was iſt aus ihm geworden? In welches Verderben hat ſie ihn geſtürzt!

Sie ſchloß kein Auge, die ganze Nacht durchrannte ſie ihr Zimmer, immer nach den Spitzen der Berge blickend, ob ſie nicht ſchon das Frühlicht beleuchte. Vom Morgen hoffte ſie Troſt; ſie wird Philibert ſehen, ſie wird ſich im Schloſſe erkundigen und vielleicht erfahren, was vorgefallen iſt. Aber ſie ſollte es noch vor dem Morgen von Dem erfahren, um den ſie jetzt am tiefſten beſorgt war.

Noch vor dem Frühroth öffnete ſich leiſe die Thüre ihres Gemaches, ſie eilte hinzu und Jehan Goulé ſtand vor ihr. Ein Freudenſchrei entfloh ihrer Bruſt. Jehan Goulé aber warnte ſie mit einem St! nicht zu laut zu werden, und beredter als ſie ihn je geſehen, ſagte er raſch: „Meſſire de Beaufort war bei Bonnivard; auf Bonnivard's Stroh lag eine Blume. Alles verrathen. Ein anderer Kerkermeiſter.“

„Und Du, Jehan? was wird aus Dir?“ fragte Claire dringend.

Jehan Goulé lächelte, wie ſie ihn nie hatte lächeln ſehen. „Weiß nicht,“ ſagte er lächelnd, zuckte die Achſel, öffnete die Thüre hinter ſich und verſchwand im dunklen Gange.

Noch aufgeregter durch dieſe Mittheilung, blaß und mit glühenden Augen, irrte ſie des Morgens durch den Hof, ohne zu wiſſen, was ſie ſuchte, als ihr Barberouge begegnete und ihr zurief: „Fräulein de Beaufort, wenn Ihr Euch in unſerm Neſte langweilet, ſo könnt Ihr Euch heute an einem Schauſpiele ergötzen, dergleichen Ihr vielleicht noch nie geſehen habt.“

Claire, die überall Gefahr und Unglück ahnte, fragte ihn, was er meine.

„Was wird's ſein?“ rief Barberouge, „Jehan Goulé hat die Welt durch ſein Daſein lange genug entſtellt. Er wird gehenkt.“

„Jehan Goulé!“ ſchrie Claire. — „Warum? Was hat er verbrochen?“

„Das wiſſen wir nicht. Meſſire, Euer Vater, macht ein Geheimniß daraus. Er hat hier Gewalt über Tod und Leben und braucht Niemand Rechenſchaft abzulegen. Uebrigens hängt das Urtheil ſeit zwanzig Jahren über ihm.“

„Er wurde damals begnadigt,“ ſtammelte Claire.

„Nein, mein Fräulein,“ erwiederte Barberouge, „nicht begnadigt; das liegt nicht in der Art Eueres Herrn Vaters. Die Vollſtreckung wurde nur aufgeſchoben. Aufgeſchoben iſt nicht aufgehoben. Meſſire de Beaufort hat es ſich vorbehalten, ihn, wann und wo er will, hängen zu laſſen. Verzeiht, ich muß jetzt vor's Thor, denn dort ſoll er zum Schmuck und zur Zierde des Schloſſes prangen.“

„Nehmt mich mit!“ flehte Claire, die keines Schrittes mächtig war.

„Ihr ſeid zu weich,“ ſagte Barberouge, wie er ſie ſo zitternd und elend vor ſich ſtehen ſah und ihr mitleidig den Arm reichte. „Chillon iſt kein Kloſter;

in Chillon muß man ſtärkere Nerven haben. Man ſollte doch glauben, daß der tägliche Anblick des Steines, auf dem zweihundert Juden geſchlachtet worden, das Herz ſtärker mache, als Eueres zu ſein ſcheint. Indeß, Fräulein ſollen weiche Herzen haben; ich liebe das. Die Härte gehört uns Männern. Seid ruhig, Fräulein; Jehan Goulé hat ſo viele gehenkt und gefoltert, daß er an dergleichen gewöhnt ſein muß. Glaubt mir, es iſt ſo, das wiſſen alte Kriegsleute. Auch vom Sterbenſehen lernt man ſterben, und wer viele getödtet ſtirbt ſelbſt leichter. Ich will Euch was ſagen: das kommt daher, daß man einſieht, wie wenig das Leben eigentlich iſt. Uebrigens iſt das wie eine Waare, die heute ſo viel und morgen ſo viel werth iſt. Das wiſſen wir Schweizer. Glaubt Ihr, daß wir zu allen Zeiten gleich bezahlt werden? Gott bewahre! Unter Sforza waren wir ſehr theuer; ſeit Marignan ſind wir ſchrecklich billig. Die Zeiten verſchlimmern ſich und es gibt Momente, da iſt ein Menſchenleben nicht mehr werth als ein Hundeleben. Ich ſpreche von Männern; was Fräulein betrifft, das weiß ich nicht und es wird wohl auch anders ſein.“

Während Barberouge ſo philoſophirte, kamen ſie auf der Zugbrücke an, auf welcher rechts und links Hellebardierer aufgeſtellt waren. Auf dem Stein am Thore ſaß der Mann, den ſie heute Nacht in Jehan Goulé's Zelle gefunden hatte; über ſeinem Kopfe, an einer aus der Mauer hervorragenden Eiſenſtange mit einem Ringe, der eine Fackel zu tragen beſtimmt war, hing ein Strick. Claire ſchwindelte beim Anblick dieſer Vorbereitungen; ſie faßte ſich erſt, als ſie ihren Vater mit Philibert durch den Hof herbeikommen ſah und unmittelbar hinter ihnen zwei Knechte, welche Goulé gebunden heranführten. Sie ſtürzte ihrem Vater entgegen, warf ſich ihm zu Füßen und rief: „Gnade, Vater! Gnade!“

Meſſire de Beaufort ſah ſie mit drohenden Blicken an und ließ ſie eine Zeit lang auf dem Boden liegen; dann bückte er ſich, hob ſie am Arme unſanft auf, zog ſie in die Tiefe des Thores und ſagte ihr in's Ohr: „Merke es Dir, daß Du ihn tödteſt; ich will Dir die Luſt verderben, gegen mich und meinen Herzog Ränke zu ſpinnen. Du ſelbſt ſollteſt mir Deinen Verrath bei den Barfüßlerinnen büßen, Verrätherin und Ketzerin, wenn Du nicht die Braut Aimé de Belay's wäreſt!“

Er gab den Knechten, die mit Jehan Goulé hinter ihm Halt gemacht hatten, als er im Thorwege ſtehen blieb, ein Zeichen nnd wollte ſelber vorwärts ſchreiten, als ihm Claire auf's Neue zu Füßen ſank und ihn, ſeine Kniee umklammernd, am Weitergehen hinderte. Sie wollte ſprechen, aber ſie brachte nur ein tiefes Schluchzen hervor. Meſſire de Beaufort wollte ſich ihrer entledigen, indem er ihre Arme mit Gewalt von ſeinen Knieen herabdrückte, als Philibert hervortrat und ſagte: „Ihr ſeht den Schmerz, den Ihr Euerer Tochter bereitet; ſchenkt dem armen Sünder das Leben!“

„Schweig, Philibert,“ rief der Caſtellan zornig, „und freue Dich, daß ich ſchweige.“

„Ich will nicht ſchweigen, ich will reden!“ erwiederte Philibert ebenſo entſchieden. „Ich habe ein Recht zu fragen, in meinem Namen und im Namen Aller, die in Chillon ſind, ob der Mann ein des Todes würdiges Verbrechen begangen? Noch iſt Chillon nicht berennt und Ihr habt nicht das Recht, ohne unſern Rath, ohne Beiziehung der Officiere einen Einzigen vom Leben zum Tode bringen zu laſſen!“

„Willſt Du Empörung ſäen, Philibert?“ fragte der Caſtellan ſpöttiſch. „Willſt Du fortſetzen, was Du angefangen haſt? Gib Acht! Gib Acht! Philibert, ich könnte auch den letzten Träger des Namens Beaufort ſo tief begraben laſſen wie — einen andern Verräther — wie z. B. Bonnivard.“

„Droht, ſo viel Ihr wollt. Hier erkläre ich, daß ich nicht mehr einem Regimente diene, das ſolche

Gerechtigkeit übt; Ihr habt mich zur rechten Zeit an Bonnivard erinnert. Meinen Namen kann ich Euch ebenſo froh vor die Füße werfen, wie meinen Platz hier, denn dieſer Name iſt ſeit ſechs Jahren der Name eines Wegelagerers, eines Häſchers und Kerkermeiſters.“

„Fort!“ rief der Caſtellan wüthend den Knechten zu, die Jehan Goulé führten, und ſie ſetzten ſich in Bewegung. Aber ſie hielten wieder inne, da Claire, immer noch die Füße ihres Vaters umklammernd, ausgeſtreckt auf ihrem Wege lag, ſo daß ſie über ſie hätten hinwegſchreiten müſſen. —

„Vorwärts!“ rief der Caſtellan wieder, als er ihr Zaudern bemerkte, aber ein kräftiges „Halt!“ antwortete ihm und die Knechte gehorchten unwillkürlich. Es kam dieſes Halt aus dem Munde Barberouge's, der die Scene von ferne mit angeſehen hatte und ſich jetzt näherte.

„Meſſire Antoine de Beaufort“, ſagte er freundlich, „wenn ich etwas über Euch vermag, ſo gebt dieſen Sünder frei.“

„Nein!“ rief Beaufort.

„Doch, ich bitte Euch“, fuhr Barberouge fort — „thut's aus Höflichkeit für eine Dame, die Euch ſo ſehr bittet; ich halte viel auf Höflichkeit!“

„Keine Narrheiten!“ rief Beaufort, es muß ſein; ich habe meine Urſachen!“

„Euere Urſachen in Ehren, aber von Narrheiten iſt hier nicht die Rede. Ich will einmal einem Fräulein einen Dienſt leiſten, aus Courtoiſie, ich, der Bauernkerl aus dem Wallis, weil Ihr, der Ritter, es nicht thun wollt. Ich halte viel auf Courtoiſie. Ich bitte Euch noch ein Mal.“

„Du biſt ein Narr!“ ſchrie der Caſtellan, Jehan Goulé wird gehenkt. Vorwärts!“

„Ein Narr? Das wäre uns nicht lieb“, ſagte Barberouge kopfſchüttelnd; nun hört, Meſſire de Beaufort, jetzt bitte ich Euch zum dritten Male: gebt den armen Sünder los. Mehr als dreimal wird um das Leben eines armen Sünders nicht gebeten.“

„Ich glaube Du drohſt!“ lachte Herr de Beaufort, „jetzt iſt Jehan Goulé's Leben verfallen! Vorwärts!“

„Ja, ich drohe“, ſagte Barberouge in einem höhern Tone und trat näher, „und Jehan Goulé's Leben iſt nicht verfallen, wenn Barberouge droht. Barberouge droht nicht umſonſt. Erfahrt, Meſſire de Beaufort, vor Rom habe ich dem Papſte gedroht und Ihr wißt, daß ich ihm manchen Tort gethan. Alſo Meſſire de Beaufort, höret! Jehan Goulé iſt ein Walliſer, und wenn Ihr darauf beſtehet, ihn zu hängen, nur weil es Euch ſo Freude macht, ſo wird Jehan Goulé nicht nur nicht gehenkt, ſondern er zieht noch heute, noch in dieſer Stunde mit uns Walliſern, ſeinen Landsleuten, ab, der Rhone entgegen. Darauf habt Ihr mein Bauernwort, Herr Ritter! Wir verſtehen es, wenn es uns gerade einfällt, beſonders aber aus Höflichkeit, einen Landsmann in Schutz zu nehmen. Des rückſtändigen Soldes wegen braucht Ihr nicht in Sorge zu ſein, wir werden aus Chillon Feldſchlangen und dergleichen ſo viel mitnehmen, als der Sold ausmacht, und die Waare in Sion bei unſerem kriegeriſchen Biſchof gegen baares Geld vertauſchen. Da habt Ihr gleich nach der Drohung den ganzen Plan der Ausführung.“

Barberouge lächelte und ſpielte mit dem Bandelier an ſeinem Degen. Herr von Beaufort biß ſich auf die Lippen. Er wußte, daß Barberouge ausführte, was er drohte, und er war ganz in ſeiner Gewalt. Wenn Barberouge mit ſeinen Valaiſanern abzog, blieben ihm nicht zehn Mann zur Vertheidigung der Veſte, in einem Augenblicke, da er einen Entſatz vom Heere des Herzogs, der am weſtlichen Ende ſeiner Staaten vollauf beſchäftigt war, nicht hoffen konnte und da die Partei der Genfer und Berner mit der Ausbreitung der neuen Lehre ringsumher im ganzen Waadtland immer mächtiger wurde. Dieſe konnten ſich dann des Schloſſes leicht bemächtigen, abgeſehen davon, daß auch die Berner jeden Augenblick ihr Banner erheben und in das Seeland herabſteigen konnten. Barberouge mit den Walliſern oder Valaiſanern, die, nach Art der Schweizer Söldner, zuerſt ihm, als ihrem Hauptmann, und dann erſt dem Fremden, der ſie beſoldete, gehorchten, war ſeine einzige Stütze. Er mußte ihm nachgeben. Er ſchüttelte die Arme ſeiner Tochter ab und eilte in's Schloß zurück. Barberouge ſagte zum wartenden Henker: „Wenn Du Dich jetzt ſelbſt hängen willſt, ſo ſei Dir das vergönnt; Dich werde ich nicht hindern!“ Dann ging er auf Jehan Goulé zu, ſchnitt mit ſeinem Dolche die Stricke entzwei, die ſeine Hände über dem Rücken zuſammenſchnürten, und übergab ihn den Walliſern, daß ſie ihn wohl behüten und kein Haar auf ſeinem Kopfe krümmen laſſen. „Aus Courtoiſie für das Fräulein, Ihr Bauernlümmel!“ fügte er belehrend hinzu. Dann ſah er ſich um, und als er Claire erblickte, die ihm mit verklärtem Geſichte entgegenlächelte, ſagte er, ſich verneigend: „Mademoiſelle de Beaufort, eben habe ich Euch auf meinen Knieen um meinen Lohn bitten wollen, um einen ganz kurzen Kuß, da ich Euch aber ſo glücklich lächeln ſehe, bin ich belohnt genug!“

Trotzdem lag in demſelben Augenblicke Claire an ſeinem Halſe und küßte ihn auf die rauhe, ſonnenverbrannte Wange.

„Sehr gut“, murmelte dann Barberouge und ſtreichelte den langen Schnurrbart; „das iſt gewiß, keine Tugend wird auf Erden ſo belohnt wie die Courtoiſie. — Abgemacht! Marſch! und zurück in's Schloß!“

Während Barberouge ſeine Rotte, mit Jehan Goulé in der Mitte, zurückführte, ſchwankte Claire erſchöpft am Arme Philibert's ihren Gemächern zu. Kaum daß ſie die Treppe hinauf gelangen konnte. Dort angekommen, ſagte ſie zu Philibert: „Jetzt, mein Freund, iſt Deines Bleibens nicht mehr in Chillon. Du haſt zu muthig Dein Inneres verrathen und Dich zu edel meines Mitſchuldigen angenommen, als daß Dir vergeben werden könnte. Ich danke Dir und erneuere Dir die Schwüre, Niemand auf Erden, nur Dir anzugehören, wenn auch vielleicht noch viel Zeit und Leid darüber hingehen. Fürchte nicht, daß mir irgend eine Tortur am Altare ein „Ja“ erpreſſen und mich zum Weibe Belay's machen könne.“

„Ich kenne Dich, Claire“, verſicherte Philibert, „und ich bin ruhig.“

„Jetzt aber“, fuhr Claire fort, „müſſen wir uns trennen, mußt Du Chillon verlaſſen.“

„Ich weiß es“, ſagte Philibert, „ich bin aus dem Dienſte Deines Vaters und des Herzogs getreten, ich würde hier frei umhergehen, ſo lange die Beſatzung nur aus den Leuten Barberouge's beſteht; ſobald Zuzug anlangt, bin ich nicht mehr ſicher. Ich würde gefangen nach Thonon oder Pignerol geſchickt werden.“

„Darum mußt Du fort, aber Deine Flucht ſoll keine zweckloſe ſein, Du mußt Jehan Goulé mit Dir entführen und ihn in Sicherheit bringen. Die Aebtiſſin von St. Clara, jetzt in Annecy, wird für ihn ſorgen — und dann — wir haben Bonnivard nicht retten können, retten wir dies Werk ſeiner Gefangenſchaft. Mein Vater war in ſeinem Kerker; die Chronik Bonnivard's muß ihm gefehlt haben, er weiß, daß ich ſie verborgen habe; ſie muß, ehe ſie mir entriſſen wird, gerettet ſein und dann dem Rathe der Stadt Genf übergeben werden. Willſt Du, Philibert?“ Die letzten Worte ſprach Claire mit ſo flehendem Ausdrucke, daß ihr Philibert nur mit einem liebevollen Blicke antworten konnte. Sie erhob ſich und holte die Blätter hinter ihrem Kopfkiſſen hervor.

„Rette dieſes Zeugniß der Wahrheit“, ſagte ſie feierlich, indem ſie ihm die Papiere übergab, „Du erwirbſt Dir damit eine neue Heimath, Dir und mir.“

Die Liebenden wußten, daß ihnen vielleicht eine lange Trennung bevorſtand, daß ihr Schickſal mit den großen Weltbegebenheiten zuſammenhing, und daß Jahre vergehen konnten, bevor der große Kampf, der begonnen hatte, zu Ende geführt werde. Aber ſie klagten nicht. Das Bewußtſein, mit ſo großen Geſchicken zuſammenzuhängen, und die Ueberzeugung, in dieſem großen Kampfe auf Seiten des Guten zu ſtehen, erhob ihre Gemüther und ſie verbrachten die letzten Stunden ihres Zuſammenſeins in einer, wenn auch ernſten, doch mehr freudigen als trüben Stimmung.

Am Abende dieſes Tages, der ſo aufregend begonnen hatte, in dem Augenblicke, als die Zugbrücke aufgezogen werden ſollte, trat Philibert, in ſeinen Mantel gehüllt, wie ein einſamer Spaziergänger, der die Schönheit des Herbſtabends genießen will, langſam aus dem Schloſſe und langſamen Schrittes ging er durch den ſchmalen Paß zwiſchen Schloß und Berg nach der Richtung von Montreux. Erſt als er um den vorſpringenden Berg gebogen und der gewaltigen daſelbſt aufgehäuft liegenden Felsblöcke wegen, bei dem hellen Mondſcheine, von Chillon aus nicht beobachtet werden konnte, beſchleunigte er ſeinen

Gang, bis er unterhalb Veto ankam, das damals hinter einem Buſche von Nußbäumen verſteckt lag. Dort, im Schatten eines der Jahrhunderte alten Nußbäume, wie ſie jene Gegenden in großer Zahl bis auf den heutigen Tag ſchmücken, ſtand unbeweglich wie eine ſteinerne Geſtalt ein Mann, der zwei geſattelte Pferde am Zaume hielt. Er half Philibert das eine beſteigen, ſchwang ſich dann ſelbſt auf das andere, und ohne ein Wort zu ſprechen, trabten die beiden Reiter in die Nacht hinein, dem Weſten zu.

Achtes Capitel.

Der Abt von St. Claude und die Patrioten.

Ungefähr zwei Stunden nach Mitternacht ſaßen dieſelben zwei Reiter vor einer Herberge, die unmittelbar am weſtlichen Thore Lauſanne's lag. Sie waren um die Stadtmauer herumgeritten und hatten daſelbſt Halt gemacht, um die Pferde zu füttern und ihnen und ſich ſelbſt einige Ruhe zu gönnen. Der Herbergsvater, nachdem er die Pferde mit Heu und Hafer, die Reiter mit Brod und Wein verſorgt, war wieder zu Bett gegangen; von Einheimiſchen kam den beiden Reiſenden Niemand zu Geſichte, als der Arkebuſierer, der auf dem Walle auf- und abging. Dieſe Ruhe benutzte Jehan Goulé, um ſich, auf einem Eckſteine der Herberge ſitzend, einem tiefen Schlafe hinzugeben. Es iſt vorauszuſetzen, daß er die vergangene Nacht, die er für ſeine letzte hielt, wenig geruht hatte; den Morgen darauf ſtand er unter ſeinem Galgen und den Abend ging er auf die Flucht, die Nacht verbrachte er raſch trabend zu Pferde — kein Wunder, daß er wie ein Stein auf dem Steine ſaß und daß er ſelbſt nicht erwachte, als er vom Steine herabrollte. Die tiefen Töne eines Geſchnarches, die allein die Stille der Nacht unterbrachen, verriethen die Tiefe ſeines Schlafes, und Philibert, bedenkend, wie ihm nach ſolchen dreißig Lebens- und Sterbensſtunden Ruhe und Vergeſſenheit wohl thun müſſe, verweilte ſich vor der Herberge länger, als es ſeine Abſicht geweſen, und ging vor dem Schlafenden auf und nieder, als wäre er nur da, um ihn zu bewachen. So wurde die Nacht immer heller, daß er die Häuſer in der Stadt und endlich die in Stein gehauenen wilden Geſichter an den Thoren der Stadt unterſcheiden konnte. Plötzlich wurde das Thor geöffnet und die Zugbrücke herabgelaſſen. Beides geſchah, wie es Philibert ſchien, auf ſehr vorſichtige Weiſe und wie in der Abſicht, ſo wenig Geräuſch als möglich zu verurſachen, als ob es ſich darum handelte, Jemand in aller Stille aus der Stadt entwiſchen zu laſſen. Er wurde aufmerkſam. Gleich darauf kamen drei Reiter hervor, die langſamen Schrittes die Brücke paſſirten und auf dem Platze vor der Herberge Halt machten. Ihnen folgte ein etwas größerer Hauſe ritterlich geſchmückter Reiter und dieſem wieder ein Troß von Knechten, welche eine Anzahl hochbepackter Maulthiere umgaben. Dieſe ganze Cavalcade, die wohl aus fünfundzwanzig bis dreißig Reitern beſtand, hielt auf dem Platze, um ſich zu ordnen und dann in gewiſſer Ordnung die Reiſe anzutreten. Den Mittelpunkt bildete offenbar der dickbeleibte Reiter, der von Allen der ſtillſte war und ruhig abwartete, bis Alles nach der Anweiſung eines höheren Officiers geordnet war. Philibert war ſehr erſtaunt, als er in dem Ritter Monſeigneur Sebaſtian von Monfaucon, den Biſchof von Lauſanne, erkannte. Er wollte ſich raſch in den Schatten zurückziehen, als der Biſchof, der ängſtlich um ſich ſah, ihn erblickte und wegen der neuen Erſcheinung einige Worte an ſeinen Nachbar richtete. Dieſer ritt ſogleich aus dem Kreiſe hervor und näherte ſich Philibert. „Ich ſoll", rief er in gebieteriſchem Tone, „bei Euch anfragen, wer Ihr ſeid, was Euch hierher führt und wohin Eure Reiſe geht?"

„Herr von Chatelard", ſagte Philibert lächelnd, „ſeit wann habt Ihr Euch gewöhnt, ſo en grand seigneur zu mir zu ſprechen?"

„Siehe da, Philibert von Beaufort!" rief der Andere, ihn erkennend und laut genug, daß es auch der Biſchof hören konnte.

„Herr von Beaufort!" rief dieſer angenehm überraſcht, „kommt heran, junger Beaufort, und reicht mir die Hand.“ Und als Philibert der Einladung folgte, fuhr der Biſchof fort: „Verzeiht, daß ich Euch ſo anhalten ließ, aber wir leben in einer böſen Zeit und es iſt erlaubt, überall Feinde zu ſehen. O, lieber Beaufort, welche Zeit, welche arge Zeit! Ich verſichere Euch, der jüngſte Tag ſteht vor der Thüre! Wißt Ihr, in welchem argen Momente Ihr mich wieder ſehet? Errathet Ihr?“

Philibert machte eine fragende Geberde und der Biſchof fuhr fort: „Auf der Flucht ſeht Ihr mich! Auf der Flucht! Wie unſer Heiland vor Herodes nach Egypten, ſo muß ich mich vor der neuen Lehre, ich weiß nicht wohin, flüchten.“

„Auf der Flucht?“ fragte Philibert, „ich begreife nicht!“

„Ja, ja, es iſt auch ſchwer zu begreifen. Aus einer Stadt, deren Fürſt ich bin — o Sodom! Sodom! — muß ich mich nächtlicherweiſe fortſchleichen wie ein Dieb. Und warum? Weil unmittelbar unter meinem biſchöflichen Hirtenſtabe, im Schatten meiner Biſchofsmütze nach und nach Alles zum Ketzer wurde. Der reißende Wolf hat mir ein Schaf nach dem andern entwunden und jetzt bin ich ein Hirt ohne Heerde.“

„Und nun muß Eure Hoheit vor der ehemaligen Heerde fliehen?“

„Das eigentlich nicht. Sie haben mir nichts zu Leide gethan, ſie ſind Ketzer geworden, ohne ſich um mich zu kümmern — aber ſie könnten mir doch etwas anthun, und wenn nicht ſie, ſo ſind immer die verfluchten Berner da, die jeden Augenblick herabſteigen können. Vor Allem Vorſicht! ſagt der heilige Auguſtinus. Ach, wo ſind die Zeiten, da wir in Chillon ſo luſtig zechten! Ihr erinnert Euch, es war an dem Tage, an dem das Fräulein aus dem Kloſter heimkehrte.“

„Und wohin gedenkt Monſeigneur jetzt ſeine Schritte zu lenken?“

„Ich gehe jetzt zum Abbé von Bomont und von da zu Monſeigneur, dem Herzog von Savoyen, wenn Frankreich den Weg dahin noch nicht abgeſchnitten hat. Und Ihr, Beaufort, wohin führt Euer Weg?“

„Mich führen Aufträge ebenfalls nach Weſten.“

„Das trifft ſich ja gut; Ihr geht mit uns, da haben wir eine gute Klinge mehr uns zu vertheidigen. Man kann nicht wiſſen, das ganze Land iſt der Ketzerei voll und wenn ſie unter meinem ritterlichen Gewande die biſchöflichen Weihen merken, kann ich hie und da in Fährlichkeiten gerathen.“

Philibert überlegte einen Augenblick. Er fand, daß er in Geſellſchaft des Biſchofs die Reiſe am ſicherſten zurücklegen könnte. Die Löffelritter, die er vor Allem fürchtete, werden ihn, ſo ſagte er ſich ungehindert durch ihr Gebiet bis an die Genfer Grenze gelangen laſſen, wenn ſie irgendwie erfahren, daß er, ein Beaufort, in Begleitung eines Biſchofs, des Werkzeuges und Knechtes von Savoyen, angekommen ſei — und er ging bereitwillig auf den Vorſchlag ein. Er winkte Jehan Goulé und ſtieg zu Roß, ohne dieſem ſeinem Begleiter die geringſten Verhaltungsbefehle zu geben. Er wußte, daß Jehan Goulé nur ſchweigen könne. Der Biſchof lud ihn ein, an ſeiner Seite zu reiten, und der Zug, um zwei Reiter vermehrt, ſetzte ſich in raſche Bewegung, da der Tag immer heller heraufzog.

Erſt gegen Mittag wurde im Schloſſe zu Nyon, das dem Herzog von Savoyen gehörte, Halt gemacht. Hinter ſeinen dicken Mauern glaubte der Biſchof eine Zeit lang in Sicherheit ausruhen zu können, doch hielt er es nicht für ſicher genug, um daſelbſt einen längern Aufenthalt zu nehmen, da es nur einige Stunden von Genf entfernt war, obwohl ihm der Gouverneur betheuerte, daß hier von Genf aus nichts zu fürchten ſei, da die Stadt von dieſer Seite aus von den Mamelucken, wie man die Genfer, aus der Stadt verbannten Anhänger des Herzogs nannte, und von den Löffelrittern eng eingeſchloſſen ſei und von der Waſſerſeite durch den Baron von Yvoire, dem

Herrn des See's, überwacht werde. Die Genfer, verſicherte der Gouverneur von Nyon, ſeien in einer Schlinge, die ſie nächſtens erdroſſeln müſſe. Die Neuſchateler ſeien ihnen zwar gegen den Willen ihrer Gräfin zu Hilfe gekommen und vor einigen Tagen bis hierher nach Nyon vorgedrungen, aber die Berner ſeien dazwiſchen getreten und hätten die Neuſchateler zum Rückzug bewogen. „Das iſt eine große Sache!“ rief der Gouverneur, „nun müſſen die Genfer Rebellen erkennen, daß ſie auch von den Ketzern verlaſſen werden, wie ſie ſchon von den frommen Freiburgern verlaſſen worden, und nächſtens müſſen ſie ſich Carl III. auf Gnade und Ungnade ergeben. Vielleicht iſt das ſchon in dieſem Augenblicke geſchehen, denn ſeit einigen Tagen ſind in Coppet Unterhandlungen eröffnet worden und ich weiß, daß die Genfer drei Abgeordnete dahin abgeſchickt haben. Was bleibt dieſen anders übrig, als ſich dem Herzog unter jeder Bedingung zu unterwerfen?“

Während er dem Biſchof ſo freudige Nachrichten mittheilte, bemerkte er einen Trupp Reiter, der von Coppet herkam und ſich dem Schloſſe von Nyon näherte. Er ſtrengte ſein Auge an und rief: „Bei Gott, da kommen Leute des Herzogs gerade von Coppet her — da werden wir gleich die letzten Neuigkeiten erfahren.“

Bevor er mit dem Biſchof unten im Hofe ankam, war der Trupp ſchon eingeritten. Es war ein Haufe von zehn Reitern, die drei in lange ſchwarze Röcke gekleidete Männer in ihrer Mitte hatten, die, nach ihrem Anzuge und dem Barett zu ſchließen, bürgerlichen Standes waren, obwohl ſie einen Schwertgurt, freilich ohne Schwert, umgeſchnallt hatten. Waffenlos wie ſie waren und von den Reitern ſorgfältig umgeben, konnte man ſie gleich als Gefangene erkennen. Die Reiter ſaßen ab und erlaubten auch den Gefangenen abzuſteigen, nachdem ſie das Thor des Schloſſes hatten ſchließen laſſen. Dann näherte ſich der Anführer dem Gouverneur mit den Worten: „Seigneur de Prangins, wir kommen nur, um kurze Gaſtlichkeit zu bitten und nach Befehl, noch um zehn oder zwanzig Mann Seiner Hoheit des Herzogs, die uns weiter begleiten ſollen."

„Was iſt? Welche Befehle habt Ihr?" fragte der Gouverneur.

„Dieſe Drei", erwiederte der Officier, auf die Gefangenen deutend, „ſind nach Chillon zu bringen."

„Wer ſind dieſe Drei? und warum kommen ſie nach Chillon?" fragte der Biſchof neugierig.

Der Officier zuckte die Achſel, als ob er keine Auskunft geben könne, aber an ſeiner Statt ergriff einer der Gefangenen, ein alter Mann, das Wort, indem er an den Biſchof herantrat und mit lauter Stimme ſagte: „Wollt Ihr Auskunft über uns, Monſeigneur de Lauſanne? Die kann ich Euch in aller Ausführlichkeit geben. Auf Veranlaſſung der Berner zogen die Neuſchateler, unſere tapfern Bundesgenoſſen, nach einem Siege über die Savoyarden in ihre Heimath zurück und eröffnete der Herzog, wie er ſich für dieſen Dienſt gegen die Berner verpflichtet hatte, in Coppet eine Friedensconferenz. Man lud Genf ein, die Conferenz zu beſchicken, und der engere Rath wählte uns zu Abgeordneten, mich Toquet und hier meine beiden Mibürger d'Arlod und Lambert. Vertrauensvoll, als heilige und in allen Landen als geheiligt erachtete Friedensboten, begaben wir uns nach Coppet. Als wir dort ankamen, waren die Neuſchateler bereits abgezogen; da hatte Herzog Carl III. wieder Muth, jenen Muth, den er ſchon ſo oft gezeigt, den Muth der Treuloſigkeit, und anſtatt zu unterhandeln, ließ er uns gefangen nehmen und ſendet uns nun nach Chillon, wo ſchon Bonnivard ſchmachtet, den er mit gleicher Schändung aller menſchlichen und göttlichen Geſetze dahin gebracht. So hat er Levrier auf ſavoyiſchen Boden gelockt, um ihm das Haupt abzuſchlagen, ſo hat er Blanchet Navis in Pignerol ohne Recht und Gericht gehenkt und geviertheilt, ſo Pecolat gefoltert; ein zehn Schritte breiter Raum gehört ihm in Genf, den hat er mit dem Blute Berthelier's getränkt. Bald wird Savoyen keinen Fußbreit Erde beſitzen, die nicht als Mordſtätte für Genfer Kinder diente.“

Die Reiter hörten dem Bürger zu, als ob er eine Schaudergeſchichte erzählte, die ihnen nur die Zeit vertreiben ſollte; der Gouverneur ſchlug die Augen nieder, der Biſchof aber fiel dem Redner entrüſtet in's Wort, indem er rief: „Ketzern gegenüber hat man keine Pflicht, Ketzern darf man nicht Wort halten, das haben Päpſte und Concilien ausgeſprochen, und was Euch betrifft, Herr Toquet, ſo geſchieht Euch ganz Recht, daß Ihr dahin geſchickt werdet, wo ſchon Bonnivard iſt, denn Ihr ſeid ein Sünder wie er, da Ihr es wagt, Euere Zunge gegen Euern Herrn zu bewegen.“

„Unſern Herrn?“ rief Toquet, „er war es nie und wird es mit Gottes Hülfe niemals. Seit zweihundert Jahren ſtreben die Herzoge von Savoyen nach der Herrſchaft in Genf mit Dolch und Gift, Heuchelei und Verführung; aber Genf hat ſie, trotz aller Leiden, nie als Herren anerkannt und wird es nicht, und ſollte darüber das letzte Haus der alten Stadt in Aſche liegen. Wir Bürger, Herr Biſchof, wir geben unſere Freiheit nicht ſo leichten Kaufes dahin, wie Monſeigneur de la Beaune ſeine geiſtliche Souveränität und wie ſein Mitbruder, Monſeigneur von Lauſanne, ebenfalls gethan hat, eigene Rechte mit den anvertrauten der Bürger zugleich verrathend und verkaufend.“

„Schweigt, Ihr Läſterer!“ rief der Biſchof keifend, oder ich ſchreibe an meinen gnädigen Herrn, den Herzog, und bitte ihn, Euch eigens für Euere ketzeriſchen Läſterungen beſonders hart beſtrafen zu laſſen.“

Toquet warf ihm einen Blick der Verachtung zu und wandte ihm den Rücken. Der Biſchof, über dieſe Behandlung in großer Unruhe, blickte verlegen rings umher, ob man die verachtungsvolle Bewegung bemerkt habe, und gab in ſeiner Verlegenheit das Zeichen zum Aufbruche.

Während man ſattelte und aufſtieg, benutzte Philibert das Gewirr und den Lärm, um ſich dem muthigen Gefangenen zu nähern und ihm mit leiſer Stimme zu ſagen: „Meſſire Toquet, wenn Ihr bei'm Einzug in Chillon zufällig ein Fräulein im Hof ſtehen ſeht, ſucht ihr zuzuflüſtern, daß ich, Philibert de Beaufort, während ich Euch ſprechen hörte, entſchloſſen war, nicht nur die Papiere Bonnivard's nach Genf zu bringen, ſondern auch das Lager der Treuloſigkeit und des Unrechts zu verlaſſen, um, vielleicht auf den Wällen Genfs, für die Freiheit und die neue Lehre zu fallen.“

Der ſo Angeredete ſah dem jungen Manne überraſcht ins Geſicht. — „Papiere Bonnivard's?“ fragte er leiſe.

„Hier drunter ſind ſie,“ antwortete Philibert, indem er die Hand auf ſeinen Panzer legte.

„Behaltet ſie nicht lange bei Euch,“ flüſterte Jener wieder und raſcher, „vertraut ſie dem Abbé von Bomont.“

„Einem Abbé?“ fragte Philibert nun ſeinerſeits erſtaunt.

„Ja, dem Abbé, dem Freunde Genfs und Bonnivard's.“

Der Biſchof rief und Philibert mußte aufſitzen. Er lächelte bei dem Gedanken, daß es gerade der Biſchof ſein mußte, der ihn unter ſeiner ſichern Hut dem Freunde Genfs und Bonnivard's entgegenführen ſollte; er fand darin eine gerechte und milde Vergeltung des Gebahrens, das ſich der Prieſter dem muthigen Gefangenen gegenüber zu Schulden kommen ließ und ſagte ſich, daß die Feinde der Wahrheit und des Guten in den wunderbaren Verwicklungen der Welt überhaupt, ſo wie hier der Biſchof, vielleicht beſtimmt ſind zu fördern, was ſie am liebſten vernichten möchten. Von Nyon aus ging es geraden Weges dem Jura zu, denn dort, am Fuße des höchſten Berges der Jurakette, der Döle, lag die in jener Zeit berühmte Abtei St. Claude, in welcher der Abbé Bomont, ehemaliger Vicar von Genf reſidirte und ein Jäger- und Ritterleben führte. Er kämpfte als Herr der Gebirgsſchluchten lieber mit Bären und Wölfen, als mit den Ketzern Genfs, die ihn um ſein einträgliches Amt brachten und bei denen er doch mit ganzem Herzen war. Es ſchmeichelte ihm, daß ſie ihn noch jetzt l'élu de Genève nannten, den Auserwählten Genfs, denn als ſie vor Jahren ihr uraltes Recht, ihren Biſchof in allgemeiner Volksverſammlung ſelbſt zu wählen, wieder beleben wollten, vereinigten ſich alle Stimmen über ſeinem Haupte und nur der Anmaßung des Herzogs von Savoyen, der ihnen zweimal nach einander ſeine Kreaturen aufdrängte, hatte er weichen müſſen. Der kleine Staat der Abtei war wie eine glückliche friedliche Inſel mitten in dieſen Gegenden, in denen nun ſeit Jahren unaufhörliche große und kleine Kämpfe zwiſchen Genfern und ihren Bundesgenoſſen, zu denen ehemals die Freiburger, denn die Neufchateler und abwechſelnd die Berner gehörten und zwiſchen den Herzoglichen, Biſchöflichen, Löffelrittern und Mamelucken ſtattfanden. Den Abt von Bomont ſchonten beide Parteien, da ihm jede, die eine wegen ſeiner perſönlichen Neigung, die andere wegen der katholiſchen Würde zu den Ihrigen zählte, oder wenigſtens hoffte, ihn im entſcheidenden Momente ganz für ſich gewinnen zu können und weil er ſchon zu wiederholten Malen den nützlichen Vermittler geſpielt hatte. Auf ſeinem Gebiete angekommen, ſteckten Ritter und Landsknechte das Schwert in die Scheide und hörte man auf, rechts und links in die Büſche zu ſpähen, ob daſelbſt nicht ein Feind im Hinterhalt liege. Man konnte da manches Schauſpiel genießen, das das Land auf viele Meilen in der Runde ſeit Jahren nicht mehr gewährte: der Bauer arbeitete ruhig auf dem Felde, ohne bewaffnete Wächter wurde das Vieh auf die Wieſe getrieben, an den Fenſtern der Bauernhütte ſaßen die Bewohner und ſchnitzten kleine Kunſtwerke in Holz, die ſie dies- und jenſeits des Jura als Künſtler berühmt und zu wohlhabenden Leuten machte. Die Mönche in ihren Gaſſenpredigten wieſen damals auf die Unterthanen der Abtei von St. Claude als auf ein Beiſpiel hin, wie Diejenigen glücklich und im geſegneten Frieden weiter leben, die dem alten Glauben der Väter treu blieben, hüteten ſich aber zu verrathen, daß unter den Unterthanen der Abtei eben ſo viele, wenn nicht mehr Ketzer waren, als gutgläubige römiſche Chriſten, und daß ſie nur darum in Frieden lebten, weil ſie ihr Herr, der Abt, glauben ließ, was ſie glauben wollten, und daß dieſe Holzſchnitzer ſchon aus dem nahen Neuſchatel mit der daſelbſt eben überſetzten und gedruckten Bibel von Olivetan verſorgt wurden, ja, daß ſie, indem ſie ihre Holzſchalen, Meſſer, Gabeln u. dgl. auf die Märkte brachten, ſelbſt mit der Bibel einen bedeutenden Handel trieben.

Die Reiter, die von Nyon kamen, hatten nicht die Muße, ſich an dieſem Stillleben zu erfreuen. Kaum hatten ſie die Wege betreten, die allmählig ſteigend dem Jura entgegenführen, als ſie ſchon der Winter mit ſeinem ganzen Gefolge, mit Kälte, Hagel und Schneegeſtöber empfing. In ihre Mäntel gehüllt, ritten ſie auf den ſchmalen Pfaden in langer Reihe, einer nach dem andern, langſam und vorſichtig über den ſchlüpfrigen Boden dahin. So kam man erſt bei ſpäter Dunkelheit in der von weiten Ringmauern umgebenen Abtei an. Es war ein altes weitläufiges Gebäude, das aus der Ferne ſo ausſah, als ſtecke es unmittelbar im dichteſten Buſche eines Tannen- oder Fichtenwaldes, von dem es aber durch breite Höfe und durch zahlloſe Nebengebäude getrennt war. Da waren die weiten Stallungen, beſtimmt zum Winteraufenthalte der großen Rinderheerden, die den Sommer auf den Höhen verbrachten; andere für die Pferde und Maulthiere, deren der ritterliche Abt für ſich und ſein großes Gefolge von Edelleuten, Pagen, Jägern und weltlich geſinnten Kaplänen viele bedurfte; dann Wohnungen für die Hunde jeglicher

Art und endlich außerhalb der Ringmauer und an dieſe gelehnt, ſchön gebaut und vielfach verziert, lange Reihen von Holzhütten, in denen Unterthanen des Kloſters hauſten, die nicht mit Land und Feld belohnt werden konnten und ſich in frühern Zeiten, um ihre Kunſt der Holzſchnitzerei in Sicherheit üben zu können, hierher, unter den unmittelbaren Schutz des heiligen Hauſes gerettet hatten.

Im Hofe des Kloſters, das ſo eine eigenthümliche und ganz abgeſchloſſene Welt bildete, herrſchte, als die neuen Ankömmlinge eben eintritten, ein ſehr bewegtes Leben, trotz Sturm und Schneegeſtöber. Bei Windlichtern und Laternen betrachteten die Jäger einen gewaltigen Bären, der vor dem Thore ausgeſtreckt dalag, während einige Burſchen ihm die Haut abzogen und bewunderten den Lanzenſtich, der zwiſchen der vierten und fünften Rippe geradenweges in's Herz führte, und erzählten dabei, wie raſch die Sache gegangen war und wie ſicher der Abbé den Stoß geführt hatte, obwohl er dabei auf Gerölle geſtanden und ſein Mantel in dem Augenblicke, da der Bär auf ihn losging, ſich im Geſtrüpp verwickelte und ihn zum Theil hinderte. Es war der erſte Bär, der dieſen Winter erlegt worden und es war ein Prachtthier. Man kam darin überein, daß dies nur natürlich und gerecht ſei, daß der Abt, als Herr der

Gegend und zugleich als der beſte Jäger, das erſte Wild des Winters und zugleich das ſchönſte Thier der Schluchten erlegte.

Philibert, den das Schauſpiel im Hofe zurückgehalten hatte, trat ſpäter in den Saal als der Biſchof, den er ſchon am Kamine, vor einem gewaltigen brennenden Balken, an der Seite des Abtes ſitzen fand. Vom Abte freundlich begrüßt, zog er ſich in die Schaar der andern jungen Edelleute zurück, entſchloſſen, das Weſen ſeines Wirthes zu beobachten und ſich ſo zu benehmen, daß der Biſchof es nicht merken ſollte, daß er ein beſonderes Geſchäft mit ihm abzumachen hatte. So ſaß er auch ſchweigend bei Tiſche am untern Ende der Tafel, unter den andern Edelleuten, ohne an dem Geſpräche theilzunehmen, das an dem obern Ende ſtattfand, wiewohl der Abt, als liebenswürdiger Wirth, von Zeit zu Zeit auch an die Jüngſten ein freundliches Wort richtete. Er wurde aufmerkſam, als der Biſchof nach längerm Geſpräche plötzlich ausrief: „Es ſind ſchlechte Zeiten!“ ein Wort mit dem er immer politiſche Betrachtungen oder Unterhandlungen einleitete. In der That fügte er gleich darauf hinzu: „Dieſe ſchlechten Zeiten können nicht beſſer werden, wenn nicht alle Diejenigen, die das alte gute Recht und den alten Glauben lieben, zuſammenſtehen, um die alte gute Zeit wieder heraufzuführen. Und Ihr, Herr Abt, werdet Ihr Euch nicht bald für Seine Hoheit den Herzog offen erklären? Seine Sache iſt heute Sache der Kirche. Ihr ſeid ſo nahe von Genf und wie Ihr heute das wilde Unthier erlegt habt, ſo könntet Ihr das Unthier der Ketzerei erſticken helfen. Werdet Ihr nicht?"

Der Abt, offenbar ſo angeſprochen, um vor einer großen Geſellſchaft zu einer Erklärung gezwungen zu ſein, verbannte plötzlich den heitern Ausdruck aus ſeinem Geſichte und antwortete ernſt und eben ſo laut, als der Biſchof geſprochen hatte: „Nein, Monſeigneur, ich werde nicht!"

„Und warum nicht? Gegen Ketzer? Ihr ein fürſtlicher Abt?" fragte der Biſchof etwas verlegen und zugleich mit einigem Vorwurf im Ton der Stimme.

„Was die Ketzerei betrifft, Herr Biſchof, ſo handelt es ſich hier nicht um eine Disputation; es handelt ſich um den Krieg, der mit der Ketzerei nichts zu thun hat, den man nur gerne mit der Ketzerei in Verbindung bringen und zu einem Kreuzzuge machen möchte, um eine freie Stadt zu unterjochen. Da müſſen die Biſchöfe Genfs auf Seiten Genfs ſtehen, denn die Freiheit der Stadt war von jeher die Freiheit der Biſchöfe — und ich bin der rechtmäßige Biſchof von Genf, von den Bürgern nach ihrem uralten Rechte gewählt. Soll ich Theil nehmen an einem Kriege, der ihnen den elenden Pierre de la Beaune, den Knecht Savoyens aufdrängt? einen verkauften Helfershelfer, der die beſchworenen Freiheiten der Stadt verſchachert an einen eroberungsſüchtigen Feind, an den Herzog von Savoyen? Mir haben die Genfer nichts zu Leide gethan; mich lieben ſie und ich liebe ſie wieder. Ich bin der Erwählte Genfs! ſo nennen ſie mich noch heute trotz ihrer Ketzerei und ich bin ſtolz auf dieſen Titel, den mir Bürger geben, die ich wegen ihrer Ausdauer, wegen ihres Muthes und wegen des Unrechts, des ungeheuern Unrechts, dem ſie nicht erliegen, bewundere und beklage —“

Plötzlich unterbrach ſich der Abt, als ob er fürchtete zu viel zu ſagen, und führte den Becher an den Mund. Daſſelbe that der Biſchof vor Verlegenheit. Er bedauerte um ſo mehr, den Abt vor ſo zahlreicher Geſellſchaft zu ſolchen Worten veranlaßt zu haben, als er in Lauſanne dieſelbe Rolle geſpielt hatte, die der Abt an den Biſchöfen von Genf verurtheilte. Um die Sache in Scherz zu verwandeln, und um zugleich den Abt vor den Zuhörern zu verdächtigen und den Eindruck ſeiner Rede abzuſchwächen, fügte er lächelnd hinzu: „Nun, nun, es iſt bekannt, Herr Abt, daß Ihr ein klein wenig, ſo bis an die Knöchel ungefähr, wenn nicht bis an die Knie in Ketzerei watet."

„Vielleicht noch etwas tiefer," erwiederte der Abt ruhig und fügte hinzu: „aber auf keinen Fall ſo tief als der Mediceer, der jetzt auf dem Throne Petri ſitzt, und wie jener Mediceer, unter dem die Ketzerei angefangen hat."

Der Biſchof ſah ein, daß bei einer Fortſetzung des Geſpräches nichts zu gewinnen war, lachte und fing von dem todten Bären zu ſprechen an, wohl wiſſend, daß der Abt auf dieſe Weiſe am leichteſten von Politik und Kirchenangelegenheiten abzulenken war. Nachdem er den Eindruck jenes Ausbruches des Abtes verwiſcht glaubte, bat er um Urlaub und erhob ſich, um zu Bett zu gehen.

Mit dem früheſten Morgen brach er ſammt ſeinem ganzen Gefolge auf, indem er ſich nur durch den Haushofmeiſter ſeinem Wirthe, dem Abte, empfehlen ließ; er erlaubte nicht, daß man ihn wecke, da er, wie er ſagte, ihn nicht ſtören wollte. Philibert, den er im Hofe traf, forderte er auf, mit ihm weiter zu ziehen. „Glaubt mir," flüſterte er ihm zu, „es iſt ein gefährlicher Aufenthalt, dieſe Abtei; der Abt iſt ein Ketzer und Feind des Herzogs. Ich fürchte, daß er mich bei längerem Aufenthalte den Lauſannern ausliefert, und Euch könnte er als Geißel für Bonnivard den Genfern übergeben. Macht, daß Ihr fortkommt. Folget mir zum Herzog, er wird uns dankbar ſein, wenn wir ihn frühzeitig davon unterrichten, daß er beſſer thut, wenn er die Abtei wegnimmt.“

Philibert entſchuldigte ſich mit Geſchäften und ließ ihn, den Biſchof, allein abziehen. Dieſer ritt längs des Jura gegen Bellegarde, wo er die Rhone überſchritt, um ſich dann mit den Herzoglichen, die bei St. Julien am Fuße des Salève ſtanden und von jener Seite Genf bedrängten, zu vereinigen. Der Abt aber hatte von ſeiner Schlafſtube aus den eiligen Abzug des Biſchofs mit angeſehen. Er zuckte verächtlich die Achſel und lächelte. „Der fromme Biſchof hat Angſt,“ ſagte er vor ſich hin, „und beeilt ſich, mich dem Herzog als Feind anzuzeigen. Gehe hin, Späher und Angeber! Bevor Ihr an den Jura gelangt, wird ſich in dieſem Lande Manches geändert haben, das Euch die Wege verrammelt.“ — So denkend erblickte er Philibert mit Jehan Goulé, die im Hofe auf- und niedergingen. Er fragte ſich, was dieſe Leute aus dem Gefolge des Biſchofs noch in St. Claude wollten, und befahl einem Diener, den jungen Ritter zu ihm einzuladen.

Einige Minuten darauf trat Philibert in das Gemach.

„Hat Euch," ſagte der Abt, „der Biſchof mit einem Auftrag zurückgelaſſen?"

„Nein, Herr Abt," erwiederte Philibert, „ich bin nicht von des Biſchofs Leuten — ich bin nur zufällig in ſeinem Gefolge gekommen."

„Wer ſeid Ihr?"

„Verzeiht, Herr Abt, daß ich mich nicht ſchon geſtern vorſtellte — ich hatte meine Urſachen. — Ich bin Philibert von Beaufort."

„Beaufort?" fragte der Abt erſtaunt — „aus Chillon?"

„Aus Chillon!" beſtätigte Philibert, „und ich habe einen Auftrag an Euch, Herr Abt."

Der Abt ging einigemal die Stirne runzelnd in der Stube auf und nieder, dann blieb er vor Philibert ſtehen, der indeſſen die Papiere aus ſeiner Ledertaſche gezogen hatte, betrachtete die Blätter und ſagte mit einem Tone, der Verdruß und Aerger nicht verbergen ſollte: „Was kann Euer Anverwandter, der Caſtellan von Chillon, von Bomont wollen? So viel ich weiß, paſſen die beiden Männer ebenſo wenig zuſammen, als ſie jemals etwas mit einander zu thun gehabt haben."

„Ich komme auch nicht vom Caſtellan," ſagte Philibert, „ſondern vom Gefangenen von Chillon."

Das Geſicht des Abtes heiterte ſich auf. „Von Bonnivard!" rief er freudig — aber ſchnell gefaßt fügte er hinzu: „Beweiſe!"

Philibert legte die Blätter auf den Tiſch und ſagte: „Hier ſind ſie. Dieſe Blätter enthalten die Chronik Genfs von Bonnivard's eigener Hand; ich ſoll ſie in Sicherheit bringen und vertraue ſie, da ich nicht weiß, wie ich ſie den Genfern zukommen laſſe, nach dem Rathe Meſſire Toquet's, dem ich geſtern als Gefangener des Herzogs begegnete, Euerer Hut."

„Ja, ja, das iſt ſeine Hand," rief der Abt, indem er in den Blättern wühlte, „armer Bonnivard, armer Freund! Dank Euch, Beaufort, für das Vertrauen; es wird nicht getäuſcht werden."

Philibert mußte ſich hinſetzen und ihm erzählen, wie er in Beſitz dieſer Papiere gekommen, von den Vorgängen in Chillon und Alles, was er von Bonnivard wußte. Nach vielſtündigem Geſpräche war es zwiſchen den Beiden ausgemacht, daß Philibert nicht mehr nach Chillon und in die Dienſte des Herzogs zurückkehren könne. Er hörte es mit Vergnügen, als ihm der Abt ſagte: „Euer Platz iſt im Lager der Freiheit und der neuen Lehre, nicht in jenem des alten Götzendienſtes und der Tyrannei. Ihr müßt nach Genf und mit Euerm Schwerte Denen helfen, auf deren Seite Ihr mit Herz und Geiſt ſteht.“

Hierauf vertraute ihm der Abt, daß er in wenigen Tagen eine Geſandtſchaft an den Herzog abſenden werde, um ſcheinbar zwiſchen ihm und den Genfern zu vermitteln, eigentlich aber handle es ſich nur darum, um Zeit zu gewinnen, bis ſich die Berner beſonnen und der hart bedrängten Stadt zu Hilfe kommen. Dieſe Geſandtſchaft werden die Löffelritter und Mamelucken, die im Norden und Weſten Genf umzingelten, eben ſo frei paſſiren laſſen wie die Genfer; mit ihr würde Philibert in Genf einziehen und daſelbſt verbleiben.

„Ihr werdet da,“ ſagte der Abt, indem er ihm die Hand auf die Schulter legte, „eine neue und freie Heimat finden und an einem Kampfe theilnehmen, der nicht zugleich ein Kampf mit Euerm Gewiſſen ſein wird, da Ihr für die gute Sache ſtreitet und zugleich den Schandfleck auswiſcht, den Euer Anverwandter dem alten Namen Beaufort anheftet.“

Aber mehrere Tage vergingen und der Abt erhielt die erwartete Botſchaft nicht, auf die hin er ſeine Geſandten an den Herzog abſchicken ſollte.

Von der Höhe der Abtei aus ſah man oft Flammenſäulen in und bei Genf aufſteigen; die Genfer verbrannten ihre Vorſtädte, um ſich beſſer vertheidigen zu können, und die Mamelucken und Löffelritter verheerten Alles, was im Weichbilde der Stadt lag und verwandelten die ganze Umgegend in eine Wüſte. Es verging kein Tag ohne irgend eine Neuigkeit. Immer neue Heerſchaaren kamen aus Savoyen, ihre Vorpoſten ſtanden bereits auf der Arvebrücke, ja hatten ſchon Notre dame de Grace, dieſſeits der Arve, unmittelbar vor den Mauern Genfs, eingenommen. Aber Tags darauf wurden ſie wieder hinausgeworfen und Notre dame de Grace vernichtet. Peter Bandel, der Sohn eines Märtyrers, hat dieſe That mit einer Handvoll Bürger ausgeführt und wird dafür in der allgemeinen Verſammlung zum General-Capitain der Stadt ernannt. Was ſoll das helfen? Der Herzog beſitzt die biſchöflichen Schlöſſer Juſſy, Peney, waffnet Gaillard, läßt auf dem See neue Galeeren bauen und Löffelritter und Verbannte lagern bereits unter den Thoren. Die Hilfstruppen, achthundert Mann, die Franz von Frankreich den Genfern zu Hilfe ſchickte, ſind in den Rhoneſchluchten vernichtet worden, oder vielmehr, ſie ließen ſich, der Auswurf der franzöſiſchen Armee und zuſammengeraffites Geſindel, wie ſie waren, auseinanderjagen und nur ihr Capitain Virey iſt allein bis Genf vorgedrungen.

Alle dieſe Nachrichten, verbunden mit der Verſicherung, daß die Stadt ſich unmöglich mehr lange halten könne, empfangen im Angeſichte der hartbedrängten Stadt ſelbſt, waren Philibert eben ſo viele Vorwürfe für ſeine Saumſeligkeit und eben ſo viele Stachel, ſobald als möglich an dem Kampfe Theil zu nehmen. Mit dem Wunſche, den Schwachen zu helfen, verband ſich in ſeinem Herzen die freilich ſehr ſchwankende Hoffnung, daß ein Sieg Genfs ihn wieder mit ſeiner Geliebten, mit Claire, zuſammenführen werde; es war ihm, als müßte der Krieg vor Schloß Chillon und mit der Befreiung Bonnivard's enden.

Da, eines Abends kehrte ein Jäger, den der Abt ausgeſchickt hatte, um die Spuren eines Bären aufzuſuchen, den er am nächſten Tag verfolgen wollte, athemlos in die Abtei zurück, mit der Nachricht, daß er in den Schluchten des Jura, kaum eine Stunde weit von St. Claude, eine Schaar Bewaffneter entdeckt habe, die ſich, wie es ſcheine, der Abtei zu nähern gedenke.

„Das können nur Mameluken oder Löffelritter ſein!“ rief der Abt erzürnt — „will mir das Volk meine Ruhe ſtören?“

Der Jäger verſicherte, daß die Leute weder den Mamelucken noch den Löffelrittern ähnlich ſeien, daß ſie eher Leuten aus dem Volke, ehrſamen Handwerkern und Bürgern glichen. —

„Das wollen wir ſelbſt unterſuchen,“ erwiederte der Abt. Er gab Befehl, daß man ſich für den nächſten Morgen bereit halte, als gelte es eine große Jagd. „Wenn wir,“ ſagte er, „die Bekanntſchaft dieſer Leute gemacht haben, werden wir wiſſen, ob wir den Bären oder ſie jagen ſollen.“

Am nächſten Morgen ritt der Abt in Begleitung Philibert's und eines zahlreichen, aus Edelleuten, Jägern und bewaffneten Vaſallen beſtehenden Gefolges aus den Thoren von St. Claude. Er ging ſüdwärts dem Lande Gex entgegen. Nach ungefähr halbſtündigem Ritte ſtieg man von den Pferden, um die ſteilen Jurapfade zu Fuß hinanzuſteigen. In einer breiten, von Wildwaſſern ausgeſchwemmten Schlucht, die jetzt von Schnee und Eis erfüllt war, machte man zum zweiten Male Halt, denn im Hintergrunde der Schlucht, die durch einen kümmerlichen Tannen- und Buchenwald geſchloſſen war, ſollten die unbekannten Bewaffneten ihr Lager aufgeſchlagen haben. In der That ſah man aus dem Walde einzelne Rauchſäulen aufſteigen, die in dieſer Jahreszeit nicht von Kohlenmeilern oder Hirtenfeuern kommen konnten. Einen Theil ſeines Gefolges ſchickte der Abt voraus; ſie ſollten den Kamm des Berges zu erklimmen ſuchen, um die Fremden zu umgehen, damit ſie, wenn ſie ſich als Feinde zu erkennen geben, zwiſchen zwei Feuer genommen werden könnten. Er ſelbſt ſetzte ſeinen Weg mit dem übrigen Gefolge langſam fort, indem er ſich dem Holze entgegen bewegte. Erſt, als man von der Höhe herab das verabredete Jägerſignal hörte, drang man raſchen Schrittes in die dichten Waldgänge hinein, den Rauchſäulen entgegen. Da bot ſich ein eigenthümlicher Anblick dar.

Um mehrere Wachtfeuer lagen einzelne Rotten bewaffneter Männer in tiefem Schlaf. Ihren Schuhen ſah man es an, daß ſie einen langen und beſchwerlichen Weg zurückgelegt hatten; ihre übrige Gewandung war zerriſſen und ärmlich; hier und da ein Verband deutete auf Wunden und überſtandene Kämpfe, obwohl die Männer, trotz der Waffen, welche die Einen auch während des Schlafes in den Armen hielten, die Andern neben ſich auf dem Boden liegen ließen, nicht das Ausſehen von Kriegsmännern hatten. Eine gewaltige Ermattung ſchien ſie in den tiefſten Schlaf verſenkt zu haben und das ganze Schauſpiel hatte Etwas, das Mitleid einflößte.

„Das ſind," ſagte der Abt, „weder Löffelritter noch Mameluken; wer und was ſie aber ſind, wüßte ich nicht zu ſagen."

Er befahl, daß eine Büchſe abgefeuert werde. Das geſchah und bei dem Knall, deſſen Wiederhall ſich in der Schlucht unzählige Male und gewaltig wiederholte, fuhren die Ruhenden plötzlich aus dem Schlafe und ſtanden ſämmtlich, mit den Waffen in der Hand, auf den Füßen, noch ehe ſie die Betäubung des tiefen Schlafes ganz abgeſchüttelt hatten. Einer derſelben, der in den vorderſten Reihen geſchlafen hatte, rieb ſich die Augen und ſtarrte erſchrocken der Gegend entgegen, woher der Schuß gekommen war. Aber ſein Geſicht heiterte ſich auf und er rief ſeinen Gefährten einige beruhigende Worte zu, als er den Abt, der ſogleich auf ihn zugeſchritten war, erkannte.

„Seid Ihr es, Herr Abt," ſagte er froh, indem er ſich verneigte, „dann haben wir keine Urſache zur Furcht."

„Ihr kennt mich?" fragte der Abt.

„Sollte ich nicht? Euch, den Erwählten Genfs? Wie oft habe ich Euch in der Cathedrale St. Pierre geſehen!"

„Wer ſeid Ihr?" fragte der Abt weiter.

„Wir ſind arme Leute, Handwerker aus Genf, aber in der Fremde anſäſſig. Als die Peſt Genf elend gemacht hatte und darin die Unruhen ausbrachen, trieb uns die Noth in die Fremde, um dort für Weib und Kind Brod zu ſuchen. Wir, die Ihr hier ſeht, wir alle ſaßen und arbeiteten in Lyon ſchon ſeit Jahren. Da hörten wir von der Bedrängniß unſerer Vaterſtadt und daß ſich Herzog und Biſchof verbunden haben, endlich und mit einem Schlage unſere Freiheit zu erſticken, und wir machten uns auf, um unſern Mitbürgern zu Hilfe zu kommen, und wenn es nicht anders ſein kann, mit ihnen zu ſterben. Wir konnten doch nicht in Lyon bleiben und ruhig nähen, weben und ſchmieden, während die Genfer ſo hart zu ſtreiten haben.“

„Ihr kommt jetzt von Lyon?“

„Nein, Herr Abt. Wir haben Lyon ſchon vor mehr als drei Wochen verlaſſen. Seitdem ſchlugen wir uns an der Rhone herum und können nicht nach Genf durchdringen; bald haben wir es mit Savoyarden, bald mit Löffelrittern und Mamelucken zu thun. Auch die Bauern der Löffelritter ziehen manchmal gegen uns. Seit zwanzig Tagen leben wir in einem beſtändigen Kampf, aber wir können die Linien der Belagerer nicht durchbrechen. Vorgeſtern verſuchten wir es, das Schloß Peney zu überrumpeln, weil die Mamelucken von da aus den Genfern großen Schaden zufügen, aber wir wurden zurückgeſchlagen und bis hierher in den Jura verfolgt. Wir waren hundertzwanzig, jetzt ſind wir dreiundachtzig."

„Herr von Beaufort," ſagte der Abt zu Philibert, „ich glaube, wir haben Urſache, uns unſeres Adels zu ſchämen. Jene Mamelucken, die ihre Vaterſtadt ſo elend machen, ſind die Adeligen Genfs; dieſe Männer hier, die ihren ruhigen Heerd, Weib, Kind und Gewerbe verlaſſen, um für ihre Vaterſtadt ſo zu leiden und zu kämpfen, ſind das gemeine Volk Genfs." — Und dann wieder zu dem Manne gewendet: „Ihr lagert da in der Wildniß und wie ich ſehe, fehlt es Euch an Allem, an Kleidern in dieſer ſtrengen Jahreszeit und an Speiſe und Trank. Warum ſeid Ihr nicht etwas weiter gezogen, bis zur Abtei St. Claude, um dort auszuruhen? Glaubt Ihr, daß der Erwählte Genfs den Genfer Kindern Obdach, Speiſe und Trank verſagt hätte?"

„Verzeiht, Herr Abt, wir haben wohl in unſern Nothen öfter an Euch gedacht, beſonders geſtern, da wir uns mit vielen Verwundeten, auch wohl etwas entmuthigt, in dieſe Wildniß zurückzogen; von dieſer Höhe ſahen wir St. Claude und ſagten uns, daß wir dort wieder einmal ruhen und uns ſtärken, auch wohl einen guten Rath finden könnten, aber wir gaben es auf, in St. Claude vorzuſprechen. Ihr hättet uns die Gaſtlichkeit nicht verſagt und das würde Eueren Frieden mit dem Herzog und den Löffelrittern, die Euch überall umgeben, gebrochen und Euch in viele Unannehmlichkeiten verwickelt haben, denen wir den Freund Genfs um Unſertwillen nicht ausſetzen wollten. So unterließen wir es, Euere Hilfe anzuſprechen."

Der Abt war von dieſer rückſichtsvollen Art der armen Leute gerührt, die ſich ſo vieler Mühſal ausſetzten, um ihm nicht eine geringe Verlegenheit zu bereiten. Mit einem bedeutungsvollen Blicke ſah er Philibert in's Auge, dann reichte er dem Redner die Hand und ſagte mit bewegter Stimme: „Ihr habt klug und weiſe gehandelt. Es iſt in der That vielleicht klug, meine Mittlerſtelle noch zu halten; kann ich in Genf nicht beim Herzog dienen, ſo werden meine Vorſtellungen bei den Bernern vielleicht nicht ohne Erfolg ſein. — Wie heißt Ihr, braver Mann," fragte er dann den Redner, „und wer ſeid Ihr?"

„Ich heiße Violet und bin meines Zeichens Waffenſchmied."

„Ihr ſcheint mir der Führer dieſer Schaar?"

„Ich bin es. Weil ich Waffenſchmied und weil ich die Meiſten von ihnen mit Waffen aus meinem Lager verſorgte, wähnten ſich mich geeignet und berechtigt, die Waffen zu führen und den Oberbefehl zu nehmen. Aber es iſt leider nichts damit. Ich ſehe ein, daß bei dem guten Willen meiner Gefährten ſchon mehr und Beſſeres hätte gethan werden können, wenn wir von einem im Waffenhandwerk erfahrenen Mann geführt würden.“

„Dafür wird geſorgt werden,“ verſicherte der Abt. „Nun aber müßt Ihr Euch an Speiſe und Trank laben und friſche gute Kleider verſchaffen.“

So ſprechend wandte er ſich an einen ſeiner Jäger und flüſterte ihm allerlei in's Ohr. Dieſer nickte und eilte ſofort die Schlucht hinab in das Thal.

„Dort unten,“ fuhr dann der Abt zum Waffenſchmied gewendet fort, „dort unten liegt ein mir gehöriges Dorf St. Cergue; es iſt mit allem Nothwendigen wohl verſorgt. Ich rathe Euch, in dieſes Dorf zu brechen, es als Feinde einzunehmen und es zu plündern, bis Ihr Euch mit Allem, was Euch fehlt, verſehen habt.“

Der Waffenſchmied lächelte verſtändnißvoll; ſo thaten deſſen Gefährten. Aber voll Jubel drängten ſie ſich an den Abt heran, als dieſer, auf Philibert deutend, fortfuhr: „Seht hier dieſen jungen Ritter, es iſt ein freier Mann, mit mir in keinerlei Verbindung, der ſich vom Herzog von Savoyen losgeſagt, als Freund Genfs bewährt und ſchon auf manchem Schlachtfelde Proben abgelegt hat. Der wäre im Stande, Euch durch die Reihen der Löffelritter und Mamelucken in die Stadt zu führen."

Philibert hob unwillkürlich die Hand wie zum Schwure, daß er ſie treu und muthig führen wolle, als er ſich plötzlich von der Schaar umringt ſah. Jehan Goulé drängte ſich mit hinein in den jubelnden, hoffnungsvollen Haufen.

Neuntes Capitel.

Eine Volksverſammlung.

Die Mauern Genfs mit ihren Thürmen blickten kahl und traurig nach allen Seiten in's Land hinaus. Die Vorſtädte, die ſich noch vor wenigen Wochen dicht bevölkert und ſo lebhaft, wie die innere Stadt, an ſie anlehnten, waren verſchwunden, ebenſo wie die zahlloſen Kirchen, Klöſter und Landhäuſer, die das ganze Gebiet der Republik von der einen Grenze bis zur andern bedeckten. Flammen und Spaten hatten erbarmungslos aufgeräumt und die prächtigſten Bauten dem Boden gleich gemacht. Die Zahl der Einwohner war durch mehrere Peſtſeuchen, durch die Flucht der Aengſtlichen, durch den Abfall der Verräther und durch die beſtändigen Kämpfe zu ſehr zuſammengeſchmolzen, als daß ſie Stadt und Gebiet zugleich hätten vertheidigen können; man mußte ſich mit der Vertheidigung auf die eigentlichſte innere Stadt und auf die einzige Vorſtadt

St. Gervais, die ebenfalls mit Mauern umgeben war, beſchränken. Außerhalb der Mauern, im Südweſten der Stadt, ſtand nur noch die prächtige und großartig ausgedehnte Priorei St. Victor, die Bonnivard ſo eingerichtet hatte, daß man ſie allerdings als ein Caſtell und Vorwerk hätte benutzen können, wenn es nicht an Vertheidigern gefehlt hätte. So aber vergrößerte ſie nur die Gefahr, wenn ſie, ſo nahe der Stadt, den Herzoglichen in die Hände fiel. Sie mußte gebrochen werden. Man hatte ſie aus Liebe zu Bonnivard am längſten geſchont; er hatte ſie der Stadt geſchenkt und ſie war ihr ein theures Andenken, obwohl die dreiundzwanzig Dörfer, die mit der Priorei verbunden waren und der Republik koſtbarſtes Gebiet ausmachten, ſich längſt im Beſitze des Herzogs befanden. Ueber dem Thore und auf der Courtine von Bourg du four ſtand eine dichtgedrängte Menge und ſah traurig dem traurigen Schauſpiele zu, wie die Flammen überall aus den Rundbogenfenſtern des prächtigen und alten Baues ſchlugen, der den Genfern theuer war, weil ſie wußten, welche Rolle er in der Geſchichte ihrer Kämpfe um die Freiheit ſpielte. Es wäre ihnen ſchon genug geweſen, daß er Bonnivard beherbergt hatte, aber ſie wußten auch, daß hier die entſcheidendſten Berathungen mit Berthelier und Levrier ſtattgefunden; daß hier Pecolat, nachdem er ſich verſtümmelt aus den Kerkern Jeans von Savoyen, des Biſchofs und Baſtards, gerettet, gaſtlich aufgenommen worden; daß Beſançon Hugues, deſſen Andenken noch in allen Herzen lebte und der ihnen, obwohl er erſt vor drei Jahren begraben worden, doch ſchon in einem verklärten, heroiſchen Licht erſchien, hier der liebſte Gaſt geweſen. Es war Dener von Genf, als ginge mit St. Victor ein ſchönes Stück guter alter Zeit, ja eines Heldenzeitalters zu Grunde.

„Wenn es wahr iſt,“ ſagte ein alter Mann aus der Menge, „daß ſich die Todten im Grabe bewegen, wenn hier oben etwas geſchieht, was ihrem Herzen ſchmerzlich geweſen wäre, ſo muß ich glauben, daß es Bonnivard in ſeinem Grabe zu Chillon jetzt ſehr weh zu Muthe ſein muß.“

„Es iſt nicht an der Zeit, jetzt Dinge zu ſagen, welche die Herzen weich machen,“ erwiederte auf die Worte des alten Mannes eine etwas gebieteriſche Stimme.

„Es hat nicht Jeder ein eiſernes Herz wie Ihr, Herr Baudichon,“ entſchuldigte ſich der alte Mann. „Verzeiht, ich meine nicht, daß Ihr ein hartes Herz habt, ich will nur ſagen, daß Ihr ein ſtarkes Gemüth ſeid. Das wiſſen wir Alle und es wird mich Niemand mißverſtehen. Es weiß es Jeder, daß

Ihr der Erſte waret, der für die neue Lehre das Schwert erhob und daß Ihr Euch in Euerem Hauſe muthig von Pfaffen und Pfaffenknechten habt belagern laſſen, wie in einer uneinnehmbaren Citadelle. Es hätte Euch ſchlecht gehen können, denn die Zahl der Reformirten war damals noch ſehr gering in Genf und die Pfaffen ſchleppten Kanonen herbei, um Euch in Grund zu ſchießen. — Es war eine große und nützliche That, Herr Baudichon, denn Genf erfuhr, daß der Herzog nicht alle muthigen Männer hatte richten laſſen und ganz Genf bekam wieder Muth — freilich, wären die Berner Geſandten nicht dazwiſchen getreten, ſie hätten Euch und Euer kleines Häuflein über die Klinge ſpringen laſſen. Ach Gott! Du mein lieber Gott!“ fuhr der alte Mann in ſeiner beredten Art fort, „damals traten die Berner noch tapfer für uns ein, heute laſſen ſie uns im Stiche trotz aller Mitbürgerſchaft und müſſen wir uns gegen einen zehnfach überlegenen Feind hoffnungslos vertheidigen.“

„Hoffnungslos?“ rief Baudichon entrüſtet. „Ihr ſprecht wie ein ſchwacher alter Mann und als wäret Ihr nie der Freund Amy de la Joie's, des tapfern Apothekers, geweſen. Nur wer ſich ſelber aufgibt, iſt aufgegeben. Uebrigens handelt es ſich gar nicht darum, ob wir ſiegen oder unterliegen. Ob wir

Recht haben oder nicht? das iſt die einzige Frage, und wenn wir Recht haben, mag der große Salève auf uns losrücken und uns mit Weib und Kindern unterdrücken — Recht bleibt Recht und beſſer vom Salève oder vom Herzog von Savoyen zerquetſcht werden, als in Sclaverei leben.“

Ein gewaltiges Beifallsgeſchrei antwortete dieſen Worten Baudichon's, der fortfuhr: „Was die Berner betrifft, ſo iſt es auch nicht gut, ſie ſo geradezu zu verurtheilen. Ich kann es ihnen nicht übel nehmen, daß ſie erſt zuſehen wollen, ob wir es mit der Religion und mit der Freiheit ſo recht aufrichtig meinen. Haben ſie ſich erſt davon überzeugt, dann werden ſie kommen, das glaubet! Und dann! Die Berner ſind Bundesgenoſſen des Herzogs, wie ſie die unſern ſind; ehe ſie uns zur Hilfe kommen, müſſen ſie erſt den einen Bund auflöſen.“

So ſprechend ſtieg Baudichon auf die Bruſtwehr, um von einer größeren Zahl gehört zu werden. „Hört, was ich Euch ſage,“ rief er von der Höhe herab, „wir haben einen Berner Abgeſandten in unſern Mauern. Er wird dieſer Tage eine Generalverſammlung berufen und Euch die Mitbürgerſchaftsbriefe zur Zurücknahme vorlegen; rührt ſie nicht an, nehmt ſie nicht zurück und ſollte er beſſer ſprechen als Farel. Laßt Euch durch nichts bewegen, die

Mitbürgerſchaft mit Bern aufzulöſen, und ſollte er Euch in Verſuchung führen, wie Satan unſern Heiland. Dann glaubt, daß er abzieht, um mit dem fliegenden Bären zurückzukehren; dann gilt es nur, unſere elenden Mauern ſo lange zu vertheidigen, als er Zeit braucht, nach Bern zu eilen und als der Bär Zeit braucht, von den Bergen herabzuſteigen.

Die Zuhörer hoben, wie ſie es von den Abſtimmungen bei den Generalverſammlungen gewohnt waren, ſämmtlich als Zeichen ihrer Zuſtimmung die Hände empor.

„Bravo!“ rief Baudichon, „laſſet Euch von dieſem Entſchluſſe nicht abbringen und ſuchet überall die Bürger in dieſem Sinne zu ſtimmen. Davon hängt unſer Heil ab. Jetzt als Zeichen, daß Ihr Euch ein rechtes Herz gefaßt, hinaus und St. Victor in den Grund zerſtört, ſonſt ſitzen heute Abend die Savoyarden feſt in der Brandſtätte.

Baudichon zog den Degen und rückte an der Spitze ſeiner Compagnie zum Thore hinaus. Das Volk folgte ihm, mit den Hacken und Spaten bewaffnet, die am Thore behufs der Feſtungsarbeiten bereit lagen. Baudichon mit ſeinen Bewaffneten ſtellte ſich jenſeits der Priorei auf, während das Volk in ſeinem Eifer, einen beherzten Muth zu zeigen, in den weiten Bau eindrang, obwohl ihm noch hie und da einzelne Flammen entgegenſprangen. Sonderbares Schickſal meiner armen Vaterſtadt, dachte Baudichon vor ſeiner Schaar ſtehend und dem Lager der Savoyarden, das ungefähr 600 Schritte von ihm begann, entgegenblickend, — ſonderbares Schickſal. Wie oft ſchon ſeit Hunderten von Jahren, wenn die Genfer hinauszogen zur Traubenleſe oder zur Ernte, mußten Bewaffnete vor ihnen herziehen, um ſie zu ſchützen, während ſie die Frucht auf eigenem Felde ſammelten. Wie oft blitzten Schwerter, flogen Lanzen und Pfeile in der erſten Reihe, während in der zweiten eilig die Sichel arbeitete; und ertönte Schlachtgeſchrei, wenn auf glücklicheren Feldern Ernte- und Weinlieder erſchallen. Armes Volk! Und jetzt mußt du deine eigenen Häuſer zerſtören und deine Mitbürger müſſen dich ſchützen, daß du bei dem traurigen Werke nicht gehindert werdeſt — wie ehemals bei Weinleſe und Ernte.

Er hatte noch nicht ausgedacht, als ſchon im Lager der Savoyarden eine, zwei, drei Arkebuſen knallten und die Kugeln vor ſeinen Füßen niederfielen.

„Vorwärts!“ rief Baudichon und rückte an zweihundert Schritt weiter; zu gleicher Zeit kamen einzelne Rotten aus den Verſchanzungen der Savoyarden hervor, und während in den Ruinen St. Victors die Flammen noch praſſelten und hier und da ſchon die Mauern mit gewaltigem Krachen zuſammenſtürzten, zitterte die Luft über der Arve von Hunderten von Büchſenſchüſſen und hier und da wurde ſie durch die Kugel einer Feldſchlange zerriſſen, die von jenſeits des Fluſſes herüberflog, daß es pfiff und raſchelte. Dort drüben, hinter aufgeworfenen Erdſchanzen, die, wie Igel ihre Stachel, viele und lange Feldſchlangen nach allen Seiten ausſtreckten, ſtand Herzog Carl und freute ſich bei der Nachricht, daß Bonnivard's glänzende Reſidenz von der Erde verſchwinde, und doch gab er Befehl, Schaar auf Schaar nachrücken zu laſſen, nur um die gewaltigen Trümmer zu retten, in denen er noch dieſen Abend ſich feſtzuſetzen hoffte.

Aber je heißer der Kampf wurde, deſto eifriger arbeiteten die Genfer in St. Victor, wie berauſcht vom Geknall, als ob ſie mitten im Gefechte ſtänden. Die Mauern wurden hier unterwühlt, dort ſtückweiſe mit Haken niedergeriſſen und löſten ſich da und dort wie gewaltige Felsmaſſen und erſchütterten den Boden, daß die Häuſer in der Stadt erbebten. Aber die Arbeit war lang und ſchwierig, denn Mörtel und Geſtein waren im Laufe der Jahrhunderte in Eine Maſſe zuſammengewachſen und der ganze gewaltige Bau war gleich einem in ein Felsgebirge eingehauener Palaſt. So dauerte auch der Kampf durch Stunden, und erſt als Baudichon die Ruinen immer tiefer ſinken ſah, bis ſie kleinen Erdhügeln glichen, zog er ſich langſam zurück, vertheilte die Schaar rechts und links von den Trümmern, hinter welche ſich indeſſen die Schaar Amy Perrin's, eines der Capitaine, lauter erprobte Scharfſchützen, gelagert hatte. Die Savoyarden, welche die zurückweichenden Genfer bis an die Schutthaufen verfolgt hatten, wurden da plötzlich von einem Kugelregen empfangen, wandten ſich und flohen unter den Schutz ihrer Lagerverſchanzungen zurück.

Wie nach einem Siege kehrten Arbeiter und Kämpfer ſingend von dem Zerſtörungswerke heim, an das ſie mit ſo traurigen Gefühlen gegangen waren. Ihr Troſt war, daß Bonnivard, wenn er zugegen geweſen wäre, wohl ſelbſt den Befehl zur Zerſtörung ſeiner Reſidenz gegeben hätte. Deß, verſicherte Baudichon, als einer der Heimkehrenden dieſen Gedanken ausſprach, deß könnt Ihr gewiß ſein. Er gab uns ſeine Kanonen, dann ſeine weiteren Güter, dann ſeine Freiheit — würde er uns nicht ſein Haus gegeben haben? Hoffen wir, daß wir dieſe Verſicherung noch einmal aus ſeinem Munde hören.

„Wie ſollte das kommen?“ fragte ein Zweifler aus der Menge, „wie ſollten wir Chillon erobern?“

„Ich weiß es nicht," antwortete Baudichon, „aber es wird kommen."

Und in der That begannen die Ereigniſſe ſich ſo zu drängen, als wollten ſie die Zuverſicht des ehemaligen Generalcapitains, die in Genf ſprichwörtlich geworden und doch traurig belächelt wurde, raſch zu Ehren bringen, oder zu Schanden machen.

Schon einen Tag nach dem Gefechte von St. Victor ertönte die Glocke der Kathedrale von St. Pierre, die Clemence, die nach uraltem Herkommen nur gezogen wurde, wenn die Bürger zu einer Generalverſammlung gerufen wurden. Ihr tiefer Ton ſchwebte feierlich über die Stadt dahin und erfüllte die Luft mit einem geheimnißvollen Summen, auf deſſen Grunde die einzelnen Schläge unendlich ernſt und andächtig verhallten. Gewohnt, dieſen Ton nur in entſcheidenden Zeiten zu hören, nur wenn wichtige Grundgeſetze, oder tief eingreifende Beſchlüſſe des oberſten Rathes dem geſammten Volke zur Annahme oder Verwerfung vorgelegt werden ſollten, erſchien er dem Bürger wie eine Schickſalsſtimme und ſprang Jeder von ſeiner Arbeit, von ſeinem Heerde oder Tiſche, oft ſelbſt der Kranke aus dem Bette, um nach dem Molard, dem großen Platze der Verſammlung zu eilen. Schon nach wenigen Schlägen belebten ſich die Straßen mit Herbeieilenden und belebte ſich jedes Geſicht mit dem Ausdrucke der höchſten Erwartung und fiebriſcher Spannung. Seitdem die Biſchöfe an Savoyen verkauft waren, tönte die Clemence nur ſelten; die Biſchöfe fürchteten das verſammelte Volk und wollten ſein uraltes Recht, ſich zu verſammeln und an der Geſetzgebung Theil zu nehmen, in Vergeſſenheit gerathen laſſen. Unter dem Biſchof Johann, dem Baſtard von Savoyen, der ſein und der Stadt Rechte heimlich an Savoyen verkauft und ſich verpflichtet hatte, die Republik in die Hände des Herzogs zu liefern, trotzdem er die alte Charte des großen Biſchofs Ademar Fabri beſchworen, wurde das Läuten dieſer Glocke für einen Hochverrath und Aufforderung zum Aufruhr erklärt, und ein guter Bürger, Bernard, der es damals doch gewagt hatte, die Clemence in Bewegung zu ſetzen, als man die Verfolgungen begann, und ein anderer guter Bürger und Vertheidiger der Freiheiten, Bandel, wurde deshalb in's Gefängniß geworfen, gefoltert und zum Tode verurtheilt. Der Ton der Glocke, weil er unter der Tyrannei verſtummen gemußt, erſcholl jetzt den Bürgern noch deutlicher als Stimme und Zeichen ihrer Freiheit, und weil er ſeit dem Ausbruche des Kampfes gegen Biſchof, Kirche und Herzog öfter und immer in gefahrvollen Augenblicken ſich hören ließ, erfüllte er jedes Herz mit Andacht und Muth, mit Trauer und Zuverſicht, mit Angſt und Ruhe zugleich.

Von allen Seiten ſtrömte es nach dem Molard herbei, wie Ströme und Bächlein einem See entgegenfließen, aus der breiten Straße der Deutſchen und der Rue Basse, wie aus den engen gewundenen Gäßchen, die ſteil und glatt, oder in Treppen verwandelt von der Höhe der Stadt, aus der Gegend des Stadthauſes und der Cathedrale auf die ſchmale Ebene mündeten, welche damals den Berg, auf dem die Häuſer ſich übereinander aufthürmten, vom See trennte. Der Molard nahm damals die ganze Breite dieſer Ebene ein, denn der See brandete beinahe unmittelbar an das Thor und die Thorthürme, deren Reſte noch heute dieſen Platz ſchließen, und die Barken lagen da vor Anker, wo heute der große Damm mit ſeinen prächtigen Häuſerreihen, ein dem See abgerungenes Gebiet, ſchön und breit dahinläuft. Die beiden Langſeiten des Molard, die gegen das Thor mit ſeinen Thürmen und Steinpforten zuliefen und daſelbſt das große Viereck etwas verengten, waren von alten über Haus hohen Häuſern gebildet, die zum Theil auf Arkaden ruhten, mit Balkonen und Erkern und vielfacher Steinmetzarbeit geſchmückt, hier und da von Thürmchen, ja von hohen, runden, zugeſpitzten Thürmen überragt waren.

An jenem Tage lehnte ſich an eine der Arcaden ein hölzernes Gerüſt, das mit rothem Tuche bedeckt war und ſich ſtufenweis bis an das erſte Geſchoß des Hauſes erhob. Auf der oberſten Stufe auf vier Schemeln ſaßen die vier Schöffen des Jahres und ihnen zu Füßen auf den tieferen Stufen die Mitglieder des kleinen Rathes, oder des Rathes der Fünfundzwanzig, denn dies war die Geſammtzahl des oberſten Rathes, in welcher auch die vier Schöffen mit inbegriffen waren. Der große Rath oder der Rath der Zweihundert, der zur Zeit der ſavoyiſchen Biſchöfe eingeſetzt und dem die Vollgewalt der Generalverſammlung übergeben worden, weil man hoffte, ſich ſeiner leichter bemächtigen und bedienen zu können, als der Verſammlung ſämmtlicher Bürger, die ihre Freiheit liebten und nicht zu beſtechen waren — der große Rath hatte ſeine Bedeutung verloren, ſeit mit der wiedererwachten Freiheit die Generalverſammlung wieder aufgekommen und das Volk ſeine Angelegenheiten nach altem Rechte aufs Neue in die eigene Hand genommen. Er war nicht als Körper verſammelt; ſeine Mitglieder vertheilten ſich unter das Volk und belehrten es über den Gegenſtand, der ihm heute zur Entſcheidung vorgelegt werden ſollte, ohne ihre eigene Meinung über den zu faſſenden Beſchluß auszuſprechen. Man horchte ihnen überall mit großer Aufmerkſamkeit. Selbſt die Biſe, jener ſcharfe Nordwind, die Plage Genfs, konnte die Andacht der Verſammlung nicht ſtören. Obwohl ſie mit jener eiſigen Kälte wehte, mit der ſie in den Wintermonaten auftritt, fiel es doch Niemandem ein, das Seethor zu ſchließen und ſie ſo, wenigſtens theilweiſe, vom Molard abzuſchneiden; denn es war althergebrachter Brauch, daß das Thor bei dieſen Verſammlungen offen blieb, und dieſer Brauch war darin begründet, daß der Blick auf den herrlichen See das Gefühl der Verſammlung erhöhte und veredelte, ihr das Bewußtſein gab, wie unwürdig es ſei, in ſo ſchöner Welt unfrei zu leben, ihren Muth ſtärkte, die Freiheit zu vertheidigen und ſie mit friſcher Vaterlandsliebe erfüllte.

Als die Clemence ſchwieg, erhob ſich Ami Perrin, der erſte Schöffe, und verkündete dem Volke, daß Herr Augspurger, der Abgeſandte der guten und mächtigen Stadt Bern, im Namen der Herren dieſer guten und mächtigen Stadt, der Verbündeten Genfs, eine Botſchaft und einen Antrag zu beſtellen habe. Die tiefſte Stille herrſchte in der Verſammlung dieſer Tauſende; nur die Biſe pfiff, als ein alter Mann in ſchwarzem Wamms, eine breite goldene Kette auf der Bruſt, einen Degen mit ſilbernem Griffe an der Seite und ein mit weißer Feder geſchmücktes Baret in der Hand auf die unterſte Stufe des Gerüſtes, vor einen kleinen

Tiſch trat und ſich vor der Verſammlung verneigte. Ein tauſendſtimmiges Hoch! auf Bern begrüßte ihn. Er verneigte ſich in ſichtbarer Verlegenheit und ſtrich zu wiederholten Malen ſeinen grauen Zwickelbart. Dann begann er mit zitternder, doch kräftiger Stimme:

„Meine lieben Mitbürger von Genf! Im Namen meiner Herren, des Rathes und des Volkes von Bern, die mich hergeſandt. — Eure arge Bedrängniß erfüllt uns mit dem heißen Wunſche, Euch beizuſtehen. Aber wir können es nicht in der Weiſe thun, in der Ihr es wünſchet: Mit Heeresmacht und mit Kampf in offenem Felde. Des Herzogs von Savoyen Hoheit, Euer Feind und Widerſacher, iſt unſer Freund und geſchworener Bundesgenoſſe, wie es auch Genf iſt, dieſe gute und tapfere Stadt. Der Kaiſer Carolus Quintus, des Herzogs Verwandter und Bundesgenoſſe, auch unſer Bundesgenoſſe und allergnädigſter Herr, hat uns in eigenen Briefen gemahnt und gebeten, nicht die Waffen gegen den Herzog Carl III. zu erheben, da er vom König von Frankreich ſo arg bedrängt und ſchon eines großen Theiles ſeiner Länder beraubt ſei. Auch Euch hat deſſelben Kaiſers Majeſtät ermahnt, mit dem Herzoge Frieden zu halten und ihm die Rechte einzuräumen, die ihm Seine Majeſtät zuerkennt. Wie kann Euch da Bern mit den Waffen in der Hand zu Hilfe kommen? Nur als Rather und Vermittler können wir zwiſchen die beiden Lager treten. Aber Savoyen kann unſere Vermittlung nicht annehmen, ſo lange als Bern und Genf Eins ſind, das iſt, ſo lange unſre Mitbürgerſchaft beſteht; Savoyen verlangt, daß allzuvor unſer Bund der Mitbürgerſchaft gelöſt werde. Wie ſoll auch unſer Wort Gewicht haben, wenn wir wie für uns ſprechen, ſobald wir das Wort zu Euren Gunſten erheben? So hat man uns nach langen Berathungen auf dem Tage von Aoſta geantwortet, und wir wußten nicht was zu erwiedern. Rath und Stadt von Bern verlangen daher von Euch: Löſet die Mitbürgerſchaft und Bern tritt zwiſchen Euch und Euren Feind als Obmann, und wir verſprechen Euch, über Eure Rechte zu wachen. Löſet uns vom Eide, gebt uns die Briefe der Mitbürgerſchaft und nehmt hier die Euren zurück.“

Der Berner ſchwieg, aber nicht eine Stimme erhob ſich, um ihm zu antworten. Was ihm antwortete, war eine vollkommene Todtenſtille. Herr Augſpurger blickte überraſcht über die ſchweigende Verſammlung hin. „Nehmt,“ rief er noch einmal, indem er eine Pergamentrolle in die Höhe hielt. Aber wieder antwortete ihm nicht eine Stimme und nicht eine Hand ſtreckte ſich aus, um die Rolle entgegen zu nehmen. Da legte er ſie auf das Tiſchchen vor ſich hin und ſagte laut: „Hier liegen die Briefe, hier lege ich ſie nieder!“ Aber dieſelbe Regungsloſigkeit, dieſelbe Todtenſtille antwortete auch dieſen letzten Worten. Der Berner Abgeſandte ſah ſich nach den Schöffen und Räthen um; er begegnete in ihren Geſichtern demſelben Ausdruck ſtummer Entſchloſſenheit, der ihm ſchon in den tauſend Geſichtern der Verſammlung, als ob er aus einem einzigen Antlitze käme, beinahe Furcht eingeflößt hatte. Er ſchüttelte den Kopf, lächelte und ſteckte die Rolle in's Wamms und ſtieg von der Erhöhung hinab. Jetzt erſt ging ein Ton durch die Verſammlung, als ob ſie, wie ein Mann, tiefen Athem holte, oder auch aufſeufzte. Vielleicht war es ein entſcheidender Moment; vielleicht wollte Bern nur ſeine letzte Pflicht thun, Genf zum letzten Male zur Verſöhnung mit Savoyen und zur Auflöſung der Mitbürgerſchaft aufgefordert haben, um es dann mit einem Scheine von Recht gänzlich verlaſſen zu können. Durfte man nach dem Gebahren, das ſich das mächtige Bern in den letzten Monaten zu Schulden kommen ließ, auf ſein fürderes Benehmen ſchließen, dann war Genf allerdings ſeinem Schickſale überlaſſen.

Es hatte mit dem Herzog über Genf unterhandelt, ohne Genf zu Rathe zu ziehen; es ließ die

Genfer Abgeordneten, die doch an ſie geſandt und ſo widerrechtlich und verratheriſch aufgehoben worden waren, in Chillon ſchmachten, ohne Widerſpruch zu erheben, wohl aber zwang es Genf, die zwei ſavoyiſchen Edelleute, welche die Stadt als Geißel für jene Chilloner Gefangenen feſtgeſetzt hatte, frei zu geben. Dieſe ſo mächtig gewordenen Herren von Bern, denen damals die beiden Nebenbuhler um die Herrſchaft Europa's, Carl und Franz gleich ſehr ſchmeichelten und die ſo gerne an ihre Bundesgenoſſenſchaft mit Fürſten und Königen erinnerten, ſchienen ſehr geneigt, die Freundſchaft einer kleinen Stadt der Allianz mit einem fürſtlichen Herrn zu opfern. An all das dachten die Genfer, als Herr Augspurger mit ſeiner goldenen Kutte vom Gerüſte herabſtieg, und ſie hatten das Bewußtſein gänzlicher Verlaſſenheit. Die Verſammlung hatte eigentlich auf dem Molard nichts mehr zu thun, dennoch trennte ſie ſich nicht. Schweigend blieb man zuſammen; nur hie und da murmelte ein Nachbar dem Andern ſeine Beſorgniſſe und Befürchtungen in's Ohr. Traurig ſahen die Schöffen vor ſich hin und über die Tauſende von Bürgern, deren Häupter in ſichtbarer Niedergeſchlagenheit gebeugt waren.

„Seid nicht betrübt, Ihr Genfer!" rief plötzlich eine Stimme von derſelben Stelle, die eben Herr

Augspurger verlaſſen hatte, „für den Bundesgenoſſen, den Ihr verliert, biete ich Euch einen mächtigeren Freund und Beſchützer!“

„Wer iſt's? Wer ſpricht da?“ fragte es von allen Seiten, und hie und da rief man: „Es iſt Verey, der franzöſiſche Capitain — was will er? Wie darf er hier ſprechen?“

„Ich bin Verey, Capitain der achthundert Mann, die Euch König Franz zu Hilfe ſchickt,“ fuhr der Redner fort, „freilich kam ich allein hier an, da meine Leute in den Schluchten zerſprengt wurden, aber daß ich mich doch und allein zu Euch durchſchlug, iſt ein Zeugniß meiner Liebe für dieſe unglückliche Stadt. Höret, Genfer, einen Freund. Mit fünfzehntauſend wohlgeſchulten Kriegern ſteht der Herzog vor Eurer Stadt; ſein Feldgeſchütz iſt ſo zahlreich, daß er eine Veſte von weit größerem Umfange und weit feſteren Mauern in wenigen Tagen in Schutt verwandeln kann; die Schaaren der Löffelritter und der Verbannten ſind ungezählt und dieſe kennen das Land ringsumher, jeden Weg und Steg in und außer der Stadt, ſo gut wie Ihr. Die Schlöſſer des Herzogs allein, Gaillard, Juſſy, Peney, wären hinreichend, Euch ohne Schwertſchlag zu unterwerfen, denn ſie ſperren Euch die Wege nach allen Seiten ab und das Land iſt bis an Eure Thore eine Wüſte, die keinen Biſſen mehr zu liefern vermag. In der That hungert Ihr ſeit Wochen, obwohl Ihr alle Mamelucken mit Weib und Kind aus Euren Mauern verjagtet und Eure Zahl ſo klein iſt, daß Ihr kaum die Wälle hinreichend zu beſetzen vermöget. Ihr habt heldenmüthig und klug ausgehalten, denn Ihr hofftet auf die Hilfe Berns. Nun aber verläßt Euch Bern. Ich biete Euch einen mächtigen Bundesgenoſſen. Ich biete Euch den Sieger aus der Schlacht der Rieſen, den Helden von Marignan, den mächtigen König der tapferſten Nation dieſer Erde, den König Franz von Frankreich!"

Capitain Verey hielt inne, um die Wirkung ſeiner Rede zu beobachten. Ein tiefes Summen ging zuerſt durch die Verſammlung, vielfaches Geſchrei erhob ſich, daß kein Wort zu unterſcheiden, und nicht zu erkennen war, ob die Worte des Franzoſen einen günſtigen oder ungünſtigen Eindruck hervorgebracht, bis eine gewaltige Stimme alle anderen übertönte und die Frage ſtellte: „Unter welchen Bedingungen?"

„Unter den günſtigſten Bedingungen!" rief Verey zurück, „Eure Freiheiten werden Euch verbürgt; Ihr erkennt nur König Franzen's Oberherrlichkeit über Eure Stadt an."

Ein furchtbares Stimmengewirr war die Antwort. Die Einen lachten laut auf; die Anderen ſchrieen „Nein! Nein!“ die Dritten fluchten und rieſen: „Nieder mit Frankreich! Keinen Fürſten! Keinen Tyrannen!“ Einzelne ſuchten die Ruhe wieder herzuſtellen und wünſchten, daß der Capitain weiter ſpreche, man würde ſich vielleicht verſtändigen können, aber dieſe Friedensſtifter reizten den Zorn der ungeheuern Mehrheit noch tiefer, daß ein Tumult entſtand. „In die Rhone mit dem franzöſiſchen Agenten!“ erſcholl es aus einem Haufen, der ſich dem Gerüſte zudrängte. „In die Rhone! Nie, nie ſoll Genf franzöſiſch werden! Es lebe der Ketzerverbrenner Franz I.!“ Solche ernſte, zornige oder höhniſche Rufe erfüllten die Luft, während die Schöppen und Rathsherren ihre Sitze verließen, um den bedrohten Franzoſen ſchützend zu umgeben. „Sonderbares Volk,“ ſagte dieſer erſtaunt, „ſie wollen nicht franzöſiſch werden! Iſt das begreiflich?“ Indeſſen iſt das Gedränge um ihn und das Geſchrei: „In die Rhone! In die Rhone!“ immer heftiger geworden und es wäre dem erſtaunten Capitain vielleicht ſchlimm ergangen, wenn nicht in dem Augenblicke aus der Straße der Deutſchen ein Fähnlein von hundert Reitern herbeigeſprengt wäre, das die Stadt verlaſſen ſollte, um im offenen Lande einige

Lebensmittel aufzuraffen. Als Verey ihrer anſichtig wurde, rief er: „Ihr ſollt erfahren, wie der Mann, den Ihr in die Rhone werfen wollt, ſich für Euch ſchlagen kann!“ Und ſo ſprechend ſprang er mitten durch das Gedränge, halb und halb über die Schultern der Menge mit einer unglaublichen Geſchwindigkeit den Reitern zu, die ihn raſch in ihre Mitte nahmen, ihm ein Pferd überließen und mit ihm davonſprengten. Erluſtigt über die raſche Art, mit der ſich der Franzoſe zu retten verſtanden, lachten ſelbſt diejenigen auf, die ihn ſoeben wüthend in den Fluß hatten werfen wollen.

„Nun, Herr Augspurger,“ raunte Baudichon dem Abgeordneten von Bern in's Ohr, „was meint ihr von einem ſolchen Volke, das Ihr der Gnade und Ungnade eines treuloſen Fürſten hinwerfen wollt?“

„Herr Baudichon,“ antwortete Jener, „Ihr habt Recht, auf Euer Volk ſtolz zu ſein; es iſt nicht gemacht, einem Herrn zu dienen und es würde ſich wohl wie Sagunt vertheidigen. Was ich ſonſt meine und denke, werdet Ihr wohl erfahren und, ſo Gott will, in naher Zeit. Glaubt Ihr, daß den Berner Herren damit gedient wäre, wenn Frankreich einen Fuß in unſere Berge ſetzt? Capitän Verey iſt vielleicht ein tapferer Soldat — aber zur rechten Zeit zu ſprechen oder zu ſchweigen, als ein guter Politikus, das verſteht er nicht. Doch glaubte er den klügſten Moment erfaßt zu haben,“ lächelte Herr Augspurger, „das iſt nun ſo franzöſiſch.“

Zehntes Capitel.

Kämpfe.

Das Häuflein Genfer, das den Capitain Verey in ſeine Mitte genommen, zog indeſſen zum Thore hinaus, und da in der nächſten Umgebung der Stadt Alles wüſte lag, ſelbſt die Bauernhütten verlaſſen waren, trabten ſie raſchen Schrittes, aber vorſichtig nach allen Seiten ausſpähend, weiter in's Land hinein. Verey ſchüttelte den Kopf, als ſie ſchon die Grenzen der Landſchaft Gex überſchritten, ohne eines einzigen Bewaffneten anſichtig zu werden. „Sie haben irgend einen großen Streich vor," ſagte er, „und ſammeln ſich auf irgend einem gewiſſen Punkte, da es hier ſo leer iſt. Wir thäten vielleicht gut, nach Genf zurückzukehren und denen in der Stadt die Nachricht zu bringen." Aber die Schaar wollte ohne Mundvorrath, deſſen die ausgehungerte Stadt ſo ſehr bedurfte, nicht zurückkehren; jedenfalls ſollte man bis in das Dorf Meyrin vordringen, das bewohnt war und in dem ſich gewiß etwas Frucht oder Vieh vorfinden werde. Allein einige hundert Schritte vor dem genannten Dorfe angekommen, bemerkte man ausgeſtellte Vorpoſten vor demſelben, und hinter den Vorpoſten vor und in den Gaſſen des Dorfes eine ſtarke Bevölkerung von Bewaffneten. Die Genfer ſtutzten und als plötzlich von einer kleinen Anhöhe in ihrer Nachbarſchaft ein Reiter hervorſtürzte, den ſie, da er hinter Gebüſch verſteckt war, nicht bemerkt hatten und er raſch wie der Blitz dem Dorfe zuflog, offenbar um Allarm zu geben, fing man an, an den Rückzug zu denken. Aber Granſon, der Führer, meinte, man ſolle doch abwarten, in welcher Stärke der Feind auftreten werde. Capitain Verey lachte: „Sie werden wohl ſchwerlich ſtärker ſein als wir. Wie viel Häupter zählen wir? Hundertundzehn! Gerade etwas mehr als ein Dritttheil der Schaar des Leonidas'! Herr Granſon, habt Ihr vielleicht Luſt, ein dreifacher Leonidas zu werden?“

Granſon, durch den Scherz gekränkt, rief ſeiner Schaar mit Entſchiedenheit zu: „Wir bleiben und nehmen den Kampf auf. Dieſe Herren Franzoſen glauben, daß ſie allein ſich zu ſchlagen verſtehen. Herr Capitain, Ihr ſollt es erfahren, welche Soldaten Euer König bekommen hätte, wenn Genf ſo einfältig geweſen wäre, auf Euern Antrag von heute Morgen einzugehen."

„Das will ich mit Vergnügen ſehen," erwiederte der Capitain, ohne auf den zornigen Ton Granſon's einzugehen, „welches Schauſpiel kann einem Soldaten angenehmer ſein."

Während ſie ſo ſprachen, kamen die Savoyarden aus dem Dorfe hervor, ſämmtlich Arkebuſiere, von zwei ritterlichen Reitern geführt. Nach einer Minute ſagte Verey: „Parbleu! es ſind ihrer ſchon ſo viele als wir," und wieder nach einer Minute fügte er hinzu: „ich ſchätze ſie ſchon auf dreihundert," dann weiter: „beim heiligen Gott, Herr Granſon, wenn Ihr noch länger bleiben wollt, ſo nenne ich Euch einen zweiten Bayard, denn ich ſchätze die ganze Schaar auf ſieben- bis achthundert."

Granſon wandte ſich zu den Seinigen zurück und fragte: „Wollt Ihr das Feld räumen oder Euch brav ſchlagen?"

„Wir wollen nicht umſonſt ausgeritten ſein," erwiederte Einer und die Andern thaten zum Zeichen ihrer Beiſtimmung einige Schritte vorwärts.

„Das läßt ſich hören," ſagte wieder Verey, „aber ich erlaube mir die Bemerkung, daß all' dieſe Savoyarden Arkebuſiere ſind und daß man die Arkebuſe nur erprobten Leuten anvertraut."

Da er keine Antwort erhielt, wandte er ſich wieder der Gegend zu, daher die Savoyarden kamen, ſchützte die Augen vor der Sonne, die über dem Jura lag und ſpähte dem Feinde entgegen. „Es iſt ein Löffelritter, der ſie führt — ich ſehe einen Löffel an ſeinem Hut ſtecken — und der andere Führer — pardi, den kenne ich wohl, es iſt der alte Chavanne aus Burgund, ein ausgepichter, alter Wegelagerer.“ — Dann wieder zu Granſon gewendet: „Erlaubt mir, daß ich Euch wenigſtens einen Rath gebe. Laßt Eure hundert Leutchen nicht ſo daſtehen auf dem breiten Wege wie ein ausgeſtecktes Ziel für achthundert Arkebuſen. Mit ſo kleiner Schaar vertheidigt man nur Defileen, und wo keins iſt, ſchafft man ſich eins. Hier iſt die Sache nicht ſchwer, da wir rechts und links hohe Hecken haben und kleine Dämme. Laßt die hinteren Leute abſitzen und ihre Pferde weit zurück jagen, dann ſollen ſie ſich rechts und links hinter die Hecken vertheilen; ſo an zwanzig Leutchen laſſet den Weg ſchließen und den Feind verlocken, daß er vorrücke, an den verſteckten Schützen vorbei. Dieſe ſollen auf einmal losknallen, wenn ſie den Feind in ihrer Mitte haben — und dann werden wir ſehen, wie es mit Gottes Hilfe weiter geht. Kommen die Savoyarden in Verwirrung, dann laßt die zwanzig

Reiter in ſie hineinſprengen, daß die Verwirrung noch größer wird.“

Die Genfer, die dieſe Worte des Capitains mit angehört, thaten auf einen Wink Granſon's, wie er geſagt hatte. Nur ſo viele als nothwendig waren, um drei Mann hoch den Weg abzuſchließen, blieben zu Pferde, die Andern jagten ihre Roſſe rückwärts und vertheilten ſich ſchnell hinter die Büſche, wo ſie ſich an einzelnen Lücken in zwei lange Linien vertheilten. Es war hohe Zeit, denn der Feind war ſchon in der Nähe. Die Reiter, die auf der Straße geblieben waren, zogen ſich nun langſam zurück und lockten die ſavoyiſchen Arkebuſiere nach. Chavanne und der Löffelritter ſprengten voraus, Chavanne vorzugsweiſe durch Verey angelockt, den er ebenfalls erkannt hatte und der ihm herausfordernde und beleidigende, nichts weniger als ritterliche Geberden entgegenſchickte, während er ſich langſam zurückzog. Wahrſcheinlich kannte er den Character des alten Burgunder Wegelagerers und wollte, indem er ihn zornig machte, ſeine Aufmerkſamkeit von den Gebüſchen abziehen, hinter deren winterlichen und durchſichtigen Reihen die Genfer Schützen nur ſehr unvollſtändig verſteckt lagen. Fluchend ſprengte Chavanne, ſeinen Degen ſchwingend, voran und die Arkebuſiere, gewohnt ihm vertrauensvoll zu folgen, eilten ihm raſchen Schrittes nach. Der Löffelritter, nicht ſo zornverblendet wie der Burgunder, bemerkte einige Schützen im Hinterhalte und eilte dieſem nach, um ihn aufmerkſam zu machen, als es im Gebüſche blitzte und der alte Chavanne auf den Hals ſeines Pferdes fiel; eine zweite Kugel ſtreckte den Löffelritter nieder. In demſelben Augenblicke knallte es längs der Gebüſche. Die Arkebuſiere ſahen ſich umgeben und zugleich ihrer Anführer beraubt; die Einen wollten vorwärts, die Andern wandten ſich zur Flucht. Es entſtand eine ungeheure Verwirrung und ein dichtgedrängter Knäuel, als ſie ſich überzeugten, daß ſie den Feind auch im Rücken hatten, denn obwohl nur wenige Genfer aus dem Gebüſche hervorgeſprungen waren, um den Weg hinter ihnen abzuſchneiden, erſchienen ihnen dieſe Wenigen im Augenblicke des paniſchen Schreckens wie eine große Schaar. Sie drängten ſich ſo ſehr zuſammen, daß ſie von den Arkebuſen keinen Gebrauch machen konnten. Die verſteckten Schützen erſchienen nun auf dem kleinen Damme an der Landſtraße und feuerten in den Knäuel, während die Reiter heranſprengten und mit ihren Schwertern einhieben.

Das Geſchrei der Genfer, die ihren Ueberfall ſo ſehr gelungen ſahen, vermehrte noch das Entſetzen der Savoyarden. Nur wenige Schüſſe fielen von ihrer Seite. Die Genfer nahmen ſich auch nicht mehr die Zeit, ihre Büchſen zu laden, zogen ihre Schwerter und hieben die Erſchrockenen nieder. Dies war der entſcheidende Augenblick, da Verey das hiſtoriſche Wort ausrief: „Laßt doch Hände übrig, die das Land bebauen." Aber die Genfer ließen nicht ab, und als die Savoyarden nur durch die Wucht ihrer Maſſe, die ſich inſtinctmäßig rückwärts bewegte, die dünne Zahl der Feinde durchbrachen, verfolgten ſie die wenigen Reiter, die im Sattel geblieben waren, während die andern hinliefen, um ihre verlaſſenen Pferde zu holen und an der Verfolgung Theil zu nehmen. Die Flucht war allgemein, noch Mancher fiel, bevor die Savoyarden das Dorf Meyrin erreichten, und ſie wären vor den ſiegestrunkenen Genfern wohl auch hinter den Mauern des Dorfes nicht ſicher geweſen, wenn nicht die Nacht die Verfolgung und Aufſuchung des Feindes, ſobald er hinter Häuſern verſchwunden war, unmöglich gemacht hätte. So kehrten ſie denn ſiegestrunken zurück über die lange, ſchmale Wahlſtatt, die von Todten bedeckt war.

Dies iſt der berühmte Tag von Meyrin, welchen die Chroniken ein Wunder Gottes nennen und von welchem Bonnivard ſagt: „Dieſes aber war ein Wunder, daß hundert oder hundert und zwanzig

Männer ſieben- bis achthundert auf's Haupt ſchlugen und noch dazu nicht mehr als einen Mann verloren." Dieſer und ein ähnlicher Kampf zwiſchen Chêne und Cologny veranlaßten auch verſchiedene Hiſtoriker zu der Behauptung, daß die Genfer ihre Freiheit nicht nur dem Rechte, ſondern auch dem Schwerte und der Eroberung verdankten, und noch andere vergleichen ſie mit den Schlachten von Platea und Marathon.

Die Nachricht von dem Siege bei Meyrin, den die Sieger ſelbſt überbrachten, erfüllte die Stadt mit Jubel und erfriſchte wieder den Muth, der in Folge der Verſammlung am Molard tief geſunken war. Der Widerſtand, den man dem Berner Abgeſandten geleiſtet, die Zurückweiſung des mächtigen franzöſiſchen Schutzes hatte zwar die Herzen mit großem Bewußtſein erfüllt, und man war im Allgemeinen mit ſich zufrieden, die Freiheit ſelbſt zu ſo lockendem Preiſe nicht verkauft zu haben; aber bei längerm Nachdenken ſah man ein, wie ſchwierig, ja wie hoffnungslos die Lage der Republik werde, ſobald ſich Bern zurückziehe, und der Antrag des franzöſiſchen Capitains bewies, daß man ſich den Genfern gegenüber ſchon Alles erlaubt glaubte, daß man die Stadt für eine faule Frucht hielt, die dem Erſten Beſten in den Schoos fallen könnte. Nun aber ſah man ſich im Kleinen ſiegreich einer achtfachen Macht gegenüber; ſollte man es nicht im Großen verſuchen? Dieſe neue Ermunterung kam zur rechten Zeit. Ein Verwundeter von Meyrin aufgeleſen und menſchlich nach Genf gebracht, um ihn zu pflegen, ſagte aus, daß Herzog Carl einen allgemeinen Sturm auf die Stadt vorbereite. Herr Augspurger war aus Genf verſchwunden. Die Gefahr war nahe, Hilfe zeigte ſich von keiner Seite. Freilich erzählte derſelbe Verwundete, daß im Rücken der Löffelreiter und der Burgundiſchen Miethlinge des Biſchofs, ſeit einiger Zeit oft eine Schaar aus den Schluchten des Jura hervorbreche und ſie fortwährend beunruhige, aber Niemand wußte ſich das Daſein dieſer, den Genfern befreundeten, Schaar zu erklären, die nach der Ausſage des Verwundeten dem Belagerer großen Abbruch thue und den Herzog ſelbſt beunruhige, da er ſie für Berner oder Neufchateler halte. Aber die Genfer wußten zu gut, daß weder Berner noch Neufchateler für ſie im Felde ſtanden. Man vermuthete, daß es Genfer Verbannte waren, die, ihren Verrath am Vaterlande bereuend, ſich daſſelbe durch patriotiſche Thaten zurückerkaufen wollten, wie unwahrſcheinlich es auch war, daß die verjagten Patrizier, von jeher Freunde des Herzogs und mit die grauſamſten Feinde Genfs, plötzlich ihre Art geändert haben ſollten.

Mittlerweile rüſtete man ſich. Pierre Vandel bekam als Generalcapitain neue und ausgedehntere Vollmachten, Claude Bernard, Sohn eines der erſten Märtyrer Genfs, und Henri Dolens wurden ihm beigegeben; Baudichon bekam die Oberaufſicht über das Geſchütz- und Befeſtigungsweſen; Granſon führte die Compagnie der Fremden, welche die Stadt liebgewonnen, ſie im Unglück nicht verlaſſen wollten und ſich zu ihrer Vertheidigung waffneten. Tag und Nacht ſtand Jedermann auf ſeinem ihm angewieſenen Poſten. An jeder Gaſſen- und Straßenecke lagen die Ketten bereit, welche die Straßen ſchließen ſollten, um im gegebenen Falle Stadt und Freiheit Schritt vor Schritt in den Straßen ſelbſt zu vertheidigen, wenn die Wälle nicht mehr zu halten ſein ſollten.

So kam die Nacht des 14. Januar 1536 heran, die für das Schickſal Genfs entſcheidende Nacht.

Sie war ſo, wie ſie Herzog Carl von Savoyen zur Ausführung ſeiner Kriegsthaten liebte, ſternenlos und dunkel. Die Finſterniß wurde noch durch jene Nebel verdichtet, die im Winter ſo oft aus dem See und dem angeſchwemmten Boden der ganzen Landſchaft dick und in einer unüberſehbaren, ſelbſt der Sonne undurchdringlichen Maſſe aufſteigen und Stadt und Land ſo dicht verhüllen, wie Wolkenſäulen, die auf dem Montblanc liegen. Da bildet ſelbſt die flammende Fackel nur einen kleinen matten Lichthof, der kaum den nächſten Schritt des Wanderers beleuchtet, geſchweige, daß er ihn dem Entgegenkommenden verriethe. Aber weil die Nacht ſo war, wußten die Genfer, daß Herzog Carl ſie überfallen werde. War doch auch der Boden vom Nebel ſo durchweicht, daß er das Heranrücken ganzer Geſchwader unhörbar machte und den Katzenſchritt, den der Feind ebenſo liebte, wie eine ſolche Nacht, begünſtigte. Die Genfer waren auf ihren Poſten. Die Thore Rive und St. Victor waren am ſtärkſten beſetzt. Denn vor ihnen lagerte das Gros der Armee mit dem Zelte Carls, das dieſer Tage von St. Julien hierher übertragen worden, in ſeiner Mitte. Das Glockenſpiel von St. Pierre tönte melancholiſch gedämpft durch die dicke Luft und verkündete die eilfte Stunde, als die Schüſſe der einzelnen Schützen, die man vor die Thore geſandt hatte, das Nahen des Feindes berichteten. Die Geſchütze wurden dieſem Halle entgegengerichtet und die Arkebuſiere nahmen ihre Waffen ſchweigend zur Hand, während Knaben, Frauen und Mädchen ſich um Steinhaufen ſammelten, die man zuſammengetragen hatte, um ſie den Stürmenden auf's Haupt zu werfen, und die ſie nun im gegebenen Momente der Bruſtwehr zutragen ſollten. Die ausgeſandten Schützen flüchteten ſich durch die Thore und kaum waren die Brücken hinter ihnen aufgezogen, als man auch die Savoyarden mit plötzlichem Geſchrei an die Gräben eilen und Säcke mit Erde und Reiſerbündel hineinwerfen hörte. Die Genfer ließen ihre Geſchütze ſpielen und hinter ihnen erklangen die ſämmtlichen Glocken der Stadt, die Sturm läuteten. Die Arkebuſiere ſchoſſen in die Nacht hinein, ohne Ziel, in die Richtung des Geräuſches und der Commandoworte, die aus der Tiefe kamen. Hier und da wurde eine Leiter an die Mauer gelegt und dorthin eilte man dann mit den Körben voll Steinen, um ihren Inhalt hinabregnen zu laſſen. Aber nirgends am Thore und Courtine von St. Victor kam es zu einer Erſtürmung, obwohl die Sovoyarden einen furchtbaren Kanonendonner hören ließen. —

„Mein Freund Vandel," ſagte Baudichon zum Generalcapitain, der beim erſten Lärm herbeigeeilt war, „erlaubt mir eine Bemerkung. Ich glaube, daß uns Seine Hoheit nasführen will; das ganze Ding ſieht mir gerade ſo aus, wie ein falſcher Angriff; es ſind mir zu wenig Sturmleitern angelegt worden, und es wird da mit den Feldſchlangen, die uns doch nichts anhaben können, ein viel zu zweckloſer Lärm verführt. Das iſt offenbar angefangen, um unſere Aufmerkſamkeit von einem andern Punkte abzulenken. Ich will nach der Porte du Rive laufen, wo ebenfalls ſtark geſchoſſen wird. Finde ich es dort wie hier, dann wette ich meinen Kopf, daß es auf das Thor und die Baſtionen von St. Gervais abgeſehen iſt, und ich werde mich dahin begeben.“

„Thut es, Baudichon,“ antwortete Baudel, „Ihr ſprecht da einen Gedanken aus, der mich ſelber quält.“

Baudichon eilte nach der Porte du Rive und fand es dort wie am Thore St. Victor. Er war nun überzeugt, daß der wahre Angriff dem fernen, jenſeits der Rhone gelegenen Theile der Stadt, St. Gervais gelte. Er wandte ſeine Schritte ſofort dahin. In allen Straßen begegnete er großen Haufen Bewaffneter, die alle den Gegenden zuſtrömten, daher er eben kam.

„Thoren!“ rief er ihnen zu, „Ihr lauft Alle dahin, wohin Euch der Herzog mit leerem Geknall locken will. In St. Gervais iſt es noch am ruhigſten, aber dort wird erſt der rechte Tanz losgehen, wenn ſie uns Alle ſchon bei St. Victor und Rive glauben! Mir nach!“

Das Volk, gewohnt, der Stimme des ehemaligen Generalcapitains zu gehorchen, folgte ihm überall, ſo daß er nach wenigen Minuten an der Spitze von mehreren Hunderten die Inſelbrücke überſchritt, die nach St. Gervais führte. Sofort ſchickte er Einige in die Kirche gleichen Namens, daß ſie Sturm läuten.

In St. Gervais herrſchte Todtenſtille. Wäre nicht der Geſchützeslärm und das Sturmgeläute von jenſeits der Rhone und den Wellen herübergedrungen, man hätte ſich hier mitten in friedlichen Zeiten denken können. Der größte Theil der kräftigen Einwohner von St. Gervais, damals ſchon das Arbeiterviertel der Stadt, ſtand drüben, um die Cité vertheidigen zu helfen. Der Nebel war hier in der Niederung noch dichter als drüben. Selbſt auf den Wällen war es öde. Vor dieſen Wällen breitete ſich ein kleiner Golf des Sees aus und an dieſen ſchloß ſich bis an das Thor von Cornavin ein breiter Halbgürtel von Sumpf und Moorgrund, der dieſen Theil der Stadt beſſer vertheidigte und unzugänglicher machte, als dies die feſteſten Mauern hätten thun können. Die Kähne des kleinen Golfes waren alle herübergebracht und lagen am Fuße der Mauer. Von dieſer Seite befürchtete man keinen Angriff und keine Ueberrumpelung. Selbſt die kleine Beſatzung, die man der Vorſicht halber hieher gelegt, hatte zum großen Theile ihren Poſten verlaſſen und war über die Rhone geeilt, als die Sturmglocken ertönten. Die kleine Glocke von St. Gervais läutete vergebens, die wenigen Bürger, die ſie in dieſem Theile noch aus dem Bette locken konnte, folgten, einmal in der Straße, dem mächtigen Geläute und dem Kampflärm bei St. Victor und Rive. Selbſt die Bürger, die Baudichon gefolgt waren, ſchlichen ſich von den Wällen St. Gervais wieder fort, als ſie hier Alles ſo ruhig fanden und eilten hinüber, wo ſie dem Feinde und ihren Weibern und Kindern, die ſie vertheidigen wollten, näher waren, und Baudichon ging wie ein einſamer Spaziergänger zwiſchen den einzelnen, hölzernen Hütten auf und ab, in denen ſich die Gruppen der wenigen Bürger ſammelten, um ſich an dem kleinen Wachtfeuer zu erwärmen.

Jenſeits der Sümpfe aber war es lebhafter, als man in St. Gervais vermuthete. Allerdings war am rechten Rhoneufer ſeit vielen Tagen kein ſavoyiſcher Mann, kein Mameluck und kein Löffelritter zu ſehen geweſen und hatte es den Anſchein, als ob der Herzog ſeine ganze Streitmacht, wie alle ſeine Bundesgenoſſen am Fuße des Salève geſammelt hätte, um die Stadt an beiden Ufern, die eigentliche Stadt Genf, zu nehmen. Aber am Abende vor jenem Angriff war bei Peney eine ſtarke Abtheilung von

Savoyarden und Verbannten über die Rhone zurückgegangen, um ſich in einem großen Bogen über Sacconex dem See zu nähern und St. Gervais zu nehmen, wenn die ganze Bevölkerung durch einen gewaltigen und lärmenden Scheinangriff nach der entgegengeſetzten Seite der Stadt gelockt ſein würde. Die Nebel waren Schuld daran, daß dieſe Abtheilung hinter dem wuchernden Gehölz von Weiden und Erlen bei Paquis an den Sümpfen etwas ſpäter, als beabſichtigt, aber doch nicht zu ſpät ankam. Der Herzog hatte die Ausführung dieſes Streiches ſeinem Liebling, dem Herrn von Belay anvertraut. Im Gehölze ordnete er noch einmal ſeine Schaaren und prägte ihnen zum letzten Male ein, was ſie zu thun hätten. Sie ſollten ſich, ſobald die Mauern erklommen ſeien, nicht einen Augenblick auf den ſchwach beſetzten Wällen aufhalten; jeder, dem es möglich ſei, ſolle ſofort von den Wällen hinab in die Straßen und unter dem Schutze der Nacht und des Nebels geraden Weges dem Schloſſe auf der Inſel zueilen. In dem Schloſſe, das einſt dem Herzog gehörte, ſeien noch einige Diener des Herzogs, die ihnen beim Rufe „Savoyen“ ſogleich die Thore öffnen werden. Man werde ſich ſo mitten in der Stadt feſtſetzen und der Schrecken, den das verurſachen werde, werde hinreichend ſein, die Stadt zur Uebergabe zu bewegen, denn ſie könne nicht eine Belagerung aushalten, während ſie im Innern ſelbſt einen feſten Punkt zu belagern habe. Dann ſchärfte Herr von Belay ſeinen Leuten ein, auf dem ſchmalen Sumpfpfade, dem ſie jetzt folgen werden, einer nach dem andern zu marſchiren, und um dieſes in der Dunkelheit ausführen zu können, einer dem andern die Hand auf die Schulter zu legen, denn ein Schritt nach rechts oder links habe den Tod im Sumpfe zur Folge. Wer während dieſer Wanderung einen Laut von ſich gebe, ſei des Todes.

Hierauf wandte er ſich zurück und rief: „Herr von Sarran!“ Niemand antwortete. „Wo iſt der Genfer?“ fragte Herr von Belay zornig, „habe ich nicht befohlen, daß man ein wachſames Auge auf ihn habe? Wenn er uns jetzt fehlt, iſt Alles mißlungen. Er war noch vor einer Minute da; ſchnell ſucht ihn!“

Die Soldaten vertheilten ſich in die Büſche und kamen nach einer Viertelſtunde, während welcher ihr Anführer am Sumpfe fluchend auf- und abgegangen war, mit einem jungen Manne zurück, der die Arme über die Bruſt gekreuzt hatte, die Zähne knirſchte, und von Zeit zu Zeit entrüſtet die Schultern ſchüttelte, an denen ihn zwei kräftige Soldaten vorwärts ſchoben. Herr von Belay that als bemerkte er ſeinen Widerwillen nicht und ſagte freundlich: „Nun Herr von Sarran, jetzt iſt der Moment gekommen, um Euch an den Genfern zu rächen, die Euch aus der Stadt verbannt, Eure Güter eingezogen und Euch zum Hängen und Viertheilen verurtheilten, und dem Herzog einen Dienſt zu erweiſen, für den er Euch mit Gütern und Ehren belohnen wird.“

Der junge Mann antwortete auf die freundliche Anrede mit einem verdrießlichen Gebrumme.

„Ihr kennt alſo, fuhr Herr von Belay fort, einen Pfad, der mitten durch die Sümpfe an die Stadtmauer führt.“

„Ob ich ihn kenne!“ rief Sarran, — „in glücklichern Zeiten ging ich ihn oft, um wilden Enten nachzuſtellen!“

„Nun ſo führt uns!“

„Herr von Belay, es iſt was Anderes, auf die Entenjagd zu gehen und was Anderes, den Feind in ſeine Vaterſtadt führen als ein Verräther.“

„Das hättet Ihr früher überlegen ſollen,“ rief Herr von Belay ungeduldig — „nun aber ſeid Ihr ein Verräther, ſo ſeid es recht. Glaubt Ihr, es ſei jetzt Zeit mit Euch zu unterhandeln? Jetzt werdet Ihr uns führen oder Ihr hänget in der Zeit von fünf Minuten an dieſem Baume, mit dem Geſichte der Stadt zugekehrt, die Euer zartes Gewiſſen nicht verrathen will.“

Sarran's Blick folgte dem Finger Belays, der auf den Baum deutete, dann ſtieß er einen Fluch aus und ſchritt vorwärts. Belay folgte ihm und dieſem ſchloſſen ſich die andern Soldaten an. Schon gingen ſie in langer Reihe, Einer nach dem Andern ſchweigend und leiſen Schrittes auf dem Sumpfpfade, als plötzlich hinter ihnen ein Schuß fiel. Belay hielt erſchrocken inne und ſagte zu ſeinem Hintermann: daß der Mann, dem der Schuß losging, augenblicklich niedergeſtoßen werde; ſag's weiter! – Der Befehl ging von Mund zu Mund, bis er an die Hinterſten kam, die noch in Haufen gedrängt, am Ufer ſtanden. Aber dort war der Schuß nicht gefallen. Er war aus dem Gehölz gekommen. Der Bericht kam von Mund zu Mund bis an Herrn von Belay. Er ſtutzte einen Augenblick, aber erkennend, daß er ſchon viel Zeit verloren hatte und daß er nicht erſt zurückkehren konnte, um die Sache zu unterſuchen, ſtieß er Sarran vorwärts, marſchirte weiter und die Andern folgten. Es war ein ſchlimmer Weg, meiſt ſchlüpfrig und weich, da die nächtlichen Wanderer ſelbſt auf den einzelnen Stellen, wo es feſt war, nur langſam und mit größter Vorſicht aufzutreten wagten. Hie und da glitt wohl auch einer aus und riß ſeinen Vordermann mit ſich nieder, an deſſen Schulter er ſich anklammerte, dieſer wieder den ſeinigen, da ſie alle wie die Glieder einer Kette an einander hingen, ſo daß manchmal eine ganze Reihe zugleich niederſtürzte. Wenn ſie ſich auch wieder aufrafften, war doch die Waffe des Einen vom Waſſer durchnäßt und die Waffe des Andern gänzlich verloren, da ſie in den Sumpf gefallen, und nicht Zeit da war, ſie zu ſuchen. Herr von Belay, dem fortwährend ſolche Berichte von Mund zu Mund gehend, zukamen, wurde um ſo verdrießlicher, als Sarran an mancher Stelle erklärte, daß er ſich nicht zurechtfinde. Sarran war nach ſeiner Weigerung, die er am Ufer ausgeſprochen, nicht zu trauen und dem Anführer wie der ganzen Schaar war es, als führte er ſie geraden Weges ins Verderben. Doch ſchritten ſie tapfer vorwärts; ſie hatten ſchon eine lange gewundene Reiſe zurückgelegt, als am Ufer hinter ihnen ein zweiter Schuß fiel, dann gleich darauf ein dritter, vierter. Es war kein Zweifel, ſie hatten einen Feind hinter ſich, und der Feind vor ihnen wird geweckt und wird ſie gerüſtet empfangen. Herr von Belay ermaß die Länge des zurückgelegten Weges, und ſeiner Berechnung nach mußte ſchon ſeine ganze Schaar, wenn auch in einer Reihe, ſich tief im Sumpfe befinden. Seine Leute machten dieſelbe Berechnung, und da in demſelben Augenblicke auch von der Stadtmauer gefeuert wurde, bemächtigte ſich ihrer eine große Unruhe.

Jener erſte Schuß im Gehölz von Paquis hatte in der That Baudichon aufmerkſam gemacht. Raſch lief er von Hütte zu Hütte und ſtellte die Leute der Reihe nach an der Bruſtwehr auf. Der ganze Plan ward ihm klar: der Feind wird, von einem Verräther geführt, über die Sümpfe herankommen. Die Schüſſe waren ihm allerdings unerklärlich, aber das konnte ihn nicht abhalten, ſeine Geſchütze ſo richten zu laſſen, daß ſie den Sumpf beſtreichen konnten. Als dort drüben der zweite Schuß fiel war Alles geordnet und er befahl in die Dunkelheit hinauszufeuern. Erſt nachdem die Bürger ſo drei oder viermal ihre Geſchütze entladen hatten, gab ihnen ein Geſchrei und allerlei Lärm da unten die Richtung an, die ſie ihren Geſchoſſen geben ſollten. Belay, der ſich von hinten abgeſchnitten wußte, erkannte auch, daß er nicht umkehren konnte; die hinterſten ſeiner Leute hatten ja keinen Führer, der ſie auf dem gefährlichen Pfade an den Rand des Sumpfes zurückzuleiten vermocht hätte. Auch hatten ſie dort keinen Officier. Und er hatte daſelbſt ſeine unentſchloſſenſten Leute aufgeſtellt, denen er den Muth nicht zutraute, ſich am Ufer zu ſchlagen, wenn dieſes vom

Feinde beſetzt war. Es blieb ihm nichts anderes übrig als vorwärts zu gehen, und ſeine Leute mit ſich fortzureißen, mit verzweifeltem Muthe die Mauer zu ſtürmen und ſich, trotz Allem wie es verabredet war, irgendwo in der Stadt feſtzuſetzen. Aber ſelbſt die beſten Leute in ſeiner Nähe, alte eingeübte Soldaten, kamen in Unruhe, als ſie ſich zwiſchen zwei Feuer genommen ſahen und rechts und links kein Ausweichen möglich war. Ein zufällig gut gezielter Kanonenſchuß von der Mauer mochte mehrere niederreißen und die Kette durchbrechen. Dies geſchah auch und plötzlich ſtand die größere Hälfte der Rotte ohne Führer und Richtung da, mitten im Sumpfe, mitten in dunkler Nacht und undurchdringlichem Nebel. Die Abgetrennten hielten im Marſche inne und ſchrieen den Vordern zu, daß ſie ſie holen möchten. Aber Belay ſtieß Sarran vorwärts. Dieſer machte eine raſche Bewegung, entwand ſeine Schulter der Hand ſeines Drängers und war mit einem Sprunge aus deſſen Bereiche. Nun war auch Belay führerlos. Er fluchte und gab Befehl, daß man die Fackeln entzünde, die man für alle Fälle, auch um die Stadt in Brand zu ſtecken, mit ſich trug. Die Soldaten, die jetzt nichts inniger wünſchten, als den Boden vor ihren Füßen zu ſehen, gehorchten ſchnell und entzündeten Fackeln und lange Blechröhren, die mit

Pech gefüllt waren, während hie und da eine Kugel einſchlug. Nach wenigen Minuten war die ganze Reihe beleuchtet, wie ein feſtlicher Zug.

Nunmehr wußten zwar die Belagerten, wohin ihre Geſchütze zu richten, da die ſich ſelbſt beleuchtenden Angreifer wie ein ausgeſtecktes Ziel bei nächtlichen Schießübungen waren, aber Baudichon, da er eine große Zahl erkannte und ſah, wie ſie verzweifelnd heranſtürmten, während die Beſatzung der Mauer ſo gering war, wurde erſt jetzt mit rechter Beſorgniß erfüllt. Am Fuße der Mauer zog ſich ein langer Streifen feſten Bodens hin, auf den die Stürmenden eine große Zahl von Leitern anlegen konnten, um auf mehreren Punkten zugleich heranzuklimmen. Es war zweifelhaft, ob Baudichon Leute genug hatte, um einen Sturm auf vielen Punkten zugleich abzuſchlagen, und doch mußte er mehrere Männer in verſchiedenen Richtungen abſenden, um Hilfe zu holen und ſo ſeine kleine Schaar noch verringern, ohne Hoffnung, dieſe Hilfe bald ankommen zu ſehen, da die Vorſtadt St. Gervais wie ausgeſtorben war und ſeine Boten über die Rhone bis an die entgegengeſetzten Ecken der Stadt laufen mußten. Er eilte von einem Poſten zum andern, um aufzumuntern und legte überall ſelbſt Hand an, um Steine hinabzuwälzen und die Leitern, die hie und da ſchon angelegt waren, umzuſtürzen, oder auch einem kühnen Vordermann, der ſich ſchon auf die Bruſtwehr ſchwang, niederzuhauen. Dennoch ſtanden ſchon Einzelne auf der Bruſtwehr und wurde ſchon auf dem Walle ſelbſt gekämpft, da es unmöglich geweſen, die Stürmenden überall zurückzuhalten. Ja mehrere Savoyarden waren bereits, nachdem ſie in der Dunkelheit unbemerkt und in einiger Entfernung von der Stelle, wo der Kampf am lebhafteſten war, die Mauer erklommen hatten, von dieſer unaufgehalten hinab in die Straßen geſtürzt, die ſie mit Siegesgeſchrei: „Hoch Savoyen! Savoyen und das Kreuz!“ erfüllten.

Die kleine Beſatzung erſchrack, als ſie dieſes Geſchrei hinter ſich hörte, ſie ſtutzte in ihrer bisher unermüdlichen Arbeit und Baudichon fürchtete, ſie im nächſten Augenblicke fliehen zu ſehen, als plötzlich eine Sturmleiter nach der andern zuſammenbrach und unten, am Fuße der Mauer, mit dem Rufe: „Hoch Genf und die Freiheit!“ ein tobender Kampf begann.

Es war wie ein Mirakel, wie eine wunderbare, vom Himmel geſandte Hilfe in der höchſten Noth. Baudichon erinnerte ſich der Schüſſe, die vorhin jenſeits der Sümpfe im Rücken des Feindes gefallen waren; es mußten Freunde ſein, die da unten für

Genf kämpften, obwohl er ſich nicht erklären konnte, woher dieſe Freunde kommen ſollten. Auf einer Leiter, die man wenige Minuten vorher hinaufgezogen hatte, klomm oder vielmehr ſprang er hinab und die Beſatzung der Mauer folgte ihm mit flammenden Scheiten von den Wachtfeuern in der Hand. Die ſavoyiſchen Soldaten in ihren Uniformen waren leicht von denen zu unterſcheiden, welche gegen ſie kämpften, da dieſe in gewöhnlicher bürgerlicher und Handwerkertracht waren und während ſie ſchlugen, immer den Ruf: „Hoch die Genfer!“ erhoben. Die wenigen Savoyarden, die noch aufrecht ſtanden, ſtreckten die Waffen, als ſie auch die Vertheidiger des Walles herabkommen ſahen und der gewaltige Kampflärm verſtummte plötzlich.

„Wer ſeid Ihr,“ rief Baudichon, indem er einen der ihm zunächſt Stehenden an der Hand faßte, „die Ihr wie Engel des Himmels im rechten Momente die nöthige Hilfe brachtet?“

„Wer wird's ſein, Herr Baudichon,“ antwortete eine kräftige Stimme, „als gute Genfer?“

„Die Stimme kenne ich,“ „rief Baudichon, „iſt es nicht unſer braver Waffenſchmied Violet?“

„Er ſelbſt!“

„Aber ſeid Ihr nicht ſeit lange von Genf abweſend?“

„Allerdings, ich und meine Kameraden; wir kommen aus Lyon, um Genf zu helfen und mit Gottes Hülfe iſt es uns gelungen.“

„Ja,“ rief Baudichon und ſchloß ihn in die Arme, „das war Hilfe in der Noth. Ohne Euch wäre jetzt Genf verloren. Euch dankt es ſeine Freiheit!“

„Nicht uns, Herr Baudichon,“ antwortete Biolet, „dieſem tapfern Ritter danket. Ohne ihn wären wir längſt aufgerieben und hätten die Mauern unſerer lieben Vaterſtadt nie geſehen. Er wußte unſer kleines Häuflein dem Verderben zu entziehen und uns ſo zu führen, daß wir dem Feinde im entſcheidenden Momente in den Rücken fallen konnten.

Baudichon war erſtaunt, daß es ein Edelmann ſein ſollte, dem Genf ſeine Rettung verdankte, und noch mehr erſtaunt war er, als der Waffenſchmied dieſen Edelmann als Herrn Philibert von Beaufort vorſtellte. Bei Nennung dieſes Namens erhob ſich ein Verwundeter am Fuße der Mauer, blickte beim Lichte der Fackeln Philibert ins Geſicht und rief mit bitterm Lachen: „Seid Ihr es, Herr von Beaufort, der mir den ſchlechten Streich ſpielte? In der That, Ihr ſeid es! Ihr habt Euch gut gerächt dafür, daß ich Euch Euer Fräulein Claire entführen wollte. Euer Ohm hat mir wohl von Eurer Flucht geſchrieben und mich beauftragt, auf Euch zu fahnden; nun habt Ihr mich erwiſcht. So geht's. Das Leben iſt ein Würfelſpiel. Aber glaubt nicht, daß Ihr damit Euer Mühmchen gewinnt; Meſſire Antoine de Beaufort wird das zu verhindern wiſſen. Chillon iſt ein guter Käfig für Ketzer. Ade! Herr Beaufort, viel Glück bei den Ketzern!"

Herr von Belay ſank zurück und ſtreckte ſich und indem er die Hand auf ſeine Bruſtwunde drückte, murmelte er noch: „Es iſt aus! hol der Teufel den Herzog!"

Mit Mühe brachte man den Verwundeten die Leiter hinan auf die Mauer; als man ihn oben hinlegte, war er eine Leiche. Auf den Leitern, die man nun ſorgenlos in großer Anzahl aufſtellte, klomm die Schaar Philiberts hinan und die Einen küßten den Boden der Vaterſtadt, die Andern wurden von Freund und Bekannten umarmt. Die Wälle von St. Gervais füllten ſich mit Volk und Bewaffneten, die auf den Ruf der Boten Baudichon's in um ſo größerer Zahl herbeieilten, als ſich die Savoyarden von den Thoren St. Victor und Rive zurückzogen.

Die Sonne ging auf und beleuchtete ein Volk, das im Bewußtſein ſeiner Rettung glücklich und trunken und einen Kampfplatz, der von Leichen bedeckt war. Vor einer derſelben, die mit ausgebreiteten Armen auf dem Rücken lag und auf Bruſt und Geſicht breite Wunden gen Himmel wandte, kniete Philibert und ſah in ihre weitaufgeriſſenen Augen. „Armer Jehan Goulé;“ ſeufzte er, „ſonderbare Menſchenſchickſale! da iſt der Henker von Chillon für eine gute Sache gefallen! Friede deiner Aſche, armer Jehan!“

Als die eigentlichen Sieger wurden die Handwerker aus Lyon, mit Philibert an der Spitze, umgeben von einer jubelnden Volksmenge, vor die Schöffen und den kleinen Rath geführt, um den Dank des Vaterlandes zu empfangen.

Zur ſelben Stunde eilten einzelne Streifpartien zu allen Thoren hinaus, um für das jubelnde, aber hungerige Volk Mundvorrath zu holen. Am rechten Rhone-Ufer war das Land vom Feinde frei bis an den Jura. In der Gegend von Verſoiſe ſtieß eine der Streifpartien auf eine berittene Schaar; es war Herr Augspurger mit Gefolge, der aus Bern zurückkam. Als ihm berichtet wurde, was dieſe Nacht vorgegangen, ritt er kopfſchüttelnd weiter und ſagte zu Herrn Dieſſenbach, der mit ihm kam, um durch Genf weiter in das Lager des Herzogs zu reiten:

„Ihr ſeht, Herr Dieſſenbach, wie Recht ich hatte. Bern hat zu lange gezögert; Ihr kommt mit Euerm Abſagebrief an Savoyen zu ſpät. Genf hat ſich ohne unſere Hilfe gerettet; unſer Verdienſt wird jetzt nur ein geringes ſein. Deſto beſſer für Genf.

Elftes Capitel.

Chillon.

Wenige Wochen nach jener Nacht, war die Welt um den Genfer See ſo verändert, als wären mehrere Menſchenalter mit den manigfaltigſten Umwälzungen über ſie dahingegangen. Das Volk von Bern war von dem treuen Ausharren der Genfer bei der Mitbürgerſchaft und von ihrem Muthe in tiefſten Nöthen gerührt, und zeigte ſich mit den Herren von Bern unzufrieden; dieſe erkannten, daß ſie ſich mit der heldenmüthigen Stadt einen nützlichen Bundesgenoſſen retteten und erſchracken über die Abſichten Frankreichs, die Verey vor Herrn Augspurger verrathen hatte, denn ſie wünſchten es keineswegs, daß König Franz einen Fuß dieſſeits des Jura habe. Das Berner Volk war gerüſtet, und als ihr Führer, der alte Hans Franz Naegeli, die Fahne mit dem Bären wehen ließ, ſtrömte es ſchon zwei Tage, nachdem Herr Dieſſenbach in St. Julien dem Herzog den Abſagebrief übergeben, wie in gewaltigen Wildbachen von den Bergen herab ins Waadtland. Die Schaaren des Herzogs flohen und zerſtoben, ohne zu wiſſen, wohin ſie ſich retten ſollten, denn während er vor Genf ſeine Kräfte verſchwendete, anſtatt die Päſſe Savoyens zu bewachen, hatte ſich König Franz dieſes Landes bemächtigt, um ſich den Weg zu einem neuen Einfalle in Italien zu ſichern. Die Berner nahmen das Waadtland im Sturmſchritt und mit dem Waadtland das Bisthum von Lauſanne. Die ſavoyiſchen Caſtellane öffneten in paniſchem Schrecken überall die Thore; die Burgen der Löffelritter wurden in Aſche gelegt und der Erde gleich gemacht, die Löffelritter ſelbſt flohen dem Herzog ins italieniſche Land nach, um bei ihm oder ſeinem Bundesgenoſſen Carl V. Dienſte des Kriegsknechts zu thun, oder ſie unterwarfen ſich demüthig den Herren von Bern, froh, wenn ſie als Baillys in einem ihrer Schlöſſer belaſſen wurden. Der Löffel, das Symbol ihrer Gefräßigkeit war verſchwunden. Wie dieſſeits das Waadtland, ſo fielen, nachdem ſie Genf durchzogen und mit den Genfern das Feſt der Befreiung gefeiert, jenſeits des See's die weiten und milden Landſchaften des Chablais und Fauſſigny in ihre Gewalt; erſt in Chambery, der Hauptſtadt Savoyens, machte Naegeli

Halt, während Herzog Carl flüchtig und ohne Land in die Fremde irrte.

Auch die Genfer erhoben ihre Fahne aufs Neue, ſturmten aus ihren Mauern hervor und brachen die Schlöſſer des Herzogs: Penay, woher ihnen noch vor Kurzem die Mamelucken ſo vielen Schaden angethan, Juſſy und Gaillard, in deren Kerkern ſo oft ihre beſten Bürger geſchmachtet, Sacconex, das von ſeinem lieblichen Hügel ſo düſter herabdrohte, und eroberten all' das Land, das ihnen noch heute gehört und mit dem ſie ſpäter als Canton in den Bund der Eidgenoſſenſchaft traten. Den ſiegreichen Schaaren der Berner folgten überall die Prediger der neuen Lehre und predigten nun auf offenem Markte in denſelben Städten, in denen ſie vor einigen Tagen, um des Evangeliums willen, hätten das Blutgerüſt beſteigen müſſen. So weit war es gekommen, daß, wie es aus den Rathsregiſtern von Genf aus dem Jahre der Befreiung 1536 heißt: „Niemand diesſeits des See's es wagte, ſich als Savoyarden zu bekennen."

Keine Erdſcholle rings um den herrlichen See gehorchte mehr dem ſavoyiſchen Herzog — nur Chillon ſtand noch aufrecht und von Chillon's viereckigem Donjon wehte noch allein die herzogliche Fahne.

Wie ein Geiſt, der nicht zur Ruhe kommen kann,
ilte Meſſire de Beaufort durch die düſtern Räume
es Schloſſes; nur auf der höchſten Gallerie machte
r manchmal Halt, um gegen Weſten auszuſpähen,
b der Feind nicht ſchon in Vevay zu Lande, oder
n Schiffe auf dem See, herbeieile. Drüben in
Meillerie und dieſſeits ins Clarens wehte ſchon, wie
hm zum Hohne, die Berner Fahne und die Be-
ohner des nahen Montreux kamen oft auf die
rünen Höhen in nächſter Nähe des Schloſſes mit
ner Standarte, auf die ein unförmlicher Bär ge-
malt war, um die letzte Veſte des Herzogs von
Savoyen zu verſpotten, und unter den Nußbaumen
m Ufer ſammelten ſich oft große Mengen, um den
euen Predigern zu lauſchen und nach den Predigten
ſalmen anzuſtimmen, deren langſame und feierliche
Melodie der Seewind bis an das Ohr des Caſtellans
rübertrug. Seine Stirn verdüſterte ſich mehr und
ehr. Obwohl die Zugbrücke aufgezogen war, die
eſchütze überall drohend ihre Mäuler nach allen
eiten hervorſtreckten, fürchtete er doch, daß jene
Mengen, die ihn verhöhnten, eines Tages plötzlich,
it ihren Predigern an der Spitze, hereinbrechen
nnten, um im Hofe von Chillon ſelbſt ihren ketzeri-
en Gottesdienſt zu halten, und die Capelle des
iligen Niton, des Schutzpatrons des See's, zu ent-

weihen. Der Gedanke, die Veſte an eine unſoldatiſche Volksmenge zu verlieren, war ihm am unerträglichſten.

Ueberall ſah er Verräther, die, während er eben nach den Feinden ausſpähte, unten die Zugbrücke fallen laſſen und das Thor öffnen könnten. Aber die kleine Schaar der Valaiſaner unter Barberonge's Anführung, welche die Beſatzung des Schloſſes bildete, durfte er nicht kränken, indem er ihnen den geringſten Verdacht zeigte, obwohl er auch ſie fürchtete, ſeit er wußte, daß auch ihre Landsleute, die von Wallis, obwohl katholiſch, eben ſo wie die Freiburger das Unglück Savoyens benützend, losgebrochen waren, um ſich eines Antheils an der Beute zu verſichern. Seine Beſorgniß ging ſo weit, daß er ſelbſt die Gefangenen in den Kerkern fürchtete, und wenn es nur Einem von ihnen unter dieſen Umſtänden gelang, ſich mit der Beſatzung in Verbindung zu ſetzen, wie leicht konnte er ſie entmuthigen oder zum Abfall bewegen. Sie waren Ketzer und Ketzern traute er die größte Hinterliſt, vor allem eine unwiderſtehliche Ueberredungskunſt zu. Halb in dieſem Gefühle, halb um ſich an ihnen, als zum Feinde gehörig, zu rächen, hätte er ihre Haft gerne verſchärft, wenn es möglich geweſen wäre. Ihre Gefängniſſe waren die tiefſten und ſchlechteſten des ganzen Schloſſes; ſie waren ſchon an Händen und Füßen angeſchmiedet und von jeder menſchlichen Geſellſchaft abgeſchnitten. Er konnte nur die Wachen vor ihren Thüren verdoppeln, und jeden Tag zu ihnen hinabſteigen, um ſich zu verſichern, daß Flucht oder Hervorbrechen, oder irgend welche Verbindung mit außen, unmöglich ſei.

Aber Chillon beherbergte noch eine Perſon, die er mehr fürchtete, als alle anderen, und der gegenüber die Furcht ſich in einen ſtillen Haß verwandelte, da er es nicht vermeiden konnte, daß er eben ſie am meiſten fürchten ſollte. Die Perſon war ſeine Tochter, laire. Seit der Flucht Philibert's betrachtete er ſie ls eine gegen ihn Verſchworene, doch ſchwieg er, auf ückſicht für die Braut des Herrn von Belay; aber t dem Tode dieſes Ritters hatte dieſe Rückſicht ufgehört. Er behandelte ſie als Ketzerin und als ſenen Feind. Sein Plan, ſie wieder und zwar für mmer, ſei es als Nonne, ſei es als Büßerin, in Kloſter zu ſtecken, um die Schande der Familie erſticken, wurde auf's Neue aufgenommen; aber vor er in's Werk geſetzt werden konnte, war alles voyiſche Land in die Hände des Feindes gefallen, e katholiſche Wallis in der Nachbarſchaft, und Freirg in ſeinem Rücken erklärten ſich ebenfalls gegen Herzog, und alles andere Land hinter ihm war neuen Lehre zugethan. Es blieb Herrn von aufort nichts übrig, als ſeine Tochter in Chillon zu behalten; aber hier mußte er ſie, die ihre ketzeriſchen Gedanken nicht mehr verbarg und bei der Zuvorkommenheit, die ihr Barberouge bewies, die Beſatzung oder wenigſtens ihren Führer zum Abfall bewegen konnte, in ſicheres Gewahrſam bringen. Wenn ſie ihm ehemals ſeinen treueſten Diener Jehan Goulé abwendig machen und ſich zu Bonnivard ſchleichen konnte, wie leicht konnte ſie jetzt, wenn Verwirrung oder Auflöſung eintreten mochte, mit den Gefangenen gemeinſchaftliche Sache machen, vielleicht die Veſte verrathen. Claire war ihm nur noch ein Feind und eine Staatsgefangene.

Sie bewohnte nicht mehr die prunkvollen Gemächer Annen's von Cypern, ſondern eine einſame Zelle in einem der runden Thürme, die der Landſeite zugekehrt ſind. Sie, die vor wenigen Monaten mit der Abſicht, einen Gefangenen zu befreien, nach Chillon gekommen war, war nun ſelbſt eine Gefangene in Chillon. Sie wußte nun, trotzdem das Tageslicht zu ihr gelangen konnte, trotzdem ſie auf der grünen Bergwand vor ihr manchmal einen Jäger oder Wanderer vorbeiſtreifen ſah und von unten die Lieder der Soldaten hörte, wie öde, bang und traurig ſich die Tage der Haft dahin ſpinnen. Dieſe Erfahrung machte das Andenken an Bonnivard nur ſchmerzlicher; ſie machte ſich Vorwürfe, daß ſie nicht auf

Mittel geſonnen, ihn mit Gewalt, auch gegen ſeinen Willen, zu befreien und ſann neue Pläne aus für die Zukunft. Oft träumte ſie von Philibert, der eines Tages zurückkehren werde, um für ſie auszuführen, was ihr mißlungen war. Seit er für ſie mit ſeiner ganzen Vergangenheit gebrochen, für ſie in freiwillige Verbannung gegangen war, knüpfte ſie jedes ihrer Gefühle, jeden Gedanken an ihn, bis all ihr Dichten und Trachten in den Träumen der Einſamkeit unauflöslich mit ihm verwachſen war und ihr dieſe Einſamkeit, in der ſie ungeſtört ſeiner denken konnte, lieb wurde.

Bald nach dem Anfange ihrer Haft, als Barberouge ihr Verſchwinden bemerkt und ihren Aufenthalt ausgekundſchaftet hatte, kam er an ihre Thüre und bot ihr ſeine Hilfe an, um ſie, wie es die Courtoiſie gebot, zu befreien. Aber ſie dankte ihm ablehnend. Es widerſtrebte ihr, ihrem Vater in der bedrängten Lage ſeine Abhängigkeit von Barberouge noch einmal um ihretwillen fühlen zu laſſen. Seitdem begnügte ſich der fröhliche Bandenführer aus Wallis mit einzelnen Aufmerkſamkeiten, indem er ihr durch die Frau des neuen Kerkermeiſters, die ſie bediente, manchmal einen Blumenſtrauß zuſchickte, oder am Fuße ihres Thurmes einzelne Sänger aus ſeiner Schaar aufſtellte, die, ohne zu wiſſen, für wen ſie es thaten, aus Italien mitgebrachte Lieder ſingen mußten. Es fiel ihnen dabei nur das Eine auf, daß Barberouge bei ſolchen Serenaden alle wilden Lanzknechtlieder mit ungewohnter Sittenſtrenge verpönte und ihnen nur die zarteſten welſchen Balladen zu ſingen geſtattete.

Schon begann der Berg vor ihrem Fenſter — jener ſchöne Berg, der Chillon ſo hold umrahmt und dieſen Theil des See's ſelbſt im Winter vor kalten Stürmen ſchützt — ſich mit dem erſten goldnen Grün zu bekleiden. Einzelne Rinderheerden gingen ſchon langſamen Schrittes über ſeine gewundenen Pfade hin und ließen ihre Glocken durch die feuchte Luft des Vorfrühlings melodiſch und melancholiſch erklingen. Claire's Augen füllten ſich zum erſten Male ſeit ihrer Gefangenſchaft mit Thränen der Sehnſucht nach Freiheit und nach einem glücklicheren Leben, darauf jedes junge Gemüth Anſprüche erhebt. Die Trauer leitete ihre Gedanken in Bonnivard's Gefängniß, dem ſelbſt das Glück fehlte, das ſolche traurige Stimmung bei den erſten Blicken und Stimmen des Frühlings ſelbſt im Kerker gewährt. Beim Anblicke der friedlichen und holden Natur ſchien ihr das menſchliche Leben unendlich grauſam, im verzweifeltſten Widerſpruche mit der ſchönen Schaubühne, auf der es ſeine Trauerſpiele aufführt. Ihr ganzes Weſen empörte ſich gegen den Gedanken, daß dieſer Widerſpruch eine Nothwendigkeit ſei und bekräftigte ſie in der Ueberzeugung, daß es beſſer werden müſſe in dieſer traurigen Welt — und ſo verwandelte ſich ihre Trauer in Hoffnung. Noch mit thränenden Augen blickte ſie zum engen Thurmfenſter hinaus und ſteckte ſie — ein ſchönes Bild in traurigem Rahmen — das junge Haupt aus dem Gitter hervor, um den Frühling ſo weit als möglich zu ſehen, als ſie tief unter ſich die Galeere, die vor dem Schloſſe auf der See Wache gehalten hatte, eilig hereinrudern ſah, um da, wo der See zwiſchen Chillon und dem Feſtlande eine Art von Feſtungsgraben bildete, unterhalb der Zugbrücke, anzulegen. Die Galeere war offenbar auf der Flucht und ſuchte Schutz hinter dem Schloſſe.

Vor wem konnte die Galeere fliehen? Kein Widerſacher des Herzogs konnte auf dem See Schiffe ausrüſten als Genf., Kamen ſie endlich, um Bonnivard zu befreien?

An demſelben Tage ſah ſie, hart vor ihr, auf allen Pfaden, die ſich den Berg hinaufſchlängelten, große Schaaren Bewaffneter erſcheinen, die ſogleich die gewaltigſten Baumſtämme fällten und auf allen Vorſprüngen und Plateau's die Erde aufzuwühlen begannen. Nach wenigen Stunden war der Berg, hoch über Chillon, mit Bruſtwehren bedeckt. Ochſen und Maulthiere trugen auf ihren Rücken Geſchütze herbei, die gleich darauf aus den Schanzen hervorlugten und ihre ehernen Mäuler dem Schloſſe entgegen gähnen ließen. Auf der mittelſten der Schanzen entfaltete ſich, ehe die Sonne ſank, die Standarte Berns. Chillon war belagert.

Zwölftes Capitel.

Freiheit.

Die Berner, als ſie das Waadtland unter Hans Franz Naegeli eroberten, hatten, um ſich in ihrem Siegeslauf nicht aufhalten zu laſſen, und um Genf rechtzeitig zu entſetzen, von Lauſanne aus ihren Marſch weſtwärts gerichtet und Chillon, im Oſten, vernachläſſigt. Von Genf aus ſetzten ſie ihren Zug auf Bitten der Genfer ſelbſt und mit dieſen vereinigt, weiter fort in die Staaten des Herzogs und eroberten, wie ſchon erzählt, Chablais, Fauſſigny und das eigentliche Savoyen. Erſt im Monat März, nachdem dieſe Eroberungen vollendet und befeſtigt waren, konnten ſie daran denken, die des Waadtlandes durch die Einnahme von Chillon zu vollenden. Die Genfer rüſteten freiwillig fünf Galeeren aus, oder vielmehr verwandelten fünf elende Barken in Galeeren, beluden ſie mit Geſchützen und ſandten ſie aus, um die Berner von der Seeſeite aus zu unterſtützen und ihre Gefangenen zu befreien. Die größte der Barken rüſtete man mit den vier Geſchützen aus, welche Bonnivard der Stadt geſchenkt hatte, eine That, welche die Reihe ſeiner patriotiſchen Thaten eröffnete, und welche zuerſt das Mißtrauen des Herzogs auf ihn zog, das ſich aber mit der Zeit in Haß und Verfolgung verwandelte. Die Geſchütze von St. Victor ſollten nun den Prior von St. Victor befreien helfen. Als ſie auf dem Damme in Genf eingeſchifft wurden, umgab ſie das Volk mit Segenswünſchen und gab ihnen Grüße mit an ihren ehemaligen Herrn. Die Genfer hatten auch gewaltige Wollenballen mitgenommen, die ſie rings auf den Rändern der Barken aufſchichteten, um ſich hinter ihnen vor den Kugeln der Feinde zu ſchützen; zwiſchen den Ballen blickten die Geſchütze hervor, wie aus Schießſcharten, ſo daß die Barken wie kleine ſchwimmende Feſtungen ausſahen.

Die Kanonen Bonnivard's eröffneten das Feuer; ihnen folgten die andern Geſchütze der Genfer und dieſen ſchloſſen ſich ſofort die Berner von der Höhe des Berges an. Es war bei Tagesanbruch und zwar den 28. März. Chillon erbebte in ſeinen Grundfeſten. Vom nahen Berge wiederhallte der Kanonendonner mit doppelter Gewalt, rollte über den See hin, wo er, auf Felswände ſtoßend, zurückprallte, um neuem Kanonendonner und Wiederhall zu begegnen. Der ganze große Keſſel des obern See's zwiſchen Bevay und den Mündungen der Rhone war wie von einer unendlichen Zahl gewaltiger Gewitter erfüllt. In der That glaubte Bonnivard von einem Frühlingsgewitter geweckt zu werden; er erhob den Kopf vom Steine und horchte mit traurigem Lächeln. „Da iſt der Donner wieder,“ ſagte er vor ſich hin, „der Bote des Frühlings! Es wird bald Frühling werden und mein Sonnenſtrahl wird mich bald beſuchen.“ Aber da er länger horchte, konnte er wohl die einzelnen Schläge unterſcheiden und endlich erkennen, daß jenem Donner von Außen ein Donner aus dem Innern des Schloſſes antwortete. Bei dieſer Entdeckung ſchnellte er vom Boden empor und mit einer Kraft, von der er ſich längſt verlaſſen glaubte, ſtürzte er die wenigen Schritte vorwärts, die ihm ſeine Kette zu machen erlaubte. Drei Schritte vom Ringe, an den er gefeſſelt war, mußte er innehalten. Niemals ſeit ſechs Jahren riß er mit ſolcher Ungeduld, mit ſolchem Zorne wie jetzt, an ſeiner Kette, die ihm nicht geſtattete, bis an die kleine Scharte vorzudringen, welche ihm vielleicht einen Blick nach Außen erlaubt hätte. Mit unendlicher Sehnſucht blickte er hinauf zu ihr; bei jedem Donnerſchall ſpannte er die Kette auf's Neue und ſtrengte er ſich an, ſie zu ſprengen, bis ſein ſchwacher Körper unter den fortwährenden fruchtloſen Anſtrengungen und der mächtigen Aufregung zuſammenbrach und ſo die Kette, im Falle, näher an den Ring zog. Aber auf dem Boden liegend und zu kraftlos, um nur noch den Kopf empor halten zu können, murmelte er: „Freiheit! Freiheit!“ Und nachdem ihm ſo qualvolle und glückſelige Stunden langſam und raſch dahingegangen waren und plötzlich, wie es ihm ſchien, über ſeinem Haupte ſich ein mächtiges, ſtürzendes Gepolter vernehmen ließ, als ob die Berge zuſammenfielen, da eine Mauer, vielleicht ein Thurm zuſammenſtürzte, rief er, die Arme erhebend: „Brechet zuſammen, Kerkermauern! Bedecket und begrabet mich mit euerm Schutte, wenn ſie nur ſiegen!“

Es war die obere Hälfte eines ſüdweſtlichen Thurmes, die zuſammenſtürzte, einen Theil der Mauer niederriß, eine Platform durchbrach, den Hof mit Trümmern anfüllte und in den dichten Pulverdampf eine Wolke von Staub miſchte, daß die Belagerten zu erſticken dachten und das Feuer für einige Zeit einſtellten. Die durchbrochene Platform war die einzige Stelle, von der aus die Belagerten mit leichten Geſchützen und Büchſen, vor den Bernern auf dem Berge durch einen vorſtehenden Thurm geſchützt, dem Feuer der Genfer antworten, ja ihre Fahrzeuge beherrſchen konnten. Die andern Gallerien und Platformen waren, trotz ihrer Zinnen und Bruſtwehren, den Bernern, die auf dem Berge höhern Standpunkt einnahmen, ſo ſehr ausgeſetzt, daß ſie gleich nach der Eröffnung des Feuers mit Verluſt verlaſſen werden mußten.

Die Belagerer erkannten das Günſtige ihrer Lage, und da nach dem Einſtürzen des Thurmes das Feuer in Chillon ſchwieg, glaubten ſie, das Schloß habe die Artillerie der Verbündeten genugſam erprobt und werde zur Capitulation geneigt ſein. Baudichon, der die Genfer commandirte und die Veſte, die vier edle Genfer als Gefangene beherbergte, nicht in Grund ſchießen wollte, ſandte mit Einwilligung der Berner einen Herold ab, in Begleitung eines Fahnenträgers und eines Trompeters.

Barberouge, der von den Zimmern der Prinzeſſin von Cypern die Einſchiffung des Genfer Herolds beobachtet hatte, ſtieg in den Hof hinab, um dem Commandanten die Nachricht zu bringen. Er fand Meſſire de Beaufort auf einem Mauertrümmer ſitzend, den Kopf in die Hand geſtützt. Als dieſer Barberouge nahen ſah, ſagte er: „Capitain, glaubt Ihr, daß das Schickſal der Menſchen und Staaten, ja der einzelnen Häuſer in Zahlen zu berechnen ſei?“

„Ihr meint, wie die Rechnung eines Menſchen bei einem Weinwirth auf deſſen Durſt ſchließen läßt?“ fragte Barberouge.

Aber ohne auf dieſen Scherz einzugehen, ſagte Meſſire de Beaufort: „Es iſt wohl mehr als Zufall, daß Chillon in dieſem Jahre gerade drei Jahrhunderte alt iſt. Es wurde im Jahre 1236 von Amadeus V. gebaut. Es iſt ihm wohl beſtimmt geweſen, ſich gerade dreihundert Jahre im See zu beſpiegeln. Es iſt wohl auch kein Zufall, daß gerade Chillon, wo Philipp von Savoyen durch einen großen Sieg ſich den Beſitz des Waadtlandes ſicherte, wieder der letzte Punkt ſein ſoll, den er im Waadtlande verliert.“

„Herr von Beaufort,“ ſagte Barberouge, nachdem er ihn einige Zeit erſtaunt angeſehen, „Ihr kommt mir ſehr empfindſam vor. Es iſt übrigens möglich, daß hinter allen dieſen Dingen ſehr viel Aſtrologie ſteckt, vielleicht auch Aſtronomie. Aber von den Dingen verſtehe ich nichts. Meine ganze Aſtrologie beſteht darin, daß ich weiß, wie vor dreihundert Jahren von den Dingen, die wir Kanonen nennen, noch keine Spur beſtand, und daß man damals ſehr klug ſein und ein feſtes Schloß am Fuße eines Berges erbauen konnte. Euer Amadeus war wahrſcheinlich ein ſehr kluger Mann, daß er das

Schloß hierher baute, wo es den Eingang in das Waadtland beherrſchte, denn zwiſchen Berg und Schloß konnte ſich damals kein Feind durchdringen, ſo eng iſt der Paß. Heute aber wäre Euer Amadeus ein ganzer dummer Herzog, wenn er das Schloß wieder an dieſelbe Stelle und an den Fuß des Berges bauen wollte, wo man Euch ſo viele Kugeln auf den Kopf regnen läßt, als man nur will, ſo daß alle Eure Gallerien und Zinnen nutzlos ſind. So viel erkenne ich ohne alle Aſtrologie und hätte ich, wenn ich überhaupt an Denken gewöhnt wäre, erkennen ſollen, bevor ich meine Valaiſaner auf Euere Platformen aufſtellte, wo ſie zuſammengeſchoſſen wurden wie die Vögel auf laubloſen Bäumen. Und ſo glaube ich auch, werdet Ihr dem Herold Gehör geben, den die Genfer ſo eben von ihren Schiffen abſenden."

„Die Genfer!" rief Herr von Beaufort, indem er erzürnt aufſprang — „niemals werde ich mit den Genfern unterhandeln; ſie ſind Rebellen gegen meinen gnädigen Herrn. Wären es noch die von Bern, vielleicht — geht hin, Barberouge, empfanget den Herold an der Brücke und laſſet ihn nicht zu Worte kommen."

Barberouge zuckte die Achſel und ſagte nach einigem Beſinnen: „Ihr ſeid hier der Befehlshaber.

Geſegne es Euch Gott; aber ich ſage Euch, Chillon iſt nicht zu halten."

Barberouge ging und beſtieg die Gallerie über dem Thore in dem Augenblicke, als der Herold draußen erſchien. Noch bevor dieſer in's Horn ſtieß, rief er ihm zu: „Gebt Euch keine Mühe, Herr Herold! Meſſire de Beaufort will von Uebergabe nichts wiſſen."

Dennoch ſtieß der Herold in's Horn, da aber Barberouge ſich wieder von der Gallerie zurückzog, weder ein Anderer an ſeiner Stelle erſchien, noch die Zugbrücke heruntergelaſſen wurde, ging er unverrichteter Sache wieder zu den Schiffen zurück.

Doch wurde den Reſt dieſes Tages hindurch Waffenruhe gehalten; nur manchmal warfen die Verbündeten eine Kugel in's Schloß, wie um an ihre Anweſenheit zu erinnern. Sie bereiteten ſich zu einem kräftigern Angriff vor und zu dieſem Zwecke wurde Baudichon, ein Kenner des Geſchützweſens, auf den Berg zu den Bernern eingeladen, daß er ihnen Rath behufs neuer Schanzenlager ertheile. Er benutzte dieſen Beſuch im Lager der Verbündeten, ſie darauf aufmerkſam zu machen, daß ſie tiefere Theile des Schloſſes zu ſchonen hätten. „Dort," ſagte er, „befinden ſich die Gefängniſſe und in dieſen Gefängniſſen ſchmachten die Beſten unſerer

Landsleute, darunter **Bonnivard**, die allein die Eroberung dieſes Felſens wünſchenswerth machen. Wir wollen nicht, indem wir ein altes Schloß erobern, uns ſelbſt um gute Bürger bringen und ſie unter den Trümmern begraben.“

Während draußen große Thätigkeit herrſchte, war das Innere des Schloſſes von traurigem Schweigen erfüllt. Der letzte Soldat hatte nach den erſten Angriffen erkannt, daß Chillon nicht zu halten ſei. Man hielt es für überflüſſig, den erlittenen Schaden auszubeſſern und ließ Alles, wie es war, von Schutt und Steinen erfüllt. Meſſire de Beaufort ſaß immer auf ſeinem Mauertrümmer, den Kopf in die Hand geſtützt, und wälzte Gedanken in ſeinem Hirn, welche die Beſatzung nicht für ermuthigend hielt. Gegen Abend ſetzte ſich Barberouge zu ihm, ſah ihn kopfſchüttelnd an und fragte endlich, ob er für die Nacht keine Befehle zu ertheilen habe. Der Caſtellan ſtarrte ihm lange prüfend in's Geſicht und ſagte endlich: „Barberouge, laſſet den ganzen Pulvervorrath aus dem Thurme in die unterſten Gewölbe tragen.“

Barberouge machte große Augen. „Verſtehe ich Euch, Meſſire de Beaufort?“

„Wenn Ihr ein rechter Soldat ſeid und etwas auf Euere Ehre haltet, ſo verſteht Ihr mich,“ erwiederte der Caſtellan, ohne aufzublicken.

„Ihr wollt das Schloß und uns in die Luft ſprengen."

„Dazu bin ich entſchloſſen. Es war dem Schloſſe beſtimmt, gerade dreihundert Jahre zu leben. Die Herzöge von Savoyen haben es gebaut, ihnen gehört es und es ſoll dieſen Krämern und Kuhhirten nicht in die Hände fallen. Schade genug, daß die fünfzig Schlöſſer des Herzogs, der Ritter und der Biſchöfe ſo raſch nacheinander fielen wie vergiftete Fliegen. Der letzte Beſitz des Herzogs auf dieſem Grunde ſoll wenigſtens auf gute alte Weiſe von der Erde verſchwinden."

„Und wir Alle mit?" fragte Barberouge.

„Ja, wir Alle mit!"

„Das thut mir leid! Jetzt gerade, da es wieder in Italien losgegangen. Rom wird vielleicht wieder genommen und ich ſage Euch, wer einmal dabei geweſen, der wünſcht ſein Leben lang, dieſes Vergnügen zum zweiten Mal zu genießen. Von Chillon aus wollte ich geraden Weges über den Simplon nach Wälſchland reiten; ſeit Wochen träume ich nichts Anderes. Nun ſoll ich hier in die Luft und zum Teufel fahren. Aber Ihr habt zu befehlen und zur Zeit iſt meine Seele Euch verſchrieben."

Barberouge ging, um den Befehl des Caſtellans zu vollziehen und den Pulvervorrath in die untern

Gewölbe tragen zu laſſen, aber nach wenigen Schritten kehrte er wieder zurück.

„Sire de Beaufort, ſollen die Gefangenen mit in die Luft fahren, oder werden ſie vorher freigelaſſen?“

„Sie bleiben wo ſie ſind!“ antwortete der Caſtellan.

„Das mögt Ihr mit Euerem Gewiſſen ausmachen, Herr von Beaufort, wenn Ihr Leute, die an der Kette liegen, mit in die Luft ſprengt oder unter den Trümmern Euerer Thürme begrabt. Das geht mich nichts an. Aber da ſind auch einige Weiber im Schloſſe und unter andern Euer Fräulein. Sollen die auch mit?“

Der Caſtellan ſchwieg. Barberouge fuhr fort: „Es iſt gegen die Courtoiſie! Was weiblichen Geſchlechts iſt, muß aus dem Schloſſe, das mache ich Euch zur Bedingung, wenn ich Euch zu der Luftfahrt verhelfen und Geſellſchaft leiſten ſoll.“

„Thut, wie Ihr wollt,“ antwortete der Caſtellan kurz, „nur daß für morgen Alles bereit ſei.“

Barberouge wandte ſich wieder um zu gehen, hatte aber noch eine Frage zu ſtellen: „Und wem, Sire de Beaufort, habt Ihr die Ehre zugedacht, den Funken in das Pulverfaß zu werfen?“

„Mir ſelbſt!“

Barberouge zog den Hut, verneigte ſich und ſagte: „Erlaubt mir, Euch mein Compliment zu machen, wenn ich Euch nicht mehr ſehen ſollte.“

Er putzte den Staub von Wamms und Stiefel, ſtrich ſich den Bart in Ordnung und ſtieg die Thurmtreppe hinauf, die zu Claire's engem Gemach führte; aber er fand die Thüre offen und das Gemach war leer. Die Thüre hatte ſich während der Beſchießung des Schloſſes, als alle Mauern beim Einſtürzen des einen Thurmes erſchüttert worden, von ſelbſt geöffnet und Claire war hinabgeeilt in die unteren Gänge. Unwillkürlich floh ſie in die Nähe der Gefängniſſe und dort fand ſie den Kerkermeiſter, von einem herabgeſtürzten Stein getödtet, ausgeſtreckt liegen. Sie nahm das Schlüſſelbund von ſeinem Gürtel und öffnete mit unendlicher Mühe die beiden Thüren, die zu Bonnivard's Gefängniß führten. Erſchöpft von den Anſtrengungen des Tages, ſank ſie kraftlos neben ihm nieder, kaum fähig, ihm, was draußen vorging, in klaren Worten mitzutheilen. Aber ihm war die Gegenwart genug; ſie erſchien ihm wie ein Bote der Freiheit und die Thüren, die offen blieben, ſagten ihm, daß er ſie bald frei durchſchreiten werde, wenn ſein guter Schutzgeiſt Claire auch nicht fähig war, die Feſſel von ſeinen Füßen zu löſen und den Ring aus der Mauer zu reißen, an den er angeſchmiedet war.

„Dies," ſagte er ihr tröſtend, „werden die Genfer thun!"

Aber die Stille, in der die Stunden des Nachmittags und des Abends vergingen, erfüllten ſie wieder mit ängſtlicher Spannung; nur wenn hier und da ſich ein einzelner Kanonenſchall hören ließ, athmeten ſie in Hoffnung auf. Sie erſchracken, als Barberouge ſpät Abends eintrat und ausrief: „Ich habe mich alſo nicht geirrt, Fräulein von Beaufort — ich wußte, daß Ihr hier ſein werdet, als ich Euer Neſt dort oben leer fand. Habt die Güte und folgt mir!"

„Wohin?" fragte Claire erſchrocken.

„Seid unbeſorgt, Barberouge lockt Damen nicht in einen Hinterhalt. Hier iſt Eueres Bleibens nicht!"

Claire wollte ſich weigern, aber Bonnivard, dem Barberouge's Weſen Vertrauen einflößte, forderte ſie ſelber auf, ihm zu gehorchen und ſie ging.

Eine Stunde ſpäter, es war ſchon tief in der Nacht, wurde die Zugbrücke herabgelaſſen und aus dem Schloſſe, an der Spitze mehrerer Frauen, trat Claire, von Barberouge bis jenſeits des Grabens begleitet. — „Jetzt," ſagte dieſer, „geht nur nach links, den Weg nach Montreux entlang. Er iſt von Feinden frei. Es thut mir leid, daß ich Euch nicht weiter geleiten kann. Mein edles Fräulein, geht mit Gott und denket manchmal des alten, höflichen Soldaten.“

„Und mein Vater?“ fragte Claire, „warum erlaubt er nicht, daß ich Abſchied von ihm nehme? Soll ich ihn nicht wieder ſehen?“

„Auf all' das kann ich Euch nicht antworten, lebet wohl; geht mit Gott!“

Mit raſchen Schritten ging er in das Schloß zurück: die Zugbrücke wurde hinter ihm aufgezogen und die Frauen ſtanden draußen allein in der dunkeln Nacht. Claire ſchien es vergeſſen zu haben, daß ſie weiter wandern ſollte, denn ſie ſetzte ſich auf einen Stein und weinte bitter. Sie weinte, daß ſie von ihrem Vater gehen mußte, ohne den Kummer empfinden zu können, den ſie bei einem ſolchen Abſchiede lieber empfunden als vermißt hätte und doch that es ihr weh, daß er nicht einmal ein Wort des Abſchiedes an ſie richten wollte. Dann ſollte ſie den alten Bau verlaſſen, in dem ſie ſo viel erlebt hatte und über den, wie ſie ahnte, ſchon in dieſer Nacht vielleicht, ein entſcheidendes Schickſal ſchwebte und in deſſen bedrohten Mauern ein Unglücklicher verweilte, mit deſſen Geſchick ſeit langer Zeit alle ihre

Gedanken verwachſen waren und hier draußen, außerhalb der Mauern, in denen ſie ihre Kindheit verbracht, war ſie gänzlich verlaſſen und einſam, als ob ſie durch keine Bande mehr mit der Welt zuſammenhinge. So ſtark ſie ſich oft bewährt hatte, jetzt brach die Kraft ihres Gemüthes zuſammen; ſie weinte und ſie ſagte ſich, daß ſie ein Recht habe zu weinen. Die Frauen, die ſie als ihre Führerin betrachteten, hielten ebenfalls inne, ſetzten ſich zu ihr und ließen ebenfalls ihre Thränen fließen, während von Zeit zu Zeit eine glühende Kugel über die Häupter der traurigen Gruppe dahin flog.

Sie erhoben ſich, um weiter zu wandern, als ſie in den Gebüſchen einen Mann bemerkten, der ſie zu beobachten und ſich endlich zu nähern ſchien. Aber ſie hatten nur wenige Schritte zurückgelegt, als derſelbe Mann ihnen in den Weg trat und mit dem Ausrufe: „Biſt Du es?“ auf Claire losſtürzte.

„Philibert!“ rief Claire und ſank an ſeine Bruſt, „Dich ſendet ein gütiger Gott!“

„Konnteſt Du glauben, daß ich ferne ſein werde, wenn Dir Gefahr droht?“ fragte er vorwurfsvoll. „Ich zog nicht als Feind Chillons mit den Verbündeten; ich kam mit ihnen, nur um Dir nahe zu ſein, nur hoffend, daß ich Dir einen Dienſt leiſten könnte. Den ganzen Tag und dieſe ganze Nacht irrte ich um das Schloß, immer nach Dir ſpähend und nun halt' ich Dich in den Armen!"

Das Gefühl der Verlaſſenheit war von ihr genommen; an ſeinem Arme hängend, folgte ſie ihm mit den Frauen in die Nacht hinaus, gegen Montreux, wo er ſie in Sicherheit bringen wollte. Sie waren dort noch nicht angelangt, als ſie, mit erſtem Morgenanbruche, hinter ſich auf's Neue die Kanonen donnern hörten.

„Das Feuer," ſagte Philibert, „iſt heute noch heftiger als geſtern. Chillon wird ſich den Tag hindurch nicht mehr halten können."

In der That tobte heute der Donner mit verdoppelter Gewalt. Die Nebel auf dem See und auf den Bergen zitterten und zerſtreuten ſich bald, als ob ſie ängſtlich die Flucht ergriffen. Chillon erbebte noch heftiger als geſtern und öfter als geſtern ſtürzten Bruchſtücke von Mauern und Thürmen in die Tiefe, bald nach innen in den Hof, bald in die Waſſer des Sees, die dann hoch aufbrauſten. Von den zwanzig Thürmen, die Chillon damals ein ſo ſtolzes und gewaltiges Ausſehen gaben, hoben nur noch wenige unverſehrt ihre Häupter empor und die hohen Mauern klafften mit weiten Riſſen nach allen Seiten.

Herr von Beaufort ſtand an einen Pfeiler des Hofes gelehnt und ſah der Verwüſtung zu. Von Zeit zu Zeit wandte ſich ſein Blick nach dem Kreuze, das ſich über dem viereckigen Thurm in der Mitte, dem gewaltigſten des Schloſſes, erhob. Wenn das Kreuz fiel, dann ſollte die Stunde der letzten Entſcheidung geſchlagen haben. Aber es ſtand feſt und des Caſtellans bemächtigte ſich beinahe eine gewiſſe Ungeduld, da die Kugeln rechts und links einſchlugen, ohne es zu berühren. Er fragte ſich, ob es nicht Feigheit von ihm ſei, daß er vom Zufall ein Signal erwarte, das auch ausbleiben konnte. Er ſteckte ſich ein anderes Ziel, dem nicht auszuweichen war. Wenn der Schatten des Kreuzes, der in den Hof fiel, bis an die Mauer vorgerückt iſt und dieſe berührt, dann ſoll die That geſchehen, ſelbſt wenn das Kreuz noch aufrecht ſteht. Aber der Schatten hatte die Mauer noch nicht erreicht, als das Kreuz, von einer Kugel der Genfer getroffen, herabſtürzte und vor ſeinen Füßen zerſplitterte. Meſſire de Beaufort that einen tiefen Athemzug und ſchritt über die Trümmer des Kreuzes hinweg, in den Gang, der in die untern Gewölbe führte. An einem Pfeiler dieſes Ganges, in einem Ringe ſteckte eine Fackel, deren Flammen unruhig hin- und herflackerten. Er ergriff ſie und verſchwand auf der unterſten Treppe.

Aber nach wenigen Minuten erſchien er wieder im Gange; er warf die Fackel gegen die Wand und ſah zornig und mit bleichem Geſichte um ſich. — „Ihr habt mir einen ſchlechten Streich geſpielt,“ rief er Barberouge zu, der eben von der Platform herabſtieg, „ich habe unten nicht ein Pfund Pulver gefunden.“

„Nicht ich habe Euch dieſen Streich geſpielt, Herr von Beaufort, aber meine Leute. Als ſie heute Morgen die Pulverkammer leer fanden, ſchöpften ſie Verdacht, ſuchten und fanden Euer Pulver, wohin ich es während der Nacht hatte bringen laſſen. Sie ſagten, ſie wollten es bis zum letzten Korn verſchießen, wenn's Noth thue, aber ſich um nichts in die Luft ſprengen laſſen, das wollten ſie nicht. Unter uns geſagt, Herr von Beaufort, die Leute haben Recht. Ich habe Euch zugeſagt, weil mich mein ritterlicher Sinn verleitete, Euch bei einer ſolchen Unternehmung Geſellſchaft zu leiſten; aber was erwartet Ihr von ſolchen Bauernkerlen? Die ſehen nicht ein, warum ſie um nichts in die Luft ſpringen ſollen. Und weil es denn einmal ſo iſt und weil es wirklich nicht länger geht, ſo thätet Ihr gut, Herr von Beaufort, wenn Ihr den Herold hören wolltet, den ſich die Berner anſchicken, an Euch abzuſenden. Ich habe es von der Platform aus beobachten können.“

Anſtatt aller Antwort ging Herr von Beaufort in den Marſtall, aus dem er ſein Pferd herauszog. Er ſattelte es ſelbſt und beſtieg es. „Jetzt, Meiſter Barberouge, laßt mir die Brücke fallen; ich reite davon; Ihr könnt capituliren, ſo viel Ihr wollt.“

„Meint Ihr es ſo? Nun das geht auch an, wenn Ihr es nicht über's Herz bringen könnt, zu capituliren.“

Barberouge ließ ſelber die Brücke herab, Herr von Beaufort verneigte ſich vor ihm und ritt, ohne ſich umzuſehen, langſamen Schrittes zum Thore hinaus und wandte dann ſein Roß rechts, auf den Weg, der nach Wallis führt. Als die Berner einen Reiter bemerkten, der aus Chillon herauskam und in's Land hineinritt, wandten ſie ihm raſch ihre Büchſen zu und es folgte ihm ein Hagel von Kugeln. Herr von Beaufort ritt weiter, ohne den Kopf nach rechts oder links zu wenden, ohne ſeinem Pferde den Sporn zu geben, langſamen Schrittes. Erſt als er us dem Bereiche der Kugeln war, griff ſein Pferd us und trug ihn in wenigen Minuten bis an den Eingang in das Rhonethal. Dort erſt ſah er ſich m und ſah die weiße Fahne auf Chillon flattern. r zuckte die Achſel und verſchwand hinter den Bergen.

Bevor Barberouge den Befehl gegeben, daß die weiße Fahne aufgepflanzt werde, hatte er den Reſt ſeiner kleinen Schaar im Hofe verſammelt und ſo zu ihnen geſprochen: „Jetzt, Jungens, werden wir das Neſt Denen da draußen überlaſſen. Sie werden uns nichts anhaben wollen, weil wir Walliſer ſind; uns können ſie auch nicht brauchen, weil die Schweizer ſelbſt losſchlagen, wo ſie was zu ſchlagen haben. Meine Meinung iſt alſo, wir marſchiren geradeswegs nach Italien zu Kaiſer Carl oder König Franz, je nachdem. Ich meine, König Franz iſt heut zu Tage dem Kaiſer Carl vorzuziehen. Denn diesmal iſt es wohl König Franz, der Rom plündern wird, da Papſt Clemens der Alliirte des Kaiſers iſt.“

„Nach Italien!“ riefen die Söldner und Barberouge ließ die Fahnen aufſtecken und zugleich die Zugbrücke fallen. Er rückte zum Schloſſe hinaus und ſah ruhig zu, wie die Berner, gleich einem Wildbach, von den Bergen herabſtürzten und ſich in das Thor drängten. Zu gleicher Zeit ruderten die Kähne der Genfer heran, um an der Zugbrücke anzulegen. Bald war das ganze Schloß erfüllt und tobten die Sieger durch Gänge und Gemächer.

Dies geſchah am neunundzwanzigſten Tage des Monats März des Jahres Ein Tauſend Fünf Hundert Dreißig und Sechs.

Aber die Genfer vergaßen es im Taumel des Sieges nicht, warum ſie ihre Barken in Galeeren umgewandelt und warum ſie den Zug gegen Chillon, für ſie ein Kreuzzug, mitgemacht. Während die Berner die weiten Hallen einnahmen und die ſchönen Waffen des Herzogs von Savoyen aus erbrochenen Schränken holten, oder auf die Thürme eilten, um von da aus ihr Siegesgeſchrei, wie ſie es als Hirten oder Gemſenjäger gewohnt waren, als ſtänden ſie auf Alpenſpitzen, in die Welt hinauszuſenden, während die Söhne der Wengern Alp und des Grindelwaldes die Pracht der cypriſchen Gemächer anſtaunten und ſich auf die morgenländiſchen Ruhebette warfen, drangen die Genfer in alle untern und dunkeln Gänge, immer „Bonnivard! Bonnivard!“ rufend. Sie kannten die Gänge in die Gefängniſſe nicht, die tiefer lagen als ſie dachten und ſtießen und brachen alle geſchloſſenen Thüren auf, immer hoffend, den geliebten Gefangenen endlich zu entdecken und immer auf's Neue enttäuſcht. Es war Niemand da, der ſie führen konnte, denn die Beſatzung war abgezogen und die wenigen, zurückgebliebenen Bewohner hatten ſich beim Hereinſtürmen der Eroberer verborgen. Schon hatte ſich der Genfer die Sorge bemächtigt, die Gefangenen ſeien vor ihrer Ankunft entfernt, aus Chillon entführt, oder vielleicht ohnmächtiger Rache geopfert worden, und in dieſer Sorge begannen ſie in der Tiefe des Schloſſes, ohne Plan und Ziel, zu graben und zu wühlen, als plötzlich, zu ihrem Staunen, ein junges Mädchen unter ihnen erſchien und ihnen zurief: „Folget mir! Ich führe Euch zu Bonnivard!“ — Es war Claire, die, als ſie von Montreux aus die weiße Fahne über dem Schloſſe flattern ſah, mit Philibert herbeigeeilt war.

Sie ließ eine Fackel anzünden und mit dieſer in der Hand eilte ſie den Genfern voraus, die tiefſte Treppe hinab, den feuchten Gang entlang, durch die beiden Thüren, die noch offen ſtanden.

Bonnivard ſtand an die Mauer gelehnt, unfähig zu antworten, als er ſeinen Namen von den Heranſtürmenden rufen hörte und unfähig, die Arme zu erheben, als ſie nun von Claire geführt hereinſtürzten. Im Augenblicke war der Kerker von ihnen erfüllt und Bonnivard von zwanzig Armen umſchlungen. Die Einen lagen an ſeinem Halſe, die Andern umſchlangen ſeine Kniee. „Ihr ſeid frei, Bonnivard! Wir ſind Genfer, Herr von St. Victor!“ riefen ſie durcheinander, Jeder begierig, ihm die Kunde ſeiner Befreiung mitzutheilen. Bonnivard nickte nur lächelnd mit dem Kopfe. Plötzlich erfüllte, trotz dem Gedränge, tiefe Stille den ganzen Kerker; denn da ſie um ſich blickten, die öden Kerkermauern, den fel ſigen Grund erkannten und dann das bleiche Geſicht des Gefangenen, ſeinen Bart, der halb ergraut über die Bruſt herabfloß, ſeine Kleidung, die in Fetzen an dem abgemagerten Leibe hing, bemächtigte ſich ihrer eine tiefe Andacht. Man hörte nur die Küſſe, die die Einen auf die Fetzen ſeines Kleides drückten und das Schluchzen, das aus mancher Männerbruſt heraufſtieg. Dann wieder rafften ſie ſich auf, um ihn auf ihren Schultern hinauszutragen, aber da erklirrten die Ketten, und ſie ermahnten ſie, daß Bonnivard angeſchmiedet war. Ingrimmig zogen ſie die Schwerter, um die Ketten zu zerhauen oder riſſen ſie an dem Ringe, der ſie an der Mauer feſt hielt. Ketten und Ring widerſtanden, bis man Zangen und Brecheiſen herbeibrachte. Endlich wich der Ring und in demſelben Augenblicke ſaß Bonnivard auf zwei kräftigen Schultern und unter einem Jubelgeſchrei, das die alten Wölbungen erzittern machte, trugen ihn die Genfer hinaus an's Licht und in die Freiheit.

Bald folgten ihm die drei anderen Genfer Gefangenen Arlod, Toquet und Lambert.

Die eine der Genfer Galeeren, die Bonnivard's Kanonen trug*), wurde in ein Luſtſchiff verwandelt und ſpannte noch am ſelben Tage die Segel. Sie trug Bonnivard und Claire und Philibert, welche die Genfer als ihre Mitbürger proclamirten. Ein ſanfter Oſtwind trieb ſie gegen Genf.

---

*) Die Kanonen Bonnivard's (mit ſeinem Wappen: fünf Muſcheln im Kreuze) wurden von der Stadt Genf wie eine

Vor ſechs Jahren, als es Bonnivard verlaſſen, lag es unter dem eiſernen Fuße eines herrſchſüchtigen und tyranniſchen Herzogs, der ein Schloß, ein Zwinggenf, in ſeiner Mitte beſaß, in der Schlinge eines verrätheriſchen Biſchofs und als preisgegebene Beute eines räuberiſchen Adels da. Er ſah es wieder: frei, eine Republik, beleuchtet vom Lichte der neuen Lehre, die Calvin noch nicht entſtellt hatte.

Bonnivard war einer der glücklichen Märtyrer, welche die Früchte ihrer Leiden ſehen konnten.

In Genf bewohnte der ehemalige fürſtliche Herr von St. Victor eine kleine ärmliche Wohnung; aber es war das Vaterland, das ſie ihm gab und neben ihm, als ſeine Gattin, lebte die ehemalige Aebtiſſin von Sancta Clara.

Reliquie aufbewahrt, bis ſie die Franzoſen in den Neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts nach Paris entführten, wo ſie verſchwanden.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Die

letzten Tage eines Königs.

Hiſtoriſche Novelle

von

Moritz Hartmann.

[illegible]lauersche
Bibliothek
Schöpping

Stuttgart.
Druck und Verlag von Eduard Hallberger.
1866.

Bayeriſche
Staatsbibliothek
München

A9

Meiner theuren Frau

gewidmet.

Bayeriſche
Staatsbibliothek
München

Inhalt.

Seite

Erſtes Kapitel. **Der alte Republikaner** 1

Zweites Kapitel. **Die Häſcher** 25

Drittes Kapitel. **Auf hoher See** 46

Viertes Kapitel. **Vescovato** 60

Fünftes Kapitel. **Benvenuta** 77

Sechſtes Kapitel. **Die Banditen** 100

Siebentes Kapitel. **Unterhandlungen** 127

Achtes Kapitel. **Der König weint** 148

Neuntes Kapitel. **Mattea** 161

Zehntes Kapitel. **Die Moreska** 184

Elftes Kapitel. **Der Abzug** 210

Zwölftes Kapitel. **Rückkehr** 229

Dreizehntes Kapitel. **Ende** 261

Bayeriſche
Staatsbibliothek
München

Erſtes Kapitel.

Der alte Republikaner.

Heilig ſei der Gaſtfreund, theuer
Sei der Sänger, der ihn preiſt.
Hermann Lingg.

Schimmernder Purpur bedeckte das Meer; nur am ſüdlichen und öſtlichen Horizonte hatte es ſeine tiefdunkle, blaue Farbe bewahrt, gegen Abend glühte, ja loderte es wie in hellen Flammen, und die Felſen von Marſeille waren wie Erz, das zu ſchmelzen bereit iſt, denn über ihnen ſtand die heiße Auguſtſonne der Provence, deren Gewohnheit es iſt, im Sinken ihre höchſte Macht und Pracht zu entfalten. Die Luft war unendlich klar und durchſichtig, und der Blick hätte von den Hügeln bei Toulon bis nach Korſika's Küſten dringen können, wenn ihn nicht die Lichtſtröme, die vom Himmel fielen, um in's Meer zu münden, geblendet hätten. Aber dieſes zauberhafte Meer hatte trotz aller Licht- und Farbenwunder eines Auguſtabends für Anwohner dieſer Küſte doch etwas Oedes, Trauriges, Wüſtes, denn von dem gewohnten Treiben und Leben auf dieſer unendlichen Fläche war nirgends eine Spur. Wie einladend die ruhevollen Wellen den Fiſchern winken mochten — von den Hunderten weißer Segel, die ſonſt in einem großen Halbkreiſe hier das Land umſpannten, war eben ſo wenig etwas zu ſehen, als von Kauffahrern und Poſtſchiffen. Es war leicht zu erkennen, daß man hier ein Meer vor ſich hatte, von dem irgend eine Kalamität, Krieg oder Peſt oder etwas dem Aehnliches, die meerbelebenden und bevölkernden Fahrzeuge weggefegt haben mußte. Nur hie und da bewegte ſich langſam oder lag vor Anker ein Schiffskoloß, von deſſen Verdecke Kanonenmäuler drohten, und von deſſen Maſten Old Jac, die britiſche Flagge, wehte. Dieſe Schiffe, obwohl dem meerbeherrſchenden Volke gehörig und ein Theil der Flotte, der jetzt alle Gewäſſer der Erde gehorchten, die allein aus dem ſeit zwanzig Jahren wüthenden Kriege unbeſiegt hervorgegangen, hatten, wie ſie ſo träge dalagen, oder hin und herkrochen in langſamen Bewegungen, doch etwas Trauriges, Niederſchlagendes, etwas von einer Schildwache oder einem Späher. Sie waren da, um die Küſte der Provence und beſonders Toulon zu bewachen, und gehörten zur Flotille des Admirals Lord Exmouth. Sie lagen da, ſeitdem ſie in Folge der Flucht Joachim Murats von Neapel nichts zu thun hatten, und ſeitdem Wellington von Waterloo nach Paris marſchirt war, um dieſem und den Befehlen des eiſernen Herzogs näher zu ſein und einen Theil des eiſernen Ringes zu bilden, der das nunmehr zum Zweitenmale beſiegte Frankreich umſchlang. Außerdem hatten ſie noch den Zweck, die Küſte polizeilich zu überwachen und nichts entwiſchen zu laſſen, was man der Rache der Bourbons nicht entwiſchen laſſen wollte, und, wenn nöthig, die grauſamen Bewegungen zu unterſtützen, die ſich zur Ausrottung des Bonapartiſmus mit beſonderer Energie im Süden aufthaten. England fühlte ſich nicht zu ſtolz, den Bourbons ſolche Dienſte zu leiſten, und hatte, trotz ſeiner Frömmigkeit, keine Gewiſſensſkrupel, dieſe Bewegungen zu unterſtützen, obwohl ſie zum Theil von den Jeſuiten und ihrem Freunde, dem Grafen von Artois, ſpäteren Karl X., ausgingen und gegen die Proteſtanten gerichtet waren. Lord Exmouth war ein würdiges Werkzeug der Politik Caſtlereaghs. Die blutgierigen Verdets, ſo genannt nach der Farbe des Grafen von Artois, welche vorzugsweiſe den ſogenannten „weißen Schrecken" in Szene ſetzten und das ſüdliche Frankreich mit Mord und Greuel erfüllten, ebenſo wie alle Royaliſten, blickten auf dieſe Engländer, aller Ehre und aller Vaterlandsliebe vergeſſend, wie auf liebe Freunde und Alliirte, während der Patriot von ihnen ſeine Blicke abwandte, um leichter den Seufzer unterdrücken zu können.

Darum war es für Herrn Pascal Morin ein wahres Unglück, daß ſein Landhaus in der Nähe von Toulon, nur durch die Landſtraße von der heiligen Salzflut getrennt, eine ſolche Lage hatte, daß er, im alten Lehnſtuhle ſitzend, von ſeinem Fenſter aus die engliſchen Schiffe immer und immer wieder ſehen mußte. Es hätte ihm eine Feigheit geſchienen, wenn er den Engländern gewichen wäre und, eine beinahe zehnjährige Gewohnheit aufgebend, den Stuhl von ſeinem alten Platze gerückt hätte. Er blieb und ſuchte ſich nur dadurch zu helfen und zu zerſtreuen, daß er ſich anſtrengte, ſich mit allen Sinnen in die alten Geſchichten Philipps de Comines und Joinvilles und mit allen Gefühlen in die alte Zeit zu verſenken. So oft er aber von alten, ruhmvollen Thaten las, blickte er unwillkürlich auf- und ſeitwärts nach den verhaßten Flaggen und Maſten Altenglands — und da war es ihm, als wäre es für immer zu Ende mit dem Ruhm und der Größe Frankreichs. Sein von einer preußiſchen Kugel für immer gelähmter Arm, mit dem er mühevoll die Blätter des Buches gewendet hatte, fiel dann wie todt in den Schooß, als ob er

Alles aufgäbe und an aller Zukunft verzweifelte, oder er erhob ſich ſteif und drehte wie ein Stock gegen das Meer hinaus.

„Monſieur Pascal," ſagte dann die alte Haushälterin Marguerite Beaujean, die trotz der Auguſthitze ihren altgewohnten Platz an dem freilich flammenleeren Kamine im Hintergrunde der großen, gewölbten Stube einnahm — es war das kühlſte Plätzchen von wegen des beſtändigen Luftzuges, der da ſtattfand — „Monſieur Pascal," ſagte die gute Alte mit einem Gemiſch von Ehrfurcht und Zutraulichkeit, „Ihr lest da wieder ein trauriges Buch."

„Im Gegentheil, ein ſo kluges Buch, ein ſo unterhaltendes Buch, daß es Jeden erheitern müßte, der überhaupt noch einiger Heiterkeit fähig und — kein Franzoſe wäre."

„Unterhaltend oder nicht! Werft es weg, macht einen Spaziergang, das wird Euch gut thun — Ihr ſeid ſeit drei Wochen nicht vor die Thüre gekommen."

„Ausgehen?" rief Pascal. „Ich werde mich wohl hüten."

„Ich glaube, Ihr habt nichts zu fürchten; Ihr war't nie ein Bonapartiſt, das weiß Jedermann; Ihr hattet Muth genug, das ſelbſt unter dem Kaiſerreich offen zu geſtehen. Ihr war't immer ein braver Mann von Anno 89 und 93, ein Republikaner, ein Wähler Barbaroux — und wie die Sachen jetzt ſtehen, verfolgen ſie eigentlich nur Anhänger des Kaiſers, nicht der Republik."

„Das iſt es nicht," erwiederte Paſcal unwillig und machte mit dem ſteifen Arme eine Bewegung, als ob er eine Beſchimpfung abwehren wollte. „Du ſollteſt mich beſſer kennen, alte Margot. Ich habe keine Angſt vor den Buben, die jetzt Muth haben, weil eine Million fremder Soldaten hinter ihnen ſteht — ich gehe nicht aus, weil ich von neuen Niederträchtigkeiten zu hören fürchte, von neuen Verräthereien, von neuen Mordthaten, das iſt's und das allein, was Paſcal Morin fürchtet."

„Nun gut, ich verſtehe ganz gut," verſicherte die alte Margot, „und ich bitte Euch um Verzeihung, daß ich glauben konnte, ein Freiwilliger von 93 fürchte ſich vor dieſen Bedienten der Cidevants und Emigranten — aber Ihr brauchet friſche Luft, Ihr ſollt nicht immer die verfluchten Engländer vor Augen haben, geht in die Einſamkeit, in die Weinberge. Die Reben ſtehen jetzt ſo hoch, daß Ihr keinen Menſchen und daß Euch kein Menſch zu Geſicht bekommt."

„Aber Margot!" rief der alte Soldat von 93 verwundert und fügte mit gedämpfter Stimme hinzu:

„Wie kannſt Du glauben, daß ich mich jetzt auch nur für eine Minute von Hauſe entferne? Haſt Du vergeſſen, wen wir im Hauſe haben? Weißt Du, ob ich nicht vielleicht noch in dieſer Stunde die Waffen ergreifen muß, um —“

„Das iſt richtig,“ fiel ihm die Alte in's Wort. „Um Gotteswillen, geht ja keinen Schritt aus dem Hauſe, ich würde vor Angſt vergehen.“

„Nun alſo!“ ſagte Herr Pascal und ſah nach einem alten Gewehre, das an der Wand hing.

Margot murmelte Einiges vor ſich hin, dann aber ſtand ſie entſchloſſen auf, that ihrem Herrn einige Schritte entgegen, warf ihr Nähzeug auf den Tiſch in der Mitte der Stube und ſagte mit kräftiger, doch gedämpfter Stimme, als ob ſie nur von ihm gehört ſein wollte: „Es iſt gar nicht ſo arg, Herr Pascal, ich verſichere Euch, es iſt nicht ſo arg; ich bin nicht ſo zaghaft, wie ich es ſelbſt ſage. Ich verſichere Euch, ſie brauchen nur zu kommen — wie ich merke, daß ſie etwas wittern, ich ſelbſt ergreife dieſe Büchſe, ſchieße Zwei nieder und ſchlage die Anderen mit dem Kolben todt. Ich habe den Muth einer Löwin, wenn ich daran denke, wie er hülfeflehend hier hereingetreten. Ich werde es mein Lebtag nicht vergeſſen und ich freue mich, daß Ihr nicht dabei waret, denn es wäre Euch ein Herzeleid bis zur Todesſtunde. Ein ſolcher Mann um ein Stückchen Brod betteln! Ein ſolcher Soldat, der den Tod auf hundert Schlachtfeldern nicht fürchtete, und ich mußte ihn ſehen, wie er ängſtlich um ſich blickte, wie er in meinen Augen ſpähte, ob der Verrath drin wohne. Und dann, als ich ihm die Eier vorſetzte, wie er aß — Gott verzeihe mir die Sünde — er aß nicht, er fraß. Es war ein Elend. Und wie blaß ſah er aus, ein ſo ſchöner und ſtarker Mann! Und wie Ihr dann hereintratet, die neue Angſt in ſeinem Geſichte — und wie Ihr dann die Münze aus der Taſche zoget und auf den Tiſch vor ihn hinlegtet, und er darauf ſein Bildniß ſah und wußte, daß Ihr ihn erkanntet — die Blicke, die zwiſchen Euch und mir hergingen, ſo ängſtlich, ſo beſorgt: werdet Ihr mich verrathen? O Gott! O mein Gott! Ich werde es niemals vergeſſen, niemals! Und wär's Louis Capet geweſen, ich hätte ihn nicht verrathen, wenn ſie mich hundertmal dafür guillotinirt hätten."

„Du biſt ein gutes Weib," ſagte Herr Pascal, der aufſtand und ihr ſanft die alten, faltigen Backen klopfte. „Du biſt ein gutes Weib, aber ſchweige, ſprich nicht davon, die Wände haben Ohren. Ganz Frankreich iſt voll von Spionen und Angebern."

„Ihr habt recht, ich will ſchweigen, aber ſagt mir nur Eines, das ich mir nicht erklären kann, ſeit der — ſeit Er bei uns iſt — ſagt mir nur, wie war es möglich, daß der Poſtmeiſter Drouet den Louis Capet auf der Flucht aufhalten und ausliefern konnte? Er war doch ein Republikaner, dieſer Drouet?“

„Das war etwas Anderes,“ erklärte Herr Pascal, „Louis Capet hat ihn nicht um ſeine Hülfe gebeten, war auch nicht ſein Gaſt — jetzt aber ſtill, ich bitte Dich — ich höre viele und ſchwere Tritte — vielleicht kommen ſie gerade jetzt.“

Der alte Republikaner und ſeine Bonne hielten den Athem an und lauſchten, indem ſie unwillkürlich die Köpfe der Landſtraße entgegenſtreckten. In der That hörte man immer näher kommende ſchwere und regelmäßige Schritte, die um ſo mehr einer Schaar von Bewaffneten anzugehören ſchienen, als ſich in ihren regelmäßigen Schall unverkennbar der Klang von Eiſen miſchte. Margot flüſterte: „Jetzt gilt's ruhig zu ſein; Monſieur Pascal, thun Sie, als ob Sie läſen.“

„Iſt nicht nothwendig,“ ſagte dieſer, der indeſſen Schritt und Geraſſel erkannte, „es ſind die Galeerenſträflinge, die aus dem Steinbruch zurückkehren.“

„So ſei Gott und Notre Dame de la Garde geprieſen,“ rief Margot. „Nur noch wenige Stunden und er —“

„Stille!“ gebot Morin.

Indeſſen zogen die Galeerenſträflinge in geordneten Reihen, zwei und zwei aneinander geſchloſſen, hart am Fenſter der Ferme Morin vorüber. Sie hatten nur einen Arm frei, der Schaufel, Spaten und Steinbrecherwerkzeuge trug; an der einen Hand und an beiden Füßen raſſelten ſchwere Ketten. Vor und hinter dem Zuge marſchirten Soldaten und Gendarmen, und zwei berittene Sergeanten galoppirten fortwährend auf und nieder an jeder Seite deſſelben. Wie eine böſe Erſcheinung ging er am Fenſter vorüber.

„Haſt Du nichts bemerkt, Margot?“ fragte Herr Pascal und unterdrückte einen Seufzer.

„Ja wohl,“ antwortete die Alte.

„Und was denn?“

„Es fiel mir auf, daß die Galeerenſträflinge nicht ſangen, wie ſie doch ſonſt zu thun pflegen.“

„Und dann?“

„Und dann, daß die bewaffnete Eskorte wenigſtens dreimal ſo ſtark iſt wie ſonſt.“

„Und dann?“

„Und dann? — Nichts weiter, Herr Morin.“

„Nichts weiter?“ ſagte Herr Pascal und zuckte die Achſeln, „nichts weiter? — Dann haſt Du die Hauptſache nicht bemerkt — dann haſt Du nicht bemerkt, daß mehr als die Hälfte dieſer Unglücklichen nicht wie Fälſcher, Unzüchtige und Mörder ausſehen, ſondern wie Märtyrer, wie erhabene Dulder, wie unſchuldig Leidende. Wie lange iſt's her, daß wir die Bourbonen im Lande haben, und ſchon ſind die Bagnos mit Republikanern, Bonapartiſten und Proteſtanten bevölkert. Margot, Margot, ich ſage Dir, Robespierre's Guillotine war barmherziger als dieſes Regiment, das uns die Bajonette der Fremden zurückbrachten. Ach, wie viel Blut iſt umſonſt gefloſſen und wie viele Patrioten werden noch umſonſt leiden!"

Er fuhr ſich mit der linken Hand über den kahlen Schädel, rieb ſich die Stirne, als wollte er ein Gedränge ſchmerzlicher Gedanken verjagen, und riß dann mit dem ſteifen Arme das Fenſter auf, um einen tiefen Athemzug zu thun, für den ihm die weite Stube nicht Luft genug zu haben ſchien. Er lehnte ſich weit hinaus, und ſtarrte in die Pracht des Sonnenunterganges und in die Herrlichkeit des glänzenden Meeres, ohne auch nur das Geringſte von all' der Schönheit zu ſehen. Seit zwanzig Jahren durch die preußiſche Kugel, die ihm in den Ardennen den Arm gelähmt, zur Unthätigkeit verdammt, und hier auf ſeinem kleinen Gute lebend, wo er die Republik und das Kaiſerreich und die Rückkehr der Bourbonen und eben erſt die kurze Tragödie der hundert Tage an ſich vorübergehen geſehen, immer in alten Büchern leſend, hatte er ſich zu einer Art von Philoſophen ausgebildet, den, wie er ſich einbildete, nur noch Weniges in Aufruhr verſetzen konnte — und doch ſtarrte er jetzt in's Meer hinaus, um ſeiner Margot das Zucken ſeiner Geſichtsmuskeln zu verbergen, und redete ſich ein, daß ihm das Auge nur von dem Glanze der untergehenden provençaliſchen Sonne übergehe. Er ſah ſich ſpähend um, und da er keinen Lauſcher erblickte, fuhr er raſch mit dem beweglichen Arm in die Höhe und wiſchte die Thräne ab, in der ſich der lächelnde Himmel ſpiegelte, und die dem Elend des Vaterlandes und dem vielen vergebens gefloſſenen Blute galt.

Aber wie erſchrak der alte Soldat der Republik, als gleich auf dieſe Bewegung, gleichſam als ob ſie ein gegebenes Zeichen geweſen wäre, eine andere in dem dichten Gebüſche jenſeits der Landſtraße erfolgte, die Granatſträucher raſchelten und eine ſonderbare, fremdartige Geſtalt hervor-, und raſch wie der Blitz, obwohl gebückt und mit dem Kopf zwiſchen den Schultern, über den Kies und der Ferme entgegen huſchte. Gleich darauf flog die Thüre auf und dieſelbe Geſtalt lag vor den Füßen Pascal Morin's, der kaum die Zeit gehabt hatte, das Fenſter zuzuſchlagen.

Marget, die eben auf den Knieen vor dem Kamine lag und das Feuer zur Bereitung des Abendeſſens entzünden wollte, ſtieß einen Schrei des Schreckens aus und war unfähig ſich zu erheben; Paſcal ſtand mit aufgehobenen Armen da, wie verſteint vor Ueberraſchung. Die fremde Geſtalt war aber auch der Art, daß ſie, ſo plötzlich vor den Augen erſcheinend, mit dem höchſten Erſtaunen erfüllen mußte. Alles an ihr war fremdartig, außerordentlich; Tracht und Farbe, wie Geſichtsbildung und Ausdruck; Alles verrieth, daß man hier ein Kind fremden, fernen Landes und außerordentlicher Verhältniſſe vor ſich hatte. Die Beine waren nackt bis über die Kniee; in den kurzen, weitbauſchigen, blauen Beinkleidern ſtak ein faltiges, weitärmeliges Hemd, deſſen Stoff wie Seide glänzte; der Zipfel eines weißen, wollenen Mantels lag auf der rechten Schulter, während ſich der Reſt lang, breit und faltig hinter ihm auf dem Boden ausbreitete; ein weißes Tuch ſchlang ſich als Turban um die ſchwarzen Haare, die zwar kurz, aber dick und üppig ſich hervordrängten. Dieſe morgenländiſche Kleidung war überall von Staub bedeckt und an vielen Stellen zerriſſen, wie bei Einem, der ſich durch Dorn und Geſtrüpp hatte winden müſſen. Der Tracht entſprechend waren Körperbildung und Farbe. Das Geſicht, die unverhüllte Bruſt, die Beine, Alles war tief dunkelbraun, ſo braun, wie es ſelbſt in der dunklen Provence ſelten oder nie zu ſehen iſt; das Antlitz war ohne alle die Farbenabſtufungen, die den Sohn des Nordens auszeichnen, nur daß es über dem braunen Grunde wie ein Schleier von Bläſſe lag; die ſchwarzen Augen glühten um ſo ſtärker, ja ſchienen förmlich zu flammen, als ſich neben ihrer natürlichen Glut noch eine ungewöhnliche Fieberhitze zu entzünden ſchien. Es war ein junger Mann von ungefähr fünfundzwanzig Jahren, ſtark und ſtramm gebaut, groß und ſchlank, und mit Geſichtszügen und Ausdruck, die auf den erſten Blick den hellen Geiſt verriethen, der hinter ihnen brannte und ſie durchleuchtete: deſto erſchütternder war der Anblick, wie er ſo aufgegeben, offenbar krank und erſchöpft und Hülfe flehend da lag.

Marget war die Erſte, die die Sprache wieder gewann. „Mein Gott, das iſt ja gerade ſo, wie — nun, Ihr wißt ſchon, Herr Pascal, was und wen ich meine — aber gerade ſo ſah er aus. Der Mann da iſt ein Flüchtling, ein Verfolgter — der hat ſeit mehreren Tagen nichts gegeſſen.“

Der Fremde nickte zuſtimmend mit dem Kopfe.

„Nun, wenn dem ſo iſt,“ ſagte Herr Pascal ungeduldig, „ſo ſprich nicht lange, Du weißt, was Du zu thun haſt.“

„Freilich weiß ich das, ich habe Erfahrungen. Wenn heutzutage Einer ſo in's Haus ſtürzt, weiß man, was das zu bedeuten hat; die Welt iſt wohl voll von Flüchtigen und Verfolgten.“

So ſprechend eilte ſie hinaus, während Pascal den Fremden aufhob, ihm zuredete und ihn einem Seſſel zuführte, wo er ausruhen ſollte. Dieſer ließ ſich auf den Seſſel fallen und ſchloß die Augen, aber nur, um ſie ſogleich wieder zu öffnen und erwartungsvoll der Thüre entgegen zu ſehen. An dieſer blieben ſie haften, bis Margot mit einem Plateau voll Teller und Töpfen zurückkehrte. Der Fremde erzitterte bei dieſem Anblick, und noch ehe Margot die Speiſen hingeſtellt, hatte er mit Wildheit, als ob er einen gewaltſamen Raub beginge, das Brod ergriffen. Er verſchlang es mit furchtbarer Gier, während Margot ihrem Herrn zuflüſterte: „So, gerade ſo hat es Jener gemacht, nur daß er ſich abwandte, damit ich es nicht ſehe.“ — Nach hausmütterlicher Weiſe wollte ſie dann die Speiſen vor ihm aufſtellen, aber ordnungslos griff er bald nach dem geräucherten Fleiſche, bald nach den eingemachten Weintrauben oder getrockneten Früchten, je nachdem ihm etwas, wie er den Arm ausſtreckte, zuerſt in die Hand gerieth. Aber ſchon nach wenigen Minuten konnte man bemerken, daß ihn ein Gefühl der Scham überkam, ſeinen Wirthen dieſes Schauſpiel furchtbarer Gier zu geben. Leichte Röthe überflog ſein blaſſes Geſicht; er hielt einen Augenblick im Eſſen inne und ſagte mit eben ſo anmuthiger Handbewegung als mildem Lächeln: „Verzeihung, ſeit mehr als drei Tagen bin ich auf immerwährender Flucht, ohne Speiſe und Trank.“ Die letzten Worte ſchienen wieder den ganzen Hunger geweckt zu haben, denn mit erneuter Begier kehrte er zu den Speiſen zurück und aß, als ob er die durch ſeine Rede verlorene Zeit wieder einholen wollte. Es waren die erſten Worte, die aus ſeinem Munde kamen; ſie überraſchten ſowohl durch die Art und Weiſe, wie er ſie ſprach, als wie durch den vollen, ſchönen Klang ſeiner Stimme, mehr aber noch durch den vollkommen guten franzöſiſchen Accent, der gegen die fremde Kleidung und das ganze fremde Weſen des Flüchtlings abſtach. Herr Pascal Morin ſagte ſich, daß er hier einen gebildeten Mann vor ſich habe, und um ihn nicht wieder zu beſchämen, wandte er ſeine Blicke von dem Eſſenden ab und gab Margot ein Zeichen, ein Gleiches zu thun. Das that ſie auch, kehrte aber bald wieder zu ihm zurück, um ihm Wein vorzuſetzen. Der Fremde dankte mit einer leichten Kopfbewegung und hielt ſanft ihre Hand zurück.

„Warum denn nicht?“ fragte Margot verwundert,

„ein kleiner Schluck kann nicht ſchaden und gibt Kräfte. Ihr ſeid erſchöpft."

„Ich bin ein Moslem," erwiederte Jener, „und der Prophet verbietet mir, Wein zu trinken."

Marget riß die Augen weit auf. „Der Prophet?" wiederholte ſie und ſchrie dann beinahe erſchrocken: „Er iſt ein Heide!"

Pascal wandte ſich raſch um und wollte ſie zurechtweiſen, als ihm der Fremde in's Wort fiel und ſanftmüthig ſagte: „Nein, gute Frau, kein Heide! Mein Gott iſt auch der Eure; der dieſe Trauben hier vor dem Fenſter wachſen läßt, iſt derſelbe, der der Palme am Hauſe meines Vaters am Nil das Leben gab." Und zu Herrn Pascal gewandt fuhr er fort: „Ich glaube nicht, daß es eine große Sünde iſt, Wein zu trinken, aber ich halte an der Sitte der Heimat feſt, als dem einzigen Bande, das mich noch mit dem Lande der Väter verbindet, mit dem Lande der Väter, das ich vielleicht nie wiederſehen werde."

Pascal nickte zuſtimmend und ſetzte ſeine Wanderung durch die Stube fort, nicht ohne von Zeit zu Zeit mit einiger Unruhe zum Fenſter hinaus zu ſehen oder der Straße von Toulon entgegen zu horchen. Der Fremde aber benützte die ihm ſo gewährte Freiheit nicht mehr, um im Eſſen fortzufahren; er lehnte ſich im Stuhle zurück, ſchloß die Augen und ſchien ſich zu ſammeln wie Einer, der, eben einer großen Gefahr entronnen, ſich der Rettung zu vergewiſſern ſtrebt und im Hafen fühlt. Tiefe Ruhe lagerte ſich über ſein noch vor Kurzem aufgeregtes Geſicht, daß er zu ſchlummern ſchien, und Marget nur noch auf den Fußſpitzen durch die Stube ging. Plötzlich aber öffnete er die Augen wieder und ſagte zu Pascal: „Ihr fragt nicht, wer ich bin. Ihr ſeid ein edler Mann, und es genügt Euch, mich gaſtlich aufgenommen und gerettet zu haben. Ich aber weiß, wer Ihr ſeid, wenn ich auch Euren Namen nicht kenne. Auf Eurem Antlitze liegt ein tiefer Kummer, und das kann nur der Kummer um das Vaterland ſein, denn die Feinde weilen zahllos auf eurer Erde, eure Armeen ſind beſiegt, und ihr wüthet ſchrecklich gegen einander, als wäre dieſes Land von zwei feindlichen Stämmen bewohnt, deren einer den andern vernichten muß, um in den Beſitz deſſelben zu gelangen. Und weil Ihr ſo traurig ſeid und in innerſter Seele betrübt, bin ich ſicher bei Euch, denn ich gehöre mit zu den Beſiegten.“

Pascal ſah ihn fragend an; er fuhr fort: „Ich heiße Nadir und gehöre mit zu jenen Arabern aus Egypten, die ihr Vaterland verlaſſen, als ihr Freund Buonaberdi es aufgeben mußte, weil ſie treue Freunde der Franzoſen geweſen, und weil ihr Leben nach dem Abzuge der Franzoſen nicht mehr ſicher war. Zehn Jahre war ich alt, als wir uns, dreihundert an der Zahl, einſchifften und nach Marſeille ſegelten, wo uns der mächtige Kaiſer Wohnung und Nahrung gab und ſeinen allmächtigen Schutz."

„Nun?" fragte Pascal geſpannt und ahnend, daß ihn eine furchtbare Antwort erwarte, „was iſt es mit dieſer egyptiſchen Kolonie?"

Die Frage machte mit einem Male und wie auf einen Schlag der Ruhe Nadir's ein Ende. Er ſprang auf und ſtand groß und gewaltig da. Beide Arme erhob er, ſtreckte die flachen Hände empor, als ob er den Himmel ergreifen wollte, und rief, anſtatt Pascal zu antworten: „Wehe den Siegern! Fluch den Mördern!" Dann aber brach er zuſammen, fiel auf den Boden, und mit dem Geſichte der Erde zugekehrt liſpelte er eben ſo ſanft und flehentlich, als er eben ingrimmig geſchrieen hatte: „Friede den Schlummernden! Friede! Friede!" Und ein Strom von Thränen folgte dieſen wie ein brünſtiges Todtengebet ausgeſprochenen Worten.

Pascal ſchlug entſetzt die Hände zuſammen: „Was iſt geſchehen?"

„Der größte Greuel dieſer greuelvollen Tage, der blutigſte Frevel dieſes Frevlervolkes. Gott ſuche ſie mit allen Strafen der Hölle ſchon auf dieſer Erde heim, daß ich mich weiden könne an ihren Qualen, Allah tödte ihre Kinder vor ihren Augen und vor meinen, laſſe ihre Weiber und Töchter von den Fremdlingen ſchänden vor ihren Augen und vor meinen. Amin! Amin! Amin! Wie das Korn zwiſchen zwei Mühlſteinen mögen ſie zwiſchen Noth und Schmach zermalmt werden! Amin! Ihre Gaſtfreunde haben ſie gemordet, ihre Schutzbefohlenen, ihre Freunde, die um ihretwillen das Vaterland verloren und in der Fremde irrten; Schuldloſe, Unbewaffnete überfielen ſie plötzlich wie die Peſt, wie ein Feuer, und Alles metzelten ſie nieder, Männer und Weiber, Greiſe und Kinder — Alle! Alle! — Ich, vielleicht der Einzige, bin entronnen!“

Er ließ den Oberleib, den er aufgerichtet hatte, wieder auf den Boden ſinken und verbarg das Geſicht in den Falten des Mantels. Bald lag er wie ein Todter da. Raſch ſchienen ſich Grimm und Rachſucht in ihm auszutoben und ſtillem Schmerze Platz zu machen. Dafür geberdete ſich jetzt Herr Pascal wie ein Verzweifelter, denn er lief in der Stube auf und ab, rang die Hände und rief einmal über's andere: „Es iſt aus mit Frankreich! Schande! Schande! Nur noch Mord und Verrath ſind bei uns zu Hauſe! — O, la belle France!“ lachte er dann höhniſch, „la belle France!“

Marget ſtand indeſſen unbeweglich vor Nadir und blickte auf ihn hinab, als ob ſie von all' dem gar nichts begriffe. Als er ſich wieder regte und den Mantel vom blaſſen Geſichte fallen ließ, um tief aufzuathmen, war es ihr, als ob ſie ſelbſt aus einem Traume erwachte, und ſie fragte: „Aber warum, warum haben ſie das Gräßliche gethan?“

„Warum?“ fragte Nadir zurück, „weil die Armen Bonaparte liebten, vielleicht nur, weil man morden wollte.“

Nadir erhob ſich und ſetzte ſich in den dunkelſten Winkel der Stube; der alte republikaniſche Soldat ging ſtumm auf und ab. Marget räumte Teller und Töpfe vom Tiſche ohne das geringſte Geräuſch, als ob ſie die Stille zu unterbrechen fürchtete. So war es mit einem Male todtenſtill geworden, wo eben noch Schmerz und Verzweiflung getobt hatten. Nadir war der Erſte, der wieder zu ſprechen anfing. Er ſtand auf, ſtellte ſich vor Herrn Pascal hin und ſagte: „Du biſt anders, als Jene, Du erinnerſt mich an die Helden, die mit Bonaparte und Kleber nach Egypten kamen und wie Helden alter Zeiten waren. Du haſt mich geſtärkt nach dreitägiger Flucht, nach dreitägigem Hunger! Geſegnet ſei Dein Haus, wie immer Du mir jetzt antworten mögeſt, und auch Dein Haupt ſei geſegnet, alte Mutter, denn Dein Auge leuchtete vor Freude, als Du mich ſpeisteſt. Saget mir, ob Ihr mich beherbergen wollt, und ob ich unter Eurem Dache ausruhen darf?"

„Freilich, freilich!" antwortete Margot geſchäftig.

Aber Pascal fiel ihr in's Wort: „Nein, mein Freund," ſagte er raſch, „nicht heute! Siehe zu, wo Du Dich dieſe Nacht bergen kannſt; morgen früh darfſt Du wiederkommen und wirſt willkommen ſein. Nur heute nicht! Deine Spur lockt vielleicht die Verfolger in mein Haus — und nur noch dieſe Nacht möge ein gütiger Gott ſie von meiner Schwelle fern halten."

„Allerdings!" ſtammelte Margot verlegen.

Nadir ſah Beide mit ſeinen klugen Augen prüfend an. „Ihr berget ſchon Einen," ſagte er, „und ſo habt Ihr recht. Ich ſehe, daß Ihr mich nicht aus Unbarmherzigkeit fortweiſet, ſondern aus Barmherzigkeit. Der Herr behüte, daß ich die Verfolger auf die Spur eines Verfolgten lenke. Lebet wohl! Ich fliehe weiter, aber nicht zu weit, um Euch nahe zu ſein, wenn Ihr meiner Hülfe bedürfet, vielleicht auch Er. Noch Eines! Wenn Er es iſt, den Ihr berget, ſo ſeid auf Eurer Hut! Die ganze Küſte, jedes Haus, jede Hütte, alle Gärten, Weinberge und Klüfte werden durchforſcht von den Spähern der Regierung, wie von Elenden, welche die achtundvierzig tauſend Franken gewinnen wollen. Dieſer Preis, wenn Ihr es noch nicht wißt, iſt auf ſeinen Kopf geſetzt. Lebet wohl!“

Mit unhörbarem Schritt verließ er das Zimmer, warf den Mantel unter den Armen wie einen breiten Gürtel um den Leib, wand ſich links um die Ecke des Hauſes, bückte ſich und war in den Weinbergen verſchwunden, von deren weißem Boden, ſelbſt wenn ihn die Reben nicht deckten, ſein weißer Mantel und Turban nicht abſtachen.

Marget ſah ihm durch ein kleines Hinterfenſterchen nach, aber ihre Blicke folgten ihm nicht lange, ſondern blieben an einem großen, bretternen Verſchlage hängen, in dem ſich eine zahlreiche Hühnerſchaar laut machte, und welcher ſich mit der hinteren Bretterwand an die ſteile Berglehne ſchloß, von der die Reben dick und dicht herabfielen und mehr als die Hälfte des kleinen Bretterbaues verdeckten. Sie konnte die Blicke von dieſem an ſich unanſehnlichen Gegenſtande kaum abwenden und betrachtete ihn mit einer Theilnahme, die mehr als ein haushälteriſches Intereſſe für das Geflügel errathen ließ. Herr Paſcal aber gebot ihr unwillig, in die Stube zurückzukehren. — „Ich denke,“

ſagte ſie leiſe, „es wird bald Zeit ſein, ihm einige Nahrung zu bringen.“

„Nein, nicht heute!“ ſagte er kurz. „Du haſt gehört, was der Araber berichtete. Sie können jeden Augenblick in's Haus brechen.“

Dann wandte er ſich wieder dem Fenſter zu und beobachtete die Sonne, die ihm heute viel zu langſam unterzugehen ſchien.

Zweites Kapitel.

Die Häſcher.

Wie wenig iſt, was Blutes floß,
Um welke Kränz' im ebnen Feld,
Vor allem, was ſich ſtill ergoß
Durch jedes Herz, das Liebe ſchwellt.
Rückert.

In der That war es noch heller Abend, als es plötzlich um die Ferme Paſcal Morin's von Fußgängern und Reitern, von Leuten mit und ohne Uniform wimmelte. Die Reiter waren noch nicht abgeſtiegen und ſchon war die Stube von den Fußgängern erfüllt und war das ganze Haus umſtellt. Die Einen pflanzten ſich an allen Thüren und Ausgängen auf, die Anderen liefen hin und her und blickten, gleich Spürhunden, mit ſpähenden, ja gierigen Augen in alle Winkel, unter und hinter alle Möbel, ohne auch nur die Hausbewohner begrüßt zu haben. Zwei Männer zwangen Herrn Paſcal und Marget, ſich auf eine Bank in die Ecke zu ſetzen, und verboten ihnen, ſich vom Platze zu rühren.

Eine Minute ſpäter hörten dieſe ſchon, wie es über ihnen, unter dem Dache rumorte und polterte. Die Decke erzitterte von den Tritten, Möbel ſtürzten und wurden aufgeriſſen; dabei erſchollen von allen Seiten Flüche und Schimpfreden, ſo oft ein Winkel oder Schrank, Alles, was zu einem Verſtecke dienen konnte, durchſucht oder umgekehrt war, ohne daß das Geſuchte gefunden worden. Die Hausſuchung war in ihrem vollſten und ſcheußlichſten Gange; ſchon ſah es aus, als wäre die Wohnung von einem barbariſchen und plündernden Feinde erfüllt, als ein Mann eintrat, der ein Bändchen im Knopfloche trug und dem zwei andere Männer mit weißen Schärpen um den Leib folgten. Unter einem dreieckigen Hütchen trug der Mann leichtgepudertes Haar, und dem entſprechend war der Schnitt des breiten Frackes, waren die kurzen Höschen und die breiten Silberſchnallen an den Schuhen. Er war beinahe ganz ſo gekleidet, wie man ſich vor der Revolution getragen, obwohl ſein Alter der Annahme widerſprach, als hätte er dieſe Tracht aus Gewohnheit der Jugend beibehalten, da ſie ſchon längſt aus Frankreich verſchwunden war.

Er ging auf Herrn Pascal zu und ſagte, ſich vorſtellend: „Ich bin der Präfekt von Marſeille, Marquis von Rivière.“

„Ich habe die Ehre, Sie zu kennen, Herr Marquis,“ erwiederte Pascal mit einer leichten Verbeugung.

„Sie kennen mich?“ fragte Jener verwundert. „Ich bin doch erſt ſeit Kurzem in hieſiger Gegend.“

„Wir ſind alte Bekannte,“ verſicherte Pascal wieder.

Der Marquis war in einiger Verlegenheit, faßte ſich aber bald wieder und ſagte lächelnd: „Deſto beſſer, dann werden Sie mich, als einen alten Bekannten, vielleicht um ſo lieber in Erfüllung meiner Pflicht unterſtützen. Wir ſuchen nach Joachim Murat. Es iſt Seiner Majeſtät, unſeres Königs Ludwig's **XVIII.** ausdrücklicher Wille, daß dieſer Schwager des Tyrannen und Uſurpator von Neapel gefangen genommen werde. Es iſt gewiß, daß er mit zahlreichen Einwohnern dieſer Gegend Verbindungen angeknüpft, daß er hier wo verborgen iſt, und daß ſeine Gegenwart für die Ruhe und Ordnung in dieſem Departement, für das ich verantwortlich bin, gefährlich werden kann. Vor nur wenigen Tagen irrte er hier am Ufer des Meeres, fuhr auch auf einem Kahn hinaus und rief eine Brigg an, daß ſie ihn aufnehmen ſolle. Die Brigg verweigerte die Aufnahme und er kehrte auf's feſte Land zurück. Man ſah einen müden und ausgehungerten Mann hier in den Weinbergen umherirren, der nach der Beſchreibung und den Ausſagen der verhörten Landleute kein Anderer ſein kann, als Joachim Murat. Es gilt der Schätze und Koſtbarkeiten, die er mit ſich führt, habhaft zu werden und ſie an Diejenigen zu vertheilen, die ihn in die Hände Seiner Majeſtät ausliefern helfen.“

Der Marquis ſchwieg einen Augenblick und erwartete die Antwort Pascal's; da dieſe aber nicht erfolgte, beugte er ſich zu ihm herab und fügte ſeiner früheren Rede noch leiſe die Worte hinzu: „Achtundvierzig tauſend Franken erhält Derjenige, der ſich um ſeine Gefangennehmung ein beſonderes Verdienſt erwirbt oder ihn ausliefert.“

Pascal's Mund blieb ohne Antwort und ſein Geſicht ohne Ausdruck. Eine düſtere Wolke zog über die Stirne des Marquis und wollte drohend werden, doch verſchwand ſie bald wieder und machte einem freundlichen, ſchmeichleriſchen Lächeln Platz. Er nahm wieder das Wort: „Sie ſagten, daß wir alte Freunde ſind — wann haben wir uns kennen gelernt?“

„Vor langen Jahren.“

„Vor langen Jahren?“ fragte der Marquis geſpannt, „und wo?“

„In Grenoble,“ erwiederte Pascal ruhig, „Sie waren wegen Theilnahme an der Verſchwörung Cadoudal's gegen den Kaiſer zum Tode verurtheilt und ſtanden bereits auf dem Richtplatze. Ich war dabei. Auf Bitten der Königin Karoline, der Gattin Joachim Murat's, und des Königs ſelbſt wurden Sie begnadigt."

Der Marquis zuckte zuſammen und ſeine Hand ballte ſich zur Fauſt. Er machte eine halbe Bewegung, um Pascal den Rücken zu kehren und offenbar in der Abſicht, ſeinen Leuten einen Befehl zu ertheilen; aber er beſann ſich, wandte ſich wieder zu Pascal und ſagte: „Es iſt ganz richtig, der König und die Königin von Neapel haben mir das Leben gerettet; dafür bin ich dankbar und will Joachim Murat den gleichen Dienſt erweiſen. Einmal gefangen, iſt er in Sicherheit, aber ſo herumirrend kann er der Populace in die Hände fallen und ermordet werden, wie Marſchall Brune."

„Marſchall Brune ermordet!" ſchrie Pascal voll Entſetzen.

„Vorgeſtern, in Avignon," beſtätigte der Marquis, „von einem wüthenden Volkshaufen. Demſelben Schickſale geht Murat unfehlbar entgegen, wenn es uns nicht gelingt, ihn in unſere Hände zu bringen. Wer ihn uns ausliefert, rettet ihn."

Der Marquis wartete wieder vergebens auf eine Antwort; es ſchien ihm nun nicht mehr am Platz, ſich länger zu verſtellen; er wandte ſich zu ſeinen Leuten und befahl, Haus und Hof und Garten auf's Genaueſte zu unterſuchen. Dann über die Schulter nach Pascal zurückblickend, rief er mit drohendem Tone: „Wer Joachim Murat verſteckt oder auch nur um ſein Verſteck weiß, ohne ihn der Autorität anzugeben, wird als Theilhaber am Hochverrath ohne weitere Umſchweiſe auf die Galeeren geſchickt. Herr Morin, es iſt nicht weit von hier nach Toulon.“

Pascal nickte einfach mit dem Kopfe.

Während dieſes Geſpräches hatten die beiden Männer mit den weißen Schärpen, beide Polizeikommiſſäre aus Toulon, die alte Margot in's Verhör genommen. Der Eine derſelben befahl ihr, bei Notre Dame de la Garde zu ſchwören, daß ſie vom Aufenthalt Joachim Murat's nichts wiſſe. Sie erſchrak, aber ſie that, was man von ihr verlangte, hoffend, ſich nächſten Sonntag in der Beichte die Abſolution holen zu können. Dann ſagte ihr derſelbe Mann, trotz der Schwüre, daß, wenn ſie Joachim Murat's Verſteck kenne und es ihm verrathe, ſie achtundvierzig tauſend Franken bekommen ſolle, welche Summe der Miniſter Fouché für dieſe patriotiſche That ausgeſetzt habe.

„Fouché!“ rief die Alte einfältig, „das iſt nicht möglich, das iſt ja der ſchlechte, lügneriſche Miniſter des korſiſchen Tyrannen!“

„Er iſt jezt der Miniſter Seiner Majeſtät Ludwig's XVIII.“

„Nicht möglich!“

„Doch, ſo iſt es.“

„Dann iſt es ſchade, daß ich von Joachim Murat nichts weiß. Achtundvierzig tauſend Franken! Für mein ganzes Leben hätte ich ausgeſorgt — aber ſo gut ſoll es einer armen, alten Magd nicht werden. Sie werden ſich überzeugen, Herr Kommiſſär, das Geld kriegt wieder irgend ein Reicher, der es am wenigſten braucht. Beſſer wär's, Miniſter Fouché gelobte dieſe ſchöne Summe Unſerer lieben Frau Notre Dame de la Garde zu Marſeille, dann erwiſchten Sie Murat gewiß.“

„Und,“ fuhr der Kommiſſär fort, „Murat hat unzählige, koſtbare Juwelen in ſeinen Kleidern verborgen, einen ungeheuren Reichthum; die Hälfte davon bekommt Derjenige, der uns auf ſeine Spur verhilft.“

„Sehen Sie, Herr Kommiſſär, das bedauere ich weniger,“ ſagte Margot treuherzig, „aus Juwelen mache ich mir nichts. Ich habe mein Lebtag keine Juwelen getragen, und möchte in meinen alten Tagen nicht anfangen. Man würde mich auslachen, wenn ich Diamanten tragen wollte. Die bekommt auch wieder irgend ein Reicher, Sie werden an mich denken.“

Der Beamte wandte ihr verächtlich den Rücken zu und ging aus der Stube in den Hof, wohin ſich bereits der Marquis und ſein Gefolge gezogen hatten; der andere Beamte mit der weißen Schärpe blieb noch einen Augenblick vor Marget ſtehen und ſah ihr prüfend in's Geſicht. Ein kaum wahrnehmbares Lächeln flog über ſeinen Mund, dann ſagte er in einem Tone, der drohend ſein ſollte und doch durch eine gewiſſe beigemiſchte Milde verrieth, daß er warnend war: „Wenn wir auch heute nichts finden, ſo kommen wir doch morgen wieder zurück.“ Dann ging auch er in den Hof.

Die Geſchichte hat den Namen dieſes Mannes aufbewahrt, und zwar durch die Feder eines der edelſten unter den Geſchichtſchreibern, Pietro Colettas, des italieniſchen Tacitus. Er hieß Joliclère. Es iſt derſelbe, den man ſchon früher brauchte, als man mit Joachim Murat als mit einer berechtigten Macht unterhandelte, und der ſich weigerte, deſſen Aufenthalt zu verrathen, als man das Vertrauen täuſchen und ihn plötzlich gefangen nehmen wollte. Joliclère büßte ſeine Treue im Elend, ohne ſeine Handlungsweiſe jemals zu bereuen. Doch war der Mann ſein Lebtag nichts Anderes als Poliziſt geweſen. Welche Wohnungen wählt die Tugend!

Indeſſen wurde in Haus und Hof weiter geſucht und auch nicht der allergeringſte Winkel unberückſichtigt gelaſſen. Man holte Herrn Pascal und ſeine Haushälterin aus der Stube, ließ ſie im Hofe hinſetzen und mehrere Beamte beobachteten ihre Geſichtszüge, während die Untergeordneten überall umherſpähten und ſelbſt an die maſſiven, aus Quadern gebauten Mauern klopften, um an dem Schall vielleicht eine Höhlung in denſelben zu entdecken. Man hoffte, am Ausdrucke ihres Geſichtes vielleicht zu erkennen, ob man ſich dem Verſtecke des Verfolgten nähere oder nicht. Aber die beiden Alten blickten, er mit ruhiger Würde, ſie mit einem einfältigen Lächeln, in das eifrige, ja fieberiſche Treiben der Häſcher. Erſt als mehrere derſelben ſich dem Hühnerſtalle näherten, gerieth Margot in einige Unruhe, und als ſie die Thüre mit dem Fuße auftraten und hineindrangen, ſprang ſie in höchſter Aufregung von ihrem Platze und geradenweges in das Geflügelhaus.

„Mein Geflügel,“ ſchrie ſie, „ſollt Ihr in Ruhe laſſen, das hat mit Eurer Politik nichts zu thun, und der König hat Euch nicht geſchickt, um meine Hühner und Truthühner einzufangen!“

Die Männer lachten und wollten Margot wieder zum Hühnerhauſe hinausdrängen; ſie hielt aber Stand, focht mit den Armen in der Luft, fuhr fort in lauten und ſchreienden Reden und brachte es glücklich dahin, daß in der übervölkerten Hühnerſteige ein furchtbarer Aufruhr und Lärm entſtand, eine betäubende Bewegung und Verwirrung. Die Truthühner geriethen in Wuth und flogen wie zum Angriff auf die Fremden los, welche bald, ohne ſelbſt zu wiſſen, wie es geſchehen, aus dem Hühnerhauſe hinaus gedrängt, ja geflüchtet waren. Margot ſetzte ſich erſchöpft an den Eingang deſſelben, bereit, wie ſie verſicherte, jeden neuen Angriff auf ihre Lieblinge mit Gewalt abzuſchlagen. Man verhöhnte ſie und ihre Lieblinge, verſuchte es aber nicht zum zweiten Male, nach jener Seite vorzudringen.

Beinahe ohne dämmernde Uebergänge verwandelt ſich während der hohen Sommermonate im Süden der Tag in Nacht. Plötzlich brach die von Pascal lange erſehnte Dunkelheit herein und ſchien jeder weiteren Unterſuchung ein Ende machen zu wollen. Aber die Späher wollten auch während der Nacht nicht ablaſſen und hatten ſich mit Laternen und Fackeln verſehen, die jetzt raſch entzündet wurden; und da der Vorrath für die große Mehrzahl nicht hinreichte, flochten ſie aus den trockenen Olivenzweigen, die auf dem Hofe aufgeſchichtet lagen, ſchlanke Bündel, tauchten ſie in das Oelfaß, das in einer Seitenhalle ſtand, und improviſirten ſo neue Leuchten.

„Jetzt in die Weinberge!“ kommandirte Herr von Rivière, und den Leuten bei den Pferden befahl er, ſich um den Berg nach der anderen Seite zu begeben. Während dieſe dahin trabten, vertheilte ſich der Troß in die Weinberge Pascal's, wo die Leuchten wie Irrlichter hin und her flackerten und den beiden im Hofe zurückgebliebenen Alten zeigten, wie ſozuſagen hinter jeden Rebſtock geleuchtet wurde, aber auch, wie die armen Reben mißhandelt und niedergetreten wurden. Marget näherte ſich ihrem Herrn und wollte ſprechen, aber er legte ihr ſchnell die Hand auf den Mund. Man konnte nicht wiſſen, ob nicht ein Späher zurückgeblieben, der ſie in der Dunkelheit belauſchte; doch konnte er nicht umhin, ihr die Hand zu drücken und ihr in's Ohr zu flüſtern: „Du haſt Dich brav gehalten, gute Marget!“

Noch lange ſtanden ſie da und blickten den Lichtern nach, die ſich allmälig den Berg hinaufzogen, bis ſie ſich an einer gewiſſen Stelle ſammelten, um theilweiſe gleich wieder zu verſchwinden.

„Jetzt ſind ſie an den Höhlen,“ ſagte Pascal.

Marget zuckte mit den Achſeln und ſagte verächtlich: „Freilich, man wird ſich in Höhlen verſtecken, die jeder Ziegenbube kennt; da wäre es leicht, achtundvierzig tauſend Franken zu verdienen!“

Wieder nach einiger Zeit verſchwanden die Lichter jenſeits des Berges. Nun erſt wurde im Hauſe Licht angezündet; und Pascal ging mit einer Laterne rings um die Ferme, um ſich zu überzeugen, daß kein Späher zurückgeblieben ſei, und das Gleiche that Margot unter dem Vorwande, den Hof wieder in Ordnung zu bringen. Diener waren nicht vorhanden: Pascal hatte ſie ſeit drei Tagen mit den verſchiedenſten Aufträgen nach Cannes, Aix, Marſeille geſchickt, zum Theil an vertraute Freunde, die ſie ſo lange als möglich zurückhalten mußten.

Die frühere Ruhe, nur noch erhöht durch die Stille der Nacht, herrſchte in und um die Ferme Morin, kaum unterbrochen durch die Wellen des Meeres, die etwas ſtärker als unter Tages an das Ufer ſchlugen. Die Dunkelheit war tief, denn Wolken verhüllten die Sterne und der Mond ging erſt ſpät auf. Mit Wohlgefallen machte Pascal dieſe Bemerkung, nur der ſtärkere Wellenſchlag mochte ihm nicht ganz behagen.

„Komm' einmal an's Fenſter, Margot, Du biſt hier geboren und die Tochter eines Lootſen — ſage mir, was Du vom Wetter hältſt?"

Margot ſtreckte den Kopf und die Hand hinaus, horchte dem Wellenſchlage und betrachtete den Himmel nach allen Weltgegenden. „Schlimm," ſagte ſie, „ſchlimm, Herr Morin! Zwar die Nacht bleibt es erträglich, aber gegen Morgen haben wir den Miſtral.“

„Nun, dann iſt's gut,“ antwortete Pascal beruhigt; „ehe es Morgen iſt, hat er ſein Schiff erreicht und der Miſtral treibt ihn raſch von der Küſte Frankreichs und Korſika entgegen.“

„Er geht alſo doch nach Korſika?“

„Um dort die Antwort des Kaiſers von Oeſterreich zu erwarten, der ihm halb und halb ein Aſyl verſprochen.“

„Aber wird er in Korſika ſicherer ſein als hier? Iſt Korſika nicht auch franzöſiſch?“

„Wohl! Aber der Kaiſer ſtammt aus Korſika, die Korſen werden ihn als zur Familie gehörig aufnehmen; ſie ſind gaſtfrei, und wenn er ihnen ſagt, daß er ſich in ihren Schutz begibt, iſt er dort ſicherer als irgendwo in der Welt.“

„Aber ſind nicht auch dort franzöſiſche Soldaten?“

„Freilich, doch nicht in genug großer Anzahl, um es mit den Korſen aufzunehmen, wenn dieſe ihn beſchützen wollen — und endlich ſind es Soldaten, die zum Kaiſer halten. Das Alles hat der König auf's Genaueſte erfahren.“

„Der König!“ ſagte Margot, „nun iſt Euch das Wort ſelbſt entſchlüpft.“

„Die Gefahr,“ lächelte Pascal, „ſcheint vorüber oder wenigſtens bald zu Ende. Mache Dich bereit, Margot — aber ſei ſtill, daß wir das verabredete Zeichen nicht überhören, da das Meer immer lauter wird.“

Pascal zog den Tiſch nahe an's Fenſter, ſtellte die Lampe darauf und blieb ſelbſt in der Nähe ſtehen, immer hinaushorchend, während ſich Margot im Hintergrunde zu ſchaffen machte und ein kleines Bündel voll Lebensmittel zuſammenthat. Dann ſetzte ſie ſich hin, und eine lange Zeit verging im vollkommenſten Stillſchweigen. Plötzlich erklang vom Meere her, gedämpft, aber noch deutlich vernehmbar, die erſte Strophe jenes provençaliſchen Matroſenliedes, das ſo wehmüthig das Schickſal eines Schiffsjungen beklagt, der im Angeſicht der heimiſchen Küſte zu Grunde geht. Pascal und Margot fuhren auf, und die Strophe war noch nicht zu Ende, als ſie Beide ſchon im Hofe und vor dem Hühnerhauſe ſtanden. Margot riß die Thüren deſſelben auf und zeigte gegen die Bewohner eine Rückſichtsloſigkeit, die gegen die Beſorgniß, welche ſie vor den Häſchern für ihre Schutzbefohlenen verrieth, auf die auffallendſte Weiſe abſtach. Sie weckte die Schlafenden und trieb ſie mit einem Beſen zu ihrem Aſyle hinaus; die ſchlaftrunken von den Sproſſen fielen, ergriff ſie und warf ſie grauſam den Fliehenden nach. Dann fegte ſie mit dem Beſen den Boden des Hühnerhauſes ſo rein, als es in der Haſt und Eile, die ihr ganzes Benehmen ausſprach, möglich war. Pascal ſtand indeſſen neben ihr mit einer Laterne in der Hand, die er mit dem Rockſchoß ſo zu verdecken wußte, daß ihr Schein nur unmittelbar auf den Raum vor ihm in das Hühnerhaus fiel. Dann fuhr er mit der freien Hand über ein Brett des hinteren Verſchlages, zog einige vorſtehende Nägel heraus, und die Hälfte der Wand fiel ihm entgegen. Margot fing ſie auf und legte ſie leiſe auf den Boden. Eine kleine Höhle öffnete ſich vor ihnen in der Felswand, an die das Hühnerhaus hingebaut war, und von der die Reben über daſſelbe herabfielen, eine jener Höhlen, die man in der Wiſſenſchaft als lithotomi cavi bezeichnet, die überall in Kalkgebirgen und beſonders im ſüdlichen Frankreich oft vorkommen, eine jener Höhlen, die zur Zeit der Dragonaden und Camiſardenkriege den verfolgten Proteſtanten als Zufluchtsſtätten und Verſtecke dienten.

Vor Margot und Pascal ſtand lächelnd ein großer, ſchöner Mann, dem lange, braune Locken über den Nacken herabfielen, und die ſammt den ſanften, wenn auch glühenden, ſchwarzen Augen gewiſſermaßen einen Kontraſt bildeten gegen den ſchwarzen Schnurrbart und das ſonſtige durch und durch kriegeriſche Ausſehen dieſer überraſchenden, eigenthümlichen, im Ganzen einnehmenden Erſcheinung. Margot nahm, wie er mit einem entſchiedenen Schritte aus dem Verſtecke trat, unwillkürlich eine gebückte Haltung an, als ob ſie ſich tief vor ihm verneigen wollte, und ſelbſt Pascal blieb in ehrerbietiger Weiſe vor ihm ſtehen.

„Nun, meine Wirthe,“ ſagte der eigenthümliche Mann, „heute war es Ernſt. Durch eine dünne Bretterwand war ich von Schmach, vielleicht vom Tod getrennt. Ich habe Alles gehört, das Toben im Hauſe, die Flüche, die gegen mich ausgeſtoßen wurden, und auch Deine tapfere Vertheidigung des Hühnerſtalles, meine gute Margot.“

Er ſprach laut, als ob keine Späher zu fürchten geweſen, und mit einer Ruhe und Gelaſſenheit, als ob nicht Eile nothwendig geweſen wäre. Pascal bat ihn darum, in das Haus zu treten, und theilte ihm mit, daß er das verabredete Zeichen gehört und daß Alles zur Abreiſe bereit ſei. Joachim Murat ließ ſich dadurch nicht ſtören. In der Stube angekommen, nahm er ſeinem Wirthe die Laterne aus der Hand, leuchtete Margot in's Geſicht und ſagte, indem er ihr eine Hand auf die Schulter legte: „Dieſes gute Geſicht will ich mir einprägen für alle Zeiten. Aufrichtig, Herr Pascal!

Sie ſind mein Wirth, mein Gaſtfreund, Ihnen danke ich, daß ich entwiſche, und vielleicht noch glücklich, vielleicht noch mächtig werde — aber Sie ſind ein Mann — dieſer guten Alten fühle ich mich unvergleichlich inniger zu Danke verbunden als Ihnen."

„Sie haben Recht, Majeſtät," bekräftigte Pascal.

„Du mußt einmal ſchön geweſen ſein, meine gute Margot," fuhr Murat fort, „Deine Augen haben noch heute einen anmuthigen Glanz, und dieſe Grübchen in den Wangen waren gewiß verführeriſch. Und Du warſt nie verheirathet? Wie kommt das? Ich möchte Deine Geſchichte kennen."

„Majeſtät," ſtammelte Margot verſchämt und jugendliche Röthe flog über das alte Geſicht.

„Sollte ich wieder einmal König werden, dann, Margot — Dich werde ich nicht vergeſſen. Ach, wie wird Dich meine Karoline hegen und pflegen! Könnte ich nur jetzt ſchon etwas für Dich thun — doch halt hier dieſes Käſtchen, es iſt noch genug darin, um Dich reich zu machen, da, nimm es."

Bei dieſen Worten zog er aus den Falten der wollenen Blouſe, die er unter dem Mantel trug, eine kleine Chatoulle hervor und wollte ſie Margot zwiſchen die Hände ſchieben; dieſe aber that raſch einen Schritt rückwärts und rief: „Daß mich Gott bewahre! Laſſen

Sie ab, Sire, ich flehe Sie an! Ich nehme es nicht!"

Da im Tone dieſes Ausrufes einiger Vorwurf lag, zog er das Dargebotene auch in der That wieder raſch zurück. „Verzeihe mir, gute Marget," ſagte er, „ſiehe, ich war zu lange König und da meine ich, daß jede Güte bezahlt werden muß. Verzeihe mir. Und jetzt — was habe ich zu thun?"

„Der Kahn erwartet Sie, Sire," fiel hier Pascal ein. „Um dieſe Stunde muß Ihr Schiff auslaufen, das Sie auf hoher See an Bord nehmen ſoll. Es iſt keine Zeit zu verlieren, da Alles auf die Minute verabredet iſt. Sie müſſen an Bord und auf hoher See ſein, bevor der Mond aufgeht, ſonſt kommen Sie nicht durch die Engländer. Sie müſſen fort, Sire, und augenblicklich."

„Alſo vorwärts und ohne Säumen!" rief Murat, „denn es geht dem Feinde entgegen. Ich nehme keinen Abſchied von Euch, denn ich ſehe Euch wieder. Vorwärts!"

Als ob es zur Schlacht ginge, ſchritt er zur Thüre hinaus; Pascal eilte voraus, um ihm den Weg zu zeigen, Marget trug ein Päckchen Lebensmittel nach. Sie gingen eine Strecke weit die Landſtraße entlang, dann bogen ſie links ab und wanderten am Fuße eines kleinen Hügels hin, einer Bucht entgegen. Sie kamen an einigen Häuſern vorbei, in denen noch Lichter brannten und die Bewohner wachten; trotzdem wollte Joachim Murat mehrmals ein Geſpräch anknüpfen, aber Pascal erlaubte ſich, ihm mit einem leiſen „St!" Schweigen aufzuerlegen. Ihn zu einem leiſeren Auftreten zu bewegen, da er hallenden Schrittes einherging, war nicht möglich. Doch kamen ſie glücklich an die Bucht und an die verabredete Stelle.

„Jaquet!" rief Pascal.

„Hier!" antwortete eine Stimme, und ſofort ſprang der Angerufene aus einem Kahne, den er an der Kette ſo weit als möglich auf's Land zog.

„Raſch in den Kahn und fort," flüſterte Pascal dem König zu, „ich habe hinter uns Schritte und Geräuſch gehört."

„Ade! und auf Wiederſehen!" rief Murat und ſprang in den Kahn.

„Nun," ſagte Pascal zu Jaquet, „warum ſteigſt Du nicht ein?"

„Ich? Ich gehe nicht mit!" erwiederte der Matroſe.

„Verräther! Was ſoll das? Biſt Du nicht dafür bezahlt, den König bis an die Themis zu bringen?" rief Pascal voll Schreck und Zorn.

„Bezahlt?" fragte Jener zurück. „Für zweihundert

Franken habe ich genug gethan — wenn man's erfährt, daß ich im Komplott war, ſchickt man mich auf die Galeeren. Und ein Verräther bin ich nicht, ſonſt hätte ich eine größere Summe verdient. Und die Themis? Nun, das wollen wir erſt ſehen, wo der König die trifft."

„Die Themis," belehrte Pascal, „iſt das Schiff des Königs, es muß ihn draußen erwarten."

„Das weiß ich vielleicht beſſer," ſagte Jaquet, „das wollen wir erſt abwarten. Ich glaube, Seine Majeſtät muß die Reiſe nach Korſika im Kahne machen."

„Geſchwätz!" rief Murat. „Bube, willſt Du einſteigen oder nicht?"

Er bekam keine Antwort; Jaquet war mit einem Satze auf dem Hügel und gleich darauf hinter demſelben in der Nacht verſchwunden.

Margot ſchlug die Hände in einander. „Mein Gott, was ſoll jetzt aus dem Könige werden?" rief ſie verzweifelnd.

„Mein Arm, mein lahmer Arm!" rief Pascal. „Sire, ich kann Sie nicht fahren!"

„Unbeſorgt, meine Freunde," tröſtete Murat, „ich kann mich wohl ſelbſt ſo weit rudern, bis ich mit der Themis zuſammentreffe." Er ſetzte ſich hin und ergriff die Ruder, als der Kahn von einem heftigen Sprunge erzitterte.

„Sind Sie es, Pascal, der in den Kahn ſprang?“ fragte der König.

„Nein, Sire, ich ſtehe hier auf dem Lande. Iſt Jemand im Kahne?“

„Wir ſind verloren!“ rief Margot.

„Ich bin es, Herr Morin!“ ſcholl es jetzt aus dem Kahne, „ich, Nadir, Ihr Gaſtfreund!“

„Der Egypter!“ rief Margot wieder.

„Sagen Sie dem König, Herr Morin, daß er ſich mir anvertrauen darf, daß ich ein guter Fährmann bin, ein Verfolgter wie er, und vom Stamme derer, die ihre Liebe zum Kaiſer mit Verbannung und Tod büßten.“

„So iſt es, Sire,“ rief Pascal, „Sie haben einen Freund an Bord.“

„Mein Stern! Mein Stern!“ ſagte Murat andächtig und hob den Hut in die Höhe. „Stoß ab, Egypter, Du fährſt den Cäſar und ſein Glück!“

Und der Kahn flog in's Meer und in die Nacht hinaus.

Drittes Kapitel.

Auf hoher See.

Ein unſichtbares Ungethüm
Herblies der Miſtral ſchneidend ſcharf,
Der Schaum und Flut mit Ungeſtüm
An Korſika's Geſtade warf.
Heinrich Leuthold.

Wilde Wellen wiegten das leichte Fahrzeug, das die beiden Flüchtlinge trug, zwei Menſchen ſo weit verſchiedenen Blutes und eben ſo weit verſchiedenen Schickſals, die einander nie von Angeſicht zu Angeſicht geſehen, die auch jetzt noch, da ſie ihr Geſchick ſo eng an einander feſſelte, bei der tiefen Finſterniß Einer dem Andern nicht in's Auge zu blicken vermochten. Die Hülfe, die ihm ſo plötzlich, ſo unverhofft gekommen war, erfüllte den König mit Zuverſicht und gab ihm die freudige Stimmung, deren er in ſo hohem Grade fähig, und weckte den Muth, der ihm, wie wenigen Sterblichen, angeboren war. Mit Freude bemerkte er, wie der Kahn, trotz der hohen Wellen, raſch dahinflog.

„Du führſt das Ruder, Nadir," ſagte er, „als wäreſt Du als Schiffer geboren."

„Das bin ich nicht, mein König," erwiederte der Araber mit Stolz; „mein Vater war der Fürſt unſeres Stammes, aber allerdings habe ich ihn und die Geſchwiſter ſeit Jahren in Marſeille manchmal als Schiffer und Fiſcher ernährt. Ich verſtehe mich darauf, ein Boot zu führen, und hoffe Eure Majeſtät glücklich in Sicherheit zu bringen. Doch ich will ſchweigen; jene Flamme, die uns dort vor den Augen tanzt, iſt das Licht auf einem engliſchen Schiffe."

Lautlos flog das Boot weiter, daß man in der nächſten Nähe das Ein- und Auftauchen der Ruder nicht gehört haben würde. Bald bewegte ſich das Schiffslicht hinter ihnen.

„Leb' wohl, perfides England," rief Murat, „das mich in ſeine Falle locken wollte. Du ſollſt meiner nicht habhaft werden. Denkſt Du daran, wie ich Dir auch bei Capri einen Streich ſpielte? Es war meine erſte That als König von Neapel und ich habe mir damit dieſe ſchöne Krone verdient."

In Erinnerung an dieſe allerdings kühne That, mit der er einſt den Antritt ſeiner Regierung auf glänzende Weiſe feierte, lächelte Murat, hüllte ſich in ſeinen Mantel und ſtreckte ſich, unbekümmert um die Wellen, die manchmal über Bord ſchlugen, im Kahne aus, in der Abſicht, von alten Tagen zu träumen und die nächſte Zukunft zu überdenken. Bald aber fiel er in einen tiefen Schlaf und träumte ſich in die hundert Schlachten ſeiner Vergangenheit zurück, in den Pomp des neapolitaniſchen Königsſchloſſes, in die Mitte ſeiner Kinder und in die Nähe ſeines klugen und treuen Weibes Karoline, der jetzt im fernen Oeſterreich wohl kein Sehertraum die Lage und Umgebung ihres Gatten zu verrathen vermochte.

Der König ſchlief, der Araber ruderte. Ein Segel zog Nadir nicht auf, theils aus Furcht vor dem Sturm, der ſich mehr und mehr als der gefürchtete Miſtral offenbarte, theils in der Beſorgniß, mit einem Segel unter dem ſtarken Nordwind zu raſch in das weite Meer hinaus und in zu große Entfernung von der Themis getrieben zu werden. Mitternacht war längſt vorüber, die Finſterniß verlor an Dichtigkeit, der Sturm jagte die dickſten Wolken auseinander und einige Sterne traten hie und da leuchtend hervor. Für Nadir's Auge war es hell genug, den ſchlafenden König betrachten zu können. Wie er ſo ruhig dalag, fühlte ſich der Sohn des Morgenlandes von einer tiefen Ehrfurcht durchdrungen. Solche Ruhe bei ſolchem Schickſal ſchien ihm nur möglich bei einem auserwählten Weſen, das der erhabenſten Verheißungen ſicher war. Der Sohn eines Schenkwirthes in einer kleinen Stadt lag vor ihm, ein in Dunkelheit Geborener, deſſen Schickſal mit dem der gewaltigſten Geſtalt vieler Zeiten, mit der Napoleon's, auf's Innigſte verbunden war; der Sohn des Volkes, der zwei Kronen getragen, und der in ſeinem, Nadir's Mutterlande, wie in allen Ländern Europa's, die gewaltigſten Siege erfochten. War er nicht ein Auserwählter des Herrn? ein Werkzeug in der Hand, vielleicht ein Liebling im Herzen Gottes? War es nicht ein ſtilles Gebot Gottes, ſeinem Liebling beizuſtehen und ihm treu zu ſein in allen Fährlichkeiten? Und war es nach der wunderbaren Art, wie Nadir mit ihm vereinigt wurde, nicht im Buche geſchrieben, daß er ihm folgen und ihm anhängen ſolle — ohne zu prüfen? wie er ſein Fährmann und Pilot wurde, ohne ſein Antlitz geſehen zu haben?

Mit friſcher Kraft ergriff er die Ruder, die er ermattet hatte ſinken laſſen, und blickte, da ſchon graue Dämmerung über der See lagerte, mit ſeinen ſcharfen Augen weit hinaus nach dem Schiffe, das des flüchtigen Königs Schätze, Papiere und Freunde trug und ihn ſelbſt aufnehmen ſollte. Plötzlich brach ein Sonnenſtrahl über die weite Meeresfläche herein, und in demſelben Momente tanzte eine Korvette, von dem Strahle beleuchtet, ſcheinbar nahe vor Nadir's Augen. Er ſchnellte empor und rief das Schiff an, das ihn nicht hören konnte. Der König erwachte, folgte den Blicken und Bewegungen Nadir's und ſagte ruhig: „Das ſind ſie! Strenge Dich nicht an, mein Freund, ſobald es etwas heller wird, werden ſie uns erblicken, denn ſie ſehen beſorgt nach allen Seiten aus, und werden ſie uns entgegenſteuern."

Nadir aber ließ nicht ab, ſondern erhob ſich bald, um Zeichen zu geben und ſeinen weißen Mantel in der Luft flattern zu laſſen, bald ſetzte er ſich wieder hin und ruderte, da das Schiff trotz aller Zeichen ſeinen Cours einhielt. Zum Glück begann mit Tagesanbruch der Miſtral ſo gewaltig zu wehen, daß die Themis ſämmtliche Segel einreffen mußte, um dem Winde ſo wenig Priſe als möglich zu geben, und daß ſie, obwohl gewaltig herauf und hinunter geſchleudert, in ihrem Laufe nur ſehr geringe Fortſchritte machte.

„Du ſiehſt," ſagte der König, „ſie halten ſchon ſtill, um ſich zu überzeugen, ob wir die Erwarteten ſind!"

Nadir aber ſchüttelte den Kopf. Dieſer Grund ſchien ihm die Equipage des Schiffes nicht zu beſtimmen;

hätten ſie ſich dem Kahne nähern wollen, ſo hätten ſie ſchon ein Zeichen gegeben, daß ſie ihn bemerkt, und ſie hätten, trotz des ſtarken Windes, das Bramſegel aufſetzen können, um den Kahn in wenigen Minuten zu erreichen. Vielleicht aber waren die Flüchtlinge auf der Themis ſchlechte Seeleute, und hatten ſie, da ſie das Schiff nur mit Vertrauten bemannen mochten, zufällig nur unerfahrene Leute an Bord nehmen können. Er fragte in dieſem Sinne den König, um einen Argwohn zu zerſtreuen, der furchtbar in ihm auftauchte.

„Wie?“ rief der König und lachte, „ſchlechte Seeleute, unerfahrene Menſchen? Blancard, Langlade, Donnadieu, drei der trefflichſten Seeoffiziere befinden ſich an Bord.“

„Dann,“ antwortete Nadir beſorgt, „dann, Majeſtät, iſt mir das Benehmen der Korvette unbegreiflich.“

„Das Räthſel wird ſich löſen, — nur auf das Schiff zugeſteuert.“

Nadir ſtrengte ſeine Kraft auf's Aeußerſte an; der Kahn flog, als ob er das Ruder eben jetzt erſt mit ungeſchwächter Kraft in die Hand genommen; der Raum zwiſchen dem Kahne und der Themis wurde immer kleiner. Der König ſtand aufrecht und winkte, und ſchon war kein Zweifel, daß man ſie auf dem Schiffe bemerkt hatte. Es wurde lebendig an Bord und Matroſen und Offiziere liefen hin und her.

„Etwas Außerordentliches geht vor an Bord,“ ſagte Nadir, „es herrſcht nicht die gehörige Ordnung.“

„Vielleicht ein Leck?“ ſagte der König.

„Schwerlich, Majeſtät, denn alle Mann ſind oben. Auch wird keine Anſtalt gemacht, ein Boot auszuſetzen oder eine Leiter herabzulaſſen.“

„Schweige!“ befahl der König und ſeine Stirne zog ſich in Falten, während er wie Einer, der warten will, was da kommen werde, die Arme übereinander ſchlug. Nach einiger Zeit ſagte er: „Ich erkenne ſchon die Einzelnen. Es iſt Bonafour, mein Neffe, der eben über das Hinterdeck lief — er iſt verſchwunden — will er ſich vor mir verſtecken?“

„Mein Gott!“ ſchrie Nadir, „was bedeutet das? Sie ſetzen alle Segel auf.“

Nur wenige ſtarke Bewegungen und ſie waren nur noch einige Faden vom Schiff entfernt. Der König ſtand ſtumm und ſtarrte den Rumpf an. Mit einem Male, da alle Segel fielen, bäumte es ſich wie ein Roß, das ſich mit einem Sprunge zum Laufe vorbereitet, warf ſich auf die Seite und flog dahin wie ein Geier mit ausgebreiteten Fittigen. Man hörte, wie ein Offizier Befehle ertheilte, die nur geeignet waren, der fliehenden Themis noch größere Schnelligkeit zu geben.

„Roſetti! Recca-Romana!“ ſchrie der König. „Verrath! Verrath! Sie verrathen mich! Ich bin verloren!“

Er warf ſich auf den Boden des Kahnes, und eben da, wo er mitten in Wind- und Wellenſturm die halbe Nacht ſo ruhevoll geſchlafen und glücklich geträumt hatte, lag er jetzt, während die Sonne, durch feuchte Wolken brechend, dunklen Purpur über ihn und die See breitete, aufgegeben, verzweifelt, vernichtet, zaghaft, wie er es nie geweſen, ohne Muth, der ihn doch ſonſt auf hundert Schlachtfeldern nicht verlaſſen. Der Achilles der großen Armee, wie man ihn nannte, lag trauriger da, als der Held vor Troja, da er den Tod ſeines Freundes erfuhr. Dieſem war der Freund nur geſtorben; den Achilles der großen Armee hatten die Freunde auf unerhörte, auf diebiſche, bübiſche Weiſe verrathen.

„Sie, die ich aus dem Staube gezogen, die ich aus Nichts zu Etwas machte, die mir Alles danken, Alles, deren Schickſal ich war, die mich wie ihren Gott anbeteten, ſo lange mir das Glück lächelte! Iſt es möglich? Iſt der Menſch ſolcher That fähig? Iſt das nicht ſchlimmer als die That des wilden Thieres, das ſeinen Feind nur zerreißt und verzehrt? Vor meinen Augen fliehen ſie mit meinem Schiffe, das mich in einen rettenden Hafen bringen ſollte, mit meiner Habe, mit meinen Papieren, den Dokumenten meiner Rechte — und laſſen mich hier auf wildem Meere, auf einem elenden Fahrzeug, tauſendfachem Tode ausgeſetzt, meinen Häſchern und Verfolgern preisgegeben. Das iſt ſchlimmer als Meuchelmord, ſchlimmer als alle Thaten, die je mit Gift und Dolch ausgeführt wurden. Habe ich das verdient, König der Könige, ſage!“

Er war bei den letzten Worten aufgeſprungen und richtete Geſicht, Augen und Arme gen Himmel. Er ſchwieg einen Augenblick, aber nur, um ſich mit einem neuen, wilden Ausbruch ſelbſt zu der furchtbaren Antwort zu ſammeln: „Ja, Herr im Himmel, ich habe es verdient, du miſſeſt mit gerechtem Maße, denn ich habe ein Gleiches gethan. Als er, der mir das theure Weib und die Krone gab, an den ich mit meinem ganzen Leben und mit den heiligſten Banden gebunden war, als er bei Leipzig in's Elend ſtürzte, da verließ ich ihn treulos und fuhr mit dem Schiff meines Glückes vor ſeinem Antlitz, flüchtete an ihm vorbei wie jene Verräther, mit allen Schätzen, mit denen er mein Lebensſchiff beladen, und floh in's Lager der Feinde. Du richteſt gerecht, mein Gott, ich fühle Dein ganzes Strafgericht und weiß, daß es nicht beendet iſt. Ich bin gerichtet.“

Wie ein todter Körper fiel er jetzt in den Kahn, daß er ſchwankte. Zu der Waſſermaſſe, die ihn bereits erfüllte, ſchlug noch eine Welle herein. Der König achtete es nicht, daß er nur mit dem Kopfe, der an die Seitenbank lehnte, aus dem Waſſer hervorragte.

Nadir wußte, daß er jetzt weder auf die Klagen und die Verzweiflungsausbrüche des Königs horchen, noch an den fürchterlichen Verrath ſeiner Freunde denken durfte; daß es ihm allein erlaubt war, an die Gefahr zu denken, die gierige Hände über den Rand des Kahnes nach ihnen, den beiden Flüchtlingen, ausſtreckte. Nur noch Eine ſtarke Welle, und der Kahn iſt mit Waſſer erfüllt und ſie ſind verloren. Alles Rudern war beinahe ganz vergebens, denn das überlaſtete Fahrzeug gehorchte nicht mehr dem Fährmann, ſondern nur noch der Welle, die es vor- und rückwärts trieb. Dieſes ſonſt ſo heitere, belebte Meer war öde, denn die Vorgänge an den Küſten des ſüdlichen Frankreichs hielten die Kauffahrer ferne; nichts als das Verrätherſchiff war zu erblicken, wie ſehr auch Nadir ſeine Augen anſtrengte. Es war der einzige Halt, darum hafteten trotz allen Verraths Nadir's Blicke mit Hoffnung an demſelben. Aber es flog dahin, alle ſeine Segel voll des Sturmes, als ob es ſich beeilte, gleich einem Mörder den Schauplatz ſeiner Miſſethat zu meiden. Und doch! — Nadir's Auge blickte ſcharf — die Schaluppe ſenkte ſich, ein Fahrzeug wurde ausgeſetzt. Bereuen ſie? Nein, die Themis flog weiter, aber die Schaluppe ruderte in der That dem Könige entgegen; drei Männer regierten ſie, kraft- und kunſtvoll; ſie beherrſchten die wilden Wellen und es war, als ob der Sturm, der ihnen doch entgegenarbeitete, ihnen dienſtbar wäre. Aber konnten die drei Männer in der Schaluppe nicht auch Verräther ſein, ausgeſandte Mörder, die mit dem ſchwachen Kahne die Zeugen und Opfer ihrer Unthat auf ewig in die Tiefe der See verſenken wollten? In der That, ein einziger Stoß ihrer ſtarken und hochbordigen Schaluppe, und der König ſammt ſeinem Piloten ſind begraben. Nadir ließ das eine Ruder fallen und erhob ſich, das andere emporſchwingend wie eine Waffe, entſchloſſen, ſein und des Königs Leben nicht ohne Kampf enden zu laſſen. Doch war mehr Hoffnung des Gelingens, wenn der Achilles der großen Armee am Kampfe Theil nahm; vielleicht konnte man ſich dann noch des Fahrzeugs der Feinde bemächtigen, und auf dieſem, meinte Nadir, wollte er den unglücklichen König gewiß an irgend eine, wenn noch ſo entfernte befreundete Küſte lootſen. So rief er ihn denn an: „Auf, König, es ſteht uns wohl ein Kampf bevor!“

Aber der König regte ſich nicht. Wiederholt verſuchte es Nadir, ihn aus ſeiner Verſunkenheit zu wecken; vergebens. So ſtand er allein da, mit dem Ruder auf der Schulter, angſtvoll die nächſten Minuten erwartend und hoffend, daß im ſchlimmſten Falle der Kampf den König wecken werde. Troſtvoll ſchien es ihm, daß ſich die Themis entfernte, während die Schaluppe ſich mehr und mehr näherte und zwiſchen Beiden ein immer größerer Zwiſchenraum entſtand. Wären die Verräther in der Themis mit dieſen drei Männern in der Schaluppe einverſtanden, ſo würden jene dieſe erwarten. Dieſe Berechnung täuſchte nicht; ſchon von ferne nickten und grüßten die drei Männer und ſchwangen von Zeit zu Zeit ihre Kappen in die Luft; ſie riefen auch, aber ihre Rufe verhallten ungehört im Heulen des Sturmes. Endlich waren ſie ſo nahe, daß man ſchon einzelne Töne vernehmen konnte, und endlich klang es deutlich und hallend über die Fluten herüber: „Hoch Abukir! Hoch Marengo! Hoch Eylau, Madrid und Borodino!“

Wie ein Zauber weckten dieſe Namen ſeiner Siege den König aus ſeiner Dumpfheit; wie eine Feder ſchnellte es ihn in die Höhe. Aufrecht ſtand er da, ſeine

Augen blitzten, er warf die dunklen Locken zurück in den Nacken, hob beide Arme empor und rief: „Langlade, Donnadieu, Blancard, meine Freunde! Nein, ich bin nicht verrathen, mein Stern iſt nicht untergegangen!“

Die Todtenmaske, die eben noch ſein Geſicht bedeckte, war wie von unſichtbarer Hand weggewiſcht; Leben, Hoffnung, Glück, Triumph ſtrahlten aus allen Zügen, als ob es nicht ein ſchwacher Kahn mit drei Männern, als ob es eine gewaltige, weltbeſiegende Flotte mit zahlloſer Mannſchaft wäre, die ihm zu Hülfe kam. Ein Mann, der aus einem Nichts ein König und weltberühmter Krieger geworden, ſah er leicht überall und im Kleinſten den Keim zu Großem, zu einer glänzenden Zukunft. Nadir, der ihn und die raſchen Uebergänge in dieſem Gemüth, in dieſer Einbildungskraft nicht kannte, ſah ihn erſtaunt an und vergaß daüber den ſinkenden Kahn und die mit Freuden- und Freundesrufen nahende Rettung.

Plötzlich verſchwand der König vor ſeinen Augen; mit einem gewaltigen Sprunge war er in der Schaluppe; der Kahn tauchte unter und Nadir wäre mit ihm geſunken, hätte ihn nicht eine gewaltige Hand erfaßt. Es war die Hand des Königs ſelbſt, die ihn am Arm ergriff und mit ſtarkem Rucke über Bord der Schaluppe hob. Es war ihm das Alles wie ein Traum, wie er ſich ſo mit einem Male auf ſicherem Fahrzeuge fand, in Geſellſchaft befreundet und glücklich blickender Männer, und wie der König, ſie alle umarmend, lachte und voll Freude war — nachdem kurz vorher Alles voll Trauer, Verrath, Hoffnungsloſigkeit geweſen. Der König bemerkte es kaum, was doch die Seeoffiziere mit Entſetzen erfüllte, wie, kaum, daß er mit Nadir die Schaluppe betreten, das Meer aufgluckſte und den Kahn hinunterſchlang — es machte ihm nicht den geringſten Eindruck, daß die Hülfe, um eine Minute ſpäter, zu ſpät gekommen wäre. Er plauderte mit erſtaunlichem Behagen und erkundigte ſich nach dem Befinden der drei Freunde; es fiel ihm nicht einmal ein, nach der Art des Verrathes zu fragen, den die Themis an ihm begangen; er ſah und fühlte nur, daß er noch Freunde, noch Anhänger hatte. Wer konnte ſagen, nach wie vielen Tauſenden noch die Zahl ſeiner Anhänger zählte? Es fiel ihm auch nicht ein, zu fragen, auf welche Weiſe ſich die Freunde vom Verrätherſchiff losgemacht, um ihn zu retten und ſich ihm anzuſchließen. Er wäre in dieſem Augenblicke fähig geweſen, „Nach Neapel!“ zu kommandiren, um ſein verlorenes Königreich wieder zu erobern, aber ſchon ſaß Blancard ruhig am Steuer und die Schaluppe nahm die Richtung auf Korſika.

Viertes Kapitel.

Vescovato.

Wenn noch der Alten Glaub' und Sitten währten,
Den Göttern heilig wähnt' ich dieſes Land;
Mehr als der Menſchen Wünſche je begehrten,
Thut hier ſich auf — und hier wird klar erkannt,
Daß noch auf Erden eine Schönheit waltet,
Die ſich dem dumpfen Sinne nie entfaltet.
Camoens.

Ein Paradies, ja wahrlich ein Paradies, auf der herrlichen Inſel einer der herrlichſten Winkel, überhaupt auf der weiten Erde eine der holdeſten, lieblichſten, zaubervollſten Gegenden iſt das Kaſtanienländchen oder die Caſtagniccia, und doch iſt es nur der Schrein zu einem Juwel und dieſes Juwel iſt der Ort Vescovato, der Hauptort der Caſtagniccia. Wohl dem, der die Caſtagniccia und ihr Vescovato geſehen hat. Dorthin lud der edle Korſe, Graf Buttafuoco — wir kommen hierherwandernd an ſeinem Thurme vorbei — den armen Selbſtquäler Jean Jacques Rouſſeau; wäre dieſer der

Einladung gefolgt, er, der Anbeter der Natur, hätte die Natur noch inniger lieben gelernt, und ſein ewig wacher Argwohn wäre unter der großartigſten Gaſtfreundſchaft der Welt entſchlummert und ſeine kranke Seele wäre geſundet. Wo auf weiter Erde gibt es einen ſchöneren Frieden, als im Schatten dieſer Kaſtanienwälder, an der Schwelle jenes von Epheu bedeckten Kloſters, am Rande dieſes rauſchenden Wildbaches, auf allen dieſen Wegen und Pfaden, die ſich durch hohe Erikabüſche, durch üppige Rebengelände, durch Orangenalleen, an den Hügeln hin und herauf und herunter winden? Von hohen Bergen iſt dieſes Paradies ſchützend umſchloſſen, umarmt wie von himmliſchen Wächtern; damit aber keiner der himmliſchen Erdenreize fehle, öffnen ſich dieſe Berge dem Oſten zu und der Blick ſchweift frei hinaus über die glückliche Golo-Ebene, über das blau-purpurne Meer, hinüber über die Inſeln bis an die Küſten Italiens. Ja, glücklich, glücklich, wer hier im Abendſchatten wandelte, und dem zu dem Frieden der Natur das Ave-Maria-Glöcklein jenes epheubedeckten Kloſters noch den höheren Frieden in's Herz läutete. Es iſt ein Friede, den die Erinnerungen an alle die Thaten und Männer dieſes geſchichtlichen Ortes der kampfberühmten Inſel nicht ſtören, ſondern erhöhen, denn es ſind erhabene Helden, die hier geſtritten, und es ſind heilige Kämpfe, die hier gekämpft wurden, Kämpfe für die höchſten Güter der Menſchheit, für Freiheit und Vaterland. Jedes dieſer Häuſer und Hütten weiß von einer großen That zu erzählen; in jedem dieſer Häuſer wohnten Menſchen, die große Thaten gethan oder von großen Thaten treu berichteten. In Vescovato weilten oder wurden die edelſten Männer geboren, in Vescovato ſind ihre größten Chroniſten und Geſchichtsſchreiber zu Hauſe.

Seht zum Beiſpiel jenes Haus, das etwas abgeſondert von den anderen Häuſern Vescovatos daliegt und mit zwei Geſchoſſen über die andern hervorragt, von üppigem Baumwuchs umgeben und von einer tiefen Stille, die nur durch das Gemurmel des Brunnens und durch das Girren der zahlreichen Tauben, die es umkreiſen, unterbrochen wird, es iſt das Haus der Ceccaldi — unter ſeinem Dache wurde der Hiſtoriker Korſikas, Ceccaldi, geboren, und der große General Andrea Colonna Ceccaldi, der Triumvir mit Gaffori und Hyacinth Paoli, dem großen Vater des größeren Sohnes Pasquale Paoli. Dieſes Haus ſteht ſo zu ſagen auf jeder Seite der Geſchichte Korſikas; die meiſten Helden vieler Jahrhunderte dieſer heldenmüthigen Inſel ſind hier eingekehrt; wie oft wurde hier Rath gehalten über die Art der Bekämpfung des Erbfeindes, des verfluchten Genua, des grauſamen, hab- und blutgierigen Genua. Ein Heiligenſchein liegt auf dieſem Hauſe, denn es iſt zugleich ein Tempel des Gaſtrechts; es hat zu allen Zeiten Hunderte und Hunderte von Flüchtigen und Verfolgten geborgen und zeichnet ſich durch Gaſtlichkeit aus, ſelbſt in dem gaſtlichſten aller Länder, in Korſika.

Tiefe Stille, tiefer Friede lag mit der Glut der Auguſtſonne über Veſcovato und über dieſem Hauſe am Tage des heiligen Ludwig. In dem großen Gemache des unteren Stockwerkes, das gegen die Sommerſeite mit Läden gegen die Ueberfülle des Lichts geſchützt war, in halber Dämmerung hatten ſich die Bewohner und Herren des Hauſes verſammelt; aber ſie hielten, trotz der gewaltigen Hitze, nicht Sieſta, ſondern ſaßen an dem langen, wuchtigen Tiſche, mit Unterbrechungen plaudernd, wie es die ermüdende Schwüle des Tages erlaubte. Obenan ſaß der eigentliche Beſitzer und Herr des Hauſes, Colonna Ceccaldi, ein uralter Greis, dem die weißen Locken dicht und lang über den Nacken fielen und die alte Wahrheit beſtätigten, daß es auf Korſika keine Kahlköpfe gebe. Der andere viel jüngere Mann, der neben ihm ſaß, ſchien allerdings gegen dieſe Wahrheit zu zeugen, denn ſein Schädel war nur ſpärlich von braunen Haaren bedeckt; bei näherer Prüfung aber konnte man erkennen, daß nur das jahrelange Tragen einer ſchweren Kopfbedeckung, eines Helmes oder anderen Soldatenhutes an dieſer Aermlichkeit des Haarwuchſes Schuld war, und daß unter der leichten phrygiſchen Mütze des Korſen mit der Zeit an derſelben Stelle ſich wieder die alte Ueppigkeit zeigen könne. Zur Zeit trug jene Armuth nur dazu bei, die hohe und edle Stirne des jüngeren, wenn auch nicht mehr jungen Mannes in ihrer ganzen Schönheit hervortreten und ihre Harmonie mit der geſchwungenen Geiernaſe, den gerade und offen blickenden Augen, dem gewaltigen Soldatenſchnurrbarte, der einen mild lächelnden, ja, etwas weichen Mund verhüllte, ſehen zu laſſen. Es war dieß der Schwiegerſohn und Gatte der einzigen Tochter des alten Colonna Ceccaldi, General Franceschetti. Seine Gemahlin, Catharina Ceccaldi, ſaß ihm gegenüber und hörte ihm unverwandt zu, als wollte ſie die verlorene Zeit einbringen, die vielen Jahre, die er ferne von ihr verbrachte. Obwohl ſie bereits etwas Matronenhaftes in Geſicht und Geſtalt hatte und die Tage der Jugend längſt vorüber waren, blickte ſie ihn doch mit jugendlicher Liebe an, mit Augen, aus denen Zärtlichkeit und Bewunderung zugleich ſprachen. Ebenſo that ſeine achtzehnjährige Tochter, Maria Benvenuta, die neben ihm ſaß, ſeine Hand hielt und nur manchmal einen Blick des Einverſtändniſſes zu ihrer Mutter hinüberſchweifen ließ.

Franceschetti war zwar ſchon vor mehr als vierzehn Tagen, von ſeinem König Joachim entlaſſen, zu den Seinen zurückgekehrt, aber dieſe hatten ihn noch immer nicht genugſam angeſehen und angehört. Daher auch ſeit ſeiner Rückkehr trotz der glühenden Mittage nie an Sieſta gedacht wurde; man ſetzte ſich nur während der heißeſten Stunden ruhig zuſammen, und die Fragen von Seiten der Familie und die Antworten des Heimgekehrten floſſen um dieſe Zeit nur etwas ſpärlicher. In der That hatte Franceschetti viel zu erzählen; ſeit vielen Jahren an Joachim Murat's Schickſal gebunden, war er, ſeit dieſer den Thron von Neapel beſtiegen, trotz der Nähe der Inſel nicht auf dieſe zurückgekehrt, denn gerade in dieſer Zeit war Joachim die Gegenwart ſeiner Getreuen nothwendiger als vorher, da er in dem neuen Königreiche auch eine neue Welt zu ſchaffen hatte. Und wie viel war gerade in den letzten zwei Jahren mit dieſem Könige vor ſich gegangen, ſeit er nach der Schlacht bei Leipzig ſeinen Stern aus dem Bereiche des ſinkenden Sternes des Kaiſers entfernen und vor gleichem Falle retten wollte, ſeit er mit den verbündeten Feinden ſeines Schwagers unterhandelte, ja Allianzen zu knüpfen ſuchte, herüber und hinüber ſchwankte; endlich, da der Kaiſer Elba verlaſſen, ſich zum König von Italien machen wollte, und ſein Schwanken wie ſeine Kühnheit bei Tolentino büßte, wo er Vergangenheit und Zukunft zugleich verlor, und als treulos am Kaiſer wie an den Verbündeten erſcheinen mußte. Wie viel hatte Franceschetti von der Kataſtrophe dieſer Tragödie zu erzählen, in der er ſelbſt eine hervorragende Rolle geſpielt bis an's Ende, eben weil er bei der allgemeinen Treuloſigkeit und Verrätherei bis an's Ende bei ſeinem Herrn ausharrte. Gattin und Tochter hatten das Leben in der Einſamkeit Vescovatos immer dem Glanze des neapolitaniſchen Hofes vorgezogen, wo ſie doch in nächſter Nähe des Thrones hätten prangen können. Echte Korſinnen, liebten ſie vor Allem ihre Heimat, aber als echte Töchter ihres Landes begriffen ſie es auch nicht anders, als daß der Vater und Gatte dort ſei, wo ihn ſeine Pflicht zurückhielt, wo Gefahr und Kampf war, wie es ſich für einen Krieger ziemt. Durch die engliſche Flotte vom Feſtlande gänzlich getrennt, waren ſie oft durch Monate ohne Nachrichten vom Vater und vom Kontinente. Der Nachricht von Waterloo, vom zweiten Zuſammenſturze des Kaiſerreiches, vom zweiten Einmarſche der Verbündeten in Paris, von der Zertrümmerung des neapolitaniſchen Thrones und dem tiefen Falle Joachim's war Franceschetti beinahe auf dem Fuße gefolgt. Ueber die zahlloſen Ereigniſſe, welche ſich im Laufe, faſt könnte man ſagen, weniger Tage, drängten, über die ungeheure und plötzliche Verwandlung der ganzen Welt erhielten ſie den erſten, ausführlichen Bericht durch ihn, der ihnen der glaubwürdigſte Bote war. In ihren einfachen Verhältniſſen groß geworden, mit den anderen Bewohnern Vescovatos, trotz ihres höheren Ranges, wie mit ihres Gleichen verkehrend, friſche, naive und leidenſchaftliche Naturen, lebten ſie jetzt Alles mit doppelter Lebhaftigkeit durch, und pochten bei den Erzählungen ihre Herzen und Pulſe von Mitgefühl, Kampfluſt, Rachedurſt, wie es bei den betheiligten Perſonen des großen Dramas ſelbſt kaum lebhafter der Fall geweſen ſein mochte.

Nur der alte Ahnherr Colonna-Ceccaldi, der noch Pasquale Paoli in Waffen, der noch Korſika im großen Kampfe für ſeine Freiheit, überhaupt die alten Zeiten geſehen, und in deſſen weiſem Herzen die Leidenſchaften ruhten wie in einem tiefen See, nur Ceccaldi hörte die Erzählungen ſeines edlen Eidams mit der Ruhe eines Weiſen an. War er doch auch mit ſeinem Herzen niemals auf Seiten jener Familie von jenſeits der Berge, wo man Korſika und die Freiheit nie ſo geliebt hat, wie dieſſeits an der öſtlichen Küſte — jener

Buonaparte's, die, wie großen und blutigen Ruhm ſie auch über das Eiland brachten, doch die Freiheit überall vernichteten und bewieſen, daß ſie wenig Verwandtſchaft hatten mit jenen Korſen, aus deren Blute die Gianpolo's, Sampieri's, Gafferi, Paoli, die großen Bürger und Menſchen liebenden Menſchen hervorgegangen. Er ſtammte noch aus der Zeit, da die Buonaparte's auf der Inſel nur wenig geachtet waren — und was blieben ſie, trotz aller Siege, neben den Colonna Ceccaldi's, welche die Inſel in grauen Zeiten ſchon mit Siegen vor den Sarazenen zu ſchützen wußten? Wenn ſie vor den Augen des alten Edlen irgend welche Gnade fanden, ſo dankten ſie es nur dem Umſtande, daß der große Pasquale Paoli den Carlo Buonaparte aus Ajaccio, den Vater des ſpäteren Kaiſers, einiger Freundſchaft würdig geachtet hatte. Außerdem erinnerte er ſich gar wohl der Zeit, da der junge Napoleone Buonaparte aus Ajaccio ſich auf der Inſel als eifrigen Klubbiſten und Republikaner aufgethan, und ſein Herz, das feſt war wie ein Berg, konnte ſich nie einem Menſchen zuwenden, deſſen Herz ſich ſo wandelbar erwies, daß er aus einem Vertheidiger der größte Unterdrücker der Freiheit und Tyrann aller Völker geworden. Und weil er aus ſeiner Meinung und ſeiner Abneigung gegen Napoleon nie ein Hehl gemacht, und weil er zu ihrer Zeit auch die franzöſiſche Republik nicht liebte, die Korſika ſeine geraubte Freiheit vorenthielt und es wagte, Pasquale Paoli vor ihre Schranken zu fordern und ihn zwang, im Exile zu ſterben, zählte man den alten Colonna-Ceccaldi auf der Inſel zu den Royaliſten. Die Frauen dieſes Hauſes, Katharina und ihre Tochter Maria Benvenuta, waren nur Korſinnen: ſie liebten nur Korſika und hatten alle Tugenden der Frauen dieſer Inſel im ausgeſprochenſten Grade; ſie liebten die Freiheit und die Beſiegten und Unterdrückten. Franceschetti hing an dem, deſſen Waffenbruder er war und dem er Treue verſprochen — und ſo fanden ſich in dieſem kleinen Kreiſe drei Parteien zuſammen, und gehörten dieſe vier Menſchen dreien verſchiedenen Parteien, eben weil ſie alle echte Korſen waren. Aber eben darum waren auch die Bande der Familie ſo ſtark, daß dieſe Verſchiedenheit nicht den geringſten Riß hervorbrachte, am allerwenigſten jetzt, da alle ihre Gefühle bei den Gefallenen waren, über die ſich ein ſo welterſchütterndes Strafgericht mit aller Wucht hergeſtürzt hatte.

An dieſem Tage hatte ſich in Vescovato das Gerücht verbreitet, daß ein Schiff in der Nähe von Baſtia von verfolgenden Engländern eingeholt, unterſucht und wieder frei gelaſſen worden. In dem kleinen Kreiſe beſchäftigte man ſich mit der Frage, wem die Verfolgung gegolten haben möge.

„Ich bin ruhig,“ ſagte Franceschetti, „dem Könige Joachim galt dieſe Verfolgung nicht. Ich weiß es, daß ſein Unterhändler Maceroni in Paris mit den Alliirten und er ſelbſt mit Kaiſer Franz von Oeſterreich wegen eines Aſyles unterhandelt, und daß man auf dieſe Unterhandlungen eingegangen, da König Joachim während des letzten Krieges, Dank dem Haſſe Napoleon's, in Unthätigkeit verharrte. Weh' dem Kaiſer, daß ihm Joachim bei Waterloo fehlte; er, er allein hätte die engliſchen Carrés geſprengt. Nie hat ihm ein Carré widerſtanden. Waterloo wäre nicht verloren gegangen und Beide ſäßen noch heute auf den Thronen. Aber wie die Dinge jetzt ſtehen, iſt es ſo gut für den König, denn die Alliirten haben keine Urſache Joachim zu verfolgen, den ſie eben, als Napoleon von Elba losbrach, als König von Neapel anerkennen wollten. Möge er, wenn er es vermag, ſeine Tage in Ruhe beſchließen, ohne Klage über das Verlorene, glücklich in der Erinnerung an ſeine glänzenden Thaten, glücklicher durch die Freuden, die ihm ein treues, liebevolles Weib und geliebte Kinder bieten können, — wie mir,“ ſetzte der General nach kurzer Pauſe hinzu, indem er die Hand ſeiner Frau entgegenſtreckte und ſeiner Benvenuta zulächelte.

„Amen!“ ſagte Katharina mit Andacht.

„Der König iſt jetzt wohl ſchon in der Schweiz, auf dem Wege nach Oeſterreich, wohin ſich ſeine Gemahlin von Neapel aus unter dem Namen einer Gräfin Lipano eingeſchifft hat. Wahrſcheinlich reiſt er unter demſelben Namen. Es iſt eine Verſtellung der Buchſtaben von Napoli — eine arme, traurige Maskirung alter Herrlichkeit.“

„Gott und die heilige Jungfrau,“ betete Katharina, „mögen über dem Frieden ſeiner Seele wachen, wie über dem Frieden der Welt. Ein ungeheurer Sturm der die ganze Erde erſchütterte, hat ausgetobt — o daß es jetzt ſo ruhig und klar würde wie nach einem Gewitter.“

„Ein Gebet, in das jeder Gute mit einſtimmen ſollte,“ ſagte Colonna-Ceccaldi; „ich bin alt und mir wird bald der unzerſtörbare Frieden kommen, aber die Jugend bedarf des Friedens, damit ſie erkenne, was die Welt ſeit einem Vierteljahrhundert vergeſſen, daß auch die Liebe, das ruhige Denken, die fruchtbare Arbeit auf Erden walten können.“

„Das,“ rief Franceschetti, „ſollten zuerſt die Herrſcher erkennen und wünſchen, die jetzt über die Geſchicke der Völker entſcheiden werden. So ſie nicht Freiheit geben, iſt auch an Frieden und Liebe nicht zu denken.

Ueber den gefallenen Napoleon hinüber erinnern ſich jetzt die Völker der Zeit, die ihm vorangegangen, und der großen Worte, die damals die Welt durchhallten. Und vor Allen ſollen die Bourbonen es wiſſen, daß ſie in ein anderes Land zurückkehren, als ſie verlaſſen. Wie ſie aber jetzt beginnen, wird der Kampf in Frankreich und in Europa unendlich.“

„Was immer kommen möge, mein Vater,“ ſagte Benvenuta flehentlich und mit gerührter Stimme, „Du haſt das Deinige gethan in der Welt, Du bleibſt bei uns, mein Vater! Nicht wahr, Deine Benvenuta, die ihre ganze Kindheit ohne Dich ſein mußte, wird jetzt das Glück, einen Vater zu haben, in aller ſeiner Süßigkeit kennen lernen?“

„Ja, mein theures Kind,“ erwiederte der General gerührt und drückte einen Kuß auf ihren Scheitel, „ich bleibe bei Euch, ich gehe nicht wieder von Dir. Habe ich nicht ſchon meinen braunen Rock von grobem korſiſchem Tuche angethan?“

„Er ſteht Dir beſſer als Deine Uniform!“ fiel Benvenuta raſch ein, „es iſt ein ſchönerer Anzug, als alle Prachtgewande der Welt. Ein Korſe und nur ein Korſe zu ſein, iſt mehr als Alles! Wehe dem, der kommen würde, Dich wieder unſerem Hauſe zu entführen; ich würde mich an ihm rächen, wie ein Mann, der Verwandtenblut zu rächen hat.“

Ihr ſchönes, ſchwarzes Auge flammte; ſie fuhr ſich mit beiden Händen in die Haare, daß die Mandile, die Kopfbedeckung der korſiſchen Frauen, rückwärts über den Nacken fiel.

„Mein echtes Korſenkind!“ lächelte Franceschetti, als eben der alte Diener Serafino eintrat und meldete, es ſei ein fremder Mann draußen, der den General dringend zu ſprechen wünſche.

„Ein Fremder? Hat er ſich nicht genannt?“

„Nein! er ſagte, er könne ſeinen Namen nur dem General anvertrauen.“

„Wie ſieht er aus?“

Serafino zuckte die Achſel: „Schwer zu ſagen, — wie ein ſtolzer und gebeugter Mann, wie ein großer Herr und wie ein Bettler.“

„Es iſt ein Verfolgter!“ rief Katharina und erhob ſich.

„Dann haben wir ihn ſchon zu lange warten laſſen,“ ſagte Colonna, indem er ſich ebenfalls erhob. „Gehen wir, denn er will ſich meinem Sohne allein entdecken.“

Der alte Mann ſtützte ſich auf den Arm ſeiner Tochter und ging mit ihr in eine Nebenſtube. Benvenuta eilte zur Saalthüre hinaus. In dem dämmerigen Gange draußen ſtand ein Mann, der ſich an die Wand lehnte und die geſchloſſenen Augen aufſchlug, als Benvenuta an ihm vorbeiſtreifte. Sie fuhr zuſammen, als ſie der Strahl dieſer Augen traf, und ſie mußte ſich zuſammenraffen, um nicht ſtehen zu bleiben und länger in dieſe Augen zu ſehen. Welch' ein Unglück! und welche eigenthümliche Glut brach aus dieſen Augen! Wer war es? Aber der Fremde wollte ſich nur dem Vater entdecken, das heilige Recht der Gaſtlichkeit verbot ihr, auch nur einen fragenden Blick auf ihn zurückzuwerfen, und in der Angſt, ſich gegen die hohe Sitte zu vergehen, eilte ſie wie fliehend weiter, bis ſie im Hofe unter den Kaſtanienbäumen ſtand. Zu begierig war ſie, zu wiſſen, wer der Mann war, der wie ein Bettler und Flehender im Gange geſtanden, darum eilte ſie ſo weit fort, wo es ihr unmöglich war, etwas von ihm zu ſehen oder einen Ton ſeiner Stimme zu erlauſchen.

Der General, nachdem ihn ſeine Familie allein gelaſſen, ſtand am Tiſche und blickte der Thüre erwartungsvoll entgegen. Der Fremde trat ein. Eine Capote hing um ſeine Schultern, eine ſchwarze ſeidene Mütze bedeckte ihm den Kopf tief über die Stirne bis über die Augenbrauen, daß die Augen tief beſchattet waren. Ein dichter, dunkler, verwilderter Bart faßte das Geſicht ein. An den Füßen trug er Schuhe und Gamaſchen eines gemeinen Soldaten. Die ganze Geſtalt war von Staub bedeckt und ſah müde und erſchöpft aus, wie nach einer anſtrengenden Wanderung.

Franceschetti erzitterte und wußte nicht warum.

Der Fremde öffnete den Mund und ſagte mit bebender Stimme: „Willſt Du mir Gaſtfreundſchaft gewähren? Schutz? Rettung? Biſt Du treu? Ich überliefere mich Deinen Händen.“

In demſelben Augenblick lag der General zu des Fremden Füßen. „Mein König!“ rief er, und ſtieß einen Schrei der Ueberraſchung und des Schmerzes aus.

Katharina und Colonna hörten dieſen Schrei in dem fernen Gemache, aber ſie blieben, wo ſie waren, denn der Fremde wollte ſich Franceschetti allein entdecken. Auch Benvenuta hörte den Schrei ihres Vaters. Sie rührte ſich nicht von der Stelle, aber unwillkürlich wandte ſie den Kopf gegen das Fenſter des untern Saales und ſah, wie der Fremde am Halſe ihres Vaters hing. „Es iſt ein Freund des Vaters,“ ſagte ſie vor ſich hin — und gleich darauf, aber mit nur liſpelnder Stimme: „Es iſt König Joachim!“

Sie bebte zuſammen. Es war ihr, als wollte ihr Herz ſtille ſtehen; ihre Wangen erblaßten, kalt fuhr es ihr durch alle Glieder. Sie ſah ſich um, ob nicht ringsumher an Haus, Hof, Bäumen plötzliche und große Veränderungen vor ſich gegangen, denn es ſchien ihr, als ob ein großes Schickſal hier eingezogen wäre. „Mein Vater,“ murmelte ſie, „wirſt Du uns wieder entführt?!“ Dann ſchüttelte ſie ſich und ging aufrechten Hauptes und raſchen Schrittes vor das Thor des Hofes. Da ſtand ſie und blickte in die Runde wie eine Wache. Er war unter ihrem väterlichen Dache, er kam als Verfolgter, Schutzflehender: ſchon ſtand ſie wie bewaffnet da, um ihn zu ſchützen, und ihre ſcharfen Augen drangen weit in's Land hinaus, hinab über die Golo-Ebene bis an's Meer, in die Thäler und in die nahen Gebüſche, ob ſich nicht ein Feind, ein Späher nähere. Sie hörte jedes Säuſeln und Raſcheln in den Gebüſchen. Doch war es ruhig überall; die Einwohner von Veſcovato hielten noch Sieſta und ſelbſt die Vögel ſchwiegen unter der Glut der brütenden Auguſtſonne. Nur die Luft zitterte und Benvenuta's Herz.

Fünftes Kapitel.

Benvenuta.

I here present you a shadow
Of majesty, but in effect a substance
Of pity.
John Ford „Perkin Warbeck“.

Man's yesterday may ne'er be like
his morrow.
Shelley.

Sie ſtand nicht lange, als es ſich in einem von Oleander- und Granatſträuchen gebildeten Hage rechts von ihr zu regen begann, leiſe, vorſichtig, aber doch ihren geſpannten Sinnen vernehmbar. Sie hätte jetzt mit verbundenen Augen und Ohren geſehen und gehört. Sie trat einige Schritte vor und heftete ihre Blicke an die leiſe bewegte Stelle. Zwei dunkle Augen glühten hinter den roſigen Oleanderkelchen und flammenden Granatblüten hervor, Augen, wie ſie ſelbſt auf Korſika ſelten zu ſehen ſind. Sie trat einige Schritte weiter vor und rief: „Hervor! Wer lauſcht hinter dieſer

Hecke?" Die Hecke öffnete ſich und dem Rufe gehorchend trat eine kräftige, hohe, aber für Benvenuta befremdliche Geſtalt hervor, die ſich durch Tracht, wie Ausdruck und Geſichtsbildung von allen Männern, die ſie bisher noch geſehen, auf's Auffallendſte unterſchied.

„Wer biſt Du?" fragte ſie ſtreng.

„Ich komme, um vor dieſer Thüre Gaſtlichkeit und Schutz zu ſuchen."

Dieſe Worte verboten ihr, zum zweiten Male nach des Fremden Namen zu fragen; ſie ſagte nur: „Ich will Dich dem Vater anmelden."

„Nein, noch nicht," rief der Fremde in Haſt; „ſage mir erſt, ob ich recht gegangen, ob dieß das Haus Colonna-Ceccaldi's iſt?"

„Es iſt das Haus Colonna-Ceccaldi's, meines Großvaters."

„Alſo biſt Du die Tochter Franceſchetti's, des edlen Kapitäns?"

Benvenuta beſtätigte mit einem Kopfnicken.

„So habe ich nicht geirrt und es iſt wahr, was ich dachte, während ich Dich hier hinter der Hecke beobachtete. Du ſtehſt hier draußen und blickſt in's Land, als eine Wache, ob nicht ein Feind, ein Verräther naht. So iſt er hier ſchon eingetroffen?"

„Wer?" fragte Benvenuta.

„Du biſt Franceschetti's Tochter und ich darf Dir auf dieſe Frage antworten, ohne Furcht vor Verrath; auch ſagt mir Dein edles Antlitz, daß Dir alle Verrätherei ferne iſt. Iſt er glücklich über Eure Schwelle gekommen? der unglückliche König, Joachim Murat?“

Benvenuta fuhr zuſammen und dachte: ſo iſt er es wirklich? Da ſie mit der Antwort zauderte, fuhr der Fremde fort:

„Ich bin Nadir, ein Araber, ſein Diener. Ich führte die Barke, auf die er ſich von Toulon flüchtete. Drei Getreue ſtießen auf offener See zu uns, und mit ihnen vereint ſetzten wir die Reiſe fort. Ein franzöſiſches Schiff, das wir um Aufnahme baten, verſuchte es, uns in Grund zu bohren; ein anderes nahm uns freundlich auf und an Bord deſſelben fanden ſich mehrere Flüchtlinge aus Marſeille, die den König erkannten und ihn ihrer Liebe und Treue verſicherten. Mit ihnen landeten wir endlich, nach tauſend Gefahren, in Baſtia, ſämmtlich unter fremden Namen, denn der König hatte beſchloſſen, unbekannt zu bleiben. Aber auf dieſer Inſel leben Tauſende, die ihn in der Schlacht und am Hofe geſehen, und Hunderte, denen er Wohlthaten erzeigt. Sogleich verbreitete ſich das Gerücht von des Königs Anweſenheit in Baſtia; die Beamten und Soldaten der Bourbons bereiteten eine Verfolgung vor, wie die war, vor der der König aus Toulon entfloh; zugleich aber rüſteten ſich viele Bewohner, um ihn zu vertheidigen. Um es nicht zu nutzloſem Kampfe und Blutvergießen kommen zu laſſen, floh der König auf weiten Umwegen hierher zu Deinem Vater; ich folgte ihm auf anderen Wegen und bald werden ihm noch Viele folgen."

„Sie werden Alle willkommen ſein," ſagte Benvenuta.

„Doch," fuhr Nadir fort, „wäre es gut, wenn der Aufenthalt des Königs nicht verrathen würde, ehe eine genug große Anzahl von Getreuen verſammelt iſt, die ihn gegen einen Handſtreich von Baſtia ſchützen könnten. Die größere Anzahl derſelben kann erſt morgen oder in den nächſten Tagen hier eintreffen, da der König Vielen von ihnen Aufträge gegeben; aber Häſcher und Späher ſind ſchon auf ſeinen Ferſen."

„Aber wer lehrt uns die Treuen von den Verräthern unterſcheiden?" fragte Benvenuta gedankenvoll; „nicht Dich meine ich, Dir glaube ich. Dort zwiſchen den Büſchen des Baches ſehe ich einen Fremden ſchleichen — es kann ein Verfolgter, es kann auch ein Späher ſein. Er blickte hierher und wird mich wahrſcheinlich anreden. Gehe in den Hof, Nadir, und bleibe ungeſehen in der Nähe; vielleicht kennſt Du den Fremden."

Nadir that, wie ſie befahl, trat in den Hof und legte ſich hinter das Becken der Ciſterne.

Benvenuta ſtand wieder allein, regungslos und mit einem ſcheinbar theilnahmloſen Geſichte die Gegend überwachend. Es entging ihr nicht, wie das Gebüſch ſich hie und da auseinander bog und wie es, wenn auch ſehr leiſe, hie und da erzitterte, wenn es der Fremde ſtreifte, der ſich hinter demſelben immer näher ſchlich. Aber zuletzt blieb Alles ruhig und war jede Spur von dem Fremden verſchwunden. Sie mußte wiſſen, wo er blieb, und mit wenigen raſchen und leiſen Schritten ſtand ſie an der Hecke, aus der vorhin Nadir hervorgekommen war. Da lag der Mann in der That auf dem Boden und blickte durch die weiten Lücken, die das Gebüſch am Fuße der Sträucher gelaſſen, dem Hauſe Ceccaldi entgegen.

„Wer biſt Du? und wonach ſpähſt Du hier?" rief ihm Benvenuta plötzlich zu.

Der Mann erſchrak und ſtammelte einige unverſtändliche Worte.

„Warum erſchrickſt Du?" fragte ſie mit zuſammengezogenen Augenbrauen.

„Ach," ſtotterte der Fremde, „ein armer Flüchtling, ein Verfolgter erſchrickt leicht — wem darf er vertrauen?"

„Hier darf jeder Verfolgte Jedem vertrauen."

„O gewiß — freilich, wir ſind ja in Korſika, hier wird kein Verfolgter verrathen und den Sbirren ausgeliefert."

Er erhob ſich und drückte ſich durch die Hecke, die ihn bis jetzt von Benvenuta getrennt hatte; dann nahm er den Hut ab und fragte mit unterthäniger Miene: „Du biſt die Tochter des Generals Franceſchetti?"

„Die bin ich!" antwortete ſie ſtolz und trat einen Schritt zurück, da ſie ſich von der Unterthänigkeit des Mannes abgeſtoßen fühlte. Er aber folgte ihr, ſtellte ſich wieder ſo nahe als möglich zu ihr und flüſterte lauernden Blickes: „Nun, ſo wirſt Du mir ſagen können, ob der König ſchon bei Euch angekommen?"

„Wer biſt Du?" fragte Benvenuta wieder.

„Einer ſeiner Getreuen," flüſterte der Fremde, „die Baſtia verlaſſen haben, um ſich hier in Vescovato um ihn zu ſammeln."

Seine Art ſtach ſo ſehr von der Art ab, mit der ihr Nadir Aehnliches geſagt, daß ihre Zweifel an der Aufrichtigkeit des Fremden noch ſtärker wurden.

„Höre!" ſagte ſie mit furchtbarer Stimme, „wer lügt und ſich als Verräther unter das Dach eines Korſen ſchleicht, der verläßt dieſe Inſel nicht wieder; der Tod iſt ihm gewiß."

Der Fremde erbebte am ganzen Körper, doch lächelte er und wollte etwas antworten — aber mit einem Schrei fuhr er zurück gegen die Hecke, offenbar in der Abſicht, ſich zu flüchten, als Nadir, wie ein Thier der Wüſte, ſchon ſeinen Nacken gefaßt hatte, um in demſelben Augenblicke ſein Meſſer in die Bruſt des Fremden zu ſtoßen. Nur ein leiſer Schrei folgte dem erſten entſetzenvollen, und eine Leiche lag vor den Füßen Benvenuta's, während das Blut die Wurzeln des Roſenlorbeers und der Granaten beſprengte.. Ruhig ſtand Nadir da, der eben erſt in der furchtbarſten Aufregung, wie von unſichtbarer Macht geſchleudert, vom Brunnen hierher geſprungen war; ja er lächelte, als er jetzt auf Benvenuta ſah und ſie eben ſo ruhig da ſtand, wie er ſelber.

„Es war ein Verräther?“ fragte ſie.

„Ein Verräther und ein Mörder,“ antwortete Nadir, „einer von denen, die in Marſeille die Meinigen gemordet. Ich erkannte ihn, wie er aus dem Gebüſche hervortrat. Ich habe nur Blutrache geübt.“

Benvenuta ſtreckte ihm die Hand entgegen: „Dir traue ich!“

Er ergriff die Hand und drückte ſie an ſeine Stirne.

„Du biſt kein Knecht?“ ſagte ſie dann.

Nadir lächelte: „Ich bin der Sohn eines Stammfürſten aus Arabien."

Sie nickte befriedigt und ſagte: „Komm' in's Haus und labe Dich. Ich ſchicke die Diener, daß ſie die Leiche wegſchaffen."

Als ſich die Sonne neigte, kam Benvenuta wieder aus dem Hauſe hervor, dießmal mit einem jener Waſſergefäße auf dem Kopfe, die noch heute mit ihrer Form an die Amphoren der alten Welt erinnern. Sie ging die ſanfte Senkung des Bodens hinab bis an den großen Röhrenbrunnen, der in der Mitte von Vescovato in dicken Strahlen ſein friſches Bergwaſſer fließen läßt, ſtieg die zwei Treppen hinauf, ſtellte die Amphore hin und lehnte ſich wartend an den Rand der Ciſterne. Sie war eine der Erſten am Brunnen. Nach und nach kamen andere Mädchen, ältere und jüngere, die nicht im Geringſten erſtaunt waren, die Tochter des Generals und den Sprößling des alten Hauſes am Brunnen zu finden. Offenbar kam Benvenuta oft, vielleicht alle Tage an den Brunnen. Man begrüßte einander, man plauderte mit dem herabplätſchernden Waſſer um die Wette. Aber wenn eine der Waſſerſchöpferinnen ihr volles Gefäß auf den Kopf heben und in's Haus zurückkehren wollte, ſagte Benvenuta: „Warte noch, ich habe Dir etwas zu ſagen," — und wenn die ſo Angeredete antwortete: die Mutter wird zanken, wenn ich länger ausbleibe, erwiederte Benvenuta: „Sie wird nicht zanken, wenn Du ihr ſagſt, daß ich und warum ich Dich aufgehalten habe.“ So kam und ſammelte ſich allmälig eine große Schaar von Mädchen, die Mehrheit der Töchter von Vescovato. Schon öffneten ſich hie und da die Fenſter, um auf die auffallend große Verſammlung zu ſehen, und kamen ſelbſt einzelne Mütter herbei, um zu erfahren, was am Brunnen vorgehe. Aber Benvenuta wartete noch immer ſchweigend, während die andern, um ſich die Zeit zu vertreiben, zu ſcherzen anfingen. Nur wenn Eine fort wollte, rief ihr Benvenuta zu, zu bleiben, und zwar mit ſolchem Ernſt, daß ſich Keine fand, die ihr nicht gehorcht hätte.

Endlich, ohne ihren Platz zu verlaſſen, ohne eine Bewegung und ohne die Stimme viel höher zu erheben, als nothwendig war, um in dieſem Kreiſe gehört zu werden, begann Benvenuta ruhig und einfach: „Giulia, Emilia, Vanina, Du Maria und Du Serafina, ihr alle meine Freundinnen, Töchter Vescovatos, auf deren Namen kein Makel iſt, höret mich! Ich erachte, daß eben ein großer Tag für Vescovato hinter den Bergen zur Ruhe geht, ein Tag, der beſtimmt iſt, uns in Korſika großen Ruhm zu bringen. Wenn ein Verfolgter an unſere Thüre klopft, ſo bergen wir ihn, nähren ihn und hüten ihn, bis er in die Macchia entwiſchen kann. Aber was iſt's? Wir hüten ihn gegen einige Sbirren oder einen verfolgenden Bluträcher. Allein der heutige Tag hat nach Vescovato einen Verfolgten gebracht, den wir vielleicht gegen große Armeen, gegen die ganze Welt werden zu vertheidigen haben. Höret, Freundinnen! Höret, Freundinnen! Joachim Murat, der König von Neapel, iſt bei uns, verfolgt von Häſchern, Spähern, vielleicht Mördern."

Ein Ruf der Ueberraſchung ging durch die Verſammlung: die Mädchen, die die Waſſerkrüge ſchon auf dem Kopfe hielten, ſtellten ſie wieder hin. Benvenuta fuhr fort: „Noch dieſe Nacht oder nächſten Morgen werden von Baſtia her die Soldaten Frankreichs kommen, um unſern Gaſt unſern Händen zu entreißen. Dieſer aber kam, um, ſeit Wochen gehetzt wie ein Wild, eine Zeit auszuruhen unter dem Schutze korſiſchen Gaſtrechts, nachdem er ſich durch große Gefahren, durch Sturm, Hunger, Verrätherei durchgeſchlagen. Er aber iſt kein Gaſt, dem man ſagen kann: gehe in den Buſch und laſſe dich dort von den Ziegenhirten nähren; er muß hier ruhen und raſten können, ſo lange es ihm gefällt, bis er es für gut findet, ſeinen weiteren großen Schickſalen entgegen zu gehen. Und was habt Ihr zu thun? Nach Hauſe zu gehen und es Euren Vätern und Brüdern zu ſagen, daß es dieſe wieder weiter ſagen laſſen ihren Verwandten und Gaſtfreunden. Sonſt nichts! Und der König wird auf Korſika ſicher ſein, wie es Sampiero und Paoli waren, als man ihre edlen Häupter achtete. Geht!“

Raſch nahmen die Mädchen ihre Krüge auf und eilten nach allen Seiten ihren Häuſern und Hütten zu.

Die Sonne war untergegangen, als Benvenuta in das Haus ihres Großvaters zurückkehrte; alle Fenſter deſſelben waren beleuchtet; die Diener trugen die Feiertagskleider, der Vater begegnete ihr und hatte ſeine Generalsuniform, die Mutter, Katharina, hatte verweinte Augen. „Mein Kind,“ ſagte ſie, indem ſie Benvenuta auf die Stirne küßte, „alle Hoffnungen, die uns noch vor wenigen Stunden ſo freundlich lächelten, ſind dahin. Haſt Du den Vater geſehen? Er iſt wieder als Soldat gekleidet. Die Heiligen wiſſen, welches Schickſal beginnt und wohin es ihn wieder entführen wird, und wie weit von uns! Ich bin trauriger, als ich es je geweſen, wenn er von mir ging; denn dießmal, wenn er geht, geht er nicht mit einem Glücklichen, ſondern mit einem Unglücklichen.“

„Iſt der Ruhm nicht um ſo größer, Mutter?“ fragte Benvenuta.

„Wohl, mein Kind, aber glaube, es iſt ein großes Schickſal bei uns eingezogen und es wird nicht ſchadlos an uns vorüber gehen.“

„Gegen das, was beſtimmt iſt, kann kein Menſch ankämpfen, Mutter; aber er kann ſich an die Seite des Schickſals ſtellen, wie ein Waffengefährte und Bundesgenoſſe, und uns befiehlt die Pflicht, ſo zu thun. Ich weiß nicht, was der König will, aber ſo lange er auf Korſika iſt und unſer Gaſtfreund, müſſen wir ihn in unſere Hut nehmen. O Mutter, haſt Du in ſeine Augen geſehen? Wer könnte ihn verrathen oder verlaſſen? Mein Vater hat mich ihm vorſtellen wollen, ich flehte ihn an, es nicht zu thun; er ſoll nicht wiſſen, daß ich lebe, aber ich will für ihn ſorgen und ihn ſchützen. Nur einen Augenblick ſah ich ihn, wie er als Elender eintrat — es war genug.“

„Mein Kind!“ rief die Mutter erſchrocken, „wie ſprichſt Du? Was ſoll ich errathen?“

„Errathen?“ fragte Benvenuta, „wann habe ich meiner Mutter etwas verborgen? Verſtecke ich meine Gedanken? Bin ich eine Heuchlerin?“

„Biſt Du nicht die Braut Giuſeppe Galvani's?“

„Vielleicht! Ihr habt mich ihm verſprochen. Aber er ſteht in Baſtia bei den Soldaten Ludwig's XVIII. Wenn er morgen mit ihnen gegen Vescovato zieht, um unſern Gaſt zu bekriegen; wenn er unſern Gaſt nicht ſchützt, wie jeder Korſe ſoll, iſt er mein Bräutigam nicht mehr.“

„Merkſt Du das Schickſal, Benvenuta?“ fragte Katharina mit zitternder Stimme. „So klopft es an, ſo meldet es ſich, indem es heilige Bande zerreißt.“

„Und andere heilige Bande feſter knüpft,“ erwiederte die Tochter ruhevoll. „Ich weiß nur, daß ich jetzt zu handeln habe, wie es mir mein Herz eingibt; was weiter folgt, iſt Gottes. Was ſagt der Großvater?“

„Er ſagt, er ſei Syndikus von Vescovato, und auch wenn er es nicht wäre, ſo lange der König hier iſt, darf ihm kein Haar gekrümmt werden.“

„Du ſiehſt, Mutter — und doch iſt Colonna-Ceccaldi ein Anhänger der Bourbonen. Höher als Alles iſt das Unglück und das Gaſtrecht.“

Katharina ging ſeufzend in die Küche, um nach dem Gaſtmahle zu ſehen, das für den König bereitet wurde. Vor dem Hauſe hatte ſich indeſſen Alles auf wunderbare Weiſe verändert. Der ganze große Platz von Vescovato war von Bewaffneten erfüllt, denn kaum waren die Mädchen vom Brunnen heimgekehrt, als aus allen Thüren die Männer traten, mit ihren Doppelbüchſen auf der Schulter. Sie traten zuſammen, ſie bildeten Gruppen und Einzelne zogen vor den Ort hinaus, auf Punkte, von denen aus man die Straße nach Baſtia beherrſchte. Ganz Vescovato war von Poſten umgeben, und wie auf dem Platze, wo die größere Schaar verſammelt blieb, ſo brannten ringsumher auf einzelnen Hügeln große Wachtfeuer. Die von Vescovato wollten kein Hehl daraus machen, daß ſie ein Lager bildeten, um die Ruhe und den Schlaf des verfolgten Königs zu ſchützen. Am Eingange in den Hof Colonna's ſtanden zwei Männer, wie eine Ehrenwache. Doch war es ſtille überall; kein Lied, keine Rufe ertönten; nur das große Feuer in der Mitte des Platzes praſſelte.

Hinter einem der Fenſter des oberen Stockwerkes im Hauſe Colonna ſtand Joachim Murat und blickte lächelnd hinaus. War es der Widerſchein des Wachtfeuers, war es der Widerſchein ſeines Innern, was ſeine Wangen ſo hoch und freudig röthete? Er blickte in ein Lagerleben, und ſein Herz fühlte ſich gehoben. Es war wieder ein ganz anderer Mann, als der Bettler, der heute Nachmittag, ungewiß, wie er empfangen werde, zu ſeinem einſtigen Diener eintrat. In jener Stunde fühlte er noch den Tod im Herzen, denn er hatte eine tödtliche Erfahrung gemacht. Jene drei Marineoffiziere, die ihn auf offenem Meere retteten und mit ſo großen Hoffnungen erfüllten, auch ſie hatten ihn in Baſtia verlaſſen. Sie waren keine Verräther, ſie wollten nicht Theil haben am Verrathe der Themis, ſie wollten den König auf offenem Meere, im lecken Kahne nicht zu Grunde gehen laſſen — aber die abenteuerlichen Gedanken, die ſie in ihm erweckten, lagen ihnen ferne. Sie glaubten nicht an ſeine Zukunft, ſie glaubten nicht, daß Murat's Stern wieder aufgehen könne, nachdem die Sonne von Auſterlitz für immer untergegangen; ja ſie hielten es für ihre Pflicht, Alles zu unterlaſſen, was neue Unruhen über die müde, friedensdurſtige Welt bringen könnte, und Joachim, in dem ſie alte Hoffnungen wieder erweckten, zu enttäuſchen. Zufrieden, ihn gerettet zu haben, erklärten ſie ihm, ihn verlaſſen, und, wenn auch nicht ſich an die neue Ordnung in Frankreich anzuſchließen, ſich in ein ſtilles Leben zurückzuziehen und in Frankreich retten zu wollen, was an Ueberbleibſeln und edlen Reſten der Revolution noch zu retten war. — Der Abfall der drei Retter war für Joachim ein Todesſtoß — aber was war ihm jetzt dieſer Abfall, da er, kaum erſchienen, ſchon ein Lager von Bewaffneten um ſich ſah? Welche Keime der Zukunft konnten in dieſem kleinen Lager liegen? Sind die Korſen nicht die tapferſte Nation der Welt? Haben ſie es nicht zu allen Zeiten mit überlegenen Armeen aufgenommen? — ſelbſt mit Frankreich, das ſie zu wiederholten Malen ſchlugen? Wenn ſie ſeine Sache zu der ihrigen machten? Napoleon kehrte von der Inſel Elba mit einer Handvoll Soldaten zurück, um ſein Kaiſerreich zu erobern, Frankreich, das er elend gemacht hatte. Er, Joachim Murat, hatte Neapel ſo viel Gutes gethan, er hatte es erſt zu einem ziviliſirten Lande gemacht, ja, zu einem freien Lande — ſollte es ihm nicht entgegen kommen? ſollte es ihm ſchwer werden, ſein Land wieder zu erobern, wenn er eine korſiſche Nation hinter ſich und ein dankbares Volk vor ſich hatte? Joachim fing zu träumen an. Es gab vielleicht auf Erden keinen Menſchen, der ſo gerne die Zukunft im roſigſten Lichte ſah und der ſo ſchnell und leicht Muth zu den gewagteſten Unternehmungen faßte, wie jener Gaſtwirthsſohn und ſpätere Studirende der Theologie von Cahors.

In ſeiner glücklichen Stimmung wäre er am liebſten hinausgetreten mitten unter die Bewaffneten, hätte gerne ein Wort zu ihnen geſprochen und einen Funken der Begeiſterung für ihn und ſeine Sache in ihre Herzen geſchleudert. Er hätte ſich ihnen als König zeigen können, denn nicht mehr in der traurigen Geſtalt, wie er heute hier eingetreten, ſtand er da, ſondern in der Pracht ſeiner beſten Tage. Franceschetti, ſein Adjutant in Neapel, hatte zum Andenken an den König, dem er ſo viel dankte, während Andere Koſtbarkeiten und Gelder retteten, nichts mit ſich fort genommen, als einen Anzug Murat's. Als er ihn dem König brachte, war es dieſem, als brächte er ihm mit der Kleidung ſeine Würde und die alten glücklichen Zeiten. Raſch legte er die glänzende Tracht an, die einſt in der ganzen großen Armee bekannt war und an der ihn alle Welt erkannte. Sie ſtrotzte von geſponnenem und geſchmiedetem Golde und auf dem Tiſche lag der Hut mit dem hohen weißen Reiherbuſch, der auf allen Schlachtfeldern einer Fahne gleich geachtet wurde. Und draußen brannten die Wachtfeuer. Sollte er nicht an den Beginn eines neuen und glänzenden Lebenslaufes glauben? Das Schickſal erhebt einen Menſchen nicht ſo hoch, um ihn dann wieder und für immer in den Staub fallen zu laſſen. Wer bürgt, daß Napoleon in der Gefangenſchaft ſterben werde? Und jener Bernadotte, der hier auf dieſer Inſel als gemeiner Soldat an einer Straße baute, Steine trug, Schutt herbeiführte, ſtand er nicht auf den Stufen des ſchwediſchen Thrones, um demnächſt ſich auf dieſen ſelbſt niederzulaſſen, auf den Thron des ruhmreichen Guſtav, des erhabenen Guſtav Adolph, des heldenmüthigen Karl's XII.?

Joachim wurde in ſeinem Nachdenken geſtört, aber ſo, wie er geſtört zu werden wünſchte. Die Thüre flog auf und ein Mann lag vor ihm, der die Arme ausbreitete und ausrief: „Darf ich die Füße meines Königs umklammern?“

Seraſino, der alte Diener des Hauſes, ſtand in der Thüre und ſchüttelte den Kopf; er hatte vergebens verſucht, den Eindringling zurückzuhalten, beruhigte ſich aber wieder, als dieſen der König mit freudiger Ueberraſchung erkannte und ausrief: „Täuſche ich mich nicht? Biſt Du es, mein Hausverwalter!“

„Ich bin es,“ antwortete dieſer, „ja, Majeſtät, Ihr treuer, Ihr bis in den Tod getreuer Carabelli.“

Bei Nennung dieſes Namens ſchüttelte Seraſino auf's Neue den Kopf; doch ging er, da er es für unſchicklich hielt, länger an der Thüre zu ſtehen, und da der König den Fremden als einen alten Bekannten und gerne empfangen hatte. Aber im Gehen murmelte er zu wiederholten Malen: „Carabelli! Carabelli! Schlechter Name! Die Carabelli ſind ſchlechtes Blut!“

Aehnliche Szenen, wie die mit Carabelli, wiederholten ſich dieſen Abend noch viele Male, denn Baſtia war ſeit Wochen der Vereinigungspunkt vieler franzöſiſcher Flüchtlinge, die ſich nach dem Falle Napoleon's der erſten Wuth des „weißen Schreckens“ entziehen wollten, und die nach der Ermordung des Generals

Brune in Avignon und nach den Szenen gleicher Art in den verſchiedenſten Städten immer zahlreicher wurden. Zu ihnen kamen jene Franzoſen, welche unter Murat in Neapel gedient hatten, und Italiener, welche, als Muratiſten verdächtig, ſich den Verfolgungen der heimgekehrten neapolitaniſchen Bourbons entziehen wollten. Hohe Beamte und hohe Offiziere waren unter dieſen Flüchtlingen; vor Kurzem noch mächtig und angeſehen, waren ſie durch die Ereigniſſe, die ihnen den Boden unter den Füßen weggezogen, ſozuſagen zu Abenteurern geworden. Wie viel edles Blut auch unter ihnen war, ſo mag, wie Serafino von Carabelli behauptete, auch viel ſchlechtes und manches gemiſchte Blut unter ihnen geweſen ſein. Thatenlos in Baſtia, als dem nächſten Zufluchtsorte von Frankreich und Italien aus, umherſchlendernd, leichtſinnig oder traurig, kam plötzlich Bewegung unter ſie, als ſich dort das Gerücht verbreitete, Joachim Murat ſei gelandet. Joachim Murat war ein Name, an deſſen Nennung ſich ſofort Hoffnungen auf neue Unternehmungen knüpften; die ihn nicht in ſeinem Elend geſehen, konnten ſich ihn nicht anders als glänzend, prächtig, glücklich denken. Er war auch der Einzige, der in dem allgemeinen napoleoniſchen Schiffbruche nicht unſichtbar geworden, und die Fahne, um die man ſich noch ſchaaren konnte.

Die meiſten dieſer Flüchtlinge hatten keinen Verluſt mehr zu fürchten und jede Bewegung konnte Gewinn bringen; ſo wurden die Männer, die ſeit Jahren Soldaten waren, leicht zu Abenteurern. Einzelne hatten allerdings edlere Motive; ſie trieb Dankbarkeit, Treue, Mitleid oder begründete Verachtung für die Bourbons Frankreichs wie Neapels zu dem letzten Vertreter jener Epoche, welche die Bourbons und das alte Regime geſtürzt hatte. Sie waren zahlreich genug, um Baſtia bald durchforſcht und ſich überzeugt zu haben, daß Joachim nicht mehr dort verweilte; da war es kein Zweifel, daß ſie ihn bei Franceſchetti zu ſuchen hatten — und kaum eine Stunde nach Carabelli's Ankunft war das Haus Colonna-Ceccaldi's von herbeiſtrömenden Offizieren und Beamten des geſtürzten Kaiſers und des flüchtigen Königs beinahe überfüllt. Die in ſolcher Lage zu Joachim Murat kamen, ungewiß über ihre eigene wie über ſeine Zukunft, waren natürlicherweiſe entſchloſſen, oder auch aus alter Gewohnheit, oder aus Rückſicht für den Gefallenen geneigt, ihn als König zu behandeln. Die meiſten kamen in ihren Uniformen — und es war noch lange nicht Mitternacht, und ſchon ſah ſich Joachim von einem zahlreichen Hofſtaate umgeben und begann auf unerwartete, reißend ſchnelle, beinahe übernatürliche Weiſe die Verwirklichung jener

Träume, die er eben erſt in der Einſamkeit geträumt hatte. Draußen vor dem Hauſe ein freiwilliges Heerlager; ſo weit ſein Auge reichte, Wachtfeuer, die zu ſeinem Schutze angezündet worden und denen bereits auf fernen Hügeln und auf den hohen Bergen andere Flammenzeichen antworteten; hier im Hauſe eine Schaar von Tapferen, die ſich in den nächſten Tagen noch vergrößern ſollte und von denen man nicht glauben durfte, daß ſie Eigennutz, die nur Treue und Hingebung hergeführt haben konnte — ſollte Joachim Murat's Herz nicht voll Hoffnung ſchlagen und ſein ſchönes Antlitz nicht in Freude ſtrahlen? Er war an dieſem Abend ſo voll Majeſtät und bezaubernder Liebenswürdigkeit, wie er es je in ſeinen ſchönſten Tagen auf dem ſchönſten Throne der Welt geweſen.

In ſeinen Gemächern war das Gedränge ſo groß, daß Carabelli ſich unbemerkt fortſchleichen konnte. Vor dem Hofe ging er leiſe auf und ab und blickte den Wegen, die von Baſtia herführten und zum Theil von den Wachtfeuern hell beleuchtet waren, ſo aufmerkſam entgegen, wie es nur ein Treuer thun konnte, der von dorther den Feind erwartete. Er ſetzte ſeine Füße in raſchere Bewegung, als er auf einer beleuchteten Strecke einen Mann in neapolitaniſcher Kapitänsuniform herbeikommen ſah. Dieſer Mann antwortete den Wachen, die ihn anriefen, mit Stolz: Simone Carabelli, Ka-

Bayeriſche Staatsbibliothek München

pitän Seiner Majeſtät Joachim Napoleon's. Die Wachen ließen ihn paſſiren, aber der wartende Carabelli faßte ihn am Arme, bevor er in den Hof treten konnte, und zog ihn in den Schatten der Kaſtanienbäume.

„Biſt Du es, Bruder?" fragte der Ankommende. „Wie ſteht's?"

„Da drin wird Hof geſpielt," antwortete der Andere, „aber ich müßte Joachim ſchlecht kennen, wenn er aus dem Spiel nicht bald Ernſt machen wollte. Zwar ſpricht er jetzt noch immer von ſeiner Reiſe nach Oeſterreich, von ruhigem Privatleben und dergleichen — aber wir wiſſen ja, wie leicht ſich dieſer ſchwache Kopf berauſchen läßt. „Majeſtät" herüber, „Majeſtät" hinüber, das verträgt er nicht; bald wird ihn der Schwindel erfaßt haben. Und unſere theueren Landsleute, die von der Welt gerade ſo viel wiſſen, als die Wellen des Meeres ihrer Inſel anvertrauen wollen, werden in ihrer Dummheit noch das Ihrige thun, um ihm vollends den Kopf zu verdrehen und ihn glauben zu machen, daß ſich die ganze Welt für ihn abſchlachten laſſe. Du mußt das Opfer bringen und Dir den Anblick dieſer Komödie verſagen — Du mußt fort nach Neapel."

„Nach Neapel? Ich verſtehe — aber früher möchte ich mir da drin die Sache doch anſehen."

„Das darfſt Du nicht — es iſt ein Glück, daß ich Dich vor dem Hauſe aufgefangen habe — Du darfſt ihn auf Korſika gar nicht geſehen haben, Du mußt ganz unverdächtig und rein von Muratismus bei Ferdinand in Neapel ankommen. Dann bleibſt Du dort — ich werde Dich auf dem Laufenden erhalten. Mit jedem Schiffe ſollſt Du Nachricht erhalten, wie es immer gehe. Eine Seite wird ſiegen. Siegt der da drin, dann war ich ſein treuer Diener in verzweifelter Zeit; ſiegt Ferdinand, dann warſt Du Derjenige, der ihn vor dem drohenden Gewitter zuerſt gewarnt. Es iſt übrigens kein Zweifel, wie die Sache enden muß; Murat kann es nicht mit ganz Europa aufnehmen. Es ſchadet darum nichts, wenn Du mich in Neapel als die Quelle Deiner Nachrichten verräthſt.“

Der Kapitän war nicht ſo ſchnell von Begriffen wie ſein Bruder; dieſer hatte ihm darum noch viel auseinander zu ſetzen und es wurde ſpäte Nacht, bevor Jener wieder nach Baſtia zurückkehrte. Der ehemalige Hausverwalter Murat's ging, wie andere Fremde, um an einer der Hütten Vescovatos zu klopfen und um Gaſtfreundſchaft zu bitten. Aber er überlegte es ſich und ſtieg dann den Berg hinauf und zog an der Glocke des Kapuzinerkloſters, wo ſich die höchſten Offiziere Joachim Murat's untergebracht hatten.

Sechstes Kapitel.

Die Bandilen.

Sind die auch ehrlich, iſt's doch nicht ihr Ausſeh'n.
Mich wundert's nicht, daß man ſie Räuber ſchmäht.
Das Unglück blicket bald wie höchſte Tugend,
Bald wie Verbrechen. O wie ſtark iſt Unglück,
Daß es die Menſchen ſo verwandeln kann,
Wie Circe hier und wie Minerva dort.

Field.

Der alte Diener Serafino war von jeher gewohnt, ſich mit allen ſeinen Anliegen und Bedenklichkeiten an Benvenuta zu wenden, und ſo ſuchte er auch dieſe auf, nachdem er Carabelli vor der Thür des Königs erwartet und ihn aus der Ferne ſo lange beobachtet hatte, bis er mit ſeinem Bruder hinter den Kaſtanien verſchwunden war.

„Signorina," ſagte er nun, „es war ein Carabelli beim König und Seine Majeſtät hat ihn vertraulich empfangen."

„Der König weiß nicht, daß die Carabelli ſchlechtes Blut in den Adern haben," erwiederte ſie, „aber es iſt bis jetzt nichts zu verrathen."

„Carabelli," fuhr der Diener fort, „hat dann heimlich mit einem Manne in neapolitaniſcher Kapitänsuniform geſprochen und dieſer Mann hat ſich darauf ſchleunigſt gegen Baſtia zu entfernt."

„Es wird ſein Bruder geweſen ſein," ſagte Benvenuta nach einigem Nachdenken, „vielleicht wäre es gut, wenn er Baſtia nicht erreichte."

Serafino's Augen flackerten auf. „Wenn Ihr glaubt, Benvenuta, daß er hingehe, um Verrath zu ſpinnen — meine alten Beine ſind noch flink genug, um ihn im Buſch zwiſchen Borgo und Oletta einzuholen, und meine Arme noch ſtramm genug, um eine Büchſe feſt ihrem Ziele entgegen zu halten."

„Laß das, mein guter Serafino, Du biſt zu alt, um noch eine Vendetta auf Dein Haupt zu laden und im Buſch zu leben als Bandito."

„O," rief Serafino, „wenn es nur das iſt, die Carabelli ſind feige, ich würde ihretwegen nicht in die Macchia flüchten müſſen."

„Aber die Stefani ſind ihre Anverwandten, Serafino, und die ſind nicht feig und würden keine unbezahlte Rache auf der Ehre der Familie haften laſſen. Nein, nein, laß das; die Dinge ſollen jetzt größer angefaßt werden, ſo groß, daß alle Vendetten einige Zeit ruhen müſſen, wie in der ſchönen Zeit Korſikas, wenn es ſich um die Freiheit und die Ehre des Landes handelte. Korſika muß ſo gewaltig für ſeinen Gaſt eintreten, daß der Verrath des Einzelnen nicht zu fürchten ſei. Seraſino," fügte ſie nach einigem Nachdenken hinzu, „willſt Du mich auf einem gefährlichen Gang begleiten?"

„In die Hölle, meine Herrin!"

„Doch nein, es geht nicht; man würde Deine Abweſenheit bemerken. Du mußt zurückbleiben, und wenn man meine Abweſenheit bemerkt, verſichern, daß ich für die Nacht hinunter zu Giulia gegangen bin, um fern von dem Lärm auszuruhen. Schicke mir den Araber."

„Den Araber?" fragte Seraſino erſtaunt.

„Trauſt Du ihm nicht?"

„Doch, ja, er ſieht aus wie die Klugheit und die Treue ſelbſt. Aber wohin wollt Ihr mit ihm?"

„In die Macchia."

„Jeſus! und bei Nacht! Nehmt mich mit, Fräulein!"

„Haſt Du vergeſſen, daß dort der Michele ſteckt, der Dir ſchon einen Bruder ermordete? Nein! Schicke mir den Araber; ſeine Abweſenheit wird nicht bemerkt werden und er hat keinen Bluträcher in den Büſchen zu fürchten. Als Fremder iſt er ſicher."

Seraſine machte noch einige Einwendungen, aber den ſtarren Willen Benvenuta's kennend, ging er doch bald und ſchickte ihr den Araber.

„Nadir," ſagte ſie, „Du ſiehſt, wie ſchnell und bereitwillig ſich meine Landsleute bewaffnet haben, um den König zu ſchützen; es kommen auch viele tapfere Franzoſen und Italiener herbei, die ſich in Baſtia als Flüchtlinge geſammelt haben, — aber dieſe ganze Schaar iſt doch nicht ſtark genug, um die Truppen, wenn ſie gegen den König rücken ſollten, zu ſchlagen. Andere Kräfte, andere tapfere Männer, mit die tapferſten von Korſika, welche gezeigt haben, daß ſie einen Feind niederzuſchmettern verſtehen, und welche außerdem die Soldaten Frankreichs haſſen als ihre Todfeinde, müſſen herbei. Daß das geſchehe, dafür will ich ſorgen. Aber ich habe einen langen Weg zu machen — Du ſollſt mich begleiten."

Sie ging in ihr Zimmer, aus dem ſie bald, in einen leichten Mantel gehüllt, wieder heraustrat. Im Hofe zog ſie eine Kapuze empor und bedeckte Kopf und Geſicht. Nur die ſchwarzen Augen leuchteten aus kleiner Oeffnung hervor. Sie ging nicht durch das Dorf, ſondern in einem großen Halbkreiſe hinter den Häuſern her, bis ſie auf einen gebahnten Weg kam, auf dem ſie den Schritt noch beſchleunigte. Wie raſch ſie auch auftrat, es war doch, als ginge ſie über weiche Teppiche, mit unhörbaren Tritten. Unwillkürlich nahm Nadir ihre Gangart an und huſchte eben ſo geräuſchlos hinter ihr einher. Die Nacht war lieblich und hell; der Mond ſtand hoch und voll, und aus der Ferne glänzte ein großes Stück des Meeres, wie eine breite Flamme. Benvenuta aber verließ überall, wo das möglich war, die weiße, beleuchtete Straße, um im Schatten der Bäume und hohen Geſträuche hinzulaufen. Wenn ſie an den Todtenkapellen am Wege vorbeikam, ſchlug ſie ein Kreuz; aber für die üppige Blütenwelt rechts und links, für die vielen an der Straße murmelnden Brunnen, für die Fluten, die rechts von ihr, tief in der Schlucht, wild ſchäumend, bald dunkel, bald vom Monde verſilbert, der Gole über Felſen und Baumſtämme jagte, für all' die Herrlichkeiten dieſes herrlichen Landes hatte ſie keine Augen. Unaufhaltſam ging es über Hügel und durch Thäler, ſo weit das Land ſchön und freundlich war. Erſt dort, wo der Weg plötzlich und wie erſchrocken von der Wildniß abbog, am Eingang dieſer Wildniß ſelbſt, hielt ſie einen Augenblick inne und ſprang dann über einen Graben, um mit Einem Male in Nacht und dichteſtem Gebüſche zu verſchwinden.

„Hier,“ ſagte ſie, „können wir ein wenig ausruhen, hier ſieht uns Niemand.“

Nadir blickte um ſich und ſah ein Chaos von Bäumen, Sträuchen, Geſtrüppen; Steineichen, Albatros, wilde Myrthe, Alles wirr durch- und ineinander verſchlungen, ſcheinbar undurchdringlich wie eine Mauer.

„Wo ſind wir?“ fragte er erſtaunt.

„In der Macchia,“ antwortete Benvenuta; „hier fängt der Buſchwald an, ein wilder Wald, den die Axt noch nie gelichtet hat, ein Urwald.“

Und wie ſie das ſagte, lachte ſie laut auf.

„Warum lachſt Du ſo, Herrin?“ fragte Nadir beinahe erſchrocken.

„Weil ich mich freue. Ich freue mich, daß es ſolcher Wälder viele gibt in Korſika, und ſo lange es ſolche Wälder in Korſika gibt, ſind wir frei. Was können die Franzoſen mit allen ihren Bajonetten und Kanonen gegen dieſe Feſtungen! Hier hinein flüchtet ſich der Freie und iſt geborgen. Man nennt ſie Banditen — was liegt daran? ſie ſind frei und verkaufen ihr Leben theuer. Komm! wir haben keine Zeit zu verlieren.“

„Aber ich ſehe nirgends einen Pfad; willſt Du Dich durch dieſes furchtbare Dickicht durchdrängen?“ fragte Nadir beſorgt.

„Die Pfade führen nirgends bis heraus vor den Buſchwald, ſie fangen erſt tief drinn an," belehrte ihn Benvenuta; „wir werden einen finden."

Nadir ging ihr voran, um das Dickicht zuerſt zu durchbrechen und ihr Bahn zu machen; er blutete an Händen und Geſicht, als ihm endlich Benvenuta zurief: „hier, rechts!" Er folgte ihr und befand ſich in der That auf einem Wege, auf dem man weniger behindert weiter wandern konnte; doch war er ſchmal, dunkel und ſo tief überwölbt, als wäre es ein unterirdiſcher Schacht. Er mündete nach vielfachen Windungen auf eine Lichtung, die mit gewaltigen Felsblöcken wie beſäet war, ſich in Hebungen und Senkungen einem hohen Berge entgegenwand und nur ſpärlich mit Gebüſch beſetzt war. Auf den Felsblöcken, aus deren Riſſen allerlei Sträucher hervorwuchſen, ſtanden, geſpenſtiſch im Mondſchein anzuſehen, hochgehörnte Ziegen und Böcke, die beim Herannahen der Wanderer mit gewaltigen Sprüngen die ganze ſtille Gegend in Bewegung brachten. Hinter einem der Felsblöcke lag eine Hütte von der Farbe des Blockes ſelbſt, ſo tief verſteckt, daß ſie Nadir nicht entdeckt haben würde, wenn Benvenuta nicht vor derſelben ſtehen geblieben wäre. Sie war fenſterlos und ſah eher einem großen, verwahrloſten Grabe, als einer Wohnung lebender und menſchlicher

Weſen gleich. Bevenuta klopfte an die hölzerne Thüre; alsbald ließ ſich darin die Stimme einer alten Frau vernehmen, und flog die Thüre auf, als Benvenuta ihren Namen nannte.

Heraus trat eine hohe, mächtig und ſtramm auftretende alte Frau, in eine braune Wolldecke gehüllt, mit grauen Haaren, die wild und ordnungslos herabfielen; aber ihre Züge waren freundlich und in ihrem ganzen Geſichte ſprach ſich die froheſte Ueberraſchung aus. „Biſt Du es, Madamigella, mein Kind? was führt Dich ſo ſpät hieher? was macht Deine ſanfte Mutter? Dein edler Großvater iſt doch wohl?"

Bevenuta beantwortete ſchnell ihre Fragen und fügte eben ſo raſch hinzu, um der Alten zu weiteren Ergießungen ihrer Freude und Liebe keine Zeit zu laſſen: „Mattea, meine gute Amme! ich habe Eile, ich muß mit meinem Milchbruder, Deinem Matteo ſprechen."

„Da kommſt Du gerade recht, mein Kind. Sieh, ſeit Wochen habe ich ohne ihn leben müſſen, denn die Sbirren waren ſcharf hinter ihm her, und er hatte ſich in eine andere Macchia flüchten müſſen; aber jetzt iſt es in dieſer Macchia ruhig, Gott ſei geprieſen, denn die Sbirren, ſo ſagt man, haben jetzt in Baſtia zu viel zu thun und laſſen die armen Gebannten ein wenig aufathmen. So kann denn mein Matteo zu mir zurück. Doch ſchläft er ſelten hier, der größeren Vorſicht wegen. Komm, ich will Dich zu ihm führen, — gewöhnlich iſt er bei ſeinem Vetter Ceſario, der ebenfalls ſeit Kurzem in dieſe Macchia zurückgekehrt iſt. Aber ſage mir, wer iſt der ſonderbare Mann, der Dich begleitet?“

„Es iſt ein Fremder und Du darfſt ihm trauen.“

„Da er mit Dir kommt, mein Kind, vertraue ich ihm das Leben meines Matteo; das verſteht ſich.“

Die Alte ging, um wenige Minuten darauf gekleidet und gerüſtet wieder aus der Hütte zu treten. Sie hatte einen Gurt, die Carchera, um den Leib geſchlungen, ein Tuch um den Kopf und trug ein doppelläufiges Gewehr auf den Schultern.

„Gehſt auch Du bewaffnet, Amme?“ fragte Benvenuta erſtaunt.

„So oft ich zu meinem Sohne gehe, ja,“ erwiederte ſie, „vielleicht komme ich gerade, wenn er bedrängt iſt, da kann ich ihm helfen. Schon zweimal habe ich ihm Luft gemacht, daß er den Sbirren entwiſchen konnte.“

Sie gingen über die Lichtung, der entgegengeſetzten Seite und dem Buſche zu. Die Amme machte große Schritte, wobei ihre Beine nackt bis über's Knie unter der braunen Decke, die nicht geſchloſſen, nur durch den

Gurt zuſammengehalten war, zum Vorſchein kamen. Mit der Büchſe auf der Schulter ſah ſie gewaltig groß und fürchterlich aus, doppelt fürchterlich, da ſie ſo durch Oede und Mondſchein dahinſchritt. Mit Flüchtigen und Gebannten lebend, denen ſie ſich angeſchloſſen, um ihrem Sohne nahe zu ſein, war es ihr zur Gewohnheit geworden, nur ſchweigend durch die Büſche zu gehen — denn Schweigen iſt das Geſetz dieſer Wildniſſe, in denen manchen Tag mehr Flintenſchüſſe als Worte erſchallen. Kann nicht jedes Wort den Gebannten verrathen und einen lauernden Sbirren oder Bluträcher herbeilocken? So wurde denn eine lange Wanderung bald durch Geſtrüpp, bald über Lichtungen, über Felſengrund und weichen Raſenboden ſchweigend zurückgelegt — bis Mattea plötzlich und erſtaunt ſtehen blieb und nach einem Punkte blickte, von dem ein mattes Licht herſchimmerte. — „Was iſt das?“ fragte ſie vor ſich hin — „Licht in Andrea's Hütte? um dieſe Stunde? Es iſt etwas geſchehen. Der Bube dort auf dem Steine iſt eine Schildwache; Gebannte ſind verſammelt; Matteo wird dabei ſein!“

So ſprechend ging ſie mit noch größeren Schritten dem Lichte entgegen, Nadir und Benvenuta folgten, bis alle Drei vor dem Fenſter einer größeren Hütte ſtehen blieben. „Eine Tola!“ rief die Alte entſetzt und taumelte zurück. „Benvenuta, meine Seele,“ ſagte ſie mit ſchwacher Stimme, „ſieh Du hin, ich habe nicht den Muth — ſieh Du hin und ſage mir, ob der Todte mein Kind Matteo iſt?“

Benvenuta trat näher an's Fenſter. Auf einem Tiſche in der Stube lag die Leiche eines jungen Mannes. Dieſer Tiſch heißt, ſo gebraucht, die Tola. Der junge Todte auf der Tola trug ein Leichenhemd und auf dem Kopfe die korſiſche, der phrygiſchen ſo ſehr ähnliche Mütze, das Baretto. In einer Art von Kamin brannte ein großes Feuer, welches ein unſicheres flackerndes Licht durch die Stube verbreitete, daß es ausſah, als ob dunkle Schleier fortwährend mitten durch die Helle auf und nieder, hin und her flatterten. Nur mit Mühe konnte Benvenuta ihr Auge auf dem Antlitz des Todten haften laſſen; ſie kannte ihn nicht, wohl aber erkannte ſie, daß es nicht Matteo war.

„Tröſte Dich, Amme,“ ſagte ſie, „es iſt nicht Dein Sohn Matteo.“

Die Alte, die mit Einemmale viel kleiner geworden war und zuſammengekrümmt an der Wand der Hütte lehnte, erhob ſich wieder und ſagte: „So treten wir ein und ſehen, wen wir zu beklagen haben.“

In die Stube tretend, ſahen ſie erſt, daß an zehn Männer auf dem Boden herumſaßen; jeder hatte ſeine

Büchſe im Arm, die der Gebannte nie, auch im Schlafe nicht von ſich läßt, und um den Leib trugen ſie den breiten Gurt der Carchera, die immer mit Patronen gefüllt iſt. Der Pellone, der gewöhnliche korſiſche Rock, hatte bei dieſen in der Wildniß Lebenden meiſt ſchon einem rohen, aus Ziegenfellen zuſammengeſetzten Kleidungsſtücke weichen müſſen. Sie ſahen meiſt ſehr wild und verwildert aus, dieſe um die Leiche eines Leidensgenoſſen verſammelten Geſellen, aber noch wilder, als ſie beim Eintritt der Fremdlinge auffuhren und die Hähne ihrer Büchſen wie auf ein gegebenes Zeichen knacken ließen. Sie beruhigten ſich und ſetzten ſich wieder ſtille hin, als Einer aus ihrer Mitte rief: „Es iſt meine Mutter!“

Matteo wollte auf ſeine Mutter zueilen, ſie aber winkte ihm, auf ſeinem Platze zu bleiben, und ſetzte ſich ſelbſt auf den Boden an die Wand, legte die Arme auf die Kniee und den Kopf auf die Arme. War das Schickſal dieſes Todten nicht das Schickſal ihres Sohnes, das ihn übermorgen, morgen, heute erreichen konnte? Von den Zehntauſenden und Zehntauſenden, die von je in die Macchia geflohen, um ſich der Blutrache zu entziehen, hatten nur äußerſt wenige ihrer wilden Freiheit und ihres traurigen Lebens durch einige Jahre genoſſen; endlich erreichte ſie, nach beſtändiger

Flucht, nach immerwährendem Kampfe, nach einem Jammerleben voll Unruh, Elend, Hunger und Mangel doch die Kugel des Bluträchers oder des Sbirren. Daran mochte wohl die Alte im Angeſichte der Leiche gedacht haben, und darum wollte ſie ihr Geſicht nicht zeigen und ihre zitternde Stimme nicht hören laſſen.

Benvenuta und Nadir ſetzten ſich ebenfalls hin, und nichts war zu hören als das Kniſtern der Flamme.

Nach langem Schweigen erſt fragte die Alte, indem ſie auf den Todten deutete: „Wer hat das gethan?“

„Die Kugel hier,“ erwiederte einer der Banditen, „wird wohl in den Lauf Romano's aus Oletta paſſen, dem er den Oheim erſchoſſen — auf offenem Markte in Baſtia. Ich habe ſie ihm aus dem Herzen geſchnitten und als ſein treuer Vetter geſchworen, daß ſie noch einmal im Herzen Romano's wohnen ſoll.“

„Nach einiger Zeit fuhr derſelbe Mann fort: „Ugone war ein tapferer Junge, aber er hat weder Mutter noch Schweſter hier, die ihm den Lamento anſtimmen könnten; Mutter, ehrt ihn mit einem Vocero.“

„Thut es, Mutter,“ bat Matteo; „er war ein guter Junge und hat uns Allen ſchon Dienſte geleiſtet, wie jung er auch war.“

Sie ſah ihren Sohn mit einem melancholiſchen Blicke an, dann wie von einem heftigen Geiſte ergriffen, ſchnellte ſie empor und ſtellte ſich in die Mitte der Stube; ſogleich erhoben ſich auch die Männer und ſtellten ſich im Halbkreiſe um ſie herum, die Geſichter der Leiche zugekehrt. Die Blicke der Alten irrten bald traurig, bald voll wilden Feuers zwiſchen dem Todten und ihrem Sohne hin und her, bis ſie plötzlich und mit ſchmetternder Stimme den Vocero begann, den Klagegeſang, der keiner korſiſchen Leiche fehlt, der immer friſch aus der Seele hervortönt, vom Momente eingegeben und vom augenblicklichen Schmerz. So tönen dieſe Klagegeſänge ſchon ſeit Jahrtauſenden und viele von ihnen ſind die Volkslieder, beinahe die einzigen Volkslieder dieſes Volkes der Bluträcher geworden.

Vocero.

Millionen Blätter fallen,
Blumen jährlich Millionen,
Tod iſt heimiſch, wo es wachſet,
Und wo Thier und Menſchen wohnen.
Doch die Knoſpen ſollt' er laſſen,
Und die Jugend ſollt' er ſchonen.

Spotte, Tod, in deiner Höhle,
Schlage auf die grimm'ge Lache,
Stark wie du, und noch viel ſtärker
Iſt die Glut, die ich entfache;

Sitzeſt du auf einem Stühlchen,
Auf den Bergen ſitzt die Rache.

Blaß ſind deine ſchönen Wangen,
Blaß und bleich wie friſches Leinen,
Deine Seele hör' ich jammern,
Und du ſtarbeſt fern den Deinen.
Eine weiß ich, die dich liebte —
O wie wird die Mutter weinen.

Weh' den Sbirren, die dich zwangen,
Dich im Buſche zu verſtecken,
Denn daheim wär' dir's gelungen,
Deine Feinde hinzuſtrecken.
Möge ſie dein Geiſt ſo ängſt'gen,
Daß ſie ſterben all' vor Schrecken.

Jetzt liegt er daheim und ſchlummert,
Schlag ihn Gott, der dich erſchlagen.
Kuchen hat ihm ſeine Mutter,
Als er heimkam, aufgetragen,
Und er lachte, und er brauchte,
Was er that, nicht erſt zu ſagen.

Gott behüt' ihn nur vor Wahnſinn,
Daß er's immer deutlich wiſſe,
Daß die Rache wie ein Hündlein
Ihn verfolgt mit Wuth im Biſſe.
Wäre nur ſein Schlaf wie Kleider,
O wie gern ich ihn zerriſſe!

Nennet ſtets des Mörders Namen,
Wenn in's Rohr ihr Kugeln ſenket,
Sein Geſicht höhn' euch im Spiegel,
Wenn euch eine Quelle tränket.
Mit dem letzten Funken Hirnes
Sein und ſeiner Sippſchaft denket.

Wenn ihr alle ſie getödtet,
Ihn und alle ſeine Sippen,
Iſt gerächt das letzte Haar nicht
Aus dem Bart auf dieſen Lippen.
Hundert Morde für den Einen,
Zechen ſollt ihr und nicht nippen.

Schlafe nicht zu feſt, du Todter,
Sage mir, daß gut ich's mache;
Schlafe nicht zu gut, Geliebter,
Manchmal nur erwach', erwache.
Ueberzeuge dich mit Freuden,
Daß dir wird die gute Rache.

Meinem Sohn haſt du geholfen,
Als die Sbirren ihn umſchloſſen,
Ach, wär' ich dabei geweſen,
Ich, nicht du wärſt jetzt erſchoſſen.

Die Mutter Matteo's ſprach dieſen Vocero nicht ſo ohne Unterbrechung, wie er hier niedergeſchrieben iſt. Die Banditen umſtanden ſie, nach alter Sitte, wie ein

Chorus, und fielen ihr oft in die Rede, indem ſie bald einzelne Worte, bald ganze Sätze wiederholten, beſonders ſolche, welche die Klage über den Gemordeten oder einen Aufruf zur Rache ausdrückten. Es war ein Schauer erregender Chor, denn aus tiefſtem Herzen beklagten die Geächteten den Leidensgenoſſen, in deſſen Schickſal ſie ihr eigenes Verhängniß vorausſahen; und die Rache war ja das Gefühl, das ſie vor allen andern erfüllte und das ſie meiſt in's Elend gejagt hatte. Mattea war von ihren eigenen Worten ſo erſchüttert, daß ſie am ganzen Leibe zitterte. Als ſie geendet hatte, küßte ſie den Mund des Todten, auch ſo ſeine ferne Mutter oder Schweſter erſetzend; dann kauerte ſie ſich müde und unendlich traurig auf ihren früheren Platz.

Auch die Banditen wollten wieder ihre Plätze auf dem Boden einnehmen, als Benvenuta ſich erhob, vortrat und die **Kapuze** zurück auf den Nacken warf. Wähnend, daß auch ſie einen „Lamento" oder Vocero über den Todten ſprechen würde, ſtellten ſich die Banditen wieder im Halbkreiſe um ſie auf; ſie aber ſagte:

„Ich will keinen Lamento erheben über den Todten, dem ſein Recht und ſeine Ehre geworden, aber ich will euch Allen ſagen, was ich meinem Milchbruder Matteo ſagen wollte, da ihr, obwohl aus traurigen Urſachen, doch glücklicherweiſe hier verſammelt ſeid. Ihr werdet ſagen, was hat das Mädchen Benvenuta hier zu ſprechen, wenn ſie nicht in einem Vocero den Todten beklagen und ſeine Freunde zur Rache aufrufen will? Ich antworte: neben der heiligen Pflicht der Rache hat der Korſe noch eine andere nicht minder heilige Pflicht: das Gaſtrecht zu ſchützen, und ihr, die ihr gebannt ſeid, weil ihr der Einen Pflicht folgtet, ſeid gute Korſen und auch das Gaſtrecht wird euch heilig ſein. Nun iſt unter unſer, des alten Colonna Dach zu Vescovato der gefallene König von Neapel, Joachim Murat, als ein Verfolgter gekommen und Schutz flehend, und das iſt kein Flüchtiger, den ein einziger Feind oder eine kleine Schaar von Sbirren verfolgt, gegen die ihn mein Vater, mein Großvater und das Geſinde und die Sippſchaft ſchützen könnten; nach dieſem Verfolgten werden Frankreich und Neapel, und wenn es dieſen nicht gelingt, noch vieler Länder Herren ihre Armeen und Flotten ausſchicken. Schon iſt Vescovato bewaffnet, aber ganz Korſika muß ſich bewaffnen, denn er kam nicht zu meinem Vater Franceschetti, ſondern zu Korſika als einem gaſtlichen Lande, weil in allen Ländern der feſten Erde die Verfolgung und Erniedrigung ſeiner warten. Ihm darf Korſika kein Haar krümmen laſſen, ſo lange er dieſen Heldenboden tritt. Dieß wollte ich euch ſagen, daß ihr es weiter ſaget den andern Braven in dieſer Macchia und in den andern Macchien: gebt die Zeichen zur Verſammlung, die Zeichen, die ihr habt, ſchicket die Ziegenhirten aus, die um die Verſtecke wiſſen, in die Büſche, auf die hohen Berge, in die Schluchten und Höhlen. Erwählet auch Parolanti, Vermittler, Friedenſtifter, die zu euren Feinden gehen und die Rächer zu Ruhe bringen und Verſöhnung ſtiften für immer oder für die Zeit, ſo lange Korſika von der Schmach bedroht iſt. So hat man zu allen Zeiten gethan, wenn das Vaterland in Gefahr war, unter Sampiero und unter Paoli, und was man für die Freiheit gethan, das muß auch für das Gaſtrecht geſchehen, denn es iſt auf Korſika ſo heilig wie die Freiheit ſelbſt. Dieß hatte ich euch zu ſagen; verzeiht, daß es euch ein Mädchen ſagte.“

Benvenuta ſprach dieſe Worte mit kaum erhobener Stimme; kaum auch, daß ſie den Arm dabei bewegte; ruhig ſchien ſie da zu ſtehen und gelaſſen dieſen wilden Männern in's Geſicht zu ſehen — aber ihr Buſen hob ſich, die Stimme zitterte leiſe, ihre Augen flammten und es war, als ſei ſie um eine Kopfeslänge größer geworden.

Matteo antwortete ihr: „Meine Milchſchweſter, Du haſt keinen vergeblichen Gang gethan. Ich möchte weinen, daß Du dieſen Muth hatteſt, in der Nacht in die Macchia zu gehen. Wir ſind Unglückliche und haben keinen Herd mehr, aber wir haben das Vaterland, das uns die Franzoſen nicht beflecken ſollen. Jetzt laß uns nur dieſen Todten hier begraben, dann geben wir unſere Zeichen und ſenden unſere Boten aus, wie Du es befiehlſt.“

Sie reichte ihm die Hand und er küßte ſeine Milchſchweſter auf die Stirne.

Mattea blieb als Todtenwache bei der Leiche, aber einer der Banditen leitete Benvenuta und Nadir durch die Macchia auf Pfaden, die ſie erſtaunlich ſchnell auf die Landſtraße führten. Vor der Macchia blieb der Bandit eine Zeit lang ſtehen, ſah ſich mit gierigen Augen im offenen Lande um, als ob er eines lang entbehrten lieben Anblicks genöße, dann verſchwand er wieder im Buſche, während Benvenuta und ihr Begleiter eilenden Fußes dem Thale entgegenſtrebten, denn ſchon begannen die höchſten Spitzen der Berge ſich mit Tageslicht zu färben.

Je tiefer das Licht ſich an den Bergſpitzen herabzog, deſto raſcheren Schrittes eilte Benvenuta vorwärts; den Weg abkürzend, verließ ſie die gewundene Landſtraße, um in gerader Linie Vescovato zu erreichen; Hecken, Ackerfelder, ausgewaſchene Betten der Wildbäche, hohe Ufer und ſteile Abhänge, nichts ſollte ſie aufhalten. Aber die Reſte der ſchon auf den dornigen und ſteinigen Pfaden der Macchia zerriſſenen Schuhe blieben bald an den Hinderniſſen dieſes Weges hängen; ihre Füße bluteten; ſie war zu Tode müde; die lange nächtliche Wanderung und Alles, was ſie ſeit der Mitte des vorigen Tages erlebt, erſchöpfte ihre letzten Kräfte; der Körper des jungen Mädchens war nicht ſo eiſern wie ihr Wille. Mit Beſorgniß ſah Nadir, wie ſie ſich hinſchleppte, wie das Blut ihrer Füße an den Steinen kleben will, wie ſie ſich immer wieder aufraffte, um nach wenigen ſchnellen Schritten wieder in ſich zuſammen zu ſinken. Er flehte ſie an, ein wenig auszuruhen, aber ſie wollte vor dem Erwachen ihres Hauſes daheim ſein, Niemand ſollte von ihrer nächtlichen Wanderung etwas erfahren, und noch lagen zwei hohe Hügelreihen zwiſchen ihr und Vescovato. Da ſtanden die Wanderer vor einer Felſenwand, auf deren Höhe man nur über das Geröll eines ausgetrockneten Wildbaches gelangen konnte; die Steine und Sträucher wichen unter Benvenuta's Füßen, ſie mühte ſich ab, wie in einem böſen Traume, und kam nicht weiter. Endlich ließ ſie ſich fallen und die Arme im Schooße ſagte ſie lächelnd: „Ich kann nicht mehr!“

Ein erſter Morgenſtrahl lag auf ihrem ſchönen Geſichte, das blaß und deſſen Züge abgeſpannt waren;

deſto heller und größer leuchteten die ſchwarzen Augen. Sie lächelte, weil ſie ſich ihrer Schwäche ſchämte, und die Schwäche und Hülfloſigkeit gaben ihr etwas unſäglich Kindliches, das mit dem ſtarken und heldenmüthigen Weſen, das Nadir bis jetzt allein an ihr kannte, auf rührende Weiſe im Widerſpruche ſtand. Das Kind, das Weib lag vor ihm. Mit gekreuzten, feſt auf die Bruſt gedrückten Armen ſtand er da und blickte voll Bewunderung und Mitleid auf dieſes räthſelhafte Kind hinab. Er hätte ſich vor ſie hinwerfen und ſeine Stirne voll Unterthänigkeit an ihren blutigen Fuß drücken mögen, und dann wieder ſie aufheben und wie ein Kind an ſeine Bruſt preſſen. Seine morgenländiſche Seele war voll Weichheit und Glut zugleich, aber er war ſchon zu lange im Abendlande, um nicht ſeine Worte wie ſeine Thränen zurückzuhalten, die er daheim, in der Wüſte, ohne Scham und Rückhalt hätte fließen laſſen. Benvenuta ſah nur die Rührung und das Mitleid in ſeinen Augen; freundlich lächelte ſie ihm zu und mit der weiblichſten Milde lächelnd ſagte ſie: „Du biſt gut, Nadir, mein Freund! Ja, alle Menſchen ſind Brüder, denn ſieh, da kommt ein Sohn des fernen Morgenlandes, um einem armen korſiſchen Mädchen zu helfen, ſie durch Nacht und Fährlichkeiten als treuer

Hüter zu begleiten und mit ihr zu ſorgen für den Schutz eines Verfolgten und Unglücklichen, der weder der Korſin noch des Arabers Bruder oder Verwandter iſt. Das iſt ſchön, voll Troſtes und Heiterkeit, und ich möchte Gott, dem Vater des Muhamedaners wie des Chriſten, danken für die brüderliche Liebe, die er über die weite Erde, über Orient und Occident ausgegoſſen, wie einen Frühling."

„Wie einen Frühling!" rief Nadir, und die Zurückhaltung und Selbſtbezwingung, welche die europäiſche Bildung ihm gegeben, ſchmolzen vor dieſen Worten Benvenuta's und in ſeiner eigenen Glut. Er lag vor ihr auf den Knieen und umklammerte ihre blutenden Füße, auf die ſeine Thränen in mächtigem Guſſe hervorſtürzten. „Eine Weiſe biſt Du, eine Heldin!" rief er ſchluchzend, „und ſterben möchte ich für dich und zu Deinen Füßen!"

Benvenuta ſprang auf: „Komm! laß uns gehen!"

Aber ſie hatte noch nicht zwei Schritte auf dem ſchwierigen Wege gethan, als ſie ſich mit Macht emporgehoben fühlte und wie ein Kind auf beiden Armen Nadir's lag. Donnernd wie ein Wildbach ſtürzte das Gerölle hinab in die Schlucht, während Nadir mit ſeiner Laſt hinaufflog, als hätte er Flügel. Oben auf dem Hügel angekommen, ſuchte Benvenuta ſich aus ſeinen Armen loszuringen. — „Jetzt laſſe mich,“ ſagte ſie, „der Reſt des Weges iſt weniger beſchwerlich,“ aber er hörte nicht, er drückte ſie nur um ſo feſter an ſeine Bruſt, als ob man ſie ihm entreißen, als ob er ſie nie wieder frei laſſen wollte. Hügel auf, Hügel ab eilte er, unaufgehalten durch Felſen, Erdriſſe und Hecken, und da der Morgenwind vom Meere her friſch zu wehen anfing, ſchlug er ſeinen weißen Mantel um Benvenuta, und ſo ſah er aus wie Einer, der ein Kleinod in die Falten ſeines Kleides verhüllt und damit vor Räubern entflieht. Sie hörte deutlich das Klopfen ſeines Herzens, ſah, wie er mit weit offenen Nüſtern athmete, mit den dunkeln Augen bald herausfordernd über das Land hin, bald milde und glühend auf ſie herniederſah, und, angſtvoll, wagte ſie es nicht, ſich zu regen oder ſeiner weiteren Hülfe Widerſpruch entgegen zu ſetzen. Sie ahnte, daß dieſes gewaltige Pochen des Herzens, das ſie ſo deutlich hörte, nicht allein vom ſchnellen Laufe und von der Laſt komme — und er wußte es. Er fühlte ſich glücklich, wie nie im Leben, und zum Erſtenmale verſtand er, was die Europäer Liebe zu einem Weibe nennen. Er hätte ewig ſo hinlaufen mögen, Benvenuta an ſein Herz gedrückt, und ſein Blick, der über das Land flog, galt ſowohl der Furcht, es könnte ein Feind kommen und ihm ſeine theure Laſt entreißen, als der Angſt vor dem Ende dieſer glücklichen Wanderung. Aber ſeine Glut geſtattete ihm nicht, langſamer zu gehen, und der Wunſch Benvenuta's, vor völligem Tagesanbruch daheim zu ſein, ſtand ihm noch höher als das Glück, das ihm das Tragen der ſüßen Laſt gewährte. So flog er unaufhaltſam dahin, und ach, ſchon ſtanden die Häuſer Veſcovatos, ſchon ſtand das Kapuzinerkloſter nahe vor ſeinen Augen. Die Trennung vom ſeligſten Momente ſeines Lebens ſtand bevor; mit einer Art von Wuth eilte er den letzten Hügel hinan; auf eine Raſenbank, die ſich die Väter unter den Kaſtanienbäumen hinter dem Kloſter angelegt, ließ er ſanft Benvenuta nieder und ſank dann, ohne ſie mit einem Blicke anzuſehen, mit einem großen Seufzer kraft- und athemlos am Fuße der Bank hin. Er lag da wie ein Todter. Beſorgt blickte Benvenuta auf ihn hinab. „Nadir!“ liſpelte ſie; er regte ſich nicht. Da bückte ſie ſich herab und zog leiſe den Mantel hinweg, den er über den Kopf geworfen hatte; mit thränenvollen Augen blickte er ihr entgegen, ergriff ihre Hand und bedeckte ſie mit Küſſen.

Im Kloſtergarten aber, hinter der lebendigen Hecke, die ihn abſchloß, lag Carabelli. Als er des

Abends in das Kloſter getreten, fand er daſelbſt unter den höheren Offizieren, die es beherbergte, auch viele Korſen, die ihn ſcheel anſahen und wie Seraſino etwas „vom ſchlechten Blute der Carabelli" murmelten. Es wurde ihm unheimlich im Kloſter und er ging, um nicht an eine korſiſche Hütte klopfen zu müſſen, in den Kloſtergarten. Die Nacht war ſchön und warm; er konnte hinter der Hecke kampiren. Dort ſah er Nadir und Benvenuta an ſich vorbeikommen, als ſie in die Macchia gingen; er ſchüttelte den Kopf, denn er wußte wohl, es war die Tochter Franceschetti's, und auch von dem Araber wußte er bereits, daß er mit Joachim angekommen war. So oft er aus ſeinem unruhigen Schlafe erwachte, blickte er dem Wege entgegen, auf dem die beiden Wanderer verſchwunden waren. So ſah ſein ſpähendes Auge, wie Nadir mit Benvenuta an ſeiner Bruſt erſt am Morgen aus der Tiefe der Schlucht heraufkam, wie er ſie auf die Raſenbank niederlegte, wie er weinte und ihre Hand mit Küſſen bedeckte.

Als ſie dem Dorfe zugingen, erhob ſich Carabelli und ſtreckte den Kopf über die Hecke hinaus, um ihnen ſo lange als möglich nachzuſehen. „Sie waren in der Macchia," ſagte er, „um die Banditen aufzurufen, und auf dem Wege ſcheinen ſie ewige Freundſchaft geſchloſſen zu haben. Nun aber die Banditen kommen, gilt es, doppelt vorſichtig zu ſein.“

Die Wachtfeuer waren überall im Orte wie auf den Hügeln tief heruntergebrannt; die Mädchen von Vescovato mit ihren großen, ehernen Henkelkrügen auf dem Kopfe gingen an den Brunnen.

Siebentes Kapitel.

Unterhandlungen.

Frau'n,
Jungfrau'n, welcher Mann
Gefahren flieht und unwürdig gegen
Die Heimat wirkt, und ſeine Wünſche kann
Auf nied'rem, gemeinem Grunde bau'n,
Dem möget Haß ihr hegen.

Leopardi.

Um zu verſtehen, was an dieſem und den folgenden Tagen ſich entwickelte, muß man wiſſen, daß Joachim Murat als General und als König mehr als zweitauſend Offiziere von korſiſcher Abſtammung ernannt hatte; was von dieſen die zahlreichen und blutigen Schlachten der letzten Jahre am Leben gelaſſen, war jetzt in der Heimat verſammelt. Aus Baſtia und der nächſten Umgebung kamen ſie ſchon in den erſten Tagen herbei, aus den ferneren Gegenden, ſobald die Nachricht von der Ankunft des Exkönigs, die ſich übrigens mit unbegreiflicher Schnelligkeit verbreitete, dahin gedrungen war. Sie kamen, ohne zu wiſſen, warum? und wozu? Die Einen, um ihren König zu ſehen, die Andern mit unbeſtimmten Hoffnungen auf eine neue Zukunft. Einmal da, blieben ſie auch, und zwar um ſo hoffnungsreicher und erwartungsvoller, als ſie ihre große Zahl und die Bereitwilligkeit des Volks, dem Könige zu dienen, erkannten. Joachim Murat, als er des Morgens nach einem langen und an ſchönen Träumen reichen Schlafe aus dem Fenſter blickte, ſah ganze Schaaren bekannter und befreundeter Uniformen. Er lächelte, doch blieb ſein Auge gerührt an Nadir hängen, der allein, in ſich verſchloſſen auf einem Eckſteine am Eingange in den Hof ſaß. Er pochte leiſe an's Fenſter, Nadir fuhr zuſammen, blickte auf und folgte der winkenden Hand des Königs.

„Mein Freund," ſagte dieſer, als der Araber eintrat, „Du ſiehſt da draußen die Männer in den prächtigen Uniformen und mit hohen Titeln. Was ſie haben, haben ſie von mir; mit mir waren ſie glücklich, ſie theilten meine Macht, meinen Ruhm, meine Reichthümer. Sie ſind jetzt gefallen, wie ich, aber ihre Vergangenheit wie ihren Ruhm kann ihnen Niemand rauben. Und doch hat keiner von dieſen ſo viel für mich gethan, wie du —. Sie gingen mit mir, als ich jede That wie ein Gott belohnen konnte — Du ſchloſſeſt Dich im Elend an, mich an, Du haſt mich aus der Gefangenſchaft, aus den Händen meiner Feinde, vom Tode errettet und Dich den ungeheuerſten Gefahren ausgeſetzt, ohne alle Hoffnung auf Belohnung. Ich kann es nicht ertragen, daß man Dich wie einen meiner Diener betrachtet — was kann ich für Dich thun?"

Nadir ſah den König mit einem Blicke voll Dankbarkeit an, zuckte aber die Achſel und ſagte mit einem ſchmerzlichen Lächeln: „Nichts!"

„Nichts? Du glaubſt, ich ſei arm, Nadir," fuhr der König fort, „ich bin es nicht, trotz dem Verrath, deſſen Du Zeuge warſt. Ich habe viele Koſtbarkeiten gerettet, und in den nächſten Tagen kommt aus Paris ein Agent an, der mir ein großes, dort angelegtes Vermögen überbringt. Du weißt auch, daß in Baſtia drei Schiffe für mich gekauft und ausgerüſtet werden."

„Danke, Sire," erwiederte Nadir, „ich bedarf keines Geldes."

„Weſſen bedarfſt Du? Willſt Du Ehren?"

„Sire, in mein Vaterland zurückgekehrt, bringen mir meine Landsleute alle Ehren entgegen."

„Willſt Du ausgerüſtet werden, um würdig, ſtolz, Deinem Range gemäß in Deine Heimat zurückzukehren?

Ich gebe Dir eines meiner Schiffe, ich belade es mit Schätzen und laſſe Dich von meinen höchſten Offizieren im Triumphe heimbringen."

Nadir ſchüttelte den Kopf. „Ich habe einſt," ſagte er mit zitternder Stimme, „von einer ſolchen Heimkehr geträumt — aber dort iſt Niemand, den ich liebe. Iſt es dann noch meine Heimat? Dort ſind wir zu Hauſe, wo unſer Herz iſt. Auch ſehe ich die Welt anders, als man ſie dort ſieht — meine Seele wäre dort in der Fremde — fremd in meiner Heimat."

Joachim Murat ſah ihn erſtaunt und prüfend an. Ein anderer Menſch ſtand vor ihm. Die Ruhe und Heiterkeit, die er mitten in den größten Gefahren an Nadir bewunderte, war dahin; dafür lag ein tiefer Schatten der Wehmuth auf ſeinem Geſichte und ſprach aus jedem Worte, aus jedem Tone ſeiner Stimme eine Trauer, ein Entſagungsſchmerz, die er ſich nicht erklären konnte. Herzens- und Menſchenkenntniß war nie die ſtarke Seite dieſes leichten Naturells, dieſes Glückskindes, das ſich von ſeinem Schickſale wie von einer Woge tragen ließ, herauf und herunter, mehr auf die Ereigniſſe und Zufälle achtend, als auf die Menſchen. Nach einer langen Pauſe ſagte er: „Ich verſtehe Dich nicht, Nadir. Was wäre Dir wünſchenswerth?"

„Nichts!" antwortete Nadir wie vorhin; „vielleicht daß ich hier bleiben könnte auf dieſer Inſel, daß ich hier ſterben könnte.“

Da lachte der König; „Du biſt verliebt, jetzt verſtehe ich Dich.“

Er legte die Hand auf Nadir's Schulter und ſah ihn mit jenem gewinnenden, alle Sorgen und Muthloſigkeit zerſtreuenden Lächeln an, das an Joachim Murat berühmt war, das ihm ſo viele Herzen gewann und das ſo viele Herzen mit Zuverſicht und Heiterkeit erfüllte. Auch Nadir mußte lächeln und es war ihm, wenigſtens für einen Augenblick, als wären alle Sorgen und Schmerzen von ihm genommen. Joachim führte ihn, immer die Hand auf ſeiner Schulter, an's Fenſter und ſagte: „Vor wenigen Tagen haſt Du mich im tiefſten Elende geſehen, jetzt ſieh dieſe Schaaren, die ſich ſchon um mich verſammeln und die von Stunde zu Stunde wachſen; ich darf nur ein Wort ſprechen, eine Proklamation erlaſſen, und eine Armee ſteht in Waffen und ich kann mich zum Herrn dieſer ſchönen Inſel machen. Ich könnte von der vereinigten Macht Europas wieder beſiegt werden, aber ich hätte doch wieder Wochen und Monate des Ruhmes zu meinen ruhmvollſten Jahren hinzugethan, und Europa würde ſagen: Joachim's Stern glänzt länger als die Sonne von

Auſterlitz. Siehſt Du, ſo glänzt das Leben immer neu auf, wenn man ihm vertraut.“

Er hielt in ſeiner Rede inne, denn er bemerkte, daß die Bewaffneten vor dem Hauſe und daß ganz Vescovato in große Bewegung gerieth. Die Männer, die unter den Kaſtanienbäumen gelagert hatten, ſprangen auf und ergriffen die Waffen, die Veteranen unter ihnen ſtellten ſich in Reihe und Glied, andere liefen wie Boten hin und her, und die Offiziere vertheilten ſich und ſtellten ſich zu den einzelnen Gruppen und Haufen. — Joachim legte die Stirne an die Fenſterſcheibe und ſagte: „Es ſieht aus wie vor einer Schlacht; gewiß nähert ſich der Feind!“

Franceschetti trat ein und beſtätigte die letzten Worte des Königs. Von Baſtia her ſehe man Reiter, Gendarmen nahen, und ihnen folge Infanterie.

„Ich muß hinunter,“ rief Joachim, „Franceschetti, mein Freund, laſſe mir ein Pferd ſatteln, ein Pferd! ein Pferd!“

„Nein, Majeſtät!“ lächelte Franceschetti.

„Warum nicht?“

„Wenn Eure Majeſtät zu Pferde ſteigen,“ ſagte Franceschetti immer lächelnd, aber doch im ſanft abmahnenden Tone, „dann kommt es zur Schlacht — und das wollen doch Eure Majeſtät nicht.“

„Du haſt Recht,“ lachte der König, „einmal im Sattel muß ich vorwärts reiten. Ich will hinunter gehen und zu Fuß zu ihnen ſprechen.“

„Auch das, mein König, halte ich nicht für rathſam,“ ſagte der General, „es iſt beſſer, denen von Baſtia und der Regierung nicht das geringſte Recht zur Anklage zu geben und mit den Bewaffneten in keine Berührung zu kommen.“

„Wie,“ rief der König entrüſtet, „ich ſoll thun, als ob dieſe guten Leute, die ſich für mich bewaffneten, gar nicht für mich exiſtirten?“

„Die Leute wiſſen Ihre Stellung zu beurtheilen, Sire, und der Letzte von ihnen weiß, daß Ihnen Zurückhaltung geboten iſt. Sie ſind da, um das Gaſtrecht des Hauſes Colonna zu ſchützen.“

„Nicht für mich?“ fragte Joachim düſter.

„Für Sie, Sire, ſobald Sie es ausſprechen, ſobald Sie es wollen, aber laſſen wir es für jetzt nicht die Regierung Ludwig's **XVIII.** und die Alliirten in Paris wiſſen.“

„Du haſt immer Recht, mein guter Franceschetti, aber was wird jetzt geſchehen?“

„Die Truppen werden auf den Höhen bleiben, ſie werden nicht einzurücken wagen, wenn ſie die große Zahl bewaffneter Korſen ſehen; der Kommandant, wenn er unſer Land nur ein wenig kennt, wird ſich vor einem blutigen Angriff auf unſer Haus hüten; er weiß, daß er es im entgegengeſetzten Falle mit der ganzen Inſel zu thun hätte, und in dieſem Augenblicke, da Frankreich ſeiner Truppen nicht ſicher iſt und Europa und die Alliirten gerne glauben machen möchte, daß man die Bourbons in allen Theilen des franzöſiſchen Gebietes mit Freuden aufnehme, kann es nicht wünſchen, ganz Korſika in Aufruhr zu ſehen, — man weiß aus alten Zeiten, was ein Aufruhr in Korſika zu bedeuten hat. Ich glaube, daß Herr La Verrière, der Kommandant, nur impoſant auftritt, um mit Eurer Majeſtät nachdrücklich zu unterhandeln.“

„Ehrenvollen Bedingungen,“ ſagte der König, „werde ich mein Ohr nicht verſchließen.“

Es geſchah, wie Franceſchetti prophezeite. Nachdem die Truppen ſtundenlang regungslos auf den Höhen geſtanden, und man in Veſcovato nicht wußte, ob es zum Kampf kommen werde oder nicht; nachdem Hunderte von Bewaffneten, welche theils auf Seitenwegen den Truppen von Baſtia aus gefolgt, theils aus den nächſten Dörfern kommend herbeigeſtrömt waren und die Zahl der Vertheidiger Murat's oder des Hauſes Colonna bedeutend vermehrt hatten, ritten die Reiter bis an den Eingang des Dorfes, wo ſie abſaßen, und ſtellte die Infanterie auf den Höhen, die Vescovato überblickten, ihre Gewehre in Pyramiden auf. La Verrière, der Kommandant, ritt, nur von wenigen Offizieren begleitet, in's Dorf und geraden Weges auf das Haus Colonna-Ceccaldi los. Er that, als ob er ſich um das kriegeriſche Ausſehen Vescovato's nicht kümmerte, würdigte die Bewaffneten rechts und links keines Blickes, ſchwang ſich aus dem Sattel und fragte den vor der Thüre wartenden Seraſino nach Joachim Murat.

Seraſino verſtand ihn nicht. „Ein Herr Joachim Murat,“ ſagte er, „iſt nicht im Hauſe.“

Herr La Verrière verzog ein wenig die Mundwinkel, machte mit dem linken Arm eine ſpöttiſche Bewegung und rief ungeduldig und nachdrucksvoll: „Nun, Seine Majeſtät König Joachim Napoleon!“

„Hier oben, eine Treppe hoch,“ erwiederte Seraſino mit einer Verbeugung.

La Verrière eilte die Treppe hinauf. Die Offiziere blieben im Hofe und zu Pferde; nur Einer, ein ſchöner junger Mann von höchſtens vierundzwanzig Jahren, deſſen dunkle Hautfarbe und ganzes Geſicht ſogleich den Korſen verriethen, ſchwang ſich aus dem Sattel und eilte dem großen Saale im untern Geſchoße zu. Er drückte dem alten Colonna-Ceccaldi, der auf ſeinem gewohnten Platze ſaß, die Hand, dann küßte er die der Frau Katharina, welche bei ſeinem Eintritte mit einigem Schrecken zuſammenfuhr. Der junge Offizier machte die beiden Begrüßungen, wenn auch achtungsvoll, mit vieler Haſt ab, um ſo raſch als möglich zu Benvenuta zu gelangen, die in der Fenſterniſche auf einer Erhöhung ſtand und ihn kommen geſehen hatte.

„Benvenuta!“ rief er, indem er ihr beide Arme entgegenbreitete, „theure Spoſa, wie lange habe ich Dich nicht geſehen.“

Benvenuta ſchwieg und machte eine abwehrende Bewegung.

„Biſt Du böſe, daß ich ſo lange nicht gekommen bin? Verzeihe! der Dienſt iſt jetzt ſo ſtreng in Baſtia, die Soldaten ſind unzuverläſſig, es iſt, als ob hundert Ereigniſſe in der Luft ſchwebten, der Offizier darf ſich nicht auf eine Stunde aus der Feſtung entfernen.“

„Signor Galvani Serra,“ ſagte Benvenuta mit zuſammengezogenen Augenbraunen, „Sie ſcheinen ein ſehr gewiſſenhafter und eifriger Diener Frankreichs zu ſein.“

„Meine Tochter!“ rief die Mutter vorwurfsvoll.

„Benvenuta,“ ſagte Galvani Serra erſtaunt, „wie ſprichſt Du mit Deinem Verlobten?“

„Daß Sie ſich darüber wundern, beweiſt mir, daß Sie mich nicht kennen und daß wir einander nicht beſtimmt ſind. Mein Verlobter ſind Sie nicht mehr, denn Sie ſind der Feind meines Hauſes.“

„Ein Feind Deines Hauſes!“ lachte Galvani Serra bitter, „Du ſprichſt kindiſch, Benvenuta.“

„Ein Feind,“ ſagte ſie nachdrücklich, „wie es nur jemals Feinde in Korſika gegeben. Daß Du mich liebſt, daß Du mich heirathen willſt, das beweiſt nicht das Gegentheil. Du kommſt mit den Feinden, in ihren Reihen und als einer ihrer Führer, um einen Verfolgten zu verfolgen, um das korſiſche Gaſtrecht und das Gaſtrecht des Hauſes Colonna zu nichte zu machen. Sieh, der Letzten einer von denen da draußen iſt beſſer als Du. Sie ſind nicht meine Verlobten, ſie ſind nicht unſere Anverwandten, wie Du, aber ſie alle haben ſich verſammelt und bewaffnet, ſobald es hieß, es ſei einer da, dem Gefahr droht und dem nichts übrig blieb, als die Flucht unter den Schutz Korſikas. Du biſt drüben geblieben bei denen, die uns bekriegen wollen und wohl noch bekriegen werden, Du wirſt die Soldaten gegen uns, gegen das Gaſtrecht führen, wenn es Herr La Verrière befiehlt.“

„Ich ſtehe im Dienſte Frankreichs,“ ſtammelte Serra vernichtet.

„So haben ehemals korſiſche Söhne den Dienſt nicht verſtanden,“ fiel Benvenuta ſtreng ein, „ſie haben ſich überall in der Welt tapfer und gegen alle Feinde geſchlagen, aber niemals gegen Korſika und korſiſche Sitte.“

„Benvenuta hat Recht!“ fiel hier Colonna ein.

„So ſehr ſind wir noch nicht die Knechte Frankreichs geworden,“ fuhr Benvenuta fort, „um gegen die Seele unſerer Heimat kämpfen zu müſſen. Hier dieſer Greis hat noch unter Pasquale Paoli gegen Frankreich gekämpft, ich, ſeine Enkelin, ſollte ſo ſehr Franzöſin geworden ſein, um einen Häſcher Frankreichs zu heirathen?“

Der junge Offizier fuhr zuſammen, das korſiſche Blut in ſeinen Adern fing zu kochen an. „Gib mir den Ring, Benvenuta, gib mir den Ring,“ rief er ſtoßweiſe, „es iſt Feindſchaft zwiſchen uns!“

„Hier iſt der Ring!“ ſagte ſie und zog ihn aus der Taſche.

Er nahm den Verlobungsring und ſtürzte aus der Stube und in den Hof, immer den goldenen Reifen wie etwas Schreckliches anſtarrend.

„Was haſt Du da in der Hand?“ fragte einer der Offiziere, „daß Du es ſo fürchterlich anſtarrſt? Einen Ring? Was iſt daran ſo Furchtbares?“

„Mit dieſem Ringe,“ lachte Serra, „verlobe ich mich mit Frankreich für immer, es mache Alles aus mir, einen Sbirren, einen Häſcher, wenn ich mich nur an dieſer Inſel und ihrem Wahnſinn rächen kann."

„Ein Ring?" fragte Carabelli, der ſich mit den Offizieren unterhalten hatte, „ich vermuthe, woher er kommt."

Serra rannte in ſeiner Aufregung hinaus auf den Platz; „man muß ihn beruhigen," ſagte Carabelli und folgte ihm nach. „Signor Galvani Serra," ſagte er leiſe, „ich habe eben, als Ihr in's Haus tratet, erfahren, daß Ihr der Verlobte der Tochter ſeid."

„Wer biſt Du?"

Carabelli beantwortete die Frage nicht und fuhr fort: „Ein Diener hat es mir geſagt und nun ſehe ich Euch aufgeregt und mit einem Ringe in der Hand aus dem Hauſe ſtürzen. Madamigella Benvenuta hat Euch wohl aufgekündigt und Ihr möchtet wiſſen, warum?"

„Wer biſt Du?" wiederholte der Offizier.

„Ein treuer Diener Seiner Majeſtät — Ludwig's **XVIII.**" ſagte Carabelli leiſe, „das darf man hier nicht laut ſagen, obwohl der alte Colonna auch ſo thut, als wäre er ein Bourboniſt. Hier kann es uns Allen ſchlecht gehen, die wir uns zu Ludwig **XVIII.** bekennen, — ſeht nur dieſe bewaffneten Kerle, — ſeit zwei Stunden kommt auch ein Bandit nach dem andern an und viele andere werden nachfolgen, alle Macchien ſind aufgeregt. — Aber ich muß bleiben; meine Treue, meine Pflicht hält mich hier zurück."

„Nicht weiter, ehe Du mir nicht Deinen Namen ſagſt!" herrſchte ihm Serra zu.

„Nun wohl, obgleich der Name nichts zur Sache thut, — ich heiße Ignazio Carabelli."

„Carabelli? ein Verräther — ſchlechtes Blut!" rief der Andere mit hervorbrechendem Abſcheu.

„Ein Verräther? Nun, ich habe Euch allerdings Mancherlei zu verrathen, was Euch die Augen öffnen wird — und ob ich ſchlechtes Blut bin, das wird ſich zeigen, wie ich dem König von Frankreich und Ferdinand von Sizilien diene. Was kann man mehr verlangen, als treue Dienſte? nützliche Dienſte? Nun aber bin ich im Stande, Euch und allen Potentaten ſehr wichtige Dienſte zu leiſten — und es ſoll ſchon noch Korſen geben, die nach dem Sturze Napoleon's neben Pozzo di Borgo obenauf bleiben. Niemand wird es fürderhin wohl gehen, als denen, die gegen dieſe Napoleoniden handeln; ſeht, Pozzo di Borgo hat ſein Lebtag gegen dieſen Buonaparte gearbeitet und jetzt ſteht er allein aufrecht unter allen Korſen. Aber Ihr hört mich nicht; das Alles iſt Euch jetzt gleichgiltig; Ihr denket an Euren Korb."

„Verſtumme!“ rief Galvani Serra.

„Nein, ich muß Euch Aufklärungen geben, — ich bin ja ein Verräther — ich kann Signorina Benvenuta verrathen und die Urſachen, warum ſie einen braven, ſchönen, jungen Offizier vor die Thüre ſetzt.“

Serra wurde aufmerkſamer; Garabelli fuhr fort: „Die ganze Nacht war ſie außer dem Hauſe, mit einem Araber, der mit dem Exkönig gekommen — ich ſah ſie, als ſie gegen Morgen zurückkehrten — ach mit welchen glühenden Blicken er ſie anſah — Stille! fahrt nicht auf — kommt ein wenig weiter vom Hauſe, daß man uns nicht ſehe, ich habe Euch noch viel zu ſagen — der Exkönig hat auch großen Eindruck auf ſie gemacht. Man muß ſie nur von ihm ſprechen hören. Wißt Ihr, daß ſie, Eure Benvenuta, das Dorf aufgerufen hat, ſich für ihn zu bewaffnen? und wißt Ihr, daß ſie, ja ſie, die kleine Signorina, die Banditen aus den Macchien kommen läßt? Ja, wahrhaftig, ich habe es gleich vom erſten erfahren, der heute Morgen hier ankam. O, es iſt ein großes ſtarkes Geſchöpf, dieſe Benvenuta Benedetta, und Ihr verliert viel an ihr.“

Galvani Serra ſtand wie bewußtlos, dumpf und ſtumpf vor dem Redner. Die Worte klangen an ſein Ohr, aber er mußte ſich anſtrengen, um ſie nachträglich zu verſtehen und in ihrem Sinne aufzufaſſen.

Carabelli ſchüttelte ihn: „Nehmt Euch zuſammen, ich habe Euch Wichtigeres zu ſagen. Am Beſten wäre es bei Herrn La Verrière angebracht, aber es würde Verdacht erregen, wenn ich mit ihm ſprechen wollte, und nach Baſtia kann ich vor drei, vier Tagen nicht entkommen. Ihr müßt ihm ſagen, daß ich, ich es Euch für ihn aufgetragen. Dieſer Tage kommt das Vermögen Joachim's, das er in Paris angelegt hatte, hierher, auf die Inſel; ich weiß es gewiß, denn er hat es mir ſelber geſagt, als er mir von den Belohnungen ſprach, die mich für meine Treue erwarten. Mit dem Gelde werden zum Theil die drei Schiffe bezahlt, die in Baſtia für ihn ausgerüſtet werden; laßt ſie ſegelfertig machen, aber dann nehmt ſie weg, denn ſein Alles packt er auf die Schiffe, alle ſeine Papiere, auch die Correſpondenz, die er von Toulon aus mit den Carbonari von Neapel führte. Das iſt ſehr wichtig, einmal, daß er kein Geld, dann, daß er keine Schiffe mehr habe. Mit drei Schiffen iſt er im Stande, das ganze Mittelmeer unſicher zu machen — ohne Schiffe iſt er hier gefangen und mit allen ſeinen Schätzen in unſern Händen. Mit dieſen Banditen und gaſtfreien Korſen wird Frankreich ſchon fertig werden. Und iſt nicht die engliſche Flotte in der Nähe? in Livorno, in Genua, in Toulon? Sie ärgert ſich genug, daß er ihr entwiſcht iſt. Habt Ihr verſtanden?“

„Du biſt ein herrlicher Verräther!“ ſagte Serra zerſtreut vor ſich hin.

„Verräther? Gott bewahre! Rache will ich an dieſen Korſen nehmen, die ſagen, daß die Carabelli ſchlechtes Blut ſind. Und Euch ſoll ja auch Rache werden!“

„Ja,“ rief Serra, „Rache, denn er iſt ſchuld, daß ich ſie verliere, und er gehört zu ihrem Hauſe, die mich tödtlich beſchimpfte. Und der alte Narr drin, der Colonna, der noch der verrückten Enkelin Recht gibt. Jubeln werde ich, wenn Euer Haus in Flammen aufgeht und alle Eure Gäſte in's Verderben ſtürzen.“

Mit drohender Geberde kehrte er ſein Geſicht dem Hauſe zu. Aus dieſem trat eben La Verrière und ſchwang ſich ſchweigend und düſter auf's Pferd. Serra eilte fort, ohne Carabelli eines Grußes zu würdigen; mit Trotz ſprang er in den Sattel, kehrte dem Hauſe den Rücken und ſprengte mit den andern im Galoppe davon.

Herr von La Verrière war mit ſeinen Offizieren kaum bei den Truppen angekommen, als man in Vescovato von dorther ein Geſchrei vernahm, das weder einem Kriegsgeſchrei, noch irgend einer drohenden Aeußerung, ſondern vielmehr einem Jubelausbruch zu vergleichen war. Offenbar freuten ſich dieſe meiſt aus napoleoniſchen Veteranen beſtehenden Truppen, nicht gegen Joachim Murat und gegen ſeine Freunde kämpfen oder im gegebenen Falle den Befehlen ihres jetzigen Kommandanten widerſtehen zu müſſen. Sie ergriffen ihre Waffen, ſetzten ſich in muntere Bewegung und waren bald auf dem Wege nach Baſtia hinter den Hügeln verſchwunden. Wie ein Echo ihres Jubels hallte es ihnen aus Vescovato nach.

Herr von La Verrière hatte alle Urſache, höchſt unzufrieden nach Baſtia zurückzukehren. Feſt entſchloſſen, Joachim Murat zur Abreiſe zu zwingen oder ihn gefangen zu nehmen und, den innigſten Wunſch Ludwig's XVIII. und Fouché's erfüllend, ihn dieſen auszuliefern, kam er nach Vescovato nur, um ſich raſch zu überzeugen, daß er es als Befehlshaber unzuverläſſiger Truppen mit den hier verſammelten Hütern des Exkönigs nicht aufnehmen konnte, und daß er mit dieſem wie mit einer gleichen Macht unterhandeln müſſe, zufrieden, wenn er ihn nur zum Abzuge bewege und ſo fernere Aufregung auf der Inſel verhindere. Ebenfalls feſt entſchloſſen, als Legitimiſt und als Organ ſeines legitimen Königs, Joachim Murat nur als Privatmann zu behandeln, mußte er vor dieſem ſtehend in höherem Maße dieſelbe Erfahrung machen und daſſelbe

Zugeſtändniß, aber dießmal ernſthafter, die er ſchon unten an der Thüre Seraſino gegenüber gemacht hatte. Ein alter Emigrant, der ſich ſeit ſeiner Jugend im Gefolge des würdeloſen Grafen von Provence, ſeines jetzigen Königs, herumgetrieben und niemals die Parvenü's zu Geſichte bekommen, welche ſeit dem Anfange des Jahrhunderts halb Europa als Kaiſer und Könige beherrſchten, war er deſto mehr überraſcht und in allen ſeinen Vorſtellungen und Begriffen verwirrt, als er plötzlich vor dieſem Sohne des Gaſtwirths von Cahors ſtand, und dieſer eine Würde, eine Majeſtät entfaltete, wie ſie Herr von La Verrière bisher an keinem legitimen Herrſcher geſehen, und wie ſie in der That kein Herrſcher jener Zeit zu entfalten verſtand wie Joachim Murat. Auf dem Schlachtfelde ein paladinenhafter Reitergeneral, der die Schwadronen hinriß und die gewaltigſten Carrés zuſammenritt; im Kreiſe der Freunde und Vertrauten ein echtes franzöſiſches bon enfant ohne Anſprüche auf Ueberlegenheit; in der Familie kindlich und gemüthlich: war er, ſobald er zu repräſentiren und ſeine Herrſcherwürde zu vertreten hatte, ein König, wie ihn loyaler Aberglaube nur bei einem Herrſcher von hundert königlichen Ahnen von Gottes Gnaden vorausſetzt. Es geſchah Herrn von La Verrière, was er noch eine Viertelſtunde vorher für unmöglich gehalten haben würde: er verneigte ſich tief vor dem Manne, der in ſeiner Jugend vielleicht den Gäſten ſeines Vaters die Speiſen aufgetragen hatte, und er beging den Verrath an ſeinen mit der Muttermilch eingeſogenen legitimiſtiſchen Ueberzeugungen und redete dieſen Mann als „Majeſtät“ an. Auch war er gekommen, um zu befehlen, und nun machte er nur Vorſchläge und nahm er ſtehend die Willensmeinung des Erkönigs hin. Dieſer meinte einfach, er wolle das Ende ſeiner Unterhandlungen mit Oeſtreich und England und die etwaigen Päſſe, die ihm dieſe Mächte ſchicken würden, hier auf Korſika abwarten. Er ſei nicht im Kriege mit Ludwig XVIII. und ſo könne es auch ſein Wille nicht ſein, hier irgend welchen Aufruhr oder Abfall von Frankreich zu erregen. Die Diener Seiner Majeſtät Ludwig's XVIII. hätten ſich auf franzöſiſchem Boden, wo er als ſtiller Privatmann gelebt und wo er ein Aſyl zu finden gehofft, unwürdig gegen ihn benommen und ihn gezwungen, ſich in den Schutz des gaſtfreien Volkes der Korſen zu retten. Unter dieſem wolle er verharren, bis er, je nach den Reſultaten ſeiner Unterhandlungen mit Caſtlereagh und Metternich, fernere Entſchlüſſe faſſen werde. Er wünſche nichts anderes, als den Frieden mit Ludwig XVIII., gegen den er nie Krieg geführt, erhalten zu ſehen, und gewiß nicht ſeine Schuld werde es ſein, wenn dieſer geſtört werde.

Mit dieſem Beſcheide mußte ſich Herr von La Verrière begnügen, ja er mußte, obwohl er Manches einzuwenden hatte, ſich verneigen und verabſchieden, als Murat ihn lächelnd grüßte und mit lächelnder Huld entließ.

Am Morgen des nächſten Tages erfuhr man in Vescovato, daß Herr von La Verrière Baſtia mit vielem Eifer in Vertheidigungszuſtand ſetzen ließ.

Achtes Kapitel.

Der König weint.

Der König hat geweint.
Schiller.

Son nom, dans tous les carrefours
Resonne incessamment, comme au fort des batailles
Il resonnait sur les tambours.
A. Barbier.

An dieſem und in den folgenden Tagen gingen auch in Vescovato neue und große Veränderungen vor. Bekam Baſtia ein kriegeriſches Ausſehen, ſo verwandelte ſich auch Vescovato mehr und mehr in ein Heerlager, und wer die beiden Orte vergleichen konnte, mußte das Dorf für ſtärker erklären, als die Stadt. Baſtia mit ſeinen Vertheidigungswerken ſah wie eine Feſtung aus; Vescovato war das Heer, das nur einen kurzen Marſch zu machen brauchte, um die Feſtung auf's Nachdrücklichſte zu bedrängen. Dazu war die Feſtung von unzuverläſſigen Soldaten beſetzt und die Stadt von Einwohnern, die dem Feinde günſtig geſtimmt waren, während, was ſich in Vescovato verſammelte, wenigſtens zum größten Theile, einmüthig dachte und fühlte. Das Kapuzinerkloſter war in eine förmliche Citadelle verwandelt und von Veteranen vollgefüllt. Drei Tage hatten hingereicht, die ganze Inſel zu erſchüttern und zahlloſe Männer herbeizuführen, unter dieſen die Banditen aus den fernſten Macchien. In Trupps kamen ſie herbeigezogen, oft feindliche Bluträcher neben einander, nachdem ſie ſich durch Parolanti auf Zeit oder für immer verſöhnt hatten, wie das in Zeiten der Gefahr oft in Korſika vorgekommen; denn iſt auch die Vendetta in die Seele des Korſen geſchrieben, ſo iſt er doch in ſeiner zum Guten wie zum Böſen leicht aufbrauſenden Leidenſchaftlichkeit aus edlen Motiven auch leicht zur Verſöhnung geſtimmt. Es iſt oft vorgekommen, daß ſich zwei Feinde in die Arme ſanken in dem Augenblicke, da ſie auf einander anlegten, oder daß ein Bluträcher zu weinen anfing, wenn er ſein Opfer im Schlafe fand, gerührt von deſſen Hülfloſigkeit. Die Häuſer von Vescovato reichten längſt nicht aus, alle Fremden zu beherbergen, und die Lebensmittel mußten ſchon aus fernen Dörfern und vom Markte von Baſtia herbeigeſchafft werden. Signora Katharina Franceschetti leerte ihre wohlgefüllten Speicher und Vorrathskammern und ſchickte täglich Knechte aus, um überall neue Verräthe einzukaufen. Der alte Colonna-Ceccaldi verkaufte damals ein Haus, das er in Baſtia beſaß, um ſich behufs der Verpflegung ſo vieler Gäſte und des Einen hohen Gaſtes baare Summen zu verſchaffen, die in Korſika ſo ſelten ſind.

Benvenuta hatte gethan, was ihr die Ankunft des Königs eingegeben, hatte die Bewaffneten aus Dorf und Macchien herbeigerufen und ein ihr verhaßt gewordenes Band zerriſſen; jetzt kehrte ſie in die häuslichen Kreiſe zurück, ließ ſich nach Art der korſiſchen Frauen wenig vor den Männern ſehen und ſchaltete als Gehilfin ihrer Mutter in Hof, Küche und Keller, wo ſo viel zu thun war. Nadir lag im Garten, im Schatten der Platanen, von wo er ſie manchmal im hinteren Hofe ſehen konnte — und träumte. Auf der Schwelle des Hauſes ſaß die alte Mattea in ihrem Sonntagsputze, eine blaue Mandile auf dem Kopfe und um den grauen Zopf gewunden, ein weißes, faltiges Kleid um die langen Glieder. Sie ſah auf den Platz hinaus, wo ihr Sohn Matteo unter den Bewaffneten lag; ſeine Büchſe lehnte fern von ihm an einem Kaſtanienbaume, und er ſpielte auf der Violine. Für ſie war dieſes Heerlager ein Bild des Friedens und des Glückes, denn ihr Matteo hatte ſich mit dem Feinde verſöhnt, die Sbirren waren hier nicht zu fürchten, und nach jahrelangem Herumirren in der Wildniß lebte er wieder mit Menſchen, ohne daß ſie und er zu fürchten brauchten, daß ihn vielleicht im nächſten Augenblicke eine Kugel niederſtrecke. Er ſpielte wieder die Violine wie ehemals als Knabe, und ſie lauſchte ihren Tönen wie einer Glücksprophezeihung. Mit welcher Freude ſah ſie fern von ihm ſeine Büchſe, die ſeit Jahren, im Wachen wie im Schlafe, nicht von ſeiner Seite gewichen. Wenn nun Benvenuta über die Schwelle an ihr vorüberging oder ſich hinten im Hofe ſehen ließ, rief ſie ihr mit aufgehobenen Händen zu: „Geſegnet ſei Dein Aus- und Eingang, Maria Benvenuta, Du Kind ohne Gleichen, denn Dir danke ich Tage des Friedens und ein Glück, wie es dieſe alten Augen nicht mehr zu erſchauen hofften.“ — Oder auch: „Maria Benvenuta, Du Geſegnete, allen Jammer, aus dem heraus ich den Vocero über jenen Todten ſchrie, haſt Du von mir genommen, und für die Milch meines Herzens gabſt Du mir die Milch des Friedens. Maria, Deine Schutzpatronin ſei mit Dir, für und für.“

Der König, dem Rathe Franceschetti's folgend, oder, wenn er dieſen vergaß, auf's Neue ermahnt und von ſeinem Wirthe zurückgehalten, blieb in ſeinen Gemächern, um ſich perſönlich vor jedem Vorwurfe, den ihm Frankreich hätte machen können, zu ſichern, um die leicht entflammten Gemüther der Korſen nicht aufzuregen und jede ihrer Demonſtrationen, die ſeine zurückhaltende Stellung gefährden oder ihnen ſchaden könnte, zu vermeiden. Er unterhandelte mit ſeinen Agenten, die allgemach vom Feſtland ankamen, und ſchickte ſie wieder mit neuen Aufträgen fort, hierhin und dorthin, meiſt nach Baſtia, wo ſie die angekauften Schiffe bezahlen und deren Ausrüſtung beſchleunigen ſollten, um nach dem Eintreffen günſtiger Nachrichten von Caſtlereagh und Metternich zur Reiſe bereit zu ſein, die Inſel, die ihn ſo gaſtlich aufgenommen, nicht länger zu beunruhigen und ſeinen edlen Gaſtfreunden, den Herren dieſes Hauſes, nicht fürder zur Laſt zu fallen. Wenn die Geſchäfte mit den Agenten abgemacht und die nöthigen Briefe geſchrieben, ſaß er ſtille vor ſeinem „Filippini", der an Wundern und Heldenthaten ſo reichen Chronik dieſer merkwürdigen Inſel. Wie ſollte dieſes Buch im Hauſe Colonna=Ceccaldi fehlen, da auf ſo vielen Seiten von den Thaten der Colonna die Rede iſt; fehlt es doch auch in keinem Hauſe Vescovatos, denn Filippini war ein Sohn dieſes Dorfes und in dieſem Dorfe ſcheint die Geſchichte Korſika's zu allen Zeiten ihren Lieblingsſitz aufgeſchlagen zu haben, weßhalb es auch auf beinahe jeder Seite dieſer alten Chronik genannt wird.

„Welch ein wunderbares Buch! welch ein troſtreiches Buch!“ rief Murat einſt dem eintretenden Franceschetti entgegen; „da leſe ich von verbannten Helden, die oft mit einem elenden Fahrzeug und wenigen Freunden oder auch allein an dieſen Küſten landeten, und wie ſich ſogleich Schaaren um ſie ſammelten und wie ſie in wenigen Tagen ihr Vaterland befreiten.“

„Ja,“ ſagte Franceschetti mit Stolz, „die korſiſche Chronik erzählt ſolcher Geſchichten auf jeder Seite, — und dieſer Filippini war kein ganz getreuer Sohn ſeines Vaterlandes, er hing, vielleicht aus Furcht, an Genua, doch muß er, von der Wahrheit gezwungen, ſolche Geſchichten erzählen. Aber,“ fügte der General lächelnd hinzu, „es gibt auch nur Ein Korſika.“

„Du irrſt,“ fiel ihm der König raſch in's Wort, „meine Kalabreſen haben alle Tugenden und Eigenſchaften der Korſen. Sie ſind ſtolz und rächen wie die Korſen jede Beleidigung, ſie lieben ihr Vaterland und die Freiheit, ſie ſind dankbar für erwieſene Wohlthaten. Wollte Einer, der ihr Vaterland liebt, an ihrer Küſte landen, Freiheit proklamiren, die verhaßten Bourbonen, ihre Tyrannen, in die Acht erklären — gewiß, Franceschetti —“

Er ſprach nicht weiter, er warf die braunen Locken von der Stirne zurück und ging mit großen Schritten in der Stube auf und ab. Franceschetti blieb ruhig auf ſeinem Platze, betrachtete wehmüthig den aufgeregten Mann, kämpfte mit ſich, ob er etwas erwiedern ſolle, und ſagte endlich: „Vor Allem iſt die Frage, ob man überhaupt landen könnte; von Livorno bis Sizilien kreuzen engliſche Schiffe!“

„Ach, die engliſchen Schiffe!“ rief Murat verächtlich, „bin ich nicht mit Napoleon von Egypten bis nach Frankreich mitten durch die engliſche Flotte geſegelt? Habe ich nicht Capri den Engländern genommen, trotz ihrer Flotte und vor deren Augen? Iſt der Kaiſer nicht von Elba entkommen mitten durch engliſche Schiffe?“

„Und dann in Kalabrien ſelbſt,“ fuhr Franceschetti langſam fort, „wer bürgt, daß der Landende mit Kalabreſen zuſammentrifft und nicht mit den Soldaten Ferdinand's?“

„Die Soldaten Ferdinand's!“ lachte Murat, „wann und wo ſind die Soldaten der ſiziliſchen Bourbonen nicht geſchlagen worden? Das ſage mir, Franceschetti, wenn Du kannſt. Und wer ſagt Dir, daß es die Soldaten Ferdinand's ſind? vielleicht ſind es meine Soldaten, die ich in ſo vielen Schlachten ſiegen lehrte. Wie müſſen die ſich unter dieſem Ferdinand fühlen!“

Er lachte wieder. „Um die Bourbonen von Neapel," fügte er ernſthafter hinzu, „um die würde ich mich weniger kümmern, wäre es nicht um ganz Europa, oder vielmehr um die Alliirten, die heute nichts anderes kennen und fühlen, als den Fanatismus ihrer Legitimität, und die ſich Alle gegen mich wenden und mein ſchönes Königreich mit Blut überſchwemmen würden."

„Das iſt es! das würde gewiß geſchehen!" beſtätigte Franceschetti aufathmend.

„Sprechen wir nicht weiter davon, mein Freund," ſagte Murat und fuhr ſich über die Stirne, „das ſind ſo Gedanken, Möglichkeiten, Träume, die mir manchmal, ſelten durch's Gehirn jagen. Ein Mann, der ſo viel gethan, hat das Recht, wenn es mit ihm abwärts geht, wenigſtens zu träumen. Wir wollen warten, ſelbſt mit den Träumen, welche Antwort ich von Oeſtreich und England erhalte. Schade, daß ich mit Kaiſer Alexander nicht angeknüpft habe, er iſt doch der Beſte von Allen, und weiß auch, was von der Legitimität zu halten. Es iſt freilich die Frage, ob er mir die Schlacht von Borodino vergeſſen könnte."

Dieſes Wort gab ihm ſichtlich ſeine ganze Heiterkeit wieder. „Morgen, übermorgen," ſagte er, „muß

Maceroni ankommen, dann wird Alles entſchieden ſein und gut. Er iſt ein geborener Engländer und von italieniſcher Abſtammung, hängt an Italien und an mir, und hat das Vertrauen der Engländer; ſo iſt er wie geſchaffen, den Vermittler zwiſchen mir und Großbritannien zu machen, und ich bin überzeugt, daß er mir die günſtigſten Bedingungen ausgewirkt.“

Nadir trat ein und meldete, daß Carabelli verſchwunden ſei. Seit dem Morgen ſei er unſichtbar geworden; das ganze Dorf ſei darüber aufgeregt und allgemein ſei man überzeugt, daß er irgend einen Verrath im Schilde führe. Man habe ihn, Nadir, gebeten, dieß dem Könige zu melden.

„Gewiß,“ ſagte Franceschetti, „wenn Carabelli ohne Abſchied verſchwunden iſt, ſo iſt auch irgend ein Verrath im Spiele.“

„Ich weiß es,“ lächelte Murat, „es gibt Vorurtheile gegen die Carabelli, wegen gewiſſer alter Familiengeſchichten; einer aus ihrem Hauſe hat einmal den Clemens Paoli in einen Hinterhalt gelockt, um ihn den Genueſen preiszugeben; ſeit damals gelten die Carabelli auf Korſika für ſchlechtes Blut — ich weiß es, Carabelli hat es mir ſelbſt erzählt. Das heißt doch die Enkel für die Sünden ihrer Vorfahren büßen laſſen, und wenn man ihnen mit Verachtung begegnet, zwingt man ſie vielleicht, „ſchlechtes Blut“ zu werden, während ſie den beſten Willen haben, mit Treue den Schandfleck von ihrer Familie abzuwaſchen.“

„Aber er iſt auf unbegreifliche Weiſe verſchwunden,“ ſagte Nadir, „und es iſt ein Schleicher, ein Horcher — ich habe es ſelbſt erfahren.“

„Aber mein Gott,“ rief Murat, „was ſoll er denn verrathen? was iſt zu verrathen? Was meine Abſichten ſind und meine geheimen Unterhandlungen, das weiß Herr von La Verrière durch mich ſelbſt beſſer, als, Franceschetti ausgenommen, irgend Jemand auf der Inſel. Nein, meine Freunde, ich glaube nicht an den Verrath Carabelli's, ich habe ihn und ſeinen Bruder mit Wohlthaten überhäuft, und ſie ſind Korſen. Wenn ich nur einen Blick durch's Fenſter werfe, darf ich den Gedanken in mir aufkommen laſſen, daß in Korſika Verrath wachſe?“

So ſprechend trat er wirklich an's Fenſter und überblickte das Lager.

„Ich muß glauben,“ rief er, „daß ich von einer höheren Macht beſchützt bin; ich ſehe Wunder, die ſich für mich unter meinen Augen begeben. Wer hat es gethan, daß ſich gleich bei meiner Ankunft, als ich mich kaum Franceschetti vorgeſtellt hatte, das ganze Dorf für mich bewaffnete? — wer endlich, daß das

Volk aus allen Gegenden herbeikam und vor Allen die Gebannten aus den fernſten Macchien? Heute, nach wenigen Tagen, iſt Korſika verändert, haben ſich Feinde für mich verſöhnt, ſind die Macchien leer, ſteht ein Kriegsheer für mich bereit. Warum lächelſt Du, Nadir?"

Nadir lächelte in der That, und zwar auf eine geheimnißvoll glückliche Weiſe.

„Weil ich die Geheimniſſe dieſes Wunders kenne."

„Sprich, was weißt Du?"

„Ich darf das Geheimniß vor dem General verrathen, denn es iſt ihm, ich weiß es, längſt ein Geſtändniß gemacht worden."

Franceschetti ſchmunzelte. Nadir fuhr fort: „Hätte mein König mehr auf gewiſſe Augen in dieſem Hauſe geachtet, mein König wüßte, welche Augen hier wie die eines Engels des Schutzes und der Barmherzigkeit blicken."

„Von wem ſprichſt Du, Nadir, mit ſolcher Andacht?"

„Von Maria Benvenuta, der Tochter dieſes Hauſes, einem Mädchen voll göttlicher Erhabenheit."

„Nun? und ſie — ?" fragte der König.

„Sie," fuhr Nadir ſtolz fort, „ſie hat die Männer von Vescovato aufgerufen, ſie bewog ſie, Boten in die Nachbarſchaft zu ſenden, ſie war es, die in der Nacht in die Macchia ging zu den Banditen, ſie —"

„Laß mich Dein Kind ſehen," rief der König, zu Franceschetti gewandt, „daß ich ihr danke."

Der General ging und kehrte bald mit Benvenuta zurück. Sie trat zitternd ein und blieb einen Schritt vor der Thüre ſtehen. Murat ging ihr entgegen und zog ſie ſanft in die Stube und auf einen Sitz neben ſich nieder. Er wollte ihr für ihre fürſorglichen Thaten danken, vergaß es aber bei ihrem Anblicke, der offenbar ſein Herz bewegte. Lange blickte er ihr in's Auge, dann drückte er ihren Kopf an ſeine Bruſt und ſagte mit Thränen in den Augen: „Glücklich, wer ſeine Kinder ſo an die Bruſt drücken könnte. Wo ſind jetzt die meinen? — wo irren ſie umher? auf wildem Meere? oder in kalter Fremde, wo man ſie wie Gefangene behandeln wird? Ach, ich werde ſie vielleicht niemals wiederſehen — niemals!"

Seine Thränen floſſen und fielen heiß und ſtrömend auf Bevenuta's Scheitel. Ihr ganzes Weſen ging unter dieſen Thränen in dem Wunſche auf, ein Mann zu ſein und mit dem letzten Blutstropfen das ehemalige Glück dieſes Unglücklichen herzuſtellen. Sie ſchlug die Augen auf und richtete ſie dem Weinenden entgegen mit einem Blicke — daß Nadir am ganzen Körper bis in's Herz hinein erzitterte und ſich abwandte, um dieſen Blick tiefſter Hingebung nicht länger ſehen zu müſſen.

Neuntes Kapitel.

Mattea.

Geheul und Jauchzen und Geſang der Parzen.
Ugo Foscolo.

Fear and Hope, twin Destinies.
Shelley.

Maceroni, der lang erwartete Unterhändler Murat's, war angekommen, hatte von Seiten Englands gar keine, von Seiten des Kaiſers Franz von Oeſterreich ſolche Bedingungen mitgebracht, daß Murat, wenn er ſie angenommen, ſich in nicht viel Beſſeres als in öſterreichiſche Gefangenſchaft begeben hätte. Fürſt Metternich machte jetzt viel härtere Bedingungen, als vor vierzehn Tagen, denn Gaeta, das ſich lange über die Flucht Joachim's aus ſeinem Königreiche hinaus gehalten hatte, war indeſſen in öſterreichiſche Hände gefallen, und die Königin Karolina befand ſich ſchon mit ihren Kindern auf öſterreichiſchem Boden; man konnte ſie als Geißel behandeln und vorausſetzen, daß Joachim jeden Vorſchlag annehmen werde, nur um ſich mit ſeiner Familie zu vereinigen. Man dachte nicht daran, daß es für Joachim Murat auf Erden nichts Härteres, Grauſameres gab, als der Gedanke, ohnmächtig, flüchtig, glanzlos, von der Gnade des Feindes lebend, zu erſcheinen. — Wellington und Caſtlereagh hatten mit Maceroni unterhandelt und für Joachim höchſt ehrenvolle Bedingungen in Ausſicht geſtellt, ſo lange als Gaeta noch ſein Eigenthum war und England als Preis ſeiner Großmuth dieſe Feſtung, als ein Gibraltar für Italien, von ihm, der als anerkannter König darüber verfügen konnte, zu erhalten hoffte. Nach dem Falle Gaetas brach man die Unterhandlungen ab und wies Maceroni ausſchließlich auf Metternich. Man überließ die ganze Angelegenheit den Subalternen, die ſich gerade in der Nähe Metternich's befanden, ohne dieſen ausdrückliche und präciſe Vollmachten zu geben. Kurz nach Maceroni kam in Vescovato, oder wie man jetzt ſchon ſagen darf, im Lager und Hauptquartier Murat's, ein engliſcher Offizier aus Genua an, der ſich als Adjutant des Kommandanten der britiſchen Kräfte im Mittelmeer vorſtellte und Joachim Murat einlud, ſich einfach ſeinem Chef zu überantworten — und ſchon zwei Tage darauf ließ ſich ein anderer engliſcher Offizier melden, der, von Livorno kommend, im Namen Lord Burgherſch's, engliſchen Miniſters am toskaniſchen Hofe, eine gleiche Aufforderung überbrachte. Wie rückſichts- und formlos, ja wie brutal dieß auch gegen einen Mann gehandelt war, den ja alle europäiſchen Souveräne als ihresgleichen anerkannt und von dem ſie, die Engländer, erſt vor Kurzem noch eine gewaltige Feſtung zu erhandeln ſtrebten, ſo nahm Murat ihr Auftreten doch von der heiteren Seite und ſtellte ihnen in ſchlichten Worten vor, daß die Stellung der britiſchen Beamten, die ſie zu ihm beordert, nicht hoch genug ſei, um ihm genügende Bürgſchaft zu bieten, und daß ein König, wenn auch unglücklich und machtlos, ſich nicht blinderweiſe überliefern könne.

Dieſe engliſchen Offiziere waren auf größeren Kriegsſchiffen und von kleineren umgeben nach Korſika gekommen. Vom Könige abgewieſen, kehrten ſie nicht wieder in die Häfen zurück, aus denen ſie ausgelaufen, ſondern blieben mit ihrer Flotille und beſetzten Baſtia und Ajaccio.

Und während ſo die beiden bedeutendſten Hafenſtädte Korſikas von den Engländern beſetzt waren, erſchien von Zeit zu Zeit die Beſatzung Baſtias drohend in der Nähe Veſcovatos. Sie zog ſich zwar jedesmal wieder friedlich zurück; aber Murat und ſeine Freunde wurden ſtets erinnert, daß der Feind auf eine günſtige Gelegenheit lauere, dem durch die Gegenwart des flüchtigen Königs herbeigeführten Zuſtande mit Einem Schlage ein Ende zu machen.

Murat ſah ein, daß er einen Entſchluß faſſen mußte, und wäre es auch nur der, die Inſel zu verlaſſen, ſelbſt ohne zu wiſſen, wohin er ſich dann wenden werde. Da kam die vernichtende Nachricht aus Baſtia an, daß die Schiffe Murat's, eben erſt ausgerüſtet und bezahlt, von der Regierung konfiszirt ſeien. Der Kauf war im Geheimen abgeſchloſſen auf den Namen eines Kaufmanns, die Ausrüſtung galt angeblich einem Auslaufen in levantiniſche Häfen, — es mußte Verrath im Spiele ſein.

Das war es auch, was Joachim Murat am tiefſten erſchütterte; denn er, der in den letzten Tagen ſeines neapolitaniſchen Königthums ſo vielfachen Verrath erlebt, war nicht ſo beſchaffen, daß er, bei aller Erfahrung, an Verrath hätte glauben können — am wenigſten, ſeit er in der Ferme Pascal Morin, dann auf offenem Meere und nun auf Korſika ſo viele Beweiſe der Treue und Aufopferung erhalten. Nie, ſelbſt damals, als das Verrätherſchiff auf offenem Meere an ihm vorübertrieb, und er ſich mit einem einzigen Getreuen auf leckem Kahne, im Sturme, zwiſchen Himmel und Abgrund befand, fühlte er ſich ſo hülflos, wie in dem Augenblicke, da die Nachricht von der Konfiskation der Schiffe in Vescovato ankam. War ihm Korſika, ſein Aſyl, nicht zur Falle geworden? Wortlos blickte er Nadir und Franceschetti an, die ihm die Nachricht überbrachten, warf ſich dann in einen Seſſel und ließ die Stirn auf den Rand des Tiſches fallen.

„Jetzt,“ ſagte er nach einiger Zeit, ohne den Kopf zu erheben, „jetzt bin ich ein Bettler!“

Aber er lag nicht lange ſo, als ſich ein eigenthümlicher Zug zur Thüre hereinbewegte. Der alte greiſe Colonna trat ein, die eine Hand auf den Stab geſtützt, in der andern ein kleines Paket; hinter ihm kam Katharina, ſeine Tochter, und ſeine Enkelin Benvenuta. Beide trugen kleine Käſtchen in den Händen.

„Mein hoher Gaſtfreund,“ ſagte Colonna, „dieſes Paket enthält mein Vermögen, Wechſel auf Ajaccio und Paris. Es iſt Dein, mein König. Du biſt mein Schuldner bis auf beſſere Zeiten; es wird hinreichen, in Ajaccio andere Schiffe zu miethen und auszurüſten, die Dich in ein ſicheres Aſyl bringen.“

Nach ihm traten die Frauen vor und ſtellten die Käſtchen, ohne zu ſprechen, auf den Tiſch zu dem Pakete Colonna's. Der König ſchlug die Deckel zurück und allerlei Schmuck von Diamanten und Korallen ſtrahlte ihm entgegen. Er drückte beide Hände vor die Augen, ſank in den Seſſel zurück und brach in ein herzliches Schluchzen aus. Als er ruhig genug war, um den Gaſtfreunden in Worten danken zu können, und die Hände von den Augen that, war er allein; auch die Papiere und die Schmuckkäſtchen waren verſchwunden; aber des Abends kündigte ihm Franceschetti an, daß vertraute Männer nach Ajaccio abgegangen ſeien, um mit größerer Vorſicht dort Schiffe anzukaufen und auszurüſten.

Den Verrath hatte Joachim Murat bald vergeſſen; er dachte nur daran, welche treue Freunde er beſaß und daß zwiſchen ihm und Frankreich ſeit der Konfiſkation ſeiner Schiffe Krieg ſei! Nicht er hatte ihn begonnen, ſondern Frankreich! Nicht er hatte die heiligen Pflichten des Gaſtrechts verletzt, ſondern Frankreich! Wenn er jetzt die Korſen zu ſeinem Schutze aufrief, ſo that er es gezwungen, ſo trieb ihn die Pflicht der Selbſterhaltung dazu.

„Iſt nicht,“ fragte er ſich, „vor kaum einem halben Jahrhundert ein Abenteurer hier erſchienen und iſt König von Korſika geworden? und ſoll mir, dem ruhmvollen König, nicht gelingen, was jenem dunklen Theodor Neuhoff gelungen iſt? Und wäre es auch nur, um meine Feinde zu ſchrecken, um ihnen zu zeigen, daß ich ſtolz, mächtig, ohne Demüthigung dieſe Inſel verlaſſen kann!“

Am nächſten Morgen trat er im vollen Schmucke, wie er ſonſt in die Schlacht zu reiten pflegte, in ſeiner weißglänzenden Uniform mit der rothen Schärpe aus ſeinem Gemache und ſtieg die Treppe hinab, entſchloſſen, unter die Bewaffneten zu treten und ſich an ihre Spitze zu ſtellen. Im untern Hausflur ſchloß ſich ihm Franceſchetti an, aber er trug nicht, wie er es all dieſe Tage dem Könige zu Ehren gethan hatte, die Uniform des Generaladjutanten Murat's, ſondern den einfachen, kurzen korſiſchen Rock von braunem Tuche, den Pellone. Der König zog bei dieſem Anblick ein wenig die Stirne zuſammen und ſagte, wenn auch lächelnd, doch verdrießlich: „Franceſchetti, Du erräthſt meine Gedanken zu gut und gibſt mir Rathſchläge ohne Worte.“

Er ſtand eine Zeit lang nachdenklich ſtille und fuhr dann fort: „Es bedarf allerdings einiger Ueberlegung, bevor man den Funken in's Pulverfaß wirft; aber überall wie auf dem Schlachtfelde ſoll man augenblicklichen Eingebungen gehorchen, denn dieſe kommen von der Vorſehung. Laß uns jedenfalls hinaustreten unter die braven Leute, denen ich doch endlich einmal die Hand drücken muß. Längere Zurückhaltung wäre kalte Undankbarkeit.“

Er ging. Hoch aufgerichtet und ſtolz trat er auf die Schwelle und ließ von der Höhe derſelben einen herrſchenden Blick über das Lager ſchweifen. Aber da er wieder den Fuß erhob, um weiter zu gehen, rief es tief unter ihm, als ob die Stimme aus der Tiefe der Erde käme:

„König! König! Nicht zweimal lacht daſſelbe Schickſal demſelben Sterblichen!“

Er blickte erſchrocken unter ſich; da ſaß Mattea wie immer auf der unterſten Stufe vor der Schwelle und ſah mit warnendem und mitleidigem Auge zu ihm hinauf. Die Kapuze war ihr rückwärts auf den Nacken gefallen, die dicken, weißen Haare waren ſichtbar und ſie glich einem Zauberweibe oder einer Prophetin, die ſich warnend auf den Schickſalsweg eines Menſchen ſetzt..

„Wer biſt Du?“ fragte Murat.

„Ein Weib, das in der Vergangenheit nur Tage des Schmerzes geſehen und das darum die Unglückstage der Zukunft ſieht.“

„Wie kommſt Du hierher?“ fragte er weiter.

„Ich bin die Amme Benvenuta's — Du kannſt mir trauen.“

Die letzten Worte verſtärkten den Eindruck der Warnung, da Murat einſah, daß ſie aus befreundetem Herzen kamen; aber beſorgt, daß die Alte noch Anderes ſagen könnte, was ſeinen Muth noch tiefer herabdrücken würde, ſtieg er raſch die Treppe hinab und ging mit großen Schritten über den Hof auf den Platz.

Unendlicher Jubel ertönte und ſtieg zum Himmel empor: Waffengeklirr erſcholl wie in einem gewaltigen Kriegslager. Von allen Seiten des Platzes, wo ſie gelagert waren, aus dem Kloſter, den Häuſern und Hütten eilten die Bewaffneten herbei und ſtellten ſich in geordneten Abtheilungen auf, wie es ſie die Offiziere gelehrt hatten. Vor jeder Abtheilung ſtanden bewährte Führer, die Murat von den Schlachtfeldern her kannte. Am ſtattlichſten aber und unbezwingbar wie die alte Garde des Kaiſers ſah die gewaltige Schaar aus, die die Mitte des Platzes einnahm, höchſt kriegeriſch, obwohl ſie nur die Landestracht trug, den Pellone, den Gurt und die phrygiſche Mütze. Es waren das nicht weniger als achthundert Veteranen korſiſchen Blutes, die alle unter Murat gedient, die ſich während dieſer Tage geſammelt hatten und denen noch andere ihresgleichen folgen ſollten. Sie ſtießen das Feldgeſchrei aus, das Murat nur zu gut kannte, und wie er ihre Reihen entlang ging, rief jeder die Namen der Schlachten, die er unter ihm gekämpft hatte: Abukir, Eylau, Beredino und andere Namen. Die Geſchichte ſeines Ruhmes, ſeiner Größe, ſeiner wunderbaren Laufbahn hallte ſo fortwährend an ſeine Ohren und tief in ſeine Seele. Er war ſprachlos; nur die Hände konnte er rechts und links ausſtrecken. Er hatte das ganze Lager ſchon mehrere Male durchſchritten, aber begann immer wieder auf's Neue die Wanderung durch die Reihen. Alles war jetzt ſtumm wie er ſelber; nur die Augen der Tapferen folgten ihm auf Schritt und Tritt. Plötzlich ging ein Gemurmel durch die Reihen und Schaaren; hie und da knackten die Hähne an den Gewehren und endlich war es, als ginge ein ſtilles Lachen durch das Lager. Murat blickte um ſich und gewahrte die Truppen La Verrière's, die auf den Höhen erſchienen. Er kannte dieſes dumpfe Lachen.

„Wenn ich ſie jetzt dem Feinde entgegenführe, iſt er in einer halben Stunde vernichtet und in drei Tagen bin ich Herr der Inſel," dachte der König — „dieſer herrlichen Inſel," dachte er weiter, indem er die Blicke durch das Paradies von Vescovato ſtreifen ließ, „aber eben weil ſie ſo herrlich iſt — darf ich ſie mit Blut beflecken? Darf ich allen Jammer eines übermächtigen Krieges über dieſes Volk bringen, das mich Flüchtigen aufgenommen, wie mich kein anderes Land der weiten Erde aufgenommen hätte? Nein! und wenn ich machtlos und geſchlagen untergehen ſoll — ich will nicht enden, ich bin kein Abenteurer wie jener Theodor Neuhoff, König von Korſika."

Die beſten und ſchönſten Saiten im Gemüthe dieſes Glücks- und Unglückskindes zitterten und erfüllten es mit ſüßen, liebevollen Tönen, jenen Tönen, die eine lange Kriegslaufbahn nie ganz erſticken konnte und die, bewußt und unbewußt, ihm von jeher ſo viel Liebe und Treue verſchafften. Er wußte, daß er in ſolchen Augenblicken nicht ſprechen durfte, daß die Thränen die Worte verdrängen würden und daß er, um jene zu verbergen, feurige Reden hinausſchleudern könnte, deren Folgen in ſeiner jetzigen Lage unberechenbar waren. So ſchwieg er denn, winkte nur mit beiden Händen nach allen Seiten, lächelte und ging ſtumm und gebeugten Hauptes in's Haus zurück.

Dort, am Eingange, ſtanden erwartungsvoll Nadir, Benvenuta und ihre Mutter. Auch ſie ſchwiegen, wie der König ſo herbeikam, aber Mattea rief ihm entgegen: „Geſegnet ſei Dein Schweigen, o König; heute haſt Du eine neue Krone verdient."

„Habe ich Deinen Beifall, Alte?" lächelte Murat, „das freut mich, denn es ſcheint mir, als hätteſt Du einen prophetiſchen Geiſt."

Er blieb einige Minuten vor ihr ſtehen, legte beide Arme auf der Bruſt über einander und betrachtete ſie nachdenklich, und da es ihm im Grunde ſchwer war, wieder zu ſeinem thatenloſen Leben aus dem Lager in das Haus zurückzukehren, ließ er ſich auf die Bank neben der Treppe nieder und ſagte: „Du ſprachſt vorhin von einer Vergangenheit voll von Schmerzen, erzähle ſie Einem, der eine Vergangenheit voll Glück hat.“

„Das will ich, „erwiederte Mattea, „damit Du wiſſeſt, mit welchem Lande Du es zu thun haſt, denn mein Schickſal iſt das Schickſal des korſiſchen Weibes.“

Die Geſchichte Mattea's.

Marioni und Ugualdi waren Kinder zweier an einander ſtoßenden Häuſer des Dorfes Seiſſa, zwei Stunden von hier, auf dem Wege nach Ajaccio. Ihre Familien lebten ſeit alten Zeiten in Friede und Freundſchaft und ſtanden einander in mancher Fährlichkeit bei. Auch die Beiden wuchſen in Freundſchaft neben einander auf und waren außerdem Waffengefährten aus der Zeit, da Pasquale Paoli die Freiheit des Vaterlandes gegen die Genueſen vertheidigte. Manche Dienſte, die ſie ſich während des furchtbaren Krieges gegenſeitig leiſteten, befeſtigten noch ihre Freundſchaft. Pasquale Paoli war in der Verbannung, Korſika an Frankreich verrathen und verkauft, als die beiden Freunde während einer Sommernacht vor einem ihrer Häuſer ſaßen und von vergangenen Zeiten ſprachen. Marioni ſagte, daß Korſika nicht verloren gegangen wäre, wenn Pasquale Paoli den kriegeriſchen und entſchloſſenen Geiſt ſeines Bruders, des Mönches Clemente, beſeſſen hätte. Das beſtritt Ugualdi — ein unglückliches Wort fiel, ein beleidigendes Wort — ſie liefen beide in ihr Haus, kehrten mit ihren Doppelflinten zurück, zwei Schüſſe fielen, Marioni war todt. Ugualdi ſprang in den Buſch, wo er ſich nur kurze Zeit herumtrieb, denn er ging nach Frankreich, wo er ſich als Soldat anwerben ließ und als ſolcher nach Amerika geſchickt wurde. Dort iſt er gefallen.

Marioni hinterließ einen Sohn, Mario Marioni, an dem war es, den Tod ſeines Vaters zu rächen; Ugualdi hatte einen Bruder, der trotz der Nähe des Bluträchers als Erbe ſofort das Haus des Entflohenen bezog, das er nunmehr mit ſeinem jungen Sohne bewohnte. Man lebte vorſichtig neben einander, man verſtopfte die Fenſter, ſelbſt die beiden Knaben gingen nur bewaffnet in den Hof. Ugualdo ſah den jungen Bluträcher Marioni mit Beſorgniß heranwachſen, beſonders darum, weil es bekannt war, daß ſeine Mutter, ein echtes korſiſches Weib, ihn täglich daran erinnerte, welche heilige Pflicht er zu erfüllen habe. Aber dieſe Mutter wachte auch über ihn, daß er ſich der Kugel des beſorgten Feindes nicht ausſetze. Wenn er auf dem Felde arbeitete, umkreiste ſie es mit ſpähenden Augen; wenn er in die Stadt ging, lief ſie bald vor, bald hinter ihm, bald rechts, bald links, um die Gebüſche zu durchſuchen, in denen Ugualdo ſich hätte verſtecken können. Einmal auf dem Wege nach Baſtia ſah ſie plötzlich einen Flintenlauf aus dem Gebüſche hervorkommen — ſie hatte nur noch Zeit, ſich auf ihren Sohn zu werfen und ihn mit ihrem Leibe zu decken: gleich darauf fiel ſie todt zu Boden. Ugualdo war entſprungen. Mario hatte nun Vater und Mutter zu rächen. Ugualdo ſprang nicht in den Buſch, denn es war in einer Zeit, da die Sbirren nicht zu fürchten waren, und mit Mario hoffte er fertig zu werden, um ſo mehr, als ſein längſt erwachſener Sohn ihm beiſtand und ebenfalls auf das Leben Marioni's ausging.

„Ich war nicht ferne, als die Mutter fiel, denn, Herr, ſeit lange liebten wir uns, ich und Mario, und ſeit lange lief auch ich, wie ſeine Mutter, vor und hinter ihm und rechts und links von ſeinem Wege, um ihn vor der Kugel Ugualdo's zu behüten. Ich half ihm ſeine todte Mutter heimtragen und verließ das

Haus nicht mehr. Er heirathete mich, aber that vorher einen Schwur, mich nicht zu küſſen, ſo lange der Mörder ſeiner Mutter lebte. In der Hochzeitsnacht, nachdem uns die Sippen verlaſſen, drehte er mir den Rücken, nahm ſeine Doppelflinte und ſchlich nackten Fußes aus dem Hauſe. Er hatte die Sache wohl berechnet. Ugualdo, der ſeit dem Morde der Mutter die Schwelle ſeines Hauſes nicht überſchritten hatte, glaubte es mit Sicherheit thun zu können in der Stunde, da er Mario bei ſeinem jungen Weibe vermuthete. Seit Monaten eingeſperrt, trat er leiſe aus der Thüre und wollte eben ſich dehnen und ſtrecken, und mit einem tiefen Zuge die friſche Nachtluft einathmen, als der Schuß fiel und er auf die Schwelle zurücktaumelte. Ich lag indeſſen auf den Knieen vor meinem Bette im Gebete. Mario trat ein und küßte mich.

Ugualdo's Sohn hatte indeſſen auch geheirathet. Zwei junge Paare wohnten neben einander in Todfeindſchaft; zwei junge Weiber handtierten auf den zwei Höfen und ſahen einander, deren Männer ewig einer für den andern die Todeskugel geladen hatten. Es war ein elendes Leben. Wer an den beiden Häuſern vorüberkam, mußte ſogleich erkennen, daß die Vendetta in ihnen hauste. Die Thüren waren verrammelt und die Fenſter mit Brettern, Stroh und Matratzen verſtopft; nur kleine Lücken blickten hie und da, wie blinde Augen, aus den Fenſtern und Wänden hervor; es waren die Schießſcharten, an welchen die Feinde auf einander lauerten. Uns und Ugualdo wurden Söhne geboren — die Väter begleiteten ſie nicht zur Taufe. Die Mütter arbeiteten auf dem Felde, beide in Angſt, daß indeſſen der Feind in's Haus dringt und den Mann erſchlägt. Gute Freunde kamen manchmal als Parcelanti und wollten vermitteln und dem ungeheuren Elend ein Ende machen — aber war eine Verſöhnung möglich, da meinem Marie Vater und Mutter ermordet waren?

Ugualdo ließ ſich auf einer kleinen Anhöhe ſeines Gartens ein feſtes ſteinernes Häuschen bauen, das ringsumher geſchloſſen und nur mit einer Schießſcharte verſehen war, die auf unſere Schwelle blickte. Marie konnte ſie nicht betreten. Aber er eröffnete dafür eine andere Schießſcharte im Dache ſeines Hauſes, die eben ſo auf die Thür des kleinen ſteinernen Thürmchens gerichtet war, ſo daß auch Ugualdo ſein Gefängniß nicht zu verlaſſen vermochte. Unſere Knaben wuchſen heran; ſie übten ſich manchmal in den Höfen im Schießen mit der Doppelflinte. Ach, wie war da den Müttern zu Muthe, wenn ſie die Schüſſe hörten! Wußten ſie doch, wem die Schüſſe in Zukunft gelten ſollten!

Eines Tages, da ſie beide ſchoſſen, ſahen wir zwei Mütter uns in den Höfen und beide brachen wir in Weinen aus. Als die Knaben größer wurden, mußten wir auch für ſie zittern. Ugualdo ſchickte den Seinen zu Anverwandten nach Calvi; mein Matteo wollte mich nicht verlaſſen und blieb zu Hauſe. Er ſaß in der dunkeln Stube und ſpielte Violine; das war die einzige Freude, die uns unſer elendes Leben erheiterte.

Doch kam uns eine kurze, ruhige, glückliche Zeit, und zwar hier in dieſem geſegneten Hauſe Colonna. Man rief mich als Amme zu dieſer geſegneten Benvenuta, die ihre Mutter nicht nähren konnte, denn eine falſche Nachricht vom Tode ihres Gatten Franceschetti, die kurz nach der Geburt ihres Kindes eintraf, hatte ihr die Milch verſchlagen. Bei dunkler Nacht ſchlichen wir aus unſerm Hauſe und flohen hieher: Mario, Matteo, mein kleines Töchterchen und ich. Mein Töchterchen ſtarb bald, und ich trug meine Liebe zu ihr auf die geſegnete Benvenuta über. So lange wir im Hauſe lebten, waren wir ſicher, denn Ugualdo wußte, daß er einen Gaſtfreund Colonna's nicht tödten durfte, wenn er nicht alle Männer Vescovatos ſich zu Todfeinden machen wollte. Wir hätten immer hier bleiben können, aber nach einem Jahre ließ Mario das Gewiſſen nicht ſchlafen; die Feinde lebten ja noch und die künftigen Mörder ſeines Kindes.

Während einer ſchwarzen Nacht ſchlich er ſich fort, vermeinend, daß ſeine Abweſenheit Ugualdo in Sicherheit gewiegt und daß er ihn am Morgen, wenn er das Haus verlaſſe, leicht treffen könne. Aber man ſagt, daß Nachts vorher ein Traum den Ugualdo gewarnt habe — Andere ſagen, eine Frau habe ihm prophezeit, daß Mario in dieſer Nacht das Haus Colonna verlaſſen werde, und wieder Andere meinen, er habe es ſich ſelbſt geſagt, daß den Mario ſein Gewiſſen nicht länger als ein Jahr und einen Tag werde ruhen laſſen. Ich weiß es nicht — ach — ich weiß nur, daß mein Mario nicht hundert Schritte aus dem Dorfe gemacht hatte, als ihn die Kugel Ugualdo's traf. Er ſtand vor ihm, hart vor ihm und ſchoß, ehe Mario Zeit hatte, die Büchſe von der Schulter zu reißen. Er traf ihn mitten durch's Herz. Am andern Morgen brachte man mir ihn hier herein über dieſe Schwelle.

Herr, ich habe nicht viel geweint. Fraget hier dieſe Signora Katharina, ob ich viel geweint habe? Ich begrub meinen Mario mit einem Vocero, der noch heute in ganz Korſika geſungen wird, küßte meine geſegnete Benvenuta und kehrte mit meinem Matteo nach

Seſſia in unſer Haus zurück. Dort, im Angeſicht der Mörder, unter ihren Kugeln ſollte er zum Manne und zum Rächer werden. Ugualdo zitterte, als er das Haus wieder bewohnt ſah, und ließ ſeinen Sohn Bartolomeo aus Calvi heimkommen. Er hatte indeſſen auch ſeine Tochter verheirathet, ſeine Sippſchaft wurde größer im Dorfe und damit auch die Gefahr für Matteo. Das ſchreckte uns nicht ab. Wir bebauten kein Feld mehr, wir thaten nichts, als auf unſere Feinde lauern, jeden ihrer Schritte belauſchen; wir wären verhungert, wenn uns nicht Signora Katharina Lebensmittel geſchickt hätte.

Jahre und Jahre gingen ſo hin; nur ſelten einmal verließen wir das Haus, um auf Umwegen hierher zu gelangen und unſere Benvenuta zu beſuchen. Einmal, als wir wieder heimkamen, bemerkten wir bald, daß Ugualdo entſprungen war. War es die Furcht vor der Kugel meines Matteo oder vor den Sbirren, die unter dem Kaiſer Napoleon wieder zu wirthſchaften begannen? Vielleicht hoffte er auch, daß mein Matteo, wie ſo viele junge Leute damaliger Zeit, unter die Soldaten geſteckt und in die Ferne geſchickt werde; bis dahin wollte er ein ruhigeres Leben führen. Aber auch Matteo fürchtete, Soldat zu werden und ſo in der Ausführung ſeiner Rache gehindert zu ſein, und er eilte Ugualdo nach in die Macchia.

Ich blieb daheim, um zu wachen, ob Ugualdo doch vielleicht zurückkehre, immer zitternd, ob man die Leiche des Feindes oder die Leiche des Kindes in's Dorf bringt. Nur ſelten ſah ich Matteo in einer Höhle, wohin ich ihm die Lebensmittel brachte. Aber Wochen vergingen, ohne daß Matteo vom Feinde eine Spur entdeckte; keiner der Banditen hatte ihn geſehen, bis mir einfiel, daß er ſich vielleicht in der Stadt verborgen habe. Ich machte mich auf und ging nach Baſtia, wo ich fünf Tage lang Gaſſen und Gäßchen durchzog, bis ich im Hafen erfuhr, daß Ugualdo als Schiffer zwiſchen Capraja und Baſtia hin und her fahre. Sogleich benachrichtigte ich meinen Matteo und holte ihn aus dem Buſche. Er miethete einen Kahn und fuhr gegen Abend auf's Meer hinaus und ließ den Kahn zwiſchen Baſtia und Capraja treiben. In der Morgendämmerung kam ein Fahrzeug von der Inſel her, Matteo legte ſich platt und mit dem Geſicht nach unten auf den Boden ſeines Kahnes und wartete. Das Fahrzeug kam heran, ſah einen treibenden Kahn ohne Bemannung und näherte ſich, um zu ſehen, was es damit ſei. Gott ſei geprieſen, Ugualdo war in dem Fahrzeug und Matteo's Hahn war geſpannt. Mein Kind ſprang auf, und ſein Vater war gerächt. Zu Tode getroffen taumelte Ugualdo in ſein Schiff zurück und wurde von ſeinem Schiffsjungen todt nach Baſtia gebracht.

Matteo aber ging nicht ſogleich in die Macchia, obwohl die Häſcher von Baſtia ſchon hinter ihm her waren, ſondern kehrte zuerſt in das Dorf zurück, das er mit grad aufgerichtetem Gewehrlauf und ſingend durchzog. Bartolomeo wußte, was das zu bedeuten hatte. Dann erſt ging Matteo in die Macchia und ich folgte ihm, um ihm nahe zu ſein; die Banditen bauten mir eine kleine Hütte, in der ich zu leben hoffte, ſo lange mein Matteo lebt. Nur vor den Sbirren haben wir Furcht, nicht vor Bartolomeo, denn der ſcheint feige zu ſein und hat ſeinen Fuß noch nicht in die Macchia geſetzt, um Matteo aufzulauern.

Auch hat er den Parolanti ein williges Ohr geliehen, um Frieden zu halten, ſo lange Du, mein König, auf der Inſel weilſt. Die Sbirren ſind hier nicht zu fürchten, und ſo kann ich wieder aufathmen in Frieden. Kein Tod droht in dieſen Tagen meinem Matteo, er lebt wieder unter Menſchen, darf ruhig ſein Haupt zum Schlafe niederlegen, und ich ſitze hier und ſehe glücklich zu, wie er wieder lacht und wieder die Violine ſpielt. Ich danke das Deiner Gegenwart, o König, und vor Allem meiner geſegneten Benvenuta, mit der der Herr ſei für und für. Wenn ich in meinem langen, jammervollen Leben wenige angſtloſe Tage hatte — ſo war ſie es immer, der ich ſie zu danken hatte.

* * *

„Ueberall Dein Segen, Benvenuta," ſagte der König lächelnd, indem er die Hand auf des Mädchens Scheitel legte und ihren Kopf ſanft zurückdrückte, um ihr in's Auge ſehen zu können — dann fügte er ernſthafter hinzu: „Welch ein Volk, welch ein Land, wo ſolche Schickſale von Geſchlecht zu Geſchlecht in den kleinſten Hütten wohnen, Schickſale, wie der großen Königshäuſer in alten Zeiten. Wie Großes ließe ſich mit einem ſolchen Volke vollbringen."

„Glaube es nicht, König!" rief Mattea, „der Tod iſt hier zu Hauſe, nicht das Leben. Buonaparte, die Geißel Gottes, iſt hier geboren. Knüpfe Deine Geſchicke nicht an die Geſchicke dieſes Volkes, denn Deine Seele verſteht es, heiter zu ſein, zu lächeln und zu lachen; die Seele dieſes Volkes brütet nur Rache. Unſer Lied iſt die Todtenklage."

Wie ſehr die Alte ihn erkannte, bewies das ungläubige Lächeln, mit dem er ihre Worte vernahm. Er dachte: Auch ſie fürchtet, daß ich Krieg über ihre Inſel bringe und daß mir ihr Matteo folgen würde. Mit den Warnungen einer Sybille will ſie mich er=

ſchrecken. Aber denke ich auch wirklich daran, mein ſchönes Königreich Neapel mit dieſer kleinen Inſel zu vertauſchen? Bin ich nicht etwa dort zu Hauſe, wo ich Wohlthaten ausgeſtreut habe und mir Zehntauſende dankbarer Herzen entgegenſchlagen?

Zehntes Kapitel.

Die Moreska.

We are
Like forgotten lyres, whose dissonant strings
Give various response to each varying blast,
To whose frail frame no second motion brings
One mood or modulation like the last.

Shelley.

Der Geiſt iſt gut — das zeigen ihre Spiele.

A. Tull.

Wie verwirrt und unklar auch nach dem zweiten Sturze des Napoleoniſchen Frankreich in den meiſten Ländern Europas die öffentlichen Zuſtände geweſen ſein mochten, ſo konnten ſie ſich doch, was Verwirrung und Zerriſſenheit, überhaupt die Aufregung betrifft, mit den Zuſtänden der Inſel Korſika, wie ſie ſich dieſe vierzehn Tage nach der Landung Murat's geſtaltet, auch nicht im Entfernteſten vergleichen. Während auf dem Kontinente überall durch die Siege der Alliirten die Parteien niedergeſchlagen oder im Siegesjubel zu einer Partei zuſammengeſchmolzen ſchienen, und man ſich, müde des langen Krieges, für einen dauernden Frieden vorbereitete, begann auf Korſika eine ſo ſchroffe Scheidung der Parteien, wie ſie ſonſt einem Kampfe vorauszugehen pflegt. Der Zuſtand dieſes Eilandes war in der That außerordentlich. Wie ſeit Jahrhunderten ſchien es auch jetzt ſelbſtſtändig, ohne Rückſicht und ohne Zuſammenhang mit der Geſchichte des Feſtlandes, ſeinen eigenen Weg gehen, ſeine eigene Geſchichte machen zu wollen. Der alte Haß gegen Frankreich, der nur in den erſten Jahren der Revolution, als man auf Freiheit gehofft hatte, entſchlummert war, erwachte nach dem Sturze Napoleon's auf's Neue, ja war ſelbſt unter Napoleon ſchon erwacht. Wer waren dieſe Bourbonen, denen ſich ein unabhängiges Volk nur deßhalb unterwerfen ſollte, weil Paris von den Alliirten eingenommen worden? Waren ſie nicht die Abkömmlinge jener Bourbonen, die Korſika verrathen und den Genueſen wie eine Heerde abgekauft hatten? Und was hatte man mit dieſem Frankreich ſelbſt gemein, das gerade in den Zeiten, als es am lauteſten von Freiheit ſprach, den größten Freiheitshelden, den Patriarchen und Vater europäiſcher Freiheit, Pasquale Paoli, die Seele Korſikas, verfolgt, geächtet hatte? Den Bourbonen gehörte nur das offizielle Korſika und jene legitimiſtiſche Partei, die ſich aus dem alten Adel Korſika's gebildet hatte und zum Theile aus den Feinden Buonaparte's, der auf ſeiner heimiſchen, freiheitsliebenden Inſel verhältnißmäßig mehr Widerſacher hatte, als in Frankreich. Während ſeiner glanzvollſten Zeit gab ſich Korſika ohne Widerſtreben an England — weil England mehr Freiheit gewährte, als Napoleon und Frankreich. Jetzt, da die engliſchen Schiffe in Baſtia und Ajaccio erſchienen, erhob die engliſche Partei wieder ihr Haupt. Für Murat aber, den Sohn des Volkes, der aus der Revolution hervorgegangen, den Gatten einer Korſin und Schwager Napoleon's, den kühnſten Kriegsmann, dem man die größten Unternehmungen zutraute, den Verfolgten und Flüchtling, der ſich vertrauensvoll der Inſel überliefert, obwohl die Bourbonen ſich deren Herrn nannten — für Murat erhoben ſich ſämmtliche Veteranen, die unter ihm oder unter Napoleon gekämpft hatten, erhoben ſich die Buonapartiſten, die alten Republikaner, Alle, denen er geſandt ſchien, um die Unabhängigkeit der Inſel wiederherzuſtellen, und endlich alle Korſen, die es für ihre Pflicht hielten, dem Flüchtling beizuſtehen. Seine Ankunft erſchütterte die Inſel bis in ihre verborgenſten Winkel — überall waffneten und ſammelten ſich die Parteien, und drei Lager, über das ganze Land zerſtreut, ſtanden kampfbereit. Wie in Vescovato ſah es, drei Wochen nach der Landung Murat's, in unzähligen Flecken der Inſel aus. Aber Vescovato oder vielmehr das Haus Colonna-Ceccaldi war der Schickſalspunkt; wäre dort das Zeichen zum Kampfe gegeben worden, binnen drei Tagen wäre das ganze Land in ein Schlachtfeld verwandelt worden.

Murat wußte ſehr wohl, wie es um die Inſel ſtand. Nicht alle Offiziere, die ſich um ihn geſammelt hatten, betrachteten die Dinge wie Franceschetti, der für ſeine Heimat wie für den König zitterte; ſie wünſchten von ganzem Herzen eine Unternehmung, und ein Verſuch, ſich Korſikas zu bemächtigen, ſchien ihnen ſogar dankbarer, als ein neuer Eroberungszug gegen Neapel, wo noch die Oeſtreicher mit ſtarken Streitkräften ſtanden. Einmal im Beſitze Korſika's, ſo dachten ſie, würde es leichter ſein, eine Expedition auszurüſten, die, im Zuſammenhang mit den Muratiſten in Neapel, ſtark genug wäre, Joachim wieder auf ſeinen Thron zu ſetzen. Auf eigene Fauſt hatten ſie eine Propaganda auf der Inſel eingerichtet und empfingen ſie täglich Boten aus den verſchiedenſten Gegenden, die ihnen über den Stand der Dinge berichteten, und da dieſe Berichte günſtig lauteten, zauderte man nicht, ſie dem Könige mitzutheilen. Murat hatte außerdem eine andere Quelle. Seit er Benvenuta in's Auge geſehen, wußte er, daß hier Wahrheit und Treue wohnten. Ihr trug er auf, auf Alles zu achten und ihm zu berichten. Sie that es mit dem ihr eigenen tiefen Ernſt; ſie horchte nicht nur den Boten, ſondern vorzugsweiſe den Männern aus dem Volke, die aus der Ferne herbeikamen, und berichtete dem König ohne Rückhalt und ohne Nebengedanken, was ſie in Erfahrung brachte. Und da ihre Berichte mit denen der Offiziere übereinſtimmten, wie ſollte Murat zweifeln, daß er ſchon jetzt der Herr der Inſel ſei?

Er überhörte die ſibylliniſchen Warnungsrufe, die ihm jedesmal auf der Schwelle aus dem Munde Mattea's entgegentönten, und trat jetzt oft aus dem Hauſe auf den Platz unter die Bewaffneten. Schon war er im Lager heimiſch, und ſchlichen ihm die Stunden in ſeiner Stube ſo langſam, als wäre er in einem Gefängniſſe. Die franzöſiſchen Truppen, die immer wieder auf den Höhen erſchienen, däuchten ihm ein Hohn, und er empfand es als einen Schimpf, da er über ſo viele Tapfere gebot, ſie nicht zurücktreiben zu dürfen.

Nadir war es, der ihm in dieſer Beziehung eine kleine Genugthuung verſchaffte.

Seit einigen Tagen litt es den Araber nicht mehr im Garten unter den Bäumen; wie ein ruheloſer Geiſt irrte er in der Umgegend umher, unbekümmert, ob er ſich auf befreundetem oder feindlichem Gebiete befand. Schon die erſte Morgendämmerung ſah ihn oft fern vom Hauſe Colonna auf einem Hügel, unter einem Baume oder hinter einer Hecke gelagert, aber immer den Blick dahin gerichtet, woher er, von peinigenden Mächten getrieben, entflohen war. Er hatte den König auf Benvenuta aufmerkſam gemacht, weil er von ihr ſprechen mußte, und nun der König ſo oft ſeine Hand auf ihr Haupt legte und ſie liebend anblickte, nun duldete es ihn nicht länger im Hauſe. Die Vorbereitungen zum Kampfe gaben ſeinen Gedanken die Richtung auf Krieg und Streit, und er hoffte — ohne zu wiſſen, was er hoffte, den Tod, oder den Beifall Benvenuta's für große, tapfere Thaten, vielleicht nur für ein Opfer, das er dem Manne darbringen könnte, der ihre ganze Phantaſie, vielleicht ihr Herz gefangen hielt.

So lag er wieder eines Morgens da, als er ſich plötzlich von einem kleinen Trupp Soldaten La Verrière's, die auf einem andern als dem gewohnten Wege gekommen waren, beobachtet ſah. Er ſprang auf und ergriff ſeine Büchſe, die er, nach Art der Korſen und die Gewohnheiten des Lagers, in dem er lebte, annehmend, jetzt immer an ſeiner Seite zu haben pflegte. Aber die Soldaten winkten ihm friedlich zu und einer derſelben, ein altes, narbenvolles Geſicht, näherte ſich und fragte: „Du biſt wohl der Araber, der mit König Joachim gekommen?“ — Nadir bejahte, und freundlich grüßend: „Adieu mon brave!“ entfernte ſich die Truppe wieder — ſei es, daß es ihnen verboten war, irgendwie Feindſeligkeiten zu beginnen, ſei es, was nach dem Benehmen derſelben wahrſcheinlicher, daß ſie zu den Soldaten gehörten, die gegen Joachim Murat und ſeine Anhänger überhaupt nicht kämpfen wollten.

Indeſſen hielt es Nadir für ſeine Pflicht, den feindlichen Bereich zu verlaſſen, um eine Gefangennehmung oder den Ausbruch von Feindſeligkeiten zu vermeiden — doch hatte er kaum hundert Schritte thalabwärts zurückgelegt, als er ſich plötzlich vor einem jungen Offizier in franzöſiſcher Uniform befand, der gedankenvoll, düſter blickend, hinter einer Hecke ſaß und unverwandt dem Hauſe Colonna entgegenſtarrte. Nadir kannte ihn wohl und wußte, was dieſer Blick nach dem Hauſe Colonna zu bedeuten hatte. Es war derſelbe junge Offizier, der mit La Verrière in's Haus gekommen war und den man ihm als den Verlobten Benvenuta's und als ihren Verwandten Galvani Serra bezeichnet hatte. Nadir betrachtete ihn mit mitleidigen

Augen, denn wer auf weiter Erde war fähig, wie er, den Kummer zu verſtehen, der das ſchöne Geſicht des jungen Offiziers ſo dunkel beſchattete?! — Er hätte ihn tröſten mögen, er hätte ihm gerne, nach morgenländiſcher Art, einen jener Weisheitsſätze in's Ohr geliſpelt, die, auf die Kürze menſchlichen Lebens hinweiſend, wie ſanfte Oele die Wogen der Verzweiflung ebnen, das Brennen der Wunden ſtillen, wenn auch nur für kurze Momente — denn das Unglück der Menſchen iſt am Ende ſtärker als alle Weisheit der Menſchen. — Er wagte es nicht, den Hinbrütenden zu ſtören, aber er wollte warten, ob er von ihm bemerkt werde und ob er nicht vielleicht nach Benvenuta frage. Er wollte ihm dann von ihr ſprechen und ihm ſo vielleicht wohl thun. Aber anders iſt der Korſe geartet als der nachdenkliche Orientale.

Galvani Serra bemerkte ihn in der That, als er ſich plötzlich und unwillig vom Hauſe Colonna mit einer Bewegung abwandte, als dächte er dabei: Fluch jenem Hauſe! Und kaum hatte er Nadir bemerkt, als ſich ſein Geſicht mit rother Zornesglut bedeckte und er aufſprang, die Piſtole aus dem Gürtel riß und mit den Worten: „Habe ich Dich, verfluchter Zauberer!“ auf Nadir anlegte. Aber er ſtand dem Araber ſo nahe, daß dieſer mit einer nur kleinen Bewegung nach vorwärts ſeinen Arm ergreifen und ſo hoch nach oben drücken konnte, daß die Kugel nur ſeine Kopfhaut ſtreifte.

Der Schuß wirkte wie ein Signal. Von den Höhen herab ſtürzten die Soldaten und aus Vescovato ſtrömte es in Maſſen; im Augenblicke krachte und knallte es aus allen Gebüſchen und ſah es aus, als ob die Truppe beinahe ganz umringt ſei. Mit immer wilderem Kriegsgeſchrei kamen immer neue Maſſen aus dem Orte heraus und ſchon hörte man auch aus weiter Ferne einzelne Schüſſe und Rufe, Zeichen, daß die Korſen, die außerhalb Vescovatos lagen, aufbrachen, um ebenfalls herbeizueilen. Galvani Serra erkannte, in welche Gefahr er durch ſeine unüberlegte That die Truppen gebracht, daß er vielleicht den Ausbruch des inneren Krieges verſchuldet, und ohne weiter darauf zu achten, daß Nadir trotz Allem ruhig daſtand und ſeine Büchſe unberührt auf der Schulter ruhen ließ, ſtürzte er ſich den Soldaten entgegen und führte ſie raſch auf die Höhe zurück. Es ſah aus wie eine Flucht, und die Korſen riefen ihnen höhnend nach und wären ihnen wohl bis in's Lager gefolgt, wenn nicht Franceschetti hoch zu Roß erſchienen wäre und ſie in's Dorf zurückkommandirt hätte.

Nadir ſah wenig von dieſen Vorgängen, denn das Blut ſtrömte ihm über die Augen. Er rief lachend um Hilfe, bis ihn Matteo bemerkte, ſeinen Arm ergriff und ihn wie einen Blinden in's Dorf zurückführte.

Alles das war das Werk weniger Minuten, aber es reichte hin, ganz Vescovato in Aufregung zu bringen und ſelbſt Weiber und Kinder vor die Thüre der Häuſer zu locken. Um Nadir ſammelte ſich eine ganze Schaar, die ihn vor das Haus Colonna begleitete, wo Katharina, Benvenuta und die alte Mattea auf den Stufen ſtanden und den rückkehrenden Kriegern entgegenſahen. Als Benvenuta den blutbedeckten Nadir erblickte, eilte ſie ihm entgegen und riß raſch den Turban ab und prüfte mit der Ruhe korſiſcher Frauen die Wunde.

„Es iſt nichts,“ ſagte Nadir lächelnd und freute ſich der Wunde, der er die Berührung dieſer Hand verdankte.

„Nein,“ beſtätigte Benvenuta, indem ſie ihn in's Haus führte, „es iſt nichts, eine leichte Verwundung ohne Bedeutung, aber wichtig iſt es, wer Dich angegriffen, ob ein guter Korſe, ein Offizier oder ein gemeiner Soldat — da man Dich ſchon überall kennt und Jedermann weiß, daß Du ein treuer Freund König Joachim's biſt.“

„Du kennſt ihn wohl, meinen Angreifer,“ lächelte Nadir wieder.

Benvenuta's Geſicht verdüſterte ſich. „Galvani!“ rief ſie betroffen.

„Du haſt es errathen. Aber warum erſchrickſt Du? iſt ſeine Kugel gefährlicher als jede andere?“

„Galvani iſt ein Korſe! Hüte Dich, Nadir, denn nicht dem Freunde Murat's galt dieſe Kugel — ich weiß, wie er ſich geäußert und welcher Verdacht ſeine Seele gegen Dich empört.“

„Was iſt es?“ fragte Nadir, „ſoll ich es nicht wiſſen, um meinen Feind beſſer zu kennen?“

Ruhig erwiederte Benvenuta: „Er iſt eiferſüchtig, er wähnt, daß ich ihm um Deinetwillen den Verlobungsring zurückgegeben; er iſt eiferſüchtig auf Dich, Nadir!“

Nadir ließ den Kopf ſinken und ſeufzte tief, während ein bitteres Lächeln um ſeine Lippen ſpielte. Er war in dieſem Augenblicke ein Bild der Schönheit und des Schmerzes zugleich, wie er die großen, ſchwarzen, ſanften, von langen Wimpern beſchatteten Augen aufſchlug, zu ihr aufſah und mit einer Art ſcherzenden Spottes über ſich ſelbſt nur leiſe liſpelte: „Eiferſüchtig auf mich!“

Er fühlte, wie Benvenuta's Hand, während ſie ihm ihr Tuch um den Kopf band, leiſe erzitterte. Beide ſchwiegen. Endlich ſagte Benvenuta: „Ich weiß es, Du liebſt mich.“

Nadir fuhr zuſammen und beugte ſich, als ob er der Laſt dieſer Worte erläge; zugleich neigte er den Kopf auf die Seite, wie Einer, der horchend und erwartungsvoll weiteren Worten entgegenbebt.

„Sei ſtark, Nadir, mein Freund,“ fuhr Benvenuta leiſe fort, „es iſt nicht die Zeit darnach, ſein Herz von ſanften Gefühlen erfüllen zu laſſen; es iſt, als ob große Schickſale durch die Luft wehten und keine edle Seele darf an ſich ſelbſt, an ihr eigenes Glück oder Unglück denken. Ich kann jetzt nichts anderes ſinnen und trachten, als das Loos dieſes Mannes, über deſſen Haupt in nächſter Zeit entweder wieder ſein heller Stern oder ſchwarzes Verderben ſchwebt — ich glaube, ich liebe ihn, ſo lange er der Gefallene, Verfolgte, Heimathloſe bleibt. Dieß empfinde ich tief, daß ich ihn ewig lieben werde, wenn ihn ein trauriges Verhängniß erreicht — zieht er aber als König wieder in ſeinen Palaſt zu Neapel ein, dann wird er mir wohl wieder, was er mir einſt geweſen, der tapfere Joachim Murat, von deſſen Muth und Thaten ich mir gerne erzählen ließ, und der Gatte der Königin Karolina, zwiſchen dem und mir die ganze erkältende Scheu der frommen

Jungfrau ſich ausbreiten wird, wie eine weite Ferne. Dieß Alles habe ich nach langem Forſchen in meinem Innern erkannt.“

Ein Strahl von Hoffnung fiel in Nadir's Herz. Er ergriff ihre Hand und fragte angſt- und hoffnungsvoll: „Und dann? wenn er ſiegt?“

„Gewiß,“ erwiederte Benvenuta, „ich werde die Freunde lieben, die in ſeinem Elend treu zu ihm gehalten.“

„Und dann?“ fragte Nadir wieder und heftiger.

„Ich weiß es nicht, was dann,“ erwiederte Benvenuta traurig, — „ich kenne Dich, Nadir, Du biſt ſtärker als die Maſſe der Menſchen, und Du haſt die höhere Kraft, die ſo vielen Starken verſagt iſt, für Andere zu leben. Vergiß Dich ſelbſt, Du kannſt es. Du weißt es ja auch, daß das Schickſal nicht zwei Menſchenherzen für einander geſchaffen und beſtimmt, deren eines am Nil, das andere auf dieſer Inſel geboren iſt, zwiſchen denen zwei verſchiedene Glauben unendliche Wüſten und Abgründe ausdehnen. Doch,“ fügte ſie nach einigem Nachdenken hinzu, — „das wäre nichts — wenn ich Dich liebte, ich könnte Dir auch an den Nil folgen.“

Nadir drückte ihre beiden Hände an die Bruſt; ſie bückte ſich zu ihm herab und ſagte: „Küſſe mich!“

Ein Schrei wollte ſich ſeiner Bruſt entringen, erſtarb aber kraftlos auf halbem Wege. Er umſchlang ſie mit beiden Armen und drückte ſeine Lippen auf ihren Mund, bis er, der Seligkeit erliegend, beide Arme ſchlaff herabſinken ließ und mit geſchloſſenen Augen lispelte: „Genug, genug des Glückes für's ganze Leben!“

Sie legte die Hand auf ſeine Stirne und ſagte nachdrücklich in ſein Ohr, daß es der Halbbewußtloſe vernehme: „So war es gemeint, mein Freund, lebe wohl!“ — dann ging ſie leiſen Schrittes aus dem Zimmer.

Indeſſen hatte ſich draußen in Vescovato Alles verändert; aus Dorf und Hügeln war Schauplatz und Schaubühne geworden; ein großer Theil der Krieger hatte ſich in Schauſpieler verwandelt; das Kriegslager war ein Feſtplatz.

Der König, vom Kriegsallarm geweckt, war herausgetreten und wurde mit Jubel empfangen, denn im Angeſichte des ſchnell ſich zurückziehenden Feindes, der ſelbſt die Hügel verließ, hatten die Korſen das Gefühl eines für Murat erkämpften Sieges — und in dieſem Jubel gingen ſie raſch an die Ausführung eines Feſtſpieles, das ſie zu Ehren des Gaſtes längſt vorbereitet hatten. Dem Könige wurde vor ſeinem Hauſe auf einer kleinen Erhöhung ein Stuhl hingeſtellt und rechts und links von ihm Sitze für die Glieder der Familie Colonna und Franceschetti. Auf den Dächern der Häuſer, auf den Hügeln, auf den Bäumen ſaßen erwartungsvoll und aufgeregt, doch andächtig, Männer und Weiber und Kinder, denn es ſollte die Moresca aufgeführt werden, jener uralte Nationaltanz der Korſen, von dem jedes Kind als von etwas Wunderbarem gehört hatte, den aber nur Wenige kannten, da er nur ſelten, nur in ſehr bewegten und großen Zeiten aufgeführt wurde. Jeder wußte, daß dieſer Tanz vor den zwei größten Nationalhelden aufgeführt worden, vor Sampiero und Paoli, und jeden erfüllte der Gedanke, das zu ſehen, was jene geſehen, mit religiöſer Weihe, und jedem war es wie eine Prophezeiung, daß große Dinge im Anzuge ſein müſſen, da die Moresca am Tageslicht erſcheinen ſollte.

In der Mitte des Platzes, auf einem kleinen Gerüſte ſtand mit ſeiner Geige Matteo und wartete.

„Ihr werdet ſehen,“ ſagte ſeine Mutter, die ſich zwiſchen Murat und dem alten Colonna gelagert hatte, „Ihr werdet ſehen, Herren, wie gut korſiſch ich meinen Matteo erzogen habe, wie gut er alle Melodien der Moresca zu ſpielen weiß, als wäre er ſelbſt dabei geweſen, als man nach der Eroberung von Marianna

Tanz und Lied zum ewigen Andenken erfand — ſo oft habe ich ihm dieſe Lieder vorgeſungen, an ſeiner Wiege wie ſpäter zur Kräftigung ſeines Herzens in der Macchia.“

In der That begann Matteo auf ein vom Kapuzinerkloſter her gegebenes Zeichen, während dort eine grüne Fahne ausgeſteckt wurde, auf ſeiner Geige eine Melodie abzuſpielen, die, wie alle folgenden, einen ſo eigenthümlichen Charakter hatte, als ſtammte ſie aus uralten Zeiten und aus den fernſten Ländern. Sobald ſie erklang, war der Schauplatz wie verwandelt, erwartete man fremdartige Geſtalten auftreten zu ſehen, märchenhafte Thaten und Wunder. Obwohl er allein ſpielte, klangen doch die hohen und etwas ſchrillen Töne ſo gewaltig, daß man ſie überall im Dorfe auf's Deutlichſte vernahm, und ſie klangen auf ſo eigene Art, daß man nicht eine Geige, ſondern ein ganz unbekanntes, neues oder vielmehr ein längſt vergeſſenes, uraltes Inſtrument zu hören glaubte.

„Meint man nicht ſchon die frommen Gebete der Chriſten und die Verzweiflung der Sarazenen zu hören?“ fragte Mattea und fügte hinzu: „Signor Colonna, da Ihr ein Abkömmling ſeid des großen Helden Hugo Colonna, der Korſika von den Sarazenen befreite und der der Held iſt der Moresca, meine ich, müſſe es jetzt in Eurem Blute klingen wie von der Geige meines Matteo — das muß Euch ſo vertraut ſein, wie der Ton Eurer eigenen Stimme."

„Die Melodie," antwortete der Greis mit tiefem Ernſt, „iſt mir allerdings ſo traut, wie ein Stück meines Lebens, aber nicht weil ich ein Colonna, ſondern weil ich ein Korſe bin; ich habe die Moresca in ſchönen Jugendtagen hier vor Pasquale Paoli aufführen ſehen — wie ſollte ich ſie vergeſſen haben? Das waren noch Zeiten des Heldenmuthes, größer als jene, da man ſich gegen die Sarazenen ſchlug, auch größer als die Zeiten, die wir Alle erlebt, trotz der ungeheuren Schlachten Napoleon's, denn damals ſchlug ſich ein kleines Volk für eine große Sache, für die Freiheit."

„Du haſt Recht, mein alter Gaſtfreund," beſtätigte Joachim Murat; „ſeit ich hier Eure Geſchichte und Euer Volk kennen gelernt, erſcheinen mir die Kriege des Kaiſerreiches und meine eigenen Siege ſeelenlos und als Thaten der kälteſten Selbſtſucht. Wohl iſt unter meinem Regiment in Neapel eine Freiheit erwachſen, wie ſie das Land niemals vorher kannte — doch wünſchte ich von ganzer Seele noch einmal im Leben Macht zu haben und ſiegen zu können, um die Schuld zu ſühnen, die Napoleon und alle ſeine Paladine der Freiheit der Völker gegenüber auf ſich geladen haben.

Was ſind wir Alle, die wir uns zu Königen machten nach Art der alten Könige, neben dieſen Ziegenhirten, von denen Euer Filippini erzählt, die mit geringeren Kräften größere Thaten vollführt, nicht für ſich, ſondern für ihr Volk und für ihres Volkes Freiheit!"

„Ja," ſagte Colonna, „Korſika iſt eine gute Schule für Könige, weil es hier ſo Viele verſchmähten, Könige zu ſein, die es leicht hätten werden können — darum hat auch Napoleon die Inſel nicht geliebt, obwohl ſie ſeine Heimat iſt."

„Habt Acht," rief Mattea, „das Spiel beginnt. Das Kloſter ſtellt die chriſtliche Stadt Aleria oder Marianna vor, welche die Sarazenen inne haben."

Aus dem Kapuzinerkloſter trat, während ſie noch ſprach, ein Mann in weitfaltigem Gewande, mit langem Barte, hohem Hute und einem weißen Stabe in der Hand.

„Das iſt," erklärte Mattea, „der Sternſeher und Zeichendeuter der Heiden!"

Der Zeichendeuter zog mit ſeinem weißen Stabe feierliche Kreiſe durch die Luft, blickte dann forſchend nach allen Weltgegenden, horchte mit Schrecken den klagenden Tönen der Geige und trat dann mit allen Geberden der Angſt und der Verzweiflung wieder in die Stadt Aleria oder in das Kapuzinerkloſter zurück.

Er hatte keine für die Mohren günſtigen Zeichen entdeckt.

Plötzlich erſcheint ein gewaltiger Mann auf dem Schauplatz, ein weiter Mantel fliegt um ſeine Schultern und iſt in Falten über die Bruſt geſchlagen; in ſeiner Hand blitzt ein nacktes Schwert. Die Geige thut einen Freudenſchrei, und das Volk ringsum auf Dächern, Bäumen, Hügeln ſtimmt mit ein, denn der Held iſt Hugo Graf Colonna. Uralte, auf wunderbare Weiſe unvergeſſene Lieder drängen ſich aus der Bruſt des Volkes hervor, und ringsumher erſchallt ein gewaltiger Chor, daß die Lüfte zittern und die Töne der Geige nur ſelten, blitzartig, den Geſang durchdringen.. Feierlich, in gleichmäßigen Cadenzen ſchallt der Chor, und nach ſeinen Rhythmen zieht die Schaar des Grafen Hugo herbei, umwandelt den Platz in kriegeriſch-prieſterlichen Schritten und in den Hunderten von Händen glänzen, von der Sonne angeſtrahlt, Dolche und Schwerter, die im Takte an einander klingen und den Chor begleiten. Herausfordernd bewegt ſich die Schaar der chriſtlichen Kämpfer dann in Schlangenwindungen vor der Feſtung, bis ſie endlich feſt wie eine Mauer ſtehen bleibt und ſich zum Sturme bereit macht. Die Geige und der Chor verſtummen; feierliche Stille herrſcht überall. Da erſchallen Hörnerklänge als Aufforderung an den Mohrenkönig, daß er ſich dem Kreuze ergebe.

Aber der Mohrenkönig iſt zu tapfer, um ſich zu ergeben, ſelbſt um ſich hinter ſchützenden Mauern zu vertheidigen: das Thor ſpringt auf und an der Spitze ſeiner Turbanträger kommt er hervor zur offenen Feldſchlacht. Bei ſeinem Erſcheinen bricht neuer Jubel aus; die Geige klingt und der Chor ſingt wieder. Unparteiiſch preiſt das Volk, wieder in uralten Liedern, auch die Tugenden des Feindes; es preiſt vor Allem die liebliche Anmuth des Mohrenkönigs, ſeine ſchönen Augen und die Leichtigkeit ſeiner Füße, die ſich im Kampfe wie im Tanze bewegen. Auch die Mohren tragen Schwerter und Dolche, die ſie ſchwingen und klingen laſſen, und jetzt iſt es gleich einem flackernden Flammenmeer, wie ſich die Sonne in den unzähligen Schwertern und Dolchen ſpiegelt.

Die beiden Heere ſtehen einander gegenüber; Graf Hugo und der Mohrenkönig an ihrer Spitze. Hörnerklang! Der Chor verſtummt für einen Augenblick in banger Erwartung. Da tanzen die Feinde einander entgegen; die Schwerter treffen mit hallendem Klange auf einander, der Chor bricht wieder los, und Geige, Hörnerſchall, Stimmen und Fußgeſtampf verbinden ſich harmoniſch zu einem gewaltigen, Erde und Herz erſchütternden Ganzen. Hin und her wogt der Kampf, vorwärts, rückwärts — bald die Chriſten, bald die Mohren. Gleich freundlich beiden ſingt der Chor ihre Thaten, ermuntert er beide, beklagt er beide; überall hin bewegt ſich in abwechſelnden Takten der Waffentanz — immer harmoniſch bewegt, überall von unendlichen Tonwogen gewiegt. Es iſt wie eine Schlacht von Geiſtern, da allein die Kämpfenden ſchweigen, wie eine Schlacht von Auferſtandenen, eine ideale Schlacht.

Joachim Murat iſt von ſeinem Sitze aufgeſprungen und hat, ohne zu wiſſen, was er that, das Schwert gezogen. In keiner ſeiner hundert Schlachten war ihm ſo groß zu Muthe wie jetzt; es iſt ihm, als hätte er jetzt erſt gefunden, was er ſonſt im Rauſche der Schlacht geſucht. Nadir hatte ſich längſt in die Reihen der Turbanträger geſtürzt und träumte, daß er einem ſchönen Tode entgegenziehe. Katharina, Benvenuta, ſelbſt der alte Colonna ſingen mit im Chor.

Da liefen zwei korſiſche Weiber über den Platz und führten oder vielmehr zwangen einen Mann herbei, der, wie er zwiſchen beiden, von ſtarken Armen gehalten, blaß und zitternd daherging, einem Gefangenen glich, den man zum Tode oder vor den Richter führt. Gehörte das mit zum Schauſpiel der Moresca oder war es traurige Wirklichkeit? Zu elend, zu ſehr von Todesangſt geſchüttelt war dieſer Mann für ein Spiel; auch trug er keines der Abzeichen, die Chriſten und Mohren von einander unterſchieden. Ohne den Waffentanz eines Blickes zu würdigen, nur mit ihrem Gefangenen beſchäftigt und mit Geſichtern voll Entrüſtung drangen die Korſinnen bis zu Joachim Murat vor, zu deſſen Füßen, von einem zornigen Stoße niedergeworfen, plötzlich der zum Tode entſetzte Mann dahingeſtreckt lag.

„Was iſt das?“ fragte Murat erſtaunt, „gehört das mit zum Spiele?“

„Nein, mein König,“ erwiederte die Eine Frau, „Verrath gehört nicht zum heiligen Spiele. Dieſes hier iſt ein arges Spiel. Ich bemerkte dieſen Mann, wie er durch die Menge ſchlich und überall gedruckte Zettel fallen ließ. Ich hob einen ſolchen Zettel auf und ging damit hier zu dieſer Luiſa, die Gedrucktes leſen kann, und ſie las, daß die Franzoſen einen Preis von hundert und fünfzigtauſend Franken auf Deinen Kopf ſetzen. Hier ſteht es, hier iſt der Zettel, und er hat einen ganzen Haufen von ſich geworfen, als wir ihn gefangen nahmen, um ihn vor Dich zu bringen.“

Murat warf einen Blick der Verachtung auf den Zettel, dann auf den Mann zu ſeinen Füßen und ſagte:

„Wer fürchtet Verrath unter ſolchem Volke? Laßt ihn laufen und ungehindert ſeine Zettel ausſtreuen; hier wird ſich kein Judas finden. Gute Weiber, laſſen wir uns das heilige Spiel nicht ſtören!“

„Der König ſpricht weiſe,“ rief Luiſa, „mag er ſeine franzöſiſchen Zettel ausſtreuen!“

Und lachend liefen die Frauen, die eben zornglühenden Blickes gekommen waren, von dannen; der Gefangene aber, von dem ſich ſchon Aller Augen abgewandt hatten, huſchte davon, wie Einer, der eben dem Galgen entronnen.

Dieß Alles geſchah, während die Chöre erſchollen und die Waffen erklangen. Noch lange, in beſtändiger Abwechslung und gleicher Feierlichkeit wogten die Schaaren der Mohren und Chriſten im Waffentanze hin und her; jetzt getrennt, jetzt verſchlungen, jetzt in geraden Linien, jetzt in Wellen aneinander prallend; bald in Schaaren kämpfend, bald einzeln Mann gegen Mann — immer maßvoll, harmoniſch, hochfeierlich. Bis mit einem Male der Kampf zu außerordentlicher Gewalt und der Chor zu wahrhaftem Donner anſchwoll; ein Fluch, ein ingrimmiger Fluch gegen die Feinde Korſika's wurde ausgeſprochen, nicht gegen die Mohren, ſondern gegen die Genueſen, denn wenn die Korſen einen Fluch aus tiefſtem Herzen ausſprechen ſollen, muß ſich der

Name des Feindes in den der Genueſen verwandeln, die ſie durch ſo viele Jahrhunderte um ihre Freiheit brachten. Der Mohrenkönig warf ſein Schwert hin und ſich ſelbſt auf die Erde; die Korſen hatten geſiegt, die Hörner erſchollen, und unter unendlichem Jubel zog Hugo Graf Colonna in die Feſtung und flatterte das Kreuz von der Höhe der eroberten Stadt.

Tiefe Stille lag mit Eins über ganz Veſcovato; nur die Geige Matteo's klang und ſang das Lied eines friedlichen Hirten auf friedlichen Fluren.

Erſchüttert ſtand Joachim Murat an den Seſſel des alten Colonna gelehnt: „Wie glücklich biſt Du, ehrwürdiger Greis,“ ſagte er mit zitternder Stimme, „daß Du von Helden abſtammſt, die ihr Vaterland befreiten und daß Du doch ein Gleicher unter Gleichen lebſt. Befreien, ja befreien — es iſt ein anderer Ruhm als erobern.“

Schweigend blickte er auf das graue Haupt des Patriarchen nieder, dann ſagte er wieder: „Ich muß fort, bald fort, ſonſt macht mich dieſes Volk zum Träumer oder wie Napoleon zu ſagen pflegte, zum Ideologen.“

Und geſenktes Hauptes und langſamen Schrittes ging er in das Haus zurück.

Auf der Schwelle erwartete ihn Langlade, einer der drei Seeoffiziere, die auf offenem Meere ihn in ihre Schaluppe aufgenommen. Er war während des Waffentanzes angekommen, wollte aber den König, den er ſo vertieft ſah, nicht ſtören. Jetzt meldete er raſch, daß in Ajaccio die Schiffe ausgerüſtet und zum Auslaufen bereit liegen.

„Will ich denn wirklich fort von hier?“ fragte der König vor ſich hin, „wäre es unmöglich, die Mächte zu bewegen, daß ſie mich als ruhigen Mann hier leben laſſen? Könnte ich nicht Weib und Kind hierher berufen und hier glücklich ſein? Und wenn es die Bourbonen nicht geſtatten — kann ich ſie mit Hilfe dieſes gewaltigen Volkes nicht zwingen? Wir ſprechen noch darüber, lieber Langlade, aber über dieſen Traum der Moresca muß ich erſt geſchlafen haben.“

Er ging die Treppe hinauf und ſeinen Gemächern entgegen, hielt aber wieder erſtaunt im Gange vor denſelben, denn an der Thür ſtand wartend ein fremder, ihm unbekannter Mann, der ſich in Tracht und Ausſehen von der nunmehr gewohnten Umgebung unterſchied. Er war wie ein Mann aus der Stadt, ganz in Schwarz gekleidet, hatte ein feines, kleines Geſicht mit klugen Augen und ſah nichts weniger als kriegeriſch aus — er glich eher einem Gelehrten oder einem Advokaten. Er verbeugte ſich höflich, aber ohne Unterthänigkeit vor dem König.

„Wollen Sie zu mir?“ fragte Murat.

„Ja, Majeſtät.“

„Wer ſind Sie?“

„Ein Carbonaro aus Neapel.“

„Ein Carbonaro? aus Neapel?“ rief der König plötzlich aufgeregt, „und Sie wollen zu mir?“

„Zu Eurer Majeſtät! Mich ſchickt die Venta.“

„Die Venta an mich? Joachim Napoleon?“ fragte Murat in immer größerer Aufregung. „Was will ſie von mir?“

„Befreiung von den Bourbons!“

„Befreiung!“ rief Murat. „Kommen Sie, treten Sie ein, — legitimiren Sie ſich und Sie finden mich bereit.“

Raſch traten beide in die Stube, die Joachim hinter ſich verriegelte.

Nach kaum einer Stunde war es in Vescovato wieder lebendig; Offiziere eilten hin und her; ſie hatten den Auftrag, vierhundert Tapfere und Freiwillige auszuwählen, die den König morgen oder übermorgen nach Ajaccio, vielleicht auch weiter begleiten ſollten.

Das ſchwarze Männlein war verſchwunden. Wie es Niemand kommen geſehen, ſo ſah es auch Niemand gehen.

Elftes Kapitel.

Der Abzug.

Er ſaß beſſer zu Pferde als auf dem Throne.
Gregorovius.

Vollendet wurde neues Mißgeſchick.
Aus Schickſal und Nothwendigkeit iſt kein Entflieh'n.
Euripides.

Der Niedergang Joachim Murat's bildet nur ein kleines Nachſpiel zu der großen Tragödie, in welcher ſeit mehr als einem Vierteljahrhundert viele größere Schauſpieler aufgetreten. Während dieſe den Weltkreis und das Menſchengeſchlecht erſchütterte, ſpielt ſich jenes, abgetrennt von der Weltgeſchichte, auf einem kleinen Raume ab, und es hat nur wenige hundert Menſchen zu Schauſpielern und Zuſchauern — aber, dem Charakter des Helden entſprechend, drängt ſich auf den ſchmalen Raum und in die kurze Zeit der Handlung dieſes Nachſpieles mehr Romantik zuſammen, als die letzten gewaltigen, erſchütternden, aber durch den kälteſten Egoismus ernüchterten Jahre des Kaiſers Napoleon aufweiſen können. Hier iſt Alles Wagniß, Gefahr, Auf- und Niederwogen des Schickſals, Freud und Leid, Hoffen und Verzagen; Alles perſönlich, außerordentlich, maleriſch, dramatiſch.

So war auch am Morgen des zweiten Tages nach Aufführung der Moresca der Auszug Murat's aus Vescovato: ein phantaſtiſches Theaterſtück zog von der Bühne.

Hoch auf weißem Hengſte, der ſich ſtolz bäumte und in die Zügel biß, in ſeiner prächtigen, weißen Uniform mit der rothen Schärpe, den wallenden Federbuſch auf dem Marſchallshute, ritt Joachim Murat aus dem gaſtlichen Hauſe Colonna-Ceccaldi; neben ihm ſein Generaladjutant Franceschetti; hinter ihm, auf ſeinen beſonderen Wunſch, auf Maulthieren, Signora Katharina Franceschetti und ihre Tochter Maria Benvenuta, denn der König meinte, daß er ſich, ſo lange er auf korſiſchem Boden ſich befinde, der ſicheren und heiligen Atmoſphäre des Gaſtrechts nur in ihrer Nähe ganz bewußt fühle; ihnen zur Seite, mit der Binde um die Kopfwunde und in ſeiner arabiſchen Tracht ritt Nadir. Dann folgte eine Schaar höherer Offiziere in glänzenden Uniformen, theils zu Fuß, theils zu Roß. An dieſe, von einzelnen Offizieren geführt, ſchloß ſich die ausgewählte Schaar der Veteranen, gegen vierhundert an der Zahl, ſämmtlich in den dunkelbraunen Pelone gekleidet, mit der phrygiſchen Mütze auf den Köpfen, aber Gewehre verſchiedener Art auf den Schultern. Ungeordnet, hinter der disziplinirten Schaar, oder auch zur Seite derſelben hinlaufend oder ſchreitend, gingen an fünfzig Banditen, in Pelonen oder Ziegenfellen, den Kopf von breitkrämpigen Hüten oder den phrygiſchen Mützen bedeckt; Doppelbüchſen hingen über ihre Rücken, in ihren Gurten ſtaken viele Patronen und hinter denſelben breite Dolche.

Auch Matteo war unter ihnen, aber er ging in der Mitte des Zuges und ſtrich ſeine Fidel mächtig, bald zu einem Marſche, bald zu einem Liede.

Seine Mutter trug ihm die Büchſe und ging mit großen Schritten neben dem Zuge einher, wie eine im Kriege ergraute Göttin der Schlachten.

Alles Volk aus Vescovate und Umgegend ſtand im Dorfe verſammelt und rief dem Zuge ſeine Segenswünſche nach und dem König ein ſo lautes Lebewohl, daß die Lüfte zitterten. Die Glocken des Kapuzinerkloſters läuteten, und die zurückbleibenden Bewaffneten ſchoſſen ihre Salven in die Luft, daß das Echo in den Bergen nicht zum Schweigen kam. In der Thüre ſeines Hauſes, von den Dienern umgeben, ſtand der alte

Colonna und winkte mit ſeiner feinen, mageren Hand. Der König ließ rückwärts nach dem gaſtlichen Hauſe und rechts und links dem Volke zu ſein weißes Taſchentuch wehen, das er manchmal an's Auge drückte.

„Wenn ich wieder zu Macht komme,“ ſagte er mit zitternder Stimme zu Franceſchetti, „ſo mag mich alles Unheil treffen, wenn ich hier nicht ewig dauernde Denkmäler meiner Dankbarkeit ſtifte, in dieſem heiligen Ort der Gaſtfreiheit, in dieſer geſegneten Freiſtatt. Hierher will ich wallfahrten als ein demüthiger Pilger und opfern, daß der Aermſte in Wohlbehagen ſeine Tage verlebe!“

Wie wahr auch dieſe Worte aus gerührtem Herzen kamen und obwohl er manche Thräne vom Auge wiſchte, ſo blickte ſein Antlitz doch ſo heiter, als wäre er im vollſten Glücke, und Heiterkeit ſtrahlte ſein Anblick aus auf ſein ganzes Gefolge und auf das ganze Volk, welches ihn mit der Ueberzeugung ſcheiden ſah, daß er neuen und glänzenden Geſchicken entgegengehe.

Dem Wunſche des Königs gehorchend begleitete ihn das Volk nicht weiter als bis an das letzte Haus des Dorfes; nur die Rufe und Grüße, aus vielen hundert Kehlen aufſteigend und durch das Echo verſtärkt, folgten dem Zuge noch weit vor's Dorf hinaus. Die Männer blieben, wie in den vorigen Tagen, bewaffnet und gelagert, theils im, theils vor dem Dorfe, gegen Baſtia zu, um, möglicherweiſe, die Truppen aufzuhalten, wenn dieſe aus der Stadt kommen ſollten, um den Abzug des Königs zu beunruhigen oder ihn zu verfolgen.

So zog die kleine Armee in Einſamkeit dem Weſten zu auf der Straße nach Ajaccio. Bald mußte man in Vescovato auf den Thurm des Kapuzinerkloſters ſteigen, um den Zug noch zwiſchen den Gebüſchen zu entdecken — bald ſah man nur noch den weißen Federbuſch des Königs und das Glänzen der Waffen, in denen ſich die Sonne ſpiegelte, bis in einem Kaſtanienhaine Alles verſchwand, die Glocken zu läuten aufhörten und denen von Vescovato zu Muthe war, als wäre eben ein Traum an ihnen vorbeigezogen.

Wunderbare Stille legte ſich über den Ort, der ſeit Wochen ſo belebt geweſen; den Einwohnern war es, als dürften ſie dieſe feierliche Stille durch kein lautes Wort unterbrechen, und ſchweigend oder flüſternd, leiſen Schrittes gingen ſie in ihre Häuſer.

Nicht ſo ſtille war es auf dem Wege Joachim Murat's. Von den Bergen herab begrüßten ihn die Lieder der Ziegenhirten, hie und da auch einzelne Schüſſe, die ſie ihm zu Ehren abfeuerten. Wo der Weg an Macchien vorüberführte, kamen wilde, traurige Geſtalten zum Vorſchein, Banditen, denen die Parolanti keinen Frieden mit ihren Feinden zu Stande zu bringen vermochten oder die ſo von Racheluſt erfüllt waren, daß ſie dieſen Frieden nicht wollten. Traurig ſahen ſie dem Zuge nach und mit Neid auf die Banditen, die ihm in Sicherheit folgten. Doch grüßten auch ſie mit Flintenſchüſſen. In den Dörfern kamen Weiber und Kinder heran, die dem König und ſeinem Gefolge Blumen, Brod, Milch anboten.

Die Septemberſonne leuchtete freundlich und friedlich, dabei reicher an Farben als die Sommerſonne; durch die ſanft durchfeuchtete Morgenluft brach ſie in den verſchiedenſten Tinten und Abſtufungen des Regenbogens; ſelbſt die Schatten der Haine und Gebüſche, durch die ſich der Zug bewegte, hatten einen bläulichen Anhauch. Die vielen Brunnen am Wege murmelten melodiſch, leiſe rauſchend kamen die Gebirgsbäche, in dieſer Jahreszeit noch klein und verhältnißmäßig waſſerarm, von den Höhen herab oder aus der dichten Umhüllung der Macchien heraus. Wo der Weg ſich die Abhänge der Berge hinaufſchlängelte, ſah man, rückwärts blickend, das blaue unendliche Meer in ſeiner erhabenen Ruhe. Den ſonnigen Tag wiederſpiegelnd lag es wie eine Glorie rings um die Inſel — und trotz der traurigen Geſtalten der Banditen, die hie und da am Rande des Weges erſchienen, trotz der Nachdenklichkeit, die auf manchen Geſichtern in dem Gefolge Murat's lag, wie auf dem Geſichte Nadir's und Benvenuta's, war es doch wie ein hoher, zugleich freudiger Feiertag, und hatte der Zug das Ausſehen eines Feſtzuges. Nicht ein entthronter, verlaſſener, armer König zog da durch ein Gebiet, das dem Feinde gehörte, einem unbeſtimmten Verhängniß entgegen; ſondern ein Mann, den das Volk bei einem Maifeſte als König des Frühlings ausgerufen und der, wie eine Verkörperung des Frühlings, dahin zieht und das Feſt von Thal zu Thal, von Dorf zu Dorfe weiter trägt.

Die Geige Matteo's that das Ihrige, um den Zug als heiteren Frühlingsumzug erſcheinen zu laſſen, denn je mehr man ſich dem Dorfe Seſſia, ſeiner Heimat, näherte, deſto luſtiger klangen die Saiten. Seit Jahren hatte er das Dorf nicht geſehen, ſeit Jahren der Verfolgung, des Elends, des tiefſten Jammers; jetzt zog er dort ſo herrlich ein! Immer luſtiger wurden ſeine Weiſen, immer raſcher, — und unwillkürlich dem Takte gehorchend bewegte ſich die ganze Schaar immer ſchneller und beinahe im tanzenden Schritte der Heimat Matteo's entgegen. Wer verſtand ihn und den Ton ſeiner Geige beſſer als ſeine Mutter? Glückſelig lächelnd ging ſie neben dem Zuge einher, nicht mehr wie ein Zauberweib oder eine Göttin böſer Kämpfe, ſondern, trotz der Büchſe auf dem Rücken, als ein gutes, altes, glückliches Mütterchen. Da wurde der Giebel ihres Hauſes ſichtbar und Matteo's Geige jauchzte auf, und jubelnden Tones zogen ſie dem Dorfe entgegen.

Milder wurde der Ton, da Matteo ſchon an der Umzäunung ſeines verwilderten Gartens hinging, immer milder, je mehr er ſich dem Hauſe näherte, bis er klagend, faſt wimmernd vor Wehmuth zu erſterben drohte — da brach er plötzlich ab — ein Schuß war gefallen, Matteo taumelte — er lag in ſeinem Blute. Die Geige zerbrach auf dem Boden. Ein furchtbarer Schrei und der Ruf: Bartolomeo! folgte dem Schuſſe. Die Alte flog herbei und warf ſich über die Leiche ihres Sohnes, der, mitten durch den Kopf getroffen, ohne einen Seufzer verſchieden war und mit dem milden Lächeln, mit dem er ſeine Heimat begrüßt hatte, gewiſſermaßen mit dem Abglanz der ſanften Geigentöne auf dem Geſichte dalag.

Der ganze Zug kam in Stocken und Verwirrung. Die Vordern eilten zurück und Alles umſtand, von Schreck gelähmt, die Gruppe von Mutter und Sohn. Auch Joachim Murat war abgeſtiegen und blickte traurig und nachdenklich auf den Todten herab. „Das iſt ein ſchlimmer Anfang,“ ſagte er leiſe zu Franceschetti, „ein Römer würde umkehren.“

Benvenuta ſtand neben der Alten, bewegungslos und ſcheinbar ruhig, aber ſchwere Thränen rollten ihr die Wangen herab. Es war Alles ſtille, bis Mattea den Kopf erhob und mit einer Ruhe, die fröſteln machte, und mit klarer Stimme ſagte: „Nun iſt das Verhängniß erfüllt; ich wußte es.“

Jetzt erſt, da die Alte wieder ſprach, trat einer der Banditen vor und fragte: „Waren nicht die Parolanti bei Bartolomeo?“

Die Alte nickte bejahend mit dem Kopfe.

„Und er hat den Frieden angenommen?“ fragte der Bandit weiter.

Die Alte nickte wieder.

Da war es, als ob ſich aller Banditen und der anweſenden Dorfbewohner eine unwiderſtehliche Wuth bemächtigte, und dem Könige wurde ein furchtbares Schauſpiel. Sämmtliche Banditen, gefolgt von einer Schaar anderer Männer, ſelbſt von vielen der Veteranen, die bisher in geordneter Reihe und ſcheinbar gelaſſen dageſtanden hatten, ſtürzten mit Einemmale in das Haus des Friedensbrechers und Mörders.

Wenige Minuten und das Haus krachte in allen Fugen, Balken und Steine ſtürzten; es brach in ſich zuſammen und war ein Trümmerhaufen. Dann fielen die Männer über die Bäume des Gartens und des Hofes her und ſchälten mit Aerten, Dolchen und Meſſern die Rinden von den Stämmen. Sträucher und Gebüſche wurden mit ſchweren Tritten zermalmt. Dieſes gethan, warfen ſie Schutt und Balken des Hauſes und Erde aus dem Garten in den Brunnen, bis er gefüllt war zum Rande. Zu all' dieſer Arbeit, die mit Heftigkeit gethan wurde, ſtießen die Männer, von Zeit zu Zeit auch die Weiber, die der Arbeit zuſahen, Flüche und Verwünſchungen aus gegen den Mörder, Eid- und Friedensbrecher — Alles, wie es die alte Sitte verhängt über Einen, der das den Parolanti gegebene Wort verletzt und Blutrache übt trotz des geſchworenen Friedens. Wären ſie Bartolomeo's habhaft geworden, ſie hätten Alle ihre Dolche in ſein Fleiſch verſenkt; aber er war während der Verwirrung, die nach dem Morde entſtand, entflohen. Darum war das Gericht noch nicht ganz vollendet und alle die Männer, die an der Verwüſtung des Hauſes und der Habe Bartolomeo's Theil genommen, traten jetzt vor Mattea hin und ſchworen auf die Leiche ihres Sohnes, daß ſie die Blutrache auf ſich nehmen, als wären ſie Alle ihre Söhne, und daß ſie Bartolomeo durch alle Büſche und Höhlen Korſika's verfolgen wollen, bis er ſeine Unthat mit dem

Leben gebüßt. Sie ſchworen, ihn nicht ſchonen zu wollen, ſelbſt wenn ſie ihn ſchlafend im Schooße ſeiner Mutter fänden.

Mattea erhob den Kopf und lächelte.

Der König hatte dem ganzen Schauſpiele der Verwüſtung, das mit unglaublicher Schnelligkeit vor ſich ging, mit entſetztem Schweigen zugeſehen; er wußte nicht, ob er das Walten wilder Naturkräfte oder ein bewußtes, furchtbares Gericht vor ſich hatte. Es war Beides. Er brachte kein anderes Wort hervor, als jenes, das er Anfangs zu Franceschetti ausgeſprochen und das er nun mehrere Male mechaniſch vor ſich hin wiederholte: „Ein Römer würde umkehren!“ Es war dieß eine unwillkürliche Erinnerung an die Worte des ermordeten Marſchalls Brune, der, als er ſich aufmachte, um die verhängnißvolle Reiſe anzutreten, und auf der Treppe ſtrauchelte, ebenfalls geſagt hatte: Ein Römer würde umkehren! Unſchlüſſig ſtand er da und blickte gedankenvoll vor ſich hin; eine eigenthümliche Phantasmagorie verwirrte ihm die Sinne, das Geſicht des Todten nahm die Züge des Marſchalls Brune an, dann wieder waren es die Züge Matteo's, dann ging die Veränderung ſo raſch vor ſich, daß die Züge des Einen in die des Andern ſpielten, und mitten in dieſen traumhaften, verwirrenden Wandlungen ſah er manchmal ſein eigenes, von Todtenbläſſe bedecktes Geſicht und ſah er ſich ſelbſt von Kugeln hingeſtreckt daliegen.

Dieſes Traumgeſicht dauerte fort, ſelbſt als die Leiche Matteo's von den Banditen aufgehoben und in das Haus getragen worden. Benvenuta hielt ihren Kopf; Mattea folgte, indem ſie die Büchſe ihres Sohnes am Riemen nach ſich ſchleifte. Alles ſchwieg und wartete, denn Jedermann ſah es dem Geſichte des Königs an, daß er mit Entſchlüſſen und Gefühlen kämpfte, die alle ſeine Pläne von dieſem Morgen verändern konnten.

Da erſcholl mitten durch die Stille raſcher Hufſchlag von Vescovato her; Aller Augen wandten ſich dem Reiter zu, ſelbſt die des Königs, den der kräftige, wiederhallende Ritt aus ſeiner Träumerei erweckte. Der Reiter kam näher; ein freudiges Staunen flog über das Geſicht Murat's und verwandelte das düſter hinbrütende mit Einem Zauberſchlage.

„Pascal Morin, mein edler Freund!“ rief er voll Freude und eilte ihm mit Nadir, der ihn ebenfalls erkannt hatte, entgegen.

Er war es, der alte Republikaner aus der Ferme bei Toulon, und der König vergab nichts ſeiner Würde, indem er ihm aus dem Sattel half, während Nadir die Zügel des ſchaumbedeckten Pferdes hielt.

„Mein edler Freund,“ rief der König wieder, nachdem er ihn in ſeine Arme gedrückt, „Dich ſchickt ein guter Gott in einem böſen Augenblick. Da ich Dich ſehe, bin ich wieder voll Muth und Zuverſicht. Und die alte Margot? Was macht die alte Margot?“

„Ja, die gute Alte?“ fragte auch Nadir.

„Die,“ antwortete Pascal, indem er Nadir die Hand entgegenſtreckte und lächelte, „die hat nun für die ganze Einſamkeit ihres Lebens ausgeſorgt; ſie hat ihre Erinnerung an die Tage, da der König bei uns weilte, und an die Viertelſtunde mit dem Araber. Das reicht hin für ſie bis an ihr ſeliges Ende.“

„Möge ſie es in Glück und Frieden erreichen,“ ſagte der König andächtig. „Und Du?“ fragte er dann, „was treibt Dich alten Republikaner auf die verlorenen Spuren eines verlorenen Königs?“

„Sire,“ erwiederte Pascal, „ich glaubte Sie warnen zu müſſen. In Toulon verbreitete ſich das Gerücht, daß Sie in Neapel zu landen und Ihr Königreich wieder zu erobern gedenken. Die Freunde und Agenten Eurer Majeſtät trugen mir zu, was man ſagte und was man wußte. Gewiß iſt, daß das ganze engliſche Geſchwader die Küſten Frankreichs verlaſſen, um in den neapolitaniſchen Meeren zu kreuzen und ſämmtliche mögliche Landungsplätze zu überwachen. Es war gefährlich, Euer Majeſtät einen Brief zukommen zu laſſen, und ſo machte ich mich ſelber auf, die Nachricht zu überbringen.“

„Stellen ſie ſich ewig auf meinen Weg, dieſe Engländer!“ rief Murat mit Zornesröthe im Geſicht. „Wahrlich, ſie ſind dazu da, um jeden ſchwankenden Entſchluß in mir zu befeſtigen. Vor einer Viertelſtunde wußte ich ſelbſt noch nicht gewiß, was ich thun werde; vielleicht aber weiß ich es jetzt. Du aber, Republikaner von 93, Du kannſt Dich in aller Zukunft beruhigen, daß Du einem Könige große Dienſte geleiſtet; Dir ſage ich, daß, wenn ich nach Neapel gehe, ich nur dahin gehe, weil bereits die Bourbons ihre blutigen Hände zeigen, weil ich alte Vergehen ſühnen, weil ich ein Volk frei machen will. Ich ſelber bin jetzt freier, als da ich das Geſchöpf und der Vaſall des Kaiſers geweſen. Wiſſe, daß mich die Carbonari gerufen und daß ſie mich erwarten. Durch die Engländer und durch die Söldner der Bourbonen werde ich mich zu ſchlagen wiſſen; einmal im Lande, werden mich alle Freunde der Freiheit umgeben, und wir Beide wiſſen aus den Neunziger Jahren, was man mit Freiwilligen der Freiheit gegen Söldner zu Stande bringt. Ich habe es vergeſſen und Buonaparte hat es vergeſſen; die Welt ſoll wieder daran erinnert werden. Laſſe mich nur drei

Tage auf neapolitaniſchem Gebiete verweilen und es beginnt eine neue Geſchichte für Europa. Ich danke Dir, Pascal Morin — ich war eben verzagt, Du haſt mir neuen Muth eingeflößt — Deine Botſchaft von heute und Dein Geſicht von 93, ſie ſind beide eine Quelle des Muthes und großer Entſchlüſſe. Ich danke Dir! Lebe wohl, kehre in Dein ſtilles Aſyl zurück und Du ſollſt es nie bereuen, einen König gerettet zu haben. Auch die alte Margot nicht! Grüße ſie! Lebe wohl!"

„Sire," ſagte noch Pascal ſchüchtern, „wenn Sie aber nicht bis in's Innere, bis zu Ihren Freunden vordringen können?"

„Der Mann ſpricht weiſe," fiel Franceschetti hier ein, „wenn Sie ſchon den Engländern in die Hände fallen? oder, was ſchlimmer, den Beſatzungen der Küſten?"

„Dann," rief Murat, „dann bin ich in einem großen Verſuche zu Grunde gegangen, dann habe ich wenigſtens weder als Gefangener Englands noch als Penſionär Oeſterreichs meine Heldenlaufbahn geſchloſſen, ſondern in dem guten Willen, ein Volk, deſſen Looſe mir einſt anvertraut geweſen, frei und glücklich zu machen."

Pascal theilte ihm noch viele Einzelnheiten mit, über die Maßregeln, die man von Frankreich aus gegen eine mögliche Landung in Neapel vorbereitet, und die, fügte er hinzu, von der neapolitaniſchen Regierung gewiß noch vervielfältigt worden — aber Joachim Murat hörte nicht mehr auf ſeine Mittheilungen und Ermahnungen.

Das blutige und ſchaurige Drama, das ſich ſo eben vor ihm abgeſpielt und das ihn mit Entſetzen erfüllt hatte, war vollkommen vergeſſen; ſeit er auf der Inſel gelandet, war kein Entſchluß ſo feſt in ihm geworden, wie der, den er jetzt faßte. Er gab ein Zeichen, die Trompeten erklangen, die Reiter ſaßen wieder auf, die Männer ordneten ſich wieder in Reihen und die Banditen eilten aus dem Trauerhauſe hervor.

Dieſen folgten Frau Katharina und Benvenuta, um ſich von Franceschetti und dem König zu verabſchieden, denn Benvenuta wollte die Amme in ihrem großen Schmerze nicht allein laſſen. Schweigend umarmten Beide den Vater, und ſchweigend trat Benvenuta vor den König hin, der eben den Fuß in den Steigbügel ſetzte. Er war ſo in Gedanken vertieft, daß er ſie nicht bemerkte und daß er, ohne ihr Lebewohl geſagt zu haben, dem Pferde den Sporn gegeben haben würde, wenn ihm nicht Franceschetti zugerufen hätte: „Majeſtät, meine Frauen wollen bei der Unglücklichen hier zurückbleiben und ſich verabſchieden!“

Murat erwachte wie aus einem Traume, ſaß wieder ab, reichte Katharina die Hand und drückte dann Benvenuta's Kopf an ſeine Bruſt. Trotzdem ſah er mit einem Ausdrucke vor ſich hin, wie Einer, deſſen Gedanken in weite Fernen ſchweiften, und Benvenuta war es mit Einemmale, als hätte ſie ein zweites Geſicht und als ſähe ſie, zu ihm hinaufblickend, in das Antlitz eines Todten. Froſtige Schauer durchrieſelten ihren ganzen Leib, mit einer ſtarken Bewegung entwand ſie ſich dem Arme, der ſchwer und wuchtig auf ihren Schultern lag, und mehr einem ängſtlichen Seufzer als einem Abſchiedswunſche gleichend, rang ſich das Wort „Glück!“ aus ihrem Buſen hervor.

Murat ſchwang ſich wieder in den Sattel und ſprengte davon; raſch folgte ihm ſeine ganze Schaar. Benvenuta ſtand wie angewurzelt auf der Straße, beide Hände auf die Augen gedrückt, als fürchtete ſie ihn, den ſie eben wie einen Todten geſehen, noch einmal zu erblicken. Aber ſanft wurden ihr die Hände von den Augen gezogen. Nadir ſtand vor ihr und ſagte leiſe: „Lebe wohl, Benvenuta!“

„Nadir!“ rief ſie erſchrocken, „biſt Du noch da? O bleibe, bleibe, der König geht auf Wegen des Unheils.“

„Und darum ſoll ich ihn verlaſſen, Benvenuta?" lächelte Nadir.

Sie lächelte mit ihm und ergriff ſeine beiden Hände. „Lebe wohl," ſagte ſie, „lebe wohl und verſprich mir Eines."

„Was iſt es? ſprich!"

„Kehre nie wieder auf dieſe Inſel zurück; hier erwartet Dich der Tod."

„Und wenn die Ufer rings umher von Todesengeln beſetzt wären, ich kehre wieder!" rief Nadir, — „ich kehre wieder! Ich ſterbe nicht, ohne Dich wieder geſehen zu haben. Und wenn mir kein anderes Glück beſtimmt iſt, ſo ſei es nur das, in Deiner Nähe zu ſterben und Dir mit dem letzten Hauche zu ſagen, daß ich Dich liebe, Benvenuta! Dem Könige folge ich, weil mich das Unglück an ihn feſſelt und weil Du ihn liebſt. Wenn er aber in ſein Verderben geht — und ſein Schickſal ſcheint mir auf ſeine Stirne geſchrieben — meinen Vater, meine Mutter, meinen Bruder haben ſie ermordet — nichts, Niemand auf weiter Erde iſt mir geblieben als Du, Du allein, Benvenuta. Mein Glück oder auch mein Unglück wohnt, wo Du wohnſt. Der Reſt der Erde iſt mir eine Wüſte. Was bleibt dem Menſchen, den Niemand liebt, wenn er nicht mehr hofft? Und hoffen kann ich nur noch bei Dir und von Dir. Fürchte Nichts! erſchrick nicht! Alle meine Glut, meine Wünſche, meinen Ingrimm gegen das Verhängniß will ich zügeln und bändigen, und kein Laut ſoll den Schrei des Herzens verrathen und Dich ſtören. Ich will nichts als warten, bei Dir warten und hoffen. Darum werde ich wiederkehren, ſo wahr die Sonne alltäglich wiederkehrt. Lebe wohl! Grüße mir jenen Ort, wo ich Deine Füße küßte, und jenen theureren, wo Du mir einen Kuß gegeben, den ich ewig fühlen werde. Lebe wohl!“

Er eilte dem Zuge nach, der bereits hinter dem Dorfe verſchwunden war; Katharina war in's Haus zu Mattea zurückgekehrt; Paſcal Morin ließ ſein Pferd mit ſchlaffem Zügel gegen Veſcovato und Baſtia zurückſchlendern; alles Volk aus dem Dorfe begleitete den Zug des Königs. Benvenuta ſtand allein in der Mittagsſonne, am Rande des weißen Weges unbeweglich wie eine Bildſäule.

Zwölftes Kapitel.

Rückkehr.

> Men shut their doors against a setting sun.
>
> **Shakspere.**
>
> Sa mort a fait repandre des larmes de pitié partout excepté au Pizzo, et le souvenir de son infortune en fera verser encore à tous ceux qui aiment les braves.
>
> **Pietro Colletta**

Das Kaſtanienländchen mit der Golo-Ebene und dem Hauptorte Vescovato iſt auch noch im ſpäten Herbſte ein Paradies, wenn auch ein melancholiſches, das ſeinen irdiſchen Charakter verräth und es offenkundig macht, daß es, wie alles Irdiſche, dem Wechſel und Wandel unterworfen iſt. Auch hier, wenn auch etwas ſpäter als ſelbſt drüben auf dem geſegneten Feſtland, tritt Welken und Verwelken, Blätterfall und trauriges Wehen durch verarmte Zweige und Sträucher ein. Von den Verläufern der Stürme, die, wie man von hier aus ſehen kann, draußen das Meer kräuſeln und mit weißen, auf- und niederwogenden Wellenhäuptern bedecken, iſt in dem geſchützten, von hohen Bergen umarmten Winkel von Vescovato freilich nichts zu merken, aber eine Wirkung der rauhen Herbſtwinde da draußen mag es doch ſein, daß es manchmal wie ein Geiſterhauch über Thäler und Ebenen zieht, daß die welken Blätter in niedern Wirbeln auffahren und dann am Boden eine Strecke weit hinſtreichen. Es iſt das wie ein gegebenes Zeichen für die verſpäteten Wandervögel, die, vom Feſtlande gekommen, hier oft durch Wochen Raſt halten, ſich zur Weiterreiſe zu ſammeln. Ihre Schaaren erfüllen dann die Lüfte, ziehen noch, unentſchloſſen, Tage lang große Kreiſe um das geliebte Land und miſchen ihre Sammelrufe und Abſchiedsſeufzer in den ſtillen Klageton, der die Seele der ganzen Atmoſphäre zu ſein ſcheint. Aber die Lüfte ſind nicht herbſtlich kalt und fröſtelnd, wie um dieſe Zeit im Norden, ſondern lau und milde, und der würzige Duft, der Korſika vor allen Ländern Europas auszeichnet, daß die ganze Inſel einer großen Blume gleicht, welche ihre Kinder auf offenem Meere aus weiter Ferne erkennen, — dieſer Duft ſteigt im Herbſte ſtärker und dabei ſanfter auf, als in den andern Jahreszeiten. Die Regen, die in den hohen Gebirgen mit ſüdlicher Macht und Fülle niederfallen, ſchwellen die unzähligen Wildbäche, geben den Brunnen doppelten Reichthum — und einſchläferndes Gemurmel erfüllt das Land, das durch die Glocken der heimkehrenden Ziegenheerden nicht geſtört wird — denn langſam, weil ungern, ſteigen dieſe von den Gebirgen herunter.

Vescovato glich ſeit Wochen einem Feſt- und Ballſaal, nachdem ihn die Gäſte verlaſſen — oder einer Schaubühne, vor der die Lichter erloſchen und von welcher die Schauſpieler verſchwunden. Verlaſſenheit lag auf dem Dorfe und wie eine Ahnung, daß dieſe bisherige Heimat der korſiſchen Geſchichte es zum letzten Male geweſen, eine Ahnung, die ſeitdem zur Wahrheit geworden: denn in Joachim Murat's Gefolge ſtrich der Fittich der Weltgeſchichte zum letzten Male über dieſe Fluren, auf denen ſich ſo oft ſo große Schickſale entwickelten und erfüllten. Am Ausgeſprochenſten trug den Stempel der Verlaſſenheit das Haus Colonna-Ceccaldi, je mehr es durch ſeine Größe aus den Hütten hervorragte, und je mehr es jene bewegte Zeit hindurch der Mittelpunkt Korſikas geweſen, einer Reſidenz und dem Kern eines Heerlagers geglichen.

Keine Seele war jetzt zu ſehen, wo Boten aus- und eingegangen und alte Kriegshelden in glänzenden Uniformen wie Leibwachen Hof und Vorplätze erfüllt hatten. Das Haus war verwaist. Der Patriarch deſſelben wie des ganzen Ortes, der alte Colonna, war in Baſtia, wohin er vorgeladen worden, um ſich wegen der Vorgänge unter ſeinem Dache, wegen der gewährten Gaſtlichkeit zu verantworten, und wurde dort ſeit vielen Tagen wie in Gefangenſchaft zurückgehalten. Serafino und andere Diener waren ihm gefolgt; noch andere hatte man entlaſſen, denn das Haus war verarmt. Franceschetti und Colonna hatten ihrem Gaſte geopfert, was ſie an beweglichen, zum Theil ſelbſt an unbeweglichen Gütern beſeſſen; das Lager, das gewiſſermaßen zum Gefolge des hohen Gaſtes gehörte, hatte alle Vorräthe aufgezehrt. Joachim Murat war zu lange König geweſen und dabei von Natur aus nicht darauf angelegt, um für dergleichen nahe liegende wirthſchaftliche, nicht auf das Große gehende Verhältniſſe ein Auge zu haben und ſolche Opfer zu erkennen, die ſich blos auf Eigenthum und ökonomiſche Zuſtände bezogen; aber die Opfer, die das Haus Colonna-Ceccaldi brachte, waren doch zu auffallend, die Gaſtlichkeit, die hier geübt wurde, zu groß, als daß er nicht hätte gerührt und durch Dankbarkeit auf die richtige Beurtheilung dieſer Opfer geführt werden ſollen. Franceschetti erzählt es ſelbſt in ſeinen Denkwürdigkeiten, wie ihn der König noch während ſeines Aufenthaltes in Vescovato gezwungen, von ihm den Reſt ſeiner königlichen Pracht, eine höchſt werthvolle diamantene Epaulette anzunehmen, die allerdings geeignet war, die zerrütteten Vermögensverhältniſſe des Hauſes Colonna-Ceccaldi wieder herzuſtellen. Aber Franceschetti war der Schatzmeiſter Murat's und verwaltete deſſen Vermögen, das ihm während ſeines Aufenthaltes in Korſika nach und nach aus Frankreich und Italien, wo die Reſte zerſtreut geborgen waren, zuſammengefloſſen, und der General benützte dieſe Stellung, um die Epaulette im Stillen zum Andern zu legen und damit die Koſten der Expedition nach Neapel zu beſtreiten.

Aber wenn die beiden verlaſſenen Frauen, Katharina und ihre Tochter, noch trauriger als der Novembertag draußen, wie von einer unſichtbaren Laſt niedergedrückt und ſchweigend in der großen Halle bei ihrer Arbeit ſaßen, waren jene zerrütteten Verhältniſſe wahrlich nicht Schuld daran. Dergleichen galt den Beiden nur wenig; mit demſelben Gleichmuth, mit dem ſie einſt dem Glanze am Hofe Neapels entſagten und freiwillig auswichen, mit demſelben Gleichmuth hätten Beide ſelbſt Mangel und jegliche Entbehrung ertragen. Sie hätten noch weit mehr verarmen müſſen, um eine Aenderung ihrer äußerlichen Lage zu empfinden. An patriarchaliſche Einfachheit und Lebensweiſe gewöhnt, an beiden mit korſiſchem Stolze feſthaltend, waren ihre Bedürfniſſe nicht viel größer als die der ärmſten korſiſchen Frauen, und der Art, daß ſelbſt noch kleinere Reſte ihres Beſitzthums hingereicht haben würden, ihnen zu genügen. Auf ihnen laſtete weit Höheres: das Verhängniß, das ſie auf den Weg eines Schickſalsmenſchen, auf einen der Pfade der Weltgeſchichte geſtellt hatte. Der Hausvater war von dieſem Verhängniſſe fortgeriſſen worden, und der Mann, der unter dieſem Dache geweilt, der dieſem Hauſe und dieſen Seelen eine Geſchichte gegeben, der wie das Schickſal ſelber herbeigekommen und tauſend mit Weltentſcheidungen zuſammenhängende Fäden hereingeleitet hatte — der Mann, der im Unglücke liebenswerther war, als in aller Pracht, und mit dem man durch Thaten der Liebe und durch Ausübung der höchſten Pflichten für immer, wie durch heilige Bande, verknüpft worden — wo war er, dieſer Mann? dieſes Meteor?

In Korſika war es längſt bekannt, wie dieſes Meteor verſchwunden, wie Joachim Murat geendet hatte — wie ſollte über dem Hauſe Colonna-Ceccaldi und über der Stirne Maria Benvenuta's nicht eine Wolke hängen, dunkel wie ein Trauerſchleier?

Es trug nicht zur Aufklärung und Erheiterung der Hausatmoſphäre bei, wenn von Zeit zu Zeit Mattea erſchien, um einige Stunden oder eine halbe Nacht hier auszuruhen, nachdem ſie durch mehrere Tage raſtlos, wie ein Spürhund, die Macchien durchſtöbert hatte, um den Verſteck Bartolomeo's, des Mörders ihres Sohnes, zu erſpähen. Ihre Züge nahmen von Tag zu Tag einen wilderen Ausdruck an. Stumm kam ſie, ſtumm ging ſie; nur durch Zeichen gab ſie Benvenuta, wenn ſie zufällig an ihr vorüberkam, ihre Hoffnung, Bartolomeo bald zu entdecken, oder ihren Ingrimm über fehlgeſchlagene Hoffnungen der Art zu verſtehen. Nur ſelten gab ſie einen Laut von ſich, wenn ſie ſich zu neuer Wanderung aufmachte und dann die eine oder andere Stelle des Vocero vor ſich hinſang, den ſie ihrem Sohne nachgeſungen hatte — eines der furchtbarſten Rachegeſänge, die je aus der Seele einer korſiſchen Mutter gekommen, der ſchon damals, wenige Wochen nach dem Tode Matteo's, auf der ganzen Inſel wiederhallte, bis auf den heutigen Tag nicht vergeſſen iſt und wohl nicht vergeſſen werden wird, ſo lange die Blutrache zu den heiligſten Pflichten der Korſen gehört.

Benvenuta ſaß in der Fenſterniſche, ließ oft ihre Arbeit ruhen, verſank in Sinnen und Nachdenken und blickte von Zeit zu Zeit, wie Jemand erwartend, über den Platz von Vescovato, dem Wege nach Baſtia entgegen. Seit Tagen erwartete ſie einen zuverläſſigen Boten, der über die Schickſale des Vaters und des Königs berichte, obwohl dieſe bereits auf der ganzen Inſel und ihr ſelbſt genau bekannt waren. Aber wer glaubt gerne bloßen Gerüchten und allgemeinen Nachrichten, wenn Glück und Unglück geliebter Perſonen den Gegenſtand bilden? Sie hatte die Gewißheit, daß Jemand kommen werde, um ihr und der Mutter perſönlich zu berichten, und die Ahnung, daß dieſer Bote Nadir ſein werde. Seit Tagen erwartete ſie ihn. Er hatte es ja ſelber geſagt, daß er nach Korſika zurückkehren werde, ſelbſt wenn ihn Legionen von Todesengeln an den Ufern erwarten ſollten. Darum erhob ſie ſich ohne Ueberraſchung, wenn auch von kalten Schauern durchrieſelt, als er in der That mit einem Male über den Platz dahergeſchritten kam, und ſagte ſie mit Ruhe zu ihrer Mutter: „Nadir kommt!“

Raſchen Schrittes ging ſie ihm entgegen, blieb aber wie gelähmt auf der Schwelle des Hauſes ſtehen; ſo ſtand auch Nadir am Eingange in den Hof. Eigenthümliche, tief traurige Gefühle bewegten dieſe beiden Herzen, die ſich freiwillig dem Schickſale eines Menſchen angeſchloſſen hatten, einem Schickſale, das eine ſo traurige Löſung gefunden. Sie begegneten einander wieder, wie man ſich nach einem Begräbniß begegnet, und in ihren Gemüthern war es wie in der trauernden Herbſtwelt rings um ſie her. Geſenkten Hauptes ging endlich Nadir auf ſie zu und faßte ihre beiden Hände, die ſie ihm entgegenſtreckte. Die Heldin, das ſtarkmüthige Weib ſtand wie ein anderes, von Gram gebeugtes, ſchwaches Mädchen vor ihm, und er ſeufzte ſowohl über dieſen Anblick als über den Gedanken, welche Gefühle, die ſie zugleich mit ihm verbanden und von ihm entfernten, dieſe Veränderung in ihr hervorgebracht haben. Schweigend folgte er ihr in die Stube, wo ihn auch die Mutter ſchweigend, mit einem beredten Händedrucke empfing. Doch war ſie die erſte, die des Wortes fähig wurde.

„Welche Nachrichten bringſt Du von meinem Gatten?“ fragte ſie mit zitternder Stimme.

„Er iſt gefangen in Caſerta,“ ſagte Nadir, „das wißt Ihr wohl ſchon, doch wird er bald in Freiheit geſetzt werden und zu Euch zurückkehren. Ich wollte Italien nicht eher verlaſſen, als bis ich der Sache ſicher war, um Euch dieſe tröſtliche Nachricht zu bringen. Die bourboniſche Regierung hat nicht den Muth, in ihrer Verfolgung weiter zu gehen; noch ſind die Muratiſten zu ſtark. In Neapel wurde mir die Nachricht im Namen der Carbonari, die alle Geheimniſſe der Regierung kennen.“

„Der Himmel ſei geprieſen!“ rief Katharina mit andächtig gefalteten Händen.

Nadir ließ ſich bei den Frauen nieder, offenbar in der Abſicht, ihnen über die letzten, unglückſeligen Wochen Bericht zu erſtatten. Aber geraume Zeit verging, bevor ſie den Muth hatten, ihn aufzufordern, und er die Entſchloſſenheit, ohne Aufforderung zu beginnen. Alle drei fühlten das Bedürfniß, ſich zu ſammeln, und den Entſchluß, die traurigen Schickſale der letzten Zeit noch einmal und mit Ruhe zu durchleben, erſt in ſich feſt werden zu laſſen. Endlich ſagte Benvenuta: „Sprich, erzähle!“

Nadir holte tief Athem und begann:

„Ihr wißt, wie uns das Volk auf dem ganzen Wege nach Ajaccio zuſtrömte, und wie der König in dieſe Stadt gleich einem triumphirenden Feldherrn, gleich dem Herrn des Landes einzog. Nur eines Wortes hätte es bedurft und die Korſen hätten ihn als ihren König ausgerufen und ſich zum Kriege gegen Frankreich bewaffnet. Ihr wißt auch, wie allein die Familie des Kaiſers ſich feindlich gegen ihn ausſprach und ſelbſt das Gaſtrecht verletzte. Joachim Murat war immer ein Fremdling in dieſer kaltherzigen und berechnenden Familie. Deſto wärmer empfingen ihn die Einwohner und die Beſatzung von Ajaccio, und überall tönte ihm der Ruf: Es lebe der König! entgegen, ſelbſt von den Wällen der Citadelle. Aber der König war feſt entſchloſſen, den Frieden dieſer Inſel, wo er ſo viel Liebe, Mitgefühl und Edelſinn gefunden, nicht zu ſtören. Auch war es dort den Anhängern der Bourbons nicht gelungen, die Ausrüſtung der Schiffe zu ſtören und ſich ihrer zu bemächtigen. Sie lagen zum Auslaufen bereit, und obwohl nur ſchwache Barken, ſchienen ſie dem kühnen Manne doch eine ſichere Brücke über das Meer in ſein Königreich. Wir liefen aus. Erſt als wir auf dem hohen Meere und weit außerhalb der Tragweite der Geſchütze waren, bewog der Kommandant die Beſatzung der Citadelle, um ſich vor ſeinen Herren rein zu waſchen, uns einige unſchädliche Salven nachzuſenden; ſie klangen wie feierliche Salutſchüſſe. In ſeinem Edelmuthe hatte der König auch die zahlreichen Korſen, die ſich ihm angeſchloſſen, in Ajaccio entlaſſen, um ſie nicht in ſein ungewiſſes Schickſal mit hineinzuziehen; nur zweihundert und fünfzig Mann, die früher unter ihm gedient, machten die ganze Bemannung der ſechs kleinen Barken aus. Die Kleinheit dieſer Zahl war um ſo weniger geeignet, den Muth des Königs niederzuſchlagen, als Alles in Ajaccio nur dazu beigetragen hatte, dieſen zu erhöhen.

„Nur Eines trübte die Stimmung der Freunde des

Königs. Die beiden Brüder Ignazio und Simone Carabelli waren in Ajaccio geſehen worden und der General Ottavij, der freiwillig zum Könige gekommen war und ihm den Eid der Treue geſchworen hatte, verſchwand wieder, nachdem er mit ihnen eine Unterredung gehabt. Man wußte, daß ſie auch mit andern Offizieren aus dem Gefolge des Königs heimlich Unterhandlungen gepflogen hatten. Man ſuchte nach ihnen, aber ſie waren verſchwunden, wohl geborgen von den Dienern Ludwig's **XVIII.** Als der König von unſern Bemühungen, ihrer habhaft zu werden, erfuhr, gebot er, ſie ihrem elenden Verhängniß zu überlaſſen; kein Tropfen Blutes ſollte ſeinetwegen vergoſſen, nicht die geringſte Gewaltthat zu ſeinem Vortheil auf Korſika ausgeübt werden. Eine gedrückte Stimmung herrſchte auf unſern Barken; ſeit dem Erſcheinen der Carabelli war Niemand mehr ſeines Nachbars ſicher, fürchtete Jeder, den Verrath an Bord zu haben.

„Indeſſen hob ſich dieſe Stimmung, als unvermuthet das Schickſal den einen der Verräther erreichte. Wir hatten eben die Straße von Bonifazio verlaſſen, als eine Gabarre unter franzöſiſcher Flagge an uns vorüberſegelte. Trotz der Dunkelheit der Nacht erkannte ſie Langlade als eines der Schiffe, die in Baſtia für den König ausgerüſtet und von den Franzoſen konfiszirt worden waren. Raſch entſchloſſen und ohne erſt die Erlaubniß des Königs einzuholen, machte Langlade, der eine der Barken befehligte, Jagd auf die Gabarre, gewann ihr den Wind ab und enterte ſie, um, wie er ſagte, dem König ſein Eigenthum wieder zu erobern. Aber der Sieg war größer, als er ſelber dachte. An Bord der Gabarre befand ſich Ignazio Carabelli, und aus den Ausſagen der Bemannung ging hervor, daß ſie beſtimmt war, uns nach Neapel vorauszueilen. Ehe man ſich's verſah, hatten die Korſen, die Langlade gefolgt waren, Carabelli an den Maſtbaum ſeines eigenen Schiffes gehängt. Langlade zwang die Bemannung der Gabarre, ihm zu folgen, und da es uns an Leuten fehlte, ſie zu bemannen, ließ er die Gabarre treiben, und ſo trieb ſie hin, ein ſchwimmender Galgen. Als die Sonne aufging, ſahen wir ſie hinter uns mit dem furchtbaren Schmucke an ihrem Maſtbaume.“

Benvenuta erhob ſich, legte die Hand zur Fauſt geballt auf den Tiſch und ſagte zornigen Angeſichts: „So möge jede Verratherei enden! Möge kein Schiffer den Muth haben, das verfluchte Schiff in einen Hafen zu leiten, mögen es Meer und Stürme verſchonen und möge Gott es ewig treiben laſſen von Küſte zu Küſte, als eine Mahnung für alle Verräther, als ein Beiſpiel gerechten Strafgerichts!“

„Benvenuta!“ rief die Mutter erſchrecken und ſchlug die Hände in einander, „Benvenuta, biſt Du eine Jungfrau?“

Nadir aber blickte ſie mit Bewunderung an, wie ſie voll Zorn, gleich einem unheimlichen Steinbilde daſtand; dieſe Momente ihres Zornes, ihrer Kraft, ihrer edlen Entrüſtung waren es, die ſeine Seele an ſie bannten. Die Flammen, die unter den Erlebniſſen der letzten Wochen, wie unter dem Schutte zuſammengeſtürzter Gebäude, verborgen lagen, brachen auf's Neue hervor, und inſtinktmäßig ließ er ſein Geſicht auf die Arme fallen, um die auflodernde Glut ſeiner Augen zu verdecken.

Aber Benvenuta legte die Hand auf ſeine Schulter und, errathend, was in ihm vorging, ſagte ſie mit zitternder Stimme: „Vergiß Dich ſelbſt! Denke nicht an Dich — erzähle weiter!“

Nadir erhob den Kopf und bemühte ſich, ihr zu gehorchen; aber er war unfähig, eine Sylbe hervorzubringen. Benvenuta's Geſicht überzog plötzlich ein Ausdruck voll Milde, und beſorgt warnte ſie: „Hüte Dich, Nadir! Die Carabelli haben eine große Sippſchaft auf Korſika, die zahlreiche Familie der Stefani.

Sie könnten den ſchimpflichen Tod Carabelli's an Dir rächen wollen, als an einem der Theilnehmer des Zuges."

Nadir lächelte. Ihre Beſorgniß that ihm wohl und er wollte ſeine Erzählung wieder aufnehmen, als ihm Benvenuta in's Wort fiel und haſtig fragte: „Iſt Deine Ankunft in Baſtia bekannt geworden?"

„Ich war kaum gelandet," antwortete Nadir, „als mich auch ſchon Hunderte umdrängten und nähere Nachrichten über die Ereigniſſe in Pizzo und Neapel verlangten."

„Dann weiß es auch Galvani, daß Du wieder hier biſt," rief Benvenuta, „Du mußt fort, bald fort — Galvani wird ſich mit dem fehlgeſchlagenen Verſuche, Dich zu tödten, nicht genügen laſſen."

Nadir zuckte gleichgiltig mit der Schulter und ſagte: „Laßt mich weiter berichten."

„Günſtige Winde trieben unſere kleine Flotte der italieniſchen Küſte entgegen, und Alles an Bord wäre gewiß heiter geweſen, hätte man überhaupt mit Sicherheit gewußt, wohin man ſegelte. Aber der König ſelbſt war noch nicht feſt entſchloſſen, ob er um Italien herum in's adriatiſche Meer, Oeſterreich und ſeiner Familie entgegen, oder geraden Weges ſeinem Königreiche zuſteuern ſollte. Mir ſchien es gewiß, daß er dem Anblick der neapolitaniſchen Küſte nicht werde widerſtehen können. General Franceſchetti wartete es ruhig ab. Da brach, nachdem der größere Theil des Weges zurückgelegt war, ein gewaltiger Sturm über uns herein; tief dunkle Nacht kam hinzu; die einen der Barken wurden gewaltſam von uns geriſſen und in weite Fernen verſchlagen, die andern flüchteten ſich freiwillig aus unſerer Nähe, um nicht mit uns zuſammenzuſtoßen und um unſern und ihren Untergang zu vermeiden. Als die Sonne wieder aufging, waren wir allein — aber glänzend und lachend, verhängnißvoll lockend lag die Küſte Kalabriens vor uns. Als der König auf's Verdeck trat, hatte er kein Auge für unſere Verlaſſenheit, für die Einſamkeit und Gebrechlichkeit unſeres kleinen Fahrzeuges, für die kleine Zahl der Getreuen, die noch um ihn war — er ſah nichts als die Küſte ſeines Königreichs, er neigte ſich ihr über Bord entgegen, als wollte er hinabſpringen in's Meer und ſeinem Königreiche entgegenſchwimmen. Es gehörte Heldenmuth und die erhabenſte Treue dazu, ihn in dieſem Augenblicke des Glückes, der wahrhaften Verzückung an ſeine Machtloſigkeit zu mahnen, ihn noch einmal zu warnen und an die Gefahren zu erinnern, die ihn an jener lockenden Küſte erwarteten. Euer Gatte, Katharina, Dein Vater, Maria Benvenuta, bewährte dieſen Heldenmuth, dieſe Treue. Er weckte Joachim Murat aus ſeinem ſeligen Traume, er zeigte ihm ſeine verzweifelte Schwäche und ſagte ihm offen, mit der ganzen Grauſamkeit der Liebe, daß er in ſein Verderben gehe, wenn er den Fuß auf neapolitaniſchen Boden ſetze, und daß er in Gefahr ſei, ſeine Heldenlaufbahn wie ein Abenteurer zu beſchließen.

Nur das letzte Wort machte auf Joachim einigen Eindruck.

„Du biſt ſo ſehr mein Freund,“ erwiederte er, „Du bewährſt Dich ſo ſehr, mein Franceschetti, daß es mich drängt, mich vor Dir zu entſchuldigen und wenigſtens Dir zu zeigen, daß ich dieſen Zug nicht als Abenteurer, ſondern als Staatsmann und Feldherr begonnen habe. Ich wollte in der Gegend von Salerno landen, die Stadt beſetzen und die Diviſionen meiner Armee, die jetzt dort reorganiſirt werden, an mich ziehen. Sie wären mir mit Freude gefolgt, deß ſei gewiß, denn ich weiß es. Mit dieſen wäre ich ohne Aufenthalt auf Avellino marſchirt, hätte die Telegraphen zerſtört, überall Soldaten, Volk und Parteigänger, die mich erwarteten, an mich gezogen, den größeren Theil der Provinzen durchſtreift, durch ungeheure Schnelligkeit den langſamen Oeſterreichern einen Vorſprung von drei Tagen abgewonnen und ſo vor der Hauptſtadt erſchienen, wo indeſſen, jedes nach ſeiner Art, Volk, König, Regierung, in Hoffnung oder Furcht erſchüttert worden wären.“

„Nun wir aber nicht bei Salerno landen können?“ fragte Franceschetti.

„Mein Plan,“ antwortete Joachim, „wäre ein bloßes Hirngeſpinnſt und in der That der leere Traum eines Abenteurers, wenn ihn ein zufälliger Windſtoß ganz zu Nichte machen könnte. Sein Kern iſt die Wiedereroberung meines Königreiches, die Befreiung eines Volkes, mit Hülfe der beſten, edelſten, erleuchtetſten Kräfte deſſelben. Die Carbonari ſind es, die mich erwarten. Was wäre ich mir ſelbſt mein Leben lang, wenn ich gleichgiltig, nur auf meine Sicherheit bedacht, an den Küſten eines Landes, deſſen König ich war, das mich zurückwünſcht, vorüberſegelte, wie ein fremder Wanderer an einem fremden Hauſe oder ein verlorener Sohn am Vaterhauſe vorüberzieht? Was meiner Landung unter den gegebenen Umſtänden an Planmäßigkeit und Klugheit abgeht, muß der Heldenmuth erſetzen. Und iſt dieſe Küſte nicht die Küſte Kalabriens? der heldenmüthigſten Provinz des Königreichs? des kleinen Volkes, das ſich ſchon ſo oft mit Ruhm gegen gewaltige Mächte geſchlagen? Gibt es ein Land auf Erden, das ſo ſehr dem herrlichen Korſika gleicht, wie Kalabrien

— und hätte ich es mit Hülfe der Korſen nicht mit einer Welt aufnehmen können? Nein! Die Erinnerung an Korſika gibt mir die Sicherheit, daß ich von Kalabrien aus das ganze Königreich, vielleicht ganz Italien erobere und befreie."

„Heil Ihnen, Sire, wenn es gelingt," antwortete Franceſchetti mit Andacht; „ein edles Volk würde Ihnen Großes zu danken haben, Europa wäre um eine große Nation reicher, Freiheit und Bildung hätten eine Säule und Stütze mehr und die Welt wäre gezwungen, den böſen Weg zu verlaſſen, den ſie, von der heiligen Allianz geführt, eingeſchlagen, um in Sklaverei und Barbarei zu verſinken. Aber der Zufall, jener Baſtardbruder des Schickſals, kreuzt oft die edelſten Pläne, wirft ſich oft wie ein Wegelagerer auf den Pfad der größten Idee und tödtet ihre Diener und Prieſter. Wenn es mißlingt — wenn Sie fallen, bevor Sie ſich waffnen konnten — wenn Sie dem Feinde erliegen? Keine grauſameren Feinde als die Bourbonen!"

Joachim lächelte:

„Der Tod iſt daran gewöhnt, mich im Kriege zu ſchonen. Wie ſollte er es nicht? — haben es doch meine Feinde freiwillig gethan. Kaiſer Alexander verbot ſeinen Truppen, auf mich zu ſchießen, auf mich, den Mann von Borodino. Wenn mich das Glück verläßt, werde ich höchſtens gefangen, aber ich werde wenigſtens kein freiwilliger Gefangener ſein, wie ich es geweſen wäre, wenn ich den öſterreichiſchen Paß angenommen hätte. Ein ſtrengeres Verfahren gegen mich wäre nicht nur ungerecht, ſondern auch das Völkerrecht verletzend. Buonaparte hatte abgedankt und dem Throne Frankreichs entſagt: er kehrte zurück, um ſich wieder hinaufzuſchwingen mit denſelben Mitteln, deren ich mich bedienen will. Er erlag bei Waterloo und iſt ein Gefangener. Ich habe nicht abgedankt; ich habe das Recht, mein Königreich zurückzuerobern. Falle ich in die Hände meiner Feinde, ſo bin ich nur Kriegsgefangener — und ein St. Helena wäre für mich eine viel zu ſtarke Strafe. . . . Aber,“ fügte er lächelnd hinzu, „beruhige Dich, mein Freund: unſer St. Helena heißt Neapel!“

„Wir befanden uns, als der König ſo ſprach, auf der Höhe des Golfes Euphemia. Ohne eine weitere Antwort Franceschetti's zu erwarten, gab er den Befehl, Pizzo zuzuſteuern, deſſen Schloß von Weitem winkte. Ein unglückſelig günſtiger Wind ſchwellte plötzlich die Segel und trieb uns dieſem Hafen des Verderbens zu. Auf dem Wege kamen wir hart an einem unſerer Schiffe vorbei, das Barbara, der ehemalige malteſiſche Korſar, kommandirte. Zu unſerem größten

Staunen erkannte einer der Unſern den Simone Carabelli an Bord. Aber er konnte auch ein Gefangener ſein; Barbara konnte in der Sturmesnacht mit ihm zuſammengeſtoßen ſein und ihn gefangen genommen haben, wie Langlade ſeinen Bruder. Daß dem nicht ſo war, mußten wir bald einſehen, denn auf den Ruf des Königs, ihm nach Pizzo zu folgen, achtete Barbara ſo wenig, daß in demſelben Augenblicke ſein Schiff ſich herumwarf und offenbar ſich ſo ſchnell als möglich von uns zu entfernen ſuchte. Simone Carabelli lachte uns mit Hohn nach und ſtellte ſich zum Steuermann, wie um uns anzudeuten, daß er der Lootſe dieſes Schiffes ſei. Der König wandte ſich mit Verachtung ab, kommandirte noch einmal und mit kräftigerer Stimme als vorher: „Nach Pizzo!“ und ſagte dann zu Franceschetti: „Siehſt Du, welcher Art die Helfershelfer und die Mittel der Bourbonen ſind! Verräther und Verrath! Ich muß den Verſuch machen, ich muß Neapel wiederſehen und mein Volk! — ich muß Diejenigen, deren Loos mir einſt anvertraut geweſen, ihrer Grauſamkeit und Tücke entziehen. Dieſe Regierung wird Alle verfolgen, die mich einſt unterſtützten, als ich den Zuſtand des Landes heben und beſſern wollte. Der Gedanke, daß ſo viele und treffliche Männer um ihrer Verdienſte willen leiden ſollen, läßt mir keine Ruhe; das Schickſal meiner Freunde macht mich unglücklich. Ich muß! ich kann nicht anders! Auf nach Pizzo!“

„Es war Sonntag. Die Glocken läuteten, als wir in den kleinen Hafen von Pizzo einliefen; der König ſtand im Vordertheil des Schiffes — es ſtieß an's Land. —“

„Halt! Schweige!“ — fiel hier Benvenuta dem Erzähler in's Wort und legte die Hand auf's Herz — „doch nein, erzähle weiter, mein Freund, aber raſch — raſch — laſſe mich nicht leiden, wie er gelitten hat.“

„So will ich,“ — antwortete Nadir, „denn auch ich will in Gedanken das Schreckliche nicht noch einmal in allen Einzelnheiten durchleben.“

„Wir drängten uns an den Rand des Schiffes, aber Joachim rief uns zu: An mir iſt es, der Erſte zu landen! — und ſo ſprechend ſprang er an's Land. Wir folgten ihm, dreißig an der Zahl, und geflügelten Schrittes eilten wir auf den großen Platz vor dem Schloſſe.

„Was nun begann, war bis zu Ende wie ein Traum, ein ſchwerer Traum; Unſagbares und Unendliches drängte ſich auf kleinem Raum zuſammen; gute und ſchaurige Geſtalten zogen unfaßbar an der Seele Augen vorüber, kamen und gingen; Jahre und Jahre, Welten von Gefühlen lagen im kleinen Kelche eines einzigen Tages, ja einer Stunde. Wie aus dem Traume riefen wir: Hoch König Joachim! — und wie träumend ſah uns die Volksmaſſe auf dem Platze an und wiederholten nur Wenige den Ruf — und gleich einer Traumgeſtalt, welche Angſtſchweiße aus der Stirne des Schlafenden preßt, trat aus der Volksmaſſe mit einem Male Trentacapelli, der Führer jener bourboniſchen Räuberbanden, die unter Joachim Murat's Regierung in den Bergen und Schluchten mit Unmenſchlichkeit die göttlichen Rechte des vertriebenen Königs Ferdinand vertheidigten. Er trug die Uniform eines hohen Offiziers, jener gräuliche Mörder der Kinder und Frauen, und ihm hatte Ferdinand die Ueberwachung dieſer Küſte anvertraut. „Sind ſie da, die angekündigten Gäſte!“ rief er mit Hohngelächter und verzerrte ſein Geſicht, daß ich wie mit einem ſchweren Alpdruck kämpfte. Gleich einem böſen Geiſte ſtand er da, und ſeine Gegenwart übte einen erſtarrenden Bann aus auf die Männer, unter denen wohl einzelne uns freundlich zulächelten und in den Ruf: Hoch lebe Joachim! einzuſtimmen bereit ſchienen, aber durch Trentacapelli wie durch einen Schreck gelähmt waren. So war es auch mit der kleinen Schaar der Soldaten, die noch Joachim's Uniformen trugen und eben auf dem Platze militäriſche Uebungen gemacht hatten. Dieſe nahmen des Königs

Blick und Seele gefangen, daß er nur ſie ſah und nicht Trentacapelli, nicht das drohende und nicht das zitternde Volk. Waren es nicht ſeine Truppen? trugen ſie nicht ſein Kleid? — Es war ihm, als ſtünde er an ihrer Spitze und als könnten ſie nur ſeinem Befehle gehorchen. Und in der That rang ſich ein freundlicher Ruf endlich aus den Kehlen Weniger hervor, was ſeine Täuſchung noch erhöhte.

„Aber da trat neben Trentacapelli wie ein guter Geiſt neben einem böſen ein ſchöner Jüngling aus der Menge und ſagte zum König mit eindringlicher Stimme: ‚Herr! hier biſt Du verloren; eile nach Monteleone, wo Du viele Freunde haſt. Hier haſt Du viele Feinde. Eile, ich will Deinen Führer machen!‘

„So ſprechend lief der Jüngling voraus und wir Alle ſammt dem Könige folgten ihm, denn überzeugend ſprachen Wahrheit und Treue aus ſeiner Stimme. Wir liefen die Straße hinan, die von Pizzo den Berg hinauf gegen Monteleone führt; aber der König hielt oft inne und rief die Soldaten, von denen, wie es ſchien, ihm die Trennung ſehr ſchwer wurde. Dieſe kamen auch bald nach, aber auf Nebenwegen und gefolgt von Bauern, die ſich raſch bewaffnet hatten.

„Seht, ſie kommen!“ rief der König triumphirend, „und das Volk ſchließt ſich ihnen an!“

„Trentacapelli führt ſie!“ rief Franceſchetti, „ſie kommen als Feinde!“

„Sie gehen auf Nebenwegen, um uns den Weg nach Monteleone abzuſchneiden!“ warnte der Jüngling.

„Der König aber hörte dieſe warnenden Stimmen nicht und hielt immer wieder, um ſeine Getreuen um ſich zu verſammeln. Eine koſtbare Zeit ging verloren, und bald ſahen wir Soldaten und Bauern über uns auf dem Berge, die uns die Landſtraße und die Nebenwege nach Monteleone verſperrten, und die Unſern ſtürzten ſich ihnen entgegen und zogen die Waffen, um ſie mit Gewalt zu vertreiben, aber gebieteriſch rief ſie der König zurück und verbot ihnen, von ihren Waffen Gebrauch zu machen. Er ſelbſt aber verließ die Landſtraße und ging ſeitwärts auf das Volk zu, um es anzureden. Im Augenblick war er von dem Volke, zu dem er Worte der Liebe ſprechen wollte, umringt, denn Trentacapelli führte es an. Aber Franceſchetti ſtürzt herbei, deckt den König mit ſeinem Leibe und droht Trentacapelli niederzuſchießen. Dieſer weicht zurück, und ſeine Schaar wirft ſich auf Franceſchetti, der ſie in einen Kampf verwickelt. Ich reiße den König aus dem Gewühl und er ſchließt ſich ſeiner Truppe an; bald folgt uns auch der tapfere General, der uns ſo Luft gemacht und am Ende ſich ſelbſt befreite. Er räth dem

König, mit uns Allen gegen die von Pizzo anzuſtürmen, ſie zu vernichten und uns ſo den Weg nach Monteleone zu bahnen. Aber der König antwortete: „Meine Landung ſoll nicht einen Tropfen neapolitaniſchen Blutes koſten!“ Dieſe edlen Worte koſteten ihm das Leben. Schon fallen Schüſſe von allen Seiten, ſchon ſind wir eingeſchloſſen und wirft ſich die Menge auf den König, um ihn gefangen zu nehmen. Wir ſchaaren uns um ihn, entreißen ihn den unzähligen Händen, die ihn gefaßt hielten, und erkennend, daß es nicht mehr möglich, Monteleone zu erreichen, eilen wir, während die Soldaten, tapfer kämpfend und langſam zurückweichend, den Rückzug decken, wieder nach Pizzo hinab. Jener Jüngling, unſer Schutzgeiſt, war verſchwunden, vielleicht gefallen. Alles weicht und zerſtiebt vor uns und glücklich erreichen wir das Ufer der See.

„Aber unſer Schiff ſchwimmt auf offenem Meere! Eine Barke liegt auf dem Strande, wir bemächtigen uns ihrer, um ſie in die Fluten zu ſchleudern und uns auf's Schiff zu retten — vergebens! Athemlos und Viele von uns aus tiefen Wunden blutend, mühen wir uns vergeblich ab, die Rettungsbarke flott zu machen — wir zerren daran, wir reißen verzweifelnd an Wänden und Ketten — ſie ſtand wie eingewurzelt, und die Maſſe hat Zeit, uns zu umringen und auf uns, die wir nur mit der Barke beſchäftigt ſind, einzuhauen. Franceſchetti wird verwundet, Pernice, Giovannini ſterben den Heldentod; ihnen folgen Lanfranchi, Biciani, und andere, die in unzähligen Schlachten dem Tode widerſtanden hatten, fallen hier im Kampfe um die elende Barke. Zugleich ſtürmt die Menge und bringt triumphirend als Gefangene jene Soldaten herbei, die unſern Rückzug gedeckt, und von der Uebermacht erdrückt, jetzt aus vielen Wunden blutend und waffenlos auf dem Platze erſcheinen. —

„Meine Kinder," rief der König, von dieſem Anblicke überwältigt, „laßt ab von dem vergeblichen Kampfe!" — und dem Feinde ſeinen Degen überreichend, fuhr er fort: „Leute von Pizzo, nehmt dieſen Degen, der mit Ruhm für Euer Vaterland gekämpft hat und der Euch noch die Freiheit erkämpfen wollte, nehmt ihn, aber ſchont das Leben meiner Getreuen!"

„Es war geſchehen! —"

Nadir ſchwieg, von der Erinnerung an das Erlebte überwältigt. Mit Bewunderung blickte er auf die Frauen, die mit Schweigen von der Verwundung und den Heldenthaten des geliebten Vaters und Gatten erzählen hörten. Von der Wange Katharina's ſchlich eine ſtille Thräne herab, während Benvenuta ihre Hand hielt und preßte.

„Weine nicht, edle Frau,“ fuhr Nadir nach einiger Zeit fort, „denn ich habe Dir noch nicht von allen Heldenthaten Deines Gatten geſprochen. So ſtolz darfſt Du ſein, daß die Thräne kein Recht hat auf Dein Herz.

„Wir wurden den Gefängniſſen entgegengeführt. Auf dem Wege verhöhnte uns die Bande Trentacapelli's und führte Streiche nach den Verwundeten. Der König, den Anſtrengungen dieſer Stunde erliegend, ſchleppte ſich hin wie ein Sterbender. Uns allen voraus ging Franceschetti, aus ſeinen Wunden blutend, ſchwach, blaß, aber ſtolz und aufrecht, immer nach dem König zurückblickend. Da ſtürzte einer der Wüthenden mit geſchwungener Axt auf den König los. — ‚Halt!‘ rief Franceschetti mit dem letzten Reſte ſeiner Kraft, ‚ich bin der König! der General, der mir folgt, iſt unſchuldig! Schonet ſeines Lebens!‘ Sofort blitzte die Axt über ſeinem Haupte, bereit, ihn zu zerſchmettern. Aber die Leute, die Franceschetti umgaben und die ihn bisher mißhandeln ließen, halten, gerührt von ſeinem Edelmuth, die Axt des Mörders auf, und lebend gelangen der König, Franceschetti und die andern im Gefängniſſe an.

„Trentacapelli folgte uns, warf ſich ſofort auf den König wie ein Räuber und entriß ihm, was er noch an Koſtbarkeiten beſaß. Dann wurde es ſtille und die Thüre geſchloſſen.

„Schweigend ſaßen wir in der Dunkelheit oder lagen um den König her, während die Wunden bluteten. Bald aber drangen wieder drohendes Geſchrei, Flüche und Verwünſchungen zu uns herein, und dieſen folgte eine wüthende Menge, die, wie zum Spiele, Aexte, Schwerter, Dolche über unſern Häuptern ſchwang oder nach unſern Herzen zielte. Erſt gegen Abend kam ein Kapitän, ein Grieche, mit vierzig Mann Soldaten an, beſetzte das Gefängniß und befreite uns von Trentacapelli und ſeinen Banden. O die traurige Nacht, die auf dieſen verhängnißvollen Tag folgte!“

Hier wurde Nadir durch einen eigenthümlichen Schrei unterbrochen, der wild, herzzerreißend und doch triumphirend, wie ein Freudenſchrei und doch zugleich wie der grauſamſte Kampfruf vom Hofe aus hereindrang. Er und die Frauen fuhren auf von ihren Sitzen und blickten erwartungsvoll der Thüre entgegen. Die Thüre ſprang wie von einem Stoße auf und in der Dämmerung, die indeſſen hereingebrochen war, ſtand Mattea auf der Schwelle und lachte. Ein ſchrecklicher Jubel lag auf ihrem ganzen, alten Geſichte, aus dem alle Falten verſchwunden zu ſein ſchienen, deſſen Bläſſe von innerer Röthe ſchimmerte und deſſen Augen um mehr als das Doppelte gewachſen waren. Sie leuchteten wie die Augen eines Katzenthieres durch die halbe Dunkelheit.

„Bartolemeo iſt todt,“ liſpelte Benvenuta kaum vernehmbar vor ſich hin.

„Du ſagſt es!“ rief Mattea und lachte wieder. „Wie ſollte er auch meiner Rache entgehen! Alle Banditen waren auf ſeiner Fährte wie Bluthunde. Ich habe ihre Seelen mit unauslöſchlichem Durſte nach ſeinem Blute gefüllt. Er floh von Buſch zu Buſch, von Höhle zu Höhle; jeden Tag ſeit jenem Tage ſtarb er hundert Gedankentode; die Angſt tödtete ihn Stück für Stück, lange bevor ihn die Kugel traf. Heute konnte er ſich nicht mehr in ſeine Höhle ſchleppen; ich fand ihn auf dem Wege liegend und er ſah mich, wie ich vor ihm ſtand und die Meute herbeirief. Er ſah ſie kommen, er ſah ihre Flintenläufe — und ſo iſt er verendet und er iſt eingeſcharrt, ohne Thräne, ohne Vocero, unter meinem Hohngelächter.“

Sie ſchwieg und blickte triumphirend im Kreiſe herum. Da erſt bemerkte ſie Nadir: „Ah, Araber, biſt Du da! Der König iſt todt, ſein Stern war ausgebrannt, wie ich ihm prophezeite, — ſie haben ihn ermordet. Aber tröſte Dich, Araber, denn die Rache lebt und wird ſich erfüllen, und wäre es auch erſt an den Kindern und Kindeskindern der Mörder. O die Rache ſtirbt nicht, die Rache, dieſe ältere und ſtärkere Schweſter der Gerechtigkeit. Sind auch die Menſchen zu feige zur That, dann kommen die ewigen Geiſter und übernehmen die Pflicht. Sie unterwühlen das Haus deſſen, der verfallen iſt, ſie breiten giftige Dünſte ringsum, und wenn er, von Angſt und Ahnung überfallen, fliehen will, führen ſie ihn in der Irre umher, bis er in den Kreis des Verderbens zurückkehrt. Und dieſe Geiſter wiſſen nichts von König oder Bettler.“

Dieß und Anderes rief Mattea, immer auf der Schwelle ſtehend, immer mit einem Geſichte voll Jubel, als ſpräche ſie im Rauſche. Dann wandte ſie das Auge von Nadir ab und ſagte milder und mit weicherer Stimme zu den Frauen: „Maria Benvenuta, Du geſegnete, und Du, Herrin Katharina, Du Herz voll Sanftmuth, ich küſſe Euch heute nicht, denn mein Herz iſt wild und ich habe mit Freude in brechende Augen geſehen. Ich gehe! — Ich bin müde — ich bin fertig — mein Schickſal iſt fertig — ich habe nichts mehr zu thun. Ich will mir ein Lager aufſchlagen in einem Winkel des Hauſes, mich hinlegen und nicht mehr aufſtehen. Kommet manchmal und ſehet nach mir, daß ich unter dem Blicke gütiger Augen ſterbe.“

Sie ging. Katharina und Benvenuta folgten ihr, um ihr das Lager zu bereiten. Nadir trat an's Fenſter und ſah in den traurigen Abend hinaus. Es lispelte traurig in den Bäumen und unheimlich in den welken Blättern, die der Abendwind auftrieb, und in ſeinem Herzen lispelte es: Auf dieſer Inſel wohnt der Tod.

Dreizehntes Kapitel.

Ende.

Erhabener Tod macht alle Fehle gut.
Alfieri.

Mattea hatte ihr Lager im Garten in einem alten Pavillon aufgeſchlagen, der verfallen und nach allen Seiten offen war und in dem Tag- und Nachtvögel niſteten. Dort lag ſie auf einem Strohſacke, den ſie herbeigeſchleppt, den alten Kopf auf einen Bündel Kleider geſtützt. Trotz allen Widerſpruchs wollte ſie es nicht beſſer und bequemer haben. Ihr Aufenthalt ſollte ſie an ihr Leben im Buſche erinnern; ſie wollte die Käuzchen ſeufzen, Wind und Bäume rauſchen hören, und durch die entlaubten Zweige den Himmel und die jagenden Wolken ſehen. Da lag ſie und ſprach wie im Fieber, prophezeiend, warnend, drohend, daß die Frauen ſie erſt ſpät verließen, nachdem ſie in Schlummer gefallen war und man ſie der Obhut einer der Mägde anvertrauen durfte.

In die Stube zurückgekehrt, fanden ſie Nadir auf ſeinem Platze vor dem Tiſche, das Geſicht in beide Hände gedrückt, regungslos, in ſich ſelbſt verſunken, als ob alle Sinne für ſeine Umgebung empfindungslos geworden. Erſt als man die Lampe auf den Tiſch ſtellte, erwachte er wie aus tiefer Bewußtloſigkeit, blickte Benvenuta mit faſt düſterem Auge an und ſagte, offenbar ohne zu wiſſen, daß er ſeinen Gedanken Worte gab: „Benvenuta, Deine Seele iſt todt, denn ſie iſt an einen Todten gebannt und iſt ihm nachgefolgt, und kein Flämmchen blieb übrig für Alle, die Dich lieben.“

Katharina und Benvenuta ſchwiegen; ſie fühlten wohl, daß er wie aus einem Traume ſprach, aber die Mutter unterdrückte einen Seufzer.

Nur langſam erwachte Nadir aus ſeinem halben Schlafe, indem ſein Geſicht, immer in Benvenuta's Antlitz blickend, nach und nach einen milderen Ausdruck annahm, bis er ſich endlich mit der Hand über die Stirne fuhr und tief aufathmend vor ſich hinſagte: „Ich bin ja nur der Bote! Ich kam, um zu berichten. Murat und Franceschetti ſchicken mich; ich ſoll erzählen.“

Und wieder nach einiger Zeit, in der er ſich zu zu ſammeln und zu beſinnen ſuchte, fuhr er ohne weitere Aufforderung fort:

„Es iſt nicht mehr viel zu berichten. Wir lagen im Kerker und draußen tobte die Schaar Trentacapelli's. Noch einmal tauchte die Hoffnung auf, denn die Bewohner von Monteleone kamen bewaffnet heran, um den König zu befreien, aber das Schloß war indeſſen von zahlreichen Soldaten beſetzt worden, und mit Denen von Monteleone zog enttäuſcht und hoffnungslos der Schutzgeiſt des Königs für immer ab. Anſtatt ihrer kamen die Männer, die ſich Richter nannten und das Todesurtheil mitbrachten. Unter ihnen ſaßen ſolche, die von den Wohlthaten Joachim Murat's gelebt hatten; ſie mußten nun den Bourbonen Bürgſchaft geben, daß ſie dieſe Wohlthaten und jede Erinnerung an dieſelben aus ihren Herzen verwiſcht hatten. Der König lächelte, als man ihm von Gericht und Richtern ſprach, und weigerte ſich, vor ihnen zu erſcheinen. Während ſie ſaßen und ihr Urtheil ſprachen, ſchrieb er ſeinen Abſchiedsbrief an ſein Weib und ſeine Kinder. Hier iſt er, offen, wie er mir übergeben worden; ihr werdet dafür ſorgen, daß er der Königin zukomme.“

So ſprechend zog Nadir einen Brief aus der Bruſt und legte ihn vor Benvenuta hin. Sie aber blickte ihn nur an, ohne ihn zu berühren, ohne ſich zu regen.

Katharina nahm ihn auf, entfaltete ihn und las mit zitternder Stimme:

„Meine theuere Karoline!

„Meine letzte Stunde iſt gekommen; in kurzer Zeit habe ich aufgehört zu leben; in kurzer Zeit iſt Dein Gemahl dahin. Vergiß mich nicht; mein Leben hat kein Unrecht befleckt. Leb wohl, mein Achilles; leb wohl, meine Lätitia; leb wohl, mein Lucian; leb wohl, meine Louiſe; zeiget der Welt, daß Ihr meiner würdig ſeid. Ich verlaſſe Euch ohne Königreich, ohne Gut, umgeben von meinen zahlreichen Feinden; ſeid immer einig; ſeid ſtärker als das Mißgeſchick, denket, was Ihr ſeid und was Ihr waret, und Gott wird Euch ſegnen. Fluchet nicht meinem Andenken. Wiſſet: der größte Schmerz meiner letzten Augenblicke iſt es, fern von meinen Kindern zu ſterben.

„Euch meinen väterlichen Segen; Euch meine Umarmungen und meine Thränen. Bewahret treu das Andenken Eures unglücklichen Vaters."

Katharina legte weinend den Brief auf den Tiſch, und Nadir ſagte: „Auch der König weinte, als er den Brief ſchrieb und als er mir ihn übergab."

„Gleich darauf," fuhr Nadir fort, „trat ein Offizier in's Gefängniß und fragte, ob der König zum Tode bereit ſei. „Ich bin es!" antwortete der König.

Noch hing eine Thräne an ſeinen Wimpern; aber ſtolz und aufrecht, ſchön wie in ſeinen ſchönſten Tagen, folgte er dem Offiziere — nicht weit, denn er hatte nur die Schwelle ſeines Gefängniſſes zu überſchreiten. Draußen in dem engen Gange ſtanden zwölf Mann mit angelegtem Gewehr und geſpanntem Hahn. Er trat vor die Mündungen hin, feſten Schrittes und ſagte mit eben ſo feſter Stimme: „Soldaten, laſſet mich nicht lange leiden — der Raum iſt klein — ſtützet Eure Gewehre auf meine Bruſt!“ Dann blickte er auf das Bild in ſeiner Hand, die Schüſſe fielen — er ſtürzte. —“

Benvenuta fiel von ihrem Sitze und lag auf dem Boden, als ob die zwölf neapolitaniſchen Kugeln durch ihr Herz gegangen wären.

„Mein Kind! mein Kind!“ ſchrie Katharina, — „wehe der Stunde, da er hier einzog.“

Nadir war zu ihr hingeſtürzt, legte die Hände unter das Haupt der Ohnmächtigen, und über ſie hingebeugt murmelte er klagend und vorwurfsvoll: „Warum hängt Deine Seele an einem Todten, da Dich ein Lebender liebt mit ſeinem ganzen Leben?“

Es war, als ob die Kraft ihres Willens noch in der Ohnmächtigen thätig wäre; ein Zucken in Lippen und Augenlidern verrieth einen Kampf mit ihrer

Schwäche — und in der That ſchlug ſie bald die Augen auf, beſann ſich raſch, erhob ſich und ſtand da, als ob ſie nicht eben gleich einer Sterbenden auf dem Boden gelegen hätte. Nur die Bläſſe ihres Geſichtes verrieth noch, was eben mit und in ihr vorgegangen. Lächelnd ſagte ſie Nadir gute Nacht und ging, auf die Schulter der Mutter geſtützt, aus dem Zimmer.

Ohne Schlaf floß Nadir die Nacht dahin auf der ſtillen Stube, die er vor Wochen bewohnt hatte und in der er ſich ſo heimiſch fühlte — und doch ſo elend. Er war über ſich ſelbſt entrüſtet, nach Korſika zurückgekehrt zu ſein und, wie ein Knabe den fliehenden Wolken, einem Glücke nachzulaufen, von dem er ſich von Anfang an geſagt hatte, daß es ihm nicht beſtimmt war. Er verfluchte die Bekanntſchaft mit Europa, die ihn ſo lieben gelehrt hatte — und doch, wenn ihn die Gedanken, die ihm zur Flucht riethen, nach der Heimat zurückführten, erſchien ihm dieſe wie eine lebloſe Wüſte, in der die beglückendſten Gefühle nicht gedeihen. Dann aber wieder, wenn es in ihm ſtürmte und tobte, deuchte ihn dieſe Heimat, die ſolche Liebe nicht kannte, voll Ruhe und Frieden, und eine mächtige Sehnſucht zog ihn dahin zurück, wo er als Kind nichts als Ruhe und Frieden gekannt hatte, bis dieſe Europäer kamen, um Herzen und Zuſtande aufzuwühlen. Er ſuchte die europäiſche Gefühls- und Denkweiſe abzuſtreifen und ſich ganz wieder in den Morgenländer zu verwandeln — was war ihm dann das Weib? — die Liebe? — wie klein erſchienen ihm dann, wie unwürdig eines Mannes all die Kämpfe, all der Kummer, all die Leidenſchaft, denen ſich die Kinder des Weſtens aus Liebe unterwerfen. Dann aber ſtand die ſtille Geſtalt Benvenuta's in ihrer ganzen Größe und Stärke vor ihm, und alle Scham, vor ſolchem Weibe ſchwach zu ſein wie die Europäer, war dahin, und er träumte und liebte und wühlte in ſeinen Schmerzen mit der Schwäche des Europäers, die er verurtheilte, und mit der Leidenſchaft des heißen Südens, des glühenden Blutes Arabiſtans. Er glaubte in ſeiner Stube auf und ab zu gehen und zu wachen, um einen Entſchluß über ſeine nächſte Zukunft zu faſſen — und die Nacht verging ihm, indem er ſich immer tiefer in ſeinen Kummer und in ſeine Liebe verſenkte. Oede, wie Brandſtätten, waren ihm Herz und Kopf, als er gegen Morgen ſo weit gekommen war, jenen Mann als Urſache ſeines Unglückes zu verwünſchen, dem er doch wie ein treuer Freund bis zum letzten Augenblicke gefolgt war; ja er kam ſich belachenswerth vor, ſich wie ein Diener dem hingegeben zu haben, der das Herz, deſſen Beſitz ſein höchſtes Glück geweſen wäre, über den Tod hinaus gefangen genommen und ihm entwendet hatte. Wie demüthigte ihn das Schickſal, das jenem noch im Tode alles Herrliche und Wünſchenswerthe zugedacht, während es ihn zum Looſe des Knechtes verurtheilte, zum bloßen Trabanten des Auserwählten, zum Zuſchauer der Größe und des Glückes machte, von deſſen Tafel ihm nicht ein Broſamen abfiel. Verurtheilt, vom Schickſal verurtheilt und vorbeſtimmt zum Unglück erſchien er ſich mit einem Mal und für immer. „So ſteht es im Buche geſchrieben,“ ſagte der Morgenländer in ihm; er ließ aufgegeben die Arme ſinken und eilte wie fliehend in die Morgendämmerung hinaus.

Auch Benvenuta war die Nacht ſchlaflos dahingegangen — nicht in Klagen, nicht in Gedanken an Vergangenheit und Zukunft. Die Schwäche der Ohnmacht und ihre Folgen hatte ſie bald abgeſchüttelt, und aufmerkſam wachend, ganz ihrem Geſchäfte als Krankenpflegerin angehörend, ſaß ſie am Lager ihrer Amme, die das Fieber ſchüttelte und die Fieberphantaſieen wie verworrene Geiſterſchaaren jetzt aufregten, jetzt in Angſt jagten. Als wäre ihr die Geſchichte vom Tode Joachim Murat's in längſt vergangener Zeit erzählt worden, lag kaum ein leiſer Schatten auf ihrem Geſichte, das nur noch die Beſorgniß um die Kranke ausdrückte und das dieſer fortwährend zugekehrt war, um ſie zu überwachen und jeden ihrer Wünſche zu erſpähen. Mit Zureden, mit Zurechtlegen des glühenden armen Hauptes, mit Waſſerreichen, ſelbſt mit Geſang, der, leiſe hingeſummt, die Kranke in kurzen Schlummer lullen ſollte, ging die Nacht dahin. Der Morgen brachte das Fieber zur Ruhe; Benvenuta erlaubte jetzt der Mutter, die Kranke zu überwachen, und ſie durfte an ihren Gaſt denken.

Aber Nadir erſchien nicht in der Halle, und ein Diener berichtete, daß er nicht im Hauſe war. Benvenuta ergriff unendliche Angſt: ſie erzitterte an allen Gliedern. Der Unglückliche, er wußte nicht, daß einer, der einen Feind hat, in Korſika bei Tag und bei Nacht nicht unbewaffnet, nicht ohne Todesangſt die Schwelle des ſchützenden Hauſes überſchreiten darf.

Sie warf ihren Mantel um und eilte hinaus, aus dem Hofe in's Dorf, dann, da ſie ihn nirgends erblickte, hinter die Häuſer und Hütten, die Gärten entlang, nach allen Seiten ausſpähend, ſelbſt hie und da hinter die Hecken und Gebüſche blickend, ob nicht ſchon irgendwo das Rohr Galvani Serra's hervordrohe. Da läutete das Glöcklein der Kapuziner, und ein Gedanke fuhr ihr durch den Kopf. Sie war gewiß, ihn dort hinter dem Kapuzinerkloſter zu finden, an jener Bank, wo er ihr am Morgen nach ſeiner Ankunft in

Vescovato ſeine Liebe zuerſt verrathen hatte. Sie irrte nicht. Um den Kloſtergarten biegend erblickte ſie Nadir vor der Bank gerade ſo wie damals, als er ſie vom Laufe erſchöpft aus ſeinen Armen hatte dahinſinken laſſen. Raſch ging ſie auf ihn zu; ihr Schritt durch das rauſchende Laub weckte ihn, er ſchlug das Auge auf, lächelte und erhob ſich.

„Komm in's Haus zurück, Nadir," ſagte Benvenuta dringend.

„Das will ich, meine Freundin," antwortete er milde, „ich wollte nur von dieſem Plätzchen Abſchied nehmen, ehe ich fortgehe für immer."

„So willſt Du fort?"

„Ja, Benvenuta, fort, heimwärts. Wenn uns nichts mehr bleibt, das Andenken an die Heimat bleibt immer; wir bilden uns immer ein, dort den Frieden wieder zu finden, den man als Kind dort gekannt hat. Dieſes Plätzchen hier iſt ein heiliger Ort, und ich hatte da ein Geſicht, wie die Propheten und Väter hatten an geweihten Orten. Ich habe die Heimat geſehen, klar und helle, wie lange nicht — den breiten, majeſtätiſchen, geheimnißvollen, heiligen Strom, der, wie unſere Sagen erzählen, aus dem Paradieſe kommt, — die Hütten an ſeinem Ufer und die Palmen über dieſen Hütten. In weite Fernen dringt der Blick über die weißen und grünen Ebenen, zu räthſelhaften und uralten Trümmern, und an die Grenzen märchenhafter Länder. Ungeheuer, höher und weiter als hier wölbt ſich der lichtgetränkte Himmel, die Sonne brennt mit lichterer Glut — aber die Sterne beleuchten eine blaue Nacht und ſind dem Menſchen näher. Arm, gedrückt, ohne Kenntniß ihrer Vergangenheit, ohne Blick in die Zukunft, wohnen meine Brüder und Schweſtern in dieſer wunderbaren Welt.“

Traurig ließ Nadir Kopf und Arme ſinken; Benvenuta ergriff ſeine linke Hand und blickte mit einer Thräne im Auge in ſein trauriges, doch begeiſtertes Geſicht.

Er legte ſeine Rechte auf ihre Schulter und fuhr mit zitternder Stimme fort: „Ich will zu ihnen, zu den Armen und Gedrückten. Den Schatz von Liebe in meinem Herzen, den Schatz, den Du mich finden ließeſt, o Benvenuta, will ich ihnen darbringen und mit ihnen theilen, und wenn ich dort Gutes thue, Benvenuta, biſt Du es, die es gethan hat. Ich will ihr Lehrer ſein, ich will ihnen ſagen, daß ſie das ſchönſte Geheimniß des Lebens nicht kennen, ich will ihnen vom Weibe ſagen, von der Liebe . . .“

Da, von der Hecke her, hinter der damals Carabelli gelauſcht hatte, fiel ein Schuß — mit einem tiefen

Seufzer ſank Nadir in die Arme Benvenuta's, mitten in's Herz getroffen.

„Galvani!“ ſchrie Benvenuta und brach mit dem Sterbenden zuſammen.

„Du haſt es errathen,“ antwortete eine Stimme aus dem Kloſtergarten.

Da es auf Korſika keine Begräbnißſtätte für Mohammedaner gibt, wurde Nadir im Garten des Hauſes Colonna-Ceccaldi unter einem Gebüſche von Granatſträuchen beſtattet. Dort ſaß Benvenuta oft mit ihrem Vater Franceschetti, der aus der Gefangenſchaft zurückgekehrt war; dort erſt erfuhr ſie von der Treue und Aufopferung, die Nadir auf dem Zuge nach Neapel, in höchſten Gefahren bewieſen, und von dem Heldenmuthe dieſes Fremdlings, den die Geſchichte nicht erwähnt. Seit Nadir's Tode viel weicher als früher, ließ ſie rückhaltslos ihre Thränen fließen, und noch war nicht hohes Gras über das Grab gewachſen, als ſie nicht mehr wußte, weſſen Andenken ihr theurer war, ob des unglücklichen Königs — ob des heimatloſen Fremdlings?

Bayeriſche Staatsbibliothek München

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Die
Diamanten der Baronin.

Roman

von

Moritz Hartmann

Erſter Band.

Das Recht der Ueberſetzung iſt vorbehalten.

Berlin.
Verlag von M. Leſſer.

BIB[illegible]CA
[illegible]
[illegible]NS

Druck von Hermann Blanke in Berlin, Neue Promenade 4

Vorwort.

Der Verfaſſer nachfolgender Geſchichte hat dieſelbe bereits vor einiger Zeit unter anderem Titel und anonym erſcheinen laſſen. Sein Name hätte damals leicht auf die Fährte der Perſonen und Begebenheiten führen können, welche ihm in Wirklichkeit den Stoff geliefert. Dieſe Rückſicht iſt ſeitdem weggefallen, und bereitet ſie auch dem Erzähler mancherlei Hinderniſſe, ſo hatte dieſe Selbſtbeſchränkung vielleicht doch das Gute, daß ſie ihn zwang, ſich öfter kurz zu faſſen, wo ihn ſonſt der realiſtiſche Stoff leicht zu der beliebten Breite und Ausführlichkeit hätte verleiten können, und daß auf dieſe Weiſe ein Bild entſtand, welches, wie er ſich ſchmeichelt, in engem Rahmen eine lebensvolle Geſchichte liefert und eine leidlich weitlangende Fernſicht gewährt. Und wenn nicht Fernſicht, ſo doch Einſicht in gewiſſe Standes- und Geſellſchafts-Verhältniſſe, welche dem deutſchen Publikum im Allgemeinen eben ſo unbekannt ſind, als Ort und Zeit der Handlung, über welche die Wogen der Ereigniſſe ſeitdem mit umgeſtaltender Gewalt dahingegangen.

Wiesbaden, Auguſt 1868.

M. H.

Inhalt

des erſten Bandes.

		Seite
1. Kapitel.	Die Ausfahrt	1
2. Kapitel.	Die Bewohner	16
3. Kapitel.	Das grüne Haus	22
4. Kapitel.	Bei Tiſche	31
5. Kapitel.	Demüthigungen	38
6. Kapitel.	Rechnungen	49
7. Kapitel.	Das Glück von Edenhall	60
8. Kapitel.	Vater und Tochter	71
9. Kapitel.	Der Aufruhr	78
10. Kapitel.	Im dunklen Gange	92
11. Kapitel.	Die Diamanten	110
12. Kapitel.	Eine neue Liebe	121
13. Kapitel.	Geneſung	130
14. Kapitel.	Der Ball	137

1. Kapitel

Die Ausfahrt.

> Das Leben iſt ein weinend Kind,
> Und deine Mutterſorge, Phantaſie,
> Es ſtets in ſüße Träume einzuwiegen,
> Erheberin und Tröſterin.
>
> **Bulwer.**

Durch die lange Reihe von Landhäuſern, die ſich mit ihren großen und kleinen Gärten und mannigfachen Abzweigungen rechts und links, faſt ununterbrochen und ſtundenweit ſüdlich von der großen Reſidenz hinziehen, fuhr in einem ziemlich eleganten Miethswagen ohne Nummer ein junger Mann von ungefähr zwanzig Jahren, den ein geübtes Auge ſogleich als einen Fremdling in der Reſidenz erkennen mußte. Zwar ſeine Kleidung war ſo elegant als nur möglich, aber zu elegant und geſucht für die Vormittagsſtunde. Seine Blicke ſtreiften neugierig und überraſcht an den ſchönen Landhäuſern hin und hafteten manchmal mit Behagen an den glücklichen Gruppen oder einſamen Spaziergängern hinter den Gartengittern. Der Maimorgen war ſchön und ſanft umhüllt, und wie gemacht zu einer beſchaulichen Spazierfahrt durch die Villeggiatur. Doch ſchien eine ſolche nicht ganz im Zwecke des jungen Fremden. Dazu war er zu unruhig. Bald fragte er den Kutſcher, ob denn die Villa des Barons von Frieſen noch ferne ſei, bald muſterte er ſeinen Anzug, bald wieder vergaß er die ganze ſchöne Umgebung und warf ſich in die Ecke des Wagens zurück, ſchlug die Arme übereinander und ließ den Kopf ſinken, als ob er über etwas Wichtiges nachdenken wollte. Seine dunklen und langen Augenwimpern ſenkten ſich dann und bedeckten die dunkel glühenden Augen, die, was ihm nicht entgangen, ſchon mancher Bewohnerin der Landhäuſer an der Straße aufgefallen waren. Aber anſtatt der tiefen Gedanken kamen ihm offenbar manche heitere; denn ein lächelnder Zug machte die volle rothe Oberlippe mit dem dunkeln, aber noch ſehr jungen Schnurrbärtchen zucken. Unwillkürlich zog er die Börſe aus der Taſche, und betrachtete ihren Inhalt. — Nur noch fünf Gulden, murmelte er, ein trauriger Reſt. Die lackirten Stiefel und die Handſchuhe haben mich erſchöpft. — Lächelnd ſteckte er die Börſe wieder ein, zog die ſchwarzen Handſchuhe von den Fingern und begann mit einiger Mühe ein paar ganz neue hellbraune anzuziehen. Mit Wohlgefallen betrachtete er dann beide Hände und murmelte abermals: unter uns geſagt habe ich eigentlich zum erſten Male in meinem Leben ſo feine Handſchuhe, eine ſo ſchöne Cravatte und ſo glänzende Stiefel an meinem Leibe — aber die Frau Baronin ſoll mir das nicht anſehen. Was mich genirt, ſind meine verdammten rothen Backen, dergleichen ich in der Reſidenz noch nicht geſehen habe.

In dem Augenblicke hielt der Wagen vor dem hohen Hofgitter eines Landhauſes, das an Pracht und

Größe die meiſten bisher geſehenen übertraf. Es ſtand in einem weiten, mit feinem weißen Sande beſtreuten Hofe, glänzte mit großen Rundbogenfenſtern und gewährte ebener Erde durch eine Art von Vorſaal, der vorn nur durch drei Pfeiler getragen, rückwärts aber ganz offen war, einen ſchönen Blick in den Park mit ſeinen mannigfaltigen Gebüſchen, ſeinen Raſenplätzen, ſeinem Baſſin, auf welchem Schwäne langſam hin- und herzogen. Rechts und links ſchloſſen ſich an das Hauptgebäude die etwas niedrigeren Flügel mit ihren kleinen Balkonen und Treppen, welche ſämmtlich mit Blumen beſetzt waren. Ueber dem ganzen Hauſe lag große Stille, mit welcher die Inſchriften über den Frieſen, welche ſich alle auf die Einſamkeit und das Glück der Zurückgezogenheit bezogen, harmoniſch zuſammenſtimmten.

Ueber ſich ſelbſt erſtaunt, daß er ſich in dieſer Umgebung mehr behaglich als beengt fühlte, ſprang der junge Mann aus dem Wagen und ſchritt mit jener Ruhe, die er ſich bei dieſer ganzen Unternehmung zur Pflicht gemacht hatte, dem Haupteingange zu.

Ein Bedienter in reicher Livree empfing ihn am Fuße der Treppe. Der junge Mann übergab ihm einen Brief und ſagte: „Geben Sie dieſes der gnädigen Frau und fragen Sie, ob der Ueberbringer, Herr Alfred Lindau, die Ehre haben könne, ihr ſeine Aufwartung zu machen.“

Der Diener eilte die Treppe hinauf und verſchwand in den Zimmern. Alfred, der nicht zweifelte, ſofort empfangen zu werden, folgte ihm bis in das Vorzimmer des erſten Stockes. Erſt hier fiel es ihm ein, daß er ſich eigentlich in einer ſchwierigen Lage befinde. Der

Empfehlungsbrief, den er eben der Baronin überſchickt hatte, war nicht an ſie, ſondern an den Baron, ihren Gatten, gerichtet. Freunde in der Reſidenz, welche Perſonen und Zuſtände kannten, hatten ihm gerathen, wo möglich ſich in das einflußreiche Haus durch die liebenswürdige Baronin einzuführen und den ſtolzen, hochmüthigen Baron zu umgehen. Darum hatte ſich Alfred die großen Koſten einer neuen Toilette und eines Miethswagens gemacht und ſuchte er die Baronin in ihrem Landhauſe auf, während er den Baron, der ſich unter Tags in der Stadt aufhielt, ohne Koſten hätte ſehen können. Der Brief war von einem intimen Freunde der Familie aus der Provinzialſtadt, wo Alfred ſeine Studien vollendet hatte, und er hoffte, die Dame werde es mit der Adreſſe nicht ſo genau nehmen. Manche Erfahrung hatte ihn zudem belehrt, daß er beim ſchöneren Geſchlecht immer auf beſſeren Erfolg rechnen konnte. Dieſe Ueberzeugung, obwohl etwas nach Eitelkeit riechend, war doch vollkommen begründet und berechtigt. Alfred war ein überaus ſchöner Junge, und wenn er es auch wußte, ſo hatte er doch Verſtand genug, es nicht merken zu laſſen, und ſeine im Ganzen noch jugendliche Unerfahrenheit, unterſtützt von naiven, etwas provinziellen Formen, breitete über dieſes Bewußtſein einen wohlthätigen Schleier.

Die Stirne an das Fenſter gelehnt, betrachtete er die Blumengebüſche, die ſich auf hölzernen Geſtellen vom Hofe bis an die Fenſter des erſten Stockes erhoben und die Orangenbäume, die von der Mitte des Hofes in einem Halbkreiſe in das marmorgepflaſterte Veſtibül führten, und die Tannen, die, Theile eines Wäldchens am rechten Flügel, über das Dach emporragten. Ein zahmes Reh ſprang, von einem reizenden Knaben verfolgt, von einer der Treppen herab. — Unwillkürlich dachte Alfred an ſein armes Heimathsdorf und an die Menſchen, die ſich dort in Mühe und Arbeit durch's Leben plagen. Es ſchien ihm, als ob ſie ganz verſchiedene Geſchöpfe wären von den Bewohnern dieſer glückſeligen Villa. Er ſeufzte auf und es däuchte ihn ein unſinniges Wageſtück, ſich, aus jener dunkeln Welt kommend, in dieſe lichte und glückliche drängen zu wollen. Alle ehrgeizigen Pläne, die ihn aus bekannten Verhältniſſen und mittellos in die Reſidenz und einer unbeſtimmten Zukunft entgegentrieben, erſchienen ihm plötzlich ſchal und hoffnungslos. Er ballte die Fauſt und ein bitteres Lächeln zuckte um ſeine Mundwinkel. Ah, dachte er, wie dieſe Gitter die Villa, ſo umgeben unüberſteigliche Hinderniſſe dieſe glänzende, freudenvolle, ariſtokratiſche Welt. Wie um ſeine Gedanken zu beſtätigen, kam der Bediente zurück und reichte ihm den Brief, mit dem Bedeuten, die gnädige Frau öffne niemals Briefe, die an den gnädigen Herrn adreſſirt ſeien.

Alfred ging. Aber es war ihm ſchwer, aus dieſer ſchönen Welt und von den Hoffnungen zu ſcheiden, welche er auf die ſo ſehr gerühmte Baronin gebaut hatte. Langſam durchſchritt er den Hof, bald da, bald dort bei einer Blume haltend oder die ſinnigen Inſchriften leſend, die in vergoldeten, aber etwas verroſteten Lettern über das Dach hervorragten und aus alten Zeiten zu ſtammen ſchienen. „Solitudo, mater optimorum consiliorum," las er eben, als er bemerkte, daß ſich ein Fenſtervorhang bewegte und daß er von einer Dame beobachtet wurde. Mehr zu ſehen war ihm nicht vergönnt, denn der Vorhang fiel, ſobald ſein Auge daran haftete. Er wandte ſich, um nach dem Wagen zurückzugehen, als ihm der Bediente nachgeeilt kam und ihn einlud, in das Haus zurückzukehren. Die gnädige Frau habe es ſich überlegt; der Brief komme von einem zu lieben Freunde, als daß ſie ihn ungeleſen laſſen könnte.

Ein ſelbſtgefälliges Lächeln flog über Alfreds Geſicht, als er dem Bedienten in den Salon folgte, wo er die Baronin, die noch bei der Toilette war, erwarten ſollte. Doch wurde er bald wieder ernſter. Thor, ſagte er zu ſich ſelbſt, du kannſt ihr einen Augenblick aus der Ferne gefallen und ſo lange ſie dich für einen freien, von einem Freunde empfohlenen Mann hält; hat ſie aber erſt aus dem Briefe erfahren, daß du nichts anderes biſt, als ein armer Teufel, der in die Reſidenz kommt, um ſein Glück zu machen, ein unglückſeliges Individuum, das ſeine Carrière mit Schulmeiſterei anfangen muß — wie bald wird ſie dich mit Stolz und Hochmuth ungefähr wie einen etwas höheren Bedienten ohne Livree betrachten.

Er ſetzte ſich in einen Lehnſtuhl, runzelte die ſchöne hohe Stirne und gab ſich den bitterſten Betrachtungen über den Unterſchied der Stände und die Ungerechtigkeit des Glückes hin. Was ihn am meiſten ſchmerzte, war, daß es ihm wohl Niemand anſehe, wie er entſchloſſen und befähigt ſei, über alle Schranken der Geſellſchaft hinwegzuſetzen und eine glänzende Laufbahn nach irgend einem großen Ziele im Sturmſchritt zu durcheilen. Er geſtand es ſich zu, daß er jetzt als ein Bittender an den Thüren des Reichthums ſtand und fühlte ſich ſehr gedemüthigt. Sein edler Kopf ſank traurig auf die Bruſt und er bildete ſich ein, ſehr unglücklich zu ſein, als er im Nebenzimmer ein ſeidenes Kleid rauſchen hörte und nach einer Sekunde die Baronin Mathilde von Frieſen vor ihm ſtand.

Schnell ſprang er auf, fuhr mit der Hand über die gefaltete Stirne, warf das braune und volle Haar zurück und verneigte ſich erröthend und trotz ſeiner Verlegenheit doch nicht beſonders tief vor der ſchönen und anmuthigen Erſcheinung. Die Baronin hieß ihn freundlich willkommen, lud ihn ein, ſich neben ſie auf das Sopha zu ſetzen und bat ihn um den Brief des Freundes.

Während ſie las, fühlte er ein Gemiſch von Behagen und Unbehagen — es that ihm wohl, neben dieſer Dame, die in jeder Bewegung wie in ihrem ganzen Anzuge eine angeborene, freie, doch immer beſcheidene Anmuth verrieth, auf dem Sopha zu ſitzen; er wußte auch, daß der ganze Brief, den ſie las, ſeines Lobes voll war, galt er doch in der Provinzſtadt, aus der er kam, trotz ſeiner Jugend, für einen hoffnungsreichen Menſchen, der beſtimmt war, Ruhm und Ehren zu erwerben. Auch erkannte er im Geſicht der Baronin, die manchmal während des Leſens einen neugierig prüfenden Blick über ihn ſtreifen ließ, den Eindruck, den die Lobeserhebungen auf ſie hervorbrachten. Aber er fürchtete, er ſchämte ſich der Stelle, die ihn als nichts anderes, denn als angehenden dienſtbereiten, auf Zahlung hoffenden Hofmeiſter entlarvte. Mit einer gewiſſen Aengſtlichkeit ruhte ſein Blick auf ihrem Geſichte, den Augenblick erwartend, da ſich der Ausdruck des Wohlwollens und der Achtung in ariſtokratiſchen Stolz verwandeln und ſie es bereuen werde, ihn wie

Ihresgleichen auf's Sopha eingeladen zu haben. Doch je länger er dieſes Geſicht betrachtete, deſto mehr verſchwanden die ſelbſtquäleriſchen Gedanken — es war ein Geſicht voll Milde und Liebe. Bleich und etwas mager, ſchien es für die zarteſten Eindrücke empfänglich, und andererſeits unfähig, irgend eine harte oder dem Wohlwollen fremde Miene anzunehmen — ein inoffenſives, frommes Geſicht. Die blauen Augen, von langen, dunklen Wimpern beſchattet, beſtätigten dieſen erſten Eindruck. Das tief ſchwarze Haar, das in dicken Scheiteln herabfiel, und mit den blauen Augen und blaſſen Wangen gewiſſermaßen einen Kontraſt bildete, war das einzige, was mit der allgemeinen Milde und Sanfmuth der Erſcheinung, obwohl beide hervorhebend, nicht übereinſtimmte. — Ein Erfahrener hätte auch erkannt, daß auf dieſem Geſichte, über dieſen Augen etwas ſchlummerte, das offenbar nur durch einen Zufall bisher noch nicht erwacht war. Alfred in ſeiner jetzigen Gemüthsverfaſſung war nicht der Mann, ſolche Beobachtungen anzuſtellen; das taubenblaue Seidenkleid, mit den kleinen Goldknöpfchen an den Aermeln, der feine Spitzenkragen, der es begrenzte, die kleine Fußſpitze, die fein und ſchmächtig im ſchwarzſeidenen Schuh unter dem Kleide hervorblickte, überhaupt das mit Einfachheit und Geſchmack Glänzende der ganzen Erſcheinung waren Dinge, die ſeine Aufmerkſamkeit in höherem Grade in Anſpruch nahmen. Das iſt, ſagte er ſich, was man eine Dame nennt — und obwohl ihm ſelber der Gedanke thöricht ſchien, ſo konnte er ihn doch nicht unterdrücken, daß es eine höhere Seligkeit ſein müſſe, ein ſolches Weib mit kniſterndem Seidenkleide in die Arme zu drücken, als ein armes, noch ſo ſchönes Geſchöpf in ſtummer, nachgiebiger Baumwolle.

Aus dieſen thörichten Gedanken wurde er durch die Baronin geweckt.

„Das trifft ſich gut,“ ſagte ſie freundlich, indem ſie den Brief zuſammenfaltete; „unſer Freund ſchreibt uns, daß Sie eine Hofmeiſterſtelle anzunehmen gedenken und wir ſuchen ſchon ſeit Monaten nach einem Manne, dem wir unſere Kinder anvertrauen könnten. Nach allem, was der Freund über Sie ſchreibt, wäre ich ſehr glücklich, wenn Sie ſich entſchließen könnten, in unſer Haus zu kommen und die Pflichten, die mir von Tag zu Tag bei meinen Knaben ſchwerer werden, mit mir theilen wollten.“

Alfred verbeugte ſich erröthend. Wie ſehr willkommen ihm auch der Antrag ſein mußte, ſo ſagte er ſich doch, daß man ſich „ſolchem Volke“, „den hochmüthigen Reichen“ nicht zu ſchnell und ohne Rückhalt hingeben dürfe; daß man thun müſſe, als ob man wählte und die Annahme von Bedingungen, freilich rein moraliſchen und uneigennützigen, abhängig machte. Und ſo antwortete er lächelnd, aber doch mit gemeſſenem Tone: „Ihr Antrag, gnädige Frau, ehrt mich ſehr, doch wäre es nicht recht von mir, wenn ich Pflichten übernehmen wollte, für deren Erfüllung ich keine Sympathie hätte. Ich bin überzeugt, daß Sie die Mutter der liebenswürdigſten Kinder ſind, dennoch wünſchte ich ſie zu ſehen, ehe ich antworte.“

Die Baronin fand dieſe Antwort natürlich und ſchien darüber erfreut. Sie verſchwand in den Nebenzimmern und kam nach einigen Augenblicken wieder, an jeder Hand einen Knaben führend. Es waren ſchöne

Jungen von ſieben und acht Jahren, die ſie ihm mit beſcheidenem Stolze lächelnd vorſtellte. Wie ſie ſo zwiſchen ihren Kindern vor ihm ſtand, erſchien ſie ihm doppelt ſchön; die Mutter war ſeinem jungen Gemüthe doch heiliger, als ihm die Dame geweſen. Er fühlte die Schranke zwiſchen ſich und ihr fallen und er legte den Trotz ab, mit dem er dieſer vornehmen Welt entgegenzutreten entſchloſſen war. Indem er ſich zu den Kindern niederbeugte, ſah er mit einem bejahenden Blicke zur Mutter hinauf, die ſich geſchmeichelt fühlte, ihn durch den bloßen Anblick ihrer Kinder gewonnen zu haben.

Nachdem ſie ihm Zeit gelaſſen, mit den Kindern einige freundliche Worte zu wechſeln, entließ ſie dieſe mit der Ermahnung, ſich für die Spazierfahrt bereit zu machen und auch Mademoiſelle Gabriele einzuladen. Die Knaben gingen, nicht ohne einen forſchenden Blick auf den Mann zu werfen, unter deſſen Herrſchaft ſie künftig ſtehen ſollten; es ſchien, als ob ſie den Fremdling mit Vertrauen betrachteten, und die Baronin, welche die Menſchen gerne nach dem Eindruck beurtheilte, den ſie auf ihre Kinder machten, lächelte wieder und ſagte zu Lindau: „Ich hoffe, daß Sie gute Freunde werden. Ich wünſchte, Sie ſo bald als möglich meinem Manne vorzuſtellen, und bitte Sie darum, wenn Sie nichts abhält, zum Mittagstiſch hier zu bleiben. Im anſtoßenden Zimmer finden Sie eine kleine Bibliothek; vielleicht unterhält es Sie, während ich mit meinen Kindern einige Beſuche mache, mit einem Buche in der Hand im Parke zu ſpazieren.“

Das ungezwungene und entgegenkommende Benehmen der Baronin, noch mehr der über alle Erwartungen ſchnelle Fortſchritt ſeiner Angelegenheiten erfüllten Alfred mit großer Sicherheit. Er begann ſo frei über die Kinder, über Erziehung, über die erſten Eindrücke in der Reſidenz, über das ſchöne Landhaus und über hundert andere Gegenſtände zu plaudern, und er that es mit ſolcher Lebhaftigkeit, daß er über ſich ſelbſt erſtaunt war. Der junge Mann hatte, wie man ſchon bemerkt haben wird, die Eigenſchaft, ſich ſelbſt zu beobachten, ohne darum die Wirkung, die er auf die Andern machte, aus den Augen zu laſſen. Doch irrte er ſich jetzt. Er war überzeugt, daß die Baronin, dieſe in ſeinen Augen erfahrene Weltdame, ihn, ſeinen Geiſt, ſeinen Charakter beurtheilte, und er richtete, bei aller inneren Bewegung, ſeine Worte darnach ein; aber Mathilde war anders geartet. Sie forſchte nicht, ſie horchte nicht aus, es fiel ihr nicht ein, zu urtheilen. Sie nahm die Menſchen, wie ſie ſich gaben und wie ſie ihre äußere Erſcheinung empfahl; ihr Urtheil über Alfred verſparte ſie ſich bis auf den Ausſpruch ihres Mannes, obwohl ſie bereits die Unvorſichtigkeit begangen hatte, den jungen Hofmeiſter gewiſſermaßen feſt engagirt zu haben.

Die Kinder erſchienen wieder und mit ihnen eine junge Dame von ungefähr zwanzig Jahren, die für Madame Hut und Shawl in Händen trug. Mathilde ſtellte den Fremden Mademoiſelle Gabriele de Chaumont, ihrer Freundin, vor. Mademoiſelle Gabriele verneigte ſich leiſe, indem ſie einen kurzen, forſchenden Blick über Alfred gleiten ließ. Es wurde ihm bei dieſem Blicke etwas unbehaglich zu Muthe; er empfand jenes Gefühl, von dem er eine Stunde vorher gefürchtet hatte, daß es ihn in Gegenwart der Baronin überkommen werde. Die große Schönheit der jungen Dame milderte den Eindruck nicht, obwohl er ſich geſtehen mußte, niemals ſo herrliche, ſo reine Formen geſehen zu haben. Zwar ſtand ſie in dem Augenblicke, da ſie der Baronin mit großer Dienſtfertigkeit den Shawl umlegte, wie eine Perſon in untergeordneter Stellung vor ihm, doch ſah ſie ſtolzer, herrſchſüchtiger aus, als die Dame, der ſie diente. Es war ihm wohl, als ihm die Baronin ein freundliches: Auf Wiederſehen! zunickte, Gabriele ſich abermals ſchweigend verneigte, die Kinder ihm wie einem alten Bekannten die Hand reichten und die ganze Geſellſchaft aus dem Zimmer verſchwand. Einige Minuten darauf hörte er einen Wagen aus dem Hofe rollen. Es war ihm, als hätte man den ganzen prächtigen Palaſt mit Dienerſchaft und Park ſeinem unbeſchränkten Gebrauch überlaſſen. Mit ziemlich lauten Schritten ging er durch die lange Reihe von Zimmern, warf einen flüchtigen Blick auf die arme Bibliothek und auf die ziemlich mittelmäßigen Bilder, aber einen beinahe ehrfurchtsvollen auf die alten maſſiven und prachtvollen Möbel, welche mit den erſteren ſonderbar kontraſtirten und nur zu der Pracht des ganzen Gebäudes paßten. Er wußte nicht, daß der Baron Villa und Einrichtung von dem alten, durch ſeinen Geſchmack berühmten, nunmehr ruinirten Fürſten L. angekauft hatte, welcher nur ſeine Bilder und ſeine Bibliothek aus dem Ruin gerettet. Alles Uebrige überließ er für einen Spottpreis dem baroniſirten Banquier. Im mittleren Saale, der mit großen Rundbogenfenſtern auf einen Balkon führte und auf den Park blickte, bemerkte Alfred ein großes, in goldenen Rahmen gefaßtes Porträt, das von einer Grafenkrone überhangen war und dem Eintretenden ſogleich auffallen mußte. Es ſtellte einen polniſchen Adeligen in Nationaltracht dar, und unter dem Namen Graf Aurel Kaminsky las man die geſchriebenen Worte: „Als Zeichen der Dankbarkeit ſeinem theuren Freunde dem Baron von Frieſen“. Das Geſicht war eines jener polniſchen Adelsgeſichter, die ſich durch lächelnden Blick, energiſche Geiernaſe und ſanft umſpielten Mund auszeichnen. Alfred blickte lange in dieſes wohlthuende Auge, das ihn mit Freundlichkeit anzuſchauen ſchien, und er hätte ſich wohl in dieſen Anblick verloren, wenn er ſich nicht plötzlich und mit Schrecken an ſeinen immer noch vor der Thür wartenden Wagen erinnert hätte. Er konnte ihn unmöglich bis nach Tiſche behalten, ohne ſeine ökonomiſchen Verhältniſſe gänzlich zu Grunde zu richten. Er nahm ſeinen Hut, eilte hinab, bezahlte dem Kutſcher beinahe den ganzen Reſt ſeines Vermögens und entließ ihn. Dann ging er durch das ſäulengetragene Veſtibül in den Park.

Die tiefe Ruhe, die da herrſchte, that ihm nach den Aufregungen der letzten Stunden wohl. Die Schwäne zogen geräuſchlos über die großen Waſſerbecken; die Springbrunnen murmelten nur, in der Luft ſummten einige Käfer, der große Raſenplatz verlor ſich in weiter Ferne, begrenzt von Buchen und Platanen, aus denen hie und da eine hellere Akazie, ein zarter Fliederbuſch oder eine dunkle Blutbuche hervorblickte. Aber noch tiefere Ruhe webete aus dem Tannen- und Fichtenwäldchen, das ſich rechts an den Raſenplatz anſchloß und über mehrere kleine Hügel dicht verwachſen und dunkel hinzog. Der Boden war da von Mooſen und gerötheten Nadeln bedeckt; den grauen Granit, der hie und da aus der Erde hervorragte, umhüllten Kryptogamen und allerlei Schlingpflanzen; ein kleiner Bach ſchlängelte ſich rauſchend, doch nicht lärmend, durch Geſtein und jahrhundertalte Wurzeln. Nach wenigen Schritten glaubte ſich Alfred mitten im Walde und fern von allen menſchlichen Wohnungen. Die gebahnten Wege waren vernachläſſigt und das trug nur dazu bei, die Täuſchung zu erhöhen. Das Wagengeraſſel der Landſtraße verſtummte hier gänzlich und man hörte nichts, als ſich zu Füßen das Murmeln des Baches und über ſich jenes geheimnißvolle Sauſen, das nur den Tannen eigen iſt. Immer weiter wandernd ſtand Alfred plötzlich vor einer ſtrohbedeckten Einſiedelei, die aber unbewohnt war und verfallen. Aus den Brettern wuchſen Pilze und im Strohdach hatte ſich ein ganzes Volk von Vögeln eingeniſtet. Doch trug die Hütte im Innern noch die Spuren ehemaliger Wohnlichkeit. An der Wand hing ein leerer Bücherſchrank und einfache Armſtühle luden noch jetzt zum Ausruhen ein. Wahrſcheinlich pflegte ſich Fürſt L., der ehemalige Beſitzer, hierher zurückzuziehen, wenn er der Welt müde war. Unwillkürlich dachte ſich Alfred an ſeine Stelle und es kam ihm der Gedanke, daß es nicht übel wäre, wenn ihm die Baronin dieſe Klauſe einrichten und als Wohnung anweiſen wollte. Sonderbarer Weiſe ſehnte ſich dieſer junge Mann nach ſo kurzen Aufregungen und nachdem er ſich in den prächtigen Salons ſo wohl gefühlt hatte, in die Zurückgezogenheit einer ſolchen Einſiedelei. Er ſelbſt lächelte, wie er ſich über dieſen Gedanken ertappte. Ich werde ewig das Kind des Dorfes bleiben, ſagte er ſich halb vorwurfsvoll. Zwei Seelen wohnen, ach! in meiner Bruſt. Er ſetzte ſich auf die

Moosbank vor der Hütte, und wähnend, daß er ſich nur dem Tannenrauſchen hingebe, dachte er an Vergangenheit und Zukunft, an ſein Dorf und an die große Welt; die Baronin ſaß gutmüthig lächelnd neben ihm auf der Moosbank, die Kinder ſpielten zwiſchen den Felsblöcken, durch das Dunkel der Tannen, einen Blick auf ihn gerichtet, ſchritt die wundervolle Geſtalt Gabrielens.

2. Kapitel.

Die Bewohner.

Das wahre, volle, ſtarke Sein,
Wir hören, fühlen, ſeh'n es nicht,
Indeß der leere, eitle Schein
Mit Donner, wie die Wahrheit, ſpricht,
Und Herzen freut und Herzen bricht.
W. Schadler.

Was dir ſo ſcheint, iſt nicht!
Terentius.

So lebte Alfred, der ſich einbildete, die Welt mit ſo klarem Auge zu ſeh'n, wie ein vielerfahrener Greis, nur in Träumen und Täuſchungen; meinte er doch auch mit ſeinem Eintritte in dieſes Haus den erſten Schritt in die eigentliche große Welt gethan zu haben. Der Name des Baron von Frieſen war allerdings im Munde aller Leute. Der Ruhm ſeines Reichthums und ſeines Einfluſſes erſtreckte ſich weit über die Grenzen des großen Reiches, und ſo hatte auch Alfred ſchon in früheſter Jugend den Namen ſeines Hauſes immer wie den Träger fabelhaften Glanzes ausſprechen hören. Darum imponirte es ihm ſo ſehr, ſich mit ihm in ſo naher Berührung zu fühlen. Doch gehörte Baron Frieſen zu jenen einflußreichen Männern, die im Staate mehr gebraucht als geſchätzt werden; zu jenen modernen Amphibien der Geſellſchaft, die das Bürgerthum zum Adel, der Adel zum Bürgerthum rechnet, zu jenen ſchwankenden Erſcheinungen, die durch einen Ruck des Glückes in die höchſten Sphären gehoben oder in die tiefſten Abgründe geſtürzt werden können. Der moderne Staat bedarf dieſer Menſchen weit mehr, als der alten glanzvollen Namen; er giebt ihnen Titel, er zeichnet ſie bei beſonderen Gelegenheiten aus, er beſtreitet ihnen nicht den Einfluß, den ſie ſich erobert haben, aber die Tradition iſt ſtärker, als die Nothwendigkeit, und in der Geſellſchaft wird der glänzende Ueberflüſſige höher geachtet, als der Mann der momentanen Nothwendigkeit. Ein ſolcher Mann war ſchon der Großvater des Baron Frieſen geweſen; die Familie hatte ihre ganze Exiſtenz an das Schickſal des Staates geknüpft und mit ihm durch Generationen alle Wechſelfälle des Glückes durchgemacht; ſie war mit ihm gefallen und geſtiegen und ihr Name ſpielte ſeit beinahe einem Jahrhunderte in allen finanziellen und in vielen politiſchen Ereigniſſen eine große Rolle; Heirathen hatten ſie mit alten, wenn auch meiſt zu Grunde gerichteten Familien in Verbindung gebracht und es war vorauszuſehen, daß, wenn das Bankhaus einmal geſchloſſen und ein Frieſen ſich in ruhigen Genuß ſeines koloſſalen Vermögens zurückziehe, ihm die Thüren der höchſten Geſellſchaft offen ſtehen werden.

Bei nahen Anlehen, bei großen Unternehmungen waren die Vorzimmer der Miniſter leer, die ſeinigen von Bittſtellern alten Namens angefüllt. Er hatte ſo viele Stellen zu vergeben, als irgend eine Abtheilung in der Regierung, und da ſie beſſer bezahlt wurden, ſo wurden ſie auch eifriger angeſtrebt. Die ganze Induſtrie des Landes trug ſeinen Stempel; denn immer bereit zu Unternehmungen, die eine neue Stellung gaben, war er der Erſte, der bei dem etwas verſpäteten Anbruch der induſtriellen Zeit in ſeinem Lande Fabriken errichtete und große Summen wagend, mancherlei begann, wozu die Regierung keinen Muth hatte. Dafür war ihm die Regierung dankbar, aber die Sitte, mächtiger als alle Regierungen, war unerſchütterlich, und Baron Frieſen, der alles vermochte, knirſchte mit den Zähnen, wenn bei ſeinen Feſten ein Fürſt erſchien, ohne die durchlauchtige Gemahlin am Arme zu haben. Er mußte es ſich geſtehen, daß er nur jene alten Adeligen mit Frauen und Töchtern um ſich verſammelte, die, zu Grunde gerichtet, von ihm eine Stelle für einen armen Verwandten oder einen Gewinnſtabfall erwarteten. Doch nur in ſeltenen Momenten hatte er einen Begriff davon, wie ſich die Arbeit, der Fleiß, die ſchaffende Kraft mit Stolz und Würde dem unfruchtbaren Müſſiggang entgegenzuſtellen berechtigt wäre. Es war immer ſein erſter Zweck, den äußerlichen Glanz aufrecht zu erhalten und den Uneingeweihten glauben zu machen, daß er auf den höchſten Stufen der geſellſchaftlichen Hierarchie ſtehe.

Was er dabei bedauerte, war, daß ſeine Frau leider nicht gemacht war, ihn in ſeinem Streben zu unterſtützen. Mathilde verſtand nichts von ſeinem Ehrgeiz. Ihre Mutter war eine reiche Bürgerliche geweſen, die man an einen armen Grafen verheirathet hatte; ſie erfuhr in der neuen Welt, in die ſie ihr Mann einführte, mancherlei namenloſe Demüthigungen und ſie hatte einfachen Verſtand genug, um ſich rechtzeitig zurückzuziehen und ihr Gemüth durch einen Kampf gegen kleinliche Waffen nicht verbittern zu laſſen. In dieſer weiſen

Zurückgezogenheit erzog ſie ihre Tochter und flößte ihr jene Anſpruchsloſigkeit ein, die ſie allein gegen ähnliche Erfahrungen beſchützen konnte und die in der That ſich ſelbſt in der Frau des ehrgeizigen Baron Frieſen unveränderlich bewahrte. Sie verſtand dieſes Streben ihres Mannes, mit unnahbaren Kreiſen in Berührung zu kommen, ganz und gar nicht und mußte darum manche Vorwürfe ertragen. Daß es zwiſchen ihr und den ſogenannten niedrigen Ständen einen Unterſchied gebe, erfuhr ſie nur durch Gewohnheit und Lebensweiſe; ſie fühlte zwiſchen ſich und Andern keine andere Grenze, als ihre Beſcheidenheit und ein dunkles Bewußtſein eines untergeordneten Geiſtes. Ihr Mann, ihre Kinder waren ihre Welt, über den Reſt machte ſie ſich keine Gedanken; fremde Menſchen und Zuſtände zu beurtheilen, kam ihr nie in den Sinn, und geſellſchaftliches Gerede hörte ſie mit Gefälligkeit an, ohne daß es im geringſten ihr Gemüth berührte.

Das Verhältniß zu Mademoiſelle de Chaumont war für das Ehepaar bezeichnend. Gabriele war die Tochter eines franzöſiſchen Legitimiſten, welcher im Jahre 1830 freiwillig ſein Land verlaſſen und eine ſorgenloſe Stellung aufgegeben, die er auch unter der Juliregierung hätte behalten können. Er ruinirte ſich und folgte aus reiner Begeiſterung ſeinem alten König in die Verbannung. Seine Treue wurde vom deutſchen Adel ſehr bewundert, aber ſein Leben floß in Elend und ſtummer Entſagung dahin. Dies wurde erſt nach ſeinem Tode offenbar, da er eine einzige Tochter, Gabriele, hilflos zurückließ. Die bedeutenſten Damen der Reſidenz beeilten ſich, das damals noch ſehr junge Mädchen zu beſchützen; wie ein Mündel des ganzen hohen

Adels wanderte Gabriele von Gunſt zu Gunſt und aus einer Familie in die andere, und es hatte allen Anſchein, als ſollte ſie, die Vielbeſchützte, obwohl arm, unter all dem Glücke, das ihr die glänzende Geſellſchaft bot, nur die Wahl haben, um ſo mehr, als ſie von einer fremdartigen, eigenthümlich und ſchnell wirkenden Schönheit unterſtützt war. Beſonders waren es die alten Herren, welche mit Kennerblick und ſich auf ihre Erfahrungen berufend, der nicht weniger geiſtvollen als ſchönen Gabriele eine große Zukunft prophezeiten.

Sonderbar war es, daß ſie in keinem der Häuſer lange aushielt, daß ſie von Familie zu Familie wanderte, ohne daß man eine beſtimmte Urſache für dieſe ihre Fahrten hätte angeben können. Sie war auf dieſe Weiſe das Mitglied und die Eingeweihte vieler Familien geworden, ohne daß man ſie zu der einen oder der andern zählen konnte. Sie kannte unzählige Menſchen und viele geheime Verhältniſſe; man behauptete, daß ſie von dieſer und jener Dame gefürchtet werde, daß ſie über den und jenen Mann eine geheime Macht ausübe. So haftete ein Schein von Abenteuerlichkeit an ihrem Weſen, trotz dem Ernſt und der Zurückhaltung in Wort und Benehmen. Mathilde, die ſchon viel von ihr gehört hatte, lernte ſie in einem Badeorte kennen, zu einer Zeit, da ſie eben obdachlos, allein mit einer Dienerin in ſehr gedrückten Verhältniſſen lebte. Schnell war ſie von der ſchönen Unglücklichen gewonnen, und da ſie aus Mitleid ihren Mann um die Erlaubniß bat, Gabrielen in ihr Haus zu nehmen, willigte dieſer mit Vergnügen ein, die Trägerin eines uralt ariſtokratiſchen Namens als Schützling unter ſeine Fittige zu nehmen. Von dem Augenblicke an erfuhr Gabriele von ihrer Freundin nichts als Liebe und Wohlwollen; der Baron kam ihr mit ausgezeichneter Achtung entgegen und richtete ſein Betragen gegen ſie ſo ein, daß es immer daran erinnerte, wie er hier eine Dame hohen Ranges in ſeinem Hauſe beherberge und an einer Pflicht, die der ganze Adel übernommen, in ausgedehnter Weiſe theilnehme.

So waren in Wirklichkeit die Menſchen, welche zur Zeit nur noch als vage Geſtalten, ſo zu ſagen als Begriffe oder als allgemeine Vorſtellungen durch Alfreds Träume zogen. Den Kopf in die Hand geſtützt, malte er ſich mit lebhaften Farben der Phantaſie eine vielbewegte Zukunft aus, in der ſich Bekannte und Unbekannte wirr und phantaſtiſch umhertrieben

3. Kapitel.

Das grüne Haus.

Zufällig naht man ſich, man fühlt, man bleibt,
Und nach und nach wird man verflochten.
Goethe.

Die Stirn thut ſo in Unſchuld ſcheinen,
Daß ich mich ſchäme faſt der meinen.
Immermann.

Eine helle weibliche Stimme, die aus der Ferne rief, weckte ihn. Valentin! ſcholl es lockend, und als er die Hand von den Augen nahm, ſah er das junge Reh, das mit raſchen Sprüngen über die Felsblöcke ſetzte und der rufenden Stimme nacheilte. Unwillkürlich erhob er ſich und folgte dem ſchönen Thiere, das immer raſcher durch die Tannenbäume über den Raſenplatz, durch die Fliederbüſche ſprang und endlich mit einem Satze jenſeits eines blüthenvollen Geheges verſchwand. Alfred folgte ihm langſamen Schrittes bis an das Gehege, das ihm kein weiteres Vordringen verſtattete. Mit Mühe bog er die Zweige auseinander und es bot ſich ihm ein Schauſpiel dar, das ihm ein überraſchtes: Ah! abzwang. Abgeſchnitten vom Parke, in einer hohen Umfriedung, deren eine Seite ganz von Gewächshäuſern gebildet war, that ſich ihm eine wunderbare, glut- und farbenvolle Blumenwelt auf. Pflanzen aller Zonen erfüllten den Raum, die Wände rings herum, Beete und Geſtelle, Waſſerbecken und rinnende Bäche. Aus den offenen Gewächshäuſern ſtreckten Palmen ihre breiten Fächer hervor; um ein kleines Haus im Hintergrunde wucherte es dicht und üppig von Schlingpflanzen mit Blüthen jeder Farbe, und auf der kleinen Treppe, die aus dieſem grünen Neſte herabführte, ſaß ein junges Mädchen, und im Schooße dieſes jungen, blonden, lieblichen Mädchens lag das Reh, das Alfred wie einen irrenden Ritter hierhergeführt hatte.

Bei dieſem Anblick wurde es Alfred ganz ſchwül zu Muthe; es war in der That zu viel, was er im Laufe ſo weniger Stunden erlebte und zwar ohne großes Ereigniß. Was ging mit ihm vor, daß er plötzlich in eine ſolche Welt voll Schönheit verſetzt wurde! Abgeſehen von Schloß, Park und Garten bekam er hier nichts als Schönheit auch in Menſchengeſtalt zu ſehen. Die Baronin war elegant, freundlich, voll Milde und Güte und dabei die anmuthigſte Frauengeſtalt; eine große, eine impoſante Schönheit war Gabriele, und nun ſaß, in herrlichſter Umgebung wie in einem Märchen, wie in einer Arabeske von Schwind, ein einfaches Mädchen aus dem Volke vor ihm, offenbar die Tochter des Gärtners, die ihm die Poeſie ſelber ſchien, obwohl ſie nur ein einfaches kattunenes Kleidchen umhatte und obwohl ſie eigentlich weniger ſchön war, als die Baronin, und viel weniger ſchön, als Gabriele. Sie hatte ein etwas breites und ziemlich ſtarkes, ſonnenverbranntes Geſicht, aber der große Mund lächelte und ſcherzte, als ſie mit dem Reh ſpielte, wie die Unſchuld ſelber, und die großen, überaus großen Augen blickten unter den langen, dunklen Wimpern ſo offen und froh in die Welt hinein, als ob ſie nie etwas Häßliches, Abſtoßendes oder Erſchreckendes geſehen hätten. Man ſah es dieſen Augen gewiſſermaſſen an, daß ſie, wie die Umgebung bezeugte, nur Schönes zu ſehen gewohnt waren; daß ſie ſich gewöhnt hatten, in die Welt zu blicken, wie man in einen offenen Blumenkelch blickt.

Alfreds Herz zitterte eigenthümlich aufgeregt. Er war jung und dieſem Herzen war es, als wäre die Welt das Tiſchchen in dem Märchen von „Tiſchchen deck dich" — als wäre all dieſe Schönheit und Herrlichkeit für ihn da. Zugleich aber überſchlich ihn jene Bangigkeit, die junge Herzen im Angeſichte der Fülle des Lebens mit Ahnungen erfüllt, daß „Freud Leid haben" müſſe, und aus ſeinen klaſſiſchen Dichtern erinnerte er ſich der Mahnungen an den „Neid der Götter". Hätte er einen Ring am Finger gehabt, er wäre hingegangen an das große Baſſin, wo die Schwäne ſo gedankenvoll ihre Kreiſe zogen, und hätte ihn, wie Polykrates, in die Fluthen verſenkt, um den Neid der Götter durch ein Opfer zu verſöhnen. Doch dauern ſolche Bangigkeiten in jungen Gemüthern nicht lange und Alfred hatte ſich bei ſeinem Eintritt in's Leben vorgenommen, dergleichen nicht aufkommen zu laſſen. Um ſie zu beſiegen und ſich zu unterjochen, hatte ihm ſein Freund in der Provinz, der ihn an den Baron empfohlen, geſagt, muß man den Glücksfällen wie den Geſpenſtern ſo nahe als möglich auf den Leib rücken. — Dieſer Lebensregel eingedenk, ſchüttelte er ſich, raffte ſich auf und ging auf die Thüre los, die in die wunderbare Umzäunung führte. Wie er ſie öffnete, erklang eine Glocke ſo laut über ſeinem Kopfe, daß er zuſammenfuhr und ſtehen blieb.

Das Mädchen blickte auf und lachte über den Erſchrockenen. Er ärgerte ſich und ging raſchen Schrittes vorwärts; aber eben ſo raſch ſprang ſie auf und kam ihm entgegen.

„Verzeihen Sie," ſagte ſie mit klangvoller Stimme, freundlich, aber doch mit einiger Strenge: „Haben Sie die Inſchrift über der Thüre nicht geleſen?"

„Ich war zu begierig, hier herein zu treten und" — fügte er mit einiger Betonung hinzu — „all das Schöne in dieſem Garten in der Nähe zu ſehen, um mich von Inſchriften aufhalten zu laſſen."

„Da ſteht", ſagte ſie: „Dem Publikum iſt der Eintritt nicht geſtattet."

„Einer iſt kein Publikum," lächelte Alfred, „und übrigens wird es mit der Inſchrift nicht ſo ſtrenge gemeint ſein."

„Doch, doch," fiel ſie ſchnell ein; mein Vater ſowohl, wie der Herr Baron halten darauf — ſie haben ſo ihre Geheimniſſe, die ſie beſchützen wollen, daß ihnen bei den Blumenausſtellungen Niemand zuvorkomme oder es ihnen gleich thue, damit ſie immer die erſten Preiſe bekommen. Beſonders mein Vater — mein Vater iſt ſehr ſtreng."

„Iſt er es nur der Blumen wegen?" fragte Alfred lächelnd.

„In der That," ſagte das Mädchen ausweichend, „er iſt ſehr ſtreng und er meint es ſehr ernſt mit der Inſchrift. Wenn er heimkommt und erfährt, daß ein Fremder hier geweſen, wird er mir ſehr böſe. Die Thür hätte verſchloſſen ſein ſollen."

„Nun, mein Fräulein, ſo tröſten Sie ſich und halten Sie mich nicht für zudringlich. Die Frau Baronin hat mir erlaubt, mich überall umzuſehen, und bald werde ich auch kein Fremder im Hauſe ſein, ja, ich bin es eigentlich jetzt nicht mehr. Ich bin oder werde höchſt wahrſcheinlich der Hofmeiſter der Kinder.“

Marie, ſo hieß das Gärtnerskind, ſah ihn einen Augenblick prüfend an und lachte dann laut auf. Es war ein ſo ſchönes Lachen, daß Alfred mit einſtimmen mußte, obwohl er etwas verblüfft war.

„Darf ich fragen, warum Ihnen das ſo lächerlich vorkommt?“ fragte er verlegen.

Sie aber fragte zurück: „Sie alſo ſind der Hofmeiſter? Das iſt überaus luſtig.“

Lindau's Eitelkeit fühlte ſich etwas verletzt und er ſah ſie mit leiſe zuſammengezogenen Augenbrauen an.

„Wenn man hier,“ fuhr ſie fort, „vom Hofmeiſter ſprach, der kommen ſollte, dachte ich mir immer einen alten, verdrießlichen, vertrockneten Mann, wo möglich mit einem Zöpfchen, ungefähr ſo, wie der Schulmeiſter hier im Dorfe ausſieht.“

Lindau's Geſicht heiterte ſich auf. Sie konnte nur darum gelacht haben, weil er ihr als ein ſchreiender Gegenſatz zu ihrer bisherigen Vorſtellung von einem Hofmeiſter erſchien. Aber ein kleiner Dorn blieb doch zurück. Schon daß man ſich einen Hofmeiſter ſo vorſtellen konnte, ſchien ihm kränkend.

„Sie ſehen,“ ſagte er, halb befriedigt, halb ironiſch lächelnd, „daß ein Hofmeiſter eines Baron von Frieſen anders ausſehen muß, als ein Dorfſchulmeiſter.“

„Freilich, freilich!“ rief Marie lachend, „aber es iſt doch die Frage, ob ich nicht Recht habe? Ob es für einen Lehrer nicht beſſer iſt, auszuſehen wie der Schulmeiſter und ganz und gar nicht auszuſehen wie Sie. Ich glaube nicht, daß man viel Furcht und Reſpekt hat vor ſo einem jungen —“

Marie brach plötzlich ab und erröthete. Jetzt hätte er ſie umarmen können. Was konnte ihm Schmeichelhafteres begegnen, als dies Erröthen vor einem unausgeſprochenen Worte, das ihr auf den Lippen ſaß? Und was konnte ihre Lieblichkeit noch mehr erhöhen, als eben dieſes Erröthen? Aber er war noch lange nicht der Mann, um ſich an der Verlegenheit eines unbefangenen jungen Geſchöpfes zu weiden und ſchnell brachte er das Geſpräch auf etwas Anderes, indem er ſie bat, ihn dieſe herrliche Pflanzenwelt in der Nähe ſehen zu laſſen. Sie führte ihn zu den Palmen und tropiſchen Lilien, die zu ihren Füßen, zum Theil in erwärmten Waſſerbehältern blühten, dann zu den mannigfaltigen Orchideen und erklärte ihm Alles, nannte jedes Pflänzchen bei ſeinem Namen, wie ein altgelernter Gärtner. Dabei war ſie fortwährend beſchäftigt, rückte das und jenes zurecht, riß dort ein Blättchen ab und band hier einen Zweig auf und war unter den Tropen wie zu Hauſe. Sie machte ihm den Eindruck eines zauberhaften, romantiſchen Weſens, das unter anderer, weniger ſchöner und poetiſcher Umgebung gar nicht gedeihen könnte — und doch zugleich einer praktiſchen, in ihrem Thun und Laſſen ſicheren Perſon — eines Menſchen, der etwas gelernt hat, ein offenes Auge beſitzt und ſeine Stelle nützlich ausfüllt. Seit jenem Erröthen war ſie, abgeſehen von den Erklärungen, die ſie ihm gab, zurückhaltender und ſchweigſam geworden. Sie wurde erſt unbefangen wie zu Anfang, als ſie merkte, daß Alfred, der überall lernen wollte, ihren Erklärungen und Lehren mit Aufmerkſamkeit horchte und jenen Augenblick der Verlegenheit ganz vergeſſen zu haben ſchien. Als ſie aus den Gewächshäuſern hervortraten, war es, als hätte ſich das Verhältniß zwiſchen ihnen verändert: ſie war durch eine halbe Stunde ſeine Lehrerin geweſen und das ſtellte ein gewiſſes Gleichgewicht und Vertraulichkeit her.

„Sie dürfen ſich Glück wünſchen, Herr Lindau,“ ſagte ſie, „eine ſo vortreffliche Dame als Herrſchaft gefunden zu haben, als Frau von Frieſen iſt. Das iſt das beſte Herz der Welt; von Stolz keine Spur, und von ihrer Seite werden Sie es nie zu fühlen bekommen, in welcher Stellung Sie ſich befinden.“

„Stellung!“ rief Alfred ſtolz. „Sie ſprechen, als ob ich mich in einen Dienſt begäbe! Das iſt nicht der Fall — ich übernehme einfach eine Pflicht, gebe aber nicht zu, daß irgend ein Unterſchied —“

„Nun, nun!“ fiel ihm Marie lächelnd in's Wort, während ſie ihn mit Wohlgefallen anſah; „Sie kennen Herrn von Frieſen noch nicht. Dem gegenüber muß man ein Mann ſein, wie mein Vater, der die ganze Welt geſehen und der ſich eines kleinen Pflänzchens wegen mitten unter die Wilden gewagt und hundert Stürme auf dem Meere überlebt hat. Nun, Sie können ja allerdings ein ſolcher Mann werden.“

Alfred war es mit einem Male, als hätte er hier in der Perſon dieſes achtzehnjährigen Mädchens einen Beobachter und Wächter neben ſich, vor dem er ſich zu ſchämen haben würde, wenn er in ſeinem neuen Verhältniß nicht ſeine Würde und Freiheit zu wahren wüßte. Er wurde nachdenklich und ohne zu wiſſen, was er that, blickte er prüfend und liebevoll in die Augen des holden Kindes — und wie ſie, unwillkürlich mit dem Kopfe nickend, ſich frei und offen in's Auge ſehen ließ, ſagte er ſich, daß ſie nicht nur ein Beobachter und Wächter, ſondern auch eine Art Schutzengel ſein könnte, der ihn vor freiwilligem Fall oder unfreiwilliger Erniedrigung bewahren dürfte.

„Und Fräulein Gabriele?“ fragte er plötzlich.

„Halten Sie ſich ferne!“ antwortete ſie eben ſo raſch als er gefragt hatte.

Dann ſchwiegen Beide, aber nicht lange, denn ſie lachten laut und ſahen ſich dabei wie alte Freunde an. Beiden jungen Leuten fiel es zugleich ein, wie ſchnell ſie Vertraute geworden, und war es zu Muthe, als könnten ſie ſich Alles ſagen — ein ſüßes Gefühl, das ſie Beide glücklich machte und Alfred in ſeinem aufgeregten Zuſtande eine gewiſſe Sicherheit gab. Er fühlte plötzlich feſteren Boden unter ſeinen Füßen.

Man hörte von Ferne das Rollen eines Wagens.

„Die gnädige Frau kommt zurück,“ ſagte Marie.

Alfred ergriff ihre Hand: „So muß ich gehen. Werde ich Sie oft ſehen können?“

„Ich glaube nicht. Allein dürfen Sie nicht oft kommen — das würde mein Vater nicht gerne ſehen — wohl in Geſellſchaft der Baronin, die aber nicht oft zu uns kommt.“

„Aber im Parke?“ fragte Alfred.

„Niemals! Ich darf nie hinaus, mein Vater erlaubt es nicht, denn ich habe mit den vornehmen Leuten nichts zu thun. Dort dieſe Thür, die in's Dorf führt und auf die Felder, das iſt meine Thür.“

„Ein ſonderbarer Mann, Ihr Vater!“

„Ein vortrefflicher Mann,“ ſagte ſie mit einer Innigkeit in der Stimme, daß es ihn überlief.

Er drückte ihr die Hand und eilte in die Villa zurück, da man ſich bald nach der Heimkehr der Baronin zu Tiſche ſetzen ſollte.

Das große Haus imponirte ihm jetzt nicht mehr wie heute Morgen; jenes grüne Häuschen ſchien ihm ſchöner. Auch fühlte er, daß er zu der liebenswürdigen und wohlwollenden Baronin mit größerer Freude zurückgekehrt wäre, wenn er ihretwegen nicht Marie hätte verlaſſen müſſen. Trotz aller Güte der Dame hatte er ſich bei dem Gärtnerkinde doch viel freier gefühlt — und wie ſchnell fühlte er ſich dieſem befreundet! „Gleich und gleich!“ murmelte er vor ſich hin, „es iſt etwas daran.“ Jenes grüne Haus, von Schlingpflanzen bedeckt, ſchien ihm das Ideal jener Hütten, die die Dichter als Wohnungen der Tugend ſchildern, und das eine Wort Mariens über ihren Vater, der Ton, mit dem ſie es ausſprach, und ihr eigenes Weſen beſtätigten ihm dieſes. Wenn dort die Dichter Recht hatten, warum ſollten ſie nicht auch die Wahrheit geſagt haben, daß in Paläſten, wie dieſe Villa, das Laſter wohnt? — oder die Selbſtſucht? — oder der Hochmuth? — In Gedanken bat er die Baronin um Verzeihung; ihr thaten die Dichter gewiß Unrecht.

4. Kapitel.

Bei Tiſche.

Mein liebes Kind, du biſt noch jung.
Du wirſt noch Manches ſeh'n und hören.
Noch Schlimmeres, als des Gaſtmahls Prunk.
Laß deine Seele nicht verſtören.
Die Welt iſt da und wir ſind drin:
Wir müſſen durch das Leben hin.
Wir ſollen Hand und Fuß ihm geben.
Nicht ſchneckengleich am Boden kleben.
Immermann.

Im Salon traf er mit der Baronin zwei Herren, deren einen er ſogleich als den Grafen Aurel Kaminсky erkannte, deſſen Porträt im Nebenzimmer hing; der andere war Herr von Frieſen. Die Baronin ſtellte ihn dieſem und dem Grafen vor als den jungen Mann, von dem ſie eben geſprochen. Der Graf verneigte ſich freundlich, der Baron murmelte einige Worte, die man bruchſtückweiſe als eine herkömmliche Höflichkeitsphraſe erkennen konnte, lud ihn, ohne ſich ſelbſt zu erheben, durch eine Handbewegung ein, ſich niederzulaſſen, ließ einen flüchtigen Blick über ihn ſtreifen und wandte ſich dann wieder zum Grafen, um das Geſpräch, das Alfreds Eintritt eine Minute lang unterbrochen hatte, fortzuſetzen.

„Ja, Herr Graf,“ ſagte er, „es iſt ein glücklicher

Tag. Ich habe heute endlich die Konzeſſion zu der größten Unternehmung erlangt, die ſeit Jahrzehnten, vielleicht ſeit Jahrhunderten in unſerm Staate gewagt worden und die, wie keine andere, der Monarchie zu Nutzen und Ruhm gereichen ſoll. Sie wiſſen, wovon ich ſprechen will; von der großen Dampfſchifffahrts-Kompagnie. Wenn Sie, ſagte mir der Miniſter, nach fünf Jahren zehn Dampfſchiffe in See haben, dann ſind Sie ſicher, einer der erſten Granden der Monarchie zu ſein, und eine Macht im Staate, mit der man rechnen muß. Ich verſtehe den Miniſter wohl; er meint eine glänzende Standeserhöhung für mich und meine Nachkommen. Nun aber meine ich alle zehn Dampfſchiffe ſchon im erſten Jahre in See zu haben. Der Miniſter weiß nicht, daß in London und Glasgow bereits an ſechſen gearbeitet wird. Und als ob mich die Vorſehung in meinen Plänen unterſtützen wollte, erhalte ich am ſelben Tage, an dem mir die Konzeſſion ertheilt wird, die Nachricht, daß nur wenige Meilen vom Hafen ein Steinkohlenlager entdeckt wurde. Ich ſandte ſofort einen meiner Beamten ab, um alle Grundſtücke im Umkreiſe und das künftige Bergwerk ſelbſt um jeden Preis aufzukaufen — und einen andern, um im Hafen und auf den Stationsplätzen die nöthigen Vorbereitungen zu treffen."

„Ich habe von dieſem neu entdeckten Kohlenlager gehört," ſagte der Graf; „es war geſtern beim Staatsrath Negretti die Rede davon; aber Profeſſor Zimmermann, der Geologe, meinte, das müſſe eine Täuſchung ſein und er wette ſo hoch man wolle, daß ſich in jenem Gebirge keine Kohlenſchichte von auch nur geringer Bedeutung finde."

„Dieſe Theoretiker,“ rief der Baron ungeduldig, „dieſe Männer der Wiſſenſchaft läßt man reden. Wenn die Thatſache gegen ſie ſpricht, finden ſie immer etwas, um ihre Blöße zu decken. Was mir mein Korreſpondent ſchreibt, hat mehr Werth für mich, als alle hochweiſen Gutachten aller Profeſſoren der Welt.“

Der Graf wollte auf den Aerger, der ſich in Ton und Wort des Herrn von Frieſen ausſprach, nicht eingehen, und um die Sache ſcherzhaft zu wenden, citirte er mit Pathos die Worte aus Goethe's Fauſt:

„Verachte nur Vernunft und Wiſſenſchaft,
Des Menſchen allerhöchſte Kraft,
So — — —“

Fräulein Gabriele trat ein und der Baron erhob ſich ſofort, ihr einen Stuhl hinzuſtellen; da aber im ſelben Augenblicke der Bediente meldete, daß die Tafel angerichtet ſei, reichte er ihr ſeinen Arm und führte ſie zu Tiſche, während der Graf mit Mathilde voraus ging und Alfred folgte.

Der ſchlanke Baron, wenn auch ſchon ziemlich in den Dreißigern ſtehend, war eine überaus elegante Geſtalt und beinahe ein ſchöner Mann, trotz der krankhaften Bläſſe ſeines Geſichtes, trotz der zerarbeiteten, oft ſchlaffen Züge und der matten, graublauen Augen, die durch die Brille nur einen falſchen Schiller erhielten. Alfred hatte kein Herz zu ihm, ſeit er ihn ſo kalt empfangen und ſo wegwerfend von der Wiſſenſchaft geſprochen; aber er ſah ihm jetzt, als er ihm durch drei Zimmer folgte, mit Vergnügen nach, wie ſchön und leicht der ſchlanke Mann neben der herrlichen Geſtalt Gabrielens einherging. Er nannte ſie nur Mademoiſelle de Chaumont, ſprach franzöſiſch mit ihr und erkundigte ſich ſehr theilnehmend, wie ſie ihren Tag hingebracht. Sah Alfred recht oder täuſchte er ſich? Es däuchte ihm, als hätte Herr von Frieſen an der Thüre des Speiſeſaals den Arm Gabrielens, ehe er ihn freigab, ſehr feſt an ſich gedrückt.

Es wurde ihm etwas unheimlich. Er war froh, daß ſich bei Tiſche beinahe nur die Baronin um ihn kümmerte, und er hatte weder Gaumen noch Auge dafür, daß zu den köſtlichſten Speiſen und Früchten Xeres, Bordeaux, Burgunder und Champagner ſervirt wurden und daß auch hinter ſeinem Stuhle ein Bedienter ſtand. Heute Morgen im Wagen hätte er ſolche Empfindungsloſigkeit für unmöglich gehalten. Die Baronin flößte ihm Mitleid ein und plötzlich fuhr ihm der Gedanke durch den Kopf: „Vielleicht iſt ſie die Geliebte des Grafen! Mein Gott, wer kann wiſſen — in dieſer Welt! — Gabriele ſprach wenig, aber immer mit einiger Hoheit und Herablaſſung, ſelbſt der Baronin gegenüber, der ſie doch heute Morgen den Shawl umgehängt hatte. — Alfred wurde es ganz wirr in Kopf und Herzen — er wußte nicht mehr, was er denken, wen in dieſer Geſellſchaft er lieben oder haſſen ſollte. Zum Glück meldete ein Bedienter den Gärtner, der eben aus der Stadt zurückgekehrt ſei.

Der Vater Mariens, dachte Alfred, der „vortreffliche Mann!“ und ſah geſpannt nach der Thüre.

„Er ſoll nur ſogleich hereinkommen!“ rief der Baron, und zum Grafen gewendet: „Ich ſage Ihnen, es iſt ein glücklicher Tag! Ich habe den Preis in der Blumenausſtellung gewonnen und der Gärtner bringt mir den prächtigen Pokal, ein wahres Meiſterſtück!"

Ein großer, breitſchultriger Mann, tief in den Fünfzigen, mit ſonnverbranntem Geſichte, kurz geſchnittenen, grau und blond gemiſchten Haaren, in langer, faltiger, über's Knie herabfallenden Joppe trat herein.

„Guten Morgen, Herr Van der Sluy!" rief ihm der Baron aufgeräumt entgegen. „Sie bringen unſern Preis! Wir haben geſiegt!"

„Unſern Preis! ja, unſern Preis! murmelte der Gärtner; „die ſchönſten Blumen, das iſt wahr — Preis? Van der Sluy hätte ihn doch nicht bekommen! Preis? — der gehört dem Baron!"

„Immer der alte, mit der Welt unzufriedene Philoſoph!" rief der Baron wieder.

„Immer!" beſtätigte der Gärtner, indem er ſeinem Herrn den Pokal überreichte. „Da," ſagte er auf eine Zuſchrift deutend: „da — Baron Felix von Frieſen — nichts von Cornelius Van der Sluy — und Baron Felix von Frieſen weiß doch keinen Unterſchied zwiſchen Gänſeblümchen und Dattelpalme — und Cornelius Van der Sluy hat aus auſtraliſchen Waldblumen europäiſche Wunder gemacht."

Der Graf lachte; der Baron lachte mit und rief: „Wahr, ſehr wahr, aber ſo iſt die Welt."

„So iſt die Welt," beſtätigte Van der Sluy, immer mit unbeweglichem Geſicht.

Während der ſilberne Pokal von Hand zu Hand ging, eine große ſilberne Blume, die eine ſchöne Waſſernixe emporhielt, eilte der Baron in die Nebenſtube und brachte eine Rolle Goldes zurück. Er ſchüttete ſie in den Pokal und ſagte: „Sehen Sie, Van der Sluy, ich habe gerade das Maß getroffen; der Kelch iſt voll. Nehmen Sie und geſtehen Sie, daß die Welt nicht ganz ungerecht iſt.“

Van der Stuy bewegte die Hand, wie einer, der etwas abwägt und brummte in ſeiner abgeriſſenen Art dazu: „Ehre, Gold — Gold, Ehre — Gold? Immer nehmen! Wer weiß, wem's nützt? Mir? vielleicht dem Baron! Leg's zum andern!“

So ſprechend, ſchüttete er das Gold aus dem Pokal in ſeine Mütze aus, dann nahm er das Glas Champagner, das ihm indeſſen Herr von Frieſen ſelbſt eingeſchenkt hatte, wandte ſich zur Baronin und ſagte mit einem plötzlich ganz veränderten Geſichte voll Güte und Freundlichkeit: „Ihr Wohl, Frau Baronin!“

Mathilde ergriff ihr Glas mit großer Bereitwilligkeit und that ihm Beſcheid. Dann verneigte er ſich kurz und ging.

Für Alfred war dieſe ganze Scene ein Labſal, beſonders der letzte Theil, der ihm ein Zeugniß für Mathilde zu ſein ſchien.

Aufgeheitert fuhr er ſpät Abends im Phaeton des Hauſes an der Seite des Grafen Aurel in die Stadt zurück. Unterwegs ließ der Graf, offenbar in der wohlgemeinten Abſicht, dem jungen Manne einige Anhaltspunkte zu geben, mancherlei Worte über das Haus fallen. Unter Anderm bedauerte er den vor Kurzem erfolgten Tod eines armen Anverwandten des Barons, der ein ausgezeichneter Geſchäftsmann und eigentlich die Seele des Hauſes geweſen ſei und der den Ehrgeiz des Barons zu zügeln verſtanden. Herr von Frieſen ſei viel zu unternehmungsluſtig und zu ehrgeizig — und dabei eigentlich ein Lebemann. Von

Gabriele ſagte er kein Wort. Als er von Alfred Abſchied nahm, drückte er ihm herzlich die Hand.

„Thun Sie nur Ihre Pflicht," ſagte er, „und kümmern Sie ſich ſonſt um nichts. Machen Sie aus den Kindern zwei Männer, denen Arbeit zu einer glücklichen Nothwendigkeit wurde, und Sie haben das Beſte für ſie gethan. Die Baronin läßt man am beſten wie ſie iſt. Somnambule ſoll man nicht wecken!" —

Welch ein Orakelſpruch! Welch ein Tag!

Als Alfred auf ſeiner Stube ankam, ſah er ſich erſtaunt um — wie klein und ärmlich war dieſe Stube! Das war ihm ſeit Tagen nicht ſo aufgefallen.

5. Kapitel.

Demüthigungen.

Vor den Wiſſenden ſich ſtellen
Sicher iſt's in allen Fällen!
Wenn du lange dich gequälet,
Weiß er gleich, wo dir es fehlet;
Auch auf Beifall darfſt du hoffen
Denn er weiß, wo du's getroffen
Goethe.

Vom Monde beſchienen war die ſchöne, kleine Welt des Parkes noch ſchöner, als im heitern Sonnenlicht. Da lag eine Sinnigkeit darüber, die der Luſtwandelnde einathmen mußte, als wäre es die Luft; Friede und Vertiefung in ſich ſelbſt war hier eine Nothwendigkeit. Zwei ſchöne Paare gingen leiſen Schrittes in einer ſolchen Zaubernacht durch den Park dahin; das erſte Arm in Arm und ſchweigend, das zweite unbefangen plaudernd. Wie das erſte um eine Ecke bog, und das Geſicht der Dame im Mondſchein der nachfolgenden Dame ſichtbar wurde, ſagte dieſe zu ihrem Begleiter: „Sehen Sie, wie ſchön heute Gabriele iſt! Ich kann mir nichts Schöneres denken! Wie ſie ſo wundervoll dahingeht und wie dieſes tadelloſe Geſicht aus der Umrahmung des Florſhawls hervorblickt! Es iſt eine Majeſtät in dieſem Mädchen, als wäre ſie zum Herrſchen geboren.“

„Ja, gnädige Frau,“ erwiderte Lindau, „ſie iſt ſchön — aber ſonderbar genug, dachte ich eben jetzt daran, wie ſchön ihr Begleiter iſt, Graf Egon, und dabei ein ſo trefflicher, vielbegabter Mann.“

„Ja, es gäbe ein gutes Paar,“ lächelte die Baronin, „und ich begreife nicht, daß dieſe Verbindung nicht weiter gediehen. Er liebt ſie, er bemüht ſich um ſie, er kommt beinahe jeden Tag in's Haus — aber es bleibt immer beim Alten.“

„Sie iſt ein kaltes Herz!“ ſagte Lindau mit etwas düſterm Geſicht.

Mathilde ſchüttelte den Kopf: „Ich kann es nicht glauben! Ich weiß, daß Mancherlei in ihr vorgeht, daß ihr Gemüth, trotz aller äußeren Ruhe, voll Unruhe iſt. Sie geht oft halbe Nächte lang in ihrem Zimmer auf und ab. Und dann — ich kann mir bei ſolcher Schönheit kein kaltes Herz denken. Könnte ich nur etwas für ſie thun! Ein ſo armes, verlaſſenes Geſchöpf! Als Egons Frau wäre ſie im Hafen.“

„Graf Egon iſt arm!“ ſagte Lindau mit Betonung.

„Sie ſagen das ſo eigenthümlich — was wollen Sie damit ſagen?“

„Ich meine,“ antwortete Alfred zögernd, „ich meine, Fräulein Gabriele iſt zu praktiſch, um einen armen Adeligen zu heirathen — ſie wartet ab — vielleicht kommt was Beſſeres.“

„Lieber Herr Lindau,“ ſagte Mathilde, indem ſie ſtehen blieb, mit vorwurfsvollem Tone, „Sie ſind voreingenommen gegen die arme Gabriele. Ich weiß nicht warum. Aber es ſchien mir ſo vom erſten Tage an. Sie ſind doch ſonſt nicht böſe, im Gegentheil ſind Sie ſehr nachſichtig gegen viel unbedeutendere Perſonen, als Gabriele, wie kommt es, daß —"

Alfred ließ ſie nicht ausreden. Er wußte, daß ſie mit den unbedeutenden Perſonen ſich ſelbſt meinte und wie ſchon oft in dieſen wenigen Wochen fühlte er ſich durch ihre Demuth gedemüthigt. Welche Einfachheit und Anſpruchsloſigkeit hatte er in dieſer Frau kennen gelernt, vor deren Hochmuth er Furcht empfunden hatte! So oft er mit ihr war, mußte er ihr im Stillen Abbitte thun. Sie war ihm ſo dankbar für jede Kleinigkeit, die er für ihre Kinder that, und gewohnt, ſich mit dieſen ganz und gar Eins zu fühlen, war ſie ihm mit ihnen unterthänig geworden, als wäre auch ſie ſein Zögling und Schüler. Sein Wiſſen ſtaunte ſie an; ſie erfuhr ſo viel Neues von ihm, daß ſie glaubte, Alles von ihm erfahren zu können, und ſo befragte ſie ihn auch über Alles und wurde er, da ſie ſonſt Niemand an ihrer Seite hatte, ihr Rathgeber, wie er ſchon ihr Lehrer war. Nie, wie in dieſem Augenblicke, empfand er das Verhältniß, in dem ſie zu ihm ſtand, und gerührt ergriff er ihre Hand und küßte ſie mit einem Feuer, daß ſie ſie raſch zurückzog und ſchweigend weiter ging.

Alfred fühlte, daß er ſich gegen ſie ein Vergehen hatte zu Schulden kommen laſſen. Eine Verlegenheit Mathildens war ihm drückend und um ſeinem feurigen Handkuſſe ſo viel als möglich von ſeinem Gewichte zu benehmen und die möglichen Gedanken in der guten Frau zu übertauben, ergriff er ſchnell wieder das Wort und ſagte: „Gabriele iſt ſehr ehrgeizig. Sie will hoch hinaus, und der Graf hat es ſich bei der Regierung durch ſeine freiſinnigen Ideen verdorben und wird vom

Fürſten, ſeinem Onkel, enterbt. Das kleine Gut mit den wenigen Feldern, das er mehr wie ein Bauer, als wie ein Edelmann bewirthſchaftet, hat für ſie wenig Lockendes. Der Hof lockt ſie, nicht die Idylle. Für ein Stillleben iſt ſie nicht gemacht, am wenigſten an der Seite eines Mannes, der mit Ueberzeugung jene Kreiſe verachtet, in denen ſie allein glänzen möchte.“

So ſprach er noch lange fort, aber es iſt nicht gewiß, ob ihm Mathilde ſo aufmerkſam zuhörte, wie gewöhnlich. In der Nähe des Hauſes angekommen, liſpelte ſie ein leiſes: „Gute Nacht!“ — hüllte ſich wie fröſtelnd in ihr Tuch und eilte hinein.

Alfred ſetzte ſich auf eine der Bänke vor dem Hauſe, legte die Fauſt an die Stirne und murmelte: „Nie, nie will ich mich wieder ſo weit hinreißen laſſen! Dieſe Ruhe ſtören, hieße einen Mord begehen. War es mir doch in dieſem Augenblicke, als ob ich ſie liebte — und iſt mir nicht ebenſo, ſo oft ich Marie ſehe?“

So fand ihn Gabriele, die mit Egon vom Spaziergange zurückkehrte.

„So allein?“ fragte ſie erſtaunt, „wo iſt die Baronin?“

Alfred deutete auf's Haus.

„So muß ich wohl auch hinein,“ ſagte ſie, verneigte ſich und folgte der Baronin.

Es war bereits Gewohnheit geworden, daß Alfred den Grafen, der kaum eine halbe Stunde weit von der Villa in ſeinem kleinen Hauſe wohnte, heimbegleitete. Er erhob ſich, um auch heute ſo zu thun, wohl wiſſend, welche Wohlthat er dem jungen Manne erwies, wenn er ihm zuhörte, wie er das Lob Gabrielens ſang. Auch heute war er ſo bezaubert von ihren glänzenden Eigenſchaften, daß ihm gar nicht auffiel, was Gabriele offenbar auf den erſten Blick aufgefallen war, wie mit Alfred etwas vorgegangen ſein mußte, und daß er auf dem ganzen Wege ſeine Zerſtreutheit nicht bemerkte. — „Sie iſt ſo klug,“ ſagte er unter Anderm und ohne zu bedenken, zu wem er ſprach; „ſo klug, daß ſie die geheimſten Falten des Herzens durchſchaut und Dinge ſieht, von denen ſelbſt die keine Ahnung haben, die ſie am nächſten betreffen. Die tiefe Neigung, die ſich bei Mathilden für Sie, lieber Lindau, mehr und mehr geltend macht, hat ſie vom Anfang an erkannt und ſie beobachtet deren tägliches Wachsthum, als ob ſie das Gras wachſen hörte.“

„Wie? Neigung — für mich?“ rief Alfred abwehrend; „da irren Sie, da irrt Ihre kluge Gabriele — niemals! — dieſe argloſe und tugendhafte Frau — es iſt eine Sünde!“

Egon war verlegen. — „Sie haben Recht,“ ſagte er begütigend, „ich glaube auch — es iſt nur ſo ein Wort.“

Zum Glück war man eben am Hauſe des Grafen angekommen und beide waren froh, dieſes Geſpräch durch den Abſchied unterbrechen zu können. Wie auf Flügeln eilte Alfred in die Villa zurück. Die Fenſter der Baronin waren dunkel und das that ihm wohl, als ob damit die kleine Epiſode beendet wäre. Er ſeufzte auf und ertappte ſich auf dem Wunſche, daß der Baron von ſeiner Reiſe in die Hafenſtadt bald zurückkehren und überhaupt mehr Zeit auf der Villa verbringen möchte. Aber noch ging er in die Eremitage nicht zurück, die ihm auf ſeinen Wunſch als Wohnung eingerichtet worden, ſondern wandte ſich der Gärtnerei zu und blickte lange über das Gehege dem grünen Hauſe entgegen, in dem Marie ſchlief und träumte. So ſtand er lange, und während er Mariens grünes Neſt betrachtete, dachte er doch zugleich an die Baronin — und plötzlich fiel ihm ein, was Egon geſagt hatte, daß er nächſtens um Gabriele anhalten und ſie ernſtlich zu einem Entſchluſſe drängen wolle; daß er vor Ablauf des Sommers verheirathet ſein wolle. — „Mag er,“ ſagte Alfred vor ſich hin, während er der Eremitage zuging, „ich werde ihn nicht abhalten, ich werde ihn nicht warnen, wie ich mir vorgenommen. Ich weiß keine eigentliche, begründete Beſchuldigung gegen ſie zu erheben, und das Haus wird wohnlicher werden, wenn ſie fort iſt. Iſt es doch, als ob man, ſo lange ſie da iſt, immer von Spähern umgeben wäre.“

Er ſchlief nicht gut, und die Baronin ſah in dieſer Nacht oft nach ihren Kindern, die bei ihr ſchliefen. Sie hatte keine gute Nacht. Wie liebenswürdig ſie auch war, wie viel umworben ſie auch als Mädchen geweſen, ſo wie Alfred hatte ihr noch nie Jemand die Hand geküßt.

Der Baron kam nach wenigen Tagen zurück und kehrte, ohne ſich in der Stadt und in ſeinem Bureau aufzuhalten, ſogleich in der Villa ein. Er war ſo zerſtreut und verdrießlich, daß er es nicht bemerkte, mit welcher Befangenheit ihm Mathilde entgegentrat und wie eigenthümlich ſie lächelte, als er auf hergebrachte Weiſe ihre Hand mit den Lippen berührte. Er zog ſich ſogleich in ſein Zimmer zurück und ſchrieb eine Anzahl Briefe; der letzte war an den Grafen Amel gerichtet, den ſofort ein Bedienter in die Stadt bringen mußte und der den Grafen bat, noch heute auf die Villa zu kommen, da Frieſen wichtige Dinge mit ihm zu beſprechen habe. Dann ſtieg der Baron in den Garten hinab und ging einige Zeit auf dem breiten Sandwege auf und nieder; plötzlich blickte er um ſich und als ob es ihm unangenehm geweſen wäre, mit ſeiner umwölkten Stirne von allen Seiten und beſonders von Van der Sluy, der nicht fern von ihm arbeitete, beobachtet zu werden, trat er abſeits in das Wäldchen, in das er ſich bald ganz vertiefte. So kam er langſamen und leiſen Schrittes vor die Eremitage.

Das Fenſter ſtand offen; drinnen am Tiſche ſaß Lindau, über ein Buch gebeugt. Die Eremitage war ſehr gemüthlich eingerichtet und Alfred ſah einem glücklichen Mönche in ſeiner Zelle nicht unähnlich. Ein leiſes, etwas bitteres Lächeln flog über die Lippen des Barons; der arme Teufel von Hofmeiſter machte ihm den Eindruck eines glücklichen Menſchen, und dem Lächeln folgte ein halb unterdrückter Seufzer. Der Baron war mit ſich ſelbſt unzufrieden, daß er nur einen Augenblick lang etwas wie Neid gegen ſeinen Hauslehrer empfunden und mit ziemlich barſcher Stimme ſagte er ſo plötzlich, daß Lindau erſchrocken vom Buche auffuhr: „Es ſcheint, daß Sie hier Ihre Wohnung aufgeſchlagen?“

„Ja, Herr Baron, die gnädige Frau war ſo gütig, mir auf meine Bitte die verlaſſene Eremitage einrichten zu laſſen.“

„Es thut mir leid, daß ich Sie wieder daraus vertreiben muß. Ich gebe in einiger Zeit ein großes Feſt in Haus und Park und werde die Eremitage brauchen.

Die gnädige Frau wird Ihnen eine Stube im Hauſe einräumen laſſen.“

Mit dieſen Worten ging der Baron weiter, den Kopf unmerklich zum Gruße bewegend. Alfred ballte die Fauſt; aus tiefſter Seele wünſchte er dieſem hochmüthigen Manne e[illegible]emüthigung, und plötzlich mit ſeinen Gedanken z[illegible]ilde überſpringend, fragte er ſich, ob er einem ſ[illegible] Manne gegenüber Verpflichtungen habe. Wenn ihm ſolche Gedanken kamen, ſei es in Rückſicht auf den Baron oder mit Beziehung auf deſſen Gattin, pflegte er unwillkürlich zu Marien und Van der Sluy hinüber zu wandern, wo er heimiſch geworden war und wo ſich alle Aufregungen und Leidenſchaften, die ihm in der Villa geweckt wurden, erſtaunlich ſchnell beruhigten. Bei dieſen Menſchen und ihren Blumen wehte eine Atmoſphäre ruhiger und beruhigender Weisheit. Auch jetzt ſchlug er ſein Buch zu und lenkte ſeine Schritte nach der Gärtnerei.

Auf halbem Wege ſtieß er auf Van der Sluy, der auf der Erde kniete und mit Sorgfalt die Wurzel eines jungen Bäumchens mit weicher Erde bedeckte. Wie er Alfred bemerkte, blickte er lächelnd auf und zuckte dann die Achſel. Alfred, gereizt wie er war, blieb ſtehen und fragte mit etwas kurzem Ton: „Was wollen Sie ſagen, Mynheer Van der Sluy? Sie ſind nicht der Mann, der nur ſo gedankenlos lächelt und die Achſel zuckt. Ich bin ſchon darauf gefaßt, von Ihnen immer eine Lehre applicirt zu bekommen.“

„Waren die bisherigen Lehren ſo ſchlecht?“ fragte der Gärtner, und ohne die Antwort Lindau's abzuwarten, fuhr er fort: „Ich lächelte und zuckte die Achſel, wie ich immer thue, wenn ich einen Menſchen, beſonders einen jungen, mit hochrothem Geſicht und ſo ſchnellen Schrittes daher kommen ſehe. Wenn Jeder in jedem Moment bedächte, wie er nach Jahren, ja nach Wochen und Tagen über den augenblicklichen Schmerz oder Aerger denken werde, wie wenige Leute würden ſo wild herlaufen und mit ſo böſem Geſichte, wie Sie in dieſem Augenblicke. Sehen Sie, wir Gärtner, wir müſſen immer, bei allem Thun, daran denken, wie es nach Wochen und Monaten ſein werde. Uebrigens hat auch der Aerger, der Zorn ſein Gutes, wie ein Gewitter im Frühling. Nur der Seidenwurm iſt ſo dumm, ſich vom Donnerwetter ſo einſchüchtern zu laſſen, daß er alle Arbeit und Wirkſamkeit aufgiebt — aber es iſt eben ein Wurm, trotz aller Seide. Es kommt darauf an, worüber man ſich ärgert."

„Ach, wenn man es fühlen muß, daß man dient," begann Alfred mit einer Stimme voll Kränkung.

„Ganz richtig!" fiel Van der Sluv ein, „Alles dient — und wieder braucht eigentlich Niemand zu dienen. Einen Vertrag eingehen und ſeine Pflichten erfüllen — das iſt wieder was Anderes. Freilich, wer hoch hinaus will, muß dienen. Eine ſchöne Höhe!"

Der Gärtner ſchüttelte bei dieſen Worten den Kopf und lächelte, ohne aufzublicken. Alfred fühlte ſich jetzt tiefer gedemüthigt, als vorhin durch den Baron, und ſchweigend ſah er auf den Mann hernieder, der vor ihm auf dem Boden kniete.

„Wie ich hier auf dem Boden kniee und meine Hände im Boden wühlen," fuhr Van der Sluv nach einiger Zeit fort, als ob er die Gedanken Alfreds erriethe, „ſo ſehe ich aus wie ein Dienender; aber ich weiß, wie ſehr ich Herr bin in meinem Reiche. Freilich diene ich dem Baron, aber auf meine Weiſe, und er wird es vielleicht dereinſt erfahren.“

Mit einem Male erhob ſich Van der Stuy, ſtellte ſich vor Alfred hin und ſagte: „Junger Mann, ich will Ihnen ein Geheimniß anvertrauen: Wenn die Dinge ſo fortgehen, dann bin ich der Herr aller dieſer Herrlichkeiten, die Sie hier um ſich ſehen — nota bene, wenn ich will!“

Alfred ſah ihm erſtaunt in die weit offenen Augen. Er wußte nicht, was aus dem Alten zu machen; einen Augenblick erſchien ihm ſeine Redlichkeit oder ſein Verſtand in zweifelhaftem Lichte. Hatte er vielleicht auch einen Ehrgeizigen vor ſich, einen ſchlimmeren, als er ſelber war, der ſich im gegebenen Fall in das Beſitzthum ſeines Brodgebers hinein zu ſchleichen hoffte? Aber raſch wurde er wieder beruhigt, als Van der Stuy fortfuhr: „Thun Sie, wie ich; ſorgen Sie als Gärtner der jungen Pflanzen für die Zukunft der Kinder und für die Mutter. Allons, gehen Sie! Ich ſehe Sie gerne bei den Blumen. Von den Blumen läßt ſich viel lernen. Da ſteht jede auf ihrem Platze und jede thut das Ihrige, ſo ſchön zu werden, als möglich. Und wenn ſie ſchön wird, iſt ſie es nicht nur für ſich, ſondern für den ganzen Garten und für Jedermann. — Sie ſollten eigentlich Gärtner werden. So was Rechtes, was einen freien Menſchen macht, haben Sie ja doch nicht gelernt. So allerlei Wiſſenſchaften, das iſt ſchon ſchön und gut, aber dazu gehört am Ende noch etwas, was ſo feſt ſei, wie ausgebackenes Brod und von dem man ſagen könnte: „ſo und ſo viel iſt's werth.“ — Gebeugten Hauptes und ganz anders gedemüthigt, als durch den Baron, ging Alfred weiter zu den Blumen und zu Marie. Er ſühlte den Unterſchied zwiſchen einer unfruchtbaren und einer befruchtenden Demüthigung.

6. Kapitel

Rechnungen.

Frage nicht, durch welche Pforte
Du in Gottes Stadt gekommen,
Sondern bleib am ſtillen Orte,
Wo du einmal Platz genommen.
Goethe.

Wer im Stillen um ſich ſchaut,
Lernet, wie die Liebe baut.
Goethe.

Alfred fand Marie in der dritten Stube des grünen Hauſes, in die er bis jetzt noch nicht gekommen war. Sie ſaß vor einem Tiſche, den große, in Leinwand gebundene, an den Ecken mit Meſſing beſchlagene Bücher bedeckten, die, linirt und beziffert, ſogleich als Handelsbücher zu erkennen waren. Marie hatte eine Feder hinter dem Ohr und war in das Addiren der Summen, die an der Seite des einen Buches ſtanden, vertieft. Sie winkte ihm, ſie nicht zu ſtören und deutete auf einen Gartenſtuhl, auf den er ſich ſetzen ſollte. Rings umher an den Wänden waren Geſtelle, wie Bücherrepoſitorien, angebracht, auf denen unzählige Säckchen mit Samenproben und mit der Etiquette an jedem Säckchen ſtanden. — In einer Ecke ſtand ein gewaltiger, eiſerner, feuerfeſter Geldkaſten. Marie erhob ſich einmal, öffnete dieſen Kaſten und holte ein

Paquet Papiere hervor, die ſich als Wechſel erwieſen und deren Summen und Datum ſie in ein beſonderes Buch einſchrieb. Es war ihm ſonderbar zu Muthe, dieſes Mädchen, das ihm bisher als eine blumenverwandte Sakuntala erſchienen, wie den gewöhnlichſten Buchhalter beſchäftigt zu ſehen. Befremdet blickte er in das holde Geſicht, das ernſt auf die Bücher geneigt, nur Zahlen, nichts als Zahlen vor ſich hinflüſterte, ohne an Holdſeligkeit zu verlieren. Ja, dieſer Ernſt und dieſe proſaiſche Beſchäftigung ſchienen den Reiz der lieblichen, kindlichen Züge noch zu vermehren. Noch mehr erſtaunte er, als Marie ihm ein Buch hinſchob und ihn aufforderte, ihr zu helfen und eine gewiſſe Reihe von Zahlen zu addiren. Es waren die baaren Einnahmen des letzten Monats und ſie beliefen ſich auf Zehntauſende. Dann ſollte er die Ziffern einer Anzahl von Wechſeln zuſammenzählen, die in der nächſten Woche fällig waren: es war wieder eine Summe von Tauſenden, und die Wechſel und Anweiſungen kamen aus den verſchiedenſten Gegenden Europa's, ja Amerika's und Auſtraliens. Er blickte in einen großartigen Geſchäftsbetrieb und konnte nicht umhin, ſeinem Erſtaunen Worte zu geben.

„Ja," ſagte Marie, „mein Vater iſt einer der größten Handelsgärtner Europa's. Er ſchuf förmlich neue Blumen und aus verachteten oder unbekannten Samen zaubert er Pflanzen hervor, die ihm mit Hunderten von Gulden bezahlt werden. Aber verlieren wir nicht die Zeit — rechnen wir. Morgen iſt der Erſte des Monats und ich war in letzter Zeit etwas nachläſſig."

So ſaßen die Beiden lange da und zählten, rechneten und kopirten, wie zwei der gewiſſenhafteſten Commis eines großen Handlungshauſes: Alfred, von Zeit zu Zeit durch einen lächelnden Seitenblick Mariens aufgemuntert und bald in ſeiner Beſchäftigung und dem unbefangenen Zuſammenſein ſo glücklich, wie er vor einer Stunde nicht geglaubt hätte, daß er es heute noch werden könnte. Als Marie ihr Buch zuſchlug und die Arbeit für vollendet erklärte, bat er ſie, ihr manchmal helfen zu dürfen und ſie verſprach auch lachend, indem ſie in die dargebotene Hand einſchlug, ihm dieſes Vergnügen zu gewähren. Dann aber, immer noch die Hand von ihm feſtgehalten, fügte ſie hinzu: „Das Zählen, Rechnen und Kopiren würde Sie bald langweilen; Namen von Blumen einſchreiben, die man nicht kennt, muß ſehr langweilig ſein. Sie ſollten mir manchmal hier im Garten helfen, mir oder dem Vater, da die gnädige Frau Ihnen die Kinder bis jetzt nur für den kurzen Unterricht überläßt und ſo viel Zeit übrig bleibt; da könnten Sie etwas Rechtes lernen."

„Was Rechtes lernen!" rief Alfred. „Sie ſprechen Ihrem Vater nach! Er hat mir etwas Aehnliches geſagt. Gewiß, Sie haben ſich ſchon über meine Unkenntniß der Natur gegenüber und über mein zielloſes Treiben und Lernen unterhalten."

Marie war eine Sekunde lang in Verlegenheit und erröthete. Dann aber ſah ſie ihn mit großen, treuherzigen Augen an und ſagte: „Ja, es iſt wahr! Mein Vater iſt Ihnen gut, und da er ſeine Kunſt allen anderen Künſten vorzieht, meint er, man müſſe in ihr glücklich ſein, und Jedem, dem er gut iſt, möchte er dieſes Glück bereiten."

Alfred ſah nachdenklich vor ſich hin und die Worte aus dem „Märchen von Goldener" zogen ihm durch den Sinn: „Und es deuchte ihm hier bei Blumen und Roſen ein ſchönes Leben!" — „Ich ſehe nicht ein, warum nicht?" ſagte er vor ſich hin; „ich habe die Muße dazu — was kann es ſchaden!"

Da klang wieder die Tiſchglocke von der Villa her; es war ſpät. Alfred blickte erſtaunt auf; bei der proſaiſchen Arbeit des Rechnens und Kopirens war ihm die Zeit vergangen, wie in Armidens-Garten. — „Ade, auf Wiederſehen!" rief er, indem er ihr die Hand ſchüttelte, und ging. Aber in der Thüre blieb er wieder ſtehen, wie von einem plötzlichen, unangenehmen Gedanken aufgehalten. — „Marie!" rief er erſchrocken.

„Was iſt Ihnen? Warum erſchrecken Sie?"

„Es fällt mir jetzt erſt auf, welche große Summen wir aufgeſchrieben! Ich habe in ein großes Geſchäft geblickt!"

„Nun? — und was iſt daran ſo Schreckliches?"

„Sie — Sie —" ſtotterte Alfred — „Sie ſind außerordentlich reich! Sie ſind ein reiches Mädchen!"

Marie lachte hell auf: „Sie ſagen das auf eine Weiſe, als ob Sie mich plötzlich als eine Verbrecherin enthüllt hätten!"

„Ja — es iſt eigenthümlich," ſtotterte Alfred wieder und ſchüttelte den Kopf dazu, „ich weiß nicht, was ich meine, was ich ſagen will — aber —"

Ueber Mariens Wange flog eine dunkle Röthe und hätte er nicht vor Verlegenheit die Augen niedergeſchlagen, er würde bemerkt haben, mit welchem liebevollen Ausdruck ſie ihm jetzt in's Geſicht blickte. Zutraulich, wie einem Bruder, legte ſie ihm die Hand auf die

Schulter und ſagte halb flüſternd: „Erſchrecken Sie nicht vor mir, als vor einer reichen Erbin. Das große Geld, das mein Vater erwirbt, erwirbt er nicht für mich, ſondern für Andere, von denen er ſagt, daß es ihnen gehöre, und daß ſie es einſt brauchen werden. Wir ſind glückliche Leute, die ſolchen Vermögens nicht bedürfen.“

Alfreds Züge heiterten ſich wieder auf; er ſah ihr, die leiſe redete, in die Augen und es war ihm, als ob ſie ihm ein erhabenes Geheimniß anvertraute, und ſie ſelbſt erſchien ihm in dieſem Augenblicke wie ein erhabenes Weſen. Eine ganze Reihe von Gedanken, Vorſtellungen und Geſtalten flog ihm durch den Kopf; er errieth Vieles, ohne es recht begreifen und ordnen zu können. Mit einer ſchnellen Bewegung des Kopfes nach der Seite gelang es ihm, Mariens Hand mit den Lippen zu ſtreifen, dann eilte er in die Villa und an den Tiſch.

Er hatte nicht Zeit gehabt, Toilette zu machen, wie er ſonſt vor Tiſche gewohnt war, und es däuchte ihm, als ob Herr von Frieſen, der bei ſeinem Eintritt einen Blick über ihn ſtreifen ließ, das bemerkt hätte. Er ſelbſt wurde gewahr, eben als er in den Speiſeſaal trat, daß er einige Tintenklekſe an den Fingern hatte. Aber er ſetzte ſich trotzdem hin und ließ ſeine Blicke etwas herausfordernd über die Tiſchgeſellſchaft ſtreifen, zu der auch Graf Aurel gehörte, der indeſſen, der Aufforderung des Barons folgend, ſchleunigſt angekommen war. Mit Ausnahme Mathildens machten heute ſeine Tiſchgenoſſen den Eindruck ſchrecklicher Hohlheit und Haltloſigkeit; ſelbſt der polniſche Graf, als Freund und Vertrauter Frieſens, kam ihm leerer vor als ſonſt. Es war ihm, als ſäßen ſie Alle auf Stühlen da, die plötzlich unter ihnen zuſammenbrechen könnten. Er verglich ihre Geſpräche über Wetter, Stadtneuigkeiten, Hofgeſchichten mit den Worten, die er heute vom Gärtner und ſeiner Tochter gehört, und ſah dabei das ſchöne, aber kalte Geſicht Gabrielens an, die zu Allem ironiſch lächelte, aber Alles doch mit Aufmerkſamkeit, beinahe lauernd verfolgte, und er freute ſich, nicht mitſprechen zu dürfen. Nur Mathilde flößte ihm Achtung ein, eben weil ſie bei all dieſen Geſprächen gleichgiltig blieb. Allerdings war auch der Baron zerſtreut und leicht konnte es auch der Beobachter herausfühlen, daß er am Geſpräche Theil nahm, nur um dieſe Zerſtreutheit zu verbergen; deſto mehr mußte es Alfred überraſchen, als er, trotz ſeiner Zerſtreutheit, beim Deſſert lange eine beſonders ſchöne eingemachte Frucht herausſuchte und ſie dann, während er einige Worte an den Grafen Aurel richtete, unmerklich an Gabrielens Teller, die links von ihm ſaß, hinlegte. Gabriele verzog unmerklich den Mund, ließ die Frucht liegen und wählte eine andere aus der Kryſtallſchale, die vor ihr ſtand. Frieſen entſchuldigte ſich, daß er mit dem Freunde dringend zu ſprechen habe, und bat Mathilden, ſich erheben zu dürfen; dann nahm er raſch den Arm des Grafen und ſtieg mit ihm in den Garten hinab.

Am Baſſin angekommen, ſah ſich Frieſen um, ob Niemand in der Nähe ſei und ſagte dann mit einiger Aufregung, die er vergebens zu bemeiſtern ſuchte:

„Lieber Freund, ich ſtecke in Verlegenheiten, in großen Verlegenheiten! Meine große Spekulation mit der Schifffahrtsgeſellſchaft iſt mißglückt. Mit den Kohlen in der

Nähe iſt es nichts und ich habe ein großes Terrain daſelbſt ankaufen laſſen, das ſich als werthlos herausſtellt. Ich habe außerdem eine große Anzahl von Dampfſchiffen in England beſtellt, kontraktlich beſtellt, und ich werde höchſtens zwei beſchäftigen können und dabei taucht in demſelben Hafen und in denſelben Gewäſſern auf derſelben Route eine engliſche Konkurrenz auf, der ich nicht Stand halten kann. Mehr als die Hälfte meines Vermögens iſt bei dem Unternehmen bereits engagirt und ich habe mich mit einer Zuverſicht hineingeſtürzt, die mir jetzt unbegreiflich iſt — freilich von der Regierung aufgemuntert, die mich nun im Stiche laſſen wird. Dabei iſt die Zeit für die Fabriken und für meine Fabrikate überhaupt ungünſtig. Meine Zuckerſiedereien bringen mir in Folge des neuen Tarifs ſeit ſechs Monaten keinen Pfennig ein und werden mir, wenn ich mich ihrer nicht entledigen kann, in den nächſten ſechs Monaten Geld, ungeheure Summen, aus der Taſche ziehen. Laſſe ich ſie eingehen, ſo mache ich eine große Anzahl Immobilien, in denen Hunderttauſende ſtecken, werthlos und die ganze nächſte Ernte der Runkelrüben iſt verloren.“

„Was iſt zu thun? Womit kann ich Ihnen helfen?“ fragte Aurel, mit einer Bewegung, die ſeine ernſtliche Bereitwilligkeit verrieth. „Mein Vermögen —“

„Ich danke Ihnen; ich kenne Ihr Vermögen; damit iſt mir nicht geholfen. Nein, anders! Sie müſſen mir den Prinzen Victor herbeiſchaffen. Er hat große Summen in meinen Geſchäften ſtecken; wenn er eine Ahnung von meiner Lage hat, wird er die Gelegenheit gerne benützen, ſie zurückzuziehen, und ſeinem Beiſpiele werden dann die andern Mitglieder der fürſtlichen Familie folgen und dieſen wieder Andere und ich bin ruinirt. Dem muß vorgebeugt werden. Auch iſt er allmächtig im Finanzdepartement, in das er ſich immer mit Vorliebe miſchte und überhaupt, wie Sie wiſſen, der einflußreichſte unter den Prinzen. Er muß herbei; er muß wieder in mein Haus kommen; er muß ein Feſt ihm zu Ehren von mir annehmen. Ihm iſt bei Hofe die Rolle des Liberalen zugefallen; er hat immer den Protector der Polen geſpielt und einem Polen iſt es am leichteſten, zu ihm zu dringen. Gehen Sie zu ihm und bringen Sie mir dieſe Angelegenheit zu Stande. Hat er von mir eine Fête angenommen, war er wieder unter meinem Dache, ſo wird er nicht gleich darauf ſeine Gelder von mir zurückziehen; es iſt ſogar möglich, daß er dann das Handelsminiſterium für mich gewinnt und daß man mir von Staatswegen Unternehmungen abnimmt, die mich ruiniren würden."

„Aber, lieber Frieſen," rief Graf Aurel erſtaunt, „ich verſtehe Sie nicht! Sie bedürfen meiner Protection bei dem Manne, bei dem Sie mich ſelbſt ſo erfolgreich protegirt haben? Sah ich ihn nicht noch gegen Ende des Winters in der Stadt bei Ihnen und zwar zutraulich und intim, wie einen Freund des Hauſes? Weiß es nicht Jederman, daß Sie mit ihm auf vertrautem Fuße ſtehen?"

Frieſen war in Verlegenheit. „Es wundert mich," ſagte er, im Gehen wieder inne haltend, „daß Sie nichts bemerkt haben. Meine Frau iſt ſo tugendhaft, daß es Niemand einfällt, es könnte ihr Jemand den Hof machen."

„Sie ſagen das,“ lächelte Aurel, „als ob Sie ſich darüber beklagen wollten.“

„Ich beklage mich nicht darüber, aber die bürgerliche und, offen geſagt, bornirte Art Mathildens bringt mich zur Verzweiflung und ſie iſt ſchuld an meiner jetzigen Lage und daß es mich vielleicht Mühe koſten wird, den Prinzen wieder in mein Haus zu ziehen. Man kann tugendhaft ſein und muß darum einen prinzlichen Hofmacher doch nicht vor den Kopf ſtoßen und mit ſolchem Depit erfüllen, daß er das Haus meidet. Freilich, dazu muß man etwas Weltdame ſein, was ſie leider am wenigſten iſt. Mit einem Wort: ſie hat ſeine Bewerbungen ſo wenig verſtanden, daß er darüber beleidigt war — ich habe es ſeitdem zum Oeftern fühlen müſſen und er hat ſeit dem letzten Ball die Schwelle meines Hauſes nicht wieder betreten.“

Graf Aurel bewegte langſam den Kopf: „Lieber Frieſen, iſt es nicht beſſer, Sie laſſen den Prinzen Victor wo er iſt?“

Raſch wandte ſich Frieſen gegen ihn und ſagte mit ſchwerer Betonung: „Ueber ſolche Dinge iſt ſchwer zu ſprechen. Vernehmen Sie nur dieſes und thun Sie dann, um was ich Sie bitte. Ich bin ein Ertrinkender und greife nach Allem, was mich retten kann. Niemand als Prinz Victor kann mich erretten; darum muß er herbei. Mißlingt, was ich von ihm hoffe, ſo bin ich ein verlorener Mann und mit dem Hauſe Frieſen, das ſo hoch geſtiegen und an der Stufe zu größerer Höhe ſteht, iſt es ein für alle Mal vorbei. Bringen Sie mir morgen keine günſtige Antwort, ſo ſetze ich auf der Börſe Alles auf's Spiel.“

Nach dieſen Worten, wie um einer Erwiderung auszuweichen, eilte er eine kleine Anhöhe hinan, von der aus man den größten Theil des Parkes überblicken konnte. Da erſtaunte der Graf, wie der eben noch aufgeregte Mann oben plötzlich inne hielt und mit ganzer Aufmerkſamkeit nach einem Punkte ſtarrte. Er folgte ihm auf die Höhe und oben angekommen, ſah er nach derſelben Richtung, wie Frieſen. Dort, dem Wäldchen entgegen, gingen Graf Egon und Gabriele, offenbar in ein Geſpräch vertieft.

„Er macht ihr,“ ſagte Frieſen mit zitternder Stimme, „er macht ihr von Tag zu Tag mit größerem Eifer den Hof. Der Narr, der Phantaſt! Sie wird ſich hüten, auf die Anträge des Schwärmers einzugehen; dazu iſt ſie zu klug. Sie wiſſen,“ wandte er ſich zu Aurel, „daß der Fürſt ihn gewiß enterbt und daß der Fürſtentitel ſammt dem Majorat auf einen entfernten Anverwandten übergeht? Der Hof iſt ſehr dafür; man kann doch ſolche Titel und Reichthümer nicht an einen Kompromittirten dieſer Art fallen laſſen. Nun, wenn er der Liberale, der Volksfreund ſein will, ſo ſoll er ſich auch philoſophiſch mit ſeinem Meierhof und ſeinen fünftauſend Gulden Rente begnügen.“

Graf Aurel zuckte die Achſel. Wie konnte der Mann, der ſich in ſo verzweifelter Lage befand, ſich noch mit dergleichen Dingen beſchäftigen und mit ſolcher erbitterten Leidenſchaft darüber ſprechen. Frieſen aber, ohne des Andern Geberde zu bemerken, fuhr fort: „Ja, wenn meine Frau wie Gabriele wäre, oder beſſer, wenn Gabriele meine Frau wäre, es ſtünde Alles beſſer.“

„Gewiß!“ ſagte Aurel mit etwas gefalteter Stirne,

„gewiß wurde Gabriele den Prinzen beſſer zu feſſeln und zu umſpinnen wiſſen; aber wäre es Ihnen dann recht, wenn er ihr den Hof machte?“

„Ich würde ihn die Treppe hinunterwerfen, tout prince qu'il est!“ rief Frieſen mit Leidenſchaft, indem er gegen den Fuß des Hügels eine Bewegung machte, als ob er auf eine untere Treppe deutete.

7. Kapitel.

Das Glück von Edenhall.

Die hohe Säule muß zu Fall.
Glas iſt der Erde Stolz und Glück,
In Splitter fällt der Erdenball
Einſt gleich dem Glück von Edenhall.
Uhland.

In der Villa ging es überaus lebendig her. Das ganze obere Stockwerk, das Parterre des Hauptgebäudes und des einen Seitenflügels wurden zu dem bevorſtehenden Feſte hergerichtet. Die Eremitage im Tannenwäldchen, die Alfred mit einer Stube im linken Flügel vertauſcht hatte, wurde in ein Büffet verwandelt und ein kleiner Anbau zur Aufbewahrung der Speiſen und Getränke daran gefügt. Ein anderes Büffet wurde im engliſchen Garten gebaut und hinter zwei Gebüſchen verſteckte Orcheſter, die aus der Ferne, während der Nacht, Muſik herbeiſenden ſollten. Auf der Peluſe breitete ſich ein großes Parket aus, mit einem weiten Zelt, darunter man bei günſtiger Witterung tanzen wollte. Das Haus ſelbſt wurde mit Blumen angefüllt und da die Jahreszeit es erlaubte, mußte Van der Sluy die Pflanzen der heißeſten Zonen aus den Gewächshäuſern ziehen, um mit Palmen und ihren Landsleuten die Gemächer, Corridore, Treppen und Vorſäle zu zieren. Der Hauptſaal, mit einem großen und einem kleinen Orcheſter, mußte in einen Feengarten verwandelt werden und Alles entfalten, was die Erde von der Höhe der Alpen bis an die Ufer des Ganges Schönes oder Glänzendes hervorbrachte. Das Feſt war auf einen für die Monarchie hiſtoriſchen Tag verlegt und damit die Gelegenheit gegeben, die Marmorbüſten der allerhöchſten Herrſchaften im großen Saale aufzuſtellen und ſie mit einer üppigen, ausgeſuchten Pflanzenwelt zu umſtellen. Um alle dieſe Herrlichkeiten würdig zu beleuchten, wurde aus der Ferne ein Gasſtrom hergeleitet, hinreichend, um viele hundert Flammen zu nähren; dazu wurden in allen Gebüſchen und Alleen des Gartens, ſelbſt an den Spitzen der höchſten Bäume Laternen aller Farben aufgehängt und im Hofe vor der Villa und an den Gittern, die ihn abſperrten, nach alter Art Ringe für Fackeln und eiſerne Pech- und Kienkörbe angeſchmiedet. Das Haus wimmelte von Maurern, Tapezierern, Gärtnern, Zimmerleuten und jeder Art von Handwerkern und Handlangern. Mitten unter ihnen, neben Van der Sluy, der Alles leitete, war Marie beſchäftigt, die diesmal in die Villa durfte, weil Niemand wie ſie es verſtand, Kränze, Guirlanden, Sträuße zu winden und zu binden und deren richtige Verwendung anzuordnen.

Von den eigentlichen Bewohnern des Hauſes war Niemand zu ſehen. Der Baron war in der Stadt und kam nur manchmal auf eine Stunde, um ſich von dem Fortſchritt der Arbeiten zu überzeugen. So auch heute, bei welcher Gelegenheit er Gabriele mit in die Stadt nahm, daß ſie ſich unter ſeinen Augen Kleid und Schmuck für den Ball ausſuche. Mathilde ſaß neben Alfred am Krankenbette ihres älteren Knaben Odo. Die Gefahr der Entwicklungskrankheit war zwar nach den erſten drei Tagen vorüber, nicht aber ihre Beſorgniß. Es war ihr überhaupt ſeit einiger Zeit zur Gewohnheit geworden, Alles ſchwarz und mit Sorgen in die Zukunft zu ſehen, ganz gegen ihre ſonſtige Natur, da ſie ſich, ohne an den kommenden Tag zu denken, gehen ließ. Wenn ſie zufällig ihr Weg durch die Zimmer führte, in denen die rege Geſchäftigkeit der Arbeiter herrſchte, ſchlug ſie erſchrocken die Hände zuſammen und eilte ſo raſch als möglich weiter. Von einem ſolchen Gange zurückkehrend, ſagte ſie zu Alfred: „Lieber Freund, kommt es Ihnen nicht auch unnatürlich vor, daß man da ſolche Vorbereitungen zum Feſte trifft, während das Kind hier ſo krank iſt?“

„Odo,“ erwiderte Alfred, ohne auf den verborgenen Sinn dieſer Worte, die einen Vorwurf gegen ihren Mann enthielten, einzugehen, — „Odo iſt außer aller Gefahr und wird am Tage des Feſtes ganz hergeſtellt ſein.“

„Hoffentlich — aber — aber auch ohne das — ſeit einiger Zeit iſt es mir überhaupt ſo, als lebte ich in einer unnatürlichen, drückenden Atmoſphäre. Alles was man thut, was um mich herum geſchieht, ſcheint mir ſo geheimnißvoll, ſo haſtig. Es iſt mir gar nicht, als ob die Gemüther ſo feſtlich geſtimmt wären oder ſo heiter, wie man nach dieſen Vorbereitungen meinen ſollte.“

Alfred verſicherte ſie, das ſei nur die Nachwirkung der Sorgen der letzten Tage und der Nachtwachen am Krankenbette.

„Möglich,“ ſagte ſie darauf, „aber es war mir ſchon vorher ſo. War es vielleicht die Ahnung der Krankheit des Kindes?“

„Vielleicht! Gewiß!“ beruhigte Alfred; „aber nun die Gefahr vorüber, ſollten Sie, gnädige Frau, ſolche Stimmungen abſchütteln, und am beſten geſchähe das durch einen Spaziergang in die freie Luft. Ich bleibe bei Odo und es ſoll gewiß nichts verſäumt werden.“

„Deß bin ich gewiß,“ lächelte Mathilde, „Sie waren in allen dieſen Tagen wie eine Mutter für das Kind und ich werde es Ihnen nicht vergeſſen. Ohne Sie wäre ich verzweifelt. Odo hat es auch ſehr wohl gefühlt und ſelbſt im Fieber rief er nach Ihnen.“

So ſprechend reichte ſie ihm die Hand und er drückte einen langen Kuß auf ſie. Sie zog die Hand nicht zurück, wohl fühlend, daß dieſer Kuß ein anderer war, als jener, der ſie ſo erſchreckt hatte. In der That war er ein ganz anderer und wenn Alfred ihn ſo ſehr verlängerte, geſchah es nur, um den Kopf nicht zu erheben und ihr nicht die Thränen zu zeigen, die ihm Rührung und Mitleid in die Augen jagten. Ein leiſes: „So!“ trat auf ihre Lippen und er verſtand dieſes: „So!“ das nichts anderes ſagte, als: „ein ſolcher Kuß iſt erlaubt“. Es war ihr auch, als ob durch dieſen Kuß die Wirkung jenes andern vernichtet worden wäre, und unbefangen fuhr ſie fort: „Wie dankbar bin ich Ihnen, daß ich mit Ihnen über ſo Manches ſprechen darf, das ich Andern nicht ſagen kann. Gabriele iſt gewiß gut, aber ſie hatte nie eine Familie; ſie verſteht manche Sorgen und manche Liebe gar nicht. Ich fürchte, ſie zu langweilen — und für kleine Kinder und Alles, was ſie angeht, hat ſie natürlich keinen Sinn und kein Verſtändniß.“

Hier unterbrach ſich Mathilde ſelbſt mit Lachen und und lachend ſagte ſie: „Haben Sie bemerkt, wie ungeſchickt ſie ſich benahm, wenn ſie manchmal Odo einen Dienſt leiſten und uns helfen wollte? Arme Gabriele! Sie hat es gut gemeint und es hat ſie gewiß gekränkt, als ſie einſah, daß ſie nur ſtörte und glaubte ſich zurückziehen zu müſſen. Jetzt war ſie ſchon mehrere Tage nicht hier in der Stube und da ich auch in's Eßzimmer nicht komme, weiß ich gar nichts von ihr. Geſtern hat ſie mit meinem Manne in der Stadt geſpeiſt und heute iſt ſie wieder drin, wahrſcheinlich mit meiner Balltoilette beſchäftigt, da ich mich nicht darum kümmern kann.“

Alfred, der an die Worte des Grafen Aurel dachte: man ſoll Somnambüle nicht wecken, erwiderte nichts; aber Odo, der aufmerkſam zugehört hatte, ſagte plötzlich: „Ich kann Gabriele nicht leiden!“ — „Ich auch nicht!“ fügte der kleine Paul hinzu, der in einer Fenſterniſche ſpielte.

„Seht nur die Kinder!“ lachte Mathilde; „erlauben ſich die ſchon, Jemand nicht leiden zu können! Und warum ſolltet ihr Gabriele nicht leiden können?“

„Weil ſie Odo nicht leiden kann,“ antwortete Paul.

„Und Du, Odo?“ fragte Mathilde.

„Weil,“ ſagte der Aeltere langſam, „weil — ich weiß nicht — weil der Papa immer — ich weiß nicht — “

Alfred erſchrak. Er fürchtete Alles vom Inſtinkt und von der unbewachten Scharfſichtigkeit, die den Kindern eigen iſt; er wollte eben etwas ſagen, um Odo zu unterbrechen und neigte ſich zu Mathilde hinüber, während die Röthe der Angſt ſein Geſicht bedeckte, als, wie ein rettender Engel, Marie mit einem prächtigen Strauß in der Hand in das Zimmer trat. Einen Augenblick blieb ſie verworren auf der Schwelle ſtehen und betrachtete die Gruppe von Mutter, Kind und Hofmeiſter; eine leiſe Bläſſe flog über ihre Wangen und wie in der Luft ſchwebend ging ſie einige Schritte weiter. Aber eben ſo raſch, als ſie dieſer Zuſtand überkommen, faßte ſie ſich wieder und ſagte zur Baronin: „Ich habe dieſe ſchönen Blumen gerettet, die in der Guirlande doch bis zum Feſte verwelkt wären und bringe ſie Odo. Sie ſind ungefährlich und dürfen in einer Krankenſtube ſtehen.“ — So ſprechend ſteckte ſie den in der That prachtvollen Strauß in eine Vaſe, die ſeiner würdig war und die man, als ein koſtbares Stück, aus den Salons hierher in Sicherheit gebracht hatte. Alfred fühlte, was in ihr vorging, und errieth es vielleicht darum um ſo raſcher, als er ſich deſſen bewußt war, wie ſehr ſein Herz zwiſchen ihr und der Baronin hin und her geſchwankt hatte. Unwillkürlich erhob er ſich und ging auf ſie zu, aber bevor er bei der Vaſe angekommen, war ſie ſchon auf dem Wege zur Thüre, die ſie mit beſchleunigtem Schritte zu erreichen ſuchte, ohne auf den Dank Odo's zu achten und ſo thuend, als ob ſie die Abſicht der Baronin, ſie anzureden, nicht gemerkt hatte.

„War ſie nicht ſonderbar?“ fragte Mathilde. „Was hat ſie?“

Alfred lehnte den Kopf an die Vaſe, die ſeine glühende Stirne wohlthätig fühlte und las das Wort „Glück“, das in goldenen Lettern und von goldenem Laube und von goldenen Strahlen umgeben, auf die Mitte der ſonſt ganz weißen Vaſe geſchrieben war.

Da fuhr ein Wagen in den Hof. Paul ſtellte ſich auf die Fußſpitzen und rief: „Papa und Gabriele kommen! Gabriele hat ein ſchönes Kiſtchen in der Hand!"

„Papa," ſagte Odo, „wird ihr ſchöne Sachen gekauft haben für den Ball — gewiß ſchönere als für Dich, Mama."

„Ich glaube wahrhaftig," lachte Mathilde, „der Junge iſt auf Gabrielen eiferſüchtig. Was haſt Du nur gegen Gabriele?"

„Ich habe Dir ja geſagt, daß ich ſie nicht leiden kann," erwiderte Odo ungeduldig. „Papa hat ſie viel zu lieb. Als ich noch geſund war, war ich einmal im Wäldchen, Gabriele ſaß auf der Moosbank und Papa —"

Alfred machte eine unmerkliche Bewegung — ein leiſer Stoß und die Vaſe lag in tauſend Trümmern auf dem Boden. Odo erſchrak und hielt in ſeiner Erzählung inne; Mathilde ſprang auf und vor Schrecken bleich rief ſie: „Ach, was haben Sie gethan! Mein Mann hält ſo viel auf die Vaſe; es haftet ein Aberglauben daran und er nennt ſie ſein „Glück", das „Glück von Edenhall". Wir bekamen ſie zu unſerer Hochzeit von den allerhöchſten Herrſchaften — was wird Felix ſagen!"

So in abgebrochenen Sätzen klagend, die Hände in einander gelegt, das Haupt geneigt, ſtand ſie da und blickte betroffen auf die Trümmer hinab. Alfred war froh, das Kind zum Schweigen gebracht zu haben und betrübte ſich deshalb nicht über den Verluſt der Vaſe, obwohl er es wußte, daß der Baron mit Aberglauben an derſelben hing. Es hatte ihn darum Ueberwindung gekoſtet, ſie zu zertrümmern, aber es ſtand wie eine beſchworene Pflicht feſt in ihm, die Ruhe Mathildens oder ihre glückliche Blindheit zu retten, ſo lange als möglich. Freilich, jetzt da die Trümmer der Vaſe vor ihm lagen, ſagte er ſich, daß damit vielleicht auch ſein ganzes Verhältniß zum Hauſe, zu dieſen ihm theuer gewordenen Kindern, zu dieſer vortrefflichen Seele Mathilde in Trümmer gegangen, und dieſer Gedanke in Verbindung mit dem Gedanken an Marie und der Nachempfindung deſſen, was in ihr vorgegangen, erfüllte ihn plötzlich mit einer tiefen Traurigkeit und mit jener Wehmuth, die junge Gemüther empfinden, wenn ſie glauben, daß ſie zu einer ſchickſalsvollen Rolle auserſehen ſeien. Und dieſer Glaube war in dieſem Augenblicke ſtark in Alfred und er ließ über Mutter und Kinder einen beſorgten Blick ſtreifen, wie über unmündige, hilfloſe Weſen, die ſeinem Schutze anvertraut ſeien. Hat er ihnen nicht wirklich in dieſem Momente eine große Wohlthat erwieſen? Hat er dieſer Frau nicht ihre Ruhe gerettet? die Kinder nicht vor einem Zwieſpalt zwiſchen Vater und Mutter bewahrt? Freilich war es nur Flickwerk; aber wie viele Leben werden nicht bis an ihr Ende ſo zuſammengehalten, daß ſie ſelbſt nicht wiſſen, in wie hohem Grade ſie Flickwerk ſind.

Mit ſolchen Gedanken ſah Alfred auf die Trümmr der Vaſe hinab, als ſich die Thüre öffnete und der Baron mit Papieren in der Hand eintrat. Aber er war nicht zwei Schritte von der Schwelle entfernt, als er entſetzt ſtehen blieb und mit dem Oberkörper zurückfahrend, die Hand mit den Papieren emporhebend, mit weit offenen Augen auf die Scherben der Vaſe niederſtarrte. Mathilde wandte ſich, keines Wortes mächtig, wie mechaniſch gegen ihn; Paul lief auf ſie zu und fing zu weinen an; Odo ſah ängſtlich bald auf ſeinen Vater, bald auf ſeinen Lehrer.

„Mein Glück!“ ſeufzte Herr von Frieſen endlich und fuhr ſich mit den Papieren gegen die Stirne, ſchloß die Augen und ließ den Kopf ſinken. Der ſchlanke, ſtramme Mann ſah mit einem Male um viele Jahre gealtert aus. Auch Alfred, der ſich bei ſeinem Eintritt aufgerichtet hatte, ließ den Kopf ſinken, voll Mitleid für den Mann, der, ſonſt ſo ſtolz, jetzt wie aufgegeben daſtand — und für die Frau, der bei dieſem Anblick zwei Thränen über die Wangen liefen und die den blonden Kopf ihres weinenden Kindes liebend in ihr Kleid drückte. Aber nur einen kurzen Moment dauerte dieſe Scene der Niedergeſchlagenheit. Alfred ſah mit Verwunderung, wie ſchnell ſich der Baron faßte, aufrichtete und mit offenbarer Willenskraft den traurigen Eindruck abzuſchütteln und ſeiner Herr zu werden ſuchte.

„Wer hat das gethan?“ fragte er mit feſter Stimme.

„Ich, Herr Baron!“ antwortete Alfred, weniger feſt, als er ſich vorgenommen hatte.

„Sie!“ ſagte der Baron, indem er den Blick prüfend auf Alfred ruhen ließ und nachdenklich den Kopf ſchüttelte. Dann fuhr er fort: „Herr Lindau, es iſt mir ſchon lange, als ob Sie mir von einem gewiſſen Verhängniß in's Haus geſchickt wären.“

„Meinen Sie damit, Herr Baron, daß ich am beſten Ihr Haus wieder verlaſſe?“ fragte Alfred mit bewegter Stimme.

Der Baron drückte die Hand vor die Augen, während ihn Mathilde und die Kinder ängſtlich anſahen.

Er ſchien zu keinem Entſchluſſe kommen zu können. Erſt als Odo ſich im Bette erhob und ſchüchtern bat: „Papa, nicht! Laſſe Herrn Lindau nicht fortgehen!“ — nahm er die Hand von den Augen und ſagte: „Nein! Bleiben Sie! Es iſt mir manchmal auch wieder, als ob Sie dieſe hier einſt brauchen könnten!“

Mit einer raſchen Bewegung, die es deutlich ſagte, daß er ſelbſt eben ſo wenig auf dieſen Gedanken eingehen, als ihn weiter erklären wollte, wandte er ſich zu Mathilden, legte die Papiere auf den Tiſch und ſagte: „Liebe Mathilde, Du ſollſt mir einen Gefallen thun.“

„Einen Gefallen!“ lächelte ſie mit freudigem Geſichte, froh, ihn ſo raſch das Vorgefallene vergeſſen zu ſehen: „Was ſoll ich thun?“

„Dieſe Papiere unterſchreiben!“

„Wie gerne,“ ſagte ſie, indem ſie ſchon nach der Feder griff, „wohin? auf welche Stelle?“

Herr von Frieſen aber, anſtatt ihre Frage zu beantworten, hielt ihre Hand zurück und machte einige Schritte durch's Zimmer.

„Mathilde, Du fragſt nicht, was Du unterſchreibſt?“

„Warum ſoll ich fragen?“

„Du unterſchreibſt die Vollmacht, nach welcher ich frei mit Deinem Vermögen ſchalten kann.“

Mathilde ſah ihn erſtaunt an und erſtaunt fragte ſie: „Haſt Du nicht immer frei damit ſchalten können?“

„Nein! Dein Vermögen iſt von meinem getrennt und ohne dieſe Vollmacht kann ich darüber nicht verfügen.“

Als ob ſie ihn darum um Verzeihung bitten wollte, lächelte ſie ihn an, griff dann raſch zur Feder und wollte unterſchreiben. Alfred machte eine ſo raſche Bewegung, daß ſie erſchrak und inne hielt. Der Baron wandte ſich eben ſo ſchnell zu ihm und blickte ihm in die Augen. Welch ein Recht hatte er, hier ein Wort zu ſprechen? Wäre das Krankenzimmer nicht das einzig freie im ganzen Hauſe geweſen, er hätte ja doch nie etwas von dem ganzen Vorgange erfahren! Allein die ſtumme Scene, die zwiſchen Alfred und dem Baron ſpielte, hatte Mathilde doch etwas befangen gemacht und langſamer, als ſie die Feder ergriffen, ſchrieb ſie ihren Namen hin. Der Baron ergriff die Papiere, faltete ſie, ſteckte ſie in die Bruſttaſche, küßte ihr die Hand und ging, nicht ohne noch einen Blick auf die Scherben zu werfen. Er entſchuldigte ſich, daß er ſofort wieder in die Stadt zurückkehren müſſe, und in der That rollte eine Minute ſpäter der Wagen wieder zum Hofe hinaus.

8. Kapitel.

Vater und Tochter.

Das ſtrenge Herz, es fühlt ſich mild und weich.
Goethe.

Im grünen Hauſe war es ſtille. Nur die Lieder der Nachtigall, die bei der vorgerückten Sommerzeit bereits bei der zweiten Strophe angekommen war, drangen in die dämmerig erleuchtete Stube. Müde von der angeſtrengten Tagesarbeit ſaßen Vater und Tochter im dunkelſten Winkel, in den die ſchwachen Strahlen der Lampe kaum zu dringen vermochten, während das junge Reh, auf einer Matte am Fenſter ſchlafend, gleichmäßige, ruhevolle Athemzüge hören ließ. Marie ſaß auf einem Schemel zu Füßen ihres Vaters, der ihr ſanft die Locken ſtreichelte. Niemand hätte es dieſem ſonſt ſo kurz angebundenen, oft rauhen Manne angeſehen, wie zärtlich er gegen ſeine Tochter ſein konnte, wie er ſich, vielleicht unbewußt, von jeher Mühe gegeben, ihr die früh verlorene Mutter zu erſetzen.

Er legte die holländiſche Pfeife, die längſt ausgebrannt war, vorſichtig hin, beugte ſich dann zu ſeiner Tochter hinab und ſagte:

„Marie, ſchläfſt Du?“

„Nein, Papa."

„Willſt Du zu Bette gehen?"

„Nein, Papa."

„Du möchteſt wohl noch lange ſo daſitzen und Allerlei vor Dich hindenken?"

„Ja, Papa."

„Vorhin haſt Du geſeufzt, Marie."

„Ja, Papa."

„Du haſt mehrere Male geſeufzt, Marie."

„Ja, Papa."

Van der Sluy ſchwieg wieder einige Zeit, richtete ſich auf, fuhr ſich zwei Mal mit der großen Hand über die Stirne, ſah ſich in der Stube um, neigte ſich wieder, und dies Mal tiefer, zu Marie hinab, nahm ihren Kopf in beide Hände und ſagte in demſelben ruhigen Tone:

„Bin ich Dein Vater, Marie?"

„Mein guter Vater!" erwiderte ſie und legte ihre Hände auf die ſeinen.

„Und Deine Mutter?" fragte er weiter.

Sie drückte ſeine Hände feſter an ihren Kopf und ſchwieg. Auch der Alte ſchwieg wieder einige Augenblicke, bis er fortfuhr:

„Deine gute Mutter fehlt Dir in dieſer Zeit, Marie. Mach die Augen zu und denke Dir, ſie ſitze da, wo ich jetzt ſitze, und dieſe rauhen Hände, die Deinen Kopf halten, wären ihre ſchönen feinen Hände, und ſie ſagte Dir mit der guten Stimme, deren Du Dich noch erinnerſt und die ich manchmal noch aus den Blumen und Gebüſchen höre —"

Van der Sluy hielt inne. Seine Stimme veränderte ſich und er wollte ſo nicht fortfahren.

„Was würde ſie ſagen, mein guter Papa?“ fragte Marie.

„Sie würde ſagen: Du biſt ſo traurig, Marie.“

„Ja, das würde ſie ſagen,“ beſtätigte Marie

„Und was würdeſt Du antworten?“ fragte Van der Sluy.

„Ich würde antworten: ja, meine gute Mama.“

„Und warum biſt Du traurig, mein Kind? würde ſie weiter fragen.“

„Ich weiß es ſelber nicht recht, Papa —“

„Soll ich es Dir ſagen?“

„Ja! — Nein! — Doch wie Du willſt, Papa.“

„Du haſt etwas auf dem Herzen — im Herzen — ein junger Menſch gefällt Dir — der Hofmeiſter — Du haſt ihn lieb — ja, recht lieb — es iſt ein recht hübſcher, unterrichteter, netter junger Menſch.“

„Ja, weiß Gott, das iſt er,“ verſicherte Marie.

„Und das macht Dich ſo traurig?“

„Nicht das,“ lächelte Marie.

„Was ſonſt?“

„Ich habe ihn heute mit der Baronin geſehen, und ſo vertraulich — und ich weiß, daß ſie ihm gefällt, recht ſehr gefällt — und da habe ich mich angeſehen — und ſie iſt ſo gar ſchön — und dann“ fuhr Marie ſtockend fort und machte ſich aus ſeinen Händen los, daß er ihr nicht mehr in's Geſicht ſehen konnte; — „und dann iſt es gar ſo häßlich, eine verheirathete Frau, wenn er die lieb hätte. Das macht mich ſo traurig; ich hielt ihn für ſo brav.“

Der alte Mann wurde verlegen und wäre es in der Stube nicht ſo dunkel geweſen, man hätte bemerken können, daß ſogar ein Anflug von Röthe ſein Geſicht bedeckte. Er brauchte in der That Zeit, um über die Worte ſeines Kindes nachzudenken und ſich zu faſſen und mit verweiſendem Tone antworten zu können:

„Sei nicht kindiſch, Marie, und nicht argwöhniſch. Kennen wir denn die gute Frau nicht beſſer? Das iſt ein ſpiegelblankes Gemüth, und wenn Lindau ſie lieb, recht lieb hat, wird das ſeiner Seele und Dir auch nicht viel ſchaden. Das iſt eine gar gute Schule, wenn ein junger Menſch eine gute Frau in der Nähe ſieht, und ſelbſt wenn er ſie ſo bis zu einem gewiſſen Grade lieb gewinnt, hat das ſein Gutes ſelbſt für ſeine zukünftige Frau.“

Marie ſchüttelte ungläubig den Kopf: „Ich glaube, daß Du das nicht verſtehſt, Papa.“

„Laſſen wir das auf ſich beruhen, mein Kind; darüber wird uns die Zeit belehren. Mich macht anderes nachdenklich, wenn Du den Jungen wirklich lieb haben ſollteſt.“

„Und was iſt das, mein guter Papa?“ fragte Marie ängſtlich.

„Ich weiß noch nicht, wie viel in dieſem Jungen von einem rechten Manne ſteckt. Er iſt eitel, er iſt ehrgeizig, er hat den Kopf voll Schrullen und er weiß ſelbſt nicht, was er will. So ein Kerlchen kann eben ſo eine ſchöne Blüthe geben, als es in's Kraut ſchießen kann.“

„O Papa, er hat ein edles Herz!“ rief Marie mit Innigkeit.

„Was weißt Du von ſeinem edlen Herzen?“

Marie hätte in dieſem Augenblicke für ihr Leben gern hundert Beiſpiele aufgezählt, die für Alfred's Edelmuth zeugen ſollten. Aber was wußte ſie in der

That von ihm, als was ſie aus ſeinen Worten und Augen herausgeleſen? Plötzlich erinnerte ſie ſich eines gewiſſen Augenblicks und triumphirend rief ſie: „Ach, hätteſt Du es nur mit angeſehen, wie er erſchrak, als er mich für eine reiche Erbin halten mußte? Wie er da vor Deinem Gelde erſchrak! Iſt das nicht ſchon Etwas“?

„Etwas, aber nicht viel. Nun, wir werden ihn bald ganz anders kennen lernen. Es bereiten ſich arge Dinge vor; in dieſem Hauſe wird es bald wild und wirr genug hergehen — da wird Gelegenheit ſein, ihn zu beobachten und zu ſehen, wie viel vom Manne in ihm ſteckt.“

„Was meinſt Du, Papa? Was geht vor? Was bereitet ſich vor?“ fragte ſie erſchrocken.

„Traurige Dinge! ſehr traurige Dinge! Ich müßte mich ſehr irren oder der Zeitpunkt iſt da, den ich ſeit lange kommen ſehe. Herr von Frieſen ſcheint mir ruinirt; das ganze glänzende Gebäude ſeines Reichthums iſt unterhöhlt, droht den Zuſammenſturz. Seine Fabriken wurden dieſer Tage geſchloſſen; ſein größtes Gut iſt verpfändet — das weiß ich vom dortigen Gärtner — das ganze Feſt ſcheint mir nur veranſtaltet, um die Welt zu täuſchen, und wenn ſich die Regierung des Barons nicht annimmt, iſt er verloren.“

„Um Gotteswillen!“ rief Marie, „die Regierung wird es doch thun? ſie wird doch ein ſolches Haus nicht elend zu Grunde gehen laſſen.“

„Es iſt wenig Ausſicht vorhanden. Die Adelichen regieren jetzt, die ſolche Emporkömmlinge nicht leiden mögen und der Welt gerne zeigen, daß ſie noch immer mächtiger ſind und feſter ſtehen, als alles Geld und alle Induſtrie.“

„Die arme Frau; die armen Kinder!“ jammerte Marie.

„Ja wohl, die arme Frau, die armen Kinder! ſie werden eine harte Schule durchmachen, vielleicht aber eine beſſere, eine nützlichere, als die geweſen wäre, in die ſie ihr hochmüthiger Vater geführt hätte. Er hätte aus den Knaben Junker gemacht, Stutzer oder Lieutenants — ſo aber können noch Männer aus ihnen werden.“

„Kannſt Du nicht helfen, Papa?“ flehte Marie. „Du haſt ja Geld, viel Geld! Niemand weiß es beſſer, als ich.“

„Du närriſches Kind,“ lächelte Van der Sluy; „mein Geld! Das iſt wie der Inhalt einer Gießkanne, wo es eines reichen, üppigen Himmelsregens bedürfte. Aber helfen werde ich — das werde ich. Seit Jahren arbeite ich an dieſer Hülfe. Laß Dir darum Deinen Schlaf nicht ſtören und — gute Nacht.“

Während dieſes Geſpräches zwiſchen Vater und Tochter fiel leiſe ein ſanfter, warmer Regen herab, der die Nachtigallen nicht zum Schweigen brachte und ſelbſt den tropiſchen Pflanzen, die man zum Feſte um die Villa aufgeſtellt hatte, wohl that. Als der Morgen anbrach, hell, klar, ſonnig, blickten dieſe vielgeſtaltigen Palmen und Blumen ſo heiter und glücklich, als ob ſie ſagen wollten: Siehe da! es kann auch hier in dieſem nordiſchen Lande ſchön ſein. Die Villa ſah bezaubernd und glücklich aus; die Springbrunnen jauchzten und die goldene Kugel, die der mittlere, wie Fangball ſpielend, in die Höhe warf, funkelte in der Morgenſonne und war wie ein kleines Ebenbild des glücklichen, ſtrahlenden Erdballs. Auf dem marmornen Rande des großen Beckens ſpazierten gemächlich luſtige Bachſtelzchen umher, während anderes buntgefiedertes Volk zum Morgentrunke herbeiflog und zugleich ein erfriſchendes Bad nahm. Selbſt die Schwäne hatten ihre Melancholie verloren und jagten ſich ſpielend, ihrer Würde vergeſſend, mit ihren Jungen.

9. Kapitel.

Der Aufruhr.

> Wenn meine Sprüche nun, die goldenen, ich verglich,
> Mit Staunen nahm ich wahr: ſie widerſprechen ſich.
>
> Rückert.

Da war es denn wie ein Spott auf Glanz und Glück dieſer Erde, daß ſchon in dieſer erſten, ſchönen Morgenſtunde vor dem noch geſchloſſenen Gitter des Vorhofs eine Frau erſchien, aus deren Augen, wie aus den Augen des Kindes, das ſie auf ihrem Arm trug, und der drei anderen Kinder, die ſich an ihr zerriſſenes Kleid klammerten, Armuth und Elend klagten. Das Kind auf ihrem Arm hatte eben noch geweint, aber ſeine Thränen ſtockten beim Anblick des prächtigen Hauſes und der vielfarbigen Blumenterraſſen und Treppen, die das untere Stockwerk bedeckten. Das älteſte der Kinder, ein Knabe, jubelte ſogar bei dieſem Anblick auf, verließ die Mutter und verſuchte es, indem es die Hand durch das Gitter ſteckte, eine Blume zu erhaſchen. Die Mutter aber blickte kopfſchüttelnd auf all dieſe Pracht, und manchmal ängſtlich hinter ſich, als ob ſie Jemand erwartete. Bald zeigte es ſich, wen ſie erwartete. Auf dem breiten Wege, den Hügel herab, kam eine zweite, der erſten an Kleidung und

Ausdruck ähnliche Frau, bald eine dritte, vierte, eine ganze Schaar armer Frauen, nur wenige allein, die meiſten Kinder tragend oder von Kindern gefolgt. Es war unheimlich. Selbſt Auswandererzüge ſehen nicht ſo traurig aus, wie dieſer Zug von Müttern und Kindern, die, ohne männliche Begleitung, eher einer Wittwenſchaar nach Krieg oder Peſt zu vergleichen waren. Vor dem Gitter machten ſie ſämmtlich Halt und Alle kehrten ihre Geſichter der Villa zu, die ihrerſeits mit den herabgelaſſenen Vorhängen oder geſchloſſenen Jalouſieen die Augen vor dieſem traurigen Anblick zu ſchließen ſchien. Hie und da erhob ſich aus der nunmehr gedrängten Schaar Kindergeſchrei und Weinen. Aus Gewohnheit oder Ehrfurcht vor dem Herrenhauſe ſuchten die jüngeren Mütter die Schreienden zu beſänftigen, was ihnen aber von den älteren, beſonders von einer alten Frau, die etwas von einer Zigeunermutter hatte, einen Verweis zuzog.

Dieſe verrieth durch ihren ganzen Anzug und Ausſehen, daß ſie ſich für die Gelegenheit eine gewiſſe Rolle zurecht gemacht hatte. Den Rock trug ſie vorn hoch aufgeſchürzt, während ihre nackten Füße in zerriſſenen Schuhen ſtaken; das Bruſttuch war in eine kunſtvolle Unordnung gebracht und eine alte, fadenſcheinige, graue Wolljacke hing ihr über den Rücken, nur vorn unter dem Kinn durch einen Haken zuſammengehalten. Die grauen Haare fielen lang und aufgelöſt unter dem Kopftuch hervor, an dem ſie manchmal zerrte, um es mehr und mehr zu verſchieben. So drängte ſie ſich durch die Reihen der Frauen und zankte da und dort mit einer Mutter, die ihr Kind beſchwichtigen wollte.

„Aber Sirupliſe“ — ſo hieß die Alte in der ganzen Gegend nach einem gewiſſen, von ihr aus den Abfallen der Frieſen'ſchen Zuckerfabrik bereiteten Saft, mit dem ſie im Lande hauſiren ging — „aber Sirupliſe,“ antwortete ihr eine junge Frau, „ſiehſt Du denn nicht, daß ſie drin noch ſchlafen, und daß ſie die Kinder wecken würden?“

„Dummes Ding,“ ſchrie die Sirupliſe, mit ihren langen Armen geſtikulirend; „die hohen Herrſchaften ſollen nicht ſchlafen, ſie ſollen durch das Kindergeſchrei geweckt werden. Alle Kinder ſollen ſchreien! Alle auf einmal! Ihr ſollt ſie puffen und zwicken, daß ſie aufſchreien wie geſpießt und die da drin aus ihren ſeidenen Betten aufſpringen, wie die Todten aus den Gräbern beim jüngſten Gericht, wo es auch Heulen und Zahneklappern geben wird, beſonders für die Reichen.“

„Ich möchte wiſſen,“ ſagte jene junge Frau, die zuerſt am Gitter geſtanden hatte, — „ich möchte wiſſen, warum gerade Du ſo wüthend biſt gegen den gnädigen Herrn und warum Du Dich ſo ausſtaffirt haſt, wie eine Vogelſcheuche. Seit zwölf Jahren läßt man Dich umſonſt in der Fabrik wohnen und läßt man Dich Deinen Syrup kochen, ohne daß Du einen Kreuzer zu bezahlen brauchſt.“

„Da thut der Herr Baron“, erwiderte die Syrupliſe, „nur ſeine verfluchte Schuldigkeit als reicher Mann gegen die Armuth.“

„Armuth!“ ſeufzte die Andere, „hätten wir Alle ſo viel wie Du, ſo wurde uns die Einſtellung der Arbeit nicht ſo unglücklich machen und brauchten wir die gute Frau Baronin nicht ſo zu erſchrecken. Die gute Frau, hat ſie nicht alles Mögliche für uns gethan? Wenn eins von uns krank war oder in die Wochen kam — ſie brauchte es nur zu erfahren, gleich war Bett, Eſſen, Geld da — Herz, was begehrſt du! Es iſt eigentlich ſchändlich, daß wir ihr hier ſo vor's Haus ziehen und daß von dem Schulmeiſter Alles ſo eingerichtet worden, da wir doch wiſſen, daß der Baron in der Stadt und die gnädige Frau allein zu Hauſe iſt."

„Das war ſehr geſcheidt von dem Schulmeiſter. Der Baron hätte gleich Militär kommen laſſen und dann wäre Alles aus geweſen. So aber können wir ganz bequem eine recht große Demonſtration machen, wie's der Schulmeiſter nennt."

Die lauten Reden der Sirupliſe und das Geſchrei der Kinder hatten vorerſt nur die Wirkung, daß ein gähnender Lakai auf die Plattform vor dem linken Flügel des Hauſes trat und erſtaunt auf die verſammelte Menge niederſah. Er faßte ſich ſchnell und obwohl er nur noch in Hemdärmeln war und eine weiße Schürze vorgebunden hatte, nahm er doch eine ſtolze und vornehme Miene an, zuckte die Achſel, ſteckte beide Hände in die Taſchen, ſtieg würdevoll die äußere Treppe herab und bewegte ſich langſam gegen das Gitter.

Er warf den Kopf zurück und fragte: „Was wollt Ihr hier?"

„Brod!" rief die Sirupliſe.

„Brod!" riefen die anderen Weiber und die Kinder ihr nach, mit einer Präziſion, als ob dieſe gemeinſame Antwort wohl einſtudirt geweſen wäre.

Den Bedienten wehte es aus dieſem Chorus augenſcheinlich nicht angenehm an. Das war keine gewöhnliche Bettelei und er wandte ſeinen Rücken um ſo ſchneller, als er in dieſem Augenblicke eine große Schaar von Männern ankommen ſah, die, wie ihm der Inſtinkt und ihr Ausſehen verriethen, gewiß zu dieſen Weibern und Kindern gehörten. Wenn dieſe, dachte der Lakai, mit in den Chor einſtimmen, giebt es kein gutes Konzert! — und er nahm drei, vier Stufen der Treppe mit einem Schritte, um ſo ſchnell als möglich wieder auf der Plattform anzulangen und dann im Innern des Hauſes zu verſchwinden. Er verbreitete die Nachricht von dem, was er geſehen und gehört, unter ſeinen Kollegen und Kolleginnen, die, eben erſt aus dem Bette kommend, neugierig im einfachſten Koſtüme an die Fenſter des oberen Stockwerkes oder an die Ochſenaugen ihrer Manſardenwohnungen liefen, um hinter den Vorhängen das Sonderbare zu betrachten, das ihnen ihr Kollege als etwas „ganz Kurioſes", vielleicht als etwas „Gefährliches" angekündigt hatte. Hatten doch in der letzten Zeit die Zeitungen viel von kleinen Aufſtänden, von Zerſtörung von Maſchinen und Fabriken, ſelbſt von niedergebrannten Schlöſſern im In- und Auslande berichtet — und die Zeitungsſchreiber hatten immer die Verſicherung hinzugefügt, daß dies ein arges Symptom der Zeit, daß dies nur Vorſpiele größerer Bewegungen ſeien, und daß dieſe Unruhen immer näher rückten und gewiß auch endlich bis in die Hauptſtadt oder in ihre Umgebung vorrücken würden. Die Bedienten, welche immer die Zeitungen früher leſen als ihre Herrſchaft, und Kammerjungfern, Beſchließerin und Wirthſchaftsfräulein, denen ſie die Ergebniſſe ihrer Lektüre mittheilten, glaubten anfangs, es ſei nur von Dänemark die Rede, weil es in den Zeitungen bei ſolchen Berichten immer hieß: „Es iſt etwas faul im Staate Dänemark!" — und Jungfer Gudula blieb ſteif und feſt dabei, daß man ſich überflüſſige Sorge mache und daß alle dieſe Nachrichten nur Dänemark beträfen und daß alle jene zerſtörten Maſchinen, Fabriken, Schlöſſer im fernen Dänemark lägen, über tauſend Meilen weit von der Villa des Herrn von Frieſen. Aber der Bediente Elias, den Herr von Frieſen von einer Tante ſeiner Frau, einer Gräfin, geerbt hatte, der manchmal, um ſich an ſeine vergangene Herrlichkeit zu erinnern, eine gepuderte Perrücke trug und ſich einen heimlichen Socialiſten nannte, Elias zuckte die Achſel über die Verblendung Gudula's, wie ſehr er ſie ſonſt auch verehrte, und meinte, er ſehe den Sturm wie mit leiblichen Augen herbeikommen und der werde früher da ſein, als es die vornehmſten Leute glaubten, und läge Dänemark noch um einige hundert Meilen weiter, als es in der That ſchon liege. Denn wenn man ſagt: es iſt etwas faul im Staate Dänemark, ſo meine man damit alle Staaten, und das ſei auch wahr, daß alle Staaten faul ſeien. Den Prinzen Victor, pflegte er dann mit leiſerer Stimme hinzuzuſetzen, den Prinzen Victor kennen wir Alle. Iſt der nicht faul? ſehr faul? arg faul? Die allgemeine Faulheit aber — ſo ſagte Elias für Fäulniß — komme vom Wiener Kongreß her; das habe er einmal bei der ſeligen Gräfin über Tiſche gehört, eben als er Straßburger Paſtete mit Trüffeln ſervirt, vom Geſandten eines kleinen Staates, und ein Beweis, daß der kleine Geſandte die Wahrheit geſagt, ſei es ihm geweſen, daß die ganze Geſellſchaft auf einmal wie ſtumm geworden, wie bei einer Unſchicklichkeit — und er habe von jeher bemerkt, daß die hohe Geſellſchaft bei einer Wahrheit immer ſo ſtumm werde, wie bei einer Ungezogenheit.

Ungezogen ſei aber jener kleine Geſandte nicht geweſen, alſo muß er damals nur eine Wahrheit vorgebracht haben und daſſelbe habe er, Elias, ſeitdem oft in den Zeitungen geleſen. Daß aber die Zeitungen Recht haben, davon ſei er im Innerſten überzeugt, denn was die ſelige Gräfin vom Wiener Kongreß, den ſie mitgemacht, wenn auch mit Heiterkeit wie von einer herrlichen Zeit zu erzählen pflegte, habe ſeinem ſocialiſtiſchen Gemüthe vor Entrüſtung die Haare zu Berge geſträubt.

Aus all dem geht hervor, daß ſich die erſchrockene Dienerſchaft männlichen und weiblichen Geſchlechts, nachdem ſie die erſte Neugierde befriedigt und die Menge vor dem Gitter immer mehr anwachſen geſehen, um Elias verſammelte, als um den Mann, der ſchließlich Recht behielt. Die Verſammlung fand im erſten Stocke, zwiſchen Treppe und Vorzimmer ſtatt; ſelbſt die Bewohner der unterirdiſchen Räume, Küchenjungen und Küchenmägde, wagten ſich bis hinauf in die ihnen ſonſt verſchloſſene und fremde Welt.

Elias antwortete auf alle Fragen, mit denen man ihn beſtürmte, nur mit einem kurzen: „Da haben wir's! Da haben wir, was wir ſeit ſo lange prophezeiten und erwarteten!" — Und zu Gudula gewendet, lächelte er mit einem Wohlwollen, das großmüthig ſeine Ueberlegenheit verdecken ſollte: „Nun, mein Engel, iſt's noch immer ſo weit nach Dänemark?"

Mit einer Energie, die aller Welt auffallen ſollte, griff er dann in die hintere Fracktaſche, holte eine kleine Tabaksdoſe hervor und nahm eine große Priſe. Dabei benahm er ſich auf eine Weiſe, als wollte er dieſer That die größtmögliche Oeffentlichkeit geben; denn eine

That war es wirklich, da Herr von Frieſen allen ſeinen Bedienten das Schnupfen verboten hatte. Er behielt die Doſe in der Hand und ſagte, ſie anblickend, vor ſich hin: „Ich ſehe im Geiſte eine Zeit kommen, da jeder wird thun können, was ihm beliebt. Dieſe Priſe giebt mir den Vorgeſchmack eines goldenen Zeitalters.“

„Aber was wollen dieſe Leute?“ fragte Gudula ängſtlich.

„Zerſtören!“ antwortete Elias im tiefſten Baß.

„Zerſtören?“ wiederholten die Andern.

„Ja, weil Zerſtören leichter iſt als Aufbauen.“

„Aber was wollen ſie zerſtören?“

Elias legte die Spitze des Zeigefingers der rechten an den Daumen der linken Hand, den er ſo weit als möglich rückwärts bog und ſagte mit dem Tone eines Dozenten: „a. die Maſchinen!“

„O Gott, meine Kaffeemaſchine!“ rief das Wirthſchaftsfräulein.

Elias lächelte und fuhr fort: „b. die Schlöſſer; c. die Geſellſchaft; d. die Religion; e. Thron und Altar; f. den Staat; g. die Sittlichkeit und endlich h. das Kapital!“

„O Gott, o Gott! auch die Sittlichkeit! Wie wollen ſie das anfangen?“ rief und fragte Gudula, indem ſie ſich tiefer in den faltenreichen Shawl hüllte.

Elias wollte antworten, wurde aber durch ein eigenthümliches, durch einzelne Rufe und Schreie unterbrochenes Murmeln und tiefes Summen geſtört, das vom Gitter herdrang und in der That unheimlich anzuhören war. Er erbleichte und das war auch für die

Andern, die ihn ängſtlich umſtanden, eine Urſache tiefen Schreckens.

„Was geht vor? Was ſollen wir thun?" rief es wirr durcheinander. „Das Kapital!" ſchrie die Beſchließerin. — „Religion und Altar!" jammerte ein Küchenjunge; „das iſt ja ſchrecklich! — Wäre nur die gnädige Frau ſchon aufgeſtanden!" riefen viele Stimmen auf einmal. „Willſt Du ſie nicht wecken, Gundula?"

„Ich werde mich hüten," antwortete die Kammerjungfer; „die gnädige Frau hat die halbe Nacht mit Odo verwacht."

„Nicht die gnädige Frau," ſagte Elias, „ſie würde zu ſehr erſchrecken; weckt Herrn Lindau, der wird mit den Leuten zu ſprechen wiſſen."

„Ja, ja, Herrn Lindau!"

„Oder Fräulein Gabriele," rieth der Jäger; „die hat den Teufel im Leibe."

„Richtig, Fräulein Gabriele!"

Und ſofort liefen einige dahin, andere dorthin, um die Genannten zu wecken.

Aber Fräulein Gabriele ſtand bereits auf der Plattform, auf der vorhin der Bediente erſchienen war. In ihrer reizenden, weißen Morgentoilette mit kleinen blauen Schleifen und feinen Stickereien, mit dem kleinen Häubchen auf dem dunkeln Haare, das halb aufgelöſt über den weißen Nacken fiel und deſſen Glanz noch erhöhte; zwiſchen zwei blühenden Orangenbäumen ſtehend und bis an den Gürtel von Blumen bedeckt, in deren Kelchen noch die zurückgebliebenen Regentropfen in der Morgenſonne wie Diamanten glitzerten, ſah ſie ſchön aus, wie die Göttin eines Sommermorgens und das um ſo mehr, als ſie überaus heiter drein blickte und — was bei ihr ſo ſelten war — ihr ſchöner Mund fortwährend lachte und die glänzenden Zähne zeigte. Die Plattform ſchien für ſie nur eine Gallerie zu ſein, von deren Höhe ſie einem luſtigen Schauſpiele, einer Poſſe zuſah. Freilich, wer in der Nähe geſtanden hätte, würde auch noch bemerkt haben, wie ſie manchmal die ſchönen Zähne an einander knirſchte und dazu etwas murmelte, das ungefähr ſo lautete, wie: Canaille! Canaille! und der Gedanke wäre in ihm aufgeſtiegen, daß ſie mit ihrer glänzenden Morgentoilette, mit ihrer Heiterkeit, ihrem Lachen vielleicht die Menge da unten noch mehr reizen und herausfordern wollte.

Dieſe Menge war indeß ſo angeſchwollen, daß ſie den ganzen Platz vor dem Gitter und die Landſtraße, die da vorbei führt, erfüllte. Kleine Blumenrondelle, die vor der Einfahrt angebracht waren, lagen bereits ganz zertreten da und einige junge Kugelakazien waren geknickt. Die Weiber mit den Kindern waren größtentheils aus dem Vordergrund verdrängt, den jetzt die Männer einnahmen, von denen die Einen an die Gitterſtäbe gelehnt ſtille daſtanden, während die Andern lebhaft ſprachen und gegen das Haus geſtikulirten; theils ſchöne, traurige, theils wild ausſehende Geſtalten, die ein unzuſammengehöriges Ganze bildeten. Die Einen nahmen offenbar wider Willen Theil an der „Demonſtration“, während ſich die Anderen an dem Vorgange erfreuten. Die Erſteren wurden von der Sirupliſe und vom „Schulmeiſter“, die ſich geſchäftig durch die Reihen drängten und eine große Beredtſamkeit entfalteten, aufgemuntert. Der ſogenannte Schulmeiſter war ein junger Mann von höchſtens fünfundzwanzig Jahren, mit dickem, braunem Haar, das nie Hut oder Mütze bedeckte, und mit einem ſeinen, zarten, flaumigen Schnurrbärtchen, das ihn als einen heranwachſenden Jüngling hätte erſcheinen laſſen, wenn ihn nicht eine etwas verlebte Geſichtsfarbe und ziemlich tiefe Falten um Mund- und Augenwinkel über ſeine Jahre hinaus gealtert hätten. Haltung, Ausdruck und Rede unterſchieden ihn von den Arbeitern, zu denen er gehörte, mit denen er aber im Grunde doch nichts gemein hatte. Lange Zeit hieß er unter ihnen der „verdorbene Student“, welcher Name auch richtig ſeine Laufbahn bezeichnete, bis zu dem Momente, da er in der Spinnerei des Herrn von Frieſen erſchien und von Noth getrieben, um Arbeit bat. Da man nun aber gerade in dieſer Zeit viel vom „Wohl der arbeitenden Klaſſen“ zu ſprechen anfing und vom Unterricht, den man den Kindern der Arbeiter ſchuldig ſei, und Herr von Frieſen auch hier der erſte ſein wollte, der mit glänzendem Beiſpiel voranging, ernannte er den „verdorbenen Studenten“, der ſich als höchſt unbrauchbaren Arbeiter erwies, zum Lehrer der Kinder ſeiner Arbeiter, der zwiſchen den drei von Arbeiterwohnungen umgebenen Fabriken, die einander am nächſten lagen, hin- und herzog und Schule hielt. Daher ſein jetziger Name, daher auch ſeine Verbindung mit den Arbeitern ſämmtlicher drei Fabriken und ſein Einfluß auf dieſelben.

„Seht,“ rief der Schulmeiſter, „ſeht, wie man hier Feſte bereitet, indem man uns dem Mangel, dem Hunger und Elend preisgibt! Man ſchließt die Fabriken, man jagt uns hinaus in die weite Welt —“

„Man jagt uns nicht hinaus,“ unterbrach ihn ein älterer Arbeiter, „man läßt uns in unſern Wohnungen, bis wir anderswo Arbeit ſinden —“

„Gleichgiltig! ganz gleichgiltig, Du verthierter Sklave!“ ſchrie jener wieder, ärgerlich über die Unterbrechung. „Wie oft habe ich es euch wiederholt; wir haben ein Recht auf Arbeit! ein heiliges, ein unveräußerliches Recht! ein Menſchenrecht! Seht dieſe Millionen Blumen; von Eurem Schweiß bethaut, ſind ſie gewachſen.“

„Nein!“ rief wieder jener Arbeiter; „alle Welt weiß es: Herr von Frieſen hat ſchlechte Geſchäfte gemacht mit unſeren Fabriken.“

„Sic vos non vobis!“ donnerte ihm der Schulmeiſter entgegen: „das heißt zu deutſch: aus eurem Felle werden die Riemen geſchnitten, aus eurem Blute wachſen jene Roſen, aus euren Knochen werden ſolche Landhäuſer gebaut.“

Gabriele konnte nicht umhin, ſie mußte in die Hände klatſchen und dabei ein wenig, wie vor lauter Vergnügen, mit den Füßen zappeln. Das ſah der Schulmeiſter; nicht aber hörte er, wie ſie zugleich ein ſtilles: Farceur! liſpelte. Geſchmeichelt verneigte er ſich leiſe gegen ſie und fuhr mit erhobener Stimme fort: „Die Ariſtokraten ſelbſt müſſen unſere Forderungen als gerecht anerkennen; wir haben nichts gegen die Ariſtokratie; der Bourgeois iſt unſer Feind, das Kapital! Die Ausbeutung des Menſchen durch den Menſchen iſt eine Erfindung des Kapitals! Freunde, merkt es Euch wohl! Wir leben in einem großen Moment; die Löſung der ſozialen Frage beginnt und wir ſind es, die ſie beginnen — und ich bin es — ich ſage es mit Stolz — der den Grundſtein zur großen

Zukunft legt. Hinein in die Wohnungen der Reichen, ihr Enterbten! Hinein, um an der Mahlzeit des Lebens unſere Forderungen zu formuliren!“

„Hinein!“ rief die Sirupliſe und riß an der Glocke des Gitterthores, daß ſie erſcholl wie eine Sturmglocke und die ganze Verſammlung in ſichtbar geſteigerte Aufregung gerieth.

Es war wie ein Zeichen zu mancherlei Vorgängen. In demſelben Augenblick ſtürzte Lindau aus dem Hauſe heraus, dem Gitter entgegen und trat Gabriele in ihre Stube zurück. Auch ſie riß an ihrer Glocke und ſchrieb dann raſch einige Worte auf ein bereit liegendes Papier. Ein Bedienter trat ein, ein kleiner Groom, der ſie ausſchließlich bediente. — „James,“ ſagte ſie, „Du wirſſt Dich ſogleich auf's Pferd und reiteſt ventre à terre nach Brunn, in's Luſtſchloß Seiner Hoheit. Dieſe Woche hat dort Graf Sokol das Kommando; dem übergiebſt Du den Brief mit einem Gruße von mir und ſagſt ihm, die Sache habe Eile. Du reiteſt durch den Park, hinten um den Ort herum, daß Dich das Geſindel da draußen nicht ſieht.“

James fand zu ſeiner Verwunderung das hintere Parkthor ſchon offen. Erſtaunt blickte er um ſich, um die Urſache dieſer ausnahmsweiſen Erſcheinung zu entdecken; da ſah er, ſchon in ziemlicher Ferne, den Pony Van der Sluy's zwiſchen den Feldern hinjagen und auf dem Pony zu ſeinem noch größern Erſtaunen Marie, die trotz einem Jockey dahinſauſte, daß ihr Locken und Kleider im Winde flogen. „Ah ha!“ ſagte James vor ſich hin, „ich verſtehe, die hat Argſt und holt ihren Vater, der heute vor Sonnenaufgang mit ſeinen Arbeitern nach unſerm „Mon Repos“ aufgebrochen iſt, um noch einige Palmen und Orangenbäume von der dortigen Terraſſe zu holen, weil dem gnädigen Herrn geſtern die Umgebung des Tanzzeltes noch zu kahl ſchien. Die muß gut reiten, wenn ſie rechtzeitig hin und mit dem Vater zurückkommen will, denn die Kerle da draußen ſehen mir ſo aus, als wollten ſie kurzen Prozeß machen mit unſern Herrlichkeiten. Ich habe die große Aufgabe, Militär zu requiriren und ich will mich beeilen, denn es wäre mir gar nicht gedient damit, wenn unſere Villa jetzt zerſtört würde und wir in die Stadt zurück oder auf das langweilige Mon Repos überſiedeln müßten, wo ich immer die ſchlechteſte Dachſtube über dem Stalle bekomme, zum Dank für alle Dienſte, die ich Fräulein Gabriele und dem gnädigen Herrn leiſte. Fräulein Gabriele ſoll auch heute mit mir zufrieden ſein. Sie weiß, wie ſchnell ich reiten kann, wenn ich ein Briefchen zu überbringen habe."

So, theils nur denkend, theils ſeinen Gedanken Worte gebend, flog er wie ein Blitz dem fürſtlichen Luſtſchloſſe entgegen, wo immer eine Kompagnie Fußvolk und eine Schwadron Reiterei lag, ungerechnet die Edelgarde, die im Innern des Schloſſes Wache hielt.

10. Kapitel.

Im dunkeln Gange.

> Gretchen: Schmuck und Geſchmeide ſind nicht mein.
>
> Goethe.

James' Herrin war indeſſen wieder auf die Platform hinausgetreten und hatte wieder die lachende, beifällige, volksfreundliche Miene angenommen, die ſich erſt dann ein wenig veränderte und einem ſpöttiſchen Ausdruck wich, als ſie Alfred am Gitter bemerkte, der das Geſchrei der Sirupliſe zu beſchwichtigen und mit dem Schulmeiſter zu diskutiren ſich bemühte. Der Schulmeiſter holte ſeine ſchönſten Reden hervor, um dem Hofmeiſter Achtung einzuflößen und ſich durch dieſen vor ſeiner Schaar nicht beſchämen zu laſſen. — „Ich bin auch ein gebildeter Menſch!“ rief er einmal über's andere; „ich habe auch ſtudirt! Ich könnte auch Kinder der Reichen erziehen als ein ſtolzer Hofmeiſter, aber ich ziehe es vor, die Kinder der Enterbten für eine große Zukunft vorzubereiten. Wir leben in einem großen Moment, in einer Epoche machenden Epoche!“

Alfred glaubte ſich auf die Themata, die der Schulmeiſter aufwarf, nicht einlaſſen zu müſſen. Wohl wiſſend, wie viel die Baronin den Arbeiterfrauen des Guten gethan, wandte er ſich an dieſe und ſtellte ihnen vor, wie die gute Dame die Nacht am Bette ihres kranken Kindes verbracht, wie ſie, nichts Böſes ahnend, jetzt wohl bei dem kranken Kinde in erquickendem Schlafe ruhe, den man nicht ſtören ſollte — und wie es ferner von den Arbeitern, wenn ſie ſich über etwas zu beklagen hätten, billiger, edler wäre, anſtatt die Frau zu beunruhigen, ſich an Herrn von Frieſen zu wenden.

Seine Worte blieben nicht ohne Eindruck. Mehrere Frauen nahmen ihre Kinder an den Händen und machten eine Bewegung, als ob ſie ſich zurückziehen wollten, und ihre Männer machten Miene, ſich ihnen anzuſchließen. Aber die Sirupliſe lachte laut auf und ſchrie: „Das iſt eine bekannte Geſchichte, daß die Hauslehrer und die Damen immer gute Freunde ſind!“ — Der Schulmeiſter ſtimmte mit ein in ihr Gelächter.

Alfred erröthete und blickte unwillkürlich zurück nach den Fenſtern der Baronin, ob ſie den Schimpf gehört haben könnte. Dann rüttelte er am Gitterthor, um hinauszuſtürzen und den Schulmeiſter zu faſſen. Das Thor aber war noch feſt verſchloſſen. Er ließ ſich dadurch nicht aufhalten; ein Sprung und ein Schwung über die bronzirten Lanzenſpitzen und er ſtand mitten in der Menge und hielt den Schulmeiſter an der Kehle, noch bevor dieſer zu Ende gelacht hatte.

„Der Junge hat Muth,“ liſpelte Gabriele, und fügte in Gedanken hinzu: „Vielleicht nur, wenn es ſich um Mathilde handelt.“

Der Sprung Alfreds mitten in die Volksmenge brachte in dieſer eine große Aufregung hervor, als ob eine Kugel in ihrem Schooße geplatzt wäre. Alles gerieth in Bewegung. Waren auch nicht Alle mit dem

Schulmeiſter einverſtanden, ſo gehörte er doch zu ihnen und waren ſie ihm hierher gefolgt. Es war ihre Pflicht, ihm zu Hilfe zu kommen und ihn den Händen Alfreds zu entreißen. Während die Einen nur dieſes wollten und ſich deshalb auf Alfred warfen, ſtürzten die eifrigeren Anhänger des Schulmeiſters herbei, um dieſen zu rächen. Es ſah aus, als fände ein allgemeiner Kampf ſtatt, da ein Theil der Arbeiter die heftigen Angreifer Alfreds zurückzudrängen ſuchte. Die Weiber und Kinder ſchrieen. Fünfzig Arme rüttelten an den Gitterſtäben; das ganze Gitter wankte und da Einer bereits einen Stab wie eine Lanze ſchwang und man ſich wie in einem Kampfe befand und ein neuer Kampf bevorzuſtehen ſchien, als bei dem großen Lärm auch einige Bediente in den Hof ſtürzten, ſuchten auch Andere ſich zu bewaffnen, gleich jenen Erſten, und bald ſchwangen Mehrere ſolche Lanzen durch die Luft, daß die gelbbronzirten Spitzen in der Morgenſonne hin und her blitzten. Alfred war indeſſen im Getümmel verſchwunden. Vor dem Andringen der Einen hatten ihn die Andern geſchützt, obwohl dieſe ſeine zuſammengekrampfte Hand von der Kehle des Schulmeiſter nicht loszumachen vermochten, aber die Sirupliſe hatte ſich herbeigedrängt, ihren Stock am unteren Ende gefaßt und mit der Krücke, wie mit einem Hammer, über die Häupter der Männer hin nach dem Kopfe Alfreds einen Streich geführt, der nur langſam und ohne Geräuſch niederfiel, aber doch zur Folge hatte, das ſogleich aus der Schläfe das Blut hervorquoll, ſeine Arme niederſanken und augenblickliche Betäubung alle ſeine Sinne umnachtete. Hätte ihn nicht das Gedränge aufrecht gehalten, er wäre auf die Erde geſunken unter die Füße der hin und her wogenden Menge.

In wie tiefem Schlummer auch Mathilde gelegen, wie ſehr man auch im Krankenzimmer durch dicke Vorhänge und feſt verſchloſſene Fenſter dafür geſorgt hatte, daß von Außen kein Geräuſch eindringen konnte — der Lärm um Alfred, das Geſchrei, das Einbrechen des Gitters mußten ſie und ihre Kinder am Ende doch erwecken. Schnell warf ſie ſich in die Kleider und lief an's Fenſter, das ſie aufriß. Sie wußte nicht, ob ſie wachte oder fieberiſch träumte. Durch die Breſche, die durch das Ausreißen der Gitterſtäbe entſtanden, drang die Menge in den Hof; auf dem Kübel eines Orangenbaumes ſtand ein Mann mit zerriſſenem, aufgelöſten Halstuch und zerrauſtem Haare und warf, mit den Händen arbeitend und mit wuthenden Geberden, Reden und Rufe in die Wirrniß, die kaum von den Nächſten verſtanden wurden. Die Sirupliſe, die ihr Kopftuch verloren hatte und der die Haare um die Schultern flogen, eilte über den Hof dem Hauſe zu, auf das ſie mit der Krucke deutete, daß ihr die Andern dahin folgen mögen. Blumengeſtelle und Kübel lagen umgeſtürzt, Zweige und Blumen zertreten und Bluthen und Kelche flogen wie im Sturme umher — und mitten durch dieſes Chaos ſturzte Lindau, das halbe Geſicht und die Kleider mit Blut bedeckt, dem Hauſe und dem Haupteingange zu, um der anſturmenden Maſſe zuvorzukommen. Bei dieſem Anblick glaubte Mathilde in der That an einen Alpdruck — aber inſtinktmaßig riß ſie doch an der Glockenſchnur und ſtellte ſich dann an das Bett Odo's, der ſich aufgerichtet hatte und bleich von nächtlichen Fieber und müde die Mutter mit großen, glänzenden Augen fragend anſah.

„Um Gotteswillen, was geht vor?“ fragte Mathilde die herbeieilende Gudula.

„Es ſind die Leute aus den Fabriken,“ antwortete die Kammerjungfer zitternd; „ſie ſchreien, der gnädige Herr hat ſie entlaſſen — Elias ſagt, ſie wollten Recht auf Arbeit — ich glaube, ſie ſchreien nach Brod und wollen Geld.“

„Geld! Geld!“ rief Mathilde und eilte in ein Nebenzimmer, aus dem ſie bald wieder mit einer Kaſſette zurückkam und an's Fenſter eilte. Sie riß die Kaſſette auf und ſchüttete den ganzen Inhalt in den Hof hinaus, daß die Silbermünzen auf dem Sande erklangen und die Noten im Winde flogen.

Weiber und Kinder ſtürzten dem Klange nach oder ſtreckten die Arme in die Höhe, um das fliegende Papier aufzufangen; aber eine Anzahl von Männern warf ſich zwiſchen ſie und hielt ſie entrüſtet ab, das ſo Gebotene anzunehmen. Mathilde ſah es nicht mehr; ſie ſtand wieder vor dem Bette Odo's, bald nach der Thür blickend, bald zu dem Kinde gewandt, um es zu beruhigen, wenn es Angſt haben ſollte.

„Gudula,“ bat ſie, „liebe Gudula, laß mir Niemand herein. Wenn ſie das Kind erſchrecken, kann das Fieber wiederkommen und mein armes Kind —“

„Habe keine Angſt, Mama,“ beruhigte ſie Odo, zu dem Paul in's Bett gekrochen war; — „wir fürchten uns auch nicht. Herr Lindau läßt uns nichts geſchehen.“

Mathilde fuhr ſich mit der Hand über die Stirne. War es wirklich, daß ſie ihn da unten mit Blut bedeckt geſehen? — „Herr Lindau?“ fragte ſie; „wo iſt Herr Lindau?“

„Ich weiß es nicht, gnädige Frau. Wir waren Alle hinten im Vorzimmer; wir ſahen ihn nur die Treppe hinunter und gegen den Hof zu eilen. Wer weiß, ob er noch lebt.“

„Freilich lebt er,“ ſagte Odo lächelnd, „da höre ich ja ſeinen Schritt draußen im Gange.“

Mathilde öffnete die Thüre und in der That ſtand Alfred draußen. Er hatte Halt gemacht, um das Blut vom Geſichte zu wiſchen. So beſchäftigt fand ihn die Baronin. Sie eilte auf ihn zu und während ihr die Thränen aus den Augen ſtürzten, faßte ſie ſeinen Kopf mit beiden Händen und blickte mit unendlich gerührtem Geſichte auf ſeine Wunde.

„Mein armer Freund! mein theurer Freund!“ ſagte ſie mit zitternder Stimme; „Sie haben uns vertheidigen wollen, während ich ſchlief. Sie wagen Ihr Leben für uns.“

„Es iſt nichts, gnädige Frau,“ lächelte Alfred; „meine Schuld! Ich habe mich hinreißen laſſen. Ich muß ruhiger ſein. Von Lebensgefahr iſt nicht die Rede. Die Leute ſind nicht im Geringſten zu Grauſamkeit aufgelegt. Sie toben im Saale, und nur Blumen und Möbel werden von ihnen zu leiden haben.“

So ſprechend zog er ihre Hand vom Kopfe herab an ſeinen Mund und küßte ſie. — „Gehen Sie hinein zu den Kindern und beruhigen Sie ſich. Ich ſchwöre Ihnen, es ſoll Niemand über die Schwelle kommen, die ich vertheidigen will.“

Während dieſes Geſpräches lärmte und tobte es in den Sälen und Zimmern des Hauptgebäudes. Aus dem dunklen Hintergrunde des Ganges, in dem ſie ungeſehen ſtanden, ſahen ſie vorn, hellbeleuchtet, manchmal ein Kind oder eine Frau, wohl auch manchen erwachſenen Burſchen, mit den Fetzen einer Blumenguirlande oder eines Laubgewindes phantaſtiſch aufgeputzt, über den Vorſaal laufen. Es ſchien dort ganz toll herzugehen. Deſto überraſchter waren ſie, Gabriele ganz ruhig und lächelnd aus dem Saal, über den Vorſaal und durch den Gang unbehelligt herbeikommen zu ſehen.

„Gabriele!“ rief die Baronin, „welch ein Muth!“

„Muth?“ ſagte Gabriele, die Achſel zuckend; — „durch eine Armee ſolcher Helden wollte ich gehen und Keiner ſollte den Muth haben, mich frech anzuſehen. Dieſes Geſindel zähmt man mit einem vornehmen Lächeln. Kommen Sie hinein, Mathilde, wir haben nichts zu fürchten, da Herr Lindau vor der Thüre ſteht. Er wird uns vertheidigen wie ein raſender Roland. Er beſitzt ein adeliges Herz; ich weiß es, denn ich habe ſelbſt ſeine Thaten mit angeſehen, und wie ein altes Weib ihn mit ihrer Krücke niedergeſchlagen.“

Mathilde machte dieſe Worte Gabrielens wieder gut, indem ſie ihm mit freundlichſtem Lächeln die Hand gab und, in der That ruhig, als ob ſie nur auf ihn baute, mit jener in das Zimmer zurückkehrte.

Alfred blieb vor der Thüre ſtehen, wie eine Schildwache. Er freute ſich der Dunkelheit, die auf dem Ende dieſes Ganges lag und ihn den Blicken der Leute entzog, die dort im Vorſaal hin und herliefen und die er deutlich ſehen konnte. Auch verhielt er ſich ſo ſtille als möglich und überlegte, was er bei dem weiteren

Verlaufe dieſes Aufruhrs zu thun haben könnte, bis Hülfe käme. Aber er hatte nicht lange Zeit zur Ueberlegung. Mit Schrecken ſah er dort über die helle Stelle die Sirupliſe ſchleichen. Sie horchte, ſuchte und ſpähte offenbar nach Wegen, auf denen man weiter in das Innere des Landhauſes eindringen könnte, bis ſie vor dem dunkeln Gange ſtehen blieb und mit weit offenen Augen hineinſtarrte, wie eine Eule. Alfred wurde es unheimlich; die Alte erinnerte ihn an die Fiſchweiber der Schreckenszeit, an Zigeunermütter, Kupplerinnen, Hexen und an alles Häßliche entweibter Weiblichkeit. Das ſind die Weiber, dachte er bei ſich, die andere ſchon darum auf den Tod haſſen können, weil ſie ein ſchöneres Kleid, mehr Anmuth, Schönheit, Weiblichkeit beſitzen. Ein ſolches Weib kann beim Anblick Mathildens eine blutdürſtige Megäre werden. Mit Schrecken ſah er, wie ſie mit ihrer Krücke wie mit einem Fühlhorn vor ſich her taſtete und immer tiefer in den Gang eindrang. Er mußte etwas thun, um ſie vom weiteren Eindringen abzuhalten und die Alte überhaupt unſchädlich zu machen und von den Andern zu trennen, damit ſie den Aufruhr nicht weiter leite, zu Mathilde und in das Krankenzimmer. Schon war ſie in der Mitte des Ganges angekommen. Mit einem Sprunge war Alfred bei ihr und ſchon hielt er ſie am Nacken. Sie kreiſchte auf, daß es wiederhallte und er mußte ihr die Hand auf den Mund drücken. Er that es ſo gewaltig, daß die Alte wie eine Erſtickende mit beiden Armen um ſich ſchlug. So ſchleppte er ſie an eine der Thüren, die rechts und links vom Gange in einzelne Zimmer führten, in der Abſicht, ſie daſelbſt einzuſchließen und zu bedrohen, wenn ſie den mindeſten Laut von ſich gebe. Aber unglückſeliger Weiſe hatte die Beſchließerin, als die Maſſe ſich in das Haus wälzte, raſch alle dieſe Thüren geſchloſſen. Umſonſt riß und drückte Alfred an einer Thüre nach der andern; dabei mußte die eine Hand ſeine Gefangene frei geben und dieſe benützte die Friſt, um mit gellender Stimme: „Verrath! Mord! Hilfe!“ zu rufen.

Im Augenblicke füllte ſich die Mündung des Ganges mit Weibern und Männern, die mit angeſtrengten Augen in das Dunkel blickten. Die Alte verdoppelte ihr Geſchrei. Alfred ſtieß ſie von ſich, daß ſie niederſtürzte, und ſtellte ſich vor die Thüre des Krankenzimmers.

„Ihr Männer dort!“ rief er mit ſtarker Stimme, die das Geſchrei der Sirupliſe übertönte, — „keinen Schritt weiter! Ich erkenne, was an euren Forderungen gerecht iſt. Die Sorge um Weib und Kind hat euch zu dieſem Aufruhr getrieben; ihr ſeid brodlos; nachdem ihr ſo lange gearbeitet, plötzlich in's Elend geſtürzt. Eure Klagen ſind gerecht, aber ſchändet eure Sache nicht, indem ihr euch gegen Frauen vergeht und gegen eine edle Frau, die euch Allen nur Gutes gethan. Ich will für euch reden bei Herrn von Frieſen, ich will euch beiſtehen in Allem; ich ſtehe auf eurer Seite, ich bin ſelbſt ein armer Sohn des Volkes, wie ihr. Wer aber hier vordringen will in das Zimmer, wo eine gute Mutter am Krankenbette ihres Kindes zittert, der geht nur über meine Leiche! Wenn ihr alſo nicht auf Mord ausgehet, ſo bleibet zurück.“

Gabriele, die innen an der Thür ſtand und lauſchte, ſagte: „Er ſpricht gut und wie ein guter Revolutionär.“

Mathilde war indeſſen in eines der Nebenzimmer geeilt. Gudula hatte geſagt: „Wenn wir nur noch Geld hätten!“ — das erinnerte ſie an ihren Schmuck, den ſie jetzt herbeiholte. Mit dem Käſtchen in der Hand ſtand ſie an der Thüre, eben als Alfred verſicherte, daß man nur über ſeine Leiche in das Zimmer dringen werde. Und als nach ſeinen letzten Worten die Sirupliſe, die einen Augenblick vor Erſchöpfung geſchwiegen hatte, wieder Mord! und Verrath! zu ſchreien anfing und am Ende des Ganges der Schulmeiſter mit einſtimmte und neuer Tumult entſtand, riß ſie die Thüre auf und trat raſchen Schrittes hinaus. Eben ſo raſch folgte ihr Gabriele mit dem Blicke auf dem Schmuckkäſtchen, nicht ohne die Thüre zu ſchließen, die ein helles Licht auf den Gang fallen ließ. Wieder war es dunkel.

„Hier,“ ſagte Mathilde, „hier iſt mein Schmuck! Vertheilt ihn unter die Leute, daß ſie ſich beruhigen.“

Zwei Hände griffen nach dem Käſtchen, worauf ſich Mathilde ſanft in die Stube zurückgedrängt fühlte. Gabriele kehrte nicht mit ihr zurück, ſondern ſchritt ruhigen Schrittes durch den Gang, umging behutſam die noch immer ſchreiende Sirupliſe, und geradenwegs auf den Schulmeiſter zuſchreitend, der am Eingange ſtand, ſagte ſie lächelnd: „Mein Herr, Sie ſind ein gebildeter Mann; wollen Sie nicht gefälligſt eine Dame durch dieſes Gedränge begleiten?“

Der Schulmeiſter lächelte geſchmeichelt, verbeugte ſich tief und blickte ſehr überraſcht drein, da, ehe er ſich deſſen verſah, die ſchöne junge Dame in der reizenden Morgentoilette, die ihm vorhin Beifall geklatſcht hatte, ihren Arm in den ſeinen gelegt hatte.

„Platz!“ rief er, „Platz dem Fräulein!“ — und ſtolz durchſchritt er mit ihr die Menge, dann den Saal und die Gemächer des Hauptgebäudes, in denen es wüſt genug ausſah, entfernte allerlei Trümmer, die auf ihrem Wege lagen, mit großer Galanterie und hätte für ſein Leben gern ein Geſpräch angeknüpft, wenn ihm nur etwas eingefallen wäre. Am liebſten hätte er franzöſiſch mit ihr geſprochen, da er ſie als Franzöſin kannte, um ihr zu beweiſen, daß er wirklich war, wofür ſie ihn hielt, ein gebildeter Mann, und er ſuchte in ſeinem Kopfe nach einigen Reſten ehemals gelernter Phraſen. Bevor er ſie aber recht beiſammen hatte, war er mit Gabriele am Eingange in den linken Flügel angekommen. Gabriele verneigte ſich tief und dankte ihm für ſeinen ritterlichen Dienſt mit einem Lächeln, das ihn bezauberte. Er ſtand und blickte noch lange auf den Weg, den ſie vor ſeinen Augen zurücklegte, um in ihr Zimmer zu treten, von deſſen Schwelle aus ſie ihm noch ein Lächeln zurückſchickte. „Sie iſt entzückend!“ murmelte er, „aber ich weiß auch mit dieſen Leuten umzugehen und bin für etwas Höheres geboren!“ — Dann ſtreckte er ſich empor und lief dem Schauplatze des Tumultes zu, woher ihm neues, wildes Geſchrei entgegentönte.

Er fand die Sirupliſe in vorderſter Reihe. Sie hatte ſich aufgerafft und war wüthend auf Alfred geſtürzt. Er ſchleuderte ſie zurück. Zuerſt war es die Neugierde, zu ſehen, was in dem dunkeln Gange geſchah, das die Menge vorwärts trieb, dann glaubten Einzelne, der Sirupliſe, die ſich auf's Neue gegen Alfred wandte, beiſtehen zu müſſen, und bald glaubten Alle, es handle ſich darum, weiter vorzudringen. Die Hinteren drängten und vorwärts mußten ſelbſt diejenigen, auf die Alfreds Rede Eindruck gemacht hatte und die ſich in der That aus dieſem Theile des Gebäudes zurückziehen wollten. Selbſt deren Abmahnungen und deren Widerſtreben gegen die Vordrängenden vermehrten Lärm, Tumult und Verwirrung. Alfred, der nicht beurtheilen konnte, wer Freund, wer Feind war, empfand nur das Andringen der Maſſe. Einer der Vordermänner war noch mit einer Gitterſtange bewaffnet; er riß ſie ihm aus den Händen, hielt ſie der Breite nach vor ſich und ſtämmte ſich dem Strom entgegen. „Zurück!“ und „Vorwärts!“ ſchrie es gleichzeitig aus der Menge. Ebenſo: „Schlagt ihn nieder! Laßt ihn! Er iſt allein!“ — Die Sirupliſe, die in der Mitte hin und hergeſchoben wurde, keuchte nur noch und verſuchte es vergebens mit heiſerer Stimme, den Lärm zu überſchreien. So ſtrebte ſie jetzt ſchweigend ihren Arm ſo weit als möglich vorzuſtrecken und Alfred mit ihrer Krücke zu erreichen, um ihn, wie es ihr vor einer Stunde gelungen war, auf den Kopf zu ſchlagen und niederzuſtrecken. Es gelang ihr nicht. Wohl aber waren Alfreds Kräfte erſchöpft; er wurde bis an die Thüre zurückgedrängt; ſeine Sinne ſchwanden, aber er hatte noch Beſinnung genug, die Eiſenſtange, die er feſt umklammerte, wie einen Querbalken an beide Pfoſten zu legen, daß ſie eine Schranke bildete, welche das Gedränge ſelbſt in der Höhe erhielt. Noch einen Moment und er drückte mit ſeinem eigenen Körper die Thüre ein. Er fühlte das, raffte ſich noch einmal auf und riß die Stange in die Höhe, entſchloſſen, die erſten, die eindringen wollten, niederzuſchlagen. Er ſtürzte ſelber zuſammen und die Menge über ihn —

aber die Thür war offen und hinter ihm rief eine gewaltige Stimme: „Zurück, wem ſein Leben lieb iſt!“

Es war die Stimme Van der Sluy's. Hinter ihm ſtanden ſeine Gärtnerburſchen und ſämmtliche Arbeiter, die indeſſen in der Villa angekommen waren und die er vom Garten aus in's Haus geführt hatte — alle mit Hacken, Beilen und Spaten bewaffnet.

Neben ihm ſtand Marie. Die Aufrührer prallten zurück vor dem plötzlich hereinbrechenden Lichte und vor der bewaffneten Schaar, die ſich in dieſem Lichte zeigte. Alfred, der unter ihren Füßen gelegen hatte, ſuchte aufzuſtehen, taumelte aber und ſank in die Arme Mariens, die ihn feſt umklammerte und jammernd in das Zimmer zog. Ein Tritt auf die Wunde hatte dieſe wieder aufgeriſſen und das Blut floß auf's Neue.

„Braver Junge! Braver Junge!“ murmelte Van der Sluy. „Hat ſich gut gehalten!“

Marie lächelte, während die Thränen aus ihren Augen ſprangen.

„Vorwärts!“ rief dann Van der Sluy und trat waffenlos, ruhig und gewaltig wie ein Fels in den Corridor, ihm nach ſeine Arbeiter in geſchloſſener Reihe.

Erſtaunlich raſch entfernte ſich das Gewühl von der Stube, in der es immer ſtiller wurde, während ſich Mathilde und Marie um Alfred beſchäftigten, der beſinnungslos auf dem Sopha lag, und in der es ganz ſtille geweſen wäre, wenn Odo und Paul beim Anblicke ihres geliebten Lehrers ihr Weinen hätten zurückhalten können.

„Braver Junge! Braver Junge!“ wiederholte Marie, während ſie Mathilde ſeine Wunde waſchen und ihm ihr Batiſttuch umbinden ließ, mit einer ſo innigen Betonung, daß dieſe es errieth, wie dieſe Worte für ſie eine eigene und beſondere Bedeutung hatten.

„Mein gutes Kind, Du liebſt ihn?“ liſpelte die Baronin.

Anſtatt der Antwort drückte Marie einen Kuß auf ſeine herabhängende Hand.

„Sei glücklich,“ fuhr Mathilde mit tiefer Innigkeit fort und legte die Hand wie ſegnend auf ihren blonden Scheitel, — er verdient es.“ — Und wieder nach einer Pauſe: „Ich ſehe traurige Tage kommen, aber ich werde glücklich ſein, Dich und ihn glücklich zu wiſſen.“

Marie drückte das Geſicht in die Falten ihres Kleides und hauchte: „Verzeihung!“

„Verzeihung? Wofür Verzeihung, mein Kind?“

„Verzeihung!“ wiederholte Marie und blickte mit thränenden Augen auf zu der guten Frau; — „ich — ich — war eiferſüchtig auf Sie.“

Mathilde fuhr ſich mit der Hand über die Stirne, ſah ſie erſtaunt an, als ob ſie ſich beſänne; dann neigte ſie ſich tief zu ihr hinab und ſagte ihr in's Ohr: „Ich habe Dir nichts zu verzeihen — Du hatteſt Recht.“

Der Tumult, der ſich, von Van der Stuy und ſeinen Arbeitern gedrängt, in die entfernten Säle gezogen hatte, wurde jetzt wieder hörbarer und lauter, da die Maſſe nun auch die Treppe hinab und in den Hof weichen mußte. Sie war führerlos. Die Sirupliſe hatte ſich in den Garten geflüchtet und ſuchte den ſtruppigſten Winkel des Wäldchens auf, in dem ſie ſich zuſammenrollte und liegen blieb, wie ein Bündel. Der Schulmeiſter war ein Gefangener. Das Erſte, was Van der Stuy gethan, als er aus dem Gange auf den lichten Vorplatz vorgedrungen, war, daß er geradenwegs auf den Schulmeiſter losging, ihn über dem Nacken am Rockkragen packte und in die Höhe hob. — „Dich kenne ich, Bürſchchen,“ ſagte er, indem er ihn in der Luft vor ſich hinhielt, als ob er ihn näher betrachten wollte. Dies war der Augenblick, in dem es die Sirupliſe für gerathen hielt, nach der Seite des Gartens zu entweichen. Der Schulmeiſter nahm ſich in der Schwebe, in der gewaltigen Hand des Gärtners ſo komiſch aus, daß ſelbſt ſeine Freunde lachen mußten, und ohne Widerſtand zu finden, trug ihn ſein ſtarker Gegner einem kleinen, dunkeln Kabinete entgegen, in welchem Lampen, Putzzeug und dergleichen aufbewahrt wurde, riß die Thüre auf, warf ihn hinein, zog den Schlüſſel ab und ſteckte ihn in die Taſche. Der Schulmeiſter rührte ſich nicht und machte nicht den geringſten Verſuch, die Thüre zu erbrechen. Da er ſich ſelbſt ſo geduldig in ſein Schickſal ergab, überließen ihn auch ſeine Gefährten demſelben, und das um ſo leichter, als viele von ihnen ihm nur widerwillig gefolgt waren, und die angerichtete Verwüſtung jetzt mit Beſchämung betrachteten. Dieſem Gefühle dankte es Van der Stuy auch, daß die Menge ihm und ſeiner kleinen Schaar mit ſolcher Leichtigkeit nachgab und ſich aus dem Hauſe drängen ließ, hinab in den Hof. Der Lärm, der von unten wieder aus größerer Nähe in die Stube des Seitenflügels drang, weckte Alfred, der wie im Schlummer gelegen, daß er ſich über Stirn und Augen fuhr, wie aus einem Traume erwachend. Noch wußte er nicht, was um ihn vorging, und ſah nicht, wie Mathilde den Arm um Mariens Nacken gelegt, mit dieſer freudig auf ihn niederblickte. Aber da miſchte ſich in den wirren Lärm da unten ein anderer, ein geordneter

Schall; immer näher kam er wie in feſten Takten; es war der Hufſchlag vieler Reiter, die von links den Weg herauftrabten; plötzlich brach er ab und ein Kommando erſcholl.

„Soldaten!“ riefen Mathilde und Marie erſchrocken.

„Soldaten!“ wiederholte Alfred und ſchnellte empor, daß es ihm Niemand angeſehen haben würde, daß er ſoeben noch in Ohnmacht dagelegen hatte. Er eilte an's Fenſter, um ſich zu überzeugen. In der That ſtanden die Dragoner ſchon längs des Gitters und jagten einzelne Männer und Weiber, die bereits außerhalb geweſen und ſich flüchten wollten, mit nackten Klingen in den Hof zurück.

„Soldaten!“ rief Alfred wieder; „wer hat Soldaten kommen laſſen? Wer will die armen Leute maſſakriren laſſen!“ — und ſo rufend, eilte er zur Thüre hinaus.

Mathilde und Marie, die an's Fenſter traten, ſahen ihn nach einer Weile aus dem Hauſe ſtürzen und in dem Augenblicke ſtand er ſchon zwiſchen dem Volke und den Dragonern. Da ſtand auch ſchon Van der Sluy; dieſer aber trat bei Alfreds Erſcheinen ſogleich um einige Schritte zurück, ohne ihn aus den Augen zu laſſen.

„Zurück!“ rief Alfred; „Herr Rittmeiſter kommandiren Sie gefälligſt Ihre Leute zurück. Wir haben kein Militär requirirt! Wer hat Militär requirirt?“

Der Rittmeiſter, der im Hofe ſein Pferd krarakoliren ließ, blickte zu Gabriele hinauf. Sie ſtand auf der Plattform und machte eine leiſe Bewegung mit der Hand, die auf den Mund zu ruhen kam.

Der Rittmeiſter lächelte ihr verſtändnißvoll zu und antwortete im militäriſcheſten Naſenton: „Requirirt oder nicht! Es iſt meine Pflicht, die Ordnung herzuſtellen, das Geſindel zu Paaren zu treiben und ihm eine Lektion zu geben."

„Das iſt überflüſſig, Herr Rittmeiſter! Geben Sie den Leuten Raum und ſie werden ſich friedlich zurückziehen."

„Haben Sie hier zu kommandiren oder habe ich? Wer ſind Sie denn eigentlich?"

„Ich gehöre zum Hauſe."

„Es gehören noch andere Leute zum Hauſe!" erwiderte der Rittmeiſter mit einem galanten Blicke auf Gabriele. — „Haben Sie die Güte und machen Sie da Platz! Ich bin nicht gewohnt, mich aufhalten zu laſſen. Das Pack muß ſeine Lektion bekommen und ſolche Geſchichten, ſolche Skandale des ſouveränen Volkes müſſen im Keime erſtickt werden. Wir müſſen nicht alle Segnungen des Auslandes haben; abſchreckendes Beiſpiel ſoll gegeben werden."

„Die Leute ſind unbewaffnet! Wollen Sie Weiber und Kinder angreifen?" ſchrie Alfred.

„Sie ſind frech!" ſchrie der Offizier zurück und ſchwang ſeinen Säbel, — „und wenn Sie nicht augenblicklich weichen, reite ich über Sie hinweg. Ich werde Sie lehren, ſich der bewaffneten Macht widerſetzen!"

„Thun Sie das!" rief Alfred und erhob den Arm, um dem Rittmeiſter in die Zügel zu fallen.

Der Rittmeiſter wandte ſich, um ein Kommando zu geben und eben trat auch Van der Sluy vor, als plötzlich Mathilde zwiſchen Alfred und dem Rittmeiſter ſtand.

„Herr Graf," ſagte ſie mit bebender Stimme,

„Sie müßten auch über mich hinreiten, um zu jenen armen, zitternden Leuten zu gelangen. Haben Sie die Güte, ſteigen Sie ab und treten Sie in's Haus, um ſich zu erfriſchen. Entlaſſen Sie Ihre Leute und dieſe hier werden ruhig den Hof verlaſſen.“

„Ah, gnädige Frau!“ rief der Rittmeiſter; „c'est autre chose — Sie haben hier zu befehlen.“

Er wandte ſich um und gab ſein Kommando. Die Dragoner ritten ab und augenblicklich ſtürzte die Menge aus dem Hofe, um ſich nach allen Seiten fliehend zu zerſtreuen. Der Rittmeiſter ſaß ab und küßte der Baronin die Hand, während ſich dieſe ſchwankend an Marie hielt. Alfred war wieder zuſammengeſunken und nur Marie hatte es geſehen, wie ihn Van der Stuy in ſeine mächtigen Arme aufgefangen, und: „Braver Junge! Guter Junge!“ murmelnd, ihn in's Haus getragen.

Gabriele hatte ſich ſogleich beim Erſcheinen der Baronin in ihr Zimmer zurückgezogen.

II. Kapitel.

Die Diamanten.

Und dieſe Spiegel, fordern ſie nicht gleich
Das Mädchen und den Schmuck vereint zu ſchildern?
Goethe.

Du kannſt nicht mehr erfahren,
Als du ſchon weißt, und ſchweigſt nun, mir zu Liebe.
Goethe.

Die Vorgänge in und vor dem Landhauſe des Herrn von Frieſen waren indeſſen in der Umgegend ruchbar geworden; das Gerücht verbreitete ſich mit Blitzesſchnelle und ſtellte ſie noch furchtbarer dar, als ſie in Wirklichkeit waren. Man ſprach von Plunderung, Mord und Todtſchlag. Es war die erſte Botſchaft aus der Villa, die ſeit vielen Tagen in die ſtille, abgelegene Meierei des Grafen Egon drang. Er ſaß eben und ſann, ob er noch vor dem Feſte einen Beſuch dort machen ſolle, und zugleich, was er an dieſem Feſte Gabriele ſagen wolle, um einen Einblick in ihr Herz zu erlangen und einen Entſchluß zu faſſen. Sein weiches Gemuth war von allen Zweifeln geplagt und ſelbſt die zweifelsvolle, mißtrauiſche Gedankenbeſchäftigung mit der räthſelhaften, ſo ſehr ſchönen Franzöſin trug dazu bei, ſeine Liebe mehr und mehr zu nähren. Bald verwünſchte er ſeine Vergangenheit, ſein Loos, ſeine Ueberzeugungen, die ihn um eine Stellung brachten, in welcher er, wie ihm eine Ahnung ſagte, auf Fräulein von Chaumont einen größeren Eindruck gemacht haben würde; bald wieder freute er ſich dieſer unter ſeinen Standesgenoſſen verachteten Stellung, denn ſie bot ihm die beſte Gelegenheit, Gabrielens Herz zu prüfen und gab ihm die Gewißheit, daß, wenn ſie ihn wählte, ſie es nur aus Liebe that, aus um ſo wahrerer Liebe, als ſie, wie er es ſich nicht verhehlen konnte, an Glanz und Pracht der ariſtokratiſchen Welt hing. Der reiche und mächtige Onkel, in deſſen Gewalt es war, ihn um Titel und Reichthümer zu bringen, hatte ſich in letzter Zeit verſöhnlich gezeigt und ihm durch Vertraute andeuten laſſen, daß er ſich nur bei Hofe unangenehme Geſichter erſparen wolle, indem er ſich vom Neffen fern halte, daß es ihm aber ſchwer falle, Titel and Güter vom Namen der Familie zu trennen: ſei er einmal todt, ſo möge man über ſein Teſtament die Naſe rümpfen, ſo viel man wolle. Egon nahm ſich vor, auch von dieſen Hoffnungen zu ſchweigen, um den Prüfſtein für Gabrielens Liebe nicht zu verlieren. Nur ob er ſtark genug ſein werde, ihr ein ſo wichtiges Geheimniß vorzuenthalten, ob er ſo ehrlich und würdig handle und ob dieſe Handlungsweiſe nicht eine Beleidigung ſeiner Geliebten ſei? Dieſe Fragen quälten ihn und wandte er hin und her, als ſein Diener an jenem Morgen in's Zimmer ſtürzte und ihm von der Revolution in der Villa berichtete.

Schon war er auf dem Wege zur Villa. Aber je ruhiger er es im Hofe fand, deſto beſorgter war er für das Innere. Er eilte die Treppe hinauf und ohne Aufenthalt, athemlos und voll Sorge dem Zimmer

Gabrielens zu. Er drückte ſo gewaltig gegen das Schloß, daß er erſt, als die Thüre aufſprang, es merkte, daß er eine verſchloſſene aufgeſprengt hatte. Betroffen blieb er auf der Schwelle ſtehen; zweifach betroffen über den Anblick, der ſich ihm darbot.

Gabriele ſtand vor dem Spiegel. Ein prachtvolles Diadem von Brillanten glänzte von ihrer Stirne, ein Collier von ihrem Halſe, ein Bracelet von ihrem Arme. Sie fuhr zuſammen, da die Thüre aufſprang, als wäre ſie bei einem Verbrechen ertappt worden, und erhob raſch die Arme, um Stirne und Hals zu verdecken. Ihre Augen funkelten heller als die Diamanten, ein furchtbarer Strahl des Zornes fuhr hinter den zuſammengezogenen Augenbrauen hervor. Er ſtand erſtarrt, gebannt wie von einem Baſiliskenblick, und doch war ihm Gabriele nie ſo ſchön erſchienen, wie in dieſem Augenblicke, da ſie die nackten Arme an Hals und Stirne drückte. Er hätte vor ſie hinſtürzen mögen, trotz dem furchtbaren Blicke, der wie ein vergifteter Pfeil auf ihn eindrang, und in der That neigte er ſich vor, als ſie, ſeine Bewegung beobachtend, raſch den Arm ausſtreckte und, wenn auch mit zitternder Stimme, doch mit gebieteriſcher Entſchiedenheit: Fort! herausſtieß.

Er wandte ſich und floh entſetzt wie vor etwas Unheimlichem. Was war es? Was ging hier vor? Was hatte er erlebt? Der Zorn in Gabrielens Blick und Geberde war etwas mehr als Entrüſtung über das Eindringen in ihre Mädchenſtube und über die Ueberraſchung bei einer Toilettenprobe! Die Hand an die Stirne gelegt, taumelte er wie ein Trunkener aus der Villa zurück in ſeine Einſamkeit.

Herr von Frieſen, der indeſſen auch aus der Stadt angekommen war, ging mit der Cigarre im Munde durch das Haus und betrachtete ruhig die angerichtete Zerſtörung. Er fragte nicht viel und brachte Jeden, der ihm dienſtfertig Bericht erſtatten wollte über die Vorgänge dieſes Morgens, durch eine abwehrende Handbewegung zum Schweigen. Zu Van der Sluy, der mit ſeinen Leuten bereits wieder in den Sälen beſchäftigt war, ſagte er: „Ich gebe Ihnen carte blanche, lieber Van der Sluy; ſparen Sie kein Geld und ſtellen Sie Alles wieder her, wie es war und ſein ſoll. Ich werde das Feſt um einige Tage verſchieben, damit Sie Zeit gewinnen, alles Nothwendige herbeizuſchaffen und vollenden zu laſſen!“

Dann ging er hinab zum Rittmeiſter, dem, da Mathilde zu ihrem Kinde zurückgekehrt war, Gabriele Geſellſchaft leiſtete. Die beiden lachten über die Ereigniſſe von dieſem Morgen und Herr von Frieſen lachte mit. Gabriele erzählte von den Nerven des Schulmeiſters, von der Beweglichkeit der Sirupliſe und von der unendlich komiſchen Scene, wie das alte Weib Herrn Alfred Landau mit ihrer Krücke niedergeſchlagen.

„Der Junge hat Muth,“ ſagte der Rittmeiſter.

Gabriele zuckte mit den Achſeln und fügte hinzu: „Revolutionären Muth — das glaube ich.“

„Freilich, revolutionären,“ beſtätigte jener; „hat er ſich doch meinem Angriff widerſetzt.

„Sein Herz war bei der Canaille,“ lächelte ſie. „Gleich und gleich! Man muß geſtehen, er vergißt manchmal, wohin er gehört.“

„Er iſt ein Phantaſt,“ fiel Herr von Frieſen ein, um dem Geſpräche über Alfred ein Ende zu machen.

„Ich wollte Sie erſuchen, Herr Graf, die ganze

Geſchichte auf ſich beruhen zu laſſen und keine Anzeige zu machen. In der Ferne und von den Zeitungen weiter getragen, würde ſich dieſer unbedeutende Vorgang wie eine Revolution ausnehmen — die Arbeiter ſind überall ſchwierig und das böſe Beiſpiel könnte weiter wirken.“

Der Rittmeiſter verſprach zu ſchweigen, bei dem Feſte nicht lange auf ſich warten zu laſſen, ſtieg auf und ritt ab. Auch der Baron kehrte bald in die Stadt zurück und in der Villa war es — die Bewegung der Gärtner abgerechnet — den ganzen Nachmittag ſtiller als je. Im Garten war keiner der Hausbewohner zu ſehen. Mathilde war bei ihrem Kinde, deſſen Fieber ſich in Folge der Schrecken von heute Morgen in der That geſteigert hatte, und in einer Art ſchlummerhafter Betäubung lag Alfred auf ſeinem Sopha, es nur wie im Traume fühlend, daß Marie leiſe durch das Zimmer ging und von Zeit zu Zeit etwas Kühlendes auf ſeine Stirn legte. Als ſpät Abends die Arbeiter abzogen, war es in der ganzen Villa, über Haus, Park und Garten ſo ſtille, wie in einer Krankenſtube.

Erſt ſehr ſpät — es war nahezu Mitternacht — regte ſich etwas an der äußerſten linken Ecke der Villa, dort, wo ſie an das Wäldchen ſtieß. Dieſe Ecke war in der untern Etage unbewohnt, denn dort befand ſich der große Billardſaal, in welchem in den letzten Tagen alle zur Vorbereitung des Feſtes nothwendigen Gegenſtände aufgehäuft worden. Das letzte Fenſter des Billardſaales erklang leiſe und vorſichtig ſtieg eine ganz in dunkle Kleider gehüllte Geſtalt auf den grünen Raſen, der wie ein Sammtband die Gartenſeite des Hauſes entlang lief. Mit zwei großen, unhörbaren

Schritten huſchte die Geſtalt von dem Raſenbande in die Dunkelheit des Wäldchens, aus dem ſie auch nicht wieder hervorkam. Obwohl die Nacht an ſich ſchon ziemlich dunkel war, ſo ſchien ſie doch mit Abſicht noch größere Dunkelheit aufzuſuchen. Erſt in der Tiefe des Wäldchens kam aus der Umhüllung des großen Tuches, das Kopf, Arm und Bruſt bedeckte, ein kleines Laternchen zum Vorſchein, das die nächtliche Wandlerin ſicher über die Wurzeln und anderen Unebenheiten leiten ſollte. Trotzdem ſtieß ſie manchmal mit ihren zarten, kleinen Füßen auf unbarmherzige Steine oder Knorren und nur an den leiſe gemurmelten, ärgerlichen Worten, die ihr entfahren und die immer franzöſiſch waren, würde man, wenn man ſie hätte hören können, Gabriele erkannt haben.

Trotz aller Heiterkeit, die ſie den ganzen Tag entfaltet, trotz allem Humor, mit dem ſie die Scenen des Arbeiteraufſtandes geſchildert, die Figuren des Schulmeiſters und der Syrupliſe gemalt hatte, war doch von dem Augenblicke, da Graf Egon ſie im Schmucke der Baronin überraſchte, eine tiefe Unruhe in ihrem ganzen Weſen, eine ſchwarze Sorge, die ſie mit Aerger erfüllte. Sie konnte nicht ſchlafen. Mit dem überaus reichen, prachtvollen Schmucke, um den ſie Mathilde ſo oft beneidete und der ihr nun in dem dunkeln Gange ungeſehen, in der Verwirrung von Niemand bemerkt, in die Hände gerathen, war ihr auch eine ganze Zukunft in die Hände gegeben. Was konnte ſie nicht Alles mit einem ſolchen Schatze beginnen! Sie konnte ſich von den Abhängigkeitsverhältniſſen, unter deren Joche ſie knirſchte, ſeit ſie dachte und ſeit ſie ſich ſchön wußte, befreien; ſie konnte nach Frankreich zurückkehren, ein eigenes Gut kaufen und darauf als freie Herrin leben, oder wie es ihrer würdig, in die ihr offene höchſte Geſellſchaft von Paris eintreten und für eine Zukunft ſorgen, auf die ſie ein Recht zu haben glaubte. Sie hatte die großen Namen, wie Liencourt, Larochefoucault, Duchatel, Larochejaquelin nie ausſprechen hören, ohne den Gedanken, daß ſie auf ſolche Namen Anſprüche erheben könnte und daß ſie, einmal in ihrer Heimat, und fähig, ihrem Range gemäß aufzutreten, auch gewiß einen ſolchen Namen erringen würde — um ſo gewiſſer, als ſie entſchloſſen war, nicht nach Jugend, Schönheit, Geiſt und dergleichen Eigenſchaften, ſondern nach Macht und Pracht ihre Wahl zu treffen, wie es ſich für eine verſtändige Dame ihres Ranges ziemte. Und abgeſehen von allen dieſen Plänen, die ſich an den Beſitz eines ſolchen Schatzes knüpften — war nicht ſchon der bloße Gedanke verlockend, irgend einmal, bei irgend einer Gelegenheit, fern von hier, vielleicht in Frankreich, ſich mit einem ſolchen Schmucke ſehen zu laſſen?! Wie oft war ihr ſchon dieſer Gedanke gekommen, wenn ſie das herrliche, einer Königin würdige Diadem auf dem unwürdig beſcheidenen Kopfe der Baronin geſehen, die es mit derſelben empörenden Bürgerlichkeit trug, als hätte ſie eine Feldblume im Haare. Das ſchien ihr gewiß, daß dergleichen, ſo zu ſagen durch ein Naturrecht, eher ihr beſtimmt ſei, als einer bürgerlichen Baronin, der Frau eines Banquiers und Induſtriellen, der Tochter einer Bürgerlichen. Allerdings beging ſie einen Diebſtahl, wenn ſie den Schmuck behielt — aber war es nicht ein großer, ein großartiger Diebſtahl, beinahe eine große That, wie der Diebſtahl einer Krone? In der guten, alten Zeit vor der

Revolution kam dergleichen öfter vor. Was haben Marquiſen, Herzoginnen und Prinzeſſinnen unter den Ludwigen nicht für Diamanten gethan?! Um Diamanten zu erlangen, hat man der Brinvilliers Giftpulver abgekauft, und daß Marie Antoinette, um das berühmte Halsband zu erreichen, die Mitſchuldige der Marquiſe von La Motte und des Kardinals Rohan geweſen, daran hat ſie, Gabriele de Chaumont, nie gezweifelt. —

Sie jubelte bei dem Gedanken, an wie vielen Fäden ſie ihr eigenes Schickſal leitete und in der Gewalt hatte. Der Schmuck gab ihr ein Vermögen in die Hand, mit dem ſich auf die verſchiedenſte Weiſe wuchern ließ; Baron Frieſen liebte ſie leidenſchaftlich, er lag ihr zu Füßen, ſein ganzer Reichthum ſtand zu ihrer Verfügung. Wenn ſie ihn, deſſen Leidenſchaftlichkeit Niemand ſo wohl kannte, wie ſie, bisher noch nicht erhört hatte, ſo that ſie es nur darum nicht, weil ihr die Zeit noch nicht gekommen ſchien, weil ſie ſich nicht binden und künftige Möglichkeiten nicht vereiteln wollte. Nächſtens ſollte ſie während eines ganzen Nachmittags und einer ganzen Nacht mit Prinz Victor zuſammen ſein. Sie hatte ihn nur einmal geſehen und nur einmal, im Theater, ruhten ſeine Blicke auf ihr; aber ſie wußte, welche Macht ſie über Männer ſeines Schlages und ſeines Ausſehens ausübte. Graf Egon, das weiche, weibliche Gemüth, wurde für alle Fälle aufgeſpart; er hatte wenigſtens einen Namen, und trug ſie erſt dieſen Namen, dann wird ſie wohl auch den fürſtlichen Onkel zu gewinnen wiſſen, daß von Enterbung nicht mehr die Rede ſein wird.

Aber für jetzt haßte ſie dieſen unglückſeligen, weichen, weibiſchen Egon, der das einzige Mal, da er wie ein

Mann handelnd in ihre Stube drang, ſie in ſolche Verlegenheit brachte. Er hat den Schmuck an ihr geſehen; er iſt im Stande, ſie bei Gelegenheit zu verrathen und ſich auch des Schmuckes wegen von ihr abzuwenden. Er muß irre geführt werden und der Schmuck muß aus dem Bereiche möglicher Entdeckung verſchwinden. Wenn nach dem Schmucke geſucht wird, wenn man ſich überzeugt, daß er nicht den Arbeitern in die Hände gerathen, ſo iſt die Polizei fähig, das ganze Haus zu unterſuchen. In dieſem Lande wäre ſie zu Grunde gerichtet, alle ihre Hoffnungen vernichtet.

Eine ungeheure Unruhe bemächtigte ſich der ſo ruhig Ueberlegenden und Abwägenden. Der Schmuck mußte fort — das ganze Käſtchen — keine Spur durfte in ihrer Nähe zurückbleiben, aber Alles ſollte ſicher geborgen werden für gelegene, günſtigere Zeit.

Darum erhob ſie ſich um Mitternacht leiſe aus dem Bette, dem man es hätte anſehen können, daß es nicht unſchuldigen Schlaf gewiegt hatte, und ſchlich die Treppe hinab, durch den Billardſaal — und darum huſchte ſie jetzt, unhörbaren Schrittes durch die tiefſten Schatten des Tannenwäldchens. An irgend einem ſtillen und leicht wieder erkennbaren Orte ſollte ihr Schatz vergraben werden. Sie wußte, daß die Gartengeräthe, deren man im Parke bedurfte, im untern Geſchoſſe eines Thurmes aufbewahrt wurden, welchen der frühere Beſitzer des Landhauſes in einer ſeiner gelehrten Launen hatte aufführen laſſen, um ſich ein Modell alten normanniſchen Bauſtiles vor Augen zu ſtellen. Der Thurm wurde ſelten geſchloſſen, und wenn ſie ihn auch geſchloſſen finden ſollte, ſo hoffte Gabriele doch, durch das Gitterfenſter eine Hacke, Schaufel oder Spaten erreichen zu können. Dorthin lenkte ſie ihre Schritte. Die Thurmthüre war allerdings verſchloſſen, aber ſämmtliche Geräthſchaften lagen und ſtanden vor der Thüre des Thurmes im Freien, als ob ſie ihr zur Auswahl hingelegt worden wären. Der Winkel war auch gehörig verſteckt, und es ſchien Gabriele am beſten, gleich hier ihre Arbeit zu vollenden, wo ſie alle Werkzeuge ſo bequem zur Hand hatte. Vorſichtig wandte ſie ſich mit ihrer Laterne rundum, um den ganzen nächſten Umkreis zu beleuchten und die paſſendſte Stelle auszuſuchen. Ein vom alten Baue übrig gebliebener Quaderſtein lag kaum zwei Schritte vom Thurme, von dieſem nur durch den ausgetretenen Fußpfad getrennt und mehr als zur Hälfte von Geſtrüppe bedeckt. Den großen Stein konnte ſie freilich nicht heben; aber wie er ſchief, gleich einem kleinen Dache dalag, konnte ſie ihn auf der einen, der höheren Seite leicht unterhöhlen, das Käſtchen in die Höhlung ſtecken, dieſe wieder mit Erde, dann mit Geſtrüpp bedecken. Sie ſtellte das Käſtchen auf den Boden, blickte und lauſchte mit angeſtrengten Sinnen noch einmal umher, und da Alles ſtille blieb, griff ſie nach einer Schaufel, die ihr am bequemſten däuchte, um die Aushöhlung zu unternehmen. Aber wie ſie die Schaufel, obwohl mit großer Vorſicht, ergriff, raſſelten die an dieſelbe Wand gelehnten Werkzeuge gegen einander; einige fielen; ſie wollte ſie auffangen, trat dabei auf die bereits liegenden und verſtärkte ſo das Geräuſch. Der Hund im vordern Hauſe ſchlug an. Raſch hüllte ſie ſich wieder in das Tuch und ſtand zur Flucht bereit. Doch trat wieder tiefe Stille ein; ſie raffte ſich auf und wandte ſich dem

Steine zu. Da hörte ſie etwas, wie ein Schnarchen oder Seufzen, und zwar ganz nahe von ihr, als ob es aus dem Thurme käme. Es überlief ſie kalt; ſie dachte an die Geiſter, die bei Schatzein- und ausgraben erſcheinen ſollen. Der Thurm, das wußte ſie, war unbewohnt; ſoll ſie ſich durch Phantaſieen ſtören laſſen? Entſchloſſen that ſie den erſten Stich mit der Schaufel, dabei aber mußte ſie ſich, ſollte der Schein der Laterne auf die rechte Seite fallen, ſeitwärts an den Stein ſtellen und das Geſicht im Profil der Thüre zukehren. Die Strahlen fielen aus der runden Scheibe der Laterne hoch genug empor, um den gebeugten Kopf zu beleuchten. Sie bemerkte es wohl, aber was war zu thun? — und wer ſollte ſie in dieſer Stunde und in dieſer Einſamkeit hier ſehen können? Sie that den zweiten Stich.

12. Kapitel.

Eine neue Liebe.

O prägt' in deine Hand ſich dieſer Kuß,
Daß bei dem Siegel du der Lippen dächteſt,
Durch die ich tauſend Seufzer für dich athme!

Shakeſpeare.

„Serviteur, Mademoiselle de Chaumont!“ klang es plötzlich aus der Höhe, als ob ein im ſchlechteſten franzöſiſchen Accent ſprechender Geiſt unmittelbar über ihrem Kopfe ſchwebte.

Sie bebte zuſammen, ließ die Schaufel fallen, zog das Tuch über das Geſicht und wandte ſich zur Flucht.

„Nützt nichts!“ fuhr die Stimme fort, „ich habe Sie ja erkannt; ich beobachte Sie, ſeit Sie hier angekommen. Auch das Käſtchen habe ich erkannt; es iſt daſſelbe, das Sie heute Morgen unterm Arm trugen, als ich Sie in Ihr Zimmer begleitete.“

Gabriele entfloh nicht. Sie hatte die Stimme des Schulmeiſters erkannt; Sie erinnerte ſich des eitel und dankbar lächelnden Geſichtes, das er heute Morgen machte, als ſie ſeiner Beredtſamkeit applaudirte, und des glücklichen, als ſie an ſeinem Arm durch die Menge ging. Ein neuer Plan flog durch ihren Kopf; der Elende, der zum Mitwiſſer ihres Geheimniſſes geworden und der ſie verrathen konnte, mußte gewonnen und ihr Bundesgenoſſe, vielleicht ein nützliches Werkzeug werden. Sie erhob die Laterne und der Schulmeiſter kam im Thurme hinter dem Gitter des erſten Stockwerkes zum Vorſchein, das ächteſte Bild eines Gefangenen, wie er ſein Geſicht in eines der Vierecke drängte und mit beiden Händen an den Stäben hing. Dann drehte ſie die Laterne ſo, daß ſie ihr eigenes Geſicht beleuchtete, und mit der mitleidigſten Stimme und dem lachelndſten Geſichte ſagte ſie zu ihm hinauf:

„Aber mein Gott, lieber Herr Schulmeiſter, wie kommen Sie hierher?“

„Ich bin ein politiſcher Gefangener, ein Staatsgefangener, wie Silvio Pellico und Ludwig XVI. Der Grobian, der Van der Sluy, ein gefühlloſer Holländer, ein Ariſtokrat, hat mich hier eingeſperrt.“

„Van der Sluy?“ rief Gabriele erſchrocken, — „Sie ſind verloren!“

„Meinen Sie?“ fragte der Gefangene ängſtlich; „er hat mir doch verſprochen, mich nur wenige Tage hier brummen zu laſſen, bis ſich die Aufregung gelegt hat — und mich dann fortzujagen — auf meinen Knieen habe ich ihn angefleht —“

„Glauben Sie ihm ja nicht,“ warnte Gabriele; „ich kenne ihn; der Mann iſt hart wie Stein; er wird Sie an die Behörden ausliefern; Sie werden in unterirdiſchen Kerkern zu Grunde gehen.“

„O Gott! o Gott!“ jammerte der Schulmeiſter; „ſoll ich ſo früh ſchon ein Opfer meiner Ideen werden! Und noch ſo jung — am Anfang einer großen Laufbahn!“

„Haben Sie Van der Sluy nicht mit Ihrer Beredſamkeit rühren können?" fragte Gabriele theilnehmend. — „Sie ſind ein großer Redner."

„Sein Herz iſt bei den Wilden Auſtraliens verwildert; er hat keinen Sinn für das Große, Pathetiſche — er lachte — er lachte mich aus."

„Sie müſſen gerettet werden!" ſagte Gabriele entſchieden. — „Ich will Sie retten."

„Sie ſind ein Engel! Eben ſo gut als ſchön."

„Aber wie?"

„Nichts leichter als das, wenn Sie ſich nur gnädigſt ein wenig bemühen wollen. Seien Sie meiner ewigen Dankbarkeit gewiß. Ihr Sklave will ich ſein, bis an mein Lebensende, und hier, bei der Heiligkeit eines Kerkergitters, bei der erhabenen Macht Ihrer Schönheit ſchwöre ich es, daß ich Ihnen angehören will mit Leib und Seele. Retten Sie mich!"

„Ich nehme Ihre Schwüre und Verſprechungen an — aber wie kann ich Sie retten?"

„Die Thüre iſt von außen verriegelt. Ziehen Sie gefälligſt den Riegel zurück. Sie iſt aber auch mit einem Schlüſſel geſchloſſen, den der unbeugſame Gärtner in die Taſche ſteckte. Die Thüre muß erbrochen werden; man kann ſie auch leicht aus den Angeln heben. Aber der Grauſame hat jedes Werkzeug, das ich zu dem Zweck benützen könnte, aus dem Thurme ſchaffen und vor die Thüre werfen laſſen. Ich werde hinunterſteigen in das untere Gelaß — Sie werden die Güte haben, mir irgend eine Stange durch's Gitter zu reichen und während Sie von außen mit Hilfe einer Schaufel oder dergleichen die Thüre nach innen drücken, indem ſie das Werkzeug zwiſchen die Bretter und die

Pfoſten zwängen, werde ich ſie in die Höhe und aus den Angeln heben.“

„Gut, kommen Sie herab!“

Der Schulmeiſter ſtieg herab und erſchien am Gitter des unteren Thurmgemaches. Gabriele ſtand ſchon mit einer eiſernen, unten ſcharf zulaufenden Stange bereit, die ſie ihm durch's Gitter reichte. Er aber ergriff zuerſt ihre Hand und bedeckte ſie mit Küſſen. — „O dieſe Hand! — welche zarte, feine Hand! — es geht doch nichts über eine ariſtokratiſche Hand!“ rief er zwiſchen den Küſſen. Sie ließ ihn eine Zeit lang gewähren und ſagte dann lächelnd: „Jetzt an's Werk!“

Mademoiſelle de Chaumont benahm ſich beim Einbruch der Thüre mit ſolcher Geſchicklichkeit, daß dieſe bald wich und gegen innen fiel. Der Schulmeiſter fing ſie mit vorgehaltenen, flachen Händen auf und legte ſie leiſe auf den feuchten Boden, ohne das geringſte Geräuſch zu verurſachen. Ueber die Thüre wie über eine Brücke hinſchreitend, während ihm Gabriele leuchtete, ſagte er: „Wie der heilige Petrus, von einem Engel geleitet, gehe ich aus dem Gefängniß!“ — und in demſelben Augenblicke lag er vor ihr und umklammerte ihre Kniee, mit zärtlichen und flammenden Blicken zu ihr hinaufblickend.

„Der iſt in der That mein Sklave, wie er es geſchworen,“ dachte Gabriele, „und er ſoll es ganz und gar werden,“ dachte ſie weiter. Sie legte die Hand auf ſeine Stirne, beugte ſich zu ihm hinab und liſpelte: „Armer Freund!“

Den Schulmeiſter überlief's; er ſchüttelte ſich; er zitterte am ganzen Körper. Immer feſter umklammerte er ihre Kniee, an die er ſeinen Kopf drückte und beinahe ſchluchzend ſtammelte er: „So möchte ich ewig liegen — ewig!“

„Stille! — jetzt iſt nicht Zeit,“ liſpelte Gabriele; „folgen Sie mir.“

Das Käſtchen unter dem Arme, die Laterne in der Hand, verſchwand ſie mit wenigen Schritten in der Tiefe des Wäldchens; dann wandte ſie ſich, um dem Schulmeiſter den Weg zu beleuchten; er folgte ihr wie ein Nachtwandler, wie ein Trunkener, mit glühenden Augen. Dann ſchritt ſie wieder weiter, den Trunkenen wie an einem magiſchen Bande nach ſich ziehend, bis ſie beinahe am jenſeitigen Rande des Wäldchens ankam, wo in vollkommenſter Einſamkeit, fern von der Villa wie vom Gärtnerhauſe eine Moosbank zur Ruhe einlud. Zu Füßen der Moosbank rauſchte das Bächlein, das hier durch einen Bogen in der Mauer den Park verließ. Hier war man ſicher vor Lauſchern und Verräthern. Gabriele ſtellte die Laterne auf einen Baumſtumpf, ſo, daß das ganze Licht ihr Geſicht und ihre Geſtalt beleuchtete, als ſie ſich auf die Moosbank ſetzte. Der Schulmeiſter ſtand mit herabhängenden Armen vor ihr, ganz in ihren Anblick verſunken.

„Gott, o Gott,“ ſeufzte er, ohne zu wiſſen, daß er ſeinen Gedanken Worte gab: — „wie viel Glück gibt es auf Erden!“ und dann wieder bereit, ihr zu Füßen zu ſinken, rief er: „Königin, das Leben iſt doch ſchön!“

Sie machte ihm ein Zeichen, ſich neben ſie auf die Moosbank zu ſetzen; er that es zögernd mit einer gewiſſen Angſt.

„Sie müſſen ſich vor mir nicht ängſtigen,“ ſagte ſie milde lächelnd und mit dem ſanfteſten Tone. — „Wir ſind einander nicht mehr fremd. Schon heute Morgen habe ich Ihren Muth, Ihre Begeiſterung, Ihre Beredtſamkeit und vor Allem Ihre edlen, menſchenfreundlichen Ideen bewundert — und nun ich das Glück hatte, Sie zu retten, fühle ich mich für immer mit Ihnen verbunden. Denn was verbindet uns inniger mit dem Nebenmenſchen, als das Gute, das wir ihm erzeigen?!“

„Sie ſind ein Engel in herrlichſter Menſchengeſtalt!“ rief der Schulmeiſter begeiſtert. „Nie iſt mir ein Weſen ſolcher Vollendung begegnet — ſo viel Güte und Edelmuth bei ſolcher Schönheit! Nein — ich habe ein ſchlechtes, ein leichtſinniges Leben geführt bis zu dieſer Stunde — ich fühle es, es war mir nichts ernſt, ich habe mit Allem geſpielt — aber Alles in mir iſt verändert — Ihr Anblick, der Ton Ihrer Stimme, Ihre Großmuth, Alles erfüllt mich mit den reinſten Gefühlen, mit den beſten Entſchlüſſen! Könnte ich etwas thun, um Ihnen zu zeigen, wie ich zu Allem bereit bin, wie mir für Sie mein Leben nicht zu koſtbar wäre —“

„Mein guter Freund!“ ſagte Gabriele, mit einer Stimme, die vor Innigkeit zitterte, während ſie ſeine Hand ergriff und ſie herzlich drückte.

Es durchſchauerte ihn; Thränen brachen aus ſeinen Augen, und ohne zu wiſſen, wie es kam, lehnte ſein Kopf an ihrer Schulter und hielten ſeine Hände ihre beiden Hände, ſo feſt, als ob er ſie nie wieder laſſen wollte. Mit Mühe und ſtockend rangen ſich, nachdem er lange ſo geſeſſen, die Worte aus ſeiner Kehle: „O befehlen Sie mir — verlangen Sie etwas von mir!“

„Ja,“ ſagte ſie, „das will ich — Sie ſollen mir einen Dienſt leiſten — wir wollen ein Geheimniß zuſammen haben, das wird uns noch inniger verbinden."

„Sprechen Sie! Sprechen Sie!"

„Dieſes Käſtchen, an ſich und für Jedermann werthlos, iſt für mich ein Schatz. Es enthält alle meine Koſtbarkeiten: Dokumente, die meine Anſprüche auf gewiſſe Güter in Frankreich beweiſen, und theuere Reliquien meiner angebeteten Mutter. Meine Feinde, die jetzt mein Eigenthum inne haben, thun Alles, um ſich dieſes Käſtchens zu bemächtigen und der Dokumente habhaft zu werden. Ich darf mich aber um meine Anſprüche nicht bringen laſſen — wie viel Gutes könnte ich thun, wie für meine Freunde ſorgen, wenn ich wieder in den Beſitz meiner Güter käme! Und Sie gehören ja jetzt auch zu meinen Freunden! Darum war es das Erſte, was ich heute Morgen retten wollte, als Sie mich mit dem Käſtchen ſahen — darum wollte ich es, erſchreckt durch die Vorgänge dieſes Morgens, für immer in Sicherheit bringen und es vergraben, wie ein Geiziger ſeinen Schatz vergräbt. Aber am beſten geborgen, beſſer, als hundert Fuß unter der Erde, iſt es in den Händen eines Freundes. Niemand weiß, daß wir uns kennen, welches Band uns verbindet — und ſo wird Niemand ahnen, daß es bei Ihnen geborgen iſt — denn Ihnen, mein Freund, Ihrem Muthe, Ihrer Klugheit will ich es anvertrauen. Wenn ich es einſt von Ihnen verlange, werden Sie wiſſen, daß die gute Zeit für mich und — für Sie angebrochen iſt. Hier nehmen Sie es! Ich lege mein Glück und die Andenken an die theuerſte Mutter in Ihre Hände."

So ſprechend reichte ſie ihm das Käſtchen, nachdem ſie es noch geküßt und an's Herz gedrückt hatte. Mit Andacht, als wäre es in der That ein Reliquienkäſtchen, nahm es der Schulmeiſter entgegen. — „Keine Macht der Erde ſoll es mir entreißen!“ rief er begeiſtert; doch fügte er bald hinzu: „Wie aber ſoll ich es ſchützen, wenn nächſtens die Verfolgungen gegen mich beginnen?“

„Fürchten Sie nichts! Ich werde jede Verfolgung von Ihnen fern zu halten wiſſen.“

Noch lange blieben Gabriele und der Schulmeiſter auf der Moosbank zuſammen. Sie beſprachen noch Mancherlei und von Minute zu Minute fühlte er, und zwar mit Wonne, wie er ihr mehr und mehr zu eigen wurde. Er hatte nie glückſeligere Stunden erlebt. Als ſich Gabriele ſagte, daß ſie hier nichts mehr zu thun habe, daß ihr Werk vollendet ſei, und als es über den Gipfeln der Bäume allmälig heller zu werden begann, erhob ſie ſich, nahm raſchen Abſchied und eilte davon. — Wie ein glücklicher Träumer blieb der Schulmeiſter auf der Moosbank ſitzen — vergeſſend, daß er ſich der Verabredung gemäß durch den Bogen, der dem Bächlein den Austritt aus dem Park gewährte, hinausretten ſollte. So hätte man ihn vielleicht bei hellem Tage mit dem Käſtchen auf den Knieen und immer lächelnd betroffen, wenn er nicht auf unerwartete Weiſe aus ſeinen glücklichen Träumereien geweckt worden wäre.

„Ei, ei, ei, das war eine ſchöne Nacht!“ kicherte es plötzlich neben ihm.

Es war die Sirupliſe, die ſich in den Park gerettet, im Wäldchen verſteckt und bisher keinen Ausweg gefunden hatte.

Und ſo verließen die beiden Bundesgenoſſen die Villa gemeinſchaftlich, wie ſie vor bald vierundzwanzig Stunden gemeinſchaftlich zum Angriff vor dieſelbe gezogen waren: beide beſiegt.

13. Kapitel.

Geneſung.

Aus der engſten Kammerzelle
Kannſt du in den Himmel ſchau'n.
W. Müller.

Wenn Muſik der Liebe Nahrung iſt,
ſpielt weiter,
Gebt mir volles Maß.
Shakeſpeare.

„Nein, nein, Schulmeiſterchen," ſagte die Sirupliſe, während die Beiden in der Morgendämmerung der Stadt zuwanderten; — „nein, nein, ich verlaſſe Dich nicht. Wir müſſen zuſammenbleiben. Ein Mann, der ſo lange mit einer ſo großen Dame in ſtockdunkler Nacht auf einer Moosbank zubrachte, ein ſolcher Mann hat eine große Zukunft. Eine ſolche Geliebte —"

„Geliebte!" fiel ihr der Schulmeiſter ſchmerzlich rufend in's Wort.

„Ja wohl, Geliebte! Sie liebt Dich! Warum ſoll ſie Dich nicht lieben? Du biſt ein hübſcher Junge, ein ſehr hübſcher Junge, und ſie hat Dich in der Aktion geſehen und hat Deine Reden gehört, Deine herrlichen Reden, und ſo was gefällt den Weibern immer."

„Eine ſolche Dame und ich — wer bin ich?“ ſeufzte der Schulmeiſter mit einer Demuth, deren er ſich geſtern für unfähig gehalten haben würde.

„Das kommt viel öfter vor, als man denkt,“ fuhr die Sirupliſe eifrig fort, „daß ſich große Damen in Männer aus dem Volke verlieben. Gehen ſie nicht oft auf's Land und eſſen da ſchwarzes Brod und Käſe und trinken ganz gemeine Milch mit ganz außerordentlichem Appetit, während ſie zu Hauſe Zwieback, Ananas und Champagner nicht mehr mögen? Das iſt gerade ſo, ſage ich Dir — akkurat ſo in der Liebe.“

Der Schulmeiſter ſeufzte wieder und ſchüttelte ungläubig den buſchigen Kopf. Die Zweifel der Liebe ſaßen ſchon zu tief in ſeinem Herzen.

„Wie immer,“ ſagte die Alte, „wir trennen uns nicht mehr; ich verlaſſe Dich nicht. In die Fabriken können wir nicht mehr zurück; wir gehen in die Stadt, wo wir uns in der Menge verlieren, und miethen eine kleine Wohnung. Ich führe Dir die Wirthſchaft und Du ſollſt es gut haben, bis ſich entſcheidet, was Dir Deine Liebe bringt. Ich habe, Gott ſei Dank, meinen Sirup gut verſilbert und wir können der Zukunft ruhig entgegenſehen. — Und,“ ſetzte ſie nach einiger Zeit zögernd hinzu, „und wenn es ſchlecht ginge oder etwas Außerordentliches nöthig wäre, würde ſich wohl in dem Käſtchen, das Du da unterm Arm trägſt, mancherlei finden, was —“

„Das Käſtchen!“ rief der Schulmeiſter, indem er es feſter an ſich drückte und ſtehen blieb, — „das Käſtchen iſt mir heilig. Weh dem, der es wagt —“

„Schon gut, ſchon gut!“ unterbrach ihn die Alte und ging einige Zeit ſchweigſam neben ihrem Gefährten, da ſie bemerkte, daß er ihren Worten keine Aufmerkſamkeit ſchenkte. Bald ging er in Träumen verſunken langſam, bald wieder ſchnellen Schrittes dahin, wie einer, der entſcheidende Pläne macht. Plötzlich blieb er ſtehen und ſagte: „Wenn Du in die Fabriken gehſt, um Deine Habſeligkeiten abzuholen, vergiß meine Flöte nicht, bringe mir meine Flöte mit!“

„Armer Junge,“ grinſte die Alte lächelnd, „fühlt Dein weiches Herz das Bedürfniß, Flöte zu blaſen? — oder willſt Du ihr aus weiter Ferne mit Flötentönen Zeichen geben, daß Du da biſt und ihrer gedenkſt?“

„Nein!“ antwortete der Schulmeiſter, unwillig über den Ton der Alten, — „ich will mich wieder einmal üben und mich dann unter die Muſiker bringen, auf irgend eine Weiſe, um ſie wieder zu ſehen, um ſie auf dem Ball tanzen zu ſehen.“

Und in der That hörten in den nächſten Tagen die Nachbarn einer gewiſſen Dachſtube in der Vorſtadt, die Einen mit Rührung, die Andern mit Ungeduld über die muſikaliſche Plage, nichts als Flötentöne, vom frühen Morgen bis zum Abend, oft bis ſpät in die Nacht. Des Morgens begann der unſichtbare Flötenſpieler meiſt mit Walzern und Quadrillen, bald aber folgten dieſen die zärtlichſten Melodien, wie Schuberts „Ständchen“ oder „Lob der Thränen“ oder Carl Maria Webers letzte muſikaliſche Gedanken. Keiner der Nachbarn konnte darüber im Zweifel ſein, daß da oben in der Dachſtube ein gefühlvolles und gewiß ſehr innig und unglücklich liebendes Herz wohne.

Während ſich der Schulmeiſter ſo für den Ball vorbereitete und die Sirupliſe die Unterhandlungen wegen ſeiner Aufnahme in das Orcheſter leitete, das in der Villa des Barons von Frieſen zum Tanze aufſpielen ſollte, that dort Van der Sluy das Seinige und übertraf ſich ſelbſt, indem er das Unglaubliche leiſtete und in wenigen Tagen wieder gut machte, was der Aufruhr verdorben und zerſtört hatte.

Die Villa glich innen und außen einem Feenpalaſte, einer Elfenwohnung, die in einem Blumenbouquete lag — und Niemand hätte es ihr angeſehen, daß in ihr zwei Krankenſtuben waren und daß in der einen ein beſorgtes Mutterherz, in der andern ein liebendes Mädchen wachte und pflegte. An Odo waren die Schrecken jenes Tages nicht ohne ſchlimme Wirkung vorübergegangen und Alfred hatte ſeine an ſich allerdings unbedeutende Wunde in Verbindung mit dem Blutverluſt, den ungeheuren Anſtrengungen und Aufregungen in ein heftiges Fieber geworfen. Jetzt waren freilich die Gefahren vorüber, nur noch die bleichen Geſichter der Geneſenden und der Pflegerinnen waren übrig, aber auf dieſen bleichen Geſichtern lag ein Schimmer von Glückſeligkeit, ein Wiederſchein des holden Bewußtſeins, daß man für immer zu einander gehörte. Alfreds Fieberträume enthielten für Marie ſo viele und ſo ſchöne Bürgſchaften des Glückes, und als er aus dieſen Fieberträumen erwachte, fand er es ſo natürlich, daß Marie an ſeinem Bette ſaß! Und wie ſehr war es geeignet, zwiſchen der Gärtnerstochter und der Baronin für alle Zukunft ein unauflösliches Band der Innigkeit zu knüpfen, wenn ſie, oft beide mit Eisumſchlägen oder Medizinflaſchen in der Hand, ſich im Korridore trafen und einander über ihre geliebten Kranken Mittheilungen machten. Man hatte im Hauſe

Gloſſen darüber gemacht, daß ſich Marie ſo ohne Weiteres bei dem jungen Manne einquartirte und ſich als ſeine ausſchließliche Krankenwärterin etablirte; was lag ihr daran, da ihr Vater kein Wort darüber ſagte und ſie gewähren ließ? Mit einem wunderbaren Muthe und ohne daran zu denken, daß es vor allen den ziſchelnden Zungen nur des Muthes dazu bedurfte, führte ſie endlich ihren Geneſenden an ihrem Arme in den Garten und ſaß mit ihm auf der Bank und freute ſich mit ihm des holden, unendlich guten Geſichts der Baronin, das ihnen aus dem Fenſter zunickte und lächelte. Es lag über dieſer kleinen rekonvaleszenten Welt eine Atmoſphäre des Glückes und der heiterſten Freiheit. Vor Allem war es Alfred am Arme Mariens wie eine Befreiung: alle Eitelkeit, allen falſchen Ehrgeiz, alle Kleinlichkeit und Eigenſucht fühlte er von ſich abgefallen, wie Zunder; mit Verwunderung und Kopfſchütteln blickte er auf die Gedanken und Gefühle zurück, mit denen er in dieſes Haus eingetreten vor wenigen Monaten. Mit Verwunderung bemerkte er die Verwandlung ſeines ganzen Weſens: daß er, wenn er in die Zukunft dachte, an Andere und nicht an ſich dachte.

O die Krankheit! Mit Entſetzen erfüllt uns der Gedanke an dieſe Entwaffnung des Körpers und des Geiſtes; an dieſe ſklaviſche Unterjochung aller Gefühle, an dieſe Feſſel, die zugleich eine Folter iſt; an dieſen Kerker ohne Tageslicht, in dem ſich ſelbſt das Bett zur Folterbank verwandelt; an dieſe Hilfloſigkeit, die uns zu einer Sache macht, uns den bewußtloſen Elementen nahe bringt und keine andere Freiheit übrig läßt, als die des Schmerzes. Und doch, welch ein Engel des Segens ſteht oft am Krankenbette — welch ein erhabener Geiſt ſchwebt über den dunkeln Waſſern des Chaos! Was jahrelange Geiſtesarbeit und Kämpfe, was tauſend Nachtwachen und hamletiſches Sehnen, Suchen und Grübeln, was das Studium der Welt und der edelſten Weltweiſen nicht zu Stande bringt — die Krankheit bringt es zu Stande in wenigen Tagen und Nächten. Sie erneuert, ſie reinigt und läutert. Der Wiedererſtandene hat eine Seelenwanderung zurückgelegt und lebt ein zweites Leben in höherer Sphäre: nach dem Winter einen Frühling. Weil er von ihnen ſcheiden ſollte, hat er die Menſchen neu lieben gelernt, wie Brüder und Schweſtern — und nicht nur die Menſchen. Wie jener herrliche „Menſchengeiſt in einem Elfenleibe“ ruft ſein ganzes Weſen:

Luft, Erde, Meer, geliebte Brüder mir!
Wenn unſre große Mutter meiner Seele
Ein Fünkchen ächter Frömmigkeit verlieh,
Zu fühlen eure Lieb', und dies Geſchenk
Mit meiner Liebe dankbar zu vergelten;
Wenn je des Morgens Thau, des Mittags Duft,
Des Abends prächt'ger Sonnenuntergang,
Der hehren Mitternacht tiefathmend Schweigen;
Wenn je des Herbſtes Seufzen durch den Wald;
Der Winter, der mit Schnee und Eiſeskronen
Das fahle Gras, die kahlen Aeſte ziert;
Wenn je die Wonneſchauer, da der Lenz
Die erſten Küſſe haucht, mir theuer waren;
Wenn keinen Vogel oder Käfer ich
Mit Wiſſen je verletzte, ſondern ſtets
Als mir verwandte Weſen ſie geliebt: —
O dann vergebt mir dieſes Ruhmeswort,
Geliebte Brüder, und entzieht mir jetzt
Nicht einen Theil der altgewohnten Gunſt!

In dieſer Stimmung ſah er auch mit größerer Milde auf die Vorbereitungen zum Feſte, das ihm früher als eine Art Komödie, als ein Betrug erſchien; und blickte mit geringerer Beſorgniß der Kataſtrophe entgegen, die das Haus bedrohte. Er hing mit Liebe an Mathilde und ihren Kindern; er wußte daſſelbe von Van der Sluy und Marie. Sie waren geliebt! War das nicht ein Troſt für die Zukunft? Weſſen bedarf es mehr im Unglück? Wenn doch Alle, die in den Abgrund ſtürzen, unten ein ſo weiches Moosbett erwartete!

14. Kapitel

Der Ball.

> Herbei, ihr Galane,
> Und wählet die Damen!
> Wenn Feſte wir feiern,
> Trägt Amor die Maske.
> Falarala, larala!
>
> Wenn hold Beglückte,
> Von Eiferſucht laſſen,
> So wird ſie die Andern
> Viel ſchmerzlicher faſſen.
>
> Moreto.

Endlich war der lange und mit ſo gewaltigen Koſten vorbereitete Tag da. Das Feſt war als ein ländliches angekündigt und darum kamen ſchon gegen vier Uhr Nachmittags die Wagen angerollt. In Schaaren ſtrömten die Gäſte herbei und unter ihnen höchſte Staatsbeamte, Würdenträger und Mitglieder der höchſten Geſellſchaftskreiſe, diesmal mit Frauen und Töchtern, ſo viele in der Reſidenz oder auf den umliegenden Landgütern und Villen verweilten. Kam doch der allmächtige Prinz Viktor, der eigentliche Regent des Reiches, und hatte er doch ſelbſt zu zahlreicher Annahme der Einladungen des Herrn von Frieſen ermuntert. Graf Kaminſky hatte ſeine Sendung bei ihm mit groſtem Erfolge vollführt. So glaubte der Graf ſelber und ſo glaubte Herr von Frieſen.

Dieſer ſtand am Kutſchenſchlage, um den Prinzen zu empfangen und ſeinem Glücke, ihn wieder in ſeinem Hauſe zu ſehen, Worte [illegible] geben. Der Prinz lächelte gnädig, ſchüttelte ſeinem Wirthe die Hand und verſicherte ihn, daß er ſich ſelbſt immer gerne in ſeinem Hauſe befinde. Am Eingang in den Garten ſtand die Baronin, ſchon etwas müde vom Empfang der vielen Gäſte, die ſchon an ihr vorbeigekommen, mit denen ſie einige Worte wechſeln und nach der damals in der Reſidenz beliebten engliſchen Sitte die Hand ſchütteln mußte. Vor dem Prinzen verneigte ſie ſich tief und tiefer, unwillkürlich dem Blicke ihres Mannes folgend, der neben ihm ſtand und ihr mit den Augen ſtumme Befehle gab. Aber auch bei ihr wollte Prinz Viktor der Mode folgen und reichte ihr die Hand; dabei ſah er ſie prüfend an, als wollte er mit dem erſten Blicke erfahren, welche Veränderungen ſeit ſeinem letzten Beſuche mit ihr vorgegangen. Er lächelte, und dieſes Lächeln ſagte: Sie ſind noch immer ſchön, Madame! — Der Baron lächelte mit. Die Sorgen, die inneren und die äußeren Unruhen der letzten Woche hatten ihr eine Bläſſe und einen erhöhten Ausdruck gegeben, daß ſie einer Weltdame ähnlicher ſah, als ſonſt — und dieſe Bemerkung ſchien den Prinzen zu befriedigen. Sein gebräuntes, ſtark markirtes Geſicht, das etwas von dem Geſichte einer im Beginne der Verwitterung ſtehenden ſandſteinernen Statue hatte, ſuchte überaus weich zu blicken, wobei ſich um Mund und Augen und an beiden Abfällen der gewaltigen Naſe unzählige Falten bildeten, während das braune, geradlinig geſchlitzte Auge ſtarr blieb, wie zuvor. Offenbar hatte er auch die Abſicht, ſich gnädig zur Baronin herabzubeugen, aber es gelang ihm ſchwer, die militäriſch ſtarre Haltung des hohen, gewaltigen Körpers zu brechen und er brachte es nur zu einer leiſen Neigung des Kopfes. Während er mit Mathilde ſprach, blieſen die drei im Garten vertheilten Orcheſter Tuſch in gewaltigen Fanfaren und dröhnten Pauken und Trommeln. Dieſer Lärm, verbunden mit dem beobachtenden Blicke ihres Mannes, der immer auf ihr ruhte, betäubte ſie; alle Anweiſungen, die ihr Frieſen in den letzten Tagen zu wiederholten Malen gegeben und die ſich alle auf ihr Benehmen gegen den Prinzen bezogen, gingen ihr wirr durch den Kopf — und dabei dachte ſie an ihr krankes Kind, das dort oben lag — und immer tiefer neigte ſie den Kopf, fühlend, wie Röthe und Bläſſe auf ihren Wangen wechſelten. Der Prinz lächelte wieder und ging drei Schritte weiter, der Geſellſchaft entgegen. Aber als ob er ſich auf etwas beſänne, kehrte wieder um, ſagte der Baronin einige ſchmeichelhafte Worte über das geſchmackvolle Arrangement, ergriff ihre Hand, küßte ſie und ging dann erſt weiter, um ſich von der Geſellſchaft, die ſich auf dem Sandplatze aufgeſtellt hatte, begrüßen zu laſſen.

Es ſah aus wie eine militäriſche Muſterung, wie er, in voller Uniform und um beinahe eine Kopfhöhe alle andern überragend, die Reihe entlang ſchritt, nur hie und da eine einzelne Dame oder einen alten Herrn mit einem Kopfnicken begrüßend. Wie vor einem friſch heranwehenden Winde ſich nacheinander die Saaten beugen, ſo beugten ſich die Schaaren und Gruppen, wie er an ihnen vorüberkam, als beugte ſie eine Naturgewalt. Nur die Muſiker in ihren drei verſchiedenen Orcheſtern blieben aufrecht und erneuerten in gemeſſenen Pauſen ihre Fanfaren. Dem erſten Orcheſter warf der Prinz ein kurzes Lächeln zu, denn es beſtand aus der Militärmuſik ſeines Regiments und trug ſeine Uniform. Die andern zwei kleinern Orcheſter in bürgerlicher Kleidung, die viel tiefer im Hintergrunde des Gartens aufgeſtellt waren, ließ er unbeachtet. Sie bemerkten das und im hinterſten Orcheſter entwickelte ſich ein Geſpräch, das einen Kontraſt zu den unterthänigen Blicken bildete, welche von ariſtokratiſcher Seite den Prinzen begleiteten.

„Der kennt nur Soldaten," ſagte der Baßgeiger.

„Freilich," fügte ein Horniſt hinzu; „aber auch nur, um ſie zu malträtiren. Ich weiß ein Liedchen davon zu blaſen; ich war ja ſelbſt in ſeinem Regiment. An ſeinem Geburtstag Abends brachten wir ihm ein Ständchen; es war im Winter und ruſſiſch kalt. Er zechte oben in ſeiner warmen Stube und ließ uns unten bis zwei Uhr Morgens fortſpielen, bis wir erſtarrten und nicht weiter konnten. Da ließ er uns mit höchſt ungnädigen Ausdrücken heimjagen. Mich hat die Nacht gichtiſch gemacht und in Folge deſſen wurde ich als unbrauchbar ausrangirt und weggejagt. Das iſt ein gar lieber Herr!"

„Ja, ja", ſagte ein Klarinettiſt, indem er eine Priſe nahm; „das habe ich oft bemerkt: ſind nicht die beſten Muſiker, die am beſten bezahlt werden — ſind nicht die beſten Geiger, die die erſte Violine ſpielen — und was die Harmonie betrifft, ſo iſt die Welt noch lange kein gutes Orcheſter. Die Kapellmeiſter taugen halt nicht viel."

Dieſe allegoriſchen Worte verſenkten das ganze Orcheſter in Nachdenken, während das Militärorcheſter auf's Neue zu ſpielen und auf der Peluſe vor demſelben der Tanz wieder begann.

Der Prinz hatte ſich indeſſen dem Wäldchen genähert, in deſſen Schatten er eben eintreten wollte, als auf deſſen dunkelm Hintergrunde, leuchtend und leicht wie eine roſige Wolke, in einem duftigen Roſakleide, mit nackten Schultern und Armen, Gabriele erſchien. Ihr dunkles Haar lag in einfachen, aber dicken Scheiteln, rückwärts durch einen Knoten und über der Stirne durch zwei dünne, mit blitzenden Steinen beſetzte Bändchen zuſammengehalten; aus Knoten und Bändern befreiten ſich nur einige Locken, die auf Hals und Nacken herabfielen und mit ihrer Dunkelheit den Glanz der Haut nur noch ſtrahlender hervortreten ließen. Es war der Kopfputz des bekannten antiken Ariadnekopfes und wie eine Antike, einfach und majeſtätiſch zugleich, ſtand Gabriele vor dem Prinzen — aber nur einen Augenblick ſtand ſie ſo da. Als ob ſie der Anblick dieſes gewaltigen Mannes bewältigte, beugte ſie ſich vor ihm, zugleich die linke Hand mit Ergebenheit vor die Bruſt führend, während der rechte Arm herabſank.

Das bürgerliche Pack im letzten Orcheſter hatte ein ſchönes Schauſpiel zu genießen. Gabriele an ſich war ſchon ein prachtvoller Anblick; ſchön aber war es auch, wie der Prinz ſtutzte, dann mit raſchen Schritten auf ſie losging und ihr offenbar — man ſah es an ſeinen ſüßlich verzogenen Mundwinkeln — ſchöne Sachen ſagte, die ſie bald mit unendlich anmuthigem Lächeln, bald mit tiefſter Beſcheidenheit entgegennahm. Schön war es auch, wie er ſie endlich an der Hand nahm und ſie zu einer Bank führte, auf die er ſich mit ihr niederließ, und ganz unterhaltend war es, wie in demſelben Momente die Adjutanten des Prinzen Herrn von Frieſen in ihre Mitte nahmen und mit ihm nach dem Platze zurückkehrten, wo der größere Theil der Geſellſchaft tanzte oder dem Tanze zuſah.

„Die kann's", ſagte die alte Baßgeige.

„Was kann ſie?" fragte ein junger Bratſchiſt.

„Nun, mit und ohne Sourdine geigen", lächelte der Andere.

„Jetzt ſitzt er gerade ſo, daß ich ihm mit meiner Flöte, wenn's eine Piſtole wäre, in's Herz ſchießen könnte," murmelte Einer im Hintergrunde.

„Du, ſei ſo gut!" drohte die Baßgeige; „ſolche Reden ſind hier nicht am Platze. Wenn Du auf Piſtolen flöten willſt, ſuche Dir ein anderes Orcheſter. Gehe nach Frankreich! Du biſt viel zu fremd in unſerer Geſellſchaft, um Dir ſolche Freiheiten herauszunehmen. Wer biſt Du denn eigentlich? — Du Protegé der Sirupliſe!"

Der ſo Zurechtgewieſene antwortete nicht. Er war zu ſehr mit dem Paare auf der Bank beſchäftigt; ſeine Blicke bohrten ſich in die Bruſt des Prinzen, als ſollten ſie die Piſtole erſetzen, die ihm fehlte, oder ruhten ſo ſehnſüchtig auf der in der That doppelt ſchönen Geſtalt Gabrielens, daß ſein Ausdruck die Muſikanten, ſeine Kollegen, zum Lachen reizte.

„Laß ſein, Schulmeiſter!" ſagte die Klarinette, „das iſt nicht für unſer Einen: das iſt Champagner oder Caviar — für uns iſt Bier und Käſe. An dergleichen mußt Du Dich gewöhnen, wenn Du bei uns im Takte bleiben willſt."

Trotz dieſer lebensklugen Ermahnung der Klarinette kam der Schulmeiſter ſehr oft aus dem Takte, als die Reihe an ſein Orcheſter kam, und ganz unmuſikaliſche Töne gab er von ſich, als auch der Prinz ſich erhob und ſich mit Gabriele in einen Walzer ſtürzte. Das Parket vor dieſem dritten Orcheſter war das bisher meiſt vernachläſſigte; nur die jüngſten und ſchüchternſten Paare hatten ſich hierher zurückgezogen, während der glänzendſte Theil der Geſellſchaft fern von hier vor dem Militärorcheſter tanzte. Die jungen Leute machten dem Prinzen Platz und das neue Tänzerpaar war weithin ſichtbar. Bald zog ſich die Menge hier zuſammen und das geringſte und ſchlechteſte der drei Orcheſter wurde der Mittelpunkt des Feſtes, deſſen Held der Prinz war und deſſen Heldin mit einem Male Gabriele wurde, da er mit ihr zuerſt tanzte und ſie offenbar bevorzugte. Der ärgſte Neid konnte nichts dagegen vorbringen. Jetzt, da man ſie näher betrachtete, mußte man zugeben, daß ihre Schönheit ſie zur Königin des Feſtes krönte. Der Prinz ſchlang ſeinen Arm um ihre ſchlanke Geſtalt, wie ein Eroberer, als wollte er ſie nie wieder frei laſſen, während ſie ihre Hand nachläſſig auf ſeiner Schulter liegen ließ. Ueber die große Gnade, die er ihr in Mienen und Geberden zeigte, ſchien ſie von allen Anweſenden am wenigſten erſtaunt. Ihr Triumph wäre ein vollſtändiger geweſen, wäre der Schluß ihrer Tour nicht von einem allgemeinen Gelächter begleitet worden. Dieſes wurde durch einen Flötenton verurſacht, der ſchrill, diſſonirend, in der That höchſt lächerlich den Tanz beſchloß und wie ein Anpfeifen um einige Sekunden das Finale überdauerte. Alle Welt wandte ſich lachend dem Orcheſter zu, auch Gabriele. Sie erblaßte, denn aus dem Hintergrunde ſtarrte ihr mit weit aufgeriſſenen Augen der Schulmeiſter entgegen. Seine Blicke ſprühten vergiftete Pfeile der Eiferſucht. Schnell verſtand ſie, was in ihm vorging, und eben ſo ſchnell begriff ſie, warum und wie er ſich in das Orcheſter gemiſcht. Ein Skandal, ein Verrath ihres Verbrechens hing über ihrem Haupte, denn er blickte wie wahnſinnig. Aber ſie lächelte ſanft, ohne den Blick von ihm zu wenden, und zuckte leiſe mit der Schulter, welches Zucken offenbar dem Prinzen galt und zugleich der Thorheit des Schulmeiſters, auf ſie eiferſüchtig zu ſein. Wie unter einem Zauber verwandelte ſich ſein ſtarres Geſicht; auch er lächelte, und für den Augenblick war in der Geſellſchaft vielleicht kein glücklicherer Menſch, als der flötenblaſende Schulmeiſter. Langſam ließ er ſich auf ſeinen Sitz nieder; das Lächeln, das Gabriele auf ſeinem Geſicht hervorgezaubert, blieb wie gefroren um ſeine Lippen liegen. „Die Schönſte, die Herrlichſte dieſer ganzen vornehmen Welt hat mir zugelächelt,“ dachte er. „Niemand ahnt das ſüße Geheimniß, das uns verbindet. Von der Seite des Prinzen hat ſie mir armen Schulmeiſter zugelächelt, mich liebt ſie, nicht ihn. Mich zieht ſie einem Prinzen vor. O wie ſüß iſt das Geheimniß!“

Die Klarinette und die Baßgeige überhäuften ihn mit Vorwürfen; aber was kümmerte es ihn — er war glücklich, er war ſelig.

Während er träumte, zog ſich fern von ſeinem Orcheſter in den Vordergrund und vor das Militärorcheſter die ganze Geſellſchaft mit dem Prinzen und Gabriele an der Spitze. Niemand von dieſen hohen Herrſchaften wußte, ahnte, daß Gabriele ſie führte, indem ſie den Prinzen leitete — Niemand, als Herr von Frieſen, und er, der Feſtgeber, war vielleicht derjenige, der von der feſtlich heiteren Stimmung, die ſich jetzt allgemein verbreitete, am wenigſten empfand.

Die Hingebung des Prinzen an die Feſtfreude war ein Beiſpiel, dem Alles folgte. Es ſang und klang, es glanzte und lachte in allen Theilen. Die Tänzer drängten ſich auf den Raſenplätzen und auf den Parketen; wohin man ſah, luſtwandelnde Paare oder Gruppen vor Tiſchchen und auf dem Raſen, die Erfriſchungen einnahmen. Diener und Dienerinnen und als Pagen verkleidete Kinder eilten mit Flaſchen, Gläſern, Taſſen, Tellern hin und her. Aus den Fenſtern der Villa blickten heitere Geſichter wie aus Theaterlogen auf das Schauſpiel; während der Pauſen eilte man lachend in den kühlen Schatten des Wäldchens, um lachend wieder hervorzubrechen, wenn die Muſik das Signal zum Tanze gab. Der Gedanke, daß man ſich bei dem Banquier Herrn von Frieſen nicht ſo arg an die Form zu halten brauchte, als wie wenn das Feſt bei Sr. Excellenz X. oder bei Sr. Durchlaucht Y. ſtattfande, trug wohl viel dazu bei, daß der Ball beim Banquier von Frieſen heiterer ausfiel, als dies bei Sr. Excellenz X. oder bei Sr. Durchlaucht Y. der Fall geweſen wäre.

Wenn einmal ein Feſt ſolche Höhe erreicht hat, dann iſt gerade ſeine Helle und Oeffentlichkeit, ſeine Lebendigkeit und Zerſtreutheit wie ein Schleier, der Vieles verdeckt, das nicht bemerkt wird; wie ein Rauſch und Taumel, in dem man ſelbſt das nicht ſieht, worauf das Auge trifft, denn der Blick ſtreift nur über Alles und iſt wie in Nebel gehüllt. Beſonders iſt das der

Fall, wo vorzugsweiſe Ein Gegenſtand den Reſt der Aufmerkſamkeit, deren man noch fähig iſt, auf ſich zieht. Hier war dieſer Gegenſtand die auffallende Gunſt, mit der Prinz Victor die ſchöne Emigrantin behandelte. Die es vergeſſen hatten, erinnerten ſich jetzt, daß Mademoiſelle de Chaumont ſo adelig ſei, wie die Adeligſten in der Geſellſchaft, und ſo ſchön, wie keine. Je mehr Dieſes bemerkt wurde, deſto weniger bemerkte man Anderes. So z. B., daß die Hausfrau ſelber am wenigſten ſichtbar war und ſich geltend machte. In der That ſchlich ſie, ſo oft es möglich war, hinauf in die Stube ihres kranken Kindes, das unter dem Schutze Alfreds und Mariens wohl geborgen war. Begegnete ſie auf dem Wege einem Diener mit Erfriſchungen, ſo nahm ſie ihm das Beſte ab, um es den ſtillen und beſcheidenen Freunden zuzutragen, bei denen ſie ſich in den wenigen Minuten wohler fühlte, als unten in dem Glanz und Taumel. Ferner bemerkte man nicht, daß der Hausherr blaß, mit krampfhaft zuſammengezogenen Geſichtsmuskeln umherging, manchmal vor den Tanzenden ſtehen blieb und von der Seite auf den Prinzen hinſchielte, der ſchon zum dritten, vierten, fünften Male — Frieſen zählte ganz genau und manchmal ſogar laut — mit Gabriele tanzte, — und daß derſelbe Baron Frieſen, der Feſtgeber, manchmal in das Wäldchen trat und mit großen Schritten einſam auf und ab wandelt, als ginge das Feſt ihn nichts an. Graf Aurel Kamincky bemerkte es wohl und ging ihm in das Wäldchen nach, um ihn, ohne weiter darüber viel zu ſprechen, zur Geſellſchaft zurückzuführen. Als er das zum zweiten Male that, faßte ihn Frieſen am Arme und ſagte mit zitternder Stimme:

„Haben Sie es nicht bemerkt? Er verläßt ſie keinen Augenblick — er hängt mit ſeinen Augen an ihr, als wollte er ſie verſchlingen — dieſer Wüſtling — dieſer —“

„Von wem ſprechen Sie?“

„Vom Prinzen — Gabriele —“

„Aber, lieber Freund,“ ſagte Graf Aurel mit eindringlichem und vorwurfsvollem Tone — „haben Sie in dieſer kritiſchen Zeit an nichts Anderes zu denken? — Ihre Frau, Ihre Kinder — Ihre Ehre, Ihre ganze Zukunft! Alles ſteht auf dem Spiele und Sie ſind nicht ſtark genug, dieſe Liebelei —“

„Genug, lieber Graf,“ fiel ihm Frieſen haſtig in's Wort, „keine Predigt, keine Vorwürfe! Dieſe Leidenſchaft verzehrt mich und ich werde mir Gabriele nicht entreißen laſſen, und ſollte Alles darüber zu Grunde gehen.“

So ſprechend eilte er wieder zur Geſellſchaft zurück und ließ ſeinen Blick über den ganzen Platz irren, bis er auf Mathilde ruhte, die neben einem alten Herrn im Schatten eines Oleanderbuſches ſaß. Mit raſchen Schritten ging er auf ſie los, und ſich vor dem alten Herrn verneigend, ſagte er lächelnd: „Excellenz verzeihen, das ich Ihnen meine Frau entführe!“ — und zu ihr gewandt fuhr er mit noch verbindlicherem Tone fort: „Du böſe Frau haſt vielleicht noch gar nicht bemerkt, daß wir noch keine Tour zuſammen gemacht haben!?“

Mathildens blaſſe Wangen überflog eine freudige Röthe; ſchon ſtand ſie neben ihm, und die Hand auf ſeine Schulter gelegt, trat ſie leicht und glücklich unter die Tanzenden. Es war ihr, als flöge ſie, und zum erſten Male dieſen Nachmittag überkam ſie etwas wie jenes holde Ballgefühl, deſſen ſie ſich aus früherer Zeit erinnerte. Deſto größer war ihre Enttäuſchung, ja ihr Schrecken, als ſie nach Beendigung der zweiten Tour, immer noch lächelnd, zu ihrem Manne hinaufblickte, und den Charakter ſeines Geſichtes ſo ganz verändert fand. Ihr Lächeln wich dem Ausdruck furchtſamer Frage, und jeder ihrer Züge forſchte: „Was iſt geſchehen? was habe ich gethan?“ In der That blickte er mit einer Art von Ingrimm auf ſie hernieder, indem er ſie einige Schritte zurück aus der Reihe der Tanzenden und Zuſchauer hinausführte – – ja, es war ihr ſogar, als meſſe er ſie von Fuß zu Kopf mit einiger Geringſchätzung. Sie zog die Hand unter ſeinem Arme hervor, um ihn nicht fühlen zu laſſen, wie ſehr ſie zu zittern begann.

„Weißt Du,“ fing er mit halblauter und eindringlicher Stimme an: „Weißt Du, daß Du ſehr ſchlecht die Honneurs machſt? daß Du im höchſten Grade, zum Verzweifeln ungeſchickt biſt?“

„Felix — mein Gott — ich? — was habe ich gethan? — was ſoll ich thun?“

„Der Prinz! — den Prinzen! —“

„Was iſt's mit dem Prinzen?“ fragte ſie ängſtlich.

„Du exiſtirſt ja gar nicht für ihn.“

„O,“ ſagte Mathilde aufathmend, „nur das? Sei unbeſorgt, er langweilt ſich gewiß nicht. Du haſt vielleicht nicht bemerkt, daß ihn Gabriele ganz und gar erobert hat. Er iſt immer um ſie, er tanzt beinahe nur mit ihr. Er iſt ſehr aufgeräumt und überaus heiter. Und da Gabriele auch zum Hauſe gehört, was braucht's da —“

Frieſen ſtampfte mit dem Fuße und knirſchte die Zähne.

„Gabriele! Gabriele!“ rief er mit zuſammengeknirſchten Zähnen; — „das iſt's ja eben — Du, Du ſollſt —“

„Aber, lieber Felix, ich verſtehe Dich nicht!“

Er drückte die Fauſt an die Stirne und ſagte: „Es iſt zum Verzweifeln, eine Frau zu haben, die nichts verſteht!“ — und indem er ſich zu ihr niederbeugte, ſagte er ihr mit gedämpfter, darum nicht minder eindringlicher Stimme: „Siehſt Du denn gar nichts ein? Weißt Du nicht, um was es ſich handelt? Wozu dieſes ganze Feſt? Ich muß des Prinzen ſicher ſein; ich brauche ihn. Du ſollſt ihn von Gabriele abwenden. Du haſt ihm letzten Winter gefallen, nur Deinethalb hat er die Einladung angenommen; Du ſollſt ihm gefallen, Du mußt Dich um ihn bemühen — er ſoll Dich lieben, ich will es! Thue doch endlich die Augen auf, es iſt Zeit; laſſe Deine kindiſchen Beſchränktheiten und ſieh ein, was nothwendig iſt und was die Welt fordert.“

Mathilde ſtand ſtarr wie eine Bildſäule; weit offen blickten ihre Augen unbeweglich zu ihm hinauf; nur die Lippen regten ſich, ohne einen Laut hervorzubringen. So ſtand ſie noch lange, nachdem Frieſen längſt davongeeilt war. Dann fuhr ſie ſich mit der Hand über die Stirne, als ob ſie aus einem Traume erwachte, nicht aus einem Traume der letzten Minuten, ſondern einem Traume, der ſo lang war wie ihr ganzes bisheriges Leben. Sie richtete ſich auf und ſtand ſo ſtolz da, als wäre ſie eben um einen Kopf gewachſen, und wieder regte ſie die Lippen, um etwas zu ſagen, als ſie jetzt erſt bemerkte, daß ſie allein war. Sie ſuchte nach Frieſen und ſah ihn in der Nähe des Prinzen. Vielleicht,“ ſagte ſie vor ſich hin, „rühmt er ihm jetzt meine Eigenſchaften!“ — Eine Bitterkeit, ein Hohn flog über dieſes fromme Geſicht, wie noch nie; wer ſie in dieſem Augenblicke geſehen hätte, würde ſie nicht erkannt haben. Sie ſelbſt entſetzte ſich vor der Veränderung, die ſie in ſich vorgehen fühlte; die aufgeputzten Tänzer und Tänzerinnen vor ihr erſchienen ihr plötzlich wie Geſpenſter, wie Puppen und geſchminkte Leichen. Sie ſprang mit einem Schritte rückwärts hinter das Gebüſch und lief, immer: „Meine Kinder, meine Kinder!“ murmelnd, auf ziemlich einſamem Wege dem Hauſe zu und die Treppe hinauf in die Stube, wo Lindau den Kindern die Geſchichte von der ſchönen Rapunzel mit dem ellenlangen Haar erzählte.

Lindau brach plötzlich ab, als er ihr in's Geſicht ſah. Sie kam nicht bis an das Bett, darin Odo ſaß, ſondern ließ ſich in einem Winkel nahe der Thüre, durch den Bettſchirm von den Kindern getrennt, auf einen Schemel nieder und weinte bitterlich. Marie eilte zu ihr und kniete vor ihr nieder; ſie faßte den blonden Lockenkopf und drückte ihn an's Herz. — „Du Glückliche! Du Glückliche!“ wiederholte ſie mehrere Male; dann erhob ſie ſich, ging auf das Bett zu, und die Hände auf die Köpfe ihrer Kinder legend, rief ſie mit feierlichem Tone: „Möge euch ein gütiger Gott vor Glanz und Reichthum bewahren! Um Armuth flehe ich für euch: um Armuth, um ein ſtilles, beſcheidenes Loos!“

Ende des erſten Bandes.

Die
Diamanten der Baronin.

Roman

von

Moritz Hartmann

Zweiter Band.

Das Recht der Ueberſetzung iſt vorbehalten.

Berlin.
Verlag von R. Leſſer.

Druck von Hermann Blanke in Berlin, Neue Promenade 4.

Inhalt

des zweiten Bandes.

Seite

15. Kapitel. Märchen und Wirklichkeit 1
16. Kapitel. Das Attentat 24
17. Kapitel. In der Einſiedelei 37
18. Kapitel. Entdeckungen 51
19. Kapitel. Die Freunde 67
20. Kapitel. Ein Erwachen 77
21. Kapitel. Im Pallaſte 92
22. Kapitel. Idylle 105
23. Kapitel. Weg zum Ende 118
24. Kapitel. Ende 128

15. Kapitel.

Märchen und Wirklichkeit.

Laß mich ein Kind ſein — ſei es mit.
Schiller.

Der Abend war hereingekommen, einiges Gewölk bedeckte den Himmel und die ganze Ballgeſellſchaft, den Prinzen und Gabriele an der Spitze, geführt von der Militärmuſik, welche eine triumphmarſchartige Polonaiſe aufſpielte, durchzog in Windungen Garten und Park, um ſich nach und nach dem Hauſe zu nähern, das bereits in vollem Lichtglanz ſtrahlte und in welchem der Ball die Nacht hindurch fortgeſetzt werden ſollte. Die rauſchenden Töne des luſtigen Feſtes begleiteten bald nahe, bald ferne, bald laut, bald gedämpft, eine ſtille, gemüthliche, ganz und gar häusliche Idylle, die Niemand in ſolcher Nähe ſolchen Feſtes vermuthet hätte.

Mathilde ſaß jetzt mit am Bette, hatte Paul auf dem Schooße, und hörte dem Märchenerzähler Alfred zu, der auf ihre Bitte die eben erzählte Geſchichte von der

Rapunzel mit dem ellenlangen Haar

noch einmal aufnehmen mußte und ſie, um Mathilde zu zerſtreuen, in allen ihren Theilen ummodelte. Und gar ſchön war es, wie die Muſik zu ſeinen Worten erklang, die ſo lauteten.

„Die Prinzeſſin Rapunzel war eigentlich gar keine Prinzeſſin, ſondern ganz einfach ein wunderſchönes Mädchen mit ſehr langen blonden Haaren, wovon ſie auch Rapunzel hieß, denn damals hatten die Namen noch Sinn und Verſtand, und wenn Einer Peter Ehrlich hieß, ſo konnte man ſich auf ihn verlaſſen, und wenn Einer Ludwig Schelm hieß, ſo wußte man, daß man in ſeiner Geſellſchaft Herz und Hand zuknöpfen mußte. Zu einer Prinzeſſin wurde Rapunzel erſt vom Märchen gemacht, denn das iſt die Gewohnheit des Märchens, ſeine Leute, die es lieb hat, hoch und höchſt zu adeln und aus denſelben Grafen, Fürſten, Könige und Kaiſer zu machen. Warum denn nicht? Es koſtet nichts und den Leuten macht es Freude. Die Geſchichte aber, die wirkliche und wahrhaftige Geſchichte weiß nichts davon, daß Rapunzel eine Prinzeſſin geweſen, und die neueſten Forſchungen der Wiſſenſchaft haben es auf's Klarſte dargethan, daß hohe Geburt nicht zu ihren Vorzügen gehörte. Es iſt auch nicht nöthig. Wahr aber iſt und ganz gewiß, daß ſie eine Stiefmutter hatte, und die war böſe, wie alle Stiefmütter, die in den Märchen auftreten. Ich ſage in den Märchen, nicht in der Wirklichkeit, denn was mich betrifft, ſo habe ich eine ganz andere Anſicht von den Stiefmüttern und fühle im Gegentheile mit dieſer verkannten Menſchenklaſſe das innigſte Mitleid. Ach, wie viele arme Waiſen wären ohne Stiefmutter elendiglich zu Grunde gegangen; wie viele Stiefmütter haben an den fremden Kindern ſo viel des Guten gethan, als nur ein Menſch dem andern thun kann! Aber Niemand dankt es ihnen; jeder glaubt, eine Stiefmutter müſſe böſe ſein, und die Nachbarn glauben, ſie müßten nothwendig die armen Waiſenkinder bedauern, ſelbſt wenn die Stiefmutter Tag und Nacht für ſie ſorgt, als wären es ihre eigenen Kinder, und zuletzt glauben die Waiſen ſelbſt, ſie ſeien bedauernswürdig und ſie hätten ein ſchweres Daſein, und verbittern der armen Stiefmutter das Leben gerade ſo, wie man glaubt, daß ſie es den Kindern verbittere. Freilich hat ſie oft die eigenen Kinder lieber, als die angeheiratheten, aber, mein Gott, iſt das nicht ganz natürlich? Doch, ſo ſind die Menſchen! Sie klagen hier an, was ſie im Nachbarhauſe loben — denn das Urtheil der Menſchen iſt meiſt nichts als Vorurtheil, ein Nachreden und eine Gewohnheit. Rapunzels Stiefmutter, das iſt wahr, die war wirklich böſe, aber auch nur darum, weil ſie eine Hexe war und weil ſie Rapunzel um ihre Schönheit beneidete, denn der Neid iſt die Wurzel aller Bosheit, auch bei den Weibern, die gerade nicht Hexen ſind. Rapunzel war nicht nur ſchön, ſehr ſchön; wunderſchön; ſie hatte auch jenes ſogenannte gewiſſe Etwas, oder, wie die Franzoſen ſagen, jenes gewiſſe Ich-weiß-nicht-was, das alle Herzen gewinnt, ohne die geringſte Mühe, ohne alles Hinzu- oder Abthun. Wenn Leute in's Haus kamen, hatten ſie nur Augen für Rapunzel, die ſtill und ſittig daſaß, und waren ſtockblind für die Stiefmutter, obwohl die Alles that, um den Leuten zu gefallen, mit Lächeln, ſüßen Worten, Hin- und Hergeſchwenkel. Sie war auch ſchön, ſehr ſchön, dieſe Stiefmutter, weil ſie ſich als Hexe mit Kräutern, Salben und allerhand Zauberei ſo ſchön machen konnte, als ſie nur wollte, und ſie hatte auch ein gewiſſes Ich-weiß-nicht-was, aber dies zog nicht an, wie das der Rapunzel, ſondern, im Gegentheil, ſtieß ab, ſtieß ganz gewaltig ab, trotz aller Mühe und allem Hinzu- und Abthun. Das merkte ſie bald, die Hexe, und merkte es immer deutlicher, je mehr Rapunzel heranwuchs, und ſie ſagte ſich: Wenn die Rapunzel, das dumme, junge Ding, der Gelbſchnabel, nicht da wäre, würden die Leute mich anſehen und merken, wie ſchön ich bin. Fort muß ſie, loß muß ich ſie werden, um jeden Preis! So denken nicht nur viele Stiefmütter, ſondern auch viele echte Mütter, die erwachſene Töchter und etwas von einer Hexe in ſich haben, denn in der Welt kommt allerlei vor.

„Da war ein hoher, hoher Thurm mitten im wilden Walde, von dem Niemand nichts wußte und der weder Thür noch Treppen hatte. Hoch oben im oberſten Stock war ein einziges kleines Stübchen, mit einem einzigen kleinen Fenſter. Dorthin brachte die Hexe mit Hilfe ihrer Zauberkraft die arme Rapunzel und ſagte: So, da bleibe und ſieh zu, was Du mit Deiner Schönheit anfängſt in dieſer Einſamkeit, wo Dich Niemand ſieht. Sie meinte, die Schönheit ſei nur da, um geſehen zu werden, und wußte nicht, daß es ſchon ſchön iſt, ſchön zu ſein, auch in der Einſamkeit. Dann ſagte ſie: da ſitze und nähe und ſticke ſchöne Kleider für mich, daß ich mich recht aufputzen mag, und jeden Tag will ich kommen und nachſehen, ob Du nicht faulenzeſt.

„So that ſie auch wirklich. Jeden Tag kam ſie und rief:

Rapunzel, Rapunzel!
Laß dein ellenlanges Haar herunter!

Dann band Rapunzel ihr ellenlanges Haar oben am Fenſter an, ließ es herunterfallen und die Hexe kroch, während Rapunzel ziehen mußte, wie an einer goldenen

Strickleiter hinauf und ſah nach, ob das arme Kind auch gehörig gearbeitet habe. Wenn die Hexe auf einen Ball oder gar auf den Blocksberg wollte, hatte Rapunzel viel zu thun und niemals machte ſie es recht. Doch verlor ſie ihre Heiterkeit nicht, denn ſie hatte ein klares Gemüth, und bei Sticken und Nähen ſang ſie mit den Vögeln da draußen im wilden Walde um die Wette, denn ſie hatte eine wunderſchöne Stimme und der Geſang erleichterte ihr Herz. So lange ich noch ſingen kann, dachte ſie, halte ich es noch aus. Da jagte einmal ein Prinz — diesmal war es wirklich ein Prinz — einen weißen Hirſch und kam an den Thurm im Walde, und wie er an den Thurm kam, ließ er den Hirſch laufen, blieb ſelbſt wie verſteinert ſtehen und horchte ganz bezaubert der Stimme, die aus dem oberſten Stockwerk herunter tönte. Erſt horchte er ganz freudig, nach und nach wurde er ganz wehmüthig und zuletzt ganz ſehnſüchtig nach der Sängerin. So ein Prinz iſt nicht gewohnt, ſich etwas zu verſagen, und am liebſten hätte er die unſichtbare Sängerin gleich mit ſich fortgenommen zu Hofe. Er lief wie verrückt um den Thurm herum und ſuchte nach der Thüre, die nicht da war; und wäre ſie da geweſen, was hätte es ihm genützt, da keine Treppe da war und er nicht fliegen konnte. So lief er fortwährend um den runden Thurm und wußte immer nicht, daß er ihn ſchon verſchiedene Male umlaufen hatte, weil der Thurm überall gleich und nirgends eine Thüre war. Endlich fiel er vor Müdigkeit nieder und endlich zog er ganz betrübt ab und nach Hauſe. Aber es iſt ja ſchon hundert Mal beſchrieben worden und man weiß es ja, wie es ſo iſt, wenn ſich ein junger Menſch etwas in den Kopf ſetzt und gar ein Prinz, der nicht gewohnt iſt, ſich etwas zu verſagen. So eine Liebe iſt wie eine Flamme ohne Docht; man weiß nicht, woran ſie haftet, und doch brennt ſie fort und fort. Da kommt die Sehnſucht und der Trotz gegen das Schickſal, und wie die Dinge alle heißen, die immer Oel in's Feuer gießen. Soll man ſich einmal verlieben, da hilft nichts, man muß dran. Meiſt iſt's ein ſchönes Geſicht, iſt's nicht ein Geſicht, ſo iſt es eine Hand, iſt's nicht eine Hand, ſo iſt's ein Fuß, und iſt's nicht Hand und Fuß, ſo iſt's eine Stimme. Hat man doch Beweiſe, daß ſich Leute in einen Namen verliebt haben. Lieber Gott, wie groß iſt dein Narrenhaus!

„Mit Trotz und Sehnſucht kehrte der Prinz immer wieder zum runden Thurm zurück, immer vergebens, denn der Thurm bekam weder Thür noch Treppe und dem Prinzen wuchſen bei aller Sehnſucht keine Flügel. Er mußte ſich begnügen, im Gebüſche zu liegen und der wunderſchönen Stimme Rapunzels zu horchen. Eines Tages, wie er ſo dalag, kam die Hexe und rief:

Rapunzel, Rapunzel!
Laß dein ellenlanges Haar herunter!

Gleich fiel das Haar vom Fenſter herunter, und die Hexe klomm daran hinauf, wie an einer goldenen Strickleiter. Aha! dachte der Prinz, kommt man ſo hinauf? Das will ich mir merken. Und gleich am andern Tag ſtellte er ſich vor den Thurm und rief mit verſtellter Stimme:

Rapunzel, Rapunzel!
Laß dein ellenlanges Haar herunter!

„Gleich war das Haar da und gleich war der Prinz oben, als ob er wirklich Flügel hätte. Aber wie erſchrak Rapunzel, als ſie ſtatt der Hexe einen herrlichen Prinzen vor ſich hatte, und wie erſchrak der Prinz, als er anſtatt einer ſchönen Stimme ein wunderſchönes Mädchen erblickte. Erſchrak? Allerdings erſchraken ſie beide, aber es war nicht ſo arg, daß ihnen der Schreck hätte ſchaden können, denn es giebt allerlei Schrecken, böſe und recht angenehme, und wegen der letzteren hat noch Niemand der Schlag getroffen. Sie erholten ſich bald und ſagten einander ſehr ſchöne Sachen, die ſie beide gern hörten. Und unter Anderem wurde ausgemacht, daß der Prinz jeden Abend kommen ſollte, wenn die Hexe nicht da war, und daß er jeden Abend ein Stück Seide mitbringen ſollte, damit Rapunzel daraus eine Strickleiter mache, auf der ſie ſich dann vom Thurme herablaſſen werde, um dem Prinzen zu folgen, an ſeinen Hof und als ſeine Gemahlin. Das waren gar ſchöne Pläne und der Prinz kam jeden Abend und ſie liebten einander ſo herzlich als möglich und wie Mann und Frau. Doch iſt es einmal in dieſer räthſelhaften Welt ſo eingerichtet, daß guten Leuten ihre Tugenden oft mehr ſchaden, als böſen ihre Laſter. Das mußte auch Rapunzel erfahren, denn ihre Einfalt und Aufrichtigkeit ſtürzten ſie in's Verderben. Oder war es ihre Plauderhaftigkeit? Wer kann es wiſſen! Fehler und Tugenden ſind im menſchlichen Herzen Wandnachbarn, und Fehler und Tugenden haben manchmal ſo gleiche Geſichter wie Zwillingskinder. Wie kommt es, fragte ſie eines Tages die Stiefmutter, daß es mir ſo ſchwer wird, Euch an meinen Haaren heraufzuziehen, während ich den Prinzen mit der größten

Leichtigkeit herausbekomme? — Was? rief die Hexe voll Wuth, empfängſt Du Prinzen bei Dir? Das Handwerk will ich Dir legen! — und kaum geſagt, griff ſie nach einer Scheere und — haſt du nicht geſehen — abgeſchnitten waren die wunderſchönen, goldenen, ellenlangen Haare Rapunzels. Dann ließ ſie ſich mit der unglücklichen Rapunzel vom Thurme hinab, flog mit ihr an den Rand der Wüſte und ſtieß ſie weit hinein. Da ſieh zu, ſagte ſie, wie Du wieder zu einem Prinzen kommſt! — Bei ſich aber dachte ſie: Nun will ich mir ſelber den wunderſchönen Prinzen aneignen und eine Königin werden. Sie kehrte in den Thurm zurück, machte ſich mit Salben und Kräutern und allerlei Zauberei ſo ſchön als möglich und wartete. Abends kam der Prinz und rief:

Rapunzel, Rapunzel!
Laß dein ellenlanges Haar herunter!

Sie band Rapunzels abgeſchnittenes Haar oben am Fenſter feſt und ließ es herunter. Er kroch hinauf. Nein, aber die Augen, als er ſtatt Rapunzel die Hexe erblickte! Freilich war ſie auch ſchön, aber ihr fehlte das gewiſſe Ich-weiß-nicht-was Rapunzels, das der Prinz nicht glaubte entbehren zu können. Freilich gab ſie ſich auch alle Mühe, liebenswürdig zu ſein und plauderte ſie ihm allerlei verführeriſches Zeug vor, was ſein Herz gewinnen ſollte, aber er war unerſchütterlich treu und rief nur immer: Rapunzel, Rapunzel, ſoll ich Dich nicht wieder ſehen! — Nein! ſchrie die Hexe, als ſie ihre Bemühungen als vergeblich erkannte: Du ſollſt ſie nie wieder ſehen, und weil Du für meine Schönheit kein Auge haſt, ſo ſollſt Du überhaupt nicht wieder ſehen! — dabei ſtrich ſie ihm mit beiden Händen über die Augen und ſagte: Erblinde! und nur ein mächtigerer Zauber, wenn es einen ſolchen giebt, ſoll Dich wieder ſehend machen können! — Und wie ſie ſo geſprochen, warf ſie ihn zum Fenſter hinaus in den Wald. Er nahm keinen Schaden an ſeinem Leibe, da ihn gütige Gräſer und Sträucher auffingen, aber blind war er, ſtockblind, wie es die Hexe geſagt hatte.

„Als ein armer blinder Mann tappte er im Walde umher, lebte von den rothen und ſchwarzen Beeren, die ihm zufällig unter die Hand kamen, und rief immer: Rapunzel! Rapunzel! Das war ein großer Jammer und dauerte lange, lange Zeit. Nach vielen, vielen Jahren tappte er ſich aus dem Walde heraus, bis an die Wüſte und rief immer: Rapunzel! Rapunzel! Da hörte er die wunderſchöne Stimme, die er einſt vom Thurme gehört hatte, und immer lauter rief er: Rapunzel! Rapunzel! Sie kam herangelaufen und mit ihr die Zwillinge, die ſie indeſſen geboren hatte und die beide wunderſchöne Prinzen waren. O wie glücklich war ſie, als ſie ihren Geliebten wiederfand, und o wie unglücklich war ſie, als ſie erfuhr, daß er blind war! Sie brach in lautes Weinen aus und ihre Thränen rollten in Strömen. Voll Trauer beugte ſie ſich über ihn und zwei ihrer Thränen fielen in ſeine zwei Augen — und das war der größere Zauber, der Zauber der Liebe, an den die Hexe nicht geglaubt hatte, — denn mit einem Male ſah der Prinz ſo gut, ja beſſer als je. Da war Freude und Jubel in der Wüſte. Der Prinz ſetzte Rapunzel auf ein weißes Pferd, die Zwillinge liefen nebenher und ſo führte er ſie in ſeine Reſidenz. Der alte König, ſein Vater, war indeſſen geſtorben, er beſtieg den Thron, wurde König, Rapunzel wurde Königin, die Zwillinge wurden Königsſöhne, die Hexe wurde hingerichtet, das Reich wurde glücklich, Rapunzel wuchſen wieder ihre ellenlangen Haare und der Thurm im Walde wurde mit einer großen Maſchine in die Reſidenz gebracht und mitten im Schloßhof aufgeſtellt als ein ewiges Denkmal der Liebesleiden und Liebestreue.“

* * *

Als Alfred geendet hatte, erhoben die Kinder heftige Einſprache, er habe Dies und Jenes anders erzählt, als das erſte Mal; Mathilde aber ſagte: „Was ich an den Märchen zu tadeln habe, iſt, daß die Helden und Heldinnen am Ende immer große Titel bekommen und reich werden, was die Kinder glauben macht, daß man ohne dergleichen nicht glücklich werden könne. Sie ſollten, lieber Lindau, den Kindern Märchen erzählen, in denen die Könige und Prinzen und Prinzeſſinnen ihre Kronen und goldenen Kleider wegwerfen oder verlieren und dann erſt nach langen Leiden glücklich werden als arme Leute, in ſtiller Beſchränkung und in der Zufriedenheit der Armuth.“

Die Kinder ließen Alfred nicht antworten; ſie widerſprachen der Mama und behaupteten, die armen Leute, die ſo viel zu dulden hätten, müßten am Ende reich, ſehr reich und wenn möglich Könige und Königinnen über große Reiche werden. Mathilde lächelte wieder; beim Anblick ihrer Kinder, die ſich für ihre Helden ſo ſehr ereiferten, verflog aller Kummer, der bisher ihr Geſicht umſchattet hatte. Was ſie nach der Scene mit Frieſen gefühlt, war ihr ſo fremd und neu, daß es noch leicht zu verwiſchen war, denn auch Kummer, Kränkung, traurige Erfahrungen bedürfen der Zeit, um Wurzel zu ſchlagen, ebenſo wie der Unglückliche ſelbſt durch das plötzlichſte und größte Glück nicht plötzlich glücklich werden kann. So daſitzend bei ihren Kindern und mit lieben Menſchen in der Dämmerung der Kinderſtube, bei der einzigen Lampe, die Marie indeſſen angeſteckt hatte, war das jüngſt Erlebte beinahe wie vergeſſen, wie ein böſer Traum, der beim Erwachen durch heitere Bilder unglaublich wird. Nur die Scheu, in jene Welt, wo ſie ſo arg geträumt hatte, zurückzukehren, war geblieben, und ſie ſaß da und plauderte mit den Kindern, mit Lindau und Marie, als ob ſie mit der Dame des Hauſes, die bei dem nahebei rauſchenden Feſte die Honneurs machen ſollte, gar nichts gemein hatte und als ob ſie dieſen Abend gar nicht mehr dahin zurückzukehren gedächte.

Da flog die Thüre auf und Herr von Frieſen ſtürzte herein und ſtellte ſich vor Mathilde hin. Er war ſo aufgeregt, wie ihn Lindau noch nie geſehen und wie er ſich wohl noch nie vor Menſchen hatte ſehen laſſen. Mathilde erhob ſich voll Schrecken und begann zu zittern. — „Wenn Du mir was ſagen willſt,“ flehte ſie in Erinnerung an das letzte Geſpräch mit ihm, „ſo komm hinaus!“

Er aber achtete auf dieſe Bitte nicht und erwiderte mit bebender Stimme und zugleich voll Erbitterung: „Die ganze Geſellſchaft iſt bereits in den Salons, der Prinz hat ſchon zweimal nach der Dame des Hauſes gefragt, aber von der Dame des Hauſes keine Spur, als ob ſie alle Urſache hätte, ſich zu verſtecken. Es iſt ſchmählich! Es geht bei mir her, wie in einer Bauernwirthſchaft!"

Er lachte ſo laut, daß es im Gange widerhallte.

„Mama," ſagte Paul entſchuldigend, „hat hier ein ſo ſchönes Märchen gehört."

Frieſen lachte wieder: „Ganz richtig! Märchen, freilich Märchen! Das paßt für die Baronin Frieſen! Eine vortreffliche Bonne hätte ſie abgegeben, die Frau Baronin Frieſen, das iſt wahr, aber — aber —"

Er ſprach nicht weiter; die Erbitterung machte ſeine Stimme ſtocken. Mathilde benützte die Pauſe und ſagte begütigend: „So komm, gehen wir zurück in die Geſellſchaft; ich werde mich entſchuldigen — man wird es mir nicht übel nehmen, da mein Kind unwohl iſt!"

„Kind! Kind!" wiederholte der Baron, „Du hätteſt mit einiger Vernunft heute für Deine Kinder beſſer ſorgen können! — Komm!" rief er dann und faßte ſie am Arme, als wollte er ſie mit Gewalt fortziehen. Plötzlich aber hielt er inne und maß ſie von den Füßen bis zum Scheitel:

„Wie ſiehſt Du aus! Wie eine Roſière, wie eine Konfirmandin! Welche affectirte Einfachheit! Man tanzt jetzt bei Lichte — gehe, lege Deinen Schmuck an — die Diamanten!"

„Die Diamanten?" murmelte Mathilde.

„Ja, die Diamanten! Nicht alle, nur etwas in's Haar und das Collier! Die Damen ſind alle parirt. Sie hatten mehr Rückſicht, als die Dame vom Hauſe ſelbſt; ſie wußten, was ſie dem Prinzen ſchuldig ſind und daß man bei Licht in den Salons tanzen werde."

„Die Diamanten?" wiederholte Mathilde und fuhr ſich mit zitternder Hand über den Scheitel.

„Zum T . . . . . ja, die Diamanten! die Diamanten!“ rief Herr von Frieſen und ſtampfte mit dem Fuße, — „wie oft ſoll ich es noch wiederholen? Die Steinmetz hat die Haare voll und die Weihmüller trägt einen ganzen Gürtel! Sie ſollen nicht ſagen,“ fügte er wild lachend hinzu, „daß Dein Schmuck ſchon verſetzt iſt.“

„Die Diamanten,“ liſpelte Mathilde, „ſind fort.“

„Was ſagſt Du? Iſt's möglich? Fort? Wohin?“

„Als die Arbeiter kamen,“ ſtotterte Mathilde, „während des Aufruhrs — das Kind war krank — ich hatte Angſt, daß ſie das Zimmer ſtürmen — ſie ſchrieen nach Brod — um ſie zu beruhigen, gab ich das Käſtchen her.“

Frieſen ſchlug ſich mit der Fauſt auf die Stirne: „Auch das noch! Und ich rechnete auf den Schmuck — morgen, morgen mußt' ich ihn haben. Es iſt aus, es geht Alles zu Ende.“

So ſprechend wankte er zum Zimmer hinaus. Alfred und Marie, die ſich in eine dunkle Ecke des Zimmers gedrückt hatten und unfreiwillige Zeugen der peinlichen Scene geweſen, ohne von Frieſen bemerkt zu werden, ſtürzten jetzt hervor, um Mathilde, die einer Ohnmacht nahe ſchien, in ihren Armen aufzufangen und zugleich die Kinder zu beruhigen, die jetzt, da der Vater das Zimmer verlaſſen, wie aus einem Bann erwachend und das Böſe dieſer Scene ahnend, laut zu ſchreien anfingen. Mathilde aber fiel nicht in Ohnmacht. Sie entfernte die Arme Mariens, richtete ſich auf, dachte einen Augenblick nach und eilte in das Nebenzimmer. Bald darauf kam ſie zurück, geſchmückt mit allerlei Schmuck an Kopf, Hals und Armen, küßte die Kinder und ſagte mit einem unendlich wehmüthigen zugleich etwas ironiſchen Lächeln zu den Freunden: „Jetzt gehe ich tanzen.“

Der Baron war indeſſen in die Salons getreten, hoch aufgerichtet, ſtolz wie jemals und mit einem Lächeln auf den Lippen. Und lächelnd erzählte er dem erſten Gaſte, dem er begegnete, dem zweiten, dem dritten, und jedem, der es hören wollte, als eine kleine, doch nicht unintereſſante Neuigkeit, daß der Diamantſchmuck ſeiner Frau abhanden gekommen, wahrſcheinlich geſtohlen ſei. Dieſer Diamantſchmuck war, wie Alles was beneidet wird, eine Berühmtheit; die Neuigkeit machte darum großes Aufſehen und lief wie ein Lauffeuer von Mund zu Mund. So hatte denn die Geſellſchaft neben Tanz, Eis, Champagner, überhaupt den Freuden des Buffets, neben Whiſt und Boſton reichliche Beſchäftigung auch für Zunge und Geiſt. Ein Diamantſchmuck an ſich iſt in ſolchen Sphären ſchon eine große Wichtigkeit, ein Diamantendiebſtahl nimmt die Größe einer Staatsaktion an. Es verging keine Viertelſtunde und ein bedeutender Theil der Gäſte hatte ſich gewiſſermaßen als Unterſuchungsrichter konſtituirt. Man forſchte, wer denn einen ſo kühnen und großen Diebſtahl begangen haben konnte, ob einer von der Dienerſchaft, ob vielleicht, wie das ſo oft geſchieht, irgend ein theurer Anverwandter oder ein Vertrauter des Hauſes? — denn in ein Haus wie das des Barons, meinte eine noch ziemlich junge Hofdame, kämen doch allerlei Leute. Eine andere fragte, ob, wenn ſo viele Diamanten auf einmal in den Handel kommen, nicht der Preis derſelben etwas fallen könnte? Nach kaum einer Viertelſtunde gab es ſchon Zweifler und Skeptiker in der

Geſellſchaft, die ſich und Andere fragten, ob es denn wirklich wahr ſei und ob wirklich und wahrhaftig die Diamanten geſtohlen und nicht auf andere Weiſe abhanden gekommen ſeien? Man könne nicht wiſſen — ſo was komme vor. Die Diamanten der Frau wandern manchmal zu einer Freundin, meinten die Einen, und die Andern erinnerten an allerlei Munkeleien, die aus der Stadt zu ihnen gedrungen, von ſchlechten Geſchäften des Herrn von Frieſen. So ein Banquier greift in verzweifelten Momenten zu allen Mitteln; ſelbſt die Diamanten ſeiner Frau ſeien ihm nicht heilig. Und man kenne ja die Baronin; die habe keine Ahnung davon, daß man ſo was wie einen Familienſchmuck vertheidigen müſſe, wie eine Löwin ihre Jungen, wie die Ehre des Hauſes. Da ſei die Gräfin Hankel eine ganz andere Frau, die habe in den unſicheren Zeiten, als die Kommuniſten herrſchten, alle ihre Diamanten fortwährend in einen geſteppten Unterrock eingenäht mit ſich getragen und mit dem Heroismus eines Regulus ſelbſt in dieſem Unterrock geſchlafen. Und der Diamant iſt doch wahrhaftig kein weicher Stein.

Indeſſen aber, ſo wichtig auch ein Diamantendiebſtahl ſein möge und wie viel ſich auch darüber ſagen und daran knüpfen laſſe, ſo gab es in dieſer Geſellſchaft doch noch einen wichtigeren Gegenſtand der Verhandlung. Merkwürdigerweiſe wurde über dieſen Gegenſtand weniger geſprochen: man ſah einander nur bedeutungsvoll an, man ließ nur hie und da ein Wörtchen fallen, man wagte es nur, den Vertrauteſten im Vorübergehen etwas in's Ohr zu ziſcheln; und während man ziſchelte, hütete man ſich gewiß, die Perſon anzuſehen, die das Ziſcheln betraf, und betrachtete man mit größter Aufmerkſamkeit irgend einen Gegenſtand, der mit dem Objekt der Unterhaltung am wenigſten zu thun hatte. Alles das beweiſt nur die große, die ungeheure Wichtigkeit des offenen Geheimniſſes, das alle Welt beſchäftigte. Und in der That! giebt es denn etwas Wichtigeres, als daß ein Prinz, ein allmächtiger Prinz, unverkennbar, unverholen ſeine Gunſt einer Dame der Geſellſchaft, in der man ſich eben befindet, zuwendet? daß er faſt nur mit ihr tanzt? ja, von Zeit zu Zeit Arm in Arm mit ihr, in den kleinen Gängen hinter den Orcheſtern, in den Laubgebüſchen, die Van der Sluy ſo kunſtvoll und buſchig hergerichtet, oft auf Minuten verſchwindet? Gabriele war ſeit lange als ſchön berühmt, aber nie hatte man ſie ſo ſchön gefunden, wie heute. Der Glanz des Prinzenthums an ihrer Seite ſtrahlte offenbar auf ſie zurück und ihre Züge, ihre Farben gewannen augenſcheinlich in dieſer Beleuchtung. Aller Mund war ihres Lobes voll; nur wo ſie an der Seite des Prinzen vorüberkam, verſtummte dieſes Lob und that ſich in andächtigen Geſichtsausdrücken und unendlich tiefen Verbeugungen kund.

Wie ſehr man ſich auch den Anſchein gab, ſie am allerwenigſten zu beobachten, ſo merkte es doch alle Welt, daß ſie plötzlich den Arm des Prinzen verließ, und mit der lächelnden Huld einer Königin das Gedränge durchſchritt, um — das Erſtaunen wuchs — auf einen Mann loszugehen, deſſen Geſellſchaft von den andern mit geringem Eifer aufgeſucht wurde — auf Graf Egon. Bis zu dieſem Momente hatte man ſeine Anweſenheit kaum bemerkt, und in der That war er eben erſt gekommen und ſtand er ſeit ſeiner Ankunft ſtill und in ſich gekehrt hinter einer Statue, die von Blumenſtöcken umgeben war.

Ehe er ſich deſſen verſah, hing Gabriele an ſeinem Arme und bevor er zur Beſinnung kam, ſaß er neben ihr auf einem Sopha, im kleinen Gange hinter dem kleinen Orcheſter, ganz getrennt von der Geſellſchaft, in einem gemüthlichen ſchmalen Raume, der nur von einer kleinen Ampel in roſenfarbigem Glaſe erhellt war. Man war da aller Welt unſichtbar, außer den Mitgliedern des zweiten Orcheſters, die ſich allerdings nur über die hinteren Balluſtraden zu neigen brauchten, um auf die Köpfe der hier Weilenden hinabzuſehen. Aber wer wird auf dieſe bezahlten Leute Rückſicht nehmen?! Außerdem waren ſie vollauf beſchäftigt, da eben von dieſem Orcheſter ein melancholiſcher Lanner'ſcher Walzer herabrauſchte und ſäuſelte. Je näher man die Muſik hatte, deſto lauter konnte man ſprechen, ohne Lauſcher zu fürchten, oder deſto beſſere Gelegenheit hatte man, wenn man ſich etwas Vertrautes ſagen wollte, ſo nahe als möglich an einander zu rücken und einander in's Ohr zu ſprechen. So that wenigſtens Gabriele.

„Wo ſtecken Sie, lieber Egon?“ ſagte ſie mit vorwurfsvollem Blicke. „Im Garten ſuchte ich Sie in allen Winkeln — ebenſo im Hauſe — und jetzt erſt entdecke ich Sie.“

„Ich bin eben erſt angekommen,“ antwortete er auf eine Weiſe, die abwehrend ſein wollte, aber doch verrieth, daß er in ſeinem Entſchluſſe, eine große Zurückhaltung gegen Gabriele zu beobachten, wankend zu werden anfing.

„Jetzt erſt? Warum ſo ſpät? Haben wir nicht längſt wenigſtens drei Touren mit einander verabredet?“

„Ich wollte gar nicht kommen — ein Gartenfeſt war mir zu heiter,“ ſagte Egon in abgebrochenen Sätzen, — „aber ich war es doch der Baronin ſchuldig — ſo habe ich es mir überlegt — und am Ende kam ich doch.“

„Ich, meine arme Perſon hat alſo gar nichts zu Ihrem Entſchluſſe, doch zu kommen, beigetragen?“

Egon ſah ſchweigend in ſeinen Hut.

„Das iſt grauſam von Ihnen, Egon,“ fuhr Gabriele fort, — „gerade meinetwegen und nur meinetwegen mußten Sie kommen; das waren Sie mir ſchuldig, Sie mußten mir Gelegenheit geben, Sie um Verzeihung zu bitten —“

„Um Verzeihung? — ich — mein Fräulein,“ ſagte Egon mit ſtockendem Athem.

„Ja, ich muß Sie herzlich um Verzeihung bitten. Wie habe ich mich gegen Sie benommen! Wie habe ich Ihnen die Thüre gewieſen als eine wahre Furie! Aber, bedenken Sie, lieber Freund, Sie ſind der erſte Mann, der ſo, unangemeldet in meine Stube ſtürmte. Ich war im Negligé, halb entkleidet —“

Gabriele ſchwieg hier einen Augenblick und ſah zur Ampel hinauf, die durch das rothe Licht ein ſchönes Erröthen auf ihr Geſicht warf.

„Und dann,“ fuhr ſie fort, „Sie haben mich in einem ſchwachen Momente überraſcht. Was wollen Sie, ich bin ein Weib — ich machte für heute eine Probe mit einem falſchen Schmucke und es war mir, als müßte jeder gleich errathen, daß ich falſche Steine angelegt hatte. Sie haben mir eine Lektion gegeben, auch konnte ich mich heute nicht entſchließen, den falſchen Schmuck anzulegen, und kam lieber ſo, wie ich bin, wie Sie mich hier ſehen, als ein armes, ſchmuckloſes Mädchen. Doch das wollte ich nicht ſagen — ich wollte Sie nur um Verzeihung bitten, recht herzlich um Verzeihung bitten wegen meiner Heftigkeit, und dann, daß Sie es Niemand ſagen, wie und bei welcher Schwäche Sie mich überraſcht haben.“

Egon ergriff ihre Hand und bedeckte ſie mit Küſſen. „Sie ſind ein Engel!“ rief er begeiſtert und mit Thränen in den Augen; „ich bin der Schuldige, an mir iſt es, Sie um Verzeihung zu bitten.“

„Wiſſen Sie, was ich einen Augenblick dachte? was mir mit Blitzesſchnelle wie ein Verdacht durch den Kopf fuhr, als Sie ſo in mein Zimmer ſtürzten? Er will Dich,“ dachte ich, „gewiſſermaßen vor Dir ſelber kompromittiren, daß Du zu einer Entſcheidung gezwungen ſeiſt; er will Dich ſo geſehen haben, wie nur der Mann ſeine Frau ſehen darf. Aber dieſer ſchändliche Gedanke lebte nicht eine Sekunde lang — ſeien Sie ruhig, Sie dürfen mir darüber keine Verſicherungen geben. Ich kenne Sie, Sie ſind ein edler Mann und ſolcher Berechnung unfähig. Auch wiſſen Sie, daß es ſolcher Künſte nicht bedarf — meine Freundſchaft für Sie — ich —“

„Reden Sie weiter, ich beſchwöre Sie!“ rief Egon mit leuchtenden Augen; „Sie machen mich glücklich. Sie ſind ein Engel!“

„Nein, das bin ich nicht. Ich bin Ihnen Aufrichtigkeit ſchuldig. Nennen Sie es Stärke oder Schwäche, was ich Ihnen von meinem Innern enthüllen will, aber ich will offen ſein.“

„Sprechen Sie, Gabriele, es iſt mir, als lebe ich in einer entſcheidungsvollen Stunde.“

„Lieber Egon, in der Welt, der ich angehöre, habe ich unendliche Demüthigungen erlitten, nur weil ich arm bin, weil ich mich beſchützen, weil ich mir Wohlthaten erzeigen laſſen mußte. In dieſer ſelben Welt muß ich meine Revanche haben, in dieſer ſelben Welt muß ich reich, glänzend, mächtig auftreten können. Nennen Sie das klein, beſchränkt, wie Sie wollen, aber da ich ſeit meiner Jugend unter jenen Demüthigungen gelitten, ſo iſt auch dieſer Gedanke von früheſter Jugend ſo mit mir verwachſen, daß ich mich nicht mehr von ihm losmachen kann. Und jetzt hören Sie und verdammen Sie, verachten Sie mich, wie Sie wollen. Ich könnte einen Mann mit jedem Blutstropfen meines Herzens lieben, ich würde die Liebe in meinem Herzen unterdrücken, wenn er mir die Mittel zur Rache, wie ich ſie verſtehe, nicht liefern kann. Sie können es nicht. Durch edle Geſinnungen haben Sie eine glänzende Zukunft, die Stellung in der Geſellſchaft, die Liebe und damit die Erbſchaft Ihres Onkels verſcherzt.“

„Und ſo ſind wir geſchiedene —“

„Nein,“ unterbrach ihn Gabriele, „nein! Ich arbeite an der Verwirklichung unſerer Wünſche. Ich hoffte, daß heute auch Ihr Onkel, der Fürſt, kommen werde, und — lachen Sie nicht, lieber Egon, ich lächle ſelbſt — ich habe das ganze Arſenal meiner weiblichen Liebenswürdigkeit und Koketterie bereit gehalten, um ihn zu belagern und einzunehmen, daß er auf meine härteſten Bedingungen eingegangen wäre. Wie glücklich war ich in dem Gedanken, Sie dem Verſöhnten zuzuführen und Ihnen Titel und Reichthümer zu erobern, auf die Gefahr hin, daß Sie dann nichts von mir armen Kinde wiſſen wollten. Nie hat mich mein erträgliches Geſicht ſo gefreut, wie diesmal, da ich davon etwas für Sie hoffen durfte. Aber er kam nicht, er iſt unwohl. Ich habe darum meinen Kriegsplan geändert und mich nach einem mächtigen Alliirten umgeſehen. Der Prinz —"

„Ah, der Prinz!" unterbrach ſie hier Egon mit einiger Bitterkeit, — „ein gefährlicher Alliirter!"

„Der gefährlichere Alliirte," lächelte Gabriele, „iſt vielleicht ſeine unterthänige Dienerin Gabriele Chaumont. Ich dachte, wenn der alte Fürſt merkt, daß man bei Hofe von ſeinem Neffen milder denkt, ſo wird er den verlorenen Sohn und Erben freiwillig in ſeine Arme zurückrufen und, ſeien Sie überzeugt, ich bin auf dem beſten Wege zu meinem, zu unſerem Ziele."

Es lag nicht im Charakter Egons, auf ſolche Pläne mit ſeinem ganzen Herzen einzugehen, aber in Gabrielens Gegenwart, unter dem Banne ihrer Stimme wie ihrer Schönheit, hatte weder ſein Mund noch ſein Gefühl den Muth eines Widerſpruches; wie ſollte er ihn jetzt haben, da ſie ihm zum erſten Male andeutete, daß ſie ihn liebe? — da ſie zum erſten Male und mit ſo intimem Sich-geben-laſſen von ihrer Verbindung ſprach? Er konnte nichts als die Hand drücken, die ſie in die ſeine gelegt hatte. Was ſie von ihrem Wunſche, Glanz und Reichthum zu beſitzen, geſagt hatte, ſchien ihm wohl motivirt; was ſich in dieſen Reden nicht mit ſeiner eigenen Geſinnung vertrug, erlaubte er ſich nicht zu verurtheilen. Sie hat ihren Charakter, ſie hat ihre Geſchichte: er durfte ihre Wünſche und Gefühle nicht mit ſeinem Maßſtabe meſſen; es wäre das eine

Tyrannei, die einem ſo ausgeſprochenen, kräftigen Weſen gegenüber doppelt unberechtigt erſchiene. Trotz all dem war er nachdenklich und kam das Glück nicht in ihm auf, das er ſich von einem ſolchen Entgegenkommen Gabrielens geträumt hatte. Aber er wurde von dieſem drückenden Alp erlöſt, als ſich Gabriele nach einigem Stillſchweigen plötzlich zu ihm wandte und, die Hand hinhaltend, ſagte: „Aber ob meine Pläne gelingen oder nicht, ob Sie mir den Fürſtentitel und die Schätze bringen oder nicht, verſprechen Sie mir Eines!“

„Was?“ fragte Egon geſpannt, ſchon bereit, einzuſchlagen.

„Ob wir reich oder arm werden, ob ich meine Revanche nehmen kann oder nicht, Sie kommen, ſobald ich Sie rufe und führen mich zum Altar, ob zu Fuß in eine Dorfkirche, ob im ſechsſpännigen Wagen in die Kathedrale — gleichgiltig.“

Mehr bedurfte es nicht, um allen Zweifel in Egons gläubigem Herzen zu erſticken. Gabriele ließ ihm nur noch Zeit, ihre beiden Hände mit Küſſen zu bedecken, dann erhob ſie ſich und lächelte: „Nun habe ich mich vor der Geſellſchaft genug für Sie kompromittirt, daß ich faſt nicht mehr zurück kann. Meine Schiffe ſind verbrannt. Leben Sie wohl, ſeien Sie bereit und harren Sie meines Signales.“

Sie bog um die Ecke und war wie durch Zauber verſchwunden.

Als Egon, einem Träumer gleich, in das Ballgewühl zurückkehrte, hörte er da und dort von einem geſtohlenen Diamantenſchmucke ſprechen; die Worte ſchlugen eigenthümlich an ſein Ohr; er mußte daran denken, daß ihm auch Gabriele von einem Schmucke geſprochen und damals, als er ſie in ihrer Stube überraſchte, war es ihm, als hätte er wirklich Diamanten geſehen. Es war ihm, als triebe ein böſer, ein niederträchtiger Geiſt ſein Spiel mit ihm und ſchiebe ihm Gedanken in den Kopf, die ihn, Gabriele, ſein ganzes Glück entweihen, erniedrigen ſollten. Etwas Schlimmeres konnte ſeiner edlen Seele in dieſem Momente nicht geſchehen, und wie von gemeinen, fiſchweiberartigen Furien gepeitſcht, mit einem beſchmutzten Glücke im Herzen, eilte er aus dem Hauſe, um Gabriele nicht wieder zu ſehen, da er ihres Anblickes unwürdig war.

16. Kapitel.

Das Attentat.

> Lieber dem Bettler den Brodſack tragen
> Als mit dem vornehmen Pöbel ſich plagen.
>
> Wilhelm Müller

In einer politiſchen Geſellſchaft, in einem Staate, in einem Komplexe von Staaten giebt es Momente, da es leicht iſt, Prophet zu ſein, da auch in der That Jedermann Prophet iſt, Jedermann ſagt: es muß was geſchehen, Jedermann eine Kataſtrophe kommen ſieht. Man kennt die Vorgänge, die Abſichten, die Leidenſchaften, die leitenden Perſönlichkeiten, die Parteien, die Nöthen und die Kräfte, und man braucht dieſe nur wie die Zahlen in einem Rechenexempel zu gruppiren, um, wenn auch nicht gleich die Summe und das Facit zu finden, ſo doch zu erkennen, daß man jetzt zu irgend einem Reſultate, einem Ende oder Knalleffekte gelangen müſſe. Eine Privatgeſellſchaft mit ihren geheimen Leidenſchaften, Zwecken und Geſchichten iſt ein weit ſchwierigeres Räthſel. Die iſt oft mit ſo viel Elektrizität geladen, wie eine Gewitterwolke, und kein einzelnes Atom dieſer Wolke hat die Ahnung, daß es zum Ausbruche eines Gewitters kommen müſſe. Die Ballgeſellſchaft des Herrn von Frieſen war eine ſolche Wolke. Die

Nachricht von dem Diamantendiebſtahl mit allen Vermuthungen, die ſich drum und dran hängten, die augenſcheinliche Bevorzugung, die der Prinz der ſchönen Franzöſin mehr und mehr angedeihen ließ, hatte ſie zwar elektriſch gemacht und ſie fühlte ſich angenehm angeregt; Niemand aber ahnte, welche einzelne elektriſche Strömungen noch ſtille durch das Gewölke zogen. Ein glänzender, ſtolzer Baron Banquier, der es beſſer als Carl X. vor der Julirevolution wußte, daß er auf einem Vulkan tanzte; voll Leidenſchaft wie immer, und ruhig, lächelnd, gelaſſen wie immer; bereit, ſeine perſönliche Ehre zu opfern, um die öffentliche zu retten; voll Gluth für eine ſchöne Verruchte und darum voll von einer Hölle von Eiferſucht, und zwar von Eiferſucht gegen den Mann, gegen den er nichts vermochte und von dem allein er noch Rettung hoffte. Die ſchöne Verruchte ſelbſt, die tanzend und lachend an mehreren Netzen zugleich ſpann, um ſie nach mehreren Seiten zugleich auszuwerfen und jedenfalls einen guten Fang zu thun. Ein armes, gutes Weib, das ſich noch in der Betäubung des erſten Erwachens befindet, eines Erwachens, das um ſo ſchmerzlicher iſt, als es mit einem enttäuſchenden Blick in's Leben verbunden war und einen ſchönen Traum zerſtörte. Sie hatte den Tod im Herzen, und wie ſie traumwandelnd bisher durch's Leben gegangen, geht ſie jetzt mitten durch das Feſt. Neben ihr, unbemerkt, mit unbemerkter, tiefer Freundſchaft, alle ihre Schmerzen ahnend und über ihre Schritte und Schickſale wachend, geht der unverdächtige Freund mit dem ergrauten Barte, Graf Aurel. Und von Allen unbemerkt, ungeſehen, ungekannt, hoch über den Häuptern der ganzen Geſellſchaft, in der hinterſten

Reihe des kleinen Orcheſters, hart an den Pauken ſitzt ein kleiner junger Mann, der Schulmeiſter, der vielleicht den kräftigſten Repräſentanten der in und über der Geſellſchaft lagernden Elektrizität darſtellt. Es iſt bald drei Uhr; durch das kleine Fenſterchen über dem Orcheſter bricht bereits das Tageslicht herein. Er hatte alſo in ſeiner Einſamkeit, wie auf einem Iſolirſchemel, Zeit, ſich voll zu laden mit dem gefährlichen Fluidum. Seine muſikaliſchen Kollegen hatten es längſt bemerkt, daß er zu nichts zu gebrauchen war. Er ſetzte falſch ein und ſeine Flöte durchriß oft mit wahrhaft teufliſchen Tönen die ſüßen Harmonien Lanner'ſcher Walzer. Auch benahm er ſich unanſtändig, indem er ſich bald in die vorderſten Reihen drängte und ſeinen ſtruppigen Kopf über die Balluſtrade des Orcheſters mit glühenden Augen weit vorſtreckte über die vornehme Geſellſchaft, bald wieder nach dem Hintergrunde eilte und ſich dort eben ſo weit vorbeugte, um auf das ſtille, von der Roſa-Ampel beleuchtete Plätzchen hinabzuſtarren mit Tigeraugen. Und zwar that er dieſes immer, wenn gerade der Prinz daſaß, ohne alle Ehrerbietung. Es ſtand bei ſeinen Kollegen lange feſt, daß er ſich wie ein Verrückter benahm, und der Celliſt entrang ihm die Flöte und ſteckte ſie in die Taſche, und die Baßgeige verlegte ihm den Weg, daß er nicht mehr in ſeine Reihe gelangen konnte. So ſaß er ſchon ſeit Mitternacht im Hintergrunde, das Geſicht in die Hände gedrückt, wie ein Mann, der ſich unglücklich fühlt, daß man ihn an der Ausübung ſeiner Kunſt hindere. Nur wenn er unter ſich Geliſpel hörte, fuhr er auf, wie geſtachelt, und beugte ſich lauſchend ſo weit vor, daß der

Pauker ihn glaubte am Fuße halten zu müſſen, um ihn nicht auf den Kopf des Prinzen fallen zu laſſen.

Wer das Alles ſo gewußt hätte, wie wir es jetzt wiſſen, der würde vorausgeſagt haben, daß ſich irgend einer der elektriſchen Ströme entladen und daß das Feſt von irgend einem Knalleffekte, gleichwie von einem Gewitter oder Donnerſchlag auseinander geſprengt werden müſſe.

Aber gegen drei Uhr Morgens ſah es, wie geſagt, ſo friedlich und freudig aus, wie es bei einem ſolchen Feſte ausſehen ſoll und muß. Die alten Herren und Damen ſpielten und mit ihnen die jungen, klugen Leute, die ſich bei ihren Partnern Protektionen für das ernſtere Spiel des Lebens, der Anſtellungen und der Gehalte ſichern wollten. Die Muſik rauſchte, die Tänzer tanzten, die Unbeſchäftigten oder Poſitiven hielten ſich in der Nähe des Buffets; die ehrwürdigen Tanten und Begleiterinnen der jungen Damen ſchloſſen hie und da ein müdes Auge, um ein Schlückchen Schlaf zu thun und Kräfte für die nächſte Viertelſtunde zu ſammeln.

Ein furchtbarer Lärm, als führe ein Donnerſchlag durch den Saal, weckte ſie, daß ſie auffuhren, von dem hohen Tritte, auf dem ihre Stühle ſtanden, ſchreiend, nach ihren Schutzbefohlenen rufend, unter die Tanzenden ſprangen und die Verwirrung noch vermehrten, die unter dieſen, plötzlich entſtanden, ſchon auf betäubende Weiſe ihre Herrſchaft übte. Es war in der That wie ein Kanonenſchlag und, da ein Prinz da war, wie die Exploſion einer Höllenmaſchine. Zuerſt ein Knall, dann ein langes, dumpfes Rollen und Grollen, als ob das Ungeheuer der Höllenmaſchine nicht zur Ruhe kommen wollte. Auf das erſte Geſchrei folgte augenblicklich das ſtumme Horchen des Entſetzens, und dieſes Entſetzen vermehrte ſich, als mitten durch die momentane Stille ein Gelächter erſcholl, das, hölliſch genug, der würdige Begleiter einer Höllenmaſchine ſein mußte. — Der Prinz! der Prinz! die Hoheit! ſchrie es von allen Seiten und dazwiſchen die verſchiedenſten Mädchennamen: Emilie! Charlotte! Joſephine! Bertha! von den Lippen der Mütter und Duegnen — und ſchon drängte ſich ein Knäuel von Menſchen der Thüre zu, während einzelne tappend an den Wänden hinliefen und beſinnungslos nach einem Ausgange ſuchten, bis ſie in den großen Strom geriethen, der ſie mit den Andern zur Thüre hinauszog.

„Es iſt nichts! es iſt nichts! ein Zufall! ein blinder Lärm!“ rief Herr von Frieſen. „Bleiben Sie, meine Herrſchaften, bitte, bleiben Sie! Es iſt gewiß nichts!“

Aber Niemand hörte ihn, alle Welt hatte der paniſche Schrecken ergriffen, alle Welt drängte der Thüre zu und ſchon wurde der Lärm vermehrt durch den Lärm, der von unten heraufdrang, wo die Wagen, viele auf einmal, vorfuhren, die Kutſcher einander verdrängen wollten und ihren Beſtrebungen durch Geſchrei und Fluchen Nachdruck zu geben ſuchten.

Mathilde war mitten in den Strom gerathen und fortgetragen worden. Plötzlich ſtand ſie unten vor der Thür, als ob ſie zu denen gehörte, die das Haus verlaſſen wollten. Beſinnungslos, betäubt von allen den Vorgängen der Nacht, von der unerklärten Kataſtrophe, von der Verwirrung ſtand ſie da, durch das Gedränge allein aufrecht gehalten, von den Fliehenden hin und her geſtoßen. Es ſchwindelte ihr, ſie wankte und ſank, und die Flucht wäre über ſie hinweg gegangen, wenn ſie nicht zwei kräftige Arme aufgefangen hätten, die ſie emporhoben und wie ein Kind in's Haus zurücktrugen. Wohl bekannt mit allen Lokalitäten des Hauſes trug ſie Graf Aurel in das erſte Zimmer des Erdgeſchoſſes, das zum Billardſaal führte.

Er ließ ſie ſanft auf ein Sopha nieder, horchte nach ihrem Herzen und ſetzte ſich dann neben ſie, um ſie aufmerkſam zu betrachten. Aber er mußte erſt etwas vom Auge fortwiſchen, bevor er ſie ohne Schleier betrachten konnte. Wie bleich ſah ſie in dem ſchwachen Morgenlichte aus, das mit Mühe durch die verhangenen Fenſter brach. — „Armes, gutes Weib!" liſpelte er vor ſich hin, — „deine beſte Zeit iſt vorüber! Wie wirſt Du ertragen, was kommen ſoll, was ſich ſo drohend und wirr ankündigt? Ach, Deine Jugend iſt dahin! —"

So ſaß er lange, ehe er ſich entſchloß, ſie in's Leben zurückzurufen. „Wie bis jetzt der Traum, ſo thut ihr vielleicht von nun an nur die Bewußtloſigkeit gut," dachte er, indem er ſich immer tiefer zu ihr niederbeugte. Und weiter dachte er: „Jetzt, da ſie ſo viel erkennen muß, wird ſie vielleicht auch erkennen, welchen treuen Freund ſie beſitzt und immer beſeſſen hat!" — Und: „So viel darf ich für ſo viel Liebe!" dachte er ferner, indem er ſich noch etwas tiefer niederbeugte und einen leiſen Kuß auf die bleiche Stirne drückte. Dann erſt ging er, um das Mädchen und friſches Waſſer zu holen.

Gewiß, Mathilde hatte gute Freunde. Von dem Augenblicke an, da ſie ſo traurig mit dem zuſammengerafften Schmucke das Kinderzimmer verlaſſen hatte, ließ es auch Alfred keine Ruhe. Er wollte auch auf den Ball, um in ihrer Nähe zu ſein. Aber die Scenen, deren Zeugen ſie geweſen, hatte die Kinder, beſonders Odo, aufgeregt, die Muſik war zu nahe und ſie konnten nicht ſchlafen und wollten nicht, daß ſie Alfred verlaſſe. Die armen Kinder hatten Furcht. Erſt ſpät entſchliefen ſie; Alfred ließ ſie unter der Hut Mariens und ging in ſein Zimmer, um Toilette zu machen. Wie erſtaunlich raſch kleidete er ſich um; wie wenig von jener Eitelkeit, von jener Selbſtgefälligkeit war übrig, die wir auf ſeiner erſten Fahrt in's Landhaus an ihm kennen gelernt. Er dachte nicht daran, Jemand gefallen zu wollen, während er damals nichts anderes gedacht hatte.

Von ſeiner Stube aus mußte er durch jenen dunklen Gang, um an eine enge Wendeltreppe zu gelangen, die hart am kleinen Orcheſter hinabführte am Saal vorbei und von da weiter hinab in den Hof. Der Gang, den wir während des Aufruhrs dunkel geſehen haben, war heute beleuchtet. Alfred war kaum in deſſen Mitte angelangt und dachte eben nach, ob er nicht noch einen Blick in's Kinderzimmer werfen ſolle oder ob es nicht beſſer ſei, die Schlafenden nicht mehr zu ſtören, als ſich wie unter ſeinen Füßen jener gewaltige Knall hören ließ, der unten im Saal die greuliche Verwirrung anrichtete. Er blieb erſchrocken ſtehen, wie man immer in ſolchem Momente thut, dann aber beſchleunigte er ſeine Schritte. Wie er um die Ecke gegen die Wendeltreppe biegen wollte, ſtieß er gegen Jemand, der mit gewaltiger Eile den Gang zu gewinnen ſuchte. Er fuhr zurück und erkannte den Schulmeiſter, ſeinen alten Gegner.

„Was geht vor, was iſt geſchehen, wo wollen Sie hin?“ rief er, indem er den Schulmeiſter vorn am Rocke packte.

„Bürger Lindau,“ ſagte der Schulmeiſter, „laſſen Sie mich los; machen Sie ſich nicht zum Poliziſten eines Prinzen wegen, indem Sie mich hier verhaften. Ich bin auf der Flucht.“

„Was iſt geſchehen? Was haben Sie gethan?“

„Was wird's Großes ſein,“ lachte der Schulmeiſter, „zu großen Thaten bin ich nicht geboren. Es wird Alles lächerlich an und bei mir. Ich habe Sr. Hoheit von der Höhe des Orcheſters die große Keſſelpauke an den Kopf geworfen.“

Alfred fühlte ſich in der That nicht berufen, einen Flüchtling aufzuhalten und für den Prinzen den Häſcher zu machen; ja, er fühlte ſich ſogar unwillkürlich gedrungen, dem Flüchtling Hilfe zu leiſten, und indem er ihn losließ, ſagte er: „Dieſen Gang entlang, dann führt die Treppe hinab und vorn eine Thür in den Vorhof.“

„O ich kenne den Gang und die Wege!“ rief der Schulmeiſter, indem er dahinlief mit der Sicherheit eines Eilenden, der in der That ſeinen Weg kennt.

Alfred ſah ihm einen Augenblick nach und murmelte: „Er kennt den Gang? Hier wurde der Schmuck ausgeliefert, Er iſt der Dieb! Oder er muß wiſſen, wo der Schmuck ſteckt!“

Von der Macht des furchtbaren Geſchreies und Gepolters unten im Saale angezogen, eilte er weiter, als er wieder auf der oberen Stufe der Wendeltreppe aufgehalten wurde. Gabriele ſtand vor ihm. Noch immer unter der Herrſchaft ſeiner neuen Entdeckung rief er ihr entgegen: „Fräulein Gabriele, ich weiß, wer die Diamanten geſtohlen!“

„So?“ fragte Gabriele und fuhr einen Schritt zurück, während ſie in der Dämmerung der Treppe mit ſcharfem Blicke den Ausdruck ſeines Geſichtes zu prüfen ſuchte.

„Ja, ich vermuthe“ — begann Alfred, als ſich plötzlich hinter Gabriele in etwas rauhem Kommandoton die Worte hören ließen: „Vorwärts, Fräulein Chaumont, vorwärts!“ — an welches Kommando ſich die Ausrufe: „Welch ein Affront! Welche Dummheit!“ — ja ſogar einige Worte knüpften, die faſt wie Flüche klangen. Jetzt erſt bemerkte Alfred, daß Gabriele auf der ſchmalen Wendeltreppe den Prinzen hinter ſich an der Hand führte. Seine gewaltige Geſtalt tauchte unheimlich und böſe blickend aus der Dämmerung der Treppe in den beleuchteten Gang auf. Sein ſonſt ordonnanzmäßig gekämmtes, kümmerliches Haar lag unordentlich über die rechte Schläfe, welche ſammt der Wange ſtark geröthet war; ſein Auge glühte voll Ingrimm und ſeine Lippen murrten und murmelten ohne Unterlaß. Er ſah aus, als wäre er im Begriffe, ein Regiment dezimiren zu laſſen. In den Gang tretend, riß er die Uniform auf, wie um ſich Luft zu machen.

„Stille!“ liſpelte Gabriele Alfred zu, — „wir ſprechen ein anderes Mal davon.“

„Vorwärts!“ kommandirte der Prinz auf's Neue.

„Gleich, Hoheit!“ ſagte Gabriele begütigend, „gleich ſind wir an der Haupttreppe.“

„Nein!“ rief er ärgerlich zurück; „ich habe Ihnen geſagt, daß ich Niemand mehr ſehen will, keinen Menſchen — mit Niemand in Berührung kommen.“

„Aber der Wagen wird durch den Garten vorgefahren ſein,“ entgegnete Gabriele.

„Junger Menſch,“ herrſchte der Prinz Alfred zu, „gehen Sie, ſchicken Sie mir meinen Wagen vor's Haus, in den Hof!“

Alfred erhob den Kopf. Er war nicht gewillt, einem im ſolchem Tone gegebenen Befehle zu gehorchen. Auch wollte er keine Zeit verlieren, da der Aufruhr unten im Saale immer lauter tobte und er vor Allem in dieſem Wirrſal bei Mathilde zu ſein wünſchte. Aber eben der Gedanke an Mathilde und daß das Heil des Hauſes vielleicht vom Prinzen abhing, bewog ihn, ſich zu fügen, obwohl der Prinz, als er zögerte, ein barſches: „Nun wird's bald!“ herauspolterte. Die Treppe hinuntereilend und nach dem Wagen ſuchend, ſagte er ſich, daß er Mathilde dieſes Opfer bringe, indem er ſolchem Befehle ſo gehorche.

Dem Prinzen war das Zurückwerfen des Kopfes und der widerſpenſtige Blick Alfreds nicht entgangen. — „Wer iſt der junge Menſch?“ fragte er mit zuſammengezogenen Augenbrauen.

„Es iſt der Hofmeiſter der Kinder, Alfred Lindau, irgend ein Proletarierjunge.“

„Den Eindruck machte er mir — ein freches Geſicht.“

„Eure Hoheit kennen die Menſchen,“ verſicherte Gabriele lächelnd. „Das iſt,“ fuhr ſie ernſthafter fort, „ein eigenthümlicher junger Menſch. Nicht frech, was man ſo gewöhnlich nennt, etwas mehr — ein Revolutionär.“

„So?“ fragte der Prinz gedehnt, — „ein Revolutionär? Vielleicht geht das Attentat von ihm aus. Ein ſchönes Haus das! Aber es iſt das eine Lehre für mich. Warum geht man in ein ſolches Haus!“

„Ja,“ fuhr Gabriele geheimnißvoll fort, „ein Revolutionär, ein Republikaner, ein Kommuniſt! Hoheit hätte ihn hören ſollen, welche Reden er bei dem Arbeiteraufruhr verführte, wie er von der Noth der Armen ſprach, von Menſchenrechten, von Recht auf Arbeit, Bildung und Gott weiß was.“

„Von ſolchen Leuten läßt man die Kinder erziehen!“ lächelte der Prinz.

„Und,“ ſagte Gabriele noch leiſer, „der Himmel weiß, wie es ſich mit den Diamanten verhält — da er Kommuniſt iſt —“

„Ha, ha!“ lachte der Prinz.

„Verſprechen mir Eure Hoheit Eins.“

„Was denn, mein ſchönes Kind?“

„Ich höre und ſehe Manches. Ich beobachte dieſen gefährlichen jungen Menſchen. Wenn ich irgend welchen gegründeten Verdacht habe, daß er dem Diamantendiebſtahle nicht fremd iſt, daß jenes Attentat von ihm ausgegangen oder daß er irgendwie weiter ſpinnt an ſeinen revolutionären Plänen, gebe ich Eurer Hoheit — aber es bleibt dann unter uns — einen Wink und Eure Hoheit verfügen dann, was mit dem jungen Menſchen werden ſoll.“

„Gewiß, meine theure Gabriele — Sie ſind ein ſtaatsmänniſcher Kopf — ich werde dem Knaben eine Kur angedeihen laſſen, daß ihm die revolutionären Gedanken bis an ſein Lebensende vergehen ſollen.“

So ſprechend waren ſie an der Haupttreppe angekommen, die vorn in den Vorhof führte, eben als unten der Wagen des Prinzen vorfuhr. Sein Zorn hatte ſich indeſſen etwas gelegt und er nahm ſich zuſammen, um von Gabriele den freundlichſten Abſchied zu nehmen.

Sie lächelte ihn auf eine Weiſe an, daß auch die letzte Wolke von ſeiner Stirne verſchwand.

„Alſo es bleibt bei unſerer Verabredung, mein Engel?“ fragte er, indem er ihre Hand ergriff.

Gabriele blickte verſchämt zu Boden und nickte bejahend mit dem Kopfe.

Er drückte einen Kuß auf ihre Hand, aber ehe er ſich deſſen verſah, fühlte er ſelbſt einen Kuß auf der ſeinen, und als er den Kopf erhob, floh ſie, ohne ſich umzuſehen, in das Innere des Hauſes.

„Das iſt Eine, wie ich ſie brauche,“ dachte der Prinz, die Treppe hinabſteigend; „klug, vornehm, groß denkend, hinreißend ſchön und — ſie liebt mich! Sie liebt mich leidenſchaftlich!“

Während der Wagen des Prinzen ſchon zum Hofe hinausrollte, ſuchte Herr von Frieſen noch immer nach ſeinem hohen Gaſte. Nachdem er es vergebens verſucht hatte, die Geſellſchaft zu beruhigen und zurückzuhalten, ſprang er vom Stuhle, auf den er, um beſſer gehört zu werden, geſtiegen war und eilte der Gegend des Saales zu, nach welcher er den Prinzen mit Gabriele ſich entfernen geſehen. Im obern Theile des Saales angekommen, ſtand er bereits in einer Wüſte, allein, da Alles gegen die Thüre drängte. Es war ihm plötzlich zu Muthe, als wäre er von aller Welt verlaſſen. Die Hände vor die Augen gedrückt und ſchwankenden Schrittes ging er weiter, hinter das kleine Orcheſter, wohin ſich, wie er nur zu gut wußte, im Laufe der Nacht der Prinz mit Gabriele mehrere Male zurückgezogen hatte. Es war dunkel in dem kleinen Raume. Er ſtieß mit dem Fuße auf etwas Großes, Schweres und Bewegliches, das bei dem Stoße zu brummen und unheimlich im Halbkreis um ihn zu rollen begann, bis es ſich langſam vergrollend zur Ruhe begab. Da er auch hier weder den Prinzen noch Gabriele traf, ſchlug er ſich mit beiden Fäuſten vor die Stirne, und auf das Sopha fallend, rief er zweimal, erſt zornig und verzweifelnd, dann traurig und aufgegeben:

„Es iſt Alles verloren! Alles! Alles!“

17. Kapitel.

In der Einſiedelei.

Sonſt bringt die Schwäche Frauen wohl zum Fallen,
Sie war ſehr ſtark — die Schlimmſte drum von Allen.
Byron.

Die Demüthigung, die er vom Prinzen erlitten, erfüllte Alfred mit einiger Genugthuung, ja mit einer gewiſſen Heiterkeit. Trug er ſie doch mit Rückſicht auf Mathilde, auf die Kinder, auf das Haus, deſſen Brod er aß, ja ſelbſt auf den Baron, deſſen Lage er durchſchaute und mit dem er mehr und mehr Mitleid zu empfinden begann. Und wenn der Prinz ihn demüthigte, ſo hatte er unbewußt ein Recht, ihm ein Uebel anzuthun, da er einige Minuten früher den Verbrecher entwiſchen ließ, der Seiner Hoheit „den Affront" angethan und ihr die Keſſelpauke an den Kopf geworfen hatte. Nicht wenig trug zur heiteren Stimmung ſeines Gemüthes auch die Hoffnung bei, daß er den entwendeten Diamamten auf der Spur ſei. Durch den Ausruf des Barons in der Kinderſtube hatte er erfahren, welchen hohen Werth ſie hatten. Sie repräſentirten ein Vermögen, das gerettet werden konnte, wenn der Baron zu Grunde ging, und die Baronin war noch wohlhabend, ſelbſt wenn ihr Mitgebrachtes durch die Unterſchrift, die ſie damals gab, als die Baſe, „das

Glück von Edenhall," zertrümmert wurde, verloren war. Vielleicht war es ein Glück, daß der Schmuck für einige Zeit verſchwunden, für die Zeit, in welcher er in den Abgrund des Herrn von Frieſen geworfen worden wäre. Der Schulmeiſter machte ihm nicht den Eindruck eines gemeinen Diebes; er lebte nach wie vor in Armuth, da er als Flötiſt im Orcheſter mitſpielte. Auch unter den Arbeitern, mit denen es Alfred ſeit dem Aufruhr im Auftrage Mathildens, um ihre Noth zu erforſchen und zu erleichtern, zu wiederholten Malen zu thun gehabt, hatte er nichts von den Wirkungen der Hunderttauſende, die in dem Schmucke ſtaken, gemerkt. Man mußte, an den Schulmeiſter ſich haltend, des Schmuckes wieder habhaft werden können. So grübelte Alfred voll Hoffnung, aber doch getheilten Herzens, während er überall im Hauſe nach Mathilde ſuchte. Er ſtieg ſchon zum zweiten Male die Treppe nieder, als ſie ihm am Arme des Grafen Aurel begegnete. Sie war blaß, aber ruhig, und mit unendlicher Innigkeit winkte ſie ihm einen guten Morgen zu. Jener Anflug von ehrgeiziger, eitler Liebe, den er in der erſten Zeit ſeines Aufenthaltes im Hauſe für ſie empfunden hatte, war ſeit lange in das brüderlichſte Gefühl übergegangen, erhöht durch das Mitleid, das ihm ihre Lage einflößte. Und ſo fühlte er ſich jedes Mal neu beglückt, wenn ihm ein Blick von ihr ihren Zuſammenhang mit ihm beſtätigte, und erfreut, wenn er ſie erheitert ſah. Dies war jetzt, nach den Erlebniſſen der Nacht, in erhöhtem Grade der Fall. Immer in ſolchen Momenten ſegnete er ſich, daß keine Schuld zwiſchen ihm und ihr ſtehe, daß ihn das Glück davor bewahrt hatte, trotz ſeinem Streben, eine ſolche Schuld herbeizuführen. Und ſtünde dieſe Schuld jetzt nicht auch zwiſchen ihm und Marie? — Eine luſtige Melodie vor ſich hinſummend, ging er durch die Oede und Ungemüthlichkeit verlaſſener Ballräume, durch das unerquickliche Gemiſch von Licht, das aus dem hereinbrechenden Tage und aus dem Schimmer der herabgebrannten Lampen und Kerzen entſtand und wie eine ſchmutzige Atmoſphäre auf abgetretenen Kleiderſetzen, verlorenen Taſchentüchern, umgeſtürzten Blumentöpfen lagerte. Erſt vor der Kinderſtube ſchwieg ſein ſummendes Liedchen und die Melodie von: Freut euch des Lebens, ſo lang das Lämpchen glüht — und leiſe, leiſe öffnete er die Thüre, um noch einmal nach den Kindern zu ſehen, ob der Lärm ſie nicht geweckt und erſchreckt habe. Aber ſie ſchliefen den Schlaf der Gerechten und mit ihnen, neben dem Bette Odo's, der noch ſchlafend ihre Hand hielt, Marie. Sie ſaß in einem Lehnſtuhle, aber ihr Kopf lag neben Odo's auf dem Kiſſen und ihr ſchlafendes Geſicht ſah nicht minder kindlich aus, als ſeines. Unendlicher Friede und Unſchuld waren darüber ausgegoſſen. Er ſtreckte die Hand wie ſegnend über ſie aus; da fiel eine Roſe, die er im Saale im Vorübergehen und zerſtreut gepflückt hatte, aus dieſer ſegnenden Hand in ihren Schooß. Auch das freute ihn, er lächelte, und noch vergnügter, als er gekommen war, ſchlich er leiſe zum Zimmer hinaus.

Es war heller, wenn auch etwas gedämpfter und umwölkter Sommertag. Auf dem Garten lag zwar einige Melancholie und auf Wegen und Raſenplätzen ſah es beinahe eben ſo unbehaglich aus wie im verlaſſenen Ballſaal; aber Alfred hatte jetzt kein Auge für das Unerquickliche. Jhm war ſo wohl, wie lange nicht;

er wußte nicht, daß neben all den angeführten Urſachen ſeiner Heiterkeit einige fieberiſche Aufregung nach der durchwachten Nacht zu ſeiner Stimmung auch etwas beitrug. Er hätte die Welt umarmen mögen. Mit raſchen Schritten durchwanderte er Garten und Wäldchen, ohne einen Augenblick daran zu denken, daß es Zeit ſei, zu Bette zu gehen. Valentin, das Reh, blickte aus der Gartenumzäunung van der Sluy's ſchüchtern hervor, als ob er ſich überzeugen wollte, daß es im Garten wieder ruhig und ſicher ſei. Alfred lockte ihn und er ſprang mit einem Satze über den Zaun und ihm entgegen, froh, wieder nur ein bekanntes Geſicht zu ſehen, wo ihn geſtern ſo viele fremde erſchreckt hatten, und Alfred, in ſeiner Weltumarmungsluſt, drückte ſeinen Kopf an ſich und küßte ihn als Freund und Eigenthum Mariens. Valentin ließ ſich das einige Zeit gefallen, dann ſprang er fort, um ſein altes Gebiet wieder in Beſitz zu nehmen. Alfred folgte ihm ins Wäldchen und ſtand plötzlich vor der Eremitage, die er des unglückſeligen Feſtes wegen hatte verlaſſen müſſen und die ihm, als erſter Aufenthalt, ſo lieb geworden war. Nun würde er wohl wieder da einziehen können. Er warf einen prüfenden Blick hinein, um zu ſehen, wie viel wieder wegzuräumen ſein werde, und er ſah in einen vollkommen veränderten, unbekannten Raum. Der hinterſte Theil der Eremitage, ein Vorbau, der ſein Alkoven geweſen, war in ein Buffet verwandelt und durch einen Vorhang und einen Kredenztiſch vom vorderen Raume, ſeiner eigentlichen Wohnſtube, abgeſchloſſen. Die Wohnſtube ſelbſt, ein längliches Gemach, war mit blauen und weißen Tüchern drappirt, die oben Blumen- und Laubguirlanden als Fries begrenzten. Es war hier Alles ſo reinlich, ordentlich, unberührt, daß das Feſt dieſe verborgene Einſiedelei gar nicht erreicht zu haben ſchien, und Alfred ſagte ſich, daß man ihn überflüſſigerweiſe aus ſeinem ſtillen Aſyle verdrängt habe. In einer Ecke ſtand ein Sopha, bei deſſen Anblick ihn einige Luſt nach Ruhe überkam und ihn anlockte, in der Stille und Morgenfriſche einen erquickenden Schlaf zu thun. Er wäre dieſer Lockung vielleicht gefolgt, wenn nicht eine andere, ſtärkere die Obergewalt erhalten hätte. In der Mitte der Stube nämlich ſtand ein kleiner Tiſch mit zwei Gedecken, einer Flaſche Malaga, einer Paſtete, und was an Gläſern dazu gehörte, darauf, und zwei Stühle davor. Ein Meſſer ſtak herausfordernd in der Paſtete. — Tiſchchen decke dich! ſagte Alfred vor ſich hin, und ſtärker als die Schlafluſt erwachte bei dieſem Anblick nach der durchwachten Nacht, nach dem Spaziergange ſein jugendlicher Appetit. Vielleicht machte er in dieſer Stunde auch die Erfahrung, daß nach ſtarken ſeeliſchen Aufregungen plötzlich der Körper ſeine Rechte um ſo energiſcher geltend macht und daß die erſchöpften Nerven vom Magen neue Kräfte verlangen, jene Erfahrung, die ſchwer Bekümmerte ſo ſehr demüthigt, wenn ſie bemerken, wie ſie trotz allen Kummers des Magens gedenken müſſen. Alfred ſagte ſich, daß er zu den geladenen Gäſten gehörte und daß er ein Recht hatte, auch etwas von den Genüſſen des Feſtes zu koſten. Wer weiß, für wen dieſe zwei Gedecke hergeſtellt waren — aber jetzt waren ſie verlaſſen, alle Gäſte fort, alſo eine res nullius und Jedermanns Eigenthum. Und ehe er den Gedanken ausgedacht hatte, ſaß er auf einem der Stühle vor dem Tiſche und ſchnitt er mit dem lockenden Meſſer tiefer in die Paſtete und goß er aus der entkorkten Flaſche die dunkle Flüſſigkeit in's Glas.

Der erſte Biſſen iſt ein Bohrer! dachte er in Erinnerung an eines der zahlloſen Sprichwörter ſeiner Großmutter, während er bereits den dritten und vierten zum Munde führte, und er war im beſten Zuge, das Sprichwort in der ausgiebigſten Weiſe zu bewahrheiten, als er im Wäldchen ein Geräuſch hörte, das ſich zu nähern ſchien. Er blickte durch's Fenſter und ſah Herrn von Frieſen, der ſich durch's dichteſte Gebüſch einen Weg bahnte und offenbar der Eremitage entgegenſtrebte. Der ſonſt ſo elegante und ruhige Baron war kaum zu erkennen. Seine Züge waren verzerrt, ſeine Kleider in Unordnung; die ganze Geſtalt ſah im höchſten Grade aufgeregt und zugleich verwelkt aus. Alfred wünſchte nicht, nach den Erlebniſſen dieſer Nacht mit ihm zuſammenzutreffen; auch wollte er nicht vom Baron ertappt werden, wie er hier gewiſſermaßen die Ueberreſte des Feſtmahles aufzehrte, gleich einem naſchhaften Diener. Hätte ihn der Baron, außerdem in ſchlechter Laune und offenbar wünſchend, allein zu ſein, in dieſer Lage betroffen, es wäre ſchwerlich ohne irgend ein demüthigendes Wort abgelaufen, vielleicht noch ſchlimmer, da Alfred, der an der Demüthigung durch den Prinzen genug hatte und gegen den Baron erzürnt war, ſtark geantwortet haben würde. Er ließ Meſſer und Gabel fallen und entſchloß ſich zur Flucht. Aber ſchon war ein Entrinnen durch die vordere Thüre, durch die er gekommen war und auf die der Baron losging, nicht zu denken. Zum Glück hatte auch der Vorbau, das jetzige Buffet, ſein ehemaliger Alkoven, eine Thür, die, ſonſt immer geſchloſſen, für das Feſt geöffnet worden war, um rückwärts die Diener mit den Speiſen und Getränken einzulaſſen. Mit einem Sprunge war Alfred über den Kredenztiſch und hinter den Vorhängen, die das Buffet verdeckten. Aber die hintere Thür war geſchloſſen. Mit einem ſtarken Ruck hätte er ſie öffnen können. Auch dazu war es zu ſpät, denn ſchon trat der Baron in die Eremitage und das geringſte Geräuſch hätte Alfred verrathen. Es blieb ihm nichts übrig, als ſich auf einen Stuhl niederzulaſſen und zu warten, bis ſich der Baron entfernen werde. Im Dunkeln ſitzend, konnte er nicht geſehen werden, während er durch die dünnen Vorhänge ſehr wohl in den hellen Vorderraum ſehen und den Baron beobachten konnte.

Allein es ſah gar nicht darnach aus, als ob der Baron die Eremitage ſo bald verlaſſen wollte. Gleich bei ſeinem Eintritt, ohne ſich weiter umzuſehen, warf er ſich, wie von großer Müdigkeit übermannt, auf's Sopha, und Alfred fürchtete ſchon, ſo lange in ſeinem Verſtecke bleiben zu müſſen, als der Schlaf des Barons dauern werde. Doch erhob ſich dieſer bald wieder, ging bald auf und ab, bald blieb er vor dem Fenſter ſtehen und blickte hinaus, als ob er Jemand erwartete. Dann ſah er wieder auf die Uhr, dann ſetzte er ſich wieder, um gleich darauf ſich auf's Neue zu erheben und wieder aus dem Fenſter zu ſpähen: ein lebendes Bild der Erwartung, der Unruhe und der Niedergeſchlagenheit zugleich. Wahrſcheinlich, dachte Alfred, bin ich beſtimmt, hier den Horcher zu machen, vielleicht der Zeuge einer Scene zu ſein, die geheim bleiben ſollte. Er überlegte, ob er nicht hervortreten ſolle, ſo lange es noch Zeit ſei, als Gabriele, noch im Ballkleid, aber in ein großes, braunes Tuch gehüllt, hereintrat. Der Baron, der in der Richtung des Hauſes geforſcht, während ſie den weiten Umweg im Halbkreis um das Wäldchen genommen, hatte ſie nicht kommen ſehen und fuhr erſchrocken zuſammen, als die Thür aufflog, und war, obwohl er ſie offenbar erwartete, eben ſo überraſcht wie Alfred.

Sie warf das Tuch, das ſie wie eine Kapuze über den Kopf gezogen hatte, auf die Schulter zurück und der verborgene Lauſcher hatte beinahe Mühe, einen Ausruf der Bewunderung zurückzuhalten. So ſchön hatte er ſie nie geſehen. Sie war wunderbar, ſie war unheimlich ſchön! Obwohl er nie den Schatten einer Neigung für ſie empfunden, obwohl ihn von Anfang an ein Gefühl der Scheu, beinahe des Haſſes und Widerwillens von ihr abſtieß," ſo begriff er jetzt doch, daß dieſes Weib wie mit zauberiſchen Liebestränken auf männliche Herzen wirken könne; ja, es war ihm, als entſpringe die Scheu vor einem ſolchen Weibe aus Charakter- und Gemüthsſchwäche, aus einer gewiſſen Feigheit, und als wäre der Muth, ſie zu lieben, ein Beweis männlicher Stärke, wie es manches Verbrechen iſt. — Obwohl wenigſtens um einen Kopf kleiner, als der ſchlanke Baron, und von den anmuthigſten Formen, ſah ſie doch groß, ja gewaltig aus; auf der Bläſſe, die das beinahe fünfzehnſtündige Feſt auf ihren Wangen zurückgelaſſen, lag ein feines, durchſichtiges Roth, während auf den bleichen Schläfen ſanft blaue Aederchen zum Vorſchein kamen. Das Haar hatte ſich hie und da von ſeinem Zwange befreit und fiel halb gelockt und lang auf Hals und Nacken, deren ſchimmerndes Weiß neben dem Dunkel deſto ſtärker hervortrat. Mit der einen Hand hielt ſie das Tuch über der Schulter feſt, um die halbentblößte Büſte gegen die Morgenfriſche zu ſchützen, daß es vorn auf der Bruſt Falten bildete, die ein Maler „hiſtoriſche Falten“ genannt haben würde. Dabei blickte ihr Auge, ganz im Widerſpruche mit ihrem raſchen Eintreten, mit der übernächtigen Bläſſe, mit ihrer ganzen Erſcheinung überaus ruhig, ja kalt, trotz dem Lächeln, das im erſten Augenblicke über ihre ſchmalen, rothen Lippen flog. Alfred dachte bei ihrem Anblick an die Frauengeſtalten der Maler der Renaiſſance, an die Landsmänninen und Zeitgenoſſinnen der Lucretia Borgia, der ſchönen Joconde, Bianca Capello, Beatrice Donato, die ſo unwiderſtehlich anziehen, obwohl man weiß, daß neben der Schönheit Gift und Dolch zu ihren Waffen gehörten.

„Ich danke Ihnen, daß Sie Wort halten!“ ſagte Herr von Frieſen, indem er ſich auf ihre Hand hinabneigte, die er bei ihrem Eintritt mit Haſt ergriffen. Wie ein Bittender, in unterthäniger Stellung, beinahe klein erſcheinend neben der aufrecht Stehenden, die ihm ihre Hand überließ, ſagte er nach einiger Zeit wieder: „Ich danke Ihnen, Gabriele, aber ich habe es nicht gehofft.“

„Warum nicht?“ fragte ſie kurz.

„Nach dieſer Nacht — die Art, wie ſie den Prinzen —“

„Thorheit!“ unterbrach ihn Gabriele. „Was wollten Sie mir ſagen?“

„Ich verliere Sie, Gabriele!“ rief Frieſen mit bebender Stimme, — „nach dieſer Nacht, vor dieſem anbrechenden Tage muß ich Gewißheit haben. Ich ertrage es nicht länger; Sie ſpielen mit mir, Sie weiden ſich an der Leidenſchaft, die mich verzehrt. Ich muß wiſſen — Sie haben mir Hoffnung gegeben und Sie bringen mich zur Verzweiflung. Um Gotteswillen, Gabriele, ſpielen Sie nicht mit mir; jetzt, gerade jetzt nicht. Ich muß mein Schickſal kennen, denn ich muß Entſchlüſſe faſſen. Die nächſte Zukunft kann mir Schreckliches bringen, aber ich will lachen, wenn nur Sie mir bleiben, wenn Sie mich lieben!“

Alle dieſe Reden wurden ſtückweiſe hervorgeſtoßen und mit einem Tone, der unter Thränen zu zittern ſchien. Solche Leidenſchaft hätte Alfred im Baron nicht für möglich gehalten und ſein ganzes Weſen ſchien ihm bemitleidenswerth. Er ſah unglücklich, tief unglücklich aus, wie plötzlich gealtert und ſo zerknirſcht, als ob aller Stolz von ihm genommen wäre. Gabriele beharrte in ihrer Ruhe.

„Setzen Sie ſich, lieber Freund,“ ſagte ſie und zwang ſich zu lächeln; — „wir befinden uns beide in einem ernſten Momente. Beruhigen Sie ſich. Laſſen Sie einen Augenblick Gefühl und Leidenſchaft ſchweigen, um meine Sprache der Vernunft zu verſtehen und mich nicht zu mißverſtehen. Ob ich Sie liebe oder nicht, lieber Frieſen, darüber wollen wir jetzt ſchweigen — ich habe Ihnen oft genug geſagt — ich habe Ihnen erlaubt — doch nein, ich wollte ja nicht von meinen Gefühlen ſprechen. Ich bin ein armes, einſam ſtehendes Mädchen, ich muß mir Gewalt anthun und was ich fühle unterdrücken, um meinen einzigen Vormund und Beſchützer, meinen Verſtand allein ſprechen zu laſſen. Sie dürfen mich nur nicht verkennen —“

„Wenn auch,“ rief Frieſen, „lieben muß ich Sie doch! Ich fürchte jedes Wort, das aus Ihrem Munde kommt, aber ich weiß doch, daß ich Sie lieben muß, was Sie immer thun oder ſagen.“

„Dafür ſollen Sie auch belohnt werden,“ lächelte Gabriele, „aber jetzt hören Sie mich ruhig an. Sie kennen mich, Sie wiſſen, wer ich bin, Sie kennen meinen Stolz, meinen Ehrgeiz. Darüber ſchweige ich, Sie müſſen ohne ein Wort begreifen, daß, Sie lieben und in Ihrem Hauſe bleiben, Ihr Gnadenbrot eſſen und Ihre — Freundin ſein — o! — ich bin Mademoiſelle de Chaumont und wenn Sie einen Funken wirklicher Liebe für mich empfinden, werden Sie mir nicht zumuthen —“

Sie hielt inne und ſah ihn mit einem ſtolzen Blicke an, der ihn zwang, die Augen niederzuſchlagen.

„Ich bin nicht ganz ſo verlaſſen und hilflos, wie es den Anſchein hat!“ fuhr ſie noch ſtolzer fort; — „ich habe nur die Wahl meines Schickſals. Nur einen Wink und Graf Egon führt mich zum Altar, und Prinz Viktor —“

Bei Nennung dieſes Namens wurde die Haltung des Barons wieder etwas ſtrammer, ſein Auge glänzender; er wollte ſich erheben und etwas ſagen, aber Gabriele ſchnitt ihm das Wort ab.

„Beruhigen Sie ſich! Egon iſt ein Schwärmer, ein weicher Narr und Phantaſt, mit dem ich mich fürchterlich langweilen würde; eine Verbindung mit dem Prinzen bedürfte noch langer Vorbereitungen und Unterhandlungen, bis ſie ſich ſo geſtaltete, daß ich mich auf ein ſolches Wagniß einlaſſen könnte. Nicht eine ſchiefe Stellung brauche ich, ich möchte herrſchen! Freiheit, vollkommene Unabhängkeit würde ich vorziehen."

Unter der Kälte dieſer Auseinanderſetzungen ſchien Frieſen nach und nach zu erſtarren; er regte ſich nicht, er ſaß da, wie Einer, der nur zuhören, nur vernehmen, nicht antworten darf. Aber ſein Blick ſagte es, daß trotz Allem weder ſeine Leidenſchaft, noch ſeine Bewunderung für Gabriele unter dieſem ihrem Auftreten gelitten. Ja, ſein Geſicht überzog ſogar ein Lächeln, als ſich ihm Gabriele jetzt ganz näherte und die Hand auf ſeine Schulter legte.

„Lieber Frieſen, nachdem ich nun mit dem Verſtande allein zu Ihnen geſprochen, ſoll jetzt neben dem Verſtande auch das Herz ein Wörtchen verrathen. Ja, lieber Frieſen, ich liebe Sie! Ich habe Mitleid mit Ihren Leiden, ich will ganz Ihnen gehören, aber —"

„Aber?" fragte er mit ſtockender Stimme.

„Frei, unabhängig müſſen Sie mich machen, daß meine Liebe als eine freie Gabe erſcheine."

„Wie? wie?" fragte er wieder, zitternd.

„Man ſagt, Sie beſitzen zwanzig Millionen —"

Gabriele hielt einen Augenblick inne — Frieſen ſchwieg und ſah zur Erde nieder.

„Von den zwanzig Millionen," ſagte Gabriele mit etwas lauterer und entſchiedener Stimme — geben Sie mir Eine!"

Frieſen fuhr zuſammen und drückte raſch den Kopf in beide Hände, ohne ein Wort zu ſagen. Gabriele ſtand neben ihm und ſah wartend zu ihm nieder.

„Sie überlegen?" fragte ſie nach einigen Minuten mit etwas Spott in der Stimme; — „der Prinz —"

Frieſen ließ ſie nicht weiter ſprechen. — „Ich kann nicht! rief er flehend. „Gabriele, hören Sie — ich bin ruinirt, mein ganzes Vermögen iſt dahin — in Kurzem muß es ruchbar werden — dann werden ſie herbeikommen und Alles verloren ſein, Geld, Ehre, Stellung, Alles, Alles!“

Nach dieſen Worten fiel er in ſich zuſammen. Es war, als ob ſeine Kleider ihm plötzlich zu weit geworden wären; Alles hing und ſchlotterte an ihm und er ſelbſt war wie um viele Jahre gealtert.

In Gabrielens Mienen und Stellung hatte ſich nichts verändert, nur daß ſie jetzt in zärtlicherem Tone ſagte: „Armer Freund, ich ahnte etwas Aehnliches ſeit längerer Zeit und war gekränkt, daß Sie mich in Ihre Sorgen und Leiden nicht einweihten. Wenn ich von Ihnen eine Million verlange, ſo verlange ich ſie auch für Sie ſelbſt. Nicht an mich allein denke ich dabei, ſondern an uns Beide. Ihres Bleibens wird hier nicht ſein. Ich gehe Ihnen voraus nach Frankreich, nach Paris, wo ich Sie erwarte. Dort in der Einſamkeit der großen Stadt oder eines ſtillen Landhauſes werden wir glücklich ſein.“

Frieſen ſchüttelte den Kopf: „Ich bin ein armer Mann!“

„Noch verfügen Sie über große Summen,“ fuhr Gabriele fort; „ich rette einen Theil —“

„Es gehört mir nichts mehr,“ ſagte Frieſen aufgegeben, — „es wäre Diebſtahl.“

„Von einer Million, wie von einer Krone gilt das Wort nicht!“ rief Gabriele, und ſie wollte fortfahren, als ſie ſich mit Eins ſelber das Wort abſchnitt. Der Baron hatte ſich erhoben und eine

Haltung angenommen, die ſie offenbar überraſchte, ja erſchreckte.

Blaß und elend ſtand er vor ihr, aber aufrecht und groß, wie ſonſt; ſtolz, wie in ſeinen beſten Zeiten, und ſo ſagte er mit Entſchloſſenheit: „Mademoiſelle de Chaumont, ich kann mir eine Kugel vor den Kopf ſchießen, aber ſtehlen kann ich nicht!“

Und ſo ſprechend ſchritt er zur Eremitage hinaus und hinein in das Dunkel des Wäldchens.

Gabriele ſtand verblüfft und blickte, die Hand an’s Kinn gelegt, ſtarr vor ſich hin auf den Boden. Auf dieſes Ende ihrer Unterredung war ſie nicht gefaßt; ein Plan war vernichtet, ein neuer mußte entworfen werden. Nachdenklich legte ſie die Stirne in die Hand und ſchloß die Augen. Als ſie ſie wieder öffnen wollte, um die Eremitage ebenfalls zu verlaſſen, ſtand Alfred zwiſchen den Vorhängen des Buffets, die Arme über die Bruſt zuſammengeſchlagen und die Augen feſt auf ſie gerichtet. Ein ſonderbares Lächeln flog über ihre Lippen; dann zuckte ſie die Achſel, warf das Tuch über die Schulter und ging raſchen, aber nicht eiligen Schrittes aus der ſtillen Einſiedelei, die der Schauplatz einer dem holden Orte ſo wenig natürlichen Scene geweſen.

18. Kapitel.

Entdeckungen.

Magnet's Geheimniß, erkläre mir das!
Kein größer Geheimniß, als Liebe und Haß.
Goethe.

Das erſte Haus der Vorſtadt, das mit ſeiner Façade über die breite Promenade nach der inneren Stadt ſieht, iſt mit einem Brunnen geſchmückt, zu dem mehrere Treppen hinaufführen und deſſen Waſſer im Baſſin einen Rococo-Apollo mit der Lyra in der Hand wiederſpiegelt. An dieſem Brunnen vorbei brauſt das Leben der Hauptſtraße dieſer Vorſtadt, das zu Fuß und zu Wagen von und zu dem Herzen der Reſidenz ſtrömt. Das Murmeln des Brunnens verliert ſich im Lärm des Wagengeraſſels und des Geſchreis der Ausrufer von allerlei Waaren. Darum ſagte die Sunpliſe: „Schulmeiſter, der Ort ſcheint mir nicht gut gewählt, um eine glänzende Carrière zu beginnen und Aufſehen zu machen. Deine Flöte iſt nicht ſtark genug, um durch dieſen Lärm Deine Kunſt geltend zu machen. Es iſt wahr, ſo ungefähr in einer Stunde kommen die Mägde, um Waſſer zu holen, und wenn ſie Dich in der Nähe ſehen, den ſchönen Jungen, dann brauchen ſie Dich nicht zu hören, um freigebig in die Taſche voll geſtohlener Kreuzer zu greifen. Wenn Du darauf rechneſt, dann haſt Du Recht, wie immer, aber beſſer wär's doch, ſie könnten Dich hören. Du blaſeſt ganz ergötzlich ſchön, wie ein wahrer Hofmuſikus, ſeit Du in das adelige Fräulein ſo arg verliebt biſt, und man hat wohl Recht, wenn man ſagt: die Liebe iſt der größte Muſikant. Aber darum bringt ſie's auch zu nichts, wie alle Muſikanten. Denn was haſt Du bis jetzt von Deiner Muſik gehabt? Bei Frieſens draußen haſt Du Dir durch zwölf Stunden die Lungen ausgeblaſen und jetzt darfſt Du Dir nicht einmal Deine fünf Gulden holen, aus Furcht, daß ſie Dich packen und als eine Art Vatermörder einſtecken, weil Du dem Prinzen die große Keſſelpauke an den Kopf geworfen. Nun haſt Du's ſo weit gebracht, daß Du bei aller Liebe zu einer adeligen Franzöſin ein Straßenmuſikus werden willſt. Ach Gott, ſo ein Mann wie Du, der ſchon Kommuniſt war — das Herz will mir zerſpringen."

So ſprach die Sirupliſe ohne Aufenthalt, halb im Ernſt, halb in der Abſicht den Schulmeiſter aufzuheitern. Dieſer aber lag regungslos auf der unterſten Stufe des Brunnens, den Kopf auf die höhere Stufe gelegt, während die Hand mit der Flöte ſchlaff in den Staub der Straße hinabfiel. Mit inniger Theilnahme, mit beinahe rührender Zärtlichkeit blickte das alte, runzlige Geſicht der Sirupliſe zu ihm hinab, mit ganz anderem Ausdrucke, als jener geweſen, da ſie als Furie des Aufſtandes vor der Villa des Barons gewirkt und Alfred Lindau mit ihrer Krücke niedergeſchlagen. Sie hatte offenbar eine aufrichtige Liebe nnd Verehrung für den Schulmeiſter, von dem ſie überzeugt war, daß er Alles konne, Alles wiſſe und daß er zu Großem geboren ſei. Wie ſie vor ihm ſtand mit einem Notenblatt in der Hand, in das ſie, wenn er geblaſen haben werde, das Honorar des Publikums ſammeln wollte, bildete ſie mit ihm eine maleriſche Gruppe, die dem vorübergehenden Maler oder Novelliſten einen Stoff geliefert hätte, den er als „der Muſiker und ſeine Mutter“ bearbeitet haben würde.

Da aber der Schulmeiſter noch immer nicht antwortete, zuckte ſie traurig die Achſel und fuhr in noch weicherem Tone fort: „Du biſt nicht dazu gemacht — Du ſiehſt, wie ich Recht habe, — Du biſt nicht dazu gemacht, auf der Straße, ſo zu ſagen, zu betteln. Aber da haſt Du Dir es einmal in den Kopf geſetzt, daß Du Dich nicht länger von mir willſt ernähren laſſen. Mein Gott, ich habe es ja, und mit wem ſoll ich theilen, wenn nicht mit Dir? Wollteſt Du Dir nun einbilden, was ich mir manchmal ganze halbe Stunden lang einrede, daß Du derſelbe gute Junge biſt, den ſie mir in Italien haben im Lazareth ſterben laſſen — dann wär's, als nähmſt Du's von Deiner Mutter. Du biſt aber zu ſtolz; ich bin Dir zu ſchlecht als Mutter.“

Jetzt erſt richtete ſich der Schulmeiſter auf. „Dummes Zeug,“ rief er, „warum ſollte ich ſtolz ſein, ich, der elendeſte Menſch der Welt. Du biſt gut für mich, wie eine Mutter, das gebe ich gerne zu und ich bin Dir dankbar dafür, aber darum will ich Dich auch nicht aufeſſen und Dich um Deine Erſparniſſe bringen, daß Du Deine alten Tage im Elend hinſchleppſt.“

— „Gut! Du biſt ein braver Junge“ — ſagte die Sirupliſe — „aber Du darfſt doch nicht verhungern. Du haſt da das Käſtchen — Du haſt noch nicht einmal nachgeſehen, was es denn eigentlich enthält — eine Kleinigkeit könnte Dir vielleicht helfen —"

— „Da möge mir eher die Hand abfaulen," rief der Schulmeiſter entrüſtet, „ehe ich ſie an das Käſtchen lege, das nichts enthält, als einigen geringen Schmuck und theure Familienangedenken."

— „Schon gut! Schon gut!" — kicherte die Alte, — „Du biſt mir ein rechter Kommuniſt, der weder von der Mutter was annehmen, noch der Geliebten was wegnehmen will. Wie aber, wenn das Käſtchen was anderes enthielte, als einen armen Schmuck und theuere Familienangedenken? Seit ich weiß, daß der Baronin ihre Diamanten geſtohlen worden, will es mir nicht aus dem Kopf, daß das Käſtchen — daß Deine Geliebte — verſtehſt Du?" —

„Schweig! Schweig!" — rief der Schulmeiſter mit einer heftigen Armbewegung — „mache mich nicht verrückt und nimm mir nicht die Gedanken aus dem Hirn, um mir ſie wie auf einem Teller zu präſentiren. Ich will nicht wiſſen, was ich denke."

„Siehſt Du wohl! Siehſt Du wohl!" — ſagte die Alte kopfſchüttelnd. — „Mein Sohn, Du machſt mir große Sorgen."

Der Schulmeiſter richtete ſich auf, ſtellte ſich auf die obere Stufe des Brunnens und rief pathetiſch: „Meine Gedanken beginnen zu ſchwärmen. Wenn ich wahnſinnig werde, wär's mir recht, wenn ich nur die eine fixe Idee hätte: daß ich mit ihr, mit Gabriele L., über weite Länder herrſche, geliebt von ihr, daß ſie mich aus lauter Liebe vergiftete!"

Die pathetiſche Rede brachte viele Vorübergehende zum Stillſtehen, und die Mägde, die indeſſen am

Brunnen erſchienen waren, ließen ihre Krüge überlaufen, lachten und wandten ihre ganze Aufmerkſamkeit dem Flötenträger zu. Andere, die zu dem bereits verſammelten Publikum ſtießen, fragten, was da vorgehe, und der Haufe wurde ſchnell größer und drängte bereits dem Brunnen zu.

„Es iſt nichts," ſagte die Sirupliſe mit lauter Stimme — „mein armer, kranker Sohn, ein ausgezeichneter Künſtler, will ſich auf ſeiner Flöte hören laſſen."

„Du haſt Recht," murmelte der Schulmeiſter, „der Moment iſt günſtig und die Muſik wird mich zerſtreuen."

Er ſetzte die Flöte an den Mund und begann die Melodie des „Ständchens" zu blaſen: Leiſe flehen meine Lieder. Die Mägde hörten auf zu lachen, horchten mit Andacht und ſahen den Muſiker mit Wohlgefallen an; auch im übrigen Publikum bemerkte die Alte mit Genugthuung große Aufmerkſamkeit und beifällige Geberden. Sie machte ihr Notenblatt bereit, um nach Beendigung des Ständchens mit Einſammeln zu beginnen, als der Schulmeiſter, kaum in der Mitte des Liedes angekommen, plötzlich abbrach. Erſchrocken blickte ſie zu ihm auf und ſah, wie er, von ſeinem erhöhten Standpunkte aus, über die Köpfe ſeiner Zuhörer, der Straße entgegen und einer geſchloſſenen, dunklen Kaleſche nachſtarrte, die der Stadt zurollte. Eine Sekunde ſpäter ſprang er mit einem Satze die Treppen hinab, brach durch die Menge des verſammelten Volkes, lief an zwanzig bis dreißig Schritte weiter, ſprang auf einen Wegſtein und blickte von dort mit weit aufgeriſſenen Augen dem Wagen nach, bis er von der Hauptſtraße abbiegend links um die innere Stadt weiter fuhr.

„Ein verrückter Muſikant,“ ſagten die Leute und eilten weiter. „Schade!“ bedauerten die Mägde, die ſich bereits in ſentimentale Gefühle gewiegt hatten und durch den plötzlichen Abbruch der ſüßen Melodie an die Wirklichkeit und an ihre Krüge gemahnt wurden. Die Sirupliſe keuchte ihm erſchrocken nach; ſie zitterte am ganzen Leibe; ſie glaubte ſeine Prophezeihung erfüllt und den Wahnſinn bereits ausgebrochen. Ihre Sorge ſchien ihr beſtätigt, durch die Art und Weiſe, wie er auf dem Prellſtein ſtand und immer nach der Gegend ſah, in der jener Wagen verſchwunden war.

Außer Athem kam ſie bei ihm an. „Mein Kind, mein Junge, mein Sohn!“ flehte ſie mit bebender Stimme und mit Thränen in den Augen — „wer iſt’s? was geht vor? was hat Dich ſo erſchreckt? Du biſt doch nicht wirklich verrückt geworden?“

„Haſt Du den Wagen nicht geſehen, der an uns vorüber fuhr?“ fragte er zurück, indem er den Stein hinabſprang und die Alte am Arm faßte, — „den dunkler, geſchloſſenen Wagen, von zwei braunen Pferden gezogen. Neben dem Kutſcher ſaß ein gut raſirter Mann, der lächelte.“ —

„Aber liebes Kind, aber da fahren ſo viele Wagen, und ſo viele Leute ſind gut raſirt und lächeln.“ —

„Nein, wenige Leute ſind ſo gut raſirt wie der, und lächeln ſo eigenthümlich wie der. Dies Lächeln würde ich unter Hunderttauſenden heraus erkennen, und dann die zärtliche, beſorgte Art, wie er, immer lächelnd, von Zeit zu Zeit in den Wagen zurückblickt, ob ſein Opfer noch da ſei und wie es ſich befinde?“

„Ich verſtehe Dich nicht, Schulmeiſter — ich fürchte, Du faſelſt.“

„Ich faſle nicht, ich ſpreche vom Wagen der heiligen Hermandad.“

„Die heilige Hermandad? ich habe von dieſer Heiligen nie gehört.“

„So nennen wir die Polizei. Ich kenne den Wagen ſehr wohl von der Zeit her, da er mich als Präſidenten der Communiſten abholte — damals — noch bevor ich in die Fabrik kam. Und den Mann kenne ich auch, der ſo unſchuldig da ſitzt auf dem Bock, wie ein beſorgter, treuer Diener der Herrſchaft, die zitternd und zagend drin im Wagen ſitzt. Da fährt der Wagen mit dem lieblichen Manne auf dem Bocke dahin, ſo unſchuldig, ſo unbefangen und harmlos mitten durch die zahlloſen Menſchen und keiner ahnt, daß da ein Opfer auf die Schlachtbank geführt wird. O, ſie haben die Sache gut ausgeſonnen. Und hinten her kommen zwei Reiter, die auch nur ſo ausſehen, als ob ſie zufällig deſſelben Weges ritten — ſieh, da ſind ſie richtig.“

In der That trabten, während er ſo ſprach, zwei Reiter an ihnen vorbei, aber ſo gemächlichen Trabes, als ob ſie einen Spazierritt machten und mit jenem Wagen nicht in der geringſten Verbindung ſtünden. Der Schulmeiſter ſchüttelte mit etwas ingrimmigem Lächeln den Kopf, als ob er ſagen wollte: Mich täuſcht Ihr nicht; ich kenne Euch!

„Hat Dir,“ fragte die Siruplieſe, „Deine Verhaftung damals ſo tiefen Eindruck gemacht, daß Du aus dem Häuschen kommſt, ſo oft Du den Wagen wieder erblickſt?“

„Bah!“ — rief der Schulmeiſter — „ich fürchte ſie nicht. Mich hat was Anderes erſchreckt.“

„Und was denn, mein Sohn?“

„Ich habe den Gefangenen ſehr wohl erkannt.“

„Und wer war's? Wohl einer von Deinen communiſtiſchen Freunden?“

„Der Lindau war's! Der Hofmeiſter des Baron Frieſen.“

„Der ſchöne Junge, den ich mit meiner Krücke niedergeſchlagen? Nun, dem geſchieht ſchon Recht, dem Vertheidiger der Reichen, dem Feinde des Volkes!“

„Nur keine Phraſen, Mutter Liſe!“ — rief der Schulmeiſter ärgerlich. „Dem Manne bin ich Dank ſchuldig: er hat mich entwiſchen laſſen, als ich dem Prinzen die Pauke an den Kopf warf — und — und — o Gott! wenn es ſo wäre!“

Der Schulmeiſter ſchlug ſich mit der Fauſt vor den Kopf. „Soll ich da ruhig zuſehen? Soll ich es geſchehen laſſen?“ rief er verzweifelt.

„Was iſt Dir wieder?“ fragte die Alte beſorgt.

„Der Wagen iſt nicht in die Stadt gefahren, ſondern er bog links ab, geradeswegs dem Kriminalamt zu, o ich kenne die Wege. Soll ich zugeben, daß ein Unſchuldiger verfolgt werde? Daß er ſeinen guten Namen, ſeine Ehre verliere? Es iſt zwar Alles Vorurtheil — aber doch — ich will doch nicht Schuld daran ſein —“

„Du? Was geht die Geſchichte Dich an? Ich fürchte doch, daß Du faſelſt.“

„Mutter Liſe,“ rief der Schulmeiſter ungeduldig, „ich faſle nicht, aber es ſcheint, daß Deine Gedanken nichts mehr errathen können und über Deine Naſe nicht hinausgehen. Warum kann denn der Hauslehrer eingeſperrt werden? Welches Verbrechen kann er begangen haben? Der Schmuck der Baronin iſt geſtohlen worden. Wie, wenn der Verdacht auf ihn gelenkt worden? Kann ich da ruhig zuſehen? Ich muß hinaus, gleich! Ich muß Gabriele ſprechen. Ich muß wiſſen, was geſchehen; ich muß wiſſen, was im Käſtchen iſt.“

So ſprechend, richtete er ſeinen Schritt ſchon gegen die Vorſtadt, die man durchwandern mußte, um zu der Villa Frieſen zu gelangen, denn es war dieſelbe Vorſtadt, derſelbe Weg, den Alfred Lindau vor Monaten, an jenem ſchönen Maimorgen, ſo glücklich, ſo voll Hoffnungen im gemietheten Wagen, mit den neuen Handſchuhen zurücklegte. Die Sirupliſe keuchte ihm nach, ſchneller und beweglicher, als man ihrem Alter zugetraut hätte, denn der Schulmeiſter lief mehr als er ging. Ich muß mit, dachte ſie, denn ich kann ihm nützen; ich kann als Bettlerin bis zu Gabriele dringen und Wache ſtehen, wenn ſie ihm im Garten ein Stelldichein gibt. Keuchend ſtellte ſie dem Schulmeiſter die Nothwendigkeit, ſie mitzunehmen, vor; doch gelang es ihr erſt am Ende der Vorſtadt ihn zu einem mäßigeren Schritte zu bewegen. „Wir müſſen in der Villa erſt ankommen,“ ſagte ſie eindringlich, „wenn es vollkommen dunkel iſt und ich unbemerkt in's Haus, und Du, ungeſehen vom Gärtner, der es auf Dich gemünzt hat, in's Wäldchen gelangen kannſt, wohin ich Dir Deine Geliebte gewiß, ganz gewiß bringen werde.“

Es dunkelte bereits, als der Schulmeiſter und die Sirupliſe zwiſchen den Landhäuſern dahinwanderten, und ſo erkannten ſie auch die Geſtalt nicht, die, den Kopf in ein Tuch gehüllt, an ihnen vorüberſchlüpfte.

Erſt in der Vorſtadt angekommen und durch den raſchen Lauf erhitzt, ſchlug ſie, um aufathmen zu können und die erhitzten Wangen an der Abendluft zu kühlen, das Tuch zurück und ein ſchöner, lieblicher, aber von Sorge und Kümmerniß beſchatteter Mädchenkopf kam zum Vorſchein. Es war Marie Van der Sluy, die der Stadt noch eifriger entgegenſtrebte, als der Schulmeiſter der Villa. Unaufhaltſam eilte ſie vorwärts durch die lange Vorſtadtſtraße, die ihr heute unendlich ſchien, durch das Gedränge, ſtoßend und geſtoßen, unbekümmert um die Bemerkungen, die hie und da an ihr Ohr ſchlugen, und eben ſo unbekümmert darum, daß ihr da und dort ein Abenteuer ſuchender Müſſiggänger zu folgen ſuchte. — „Wenn ich nur ſein Haus finde! Wenn ich ihn nur treffe! Wenn er nur zu Hauſe iſt!" murmelte ſie von Zeit zu Zeit vor ſich hin und faltete dabei, trotz aller Eile, ihre Hände zuſammen wie zu einem Gebete. An der Promenade angelangt, ſchlug ſie einen Seitenweg ein, um aus dem Gedränge heraus und, wenn auch auf einem kleinen Umwege, ſchneller an das Thor der inneren Stadt zu gelangen. Aber in der Einſamkeit dieſes Seitenweges wurde es ihr etwas ängſtlich zu Muthe und ſah ſie aufmerkſamer als bisher nach den Gebüſchen rechts und links und vor ſich hin. Da ſtutzte ſie plötzlich, wie, nur wenige Schritte von ihr, auf der Höhe einer Bank ein Mann ſtand und ſich abmühte, mit einem Gegenſtande, den er in der Hand hielt, ſich ſo ſehr als möglich der Laterne zu nähern, die über der Bank brannte. Es war leicht zu erkennen, was der Mann trieb. Zwiſchen Daumen und Zeigefinger hielt er einen Brief, den er von den Kanten aus ſanft zuſammendrückte, um durch die klaffende Spalte des Couverts, die ſo entſtand leſen zu können. Es ſchien ihm das um ſo ſchwerer zu gelingen, als er ſich weit von der Bank wegbücken mußte, um das Licht der Laterne in die Briefſpalte fallen zu laſſen, und als er außerdem, abgeſehen von dem gefährlichen und ſchwankenden Standpunkte, nicht feſt auf ſeinen Füßen ſtand. Was ſeine ſchwankende Haltung verrieth, beſtätigte noch das Lallen ſeiner Zunge, indem er über die Unbequemlichkeit ſeiner Stellung, wie über die Schwierigkeiten, die ſich der Lektüre entgegenſtellten, die Flüche und Verwünſchungen nicht ſparte. Marie, als ſie den Zuſtand des Mannes, der das Briefgeheimniß ſo wenig achtete, erkannte, wollte deſto ſchneller an ihm vorüberhuſchen — aber da erkannte ſie zuerſt die Livree, dann den Mann, der darin ſtak. Es war James, der Groom Gabrielens.

„Gottlob,“ ſagte ſie zu ſich, „der kommt mir wie vom Himmel geſchickt — der kann mir das Haus des Grafen zeigen und mich durch die Stadt begleiten. — James!“ rief ſie dann mit lauter Stimme, „was treiben Sie da?“

James fuhr zuſammen und wenig fehlte, ſo wäre er von der Bank hinab und ihr zu Füßen gefallen; aber als ein geſchickter Groom, der er war, und die Sage, daß er einſt einer Kunſtreitergeſellſchaft angehört, beſtätigend, wußte er, trotz ſeinem Zuſtande, auf der Banklehne ſo lange hin und her zu balanciren, bis er wieder in's Gleichgewicht kam und mit gleichen Füßen und aufrecht in den Sand hinabſpringen konnte.

„Herr Je! Fräulein Marie, wie kommen Sie hierher?“ rief er, durch den Schrecken plötzlich ernüchtert, „wie haben Sie mich erſchreckt!“

„Das glaube ich,“ ſagte Marie, indem ihr ein Gedanke durch den Kopf fuhr, — „das glaube ich, daß man erſchrickt, wenn man unerlaubterweiſe Briefe von ſo hoher Hand lieſt.“

„Freilich, freilich!“ beſtätigte der Groom, verwirrt auf den Brief niederſehend, den er noch immer in der Hand hielt, „aber es iſt auch zu verfuhreriſch, die Handſchrift einer ſo hohen Herrſchaft kennen zu lernen. Aber ich verſichere Sie, auf Ehre verſichere ich Sie, ich habe nichts herausbringen können. Er ſchreibt ſo ſchlecht, aber ſo ſchlecht, ein Groom würde ſich ſchämen, ſo ſchlecht zu ſchreiben. Aber freilich, Prinzen dürfen Alles.“

„Alſo vom Prinzen iſt der Brief?“

„Allerdings! Von wem ſonſt? Seit dem Balle gibt's keine Ruhe mehr; jeden Tag muß ich in die Stadt, und zu Fuß, damit es in der Villa nicht auffalle; Fräulein Gabriele erlaubt nicht, daß man ſie vergeſſe, wenn man ein Prinz iſt. Aber ich verſichere Sie, Fräulein Marie, es zieht nicht; es wird nichts aus der ganzen Sache, und aus meiner Anſtellung als Leibgroom beim Prinzen wird auch nichts, trotz aller Verſprechungen. Unſereiner verſteht ſich auf dergleichen. Ich ſage Ihnen, es zieht nicht. Man würde mich ſonſt nicht ſo lange warten laſſen, der Prinz würde mich in's Kabinet kommen laſſen, während ich ſtundenlang im Vorzimmer ſitzen muß. Und dann, was ſchreibt er ihr? Zwei Zeilen, drei Zeilen! Da ſage man, was man wolle, man iſt nicht verliebt, wenn man nur zwei Zeilen oder drei Zeilen ſchreibt. Die Liebe wird nie fertig, wenn ſie zu ſchreiben anfängt, das weiß ich — das weiß ich vom Grafen Wimpen her, wie der der jungen Baroneſſe von Saucken ſchrieb — ich ſage Ihnen, Fräulein Marie, das hätte man mit Klaftern meſſen können und immer war ſie ihm noch um drei Naſenlängen voraus.“

„Das geht mich nichts an,“ fiel ihm hier Marie in's Wort, — „ich wollte nur fragen, ob der Prinz —“

„Verzeihen Sie, Fräulein Marie,“ fuhr James eifrig fort, „Sie haben mich bei einem Verbrechen überraſcht, bei einem großen Verbrechen, darum muß ich Ihnen Erklärungen geben. Es handelt ſich nämlich um mich, um mich ſelbſt, und ſo muß ich doch wiſſen, wie die Sachen ſtehen. Wenn ich ſo im Vorzimmer beim Prinzen ſitze, lachen mich die Bedienten aus und ſagen, ich ſoll mir nur keine Hoffnungen machen, es werde nichts aus der ganzen Sache. Fräulein Gabriele werde nicht, was ſie wolle, und ich werde weder der Groom des Prinzen, noch ſie die Geliebte des Prinzen, und wie mir der alte, ſehr kluge dritte Kammerdiener, Herr Wenzel, die Sache erklärt, ſo verhält ſich die Sache ſo. Es iſt, ſagt er, nicht Brauch in unſerem hohen Hauſe, wie es z. B. im Haus Frankreich oder Haus England Brauch iſt, ſo, was man ſo heißt, Freundinnen oder Günſtlinginnen zu haben. Es iſt Brauch in unſerem Hauſe, tugendhaft zu ſein, gemüthlich, und der Prinz Viktor muß auch gemüthlich ſein, wie es der Brauch will. Und dann wird ſoeben für den Prinzen Viktor eine Heirath, was man ſo heißt, negozirt, mit einer ausländiſchen Prinzeſſin, und in einem ſolchen Augenblicke wäre es höchſt unſchicklich, nämlich, wenn man tugendhaft ſein will, mit einer Franzöſin —“

„Aber,“ fiel ihm hier Marie wieder in's Wort,

„ich habe Ihnen geſagt, daß mich dieſe Dinge nichts angehen. Ich wollte Ihnen nur ſagen, daß, wenn ich Sie nicht verrathen ſoll als neugierigen Diener, der die Briefe des Prinzen liest, Sie mich dafür auf kürzeſtem Wege zum Grafen Aurel Kamincky führen ſollen.“

„Das will ich mit Vergnügen thun; Fräulein Gabriele kann warten. Wenn Sie die Wohnung des Grafen Aurel nicht kennen, ſo finden Sie ſie ohne Führer gewiß nicht. Er wohnt ſo, daß es eine Schande iſt für einen Grafen. Denken Sie nur, in dem ſogenannten Bürgerhaus, das wenigſtens ſechzig Wohnungen hat und darin Handwerker, kleine Beamte, Profeſſoren und ſolches Volk unter einander wohnt. Aber,“ fuhr der Groom fort, indem er ſchon an der Seite Mariens der Stadt entgegenging, — „aber, wenn Sie ſagen, daß Sie jene Geſchichten mit dem Prinzen nichts angehen, ſo haben Sie Unrecht.“

James hielt hier einen Augenblick inne und machte ein Geſicht, als ob er einen glücklichen Einfall gehabt hätte.

„Sie mich verrathen,“ ſagte er dann lächelnd, — „das iſt nicht möglich, denn einmal ſind Sie viel zu edel, um einen armen Groom zu Grunde zu richten, und zweitens habe ich das Verbrechen der Briefgeheimnißverletzung nur für Sie, ja für Sie begangen. Sehen Sie mich nur an: ſo iſt es. Aus purer Verehrung für Sie und aus Liebe zu meinem Nebenmenſchen.“

„So?“ lächelte Marie, — „wie läßt ſich das erklären?“

„Sehen Sie,“ fuhr der Groom fort, indem er ſich aufrichtete und eine wichtige Miene machte, — „ſehen Sie, meine Erfahrung als eines alten Dieners verſchiedener hoher Herrſchaften, und mein Hofinſtinkt, der mir eine ſichere Bürgſchaft iſt, daß ich trotz Allem noch einmal an den Hof komme — alſo meine Erfahrung und mein Hofinſtinkt ſagen mir, daß, wenn zwei Perſonen wie Fräulein Gabriele und Se. Hoheit Prinz Viktor ſo intim mit einander werden, und einander ſo oft etwas zu ſagen haben, immer irgend eine dritte Perſon, die es am wenigſten merkt, ſchlecht dabei wegkommt."

„Und wer iſt diesmal die dritte Perſon?" fragte Marie.

„Ich will es Ihnen ſagen, wenn Sie mir verſprechen, nicht zu ſehr zu erſchrecken, denn ſehen Sie, Fräulein Marie, wir wiſſen es ja Alle, daß Sie und Herr Lindau —"

„Herr Lindau," rief Marie, „was hat Herr Lindau hier zu thun?"

„Sehr viel, mein Fräulein; ich ſage Ihnen, ſehr viel hat er hier zu thun — denn gleich am zweiten Tage nach dem Balle, als ich den zweiten Brief an den Prinzen trug, fällt mein Blick ſo zufällig hinein, nämlich in den Brief, und das Erſte, vielleicht das Einzige, das ich leſen kann, iſt der Name Lindau."

„Lindau!" rief Marie unruhig, „was will ſie von Lindau?"

„Weiß ich es? — ich weiß es nicht, aber als Herr Lindau heute abgeholt und verhaftet worden und Fräulein Gabriele mit ſo beſtürzter Miene dabei ſtand und gerade ſo troſtlos that, wie die gnädige Frau und wie der kleine Odo, da dachte ich: ich weiß, wem er das zu verdanken hat. Da dachte ich, der arme gute Herr Lindau weiß wohl etwas, was er nicht wiſſen ſoll, der arme Herr Lindau genirt Fräulein Gabriele in etwas und da muß er fort, auf kurze Zeit oder auf lange Zeit, weit fort von hier oder auch in die Nähe in ein ganz ſolides Gefängniß, und der Herr Prinz richtet ihr das ein, ganz wie ſie es wünſcht, um ihrer ſchönen Augen willen — pour mes beaux yeux, wie die franzöſiſche Kammerkatze der Gräfin Sacken immer ſagte, wenn ſie etwas von uns wollte. Denn ſehen Sie, das glaubt im ganzen Hauſe kein Menſch, daß Herr Lindau wegen der Diamanten —"

„Schweigen Sie! Schweigen Sie!" rief Marie heftig. „O, ich ahnte wohl, woher der Streich kam. Eilen wir ſchnell zum Grafen!"

„Da ſind wir ſchon! Hier im zweiten Hofe, die Stiege C. zwei Treppen hoch, rechts. Aber nicht wahr, Fräulein Marie, Sie verſprechen mir —"

19. Kapitel.

Die Freunde.

Wie die Pflanzen zu wachſen belieben,
Darin wird jeder Gärtner ſich üben;
Wo aber des Menſchen Wachsthum ruht,
Dazu jeder ſelbſt das Beſte thut.

Goethe.

Aber Marie war bereits in den dunklen Höfen verſchwunden und ſchon eilte ſie die Treppe C. hinauf, athemlos, glücklich, am Ziele zu ſein, und doch plötzlich wieder eingeſchüchtert und erſchrocken über den Schritt, den ſie zu thun im Begriff war. Mit einer Geberde des Aufraffens und als ob ſie ſich ſagte: es muß ſein! zog ſie die Klingel und ehe ſie ſich deſſen verſah, ſtand ſie in einem Vorzimmer und vor einem Bedienten, der ſie erſtaunt anſah. Wie im Traume fragte ſie nach dem Grafen und wieder ohne zu wiſſen, wie ſie eingetreten, ſtand ſie im zweiten Zimmer vor dem Grafen Aurel Kaminsky, der ſich bei ihrem Anblicke raſch vom Sopha erhoben hatte.

„Mariechen!“ rief er freundlich und erſtaunt zugleich. „Was führt Dich, gutes Kind, zu mir? Da muß was Außerordentliches in der Villa paſſirt ſein.“

„Was Außerordentliches,“ wiederholte Marie, „Herr Graf — man hat dieſen Nachmittag Herrn Lindau verhaftet!" — Und nach dieſen ſchnell herausgeſtoßenen Worten brach ſie in ein krampfhaftes Schluchzen aus.

„Verhaftet?" fragte der Graf, — „und warum?"

Marie, unfähig zu ſprechen, zuckte die Achſel.

„Wenn es darum wäre — wenn es wäre," ſagte der Graf, die Hand an die Stirne gelegt, vor ſich hin, — „es wäre ſchändlich!"

„Es iſt ſo, es iſt, wie Sie denken, Herr Graf!" fiel ihm Marie in's Wort, und ballte die Fauſt; — „ich errathe, was Sie denken, weil Sie ſagen, daß es ſchändlich wäre. Ja ſchändlich, unerhört."

In einzelnen, abgebrochenen Sätzen theilte ſie ſchnell dem Grafen mit, was ſie aus dem Geſpräch mit James erfahren hatte.

„Beruhige Dich, mein gutes Kind," ſagte der Graf, indem er ſie ſanft an's Sopha führte und ſie zwang, ſich zu ſetzen. „Du biſt ganz außer Dir. Beruhige Dich; je ſchändlicher die Abſicht, deſto leichter wird es ſein, ſie zu vereiteln; obwohl der Prinz mit dahinter ſteckt. O, dieſe Gabriele, ſie iſt der Dämon des Hauſes; das weiß ich ſeit lange. Ich danke Dir, mein Kind, daß Du mir ſofort die Nachricht gebracht haſt."

„Ich dachte, Herr Graf," ſtotterte Marie und ſchlug die Augen nieder, „Sie haben Herrn Lindau immer viel Theilnahme und Güte gezeigt, und gewiß, er verdient es auch —"

„Gewiß," beſtätigte der Graf lächelnd; „er verdient noch mehr, er verdient, daß ſich ein gutes Kind, wie Du, für ihn beunruhige und unglücklich ſei, wenn man ihn mit ſo ſchmutzigem Verdacht beflecken will. Sei ruhig, wir wollen ſchon erfahren, was hinter der ganzen Sache ſteckt, und das Netz zerreißen.“

„Das iſt's, um was ich Sie habe bitten wollen, Herr Graf,“ ſagte Marie mit gefalteten Händen und mit ſo flehentlichem Geſichte, daß es dem Grafen ſchwer ward, ſeine Rührung zu verbergen. Er mußte ſich auch erinnern, daß er ein alter Junggeſelle und daß er mit Marie allein war, um ſie nicht auf die Stirne zu küſſen.

„Und was ſagte Herr von Frieſen zu der Verhaftung?“

„Der Herr Baron war nicht gegenwärtig. Seit dem Balle erſcheint der Herr Baron nur ſehr ſelten in der Villa und immer nur auf ſehr kurze Zeit. Ich hatte nicht den Muth zu ihm zu gehen: er ſcheint den Kopf voll Sorgen zu haben, iſt düſter, verdrießlich, ſchweigſam auch hat er Herrn Lindau nie viel Zuneigung gezeigt.“

Der Graf ſeufzte. — „Und die Baronin?“ fragte er weiter.

„Sie war außer ſich, ſie weinte, ſie wollte ſich für Herrn Lindau verbürgen, aber der Mann, der ihn abholte, wollte auf nichts eingehen und ſagte, er habe gemeſſene Befehle. Und die armen Kinder! ach, wie haben ſie gejammert, als man ihnen ihren lieben Freund entführte.“

„Arme Mathilde!“ ſagte der Graf vor ſich hin, „muß Dir das noch in dieſer Zeit geſchehen! Wie arg wirſt Du aus Deinem Traumleben geweckt!“

„Daſſelbe habe ich auch ſchon die ganze letzte Zeit gedacht,“ verſicherte Marie zutraulich. „Mein Gott, dachte ich, wird es dieſe Blume ertragen, wenn ſie aus dem Warmhauſe plötzlich in die Luft geſtellt wird. Aber, ich verſichere Sie, Herr Graf, es wird beſſer gehen, als wir glauben, ſelbſt wenn es noch ſchlimmer kommt, als bisher. Die Baronin iſt wie verwandelt; zwar ſorgenvoll und bekümmert, aber voll Ruhe und, wie mir ſcheint, voll Kraft. Und wenn auch ein arger Sturm kommt, ſie wird Stützen genug haben: meinen Vater und mich und Herrn Lindau, wenn er nur erſt frei iſt. Wir werden ſie gewiß nicht verlaſſen und wenn ſich noch ſo viel ändert, ſie ſoll es ſo wenig als möglich fühlen.“

„Haſt Du nicht Jemand vergeſſen, Mariechen? Iſt nicht noch Jemand da, der —“

Der Graf unterbrach ſich, aber Marie ergriff ſeine Hand und ſagte mit Innigkeit: „Nein, Herr Graf, ich habe Niemand vergeſſen, aber ich wagte es nicht, von dem treuen Freunde zu ſprechen, der ſelbſt immer Alles gethan hat, um ſeine treue Freundſchaft zu verheimlichen —“

„Stille, mein Kind, und ſei nicht ſo klug, du kleine Gärtnerstochter,“ ſagte der Graf ſanft verweiſend, und um das Geſpräch abzulenken, fragte er mit demſelben Lächeln: „Und Du, wie haſt Du Dich benommen, als man Dir Deinen Lindau entführte?“

Marie lachte laut auf und erröthete zugleich. — „Ich,“ ſagte ſie, „ich habe dem Beamten eine Grobheit geſagt, wie ich ſie in meinem Leben nicht ausgeſprochen, und er ſagte mir, daß er mich auf dieſes Wort hin gleich arretiren könnte. Hätte er es nur gethan, der Elende!“

„Ja, ja, ich weiß ſchon,“ lächelte der Graf, „Du würdeſt dieſem Lindau nach Sibirien folgen.“

„Gewiß würde ich,“ betheuerte Marie, „warum ſollte ich es leugnen? Er iſt mehr für mich zu thun bereit. Wiſſen Sie, Herr Graf, daß er ſeit Wochen, ſo oft er eine Stunde Zeit hat, in unſerem Garten arbeitet, wie ein ganz gemeiner Gärtnerburſche? daß er um meinetwillen Gärtner werden will, nur damit ich einſt Papa nicht verlaſſen muß und daß er Papa einmal ſeine Laſt abnehmen könne? Und Papa ſagt, er wird ein ausgezeichneter Kunſtgärtner.“

„Das iſt ſehr romantiſch und — ſehr klug,“ ſagte Graf Aurel. „Handwerk hat goldenen Boden. — Aber da Du eben von Papa ſprichſt — was ſagte denn der zu der Verhaftung Deines romantiſchen Liebhabers, ſeines Lehrlings?“

„Ach, mein Papa iſt leider nicht zu Hauſe, ſonſt wäre wohl Manches anders geworden. Seit vielen Tagen iſt er abweſend, hier in der Stadt, vielleicht auf Reiſen. Ich weiß nicht, was er treibt, ich weiß nur, daß er ſehr beſchäftigt iſt und viel mit Geld und Wechſeln zu thun hat. Er nahm mit, was an Werthpapieren und Wechſeln da war, um Alles loszuſchlagen. Ich brauche Geld, viel Geld, ſagte er, als er mir befahl, Alles aus den Büchern herauszuſchreiben — ſieh nach, was fällig iſt und was man zu Geld machen könnte.“

„Ich ahne,“ ſagte der Graf nachdenklich, — „Dein Vater iſt ein Mann, wie ich wenige kenne, und ein Freund —“

Hier meldete der Bediente Herrn Van der Sluy und der Angemeldete folgte ihm auf dem Fuße.

„Guten Abend, Herr Graf,“ ſagte der raſch Eintretende, — ſiehe da, Marie; wie kommſt Du hierher?

Und ohne die Antwort ſeiner Tochter abzuwarten, die überraſcht aufgeſprungen war und ihn in ihre Arme ſchloß, fuhr er gegen den Grafen fort: „Verzeihen Sie, Herr Graf, daß ich ſo ſpät ſtöre — es war mir unmöglich, früher zu kommen — ich hatte erſchrecklich viel zu thun —“

„Aber, Papa!“ rief Marie, „Du ſiehſt mich ja kaum an. Du biſt gar nicht überraſcht oder verwundert, mich hier zu finden! Du fragſt gar nicht, warum ich hier bin, beim Herrn Grafen?“

„Was wird's ſein,“ ſagte er abwehrend; „Thorheiten! — irgend etwas wegen Deinem Alfred, denn ſonſt ſteckt Dir ja doch nichts im Kopfe.“

„Allerdings wegen Alfred, Papa — man hat ihn verhaftet; er ſitzt im Gefängniß.“

„So? — Wird ihm auch nicht viel ſchaden! Unſere Gerechtigkeit hat es dahin gebracht, daß es eine Ehre iſt, einmal wenigſtens im Gefängniſſe geweſen zu ſein. Der junge Mann hat noch viel zu lernen — auch das iſt eine Lektion —“

„Aber, Papa —“

„Thorheiten! Kein Gejammer! Es wird den Hals nicht koſten. Irgend eine Lumperei. Davon ſpäter. Ich habe mit dem Herrn Grafen Wichtigeres zu ſprechen. Du kannſt indeſſen für Dich jammern, aber in der Stille, wenn ich bitten darf.“

Marie drückte ſich in die Ecke des Sopha's, während ſich ihr Vater dem Grafen Aurel gegenüber ſetzte. — „Sie haben ſchon errathen, lieber Herr Graf, um was es ſich handelt. Seit ſechs Tagen bin ich auf den Beinen, theils um mich über die Lage des Herrn von Frieſen vollſtändig zu unterrichten, theils um

Mittel zur Rettung herbeizuſchaffen. Nun, Herr Graf, die Lage iſt eine verzweifelte. Die letzte Hoffnung des Herrn von Frieſen gründete ſich auf die Gelder, die Prinzeſſin Eliſabeth aus dem Verkaufe ihrer Güter erlöſte und die, wie die Gelder der andern Prinzlichkeiten, bei ihm angelegt werden ſollten. Daraus wird nun nichts, da man auch ſchon bei Hofe weiß, daß der Baron in letzter Zeit ſchlechte Geſchäfte gemacht, daß er ſich auf der Börſe zu helfen geſucht und dadurch ſeinen Ruin nur beſchleunigt hat. In Folge deſſen wird höchſt wahrſcheinlich auch Prinz Viktor in den nächſten Tagen ſeine drei Millionen reklamiren; das wird ein Zeichen für die anderen Gläubiger ſein und die Kataſtrophe kann nicht mehr lange auf ſich warten laſſen. Dagegen läßt ſich nichts thun. Aber das Vermögen der Baronin kann gerettet werden und die Villa muß gerettet werden, einmal damit ich das Geſchäft weiter führen könne, dann damit die gute Frau in ihrem Hauſe bleibe und ſo das Unglück, indem man äußerlichen Veränderungen vorbeugt, weniger zu fühlen bekomme. Die Wechſel, die ſie mit unterſchrieben, habe ich glücklich aufgetrieben; um ihrer habhaft zu werden, habe ich allerdings Gelder aufnehmen müſſen, da meine Mittel nicht ſo weit reichten, aber ich habe keine Sorge, ich werde bezahlen können. Die Baronin bleibt aus dem Spiele; ich behalte nur die Wechſel in der Hand, um im gegebenen Falle als Gläubiger mitſprechen zu können. Nun aber gilt es, das Haus zu retten und den Garten, der uns Alle weiter ernähren und die von mir gemachten Schulden bezahlen ſoll. Das Haus iſt ein großer Luxus und werden ſich wenige Käufer finden, der Garten hat nur Werth durch mich — und ſo werden zu dieſem Zweck geringere Summen nothwendig ſein, als ſonſt der Fall wäre. — Aber, verzeihen Sie, Herr Graf, ich bin eilig und aufgeregt, ich fürchte, daß ich Ihnen die Dinge nicht klar genug darlege, ich weiß nicht, ob Sie mich ganz verſtehen.“

„O, vollkommen, lieber Van der Sluy, ich verſtehe Sie vollkommen gut, und ich verſtehe ſelbſt, was Sie mir nicht ſagen.“

„Gut! Nun kommt die Reihe an Sie, Herr Graf, — des Hauſes und Gartens wegen müſſen Sie Geld hergeben. Das Haus iſt eine Nothwendigkeit! Die gute Frau war in dieſem Hauſe glücklich, ſie fühlte ſich nur draußen wohl, ſie muß in dieſem Hauſe bleiben und ſo auf die möglichſt unmerkliche Weiſe über das Unglück und die Veränderung hinwegkommen. Das Geld iſt nicht verloren, denn —“

„Mein lieber Van der Sluy,“ lächelte Graf Aurel, „erſparen Sie ſich die Mühe, mich zu beruhigen. Sie wären im Stande, mir noch Sicherheit und Bürgſchaft verſchaffen zu wollen. Mein lieber Freund Van der Sluy, in dieſer Angelegenheit, wie in vielem Anderen wünſche ich Niemand ſo ſehr zu gleichen, wie Ihnen. Wie ich Sie kenne, habe ich ſeit lange geahnt, daß Sie ſich weder für ſich, noch hier für dieſes Kind zum Kaufmann gemacht und Geld zuſammenrafften. Ich lernte von Ihnen. Die Baronin iſt mir theuer, ihre Kinder liebe ich, als wären ſie meine Kinder. Und ſo hielt ich ebenfalls ſeit Jahren Haus mit meinem Vermögen, das mir übrigens Frieſen gerettet hat. Als er es vor vielen Jahren that, ohne mich weiter viel zu kennen, gab ich ihm mein Porträt mit einer Zeile, die ihm höflich und kalt meine Dankbarkeit ausdrückte; die großherzige Seite ſeines Weſens hat nie andern Dank von mir erwartet oder verlangt. Ich habe das, was er mir gerettet, als für ihn oder vielmehr für die Seinen gerettet betrachtet. Was iſt der Beſitz, wenn man nicht für Andere beſitzt!“

Van der Sluy murmelte etwas vor ſich hin, ohne ein deutliches Wort auszuſprechen, Marie aber ergriff des Grafen Hand und rief begeiſtert: „Sie ſind der edelſte Mann!“

„Nicht ſo, mein Kind,“ unterbrach ſie Graf Aurel, „ſo iſt es nicht gemeint. Ich will nicht beſſer erſcheinen, als ich bin, und ſo füge ich raſch hinzu, daß ich unter Umſtänden anders handeln würde, daß es nicht Dankbarkeit oder die Lage des Barons allein iſt, die mich zu dieſer Handlungsweiſe beſtimmte und beſtimmt. Es iſt vor Allem ein perſönliches Gefühl und ich nehme keinen Anſtand, es zu bekennen; es iſt eine tiefe Freundſchaft für die gute Mathilde, für die etwas zu thun mir allein Befriedigung verſchaffen, mich allein glücklich machen kann.“

Der Graf legte dieſes Bekenntniß ab, indem er mit großen Schritten im Zimmer auf- und abging. Dann öffnete er den Sekretär, zog eine Schublade hervor und ſagte, zu Van der Sluy gewendet: „Hier iſt Alles! Nehmen Sie, was Sie brauchen!“

„Es iſt gut,“ ſagte Van der Sluy, „ich werde kommen, ſobald es nöthig. Jetzt iſt das Dringendſte abgethan und ich kann zu meinen Blumen und Bäumen zurückkehren. Der Sturm wird nicht lange mehr auf ſich warten laſſen, da gilt es fertig zu ſein und ruhig. Jetzt ſollten nur noch die verſchwundenen Diamanten her, aber zum Poliziſten bin ich nicht gemacht.

Unter den Arbeitern finden ſie ſich nicht, das iſt gewiß, und der Schulmeiſter hat ſie auch nicht, obwohl Herr Lindau etwas der Art vermuthet hat, denn der arme Teufel lebt in Noth und will ſich auch nicht von der alten Liſe ernähren laſſen. Ich habe Erkundigungen eingezogen; er iſt zu gut für dergleichen. Nun, nun, wir wollen ſehen, wie wir auch ohne Diamanten fertig werden. Jetzt nach Hauſe und nach dem Unkraut geſehen!"

20. Kapitel.

Ein Erwachen.

Den drucket wie ein Grabeshügel
Das Leid hinab,
Und Jenem gab
Daſſelbe Leid die lichten Flügel.

Godwil.

Schweigend wanderten Vater und Tochter neben einander durch die ſpäte Nacht. Nur von Zeit zu Zeit verſuchte es Marie, die Aufmerkſamkeit Van der Sluy's auf ihre Mittheilungen über die Verhaftung Lindau's, auf ihre Klagen über deſſen Gefangenſchaft, auf ihr Abenteuer mit James, dem Groom, zu lenken. Er hörte nur mit halbem Ohr zu und ein gewiſſes Brummen, das Marie wohl kannte, brachte ſie zu wiederholten Malen zum Schweigen. Es war wohl ſchon Mitternacht, als ſie an der Villa ankamen. Van der Sluy ließ ſein Kind in den Garten treten; er ſelbſt wollte noch den Rundgang machen, rings um Villa, Park und Garten, wie er es von jeher gewohnt war, bevor er ſich zu Bette begab, und wie er es nun ſeit vielen Tagen nicht gethan. Tiefe Stille, eine ſcheinbar glückliche Ruhe lag auf der ganzen Beſitzung, wie über dem Bette eines ſchlafenden Kindes. Kein Wipfel, kein Blättchen bewegte ſich; der Hund im Stallhofe, der den befreundeten Schritt kannte, ließ nur ein freundliches Brummen hören. Die Nachtigallen hatten längſt ausgeſchlagen, denn man näherte ſich dem Herbſte, und ſelbſt das Bächlein, welches das Tannenwäldchen durchfloß, war ſtille, denn die Sommerhitze hatte es beinahe ausgetrocknet und ſeinen Wellen nicht einmal die Kraft zum Plätſchern und Murmeln gelaſſen. Eben kam Van der Sluy auf ſeinem Gange um die äußere Mauer an den Bogen, durch den das Waldbächlein in's offene Feld tritt, als er, durch eben jene tiefe Stille begünſtigt, plötzlich Stimmen hörte. Sie kamen zu ſeinem größten Staunen aus dem Parke ſelbſt, durch eben jenen Bogen, in deſſen nächſter Nähe ſich die ſprechenden Perſonen zu unterhalten ſchienen.

„Kommſt Du endlich, Schulmeiſterlein!“ ſagte eine etwas zittrige, aber doch im Scherz kichernde Stimme, — „kommſt Du endlich! Volle drei Stunden und in tiefer Nacht und auf einer Raſenbank mit der Geliebten — ich hoffe, Du biſt glücklich, Schulmeiſterlein!“

„Still, Alte!“ antwortete eine andere Stimme, nicht ohne Zorn.

„Warum ſoll ich ſchweigen? Ich darf mich doch freuen? Habe ich ſie Dir nicht herbeigebracht? Dankſt Du Dein Glück nicht mir?“

„Glück!“ lachte der Schulmeiſter, — „ich bin der Elendeſte aller Menſchen.

„Nur ruhig, nur ruhig! Das iſt wohl bloßer Katzenjammer nach zu viel Glück.“

„Sie betrügt mich,“ ſagte der Schulmeiſter dumpf und tonlos, „ſie führt mich an der Naſe herum; ſie ſchiebt alle meine Hoffnungen auf, ſie findet Ausreden, um die Erfüllung aller Verſprechungen aus jener erſten

Nacht aufzuſchieben. Ich fragte ſie, wann ſie denn endlich nach Frankreich zurückgehen wolle, ich ſei bereit, ihr zu folgen, ihr zu dienen als letzter Knecht, wenn ich nur immer um ſie ſein könnte? Sie gab mir ausweichende Antworten. Ich machte ihr Vorwürfe des Prinzen wegen — ſie ſagte, ſie wolle mich zu einem großen Herrn machen —“

Hier lachte der Schulmeiſter ſo laut, als ob er zu Hauſe auf ſeiner Stube wäre. Seine Begleiterin war über das laute Gelächter offenbar erſchrocken, denn ſie ſchnitt es raſch mit einem beſchwichtigenden: „Sch!“ ab; trotzdem fuhr er eben ſo laut fort: „Ich werde den Prinzen ermorden. Ich muß es thun, ſonſt läßt er mich in's Gefängniß werfen, wie Lindau, oder läßt er mich ermorden, da ich ihm gefährlich bin. Es iſt mir ſchon ſeit mehreren Tagen ſo, als ob ich überall von ſeinen Mördern umgeben wäre.“

„Schulmeiſter, Du ſprichſt dummes Zeug,“ ſagte die Sirupliſe, „und ich vergeſſe darüber die Hauptſache. Sind in dem Käſtchen die Diamanten oder nicht? Darauf kommt viel an, und wär's auch nur wegen der Ruhe Deiner Seele.“

„Diamanten?“ fragte der Schulmeiſter, als ob er ſich beſänne, — „ich weiß es nicht. Wie ich ſie zu ſehen bekam, die ſchöne, die ſchönſte Gabriele, vergaß ich, daß ich der Diamanten wegen gekommen war. Ich Elender! Da ſitzt der arme Lindau unſchuldigerweiſe vielleicht als Diamantendieb und ich vergaß es über ſchönen Augen und ſprach von meiner Liebe und war ſelig, daß ich ihren Hals küſſen durfte.“

„Du weißt alſo nicht —“

„O, jetzt glaube ich es wohl, daß in dem Käſtchen die Diamanten ſind und nicht Reliquien einer theuren Mutter. O, dieſe Gabriele kann viel! Aber gehören ihr nicht alle Diamanten der Welt von rechtswegen? Und ſoll ich ſie verrathen? Da laſſe ich lieber alle Lindau der Welt im Gefängniß verſchmachten. Doch nein — ich erinnere mich — ja — ja — ſo iſt es — ſie hat mir ſelbſt von Lindau's Verhaftung geſprochen. Er iſt aus politiſchen Gründen verhaftet worden — ja, ja, ſo iſt es — ſo ſagte ſie. Wie kommt es, daß ich mich ſo ſchwer erinnere? — Alte Sirupliſe, ich glaube, ich werde verrückt. Das thut die Liebe. Ich werde ſie nicht verrathen, und wenn ſie mir alle Diamanten Braſiliens und Delhi's in Verwahrung gäbe. Aber verrückt werde ich — das iſt gewiß."

„Komm, komm!" drängte jetzt die Sirupliſe mit einiger Aengſtlichkeit in der Stimme, — „komm und ſprich nicht ſo geſchwollen! Aus Liebe verrückt werden, das iſt ein Unſinn; man bereut es, wenn man wieder zu Verſtande kommt."

Van der Sluy that einen Schritt näher, um auf den Schulmeiſter, wenn er aus dem Bogen träte, ſofort die Hand zu legen, und zwar ſtreckte er zu dieſem Zwecke den Arm auf höchſt energiſche Weiſe aus. Aber der Schulmeiſter kam noch nicht und Van der Sluy hörte noch dieſen Monolog: „Sollte ſie wirklich infam, ſchlecht, niederträchtig ſein? Das Laſter ſollte nie ſchön ſein! Ich war einmal ein unſchuldiges Kind und da glaubte ich, das Laſter ſei immer häßlich. Es war einer meiner erſten Schmerzen, als ich entdeckte, daß das Laſter ſchön ſein könne. Die Welt ſollte ſein, wie es die Kinder wollen, wie ſie ſich die Kinder denken. Nur die Tugend ſollte ſchön ſein, und Talent und

Genie ſollten nur der Tugend gehören. Nur die Tugend würde dann verführen und nur der Edelſinn die Welt regieren. Es iſt ein Kindertraum, aber die höchſte Weisheit und ein Ziel auf's Innigſte zu wünſchen!“

Van der Sluy ließ ſeinen energiſch ausgeſtreckten Arm etwas ſchlaffer werden; ſeine gewaltige Hand verlor das Ausſehen einer Geiersklaue und er ſchüttelte den Kopf. Die Sirupliſe, die zuerſt aus dem Bogen hervorkam, ließ er ruhig an ſich vorbeipaſſiren und dem Schulmeiſter, der ihr folgte, legte er feſt, aber nicht unſanft die Hand auf die Schulter.

„Mein Junge,“ ſagte er ruhig, „jetzt ſei hübſch ſtille; Du biſt mein Gefangener und wirſt mir ein zweites Mal nicht entwiſchen. Es wird Dir nichts Böſes geſchehen, aber ich brauche Dich.“

Der Schulmeiſter war unter der ſtarken Hand des Gärtners und beim erſten Tone ſeiner Stimme zuſammengefahren, wie vom furchtbarſten Entſetzen ergriffen. Starr ſah er mit rückwärts gewandtem Kopfe Van der Sluy in's Geſicht, ohne ein Wort hervorzubringen. Van der Sluy erſchrak ſelbſt über die Art des Schreckens, die ſich in Blick und Haltung des jungen Menſchen ausdrückte, eine ungewöhnliche Art, die etwas Unheimliches hatte, und er wollte ihm eben beruhigend zuſprechen, als die Sirupliſe, hinter deren Rücken dies Alles vorgegangen, ſich umwandte und die Lage erkennend, ſofort ein gewaltiges Geſchrei erhob und zugleich mit ihrer Krücke auf den Arm, der den Schulmeiſter hielt, einzuhauen begann.

„Alte Hexe,“ ſagte Van der Sluy ruhig, indem er mit der Linken die Krücke packte und feſthielt, — ſchweige oder Du rennſt Deinen Schulmeiſter in's Verderben.

Wenn Dein Geſchrei die Leute herbeiruft, kann es leicht geſchehen, daß er der Gerechtigkeit in die Hände fällt — Du weißt, von wegen der Diamanten. Ich will aber keinen Skandal und ich will auch nicht das Verderben des Schulmeiſters. Alſo ſei ſtill, ſonſt biſt Du ſammt ihm verloren."

Die Sirupliſe begriff erſtaunlich ſchnell. Sie beruhigte ſich und ſagte: „Ich kenne Dich, Van der Sluy; ich weiß, daß Du feſthältſt, was Du hältſt — und was Du ſagſt und verſprichſt, iſt auch nicht aus Seifenblaſen — aber dieſen hier muß ich haben und ſollte ich mich dem Teufel verſchreiben."

„Du magſt Dich dem Teufel verſchreiben, aber dieſen hier behalte ich, denn ich brauche ihn."

„Laß mich, Alte, laß mich," bat der Schulmeiſter, „mein Schickſal beginnt oder endet vielleicht. Es nützt nichts. Es iſt mir übrigens, als wäre ich bei dieſem Manne vor den Dolchen des Prinzen ſicher, und wenn er mich, wie er verſpricht, im Hauſe behält, ſo bin ich doch in ihrer Nähe. Laß mich — überlaſſe mich meinem Schickſal!"

Während er ſo ſprach, bewegte ſich Van der Sluy mit ihm bereits einer Thür entgegen; die Sirupliſe folgte und bat nur noch um das Verſprechen, daß der Schulmeiſter gut behandelt werden, daß ihm nichts geſchehen ſolle. Aber ehe ſie ſich deſſen verſah, war die Thüre geöffnet und wieder vor ihrer Naſe zugeſchlagen, und waren Van der Sluy ſammt dem Schulmeiſter im Innern des Gartens verſchwunden.

Und während die Sirupliſe murrend und murmelnd der Stadt entgegenhinkte, ſtand der Schulmeiſter im Zimmer Van der Sluy's vor dieſem wie vor einem

Richter und antwortete auf ſeine Fragen, wie in einem peinlichen Verhöre — fügſam und gehorſam wie ein Kind. Nur manchmal bemerkte Van der Sluy mit mitleidigem Kopfſchütteln, daß des Schulmeiſters Gedanken nach den verſchiedenſten Seiten die Flucht zu ergreifen ſtrebten, daß es ihm ſchwer wurde und er ſich ſichtliche Mühe gab, die Fragen auf zuſammenhängende Weiſe zu beantworten. Und die Sirupliſe hatte die Stadt noch nicht erreicht, als der Schulmeiſter, nachdem er Van der Sluy ſein Wort gegeben, ſich ohne deſſen Wiſſen nicht aus dem Hauſe zu entfernen, auf einer Moosbank im Gewächshaus in einen Schlaf verfiel, der viel zu tief und zu feſt war, um der Schlaf eines geſunden Menſchen zu ſein.

Wäre nur eine kleine Doſis ſolchen Schlafes Mathilde zu Theil geworden. Während der „kindliche Gott, der Gott der Kindheit, ohne den die Welt in wenig Stunden wäre gealtert“, den unſeligen Gefangenen Van der Sluy's, deſſen Gedanken zu ſchwärmen begannen, mit ſeinen Gaben bis zum Erdrücken überſchüttete, ging die Herrin des Hauſes ruhelos durch die lange Reihe der Zimmer. Sie ſchlief ſeit lange nicht mehr und ſeit vielen Tagen nur kurze Stunden. Odo war wieder friſch und geſund, aber die Atmoſphäre rings um ſie war krank. Wußte ſie auch nicht in's Einzelne, was mit ihr vorging, ſo fühlte ſie es doch und kam ſie mehr und mehr auch zu klarer Erkenntniß. Einzelne Ereigniſſe, einzelne Worte vergangener Tage, auf die ſie früher nicht geachtet hatte, tauchten jetzt plötzlich in ihrer Erinnerung auf, gewannen Bedeutung und ſetzten ihr eine ganze Geſchichte zuſammen. Ihr Ausſehen verrieth, daß ſie jetzt mehr ſah und hörte, als ehemals. Ihre Augen waren größer geworden und ihr ganzes Weſen ſchien nach allen Seiten zu hören und zu horchen. Auch machte ſie den Eindruck, als wäre ſie um einen ganzen Kopf gewachſen und ihr Schritt war feſter und beſtimmter. Sie war nicht mehr die Nachtwandlerin, die Graf Aurel zu wecken fürchtete. Das Vertrauen, das in der Dunkelheit über Abgründe hinführt und die Seele vor den ſchmerzlichſten Kämpfen bewahrt, iſt ein kindliches Glück, aber ein menſchenwürdiges Daſein, wenn auch auf Koſten der Ruhe, gewinnen Individuen wie Völker erſt, wenn ſie dieſes Vertrauen eingebüßt haben. Und hat ſich dieſer Prozeß einmal vollzogen, dann wollen die Edlen unter den Individuen wie unter den Völkern die Leiden der Erkenntniß gegen jenes Glück nicht wieder vertauſchen, ſelbſt wenn ſie es könnten. So war es auch bei Mathilde; ja ſie machte ſich Vorwürfe, ſie empfand eine gewiſſe Scham, ſo lange unmündig geweſen zu ſein. Was ſie vor Allem war, Mutter, konnte ſie es im großen und vollen Sinne des Wortes ſein bei geſchloſſenen Augen? Iſt das beſte Weib Mutter, wenn ſie nur für Geſundheit, Fröhlichkeit, Anmuth der Kinder ſorgt? Iſt deren Zukunft, deren Ehre nicht von gleichem Belang? Muß ſie nicht die Menſchen erkennen, mit denen ihre Kinder Menſchen ſein ſollen? Bei einer Frau, die dieſe Forderungen ihres Berufes, dieſe Pflichten erkannt hat, tritt das eigene Glück in den Hintergrund; ſie iſt gewappnet, ſie iſt ruhig; was ſie nicht weiß, erräth ſie mit Hellſeherei und ihr ganzes Trachten ſammelt ſich in dem einzigen Streben, um ihre Kinder eine klare, geſunde Atmoſphäre zu ſchaffen, in der die jungen Seelen wachſen und gedeihen mögen. Alles Andere iſt Nebenſache. Und während Lindau, Van der Sluy, Marie, Graf Aurel in der Stille für ſie ſorgten, hatte ſie ihre Freunde ſchon tiefer erkannt, als ſie ſich ſelbſt kannte; und während jene ihre äußeren Verhältniſſe für die Zukunft zu ſichern trachteten, wußte ſie, daß dieſe vier die Menſchen ſind, welche die gedeihliche Welt ihrer Kinder zuſammenzuſetzen beſtimmt ſeien. Es ging ihr ein Stich durch's Herz, wenn ſie ſich darauf ertappte, wie ſie bei ſolchen Betrachtungen am wenigſten an ihren Mann, an den Vater ihrer Kinder dachte. Aber zwiſchen ihm und ihr lag ein Etwas, ein Unreines, das erſt beſeitigt oder geklärt werden mußte. Daß es geſchehen werde, das hoffte und erſehnte ſie mit ganzer Seele. Wie ſie ihn, wenn auch ſelten, ſo gedrückt, ſchweigſam, unglücklich einhergehen ſah, ahnte ſie, daß er einer Sühnung und damit einer Verſöhnung mit ihr entgegenſehe. Und ſo war es ihr auch, als müßte ſie ſelbſt etwas thun, um ihm bei der Befreiung von ſeiner Schuld zu helfen und zugleich ihr Haus zu reinigen.

In dieſer Stimmung traf ſie Marie, die jetzt, nach dem Willen des Vaters, Blumen und Geſchäftsbücher laſſen mußte, um ſtets bei der Baronin zu ſein. Da ihr vor Allem Lindau's Schickſal am Herzen lag, ſprach ſie ihr ſogleich von den Entdeckungen, die ſie mit Hilfe des Grooms gemacht und dann erſt von dem Gefangenen, den ihr Vater heute Nacht in's Haus gebracht, und von den halben Geſtändniſſen, die dieſer, ohne es zu wollen und wie im Fieber, ihrem Vater abgelegt. Mathilde brauchte Zeit, bis ſie ſich alle die Erfahrungen zurecht gelegt, bis ſie nur ahnte, was der Prinz, die Korreſpondenz Gabrielens mit ihm, die Verhaftung

Lindau's, der Schmuck, der Schulmeiſter und all die Wirrſal mit ihr und ihrer Lage zu thun hatten. Sie begriff es auch nach langem Nachdenken nicht — aber über Gabriele glaubte ſie klar zu ſein. Was ihr eben Marie erzählte, war ihr nur wie ein Fingerzeig mehr, wo ſie mit der Reinigung ihres Hauſes und ihres Verhältniſſes zu Frieſen zu beginnen habe. Nachdem ſie lange und mit ſtarken Schritten im Zimmer auf- und abgegangen, einige Male den Kopf in die Hände gelegt hatte, blieb ſie entſchloſſen vor der Klingelſchnur ſtehen und ſchellte. Die Glocke ertönte ſo heftig, daß Gudula erſchrocken herbeiſtürzte.

„Fräulein Gabriele ſoll ſogleich herüberkommen!"

Dann legte ſie ihre Hände auf den Rücken und blieb, die Augen auf die Thüre gerichtet, unbeweglich ſtehen.

Gabriele trat lächelnd ein, aber das Lächeln verſchwand ſogleich und machte einem Ausdruck des Staunens, dann der Demuth Platz, als ſie Mathilde in dieſer Stellung erblickte. Das ſonſt ſo ſanfte Auge der Baronin ruhte kalt, bewegungslos auf ihr, daß ſie unwillkürlich den Nacken beugte. Sie regte den Mund, aber kein Laut kam über ihre Lippen.

„Mademoiſelle de Chaumont," ſagte Mathilde in franzöſiſcher Sprache, ohne die Stimme höher als gewöhnlich zu erheben, aber feſt und ohne ſich zu regen; — „Mademoiſelle de Chaumont, Sie verlaſſen mein Haus — heute noch!"

„Mathilde!" rief die Franzöſin, „Sie jagen mich ſo fort? Und warum?"

„Heute noch!" wiederholte Mathilde eben ſo ruhig wie das erſte Mal.

Gabriele ſtreifte ſie mit einem Blicke, erhob dann den Kopf, wandte ſich und ging aufrecht aus dem Zimmer.

Als Mathilde den Blick von der Thüre, die ſie noch eine Minute lang angeſtarrt hatte, abwandte, ſah ſie Marie, die ſich in einen Fauteuil gedrückt hatte und ſchluchzte. Sie errieth, was in dem guten Kinde vorging. Welche Kämpfe, welche Schmerzen mußten die Seele dieſer Frau durchzogen haben, bis ſie dahin gelangte, um ſo handeln zu können, wie ſie es eben gethan! Marie weinte aus Mitleid mit der guten Frau und Mathilde wußte das, denn ſie fühlte in dieſem Augenblicke, wie bedauernswerth ſie war. Sie ſagte ſich, daß dieſer Schritt ihr den Gatten entweder wieder zurückführe oder auf ewig entferne. Ueberwältigt ſank ſie auf's Sopha nieder, obwohl ſie ſich nie ſo ſtark und ſelbſtſtändig gefühlt, wie eben jetzt.

Kaum eine halbe Stunde ſpäter bildete ſich im untern Vorſaal eine Verſammlung, deren Mittelpunkt Gudula war. Die ganze Dienerſchaft umſtand ſie; ſelbſt der Koch, der ſeit dem Feſte wenig zu thun hatte, da Herr von Frieſen ſelten in der Villa ſpeiſte und nie Gäſte mitbrachte, ſelbſt der Koch war aus den unteren Regionen heraufgeſtiegen. Gudula erzählte und wiederholte ſchon zum zehnten Male: „Aber ich ſchwöre es bei meiner Ehre, ich habe es ja ſelbſt gehört; ich verſtehe ja franzöſiſch, obwohl ich ſo thue, als ob ich kein Wort verſtünde, und ich ſtand ja an der Thüre und habe es mit dieſen meinen eigenen Ohren gehört, ohne daß es mir einfiel, zu horchen. „Mademoiſelle de Chaumont,“ hat die gnädige Frau geſagt, „Sie verlaſſen mein Haus — heute noch! — Das hat ſie geſagt, auf Ehre und Seligkeit; die gnädige Frau ſelbſt hat ſie weggejagt.“

„Der gnädige Herr wird's freilich nicht gethan haben,“ lächelte James und der ganze Hauſe unterſtützte ihn mit lautem Gelächter.

Elias ſtand etwas höher als die Andern auf einer Treppe, ſchlug auf die Doſe, die er ſeit einiger Zeit, trotz der Abneigung des Herrn von Frieſen, mit offenbarer Oſtentation immer in der Hand hielt, und ſagte, indem er eine Priſe nahm: „Das iſt bedeutend, ſehr bedeutend!“

„Und ſie kleidet ſich ja ſchon an und packt,“ fuhr Gudula fort, „das iſt ja Beweis genug — ſie zieht das braune Kleid mit den grünen Streifen an.“

„Das iſt ſehr bedeutend,“ wiederholte Elias, „denn ſo eine Perſon jagt man nicht ſo fort, wie unſer Einen; das einzige, was ſie vor uns voraus hat, iſt, daß ſie nicht einmal ſechs Wochen ausbezahlt bekommt. Aber dafür iſt ſie von Adel.“

Neues Gelächter belohnte den Witz des alten Kammerdieners.

„Ich finde das nur gerecht,“ fuhr er aufgemuntert fort, „denn ich bin ein ehemaliger Sozialiſt, bin es gewiſſermaßen noch heute und ſage: „entweder — oder! Entweder Geld oder Adel! Jedem etwas! Ausgleichung nennt man das. Bedeutend an der Sache aber iſt —“

„Daß ſie die gnädige Frau fortjagt,“ fiel ihm Gudula in's Wort. „Wo nimmt nur die Frau den Muth her! Wagt ſie es doch nicht, Einen oder Eine von uns wegzujagen.“

„Ganz richtig,“ beſtätigte Elias. „Gudula hat Geiſt; ich habe das immer mit Vergnügen bemerkt und hätte ich nicht ſo meine eigenen ſozialiſtiſchen Anſichten über die Ehe, ich hätte Gudula längſt die Beweiſe geliefert, wie ſehr ich als erfahrener Mann die geiſtigen wie ſonſtigen Vorzüge dieſes weiblichen Einzelweſens anerkenne und zu ſchätzen weiß. Aber die in Frage ſtehende Angelegenheit hat noch eine bedeutendere Seite.“

Er nahm wieder eine Priſe, bemerkte mit Genugthuung, wie ſich ihm Aller Geſichter aufmerkſam und wißbegierig zuwandten, ſtieg eine Stufe höher und begann in gemeſſenem, redneriſchem Tone:

„Wenn eine Taube, eine ſanfte Taube, ſagen wir eine blaue Taube, wie Baronin Mathilde von Frieſen, mit einem Male Geiersklauen, oder ſagen wir, weil es beſſer klingt, Adlersklauen bekommt, — wenn ein ſolches altadeliges, ſo zu ſagen legitimes Fräulein aus einem jungadeligen, ſo zu ſagen nicht legitimen Hauſe, gewiſſermaßen bürgerlich, ja unterbürgerlich hinausgeworfen wird, dann —“

„Dann? — nun dann?“ fragte der Chorus geſpannt.

„Dann iſt etwas faul im Staate Dänemark!“

„Dänemark! immer Dänemark!“ rief Gudula ungeduldig.

„Es iſt wahr. Warum denn immer Dänemark?“ fragte der Koch verblüfft.

„Einfältiges, unwiſſendes Volk, unfähig, die Sprache der Bildung zu verſtehen!“ zürnte Elias. „Nachdem ich euch die Bedeutung dieſes Wortes nun hundertmal erklärt habe, wißt ihr noch immer nicht, was Dänemark beſagen will. Dänemark iſt die Welt, Dänemark iſt unſer eigener Staat, Dänemark iſt überall, wo etwas faul iſt und darum iſt auch hier in dieſem Hauſe Dänemark! — Ich fahre fort," ſagte er dann mit der alten Ruhe und wieder eine Priſe nehmend, — „wenn in ein Haus ſo ungenirt die Polizei einbricht und ihm die Schmach anthut, den Hofmeiſter dieſes Hauſes ſo mir nichts, dir nichts zu verhaften, ohne erſt den Herrn oder die Frau dieſes Hauſes zu fragen, ob es ihnen ſo recht ſei; wenn es ferner in einem Hauſe, nach einem Feſte, wie wir es gegeben und daß uns Tauſende gekoſtet, plötzlich ſo ſtill wird und von den geladenen Gäſten nicht der fünfte Theil kommt, um ſich für beſagtes Feſt zu bedanken; wenn in einem ſolchen Hauſe ein ſolches Feſt mit einigem nicht unerheblichen Skandal abläuft; wenn in einem ſolchen Hauſe Diamanten geſtohlen werden, von denen man im Publikum ſagt, daß ſie zum Mindeſten verſetzt ſind; und wenn nach einem ſolchen Diamantendiebſtahl nicht wenigſtens die Hälfte eines ſolchen Hauſes, wie ſie ſoeben mich anzuhören die Ehre hat, unſchuldigerweiſe in die düſterſten Gefängniſſe geworfen wird, dann, o meine Freunde — dann —"

„Dann," fiel ihm Gudula in's Wort, „dann iſt etwas faul im Staate Dänemark."

„So iſt es, meine Gudula, — Du ſagſt es!"

„Seit wann duzen Sie mich, Monſieur Elias?" fragte die Kammerjungfer etwas beleidigt.

„Seit Du meine Gedanken erräthſt, o Mädchen," erwiderte der alte Kammerdiener ſchmunzelnd, — „und in großen Momenten und wenn ich Reden halte, duze ich die ganze Welt. Es wird dann Alles erhabener. Aber ich habe noch nicht vollendet. Wir ſagten, daß auch dieſes Haus Dänemark iſt. Ich, als der Aelteſte, Erfahrenſte, Weiſeſte unter Euch, ich hatte die Pflicht, Euch darauf aufmerkſam zu machen, daß jeder an ſeine Zukunft denke und wo er ſein Haupt niederlege, wenn der Zuſtammenſturz eintritt, den ich prophetiſch kommen ſehe, denn der Menſch iſt kein Vieh und denkt an das Morgen.“

Die Rede Elias' brachte einen ſichtlichen Eindruck hervor; ſofort theilte ſich die Verſammlung in Gruppen, die zu berathſchlagen anfingen. Gudula aber rief: „Das iſt mir Alles egal! — ich bleibe bei der gnädigen Frau, mag's kommen, wie es will, und wenn ich trockenes Brod mit ihr eſſen müßte.“

„Gudula, mein Herz,“ ſagte Elias zärtlich, indem er ſeinen hohen Standpunkt verließ und zu ihr niederſtieg, — „Gudula, Du biſt eine edle Sozialiſtin ohne es zu wiſſen. Ich verehre Dich, ich verſtehe ſolche Regungen als ehemaliger Sozialiſt, und wahrlich ich ſage Dir, ich bleibe, wo Du bleibſt, denn von trockenem Brode wird keinenfalls die Rede ſein, da die gnädige Frau wohl jedenfalls ihr Mitgebrachtes hat und ich mein Erſpartes gerne mit Dir theilen werde.“

An dieſe praktiſchen Erwägungen gedachte er noch etwelche gemüthliche, vielleicht erotiſche anzuknüpfen, aber Gudula vertraute ihm, daß ihr die gnädige Frau anbefohlen, nach Fräulein Gabriele zu ſehen und ihr etwa beim Einpacken oder anderweitig, wenn ſie deſſen bedürfte, behülflich zu ſein. Sie machte ſich los und eilte die Treppe hinauf. Die Thüre zu Gabrielens Zimmer ſtand offen, das Zimmer war leer, Gabriele verſchwunden.

21. Kapitel.

Im Palaſte.

> Es iſt Alles noch, wie es war,
> Nur iſt es verworrner geworden,
> Und was man für bedeutend hält,
> Iſt alles auf ſchwache Füße geſtellt.
>
> Goethe.

Obwohl es bereits elf Uhr geſchlagen, war es doch in und um das Palais des Prinzen Viktor noch morgendlich ſtille. Sämmtliche Straßen und Gäßchen, die das weitläufige Gebäude, ein ehemaliges Kloſter, umgaben, waren durch Ketten geſchloſſen; die Landleute, die zu oder bereits von dem nicht fernen Marktplatze fuhren, mußten große Umwege nehmen; die Verkäufer und Ausrufer wußten es längſt, daß ſie ſich von dem Palaſte in ſolcher Entfernung zu halten hatten, daß ihre Stimmen und Rufe nicht bis an die prinzlichen Ohren dringen konnten. Die Schildwachen vor den beiden Portalen gingen leiſen Schrittes auf und ab, und ſelbſt die Hunde im Hofe, Thiere aller Racen und der verſchiedenſten Temperamente, hielten ſich, durch lange Erfahrung belehrt, bis gegen Mittag ſo ſtille und ruhig, wie die Lakaien. Niemand, der die prinzliche Reſidenz während der Vormittage kennen gelernt, hätte geglaubt, daß hier der oberſte Befehlshaber einer

Armee und zugleich der Mann wohnte, auf dem der größte Theil der Regierungslaſt ruhte — ſo wenig ſtimmte dieſe Ruhe tief in den Tag hinein mit den Vorſtellungen, die man ſich von den Sorgen um ein großes Reich und von den Gewohnheiten eines Feldherrn macht.

Natürlich war es auch im Vorſaal mäuschenſtill, obwohl dieſer vom Schlafzimmer des Prinzen durch eine lange Reihe von Gemächern getrennt war, und ſaßen in Folge gegebener Anweiſung alle die Petenten, denen für dieſen Morgen Audienzen verſprochen waren, ſo unbeweglich da, wie egyptiſche Statuen. Wenn einer der Wartenden den eingeſchlafenen Fuß bewegen wollte, hob er das Bein vorſichtig mit beiden Händen um es leiſe von der innegehabten Stelle zu entfernen, und ſelbſt dieſe vorſichtige Bewegung ging nicht von Statten, ohne die Aufmerkſamkeit des zwiſchen den Wartenden auf- und abgehenden Kammerdieners zu erregen und deſſen Blicken einen vorwurfsvollen Ausdruck zu geben. Die Blicke des Kammerdieners verdüſterten ſich, als die Thüre aufging, nahmen aber ſchnell wieder einen lächelnden Ausdruck an, da er ſah, daß es Graf Aurel war, der eintrat. Schnell ging er ihm entgegen.

„Guten Morgen, Werner,“ redete ihn der Graf wie einen alten Bekannten an. — „Schläft er denn noch?“

„Gott bewahre,“ liſpelte Werner, „er iſt ſeit zwei Stunden auf, aber er hat Beſuch. Sobald der Beſuch fort iſt, werde ich den Herrn Grafen melden.“

„Danke, lieber Werner, es hat Zeit, es iſt nichts ſo ſehr Dringendes.“

Der Kammerdiener beeilte ſich, dem Grafen einen Fauteuil zu ſtellen, etwas abgeſondert von den anderen Wartenden, und er that es mit einer geräuſchvollen Dienſtfertigkeit, welche die bisherige Strenge des Stillſchweigens und der Ruhe als höchſt überflüſſig erſcheinen ließ. Der Graf hatte ſich kaum niedergelaſſen, als der Kammerdiener ſich vor ihn hinſtellte und ihn mit bedeutungsvoller Handbewegung auf einen Mann aufmerkſam machte, der allein in einem Winkel ſaß und unverwandt, die Hände im Schooße zuſammengefaltet, auf den Boden vor ſich hinſtarrte. „So ſitzt er ſeit zwei Stunden da," liſpelte er — „armer Mann, gewiß vergebens ich weiß, ſeine Hoheit will nichts für ihn thun!"

Graf Aurel erſchrak und ſchlug die Hände zuſammen. „Ich begreiſe Ihren Schrecken, Herr Graf," fuhr der Kammerdiener fort;" welch' ein Anblick! Sieht er nicht aus, wie einer, der da antichambrirt, um eine kleine Bureauſtelle zu erhalten? Ich habe mir alle Mühe gegeben, ihn aufzuheitern — vergebens, er hörte kaum, was ich ſagte, obwohl ich den beſten Willen hatte, ihm mancherlei zufließen zu laſſen, was ihm hätte nützlich ſein können. — Mein Gott, wie kann der Menſch ſo raſch verfallen — ſieht er nicht aus, wie ein armer Mann und um zwanzig Jahr gealtert? Darum ſage ich immer: Geld iſt nichts! — großer Grundbeſitz mit Majoraten und Fideikommiſſen iſt Alles. Mein Gott, Fürſt E. hat gewiß zehnmal mehr Schulden, als der arme Frieſen, aber wie luſtig lebt er, wie wohl ſieht er aus — es iſt eben ein Fideikommiß und ſelbſt die Sequeſtration —"

Der Kammerdiener fuhr in ſeiner Philoſophie noch fort, als Graf Aurel längſt vor Frieſen ſtand. Er faßte ihn ſanft an der Schulter und ſchüttelte ihn leiſe. Frieſen blickte ruhig auf. — „Sieh da, Graf Aurel,“ ſagte er freundlich, „ſind Sie auch da — ich errathe — Sie ſind ein guter Freund, Sie kommen meinetwegen — Sie wollen den Prinzen bitten, daß er mich nicht fallen laſſe. — Geben Sie ſich keine Mühe, lieber Freund — es iſt vergebens — ich weiß es — und ich ſelbſt würde es ihm nicht zumuthen — was gehen den Staat meine Miſeren an?“

„Was wollen Sie dann hier, lieber Frieſen?“

„Ich? — ich thue meine Schuldigkeit — ich mache einen letzten, allerletzten Verſuch.“

Er war bei dieſen Worten aufgeſtanden, zog auf beiden Seiten die Weſte herunter, ſtreckte ſich wie einer, der aus dem Schlaf erwacht, und ſuchte zu lächeln. Graf Aurel unter dem Arm nehmend, führte er ihn in die Mitte des Saales und da er auch da noch, wie man an ſeinem Umſehen erkannte, ſich den Antichambrirenden zu nahe fühlte, weiter nach vorwärts bis in die Nähe der Thüre, die in die innern Gemächer führte — und dieſer mit dem Geſichte und dem Publikum mit dem Rücken zugewendet, ſagte er leiſe und weich:

„Lieber Freund, Sie achten und ſchätzen meine Frau — die gute Mathilde — ſie verdient es — eine vortreffliche Frau — ſehen Sie — ſie kommt um Alles — ſie unterſchrieb Alles — die Kinder — o Gott, wenn nur das nicht wäre! — Mit einem Worte — ich will Sie bitten —“

Er hatte das Wort nicht ausgeſprochen, als die in die fürſtlichen Gemächer führende Thüre mit Lebhaftigkeit aufgeriſſen wurde. Sie blickten auf. Vor ihnen ſtand, oder vielmehr fuhr zurück — Gabriele, die eben hatte heraustreten wollen. Frieſens Geſicht verzog ſich zu einem eigenthümlichen Lächeln, das gerade ſo ausſah, als wollte es nach der erſten Ueberraſchung in ein lautes Gelächter übergehen. Bevor dies aber geſchah, hatte ſich Gabriele gefaßt. Schnell trat ſie auf ihn zu und ſagte leiſe:

„Kommen Sie, demüthigen Sie ſich nicht vor dem da drin. Es iſt vergebens. Ich habe das Letzte verſucht.“

„Kommen Sie!“ wiederholte Frieſen und faßte ſie am Arme. — „Kommen Sie!“

Er ſchien plötzlich den Zweck ſeines Hierſeins vergeſſen zu haben, und ohne den Grafen zu grüßen, ging er mit raſchen Schritten, Gabriele führend, zum Saale hinaus.

„Jetzt iſt er allein,“ flüſterte der Kammerdiener, der ſich ſchnell genähert hatte, „jetzt will ich Sie ſogleich melden.“ Er ſchlüpfte hinein und kehrte nach zwei Minuten zurück, um den Grafen in der That ſofort zum Prinzen zu führen.

Prinz Victor ſaß oder lag vielmehr auf einem Divan, in einem halb türkiſch, halb occidentaliſch eingerichteten Zimmer, mit einem Fez auf dem Kopfe und in einem Schlafrock, der auch mehr einem türkiſchen Kaftan glich, und einen langen Tſchibuck mit brillantbeſetzter Bernſteinſpitze im Munde. Er ſchien ſehr gut aufgeräumt und grüßte mit der freundlichſten Handbewegung. Als der Graf ſprechen wollte, rief er ihm raſch ein „Halt!“ entgegen.

„Hier,“ ſagte er lachend, „darf man erſt zu ſprechen anfangen, wenn man einige Züge aus dem Tſchibuck gethan und gehörig ausgeruht hat. Das iſt orientaliſche Gaſtlichkeit!“

Der Graf ſetzte ſich auf einen niedern Fauteuil dem Prinzen gegenüber und nahm den Tſchibuck, den ihm ſofort ein kleiner Neger in die Hand ſchob. Erſt nachdem er einige Züge gethan, begann der Prinz wieder: „Nicht wahr, herrlicher Tabak? Schmeckt wie lauter Roſen! Ein Geſchenk des Padiſchah ſelber, mit dem ich auf beſtem Fuße ſtehe — zum größten Aerger des ruſſiſchen Geſandten. Sie werden es mir nicht übel nehmen, Graf Kamincky; ihr Polen ſeid ja immer die guten Freunde der Türken. Nun, Freund meines Freundes, womit kann ich Ihnen dienen?“

Graf Aurel that den Tſchibuck vom Munde, um zu antworten; aber bevor er noch ein Wort geſagt, rief der Prinz wieder: „Halt! Sie ſollen ſehen, daß ich errathe, was man von mir will und Sie ſollen ſich keiner abſchlägigen Antwort ausſetzen. Ich kann nicht! Ich kann Frieſen nicht helfen, ich bin zu gut unterrichtet. Noch heute werden die Gelder des Hofes aus ſeinem Geſchäfte zurückgezogen und von Staatsunterſtützung kann nicht die Rede ſein. Es ſteht zu ſchlecht um den Mann und wir haben das Geld auch nicht ſo überflüſſig, um es an einen Geſchäftsmann hinzuwerfen, der mehr auf Glanz und Pracht, ja ſagen wir es gerade heraus, auf adeligen Schwindel als auf Gewinn und ſolides Weſen ſieht. Bleibe jeder bei ſeinem Leiſten! Dieſer Frieſen hat zu ſehr vergeſſen, wer er eigentlich iſt, und wollte einen Granden unſeres Reiches ſpielen. Ich kann wirklich nicht, wie ſehr leid es mir auch thut — ich bin, wie geſagt, zu gut unterrichtet —

vor kaum einer halben Stunde habe ich die ausführlichen Details über ſeine Lage erfahren."

„Vor kaum einer halben Stunde?" rief Graf Aurel erſchrocken.

„Ah, ich habe mich verrathen," lachte der Prinz, „richtig, Sie müſſen ſie ja noch im Vorzimmer geſehen haben! Ich habe mich verplaudert. — Ja, ja, Fräulein von Chaumont! Die Perſon hat den Teufel im Leibe. Es war mir allerdings, als wollte ſie ſich mit den Enthüllungen, die ſie mir machte, für irgend etwas rächen und das war mir inſofern lieb, als ich daraus erkannte, daß an all dem Geſchwätz über ihre Stellung zu Frieſen kein Wort wahr ſei. Denn Sie ſehen ein, lieber Graf, daß es mir unangenehm geweſen wäre — aber das gehört nicht hierher — ich bin ſelbſt noch nicht entſchloſſen, wie ich mich zu der ſchönen Perſon weiterhin ſtelle. — Ob ſie ſich nun rächt oder nicht und warum ſie ſich rächt, das iſt mir gleichgiltig; ich habe bei dieſer Gelegenheit die ganze Wahrheit erfahren und muß darnach handeln und ich möchte Ihnen eine Fehlbitte erſparen."

„Eure Hoheit irren," nahm Graf Aurel das Wort, „ich kam nicht, um in Frieſens traurigen Angelegenheiten eine Bitte zu wagen. Es handelt ſich um etwas Anderes —"

„So? — etwas Anderes?" lachte der Prinz, — „und Sie laſſen mich plaudern und meine Geheimniſſe verrathen?! Das iſt nicht ſchön von Ihnen, lieber Kamincky; viel zu diplomatiſch für Sie — ſchadet aber nichts ich habe keine Geheimniſſe. Sehen Sie, ich könnte in einer Laterne leben, alle Welt kann wiſſen und ſehen, was ich denke und thue. Mein Grundſatz iſt: Die Macht wäre keinen Heller werth, wenn man ſich mit irgend etwas verſtecken müßte. Alſo, was iſt das Andere?"

„Eure Hoheit wiſſen vielleicht nicht, daß der Hofmeiſter Frieſens, ein junger Menſch, Namens Alfred Lindau —"

„Ich nicht wiſſen?" lachte der Prinz wieder, — „freilich weiß ich! — eingeſteckt iſt er und wird es noch bleiben."

„Eben daß dies nicht geſchehe, wollte ich Eure Hoheit gebeten haben. Seine Verhaftung im jetzigen Momente, da man überall noch von dem Diamantendiebſtahle ſpricht und dieſen nothwendig mit der Verhaftung in Verbindung bringen wird, iſt eine doppelte Ungerechtigkeit. Es iſt ein braver junger Menſch und er hat es mit nichts verdient, daß auch nur der leiſeſte Makel der Art auf ihm haften bleibe. Ich kenne ihn und ich verbürge mich für ſeine Ehrenhaftigkeit."

„Lieber Kaminsky, Ihre Bürgſchaft hat den höchſten Werth und ich würde darauf hin ſogleich ein Billet ſchreiben, das ſeine Freilaſſung befiehlt. Was den Diamantendiebſtahl betrifft, ſo geſtehe ich Ihnen, daß ich nicht einen Augenblick daran glaubte, der junge Mann komme damit nur im Entfernteſten in Verbindung. Sie kennen meinen Sinn für Gerechtigkeit. Gerechtigkeit iſt die Grundlage der Reiche. Aber dieſer junge Mann hat mir einmal ein Geſicht gemacht, das mir höchlichſt mißfiel und das allein einige Monate ſtrenger Haft verdiente. Es iſt wahr, daß ich ihn darauf hin nicht hätte einſperren laſſen, — allein, wenn der junge Mann kein Dieb iſt, ſo iſt er jedenfalls etwas weit Schlimmeres — er iſt ein Revolutionär und das hat mir nicht allein jenes ſein Geſicht verrathen — er iſt ein Sozialiſt, er nahm Theil an jenem Arbeiter-Aufruhr —"

„Hoheit," lächelte Graf Aurel, „er war es, der den Aufruhr lähmte und zuletzt das Möglichſte that, um ihn unblutig enden zu laſſen."

„Thut nichts! — wer mit Revolutionären unblutig fertig zu werden verſteht, iſt ſelber ein Revolutionär. Aber ich bin nicht ſein Unterſuchungsrichter; es handelt ſich nicht um Schuldig oder Unſchuldig. Er iſt gewiſſermaßen auf eine lettre de cachet verhaftet worden und er kann nur auf gleiche Weiſe loskommen. Für jetzt kann das nicht geſchehen!"

„Wenn Eure Hoheit nur ein Wort ſagen —"

„Ich kann aber das Wort nicht ſagen. Ich habe ihn einſperren laſſen, um Jemand einen Gefallen zu thun, und nicht ſpäter als heute habe ich Jemand wieder verſprochen, ihn jedenfalls noch einige Tage ſitzen zu laſſen."

„Welches Intereſſe kann dieſer Jemand dabei haben?"

„Ich weiß es nicht, vielleicht auch Rache, aber ich habe es verſprochen und ich weiß nur, warum ich es that."

Der Prinz lachte wieder. — „Nun, Sie wiſſen ja, fuhr er nach einiger Zeit fort, ich habe keine Geheimniſſe und, wie geſagt, die Perſon hat den Teufel im Leibe. Die iſt in ihrem Frankreich um ein Jahrhundert zu ſpät geboren; die hätte es ſchlimmer gemacht, als die Pompadour und Du Barry. Sie iſt auch ſchöner, weiß Gott, ſie iſt ſchöner als die Pompadour und wenn unſer Eins nur wollte, könnte er glücklicher ſein, als Ludwig XV."

„Es iſt unerhört!" rief der Graf und ſprang in höchſter Aufregung vom Sitze, wie ſehr er ſich auch vorgenommen hatte, Alles mit Ruhe anzuhören; — „es iſt unerhört! Wie viel Gutes hat dieſes Mädchen in dieſem Hauſe erfahren — ſie iſt noch ſo jung —"

„Beruhigen Sie ſich," ſagte der Prinz, „und reſpektiren Sie, wie ich, ſolche Kraft der Intrigue in einem ſo ſchönen und ſo jungen Geſchöpfe. Beruhigen Sie ſich — in drei Tagen, um dieſelbe Stunde, ſoll Ihnen Ihr kleiner Revolutionär freigegeben werden — wenn ich bis dahin nicht andere Verpflichtungen zu übernehmen gezwungen bin."

Der Prinz verneigte ſich — der Graf ging. —

Während dieſes Geſpräches befanden ſich Frieſen und Gabriele auf dem Wege in's Büreau des Erſteren. Frieſen hatte ſie, ohne ein Wort zu ſprechen und feſt ihren Arm haltend, aus dem Vorzimmer des Prinzen an ſeinen Wagen geführt, der auf dem Platze wartete, ſie hineingehoben und während die Pferde dahinjagten, ſagte er lächelnd: „Darf man wiſſen, was Sie ſo früh zu Seiner Hoheit geführt hat?"

„Können Sie fragen? Weiß ich nicht, in welcher Lage Sie ſich befinden?"

„Richtig, richtig!" ſagte Frieſen, immer bitterer lächelnd; — aber Seine Hoheit, taub für Ihre Bitten —"

„Wie ich Ihnen ſchon ſagte —"

„Richtig, richtig. Sie ſagten ſchon, daß alles Bitten vergebens wäre. Aber, liebe Gabriele, warum ſind Sie bei meinem Anblick ſo erſchrocken?"

„Ich hätte den Schritt am liebſten ohne Ihr Wiſſen gethan — ich war verrathen."

„Richtig, richtig!" wiederholte Frieſen immer im ſelben Tone, — „und nun?"

„Und nun, mein Freund, nun iſt es höchſte Zeit, daß Sie einen Entſchluß faſſen. Sorgen Sie für ſich — retten Sie ſich — gehen Sie nach Frankreich — ich folge Ihnen “

„Ich werde Ihnen bald antworten, Gabriele!“ ſagte er jetzt ruhiger, legte ſich in den Wagen zurück und drückte das Geſicht in beide Hände. Kein Wort fiel mehr, bis das Coupé vor ſeinem Hauſe ſtand. Er hob Gabriele aus dem Wagen, gab ihr den Arm und führte ſie in ſein Büreau, wo ſie ſich auf ein Sopha niederlaſſen mußte. Er ſchellte und befahl dem Bedienten, Herrn Seeling herbeizurufen. — „Herr Seeling,“ ſagte er dann, zu Gabriele gewendet, „iſt der Kaſſier und mein Vertrauensmann.“ — Dann ging er mit langſamen Schritten im Zimmer auf und ab. Nach wenigen Minuten trat Herr Seeling ein, ein kleiner, zierlicher Mann, ganz in Schwarz gekleidet, mit weißem Backenbart, einer weißen Perrücke und roſig gefärbten Wangen. Ernſt und traurig ſah er zu ſeinem Herrn hinauf und fragte mit Ehrerbietung, was zu Dienſten ſtehe.

„Wie groß iſt der Kaſſenſtand, Herr Seeling?“

Seeling warf einen Seitenblick auf Gabriele und zögerte mit der Antwort.

„Geniren Sie ſich nicht!“ ſagte Frieſen.

„Ich ſchloß geſtern Abend mit Zweihundertzweiunddreißigtauſend.“

„Und das Portefeuille?“

„Etwas höher, nahe an Dreihunderttauſend.“

„Wäre alſo über Fünfhunderttauſend — über eine halbe Million,“ ſagte Frieſen, und zu Gabriele gewendet:

„Das iſt noch lange keine Million. Damit iſt wohl nichts anzufangen?“

Gabriele ſah ihn fragend an. Sie wußte nicht, was in ihm vorging; er ſprach in einem Tone, den ſie an ihm nicht kannte; ſeine Stimme zitterte wie vor Rührung, und doch brach immer ein ſchriller, ironiſcher Laut daraus hervor. Sie ſchwieg und wartete ab. Frieſen wandte ſich wieder zu Seeling: „Wie lange können wir uns noch halten?“

„Mit expedients, wenn wir die Obligationen losſchlagen, wohl noch zehn bis zwölf Tage.“

„Nein, keine expedients, es muß ſo viel als möglich übrig bleiben.“

„Dann noch fünf Tage, Herr Baron.“

„Gut, mein lieber Seeling. Hier, nehmen Sie ſämmtliche Schlüſſel. Dieſer hier iſt von meinem Sekretär, von dieſem da — und hier, auch das noch!“

Bei dieſen letzten Worten legte Herr von Frieſen ſeine Brieftaſche auf den Tiſch.

„Und dieſes noch!“

Er legte ſeine Geldbörſe dazu.

„Ich gehe auf die Villa. An dem Tage, an dem Sie das verhängnißvolle Wort ausſprechen müſſen, laſſen Sie es mich eine Stunde vorher wiſſen. Leben Sie wohl, lieber Seeling; wir werden uns nicht wieder ſehen.“

„Herr Baron! Herr Baron!“ rief der alte Beamte und ergriff ſeine Hand; — „Sie haben mir ſo viel Gelegenheit gegeben — Sie wiſſen, ich beſitze —“

„Nichts da, lieber Seeling; kommen wir nicht wieder darauf zurück. Sie haben Kinder —“

„Sie auch, Herr Baron.“

Der Baron machte eine raſche, abwehrende Handbewegung: „Leben Sie wohl!"

Der Kaſſier ſchwankte zur Thüre hinaus.

„Kommen Sie, Gabriele, jetzt fahren wir auf die Villa. Machen Sie Ihre Pakete und verlaſſen Sie uns. Es wird mancherlei kommen, was nicht für Sie iſt."

„Es bedarf deſſen nicht mehr; ich habe Ihr Haus ſchon verlaſſen."

„Schon?" lachte der Baron.

„Ihre Frau Gemahlin hat mir die Thüre gewieſen."

„So? So? — Sie hatte Recht. Das Unglück iſt ein hoher Gaſt; das Haus, in das es einzieht, muß gereinigt ſein."

Gabriele erhob ſich. — „Kein Wort!" rief der Baron gebieteriſch und verließ das Zimmer.

22. Kapitel.

Idylle.

Ein Mann, der Thränen ſtreng entwöhnt,
Mag ſich ein Held erſcheinen;
Doch wenn's im Innern ſehnt und dröhnt,
Geb' ihm ein Gott — zu weinen.

Goethe.

Auf eine ſcharfe, kühle Nacht, die das raſche Nahen des Herbſtes ankündigte, war wieder ein milder Morgen gefolgt. Aber in der Nacht hatte bereits ein ſtarker Blätterfall ſtattgefunden und noch jetzt ſchwankten beim leiſeſten Windhauche einzelne Blätter leiſe, leiſe auf den Boden herab. Hie und da, an den Sandwegen und auf den Raſenplätzen, lagen ſchon ganze Haufen zuſammengefegten Laubes und in einem derſelben wälzten ſich Paul und Odo mit ausgelaſſener Luſtigkeit. Vor ihnen ſtand ihr Vater und ſah ihnen lächelnd zu. Alles, was ſie thaten und ſagten, ſchien ihm zu gefallen; was ſie verlangten, bewilligte oder verſprach er ſogleich und war dabei von einer Milde, die ſie von ihm nicht gewohnt waren, wie es ihnen auch neu war, daß er ſo lange bei ihnen aushielt und ſich ſo ausdauernd mit ihnen beſchäftigte. Da er ſchon geſtern ſo geweſen, fühlten ſie ſich in dieſem neuen Verhältniſſe zu ihrem Vater nicht mehr ſo beengt, wie es zu Anfang der Fall war. Sie jauchzten und ſangen und gaben allen ihren Einfällen Worte und fühlten ſich zu allen tollen Streichen aufgelegt. Ihre Fröhlichkeit wurde noch dadurch erhöht, daß Van der Sluy ihnen die baldige Rückkehr Lindau's verſprochen und daß ſie ſich auf deſſen Erzählungen von ſeinen Abenteuern und Gefängnißqualen freuten. Paul hatte ſogar den Muth, manchmal an ſeinem Papa hinaufzuklettern oder ſich von ihm auf einen Baum heben zu laſſen — bis die Vertraulichkeit ſo weit gedieh, daß Vater und Kinder in der Schaukel ſaßen und ſie von einem Bedienten in die ſchwunghafteſte Bewegung ſetzen ließen. Von Zeit zu Zeit erſchien an einem Fenſter des oberen Stockwerkes der Villa Mathilde und grüßte herunter, mit einem glücklichen Lächeln auf der Lippe und einer Thräne im Auge. Aber vom Fenſter zurückgezogen, konnte ſie nicht umhin, den Kopf zu ſchütteln. Ohne Lächeln und ohne Thräne ſah Elias aus dem Parterre; wohl aber ſchüttelte bei dem Anblick auch er den Kopf und zwar auf die bedenklichſte Weiſe. Das Benehmen des Barons ſchien ihm außerordentlich, ja unwürdig, auf jeden Fall ominös, nichts Gutes bedeutend. So oft die Thüre aufging, ſah er ſich um, ob es Jemand ſei, gegen den er ſich über das Weſen des Barons und über die Konſequenzen, die er daraus zog, ausſprechen könnte. Da es aber niemals Gudula war, ſchwieg er und nahm eine Priſe.

Van der Sluy, der an der Spitze mehrerer Gärtnerburſche erſchien, that, als ſähe er nichts. Er bezeichnete nur einige ſüdliche Bäume in Kübeln, die im Garten zerſtreut ſtanden und die in's Gewächshaus zurückgebracht werden ſollten, griff bei einem Magnolienbaum, ſeinem Stolz, ſelber mit an und half ihn in's Gewächshaus transportiren. Nach einer Stunde hatte der Garten ein ganz verändertes Ausſehen; es war wie in einem Salon, aus dem man die koſtbarſten Möbel und Bilder, an die man bis jetzt gewöhnt war, entfernt hatte. Für die Bewohner der Villa war dieſer Tag immer wie ein bedeutender Kalendertag, wie die erſte Anmeldung des Winters und einer trüberen Zeit. Gudula, die ein Fenſter öffnete, ſtieß beim Anblick des entvölkerten Gartens ein trauriges: „Oh!" aus, das ſich durch die ſtille Luft über den ganzen Raum verbreitete. Jetzt blickten auch der Baron und die Kinder um ſich, und es war ihnen, als wäre die Welt ringsum plötzlich trauriger geworden. Die Schwäne zogen langſamere Kreiſe, die Springbrunnen murmelten melancholiſch.

„Ach, jetzt müſſen wir wohl bald in die Stadt zurück!" rief Odo und ließ die Arme ſinken, und Paul ſah den Papa fragend an.

Mathilde trat aus dem Hauſe und legte ihren Arm in den Arm ihres Mannes, der ſie lächelnd anſah, ihre Hand ergriff und langſam mit ihr auf- und niederging. Die Kinder blickten einander etwas erſtaunt an; Odo machte einen ungraziöſen Sprung, wie das Kinder in angenehmer Verlegenheit zu thun pflegen, und lief mit Paul in entgegengeſetzter Richtung. Es war ihnen ungewohnt, Papa und Mama ſo zuſammen zu ſehen.

Van der Sluy wanderte indeſſen der Stadt entgegen; neben ihm, ruhig und ſanftmüthig wie ein Lamm, der Schulmeiſter. Zwei Tage waren ſeit der Gefangennehmung des Letzteren durch den Gärtner vergangen, zwei zum Theil ruhige, zum Theil ſehr aufgeregte Tage, denn von Zeit zu Zeit ergriffen den Schulmeiſter gewaltige Paroxysmen, in denen er aus den Worten Gabriele, Frankreich, Diamanten, Liebe, Prinz, Paläſte, Sozialismus, Sirupliſe u. ſ. w. phantaſtiſche, fiebertraumähnliche Märchen und Reden zuſammenwirkte. Das ſanfte Zureden Mariens, oder wenn das nichts half, der Befehl Van der Sluy's machte dieſen Ausſchweifungen ein Ende und es folgten Stunden der Niedergeſchlagenheit, in denen er ſich über ein verfehltes Leben, über geheime Feinde beklagte, und in denen er geordnet alle Fragen beantwortete — nur ſolche nicht, die ſeine Beziehungen zu Gabriele betrafen. Dennoch war es Van der Sluy längſt klar, wie es ſich mit dem Schmucke verhalte, und eben deshalb wanderte er jetzt mit ihm in die Stadt.

Nur um den unſeligen jungen Menſchen nicht in Brüten verſinken zu laſſen, begann der Gärtner unterwegs: „Jetzt ſage mir aber einmal, wie Du eigentlich heißeſt.“

Der Schulmeiſter beſann ſich einige Zeit und rief dann entſchloſſen: „Nie! Nie!“

„Warum nicht? Im Ganzen ſcheinſt Du doch ehrlicher Leute Kind.“

„Eben darum!“

„Wie das?“

„Ich haſſe die Vergangenheit, ich bedaure meine Gegenwart und habe Angſt vor meiner Zukunft. Wer weiß — der Himmel weiß, welche Verbrechen ich noch begehen werde — mir iſt ſo wirr im Kopfe oder im Herzen — ich weiß nicht wo — und wer kann ſagen, was dabei herauskommt! Da ſoll der ehrliche Name nichts damit zu thun haben.“

Der Schulmeiſter ſeufzte tief auf und Van der Sluy ſtreifte ihn mit einem Seitenblicke voll Mitleid.

„Es giebt ein Mittel,“ ſagte dieſer ruhig.

„Welches?“

„Arbeit!“

„Ach,“ ſeufzte der Schulmeiſter wieder; „ach, Arbeit! Arbeit! Das iſt ein Steingewicht an den Füßen. Flügel, Flügel will ich haben!“ Dabei breitete er beide Arme aus und bewegte ſie wie zwei Fittige und lachte.

„Werden ſehen!“ murmelte Van der Sluy.

„Werden ſehen!“ wiederholte der Andere wie ein Echo.

In der Stadt angekommen, ſagte Van der Sluy mit etwas gebieteriſchem Tone: „Jetzt zur Sirupliſe!“

„Aha,“ lachte der Schulmeiſter, „jetzt verſtehe ich Ihr wollt den Schatz, alter Geizhals?“

„Ja, das Schmuckkäſtchen.“

„Sie wird darauf liegen, wie eine ſchwarze Katze,“ lachte er wieder, „wie ein Drache; ſie wird es vertheidigen und Feuer ſpeien, wie der Drache von Colchis, wo das goldene Vließ war.“

„Das wollen wir ſehen, Schulmeiſter.“

„Das wollen wir ſehen, Meiſter Van der Sluy — das wollen wir ſehen und das wird ſchön zu ſehen ſein.“

Und als ob er ſich auf dieſes Schauſpiel freute, beſchleunigte er ſeine Schritte, führte Van der Sluy in ein entlegenes Stadtquartier, durch viele verſchlungene, enge Gaſſen und Gäßchen, bis er vor einem ſechsſtöckigen Hauſe Halt machte, um aufzuathmen. Dann flog er die vielen Treppen hinauf. Van der Sluy hatte Mühe, ihm zu folgen. Er fand ihn in einem langen Gange mit geneigten Wänden auf der einen und einer unendlichen Reihe von Thüren auf der anderen Seite. Die Thüren hingen meiſt loſe in den Angeln, an manchen fehlte das Schloß. Die Ziegelpflaſterung des Ganges zeigte große Lücken und Löcher, in denen noch vom letzten Regen hie und da Waſſer ſtand, wie auch die Wände zahlreiche Spuren des herabfließenden Waſſers, hie und da große permanent feuchte Flecken zeigten.

„Elend! Elend!“ murmelte Van der Sluy.

„Du ſiehſt,“ lachte der Schulmeiſter, „daß wir die Diamanten nicht benutzten, um ein ſybaritiſches Leben zu führen.“

Er ging dann auf eine der Thüren los und klopfte. Keine Antwort. Er klopfte wieder und rief durch's Schlüſſelloch hinein: „Mutter Liſe, ich bin es, der Schulmeiſter; machet auf!“

Es blieb ſtille nach wie vor. — „Der Vogel iſt ausgeflogen,“ ſagte der Schulmeiſter mit einiger Aengſtlichkeit; — wir wollen gleich ſehen!“

Er führte nur einen leiſen Stoß und die Thüre ſprang auf. Die kleine Stube war leer. Ein Bett, indem nur einiges Stroh zurückgeblieben, zwei alte Stühle und einige in die Wand getriebene Holznägel waren der ganze Hausrath.

„Weiß Gott, ſie iſt fort!“ rief der Schulmeiſter und ſchlug ſich mit der Fauſt vor den Kopf, „ſie iſt fort und hat Alles mitgenommen.“

„Nun, die wollen wir bald erwiſchen!“ verſicherte Van der Sluy, — „eine Figur, wie die Sirupliſe kann ſich eben ſo wenig lange verſtecken, wie die ſchönſten Diamanten.“

„Nicht ſo! nicht ſo!“ ſagte der Schulmeiſter raſch, — um Gotteswillen, Meiſter Van der Sluy, denkt nicht ſo und thut nichts der Art! Wenn die Alte fort iſt, ſo glaubte ſie gewiß in meinem Sinne und in meinem Intereſſe gehandelt zu haben. Das Käſtchen iſt ihr heilig; ſie wagt es nicht, es ohne mich zu öffnen, und wenn ſie entfloh, ſo wollte ſie es nur für mich retten. Laſſet mich machen; ich werde ihrer ſchon habhaft werden. Es iſt auch möglich, daß ſie ſich in der Nähe befindet, damit ich deſto leichter auf ihre Spur komme.“

So ſprechend zog er die einzelnen Stücke ſeiner Flöte aus der Taſche und ſteckte ſie in einander. — „Wenn ſie in der Nähe iſt und meine Flöte hört, kommt ſie auf Flügeln des Geſanges herbei.“

Er ſtieß das Fenſter auf, ſetzte ſich auf den ſchmalen Rand, beugte ſich weit hinaus über den unter ihm gähnenden Abgrund und blies die Melodie:

Auf Flügeln des Geſanges,
Herzliebchen, trag ich dich fort,
Fort zu den Ufern des Ganges,
Dort weiß ich den ſchönſten Ort.

Die Flöte hatte ſich kaum hören laſſen, als ſich die Fenſter des Hofes, der ganzen Nachbarſchaft und ſelbſt die Dachſtubenfenſter der entfernteren Häuſer öffneten, und die ſeltſamſten männlichen und weiblichen Geſtalten, junge und alte, luſtige und elende, kamen zum Vorſchein, um den wiedergekehrten Schulmeiſter mit Zurufen, Winken oder auch ganz ſtumm zu begrüßen. Er nickte nach allen Seiten, ohne ſich im Blaſen ſtören zu laſſen, und muſterte nur alle Fenſter, ob nicht die

Sirupliſe irgendwo ſichtbar werde. Nachdem er ſo eine ziemliche Zeit geblaſen, ließ er die Flöte plötzlich fallen: „Sie iſt nicht in der Nähe, ſonſt wäre ſie längſt erſchienen.“

„Was thun?“ fragte Van der Sluy.

Der Schulmeiſter ſtand nachdenklich da. — „Was thun? Was thun?“ wiederholte er mehrere Male, während der heitere Ausdruck der letzten halben Stunde wieder aus ſeinem Geſichte entflohen war und ſich auch ſeine Gedanken wieder zu verwirren ſchienen. Man ſah es ihm an, wie er ſich bemühte, ſeine Sinne zuſammenzuhalten. — „Ach Gott! ach Gott!“ rief er ſchmerzlich, „ich muß ſie aufſuchen, ich muß ſie aufſuchen! Aber wen zuerſt? Gabriele oder die Sirupliſe?“

„Es wird wohl am beſten ſein,“ begann Van der Sluy —

„Stille, ſtille!“ unterbrach ihn der Schulmeiſter, „ſtöre mich nicht, ſonſt werde ich gleich verrückt. Ich muß meine Gedanken anbinden, mit Stricken, mit feſten Stricken anbinden, ſonſt gehen ſie mir durch und es iſt aus. Nach zwei Seiten wollen ſie auseinander und jeder ſich in zwei Stücke reißen, und jedes Stück lebt und krümmt ſich für ſich allein, wie ein zertretener Regenwurm. Der Schmuck wird nicht geſtohlen, der Schmuck wird nicht verloren gehen — aber Gabriele kann mir geſtohlen, verloren werden. Der Prinz, der Prinz! — und dann der kleine Graf, der Graf — wie heißt er denn? — der Graf Egon! — ich weiß es ja, wie Viele ſie lieben, wie Viele mir ſie ſtehlen wollen. Wir müſſen nach Frankreich! Fort!“

„Schulmeiſter, fange nicht wieder an!“

„Du haſt Recht — Du haſt Recht! Laſſe mich nur meine Gedanken ſammeln. Sage mir, alter Magnolienvater, hältſt Du mich für einen ehrlichen Kerl?“

„Ja!“ antwortete Van der Sluy kurz.

„Siehſt Du wohl! Du biſt ein Menſchenkenner und Du glaubſt auch, daß noch ein ordentlicher Menſch aus mir werden kann, wenn ich nicht früher verrückt werde. Du biſt ein Gärtner und von Dir heißt es im Fauſt:

> Es weiß der Gärtner, wenn das Bäumchen grünt,
> Daß Blüth' und Frucht die künft'gen Jahre zieren.

Alſo bitte ich Dich, um Gotteswillen, laſſe mich machen; ich verſpreche Dir, nicht früher verrückt zu werden, als bis ich mit der Sache fertig bin, bis ich die Sirupliſe habe und den Schmuck der Baronin zurückbringen kann. Mache nur keinen Skandal, daß die Gabriele nicht beſchimpft und die Sirupliſe nicht eingeſteckt werde. Sage mir nur noch eins, damit ich meine ganze Ruhe gewinne. Warum laſſet Ihr den Hofmeiſter, den Lindau, noch ſitzen, da Ihr doch wiſſet, wo der Schmuck ſteckt?“

„Den können wir vor einigen Tagen nicht loseiſen. Der Prinz hat es Gabriele verſprochen, ihn jedenfalls einige Tage noch zurückhalten zu laſſen.“

„Der Prinz! Gabriele!“ ſchrie der Unglückliche und ſchlug die Hände über dem Kopf zuſammen, — „immer der Teufel mit der Teufelin! Da hat ſie gewiß etwas vor, wobei ſie den Hofmeiſter nicht als Zeugen brauchen kann. Er muß um irgend ein Geheimniß wiſſen. Heraus muß er, heraus! — und ich muß wiſſen, was vorgeht und wo ſie ſteckt. Laß mich nur machen, Gärtner, laß mich machen!“

Und ehe ſich Van der Sluy deſſen verſah, war er zur Thüre hinaus und die Treppe hinab. Als Van der Sluy auf den Gang hinaustrat, hörte er ihn bereits die unterſten Treppen hinabfliegen und als er unten in der Straße ankam, war vom Schulmeiſter nichts mehr zu ſehen und zu hören. Er dachte, daß es wohl in der That am beſten ſei, den Unglücklichen machen zu laſſen; wenn er die Polizei aufbot, konnte es dieſem und der Syrupliſe ſchlecht ergehen, am ſchlimmſten Gabriele, und Van der Sluy wußte wohl, daß dieſes ein Ergebniß wäre, das mit den Abſichten der Baronin nicht übereinſtimmen würde. Um den Schmuck war es ihm allerdings höchlich zu thun, denn dieſer repräſentirte ein ganzes Vermögen und er hatte ſeinen Werth bei Begründung einer neuen Zukunft für die Baronin und ihre Kinder mit in Anſchlag gebracht. Aber er war jetzt ſeiner Sache ſo viel wie gewiß, daß ihm der Schmuck nicht entgehen werde. So ging er denn, durch den Schulmeiſter auf's Neue an Alfred erinnert und darauf aufmerkſam gemacht, daß dieſer in der That in irgend ein Geheimniß eingeweiht, irgend ein Unheil abwenden könnte, geradenwegs auf das nicht ferne Gefängnißgebäude los.

Als er in das ſchmale Gäßchen trat, das auf das Portal des Gebäudes mündet, drückte ſich eine weibliche Geſtalt in die Vertiefung eines Hauseinganges. Aber Van der Sluy hatte ſie ſchon bemerkt; ein Lächeln flog über ſein braunes Geſicht, doch rief er mit etwas rauher Stimme: „He da! das Frauenszimmer da ſoll ich kennen! Was ſoll das Verſteckensſpiel?“

In demſelben Augenblick lag Marie an ſeinem Herzen. — „Ach, Vater,“ ſchluchzte ſie, „Du gehſt zu ihm; nimm mich mit. Mich haben ſie ſchmählich weggejagt.“

„Iſt Dir recht geſchehen! Was Empfindſamkeiten! Sie werden ihn nicht freſſen. Und was ſoll da das Herumſchleichen um Gefängniß und Gefängnißthüre und das Anſeufzen von Gittern, wie eine Banditenbraut in Bildern? Dummes Zeug! Dein Platz iſt daheim bei der Baronin — wer weiß, wie ſie Dich brauchen kann.“

Er ließ ſie ſtehen, ging mit zwei Schritten auf das Portal los und zog die Glocke, ohne ſich nach Marie umzuſehen. Der Gefängnißwärter ſagte ihm, daß ſeit heute Morgen Alfred ſich im Hofe aufhalten dürfe und daß er, nach Allem zu ſchließen, es ſich wohl herausnehmen dürfe, Van der Sluy bei ihm einzulaſſen.

Alfred ſtand im Hofe. Mit dem Geſichte der Mauer zugekehrt, betrachtete er eine Eidechſe, welche die ſpärlichen Herbſtſonnenſtrahlen benützte, um ſich zu ſonnen, als er hinter ſich den Ausruf hörte: „Alſo ſo weit hätten wir es glücklich gebracht mit unſern ehrgeizigen Plänen, mit unſerer großen Welt! Das iſt nur eine kleine Gießkanne, aber das Schickſal hat auch große Zuber, um kaltes Waſſer auf heiße Köpfe zu gießen.“

Alfred lachte und ſchlug ein in die dargebotene Hand, die ſich ihm auf eine Weiſe entgegenſtreckte, welche wohl mit dem ganzen Ausdruck des gutmüthigen Geſichtes, nicht aber mit dem Spott der geſprochenen Worte zuſammenſtimmte.

„Ja, herrlich weit gebracht!“ lachte Alfred.

„Nichts da von einem Gefühl à la Galilei oder à la Hugo Grotius, meinem Landsmann, im ſtolzen

Herzen?“ fragte Van der Sluy, die Hand in der Luft hin und her bewegend.

„Weiß Gott, nicht!“ betheuerte Alfred, immer lachend; — „wäre auch ſchwer, wenn man vielleicht wegen geſtohlener Diamanten eingeſperrt ſitzt.“

„Iſt recht! Aber was die Diamanten betrifft, ſo weiß ich, wo die ſtecken.“

„Ich auch,“ verſicherte Alfred.

„Und nicht geplaudert? warum?“ fragte der Holländer.

„Weil es mir immer ſo war, als ob der Schulmeiſter nicht ganz ſchuldig wäre, daß er im Grunde ein anſtändiger Kerl und daß noch Jemand dahinter ſtecken müſſe.“

„So iſt es auch,“ beſtätigte der Andere und erzählte ihm, wie ſich die Sache verhalte. Dann theilte er ihm alles Andere mit und fragte, warum ihn der Schulmeiſter mit Beziehung auf Gabrielens Treiben ſo raſch als möglich aus dem Gefängniß befreit ſehen wolle und welche Pläne er, Alfred, bei dieſer gefährlichen Perſon vorausſetze?

Sie denkt daran, mit dem Baron und mit einer großen Summe aus ſeinem Geſchäfte zu entfliehen!“ ſagte Alfred raſch.

„Damit iſt es nichts,“ ſagte Van der Sluy und ſchüttelte den Kopf, „denn einmal weiß ich, daß der Baron ſeinem Kaſſier alle Schlüſſel übergeben und befohlen hat, daß man den Gläubigern gerecht werde, ſo weit als möglich — und dann ſieht er mir in den letzten Tagen gar nicht darnach aus, als wäre er einer ſolchen That noch fähig. Was anders!“

„Dann will Gabriele indeſſen den Grafen Egon umſpinnen, und fürchtet, daß ich ihren Plan vernichte, wenn ich dem guten Mann mittheile, was ich von ihr weiß.“

„Das iſt es,“ ſagte Van der Sluy entſchieden, „und Sie müſſen heraus ſo bald als möglich. Ich werde das Meinige thun, obwohl ich weiß, daß Sie vor ein paar Tagen nicht loszueiſen ſind. Jedenfalls wird der Wagen des Barons von nun an jeden Tag vom Abend bis zum Morgen hier vor dem Gefängniß ſtehen, damit Sie ſich ſo raſch als möglich an den Ort begeben, wo Ihre Gegenwart nothwendig iſt.“

Alfred wollte noch viel nach Marie, nach der Baronin, nach den Kindern fragen, aber Van der Sluy war kurz angebunden und überließ ihn bald wieder ſeiner Einſamkeit, von der er behauptete, daß ſie ihm gut thun werde.

23. Kapitel.

Weg zum Ende.

> Wir ſind nie entfernter von unſeren Wünſchen, als wenn wir uns einbilden, das Gewünſchte zu beſitzen.
>
> Goethe.

Auf dem ſchönen, mit Obſtbäumen bepflanzten Wege, der ſich von der Meierei des Grafen Egon ſanft anſteigend dem Gebirge entgegenſchlängelte, ging Arm in Arm ein junges Paar, das ſich weder um die milde Stimmung der herrlichen Landſchaft rings umher, noch um den melancholiſchen Ruf der ziehenden Kraniche über ihren Häuptern, noch um den prachtvollen Anblick der großen Stadt kümmerte, die, je höher ſie ſtiegen, deſto größer, breiter, gewaltiger ſich rechts von ihnen ausbreitete, hie und da ſanft von Herbſtnebeln verhüllt, meiſt aber von weichem Sonnenſchein vergoldet. Der junge Mann hatte nur Augen für die Schönheit, die an ſeiner Seite daherſchritt; die junge Dame war in ſich vertieft, blickte meiſt, wie grübelnd, vor ſich hin und ſah ſich nur manchmal, nicht ohne Beſorgniß im Geſichte, ringsum, als ob ſie von irgend einer Seite her das Eintreffen irgend einer Unannehmlichkeit befürchtete. Der junge Mann redete ihr Muth zu. —

„Ich hoffe," ſagte er, „daß Du den Weg zurück mit heiterem Geſichte wandeln wirſt."

„Gewiß, gewiß, lieber Egon," ſagte ſie mit etwas gezwungenem Lächeln.

Auf einer kleinen Anhöhe angekommen, blieb Egon ſtehen und blickte auf ſein Gut zurück. — „Sieh, liebe Gabriele, wie ſtill, wie idylliſch, ja ſelbſt wie maleriſch das Haus daliegt. Gewiß, man kann darin ſehr glücklich ſein."

„Gewiß, gewiß," beſtätigte Gabriele.

„Und Du wirſt es ſein."

„Gewiß, gewiß," wiederholte ſie.

„Aber warum biſt Du plötzlich ſo einſilbig?"

„Ich fürchte," antwortete Gabriele, indem ſie ſich wieder wandte und weiter ging, — „ich fürchte, Du ſetzeſt mich einer argen Beſchämung aus. Biſt Du auch gewiß, daß uns der Geiſtliche ſofort trauen wird? Darf er das? Iſt das nicht gegen alle Geſetze?"

„Sei unbeſorgt," lächelte Egon. „Der Geiſtliche war Feldkaplan im Regimente meines Vaters und ſein ſpezieller Freund. Die beiden Alten haben viel mit einander durchgemacht in den verſchiedenſten Feldzügen. Meinem Vater dankt er die Stelle an jener Gebirgskapelle, eine ſorgenloſe, gut dotirte Stelle, und von jeher that er, was ich von ihm verlangte. Er in ſeiner Stellung ſetzt ſich nicht den geringſten Unannehmlichkeiten aus, höchſtens einer Geldſtrafe, die ich für ihn bezahlen werde."

„Und die Zeugen?" fragte Gabriele.

„Die wird er ſchon aus dem Dorfe herbeiſchaffen."

„Alſo vorwärts!"

Trotz dieſem Rufe blieb ſie nach wenigen Schritten wieder ſtehen, um abermals über die Gegend und in der Richtung gegen die Stadt auszuſpähen. Plötzlich richtete ſie ſich auf und ſah mit ſtarrem, geſpannten Blicke nach einem Punkte. Ihr ganzes Weſen, ihre ganze Kraft ſchien ſich im Auge zu ſammeln, um einen noch fernen Gegenſtand deutlich zu erfaſſen und zu erkennen.

„Was iſt? was iſt?“ fragte Egon, erſchrocken über den Ausdruck Gabrielens und über die Bläſſe, die mit einem Male ihr ganzes Geſicht bedeckte.

„Ein Wagen,“ liſpelte ſie kaum hörbar.

„Wo?“

„Dort! von der Stadt her — auf der Landſtraße — Deinem Gute zu. Der Wagen Frieſens! Ich erkenne die Pferde und die Livrée.“

„Und was erſchreckt Dich ſo?“

Gabriele antwortete nicht. Sie ſtarrte unverwandt dem Wagen entgegen, der Staub aufwirbelte und im ſchnellſten Trotte dem Gute Egons entgegenrollte.

„Richtig!“ beſtätigte Egon, „jetzt erkenne ich ihn auch — zwei Männer ſitzen darin. Sie ſcheinen Eile zu haben; vielleicht wollen ſie mir etwas Wichtiges ſagen. Soll ich nicht umkehren?“

„Nein! Nein!“ rief Gabriele.

„Jetzt erkenne ich Lindau!“ jubelte Egon; „wie freue ich mich, daß er wieder frei iſt. Und wer mag der Andere ſein?“

„Es iſt ein Wahnſinniger — fort! Gehen wir raſch!“

Sie wandte ſich wieder um und eilte weiter, den Pfad hinan; aber Egon blieb ſtehen und ſagte: „Das trifft ſich ja ſehr gut. Holen wir Lindau, da haben wir gleich einen Zeugen.“

„Ja nicht! Um Gotteswillen nicht!“

„Aber warum nicht?“

„Das will ich Dir ſpäter erklären. Weiß man im Hofe, wohin wir gegangen und was der Zweck unſeres Ganges iſt?

„Allerdings,“ lächelte Egon, „ich mußte doch Anſtalten treffen laſſen, daß man Dich bei unſerer Rückkehr als Herrin des Hauſes und als meine Gattin feſtlich empfange.“

Gabriele zuckte die Achſel und rief abermals: „Vorwärts!“

In dem Augenblicke fuhr der Wagen in den Hof. Es war in der That Lindau, der da drinnen ſaß, neben ihm der Schulmeiſter, und zwiſchen Beiden auf dem Sitze ſtand ein kleines Käſtchen, das Beide, trotz der offenbaren Eile der Fahrt, achtſam im Auge hatten.

„Grüß Gott, Herr Lindau!“ rief ihm Wilhelm, der Bediente des Grafen Egon, freundlich entgegen. — „Alſo frei — der Herr Graf glaubten Sie noch im Gefängniß.“

„Ich komme geraden Weges von dort her.“

„Das iſt ſchön von Ihnen, daß das Ihr erſter Weg iſt, ſo giebt es doch einen Gaſt zur Hochzeit.“

„Hochzeit? — wo iſt der Graf?“

„Eben auf dem Weg zur Kapelle; hier hinter dem Hauſe können Sie ihn noch ſehen, ihn und die Braut.“

Der Schulmeiſter lachte laut auf.

„Stille!“ gebot Alfred, und zum Bedienten gewandt: „Wer iſt die Braut?“

„Nun, Fräulein von Chaumont!“

„Unmöglich!“

„Gewiß! Haben Sie nur die Güte und ſehen Sie dorthin. Dort gehen Sie hinauf zur Kapelle auf dem Berge.“

„Droben ſtehet die Kapelle!“ ſang der Schulmeiſter.

Lindau ſprang aus dem Wagen, der Schulmeiſter mit einem gewagten Sprunge ihm nach. — „Das heißt zur rechten Zeit kommen,“ ſagte Alfred; „ich danke Dir, Schulmeiſter. Wir müſſen ihnen ſofort nach. Haben Sie die Güte, Wilhelm, und nehmen Sie indeſſen dieſes Käſtchen in Ihre Hut.“

Eine halbe Minute ſpäter liefen die beiden Ankömmlinge den Feldweg hinan.

„Dort kommen ſie,“ ſagte Gabriele und ſchüttelte ſich. — „Egon, hören Sie — Lindau iſt mein Feind — er kommt, um — hören Sie nicht auf ſeine Worte. — Schwören Sie mir, was er Ihnen immer ſagen möge —“

Sie war verwirrt und wiederholte immer dieſelben Worte. Egon ſah ſie mit Staunen an; Verwirrung war er an ihr nicht gewohnt und ſie war ihrem ganzen Weſen ſo fremd, daß er eine andere Perſon zu ſehen glaubte. Allerlei Bilder und Gedanken zogen ihm durch den Kopf, als er fragte: „Was kann mir Lindau ſagen — wovon ſprechen wollen?“

„Mißverſtändniſſe,“ ſtotterte Gabriele, „Verleumdungen — die Baronin und er — nein, der Baron — Sie wiſſen, die Diamanten —“

Egon fuhr zurück. Er ſah nicht die Gabriele, die vor ihm ſtand, ſondern jene, die er damals vor dem Spiegel, von Diamanten bedeckt, überraſcht hatte. Er fuhr ſich mit der Hand ſo heftig über die Stirne, daß der Hut davon flog, und er ging einige Schritte zurück und bog den Oberleib nach rückwärts, als ob er ſich von ihr entfernen und ſie zugleich beſſer betrachten wollte.

Indeſſen näherten ſich Lindau und der Schulmeiſter. Egon konnte ihre Stimmen ſchon hören, denn Lindau rief: „Halt! Halt! Warten Sie!“ während der Schulmeiſter lachte und von Zeit zu Zeit drohend die Fauſt erhob und dazu ſchrie: „Meine Geliebte will ich haben! Meine geliebte Gabriele!“

Noch einen Verſuch machte Gabriele, Egon zum Weitergehen zu bewegen; er aber ſtand wie angewurzelt, das Geſicht abwechſelnd bald ihr, bald den Herbeieilenden zugewendet. Dieſe kamen raſch heran. Während Lindau auf Egon zuging und dieſem am Arme faßte, ſagend: „Gut, daß ich Sie noch hier treffe, ich habe Ihnen Eröffnungen zu machen!“ — ſtürzte ſich der Schulmeiſter mit ausgebreiteten Armen auf Gabriele. Da wandte ſie ſich um und floh querfeldein; mit außerordentlicher Leichtigkeit ſchwebte ſie über die Furchen und Stoppeln hin, während ihr der Schulmeiſter, immer lachend oder auch einem Wuthausbruche nahe, zärtlich rufend oder auch fluchend, mit gewaltigen Sätzen nachfolgte. Egon ſah dieſem unheimlichen Schauſpiele wie einem geſpenſterhaften Ereigniſſe zu, und geſpenſterhaft war ihm auch, was ihm gleichzeitig Lindau erzählte, um ihm über die Braut, die er eben zum Altar führen wollte, Auskunft zu geben. Er ſchüttelte den Kopf, als glaube er nicht, was er ſah und hörte; als wollte er ſich ſagen: das iſt ein Traum, ein böſer Traum und ich werde erwachen. — Er erwachte erſt und athmete auf, als Gabriele und der Schulmeiſter hinter einer Hebung des Bodens verſchwanden; doch blickte er immerfort in dieſer Richtung und noch mehrere Male erſchienen und verſchwanden die Beiden, die Flüchtige und ihr Verfolger, je nach der Beſchaffenheit des Bodens, und von Zeit zu Zeit ließ ſich noch die Stimme des Schulmeiſters hören — bis am Ende nichts mehr zu hören und von den Beiden keine Spur mehr zu ſehen war.

Wie ein Trunkener, wie ein Nachtwandler ging Egon neben Lindau her, der ihn in ſeinen Hof und in ſein Zimmer zurückführte. Er empfahl dem alten Wilhelm, auf ſeinen Herrn ein Auge zu haben, nahm von dieſem das Käſtchen mit den Diamanten in Empfang, ſchwang ſich in den Wagen und rollte davon. Er ſollte ja die Freunde, die lieben Kinder, die Geliebte wiederſehen. Wie ſehr auch die Pferde ausgriffen, ſie gingen ihm immer nicht ſchnell genug. Endlich war er da. Odo's Stimme erſcholl aus dem Garten; er eilte dahin.

Welch ein Jubel empfing ihn da! Marie, die Baronin, die Kinder — Ein Freudenſchrei entrang ſich Aller Kehlen und dieſe vier geliebten Menſchen umgaben ihn wie ein ſtarkes Gedränge. Auch Valentin kam herbeigeſprungen und drückte ſich in die Gruppe. Der Baron erſchien am Fenſter und winkte mit der Hand freundliche Grüße herab.

„Er hat auch was mitgebracht! Er hat auch was mitgebracht!“ rief Odo, der zuerſt das Käſtchen unter Lindau's Arm entdeckte.

„Es iſt wahr,“ ſagte dieſer und übergab es lächelnd der Baronin.

„Meine Diamanten!“ rief ſie freudig überraſcht, — „wie wird ſich Felix freuen.“

Die Kinder kümmerten ſich wenig um den wiedergewonnenen Schatz; ſie wollten, daß ſich Lindau gleich hinſetze und ihnen vom Kerker, von den dunklen, feuchten Wänden, von den Ketten und Kerkermeiſtern erzähle. Er verſprach, es ſofort zu thun, wolle aber erſt zum Papa hinaufgehen, um ihn zu begrüßen.

Der Baron, der ihn kommen ſah, ging ihm in das anſtoßende Zimmer entgegen und faßte ſeine Hand. In den herzlichſten Worten drückte er ihm ſeine Freude aus, ihn wiederzuſehen. — „Ich will Sie,“ ſagte er ruhig und voll Milde, „nicht den Kindern entziehen und bitte Sie, ſogleich zu ihnen zurückzukehren. Nur zwei Worte. Es hat ſich während Ihrer Abweſenheit Vieles geändert; ich werde vielleicht gezwungen ſein, mein gutes Weib und meine Kinder zu verlaſſen. Sie hängen an Ihnen mit großer Liebe. Verſprechen Sie mir, bei ihnen treu auszuharren.“

So ſprechend ſtreckte er die Hand hin; Lindau ſchlug ein. Das ganze milde Weſen des Mannes, der Ton ſeiner Stimme rührte ihn — er wollte etwas ſagen und konnte nicht. Schweigend folgte er der wiederholten Aufforderung, zu den Kindern zurückzukehren.

Auf der Treppe begegnete er Herrn Seeling, dem Kaſſier des Frieſen'ſchen Hauſes. Der alte Mann ſtieg die Stufen ſo mühſelig hinauf, als ob er nicht die Kraft hätte, ſie zu erſteigen. — „Herr Seeling,“ rief Alfred erſchrocken, „ſind Sie krank? Wie ſehen Sie aus! Soll ich Ihnen helfen?“

„Krank bin ich nicht, aber ſchlimmer als krank!“ antwortete der alte Mann. „Ach, lieber Herr Lindau, ich thue den ſchwerſten Gang meines Lebens! Seit Stunden irre ich um das Haus und habe nicht den Muth, einzutreten. Aber es muß ja ſein, er hat es ja befohlen."

„Wer? — der Baron? Was hat er befohlen?"

„Nun, wenn es aus iſt, es ihm anzukündigen. Ach, heute Morgen um elf Uhr war es — da mußte ich das herbe Wort ausſprechen: Dieſer Wechſel kann nicht bezahlt werden."

„Es iſt alſo entſchieden! — zu Ende!" rief Alfred und die Thränen ſchoſſen ihm aus den Augen.

„Ja wohl — und die ganze Stadt iſt ſchon in Aufregung. Es iſt beweinenswerth! Ein ſolches Haus!"

Lindau dachte nicht mehr daran, dem alten Manne die Treppen hinaufzuhelfen; er dachte nur noch an die Kinder und an die Baronin. Sie ſahen ihn betroffen an, mit welch verändertem Geſichte er aus dem Hauſe zurückkehrte. Er entſchuldigte ſich mit Müdigkeit und nahm ſich zuſammen, um ſo zu plaudern, wie es jetzt die Kinder von ihm erwarteten. Sie zwangen ihn auf eine Bank nieder, ſtellten ſich rechts und links von ihm auf, während ſich Mathilde und Marie auf Stühle ihm gegenüberſetzten, und er mußte erzählen: Tag für Tag, Stunde für Stunde, wie es ihm ergangen. Er erzählte wohl ſchon eine halbe Stunde; die Kinder wurden eben ſo wenig müde, wie die Freundinnen. War auch nicht viel die Rede von jenen Schauerlichkeiten, wie ſie die Knaben erwartet hatten, ſo war es doch etwas Neues, was er erzählte, und ging doch Alles den geliebten Freund an. Es war ein ſchönes, ruhevolles, glückliches Bild, wie ſie daſaßen und die Diamanten unbeachtet im Sande ſtanden.

„Papa möchte auch was hören,“ ſagte Paul, „er ſieht ſo aufmerkſam herunter.

Aller Augen wandten ſich dem Fenſter zu. Da ſtand der Baron und lächelte. Dann grüßte er mit beiden Händen und zog ſich, immer mit den Händen winkend, zurück.

„Mein Gott, mein Gott!“ liſpelte Mathilde, „wie unendlich gut war dieſer Blick!“ — und ein heftiges Schluchzen unterbrach ihre Rede.

„Laſſen Sie ſich nicht ſtören,“ ſagte ſie nach einigen Minuten, „erzählen Sie weiter.“

Lindau wollte wieder anfangen. Da erſchütterte ein Schuß das Haus und Pulverdampf quoll aus dem Zimmer des Herrn von Frieſen.

24. Kapitel.

Ende.

Wohl! wer auf rechter Spur
Sich in der Stille ſiedelt:
Im Offnen tanzt ſich's nur,
So lang Fortuna fiedelt.

Goethe.

Der Tod des Herrn von Frieſen, der Fall ſeines großen und alten Hauſes machten weniger Aufſehen, als man hätte glauben ſollen und als man noch vier Wochen vorher prophezeit haben würde; denn einmal wurden nach dem Verkaufe der Realitäten und mit dem Ueberreſte des baaren Vermögens die Gläubiger zum größten Theile befriedigt, und dann traten bald bewegte politiſche Zeiten ein, die den Lärm des Ereigniſſes vollkommen übertäubten, da auch größere Geld- und andere Mächte zuſammenſtürzten. Der Vorſorge Van der Sluy's, dem Gelde, das er im Stillen für die Familie erworben hatte, wie der Hilfe des Grafen Aurel war es zu danken, daß die Villa ſammt den dazu gehörigen Beſitzungen und dem Geſchäfte des Gärtners für Mathilde gerettet wurden; der Verkauf des Schmuckes brachte ein ſchönes Vermögen ein. Und ſo brauchte ſich, bei ihrer Genügſamkeit, äußerlich nichts für ſie zu verändern. In der ländlichen Stille, in der Umgebung von treuer

Freundſchaft und Liebe, vernarbten ſanft die Wunden, die ihr die letzte Zeit geſchlagen, wie tief ſie auch geweſen. Nicht wenig zu ihrer Geneſung und Tröſtung trug der Anblick des Glückes bei, deſſen ſich bald Alfred und Marie als junges Ehepaar erfreuten. Alfred fuhr fort, Lehrer und Erzieher der Kinder zu ſein, die unter ſeiner Pflege geiſtig und leiblich gediehen, während er ſelbſt von Van der Sluv zu einem praktiſchen Geſchäftsmann erzogen und in die Geheimniſſe ſeiner Kunſt eingeweiht wurde. Graf Aurel, der, um eine letzte Verlegenheit zu überbrücken, den Reſt ſeines Vermögens hergegeben — wovon Mathilde freilich nichts ahnte — bewohnte die Einſiedelei — und die Stürme der Zeit gingen über dieſe friedliche, durch Liebe und Freundſchaft verbundene Kolonie dahin, ohne ein Haupt zu beugen. Nachdem Mathilde aus aller Liebe, die ihr Graf Aurel entgegenbrachte, auch ſeine Liebe von ehemals erkannte, wurde er den Kindern kein Stiefvater. So glücklich war man in der Beſchränkung, daß das große Vermögen, welches die politiſchen Stürme dem Grafen in Geſtalt ſeiner konfiszirten Güter zurückbrachten, in dieſen Verhältniſſen nicht die geringſte Veränderung hervorrief. Ja, es hatte ſich in dieſer ſchönen Welt eine gewiſſe Scheu vor Glanz und Reichthum ausgebildet, und ſo wuchſen auch Paul und Odo auf, als Menſchen, deren Glück nur auf Arbeit und Bildung gegründet ſein konnte. Der eine iſt heute ein junger Gelehrter, dem man eine Zukunft verſpricht; der andere iſt als zweiter Chef-Ingenieur beim Bau einer der ſchwierigſten Alpen-Eiſenbahnen beſchäftigt.

Die

Internationale Bibliothek,

— à Band 15 Sgr. —

und die

Welt-Bibliothek,

— à Band 10 Sgr. —

haben durch ihren vortrefflichen und mannigfaltigen Inhalt, durch geſchmackvolle Ausſtattung, guten Druck und äußerſt wohlfeilen Preis

die allgemeinſte Anerkennung

gefunden.

Auf der Reiſe ſowohl wie im Hauſe

bieten dieſe Bibliotheken anregende und befriedigende Unterhaltung und verdienen vor Allem

in jeder Familie

ihren Platz zu nehmen.

Die beliebteſten Schriftſteller haben ſich an dieſem Unternehmen betheiligt, unter Anderen:

Julius Rodenberg. Ed Laboulaye

Moritz Hartmann

Adolf Friedr. v. Schack. Luise Gall

Karl August Heigel.

Alfred Meissner

Johannes Scherr. Levin Schücking

Karl Frenzel. George Hiltl

M. Ant. Niendorf

M. M. von Weber

Alfred Meißner's

Kleine Memoiren.

Eleg. broch. 15 Sgr.

Neues Wiener Fremdenblatt:

Meißner's eigene Schriftzüge verzeichneten den Titel auf das erſte Blatt, und ebenſo iſt die Signatur ſeines Weſens dem Buche aufgedrückt. Seeburg's Liebchen (1855) erzählt einen von einem Schulmeiſter durch ſeine Feder unterſtützten Roman, welcher ideal hochfliegend, zuletzt an der rauhen, enttäuſchten Wirklichkeit ſich die Ikarusflügel zerbricht. Ugolino (1857) ſchildert alte Unwirthſchaft auf päpſtlichem Gebiete und die Unterbrechung einer Tragödie „Ugolino“ im Augenblick, wo der Dante'ſche Held ſein eigenes Fleiſch zu verzehren verſucht iſt, durch Hinabwerfen von Semmeln auf die Bühne, woran ſich tragikomiſche Scenen knüpfen. Die Tage von Intra (1858) ſchildern öſterreichiſche Herrſchaft auf italieniſchem Gebiete. Ein Wiederſehen im Kloſter (1862) plaidirt gegen die todte Hand; aus dem Leben eines Sonderlings behandelt auf wenig Blättern die Geſchichte Lord Sundham's und ſeiner Grillen. — Studentenleben (1865), erzählt Hiſtorien aus vormärzlichem Oeſterreich, endlich nennen wir Heine's Mouche (1866), eine liebreizende, patſchulidunſtende Erzählung. Meißner's guter Humor, ſeine künſtleriſch vollendete ſtyliſtiſche Behandlung treten meiſterhaft auch in dem kleinen Buch hervor.

Leipziger Illuſtrirte Zeitung:

Alfred Meißner, der geiſtvolle Schilderer öſterreichiſcher Zuſtände und vielſeitige Erzähler, hat neuerdings „Kleine Memoiren“ (Berlin, R. Leſſer) veröffentlicht. Dieſe ſieben Skizzen und Bilder, theilweiſe von novelliſtiſchem Zuſchnitt, ſtehen allerdings in Beziehung zum Leben des Herausgebers, ohne daß ſie im gewöhnlichen Sinne „Memoiren“ genannt werden können. Unter den literariſchen Stoffen wird man die Erinnerung an Domenico Caſerta, den Verfaſſer des Trauerſpiels „Ugolino“, ſowie H. Heine's „Mouche“ mit Intereſſe leſen.

Es regnet.

Eine Münchener Geſchichte

von

K. A. Heigel.

10 Sgr.

Zeitung für Norddeutſchland:

Eine heitere, graziös erzählte Stadt- und Hofgeſchichte aus den Tagen des Kurfürſten Ferdinand Maria, den Ludwig der XIV. zum Bundesgenoſſen gegen Holland zu gewinnen ſucht. Die ſchöne Kurfürſtin Adelheid ſucht anfänglich, verblendet vom Kriegsruhm, den Gatten zu dieſem Bündniß zu überreden. Rath Krempelhuber, der treue Vertreter des Volkswohls, ſpricht für den Frieden. Franzöſiſche und italieniſche Intriguanten, deutſche Liebespaare, Schauſpieler, Dichter, Kochkünſtler ſogar ſind in die Haupt- und Staatsaction verflochten; eine Fülle bunter lebensvoller Scenen entwickelt ſich vor unſern Augen. Auch an Schatten fehlt es nicht; für einen Moment zeigt ſich ſelbſt — einen Unſchuldigen bedrohend — die Folter im Hintergrunde. Aber der Dichter ſendet einen wunderthätigen Regen, der Alles zum glücklichen Ende führt. Alles iſt mit der bekannten Friſche des Verfaſſers der „Marfa" höchſt liebenswürdig geſchildert, ſo daß das Büchlein jedem Leſer einen wohlthuenden Nachklang hinterlaſſen wird.

Echo der Gegenwart:

In ſeiner bekannten knappen Manier führt uns der Verfaſſer in dieſem Bändchen an den Hof des Kurfürſten Ferdinand Maria von Baiern zur Zeit als Ludwig XIV. das Bündniß der deutſchen Fürſten zum Kriege gegen Holland ſuchte. Die glückliche Wahl des Stoffes, das Talent des Verfaſſers in der Schlingung und Löſung der Knoten, ſein leicht fließender Styl und die Spannung, in der er den Leſer bis zur letzten Seite zu halten verſteht, werden dieſem ſehr empfehlenswerthen Bändchen viele dankbare Leſer verſchaffen, wie denn überhaupt die „Weltbibliothek", auf welche wir erſt vor wenigen Wochen aufmerkſam machten, ſich die lobenswerthe Aufgabe geſtellt hat, nur Gediegenes im Gebiete der Unterhaltungsliteratur zu bringen; wir können dieſes Unternehmen im Allgemeinen und das vorliegende Bändchen ſpeciell recht warm empfehlen.

PARIS.

Ein Spiegelbild ſeiner Geſchichte, ſeines Geiſtes und Lebens in Schilderungen von den bedeutendſten Schriftſtellern Frankreichs.

5 Bände, deren jeder mit Titelbild einzeln käuflich iſt, à 15 ſgr.:

Geſchichte von Paris.

Inhalt: Victor Hugo, Einleitung. — Louis Blanc, Das alte Paris. — Eugen Pelletan, Geſchichte von Paris. — E. Fournier, Die hiſtoriſchen Häuſer.

Das Muſeum des Louvre,

von Théophile Gautier.

Die Paläſte und Denkmäler von Paris.

Inhalt: Ferdinand de Laſteyrie, Der Palaſt des Louvre, der Palaſt von Luxemburg, das Palais Royal, das Palais l'Elysée und die Geräthkammer. — Arſène Houſſaye, Der Tuilerien-Palaſt. — P. Lanfrey, Das Rathhaus (l'hôtel de ville) — E. Plouvier, Der Thurm St. Jacob. — Aſſolant, Die Säulen. — G. Guillemot, Die Triumphbogen. — Edgard Quinet, Das Panthéon.

Phyſiologie von Paris.

Inhalt: Paul Féval, Pariſer Leben. — Edmond About, Auf den Trümmern. — Ch. Yriarte, Pariſer Typen und Clubs. — Jules Janin, Der Bibliophile. — Edmond Texier, Kleine Induſtriezweige. — E. Legouvé, Die Fechtſäle. — Champfleury, Bälle und Concerte. — Henry de Pène, Der Schlummer von Paris. — Bamberger, Die deutſche Colonie in Paris. — Herzen, Die ruſſiſche Colonie. — Dora d'Iſtria, Die Orientalen in Paris. — William Reymond, Die Schweizer-Colonie.

Promenaden in, um, unter- und oberhalb Paris.

Inhalt: A. Karr, Die Blumen in Paris. — Paul de Kock u. E. de la Bédollière, Die Boulevards. — A. Achard, Das Holz von Boulogne, die Champs Elyſées, der Wald und das Schloß von Vincennes. — F. Mallefille, Das Marsfeld. — Nadar, Die Katakomben von Paris.

Internationale Bibliothek.

Von den zahlreichen Beſchreibungen der Weltſtadt kann keine einzige dieſer bei Gelegenheit der Weltausſtellung von den bedeutendſten Schriftſtellern Frankreichs herausgegebenen Encyclopädie zur Seite geſtellt werden.

Altonaer Nachrichten:

Abgeſehen von ihrer literariſchen Bedeutung ſind alle dieſe Autoren zugleich die Träger der freiheitlichen Bewegung Frankreichs, Männer, auf die das Land auch in politiſcher Beziehung mit Stolz blickt. So haben wir in dieſem Werke nicht etwa eines jener landläufigen Reiſebücher, die von den Sehenswürdigkeiten einer Stadt gewiſſe Kunde geben, ſondern einen Wegweiſer durch die Vergangenheit, Gegenwart und die Kunſt der Metropole, in der ſich das geiſtige Leben Frankreichs, ja der Welt treu widerſpiegelt. Mehr als durch jene Feuilletons und Skizzen, wie ſie deutſche Correſpondenten, die nur flüchtige Gäſte in Paris ſind und die nach flüchtigen Eindrücken urtheilen, von der Weltausſtellung ſchreiben, wird hier ein großes und wirkſames Bild der einzigen Stadt geboten, ein Bild in warmen Farben und künſtleriſcher Zeichnung.

Der reichhaltige Inhalt der Phyſiologie von Paris und die Namen der bedeutenden belletriſtiſchen Schriftſteller, welche ſich dazu vereint haben, verleihen dieſem Bande ganz beſonderen Werth als getreues Bild des Pariſer Lebens und des Lebens in Paris.

Beſonders intereſſant iſt eine vorzügliche und ausführliche Schilderung der deutſchen Colonie in Paris von Ludwig Bamberger, der wie Keiner dazu berufen iſt, ſeine Landsleute in der Metropole zu ſchildern.

Hamburger Reform:

Von dem genannten Werke ging uns ferner der Band der „Paläſte und Baudenkmäler“ zu. Der Band behandelt auf 166 Seiten (15 Sgr.) ſeinen Gegenſtand erſchöpfend. Es iſt keine nackte Beſchreibung, es iſt Erzählung des Baues und der Geſchichte aller hierher gehörigen Bauwerke, Paläſte, Säulen, Rathhaus, Kirche, Triumphbogen, es iſt ein Stück franzöſiſcher Geſchichte. Dabei iſt das Gewand, in welches die Verfaſſer ihren Stoff einkleiden, der beliebte franzöſiſche, leichte, feſſelnde Stil, der ſelbſt in das Ernſte allerlei prickelnde Zuthaten zu miſchen weiß. Das Werk bildet, wie die früheren Bände, eine ſpannende intereſſante Lectüre.

Internationale Bibliothek.

Aus aller Herren Länder.

Plaudereien von

Julius Rodenberg.

15 Sgr.

Weſtermann's Illuſtrirte Monatshefte:

Bekanntlich verſtehen wenige deutſche Schriftſteller der Gegenwart ſo anmuthig zu plaudern und über Bedeutendes und Unbedeutendes gemüthliche Betrachtungen anzuſtellen, wie Julius Rodenberg, der vielgereiſte und phantaſiereiche Schilderer der verſchiedenartigſten Länder und ihrer Bewohner. Allerdings iſt er zuweilen ein gefährlicher Führer, denn der Zauberſtab ſeiner dichteriſchen Phantaſie führt ihn oft weiter vom Wege ab, als dem bedächtigeren Auge des nüchternen Beobachters lieb iſt, aber er gibt ſeine Mittheilungen meiſtens auch nur als leicht hingeworfene Erinnerungen an flüchtige Eindrücke, und als ſolche mag denn auch ſein neues Buch, „Aus aller Herren Länder“ welches ein Bändchen der bei R. Leſſer in Berlin erſcheinenden „Internationalen Bibliothek“ ausmacht, willkommen geheißen werden. Eigene Beobachtungen und Reminiscenzen aus den betreffenden Literaturen vereinigen ſich mit ſinnigen Betrachtungen zu recht leſenswerthen Aufſätzen, unter denen namentlich die „Londoner Scenen mit beweglichen Figuren“ des Verfaſſers große Vertrautheit mit dem Leben des modernen Babel auf's Neue beweiſen. Auch der Aufſatz „Durch Holland im Fluge“ verräth das geſchärfte Auge für nationale Eigenthümlichkeit.

Welt-Bibliothek.

Die Freier der Markgräfin.

Hiſtoriſche Novelle von

George Hiltl.

10 Sgr.

Berliner Börſen-Zeitung:

Der Verfaſſer, beſonders bekannt und beliebt durch ſeinen Bericht vom Kriegsſchauplatz im Jahre 1866, tritt uns in dieſer Novelle in der ganzen Originalität ſeines Talents entgegen. Wir ſehen uns in die Zeit des Kurfürſten Friedrich III. und ſeiner geiſtreichen Gemahlin Sophie Charlotte verſetzt. Die Markgräfin Louiſe Charlotte, Wittwe des Markgrafen Ludwig, als geborene Prinzeſſin Radziwill in Polen, reich begütert, iſt das Ziel verſchiedenartigſter Bewerbungen. Täglich von Freiern beläſtigt, will ſie ſich das Hochgeborenen ſo ſelten geſtattete Vorrecht, frei der Wahl des Herzens folgen zu dürfen, nicht entreißen laſſen. Intriguen aller Art entſpinnen ſich, in welchen ſowohl die höchſten Perſonen, u. A. die Wittwe des großen Kurfürſten, als auch Kammermädchen, Lakaien, Abenteurer, die ſich ſelbſt nicht ſcheuen, zur Förderung ihrer Pläne den Ruf der Kurfürſtin anzugreifen, mitwirken: — da plötzlich erſcheint heimlich der Pfalzgraf Karl von Neuburg in Berlin, der ſchon lange die Liebe der Markgräfin beſeſſen, und macht dem ganzen Intriguenſpiel ein Ende, indem er ſich in aller Stille in Gegenwart von wenigen Getreuen mit Louiſe vermählt. — Der Verfaſſer hat es verſtanden, uns mit wenigen Strichen ein getreues Bild der damaligen höchſt intereſſanten Zeit zu geben. Kurfürſt Friedrich III., der geſtrenge Herr, Sophie Charlotte, „eine der geiſtvollſten und edelſten Fürſtinnen, die jemals einen Thron geziert“, die ſchöne Markgräfin, Lieutenant Hebenſtein und der franzöſiſche Abenteurer Faviole ſind Geſtalten von außerordentlicher Schärfe der Charakterzeichnung; die Handlung, fließend und ſpannend bis zum Schluſſe, alles Geſuchte vermeidend, entrollt ſich vor uns wie ein Drama, in welchem jede Perſon ihren Platz ausfüllt, jedes Ereigniß uns als Folge vorhergegangener Begebenheiten oder als Vorläufer neuer Scenen folgerichtig und nothwendig erſcheint. Intereſſante Schilderungen der Stadt Berlin vor 200 Jahren und des damaligen Hoflebens erheben dieſe Novelle über das Niveau gewöhnlicher Unterhaltungslectüre und machen ſie zu einem werthvollen Beitrag zur Geſchichte des Brandenburg-Preußiſchen Hauſes.

Internationale Bibliothek.

Verklungene Akkorde.

Gedenkblätter

von

Eliſe Polko.

15 Sgr.

Nicht die Muſik allein, ſondern überhaupt jede Kunſt findet in der Dichterin der „muſikaliſchen Mährchen" eine poeſie- und verſtändnißvolle Erklärerin und Verherlicherin, und ſo ſehen wir denn auch hier Geſtalten vor uns herſchweben, welche als milde oder blendende Sterne am Himmel der Kunſt geleuchtet und noch im Erlöſchen Segen ſpendend entſchwunden. Allein nicht nur der Kunſt, ſondern auch der Schönheit mit Grazie und Geiſt vereinigt, wie ſie eine Ninon de l'Enclos und Marion de Lorme, wie ſie vier Frauengeſtalten zierte, welche hier mitten aus dem blutigen Chaos der erſten franzöſiſchen Revolution uns entgegenlächeln, weiß die Verfaſſerin nach der geſchichtlichen Ueberlieferung Form und Beleuchtung zu geben und uns ſo den Glanz des franzöſiſchen Hofes und der Salons jener Frauen mit blendenden Farben zu vergegenwärtigen. Der Inhalt dieſer lieblichen und zierlichen Miniaturbilder nimmt daher Phantaſie und Gemüth der Leſer gleich den früheren Werken der beliebten Verfaſſerin gefangen.

Elegant gebundene Exemplare zum Preiſe von 25 Sgr. bis 1 Thlr. ſind durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Aus der
Welt der Arbeit.

Skizzen von

Max Maria von Weber.

10 Sgr.

Weſer-Zeitung:

. . . Dieſe Weisheit, welche wir den ängſtlichen Gemüthern zum Troſte darreichen, iſt geſchöpft aus dem trefflichen Buch eines trefflichen Mannes. Es heißt: „Aus der Welt der Arbeit“, rührt her vom ſächſiſchen Rath und Eiſenbahndirector Max Maria v. Weber, dem Sohne des großen Tondichters, und ſei den Leſern angelegentlich empfohlen. Das Buch lieſt ſich nicht nur ſehr angenehm, ſondern man kann auch vieles daraus lernen; es ſchärft den Blick für die wirklichen Verhältniſſe, es ſchlägt eine Menge von albernen Vorſtellungen, die noch in den Köpfen der Leute ſpuken, nieder und iſt eine beredte Predigt über das Beſte, was dem Menſchen zu Theil werden kann, über den Segen der Arbeit. Der Verfaſſer hat unter dem oben angeführten Titel, der kaum beſſer hätte gewählt werden können, acht Skizzen zuſammengeſtellt, die nun der billigen Welt-Bibliothek (bei Leſſer in Berlin) angehören und die ſtarke Verbreitung finden werden, die ihnen zu wünſchen iſt. Weber verſteht es, ſeinen im Grunde auf trockene Verhältniſſe gebauten Schilderungen ſo viel Leben und Farbe zu geben, daß unter ſeiner Hand aus ſtatiſtiſchen Artikeln ſpannende Erzählungen werden. Und ſo haben wir denn auch keinen Anſtand genommen, ſein Buch unter die Rubrik „erzählende Literatur“ zu bringen, wohin einige der Bilder, „der Bergſturz“, „Dampf und Schnee“, „Winternacht auf der Locomotive“, auch geradezu gehören. Recht zeitgemäß iſt jetzt der Aufſatz über den amerikaniſchen General Mac Callum und das Feldeiſenbahn-Corps der Nordſtaaten im letzten Kriege; nicht minder der erſte über den Pfadfinder des Meeres, den Capitän Maury. Das Büchlein iſt auch für die reifere Jugend außerordentlich belehrend.

Internationale Bibliothek.

Düſtre Mächte. — Erlöſt.

Zwei Novellen

von

Claire von Glümer.

15 Sgr.

Weſtfäliſche Zeitung:

Der Name der Verfaſſerin hat durch die lebendigen und pietätvollen „Erinnerungen an Wilhelmine Schröder-Devrient“ und die vortrefflichen Geſchichten „Aus der Bretagne“ guten Klang in der deutſchen Literatur der Gegenwart erhalten. Auch die vorliegenden beiden Novellen, welche ein Bändchen der „Internationalen Bibliothek„ (Berlin, R. Leſſer) bilden, weiſen viele der Vorzüge auf, die den obengenannten Geſchichten eigenthümlich ſind. Die Verfaſſerin verſteht nicht allein, vortrefflich, ſpannend und raſch vorſchreitend zu erzählen und ihre Menſchengeſtalten, beſonders diejenigen der ariſtokratiſchen Kreiſe, mit wenigen Zügen in voller Lebendigkeit vor Augen zu ſtellen, ſie bringt auch durch jede ihrer Erzählungen eine Stimmung und Empfindung in uns hervor, die nachklingt und durch die wir gleichſam die Gewähr erhalten, daß die Erzählung aus wirklich poetiſcher Anſchauung und Auffaſſung des Lebens hervorgegangen iſt. Die geſchmackvolle Einfachheit der Darſtellung tritt beſonders in der Novelle „Erlöſt“ vortheilhaft hervor, während in „Düſtre Mächte“ die volle Objectivität einige Male durch den Wechſel des unmittelbar darſtellenden und des erzählenden Tones leicht geſtört erſcheint. Alles in Allem müſſen die beiden nach wirklicher Vergeiſtigung des intereſſanten Stoffes ſtrebenden Novellen der gebildeten Leſewelt, die nicht blos ſtoffhungrig iſt, beſtens empfohlen werden.

Internationale Bibliothek.

Deutſche Fahrten.

Von

Karl Frenzel.

15 Sgr.

Hannoverſcher Courier:

Eine Reihe höchſt intereſſanter Schilderungen, u. A.: Das Leipziger Turnfeſt, In der Stadt Jean Pauls, Am Rhein, Aus Böhmens Königsſtadt, Berliner Bilder u. ſ. w., welche alle die Vorzüge zeigen, welche einſtimmig der feinen Feder Frenzel's zuerkannt werden. Wir empfehlen das billige und ſehr hübſch ausgeſtattete Buch auf's Wärmſte.

Berliner Fremden- und Anzeigeblatt:

Der Dichter bietet mit dieſem anſpruchsloſen Bändchen den Leſern ein Wanderbuch, welches mit einer höchſt liebenswürdigen Friſche der Auffaſſung uns bald an den Rhein, bald nach der böhmiſchen Königsſtadt, nach dem Heidelberger Schloß oder nach Baireuth verſetzt, wo Jean Paul lebte und dichtete, das uns durch das romantiſche Thüringer- und Frankenland mit ſeinen Burgen und Schlöſſern geleitet und im Park zu Schwetzingen uns die Zeit des deutſchen Mäcen, Karl Theodors, mit ſeinen phantaſtiſchen Launen und künſtleriſchen Spielereien vergegenwärtigt. Das deutſche Turnfeſt in Leipzig von 1863 zieht in farbenprächtiger Schilderung an uns vorüber und den Berliner Bildern, die uns in die Vorleſungen, die Theater, in das Leben und Streben des Handwerker-Vereins lehrreiche Blicke thun laſſen, fehlt es nicht an der Gründlichkeit eines objektiven Urtheils. In ſeinen Fahrten verſteht es der Dichter, die Vergangenheit poetiſch mit der Gegenwart zu verflechten. Es gelingt ſeiner poetiſchen Auffaſſungsgabe, die Leſer für das Weſen der Geſchichte, das aus dieſer Vergangenheit ſpricht, lebhaft zu intereſſiren und den einzelnen Abſchnitten gewiſſermaßen dadurch eine kulturhiſtoriſche Seite abzugewinnen. Dieſe „Deutſchen Fahrten“ bilden einen Band der internationalen Bibliothek und eignen ſich ſehr wohl dazu, den Hausſchatz der deutſchen Literatur bereichern zu helfen. Ausſtattung und Druck ſind ſehr elegant. Der Preis von 15 Sgr. iſt für das reichhaltige Material gewiß ein ſehr mäßiger.

Welt-Bibliothek.

Neue Novellen.

Von

Levin Schücking.

10 Sgr.

Schweizer Handels-Courier:

Der neueſte Band der vortrefflichen, bei R. Leſſer in Berlin erſcheinenden Weltbibliothek bringt **Neue Novellen** von **Levin Schücking:** „Ein gewagtes Spiel,“ „An der Statue des Herkules“ und „Gefährten und Gefahren“. Leichtſkizzirte, hübſch erfundene, ſpannend erzählte Geſchichten, in denen ſich Schückings Darſtellungs- und Geſtaltungstalent glänzend bewährt. Wir glauben dieſem leichtſinnigen jungen Elegant, dieſem redſeligen Präſidenten, dieſem gutmüthigen, liebebedürftigen, heirathsluſtigen Fräulein, dieſer ſchwärmeriſchen Gräfin, dieſer herrſchſüchtigen Stiftsdame ſchon begegnet zu ſein und ſie Alle haben etwas ſo Liebenswürdiges, daß wir uns ſelbſt für ihre Thorheiten intereſſiren und uns freuen, wenn der Knoten gelöſt iſt. Den weitern Inhalt der Novellen verrathen wir nicht — ſelbſt leſen iſt beſſer. Daß die Form durchweg anmuthig und künſtleriſch abgerundet iſt, verſteht ſich bei Schücking von ſelbſt. Jedenfalls wollen wir das Buch den Freunden einer leichten, heitern Lectüre beſtens empfohlen haben.

Internationale Bibliothek.

Modern.

Roman in zwei Bänden

von

Adelheid von Auer.

1 Thaler.

In vollendetester Weiſe tritt uns aus dieſem Roman ein getreues Bild unſerer leider in den meiſten Kreiſen herrſchenden verderblichen Zeitrichtung entgegen. Die Familie, das Haus, dieſer alleinige Tempel des reinſten Glückes, deſſen Säulen auf dem Fundament der aufopferndſten Liebe, der treueſten Hingebung ruhen müſſen, um einen feſten Halt gegen die Stürme des Lebens zu bieten, — wie oft iſt es, der Mode huldigend, nur nach außen hin glänzend, ein leicht zuſammengezimmerter Bau, nicht im Stande, dem geringſten Windſtoß zu widerſtehen. In ſolch ein Haus, in die Familie des Präſidenten von Löben, führt der Zufall die Heldin der Erzählung. Aus drückenden Verhältniſſen heraustretend, die ihr nie geſtattet, ihren Neigungen zu folgen, bis zu ihrem 30. Jahre an das Krankenbett einer alten grämlichen Tante gefeſſelt, wünſcht Hildegard, ein geiſtig hochbegabtes Mädchen, die endlich erlangte Unabhängigkeit zu benutzen, um in der Reſidenz ihrer Ausbildung und geiſtiger Veredlung zu leben.

Ihr klares, durchdringendes Auge erkennt bald in ihrer neuen Umgebung die perſonificirten Modethorheiten und Schwächen der heutigen Geſellſchaft, nichts deſto weniger zieht ſie ihr warmes Herz zu den im Grunde guten und geiſtig begabten Menſchen hin. Der Präſident, der in raſtloſer Arbeit ſeine Kräfte aufreibt, mit dem zu guten, ſchwachen Herzen, das ihm verbietet den Seinen irgend einen Wunſch zu verſagen, möge derſelbe noch ſo weit die Grenzen ſeiner Verhältniſſe überſteigen — die Frau von Löben, voll Lebensluſt jedem Vergnügen nachjagend, nur dem Augenblick lebend, jede Unart ihrer Kinder in beſchönigendem Lichte ſchauend — der älteſte Sohn, der Lieutenant, der ſich durch ſeinen

Stand verpflichtet glaubt, Schulden zu machen — die 15 jährige Tochter, „die Schönheit" — der leichtſinnige, aber von Geiſt ſprühende, Gymnaſiaſt — die allerliebſten kleinen Kinder — die alte Excellenz, die Tante, die „Unke", wie ſie ſich ſelbſt nennt, — und noch viele andere in ſeiner characteriſtiſcher Zeichnung entworfene Geſtalten treten uns wahr und lebensfriſch entgegen. Ueberall begegnet Hildegard Gegenſätzen ihren einfachen, ſoliden Lebensanſchauungen. Sie ſieht trotz der Liebe, welche die einzelnen Familienmitglieder verbindet, das Glück des Hauſes immer mehr und mehr ſchwinden. Thee's, Bälle, Viſiten, wie ſie die Mode und die Stellung des Präſidenten erheiſcht, ſind Veranlaſſung, daß die Häuslichkeit, gewiſſenloſen Dienſtboten überlaſſen, den Kindern nicht das traute Aſyl bietet, welches von ſo entſcheidendem Einfluß für das ganze Leben iſt. Im Strudel der Zerſtreuungen überſieht man das Hinſiechen des von allen Seiten hochverehrten und geliebten Vaters, dem die Kraft fehlt, die Seinigen auf ſein Scheiden vorzubereiten und ihren Schmerz zu ſehen, bis der entſetzliche Schlag, der plötzliche Tod des Präſidenten, die guten, aber leider verblendeten Menſchen die Augen zur ſchrecklichen Gewißheit öffnet. Die Präſidentin, ſtets getragen von der Liebe ihres Mannes, unfähig einen ſelbſtſtändigen Schritt zu thun, unterliegt dem ſchweren Geſchicke; der Tod erlöſt ſie vor wahnſinniger Verzweiflung. Auf den Trümmern dieſes zerfallenen Hauſes errichtet Hildegard mit Hülfe ihres alten Freundes, der ſich jetzt als längſt verſchollenen Onkel den Kindern zu erkennen giebt, den Grundſtein zu einem Gebäude, welches altehrwürdige, häusliche Sitte pflegend, den Waiſen eine neue Heimath bietet, den Kleinen einen Schutz und Schirm vor den hochgehenden Wogen der Welt, den größeren, die ſchon hinaus müſſen auf die See, einen feſten ſichern Hafen.

Die geſunde Lebensanſchauung, der tiefſittliche Ernſt, häufig mit erfriſchendem Humor wechſelnd, der poetiſche Hauch, der das Ganze durchweht, verleihen dieſem Buche einen bleibenden Werth, — auch der heranreifenden Jugend kann es mit Vertrauen in die Hand gegeben werden, birgt es doch eine Fülle der edelſten und ſchönſten Gedanken, eine Mitgift für das Leben.

In der **Literariſchen Anſtalt** in **Frankfurt a. M.** ſind unter andern folgende Werke erſchienen:

Jean Paul's Papierdrache. Jean Paul's letztes Werk. Aus ſeinem Nachlaſſe herausgegeben von E. Förſter. 2 Bde. 2 Thlr. oder 3 fl. 30 kr.

Reimchronik des Pfaffen Maurizius. Erſtes Buch, Caput I. bis V. 1¼ Thlr. oder 2 fl.

Caput I. Wien und ſeine Märtyrer.
" II. Die ſymboliſchen Thiere.
" III. Traumbuch für Michel.
" IV. Eljen Koſſuth!
" V. Apoſtel und Apoſtaten.

Graf Platens Polenlieder. ¼ Thlr. oder 24 kr. rhn.

Carl Vogt: Ocean und Mittelmeer. 2 Bde. 2¼ Thlr. oder 3 fl. 48 kr.

Carl Vogt: Der 18. September (1848) in Frankfurt am Main. Authentiſche Darſtellung. ¼ Thlr. oder 24 kr. rhn.

A. Meißner: Revolutionäre Studien aus Paris (1849). 2 Bde. 3 fl. 48 kr. oder 2¼ Thlr.

Börne: Menzel, der Franzoſenfreſſer. ½ Thlr. oder 48 kr.

K. Gutzkow: Deutſchland am Vorabend ſeines Falles oder ſeiner Größe. 1 Thlr. oder 1 fl. 48 kr.

Gutzkow's geſammelte Werke. Vollſtändig umgearbeitete Ausgabe in 12 Bänden. 10½ Thlr. oder 18 fl.

Hildebrand (Profeſſor in Marburg), die Nationalökonomie, ihre Gegenwart und Zukunft. I. Band. 1¾ Thlr. oder 3 fl.

Ariſtophanes Werke nebſt den Fragmenten. Deutſch nebſt Einleitungen und Anmerkungen von **Ludwig Seeger.** 3 Bde. 4½ Thlr. od. 7 fl. 42 kr. rhn.

L. Bamberger: Erlebniſſe aus der rheinpfälziſchen Revolution im Mai und Juni 1849. 1/3 Thlr. od. 36 kr.

Weber (Schul-Direktor in Bremen), Reviſion des deutſchen Schulweſens. 1 2/3 Thlr. oder 2 fl. 48 kr.

Heinrich König: Denkwürdigkeiten des Generals Eickemeier, Gouverneurs von Mainz im Jahr 1792 und ſodann Generals der franz. Republik. 1 3/4 Thlr. oder 2 fl. 54 kr.

Abt: Die Schweiz, ihre Gegenwart und Zukunft. Eine Denkſchrift zur Beurtheilung der Parteien in der Schweiz. 1 3/4 Thlr. oder 2 fl. 54 kr.

Proudhon: Die Volksbank. Eingeleitet und herausgegeben von Ludwig Bamberger (Redakteur der Mainzer Zeitung) 6 Silbergr. oder 18 kr. rhn.

Geſchichte der Jeſuiten in Deutſchland, von S. Sugenheim. 2 Bde. 3 1/4 Thlr. oder 5 fl. 36 kr.

Berlin. Von Ernſt Dronke. 2 Bände. 2 1/2 Thlr. oder 4 fl. 30 kr.

Wolfgang Müller: Die Rheinfahrt. Ein Gedicht. 24 Bogen 1 2/3 Thlr. oder 2 fl. 54 kr.

Ludwig Kaliſch: Shrapnells. Humoriſtiſche Bilder aus dem Leben und der Politik. 1 1/2 Thlr. od. 2 fl. 42 kr.

Alex. Petöfy's und mehrerer anderer ungariſcher Dichter ausgewählte Gedichte. Aus dem Ungariſchen übertragen von Kertbeny. 32 Bogen. 2 1/4 Thlr. oder 3 fl. 48 kr.

Wolfgang Müller: Germania. Ein ſatyriſches Märchen. 2/3 Thlr. oder 1 fl. 6 kr.

Reimchronik

des

Pfaffen Maurizius.

Erſtes Buch. Caput I — V.

Inhalt:

Caput I. Die Wiener Märtyrer.
" II. Die ſymboliſchen Thiere.
" III. Traumbuch für Michel.
" IV. Eljen Koſſuth!
" V. Apoſtel und Apoſtaten.

* * *

Frankfurt am Main.
Literariſche Anſtalt.
(J. Rütten.)
1849.

Frankfurt a. M. Druck von C. Adelmann.

Reimchronik

des

Pfaffen Maurizius.

CAPUT I.

Frankfurt am Main,
Literariſche Anſtalt.
(J. Rutten.)
1849.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Nun heb' ich an zu ſingen, zu ſagen
Von Leid und Freud in dieſen Tagen.
Nun heb' ich an zu ſagen, zu ſingen
Von Kaiſer und König und andern Dingen,
Von Staatsaktionen und Revolutionen,
Vom Wechſel und Fall der Kronen und Thronen,
Von allerhöchſten Entbindungen,
Von allerneuſten Erfindungen:
Von Belagerungszuſtand in Friedenszeiten,
Geſpitzten Kugeln, die Liebe verbreiten,
Von niedergeſchoſſ'nen Zeitungsſchreibern,
Von hohen Räubern und Völkertreibern,
Von Wrangulirten freien Städten,
Und konſtitutionellen Handbilletten,
Von Tagesordnungsvolksvertretern,

Von „edlen, kühnen" Volksverräthern,
Von privilegirten Kaiſermachern
Und heimlichen Ins-Fäuſtchen-Lachern,
Von ſtaatsmänniſchen Majoritäten,
Die in der Paulskirch' lernen beten —
Und weiter ſo fort — auch kann es
An Schrecken à la Schinderhannes,
Cartouche und Carlo Moor nicht fehlen,
Ergötzend Schneidermädchenſeelen;
Wir werden manchmal auch erzählen
Die ungeheuren Heldenthaten
Von Windiſchgrätz und den Kroaten.

Und daß der gute Leſer weiß,
Wer ihm die Weltgeſchichte reimt,
Dieweil man ſie draußen zuſammenleimt
Mit einem Kitt von Blut und Schweiß,
So ſag' ich ihm: das Männlein iſt
Ein armer, ſimpler Reimchroniſt.
Tragt jetzt eine Feder hinterm Ohr

Nachdem er umſonſt das Feuerrohr
Geladen, geleert und wieder geladen
Wider die Knechte von Gottes Gnaden
Auf ewig heiligen Barrikaden.
Sein Fenſter geht auf einſame Dächer,
Die Ausſicht in die armen Gemächer
Von blaſſen Mamſells, die nächtlich ſchneidern
Und andern traurigen Hungerleidern;
Trinkt viel Kaffee und heizt nur wenig
Und rief noch nie: Es lebe der König!
Nur höchſtens alle Feiertag
Steigt er aus ſeinem Taubenſchlag,
Zu hören, wie ſich auf der Erden
Der König und das Volk geberden —
Bis jetzt hat er juſt nicht viel Gutes
Gehört, und niedergebeugten Muthes
Iſt er zum Himmel zurückgeſtiegen,
Um zuzuſehen, wie verſenkt in Sinnen
Die Katzen wandeln auf Giebel und Rinnen,
Und Tauben über die Dächer fliegen.

Es iſt der treue Reimchroniſt
Kein Jud', kein Chriſt, kein Antichriſt,
Kein Kommuniſt, kein Sozialiſt,
Kein Deiſt und kein Atheiſt,
Kein Demokrat, kein Monarchiſt —
Er läßt, wie geſcheidte Leute thun,
Religion, Syſtem und Meinung ruhn,
Und hofft es ſo vor allen Dingen
Zu was Erklecklichem zu bringen,
Und bleibt für immer, was er iſt,
Ein begeiſterungsloſer Reimchroniſt.

Nun aber wie ſtehts im deutſchen Land?
Das iſt der Dinge einfacher Stand:
Die Fürſten oktroiren und belagern
Im Jahre ein tauſend, achthundert und Gagern.
Der Gagern iſt ein Cincinnat,
Weil er einmal geackert hat,
Auch heißt man ihn den Waſhington:
Den alten Zopf hat er davon,

Den Zopf, den ihm der Dahlmann gemacht,
Und Mathy polizeilich bewacht,
Den Baſſermann mit Liebe gebunden,
Und Beckerath mit Blumen umwunden.
Der Gagern iſt ein Staatsmann, ein weiſer,
Er ſchwärmt für einen märkiſchen Kaiſer,
Und um ſeinem lieben Wilhelm von Preußen
Die Krone Karl des Großen zu kaufen,
Läßt er mit Schätzen die Donau laufen
Ins Haus dem Kaiſer aller Reuſſen,
Verkauft er neun Millionen Deutſche
Der ſlaviſchen Peitſche.

Verrath! o theures deutſches Land!
Ja, man verräth dich, theure Mutter,
Du Mutter der Hutten und der Luther,
Der Göthe, Schiller und der Börne —
Du Himmel voll erhabner Sterne,
Du wirſt verſchachert und feil geboten
Von deinen adligen Patrioten —

Als Polen fiel, da fiels durch Feindes Hand,
Im Kampf für Laren und Penaten,
Im Glanze ewiger Heldenthaten —
Warf nicht ins eigne Haus den Brand,
Und hat ſich ſelber nicht geſpalten,
Hat bis zum Tod empor gehalten
Sein blutroth flatterndes Panier —
Was thuen wir? —
Wir ſind Verräther!
Wir weiſen Brüder, treue, warme,
Die nach ſo langer Haft mit ſtarkem Arme
Sich durchgekämpft zu uns — vom Haus der Väter!

Wie — wir zerreiſſen die Gewänder
Am Leib der Mutter, die ſich zu uns flüchtet,
Sie Preis zu geben ihrem Schänder —
O Heinrich, Heinrich, du biſt gerichtet!
Ich ſehe an der Paulskirch' Wand
Geſchrieben von der Geiſterhand
Das Mene Tekel, das blutig flammt
Und Euch verdammt.

Was ſoll der Lärm, o Reimchroniſt?
Erzähle ſacht, was weiter iſt.
Wer ſind des Edlen Hinterſaſſen,
Die Deutſchland gerne theilen laſſen?
Dort ſitzet ſtarr auf ſeinem Sitz
Der kriegeriſche Mönch von Radowitz.
Aus ſieht er wie der ſteinerne Gaſt,
Der niemals weint und niemals ſpaßt, —
Ein treuer Schüler von Loyola
Trägt er 'ne unſichtbare Stola —
Den Katechismus, den verfaßt
Rothan in Rom, um weich zu kneten
Die Seelen ketzeriſcher Majeſtäten —
Den lehrt er ſeinen König beten.
Von ihm auch ſagen die Soldaten:
Er iſt ein großer Diplomat —
Und ſagen drauf die Diplomaten:
Er iſt ein trefflicher Soldat.
Er hat erfunden auch den Satz,
Den unerſchöpften Weisheitsſchatz:

Daß das Entſcheidende im Krieg,
Der Sieg! —
Von Vinke, dem ritterlichen Helden,
Weiß Alt und beſonders „Jung“ zu melden.
Auf ihn mit Fingern weiſen, ach!
Die kleinſten Kinder in Eiſenach.
Ja, als es galt, mit Windmühlflügeln
Im weißen Saale ſich zu ſchlagen,
In jenen ſchönen Rechtsbodentagen —
Da ſaß er feſt in ſeinen Ritterbügeln.
Doch als es galt auf jenem Grunde,
Wo Luther einſtens Haſen jagte —
Das war eine böſe, böſe Stunde!
Man ſuchte und jagte nach Prätexten,
In Wappenbüchern nach adlichen Texten —
Und die Piſtole, ſie verſagte.
Schwerin, Boddien
Sind uralte, verwitterte Edelleute;
Doch weiß man heute
Schwerin
Stammt nicht von Merlin,

Und Boddien
Nicht von Lohegrin.
Dann folgt,—o deutſches Volk, mach lange Ohren!—
Die lange Reih' von Profeſſoren,
Der Waitz, der Dahlmann, der Beſeler,
Der Droyſen, Stenzel und andre mehr.
Die Reden des Profeſſors Dahlmann
Findet edel, aber ſchaal man
Der Doktor und Profeſſor Waitz
Spricht gern ein Langes und ein Breits,
Wobei er nicht ein Augenlied erhebt.
Wie nur dem Kopf nicht alle Hoffnung ſchwindet,
Der immer nur nach Schätzen gräbt
Und froh iſt, wenn er Regenwürmer findet!
Doch anders iſt's mit Beſeler —
Viel weiſer ſpricht als Bileams Eſel er.
Der ſchön bebartete Droyſen —
Den Freiheitskrieg hat er geprieſen,
Die Freiheit ſelbſt ſcheint er nicht zu lieben,
Er wäre ſonſt daheim geblieben.
Der vielgelehrte Profeſſor Stenzel,

Ein würdger Landsmann von Maulwurf Menzel.
Ich las einmal ein altes Buch
Und drinnen ſtand der weiſe Spruch:
Wollt ihr die allerbeſten Staaten
In wenig Monden ruiniren,
So laſſet ſie durch Advokaten
Und Profeſſoren nur regieren.
Profeſſor iſt Dahlmann, iſt ein Adept,
Er hat gefunden ein alt Rezept
Mit dem man Kaiſer machen kann.
Nun hat ſich ſchon der arme Mann
Geplagt wie Fauſti Famulus,
Zu fertigen den Homunkulus,
Und iſt ihm aus vielen Fixen und Faxen,
„Aus langen Studien eine Arbeit erwachſen",
Die Arbeit aber will nicht frommen,
Der Kaiſer nicht aus dem Tiegel kommen.
Der gute Mann wollt' ſchier verzweifeln,
Er glaubte ſchon an Spuk von Teufeln —
Doch war die Hilfe nah bereits —
Sie kam mit Beſeler und Waitz.

Ein Keſſel ſteht auf der Bornheimer Haide draußen,
Darunter brennt ein Feuer helle —
Es ſchüren es drei Urpedelle
Mit Augen voll von Carcergrauſen.
Sie nähren die Gluth mit Folianten,
Kollegienheften und Quartanten,
Mit dicken Büchern in Schweinsleder,
Mit Holz von einem alten Katheder.
Und ringsherum tanzen den ſchrecklichen Reigen,
Mit Schweben und Beben und Neigen und Beugen
Die drei Profeſſoren wie Makbeths Hexen, —
Die Hände ſind voll von Tintenklexen —
Es fliegen im Winde wild die Haare,
Auflöſt ſich der Zopf, daß Gott bewahre,
Es fliegen die Fakultätstalare —
Man ſähe faſt die Beine, die bloßen,
Hätten ſie nicht ſchweinslederne Unterhoſen —
Und eine Wolke von weißem Staube
Bedeckt ſie wie eine Nebelhaube.
Sie ſingen griechiſch und ägyptiſch
Und antediluvianiſch-manuſkriptiſch,

In Sprachen voll von Urweltsſchauern,
In Sprachen der Mamuths und Ichthyoſauern.
Und hinterm Ohre trägt ein Jeder
Eine ſehr berühmte Feder.
Sie tanzen um den Keſſel und ſpringen
Und ſingen:

Lodre, brodle,
Daß ſichs modle,
Koche, poche
Brauſe, ziſche,
Daß ſichs miſche,
Daß der werthen
Und gelehrten
Deutſchen Erde
Ein Kaiſer werde!
Werft zuerſt einen alten Zopf
In den Eiſentopf,
Einen Zopf mit ſeinen verſteckten
Namenloſen Inſekten,

Dann ein Häuflein von Pandekten.
Drauf in die Gluth
Werft eine Perrücke,
Und eine Doſis Partheienwuth
Und Gelehrtentücke.
Als guten Kitt
Nehmt noch mit
Vergoſſenes Agitatorenblut.
Dann in die Jauche laßt noch ſinken
Die Rede von einem äußerſt Linken,
Das Herz von einem Demokraten,
Und die Kugel eines lieben Kroaten.
Und eines Märtyrers Eiſenfeſſel
Wird den Keſſel
Wohl nicht zerbrechen —
Wir kitten ihn wieder,
Deutſch, treu und bieder
Durch ein preußiſches Verſprechen.
Zwar iſt zum Kaiſer unendlich nöthig
Etwas Papſtthum und Katholizismus,
Doch iſt man in Potsdam gern erbötig

Mit allerneuſtem Pietismus.
Dann Waffenrock,
Sergeantenſtock
Und Pickelhaube —
Sonſt fehlt dem Breie
Ohne die Dreie
Die Lieb und Treue
Und fehlt der Glaube.
Und zu des Werkes letzter Vollendung
Nehmt etwas noch vom Wiener Raube
Und eine Doſis Mord, Brand und Schändung. —
O ſeht, wie ſich die Stoffe zeigen
In allerklarſter Bläſung —
Ach, bald wird aus der Reichsverweſung
Ein funkelneuer Kaiſer ſteigen!

Es iſt gethan — das Werk iſt am End —
Es ſchleichen mit verhaltner Freude
Die Profeſſoren von der Haide

Zurück ins deutſche Parlament.
Nur Gagern weiß um das Geheimniß
Und ſchreibts nach Potsdam ohne Säumniß.

Indeſſen gratulirt zum neuen Jahre
Simſon der Preuß' und Präſident —
Man nimmt es an als reine Waare
Und dankt dem ganzen Parlament —
Von Einheit, Ruhm und Größe ſpricht der Reichsverweſer.
O lieber, guter, deutſcher Leſer!
Lies alle ſeine Reden nach,
Ob er nur je das Wörtlein „Freiheit" ſprach.
Es ſcheitert wie an einer Klippe,
Kommt es ihm jemals auf die Unterlippe.
Doch Heil ihm drum — er iſt ein braver Mann,
Nicht heucheln kann der Erzherzog Johann.
Er gaukelt nicht, er ſchaukelt nicht
Mit ſchwarz- und gelber Perfidie
Wie der mit dem „hiſtoriſchen Geſicht."

Der ſprach von Deutſchlands Freiheit hie
Und wie er trat vor ſeine Wähler
Ruft er — und wird vor Scham nicht bleich —
„Nur Oeſtreich — immer Oeſterreich“ —
Des eigenen Verraths Erzähler!
So ſei's! — in wenig Monden warfen
Die andern auch ab ihre Larven. —
Und als es hatte gegratulirt,
Hat dann das Parlament die Bank
Von Homburg, Baden wegvotirt.
So übt man ſich ein ein Spielerſtück,
Um in den nächſten Tagen
Mit Uebung und mit Spielerglück
Neun Millionen Deutſcher die Volte zu ſchlagen.
O Gott, das Parlament iſt krank.
Wenn es demnächſt vom Kaiſer geneſen,
Und nicht an der Entbindung ſtirbt,
Oder ſich den Magen verdirbt,
Sollt ihr davon ein Weiteres leſen.
Indeſſen kann der Reimchroniſt
In keinem andern Tone ſprechen

Von unſrem deutſchen Parlament; —
Bedenkt er, was es wirklich iſt
Und was es ſein und werden könnt'.
Will ihm das Herz im Leibe brechen.
Der Demokrat und Monarchiſt
Zuſammen beid' in einem Topf —
Das iſt das Parlament — ſo iſt
Das wahre Symbol es vom deutſchen Kopf.
Das iſt der Zeiten ſchwere Noth,
Der Widerſpruch, ſo ſchwer zu heben;
Daß wohl die Monarchie ſchon todt,
Und daß noch die Monarchen leben!

Und das iſt auch in

Wien

die Noth.
Iſt doch der Kaiſer Franz nicht todt;
Er ſteht nicht nur am Poſtament,
Er lebt in ſeinem Teſtament,

In der vererbten Heuchelei
Und in der K. K. Hofkanzlei. —
Zu Prag verduftet der Erkrankte,
Der Abgetretene, Abgedankte —
Zu Ollmütz herrſcht in Purpurwindlein
Ein Czechiſch redend Prinzenkindlein,
Und überall zum Zeitvertreib
Ein unverantwortliches Weib,
Ein Weib ſo klug wie eine Schlange,
Ein Weib, das nicht auf ſeinem Gange
Vor Leichen und vor Blut erſchrickt —
Ein Weib, auf das das Volk ſo bange
Wie auf jene Medizäerin blickt. —
Das deine Freiheit, armes Wien!
Umſonſt lag Deutſchland in Gebeten
Vorm Gott der Freiheit auf den Knien.
Mein armes Wien, du biſt zertreten,
Zertreten und gebrochen ganz
Wie Saragoſſa und Numanz
Und wie die Heimath der Cathager.
O wären deine deutſchen Brüder

Für dich gezogen in das Lager —
Anſtatt in Kirchen und in Kammern
Zu ſchrei'n, zu beten und zu jammern,
Du lägeſt nicht ſo tief darnieder!
Einſt wird ein Pfahl mit einem Rahmen
Erheben ſich an Oeſtreichs Gränzen,
Und in dem Rahmen wird der Namen
Und wird das Bild von Schmerling glänzen.
Und zu erhöhen noch den Glanz,
Wird man am Pfahl die Namen leſen
Von Gildenſtern und Roſenkranz,
Die Schmerlings Reichskommis' geweſen.
Ja, ja, die beiden gleichen ganz,
Der Welker-Moslé, den Kaſtraten,
Die ſonnend ſich im Hofesglanz
Den armen Hamlet gern verrathen.
Ach die verrathnen Aulahelden
Und ihre Brüder in den Bluſen,
Wie kämpften ſie! — Nur beſſre Muſen
Vermögen würdig das zu melden.
Ich habs geſeh'n — doch es zu ſchildern

Was ich geſeh'n, mag ich nicht wagen —
Sprech ich von jenen Heldenbildern,
Will immer mir das Wort verſagen. —
„Was iſt des Deutſchen Vaterland"
Er ſcholl der mächtige Chor im Sturme,
Und eine Kampfkolonne ſtand
Von einem Zauber hergebannt,
Ertönte das Signal vom Thurme —
Vom Stephansthurm, der denken that,
Es ſei da draus ein Türkenlager,
Und ſah nach Weſt, ein ernſter Frager,
Ob nicht von dort der Retter naht.
Und ſtets voran der Calabreſer
So luſtig, obs zum Tanze ginge,
Trotz Schmerling, Gagern, Reichsverweſer,
Hoch in der Hand die deutſche Klinge.
Ihm nach und in der Hand voll Schwielen
Vom Zeughausſturm den Kammerſtutzen,
Darauf Oktoberſtrahlen ſpielen,
Im Auge heitres, wildes Trutzen —
Der Mann der Arbeit, Mann der Noth.

Er horchet auf das Kampfgebot,
Das kommet aus Studentenmunde
Wie eine Bruderliebeskunde
Von einem neuen Morgenroth.
Und lächelnd trägt er ſeine Wunde
Und ſcherzend geht er in den Tod.
Und nach den Schaaren zieht ein Schwarm
Von Mädchen und von Knaben —
Sie lagern ſich in Buſch und Graben,
Und fangen Kugeln, die noch warm
Herüberflogen, zu verkünden,
Die Vaterliebe des Monarchen,
Und um die Gluth des Patriarchen
Im Bürgerhaus ſtill zu entzünden.
Und aus den Häuſern bringen Frauen
Und Mädchen Brod und Wein heraus,
Und weil die Männer ſind am Schmaus
Sind ſie am Barrikadenbauen.
Und Keiner weiß, daß er ein Held
Und daß er trägt ein heilges Leiden,
Und wenn ihn eine Kugel fällt,

Geht er zum Tode ein beſcheiden.
Und Keiner weiß vom ewgen Ruhme,
So bald ſie in das Grab ihn ſenken:
Und daß ihm ſprießt gleich einer Blume
Vom Grabe auf ſein Angedenken.
Sie kämpfen, weil ſie kämpfen wollen,
Für das, was ihnen groß und heilig —
Nicht weil in der Geſchichte Rollen
Sie prangen wollen flammenzeilig.
Sie kämpfen für den Gott der Freiheit,
Für Deutſchland und der Zukunft Tage —
Ob ſie die Märtyrer der Dreiheit
Ruhmwürdig ſind — iſt nicht die Frage.
Sie fielen! — Doch mit weißen Schwingen
Umſchweben Geiſter ihre Hügel —
Auf thaubenetztem Grabeshügel
Erhebt das Lied ſich, das ſie ſingen:

Friede den Schlummerern!
Heil den Geſtorbenen,

Die in der Erde ruhn,
Die der erworbenen
Freiheit ſich freuen nun.
Friede den Schlummerern!

Weh den Eidbrüchigen!
Schamlos ertödten ſie
Alles was heilig heißt,
Und nicht erröthen ſie
Vor der Geſchichte Geiſt.
Weh den Eidbrüchigen!

Wehe den Mördern!
Segen ausſtreuten ſie
Für die Geſchlachteten —
Flüche erneuten ſie
Sich, den Verachteten!
Wehe den Mördern!

Unſtät und flüchtig ſind die Andern.
Und wenn durch deutſches Land ſie wandern,

Berathen noch die deutſchen Fürſten,
Ob wohl der Flüchtling iſt zu bergen,
Ob preis zu geben er den Schergen,
Die noch nach ſeinem Blute dürſten
Und nach ihm ſpähn auf allen Bahnen:
Das iſt das Gaſtrecht der Germanen.
Und Wien iſt durch den harten Druck
Der blutgen Fauſt nach langem Morden
Ein ſtiller, ſtiller Friedhof worden —
Ein Friedhof doch mit bangem Spuk!
Es tanzen auf den Gräbern Geiſter,
Die nimmer eingehn in den Frieden,
Bis aus den Gräbern hat der Meiſter
Märzveilchen neu heraufbeſchieden,
Bis Oeſterreich das Sklavenſchiff,
Auf deſſen Bank in Eiſenbanden
Die hundert Völker liegen, ſtranden
Und brechen wird an Aufruhrs Riff,
Bis dann ein großer Jubelſchrei
Durch alles Land Europas tönet,
Und alle Völker ſich verſöhnet

In Armen ruh'n — denn ſie ſind frei.
Denn auferſtehen wird der Rächer
Für alle Jungfraun, die geſchändet,
Für alle, die durch Mord geendet,
Für Jellinek und Blum und Becher.,
Ich habe ſie gekannt die Drei,
Ich darf mit Stolz ſie Freunde nennen —
Mein Aug' iſt naß — die Wunden brennen:
Denk ich an ſie — Vorbei! Vorbei!

Hermann, du armer, ſtiller Denker,
Als wir zuſammen in der Nacht
Geſeſſen und bei dunklen Kerzen,
Der Eine in des andern Herzen
Die Freiheitsflammen angefacht —
O Gott, wer hätte da gedacht,
Daß Dir Dein Loos fällt durch den Henker.

Es war ein Philoſoph — und ſchauen
Wollt' er das Weſen aller Dinge —

Die Falte über ſeinen Brauen,
Auf ſeiner Stirne bebend ſpielte
Und wand ſich gleich dem Schlangenringe
Der Weisheit Ewigkeitsſymbole —
Auch war es ja nur nach dem Wohle
Der ganzen Welt, nach dem er zielte.
Und wandeln ſah man den Gedanken
Auf ſeinem blaſſen Angeſicht,
Den mächtigen, der alle Schranken,
Den Leib auch, der ihn trägt, zerbricht.
So glich er ſelber einem Kranken,
Doch hatt' er einen Stab: die Pflicht,
Die Pflicht als Sämann hinzuwandeln
Und Keim und Samen auszuſtreuen,
Daß ſich die faule Welt erneuen,
Verjüngen mag in That und Handeln.
Und wenn er ſprach — dann ſtürzend jagte
Das Wort ſich wie ein wilder Fluß,
Ob er geahnt, daß was er ſagte,
Er ſchnell zu ſagen eilen muß,
Eh' ihm der letzte Morgen tagte.

◆

Er war ein Stern — zu früh verraucht,
Ein Morgenroth — zu früh verhaucht,
Ein junger Hirſch — zu früh gefällt,
Ein Glas voll Glut — zu früh zerſchellt,
Ein neues Schwert — zu früh geſprungen,
Ein weiſer Spruch — zu früh verklungen.

Sein Name ſei den Enkeln lieb:
Er ſtarb, weil er die Wahrheit ſchrieb.

Dich, Becher, gutes, altes Haus,
Du Freund von meinem Nicolaus,
Könnt' ich in jene Zeit dich retten,
Zurück in jener Freunde Mitten,
Wo mit Sonaten und Quartetten
Die Stunden hold vorüber glitten!

Doch nein! Da uns der Sturmwind packte,
Da konnteſt Du nicht ruhig bleiben,

Du fühlteſt, wie im wilden Takte
Fortissimo die Zeiten treiben.
Du mochteſt Dich in ſtillen Neſtern,
Wie Zwitſchervöglein nicht verſtecken,
Da von den großen Weltorcheſtern
Das Lied erſcholl — voll Luſt und Schrecken.
So war Dein Leben, Muſikus,
Wie jene Heldenſymphonie
Von jenem heilgen Genius
„Den ſie Beethoven nannten hie.“

Er war ein guter Kamerade
Im Kellerloch, bei Wein und Bier,
In Saus und Braus und am Klavier
Und endlich auf der Barrikade —
Bei Gott! s' iſt ewig, ewig, Schade!
Ich ſah ihn noch, da an den Thoren
Der Widerſacher ſchon gepocht,
Die Tapferſten den Muth verloren —
Er ſtand und ſprach und focht.

Die blond' und grauen Locken wehten
Wie Fahnen um ſein alt Geſicht —
Und alſo glich er dem Propheten,
Der noch auf Trümmern Zukunft ſpricht.
Im Büchſenknall hört er die Noten
Zu einem künft'gen hohen Liede,
Tönt ihm noch Freiheit, Glück und Friede —
Und alſo ging er zu den Todten.

Auf ſeinem Grabe ſei zu ſchauen
In ew'gen Marmorſtein gehauen:
Ein deutſches Schwert — ein Fiedelbogen —
Sein ganzes Leben deuten ſie.
Er hat das Schwert auch nur gezogen
Für Freiheitsmächt'ge Harmonie.

Und dieſe Grabſchrift gebt dem Braven,
Der Ruhm nicht ſuchend iſt entſchlafen:
Er hat gekämpft — er hat geſungen —

Wir müſſen ihm zwei Kränze reichen:
Zwiefacher Art hat er gerungen,
Die Diſſonanzen auszugleichen.

Dich, Bechers Landsmann und Geſellen,
Obſkures Küferkind aus Köllen,
Dich kennt die Welt — mein Robert Blum!
Dein Nam' iſt ein Palladium,
Um das ſich alle Freien ſammeln
Und Worte der Verehrung ſtammeln.

Ein ſchöner Tod wirft Schimmer der Verklärung
Zurück bis auf die Wiege von der Bahre,
Durch Männer-, Jünglings- und durch Kinderjahre —
Er iſt des Glücks erhabenſte Gewährung.

Und wer vom Glück beſtimmt iſt, ſchön zu ſterben,
Vor dem einher gleich einer Feuerwolke

Gebt die Beſtimmung, ihn vor allem Volke
Zu zeichnen, der dem herrlichen Verderben
Vom Glück und von ſich ſelber hingegeben —
Und jede groß' und kleine That im Leben
In Farben der Unſterblichkeit zu färben.

Ein ſchöner Tod verſcheuchet das Gemeine
Von allen Wegen ſeines Auserkornen —
Er weiht die Wiege ſchon des Neugebornen,
Wie er einſt weiht die modernden Gebeine.
Ein ſchöner Tod zerſtreut die dunkle Frage
Nach dem, was jenſeits iſt der dunklen Brücke —
Wir fragen nur: ob nicht in ſolchem Glücke
Das Diesſeits ſchon ein ſchönes Jenſeits trage!

So ruhe ſanft und gut, mein Robert!
Nicht brauchts den Wunſch, daß leicht dir werde
Die blutgetrankte Wiener Erde,

Der Boden, den du dir erobert.
Du biſt nicht todt, trotz aller Klage
Des deutſchen Volks, trotz aller Lieder;
Schon ſeh ich wie ſich nieder
Für alle künftigen Leidenstage
Wie Wolkenmonumente ſenken
Aufs friſche Grab: dein Angedenken
Und

eine neue Sage.

Ein Mythus geht: der Robert lebt,
Der Robert Blum, den ſie erſchoſſen,
Und jedes deutſche Herz erbebt:
Das theure Blut iſt nicht gefloſſen —
Die Hoffnung raunt uns in die Ohren:
Entflort, entflort die Trikoloren,
Noch, noch iſt Deutſchland nicht verloren!

O Volk, wie biſt du treu und gut,
So leicht vergeßlich auch im Haſſen,

Doch kannſt du nicht mit böſem Muth,
Die du geliebt haſt, ſterben laſſen.
So ſagt's ein Mythus laut, ein weiſer:
Der Rothbart ſchläft nur in Kyffhäuſer,
Und Joſeph lebt, der gute Kaiſer.

So glaube du nur fort und fort,
Er wandelt durch die deutſchen Lande,
Und zählet jeden Freiheitsmord,
Und merket jede Völkerſchande:
Bald bricht er los, ein Stern in Nächten,
Das Schwert der Aula in der Rechten,
Trotz Windiſchgrätz und Henkersknechten.

Der Robert Blum kommt nicht zur Raſt,
So lang ein König lügt und ſchächert,
Und, weil ſein Volk verhungert faſt,
Sich in romant'ſche Träume bechert:
So lang ein hohes Mutterſöhnlein

Auf Leichenſtufen baut ſein Thrönlein
Und ſich mit Blute klebt ſein Krönlein.

Und wandeln muß er, bis entrafft
Das deutſche Volk ſich dem Verräther,
Bis es entfürſtet und entpfafft
Den heilgen Boden ſeiner Väter;
Bis daß nicht mehr gleich wie in Netzen
Wir wandeln in den dreißig Fetzen
Mit ihren Schranken und Geſetzen.

Allüberall iſt er dabei!
Er wendet mit den Geiſterhänden
Und fängt mit ſeiner Bruſt das Blei,
Das uns die Fürſtenväter ſenden;
Und ſtumm auf ſeine Wunden deuten
Wird er, und lächelnd uns begleiten,
Wenn wir einſt das Gerüſt beſchreiten.

Und oft durchs Parlament voll Scham
Geht er, wo er einſt ſprach, der Kühne —

Und einen Blick voll tiefem Gram
Wirft er herab von der Tribüne.
Nur manchmal — ſeine Thränen ſinken —
Scheint er wie Freund dem Freund zu winken —
Das gilt den Männern wohl — den Linken.

Drum einmal noch — uns bleibt der Ruhm,
Auf unſrer Seite ſtehn die Geiſter
Von Grachus bis auf Robert Blum —
Noch einmal hebt die Köpfe dreiſter:
Die Knechte hie von Gottes Gnaden,
Und hie die Geiſterkameraden —
Noch einmal auf die Barrikaden! —

Der Stephansthurm — der wird wohl wieder
Zunächſt die erſten ſehen müſſen,
Ob auch von ſeiner Spitze nieder
Die Peſtfahn' weht mit ſüßen Grüßen —
Dann wieder giebt die „kleine Rott'"
Dem Vater Welden viel zu ſchaffen —

Dann wird mit Eins die Erde klaffen;
Dann werden die verſcharrten Waffen,
Die Saat geſät von Gott
Zu reifen am Tage der Garben,
Wie Geiſter derer, die da ſtarben
Verfehlten Zwecks und wandeln geh'n,
Mit einem Schlage auferſteh'n.
Was nützt es, ſanfter Vater Welden,
Zu ſchlachten all' die Aula-Helden? —
Was nützt es, daß im Nebelgrau,
Bald dort in der Brigittenau,
Bald hier im Graben der Baſtei
Ein Schuß erſchallt — ein Todesſchrei? —
Iſt auch der Meſſenhauſer todt
Und auf der Flucht ſein Lieutenant Fenner —
Bald wird der Freiheit Aufgebot
Erwecken andre tapfre Männer.
Es geht nicht mehr ſo wie es ging —
Die Köpfe ſchlägt man wohl vom Rumpf', —
Doch die Idee — ein ander Ding —
Sie ſpielt Euch doch den letzten Trumpf.

Und Ihr „Kleindeutſchlands“ Großſultane,
Ihr Schützlinge vom Ruſſenchane,
Mögt ihr der Uniform hofiren,
Zum neuen Jahre gratuliren,
Jedwedem Korporale ſchmeicheln
Und jedem Lieutenant das Bärtchen ſtreicheln —
Mögt ihr nichts lernen, nichts vergeſſen,
Notifiziren und kongreſſen —
Mag Euch der alte Burſchenſchafter,
Der lange Iſrael, der Gagern,
Mit Mathy, ſeinem Großverhafter,
Und ſeinen andern Schleppeträgern —
Mag er Euch einen Kaiſer geben
Mit Burſchenſchafter-Phantaſie,
Und Euch mit Papp zuſammenkleben
Die liebe, rothe Monarchie —
In's Fäuſtchen lachen ſich die Rothen,
Die Ungläubigen und Anarchen —
Der Kaiſer, der gehört den Todten.
Bald bricht die Sündfluth los mit Toben
Und in die Luft emporgehoben

Fortſchwimmen vierunddreißig Archen.
Das wird ein Schnattern und ein Plappern,
Ein Brüllen geben und ein Schrei'n,
Ein Lärmen, Toben, Pfeifen, Klappern
Von Adlern, Falken, Bär'n und Leu'n —
Kurzum von all' dem Ungeheuer,
Das unſerm Herzen iſt ſo theuer.
Der Gagern wird als Gog-ma-Gog —
(Ihr kennt die Sage ja vom Rieſen,
Der mit der Arche Noahs zog)
An ſie, die ihn hinausgewieſen,
Und an die Arche feſt ſich klammern
Und über Mißverſtändniß jammern.
Da bringt die Fluth herbeigeſchwemmt
Ein blondes Haupt, das ungekämmt,
Und einen Ziegenhainer Stock,
Und einen alten Sammetrock,
Und eine lange, große Pfeife —
Weh mir — ruft Heinrich — ich begreife,
Es iſt das Szepter, der Ornat
Aus meinem Burſchenſchafterſtaat —

Mich faßt ein cimbriſches Entſetzen —
Von meinem Kaiſer ſind's die Fetzen.

Doch ſchnell zu größern Händeln — vorbei! —
Ich will Euch ſingen und ſagen,
Wie hinten nah an der Türkei
Die Völker auf einander ſchlagen.
Dort hat die Ränkeſchmiederei
Des rußigen Habsburg wieder jetzt
Die Völker aufeinand' gehetzt
Zu Mord und Greul und Meuchelei.

Der

Ungar

hat ſein Schwert gewetzt,
Gereint vom Roſt des Türkenblutes,
Den ſtolzen Kalpak aufgeſetzt,
Und reitet hin voll guten Muthes.
Doch iſt er nur ein armer Hirſch,
Den ſie auf niederträchtiger Pirſch

Mit blut'gen Hunden rings umſtellen,
Um ihn, den Stolzen, bald zu fällen.
Auch wird er fallen — aber noch
Im Fallen hebt er ſtolzer doch
Und zeigt dem Feinde das Geweih,
Und ſtürzet ſtolz und frei.
O Windiſchgrätz, ich mahne Dich
An all' die Sagen alten Weh's,
Die Schlachtbank von Eperies
Und andre Schlachten fürchterlich.
Aus jenen Zeiten noch zur Stunde
Nennt man „Caraffa“ dort die Hunde,
Vom Henker, der im blutigen Sold
Gemordet dort für Leopold —
Gieb Acht, daß Du Dein Fürſtenthum,
Der Ahnen und des Namens Ruhm,
Weil Du vielleicht nicht kennſt die Kunde,
Vererbeſt einem Fleiſcherhunde.

Geh' Du nur hin und fahre fort
Mit Würgen und mit Morden *).
Mag Nicolaus für jeden Mord
Dir ſchicken einen neuen Orden —
Magſt Du auf's Neu zuſammenketten
Den morſchen Bau, der will zerbrechen,
Und glorreich — wie Journale ſprechen —
Den mächtigen Geſammtſtaat retten —
Magſt Du für Legitimität
Im Ungarblute Dich berauſchen
Und dafür höchſte Gnade tauſchen
Wie Jellacic thut, der Poet,
Der hochromantiſche Baſchkir —
Profeß der Freiheit, glaube mir,
Es wird Dir drum nicht beſſer gehn
Als dem hochſel'gen Prinz Eugen
Und Schwarzenberg und Wallenſtein —
Bald werfen weg ſie Dich zum Lohne
Wie eine trockene Citrone.

---

*) Biſt Du zufrieden edler Gagern
Mit den Kultur-nach-Oſten-tragern?

Doch nein! — dazu biſt Du zu klein.
Die Helden hat man wohl gehaßt,
Zu edel war des Dankes Laſt —
Dem Henker wird man dankbar ſein.
Den Koſſuth, der ein edles Grollen
Und die Empörung ausgeſtreut,
Wie blitzendes Gewittergrollen
Die faule Zeit erfriſcht, erneut —
Dem wird es ſchlechter geh'n als Dir:
Den Koſſuth wird man hängen wollen.
Doch mach' es ſo — o folge mir —
Daß ſie die Durchlaucht nicht verlachen
Wie es die Nürnberger machen.
Jetzt ſitzt er noch in Szegedyn
Und es iſt ſchwer zu fangen ihn,
Den Wühler und den Hochverräther,
Der ſich erfrecht, das Land der Väter
Beim Schein des Märzenſonnenblicks
Vom Habsburgpatriarchenthume
Befrei'n zu wollen und vom Ruhme,
Zu zahlen ſeine Metalliks.

Es iſt doch ſchade, daß Talente,
Aus denen Etwas werden könnte,
Die man mit Freuden ja ernennte
Zu Hof-, Staats- und Regierungsräthen,
Sich ſelber ſo den Weg vertreten
Zu hoffnungsvollen Carrieren.
Der Bach war auch nur Advokat —
Und jetzt ſteht er in hohen Ehren
Und ſpielet eine Roll' im Staat,
Und iſt, wie Göthes Floh, Miniſter
Und protegiret die Geſchwiſter.
Der Maier iſt nur ein Philiſter,
Doch laſſen wir ihn ruhig machen,
Er wird ſich nächſtens auch verbachen.
So auch im heil'gen deutſchen Reich.
Der Reh wird balde Secretär,
Der Zell vielleicht noch etwas mehr,
Und Laube, dem gerührt und weich
Das böhmiſch-deutſche Wort verſagte,
Als man über Deutſchlands Theilung tagte,
So daß er wagte nicht zu ſtimmen, —

(Vielleicht um Gagern nicht zu ergrimmen)
Der wird in der neuen Kaiſerburg
Entweder des Reiches Dramaturg,
Oder er wird des Kaiſers Schneider
Und erfindet urdeutſche Kleider —
Oder er geht unter die Diplomaten —
Es geht jetzt ſo ſchlecht den Literaten,
Viel beſſer geht's den Apoſtaten,
Die im Jungen Deutſchland ſo gut gerathen.

Zurück zu dem unpraktiſchen Mann;
In dieſer Praxis wird mir bange.
Zu Dir, der noch im Untergange
Dem Vaterland den Ruhm gewann,
Den Ruhm, der uns in Nichts zerrann —
Daß mindeſtens ein erhabner Geiſt
Noch über den Ruinen ſchwebt,
Der es der Nachwelt noch beweiſt:
Hier hat ein großes Volk gelebt.
Der mächtig aus den Trümmern ragt
Gleich einem ſtolzen Säulenreſte

Und es der ſpäten Nachwelt klagt:
Hier ſtanden herrliche Paläſte.
Ihr kennt ihn nicht — und nicht die Macht
Des Wortes, das der Koſſuth ſpricht —
Das bricht hervor wie Morgenlicht,
Wie Wetterleuchten durch die Nacht —
Das dehnt ſich wie die Gartenpracht
Des üppigreichen Orientes —
Durch Zauber ſcheint es angefacht
Und wie ein ewig Feuer brennt es.
Er iſt wie jene Sturmbeſchwörer,
Die in den Schiffermährchen leben —
Spricht er, dann müſſen zitternd beben
Die Herzenswurzeln ſeiner Hörer.
Sie nennen ihn nur den Zerſtörer:
Wohl er zerſtört, wie der Vulkan,
Aus dem die Lavaſtröme fluthen,
Doch ſproſſen dann den Berg hinan
Die Reben mit den heil'gen Gluten.

Laßt ihm den Ruhm, ihr Läſterzungen,
Daß er doch ſeinem Vaterlande
Ein Sterben ohne Schmach und Schande
Und einen ſchönen Fall errungen.
Wie ſind wir ſelber klein gefallen!

Und

Frankreich

ach — wie fiels vor Allen!
Doch kann der Franzmann immer lachen
Und heitre Späße machen,
Und macht noch Verſe jetzt.
Den Einen hab' ich zum Ergötzen
Auf meine Weiſe überſetzt
Und will ihn in die Chronik ſetzen:

Wollt ihr den Ruin:
Wählt Lamartine —
Wollt ihr das reiche Bürgerpack:
Wählt Cavaignac —

Wollt ihr Euch leeren laſſen die Taſche:
Wählt Raspail mit Kampherflaſche —
Wollt ihr die Armen laſſen leben:
Müßt ihr Ledru die Stimmen geben —
Doch wollt ihr eine bloße Standarte:
Wählt Louis Napoleon Bonaparte.

Sie haben die bloße Standarte gewählt —
O Volk, wie tief biſt Du geſunken!
„Du haſt geſprochen" — doch wie Proudhon erzählt:
Du warſt, als Du ſpracheſt, betrunken.

Der Ruhm bleibt wohl den Völkern allen,
Wären ſonſt nicht ſo leicht gefallen —
Jetzt liegen ſie im Katzenjammer,
Wie's zeigen Parlament und Kammer.

Mein Leſer, lebe wohl für heut!
Der Katzenjammer, den man muß
Verſchlafen, mache hier den Schluß.
Bis Deutſchlands Magen nicht mehr bereut,

Daß er zu viel zu ſich genommen,
In Kurzem werd' ich wieder kommen.
Die Rechte hab' ich mit dem Vincke,
Schwerin und mit den neuen Sieben
Urprofeſſoren dir beſchrieben;
Bei Gott, es war ein ſauer Geſchäft!
Es wird dafür vielleicht die Linke
Nicht beſſer behandelt im nächſten Heft!
Wenn mich der Kaliforniſche Sand
Mit ſeinem lieben holden Tand,
Trotz aller linken Sympathie
Nicht mächtger anzieht noch als ſie.
Indeſſen wollen mit heitrem Blick
Wir gratuliren der Republik,
Daß ſie, die keinen Mydas hat,
Alſo keinen Eſelsohrenſtaat,
Die goldne Wäſche die ihre nennt —
Dieweil in dieſer argen Welt
Juſt Republiken brauchen Geld —
Die Republik iſt ein Student.

Finis Capitis I.

Reimchronik

des

Pfaffen Maurizius.

CAPUT II.
Die ſymboliſchen Thiere.

Frankfurt am Main,
Literariſche Anſtalt.
(J. Rütten.)
1849.

Druck von J. G. Müller (Schlimmauer).

Die Drei von den vier Evangeliſten,
Wie's wiſſen alle gute Chriſten,
Hatten jedweder ein weiſes Thier,
Das ſie beim heiligen Geſchmier
Benutzet haben als Kopiſten,
Als Stenographen und Journaliſten.
Vielleicht auch waren ſie — und ich glaube
Das iſt das Rechte — nur die Pudel
— (Was Robert Heller dem Heinrich Laube) —
Die für Literatenlobgehudel
Und für des dünnen Ruhms Verbreitung
Geſorgt in Juda's Allgemeiner Zeitung.
So muß es ſein, mein lieber Leſer!
Was wär' ohne Deetz der Reichsverweſer?
Was wäre ſelber der Edle — Er! —
Was wäre Gagern ohne Schneer?
Und weiter muß man fragen: was wär'
Ohne Schneeriſchen Antrag ſelbſt der Schneer?

Was wär' ohne Bally der Radowitz?
Und ohne Mohl die Reichsjuſtiz?
Was wäre Frankfurt ohne Jucho?
Was er ohne Märtyrergeruch, o.!?
Was wäre die ganze Gelehrſamkeits-
Menagerie der Paulskirch' ohne Waitz?
Was wäre unſer Boddien ohne Pferd?
Was wär' ohne Boddien Milani werth?
Und Dahlmann endlich, nicht zu vergeſſen,
Ohne den erblichen Eſel in Heſſen?
Und Saul — was wurd' ohne Eſel er?
Was Friedrich Wilhelm ohne Beſeler?
Was iſt Simſon ohne die Philiſter?
Was ohne Baſſermann der erſte Miniſter?
Was iſt ohne Platner Herr v. Vinke?
Was ohne die Rechte die ganze Linke?

So hat denn auch der Reimchroniſt,
Obwohl juſt kein Evangeliſt,
Trotz Markus, Lukas und Johannes,
Mit Adler, Löw' und Ochs,
Trotz Gagern und ſeines Baſſermannes,
Trotz Biedermanns und ſeines Kochs —

Er hat, wie ſie kein Kirchenvater,
Kein großer Mann beſaß, ich glaube,
Er hat der Thiere Drei: 'ne Taube,
Einen Spatz und einen ſehr gelehrten Kater.

Ganz Deutſchland weiß es noch beſtimmt
Aus dieſer Chronik erſtem Heft,
Daß mein bedeutendſtes Geſchäft,
Das alle meine Zeit mir nimmt:
Hinauszuſehn aus meiner Zelle,
Wie Tauben über die Dächer fliegen
Und in des Mittags warmer Helle
Ein Kater kommt, verſenkt in Sinnen,
Um träumend in des Daches Rinnen
Im dolce far niente zu liegen
Und Weltgedanken auszuſpinnen.
Der Kater iſt mein Freund.
Und täglich wenn die Sonne ſcheint,
Kommt er vom Dach herabgeſtiegen,
Auf meinem Fenſterbrett zu liegen,
Macht einen hochgewölbten Rücken,
Wie ihn verlangt diplomatiſches Maaß,
Wie ihn der Heckſcher mochte bücken,

Als er am Bediententiſche ſaß
In Dresden und mit Bewußtſein aß. —
Und hat er ſich gebückt, dann ſtreckt er ſich,
Und ſelbſtgefällig beleckt er ſich,
Wie Wurm, der Hamburger Schwabe,
Der einſtens als vorwitziger Knabe
Zu necken gewagt um Honorar
Den Börne, den Mann mit der Keule;
Und der ſich vermaß als blinde Eule
Zu höhnen den ſonnenverwandten Aar.
Mein Kater hat ein beſſer Gewiſſen,
Und wenn er ſich ſelbſtgefällig ſtreckt,
So iſt es aus Stolz auf ſein hohes Wiſſen —
Denn, wie er mir gleich Anfangs entdeckt,
Er iſt der Spiritus familiaris
Von Dahlmann und ſeinen gelehrten Konſorten,
Und weiß um Alles, was ſie pro aris
Zuſammenbrau'n in ihren Retorten.
Es iſt ein ſehr gelehrtes Vieh,
Doch viel zu gut und zu nobel für ſie,
Für ihre ſchmutzige Hexenküche
Und ſcheußlichen Peſtilenzgerüche.
Denn eigentlich iſt des Katers Kern

Der Doktor Strauß, der dieſen Herrn
So lange muß dienen als Famulus,
Bis er's erkennet mit Verdruß,
Daß dieſe Kaiſertheologen
Die Welt wie die andern haben betrogen,
Und er es büßt in des Zaubers Jammer,
Was er verbrach in der Stuttgarter Kammer.
So kommt er manchmal denn zu mir
(Denn ich bin wirklich ſein Verehrer
Und nenn ihn meinen theuren Lehrer),
Um mir geheim zu offenbaren,
Was wieder Dummes er erfahren
Im weiten Profeſſorenrevier,
Und wie ihn ihre Thorheiten quälen. —
Von meinem Sperling, meiner Taube
Wirſt Du, mein Leſer, mir erlauben,
Dir weiter unten zu erzählen.

So ſprach zu mir
der Kater
geſtern:
Bei Gott, man möchte Gott verläſtern,

Man möchte ein Ultramontaner werden,
Man möchte Sepp'ſche Reden ertragen,
Sieht man wie's zugeht auf der Erden!
Die Völker weinen, bluten, klagen,
Indeß die Könige ſich freuen —
Das iſt das Neueſte vom Neuen.
Haſt Du gehört von der preußiſchen Note,
Die Camphauſen, der treue Bote,
Als Noahtaube nach Frankfurt gebracht?
Bei Gentz! wer dieſe Note gemacht,
Der iſt ein Meiſter in der Kunſt.
Sie iſt aus himmelblauem Dunſt,
Aus Rauch und Staub und Dampf gewebt,
Und über ihrem Haupte ſchwebt
Zu einer Wolkennebelhaube
Verſchmolzen Hoffnung, Liebe, Glaube.
So iſt das kluge Reußenthum
Beſiegt an Klugheit vom Preußenthum.
Denn was der Vinke im Nichtzielen,
Der Laube nicht in Trauerſpielen,
Und was im Donnern iſt der Gagern,
Der Profoß Wrangel im Belagern,
Was Baſſermann im Geſtaltenſehn,

Was Mathy iſt im Wortverdrehn,
Was Ehren-Gombart in der Legende,
Was Werner in der Bewegung der Hände,
Was Morpheus-Beſeler in der Suade,
Was Uhland in der holden Ballade,
Was Heine in der Liebesromanze,
Was Wurm von Hamburg iſt im Tanze,
Was Graf v. Platen in der Ode —
Das war in der Note
Neſſelrode.

Er iſt übertroffen, ſein Ruhm iſt hin!
Ein Zauberer wäre, wer den Sinn
Des Kunſtwerks preußiſcher Diplomaten
Vermöchte zu löſen und zu errathen.
Die Note lautet ſo: Wir wollten,
Wir möchten, dürften, könnten, ſollten —
Nicht dick, nicht dünn — nicht warm, nicht kalt —
Doch allerdings — Zentralgewalt —
Nicht warm, nicht kalt — nicht dünn, nicht dick —
Macht — auswärtige Politik —
Das Parlament — nun ja! — verſteht ſich —
Doch gebührt die Souveränität ſich —

Und insbeſondere — gewiſſer Maſſen —
In Gnaden — Alles gehen laſſen.
Und Oeſterreich? — ja, ganz gewiß! —
Das Parlament — und dann ein Riß! —
Und ohne Vollmacht — Vereinbarung,
Und Einzelſtaatintereſſenwahrung.
Nichts da von Kaiſer! — aber dann?
Geſcheh'n wird, was geſchehen kann.
Die Freiheit — ja! allein aber — nein! —
So ſoll es ſein, ſo ſoll es ſein!
Die vier und dreißig werden höflichſt geladen —
Gez. Friedrich Wilhelm von Gottes Gnaden.

Das iſt doch klar, wie das Meer — das todte!
Das iſt die weltberühmte Note,
Die Camphauſen, der Taubenbote,
Als Zeichen, daß ſich die Fluthen verlaufen,
Und daß die Könige nicht mehr erſaufen,
Daher trägt im diplomatiſchen Schnabel.
Jetzt wird der Weinberg von ſeinem Noah bebaut,
Und jetzt wird wieder auf Gott vertraut,
Bis daß der Thurmbau von Babel
Revolutionär gen Himmel ſteigt.

Auch ſeh' ich keinen Regenbogen,
Das holde Zeichen der Verſöhnung,
Und Noah's Söhne haben die Geſichter verzogen,
Und machen Grimaſſen der Verhöhnung.
Er hat ſich auch zu nackt gezeigt!

Als der Edle dieſes Oelblatt empfangen,
Ließ er das edle Haupt ſehr edel hangen,
Dann hob er es wieder im edlen Zorn;
Entrüſtung hinten, Entrüſtung vorn.
Es zuckten die edlen, gewaltigen Brauen,
Daß es dem Schneer anfing zu grauen,
Und Beckerath begann ängſtlich umher zu ſchauen –
Der Schrecken flog im Parlament 'rum,
Und bebend erbleichte das Centrum.
Leiſe lächelte nur der leiſe Radowitz,
Fett aber lächelte Vinke —
Frech machte Vogt einen lauten Witz,
Und homeriſch lachte die Linke.

Da griff der Edle ſanft zur Zither,
Und wie ein Schäfer, wie ein Ritter,
Sang weich er in die Welt hinaus:

„Mit meinen Träumen iſt es aus:
O du mein ſchönes Kaiſerthum,
O undankbares Preußenthum,
Für deinen Glanz, für deinen Ruhm
Hab' ich mich, ach! martyriſirt,
Hab' ich mich, ach! — blamirt!
Jetzt läſſeſt du mich ſchmählich ſtecken,
Von Waitz und Beſeler meerumſchlungen —
Wie werden mich die böſen Jungen,
Die von der Linken, ſchmählich necken!
Komm wieder, liebliche Idylle,
Da ich als ein Beatus ille
In Darmſtadts georgiſcher Stille
Von Weltgeſchäften nicht gerackert,
Mit Werner von Nierſtein hab' geackert,
Solutus omni foenore!

O ſähſt du, arge Politik,
Zum letzten Mal mein Mißgeſchick!
Für die ich manche Bundesnacht
An meinem Pulte hab' verwacht —
Dann mit Büchern und Papier,
Trübſeliger Dahlmann, erſchienſt Du mir.

Ach! könnt' ich doch auf Bergeshöh'n
In meinem lieben Hornau gehn,
Um Bergeshöhle mit Werner ſchweben,
Auf Wieſen in deinem Dämmer weben,
Von aller Poliitk entladen
In deinem Thau geſund mich baden!"

So klagte Gagern — Dahlmann weinte —
Er wußte, wo der Schuh ihn drückte —
Denn wohin er immer blickte,
Er immer zu erſchauen meinte
Den kaiſerlichen Homunkulus,
Den er mit den Andern zu brauen begonnte,
Und der zu ſeinem argen Verdruß
Nicht Leib und Leben gewinnen konnte.
So ſchwebt er herum in der Phiole
Ums Haupt dem Dahlmann und dem Gagern
Und ſucht, wo er einen Leib ſich hole —
Wie gerne nähm' er ſchon einen magern!
Den Dahlmann kränken und ärgern muß
Der zudringliche Homunkulus —
Denn ſo ein Kaiſer, bloß theoretiſch,
Iſt embryoniſch, unäſthätiſch,

Beſonders wenn er hier und da
Ihn zärtlich ruft: Papa, Papa!
Das klingt als käm's von einem Kinde
Einer verborg'nen Jugendſünde. —

So ſprach mein Kater — und mit dem Schweif
Beſchrieb er einen höhniſchen Reif
Und ſprang behend hinaus zum Fenſter,
Und dann, als ſängen tauſend Geſpenſter,
Anſtimmte er, nicht ohne Geſchick,
Die ihm gewohnte Katzenmuſik,
Und eh' er über die Dächer ſchied
Sang er mir noch das

Kaiſerlied.

Der Kaiſer ſoll nicht erblich ſein,
Der Kaiſer ſoll nicht ſterblich ſein,
Und auch nicht lebensdauerlich,
Und gar ſechsjährig — ſchauerlich!
Der Kaiſer ſoll nicht wählbar ſein,
Und nicht vom Volkshaus quälbar ſein.
Der Kaiſer ſoll nicht unendlich ſein,
Und auch nicht präſidentlich ſein —

Was ſoll er ſein, was ſoll er ſein?
O Gott vom Himmel ſieh darein!

Der Kaiſer ſoll kein Märker ſein,
Und kein beſoffener Berſerker ſein.
Er ſoll als Andere nicht ſtärker ſein.
Er ſoll kein halber Slave ſein,
Der Kaiſer ſoll auch kein Bayer ſein,
Es ſoll kein geflickter Dreier ſein.
Der Kaiſer ſoll auch kein Sklave ſein,
Der Kaiſer ſoll kein Freier ſein:
Was ſoll er ſein :,:
O Gott vom Himmel ſieh darein!

Es ſoll ein Kaiſer auf Miethe ſein,
Er ſoll eine bloße Mythe ſein,
Der wird von beſonderer Güte ſein —
Ein Kaiſer der Verſtändigung,
Ein Kaiſer beliebiger Endigung,
Und ohne Prinzipsverſündigung,
Ein Vogtiſcher Kaiſer auf Kündigung —
Das ſoll er ſein, das ſoll er ſein,
Ein Kaiſer auf Kündigung ſoll es ſein! —

Trüb klang das Lied in meinem Ohr :
Und mein Gedankenpfad verlor
Im Schatten ſich der tiefſten Wemuth.
Zum Herrn hab' ich gefleht in Demuth:
O gieb uns den Follenius,
Den alten Kaiſer in partibus!
Laß endlich den Homunkulus
In der Phiole ſich kondenſiren,
Sprich eines deiner Schöpfungsworte,
Und aus der Paulskirch', der großen Retorte,
Mag endlich die Einheit ſich deſtilliren.

Noch immer fliegen die alten Raben
Und krächzen um den alten Kyffhäuſer,
Noch immer liegt mit dem bärtigen Kaiſer
Dort unſer germaniſches Glück begraben.
Wir werden des Kaiſers nimmer froh,
Und nichts hilft uns in unſerm Leide,
Ob Grumbrecht auch, der Mirabeau
Der Lüneburger Haide,
Prachtreden hält, die die Haidſchnucken
Auf eigne Koſten laſſen drucken —
Ob Biedermann auch lange Reden

Abſchlägt, die wie ſächſiſcher Kaffee
Unkräftig ſind und alſo zäh
Wie Altweiber-Sommerfäden —
Ob auch der Jucho, das Kameel-
con der deutſchen Politik,
Die Farben wechſelt ohne Hehl,
Trotz Wahlprogramm und Republik.

Und wenn uns endlich der Kaiſer wird? —
Gleich einem Raben krächzt und ſchwirrt
Ums Haupt mir Ein Gedanke ſtets.
Was dachteſt du, o edler Deetz,
Du dreißigfarbiger Commandant,
Als dein ſo ſchöpferiſcher Verſtand,
Die große Reichslatern' erfand?
Die wunderbare Reichslatern,
Sie glänzt gleich deinem Ordensſtern
Und ſieht in meine Zelle juſt —
Ich fürchte, du haſt unbewußt
Dem Kaiſer, deinem gnäd'gen Herrn — —
Bei Gott, Herr Deetz, man denkt's nicht gern,
Doch wär's eine Kaiſerwürdige Latern,

Auch wär der Thurm der Kathedral
Ein würdiger Laternenpfahl.

So ſinnend ſtand ich, traurig faſt,
Des Katers Lied hat mich ſchwer gekränkt —
Ich ſah hinan, ob ſich nicht ſenkt
Der Thurm unter ſeiner Beſtimmung Laſt.
Das Fenſter wollt' ich ſchließen — da kam
Die Tröſterin in meinem Gram,
Da kam meine Taube herangeflogen.
Das iſt ein weites, gefühlvolles Weltherz! —
Auf meinem Antlitz der große Weltſchmerz
Machte ſie mir ſehr wohl gewogen.
Sie ſtammt von jenem Taubenpaare,
Das einſt der Grazien luftigen Wagen,
Den Wagen aus Duft und Morgenröthe,
(Was doch Alles in Frankfurt möglich war!)
Gezogen, als ſie den Wolfgang Göthe
Beſuchten in ſeinen Jugendtagen.
Jetzt iſt ſie eine Börſentaube
Von einem Frankfurter Börſenmann.
Solch ein ſehr irdiſch Schickſal kann
Nur in Frankfurt treffen, wie ich glaube,

Der Götter liebliches Geſpann!
Doch iſt noch meine ſüße Taube
Des hohen, göttlichen Urſprungs werth,
Denn immer wenn ſie heimgekehrt
Von weiten Reiſen, und ihrem Patron
Von Metalliques und Gold und Coupon,
Von Aktien u. dgl. berichtet,
Kommt ſie in meine Zelle geflüchtet,
Um mir in einer traulichen Stunde
Zu bringen treue und wahre Kunde
Von dem was Gutes und Schlechtes geſcheh'n
Und was ſie auf ihrem Wege geſeh'n.
Hier habt ihr was ich aus Weſten und Oſten,
Aus Nord und Süd erfuhr durch Taubenpoſten.

Erſte Taubenpoſt.

Aus Süden bring' ich frommen Gruß
Von deinen Brüdern, den frommen Pfaffen,
Aus jenen Auen, wo Vater Buß
Und Sepp, Laſſaul und Philipps ſchaffen.

Wie haben ſie den Mantel gedreht,
Die demokratiſchen Ekkleſiaſten —
Nichts wollen ſie wiſſen mehr von Gebet,
Von Buße und Kaſtei'n und Faſten.

Sie ſprechen faſt ſo ſcharlachroth
Wie weſtphäliſche Kommuniſten,
Sie predigen von des Volkes Noth,
Von materieller Hebung der Chriſten.

Nicht mehr thut die Himmelsthür ſich auf
Zerfleiſchten Rücken, geleerten Gedärmen —
Das Volk ſoll eſſen und trinken vollauf:
Für fette Bäuche ſieht man ſie ſchwärmen.

Die Klugen! — ſie haben umſonſt verſucht,
Zu fangen die ſchöne Hexe, die Lola.
Sie haben umſonſt gebetet, geflucht,
Umſonſt gewedelt mit der Stola.

Viel williger wird die Demokratie
Sich als die Tänzerin zwingen laſſen —
Und ſchnell eine neue Theologie,
Eine rothangelaufene will man verfaſſen.

Wie wenig die Violette ſchon
Dem ſtraußiſchen Magen der Zeit mag paſſen,
Das hat die Erkommunikation
In Rom ſelbſt leider errathen laſſen.

Die Klugen! — ſie tragen die Senſe ſogar,
Wenn der Krummſtab nichts mehr nütze,
Und wenn zu ſchäbig Kapuz' und Talar —
Sie lieben die Jakobinermütze.

Nun iſt nicht fern die ſchöne Zeit,
Da von demokratiſchen Kaplanen
Stimmzettel werden getauft und geweiht,
Zum Wahlort führen die Kirchenfahnen.

Die Leitkuh wird die Kirche ſodann,
Die Glock am Hals' iſt die Kirchenglocke,
Der Hirt iſt ein frommer lächelnder Mann
Und trägt ein Schwert unterm ſchwarzen Rocke.

Das iſt die ecclesia militans,
Die Mutter des knöchernen Geplärres,
Die Mutter des Weihrauchs und Kirchenbanns,
Die Mutter vom großen Joſeph Görres.

Die wird ſich bald die freie Preſſ'
Oviren laſſen von ihren Votanten,
Mit Kirchenehn'n und Herenprozeß
Beſchenken von ihren Miniſtranten.

Zu Halle hat ſie ein Seminar,
In Potsdam iſt man ſehr romantiſch,
Dem Hengſtenberg iſt Manches nicht klar —
Doch Leo und Tholuk ſind proteſtantiſch.

Zweite Taubenpoſt.

Aus Norden den ſtammverwandtſten Gruß,
Schon wieder des Fitzkönigs Schiffe erſpäht man,
Trotz unſerem Reichskommiſſarius,
Dem ſüßen, ſentimentaliſchen Städtmann.

Bald wird auflodern des Kampfes Gluth,
Dann werden wir Waitz, den herrlichen Recken,
Eine Rede halten ſehn mit Muth,
Um ſich am andern Tag zu verſtecken.

Dann wird der Franke frank und frei
Mit einem Antrag die Dänen bekämpfen,
Und nur weil's verbietet die Polizei,
Wird Dahlmann ſeine Begeiſterung dämpfen.

So hat er gethan, wie er ſelber erzählt,
Im Jahre eintauſend achthundert und dreizehn —
Heil Allen, die das Geſetz beſeelt,
Heil Franken und Droyſen und Waitzen!

Von ihnen kann man's ſagen voraus
Mit allertröſtlichſter Gewißheit,
Sie bleiben loyal und geſetzlich zu Haus,
Wenn Deutſchland in tauſend Stücke zerriß heut'.

Nur Beſeler wird mit deutſcheſter Haſt
Hineilen als qualifizirter Schiffsjung
Und rufen: „o nagelt die Flagg' an den Maſt!“
— Er kriegt auch dafür eine Beſeler-Stiftung.

All dieſes Große wird geſcheh'n,
Wenn Rußland glaubt, daß es uns zum Heil iſt —
Wo nicht, ſo werden wir nächſtens ſehn,
Wie auch Kleindeutſchland lieblich getheilt iſt.

Indeſſen können wir Gott vertrau'n
Und ruhig träumen und weiter ſchlafen —
Wir laſſen ja eine Flotte bau'n —
Der Herr wird ſorgen für Anker und Hafen.

Der „Gagern" heißt das erſte Schiff.
Es fährt mit ſtarker Blähung und Spannung —
Am Hintern das Bild vom kühnen Griff,
Doch vorne fehlt noch die Bemannung.

Das zweite iſt der „Heckſcher" genannt,
Ein altes, ſchmutziges Proviantſchiff,
Aus alten Zeiten als Kaper bekannt,
Der oft im Sturm auf ſchlüpfrigen Sand lief.

Der „Baſſermann" iſt das dritte genannt,
Es dreht nach dem Wind ſich in allen Wettern,
Es iſt von Schauergeſtalten bemannt,
Sein Segel genäht aus Zeitungsblättern.

Das dort ſo wackelt, ſo altersſchwach,
Das iſt der „Mathy", der alte Brander,
Er ſchwimmt dem windigen Baſſermann nach,
Wie nach ſeiner Hero ſchwamm Leander.

Die matte Fregatte, der „Beckerath“,
Sie bebt und ſchwebt bei jedem Hauche,
Und weil ſie gar nichts von Mannſchaft hat,
Trägt ſie Süßwaſſer und Süßholz im Bauche.

Der „Arndt“, das iſt ein altes Wrack,
Von Stürmen und Kämpfen abgetakelt,
Drum ſei's ihm verziehn, daß hinterm Pack
Er altersſchwach dahergewackelt.

Der „Jahn“ ſtinkt ſehr nach Schmeer und Theer,
Es iſt ein purzelbaumender Kutter —
Der Kauffahrer „Merk“ wälzt ſich tänzeld daher,
Freihändleriſch zu Gunſten der Mutter.

Der „Schmerling“ iſt ein künſtliches Schiff,
Wie das der Nero der Mutter ließ ſchenken,
Um tückiſch ſie beim erſten Riff
(Die Mutter Deutſchland) zu ertränken.

Der „Radowitz“ iſt ein geretteter Reſt
Von der ſpaniſchen Armada,
In ſeinem Innern hängen noch feſt
Die Inſtrumente des Torquemada.

Als Leuchtthurm ſteht der „Vinke“ am Strand,
Im weichenden Sand auf des Rechtbodens Stätte,
Für Gott, König und Vaterland
Ernährt er die Flamme vom eigenen Fette.

Der „Jordan“ iſt Marinerath,
(Man nennt ihn boshaft das Gegentheil auch),
Das Schiff nach ihm heißt „der Apoſtat“,
Doch hat es einen Leck und iſt feil auch.

So hätten wir denn doch etwas erreicht,
Trotz unſerer Feinde Höhnen und Spotten,
Bald ſehen wir, wie beſcheiden hinſtreicht
Unſer Flöttchen mit anderen Flotten.

Bald ſehn wir gebändigt, Gott ſei Dank,
Den Unterthanenverſtand, den beſchränkten,
Wie er rudert auf der Galeerenbank
Mit Kopf und Rücken, den tief geſenkten.

Doch das iſt Eure Flotte für heut,
Bald werden wir eine andere bauen —
Wie pfeift ſo luſtig der Sturm der Zeit,
In Raa'n und Segeln und Maſten und Tauen!

Das werden Geiſterſchiff', auf mein Wort,
Wie des fliegenden Holländers, des flinken —
Wir werfen Euch einen Brief an Bord,
Und eure Schiffe verſinken, ertrinken.

An unſer Geiſtergaleerenſchiff
Wir wollen Euch binden und ſchmieden —
Da wird Euch kein kühner Griff, kein Kniff
Befreien, nicht jenſeits und nicht hinieden.

Ich ſelbſt erbitte mir die Gunſt
Anſchmieden zu dürfen die Kühnen und Edeln,
Die mit der unterthänigen Brunſt
Um Fürſtenthrone kriechen und wedeln.

Schon dieſes Lied iſt kein Narrenſchiff,
Wie das vom Brant, dem alten Dichter.
Es iſt ein verfluchtes Verbrecherſchiff,
Am Ruder ſitzt und wachet der Richter.

Dritte Taubenpoſt.

Aus Oſten einen tapfern Gruß!
Der Windiſchgrätz, der größte der Helden,
Hat mit den Magyaren viel Verdruß,
Trotz allen Bülletins von Welden.

Der Windiſchgrätz, der ſich jetzt Friedland nennt,
Dem ſcheint man tüchtig das Fell zu gerben —
Es erbt ſich ſchwerer des Friedlands Talent,
Als ſich geſtohlene Güter erben.

Der Perzel ſteht im offenen Feld
Und jagt die bezahlten ſklaviſchen Schaaren —
Dembicky, der alte Polenheld,
Rächt ſeine Heimath im Land der Magyaren.

Der Cſikos wirft ſich aufs Pferd und flieht
Ins Lager über die graſigen Wellen,
Und über die Haide zittert das Lied
Rakozy's, des unvergeſſ'nen Rebellen.

Das Lied iſt ſo heiß und ſo ſüß zugleich,
Wie goldener, perlender Tokayer —
Es ſinget todesmuthig und weich:
Und ſterb' ich auch, ſo ſterb' ich ein Freier!

Mit Zither-, Cymbal-, Geigenklang
Fortträgt's der Zigeuner mit wallenden Haaren,
Und mit dem ererbten Schlachtgeſang
Erwacht der Schlachtengeiſt der Magyaren.

Der Helmbuſch weht — der Sporn erklirrt,
Und Herren werden die wilden Horden —
Das Roß, das noch geſtern die Haide durchirrt,
Es iſt ein fliegendes Schlachtroß worden.

Der Roßhirt ſchlief, wo Türkenblut
Getränkt den Grund, den die Roſſe beweiden,
Was Wunder, daß er mit heiliger Gluth
Hinreitet, zu ſchlagen die neuen Heiden!

Du Gott der Freiheit, hilf, o hilf!
Daß ſie der Tyrannen Nacken brechen
Und beugen und mähen wie Rohr und Schilf,
Und die geſchändete Freiheit rächen.

Sie haben ja von barbariſcher Nacht
Die Lande und Völker Europas gerettet,
Und ihre Väter hat wilde Schlacht
Für uns unter Bergen von Leichen gebettet.

O daß ſie trieben, wie Sturm die Spreu,
Den Städteverwüſter von ihren Schwellen —
O daß ſie brechen die Feſſel entzwei,
Die edlen Magyaren, die braven Rebellen! —

O — hör' ich rufen mit wüſtem Gebrüll —
Wo iſt, wo bleibt dein Patriotismus?!
Ich ſags: wer den Sieg der Knechte will,
Weil's Landsleut' ſind — das iſt Cretinismus.

Den Patriotismus, ihr lieben Herrn,
Den laſſ' ich für Windiſchgrätz's Verehrer,
Den miſſ' ich gern und laſſ' ihn gern
Der Spinne Wuttke, dem Polenverzehrer.

Ich würde jubeln, wenn der Prinz
Von Windiſchgrätz und ſeine Thebaner
Zurückgetrieben würden bis Linz
Und hinter die Thürme der Ligorianer.

Vierte Taubenpoſt.

Aus Weſten einen noblen Gruß,
Aus dem faſionablen Weſtend —
Dort wohnt der Ritter vom Pferdefuß,
Die theuern Gäſte mäſtend.

Der Louis Philippe dort befindet ſich
Mit ſeinem Sancho Panſa,
Dort ruht auch aus der Metternich —
Ein Kleeblatt, wies nie man ſah.

Die eſſen gut und machen was aus,
Doch leben von keiner Rente —
Louis Philippe hält ein Pfänderhaus,
Und leiht auf hohe Prozente.

Es ſchmerzt ihn, daß es um Breſſon gethan,
Daß der ſpaniſche Kuppler geſtorben,
Es hat ihm der Tod einen ſchönen Plan,
Einen ſehr ſoliden verdorben.

Er verband ſich auch mit Moses et Son,
Dem berühmten Londoner Schneider,
Und verkauft mit ſeinem Compagnon
Verbrauchte Königskleider.

Der Metternich iſt Korreſpondent
Der Olmützer Frauenzeitung —
Es bekommen ſeine Artikel am End'
Eine officielle Bedeutung.

In letzter Zeit kam die Lola nach,
Die berühmte Gräfin Landsfeld —
Zu zeigen der Welt, daß wie Kronen, ach! —
So leicht auch vom Haupte ein Kranz fällt.

Guizot iſt vakant — doch glaubt er beſtimmt,
Man wird nach Berlin ihn zitiren,
Wo Manteuffel bei ihm Lektionen nimmt
Im Kammerkorrumpiren.

Sie alle flehten und baten mich,
Ich möcht' es in Deutſchland nicht ſagen,
Daß ſchon Guizot dem Metternich
Putzet den Reiſewagen.

Er hoffet als Märzerrungenſchaft
In Wien juſt anzulangen
Im März, wenn die Knospen brechen die Haft,
Und wenn der Koſſuth gefangen.

Fünfte Taubenpoſt.

Und heut' einen parlamentariſchen Gruß!
Von der Paulskirch komm' ich geflogen,
Es hat mich dahin ein ſüßes Muß
Unwiderſtehlich gezogen.

Ich habe gelauſcht — das hat gehallt,
Es zitterte Mauer und Scheibe,
Wie ein Menſch erbebt, wenn mit edler Gewalt
Das Herz ihm ſchlägt im Leibe.

Der Uhland ſprach — das ſingende Herz,
Vom ſchönen Schwabenlande —
Es ſang aus ihm der bezwingende Schmerz
Ueber Deutſchlands neue Schande.

Der Uhland war es — die Nachtigall,
Die holde und kampfbewährte —
Der deutſchen Dichtung alter Marſchall,
Mit roſenumwundenem Schwerte.

Der Uhland war's, deß greiſes Haar
Wohl wie der Gletſcher helle —
Doch unterm Eiſe mächtig und klar
Springt noch der Jugend Quelle.

Er ſprach vom Rauſchen der Adria,
Vom Gruß der Alphorntöne,
Die er gehört, ſo oft er ſah
In Deutſchland Oeſtreichs Söhne.

Er ſprach von der erblichen Adlerbrut,
Die werden muß ausgerottet,
Wenn's werden ſoll mit Deutſchland gut,
Mit Deutſchland, das man verſpottet.

Er ſprach: die Kron', die die Eiche ziert,
Steigt aus der Wurzel zur Wolke,
O ſorget, daß, wer Deutſchland regiert,
Aufwachſe aus dem Volke.

Er ſprach: nicht regiren wird, o glaubt,
Ueber Deutſchland, dem armen, halben,
Dem wir nicht mit einem Tropfen, das Haupt —
Demokratiſchen Oeles ſalben.

Das klang ſo mächtig wie Schlachtgeſang,
Ob auch die Stimme gezittert —
Das hatte ſo prophetiſchen Klang —
In mancher Bruſt hat's gewittert.

Das klang mit zwingender Gewalt,
Wie Sturm- und Landſturmglocken —
Es iſt verſchollen, es iſt verhallt
An Seelen dürr und trocken.

Wo iſt, der zu erwärmen vermag
Gefrorne Profeſſoren? —
Da iſt der Menſchheit Luſt und Klag
Verloren, ach! verloren.

Das Wort, das an ihnen machtlos verhallt,
Wir wollen es weiter tragen,
In beſſern Herzen wird es bald
Tiefinnere Wurzel ſchlagen.

Wer dieſen Profeſſoren heut
Das Größte und das Süßte,
Er iſt und bleibet — morgen wie heut
Ein Prediger in der Wüſte.

So iſt nun meine Taube — ſeht!
Ich glaube, ſie hat Krallen
Und ſpricht manchmal wie ein Poet. —
Mein
Sperling
ſoll Euch auch gefallen,
Wenn auch, ich fürchte, etwas minder.
Es iſt ein ächtes Frankfurter Kind;
Ihr wißt ja, wie die ächten Kinder,
Altfrankfurts ächte Kinder ſind.
Sind nicht als ob eine zärtliche Amme
Dem Vater ſie in die Arme gelegt,
Sie ſind als ob bei kalter Flamme
Ein kalter Prägſtock ſie geprägt.
Die wandelnden Straßen,
Die handelnden Batzen,

Die denkenden Regiſter —
Man kennt ſie die Philiſter!
Ihr Tempel iſt das Börſenhaus,
Da geh'n ſie gläubig ein und aus.
Der Rothſchild iſt der Hohe Prieſter
Und Herr v. Bethmann iſt der Küſter,
Und alle Börſenſpekulanten
Und ihre Frauen, ihre Kinder
Sind, wenn nicht auch die Opferrinder,
Doch Herrn v. Rothſchild's Miniſtranten.
Volle Dukaten ſind ihre Glocken,
Metalliques ſind ihre Homilien,
Die Courſe, wenn ſie nicht ſtocken,
Sind ihre Evangelien.

Ich ſpreche nicht von dem Geſchlechte,
Das Börne's würdig, muthbelebt,
Mit junger Kraft nach Freiheit ſtrebt,
Nach gleichem Licht, nach gleichem Rechte —
Von dieſen ſprech' ich nicht — o nein! —
Und auch nicht von den Montagskränzlern —
Wohl aber von den Bundestagsſcherwenzlern —
Und auch ein wenig vom Bürgerverein,

Und auch von jenen, die ohne Wallung
Es ſehen, wie die Freiheitswürger
Einpferchen ihren größten Bürger
Inmitten einer Pferdeſtallung.

Solch ein Frankfurter iſt mein Sperling.
Er hat verehrt die Bundesnacht,
Jetzt beugt er ſich vor Gagern's Pracht,
Er hat verehrt ſogar den Schmerling.
Doch das iſt nicht das größte Wunder:
Er würde ſelbſt den Hecker verehren,
Wenn er einſt ſollte wiederkehren
Mit jenem Kaliforniſchen Plunder.
Mit einem Wort: es iſt ein Mann,
Den nur die tiefſte Ruhe froh,
Bewegung elend machen kann —
Es iſt ein Mann des status quo.

Juſt über meinem Fenſter wohnt er
Und meinen loyalen Sinn belohnt er
Alltäglich durch die Plauderei
Von tauſendfachem Allerlei.
Nur Ruhe, ruft er, um Gotteswillen,

Nur Ruhe in den alten Normen,
Wir wollen ja gerne wirken im Stillen
Für die allmähligen Reformen!

Was ſoll der Rechten Stampfen und Lärmen?
Was ſoll der Linken wildes Schreien?
In ſchönen Stunden oft muß ich ſchwärmen
Von der Verſöhnung der Partheien.
Doch iſt ſie, ach, noch weit, ſehr weit,
Die ſchöne, ſtille, goldene Zeit,
Von den Propheten prophezeiht!

Da wird der Vinke ſeinem Zitz
Gerührt und weinend in Armen liegen,
Und Schlöffel wird dem Radowitz
Sein müdes Haupt an den Buſen ſchmiegen!
Verrina Dietſch wird Schwerin umarmen,
Würth, der Regent, ſcheut keine Gensd'armen,
An Laſſaulx' Bruſt wird Vogt erwarmen,
Und Platner, der große Halberſtädter
Mit Gleimiſchem Sentimentaliſiren,
Wird weinen am Halſe dem Conſtanzer Peter,
Und dieſer wird ſeine eitlen Plane

Gern fahren laſſen: zu regieren —
Ein Polykrat — die badiſchen Ozeane.
Der Tag, an welchem Bambergs Titus
Mit der Rechten nicht ſtimmt, den nennt er verloren;
Von Kuenzer wird der febroniſche Ritus
Für Beda Weber abgeſchworen;
Dafür verſöhnt ſich die Theologie
Mit der Breslau-Trierer Simonie.
O ſchöne Zeit, ich ſeh' Dich im Geiſt,
Wie lange willſt Du uns noch meiden,
O ſchöne Zeit, von der es heißt:
Das Schaf wird mit dem Tiger weiden?
Da wird als eine verſchämte Braut
Die Linke der Rechten angetraut,
Und liebend zuſammen zeugen ſie
Die demokratiſche Monarchie.
Die demokratiſche Monarchie,
Der erſtgeborne Wechſelbalg,
Ich fürcht', er wird nicht anerkannt
Als legitim im deutſchen Land,
Dieweil die Mutter ein arger Schalk
Getraut hat an der linken Hand.

Gott gebe, daß es beſſer werde:
Der Fortſchritt iſt das Unglück der Erde.
Es heißt, im März geht's wieder los;
Schon hör' ich tönen die Sturmglocken
Bis in der Familie heiligen Schooß —
Und Handel und Gewerbe ſtocken.
Auch zeigen ſich ſchon die böſen Zeichen,
Die Vögel, die vor dem Sturme ſtreichen:
Der Schlapphut, jener haltungsloſe,
Die blutgetränkte, rothe Feder,
Die hoſenträgerloſe Hoſe,
Die ſtegeloſe, die ein ſchnöder
Hochmuth für unabhängig erklärte —
Ueber Nacht gewachſene Umſturzbärte,
Von Partheienwuth zerriſſene Röcke,
Und höllenmaſchinengefüllte Stöcke,
Eckhäuſer, überdeckt von Plakaten,
Blouſen, gebläht von Attentaten,
Zerriſſene Taſchen voll Communismus,
Geflickte Taſchen voll Sozialismus,
Und ach vor Allem, die ſchrecklichſten Boten,
Die fliegenden, diplomatiſchen Noten!

Die letzte kam aus Oeſtreich an
Und wie man manchmal hören kann,
So iſt ſie in Frankfurt am Main gemacht
Und hat ſich ſelber überbracht.
Sie zu entziffern iſt ſehr leicht,
Denn ſie iſt bis zur Dummheit klar,
Und gleicht dem Schmerling auf ein Haar,
Wie nur ein Kind dem Vater gleicht.
Sie lautet ſo: Wir wollen nicht,
Zum Teufel, nein! wir wollen nicht;
Wir wollen halt die alte Geſchicht;
Wir wollen den Bundestag wieder haben,
Die Leiche werde ausgegraben.
Der Teufel hol das Parlament,
Der Jux hab endlich doch ein End!
Geſammtſtaat Oeſtreich und Deutſchlands Einheit,
Beides iſt möglich mit etwas Feinheit —
Wir wollen wieder den Bundestag,
Den Bundestag, den Bundestag,
Den Bundestag mit Ferienpauſen,
Und unſer lieber Münchbellinghauſen
Soll wieder ſein der Präſident.
Was immer ſagt das Parlament,

Und wie die Linke ſchreien mag:
Wir wollen wieder den Bundestag!
Genugſam hat ſich unter der Zeit
Das Volk mit Volksvertretung gefreut,
Und wir auch waren indeſſen genug dumm —
Jetzt wollen wir nicht und damit Punktum

Das iſt der Sinn, das iſt der Text
Der lieben öſtreichiſchen Note,
Sie iſt geſchrieben, als ob ſie geklext
Hätt' eine dicke Bärenpfote.
Man ſoll ſich damit zufrieden geben
Und nicht ſo ſchreien, wie behext,
Und nicht ſo toll ſich drum gebährden!
Wie ſoll denn ſonſt im deutſchen Leben
Noch bürgerliche Ordnung werden?
Soll man die vier und dreißig jagen
Um durchzuſetzen die deutſche Einheit?
Das wär' ein Mittel voll Gemeinheit
Vis à vis von denen, die Kronen tragen.
Man hat ja gern und unterthänig
Vergeſſen das alte weiſe Wort:
Was Krieg beginnt mit ſeinem König

Das werfe des Schwertes Scheide fort.
Und die ihr ſchreit — ihr müßt euch bequemen,
An Andern ein Exempel nehmen,
Wenn ihr die Ruhe brav und honett wollt,
Zum Beiſpiel am Advokaten Detmold.
Einſt hieß er nur das „Revolutiönchen,"
(Man nennt ihn auch „das kleine Laſter")
Faſt riß er auf der Leinſtraß Pflaſter,
Zu ſtürzen ſeines Königs Thrönchen —
Jetzt iſt er ein ſtilles Reaktiönchen.
Auch Stüve ſein Freund, der jetzt Miniſter,
Schloß ſeinen Frieden zu Osnabrück
Mit Ernſt Auguſt und iſt für das Glück
Des Landes geworden ein Philiſter.
Und, ach, wie leichtlich findet man ſich
In ſolche neue Lebenslage;
Wo nicht — ſo leſ't was dieſer Tage
Der Croupiér des Metternich,
Der Blittersdorf hat drucken laſſen:
„Die Mappe eines Diplomaten."
Viel beſſer würde der Titel paſſen:
„Cartouche, des Großen, Leben und Thaten,"
Oder: „Novellen und Pandekten

Eines hinterm Strauch Verſteckten.“
Es ſoll in der That unendlich gleichen
Dem Buch „von den tauſend Gaunerſtreichen.“

Ihr alle werdet noch einmal —
Wenns geht ohn’ erheblichen Skandal —
Wie Mathy und der Baſſermann!
’s iſt hübſch doch, wenn man ſagen kann,
Daß man ſich Alles ſelbſt gegeben
Und ausgeſorgt hat fürs ganze Leben!
Und wenn die Leute dann auch munkeln,
Daß man dereinſtens iſt im Dunkeln
Ins Miniſterium Bekk geſchlichen
Und vom alten Pfade abgewichen:
Das kann geſcheh’n, denn dunkel war
Die Nacht in jenem Februar.
Was nennt man auch jede Aenderung
Gleich einen Ueberſprung?

Verfluchter Sperling, laß in Ruh
Die kaum entſchlafenen Geſpenſter!

Rief ich voll Ekel, und das Fenſter
Schlug ich, daß es klirrte, zu.
Mir war von alle dem ſo dumm,
Als ging mir ein Schneer im Kopf herum.
Erſt jetzt, da ich wieder zu mir gekommen,
Seh' ich, daß ich mein Wort gebrochen,
Daß ich nicht hielt, was ich verſprochen,
Daß ich die Linke nicht mitgenommen.
Verzeih mein Leſer, ich hab nicht das Herz
Sie heimzuſuchen mit meinem Scherz.
Die Armen, die ſich mühen und plagen
Und täglich ſeh'n zu ihrer Qual
Ihr Ideal die Ueberzahl
Aufſchieben, überſtimmen, vertagen;
Verzeih, daß ich nicht über Schwache,
Die täglich eine Schlacht verlieren
Und doch das Schwert der Zukunft führen,
Daß ich über ſie nicht Witze mache.
Ich harre der Zeit, da ſie regieren.
Denn — merke dieſe ew'ge Wahrheit! —
Der Geiſt der Zeit in ſeiner Klarheit
Iſt ſtets nur von Minoritäten

Erkannt, gefeiert und vertreten.
So zieht er tapfer in den Streit
Und ſiegt auch in der Minderheit.
Doch hat er ſeine Geiſtesſchlacht
Gewonnen gegen die Uebermacht,
Iſt ſeine Sendung auch vollbracht.
Denn ſchnell hat dann die Minderheit
Sich in die Mehrheit umgekehrt,
Und Noth thut's, daß im neuen Streit
Sie neu bekämpft ein neues Schwert
Und neue minderzähl'ge Streiter,
Und ſtets ſo fort und immer weiter.
Jetzt ſieht der heitre, klare Blick
Am Ziele ſtehn die Republik;
In ihr wird manches Herz erwarmen
Für das, was man nennt das Recht der Armen.
Dann wieder gilt der Edlen Sorgen,
Daß ſich der Bildung Sonnenſtrahlen
Herab von den Höh'n gleich lichtem Morgen
Senken zu der Menſchheit Thalen,
Bis daß die Zeit der Poeſie
Herabkommt wie das Morgenroth

Wo nicht Verbote, nicht Gebot
Dem reinen Menſchenthume Noth —
Mit einem Wort: — die Anarchie!

Von allen Seiten tönt es: Schluß!
Die Rechte poltert: Schluß, Schluß, Schluß!
So ſchließ ich denn mit heiterem Gruß,
Auf Wiederſehn: **Mauritius!**

Finis Capitis secundi.

Reimchronik

des

Pfaffen Maurizius.

CAPUT III.

Traumbuch für Michel.

* * *

Frankfurt a. M.,
Literariſche Anſtalt.
(J. Rütten.)
1849.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Druck von C. Adelmann.

Und heute will ich euch ſingen und ſagen
Von böſen Träumen, die mich plagen;
Man ſagt, daß von Gott die Träume kommen,
Das mag wohl wahr ſein, bei den Frommen:
Mir kommen ſie vom verdorbenen Magen,
Den ich in der Paulskirch mir überladen
Mit frommen Reden von Gottes Gnaden,
Mit ſehr geſetzlichen Tiraden,
Die ich alltäglich noch verſchlucke
Und die mit kläglich hartem Drucke
Zuſammenpreſſen meine Eingeweide,
Und die ich lang noch werde ſpüren.
Der Herr, der prüfet Herz und Nieren,
Er weiß allein, wie viel ich leide.
Wenn nicht Herr Linde mit laxativis
Manchmal mir die Gedärme rüttelte,
Und wenn der Jahn nicht mit lascivis
Verdauung fördernd das Zwerchfell ſchüttelte,
Ich wäre längſt mit meinem verdorbenen

Magen gewandert zu den Verſtorbenen.
So aber träum' ich nur allnächtlich
Und ſeh wie ein Reaktionär Geſtalten. —
Der Träume Bedeutung wird für verächtlich
Kein Börſen- und Lottoſpieler halten.
Ich ſchreibe ſie auf zu Nutz und Frommen
Aller, denen zu Handen ſie kommen,
Und hoff' es wird mir nicht übel genommen
Von Windiſchgrätz, dem theuren, lieben,
Der mir entbrannt von Freundſchaftsgluthen
Ein Liebesbrieflein hat geſchrieben,
Daß ich mich ſtell' zu ſeinen Rekruten.
Mein Feldherr, verzeih, ich kann nicht ſogleich,
Ich muß mich meines Auftrags entledigen
Vorerſt im heiligen, römiſchen Reich
Und kann nicht deinen Kroaten predigen.
Du haſt ja daheim der Pfaffen genug:
Anthiſtes Hurter, der Glaubensſtarke,
Betſchweſter Pylat und Nonne Jarke,
Sie können dir mit größerem Fug,
Mit mehr Erbauung
Und Beſchauung
Sprechen in ſalbungsvollen Sermonen,

Von unbefleckten Windeln und Kronen.
Ich würde doch ganz ungeſetzlich
Mit Flüchen meine Büchſe laden
Und widerharig und widerſetzlich
So ſprechen zu meinen Kameraden
Im alten Kapuzinerton:

Dummköpfe ihr, was habt ihr davon,
Daß ihr Leib und Seele verpachtet
Und für fünf Kreuzer würget und ſchlachtet
Und ſenget und brennet wie Raubgeſindel —
Das Alles für eine unbefleckte Windel,
Das Alles damit euer Kommandant
Im Knopfloch trage ein ruſſiſches Band —
Das Alles, damit mit blutigem Leim
Ein morſcher Kerker gekittet werde,
Und daß, wenn ihr ſelber kehret heim,
Ihr Knechte ſeid am eigenen Heerde.
Dieweil ihr ſchießet und würget im Oſten,
Zahlt ihr im Weſten ſelber die Koſten,
Und weil ihr im Süden müſſet morden,
Schmiedet man eure eigenen Feſſeln im Norden.
Wollt einmal nicht, nur einmal ſchämt

Des Amtes Euch der Henkersknechte —
Und dann — — mit vollen Händen nehmt
Ihr euch, was ihr braucht — die Freiheit, die Rechte.
Sie ſollen dann ſehen, ob ihre Kanonen
Mit Selbſtſchüſſen ſind geladen
Und ob die Kartätſchen von Gottes Gnaden
Von ſelber fliegen ins Herz der Nationen
Und ob Sophie mit Gebeten
Entzünden kann kongreviſche Raketen.
Wollt einmal nicht! — ſonſt müßt ihr bald
Marſchiren gegen Brüder und Väter,
Denn alle ſind ſie Hochverräther,
Wenn ſie des Windiſchgrätz Gewalt
Anbeten nicht auf ihren Knien
Und wenn ſie nicht finden, daß in Wien
Die allerſchönſte Kirchhofruh,
Und wenn ſie nicht das Kalb und die Kuh
Hergeben für den lieben Geſammtſtaat,
Den Gott im Himmel im März verdammt hat.
Dann wird euch geſchehen wie im Breisgau —
Doch halt, ich will euch ein Stückchen ſagen,
Das ſich im Lenz hat zugetragen,
Es macht einem das Haar vor Schauer greisgrau.

Zu Freiburg war's im Oberland,
Im letzten Krieg, da auferſtand,
Mit Veilchen, Primeln und mit Roſen
Die Freiheit, die begraben war,
Und da gleich eines Sturmes Toſen,
Gleich einem fittigmächt'gen Aar,
Ein heil'ger Geiſt die Welt durchzog
Und manchen ſtolzen Nacken bog. —

Zu Freiburg wars — da lag die Schaar,
Der Kämpfer, die gefolget war,
Dem Mann des Worts, dem Mann der Thaten,
Den jetzund manches Lied benennt,
Dem Mannheimiſchen Advokaten,
Dem Hecker, den ihr alle kennt —
Da lagen ſie, das Aug voll Zorn,
Die Wunden trugen alle vorn.

Da lagen ſie in langen Reihen
Und waren, was ſie wollten ſein,
Sie waren endlich frei im Tode —
Man hat ſie ſchmählich ausgeſtellt.

Daß jeder der im Fürſtenbrode
Die deutſchen Brüder hat gefällt,
An dieſem Anblick ſich erfreu',
Und ſeinem Herren bleibe treu.

Und einer von den Söldnern kam,
Die deutſche Fürſten ohne Schaam
Ernähren für den Mord der Bürger.
Er war noch jung, doch ſprach er ſchon
Die Sprache unſrer Freiheitswürger.
Sein Auge war ſchon voll von Hohn
Auf's Volk, das wider'n Feind ihn ſchickt
Und das er ſelbſt nun unterdrückt.

Und alſo rief der junge Knecht:
Beim Teufel, euch geſchicht ſchon recht —
Wir wollen Euch zu Paaren treiben —
Das Volk will frei ſein — ſeht einmal —
Das Pack ſoll hinterm Pfluge bleiben
Und zahlen, ſagt mein General.
Hui! Hundert von den Hunden hier
Verdanken ihre Wunden mir.

Er ruſts und lacht und ſingt und tritt
Mit Lachen in der Leichen Mitt' —
Doch was macht ihn ſo blaß erbleichen —
Was ſtarrt er ſo in's Angeſicht
Dem alten Mann dort bei den Leichen? —
Sein Aug' iſt Glas — ſein Knie, es bricht;
Zu Berge ſträubt ſich auf ſein Haar —
Ihr merkt's — der Alt' ſein Vater war. —

Siehſt Du, mein Feldherr, laß dir rathen
Und ſteck' mich nicht unter die Soldaten,
So würd' ich zu meinen Kameraden
Unwiderruflich immer ſprechen
Auf der Wachtſtub und beim Zechen,
Im Stockhaus und bei Wachtparaden.
Ich würd' mit Gewalt ſie corrumpiren
Und wahrhaft ſchändlich inficiren;
Denn ſieh, ich glaub, es wird nicht gut,
So lange der bezahlte Muth
Sich muß berauſchen in Bruderblut.

Doch beſſere Zeiten nahen heran,
In Köpfen und Herzen wird's heiter hell

Und nicht mehr folget dem lärmenden Fell
Stumpfſinnig und dumpf der arme Mann.
Er wird ſich fragen: Warum? wohin?
Sind meine Feinde vielleicht, die ich ſchlachte?
Ich glaube, wenn ich's genau betrachte,
Daß ich am End' ihr Bruder bin.
Und ſo wird's ihm entgegentönen,
In Lauten, die hold und liebend verſöhnen
In altbekanntem innigem Ton:
Dein Vater bin ich — ſchieß nicht mein Sohn!
Schieß nicht! — erkenne den Spielkameraden!
Ich bin dein Lieb! — o laſſe das Laden!
Ich bin deine Mutter! — o ſchieße nicht!
Dein Bruder bin ich — ſieh mir ins Geſicht! —
Und wie der brave Soldat das Pollet,
Hinwarf die Lunte, ob auch hart
Habsburgiſch ihm der Prinz gegrollet —
So werfen ſie von ſich Lunt' und Gewehr,
Sie liegen im Arme ſich hold gepaart
Und eine Thräne von Liebe ſchwer,
Vom Glücke des Wiederfindens, rollet
Hinab in den wilden Soldatenbart.

Wohl iſt ſie noch weit die ſchöne Zeit,
Die ſchöne Zeit der Brüderlichkeit,
Noch laſſen ſich die verblendeten Schaaren
Mißbrauchen als wilde Janitſchaaren.
Bald aber ſtehen die Prätorianer
Vor Kaiſerburgen als drohende Mahner
Und fordern die Macht als Sold und Lohn
Dafür, daß ſie gemordet, geſchlachtet,
Und die ſie dazu gekauft und gepachtet,
Es zittern vor ihnen Kron und Thron.

Allein was kümmern mich die Soldaten?
Mag Wrangel auch mit Pommern und Märkern
Fortfahren Altpreußen zu umkerkern,
Mag Karlsruh mit den geſchmückten Herrn
Halb ein Stockhaus ſein, halb eine Kaſern,
Und mag Radetzky mit ſeinen Kroaten
Noch einige Zeit die Mailänder quälen
Und von der Güte des Kaiſers erzählen;
Mag man die Ruſſen rufen in's Land, —
Ich ruf es zu dem Unverſtand,
Die That heißt: Finis Austriae! —
Und mit frohlockendem Sinne geh

Zurück ich gern zu meinen Träumen,
Die mir im brauſenden Kopfe ſchäumen,
Die ich auf für den guten Michel ſchreib,
Daß er ſich ein wenig die Zeit vertreib.

Der arme Junge, es geht ihm ſchlecht!
Nun iſt er wieder, was er war
Vor jenem großen Februar,
Er iſt der Herrn leibeigner Knecht.
Da ſitzt er nun und ſcheint ſich zu härmen,
Sein dickes Haupt in die Hand geſtützt
Fragt er ſich ſtill: Was hat's genützt;
Daß ich gemacht ſo cimbriſches Lärmen?
Sein armes Stüblein iſt belagert,
Ihm über'm Haupte hängt ein Säbel,
Vor Augen ein gewaltiger Knebel,
Die Luft um ihn iſt dick durchgagert.
Er gähnt und gähnt — zu Leſen hat er
Nur ſtenographiſche Berichte
Und patriotiſche Gedichte —
Das macht ihn immer matt und matter.
So lies du Armer dies Traumbüchlein
Und merke dir daraus manches Sprüchlein.

I. Traumgeſicht:

Von dem Weibe in der Wüſte.

Ich lag im Bette und las im Buch
Vom Evangelium Johannes,
Das Buch des feuervollen Mannes,
Das reich iſt an prophetiſchem Segen und Fluch.
Ich las vom Weibe, das da ächzend
Da draußen liegt in der Wüſtenleere,
Vergehend in dem Wunſch, verlechzend,
Daß ſie gebäre;
Aber ſie gebiret nicht. —
Und ich entſchlief und ein Traumgeſicht
Trug mich zur Wüſte und ich ſah
Ein Weib ſich winden in Mutterwehen,
Fruchtlos im Schmerze faſt vergehen —
Und das Weib hieß Germania.
Sie aber konnte nicht gebären.
Und da war Niemand ſie zu pflegen,
Den Schmerz ihr zu lindern, den bitterſchweren,
Die Hand ihr unters Haupt zu legen,
Den Schweiß ihr von der Stirn zu wiſchen
Und einen Labetrunk zu miſchen.

Und zu den Menſchen kamen allerlei
Geſpenſter und verſchiedene Creaturen
Und ſprachen und ſchwuren:
Wir kommen aus der Wüſtenei,
Wo uns geboren hat Germania.
Und es war kein Zeuge da
Um vor den Menſchen Zeugniß zu geben,
Daß ſie in Wahrheit von Germania leben,
Und ſie glaubten ihnen nicht!

Und Einer kam noch und er trug eine Kron'
Und Szepter und Wehrgehänge
Und nach ihm ging eine bewaffnete Menge,
Und er ſprach: ich bin Germania's erſtgeborner Sohn.
Und ſie glaubten ihm aus Furcht! —
Da umzogen viel Wolken den Himmel
Und — —

II. Traumgeſicht:

Von den Geſegneten.

Ich ging — da kam mir entgegen von fern
Die berühmte Profeſſorentrias,
Von denen jeder einzelne gern
Sich-hält für Deutſchlands Meſſias.

Sie gingen ſchwer und wackelnd daher
Und mir erſchien's wie ein Wunder —
Die Drei ſonſt ſo trocken und dürr und leer,
Sie ſchienen formloſer und runder.

Die breiten Talare umfaßten kaum
Die ſonſt ſo dürren Geſtalten,
Und machten vorn am untern Saum
Vorwitzige Wackelfalten.

Die Beine waren etwas geſperrt,
Man ſah ſie bis zu den Knöcheln,
Die Züge etwas ſchmerzlich verzerrt,
Doch überzogen von ſtolzem Lächeln.

Die Arme trugen ſie ſtolz bewußt
Am Leibe vorn zuſammengebogen,
Darüber ſchlug eine volle Bruſt
Die hohen, weichen, brandenden Wogen.

O Gott, ſo rief ich, was iſt euch geſcheh'n,
O Beſeler, Waitz und Dahlmann —
Will man die dreifache Häßlichkeit ſehn,
Euch drei Unglückliche mal' man!

Der Beſeler ſprach mit näſelndem Ton,
Doch weicher als ſonſt noch und matter:
Ich will dir's ſagen auf Diskretion,
Denn ich bin der ewige Berichterſtatter.

Wir ſind im Zuſtand der Königin
Victoria und mit banger
Doch ſtolzer Erwartung gehen wir hin —
Mein Freund, wir Dreie ſind ſchwanger.

Der Kaiſer, den wir erſt geheckt,
War ein Abortus — doch bleib er

Nicht ungeboren, ein neu Projekt
Jetzt tragen unſre geſegneten Leiber.

Und wer iſt, rief ich vor Schrecken bleich,
Wer iſt der Verführer, der Thäter?
Sie aber riefen im Chorus: Zugleich
Sind wir die Mütter und Väter.

Das iſt das Unbegreifliche ja,
Es will ihn Niemand, es macht ihn Keiner,
Doch iſt er immer wieder da,
Ein ſündenlos Gezeugter, Reiner.

Wo aber, ſchrie ich, wo ſoll das hinaus? —
Sie riefen: Wir hoffen, daß Gott uns helfe!
Mich faßte mitternächtlicher Graus,
Aufwacht' ich — die Glock ſchlug zwölfe.

III. Traumgeſicht vom Kirchhof.

Ein Sturmwind blies — und weggeweht
Mit Einem waren die Gäßchen und Gaſſen,
Der Römer, die Börſ' und die Häuſermaſſen,
In deren Mitte die Paulskirch ſteht.

Und weit im Kreiſe ringsherum,
Zog ſich eine weiße Kirchhofmauer
Und auf dem Plane tödtlich ſtumm,
Lag ausgebreitet Schauer und Trauer.

Es war der deutſche Père la Chaise,
Die Mumie vom Parlamente,
Und auf den Gräbern ſtandesgemäß
Befanden ſich mancherlei Monumente.

Und über dem Eingang im Mondenſchimmer
Las man die Worte geſpenſtiſch erhellt:
Hier liegen die Deputirtentrümmer,
Dereinſt die Götzen einer Welt.

An meiner Seite als Ciceron,
Ging traurig ein Männlein mit greiſem Haare —
Es war mir, als müßt' ich kennen ſchon
Das Männlein im langen Mönchstalare.

Er ſah ſo trüb und traurig drein
Als drückte ſein Herz ein ſchwerer Kummer,
Er ſchien der Todtengräber zu ſein,
Auch war ſein Mund ein grabesſtummer.

Er trug einen langen weißen Bart
Und ging daher mit ſchwebendem Schritte,
Nach hergebrachter Geiſterart,
Man hörte nicht den Ton ſeiner Tritte.

Wer biſt du, rief ich, traurig Geſpenſt,
Was willſt du von mir an dieſem Orte,
Und ſage mir an, wie du dich nennſt,
Wenn du noch mächtig menſchlicher Worte.

Er ſprach — und ich glaubte mit Schrecken den Laut
Meiner eignen Stimme zu vernehmen —
Er ſprach: Wovor dir jetzt ſo graut,
Das iſt dein eigner, leibhafter Schemen.

Denn ich bin Du und Du biſt ich,
Ich bin das Stück von dir, das gealtert,
Vor Gram in die Kutte verſteckte ſich —
Nicht jener Knab, der von Liebe gepſaltert.

Ich bin das Stück von Dir, das den Haß
Gepredigt aus allzugroßer Liebe,

Das Stück von Dir, das mit ſchmerzlichem Spaß
Die häßlichen Reime der Chronik geſchrieben.

Und fragſt Du warum ich jetzt mit Dir
Die ſchaurigen Gräber noch beſuche?
Darum weil den Leichenſteinen hier
Es mangelt an dem gehörigen Spruche.

Man hat uns zweie, die wir doch
So gut die Geſellſchaft der Paulskirch' kannten,
Ernannt, uns zu ehren im Tode noch,
Zu Reichsepitaphen-Fabrikanten.

Gieb Acht, es werden die Todten ſogleich
Hier eine offene Sitzung halten,
Erſchrick nicht, wenn ſie angegriffen und bleich
Ausſehen wie Baſſermanns Geſtalten.

Ein jeder wird Dir ſelber den Stoff
Zu ſeiner künftigen Grabſchrift liefern —
Du wirſt vor Beſeler nicht, ich hoff',
Erſchrecken und nicht vor Soirons Kiefern.

Er ſprachs und wie einſtens der Präſident,
Ließ er die Glocke erſchallen und ſchaute
Ob ſchon vollzählig das Parlament:
„Die Sitzung iſt eröffnet!“ — Mir graute.

Der Jucho krähte das Protokoll,
Dann ſprach der Simſon: Ihr Seelen,
Die Tagesordnung lautet: es ſoll
Heut jeder was von ſich erzählen.

Da gab's ein arges Knochengeklapper,
Ein jeder lief an ſeinen Ort,
Nur langſam legte ſich das Geplapper:
Heinrich von Gagern hat das Wort.

Heinrich von Gagern
auf dem Miniſtergrab.

Ich mit der Perſönlichkeitsgewichtsbewußtſein-
aufgeblaſenheit,
Ich bin ich, in ganzer Größe, wie Sie ſehen
jeder Zeit,

Ich bin ich, das iſt gewiß, doch bin ich ſelber noch mit mir im Streit
Ueber das, was ich denn bin, denn ich ſelbſt — (Ungeheure Heiterkeit.)
Sagt' ich etwas gegen alle Schicklichkeit, ihr lieben Herren, o ſo verzeiht,
Denn mit umgedrehter Seele ſtehe ich vor Ihnen auch noch heut',
Wenn man ein ſo ungeheurer Menſch iſt und ſo fürchterlich geſcheut,
Iſt man manchmal ſchrecklich dumm aus Uebermaße an Perſönlichkeit.
Finden Sie vielleicht die Rede viel zu hohl, zu leer, zu aufgeblaſen und zu breit,
So verſichre ich Ihnen, das iſt Geiſt, iſt Scharfſinn, iſt Beredſamkeit.

Da gab's ein großes Knochengeklapper,
Sie applaudirten fort und fort,
Mit einmal legt ſich das Geplapper,
Herr Mathy hat das Wort:

Mathy.

Entſchuldigen ſie, ich bin der Mathy,
Der allergrößte Apoſtat hie,
Drum komm ich auch auf dem Regiſter
Gleich hinter unſerem Miniſter,
Der eben hat die Welt befreit,
Mit herrlicher Perſönlichkeit.

Ich war einmal ein Advokat,
Und Journaliſt und Literat,
Weinhändler dann durch Ficklers Gnaden,
Der mir gekauft ein Wein-Patent,
Damit zur Kammer ich geladen
Und großer Redner werden könnt' —
Ich machte prächtige Paraden,
Dem Herzog bracht' ich Serenaden
Die man republikaniſch nennt,
Und freut' mich ſtill, wie man in Baden
Die Leute gar ſo ſchön verkennt. —
So kam ich denn auf klugen Pfaden
An das erſehnte Ziel und End,
Daß mich jetzt das erſtaunte Baden

Den neuen Staatsrath Mathy nennt.
Der Fickler hat zu ſeinem Schaden
Zu ſpät mein dankbar Herz entdeckt,
Trotz einem ſpaniſchen Alkaden
Hab' ich den Armen eingeſteckt,
Der einſt mir Gelder vorgeſtreckt,
Und meine Blöße hat gedeckt.
So kam ich denn ins Parlament,
Durch — was man heißt — Verrath,
So bin ich denn auch, was man nennt,
Ein Apoſtat.

Da gab's ein großes Knochengeklapper,
Sie applaudirten fort und fort,
Mit einem Mal legt ſich das Geplapper —
Herr Baſſermann hat das Wort:

Baſſermann.

Ich und der Mathy,
Der Mathy und ich —
Man nennt uns ſtets zuſammen,
Das ehrt und zieret mich.

Man nennt uns ſtets zuſammen,
Wie Pontius und Pilat,
Und wie Gedank und That,
Wie Lüge und Verrath.

Man nennt uns ſtets zuſammen,
Wie Hutten und Luther,
Wie Meſſer und Gabel,
Wie Käſe und Butter.

Man nennt uns ſtets zuſammen,
Wie Julie und Romeo,
Wie weh und ach, und ach und o,
Wie Supp und Fleiſch, wie Heu und Stroh.

Man nennt uns ſtets zuſammen,
Wie Eros und Anteros,
Wie Gott und Heros,
Wie Antrag und Schneeros.

Man nennt uns ſtets zuſammen,
Wie Taſſo und Arioſt,

Wie Logis und Koſt,
Wie Schimmel und Roſt.

Man nennt uns ſtets zuſammen,
Wie Petrark und Dante,
Wie Nichte und Tante,
Wie Lude und Nante.

Man nennt uns ſtets zuſammen,
Wie Pollux und Caſtor,
Wie Kirche und Schule,
Wie Küſter und Paſtor.

Man nennt uns ſtets zuſammen,
Wie Wartburg und Hambach,
Wie Hausvogtei und Polizei,
Wie Tſchoppe und Dambach.

Man nennt uns ſtets zuſammen,
Wie Veilchen und Roſen,
Wie Küſſe und Koſen,
Wie Weſte und Hoſen.

Man nennt uns ſtets zuſammen,
Wie 1 und 2,
Wie Lug und Heuchelei,
Wie Paß und Polizei.

Das Monument, das uns wird ragen,
Soll nichts in geſchriebener Schrift beſagen;
Ein Bildniß ſoll von uns die Kunde
Bis in die ſpäte Nachwelt tragen:
Malt nur das Bild hin, wie zwei Hunde
Vereint an einem Knochen nagen.

Da gab's ein großes Knochengeklapper,
Sie applaudirten fort und fort,
Mit einmal legte ſich das Geplapper:
Herr Beckerath hat das Wort.

Beckerath.

Ich bin ſo ſchüchtern auf offener Szene,
Ach, ich bin nichts als eine Thräne,
Ich bin ein naſſes Taſchentuch,
Ich bin ein frommes Liederbuch,

Ich bin ein ſittſam duftend Veilchen,
Vom großen Gagern ein kleines Hintertheilchen,
Und wenn ich mich manchmal erboſe brav,
Bin ich doch nur ein wüthendes Schaaf,
Auch bin ich Miniſter, doch im Ganzen
Verſteh' ich wenig von Finanzen.
Am Webſtuhl meines Vaters ſtand
Die Wiege mein — das iſt bekannt.

Da gabs ein großes Knochengeklapper,
Sie applaudirten fort und fort,
Mit einmal legte ſich das Geplapper:
Herr v. Peucker hat das Wort.

Peucker.

Ich bin gewiß ein Mann von Gewichte,
Doch ſchweigt von mir die Geſchichte.

Da lachten die Geiſter ſehr vergnüglich,
Doch applaudirten ſie fort und fort —
Der Deetz fand die Worte etwas bezüglich.
Fallati, Wiedemann, Biedermann, Duckwitz ꝛc.
hatten das Wort.

Die Genannten im Chorus.

Wir ſind ſo wenig, daß nicht ein Keimchen
In uns zu finden zu einem Reimchen.

Es fühlte ſich der Schneer getroffen,
Er rief entrüſtet: ich will nicht hoffen —
Die Geiſter aber mit lautem Gelächter
Sie applaudirten fort und fort;
Der Soiron, der dicke Pächter,
Trat auf ſein Grab — er hatte das Wort.

Herr v. Soiron.

Einſt ſchwärmt' ich für die Republik
Und hab' in dieſem Sinn toaſtet,
Jetzt aber bin ich viel zu dick
Dafür, ich bin zu ſehr gemaſtet.
Ich hab', was einſt mein Herz entflammt,
Erſtickt für meinen edlen Gagern —
Ich hoff' auf ein Reichsrichteramt,
Um wieder etwas abzumagern.
Ich hab' mein Apoſtatenthum
Gebracht in Formen und Methode —

Nicht ſchäm' und gräm' ich mich darum:
Es geht die Politik nach Brode.

Sehr gut, ſehr gut — ſo riefen die Seelen
Und applaudirten fort und fort —
Jetzt ſoll der Raumer hiſtoriſch erzählen:
Er nahm die Brille und das Wort.

Friedrich v. Raumer.

Ich bin Friedrich der Hohenſtaufe,
Und ſchickt man mich wohin — ich laufe.
Ich lief nach Italien und Engelland
Und ſchiffte nach Amerikas Strand
Auf Buchhändlerkoſten und überall fand
Ich, ſelbſt in der großen Republik,
Daß nur im holden märkiſchen Sand
Gedeihen Teltower Rüben und Völker-Glück.
Bei meiner Rückkehr hielt ich die
Berühmte Rede in der Akademie —
Mein König fand ſie viel zu ſpitzig,
Obwohl das Thema altenfritzig,
Und Encke that mich in den Bann.
Zwei Tage war ich ein großer Mann,

Bis ich zur Entſchuldigung ward bewogen,
Und mich von meiner Größe hab' zurückgezogen.
Vor Kurzem lief ich als Schmerlings Bote
Nach Frankreich, um unterthänig zu bitten,
Daß uns nicht werde die als todt
Geborne Centralgewalt beſtritten.
Ich habe verbraucht ſehr viele Chemiſetten,
Ich trug ſogar einmal Manſchetten,
Um Deutſchlands Anſehen und Ehre zu retten.
Den Heine vermied ich aus alter Bekanntſchaft,
Er hätte gewiß mich ausgelacht
Und einen unpatriotiſchen Witz gemacht
Auf Kaiſer und Reich und meine Geſandſchaft.

Pfui, pfui! ſo riefen die Geiſter
Und wurden ſtiller, als mit dreiſter
Bewegung trat der Schmerling vor,
Als hätte er zu ſagen große Dinge.
Er ſtreckte Hals und Kopf hervor
Als ſteckten beide in einer Schlinge.

Herr v. Schmerling.

Die Ehre und Unabhängigkeit
Von Deutſchland hab' ich ſtets verſprochen,

Ich habe ſie auch zu jeder Zeit
Geſchändet, beſchmutzt, gebrochen.
Einſt Bundesnachtumnächtigter,
Jetzt Oeſterreichs Bevollmächtigter,
War ich Miniſter auch inzwiſchen.
Da ließ ich in Frankfurt die Kugeln ziſchen,
Ließ ſchöne Barikaden bauen
Und erfand den Belagerungszuſtand —
Und nach alſo befeſtigtem Vertrauen
Konnten mit Sicherheit auf mich die Fürſten bauen
Und ich lebte in meinem Miniſterruhſtand,
Sie wußten ich werde ſie nicht verrathen.
Da nannten mich die Diplomaten
Einen Staatsmann mit ſcharfem Blick —
Das iſt daſſelbe und ſynonym
Wenn ein Demokratenungethüm
Mich nennet einen Galgenſtrick.
Man nennet mich auch den Mörder Blums',
Allein man kann mir nichts beweiſen,
Den Schleier des Diplomatenthums
Wird Niemand von der Geſchichte reißen;
Ich ruf' es entgegen der ganzen Welt:
Ich heiße Freiherr Anton Schmerling

Und ohne des Herren Wille fällt,
So heißt's, vom Dach kein Sperling. —

Der Mühlfeld jubelte: Bravo, brav!
Dr. Egger lächelte Schlangen —
Da kam aus ſeinem Grabe als Schaaf
Verkleidet der Heckſcher gegangen.

Dr. und Advokat Heckſcher:

Nie trug ich weiße Wäſche —
Mein ſtaatspapiernes Geſicht
Gleicht einer Handelsdepeſche,
Die Fallimente beſpricht.

Ich kam auf meinen Reiſen
Durch Rom, Turin, Florenz;
Es kochet edle Speiſen
Italiens ewiger Lenz.

Ich kam juſt an in Frankfurt,
Als das Miniſterium
Von Heinrich Gagern krank wurd' —
Ich ſchlich um den Brei herum.

Ein Portefeuille erhaſchen,
Des Glückes höchſte Höh —
Da gibt es was zu naſchen,
Wie damals bei Malmö.

Zwar wurd' ich höchſt geprügelt
Bei der Gelegenheit —
Wie's Volk iſt ungezügelt
Weiß ich ſeit jener Zeit;

Doch kann die Katze laſſen
Das Mauſen nicht ſogleich —
Ein Portefeuille zu faſſen
Ging ich nach Oeſterreich.

Ich hab' ihn, ach, verloren
Den heiß erſehnten Preis —
Drum werde auserkoren
Mit nächſtem ſchwarz und weiß.

Welker (vom Platz.)

So iſt es recht, du edler Geiſt,
So iſt's, wie ich es mache —

Sie macht nicht dick, ſie macht nicht feiſt
Die liebe gute Sache.

Was Schönes iſt die Theorie,
Doch ſie ſei nicht zu herriſch —
Man dreht und ſchraubt und wendet ſie,
Iſt man recht doktrinärriſch.

Ich bin eine Wetterfahne — jeder ſehe
Wie ſchnell und wie geſchickt ich mich drehe.
Thuts Jemand leid um mein graues Haar
Und daß ich der Freund von Rotteck war:

So dank' er mir', daß zum Teufel geht
In Deutſchland endlich die Autorität.
Doch merkt euch das Sprüchlein: es hat die Morgenſtunde, (v. 12. März.)
Wie Berger ſagte, Gold im Munde. —

Da machten die Geiſter gewaltigen Tuſch,
Im Hintergrunde lächelte Duſch,
Der deſignirte Geſandte von Baden. —
Auftrat der Ritter von Gottes Gnaden:

v. Vinke (von Hagen.)

Ich bin der grimme Ritter von Hagen,
Von Hagen aus der Mark —
Mein Stammbaum hat ſchon Wurzel geſchlagen
Im urweltlichen Chaosquark.

Die Mark iſt durch mich ein bekanntes
Gefild wie Spaniens Mancha nun,
Mich ſelbſt wird ein künftiger Cervantes
Zu taufen wohl geruhn.

Man nannte mich einſt den Mirabeau,
Als man mich nicht ſprechen hörte,
Im weißen Saale, wo nicht roh
Die Oeffentlichkeit uns ſtörte.

Ach damals hätt' ich gern zu Lorden
Die märkiſchen Junker gemacht —
Wie herrlich wäre ſolch ein Orden,
Den Taddens Galgen bewacht!

Es ging nicht! Drum hab' ich Treue geſchwor'n
Der rothen Monarchie —

Da ſteh' ich gewappnet mit Zopf und Sporn:
Hie Recht und Rechtsboden hie!

So lieg' ich, ſo führ' ich meine Waffe
Im Demokratengefecht;
Mir nach, manteufliſche Fallſtaffe,
Für Freiheit und hiſtoriſches Recht! —

Gewaltiger Lärm der Geiſter all —
Der Präſident rief durch den Schwall:
Das Wort hat Herr von Radowitz!

Der aber rief von ſeinem Sitz
Mit pergamentenem Geſichte:
Ich verzichte.
Ich bin verſchloſſen wie ein Kloſter,
Drin ſich die Mönche eingemauert,
Und ſchweigſam ſtumm wie ein bemooſter
Gefängnißthurm, den Nacht umſchauert:
Ich ſpreche nur wenn es erlaubt
Rothan in Rom, mein Oberhaupt.

Da ging ein Murmeln durch die Verſammelten,
Sie wollten applaudiren und ſtammelten

„Sollte noch Jemand nach ihm zu ſprechen gelüſten?“
Wir! — riefen Philipps, Laſſaulx und Buß,
Er iſt unſer Vater Seraphicus;
Wir nähren uns an ſeinen Brüſten.
Doch iſt wenig was wir zu ſagen wüßten:
„Wir ſind die barmherzigen Brüder,
„Das Opfer liegt, die Raben ſteigen nieder.

Hoffmann v. Ludwigsburg (vom Platze.)

Ich bin ein armer Schlucker,
Doch glaub ich, ich gehöre
Mit in die heiligen Chöre,
Denn ich bin groß als Mucker!

Der Döllinger ſchickte ihm freundliche Winke
Und Blicke voll heiliger Huldigung.
Der Simſon fragte: Wo iſt die Linke?
Sie fehlt mir ohne Entſchuldigung.
Der Parlamentskonſtabler rief,
Der Breuſing, vom Platze: Gewiß hat tief
Sie ſich durchgewühlt bis an den Xanthus,
Um mit dem Böſen ſich zu verſchwören

Und Minos, Aeacus und Rhadamantus
Zu Demokraten zu bekehren,
Und halten Volksverſammlungen in den eliſäiſchen Feldern —
Gewiß mit franzöſiſchen und polniſchen Geldern, —
Ich hoffe, daß der Reichspoliziſt,
Der Rauſcheplatt, nicht von ihnen ferne iſt! —

Da krähte plötzlich ein galliſcher Hahn,
Um Traum und Spuk war es gethan,
Zerſtoben waren die Geſpenſter —
Ich wachte auf und durch mein Fenſter
Mit Lächeln und mit mildem Schein
Herein hat geblickt des Märzen Sonne —
O März, wo biſt du mit deiner Wonne!
O März, du neuer Reim auf Schmerz,
O März, mit deinen Iden,
Wie ſchnell biſt du geſchieden,
Wann wirſt du wieder wohl erſcheinen? —
Ich rieb mir die Augen und mußte weinen.

IV. Traumgeſicht

vom Augsburger Hof.

Mein Männlein, das ihr nun ſchon kennt,
Es führte mich, aus dem Parlament
Im Traum verſteht ſich, weit hinaus,
Hinaus und in ein altes Haus,
In ein Gewölbe hoch und tief,
Durch welches manche Spinne lief
Und mancher Tropfen nieder trof,
Daß ich: Wo bin ich? ſtaunend rief. —
„Du biſt hier im Augsburger Hof.“
Ich ſah mich um und ringsumher
Sah zu Paketen ich gewunden
Sehr viele Menſchen — ungefähr
Wie ſonſt Zigarren ſind gebunden —
Und jedes Päckchen auf der Stirne
Trug Qualität und Preis und Firme.
Wie, rief ich ängſtlich faſt und ſtutzend,
Wie das, bei meinem Seelenheil!
Hat man hier etwa Menſchen feil
In Schock und Mandel oder Dutzend? —

„Mein lieber Freund — ſieh du nur hin,
Du merkſt es bald, bei meiner Ehre —
Wir ſind ja hier im Magazin
Der künftigen Staatsſekretäre;
Das iſt ja hier die Niederlage
Der Grundſatzloſen, die ſich holen
Bei jeglicher Miniſterfrage
Beim edlen Gagern die Parolen.
Mit jedem Miniſterium
Durch ſchlecht und gut, durch klug und dumm
Durch kalt und warm, durch dünn und dick
Zu geh'n iſt ihre Politik.
Sie haben alles eigen Denken
Für Gagern längſt ſchon aufgegeben,
Und ſtehn nur auf von ihren Bänken,
Wenn die Miniſter ſich erheben.
Sie ſprechen immer nur, wenn ſie
Sind aufgezogen erſt von Oben,
Und ſtimmen nach der Melodie
Der Walze, die man eingeſchoben —
Spieluhren ſinds mit einem Worte,
So Leutchen von der rechten Sorte.
Doch ſind ſie keine Automaten,

O nein! ſie ſind nur Diplomaten.
Wenn Dir's gefällt, ſuch' Dir was aus,
Zu haben iſt die ganze Zahl.
Biſt Du Miniſter erſt im Haus,
Haſt Du hier offne freie Wahl.

Siehſt du den Rieſſer dort, den Braven? —
Ach! hier vergaß er, wie ſo ſchlecht
Das Leben ſchmecket ohne Recht,
Das Leben mit der Schmach des Sklaven
Was er dereinſt mit ſtarkem Glauben
Für ſeine Juden wollt' im Streit —
Das will er, nun er's ſelbſt hat, rauben
Dem Manne, den die Arbeit weiht.
O Mann, du rechneſt wahrlich ſchlecht,
Gieb Acht, daß man nicht balde ſpricht,
(Man ſpricht es ſchon ſogar) vom Knecht,
Vom Sklaven, der die Kette bricht! —

Der Gagern gab nach Clubbeſchluß
Ihm unlängſt einen edlen Kuß,
Drum doppelt es Niemand Wunder nimmt,
Daß er für ein beſchnittnes Deutſchland ſtimmt.

Das iſt der Laube dort, der Deutſche!
Einſt fraß er täglich hundert Slaven,
Jetzt will er aber deutſche Sklaven
Verkaufen ihrer Knut' und Peitſche.
Ja, die vertrauend ihn geſandt,
Daß man es ſag' im deutſchen Land,
Wie warm die deutſchen Herzen ſchlagen
Tief in den ſchönen Fichtelbergen,
Er giebt ſie preiß dem Czechenſchergen,
Um ſich bei Gagern zu behagen.
Bei Gott, er iſt der Schlechtſten einer!
Einſt hat er oder jetzt gelogen,
Und die ihn ſandten, hat wie Keiner
Der andern Boten, er betrogen.
Die Waffe, die der deutſche Sohn
Aus Böhmens Bergen ihm gegeben,
Er braucht ſie wider ihn zum Hohn,
Zu ſchneiden in ſein innerſt Leben;
Er ward aus einem Volksvertreter,
Wie viele, ach! — ein Volksverräther.

Der Biedermann, das iſt der Dritte" —
Laß ab, rief ich, laß ab, ich bitte!

Und Biedermann, der ſchon öfters machte,
Wenn ich gewacht, daß ich entſchlief,
Er machte jetzt, als man ſeinen Namen rief,
Daß ich vor Schreck vom Schlaf erwachte.

V. Traumgeſicht:
Die Huldigung.

Die Zeitung leſend ſchlief ich ein
Und lag vor einem Throne
Und ſprach zu dem, der oben ſaß,
Mit unterthän'gem Tone:

Hannovers allgewalt'ger König, Herzog vom Cumberland,
Erlaub zu küſſen unterthänig die hochadelige Hand,
Erlaub, daß meine Huldigungen um deine Stirn ich ſchlinge
Und herrlich, wie die Nibelungen, von deinem Ruhme ſinge.

Ein altes Faible, das mir ſtets für dich geblieben war,

Seit du in Deutſchland ſtiegſt ans Land, iſt wieder wach geworden,
Als ich gehört, daß du geſandt, nachahmend hold dem Czar,
An Jellacic und Windiſchgrätz zwei ſehr brillante Orden.

Wie weich doch deine Seele iſt! Gewiß Erinnrung tagt
In dir, da du als Orangiſt in Irland triebſt die Menſchenjagd,
Und fühlſt in dir die Sympathie für alle Menſchenſchlächter:
Du haſt wie ſie die Wiener, ja behandelt deine Pächter!

Daß ſie erſchoſſen Volksvertreter — was macht das, König, dir?
Hier iſt das Land nicht deiner Väter, du biſt nur König hier!
Was kümmern Volksvertreter dich, was kümmern dich die Wiener?

Und Volksvertreter gelten dir — ſo viel wie „Kammerdiener.“

Auch thut's hier nicht zu fürchten Noth, daß Deutſchlands Volk darob
Dich in den Gaſſen wirſt mit Koth, wie's machte Englands Mob,
Wie's Englands Mob ſo oft gethan, daß du dich flüchten mußteſt
Auf deutſchen Thron, wo du „als Mann“, als rechter Mann dich puſteſt.

Ich wünſche von dir keinen Orden, ich bin kein Tamerlan,
Wenn ich von dir verſtanden worden, iſt mir genug gethan,
Verſtehſt du auch den Deutſchen nicht, doch hoff' ich, daß verſteht
Dein Volk, was dieſer Reim beſpricht, und wünſcht, daß ich dein Hofpoet.

Zu Göttingen auch möcht' ich ſein für Waitzen Staatsrechtslehrer,

Die Kahlenberger Bauern dann bald wären meine Hörer.
Du aber würdeſt dann als Pair zu Newmarket pferderennen,
In Irland ziehen hin und her und Dorf auf Dorf verbrennen!

VI. Traumgeſicht:
Von der eiſernen Jungfrau.

Mich trug der Traum — ich glaub nach Wien;
Ich ſah die blutgetränkte Erde --
Doch nein! — es war vielleicht Berlin:
Ich ſah vor dem Schloß die ruſſiſchen Pferde.

Des lieben Schwagers Geſchenk, das ihr kennt—
Die Vorhut der Koſaken man nennt es —
Mich mahnt es an das kluge End
Des alten Verſes: Dona ferentes.

Ich ſah auch unweit vom Portal
Die Säule mit dem kackenden Adler —
Es nennen ſie einen künftigen Pfahl
Die alles Heilige bezwackenden Tadler.

Ich ſah gegenüber die Fresken auch,
Den Sonnenaufgang, die Bildung bedeutend,
Doch iſt die Sonne, nach romantiſchem Brauch,
Mehr ſchmutzigen Schatten als Licht verbreitend.

Auch ſah ich wieder die Gitter am Thor,
Die man doch abbrach im lieblichen Maie —
Das iſt zu entſchuldigen! — ſie ſtehen davor
Viel feſter als Unterthanentreue.

Doch nein! ich war doch nicht in Berlin.
Schwarzgelb war die Luft und dick zum Erſticken,
Ich war gewiß im gefallenen Wien,
Es ſah mich an mit traurigen Blicken.

Von Raderern nur bevölkert ſchien
Die Stadt und von lauter Gemeinderäthen,
Das war beim Himmel! wieder das Wien,
Das einſtige des edlen Wiener Poeten.

Die Straßenecken waren beklebt
Mit ſtandrechtlichen Lügenberichten,

Und durch die Zeitungen, neu belebt,
Kroch wanzig die Schaar von ſervilen Gedichten.

Der Zedlitz fing wieder zu ſchreiben an
Und fühlte ſich wieder ſo hofpoetiſch
Wie damals, als er als vierzehnter Mann
Beim Metternich durfte ſitzen am Theetiſch.

Die Juden riefen zur Börſe hinaus:
Daß Gott erhalte die Regierung,
Das allgeliebte Kaiſerhaus
Und unſere liebe Oktroyrung!

Was Freiheit und Conſtitution!
Der Menſch muß ſehn, wo er was verdiene —
Wir wollen keine Emanzipation,
Wir wollen Mine und Contremine. —

Ja das war Wien! — ich ſaß allein,
Wo ich dereinſt mit Blum und Becher
Und Meſſenhauſer ſaß beim Wein
Als Freiheitstrunkener, froher Zecher.

Ich dachte: ach wie ſchnell iſt verhallt
Die ſtürmiſche Zeit der Freiheitslieder! —
Da ſtand vor mir eine Schauergeſtalt,
Es rieſelte kalt mir durch alle Glieder.

Sie war bedeckt vom gelben Roſt,
Auch war ihr Leib von lauter Eiſen,
Ihr Athem wehte Schauer und Froſt,
Die Gedanken begannen mir ſich zu vereiſen.

Zwar trug ſie einen Hermelin,
Doch konnt' er die Klauen nicht verdecken,
Und auch die Krone, trotz allem Müh'n,
Konnt nicht das Stygma der Stirne verſtecken.

Sie hatte gewaltige Aehnlichkeit
Mit Kaiſer Franz, den Gott behalte —
Dieſelbe holde Gemüthlichkeit,
Die jammernd im Spielberg widerſchallte.

Sie hatte Pulver und Blei in der Hand
Und ſprach mit Lächeln: „das iſt meine Gnade!

Vom blutigen See, in dem ſie ſtand:
Der Maienthau in dem ich bade.

Einſt hieß ich die eiſerne Jungfrau nur,
Man hat Dir gewiß von mir erzählet —
Ich war die Göttin der Tortur
Und habe die Leute nicht lang gequälet.

Ich ſchlief im Keller und dachte der Zeit,
Da Todesgeſchrei mir füllte die Ohren,
Bis mich der Windiſchgrätz hat befreit
Und wieder ans Licht heraufbeſchworen.

Doch nicht mehr die Jungfrau heiß ich hie —
Der Konſtitutionalismus
Jetzt heiß ich, auch rothe Monarchie,
Und einfach heiß ich Despotismus.

Man nennt mich auch den Belagerungsſtand,
Doch bin ich nur ſeine Pathe und Baſe —
Auch „Ruh und Ordnung“ — den Namen erfand
Meiner vielen Verehrer Ruh-erſtaſe.

Ich hab, wie du ſiehſt, mein Glück gemacht,
Ich bin jetzt Oeſtreichs Genius loci —
Sie haben mir Menſchenopfer gebracht,
Zu mir auch beten in ihrer Noth ſie.

Mein Gaumen wird immer leckerer jetzt —
Erſt haben mich einfache Hochverräther,
Die einen Degen verſteckten, ergötzt —
Jetzt ſchmecken mir nur noch Volksvertreter.

Sie müſſen mir ſchaffen, wen ich will,
Sonſt geht in Fetzen der ganze Staat, o!
Vor Kurzem hab' ich erſt mit Gebrüll
Verlangt den Fiſchhof und den Prato.

Der Windiſchgrätz, der Stadion,
Der Bach, der gerechte Juſtizminiſter,
Der nachgelaſſne H — ſohn
Der Freiheit — ſie ſind meine hohen Prieſter.

Die ſchaffen mir, wen ich verlange, herbei —
Auch dich — Sie ſtreckte die Hand aus, es krachte
Wie Kerkerthüren ihr Leib — einen Schrei
Ausſtieß ich vor Angſt und ich erwachte.

Ja ich erwachte — aber was hat
Verändert indeſſen eine Nacht!
Mein Gott! was habt ihr aus Gagern gemacht?
Was iſt's mit Peucker und Beckerath?
Was iſt's mit Baſſermann und Fallati?
Was iſt's mit Wiedemann und Mathy?
Sie ſchleichen herum ſo demüthig!
Sie ſehen ſich an ſo wehmüthig!
Sie ſehen ſo interimiſtiſch aus
Und waren doch ſonſt ſo ſtolz geartet! —
Der Miniſtertiſch ſieht wie ein Whiſttiſch aus,
Der auf die neuen Spieler wartet.
Die Profeſſoren auch ſind nicht mehr dieſelben,
Zwar ſind ſie noch ſchwarzweiß angeſtrichen,
Aber die Farben ſind etwas verblichen —
Und roth vor Freude ſind die Schwarzgelben;
Und Republikaner und Ultramontanen
Tanzen zuſammen den Siegeskankan
Und rothe Flaggen und Kirchenfahnen
Nageln ſie an die Miniſterbank an.
Die Frankfurter Börſe iſt flau geworden,
Und Dahlmanns Eſel noch mehr grau geworden,

Und Wydenbruck ſieht traurig aus
Wie Einer dem ein Portefeuille entfällt,
Beim Camphauſen wird ein Krönungsſchmaus
In aller Eile abbeſtellt,
Und Rieſſer muß nach Klubbeſchluß
Zurückerſtatten den hiſtoriſchen Kuß,
Und Schmerling iſt's ſchmächtig wie dem Kätzlein,
Das an den Feuerleitern ſtreicht,
Sich leiſ' dann um die Mauern ſchleicht
Zu Heckſcher, ſeinem neuen Schätzlein.
Wie ging das Alles, Alles zu?
Das Alles ach! geſchah im Nu.
Es haben die ſchwangeren Profeſſoren
Ihre Leibesfrucht zum dritten Mal verloren,
Die beglücken ſollte Deutſchlands Völker, —
Und die Hebamme war der Welker.

Doch darum iſt mir nicht minder bange,
Noch einmal wird die Kletterſtange
Mit Gagern und Dahlmann, Deutſchlands Rettern,
Hinan der abortirte Kaiſer klettern.
Ob er dann wieder hinunter fällt,
Um wie jetzt in Schmutz und Staub zu liegen,

Ob er die papierne Krone erhält?
Das wiſſen allein die „ſkandalöſen Intriguen.“
Vielleicht daß mit dreizehn Grabesvoten
Der ſehr fatalen Majorität
Er aus der Reihe der Lebendigtodten,
Um wieder zu ſterben, auferſteht. —
Vielleicht auch, daß wieder Illuminationen
Vergebens werden vorbereitet
Und daß durch die aufgeſtellten Kanonen
Umſonſt der Deez mit brennender Lunte ſchreitet,
Um es donnernd nicht den Nationen
Mit hundert und keinem Schuß zu verkünden,
Daß das Parlament vom Kaiſer nicht könn' entbinden.

Wer weiß was in der Zeiten Hintergrunde
Noch ſchlummert — wir wiſſen nur zur Stunde:
Der Gagern und der Kaiſer ſind gerichtet
Und Gagern hat aufs Portefeuille verzichtet.
Doch will er's gänzlich noch nicht laſſen,
Um es bei Zeiten wieder zu faſſen,
Etwa wenn aus dem Vaterhaus
Man jaget Oeſtreichs Söhne hinaus,

Wie es der Kerſt ſchon angezettelt,
Der ſich vor Kurzem erſt hineingebettelt,
Der Netzbruder aus preußiſch Polen,
Einer von den wiedergewonnenen, verlornen Seelen. —
Das iſt die Strafe, daß wir hehlen,
Wir echte Deutſche, was Unrecht geſtohlen!
Bald aber werde ich euch weiter erzählen, —
Für heute: Gott befohlen!

Finis Capitis tertii.

Druckfehler im 3ten Hefte.

Auf Seite 106, Zeile 15 muß es heiſſen:
Und wie der brave Soldat, der Pollet, . . .
(Pollet hieß der Soldat, der am 14. März v. J. im Wien zu ſchieſſen ſich weigerte.)
Auf Seite 110 am Schluß der 2. Strophe, muß es heiſſen ſtatt formloſer: formoſer.
Auf Seite 134 Zeile 3 von unten lies ſtatt Breuſing: Breuning.

Reimchronik
des
Pfaffen Maurizius.

CAPUT IV.
Eljen Koſſuth.

Frankfurt a. M.,
Literariſche Anſtalt.
(J. Rütten.)
1849.

BIBLIOTHECA
REGIA
ENSIS.

Motto:

Mit dem Genius ſteht die Natur im ewigen Bunde;
Was der eine verſpricht, leiſtet die andre gewiß.

Schiller.

Wie in den erſten Jugendtagen
So friſch, ſo wohl iſt mir zu Muth —
Wie luſtig, ha, die Pulſe ſchlagen,
Wie gährt und kocht und treibt das Blut!

Mir iſts als wie der Birk' im Maien —
Es kocht in Wurzel, Zweig und Schaft;
Der Lenz in ihr will ſich befreien,
Der ſüße Wein aus ſeiner Haft.

O könnt' ich brechen und zerſprengen
Die Rinde, die mein Herz umzieht,
Könnt' ich hinaus den Frühling drängen,
Als Liebe oder Liebeslied!

Und ſeis als Blut, das mir entfließet
In heißerſehnter Freiheitsſchlacht —
O Frühlingszeit, die mich umſchließet,
Du haſt mich freudenkrank gemacht!

Ja, er iſt da, der ſchöne Junge,
Der Frühling kam mit raſchem Sprunge.
Er kam mit Eins in einer Nacht,
Und wie die Menſchen früh erwacht,
Da hat die Sonne hold geſchienen,
Und mit der Sonne hat er ihnen
Ins Fenſter laut hinein gelacht.

Und Herzen thun ſich auf und Fenſter
Und aus des Armen kahler Klauſe,
Wo ſie im Winter ſind zu Hauſe,
Hinaus fliehn traurige Geſpenſter,
Wo ſie vergehn im lichten Morgen:
Der Froſt, der Hunger und die Sorgen.
Die Jungfrau ſtellt die Blumenſcherben
Hinaus in vollen Sonnenſchein,
Die ſie vor froſtigem Verderben
Geſchützt im ſtillen Kämmerlein;
Und wie die Knospen ſich gemach
Aufthun, bis ſie als Roſen offen,
Erwacht in ihr auch nach und nach
Und ſchüchtern ſtill ein Sehnen, Hoffen,
Für das ſie einen irdiſchen Namen

Nicht finden kann, nicht finden darf —
Sind auch wohl Blumen, deren Samen
Der Lenz ihr in die Seele warf!
Ach jedes Herz in dieſer Zeit
Gleicht einem leeren Schwalbenneſte,
Das aufzunehmen liebe Gäſte
Gaſtfreundlich harrend iſt bereit,
Und jedes ſehnt ſich, daß erwärmt,
Es werde bald und hold umſchwärmt.
Sei ruhig Herz; in kurzer Friſt
Wirds kommen und vielleicht noch ſtärker
Als gut für deinen Frieden iſt!

Doch auch den armen Mann vergißt
Der Frühling nimmer, der im Kerker
Die ſchöne Maienzeit vertrauert,
Vielleicht dem Tod entgegenſchauert.
Er dringt hinein mit Sonnenſtrahlen
Und ſchreibt ihm auf den feuchten Boden
Vergeſſenheit für alle Qualen,
In wonnereichen Freiheitsoden.
Ans Gitter kommt ein Vögelein,
Das aus der Ferne Grüße bringt

Und walddurchwehte Lieder ſingt —
Er nickt und nickt und ſchlummert ein
Und träumt und träumt und träumt ſich heim —
Er geht dahin als Freier wieder,
Und in den Frühlingsacker nieder
Wirft er den künftgen Saaten-Keim.
Hoch über ſeinem Haupte ſchwingt
Der unſichtbare Geiſt der Luft,
Die Lerche ſich — ihr Lied erklingt
Wie wenn ein Geiſt vom Himmel ruft.
Und Abends, wenn er heimwärts kehrt,
Der Sämann, müd am ganzen Leib,
Empfängt ihn fröhlich Kind und Weib —
Der kleinſte Junge ſchleppt ein Schwert
Und ſchwöret dem Tyrannen Tod,
Der ſeinen Vater einſt in Noth
Und in den Kerker hat gebracht —
Der Vater aber weint und lacht.
So träumt er durch das ganze Glück,
Das er da draußen ließ zurück
In einer einz'gen Frühlingsnacht —
Das hat der Lenz allein gemacht,
Der Lenz, das Vöglein und der Strahl,

Der ſich durchs enge Gitter ſtahl.
Und weiter eilt im raſchen Lauf
Der Lenz durch Gärten und durch Hecken
Und küſſet mit verliebtem Necken
Die jungfräulichen Knospen auf:
Sie thun die Augen auf und ſchauen
Halb ſchüchtern in die Welt hinein,
Halb ſtolz wie neuvermählte Frauen
Beim erſten Morgenſonnenſchein.

Dann eilt er weiter — ach, er ſpäht
Nach Herzen, die ihm nah verwandt,
Nach Herzen, die ſein Vaterland,
Darin es niemals untergeht;
Nach jenen großen Menſchheitsherzen,
Die gleich ſind ewigen Blüthenbäumen,
Mit ſehnſuchtsvollen Liebesſchmerzen
Von einem Völkerfrühling träumen;
Nach jenen, deren Erdenwandel
Verfolgung iſt und Kampf und Flucht,
Die tragen, gleich dem Baum der Mandel
Zugleich die Blüthe und die Frucht.
„Wo ſind ſie,“ ruft er weinend, klagend

Und alle Leichenſteine fragend,
„Wo ſind ſie?“ ruft er immerdar:
„O böſes neun und vierziger Jahr,
Wie arg, wie arg haſt du gelichtet
Die Reih'n, an denen wie an Stäben
Die kranke Welt ſich aufgerichtet
Zu einem neuen Blüthenleben!“
Hin eilt er ſchnell von Grab zu Grab
In Oeſterreich, im Ungarland
Und hebt mit liebevoller Hand
Des Schneees weiße Decke ab.
Und niederwirft er ſich — ſein Ohr
Legt er an jedes Grab und lauſcht,
Wie aus den Gräbern es empor
In tauſend ewigen Liedern rauſcht.
Aufſpringt der Frühling da und ruft
Es in die Welt hinaus, daß Luft
Und Baum und Strom und Herz erbeben:
Sie leben, ſie leben!

Und froh geht weiter und getroſt
Der Lenz, der Zierer dieſer Welt —
Von ausgelaßnem Volk umtoſ't,

Aufbaut und ſchmückt er ſich ſein Zelt.
Da ſitzt er denn, erfüllt die Pflicht,
Die ihm der Herr hat aufgetragen,
Wie manches ſchönere Gedicht
Und tauſend Lieder ſchon beſagen.
Da kommen mit Familien-
Beſchwerden Vögelein heran:
Er weiſet ihnen Nahrung an
Und lehrt ſie die Homilien
Und Pſalmen, die ſie ſingen ſollen,
Wenn ſie dem Herrn gefallen wollen:
Dann kleidet er die Lilien,
Die draußen ſtehn auf nackter Erde,
Von Stürmen kalt und hart umweht:
Auf daß auch hier erfüllet werde,
Was ſchon im Buch geſchrieben ſteht.
Kurzum es iſt ſein ganzes Thun
Das glücklicher Ikarier —
Er iſt ja nur der Volkstribun
Der Blumenproletarier!

Sonſt ging ich gern in ſolcher Zeit
Mit Wolfgang Göthes Fauſt hinaus

Und freute mich, wie weit und breit
Verſchwunden war des Winters Graus,
Und ſang die Verſe, die ihr kennt,
Nur etwas frei, nach meiner Art,
Dieweil zum neuen Teſtament
Uns noch ein allerneuſtes ward:

Lenz iſt erſtanden,
Freude dem Sterblichen,
Den die verderblichen,
Schleichenden, erblichen
Sorgen umwanden.

Dann ſtreckt ich mich dahin ſo lang
Ich war und ſah die Welt geneſen,
Und hörte auf den Vogelſang
Und ließ den Fauſt und ließ das Leſen.

Doch dieſes Jahr bleib ich daheim;
Anſtatt ins Grüne mich zu ſtrecken,
Will ichs verſuchen, einen Keim
Von Mitleid und von Lieb zu wecken,
In eurer weichen, deutſchen Bruſt

Für ein begeiſtert Volk, das dorten,
So nah an eures Hauſes Pforten,
Für Freiheit kämpft mit Todesluſt,
Und das die Knechtſchaft will zur Beute:
Dies ſei mein Frühlingsopfer heute.

Als einſt die Griechen auferſtanden,
Und, würdig ihrer großen Väter,
Sich löſten von den Sclavenbanden,
Da warſt du, Boden meiner Väter,
Bevölkert faſt von Philhellenen —
Und für das Volk, das mit dem Schwert
Vom Haus den eignen Feind dir wehrt —
Für dieſes haſt du keine Thränen?
Das kannſt du ſo verbluten ſehn?
Und ohne Zuruf auferſtehn?
Und ohne Mitleid untergehn?

Iſts wahr, daß dir des Himmels Sterne,
O Deutſcher, darum ſchön nur ſcheinen,
Weil ſie von dir ſo weit, ſo ferne?
Kannſt du Leonidas beweinen
Nur weil er fiel in grauen Zeiten

Und in antiken Termopylen?
Und die vor deiner Thüre ſtreiten,
Sie ſind dir nichts, weil dir gefielen
Niemals konkrete Wirklichkeiten?

Romantiker, thu auf die Blicke,
Erkenne, daß die Heldenſchaaren
Im ſchönen Lande der Magyaren
Entſcheiden deine Weltgeſchicke!
Erkenne, daß du mit verdirbſt,
Wenn deines Hauſes Pförtner ſterben,
Erkenne, was du bald erwirbſt,
Wenn ſie mit Freundesblute färben,
Als Todeszeichen, deine Pfoſten —
Erkenne endlich, daß im Oſten
Aus Nacht des Kampfes und der Noth
Aufgeht dein Licht, dein Morgenroth!

Es lebt ein Volk im Oſten.

Es lebt ein Volk im Oſten,
In deſſen Adern glüht und ſchwillt
Und kocht und treibt und gährt es wild
Als wärs von edlen Moſten.

Es lebt ein Volk im Oſten,
Das ſteht nun ſchon an tauſend Jahr
Und wird wohl ſtehen immerdar
Auf einem böſen Poſten.

Es lebt ein Volk im Oſten,
Ach ſtänd' es nicht vor unſrer Thür,
Es ginge traurig her dafür:
Es ſchützet unſre Pfoſten.

Es lebt ein Volk im Oſten,
Das hat getragen ſchon viel Leid
Und niemals durfte in der Scheid
Das gute Schwert ihm verroſten.

Es lebt ein Volk im Oſten,
Deß Schwerterklang, deß Schlachtgeſang
Die ganze Welt ſo wild durchgellt,
Ob tauſend Stürme toſten.

Und dieſes Volk im Oſten,
Das führt jetzt einen heiligen Krieg,
Gott geb ihm einen vollen Sieg —
Franz Joſeph zahl die Koſten!

Werbung.

Fegt der Sturm die Haide ſo,
Daß ſich dort die Cſarda *) ſchüttelt?
Und vom Dach das faule Stroh
Wie im wilden Schrecken rüttelt?
Nein, es ſind die Czikosſchaaren, **)
Wilde Söhne der Magyaren,
Die die Puſta ***) juſt durchſchwirrten —
Heute ſind ſie nur noch Hirten,
Morgen ſind ſie ſchon Huzaren. ††**)

Singt ein Geiſt wohl aus der Gruſt
Vom vergangenen Schlachtenleben,
Daß allübrall Gras und Luſt,
Baum und See und Strom erbeben?
Nein, es ſind die thränenhellen,
Ernſten, ſüßen Liederwellen —

---

*) Cſarda — einſame Schenke auf der Haide.
**) Czikos — ungariſcher Roßhirt.
***) Puſta — die Haide.
††**) Huzar — Huſar.

'ſ iſt der Schlachtgeſang, der alte,
Der die Haide einſt durchhallte
Mit Rakozy dem Rebellen *).

Iſts ein blutig Meteor,
Das als böſes Himmelszeichen
Dort am Rande ſteigt empor,
Daß vor Schreck die Stern' erbleichen?
Nein, es iſt der Hahn, der rothe,
'ſ iſt der fürchterliche Bote,
Der da fliegt mit Flammenflügeln —
Und aus alten Grabeshügeln
Steiget mancher große Todte.

Und der alte Heldengeiſt
Auferſteht und hält die Wache,
Jener Geiſt, der heilig preiſt
Ungarns Kampf und Ungarns Rache:
Jener Geiſt der hohen Trias,
Arpad, Stephan und Mathias **),

---

*) Der berühmte Rakozy-Marſch, die ungariſche Marſeillaiſe.

**) Die drei größten und populärſten Könige der Magyaren.

Der das Lager hat durchſchritten
Stets wenn der Magyar geſtritten
Für die Andern als Meſſias.

Wenn er mit gewaltgem Streich
Seine Freiheit wollte rächen,
Und das blutge Oeſterreich,
Zwing-Europa, wollte brechen;
Tauſend Schlachten ſchon gewonnen
Hat er und die Völker ſonnen
Gerne ſich in ſeinen Siegen:
Wieder geht, bereit zu kriegen,
Er dahin durch die Kolonnen.

Tapfres Volk, o harre aus,
Harre aus bis zur Vollendung,
Pförtner an der Freiheit Haus
Stets zu ſein iſt deine Sendung.
Aber der die blutgen Schaaren
Sanheribs mit wunderbaren
Schlägen ſchlug in einer Stunde —
Betet, daß er ſich bekunde
An den Feinden der Magyaren!

Wiegenlied der ungariſchen Mutter.

Schlaf Kindlein, ſchlaf,
Dein Vater ſchlägt ſich brav:
Großvater ſchlug den Türken todt,
Uns bringt der König ſelber Noth.
Herr Gott, o ſieh auf unſ're Leiden
Und ſchlag den König wie die Heiden!
Schlaf u. ſ. w. — —

Schlaf Kindlein, ſchlaf,
Dein Vater ſchlägt ſich brav:
Der König hat noch blondes Haar,
Der König hat kaum achzehn Jahr,
Und iſt ſchon, ach, ſo bös, ſo böſe:
Erlöſ' uns Herr vom Leid, erlöſe!
Schlaf u. ſ. w. — —

Schlaf Kindlein, ſchlaf,
Dein Vater ſchlägt ſich brav:
Du biſt doch immer beſſer dran,
Er muß 'ne böſe Mutter ha'n,

Die hat ihm böſe Lehr' gegeben,
Er ließ' uns ſonſt in Frieden leben.
Schlaf u. ſ. w. — —

Schlaf Kindlein ſchlaf,
Dein Vater ſchlägt ſich brav:
Er ſitzt daheim bei ſüßem Wein,
In Sammt und Gold und Schmeichelein,
In feſten, feſten, feſten Mauern,
Dieweil wir armen Leute trauern.
Schlaf u. ſ. w. — —

Schlaf Kindlein, ſchlaf,
Dein Vater ſchlägt ſich brav:
Er brennt uns unſre Hütten ab
Und macht aus Ungarn, ach, ein Grab,
Schickt uns Kroaten und Koſacken:
Wir aber tragen ſtolz' den Nacken!
Schlaf u. ſ. w. — —

Schlaf Kindlein, ſchlaf,
Dein Vater ſchlägt ſich brav:
Du wirſt doch nie nicht ein Soldat,
Du biſt kein Knecht wie der Kroat,

Du wirſt ein Hirt bei wilden Pferden
Und dann ein braver Honved [*]) werden.
Schlaf u. ſ. w. — —

Schlaf Kindlein, ſchlaf,
Dein Vater ſchlägt ſich brav:
Du wirſt auch in die Schlachten ziehn
Und wirſt ein Held ſein wie Corvin [**])
Und wirſt ſo ſchön wie Koſſuth ſprechen,
Den Vater, wenn er fallet, rächen.
Schlaf u. ſ. w. — —

Schlaf Kindlein, ſchlaf,
Dein Vater ſchlägt ſich brav:
Und wirſt du kein berühmter Held,
Weil es zu ſchlimm wird in der Welt,
So wirſt du doch in Waldesſchauern
Auf unſere Verfolger lauern.
Schlaf u. ſ. w. — —

Schlaf Kindlein, ſchlaf,
Dein Vater ſchlägt ſich brav:

---

*) Honved — Patriot.
**) Mathias Corvin — ſiehe oben.

Du träumſt ſo ſüß in meinem Schooß,
Ach wärſt du nur erſt ſtark und groß!
Vielleicht ſchon heute nah'n die Schergen,
Wo ſoll ich dich, mein Kind, verbergen?
Schlaf u. ſ. w. — —

Schlaf Kindlein, ſchlaf,
Dein Vater ſchlägt ſich brav:
Ja, wo verſteck ich dich mein Kind,
Wenn dieſe Wände Kohlen ſind?
Der König weiß nichts von Erbarmen, —
Sei ſtill, du ſtirbſt in meinen Armen!
Schlaf Kindlein, ſchlaf,
Dein Vater ſchlägt ſich brav.

Kommorn-komm-mor'n-komm morgen.

Wißt ihr woher den Namen hat
Kommorn, die gute treue Stadt? —
Sie ruft entgegen jedem Feind,
Der ſie ſchon heut zu haben meint:
Komm morgen, komm morgen!

Und als der große Welden kam
Und er das Maul ſo ſehr voll nahm,
Da zitterte ihr Quadernbauch
Vor Lachen und da rief ſie auch:
Komm morgen, komm morgen!

Da hat er ſich gar ſehr verwundert
Und warf Granaten viele hundert
Und Bomben ihr aus Eiſenthor —
Sie aber lachte nach wie vor:
Komm morgen, komm morgen!

Da kam er morgen wieder 'ran
Und that als wie ein Freiersmann
Und war voll Feuer und voll Gluth —
Sie aber rief mit heitrem Muth:
Komm morgen, komm morgen!

Da ſpie der Welden Feu'r und Flamm':
„Daß alle Jungfern Gott verdamm,
„Sie führt mich an der Naſe 'rum!"
Sie rief: ach du biſt blöd' und dumm!
Komm morgen, komm morgen!

Da lief er ſchnell zurück nach Wien,
Und macht ein ſchönes Bulletin,
Und macht dem Kaiſer etwas vor —
Doch klang ihm lange noch im Ohr:
Komm morgen, komm morgen!

Oeſterreich.

Nein fluchen will ich nicht, wo bald die Weltgeſchichte
Auf Trümmern eines Reichs wird ſitzen zu Gerichte,
Auf Trümmern eines Reichs, wobei der Nachwelt Kind
Aufjubeln wird und freu'n ſich, daß ſie Trümmer ſind,
Auf Trümmern eines Reichs, die nur aus Zwingburgſplittern
Beſtehen werden doch und aus gebrochnen Gittern.
Nein fluchen will ich nicht — wie klein iſt Menſchenfluch
Für den, der leſen kann, in der Geſchichte Buch,
Für den, der glaubt und ſieht, wie alle Unnaturen
Auf ihrer Stirne tragen des bald'gen Todes Spuren!
Nein, fluchen will ich nicht — denn ich bin zornig nicht,

Weil feſt im Buſen ſchlägt das Herz der Zuverſicht,
Weil ich mich beug vor dir, allmächtige Αναγκη,
Die du die Gottheit biſt, die That und der Gedanke!

Ich weiß, ein Reich zerſtiebt, daß es zerſtieben muß,
Wenn auf dem morſchen Thron ſitzt ein Auguſtulus,
Und daß der Purpur iſt von jeher ſchnell verblichen,
Wenn er den Moder hat verdeckt von Chilperichen.
Ob man ihn hundertfach auch tauch' in Völkerblut,
Der Purpurtrödel wird nie wieder friſch und gut;
Ob man die morſche Kron aufs Neue ſucht zu ſchweißen
Im heißen Leib des Volks, ſie wird doch ſtets zerreißen —
Unwandelbaren Schritts geht weiter das Geſchick,
Einſt wars der Major Domus, heut iſts die Republik.

Sie kommt, ſie kommt heran, trotz euren blutgen Helden,
Radetzky, Jellacic und Windiſchgrätz und Welden.
Ihr habt an Grauſamkeit den Nicolaus beſchämt,
Als er dem weißen Aar die Fittige gelähmt,
Und Alba im Vergleich mit Euch tauſcht' er die Schlüſſel
Der Stadt für Sanftmuth ein, als er gehauſt in Brüſſel.
Nur zu, nur zu, ihr Herrn! ihr büßet unbewußt
Bei eurem Henkermal zum Letzten eure Luſt,
Ihr ſättigt euch im Blut des Volks, nach dem ihr dürſtet, —
Dieweil ihr liegt berauſcht, wird wohl das Volk entfürſtet.

Beſprengt die Myrthe noch ſo mancher Braut mit Thau
Vom Blut des Bräutigams — macht die Brigittenau
Zu einem großen Grab für Volk und Volksvertreter,

Mit Feuersbrünſten färbt den Himmel und den
Aether,
Verkauft, verrathet ſie, ſchlagt die Magyaren
todt,
Und aus Koſaken macht euch Helfer in der Noth,
Macht einen König zu des eignen Volks Verräther —
Was kommen muß, das kommt — ſeis früher
oder ſpäter.

Abkehrt die Menſchheit ſchon mit Ekel das
Geſicht
Vom Moder, der wie Peſt aus euch entgegenbricht,
Schon flieht der Glückliche aus eures Hauſes
Dache,
Daß ihn nicht treffe mit die drohnde Himmelsrache,
Schon krächzt das Käuzchen laut verkündigend
den Tod,
Und Ungarns Blut es iſt eu'er letztes Abendroth.
Wie kann es anders ſein, da der Verſtand euch
fehlt,

Verſtand und Herz für das, was Welt und Zeit beſeelt —
Kopflos war Ferdinand und herzlos war der Franz, —
Der Erbe ihres Throns iſt beider würdig ganz.

Ihr aber Söhne der Geſittung und des Lichtes,
Bereitet würdig Euch auf den Tag des Gerichtes,
Der jene Zwingburg, die Geſammtſtaat Oeſtreich heißt,
Vom tiefſten Grundſtein bis zum höchſten Thurmknopf reißt.
Ob man zertritt in Wien des Märzen Grabeshügel —
Der Tag brauſt doch heran mit purpurrothem Flügel!

Koſſuth.

So hat nicht Capiſtran,
Nicht Irlands Dan geſprochen,
Wie jener blaſſe Mann,
Von Kerkerpein gebrochen,
Mit blaſſem Angeſicht,
Mit Augen welche blauen
Im Schatten dunkler Brauen,
Gleich Veilchen zarter Frauen —
Wie der zum Volke ſpricht.

Er iſt es, der Prophet,
Von dem in heil'ger Kunde
Geſchrieben ſteht: Es geht
Ein Schwert aus ſeinem Munde.
Kraft inneren Geſichts
In ſeines Herzens Buche
Lieſ't er vom ew'gen Fluche,
Der da die Feinde ſuche
Der Freiheit und des Lichts.

Und wie das blutge Schwert
Dereinſt in alten Tagen
Durchs Land von Heerd zu Heerd
Als Zeichen ward getragen,
Daß neu der Kampf erwacht:
So pilgert ſeine Rede
Durch Dorf und Stadt und Oede
Und weckt die heil'ge Fehde
Mit apoſtol'ſcher Macht.

Und als nach Szegedin
Er kam auf ſeinen Wegen,
Wo ſie empfangen ihn
Mit Kranz- und Blumenregen,
Sprach er alſo: *) „Mein Gram
Iſt ſchnell dahin. Ich neige,
O Szegedin, und beuge
Mein Haupt vor dir und ſchweige,
Wo ich zu ſprechen kam.

---

*) Das Folgende iſt faſt wörtlich der Rede Koſſuths in Szegedin und der Proklamation an die Magyaren entnommen.

Vor allen auserſehn
Biſt du in Ungarns Auen,
Du biſt der Fels auf den
Ich will die Kirche bauen,
Die ſoll die Hölle nicht
Mit aller Tücke ſpalten —
Du wirſt die Welt noch halten
Mit rieſigen Gewalten,
Wenn ſie zuſammenbricht.

Und du haſt es gethan
Wenn ich dereinſtens bete!
Erlaub, daß von der Bahn,
O Herr, ich Müder trete,
Erlaub mir hinzugehn —
Ich hab des Feindes Schaaren
Mit Macht zur Hölle fahren —
Die Heimath der Magyaren
Ich hab ſie frei geſehn.“

Und dieſen Liebensbrief
Schrieb er ans Volk, der ſauſend

Das Land durchflog und rief
An Streiter hunderttauſend
Hinaus aufs offne Feld:
„Erwache Volk, erwache,
Für deine heil'ge Sache,
Die Freiheit nur als Rache
Giebſt du dem Feind, o Held!

„Wie ſich in's weite Meer
Ergießen tauſend Bäche,
So ſtrömt in Strömen her
Gen Wesprims heilge Fläche,
Und bald iſt es gethan —
Bald wie in alten Tagen
Iſt Jelacic geſchlagen,
Der uns Verrath getragen
Ins Land, wie Batu-Chan.

„Er brach für Euch heran
Der Tag der Auferſtehung;
Kommt an, kommt an, kommt an,
Sonſt trifft euch ew'ge Schmähung,
Sonſt ſpricht der Herr, ſpricht Gott:

Mich reut, daß ich geſchaffen
Dies Volk nicht werth der Waffen,
Nicht werth, daß Wunden klaffen
Auf ſeiner Bruſt — ein Spott!

„Wie Parias verflucht
Seit ihr ſodann, Magyaren,
Und eure Schmach verbucht
Wird treu die Welt bewahren —
Verwüſtet liegt das Feld
Das einſt euch hat ernähret,
Der Stock, der Wein beſcheeret —
Und von der Noth verzehret
Durchjammert ihr die Welt.

„Und die euch einſt getränkt,
Vertrocknet ſtiert die Quelle,
Wohin den Schritt ihr lenkt
Man ſäubert ſchnell die Schwelle —
Im eignen Vaterland,
Im Land des Wein's der Roſen
Ihr bettelt um Almoſen,

Kein Weib wird euch mit Koſen
Gewähren Mund und Hand.

„Ihr aber, Ungarns Frau'n,
Die wir geliebet haben,
Mit Spaten und mit Hau'n
Sollt auf der Stepp' ihr graben
Ein großes, großes Grab.
Und ſenkt ihr dort nicht nieder
Des Feindes todte Glieder —
Beim Klang der Todtenlieder
Senkt Ungarns Ruhm hinab.“

So ſpricht der blaſſe Mann
Koſſuth zu ſeinem Volke,
Es weht ſein Wort ſie an
Als käms aus einer Wolke
Von einem Sinai —
Er hat ſie aufgerufen
Und ſieh, von goldnen Stufen,
Auf flüchtigen Roſſeshufen,
Allüberall kommen ſie.

Wer wählt noch lange? Hie
Der große Agitator
Wie Keiner war — und hie
Der kleine Imperator!
Hie Kampf voll Muth und Gluth
Für Freiheit und für Rechte —
Hie unterthänge, ſchlechte,
Mit Gold bezahlte Knechte —
Koſſuth, du haſt es gut!

Die 150 Huſaren.

In der böhmiſchen Schenke ſitzen
Fünf Huſaren ſtill und ſtumm —
Traurig ihre Augen blitzen,
Aber ſie wiſſen ſelbſt nicht warum.

Ferne ſind ſie der Heimath, ferne,
Schwer iſt ihr Herz, von Kummer ſchwer —
Manchmal dünkt ihnen, ob die Kaſerne
Für ſie nur ein Gefängniß wär.

Ach ſo ferne dem Vaterlande,
Und doch haben ſie mancherlei
Schon gehört wie am Thißaſtrande
Kampf und wildes Raufen ſei.

Iſt es wahr, was ſchon kluge Leute
Ihnen geſagt, daß man ſie hinaus
Hat geſchickt aus Ungarn ins Weite,
Daß ſie nicht helfen den Brüdern zu Haus? —

Ach ſie wagen nicht auszuſprechen,
Wie ihr Herz das Heimweh klemmt —
Und im Lande der düſtern Czechen
Iſt es ihnen ſo kalt und ſo fremd.

Wie ſie da ſitzen und ins Getränke
Schauen düſter und ſchweigend hinein —
Sieh, da tritt in die einſame Schenke
Leiſe und ſchüchtern ein Männlein herein.

Kaum daß man ſeine Schritte höret
Wie er hineinſchleicht und wie er ſchaut,
Ob kein arger Lauſcher ihn ſtöret,
Wenn er ſich zu reden getraut.

Meiſtens nennt man Emiſſäre
Solche Männlein wie dieſer war,
Und die wiſſen oft gute Lehre
Ueber Dinge, die nicht klar.

Prüfend ſchaut er, forſchend und lange
Jenen Fünfen ins Geſicht —
Und es wird ihnen wehe und bange
Wie er auf Ungriſch zu ihnen ſpricht:

Brave Magyaren, arme Huzaren,
Ach gewiß ihr wißt es nicht,
Seid ja fort ſeit langen Jahren,
Was zu Hauſe Traurigs geſchicht.

Wißt es nicht, daß die Pußten wimmeln,
Daß es lärmt auf dem Rakoſchfeld *),
Daß auf Rappen und auf Schimmeln
Sich der Czikos zum Landſturm ſtellt.

Denn es iſt ſehr traurig im Lande,
Wie in der alten Türkenzeit,
Kirchen und Hütten ſtehen im Brande
Und das Blut fließt weit und breit.

Und die Traube verdirbt an den Reben,
Und der Wolf zerreißt das Schaf,
Und das thut uns der König eben,
Aber die Brüder ſchlagen ſich brav.

---

*) Die ehemalige Wahlſtatt der Könige, unweit von Peſth.

Schweigend hörens die Ungarſöhne,
Schweigend und traurig, aber es drängt
Aus den Augen ſich die Thräne,
Rollt und fließt bis im Schnurbart ſie hängt.

Weiter das Männlein: Brave Huzaren,
Groß iſt die Schmach und groß der Verrath;
In dem heilgen Land der Magyaren
Schaltet und waltet der Dieb, der Kroat.

„Baſamteremte, auf ungriſcher Erde
Der Kroat, der diebiſche Hund —
Der Kroat — zu Pferde! zu Pferde!
Da ſchlag gleich das Wetter in Grund!“

Und am Morgen frühe reiten
Hundert und fünfzig Huzaren hinaus —
Zwar ſie kennen den Weg nicht, den weiten —
Finden ihn doch, er führt ja nach Haus.

Durch die Schluchten der böhmiſchen Berge
Geht es dahin und durchs Mährenland —
Ueberall verfolgt ſie der Scherge,
Ueberzählig, gewaffneter Hand.

Ueberall erhebt ſich der Slave
Ungarns Feind, der ſie halten will,
Oeſtreichs allergetreuſter Sklave —
Aber das Häuflein hält nicht ſtill.

Fort in Trab und Schritt gehts weiter,
Kämpfend, hungernd, blutend gar —
Ob auch verblutet ſchon mancher Reiter,
Fort, immer fort zieht die übrige Schaar.

Und um den Brüdern daheim zu ſchaffen,
Was ſie brauchen, auf ihrem Ritt
Nehmen ſie gerne allerlei Waffen,
Flinten und Kanonen mit.

Endlich, endlich nach langer Beſchwerde,
Iſt die theuere Heimath erreicht,
Niederſtürzen ſie, küſſen die Erde
Und die Augen ſind thränenfeucht.

Mutter, ſie rufen, als brave Huſaren
Aus der Ferne kommen mir,
Für dich zu ſterben, o Land der Magyaren,
Ja für dich und bei dir, bei dir!

Und als das der Landtag hörte,
Rief er ihnen ein „Eljen“ *) mit Macht,
„Daß ſie ſich“ — der Landtag erklärte,
„Um die Heimath verdient gemacht.“ **)

Und ich über die Fünfzig und hundert
Hab' wie gerne dies Lied gemacht —
Hab' ſie nicht als Helden bewundert, –
Aber es hat mir das Herz gelacht.

---

*) Das ungariſche „Hoch“ — „vivat“.
**) Hiſtoriſch.

Der arme Jude.

Wie weit ſich auch die Haide ſtreckt,
Sie iſt von Waffen und Kriegern bedeckt,

Von Waffen die glänzen im Mondenſchein,
Von Kriegern die ſingen zum heißen Wein.

Denn der Magyaren Lager iſt das
Im fetten, wallenden Puſtagras.

An Zelten fehlt es, denn es gefällt
Dem Ungar am beſten des Himmels Zelt.

Der Ungar liegt im Freien gern,
Im ſtillen Schutz von Mond und Stern.

Und ſchläft er nicht, ſo läßt er den Rauch
Der Pfeife ſpielen im Abendhauch,

Und ſieht mit morgenländiſcher Ruh,
Den kreiſenden, reiſenden Wölklein zu.

Ein Zelt nur inmitten des Lagers ſteht,
Darüber die Trikolore weht,

Die Trikolore, grün, weiß, roth,
So heiter wie ein Heldentod.

Da wohnet der Diktator drin,
Und heitern Augs blickt jeder hin.

Im bunten Gemiſche lagern umher,
Huzar, Zigeuner und Legionär.

Es ſingt der Student gen Weſten gewandt:
Was iſt des Deutſchen Vaterland!

Zur Geige greift der Zigeunerſohn
Und ſtimmt und ſucht und greift den Ton.

Denn Noten lernt der Zigeuner nicht,
Er ſpielt, wie's aus der Seel ihm bricht.

Und endlich fällt er brauſend ein:
Das ſoll es ſein, das ſoll es ſein.

Was iſt des Deutſchen Vaterland?
Spielt auf der egyptiſche Muſikant,

Von wunderbarer Sehnſucht beſeelt:
O merket, daß auch ihm die Heimath fehlt.

Er ſchüttelet die Locken traurig und wild,
Der Ton der Geige wächſt und ſchwillt.

Vom Liede vom deutſchen Vaterland
Erbebt der fremde Thißaſtrand.

Noch brauſt es fort, der Sturm noch ſteigt,
Ob auch der Student ſchon lange ſchweigt.

Er hat die Stirne ins Gras gedrückt
Und träumend das Schwert aus der Scheide gezückt.

Da ſchleicht vorbei behutſam ſtill,
Wie einer der nicht ſtören will,

Ein braunes Männlein tief gebückt
Gebrochen, muthlos und gedrückt.

Die Stirne iſt vom Schweiße naß,
Im Buſen ſcheint er zu bergen was.

Kaum daß er ſich müd' auf den Beinen hält,
So ſchleicht er zu des Diktators Zelt.

Halt, ruft der Huzar, du Höllenſohn,
Du ſcheinſt mir ein verfluchter Spion!

Er zuckt den Säbel, doch das Männlein blickt
So ſtolz, wie erſt gebückt und gedrückt.

„Laß den nur gehn, der Zigeuner ſpricht:
Bei Gott, das iſt kein Kundſchafter nicht!

Das iſt ein armer ungriſcher Jud,
Die Juden ſind Patrioten und gut.

Und wenn er gebückt einhergeht und ſchleicht,
Iſts euere eigene Schuld vielleicht.“

Der Jude aber geht in Ruh
Aufs Zelt des großen Diktators zu.

Der ſitzt und ſchreibt bei ſpätem Licht,
Und hört erſt den Juden da er ſpricht:

„Geſegnet das Zelt, das dich beſchützt,
Geſegnet die Säule, die es ſtützt.

Es ſegne der Herr und behüte dich,
Du Hoffnung des Landes, ewiglich!

Es leuchte dir ſein Angeſicht,
Er lege auf dich des Friedens Licht.

Er iſt gekommen mit wüthiger Schaar,
Der öſterreichiſche Balſazar,

Er hat uns genommen Geld und Gut
Und hat vergoſſen unſer Blut.

Was mir geblieben an Geld und Gut,
Und was ich gerettet, mein Leben und Blut,

Ich bring' es dem Vaterlande dar —
Der Herr vernichte Balſazar!"

Und aus dem Buſen ein Röllchen Gold
Zieht er hervor und ſpricht: „Sei hold

Und gnädig mir und nimm es an,
Als Opfer von einem armen Mann.

Ich brings fürs Vaterland heran,
Das ich in Ungarn neu gewann.

Jetzt ſteh' ich da der Güter baar,
Kein Jude mehr, doch ein Magyar.

Du aber Prophet, gieb Waffen mir
Zum Kampfe will ich folgen dir.

Gieb eine Muskete mir in die Hand,
Auf daß ich fühle, daß endlich ich fand

Was lange mir fehlte, ein Vaterland,
Und wenn ichs auch fühle im blutigen Sand.

Noch zieht der Jud' wie in alter Zeit
Mit frohem Muthe in den Streit,

Wenn ihn wie du, ein Prophete führt
Und überm Haupt er die Gottheit ſpürt!"

Der Diamant „Bem."

Wie Liebliches der Koſſuth ſchon erfand!
Jüngſt brach er aus der ungariſchen Krone
Den ſchönſten Diamanten und zum Lohne
Hat er dem tapfern Bem ihn zugeſandt.

Und ſprach dazu: Es ſei der Diamant
Ein Zeichen unſrer Schuld dem Polenſohne,
Und künftig ſei in Stephans heilge Krone
Der Name „Bem" an ſeiner Statt gebannt.

Franz Joſeph, ach, willſt dus noch immer wagen,
Solch einen gottverfluchten Reif zu tragen,
Und willſt du noch am Krönungshügel *) fackeln?

Solch' eine Kron' mit ſolchen Edelſteinen
Wird ewig doch, wie kluge Leute meinen,
Auf deinem Haupt mit deinem Haupte wackeln.

---

*) Der Krönungshügel in Preßburg wo ſonſt der öſterreichiſche Kaiſer als König von Ungarn mit der Krone des heilige Stephan gekrönt wurde.

Die braven Wiener Studenten.

Wer hat geſchlagen die große Schlacht
In Siebenbürgen am rothen Thurm?
Wer jagte die Ruſſen wie ein Sturm?
Das haben die Wiener Studenten gemacht,
Die braven Wiener Studenten!

Wer hat den Puchner ausgelacht,
Den alten, dicken, gnädigen Herrn
Mit ſeinem großen Ordensſtern?
Das haben die Wiener Studenten gemacht,
Die braven Wiener Studenten!

Und als es bei Gödelö gekracht,
Wer hat denn da dem tapfern Schlick
Geſchlagen gelb und blau das Genick?
Das haben die Wiener Studenten gemacht,
Die braven Wiener Studenten!

Da hat denn der Dembinzki gelacht:
Ihr ſeid doch eine teufliſche Brut!
Der Bem der ſagte: ihr junges Blut,
Bei Gott, das habt ihr gut gemacht,
Ihr braven Wiener Studenten!

Ja, ja die deutſche Fahne ſiegt,
Die halbe Aula iſt ja dort —
Der Windiſchgrätz trotz allem Mord
Er hat ſie doch nicht untergekriegt,
Die braven Wiener Studenten!

Sie wiſſens beſſer als ihrs wißt,
Daß dort die Freiheit wird auferſtehn,
Daß Deutſchlands Feinde dort untergeh'n,
Daß dort der Deutſchen Schlachtfeld iſt,
Die braven Wiener Studenten.

Wills Gott ſo wird nun wieder bald
Die theure Fahne aufgerollt,
Im Aulahofe ſchwarz-roth-gold,
Und luſtig bald das Lied erſchallt,
Von den braven Wiener Studenten!

Görgey.

Heute da und morgen dort,
Heute dort und morgen da —
Wenn ihn heut die Steppe ſah,
Iſt er morgen wieder fort —
Heut beſucht er die Karpathen
Und den Schlick mit ſeinen Banden,
Morgen ſieht er, ob Dukaten
Noch in Kremnitz ſind vorhanden —
Und das Alles ohne Geld,
Ohne Titel, ohne Mittel,
Görgey der prächtige Held.

Heute trinkt er in Tokai,
Noch Tokaier an der Quelle,
Morgen ſchon ſprengt er herbei
Nach Kommorn mit Windesſchnelle —
Morgen trinkt ſein Rößlein frei
Schon der Donau blaue Welle —
Nächſtens frißt es wohl ſein Heu
Von der k. k. Hofburgſchwelle —
Und das Alles ohne Geld

Ohne Titel, ohne Mittel,
Görgey der prächtige Held.

Ramberg, Schlick und Simonich,
Heilige Dreieinigkeit,
Und du heilger Jelacic,
Größter Held der Christenheit,
Wer vor Euch ſich retten will
Mag den Weg ſich wohl beſehen,
Denn der ungariſche Schill
Kommt heran mit Sturmeswehen —
Und das Alles ohne Geld,
Ohne Titel, ohne Mittel,
Görgey der prächtige Held!

Debrezin.

Vom alten Puſtendorfe Debrezin,
Dem braven, patriotiſchen, beſagen
Sprüchwörter, daß an tauſend Ackerwagen
Aus ſeinem Schooße in die Felder ziehn.

Was Wunder nun, daß rings ein reiches Blüh'n,
Daß Saatenmeere hohe Wellen ſchlagen,
Daß Lerchen ſingend in die Lüfte tragen
Den Ruhm, den Glanz, die Macht von Debrezin?

O Haidedorf, du biſt ein Gleichniß bloß
Fürs ganze Ungarn, das mit tauſend Pflügen
Aufwühlt für edlen Keim der Erde Schooß.

Was Wunder nun, daß dich die Saat umringt
Der Freiheit, daß ſich mit Begeiſtrungsflügen
Das Lied von deinem Ruhm zum Himmel ſchwingt?

Druck von C. Adelmann.

Reimchronik

des

Pfaffen Maurizius.

CAPUT V.

Apoſtel und Apoſtaten.

Frankfurt a. M.,
Literariſche Anſtalt.
(J. Rütten.)
1849.

BIBLIOTHECA
REGIA

Druck von C. Adelmann.

Und wieder komm' ich mit meinem Sang,
Doch iſts nicht mehr der alte Klang
Und iſts nicht mehr die Kappe mit Schellen.
Die Todtenglock' iſts mit dem gellen
Und ſchaurigen, traurigen Geiſterton.
Die luſtige Zeit iſt weinend entfloh'n,
Und aus iſt's mit allem Spaß und Scherz.
Ein Reimchroniſt hat auch ein Herz!

Und ich bin leider begabt mit einem.
Und Zeiten gibts, da muß ein Herz
Zerbrechen oder werden zu Erz —
Weiß ſelber nicht was geworden aus meinem.
Das Eine weiß ich: es liegt mir im Buſen
Als hätt' ich geſehen den Kopf von Meduſen,
Den blutigen, weinenden, ſchlangenbekränzten,
Und als ob aus den Augen, die thränend glänzten,
Mit allen ſeinen gräßlichen Weh'n

Mich ganz Europa angeſehn;
Als wär' ich geweſen am Hochzeitsfeſte
Des wilden Lapithen, wo plötzlich die Gäſte
In raſendes Wüthen ſind ausgebrochen
Und Becher zertrümmert und Herzen durchſtochen,
Das Gaſtrecht beſudelt ohne Scham,
Die Braut gewürgt und den Bräutigam,
Das Salzfaß geſtürzt, die Kränze zerriſſen,
Die Götter des Hauſes in Staub geſchmiſſen,
Daß ſich zu Haufen die Trümmer ballten
Von Vaſen und Menſchen- und Göttergeſtalten,
Am Abend, wo Morgens die Lieder ſchallten.

Wie ſoll ich, wenn ich an Trützſchler denke
Und wenn ich um Batthyany mich kränke,
Und wenn ich ſeh im Lande Baden
Die preußiſche Wirthſchaft von Gottes Gnaden,
Wie Baſtard Haynau und Paskiewitſch,
Sophie die Holde und Jellachich
Am Fuße von hundert heiligen Galgen
Ums Hemd ſich des Gekreuzigten balgen,
Wie wieder in Rom unter Rafaels Stanzen
Drei Cardinäle den Cancan tanzen,

Und wenn ich ſeh', wie vom Wüthen erſchreckt
Europa heult und wie es bedeckt
So weit es ſich dehnt, mit blutigen Lachen —
Mein Gott, wie ſoll ich Witze machen?!

Das aber iſt die Apoſtelgeſchichte.
Als in der ſtubenrauchigen Stadt,
Wo man keinen freien Athem hat,
Der Römer mit dem ſpitzen Geſichte
Des Ehrenmanns und guten Bürgers
Die Rolle des letzten Freiheitswürgers
Für Gott und König übernahm,
Und ohne Scham und ohne Gram
Der Freiheit letzte und ärmliche Saat
Mit Elephantenfüßen zertrat:
Da ſah man die Letzten der Getreuen,
Die ausgeharrt beim Heiland, zerſtreuen
Sich, wandernd nach allen Seiten und Winden,
Das Wort des Heiles zu verkünden,
Wohl wiſſend, daß ein langes Exil
Und Armuth, Noth und Dulden ihr Ziel,
Und Qual und Tod und Kerkermauern..
„Das Wort des Heils wird ſie überdauern.“

Das merkt euch, ihr Knechte und blutigen Horden
Das Wort iſt Fleiſch und iſt Gott geworden
Und ſiegen wird doch endlich jener
Gekreuzigte, junge Nazarener,
Der Sohn des Volks, der Sansküllot,
Der Revolution allmächtiger Gott,
Der Kronen trägt von Dornen und Spott,
Und ſtürzen werden eure Penaten
Trotz allen romantiſchen Apoſtaten.

Du bibelfeſter König du,
Du wirſt mich verſtehn, dir ruf' ichs zu:

> **Dunkt dich, dieweil ſich die Waſſer verloffen,**
> — — — — — —
> **Dunkt dich, viel edel Herr aus alter Zit,**
> **Daz durch die Straß ein ſcheckig Ritt**
> **Mit punt-teutſch Panner is was nütz,**
> **Darzu ein abgenummen Mütz?**
> **Vnd weil du Redt haltſt alzumal**
> **Zu Prinzen, haubtlewt, General,**
> **Dunkt dich alles gar weislich than?**
> **Vnd weil du wiederumb freyen Mann**
> **Willt machen zu ein Vntertan**
> **Vnd machen wiederumb Ritter vnd Knecht**

Nach alt Geſetz vnd faul Recht?
Vnd Ritterſpiel vnd Kriegens pflegen
Vnd nur von Gottesgnaden wegen?
Darmit will ich han geſeyt: Nit wit
Iſt alßbald die Gerichtes Zit — — —
Vnd biſt gewiß ein untrew Knecht.
Damit will ichs geſatzt han zu recht:
Sollſt weiter han kein Huld,
Geurtailt werden nach dein Schuld! —
Denk' an die alten Prophetie'n,
Denk an den Pfaffen — von Lehnin!

Denn dieſes Jahr war nur die Schule,
Fegfeuer nur! — Zum Höllenpfuhle
Seid ihr verdammt, da ihr indeſſen
Nichts habt gelernt und nichts vergeſſen.
Auch uns nur eine Schule war
Das große, blutige, heilige Jahr,
Und ſchülerhaft genug und ärmlich
Und ſtümperhaft und ganz erbärmlich
Hat ſich das Schülervolk benommen —
Doch ſolls uns für die Zukunft frommen.
Wir lernten haſſen wie Schierlingsſaft
Das Vertrauen, unſre Leidenſchaft;
Wir lernten, daß jedes „erlauchte" Wort

Nur Lug und Trug verbirgt und Mord;
Wir lernten, daß wir müſſen das Halbe
Zerſchmettern gleich dem goldnen Kalbe;
Wir lernten, daß die Satten und Reichen
Verräther ſind und uns umſchleichen;
Und daß die Schreiber und Schriftgelehrten
Die Freiheit für Geld und Stellen verwerthen;
Wir lernten, daß jede weiche Verzeihung
Verbrechen wäre und Rechtsentweihung;
Wir lernten: es giebt keinen Friedensſchluß,
Daß einer von beiden fallen muß —
Wir wiſſen, wie's eure Knechte machten
Und haben von euch gelernt das Schlachten.
In Frühling und Sommer und allen vieren
Jahreszeiten wird man ſeptembriſiren —
Wir waren blaſſe Girondiſten,
Wir ſind, was ihr uns gelehrt — Terroriſten.

Es ſagt ſchon der alte Tacitus,
Daß ſeiner Großmuth Ueberfluß
Von je das Volk gerichtet zu Grunde.
Das alte Wort iſt wahr zur Stunde.
Die armen Magyaren habens auch erfahren.

Sie büßen heut, daß vor hundert Jahren
Sie ihr „moriamur pro rege“ riefen
Und froh in Tod und Verderben liefen
Zu retten eine fürſtige Frau.
So wäre ſchon längſt der edle Bau,
Der Oeſtreich heißt, zerriſſen worden,
Und endete nicht unter Greul und Morden
Ein edles Volk, gleich dem Hirſch, den zerreißen
Die wüthigen Hunde, die Haynau heißen; —
Das Oeſtreich, das giftige Spinngewebe,
(Das mit dem Hintern die Weltgeſchichte
Geſponnen, mit abgewandten Geſichte)
Darin die Spinne, daß ſie nur lebe,
Muß um ſich ſchaun mit gierigen Augen
Die Beute zu finden und Blut zu ſaugen; —
Das Oeſtreich, jene Völkerbaſtille,
In deren Mauern herrſcht die Stille
Des Grabes, geſtört nur von den Ketten,
Die ſchaurig durchhallen die Oublietten,
Und deren erblicher Kerkermeiſter
Gemüthlich iſt. Ein Kaiſer heißt er; —
Das Oeſtreich, deſſen Recht' und Geſetze
Fallthüren ſind und Schlingen und Netze,

Und deſſen Scepter eine Ruthe,
Und manchmal eine geborgte Knute;
Volksthränen ſind Perlen ſeiner Krone, —
Sein Purpur, Blut der Nationen —
Seine Kronenwächter ſind Städteverheerer,
Sein Wappen ein doppelter Aasverzehrer,
Sein Thron iſt der Kreisſtuhl der Grauſamkeit,
Der Großvaterſtuhl der modernden Zeit,
Gepeitſchte Weiber ſind ſein Gericht,
Und Städtebrand ſein einziges Licht,
Und Liguorianer ſind ſeine Prieſter,
Und Bach und Schmerling ſeine Miniſter.

Und wer iſt Kaiſer? — Viel Sagen ſind
Verbreitet darüber. Iſts Ludwig das Kind?
Der letzte Sproß vom entkräfteten Stamme?
Iſts eine einflußreiche Amme?
Iſts eine Iſabeau von Baiern,
So eines von den Mutterungeheuern? —
Iſts eine Medizeerin,
Die ihres Knaben armen Sinn
Ganz klug mit — — und Frommheit umſchließt,
Daß er auf das Volk aus dem Louvre ſchießt? —
Man weiß es nicht, man fühlt es nur,

Und ſieht überall die blutige Spur
An Völkern, die ihr Leben verhaucht,
An Greueln, die aus der Nacht getaucht,
An jungem Blut, das zum Himmel raucht,
An edlen Frauen, die man mit Ruthen
Gepeitſcht und deren Männer verbluten,
An Müttern, denen die Kinder geraubt,
Und an Bathyanys ſchönem Haupt.
Dies eine nur hat man erfahren:
Oeſtreich „liegt zu Füßen dem Ruſſenczaren.“
Wir habens geleſen ſchwarz auf weiß
Und danken dem Himmel brünſtig und heiß,
Daß unſer Leiden endlich am End
Und daß wir ein ruſſiſches Gouvernement.
Denn mild und hold iſt der Czar im Vergleich
Wie unſrem Gemüth von Oeſterreich.
Und ihr auch, ſtolze Söhne von Preußen,
Mögt wünſchen euch den Kaiſer der Reuſſen,
Denn niemals hat der Autokrat,
Selbſt als er Polen gnädig zertrat,
Gewüthet wie unſre Gottesgnade
Im Lande Ungarn und Lande Baden.
Denn weich wie ein Lämmlein laſſen den Tiger
Erſcheinen Ungarns und Badens Beſieger.

(Ein Gebet, welches der Leſer hier einzuſchalten und jeden Morgen zu wiederholen hat.)

Komm heiliger Nikel, uns erlöſe,
Wir ſind inbrünnſtge, fromme Beter:
Nimm von uns alles dreimal Böſe,
Nimm von uns unſre Landesväter.

Wohl blutig auch ſind deine Hände,
Doch ſind ſie triefend nicht wie jene;
Du machſt doch gnädig ſchnell ein Ende,
Du zeigſt doch deine weißen Zähne.

Mach uns doch balde zu Leibeignen,
Mach uns zu ruſſiſchen Provinzen —
Wir ſind es doch, was nützt das Leugnen —
Drum denn, was ſollen uns die Prinzen? —

O ſchick' uns deine Millionen,
Nicht Rubel, die ſchon bei uns reiſen,
Nein, nur Koſacken und Spionen,
Die uns im Glücke unterweiſen.

O mach es auch mit uns, den Kleinen,
Wie du's mit unſern Großen machteſt,
Die du mit Gold und Staatsſchuldſcheinen
Allirſt und mietheſt, kaufſt und pachteſt.

Und nimm von uns die Heucheleien,
Die tödtlichen Gemüthlichkeiten,
Führ uns in deine Tartareien,
Daß wir dich preiſen, die Befreiten!

Und kennen wir nicht die Majeſtät
Von Oeſtreich — der Hofpoet
Iſt uns doch jüngſt bekannt geworden.
Er iſt jetzt einer vom Sängerorden
Der herrlichen Geburtstagsdichter,
Der Bäuerle, Zedlitz und all der Lichter
Der allgemeinen Theaterzeitung.
Bei Gott, das kam ohne Vorbereitung,
Als plötzlich wir unter einem armen,
Schwarzgelben, holzweg-verſigen Carmen
Den Namen eines Poeten laſen,
Der noch vor Kurzem mit tollem Raſen

Als „armer Mann“ und Sozialiſt,
Als Atheiſt und Communiſt,
Als zerfahrender Poete ſang,
Daß einem das Trommelfell ſchier zerſprang,
Als kleiner Tambour: Trarum, Trarum! —
Der Dichter aber heißt Karl Beck!

(Ein guter Reim fällt mir hier wohl ein,
Der männlich iſt, nach der Regel und rein,
Doch werf ich ihn aus Anſtand weg,
Und füge lieber den ſchlechten ein,
Wiewohl ich ſtets in den Reimen fand
Viel weniger Zufall als Verſtand:
Als wie in: Licht, Gedicht und Gericht, —
In Kriechen und Siechen — in Knecht und ſchlecht,
In Wahrheit und Klarheit — in dumm und krumm,
In Herz und Schmerz — in Slaven und Sklaven,
In Deutſche und Peitſche — in Preußen und Reuſſen,

In Franzoſen und Ohnehoſen — in Polen
und Kohlen —
In Bach und Schmach — im Schmerling
und Sperling.)

Auch Carlos **Beck** hat, von der Macht
Des Reims gedrängt, ſeinen Kaiſer gemacht
Und ſeinen Gefeierten zu einem Chineſen,
Wie wirs in jenem Opus leſen,
Zu einem Chineſen der Turandot.
Du dachteſt gewiß nicht an Witz und Spott,
Du frommer Poet, doch hat dich gezwungen
Der kluge Reim. Der Vers iſt gelungen.
Siehſt du, ſo treibt der Teufel ſein Spiel
Mit Neophyten. Die thun gern zu viel
Und wollen ihren Eifer beweiſen.
Man glaubt, ſie wollen wie Hunde beißen,
So kriechen ſie her auf allen Vieren,
Und wollen doch nichts als hofiren,
Demüthig ſich zu Füßen ſtrecken
Und Speichel lecken.
Sie rufen, wenn ſie zu Chriſtus beten,
Jehova, Moſes und die Propheten,

Und rufen auf dem Markt aus der Bude:
Ich bin ein katholiſcher Handelsjude. —
O Carlos **Beck**, was haſt du gethan?
Du ſchämſt dich nicht, der Habsburg zu nahn?
Von Ungarns „Schuld“ zu deklamiren?
Vom „Recht“ zu hängen und füſiliren?
Bei allerlei Knaben und Vetteln
Um eine „Gnade“ für Helden zu betteln?
Du ſchämſt dich nicht dithyrambiſch zu leiern
Vom „Blühenden,“ „Brauſenden“ „Ununterjochten?“
Viel würdiger wär' es ihn zu feiern
Als Unreifen, Raſenden, Unausgekochten!
Und beſſer iſts für ein Volk, zu verderben,
Als ſolche Milde und Gnade erwerben,
Ein Volk, das hat für ſein Recht gerungen
Und das du ſelber einſt haſt beſungen!

Doch recht' ich nicht mit ihm. In Wien
Iſts jetzt zu kriechen auf den Knien
Gewißlich ſehr beliebte Mode,
Und das war immer ſeine Methode

Zu thun, was ihm die Mode befahl.
Vor langer, langer Zeit einmal
Sang er mit „Börne"ſpielendem Herzen,
Dann war er vor den Iden des Märzen
Republikaner und Sozialiſt —
Nach Ungarns Fall iſt er Monarchiſt.

Er hatte niemals eigne Gedanken.
Ich ſah ihn ſtets zwiſchen fremden ſchwanken
Wie Buridans berühmtes Thier.
Doch biß er an, bald dort, bald hier.
Schon da er als Himmelsſtürmer blaß
„Auf des Gedankens Eicheln ſaß"
Als „Sultan", „Börne" und „Byron"
— war
Er mehr ein Raabe als „ein Aar."
Er mag, wie er ſingt, ſich freuen drum
Daß „Heilig iſt das Eigenthum
„Jetzt ausgelöſcht an allen Thoren" —
Gedankenbeſitzer, ihr ſeid verloren!

Fort, ſchlechter Witz und bittrer Scherz,
Macht Platz dem ſchwarzumhüllten Schmerz

Denn eine Leiche hab' ich zu beſtatten
„Auf ewig in der Wehmuth tiefen Schatten.“

Mich aber, Herr, laß in Schmach verſinken,
Laß mich in einer Pfütze ertrinken,
Laß ewig mich in Verbannung wandeln,
Laß mich in Staatspapieren handeln,
Schick' deine tödtlichſten Blitze nieder
Und mir aufs Haupt, — eh' meine Lieder,
Mein Geiſt und meine Seele verweſen
Zu ſolchen „blaſſen Marſeilläſen!“

Wie ſchöner iſt dein trauriges Loos,
Gefeſſelter Sänger, der treu und groß,
Mit Wort und That, mit Lied und Schwert
Im heil'gen Kampfe ſich bewährt,
Wie Körner und wie Foscolo,
Rougé de Lille und Chenier,
Und wie der herrliche Lord, der floh
Vor weiſem Pöbel an Suniums See,
Um für den götterbevölkerten Strand
Zu ſterben im Palykarengewand!

Mein theurer Gaſtfreund Gottfried Kinkel!
Jetzt ſitzeſt du im dunklen Winkel
Des Kerkers, trauernd wie Bonnivard.
O hoffe, daß auch deiner harrt
Ein Schickſal, ſo ſchön wie ſeines war.
Es trug ihn eine jauchzende Schaar
Befreit hinaus ins befreite Land,
Ins Heimathland, das er nicht erkannt.
Er hatt' es verlaſſen in trüber Zeit,
Von Fürſten und von Pfaffen gedrückt,
Er ſieht es wieder, froh und beglückt,
Von Fürſten und von Pfaffen befreit.
O daß dir würde ſolch Geſchick!
Und daß du balde gingeſt wieder
Durchs deutſche Land mit heiterem Blick,
So frei und ſchön, wie deine Lieder
Durchs Volk von Herz zu Herzen gehn!
Ich fühl nun auch ein holdes Weh'n,
Ich höre fernen Waldhornſchall,
„O ſchwing dich auf, Frau Nachtigall“,
Die deutſcheſten Lieder hör' ich ſingen,
Das ganze Wunderhorn erklingen —

Ich fühl' was mich zur Heimath zieht,
Denk' ich an „Otto den Schützen“ — dein Lied.

Es hat mich angeweht
Wie jene Blum' im Weine,
Die aus dem Kelch erſteht
Im ſchönen Land am Rheine,
Und alle Sorgen jaget,
Und alte Mährchen ſaget.

Es iſt ein friſcher Klang,
So duftig und ſo golden,
Wie jener alte Sang
Auf Tryſtan und Iſolden
Vom Straßburgiſchen Meiſter, —
Wie du auch Gottfried heißt er.

Die Quelle, wie ſie rauſcht,
Die Herzen, wie ſie lieben —
Du haſt ſie beid' belauſcht,
Und haſt ſie hold beſchrieben —
Der Quell — die Liebesleiden,
Du webſt ein Lied aus beiden.

Und ſeine Melodie,
Und ſeine Urwaldsfriſche —
Mir wars als ſprächen ſie:
Du Trauernder, o wiſche
Vom Auge das Verzagen,
Bald wird es heller tagen!

Wo ſolche Kraft gedeiht
Zugleich mit ſolcher Milde,
Kommt bald die freie Zeit.
Und kommt ſie noch ſo wilde,
Sie wird ſich mit dem Schönen
Bald ſchweſterlich verſöhnen.

Leb' wohl mein Dichter! — Faſt iſt dein Loos
Noch zu beneiden, jetzt da bloß
Die glücklich ſind, die hinter Schloß
Und Riegel nicht den Nothſchrei hören,
Der überall in Verzweiflungschören,
In wilden und dumpfen, ſteigt himmelwärts.
Erbeben wird einſt der Menſchen Herz,

Sehen ſie auf unſere Tage zurück,
Und auf das patriarchaliſche Glück,
Das uns die rötheſte Monarchie
Gebracht nach beſiegter Anarchie.

Ach Opfer, Opfer und Opfer immer!
Allüberall Wittwen- und Waiſengewimmer,
Die Kerker alle vollgeſtopft,
Und Leid auf Leid gepfropft.
Das ganze Deutſchland gleicht den Arenen,
Wo Leoparden, Tigern, Hyänen
Ward von des Lichtes uraltem Feinde
Dahingeworfen die heilge Gemeinde.

Und dann die kleinen Erbärmlichkeiten!
In ſolchen traurigen, ſchaurigen Zeiten,
Da wagen ſie ſtolz durch Deutſchland zu ſchreiten,
Der Gagern und der Mathy — beide
Mitſchuldige an dem blutigen Leide —
Der Eine ein Nichts mit Augenbrauen,
Der Andre ein Etwas, das nicht zu ſchauen —
Doch beide große Diplomaten,
Die liefen, als Gefahren ſich nah'ten,

„Ja“ ſagten zu jeder Niedertracht
Und in Gotha krummen Rücken gemacht.
Da kommen ſie, wie wir vernehmen,
Und laſſen ſich flott machen in Bremen,
Und werden auf hoher See nun laufen,
Und werden kaufen und ſich verkaufen.
Kein gutes Prognoſtikon iſt am End
Der Name der für das Schiff gefunden:
Der „Gagern“ und der „Präſident“
Sind beide im leeren Nichts verſchwunden.
Was liegt an alldem? Ich weiß, daß in Bremen
Sich mußte der Judas im Keller ſchämen.

Ich wende mich ab vom kleinen Leben,
Von kleinen Menſchen und kleinem Verderben —
In weiter Ferne ſeh’ ich ſchweben
Das Bild von einem großen Sterben.
Will man am Großen und Schönen ſich laben,
Muß man ſich heut zu Tage retten
Zu ſolchen, die da liegen in Ketten,
Oder zu denen, die ſchon begraben.
Zu dir, du neuer Egmont von Flandern,
Will ich mit meinen Liedern wandern!

Graf Batthyany, durch ſchöne Lieder
Wird einſt verklärt dein Angedenken —
Indeſſen mag ſich dieſes ſenken
Beſcheiden auf deinen Hügel nieder.

◆

Batthyany.

Im engen Kerker wacht der Graf,
Er will ſich nicht durch Traum und Schlaf
Die letzten Stunden rauben laſſen
Des heitern und geliebten Lebens,
Aus ſeines Daſeins Kelch vergebens
Die ſüße Neige nicht verpraſſen.
Er hat's geliebt, wie man ein Weib
Ein ſchönes liebt, in deſſen Arm
Man Alles koſtet, Luſt und Harm —
Und wie das Meer, in das der Leib
Des Schwimmers ſtürzt, ſich ſüß zu kühlen,
Die Wogenwellen aufzuwühlen,
Zu bänd'gen es und es zu theilen,
In's ferne Blau hinauszueilen
Und Eins ſich mit dem All' zu fühlen.

Er hat's geliebt mit Luſt und Schmerzen
Wie alle jene reine Herzen,
Ein off'ner ungetrübter Spiegel,
Dem alle Himmel wiederſcheinen,
Wie die, auf deren Stirn das Siegel
Der Schönheit ruht, wie auf der ſeinen.

Er wandelt lächelnd auf und nieder.
Ob auch der Zelle Dämmerungen
Nur trüb vom Lichte ſind durchdrungen,
Ob auch der Schergen fremde Lieder
Wie Hohn an ſeine Thüre ſchallen,
Ob auch im Gange wiederhallen
Die Waffen und der Schergen Tritte,
In deren fühllos ſtumpfer Mitte
Er mit dem nahen Morgenroth
Dahingeht in den kalten Tod:
Er lächelt ſtets. Sein heit'rer Geiſt
Iſt auf der Wanderung und weiſt
Zugleich auf vielen hundert Pfaden,
Die nun die Zeit verweht, zurück
Zu jedem einſt genoſſ'nen Glück
Und kehret wieder, überladen

Von ſeligen Erinnerungen:
Wie einen, der durch Roſenhecken
Im reichen Lenze iſt gedrungen,
Viel Roſenblätter überdecken.

„Leb' wohl, o Welt!“ — ſo ruft er aus,
„Ich geh betrübt aus deinem Haus,
Das ich ſo ſchön mir ausgeſchmückt
Mit Allem was ein Herz beglückt,
Mit Wiſſenſchaft und holder Kunſt,
Mit Freundſchaft und mit Frauengunſt,
Mit Bildern eines großen Lebens,
Mit Zielen eines edlen Strebens,
Mit Kampf und Ringen nach dem Heil
Das allen Herzen wird zu Theil,
Was alle Herzen, ach, bedürfen —
Mit ſtolzen Plänen und Entwürfen,
Mit ausgeſäten Zukunftsſaaten
Und, Dank dem Schickſal! auch mit Thaten,
Mit Thaten, deren Spur nicht ſchwand,
Mit Thaten für mein Vaterland!“

Er lehnt ſich an die Kerkerwand
Und decket zitternd mit der Hand
Das Auge zu, das thränbefeuchtet:
„O Vaterland, mein Vaterland,
Du Stern, der mir im Kerker leuchtet,
Wie traurig laß' ich Dich zurück!
Zertreten iſt Dein mildes Glück,
Es neiget ſich Dein Haupt dem Leide,
Gleich einer Blume auf der Haide,
Die eines Roſſes Huf zermalmt,
Indeſſen Dich der Rauch umqualmt
Vom Blut der beſten deiner Söhne;
Und um Dein Ohr die Jubeltöne
Des Feindes wiehern, wie ein Spott,
Wie ein Beweis: es iſt kein Gott!"

„Dein Ruhm wird alle Zeit durchdringen,
Du rangeſt wie nur Helden ringen.
Da Alles fiel, da ſtandſt Du noch
Zuletzt und trugſt die Fahne hoch —
Bis Dich Verrath und Uebermacht
Und Liſt gefällt in Einer Nacht.

Da liegſt Du nun, dahingeſtreckt,
Die Bruſt vom guten Schild bedeckt.
Mit Krampf fällt der geſtreckte Arm,
Gebrochen, doch vom Blut noch warm
Das alte Schwert, das ſchartenreiche.
Zum Himmel aufwärts blickt das bleiche
Geſicht, auf deſſen Lippen ſchwebt
Ein ewiger Fluch — um's Auge lebt
Unſterblicher Rebellenzorn
Und alle Wunden klaffen vorn.“

„Entweiht iſt Deine Heimathſtätte
Allüberall vom Klang der Kette.
Das ſonſt erſcholl, das Freiheitslied
Erſchreckt der Ton, und es entflieht —
Die freche Willkühr herrſcht und frei
Iſt hier nur noch die Tyrannei!“

Graf Ludwig Batthyany ſchweigt.
Sein edles Haupt hängt tief geneigt
Zur Bruſt herab und wild und hell
Springt aus dem Aug' der Thränenquell,

Indeß mit einer Hand er preßt
Das Herz, das ihn nicht athmen läßt,
Und er die and're ballt im Krampf
Und drohend hebt als wie zum Kampf.

Sie ſinket wieder ſchlaff herab.
Schnell wiſcht er ſeine Thränen ab:
„Fließ' hin mein Blut, ich bin bereit,
Die Freiheit kommt auf blut'ger Welle,
Und jedes Grab iſt eine Schwelle
Der Zukunft und der beſſern Zeit!"

„Doch warum trifft mich das Gericht,
Das mörderiſche Willkühr ſpricht?
Nach Worten des Geſetzes bin
Ich ſchuldlos ſelbſt in ihrem Sinn,
Im Sinne ſelbſt des Formelknechtes,
Des heuchelnden Despotenrechtes."

Er lächelt ſanft: „Die Freunde ſagen,
Weil ich der Liebe mich entſchlagen,
Der Gnade eines ſtolzen, hohen
Und mächt'gen Weibes, deren Lohen

Und Rachegluth mich jetzt verzehrt,
Und die von ihrem Kind begehrt
Den Todten, wie Herodias,
Den ſie im Leben nicht beſaß.
Ich mochte nicht! Kein Weib vergiebt,
Wenn ſie verſchmäht wird, wo ſie liebt.“

„Ach andre Lieb' hab' ich gekannt,
Die ſchöner, wärmender gebrannt,
Die nicht geloht wie die, die heiß
Wie Hölle und doch kalt wie Eis.
Die Liebe meines Volkes war
Der Frühling, der mich immerdar
Umweht mit friſcher Maienluft
Und Roſenduft.
Sie kannten meiner Stimme Schall,
Und ſahen nach dem Widerhall
Sich um, ob er ſich in den Gaſſen,
Ob er im Rath ſich hören laſſen.
Sie kannten meinen Schritt. Der Tritt
Von meinem Roſſe, wenn ich ritt,
Rief ſie an's Fenſter, mir zu winken.
Der Werkmann ließ die Arbeit ſinken

Und ſah mit Freundesblick mir nach,
Er drückte mir die Hand und ſprach
Viel von Gewerb und Luſt und Leide,
Indeß an meines Schwertes Scheide
Der Gaſſe Kind vertraulich ſpielt',
Ein anderes die Zügel hielt,
Ein viertes meinem Roſſe ſchmeichelt
Und ihm die ſchwarze Mähne ſtreichelt.
Und holde Mädchen, ſchöne Frauen
Mit mildem Auge niederſchauen."

„Sie ſagten nur: das iſt ſein Haus!
Und keiner ſprach den Namen aus,
Es kannt ihn jedes Kind im Land,
Wenn es gelallt; der Stumme fand
Ein Zeichen, das ihn wieder gab,
Der Taube las vom Mund ihn ab.
Wenn ich mit Gold und Diamant
Behangen ging und im Gewand
Des edlen Mann's im dunklen Sammt —
Dann feurig hat ihr Aug geflammt
Und hing am Saume meines Kleides,
Doch war es nicht der Blick des Neides.

Sie ſahen nur in meinem Glanz
Den Glanz des ſtolzen Vaterlands
Und freuten ſich, der Mißgunſt bar,
Daß ich ſein ſtolzer Träger war.“

„Und ſolches Leben ſo zu enden!
Soll ich ein Werk der Schönheit ſchänden,
Entweihen laſſen von den Händen
Der ſtumpfen, dumpfen Henkerſchaar,
Ein Werk der Schönheit, wie es war
Mein Leben, heiter, wahr und klar?
O ſtärk' es doch wie ein Geſang,
Der in der Schlacht, im Wald verklang
Und in den Wipfeln widerſchallt,
Nachdem er lange ſchon verhallt —
Den dann des Waldes Sänger lernen
Und freudig auf dem güt'gen Flügel
Ihn tragen über Thal und Hügel
Und in der Zeiten blaue Fernen!
O könnt' ich ſterben wie der Tag,
Der ſterbend noch auf Buſch und Haag
Und Berg und Thäler Roſen ſtreut
Und ſterbend ſeinen Glanz erneut!

Und könnt' ich ſterben wie das Schwert
Das in des Feindes Herzen bricht –
Und wie der Blitz, der flammend fährt
Aus Wolken und ſich ſelbſt verzehrt —
Geſchick, ich wollte hadern nicht!" —

„Was blitzeſt du aus deinem Dunkel,
O Dolch, was lächelt dein Gefunkel,
Der theuern Gattin letzte Gabe?
O daß ich dich verſtanden habe!
Es wird nicht ſchmerzen, theures Herz.
Wie käme auch von ihr ein Schmerz,
Die mir nur Glück und Freuden gab,
Und noch zum Grab
Die ſchönre Pforte auf mir thut
Durch dieſen Schlüſſel und der Wuth
Fühlloſer Henker mich entreißt?
O Weib, ich küſſe dich im Geiſt,
Ich werde wie der Abend ſterben
Und mich mit eignen Roſen färben —
Frei ſend' ich aufwärts meine Pſyche
Durch freies Sterben, wie der Grieche!"

Durch's Gitter blickt er noch einmal.
Blaß ſchimmernd fällt der Mondenſtrahl
Verklärend auf die Kerkermauern,
Und ferne heben ſich mit Trauern
Hoch in die Nacht die Trümmerreſte
Von Buda, der Magyarenfeſte.
Die Winde tragen mit Geflüſter
Das Murmeln her des blauen Iſter,
Der rollt dahin mit gleicher Ruhe
Jetzt da das Land die Todtentruhe
Der Freiheit, wie er damals rollte,
Als Freiheitsſchlacht ſein Bett umgrollte.
Ach, Alles, Alles ſo wie immer!
Der Thau, der Wind, der Mondesſchimmer,
Die Nacht, die Sterne und die Bäume
Und auch vielleicht der Menſchen Träume!

„Leb' wohl, leb wohl mein Vaterland!"
Er liſpelts nur und bebt die Hand
Und faßt den Dolch: „Ich ſterbe frei!"
Er ſtößt mit Macht — da ſtürzt herbei

Der Knecht' und Wächter Ueberzahl —
Sie faſſen ihn — es ſinkt der Stahl
Nur leis gefärbt herab und ſchwach
Nur träuft das Blut der Wunde nach.

„Sie wollens nicht. — Es ſei, wohlan!
Was ließ ich auch vom alten Wahn
Bethören mich, ob Henkershänden
Die Kraft gegeben ſei zu ſchänden
Das ſchöne Leben eines Frei'n,
Das unnahbare, zu entweih'n?
Sie mögen kommen denn herbei!
Ob freier Tod, ob Strang, ob Blei —
Was einſtens Schmach war, iſt jetzt Ruhm,
Und jeder Tod ein Heiligthum!“

Er wirft ſich auf des Lagers Pfühl,
Schon haucht der Morgen lieblich kühl
Durch's Gitter ihm um Stirn und Lied
Und Wange, und ſein Herz durchzieht
Ein längſt entſchwundenes Gefühl
Harmloſen erſten Jugendmuthes,
Und bei dem Träufeln ſeines Blutes,

Als läg' er an des Waldquells Ranſt,
Einnickt und entſchläft er ſanft.

Er träumt. Und ſchnell und immer ſchneller
Und hold und hell und immer heller
Entrollt ſich ſtrahlend Bild auf Bild.
Sein heitres Leben wächſt und ſchwillt
Gleich einem Strom und eilt zurück
Zur Quelle und zu zartem Glück,
Das er genoſſen einſt. Er küßt
Sie alle, die er einſt geküßt,
Und eilet wieder fort und eilt
Bis er am ſchönen Orte weilt,
Wo wieder ihn ein Glück begrüßt.
Bei Weib und Kindern weilt er lang,
Sie halten ihn mit ſüßem Zwang.
Er ſpricht zu ihr: O Weib, du weinſt? —
Und zu dem Kind: Es kommt doch, einſt! —
Dann ſelbſt ein Knab' auf wildem Roß
Fortjagt er von des Vaters Schloß
Hinaus und in die wilde Haide,
Wo Freiheit iſt und wilde Freude,

Wo der Zigeuner ſingend irrt,
Die Winde wehn, der Vogel ſchwirrt,
Am Feuer lagern Hund und Hirt,
Wo keine Straße, keine Bahn
Auf haidekrautbedecktem Plan,
Wegweiſer nur die Brunnenſtange
Zur Czarda, mit dem Schlachtgeſange,
Dem Liede von der Türkenſchlacht.
Die alte Schlacht iſt neu erwacht,
Sie iſt unſterblich und ſie rollt
Die Haid' entlang und brüllt und grollt
Den Berg hinauf, den Strom entlang.
Da ſprengen an mit Sporenklang
Die Honveds, Czikos und Huſaren,
Die treuen Söhne der Magyaren, —
Die Waffe klirrt, die Trommel ſchallt —

Der Graf erwacht. Was widerhallt
Im Kerker, war das dumpfe Klirren
Der Waffen und der Tritt der Sbirren —
Und ſeines Traumes Widerhall,
Es war der deutſchen Trommel Schall.

Tag iſt's — und wie er ſich erhebt
Fühlt er ſein Herz noch freudig beben.
Er liſpelt nur: **Ich hab' gelebt**
Und Du mein Vaterland wirſt leben!

Genug, genug! und nun kein Wort
Von Dortu's, Trützſchlers, Tiedemanns Mord
Und aller derer, welche brav
Eingingen in den Todesſchlaf.
Kein Wort auch von der dunklen That,
Die Saarlouis' Mauern noch verbergen —
Kein Wort von den drei heiligen Särgen,
Die dort der Preuße gezimmert hat —
Was ſollen die Worte? — ſoll wieder beginnen
Das lange Reden und Verſeſpinnen,
Die Ständchen und die Fackelzüge
Und jene ganze alte Lüge,
Wo von leerem Schall und leerem Rauch
Man ſich ſo gerne läßt betäuben,
Um dann beim Alten ſtehn zu bleiben,
Vergnüglich ſich die Hände zu reiben
Und eine Fauſt im Sacke zu machen,
Dieweil die Andern lachen?

Ihr armen deutſchen Liberalen!
Bei Gott, es war nur leeres Prahlen

Und hohle Renomiſterei,
Da ſo ihr thatet, als wäret ihr frei.
Wie käm' es ſonſt denn, daß bis heute
Noch nicht hervor wie wilde Meute
Die ſizilianiſche Veſper brach? —
Wie käm' es ſonſt, daß all' die Schmach,
Daß all die abgrundtiefen Wunden
Nicht einen raſenden Rächer gefunden,
Wie käm es ſonſt, daß Alles ſo friedlich,
So ruhig wandelt und ſo niedlich,
Geſchäfte nicht ſtocken und unermeſſen
Sich heben die materiellen Intreſſen,
Da Thaten geſchehen in Euerem Schoß,
Die Lapplands Volk und Eskimo's
Zum raſenden Wahnſinn könnten treiben? —
Ihr aber werdet Bücher ſchreiben.
Ihr werdet weiſe deduziren,
A posteriori conſtruiren,
Wie Alles alſo kommen mußte,
Wie jeder das im Voraus wußte,
Der weiß, wie Völker ſich entwickeln.
Wollüſtig wird es in Euch prickeln
Von all der Weisheit; Beſonnenheit

Wird wieder gerühmt wie in alter Zeit —
Man ſuchet das beſtaubte Vertrauen
Von Neuem hervor aus der Rumpelkammer,
Um durch das Vertrauen über all den Jammer
Wie durch Brillen die ſchöne Zukunft zu ſchauen.
Und neue Tugenden kommen zu Gnaden,
Die nichts doch ſind als glanzloſe Laſter,
Nicht tauglich aufzureißen ein Pflaſter,
Nicht fähig eine Büchſe zu laden.
Die Feigheit heißt dann Beſonnenheit,
Und Dummheit heißet Gründlichkeit
Und Stumpfſinn Bürgertugend heißt,
Und Kriecherei iſt deutſcher Geiſt —
Schon Gagern hat, als Dilettant,
Seine Feigheit Staatsweisheit genannt.

Wo biſt Du, o Volk, das dieſen Namen
Verdient und das auch würdig iſt,
Daß ſeiner Zukunft ſolcher Saamen
Wird ausgeſtreut, wie zu dieſer Friſt

In Raſtatt, Mannheim und aller Orten? —
Ich ſehe Leute in Lumpen und Borten,
Ich ſeh Gelehrte und Profeſſoren
Und Präſidenten und Aſſeſſoren,
Weinküfer ſeh' ich und Redakteure,
Superintendenten und Accoucheure,
Und Börſenleute und Zeitungsſchreiber,
Aſtronomen und Steuereintreiber,
Lumpenhändler und Alterthumskenner,
Biedermänner, Hanſemänner, Baſſermänner —
Allein wo ſind die *Männer*, die *Männer*?!? —

Ich ſehe ſie nicht, ſo weit ich auch blicke —
Bruchtheile ſind's nur, nichtsſagende Stücke,
Ich ſehe nur Zähler ohne Nenner.

Lebt wohl! und dieſes erſte Buch
Der Chronik, das ich mit Lachen begann,
Ich ſchließ es als betrübter Mann. —

Den **VÖLKERN** Segen, den Fürſten – – –
So ſchließ' ich dieſes erſte Buch.

Finis Capitis V. Libri I.

Nach der Natur.

Nach der Natur.

Novellen

von

Moritz Hartmann.

Erſter Band.

Stuttgart.
Druck und Verlag von Emil Ebner
1866.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Die Ausgeſtoßenen.

Zu Anfang der vierziger Jahre hielt ich mich in einer berühmten deutſchen Univerſitätsſtadt auf. Ich war mit allerlei Arbeiten überhäuft und bedurfte eines Abſchreibers, dem ich im Nothfalle auch in lateiniſcher Sprache diktiren konnte. Demgemäß ſetzte ich eine Anzeige in das Tageblatt, und ſchon am nächſten Morgen wurde meine Stube, trotz der geringen Bezahlung, die ich für ſtundenlange Arbeit anbot, von ſolchen Schaaren alter Studenten, Kandidaten, Magiſtern und Doktoren geſtürmt, daß ich über das Elend, auf das ich aus dieſem Umſtand als in der gelehrten Welt herrſchend ſchließen durfte, entſetzt war. Freilich waren unter den Bewerbern um dieſe kümmerliche Stelle Viele, denen man es anſah, daß ſie ganz oder zum Theil ihr Elend ſelbſt verſchuldet hatten, aber auch Andere, die offenbar ein trübes Loos unverſchuldet trugen. Unter dieſen Letzteren fiel mir beſonders Einer auf, der mit keinem

Titel eines Kandidaten oder Doktors prahlte, den jedoch ein Ausdruck voll Wehmuth im ganzen Geſichte, eine tiefgefurchte, ſehr intelligente, und eben ſo kummervolle Stirne empfahl. Er nannte ſich einfach Karl Möbius, und ſobald man ſeinen Namen wußte, bildete man ſich auch ein, daß man die lateiniſche Endung hätte errathen können; denn er ſah ganz ſo aus wie Einer, der von jenen Gelehrten früherer Jahrhunderte abſtammt, denen ihr deutſcher Name zu profan klang. Indeſſen trug er von ſeiner Gelehrſamkeit nichts zur Schau. Beſcheiden ſetzte er ſich hin, kopirte oder ſchrieb, was man ihm diktirte, ohne irgend welche Bemerkung zu machen.

Erſt nach Tagen entdeckte ich, daß ich einen wahrhaften Gelehrten engagirt hatte, und zwar einen der bei weitem mehr wußte. als ich ſelber. Er erſparte mir manches Nachſchlagen und Suchen in den Büchern, denn er war ein lebendiges lateiniſches und griechiſches Lexikon, und außerdem auf hiſtoriſchem, philologiſchem und archäologiſchem Felde eine wahrhafte Encyklopädie. Jeden Tag machte ich eine neue Entdeckung, fand ich in ihm eine neue Fundgrube des Wiſſens. Jeden Tag mußte ich neu erſtaunen, und bald war ich ſo weit gekommen, daß ich mich vor ihm meiner Arbeiten und meines verhältnißmäßig geringen Wiſſens geſchämt haben würde, wenn ich ihn nicht ſchon nach zwei Wochen gemeinſchaftlicher Arbeit halb und halb als meinen Lehrer und ganz als meinen Mitarbeiter und Vertrauten betrachtet hätte. Ich legte jede falſche Scham bei Seite, berathſchlagte und beſprach mich mit ihm über den Gegenſtand meiner Arbeit, und es ſtellte ſich, trotz ſeiner Zurückhaltung, zwiſchen uns Beiden ein ziemlich vertrautes Verhältniß her. Dieſes wurde ſeinerſeits durch Dankbarkeit genährt, da es mir in Folge meiner Verbindungen mit Buchhändlern gelang, ihm allerlei Erwerbsquellen zu eröffnen, die, wie er mir offenherzig ſagte, ſeine Einkünfte auf einen von ihm bisher unerreichten Grad erhoben und ſeine Sorgen bedeutend verminderten. Ich erfuhr bei dieſer Gelegenheit, daß er Vater von drei Kindern war, und er machte mir kein Hehl daraus, daß er ſeit Jahren mit dem grauſamſten Mangel zu kämpfen hatte. Das fiel mir auf, denn Herr Möbius hatte nichts von jener Unbeholfenheit vieler deutſchen Gelehrten, welche ſie an Ausbeutung und Benützung ihres Wiſſens verhindert; er ſah im Gegentheil trotz ſeines melancholiſchen und gedrückten Weſens wie ein Mann aus, der, ausgerüſtet mit ſo reichen Kenntniſſen, wie er war, überall in der Welt ſein Glück machen müßte. Sein beſcheidenes Weſen, ſein formvolles Benehmen, der wohlwollende

Blick ſeiner Augen, ſelbſt ſchon der klangvolle Ton ſeiner Stimme mußten für ihn einnehmen, und Jeden, an den er ſich wandte, zu näherer Prüfung ſeiner Verdienſte auffordern. Wie viel unverdientes Unglück es auch in der Welt geben möge, wie viel Verdienſt auch nicht anerkannt wird, ſo gibt es doch auch immer viele Menſchen, von denen man ſich ſagen muß, daß ſie, trotz der Bereitwilligkeit der Welt, ungerecht zu ſein, nothwendig ihren Weg machen müſſen, wenn auch manchmal etwas ſpäter, als ſie es verdienen — und zu dieſen Menſchen gehörte unſtreitig Herr Karl Möbius. Es war mir deßhalb doppelt auffallend, daß er, der bereits tief in den Dreißigen ſtand, ſich noch immer nicht eine Stellung gemacht hatte, die ihn vor dem Mangel, über den er klagte, geſchützt haben würde.

Das Räthſel konnte in dem Umſtande, daß er Theologie ſtudirt hatte, einige Erklärung finden. Er war ein liberaler Geiſt, alſo ſchwerlich mit der im Lande herrſchenden Richtung der Theologie einverſtanden, vielleicht in ſeinen Anſichten über Religion ſo weit vorgeſchritten, daß er als ein Mann, der nicht zu heucheln verſtand, mit gutem Gewiſſen auf der theologiſchen Laufbahn überhaupt nicht beharren konnte.

Aber dieſe Erklärung ſeines elenden Zuſtandes war ungenügend. Er war in ſo vielen Fächern des Wiſſens heimiſch, daß er mit Erfolg verſchiedene andere Laufbahnen hätte einſchlagen können, wenn ſich ihm nicht irgend ein unbekanntes Hinderniß entgegenſtellte. Ein ſolches unbekanntes Hinderniß mußte vorhanden ſein; hinter dem Weſen dieſes Mannes — er ſah ganz darnach aus — mußte irgend ein Geheimniß verborgen ſein, das ihn auf dem Wege des Lebens bei jedem Schritte hemmte. Fiel es mir doch gleich zu Anfang auf, daß er zögerte, mir ſeine Wohnung anzugeben, und ſpäter, als wir ſchon ſehr vertraut mit einander waren, daß er mir nie von ſeiner Vergangenheit, von ſeinen perſönlichen Verhältniſſen und von den Urſachen, warum er die begonnene Laufbahn aufgegeben, erzählen wollte, und endlich, daß er mir auf meine Bitte, ihn in ſeiner Wohnung beſuchen zu dürfen, die Erlaubniß rundweg abſchlug.

Nach dieſem erkannte ich, daß ich mich trotz aller Theilnahme, die ich für ihn empfand, eben ſo wenig in ſeine Freundſchaft als in ſein Geheimniß drängen dürfe; ich ſchrieb mir genaue Verhaltungsregeln für unſern Verkehr vor, beſprach nur noch unſere Arbeiten mit ihm, und hielt meine Fragen wie meine Theilnahme zurück, ſelbſt wo er mir mit größerer Offenheit entgegenkam. Es war ein Verhältniß, eine Freundſchaft, wie ſie unter Männern nicht ſelten vorkommt;

man kennt und achtet einander, losgelöſt von allen Familienangelegenheiten, von jeder familienhaften Umgebung. Einer iſt dem Andern ein Bild ohne Hintergrund.

So verging uns ein ganzer Winter in gemeinſchaftlicher Arbeit, und in ſolcher, ſo zu ſagen, abſtrakten Freundſchaft. Mit Anbruch des Frühlings machte ich eine Fußwanderung von mehreren Tagen in das nur wenige Meilen entfernte Gebirge. Meine Arbeiten waren für jetzt vollendet, und ich wußte nicht, wie lange ich noch in der Univerſitätsſtadt bleiben werde. Möbius hatte zu meiner großen Genugthuung in Folge meiner Bemühungen eine Beſchäftigung gefunden, die, wie er verſicherte, bei ſeinen geringen Bedürfniſſen vollkommen hinreichte, alle Sorgen zu entfernen. Unſer äußerliches Verhältniß war dadurch gelöſt, und als ich mein Bedauern ausdrückte, daß er mir jetzt wieder ganz aus den Augen verſchwinden ſolle, verſprach er mir gerne, mich von Zeit zu Zeit zu beſuchen, verſchwieg aber noch immer, wo er wohnte, und es ſchien ihm auch nicht im Entfernteſten einzufallen, daß er mich zu einem Beſuche einladen könnte. Aber bei meiner Rückkehr aus dem Gebirge ſollte ich ſeine Wohnung auf die zufälligſte Weiſe entdecken.

Es war an einem Sonntag Nachmittag, und ich näherte mich bereits dem Dorfe, das nur noch durch einen kleinen Spaziergang von der Univerſitätsſtadt getrennt iſt. Auf einem Fußpfade ſtieg ich vom Walde einen Abhang hinab und gelangte an ein einſam ſtehendes Haus, das einige hundert Schritte weit vor dem Dorfe lag, im Ganzen etwas über eine halbe Stunde von der Stadt entfernt. Es war ein altes, hölzernes Haus, deſſen Balken durch ein Gemiſch von Lehm und Kalk zuſammenhingen. Ein hohes Strohdach bedeckte es, auf deſſen Firſt allerlei Pflanzen wuchſen, und deſſen Abhänge von grün und gelbem Mooſe bedeckt waren. Man hätte es eine Hütte nennen können, wenn es nicht ein oberes Stockwerk gehabt hätte. Vorn hing das Dach mit breitem Schirme weit herab und bildete, von mehreren Balken geſtützt, eine Veranda, die es angenehm beſchattete, und unmittelbar an dieſe Veranda ſchloß ſich ein kleiner Garten mit alten Bäumen und gut bearbeiteten Beeten, in denen allerlei Küchenpflanzen ſproßten. Wie alt und arm auch das Material des Hauſes war, ſo machte es doch einen warmen und gemüthlichen Eindruck. Es war in allen ſeinen Theilen ſehr reinlich gehalten, und der Garten daran war mit vieler Liebe und Sorgfalt gepflegt. Ich konnte Alles bequem überſchauen, da der Fußpfad an der einen Seite des niedrigen Gartenzaunes in einiger Höhe dahin lief, ſo daß ich von einer gewiſſen Stelle durch die hintere Thüre auch in das Innere zu blicken vermochte. Etwas müde, wie ich von der Wanderung war, blieb ich um ſo lieber ſtehen, um dieſe Idylle etwas länger zu betrachten, als aus dem ärmlichen Hauſe ein ſchönes Konzert zweier Violinen erſcholl, von denen die erſte mit großer Meiſterſchaft gehandhabt wurde. Um das Bild zu vollenden, ſaß unter der Veranda eine ſchöne Frau von ungefähr dreißig Jahren, welche im Gegenſatz zu der höchſt ländlichen Umgebung ſtädtiſche Tracht trug, und zwei hübſche Kinder, die ſich im Garten herumtrieben, von Zeit zu Zeit, wenn ſie zu laut wurden, offenbar mit Rückſicht auf die Muſik zu beruhigen ſuchte.

Was hatte ich mit dieſem Reſte eines Sonntag Nachmittags Beſſeres anzufangen, als ein ſolches Konzert und ein ſolches Bild zu belauſchen? Und ſo legte ich meinen kleinen Reiſeſack auf den Boden und ſetzte mich auf eine ſchadhafte Stelle des Gartenzaunes und ſah und horchte.

Das Konzert ging zu Ende, und gleich darauf erſchien ein kleiner Junge mit einer Violine in der Hand und mit hochgerötheten Wangen unter der Veranda, um ſich von ſeiner Mutter für ſeine Leiſtungen loben zu laſſen. Die Frau ſtreichelte ihm die rothen Backen auf das Zärtlichſte und ertheilte ihm, wie mir aus ihren Geberden hervorging, reichliche Lobſprüche. Indeſſen erſchien auch ein Mann in der Thüre, der ebenfalls eine Violine in der Hand hatte und in dieſe Lobſprüche mit einzuſtimmen ſchien. Der Knabe war ganz glücklich, ſetzte die Violine wieder an und forderte den Vater dringend auf, ein Gleiches zu thun. Die Mutter ſtimmte mit ein, und die beiden Muſiker begannen nunmehr unter der Veranda das Konzert aufs Neue. Die Kinder, die ſich im Garten herumgetrieben hatten, ſtellten ſich jetzt ruhig vor die beiden Spielenden hin, legten die Hände auf den Rücken und hörten aufmerkſam zu. Es war eine ſchöne Gruppe und eine ſchöne Szene: ein veredelter Adrian Oſtade. Die Landſchaft ringsherum war von ſchönem Sonntagsfrieden bedeckt; eine milde Frühlingsſonne tauchte die ganze Welt in feinſtes Gold; die Gruppe der muſizirenden und horchenden Familie ſtand mir faſt im Schatten; nur der blonde Kopf der Mutter, die an einer der Säulen ſaß, wurde von einem Sonnenſtrahle erreicht, und war wie von einem Nimbus umgeben. Nichts war zu hören, als hie und da in den Bäumen Vogelſang und der Klang der beiden Violinen. Ich glaubte mitten in eine holde Idylle, an die Grenze einer glücklichen Oaſe gelangt zu ſein; ſelten hatte mir ein Bild, eine Gruppe oder irgend welche Erſcheinung ſo ſehr wie dieſe den Eindruck ſtillen Glückes gemacht. Begierig, die Beſitzer und Vertreter dieſes Glückes genauer zu ſehen, übertrug ich mich an eine andere Stelle, die mir eine nähere Einſicht in die Veranda geſtattete, und ſuchte von da aus, nachdem ich mich noch einmal an dem ſchönen, ernſten und bedeutenden Geſichte der Frau erfreut hatte, das Geſicht des glücklichen Hausvaters auf, das ich, da er ganz im Hintergrunde der Veranda ſtand, bis jetzt nicht hatte ſehen können. Wie groß war mein Erſtaunen, als ich meinen Freund Karl Möbius erkannte. Es war kein Zweifel, daß er hier zu Hauſe und in der Mitte ſeiner Familie war, denn er hatte einen alten Hausrock an, trug den Hals ganz bloß, und an den Füßen eine Art von Sandalen, kurz, ſah ganz ſo aus wie Einer, der es ſich am Sonntag Nachmittage zu Hauſe im Kreiſe der Seinen ſo bequem und behaglich als möglich macht.

Die erſte Abſicht, die in mir auftauchte, war, ihn grüßend anzurufen, aber ich beſann mich raſch, daß ihm damit, nach allen gemachten Erfahrungen, nicht gedient ſein würde, und ich beſchloß, mich, wenn ich ihn in ſeinem Familienleben noch einige Zeit belauſcht haben würde, leiſe davon zu ſchleichen. Ich hielt mich alſo ſo ruhig als möglich, und hörte und ſah mit großer Aufmerkſamkeit zu.

Ich geſtehe, daß mich in dieſem Augenblicke das Geſicht der ſchönen Frau, die mir gerade gegenüber ſaß, am meiſten intereſſirte. Je länger ich ſie betrachtete, deſto größer erſchien mir ihre, wenn auch verblühte, wenn auch durch Sorgen und Kummer offenbar traurig verhüllte Schönheit — und plötzlich tauchte der Gedanke in mir auf, ob ſich mein Freund Möbius nicht vielleicht aus Eiferſucht ſo ſehr vor der-Welt abſchließe? Warum nicht? Madame Möbius war in der That ſo ſchön, daß ein ängſtliches Hüten eines ſolchen Schatzes bis zu einem gewiſſen Grade gerechfertigt erſchien. Außerdem hatte ich längſt die Erfahrung gemacht, daß die deutſchen Gelehrten mit zu den eiferſüchtigſten Kreaturen der Welt gehören. Wie man immer geneigt iſt, die Eiferſucht zu verſpotten, ſie, die ſchrecklichſte Qual des Menſchen, nicht ernſt zu nehmen und mit ihr zu ſpielen, ſo hatte ich auch in demſelben Augenblicke den Gedanken, mich durch ein Geräuſch bemerkbar zu machen und meinen Freund Möbius auf dieſe Weiſe zu zwingen, mich zum Eintritt in ſein Haus einzuladen und ſeiner ſchönen Frau vorzuſtellen. Doch gab ich dieſen Gedanken raſch wieder auf. Wie leicht konnte ich meinem Freunde Unrecht thun, wie leicht ihn durch ſo frivoles Benehmen in ernſthafte Verlegenheit bringen. Das tief ernſte und ausdrucksvolle Geſicht ſeiner Frau ſagte mir, was mir ſein eigenes ſchon geſagt hatte, daß hinter ihrer Abgeſchloſſenheit ernſthafte Motive verborgen liegen müſſen, die ich achten ſolle. Ich warf noch einen Blick auf das Geſicht dieſer Frau, um mir zu ſagen, daß ſelbſt dieſes Lauſchen, ſo weit ich mir es erlaubt hatte, vielleicht ſchon unberechtigt ſei, und ich erhob mich, um meine Wanderung fortzuſetzen.

Aber ich hatte meinen Reiſeſack an der Stelle, wo ich zuerſt gelauſcht hatte, liegen laſſen, und ich mußte, um ihn zu holen, dahin zurückkehren. Ich kam zu ſpät. Den zwei kleinen Kindern hatte das Konzert zu lange gedauert. Sie liefen, während ich dort lauſchte, wieder durch den Garten, hatten meine Reiſetaſche jenſeits des Zaunes entdeckt und ſie eben herüber geholt, als ich an dieſe Stelle zurückkehrte. Die Kinder merkten wohl, daß die Taſche mir gehörte, hatten aber, ſcheu wie ſie waren, trotz aller Aufmunterung, die ich ihnen zukommen ließ, nicht den Muth, zu mir zurückzukehren. Der Umſtand, daß ich nicht laut ſprechen wollte, daß ich ihnen nur zuflüſterte, und mich durch Zeichen verſtändlich zu machen ſuchte, machte ſie noch ängſtlicher und ſie thaten, was Kinder in ſolchem Falle zu thun pflegen — ſie kehrten mir den Rücken und liefen, ſo ſchnell ſie konnten, ihren Eltern zu. Die Taſche ließen ſie auf halbem Wege fallen und liegen. Um ſie zu holen, hätte ich über den Zaun ſteigen und ſo weit in den Garten hineingehen müſſen, daß mich Möbius jedenfalls zu Geſichte bekommen hätte. Da ich das vermeiden, aber auch die Taſche, in der ich Mancherlei hatte, was mir von Wichtigkeit war, nicht fahren laſſen wollte, wußte ich nicht, was zu beginnen — überlegte — zögerte — bis mit einem Male Möbius, von den Kindern geführt, heraufkam und an ein Entrinnen nicht mehr zu denken war.

Er ſtutzte einen Augenblick, als er mich erkannte, und blieb ſtille ſtehen. Mein Reiſeanzug und meine Reiſetaſche, die er in Händen hielt, ſagten ihm wohl, daß ich ſeinen Aufenthalt nur durch Zufall entdeckt, und daß an Zudringlichkeit meinerſeits nicht zu denken war — raſch entſchloſſen ging er denn mit großen Schritten auf mich zu, ſtreckte mir die Hand entgegen und ſagte, indem er mich ſanft in den Garten hineinzog: „Der Zufall thut, was ich längſt hätte thun ſollen, und gibt mir eine gute Lehre. Niemand ſähe ich ſo gerne bei mir, wie Sie, lieber Doktor, doch hatte ich nie den Muth, Sie in meine Häuslichkeit einzuführen. Es iſt das eine wahre Feigheit und Undankbarkeit.“

„Ich verſtehe Sie nicht,“ erwiderte ich.

„Sie können mich nicht verſtehen," fiel er mir ins Wort, „und noch habe ich nicht den Muth, Sie ganz aufzuklären, wie groß auch das Recht iſt, das Sie auf mein Vertrauen beſitzen. Ich kann Sie nur verſichern, daß ich nichts ſo ſehr wünſche, als endlich ſtark genug zu ſein, um Ihnen Alles mitzutheilen, was ich Ihnen längſt gerne mitgetheilt hätte. Der Zufall, der Sie zu mir geführt, gibt mir die Hoffnung, daß ich zu dem, was ich wünſche, mit der Zeit gezwungen ſein werde."

„Lieber Freund," ſagte ich, „Sie werden mir immer unverſtändlicher. Ihr Haus, ihr Garten, Ihre Kinder, und, wie die Orientalen ſagen, ‚die Schwelle Ihres Hauſes,' nämlich Ihre Frau und Ihr ganzes Leben, wie ich es in dieſer halben Stunde belauſcht habe — das Alles zuſammengenommen bildet eine Welt, von der ich vollkommen begreife, daß man ſich gerne in ihr abſchließt, und in der man, wie die Helden in den Wahlverwandſchaften, von jedem fremden Elemente nur Störung fürchten muß."

„Das iſt es nicht," erwiderte Möbius, „ich denke nicht wie Eduard und Charlotte; ich meine, daß die Gegenwart eines Freundes nur zur Vervollſtändigung eines Hausweſens dienen kann. Auch meine Armuth iſt es nicht, die mich zu dieſer Abgeſchloſſenheit bewog, zu dieſer Zurückhaltung ſelbſt Freunden gegenüber, denen ich Dank ſchulde — ich habe andere Urſachen — aber davon wollen wir, wie ich hoffe, ein andermal ſprechen, heute ſollen Sie meine Familie kennen lernen.“

So ſprechend kamen wir an der Veranda an. Frau Möbius empfing mich mit großer Freundlichkeit und mit einnehmenden Worten, obwohl mit einer gewiſſen Zurückhaltung, die zu dieſen Worten nicht ganz paßte. In ihren Blicken wie in ihrem Benehmen drückte ſich dieſelbe Scheu aus, die mir in der erſten Zeit unſerer Bekanntſchaft an ihrem Manne ſo peinlich geweſen; ja es ſchien mir, als wäre dieſe Scheu, ohne mit zu großer weiblicher Schüchternheit verbunden zu ſein, an ihr in noch weit höherem Grade vorhanden. Das war um ſo auffallender, als weder ihre äußere Erſcheinung, die, wie ſchon geſagt, zu den einnehmendſten gehörte, noch ihr Benehmen und ihre Bildung es erklärten. Dieſe letztere war gewiß ungewöhnlicher Art; ihr Wiſſen machte ſie würdig, die Frau des gelehrten Möbius zu ſein. Man konnte nach kurzem Geſpräche erkennen, daß ſie ſeine vortreffliche Schülerin war, daß ſie an Allem, was er ſtudirte und arbeitete, ihr Theil hatte, und daß Beide ihre Einſamkeit auf die gebildeteſte Weiſe mit Lektüre und Geſprächen über die bedeutendſten Gegenſtände ausfüllten. Sagte ich mir früher, daß

Möbius der Mann ſei, um in den verſchiedenſten Verhältniſſen ſein Glück zu machen, ſo mußte ich mir jetzt ſagen, daß ſchon eine ſolche Frau hinreichen würde, um einer Familie in der Welt eine ſchöne Stellung zu machen. Der Mangel, den ſie durch ſo viele Jahre getragen, die Einſamkeit, in der ſie lebten, das ſcheue Weſen, das ſie Beide bezeichnete — Alles das erſchien mir aufs Neue räthſelhaft, und ich fing, während ich mit ihnen Beiden ſprach, wieder an, nach Erklärungen zu ſuchen. Plötzlich flog mir die Erinnerung an eine mir bekannte Familie durch den Sinn — ich fragte mich, ob hier vielleicht ein gleiches Schickſal walte und ob nicht etwa Frau Möbius wahnſinnig ſei? Aber ſie hatte in Blick, Worten und Benehmen nicht die geringſte Spur des geringſten Symptomes, das auf ein ſolches Unglück hätte ſchließen laſſen. Eben ſo wenig erlaubte die Ordnung und Reinlichkeit in der Wohnſtube, in die ich von ihr geführt wurde, auf irgend eine Störung oder Unordnung ihres Geiſtes zu ſchließen, wenn es wahr iſt, daß ein Blick in die Häuslichkeit zugleich ein Blick in die Seele der Hausfrau iſt. In dieſer Stube ſah es durchaus wohnlich und heimlich aus; obwohl ſie zugleich die Arbeitsſtube des Hausherrn war und viele Bücher und Papiere in ſich ſchloß, ſo waren dieſe doch ſo geordnet, daß ſie mit den wenigen unbedeutenden Bildern an der Wand, mit den Gartentöpfen in den Fenſtern noch einen Schmuck des Zimmers bildeten. Ueberhaupt ſah es hier, trotz der Armuth, die ſich nicht verbergen konnte, in Allem und Jedem ſo aus, als wäre man auf dem Schauplatze eines Stilllebens, das durch die Armuth mehr gehoben als beeinträchtigt wurde. In noch weit höherem Grade war dieß der Fall, als die Sonne ſank und die Ruhe des Abends ſich noch zu der Ruhe dieſer Abgeſchiedenheit geſellte.

Frau Möbius war in die Küche gegangen, um das Abendeſſen zu bereiten. Ich ging mit ihrem Manne, von den Kindern umſchwärmt, im Garten auf und ab. Es gefiel mir hier ſo ſehr, daß ich ihn um dieſen Aufenthalt beneidete, in die ihn doch ſeine Armuth verbannt hatte. Auf einem kleinen Hügel im Hintergrunde des Gartens ſah ich mich um, und pries ſein Tuskulum in begeiſterten Worten. Rechts von mir, ferne genug, daß kein Laut ihres Geräuſches zu uns dringen konnte, lag die Stadt, deren Thürme noch von der untergehenden Sonne vergoldet waren; vor ihr das Dorf, von einer reichen Pflanzenwelt verdeckt und hinter einem Gehege junger Blüten verſteckt. Einen beſonderen Reiz, beſondere Poeſie hatte dieſes Dorf außerdem in den Augen eines jeden Gebildeten, da es in der Geſchichte der deutſchen Dichtung als Aufenthalt eines unſerer edelſten Geiſter eine Rolle ſpielt. Unmittelbar vor mir lag ein Thal, das ein kleines Bächlein durchfloß, und in das, ungefähr eine Viertelſtunde aufwärts, ein Seitenthal mündete, das durch ein Buchenwäldchen geſchloſſen war. Vor dieſem Buchenwäldchen, bereits von den Schatten der niedrigen Berge bedeckt wie von ſichtbarer Stille, lag ein einſames Haus, dem die Stille und Einſamkeit, die ihm das kleine Thal gewährte, noch nicht zu genügen ſchienen, denn es kehrte ſich mit Thüren und Fenſtern dem Walde, und wandte der Welt den Rücken zu. Trotzdem hatte der Anblick dieſes Hauſes etwas ſehr Einladendes, und ich konnte kaum meine Blicke davon abwenden. Zwiſchen zwei Abhängen, vor dem Wäldchen liegend, und außerdem von blühenden Gehegen eingerahmt, war es ein vollendetes Landſchaftsbildchen, das Ruhe und Frieden athmete.

„Wer iſt der Glückliche, der dieſen holden Winkel bewohnt?“ fragte ich meinen Wirth.

Er hörte nicht und ich mußte meine Frage wiederholen. Er räuſperte ſich, ſah ſich verlegen um und antwortete endlich, nachdem er ſich überzeugt, daß ihn die Kinder nicht hören konnten, mit gedämpfter Stimme: „Dort wohnt der Scharfrichter.“

Ich wäre ſehr überraſcht geweſen, wenn mir die ſonderbare Art und Weiſe meines Freundes bei dieſer Antwort nicht aufgefallen wäre. Warum wollte er meine erſte Frage nicht hören? Warum ſah er ſich, bevor er ſie beantwortete, ſo ängſtlich um, und warum endlich ſtieg er gleich darauf vom Hügel hinab und entfernte er ſich von mir, als ob er weitere Erörterungen verhindern wollte? Ich ging ihm nach, aber ich war zerſtreut. Wie ich mir vorhin die Frage geſtellt hatte, ob ſeine Frau nicht vielleicht wahnſinnig ſei, ſo flog mir jetzt der Gedanke durch den Kopf, daß auf Möbius vielleicht irgend ein ſchweres Verbrechen laſte. Es war mir nicht mehr möglich, ein ordentliches Geſpräch fortzuführen, und eben ſo wenig ſchien es Möbius leicht zu ſein. Schweigend gingen wir endlich neben einander auf dem Sandwege hin und her. In meinem Kopfe arbeitete ein ganzer Verbrecherroman mit einem mehr oder weniger edlen und unglücklichen Helden, der der Verbrecher war. Nach wenigen Minuten war ich beinahe überzeugt, daß in Karl Möbius eine Art von Eugen Aram an meiner Seite gehe. Daß er ſich in der Nähe des Henkers angeſiedelt, hätte mir allerdings ein Beweis vom Gegentheil ſein ſollen, denn warum ſollte ein Verbrecher abſichtlich den beſtändigen Anblick des drohenden Richtbeiles aufſuchen? Aber, fragte ich mich wieder: iſt die menſchliche Seele nicht ſo eigenthümlich geartet, daß ſie, beſonders wenn eine Schuld auf ihr laſtet, ſelber die Qual aufſucht? und ſpielen, beſonders Verbrecher, nicht gerne mit der Gefahr, die zugleich mit der Schuld, der Ate, fortwährend über ihren Häuptern ſchwebt?

Während ich mich ſelbſt mit dergleichen Gedanken quälte, kamen die Kinder herbeigelaufen und verkündeten dem Vater, daß der Großvater komme. Aber ſie thaten es nicht mit jener Freudigkeit, mit welcher ſonſt Enkelchen die Ankunft eines Großpapas ankündigen und erwarten. Auch machten ſie nicht die geringſte Anſtalt, dieſem Großpapa entgegen zu eilen, ſondern hielten ſich im Gegentheile von nun an, und zwar mit einer gewiſſen Aengſtlichkeit, in der Nähe des Vaters, den ſie an Rockſchößen und Händen faßten. Möbius hielt bei der Nachricht, die ihm die Kinder brachten, plötzlich in ſeinem Gange inne, runzelte die Stirne und ſah nach allen Seiten, bis ſein Blick auf einem Manne haftete, der rüſtig von einem Berge herab und dem Hauſe entgegenkam. Mein Wirth war offenbar beſtürzt, murmelte einige unverſtändliche Worte und ſagte endlich, nachdem er einen Entſchluß gefaßt hatte: „Es iſt zu ſpät, lieber Herr Doktor — wenn Sie nicht bald aufbrechen, kommen Sie bei dunkler Nacht in die Stadt.“

Ich ſah ihn erſtaunt an. War es doch, als ob er mir die Thüre wieſe. Er ſchlug die Augen nieder, faßte meine Hand und ſagte mit zitternder Stimme: „Verzeihen Sie mir. Ja, ich ſchicke Sie fort — ich will nicht, daß Sie mit dem Manne hier zuſammentreffen — ich weiß nicht, ob Sie mir dieſes Zuſammentreffen vergeben würden — nunmehr aber bin ich Ihnen eine Erklärung ſchuldig; ich werde ſie Ihnen geben, ſobald ich den Muth dazu finde. Seien Sie indeſſen damit zufrieden; grollen Sie mir nicht und leben Sie wohl.“

Ich nahm meinen Reiſeſack und eilte davon, ohne mich der Hausfrau zu empfehlen. Es war mir in dieſem idylliſchen Hauſe plötzlich unheimlich geworden, und ich wollte den armen Möbius von der Angſt, die ihn bedrückte befreien. Ungefähr zwanzig Schritte vom Hauſe begegnete ich dem Manne, mit dem ich nicht zuſammentreffen ſollte. Es war eine große, kräftige Geſtalt, mit langem, grauen Haare, das maleriſch auf die Schultern herabfiel, und ein ruhevolles, wenn auch vielfach durchfurchtes, großes Geſicht einrahmte, das mit offenen, blauen Augen gerade vor ſich hinblickte. Wie der Mann mit dem großen, ſpaniſchen Rohr in der Hand, in ſeinem langen, breitſchößigen braunen Rocke dahin ging, hatte er etwas ſehr Würdevolles, und erinnerte an die Schulzen Niederdeutſchlands, die ſich im Bewußtſein ihres Reichthums und ihrer amtlichen Macht hohen Würdenträgern gleich fühlen.

Schon am Abend des nächſten Tages gab mir Möbius meinen Beſuch zurück. Er trat mit einer gewiſſen Feierlichkeit in meine Stube, beantwortete meine Fragen nach dem Befinden ſeiner liebenswürdigen Frau und der anmuthigen Kinder auf kurze Weiſe, und ſagte dann, indem er ſich zu mir aufs Sopha ſetzte, daß er heute ſeine Geſchäfte in der Stadt etwas abgekürzt, weil er mir gewiſſe und lange Mittheilungen zu machen habe. Er griff nach einer Cigarre, und während er ſie mechaniſch anſteckte und das ausgebrannte Zündhölzchen betrachtete, fuhr er fort: „Der Zufall, lieber Doktor, hat Sie zu mir geführt. Da ich Sie nie eingeladen habe, da ich Ihnen ſogar abſichtlich meine Wohnung verheimlichte, iſt die Verſicherung nothwendig, daß es mich ſehr beglücken würde, wenn ich Sie öfter bei mir ſähe — — das ſollte ſich, nach Allem, was Sie für mich gethan haben, von ſelbſt verſtehen.“

Möbius zog mit Anſtrengung an ſeiner Cigarre und ſtieß gewaltige Rauchwolken aus, als ob er ſich in ihre Schleier hüllen wollte. Dann, mit ſichtlicher Anſtrengung, ſprach er weiter: „Ich kann nicht ſagen, beſuchen Sie mich wieder; es iſt meine Pflicht, Ihnen vorher zu ſagen, daß eine ſolche Einladung unter gewiſſen Umſtänden gewiſſermaßen eine Falle, eine Hinterliſt wäre. Ich weiß ja nicht, wie weit bei Ihnen im praktiſchen Leben Theorieen und anerzogene Vorurtheile auseinander, oder wie nahe ſie neben einander gehen.“

„In dieſer Beziehung,“ erwiderte ich, „glaube ich Sie verſichern zu können, daß ſich in mir nur wenige Widerſprüche finden, und daß Dasjenige, was ich einmal als Vorurtheil erkannt habe, auch nicht die geringſte Gewalt über mich und meine Anſichten —“

„Ich habe mich ſchlecht ausgedrückt,“ fiel mir Möbius ins Wort, „es iſt hier vielleicht von Vorurtheil gar nicht die Rede — aber ich merke, daß ich in Räthſeln ſpreche, daß ich noch lange ſo fortſprechen und Sie ungeduldig machen könnte, während ich nichts Anderes zu thun habe als aufrichtig zu erzählen. Es iſt das eine Pflicht, die ich längſt hätte erfüllen ſollen. Unterlaſſe ich es länger, ſo werde ich Ihnen mit Recht verdächtig. Wie Vieles muß Ihnen an mir, gelinde geſagt, ſchon als ſonderbar aufgefallen ſein!“

Möbius unterbrach ſich wieder und fragte dann: „Iſt es Ihnen z. B. geſtern nicht aufgefallen, daß ich Ihnen nach Ihrem langen Marſche auch nicht die geringſte Erfriſchung angeboten habe?“

„Aufrichtig geſtanden, ja,“ ſagte ich lächelnd.

„Nun, ſehen Sie, ſo würde Ihnen bei mir jeden Augenblick etwas auffallen müſſen, was Sie glauben machen konnte, daß ich die elementarſten Grundregeln der Lebensart, der gewöhnlichſten Menſchlichkeit oder Höflichkeit nicht kenne. Und doch habe ich Ihnen nur deßhalb nichts angeboten, weil ich befürchtete, daß Sie es mir möglicherweiſe nie verzeihen würden, aus der Hand meiner Frau einen Trunk Wein angenommen zu haben.“

„Aber, lieber Möbius,“ rief ich erſtaunt — „Ihre Frau, die mir den Eindruck einer ausgezeichneten Perſon machte — ich verſtehe Sie nicht.“

„Sie werden mich bald verſtehen,“ verſicherte Möbius, „haben Sie nur die Güte mich anzuhören.“

„Ich ſtamme aus einer Paſtorfamilie, in welcher eine gewiſſe ſehr gute, wenn auch nicht ſehr einträgliche Stelle ſeit beinahe zweihundert Jahren ſozuſagen erblich iſt. Es iſt das die Stelle an der St. Martinskirche zu G., und ſie wird von dem ehemals reichsunmittelbaren Fürſten v. S.... vergeben, da das Stadtviertel, in welcher die Pfarre liegt, ehemals zu ſeinem ſouveränen Gebiete gehörte. Die älteſten Söhne der Prediger an der Martinskirche waren zu einer geſicherten Exiſtenz geboren. Es iſt natürlich, daß ich, der einzige

Sohn meines Vaters, unter ſolchen Umſtänden der Theologie beſtimmt wurde, und ich nahm dieſe Beſtimmung, abgeſehen von allen weltlichen Vortheilen, ſehr gerne auf mich, da der Fürſt, unſer Patronatsherr, ein Mann des vorigen Jahrhunderts, mit Vorliebe die Stellen, über die er verfügte, mit freiſinnigen Geiſtlichen beſetzte. Ja, als ich ſpäter auf der Univerſität, der ſchleiermacher'ſchen Richtung folgend, und dabei mancherlei Philoſophieen kennen lernend, Ideen in mich aufnahm, die ſonſt mit dem geiſtlichen Stande, wie er einmal iſt, ſchwer zu vereinigen ſind, konnte ich mir doch noch ſagen, daß ich mit gutem Gewiſſen auf dieſer Laufbahn verharren dürfe, da mir mein Vater als aufmunterndes Muſter diente, indem er, beinahe eben ſo denkend wie ich, anerkanntermaßen in ſeinem Berufe eine höchſt wohlthätige, ſegensreiche Wirkſamkeit entfaltete. Nachdem ich das Gymnaſium meiner Vaterſtadt beſucht, wurde ich im neunzehnten Jahre hierher auf dieſe unſere Landesuniverſität geſchickt. Ich machte meine Semeſter mit größter Regelmäßigkeit durch, benützte meine Jugend mit ebenſo großer Heiterkeit als Gewiſſenhaftigkeit, und ſtand bereits nicht mehr ferne vom Ziele. Mein alter Vater freute ſich ſchon, daß ich, nach einem Jahre ungefähr, bei ihm einziehen, und von ſeinen müden Schultern auf meine jugendlichen einen Theil der Laſt nehmen würde. Ebenſo ſehr freute ich mich, dem guten alten Manne bald zu Hülfe kommen zu können, als plötzlich ein Ereigniß eintrat, das mich zerſtreut machte und mir die nicht unbegründete Beſorgniß einflößte, daß die Vollendung meiner Studien verzögert werden könnte.

„Eines Sonntags durchſtreifte ich, wie das meine Gewohnheit war, mit einem Kollegen und nähern Landsmann die Umgegend dieſer Stadt. Mein Freund gehörte der etwas orthodoxen Richtung an, und wir hatten während des ganzen Tages genug zu ſtreiten und zu diskutiren. Gegen Abend in die Stadt heimkehrend und vom Weine, den wir in einer Dorfſchenke einnahmen, friſch aufgeregt, erhitzten wir uns aufs Neue ſo ſehr, daß wir für die luſtige Muſik, die uns von einem der Tanzböden entgegenſchallte, kein Ohr hatten. Sie kennen wohl den hübſchen, luftigen Pavillon, Tivoli genannt, der ſich ungefähr eine halbe Stunde weſtwärts von der Stadt, nahe an der Landſtraße erhebt? Dort war es. Wir wollten eben daran vorüber, als eine empörende Szene über uns vermochte, was die luſtige Muſik nicht vermocht hatte, als wir plötzlich in der Kontroverſe inne hielten und aufmerkſam wurden.

„Ein junges Mädchen lief fliehend die wenigen

Treppen hinab, welche vom Pavillon gegen die Landſtraße führen. Sie drückte beide Hände vor's Geſicht und eilte ſo ſchnell davon, daß ſie jeden Augenblick hätte fallen können. Nach der Art und Weiſe, wie ſie aus der Thüre ſtürzte, hätte man ſchließen dürfen, daß ſie hinausgeſtoßen worden. Hinter ihr, mit erhitzten Geſichtern, erſchienen mehrere junge Männer aus dem Volke, die ihr allerlei Schimpfwörter und Schmähungen nachriefen; die Fenſter füllten ſich mit jungen, männlichen und weiblichen Köpfen, die der Fliehenden ein höhniſches Gelächter nachſchickten, und dieſes Gelächter wurde noch ſtärker, als ihr einer der jungen Leute ein „Geh' zum Henker!“ nachrief. Es war, als ſollte dieſer rohe Ausruf ein guter Witz ſein. Bei all' dem hatte die Geſchmähte und ſo Verfolgte nichts in ihrem Weſen, was eine ſolche Ausſtoßung aus der Geſellſchaft gerechtfertigt hätte; im Gegentheile hatte ihre Erſcheinung etwas mehr als Beſcheidenes. Sie ſah furchtſam und gedrückt aus, und wie ſie ſo mit den Händen vor dem Geſichte, ohne auf den Weg zu ſehen, dahinlief, war ſie ein rührendes Bild der Beſchämung, der verfolgten Unſchuld, ja des Unglücks. Trotzdem hatte es den Anſchein, als wollten ihre Widerſacher von der Verfolgung nicht ablaſſen, und ohne lange zu überlegen, liefen wir Beide heran, nahmen die Fliehende in unſere Mitte und redeten ihr Worte der Beruhigung zu. Sie that die Hände vom Geſichte und ſah uns durch die Thränen, die ſtromweiſe aus ihren Augen brachen, mit unendlich dankbaren Blicken an.

Ich fühlte großes Mitleid mit dem ſchönen und verſtoßenen Geſchöpfe, und ich empfand die Wahrheit, daß Mitleid die breiteſte jener Pforten iſt, durch welche gerne die Liebe einzieht. Wie viele ſchöne und große Eigenſchaften ich auch ſpäter an Pauline kennen lernte, ſo ſehe ich doch ein, daß ich nicht in Folge dieſer Erkenntniß ſie lieben gelernt, daß, um mich proſaiſch auszudrücken, ſchon in jenem Momente vier Fünftheile meiner Liebe ſich entwickelt hatten. Es war mir, als könnte ich von dem ſchluchzenden Geſchöpfe, das neben mir einherging, nicht mehr laſſen, als müßte ich immer ſo an ihrer Seite bleiben, um ſie zu ſchützen und in ihrem Leid zu tröſten. Doch war ich es nicht, der in der That tröſtete. Mein Kollege ſprach ihr in ſalbungsreichen Worten zu, während ich ſchweigend neben ihr einherging. Ich konnte ſie nur betrachten und immer wieder betrachten und beobachten, wie jedesmal ihr Schluchzen in meinem Herzen ſo wiederhallte, daß ich es mit meinen Seufzern begleitete.

Indeſſen näherten wir uns der Stadt, und mein Kollege wurde mit ſeinen Troſtreden ſparſamer und auffallend unruhig und beſorgt. Er gehörte, wie geſagt, zu der orthodoxen Richtung und zugleich zu den muſterhafteſten Jünglingen der Univerſität. Es konnte uns irgend ein Prediger unſerer Bekanntſchaft, ein Profeſſor der Theologie oder die Frau eines dieſer Prediger oder dieſer Profeſſoren begegnen, in Geſellſchaft eines jungen Mädchens — man konnte ihn fragen, wie er in dieſe Geſellſchaft gekommen, — er hätte antworten müſſen, daß ſie von jenem populären Tanzboden verjagt worden. Er war in Gefahr, ſeinen guten Ruf zu verlieren, ſich bei ſeinen Beſchützern und Meinungsgenoſſen verdächtig zu machen, und ſeine Unruhe wuchs in dem Maße, als wir uns der Stadt näherten. Ich aber, vertieft wie ich war in die Betrachtung des ſchönen, jungen Mädchens, welches, nachdem es ſich von ſeinem Schmerze erholt hatte, plötzlich mit auffallendem Stolze, ja mit großer Würde neben uns einherging, bemerkte nichts von dem Zuſtande meines Freundes, nichts von den Zeichen, die er mir machte, und verſtand auch nicht, was es zu ſagen hatte, als er, nach vielen fruchtloſen Bemühungen, die Wendung eines Weges benützend, auf meine Seite herüber ſchlüpfte und mich am Rocke zu zupfen anfing. Erſt nachdem ich neben der ſchönen Unbekannten ſchon mehrere Straßen der Stadt durchwandert hatte, fiel es mir auf, daß mein Begleiter verſchwunden war.

Ich zerbrach mir über dieſes ſein Benehmen nicht lange den Kopf, da mein ganzes Gedankenleben mit meiner Schutzbefohlenen beſchäftigt war. Je länger ich ſie anſah, deſto weniger gerechtfertigt erſchien mir das rohe Benehmen, deſſen Opfer ſie geweſen, und wie ſie jetzt ſo ſtolz, ſo würdevoll dahinging, ſagte ich mir, daß ſie aus jener Geſellſchaft nur als ein fremdes, hoch über ihr ſtehendes Element ausgewieſen worden, daß die Gemeinheit ſich gegen ſie empörte, weil ſie neben dieſer ihr als ein auffallender Vorwurf und Gegenſatz erſcheinen mußte. Ich war von der Ueberzeugung durchdrungen, daß das Mädchen jene Behandlung nicht verdient hatte, und ich fühlte mich gedrängt, ihr mein Vertrauen zu beweiſen, indem ich auch nicht mit der geringſten Anſpielung nach den Urſachen jener Szene fragte, und ihr in Wort und Geberde die Achtung zu zeigen, die ſie mir einflößte. Meinem Freunde war ich für ſeine Flucht ſehr dankbar; denn als die Unbekannte außerhalb der Stadt ſeine Abweſenheit bemerkte, lächelte ſie erſt vor ſich hin, dann aber wandte ſich dieſes Lächeln mit dem Ausdruck innigſter Dankbarkeit zu mir. Meine Ausdauer, mein Ausharren bei ihr trat mit Hülfe jenes Abfalls ſprechender hervor. Dieſes Lächeln ermuthigte mich, ein allerdings gleichgültiges Geſpräch anzuknüpfen, das mich aber trotzdem beglückte; denn die ſchöne Altſtimme, wie die gebildete Sprache und Ausdrucksweiſe thaten mir ſehr wohl. Letztere ſtimmte viel mehr mit ihrer ſtädtiſchen Kleidung und mit dem Geſchmack ihres Anzuges, als mit der Geſellſchaft und mit der Oertlichkeit zuſammen, von der ich ſie kommen ſah. Es flog mir der Gedanke durch den Kopf, ſie könnte die Tochter höherer gebildeter Stände ſein, die ſich einmal den Scherz gemacht, ſich in eine Geſellſchaft der unterſten Klaſſen zu miſchen, und die, unbekannt mit den Sitten dieſer Klaſſe, einen Verſtoß begangen, der ihr jene Behandlung zugezogen.

Leider dauerte das Geſpräch, deſſen Anknüpfung mich ſo viel Muth und Selbſtüberwindung gekoſtet, nicht lange. Auf jenem Hügel, der die Stadt von meinem Dorfe trennt, und den Sie geſtern überſchreiten mußten, am Rande des Wäldchens, das dieſen Hügel krönt, machte ſie plötzlich Halt, ergriff meine Hand, drückte ſie und dankte mir mit wenigen Worten für den Dienſt, den ich ihr geleiſtet, verſicherte, daß ſie von da aus ungefährdet ihre Wohnung erreichen könne, und bat mich, mich nicht weiter zu bemühen. Die Plötzlichkeit dieſes Abſchieds überraſchte mich, ich kann wohl ſagen, betäubte mich ſo ſehr, daß ſie hinter den Bäumen verſchwunden war, bevor ich noch wußte, was zu ſagen, und bevor ich mit meiner Abſicht, ſie um ein Wiederſehen zu bitten, im

Reinen war. Ich ſtand da wie ein Träumender. Ihre Bitte mich nicht weiter zu bemühen, nahm ich als Verbot, ihr zu folgen, und hatte nicht den Muth, ſoweit in die Baumreihen vorzudringen, daß ich ihr hätte nachſehen können. Als ich es endlich doch that, ohne zu wiſſen, daß ich ihr nachlief, und jenſeits des Wäldchens ankam, ſah ich in ein tiefes Thal und über mehrere Hügel und über einzelne zerſtreut liegende Hütten, welche bereits in Abendſchatten gehüllt waren — aber von dem ſchönen Mädchen, das mein ganzes Herz mit fortgenommen, war keine Spur mehr zu entdecken.

„Und Tage und Wochen vergingen und ſie blieb verſchwunden. Hätte ich ſie einen oder auch mehrere Tage nach dem erſten Zuſammentreffen wieder geſehen, oder hätte ich nur etwas Näheres über ſie gewußt, mein Leben wäre auf die gewohnte Weiſe mit Arbeit und Vergnügen, vielleicht mit erhöhter Thätigkeit und ernſterem Lebensgenuſſe, aber im Ganzen doch in derſelben Weiſe wie vorher weiter gefloſſen. Wie aber die Dinge ſtanden, war ich in beſtändiger Unruhe; natürlich, denn ich war ein Suchender. Ich war, was die Schweizer ſo bezeichnend mit ‚entwegt‘ ausdrücken. Sie müſſen wiſſen, daß dieß die erſte Liebe war, die ich empfand, und das Geheimnißvolle an meiner unbekannten Geliebten war nur geeignet, die Heftigkeit eines ſolchen zum erſten Male auftretenden Gefühles zu ſteigern. Anſtatt der Kirchenväter las ich Gedichte, und anſtatt die Kollegien zu beſuchen, durchſtreifte ich, immer ſuchend und in jedes weibliche Geſicht ſehend, Stadt und Umgegend. Jener Nachmittag ſchwebte mir bereits in vollendeter Verklärung vor, und es ſchien mir, als hätte ich in jenen wenigen Stunden und nur damals erfahren, was Glück ſei. Es war mir zur Gewohnheit geworden, fortwährend den Lenau'ſchen Vers vor mich hinzuſagen:

‚O Menſchenherz was iſt dein Glück?
Ein räthſelhaft geborner,
Und, kaum gegrüßt, verlorner,
Unwiederholter Augenblick.‘

Dieſer Vers konnte mich manchmal zum Weinen bringen, und ſein Inhalt erſchien mir endlich wie ein trauriges Dogma der Wiſſenſchaft des Lebens.

„In Erinnerung an jene Zeit begreife ich, wie das Unglück, vorzugsweiſe aber ein vergebliches Streben, den Menſchen in Zerſtreuungen und endlich in allerlei betäubende Ausſchweifungen treiben kann. Ich war nahe daran ein ganz lüderlicher Student zu werden, und dieſem Umſtande danke ich die Wiederentdeckung meiner Verſchwundenen.

„Da ich allen Vergnügungen nachjagte, beſuchte ich auch einen Maskenball, welcher zum Vortheile einer Stiftung zur Unterſtützung armer Studirenden von Studirenden ſelbſt im Theater veranſtaltet wurde. Natürlich nahmen an dieſem Maskenballe alle Fakultäten Theil ebenſo wie die angeſehenſten Einwohner der ganzen Stadt, und die weiten Räume des Theaters waren von maskirten und unmaskirten Gäſten überfüllt. Nachdem ich zwei-, dreimal getanzt hatte, überfiel mich mitten in dieſem Strudel und Gedränge jene Langeweile, die ich damals ſo oft empfand, wenn ich mich zur Freude zwingen wollte. Gleichgültig ließ ich mich von der Menge hin- und herdrängen. Es fiel mir nicht ein, auch hier in dieſer glänzenden Geſellſchaft, welche die Honoratioren der Stadt vereinigte, und in die man nur vermittelſt eines hohen Eintrittsgeldes gelangen konnte, nach meiner Unbekannten, die ich von einem ländlichen Tanzboden kommen geſehen, zu ſuchen, und es kam mir ſelbſt beinahe wie Wahnſinn vor, als ich mir plötzlich ſagte: ‚Dieſe Maske hier vor mir im Koſtüme der Maria Stuart iſt meine Unbekannte.‘ Die Maria Stuart in dem prachtvollen Sammet- und Atlaßkoſtüm ging hart vor mir am Arme einer andern ebenfalls in die Tracht des ſechzehnten Jahrhunderts gekleideten Perſon einher. Sie ſprach nicht, ſie bewegte ſich kaum, und doch war ich überzeugt, daß ſie es war. Fragen Sie mich, woran ich ſie erkannte? Ich weiß es nicht. Ich ſah ſie verkleidet und nur von rückwärts, aber ich ſagte mir, daß dieſer ſo anmuthsvoll gebogene Nacken und dieſer ſo ſtolz getragene Kopf nur ihr angehören konnten. Ich drängte mich vor, ich ſah ihr in die Augen und war meiner Sache gewiß. Mit Glück bemerkte ich, daß auch ſie bei meinem Anblick nicht unangenehm überraſcht war, und mit noch größerem Glück, daß ſie bereitwillig die Hand ergriff, die ich ihr zum Gruße entgegenſtreckte.

„Eine Minute darauf wirbelten wir zuſammen im Tanze. Ich konnte nicht umhin, ich mußte mir ſagen, daß auch ſie mit mehr als der gewöhnlichen Jugendluſt ſich dieſem Vergnügen hingab. Ich war wie berauſcht, und in dieſem Rauſche geſtand ich ihr mit begeiſterten Worten, wie glücklich ich mich über dieſes Wiederfinden fühlte, und erzählte ihr in vorwurfsvollen und zärtlichen Ausdrücken, wie ich dieſe ganze Zeit hindurch nach ihrer Spur ſuchte. Daß ich ſie ſo ohne alle äußeren Anzeichen, unter der Maske, in dem unerwarteten Koſtüme auf ſo unerklärliche Weiſe wieder erkannte, mußte ſie als Beweis annehmen, daß mich eine geheimnißvolle Macht unwiderſtehlich zu ihr hinzog.

„Ich will kurz ſein. Wir verließen einander nicht mehr. Meine Maria Stuart wies alle Tänzer ab und blieb fortwährend an meiner Seite. Ich ſchwelgte in Freuden, die jeden Augenblick einen andern Grund hatten. Bald war es die Erfahrung, daß ſie gerne in meiner Geſellſchaft blieb, bald die andere, daß ſie ſeit jenem Sonntage manchmal meiner gedacht hatte; dann wieder beobachtete ich, mit welcher Friſche ſie am Leben hing, und dann wieder, wie vielfach ihr Geiſt gebildet war. Ihr eigenes Koſtüm und andere hiſtoriſche Koſtüme, die an uns vorüberzogen, gaben zu allerlei Bemerkungen Veranlaſſung, die eine große Beleſenheit verriethen. Auffallend war mir während der ganzen Zeit nur Eines, daß ſie, als auch ein Karl I., ein Egmont und eine Marie Antoinette an uns vorübergegangen waren und ich die Bemerkung machte, daß wir uns in einer Geſellſchaft von Enthaupteten befänden, plötzlich ſchweigſam wurde, und es meinerſeits einer gewiſſen Anſtrengung bedurfte, um ſie einem langen Nachdenken zu entreißen und wieder geſprächig zu machen. Während dieſes Nachdenkens, das ich mit meiner Bemerkung verurſacht hatte, erhob ſie ſich auch zu wiederholten Malen, und wollte ſie, wie es ſchien, obwohl mit Widerſtreben, mich und den Saal verlaſſen. Aber ein rauſchender Walzer, zu dem ich ſie einlud, und ſchüchterne Liebesworte, an deren Aufrichtigkeit ſie nicht zweifeln konnte, verſcheuchten wieder jene Störung. Es war die einzige während dieſer ganzen glücklichen Nacht; der Schmerz, daß ſie mir trotz aller Bitten ihr Geſicht auch nicht eine Sekunde lang entlarven wollte, wurde reichlich aufgewogen durch das Verſprechen, daß ich ſie am nächſten Abend an derſelben Stelle wiederſehen ſolle, wo ſie mich bei unſerer erſten Bekanntſchaft verlaſſen hatte.

„Der Morgen graute ſchon, als ich überglücklich meiner Wohnung zueilte und dießmal anſtatt jenes Verſes immer den Namen ‚Pauline‘ vor mich hinmurmelte. Dieſer Name war eigentlich das Einzige, was ich, trotz aller Innigkeit, die ſich in dieſer Nacht zwiſchen uns ausbildete, oder vielmehr, die ſich vom erſten Augenblicke unſeres Wiederfindens zwiſchen uns einſtellte, über ſie, von ihr und ihrer Perſon erfuhr. Aber bei meiner Liebe war alles Andere unbedeutende Nebenſache, und ich fühlte Paulinen gegenüber ein ſo unbegrenztes Vertrauen, daß mir alles Geheimnißvolle, alle Widerſprüche und der Umſtand, daß ſie mir gleich beim zweiten Zuſammentreffen ein Rendezvous unter vier Augen geſtattete, ohne mir mit einem Worte von Vater und Mutter geſprochen zu haben, nicht die geringſte Bedenklichkeit erweckte.

„Sie kennen den ſogenannten Poetenweg, der ſich unfern der Stadt längs der Hügel, dann am Saume des Waldes dahinſchlängelt, und endlich in jene von Buchen und Erlen umſchattete, von ſanften Abhängen umfriedete Bucht mündet? Dieſen Weg wandelte, wallfahrtete ich nun oft, und wahrlich, meine Gedanken auf dieſem Wege rechtfertigten ſeinen Namen, und in jener Bucht landete ich wie in einem glückſeligen Golfe. Dort in ſpäten Abendſtunden mit und ohne Mondſchein verfloſſen in Geſellſchaft Paulinens die ſchönſten, reinſten und glücklichſten Stunden meines Lebens, ſo tief glückliche und ſo reine, daß ſie ſelbſt durch die Ungewißheit, in der ich über ihre Verhältniſſe, ihre Familie, ihren Familiennamen, ihre Vergangenheit und über alle Urſachen ihres ſtreng bewahrten Inkognitos verblieb, nicht getrübt werden konnten. Pauline bat mich, nicht zu forſchen, und ich unterließ es gerne und freute mich, ihr dieſen Beweis meines Vertrauens zu geben, weil Vertrauen der beſte Beweis der Liebe iſt. Sie verſicherte mich, daß die Urſachen ihrer Schweigſamkeit trauriger Art ſeien, und das konnte mich nur betrüben und meine Liebe zu ihr vertiefen. Wie ſollte ich auch neugierig ſein, da nach Paulinens Verſicherung die Lüftung des Schleiers höchſtwahrſcheinlich der Anfang unſerer Trennung wäre. Ich kam mir wie der Ritter von Luſignan vor, der eine holde Fee im Arme hielt, ſo lange er nicht neugierig war, und ich beſchloß klüger und ſtärker zu ſein als er, um mich durch Neugierde nicht um mein Glück bringen zu laſſen. Daß Pauline in einer ausgezeichneten Erziehungsanſtalt (einer entfernten Stadt Deutſchlands) aufgewachſen, hätte ich mir ſelbſt ſagen können, ſelbſt wenn ſie es mir nicht erzählt hätte; denn ihr Geiſt war zu einem ungewöhnlich hohen Grade gebildet, ihr Urtheil fein und unabhängig, ihr Gedächtniß eine Schatzkammer von Wiſſen. Und ſo verfloßen unſere Stunden nicht in bloßen Liebeständeleien und Liebesverſicherungen, deren wir Beide, wie wir einmal geartet waren, bald hätten müde werden müſſen, ſondern meiſt in ernſten, ich darf wohl ſagen inhaltsreichen Geſprächen, und das Verhältniß von Lehrer und Schülerin, das ſich bald zwiſchen uns einſtellte, machte unſere Verbindung nur noch inniger. Dieſes Verhältniß machte mir die Lücken ihrer Bildung und ihres Wiſſens eben ſo lieb wie ihr Wiſſen, denn ich konnte ja etwas für ſie thun, ich leiſtete ihr etwas, und ich hatte das Gefühl, das dem Manne dem Weibe gegenüber ſo nothwendig iſt, ich hatte es wenigſtens durch Minuten, daß ich auf gewiſſem Felde über ihr ſtand, während ich mich ſonſt in vielen Beziehungen als tief unter ihr ſtehend anerkennen mußte.

Meine ganze Vergangenheit ſchien mir leer, unbedeutend, mein Charakter leicht und eitel neben ihr, die mir den Eindruck machte, als hätte ihre Geſchichte ein Schickſal, und ihre Seele den Ernſt und die Tiefe, ohne die kein Schickſal zur Einkehr bewogen wird. Alles an ihr war mir theuer und machte mir einen außergewöhnlichen, ja einen großen und geheimnißvollen Eindruck, bis auf Melac, den gewaltigen weißen Hund, der ſie zu unſeren Zuſammenkünften begleitete, zu unſeren Füßen lag und uns mit verſtändnißvollen Augen anblickte. Es war Paulinens einziger Begleiter, oder er kam ihr nach, wenn er zur Zeit, da ſie das Haus verließ, mit ihrem Vater über Feld geweſen. Da ich einmal bei ſolcher Gelegenheit die Beſorgniß ausſprach, daß ihre Wanderungen und unſer Zuſammenkunftsort durch den treuen Wächter verrathen werden könnten, erfuhr ich zu meinem Staunen, daß Paulinens Vater um unſere Zuſammenkünfte wie um die ganze Geſchichte unſerer Bekanntſchaft wußte. Doch ſtaunte ich nicht lange; ich hatte wie das Fragen und Forſchen auch das Verwundern in dieſem ganzen Erlebniß vergeſſen, aufgegeben, und wie ich Pauline jetzt kannte, das reine, ſtarke, auf ſich ſelbſt beruhende Mädchen, fand ich das Vertrauen ihres Vaters nur natürlich, und ich gewann den mir unbekannten Mann gewiſſermaßen lieb dafür, daß er ſein Kind ſo beurtheilte, und daß er meiner Geliebten ſolches Vertrauen ſchenkte, wie der Geliebte ſelber.

„Unter dieſen Umſtänden, die ich Ihnen hier nur andeute, konnte unſere Verbindung immer inniger werden; aber äußerlich ſich weiter entwickeln, einem Ziele entgegenwachſen konnte ſie nicht. Pauline ſagte es mir auch zu wiederholten Malen, daß unſere Liebe, unſer Glück nur wie ein Gedicht ſein könne, das ſeinen Zweck in ſich habe, das ſich in ſeiner eigenen Schönheit genügen müſſe, und daß wir an nichts denken dürften, was man gewöhnlich als „Zweck“ bezeichnet. Mit welcher Trauer ſie das auch ausſprach, ſo verſicherte ſie doch mit dankbarem Gefühle, daß ihr mehr Glück geworden, als ſie in ihrer Lage jemals zu hoffen gewagt hätte. Was mich betraf, ſo war ich im waltenden Augenblicke ſo tief befriedigt, fühlte ich mich ſo reich, daß es mir beinahe an der Kraft gebrach, daß mir nicht mehr die Fähigkeit übrig blieb, an die Zukunft zu denken. Geſchah dieß doch zuweilen auf der Rückkehr vom Poetenwege, ſo tröſtete ich mich damit, daß Pauline ein Mädchen von achtzehn Jahren ſei, und als ſolches das Tragiſche ihrer Lage vielleicht tragiſcher anſehe, als ſie es verdiene. Und dann — war ich nicht ein Mann? War ich nicht dazu da, für ſie den

Kampf mit dem Schickſal aufzunehmen? Wenn ſie mir auch ihre Geſchichte nicht erzählte, wenn ſie ſich auch ſo ſehr vor mir verhüllte, daß ich ſie des Abends von unſerem Plätzchen aus auf ihrem Heimwege nicht zwei Schritte weit in den Wald begleiten durfte, ſo hatte ſie mir doch ſchon ſo viel verrathen, daß zwiſchen uns Beiden das „Vorurtheil“ ſtehe, daß uns das Vorurtheil auf ewig trenne. Dachte ich an dieſe Aeußerung, war ich vollends getröſtet. Ich fühlte mich ebenſo über alles Vorurtheil, wie über allen Aberglauben erhaben. Was konnte es ſein? War ſie eine Jüdin? Ich wollte mit ihr in ein Land ziehen, wo der Ehe zwiſchen Chriſten und Juden kein Hinderniß im Wege ſteht. Oder ein natürliches Kind? Das machte mich lachen. Oder die Tochter eines Verbrechers? Doppelt theuer ſollte mir die unſchuldig Leidende ſein; ich will gutmachen, was die Ungerechtigkeit der Menſchen an ihr verbrochen, und ſie mit meinem Leben gegen jede Anſpielung vertheidigen.

„Indeſſen, wie geſagt, dachte ich jetzt wenig an dergleichen. Zur gegebenen Zeit ſoll mich Pauline kennen lernen und erfahren, was ich für ſie auf mich zu nehmen bereit ſei. Um aber bald dahin zu gelangen, nahm ich meine unterbrochenen Studien aufs Neue und mit friſchem Eifer auf. Mein ganzes Leben, meine ganze Welt war jetzt auf meine Bücher, die mich dem Ziele näher bringen ſollten, und auf jene Abendſtunde zuſammengedrängt. Der Tag wurde mit Vorbereitungen zum Staatsexamen verbracht, der Abend auf jener Bank, ſelbſt wenn Pauline dahin zu kommen verhindert war. So ging es in holdeſter und glücklichſter Monotonie fort durch viele Wochen.

„Eines Abends, da ich wieder allein auf der Bank am Saume des Waldes ſaß und vergebens meine Geliebte erwartet hatte, wollte ich mich eben erheben, um in die Stadt zurückzukehren, als ich mich eines ſonderbaren Auftrages erinnerte, der mir heute Morgen in einem Briefe meines Vaters zugekommen. Die Schweſter des mediatiſirten Fürſten, unſeres Patronatsherrn, eine alte Jungfrau, die auf dem Schloſſe in der Nähe meines Vaters lebte, litt ſeit vielen Jahren, vielleicht ſchon ihr Leben lang, an gewiſſen Krämpfen und Nervenanfällen. Sie hatte bereits alle wiſſenſchaftlichen Sommitäten der mediziniſchen Welt erſchöpft, und war längſt bei den Wunderdoktoren, und ſympathiſchen Mitteln angekommen. Sie hatte in den Zeitungen geleſen, daß hier in dieſer Stadt in nächſter Zeit ein arger Mörder hingerichtet werden ſolle, und nun wurde mir der Auftrag, ihr um jeden Preis das Hemd des Hingerichteten, das er bei der Hinrichtung am Leibe haben werde, zu verſchaffen. Ein ſolches Hemd ſollte ſolche Krämpfe, wie ſie das alte Fräulein plagten, unfehlbar zu heilen im Stande ſein. Da Kleider und Wäſche des Patienten Eigenthum des Scharfrichters werden, ſo ſolle ich ſobald als möglich mich mit dieſem verſtändigen, um, da ſich immer viele Käufer eines ſolchen Hemdes vorfinden, mir daſſelbe auf alle Fälle zu ſichern. Mein Vater, der wohl wußte, wie unangenehm mir ein ſolcher Auftrag ſein werde, erſuchte mich in ſeinem eigenen Namen, jeden Aerger über den Aberglauben und jeden Widerwillen gegen die Unterhandlung mit dem Henker zu überwinden, und mich der Grille der guten, ſonſt ſo vortrefflichen, aber jetzt nicht mehr ganz zurechnungsfähigen Dame zu fügen. Dieſe Vorſicht meines Vaters war höchſt überflüſſig; die alte Fürſtin hatte mir von jeher viel Güte gezeigt, und ich hätte ſelbſt unangenehmere Aufträge für ſie übernommen. Ich erinnerte mich alſo an jenem Abende des Briefes meines Vaters und, da ich nicht ſehr ferne von der einſam gelegenen Wohnung des Scharfrichters ſein konnte, beſchloß ich ſogleich an Vollführung meines Auftrages zu gehen, oder wenigſtens die Unterhandlungen mit dem Scharfrichter zu beginnen. Man hatte mir, als ich mich in der Stadt nach ſeiner Wohnung erkundigte, im Allgemeinen die Gegend hinter jener Hügelreihe, an welcher der Poetenweg hinlief, bezeichnet und meinte, daß ich, dort angekommen, das einſam ſtehende Haus leicht auffinden werde. So ging ich denn den Poetenweg zurück und in langer Biegung um die Hügel. Ich kam mir auf dieſem Wege zum Scharfrichter, wie ich ſo einſam und bei ſpätem Abend dahinging, ziemlich romantiſch vor, und ſuchte mich mit Humor in meine Rolle zu finden. Dabei machte ich allerlei philoſophiſche Betrachtungen über die Gegenſätze des Lebens, und wie ſich trotz aller Grundſätze und Ueberzeugungen in einem Menſchenleben die ſonderbarſten Widerſprüche zuſammenfinden können, da ich, der rationaliſtiſche Theolog, ein Schüler Schleiermacher's, ſelbſt Hegel's, dahinging, um im Namen eines Aberglaubens mit einem Manne zu unterhandeln, welcher die Perſonifikation der Todesſtrafe war, die ich grundſätzlich und inſtinktiv verwarf. Ich befand mich alſo in einer Lage, die weder mit dem Rationaliſten, noch mit dem Theologen, noch mit dem Menſchen übereinſtimmte. Zugleich erinnerte ich mich an die verſchiedenſten und romantiſchſten Henker-Geſtalten und Geſchichten, an Jaques Katch, an Sanſon, an den intimen Freund König Wenzel's des Faulen, den dieſer König ſeinen Gevatter nannte; an den Triſtan Ludwigs XI.; an den Nachrichter, den die berner Armeen immer in ihrem Gefolge mit ſich führten, um ſich nach der Schlacht, bei ruhigem Gemüthe, noch einige blutige Schauſpiele aufführen zu laſſen; an das breite Schwert des brentano'ſchen Henkers, das ſich in ſeinem Schranke unruhig bewegte, als das ſchöne Annerl an der Seite ihrer Großmutter eintrat, und an viele andere ähnliche Geſtalten und Geſchichten. Dabei verſenkte ich mich ſo tief in dieſe Romantik, daß ich unwillkürlich einen ganz in rothes Tuch gekleideten Mann, umgeben von ähnlich gekleideten Knechten, vorzufinden erwartete.

Nach einer Wanderung von ungefähr zwanzig Minuten kam ich in eine ziemlich einſame Gegend, und ſah ich im Hintergrunde eines kleines Seitenthales, eine Art von Gehöfte, das ſich mit ſeinen Bäumen und Dächern im Mondſcheine ganz deutlich auf einem der Abhänge abſilhouettirte. Dahin richtete ich meine Schritte. In der Nähe des Hauſes angekommen, glaubte ich nicht ohne Kampf hineingelangen zu können, denn ein ungewöhnlich großer Hund ſprang mir mit wildem Gebell entgegen. Ich hielt inne, war aber nicht wenig erſtaunt, als der Hund plötzlich ſeinen wilden Gruß in die zärtlichſten Liebkoſungen verwandelte, und ich in ihm unſern treuen Freund und Wächter Melac erkannte. Hat dir deine Herrin zu meinem Nachtheile heute Ferien gegeben, ſagte ich, indem ich ihm den Kopf ſtreichelte, und die benützeſt du, um die Gegend zu durchſtreifen und auf Abenteuer auszugehen? Ich fühlte mich ganz wohl in dieſer befreundeten Geſellſchaft, und mein Weg zum Henker verlor durch die Gegenwart Melacs für mich den letzten Reſt von Unheimlichkeit. Er drückte ſich an meine Seite, und ſo, indem ich ihn fortwährend ſtreichelte, zogen wir, faſt hätte ich geſagt Arm in Arm in den Hof ein.

„Der Anblick dieſes Hofes erweckte den ſtärkſten Zweifel in mir, ob ich auch recht gegangen. Hier ſah es ganz und gar nicht aus, wie ich mir den Aufenthalt eines Scharfrichters vorſtellte; hier lachte oder vielmehr lächelte Alles aufs Freundlichſte. Das ganze Gehöft, wie es im Mondſcheine vor mir lag, ſchien die Heimath der behaglichſten Gemüthlichkeit; wohin man ſich immer wandte, jeder Winkel, jeder einzelne Theil, jede Anordnung ſprach von Sauberkeit, ſorgfältiger Pflege, ja von Schönheitsſinn, obwohl von Luxus und abſichtlichem Aufputz nirgends eine Spur war. Das Gebäude, das mir bei meiner Ankunft den Rücken kehrte, und nach Außen nur eine graue, einförmige fenſterloſe Mauer ſehen ließ, war das eigentliche Wohnhaus, und ſeine dem Hofe zugekehrte Seite zeigte, ganz im Gegenſatze zu der äußern, eine Reihe ſchön eingerahmter Fenſter, die im Style des vorigen Jahrhunderts mit allerlei vorſpringenden Steinmetzarbeiten eingefaßt waren, und zwiſchen denen an die Wand befeſtigte Fruchtbäume wie an einem Spalier ihre Zweige bis hinauf an das Dach erſtreckten. Dieſem Hauſe gegenüber befanden ſich aus Ziegelſteinen aufgeführte Nebengebäude mit vorſpringenden Schweizerdächern und allerlei Holzſchnitzereien an denſelben. Rechts und links zwiſchen dieſen Häuſern wurde der Hof auf der einen Seite von einem zum Theil mit Waldbäumen bepflanzten Garten, auf der andern von einem Kohl- und Blumengärtchen geſchloſſen, welches Letztere durch weiße Staketen mit grünen Spitzen vom Hofe getrennt war. Den Mittelpunkt des Hofes bildete eine Pumpe, welche wie ein Thürmchen hoch in die Luft eine Wetterfahne erhob, und in der Nähe derſelben war eine große Hundehütte aufgeführt, in die ſich Melac bei meinem Eintritte ſogleich begab, aber nur, um ſie in demſelben Augenblicke wieder zu verlaſſen, als ob er mir nur hätte zeigen wollen, daß er hier zu Hauſe war. Ich erſchrack vor Freude bei dem Gedanken, daß ich mich in der Heimat meiner Geliebten befand. Der Zufall oder Irrthum hatte mich ja hierher geführt, und ich hatte mir keinen Vorwurf der Neugierde, der Zudringlichkeit oder des Ungehorſams gegen ihre Befehle zu machen. Ja, hier in dieſer Idylle mußte ſie wohnen, dieſe ganze Umgebung, dieſe ſinnige Einſamkeit vervollſtändigte mir ihr Bild und ſchloß es ab wie ein Rahmen. Ja, hier mußte ſie wohnen, nur ſie paßte in dieſe Welt, und ich hatte meine Schritte anderswo hinzulenken, wenn ich noch heute den Scharfrichter aufſuchen wollte. Ich empfand eine gewiſſe Genugthuung in dem Gedanken, noch nach Möglichkeit ihrem Willen zu gehorchen und mich raſch wieder von ihrer Wohnung, in die ich nicht eindringen ſollte, zu entfernen, und wandte mich in der That, um den Hof ſofort wieder zu verlaſſen. Aber ich mußte über einen Lichtſtreifen, der aus einem der Fenſter fiel, und im Bereiche dieſes Lichtſtreifens angekommen war ich wie gebannt. Wenn ich ihm folgte, kam ich an das Fenſter, und konnte vielleicht einen Augenblick lang in das theure Geſicht ſehen, konnte vielleicht das mir verſagte Glück genießen, ſie einen Moment in ihrem häuslichen Walten zu beobachten. Die Verſuchung war zu groß; ich erlag ihr, und nach drei Schritten ſtand ich an dem Geländer, das die Bäume an der Wand beſchützte, und mich ungefähr eine halbe Elle weit vom Fenſter ferne hielt.

„Ein überraſchender Anblick bot ſich mir dar, ein Anblick der mich überzeugte, daß ich doch recht gegangen und mich bei Meiſter Vogt, dem Henker, befand. In der Mitte der Stube drehte ein vorgebückter Mann in einem Leinwandkittel einen großen Schleifſtein. Ein anderer Mann mit langen grauen Haaren, in Hemdärmeln und großer Sammetweſte mit langen Schößen, in faltigen Stiefeln, die über die Knie reichten, ſtand, ebenfalls gebückt, an der andern Seite des Schleifſteines und drückte ein kurzes, eigenthümlich geformtes Schwert, das an ſeinem äußerſten Ende beinahe ſo breit wie ein Beil war, und ſich gegen den Griff zu bis zur Schmalheit eines gewöhnlichen Schwertes verjüngte, auf den Stein nieder, von welchem zugleich mit einzelnen Waſſertropfen ganze Büſchel von Feuerfunken ſprühten, die bei der nur dämmerigen Beleuchtung der Stube deutlich ſichtbar waren. Weder der Knecht noch der Herr ſprachen ein Wort, ſie ſchienen ihr Geſchäft mit großer Andacht zu betreiben. Von Zeit zu Zeit erhob der Mann mit den langen Haaren das Schwert, prüfte ſeine Breite mit den Augen, und ſeine Schärfe mit den Fingerſpitzen; manchmal ſogar fuhr er längs der Schärfe mit der Zunge hin, um deren Unebenheiten mit den empfindlicheren Nerven zu erkennen. Er ſchüttelte dann den Kopf, legte das Schwert der Länge nach wieder auf den Stein, und der Knecht begann wieder bald ſchneller, bald langſamer zu drehen. Tiefe Stille herrſchte rings umher, ſo daß ich das Pfeifen des Steines und manchmal das metalliſche Summen des Schwertes hören konnte, des Schwertes, das binnen zweimal vierundzwanzig Stunden einen Menſchen vom Leben zum Tode bringen ſollte. Es war mir eigenthümlich, unſäglich zu Muthe; es war mir, als ſähe ich einem Verbrechen zu, und ich war wie gebannt, regungslos und ſtarr, und trotzdem fühlte ich, wie es nach und nach fieberiſch in allen meinen Adern zu pochen begann. Und das kam daher, daß ſich meiner eine unendliche und ahnungsvolle Begierde bemächtigte, noch eine dritte Perſon genauer zu ſehen, welche ſich ebenfalls in der Stube befand, und zu dem unheimlichen Beginnen der beiden Männer die Kerze hielt. Es war ein Mädchen, das mir aber den Rücken zukehrte, und deſſen Kopf von dem Vorhange des Fenſters verhüllt blieb. Doch konnte ich erkennen, daß ſie bei ihrem Geſchäfte mit derſelben Ruhe und Andacht verweilte, wie die beiden Männer. Ach, ich konnte mehr erkennen! Der kleine Fuß, den ich ſah, das Kleid und die Konturen des Schattens auf dem Vorhange waren mir zu wohl bekannt, aber ich wollte nicht glauben, was ich mit leibhaftigen Augen ſah. Ich träumte, ich täuſchte mich — der ſchauerliche Anblick des Schleifens des Richtſchwertes, das Bewußtſein, mich beim Henker zu befinden, alles das weckte Hallucinationen, verwirrte mein Gehirn, und hüllte mich in böſe Träume, die das

Entfernteſte in einander wirrten und das Lieblichſte verzerrten. Aber der Henker ſprach ein Wort, er wollte das Schwert genau betrachten, die Perſon mit dem Leuchter in der Hand beugte ſich vor, das volle Licht fiel auf ihre ruhigen Züge, und ich konnte leider nicht mehr an Träume glauben — ſie war es, es war Pauline!“

*

Möbius brach plötzlich in ſeiner Erzählung ab und ſah mit traurig erſtauntem Auge vor ſich hin, als ob er die Entdeckung jenes Abends noch einmal machte. Auch ich war keines Wortes mächtig. Dieſe Löſung überraſchte mich. Während der ganzen Erzählung glaubte ich, der unſchuldige Studiosus theologiae ſei, trotz aller Verſicherungen von der Unſchuld und Reinheit ſeiner Geliebten, ein klein wenig myſtifizirt worden; nun aber, da ich in ſeiner jetzigen Frau, die ich kannte, jene Henkerstochter vermuthen mußte, glaubte ich wohl Allem, was er von ihrer Bildung, Schönheit und Würde geſagt hatte — aber ich ſah mit einigem Schrecken ein Schickſal heraufziehen. Möbius, nachdem er ſich wieder gefaßt, blickte mir prüfend ins Auge und beobachtete mich mit einem gewiſſen ängſtlichen Lauern, was ich etwa ſagen möchte, ja, wie er mir ſpäter geſtand, mit der Beſorgniß, ich könnte mich plötzlich erheben und ihm ſagen, daß ich genug wiſſe und nichts mehr zu hören wünſchte. Da er aber auf meinem Geſichte den Ausdruck eines Zuſchauers im Trauerſpiele entdeckte, nahm er ſeine Erzählung mit Sicherheit wieder auf und fuhr fort:

„Was glauben Sie,“ fragte er, „welches Gefühl mich vor Allem beherrſchte, als ich nach der Himmel weiß wie langem Starren wieder zu mir ſelber kam? Die Verzweiflung hatte ihren Tribut bereits dahin genommen in der Letargie, in der ich regungs- und gedankenlos durch die Fenſter geſtarrt hatte. Der Schmerz, die Liebe hatten ſich in dieſem furchtbaren Momente erſchöpft, und als ich wieder zu mir kam, fühlte ich mich kalt bis ans Herz hinan, und die Kraft, mich zu bewegen, zu handeln, überhaupt etwas zu thun, und zu fühlen erhielt ich nur von einer Art von Entrüſtung, von der ich ſelber nicht weiß, ob ſie gegen Pauline oder gegen Schickſal und Vorſehung gerichtet war. Mein Fieber hatte mich gänzlich verlaſſen, und mit unglaublicher Ruhe beſchloß ich, meinen Auftrag auszuführen.

„Ich klopfte an, ich trat ein. ‚Karl!‘ rief Pauline, indem ſie die Hände zuſammenſchlug, um ſich in demſelben Momente an die Wand zu lehnen, denn ihr ſchwindelte und ſie wußte nicht, was von meinem Kommen zu halten, und was von der nächſten Sekunde zu erwarten. Ich ſelbſt ſtand eine Zeitlang ſprachlos da. Während dieſer Zeit raffte ſich Pauline wieder auf und ſagte, zu ihrem Vater gewendet, freilich mit bebender Stimme, aber mit heldenmüthiger Selbſtüberwindung: „Herr Kandidat Karl Möbius!“

Ihre Stimme drang mir durchs Herz und ich fühlte jene Kälte wieder daraus entweichen. Nur der Ton dieſer Stimme machte es, daß ich ohne alles Zögern in die Hand einſchlug, die mir Meiſter Vogt entgegenſtreckte. Ich hörte, wie Pauline in dieſem Moment tief Athem holte, aber ich hatte noch nicht den Muth, ſie anzuſehen. Der Scharfrichter ſchüttelte meine Hand und drückte mir ſeinen herzlichſten Dank aus für den Schutz, den ich einmal ſeiner Tochter angedeihen laſſen, für die Geſellſchaft, die ich ihr leiſtete, für alles Gute, das ſie gewiß aus dieſem Umgange ſchöpfte, und verſicherte mich, daß wir alte Bekannte ſeien. Er ſagte all' das mit der Ruhe und Sicherheit eines Mannes, der ſich jedem andern Sterblichen gleich fühlt, und mit Formen und in einer Ausdrucksweiſe, die den gebildeten Mann verriethen. Ich antwortete auf alles das mit der Beſtellung meines Auftrages. Der Scharfrichter lächelte, wie ein gebildeter Mann über dergleichen zu lächeln pflegt, und verſicherte mich, daß mir das gewünſchte Hemd zugeſtellt werden ſolle, obwohl es in den letzten Tagen von den verſchiedenſten Seiten her und aus allen Weltgegenden verlangt worden. Ich aber ſollte als Derjenige, dem er Dank ſchulde, den Vorzug haben. Bei dieſer Gelegenheit machte Meiſter Vogt noch allerlei Bemerkungen über den Aberglauben, über den er in ſeiner Stellung mehr Erfahrungen machen könne als jeder Andere, und der, wie er verſicherte, noch weit mehr verbreitet ſei, als ſich die Philoſophie des neunzehnten Jahrhunderts träumen laſſe — und wieder daran knüpfte er mit Beziehung auf die Fürſtin, für die das Hemd des Gerichteten beſtimmt war, die andere Bemerkung, daß der kraſſeſte Aberglaube im Verhältniß zur Anzahl der Idividuen in den höchſten Ständen weit mehr verbreitet und heimiſch ſei, als in den niedrigſten Klaſſen. Meiſter Vogt ſprach ſo ziemlich lange fort, und ſetzte mit offenbarem Behagen ſeine philoſophiſchen Anſichten, die Reſultate ſeiner Beobachtungen und ſeiner Erfahrungen, auseinander, während ich ſtehend die Lehne des Stuhles hielt, den er mir hingeſtellt hatte, wie im Traume zuhörte und immer nach dem Richtſchwert blickte, das auf dem Tiſche lag und zu mir herüberblinzelte. Der Knecht hatte ſich entfernt und den Schleifſtein fortgetragen. Die Reden des Scharfrichters hatten für mich das Gute, daß ich mich, während ihre Worte wie todt an meinem Ohre abfielen, bis zu einem gewiſſen Grade wieder ſammeln konnte und mich ſelbſt wieder zu fühlen begann. Aber ſobald ich ſo weit gekommen war, war es mir auch gewiſſermaßen, als wäre ich ein- für allemal in dieſe Welt gebannt, und durch den Händedruck, den ich nachträglich deutlicher fühlte, als in dem Momente, indem ich ihn empfangen hatte, dem Scharfrichter verfallen. Ich empfand Mitleid mit mir ſelber, ich wurde weich und hatte jetzt erſt den Muth, meine Augen nach Paulinen zu wenden, die, noch immer traurig vor ſich hinblickend, ſich an die Wand lehnte, die Arme herabhängen ließ und mich mit liebevollen Augen betrachtete, die Abſchied zu nehmen ſchienen. Ich brachte kein Wort hervor, das ich an Sie hätte richten können, und in der Angſt, daß mir doch eines entſchlüpfen könnte, das ihr wehe thäte, nahm ich raſchen Abſchied vom Scharfrichter, und wieder, um ſeinem zweiten Händedruck zu entgehen, aber auch, um nicht ohne ein Zeichen der Liebe von ihr zu ſcheiden, ſtreckte ich ihr die Hand entgegen. Sie ergriff ſie raſch, hielt ſie feſt, und trat ſo mit mir aus der Stube und aus dem Hauſe. Ich wollte ihr gute Nacht ſagen, aber ſie ſchüttelte den Kopf und ging, immer meine Hand haltend, mit mir fort. Sie führte mich einen andern

Weg als den, auf dem ich gekommen war, den Hügel hinauf, durch den Wald, und nach kurzer und ſchweigſamer Wanderung befanden wir uns zu meiner Ueberraſchung vor der Bank auf unſerem ſtillen Plätzchen am Ende des Poetenweges. Wir ſetzten uns hin, wie wir geſtern da geſeſſen hatten, aber wie anders war es uns heut' zu Muthe! Wie anders ſah mir die Welt in demſelben Mondſchein, in derſelben Beleuchtung, von demſelben Standpunkte aus!

„Pauline blieb ſo lange bei mir, als ſie ſonſt zu bleiben pflegte. Sie ſah mich oft an, ſprach aber kein Wort. Ich hatte hundert Fragen an ſie zu richten, und fand nicht für eine einzige den richtigen Ausdruck, um ſie nicht zu kränken. So ſchwiegen wir, bis Pauline ſich mit einem Male erhob, mich in ihre Arme ſchloß, mit unſäglicher Herzlichkeit küßte und ſagte: ‚Lebe wohl! Du wirſt mich ja doch nicht wieder ſehen wollen!'

„Mit dieſen Worten lief ſie den Hügel hinauf; ich ſank ſchluchzend auf die Bank zurück und drückte das Geſicht in die Hände. Als ich wieder aufſah, ſtand ſie über mir auf dem Hügel und horchte mit vorgebeugtem Leibe nach mir hinunter; dann erhob ſie ſich und ſtreckte beide Arme hadernd gen Himmel. Ihr Hund heulte in die Nacht hinaus. ‚Ich werde immer wieder kommen, Karl," rief ſie endlich, „ich werde immer wieder kommen und hier warten. Immer, immer wieder, bis Du vielleicht nach Jahren zurückkehrſt." Dann lief ſie in den Wald zurück.

„Ich kam in jener Nacht nicht ins Bett und nicht ins Haus. Unglückſelig irrte ich in der Nacht umher, den Poetenweg herauf und herunter, nach langen Irrwegen immer wieder nach jener Bank zurückkehrend, wo ich ſo glückliche Stunden verlebt hatte, die nun dahin ſein ſollten für immer. Zu wiederholten Malen näherte ich mich der Scharfrichterei. Jetzt wollte ich Paulinen wecken, um ihr zu ſagen, daß uns nichts in der Welt trennen ſolle; jetzt hatte ich die Abſicht, ſie mit Vorwürfen zu überhäufen, daß ſie mir ſo große Liebe eingeflößt, um mich ſo elend zu machen. Aber ich floh vor dem Hauſe immer wieder, wie vor einem Orte des Entſetzens. Der Henker und Alles, was zu ihm gehört, war mir nie in ſo abſtoßender Geſtalt erſchienen, wie in dieſer Nacht. Ich war mir deſſen bewußt, daß mich nicht ein Vorurtheil, ſondern ein tief begründetes, menſchliches Gefühl von Paulinen trennte. Dann vertiefte ich mich wieder in den Seelenzuſtand Paulinens, vergegenwärtigte mir die Qualen, in denen ſie dieſe Nacht zubringen mußte, und überhaupt die Pein ihres ganzen Daſeins, und ich vergaß mein Elend über dem ihren, und ihr galten die Thränen, die ich weinte, ſo lange ich weinen konnte. Aber Sie erlaſſen mir die Schilderung aller der Qualen jener einzigen Nacht. Genug, ſie war ſo reich an Leiden, daß ſie unglückliche Jahre hätte ausſtatten können mit ihren traurigen Schätzen, an ſo gewaltigen Leiden, daß ihre Schatten noch helle Glückstage ferner Jahre verdunkeln können. Der Tag fand mich ferne von hier; denn gegen Morgen lief ich verwirrt und wie ein Menſch, der ſich ausgeſtoßen fühlt, als wäre ich ein flüchtiger Verbrecher, ins Land hinaus, die Landſtraße und gebahnte Wege meidend, über die Felder hin. Erſt die große Ermattung des Leibes und des Geiſtes brachte mich wieder zur Beſinnung; ich ſchleppte mich in die Stadt und in meine Wohnung zurück, wo ich erſt ſpät am Nachmittage ankam. Meine Hausleute hielten mich für krank und brachten mich ins Bett. Ich ſank in einen tiefen, der Erſtarrung ähnlichen Schlaf, aus dem ich erſt ſpät gegen Mittag des folgenden Tages erwachte.

„Das war ein Glück; denn damit hatte ich die Stunde der Hinrichtung, den ganzen Lärm, den ſie in der Stadt verurſachte und alle Pein verſchlafen, die ich während dieſer Zeit empfunden haben würde. Ich kleidete mich an und ging aus. Ueberall hörte ich vom Ereigniß des Tages, von der Hinrichtung ſprechen, am meiſten aber an meinem Mittagstiſch, an dem ſich über vierzig Studenten aller Fakultäten verſammelten. Ein Augenzeuge unter dieſen rühmte die Meiſterſchaft, mit der der Henker ſein Amt verrichtete; auf Einen Streich fiel der Kopf, eh' man ſich deſſen verſah. Ich weiß, wer zum Schliffe des Schwertes das Licht gehalten, dachte ich. Ein Mediziner meinte, dieſe Geſchicklichkeit des Meiſter Vogt komme daher, daß er, wie bekannt, Anatomie ſtudirt habe. Er iſt ſogar Doctor medicinae, behauptete ein Juriſt, dagegen aber proteſtirten ſämmtliche anweſenden Studenten der Medizin und verſicherten, das ſei nur eine Sage. Man fing dann an, allerlei Geſchichten von Meiſter Vogt zu erzählen, und ein junger Juriſt, der bereits bei einem Advokaten arbeitete, verſicherte, daß dieſer ſonderbare Henker ſein Amt mit Ueberzeugung und nach Grundſätzen verwalte, er ſtudire jeden Prozeß, in deſſen letztem Akte er aufzutreten habe, um ſich von der Gerechtigkeit des Richterſpruches zu überzeugen. Einmal habe er ein Todesurtheil für ungerecht erklärt und ſich geweigert es zu vollſtrecken, und in Folge des nothwendigen Aufſchubes ſei der Verbrecher auch begnadigt worden und zwar mit Recht. Nach dieſer Geſchichte hieß es, daß Meiſter Vogt, wie die Sage gehe, eine ſehr ſchöne Tochter habe, und es wurde die Frage aufgeworfen, ob man des Scharfrichters Tochter lieben könne. In Romanen Ja, in der Wirklichkeit müſſe man ſich trotz aller Schönheit abgeſtoßen fühlen, ſo hieß der Schlußſatz, in dem man ſich ohne Diskuſſion einigte. ‚Ah, bah!‘ — rief nur Einer, ein Mediziner — ‚wenn ſie ſchön und liebenswürdig iſt!‘ — ‚Du biſt ein Cyniker, das iſt bekannt!‘ lautete die Antwort, mit der man den Mediziner abfertigte. — Dann wurde die Todesſtrafe verhandelt, ein in jener Zeit überhaupt ſehr beliebter Gegenſtand der Diskuſſion. Die Theologen waren für Beibehaltung der Todesſtrafe, weil ſie in der Bibel geboten ſei, die Juriſten waren getheilter Meinung, Mediziner und Philoſophen ſprachen ſich entſchieden für Abſchaffung aus. Das gab lange Verhandlungen und ich hörte mit einer Spannnng zu, als ob eine mich perſönlich betreffende Angelegenheit hier verhandelt würde; darum aber war es mir nicht minder peinlich, jetzt dieſe Verhandlungen wie vorhin die Erzählungen vom Scharfrichter anzuhören, weckte doch jedes Wort nothwendigerweiſe traurige Gefühle der verſchiedenſten Art in mir und einen Nachklang alles deſſen, was ich in den letzten zwei Tagen durchgemacht hatte. Man mochte meinem Geſichte Manches angeſehen haben, und man legte mir dieſes, wie mein Schweigen, an das man bei ſolchen Gelegenheiten nicht gewohnt war, falſch aus, nannte mich übertrieben human, ſentimental, und ſpottete gutmüthig über einen Menſchen, der ſich in dieſem Augenblicke ſo unſäglich elend fühlte. Trotzdem hielt ich in der Geſellſchaft beinahe den ganzen Nachmittag aus, weil daſelbſt doch manches Wort geſprochen wurde, das mir wohl that.

„Den Abend verbrachte ich auf meiner Stube, obwohl ich die Gewißheit hatte, daß Pauline auf unſerer Bank ſaß, freilich ohne mich zu erwarten. Es ſchien mir, daß es gerade darum geboten geweſen wäre, dahin zu gehen, aber ich war feſt entſchloſſen, es wenigſtens an dem Tage nicht zu thun, an dem ſie mehr als ſonſt die Tochter des Scharfrichters war, an dem ſie vielleicht von dem Schwerte, das ſie ſchleifen half, die letzten Blutflecken abgewiſcht hatte. Was ich morgen, was ich übermorgen thun werde? — wer wußte es? Ich am allerwenigſten, ich glaubte aber zu wiſſen, daß es meinem Berufe, meinem Vater und meinem eigenen Leben gegenüber Pflicht ſei, ſelbſt auf Koſten meines Glücks und meiner innigſten Gefühle, mich von Paulinen auf immer loszureißen, und mit der Vergangenheit, die mir ſo viel Glück gegeben hatte, undankbar und charakterſtark zu brechen.

„Dieſer Gedanke gab mir einige Kraft und in Folge deſſen einige Ruhe wieder. Gefaßt, wie ich es ſeit achtundvierzig Stunden nicht geweſen, ging ich in meiner Stube auf und nieder, als es ſchüchtern an meine Thüre klopfte und ich in dem Eintretenden den Knecht erkenne, der den Schleifſtein gedreht hatte. Unter dem Arme trug er ein kleines Paket, das er mir im Namen ſeines Herrn, des Meiſter Vogt, auf das Höflichſte übergab. Es enthalte dieſes Paket das verlangte Hemd des Hingerichteten. Er legte es, da ich es anzugreifen zögerte, auf den Tiſch und ſchlich ſich wieder, ſo ſtill als er gekommen war, zur Thüre hinaus. Da ſollte ich nun die Nacht in derſelben Stube mit dem Geſchenke des Henkers, mit dem blutbefleckten Hemde des Hingerichteten, zubringen — morgen es neu verpacken, auf die Poſt bringen und mich noch eine Stunde ſo damit beſchäftigen. Es war mir, als wäre ich in dieſe Henkerwelt durch einen Zauber, durch ein Verhängniß gebannt, um nie wieder loszukommen. Es war mir, als müßte ich dieſes Verhängniß walten laſſen, als wäre jeder Widerſtand vergebens. Im Grunde war nur das Eine wahr, daß jeder Widerſtand gegen meine Liebe vergeblich war.

„Ich habe es redlich verſucht Widerſtand zu leiſten. Den nächſtfolgenden und dann noch den zweiten und dritten Tag verbrachte ich auf meiner Stube, umgeben von Büchern und vom beſten Willen beſeelt, meine Studien für das letzte Examen aufzunehmen, aber am

Abend des dritten Tages wanderte ich wieder hinaus auf den Poetenweg, und da ſaß Pauline in der That, wie ſie geſagt hatte, und ich ſchämte mich, daß ich ſie alle dieſe Tage ſo da hatte ſitzen laſſen. Sie ſprang auf, als ſie mich kommen ſah und brach dann, auf die Bank zurückſinkend, in Weinen aus. Es war Glück und Freude in dieſem Weinen, und der Vorwurf, den es enthielt, war um ſo heftiger. Sie war die Erſte, die zu ſprechen anfing, indem ſie mir mit flehentlicher Stimme eine Art von Vertrag anbot. Sie wollte mich, ſo lange ich noch hier in dieſer Stadt verweilte, nur von Zeit zur Zeit wiederſehen; ich ſollte ihr nur den Reſt des alten Glückes gönnen, der noch möglich war, ſie beſuchen und mit ihr ſprechen wie in alter Zeit. Mehr wollte ſie nicht, mehr hatte ſie nicht erwartet; denn, wenn die Zeit gekommen, werde ich ſie verlaſſen und vergeſſen, und ſie werde ſo viel des Glückes gekoſtet haben, als ihr Schickſal geſtatte. Ich antwortete darauf, indem ich wie ehemals regelmäßig jeden Abend wiederkehrte und meinen Geiſt daran gewöhnte, ſich raſch abzukehren, ſobald ſich der Gedanke der Zukunft zuwenden wollte, und ſo gelang es mir in der That, einen Theil des vergangenen Glückes wieder herzuſtellen. Ja das neue Verhältniß hatte vor dem frühern ſogar Manches voraus, indem ſich jetzt das

Weſen Paulinens reicher vor mir entfalten, und indem ich mich ihrer ſo zu ſagen mit mehr Behagen erfreuen konnte — allerdings immer abgeſehen von dem Dämon, der ſeine ſchwarzen Fittiche über uns ausbreitete und ſich manchmal drückend auf unſere Scheitel herabſenkte.

„In dieſer zweiten Periode meiner Liebe, da kein Geheimniß mehr zwiſchen uns war und da ich, bei den häufigen Abweſenheiten des Scharfrichters, oft ganze Stunden ſogar in ſeinem Hauſe zubrachte, erfuhr ich Manches, was mir den Blick in eine eigenthümliche Welt eröffnete, und Manches, was mir das Geſchick Paulinens noch tragiſcher erſcheinen ließ als bisher.

„Meiſter Johannes Vogt ſtammte aus einer Familie, in welcher ſich das Amt des Scharfrichters ſeit mehr als zweihundert Jahren von Vater auf Sohn forterbte, und er ſah wie ein Adeliger mit Stolz auf die Reihen ſeiner Ahnen zurück und mit gleichem Stolz auf ſein Amt, das er als die letzte Spitze des Rechtes betrachtete, wie er ſich ſelbſt als eine wichtige Stütze der menſchlichen Geſellſchaft anſah. Dieſes Alles trotz ſeiner Bildung, oder vielmehr beſſer geſagt mit Hülfe ſeiner Bildung; denn die Sage, welche jener Student erzählt hatte, beruhte auf Wahrheit: Johannes Vogt war von ſeinem Vater in ſeiner Jugend in die Ferne nach Leyden geſchickt worden, und hatte an dieſer Univerſität in der That Medizin ſtudirt und den Doktorgrad erworben. Niemand in der Gegend ahnte, welche ausgebreitete ärztliche Praxis er ausübte. Die Kranken, die ihm der Aberglauben zuführte, und die Wundermittel von ihm erwarteten, behandelte er auf eine wiſſenſchaftliche Weiſe, ohne darum in ſeinen eigenen, wie in den Augen ſeiner Tochter den Nimbus eines Zauberers oder Magiers ganz zu verlieren. Vater und Tochter hingen mit der Liebe zweier Ausgeſtoßenen an einander, zweier Unglücklichen, die daſſelbe Schickſal theilen, das ſie für ungerecht halten, die einander gegenſeitig bedauern und nur einander in der Welt haben. Meiſter Johannes Vogt benahm ſich gegen ſeine Tochter, wie ſich ſein Vater gegen ihn benommen hatte. Er ſchickte ſie frühzeitig in ein entferntes, ausgezeichnetes Mädcheninſtitut, wo man ihre Herkunft nicht kannte und wo ſie bis in ihr achtzehntes Jahr verweilte, und jenes Wiſſen erwarb, das ich ſo ſehr an ihr bewunderte. Aber dort, wo ſie geliebt war, hatte ſie auch das Bedürfniß nach Liebe und menſchlicher Geſellſchaft kennen gelernt, und der Durſt nach dem Umgange mit andern Menſchen war es, der ſie einige Monate nach ihrer Heimkehr, die ſie in der Einſamkeit verbrachte, eines Sonntags bewog, ſich halb und halb zu verkleiden, ſich für ein Dienſtmädchen auszugeben und in jenem Tivoli, vor dem ich ſie zum erſten Male geſehen, unter die Menſchen zu miſchen. Sie wiſſen, wie ſie dieſen Verſuch büßen mußte. Ein Bauernſohn aus ihrer Nachbarſchaft erkannte ſie, und man ſtieß ſie mit Hohn und Spott aus der Geſellſchaft, die ſich durch ihre Gegenwart verunehrt fühlte. Derſelbe Durſt nach Geſellſchaft, zugleich aber auch die Hoffnung mich wieder zu finden war es, der ſie nach jenem von Studenten veranſtalteten Maskenballe lockte. Das Modell ihres damaligen Maria-Stuart-Koſtüms fand ich in der Wohnſtube des Scharfrichters, welche mit zahlreichen Bildern, hiſtoriſchen Kompoſitionen oder Porträts ausgeſchmückt war, die ſämmtlich berühmte Hinrichtungen oder Hingerichtete darſtellten, Notabene nur ſolche Hingerichtete, die mit dem Beil, dem Fallbeil oder dem Schwerte vom Leben zum Tode gebracht worden. Auf Hinrichtungen mit Strick und Galgen, ſowie auf die Henker, die ſich zu dergleichen hergaben, ſah Meiſter Johannes Vogt mit ariſtokratiſcher Verachtung herab. Da prangten an den Wänden neben jener genannten Königin die Königinnen Anna Boleyn, Jane Grey, Marie Antoinette, die Könige Karl und Ludwig, dann Monmouth, William Ruſſel, Algernon Sidney, die Girondiſten, Madame Roland, Charlotte Corday, Camille Dumoulins, Danton, Padilla, Egmont und Horn, Barneveld, Struenſee, Moltke, Patcul, Sand und viele andere Enthauptete der verſchiedenſten Länder und Zeiten in bunter Reihe. Ich halte es für nothwendig, Ihnen dieſe Einzelheiten zu erzählen, weil es mir ſonſt nicht möglich wäre, Manches an Paulinen zu entſchuldigen, was Ihnen unmenſchlich oder unweiblich erſcheinen müßte. Sie begriff den Abſcheu nicht, den die Welt vor dem Henker, vor ſeinem Amte und vor Allem, was zu ihm gehört, empfindet; ihr galt dieſer Abſcheu für ein unberechtigtes Vorurtheil, und der Scharfrichter in ſeiner Stellung für einen Märtyrer dieſes Vorurtheils. Auch brauchte ſie, wenn ſie von dergleichen ſprach, immer nur die edelſten Ausdrücke; ſie ſprach nur vom Hochgericht, und im Franzöſiſchen gefiel ihr vorzugsweiſe der Ausdruck: ‚Executeur des hautes oeuvres.‘ Den Scharfrichter betrachtete ſie, wie ihr Vater ſelbſt, als einen Vertreter der Gerechtigkeit, als einen Vorfechter der Geſellſchaft und Vertheidiger gegen die Angreifer des ſittlichen Zuſtandes. Ich wünſchte, ich könnte es Ihnen begreiflich machen, wie weit ſich die Macht der Gewohnheit, des Umganges und des Standes erſtreckte. Es iſt unglaublich —“

„O,“ fiel ich hier meinem Freunde Möbius ins Wort, den es offenbar beängſtigte, daß er das Weſen und die Anſichten ſeiner Geliebten nicht hinreichend erklären und entſchuldigen könne — „o, das kenne ich — geben Sie ſich keine Mühe — ich habe in dieſer Beziehung die merkwürdigſten Erfahrungen gemacht. Im Oriente hatte ich einen Bedienten, einen Dalmatiner, Namens Steffano, der mir die beſten und treueſten Dienſte leiſtete, das Ideal eines Bedienten. In den Einſamkeiten jener Reiſen werden Herr und Diener vertrauter als in anderen Verhältniſſen. So kam es, daß wir ganze Stunden mit einander verplauderten, und eines Abends, da ich ihn nach ſeiner Geſchichte fragte, erzählte er mir dieſelbe, und da erfuhr ich, daß ich einen ganz gemeinen Banditen, einen Bravo aus dem Malteſergäßchen zu Galata im Solde hatte, und daß dieſer mein Diener fünf Morde auf dem Gewiſſen, oder vielmehr nur in ſeiner Vergangenheit hatte. Von dieſen Morden, wie ſie beſtellt, bezahlt und ausgeführt worden, erzählte er mir mit der größten Unbefangenheit, ungefähr wie ein Kaufmann von ſeinen Geſchäften, ein Handwerker von ſeinen Arbeiten erzählen würde. Der Mann hatte eben ſeine Jugend im Malteſergäßchen, dem Aufenthalte der verrufenſten Bevölkerung Konſtantinopels, zugebracht. Aber auch in der gebildeten Welt habe ich ähnliche Erfahrungen gemacht. Ein Kriminalrichter in einer großen deutſchen Stadt, den ich kannte, fühlte ſich nur dann glücklich, wenn ſeine Gefängniſſe überfüllt waren. Er betrachtete das Kriminalgebäude ungefähr wie eine alte Jungfer ihren Vogelbauer, und nichts widerſtrebte ihm ſo ſehr, als die Freilaſſung eines Sträflings, der ſeine Zeit abgeſeſſen hatte, zu unterſchreiben. Er erfand dann alle möglichen Vorwände, um dieſer Unannehmlichkeit zu entgehen, ja er begab ſich manchmal aufs Land, um, da die Freilaſſung von ſeiner Unterſchrift abhing, die Haft des Unglücklichen um einen oder mehrere Tage zu vermehren. Dieſer Mann war ein vortrefflicher Familienvater, ein begeiſterter Muſik- und zarter Blumenfreund. Bei einem anderen Richter war ich einmal zum Mittageſſen. Es war um ein Uhr. Man fragte ihn, was ihn heute im Amte beſchäftigt habe? Er konnte ſich nicht erinnern, und doch hatte er eine Stunde vorher ein Todesurtheil unterſchrieben. Allerdings war der Mann ſeit mehr als dreißig Jahren Richter. Sie ſehen nach dieſen Beiſpielen, denen ich noch andere hinzufügen könnte, ein, daß mich nichts überraſcht, was mir von der Macht der Gewohnheit und des Standes des Außerordentlichen geſagt werden kann. Stand und Gewohnheit ſind das Klima, das auf Entfaltung, Farbe und Früchte unſeres Gemüthes den größten Einfluß hat.“

„Sie werden alſo begreifen,“ fuhr Möbius fort, „daß Pauline Vieles, das mich mit Entſetzen erfüllte, das mich abſtieß, als natürlich, Manches ſogar als ehrwürdig anſah, ohne daß dieſer Umſtand der Weiblichkeit und Zartheit ihres Weſens irgendwie Eintrag gethan hätte. Und ſollte ich, der ich ſie liebte, ihr vor ihr ſelbſt, vor ihrer Stellung, in die ſie durch die Geburt gebannt war, und vor dem Henker, der ihr Vater war, und an dem ſie auf das Kindlichſte und mit Verehrung hing, Abſcheu einflößen? Hätte ich ihre unglückliche Lage damit nicht noch unglücklicher gemacht? Aber wie klar ich auch erkannte, daß hier nichts zu ändern war, ſo wurde darum der Abgrund, der zwiſchen uns klaffte, nicht enger, und wurde der Kampf, den ich in mir kämpfte, nicht friedlicher. Im Gegentheile, je öfter und länger ich Paulinen jetzt ſah, je näher ich ſie kennen lernte, deſto inniger liebte ich ſie, und je inniger ich ſie liebte und je klarer es mir wurde, wie ſchwer, ja wie unmöglich mir die Trennung von ihr ſein würde, die ich doch für nothwendig hielt, deſto klaffender und ſchmerzlicher wurde der Zwieſpalt in mir. Ich hütete mich vor jedem Entſchluſſe und brachte ſo meine Tage in zerrüttender Ungewißheit hin, in jener Unbeſtimmtheit des Wollens und Könnens, die ſo ſehr geeignet iſt, den Charakter zu untergraben, Schwächlinge zu machen, und die mit ihrer Angſt vor jedem Entſchluſſe oft größeres Unglück anſtiftet, als es ſelbſt ein poſitiver verbrecheriſcher Entſchluß vermöchte. Das fühlte ich ganz deutlich, ohne mich nach einer Seite hin aufraffen zu können, und damit empfand ich auch, wie dieſer Zuſtand, indem er alle inneren moraliſchen Stützen verwittern machte, meine körperliche Geſundheit untergrub. Es war kein Wunder, daß ich mich nach langen Wochen eines ſolchen inneren Kampfes nur noch mit Mühe zu Paulinen hinausſchleppte und daß ich endlich zuſammenbrach. Den letzten Stoß verſetzte mir die ohne alle Vorbereitung hereinbrechende Nachricht vom Tode meines Vaters.

„Ich weiß nicht, wie meine Krankheit begann, und es iſt übrigens auch gleichgültig; ich erfuhr nur ſpäter, daß man beim Ausbruch derſelben nicht gleich wußte, ob es irgend ein hitziges Fieber oder eine Geiſteskrankheit ſei. Als ich zum erſten Male nach drei Tagen auf kurze Zeit zur Beſinnung kam, erkannte ich, wie durch Nebelſchleier, in meiner Stube hin- und hergehend und allerlei beſorgend, Paulinen. Mein Ausſehen hatte ihr während unſerer letzten Zuſammenkünfte Beſorgniß eingeflößt, und als ich endlich ausblieb, eilte ſie herbei, überzeugt, mich auf dem Krankenlager zu finden. Meine Hausleute, denen ich ferne ſtand, ſahen ſich mit Vergnügen die Mühen der Pflege von ihr abgenommen, die ſich für eine entfernte

Verwandte von mir ausgab. Man lächelte zwar über dieſe Angabe und vermuthete ein zärtlicheres Verhältniß, man nahm ſie aber gerne hin, da ſie bequem war, und Pauline kümmerte ſich um dieſes Lächeln am wenigſten. Im Hauſe war ſie von Niemand gekannt, und einer Entdeckung von anderer Seite beugte ſie dadurch vor, daß ſie alle Beſuche des Kranken abweiſen ließ.

„Ich erkannte ſie zu wiederholten Malen in den lichten Momenten, die mir das Fieber geſtattete; ich fühlte mich wohl bei ihrem Anblick, redete ſie aber ſelten an, aus Angſt, dieſe Erſcheinung könnte vor einem geſprochenen Worte verſchwinden, oder ſich als bloße Ausgeburt meiner kranken Phantaſie herausſtellen. Nach und nach zu mehr dauernder Beſinnung kommend, lag ich durch Stunden ſchweigend da und betrachtete ſie, wie ſie geduldig und ruhig daſaß, oder auf den Fußſpitzen ohne das geringſte Geräuſch hin- und herging und für mich ſorgte, wie es nur die Liebe vermag. So war es bei Tage, ſo war es lange Nächte hindurch. Aber jeden Abend trat noch eine zweite Perſon in das Zimmer, warf einen tief über die Stirne herabgedrückten, breitkrämpigen Hut und einen verhüllenden Mantel ab, beſprach ſich leiſe mit meiner Krankenwärterin und trat dann an mein Bett, um meinen Puls zu fühlen. Es war der Arzt, zu dem allein Pauline Vertrauen hatte, den ſie gleich zu Anfang meiner Krankheit herbeigerufen, und nach deſſen Vorſchriften ſie mich behandelte, obwohl unter Tages mich noch ein anderer Arzt beſuchte. Sie errathen, daß es ihr Vater war. Nachdem ich ihn erkannt und wieder ſchwachen Nachdenkens fähig war, verſetzte mich ſeine Beihülfe in einige Unruhe; verſchwommen, nur halb faßbar tauchten wieder jene Gefühle der Beängſtigung in mir auf, die mir ſchon ehemals geiſterhaft und unheimlich zugeflüſtert hatten, daß ich dieſem Lebenskreiſe verfallen ſei und mich nicht mehr loszuwinden vermöge. Sah ich doch jetzt Niemand mehr um mich, als den Scharfrichter und ſeine Tochter, in einer Lage, in der man nur von den Perſonen umgeben zu ſein pflegt, die einem am Nächſten ſtehen und denen man angehört. Aber ich begann, je mehr ich zu Kräften kam, mich dieſer Grübeleien beim Anblicke Paulinens, die blaß und erſchöpft an meinem Bette ſaß, zu ſchämen. Dieſer Liebe, dieſer Aufopferung gegenüber erſchienen mir alle Bedenklichkeiten im höchſten Grade kleinlich, ja erbärmlich. Durch die Abgeſchiedenheit, die Krankheit, und in der, ich möchte ſagen, abſtrakten Exiſtenz in der man ſich nach einer ſchweren Krankheit befindet, fühlte ich mich von der Welt ſo ſehr losgelöſt, daß alle Rückſichten auf dieſelbe ſich beinahe in nichts auflöſten.

Ich erfuhr, daß Pauline volle fünf Wochen an meinem Bette gewacht, geſorgt, ſich gequält und geängſtigt habe. Nun ſaß ſie, glücklich, mich geneſen zu ſehen, vor meinen Augen, nun konnte ich ihre mütterliche Sorgfalt ſelbſt beobachten, aber auch die tiefen Spuren erkennen, welche Angſt, Sorgen und Nachtwachen auf ihrem ſchönen Geſichte zurückgelaſſen, und es noch verſchönert und veredelt hatten. Mehr als des wiedergewonnenen Lebens freute ich mich dieſer wiedergewonnenen Liebe, und mit meinem Körper erſtarkte der Entſchluß, Paulinen nicht zu verlaſſen. Doch gebrauche ich einen ſchlechten Ausdruck, indem ich von einem Entſchluſſe ſpreche — deſſen bedurfte es jetzt gar nicht mehr, der Wunſch und der Wille, mich mit Paulinen auf ewig zu verbinden und mit ihr zu tragen, was eine ſolche Verbindung mit ſich bringt, machten jetzt nur einen natürlichen Beſtandtheil, einen unzertrennlichen meiner Liebe aus, und verſtand ſich gewiſſermaßen von ſelbſt. Meine früheren Bedenklichkeiten und Aengſtigungen kamen mir feige vor, und ich machte mir Vorwürfe, daß es erſt der Krankheit bedurfte, um mich ſo umzugeſtalten, und der Aufopferung Paulinens, um meine Liebe bis zu dieſem Grade zu ſteigern.

„Vernehmen ſie die Entwickelung in kurzen Worten. Ich erklärte ihr, ſie nie verlaſſen, ſie zu meinem Weibe machen zu wollen, und, kaum hergeſtellt, ging ich an meine Arbeiten, um die Stelle meines Vaters, die mir offen gehalten wurde, ſo bald als möglich anzutreten. Meiſter Vogt ſchwur, ſich zum Glücke ſeiner Tochter von ihr ſo ferne als möglich zu halten; mit Thränen in den Augen ſagte er ſich gewiſſermaßen los von ihr, damit ſie, die künftige Frau des Predigers, aufhöre, die Tochter des Henkers zu ſein. Nie wollte er die Schwelle des Hauſes betreten, das ſein einziges und geliebtes Kind bewohnte, niemals ſie in Gegenwart eines Dritten auch nur kennen, und er zwang ſie zu dem Verſprechen, demgemäß ihr Leben und ihr Verhältniß zu ihm einzurichten. Ein Univerſitätsfreund, der bereits eine Pfarre einige Meilen von hier inne hatte, ſah mir zu Gefallen über mancherlei Förmlichkeiten hin, glaubte einem kleinen Romane, den ich ihm erzählte, und traute uns in der Stille ſeiner Dorfkirche vor zwei Zeugen, die er ſelber geladen, und in Abweſenheit des Vaters der Braut. Mein Staatsexamen war gemacht, das Vikariatsjahr wurde mir erlaſſen, und ich kündigte meinem Patronatsherrn und meinen Pfarrkindern meine Ankunft an, zugleich die Ankunft meiner Frau, einer geborenen Vogt, Tochter eines Doktors der Medizin. Sie wiſſen, daß der Name Vogt in dieſem Lande wie in den benachbarten Provinzen ſehr verbreitet iſt; ich konnte es wagen, den Familiennamen meiner Frau zu verrathen und wenigſtens in dieſer Beziehung wahr zu ſein. Einmal getraut und ganz im Beſitze dieſes geliebten Weibes, fielen die letzten Bedenklichkeiten wie Zunder oder Spinneweben von meiner Seele, und kam es mir in der That vor, als wäre es nur ein leeres Vorurtheil geweſen, das mich ſo lange ängſtigte und unglücklich machte. Jetzt war ich glücklich.

*

„In der alten, geliebten Umgebung, in dem Wirkungskreiſe meines Vaters, deſſen humaner und milder Geiſt mich umſchwebte, an den ich durch jedes Buch, jedes Bild, durch den ganzen Hausrath erinnert wurde; in dem Hauſe, das eine ganze Reihe meiner Voreltern bewohnt hatte, fühlte ich mich mit meiner Frau ſo heimiſch, ſo eingewurzelt, daß es mir war, als könnte ich eben ſo wenig wie meine Voreltern dieſer Heimath wieder entriſſen werden, trotzdem mein Schickſal ſo verſchieden war von jenen ruhigen und wohlgeordneten Exiſtenzen. Meine Frau gefiel allgemein, und wurde in allen Familien, denen ich ſie pflichtgemäß vorſtellen mußte, auf das Freundlichſte empfangen. Indeſſen begnügte ich mich mit dieſen vorgeſchriebenen Vorſtellungen und mit einigen ebenſo nothwendigen Beſuchen und Gegenbeſuchen, und wir zogen uns bald von der Geſellſchaft zurück. Meiner Frau ſchien es hinterliſtig, ſich bei Leuten einzuführen, von denen ſie wußte, daß ſie ſie bei näherer Kenntniß ihrer Herkunft von ſich ſtoßen würden: die wenn ſie je erführen, daß ſie mit einer Scharfrichterstochter umgegangen, ſich ſelbſt verabſcheuen würden. Außerdem empfand ſie jetzt in ihrem häuslichen Glücke nicht mehr jenen Durſt nach Geſellſchaft, der ſie ehemaals auf den Tanzboden gelockt hatte. Dazu kamen bald ſchöne Familienhoffnungen und von Anfang an ſehr ſtrebſame Studien unter meiner Anleitung, welche mir die größten Freuden bereiteten, und Paulinens Geiſt und Gemüth in wahrhaft erſtaunlich ſchneller Weiſe weiter bildeten. Ich hatte bald eine Gefährtin an ihr, die ſelbſt in den ernſteſten Fächern mehr meine Studiengenoſſin als meine Schülerin war, und endlich hatten wir die [illegible], eine mir ebenſo wie Paulinen geliebte und vertraute Freundin, und — mehr als alles dieſes, unſer erſtes Kind, einen Knaben, jenen kleinen Virtuoſen, den Sie in meinem Hauſe belauſcht haben. Er hat wohl ſchon im Mutterleibe die Liebe zur Kunſt eingeſogen, während ſeine Mutter, als ſie ihn unter dem Herzen trug, mit ſeinem Vater Mozart's und Beethoven's Sonaten für

Violine und Klavier ausführte. Wir waren glücklich, ſo glücklich, als ſich ein Idyllendichter ein Pfarrerleben denken kann, ſo glücklich, wie Pfarrer ſelten ſind. Allerdings nahm man uns unſere Zurückgezogenheit übel; meine Frau machte keine Beſuche und keine Einladungen, ſie nahm nicht Theil an den beliebten Kaffeegeſellſchaften, auch nicht an den Leſezirkeln einiger äſthetiſirenden Frauen, zu denen man ſie eingeladen hatte, als man uns zufälliger Weiſe, einmal in unſerem Garten bei der Lektüre der göttlichen Komödie belauſcht hatte. Die Frau Pfarrerin wollte alſo eine Ausnahme machen, und eine Ausnahme von der Regel iſt in unſeren deutſchen Städten ein großes Verbrechen, und ein noch größeres Verbrechen iſt es, ſich für beſſer oder gebildeter zu halten als die Honoratioren der Stadt, und dieſes mußte wohl bei meiner Frau der Fall ſein. Sie hätte ſich ja ſonſt eine Ehre daraus machen müſſen, in jene Geſellſchaften und Zirkel geladen zu werden, und jene Damen bei ſich zu ſehen. Die Stimmung und öffentliche Meinung werden in einer kleinen Stadt von den Frauen gemacht; ſie waren uns alſo um ſo weniger günſtig, als Pauline in der That die ſchönſte Frau der Stadt war, obwohl man ſonſt zugeben mußte, daß ſie in ihrem Bereiche, z. B. im Armenweſen und als Aufſeherin der Mädchenſchule, ihre Pflichten als Pfarrerin auf das Glänzendſte erfüllte, und daß ſie auf den Feldern der Wirkſamkeit, welche die Ueberlieferung den Pfarrerinnen anwies, weit mehr und Beſſeres leiſtete, als man gerechter Weiſe verlangen durfte. Mit einem Worte: ſie war im höchſten Grade geachtet, dem Neid und der Verleumdung unzugänglich, aber ſie war wenig beliebt. Darum wurde die Entdeckung, daß ſie von niederer Herkunft ſei, mit wahrem Jubel begrüßt. Dieſe Entdeckung wurde bei Gelegenheit einer Art von Synode gemacht, zu welcher ſich die Pfarrer des ganzen Kreiſes verſammelten. Jener Theologe, mit dem ich jenen Sonntag, an welchem ich Pauline kennen gelernt, wandernd und diſputirend verbrachte, war jetzt auch Pfarrer in unſerem Lande und gehörte mit zu den zur Synode Verſammelten. Er beſuchte mich, ſeinen alten Univerſitätsfreund, und erkannte in meiner Frau jenes aus dem Tivoli ausgeſtoßene Mädchen, an deſſen Seite er nicht die Stadt zu durchwandern wagte. Er gehörte, wie ich Ihnen ſchon ſagte, der orthodoxen Richtung an, und war, ſeitdem er auf ſeiner Pfarre ſaß, noch orthodoxer geworden. Ich war gezwungen, ihm bei der Verſammlung Oppoſition, und manche ſeiner, ſich auf Teufel und Hölle beziehenden Anträge zu nichte zu machen. Er war gereizt, und am Abend deſſelben

Tages wußten ſämmtliche Predigersfrauen und ihre Freundinnen, daß ich meine Frau kennen gelernt, als ſie vom Tanzboden der Dienſt- und Nähmädchen der Univerſitätsſtadt gewieſen worden. Der Lärm, der ſich erhob, war groß; der vermeintliche Stolz, den meine Frau gezeigt haben ſollte, erfüllte die Gemüther nachträglich mit noch größerer Entrüſtung als vorher. Man zeigte ihr von da an, wie hoch man über ihr ſtand. Aber was bedeutete uns das? Wir wußten ja, daß wir ſozial noch viel tiefer ſtanden, als die Stadt nur im Entfernteſten ahnte! Wir konnten reden laſſen, ſo lange unſere Häuslichkeit unangetaſtet und ſo lange unſer wahres Geheimniß unenthüllt blieb. Pauline war beſtimmt ſelbſt den Schleier zu lüften, oder vielmehr wegzureißen.

„Von ihrem Vater bekamen wir nur ſelten Nachrichten; die Bedingungen, die er ſich ſelber auferlegt hatte, erfüllte er mit wahrhaft heldenmüthiger Gewiſſenhaftigkeit. Er widerſtand den Einladungen ſeiner einzigen Tochter, ſie einmal, wenn auch nur auf eine Stunde, geheim zu beſuchen, und ihren Bitten, ihn einmal beſuchen zu dürfen. Sie ſollte mit der Gefahr nicht ſpielen, ſie ſollte um ihres Glückes willen ihn gänzlich aufgeben, ſie ſollte ihn, er beſchwor ſie darum, verleugnen, denn nur ſo ſei die Möglichkeit gegeben, daß ſie, die von ſo wenigen Menſchen gekannt war, unerkannt als Tochter des Henkers ihr Leben vollende. Je mehr Aufopferung und Liebe er ihr ſo bewies — (in der That die größte Aufopferung, da er auf der weiten Welt Niemand hatte, und noch weniger beſaß zur Befriedigung menſchlich-gemüthlicher Bedürfniſſe als irgend ein Einſamer) — deſto größer wurde die Sehnſucht Paulinens nach ihrem Vater. Sie unterdrückte ſie aus Rückſicht für mich, aber die Qual, die Sorge um den fernen, einſamen alten Mann wurde darum nicht geringer.

Da — es war im zweiten Jahr unſerer Ehe — wurde in unſerer Gegend ein Mord begangen, ein ganz gemeiner Raubmord. Der Thäter wurde ergriffen, die Sache war ſehr klar, der Prozeß kurz, und der Mörder wurde zum Tode verurtheilt. Er ſollte in unſerer Stadt hingerichtet werden, und unſere Stadt gehörte mit zum Scharfrichtergebiete meines Schwiegervaters. Er mußte nun zu uns kommen, und zwar in ſeinem ſchauerlichen Amte. Ich bebte der Zeit entgegen; Pauline vergaß das blutige Amt ihres Vaters, die traurige Veranlaſſung, und jubelte. Zum erſten Male ſeit zwei Jahren wurde ich wieder an das blutige Geſpenſt erinnert, das zwiſchen uns ſtand; fühlte ich mich von ihrer Fühlloſigkeit dem Amte ihres Vaters gegenüber wieder beleidigt, wieder in dieſe Welt verſetzt, in die ich mich ſo ſehr einzutreten ſträubte, und wieder hinein gebannt. Ich ſagte mir, daß Pauline, da ſie ein Kind hatte, jetzt anders fühlen, dieſe Dinge anders betrachten müßte. Ich dachte mit Schauer daran, daß ſie an demſelben Tage den Henker, der eben ſein Amt verrichtet, umarmen und mein Kind küſſen werde.

„Es war mir noch Anderes aufbewahrt. Nach alter Sitte traf die Pflicht, den armen Sünder auf den Tod vorzubereiten und auf den Richtplatz zu begleiten, die drei Pfarrer der Stadt der Reihe nach, einen nach dem andern. Zwei Tage vor der Hinrichtung überraſchte mich die Mittheilung, daß die Reihe an mir ſei. Schwiegervater und Schwiegerſohn ſollten ſich alſo auf dem Richtplatze wiederſehen! Wahrlich, ich war nicht in der Stimmung, einem ſolchen Unglücklichen Troſt zuzuſprechen, als ich mich, auf jene Mittheilung hin, ins Gefängniß begab. Alle Möglichkeiten ſchwebten mir vor, und beinahe die Gewißheit, daß dieſe Zuſammenkunft Verrath meines Geheimniſſes und Zertrümmerung meines Glückes herbeiführen werde.

„Am zweiten Tage Abends traf ich meinen Schwiegervater vor dem Gefängniſſe. Er benahm ſich muſterhaft. Er grüßte mich achtungsvoll, hielt ſich aber ſo ferne von mir, daß keiner der anweſenden Beamten unſer Bekanntſein ahnen konnte. Es kommt vor, daß der Scharfrichter ſich mit dem Prediger zu beſprechen wünſcht, und dieß benützte Meiſter Vogt, ließ mich durch einen der Beamten um eine Unterredung bitten, und folgte mir dann in einen Winkel des Gefängnißhofes.

„‚Ich wollte nur wiſſen, wie es euch gehe,‘ ſagte er traurig — ‚was macht Pauline und ihr Kindchen?‘

„‚Sie werden uns beſuchen,‘ ſagte ich leiſe, ‚heute Abend könnten Sie kommen. Ich habe es Paulinen verſprochen, Sie darum zu bitten — ſie ſehnt ſich nach Ihnen — ſie würde es nicht verſchmerzen, Sie nicht geſehen zu haben.‘

„Der Scharfrichter ſchüttelte den Kopf in ſo betrübter Weiſe, daß mir beinahe die Thränen in die Augen traten. ‚Nein, lieber Möbius,‘ ſagte er mit feſter Stimme, ‚ich werde nicht zu Ihnen kommen, ich werde halten, was ich mir verſprochen habe. Spielen Sie nicht mit der Gefahr. Die unbedeutendſte Kleinigkeit kann einen Anhaltspunkt zur Entdeckung bieten. Grüßen Sie mir Pauline, und tröſten Sie ſie. Ich bin feſt entſchloſſen, Ihre Schwelle nicht zu überſchreiten, und mir das Glück, ſie zu ſehen, zu verſagen.‘

„Ich beſtellte Paulinen ſeine Botſchaft. Sie gerieth außer ſich, ſie machte mir Vorwürfe, daß ich ihm nicht genug zugeredet, und brachte die halbe Nacht mit Weinen zu. Als ich mich gegen Morgengrauen erhob, um meine traurige Pflicht zu erfüllen, fand ich ſie in fieberhafter Aufregung. Sie trug mir die heißeſten Grüße an ihren Vater auf und beneidete mich, daß ich ſo ſehr in ſeine Nähe komme. Wahrlich, ich war darum nicht zu beneiden. War mir das Handwerk meines Schwiegervaters von jeher verabſcheuungswürdig, wie mußte es mir erſt jetzt werden, da ich es in der Ausübung ſehen ſollte. Es war ſchon genug, daß ich den armen Sünder auf das Gerüſte begleiten, und zum erſten Mal in meinem Leben den unmenſchlichen Akt mit eigenen Augen anſehen ſollte. Meine Pflicht gebot mir, den Unglücklichen bis zum allerletzten Augenblicke nicht zu verlaſſen, ihm noch zuzureden, wenn ſchon das Schwert nach ſeinem Nacken fährt.

„Während ich auf dem Karren an der Seite des Delinquenten auf den Richtplatz fuhr, mußte ich, trotz aller Theilnahme, die ich für ihn empfand, trotzdem ich mich mit Grauen in ſeinen Zuſtand verſetzte, trotzdem mich die lebende Todesangſt in ſeinem Geſichte beinahe anſteckte und mit gleicher Angſt erfüllte — trotz all' dem mußte ich manchmal denken: „Was würde dieſe verſammelte Menge ſagen, wenn ſie wüßte, daß dieſe zwei Männer, die auf dem Blutgerüſte ihr Amt verrichten, daß Prediger und Henker Eidam und Schwiegervater ſind. Dieſer Gedanke trat allerdings in den Hintergrund, als ich wirklich neben meinem Schwiegervater auf dem Gerüſte ſtand, und der Verurtheilte mich bat, ihm ein Gebet vorzuſagen. Ich that es mit Inbrunſt, während mein Schwiegervater hinter mir ſtand, und das Schwert in der Hand die Menge betrachtete. Plötzlich fühlte ich meine Schulter leiſe berührt — ich glaubte, er wolle mich mahnen, kurz zu ſein, aber er neigte ſich zu mir herab und flüſterte mir ins Ohr: „Ich ſehe Paulinen!“ Er ſagte das mit einem glücklichen Ausdrucke im Geſichte, der am allerwenigſten zu dem Momente paßte — aber er ſchien auch den Moment und ſein Amt ganz vergeſſen zu haben. Er ſtarrte immer vor ſich hin in die Menge hinein, nach einem Punkte, und ich Unglückſeliger war es, der ihn wieder zu ſich bringen mußte. Er ſtreckte ſich, ſchob mich zur Seite und trat vor. Aber er zitterte am ganzen Leibe und machte eine Bewegung mit dem Kopfe und mit den Augen, die mir verrieth, daß es vor ſeinen Augen ſchwamm. Trotzdem ſchwang er das Schwert und that, was ſeines Amtes, aber er that es ſchlecht. —

„Erlauben Sie mir, daß ich über eine greuliche, blutige Szene raſch hinweggehe — ich will Ihnen ja keine Hinrichtungsgeſchichte erzählen. Erlaſſen Sie mir die Beſchreibung des Schrecklichen, des nächſter Zeuge ich geweſen. Meiſter Vogt kam mit ſeiner Verrichtung nicht zu Ende, das Volk wurde wüthend, ein Hagel von Steinen flog gegen das Gerüſt, und den Steinen folgte raſch die Maſſe, welche die Treppe heraufſtürmte. Ich war eben daran, mich vor den Scharfrichter hinzuſtellen, um ihn mit meinem Leibe zu ſchützen, als die Maſſe dem Andrängen einer Frau weichen mußte, die mit unglaublicher Schnelligkeit und Kraft das Gedränge theilte, die Treppe herauf eilte und ſich wie ein Schild auf den bedrohten Scharfrichter warf. Es war Pauline. Sie umklammerte ihren Vater, nannte ihn, der allerdings in der höchſten Lebensgefahr ſchwebte, mit den zärtlichſten Namen, und wandte ſich dann raſch gegen einige Leute aus dem Volke, die ihn bereits an Armen und Beinen gefaßt hatten, und rief ihnen mit lauter Stimme zu: ‚Es iſt mein Vater!‘ Ein Schrei der Ueberraſchung ging durch die Menge, in welcher unzählige der Zuſchauer meine Frau kannten. Die nächſten Anſtürmer wichen zurück, und die Soldaten, die ſich hatten zurückdrängen laſſen, konnten wieder das Gerüſt umgeben. Der gedeckte Wagen des Scharfrichters, beſchützt von reitender Gendarmerie, näherte ſich, und von Paulinen an der Hand gefaßt, ſtieg der Scharfrichter mit ihr und mir in den geſchloſſenen Raum, und wir flogen davon und verbargen uns hinter den Mauern des feſtungsartigen Gefängnißgebäudes.“

*

Nach einigem Schweigen fuhr Möbius fort: „Den Reſt können Sie ſich wohl ſelber erzählen. Es iſt natürlich, daß die Gemeinde nicht eine Henkerstochter zur Pfarrerin haben wollte. Ich machte nur einen Verſuch: ich ging nächſten Sonntag in meine Kirche und fand ſie leer. Ich kehrte in mein Haus zurück und ſchrieb mein Entlaſſungsgeſuch. In der Nacht darauf verließ ich mit Weib und Kind, und zwar, um ſo unbemerkt als möglich fortzukommen, die Stadt zu Fuße. Wir erwarteten den Morgen in einem Dorfe der Umgegend, mietheten dann einen Wagen, und fuhren hierher in dieſe Stadt. Unſere Habſeligkeiten ließen wir nachfolgen. Die Geſchichte hatte großes Aufſehen gemacht, und fand ihren lauteſten Wiederhall gerade hier in der Heimat des Scharfrichters und Paulinens. Es war uns unmöglich, in der Stadt ſelbſt eine Wohnung zu finden, und ich war gezwungen, das kleine Haus zu beziehen, das meinem Schwiegervater gehört, das beinahe ſo einſam liegt wie eine Scharfrichterwohnung, und in dem Sie mich geſtern entdeckt haben. Es iſt dieſe Wohnung bisher das Einzige, was ich von meinem Schwiegervater angenommen habe. Trotz allem Elend, in das ich verſank, konnte ich mich nicht überwinden, mich mit Geldern nähren zu laſſen, die zum Theil Hinrichtungshonorare ſind. Mein Schwiegervater iſt übrigens nicht ſo wohlhabend, als man nach der Gemächlichkeit ſeiner Wohnung glauben könnte. Den größten Theil ſeines angeerbten Vermögens verwandte er auf die Erziehung ſeiner Tochter. Den Aberglauben, eine große Quelle der Einkünfte für andere Scharfrichter, beutete er nicht aus, und ſeine ärztliche Praxis, die zum großen Theil eine Armenpraxis war, koſtete ihn mehr als ſie ihm einbrachte. Dieſer Henker war nämlich der Wohlthäter vieler Kranken und Armen, mit denen ihn ſeine Praxis in Berührung brachte.

„Ich wollte mich anfangs als Lehrer und Stundengeber ernähren — aber die Eltern ſcheuten ſich, ihre Kinder dem Eidam des Scharfrichters anzuvertrauen. Ich klage Niemand an; in gleichem Falle hätte ich dieſelben Bedenken gehabt. Kurz, ich verſank in Mangel und Elend, aus denen ich mich nun ſeit Jahren nicht herauszuarbeiten vermag. Ich wäre längſt verfallen und verſunken, wenn nicht eine Frau an meiner Seite ſtünde, die mich mit ihrer Stärke noch Härteres ertragen lehrte. Sie, lieber Freund, haben mir auf einige Zeit aus der Noth geholfen, aber glauben Sie ja nicht, daß ich in meiner jetzigen Stellung mit Sicherheit der Zukunft entgegenſehe. Ich weiß es aus jahrelanger Erfahrung, daß der geringſte Vorwand, ein ſcheinbarer Grund zur Unzufriedenheit hinreichen werden, um ſich des Eidams des Scharfrichters wieder zu entledigen. Doch ich wollte nicht klagen, ich wollte Ihnen nur meine Geſchichte erzählen, damit Sie wiſſen, ob Sie das Haus der Ausgeſtoßenen, das Sie zufällig entdeckt, wieder aufſuchen wollen; ob Sie es vermögen, ſich an unſeren Tiſch zu ſetzen, meine Kinder zu küſſen, und ſich nicht zu entſetzen, wenn zufällig der Vater der Hausfrau eintritt.“

*

Um nachdrücklich zu antworten, wanderte ich ſchon am nächſten Tage nach dem ſtillen, friedlichen Hauſe hinaus. Und ich kam oft und verbrachte daſelbſt ſchöne Stunden in Geſellſchaft dieſer gebildeten und mit den Künſten und Wiſſenſchaften vertrauten Familie. Doch dauerte dieſer Umgang nicht lange; Manches, was ich in dieſer Univerſitätsſtadt gewollt, war erreicht, Anderes verfehlt, und ich ergriff den Wanderſtab, den ich durch viele Jahre nicht wieder aus der Hand legen ſollte.

Ich durchreiste die meiſten Länder Europa's und einen Theil Aſiens, neue Eindrücke verdrängten die alten, und neue Freundſchaften ließen mich alte Bekanntſchaften vergeſſen. Es waren ſeit jener Nacht, in welcher mir Möbius ſeine Geſchichte erzählt hatte, nahe an fünfzehn Jahre vergangen, als ich eines Tages auf dem Markte von Baucaire in Languedoc unter den großen Platanen, welche die glänzendſten und größten Meßbuden beſchatten, von den Tönen einer Muſik angezogen wurde, die ich ſogleich als deutſche Muſik erkannte, und die nichts mit dem gewohnten Muſiklärm der Märkte und Meſſen gemein hatte. Ich näherte mich und ſah unter der großen Platane einen älteren Mann, der mit vielem Ausdruck die Violine ſpielte und dabei von zwei Jünglingen, deren jüngſter wohl ſechzehn Jahre alt ſein mochte, auf einer zweiten Violine und der Bratſche begleitet wurde. Ich wollte nur hören, aber bald wurde meine Aufmerkſamkeit durch das Geſicht des Alten ſo ſehr in Anſpruch genommen, daß ich von der Muſik nichts mehr vernahm. Ich erkannte hinter dem beinahe ganz grauen Barte meinen alten Karl Möbius. Eine Viertelſtunde darauf ſaßen wir in einer Herberge zuſammen, in welcher Sabine unſere Geſellſchaft vergrößerte. Ich erfuhr, daß der älteſte Sohn, jener Knabe, den ich damals im

Garten belauſcht hatte, ſich zu einem bedeutenden Künſtler herangebildet, daß er vor drei Jahren auf Reiſen gegangen, und daß er endlich in Barcellona eine angenehme und dauernde Stellung gefunden habe. Er lud die Seinen ein, ihm zu folgen, und die Heimat zu verlaſſen, wo ſie noch immer die Ausgeſtoßenen waren. Die Eltern überlegten es ſich nicht lange und folgten dem Rufe ihres lieben Sohnes; die Koſten der weiten Reiſe wurden mit Hülfe der Violinen herausgeſchlagen, indem Vater und Söhne als fahrende Muſikanten dahinzogen, und ſich bei dieſer Gelegenheit die Welt im Einzelnen anſahen.

Ein Jahr darauf ſah ich die Familie wieder im Theater zu Barcellona, wo der älteſte Sohn im Orcheſter den Kapellmeiſterſtab wie einen Szepter ſchwang, und der Vater und die zwei jüngeren Brüder als ſeine Untergebenen dieſem Szepter gehorchten. Sämmtliche Möbius gehörten zu den beliebteſten Muſiklehrern der Stadt.

Koſtet nicht.

Die Laufbahn meines Vaters war, ſo weit ſie vom eigenen Können und Wollen und von den Beziehungen zu anderen Menſchen abhing, eine glückliche geweſen; er gehörte in ſeinen alten Tagen zu den geachtetſten und geliebteſten, wenn auch nicht zu den berühmteſten Mitgliedern der Univerſität; daß ihn die neue Wiſſenſchaft überflügelte, darüber tröſtete er ſich leicht, denn ihr Triumph ſtand ihm höher als ſein Ehrgeiz, und ich, ſein einziger Sohn, gehörte ja mit zu der jungen Generation, welche die ſeinige in den Hindergrund drängte. Es freute ihn, daß der Anfang meiner Laufbahn mit der ſeinigen ſo viel Aehnlichkeit hatte; er nahm das als ein Vorzeichen, daß ich ſo glücklich ſein werde, wie er es geweſen. Ich hatte eben meine Studien vollendet an derſelben Univerſität, an der er ſeine Jugend verbracht und an der er als

Profeſſor der Geſchichte und der Staatswiſſenſchaften angeſtellt war, fühlte mich aber noch zu jung und mein Wiſſen zu lückenhaft, um mich ſogleich zu habilitiren. Ich ſollte eine Hauslehrerſtelle antreten, die mir durch einige Jahre Muße genug zu fernerer Ausbildung gewähre und Geld genug einbringe, um dann, vor Rückkehr auf die Univerſität, noch einige Reiſen machen zu können. Gerade ſo war es bei meinem Vater geweſen, als er ſich in meinem Alter befand, und um die Aehnlichkeit unſeres Jugendlebens möglichſt weit zu treiben, richtete es der Zufall ſo ein, daß ich in derſelben Gegend Thüringens eine Hauslehrerſtelle fand, in welcher mein Vater in gleicher Eigenſchaft drei Jahre ſeiner Jugend verlebt, und die nun halb und halb zu meiner Heimat gehörte, da er dort ſeine Frau, meine Mutter, gefunden. „Bringe Dir eine Aehnliche mit,“ ſagte er gerührt, als es beſchloſſen war, daß ich dahin abgehen ſolle, „aber,“ fügte er mit der Andacht eines Segensſpruches hinzu, „möge ſie an Deiner Seite länger verweilen, als das Schickſal Deiner Mutter bei mir zu verweilen geſtattete.“

Ich ſollte zu Michaelis abgehen, aber ich erhielt im Herbſte einen Brief des Gutsbeſitzers, der mein Brodherr werden ſollte, in welchem mich dieſer bat, meine Abreiſe bis zu Oſtern zu verſchieben, da er, wegen der ſchwachen Geſundheit ſeiner Frau, eine Reiſe nach dem Süden und ſeine ganze Familie mitzunehmen vorhabe. Es machte mir nicht den geringſten Verdruß, einige Monate länger bei meinem Vater und bei meinen Freunden bleiben zu können, und bis auf den heutigen Tag ſegne ich den Umſtand, der mich zu Hauſe zurückgehalten, denn ihm danke ich es, daß ich bei meinem guten Vater bis zu ſeinem letzten Momente ausharren und ihm die Augen zudrücken konnte. Wenige Wochen ſpäter ſchloß ich das Häuschen, das mir gehörte, ließ alles darinnen ſo ſtehen und liegen, wie es mein Vater verlaſſen hatte, um mir für die Zukunft das Glück zu wahren, in liebe, erinnerungsvolle, alte Umgebungen zurückzukehren, da ich nicht mehr in liebende Arme zurückkehren konnte, und wanderte nun getroſt mit dem gemiſchten Gefühle der Melancholie, welche der herbe Verluſt in mir hinterlaſſen, und des heiteren Jugendmuthes meinem Beſtimmungsorte und meiner Zukunft entgegen. Wie in mir war es überall auf meinen Wegen in der Natur: überall noch die Spuren des Winters und ſchon die Vorboten des Frühlings, — kühle Lüfte durch die warmen Sonnenſtrahlen dringend, — Nebel und Dünſte vom Oſtergolde verklärt, — kahle Bäume mit Knospen und treibendem Grün an den Spitzen der Zweige und Aeſte,

— Vogelgeſang über noch ſchwarzen Schollen der Felder. Alles ſtimmte mit mir, mit Allem ſtimmte mein Gemüth, und in wohlthuender, ruhiger Harmonie kam ich nach achttägiger Reiſe in der Stadt an, in deren Nähe das Schloß lag, in welchem ich meine Hofmeiſter-Funktionen beginnen ſollte. Manches Haus, mancher Hügel, hundert verſchiedene Gegenſtände erinnerten hier an die Erzählungen meines Vaters und an ihn ſelber; jedes ſeiner Worte kam mir aufs Lebhafteſte in die Erinnerung, und es war mir eine Herzensangelegenheit, ſeinen Spuren zu folgen, und jeder ſeiner Anweiſungen zu gehorchen. Ich ſuchte das Gaſthaus auf, in welchem er abgeſtiegen war, und nachdem ich die Stadt durchwandert und mir beim Anblick der Häuſer und Straßen ſeine Erzählungen vor den dazu gehörigen Dekorationen, ganz wie ich mir einbildete, der Wahrheit getreu vergegenwärtigt, fiel es mir ein, daß er mir vor Monaten von einem guten Fräulein Eliſe Emmerich, einer Freundin meiner Mutter, geſprochen, mit dem Bemerken, daß ich ſie beſuchen, und ihm dann über das jetzige Leben der ſonderbaren, aber vortrefflichen Perſon ſchreiben müſſe. Konnte ich letzteres leider nicht mehr thun, ſo wollte ich doch wenigſtens dem erſten Theile des Auftrages nachkommen und eine Perſon aufſuchen, die er die Freundin meiner Mutter nannte und von der er mit ſo viel Wohlwollen geſprochen.

Als ich mich am nächſten Morgen bei der Dienerſchaft des Gaſthauſes nach der Adreſſe des Fräuleins Eliſe Emmerich erkundigte, glaubte ich ſchon zu ſpät gekommen zu ſein, um die alte Jungfer kennen zu lernen, und mußte ich vorausſetzen, daß ſie ihrer Freundin bereits gefolgt ſei, denn keiner der Kellner wollte je von einem Fräulein Emmerich in hieſiger Stadt etwas gehört haben. Glücklicher Weiſe kam der Wirth dazu, als die Kellner noch über Sein und Nicht-Sein eines Fräulein Emmerich disputirten, lachte und rief: „Der Herr meint das Fräulein Oberforſtmeiſter —

„Ja,“ rief es im Chorus dagegen, „das Fräulein Oberforſtmeiſter, das exiſtirt allerdings!“ — Und nun begann Jeder zu erklären, wie beſagtes Fräulein nur unter beſagtem Titel bekannt ſei, daß ſie unter dieſem Titel jedes Kind in der Stadt kenne, und das ſei ſehr natürlich, denn ſolcher Fräulein Oberforſtmeiſter gebe es nicht zwei in der Stadt, vielleicht nicht in der Welt. Der Wirth erläuterte dieſe Mittheilungen. Das Fräulein Oberforſtmeiſter ſei eine der populärſten, ja die populärſte Geſtalt der Stadt und Umgebung, und das danke ſie ebenſowohl ihrem guten Herzen, das von einem großen Vermögen den wohlthätigſten Gebrauch zu machen wiſſe, wie ihrer auffallenden Erſcheinung, — denn ſie ſei, wie ſie der Volkswitz nennt, der größte Mann der Stadt. „Gehen Sie,“ fügte er hinzu, „nur zum Thüringer Thore hinaus, und wenn Sie dort wo zwiſchen den Landhäuſern einer recht anſehnlichen Rieſin begegnen, ſo ſprechen Sie ſie nur getroſt als Fräulein Oberforſtmeiſter an, — ragt ſie Ihnen aber nirgends entgegen, ſo ſuchen Sie nur unter den Landhäuſern das ſauberſte und ſchmuckeſte aus, Sie werden nicht fehl gehen, — da hauſt und waltet ſie in der angenehmſten Einſamkeit, einen Theil des Tages in Garten und Haushalt, einen andern Theil mit Büchern beſchäftigt oder von fröhlicher Jugend umgeben, wie eine luſtige Gluckhenne. Eine treffliche Perſon, Herr Volker, ich verſichere Sie, eine ganz vortreffliche Perſon, und reſpektirt in Stadt und Land wie kein anderer Mann und keine andere Frau.“

Der Wirth, der mir beim Frühſtück Geſellſchaft leiſtete, fuhr fort, mir in dieſem Tone von der Unbekannten zu ſprechen und allerlei Beiſpiele ihres guten Herzens zu erzählen, daß ich mich in der That auf den Gang in das Landhaus herzlich freute. Es war mir, als ſollte ich in dieſer mir fremden Gegend eine gemüthliche Freundin finden, und ich wünſchte mich deſſen zu verſichern, bevor ich mich auf das Schloß in das immerhin untergeordnete Verhältniß eines Hauslehrers und unter die mir wildfremden Menſchen begab.

Es war noch zu früh für einen erſten Beſuch, und ſo wanderte ich in der Umgebung des Landhauſes, das ich nach der Beſchreibung des Wirthes ſogleich erkannt hatte, einige Zeit hin und her und ſuchte mich alles deſſen zu erinnern, was ich von Vater und Mutter über Fräulein Emmerich gehört hatte, und trat endlich mit ſolchen Erinnerungen wohl ausgerüſtet durch das kleine Gärtchen, das eine Art Vorhof bildete, in das Haus. Eine Dienerin führte mich in die erſte Stube und bat mich, einen Augenblick zu warten, ſie wolle Fräulein Emmerich, die im Garten beſchäftigt war, herbeirufen. Sie ging, ohne mich nur nach meinem Namen gefragt zu haben. Die Stube, in der ich wartete, hatte nichts Eigenthümliches, wenn es nicht die alten Rokokomöbel waren, welche durch Erbſchaft in der Familie und nicht durch die neue Mode herein gekommen ſchienen, denn ſie ſtanden auf ihrem Platze, als ob ſie ſeit einem Jahrhunderte ſo da ſtänden. An den Wänden hingen Kupferſtiche und Paſtelle, offenbar Zeitgenoſſen der übrigen Einrichtung. Durch eine offene Thüre ſah ich in zwei andere Stuben, die bereits viel moderner waren, elegant und hübſch eingerichtet, ohne luxuriös zu ſein. Es hatte Alles etwas Ländliches, Behagliches; nichts, was ausgeſprochen männlich oder weiblich, groß- oder kleinſtädtiſch geweſen wäre, am allerwenigſten aber wurde man bei aller Sauberkeit an altjüngferliche Pedanterie, und dergleichen Liebhabereien erinnert, wie auch von der Menagerie alter Jungfern nicht ein einziges Thier vorhanden war: kein Papagei, kein Schooßhund, kein Kanarienvogel und keine Katze. Ein alter Hühnerhund, der vor der Thüre lag, war im Gegentheile geeignet, dieſer Häuslichkeit einen ganz anderen als altjungferlichen Charakter zu geben. Mit einem Worte, es athmete hier Alles Heimlichkeit und Behagen.

Wie gut ich auch durch die Schilderungen des Wirthes auf die Erſcheinung der Beſitzerin dieſes Hauſes vorbereitet war, ſo war ich doch etwas erſtaunt, als ſich die Thüre öffnete, und eine Dame vor mir ſtand, die mich um die Höhe wenigſtens eines halben Kopfes überragte, und deren Oberlippe von einem feinen, bereits in das Graue ſpielenden Schnurrbärtchen beſchattet war. Das wohlwollende Lächeln dieſes männlichen Mundes und der überaus ſanfte Blick der braunen Augen bildeten mit der ganzen, faſt möchte ich ſagen übergewaltig erſcheinenden Geſtalt einen ſo auffallenden Kontraſt, daß ich mich vor meinem Erſtaunen nicht raſch genug erholen konnte, um mich ihr auf ſchickliche Weiſe vorzuſtellen. Mein Erſtaunen wuchs noch, als ich bemerkte, wie ſie gleich beim Eintritte erſchrocken zurückfuhr, erblaßte und vergebens etwas zu ſagen ſtrebte. Ich ſtotterte, und ſie ſchwieg. Endlich machte ſie mir zwei Schritte entgegen, faßte meine beiden Hände und ſagte, noch ehe ich mich genannt hatte: „Sie ſind Oskar Volker! Seien Sie mir herzlich willkommen.

„Sie erkennen mich, mein Fräulein —“

„Wie ſollte ich nicht,“ ſagte ſie mit zitternder Stimme, „Sie ſind ja ſein leibhaftiges Ebenbild, — ſo wie Sie hier vor mir ſtehen, ſo war er, als er gerade ſo alt wie Sie jetzt, — gerade ſo ſah ich ihn hier in dieſem ſelben Hauſe, in dieſer ſelben Stube. — Setzen Sie ſich,“ ſagte ſie noch immer aufgeregt, indem ſie mich auf das Sopha niederzog und ſich neben mir niederließ. „Erzählen Sie mir, wie geht es ihm? wie lebt er? mit welcher Arbeit iſt er jetzt beſchäftigt? — Erzählen Sie Alles und ausführlich.“

Ich ſah ſie erſchrocken an. Bei der Freundſchaft für meinen Vater, die aus jedem ihrer Worte, aus jeder Geberde ſprach, war es mir höchſt peinlich, ihr von ſeinem Tode, von dem ſie offenbar nichts wußte zu ſprechen. Ich ſchlug die Augen nieder und ſagte leiſe: „Sie wiſſen alſo nicht —“

„Was?“ rief ſie erſchrocken.

„Mein armer Vater —“

„Er iſt todt!“ rief ſie wieder und ſprang vom Stuhle auf.

Da ich ſchwieg und der Ausdruck meines Geſichtes ihre Frage wohl deutlich genug bejahte, drückte ſie beide Hände vor die Augen, wandte ſich plötzlich um und eilte in die zweite Stube, deren Thüre ſie hinter ſich zuſchlug. Ich war überraſcht, ja erſchüttert. Der Anblick dieſer Fremden, welche dieſen Tod ſo lebhaft empfand, vergegenwärtigte mir aufs Neue den Verluſt, den ich erlitten, und ohne viel darüber nachzudenken, wie auffallend es war, daß eine Fremde, die meinen Vater eigentlich nur in ſeiner Jugend gekannt und die ihn ſeit mehr als zwanzig Jahren nicht geſehen hatte, — daß eine Perſon von ſo männlich kräftigem, beinahe derbem Weſen, von der Todesnachricht ſo gerührt wurde: verſenkte ich mich in das Unglück eines ſo herben Verluſtes, und ſeit vielen Tagen zum erſten Male traten wieder Thränen der innigſten kindlichen Trauer in meine Augen. Nach ungefähr einer halben Stunde ſah ich Fräulein Emmerich in einer ſchattigen Allee ihres Gartens langſam auf und ab gehen, mit einem Taſchentuche in der Hand, das ſie manchmal auf die Augen drückte. Bei einer Biegung bemerkte ſie, daß ich ſie vom Fenſter aus beobachtete, erhob den Kopf und machte eine Bewegung, als ob ſie etwas abſchüttelte, und trat dann entſchiedenen Schrittes wieder in das Haus und in das Zimmer.

Ich konnte es ihren Augen anſehen, daß ſie heftiger geweint hatte, als ich ſelbſt. Doch ſetzte ſie ſich ruhig zu mir und ſagte mit einer Stimme, in welcher das überwundene Weinen nur noch leiſe nachzitterte: „Erzählen Sie mir von ſeinen letzten Tagen, von ſeiner Krankheit, — wie er geſtorben — Alles.“

Ich erzählte und zwar mit der größten Ausführlichkeit und ohne meinen Gefühlen den geringſten Zwang anzuthun. Nach dem ſo eben Erlebten fühlte ich es deutlich genug, daß ſie Alles und Jedes, was meinen Vater betraf, aufs Herzlichſte intereſſirte, und daß ich zu ihr ſprechen konnte, wie zu einer nahen Anverwandten. In der That war es mir jetzt ſchon, als ſtünde ich zu ihr in einem ſolchen blutsverwandſchaftlichen Verhältniſſe, denn was vermag zwei Menſchen inniger zu verbinden, als gemeinſchaftliche aufrichtige Trauer um dieſelbe geliebte Perſon? Während ich ohne Rückhalt erzählte, ſaß ſie ruhig da, aufmerkſam jedem Worte, faſt möchte ich ſagen jeder Silbe folgend, und es war ein eigenthümlich rührender Kontraſt, wie bei dieſer ihrer äußerlichen Ruhe von Zeit zu Zeit aus ihren Augen, die bald auf mich, bald auf irgend einen Punkt im Zimmer gerichtet waren, langſam eine einzelne Thräne niederfloß, — und noch auffallender war der Kontraſt zwiſchen dieſer echten weiblichen Trauer und dieſem, die milden Augen abgerechnet, ſo männlichen Geſichte, dieſer ganzen, beinahe rieſigen Geſtalt. Der alte Hühnerhund war ihr ins Zimmer gefolgt und ſah ſie fragend an, während ſie ſeinen Kopf, der auf ihrem Knie ruhte, langſam ſtreichelte. Es war ein inniges Todtenfeſt, das wir zwei da zuſammen feierten in der Abgeſchiedenheit des ſtillen Landhauſes, während die erſten Frühlingsblumen ihren Duft und die Vögel ihren Geſang durchs offene Fenſter hereinſandten und das treue Thier mitfühlend, mit verſtändnißvollen Augen zu ſeiner Herrin empor und manchmal zu mir herüber blickte. Es war trotz aller Trauer eine Stunde an die ich ſtets als eine der ſchönſten Stunden des Lebens zurückdenke.

Als ich geendet hatte, ſtand Fräulein Emmerich auf, ergriff meine Hand und führte mich in das dritte Zimmer, wo ſie mit dem Finger auf ein kleines Paſtellbildchen deutete. Es war das Porträt meines Vaters. Ich erkannte es augenblicklich und ſogleich mußte ich mir auch ſagen, daß man es für mein eigenes Porträt, wie ich jetzt war, nehmen konnte. Es ſtellte meinen Vater in ſeinem vierundzwanzigſten Jahre dar.

„Sie haben es von ihm?" fragte ich.

Sie ſchüttelte den Kopf. „Sie wiſſen," ſagte ſie, „daß ſein Schüler, der letzte Erbe des Schloſſes Schwangau, wo er Hofmeiſter geweſen, im Kriege fiel. Die Anverwandten verkauften Schloß und Möbel, — ich brachte das Bildchen bei der Auktion an mich."

„Dürfte ich es mir nicht kopiren laſſen?" fragte ich bittend, „ich wäre Ihnen außerordentlich dankbar."

„Nein," ſagte ſie entſchieden, „aber ich bin alt, — Sie ſollen es erben."

So fühlte ich mich dieſer Dame, die mir dieſen Morgen noch unbekannt und beinahe ganz fremd war, von Minute zu Minute näher gerückt: ich hatte mit ihr den Tod meines Vaters beweint; ſie machte mich durch das Porträt mit ihm in eine Vergangenheit zurück bekannt, da ich noch nicht exiſtirte, und jetzt machte ſie mich zu ihrem Erben, zum Erben eines Beſitzthums, das ihr offenbar ſehr theuer war. Ich blieb gerne, als ſie mich zum Eſſen einlud, und nach dem Eſſen verbrachte ich noch den ganzen Nachmittag und Abend mit ihr in ihrem Garten, vollkommen ungeſtört, da ſie heute keinen Beſuch annahm; ſo war ſie denn auch bald in alle meine perſönlichen Verhältniſſe eingeweiht. Sie erſtaunte, daß ich nach einem langen, arbeitſamen Leben meines Vaters, als ſein einziges Kind, noch gezwungen ſein ſollte, durch eine Hauslehrerſtelle mein Leben zu friſten, bis ich eine geſicherte Anſtellung fände; „aber,“ fügte ſie lächelnd hinzu, „daran erkenne ich wieder meinen alten Freund, der weder die Eigenſchaften, mit denen ihn die Natur ausgeſtattet, noch ſeine Gelehrſamkeit auszubeuten verſtand.“

Zu meiner Verbindurg mit dem Hauſe des Rittergutsbeſitzers von F., bei dem ich morgen als Hauslehrer eintreten ſollte, ſchüttelte ſie bedenklich den Kopf. Das ſeien, meinte ſie, keine Leute für mich, und ich werde mich in ihrer Geſellſchaft nicht wohl fühlen. Es ſeien Menſchen, bei denen nur Geld und Titel Werth hätten, und denen meine Anſchauungs- und Erziehungsweiſe ſchwerlich zuſagen werde. Sie rieth mir, womöglich das Verhältniß noch vor Beginn zu löſen. Als ich ihr das Schwierige eines ſolchen Schrittes darſtellte und mit meinen Vermögensverhältniſſen motivirte, wollte ſie etwas erwidern, hatte aber augenſcheinlich nicht den Muth, auszuſprechen, was ſie ausſprechen wollte. „Nun,“ ſagte ſie nach einiger Zögerung, „treten Sie in Gottes Namen ein, thun Sie das Ihrige, und das Uebrige wird die Zeit lehren. Es thäte mir nur leid, wenn Sie einen Theil der ſchönen Jugendzeit unfruchtbar und auf unerquickliche Weiſe verlieren ſollten. Indeſſen, um Ihnen den Eintritt in das Haus nicht ganz zu verleiden, ſo will ich Ihnen doch gleich verrathen, daß Sie daſelbſt einem Weſen begegnen, das allerdings geeignet iſt, auch einen unangenehmen Aufenthalt annehmbar zu machen. Ich meine Fräulein Sabine, das Aſchenbrödel des Hauſes, eine arme Anverwandte, die beinahe den ganzen Haushalt zu überwachen hat. Es iſt das ein überaus liebenswürdiges Geſchöpf, ein gutes Kind, das mich oft beſucht und das zu der kleinen Welt von Jugend und Güte gehört, die ich gerne um mich verſammle. Es ſei Ihnen das, je nach Umſtänden, als Troſt oder auch als Warnung geſagt. Jedenfalls ſeien Sie gut gegen ſie und nehmen Sie ſich, wenn Sie können, ihrer an. Das gute Kind bedarf in ſeiner Einſamkeit einiger Theilnahme. Ich hätte ſie längſt zu mir ins Haus genommen, wenn ſie ſich entſchließen könnte, ihre Anverwandten durch einen ſolchen Schritt vor der Welt anzuklagen.

So und noch ausführlicher in die Verhältniſſe der von F.'ſchen Familie eingeweiht und mit gutem Rath ausgerüſtet, trat ich am folgenden Tage meine Stelle an. Da es ganz und gar nicht zum Zwecke dieſer

Erzählung gehört, dieſe Familie näher zu ſchildern, ſo ſage ich nur, daß ich Alles bewahrheitet gefunden, und daß Alles ſo eintraf, wie es mir meine verehrte Freundin vorausgeſagt. Der Geiſt, der in dieſem Kreiſe herrſchte, war, wie man ſich heute ausdrücken würde, ein durch und durch realiſtiſcher; in der Erziehung ſollte auf nichts Anderes geſehen werden, als auf das poſitiv Nützliche; Alles, was den Gemüthern der Kinder einen höheren Schwung, ihren Seelen eine edlere Stimmung geben konnte, wurde als idealiſtiſch, als ſentimental, als verderblich verurtheilt. Vater und Mutter überwachten mich in dieſer Beziehung mit der größten Aengſtlichkeit als einen gefährlichen Menſchen, der ihre Kinder in moraliſche Schwächlinge oder Narren zu verwandeln drohte. Meine Zöglinge, ſchon von Natur ziemlich trockene Seelen, wurden förmlich vor mir gewarnt, und die Mutter hielt es für nothwendig, ihnen von Zeit zu Zeit in ihrer Stube und auf Spaziergängen Vorträge zu halten, welche ein Gegengift gegen meine Gifte ſein ſollten. Die Kinder, denen ihrer Natur und bisherigen Erziehung gemäß die im Hauſe herrſchenden Anſichten mehr zuſagten, als die meinigen, hielten ſich mir gegenüber fortwährend in der Defenſive, und es ward mir nicht einmal der Troſt, der unglücklichen Erziehern manchmal zu Theil wird, mich durch das Vertrauen oder die Liebe meiner Schüler ermuthigt zu ſehen. Dieſe Zuſtände bildeten ſich zwar erſt im Laufe mehrerer Wochen zu dieſem ausgeſprochenen Charakter aus, aber ich empfand die Keime derſelben ſchon in den erſten Tagen und fand mich von Anfang an unbehaglich im Hauſe. Von dem Troſte, den mir Fräulein Emmerich verſprochen hatte, ward mir ſehr wenig zu Theil, denn ich bekam Sabine nur ſelten zu ſehen, und von einer Unterhaltung, einem Geſpräche mit ihr war noch weniger die Rede. Sie aß zwar, als Anverwandte, mit uns an demſelben Tiſche, aber ſie hatte ihren Platz am unterſten Ende der Tafel, ſprach nur, wenn ſie, was ſelten genug geſchah, angeredet wurde, und ſpielte übrigens mehr die Rolle einer Dienenden, als einer Tiſchgenoſſin. Es iſt natürlich, daß ich mich, nach den Mittheilungen meiner alten Freundin, gleich von Anfang an mit Theilnahme nach ihr umſah. Schon ihr Aeußeres beſtätigte alles Gute, was mir über ſie geſagt worden; ſie war in der That überaus lieblich und anmuthig, und ihre Schönheit wurde nur noch erhöht durch den Dämpfer, den ihre untergeordnete Stellung ihrem Glanze auferlegte. Ich glaube, daß ſie als Fräulein vom Hauſe oder als herrſchende Dame des Schloſſes bei weitem nicht ſo ſchön geweſen wäre, wie ſie es jetzt war in ihrem einfachen braunen Merinokleidchen und als Dienerin aller Welt. Auf einem Balle, im Kranz und in Seide, hätte man ſie vielleicht überſehen können. In ihrer jetzigen Stellung, in der Einfachheit und Beſcheidenheit ihres Auftretens mußte ihre Schönheit und edle Anmuth nothwendig jede Aufmerkſamkeit auf ſich lenken. Mein Leben, meine Wirkſamkeit im Schloſſe gewährte mir ſo wenig Genugthuung, daß bald meine einzige Freude in der Beobachtung ihres Schaltens und Waltens beſtand, daß ich in dieſem Schauſpiele bald die einzige Befriedigung empfand und daß ich Sabinen kannte, noch bevor ich hundert Worte mit ihr gewechſelt hatte. Vielleicht, daß ſie mit weiblichem Inſtinkt und Mitleid das Oede meiner Stellung ebenſo erkannte, wie ich das Traurige in der ihrigen, und daß ſie ſich durch die Aehnlichkeit unſerer Lage zu mir hingezogen fühlte, — wenigſtens redete ich mir ein, daß ſich zwiſchen uns zweien ein ſtillſchweigender Rapport, ein geheimes Einverſtändniß bildete. Sonderbarer Weiſe ſollte ich die eigentliche Bekanntſchaft dieſer meiner Hausgenoſſin, die mich von Tag zu Tag mehr intereſſirte, eigentlich erſt in dem Hauſe machen, in dem mir zuerſt von ihr geſprochen worden.

Fräulein Emmerich verſammelte ſeit Jahren jeden Mittwoch Abend die beſte Jugend der Stadt und Umgegend in ihrem Hauſe. Die gute alte Jungfer mit dem jugendlichen Herzen liebte es, friſche Gemüther um ſich zu haben, freute ſich an den aufeinanderfolgenden Lenzen der Generationen, wie ſie ſich freute, all' dieſen jungen Leuten, die ſie in ihren Kreis zog, mit Rath und That zur Seite zu ſtehen. Sie ging bei Herbeiziehung der jungen Männer wie der Mädchen mit ſtrenger Auswahl zu Werke, ſo daß es in der Gegend als ein gutes Zeugniß, als eine wahre Empfehlung galt, zu ihrer Mittwochsgeſellſchaft zu gehören. Man bewarb ſich um dieſe Ehre wie um etwas, das Anſehen und Stellung gibt, und die Mütter ſagten ſich im Stillen, daß die Mittwochs-Geſellſchaft Fräulein Emmerich's die vortrefflichſte Verheirathungs-Anſtalt ſei, da wenigſtens gegen Charakter und Ruf der Töchter, die zu dieſem Kreiſe gehörten, kein Zweifel erhoben werden durfte. Ich fühlte mich zwar am wohlſten, wenn ich mit meiner alten Freundin allein ſein konnte, doch kam ich, wie ſie es wünſchte, auch gerne in ihre Geſellſchaften, in welchen in der That ein herzlicher und edler Ton herrſchte, und in denen man ſich bald heimiſch machen konnte. Auch Sabine gehörte, wie ſchon geſagt, zu dieſer Geſellſchaft, und zwar war ſie eine der Bevorzugten der Dame des Hauſes. Dieſe, die ſo vieles errieth, ſtellte uns mit Lächeln einander vor, vorausſetzend, daß wir, obwohl Hausgenoſſen, einander nur aus der Ferne kannten. Ein Abend in Haus und Garten von Fräulein Emmerich förderte unſere Bekanntſchaft mehr, als der Reſt der Woche und der gemeinſchaftliche Aufenthalt im Schloſſe, das wir bewohnten. Und zu dieſen Abenden gehörte auch noch die gemeinſchaftliche Heimkehr aus der Stadt in das mehr als eine halbe Stunde entfernte Schloß durch eine duftige Lindenallee und oft durch „mondbeglänzte Zaubernacht.“ An ſolchen Abenden fand ich in Sabinens Geiſt und Herzen wirklich und wahrhaftig, was ich im Laufe der Woche und aus der Ferne mit meinem Idealismus, der im Hauſe ſo verrufen war, mit meinen Wünſchen, die man glücklicherweiſe nicht kannte, hineingelegt hatte. Aber je näher ich Sabinen auf dieſe Weiſe kennen und würdigen lernte, deſto ſchmerzlicher war es mir, ſie in ihrer untergeordneten Stellung zu ſehen, in der ſie, wie ich mir einbildete, mehr leiden mußte, ſeit ſie ſich in derſelben von mir beobachtet fühlte. Und je mehr durch die Liebe alle beſſeren Gefühle in mir aufgeregt wurden, deſto fremder fühlte ich mich in dem Hauſe, deſto kälter wehte mich ſeine Atmoſphäre an. Es ſchien mir Pflicht, mich aus dieſer Atmoſphäre und Sabinen aus ihrer demüthigen Stellung ſo bald als möglich zu retten. Und — um kurz zu ſein, da ich nicht die ausführliche Geſchichte meiner Liebe zu erzählen beabſichtige — auf einem Heimwege durch die duftige Lindenallee, als glücklicher Weiſe der Diener, der trotz meiner Begleitung Sabinen abzuholen pflegte, weinſchweren Hauptes unter dem Dache einer Linde ausruhend zurückgeblieben war, kam es zu Geſtändniß, Abſchluß, Verlobung, dazu gehörigen Verſprechen, Küſſen, Gelübden und glückſeligen Zukunftsträumen. Von dem Augenblick an aber war mir Alles was ich im Hauſe mit anſehen mußte, noch unerträglicher als zuvor, da ich mich berechtigt fühlte, immer zur Vertheidigung Sabinens aufzutreten, und trotzdem ſchweigen und an mich halten mußte. So eilte ich ſchon zwei Tage nach unſerer Verlobung zu ungewohnter Stunde in die Stadt und in größter Aufregung in das Haus meiner mütterlichen Freundin.

Sie empfing mich mit einem halb ernſten, halb lachenden Geſichte, das ſagen wollte, daß ſie Alles, daß ſie die Urſache meiner Aufregung errathe. „Um Gotteswillen, lieber Oskar, was geht vor, was iſt geſchehen?“ rief ſie, während ich mich in einen Lehnſtuhl warf.

„Es geht nicht länger,“ erwiderte ich in einem Tone, als ob ich mit der Freundin und nicht mit dem Schickſal zanken wollte, „es geht nicht länger, ich muß ein Ende machen, — ich muß Sabinen entführen.“

„Aha, ſind wir ſchon ſo weit, da habe ich Sie erwartet,“ lachte Fräulein Emmerich, „fügte aber ſogleich in ernſterem, ja in gerührtem Tone hinzu, indem ſie ſich mir näherte und die Hand wie zum Segen auf meinen Kopf legte: „Seien ſie glücklich, — Sie haben ein kluges Herz, es hat vortrefflich gewählt: — Sie können unmöglich eine beſſere Frau finden als Sabine.“

Aufgemuntert durch dieſen Zuſpruch, durch die Worte dieſer Matrone, deren Geiſt wie deren Herzen ich das ſicherſte Urtheil zutraute, fing ich ſogleich an, allerlei Pläne zu entwickeln und Luftſchlöſſer zu bauen. Ich wollte, wie ſchmerzlich es mir auch war, mich von Sabinen zu trennen, ſofort mein Verhältniß zu der Familie löſen, auf die Univerſität zurückkehren und mich als Dozent habilitiren, um ſo bald als möglich zu einer Profeſſur zu gelangen; während dieſer Zeit ſollten mich ſchriftſtelleriſche Arbeiten ernähren und vielleicht ſo weit bringen, daß ich Sabinen noch vor Erlangung einer feſten Stelle heimführen konnte.

Fräulein Emmerich hörte mir ruhig und lächelnd zu, endlich nachdem ich noch manche andere Pläne auseinander geſetzt, ſagte ſie kopfſchüttelnd: „Das iſt Alles ſchön und gut, lieber Oskar, das Alles zeugt von viel Muth und beſtem Willen, aber wie die Sachen einmal ſtehen und wie die Welt beſchaffen iſt, verbirgt ſich hinter all' dem eine jener unglückſeligen Brautſchaften von vielen Jahren, während welcher die friſcheſten Herzen verwelken, um endlich müde eines ermüdeten Glückes theilhaftig zu werden. Gott bewahre Sie vor dieſem Verhängniß ſo vieler deutſchen Dozenten und Beamten. Auch ſollen Sie mir nicht auf die Univerſität zurück ohne die Wiſſenſchaft und die Weltkenntniß, die Ihnen Ihr Vater für dieſe Rückkehr gewiſſermaßen teſtamentariſch verordnet hat. Mir iſt der Wille Ihres Vaters heilig, und er ſoll in allen ſeinen Theilen erfüllt werden. Sie ſollen noch einige Jahre mit Muße ſtudiren und auch die gewünſchten Reiſen machen, wenn auch an der Seite einer jungen Frau.“

„Liebe Freundin, Sie behandeln meine Pläne als Luftſchlöſſer und nun kommen Sie mit Vorſchlägen, die doch weit mehr in der Luft ſchweben als —“

„Stille!“ unterbrach mich Fräulein Emmerich, „ich bin reich —“

„Sie kennen mich und wiſſen, daß ich nie —“

„Noch einmal ſtille. Ich liebe Sabine, als wäre ſie meine Tochter, und Ihnen will ich eine Geſchichte erzählen, die hoffentlich alle noblen Skrupeln und Bedenklichkeiten verſcheuchen wird. Sie werden durch die Geſchichte erſt erfahren was Sie mir ſind, und wenn Sie nur im Entfernteſten zu begreifen vermögen, wie innig Menſchen an Menſchen geknüpft werden können, wie äußeres Schickſal und innere Erlebniſſe unauflösliche Bande flechten, wenn Sie einer ſolchen Einſicht, eines ſolchen Gefühles fähig ſind, dann, mein lieber Oskar, werden Sie mir — wirſt Du mir wie einer Mutter die Hand küſſen und mich ohne die geringſte falſche Scham ja mit Freude und Liebe für Deine Zukunft ſorgen laſſen."

Die Art und Weiſe, in der ſie dieſe Worte zu mir ſprach, erinnerte mich, ich wußte ſelbſt nicht warum, an den Empfang, der mir vor nun beinahe vier Monaten von ihr zu Theil wurde, und an die tiefe Erſchütterung, mit der ſie die Nachricht vom Tode meines Vaters empfing. Ich ſagte mir, was ich mir ſchon oft geſagt hatte, daß zwiſchen ihr und unſerer Familie ein innigeres als ein gewöhnliches Freundſchafts-Verhältniß beſtanden, ja, daß ſie mit uns durch irgend ein Schickſal verbunden ſein müſſe. Doch hatte mir mein Vater nie von dergleichen geſprochen, er, der ſonſt keine Geheimniſſe vor mir hatte und mich in jeden Tag ſeines Lebens einweihte. Auch wurde dieſes Fräulein Emmerich, welches ſich mir und uns ſo nahe fühlte, von ihm ſehr ſelten genannt, — eigentlich erinnerte er ſich ihrer erſt etwas lebhafter, als ich in dieſe Gegend kommen ſollte und er in ſeinem Gedächtniſſe nach altbefreundeten Perſonen ſuchte, an die er mich weiſen konnte. Deſto räthſelhafter waren mir die Worte, die ſie eben zu mir geſprochen. Vielleicht bezog ſich das Alles mehr auf meine Mutter, ihre Jugendfreundin, die ich ſo früh verloren hatte. Ich wurde nur deſto begieriger und ich wollte ſie eben um eine Erklärung bitten, als ſie ſagte: „Ich bedarf einiger Sammlung, um Dir zu erzählen, was ich Dir zu erzählen habe. Auch iſt es heute zu ſpät. Mache Dich für den ganzen morgigen Abend frei; ich werde mich vor Beſuchen zu ſchützen wiſſen, um Dir ausführlich den kurzen Roman meines Lebens zu erzählen und Dir zu erklären was Du mir biſt.

Als ich, wie ſie es wünſchte, am nächſten Tage wieder kam, fand ich ſie in ihrem Gartenpavillon ſitzend und vor ihr auf dem Tiſche einige Cigarren, eine Flaſche Rüdesheimer nebſt dem dazu gehörigen Römer.

„Setzen Sie ſich," ſagte ſie, „und machen Sie es ſich ſo gemüthlich und bequem als möglich. Wir wollen uns einbilden, wir ſäßen gleich zwei luſtigen Studenten und alten Freunden irgendwo am Rheine und weihten einander in unſere jugendlichen Geheimniſſe ein. Je behaglicher Sie es ſich machen, je ungezwungener Sie auf meinen Wunſch eingehen, deſto mehr erleichtern Sie mir meine Aufgabe. Ich bedarf dieſer Komödie, die ich mir hier in Scene ſetze, um heiter zu bleiben und nicht in einen niedergeſchlagenen Ton zu verfallen, während ich Ihnen erzähle, was ich noch keiner menſchlichen Seele mitgetheilt habe. Sie ſollen den kurzen Roman meines Lebens erfahren, — ja Roman, das iſt das Wort, obwohl ich gar nicht darnach ausſehe, und in dieſem Roman ein Abenteuer, das mit dem guten Rufe, deſſen ich mich bis in meine alten Tage erfreue, nicht im Geringſten übereinſtimmt. Aber kurz und ohne alle Abſchweifungen und Moralitäten.

„Wenn Sie eines Tages das O.'ſche Muſeum beſuchen, werden Sie dort das aus der alten Originalrüſtung zuſammengeſtellte Bild des Herzogs Erich ſehen, der auf einem ausgeſtopften Pferde ſitzt. Neben ihm, mit einer gewaltigen Lanze in der Hand, läuft ein Rieſe daher, der, obwohl zu Fuß, ſo hoch in die Luft emporragt, wie der herzogliche Reiter. Dieſer Rieſe iſt das Porträt des Waffenträgers und beſtändigen Begleiters des Herzogs, und dieſer Rieſe, ein frieſiſcher Bauer, iſt der Ahnherr, auf den wir bis ins fünfzehnte Jahrhundert hinein unſern Stammbaum zurückführen können. Daß das Körpermaß in unſerer Familie auch im achtzehnten Jahrhundert noch nicht abgenommen, beweiſt der Umſtand, daß der preußiſche König Friedrich Wilhelm I. Jahre lang mit Gewalt und glänzenden Verſprechungen um einen andern meiner Ahnen geworben, den er um jeden Preis in ſeine potsdamer Garde einreihen wollte. Als es dem ſonderbaren König endlich gelang, war mein edler Urgroßvater einer der Längſten unter den Langen. Daß wir auch in dieſem Jahrhundert an Körpermaß nicht abgenommen, beweiſe ich Ihnen ſelber. Ich war das einzige Kind meines Vaters, der ſich über das Unglück, keinen Sohn zu haben, damit tröſtete, mich bei meiner früh entwickelten Körpergröße mit einiger Illuſion wenigſtens als Knaben betrachten zu können. Er erzog mich auch, wie er einen Sohn erzogen haben würde. Ich beritt mit ihm, dem Oberforſtmeiſter dieſes Landes, die Wälder, trug eine Büchſe auf der Schulter, gab meiner weiblichen Kleidung einen möglichſt jägerhaften Zuſchnitt und ſchoß trotz einem wohlkonditionirten Jägerburſchen. Ich ging auf meines Vaters Illuſionen und Erziehungsweiſe um ſo lieber ein, als ich ihm, dem guten alten Manne, damit Freude machte, und als mich, bei meiner ſtarken Körperlichkeit und bei meiner Freude an der Natur, dieſes Leben nicht die geringſte Ueberwindung koſtete. So ſehr wurde ich zum Manne, daß man mir ſchon frühzeitig den Titel Fräulein Oberforſtmeiſter gab, der mir bis auf den heutigen Tag geblieben iſt. Mit einem gewiſſen Stolze freute ich mich an meiner Männlichkeit, an meiner ausnahmsweiſe hohen Geſtalt, ohne zu ahnen, daß jede Ausnahme von der Regel, beſonders beim Weibe, früher oder ſpäter übel ausſchlagen muß. Daß ich eine ſolche Ausnahme bildete, wurde ich erſt gewahr, als ich mit meinen Freundinnen in das Alter trat, in welchem ſich Mädchen eben als Mädchen zu fühlen beginnen. Sie hatten alles mögliche Vertrauen zu mir, ja mehr als das gewöhnliche, da ſie ſich bei mir wie unter einem beſonderen und kräftigen Schutz befanden und unter meiner Hut Manches unternahmen und wagten, wozu ihnen ohne mich der Muth gefehlt hätte; aber wenn von rein mädchenhaften Dingen, z. B. von Toilette, von Tanzſtunden und dergleichen die Rede war, wurde ich plötzlich zu einer Nebenperſon, die zu Rathe zu ziehen Niemand eingefallen wäre. Da fing ich an, mich heranzudrängen, aber nur, um die Erfahrung zu machen, daß ich etwas Anderes als meine Freundinnen war und blieb. Bei der Tanzſtunde mußte ich immer den Herrn machen, und wenn man über die Toilette der Anderen ſtundenlange Berathungen hielt, ſo war man mit den Anſichten über die meinige ſogleich fertig, als ob es im höchſten Grade gleichgültig wäre, welche Farbe oder welchen Schnitt ich wählte. Doch war ich nicht häßlich, aber ich war kein Mädchen, ich war eine Junge, und die Süßigkeit, ſich als Schönheit geprieſen zu hören, empfand ich nur einmal, als ich, um meinen Freundinnen einen Scherz zu machen, die Kleider eines Vetters, der uns beſuchte, anlegte. Damals brach man in große Lobeserhebungen aus, und die Freundinnen ſprachen noch lange von dem reizenden Studenten, den ſie in mir kennen gelernt hatten. Schlimmer wurden die Dinge, als wir in das Alter traten, in welchem Mädchenherzen ſchon um ſich blicken und nach ihren Idealen zu ſuchen anfangen. Mit einem Male ſah ich mich zur Vertrauten jedes geheimen Wunſches, jedes vorübergehenden Gefühles gemacht, wie eine Perſon, von der man keine Nebenbuhlerſchaft fürchtet, die von jeder Konkurrenz ausgeſchloſſen iſt. Raſch nach einander machte ich unzählige Erfahrungen, die mir alle zu ſagen ſchienen, daß ich eigentlich ein ganz anderes Weſen ſei und ſehr verſchieden von meinen Freundinnen, daß meine ausnahmsweiſe Geſtalt in ihren Wirkungen eigentlich daſſelbe bedeute wie Häßlichkeit. Obwohl es mir noch kein beſonderer Fall wünſchenswerth machte, anmuthig, ſchön, liebenswürdig zu erſcheinen, ſo drängte mich doch ein allgemeines weibliches Gefühl, mir das Recht zu erwerben, als ein Mädchen mit allen mädchenhaften Anſprüchen auftreten zu können. Ich überwachte mich; ich ſuchte Alles abzuſtreifen, was meine Erziehung des Männlichen noch meiner männlichen Geſtalt hinzugefügt hatte; in der Angſt, unweiblich zu erſcheinen, wurde ich in Allem und Jedem noch ſchüchterner, als es das Alter mit ſich brachte, und in der mehr oder weniger bewußten Beſorgniß, von dem Glücke, zu gefallen und geliebt zu werden, überhaupt vom Glücke des Weibes ausgeſchloſſen zu ſein, wurde meine Sehnſucht nach Allem, was junge Herzen anſtreben, nur um ſo lebhafter und tiefer. Die Freundinnen fanden, daß ich mit einem Male ſentimental wurde, und ich konnte ſehr wohl bemerken, daß ihnen das einen komiſchen Eindruck machte: eine Mahnung mehr, was in mir vorging, ſorglich zu verbergen, um zu meiner außergewöhnlichen Erſcheinung nicht auch noch die Lächerlichkeit hinzuzufügen. Ja, ich fing zu glauben an, und dieſer Glaube wurde mehr und mehr in mir befeſtigt, daß ich mich nur lächerlich machen würde, wenn ich wie andere Mädchen denken und fühlen, träumen, hoffen und lieben wollte. Gekräftigt wurde dieſe Ueberzeugung in mir, als in meinem achtzehnten Jahre dieſes Schnurrbärtchen zu ſproſſen anfing, das mir den Eindruck einer zwiſchen mir und meinem Geſchlechte ſich erhebenden Scheidewand machen mußte. Der Tag, an dem ich es mit Aufmerkſamkeit im Spiegel betrachtete, zum zehnten Male betrachtete, ohne es wegleugnen zu können, dieſer Tag war ein Tag großer Entſchlüſſe und ſchmerzlichſter Entſagung. Ich nahm die Rolle an, die mir die Freundinnen anwieſen: ich war die Freundin, die Vertraute, nicht mehr die Gleichberechtigte. Ich fügte mich der „göttlichen Ungerechtigkeit der Natur“ und glaubte, indem ich mich unterwarf, ein für allemal geſiegt zu haben. Ich wußte nicht, daß ich ein liebebedürftiges Herz hatte, wie nur irgend ein gefühlvolles Mädchen, und ich bedachte nicht, daß ich meine Entſchlüſſe und Entſagungen nur erſt mit dem Gedanken, in der Theorie durchgemacht und daß ich in der Wirklichkeit noch nicht auf die Probe geſtellt worden.

Dieſe Probe ließ ſo lange auf ſich warten, daß ich ganz und gar in Sicherheit gewiegt wurde, bis ich durch einen Mann, von dem man es am wenigſten hätte erwarten ſollen, aus meiner Ruhe und dem armen Frieden der Entſagung herausgeriſſen wurde. Dieſer Mann, lieber Oskar, — dieſer Mann war Ihr Vater. Ich war bereits zwanzig Jahre alt, als er in das Haus des Gutsbeſitzers von Senneberg eintrat, und ich lernte ihn gleich in den erſten Tagen nach ſeiner Ankunft kennen, da wir mit der Senneberg'ſchen Familie innig befreundet waren und mehrere Nachmittage und Abende jeder Woche draußen auf ihrem Gute verbrachten. Die genannte Familie war überhaupt ein Mittelpunkt für die Alten wie für die Jungen der beſten Häuſer der Stadt wie der Umgegend. Ich ſah Ihren Vater, der damals kaum die Univerſität verlaſſen hatte, und ich war von ſeinem ſanften, milden Weſen gerührt; faſt beneidete ich ihn darum, wie um ſeine zarte und ſchmächtige Geſtalt, die mir weiblicher ſchien, als meine eigene. Bei ſeinem Anblick und je länger ich ihn beobachtete, ſagte ich mir, daß ich entſchieden mehr Mann als Weib ſein müſſe, da mir dieſe weibliche Erſcheinung von Anfang an ſo viel Sympathie einflößte. Aber ich konnte bemerken, daß dieſes bei allen Anderen ebenſo der Fall war, wie bei mir, daß er nach wenigen Tagen der Anweſenheit ſchon im ganzen Hauſe von jedem Gliede der Familie herzlich geliebt war, und daß er bei ſämmtlichen Beſuchern, männlichen wie weiblichen, alten wie jungen, denſelben günſtigen, herzgewinnenden Eindruck machte.

Lieber Oskar, es bedarf Ihnen gegenüber keiner Erklärung dieſes Phänomens und keiner Schilderung ſeiner Erſcheinung, doch muß ich ſagen, daß Sie ſich, um ſich von Ihrem Vater in ſeinem vierundzwanzigſten Jahre eine richtige Vorſtellung zu machen, zu ſeiner Liebenswürdigkeit, die er ſich gewiß bis in ſeine letzte Stunde bewahrte, noch jenen Duft der Jugend hinzudenken müſſen, jenen Blütenſtaub, der, indem er die ſchönſten Eigenſchaften verhüllt, ſie nur noch erhöht. Jedermann mußte er als das Ideal eines Gelehrten erſcheinen, als die Verkörperung, als der Vertreter jener ſchönen, durch Bildung und Wiſſen geadelten Menſchlichkeit. Aus jedem ſeiner Worte, ja aus jeder Bewegung ſprach die Milde des künftigen Weiſen, die jede Rohheit entwaffnet und von Pedanterie, wie von eingebildetem Bewußtſein des eigenen Werthes gleich ſehr entfernt war. Auffallend war es, wie ſämmtliche Männer des Kreiſes, bei aller Schüchternheit ſeines Weſens, bei aller Zartheit ſeiner äußeren Erſcheinung, doch von Anfang an die vollkommene Männlichkeit ſeines Charakters, an Muth, Kraft und Energie ſeiner Seele glaubten.

„Er war bald der Mittelpunkt des ganzen Kreiſes, als ein lebendiger Beweis, wie höhere Intelligenz, eine höhere Natur ohne die geringſten Anſprüche bei aller Beſcheidenheit und unwillkürlich auf den Schild gehoben wird, wenn ſich nicht gerade Rohheit oder Gemeinheit abſichtlich widerſetzt. Und dieſes war in unſerem Kreiſe nicht der Fall. Beſonders war es die jüngere Welt, die ſich gerne um ihn ſchaarte, ſeinen Worten horchte, ſeine milde Atmoſphäre auf ſich wirken ließ. Zu den Freunden des Senneberg'ſchen Hauſes gehörte auch der Superintendent und mit ihm ſeine Tochter, meine Freundin Karoline, Ihre Mutter, die um zwei Jahre jünger war als ich, und der gegenüber ich beſonders gerne die Beſchützerin und vertraute ältere Freundin machte. Sie vertraute mir Alles an, und ich hatte vor ihr kein anderes Geheimniß, als jenes große meiner Reſignation und meiner Entſchlüſſe, die ich in Bezug auf Lieben und Geliebtwerden gefaßt hatte, Entſchlüſſe, die ich in jener Zeit nach und nach zu vergeſſen begann.

Wilhelm Volker, ſo ſagte ich mir, ſei ein Mann wie für mich geſchaffen; zu fein, um ſich mit den rauhen Nothwendigkeiten des Lebens zu ſchlagen, bedürfe er einer Frau von härterem Stoffe, die dieſen Kampf übernehme und jeden rauhen Anprall des Lebens von ihm fern halte. Aber kaum hatte ich mir das geſagt, als ich mir jedesmal ſelber hinzufügen mußte, wie komiſch ich, die Rieſin, mich gerade neben einem ſolchen Manne ausnehmen müßte, wie ich geradezu eine gewiſſe Lächerlichkeit auf ihn, den geliebten Mann, werfen würde. Solche hoffnungsreiche und entmuthigende Reflexionen hatten ſich längſt in mir eingebürgert, ja, ich ſtand zu dem jungen Hofmeiſter in gewiſſen bedeutenderen Beziehungen, als noch kein Menſch ahnte, was in mir vorging, wahrſcheinlich, weil es nie Jemandem einfiel, daß ich überhaupt wie ein anderes Mädchen lieben könne, und weil gerade meine Liebe zu Wilhelm Volker Jedermann zu unnatürlich geſchienen hätte, um überhaupt als möglich vorausgeſetzt oder errathen werden zu können. Dieſe bedeutenderen Beziehungen waren weder in einem Geſtändniß Volker's, noch in einer Ahnung meiner Gefühle für ihn oder in etwas dergleichen begründet, ſondern in einem Ereigniß, das ihm ganz unbekannt war, alſo nur für mich Bedeutung hatte.

Herr von Senneberg veranſtaltete eines Tages auf ſeinem Gute eine große Jagd; es verſtand ſich von ſelbſt, daß mein Vater Theil nahm, und ich ging mit, weil ich wußte, daß Volker dabei war. Er war kein Jäger und hatte, wie er ſich ausdrückte, nie ein armes Wild getödtet, und er fühlte auch nicht das

Bedürfniß, dergleichen zu thun; aber er ließ ſich zur Theilnahme an der Jagd überreden, weil die Männer ihn in ihrer Geſellſchaft haben wollten, und weil er ſelbſt dergleichen mit anzuſehen wünſchte. Ich, die ich mit dem Gedanken an Jagd niemals den Gedanken an Gefahr verbunden, konnte jetzt, da Volker ſeinen erſten Jagdausflug machte, an nichts Anderes denken, als an alle traurigen Möglichkeiten eines ſolchen Vergnügens, und mehr noch, um für alle Fälle in der Nähe, als um in ſeiner Geſellſchaft zu ſein, nahm ich wieder an einem Vergnügen Theil, von dem ich mich ſeit lange zurückgezogen hatte. Es war eine Treibjagd. Der alte Förſter ſtellte Volker an einer Stelle des Waldesrandes auf, wo, wie er verſicherte, der Hirſch gewiß nicht hervorbrechen werde. Ich wählte mir meinen Standort ſelber und ſtellte mich hinter einer Hecke auf, von der aus ich Volker immer im Auge behalten konnte. Ich ſah, wie er an den Baum gelehnt in den Wald hinein blickte, ſich mehr und mehr in den Anblick verſenkte und offenbar nach kurzer Zeit an alles Andere, nur nicht an die Jagd dachte. Er ſtand kaum zwanzig Minuten, als er ſchon die Büchſe an den Baum lehnte und die Mooſe und Flechten am Fuße deſſelben zu betrachten anfing, und bald ſaß er wie ein beſchaulicher Spaziergänger oder nachdenklicher

Naturforſcher da. Mein Waidmannsgefühl war bei dieſem Anblick nicht im Geringſten empört; dieſe ruhige Beſchaulichkeit, dieſe Freude an der Natur paßte zu ſeinem ganzen Weſen viel beſſer, als das „ſtill und wilde“ Lauern des Jägers. Er erwachte erſt, als am Ende der Lichtung, die ihm zur Seite lag, ſich ein plötzliches Krachen und Brechen hören ließ. Trotz der Vorherſagung des alten Förſters kam ein Reh gerade an dieſer Stelle hervor, und Volker, in der Erinnerung an ſein heutiges Geſchäft, griff zur Büchſe und legte an; das Reh kam an ihn heran und zwar ſo nahe an ihn heran, daß ich mich ſchon freute, ihn, den Novizen, als Sieger mit reicher Beute heimkehren zu ſehen. Aber er drückte nicht los, er ſtellte die Büchſe wieder hin und freute ſich offenbar an dem Anblick des Thieres. Er ſchüttelte den Kopf, als ob er ſagen wollte, es ſei nicht ſeine Sache, ein ſolches Thier zu tödten. Das Reh hielt auch in ſeiner Flucht inne und betrachtete ihn verwundert. Da mochte in Volker die Beſorgniß aufgeſtiegen ſein, daß irgend ein anderer Jäger auf das Thier feuern könnte, und er that einige Schritte vorwärts und ſcheuchte es mit Rufen und Armbewegungen weiter, bis er es zu ſeiner Genugthuung außer der Schußweite der anderen Jäger und in Sicherheit ſah. Während dieſer Beſchäftigung, die ihn ganz einzunehmen ſchien, bemerkte er nicht, daß beinahe an derſelben Stelle, an der das Reh hervorgekommen war, jetzt ein gewaltiger Vierzehnender hervorbrach, der denſelben Weg verfolgte und nur einen Augenblick ſtutzte, als er einen Jäger vor ſich ſah. Entſchloſſen, ſich ſeinen Weg zu bahnen, neigte er ſein Geweih und ſtürzte, wie mit eingelegter Lanze, auf Volker los, der erſt im letzten Augenblicke und da der Hirſch unmittelbar vor ihm zuſammenſtürzte, die große Gefahr bemerkte, in der er geſchwebt hatte. Ich brauche Ihnen nicht zu ſagen, lieber Oskar, wie glücklich ich mich fühlte, ihn gerettet zu haben. Daß ich es war, die den rettenden Schuß gethan, hat er und Niemand je erfahren. Ich bewog einen Jägerburſchen meines Vaters, der nicht ferne von mir ſtand, ſich für den Urheber jenes Schuſſes gelten zu laſſen und die zahlreichen Trinkgelder einzukaſſiren, die ihm am Abend jenes Tages von ſämmtlichen Herren für die rettende That geſpendet wurden. Um wie viel näher fühlte ich mich dem geliebten Menſchen, ſeit ich wußte, daß ich etwas für ihn gethan, daß ich in ſeinem Leben etwas zu bedeuten hatte. Er freilich, der weder von meinen Gefühlen für ihn, noch von meiner That eine Ahnung hatte, empfand ſich mir nicht um einen Schritt näher gebracht, und ich verſchmähte es, ihn durch eine Verpflichtung an mich zu knüpfen.

Ich ſah ein, daß ich mich mit jenem Bewußtſein begnügen mußte, als eines Tages meine Freundin Karoline bei mir eintrat, ſich an mein Herz warf und mir geſtand, daß ſie Volker liebe und alle Hoffnung habe, von ihm wieder geliebt zu werden. Ich war alſo wieder die Vertraute und ich konnte es bei dem Gedanken nicht über ein bitteres Lächeln hinausbringen trotz aller Freundſchaft, die ich für Karoline hatte. Ich liebte das holde, ſinnige Geſchöpf, wie man nur eine jüngere Schweſter lieben kann, ich hätte, um ſie glücklich zu machen, gerne manche Mühen übernommen und manches Opfer gebracht: nunmehr aber war ſie meine Rivalin, und zwar eine Rivalin, von der ich mir alles Ernſtes ſagen mußte, daß ſie gefährlich war, daß ſie für meinen Geliebten wie geſchaffen war. Der ewige Richter wird es mir verzeihen, daß ſich damals mein Herz mit Bitterkeit füllte, daß ich neidiſch wurde, daß ich das liebe, gute, unſchuldige Mädchen, während ſie mir ihr Herz öffnete, manchmal mit Blicken des Haſſes betrachtete; daß ich manches Mal vor Ingrimm hätte aufſchreien können, wenn ſie mit Eiferſucht, mit Beſorgniß von dieſer oder jener Freundin ſprach, und es ihr niemals einfiel, auf mich auch nur einen Augenblick lang eiferſüchtig zu ſein. ‚Sieh,‘ ſagte ſie einmal, ‚ich habe keinen Bruder; wenn ich mit Dir ſpreche, denke ich mir, daß ich ſo mit einem geliebten Bruder ſprechen würde.‘ Damit war ich gerichtet, aber auch gerettet. Karoline brachte mich mit dieſem Worte wieder zu mir ſelber. Freilich ſagte ich mir, daß ein Menſch, unausgeſtattet mit den Mitteln, ſeine Beſtimmung zu erfüllen, eigentlich nicht lebe und ebenſowenig Urſache als Recht zum Leben habe; daß ein Weib ohne weiblichen Reiz ſich ganz und gar in dieſem Falle befinde, — und mein Leben ſchien mir eitel und öde, und es wegzuwerfen hätte mich damals keine große Ueberwindung gekoſtet. Ja, ich trug mich ſogar eine Zeit lang mit ſolchen Gedanken; aber ich war das einzige Kind eines guten Vaters und im Grunde weit entfernt von jeder wertheriſchen Weichheit und Empfindſamkeit.

„Gewiß, ich konnte herzlich lieben und auch herzlich unglücklich ſein; aber jedes Gefühl, ſelbſt das traurigſte, trägt bei geſunden Naturen mehr zur Erhebung, als zur Minderung der Lebenskraft bei, und je länger jener Kampf in mir dauerte, je inniger meine Liebe zu Volker wurde, deſto kräftiger, ja deſto heiterer fühlte ich mich werden. Ich brachte es dahin, daß ich am Glücke meiner Freundin, wie es ſich in dem Maße, als ſie ſich der Neigung Volker's verſicherte, vor mir entfaltete, endlich eine gewiſſe Freude empfand, wie beim Anblick eines ſchönen Schauſpieles. Meine Entſagung, meine Selbſtverleugnung gedieh ſo weit, daß ich mit Aufrichtigkeit ihre beiden Hände in einander gelegt hätte, wenn es mir nur gegönnt gewesen wäre, ein kleines Stückchen, einen vorübergehenden Moment von Glück für mich zu retten, zu rauben oder zu ſtehlen, je nachdem es das Schickſal geſtattete.

„Das ſollte mir werden, und daß es mir wurde, das danke ich meinem Muthe; und daß ich, um es zu erreichen, ſo Vieles gewagt und eingeſetzt habe, das gereicht mir noch heute zur Genugthuung, als hätte ich eine große Pflicht gegen mich ſelber erfüllt. Und wenn ich es recht bedenke, ſo habe ich das auch gethan, indem ich in der That meinem Leben eine ſchöne Epiſode und auf Jahre hinaus einen reichen geiſtigen Inhalt erobert habe.“

Fräulein Emmerich unterbrach ſich hier, ſtützte den Kopf in die Hand und ſchien ſich in alte Erinnerungen zu verſenken. Nach einiger Zeit blickte ſie wieder auf, legte beide Arme auf den Tiſch, neigte ſich zu mir herüber und fragte in etwas leiſerem

Tone: „Hat Ihnen Ihr Vater jemals von einem Oskar Emmerich geſprochen?“

„Gewiß,“ ſagte ich, „und immer mit großer Herzlichkeit, und oft hörte ich ihn ſein Bedauern ausſprechen, daß ihm dieſer vortreffliche Freund in Amerika verſchollen ſei. Noch in ſeiner letzten Lebenszeit äußerte er den Wunſch, vor ſeinem Tode etwas über Oskar Emmerich's Schickſale zu erfahren.“

Fräulein Emmerich lächelte gerührt und ſagte dann, indem ſie meine Hand faßte und drückte: „Dieſer Oskar Emmerich bin ich.“

„Sind Sie?“

„Bin ich ſelber, — hören Sie. Ihr Vater war bereits zwei Jahre im Senneberg'ſchen Hauſe, das Verhältniß zwiſchen ihm und Ihrer Mutter war kein Geheimniß mehr, ſie liebten einander herzlich und wurden von dem ganzen Kreiſe als Verlobte betrachtet. Die öffentliche Erklärung ſollte in nächſter Zeit ſtattfinden, wenn Volker das Haus verlaſſen und auf die Univerſität zurückkehren würde. Ich hatte Eile, wenn ich das Stückchen Glück, das ich für mich träumte, noch erhaſchen wollte. Meine Ideale waren bereits zu dem Wunſche zuſammengeſchrumpft, nur kurze Zeit, und wären es nur wenige Tage, in einem intimen, innigen Umgang mit ihm leben zu können; ich wollte dann zufrieden ſein; ich nahm mir mit feſteſtem Willen vor, dann nicht mehr mit dem Schickſal zu hadern, und das Glück, das mir das Leben ſchuldete, als für immer abgetragen zu betrachten. Mein Entſchluß war bald gefaßt, denn in dem Drang der Umſtände ſchreckte mich ſelbſt das abenteuerlichſte Unternehmen nicht zurück.

„Volker ſollte, bevor er das Senneberg'ſche Haus verließ, ſeine beiden Zöglinge zu Anverwandten in die Gegend von Bonn begleiten und dann, die jungen Leute dort zurücklaſſend, eine Rheinreiſe machen, bevor er ſich auf die Univerſität begab und aufs Neue feſſelte. Meines Vaters Bruder wohnte im Naſſauiſchen, und es war längſt verabredet, daß ich einen Theil des Sommers daſelbſt zubringen ſollte. Dahin eilte ich ungefähr einen Monat vor Volker's Abreiſe, und als dieſe endlich ſtattgefunden, wurde ich von Ihrer Mutter, die mit ihm briefwechſelte, und deren Vertraute ich war, aufs Genaueſte unterrichtet, wo er ſich eben befand und wohin er ſeine Schritte lenkte. Wie er ſich nun, am Rheine hinwandernd, meinem Aufenthalte näherte, nahm ich Abſchied von den Anverwandten unter dem Vorwande, jenſeits des Rheines gewiſſe gute Freunde meines Vaters beſuchen zu wollen. Man war nicht gewohnt, mich wie ein Mädchen zu behandeln. Wie ich allein gekommen war, ſo ließ man mich auch allein abreiſen, und ich reiſte nicht ab, ohne meinem Vetter, der eben auf Ferien zu Hauſe war, einen ganzen Studentenanzug entwendet zu haben. In einer geſchloſſenen Poſtchaiſe, nachdem ſchon die Nacht angebrochen war, brachte ich die Metamorphoſe zu Stande, wechſelte ich die Kleider, und als Student ſtieg ich in der Dunkelheit der Nacht im Gaſthofe eines kleinen rheiniſchen Städtchens ab. Es gelang mir, mit Hülfe eines umgeſchlagenen Mantels, ſo raſch aus dem Wagen in das Gaſthaus zu ſpringen, daß es ſelbſt der Kutſcher nicht bemerkte, daß er ein Fräulein eingenommen und einen Studenten ausſetzte. Meine Haare hatte ich unter dem Vorwande, die damalige Mode mitmachen zu wollen, ſchon im Hauſe meiner Anverwandten ziemlich kurz geſchnitten, und kaum auf der Stube angekommen, half ich noch mit der Scheere nach, ſo daß ich ihnen eine beinahe unſtudentiſche Kürze gab. Wahrlich, es war kein kleines Opfer und es gehörte Muth dazu, ſich als ein Mädchen, dem ſein unweibliches Ausſehen den größten Kummer bereitete, des einzigen Schmuckes zu berauben, den mir die Natur reichlich und in weiblicher Fülle gewährt hatte. Wie ich mich im Spiegel betrachtete, erſchrack ich vor der Männlichkeit meines Ausſehens, wie ſehr ſie mir auch unter den gegebenen Verhältniſſen dienlich war. Keinem Menſchen wäre es eingefallen, daß ich nicht ein ächter zwanzigjähriger Student war. Dennoch ſuchte und forſchte ich, wie ich mich vor Volker noch unkenntlicher machen konnte, und ich fand, daß mein Schnurrbärtchen ein gar charakteriſtiſches Merkmal meines Geſichtes war und, ſonderbar genug, erkannte ich es als Nothwendigkeit, um ganz und gar zu täuſchen, dieſes männliche Abzeichen von meiner Lippe zu entfernen. Wahrlich, das war nicht das geringſte Opfer, das ich meiner Liebe brachte, da ich wohl wußte, daß dieſer männliche Schmuck nach der Operation viel ſtärker zum Vorſchein kommen müſſe.

„Mit dem Früheſten machte ich mich zu Fuß auf den Weg. Ich bemerkte zu meiner größten Genugthuung, daß ich von allen Begegnenden, ſelbſt von ſolchen, die mich länger beobachten konnten, für einen wirklichen und wahrhaftigen Studenten gehalten wurde. So ging ich denn muthig beinahe den ganzen Tag am Ufer des Rheines, auf jener Strecke hin und her, auf welcher ich Volker an dieſem Tage begegnen ſollte. Endlich ſah ich ihn mit ſeinem ruhigen, gelaſſenen Schritte aus der Ferne einherkommen. Mir pochte das Herz, und ein Schwindel ergriff mich, daß ich mich an einen Baum lehnen mußte und unfähig war, einen Schritt weiter zu thun. Wie groß mein Muth bis zu dieſem Augenblick geweſen, ſo wäre ich doch jetzt, da der entſcheidende Augenblick nahte, am liebſten weit fortgeflohen, wenn ich nur meine Füße hätte regen können. Mit Zittern, ja mit Entſetzen ſah ich ihn immer näher kommen, und als er auf mich zutrat, wandte ich das Geſicht ab, entſchloſſen, ihn vorübergehen zu laſſen und das ganze Abenteuer aufzugeben. Er aber hatte bemerkt, wie ich am ganzen Leibe zitterte und wie ich mich, um nicht zu fallen, am Baume feſthielt.

„Sind Sie unwohl?“ fragte er, indem er bei mir ſtehen blieb. Ich antwortete nicht. Er verſuchte, mir ins Geſicht zu ſehen; ich wandte es nach einer anderen Seite, während meine Angſt und mein Zittern zunahmen. Mitleidig warf er Stock und Reiſeſack bei Seite und faßte mich unter den Arm, um mich einer nicht fernen Bank an der Chauſſee entgegenzuführen. Auf dem Wege dahin bemerkte ich ſehr wohl, wie er, als er mir mitleidig und beſorgt ins Geſicht ſah, überraſcht zuſammenfuhr. Doch ſagte er nichts und ſetzte ſich ruhig neben mich auf die Bank und fragte mich theilnehmend: ‚Sind Sie unwohl?‘

Neben ihm auf der Bank ſitzend, fühlte ich mich überaus glücklich und kam mir der Muth wieder zurück, um meine Unternehmung zu Ende zu führen. ‚Es iſt nichts,‘ ſagte ich mit entſchiedener Stimme; ‚ich habe geſtern Abend mit einigen Komilitonen des Guten etwas zu viel gethan und heute Morgen bin ich zu früh aufgebrochen; das iſt Alles.‘

„Ihr Vater lachte laut auf und ſagte, immer lachend: ‚Verzeihen Sie, daß ich Ihren Worten ſo antworte, es iſt mir aber ſehr komiſch, Sie ſo ſprechen zu hören, da ich ein gewiſſes Fräulein meiner Bekanntſchaft zu hören glaube, mit der Sie eine ganz erſtaunliche, eine wahrhaft doppelgängeriſche Aehnlichkeit haben.‘

„‚O,‘ rief ich, ihn unterbrechend, ‚Sie meinen gewiß meine Kouſine, Fräulein Emmerich aus . . .‘

„‚Richtig,‘ beſtätigte er. — ‚Sie ſind alſo der Vetter, von dem ſie mir geſprochen und von deſſen erſtaunlicher Aehnlichkeit mit ihr ſie mir ebenfalls erzählt hat.‘

„Darauf theilte er mir mit, daß er Fräulein Emmerich ſehr wohl kenne, ja, daß er zu ihr durch eine andere ihm theure Perſon in einem gewiſſen nahen Verhältniſſe ſtehe, und ſo ſprechend wanderten wir ſchon neben einander wie alte Bekannte einher, und bald war es ausgemacht, daß wir zuſammen bleiben wollten, da wir beide denſelben Zweck hatten, eben nur durch die Schönheiten des Rheinthales und ſeiner Rebenthäler hinzuſchlendern. Volker verſicherte mich, daß er ſich in meiner Geſellſchaft ſo wohl fühle, als wäre er mit einem alten Bekannten, denn meine Aehnlichkeit mit Fräulein Emmerich erſtrecke ſich bis auf meine Stimme, und er glaube manches Mal, das gute Mädchen ſelbſt zu hören, nur ſei ich etwas kleiner als ſie. Er ſagte das Alles ſo treuherzig und wahrhaftig, daß ich mich ganz beruhigt und in meiner Rolle ſicher fühlte. Schon der erſte Vormittag brachte mir manche ſüße Empfindung, denn Volker vergaß es nicht, daß er mich unwohl angetroffen hatte und war durch mehrere Stunden immer voll Aufmerkſamkeit um mich beſchäftigt, bis er ſich von meiner gänzlichen Wiedergeneſung überzeugt hatte. Aber damit, daß er mich ſo treuherzig für meinen Vetter Oskar Emmerich annahm, waren meine Beſorgniſſe doch noch nicht ganz zerſtreut. Mußte er, wenn ich länger in ſeiner Geſellſchaft blieb, im Laufe eines ungeſtörten Dialogs zweier Wanderer nicht merken, wie ſchlecht es mit dem Wiſſen des jungen Studenten beſtellt war? In der That entging es ihm nicht, wie oft mich manche ſeiner Reden, die ich nicht beantworten konnte, in Verlegenheit brachte. In ſolchen Fällen aber kam mir ſeine Güte und Nachſicht zu Hülfe, und anſtatt mißtrauiſch zu werden, wurde er deſto mittheilſamer und freundlicher und hatte offenbar Mitleid mit dem jungen Menſchen, der ſeine Zeit bis hieher ſo wenig benützt hatte, und aus dem beſorgten Krankenpfleger der erſten Stunden wurde er mein Lehrer, aber auf eine Weiſe, welche die Abſicht verbergen ſollte. Wie gerne hörte ich ihm zu und lauſchte ich den Rathſchlägen, die er mir für meine künftigen Studienjahre mitgab. Meine Aufmerſamkeit rührte ihn; er mochte ſich ſagen, daß er vielleicht nicht ohne guten Einfluß auf das bisher leichtſinnige junge Blut ſein könnte, und er lud mich ein, ſo lange als möglich in ſeiner Geſellſchaft zu bleiben. Wie gerne folgte ich dieſer Einladung, und ſo, mit einem Worte, wanderten wir fünf Tage lang mit einander am Rhein hinauf.

Erwarten Sie keine Abenteuer, keine Verwicklungen, keine Verlegenheiten, wie ſie ſich bei einer ſolchen Wanderung allerdings mit Wahrſcheinlichkeit erwarten laſſen. Das eben iſt das Schöne dieſer Erinnerung, daß dieſe wenigen Tage ſo rein, ſo klar, ſo einfach dahinfloſſen, — ſo abenteuerlos, als eine Wanderung zwiſchen einem lieben, guten Lehrer und einem aufmerkſamen, hingebenden Zögling dahinfließen kann. Schon am Abend des erſten Tages, in einer Laube am Ufer ſitzend, tranken Wilhelm Volker und Oskar

Emmerich das herzlichſte Smollis, und ſolche Momente, wie wir dort in einer Laube zuſammen ſaßen, hier auf der Höhe eines Berges, im Schatten eines Baumes ausruhten, auch wohl ſingend durch den Wald hinwanderten, ſolche Momente leuchten mir wie beſonders glänzende Lichtpunkte aus jenen Tagen; ſolche Augenblicke waren äußerlich wie innerlich die bedeutendſten der ganzen ſchönen Epiſode meines Lebens. Ich hatte, was ich gewünſcht, und am Ende der fünf Tage hatte ich mehr erreicht, als ich von dem Wagniß dieſer Reiſe gehofft. Volker war mir ein warmer, ein guter Freund geworden; in Rüdesheim nahm er mit Thränen in den Augen Abſchied, und indem er mich immer wieder ans Herz drückte und küßte, verſicherte er mich, daß er dieſer Tage ſein Leben lang mit Freuden und mit Dankbarkeit gegen mich gedenken werde. So, von ihm geherzt und geküßt, fühlte ich mich ſo ſelig, daß für den Gedanken des Abſchiedes, des ewigen Abſchiedes von meinem Glücke kein Raum in mir übrig war. Ich hatte übrigens für die Zukunft geſorgt. Ein Briefwechſel war verabredet, und ich ſelbſt, das iſt Fräulein Oberforſtmeiſter, ſollte die Vermittlerin der Briefe ſein, da für die nächſte Zukunft weder der Aufenthalt Volkers, noch der Oskar Emmerich's feſt beſtimmt war, Fräulein Emmerich aber als ſeßhafte Perſon, als Kouſine des einen und als Freundin des anderen Korreſpondenten, eine ſichere Vermittlerin abgab.

„Als Mädchen kehrte ich wieder zu meinen Verwandten zurück, bei denen ich noch mehrere Wochen blieb, um meinen Haaren Zeit zu einigem Wachsthume zu laſſen. Meine Heimath, die ich erſt ſpät im Herbſte wiederſah, fand ich öde und leer; Volker hatte ſie verlaſſen, und Ihre Mutter war ihm bereits nachgefolgt. War ich deßhalb unglücklich? Nein, nicht im Geringſten. Ich hatte mein Geheimniß, ich hatte meine Erinnerungen, ich hatte meine Studien.

Ja, meine Studien, meine Bücher und Arbeiten, denn meine ganze Lebensweiſe ſchuf ich ſogleich nach meiner Rückkehr um, um ein Oskar Emmerich zu werden, der würdig ſei, mit Volker zu korreſpondiren, und der mit dieſem Gegenſtände beſprechen könne, die ihn intereſſiren.

So wurde aus dem ehemaligen Jägerburſchen, der ich geweſen, ein wahrhafter Stubenhocker. Jeder Brief, den ich von Volker erhielt, war eine mächtige Aufmunterung zu weiterer Arbeit und im Lauf der Jahre brachte ich es ſogar dahin, ihm nützlich ſein zu können. Mein Vater ſtarb, und ich lebte ſchon in meinem vierundzwanzigſten Jahre ſo allein und unabhängig in dieſem Hauſe wie jetzt. Wenn nun Ihr Vater in einem ſeiner Briefe an Oskar eine Sehnſucht nach dem oder jenem Dokument in dieſer oder jener Stadt, die er als armer Profeſſor nicht erreichen konnte, ausſprach, was hinderte mich, die Reiſe zu machen und ihm das Erſehnte zu verſchaffen, ihm Kopieen oder Auszüge machen zu laſſen oder ſogar ſelber zu machen? So unternahm ich die verſchiedenſten Reiſen, von denen auch Niemand geahnt hat, welchen Zweck ſie hatten. Der eigentliche Zweck war, einen jener dankbaren Briefe zu erhalten, wie ſie dann Ihr Vater an ſeinen lieben Freund Oskar Emmerich zu ſchreiben pflegte.

„So vergingen Jahre. Den ganzen Inhalt meines Lebens bildete das Bewußtſein, von dem Manne, den ich liebte, wenn auch unter einer Maske, als ein theurer Freund geliebt zu werden. Sie ſehen ein, daß ein ſolches Verhältniß, bei dem eine periodiſche Auffriſchung durch perſönliche Berührung nicht möglich war, auch nicht immer dauern konnte. Ihres Vaters Arbeiten nahmen eine Richtung, bei der ich ihm nicht mehr förderlich ſein konnte: ſeine Beſchäftigungen häuften ſich, und er ſchrieb ſelten; ich ſelbſt hielt mit meinen Briefen mehr und mehr zurück in dem Maße, als ich fühlte, wie ich ihm mit der Zeit immer weniger bieten konnte. In der Beſorgniß, unſere Korreſpondenz könnte ſich in bloße Förmlichkeit und Gewohnheit verlaufen, machte ich ihr ſelber ein Ende, indem ich als Oskar Emmerich nach Amerika auswanderte und mich meinem Freunde noch in der Blüte unſerer Freundſchaft verſchwinden ließ. Ich hatte mir doch Jahre des Glückes verſchafft, ich hatte den Mann, den ich liebte, ohne daß er es wußte, doch an mich gefeſſelt, ohne die Freundin verrathen zu haben; ich hatte das Bewußtſein, ihm nützlich geweſen zu ſein und mich für alle Zukunft in ſeinem Herzen ſo eingebürgert zu haben, daß er nur mit Freude an mich denken konnte. Was wollte ich mehr? Ich war zufrieden und meinem Altjungferthume ging ich mit Heiterkeit entgegen.

„Und nun, lieber Oskar, der Sie nach mir heißen, den der Vater aus Liebe zu mir ſo getauft hat, — nun Sie wiſſen, was mir Ihr Vater war, durch welche Gefühle, durch welche Geheimniſſe mein Leben unauflöslich an das ſeinige geknüpft war, — werden Sie ſich bedenken, ſich von mir die Wege zu Ihrem Glücke bahnen zu laſſen? — Werden Sie ſich bedenken, mein Sohn und Erbe werden zu wollen?“

Anſtatt aller Antwort drückte ich meine Lippen auf die Hand, die ſie mir darreichte. Und ſie war die Begründerin unſeres Glückes, meines und Sabinens, und ſie war deſſen froher Zeuge bis zu ihrem Tode.

So wirkt die Liebe beglückend auf künftige Geſchlechter. Wahrlich, eine der ſchönſten Erbſchaften, die mir mein Vater hinterlaſſen, war jene Liebe des guten, vortrefflichen Fräuleins Oberforſtmeiſter.

Die Gypsfigur.

Wem es an Golde fehlt, der muß ſich mit Kupfer begnügen, und wer ſeine Stube nicht mit Bronce und Marmor ſchmücken kann, muß ſich an Gyps erfreuen. Wir Modernen haben unſere Hausgötter ganz wie die Alten, und wie vielen Menſchen iſt es heutzutage religiöſes Bedürfniß, ſich z. B. mit den Büſten oder Statuetten ihrer Lieblingsdichter zu umgeben, und um dieſe in würdige Geſellſchaft zu bringen, in die Geſellſchaft des Ideals, fügt man ihnen nach und nach, je nach Geſchmack, Vorliebe und Mitteln eine kleine Verſammlung von Göttern bei. „Sie nahen, ſie kommen die Himmliſchen alle, mit Göttern erfüllt ſich die irdiſche Halle,“ ſelbſt die Dachſtube. Einziehen „Unſere liebe Frau von Milos,“ der Apoll von Belvedere, die ſchöne Euterpe, der liebliche Dornzieher, der Sclave Michel Angelos, und hat man einen Leſſing auf dem Poſtamente ſtehen, den ſchönen

Leſſing von Rietſchel, ſo verfehlt man nicht unter ihn oder ihm gegenüber einen Laokoon aufzuſtellen. Wie gut haben wir es heute! Mit Hülfe weniger Thaler können wir ſolche Herzensbedürfniſſe befriedigen. Es hat mich immer gerührt, wie Göthe in ſeiner italieniſchen Reiſe von ſeinen Ankäufen von Gypsabgüſſen mit Andacht erzählt und mit einem Jubel, wie über große Entdeckungen oder Erwerbungen, und wie er ſich an die Ankunft des erſten italieniſchen Gypsfigurenhändlers in Frankfurt, wie an ein großes Ereigniß erinnert, das ihm einen tiefen Eindruck gemacht. Er hätte es eher verdient, als die ganze praktiſche neue Generation, die nach ihm kam, ſich mit Leichtigkeit an den Reproduktionen großer Kunſtwerke zu erfreuen, wie ſie uns heute in Gyps, gebrannter Erde, nachgeahmtem Marmor und durch die Photographie ſo häufig und ſo billig geliefert werden. Was mich betrifft, ſo gehörte es, ſo oft ich mir eine kleine Wohnung einrichtete, zu meinen erſten Sorgen, mich mit einem Gipsfigurenhändler in Verbindung zu ſetzen, der meine erſten Bedürfniſſe befriedigte, die öden Wände meiner Chambre garnie belebte, und von Zeit zu Zeit, wie es ſeine Formen und meine Finanzen geſtatteten, Einzelnes nachlieferte. Da ich nun aber durch viele Jahre von Stadt zu Stadt zog und die gebrechlichen Laren und Penaten nicht mitführen konnte, ergab es ſich mit der Zeit, daß ich in den verſchiedenſten Städten unter den Gypsfigurenhändlern und Gypsgießern zahlreiche Bekannte und Freunde hatte.

In Paris wandte ich mich nicht an die prächtigen Kunſtmagazine auf den Boulevards und in der Rue de Seine, ſondern an eine obskure Werkſtatt in einem Hinterhauſe, der entfernten Rue de l'Enfer, weit hinter dem Luxemburg. Daran war nicht die Zwietracht ſchuld, in welchem gewöhnlich mein Finanzminſter mit meinem Kultusminiſter lebte, ſondern die auffallende Schönheit eines ſiebzehnjährigen Italieners, der ſo ſchön war, wie die ſchönſten Götter und Heroen, die er auf ſeinem Brette über dem Kopfe balancirte und der mich in dieſe neuentdeckten Gegenden der Hauptſtadt in die Werkſtatt ſeines Vaters, des Gypsgießers, verlockte. Dieſer, Signor Tomaſo, ein Florentiner, war froh, Kunden zu finden und empfing mich mit großer Zuvorkommenheit. Da ich in der Nähe, nicht ferne vom Pantheon, öfter zu thun hatte, kehrte ich gleich zu Anfang der neuen Bekanntſchaft zu wiederholten Malen um ſo lieber zurück, als mir Tomaſo, der, nebenbei geſagt, ſeinem Sohne an Schönheit nichts nachgab, trotz einem Alter von beinahe ſechzig Jahren, den Eindruck, nicht eines Gypsgießers, ſondern eines

Künſtlers machte, ich von ihm in manches Geheimniß ſeines Handwerks eingeweiht und außerdem über den geheimnißvollen Reiz des einen und des andern Kunſtwerkes aufgeklärt wurde. Ich kannte damals Italien nur ſehr oberflächlich; deſto intereſſanter war es mir, durch ſein kluges und verſtändnißvolles Wort, Erſatz zu finden für das, was den Kopien, nach ſeiner Beſchreibung, neben den Originalen fehlte. Ich war bald ſo vertraut im Atelier, daß ich in ſeiner Waare kramen und Alles beſichtigen konnte nach Belieben; ſelbſt die Statuen, die in Papier oder Leinwand gewickelt daſtanden, durfte ich enthüllen.

So kramte ich wieder eines Tages, als ich an eine verhüllte Büſte kam, die ich bis jetzt, des gleichen Fußes wegen, für eine Wiederholung der neben ihr ſtehenden Dione gehalten hatte, die ſich mir aber jetzt, durch eine zufällige Verſchiebung der Leinwand, als etwas Anderes verrieth. Ich ſah ein Stück eines wunderbar ſchönen Profiles, das mir ſofort einen individuelleren Eindruck machte, als ſämmtliche antiken Geſichter ringsumher. Haſtig, als ob ich eine große Entdeckung gemacht hätte, als ob ich bei einer Ausgrabung dieſes Profil mit dem Spaten enthüllt hätte, riß ich, während Signor Tomaſo, fern von mir nahe der Thür arbeitete, die Leinwand ab und eine der herrlichſten Büſten ſtand vor mir, ein Mädchengeſicht, das nichts mit den andern Köpfen der ganzen plaſtiſchen Verſammlung gemein hatte und doch ſo ſchön war, wie das ſchönſte unter dieſen idealen Geſichtern. Auf den erſten Blick mußte man erkennen, daß man hier keine Kopie einer Antike vor ſich hatte; bei aller regelmäßigen und idealen Schönheit kündigte ſich dieſer Kopf ſogleich als Porträt, und zwar als modernes Porträt an. Es ſtellte ein eben zur vollen Blüthe gelangtes Mädchen bis an den Gürtel dar; die ſchwellende jungfräuliche Bruſt war nur halb und von einer leichten Draperie bedeckt. Trotzdem war ſie in vollſter Harmonie mit dem unſchuldig und ſchamhaft lächelnden Munde, und wieder war zwiſchen dieſem und dem gedankenvoll und melancholiſch blickenden Auge, das traurige Räthſel zu durchſchauen ſchien, nicht der geringſte Widerſpruch. Unſchuld und Erkenntniß, jungfräuliche Verheißung, und reife Erfüllung paarten ſich in dieſem Werke, einem Kunſtwerke des Künſtlers, wie der Natur, ebenſo harmoniſch und einander ergänzend, wie die Regelmäßigkeit der ſchönen Linien mit den ganz und gar perſönlichen Zügen, die ſo charakteriſirt waren, als hätten ſie vom Anfang der Schöpfung bis auf dieſen Tag nur einer einzigen Perſon angehören können. Ich ſtand ſo verblüfft, ſo verwundert und bewundernd vor dieſer neuen Erſcheinung, daß ich

Signor Tomaſo über Namen und Herkunft dieſes mir ganz und gar unbekannten Kunſtwerkes zu befragen vergaß. Es kam mir eben gar nicht auf Belehrung an, nur darauf kam es mir an, aus dieſer Quelle der Schönheit ſo viel als möglich in großen Zügen in mich hineinzuſchlürfen. Die Luſt nach dem Beſitze ſtellte ſich natürlicher Weiſe bald ein und ich hob die Büſte auf meinen Arm und hielt ſie mit der Hand, um ſie nicht wieder loszulaſſen. So näherte ich mich dem Meiſter Tomaſo, der an einer Form beſchäftigt war und fragte nun: „Was koſtet das?"

— Er ſah freundlich auf, zog aber, als er die Büſte in meinem Arm erblickte, plötzlich die Augenbraunen zuſammen, und ehe ich mich deſſen verſah, hatte er mir ſie wieder entriſſen und mit ihr dem Hintergrunde des Ateliers raſch entgegenſchreitend, antwortete er mir auf die barſcheſte Weiſe: „Dieſe Büſte iſt nicht zu verkaufen."

Er ſtellte ſie nieder auf ihren vorigen Platz, machte Anſtalt, ſie aufs Neue zu verhüllen, beſann ſich aber, warf die Leinwand nur ſo über ihren Kopf und trug ſie in ein anſtoßendes kleines Zimmer, in welchem ſein Bett ſtand und deſſen Thüre er ſo gewaltig zuſchlug, daß ſämmtliche Gypsfiguren erzitterten. Tomaſo hatte mir bis jetzt ſo viel florentiniſche Freundlichkeit und Liebenswürdigkeit gezeigt, daß ich über dieſes barſche Weſen doppelt erſtaunt war. Ich wollte ihn darüber befragen, von ihm eine Erklärung verlangen — da er aber nicht wieder kam und in ſeiner Stube verſchloſſen blieb, ſagte ich mir, daß ich höchſtwahrſcheinlich irgend eine ſchmerzliche Saite in der Seele dieſes Handwerkers, die ich als eine Künſtlerſeele kannte, berührt habe, und mich errinnernd, wie raſch bei meiner Frage und beim Anblick der Büſte ſeine Stirne ſich verfinſterte und mit Schmerz und Zorn zugleich überzog, war es mir, als hätte ich im Gegentheile ihm etwas abzubitten. Sein Sohn Niccolo, bei dem ich vielleicht über das plötzliche Aufwallen ſeines Vaters, wie über die Büſte hätte Auskunft erhalten können, war, wie gewöhnlich, abweſend, und ſo ging ich, ſelber nicht wiſſend, ob ich bald wieder kehren oder, beleidigt durch das Benehmen Tomaſo's, ausbleiben ſolle.

Dieſer Zweifel hielt lange nach in mir. Die Büſte mit ihrer unendlichen Schönheit hatte einen großen Eindruck auf mich gemacht, und nun ich ſie nicht beſitzen ſollte, wurde mein Wunſch nach ihr geradezu zur Sehnſucht, und ich begriff, wie man ſich beim erſten Anblick einer ſchönen Perſon verlieben könne, da mir das mit einer bloßen Gypsfigur begegnete. Wie bei einer wirklichen Liebe ſteigerte ſich mein Wunſch nach Beſitz gerade dadurch, daß ſich gleich im erſten Augenblicke der Bekanntſchaft ein Hinderniß erhob, und zwar ein unbekanntes, geheimnißvolles. Indeſſen konnte der Natur der Sache nach dieſe Leidenſchaft, die eben nur in alten romantiſchen Geſchichten den Helden unglücklich macht nicht lange währen, und da meine Stube bereits mit artiſtiſchem Bedarf ſattſam ausgeſtattet war, kehrte ich auch in das Atelier, in dem ich das letzte Mal nicht ſehr freundlich behandelt worden, nicht wieder zurück. Hätte ich Niccolo irgendwo in der Straße begegnet, ich würde ihn wohl ausgefragt haben; dieß geſchah aber nicht, da er den Straßenhandel für einige Zeit aufgegeben hatte, um in einem öffentlichen Gebäude an den Ornamenten zu arbeiten — und ſo vergingen Wochen und verging der Wunſch nach der geheimnißvollen Gypsfigur, die es mir förmlich angethan hatte.

Aber eines Tages, als ich unter den Arkaden des Odeon an den Auslegekaſten der Antiquare ſtand und Bücher muſterte, ſah ich Tomaſo an mir vorüber und der Stadt entgegengehen. Halt, dachte ich, jetzt iſt das Feld frei, vielleicht treffe ich Niccolo allein in der Werkſtatt und kann ich die Büſte wieder ſehen und etwas über ſie, und ihren Urſprung, wie über die Abneigung Tomaſo's gegen den Verkauf derſelben erfahren. Raſchen Schrittes ging ich der Rue de l'Enfer entgegen und trat in das Atelier, in welchem ich wirklich Niccolo an einer Form beſchäftigt fand. Dieſer hatte mir immer viel Zuneigung gezeigt und freute ſich über das Wiederſehen nach ſo langer Trennung. Ich, der ich die Heimkehr des Vaters fürchtete, ſprach ihm raſch meinen Wunſch aus, eine gewiſſe Büſte zu ſehen, deren Anblick mir ſein Vater auf ſo eigenthümliche, beinahe kränkende Weiſe entzogen hätte. Er wußte ſogleich, welche Büſte ich meinte, ſtand aber doch eine Zeit lang unſchlüſſig, und ich fürchtete bereits, daß ſich der Sohn ebenſo benehmen werde, wie der Vater. Indeſſen wandte er ſich doch nach einiger Zeit und ging in die Stube, um gleich darauf mit der Büſte zurückzukehren, die noch gerade ſo in die Leinwand gehüllt war, wie ſie Tomaſo vor einigen Monaten fortgetragen hatte. Er enthüllte ſie mit einiger Feierlichkeit und, wie ich wohl bemerken konnte, nicht ohne innere Bewegung, und als er ſie auf einen Tiſch vor mich hinſtellte, betrachtete er ſie mit nicht geringerer Aufmerkſamkeit und Theilnahme, als ich ſelber, obwohl er ſie doch ſeit lange kennen mußte. Was mich betrifft, ſo gefiel mir die Büſte noch viel mehr als das erſte Mal, und wurde der Wunſch, ſie zu beſitzen, ebenſo lebhaft, ja noch viel lebhafter, als da ich ſie entdeckte. Ich that, als wüßte ich nicht, daß ſie nicht zu verkaufen war und fragte: „Was koſtet ſie? Ich nehme ſie gleich mit.“

Riccolo ſchüttelte den Kopf.

„Ich gebe,“ fügte ich, die italieniſche Gewinnſucht ins Spiel ziehend, hinzu, „ich gebe, was Ihr nur verſtändiger Weiſe verlangen könnt. — Ja, ich gebe gern das Doppelte des Preiſes, den ich ſonſt für Büſten dieſer Größe bezahle.“

Riccolo ſchüttelte abermals den Kopf. „Sie iſt nicht zu verkaufen,“ ſagte er halblaut, „und wenn Sie mir tauſend Franken böten, ich könnte ſie Ihnen nicht überlaſſen. Selbſt wenn ich es hinter dem Rücken meines Vaters thun wollte, ich könnte es nicht, denn wir beſitzen nur das Eine Exemplar und mein Vater würde ihre Abweſenheit ſogleich bemerken, obwohl er ſie niemals anſieht.“

„So ſage mir wenigſtens,“ bat ich, mehr und mehr neugierig und gereizt, „von wem dieſe Büſte herrührt? wo ſich das Original befindet und wo ich mir einen Abguß verſchaffen könnte? da Ihr einmal die ſonderbare Grille habt, gerade dieſen Abguß nicht verkaufen zu wollen.“

„Ein Original dieſer Büſte gibt es nicht,“ antwortete Riccolo, „und anderswo als bei uns können Sie ſich unmöglich einen Abguß verſchaffen.“

So ſprechend, nahm er die Büſte und trug ſie in das Zimmer zurück, vielleicht, weil er bemerkte, daß ihr Anblick meinen Wunſch nur neu aufſtachelte und er meinem Drängen ausweichen wollte. In dieſer Beziehung aber irrte er ſich. Seine letzten Worte hatten mich nur gieriger gemacht, und da er den Gegenſtand meiner Sehnſucht mir entführte, reizte er dieſe nur noch mehr. Ich drang in ihn, — ich wollte Erklärungen haben, ich machte ihm Vorwürfe.

Der gute Junge war offenbar in Verlegenheit; zuletzt ſagte er beſchwichtigend: „Die Büſte darf nicht verkauft werden. Es iſt das eine Herzensſache, vielleicht eine Gewiſſensſache meines Vaters. Ich habe ihm das bei allen Heiligen zuſchwören müſſen, daß ich ſie nie verkaufen werde. Aber ich habe ihm nicht verſprochen, ſie nicht zu ſchenken. Ich will Ihnen eine zum Geſchenke machen. Sie müſſen ſich nur gedulden. Wir beſitzen die Büſte in dieſem einzigen Exemplar, aber die Form iſt da; ich habe ſie gerettet und wohl verſteckt, daß ſie der Vater in irgend einem unglücklichen Anfall nicht zerſtören kann, doch müſſen Sie ſich gedulden; es kann lange Zeit darüber hingehen, bis ich mein Wort halte, denn ich kann es nur, wenn mein Vater einmal auf mehrere Tage abweſend und ich Herr des Ateliers bin.“

„Niccolo,“ rief ich, „ich werde Dir außerordentlich dankbar ſein — aber ich fürchte, daß Du, wenn es lange dauert, Dein Verſprechen vergißeſt.“

„Fürchten Sie nichts,“ ſagte Riccolo lachend. „Hier meine Hand, ich bringe ſie Ihnen, ſobald es nur möglich — ich will Ihnen dann auch erklären, was meinen Vater bewogen hat, oder vielmehr, warum er ſich hinreißen ließ, gegen Sie, den er doch ſonſt herzlich liebt, ſo unfreundlich zu ſein. Der arme Mann! Seine Barſchheit, ſein Zorn galt nicht Ihnen, ſondern ſeinem Schickſale. Es thut mir leid, wenn ich Sie neugierig mache und nicht gleich ihre Neugierde befriedigen kann — aber ich werde Wort halten.“

Trotz dieſer Verſicherung mußte ich glauben, daß Riccolo ſein Verſprechen längſt vergeſſen habe, denn es war ein Jahr und mehr vergangen und es hatte ſich weder Riccolo noch die Büſte, noch die Geſchichte derſelben eingeſtellt, und ich hatte um ſo mehr Urſache, Vergeßlichkeit bei ihm vorauszuſehen, als ich im Grunde ſelbſt das ganze Abenteuer beinahe vergeſſen hatte. Nur wenn ich manchmal einen Freund, der lange Zeit in England gelebt hatte, beſuchte und bei ihm die ſchöne Clythia aus dem britiſchen Muſeum ſah, dachte ich noch an die mir verſagte Büſte, die mit der herrlichen Antike viel Aehnlichkeit hatte, und erwachte noch die Sehnſucht nach ihr und einiger Aerger über den wortbrüchigen Riccolo. Endlich verließ ich auch meine Wohnung und dachte gar nicht daran, Riccolo von dieſer Veränderung in Kenntniß zu ſetzen, überzeugt wie ich war, daß, da er bis jetzt ſein Wort nicht gehalten, er es überhaupt nicht mehr halten werde.

So waren beinahe zwei Jahre vergangen, als eines Morgens ein auffallend ſchöner junger Mann in meine Stube trat, den ich erſt, als er mich italieniſch begrüßte, als meinen Freund Niccolo erkannte. Er hatte ſich indeſſen mit italieniſcher Raſchheit entwickelt und aus dem Knaben, den ich vor ungefähr drei Jahren kennen gelernt, war ein ganzer Mann geworden, und zwar ein Mann, wenigſtens ſo ſchön wie einer der beiden Italiener auf dem Bilde Van Dyks, das ſich im Edinburger Muſeum befindet. Jeder Maler hätte ſich glücklich ſchätzen können, ein ſolches Modell zu haben. Ich freute mich um ſo mehr ihn wieder zu ſehen, als er mir gleich beim Eintritt etwas Verhülltes entgegenhielt, das ſich auf eine Bewegung von ihm als die erſehnte Büſte offenbarte.

„Braver Junge,“ rief ich voll freudiger Ueberraſchung, „ſo haſt Du doch Wort gehalten?“

„Sie haben es wohl nicht mehr erwartet,“ ſagte er lächelnd, „aber Sie werden die lange Verzögerung entſchuldigen, wenn ich Ihnen ſage, daß mein Vater die ganze Zeit hindurch das Atelier nicht verlaſſen. Jetzt iſt er ſeit vierzehn Tagen bei Amboiſe in einem

Schloſſe des Herzogs von Luynes mit Ornamentiren beſchäftigt und das Erſte was ich nach ſeiner Abreiſe unternahm, war der Guß dieſer Büſte, und ſeit fünf Tagen ſuche ich Sie in ganz Paris.“

„Guter Junge,“ rief ich, indem ich ihm die Hand drückte, „jetzt ſetze Dich hierher und laß uns zuſammen frühſtücken.“

Während man das Frühſtück bereitete, verſenkte ich mich wieder in den Anblick der Büſte, die mir Freund Niccolo in feinſtem Gyps und auf das Gewiſſenhafteſte ausgeführt lieferte, und bei ihrem Anblick tauchten alle die Fragen wieder auf, die das Geheimniß das ſie umgab, ſchon früher in mir geweckt hatte. Ich erinnerte Niccolo an ſein zweites Verſprechen, mir die Geſchichte derſelben zu erzählen und er erwiderte, daß er ſich darauf vorbereitet, und daß es ihn freue, es nicht vor zwei Jahren gethan zu haben, da er jetzt dieſe Geſchichte ſelber beſſer verſtehe, als es damals der Fall geweſen.

Nach Tiſche, als wir bei einem Glaſe Wein gemüthlich zuſammen ſaßen, begann er ohne weitere Aufforderung ungefähr ſo:

„Sie kennen Florenz, und gewiß haben Sie auch das Cenacolo Andrea del Sarto's beſucht, das ſich vor der Stadt in San Salviati befindet. Am äußerſten

Ende der Vorſtadt, durch die Sie kommen mußten, unweit vom Arno, befindet ſich das kleine Haus, das noch vor ſechs Jahren meine Eltern mit ihren zwei Kindern, einer ältern Schweſter und mir, bewohnten. Mein Vater war, was er jetzt iſt, ein Gypsgießer. Er hatte das Handwerk von ſeinem Vater gelernt, arbeitete viel für die Bildhauer, deren es in Florenz eine ziemliche Anzahl gibt, und wurde von dem Berühmteſten unter ihnen, von Bartolini, von dem Sie wohl gehört haben werden, ſeiner Geſchicklichkeit und Anſtelligkeit wegen als Prakticien beſchäftigt. Herr Bartolini ließ ihn ſelbſt manches ausführen und behauptete manchmal, es ſei an ihm ein vortrefflicher Bildhauer verloren. Mein Vater pflegte darauf zu erwidern, ſicherer ſei ſicherer, nicht jedem Bildhauer gelinge es wie Herrn Bartolini; ſeine Gypsfiguren, welche Griechen und Italiener für ihn gemacht, verkaufe er gewiß, während es höchſt ungewiß ſei, ob er eine eigene Figur, auf die er Monate verwenden müßte, an den Mann brächte — und er habe Weib und Kinder zu ernähren, die bei zehn Lire wöchentlich beſſer leben als bei unſterblichem Ruhm, der vielleicht nicht fünf einbrächte.

Niemand wußte, daß er bei dieſen unkünſtleriſchen Reden zu Hauſe in ſeinem Atelier manche Stunde, die ihm das Handwerk frei ließ, der Kunſt widmete und manchen Haufen Thon zu Figuren verarbeitete. Freilich knetete er ſolche Schöpfungen wieder ein, nachdem er ſich einige Tage daran ergötzt hatte. Er wollte vom Dämon der Ruhmſucht ſich nicht verleiten laſſen, da er doch nie über den Stümper hinaus, wohl aber ſeine Familie dadurch in Noth käme. Niemand wußte auch, daß außer Herrn Bartolini, deſſen Aeußerungen vielleicht nicht ſo ernſt gemeint waren, noch Jemand hinter ihm ſtand, der ſeine Ehrfurcht ſtachelte und aus ihm gern einen berühmten Bildhauer gemacht hätte. Es war das meine Mutter. Sie ſchalt meinen Vater einen Mann ohne Gefühl für alles Große, ohne Empfindung für das Wohl der Seinigen; ſie wies immer auf den berühmten Bartolini hin, der urſprünglich auch nichts geweſen ſei als ein Kind des Volkes und der jetzt eine Stellung habe wie ein Fürſt, von Fürſten und Grafen beſucht werde und ſelbſt zu Hofe komme. Sie erneuerte ihre Vorwürfe, ſo oft ſie Frau Bartolini in den Caſcini mitten unter den höchſten Herrſchaften ſpazieren fahren ſah, oder hörte, daß dieſe Dame zum Balle dieſes oder jenes Duca, oder Marcheſe geladen worden. Nicht für ſich, behauptete meine Mutter, ſuchte ſie dieſe Ehren, ſondern für ihren Tomaſo, der ſie mit ſeinem Talente verdiene, und für die Zukunft ihrer Kinder. Mein Vater ließ ſich durch dergleichen Reden nicht irre machen, er ſchaffte ſich ſein Geld mit dem Handwerk und ſeine Freuden mit der heimlichen Ausübung ſeiner Kunſt.

Eines Tags — ſo erzählte er mir vor Kurzem noch ſelber — kam er gegen Abend aus ſeiner Werkſtatt in der Stadt in unſere Wohnung zurück und blieb unbeweglich und erſtaunt am Eingange des kleinen Gärtchens hinter dem Hauſe ſtehen. Tereſina, meine Schweſter, hatte eben die Blumen begoſſen, ſich dabei etwas erhitzt, und deßhalb des Halstuches entledigt. Auch das obere Kleid, um es zu ſchonen, hatte ſie abgeworfen und trug in dem Gärtchen, wo ſie vor Lauſchern und Zeugen ſicher war, nur ein kurzes Röckchen, das in dünnen Falten über die Knie fiel und die nackten Füße ſehen ließ. Aus den Frühroſen hatte ſie ſich einen Kranz gewunden und auf das Haar geſetzt, das bei ihrer Beſchäftigung in Unordnung gekommen und zum Theil hier als Locke, dort als Flechte auf Nacken und Schulter fiel. So mit der Kanne in der Hand kam ſie ihm entgegen. Sie war ihm nie ſo ſchön erſchienen, oder vielmehr, er ſah zum erſten Male wie unendlich ſchön ſeine Tochter war. Er hatte ſie immer geliebt, mit großer Zärtlichkeit geliebt, aber an ihre Schönheit hatte er nur ſelten gedacht. Dieſer Augenblick war ihm wie eine Offenbarung. Er ſagte ſich, niemals ein ſchöneres Geſchöpf geſehen zu haben und zum erſten Male fiel es ihm auf, daß ſeine Tereſina, die ihm bisher nur das Kind geweſen, ein Weib, ein vollendetes Weib geworden. Sie war damals achtzehn Jahre alt, und in der That in vollſter und herrlichſter Blüthe. Zum erſten Male wünſchte mein Vater aufrichtig, ein großer Bildhauer zu ſein, um dieſe Schönheit nachbilden zu können. Auch rief er ſie ſogleich ins Haus und griff augenblicklich zum Thone und begann zu modeln. Um ſie ſo wiederzugeben wie er ſie geſehen, fühlte er ſich zu ſchwach und aus der Statue, die er begonnen hatte, wurde nach und nach eine Büſte, die er mehr und mehr vereinfachte. Seine Zaghaftigkeit kam ihm ſehr zu ſtatten, denn die Einfachheit, zu der ſie ihn zwang, gab dem Bilde einen größern Reiz, als es aller Schmuck, als es der Kranz hätte thun können. Tage lang vernachläſſigte er ſeine Werkſtatt und arbeitete ohne Unterbrechung zu Hauſe fort. Zu ſeinem Unglück wurde während der Arbeit der Künſtler in ihm immer mächtiger und mein ſtrenger und frommer Vater machte die Büſte mehr und mehr griechiſch, indem er die Gewandung mehr und mehr herunterzog und die keuſchen Reize der Jungfrau ſo weit enthüllte, als es ihm ſein Sinn für ſchöne Form gebot. War er, der Vater, nicht allein mit ſeinem Kinde? Der einzige Zeuge bei der Arbeit war die Mutter, die ihn mit immer wachſendem Beifalle aufmunterte. Tereſina allein wagte manchmal eine ſchüchterne Bemerkung über die Art, in der ſie dargeſtellt wurde. Die Mutter ſchalt, der Vater beruhigte ſie. Die Büſte ſollte nur dem Hauſe gehören, und von keinem fremden Auge geſehen werden. Es war aber natürlich, daß, als ſie endlich vollendet war, der Vater ſich einen Gypsabguß machen wollte.

„Zu dem Ende nahm er das Thonmodell in ſeine Werkſtatt und nach wenigen Tagen prangte daſelbſt eine ganze Reihe von Abgüſſen. Er konnte nicht müde werden, ſein ſchönes Kind und ſein ſchönes Werk immer wieder zu vervielfältigen und endlich konnte er es ſich auch nicht verſagen, die Büſte dem einen oder dem anderen Beſucher zu zeigen, ohne jedoch zu verrathen, weſſen Porträt ſie war. Ich erinnere mich noch ſehr wohl, wie er es mir, der ich ihm ſchon damals im Atelier zu helfen pflegte, aufs Strengſte verbot, die Büſte als die meiner Schweſter zu nennen, ſei es wem immer, und ich mit dem Inſtinkte des Bruders hütete mich wohl, gegen dieſes Verbot zu handeln und mich als den Bruder der griechiſchen Geſtalt zu erkennen zu geben. Sie machte auf alle diejenigen, die ſie zu ſehen bekamen, denſelben Eindruck, den Sie ſelbſt empfunden haben. Mein Vater konnte nicht umhin, ſie immer wieder zu zeigen, und die ſie geſehen, ſprachen mit ihren Bekannten davon und unſer Atelier wurde von Beſuchern beſtürmt. Doch traute mein Vater dem Urtheile dieſes Publikums nicht; was dieſem gefiel, war wohl nur die angeborene Schönheit ſeines Kindes; ob ſeine Arbeit einen künſtleriſchen Werth habe? daran zweifelte er noch immer. Es demüthigte ihn faſt, daß man nur immer von der Schönheit des Geſichtes und der Formen und beinahe gar nicht von Arbeit und Ausführung ſprach. Er mußte darüber ins Klare kommen, hüllte einen beſonders gut gelungenen Abguß in ſeinen Mantel und wanderte zu Herrn Bartolini. Mit freudeſtrahlenden, triumphirenden Augen kam er zurück und wiederholte des Abends meiner Mutter die Lobſprüche, die ihm der große Bildhauer ertheilt hatte. Die Folge war, daß ſich meine Mutter der Meinung Aller, die die Büſte geſehen, wie der Meinung Bartolini's anſchloß, daß er ſeine Arbeit auf die Ausſtellung, die demnächſt eröffnet werden ſollte, ſchicken müſſe.

Aber davon wollte mein Vater nichts hören. Er habe noch immer nicht die geringſte Abſicht, als Künſtler aufzutreten, er bleibe, trotz allem Erfolge, bei ſeinen Grundſätzen und laſſe ſich aus ſeinem gewohnten und ſicheren Geleiſe nicht herausbringen. Vielleicht, meinte er, würde er es ausnahmsweiſe doch thun, da ein ſolcher Erfolg ihm ſelbſt als Gypsgießer nützlich ſein könne, aber dann müßte die Arbeit einen ganz anderen Gegenſtand haben und nicht ſeine eigene Tochter in dieſer Weiſe darſtellen. Meine Mutter ſtellte ihm vergebens vor, daß Niemand ſeine Tochter kenne, daß Niemand wiſſe, daß die Büſte Tereſina darſtelle, und daß ſolche Skrupel höchſt unkünſtleriſch ſeien. Sie mochte übrigens dieſe Skrupel vorausgeſehen und ſich gegen ſie gewaffnet haben, denn ſie entfaltete in ihrer Rede eine außerordentliche Kenntniß aller Beiſpiele, die man nur in der Maler- und Bildhauer-Geſchichte Italiens auftreiben konnte, und nannte alle Bilder, auf denen die alten Künſtler ihre Frauen und Töchter mit weit minderer Scheu, als mein Vater ſeine Tereſina dargeſtellt. Tereſina ſelbſt ſtand in dieſem Streite auf Seiten meines Vaters, wurde aber von der Mutter als ein dummes Ding, das von dergleichen nichts verſtehe und keine Rückſicht für unſere Zukunft habe, zum Schweigen gebracht.

Ein Grund, den die arme Schweſter gegen die Ausſtellung der Büſte vorbrachte, war ihre Ueberzeugung, daß Angelo, wie ſie ihn kenne, nichts mehr von ihr werde wiſſen wollen. —

„Tanto meglio, deſto beſſer,“ rief meine Mutter.

„Wenn Dein Vater ein berühmter Bildhauer wird, ſo ſoll der arme Gypsgießer-Geſelle auch nichts von Dir wiſſen wollen und ſollſt Du auch nichts von ihm mehr wiſſen wollen. Wir werden dann unter Menſchen kommen, die über dieſe Dinge ganz anders denken, als dumme, arme Leute.

„Derartige Streitigkeiten dauerten im Hauſe bis gegen Eröffnung der Kunſtausſtellung fort, wo ſie dann mit einem Male abgeſchnitten waren. Als mein Vater eines Abends, wenige Tage vor Eröffnung nach Hauſe kam, vermißte er auf dem Schranke die Büſte, die er dahin geſtellt hatte — und fand Tereſina weinend in einem Winkel der Stube ſitzen. Meine Mutter geſtand und erzählte ihm in kurzen und entſchiedenen Worten, wie eine Frau, die ſich deſſen bewußt iſt, recht und vernünftig gehandelt zu haben, daß ſie die Büſte ſelber und in Tomaſo's Namen auf die Akademie getragen, und fügte hinzu, daß Herr Bartolini, der im Comité war, ſich darüber mit großer Freude ausgeſprochen, und daß er Tomaſo danken laſſe, endlich dieſen Entſchluß gefaßt zu haben.

„So kam die Büſte auf die Ausſtellung, und um es Ihnen mit einem Worte zu ſagen — hatte den glänzendſten Erfolg. Alle Welt erkannte ſie als eine der ſchönſten Sachen der ganzen großen Ausſtellung und der Name meines Vaters war in Aller Munde. So groß war der Erfolg, ſo viele Lobſprüche wurden meinem Vater ertheilt, daß er meiner Mutter zugeſtand, ganz recht und vernünftig gehandelt zu haben. Aber je größer der Erfolg war, deſto ſorgfältiger ſuchte er den Urſprung der Büſte, die Exiſtenz des Modells zu verbergen. Das gelang ihm leicht, da wir, wie geſagt, vor der Stadt in ziemlicher Einſamkeit wohnten und Tereſina, dem Befehle des Vaters entgegenkommend, noch weniger ausging, als ſonſt und ſich vorzugsweiſe die Stadt zu betreten hütete. Mittlerweile wurde die Werkſtatt meines Vaters förmlich geſtürmt. Jedermann wollte die Büſte haben, Jedermann ſo viel dafür bezahlen, als man nur verlangte. Mein Vater gewährte ſie Anfangs nur dem einen und andern Bekannten, dem er ſich irgendwie verpflichtet glaubte, nach und nach aber wurde der Kreis immer größer und es kam zu einem förmlichen Verkauf. Mehrere Geſellen waren nur mit dem Guß dieſer Büſte beſchäftigt und immer konnten wir nicht den zahlreichen Nachfragen genügen. Das Geld floß ins Haus und meine Mutter, die von jeher unſere arme Kaſſe beaufſichtigte, ſchwamm in Wonne, ſo raſch ihre Prophezeiungen erfüllt und bereits den ſchönen Anfang von Ruhm und Reichthum zu ſehen.

„Die Büſte war nicht vierzehn Tage bekannt, als ſie bereits ſchon ſo populär war, daß man ſie in Kaffee- und Weinhäuſern aufgeſtellt fand. Ihren Erfolg beim Publikum dankte ſie natürlich vielmehr dem ſchönen Geſichte und den ſchönen Formen, als der liebevollen und wirklich künſtleriſchen Ausführung. Da war es denn auch natürlich, daß es in Florenz müßige junge Leute genug gab, die ſich um das Modell zu kümmern begannen, die das Original in Fleiſch und Blut gerne kennen gelernt hätten, vielleicht um ſo lieber, als ſie das für ein gewöhnliches Künſtlermodell hielten und die nun nach allen Seiten hin ſpähten und forſchten. Florenz iſt keine eigentlich große Stadt und unter den Unzähligen, welchen die Büſte überall zu Geſichte kam, mußten ſich wohl welche finden, die Tereſina ſchon geſehen hatten. Man erinnerte ſich, auf dem Wege nach San Salviati manchmal einem Mädchen begegnet zu ſein, das wie die meiſten armen Mädchen um Florenz mit Strohſtickereien beſchäftigt war. Man verſicherte, daß die Büſte nicht geſchmeichelt habe und daß das Original ebenſo ſchön ſei, wie ſie. Da war es eine Ehrenſache, dieſe Schönheit geſehen zu haben, und ſtatt nach den Cascini, wandte ſich jetzt die elegante junge und alte Welt nach San Salviati, wo man auch leicht erfuhr, wer das Original ſei und in welchem Hauſe es wohne. Vor dieſem Hauſe fuhren und wanderten jetzt an einem Tage mehr Wagen und Spaziergänger, als ſonſt in einem Monat. Mein Vater, ſobald er das Geheimniß ſeiner Büſte verrathen, ſobald er dieſe als ſein Kind erkannt ſah, ſtellte den Verkauf derſelben ein, und als er die Spaziergänger vor ſeinem Hauſe bemerkte, ja ſelber einmal von einem Neugierigen, der ihn nicht kannte, gefragt wurde, ob die ſchöne Tereſina, deren Büſte man überall ſehe, in dieſem Hauſe wohne und an welchem Fenſter man ſie ſehen könne? verbot er meiner Schweſter, die Schwelle des Hauſes zu überſchreiten. Ueber Beides war meine Mutter ſehr betrübt, denn der Zufluß des Reichthums hörte auf und die ſchönen Kleider, die ſie für Tereſa angeſchafft hatte, konnten jetzt nicht gezeigt werden. Sie war ſehr unzufrieden, mein Vater war bekümmert, Tereſina ſchien immer beſorgt — und ſo war mit einem Male, im Handumdrehen, das ſtille Glück unſeres Hauſes in ein ſtilles Unglück verwandelt, oder vielmehr in eine Ahnung, als ob man am Anfange eines Unglückes ſtünde.

„An demſelben Tage, an welchem mein Vater Tereſina die Schwelle zu überſchreiten verbot, wanderte ein junger friſcher Geſelle, mit einem Stocke in der Hand, mit einem kleinen Felleiſen auf dem Rücken, von Modena her über die Appeninen. Die Art und

Weiſe, wie er im Gehen den Stock ſchwang, wie der breite Hut ſchief auf den dicken und ſchwarzen Locken, ja ſelbſt wie der Reiſeſack nachläſſig auf der einen Schulter hing, ſein elaſtiſcher Schritt, kurz alles Aeußere an ihm verrieth ſein glückliches Gemüth, die Freude, die ihn ſpornte, ebenſo laut, wie die luſtigen Stornelli, die er in die warme und milde Bergluft hinaufſang. Nach Monaten langer Trennung und Arbeit im Schloſſe des Herzogs von Modena, kehrte er eben mit vollen Taſchen in ſein geliebtes Florenz, in ſeine Heimath zurück, wo Alles, was er liebte, daheim war. Dieſe Gegend der Appeninen war damals nicht eben ganz ſicher; man ſprach viel von verſchiedenen Räuberanfällen; aber der junge Mann ging dahin, als ob er nichts auf der Welt fürchtete. Wie klein und zart noch ſein Schnurrbärtchen war, ebenſo entſchieden ſchwang ſich ſein Mund, bog ſich ſein Kinn vorwärts und glänzten ſeine ſchwarzen Augen voll Muth und Leidenſchaft.

„Er war eben auf der Höhe angekommen, von der aus man das Arnothal zum erſten Male zu Geſichte bekommt. Dort oben ſteht ein aus Quadern wie eine Feſtung aufgebautes Gaſthaus, das ſeine von italieniſchen Eichen und Lorbeeren beſchattete Veranda dem kleinen Arno-Paradieſe zukehrt. Dort bekommt man den erſten Wein aus dem Arnothal, vielleicht den guten Vino Ricaſoli — ſollte der junge Mann, der den ganzen Morgen gewandert war, nicht hier die erſten Züge aus dem Freudenbecher der Heimath thun?

Der junge Mann trat in die große Halle und verlangte vom Beſten. Er hatte das Glas ſchon in der Hand, und wollte es ſchon zum Munde führen, als er mit einem Male wie verſteinert ſtehen und mit den Augen an einer Büſte über dem Tiſche haften blieb. Im erſten Momente überzog ein ſeliges Lächeln ſein ganzes Geſicht; nach und nach aber wich dieſes Lächeln, von einem krampfhaften Stirnrunzeln gewiſſermaßen verdrängt, einem überaus düſteren Ausdrucke. Seine Lippen wurde blaß und die untere, die zu zittern begann, preßte ſich zwiſchen die weißen Zähne, deren obere Reihe jetzt wild und fletſchend zum Vorſchein kam. Ohne den Blick von der Büſte zu wenden, fragte er endlich den Wirth:

„Woher habt Ihr dieſes Bild?“

„Ich habs aus Florenz mitgebracht, wo es in den Straßen verkauft wird. Ich habs gekauft,“ fuhr er mit der Geſchwätzigkeit des Gaſtwirthes fort, „weil es in Florenz alle Gaſt- und Kaffeehäuſer haben und mein Gaſthaus doch auch ſchon zu Florenz gezählt werden kann. Gefällts Euch? Das glaube ich. Das gefällt Jedermann. Es iſt die ſchöne Tereſina, die draußen wohnt bei San Salviati und ihr Vater ſelbſt hat dieſe Büſte gemacht. Man ſpricht jetzt von nichts Anderem in Florenz, als von der ſchönen Tereſina, und vor ihrem Hauſe treibt ſich alles junge Volk herum, nur um die Spitze ihrer Naſe ſehen zu können. Sie iſt aber auch ſchön dieſe Naſe, und dieſer Hals und dieſe herrliche jungfräuliche runde —"

„Der Wirth ſprach nicht weiter, denn in demſelben Augenblicke flog das Glas aus der Hand des Fremden gegen die Büſte, daß dieſe in hundert Stücke zertrümmert nach allen Seiten ins Zimmer flog und der Wein vom Poſtamente und von der Wand herabfloß.

„Die wenigen Gäſte, die noch da waren, ſprangen erſchrocken von ihren Sitzen auf; der Wirth ſtand verblüfft, entſetzt, bald nach den Trümmern der Büſte in der ganzen Stube umſehend, bald den Weinfleck an der Wand, dann wieder ſeinen ſeltſamen Gaſt anſtarrend. Endlich ſchrie er auf: „Meine Tereſina! mein Bild! Er iſt verrückt! Zwanzig Paoli ſind dahin!" — Mit dieſen letzten Worten warf er ſich auf den Fremden, die Gäſte, die ſich für die Störung ihres Morgenbehagens rächen wollten, leiſteten ihm hülfreiche Hand; im Augenblicke hatte man dem wilden Gaſte einen vollen Beutel entwunden, dieſen zur Hälfte geleert und Beſitzer und Beutel zum Hauſe hinausgeworfen. Angelo, —

denn der Wanderer war Angelo, derſelbe Angelo, auf den ſich Tereſina immer berufen, wenn ſie ſich gegen die Ausſtellung der Büſte wehrte, — Angelo taumelte bewußtlos weiter, bis ſich nach und nach ſein Taumeln in einen ungewöhnlich raſchen Schritt verwandelte und er den Berg, Florenz entgegen, hinuntereilte, als fürchtete er für irgend ein wichtiges Geſchäft zu ſpät zu kommen.

Angelo war ein Gypsgießer, Schüler und Liebling meines Vaters, mit dem er inſofern Aehnlichkeit hatte, als er ebenfalls ein Mittelding von Handwerker und Künſtler war. Er war in unſerer Werkſtatt und zum Theil in unſerem Hauſe aufgewachſen, und die aufkeimende Schönheit Tereſina's hatte er mit den Augen der Liebe, die mit ihm aufwuchs, früher als Vater und Mutter erkannt. Ohne daß je darüber geſprochen worden, war es ſeit lange beinahe eine abgemachte Sache, daß Angelo Tereſina heirathen werde, und er benahm ſich in jeder Beziehung ſchon als ihr künftiger Mann, ſowohl in Beziehung auf Zärtlichkeit, wie auf die Eiferſucht, mit der er ſie, ſeiner leidenſchaftlichen Natur nach, überwachte. Von früher Jugend an keiner anderen Liebe fähig, als der zu Tereſina, verſchloſſen gegen jede andere Verlockung, und ſie immer als ſeine Frau, ſich als gebunden betrachtend, wuchs mit des Mädchens Schönheit ſeine Leidenſchaft, wie ſeine Sittenſtrenge, die von ſich ſelbſt, wie von Andern, beſonders aber von Tereſina, die makelloſeſte Reinheit verlangte. Es mußte ihm ſehr wehe thun, ſeine Geliebte wie eine heidniſche Göttin oder Nymphe dargeſtellt, ihr Bild käuflich und in Schenken den Augen aller Welt preisgegeben zu ſehen. Was war während ſeiner Abweſenheit in Florenz vorgegangen, daß man in einer Schenke auf der Höhe der Appeninen von Tereſina, wie von einer Perſon ſprach, deren Namen in aller Munde war? daß ein Schenkwirth ihm ihre Reize zu erklären verſuchte? Kehrte er nach monatelanger, hoffnungsvoller Arbeit, mit ſchönem Erwerb in ſeine Heimath zurück, nur um ſeine Hoffnungen zertrümmert, ſeine Jugendwelt beſchmutzt, entweiht zu finden? Er rannte wie ein Raſender die herrliche Straße der Via di Bologna hinab, ohne Blick, ohne Sinn für die Schönheiten rechts und links, ohne einen Ton jenes Jubels im Herzen, mit dem man ſonſt eine Heimath wie das Arnothal und Florenz zu begrüßen pflegt.

„Da ſtand er wieder an einer Schenke in der Vorſtadt San Gallo. „Will doch ſehen,“ ſagte er vor ſich hin, und ballte dabei die Fauſt, „ob auch in dieſer Kneipe das nackte Bild meiner Geliebten, meiner Braut ausgeſtellt iſt, daß ſich die Säufer in ihrem Rauſche am Anblicke ihrer Reize ergötzen können!“ Es war eine Schenke, in die der ſittenſtrenge Angelo ſonſt nie eingetreten wäre; jetzt aber trat er mit herausforderndem Schritten in die Stube und immer noch mit geballter Fauſt. Er kümmerte ſich weder um die Männer, noch um die Weiber, die da herumſaßen, blieb in der Mitte der Stube ſtehen und blickte um ſich. Sein ſonderbares Auftreten verurſachte plötzliche Stille, die ſich aber in eben ſo plötzlichen Aufruhr verwandelte, als er mit einem Male wüthend auf eine Ecke losſtürzte und über einen von Gäſten beſetzten Tiſch hinüber den Arm ausſtreckte und mit der geballten Fauſt die Büſte Tereſina's, die allerdings da geſtanden, zuſammenſchlug. Wirth, Wirthin, Gäſte und allerlei Mädchengeſindel warf ſich auf den Ruheſtörer, als ihnen ein junger Mann, der auf einer Bank ausgeſtreckt lag, lachend entgegenrief: „Bläut ihn gehörig durch — es iſt Angelo, der Schüler Meiſter Tomaſos — er that das nur aus Neid auf den großen Erfolg ſeines Lehrers, denn er will auch ein Künſtler ſein! — Wir kennen das, den Künſtlerneid!“ —

„Der junge Mann, der ſo ſprach, war ein Bekannter und von der Zunft Angelos. Seine Worte munterten die Verſammlung auf, ſo zu thun, wie er ſagte. Angelo kam in einem ſchlechten Zuſtande auf der Straße an, aber er bekümmerte ſich um die Hiebe, die auf ihn niederregneten, wie um die Schimpfworte, die man ihm nachrief, eben ſo wenig, als um den Sbirren, der ihn vor der Thüre als einen Ruheſtörer und Eigenthumsſchädiger in Empfang nahm und ins Gefängniß führte. Er folgte ſchweigend und ließ ſich ruhig in ein dunkles Loch ſperren. Die Verhaftung war ein großes Glück für Angelo, denn es war ihm, als müßte er von Schenke zu Schenke, von Kaffeehaus zu Kaffeehaus ziehen, um überall die Büſte zu zertrümmern, was ihm, wenn er den Zerſtörungszug hätte ausführen können, wohl noch größere Unanehmlichkeiten zugezogen haben würde.

„Nach zweimalvierundzwanzig Stunden wurde Angelo ſeiner Haft entlaſſen, nachdem er eine Geldſtrafe und außerdem eine Entſchädigung für jenen Wirth hatte erlegen müſſen. Den Plan, alle Büſten Tereſina's zu zerſtören, hatte er indeſſen aufgegeben, aber ſein Unglück, ſein Ingrimm, mit dem er in dunkler Stube ſo lange allein geweſen, hatte ſich in ſein Herz gefreſſen. In zerriſſenen und ſchmutzigen Kleidern, mit verwirrten Haaren, ganz verwildert, in dem unverändert traurigen Zuſtand, in den ihn die beiden Scenen in den Schenken, der Aufenthalt im Gefängniſſe und die ſchlimmen Vorgänge in ſeinem Innern verſetzt, durchwanderte er die Stadt geradewegs auf die Werkſtatt meines Vaters los.

„Er trat nicht ein; er blieb in der Thüre ſtehen, legte beide Hände mit dem Stocke auf den Rücken, warf den Kopf zurück und rief meinem Vater zu: „Guten Morgen, Maeſtro Tomaſo! Ich gratulire Euch, Ihr ſeid indeſſen ein berühmter Künſtler geworden. Ich gratulire! Aber wißt Ihr auch, was indeſſen Euer Töchterlein geworden? Ein Modell! Ein Modell! Und Ihr wißt ja, was nachher aus den Modellen wird. Ich gratulire. Ich bin indeſſen bei meiner gemeinen Arbeit ein ehrlicher Kerl geblieben; da haben wir Beide wohl nichts mehr mit einander gemein. Wie?“

„Mein Vater, der ſich während der ganzen letzten Zeit in ſeinem Gewiſſen Vorwürfe gemacht, wie ſie ihm jetzt Angelo in einem fürchterlichen Tone entgegenſchleuderte, war wie vom Donner gerührt. Und der junge Menſch, der ſo zu ihm ſprach, war immer ſein Liebling geweſen und hatte zu ihm bis auf dieſen Tag nur mit der ehrfurchtsvollen Unterwürfigkeit des Schülers und Sohnes geſprochen! Und wie ſah dieſer ſchöne, blühende, ſonſt immer ſo heitere junge Menſch aus? Wie das Unglück, die Verzweiflung ſelbſt! — Er ſank auf den Schemel zurück, unfähig, Angelo ein Wort zu erwidern. Als er ſich wieder aufraffte, war dieſer fort und verſchwunden und mein Vater glaubte beinahe, eine ſchreckliche Erſcheinung, eine Ausgeburt ſeines böſen Gewiſſens geſehen zu haben.

„Angelo aber wanderte weiter, wieder zum Thore hinaus, bis er in derſelben Stellung, in der ihn mein Vater geſehen, vor unſerem Hauſe ſtehen blieb.

„Tereſina, mein Engel,“ rief er, „komm ans Fenſter, zeige Dich, daß ich Dich ſehe und mich an Deinem Anblick erfreue. Ich weiß es ja ſchon, daß Du ſeit meiner Abreiſe hundertmal ſchöner geworden biſt. Wiſſen es ja ſchon alle Schenken bis hinauf in die Appeninen.“

„In der That ſprang oben ein Fenſter auf und Tereſina erſchien mit freudeſtrahlendem Geſichte und mit dem Ausruf: „Angelo!“ auf den Lippen. — „Angelo! Angelo! komm' doch herein!“ rief ſie ihm entgegen.

„Er aber, ohne auf dieſe Einladung zu hören, fuhr fort: „Ei, ei, Tereſina, Du trägſt ein Halstuch und ein Kleid! Wozu denn, weiß es doch ſchon Jedermann, wie ſchön Dich Gott geſchaffen hat! Wozu wieder ein Geheimniß machen aus einer Sache, die ſchon die ganze Welt weiß und die ſich Jeder für einige Paoli verſchaffen kann?!“

„Meine arme Schweſter erblaßte; mit der Freude wich alle Farbe aus ihrem Geſichte. Sie errieth, was alle dieſe bittern Worte ſagen wollten und wie viel Kummer Angelos Herz erfüllen mußte, um ihn ſolcher

Worte fähig zu machen. Alles, was ſie von ihm, für ihn und ſie gefürchtet hatte, ſah ſie eingetroffen.

„Komm herauf, Angelo, bat ſie flehentlichſt, ich will Dir erzählen — ich will Dir ſagen, wie Alles —“

„Und wenn Du rein wäreſt, wie die Engel des Paradieſes, die nur mit Heiligen umgehen,“ rief er plötzlich im ſchmerzlichſten Tone, „der Gedanke an Dich iſt es nicht mehr — Du gehörſt Dir nicht mehr — und mir auch nicht.“

„Tereſina bückte ſich weit vor aus dem Fenſter und ſtreckte die Arme nach ihm aus; ein Strom von Thränen brach aus ihren Augen und fiel wie ein Regen hinab. Angelo ſprang herbei und fing einige Thränen mit ſeinem Geſichte auf. — „O,“ rief er aus, „dieſe Thränen, wie heiß ſie ſind, ſo kühlen ſie doch ſo ſanft. Aus meiner Wuth, aus meiner Verzweiflung wird Kummer. Ach, Tereſina, dieſe Thränen würden Deine Seele retten, wenn Du eine große Sünderin wäreſt — mir können ſie nicht helfen, für mich biſt Du verloren. Ich weiß es wohl jetzt noch beſſer, als früher, daß ich Dich immer lieben werde — aber deſto ſchlimmer — aber ich ſage Dir doch Lebewohl! Verzeih Dir Gott und die allerheiligſte Jungfrau!“

„Da erſchien meine Mutter am Fenſter. „Was hat ſich da zu verzeihen,“ rief ſie ihm hinunter, „was hat meine Thereſina geſündigt? Und was ſoll das ganze Geſchwätz? Iſt es Dir nicht recht, Angelo, daß wir reiche und berühmte und vornehme Leute werden, ſo magſt Du Deine Urſachen dazu haben, denn allerdings wird meine Tereſina dann Deiner Verzeihung nicht bedürfen und —“

„Ich ſehe wohl,“ fiel ihr Angelo bitter lächelnd ins Wort, „wer hier der Verzeihung bedarf — und ich habe es mir ſchon gedacht. Ich kenne Euch, Domenica, und nur dieſes ſage ich Euch: ich gehe, aber auf Tereſina werde ich doch ein wachſames Auge haben, da ſie keinen beſſern Wächter hat.“

„Er ging, ohne ſich an die Thränen der Tochter zu kehren oder auf die Scheltworte der Mutter zu hören, nach dem anderen Ufer des Arno, wo er in der Nähe von S. Niccolo wohnte.

„Mein Vater ſaß noch ſehr betrübt über Worte und Benehmen Angelos in ſeiner Werkſtatt, als der junge Graf Caroli (ſo wenigſtens ſprach Niccolo den Namen aus) eintrat. Dieſer junge und reiche öſterreichiſche Nobile, der am Hofe des Großherzogs lebte, war ſchon mehrere Male dageweſen, um meinem Vater eine Gypsbüſte Tereſina's abzukaufen, er hatte ſich aber erſt beſonnen, als mein Vater ſchon den Entſchluß gefaßt hatte, keine mehr zu verkaufen, und mein Vater blieb bei dem Entſchluſſe trotz der glänzendſten Erbietungen, die ihm der junge Graf machte, und trotzdem, oder vielleicht, weil dieſer in die Büſte förmlich verliebt ſchien. Das letzte Mal aber bot er dem Vater zehntauſend Zwanziger für eine Ausführung der Büſte in Marmor, den er ihm liefern wollte, wenn er einer ſolchen Arbeit fähig ſei. Dieſer Antrag reizte die Gewinnſucht, wie den Ehrgeiz meines Vaters und der Zuſatz ſtachelte ſeine Eitelkeit. Er wurde ſchwankend in ſeinen Entſchlüſſen und bat ſich drei Tage Bedenkzeit aus. Die Bedenkzeit war abgelaufen und Graf Caroli kam, um die Antwort meines Vaters zu holen. Er hätte keinen übleren Moment wählen können; der Vater antwortete ihm, daß er Tereſina weder in Gyps, noch in Marmor haben ſolle. Der junge Mann war ganz außer ſich darüber, begriff dieſe Weigerung nicht und drang in meinen Vater, doch eine ſolche unvernünftige Grille aufzugeben. Je mehr er aber ſprach, deſto aufgeregter wurde mein Vater, und als Jener endlich, von ſeinen eigenen Worten erwärmt und hingeriſſen, befehlend, faſt drohend hinzufügte: daß er die Büſte um jeden Preis haben müſſe, daß er in dieſes Geſicht, in dieſe herrlichen Formen bis zum Wahnſinn verliebt ſei, da ſprang mein Vater ſelbſt wie wahnſinnig auf, ergriff einen Hammer und zertrümmerte ſämmtliche Büſten Tereſina's, die noch im Atelier vorhanden waren, ſtieß dabei Verwünſchungen aus gegen den Tag, an dem ihm der Gedanke zur Modellirung dieſer Büſte gekommen und verſchwor ſich hoch und theuer, nie wieder dem Bildhauer ins Handwerk zu pfuſchen.

„Der junge Graf, als er meinen Vater in einem ſolchen Zuſtande ſah, ahnte, daß hinter der Weigerung dieſes unglücklichen und ergrimmten Mannes gewichtige Gründe ſich verbergen möchten, und daß jetzt nicht mit ihm zu ſprechen ſei. Ohne weiter ein Wort zu ſagen und ohne die Beruhigung des Raſenden abzuwarten, ging er aus dem Atelier. Aber die Unmöglichkeit, das Bildniß in ſeinen Beſitz zu bringen, ſcheint ſein Verlangen nach dem Original bis zu wahrhafter Liebe geſteigert zu haben, denn bald darauf war er mit meiner Mutter in vertraulicher Verbindung. Ich bitte Sie, lieber Signor, nicht zu denken, daß ich von meiner Mutter ſchlecht ſprechen wollte; ſie hatte die Schwächen vieler Weiber, ſie war eitel und ehrgeizig und wollte mit ſich und den Ihrigen, beſonders mit ihrem Manne und ihrer ſchönen Tochter hoch hinaus. Der Erfolg meines Vaters hatte ſie berauſcht, und zum Unglück ſtand damals ein öſterreichiſcher Fürſt an der Spitze der öſterreichiſchen Beſatzung von Florenz, welcher eine

Sängerin vom Theater geheirathet hatte. Die ehemalige Sängerin kam zu Hofe, ſpielte daſelbſt ſogar eine Rolle und machte ein glänzendes Haus. Wenn ein öſterreichiſcher Principe, ſo dachte meine Mutter, eine Perſon vom Theater weg heirathen kann, warum ſoll ein öſterreichiſcher Graf nicht eine gefeierte Schönheit, ein tugendhaftes Mädchen, die Tochter ehrbarer Leute und eines Künſtlers heirathen können? Wie geſagt, die arme Frau war ehrgeizig, ſie ſah mit Hochmuth auf den ehemaligen Geliebten Angelo und die Heirathsgedanken Tereſina's herab, aber die Ehre ihrer Tochter war ihr ſo weit theuer, als es ihre Verblendung durch die Eitelkeit geſtattete. Weiß Gott, auf welche Weiſe ſie mit dem Grafen in Verbindung, und dann öfter mit ihm zuſammenkam? Daß dieſes der Fall war, erfuhren wir erſt, als ſie eines Abends, nachdem wir zu Nacht gegeſſen und der Vater eben heiterer war, als ſeit Wochen, ſchüchtern und mit gezwungenem Lächeln zu dieſem begann, ob er dem Manne, dem er die Büſte ſeiner Tochter verſagt, auch ihre Hand verweigern würde?

Mein Vater ſah ſie fragend an, zugleich mit der Düſterheit, die ſofort auf ſeine Stirne trat, ſobald die Büſte erwähnt wurde. Die Mutter erkannte wohl, daß er ihr nicht viel Zeit zum Sprechen laſſen werde und beeilte ſich, was ſie des Ueberzeugenden zu ſagen hatte, ſo raſch als möglich, wenn auch ſo ungeordnet als möglich hervorzubringen: wie Graf Caroli ein vortrefflicher, ſchöner und reicher Mann ſei, der es ganz ehrlich meine, wie ſie ſeit lange mit ihm in Unterhandlung ſtehe, wie er in Tereſina bis über die Ohren verliebt ſei, wie er ihr ein großes Gut verſchreiben und ſie heirathen wolle, ganz ordentlich heirathen, öffentlich vor dem Großherzog und vor dem Altar, und daß hoffentlich dagegen gar nichts zu ſagen ſei.

„Mein Vater ſtand auf und ſagte: „Du biſt eine Gans und glaubſt in Deiner Dummheit und Verruchtheit Alles, was man Dir aufbindet — und wenn Alles, was Du ſagſt, wahr wäre, ſo iſt mir Angelo doch lieber, als alle öſterreichiſchen Grafen zuſammen.“

„Und mir auch!“ rief Tereſina, die in einem Winkel ſaß und weinte.

„Du biſt eine Ciocca,“ ſchrie ihr die Mutter zu, und meinem Vater zugewandt, rief ſie: und Du Tomaſo —“

„Sie fuhr nicht fort, denn mein Vater blickte ſie mit einem Auge an, daß ihr das Wort auf der Lippe erfror. „Domenica,“ ſagte er mit zitternder Stimme und ſtreckte ihr beide Hände mit halbgekrümmten Fingern wie zwei Krallen entgegen, „Domenica, mit dieſen meinen Händen reiße ich Dich in Stücke, wenn

Du in Deiner Kuppelei fortfährſt. Es iſt genug der Schande!“

„Mein armer Vater hatte Recht. Tereſina war während dieſer Zeit zu einem ſchlimmen Rufe gekommen und trauriger Weiſe trug der Mann, den ſie liebte und der auch ſeinerſeits nicht von ihr laſſen konnte, viel dazu bei. Angelo war ſeit ſeiner Rückkehr aus Modena zu jeder Arbeit unfähig geworden; der ſchöne, ſonſt ſo reinlich und maleriſch ausſehende Junge glich jetzt mehr einem neapolitaniſchen Lazzarone, als einem ordentlichen florentiniſchen Kinde; Bart und Haare waren verwildert, die Kleider beſchmutzt und gealtert. Er trieb ſich in den Schenken herum und kam mit allerlei Geſindel zuſammen; mein Vater hatte ihn vergebens zu einem Beſuche in unſerem Hauſe eingeladen; er war dazu nicht zu bewegen, und wenn er einen von uns nur von Ferne ſah, lief er auf und davon, um uns auszuweichen. Aber während der Promenadeſtunden, wenn ſich die jungen Leute aus der Stadt vor unſerem Hauſe einfanden, um nach Tereſina zu ſpähen — denn dieſes hatte noch nicht aufgehört — war er immer da, und ſobald er bemerkte, daß Einer mit ſeinem Lorgnon auf irgend eine unbeſcheidene Weiſe nach dem Fenſter Tereſina's blickte, oder auch nur ihren Namen ein wenig laut nannte, begann er mit dieſem

Streit, und oft kam es in der Vorſtadt zu gewaltigen Raufereien, da die Burſche aus dem Volke Angelo gegen die geputzten Herren aus der Stadt gerne beiſtanden. Alle Welt wußte, welche Urſachen dieſe Händel und Raufereien hatten, und ein Mädchen, um das man ſich ſo oft in den Straßen ſchlägt und zankt, kommt, das wiſſen Sie, ſehr raſch um allen guten Ruf, ſelbſt wenn ſie an dieſen Zänkereien nicht die geringſte Schuld trägt. Niemand erinnerte daran, daß bei all dem Tereſina nie am Fenſter zu ſehen war, wohl aber, daß diejenige, um die man ſich balgte, zankte und die Gaſſen mit Geſchrei erfüllte, als Modell zu einer nur halbbekleideten Büſte gedient hatte. So kam es, daß Angelo auch anderswo, als in der Vorſtadt San Salviati von Tereſina anders ſprechen hörte, als er es wünſchte, und daß er nun überall in Händel gerieth und ſo von Tag zu Tag mehr verwilderte. Er war eben beinahe wahnſinnig vor Eiferſucht, unglücklicher Liebe und gekränktem Ehrgefühl, ein wahrer Mezzomatto. Ich werde es nie vergeſſen, mit welchen wilden und zugleich zärtlichen Augen er mich anſah, als er mich einmal — ich war damals ein Kind — bei Santa Croce fand. Er packte mich an beiden Schultern, bedeckte mein Geſicht mit Küſſen und ſtotterte: „Sage ihr, daß ich ſie noch immer liebe, daß ich ſie glühend liebe, daß ich ſie ewig lieben werde, aber daß wir auch auf ewig getrennt ſind!“

„So vergingen viele, viele Wochen und während der ganzen Zeit fuhr meine Mutter fort, mit dem Grafen zu unterhandeln und in Verbindung zu bleiben und ſtrebte anderſeits mein Vater, und zwar mit Wiſſen und auf die Bitte Tereſina's Angelos habhaft zu werden. Dieß gelang ihm ebenſo wenig, als es meiner Mutter gelang, ihre Verbindung mit Caroli ganz geheim zu halten. Angelo war zu wachſam und zu eiferſüchtig, und als mein Vater einmal ihm in einer engen Gaſſe begegnete, in der er ihn mit ausgeſtreckten Armen aufhalten konnte, ließ er ſich in der That einen Augenblick lang den Weg verſtellen, aber nur um dem Vater zu ſagen, daß er jetzt die Geduld zu verlieren anfange, und daß, wenn Signora Domenica dem Grafen nur noch einmal in San Marco ein Appuntamento gebe, oder gar die Hinterthüre des Gartens öffne, dieß des Grafen Tod ſein werde. Darauf ſchlüpfte er meinem Vater unter dem Arme durch und mein Vater ging nach Hauſe, um die Mutter mit Vorwürfen zu überhäufen und ihr auf das Strengſte, bei Androhung ſelbſt des Todes, jeden Umgang mit Caroli zu verbieten. Die Mutter, da ſie ſich beobachtet und bewacht ſah, beſchloß der Sache ein für allemal ein Ende zu machen. Und wieder eines Abends, da wir Alle zuſammen waren, öffnete ſich plötzlich die Thüre und zu unſerem Erſtaunen trat der Graf ſelber ein. Mein Vater fuhr auf und griff in der Wuth nach dem Meſſer, das noch vom Nachteſſen auf dem Tiſche lag, ließ es aber ſogleich wieder fallen, da der junge Mann ruhig vor ihm ſtehen blieb und ungeſchreckt durch die drohende Bewegung in einigen Worten eine ganz ordentliche, ehrliche Werbung um die Hand Tereſina's vorbrachte. Des Vaters Zorn verwandelte ſich beinahe in Rührung; er ſchwieg, ſetzte ſich wieder hin und deutete mit der Hand auf Tereſina, als ob er ſagen wollte, daß dieſe jetzt zu entſcheiden habe. Das arme Mädchen war nicht fähig, ein Wort hervorzubringen, und ſchlug, bleich und zitternd, die Augen nieder. Der Graf, deſſen Blick der Handbewegung meines Vaters gefolgt war, ſtand eben ſo ſchüchtern und furchtſam, wie ſie ſelber war, vor ihr. Auch er ſchwieg, aber ſeine Augen hafteten mit unausſprechlicher Liebe und Sehnſucht an ihrem Geſichte, an ihrer ganzen Geſtalt. Nach einem tiefen Seufzer ſtotterte er, offenbar nicht wiſſend, daß er ſeine Gedanken ausſprach: „O, ſie iſt noch millionenmal ſchöner als die Büſte! Sie iſt unausſprechlich ſchön! Ich verdiene ein ſolches Geſchenk des Himmels nimmermehr!" Dann lag er mit einem Male vor ihren Füßen und rief laut: „Ich könnte Dich anbeten, wie Du Deine Madonna anbeteſt, Tereſina! Verſchmähe mich nicht! Ich liebe Dich, wie ich es nicht ausſprechen kann!“ Tereſina antwortete nur, indem ſie in einen Strom von Thränen ausbrach. Wiſſen Sie, warum ſie weinte? Nicht weil ſie an ihre Lage, oder an Angelo dachte, oder an ihr Unglück, nein, ſie weinte aus purem Mitleid mit dem ſchönen, jungen Manne, dem es in dieſem Augenblicke Niemand beſtritten hätte, daß er die ehrlichſten Abſichten und das gefühlvollſte Herz hatte und dem es Jeder anſehen und anhören konnte, daß ihn der Verluſt Tereſina's unglücklich machen mußte. Während ſie weinte und der Graf ſie aufs Flehentlichſte und Zärtlichſte anſah, rieb ſich meine Mutter die Hände vor Freude, denn ſie hoffte von der Rührung des Vaters, wie der Tochter und von dem überzeugenden Ausdrucke im ganzen Weſen des jungen Grafen die Erfüllung aller ihrer Wünſche.

„Wie Tereſina das bemerkte, ſtockten plötzlich ihre Thränen, und unter denen, die noch ihre Wangen bedeckten, verwandelte ſich ihr ganzes Angeſicht, in welchem Rührung und Mitleid dem Zorne wichen. Sie ſtreckte ihren Arm wie drohend aus und rief über Caroli, der zu ihren Füßen lag und ohne ſeiner flehentlichen und liebenden Miene zu achten, hinweg: „Triumphiret nicht zu früh, Mutter! Umſonſt habt Ihr mich ſeit Monaten ermahnt und gequält und zu verführen geſucht — wem ich mich einmal zugeſchworen, dem gehöre ich für immer, und ſollte er mich mit den Füßen von ſich ſtoßen. Ich bleibe Angelo ſo treu, wie er mir treu geblieben, und ſo lange will ich ihm meine Treue beweiſen, bis er erkennt, welches Unrecht er mir angethan.“

„Maladetta!“ ſchrie die Mutter.

„Fluche nicht,“ fiel ihr der Vater ins Wort, „ſie thue, wie ihr Herz gebietet.“

„Aſino!“ ſchrie ſie wieder dem Vater zu und hob außer ſich vor Zorn beide Fäuſte gegen ihn. Ich fing zu weinen an, Tereſina ſchlug ſtolz beide Arme über die Bruſt zuſammen und ſah die Mutter herausfordernd an, während ihr der Vater den Rücken kehrte. Alles das ging vor, als ob der Graf gar nicht vorhanden wäre. Dieſer ſprang bei den Worten Tereſina's auf, blickte verſtört um ſich, ſchlug ſich mit der flachen Hand auf die Stirne und ſtürzte ohne den Hut, der neben ihm auf dem Boden lag, aufzuheben, aus der Stube, aus dem Hauſe in die Gaſſe und in die Nacht hinaus. Er ging wie ein Verzweifelter. Armer Giovine, er kehrte nie wieder!

„Er eilte, gewohnheitsgemäß, ohne nur daran zu denken, wohin er ging, dem Arno zu, über den er in einer Barke zu ſetzen pflegte, um auf die andere Seite und in ſeine Wohnung in der Nähe des Palazzo Torriggiani zu gelangen. Er merkte es nicht, daß es ein anderer, als der gewöhnliche Renaiolo oder Gondelier war, der ſeine Eccelenza einlud, in den Kahn zu ſteigen, und daß ſich dieſer Kahn von den angeſchwollenen Wellen durch ſämmtliche Brücken bis an die Cascini und weiter hinabtreiben ließ, bis weit unterhalb der Stadt. Er ſaß da und ſtützte den Kopf in beide Hände; das Haar hing wild und wirr über dieſe herab und ſeine Bruſt hob ſich raſch und doch ſchwer athmend. Der Mann, der ihm gegenüberſaß, blickte ihn mit arg glänzenden Augen an und beobachtete grimmig lächelnd alle Zeichen der Leidenſchaft, die den jungen Mann durchtobten und regte kaum das Ruder, ſo daß die Wellen freieres Spiel hatten. Der Mann war Angelo. Die beiden Nebenbuhler waren ſchon weit hinabgeſchwommen, als der Graf plötzlich den Namen Tereſina in die Nacht hinausrief. Das war ſein Todesurtheil. Angelo ſprang auf den Rand des Kahnes, der ſogleich umſtürzte, und Beide ſanken ins Waſſer. Caroli ſchrie um Hülfe: das war ſein zweites Todesurtheil, denn Angelo hob das Ruder, das er in der Hand behalten hatte, ließ es auf ſeinen emportauchenden Kopf fallen und Caroli ſank unter die Wellen, ohne wieder zum Vorſchein zu kommen. Angelo aber ſchwamm ans Ufer.

„Sie fragen, woher ich das Alles weiß, da doch die That im Dunkel der Nacht und in der Einſamkeit geſchehen? Von Angelo ſelbſt. Unmittelbar nach der ſchauerlichen That kam er zu uns gerannt und weckte uns, indem er mit der Fauſt an Fenſter und Thüren hämmerte, und bald den Vater, bald Tereſina rief. Wir Alle ſprangen aus den Betten, als wir ſeine Stimme erkannten, der Vater öffnete und Angelo erſchien, ſpät nach Mitternacht, von Waſſer triefend, blaß und wie von einem Fieber geſchüttelt, mit beinahe wahnſinnig blickenden Augen, zum erſten Male ſeit langer Zeit in unſerer Mitte. Wir wußten, noch ehe er den Mund aufthat, daß etwas Arges geſchehen ſei. Er ſah uns mit einem jammervollen Lächeln an, Eins nach dem Andern, und ſagte dann: „Ich glaube, daß Ihr es ſchon wiſſet, daß ich ſo eben den Grafen Caroli ermordet habe.“ —

„Sie können denken, wie uns bei dieſer Mittheilung zu Muthe war. Der ſchöne junge Mann, der noch vor ſo kurzer Zeit hier in derſelben Stube ſo unglücklich vor Tereſina gekniet, von dem wir noch mit ſo viel Mitleid geſprochen hatten, war jetzt todt und ſein Mörder ſtand vor uns. Wir ſaßen da, wie eine Reihe von Statuen mit ſtarren Augen. Die Mutter gewann zuerſt die Sprache und ſchrie Angelo an: „Mörder, Verfluchter, mit allen Strafen der Hölle kannſt Du dieſe That nicht abbüßen, denn der Graf war unſchuldig wie ein Kind!“

„Das habe ich wohl geahnt, ſogar gewußt,“ antwortete Angelo mit einem traurigen Rufe, „aber was wollet Ihr — er war ſchön, gut, reich, liebenswürdig — ich war eiferſüchtig — und am Ende hätte er es doch durchgeſetzt. Ich hatte es mir längſt vorgenommen, und jetzt iſts geſchehen.“

„Du biſt ein Mörder!“ rief die Mutter wieder.

„Das bin ich,“ beſtätigte Angelo.

„Ein Ausgeſtoßener, Verfluchter, Verdammter!“

„Das bin ich,“ ſagte er wieder.

„Die Mutter fuhr fort, ihn mit ſolchen Namen zu überſchütten, und er ertrug es gelaſſen, aber Tereſina konnte das nicht länger mit anhören und ſehen; ſie ſprang auf und warf ſich Angelo an den Hals. „Ich laſſe doch nicht von Dir, Angelo,“ rief ſie weinend, „wenn Du auch ein Mörder biſt, ſo biſt Dus aus Liebe zu mir. Es weiß es ja Niemand — und wir verlaſſen das Land zuſammen.“

Angelo ſchüttelte den Kopf. „Der Graf iſt todt,“

ſagte er, „aber damit hat ſich doch nichts geändert. Alle Welt kennt doch Deine Reize auswendig, alle Stutzer beſitzen Deine nackte Büſte. Ich müßte erſt hundert Paläſte vernichten und hundert Schenken ſtürmen, und dann alle die Tauſende morden, die Dich geſehen haben. Das geht nicht an.“

„Angelo!“ ſchrie meine Schweſter verzweifelnd und in die Ecke eilend, wo die Madonna ſtand, erhob ſie beide Finger zum Schwur und rief: „Hier ſchwöre ich vor der Madonna, daß ich ins Kloſter gehe, wenn Du mich von Dir ſtößeſt.“

Ueber ſein Geſicht flog ein Strahl der Freude. „Das wird wohl das Beſte ſein!“ ſagte er; „dann kannſt Du auch für meine Seele beten. Sieh', Tereſina, ſelbſt wenn ich die Büſte vergeſſen könnte, die heutige Nacht werde ich nicht vergeſſen. Der Graf ſteht jetzt zwiſchen Dir und mir. Es iſt eine große Luſt, einen Nebenbuhler zu ermorden, ſelbſt einen unſchuldigen; hat man es aber einmal gethan, hat man keinen Anſpruch mehr auf ein anderes Glück. Es iſt auch gleichgültig, daß es ſo iſt, denn mit mir iſts aus. Seit ich aus Modena zurückgekommen, haben ſo viel und ſchreckliche Flammen in mir gebrannt, hat es ſo in mir gewüthet, daß ich jetzt ganz hohl und leer bin. Es iſt nichts mehr in mir, als der Gedanke, daß der

Graf im Arno liegt. Nun laufe ich in die Welt und lebet wohl!“

Und damit ſprang er auf und war aus dem Hauſe. Tereſina wollte ihm nacheilen, aber Vater und Mutter hielten ſie zurück.

Angelo, nach dem der Vater am nächſten und an den folgenden Tagen ſuchte, war wirklich verſchwunden — und in Folge deſſen entfloh uns auch Tereſina, um nach ihm zu ſuchen. Und darauf begab ſich auch mein Vater auf die Wanderung, um nach dem verlorenen Kinde zu ſpähen, und mit einem Brette voll Gypsfiguren auf dem Kopfe, zog er von Stadt zu Stadt, während ich, den er mit ſich nahm, rechts und links von den Hauptſtraßen, ebenfalls mit Gypsfiguren auf dem Kopfe, die kleineren Flecken durchzog. Er hatte ſo beide Kinder mit ſich, denn auf ſeinem Brette voran prangte, aller Welt ſichtbar, die unglückſelige Büſte. Er verkaufte ſie Niemand, wie oft ihm auch ſchöne Angebote gemacht wurden, ſie ſollte ihm nur möglicherweiſe durch die Aehnlichkeit die Entdeckung Tereſinas erleichtern. Das that ſie denn auch treulich, denn in Trient, im italieniſchen Tyrol, erfuhren wir nach mehr als zweijährigem Herumziehen, daß die Büſte ſehr große Aehnlichkeit hatte mit einer Nonne, die vor Kurzem dort eingekleidet worden. Tereſina hielt ihr Gelübde, nachdem ſie vergebens nach dem Verſchollenen geſucht hatte, und blieb in dem Kloſter, in das ſie krank und elend gebracht worden war. So ſetzten wir unſere Wanderung fort, bis hieher nach Paris, da mein Vater nicht mehr nach Florenz zurückkehren wollte. Dort ſitzt von meiner ganzen Familie nur noch die Mutter, in trauriger Einſamkeit, die ihr übrigens lieb geworden.

„Ecco, lieber Herr, die Geſchichte der Büſte, und die Erklärung, warum ſie Ihnen mein Vater nicht verkaufen wollte.

Eine Modeneſiſche Geſchichte.

Trotz der Eiſenbahn, die neben mir einherlief, legte ich den Weg zwiſchen Modena und Bologna im offenen zweiſpännigen Wagen zurück und zwar an dem großen Tage der allgemeinen Schillerfeier. Ich dankte dieſes Vergnügen dem jungen Grafen S . . . . i, der in Modena in den Bureaux der Diktatur angeſtellt geweſen, wegen der Intriguen Fantis ſeine Entlaſſung genommen und ſich nach Bologna in das Hauptquartier Garibaldis begab. Der ſehr liebenswürdige Mann, der gern deutſch ſprach, lud mich ein, die Reiſe in ſeiner Geſellſchaft zu machen und ich nahm um ſo lieber an, als er in verſchiedenen Ortſchaften an der Straße und rechts von der Straße, am Fuße des Gebirges zu thun hatte, und ich auf dieſe Weiſe Gelegenheit fand, dieſe Gegenden näher kennen zu lernen. Ungefähr zwanzig Minuten weit vom Thore Modenas fiel mir links von der Straße ein ſchönes Landhaus auf. Ich fragte den Kutſcher, einen Modeneſen, wem es gehöre und er antwortete kurz: „à un Ebreo. einem Hebräer.“ Ich wußte nicht, daß Graf S . . . . i ſelber aus Modena ſtammte, und daß er mir beſſere Auskunft geben konnte als der Kutſcher. „Allerdings,“ ſagte er, „gehörte die ſchöne Villa einſt einem Juden, einem gewiſſen Felice Cremona und man ſieht es dem freundlichen Hauſe nicht an, daß es einmal der Schauplatz einer ziemlich traurigen Geſchichte geweſen.“

„A la bonheur!“ rief ich — eine Geſchichte? Das iſt meine Sache — Erzählen Sie! Bitte, welcher Art Geſchichte?“

„Welcher Art?“ wiederholte Graf S . . . . i — „das iſt ſchwer zu ſagen. Sage ich: eine Shylock-Geſchichte, ſo drücke ich mich ſchlecht aus und thue ich dem armen Manne Unrecht — ich möchte eher ſagen, eine Jeſſika-Geſchichte und das iſt ſie auch nur ſehr uneigentlich. Ich kenne ſie übrigens auch nur in ihren Allgemeinheiten, wie ich mich ihrer aus einer Erzählung meines Vaters erinnere, da dieſer ſchon vor zwanzig Jahren, alſo in meiner Kindheit, aus Modena nach Piemont auswanderte, und ich weiß nicht, ob mir nicht ſelbſt wichtige Einzelnheiten entfallen und ich fähig bin, ſie im Zuſammenhang zu erzählen. Doch das werden wir im Laufe der Erzählung ſelbſt erfahren.

Felice Cremona war ein kleiner Handelsmann, der ſich mit Hülfe des ſeiner Nation eigenen Spekulations-Geiſtes frühzeitig zu einem großen Kaufmann und Bankier aufgeſchwungen hatte. Er wohnte urſprünglich in Reggio und überſiedelte in den zwanziger Jahren hierher nach Modena, und zwar war es der Herzog ſelbſt, der ihn zu dieſer Ueberſiedelung bewog, da er eines tüchtigen Finanzmannes in ſeiner Nähe bedurfte, um immer große Summen herbeiſchaffen und die verſchiedenen Monopole, die er ſich eingerichtet, gehörig ausnutzen zu können. Cremona mochte ſich dem Herzog und ſeinen Miniſtern als ſehr nützlich erwieſen haben, denn er ſtand in ſehr großer Gunſt, konferirte mit dem Herzog perſönlich und oft ſtundenlang, wurde von vielen auf ſeinen Glaubensgenoſſen laſtenden Beſchränkungen befreit und zuletzt verſchaffte ihm ſein gnädiger Herr ſogar einen deutſchen Orden, da er ſich doch nicht bezwingen konnte, ſeinem Hofjuden ſeinen eigenen Orden umzuhängen. Dieſer Schmuck hob den Bankier mit einem Male in die Nachbarſchaft höherer Regionen und mancher Hofherr und höhere Offizier nahm keinen Anſtand, ihn in ſeine Geſellſchaft zu ziehen. Der Herzog ſchenkte ihm auch einmal, als Zeichen ſeiner beſondern Gunſt, ein Grundſtück vor der Stadt, daſſelbe, an dem wir eben vorübergefahren, und befahl ihm ausdrücklich, jede Schüchternheit oder Beſcheidenheit, die Cremona bisher bei jeder Gelegenheit gezeigt hatte, bei Seite zu ſetzen und ſich eine Villa zu bauen, die ſeines Reichthums und des Hofbankiers würdig ſei. Cremona hatte ſich in der That bisher als höchſt beſcheidenen, oder wenn Sie wollen, als ſehr klugen Mann benommen, indem er weder mit ſeinem Reichthum, noch mit ſeinem Einfluſſe prahlte, ſich immer im Hintergrunde hielt, ein ſtilles Haus in einer entlegenen Straße bewohnte und ſich ſelbſt den Luxus verſagte, den ſich viele ſeiner ärmſten Schuldner bei Hofe erlaubten. Es war nicht Geiz, es war die Einfachheit ſeines Charakters, angeborene Mäßigkeit und endlich die berechtigte Beſorgniß ſich Neider und Feinde zu ſchaffen, die ihn zu dieſer Verfahrungs- und Lebensweiſe bewogen. Die prächtige Villa, die er auf Befehl gebaut hatte, ſollte ihn einen Augenblick lang aus dem Geleiſe bringen und ſeine Grundſätze vergeſſen laſſen. In der That iſt es nur menſchlich, daß man ſeinen ſchönen Beſitz, ſeinen Luxus Andere ſehen laſſen, mit Andern theilen will. Seine Glaubensgenoſſen, die er hätte heranziehen können, waren hier zu Lande nur ſpärlich vertreten, oder ſtanden ihm durch ihre Verhältniſſe zu fern, als daß ihre Gegenwart in ſeinem Hauſe ſeiner Eigenliebe einige Genugthuung hätte verſchaffen können; wohl aber war es ſein Traum, in dieſen Sälen, in dieſen Gärten die Geſellſchaft zu empfangen, die er bei Miniſtern und Kammerherren verſammelt geſehen hatte. Es wäre das, wie er ſich einbildete, ein Triumph des unterdrückten Judenthums und die beſte Art, ſein Landhaus einzuweihen. Er ließ vor dem Oberhofmeiſter ein ſchüchternes Wort fallen; dieſer ging ſogleich darauf ein und damit waren die Zwecke Cremona's erreicht. Der Oberhofmeiſter ſprach mit dem Herzog von der Sache; dieſer äußerte, das Haus des Juden gehöre ja eigentlich ihm und man komme nicht zum Juden, ſondern in die Villa des Herzogs — und in Folge dieſer Aeußerung war es Cremona ſogar erſpart, Einladungen ergehen zu laſſen, denn Alles, was zu Hofe, den höhern weltlichen, geiſtlichen und militäriſchen Kreiſen gehörte, drängte ſich an ihn heran, mit dem Erſuchen, doch auch zu ſeinem Feſte zugelaſſen zu werden.

Cremona war glücklich. Er ſparte keine Koſten, um das Schönſte und Beſte zur Ausſchmückung des Hauſes und zur Beſetzung der Tafel aus Nahe und Ferne herbeizuſchaffen; die berühmteſten Künſtler, nicht nur aus Modena, ſondern auch aus Mailand, Turin und Florenz wurden mit großen Summen zu einem Konzerte engagirt und Maler und Tapezierer waren durch Wochen beſchäftigt, das Haus von innen und außen auszuſchmücken. Als der Abend endlich herankam, zog ſich eine ununterbrochene Reihe von Karoſſen aus dem Innern der Stadt, bis hinaus vor das Thor der Villa, welche in ein Meer von Licht getaucht war und über dem Periſtil in Flammenſchrift den Namen des Herzogs, von einer Krone überdacht, weit ins Land hinausleuchten ließ. Cremona empfing ſeine Gäſte mit dem Hute in der Hand, im Vorſaale an der Treppe, dann begaben ſich dieſe in den hellerleuchteten Saal und das fiel ihnen gar nicht ein, daß ſie auch noch von Hausfrau oder Haustochter empfangen werden ſollten. Doch waren Beide zugegen. Aber Cremona hatte ihnen befohlen, ſich beſcheiden im Hintergrunde zu halten, da ſie keinem der Gäſte bekannt waren und er es für ſchicklich hielt, dieſe ſelbſt zu empfangen. Den Frauen war mit dieſer Anordnung ſehr gedient, da ſie nicht gewußt hätten, wie ſich ſo hohen Herrſchaften gegenüber zu benehmen. Auch waren ſie höchſt einfach gekleidet und kam an ihnen nichts von dem Schmucke zum Vorſchein, den ſie ſonſt an Feſttagen, um in die Synagoge zu gehen oder auch nur für den Familientiſch anzulegen pflegten. Frau Cremona trug ein einfaches, perlgraues Kleid, das ihr erlaubte in irgend einem beſchatteten Winkel unbemerkt zu verſchwinden. Ihre Tochter Emilia, ein weißes Mouſſelinkleid, mit einer kleinen Roſenknoſpe im dunklen Haare, war wohl, was den Anzug betrifft, die beſcheidenſte Erſcheinung der ganzen zahlreichen Geſellſchaft und es hätte es ihr kein Menſch angeſehen, daß ſie, die einzige Tochter des reichen Cremona, wohl auf eine Mitgift von einer Million Lire und dereinſt auf eine Erbſchaft von, wer konnte ſagen, wie viel Millionen rechnen dürfte. In der That wurde ſie anfangs kaum bemerkt und dieß um ſo weniger, als ſie jede Gelegenheit ergriff, ſich aus der Geſellſchaft, in der ſie ſich nicht behaglich fühlte, zu entfernen, um ſich draußen bei den Dienern nützlich zu machen und die Bedienung zu überwachen. Ihr Vater, der alte Cremona, war zu demüthig, um Frau oder Tochter, ohne dazu aufgefordert zu ſein, irgend wem vorzuſtellen, und ihn dazu aufzufordern, fiel ſeinen Gäſten um ſo weniger ein, als bei der Lebensweiſe, die er bis auf dieſen Tag befolgt, ſein Hausweſen, ſeine Familie kaum bemerkt worden und für Modena, beſonders aber für die höhern Stände kaum exiſtirte.

Erſt als die Gäſte ſich in übergroßer Anzahl geſammelt und Emilia mehrere Male gezwungen war, ſich durchzudrängen, um hinaus zu der Dienerſchaft und dann wieder zur Mutter zurück zu gelangen, wurde die hohe Geſellſchaft auf das einfach gekleidete Mädchen aufmerkſam. Es ging, wie das auf Bällen zu geſchehen pflegt, mit einem Male ein Murmeln, ein Liſpeln und Gewiſper durch den ganzen Saal; es verbreitete ſich plötzlich die Nachricht von der Anweſenheit eines ganz außerordentlich ſchönen Mädchens, und man hätte förmlich ſehen können, wie der Zauber der Schönheit wirkte, denn nach weniger Zeit waren die meiſten Geſichter der Anweſenden jenem Winkel zugekehrt, in welchem ſich Emilia neben ihrer Mutter befand. Es gab wohl Viele, welche Emilia Cremona ſchon früher einmal in der Straße geſehen, aber ſelbſt dieſe waren überraſcht, in ihr mit einem Male eine ſo glänzende Schönheit zu erkennen. Emilia befand ſich eben in dem Alter, in welchem ein Mädchen manchmal als eine gewöhnliche Erſcheinung zu Bette geht, um ſich als Schönheit zu erheben; in dem Alter, in welchem ſich oft binnen wenigen Stunden eine außerordentliche Blüthe entfaltet. Vielleicht war Emilia noch dieſen Nachmittag nur ein hübſches Mädchen geweſen; den Abend aber, das war gewiß, konnte ſie ſich mit den größten lebenden oder gemalten Schönheiten meſſen. Ich erinnere mich wie mein Vater, als die berühmte Gräfin Pallavicini, die als die größte Schönheit Europas anerkannt wurde, in Turin zum erſten Male erſchien, behauptete, daß ſie der Emilia Cremona nicht das Waſſer reichte und es wurde ihm darin von Andern, die ſie gekannt hatten, beigeſtimmt.

Emilia, kaum entdeckt von der Geſellſchaft, gab dem Feſte einen ganz andern und lebhaftern Charakter. Es war eben der Zauber der Schönheit, der da wirkte. Felice Cremona wurde mit weit mehr Achtung behandelt und ſeiner Tochter kam man geradezu mit Ehrfurcht entgegen. Man zeichnete ſie aus und ſie war für Alle das Fräulein vom Hauſe, als ob ſie die Tochter eines Fürſten geweſen wäre. Ihr Erfolg ſteigerte ſich von Stunde zu Stunde, da jeder einzelne der jungen Männer irgend eine neue gute Eigenſchaft an ihr entdecken wollte und es war noch nicht Mitternacht, als es für alle Gäſte feſtſtand, daß Emilia ebenſo klug, liebenswürdig und beſcheiden als ſchön war. Die älteren Herren ratificirten dieſen Erfolg, und beſiegelt wurde er dadurch, daß der junge Marcheſe Caccianemico, die Blume der modeneſiſchen Jugend, ſich von Emilia wahrhaft berauſcht zeigte, ſich von ihr kaum trennen konnte und ihren Ruhm in allen Tonarten ſang. Emilia's Schuld war es, daß das Feſt bis tief in den Morgen hineindauerte und die Gäſte ſich erſt bei hellem Sonnenlichte zerſtreuten, und daß an dieſem und an den folgenden Tagen bei Hofe und in der Stadt von dieſem koſtſpieligen Feſte beinahe gar nicht, wohl aber nur von Emilia geſprochen wurde.

Es beginnt jetzt eine jener unzähligen Geſchichten, die uns hundertmal im Jahre zu ſagen Gelegenheit geben: Man ſollte nicht glauben, daß wir in Europa und daß wir im 19. Jahrhundert leben — eine jener Geſchichten, die nur beweiſen, daß wir auf dieſes 19. Jahrhundert, auf dieſes Europa viel ſtolzer ſind, als es Welttheil und Jahrhundert verdienen.

Den Damen und den älteren Herren kam es nicht in den Sinn, nach dem Feſte Felice Cremona einen Beſuch abzuſtatten. Man borgte ſein Geld, man ließ ſich von ihm manchen Vortheil zufließen, man hatte bei ihm gegeſſen, getrunken und ſich vortrefflich unterhalten, aber ihm gegenüber die hergebrachten Formen der Höflichkeit einzuhalten, das hätte dem Adel dieſes großen Reiches Modena wie eine Abdankung geſchienen. Nur die junge männliche Generation ſtellte ſich ſchon wenige Tage nach dem Feſte in dem Landhauſe wieder ein, denn nicht ein einziger junger Modeneſe, machte ein Hehl aus der Bewunderung, die er der ſchönen Jüdin zollte. Dieſe Bewunderung war Mode, Ton und Beweis eines edlen Geſchmackes geworden. Die jungen Männer drängten ſich in der Villa, behandelten die Mutter mit allen möglichen Rückſichten und die Tochter mit jener Verehrung, die ihre unnahbare Schönheit einflößte. Die ariſtokratiſche Promenade war von der männlichen Jugend ganz verlaſſen. Wenn man heute in den Gärten der Villa war, ſo karakolirte man morgen zu Pferde vor ihren Fenſtern und ſelbſt während der Nacht zogen manchmal Sänger an ihr vorüber, welche die zärtlichſten Arien aus Paiſiello oder Roſſini dem Monde und den Sternen entgegen ſangen.

Frau Cremona war vom Erfolge ihrer Tochter berauſcht und die wahrhaft leidenſchaftliche Liebe, die der Marcheſe Caccianemico ihrer Tochter zeigte, erfüllte ihr Herz mit den phantaſtiſcheſten Hoffnungen. Warum ſollte Emilia, das ſchönſte Mädchen unter der Sonne und die Erbin vieler Millionen, nicht Marcheſa werden? Der junge Marcheſe war außerdem als der Gebildetſte der jungen Männer Modenas und als der Aufgeklärteſte bekannt; er hatte ſchon zu wiederholten Malen angedeutet, wie wenig religiöſe Vorurtheile über ihn vermögen und wie ſolche Schönheit und ſolche Augen höher ſtänden als aller Adel. Frau Cremona war ſogar ſchon mehrere Male in der Lage geweſen, den Adel gegen ihn vertheidigen zu müſſen. Dazu kam, was Frau Cremona ſehr wohl berückſichtigte und in den Kreis ihrer Berechnung zog, daß der alte Marcheſe Caccianemico mit großen Summen im Schuldbuche ihres Mannes ſtand, daß die Familie überhaupt in ihren Vermögens-Verhältniſſen tief herabgekommen war, und daß ſie, wie Frau Cremona rechnete, ihren Adelsſtolz auf einige Zeit gerne demüthigen werde, mit Rückſicht auf die Millionen Emilia's. Der Herzog war ja auch da und mit ſeiner Allmacht konnte er ſeinem Hofbankier zu Gefallen und um ſeinem Adel großes Vermögen zuzuwenden, leicht die Abgründe ausfüllen, welche die Jüdin von dem Marcheſe trennten. Sie ſelbſt begann die Annäherung, indem ſie, die bisher eine ganz fromme Jüdin geweſen, die jüdiſchen Bräuche und Alles, was im Hausweſen mit den jüdiſchen Geboten zuſammenhängt, mit großer Entſchloſſenheit abſchaffte und die Einrichtungen mehr und mehr auf chriſtlichen und adeligen Fuß ſetzte. Marcheſe Caccianemico kam oft ins Haus, mit ihm viele Offiziere und junge Edelleute und die Villa wurde nach und nach der Verſammlungsort der eleganten Jugend, was Frau Cremona als eine vielverſprechende Einleitung einer ſchönern Zukunft betrachtete.

Felice Cremona ſelbſt glaubte, daß mit dem Erlöſchen ſeiner Lampen und der Transparente jenes Feſtes ſein Leben wieder in das beſchränkte frühere Bett zurückgetreten ſei, um gleichförmig wie vorher weiter zu fließen. Die Komplimente, die ihm noch nach dem Feſte über die Schönheit ſeiner Tochter gemacht wurden, freuten ihn, aber er nahm ſie mit ſeiner gewohnten

Beſonnenheit als Bezahlung für die gebotene Unterhaltung hin. Von den häufigen Beſuchen der jungen Edelleute wußte er wenig, da dieſe meiſt während ſeiner Komptoirſtunden ſtattfanden. Seine großen und ausgedehnten Geſchäfte nahmen ihn auch zu ſehr in Anſpruch, als daß er all die kleinen, von ſeiner Frau herbeigeführten Veränderungen des Hausweſens hätte bemerken können. Seine Tochter auf jüdiſche Weiſe, in patriarchaliſcher, entfernender Ehrfurcht von ihrem Vater erzogen, hatte nie die Gelegenheit ihm Mittheilungen zu machen, nach denen er ſie nicht geraden Weges fragte. Da es nie zu Erklärungen kam, wußte ſie auch nicht, wie weit er die Veränderungen im Hauſe und die Bewerbungen des jungen Marcheſe billigte. Er mußte von den Vorgängen in ſeiner eigenen Familie erſt von Außen unterrichtet werden.

Eines Tages, mehrere Wochen nach jenem Feſte, trat ein alter Jude, Rabbi Simone aus Modena in ſein Komptoir und bat Herrn Cremona um die Erlaubniß, eine einfache Frage an ihn richten zu dürfen, eine Frage über einen Gegenſtand, der ihn wie alle andern Glaubensgenoſſen des Landes beunruhige. Felice Cremona glaubte, es handle ſich wieder um eine drohende Verfolgung, und bat den Rabbi, doch ganz rückhaltslos zu ſprechen. — „Ich wollte nur fragen,“ ſagte dieſer, ob es wahr ſei, was man in der ganzen Stadt erzählt, daß Ihr mit Eurer Familie zum Chriſtenthum übertreten und Euer einziges Kind mit dem Marcheſe Caccianemico verheirathen wollt?“ —

„Da ſei Gott vor!“ rief der Bankier und ſprang erſchrocken vom Stuhle auf — „wer wagt es, mir ſolche Verbrechen und ſolche Thorheit zuzuſchreiben?“

„Die ganze Stadt, Juden und Chriſten zugleich!“ erwiderte der Rabbi und theilte ihm mit, was er wußte, was man von der Geſellſchaft ſeiner Frau und von den Veränderungen in ihrem Hausweſen bemerkt hatte.

„Aber Rabbi Simone,“ rief Herr Cremona, „Ihr müßtet es wiſſen, welche fromme und gute Jüdin meine Rebekka immer geweſen, wie könnt Ihr ſolchen Verläumdungen Glauben ſchenken?“

„Mein lieber Herr Cremona,“ lächelte der Rabbi, „die Weiber ſind ſchwach und die Herrlichkeiten dieſer Erde vermögen über die Beſten mehr als alle Verheißungen des Himmels.“

Der Bankier, wie ungläubig er auch Anfangs die Mittheilung des frommen Mannes entgegengenommen, erinnerte ſich jetzt an Manches, das ihm Zweifel einflößte und ihn mit Unruhe erfüllte. Es fiel ihm ein, daß der alte Marcheſe Caccianemico in der letzten Zeit ſeine Schulden in unverhältnißmäßiger Weiſe vermehrt und daß ſelbſt die alte Marcheſa, was ſie früher nie gethan, für ihre eigene Perſon bei ihm geborgt hatte. Dann fielen ihm allerlei Anſpielungen ein, die er früher nicht beachtet, die jetzt aber Bedeutung bekamen. Er brach ſeine Geſchäfte ab und eilte, um einige Stunden früher als ſonſt, in ſeine Villa. In der That fand er daſelbſt eine ganze Geſellſchaft von jungen Edelleuten verſammelt und mit ihnen den jungen Marcheſe Caccianemico. Er behandelte ſie auf die freundlichſte und zuvorkommenſte Weiſe, aber er beobachtete ſie auch und konnte ſich wohl überzeugen, wie heimiſch ſie ſich in ſeinem Hauſe fühlten. Auch als ſie fort waren, machte er ſeiner Frau keine Bemerkung und nicht den geringſten Vorwurf. Erſt nach dem Abendeſſen, noch mit Frau und Tochter am Tiſche ſitzend, ſagte er im gelaſſenſten Tone: „Ich ſehe mit Bedauern, daß in Folge des Balles ein Theil unſerer Gäſte mit uns in innigerer Verbindung geblieben iſt, als ich es wünſche. Wie unſchuldig und unſchädlich auch die Beſuche dieſer jungen Herren an ſich ſein mögen, ſo können ſie uns doch zum Verderben gereichen.

Frau Rebekka wollte auf die Rede ihres Mannes etwas bemerken, aber dieſer fuhr ſogleich fort: „Jeder andere Vater kann einen jungen Mann, der ſich in ſeinem Hauſe, z. B. gegen ſeine Tochter auf irgend welche tadelnswerthe Weiſe benähme, zurechtweiſen. Ich könnte das in einem ſolchen Falle auch, aber ich weiß, daß das geringſte muthige Wort gegen den kleinſten Lieutenant, wie nun einmal die Dinge in Modena ſtehen, Hof, Adel und Armee und bei dieſer Gelegenheit jedenfalls auch die Geiſtlichkeit gegen mich aufbrächte. Dem jungen Manne aber, dem man als Vater einer Tochter nicht die Thüre weiſen kann, dem darf man auch ſein Haus nicht öffnen. Da es aber auch ſchwer iſt, die Herren um Unterlaſſung ihrer Beſuche zu bitten, ſo verlaſſen wir morgen die Villa und begeben uns wieder in unſere alte Wohnung, die ſo eingerichtet iſt, daß alle hohen Beſuche von ſelbſt ausgeſchloſſen bleiben."

Hier erhob ſich Frau Rebekka und wollte wieder etwas einſchalten, aber ihr Mann nahm ihr wieder das Wort aus dem Munde, indem er ſie bat, ſitzen zu bleiben, da er ihr und ſeinem Kinde noch eine Mittheilung zu machen habe. „Es iſt," ſagte er nach kurzem Schweigen, „endlich Zeit, an die Verſorgung unſerer lieben Emilia zu denken. Ich will aufrichtig ſein und meinem guten Kinde geſtehen, daß ich ſchon ſeit einiger Zeit mit dieſem Gegenſtande beſchäftigt und mich mit gewiſſen Plänen und Wünſchen trage. Ich kenne einen jungen Mann —"

„Der Marcheſe," fiel hier Frau Rebekka raſch ein. —

„Ich kenne einen jungen Mann," widerholte der alte Cremona langſam und mit Nachdruck, und that als ob er den Ausruf ſeiner Frau gar nicht gehört hätte — „ich kenne einen jungen Mann, der mir das größte Vertrauen einflößt und der, ich bin überzeugt, meine liebe Emilia, auch Dir gefallen wird. Es iſt der Sohn meines Geſchäftsfreundes in Mailand, Herr David Mendels, den ich während meiner letzten Reiſe kennen gelernt, ein junger, ſehr unterrichteter, beſcheidener, thätiger Kaufmann. Immer an das Wohl meines lieben Kindes denkend, beobachtete ich ihn während meines ganzen Aufenthaltes und ich kam zu der Ueberzeugung, daß ich für ſie kaum einen beſſeren Mann finden könnte. Ich ſprach mich lobend über ihn zu ſeinem Vater aus und der kluge Mann kam mir raſch entgegen, indem er verſicherte, daß er nichts ſo ſehnlich wünſche, als daß ſein Sohn mir, gerade mir, gefalle. Herr Mendels iſt wohlhabend, aber nicht reich; er wagt es nicht, ſich mir weiter zu nähern, allein ich darf ihm bloß einen Wink zukommen laſſen, und er ſendet ſeinen Sohn hierher, Du lernſt ihn kennen und wir feiern, wie ich hoffe, bald eine fröhliche Verlobung. Schon morgen will ich an Mendels ſchreiben — und nun — gute Nacht!"

Am nächſten Morgen luſtwandelte Herr Cremona in ſeinem Garten und gab einem Diener den Auftrag, ihm Fräulein Emilia zu ſchicken, ſobald ſie ihr Zimmer verlaſſe. Sie kam bald, Herr Cremona ergriff ihren Arm und, indem er ſie in die entlegeneren Theile des Gartens führte, fragte er aufs freundlichſte: „Mein Kind, was iſt das mit dem Marcheſe Caccianemico?“

„Er ſagt,“ erwiderte Emilia aufs Offenſte, „daß er mich liebe.“

„Und dann?“ fragte der Vater.

„Er möchte mich wohl auch heirathen.“

„Und du glaubſt es, Emilia?“

„Ja, Papa. Der junge Marcheſe iſt ein edler Menſch und unfähig, Jemand zu betrügen.“

„Gut. Ich glaube es auch,“ verſicherte der Vater, — er unterſcheidet ſich weſentlich von ſeiner Familie. Glaubſt Du aber, Emilia, daß ſeine Familie und der Hof nur aus Rückſicht für ſeine Liebe in eine ſolche Heirath willigen würden?“

„Nein, Papa,“ lachte Emilia — „ſie wollen Alle nur Dein Geld. Ich weiß ſchon Alles. Der alte Marcheſe hofft, daß Du dann ſeine Schulden ſtreichſt und daß er bis an ſeinen Tod von Deinem Gelde lebe und endlich, daß ſein Sohn mit meiner Mitgift ſeine Töchter verheirathet.“

„Dein Lachen, mein Kind,“ ſagte Felice Cremona, ſelber lächelnd, „macht mich glücklich; ich ſehe, Du biſt mein kluges Kind, und haſt Dich durch glänzende Ausſichten auf leere Titel nicht blenden laſſen. Du ſiehſt wohl auch ein, wie wenig glücklich Du in jenen Kreiſen wäreſt, in welche Du nur unter ſolchen Bedingungen aufgenommen und in denen Du ewig fremd und manchen Demüthigungen ausgeſetzt bleiben würdeſt.“

„Ganz gewiß,“ beſtätigte Emilia, „ich habe das Alles bedacht, aber“ — fügte ſie trauriger hinzu — „Caccianemico liebt mich wirklich.“

„Und du?“ fragte der Vater, „liebſt Du ihn genug, um für ihn alle dieſe Mißhelligkeiten über Dich zu nehmen, die Du vorausſiehſt? Und,“ fügte er hinzu, indem er ihr prüfend ins Auge ſah, „um Dich zu einem Uebertritt zu entſchließen, den Du doch für eine Sünde halten mußt?“

„Nein,“ erwiderte Emilia, und zwar ebenſo traurig als entſchieden, „nein, dazu liebe ich ihn nicht genug.“

„Sei geſegnet, mein Kind,“ ſagte der Vater gerührt, indem er ihr die Hand auf den Scheitel legte — „und nun laß mich ruhig für das Glück meines Kindes ſorgen, das mein einziges Glück iſt.“

Der erſte Brief, den Felice Cremona an dieſem Tage ſchrieb, war an ſeinen Geſchäftsfreund Mendels in Mailand gerichtet. Sonderbarer Weiſe wußte man ſchon am nächſten Tage in Modena, daß Herr Cremona einen ſolchen Brief geſchrieben und daß er ſeine Tochter mit einem Mailänder Glaubensgenoſſen verheirathen wollte, — noch ſonderbarer war es, daß die ganze Geſellſchaft von dieſem Plane des Hofbankiers mit großer Entrüſtung ſprach. Es kam bei dieſer Gelegenheit zum Vorſchein, daß die hohe Geſellſchaft Modena's bereits auf die 15 Millionen Lire — ſo hoch ſchätzte man das Vermögen Cremona's! — gezählt hatte; daß ſie dieſe Summe ſchon wie die ihrige und ſich ſelbſt als durch Herrn Cremona übervortheilt, ja beſtohlen betrachtete, wenn die projektirte Heirath wirklich zu Stande kommen ſollte. Der alte Bankier kümmerte ſich wenig darum, daß er während dieſer Tage hier und da mit Vorwürfen überhäuft wurde, wohl aber war es ihm eine ſchmerzliche Ueberraſchung, als der junge Valerio Caccianemico in ſein Büreau ſtürzte, ſich über die laufenden Gerüchte beklagte und daran eine förmliche Werbung um die Hand Emilia's knüpfte. Felice Cremona ließ ſich durch dieſe Loyalität des jungen Mannes in ſeinen Entſchlüſſen nicht einen Augenblick erſchüttern, ebenſo wenig wie durch die Ausſicht auf den Marcheſentitel für ſeine Tochter. Er dankte dem jungen Manne für die Ehre, ſetzte ihm auseinander, wie einer ſolchen Verbindung alle Bedingungen des Glückes fehlen würden und deutete außerdem ſein Bedauern an, nicht in einem Lande zu leben, in welchem Verbindungen zwiſchen Juden und Chriſten erlaubt ſeien. Sofort bot ihm Valerio an, mit Emilia Italien zu verlaſſen und nach Frankreich zu flüchten, oder auch nach Holland, wo die Ehe zwiſchen Chriſten und Juden erlaubt ſei.

Felice Cremona bedachte, welche Verfolgungen er auf ſich lud, wenn er auf dieſe Pläne einging, wie unglücklich Emilia werden müßte, wenn die Liebe des jungen Mannes nach ſo vielen Opfern ſich verflüchtigen ſollte und welch ein ruhiges und glückliches Loos ſie im Gegentheil erwartete, wenn ihre Ehe, anſtatt auf ſo gewaltſamen und abenteuerlichen Grundlagen, auf natürlichen und normalen Bedingungen beruhte, wie das in der Ehe mit dem jungen Mendels der Fall wäre. Er ſprach zu Valerio mit der größten Offenherzigkeit und benahm ihm jede Hoffnung auf eine Aenderung ſeiner Anſichten.

Mutter und Tochter wohnten jetzt, wie es der Vater befohlen hatte, in der Stadt und nicht ein einziger Beſuch wurde angenommen. Emilia richtete ſich ganz nach dem Willen ihres Vaters, verließ das Haus nicht und zeigte ſich ſelbſt des Abends niemals auf dem

Balkon. Die entlegene Straße aber wurde jetzt ſo belebt, wie es früher die Chauſſee geweſen, an welcher das Landhaus liegt. Zu Fuß und zu Roß trieb ſich die Jugend daſelbſt auf und nieder, und ſchloſſen ſich die Alten an, um ſich an dem Schauſpiel der Schmachtenden und Wartenden zu ergötzen. Cremona ſah dieſes Treiben mit Beſorgniß und beſchwor ſeine Tochter, ſo lieb ihr ihr Ruf, ihre Zukunft und ſeine Sicherheit ſei, in ihrer Zurückhaltung auszuharren, und ſie war ein gehorſames Kind, das ein Zuwiderhandeln gegen die Wünſche und Befehle ihres Vaters kaum begriffen hätte. Nach einigen Tagen hieß es, der alte Cremona habe die ſchöne Emilia konfiszirt und halte ſie in einer düſtern kleinen Stube des Hinterhauſes gefangen, wie eine Verbrecherin. Das Alles nur, weil ſie in der Villa mit Chriſten umgegangen und da komme der Chriſtenhaß des alten Juden zum Vorſchein. Wieder nach einigen Tagen bemerkte Cremona unter den Spaziergängern vor ſeinem Hauſe eine Bewegung, eine Aufregung, die einige Aehnlichkeit mit einem Aufruhr hatte. Es drang ſogar manche Drohung und manches Schimpfwort zu ihm hinauf. Er wußte bald, um was es ſich handelte. Valerio Caccianemico war verſchwunden. Man hätte gern angenommen, daß er ſich ein Leides angethan, wenn er ſich nicht einige Tage vorher darüber ausgeſprochen hätte, daß er in der Nähe Emilia's, ohne ſie zu beſitzen, nicht leben könne, und daß er ein Land aufſuchen wolle, in dem man freier und verſtändiger denke, in dem er ſich eine Stellung machen und von dem aus er dann den alten Cremona zur Nachgiebigkeit zu bewegen hoffe. Die Familie Caccianemico erhob ein großes Geſchrei gegen den alten Cremona, der ſie um ihren Sohn gebracht und dieſen in verderbte Lande und in ketzeriſche Anſichten getrieben habe. Den Modeneſen war der Gedanke gräulich, daß ein Chriſt eine ungetaufte Jüdin heirathen ſolle und in Aller Sinne wurde Cremona für das Ungeheuere verantwortlich gemacht. Außerdem fühlte ſich der Adel beleidigt, daß der Jude es gewagt habe, einem aus ihrer Mitte die Hand ſeiner Tochter zu verſagen. Man begriff dieſen Hochmuth nicht, man erklärte ſich ihn mit unendlichem Chriſtenhaß und man war raſch bereit, es ihm an Judenhaß zurückzugeben. Von ſeiner Tochter ſelbſt erzählte man die rührendſten Geſchichten, wie ſie, eine wahre Märtyrerin, für ihre Liebe wie für ihre Abſicht, zum Chriſtenthume überzugehen, zu leiden hatte. Man forderte laut, daß der Hof, die Polizei, die Geiſtlichkeit ſich in die Angelegenheit miſche, um die Beleidigungen des Adels, der Menſchheit, des Chriſtenthums zu rächen.

Mittlerweile war der junge Benjamin Mendels aus Mailand angekommen. Er lebte im Hauſe Cremonas und Emilia fand bald, daß ihr Vater gut für ſie gewählt hatte. Benjamin war ein ſchöner, beſcheidener, unterrichteter junger Mann, dem die Schüchternheit in ſeiner Stellung und einer ſolchen Schönheit gegenüber noch einen beſondern Reiz verlieh. Er konnte es nicht glauben, daß er zu einem ſolchen Glücke auserleſen ſei, aber er mußte bei einigermaßen offenen Augen auch erkennen, was um ihn her vorging und Herr Cremona machte ihm auch kein Geheimniß aus der Lage der Dinge. Dieſe ſollten ihn ſelbſt ganz nahe berühren, denn als er eines Tages von einem Spaziergange heimkehrte, wurde er von den vor dem Hauſe auf- und abwandelnden Offizieren, die ſchon wußten, daß er der beſtimmte Bräutigam Emilia's ſei, auf das gröblichſte inſultirt. Es war damals nicht die Zeit in Modena, in welcher ein Jude von einem Offizier hätte Genugthuung verlangen können; er mußte ſich Beleidigungen gefallen laſſen, oder ſie augenblicklich und thatſächlich erwidern. Benjamin Mendels hatte das Unglück, ſich von ſeiner Entrüſtung hinreißen zu laſſen und ſich gegen die Offiziere mit ſeinem Stocke zu vertheidigen. Sogleich ſtürzte der ganze Hauſe über ihn her und war eben im Begriffe in das Haus Ceremona's, in das er ſich flüchtete, nachzudringen, als der alte Caccianemico ſich ihnen in den Weg ſtellte und ſie bat, von ihrem Vorhaben abzulaſſen. Jetzt ſtänden die Dinge ſo gut, als man es wünſchen könne.

Der alte Cremona war über dieſen Vorgang ſehr betrübt, verlor aber deßhalb ſeine Faſſung nicht. „Mein lieber Freund,“ ſagte er zu ſeinem jungen Gaſte, „es droht uns ein Gewitter, dem wir nur durch raſches Handeln ausweichen können. Iſt meine Tochter Emilia erſt mit Ihnen verheirathet, dann wird ſich Alles von ſelbſt geben, da man das Geſchehene nicht wird ungeſchehen machen können. Sie wird bei Ihnen in Mailand in Sicherheit ſein und ich werde mich meiner Haut zu wehren wiſſen. Im ſchlimmſten Falle packe ich dann meine Siebenſachen und begebe mich irgendwo hin auf ſichern Boden. Für jetzt haben vor Allem Sie an Ihre Sicherheit zu denken und ich werde dafür ſorgen, daß Sie noch in dieſer Nacht abreiſen und über die Grenze kommen können. In wenigen Tagen folge ich Ihnen im Stillen mit meiner Tochter und die Hochzeit, ſo vorbereitet, ſoll darum nicht minder heiter ausfallen.“

Es geſchah wie er ſagte. Der junge Mann reiſte ab und er ſelbſt machte alle Vorbereitungen, um ihm in wenigen Tagen mit ſeiner Tochter folgen zu können. Vorher hatte er noch allerlei zu ordnen, und es kam ihm vorzugsweiſe darauf an, ſich der Gunſt des Herzogs zu verſichern. Er brachte gewiſſe Geſchäfte raſch zum Abſchluß, ſammelte bedeutende Gelder, um ſeinem gnädigen Herrn große Summen auf einmal übergeben zu können, da er in ſolchen Fällen von ihm perſönlich empfangen und immer ſehr wohlwollend behandelt wurde. Der Herzog begrüßte ihn wie ehemals, lobte ſeinen Eifer, dieſe Summen vor der Zeit eingebracht zu haben und verſicherte ihn ſeiner fernern Gnade.

„Du bedarfſt dieſer Gnade,“ fügte er hinzu; „denn Du haſt den ganzen Adel gegen Dich aufgebracht und wenn ich nicht da wäre — es hätte Dir ſchon ſchlimm ergehen können. Sage mir, alter Jude, welcher Teufel Dich plagt, Deine ſchöne Tochter ſo zu mißhandeln?“

Cremona lächelte und verſicherte ſeinem gnädigen Herrn, daß dieß bloß verläumderiſche Gerüchte ſeien und der Herzog ſchien weiter kein Gewicht darauf zu legen. „Aber,“ ſagte er nach einiger Zeit wieder, „aber, daß Du Deine Tochter nicht dem Caccianemico geben wollteſt, dem ich es ausdrücklich erlaubt habe, eine Jüdin zu heirathen, freilich eine getaufte Jüdin, das iſt doch wahnſinnig und damit verräthſt Du, wie Du die Chriſten haſſeſt.“

Cremona erſchrack über dieſe Worte, faßte ſich aber raſch und ſetzte dem Herzog klar und ruhig die

Lage der Dinge und die Urſachen ſeiner Handlungsweiſe auseinander. Der Herzog wußte offenbar nicht, was zu antworten; der Jude hatte zu weiſe und zu überzeugend geſprochen. Aber anſtatt ſeiner nahm die Herzogin das Wort, welche während des ganzen Geſpräches zugegen war und ſich bisher ſtille gehalten hatte. Sie ſagte und zwar ohne dabei Cremona anzublicken und nur ſo vor ſich hin: „Man behauptet auch, daß das arme Kind die größte Sehnſucht habe, in den Schooß der alleinſeligmachenden Kirche aufgenommen zu werden; wenn das der Fall iſt, will ich ſelbſt ihre Pathin ſein — das wird ſie adeln, dem Marcheſe gleich machen und damit fallen die Bedenklichkeiten weg, die ihr Vater haben könnte. Man ſagt auch, daß ihr Vater ſich ihren heiligen Vorſätzen entgegenſtelle — und das muß unterſucht werden —“

Erſt bei dieſen letzten Worten warf die Herzogin ihren Blick auf Cremona und machte mit dem Kopfe eine Bewegung, die Entlaſſung bedeutete.

Er ging mit ſchwerem Herzen. Doch dachte er nur einen kurzen Augenblick daran, den Gefahren, die er jetzt doppelt drohend heranziehen ſah, zu weichen; bald war er feſt entſchloſſen, in ſeine heiligſten Rechte ſelbſt den Herzog nicht eingreifen zu laſſen und ſo zu handeln, wie er es für das Glück ſeines Kindes erſprießlich glaubte. Und darnach traf er auch ſeine Vorbereitungen. Schon zwei Tage nach dem Geſpräche mit dem Herzog ſtanden auf dem Wege zwiſchen Modena und der öſtreichiſchen Grenze in verſchiedenen Entfernungen mehrere Wagen bereit, die ihn und ſeine Tochter im Fluge davon tragen ſollten. Den erſten Wagen, der ihn ungefähr eine Stunde weit vor der Stadt erwartete, wollten die Flüchtlinge zu Fuße erreichen, nachdem ſie in der Dunkelheit Modena verlaſſen.

In dieſem entſcheidenden Augenblicke tritt eine neue Perſönlichkeit auf die Scene. In derſelben entlegenen Straße, dem Hauſe Cremona gerade gegenüber, wohnte ein Herr Ferrari, der Onkel des Luſtſpieldichters gleichen Namens, des Verfaſſers der „Poltrona Storica,“ der „Sedeci-Comedie,“ der „Prosa“ ꝛc., von dem Sie wohl gehört haben werden. Dieſer Mann lebte in größter Einſamkeit und wie ein Geächteter. Er hatte Jura ſtudirt, weigerte ſich aber nach vollendeten Studien irgend ein Amt anzunehmen, oder als Advokat aufzutreten. Wenn er es auch nicht ausſprach, ſo konnte man es doch errathen, daß er es mit ſeinem Gewiſſen nicht zu vereinigen verſtand, einem Staate wie Modena zu dienen und einem Herzog, der ſeine vertrauteſten Freunde verrieth und hinrichten ließ, um dem Fürſten Metternich zu gefallen. Man ſagte von

Ferrari, daß er unter anderm Namen an jenen Schriften mit arbeitete, die in Toskana und im Auslande erſchienen und die italieniſche Bewegung vorbereiteten. Ferrari, das verſteht ſich von ſelbſt, war der Polizei und der Geiſtlichkeit verdächtig, aber er lebte ſo einſam und zurückgezogen, daß man nicht den geringſten Anhaltspunkt zu einer Verfolgung auftreiben konnte, daß ihn das Publikum vergaß und er ſich ſelbſt von der Polizei vergeſſen glaubte. Ob nun dieſer Ferrari, der wie geſagt, dem Hauſe Cremona's gerade gegenüber wohnte und Emilia oft ſehen konnte, von deren Schönheit ebenſo gerührt war, wie alle Welt, oder ob er aus reiner Menſchlichkeit handelte und ſich einer Gewaltthat gegenüber nur hülfreich erweiſen wollte — ich weiß es nicht. So viel gehört zur Geſchichte, daß er an dem Tage, deſſen Ende die Flucht Cremona's ſehen ſollte, vor dieſem in ſeinem Büreau erſchien und ihm mittheilte, daß wie er es von einem angeſtellten Anverwandten erfahren, ſeine Abſicht verrathen ſei und die Polizei ſchon alle Anſtalten getroffen, ihn ſammt ſeiner Tochter gleich auf der erſten Station aufzuheben und nach Modena zurückzubringen; daß auch bereits an der öſtreichiſchen Grenze für alle Fälle Vorkehrungen getroffen, um ihn an der Ueberſchreitung derſelben zu hindern. Cremona war entſetzt; wie arg mußte er überwacht ſein, wenn dieſes Geheimniß ſchon der Polizei verrathen worden, und wie weit mochten die feindlichen Pläne ſchon gediehen ſein, wenn man vor dergleichen Schritten nicht zurückſchrack. „Was iſt zu thun!“ rief er verzweiflungsvoll.

„Vertrauen Sie mir Fräulein Emilia und zeigen Sie ſich den ganzen Abend in der Straße und vor denen, die Sie für Ihre ärgſten Widerſacher halten. Ich bringe Fräulein Emilia über die Grenze nach Toskana, wo ich Freunde habe. Sie ſuchen von Ihrem Vermögen zu retten, was Sie können und flüchten ſobald Sie es vermögen, denn wie die Dinge begonnen, ſo werden ſie weiter gehen und, wenn Sie nicht ausweichen, mit Ihrem Verderben endigen.“

Cremona blickte dem Manne eine Zeitlang prüfend ins Geſicht. Dann fragte er: „Signor Ferrari, ſind Sie Carbonaro?“ —

„Ja,“ antwortete Ferrari ruhig.

„So haben Sie die Güte und erwarten Sie mich heute Abend nach zehn Uhr auf der Baſtion über dem Bologneſer-Thore. Dort werde ich Ihnen mein Kind übergeben und zwar mit dem unbeſchränkteſten Vertrauen in Ihren Edelmuth.“

So geſchah es auch. Auf der Baſtion des Bologneſer-Thores theilte Herr Cremona ſeinem neuen

Freunde noch mit, daß Emilia große Summen mit ſich führe und daß er im Nothfalle davon den unbeſchränkteſten Gebrauch machen ſolle; ferner, daß er ihr in Werthpapieren einen großen Theil ſeines Vermögens mitgegeben, um dieſen für alle Fälle in Sicherheit zu bringen. Dann umarmte er ſein Kind, drückte Herrn Ferrari die Hand und ging um den Polizei-Direktor zu beſuchen, bei dem er unter den verſchiedenſten Vorwänden und Geſprächen bis nach Mitternacht verweilte. Als er endlich den Palazzo des Polizei-Direktors verließ, begegnete er unten in der Einfahrt einem geſchloſſenen, von Polizeimannſchaft umgebenen Wagen, der raſch an ihm vorüber und dem zweiten Hofe, in dem ſich die Gefängniſſe befanden, entgegenfuhr. Herrn Cremona überlief es kalt. Er erklärte ſich den Schauer, den er empfand, damit, daß er daran dachte, wie er in dieſem Augenblicke, ohne die gütige Warnung Ferrari's, ohne ſeine Aufopferung vielleicht gerade ſo, vielleicht in demſelben Wagen hier eingebracht und den Gefängniſſen entgegenfahren würde.

Es vergingen mehrere Tage ohne Nachricht von den Flüchtlingen. Das beunruhigte den Vater nur wenig, da es ausgemacht worden, daß ihm Nachrichten nur dann zukommen ſollten, wenn ſich eine zuverläſſige Gelegenheit finde. Wäre die Flucht mißlungen, dann, ſo meinte Herr Cremona, hätte er es in Modena ſchon erfahren müſſen. Ungefähr ſechs Tage nach jenem Abend ſaß er arbeitend in ſeinem Büreau, als ein Mann leiſe und vorſichtig eintrat, den er ſogleich als einen der geheimen Beamten der Polizei erkannte, der ihm ſchon manchesmal für gute Bezahlung wichtige Nachrichten zugetragen hatte. „Dießmal,“ ſagte der Mann, „bringe ich Ihnen eine Neuigkeit, die Sie mir beſſer bezahlen werden, als alle früheren. Dießmal, Herr Cremona, darf nicht geknauſert werden, denn es handelt ſich um Dinge, die Sie ſehr nahe angehen.“

Der Bankier erbleichte; das lächelnde Geſicht des Spions verkündete Unheil.

„Nur ſchnell heraus mit der Sprache. — Iſt es etwas, was die Angelegenheit meiner Familie betrifft, ſo ſollen Sie tauſend Lire haben.“

„O,“ lächelte der Mann, „Ihre Tochter mit Herrn Ferrari obendrein, iſt Ihnen wohl fünftauſend Lire werth.“

„Gut — fünftauſend Lire — Sie ſollen ſie haben, aber ſprechen Sie raſch.“

„Nun,“ ſagte Jener, es iſt auch in zwei Worten abgemacht. Ihre Tochter und Herr Ferrari wurden ungefähr eine Stunde, nachdem Sie von Ihnen Abſchied genommen, eingefangen und zurückgebracht. Herr Ferrari befindet ſich im Gefängniß."

„Und meine Tochter!" rief Cremona, indem er die Arme ſinken ließ.

„Im Kloſter des geheiligten Herzens Mariae bei den Nonnen."

„Im Kloſter?"

„Allerdings! Die Frau Herzogin will ihr die Freiheit verſchaffen, die ihr ihr Vater nicht gelaſſen, zum Chriſtenthum überzutreten. Sie hat es, nämlich Ihre Tochter, einmal zu Herrn Caccianemico geſagt, daß ſie aus Liebe wohl zum Chriſtenthume übertreten könnte und Ihre Gattin, Frau Rebekka, hat es Jedermann erzählt, daß Signorina Emilia für unſern heiligen Glauben förmlich glühe. Da meinte denn Pater Sulpicio, der Beichtvater der Herzogin, es ſei nichts andres zu thun, als das gute Kind der Tyrannei des Vaters zu entziehen, um es in aller Freiheit ſeiner Sehnſucht folgen zu laſſen. Signor Cremona, für die fünftauſend Lire will ich Euch noch ſagen, daß, wenn Ihr nicht bald was Rechtes in dieſer Sache anzufangen wißt, Euer Töchterlein anſtatt die Braut Benjamin Mendels wohl die Braut Chriſti werden könnte — denn die Kirche — ſeht — die Kirche braucht auch Geld und Eure Tochter brächte ihrem Bräutigam eine ſchöne Mitgift."

Der Mann ſteckte ſein Geld ein und ging. Cremona überlegte, ob er ſich nicht wenigſtens zum Theil in ſein Schickſal fügen ſolle, um ſein Kind aus dem Kloſter zu retten. Wäre jetzt Caccianemico erſchienen, er hätte ihm vielleicht die Hand ſeiner Tochter verſprochen. Dann fiel ihm wieder der unglückliche Ferrari ein, der ſich ſo uneigennützig geopfert hatte. Man hielt ihn, der ſo lange verdächtig war, in den Klauen und es war gewiß, daß man ihn jetzt nicht ſo leicht werde entwiſchen laſſen. Es ſchien Cremona, als ſei es ſeine Pflicht, ſeine Gedanken und Anſtrengungen vor Allem nach dieſer Seite auf die Rettung Ferrari's zu richten. Er wußte, was man in Modena mit Gelde ausrichten konnte; er ſteckte ein bedeutendes Paket von Werthpapieren in die Taſche und begab ſich zu ſeinem alten Bekannten, dem Polizei-Direktor, und ohne alle Einleitung zog er das Paket hervor, machte ihn mit dem Inhalte vertraut und ſagte: „Dieſes Paket wird beim Rabbiner deponirt; der Rabbiner überbringt es Ihnen von jetzt in acht Tagen, wenn er von Ferrari von Livorno aus die Nachricht erhält, daß er ſich in Sicherheit befinde.

Der Polizei-Direktor antwortete nur: „Wir wollen ſehen. Ferrari befindet ſich ohnehin in einem Gefängniſſe, deſſen Gitter leicht auszuheben iſt."

Cremona begab ſich zum Rabbiner, vom Rabbiner nach Hauſe. Aber er konnte nicht mehr in ſeine Büreaux eintreten. Seine Bücher und Kaſten waren verſiegelt, ein Polizei-Kommiſſär nahm ſeinen Platz am Büreau ein und erklärte ihm, daß er von der Regierung beauftragt ſei, ſein Vermögen zu überwachen während des Prozeſſes, der gegen ihn eingeleitet werde. Ein anderer Polizei-Kommiſſär verhaftete ihn wegen Verbindungen mit den Carbonari. Cremona zuckte die Achſel, murmelte vor ſich hin: „Es iſt ein jüdiſches Schickſal!“ und folgte dem Polizei-Kommiſſär.

Wozu lang erzählen. Schon aus dem Vorhergehenden kann man errathen was folgen mußte. Die Kirche meinte, man müſſe das Vermögen ihrer Schutzbefohlenen retten und trat jetzt viel thätiger in den Vordergrund, obwohl außerhalb des Kloſters allerlei Gerüchte liefen, daß Emilia von einer Bekehrung nichts wiſſen wollte. Indeſſen nahm auch die Kirche an der Verwaltung des Vermögens Theil und ihre Beamten ſaßen neben den Beamten der Regierung in den Büreaux Cremona's.

Emilia war im Kloſter, ihr Vater im Gefängniß — ſo vergingen Wochen und über ihnen, wie über der ganzen Angelegenheit wurde es ſtille, wie über einem Grabe, — um ſo ſtiller, als man aus der Beſtrafung einzelner Individuen, die ſich im Kaffeehaus darüber geäußert hatten, erſah, daß die Regierung die Geſpräche über dieſen Gegenſtand nicht liebte. Wieder aufs Tapet kam die Geſchichte erſt, als eines Tages Frau Rebekka außer ſich, gleich einer Wahnſinnigen, die Straßen durchrannte und ſich vor allem Volke anklagte, am Verderben ihres Mannes und ihres Kindes ſchuld zu ſein, da ſie es geweſen, die ſie an ihre Feinde verrathen. Und als ſich dieſe Scenen am nächſten Tage wiederholten, wurde Frau Rebekka in Sicherheit gebracht — man ſagte, ebenfalls in ein Kloſter. Ob ein Kloſter- oder ein Gefängniß-Gitter — ich weiß es nicht — aber ein Gitter war es, an dem ſie ſich mit ihrem eigenen Halstuch erhängte.

Emilia wurde auf unerwartete Weiſe befreit. Plötzlich nämlich erſchien Valerio Caccianemico, der verſchwunden war, wieder auf dem Schauplatze. Er bat um die Erlaubniß mit Emilia eine Viertelſtunde lang allein ſprechen zu dürfen, und nach dieſer Beſprechung erklärte ſich Emilia für ſeine Verlobte. Das Kloſter machte nicht die geringſten Schwierigkeiten, ihm ſeine Braut auszuliefern, nachdem er dem Pater Sulpicio erklärt, daß er der Kirche gerne überlaſſen wolle, was ſie vom Vermögen Emilia's in ihre Hut genommen. Er brachte ſie in ſeine Familie und es wurden alle Vorbereitungen zur Taufe und zur Hochzeit getroffen, welche beide an einem und demſelben Tage ſtattfinden ſollten. Zur Feier dieſes Tages, ſo hatte der Herzog verſprochen, ſollte auch der Vater freigelaſſen werden, wenn er ſich verbindlich machte, nicht den geringſten Widerſpruch zu erheben und alles was bisher geſchehen, zu billigen.

Jedermann glaubte nunmehr das Ende dieſer Geſchichte zu kennen, als ſie plötzlich eine Wendung nahm, die wohl Niemand vorausgeſehen hatte. Caccianemico hatte in Toskana von Ferrari, der in der That in Folge jener Unterhandlung mit dem Polizeidirektor die Freiheit erlangte, erfahren, was in Modena vorging. Die beiden hatten ſich beſprochen und führten nun aus was ſie beſprochen hatten. Caccianemico entfloh zwei Tage vor der beabſichtigten Heirath mit ſeiner Braut über die Grenze Toskanas, wo ſie Ferrari erwartete, um mit Emilia ſofort weiter nach Frankreich zu reiſen und ſie in Marſeille einer dort lebenden, ihm befreundeten Flüchtlings-Familie zu übergeben. Caccianemico verließ ſie ſchon in Toskana. Ihre Verlobung war bloß eine Liſt geweſen, die der edle junge Mann erdacht hatte, um das Mädchen, das er liebte, zu retten; da ſie befreit und in Sicherheit war, erhob er nicht die geringſten Anſprüche.

Felice Cremona wurde noch einige Wochen im

Gefängniſſe zurückgehalten und von Zeit zu Zeit wegen ſeiner Verbindungen mit den Carbonari verhört — Verbindungen, an die natürlich kein Menſch glaubte, die nur als Vorwand dienten, um ihn länger zurückzuhalten. Erſt gegen Ende knüpfte man an dieſen Prozeß einen andern wegen Uebervortheilung des Staates. Man ſei in Folge der Beſchlagnahme ſeiner Bücher hinter dieſes Verbrechen gekommen. Dann kündigte man ihm an, der Herzog wolle, nachdem ſich der Staat entſchädigt, Gnade für Recht ergehen laſſen und ihm die Freiheit ſchenken.

So kehrte Cremona, nach monatelangem Gefängniß, eines Tages früh beim Morgengrauen in ſeine Wohnung zurück, die er verödet fand. Sein Weib hatte ſich aus Gewiſſensbiſſen, die Ihrigen ins Verderben geſtürzt zu haben, das Leben genommen; ſein Kind war auf der Flucht in der Ferne. Gebeugt, gebrochen, mit früh ergrautem Haare ging er durch die Wohnung, in der ein einziger treuer Diener ausgehalten hatte. Dieſer wollte Allerlei erzählen, aber Cremona bat ihn zu ſchweigen. Er könne ſich vorſtellen, wie es während ſeiner Abweſenheit hergegangen. Erſt nach Stunden wagte er es in ſein Komptoir zu gehen. Er ſchlug ein Buch nach dem andern auf, blickte hinein, zuckte die Achſeln, lächelte und ſagte von

Zeit zu Zeit zu ſeinem Diener: „So habe ich es mir gedacht.“

Sämmtliche Schulden Modeneſiſcher Hof- und Edelleute waren gelöſcht; das Portefeuille war leer und in der Kaſſe ſtatt des baaren Geldes lag eine Berechnung der Geſchäftskoſten, der Prozeßkoſten und der Entſchädigungen für die Beamten, welche indeſſen das Geſchäft geleitet, und Felice Cremona mußte ſich noch als Schuldner des Staates erkennen. Nur gewiſſe zur Zeit unrealiſirbare Werthe waren ihm geblieben und die Summen, die er bei auswärtigen Geſchäftsfreunden ſtehen hatte und welche dieſe, ſeine Lage erkennend, klugerweiſe zurückgehalten hatten. Von den Papieren, die er ſeiner Tochter und Ferrari mitgegeben hatte, war keine Spur vorhanden; dieſe waren höchſt wahrſcheinlich im Kloſter verſchwunden, dahin man Emilia gebracht hatte. Felice Cremona wäre ohne die Klugheit und Vorſicht ſeiner auswärtigen Freunde ein Bettler geweſen. Indeſſen war der Herzog ſo gnädig, ihm einen Weg zu neuen Reichthümern zu eröffnen, indem er ihm durch einen Kammerherrn ſein Bedauern über das Vorgefallene und ſeinen Wunſch ausdrücken ließ, er möge ſeine Geſchäfte und die Aemter, die er bei den herzoglichen Monopolen verwaltet, wieder aufnehmen. Felice Cremona ließ dem Herzog für ſeine Gnade danken und hoffte bald alles wieder im Gang zu ſehen. In der That rief er ſeine Beamten wieder zurück, begann er wieder ſeine Funktionen in den Monopolen des Herzogs und ſeine Rundreiſen, die er in dieſen Geſchäften durchs Land zu machen hatte. Aber eines Tages kam ſein geſchloſſener Wagen an einer der Zollſtationen leer an und wartete daſelbſt vergebens auf ſeinen Herrn, der mit ſeinem Diener unterwegs ausgeſtiegen war und nachkommen wollte. Man war nahe der Grenze und Felice Cremona überſchritt ſie, um ſich nach Mailand und von da, nach kurzem Aufenthalte und mit falſchem Paſſe, nach der Schweiz zu retten. Raſch ging es von da weiter nach Marſeille in die Arme ſeines Kindes.

Damit hat der für Modena und ſeine Regierung charakteriſtiſche Theil der Geſchichte ein Ende. Nur der Abrundung wegen will ich hinzufügen, daß Felice Cremona in der Verbannung gegen eine Verbindung ſeiner Tochter mit Caccianemico, der ihr ſo große aufopfernde und vorurtheilsfreie Liebe gezeigt, nichts einzuwenden hatte. Auch konnte dieſe Verbindung jetzt ſtattfinden, ohne daß ein Religionswechſel, der Vater und Kinde ſo ſehr widerſtrebte, nothwendig geweſen wäre. Felice Cremona hatte aus ſeinem Schiffbruch genug gerettet, um aus den Trümmern ein neues

Glück, eine neue, ſelbſt glänzende Exiſtenz aufzuführen. Ferrari, der ſich in Toskana nicht lange halten konnte, ſtieß bald zu den Flüchtigen und die Freunde lebten nach den überſtandenen Stürmen ſo glücklich, als man auf fremdem Boden leben kann. Fehlte ihnen auch das Vaterland, ſo konnten ſie doch von hier aus Manches thun, was die Auferſtehung Italiens vorbereitete, und wenn man den alten Cremona jetzt als Carbonaro verklagt hätte, wäre die Anklage wohl gerechtfertigt geweſen.

Doch muß ich noch auf die Villa zurückkommen, die dieſe meine Erzählung veranlaßte. Beim Falle Cremonas nahm ſie der Herzog ſogleich als ſein Eigenthum in Anſpruch und als er wieder eines Hofbankiers habhaft wurde, verkaufte er ſie dieſem für eine große Summe. Begreifen Sie, daß ſich dieſer neue Hofbankier, ebenfalls ein Jude, in dieſem verhängnißvollen Hauſe wohl fühlen konnte? Aber er gab die glänzendſten Feſte und tanzte auf dem Grabe ſeines Vorgängers. Ich ſage Ihnen, dieſes Volk beſitzt einen erſtaunlichen Muth.

Nach der Natur.

Nach der Natur.

Novellen

von

Moritz Hartmann.

Zweiter Band.

Stuttgart.
Druck und Verlag von Emil Ebner.
1866.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Der Flüchtling.

I.

Mit ſehr aufgeregten Schritten ging der alte Doktor Philol. und Philoſ. durch ſeine geräumige, von einer grün beſchirmten Lampe nur ſehr dämmerig beleuchtete Wohnſtube, welche zugleich Arbeitszimmer und Bibliothek war. Seine Tochter Minna ſtand indeſſen am Fenſter und blickte anhaltend in die ſchmale Straße hinaus, in welcher Nichts als viele dunkle und wenige beleuchtete Fenſter zu ſehen waren. Es war das nämlich eine der Nebengaſſen der Fahrgaſſe zu Frankfurt a. M. Von Zeit zu Zeit erdröhnte das alte Haus, deſſen dritten Stock dieſe breite Stube des Doktors beinahe ganz einnahm, von ziemlich nahem Kanonendonner; der Doktor, wie ſchmächtig er auch immer und wie ſanft er ſonſt ausſah, hielt dann in ſeiner Wanderung inne, ſtampfte voll Zorn mit dem Fuß, ließ wohl auch einen kleinen Fluch, vielleicht einen lateiniſchen, dem Kanonendonner folgen. Seine Tochter fuhr nur, ſo oft jener kriegeriſche Schall ſich hören ließ, erſchrocken zuſammen und ſchlug die Hände ineinander, als ob ſie beten wollte. Ueber ihr ſchönes Frankfurter Gretchen-Geſicht rollte manchmal eine Thräne, und von Zeit zu Zeit wandte ſie ſich, wie Troſt ſuchend, zu ihrem Vater mit der Frage, ob das noch lange ſo fortgehen wird? Der alte Doktor und ehemalige Gymnaſiallehrer antwortete mit etwas Grauſamkeit, die ſich bei ſeinem ſonſt ſo milden Gelehrtengeſichte beinahe komiſch ausnahm: „Sie müſſen doch dieſe Rebellen in Grund und Boden ſchießen, um ein Exempel zu ſtatuiren und dieſer demokratiſchen Wirthſchaft ein für allemal ein Ende zu machen.“ Minna, trotz dem tiefen Kummer, den ſie in dieſer Stunde fühlte, trotz der Angſt, die ſich in ihrem ganzen Weſen ausſprach, konnte doch nicht umhin, den Zorn ihres Vaters und ſein martialiſches und grauſames Auftreten beinahe zu belächeln; ſie wandte ſich wieder dem Fenſter zu und horchte aufs Neue. Am liebſten hätte ſie das Fenſter geöffnet, um beſſer zu horchen und weiter ſehen zu können, aber der Vater hatte ihr das aufs Strengſte verboten; auch waren vor kaum einer Stunde darmſtädtiſche Soldaten durch dieſe Seitengaſſe gekommen und hatten ihre Kugeln in alle offenen Fenſter geſchickt. Es war das nämlich am Abende des 18. September des Jahres 1848.

Dr. Bürger konnte ſich über die Vorgänge, die hundert oder fünfzig Schritte von ſeiner Studierſtube, gewiſſermaßen unter ſeinen Augen, wie er ſich ausdrückte, Deutſchland und ſpeciell Frankfurt entehrten, nicht beruhigen. Es ſtürzte dieſe Erſcheinung einer bewaffneten Revolution auf deutſchem Boden alle ſeine Anſichten und Ueberzeugungen von deutſchem Volkscharakter über den Haufen. Er hatte immer behauptet und war in dieſem Glauben alt geworden, daß dergleichen nur jenſeits des Rheins und höchſtens noch in Polen vorkommen könne; auf germaniſchem Boden aber, auf dem Boden der Treue und langſamen Reife, und nun gar in Frankfurt, eine poſitive Unmöglichkeit ſei. Was er von den in dieſem Jahr bereits vorgekommenen Aufſtänden in Wien, Berlin und anderwärts gehört, hielt er für Uebertreibung, da eigentliche Revolutionen nicht vorkommen könnten, und die ſogenannten Errungenſchaften erklärte er für freie Gaben aus der Machtfülle deutſcher Fürſten; das Parlament nur für ein Mittel, welches die deutſchen Fürſten gefunden, um die Wiederherſtellung des Kaiſerthums anzubahnen und ſo die alte Macht des Reichs den verſchiedenen Erbfeinden gegenüber wieder zur Blüthe zu bringen. Um den Grimm gegen die Inſurgenten und ſeine Grauſamkeit, mit der er jedem Kanonendonner vernichtenden Sieg wünſchte, vor ſich ſelbſt zu rechtfertigen und einen kategoriſchen Imperativ, der in Geſtalt von Mitleid mit den armen jungen Leuten da unten, in ganz anderm Sinne ſprach, zum Schweigen zu bringen, rekapitulirte er ſeine alten politiſchen Ueberzeugungen, von deren Exiſtenz er übrigens bis zum Jahre 1848 kaum eine Ahnung hatte, und ſagte er ſie, in Formeln gebracht und in Ermanglung eines andern Zuhörers zu wiederholten Malen vor ſeinem Töchterchen her. Mit Athenienſern und Spartanern war Dr. Bürger ein wahrhaft fanatiſcher Republikaner; als Grieche wußte er Perſern und Macedoniern gegenüber, Argumente gegen die Monarchie vorzubringen, wie vielleicht wenige Mitglieder der äußerſten Linken in der Paulskirche; über den ſchlechten Ausgang der Schlacht bei Philippi und das Ende der römiſchen Republik konnte er auch noch bittere Thränen weinen. Aber ſeine republikaniſchen Sympathien fanden ungefähr um dieſelbe Zeit der Schlacht von Philippi ihre Zeitgrenzen, und man hätte ihn vielleicht ſchwer gekränkt, wenn man behauptet hätte, daß er als Frankfurter Bürger doch eigentlich auch ein Republikaner ſei.

An jenem Abende mußte ſein Töchterchen unter ſeinen Antipathien und ſeinem Demokratenhaſſe leiden.

„O,“ rief er ihr vorwurfsvoll entgegen und erhitzt, als ob ihn der Pulverdampf in den Straßen berauſcht hätte, „o, meine Minnchen, ich weiß ſehr wohl, auf welcher Seite Du jetzt mit Deinem Herzen ſtehſt. Mir gegenüber ſtehſt Du, die Flinte geraden Weges auf mein Herz gerichtet. Ich weiß ganz wohl, daß Euere Nähſchule ein gefährliches Demokraten-Neſt iſt, wo Du das Gift des Sozialismus und Kommunismus eingeſogen haſt — und dann dieſe unglückſeligen Beſuche in der Paulskirche, wo ſich dieſe Linken eine Sprache erlauben, als ob ſie Spartaner wären und es gar keine Fürſten mehr in Deutſchland gäbe. Wüßteſt Du, — aber Du mußt es ja wiſſen, Minnchen, daß ſelbſt die Spartaner Könige hatten, und zwar gleich zwei auf einmal.“

Der gute Dr. Bürger wußte eigentlich nicht mehr was er ſagte und Minna hütete ſich, ihn durch Widerſpruch noch mehr zu erregen. Auch beruhigte er ſich von ſelbſt, in dem Maße, als der Lärm des Geſchützes abnahm. An der Löwen-Apotheke und Konſtablerwache, wo es am lauteſten gedonnert hatte, war es nunmehr ganz ſtill und im Innern der Häuſer hatte man manchmal meinen können, daß Alles beendet ſei, wenn die Stille nicht hie und da durch den Schuß aus einem einzelnen Gewehre oder durch einzelnes

Lärmen und Gepolter, das aus den verſchiedenſten Richtungen, bald aus der Tiefe eines Hofes, bald von der Höhe eines Daches kam, unterbrochen worden wäre. Es war ſchon ziemlich ſpät und der Doktor Philol. ging bereits langſamen und ruhigen Schrittes durch ſeine Stube und dachte jetzt, anſtatt einen Siegesgeſang anzuſtimmen, ſeinem friedlichen und ſanften Charakter angemeſſen, über das Unglück von Revolutionen, beſonders von Kämpfen zwiſchen Landsleuten, nach. In ſeiner milden Stimmung erinnerte er ſich reumüthig der Reden in Philippum, die er im Laufe der letzten Stunden über das theure Haupt ſeines Kindes geſchüttet, und er näherte ſich dem Mädchen, nahm ihren Kopf zwiſchen beide Hände und ſah ihr beim Scheine des Lichtes, das ein Fenſter von gegenüber hereinwarf, in die Augen, die es nicht verleugnen konnten, daß ſie während dieſes Abends manche Thräne vergoſſen. —

„Du haſt geweint, mein Kind,“ ſagte der Alte, ſelbſt mit bebender Stimme — „Du haſt recht — der Himmel weiß, wie viel Unglück in dieſen wenigen Stunden geſtiftet worden, wie viele Mütter ihre Söhne verloren und wie viele edle Herzen, die noch viel Gutes hätten thun können, auf beiden Seiten, ja, ja, auf beiden Seiten, zu ſchlagen aufgehört. Glaube nicht, mein gutes Kind, daß ich dieſe jungen Leute, die den

Aufruhr ſtiften, ſo unbedingt verurtheile; ich erkenne an, daß Viele von ihnen das edelſte Streben haben, daß ihnen die ſchönſten Ideale vorſchweben von einem mächtigen und freien Vaterlande, von einer deutſchen Republik, die allerdings, wenn ſie zu Stande käme, die einzige wäre welche die Tugenden von Sparta und Athen in ſich vereinigen würde. Es iſt auch wahr, und die Geſchichte der alten Welt beweiſt es, daß das Große und Schöne, daß patriotiſche Geſinnungen, Heldenmuth und Künſte und Wiſſenſchaften nur in der Freiheit — vergleiche nur dieſe Meder mit den Griechen — warum haben dieſe Meder keinen Sophokles, keinen Phidias, wie ſie auch keinen Ariſtides und Traſibul aufweiſen können — auch in Deuſchland.“ —

Der Doktor merkte, daß er eben im Begriffe war, eine Rede für die Republik zu halten und Alles zu verleugnen, was er den ganzen Abend hindurch gepredigt hatte. Er hielt entſchieden inne und ſah ſeiner Tochter erſtaunt ins Geſicht, als ob ſie es geweſen wäre, die eben dieſe Rede gehalten. Er war etwas beſchämt und verlegen. Zum erſten Male ſeit vielen Stunden verzog Minna ihren jugendlichen roſigen Mund zu einem liebenswürdigen Lächeln, ſchlang beide Arme um den Nacken ihres alten Vaters und küßte ihn herzlich. Er fühlte ſich wie von einem Alp erlöſt, denn er glaubte ſich ſo eben mit ſeinen Reden, indem er ſich ſelbſt widerſprach, bloßgeſtellt zu haben, und während der letzten Stunden hatte er ſie als ſeinen politiſchen Gegner betrachtet und manchen Seufzer darüber ausgeſtoßen, daß die Politik die heiligſten und herzlichſten Familienbande zerreiße. Gerührt drückte er ſie ans Herz und ſagte: „Mein gutes Kind, ſiebzehn Jahre biſt Du alt und haſt ſchon ſolches erlebt, wie ſonſt ganze Menſchenalter nicht. Mögeſt Du durch den Tag Deinen Tribut an das Schickſal bezahlt haben und möge Feindes-Einbruch, Krieg zwiſchen Landsleuten, Zwietracht und Blutvergießen nie wieder die Kreiſe Deines Lebens ſtören. — Jetzt ſcheint bereits Alles ruhig zu ſein, ſo begieb Du Dich auch zur Ruhe und ſchlafe wohl.“

Minna ſteckte eine Kerze an, drückte ihrem Vater noch die Hand und ſtieg zwei Treppen höher hinauf unter das Dach, in ihre kleine beſcheidene Schlafſtube. Sie fühlte, wie noch die Aufregungen des Tages in ihr nachzitterten; ſie hörte noch den Donner des Geſchützes in ihrem Herzen wiederhallen und wußte, daß die Unruhe ihres Gemüthes ſie nicht würde einſchlafen laſſen. Sie löſchte das Licht aus, öffnete das Fenſter und horchte in die milde, feuchte Septembernacht hinaus. Ueber der Zeile und dem Roßmarkt ſchwebten die Septembernebel, röthlich gefärbt von den Wachtfeuern, welche unten auf dem Pflaſter die Oeſterreicher in großer Anzahl entzündet hatten; ſonſt war es tief dunkle Nacht. Auch war es ganz und gar ſtille geworden, wenigſtens in der Nähe dieſes Hauſes, und nur ſehr ſelten hallte der Schritt der Patrouillen, welche die ganze Stadt nach allen Richtungen durchzogen, und ihre gegenſeitigen Anrufe in das Dachſtübchen herauf. Minna's Ausſicht aus dieſer Stube ging nur auf Dächer, Giebelſpitzen und Schornſteine, und die Einſamkeit dieſer obern Welt erfüllte ſie heute mit einer tiefen Melancholie, wie ſie ſonſt in ſiebzehnjährige Herzen ſelten einzukehren pflegt. Ihr Vater, der alte Philologe, hatte ſie in der Bewunderung der Patrioten der alten Welt erzogen und ihr immer wiederholt, daß es in unſerer Zeit ſolche Helden nicht mehr gebe. Er hatte ihren Geiſt, wie ihre Phantaſie mit Idealen erfüllt, deren Verwirklichung er als unmöglich darſtellte und nach der er gerade dadurch die Sehnſucht ſeines Kindes nur verſtärkte. Als die Bewegungen in Deutſchland ausbrachen, als ſie von Kämpfen und Aufopferungen hörte und dazu die begeiſterten Reden, die gerade in Frankfurt fielen, glaubte ſie, die alte ſchöne Vergangenheit werde zur Zukunft, die Weltgeſchichte in ihrem Kreislaufe kehre zu den Idealen zurück, die ſie in ihrem Beginne der Menſchheit als Lehre und Muſter für ihren Lebenslauf aufgeſtellt hatte. Als ſie heute Mittag aus ihrer engliſchen Stunde heimkehrte, ſah ſie das kleine Häuflein, das ſich hinter den Barrikaden ſammelte, und im Laufe des Nachmittags hörte ſie von den gewaltigen Truppenmaſſen, die gegen dieſes kleine Häuflein zuſammengezogen wurden. Die Inſurgenten erſchienen ihr als eine kleine Schaar von Helden, die nur von der ungeheuren Ueberzahl erdrückt wurden, und jung wie ſie war, ſtand ſie mit ganzem Herzen auf Seiten der Geopferten, auf Seiten der Schwachen, beweinte ſie die unbekannten Opfer und machte ſich Vorwürfe in ſolcher Zeit, an einem ſolchen Tage müßig dazuſtehen, als bloße Zuſchauerin eines Trauerſpieles. Wäre es ihr wenigſtens vergönnt, die Verwundeten zu pflegen, irgend einem der Kämpfer irgendwie zu Hülfe zu kommen.

Nicht um zu ſchlafen, nur um ruhiger an ihren Träumen weiter zu ſpinnen, warf ſie ihre Kleider ab, zog den Vorhang zu und legte ſich zu Bette. Aber trotz dem beſten Willen über die Ereigniſſe des Tages und die Eindrücke deſſelben fortzudenken und zu ſpinnen, trotz der Unruhe in Blut und Gemüth, war die Jugend doch ſtärker; ihre Jahre grenzten noch an die Provinz, die der Schlaf mild und allmächtig beherrſcht, an die Kindheit. Schon ſchwammen Traum und Wirklichkeit in einander, als ein eigenthümliches Gepolter ſie wieder weckte, daß ſie, heute immer nur Außerordentliches erwartend, raſch aus dem Bette und wieder ans Fenſter ſprang. Sie ſah, wie ungefähr zehn Häuſer weit von ihr, eine männliche Geſtalt raſch über den Firſt eines Daches dahinlief, wie ſie am Giebel angekommen, ohne zu zaudern, auf ein viel tiefer liegendes Dach hinunterſprang, ausglitt und die ganze eine Seite des Daches hinabrutſchte. Minna glaubte den Mann verloren, aber plötzlich ſtand er am äußer-Rande des Daches wieder aufrecht und lief in einer Dachrinne ebenſo raſch wie vorhin weiter. Mittlerweile waren auch aus dem Dache eines der Häuſer hinter dem Flüchtling mehrere Geſtalten zum Vorſchein gekommen, und zwar, wie es ſchien, aus derſelben Oeffnung, aus der Jener hervorgekommen. Sie ſahen ſich eine Weile um und nahmen dann denſelben Weg, und zwar mit derſelben Raſchheit. Minna zweifelte nicht einen Augenblick: der Flüchtling war einer von den Aufſtändiſchen, der von Polizei oder Soldaten verfolgt wurde. Sie bückte ſich weit vor, um ihm nachzuſehen, und bemerkte mit Schrecken, daß er unaufhaltſam einer Seite entgegenlief, wo die Dächer durch ein Gäßchen unterbrochen wurden und wo er entweder in das Gäßchen, wie in einen Abgrund ſtürzen, oder, wenn er es bemerkte, innehalten und in die Gewalt ſeiner Verfolger fallen mußte. Er war zu fern, auch erhoben die Verfolger ein zu lautes Geſchrei, als daß ſie ihm hätte zurufen und ihn warnen können; ſie faltete unwillkürlich die Hände wie zum Gebet, als er eben an der gefährlichen Stelle ankam, und ſie ſtieß augenblicklich einen kleinen Freudenſchrei aus, denn der Flüchtling war mit einem Sprunge über das Gäßchen auf ein etwas tiefer gelegenes Dach gelangt, und er ſchien gerettet, da wohl ſchwerlich die Häſcher den gefährlichen Sprung nachahmen wollten. In der That ſtutzten dieſe vor dem Abgrunde, aber ſie ſtellten ſich raſch in eine Reihe und jetzt erſt glaubte Minna Waffen blitzen zu ſehen. Einige Sekunden darauf knallte es von dort dem Flüchtlinge nach, der indeſſen bei einer Wendung, die er jenſeits des Gäßchens machen mußte, den Augen des Mädchens entſchwunden war, indem er ſich jetzt auf den Dächern ihrer eigenen Häuſerreihe befand. Da ſie ihn aus den Augen verloren, wurde ihre Angſt um ihn deſto größer; er konnte jetzt gerade von einer Kugel getroffen, zuſammen- und von den Dächern hinabſtürzen. Aber die Häſcher ſchoßen nicht mehr und Minna war auf das Fenſterbrett geſtiegen und auf das kleine Vordach vor demſelben, hielt ſich mit der einen Hand feſt und beugte ſich weit vor, um ſo viel des Schauplatzes als möglich überſehen zu können. Der Flüchtling war verſchwunden. Die Häſcher maßen die Breite des Abgrundes vor ihnen, und ſie ſah, wie zwei von ihnen denſelben Sprung wagten. Drüben angekommen, kletterten ſie geraden Weges das Dach hinan, um auf der andern Seite deſſelben zu verſchwinden. Dort mußte alſo, um ſich dem Bereiche ihrer Kugeln zu entziehen, auch der Flüchtling verſchwunden ſein, von dem ſie keine Spur mehr entdeckte und den ſie nun mit Trauer glaubte ſeinem Schickſale überlaſſen zu müſſen. Es fiel ihr ein, daß ſie mit einiger Gewalt in eine andere, eine geſchloſſene Dachſtube in ihrer Nähe gelangen und daß ſie von dort das traurige Schauſpiel vielleicht bis zu ſeiner Entwicklung mit anſehen, vielleicht auch dem Flüchtling irgendwie helfen könnte. Sie wollte eben wieder durch das Fenſter in ihre Stube zurück, als ſie ganz in ihrer Nähe ein unbedeutendes Geräuſch vernahm und dieſem Geräuſche mit dem Auge folgend, erkannte, wie eine männliche Geſtalt leiſe von der Spitze eines benachbarten Daches herunterrutſchte, um ihren Weg in der Dachrinne zwiſchen den zwei Häuſern fortzuſetzen. Minna zweifelte keine Sekunde lang, daß es jener Flüchtling war, ſie beugte ſich noch einmal vor und rief: „Hier herein!“ Mit einem Sprunge ſtand der Mann auf dem kleinen Dächlein, noch bevor Minna ganz Zeit gehabt hatte, ſich in die Stube zurückzuziehen. Noch raſcher war er auf ſeinem Wege von dem Dächlein in die Stube. Er hatte aber kaum den Fuß auf den Boden geſetzt, als ſchon das Fenſter und über dem Fenſter ein Laden geſchloſſen und die Stube mit der undurchdringlichſten Finſterniß gefüllt war.

„Uf! das war eine Jagd,“ ſagte der Neuangekommene vor ſich hin, und nachdem er mehrere Male tief aufgeathmet, fügte er hinzu: „Jetzt weiß ich, wie es dem gehetzten Hirſch zu Muthe iſt.“ — Wieder nach einer längeren Pauſe fragte er: „Wo bin ich? wer hat mir dieſen Rettungshafen geöffnet?“ — Da keine Antwort erfolgte, ſprach er weiter: „Das iſt gleichgültig, ich glaube mich hier ſicher und im Vollgenuß und Gefühl des wiedergewonnenen Lebens und der geretteten Freiheit — ich möchte ſingen, aus ganzem Herzen aufjauchzen.“

„Erlauben Sie,“ ſagte jetzt Minna, „daß ich Sie auf das Geräuſch hier in der Nähe aufmerkſam mache, das ſind Ihre Verfolger, die Sie ſuchen. — Jeder Ton kann ſie aufmerkſam machen und herbeiziehen.“

„Eine weibliche Stimme, ſogar eine liebliche junge Mädchenſtimme,“ rief der Fremde mit einem Tone, aus dem die angenehmſte Ueberraſchung leicht herauszuhören war. „Meine Retterin iſt ein holdes junges Geſchöpf, das iſt ja prachtvoll.“

„Ich bitte Sie, zu ſchweigen,“ flehte Minna wieder, „Sie hören ja, wie ſich die Schritte nähern; wie leicht kann ſie nicht der geringſte Laut herbeiziehen.“

In der That hörte man bald in der Nähe hohle Schritte auf dem Dache, auch einzelne Worte und Flüche, daß die Beute ſo plötzlich und wie durch Zauber entwiſcht ſei. Der Flüchtling konnte nicht umhin ſich vor Freude die Hände zu reiben, und gerade in dem Augenblicke, als jene Männer hart über und am Fenſter vorbeizogen, mit freilich gedämpfter Stimme vor ſich hin zu ſagen: „Das iſt mir lieber, als wenn ich hundert Meilen weit von ihnen wäre.“ Minna warnte wieder mit einem leiſen „St“ und er ſchwieg jetzt ſo lange man noch einen Laut oder Ton von den Verfolgern hören konnte. Dann begann er wieder zu plaudern, und das war ihm höchſt wahrſcheinlich Bedürfniß in der Aufregung, in die ihn die höchſt gefährliche Flucht und der Lauf über die Dächer verſetzt hatte. „Ich bin Ihnen eine Erklärung ſchuldig,“ begann er der Seite zugekehrt, wo er im Dunklen einige Bewegung vernahm, „ich muß Ihnen erzählen, meine edle Retterin, wie ich auf dieſem ungewöhnlichen Wege zu Ihnen gelangte. Nachdem die Barrikade in der

Fahrgaſſe genommen war, verließen wir, wir vier Leute, die ſie vertheidigten, man kann wohl nicht ſagen, auf feige Weiſe unſern Poſten, denn wir hatten ſo viel Artillerie und Infanterie uns gegenüber, als eben jene ganze Gegend faſſen konnte. Wir zerſtreuten uns und ich ſuchte nach dem Römer hin zu gelangen, als mir in einer kleinen Seitengaſſe eine Streifpatrouille mit zwei Poliziſten und einer bürgerlichen Kanaille an der Spitze entgegenkamen. Ich ſah, wie beſagte bürgerliche Kanaille auf mich deutete und die zwei Poliziſten ſich ſofort gegen mich in Bewegung ſetzten. Vor mir die Patrouille, hinter mir einige Bataillone — es blieb mir nichts anderes übrig — ich ſprang auf eine Thüre rechts von mir los, ſie nach, ich eilte eine Treppe hinauf, eine zweite, eine dritte, denn ich höre die Verfolger hinter mir — ich befinde mich plötzlich unter einem Dache, und ſpringe zur Dachlucke hinaus. Da ſtand ich und hatte ein weites Feld der Wanderſchaft und Wirkſamkeit vor mir. Aber ich ſah allerdings ein, daß jetzt die Beine einer Gemſe oder die Krallen einer Katze höchſt wünſchenswerth wären. Man ließ mir keine Zeit über das Thema: es iſt ſo ſchwer ein Menſch zu ſein, nachzudenken, ſchon polterte es hinter mir und ich mußte mich ohne Führer auf dieſe Wanderung durch die Frankfurter Schweiz einlaſſen. Da ging es denn über Berg und Thal und Abgründe, unter den verſchiedenſten Reiſeeindrücken, und manchen Kater ſtörte ich in ſeiner Ruhe und manche Lawine von zerbröckeltem Schiefer und verfaulten Schindeln brachte ich zu Falle — bis ich eine holde Stimme hörte, etwas Weißes ſchimmern ſah, wie jene weißen Rehe, die den irrenden Ritter in Zauberſchlöſſer führen — und da ſitze ich und harre bis es der edlen Retterin beliebt, mir ihr edles Geſicht zu zeigen. Aber mit all dem ſagte ich Ihnen noch nicht, wer eigentlich der glückliche Unglückliche iſt, den Sie aus den Krallen der Frankfurter, vielleicht reichsverweſenden Gerechtigkeit gerettet haben. Ich Sennora, Euer Schützling, bin einfach ein Stud. jur. aus Heidelberg und ſtamme aus der fröhlichen Pfalz, Gott erhalts. Da vernehme ich vor einigen Tagen, daß hier in Frankfurt etwas koche und brodle, was ſich als eine hübſche Revolution herausſtellen könnte, und ich, der ich mein Lebtag nichts ſo ſehr gewünſcht habe, als mich einmal für jenes große Unbekannte zu ſchlagen, was wir Deutſchland nennen, oder auch deutſche Einheit und Freiheit, oder auch deutſche Ehre,

„denn vielbenamt iſt, was nicht einen Namen hat,“ und ich kam, ſah, ſchlug und wurde beſiegt, ich Paul Eckhardt.“

Mit wie heiterem Tone Paul Eckhardt ſeine Erzählung begonnen, mit ebenſo traurigem beſchloß er ſie. Seine Stimme ſank mit den letzten Worten in eine tiefe melancholiſche Tonart, und wie ihm darauf ein leiſer Seufzer antwortete, verſank er in gänzliches Schweigen.

Bei all dem war es noch immer ſo dunkel in der Stube, daß der Student nicht ſeine Hand ſehen konnte. Es zerſtreute ihn nichts und ſo verſank er immer tiefer in Nachdenken. Minna glaubte ſchon, er ſei vielleicht, von den Mühen des Tages und den Aufregungen der letzten Stunde abgeſpannt, in Schlaf gefallen, als er, mit einem Male und zwar wieder mit der alten Friſche und Heiterkeit das Geſpräch aufnahm.

„Nun, meine edle Unbekannte," begann er, „verſchleiertes Bild von Sais, Tochter der Nacht, Stern hinter Wolken, ſoll es ewig dunkel bleiben in meinem Leben, ſeit ich von der Höhe des Sieges herabgeſunken bin in den Abgrund der Niederlage? Nein, ſo wie wir, die Geſchlagenen, uns wieder erheben werden aus Nacht zu Licht, ſo laſſen auch Sie, Göttin oder auch Weib, mich auftauchen aus dem Schatten kymeriſcher Nacht und dankbar in ihr Antlitz ſehen."

Minna bat ihn, noch einen Augenblick ſich zu gedulden; ſie werde ſo bald als möglich die Kerze anſtecken. Bald darauf hörte Eckhardt, wie ſie das Feuerzeug in die Hand nahm. „Halt,“ rief er da, „noch einen Augenblick. Ich will Ihnen erſt ſagen, wie Sie ausſehen, wie mir Sie der Ton und der Ausdruck Ihrer Stimme licht auf den dunkeln Hintergrund gemalt, und wie ich mir das Ideal einer Retterin denke und wünſche. Sie ſind kaum achtzehn Jahre alt, haben blondes Haar, deſſen Goldglanz ſanft gedämpft iſt, als ob eine liebende Hand die Aſche der feinſten Havanna-Cigarre darüber ausgeſtreut hätte; tragen dieſes Haar in den einfachſten Scheiteln und verbergen ſeine Fülle rückwärts in gewaltigen dicken Flechten. Das Auge iſt blau, das verſteht ſich; was ſich aber nicht verſteht, das ſind dunkelbraune, breitgewölbte, ſehr feine Augenbrauen, ebenſo dunkle Wimpern, die auf das blaue Auge einen ſchwarzen Schatten werfen und über deſſen Sanftheit täuſchen — fern ſei, ſolchen Augen eine römiſche oder auch griechiſche Naſe — unklaſſiſch, aber romantiſch, wünſche ich eher eine kleine —“

Hier wurde der Student in ſeiner malenden Rede unterbrochen, indem ein Zündhölzchen praſſelnd und wie von einer ungeduldigen Hand geführt, über eine Fläche fuhr und mit der plötzlich verbreiteten Helle den übermüthigen Redner blendete. Als er ſich wieder gefaßt hatte, ſtand Minna neben der entzündeten Kerze an einem Tiſchchen vor den dunkelblauen geſchloſſenen Bettvorhängen. Eckhardt ſprang überraſcht auf, um auf ſie zuzueilen. Es war ihm wie ein Zauber. Das Bild, das er ſo eben zu malen angefangen, ſtand lebendig und vollendet vor ihm, aber dieſe blauen Augen blickten mit großer Würde und ſogar mit einigem Zorne über die Art und Weiſe, wie der Student ſo eben ſich mit ihrer Perſon beſchäftigt hatte. Er wollte ihr ſeine Ueberraſchung ausdrücken und ihr ſagen, daß ſie als die Verwirklichung ſeines Ideales vor ihm ſtehe, aber der Uebermuth, der ihn im Dunkeln beſeelt hatte, ſchmolz vor dem Lichte und vor dem Anblicke dieſes jungen, beleidigt ſehenden Mädchens dahin. Schon der zweite Schritt, den er ihr entgegenthat, war langſamer als der erſte. Beſchämt ſtand er vor ihr, die vom Tode ihrer Mutter her noch in Halbtrauer, in einem ſchwarzen, weiß punktirten Kleide, mit dem ernſten Blicke und mit dem Ausdrucke der Würde, die ihr in der Einſamkeit, einem jungen Manne gegenüber, der weibliche Inſtinkt als Rüſtung umgethan und, wie der Dichter ſingt, „in Keuſchheit angethan,“ allerdings ganz geeignet war, eine mehr in der Gewohnheit, als im Charakter begründete ſtudentiſche Kühnheit in ihre Schranken zurückzuweiſen. Er machte ihr keine Komplimente, er dankte ihr nicht einmal für ſeine Rettung, er erröthete einfach und bat ſie ſtotternd um Verzeihung. Unwillkürlich ſtreckte er die Hand aus und ſie reichte ihm die ihrige, ohne zu wiſſen, was ſie that. Sein Erröthen und ſeine beſcheidene Bitte demüthigten ſie, denn es ſtand ein junger Mann vor ihr, der, wie ſie ſich wenigſtens in dieſem Augenblicke einbildete, ihrer Vorſtellung vor einem begeiſterten Freiheitskämpfer ebenſo entſprach, wie ihre Erſcheinung ſeinem Ideale.

Paul Eckhardt war eine jener Geſtalten, die man am linken Rheinufer nicht ſelten findet, ein Gemiſch von Süd und Norden das vielleicht das Produkt der römiſch-germaniſchen Vermählung iſt, die in dieſen Gegenden ſtattgefunden. Sein langes, auf die Schultern herabfallendes Studentenhaar, war dunkelblond, ſeine Geſichtsfarbe beinahe ohne alle Nüancen, braun und broncirt, ſeine Augen ſchwarz und glänzend, die Naſe kühn und geierhaft geſchwungen; nur Mund und Kinn ſänftigten auf nordiſche Weiſe das glühend Südliche des ganzen Geſichtes. Nordiſch war auch die ganze ſchlanke Geſtalt, eine jener Geſtalten, welche die Dichter des Nordens mit der Tanne, die des Südens mit der Palme vergleichen. Es war ein ſchönes Paar, das ſich da in der Einſamkeit der Mitternacht in einer entlegenen Dachſtube gegenüberſtand, und alle holden und gefährlichen Möglichkeiten der Jugend ſchwebten über ihren Häuptern. Sie fühlten wohl ihre Mächte durch den „Dämmer weben“ und ſie neigten ihre jungen Häupter und ſchwiegen.

„Eckhardt war der Erſte, der wieder das Wort ergriff. „Und was jetzt?“ fragte er mit der tiefſten Unterthänigkeit, „was befehlen Sie, daß ich jetzt beginne?“

Minna ſah eine Zeit lang nachdenklich auf den Boden, dann dem Fragenden ins Geſicht und ſagte: „Man wird wohl die ganze Nacht hindurch nach den Aufſtändiſchen ſuchen, und beſonders in den Straßen, die an den Kampfplatz ſtoßen. Sie könnten mit dem erſten Schritte aus dem Hauſe Ihren Verfolgern in die Hände fallen. — es iſt wohl am beſten, Sie bleiben für jetzt hier in dieſer Stube.“

„Hier?“ fragte Eckhardt verlegen.

Die Verlegenheit wirkte anſteckend auf das Mädchen. Sie ſchlug wieder die Augen nieder und ſtotterte: „Ich weiß Niemand hier im Hauſe, dem ich Sie anvertrauen möchte:

„Haben Sie keinen Vater oder Bruder?“

„Einen Vater,“ erwiederte Minna — „er iſt gut und obwohl nicht Ihrer Meinung und Partei, wären Sie gewiß ſicher bei ihm geborgen. Aber er iſt etwas ängſtlich und es könnten ihm, wenn er einen Revolutionär verbirgt, größere Gefahren daraus entſtehen, als mir. Es iſt beſſer, er erfährt nichts von Ihrer Anweſenheit.“

„In Ihre Hände, mein Fräulein, gebe ich mich ganz und gar, und erlauben Sie mir, hinzuzufügen, daß ich mich Ihnen mit einem Gefühl beſonderer Genugthuung anvertraue. Verfügen Sie über mich, ſeien Sie mein Schickſal — ich wünſche mir kein ſchöneres.“

Bei dieſen Worten drückte er ihre Hand, die er ergriffen hatte, um ſie ſogleich wieder fallen zu laſſen. Wieder verlegen, ließ er ſeine Blicke durch die kleine Stube ſchweifen. Es war der ächteſte Mädchen-Aufenthalt. Einige alte Möbel, ein Bett mit Vorhang, einige kleine Bildchen an der Wand; eine Anzahl von Büchern und Schreibmaterial mit alten Schulheften neben einer Waſſerflaſche, einer Kaffeetaſſe und einer Uhr, die nicht ging, auf der Kommode, bildeten den ganzen Hausrath, und über Alles war ein Duft der Reinlichkeit und der Jungfräulichkeit ausgegoſſen. Die Dunkelheit, in die Anfangs die Stube getaucht geweſen, hatte Minna benützt, um ſich anzukleiden und Alles in Ordnung zu bringen, daß es jetzt nach Mitternacht, hier ſo ausſah, wie ſonſt um neun Uhr Morgens. Eckhardt, der ſich gewiſſe Fauſt-Scenen immer in die alte Reichsſtadt Frankfurt verſetzt dachte, erinnerte ſich bei dieſem Anblick an Gretchens Zimmer, fühlte aber nichts von dem Mephiſtofeles in oder neben ſich, von dem er ſich manchmal einbildete, daß ein Stück in ihm ſtecke. Minna zeigte auf einen alten Strohſeſſel und gehorſam ſetzte er ſich hin, als ob er ohne beſondere Erlaubniß nicht wieder aufſtehen wollte. Gerührt von ſeiner Haltung und Fügſamkeit, ſetzte ſich ihm Minna gegenüber und fühlte ſie die Pflicht der Wirthin, es ihm hier heimiſch zu machen. Sie brachte das Geſpräch auf den Kampf und er erzählte abwechſelnd in begeiſterten und entrüſteten Worten. Und ſie blickte ſelbſtvergeſſen, ſeinen Worten wie ſeinen Gefühlen folgend, in die glühenden Augen und auf den ſchönen beredten Mund. Wie ſchnell begann den Beiden die Zeit zu verſtreichen und nach wie kurzer Zeit fühlten ſie ſich als alte Bekannte! Paul Eckhardt erholte ſich auch mehr und mehr von der Befangenheit, in die ihn das ernſthafte Weſen ſeiner Beſchützerin verſetzt hatte, und ging nach und nach in den Ton über, den das Gefühl der alten Bekanntſchaft natürlich machte. Plötzlich hielt er inne, als ob ihn eine neue Empfindung überkäme, und ſenkte ſeinen ſchönen Kopf gedankenvoll in die Hand.

„Was iſt Ihnen?“ fragte Minna beſorgt.

„Verzeihen Sie,“ bat er lächelnd, „verzeihen Sie, ich bin hungrig. Seit zwölf Uhr ſtand ich hinter der Barrikade, dann die heftige Bewegung der Reiſe über die Dächer — und dann — auch die patriotiſche Aufregung macht Appetit. Ich bin nun einmal Ihr Gaſtfreund —“

Minna erhob ſich lächelnd, entſchuldigte ſich, nicht ſelbſt an dieſe Möglichkeit gedacht zu haben, holte einen Schlüſſelbund aus einer Schürzentaſche und ging zur Thüre hinaus, wo ſie die Schuhe vom Fuße zog, um unhörbar auf den Strümpfen in den dritten Stock zu ihrem Speiſeſchrank hinabzuſteigen. Als ſie nach kaum zehn Minuten mit einem wohlbedeckten Teller in die Dachſtube zurückkehrte, ſaß Paul mit dem Kopfe an die Kommode gelehnt und war in den tiefſten Schlaf verſunken. Minna ſetzte leiſe den Teller hin, holte ein Kiſſen aus ihrem Bette und ſchob es ſanft zwiſchen die ſcharfe Kante und den Kopf des Schläfers, ohne ihn zu wecken. Dann ſtellte ſie ſich, das Licht vorſichtig mit der Hand bedeckend, vor ihn hin, betrachtete ihn lange und dachte: „Wie ſchön iſt er! Wie glücklich bin ich, ihn gerettet zu haben und vielleicht noch etwas für ihn thun zu können!“ — Dann ſetzte ſie ſich ihm gegenüber und fuhr mit mehr Muße in ihrer Betrachtung, vielleicht auch in ihren Träumen fort, bis auch ihre Jugend „dem kindlichen Gott, dem Gott der Kindheit“ erlag. Und als die Sonne aufging, beleuchteten ihre Strahlen, die bequem durch die breiten Spalten des Ladens drangen, eine über den Rand des Leuchters herabgeſchmolzene Kerze und zwei Schläfer, deren tiefe Athemzüge geſund und friſch auf rhythmiſche Weiſe die ſtille Stube erfüllten.

2.

Als Paul erwachte, fand er ſich allein. Halb verſchlafen, öffnete er den Laden und ſah gähnend über die Dächer hin, bis ihm einfiel, welche Rückſichten er ſeiner Retterin ſchuldete und er ſich zurückzog. Wie ein unglückliches Omen fiel es ihm auf, daß er, als er in der Nacht durchs Fenſter geſtiegen, Minnas Blumen vor demſelben zum großen Theile zertreten hatte. „Gutes, holdſeliges Geſchöpf,“ dachte er, „ſollte ich beſtimmt ſein, die Blumen Deines Lebens zu zertreten?“ Aber er war nicht der Mann, traurige Ahnungen und Gedanken in ſich aufkommen zu laſſen. Wie er geſtern über Höhen und tiefe Gaſſen dahingeſprungen war, ſo war ſein jugendlicher Geiſt daran gewöhnt, heiter über Abgründe zu ſpringen. Er dachte nur an Minna, an die Anmuth, in der ſie vor ihm geſtanden, an ihre Güte und Schönheit, und endlich an das liebenswürdig ernſte, achtunggebietende Weſen ihrer ganzen Erſcheinung. Er hielt es für ſeine Pflicht, die verborgene Mädchenſtube, in der er ſich mit Ehrfurcht umſah, und in der er während der Abweſenheit der Beſitzerin nichts zu berühren wagte, ſobald als möglich zu verlaſſen; aber er mußte ihre Rückkehr abwarten, um ihr zu danken und vor Allem, um ſie noch einmal zu ſehen und um ſich ihr Bild in ſein dankbares Herz für immer einzuprägen. Er ſetzte ſich wieder ruhig hin, und ſonderbarer Weiſe traten von ſeinen geſtrigen Erlebniſſen nur die letzten ſchönen Scenen, in denen ſchon Minna eine Rolle ſpielte, vor ſeinen Geiſt. Sie ſchwebte ihm in unendlicher Lieblichkeit vor und er war begierig, ob ſie ihm heute bei kälterem Blute und nüchternem Tageslichte ebenſo erſcheinen werde?

Es war ſchon ziemlich ſpät, als Minna mit einer Kaffeemaſchine in der Hand eintrat. Paul ſprang ihr entgegen und küßte ihr die Hände. Minna ſtand betreten und that einen Schritt rückwärts, als ob ſie wieder die Stube verlaſſen wollte.

„Das galt meiner Retterin,“ ſtammelte er entſchuldigend, und ſie trat wieder lächelnd vor, ſtellte die Maſchine auf den Tiſch und begann den Trank zu brauen. Sie ſetzte ſich hin und blickte in die Spiritusflamme; ſo that auch Paul und man hörte nichts in der Stube, als das Brodeln des Waſſers und das Singen der Maſchine. Aber auf dem Geſichte der beiden jungen Leute lag ein ſchüchternes, in Verlegenheit ſchweigendes Glück.

Der Kaffee war fertig und Paul weigerte ſich, ihn zu berühren, wenn Minna ihm nicht Geſellſchaft leiſtete, und ſo wurde der Trank in einer Taſſe und einem Glaſe gemeinſchaftlich genoſſen und löſte die Zungen und Paul vergaß ſeinen Vorſatz, die Stube zu verlaſſen. Er erinnerte ſich deſſen erſt, als es eilf Uhr ſchlug und Minna ſich erhob, um das Mittageſſen für ihren Vater zu bereiten, der in einer Stunde von der Bibliothek heimkehren ſollte.

Paul ergriff ſeinen Hut und wollte Abſchied nehmen. Aber es war ihm mit einem Male zu Muthe, wie ihm in ſeinem Leben noch nie zu Muthe geweſen; er fühlte zum erſten Male, was ein Abſchied ſei, ein ſolcher Abſchied, dem alle Worte nicht genügen und der zum Schweigen verdammt iſt. Er ergriff ihre Hand und ſie fühlte, wie er zitterte. Sie hatte kaum den Muth, ihm ins Geſicht zu ſehen, das er geſenkt hatte und das erblaßt war, während ſich ſeine Lippen tonlos bewegten.

„Was wollen Sie?“ fragte Minna und hatte bei dieſem Anblicke auch nicht den Muth, ihre Stimme über ein deutliches Flüſtern zu erheben.

„Fort,“ ſtieß er heftig heraus und wandte ſich ab.

„Unmöglich,“ erwiderte jetzt Minna kräftiger und mit Entſchiedenheit — „ich habe mich heute ſchon umgeſehen und erkundigt — die Aufregung iſt groß, es wird noch auf die Aufrühreriſchen gefahndet — die Thore der Stadt ſind alle geſchloſſen und man hat Urſache, zu glauben, daß ſie von verkleideter Polizei bewacht ſind — Sie rennen in Ihr Verderben, wenn Sie ſich jetzt ſchon auf die Straße wagen —“

„Es kennen mich hier nur Wenige,“ ſagte Paul beruhigend, „die Polizei muß nicht wiſſen, daß ich hinter den Barrikaden geweſen.“

„Das ſieht man Ihnen auf hundert Schritte an,“ lächelte Minna und fügte leiſe hinzu: „Und dann — Sie haben ein ſo auffallendes Geſicht, daß der Späher, der Sie nur einen Augenblick bei den Revolutionären geſehen, es gewiß nicht vergeſſen hat.“

„Geben Sie mir eine Scheere,“ bat Paul, „ich will Haare und Schnurrbart abſchneiden und mich ſo entſtellen, daß mich kein Poliziſt der Welt wieder erkennen ſoll.“

Minna ſah ihn von der Seite an, ſchüttelte den Kopf und ſagte: „Was würden Ihre Freunde ſagen, wenn ſie Sie nicht wieder erkennen? Es würde auch nichts nützen, mit dem Haarabſchneiden können Sie ſich nicht unkenntlich machen. Sie ſind mir vom Schickſal anvertraut, ich muß für ihre Sicherheit ſorgen; bleiben Sie hier, bis ich Ihnen Nachrichten bringe, daß Ihre weitere Flucht, ohne zu große Gefahren, möglich iſt. Ich will weitere Erkundigungen einziehen.

„Aber wenn man erfährt, daß Sie mich hier verborgen haben,“ ſtotterte Paul, „ich meine nicht die Polizei, ſondern die Leute — Ihr Vater — mein Fräulein — Ihr Ruf — mein Leben, meine Freiheit ſind mir nicht ſo viel werth, daß ich darum nur ein Stäubchen auf Ihren Ruf, nur eine Sekunde Verdruß Ihrem guten Herzen —“

Paul hatte während dieſer Worte ihre Hand ergriffen und ein Gefühl, das ihn plötzlich überwältigte, trieb ihm die Thränen in die Augen. Minna bemerkte das wohl; ſie drückte die Hand, welche die ihrige ergriffen hatte, mit offener Herzlichkeit und bat ihn, ſich darüber zu beruhigen. Sie hoffe mit Vorſicht und Klugheit die Pflichten vereinigen zu können, die ſie ſich und ihrem Schützling gegenüber zu erfüllen habe. Sie bat ihn ferner, ſich ſtille zu verhalten, nicht ans Fenſter zu gehen und nahm ihm das Wort ab, während ihrer Abweſenheit keinen Entſchluß zu faſſen. Doch erlaubte ſie ihm, wenn ihm die Stube zu enge ſei, ohne Lärm in den Räumen des Speichers vor ihrer

Stube zu luſtwandeln. Es ſei keine Gefahr der Ueberraſchung da, da man die Treppe, die heraufführt, und die Thüre, die ſie ſchließt, krachen höre, ſobald ſich Jemand nähere.

„Sie iſt ein Engel! Mein Glück, mein guter Genius hat mich zu ihr geführt! Ein ſolches Mädchen iſt mir nie begegnet! Sie iſt ſchöner und beſſer, als alle meine Ideale. O, um wie viel poetiſcher kann doch die Wirklichkeit ſein, als alle Poeſie! Wenn mich ein ſolches Mädchen, wenn mich dieſe lieben könnte, wie glücklich wäre ich, was wäre ich auszuführen im Stande!“ Dieſe und ähnliche Ausrufe wiederholten ſich in der kleinen Stube, nachdem ſie Minna verlaſſen hatte. Mehr als einmal überraſchte ſich Paul Eckhardt auf Selbſtgeſprächen. Es fiel ihm nicht ein von der Erlaubniß, unter dem Dache zu luſtwandeln, Gebrauch zu machen; er fühlte ſich zu wohl in der kleinen Stube, und als Minna gegen Ein Uhr wiederkehrte, um ihm ſein Mittageſſen zu bringen, fand ſie ihn an die Wand gelehnt, wie er mit einem Bleiſtifte auf dieſelbe Verſe ſchrieb. Aber ſie las ſie nicht und verließ ihn gleich wieder, da ihr Vater dieſen Nachmittag zu Hauſe blieb, ſie ihm eine Zeit lang Geſellſchaft leiſten und dann der näheren Erkundigungen wegen ausgehen müßte. Doch wurde ihm die Zeit nicht lange in ſeiner Einſamkeit, trotz der Sehnſucht, mit der er der Rückkehr Minna's entgegenſah. Er ſchrieb eben Verſe und dichtete ſich in ein Glück hinein, in dem ihm die Stunden vergingen, wie in den Gärten Armidas. Dann betrachtete er jeden Gegenſtand, hatte jetzt auch den Muth, Alles zu berühren und Alles erzählte ihm von ſeiner Gaſtfreundin. Es war ſchon dämmernder Abend, als ihm zwei Dinge an ihm ſelbſt auffielen; einmal, daß er, ſeit er in dieſer Stube verweilte, ganz und gar das Rauchen vergeſſen, die Cigarre oder Pfeife, ohne die er ſonſt nicht zwei Stunden leben konnte, und dann, daß er alle Gegenſtände im Zimmer berührt und betrachtet, aber den Bettvorhang auch nicht eine Sekunde lang gelüftet hatte. Bei dieſer letzten Bemerkung ſagte er ſich, wie ſchlecht die Menſchheit ſich ſelbſt beurtheile, und wie ſie vorzugsweiſe mit ihrer Ueberwachung der Jugend Unrecht thue. Er wußte, wie heilig ihm Minna war uud wie er des höchſten Muthes, ja des Rauſches bedurfte, um nur ihre Hand zu berühren.

Sie kehrte erſt ſpät am Abend zurück und ihre Nachrichten beſagten, daß ſich hier unten nichts geändert hätte, daß Paul Eckhardt alſo auch ſein Verſteck nicht verlaſſen könne. Es ſchien ihm unmöglich, wenn auch höchſt wünſchenswerth, länger zu bleiben. „Die

Behörden der guten Stadt Frankfurt,“ ſagte er, „werden nicht zu grauſam mit uns ſein; ich muß es wagen.“

„Wir ſind nicht Herren im eigenen Hauſe,“ berichtigte Minna, die dieſen Nachmittag viel herum gehört und in ihrer Beſorgniß um Paul Eckhardt die Lage der Dinge mit weiblichem Inſtinkte begriffen hatte — „der Reichsverweſer hat ſeine Polizei, und hinter ihm ſtehen Preußen und Oeſterreicher, die nach Willkür in unſerer Stadt wirthſchaften. Es wagt es Niemand vorauszuſagen, welches Verfahren ſie gegen die Revolutionäre einſchlagen werden. Jedenfalls müſſen wir beobachten und abwarten.“

„Und ich?“ fragte Paul.

„Sie bleiben hier,“ ſagte Minna entſchieden.

„Unmöglich!“ rief Eckhardt, „ich würde es mir nie vergeben, Sie meiner Sicherheit wegen bloßgeſtellt zu haben. Sie ſind noch ſo jung, Minna, Sie wiſſen noch nicht, was es bedeutet, in ihrer Stube und geheim —“

„Ich weiß es ſehr wohl,“ fiel ihm Minna raſch ins Wort; „aber ich weiß auch, was ich wagen muß, was mir mein Herz gebietet, wenn es ſich darum handelt, die Zukunft, die Freiheit, vielleicht das Leben eines jungen Mannes zu retten, der noch ſeinem Vaterlande dienen kann, an dem vielleicht das Glück und die

Liebe theurer Perſonen, die Liebe von Mutter und Geſchwiſtern hängt —"

Paul ſchüttelte traurig den Kopf. „Sie können mich in dieſer Beziehung ruhig gehen laſſen," ſagte er bitter lächelnd — „kein Vater, keine Mutter, keine Geſchwiſter — ich kenne nichts vom Glücke ſolcher Liebe und vom Glücke einer ſolchen Beſorgniß. Wenn ich in meinem Gefängniſſe verſchwinde, wird nur ein Onkel behaupten, daß mir Recht geſchehen, aber Niemand wird um mich trauern. Ich bin ein Waiſe, allein."

„Allein?" widerholte Minna gerührt. „Umſomehr iſt es Pflicht, für Sie zu ſorgen."

Paul ergriff Minna's Hände und drückte ſie heftig an ſeine Lippen, dann ſprang er der Thüre entgegen. Aber Minna war raſcher; ſie verſtellte ihm den Weg und wollte ihm eben mit Kraft gebieten, zurückzuweichen, als ſie zwei Thränen bemerkte, welche aus Pauls Augen herniederfloßen. Sie ließ den Kopf ſinken und ſtreckte ihm beide Hände entgegen. Er faßte ſie wieder und ſank in demſelben Augenblicke ihr zu Füßen. „Minna," ſtotterte er unter Schluchzen, „es iſt mir, als wären mir alle Verluſte erſetzt, die Sie mich jetzt beweinen ſehen. Ich kenne Sie noch nicht vierundzwanzig Stunden, aber ſchon haben Sie mit Muth und Aufopferung mehr für mich gethan, als wohl je ein Menſch für mich thun wird. Ich bleibe; Sie haben über mich zu gebieten. Ich beſchwöre Sie, glauben Sie nicht, daß ein überſtrömendes Gefühl der Dankbarkeit oder Pflicht und Beſorgniß für ihren Ruf jetzt aus mir ſprechen; nein, es iſt eine Stimme, die aus dem tiefſten Innern meines Herzens ruft und die es mir ſchon heute den ganzen Tag zuruft, daß ich Sie liebe, daß ich Ihnen ewig angehören werde. Weiſen Sie mich nicht zurück, nehmen Sie meine Liebe an, meine Liebe und Werbung um Sie. Seien Sie mein Weib und ich kann Ihnen mit größerer Ruhe gehorchen und hier bleiben. Alles will ich für meine Rettung thun, wenn ich nur weiß, daß ich mein Leben, meine Freiheit, alle meine Kräfte für Sie errette."

Er drückte ſeine Stirne an ihren Fuß, während ſie ſich zitternd an die Thüre ſtützte. Sie ſchwiegen Beide. Die Dämmerung hatte ſich bereits in Dunkelheit verwandelt, als Paul wieder den Kopf erhob und flehte; „Wenn nur ein leiſes Echo der Gefühle, die mein ganzes Herz erfüllen, in Ihnen wiederklingt, ſo antworten Sie mir, geben Sie mir ein tröſtliches Wort."

Minna bückte ſich zu ihm herab, und ſagte leiſe: „Stehen Sie auf, bleiben Sie — ich verſpreche Ihnen, daß Sie ſich, wenn Sie es wollen, für mich retten."

Eckhardt ſprang auf, wie von einer Feder emporgeſchnellt und die beiden jungen Herzen ſchlugen aneinander in dem glückſeligen Gefühle einer erſten Liebe. Sie waren Beide ſo jung!

3.

Unten in den Straßen und Häuſern tobten noch immer die Leidenſchaften; man begrub Gefallene, man haderte über Gräbern und am Familientiſche; im Parlamente donnerten Reden voll Anklagen und Gegenanklagen; Gefängniſſe füllten ſich, die Straßen waren von Soldaten durchzogen, während man die Bürger entwaffnete. Flüchtlinge überſchritten bereits die Grenzen des Vaterlandes. Ueberall und in immer weiteren Kreiſen fühlte man die traurigen Nachwirkungen des 18. Septembers, und die Stadt, in welcher Deutſchlands Größe und Freiheit geſchaffen werden ſollte, war traurig, unendlich traurig, unheimlich. Aber oben in der Dachſtube jenes Hauſes in der engen Seitengaſſe ſpielte und webte die glücklichſte Idylle. Da lebten zwei glücklich Liebende, zwei Verlobte, in traulicher, von keiner Seele geahnter Abgeſchiedenheit. Nichts ſtörte ſie; ſie konnten ſich ganz ihren Träumen von einer ſchönen Zukunft und ganz dem ſchönen Momente hingeben.

Wer erwartet eine Schilderung ſolchen Lebens?

Anſtatt aller Schilderung, ſagen wir nur: ſie war ſiebzehn, er zweiundzwanzig Jahre alt, und ſie liebten ſich. Mehrere Male ging die Sonne über ihrem Verſtecke auf und nieder — wie viel Zeit für all die tauſend reizenden Kleinigkeiten, für die Spielereien des Herzens und der Phantaſie, wie für die großen Gedanken, die heldenmüthigen Entſchlüſſe, die Opfer und Hingebungen, die alle zugleich in der Liebe ſolcher Jugend Platz haben.

„Was die erſte Liebe ſo verklärt,
Das iſt der Glaube, daß ſie ewig währt,"

und was der Liebe dieſer Beiden außerdem eine gewiſſe Weihe gab, war das Bewußtſein, daß ſie viel zu kämpfen und zu dulden haben würden, daß Ihnen eine lange Trennung und damit eine große Probezeit bevorſtehe, durch die ſie ſich ihres Glückes würdig machen ſollten. Paul war in den Augen ſeiner Geliebten ein Märtyrer, der ſo frühzeitig für ſein Vaterland zu leiden hatte; die Treue, die Ausdauer eines ſolchen Mannes zu bezweifeln, hätte ihr ein Verbrechen geſchienen. Und ihm war Minna ein Geſchenk der Vorſehung, beſtimmt, ihn immer zu beglücken, beſtimmt, ihm ins Exil die ſüßeſte Erinnerung an das Vaterland mitzugeben. Daß Paul in die Verbannung wandern ſollte, das trübte das Glück der Liebenden nur wenig; ſie waren beide zu ſehr von der Zukunft des

Vaterlandes überzeugt, ſie erwarteten mit Zuverſicht eine große Erhebung des deutſchen Volkes, und zwar in naher Zeit; und dieſe nahe Zeit würde ſie mitten im Jubel der allgemeinen Befreiung wieder zuſammenführen. Und wenn dieſes unglückſeligerweiſe nicht der Fall ſein ſollte, ſo fühlte ſich Paul Eckhardt ſtark genug, um ſich auch auf fremder Erde eine bleibende Stätte zu gründen und Minna würde ihm auf den erſten Ruf in die Fremde folgen, und wäre es über den Ocean nach Amerika oder Auſtralien.

Und es ward Abend und es ward Morgen und die glückſeligſte Woche war mit unzähligen und unerzählbaren Ereigniſſen durch die kleine Stube gegangen. Gefühle, Worte und Thaten hatten die Liebenden mit dem Bewußtſein ihrer Unzertrennlichkeit erfüllt, und Paul hatte die poeſievollſte Häuslichkeit, den ſchönſten Duft einer glücklichen Verbindung kennen gelernt, als endlich die Stunde der Trennung herbeikam. Minna hatte täglich und treu vom Stande der Dinge berichtet; am achten Tage mußte ſie berichten, daß die Verfolgungen nachgelaſſen, da man die Hauptſchuldigen des Aufſtandes bereits in den Gefängniſſen oder in Sicherheit jenſeits der Grenze glaubte, und daß man ungehindert durch alle Thore Frankfurt verlaſſen könne.

Dieſer letzte Nachmittag ging abwechſelnd in

Schweigſamkeit und in berauſchenden Beweiſen gegenſeitiger Liebe hin. Spät Abends erhob ſich Minna, ſetzte ihren Hut auf, hüllte ſich in ein großes Tuch und ergriff die Hand des Geliebten. Er ſtand unbeweglich und wie eingewurzelt. Aber ſie zog ihn ſanft zur Thüre — noch einmal ſah er zurück, dann folgte er ihr wie ein Nachtwandler, bis er ſich mit einem Male unten in der dunklen Straße fand. Sie lehnte ſich an ſeinen Arm, zog ihm den breiten Rand ſeines Hutes tiefer in die Stirne und ſchweigend und mäßigen Schrittes ging es dem Bockenheimer Thore zu, dann die Promenade entlang, zwiſchen den Landhäuſern hin auf die Straße, die gegen Höchſt und Mainz führt. Erſt jenſeits der alten Warte machte Minna Halt.

„Haſt Du den Paß?“ fragte ſie, das Papier meinend, das ſie durch eine Kouſine ihrem Bruder hatte entwenden laſſen.

Paul antwortete kaum; er war nicht ſo ruhig wie ſie, um in dieſem Augenblicke an ſeine Sicherheit denken zu können. Anſtatt der Antwort ſchloß er ſie in ſeine Arme und bedeckte ihr Geſicht mit Küſſen. Dann ſchwor er ihr noch die heiligſten Eide ſeiner Liebe und flehte ſie an, ihn nicht zu vergeſſen. Minna hing mit beiden Händen an ſeinen Schultern, wandte ihn dem Mondlichte zu, um ihm noch einmal und recht lange ins

Geſicht zu ſehen und hörte kaum, was er ſchwor und flehte. Noch einmal, ſo wollte er, ſollte ſie ſich zu ihm hinſetzen, auf den Rand des Weges, aber ſie weigerte ſich, drückte ihn noch einmal an ihre Bruſt, ſtieß ihn ſanft der Richtung zu, in der er weiter gehen ſollte, und eilte laufend gegen die Stadt zurück.

4.

Es iſt nicht der Zweck dieſer Blätter, die Fahrten und Abenteuer Paul Eckhardt's auf der Flucht und auf fremder Erde ausführlich zu ſchildern. Es war eben ein Flüchtlingsleben, wie hundert andere. Fünf Tage, nachdem er Minna verlaſſen, überſchritt er glücklich die franzöſiſche Grenze und vor Ende Oktober ſaß er ſchon in Metz und hatte er ſich als Lehrer deutſcher Sprache in der Zeitung angekündigt. Sein Oheim, der Notar in der Pfalz, der ihn bis jetzt hatte ſtudiren laſſen und dem er von Metz aus geſchrieben, hatte ihn in zwei Zeilen auch ſchon wiſſen laſſen, daß er es nie mit den Revolutionären zu thun gehabt und daß er auch jetzt und in Zukunft mit Revolutionären nichts zu thun haben wolle. Die kleine Baarſchaft, die Paul Eckhardt am Tage des Aufſtandes in der Taſche hatte, ſowie der Erlös ſeiner Uhr, die er in Alzei verkaufte, waren dahin, nachdem er ſich in Metz kaum eingerichtet hatte. Die Noth war eben im Begriffe an ſeine Thüre zu klopfen, als er vier Fünfthalerſcheine in ſeiner Seitentaſche entdeckte. Woher kam dieſe Hülfe in der Noth? Paul Eckhardt bedeckte die Scheine mit ſeinen Küſſen; er zweifelte nicht einen Augenblick, daß er die ganze Sparkaſſe Minna's in Händen hatte. Er nahm ſich vor, die Summe unangetaſtet zu laſſen, ſie als ein heiliges Andenken, als eine Erinnerung an ihre Liebe und Güte aufzubewahren, um ſie ihr in Zukunft, in ſchönen Stunden immer wieder und wieder zu zeigen. Aber in Metz ſchien man damals kein ſtarkes Bedürfniß nach der Kenntniß der deutſchen Sprache zu empfinden; die Schüler blieben aus und auch Notare und Advokaten, denen er in einer zweiten Annonce ſeine Dienſte anbot, waren mit Schreibern verſehen. Die Frau, bei der er gemiethet hatte, drängte; er ſchuldete ihr bereits einen Monat Miethzins und das Frühſtück, ſeit vielen Tagen die einzige Mahlzeit, die er einnahm. Was war zu thun? Der Gedanke, von Minna's Gelde zu leben, hatte trotz Allem etwas Liebliches; jeder Biſſen Brod mußte ihn an ſie erinnern. Die Thalerſcheine wurden zum Wechsler getragen. Bevor ſie ganz aufgezehrt waren, hatte ſich doch eine, bald eine zweite Stunde gefunden; zufällig machte Paul Eckhardt auch die Bekanntſchaft eines obscuren Schriftſtellers, der den

Ehrgeiz hatte, in eine fremde Sprache überſetzt zu werden, obwohl er in der eigenen noch nicht gedruckt war. Paul überſetzte ſein langweiliges Werk und erhielt drei Franken per Bogen. Er war zufrieden. Er dachte nicht daran, ſich in der Fremde eine bleibende Exiſtenz zu gründen, überzeugt, wie er war, daß ihn ſchon in den nächſten Monaten oder Wochen eine große Umwälzung in die Heimath zurückführen werde. Wenn er nur, und ſei es auch in der elendeſten Weiſe, ohne zu verhungern, über dieſe Wochen oder Monate hinwegkam. An Minna hatte er gleich bei ſeiner Ankunft in Metz geſchrieben, nach dieſem erſten Briefe wartete er, bis er ihr gute Nachrichten geben könnte. Er wartete ſo von Woche zu Woche und die erhoffte Zeit kam nicht, wohl aber kam der Frühling und mit ihm ſchienen ſich ausnahmsweiſe die Flüchtlings-Hoffnungen, jene zäheſten aller Täuſchungen, verwirklichen zu wollen. Der Aufſtand in Baden brach los. Paul ließ ſeine Schüler und ſeinen langweiligen Autor im Stiche und ſtand auf deutſchem Boden mit unter den Erſten in Reih und Glied. Er war nach der Pfalz geeilt, weil er dort in ſeiner engern Heimath beſſer glaubte wirken zu können, und weil er dort Frankfurt näher war. Schon ſah er ſich im Geiſte als Sieger in dieſelbe Stadt einziehen, aus der er an Minna's Seite geflohen war, an derſelben Stelle vorbei, wo er mit zeriſſenem Herzen von ihr Abſchied genommen. Nichts wollte er ſich um den Jubel der Bevölkerung kümmern, nichts um die Blumen, welche Jungfrauen den Siegern auf den Weg ſtreuen werden. Er wird ſich durch die jubelnde Menge fortſchleichen und hinaufeilen in die kleine Dachſtube, in die Heimath ſeines Glückes.

Aber Bamberger führte die Pfälzer Aufſtändiſchen über den Rhein nach Baden — und der Reſt iſt bekannt. Im Juli befand ſich Paul Eckhardt mit einem Herzen voll zertrümmerter Hoffnungen wieder als Flüchtling in Straßburg und bald mußte er auf Befehl der franzöſiſchen Regierung ſich von der deutſchen Grenze weiter entfernen, und er wanderte nach Beſançon. Und da er in Beſançon hungerte, trieb es ihn immer weiter, bis die lange nordiſche Geſtalt mit den langen blonden Haaren an einem ſonnigen Wintertage die Bevölkerung von Avignon in Verwunderung ſetzte.

Es waren um dieſe Zeit an fünfzehn Monate vergangen, ſeit er von Minna Abſchied genommen; ſeit vielen Monaten wußte ſie nicht, wohin ſie dem Irrenden ihre Worte des Troſtes und der Liebe nachſenden ſollte, und er hatte nach ſo vielen geſcheiterten Hoffnungen nicht den Muth, ihr zu ſchreiben. Die Jugend, die ſich Alles möglich glaubt, die ſich ſtark genug wähnt, um alle Hinderniſſe zu beſiegen, ſchämt ſich, ſobald ſie die Erfahrung vom Gegentheile macht, des Unglücks. Wie ein Prophet, mit der größten Zuverſicht, hatte er ihr vom Siege der Freiheit geſprochen — und wie ſah es jetzt in Deutſchland aus! Mit eben ſo großer Zuverſicht hatte er ſeine Kraft gerühmt, die ihm trotz aller Widerwärtigkeiten, ſei es wo immer, eine Exiſtenz ſchaffen werde — und jetzt irrte er, ein dreiundzwanzigjähriger Jüngling, ſchlimmer als ein Bettler, obdachlos, freundlos, hülflos in ferner Fremde umher, ohne Ausſicht, ſelbſt ohne die Hoffnung, die ſonſt den Flüchtling ſo ſpät verläßt, vor einem oder mehreren Jahrzehnten in die Heimath zurückzukehren. Und dann der Mangel, das Elend, welche die Zeit ſo unendlich dehnen, Wochen zu Jahren machen und Bilder der Vergangenheit in kurzer Zeit ſo ſehr verwiſchen, wie es ſonſt nur lange, lange Jahre vermögen. Auch Eckhardt war es nicht, als ob zwiſchen dem traurigen Jetzt und jenen glückſeligen acht Tagen, nur fünfzehn Monate lägen — eine Ewigkeit, ein grauer unendlicher Raum lag dazwiſchen, daß ſelbſt die Phantaſie vor dem Rückwege durch dieſe Wüſte erſchrack. Er empfand jenen vom großen Dichter erwähnten Schmerz der Erinnerung an glückliche Tage im Unglück, und er ſtrebte nach der Kraft, ſich von jener Erinnerung abzuwenden, ſo oft ſie vor ſeine Seele trat. Und von Natur aus zur Heiterkeit angelegt, trieb ihn ſein ganzes Weſen, ſich, ſo weit es von ihm abhing, vom Schmerzhaften abzukehren. Und was ſollte er mit ſeinen Briefen an Minna? War es nicht ein Verbrechen, das Schickſal dieſes holden Geſchöpfes länger an ſeine unglückſelige Exiſtenz zu knüpfen? War es nicht eine Pflicht, ſich von ihr vergeſſen zu laſſen, für ſie zu ſterben, ein Todter zu ſein, um ihr ihre Freiheit wieder zu geben? Darüber glaubte er im Klaren zu ſein, nachdem er eines Abends in der kleinen Manſarde eines alten weitläufigen Gebäudes, ſeiner ärmlichen Wohnung, lange auf- und abgegangen war, müde an der Wand lehnte und vor ſich hin murmelte:

„Ach, mehr und mehr im Abendhauch
Verweht Erinnrung. Bald zerſtiebt
Mein Erdenloos, dann weiß ich auch
Nicht mehr, wer mich geliebt.“

In Avignon war Paul Eckhardt bald eine bekannte Perſönlichkeit, denn noch immer war es wahr, was Minna geſagt hatte, daß man ſein Geſicht und ſeine Erſcheinung nicht ſo leicht vergißt, wenn man ſie auch nur einen Augenblick geſehen. Und Paul Eckhardt war immer in den Straßen zu ſehen; er zog fortwährend hin und her, in der Hoffnung, irgend wie Bekanntſchaften zu machen und Beſchäftigung zu finden. Auch zogen ihn die Eigenthümlichkeiten dieſer alten, höchſt intereſſanten Stadt an. Der alte Palaſt der Päpſte, die Kirche, die ehemals ein Herkules-Tempel geweſen, die maleriſchen und phantaſtiſchen Stadtmauern, die alte zerbrochene Brücke, die Ruinen von Klöſtern und Kirchen am andern Ufer der Rhone und vieles andere hiſtoriſch oder artiſtiſch Merkwürdige beſchäftigte ihn und ließ ihn manchmal während einer Stunde ſeiner unglücklichen Lage vergeſſen. Er friſchte ſein lange vernachläſſigtes Dilettantentalent als Zeichner wieder auf und blieb da und dort ſitzen, um in ſein Taſchenbuch zu zeichnen.

Aber auch in Avignon unter dem Himmel, unter dem Laura lebte und Petrarca ſang, ſcheint nicht immer die provençaliſche Sonne; es gibt Tage, an denen die Oleanderbüſche raſch ihres roſigen Schmuckes beraubt werden, die Granatbäume im Froſte zittern und die braune provençaliſche Roſe zitternd ihre Blätter zuſammenrollt. Da weht der Miſtral pfeifend durch die Straßen und trägt die Kälte des ſchneebedeckten Mont-Ventoux auf ſeinen Fittichen. Da ſchließen ſich alle Fenſter und die ſonſt ſo belebten Straßen ſind ausgeſtorben.

Ein ſolcher Tag trieb Paul aus ſeiner Stube, in die er ſich zuerſt vor dem Miſtral geflüchtet hatte. Er wollte ſich im Laufen erwärmen und eilte durch die verlaſſenen Straßen; aber der Miſtral drang leicht und mit argem Froſte durch die Sommerkleidung, in der er Baden verlaſſen hatte. Starr vor Kälte flüchtete er ſich in eines der Kaffeehäuſer am Theaterplatze, in denen ſich in ſolchen Tagen die Avignoneſen verſammeln. Bei der Menge der Gäſte konnte er ſich daſelbſt wärmen, ohne eine Taſſe Kaffee zu verlangen, die er nicht hätte bezahlen können. An einem Tiſche, im Hintergrunde des Kaffeehauſes ſitzend, befand er ſich einem Manne gegenüber, deſſen Geſicht ihm ſelbſt in Avignon, der Stadt der ungewöhnlichen Phyſiognomien, auffallen mußte. Es war der Antiquar, oder vielmehr Kurioſitäten-Händler Varlet, eine der bekannteſten Perſönlichkeiten der Stadt, von dem man ſagte, daß ſein Geſicht die größte Kurioſität ſeines Ladens, und daß er ſelbſt ſein beſtes Aushängeſchild ſei. Mund, Naſe, Augenbraunen und Stirne machten die ſonderbarſten Windungen und ſahen ſich um ſo komiſcher an, als bei aller Verzerrung aus allen dieſen Winkeln und Buchten die größte Gutmüthigkeit hervorlächelte. Man mußte lachen, ſobald man ihn erblickte. Er verfehlte ſeinen Eindruck auch auf den niedergeſchlagenen hungernden Flüchtling nicht. Paul zog Bleifeder und Papier aus der Taſche und begann zu zeichnen, und je länger er zeichnete, deſto mehr vertiefte er ſich in den Reichthum dieſer Abſonderlichkeit. Er blickte erſt von ſeiner Arbeit auf, als hinter ihm ein lautes Lachen und gleich darauf Händeklatſchen und ein vielfaches Bravo erſcholl. Das kam von der Menge der Zuſchauer, die ſich hinter ihm geſammelt, ihn bei der Arbeit belauſcht hatten und jetzt, da das Geſicht leibhaftig auf das Papier gebannt war, losbrach. Das Original wurde dadurch aufmerkſam gemacht und verlangte das Porträt zu ſehen. Paul war in Verlegenheit; er fürchtete, daß die Wahrheit der Zeichnung den guten Mann beleidigen werde. Aber weit entfernt, ſich beim Anblick ſeiner reproducirten Häßlichkeit zu erzürnen, ſtimmte der Antiquar ſelber mit ein in das Gelächter der Andern, rühmte das Porträt und verſicherte als Kunſtkenner, daß dieſer junge Mann ein ausgezeichnetes Talent beſitze. Dann ließ er einen prüfenden Blick über Paul ſchweifen, bemerkte das leichte Sommerröckchen, das vom Miſtral da draußen ſo arg abſtach, und bat den jungen Mann, ihm ſein Porträt für fünf Franken zu verkaufen. Und bevor ſich Paul deſſen verſah, hatte Herr Varlet das Blatt eingeſteckt und lagen die fünf Franken vor ihm auf dem Tiſche. Die Verſicherung des Kunſtkenners, daß der junge Mann ein ausgezeichnetes Talent beſitze, hatte auf das verſammelte Publikum einen um ſo größeren Eindruck gemacht, als ſein eigenes Porträt ein überzeugender Beweis für ſeinen Ausſpruch ſchien. Man bedachte nicht, daß ein Kopf wie der des Herrn Varlet, Jedem gelingen mußte, der auch nur die dilettantenhafteſten Begriffe von der Porträtirkunſt hatte. Unter den vielen Müſſiggängern, welche der Miſtral in das Kaffeehaus gejagt hatte und die nichts mit ihrem Nachmittage anzufangen wußten, fanden ſich Manche, die Zeit und Gelegenheit benützen wollten, um ſich auf billige Weiſe ihr Conterfei zu verſchaffen. Man machte Paul vielfache Anträge, und er ging ſogleich und muthig ans Werk. Vor Abend waren noch drei mehr oder weniger gelungene Köpfe aufs Papier geworfen und Paul verließ als ein glücklicher Menſch mit zwanzig Franken in der Taſche das Kaffeehaus. Er hatte einen neuen Nahrungszweig gefunden, er hatte ſich bei Campe, dem trefflichen Reſtaurant Avignons, geſtärkt und alle Hoffnung kehrte mit jugendlicher Kraft in ſein Herz zurück. Die Bezahlung kleiner Schulden, obwohl ſie ihn um den Reſt ſeines Kapitals brachten, trug noch zur Erleichterung ſeines Gemüthes bei; heiter dachte er an die Möglichkeit, ſich weiter auszubilden und auf dieſe Weiſe ehrenhaft durchzuſchlagen, und dachte er wieder an die ferne verlaſſene Geliebte.

Am nächſten Tage wehte der Miſtral noch fort und er wanderte wieder in das Kaffeehaus. Auf dem Wege dahin blieb er vor einem Laden ſtehen und betrachtete mit Sehnſucht das Maler- und Zeichner-Material, Farben, Papiere und Stifte, die da im Auslage-Kaſten ſchön und lockend geordnet waren. Wie nützlich könnte mir das werden, wenn ich es nur bezahlen könnte, dachte er, vertröſtete ſich auf den Abend, da er vielleicht wieder etwas gewonnen haben werde und wollte eben weiter gehen, als er bemerkte, daß ihn vom Innern des Ladens aus Herr Varlet, ſein erſter Kunde, beobachtet hatte, und daß er ihm jetzt einzutreten winkte. Paul folgte der Einladung und verließ nach einer Viertelſtunde den Laden, wohlausgerüſtet mit Stiften, Kohlen, Zeichenpapieren, und das Alles trug er in einer einfachen zweckmäßigen Mappe, die ihm als Unterlage dienen konnte. So trat er ſtolz in das Kaffeehaus und ſah ſich in ſeinen Hoffnungen nicht getäuſcht. Er arbeitete dieſen und den nächſten Tag und gewann genug, um, bei einiger Sparſamkeit, wenigſtens den nächſten zwei Wochen ſorgenlos entgegenſehen zu können. Die Arbeit an einem öffentlichen Orte machte ihn raſch bekannt und er hieß in Avignon bald nur der deutſche Maler.

Aber der Miſtral wehte nicht immer und ſeine Porträts, obwohl er im Laufe der Arbeit Fortſchritte machte, gelangen auch nicht immer. Es kam bald eine Zeit, da er vergebens mit der Mappe unter dem Arm durch alle Kaffeehäuſer ging. Jederman wußte, was er ſuchte, aber die Zahl ſeiner Klienten war erſchöpft. Nach wenigen Wochen erträglichen Lebens trat wieder eine Epoche ein, die ganz derjenigen glich, welche der Bekanntſchaft mit Herrn Varlet vorhergegangen war. Wie traurig kehrte er oft in ſeine Manſarde zurück, wie traurig und manchmal wie ſchwach. Es vergingen oft Tage ohne Nahrung, ſein Geſicht wurde immer bleicher, ſeine ſchlanke Geſtalt bückte und beugte ſich unter der Laſt der Noth. Er hatte die Beobachtung gemacht, daß der Hunger weniger ſchmerze und langſamer wachſe, wenn man ausgeſtreckt daliegt, und ſo verbrachte er auf ſeiner Manſarde ganze Stunden in dieſer Lage, bis es ihn wieder hinaustrieb, um aufs Neue nach Nahrung zu ſuchen.

Er war in dieſer Zeit nicht unbeobachtet.

Das große, weitläufige Haus, ehemals der Sitz eines päpſtlichen Beamten und hohen kirchlichen Würdenträgers, gehörte einem Herrn Marſilly, deſſen Vater, obwohl einem alten patriciſchen Geſchlechte aus der päpſtlichen Zeit und der legitimiſtiſchen Partei angehörend, es als Nationalgut von der Revolution gekauft hatte. Man erzählte, daß er das ganze große Haus der Nation mit dem Werthe der broncenen Thüre an demſelben bezahlte. Der jetzige Beſitzer bewohnte nur einen kleinen Theil des erſten Stockwerkes, der aber doch aus einer großen Reihe von Sälen und Zimmern beſtand, und vermiethete den Reſt, der noch eine kleine Bevölkerung beherbergen konnte. Um in ſeine Manſarde zu gelangen, mußte Paul Eckhardt an der Thüre des Hausbeſitzers vorbei und ſo oft er in den letzten Wochen an dieſer Thüre vorüberkam, ebenſo oft ſtand Mademoiſelle Leonie Marſilly hinter dem kleinen engen Gitterfenſterchen dieſer Thüre, um ihn vorüberkommen zu ſehen. Der ſchöne junge Mann mit dem langen blonden Haare und dem blaſſen Geſichte, den ſie über ſich unter dem Dache wußte, hatte ihre Phantaſie gefangen genommen. Nun erfuhr ſie noch, daß er ein Künſtler war und ein Verbannter. Sie konnte nicht anders denken, als daß dieſer ſchöne Jüngling als Verbannter ein edles Opfer und als Künſtler ein Raphael ſei. Und nun ſah ſie ihn zu alldem noch ſo traurig, hinwelkend, wie er von Tag zu Tag mehr erbleichte, wie er ganze Tage auf ſeiner Stube in tiefer Einſamkeit verharrte, wie er ſich endlich elend und gebrochen die Treppe hinaufſchleppte. Es fiel ihr, dem Kinde des Reichen, das von Entbehrung keine Ahnung hatte, nicht ein, daß hinter dieſer Trauer nagender

Hunger, erdrückendes, äußeres Elend verborgen war. Ihre Sehnſucht, ihn kennen zu lernen, vielleicht ihn zu tröſten, wurde immer größer, und ein Vorwand, ihn herbeizuziehen, fand ſich ja leicht, da ſie nur ihr Porträt bei ihm beſtellen durfte. Herr Marſilly war nicht gewöhnt, ſeinem einzigen Kinde eine Bitte abzuſchlagen, und ſo wurde Paul eines Tages eingeladen, zum Beſitzer des Hauſes niederzuſteigen.

Herr Marſilly nahm Paul ſehr freundlich auf und ſtellte ihn ſeiner Tochter vor, deren Porträt er machen ſollte. Paul empfand die Schüchternheit, welche die Folge der Leiden iſt, unter deren Laſt er ſchmachtete, und er erſchien dem Mädchen, das ſich ſo viel Schönes und Großes in ihn hineingedacht hatte, deſto rührender. Sie wagte es kaum zu ihm aufzublicken und ſah der erſten Sitzung mit Zittern entgegen.

Leonie war ein kleines, ſchmächtiges, blaſſes Geſchöpf, deſſen ganze Erſcheinung ſo zu ſagen in den Augen aufging. Dieſe blickten groß und leidenſchaftlich aus tiefen Höhlen und machten den Eindruck, als ob ſie nur durch ihre Phantaſie, durch ihr Gemüth noch lebten. Sie war im Ganzen wie eine Flamme, die zu erlöſchen droht, wenn ſie nicht einen Gegenſtand findet, ſich daran zu klammern und die dieſen Gegenſtand ſucht. Bei ihrer ſüdlichen Leidenſchaftlichkeit und raſchen Entſchloſſenheit des Herzens war Paul dieſer Gegenſtand lange bevor er ihr vorgeſtellt worden, und wäre er zur Zeit nicht ſo ſehr niedergedrückt und ganz und gar von ſeinem Elend beherrſcht geweſen, er hätte es ſchon während der erſten Sitzung fühlen müſſen. Nicht gewohnt, ſich irgend etwas zu verſagen oder ſich verſagt zu ſehen, fiel es ihr auch nicht ein, daß ihr dieſer Mann, den ſie liebte, vom Schickſale verweigert werden könne. Nur die Weiblichkeit ihrer Seele und die Schüchternheit, die ſie dem Manne gegenüber, den ſie ſo hoch über ſich ſtellte, empfand, hinderten ſie, ihm entgegenzukommen, um Beſitz von ihm zu ergreifen. Sie hatte keine höhere Bildung, als jene durchſchnittliche, welche die Klöſter des Sacré-Coeur den reichen Erbinnen des ſüdlichen Frankreichs zuträglich halten; deſto mehr imponirte ihr in der Unterhaltung Paul's jedes ſeiner Worte, für deſto gebildeter und gelehrter hielt ſie ihn und deſto größer wurde die Ehrfurcht vor dem Manne, den ſie am liebſten nur geliebt hätte. Sie fühlte ſich unglücklich, die Entfernung zwiſchen ihm und ihr immer weiter werden zu ſehen, und mit dem Gefühle dieſes Unglücks wuchs ihre Leidenſchaft, wuchs der Wunſch nach dem Beſitze, deſſen ſie ſich für unwürdig hielt. Während der Sitzungen hatte ſie nur manche frohe Momente, wenn Paul, ſein Elend vergeſſend und von ihrer Güte angezogen, vertraulich und wie ein alter Freund mit ihr ſprach; wenn er ſie über das und jenes belehrte und ſie dabei mit dem Wohlwollen eines freundlichen Lehrers behandelte. Sie war ſchon mit dieſen Erfolgen zufrieden, da ſie beinahe die Hoffnung aufgegeben hatte, größere zu erreichen, und ſie that ihr Möglichſtes, die Zahl der Sitzungen zu vermehren, nicht wiſſend, daß ſie damit die Noth ihres Geliebten verlängerte, da es Herrn Marſilly nicht einfiel, das Porträt vor der Beendigung zu bezahlen. Paul ſah ſich gezwungen, ſeine Arbeit plötzlich für vollendet zu erklären. In ſeiner Verzweiflung that er das mit einer Entſchiedenheit, welche ſich Leonie ſo auslegte, als ob er der Sitzungen und ihrer Geſellſchaft müde wäre. Im Innerſten gekränkt, bat ſie ihren Vater, dem Zeichner eine ſo große Summe hinzuwerfen, als man für ein ſolches Porträt nur ſchicklicher Weiſe bezahlen konnte, und am Abend deſſelben Tages erhielt Paul durch einen Bedienten mit einem freundlichen Gruße des Herrn Marſilly eine Rolle von zwanzig Louisd'or. Paul dachte nicht lange über die Urſache dieſer glänzenden Bezahlung nach; er freute ſich nur, er fühlte ſich gerettet, und dankbar gedachte er des guten Mädchens, dem er dieſe Rettung ſchuldete, und der Güte, die ſie ihm während dieſer ganzen Zeit gezeigt hatte. Ihrem Wohl galt das erſte Glas Wein, das er dieſen Abend leerte, und das zweite galt der fernen Minna, der ſich immer die Gedanken zuwandten, wenn es in ſeinem düſtern Leben auch nur für Momente Licht wurde.

Wieder hoffte er, wieder bekam ſein Geiſt neue Schwungkraft und wieder, da ſeine innerſte Natur immer noch ſtärker war, als die Trauer der letzten Stunden und als alle Erinnerungen des Elendes, ſah er in eine roſige, glückliche Zukunft.

Nicht um ihn zu tadeln, ſondern nur um ſein Weſen zu zeichnen, ſetzen wir einen Zug hieher, den vielleicht Mancher leichtſinnig finden wird. Noch denſelben Abend, als er ſich kaum nach vielen Wochen zum erſten Male geſättigt hatte, auf der Heimkehr vom Reſtaurant, traf er in einem Kaffeehauſe einen Gypsfigurenhändler und kaufte ihm den Sklaven von Michel Angelo und die Venus von Mylos ab. Am nächſten Morgen, als er den verſchiedenen und empfindlichen Mängeln ſeiner Garderobe abhalf, geſchah es ihm, daß er unter anderem auch einen recht hübſchen Schlafrock kaufte. Herr Marſilly hatte verſprochen, ihn überall in der reichen Geſellſchaft der Stadt zu empfehlen und er ſah ſorgenlos in die Zukunft.

Aber dieſe Empfehlungen, wenn ſie Herr Marſilly überhaupt nicht vergeſſen hat, wirkten ſehr langſam.

Wieder in der erſten Zeit ſeiner Sorgloſigkeit hatte er daran gedacht, an Minna zu ſchreiben, und bevor er zum Entſchluſſe kam, bevor er mit ſich Eins geworden, ob ſie ſeiner noch denke oder nicht, war wieder die ſorgloſe Zeit dahin und ſtack er wieder in den Tiefen des Elendes, aus denen er nicht zu ihr emporrufen wollte. Es war überhaupt ſeine Art, ſich im Unglück, vielleicht nur in ſolchem niederdrückenden Unglück, vor den Menſchen, wie vor den Erinnerungen, in die Einſamkeit und in ſich zurückzuziehen. So folgte er jetzt auch nur äußerſt ſelten den Einladungen des Herrn Marſilly. Obwohl unter demſelben Dache mit ihm, fühlte ſich Leonie doch wieder aufs Schmerzlichſte von ihm getrennt. Wieder ſah ſie ihn elend und blaß die Treppe hinaufſchleichen, und manchmal kam ihr der Gedanke, daß er ſie vielleicht liebe und daß es nur der Stolz der Armuth war, der ihn von ihr, der reichen Erbin, zurückhielt. Ihm aber lagen Liebe und Liebesglück und alle Gefühle und Gedanken, die zu dieſer Welt gehören, im weſenloſen Scheine; ihn hielt der grauſame Moment mit nagenden Zangen feſt.

„Für den Schmerz gibt's ein Gewöhnen,
Aber für die Sorge nicht.“

Er hörte und wußte nichts von Allem, was um ihn herum vorging: er erfuhr auch nicht, daß man im

Hauſe von einem dauernden Unwohlſein der Mademoiſelle Marſilly ſprach, daß ihr Vater mit ihr nach dem Süden reiſen gewollt, daß ſie ſich aber geſträubt, das Haus zu verlaſſen. Paul merkte auch nicht, daß an einem gewiſſen Tage, als er des Abends heimkehrte, die Treppe bis zum erſten Stockwerke mit Blumen und Bäumen geſchmückt war. Herr Marſilly, um ſeine Tochter aufzuheitern, wollte ihren achtzehnten Geburtstag auf das Glänzendſte feiern und hatte Schätze von Geſchenken ins Haus, und einen Wald von Blumen und Sträuchen auf Treppe, Flur und Zimmer bringen laſſen. Paul ſchlich theilnahmlos durch dieſe Blumen hinauf auf ſeine Stube, um ſich ſogleich auf ſein ärmliches Bett fallen zu laſſen. Hätte er nur ſchlafen können! Aber der Hunger, der ſich bereits als heftiger Schmerz äußerte, erlaubte ihm nicht, das Auge zu ſchließen. Zu wiederholten Malen erhob er ſich und unterſuchte die Schublade des Tiſches, in welcher er ſonſt ſeine kärglichen Lebensmittel aufzubewahren pflegte. Vielleicht hatte ſich eine Krume Brodes irgendwo zwiſchen den Papieren verſteckt. Schon einmal, vor vielen Wochen, hatte er eine ſo köſtliche Entdeckung gemacht. Aber dießmal fand er nichts, obwohl er immer wieder aufſtand und immer wieder unterſuchte. Sein Puls ſchlug fieberiſch und es ſchwamm ihm vor den Augen.

So arg war die Noth noch nie an ihn herangetreten; im Laufe der letzten vier Tage hatte er nur wenige Biſſen Brod zu ſich genommen. Schon lag er durch Momente bewußtlos da und ſah in andern Momenten in Fieberträumen Haufen von Speiſen vor ſich liegen, welche ſeine Gierde nur noch höher ſteigerten.

Da klopfte es an ſeine Thüre und Paul erkannte nach einiger Anſtrengung Herrn Marſilly, der vor ihm ſtand. Er erhob ſich, nahm ſeine letzte Kraft zuſammen und ſetzte ſich ihm ſo gegenüber, daß ſein Geſicht im Schatten und dem Beſucher ſeine Bläſſe und ſeine fieberiſchen Augen verborgen blieben. Auf ſeine Frage, was ihm die Ehre dieſes Beſuches verſchaffe, antwortete Herr Marſilly, „es ſei das höchſte Vertrauen, das ihn zu ihm führe und er wolle ihm ſogleich einen Beweis dieſes Vertrauens liefern. Obwohl wir Beide,“ fuhr der alte Mann fort, „ſo ſehr verſchiedenen Parteien angehören, ſo achte ich in Ihnen doch den Mann, der für ſeine Ueberzeugung ſein Leben eingeſetzt und ſeine Heimath verloren. Ich habe Sie auch beobachtet und weiß, auf welche ehrenhafte Weiſe Sie mit dem Leben kämpfen und Ihre Hülfloſigkeit zu verbergen ſtreben. Welche Antwort ſie mir immer geben, ich fürchte nicht meine und meiner Tochter Ehre vor Ihnen bloßzuſtellen. Wären Sie minder beſcheiden, oder einer von den jungen Männern, die darauf ausgehen, ſich durch reiche Heirathen glänzende oder müſſiggängeriſche Exiſtenzen zu erhaſchen, Sie hätten längſt bemerkt, daß Sie meiner Tochter eine große Liebe eingeflößt haben. Sie haben es vielleicht bemerkt, und ſich eben deßhalb, aus ehrenwerthen Gründen, trotz unſerer wiederholten Einladungen von uns zurückgezogen. Wie dem immer ſei — ich weiß, daß mein armes, krankes Kind einer großen Leidenſchaft erliegen müſſe; ſie iſt mein einziges Glück, mein Alles; ich muß mir ſie retten und wäre es mit einer weit ſchmerzlicheren Selbſtverleugnung, als die iſt, die ich jetzt und Ihnen gegenüber empfinde. Ich habe heute, an Leonie's Geburtstag, die letzten Verſuche gemacht, ſie auf alle mögliche Weiſe zu erheitern; ſie ſind mißlungen. Ich komme, um Ihnen die Hand meiner Tochter anzubieten."

Paul war nicht in der Verfaſſung über Liebe oder Nichtliebe, über das Opfer, welches der alte Mann ſoeben brachte, über ſeine Zukunft oder Vergangenheit nachzudenken. Während der alte Mann redete, ſah er nichts als die wohlgedeckte Tafel, die er kannte und die ihn unten in den reichen Gemächern erwartete. Einen Augenblick lang fuhr ihm die Erinnerung an Minna durch den Kopf, aber für ſie war er ja todt. Wenn er nicht jetzt zum Verlobungsſchmauſe hinunterſteigt, iſt er ja doch morgen eine Leiche. Er antwortete mit einer Stimme, die im Fieber zitterte:

„Herr Marſilly, geben Sie mir Ihre Tochter — mit Dank nehme ich dieſes edle Geſchenk aus Ihrer Hand, aber unter einer Bedingung — daß Sie es jetzt thun, jetzt, gleich jetzt.“

Herr Marſilly erhob ſich, ergriff Pauls Hand und ſagte: „Kommen Sie, ich will Sie ihr zum Geburtstage ſchenken.“

Paul ſtützte ſich an ſeinen Arm und ſchwankte an der Seite ſeines künftigen Schwiegervaters die Treppe hinab.

5.

Paul und Leonie waren verlobt. Das Glück, die Wonne, die aus dem ganzen Weſen der Braut ſtrahlten, aus jedem ihrer Worte wiederhallten, geſtatteten Paul kein Nachdenken. Dieſes Glück zu zerſtören, wäre eine furchtbare Grauſamkeit, vielleicht, wie Leonie einmal beſchaffen war, ein Todesſtreich geweſen. Außerdem verbreitete ſich gleich am nächſten Morgen in der ganzen Stadt die große und überraſchende Neuigkeit, daß die reiche Erbin den armen ſchönen Künſtler heirathe, den alle Welt kannte. Leonie erfuhr, daß ſich im Lande ihres Verlobten die Braut an der Seite des

Bräutigams allein und öffentlich zeigen dürfe, und ſie ließ die heimiſche Sitte, die dergleichen ſtreng verbietet, bei Seite, um ihrem Stolze und ihrer Freude zu genügen, um ſich auf der Promenade an ſeinem Arme und im Wagen an ſeiner Seite ſehen zu laſſen. In ihrer ſüdlichen Heimath wäre ſie, wenn, aus welchen Gründen immer, dieſe Verbindung geſtört wurde, für immer bloßgeſtellt, nach ſolchen Vorgängen beinahe ihrer Ehre beraubt geweſen. Paul konnte nicht mehr zurück, auch wenn er es gewollt hätte. Und der Vater drängte, da er, wie er ſagte, ſich raſch altern und im Niedergange fühlte und ſein Kind vor ſeinem Tode in gutem Schutze wiſſen wollte. Paul mußte ſich verpflichten, den Familiennamen ſeiner künftigen Frau anzunehmen, da es Herrn Marſilly ſchmerzte, daß dieſer aus Avignon, in deſſen Geſchichte er eine gewiſſe Rolle geſpielt hatte, gänzlich verſchwinden ſolle. Paul ging gerne auf dieſe Bedingungen ein; mit dieſer Veränderung ſtarb jener Paul Eckhardt, der ſich in Frankfurt noch immer gebunden und verpflichtet fühlte. Minna, die ſchon ſo lange nichts von ihm gehört hatte, wird nun nie wieder von einem Paul Eckhardt hören — ſie hatte ihn wohl auch längſt vergeſſen, oder, wenn ſie auch Nachforſchungen angeſtellt, ſo haben dieſe zu keinem Ziele geführt. Und nun war er ihr ganz verſchwunden und jene Woche in der Dachſtube war eine Epiſode, an die ſie jetzt zurückdenkt, wie an einen halbverwiſchten Traum — und der Himmel weiß, wohin jetzt ihre Gedanken und Gefühle gerichtet ſind? Wie es immer ſtand, es blieb ihm jetzt nichts übrig, als die Gewiſſensbiſſe, wenn ſich ſolche noch fühlbar machen ſollten, durch treueſte Erfüllung der Pflichten, die er Leonie gegenüber übernommen, zu übertäuben.

Mit der Hochzeit kommen wir an eine mehrere Jahre lange Epiſode im Leben Paul Eckhardt's oder vielmehr Paul Marſilly's, über die wir raſch hinwegeilen müſſen. Nach der Hochzeit wurde eine ſchöne Hochzeitsreiſe durch das ſüdliche Frankreich unternommen, von der man über Paris zurückkehrte. Nach der Rückkehr weihte Herr Marſilly ſeinen Eidam in die Verwaltung ſeiner Güter, der Häuſer, Krapp-, Oliven-Pflanzungen ein, um ſie ihm bald gänzlich zu übergeben. Der alte Mann eilte, wie er es vorhergeſagt, ſeinem Ende zu. Doch erlebte er noch die Freude, ein Enkelchen, ein Mädchen geboren zu ſehen, das in der Taufe den Namen Hortenſe erhielt und er lebte zu ſeinem Glücke nicht lange genug, um noch zu ſehen, wie die Geburt ſeiner Enkelin ſeine Tochter um den letzten Reſt der Geſundheit brachte und wie dieſe gleich ihrer Mutter, wenig Hoffnung gab, ihr Kind ſelbſt zu erziehen.

Bald nach dem Tode des Herrn Marſilly begann für Paul ein wahres Nomadenleben. Er vertheilte ſeine Güter in mehrere Pachtungen, übergab die Verwaltung ſeiner Häuſer einem Geſchäftsmann und ſuchte mit ſeiner kränkelnden Frau, vor dem Miſtral fliehend, jedes Jahr irgend einen ſchönen Punkt weiter im Süden auf, wo Leonie leichter athmen und ſich wohler fühlen konnte. Cannes, Nizza, Palermo wurden nach einander bewohnt. Nur in der Jahreszeit, in welcher Avignon vom Miſtral nicht heimgeſucht wird, kehrte er mit Leonie in ihre geliebte Vaterſtadt oder in die Nähe zurück; in ein ſtilles Landhaus an den grünen Ufern der Sorgue, auf dem klaſſiſchen, durch Petrarca's Lieder verklärten Boden. In Avignon ſprach man viel von der liebenden Pflege, welche den deutſchen Ehemann auszeichnete, von der Treue und Ausdauer, die er der kranken Frau bewies und von der Zärtlichkeit, mit der er ſeinem Kinde die Mutter erſetzte. Leonie's Liebe zu Paul hatte nicht abgenommen; ihre Leidenſchaftlichkeit hatte ſich während ihrer Krankheit in eine tiefe Innigkeit verwandelt, und wohl wiſſend, daß ſie ihr Glück nicht lange zu genießen habe, war ſie ihrem Gatten doppelt dankbar, daß er ihr keine Stunde entzog und ſich mit ſolcher Treue ihrer Pflege widmete. Ob er ſie liebte? Er wußte es eigentlich ſelber nicht, ſie aber mußte es glauben und in dieſem Glauben verfloßen ihre armen kranken Jahre ſo glücklich, als ſie bei dem Gedanken an die Trennung von dem geliebten Manne verfließen konnten.

Im ſiebenten Sommer ihrer Ehe brachte ſie Paul aus dem Süden zum letzten Male an die Ufer der Sorgue zurück; dort ſtarb ſie mit Dank für ſo viel Glück auf ihren Lippen. Paul's Trauer war eine aufrichtige; reichliche Thränen bedeckten ſein männliches Geſicht, als er ihrem Sarge folgte. Er hatte ein liebevolles Weib verloren, in deſſen Herzen er Schätze der Güte und, trotz ihrer verwöhnten Jugend, eine unerſchöpfliche Kraft der Hingebung gefunden. Obwohl ſie den größern Theil der Zeit ſeit ihrer Verheirathung auf dem Krankenlager verbracht, ſo empfand er doch, ſelbſt an ihrem Krankenbette ſitzend, oft die Heimlichkeit des häuslichen Herdes, wenn er ſich auch manchmal fragte, wie anders die Atmoſphäre um den häuslichen Herd geworden wäre, wenn anſtatt Leonie, Minna im Hauſe walten würde. Auf ihren Leichenſtein ließ er nur die Worte: „à ma bonne Leonie“ ſetzen, die ihm mehr ausdrückten, als ein Spaziergänger auf dem Kirchhofe je herausgeleſen hätte.

Er war nun allein mit ſeinem Kinde, der einzigen menſchlichen Seele, an die er ſeine Liebe und

Treue, ſeine Wünſche und Hoffnungen knüpfen konnte. Hortenſe, bis zu einem höchſt auffallenden Grade ſein Ebenbild, indem ſie ihm bis auf die kleinſten Einzelheiten glich, bis auf eine eigenthümlich geſchwungene Windung in den Augenbrauen, war doch, was ihre Geſundheit betraf, nur zu ſehr das Kind der Verſtorbenen: ein unendlich zartes Blümchen, das ein rauher Anhauch tödten konnte. Mit Schmerz hatte das Paul ſchon frühzeitig bemerkt, aber ſeine Sorgfalt mußte zwiſchen Mutter und Kind getheilt bleiben; jetzt wandte ſie ſich ganz dem zarten Kinde zu, um das er mit der Natur ringen wollte auf jede erdenkliche Weiſe. Die Aerzte riethen ihm, mit Hortenſe eine geſchützte milde Gegend aufzuſuchen, von welcher doch die friſche Bergluft nicht ganz ausgeſchloſſen ſei — und er begann aufs Neue ſeine Wanderungen, und im Winter des Jahres 1857 ſaß er mit ſeinem Kinde und einer Wärterin in einem kleinen Schweizerhäuschen am Ufer des Genfer Sees, am Fuße der Höhen von Montreux.

Beinahe neun, an traurigen Ereigniſſen reiche Jahre waren hingegangen, ſeit der luſtige Student von den Barrikaden kommend, in die Dachſtube des Frankfurter Mädchens geflüchtet war. Ein ernſter Mann mit vollem Barte ging jetzt an milden Nachmittagen am Ufer des Sees dahin, ein kleines, blaſſes Mädchen an der Hand führend, oft erſtaunt und erſchrocken über die frühe Entwicklung dieſes Kindes. Mit Angſt denkt er an den Glauben, daß ſo kluge Kinder nicht zu langem Leben beſtimmt ſeien, und er weicht manchen Fragen aus, um jene erſchreckend raſche Geiſtesentwicklung nicht noch zu fördern. Trotzdem ſind es glückliche Stunden, die er ſo an der Seite ſeines Kindes verlebt. Freilich kommen ihm jetzt in der Einſamkeit wieder mancherlei Erinnerungen zurück und mit dieſen die Sehnſucht des Verbannten nach dem Vaterlande. Mit dieſer Sehnſucht Hand in Hand geht der Wunſch, ſein Kind deutſch zu erziehen, es auch deutſch ſprechen zu hören, denn auch ihm war der Kummer nicht erſpart, den ſo mancher deutſche Verbannte erfahren, daß ſein in der Fremde geborenes Kind, die Sprache der Fremden ſpricht und ſich gegen die Herzensſprache des Vaters ſträubt. Zu all dem kam bei Paul die Erkenntniß, daß er ſeinem Kinde trotz aller Liebe und dem beſten Willen weibliche Pflege und Erziehung nicht erſetzen könne; dieſe Einſicht verbindet ſich mit der Sehnſucht nach Deutſchland zu dem Plane, eine gebildete und gute Deutſche herbeizurufen, mit der gemeinſchaftlich er der Pflege und Erziehung ſeines Kindes warten könne — und wieder über all dieſe Pläne, Wünſche und Gedanken ſchweift manchmal wie ein duftiger

Traum, wie ein Wunſch, der nicht zu verweilen und Körper anzunehmen wagt: „wenn es Minna wäre, der ich mein Kind anvertrauen könnte!“

In Folge all dieſer Pläne, Wünſche und Träume ſaß Paul eines Tages an ſeinem Pulte und ſchrieb, zum erſten Male ſeit langer Zeit, einen deutſchen Brief. Er wandte ſich an einen Studiengenoſſen aus Heidelberg, der in dieſer Stadt heimiſch und einer bekannten Familie angehörte, an den Advokaten Frieſe, den ſein Schreiben erreichen mußte, ſelbſt wenn er ſeinen Wohnſitz in einer andern Stadt Badens aufgeſchlagen hätte. Frieſe war in Heidelberg ſein Fuchs geweſen. Paul leiſtete ihm manchen Studentendienſt und er hing dafür mit großer Liebe an ſeinem Senior. Paul war überzeugt, daß wenn ihn ſein Brief erreichte, er ihm ſofort mit alter Neigung entgegenkommen werde.

Nachdem er ihm in bündigen Worten ſeine bisherige Geſchichte erzählt, bat er ihn ſich ſelbſt, oder durch die Frauen ſeiner Familie, nach einer deutſchen Erzieherin für ſein Kind umzuſehen, nach einer vorzugsweiſe guten und ſorgſamen Perſon, der er ſeine Hortenſe mit Ruhe anvertrauen könnte. Ein gewiſſer Grad von Bildung ſei allerdings wünſchenswerth, ſelbſt ein ziemlich hoher Grad, da er am liebſten dieſe Erzieherin durch viele Jahre an der Seite ſeines Kindes ſehen möchte. In einem P. S. fragte Paul an, ob ſein Freund Frieſe oder vielleicht irgend Jemand in ſeiner Familie Minna Bürger aus Frankfurt, Tochter des Dr. Phil. Bürger, kenne, und ob man ihm über deren Schickſal einige Auskunft zu geben im Stande ſei? An dieſe Frage knüpfte er die Bitte, Frieſe möge, wenn er ſich nach dem beſagten Fräulein erkundige, es ja nicht in ſeinem, Paul's, Namen thun.

Nicht acht Tage waren vergangen und Paul hielt die Antwort Frieſe's in Händen. Dieſer jubelte, den verlorenen Freund, wenn auch unter anderem Namen, wieder gefunden zu haben. Er, wie ſo viele Andere, die mit Liebe an ihm hingen, hatten ihn, den Verſchollenen, längſt für todt oder wenigſtens in unerreichbarer Ferne, für verloren gehalten. Noch bevor er auf die Aufträge Paul's einging, kündigte Frieſe für nächſten Sommer eine Reiſe an den Genfer See oder auch nach Avignon an, um den Freund zu beſuchen. Dann erſt folgte die Verſicherung, daß man ſeine Aufträge auf das Gewiſſenhafteſte und mit Liebe ausführen werde. Er fügte hinzu: „Dein P. S., in welchem Du Dich nach Fräulein Minna Bürger erkundigſt, ſcheint mir übrigens darauf zu deuten, daß Du über die Wahl der Erzieherin ſchon etwelche Gedanken, daß Du Dich bereits auch an andere gewandt haſt, die Dir dieſes vortreffliche Geſchöpf empfohlen haben. Wenn Du wirklich auf Minna Bürger reflektirſt, ſo ſchreibe umgehend. Wir kennen ſie ganz wohl; ſie iſt ſeit zwei Jahren in einem Mädchen-Inſtitute zu Mannheim als Lehrerin angeſtellt und meine Frau, deren Nichte in dieſem Inſtitute erzogen wird, iſt mit ihr in nähere Berührung gekommen. Fräulein Minna Bürger wird in dem Inſtitute und von allen Eltern der Zöglinge hoch geſchätzt, ihres Wiſſens wegen, ſo wie wegen ihrer Liebenswürdigkeit geliebt. Ich weiß es durch meine Frau, daß ſie bereit iſt, um für ihre Zukunft beſſer zu ſorgen — ſie iſt nämlich eine Waiſe und ohne Vermögen — das Inſtitut zu verlaſſen und, wenn ſie eine gute Stelle in einem Privathauſe findet, eine ſolche anzunehmen. Wir können Dir unmöglich eine beſſere Erzieherin empfehlen; wir haben an ihr einen ebenſo liebenswürdigen und gebildeten, als feſten und ſtarken Charakter kennen gelernt. Doch muß ich hinzufügen, daß über ihrer Vergangenheit irgend ein Geheimniß ſchwebt, das ihr in den Augen mancher Leute geſchadet hat, da man mit chriſtlicher Liebe hinter Geheimniſſen immer nur Uebles ſucht, das wir aber, bei dem unbedingten Vertrauen in den Charakter dieſes Mädchens, niemals zu ergründen ſuchten. Dieſes Geheimniß liegt in den Jahren 1849 und 1850 verborgen. In dieſer Zeit nämlich blieb ſie mit ihrem Vater, nachdem Beide plötzlich Frankfurt verlaſſen, man weiß nicht wo verborgen; erſt nach dieſer Zeit, nach dem Tode ihres Vaters, tauchte ſie wieder am Rheine auf, zuerſt als untergeordnete Hülfslehrerin in einem Inſtitute zu Godesberg, woher ſie dann, nachdem ſie daſelbſt in ihrem Fache eine Art von Berühmtheit geworden, in das größere Inſtitut nach Mannheim gekommen. Was uns betrifft, ſo ſind wir eher geneigt, hinter ihrem Geheimniſſe ein Unglück, als ein Vergehen zu ſuchen, und daß wir uns ſchwerlich irren, dafür birgt uns der Charakter dieſes Mädchens, wie ihr ernſtes, ſanft-melancholiſches Weſen, ihre Ruhe und Abgeſchloſſenheit, die nicht im Entfernteſten auf Gewiſſensbiſſe oder innere Flecken deuten. Biſt Du geneigt, unſern Eindrücken zu vertrauen, dann können wir Dir unmöglich eine beſſere Erzieherin für Dein Kind empfehlen. Durch dieſe Empfehlung hoffe ich, Dir alle Dienſte, die Du einſt dem Studenten geleiſtet, auf das Reichlichſte zu vergelten."

Dieſer Brief verſetzte Paul in die ungeheuerſte Aufregung. Mit einem Male war ihm Minna, von der er ſich auf ewig getrennt glaubte, ſo nahe getreten und empfand er in der Erinnerung das ganze Glück, die ganze Anmuth jener Tage in der Dachſtube mit einer jugendlichen Lebhaftigkeit, deren er ſich nicht mehr für fähig gehalten hätte. Sein Kind trat eben ein und er ſchloß es in ſeine Arme und alle Beſorgniſſe um deſſen Leben fielen wie ein Alp von ihm; er ſah es ſchon unter dem Schutze, unter der Pflege Minna's, und das ſchien ihm eine unfehlbare Rettung. Zugleich aber ſprach neben dem Glücke in ſeinem Herzen noch eine andere Stimme: Jenes Geheimniß, jenes Unglück, das auf Minna laſtete, das ſie den Leuten verdächtig machte — war er vielleicht nicht deſſen Urſache? Er wußte ſelbſt nicht, ob die Unruhe, die ſich ſeiner mit ſo großer Gewalt bemächtigte, der Hoffnung galt, ſein Kind ſo gut geborgen zu ſehen; oder dem Wunſche, Minna's Verzeihung zu erlangen und ein Verbrechen zu ſühnen. Er ſetzte ſich ſogleich hin und begann die Geſchichte ſeines Lebens zu ſchreiben, von dem Momente an, da er Minna verlaſſen. Seine Geſchichte ſollte ſeine Rechtfertigung ſein. Er wollte ſie ihr durch Frieſe zukommen laſſen und dann erſt, wenn ſie ihn beurtheilen konnte, bei ihr anfragen, ob ſie kommen wollte oder nicht. Er ſaß noch ſpät in der Nacht am Pulte und ſchrieb.

Aber warum ſollte Paul den erſehnten Moment des Wiederſehens und der Verſöhnung ſelbſt verzögern. Seine Geſchichte, wie ſie jetzt vor ihm lag, ſchien ihm kalt und eine höchſt unzulängliche Rechtfertigung. Wenn er ſie ſelbſt ſprechen könnte, wenn er, ihr zu Füßen liegend, ſie um ihre Verzeihung anfleht und ſie das holde, arme Kind ſieht, daß ſie ihm retten ſolle — wird ſie ihm dann nicht leichter vergeben? Nie, wie in dieſem Augenblicke, überwältigte ihn die Ueberzeugung, daß ſich ein Mädchenherz, welches ſich in erſter Liebe einem Manne ſo hingegeben, wie Minna, auf ewig und unauflöslich und mit einem grenzenloſen Vertrauen hingegeben habe, daß aber eben deßhalb ein Riß in ein ſolches Herz, in eine ſolche Liebe unendlich ſchwer zu heilen, vielleicht unheilbar ſei. Er verwünſchte und verachtete ſich, nicht lieber in jener Zeit dem Hunger erlegen zu ſein, und doch wieder erſchien ihm das als eine frevelhafte Verwünſchung ſeiner Verbindung mit Leonie, die ihn ſo ſehr geliebt, deren Andenken ihm theuer und deren Frucht ſeine geliebte kleine Hortenſe war. In dieſem Zwieſpalt ließ er ſeine Geſchichte auf dem Pulte liegen und ſchrieb wenige Minuten vor Poſt-Schluß folgenden Zettel an ſeinen Freund Frieſe:

„Lieber Freund!

„Engagire Fräulein Minna Bürger; gehe auf alle Bedingungen ein, die ſie Dir macht, und ſtelle nur die einzige Gegenbedingung, daß ſie ſobald als möglich abreiſe. Da ich des berühmten Kinder-Arztes Rilliet wegen, in den nächſten Tagen von hier nach Genf überſiedele, ſo ſoll ſie nur geraden Weges ſich nach dieſer Stadt begeben, wo ſie mich im Hôtel des Bergues finden wird. Aber nenne mich nur unter meinem neuen Namen Marſilly. Sie darf auf keinen Fall wiſſen, daß ſie die Stelle bei Paul Eckhardt angenommen. Die Urſachen meines Incognitos, die höchſt triftig ſind, werde ich Dir ein anderes Mal mittheilen."

6.

Paul kehrte an einem ſchönen April-Abend mit ſeinem Kinde und der Wärterin von einem Spaziergange ins Hôtel des Bergues zurück, als ihm der Portier ankündigte, daß eine junge Dame angekommen ſei, eine Reiſende, die nach ihm gefragt und die ihn jetzt in ſeinem Salon erwarte. Paul ſchrak zuſammen. Es konnte dieſe Dame keine andere ſein, als Minna, — vielleicht aber doch irgend eine Bekannte aus Avignon, da er jetzt in der Reiſe-Saiſon ſchon manchen Beſuch derart empfangen hatte. Er hatte nicht den Muth, ſich ſogleich Sicherheit zu verſchaffen und den Portier weiter nach Ausſehen und Nationalität auszufragen.

Er bat die Wärterin, mit dem Kinde hinaufzugehen und der Dame Geſellſchaft zu leiſten, er werde bald folgen. Dann ging er zurück auf den Quai des Montblanc und immer weiter den See entlang, dann wieder zurück und ſo mehrere Male, immer raſcher auf und ab, bis er endlich erhitzt und in einer Art von Beſinnungsloſigkeit die Treppe hinaufeilte. Anſtatt in den Salon, trat er in das anſtoßende Schlafzimmer, und da ſtand er ſtille und horchend an der Thüre. Er ſagte ſich, welch ein Verbrecher er ſein müſſe, daß er es nicht wage, vor das Mädchen hinzutreten, mit dem er einſt acht Tage in einer Stube gewohnt hatte. Er hörte Minna's Stimme und floh nach der entgegengeſetzten Seite des Zimmers, aber nur, um ſogleich zurückzukehren und die Thüre leiſe zu öffnen. Er erkannte ſeine ehemalige Geliebte augenblicklich; ſie war es, ganz ſie ſelbſt, daſſelbe milde und ernſte Geſicht, nur etwas trauriger, aber auch viel ſchöner, als vor neun Jahren, trotz der wenigen kleinen Fältchen, welche ſenkrecht ſich zwiſchen die Augenbrauen drängten. Die feinen, zarten Züge hatten ſich nur um ſo vieles weiter ausgebildet, um deſto bemerklicher und mächtiger wirkend hervorzutreten. Das Kind ſaß auf ihrem Schooße und plauderte ſchon mit ihr, wie mit einer alten Bekannten und drückte ihr die

Freude aus, daß ihr der gute Papa eine ſo ſchöne und gute Gouvernante habe kommen laſſen.

„In Deutſchland,“ fragte das Kind, „ſind wohl alle Leute ſchön und gut? Papa iſt auch aus Deutſchland und iſt auch ſchön und gut.“

Minna küßte das Kind und fragte es erſtaunt: „Papa iſt auch aus Deutſchland?“

„Freilich,“ antwortete das Kind beſtätigend, „aus einem Lande in Deutſchland, deſſen Namen ich niemals habe ausſprechen können, aber,“ fügte das Kind nachdenklich hinzu, „gut ſind wohl doch nicht alle Deutſchen, ſonſt hätten ſie meinen guten Papa nicht fortgejagt.“

Minna's Geſicht wurde immer ernſter, ſie fuhr ſich mit der Hand über die Stirne und wollte das Kind auf den Boden ſetzen. Aber ſie beſann ſich, neigte ſich herab, ergriff Hortenſe am Kinn, wandte ſie der Lampe zu und ſah ihr prüfend ins Geſicht.

„Gott im Himmel,“ rief ſie erſchrocken, es iſt Paul's Geſicht!“

Dann faßte ſie dieſes Geſicht mit beiden Händen und bedeckte es mit den heftigſten Küſſen.

Plötzlich aber ſchien ſie ein anderes Gefühl zu überkommen; ſie ſetzte das Kind nieder und mit dem Rufe: „Fort, fort!“ eilte ſie der Thüre entgegen.

„Bleib, bleib, — bleiben Sie!“ rief Paul, der ihr plötzlich in den Weg trat, die Arme ausbreitete, ſie aber ſogleich wieder ſinken ließ und mit geneigtem Haupte und flehend gefalteten Händen vor ihr ſtehen blieb.

Minna wankte zurück und hielt ſich an einer Stuhllehne feſt; das Kind, erſchrocken über dieſe Scene und die plötzliche Unterbrechung ihres Geſpräches mit der neuen Gouvernante, wie über den plötzlichen Abſchied, den dieſe nehmen wollte, weinte laut auf. Paul wagte es nicht, die Wankende zu berühren, er ſchob ihr nur einen Lehnſeſſel hin, in den ſie zurückſank, während ſie ihr Geſicht mit den Händen bedeckte. Paul ſtürzte ihr zu Füßen und flehte ſie an, ihn anzuhören. Der Klang ſeiner Stimme brachte ſie wieder zu ſich, ſie lächelte einen Augenblick, als ob bei dieſem Klange die ſchönſten Bilder durch ihre Erinnerungen zögen, dann erhob ſie ſich und ſagte abwehrend: „Laſſen Sie mich fort — nicht jetzt — ein anderes Mal — vielleicht —“

Sie raffte ſich auf, erhob den Kopf und ſchritt, ohne ſich umzuſehen, aus dem Zimmer. Paul ließ ſich auf denſelben Stuhl fallen, den ſie eben verlaſſen hatte; das Kind lehnte ſich immer noch weinend an ihn und fragte: „ob die ſchöne Gouvernante für immer fortgegangen ſei?“ Er hob Hortenſe auf ſein Knie und betrachtete ihr Geſicht, das ſo ſehr dem ſeinigen glich und das Minna ſo leidenſchaftlich geküßt hatte. Er that daſſelbe, aber dießmal küßte er nicht das Geſicht ſeines Kindes, ſondern nur die Stellen, die ihre Lippen berührt hatten. Ein Hoffnungsſtrahl dämmerte in ihm auf bei der Erinnerung, mit welcher Liebe Minna ſeine Züge erkannt und mit Liebkoſungen überhäuft hatte. Noch liebte ſie ihn, er war davon überzeugt, und zugleich mit den Vorwürfen, die er ſich zu machen hatte, begannen auch die Stimmen der Hoffnung lauter zu ſprechen. Er lief mit großen Schritten im Salon auf und nieder und nach weniger Zeit glaubte er ſchon der Vergebung Minna's ſicher zu ſein und ſie — wenigſtens für ſein Kind wiedergewinnen zu können. Er ſchickte die Bonne hinüber in ihr Zimmer, mit der Bitte und Frage, ob er ſie beſuchen dürfe? Die Bonne brachte eine verneinende Antwort: das Fräulein ſei von der Reiſe zu müde. Ihn aber drängte es, ſich vor ihr, ſoweit er konnte, zu rechtfertigen, und jede Minute, die er noch länger vor ihr in unbekannter, deſto größer erſcheinender Schuld daſtand, war ihm eine drückende Ewigkeit. Er eilte an ſeinen Pult, holte die Geſchichte ſeines Flüchtlingslebens hervor, die er in Montreux aufgeſetzt hatte, und ſandte ſie durch die Bonne hinüber, zugleich mit einem Billete, in welchem er ſie beim Andenken vergangener Tage beſchwor, dieſe

Blätter noch dieſen Abend zu leſen. Dann eilte er wieder hinab in die Straßen, über die Brücken, die Quais entlang, und es war ihm zu Muthe, wie einem Angeklagten, der ein Urtheil auf Tod und Leben erwartet. Er kehrte lange nicht zurück, aus Angſt vor dem Richterſpruche, der über ihm ſchwebte.

Gegen Mitternacht, da ſchon das ganze Hôtel in Schlaf und Stille getaucht war, ſchlich er, an Minna's Zimmer vorüber, nach ſeinem Salon, wo er ſie oder ein Briefchen erwartete. Er fand nichts und er ſchlich wieder zurück an jene Thüre, wo er nicht den Muth fand anzuklopfen — an die Thüre derjenigen, die er einſt ſein Weib genannt hatte — und er glaubte noch immer zu wachen, als er ſchon in Träume gewiegt war, die ihm ein glückliches Leben an der Seite Minna's vorgaukelten.

Paul erwachte, als die Sonne über den Bergen aufging und ihr Kampf mit den Nebeln, in den ſavoyiſchen Thälern und auf dem See, jenes ewig wechſelnde Schauſpiel begann. Paul wollte in dieſem Schauſpiele ein Vorzeichen ſehen; auch ſein Glück werde ſich, vielleicht noch heute, aus Dünſten und Nebeln, die noch dagegen kämpften, hervorarbeiten. Möchte ſie ihm indeſſen nur auf eine Stunde vergeben, daß er neben ihr am Fenſter ſtehend, dieß unvergleichliche Schauſpiel betrachten könnte! Dann trat er an das Bett ſeines Kindes, und wie er in das ſchlafende, ſchöne, kleine Geſicht ſah, ſagte er ſich, daß er, wie er Minna kannte, an dieſem Kinde, anſtatt eines trennenden Hinderniſſes, einen mächtigen Vermittler beſaß, und er weckte es mit einem Kuſſe. Mit all dem fühlte er ſich vorbereitet und ſtark, um Minna entgegenzutreten und voll Zuverſicht ſie zu beſiegen, zu erweichen. Und in Gedanken immer mit ihr beſchäftigt, immer mit ihr ſprechend, gingen ihm die Morgenſtunden viel raſcher hin, als die Zeit in ſolcher Erwartung hinzugehen pflegt.

Um neun Uhr wollte er bei Minna anfragen laſſen, ob ſie mit ihm und dem Kinde frühſtücken wolle, oder ob er ihr das Kind hinüberſchicken dürfe. Aber es war noch nicht neun Uhr, als ihm der Kellner einen Brief überbrachte, den er mit zitternder Hand erbrach und in welchem er las:

„Lieber Freund!

„Ich habe Ihnen nichts zu vergeben; Ihre Leiden waren ſtärker, als Ihre Liebe. Der Stolz des Weibes aber iſt ſtärker, als ſeine Leiden. Ob ich ſie noch liebe? Erfahren Sie, daß ein weibliches Herz, das ſich ſo hingibt, wie ſich das meine hingegeben, ſich auch auf Ewig hingegeben hat.

Wohl habe ich gelitten, viel gelitten, aber tröſten Sie ſich. Jene Tage waren ſo voll Sonnenſchein, daß ſie hinreichen, mein Leben bis zum letzten Augenblicke zu verklären. Ich bin dem Schickſale dankbar, wenn es mir außer jenen Tagen auch nicht einen Tropfen Glückes mehr zugemeſſen hätte. Leben Sie wohl! ich verlaſſe Sie auf Nimmerwiederſehen. Ihnen hat die Vorſehung einen Vorrath von Glück in die Seele mitgegeben; erſchöpfen Sie ihn, bauen Sie ſich ein immer neues Glück auf, und daß Sie durch Nichts in ſeinem Genuſſe geſtört werden, widerhole ich Ihnen, daß ich Ihnen Nichts zu vergeben habe, oder, wenn Sie das Gegentheil glauben, das ich Ihnen von ganzer Seele verzeihe.

„Wenn Sie dieſe Zeilen erhalten, bin ich abgereiſt. Suchen Sie nicht nach mir, Sie würden mich nicht finden, oder Sie würden mich ſo finden, wie ich jetzt bin. Seien Sie glücklich!

Minna Bürger.“

Paul ſtürzte augenblicklich hinab zum Portier und in das Bureau, um Erkundigungen einzuziehen. In der That war Minna ſchon dieſen Morgen um ſieben Uhr abgereiſt, und man wußte ihm nicht zu ſagen, ob ſie ſich nach der Schweiz oder nach Frankreich gewandt hatte. So waren mit einem Male Hoffnungen und Träume vernichtet, die in den letzten Wochen mit ſeiner Seele in Eins verwachſen waren, und zwar in einem Augenblicke, da er ſich ihrer Verwirklichung ſo nahe glaubte, da er am Beginne eines neuen und ſchönen Lebens zu ſtehen wähnte. Seit neun Jahren, in der ſchönſten Zeit ſeines Lebens gehörte er einem Daſein an, das ihm von außen aufgedrungen war, an deſſen Schöpfung ſein eigenſtes Weſen ſo wenig Antheil hatte.

Bei aller Jugendkraft, bei allem Willen hatte er ein wahres Flüchtlingsſchickſal, das allerdings viele Menſchen mit den Flüchtlingen theilen: er war weder ſeines Glückes, noch ſeines Unglückes Schmied. Er fühlte ſich als ein Fremdling in ſeinem eigenen Leben, in ſeinem eigenen Schickſal, und in dem Augenblick, da er wie ein Bettler vor ſeiner eigenen Thüre ſtand, um in ſich ſelbſt zurückzukehren, wurde dieſe Thüre von der geliebteſten Hand vor ihm zugeſchlagen. Er war in der That und in jedem Sinne außer ſich. Und als ihn Hortenſe nach der ſchönen Gouvernante fragte, brach er in Weinen aus und ſchien es ihm, als wäre auch ſein Kind beſtimmt, das Glück, die Liebe nur auf Momente kennen zu lernen, um es dann auf ſchmerzlichere Weiſe zu entbehren. Dieſem Kinde glaubte er es ſchuldig zu ſein, Alles zu verſuchen, um Minna's wieder habhaft zu werden; aber auch ſich war er es mehr als jemals ſchuldig, da Minna in ihrem Briefe von Leiden geſprochen, und das Geheimniß, deſſen ſein Freund Frieſe erwähnt, nicht aufgeklärt war.

Er entfaltete eine fieberiſche Thätigkeit. Sein Kind mußte aufs Beſte untergebracht werden, damit er mit Ruhe an die Verfolgung der Flüchtigen gehen könne. Er verſchaffte ſich warme Empfehlungen an Herrn Rilliet, den berühmten Kinderarzt, daß dieſer auf Hortenſe ein beſonderes Auge habe und ſie wo möglich jeden Tag beſuche; dann ſchloß er einen beſonderen Kontrakt mit Madame Arlot, der Vorſteherin eines Mädchenpenſionats, die ihm von den beſten Familien Genfs, an die er gewieſen war, empfohlen wurde. Er machte ihr ſo glänzende Anträge, daß ſie auf die Zahl ihrer Zöglinge nicht zu achten brauchte und ihm verſprechen konnte, ſeinem Kinde beſondere Sorgfalt zuzuwenden. Auch wurde bedungen, daß für die Bedienung dieſes Kindes eine eigene Wärterin, der man vertrauen könne, angeſtellt werde. Dann erſt, nach dieſer Seite beruhigt, ließ ſich Paul von der Unruhe fortreißen, die ihn in die Ferne trieb. Es ſchien ihm am Zweckmäßigſten, ſich erſt nach Deutſchland und an die Freunde und Bekannten Minna's zu wenden, um zu erfahren, wohin ſie ſich wahrſcheinlicher Weiſe gewandt haben mochte? Vielleicht war ſie in das Mannheimer Inſtitut, das ſie ſo ungern verlor, zurückgekehrt.

Sechs Tage, nachdem ihn Minna verlaſſen und zwei Tage nachdem er Hortenſe bei Madame Arlot untergebracht hatte, überſchritt der Flüchtling Paul Eckhardt unter dem Namen Marſilly die deutſche Grenze, um nach Derjenigen zu ſuchen, die ihn in der erſten halben Stunde ſeines Flüchtlingsleben gerettet, kennen und lieben gelernt.

7.

An dieſem ſelben Tage ließ ſich Mademoiſelle Minna Bürger bei Madame Arlot melden. „Madame,“ ſagte ſie, „es iſt Ihnen geſtern ein Kind, Hortenſe Marſilly aus Avignon, übergeben worden, an welchem ich das größte Intereſſe nehme. Ich war hieher berufen, um die Pflege und Erziehung dieſes Kindes zu übernehmen; gewiſſe, triftige Gründe, die ich Ihnen verſchweige, wenn Sie es erlauben, die ich Ihnen aber auch mittheilen kann, wenn Sie darauf beſtehen, hielten mich ab, dieſe Stelle anzunehmen.“

„Mademoiſelle,“ ſagte Madame Arlot, „ich begreife ſehr wohl — Herr Marſilly iſt ein junger, ſchöner Mann, Wittwer — eine junge Dame, die auf ihren Ruf hält —“

„Vielleicht iſt es das,“ fiel ihr Minna ins Wort — „es iſt gewiß, daß mir Herr Marſilly ſein Kind übergibt, ſobald ich es will. Aber ich habe meine Urſachen, mich dieſes Kindes auf eine andere Weiſe anzunehmen. Haben Sie die Güte und leſen Sie dieſe meine Zeugniſſe; Sie werden daraus erſehen, daß ich bereits ſeit Jahren und zur vollſten Zufriedenheit meiner Vorgeſetzten in zweien der beſten Inſtitute Deutſchlands als Lehrerin gewirkt habe. Madame, ich komme, um Sie zu bitten, daß Sie mich als Lehrerin für ihr Inſtitut engagiren. Ich verſpreche Ihnen, mich höchſt nützlich zu machen. Ich unterrichte in deutſcher und engliſcher Sprache und in andern Gegenſtänden, die man jungen Mädchen zu lehren pflegt. Ich will Ihnen auch ſogleich eine Probe geben, daß ich eine genug gute Muſikerin bin, um Ihnen einen Muſiklehrer zu erſparen. Verzeihen Sie meine Unbeſcheidenheit; mein Zweck und die Verhältniſſe zwingen mich, ſo ſchroff und ohne Umſchweife zu Werke zu gehen. Madame, ich biete Ihnen, mit dem Verſprechen mich aufs Aeußerſte zu bemühen, alle Dienſte an, deren ich fähig bin, und zwar ohne den geringſten Sold in Anſpruch zu nehmen. Nur zwei Bedingungen erlaube ich mir Ihnen zu ſtellen. Die erſte, daß die Ueberwachung und Pflege von Hortenſe Marſilly vorzugsweiſe mir anvertraut werde, und daß ich in dem Zimmer des Kindes ſchlafe, und zweitens, daß ich ein anderes Mädchen von acht Jahren, das mir anvertraut iſt und für das ich zu ſorgen habe, zu mir nehmen könne.“

Madame Arlot, bei aller ihrer Vortrefflichkeit und Tugend, war eine Genferin, die ſich aufs Rechnen verſtand, und hatte außerdem Erfahrung und im Urtheil über Menſchen Uebung genug, um ſogleich zu erkennen, daß ſie hier eine Perſon vor ſich hatte, die, was ſie verſprach, auch zu leiſten vermochte. Sie berechnete raſch, wie viele Lehrer ſie, im Beſitze einer ſo gelehrten Teutſchen, erſparen könnte, und daß, im Vergleiche zu dieſer Erſparniß, die Ausgabe, die ein achtjähriges Kind mehr in einer Penſion verurſachte, für nichts anzuſchlagen ſei. Nach nur ſehr kurzem Hin- und Herreden ſchlug ſie in die dargebotene Hand Minna's ein und dieſe ließ ihr Gepäck aus dem kleinen Hotel, in dem ſie die letzten Tage gewohnt hatte, herüberbringen.

Während Minna bereits als Lehrerin im Hauſe der Madame Arlot wirkte, ſchon eine und zwei Nächte mit Hortenſe in einer Stube geſchlafen und ſich das Kind in ihrer Geſellſchaft über die Abweſenheit des Vaters getröſtet hatte, forſchte dieſer nach ihr in Mannheim, wo man ihm nichts anderes zu ſagen wußte, als daß Fräulein Minna Bürger als Erzieherin eines kleinen Mädchens nach Genf berufen worden. In Heidelberg erfuhr er von der Frau ſeines Freundes Frieſe, daß Minna, bevor ihr der Antrag von Genf aus gemacht worden, die Abſicht gehabt, nach England zu gehen und daſelbſt eine Stelle zu ſuchen. Es war alſo wahrſcheinlich, daß ſie ſich jetzt in dieſem Lande befinde, und Paul wäre ſofort aufgebrochen, um ſeine Reiſe dahin fortzuſetzen, wenn ihn nicht der Freund, die Erinnerungen an ſchöne Studentenjahre und vor Allem die wohlthuende Luft der Heimath zurückgehalten hätten. Erſt nach mehreren Tagen begab er ſich nach Frankfurt, um daſelbſt bei Anverwandten Minna's, unter dem Vorwande, ſie als Gouvernante engagiren zu wollen, nachzuforſchen. Er verlor viele Zeit mit Betrachtung jenes alten Hauſes in der Nähe der Fahrgaſſe, in welchem er die glücklichſten Tage ſeines Lebens verbracht. Er wagte es ſogar einmal einzutreten und bis hinauf, bis an die Thüre der Dachſtube leiſe vorzudringen. Er fand ſie verſchloſſen, und es war ihm, als ſollte ihm der Weg zu dem Glücke, das ihm Minna allein geben konnte, für immer verſchloſſen bleiben. Traurig verließ er die Stadt, die in ſeinem Leben eine ſo große Rolle ſpielte, viel trauriger als damals, da er auf dem Wege nach Höchſt in der Nacht von Minna

Abſchied nahm. Damals fühlte er ſich mit ihr auf ewig verbunden; nichts, was trennte, war zwiſchen ihnen, wohl aber Alles, was zwei junge Herzen vereint. Heute klafften und dehnten ſich unbekannte Räume und unbeſiegbare Vergangenheiten zwiſchen ihnen.

In London angekommen, machte er ſich vor Allem in der Welt heimiſch, die das Gouvernanten-Weſen als ein großartiges Geſchäft ausbeutet. Er machte die Bekanntſchaft aller Agenten für Anſtellung von Lehrern und Lehrerinnen und aller der reſpektablen Damen, die von den erſten Monaten des Gehaltes der armen Mädchen leben. Ueberall gab er den Namen Minna's auf, daß man ihn ſogleich benachrichtige, ſobald ſie eintreffe, da ſie ſich bisher noch nicht gemeldet hatte.

Ungeduldig wartete er Tage und Wochen und eilte er immer wieder in die Bureau's und zu jenen Frauen zurück. Auch in der Welt der Londoner Deutſchen machte er ſich bekannt, vorausſetzend, daß Minna, mit Empfehlungen ausgerüſtet, wohl an den Einen oder den Andern gewieſen ſein werde. Er ſchöpfte große Hoffnungen, als er einen Banquier kennen lernte, deſſen Tochter in dem Mannheimer Inſtitute erzogen worden und welcher behauptete, daß Minna, mit der man brieflich in Verbindung geweſen und der man ſich zu großem Danke verpflichtet fühle, gewiß nicht durch

London kommen werde, ohne die Familie und ihren ehemaligen Zögling zu beſuchen.

Von Genf aus bekam Paul, der dort immer ſeinen Aufenthaltsort angab, die beruhigendſten Nachrichten. Herr Milliet ſorgte auf das Gewiſſenhafteſte für das Kind und Madame Arlot verſicherte, daß ſie jetzt eine, durch Güte und Liebe ausgezeichnete Perſon im Hauſe habe, die das Kind pflege und behüte, wie es eine Mutter nicht beſſer könnte. Paul dankte dieſer Unbekannten aufs Herzlichſte, konnte aber, was er der Vergeßlichkeit der Madame Arlot zuſchrieb, nie den Namen derjenigen erfahren, der er ſo viel Dank ſchuldete und die Madame Arlot nur immer la bonne Demoiselle nannte. Es war eine der Bedingungen geweſen, die ſich Minna noch bei Madame Arlot auswirkte, daß ſie Herrn Marſilly niemals ihren Namen nennen werde, und daß ſie ihr, für den Fall ſeiner Rückkehr erlaube, ſich im Hintergrunde und verborgen zu halten.

Nach langen Wochen vergeblichen Suchens und Harrens in London, erfuhr Paul, daß eine junge Deutſche ähnlichen Namens, der nur leicht von der Engländerin, die ihm die Mittheilung machte, entſtellt ſein konnte, daß ein Fräulein Burger ſich als Gouvernante auf einem gewiſſen Edelſitze in Schottland befinde. Ohne Zögern reiſte Paul dahin ab; dort erfuhr er, daß die Familie ſich auf den Kontinent, und zwar ins Bad nach Spaa begeben habe. Nach wenigen Tagen war er in Spaa, um ſich zu überzeugen, daß er einem Irrlichte nachjagte. War es nicht möglich, daß Minna auf ihrem Wege von Genf nach England, in Frankreich eine Stelle gefunden? Er eilte von Spaa nach Paris, wo er ähnliche Verbindungen anknüpfte, wie in London und unter dem Vorwande, ein Mädchen unterzubringen, alle Erziehungs-Inſtitute beſuchte, um ſich zu erkundigen, ob nicht ein Fräulein Bürger in einem derſelben als Lehrerin angeſtellt ſei. Die leichtſinnige Mittheilung einer deutſchen Gouvernante brachte ihn wieder auf falſche Fährte und führte ihn nach London zurück. Er hatte dießmal, bei ſeiner raſchen Abreiſe, die Veränderung ſeines Aufenthaltsortes nach Genf zu berichten vergeſſen, und nachdem er wieder einmal die Provinz durchzogen, kamen ihm die Genfer Briefe, die lange in Paris gelegen hatten, verſpätet zu. Einer derſelben, der bereits drei Wochen alt war, enthielt die beſorgnißerregende Nachricht, daß die Geſundheit ſeines Kindes, trotz der beſten Pflege, ſchwankend geworden, und daß Herr Rilliet zu einer neuen Luftveränderung rathe. Es ſei zwar keine Gefahr vorhanden, aber es gingen jetzt in Genf mancherlei Kinder-

Krankheiten um, die ſich an kräftigen Kindern als unſchädlich erweiſen, aber einem ſchwächlichen Kinde, wie Hortenſe, gefährlich werden könnten. Paul machte ſich die größten Vorwürfe, daß er, ſeiner Liebe nachjagend, ſein Kind durch mehrere Monate habe allein laſſen können. Mit dem Gedanken, von Minna auf immer Abſchied zu nehmen, packte er raſch ſeine Sachen und reiſte ohne Aufenthalt in einem Zuge von London über Paris nach Genf.

Je mehr Paul ſich der Stadt näherte, in der er ſein Kind gefährlich krank zu finden fürchtete, die er unter ſo großen Aufregungen verlaſſen hatte, deſto lebhafter traten ihm die hier erlebten ſchmerzlichen Stunden und alle traurigen Möglichkeiten in der Zukunft, vielleicht in der Gegenwart, vor die Seele. Traurige Ahnungen verdichteten ſich nach und nach zu einer ſchweren Beängſtigung, zu einem Alp, dem er ſich nicht entwinden konnte, und benahmen ihm den Athem. Mein Kind, dachte er, — wenn ich mein Kind verlieren ſollte, ich wäre der unglückſeligſte, der einſamſte Menſch auf Erden. Für wen und warum ſoll ich dann noch leben? Was iſt ein Daſein, das nicht Andern gehört? Dann tröſtete er ſich wieder, daß dieſe Ahnungen dieſelben ſeien, welche liebende Herzen vor der Rückkehr zu einem geliebten Weſen immer peinigen und die nichts anderes ſind, als die erhöhten Sorgen der Liebe.

So abwechſelnd zwiſchen Selbſttroſt und ſchwarzer Beſorgniß kam er in Genf an, fuhr er geraden Weges vor das Haus der Madame Arlot, ſprang er aus dem Wagen und mit wenigen Sätzen die Treppe hinauf. Er riß ſo gewaltig an der Glocke, daß ſie ſchrill ertönte und ihn ſelbſt mit Entſetzen erfüllte. Erſchrocken ließ er den Klingelzug fahren und wartete bleich und zitternd, bis geöffnet wurde. Die Dienerin, die ihn von früher kannte, ſchrack bei ſeinem Anblick zuſammen und eilte in den Gang zurück.

„Erſchrickt ſie,“ fragte ſich Paul, „erſchrickt ſie über mein Ausſehen, oder weil ſie mir eine Schreckensnachricht zu geben hat?“

Er raffte ſich auf und trat in den Salon, wo er ein junges Mädchen fand, das traurig in die Straße hinabſah.

„Kann ich Madame Arlot ſprechen?“ fragte er raſch.

„Ach nein,“ erwiderte das Kind, „ſie iſt nicht zu Hauſe,“ und bei dieſen Worten fing das Mädchen zu weinen an.

„Wo iſt ſie? Um Gottes willen, antworten Sie raſch, und was macht die kleine Hortenſie?“

Das Mädchen weinte noch heftiger und antwortete ſchluchzend: „Dieſe eben, unſere kleine Hortenſe, hat Madame Arlot auf den Kirchhof gebracht.“

Paul brach bei dieſem Worte bewußtlos zuſammen. Als er wieder zu ſich kam, fand er die Dienerinnen des Hauſes um ihn beſchäftigt.

„Mein Kind, mein Kind! mein armes Kind!“ rief er verzweifelnd aus, „hätte ich dich doch nie verlaſſen!“

„Ich verſichere Sie, Herr Marſilly,“ ſagte jene Penſionärin, die er im Salon gefunden hatte, „Ihr armes Kind iſt auf das allerbeſte gepflegt worden; Fräulein Minna verließ ſie während der ganzen Zeit ihrer Krankheit auch nicht einen einzigen Augenblick, ſie hat wenigſtens während acht Nächten an ihrem Bette gewacht.“

„Fräulein Minna?“ fragte Paul vor ſich hin — aber ſeine Gedanken waren jetzt nicht nach dieſer Seite gerichtet — nur nach dem Kirchhofe wollte er, um, wo möglich, ſein Kind noch einmal zu ſehen. Er raffte ſich auf, eilte die Treppe hinab und ſprang in den Wagen, der ihn unten noch erwartete. In wenigen Minuten hielt er vor dem Portale des großen Friedhofes. Er wollte ſich zum Wagen hinausſtürzen, war aber kaum ſeiner Glieder mächtig und der Kutſcher mußte ihm hinabhelfen. Erſt als er im Innern des

Friedhofes Menſchen ſah, war er im Stande, ſeine Muskeln wieder anzuſpannen, um raſch in die Allee einzutreten.

Aber was war das? Aeffte ihn ein Traum? War er ſeiner Sinne nicht mehr mächtig? War er wahnſinnig? Er fuhr ſich mit beiden Händen über die Stirne und drückte die Augen zu, wähnend, daß indeß die Phantasmagorie ſich auflöſen werde. Aber er öffnete die Augen und er ſah noch immer daſſelbe. Vor ihm, kaum zehn Schritte vor ihm, zwiſchen den Blumen der Gräber, ſtand ſein Kind, ſeine Hortenſe — ganz und gar ſeine Hortenſe, nur kräftiger, geſünder, in vollſter Blüthe der Kindheit, und in dieſer kurzen Zeit ſeiner Abweſenheit unverhältnißmäßig gewachſen und entwickelt. Welchen grauſamen Scherz hatte man ſich mit ihm erlaubt, um ihn auf dieſe Weiſe zu überraſchen, oder war es doch ein Wahngebilde? Eine Ausgeburt ſeines, durch den harten Schlag verwirrten Geiſtes? Er mußte ſie faſſen und halten, um ſich von ihrer Wirklichkeit zu überzeugen, und er ſtürzte auf ſie los und drückte ſie in ſeine Arme. Sie zerfloß nicht wie ein luftiger Geiſt, ſie begann, erſchrocken vor ſeiner Heftigkeit, leiſe zu weinen.

„O, weine nicht, meine Hortenſe," rief er außer ſich vor Glück, während ihm ſelbſt die Thränen aus den Augen ſtürzten, „o, weine nicht, ich will Dich nie wieder verlaſſen.“

Er lag auf den Knieen vor dem Kinde und wiederholte immer wieder: „Nie, nie will ich wieder von Dir gehen!“

Aber das Alles mußte doch ein Traum ſein, denn die Allee herab kam Minna, nach der er durch Monate vergebens geſucht hatte. Ihre Augen waren verweint und ſie blickte ihm mit unendlicher Milde entgegen, während er ſie anſtarrte, geängſtigt von dem Gedanken, daß er nur träume und zu trauriger Wirklichkeit erwachen werde. Er klammerte ſich aufs Neue an das Kind feſt, als ob er fürchtete, daß es ihm noch entſchwinden könnte.

„Gehe nicht von mir,“ flehte er, „und ich will Dich auch nie wieder verlaſſen.“

„Nun,“ ſagte Minna unter Thränen lächelnd, indem ſie die eine Hand auf ſeinen, die andere Hand auf den Kopf des Kindes legte, „nun ſo müſſen wir drei ſchon zuſammen bleiben, denn auch ich will mein Kind nie verlaſſen.“

Paul ſah ſie mit weit offenen Augen an. Sie lächelte und drückte das Kind an ſeine Bruſt. Er verſtand raſch und umhalste das Kind und nannte es, an den alten theuren Namen gewöhnt und unter dem

Zauber der erſtaunlichen Aehnlichkeit, ſeine Hortenſe, ſeine geliebte Hortenſe.

„Eigentlich Gretchen,“ berichtigte Minna, „nach dem Namen, den Du mir in Frankfurt zu geben pflegteſt — aber es bleibe bei Hortenſe, wenn ſo die ſchmerzliche Lücke beſſer ausgefüllt iſt.“

„Wo iſt es?“ fragte Paul.

Minna nahm ihn an der Hand und zwiſchen ihr und dem Kinde ging er einem friſchen kleinen Grabe entgegen, um welches mehrere junge Mädchen und Madame Arlot beſchäftigt waren, es mit Herbſtblumen zu ſchmücken. Paul wollte ſich darüber hinwerfen, aber Minna hielt ihn mit beiden Armen feſt, ergriff ſeine Hand und flüſterte ihm ins Ohr: „Wir wollen ja Alles thun, um Dich Deinen Verluſt vergeſſen zu machen und Deine Wunden zu heilen.“

Eine Stunde im Leuchtthurm.

Von der Mündung der Loire in den Ozean einige Seemeilen entfernt liegt der traurige Flecken Le Croiſic. Die breite Landzunge, deren äußerſte Spitze der Flecken einnimmt, iſt bis über die kleine Stadt Guerant hinaus kahl wie eine Wüſte Afrika's; nur unmittelbar hinter den Häuſern Le Croiſic's hat man auf angehäufter Dammerde zu Nutz und Frommen der Kurgäſte mit Mühe und Noth einige Vegetation hervorgerufen, die es aber bis auf den heutigen Tag nicht über die Verkrüppelung gebracht hat. Das einzige Produkt dieſer Gegend iſt das Salz, das die Einwohner gewinnen, indem ſie das Seewaſſer durch kleine Kanäle in ſeichte Teiche leiten und das Waſſer verdunſten laſſen. Das ſo gewonnene Salz wird meiſt in Le Croiſic verladen, und von dieſem Handel, ſowie von der Sardinenfiſcherei, die hier aber bei weitem nicht ſo ergiebig iſt, wie weiter im Norden der Bretagne, endlich von den Kurgäſten, die hier im Sommer die Seebäder gebrauchen, lebt der ganze Flecken und die Umgegend. Aber daſſelbe Meer, das auf dieſe Weiſe den Anwohnern Nahrung bringt, macht das Land durch die Salztheile, mit denen es die Atmoſphäre anfüllt, unfruchtbar und wüſtenähnlich. Es iſt eine unerquickliche Gegend und von dieſer unerquicklichen Gegend aus hat man die Ausſicht auf einen unheimlichen, auf einen ſchauderhaften Punkt im Schooße des Ozeans. Ich meine Klippe und Leuchtthurm, welche zuſammen Le Four heißen. Der Leuchtthurm hat den Zweck, erſtens die gefährliche Klippe ſelber, auf der er ſteht, zu beleuchten und davor zu warnen, zweitens den vom weiten Ozean heimkehrenden Schiffen den Eingang in die Loire, in die Häfen von Le Croiſic, St. Nazaire und Nantes zu zeigen. Bei gutem Wetter ſieht man den Four von Le Croiſic aus; aber beim geringſten Winde ſpringen die Wellen an ſeiner Klippe ſo hoch auf, das der Leuchtthurm jeden Augenblick verſchwindet und daß man ihn vom Ozean begraben glaubt. Die Klippe war, ſo lange ſie den Leuchthurm nicht beſaß, eine der gefährlichſten an der Weſtküſte Frankreichs; der Leuchtthurm macht einen öden, unheimlichen Eindruck, der ſich noch ſteigert, wenn man hört, daß er zwei Wächter beherbergt, die ihn nie verlaſſen können, und die nur alle vierzehn Tage einmal andere als ihre beiderſeitigen menſchlichen Geſichter zu ſehen bekommen. Es iſt dieſen Leuchtthurmwächtern nämlich nicht erlaubt, einen Kahn zu beſitzen. Man fürchtet, daß ſie das Gefühl der Einſamkeit in dieſer Meereswüſte manchmal mit ſolcher Gewalt überfallen könnte, daß ſie das Weite ſuchten; oder möchten ſie bei Sturmwetter, wenn der Leuchtthurm in allen Fugen kracht und wie ein Baum erzittert, in ihrer Angſt im Stande ſein, ihren Poſten zu verlaſſen. Der Aufenthalt iſt während eines Sturmes ſo gefährlich, daß man zu dieſer Befürchtung berechtigt iſt, obwohl der Poſten nur erprobten, in vielen Fährlichkeiten gehärteten Männern anvertraut wird. Aber, ſelbſt wenn man ihnen einen Kahn geſtattete, es fände ſich an der Klippe nicht der geringſte Raum, in dem er mit Sicherheit untergebracht werden könnte; ſogar bei ruhigem Wetter würde das Fahrzeug von den Wellen an der Klippe zerſchellt. Alle vierzehn Tage fährt von Le Croiſic aus ein eigens dazu beſtimmtes Fahrzeug nach dem Four hinüber, um den Wächtern die nothwendigen Lebensmittel zu bringen. Während der Stunde nun, die das Fahrzeug an der Klippe hält, ſehen dieſe Verbannten andere menſchliche Geſichter, als die ihrigen; ſonſt müſſen ſie ſich mit dem Anblick des unendlichen Ozeans und der Schiffe begnügen, welche ſie mit

Hülfe ihres Fernrohres in weite Fernen verfolgen können.

Dieſe höchſt traurigen Poſten der Leuchtthurmwächter ſind Stellen, die man tapfern, beſonders verdienten, alles Vertrauen einflößenden alten Soldaten aufbewahrt; Stellen, mit denen man Verdienſte belohnt. Unſre zwei Unglücklichen, Einſamen da draußen, die von beſtändigen Gefahren hart umdrängt und an ein Gefängniß gewieſen ſind, das jeden Augenblick ihr Grab werden kann, ſind zwei Männer, die der Staat auf dieſe Weiſe belohnt, für deren Alter er ſorgt: der Leuchtthurm Le Four iſt ein Prytaneum.

Dieß Alles erfuhr ich, als ich im Jahre 1852 einige Zeit in den Seebädern von Le Croiſic verbrachte. Ich konnte nie meinen Spaziergang auf der Werfte machen, ohne einen mitleidigen Blick nach dem fernen Four hinüberzuſenden. Nach und nach bildete ſich in mir ein ſolches Gefühl der Theilnahme für die beiden verbannten Menſchenfreunde aus, daß es geradezu zur Sehnſucht wurde und ich mir vornahm, ſie auf ihrer unwirthbaren Klippe zu beſuchen. Durch Vermittlung des Doktors wurde mir die Mitfahrt geſtattet, als die Schaluppe ihre vierzehntägige Fahrt unternahm.

Die Fahrt dauerte an zwei Stunden. Der Leuchtthurm kam in ſeiner ganzen Größe erſt in nächſter

Nähe zum Vorſchein, denn die Wellen ſpringen ſelbſt bei nur gering bewegter See rings herum ſo hoch hinan, daß ſie dem Nahenden immer die ganze Klippe und beinahe immer den untern Theil des Gebäudes verdecken. Sei es Ebbe oder Fluth, von einer oder der andern Seite ſchäumen die Wogen den trotz ſeiner Kleinheit furchtbaren Felſen hinan. Bei ruhigſtem Wetter kann man es ſich leicht vorſtellen, wie die ſtürmiſche See bis an die Laterne hinaufſpritzen muß. Der Leuchthurm iſt ſo gebaut, daß er ſich nach oben verjüngt und unten mit der breiten Baſis benahe die ganze Klippe bedeckt oder vielmehr umklammert, denn das Gemäuer ſtreckt ſich wie ein Baum mit vielen Wurzeln durch alle Riſſe bis hinab in das Waſſer.

Die Schiffer hielten die Schaluppe nur mit Mühe ſo nahe der Thüre des Thurmes, daß wir hineinſpringen konnten; dann wurden die Lebensmittel uns nachgeworfen und im Innern aufgefangen. Die Schaluppe zog ſich nach dieſem Geſchäfte ungefähr hundert Ruderſchläge weit zurück, um uns, nämlich den Beamten und mich, auf offener See zu erwarten. Ein alter, freundlicher Mann, der in waſſerdichte Lootſentracht gekleidet war, empfing uns im untern Raum und lud uns ein, ihm in den obern nachzuſteigen. Vermittelſt einer ſchmalen Treppe, die mehr einer Leiter glich, kamen wir in ein rundes Gemach, das nicht vier Schritte im Durchmeſſer hatte. In dieſem Gemache fanden wir einen zweiten alten Mann, der ebenſo gekleidet war, wie der erſte, aber ſich von dieſem dennoch auf das Weſentlichſte unterſchied. Der erſte, Jean Jacques Olivier, ein kurzer, breitſchulteriger Mann, hatte ein arg verbranntes, braunes, dickhäutiges Geſicht voller Falten. Dicke graue Augenbrauen fielen wie ſtarkes Geſtrüpp über die Augen und verdeckten ſie zur Hälfte, daß man ſie hätte für ſehr klein halten können, obwohl ſie ungewöhnlich groß waren. Der graue Schnurrbart war nur wie eine etwas größere Wiederholung der Augenbrauen. Weißer als Augenbrauen und Schnurrbart waren die Haupthaare, die zum Vorſchein kamen, als Jean Jacques Olivier oben im Gemache den breiten Lootſenhut abnahm, und die, kurz geſchoren, aber überaus dicht, einen ziemlich großen Kopf bedeckten. Nach dieſer Beſchreibung wird ſich der Leſer eine nichts weniger als freundliche Erſcheinung vorſtellen, aber ich kann ihm die Verſicherung geben, daß ſchon der erſte Blick auf dieſen alten, gehärteten Kopf die Seele mit wahrem Wohlbehagen erfüllte. Dieſe von ſo ſtruppigen Brauen bedeckten Augen blickten mit ſolchem Wohlwollen, als wünſchte der Mann demjenigen, mit dem er ſprach, fortwährend etwas

Gutes zu ſagen oder zu thun. Und von dem mit dem breiten Schnurrbart bedeckten Munde kam doch ein Lächeln zum Vorſchein, das herzgewinnend war — ich möchte ſagen, wenn es nicht von einem ſo rauhen Geſellen ſonderbar klänge, daß es bezaubernd war, wie das Lächeln eines liebenswürdigen, liebevollen jungen Mädchens. Wir waren kaum in dem Gemache, als er ſich ſchon alle Mühe gab, es uns bequem zu machen; und wir ſaßen kaum, als er ſchon von allen ihren Vorräthen herbeibrachte, um uns zu bewirthen. Es waren nur zwei Gläſer da. Er füllte ſie mit Rothwein und ſie gingen zwiſchen uns Vieren von Mund zu Munde. Dabei fragte' er nach Neuigkeiten aus der Welt, und den Beamten nach dem Wohlergehen ſeiner Bekannten in Le Croiſic. Ich meinerſeits hätte gerne Manches über die Lebensweiſe dieſer Einſamen erfahren und ich fing an, den freundlichen Alten auszufragen. Aber er hatte mir auf meine Fragen nur kurze Antworten zu geben und verſicherte, daß man ſich in dem Leuchtthurme ganz wohl befinde. Nicht ein Wort von den Gefahren, von der Schwierigkeit ſeines Amtes und nicht ein Wort über die Größe ſeiner Pflichten und ſeiner Opfer.

Sein Gefährte Louis Marie war von ganz anderer Art. Seine Geſichtsfarbe war nur oberflächlich wettergebräunt; im Ganzen war ſein Antlitz ziemlich hell und fein, und ſeinen Haaren, die übrigens dünn um die Schläfe lagen, ſah man es noch an, daß ſie einſt blond geweſen. Alle ſeine Züge waren feiner und weicher, als bei dem Andern, dagegen zeigte ſich von jener unendlichen Freundlichkeit Jean Jacques keine Spur. Louis Marie war ſchweigſam, zwar nicht düſter, aber doch traurig und verſchloſſen. Er gab ſich alle Mühe und hatte offenbar den beſten Willen, ebenfalls zuvorkommend und gaſtlich zu ſein, aber er vergaß manchmal die Rolle, die er ſpielen wollte, hörte nicht auf das Geſpräch, verſank in ſich und brütete. In ſolchen Momenten hatte Jean Jacques ſo viel Aufmerkſamkeit für ihn, als wäre er ebenfalls einer der Gäſte. Er drückte ihm das eine Glas in die Hand, ließ das andere leiſe anklingen und munterte ihn, indem er ihn beinahe zärtlich beim Namen nannte, zum Trinken auf. Louis Marie erwachte dann wie aus einem Traume und lächelte dem Andern eben ſo freundlich und liebenswürdig zu, wie dieſer beinahe immer lächelte. Und dieſe Augenblicke waren es, die den Fremden, den er anfangs erſchreckt hatte, mit ihm verſöhnten, ja auch für ihn einnahmen. Wer die Beiden nur eine halbe Stunde lang mit einiger Aufmerkſamkeit beobachtete, mußte ſich ſagen, daß zwiſchen ihnen ein eben ſo eigenthümliches als inniges Verhältniß beſtehen müſſe, und wenn die beiden Leuchtthurmwächter dem Fremden einige Theilnahme einflößten, ſo freute er ſich dieſer Entdeckung, denn ihr Loos erſchien durch das geheimnißvolle, innige Band, das ſie verknüpfte, bedeutend gemildert.

Die halbe Stunde in dem kleinen Thurmgemache verfloß auf die angenehmſte Weiſe. Man aß, man trank, man plauderte, während die Wogen da draußen ihre monotone, doch harmoniſche Muſik machten, und während von Zeit zu Zeit in größerer oder kleinerer Entfernung, die Fluth benützend, eine ganze Menge von Schiffen der Loire zuſteuerten und durch das kleine Fenſter mir gegenüber ſichtbar waren. Die andere halbe Stunde verſtrich mit Beſichtigung der Laterne, auf die mich Jean Jacques begleitete, um mir die Einrichtung zu erklären und von der Gallerie aus die fernſten Punkte, die von da ſichtbar waren, zu zeigen. Er freute ſich mit meiner Freude an der friſchen Seeluft, an dem großartigen Anblick des Ozeans und an den Wellen, die uns zu Füßen ihr unermüdliches Spiel trieben. Ich bedauerte, mich dieſes Genuſſes nicht länger freuen zu können und er lud mich freundlich ein, auf dem Leuchtthurme zu bleiben, bis das nächſte Schiff wieder komme. Ich hatte aber nicht den Muth, mich nur auf vierzehn Tage auf dieſe Klippe zu verbannen, auf der mein freundlicher Führer ſeit beinahe zwanzig Jahren lebte und auf der er, wie er mir ſagte, bis zu ſeinem Tode auszuharren hoffte.

Unſere Zeit war um, wir ſtießen noch einmal an, die rauhen Hände unſerer Wirthe drückten die unſrigen und wir fuhren wieder zurück nach Le Croiſic. Ich ſetzte mich ſo im Schiffe, daß ich während der ganzen Fahrt mein Geſicht dem Leuchtthurm zukehrte. Jean Jacques hatte mir ein ſo inniges Gefühl für ſich eingeflößt, daß ich mich in der That mit einem gewiſſen Kummer von ihm trennte. Und nun will ich dem Leſer etwas mittheilen, das ihm eigenthümlich und als nicht am Platze erſcheinen wird, das ich aber doch nicht verſchweigen mag, weil es eine Thatſache iſt. Jener Leuchtthurmwächter Jean Jacques Olivier hatte eine erſtaunliche Aehnlichkeit mit einem Manne, der mir perſönlich theuer war und der gewiß vielen meiner Leſer ebenfalls ſehr theuer iſt: mit dem Dichter Nikolaus Lenau. Ja, trotz der Rauheit ſeines Geſichtes, der Derbheit ſeiner Züge, gab ihm der Blick ſeines dunkelbraunen Auges, ſein Schnurrbart, und das höchſt merkwürdige einnehmende Lächeln eine ganz überraſchende Aehnlichkeit mit jenem edlen Dichter, deſſen Blick und Auge und deſſen Lächeln Niemand vergeſſen wird, der ſie jemals gekannt hat. Nun ſind wir ſo geartet, daß wir mit ſolchen phyſiognomiſchen Aehnlichkeiten auch gerne den Glauben an die Aehnlichkeit des Weſens verbinden und daß, wenn uns eine ſolche Aehnlichkeit an eine geliebte Perſon erinnert, wir ſchnell bereit ſind, auch die alten Gefühle wieder zu empfinden. Die Aehnlichkeit hat gewiß viel dazu beigetragen, daß ich mich zu Jean Jacques Olivier ſo ſehr hingezogen fühlte, doch aber glaube ich, daß er, wie er einmal war, auch ohne dieſen Umſtand auf mich einen tiefen Eindruck gemacht haben würde. Ich konnte während der Rückfahrt und während des ganzen folgenden Tages nur an ihn, an ſein Amt und an ſein Schickſal denken und ich konnte ferner nicht umhin, mir einzubilden, daß dieſer Mann irgend eine bedeutendere Geſchichte haben müſſe, oder wenn nicht eine bedeutendere Geſchichte, doch jedenfalls irgend ein bedeutendes, inhaltsvolles Weſen.

Ich theilte dem Doktor, mit dem ich vertraut war und dem ich die Fahrt zum Leuchtthurme verdankte, meine Gefühle mit und er erwiderte lächelnd: Nun, wenn die Geſchichte der beiden gerade keine weltbewegende iſt, vielleicht nicht einmal eine bedeutende, ſo iſt es doch eine Geſchichte. Sie ſollen ſelber urtheilen. Ich bin vielleicht im Stande, dieſe Geſchichte ausführlicher zu erzählen, als irgend ein anderer Bewohner Le Croiſics.

Als ich vor mehr als zehn Jahren als junger Arzt in dieſe Gegend zurückkehrte, ſchämte ich mich meines gezwungenen Müſſigganges, da ich nicht einen einzigen Kranken hatte, und ich ergriff mit Eifer die Gelegenheit, mich auf einige Zeit zu entfernen, als es hieß, daß einer der beiden Leuchtthurmwächter ſich ſchwer verwundet habe und daß dort drüben ein Arzt nothwendig ſei. Ich verbrachte volle vierzehn Tage auf dem Four. Der Verwundete war Louis Marie, und es fiel mir gleich bei meiner Ankunft auf, mit welcher Sorgfalt, ja Zärtlichkeit, ihn ſein Gefährte pflegte. Der Kranke hatte auch keine andere Pflege gewünſcht, und dieß war die Urſache, warum er nicht ans Land gebracht wurde und warum der Arzt zu ihm hinüber mußte. Jean Jacques Olivier gewann mein Herz ſo ſchnell, wie er geſtern das Ihrige gewonnen. Bei einem Zuſammenleben auf einem ſo engen Raume und an einem Krankenbette mußte ſich zwiſchen uns Beiden bald eine große Vertraulichkeit herſtellen. Jean Jacques zeigte mir neben dem Wohlwollen, das er Jedermann entgegenbringt, viel perſönliche Freundſchaft, die aus der Dankbarkeit für die Pflege ſeines Freundes hervorging und für den guten Willen, mit dem ich mich allen Unbequemlichkeiten und Entbehrungen des Lebens im Leuchtthurm unterzog. Was hatten wir

Anderes zu thun, als zu plaudern und einander Geſchichten zu erzählen. Ich fand in der Unterhaltung Jean Jacques' einen ſo wohlthuenden Reiz, daß ich ſelbſt die Nächte mit ihm auf der Gallerie an der Laterne verbrachte, und da, in dieſer doppelten Einſamkeit der Nacht und des Ozeans, erzählte er mit offenem Herzen Manches, was er mir wohl auf dem Feſtlande oder unten in der Enge des Thurmgemaches ſelbſt bei größerer Freundſchaft nicht vertraut haben würde. Manches erfuhr ich auch hier in Le Croiſic, und ſo, glaube ich, bin ich mit der Geſchichte dieſer beiden Greiſe bekannter als viele Andere. Machen wir einen Spaziergang auf die Werfte, dort überblicken wir den Hauptſchauplatz deſſen, was ich Ihnen erzählen will.

Der Doktor faßte mich am Arme, wir wanderten auf die Werfte und er begann: Jean Jacques Olivier und Louis Marie ſind hier in Le Croiſic geboren und zwar zur Zeit, als die große franzöſiſche Revolution in höchſter Blüthe ſtand. Sie ſind Kinder zweier Freunde, zweier Salinenarbeiter, deren Freundſchaft damals ſo ſprichwörtlich war, wie es ſpäter die Freundſchaft ihrer Söhne wurde. Beide Kinder wurden ſehr frühe und gleichzeitig verwaist, denn ihre Väter nahmen Theil an der Chouanerie, die man hier „den großen Krieg“ nennt, und Beide fielen am ſelben Tage in der Nähe von Nantes von den republikaniſchen Kugeln. Nur der eine der beiden Knaben, Jean Jacques, hatte noch eine Mutter; dieſe nahm ſofort den andern in ihre Hütte, um auch ihn mit der ſchweren Arbeit in der Saline zu ernähren. Sie lebte nicht lange unter dieſer Laſt, und Niemand hier in Le Croiſic wird Ihnen zu ſagen wiſſen, wie ſich die beiden verlaſſenen Knaben forthalfen, wie ſie nicht dem Elende erlagen. Die Zeiten waren derart, daß man die Bewohner Le Croiſic's, welches damals ein elendes Fiſcherdorf war, nicht anklagen darf, die verwaisten Kinder ihrem Schickſale überlaſſen zu haben. Die Chouanerie hatte viele Familien um ihre Väter gebracht, die Kriege der Republik und des Kaiſerreichs brachten ſie um die jungen, arbeitsfähigen Männer, und die Engländer, die Frankreichs Schiffahrt vernichteten, blokirten alle Küſten und hätten dieſe auch ohne alles vorhergegangene Elend in Armuth geſtürzt. Von den Kindern weiß man nur, daß man ſie in jener Zeit immer zuſammen geſehen, daß ſie fiſchten, Krebſe fingen und dergleichen, daß ſie jeden Biſſen mit einander theilten und unzertrennlich waren. Endlich, in einem gewiſſen Alter, findet ſich der Eine in einer Schloſſerwerkſtätte, der Andere hilft einem Fiſcher und ſo iſt mit achtzehn oder neunzehn Jahren Louis Marie Schloſſergeſelle, während Jean Jacques die meiſten Nächte auf der See oder in der Loiremündung verbringt. Aber Beide bewohnen noch immer dieſelbe Hütte. Sehen Sie, dort links von der Saline ſtand dieſe Hütte, die Schloſſerwerkſtätte da, wo ſie jetzt noch ſteht; Sie können ſie von hier aus ſehen, denn ſie beherrſcht den ganzen Flecken. Aber dort weit nach Oſten ſteht noch eine Hütte, einſam, hart am Meeresufer — gehen wir einige Schritte weiter und Sie werden auch dieſe Hütte ſehen können. Sie bemerken die vielen Netze, die dort ausgeſpannt ſind; ſie iſt heute wie damals von einem Fiſcher bewohnt. Mit dieſem Fiſcher in Gemeinſchaft trieb Jean Jacques ſein Gewerbe, und dieſer Fiſcher hatte eine Tochter, Anna, die für das ſchönſte Mädchen nicht in der Umgegend, ſondern in der ganzen Bretagne galt. Sie wiſſen, daß in der Bretagne der Volksgeſang noch nicht ausgeſtorben iſt, daß er ſich jedes ſchönen oder merkwürdigen Gegenſtandes bemächtigt, um ihn in Balladen und Liedern zu verherrlichen. Er wächst aus dem Boden heraus, man kennt äußerſt ſelten die Verfaſſer der Lieder, aber dieſe ſelbſt verbreiten ſich mit zauberiſcher Schnelligkeit und manche von ihnen leben dann, von der offiziellen Literatur kaum gekannt, im Munde des Volkes unſterblich fort. Nun wohl — ſehen Sie ſich dieſe Fiſcherhütte näher an; ſie iſt von der Poeſie verklärt, wie ſelbſt wenige hiſtoriſche Punkte in der Bretagne, und dieſe Verklärung dankt die unſcheinbare Muſchel der Perle, die ſie in ſich geſchloſſen jener Anna. Ich will Ihnen, wenn Sie mir morgen zum Kaffee wieder das Vergnügen machen, von meiner Magd einige Lieder ſingen laſſen, deren Gegenſtand jene Anna iſt. Wenn nun Jean Jacques mit ſeinem Meiſter von der See heimkehrte und in jener Hütte von jenem Gegenſtande der Poeſie empfangen wurde, wenn ihm nach der Oede des Meeres ſolche Augen entgegenleuchteten, eine ſolche Wirthin den Tiſch deckte — wie ſollte ein Herz wie ſeines widerſtehen? Louis Marié, wenn die Schloſſerwerkſtätte geſchloſſen war, ging geraden Weges hinaus zum Fiſcher, um daſelbſt ſeinen Freund zu erwarten und zu ſeinem Unheil oder zu ihrer beider Unheil, ſah er ſo das ſchöne Mädchen ebenfalls zu oft. Mit einem Worte, die beiden Freunde hatten das tragiſche Schickſal, daſſelbe Mädchen zu lieben. Nach Allem, was ich von Jean Jacques ſelbſt und von Andern gehört habe, war Anna allerdings ein Geſchöpf, das ſelbſt ohne ihre außerordentliche Schönheit alle Liebe verdient hätte. Die ſich ihrer erinnern, wiſſen noch heute von ihrer Anmuth und ihrem vortrefflichen Herzen nicht ſchön genug zu ſingen und zu ſagen und es iſt auch bezeichnend, daß die Lieder, die auf ſie gedichtet wurden, obwohl offenbar von ihrer Schönheit angeregt, gerade von dieſer am wenigſten ſprechen, wohl aber von dem Behagen, das man empfand, ſobald man in ihre Hütte trat, von ihrer Güte für alle Welt und von allerlei guten Thaten, die ſie mit Muth oder mit Selbſtverleugnung verrichtete.

Den beiden Freunden war es bald kein Geheimniß, daß ſie beide das Mädchen liebten; damals hatten ſie eben noch keine Geheimniſſe vor einander; bald aber wurde es Jean Jacques auf offener See unheimlich, wenn er dachte, daß jetzt Louis Marie bei Anna ſein könnte, und Louis Marie wurde es in der Schloſſerwerkſtätte zu heiß, wenn es draußen ſtürmte und er ſich ſagte, daß heute die Fiſcher nicht auslaufen und daß Jean Jacques, mit Anna an demſelben Netze ſtrickend, ſeinen Tag in der Fiſcherhütte zubringe. Der Eine zog oft vor der Zeit die Netze aus dem Waſſer und lenkte eiligſt ſeinen Kahn dem Ufer zu, und der Andere warf oft vor Feierabend Hammer oder Feile hin, um in die Fiſcherhütte zu eilen. Von der Schloſſerwerkſtätte aus konnte Louis Marie den ganzen Küſtenſtrich beobachten; er ſah den Kahn, ſobald er zum Lande zurückkehrte, und er war an den Strand hinabgeeilt, bevor der Kahn anlegen konnte. Beide Nebenbuhler waren nur ruhig, wenn Jeder den Andern von Anna getrennt wußte oder wenn ſie beide zugleich, Einer den Andern überwachend, bei ihr waren. Jean Jacques ſagte mir, er habe viele Leiden erlebt und viel Schreckliches mit angeſehen, da er auch den ruſſiſchen Feldzug mitmachte, aber die traurigſte, die ödeſte und härteſte Zeit ſeines Lebens ſei dieſe geweſen, als er ſeinen Freund, den einzigen Menſchen auf Erden, der zu ihm gehörte, als ſeinen Nebenbuhler zu fürchten anfing, ohne zu wiſſen, welchem von Beiden Anna den Vorzug gab. Aus dieſer Furcht wurde bald ein ſtiller Haß, den ſich beide ſelbſt nicht zu geſtehen wagten. Noch wohnten ſie zuſammen, aber ſie legten ſich ſtumm zu Bette, ſtanden ſtumm auf und gingen von einander und grüßten ſich nur, um nicht auch ohne Gruß von einander zu gehen. Louis Marie erinnerte ſich plötzlich, daß die Hütte an der Saline nicht ihm gehörte, daß er die Wohlthat, in dieſer Hütte beherbergt zu werden, lange genug genoſſen und er verließ ſie, um eine Dachſtube über der Schloſſerwerkſtätte zu beziehen. Von dieſer Dachſtube aus ſah er noch beſſer nach der Fiſcherhütte und überwachte mit noch größerer Bequemlichkeit das Meer. Die Wohnungen der beiden Freunde waren nur durch einen Raum von hundert Schritten getrennt, aber ihnen war ſchon zu Muthe, als wären ſie durch viele Meilen und durch lange Zeiten von einander geſchieden.

Was aber wollte nun Louis Marie in der Fiſcherhütte, da er den Freund nicht mehr dort erwartete? Jean Jacques ſagte ſich, daß er nur als ſein Freund dahin gekommen war; nunmehr er ſich von ihm getrennt und die alte Freundſchaft ſelbſt begraben, was hatte er noch dort zu thun? Es ſchien Jean Jacques eine treuloſe Heuchelei, daß der Andere noch ſo that, als ob er ſeinetwegen dahin käme und die Eiferſucht wuchs in ſeinem Herzen um ſo raſcher, als er zu ſo häufigen Trennungen gezwungen war und oft Tage lang auf offener See verbringen mußte, allein mit dieſer Eiferſucht, allein mit dem Gedanken, daß jetzt Louis Marie glücklich in der Fiſcherhütte an Anna's Seite ſitze. Louis Marie hatte es gut. Er ſah den Kahn heimkehren und er war da, bevor Jean Jacques den Fuß auf die Schwelle ſetzte. Louis Marie war jedenfalls der Glückliche, er triumphirte und wie ſollte ihm der Einſame draußen auf dem Meere dieſen Triumph vergeben?“ „O,“ rief Jean Jacques aus, als er von dieſen Leiden erzählte, „was habe ich damals in der Einſamkeit des Meeres, nur von Gott geſehen, durchgemacht! Gewiß, der Kahn wäre eines Tages ohne

Fiſcher von den Wellen ans Ufer geſpült worden, ich hätte mich in die Tiefe des Meeres geſtürzt, wenn mich nicht die Hoffnung, daß Anna vielleicht doch mich liebte und mehr, noch — ja ich geſtehe es — wenn mich nicht die Luſt nach Rache an meinem Nebenbuhler, am Leben erhalten hätte. Er ſollte glücklich ſein, während ich mich auf öder See herumtrieb! Dieſe See hatte ich einſt geliebt; jetzt haßte ich ſie, wie ich überhaupt alles haßte, nur nicht Anna.“

Jean Jacques bemerkte es bald, daß Louis Marie ſeine Heimkehr belauerte und er richtete ſich ſo ein, daß er in der Nacht heimkehrte. Er ging in ſeiner Vorſicht ſo weit, den Kahn nicht an der Fiſcherhütte anzulegen, ſondern in den Hafen zu fahren und von da aus zu Fuß nach der Fiſcherhütte zu wandern. Er wußte eigentlich ſelbſt nicht, warum er ſo that; aber auf dem Meere hatte er ſo vielfache ſchwarze Gedanken, träumte ſo manche Möglichkeiten, daß es ihm zu ſeiner Beruhigung nöthig ſchien, die Fiſcherhütte in der Nacht zu überraſchen. Es war nach Mitternacht. Sie können den Weg, den er einſchlug, von hier aus verfolgen. Obwohl es ziemlich dunkel war, fürchtete er doch, auf ſeinem Spähergange geſehen zu werden und er verließ den Pfad, der von Le Croiſic geraden Weges zur Fiſcherhütte führt und ging, die Ebbe benützend, am äußerſten Rande des Ufers hier um dieſes kleine Vorgebirge, dann an den Dünen vorbei, dort am Eingange in den kleinen Golf, in deſſen Hintergrunde Anna wohnte. Rechts hatte er das Meer, links das genug hohe Ufer und die Dünen, und ſo konnte er ungeſehen, wie in einem Laufgraben, bis an die Hütte gelangen. Während dieſes Weges wurde es ihm immer gewiſſer, daß er Louis Marie dort finden werde, vielleicht ſogar bei Anna in der Stube. Und wenn auch nur in der Nähe der Hütte! — ſchon dieſer Gedanke war hinreichend, ihm das Blut in den Kopf zu treiben. Was hatte er in der Nacht dort zu thun? Und wenn er nichts anderes da zu thun hätte, als ihn, Jean Jacques, zu überwachen, ſo reichte das ſchon hin. Die beiden ſahen einander längſt nicht mehr als Freunde an; ſie betrachteten einander, wie ſich zwei Bretonen betrachten, die Nebenbuhler ſind. Solche zwei Bretonen, wenn ſie einander begegnen, fahren beide unwillkührlich mit der rechten Hand die Seite hinab bis an die Taſche, wo das kurze breite Meſſer ſteckt. Mit der Hand an dieſem Meſſer kam Jean Jacques an der Hütte an. Aber da war es ſo ſtill; nichts war zu hören, als das Geliſpel der Welle, die ſich weit zurückgezogen hatte, und das leiſe, feine Rauſchen des Nachtwindes, der durch die ausgeſpannten Netze zog. Jean

Jacques ging mehremale ums Haus, ſpähte in jeden Winkel und entdeckte nichts. Dann zog er die Schuhe von den Füßen, ſtieß leiſe ein kleines Fenſter auf und ſtieg in das Innere der Hütte. Der Vater war abweſend in Nantes, das wußte er. Deſto vorſichtiger mußte er ſein, um Anna nicht zu wecken, die ihm den nächtlichen Beſuch während der Abweſenheit des Vaters nicht vergeben hätte. Er wußte, was er wagte, aber er konnte nicht anders, er mußte ſich beruhigen mit einem Blicke in das ruhige und unſchuldsvolle Geſicht der Geliebten. Auf den Zehen ſchlich er an das Fenſter, um die Schürze, die davor hing, abzunehmen und das Mondlicht, das ihm leuchten ſollte, hereinzulaſſen. Dann ſchlich er an die Vertiefung, eine Art von Koje, in welcher ein alter, zu einem Bette eingerichteter Kahn ſtand, der Anna zum Lager diente. Da lag ſie, feſt und geſund ſchlummernd, und in jedem ihrer Arme lag eines ihrer kleinen Geſchwiſter, denen ſie die Mutter erſetzte. Bei dieſem Anblicke fuhr Jean Jacques erſchrocken zurück. Es war nicht mehr die Angſt, ſie zu wecken, aber es war ein heftiger Biß ſeines Gewiſſens wegen der Gedanken, deren er ſich fähig wußte, ſobald er von ihr entfernt war. Eilends verließ er die Hütte wieder und lief deſſelben Weges zurück gegen Le Croiſic. Aber dort, wo die Düne ſich ſo ſehr aufhäuft und den

Weg verengt, ſtieß er plötzlich mit Jemand zuſammen, der ihm eben ſo eilig entgegen kam. Er wußte im Augenblick, daß es Louis Marie war, mit dem er zuſammenſtieß, und wie es ihm Gewohnheit geworden war, beim bloßen Gedanken an Louis Marie nach dem Meſſer zu greifen, ſo fuhr er jetzt auch im Momente des Zuſammenſtoßes mit der Hand nach dem Griffe; der ganze Grimm, der ihn vorhin auf dem Wege nach der Fiſcherhütte erfüllte, kam verdoppelt zurück, und mit dem Rufe: Elender, gehſt du hin, um ihren heiligen Schlaf zu ſtören? führte er den Stoß gegen ſeinen ehemaligen Freund.

Ach, Jean Jacques! ächzte Louis Marie, während er zuſammenſank.

Jean Jacques fühlte ſeine Hand plötzlich von einer großen Wärme übergoſſen. Er griff mit der andern darnach — es war Blut. Hatte er ſeinen Freund ermordet? Schon kniete er neben ihm im Sande und blickte in das todtenblaſſe Geſicht. Louis Marie lag da wie ein Todter, und dieſer Anblick wiſchte alles weg, was er in dieſen letzten Monaten gefühlt und erlebt hatte. Er ſah nur noch den ſterbenden Freund, die ganze alte Liebe kehrte mit der Kraft der Verzweiflung zurück. Er ſprang wieder auf und eilte den

Wellen zu, um den Mörder im Ozean zu begraben. Aber vielleicht war der Freund noch nicht todt? In der That hörte er ſeinen Namen rufen, als ob ſein Opfer zu ihm um Hilfe flehte. Er eilte wieder zurück, hob den Blutenden auf ſeine Arme und trug ihn laufend in ſeine Hütte, in dieſelbe Hütte, in der ſie in Elend und in Freundſchaft ſo viele Jahre verlebt hatten.

Die Blutſpuren am Ufer hatte die Fluth am andern Tag getilgt, und ſo war auch der Haß, war die Eiferſucht zwiſchen den beiden Freunden, zwiſchen dem Kranken und ſeinem Wärter, getilgt. Die Wunde war nicht gefährlich und ſchloß ſich bald unter der unausgeſetzten Sorgfalt Jean Jacques' und ſchon nach vierzehn Tagen ſah man die Beiden unzertrennlich und vertraut, wie ehemals. Nur gemeinſchaftlich gingen ſie noch zu Anna und ſie hatten jetzt das Glück gewonnen, einer dem andern von ſeiner Liebe ſprechen zu können. Es ſtand zwiſchen ihnen feſt, daß ſie es, in ihr Schickſal ergeben, abwarten wollten, welchen von Beiden Anna wählen würde. Aber wie ſollte ſie wählen, da ſie die Liebe Beider kannte und ihre neue Freundſchaft durch die Wahl wieder zu zerſtören fürchtete? Sie ſchwieg; auch die beiden Freunde ſchwiegen ihr von ihrer Liebe und ſo verſtrich eine lange glückliche und unglückliche Zeit.

Da kam der Kaiſer wieder mit ſeinen nicht enden wollenden Aushebungen. Die große Armee, der Feldzug nach Rußland wurde vorbereitet. Beide Freunde mußten nach Nantes zur Ziehung. Andern Tages kamen ſie beide gleich traurig zurück; Jean Jacques hatte eine gute, Louis Marie eine ſchlechte Nummer gezogen. Eine ſchlechte Nummer bedeutete in jener Zeit beinahe ſo viel wie ein Todesurtheil. Sie kamen auf ihrem Kahne zurück und landeten, wie ſie es verſprochen hatten, vor der Fiſcherhütte. Anna ſtand erwartend vor der Thüre. Mit angeſtrengten Augen ſah ſie den Ankommenden entgegen und wartete nur ſo lange auf der Schwelle, bis ſie ſo nahe waren, daß ſie die Nummern auf ihren Hüten erkennen konnte. Dann erhob ſie die Arme, ſchlug die Hände zuſammen und eilte in die Stube zurück. Die beiden Freunde eilten ihr nach und fanden ſie bewußtlos auf dem Boden liegend. Louis Marie wollte ſie aufheben, aber Jean Jacques hinderte ihn daran, zog ſeine Hände mit ſanfter Gewalt zurück und ihn ſelbſt wieder hinaus vor die Thüre. Nun, ſagte er lächelnd, obwohl mit blaſſem Geſichte und mit zitternder Stimme, nun bedarf es keiner weitern Erklärung; nun wiſſen wir, welchen von Beiden ſie liebt. Du, Louis Marie, darfſt jetzt nicht fort, Du mußt bei ihr bleiben, ſie heiraten und ſie glücklich machen. Du mußt einen Stellvertreter haben.

Einen Stellvertreter! ſagte der Andere achſelzuckend, und er hatte Recht, die Achſel zu zucken. Ein Stellvertreter wurde in dieſen blutigen Tagen mit Tauſenden von Franken bezahlt und er hatte gerade ſo viel, als er als Schloſſergeſelle verdiente. Der Stellvertreter, ſagte Jean Jacques, iſt gefunden.

Wozu ſoll ich Ihnen, fuhr der Doktor fort, noch weiter auseinanderſetzen, welch' ein Opfer Jacques dem Freunde und der Geliebten brachte — genug, er zog für ihn in den Krieg, nachdem er ſich hatte verſprechen laſſen, daß Freund und Geliebte ſich bald verheiraten und in Liebe ſeiner gedenken werden.

Es beginnt jetzt im Leben Jean Jacques' eine große Odyſſee, die aber nicht zu unſerer Geſchichte gehört, eine Odyſſee, wie ſie damals viele Söhne Frankreichs durchzumachen hatten. Er war in Rußland und kam mit dem Leben davon; er machte die deutſchen Feldzüge, die franzöſiſchen, und dann die hundert Tage mit. Nach dem zweiten Sturze Napoleons verbrachte er den Reſt ſeiner Dienſtjahre in entfernten Garniſonen. Seine acht Jahre waren um und er hätte wieder heimkehren können, aber er wußte, daß ſeine Liebe zu Anna dieſelbe war, wie ehemals und er traute ſich den Muth nicht zu, nicht die Stärke, ſie in den Armen eines Andern ſehen zu können. Er wußte, daß ſie glücklich waren und er hatte ſich geſchworen, nicht heimzukehren, ſo lange er noch einen Funken von Liebe in ſeinem Herzen fühlte. Wie ein Geſpenſt verfolgte ihn die Erinnerung an die Zeiten, die er in Haß und Eiferſucht auf offener See verbrachte; an jene Gefühle, die ihn ſo weit brachten, daß er eine mörderiſche Hand gegen ſeinen Freund erhob. Er war ſich deſſen bewußt, daß er aller dieſer Gefühle noch heute fähig war, denn ſie wurden in der Erinnerung eben ſo lebendig, wie ſie es damals geweſen. Nach abgelaufener Dienſtzeit war es ihm als einem Fiſcher von den Küſten der Bretagne leicht, in die königliche Marine aufgenommen zu werden und als Seemann machte er mehrere große Reiſen in die verſchiedenſten und entfernteſten Länder der Erde mit. Auch dieſe Dienſtzeit war vorüber und dieſelben Urſachen hielten ihn noch immer von der Heimat ferne. Wie ſehr er ſich ſehnte, die Küſten der Bretagne wieder zu ſehen, die er vor ſo langer,

langer Zeit verlaſſen, dennoch zog er es vor, mit der Beſatzung am Senegal zu bleiben, wo Frankreich, das ſo viele Kolonien verloren hatte, ſich zu befeſtigen und eine neue Kolonie in Blüthe zu bringen ſuchte.

So waren ſeit ſeiner Trennung von dem Freund und der Geliebten über zwanzig Jahre verſtrichen. In Frankreich hatte ſich indeſſen viel geändert; die Bourbonen waren verjagt und der Krieg gegen Algier wurde von der neuen Regierung mit Kraft fortgeſetzt. Jean Jacques war noch immer Soldat und wünſchte an dieſem Kriege gegen die Barbaresken theilzunehmen. Er erhielt die Erlaubniß, kam nach Algier und ſchlug ſich tapfer in verſchiedenen Gefechten. Dort aber erhielt er die Nachricht von dem Tode Anna's und von dem Trübſinn, in welchen Louis Marie ſeit ihrem Tode verſunken war. Wie ihn dieſe Nachricht erſchütterte, darüber ſagte mir Jean Jacques kein Wort. Er iſt nicht der Mann, um über dergleichen zu ſprechen. Aber er nahm ſeinen Abſchied und eilte nach Le Croiſic zurück.

Er fand Louis Marie nicht mehr im Orte. Die neue Einrichtung des Leuchtthurmes hatte es nothwendig gemacht, dem einen Wächter einen Mechaniker oder Schloſſer beizugeben, der die nothwendigen Verbeſſerungen ſogleich vornehmen könne. Louis Marie war gleich bereit, ſich in die Einſamkeit des Leuchtthurmes zurückzuziehen und er bekam dieſe Stelle ſehr leicht, da er nicht einen einzigen Mitbewerber hatte. Welcher Arbeiter, der ſich auf dem Feſtlande ehrlich ernähren kann, wird ſich freiwillig in dieſe ſchreckliche Gefangenſchaft begeben? Aber Louis Marie hatte auf dem Feſtlande nichts mehr zu ſuchen; denn dieſes hatte für ihn nur noch ein Grab, das ſein Weib und ein Kind umſchloß. Jean Jacques kam mit dem Grade eines Sergeant-Major zurück, außerdem mit einem Orden und den ehrendſten Zeugniſſen. So ausgeſtattet hatte er die Wahl unter den beſten Stellen, die man alten und verdienten Soldaten aufbewahrt. Auch bewarb er ſich ſofort um eine derſelben in Nantes, um eine ſorgenloſe einträgliche und ruhige Stelle, die ihm auch ſogleich gewährt wurde. Aber einmal im Beſitze derſelben, bot er dem Leuchtthurmwächter, dem Gefährten Louis Marie's, ebenfalls einem alten Soldaten, einen Tauſch an, den dieſer natürlich anzunehmen ſich beeilte. Jean Jacques bezog alſo den Leuchtthurm, um ſeinem alten Freunde Geſellſchaft zu leiſten und da ſitzen nun die beiden alten Knaben ſeit zwanzig Jahren.

Fragen Sie mich nun, wie die Beiden die unendlich lange Zeit da verbringen, ſo iſt die Antwort einfach dieſe: Louis Marie erzählt von ſeinem geſtorbenen Glücke und Jean Jacques hört zu — ſo treiben ſie es ſeit zwanzig Jahren und werden dieſes Treibens nicht müde und empfinden die Laſt der Einſamkeit nicht im Geringſten. So haben ſich beide noch ſo viel des Glückes gerettet, als ſie zu empfinden im Stande ſind, als ſie beide überhaupt noch wünſchen.

Nein.

Der öſterreichiſche Regierungsrath Joſeph v. Wipplingen war ein dunkler Ehrenmann, der mit den Kämpfen und Schwierigkeiten des Beamtenlebens auf ſo anſtändige Weiſe als möglich fertig zu werden ſuchte. Er war rechtſchaffen genug, um aus ſeinem Amte nicht mehr herausſchlagen zu wollen, als den geſetzlichen Gehalt, und hatte doch eine Familie von ſechs Kindern zu ernähren — abgeſehen davon, daß er der Würde ſeiner Stellung und den Konvenienzen manches koſtſpielige Opfer bringen mußte. So legte er ſich denn von jeher auf eine anſtandsvolle Sparſamkeit, nicht um einen Nothpfenning zu erübrigen, ſondern um im gegebenen Falle bei der Verſorgung ſeiner Kinder irgendwie, und ſei es mit noch ſo Wenigem, beiſpringen zu können, und er leiſtete das Unglaubliche. Nach einer dreißigjährigen Beamtenlaufbahn hatte er an zwanzig Tauſend Gulden zurückgelegt, welche in Verbindung mit den dreißig Tauſend, die ihm ſeine verſtorbene Selige zugebracht, das ſchöne Sümmchen von fünfzig Tauſend Gulden Konventionsmünze ausmachten. In ſeinem Sparſamkeitsſyſtem, in Aufrechthaltung eines anſtandsvollen äußeren Scheines, wie in Erziehung ſeiner Kinder wurde er durch ſeine älteſte Tochter Thereſe, ein kaum neunzehnjähriges Mädchen, aufs Kräftigſte unterſtützt. Sie erſetzte den jüngern Geſchwiſtern die nunmehr ſeit vier Jahren verſtorbene Mutter; ſie erſparte viel Unterrichtshonorar, indem ſie ihr ſchönes, halb mit natürlicher Wißbegierde, halb mit vollem Bewußtſein aus Rückſicht für die jüngern Geſchwiſter erworbenes, reiches Wiſſen zur Belehrung derſelben benützte; ſie endlich leitete den ganzen Haushalt ſo, daß er, bei aller Einſchränkung, dieſe nicht fühlbar machte und ſich mit Ehren vor der Welt ſehen laſſen konnte. Es war ein vortreffliches Mädchen und die entfernte Wohnung in der Reißnergaſſe, einer unvollendeten Straße der Vorſtadt Landſtraße, die eben aus ökonomiſchen Rückſichten gewählt worden, war kein Scheffel ihres Lichtes. Man kannte ſie und ihre Vorzüge in der Reſidenz, beſonders in der höhern Beamtenwelt, zu der ſie gehörte. Freilich trug zu dieſem rühmlichen Bekanntwerden die ſchöne Hülle ihrer Tugenden viel bei, denn bei Thereſe hielten die äußeren Vorzüge den inneren das Gleichgewicht; ſie war eben ſo ſchön, als ſie ein vortrefflicher Charakter war. Eine fortwährende ernſte Beſchäftigung, ein inhaltsvolles Leben, Sorgen und Arbeit ließen jene Eitelkeit nicht aufkommen, die der Schönheit mehr ſchadet, als ſie ins Licht ſtellt, und gaben ihrem Auftreten eine gewiſſe Ruhe und Würde, die demjenigen, dem ſie gefiel, auch zugleich jene Bürgſchaft und Beruhigung für die Zukunft bot, die man einer Schönheit gegenüber immer zu haben wünſcht.

Es iſt natürlich, daß Thereſens Werth in der Familie und im Kreiſe der intimſten Freunde, die ihr Wirken und Entſagen mit anſahen, zuerſt gewürdigt wurde. Nächſt ihrem Vater, der ſie wahrhaft hochſchätzte, ſie wie ein dankbarer Freund behandelte, ſie gewähren ließ und bei jeder wichtigen Familienangelegenheit zu Rathe zog, war es ein junger Ingenieur Namens Edmund Siebold, der ſich von aufrichtigſter Verehrung zu ihr hingezogen und von ihr entfernt fühlte. Edmund ſtand ehemals unter der Vormundſchaft des Regierungsraths und wurde im Hauſe wie ein naher Anverwandter behandelt. Je weniger Geheimniſſe man vor ihm hatte, deſto mehr war er im Stande, Thereſe zu beurtheilen, und alles Lob, das man ihr ſpendete, zwang ihm nur ein Lächeln ab, das ſo viel ſagen wollte, als: Wenn Ihr ſie erſt kennen würdet wie ich! Edmund war kaum fünfundzwanzig Jahre alt und es war natürlich, daß ſich die anziehende und entfernende Verehrung, ehe er ſich deſſen verſah, in Liebe verwandelte. Dieſe Entdeckung machte ihn beinahe unglücklich. Er war arm; die kleine Erbſchaft, die ihm ſeine Eltern hinterlaſſen, war auf die praktiſche Erziehung, die ihm Herr v. Wipplingen hatte geben laſſen, verwendet worden, und er konnte Thereſen nicht das Loos bieten, das ſie verdiente; und wenn er es gekonnt hätte — ſeine Beſcheidenheit ſagte ihm, daß er ein ſolches Weib nicht verdiene; daß ihre Hand von einem gerechten Schickſal einem ganz anderen Manne, einem mit ganz anderen Glücks- und Geiſtesgaben ausgeſtatteten Glücklichen aufbewahrt ſein müſſe. Er ſchwieg, und weder er noch irgend Jemand aus der nächſten Umgebung Thereſens hätte ſagen können, ob ſie ſeine Neigung jemals errathen habe oder nicht.

Indeſſen wurde Thereſe, wie ſich zeigte, auch bald in weiteren Kreiſen anerkannt. Mit Genugthuung bemerkten ihre Freunde, mit Neid verheirathungsluſtige Mütter, welche Töchter zu vergeben hatten, aber Niemand mit Verwunderung, daß Baron Oskar v. Bäumen Thereſen überall auszeichnete, und bald erfuhr man, daß er ſich, nachdem er ſie auf mehreren Soiréen geſehen und geſprochen, dem Regierungsrath vorſtellen und in ſein Haus einführen ließ. Oskar v. Bäumen war eine der glänzendſten Partieen dieſer ganzen höheren Beamtenwelt. Er war ein hübſcher Mann, von feiner Bildung, ausgezeichneten weltmänniſchen Manieren, erfreute ſich des Rufes der beſten und geordnetſten Lebensweiſe, war bei ſeinen Vorgeſetzten bis zum Miniſter hinauf ſehr angeſehen und ſtammte aus einer adeligen Familie, in der ſeit Generationen die glänzendſten Laufbahnen gewiſſermaßen erblich waren. Letzteres war natürlich, da jeder junge Mann dieſer Familie, der ſeine Laufbahn begonnen, ſchon einen Vater, etwelche Onkels und, was mehr iſt, verſchiedene Tanten in jenen Regionen vorfand, in welchen Aemter und Gnaden ausgetheilt werden. Es war übrigens eine Ueberlieferung, daß jeder Bäumen, bevor er ſein Dienſtjubiläum feiert, es wenigſtens zum Staatsrath gebracht haben müſſe, und der junge Bäumen, der noch als unbeſoldeter, überzähliger Praktikant im Bureau ſaß, wurde ſelbſt von ſeinen Vorgeſetzten, der Zeit, die bald kommen mußte, vorgreifend, ſo behandelt und betrachtet, als ob er ſie im Avancement bereits überholt hätte. Bei Oskar v. Bäumen kam noch das hinzu, daß er von ſeiner Mutter ein ſchönes Vermögen beſaß und daß er der beſtimmte Erbe einer reichen Tante war, die ihn mit Stolz ihren Neffen nannte.

Kein Wunder, daß Thereſe glücklich geſchätzt wurde, als dieſer junge Mann mit den ſchönſten Ausſichten ſich um ſie zu bewerben begann. Der alte Regierungsrath ſchwelgte in der Freude, ſeine Tochter ſo anerkannt, ihr bisheriges mühe- und entſagungsvolles Leben ſo gekrönt zu ſehen, und nebenbei noch in dem Gedanken, daß durch eine ſolche Verbindung auch für ſeine andern Kindern geſorgt ſei. Thereſe freute ſich an der Freude ihres Vaters, die dieſer nicht verhehlen konnte; die Liebe eines jungen Mannes, den alle Welt lobte, ja bewunderte, that ihr wohl; ſie war ihm in ihrer Beſcheidenheit dankbar, und da ſich bei ihr jedes Gefühl ſtark ausdrückte, zweifelte ſie auch keinen Augenblick, daß dieſe Dankbarkeit Liebe ſei. Nur Einer wurde in ſeinem Innern immer trauriger, je lauter er ſeine Freude über Thereſens Glück äußerte. Am Tage, da ſich Thereſe mit dem Baron Oskar v. Bäumen verlobte, kündigte Edmund der Familie an, daß er die Ingenieurſtelle die ſich ihm bei einer engliſch-merikaniſchen Geſellſchaft angeboten, angenommen und daß er in den nächſten Tagen nach Meriko abgehen werde. Dieſes that er auch, nicht ohne ein, mit einem Theile des vorausbezahlten Reiſegeldes gekauftes ſchönes

Hochzeitsgeſchenk für Thereſe zurückgelaſſen zu haben. Umſonſt hatte ihm der Regierungsrath vorgeſtellt, daß es jetzt überflüſſig geworden, ſein Glück in der Ferne, von den Freunden getrennt, jenſeits des Ozeans zu ſuchen, da er mit der Protektion der Familie Bäumen nun auch daheim ſeinen Weg machen könnte — er lächelte, ſchüttelte verneinend den Kopf und reiste ab.

Am Verlobungstage ſelbſt, nachdem die erſten Stunden freudigſten Rauſches vorüber waren, zog der Regierungsrath ſeinen künftigen Eidam aus dem Kreiſe der vielen verſammelten, beiderſeitigen Anverwandten von der Seite ſeiner Braut und führte ihn ſanft am Arme hinter einen Fenſtervorhang. Nachdem er ihn noch einmal umarmt und ihn ſeinen lieben Schwiegerſohn genannt, ſagte er lächelnd: „Nun müſſen Sie mir, lieber Oskar, auch erlauben, Ihnen von etwas Poſitivem, Proſaiſchem zu ſprechen, auf die Gefahr hin, daß Ihnen dadurch die Feier dieſes Tages und die Reinheit Ihres Gefühles in etwas entweiht ſchiene. Aber wir leben ja einmal in einer irdiſchen Welt und das Irdiſche muß berückſichtigt werden. Glauben Sie nicht, lieber Oskar, daß ich Ihnen da ein ganz mittelloſes Mädchen ohne alle Mitgift gebe. Freilich kann ich Ihnen leider nicht eine Summe nennen, die im Verhältniß zu den Anſprüchen ſtände, die Sie zu machen berechtigt ſind, aber etwas habe ich denn, Gottlob, doch erſpart, und meine Thereſe bekommt zwanzig Tauſend Gulden mit, zwanzig Tauſend Gulden Konventionsmünze, in guten, zinstragenden Papieren, die in meinem Sekretär bereit liegen.“ —

Oskar drückte die Hand, welche die ſeine hielt, ſchien aber der Mittheilung des Regierungsrathes keine große Aufmerkſamkeit zu ſchenken; er ſah während der Rede am Vorhange vorbei immer auf ſeine ſchöne Braut und kehrte auch, ohne weiter ein Wort zu ſagen, nachdem er den Schwiegervater noch einmal angelächelt, zu dieſer zurück. Dem Regierungsrath war es zwar im Grunde lieb, den Bräutigam ſo verliebt und für die Geldangelegenheit ſo theilnahmlos zu finden, indeſſen hätte er doch gewünſcht, ihn etwas länger dabei verweilen und die Mitgift mit einem Worte gewürdigt zu ſehen. Ihm waren zwanzig Tauſend Gulden eine große Summe und es hatte ihn keinen geringen Entſchluß gekoſtet, einem ſeiner ſechs Kinder einen ſo großen, unverhältnißmäßigen Theil ſeines Vermögens mitzugeben. Er mußte ſich alle Verdienſte Thereſens um ihn und um ihre jüngeren Geſchwiſter vergegenwärtigen und er mußte ſich ſagen, daß die Verbindung mit der Familie v. Bäumen den andern Kindern ein Vermögen erſetze, ehe er ſich entſchloß, dieſe zu Gunſten der älteſten Schweſter ſo ſehr zu übervortheilen, ja zu berauben. Das Opfer, das er an Geld und Selbſtüberwindung brachte, hätte er gerne ein wenig anerkannt geſehen. Aber vielleicht, ſo tröſtete er ſich, war dieſes doch der Fall. Oskar war etwas verſchloſſen, kein Mann von vielen Worten, und der Regierungsrath beredete ſich, daß der Händedruck, mit dem er von ihm Abſchied nahm, um zu Thereſen zurückzukehren, Alles ausdrückte, was er geſagt wünſchte.

Für Thereſe begann mit ihrer Verlobung eine außerordentlich bewegte Zeit. Zuerſt hatte ſie mit ihrem Bräutigam bei ſeinen zahlloſen Verwandten, bei den intimſten Freunden und bei ſeinen Vorgeſetzten Beſuche abzuſtatten. Dieſes gethan, hatte ſie eben ſo viele Beſuche zu empfangen. Dann folgte Einladung auf Einladung, zu Diners, zu Soiréen, zu ländlichen Feſten, die man dem Brautpaare zu Ehren gab. Jeder Anverwandte wollte es bei ſich geſehen haben und viele Bekannte wollten ſich der Freundſchaft des künftigen Ehepaares verſichern; beſonders zuvorkommend war man überall gegen die Braut, denn Niemand zweifelte, daß dieſes praktiſche, verſtändige und dabei ſo ſchöne Mädchen eine ſehr einflußreiche Frau geben werde. Thereſe ließ ſich mit Glück und Behagen in dieſem Freudenſtrome ſchwimmen und fortreißen. Die Zuvorkommenheit, die Liebe, mit der man ihr überall entgegenkam, beleuchtete ihr die Welt mit den ſchönſten Lichtern, und nicht nur der Bräutigam, Jedermann bemerkte, daß ſie in dieſem Leben von Tag zu Tage ſchöner wurde. Das ſtille Zuſammenſein von Braut und Bräutigam, das ſie ſich in ihren Mädchenträumen ſo ſchön ausgemalt hatte, fehlte freilich, aber das lärmende Glück ließ die Erinnerung an dieſe Träume kaum aufkommen und wenn ſie manchmal doch auftauchte, ergab ſie ſich in die Nothwendigkeit und ſchob die Verwirklichung jener Wünſche, wie das mit Idealen meiſtens geht, in die erſten Wochen ihrer Ehe. Manchmal mußte ſie ſich auch geſtehen, daß ſie ihren Verlobten nicht ſo genau kannte, wie ſie ihren künftigen Mann zu kennen wünſchte, und das beunruhigte ſie. Aber ſie machte ſich Vorwürfe darüber, ſie kam ſich undankbar und hypochondriſch vor: die ganze Welt legte ja das günſtigſte Zeugniß für ihn ab, war ſeines Lobes voll, und ſie wußte Hunderte von Mädchen, die ihn geheirathet haben würden, ohne je ein Wort mit ihm geſprochen zu haben. Wie ſüß wird es ſein, welche ſchöne Momente ſind ihr noch vorbehalten, wenn ſie in der Ehe eine gute Eigenſchaft nach der andern an ihm entdeckt!

Sie war zu entſchuldigen, daß ihr bei ſolchem

Leben und ſolchen inneren Vorgängen manche Einzelnheiten in ihrer nächſten Umgebung entgingen, für die ſie ſonſt das ſchärfſte Auge gehabt haben würde. So bemerkte ſie nicht, daß ihr Vater, der Regierungsrath, indeſſen manchen ſchweren Moment durchzumachen hatte. Den guten Mann hatte es ſchon einen harten Kampf gekoſtet, als er ſich zu einer Mitgift von zwanzig Tauſend Gulden entſchloß; nunmehr lernte er noch die glänzende, innere Einrichtung und den Luxus der Frauen in der Familie Bäumen kennen und er ſah ein, daß die Ausſtattung Thereſens, wenn ſie in dieſe Familie ohne Demüthigung eintreten ſollte, wenigſtens in einem annähernden Verhältniſſe zu deren Lebensweiſe ſtehen müſſe. Seine Schweſter, eine ältere Wittwe, hatte ihn auf dieſen Umſtand aufmerkſam gemacht und er übergab ihr mit einigem Seufzen eine ſchöne Summe, die ſie hinter dem Rücken Thereſens zu dem beſtimmten Zwecke verwenden ſollte, da er wußte, daß ſich dieſe einer ſolchen Ausgabe widerſetzen würde und er ſie doch für nothwendig hielt. Das Geld war für Kleider, Mäntel, Hüte, Spitzen, bald verausgabt, da die Tante der Ehre ihres Hauſes es ſchuldig zu ſein glaubte, vor Allem für den Luxus zu ſorgen, und ſo war der Regierungsrath gezwungen, eine zweite Summe zur Anſchaffung des Nothwendigſten beizubringen; dieſer zweiten Summe mußte noch ein kleiner Zuſchuß folgen, da die Tante dutzendweiſe einkaufte, und es ihr unmöglich war, über die feſtgeſtellte Grenze nicht hinauszugehen. Nach dieſem hatte ſie noch mancherlei Gedanken, deren Ausführung ſie für unbedingt nothwendig, für geboten hielt, aber dießmal war der Regierungsrath unerbittlich; ja er hatte Charakterſtärke genug, Waaren, die ihm auf Anſtiften der Tante, mit und ohne quittirte Rechnungen ins Haus geſchickt wurden, unbarmherzig zurückzuweiſen. Er hatte ſeine Rechnung gemacht; er ſah ſich von der Tante mit der Ausſtattung tief ins vierte Tauſend hinein fortgeriſſen.

Aber auch Oskar hatte Tanten, meiſt reiche Frauen, welche die Bezugsquellen für weiblichen Staat genau kannten und erſtaunlich oft „Gelegenheiten“ fanden, koſtbare Artikel ſo „billig“ einzukaufen, daß es Sünde geweſen wäre, dieſe Gelegenheiten unbenützt zu laſſen. Sie hielten es für Pflicht, ſolche „Gelegenheiten“ für den armen Regierungsrath, der auf dergleichen nicht viel verwenden konnte, zu benützen, und für ihn einzukaufen, oder ihm die „Gelegenheiten“ ins Haus zu ſchicken, zugleich mit der Verſicherung, daß man ihm hier einen Dienſt leiſte und daß eine Dame in einer Stellung, wie ſie Thereſe einzunehmen beſtimmt ſei, ohne dieſe Pelerine, eine ſolche Mantille, ſolche Spitzenfragen, ſolches Collier, unmöglich beſtehen könne. Den Damen der Familie Bäumen gegenüber, war er voll falſcher Scham; er fürchtete als Knauſer zu erſcheinen, und ſie durch Abweiſung ihrer Gefälligkeit gegen ſeine Tochter einzunehmen; er dankte für ſo viel Mühe und Sorgfalt, nahm das Ueberſchickte an, bezahlte und ſah bald, daß die Koſten der Ausſtattung weit mehr betrugen, als ein Vierttheil der Mitgift. Endlich blieben noch die Koſten der Hochzeit, die, obwohl nicht glänzend, doch bei der zahlreichen beiderſeitigen Familie, die geladen wurde, ſehr koſtſpielig ausfallen mußte.

Der beſtimmte Tag rückte bei den vielfachen Beſchäftigungen und bei dem Leben voller Feſte ſo raſch heran, daß man kaum zur Beſinnung kommen konnte. Plötzlich war man am Vorabend des Hochzeitstages.

Thereſe, als Braut und Hausfrau zugleich, hatte an dieſem Tage ſo viel zu thun, daß ſie ihrem Verlobten, der auch heute, wie jeden andern Tag, zum Beſuche kam, im Vorzimmer kaum die Hand drücken konnte und ihn ſofort mit ſanfter Gewalt in das „Sitzzimmer,“ wie man in Wien ſagt, drückte und ihn bat, daſelbſt ruhig zu ſitzen und abzuwarten, ob ſie vielleicht fünf Minuten für ihn finden werde. Oskar fragte, ob der Vater zu Hauſe ſei, er habe Wichtiges mit ihm zu ſprechen.

„Was iſt es?“ fragte Thereſe, „darf ich es wiſſen?“

„Nein, mein Engel, es gibt Dinge, die nur zwiſchen Männern abzumachen ſind und mit denen man das zarte weibliche Gemüth nicht behelligen ſoll.“

Oskar ſagte dieſe Worte mit einem Lächeln und ſtreichelte ihr dabei die Scheitel mit einer kalten Zärtlichkeit, daß ihr das Blut in den Adern ſtockte und ſie plötzlich ein ungewohntes, unregelmäßiges Herzklopfen verſpürte. Sie wußte nicht, warum? Aber ſie fühlte ſich mit einem Male in einer kühlen Atmoſphäre, die ſie ſchon manchmal aus den Worten, dem Lächeln, dem zurückhaltenden Benehmen Oskars angeweht hatte. Sie wollte nicht weiter darüber grübeln — war es nicht auch zu ſpät? Wie um ſich ſelbſt zu beruhigen, küßte ſie ihren Bräutigam, führte ihn an die Thüre ihres Vaters und ging wieder an die Arbeit.

Der Regierungsrath trat ſeinem Schwiegerſohn mit dem gewohnten freundlichen Geſicht entgegen. Alle ſeine Sorgen waren dahin, alle ſeine Opfer waren vergeſſen, wenn er den jungen Mann ſah, der ſeine Tochter glücklich zu machen und die anderen Kinder in ſeinen mächtigen Schutz zu nehmen beſtimmt war. Indeſſen bemerkte er doch bald, daß ſich Oskar mit mehr als gewohnter Förmlichkeit hinſetzte und daß ſich in dem Benehmen des frühreifen, ſonſt ſo ſehr gewandten jungen Weltmannes eine gewiſſe Befangenheit ausdrückte.

„Was iſt Ihnen, Oskar?“ fragte er theilnehmend, „es iſt mir, als ob Sie etwas drückte.“

„Drückte?“ wiederholte Oskar, indem er in den Hut ſah, den er in der Hand behalten. „Nein! — doch, ja —“

„Sprechen Sie!“ munterte der Regierungsrath auf, „was iſt es? Ich hoffe Ihr Vertrauen ſo weit zu verdienen, daß Sie an einem Tage, der —“

„O!“ fiel ihm Oskar ins Wort, als ob er ſagen wollte, daß ſich Alles, was der Regierungsrath von Vertrauen und dergleichen ſprechen wollte, von ſelbſt verſtehe. „O, davon iſt nicht die Rede, aber es handelt ſich um einen ſo zarten Gegenſtand, daß Mißverſtändniß, Verkennung, falſche Auslegung beinahe unvermeidlich — Worte können ſo leicht mißdeutet werden — es iſt ſo ſchwer für manche Dinge das rechte Wort —“

„Darüber,“ erwiderte der Regierungsrath verbindlich, „darüber bin ich bei Ihnen unbeſorgt.“

Oskar blieb ernſt und ſagte: „Wenn ich ſprechen ſoll, ſo bitte ich vor Allem um Ihr Wort, daß Sie mich nicht verkennen wollen — Sie würden mir das größte Unrecht thun, wenn Sie mich nach dem äußern

Schein und gewiſſen hergebrachten Moralſätzen beurtheilen wollten, gewiß, das größte Unrecht — ich ſpräche dann lieber nicht und ließe Alles beim Alten."

„Sie machen mich immer begieriger und, ich geſtehe es, unruhig. Sprechen Sie," bat der alte Mann, „und ohne Scheu — ich werde Sie gewiß nicht verkennen."

„Vergeſſen Sie nicht, lieber Schwiegerpapa, daß Sie mich ermuthigen und daß ich lieber geſchwiegen hätte."

Der Baron ſah wieder in den Hut, dann hob er den Kopf und ſagte: „Sie wiſſen, lieber Schwiegerpapa, daß ich mit meiner Zukunft zum größten Theil von meiner alten Tante, der Staatsräthin Frau von Wiedersbach, abhänge. Sie liebt mich, ſie macht mich zu ihrem Univerſalerben — es iſt eine gute, vortreffliche Frau, aber ſie hat ſo ihre Grillen; zu dieſen gehört auch, daß ſie von mir eine ſehr große Idee hat, daß ich ihr immer nicht genug anerkannt werde, daß ſie immer fürchtet, mich in Zukunft nicht genug hochgeſchätzt zu ſehen."

„Das ſind tantliche Grillen, die man vergeben muß," begütigte der Regierungsrath, da Oskar ſeine Stirne in Falten legte.

„Ja wohl," beſtätigte dieſer, „mir aber bereiten ſie manche Unanehmlichkeit, manche Verlegenheit, wie z. B. im jetzigen Augenblicke, am Vorabende meines Glückes."

„Wie ſo? womit?" fragte Herr von Wipplingen.

Anſtatt eine direkte Antwort zu geben, fuhr ſich Oskar über die Stirne und fragte zurück: „Haben Sie mir, lieber Schwiegerpapa, haben Sie mir an meinem Verlobungstage nicht von einer Mitgift geſprochen?"

„Ganz wohl," antwortete der Regierungsrath wo möglich noch aufmerkſamer als bisher, „ich ſagte Ihnen, daß ich meiner Tochter eine Mitgift von zwanzig Tauſend Gulden zugedacht habe."

„Es war mir ſo," verſicherte Oskar; „obwohl ich damals nur mit halbem Ohre hörte, was Sie mir zu ſagen die Güte hatten, ſo war es mir doch, als hätten Sie dieſe Zahl ausgeſprochen, und dieſe Summe nannte ich auch meiner Tante."

„Nun? — und —?" fragte der Regierungsrath geſpannt.

„Es war erſt geſtern," fuhr Oskar fort und fügte lächelnd hinzu: „Sie können nicht glauben, wie entrüſtet, wie empört, ja, um die ganze Wahrheit zu ſagen, wie wüthend die gute Frau wurde."

„Wüthend?" worüber? gegen wen?"

„Gegen mich, Gegen Sie, gegen Thereſen, gegen die ganze Welt. Sie ſah in dieſer Mitgift eine Beleidigung gegen mich, gegen die ganze Familie, eine Verkennung meines Werthes, meines Namens, meiner Stellung — ich ſagte Ihnen ja, es iſt eine ihrer Grillen, die leider nicht auszurotten ſind und unter denen ich am Meiſten zu leiden habe. Sie zählte alle reichen Erbinnen her, die ich hätte heirathen können und die Summen, die ſie mir mitgebracht hätten, und ſie ſchloß mit der Drohung, die Tante, daß ſie mich künftig für nichts achten wolle, daß ſie mich gewiß enterbe und meiner Karrière alle möglichen Hinderniſſe in den Weg ſtellen wolle, wenn ich mir dieſen „Affront“ gefallen laſſe.“

„Affront! Affront!“ wiederholte der Regierungsrath, indem er vom Stuhle aufſprang, „von einem Affront wäre nicht die Rede, wenn der erſte Mann im Staate ein Mädchen wie meine Thereſe aus dem Gaſſenſtaube aufleſen würde.“

„Das ungefähr,“ verſicherte der junge Baron, „habe ich ihr, wenn auch nicht mit denſelben Worten, doch dem Sinne nach auch erwidert.“

„Das hoffe ich!“ ſagte der Regierungsrath, indem er vor Oskar ſtehen blieb, feſt und ſtolz. „Und ſie?“ fragte er dann, „was ſagte ſie darauf, die Tante?“

„Sie blieb bei ihrem Ausſpruch und betheuerte, daß ſie keine Macht der Welt davon abbringen ſolle.“

„Und Sie, Oskar,“ ſagte der Regierungsrath, „haben ihr darauf ihre Erbſchaft vor die Füße geworfen, Sie haben ihr geſagt, daß Ihnen Thereſens Liebe mehr werth ſei, als alle Erbſchaften, daß ein Mann von Ehre ein Mädchen, das er bereits aller Welt als ſeine Braut vorgeſtellt, das er morgen heirathen ſoll, nicht aus Rückſicht auf —“

„Seien Sie gewiß, Herr Regierungsrath,“ fiel ihm hier Oskar ins Wort, „ich weiß es, was ich in dieſem Falle zu ſagen und zu thun habe — aber bedenken Sie, Herr Regierungsrath, ich hätte hier durch mein Thun und Sprechen nicht mein alleiniges Schickſal entſchieden. Ich hänge von der Tante ab, von mir aber hängt das Schickſal mehrerer Geſchwiſter und armer Anverwandten ab — o, Sie ahnen nicht, was ich ſeit geſtern litt, was ich noch leide, wie ich von Allen beſtürmt, gedrängt, mit Vorwürfen überhäuft wurde —“

„Wo hinaus wollen Sie?“ fragte der Regierungsrath kurz.

„Nach einer ſchlafloſen Nacht beſchloß ich, Sie zu bitten — die Tante ging endlich auf meine Vorſtellungen ein und verſprach, ſich dabei zu beruhigen, wenn ich es bei Ihnen durchſetze — die Tante meint, Sie ſollten die Mitgift verdoppeln, ſonſt dürfe und könne aus dieſer Verbindung nichts werden.“

„Nimmermehr!“ rief Herr von Wipplingen entſchieden.

„Sie ſagten?“ fragte Oskar.

„Ich ſage, daß dieß nie der Fall ſein wird! Ich wäre ein Räuber, ein Dieb an meinen andern Kindern.“

Oskar erhob ſich. „Sie ſehen ein,“ ſagte er, während er den oberſten Knopf ſeines Ueberrocks zuknöpfte, „daß ich meines eigenen Glückes wegen nicht das Schickſal meiner Geſchwiſter aufs Spiel ſetzen darf — es iſt auch die Frage, ob ein Mann das Recht hat, ſich eine Laufbahn verderben zu laſſen, auf der er Gutes ſtiften, ſeinem Fürſten und ſeinen Mitbürgern nützlich ſein könnte. — Ich bedaure — ich muß dieſes Opfer bringen — ich wäre mit Thereſen gewiß glücklich geweſen.“

So ſprechend ſtand Oskar ſchon an der Thüre und hielt die Klinke in der Hand.

Der Regierungsrath ſah ihn mit weit aufgeriſſenen Augen an. „Warten Sie, bleiben Sie!“ rief er ängſtlich, „laſſen Sie mir Zeit, mich zu faſſen, zu überlegen. Es iſt entſetzlich!“ Ich verſtehe noch nicht —“

Oskar wartete, blieb aber an der Thüre ſtehen. Der Regierungsrath lief indeſſen in der Stube nach allen Richtungen auf und nieder und wiſchte ſich fortwährend den Angſtſchweiß von der Stirne. Nur einzelne Worte kamen ſtoßweiſe über ſeine Lippen, wie: „Entſetzlich — armes Kind! — Es iſt infam!“ — die verriethen, was in ihm vorging, die aber Oskar nicht zu hören ſchien, oder, da ſie mehr gemurmelt als geſprochen waren, wirklich nicht hörte oder nicht hören konnte. Zuletzt ſank er in ſeinen Arbeitsſtuhl und ließ, müde und aufgegeben, das arme graue Haupt auf die Bruſt ſinken. Eine Verbindung, die durch Monate ſein ganzes Glück gemacht hatte, ſollte nun zu nichte werden! Wie ſollte er ſich von all den ſchönen Plänen, die er daran geknüpft hatte, trennen und ſich an den neuen Gedanken gewöhnen? Seine arme Tochter ſein geliebtes Kind war vor den Augen der Welt bloßgeſtellt; die Leute, die immer für die Glücklichen und Mächtigen Partei nehmen — beſonders in dieſer Schichte der Geſellſchaft — die Neidiſchen, die bisher geſchwiegen, werden das ganze Ereigniß, zu Gunſten des Barons, zum Schaden Thereſens deuten. Er ſah ſie verleumdet, ihren guten Ruf in Gefahr, ihre ganze Zukunft verdorben, zu Grunde gerichtet. Iſt er nicht verpflichtet, Alles zu thun, um ein ſolches Unglück von dem theuren Haupte abzuwenden? Freilich müſſen dann ſeine andern Kinder Opfer bringen, aber hat Thereſe dieſe Opfer nicht verdient mit der eigenen Aufopferung ihrer Jugend, die ſie in Mühe und Arbeit für die Geſchwiſter verbrachte? Er war gewiß, daß, wenn er die Kinder befragte, ſie alle freudig zuſtimmen und ihre Zuſtimmung auch ſpäter als mündige Menſchen, beſtätigen würden. Und dann — Thereſe als Frau von Bäumen wird ihnen von größerem Nutzen ſein, als es einige Tauſend Gulden ſein könnten — er legte das Geld nur auf reiche Zinſen. Auch war er ja noch rüſtig und konnte wenigſtens einen großen Theil des Hingegebenen aufs Neue zuſammenſparen. Es drängten ſich ihm freilich noch andere Gedanken herbei, aber dieſe, wie manchen inneren Einſpruch, wollte er nicht aufkommen laſſen — es war ja keine Zeit zu verlieren. Oskar ſtand noch immer an der Thüre.

Er ſprang auf, eilte an den Sekretär, zog eine Schublade heraus und ſagte haſtig: „Hier, Herr von Bäumen, ſind die zwanzig Tauſend Gulden, die, wie Sie ſehen, ſchon bereit waren — hier iſt der Reſt, ungefähr eben ſo viel, eher etwas mehr, als weniger. Nehmen Sie, ſeien Sie glücklich und beruhigen Sie die Tante.“

„Lieber Herr Schwiegerpapa," ſtotterte Oskar, „ſo war es nicht gemeint, — es hat ja nicht ſolche Eile."

„Nehmen Sie, nehmen Sie," ſagte der Regierungsrath dringend und ſchob ihm die Pakete mit zitternden Händen in die Bruſt, „nehmen Sie, ich könnte es ſonſt bereuen und ich möchte es nicht gerne bereuen."

„Ich hoffe," ſagte Oskar wieder, „daß Sie, was mich perſönlich betrifft, keine Mißdeutung meines Benehmens —"

„Nein, nein — gewiß nicht — ſeien Sie ruhig," ſagte der Regierungsrath zitternd, „aber ich bitte, laſſen Sie mich allein — ich muß ein wenig ausruhen."

Oskar ging. Er eilte durch die Stuben, als hätte er den Ausgang der Wohnung gewinnen wollen, ohne von Jemand geſehen zu werden. Aber Thereſe erwartete ihn im Vorzimmer. Sie war blaß; ihre Unterlippe zitterte. Sie ſtürzte ihm entgegen und fragte: „Um des Himmels willen, Oskar, was geht vor? Seit einer Viertelſtunde erwarte ich Dich hier und fühle mich wie gefoltert."

„Wie thöricht, mein Engel," ſagte Oskar, „nichts geht vor, gar nichts! Wie kommſt Du nur darauf, daß zwiſchen mir und Deinem Vater etwas vorgehe, was Dich beunruhigen könnte?"

„Dein Benehmen, als Du kamſt," ſtammelte Thereſe, und gab ſich Mühe, ihre Thränen zurückzuhalten, „Deine räthſelhaften Worte — dann hörte ich den Vater lauter ſprechen, als er ſonſt zu thun pflegt — ich weiß nicht, was ich Alles fürchtete. Es war alſo gewiß nichts?“

„Ich ſage Dir nur, was ich dir vorhin ſagte: man muß Frauen mit Geldangelegenheiten nicht in unſer irdiſches Daſein herabziehen.“

„Geldangelegenheiten?“ rief Thereſe, „davon haſt Du vorhin nicht geſprochen.“

„Nicht?“ fragte Oskar verlegen, „nun, ich meinte Geldangelegenheiten“ — und gefaßter fügte er hinzu: „Sieh mein Kind, es iſt jetzt meine Pflicht, Deine Intereſſen wahrzunehmen und das habe ich gethan. Das iſt Alles.“

„Meine Intereſſen wahrnehmen bei meinem Vater? Gegen meinen Vater?“ fragte Thereſe erſtaunt, fuhr ſich mit der Hand gegen das Herz und zog die Augenbrauen forſchend und drohend zuſammen.

Oskar erſchrack. Es war ihm, als müßte er ſie verſöhnen; er ſchlang ſeinen Arm um ihren Nacken und zog ſie ans Herz. Sie fühlte eine volle Bruſttaſche, in der Papiere knitterten, und blieb wie vernichtet mit dem Kopfe darauf liegen. Oskar drückte ſie noch einmal an ſich, küßte ſie auf die Stirne, bat ſie, für morgen doch ja Alles ſchön vorzubereiten und eilte davon.

Er war noch nicht auf der Treppe, als Thereſe ſchon vor der Stube ihres Vaters ſtand. Sie wußte ſelbſt nicht, wie ſie durch die drei Stuben über den Gang dahin gelangt war. Aber vor der Thüre kam ſie wieder zur Beſinnung: ſie ſtrich ſich zweimal über das ganze Geſicht, lächelte und zwang ſich zu einem Ausdrucke vollkommenſter Ruhe. Dann trat ſie ein.

Sie fand ihren Vater, wie er eben ſeinen Ueberrock anziehen wollte; aber ſein Arm zitterte ſo ſehr, daß er das Aermelloch nicht finden konnte. Auch wandte er ſich von ihr ab, als ſie ins Zimmer getreten war. Sie half ihm den Rock anziehen und ſah ihn dabei von der Seite an. Es war ihr, als wäre er um zehn Jahre älter geworden.

„Gehſt Du aus, Papa?“ fragte ſie eilig.

„Ja, mein Kind, ich will ein wenig friſche Luft ſchöpfen,“ antwortete er mit zitternder Stimme und ging von ihr fort, um ſeinen Stock in einem Winkel zu ſuchen, wo er niemals zu ſtehen pflegte. „Wo mag nur der Stock hingekommen ſein?“ fragte er verdrießlich.

„Hier, Papa!“ Während ſie den Stock holte, warf ſie einen raſchen Blick durchs Zimmer; die Schublade des Sekretärs, in welchem der Regierungsrath immer ſeine Werthpapiere hatte, ſtand noch auf dem Schreibtiſche vor demſelben. Thereſe unterdrückte einen tiefen Seufzer.

„Was iſt Dir, mein Kind?" fragte der Vater.

„Nichts, Papa — ich bin nur neugierig — ich möchte wiſſen, was Oskar ſo Geheimes mit Dir zu ſprechen hatte."

„Sei nicht neugierig," ſagte der Regierungsrath mit der deutlichſten Abſicht, es im ſcherzenden Tone zu ſagen, und doch in einer Weiſe, die traurig und wie eine Warnung klang.

„Darf ich es wirklich nicht wiſſen?" fragte Thereſe wieder.

„Dinge, die Du nicht verſtehſt — Nothwendigkeiten des Lebens — allerlei Anordnungen, die vor einer Heirat getroffen werden."

„Geldangelegenheiten?"

„Nein! — Ja wohl, mein Kind — wie geſagt, mein Kind — Dinge, in die Du Dich am beſten nicht miſcheſt und die nur unter Männern abgemacht werden."

Es kam ihm offenbar darauf an, weitere Fragen zu verhindern, denn er ſetzte den Hut auf und ging auf die Thüre los.

„Papa," rief ihm Thereſe nach, „nie biſt Du ausgegangen, ohne mich zu küſſen, und heute, am Vortage meiner Hochzeit, gehſt Du ſo?“

Der alte Herr wollte antworten, aber ſtatt der Worte brachen Thränen hervor. Er breitete die Arme aus und drückte ſein geliebtes Kind ans Herz. Sie weinten beide. „Du biſt und bleibſt mein geliebteſtes Kind,“ ſagte endlich der Vater, „und Du begreifſt, daß der heutige Tag, der vorletzte —.“ Er konnte nicht weiter ſprechen und ſchwankte zur Thüre hinaus.

Thereſe wiſchte raſch ihre Thränen ab und horchte, bis der Schritt des Vaters am Ende des Ganges verhallt war. Dann warf ſie ſich auf die daſtehende Schublade und griff mit beiden Händen hinein. Die Schublade war leer; Thereſe lachte laut auf. Sie wußte Alles, was vorgegangen, als ob ſie bei dem Zwiegeſpräche zwiſchen Vater und Bräutigam zugegen geweſen wäre.

Nicht zwei Minuten ſtand ſie regungslos da. Nur die Schublade ſah ſie noch einmal an, dann ſetzte ſie ſich hin, legte ſich einen Briefbogen zurecht, ergriff eine Feder und ſchrieb mit feſter Hand:

„An den Herrn Baron Oskar von Bäumen.“ — Da aber unterbrach ſie ſich wieder und ſtützte den Kopf in die Hand. „So geht es nicht!“ ſagte ſie vor ſich hin. „Den Brief ſteckt er ein und kein Menſch wird glauben, daß das arme Fräulein dem Herrn Baron von Bäumen einen Tag vor der Hochzeit einen Korb gegeben. Man wird das Gegentheil glauben und vorausſetzen, daß der Baron noch im letzten Momente und zur rechten Zeit etwas Ehrenrühriges entdeckte. Ich werde kompromittirt ſein. Wir müſſen die Sache bedenken. Das braucht Ueberlegung."

Sie ſteckte den angefangenen Brief in die Taſche, dann die leere Schublade in ihr Fach, nicht ohne bitter zu lächeln, aber lächelnd ſagte ſie, wie zu einem lebenden Weſen: „Ich danke Dir!" — Dann ging ſie wieder in die Küche, um bei den Vorbereitungen zur Hochzeit weiter mitzuhelfen.

In der That wurde man noch an dieſem Tage mit Allem ſo weit fertig, daß Thereſe am andern Morgen Zeit genug hatte, für ihren bräutlichen Anzug zu ſorgen und noch mancherlei Anordnungen im Hauſe zu überwachen.

Etwas vor Mittag begannen die Gäſte und wie verabredet war, die Anverwandten von beiden Seiten ſich im Hauſe des Regierungsraths zu ſammeln. Die Wagenreihe, darunter mancher Hofwagen, reichte bis auf die Glacis und die Wohnung war bald überfüllt. Während man ſtehend ein kleines Frühſtück einnahm, erſchien die Braut in der Mitte der Geſellſchaft und wurde mit allgemeiner Ueberraſchung empfangen.

Im Brautkleid, Kranz und Schleier war ſie, ſo verſicherte Jedermann, ſchön wie nie zuvor. Allerdings war ſie ſehr blaß, aber man fand, daß die Bläſſe an einem ſolchen Tage natürlich ſei und daß ſie ſie noch beſſer kleide, als ihre gewöhnliche, ſanfte Röthe — und dieß um ſo mehr, als dieſe Bläſſe nichts Erſchreckendes hatte, da ſich in Thereſens Augen, wie in ihrem ganzen Weſen, eine auffallend heitere und doch würdige Ruhe ausdrückte. Auch dieſe Heiterkeit und Ruhe fand man ſehr natürlich und begründet, war das Mädchen doch im Begriffe, ein ſchönes, von Vielen vergebens angeſtrebtes Ziel zu erreichen — oder, in das Proſaiſche der eigentlichen Meinung der Anweſenden überſetzt, eine glänzende Partie zu machen, die ſo gerne Andere an ihrer Statt gemacht hätten. Oskar weidete ſich an der Bewunderung, die ſeiner Braut zu Theil wurde, und ſchien darüber nicht zu bemerken, daß er als Mann in ſeiner ſchwarzen, eleganten Tracht, mit ſeinen würdevollen Manieren beinahe eben ſo ſehr gefiel, wie ſeine Braut. Jedermann bewunderte ſeinen Anſtand, als er Thereſens Hand ergriff, ſie küßte und von ihr Abſchied nahm, um ſie, der Sitte gemäß, erſt am Altare wieder zu ſehen.

Gegen ein Uhr ſetzte ſich der Zug in Bewegung. Um der Wagenreihe Raum zur gänzlichen Entfaltung zu gewähren, machte man nach der nicht fern gelegenen Kirche einen Umweg durch mehrere Straßen. Als das Brautpaar in der Kirche ankam, war dieſe beinahe ſchon voll, denn viele Ungeladene waren herbeigeſtrömt, um die intereſſante Trauung zu ſehen. Die Menge durchſchreitend, konnten Braut und Bräutigam, wenn ſie in dem Augenblicke für dergleichen Ohren hatten, manches ſchmeichelhafte Wort hören. Der Muſiklehrer Thereſens, ein ausgezeichneter Organiſt, ließ es ſich nicht nehmen, während der Feierlichkeit die Orgel zu ſpielen, und mit ihrem Eintritt erfüllten hochfeierliche und rührende Töne Sebaſtian Bachs den ganzen Tempel. Das Brautpaar wartete knieend vor dem Altar und hatte Zeit, unter dieſen Tönen ſeine Herzen mit Andacht zu füllen, bis der letzte der Wagen vorgefahren war. Man bemerkte, daß Thereſe inbrünſtig vor ſich hinſah, ohne die Lippen zu bewegen. Nur einmal ſah ſie ein wenig bei Seite und ſchien mit ihrem Blicke den Vater zu ſuchen, der hinter ihr ſtand und ihr auch zulächelte.

Endlich kam der Prieſter und ſprach ſeine Gebete; der Chor fiel ein; am Schluſſe des Geſanges erhob ſich das Brautpaar. Der Prieſter begann die Trauungsceremonie und wandte ſich dann zu Oskar mit der vorgeſchriebenen Frage. Oskar nickte leiſe mit dem Kopfe und liſpelte: „Ja.“ — „Und Du,“ fragte der Prieſter zu Thereſen gewandt: „Jungfrau Maria Thereſia, Edle von Wipplingen, willſt Du Dich mit dieſem hier gegenwärtigen Karl Oskar Baron von Bäumen als eheliches Weib vermählen, ſo beſtätige es mit einem lauten, vernehmlichen Ja.“

„Nein!“ antwortete Thereſe laut und vernehmlich, daß es die Umſtehenden und die Entfernteren hören konnten. Oskar zuckte zuſammen und ſtarrte Thereſen entſetzt ins Geſicht; in den vorderen Bänken der Kirche ſprangen die Leute von ihren Sitzen auf; durch die ganze Kirche ging ein Geſumme und Gemurmel; überall entſtand Bewegung, beſonders in der nächſten Nähe des Altars, wo ſich die Anverwandten aufgeſtellt hatten. Der Prieſter meinte, nicht recht gehört zu haben, oder glaubte an eine Selbſttäuſchung, bückte ſich vor und liſpelte: „Sie ſagten?“

Die Anweſenden bemerkten das und augenblicklich war wieder die höchſte Stille hergeſtellt, denn Jeder, ſo wie der Prieſter, wollte ſich überzeugen, ob er auch recht gehört habe.

„Nein!“ erſcholl es wieder klar und ſo deutlich wie das erſte Mal.

Ein noch lauteres Gemurmel ging durch die Kirche; Jeder beſtätigte es ſeinem Nachbar, daß ſie wirklich

„Nein" geſagt. Der Prieſter, dem Solches noch nicht vorgekommen, wußte nicht, was zu beginnen, und ſah verlegen in die Geſichter der Anverwandten, die ſtarr vor ihm ſtanden und ihn mit großen Augen anſahen. Endlich faßte er ſich, zuckte die Achſel, verneigte ſich vor dem Allerheiligſten und verſchwand in der Sakriſtei. Das war wie ein gegebenes Zeichen. Im Momente entſtand Lärm, Gedränge, Verwirrung in der ganzen Kirche. Die unbetheiligten Zuſchauer drängten dem Altar entgegen, um die merkwürdige Braut, vielleicht auch nur das Geſicht des Bräutigams zu ſehen, während die zahlreiche Familie von Bäumen ſammt dem Bräutigam, ordnungslos, einzeln, dem Strom entgegen, der Thüre zuſtrebten. Dort angekommen, warteten ſie nicht die Wagen ab, bis dieſe vor die Thüre kamen, ſondern jeder lief, um ſeinen Wagen aufzuſuchen und nach wenigen Minuten ſtoben die Pferde, wie entſetzt, nach allen Richtungen auseinander.

Thereſe ſtand indeſſen mit niedergeſchlagenen Augen, aber ruhig, an der Seite ihres Vaters, deſſen Arm ſie ergriffen hatte. Er zitterte und ſie ſtützte ihn. Nachdem ſich der Aufruhr etwas gelegt hatte, führte ſie ihn, ohne nach rechts oder links zu ſehen, eben ſo ruhig durch die Menge, die ſich achtungsvoll, wie von einem Zauber beherrſcht, vor ihr aufthat und einen breiten Weg bis an die Thüre öffnete. Sonderbar! wie ſie ſo mitten durchſchritt, lagerte ſich aufs Neue ein feierliches Schweigen auf die ganze Verſammlung.

Thereſe half dem Vater in den Wagen und fuhr mit ihm nach Hauſe. Mit ihr allein, war er erſt im Stande ein Wort hervorzubringen.

„Mein Kind, mein Kind, was haſt Du gethan!“ rief er, die Hände zuſammenſchlagend.

„Dich und Deine Kinder vor Beraubung und mich vor einer Verbindung bewahrt, die mich nur unglücklich gemacht hätte.“ —

Im Hauſe des Regierungsraths war bald Alles ins frühere Geleiſe zurückgeführt; man lebte in Folge der von Thereſe ergriffenen Maßregel ſo fort, als ob die Periode der letzten Monate, die Zeit ihrer Verlobung, in der Geſchichte der Familie nie exiſtirt hätte. Als ſie am Abend jenes denkwürdigen Tages Brautkleid und Kranz in ein großes Tuch ſchlug und ſie in den Kaſten legte, mit den Worten: „Bis ein Beſſerer kommt,“ war es, als hätte ſie dieſes Stück Leben begraben, und als ſie einige Tage darauf ihr Vater beſorgt fragte, ob ihre Ruhe und Heiterkeit nicht erzwungen ſei, ob nicht noch einige Liebe für Oskar in ihrem Herzen übrig geblieben? verſicherte ſie, daß ſie Alles abgewiſcht, wie Kreide von einer wohlgereinigten Tafel.

Aber in der Stadt machte das Ereigniß großes Aufſehen. Man beſprach es durch mehrere Tage überall, man bewunderte den Muth des jungen Mädchens und dieß um ſo mehr, als man bald die Motive kannte, die ſie zu ihrem öffentlichen „Nein“ bewogen, da die Anverwandten das Ihrige thaten, ſie bekannt zu machen und Oskar von Bäumen den Fehler beging, die Erzählungen zu beſtätigen, indem er dem Regierungsrath das Geld durch einen Notar, der nicht ſchweigen konnte, zurückſtellen ließ. Die Männer waren es vorzugsweiſe, die Thereſens Partei ergriffen und neben ihrem Muthe die Klugheit rühmten, mit der ſie es die Welt wiſſen ließ, daß ſie den Korb ertheilte, was ohne die Oeffentlichkeit nie geglaubt worden wäre. Aber die Männer hatten bald andere Themata zu beſprechen und die Beſprechung des Gegenſtandes blieb den Weibern überlaſſen. Unter ihrer Behandlung nahm er bald eine andere Geſtalt an. Viele von dieſen machten jetzt der Galle Luft, die ſie unterdrücken mußten, als Thereſe noch drohte, Frau von Bäumen zu werden; die Mütter ſchöpften neue Hoffnung für ihre Töchter, und anſtatt Thereſen dankbar zu ſein, daß ſie eine ſolche viel begehrte Hand frei gegeben, ſuchte man ſich der Gunſt der Bäumen zu verſichern, indem man ſich auf ihre Seite ſtellte und gegen Thereſe von Anklagen überfloß.

Die Hand eines ſolchen jungen Mannes auszuſchlagen, galt für einen Beweis der höchſten Ueberhebung, des empörendſten Uebermuths; ein ſo großes Publikum zu einer Trauung herbeizuziehen, die keine werden ſollte, war Frechheit, und das was man früher als Muth gerühmt hatte, wurde zuletzt ebenfalls für Frechheit erklärt. Ueberhaupt könne bei einem Mädchen eine gewiſſe Charakterſtärke, wenn je von einer ſolchen hier die Rede ſei, nur mit Frechheit ans Tageslicht treten. Die Erbitterung gegen Thereſe wurde noch tiefer und allgemeiner, als man erfuhr, Herr Oskar von Bäumen ſei auf Reiſen gegangen und daß er bei ſeiner Rückkehr ſich in eine Provinz verſetzen laſſe. So waren auch die Hoffnungen der Mütter und Töchter vereitelt, und wer ſonſt war an dieſer Vereitelung Schuld als Thereſe? Sie, die des Aergerniſſes Grund und Quell geweſen, ſie ſollte die Reſidenz verlaſſen und ſich irgendwo in der Provinz verbergen, aber ſie blieb, ſie wich nicht — war das nicht ein neuer Beweis ihrer Frechheit? „Frechheit" war in dieſem Feldzuge das Loſungswort, und es iſt nicht zu leugnen, daß ſich in vielen Köpfen dieſes Wort mit dem Namen Thereſens unwillkürlich verknüpfte. Mit einem Wort: ihr Ruf hatte beträchtlich gelitten.

Die Anverwandten, die es Thereſen nicht verzeihen konnten, die Verbindung ihrer Familie mit der der Bäumen vereitelt und ſomit viele Hoffnungen zerſtört zu haben, ſorgten dafür, daß ſie vom Gerede und Urtheil der Stadt genau unterrichtet wurde, und verfehlten nie, ſie und den Vater darauf aufmerkſam zu machen, wenn in irgend einem Hauſe, wo Thereſe ſonſt ein gern geſehener Gaſt war, ein Ball oder eine Soirée ſtattfand, und ſie nicht eingeladen wurde. — „Natürlich!“ ſagte man, „Du haſt einen ſchlechten Ruf.“ — Erzürnte ſich dann der Vater über den Ausdruck und meinte er, Thereſe habe nichts gethan, was einen ſchlechten Ruf verdiene, ſo erwiderte man, alles Außerordentliche, und ſei es auch im Grunde lobenswerth, mache einem Mädchen einen ſchlechten Ruf. Thereſe zuckte zu all dem die Achſeln, aber der Vater wurde in der That traurig und es ſetzte ſich bei ihm die Ueberzeugung feſt, daß ſeine vortreffliche, mit ſo vielen ausgezeichneten Eigenſchaften ausgeſtattete Tochter nie einen Mann finden werde, und dieſe Ueberzeugung wurde zur Gewißheit, da ein Jahr und zwei Jahre ins Land gingen, ohne daß Thereſe wieder in Geſellſchaft gezogen wurde, ohne daß ſich ihr ein Mann zu nähern ſuchte.

Wir wollen kurz ſein und dem Leſer verrathen, was eigentlich zu dieſer Geſchichte nicht mehr gehört, daß nämlich Thereſe ihren Mann doch gefunden.

Jener alte Jugendfreund, der Ingenieur Edmund Siebold, kam nach beinahe dreijähriger Abweſenheit aus Mexiko zurück. Er hatte Thereſe längſt verheiratet geglaubt und wollte durch Wien nur durchreiſen, um ſich auf einen neuen Poſten zu begeben, auf dem er von derſelben engliſchen Geſellſchaft bei einem Eiſenbahnbau im Süden angeſtellt war. Mit Staunen erfuhr er, daß Thereſe noch unverheiratet war, und er, der abreiste, als ſie ſich verlobte, um nie wiederzukehren, blieb jetzt, da ſie noch frei war. Er hörte die Geſchichte und ſie war nicht der Art, um Thereſe um ſeine Achtung zu bringen und ſeine Liebe zu ihr zu vermindern; im Gegentheile, erkannte er ſie ganz in dieſer Handlungsweiſe und fand darin nur die Meinung beſtätigt, die er von ihrem Charakter immer gehegt hatte. Er näherte ſich ihr mit derſelben Liebe und größerer Verehrung, wohl auch, nachdem er ſich in der Welt erprobt hatte, mit mehr Vertrauen in ſich ſelbſt. Er war ehemals der Freund ihrer Kindheit geweſen, er war jetzt der Freund ihrer Einſamkeit, und als ſie ihm ſagte, daß ſie ihn liebe, wußte er, daß er auf dieß Wort bauen könne. Er ordnete das kleine, aber hinreichende Vermögen, das er in Mexiko geſammelt hatte, verwandelte ſeine höchſt einträgliche Stellung bei der Kompagnie in eine feſte, und nachdem ſo ſeine bürgerliche Baſis geſichert war, führte er Thereſe vor den Altar, und dießmal beantwortete ſie die Frage des Prieſters mit einem freudigen, ſtillen Ja!

Deutſch, Franzöſiſch und Engliſch.

Während meines erſten Aufenthaltes in Paris in den vierziger Jahren miethete ich mich im Hinterhauſe der Nummer 73 rue du faubourg Montmartre ein. Die erſte fragwürdige Perſon, auf die man achtet, weil ſo viel von ihr abhängt, iſt in Paris, ſo oft man miethet, der Portier; hat aber der Portier eine Tochter und iſt man ſelbſt nicht viel mehr als zwanzig Jahre alt, ſo iſt dieſe Tochter noch bei weitem fragwürdiger und wird vor Allem ihr die Aufmerkſamkeit des Miethsmannes zugewendet. Dieß war in Nummer 73, dem weitläufigen Hauſe, das in unzählige größere und kleinere möblirte Wohnungen zerfiel, in einem hohen Grade der Fall. Wie ſollte dem Miethsmann Mademoiſſelle Julie Thibaut nicht auffallen, wie ſollte er ſie nicht zuerſt beachten, da ſie gewiſſermaßen an der Schwelle des Hauſes ſaß, den Fremden empfing, ihm Auskunft gab, die ausgedehnte, jedem Miethsmanne fürchterliche Macht des Portiers in ſich vereinigte und mit dieſer Macht jene Andere höhere und unwiderſtehliche, die das

Privilegium der Schönheit iſt? Die Loge des Portiers war in dieſem Hauſe etwas beſſer als in den meiſten andern Häuſern von Paris; ſie ging mit einem großen Fenſter auf einen ziemlich geräumigen Hof. Dennoch, da das Haus ein ſechsſtöckiges war, herrſchte in ihr jenes myſtiſche Halbdunkel, welches dieſe Wohnungen der mächtigen Beherrſcher der großen Gebäude zu charakteriſiren pflegt. Aber aus dieſem Halbdunkel hervor leuchtete die Schönheit der Portierstochter wie jene Karfunkel der Märchen, welche die Paläſte der Erdgeiſter mit mehr als Tageslicht erhellen, oder wie jener Edelſtein, welcher der Sage nach die geſchloſſene Arche Noahs mit Licht verſorgte. Sie hatte jene Weiße und Zartheit der Haut, welche ſonſt nur den Bewohnern tiefer Schluchten, in welche die Sonne nur ſelten im Jahre dringt, eigen iſt, ſo, daß man ſie für eine nordiſche Schönheit hätte halten können, obwohl ſie von Natur zu einer Brünette beſtimmt war. Dieſe Beſtimmung verriethen vorzugsweiſe die dunkelbraunen, von ſchwarzen Wimpern beſchatteten Augen und die rabenſchwarzen Haare. Ihre ganze Geſtalt ſah ebenfalls darnach aus, als hätte dieſe Schlucht mitten in Paris, in der ſie ihre ſchönen Jugendjahre verlebte, auf ihre Entwicklung gewirkt, oder vielmehr als wäre ſie, ſo entfernt von Luft und Sonnenlicht, in ihrer

Entwicklung gehemmt worden. Sie war zart und ſchmächtig, wie eine Blume, die aus dem feuchten Boden eines Gefängnißhofes aufſproßt, ſo zart, daß man das helle und kräftige Leuchten ihrer Augen nur ſchwer mit der übrigen Erſcheinung in Einklang bringen konnte. Der erſte Anblick dieſer Portierstochter, wenn man den Kopf in die Loge ſteckte, um ſich nach vermiethbaren Zimmern zu erkundigen, war derart, daß man ſich erſt wieder erinnern mußte, was man denn hier eigentlich wollte, und hatte man ſich erinnert, ſo beſchloß man auch ſogleich, hier um jeden Preis zu miethen.

So erging es mir und ich war ſehr zufrieden, ein Haus zu bewohnen, deſſen Thüre die Schönheit bewachte. Aber ſchon am erſten Abend glaubte ich Urſache zur Reue haben zu müſſen. Ich lag kaum eine halbe Stunde im Bette meines neuen Zimmers, ich ſchloß kaum die Augen, als ich erſchrocken wieder auffuhr und mich wie ein vernichtender Donnerſchlag die Erkenntniß überfiel, daß ich der Nachbar des ſchrecklichſten und unnahbarſten aller Nachbarn geworden. Es war kein Wahnſinniger, es war kein Schnarchender, kein lärmender Nachtvogel, es war etwas weit ſchlimmeres als Alles dieſes — es war ein Muſiker. Ein Muſiker, das iſt als Nachbar ein Weſen, das uns Herz und Ohren zerreißen kann und, im beſten

Falle, ein Deſpot, ein unumſchränkter Beherrſcher unſerer Stimmung, ein Mann, der uns nach Belieben Trauer oder Heiterkeit ins Herz ſpielen kann. Was ſollte ich Unglückſeliger mit einem ſolchen Nachbar beginnen? Vielleicht will ich morgen ein ſehr trauriges lyriſches Gedicht oder eine pathetiſche Stelle meines Trauerſpiels ſchreiben, da kommt mein Nachbar und jagt mit einer Polka Lyrik und Patho's in weſenloſe Fernen; vielleicht ſitze ich gerade an einem Feuilleton, das nothgedrungen leicht ſein muß und hochgeſchürzt wie eine Tänzerin, da kommt mein Nachbar mit einem klaſſiſchen Konzert und meine Tänzerin wird eine parodirte Melpomene.

Dieſe Schmerzensgedanken waren noch nicht ausgedacht und ſchon empfand ich jenen Deſpotismus, den ich ſo ſehr fürchtete; der Aerger, den ich feſthalten wollte, war dahin, meine Seele ſchmolz in Melodie und Rührung und ich horchte dem Feinde, den mir mein Schickſal gegeben, wie einem theuren Freunde, der mir in dunkler Nacht, bei dem Mondſchein, in einem ſtillen Haine ſeine ſchönſten Gedanken und Gefühle anvertraut, mir ſeine Liebe klagt, in Hoffnung jubelt und in Verzweiflung weint. Es war ein Künſtler, ein großer Künſtler, dieſer deßhalb um ſo ſchrecklichere Nachbar. Ich war ihm verfallen, ich fühlte mich ſchon zu ihm hingezogen und es war mir, als wäre ich bereits fähig, Alles für ihn zu thun und als hätte ich dieſe Stube bezogen, nur um ihm nahe und in den Schmerzen, die ſo deutlich aus ſeinem Spiele klagen, behilflich zu ſein. Den Morgen darauf lehnte ich meine Thüre nur an, um ihn zu hören und zu ſehen, wenn er vielleicht ausgehe; aber er blieb in ſeiner Stube verſchloſſen und ich nahm mir vor, mich bei der Allwiſſenheit jedes Pariſer Hauſes, in der Portierloge, nach ihm zu erkundigen.

Ich muß geſtehen, daß ich dieſes einen Augenblick lang vergaß, als ich Mademoiſelle Julie wieder ſah. Der Anblick ihrer Schönheit war doch mächtiger, als die Erinnerung an das Violoncellſpiel von geſtern Abend, und doch wieder, da alle Schönheit verwandt iſt, kam ich vor dieſem überaus anmuthigen Geſchöpfe, beim Klange dieſer melodievollen Stimme durch eine natürliche, wenn auch geheimnißvolle Ideenaſſociation wieder auf meinen Nachbar oder vielmehr auf ſein herrliches Spiel zurück.

Können Sie mir nicht ſagen, Fräulein Julie, fragte ich, indem ich mich zu ihr ans Fenſter ſetzte, wer mein Nachbar, der Celloſpieler iſt?

Herr Breuning? fragte ſie zurück, das iſt ein Landsmann von Ihnen, ein Deutſcher Sie wollen ſich vielleicht über ihn beklagen, er hat Sie geſtört? Aber haben Sie Geduld, Sie werden ſich gewiß, wie alle andern Nachbarn, mit ſeinem Spiele verſöhnen, — wir haben die Erfahrung gemacht — es iſt ſchon öfter vorgekommen. Man ſagt, daß er vortrefflich ſpiele, und ein Engländer, ein ungeheuer reicher Engländer, hat ſich hier ſogar eingemiethet und mit einer ganz kleinen Stube begnügt, nur um ihn immer hören zu können. Ein ſehr reicher Engländer, fügte Julie mit Nachdruck hinzu, der Anverwandte eines Lords, den er einmal beerben ſoll, um ſelbſt Lord zu werden. Jetzt iſt er noch ein einfacher Mr. Ellis, hat aber doch ſchon über 100,000 Franken jährliche Rente.

Entſchuldigen Sie, Mademoiſelle Julie, ſagte ich, Mr. Ellis intereſſirt mich nicht, ſolcher Engländer gibt es viele.

Nein, nein, fiel mir Julie ins Wort, ſolcher Engländer gibt es nicht viele. Es iſt wahr, er iſt häßlich und ungeſchickt wie alle andern Engländer, aber ein ſo großes Vermögen, ſo große Ausſichten wie Mr. Ellis haben nicht viele. Sie ſollten nur ſeine Wagen und Pferde ſehen, das iſt eine Pracht.

Aber, fragte ich wieder, wer iſt Herr Breuning?

Ein Künſtler, antwortete Fräulein Julie kurz.

Ein Mann, der nur ſeiner Kunſt lebt und keine andere Beſchäftigung hat? fragte ich weiter.

Wie ſollte er eine andere Beſchäftigung haben, lachte Julie, da er viele Stunden des Tages an ſeinem Violoncell verbringt oder Noten ſchreibt? Was ihm dann an Zeit übrig bleibt, verliert er hier in der Loge. Sie glauben es nicht, daß der Mann, anſtatt ſein Glück zu machen, ganze Stunden hier in dieſem Winkel ſitzt und mich ſo einfältig und ſentimental anſieht, wie es, — verzeihen Sie, daß ich es ſage, aber es iſt wahr, wie es nur ein Deutſcher kann.

Dieſe Reden Juliens hatten für mich viel Auffallendes, viel Dunkles und, wie ich mir einbildete, auch viel Aufklärendes. Auffallend war es, daß ſie, da ich ſie nach dem Künſtler fragte, beſonders viel von dem Engländer erzählte, aber dunkel blieb es mir, da ich Paris, wie die Verhältniſſe und Perſonen dieſes Hauſes noch ſehr wenig kannte, warum ſie mit einer gewiſſen Mißachtung und mit Aerger von dem Künſtler ſprach. Daß aber der Künſtler dieſes ſchöne Mädchen liebte, daß ſeine empfängliche Künſtlerſeele einer ſolchen Erſcheinung nicht hatte wiederſtehen können, das ſchien mir natürlich und dieſes um ſo mehr, als ich mir während ſeines gefühlvollen Spieles unwillkürlich und oft geſagt hatte, daß der Mann, der ſo ſpielt, eine eigenthümliche Liebe im Herzen haben müſſe. —

Er iſt alſo in Sie verliebt, Mademoiſelle Julie? fragte ich mit Theilnahme für den armen Breuning.

Allerdings, beſtätigte ſie mit der größten Seelenruhe.

Und Sie ſagen das ſo gleichgültig?

Wie ſollte ich nicht? Ich bin an dergleichen gewöhnt. Wer iſt nicht in mich verliebt von all' den Herren, die Jahraus Jahrein hier aus- und einziehen? Sehen Sie, Madame Martin, die das ganze Haus möblirte, hat bis an fünfzig Zimmer für einzelne Herren zu vermiethen. Dieſe fünfzig Zimmer werden in einem Jahre von mehr als hundert Herren bewohnt; von dieſen hundert Herren ſind wenigſtens achtzig in mich verliebt — da gewöhnt man ſich daran, und wenn mir einer in Worten oder in Bildern ſagt: ich liebe Sie, Mademoiſelle! ſo macht mir das gerade ſo viel Effekt, als wenn er mir ſagte: es regnet oder es iſt ſchönes Wetter.

Es werden es Ihnen aber, ſagte ich, Wenige auf ſo ſchöne Weiſe geſagt haben, wie Herr Breuning mit ſeinem Violoncell?

In der That, lachte Julie, behauptet man hier im Hauſe, daß all das Spiel nichts anderes ſei, als an mich gerichtete Liebesbriefe und man ſagt, daß er wirklich wunderſchön ſpiele. Aber ſehen Sie, ich verſtehe nichts von Muſik und wenn ein Leierkaſten in den Hof kommt, macht mir das viel mehr Freude, als das ganze Violoncellſpiel des Herrn Breuning.

Während ſie das ſagte, ging draußen am Fenſter ein junger Mann von drei= oder vierundzwanzig Jahren, eine elegante, ſchlanke, aber etwas ſchwächliche Geſtalt in beſcheidenem Anzuge vorüber.

Das iſt er, rief Julie und zwar ſo laut, daß es der Vorübergehende hören konnte. Er warf nur einen kurzen Seitenblick durchs Fenſter und ging raſch weiter und zum Hauſe hinaus.

Nun, — ſagte ich mit etwas abſichtlichem Spotte, um ſie für die Härte zu ſtrafen, mit der ſie von Breuning, und für die Kälte, mit der ſie von der Liebe geſprochen, — nun heute ſcheint er nicht ſehr verliebt zu ſein, da er ſo raſch an Ihnen vorübergeht und Sie kaum eines Blickes würdigt.

O! lachte Julie, das beweiſt gar nichts, das treibt er oft durch Tage ſo, denn um mir auszuweichen, hängt er nicht einmal ſeinen Schlüſſel in die Loge, ſondern läßt ihn an ſeiner Thüre auf die Gefahr hin beſtohlen zu werden. Das ſind ſo Momente, da iſt er eiferſüchtig, oder will er mich vergeſſen, er kommt dann aber doch immer wieder zurück. Jetzt treibt er es ſchon mehrere Tage ſo; ich möchte aber doch nicht wetten, daß er heute Abend nicht wieder da ſitzt in dieſem Winkel. —

Ich verließ die Loge ziemlich verſtimmt. Zwiſchen der Schönheit und der unwiderſtehlichen Anmuth dieſes jungen Mädchens auf der einen, der Kälte ihres Herzens auf der andern Seite war eine Disharmonie, die nicht wohlthun konnte. Wie gerne verweilte ſie im Geſpräche bei dem reichen Engländer, nach dem ich doch gar nicht gefragt hatte, und wie kurz gab ſie Auskunft über den Künſtler, von dem ſie doch wußte, daß er ſie liebte. Wenn ſie das Wort Künſtler ausſprach, that ſie es mit jenem Tone der Mißachtung, den man in Paris in bürgerlichen Kreiſen noch oft zu hören bekommt, wenn von Künſtlern die Rede iſt, welche noch kein Vermögen gemacht. Auch in ſpätern Geſprächen erkannte ich, daß Mademoiſelle Julie es dem armen Breuning übel nahm, daß er mit ſeinem großen Talente in Paris nicht größeres Glück, das iſt, nicht mehr Geld mache. Er habe, erzählte ſie mir, die ganze Konzertſaiſon vorübergehen laſſen, ohne ein Konzert zu geben, nur um ſich in einer Kompoſition nicht zu unterbrechen, welche ihm ſpäter doch nichts einbrachte. Ich fühlte mich, wenn ich das Mädchen nicht vor Augen hatte, von ihr etwas abgeſtoßen, aber ich muß geſtehen, daß jeder Anflug von Antipathie ſchnell verſchwand, ſobald ich ſie wieder zu Geſichte bekam. Bei näherer Bekanntſchaft ſagte ich mir, daß ich ihr Unrecht gethan, denn ſie hatte neben ihrer unwiderſtehlichen Schönheit noch manches, was intereſſiren, anderes, was gefallen mußte.

Vor allem mußte es einem auffallen, wie vielſeitig, wenn auch nicht tief, dieſe Portierstochter gebildet war. Von dem Privilegium des Portiers, alle Zeitungen und Revuen, die ins Haus kamen, zuerſt zu leſen, machte ſie den ausgedehnteſten Gebrauch, und da ſie das verwöhnte Kind ſämmtlicher Miethsleute war, nahm es ihr Niemand übel, wenn ſie Tagesblätter und periodiſche Schriften, ſelbſt Bücher, die ins Haus kamen, in der Loge ſo lange zurückhielt, als es ihr gefiel. Am Fenſter ſitzend, las ſie den ganzen Tag und ſpät in die Nacht hinein und war in der franzöſiſchen modernen Literatur beſſer bewandert, als mancher Tagesſchriftſteller. Der franzöſiſche Feuilletonroman war damals in ſeiner Blüthe und brachte, wie bekannt, neben vielem Mittelmäßigen auch manches Meiſterwerk hervor. Sie kannte Alles, ihre Phantaſie war von den ſchönſten Geſtalten bevölkert und brachte, wie man ſich bei näherer Bekanntſchaft überzeugen konnte, in ihr ſelbſt mancherlei Träume hervor, die ihr einen hübſchen Anſtrich von Poeſie gaben.

Im politiſchen Theile der Zeitungen las ſie beinahe nur die Berichte aus Afrika. Sie kannte genau den Stand der Dinge daſelbſt, die Namen ſämmtlicher franzöſiſcher Regimenter und Generäle, die den Krieg gegen Abd-el-Kader führten und war über die Beſchaffenheit des Landes aufs Trefflichſte unterrichtet. Ihr Bruder nämlich war Soldat und ſchlug ſich in der afrikaniſchen Armee. Daher glaubte ich ihre beſondere Theilnahme für die afrikaniſchen Angelegenheiten in ſchweſterlicher Liebe begründet, erfuhr aber bald, daß ſie ſich in Verbinbindung mit den afrikaniſchen Kriegen in ihrer Phantaſie eine ganze Reihe von Luftſchlöſſern aufgebaut hatte. Kindiſcher als man es von einer Pariſerin vorausſetzen ſollte, ſtand in ihr die Ueberzeugung feſt, daß ihr Bruder eine glänzende militäriſche Laufbahn zurücklegen müſſe. Sie kannte die Geſchichte aller der franzöſiſchen Soldaten, die es unter der Republik und dem Kaiſerreich vom Gemeinen zum Marſchall, zum Fürſten und Herzog gebracht hatten, und ſie wiederholte gerne den bekannten Satz, daß jeder franzöſiſche Soldat den Marſchallſtab im Torniſter trage. Sie wußte wohl, daß ſich die Verhältniſſe in dieſer Beziehung vielfach geändert hatten, aber ſie baute ihre

Hoffnungen auf die Gefangennehmung Abd-el-Kaders, und es war nach und nach ein feſter Glaube in ihr geworden, daß kein Anderer als ihr Bruder den **Emir** zum Gefangenen machen werde. Dann konnte es ihm und ſeiner Familie nicht fehlen; er mußte wenigſtens General und für ſeine That vom Staate mit Reichthümern beſchenkt werden. Mademoiſelle Julie Thibaut wollte dann in Paris eine Rolle ſpielen und der Welt zeigen, wie man zur großen Dame geboren werde. Dieſe Träume hatten in ihrem Kopfe eine ſolche Feſtigkeit erlangt, daß ſie ein doppeltes Leben führte und daß ſie von dem phantaſtiſchen mit eben ſolcher Sicherheit ſprach, als von dem wirklichen; ſie waren beinahe zur fixen Idee geworden. Das erſchreckte faſt, hatte aber neben ihrem ſonſt ſo kühlen Weſen das Gute, daß es eine Art von Gleichgewicht herſtellte. Es kam noch Manches Andere hinzu, was neben dieſer Phantaſterei und neben ihrer Schönheit menſchlich und mädchenhaft aufs Angenehmſte anmuthete. Dahin gehörte z. B. ihre große Liebe zu den Blumen, die ſie mit allen Portierstöchtern von Paris theilte. Da die Blumen in den ſonnenloſen Räumen der Loge und des Hofes nicht gedeihen mochten, legte ſie ſich in der breiten Dachrinne zwiſchen ihrem und dem Nachbarhauſe einen ganzen Garten von Blumentöpfen an, dem ſie regelmäßig jeden Morgen und jeden Abend ihren Beſuch abſtattete. In der Loge am Fenſter ſtanden immer zwei oder drei dieſer Töpfe, die ſie jeden zweiten oder dritten Tag, wenn ſie in den lichtleeren Räumen zu leiden begannen, in ihren hängenden Garten über den ſechsten Stock zurückbrachte, um ſie gegen andere auszutauſchen. Man konnte Mademoiſelle Julie nicht auf angenehmere Weiſe verbinden, als wenn man ihr irgend eine neue Pflanze vom Blumenmarkte heimbrachte und ihren Garten vergrößerte. Die Romane, die ſie eben las, Abd-el-Kader und die Blumen bildeten die liebſten Gegenſtände ihres Geſpräches.

Da ſie der eigentliche Portier war, an der Schnur ſaß und über alles Auskunft gab, kümmerte man ſich ſehr wenig um ihren Vater, der im Grunde für die Einwohner auch nicht exiſtirte. Wenn Monſieur Thibaut ſeine Pflicht gethan, wenn er den Hof, die Einfahrt und zwei Mal ſechs Treppen des Vorder- und Hinterhauſes gefegt hatte, eine Arbeit, mit der er gegen Mittag fertig war, verſchwand er aus dem öffentlichen Leben. Er lag ſchlafend oder mit offenen Augen träumend in einer tiefen Niſche der Loge, in Dunkelheit gehüllt auf ſeinem Bette und erſchien erſt wieder, wenn es Zeit war, auf den Treppen die Lampen anzuzünden. Dann zog er regelmäßig eine große Kiſte aus einem Winkel hervor und aus dieſer Kiſte eine Anzahl ſchwerer in Leinwand gebundener und mit Meſſing beſchlagener Bücher, die man ſofort als Handelsbücher erkennen mußte.

Herr Thibaut nämlich war nicht immer Portier geweſen, er hatte beſſere Tage geſehen. Noch vor wenigen Jahren galt er etwas unter den Marbriers des Boulevard du Temple; ſein Geſchäft war eines der glänzendſten; bei ihm konnte man die ſchönſten Steinmetzarbeiten in Marmor und Sandſtein, Cheminées, Grabdenkmäler, Baluſtraden, architektoniſche Ornamente jeder Art vorfinden. Der jetzige Portier war ein ehemals geachteter, ruinirter Kaufmann. Man ſagte, was er aber nie zugeben wollte, daß ihn ſein allzugroßes Vertrauen zu Grunde gerichtet habe. Seine ganze Geſchichte iſt die, daß er aller Welt Kredit gegeben und daß er von Wenigen bezahlt wurde. Er aber, obwohl nunmehr ſeit mehreren Jahren Portier, betrachtete ſein Geſchäft noch nicht für abgeſchloſſen; er ſtak noch immer mit ſeinem ganzen Kopfe in ſeinen Handelsbüchern und das war kein Wunder, da er ſie mit unerſchütterlicher Regelmäßigkeit jeden Abend ſtudirte und immer neu an Herſtellung einer Bilanz arbeitete. Es war nun eigenthümlich, wie ihm den einen Abend dieſe, den andern Abend jene Schuldner gut ſchienen und wie ſich ihm jeden Tag eine andere Bi=

lanz herausſtellte. Den einen Abend ging er als reicher, den andern Abend als hoffnungslos zu Grunde gerichteter Kaufmann zu Bette. Man konnte es ihm an der Art, wie er im Hof und auf den Treppen den Beſen führte, anſehen, wie die Bilanz des geſtrigen Abends ausgefallen, ob er den Beſen mit dem Bewußtſein 100,000 Franken zu beſitzen oder 100,000 Franken verloren zu haben, handhabte. Zu ſeinem Glücke fiel die Bilanz, da er noch immer das Vertrauen zur Menſchheit nicht verloren hatte, meiſtens ſehr günſtig aus, und wenn Monſieur Thibaut auch ein ſchweigſamer und träumeriſcher Mann war, ſo war ſein Gemüth doch meiſtens voll der heiterſten Hoffnungen. Er ſprach ſelten, aber wenn er ſprach, geſchah es immer, um von der demnächſtigen Wiedereröffnung ſeines Geſchäftes zu erzählen. Seine Tochter Julie lächelte dann eben ſo mitleidig, wie er lächelte, wenn ſie vom Marſchallsſtab ihres Bruders ſprach. Wenn er Abends vor ſeinen Büchern ſaß und rechnete, ſah und hörte er nichts von allem, was in der Loge vorging, ob nun ein gleichgiltiger Beſucher oder einer, wie Herr Brenning, mit ſeiner Tochter verkehrte.

Dieſen meinen Landsmann, der mich gleich nach meinem Eintritt in das Haus ſo mächtig anzog und beſchäftigte, lernte ich bedeutend ſpäter kennen, als die beiden Phantaſten in der Portierloge. Es ſchien mir, als weiche er mir aus. Vielleicht war er eiferſüchtig, da er mich gleich am erſten Tage bei Julie ſitzen geſehen. Um ihm jeden Argwohn zu benehmen, trat ich manchmal in die Loge, wenn ich ihn des Abends bei Julie wußte, um mich mit dieſer nach meiner Art über Feuilleton-Romane und Abd-el-Kader zu unterhalten und dem Muſiker zu zeigen, welcher Art unſer Verhältniß ſei.

Breuning war auch nicht lange ſpröde gegen mich, da es überhaupt nicht in ſeinem Weſen lag, abweiſend zu ſein. Er kam mir landsmannſchaftlich und freundlich entgegen und wir waren bald gute Nachbarn und ſo vertraut, daß wir die Thüre zwiſchen unſern Zimmern öffnen ließen und ſo gewiſſermaßen Stubengenoſſen wurden. Ich machte an Breuning eine ſehr liebe Bekanntſchaft, eine Bekanntſchaft, welche mich vor der Verödung behütete, die man ſelbſt in Paris, wie in jeder andern Fremde, von Zeit zu Zeit empfindet. Sein Geſpräch war mir bald ſo lieb wie ſeine Muſik, und ſeine Muſik war mir eine liebe Beſtätigung der guten Meinung, die ich von ſeinem ganzen Weſen gefaßt hatte. Der Leſer hat von Breuning als von einem Künſtler und von einem Verliebten ſprechen hören und wird ſich deßhalb einen leidenſchaftlichen oder einen träumeriſchen Menſchen unter ihm denken, wird ſich ihn aufgeregt, vielleicht etwas genial-zerfahren vorſtellen. Breuning war nichts von all' dem; der Eindruck, den er vor Allem machte, war der eines ſoliden jungen Mannes, der nichts Anderes wünſcht, als ſeinem Zwecke folgerecht zu leben, die äußern Verhältniſſe ſo geordnet zu erhalten, daß ihm die Erreichung ſeiner Lebensziele nicht erſchwert wird; mit einem Worte, eines Menſchen, der Vertrauen einflößte und den liederliches Virtuoſenvolk, das ſich ſelber genial nennt, einen Philiſter nannte. Er war arm, aber er hatte keine Schulden und es machte ihn aufrichtig beſorgt und er that alles Mögliche, um die Gefahr abzuwenden, wenn er die Zeit kommen ſah, die ihn mit Verſchuldung bedrohte. Paris hatte ſeine Hoffnungen getäuſcht. Er war zu Anfang des verfloſſenen Winters hierhergekommen, um Konzerte zu geben, aber die Schritte, die da nothwendig waren, ſchreckten ihn ab, und als er ſich an den Gedanken gewöhnt hatte, das Nothwendige zu thun, war ihm der andere Gedanke gekommen, ſich auf ſchönere Weiſe einen Namen zu machen, zugleich mit den Ideen zu einer größeren Kompoſition. Beides, der edlere Ehrgeiz und der Schöpfungsdrang entſprangen aus der Liebe, und ſonderbarer Weiſe that er mit Rückſicht auf Julie, was dieſe an ihm tadelte, und unterließ er, was ſie an ihm gelobt haben würde. Er machte mir aus dieſer Liebe kein Geheimniß, Bedürfniß, wie es ihm war, ſich in ſeiner Sprache auszuſprechen; und nachdem dieſes Bekenntniß gemacht war, wurde ſeine Liebe der gewöhnliche Gegenſtand unſerer Unterhaltung. Es mochte ihm doch mehr genügen, ſich gegen einen Freund als gegen ſein Violoncell auszuſprechen.

In dieſer Zeit ſah und erfuhr ich Manches, was mich rührte oder in Erſtaunen ſetzte. Wenn Julie über unſere Treppe zu ihrem Blumengarten hinaufſtieg, ſtand er regelmäßig an der Thüre, um ſie vorbeikommen zu ſehen. Wenn ſie des Abends kam, war er gewiß ſchon vorher oben auf dem Dache geweſen, um ihr zwei Gießkannen voll Waſſers hinzuſtellen. Kaum hatte ſie den Garten verlaſſen, als er ſchon hinaufſtieg, um einige Zeit in der Atmoſphäre zu verweilen, aus der ſie eben getreten war. Wenn er ſie manches Mal aus verſchiedenen Gründen mehrere Tage vermied, brachte er dieſelben Stunden, die er ſonſt bei ihr in der Loge zuzubringen pflegte, oben bei ihren Blumen zu, und manchmal verſagte er ſich ein Mittageſſen, um für das Geld einen Blumenſtock, den er an der Madeleine oder am Chateau d'eau bemerkt hatte, zu kaufen und heimlich hinzuſtellen. Da Julie in der Portierloge alles ſehen mußte, was vorbeigetragen wurde, bat er mich, ihn bei ſolchen Gelegenheiten zu unterſtützen, und ich mußte mich unter irgend einem Vorwand an das Fenſter und vor Julie breit hinſtellen, während er hinter mir mit einem Blumenſtocke vorbeiſchlüpfte. Das ſind allerdings kleine Züge, die beinahe jeden Liebenden von 23 und mehr Jahren charakteriſiren. Ausgezeichnet war Breuning durch das grenzenloſe Vertrauen, das er in das Mädchen ſetzte. Während ſie mir gleich nach dem erſten Geſpräche Mancherlei zu denken gab, in vielfacher Beziehung kalt, ja hart erſchien, vermochte Breuning ſie nach langer Bekanntſchaft nicht anders als im ſchönſten und poeſievollſten Lichte zu ſehen. Ihre Schönheit und Anmuth war ihm nur der äußere Wiederſchein einer viel ſchönern Seele; er war unfähig, ſich in dieſer Hülle das Geringſte zu denken, was mit der äußern Erſcheinung irgendwie im Widerſpruch ſein könnte. Es iſt wahr, daß der größte Phyſiognomiker und erfahrenſte Menſchenkenner bei dem bloßen Anblick des Mädchens gerade ſo empfunden hätte, wie der Liebende: in einem ſo hohen Grade einnehmend waren ihre Form, ihr Ausdruck und der Ton ihrer Stimme. Breuning war überzeugt, daß wenn ſie ſich ihm nicht zuwandte, dieß nur darum nicht geſchehe, weil ſie ihn nicht liebenswürdig fand, weil er ihrer nicht würdig war; und ferner war er überzeugt, daß wenn ſie ihn liebte, ſie als ein aufopferungsfähiges Weib das beſcheidene Loos, das er ihr bieten konnte, ja ſelbſt alle Entbehrungen gerne auf ſich nehmen würde. Heutzutage wäre ſelbſt ein liebender Deutſcher einer Franzöſin gegenüber mißtrauiſcher, damals aber erſchienen die Franzoſen im Allgemeinen der ganzen Welt in einem ſchönern Lichte. Man wußte wohl, daß ſie den Genuß, das Vergnügen, den Glanz liebten; daß ſie aber am Beſitze hängen, wie wenige andere Völker der Erde, das war damals nur denjenigen Fremden bekannt, welche Jahre lang in ihrer Mitte lebten und Gelegenheit hatten in dieſer Beziehung Erfahrungen zu machen.

Man ſollte glauben, daß es einem Künſtler wie Breuning irgend welches Bedenken verurſachte, wenn ſeine Geliebte offen geſtand, daß ſie für die Kunſt, die ſeine Seele erfüllte, nicht den geringſten Sinn hätte; aber er lächelte nur über ſolche Geſtändniſſe; er hielt das für eine Selbſttäuſchung; es ſchien ihm unmöglich, daß ſolche Schönheit nicht für Schönheit empfänglich ſein ſolle.

So ſtanden die Dinge beinahe unbeweglich durch Monate: Julie pflegte die Blumen und ſprach von den Ausſichten ihres Bruders, der Vater hatte einen Tag das niederdrückende Gefühl der Armuth, den andern das erhebende Bewußtſein des Reichthums; Breuning kämpfte mit Entbehrungen und verſagte ſich äußerliche Erfolge, um ſich von ſeiner Kunſt nicht abziehen zu laſſen, ſich in ihr immer mehr auszubilden und der Liebe Juliens würdiger zu werden. Es fiel mir nur eine kleine Veränderung in dieſer kleinen Welt auf. Mr. Ellis, der in das Haus gezogen war, um als echter engliſcher Enthuſiaſt ſeinem Lieblingskünſtler näher zu ſein, verließ die kleine Stube des Hinterhauſes und bezog eine größere Wohnung des vordern Gebäudes, wo er jetzt der Portierswohnung näher war, als der Künſtlerwohnung, und wo er bei dem Geräuſche in der rue du Faubourg Montmartre das Cello Breunings unmöglich hören konnte. Mr. Ellis, der künftige Lord, war ein Mann von beinahe vierzig Jahren und ſah gerade ſo aus, wie man ſich einen Engländer vorſtellt: lang, breitſchulterig, bartlos und blondhaarig, ohne Anmuth in den Bewegungen, etwas ſchwerfällig, mit einem bald gutmüthigen, bald derben und hochmüthigen Ausdrucke im Geſicht. Breuning, den er oft beſuchte, lobte ſeine Herzensgüte und geſtand offen, daß er ihm zu wiederholten Malen und auf die zarteſte Weiſe große Geldſummen angeboten habe. Er ſchilderte ihn als einen Mann, der trotz aller Kälte ſeiner äußeren Erſcheinung ſich mit großer Wärme anſchließe und in ſeinem Enthuſiasmus jeden Opfers fähig ſei. Auf ihn war er auch nicht im geringſten eiferſüchtig, als er bemerkte, daß er, nachdem er die Wohnung gewechſelt, nunmehr in der Loge eben ſo viele Stunden zubrachte, wie Breuning ſelbſt. Dieſe Abweſenheit jeder Eiferſucht war gerechtfertigt einem Manne gegenüber, der ſtundenlang daſaß, ohne ein Wort zu ſprechen, der Julie nur langweilen konnte und der ſie manchmal zum höchſten Zorne reizte, indem er ihre Hoffnungen auf die Gefangennehmung Abd-el-Kaders auf das Unbarmherzigſte verſpottete. Er wurde beredt nur wenn ſie auf dieſes Thema kam; er wies ihr das Phantaſtiſche und Komiſche ihrer Hoffnungen nach und lachte immer lauter, je mehr ſich Julie bei dieſen Auseinanderſetzungen erhitzte. Bald wußte es auch Jedermann im Hauſe, daß ihr der Engländer unter allen Miethsleuten der unangenehmſte war, ja daß ſie ihn haßte.

Dieſe kleine und unmerkliche Veränderung ausgenommen, trat, wie geſagt, durch Monate in den Verhältniſſen dieſer kleinen Welt keine andere von irgend welcher Bedeutung ein, bis ſich mit einem Male eine ſehr bedeutende zutrug, die beinahe wie eine Kataſtrophe ausſah.

Ich ſaß ruhig auf meiner Stube und arbeitete, als Breuning — es war ziemlich ſpät am Abende — zu mir hereinſtürzte und ſich ganz außer Athem, keines Wortes fähig, auf einen Stuhl fallen ließ. Ich ſprang erſchrocken auf, ganz entſetzt über das zerfahrene Geſicht meines Freundes, deſſen Ausſehen erzählte, daß ihm ein großes Unglück begegnet ſei. Ich war darauf gefaßt, von einem Todesfalle in ſeiner Familie oder etwas der Art zu hören, fühlte mein Herz bereits von Mitleid erfüllt und mußte darum, nicht ohne einigen Aerger, geradezu auflachen, als Breuning auf meine dringenden Fragen ſich endlich zu einer Antwort aufraffte und mit einer Stimme, in der noch immer der Schrecken zitterte, hervorſtotterte: Abd-el-Kader iſt gefangen.

Ich war wirklich entrüſtet, daß mir mein Freund einen ſo tiefen und nutzloſen Schrecken eingejagt, und zugleich kam es mir überaus komiſch vor, daß ein Verliebter ſich ſo ſehr in die Narrheiten ſeiner Geliebten hineinlebe, daß auf einen deutſchen Muſiker von den Ufern der Saale die Gefangennehmung eines arabiſchen Emirs einen ſolchen entſetzlichen Eindruck mache. Ich verhehlte ihm meinen Aerger eben ſo wenig, als ich ihm einigen Scherz über das Komiſche der Situation erſparte. — Ich erkenne aus Ihrem Entſetzen über dieſes das deutſche Vaterland ſo nahe berührende

Ereigniß, ſagte ich endlich, daß es nicht der Bruder Juliens war, der den Emir gefangen genommen, ſondern irgend ein anderer Glücklicher.

Er hat ſich dem Herzog von Aumale ergeben, ſagte Breuning mit einem Seufzer, der aufs Neue mein Gelächter erregte.

Sie haben gut lachen, fuhr er ſelber ein wenig lächelnd fort, und ich ſehe ein, wie komiſch, wie lächerlich ich Ihnen erſcheinen muß. Aber Sie würden gewiß nicht lachen, wenn Sie Julie geſehen hätten, wie ich ſie geſehen habe, als ihr Mr. Ellis die Nachricht brachte; ſie war in Verzweiflung, ſie gerieth ganz außer ſich, ſie ſprach von einem unglücklichen und verfehlten Leben. Ich habe ſie zum erſten Male weinen ſehen und ich werde es nie vergeſſen. Der Engländer, der zu all dem lachte, iſt mir in innerſter Seele verhaßt geworden.

Lieber Freund, erwiderte ich, ſeien Sie froh, daß Abd-el-Kader gefangen iſt. Die Narrheit Juliens war nahe daran, eine fire Idee, ein Wahnſinn zu werden. Sie lebte mehr in ihren Träumen, als in der Wirklichkeit, für die ſie keinen Sinn mehr hatte. Jetzt wird ſie auf unangenehme Weiſe geweckt, ſie wird ihre Thorheit ſelbſt erkennen, und Sie dürfen ſich Glück wünſchen, denn es iſt nun einige Hoffnung vorhanden, daß das Herz zu ſprechen beginnt, wenn die Phantaſie durch eine ſolche Lektion zum Schweigen gebracht iſt. Sie dürfen hoffen, daß ſie Ihnen jetzt oder wenigſtens bald ein geneigtes Ohr leiht.

Breuning konnte nicht umhin, dieſen Zuſpruch mit einem zufriedenen Lächeln entgegenzunehmen, und offenbar beruhigt ſagte er: Es iſt aber immer traurig, ein ſo liebes Geſchöpf plötzlich um eine lang gehegte Hoffnung beraubt zu ſehen. Wenn es auch eine Kur iſt, ſo iſt es doch eine grauſame Kur.

So ſprechend erhob er ſich wieder, faßte mich an der Hand und zog mich zum Zimmer hinaus. Wir liefen die Treppe hinab, ſchlichen über den Hof und blieben am Fenſter der Portiersloge ſtehen. Breuning zeigte mir mit dem Finger, wohin ich blicken ſollte, und ich ſah im Hintergrunde der kleinen Stube Julie, die, in der That ein rührendes Bild des Schmerzes, die Hände im Schooße übereinandergelegt, daſaß und mit weit offenen Augen vor ſich hinſtarrte. Der Vater ging, betrübt über den Zuſtand ſeines Kindes, in der Stube auf und nieder und hielt nur manchmal vor dem Lehnſtuhle, um ſeine Tochter zu tröſten und ihr zu beweiſen, wie Unrecht ſie hatte, alle ihre Hoffnungen auf den Bruder und nicht auf ihn, ihren Vater, zu bauen. — Du weißt es ja, ſagte er lächelnd, daß ich eigentlich ein reicher Mann bin. Nicht früher als geſtern Abend habe ich es aufs genaueſte ausgerechnet, daß ich an 86,000 Franken ganz ſichere Schulden außenſtändig habe, dazu an 35,000, die beinahe ſicher, und noch an 40,000, die ich allerdings als unſicher anerkennen muß, von denen aber doch die Hälfte einlaufen kann. Im Ganzen darf ich mit Beſtimmtheit auf 130,000 Franken rechnen, und mit der neuen Organiſation, die ich meinem Geſchäft zu geben gedenke, hoffe ich unſere Einkünfte jährlich auf fünfzehn bis zwanzig Tauſend Franken zu ſteigern. Ich weiß ſehr wohl, daß wir dann noch nicht ſo leben können, wie Du es wünſcheſt — indeſſen — man kann nicht wiſſen, im Geſchäfte iſt Alles möglich — man bekommt einige große Lieferungen, man kann in kurzer Zeit Millionär werden — dann ſollſt Du haben, was Du willſt, dann ſollſt Du leben, wie die Schweſter eines Marſchalls von Frankreich. Schon ſehe ich Dich in den Champs Elyſées in prächtiger Caroſſe.

Während der Alte ſo ſprach, machte Julie von Zeit zu Zeit Bewegungen der Ungeduld, als ob ſie ihm ſeine Thorheiten verweiſen wollte. Dieſe Scene hatte außer mir und dem Celliſten noch einen dritte Zeugen, denn in dem Lehnſtuhle am Fenſter, in welchem ſonſt Julie zu ſitzen pflegte, ſaß jetzt Mr. Ellis mit der Quaſte der Schnur in der Hand und verrichtete gewiſſenhaft die Portiersdienſte, indem er die Schnur zog, ſo oft die Schelle über ſeinem Kopfe erklang und ſo oft ein Einwohner, der ausgehen wollte, «le cordon» hineinrief. Dieſe Beſchäftigung hinderte ihn nicht, den Worten des tröſtenden Vaters zu folgen, von Zeit zu Zeit zu lächeln und endlich, als der Vater eben von der Caroſſe ſprach, ihm ſofort ins Wort zu fallen und auszurufen: Caroſſe? habe ich nicht eine prächtige Caroſſe und die ſchönſten Pferde zu Ihrer Verfügung, Mademoiſelle Julie?

Breuning, der am geöffneten Fenſter dieſe Worte ebenſo gut hörte wie ich, beachtete ſie nicht, indem er zu ſehr in den Anblick ſeiner trauernden Geliebten vertieft war. Er hätte bei ſeinem Charakter auch ſonſt nichts darin gefunden, was der Beachtung werth wäre, mich aber durchzuckte bei dem Anerbieten von Pferden und Caroſſe ein Argwohn, der mich höchlich verſtimmte und der es mir als Pflicht erſcheinen ließ, Breuning, ſobald wir auf unſere Zimmer zurückgekehrt waren, zuzureden, daß er ſich von ſeiner Liebe loszuwinden ſuche, und ihm vorzuſtellen, daß Julie, bei aller Schönheit und Liebenswürdigkeit, zu ihm, dem deutſchen Künſtler nicht paſſe. Er antwortete mir, daß er wohl ſelber flüchtige Augenblicke gehabt habe, da ihm ſolche

Gedanken durch den Kopf ſtreiften, aber wenn ſie jetzt ſelbſt mit größerer Kraft und Ausdauer zurückkämen, ſo würde er ſie mit aller Feſtigkeit des Willens wieder verſcheuchen. Es ſei jetzt nicht an der Zeit, Julie zu verlaſſen, wohl aber bei ihr auszuhalten, bei dem armen Mädchen, das ſich plötzlich verarmt fühle. Iſt das der Zeitpunkt, ſich von ihr abzuwenden? Selbſt wenn er ſie nicht ſo liebte, wie er es in der That thue, er würde ſich jetzt aufgefordert fühlen, bei ihr auszuharren, ihr beizuſtehen und für ihre Zukunft zu ſorgen. An ihren Träumen und Hoffnungen, wie leer und kindiſch auch dieſe geweſen, hat ſie einen Halt verloren; dieſer muß ihr jetzt durch Treue erſetzt werden. Jetzt wolle er ernſtlicher als je an Heirat denken, und ſelbſt wenn er glauben müßte, daß er ihr jetzt gut genug erſcheinen werde, nachdem ſie ihn in Zeiten der Hoffnung verſchmäht, ſo wolle er auch dieſes über ſich nehmen. Er habe die größte Zuverſicht, daß er ſich in Kurzem eine Stellung machen werde.

In dieſem Sinne antwortete er mir an jenem Abend und noch oft nachher, wenn ich meine ganze Beredtſamkeit anſtrengte, ihn von Julie abzubringen. Dieſe war die erſten Tage nach der Nachricht von Abd-el-Kaders Gefangennehmung unſichtbar. Sie lag in der dunklen Niſche im Hintergrunde der Portierwohnung hinter einem dicht zuſammengezogenen Vorhang. Am Fenſter ſaß der Vater oder ſtundenweiſe auch der Engländer. Breuning ſchien ſich um das Unwohlſein ſeiner Geliebten wenig zu bekümmern: er trat nur ſelten in die Loge, um ſich nach ihr zu erkundigen oder ihr Troſt einzuſprechen. Er that Beſſeres. Nach wenigen Tagen hatte er die Anzahl ſeiner Lektionen bedeutend vermehrt, nachdem er zu dieſem Zwecke zu allen Bekannten gelaufen und ſich an alle die gewendet, die auf dieſem Felde Einfluß haben. In die Wohnung zurückgekehrt, übte er ſtundenlang auf ſeinem Inſtrumente und benutzte mehr als die Hälfte der Nächte, um mehrere Kompoſitionen zu Ende zu führen. Er war nicht eine halbe Stunde ohne Beſchäftigung.

Ich habe es damals und ſeitdem oft erfahren, daß nur die falſche, eingebildete, ſentimentale Liebe Faulenzer und Träumer mache; die wahre und ächte erhöht alle Kräfte, verdoppelt und verhundertfacht die Thätigkeit des Liebenden. Die Liebe, von der man ſagt, daß ſie die Kräfte aufzehre, ſtärkt im Gegentheile; von der man ſagt, daß ſie die Leute verderbe und zum Leben untauglich mache, macht im Gegentheil praktiſch und unternehmend. Breuning war für all das ein lebender Beweis. Nach kurzer Zeit hatte er ſich ſo viele Hülfsquellen eröffnet, daß er in der That einen beſcheidenen Haushalt hätte aufrecht erhalten können, und dabei noch mancherlei Ausſichten auf eine feſte und geſicherte Stellung. Julie hatte ſich indeſſen gefaßt und erſchien wieder in ihren gewöhnlichen Funktionen am Fenſter, und es war gewiß als ein gutes Symptom ihrer geiſtigen Geneſung zu betrachten, daß ſie jetzt weniger Feuilleton-Romane las, dafür aber ihr eigentliches Handwerk als Giletière, das ſie gelernt hatte, wieder aufnahm; anſtatt mit der Phantaſie arbeitete ſie jetzt mit den Händen, indem ſie unter Tag und Abends Weſten nähte.

Es war mittlerweile noch ein anderes Ereigniß eingetreten, ein Ereigniß, das, obwohl es dießmal eine Erfüllung von Hoffnungen war, in dieſem kleinen Kreiſe bei weitem nicht das Aufſehen machte wie das erſte: Mr. Ellis war indeſſen Lord Strikland geworden und hatte mit dem Titel auch die ungeheure Erbſchaft angetreten. Er ſcheint das nur Wenigen mitgetheilt zu haben, denn man fuhr fort, ihn Miſter Ellis zu nennen, und er ſelbſt lebte wie vorher und verſchmähte es auch als Lord und Peer von England nicht, ſtundenlang in der Portiersloge zu ſitzen und ſelbſt »le Cordon« zu ziehen. Breuning war, ſo viel wir wußten, der Einzige, mit dem er von ſeiner Erbſchaft ſprach. Er erſchien eines Tages auf des Künſtlers

Stube, ſagte ihm in einfachen Worten, über welche Summen er jetzt zu gebieten habe, drückte ihm ſeine Verehrung für deſſen Talent und den Wunſch aus, endlich etwas für ihn thun zu dürfen. Breuning lehnte wie früher dankbar ab. Darauf ſtellte ihm Lord Strikland vor, wie nothwendig und nützlich ihm eine größere Reiſe durch alle Muſik kultivirenden Länder wäre, und knüpfte an dieſe Vorſtellung die dringende Bitte, ſich doch wenigſtens dieſe Reiſe bezahlen zu laſſen. Breuning dankte auch dafür und hielt ſich für verpflichtet, dem Manne, der es ſo wohl mit ihm meinte, einige Bekenntniſſe zu machen und ihm zu geſtehen, welche Gefühle und welche Abſichten ihn in Paris zurückhielten. Der Lord wurde darauf hin etwas ſchweigſam. Erſt als er ſich erhob, um den Künſtler zu verlaſſen, ergriff er deſſen Hand und ſagte: Machen Sie es nicht wie Julie, hängen Sie ihr Herz nicht an leere Hoffnungen. Julie iſt nicht geeignet, die beſcheidene Hausfrau eines deutſchen Künſtlers zu werden; ſie iſt eine Pariſerin, und was ſie vom Leben verlangt, mißt ſie nach ihrer Schönheit ab. Daß die Schönheit bei der Kunſt am meiſten heimiſch iſt, davon hat ſie keine Ahnung; ihr gilt als Heimath der Schönheit der Boulevard des Italiens, ein Wagen mit vier Pferden, die Champs Elisées. Und weil dem ſo iſt, lieber Herr

Breuning, fügte der Engländer im letzten Momente mit einem Fuße auf der Schwelle hinzu, weil dem ſo iſt, haben Sie einen mächtigen Nebenbuhler.

Breuning kam nach dieſem Geſpräche ganz außer Faſſung auf meine Stube.

Wäre es nicht ein ſchreckliches und höhniſches Schickſal, rief er aus, wenn ich mir mit meiner Kunſt ſelber den Nebenbuhler, der mich zu Grunde richten ſoll, herbeigezogen hätte!?

Ich ergriff dieſe Gelegenheit, um ihn in ſeinem Verdachte zu beſtärken und in meinen Ermahnungen und Abmahnungen fortzufahren. Ich bewirkte aber das Gegentheil. Der Verdacht, der in Breuning auf einen Augenblick aufgeſtiegen war, erſchien ihm jetzt wie eine grauſame Beleidigung Juliens, die er nun gut zu machen hatte. Er müßigte ſich jetzt ſo viel Zeit als möglich ab, um ſie bei Julie zuzubringen, und er erzählte mir mit Glück, wie ſanft ſie geworden, wie freundlich ſie ihm entgegenkomme, wie ſelten ſie jetzt von einer glänzenden Zukunft ſpreche. Wie ſollte er nicht glücklich ſein, da er jetzt auch ſehr nahe Ausſicht hatte, eine bedeutende und einträgliche Stellung als Muſiklehrer an einem großen Inſtitute zu erhalten? Er war feſt entſchloſſen, am Tage der Ernennung um Juliens Hand anzuhalten.

Bevor dieſer Tag erſchien, waren wir beide außer dem Hauſe Nr. 73 der Rue du Faubourg Montmartre. Mit einem Male kündigte uns Madame Martin an, daß ſie mit Vortheil ihre ſämmtlichen möblirten Zimmer an einen einzigen Mann vermiethet habe und daß wir uns nach einer andern Wohnung umzuſehen hätten. Breuning war über dieſes Vorkommniß weniger betrübt, als man hätte denken ſollen, da er die gegründete Hoffnung hatte, daß die Trennung von Julie nicht lange währen könne. Wir wünſchten zuſammenzubleiben und ſuchten in der Nähe der rue Montmartre eine neue gemeinſchaftliche Wohnung. Da dieſe nicht zu finden war, waren wir gezwungen, uns in der rue de Trevise niederzulaſſen. Breuning war es wohl ſehr ſchwer, aus dem Hauſe auszuwandern, das ſeine Geliebte beherbergte, in dem er ſie bei jedem Aus- und Eingang ſehen konnte; Julie aber erleichterte ihm den Moment des Abſchiedes durch die Herzlichkeit, mit der ſie ihm die Hand drückte und ihr „auf Wiederſehen" ausſprach. Dieſe Herzlichkeit reichte hin, Breuning mehrere Tage zu nähren und ſeine Thätigkeit zu erhöhen. Er arbeitete an ſeiner Anſtellung, und da dieſe bereits vor der Thüre ſtand, ſchien er nicht früher, als bis er ihrer ganz ſicher war, zu Julie zurückkehren zu wollen. Nicht volle fünf Tage nach unſerem Auszuge war dieſe Hoffnung erfüllt. Glückſelig ſtürzte er in meine Stube, ein Papier hoch in der Hand haltend. Er war das Anſtellungsdekret.

Nachdem er es nun geleſen und wieder geleſen, eilte er von dannen. Ich wußte wohl wohin, und hätte ihn gerne zurückgehalten, wenn ich nicht jede Einrede gegen ſeine Abſichten längſt für nutzlos erkannt hätte. Nach kaum einer Stunde kehrte er wieder, aber ganz das Gegenbild jenes Glücklichen und Hoffnungsvollen, der mich vorhin verlaſſen hatte. Er war blaß, niedergeſchlagen und kaum fähig, ſich aufrecht zu erhalten. Ich glaubte, es ſei eingetroffen, was ich vorausgeſehen, er ſei mit ſeinen Anträgen von Julie verſchmäht worden; aber das war es nicht. Breunings Hoffnungen waren noch nicht alle todt, es hatte ſich nur neben ihnen ein ſchrecklicher Verdacht feſtgeſetzt. Julie und ihr Vater und Lord Strikland waren aus dem Hauſe Nr. 73 rue Montmartre verſchwunden und kein Menſch im Hauſe kannte ihren jetzigen Aufenthalt.

Es waren ſchwere Wochen, die ich jetzt mit dem armen Breuning zu verleben hatte. Er war ſchweigſam, er klagte nicht, er ließ ſich gänzlich fallen und verfallen. Wir wollen dieſen traurigen Zuſtand nicht beſchreiben, nur ſagen, daß die außerordentliche Thätigkeit der letzten Wochen dahin war. Sein Anſtellungsdekret hatte er ſchon an jenem Abend nicht mit nach Hauſe gebracht, er hatte es vielleicht verloren, vielleicht wie eine Verhöhnung ſeines Schickſals in der Verzweiflung fortgeworfen. Auch kümmerte er ſich um ſeine Anſtellung nicht weiter und ließ die Briefe, die ihn zur Antretung ſeiner Stelle einluden, unbeantwortet. Ebenſo vernachläſſigte er ſeine Lektionen. Mit einem Worte, er war krank und unempfindlich gegen die ganze äußere Welt. Ich behandelte ihn auch als Kranken, ſtörte ihn nicht in ſeinem ſtillen Weſen mit Ermahnungen und Vorſtellungen, die fruchtlos geweſen wären, und hoffte Alles von der Zeit, obwohl ich wußte, daß die Zeit nicht heilt, ſondern nur gewöhnt. Ich war ſchon glücklich, als ich ihn nach Wochen zu nächtlichen Spaziergängen auf die Boulevards und endlich zu weiteren in die Champs Elisées und in das Bois de Boulogne bewog.

In dieſem Gehölze gingen wir eines Nachmittags ſpazieren, er ſchweigend, ich ſo thuend, als ob ich nicht merkte, wie wenig er auf meine Worte hörte, und immer ſprechend, bald von der Kunſt, bald von meiner oder ſeiner Zukunft, nur um ihn bei beiderſeitigem Stillſchweigen nicht tiefer in Trübſinn verſinken zu laſſen. Da brauſte ein vierſpänniger Phaëton an uns vorüber. Es war wie ein Blitz; dennoch hatte ich

Lord Strikland und Julie erkannt. Obwohl der Wagen ſchon vorüber war, ſtellte ich mich doch, als ob ich Breuning noch immer den Anblick erſparen könnte, raſch vor ihn hin. Aber er hatte ſie ſo gut erkannt wie ich, und zu meinem Erſtaunen ſagte er ruhig lächelnd: Sie iſt Lady Strikland.

Ja wohl, beſtätigte ich ſchnell, ſie iſt Lady Strikland.

Glauben Sie das wirklich? fragte Breuning, indem er ſich aufrichtete und mir prüfend und ſtreng in die Augen ſah.

Ich war verlegen und ſtotterte: Was ſonſt?

Was ſonſt! rief Breuning zurück, ſchlug ſich mit der Fauſt vor die Stirn und ging raſchen Schrittes vorwärts.

Er ſprach kein Wort mehr über dieſe Begegnung; auch den folgenden, auch den dritten Tag nicht, aber an dieſem Tage eröffnete er mir, daß er an Paris genug habe und daß er in ſeine Heimath zurückkehren gedenke. Er packte ſeine Habſeligkeiten mit ſolcher Eile und Nachläſſigkeit zuſammen, daß ich mehrmals gezwungen war, ſelbſt ſeinen Koffer wieder zu öffnen und Manches, das er vergeſſen hatte, hineinzulegen. Merkwürdigerweiſe vergaß er im letzten Momente ſelbſt ſein Violoncell. Ich begleitete ihn mit wahrhafter Freude an die Meſſagerie, denn ich war überzeugt, daſs ihm die Veränderung, vorzugsweiſe aber die Rückkehr in die heimiſche Atmoſphäre nothwendig ſei.

Er hatte mir zu ſchreiben verſprochen; aber die Tage und die Wochen vergingen und ich erhielt keine Zeile. Und ſo vergingen auch Monate, und als ich mich endlich in ſeiner Heimat erkundigte, hieſs es dort, er müſſe in Paris ſein und daſs man ſeit Monaten nichts von ihm gehört. So waren auch alle ſpäteren Erkundigungen bei Künſtlern, bei Freunden und Bekannten in den verſchiedenſten Gegenden fruchtlos. Er war und blieb verſchwunden.

Die letzte Montanini.

Das Haus, in welchem zu Siena die heilige Katharina das Licht der Welt erblickte, wird noch heute von zahlreichen Gläubigen und Neugierigen aus allen Ländern beſucht. Die Stube, die ſie in Niedrigkeit bewohnte, iſt in eine Kapelle verwandelt, in welcher alltäglich Meſſe geleſen wird. So iſt es heute, ſo wars ſchon vor zweihundert Jahren. Damals wohnte in einem gegenüberliegenden, noch weit dürftiger ausſehenden Hauſe Borſo Montanini, der letzte Sprößling jener Familie dei Montanini, welche in alten Zeiten die Republik Siena mit Hülfe der patriziſchen Partei beherrſchte. Von dieſem ehemaligen Glanze war im ſiebzehnten Jahrhundert keine Spur mehr vorhanden und Borſo Montanini lebte in jenem alten, ärmlichen, ganz verfallenen Hauſe mit ſeiner Schweſter, wie ſo viele alte Nobili der ehemaligen Republik Siena, man wußte nicht wie und wovon. Um die Zeit, da unſere Geſchichte beginnt, war die Noth im Hauſe geringer, als ſie ſchon früher zu wiederholten Malen geweſen. Borſo Montanini hatte den Erzbiſchof von Piſa als Edelmann ſeines Gefolges begleitet, als dieſer nach Rom ging, um dem Papſte für den Kardinalshut zu danken. Nach der Reiſe beſchenkte der Erzbiſchof ſämmtliche junge Edelleute ſeines Gefolges, als er ſie entließ, mit goldenen Ketten. Die Kette Borſo Montanini's hatte zweiunddreißig Ringe oder Glieder. Allmonatlich brach Borſo ein ſolches Glied von der Kette und ſeine Schweſter Pia trug es zum Goldſchmied, um dafür eine kleine Summe in Empfang zu nehmen. Von dieſem Erlös nährten ſich nun die Geſchwiſter ſo gut es ging mit Brod, Artiſchoken, Orangen, Zwiebeln und dergleichen. Schon hing am Fenſter des Goldſchmieds ſtattlich breit beinahe die ganze Kette, die er wieder aus ihren Theilen zuſammengeſetzt hatte, während im Kaſten Borſo's nur noch wenige Glieder lagen. Es waren alſo ſeit ſeiner Rückkehr aus Rom und ſeiner Entlaſſung aus dem Gefolge des Kardinals ſchon viele Monate, ja mehr als zwei Jahre vergangen; daher waren auch die Kleider, mit denen Borſo damals ausgeſtattet worden, ſchon ſo gealtert, daß er ſich in dieſem ſeinem einzigen Anzuge auf der Straße zu zeigen ſchämte. Mit ſeiner Schweſter verbrachte er die ganzen Tage in ſeiner Wohnung, und da er nichts anderes zu thun hatte, betrachtete er durch eine noch klare Stelle ſeines erblindeten Fenſters die fremden Neugierigen, welche das Haus der heiligen Katharina von Siena beſuchten, und die Gläubigen, die in ihrer Stube die Meſſe zu hören kamen.

Eines Tages, da Borſo Montanini wieder am Fenſter ſaß und die Gläubigen, die in das Haus der heiligen Katharina zur Meſſe gingen, beobachtete, fielen ihm unter dieſen zwei Fremde auf: ein alter Herr mit einem Federhut auf dem Kopfe, einem ſchwarzen Sammtmantel auf der Schulter und einem Degen an der Seite, und neben dieſem ein junges Fräulein von ſiebzehn oder höchſtens achtzehn Jahren. Nach den Erfahrungen, die er in Rom gemacht, wo er Männer und Frauen vieler Nationen geſehen, glaubte er ſchließen zu dürfen, daß die beiden Fremden der franzöſiſchen Nation angehörten. Er blieb auf ſeinem Platze, bis die Beiden nach der Meſſe wieder aus dem Hauſe traten und er ihnen ins Geſicht ſehen konnte. Gegen ſeine Gewohnheit, da er ſonſt viele Stunden lang ganz ſchweigſam dazuſitzen pflegte, ſprang er auf und rief: „Ein ſoſ chönes Mädchen habe ich weder in Siena, noch in Piſa, noch in Rom geſehen!“ — Am andern Morgen ſah er ſie an der Seite des alten Mannes wieder in das Haus treten und am dritten Morgen, nachdem die kunſtverſtändige Hand der Schweſter Pia ſeinen Anzug in Ordnung gebracht und manche ſchadhafte Stelle glücklich verhüllt hatte, machte er ſich auf, um ebenfalls im Hauſe der heiligen Katharina eine Meſſe zu hören. So that er nunmehr durch mehrere Tage. Die Fremden kehrten regelmäßig wieder und es war ausgemacht, daß ſie nicht als Reiſende durch Siena gekommen, ſondern daß ſie ſich in dieſer Stadt wohnhaft niedergelaſſen. Borſo ſchickte vor der Zeit ſeine Schweſter zum Goldſchmied und zwar mit drei Gliedern der goldenen Kette auf einmal. Für den Erlös kaufte er ſich einen neuen Hut und einen neuen Mantel, ſchnallte ſeinen Degen um und ging aus dem Hauſe, um mehrere Tage nach einander erſt ſpät am Abende wieder heimzukehren.

Endlich eines Morgens ließ er Mantel, Hut und Degen am Nagel hängen, ging ſelbſt nicht hinüber zur Meſſe, obwohl er die Fremden eintreten geſehen, und ſprach zu ſeiner Schweſter:

„Pia, mein Herz, höre was ich Dir ſage. Ich habe ſo viel in Erfahrung gebracht, als mir zu wiſſen nöthig. Der Fremde, der da alltäglich mit dem wunderſchönen Mädchen, ſeiner Tochter, zur Meſſe geht, iſt ein Edelmann aus dem mittlern Frankreich. Er hat ſich in eine Verſchwörung gegen den Kardinal Richelieu eingelaſſen, welcher jetzt zum Aerger aller echten Edelleute Frankreichs das Königreich allmächtig beherrſcht. Die Verſchwörung wurde verrathen und mehrere der Verſchwörer ſind hingerichtet; Herr von Saligny, jener Fremde, hat ſich mit ſeiner Tochter aus dem Lande geflüchtet und ſich hier in Siena niedergelaſſen, weil er in dieſer ſtillen Stadt ruhig, vielleicht unentdeckt glaubt leben zu können. Seine Tochter Anna iſt ein Engel an Schönheit. Ich liebte ſie, als ich ſie zum erſten Male ſah, und da ich ſie nun öfter geſehen, liebe ich ſie bis zur Raſerei, und wenn ich ſie nicht öfter ſehen, ja ſprechen, wenn ich ſie nicht endlich in meinen Beſitz bringen kann, ſo will ich lieber aufhören zu leben."

„Und was willſt Du weiter ſagen?" fragte die Schweſter, als Borſo nach dieſen Worten in Schweigen verſank.

Er fuhr fort: „Ich habe ferner in Erfahrung gebracht, daß Fräulein Anna von Saligny eine Dienerin ſucht und ich denke Du, meine Schweſter Pia, aus dem alten Hauſe dei Montanini, ſollſt Dich ſo weit erniedrigen und hingeben und Dich unter einem gemeinen Namen zu dieſem Dienſte anbieten. Du wirſt dann im Hauſe ſein, mir von ihr Nachricht geben und mir in meiner Liebe helfen können. Ja, ich werde Dich beſuchen und das Fräulein ſprechen und mich mit Deiner Hilfe auf die eine oder die andere Weiſe ihrer bemächtigen. Nur ſo kann ich glücklich werden, wenn Du Dich aus Liebe zu mir erniedrigen willſt.“

Darauf antwortete Pia: „Die Liebe der Schweſtern zu ihren Brüdern iſt in der Familie der Montanini erblich. Eine alte Chronik von Siena erzählt, wie ein Carlo Montanini, von Anſelmo Salimbeni, der ſich der Regierung bemächtigt hatte, beſiegt, im Kerker lag und dem ſichern Tode entgegen ging. Der Schmerz ſeiner Schweſter Angelika war ſo groß, daß Salimbeni, von deſſen Anblick gerührt, ſeinem Todfeinde das Leben und die Freiheit ſchenkte. Und die Chronik erzählt weiter, wie Salimbeni für dieſe Großmuth von Angelika belohnt wurde. [1]) Die Schweſter Borſo Montanini's wird an Liebe und Hingebung hinter der Schweſter Carlo Montanini's nicht zurückbleiben.“ —

Pia ging aus dem Hauſe, und als ſie nach einer Stunde wieder heimkehrte, ſagte ſie zu ihrem Bruder: „Ich bin die Dienerin des Fräuleins von Saligny und werde mich noch dieſen Abend in ihren Dienſt begeben. Ich habe mehr gethan, als Du von mir verlangteſt.

---

[1]) S. Note am Schluß.

Nicht unter gemeinem Namen ſtellte ich mich ihr vor; ich ſagte ihr ſogleich, daß ich aus dem edelſten Hauſe Siena's ſtamme, und das Mitleid, ein ſo edles Fräulein wie ich, in ſo tiefes Elend herabgeſunken zu ſehen, daß ich einen ſo niedrigen Dienſt aufſuchen mußte, bewog ſie, ſogleich auf mein Begehren einzugehen, oder benahm ihr den Muth, mir eine abſchlägige Antwort zu geben, denn ich habe wohl bemerkt, wie ſie zu Anfang mit Scheu meine ſchlechten Kleider betrachtete und wie ihr meine edle Haltung Angſt einflößte. Zu einem Edelfräulein wird ſie auch größeres Vertrauen haben und meinem Bruder, den ſie nun als ihres Gleichen kennt, wird der Zutritt zu ihr und wird alles, was er beabſichtigt, erleichtert."

Dieſes hatte Pia wohl ausgedacht. In der That beſaß ſie nach ſehr kurzer Zeit das Vertrauen des franzöſiſchen Fräuleins, ihr Bruder kam ins Haus, ſo oft es ſich ziemte, und die Dreie ſaßen manchmal ganze Abende in vertraulichem Geſpräche beiſammen. Auch in der Straße konnte Borſo das Fräulein bisweilen anreden, da ſie jetzt nicht mehr von ihrem Vater, ſondern von Pia in die Meſſe begleitet wurde. Der alte Herr von Saligny ließ ſeine Tochter gewähren und wußte wenig von dem, was in dem weitläufigen Palaſte, den er gemiethet hatte, vorging. Er blieb faſt immer in ſeiner Stube eingeſchloſſen, wo er ſich, wie man erzählte, mit Alchymie beſchäftigte. Borſo wünſchte ihn auch nicht näher kennen zu lernen, da ihn Herr von Saligny, als er ihm einmal in der Gallerie des Palaſtes begegnete, mit Hochmuth betrachtete und er außerdem wußte, was man ſich in ganz Siena erzählte und weßhalb der Fremde bereits in der Stadt verhaßt war, daß er ſich über die müſſiggängeriſchen, bettelarmen Nobili mit Verachtung geäußert und daß er nicht mit ihnen umgehen wollte, weil er ſie nicht als ſeines Gleichen anerkannte. Das Alles hatte nur zur Folge, daß der Verkehr Borſo's mit Anna weniger geſtört war, und da dieſe keinen andern Umgang hatte und Borſo einer der ſchönſten Jünglinge Siena's war und er ihr außerdem in ſeiner traurigen Lage unglücklich und melancholiſch erſchien, fühlte ſie, jung wie ſie war, bald eine innige Neigung zu ihm in ihrem Herzen keimen, die ſie ihm auch nicht ganz verhehlen konnte und die ihn mit den ſchönſten Hoffnungen erfüllte. Doch flößten ihm ihre Tugend und Unſchuld eine ſolche Ehrfurcht ein und vor dem alten Herrn von Saligny hatte er eine ſolche Scheu, daß Monate vergingen, ohne daß er etwas Entſcheidendes zu unternehmen, ſich Anna's zu bemächtigen oder beim Vater um ſie zu werben wagte. Letzteres zu thun, hatte ihm Pia als höchſt thöricht dargeſtellt, in der Ueberzeugung, daß der Franzoſe ſeine Tochter niemals einem ſieneſiſchen Edelmanne freiwillig geben werde. Um Anna zu gewinnen, meinte ſie, müßten andere und gewaltſame Mittel angewendet werden.

Mittlerweile aber hatten ſich die Dinge bedeutend geändert. Den alten Herrn von Saligny konnten ſeine Forſchungen nach dem Steine der Weiſen nicht ſein Vaterland vergeſſen machen und je mehr er ſich in ſeine Einſamkeit verſchloß und von aller menſchlichen Geſellſchaft abſonderte, deſto heftiger wurde in ſeinem Herzen die Sehnſucht nach Frankreich und der Schmerz, daß er auf fremder Erde ſterben ſolle. Das Heimweh artete bei dem alten Manne nach und nach in eine wahrhafte Krankheit aus und er nahm zuſehends ab. Da entdeckte ein junger franzöſiſcher Edelmann, der Vicomte von Chinon, mit Hilfe ſeiner Späher, die er in alle Welt ausgeſchickt hatte, deſſen Aufenthalt in Siena. Es war die Liebe, die den Vicomte forſchen ließ und ihn auf die Spur der Flüchtlinge brachte. Er liebte Anna und wünſchte ſich mit ihr zu vermählen, und da er zu den Edelleuten Richelieu's gehörte und einer der Günſtlinge des allmächtigen Miniſters war, ſo konnte Herr von Saligny, wenn ſeine Tochter den Vicomte heirathete, unbehelligt und mit voller Sicherheit nach Frankreich zurückkehren. Anna hatte für den jungen und liebenswürdigen Vicomte von Chinon immer viel Freundſchaft empfunden und jetzt, da ſie ihren Vater ſo verfallen ſah und ſich ſagte, daß ſie ihn durch die Heirath retten könne, überzeugte ſie ſich leicht, daß ſie dieſes Opfer bringen müſſe, und daß ſie, trotz ihrer Neigung für Borſo, mit Chinon, der ſie immer mit den ritterlichſten Werbungen und Aufmerkſamkeiten umgeben, glücklich ſein werde. Ja in der Erinnerung an Chinon wurde ſie, ohne es zu wollen, zu Vergleichen zwiſchen dem jungen franzöſiſchen Ritter vom Hofe Ludwigs XIII. und dem armen unwiſſenden Nobile von Siena aufgefordert und ſie geſtand ſich, daß ſie Borſo nicht ſo ſehr liebte, als ſie es in ihrer Einſamkeit ſich manchmal eingebildet hatte.

Aber Pia erfuhr bald, was in des Fräuleins Gemüthe vorging und welche Entſchlüſſe ſie faßte, und als ſie ihrem Bruder mittheilte, was ſie wußte, gerieth dieſer in Verzweiflung und ſchwur, lieber ſeine Geliebte mit eigener Hand umbringen zu wollen, als ſie im Beſitze eines Andern zu wiſſen. Dann wieder faßte er die kühnſten Entſchlüſſe, wie er nach Frankreich eilen und den Vicomte von Chinon entweder im Zweikampf oder aus dem Hinterhalte mit dem Dolche tödten wolle. Pia beruhigte ihn: es ſei weder die Ermordung des

Fräuleins, noch die unmögliche Reiſe nach Frankreich nothwendig, um ans Ziel zu gelangen. Das einzige Hinderniß ſeines Glückes ſei der Alte; nur ihm zu gefallen wolle Anna den Vicomte heirathen. Stürbe der Alte, dann fiele dieſer Beweggrund zur Heirath weg und das Fräulein wäre dann noch dazu ganz in ihrer, der Geſchwiſter, Gewalt.

Spät Abends zog Pia eine Kapuze über Kopf und Geſicht und begab ſich in die Nähe ihrer alten Wohnung, dem Hauſe der heiligen Katharina gegenüber. Sie pochte an eine Thür des Nachbarhauſes und verlangte mit verſtellter Stimme Lorenzo Cattena zu ſprechen. Als dieſer herunter kam, fragte ſie ihn, ob er den Muth habe, ſie vor die Kirche San Domenico zu begleiten. Lorenzo ging ſogleich mit ihr und dort auf dem einſamen Platze, beim Lichte, das vor einer Madonna brannte, nahm ſie die Kapuze ab und ließ ihn ihr Geſicht ſehen. In demſelben Augenblicke lag ihr Lorenzo zu Füßen und umklammerte ihre Kniee. Lorenzo Cattena war der Sohn des reichſten Bürgers von Siena, eines Metzgers, der große Länderſtrecken, Ackerfeld und Weiden beſaß, von Volterra an bis in die Staaten des Papſtes. Lorenzo war im Lande als der ſtärkſte und ſchönſte, aber auch der gewaltthätigſte junge Mann bekannt. Sein Vater gab ihm des Geldes ſo viel als er wollte und dieſes benützte er, um allein oder in Geſellſchaft von ſeinesgleichen die verſchiedenen Länder Italiens zu durchſtreifen, und in Siena erzählte er ſelbſt und erzählte man in den Schenken von manchen Gewaltthätigkeiten und blutigen Abenteuern ſeiner Streifzüge. Reich und gewohnt alles durchzuſetzen, glaubte er, daß Pia Montanini, ſeine Nachbarin, für ihn nicht zu hoch geboren war. Er verliebte ſich auf das heftigſte in dieſes eben ſo ſchöne als ſtolze Mädchen, und als er hochmüthig und beleidigend von ihr zurückgewieſen wurde, geſtaltete ſich ſeine Liebe zu ihr nur noch inniger und leidenſchaftlicher. Niemand hätte geglaubt, daß Lorenzo Cattena ungeſtraft beleidigt werden könne und daß ſich die zärtlichſte Liebe nach einer ſolchen Beleidigung in ſeinem Herzen nicht in Haß verwandle; Niemand wußte das auch jetzt noch, da die ganze Geſchichte ſeiner Liebe, Werbung und Zurückweiſung geheim zwiſchen ihm und Pia vorgegangen. Jetzt, da er ſie in der Einſamkeit der Nacht plötzlich vor ſich ſtehen ſah, nachdem er ſie ſeit längerer Zeit nicht mehr geſehen, war er von ihrem Anblick überwältigt und erlag den Hoffnungen, die plötzlich in ſeinem Herzen aufſtiegen. Er war keines Wortes fähig, als Pia zu ſprechen begann: „Du haſt es ſelbſt erkannt, Lorenzo, daß ich meine hohe Geburt nicht ſo weit vergeſſen konnte, um mich mit Dir zu vermählen, ſelbſt wenn Du noch hundertmal reicher, ſchöner und tapferer wäreſt, als Du ſchon biſt. Edel und vernünftig haſt Du mir die Zurückweiſung vergeben; Du haſt Dich weder an mir noch an meinem Bruder gerächt, ja wie ich es längſt weiß und wie ich es Dir auch jetzt anſehe, Du liebſt mich ſo heiß wie vorher. Kann ich nun den Namen Montanini nicht ſo beflecken, indem ich mich mit dem Sohne eines Metzgers vermähle, ſo kann ich doch über mich ſelber verfügen und Dir, wenn Du es verdienſt und Dich mir willig zeigſt, jede höchſte Gunſt erweiſen.“

Lorenzo zitterte bei dieſen Worten und antwortete nur, indem er ihre Hände mit den glühendſten Küſſen bedeckte.

Pia fuhr fort: „Der alte franzöſiſche Edelmann, in deſſen Hauſe ich jetzt lebe, ſteht meinem Glücke im Wege, und wenn er nur noch wenige Wochen am Leben bleibt, können mir daraus die größten Kümmerniſſe entſtehen. Er verdient den Tod, denn er hat mit Verachtung vom ganzen Adel Siena's geſprochen, und wenn er plötzlich ſtirbt, wird ſein Tod der Rache des Adels zugeſchrieben.“ —

Fünf Tage nach dieſer nächtlichen Zuſammenkunft brachte man die Leiche des alten Herrn von Saligny nach Hauſe; man hatte ihn in dem Wäldchen vor der Stadt, in welchem er Nachmittags zu ſpazieren pflegte, mit einer Wunde im Herzen todt gefunden. Anna empfand die aufrichtigſte Trauer einer guten Tochter; ſie fühlte ſich vereinſamt und wäre beinahe verzweifelt, wenn ihr nicht die Geſchwiſter, beſonders Pia, mit den zärtlichſten Tröſtungen und mit den vernünftigſten Reden zur Seite geſtanden hätten. Die Waiſe war für dieſe Hilfe ſo dankbar, daß ſie ſich dem Rathe und der Leitung der Beiden gänzlich überließ. Sie folgte nun Pia, der ſie ſchon früher zu gehorchen ſich gewöhnt hatte, wie einer Herrin, und die Zügel des Hauſes, welche Pia während der Trauerzeit übernommen hatte, blieben auch nach dieſer in ihren Händen. Pia war durch ihren Verſtand wie durch ihr Auftreten ein Mädchen, das zum Herrſchen geboren war. Auch Borſo zeigte ſeiner Geliebten, mit der er nun ganz ungeſtört umgehen konnte, während dieſer traurigen Zeit ſo viel Theilnahme und Zärtlichkeit, daß die Liebe zu ihm, von Dankbarkeit genährt, im Herzen Anna's raſch aufwuchs und ſo war es für Pia leicht, ſie von dem Plane, nach Frankreich zurückzukehren, wieder abzubringen, da auch die früheren Beweggründe, die Rückſicht auf die Sehnſucht des Vaters, weggefallen waren. In Frankreich hatte die arme Waiſe jetzt nichts mehr zu ſuchen, während ſie in Siena eine Freundin hatte, die mütterlich für ſie ſorgte und einen Mann, den ſie liebte und deſſen Liebe ihr ſicher war. Wenige Wochen nach dem Tode ihres Vaters ſchrieb ſie unter Pia's Anleitung an den Vicomte de Chinon, daß er ſich ihretwegen nicht mehr bemühen ſolle und daß ſie ſich in Kurzem mit einem der edelſten Jünglinge von Siena vermählen werde. In der That wurden alle Vorbereitungen zur Vermählung getroffen. Der alte Herr von Saligny hatte aus Frankreich ſein ganzes Vermögen gerettet; dieſes beſtand aus baarem Gelde, aus Edelſteinen und andern Koſtbarkeiten. In Frankreich galt er für einen unbemittelten Edelmann; dem armen ſieneſiſchen Nobile aber und ſeiner Schweſter erſchien die Erbſchaft als eine ſehr reiche und glänzende, was ſie in Siena, in Anbetracht der allgemeinen Armuth der Stadt und beſonders der Adeligen, auch wirklich war. Borſo kaufte den Palaſt, den Saligny gemiethet hatte, für fünfhundert Scudi und nannte ihn Palazzo Montanini, dann, nachdem eine geziemende Zeit ſeit dem Tode des Vaters verfloſſen war, ging man an die letzte Einrichtung und an die letzten Vorbereitungen zur Vermählung.

Allen Dreien ſchien es angemeſſen, daß die Vermählung in der Stille gefeiert werde, und man begab ſich zu dieſem Zwecke in die Kapelle des heiligen Luca, welche wohl drei Miglien weit von Siena, in einer Thalſchlucht verſteckt liegt, und in welcher ein einſam lebender Bruder Franziskaner das heilige Amt verwaltete. Die Verlobten waren ſehr überraſcht, als ſie an den Altar der leeren Kapelle traten und ihnen der Bruder Gaetano erklärte, daß er ihnen den ehelichen Segen nicht geben wolle. Borſo warf einen Beutel voll Gold auf den Altar; aber der Bruder ſchob ihn mit dem Rücken ſeiner Hand vom heiligen Tiſche, daß er auf den Boden fiel, und beharrte auf ſeiner Weigerung, ohne auf das Dringen Borſo's irgend eine Erklärung abgeben zu wollen. Als dieſer mit ſeiner Braut am Arme zornig die Kapelle verließ, zupfte der Mönch Pia am Kleide und flüſterte ihr ins Ohr: Ich bin der Beichtvater Lorenzo's, Deines Geliebten. Pia war über dieſes Wort, daß Lorenzo ihr Geliebter ſein ſolle, ſo entrüſtet, daß ſie, die bisher nur betroffen geweſen, die Kapelle eben ſo zornig verließ, wie ihr Bruder.

Borſo wandte ſich nun an eine andere Kirche, aber es erging ihm da, wie in der Kapelle des heiligen Luca, und ſo erging es ihm in einer zweiten und dritten Kirche und endlich in allen Kirchen und Kapellen der Stadt und Gegend von Siena — überall wurde ſeiner Ehe der Segen der Kirche verſagt, und dem Fräulein von Saligny wurde es furchtſam zu Muthe, ja es war ihr, als ſollte ſie mit dieſer Heirath ein Verbrechen begehen, da die Kirche ſo hartnäckig ihren Segen verſagte. Aber ſie wagte keine Frage mehr, ſo ſehr war ſie ſchon von Pia, die trotz aller dieſer Mißhelligkeiten immer ruhig blieb, beherrſcht und eingeſchüchtert.

Es war der armen Anna, als wäre ſie verflucht, da man ſich endlich aufmachte, um in einem weiten Umkreiſe um Siena, einen Prieſter aufzuſuchen, der den ehelichen Segen ertheile, da man ſelbſt in größern Entfernungen von der Stadt auf dieſelbe Weiſe zurückgewieſen wurde. Endlich brachte Pia die Suchenden bis in die Mitte des giftigen Sumpflandes, der Maremmen, wo ſelbſt in den heißen Monaten, da Alles, was leben will, aus der Gegend flieht, ein einziger büßender Bruder Kapuziner aushält, um in der Einſamkeit für die Seelen derjenigen, die hier am Fieber zu Grunde gegangen, täglich eine Meſſe zu leſen. Von dieſem Bruder in dieſem Lande wurde endlich Anna dem Borſo Montanini als ſein eheliches Weib angetraut.

Trotz dieſer traurigen Einleitung, die nichts weniger als Glück verſprach, trat das junge Ehepaar doch in glückliche Flitterwochen. Die Hinderniſſe, die ſich ihm noch an der Schwelle ſeines Glückes entgegengeſtellt, ſteigerten Borſo's Leidenſchaft, und Anna fühlte ſich in ſeiner Liebe über Vieles getröſtet, was ſie in der letzten Zeit beunruhigte. Pia war es, als hätte ſie für jetzt ihre Sendung erfüllt, da ſie den Bruder im Beſitze ſeiner Geliebten ſah, und um das junge Ehepaar in ſeinem Glücke nicht zu ſtören, wollte ſie ſich in einem entfernten und ſtillen Winkel des Palaſtes einrichten. So kam ſie in die Stube, in welcher Herr von Saligny ſeine Forſchungen betrieben und den Stein der Weiſen geſucht hatte. Der Dunſt dieſes Gemaches, die vielen großen und alten Bücher, die ſonderbar geformten Gefäße, die Tiegel und Oefen, die Zahlen und Zeichen auf verſchiedenen ſchwarzen Tafeln, die unbekannten Stoffe, Minerale und Flüſſigkeiten jeder Farbe — Alles, was ſie da vorfand, erſchreckte ſie anfangs, zog ſie aber bald auf unwiderſtehliche Weiſe an und ſie lachte vor Freude auf, als ſie in eines der Bücher, das noch aufgeſchlagen dalag, wie es Herr von Saligny gelaſſen hatte, hineinblickte und ſich überzeugte, daß es italieniſch geſchrieben und ihr verſtändlich war.

Viele der hier aufgehäuften Bücher waren in italieniſcher Sprache geſchrieben, aber auch die franzöſiſchen erſchreckten ſie nicht, da ſie im Laufe der letzten Monate dieſe Sprache im Umgange mit Anna ziemlich gut erlernt hatte. Und als ſie auch lateiniſche Bücher und Handſchriften entdeckte, war ihr Eifer, in die Geheimniſſe dieſer ſie umgebenden Welt zu dringen, ſchon ſo entflammt, daß ſie beſchloß, ſich auch die lateiniſche Sprache anzueignen. Ihr beſtändiger Aufenthalt, ihre Heimat war jetzt das Laboratorium des Herrn von Saligny; ſelbſt in der Nacht ſah das Ehepaar, dem ſie beinahe verſchwunden war, dort Lichter brennen und aus dem Schornſtein über dem Laboratorium Rauch aufſteigen. Bruder und Schwägerin ließen ſie gewähren und wußten kaum, was ſie trieb. Sie erriethen es nach einiger Zeit aus einzelnen ihrer Aeußerungen, wenn ſie mit hoher Achtung von den Arbeiten des verſtorbenen Herrn von Saligny ſprach und ſeine Leiſtungen in den geheimen Wiſſenſchaften, die ſie aus hinterlaſſenen Papieren kennen gelernt hatte, mit begeiſterten Worten rühmte. Hätte er, ſo meinte ſie, nur noch wenige Monate gelebt, er würde ſein großes Ziel erreicht haben. Nun ſei es ihr vorbehalten und ſei es ihre Pflicht, das große Werk zu Ende zu führen. Ein anderes Mal, nachdem ſie ſchon Monate lang im Laboratorium gearbeitet, rühmte ſie ihre Wiſſenſchaft als eine ſolche, die nebenbei, gewiſſermaßen als Abfälle von ihrem Reichthum, ihrem Jünger Kenntniſſe gewähre und Geheimniſſe offenbare welche über Tod und Leben des Nebenmenſchen Macht geben.

Nur Ein Menſch wagte es, ſie in ihrer Einſamkeit zu ſtören und mehrere Male in das Laboratorium einzudringen, obwohl Dienerſchaft und Nachbarn und Alle, die ihr Treiben kannten, das Laboratorium als eine Teufelsküche und Pia ſelbſt als eine Zauberin, als eine Perſon, die ſich mit unheimlichen und verbotenen Künſten abgebe, mit Scheu zu betrachten anfingen — dieſer Eine Menſch, der zu wiederholten Malen trotz allem Verbote, und trotzdem dem Pförtner des Palaſtes Befehl gegeben war, auf ihn ein wachſames Auge zu haben, zu Pia vordrang, war Lorenzo Cattena. Seine Liebe zu Pia ließ ihn nicht ruhen und er fand die verſchiedenſten Wege über Dächer und durch Fenſter, um immer wieder vor ihr zu erſcheinen. Er ſagte ihr, daß es unmöglich ſei, ſich dabei zu beruhigen, einmal eine Gunſt von ihr erfahren zu haben; im Gegentheil habe dieſe Gunſt einen unauslöſchlichen Durſt nach ihrer Liebe in ihm geweckt und er müſſe ſie in ſeinen Beſitz bringen, wenn er nicht in Raſerei verfallen ſolle. Er drang jedesmal mit wildentflammten Augen in das Laboratorium, ging aber immer niedergeſchlagen, demüthig und in ſein Schickſal ergeben, von dannen. Denn

Pia hatte eine ſolche Gewalt über ihn, daß ſie ihn nur anzublicken brauchte, um ſeine ſchlimmſte Wuth beinahe in Furcht zu verwandeln und ihn ſanft zu machen wie ein Lamm, obwohl ſie ihm die härteſten Dinge die ſchlimmſten Worte ſagte, für deren kleinſtes er jedem Andern den Dolch ins Herz geſtoßen hatte. Sie mahnte ihn fortwährend an ſeine Niedrigkeit, gab ihm die beleidigendſten Namen und ſchalt ihn, daß er ſeine Blicke zu ihr empor zu heben wagte, der Knecht, der Sohn des Metzgers, der er ſei. Indeſſen gewöhnte ſich Lorenzo, wie es ſcheint, nach und nach an ihre Blicke und an ihre harten Worte und eines Tages trat er mit dem Entſchluſſe ein, ſich dießmal durch nichts einſchüchtern zu laſſen und ſie auf alle Fälle mit ſeiner überaus großen Kraft zu ſeinem Willen zu zwingen. Pia erkannte gleich bei ſeinem Eintritte, mit welchem Entſchluſſe er gekommen war und ſtellte ſich hinter einen mit Inſtrumenten, Flaſchen und Phiolen bedeckten Tiſch. Lorenzo ſprang auf ſie zu und ſchlang ſeinen Arm um ihren Leib. „Jetzt," rief er, „wirſt Du mir nicht entgehen; heute magſt Du thun und ſagen, was Du willſt, es hilft Dir nichts, ich trage Dich fort von hier und Du mußt mein Weib werden oder meine Geliebte!" Er glaubte ſein Spiel ſchon gewonnen, da Pia ruhig blieb und weder zu zanken begann, noch auch

Miene machte, einen Hilferuf auszuſtoßen. Mit größter Gelaſſenheit ſagte ſie: „Lorenzo, wenn Du jetzt nicht ſogleich den Arm zurückziehſt und mich frei läßeſt, wenn Du nicht ſogleich aus der Stube gehſt, ſo kann es Dein Leben koſten.“ Lorenzo lachte auf; er hätte es wohl, trotz Pia's Stärke, mit hundert ihres Gleichen aufgenommen und die Gelaſſenheit, mit der ſie ſprach, ſchien ihm nichts weniger als eine ernſtgemeinte Drohung, ja ſie machte in ihm den freudigen Eindruck, als ob ſie ihn nur aufmuntern wolle. Er lachte noch einmal in Lauten, die von glücklicher Aufregung zitterten und hob ſie dabei mit beiden Armen in die Luft; aber in demſelben Augenblick ergriff Pia eine der Phiolen die auf dem Tiſche ſtanden, zog den gläſernen Stöpſel heraus, wandte ihren Kopf ab, hielt die Phiole unter Lorenzo's Geſicht und er ſank wie vom Blitze getroffen zu ihren Füßen nieder. Pia ſchloß die Phiole ſogleich wieder mit ihrem Daumen, dann mit dem Stöpſel, der auf den Boden gefallen war, dann ſchürzte ſie die Aermel auf, faßte den ausgeſtreckten Lorenzo unter den Armen und ſchleppte den gewaltigen Leib zur Thüre hinaus und wohl zwanzig Schritte weit durch den Korridor, bis ſie ihn unfern der Treppe fallen ließ, um in ihr Laboratorium zurückzukehren.

An der Treppe fanden ihn, wir wiſſen nicht nach wie langer Zeit, die Diener des Hauſes, die ein großes Geſchrei erhoben, da ſie ihn für todt hielten. Auf den Lärm kam Anna herbei und ließ Lorenzo in ihre Gemächer bringen um zu verſuchen, ob nicht noch Leben in ihm ſei. Die gute Seele bemühte ſich aufrichtig und wandte alle möglichen Mittel an, um wieder Lebenszeichen hervorzurufen. In der That kam auch Lorenzo bald zum Bewußtſein, aber alle ſeine Glieder waren ſo ſehr gelähmt, und ſtarr, daß er nicht der geringſten Bewegung fähig war. Er hörte ſchon längſt die Stimme ſeiner Pflegerin und er konnte bereits beobachten, mit welcher Barmherzigkeit ſie ſich um ihn bemühte, während ſie ihn noch lange Zeit für todt hielt. Endlich ſchlug er die Augen auf und erkannte was er ſchon in ſeinem Starrkrampf geahnt hatte, daß die Barmherzige keine Andere war als Anna, Signora Montanini. Bei dieſem Anblick ſchien das ganze Leben und die ganze Kraft in ſeine Glieder zurückzukehren; er ſprang mit einem Satze vom Lager auf und ſah ſie mit Blicken an, aus denen bei weitem mehr Angſt und Entſetzen als Dankbarkeit leuchteten. „Ihr, Signora Anna,“ rief er zitternd aus, „ihr ſeid es, die mir wieder das Leben gibt? Wahrlich, ich habe das Gegentheil um Euch verdient!“ Nach dieſen Worten warf er ſich ihr zu Füßen und bedeckte den Saum ihres Kleides mit Küſſen und Thränen. Endlich ſprang er auf und ohne Anna nur noch anzuſehen und als ob er von unſichtbaren Geiſtern fortgetrieben würde, eilte er aus dem Gemache und aus dem Palaſte hinaus, immer mit Armen und Händen hinter ſich ſchlagend, wie ein Menſch, der einen oder mehrere Verfolger von ſich abwehrt. Anna wußte nicht, wie ſie ſich dieſes Benehmen Lorenzo's deuten ſolle und wußte ferner nicht, warum ſie dieſes Benehmen ohne irgend eine Urſache daran erinnerte, daß die Kirche ſo lange ihrer Ehe mit Borſo den Segen verſagt hatte. Dann dachte ſie wieder an die Liebe dieſes Lorenzo zu Pia, welche in Folge ſeiner Verſuche, zu ihr zu dringen, ſchon dem letzten Diener im Hauſe bekannt war — und Alles das zuſammen machte ſie noch nachdenklicher, als ſie es ſeit den Flitterwochen ſchon geweſen.

Dieß war der letzte Beſuch Lorenzo's im Palazzo Montanini. Er kam nicht wieder und Pia konnte ſich nun ganz ungeſtört ihren Studien hingeben, in die ſie ſich mehr und mehr vertiefte, ja ſo ſehr vertiefte, daß ſie kaum mehr wußte, was im Hauſe vorging. Viele Tage verſtrichen oft, ohne daß ſie einer der Bewohner des Palaſtes zu Geſicht bekam, ſo ausdauernd hielt ſie ſich in ihrem Laboratorium eingeſchloſſen. Sie wußte nicht, ob die von ihr geſtiftete Ehe glücklich war oder unglücklich; ſie wußte nichts von den etwaigen Freuden oder Sorgen des Hauſes. Sie bemerkte nicht daß die Gattin ihres Bruders immer trauriger wurde und mit gebeugtem Haupte umherging, als ob ſie nach der Löſung eines Räthſels ſuchte und daß dieſe Trauer und Nachdenklichkeit ſeit dem Abenteuer mit Lorenzo noch zugenommen. Die Scheu, welche Anna vor ihr empfand, beachtete ſie eben ſo wenig, als ſie für die umdüſterte Stirn ihres Bruders ein Auge hatte. Daß das Haus, welches nach der Hochzeit mit einem des alten Adels würdigen Glanze ausgeſtattet wurde, dem Mangel und dem abermaligen Verfalle entgegenging, erfuhr ſie erſt, als ſie eines Tages, wie ſchon oft, von Borſo Gold verlangte, um Stoff für ihre Forſchungen zu haben und als ſie dieſer mit Vorwürfen überhäufte, daß ſie ſein Letztes in Rauch aufgehen laſſe. Das Vermögen, das ſich nach dem Tode des Herrn Saligny vorgefunden, hatte dem armen ſieneſiſchen Nobile ungeheuer geſchienen, er hatte nie ſo vielen Schmuck, ſo viele Dublonen zuſammen geſehen. Er rechnete nicht, als er den Palaſt fürſtlich einrichten ließ und eine große Dienerſchaft in ſeinen Sold nahm und er dachte nicht daran, daß dieſes angeerbte Vermögen Anna's zu Ende gehen mußte. Solcher Ketten, wie er eine vom Kardinal von Piſa erhalten, hatten ſich in der Verlaſſenſchaft mehrere gefunden und Borſo erinnerte ſich, wie lange er von der Einen gelebt hatte. Nunmehr erkannte er, wie ſchlecht er gerechnet und es fiel ihm vorzugsweiſe auf, wie viel Gold er ſeiner Schweſter ſchon geliefert hatte; er verlor das Vertrauen in ihr Treiben; wie ſehr er ihr auch ſonſt alles Mögliche zugetraut hatte. Er überhäufte ſie mit Vorwürfen und ſchalt ihre Forſchungen thöricht und verderblich. Da gerieth Pia in großen Zorn, nannte ihn undankbar und drohte, ihn ſeinem Schickſale zu überlaſſen, was er tief beklagen werde, wenn er einſt und zwar bald vernehme, daß ſie das Geheimniß gefunden, welches ſeit Tauſenden von Jahren der Gegenſtand der Forſchungen aller weiſeſten Männer aller Zeiten und Länder geweſen. Borſo, wie ſehr er auch nach dieſen Worten wieder in den Geiſt ſeiner Schweſter Vertrauen ſetzte, erſchrack doch mehr vor der Drohung, daß ſie ihn verlaſſen wolle, als vor dem Gedanken, an ihren Entdeckungen keinen Theil zu haben; denn er war an Rath und Beiſtand ſeiner Schweſter ſo ſehr gewöhnt, daß er ſich ohne ſie ganz hülflos vorgekommen wäre. Sie beruhigte ihn, als ſie ſeinen Schrecken ſah, verſprach ihm, ihn nie zu verlaſſen und theilte ihm mit, welche Hoffnungen ſie habe, bald Gold machen zu können, und welche wunderbaren und mächtigen Künſte ſie ſich bereits zu eigen gemacht.

So waren ſeit der Verheirathung Borſo's beinahe drei Jahre vergangen, als eines Tages in Siena ein Edelmann, Namens Giorgio Sanvitale, erſchien, der mit ſeinen prächtigen Kleidern, ſeiner zahlreichen Dienerſchaft, überhaupt mit ſeinem glänzenden Auftreten um ſo größeres Aufſehen erregte, als man ſich noch genau erinnerte, wie er vor Jahren die Stadt als ein ganz armer Jüngling verlaſſen hatte, der kaum den Mantel auf den Schultern bezahlen konnte. Er war im Gefolge der Prinzeſſin Maria Medici weggegangen, welche nach Frankreich zog, um Königin zu werden und welche nach dem Tode ihres Gemahls, König Heinrichs IV., zu Zeiten Frankreich unumſchränkt regierte, obwohl ſie das franzöſiſche Volk beſchuldigte, der Ermordung des guten Königs nicht ganz fremd geweſen zu ſein. Aus ihrem Kammerdiener hatte ſie, kraft ihres Einfluſſes, einen mächtigen und reichen Marſchall von Frankreich gemacht und konnte ſie auch nicht aus allen Italienern, die ſie mitgebracht, franzöſiſche Marſchälle und Herzoge machen, ſo wußte ſie doch alle oder die meiſten zu bereichern, denn Frankreich iſt ein reiches Land, ihr Gatte Heinrich war ſchwach gegen ſie, um ſich von ihr manche eigene Schwäche vergeben zu laſſen, und während der Minderjährigkeit ſeines Sohnes Ludwig hatte ſie als Vormünderin, wenn auch nicht immer, doch zu wiederholten Malen freie Hand, um über die Würden und Reichthümer des Hofes, wie des Landes nach Gutdünken zu verfügen. So war auch Giorgio Sanvitale, der zu ihrem Hofe gehörte, emporgekommen. Er kehrte jetzt auf einige Zeit nach Siena zurück, um, wie er ſagte, ſeine Vaterſtadt und ſeine armen Anverwandten zu beſuchen, wie aber die Leute behaupteten, nur um ſich in ſeinem Glanze zu zeigen, wo man ihn als armen Schlucker gekannt hatte. Er beſuchte alle ſeine Bekannten, alſo auch die Montanini, mit denen er entfernt verwandt und von frühеſter Kindheit an befreundet geweſen. Doch verband er mit dieſem Beſuche noch einen andern Zweck. Der Vicomte von Chinon, als er hörte, daß Sanvitale nach Siena zurückkehre, hatte ihn erſucht, ſich nach Anna von Saligny, jetzigen Montanini umzuſehen und ihm dann zu berichten, wie es mit ihrem Glücke ſtehe, denn noch immer bewahrte er ihr eine treue Anhänglichkeit und war er begierig, etwas über ihr Geſchick zu erfahren. Sanvitale war froh, dem Günſtling des Kardinals Richelieu einen Dienſt leiſten zu können, da die Macht zwiſchen dem Kardinal und der Königin Maria hin- und herſchwankte und es für alle Fälle nützlich ſein konnte, in der Partei des Kardinals einen Freund zu haben. Er wurde von Borſo Montanini mit Anſtrengung ſeiner letzten Mittel, mit allerlei Gaſtereien auch als Freund und Verwandter und von Anna als ein Mann, der aus ihrer Heimat kam und ihr über Manches, was ihr am Herzen lag, Auskunft geben konnte, freundlich empfangen. Selbſt Pia kam aus ihrer Einſamkeit hervor, um an den Gaſtmählern, welche Sanvitale zu Ehren gegeben wurden, theilzunehmen.

Als Sanvitale, der ſchon in der Stadt von Pia's Studien und von ihr ſelbſt wie von einer Art Hexe hatte ſprechen hören, nun auch aus ihrem eigenen Munde die Beſtätigung erhielt, daß ſie den Stein der Weiſen ſuche und bereits die merkwürdigſten, das Leben verlängernden und verkürzenden Elixire und Gifte gefunden habe, bat er ſie um die Erlaubniß, ſie in ihrem Laboratorium beſuchen zu dürfen. Dem Jugendfreunde und Gaſte des Hauſes geſtattete ſie das bereitwillig. Nachdem ſie ihm Vieles erklärt und er ſie eine Zeit lang beobachtet hatte und darauf nachdenklich geworden war, ſagte er endlich: „Pia Montanini, Du biſt in der Lage, mein und Dein Glück, ja das Glück Deiner Familie zu machen, wenn Du nur den guten Willen dazu haſt. Meine Königin Maria liebt die Leute, die ſolche Künſte verſtehen, wie Du, und überhäuft ſie mit Würden und Reichthümern. Sieh nur was ſie aus der Leonora Galigai, dieſer Zimmermannstochter, gemacht hat, die mit ihr Frankreich beherrſcht und ihr doch nicht halb ſo viele Dienſte leiſten kann, als Du ihr mit Deiner Wiſſenſchaft leiſten könnteſt. Ich weiß es am beſten, wie ſich die Königin zu Zeiten nach wiſſenden, in ſolche Geheimniſſe eingeweihten Menſchen ſehnt, denn ich habe ſie oft im Geheimen und in Verkleidungen zu Aſtrologen, Alchymiſten und Giftmiſchern in die entfernteſten und verſteckteſten Winkel von Paris begleiten müſſen, und mit meinen eigenen Augen habe ich es zu wiederholten Malen mit angeſehen, wie vor ihr an Hähnen oder Hunden die Kraft verſchiedener Gifte verſucht wurde. Ich bin überzeugt, daß von dieſen Pariſer Schwarzkünſtlern Dich keiner an Wiſſen und Muth erreicht; außerdem hätte Maria eine ſo geſchickte Perſon gern in ihrer Nähe, kann aber, ohne Verdacht zu erregen, einen ſolchen Mann nicht an ihrem Hofe halten. Du, ſchön und jung und ein Edelfräulein wie Du biſt, wirſt Niemand auf den Gedanken bringen, daß Du Künſte treibſt, wie ſie ſonſt nur alte Doktoren oder bucklige Frauenzimmer zu treiben pflegen und Du wirſt der Königin um ſo willkommener ſein. Die Galigai, ſchwarz, verwachſen und gemein, wie ſie ausſieht, hat ſich ſchon durch ihr Aeußeres verrathen und der Königin, weil ſie allen Franzoſen verhaßt iſt, manche Verlegenheiten bereitet. Auch iſt ſie unwiſſend. Und doch! Sieh nur, wie weit ſie es gebracht hat; um wie viel weiter, o Pia, wirſt Du es mit Deinem Geiſte, Deinem Wiſſen und Deiner einnehmenden Schönheit bringen — und ich mit Dir, denn die Königin wird mir überaus dankbar ſein für ein ſolches Geſchenk!“

In dieſem Sinne und indem er ihr die Herrlichkeiten ausmalte, die ſie am franzöſiſchen Hofe erwarteten, redete er ihr noch lange zu. Sie bat ihn um einige Tage Bedenkzeit und antwortete endlich, daß ſie bereit ſei, ihm zu folgen, aber nur unter der Bedingung, ihren Bruder Borſo nebſt ſeiner Frau mit ſich führen zu dürfen. Sanvitale willigte gerne in dieſe Bedingung. Borſo, der ſeiner Zukunft mit Beſorgniß entgegenſah und wußte, daß die Noth bereits vor ſeiner Thüre lauerte, und der ſich nach dem reichlichen Leben der letzten drei Jahre vor den Augen ſeiner Landsleute wieder in Armuth zurückzufallen ſchämte, war froh, unter einem guten Vorwande ſeine große Dienerſchaft entlaſſen und rechtzeitig aus Siena abziehen zu können und war auf den Vorſchlag ſeiner Schweſter mit Eifer eingegangen. Anna beglückte der Gedanke ihr Vaterland wieder zu ſehen — und ſo waren Alle nach wenigen Tagen zur Reiſe bereit. In Siena war jetzt von nichts anderem die Rede, als von den Montanini, die ſich mit Sanvitale an den Hof der Königin Maria begeben wollten, und viele arme Schlucker drängten ſich an Sanvitale heran, um ebenfalls mitgenommen zu werden, wurden aber von ihm unbarmherzig zurückgewieſen.

Endlich machte man ſich auf den Weg. Die Diener Sanvitale's und mit ihnen drei Diener, die Borſo nicht verabſchiedet hatte, bildeten, ſämmtlich beritten, den Vor- und Nachtrab, während die Herren und die Damen auf Pferden und Mauleſeln in der Mitte ritten. Man ſchlug den geraden Weg nach Livorno ein, wo man zu Schiffe gehen wollte. Ohne Abenteuer kam man nach San Geminiano und weiter und man hoffte ſo ruhig und ohne Schwierigkeiten bis an die See gelangen zu können, da das Land ſicher war und man ſchon ſeit lange nichts von Räubern gehört hatte. Aber in der öden und kahlen Gegend zwiſchen San Geminiano und Volterra angekommen, ſahen ſich die Reiſenden plötzlich von einer großen Schaar Bewaffneter umgeben, während eine andere kleinere Schaar die Dienerſchaft entwaffnete und auseinander ſprengte. Trotzdem wollten ſich Borſo und Sanvitale zur Wehre ſetzen, als ſie ſich überzeugten, daß ſie es nicht mit eigentlichen Räubern zu thun hatten. Plötzlich ſtand Lorenzo Cattena ihnen gegenüber. Sein ganzes Geſicht bebte vor Grimm und Wuth, und ohne ſich um irgend Jemand Andern zu kümmern, wandte er ſich an Pia, die er mit Vorwürfen überhäufte, daß ſie ihm entwiſchen wollte, um ſich irgend einen franzöſiſchen Edelmann auszuſuchen. Seit er ſie als Hexe kannte, ſo ſagte er, habe er ſich von ihr abgewandt, aber ſeine Liebe und Eiferſucht ſeien wieder erwacht, als er hörte, daß ſie Siena verlaſſen und ihm entwiſchen wolle. Dank dem Muthe und der Hülfe ſeiner Freunde werde er das zu verhindern wiſſen und ſollte er ſie ſammt ihrem Gefolge hier auf dieſem Platze ermorden müſſen. Ihm habe ſie ſich ergeben und ihr habe er, wie dem Teufel, ſeine Seele verſchrieben, indem er für ſie gemordet habe. Er ſprach Alles dieſes in höchſter Aufregung, offenbar ohne ſelbſt zu wiſſen, daß er es ſagte, und ohne zu bemerken, daß Signora Anna Montanini ihm zu Anfang mit ſtarren Augen auf die Lippen ſah und daß ſie am Ende ſeiner Rede leblos aus dem Sattel glitt.

Sanvitale war von Allem, was um ihn vorging, ſo verblüfft, daß er es kaum bemerkte, wie er ſchon von ſeinen bisherigen Reiſegefährten getrennt war und von Bewaffneten umgeben ſammt ſeinem Gefolge auf dem Wege nach Volterra weiter geführt wurde. Von einer Höhe aus, wo ihn die Bewaffneten verließen und ihm glückliche Reiſe wünſchten, ſah er, wie die Andern, ebenfalls von Bewaffneten umgeben, auf dem Wege nach Siena zurückgeführt wurden.

So kamen die Montanini, nachdem ſich Lorenzo mit ſeinen Begleitern vor den Thoren Siena's von ihnen getrennt, am Abend deſſelben Tages, an dem ſie ausgezogen waren, wieder in ihrem Palaſte an. In der Stadt erregte dieſe unverhoffte Rückkehr großes Aufſehen, und da Lorenzo zu ſeinem Ueberfalle vieler Vertrauten bedurfte und dieſe den Vorgang auf der Landſtraße mit erlebt und die Worte Lorenzo's mit angehört hatten, ſo war die Urſache dieſer Rückkehr bald kein Geheimniß mehr. Man wußte, indem man ſich an mancherlei erinnerte und die einzelnen Thatſachen zuſammenſtellte, eben ſo bald, was zwiſchen Pia und Lorenzo vorgegangen und was dieſe Beiden aneinander knüpfte. Der junge Adel von Siena, auf dem bis jetzt der Vorwurf, den alten Herrn von Saligny ermordet zu haben, gelaſtet hatte, nahm die neue Entdeckung mit Eifer auf, veranlaßte ſofort die Gerichte zur Unterſuchung und verband ſich untereinander zur Verfolgung und Aufbringung Lorenzo's. Da auf dieſem nunmehr noch das andere Verbrechen lag, auf offener

Landſtraße mit bewaffneter Hand Reiſende überfallen zu haben, war Lorenzo Cattena gezwungen, außerhalb der Stadt zu bleiben und ſich endlich in Begleitung einiger Freunde, die ihn nicht verlaſſen wollten, in die Gebirge zurückzuziehen.

Im Palazzo Montanini ging indeſſen auch mancherlei vor. Kaum zurückgekehrt, entließ Borſo noch die letzten zwei Diener und das weitläufige Gebäude war nur noch von den drei Perſonen der Familie bewohnt und dieſe Dreie hausten getrennt von einander. Pia begab ſich ſofort in ihr Laboratorium; Anna ſchloß ſich in ein Gemach am entgegengeſetzten Ende des Palaſtes ein, und Borſo trat einſam in die Stube, die er früher mit ſeiner Gemahlin bewohnt hatte. Mit einem Blicke hatte dieſe es ihm geſagt, daß ſie von nun an keine Gemeinſchaft mehr mit einander hätten und er wagte es nicht, ihre Schwelle zu überſchreiten, wie oft er ſich ihr auch näherte. Tage um Tage vergingen und Anna kam aus ihrer Einſamkeit nicht hervor und man hörte auch keinen Laut aus ihrem Munde. Borſo ging wie ein irrer Geiſt durch den Palaſt. Bald war die Noth im Hauſe ſo groß, wie ſie es nur jemals in dem Hauſe der heiligen Katharina gegenüber geweſen war. Pia hatte auch nicht mehr den Pfenning, um Kohlen für ihre Tiegel und

Retorten zu kaufen. Doch war ſie es, die jetzt die Nahrung, man wußte nicht auf welche Weiſe, herbeiſchaffte und den beiden Einſamen, jedem einzeln, die täglichen Speiſen brachte. Wenn es Abend wurde, band ſie eine Maske um, hüllte ihren Kopf in eine Kapuze und bot auf dem großen Platze am alten Brunnen des Jacopo della Quercia, wo ſie ſich aufſtellte, den Vorübergehenden allerlei Heilmittel und Elixire an. Als ſie eines Abends heim kam, fand ſie in ihrem Laboratorium den Bruder ausgeſtreckt daliegen, und als ſie das Fläſchchen erkannte, das er noch in Händen hielt, wußte ſie, daß er nicht mehr ins Leben zurückgerufen werden könne. Die ganze Nacht ſaß Pia an ſeiner Leiche und weinte. Am Morgen trat ſie in die Stube ihrer Schwägerin, und theilte ihr mit, wie ſich ihr Gatte das Leben genommen. Komm, ſagte ſie, wir wollen ihn beſtatten; Du darfſt ihm die letzte Ehre erweiſen, denn er war unſchuldig. Anna folgte ihr und die Beiden gruben im Hofe in dem Winkel rechts, wo die Treppe in das kleine Thürmchen führt, ein Grab, in das ſie Borſo's Leichnam legten und über welchem Anna an der Wand mit Kohle ein Kreuz zeichnete. Dieß Alles that ſie, ohne eine Thräne zu vergießen und ohne das Schweigen zu brechen, das ſie ſeit der Rückkehr in den Palaſt beobachtete. Als ihr am nächſten Morgen Pia ihr Eſſen brachte, wies ſie es durch Zeichen zurück; ebenſo that ſie am folgenden und am dritten Morgen. Pia merkte nun, daß ſie Hungers ſterben wollte, was auch in der That geſchah.

An demſelben Tag an dem Anna ihren Geiſt aufgab, erhielt Pia durch einen Sbirren eine Vorladung, in Sachen Lorenzo's und ihrer ſelbſt vor Gericht zu erſcheinen, um über den Tod des Herrn von Saligny Auskunft zu ertheilen. Sie hielt es für unwürdig, ſich dem Gerichte zu ſtellen, um Rede zu ſtehen, wie eine Dirne aus dem Volke — und da ſie für Anna nicht mehr zu ſorgen hatte und der edle Name der Montanini mit ihrem Bruder erloſchen war, ſah ſie kein Hinderniß mehr, für Verbindung mit Lorenzo Cattena, mit dieſem Manne, der ſie ſo ſehr liebte und ſo muthig war und großer Entſchlüſſe fähig, wie wenige Männer.

So machte ſie ſich denn auf und ging zu ihm ins Gebirge. Und ſo verſchwand die letzte Montanini aus Siena.

Note.

Ein Ereigniß aus der Geſchichte der Montanini, das ſich im Jahr 1395 zugetragen und das in den Annali Sanesi d'un anonimo vivente dal 1385 al 1422, alſo von einem Zeitgenoſſen erzählt wird:

„Die alte Familie der Montanini lag durch mehrere Geſchlechter mit jener der Salimbeni im Kriege. Die Feindſchaft der beiden Häuſer entſprang aus einer Eberjagd, bei welcher ein Salimbeni getödtet wurde. Der wüthende Krieg vernichtete endlich beinahe die ganze Familie der Montanini; alle ihre Beſitzungen wurden eingenommen und konfiszirt; von dem ganzen ruhmvollen Geſchlechte waren nur ein Bruder und eine Schweſter übrig: Carlo und Angelica, die Kinder des Tomaſo Montanini. Sie bewohnten ein Val di Strove, eine kleine Beſitzung, deren Werth kaum auf 1000 Gulden anzuſchlagen war und lebten von dem Einkommen dieſes Eigenthums, des letzten Reſtes der großen Güter ihrer Vorfahren. Ein Nachbar wünſchte dieſes kleine Gut zu erwerben, welches das ſeinige bequem ergänzt hätte. Es war dieß ein Plebejer von großem Einfluß bei der Regierung von Siena; er gehörte zu jener bürgerlichen, argwöhniſchen, eiferſüchtigen Oligarchie welche ſich, unter Anführung des Salimbeni im Jahr 1390 der Staatsgeſchäfte bemächtigt hatte und die man ohne die größte Gefahr nicht verletzen durfte. Trotzdem weigerte ſich Carlo Montanini zu wiederholten Malen ſein Gut dem Nachbar, der es an ſich bringen wollte, zu verkaufen; er war feſt entſchloſſen, es für ſeine Schweſter Angelika zu erhalten, um ihr mehr als ihre fünfzehn Jahre und ihre ſeltene Schönheit als Heiratsgut geben zu können.

Der Nachbar wollte für dieſe Weigerung an Carlo Rache nehmen und um ihm die Erhaltung ſeines Erbes unmöglich zu machen, klagte er ihn bei der Regierung an, ſich mit den Guelfen und den Adeligen in eine Verſchwörung gegen die Salimbeni und die volksthümliche Regierung eingelaſſen zu haben. Der erbliche Haß der beiden Häuſer machte die Anklage wahrſcheinlich und das Anſehen des Anklägers gab ihr ein beſonderes Gewicht. Doch ſchenkte man Carlo Montanini das Leben, aber man verurtheilte ihn zu einer Buße von 1000 fl. und man befahl ihm, dieſe, bei Todesſtrafe, binnen fünfzehn Tagen zu bezahlen. Nichts deſtoweniger wurde die Gier des Angebers getäuſcht, denn Montanini wollte, um ſeine Schweſter nicht ins äußerſte Elend zu ſtürzen, lieber den Tod im Gefängniß erwarten, als daß er, um dieſem zu entgehen, das Erbe ſeiner Väter verkauft hätte. Er hatte noch Anverwandte von mütterlicher Seite, aber Keiner wagte es, ihm zu Hülfe zu kommen, denn Jeder fürchtete, ſich der Regierung verdächtig zu machen und daſſelbe Verderben auf ſich herabzuziehen: nur die Weiber begaben ſich täglich zu Angelika Montanini, um ſie zu tröſten und mit ihr zu weinen.

Am Morgen des fünfzehnten Tages ritt Anſelmo Salimbeni am Hauſe der Montanini vorüber, ſah jene weinenden Frauen und erfuhr von ihnen, von welchem Schickſale der letzte Sprößling des Geſchlechtes, das mit dem ſeinigen ſo lange um den Vorrang gekämpft, bedroht ſei. Er hatte ſchon früher die Schönheit Angelicas bemerkt, hatte aber eben ſo wenig mit ihr als mit ihrem Bruder jemals ein Wort gewechſelt: die Ströme Blutes, welche in den Fehden ihrer Ahnen vergoſſen worden, waren ſowohl den Salimbeni wie den Montanini gegenwärtig. Aber dieſe letzte Kataſtrophe erfüllte Anſelmos Herz mit Barmherzigkeit. Er begab ſich ſofort zum Schatzmeiſter der Stadt, zahlte die 1000 fl. Buße und überſandte dem Gefängnißwärter den Befehl Carlo Montanini in Freiheit zu ſetzen. Dieſer, erſtaunt in dem Momente, da er nichts Anderes als den Tod erwartete, ſich befreit zu ſehen, eilte zu ſeiner Schweſter, die er noch in der grauſamſten Sorge und Angſt um ſein Leben findet. Weder ſie noch die Freundinnen, die ſie umgaben, konnten ſich es erklären, oder es begreifen, auf welche Weiſe Carlo die Freiheit erlangt habe. Bald füllte ſich das Haus mit Anverwandten und Nachbarn, die ihm Glück wünſchen wollten. Carlo, der unter ihnen ſeinen Befreier vermuthete, drückte einem nach dem andern ſeine Dankbarkeit aus; aber Alle wieſen ſeine Dankſagungen mit Erröthen zurück, indem ſie ihre Gründe oder Ausflüchte auseinanderſetzten, derohalben ſie ihm nicht hätten zu Hülfe kommen können. Nächſten Morgen begab ſich Carlo zum Schatzmeiſter der Stadt, um ſich bei ihm Aufklärung zu holen und von dieſem erfuhr er, daß er ſein Leben dem Sohne ſeiner Feinde ſchulde.

Carlo, betroffen über dieſen Edelſinn des Feindes, wollte Salimbeni noch an Großmuth übertreffen. Es bedurfte vieler Bitten und endlich gemeſſener Befehle, um ſeine Schweſter zu bewegen, daß ſie ihm ſeinen Willen thue: und als Angelica verſprochen hatte, aus Dankbarkeit, für ihren Bruder, ſich des höchſten Schatzes, den ſie auf Erden beſaß, zu entäußern, kündigte ſie ihm zugleich an, daß ſie dann an ihre eigene Ehre denken und daß ſie nicht befleckt und in Ehrloſigkeit weiter leben werde.

Zwei Stunden nach Sonnenuntergang begaben ſich Bruder und Schweſter in das Haus Anſelmo Salimbenis. Carlo verlangte, mit dieſem Edelmann ſprechen zu dürfen und nachdem er mit der Schweſter eingelaſſen worden, ſagte er: „Euch, Herr, danke ich den Reſt meines unglücklichen Lebens; Euch dankt meine Schweſter ihren Bruder und ihre Ehre. Wenn das Geſchick unſer Haus nicht mit ſolchem Ingrimm verfolgt hätte, beſäßen wir irgend ein Mittel Euch, wenigſtens theilweiſe, unſere Erkenntlichkeit zu beweiſen. Aber es bleibt uns nichts mehr als unſere Leiber und unſere Seelen; Ihr habt ſie gerettet, Euch mögen ſie denn angehören; wir legen ſie in die Hand Eurer Großmuth und Eures Mitleides; ſchaltet damit wie mit Dingen, die Euer Eigenthum ſind.“

Nach dieſen Worten ging er raſch aus dem Gemach und ließ ſeine Schweſter allein mit Salimbeni. Dieſer wollte ſie anſprechen, aber erſchrocken über ihre Todesbläſſe und über die Verzweiflung, die ſich in ihrem ganzen Geſichte ausſprach, ging auch er augenblicklich aus dem Zimmer; er ließ die Frauen aus der Nachbarſchaft herbeirufen und bat ſie hinein zu gehen und dem edlen Fräulein, das ſie bei ihm finden würden, Geſellſchaft zu leiſten. Als ſie eintraten und in dieſen Gemächern Angelica Montanini gewahrten, war ihr Erſtaunen groß; die Beſcheidenheit und Züchtigkeit dieſes jungen Mädchens verſcheuchten jeden Verdacht, der ſich ſonſt gegen ſie erhoben haben würde: aber bei der Feindſchaft der beiden Geſchlechter war ihr Erſcheinen in dieſem Hauſe unerklärlich. Alle Damen ſchwiegen und ſuchten nach der Löſung dieſes Räthſels. Unterdeſſen hatte Anſelmo ſeine Verwandten zuſammenrufen laſſen und als ihrer eine große Anzahl erſchienen war, ließ er Angelica ſammt den Frauen, die ſie umgaben, bitten, zu ihm hinein zu kommen. Mit Thränen in den Augen bat er nun alle ſeine Freunde, ihn gütig begleiten zu wollen, und ohne ſich weiter zu erklären, begab er ſich mit dieſem ganzen Gefolge, geführt von einer ganzen Schaar von Fackelträgern nach dem Hauſe der Montanini.

„Ihr habt mich — ſagte er zu Carlo — ohne Zeugen ſprechen wollen; ich bitte Euch meine Antwort in Gegenwart dieſer ehrenwerthen Verſammlung entgegen zu nehmen. Die Schönheit, die Sittigkeit und alle Tugenden Eurer Schweſter Angelica haben mein Herz längſt eingenommen; ſeit lange weiß ich, daß es keinen würdigern Gegenſtand einer edlen Liebe gebe, als ſie. Doch habe ich mein Gefühl für ſie immer verborgen gehalten und Niemand hat es vor Euch entdeckt. Euer Unglück und der Dienſt, den ich Euch geleiſtet, gaben Euch Gelegenheit meine Gefühle zu errathen. Ihr konntet den Gedanken, einen Ritterdienſt ohne Gegendienſt zu laſſen, nicht ertragen, und Ihr habt Euch und Eure Schweſter mir überliefert; Ihr habt Euer Leben, Eure Ehre, Euer Alles zu meiner freien Verfügung geſtellt. Ich nehme dieſes koſtbare Geſchenk an, aber es wäre meiner unwürdig, es auf unedle Weiſe zu beſitzen. Wenn Ihr alſo einwilliget, ſo nehme ich in Gegenwart dieſer ehrenwerthen Geſellſchaft Angelica Montanini zu meinem geliebten Eheweibe — und ſei ihr Bruder Carlo Montanini mein lieber Schwager und Bruder, und wünſche ich, daß von dieſer Stunde an, all mein Gut mein und ihr gemeinſchaftliches Gut ſei.“ —

Die Vermählung wurde alsbald und auf die pomphafteſte und feierlichſte Weiſe vollzogen; der Prozeß Carlos wurde aufs Neue geprüft; man erkannte die Ungerechtigkeit, deren Opfer er geweſen und indem man ihm die bezahlte Geldbuße zurückerſtattete ſetzte man ihn auch wieder in alle bürgerlichen Rechte ein.

◆

Nach der Natur.

Nach der Natur.

* * *

Novellen

von

Moritz Hartmann.

Dritter Band.

Stuttgart.
Druck und Verlag von Emil Ebner.
1866.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Der goldene Schlüſſel.

1.

Der Weg von Genf nach Chamounix iſt zur Anknüpfung von Reiſebekanntſchaften nicht geeignet; die Naturſchönheiten rechts und links nehmen die Aufmerkſamkeit des Reiſenden zu ſehr in Anſpruch, als daß er auf die gleichgiltigen und fremden Perſonen, die in der Diligence neben, vor oder hinter ihm ſitzen, viel achten könnte. Es kann Einem auf dieſem Wege leicht begegnen, was ſonſt in Diligencen ſo ſchwer iſt, daß man nach Stunden gemeinſchaftlicher Reiſe vor einem Hôtel ausſteigt und an der Table d'Hôte einem Geſichte gegenüber ſitzt, ohne zu wiſſen, daß man dieſem ſelben Geſichte während einer Fahrt von drei Meilen ſchon gegenüber geſeſſen. Es mußte darum eine ſehr auffallende Perſönlichkeit ſein, die, als ſie ungefähr eine Stunde vor Bonneville auf die Imperiale ſtieg, Aller Augen auf ſich zog. Es war ein Mann, der ehemals groß und ſchlank geweſen, jetzt aber in ſeiner gebückten und beſcheidenen Haltung beinahe klein erſchien. Er trug einen olivengrünen langen Rock, der weder der heißen Jahreszeit, noch der Mode des Jahres, ja nicht einmal der Mode des ganzen Zeitalters entſprach. Es war ein Rock mit langem, ſchmalem Kragen, der rückwärts über den Nacken bis an die Hälfte des Hinterkopfes hinan und vorn mit ſeinen beiden Enden bis unter die oberen Knöpfe des Gilets hinunterſtieg. Der Beſitzer war gar nicht ſo alt, um ein Zeitgenoſſe dieſes vor mehr als zwei Menſchenaltern verfertigten Rockes ſein zu können; dieſer mußte ein Erbtheil, das Geſchenk eines Wohlthäters oder des Zufalles ſein. Eben ſo auffallend wie dieſes Kleidungsſtück waren die hohen und ſpitzen Vatermörder, die über die Hälfte der Wangen emporragten und ſelbſt einen Theil der Ohren bedeckten. Sie waren blendend weiß und man ſah ihnen an, daß ſie eben erſt in die große Kravatte geſteckt worden. Kopf und Geſicht, die hinter dem hohen Rockkragen, aus den Vatermördern und hinter einem ſchmalkrämpigen, aber hohen Hute hervorblickten, waren klein, als ob ſie, ebenſo wie der ganze Körper, zuſammengeſchrumpft wären und ehemals größere Dimenſionen gehabt hätten. Nur die Naſe ragte unverhältnißmäßig groß hervor und nur ſie ſchien größer geworden, während ſich der ganze Reſt der Geſtalt im Laufe der Zeit verminderte. Die Augen dieſer höchſt ſonderbaren Erſcheinung blickten trotz aller Melancholie, trotz dem ganzen gedrückten Weſen, überaus lebhaft, manchmal leidenſchaftlich, ſelbſt wenn ſie um Mitleid zu flehen ſchienen. Dieß thaten ſie in dem Augenblick, da der Fremde fragte, ob noch ein Platz frei ſei, und dann, als er ſich niederſetzte und die Mitreiſenden ſtumm um Entſchuldigung bat, ſie nur einen Augenblick aufgehalten, ſich in ihre Geſellſchaft gedrängt zu haben. An ſeinem Accent erkannte man ſofort den Italiener und ich bildete mir ein, daß ich ihn auch als Muſiklehrer erkannt haben würde, ſelbſt wenn er nicht eine Rolle Notenpapier in der Hand gehabt hätte, denn er ſah gerade ſo aus, wie die abſonderlichen, halbkomiſchen Geſang- und Muſiknarren oder Lehrer des Italiens des vorigen Jahrhunderts, wie ſie von Reiſebeſchreibern, Novelliſten und unter Andern auch von E. T. A. Hofmann geſchildert wurden. Ich ſaß neben ihm auf der Imperiale, und ich hatte um ſo mehr Aufmerkſamkeit für ihn, als mir ſeine ganze Haltung, jede ſeiner Bewegungen den Eindruck machte, daß ſie um Entſchuldigung ſeines Daſeins bitten. Es war, als fühlte er ſich im höchſten Grade überflüſſig in dieſer Welt, als wäre er davon durchdrungen, daß er Jedermann nur beläſtigen könne. Es war eine Beſcheidenheit, die den Beobachter traurig machte, weil ſie nur aus großem Unglück und zahlreichen Demüthigungen entſtanden ſein konnte. Es koſtete ihn große Anſtrengung, ſich, da Bonneville ſichtbar wurde, an mich zu wenden und mich zu fragen, ob ich in dieſer Gegend heimiſch oder irgend wie bekannt ſei.

„Gewiſſermaßen," ſagte ich, „vielleicht kann ich Ihnen eine gewiſſe Auskunft geben."

„Sie wiſſen vielleicht," fragte er ſchüchtern, „ob Bonneville einen Muſik- und Geſanglehrer hat? oder ob, wenn das ſchon der Fall iſt, nicht auch ein zweiter hier ſein Auskommen finden könnte?"

„Darüber," erwiderte ich, „kann ich Ihnen leider keinen Beſcheid geben. So viel ich weiß, iſt die Stadt nicht darnach, daß ſie einen oder gar zwei Muſiklehrer ernähren könnte."

Der Fremde ſeufzte und ſah die vor uns liegende kleine Stadt mit einem betrübten Blicke des Vorwurfs an. Ich glaubte ihn tröſten zu müſſen und fuhr fort: „Indeſſen gibt es in der Umgegend mehrere adelige Gutsbeſitzer, die im Winter meiſt in Paris oder Turin leben, ihren Kindern gewiß auch muſikaliſchen Unterricht geben laſſen und vielleicht ſehr zufrieden ſein werden, den Unterricht auch auf dem Lande fortſetzen zu können."

„Vielleicht!“ ſeufzte der Fremde wieder mit einem Ausdrucke, der mir deutlich zu ſagen ſchien: „Vielleicht, aber nicht wahrſcheinlich, weil mir, dem Alles ſchief gehen muß, dadurch geholfen würde.“

Ich war eben nahe daran, für meinen Nachbar auf der Imperiale große Theilnahme zu empfinden, als die Diligence vor dem Hôtel anhielt und mein Muſik- oder Geſanglehrer mit einem Dank für ſo viel Güte, die ich ihm erwieſen, ſich empfahl und den Wagen verließ. Die Diligence rollte augenblicklich weiter und als ich mich umſah, ſtand der Italiener noch auf demſelben Flecke, auf dem ich ihn verlaſſen, in der Straße vor dem Kaffeehauſe, wie ein Mann, der nicht weiß, wohin ſich wenden, und wehrte verneinend den Kellner ab, der ihn fragte, ob er nichts zu nehmen gedenke. Doch ſah er wie ein Menſch aus, der einiger Erfriſchungen bedürfte. Wir fuhren auf die Brücke — der Mann war mir aus den Augen und bald beim Anblick von Salanche und von Chamounix aus dem Gedächtniß verſchwunden.

Fünf Tage ſpäter fuhr ich mit einem Freunde in einem Miethwagen deſſelbigen Weges zurück und ungefähr an derſelben Stelle, wie das erſte Mal, zwiſchen Bonneville und Genf, ſah ich denſelben Mann, der gebückt und langſam, immer mit der Muſikrolle in der

Hand, gegen Genf wanderte. Er ſah wo möglich noch mehr verwelkt und elender als das erſte Mal aus; das Komiſche, das ihm der hohe Hut mit der ſchmalen Krämpe und die ſteifen ſpitzigen Vatermörder gegeben, war verſchwunden, da er den Hut in der Hand trug und anſtatt deſſen graue Haare ſichtbar wurden, und da die Vatermörder, die ihn bei ſeiner Einführung in Bonneville mit Eleganz hatten unterſtützen ſollen, zerknittert über die Kravatte herabfielen. Ich lud ihn ein, zu uns einzuſteigen, und er nahm es dankbar an.

„Nun," ſagte ich, als er uns gegenüber ſaß, „es ſcheint, daß Sie in Bonneville und Umgegend ſchon Alles beſetzt fanden?"

Er ſeufzte, zuckte die Achſeln und erwiderte: „Das eigentlich nicht; gerade in dieſer Gegend hätte ich nach langem Suchen endlich Beſchäftigung gefunden; es ſind Beamte, Bürger und Adelige genug in der Stadt und Umgegend, welche ihren Kindern und Frauen Geſangsunterricht geben laſſen. Es iſt zwar ſchon ein Lehrer da, aber das Publikum wäre für Zweie ausreichend, ohne daß Einer dem Andern zu ſchaden brauchte."

Er unterbrach ſich und ich hielt mich nicht für berufen, weiter zu fragen, obwohl er nach dieſem Anfang eine Fortſetzung ſchuldig war. Er fühlte das ſelbſt und fügte, nachdem er ſich gewaltſam aus dem

Nachdenken, in das er eben verſunken war, herausgeriſſen, hinzu: „Der Ort iſt für jeden andern Muſiklehrer gut, nur nicht für mich.“

„Haben Sie vielleicht einen Unterricht, eine Manier, eine Schule, die mit den Kunſtanſichten, welche Sie in dieſen Gegenden vorgefunden, nicht übereinſtimmen?“

„Ach nein,“ ſagte der Italiener, „wenn dem auch ſo wäre, ich dürfte es ſo genau nicht nehmen. Nicht eine Manier oder Schule habe ich, aber ein Schickſal.“

Das Lächeln war bei dieſem Worte, das er mit einem ſchmerzlichen Pathos ausſprach, wieder verſchwunden; die tiefſte Betrübniß lagerte ſich auf ſein Geſicht, und ſein Kopf ſank auf die Bruſt hinab. Ich glaubte ihn nicht ſtören oder mit weitern Fragen quälen zu dürfen und knüpfte mit meinem Freunde ein Geſpräch in deutſcher Sprache an. Erſt als wir in Chêne, dem beſonders am Abend belebten Städtchen, in unmittelbarer Nähe Genfs, einfuhren, weckte ihn das Geräuſch und der Lärm der Bevölkerung und der Wagen auf dem Straßenpflaſter, daß er den Kopf erhob. „Mein Gott,“ rief er, „ſind wir ſchon in Genf?“

„Noch nicht, aber bald,“ ſagte ich dießmal in italieniſcher Sprache, in dem Gefühl, daß es ihm angenehm ſein müſſe, ſeine Mutterſprache zu hören und in dem unbeſtimmten Bedürfniß, dieſem Manne, der auf ſeinem ganzen Weſen den Stempel des Unglücks trug, auf eine Weiſe, die ihn anheimelte oder Vertrauen einflößte, entgegenzukommen. Und ſo fuhr ich in derſelben Sprache fort: „Möchten Sie nicht in Genf Ihr Glück verſuchen? Genf iſt heute eine große Stadt, beherbergt immer viele Fremde und es wäre nicht unmöglich, daß Sie daſelbſt Unterrichtsſtunden fänden.“

„Nein, nein,“ erwiderte er kopfſchüttelnd und mit einem gewiſſen Humor, „ich muß es Ihnen nur geſtehen, ich bin ein Geſanglehrer für Städte unter dreitauſend Einwohnern oder für ländliche Bevölkerungen, die es mit der Methode nicht genau nehmen. Ich kann nichts, ich verſtehe wenig vom Unterricht und von der Kunſt ſelbſt. Ich hatte einmal eine ſchöne Stimme und ſo kam ich darein und habe eine Reihe von Opernarien ſingen gelernt. Später habe ich mich allerdings vervollkommnet — aber ſo ein rechter Geſanglehrer, wie er ſein ſoll, bin ich nicht und in einer Stadt wie Genf kann ich als ſolcher nicht auftreten. Wäre ich ein Charlatan, dann müßte ich fürchten, noch größere Leiden auf mich herabzurufen, oder müßte ich noch mehr fürchten, die bereits erlittenen verdient zu haben. Ich habe meinen Entſchluß gefaßt — ich habe einen Plan, bei dem ich zu keinem Betruge gezwungen bin, und nach den Erfahrungen, die ich in Bonneville gemacht, will ich von dieſem Plane nicht mehr laſſen.“

„Und der iſt?“ fragte ich, mit dem beſten Willen, ihn, wenn es mir möglich, bei Ausführung ſeines Planes in Genf zu unterſtützen. Aber er that, als ob er meine Frage nicht gehört hätte und rief: „Da iſt ſchon die Stadt!“ ſchwang ſich mit größerer Behändigkeit, als ich ihm zugetraut hätte, vom Wagen, dankte für die Güte und eilte abſeits von der Straße in die dunkle Allee zwiſchen zwei Gartenmauern.

Unſer Mitleid mit Unbekannten, deren Unglück uns ebenfalls unbekannt iſt, hat niemals eine nachhaltige Wirkung; kein Wunder, daß ich des italieniſchen Geſanglehrers bald wieder vergaß. Aber er ſollte darum nicht immer von meinem Lebenswege verſchwunden ſein, und daß er, um in dem Bilde zu bleiben, mir zum dritten Male am Rande dieſes Lebensweges als Bettler ſitzend erſchien, und zwar in einem Momente, da ich in der Blüthe meines Glückes an ihm vorüberfuhr, ſchien mir wie eine Aufforderung des Schickſals, ihn nicht wieder aus den Augen zu verlieren. Iſt es doch nicht wahr, daß der Glückliche grauſam iſt; im Gegentheile macht das Glück empfindlicher für das Unglück anderer.

Im Herbſte deſſelben Jahres, an einem der verſpäteten Sommertage, die ſich am Genferſee manchmal in den Oktober verirren, fuhr ich, dieſen Irrthum der Natur benutzend, in der Geſellſchaft geliebter Perſonen, nach der Bellotte, jenem ſchönen Ausſichtspunkte am See, wo man im Anblick der Stadt, der ſchönſten Landhäuſer des weſtlichen Ufers, bei Wein und Fiſch immer einige angenehme Stunden verbringen kann. Wir ſaßen bei unſerm ländlichen Mahle in der Stube, als durch das offene Fenſter Geſang zu einer Guitarre hereindrang, und zwar war es die Arie »Ecco ridente il cielo.« die ſchon durch ihren erſten Vers und durch ihre Melodie, wie wenige andere Lieder mit einem Streiche die ganze Schönheit Italiens herbeizaubert und die holdeſten Erinnerungen an das hesperiſche Land auf ein Mal weckt. Es war eine alte und gebrochene Stimme, die ſang, und zwar zu einem höchſt unvollſtändigen Guitarrengeklimper, doch hörte man es einzelnen Tönen noch an, daß ſie Ruinen einer einſtigen ſchönen Tonleiter waren, und der blaue Himmel mit dem blauen See ſtimmten mit dem Ecco ridente ſo zuſammen, daß die Wirkung des Geſanges auf unſere glücklichen Gemüther eine ſolche war, wie ſie ſonſt ſelbſt die herrlichſten Konzerte in gleichgültiger Umgebung nicht hervorbringen. Ich ſaß ſo, daß ich den Sänger, der draußen unter den Bäumen ſtand und nur für uns ſang, da keine anderen Gäſte da waren, in einem mir ſchräge gegenüberhängenden Spiegel ſehen konnte. Es war ein alter Mann in einer langen blauen Blouſe, deſſen Geſicht oben von einem breitkrämpigen Hute, unten von einem kurzen grauen Barte bedeckt war. Ich glaubte in ihm einen Bettler zu erkennen, der gewöhnlich nicht fern von unſerm Hauſe in der Nähe der Délices ſeinen Stand hatte, und war erſtaunt, daß dieſer Mann ſich plötzlich in einen fahrenden Sänger umgewandelt haben ſollte. Da ich deßhalb näher zuſah, überzeugte ich mich, daß ich mich geirrt, aber mein Erſtaunen wurde darum nicht minder, denn in dem Sänger erkannte ich endlich jenen alten Italiener, dem ich auf dem Wege nach Bonneville zweimal begegnet war. Ich fühlte, daß ich eine Art von Freundſchaft für ihn empfand, als mit einem Male, nachdem er kaum zehn Minuten geſungen, ſeine Stimme zuſammenbrach, und dieſelben Töne, die Anfangs angenehm geklungen, jetzt wie eine Parodie ihrer ſelbſt, ſchrill, ja krächzend zum Vorſchein kamen. Einige Mitglieder unſerer Geſellſchaft fingen an zu lachen, was mir im Namen meines alten Bekannten ziemlich wehe that. Ich bat ſie, ſich ein wenig zu mäßigen, daß der arme Mann ihr Gelächter und ihre Bemerkungen nicht höre, gab der ſchönſten Frau unſerer Geſellſchaft eine etwas größere Münze, als man ſonſt ſolchen Sängern zu zahlen pflegt, und erſuchte ſie, ſie dem alten Manne zu bringen und mit ſehr freundlichem Geſichte zu übergeben. Sie vollführte ihren Auftrag, mit der ihr angeborenen Anmuth, und der Sänger hielt ſich für verpflichtet, für das verhältnißmäßig große Honorar noch einige italieniſche Arien zu ſingen, die allerdings von Minute zu Minute trauriger und mehr und mehr muſikaliſch falſch ausfielen. Man konnte es ihm anſehen, daß er das Bewußtſein jedes falſchen Tones hatte; er ſchüttelte manchmal den Kopf, machte hie und da eine Bewegung der Ungeduld, brach plötzlich ab und ſetzte ſich traurig auf eine der Bänke unter die Bäume. Ich ließ einige Zeit vergehen, dann näherte ich mich ihm und begrüßte ihn wie einen alten Bekannten. Er war etwas betroffen, daß ich ihn in dieſem Zuſtande wiederſah, ergab ſich aber bald in dieſes unangenehme Gefühl und ſagte ſchmerzlich lächelnd: „Sie haben ſich jetzt überzeugen können, daß ich Sie nicht getäuſcht habe, als ich Ihnen von der Mangelhaftigkeit meiner Kunſt ſprach.“

„O,“ erwiderte ich, „Ihrem Geſange hört man es noch an, daß er einſt überaus ſchön geweſen ſein muß.“

„Einſt, ja einſt!“ ſeufzte der Italiener.

„Und,“ fuhr ich fort „man hört auch, daß Sie kein Naturſänger ſind, ſondern Ihre Kunſt gehörig gebildet haben; demnach glaube ich, daß Sie allerdings es hätten wagen können, als Geſanglehrer aufzutreten.“

„Nein, nein,“ antwortete er kopfſchüttelnd, „meine Beſtimmung war es, als Bettler zu enden; da nützte kein Sträuben und ich zog es vor, mich halb und halb freiwillig in dieſes Schickſal zu fügen. Auch fühle ich mich, ſeit ich dieſen Stand erwählte, viel glücklicher, als ſeit langen, langen Jahren.“

Trotz dieſer Verſicherung, ließ er den Kopf hängen und ich ſagte, vielleicht nur um etwas zu ſagen: „Beſuchen Sie mich doch einmal in Genf.“

„Ach nein, Sie ſind zu gütig,“ ſagte er niedergeſchlagen, — „ſehen Sie mich an — ich bin nicht mehr gemacht,“ fügte er mit einem Seitenblick auf die Damen, die aus dem Hauſe getreten waren, hinzu, „ich bin nicht gemacht, in ſolcher Geſellſchaft zu erſcheinen.“

„Irren Sie ſich nicht,“ ſagte ich darauf, indem ich mich zu ihm auf die Bank ſetzte, „ich gehöre mit zu Ihrer Familie; ich bin ein armer Mann wie Sie, ein armer Schriftſteller, dem es heute leidlich ergeht und dem es einſt noch ſchlimmer ergehen kann, als Ihnen im jetzigen Augenblicke, da ich für äußerſte Fälle nicht einmal ſolche Hülfsquellen habe, wie Sie ſie in Ihrer Kunſt beſitzen. Sie haben mich auf der Diligence neben ſich geſehen; der Privatwagen, in dem Sie mir ſpäter begegneten, gehörte einem Freunde und wenn Sie mich jetzt in luſtiger Geſellſchaft, bei einem guten Mahle und gutem Weine wiederfinden, ſo iſt das einer der guten Tage, die ſich unſer Einer in guten Zeiten manchmal erlaubt, mit dem Bewußtſein, es nicht immer ſo haben zu können.“

„Aber,“ erwiderte der alte Sänger, „Sie leben doch in einer Geſellſchaft, in welcher eine Erſcheinung wie die meinige eine arge Diſſonanz bilden würde.“

„Nicht im Geringſten,“ verſicherte ich. „Darf ich Sie um Ihren Namen bitten?“

„Ich nenne mich,“ erwiderte er etwas zögernd, „ſeit mehreren Jahren Baſſini.“

„Alſo, Signor Baſſini,“ ſagte ich, „ich müßte mich ſehr täuſchen, oder Sie haben eine künſtleriſche Laufbahn hinter ſich; nun iſt mir die Geſellſchaft von Künſtlern von jeher lieber und angenehmer geweſen, als die Geſellſchaft von Millionären. Ich bin überzeugt, daß Sie in Ihre jetzige Lage nicht gekommen, ohne viel erlebt zu haben, und wenn ich etwas für Sie thun kann, werden Sie mich reichlich dafür belohnen, wenn Sie mir etwas von Ihren Erfahrungen und Erlebniſſen mittheilen und mich ſo belehren.“

„Eine traurige Belehrung!“ rief Signor Baſſini.

Ich gab ihm meine Adreſſe; auf mein dringendes

Bitten gab er mir auch die ſeinige, mit dem Verſprechen, mich in der That demnächſt beſuchen zu wollen, und wir trennten uns — ich, um auf dem Rückwege nach Genf von den Freunden mancherlei Scherze und Sticheleien in Bezug auf meine Neigung für vagirendes Künſtlervolk anzuhören.

Die ſchönen Oktobertage waren bald dahin: die Biſe wehte die fliegenden Blätter fort, und ihr folgte Schneegeſtöber und endlich kaltes, eindringendes Regenwetter. Wir waren ſchon ſpät im November, und Signor Baſſini hatte nicht Wort gehalten. Es war ein ſchlimmer Winter, man ſprach viel vom Elend der armen Leute und ich dachte ſeiner oft, überzeugt, daß er ſchweren Mangel dulden müſſe. Indeſſen hätte es mir eine Zudringlichkeit geſchienen, wenn ich ihn, nachdem er meiner Einladung nicht gefolgt war, hätte aufſuchen wollen. Vielleicht wünſchte der Unglückliche, der offenbar beſſere Tage geſehen hatte, in ſeinem Unglück allein und ohne Zeugen zu bleiben. Iſt doch die Einſamkeit oft der beſte Troſt des Unglücklichen; ſie läßt ihn ſeine Qualen leichter vergeſſen als die Geſellſchaft, die uns immer an das erinnert, was uns fehlt. Doch achtete ich, ſo oft ich durch die Straßen der Stadt ging, auf jede Muſik, auf jeden Geſang, die mir aus Schenke oder Kaffeehaus entgegentönten, und ich folgte meiſtens dieſen Tönen, hoffend, daß ſie mich mit meinem alten Bekannten wieder zuſammenführen. Dieſe Hoffnung war vergebens; Signor Baſſini blieb verſchwunden.

So ſchob ich denn alle Skrupel bei Seite und wanderte eines Tags in die Rue de la Trinité und ſtieg die ſechs Treppen der Nummer 9 hinan. Es war ein elendes, altes, ſchmutziges Haus, wie man ſie in dieſer Gegend der alten Stadt zwiſchen der Rue de la fontaine und dem Perron ſo häufig findet. Es ſchien ſich nur aufrecht zu erhalten, weil es da in ſolchem Häuſergedränge ſtand, das ſeinen Umſturz verhinderte. Die ſteinernen Treppen waren ſo ausgetreten, daß man an manchen Stellen einen ſteilen Bergpfad hinanzuklimmen glaubte. Vom dritten bis zum fünften Stockwerke führte eine hölzerne Stiege, der aber viele einzelne Treppen fehlten und über deren Lücken man wie über Abgründe ſpringen mußte. Vom fünften in den ſechsten Stock führte eine einfache Leiter. Man konnte da oben nur ermüdet ankommen, und es ſchien Einem, am Ziele angelangt, als hätte man Gefahren und Abenteuer hinter ſich. In einem langen aber ſchmalen Korridor, der ſein Licht durch einige Brüche im Dache erhielt, ſaßen Weiber und Kinder, trotz der Feuchtigkeit des Bodens, ja der kleinen Bächlein, die daſelbſt in Folge des hereinfallenden

Regens über die Bretter des Bodens floſſen. Das ſagte mir, daß es in dieſem unwirthlichen Korridor noch beſſer ſein müſſe, als in den Stuben, in welche die Thüren rechts und links hineinführten. Vielleicht kamen die Weiber und Kinder hier auch nur zuſammen, um ſich und den umgebenden Raum durch die Menge zu erwärmen. Ich fragte nach Monſieur Baſſini; Niemand kannte dieſen Namen. Erſt auf meine nähere Schilderung der Perſönlichkeit und nachdem ich ihn als einen Mann mit einer Guitarre bezeichnete, zeigte man mir die letzte Thüre im Korridor. Ich trat ein und fand meinen Freund auf einem Strohſacke liegend und mit jenem olivengrünen langen Rocke, in dem ich ihn zuerſt geſehen hatte, kümmerlich bedeckt. Eine ganze Ecke des Strohſackes war durchfeuchtet von dem Regen, der durch das zerbrochene Fenſter hereindrang. In der ganzen Stube keine Spur von Möbeln. In einem Winkel an der Thür lag ein kleines Häuflein von Kleidungsſtücken und auf dieſem, an die Wand gelehnt, ſtand die Guitarre. Signor Baſſini, der mich ſogleich erkannte, entſchuldigte ſich mit Krankheit, daß er mich noch nicht beſucht habe. Wahrlich es bedurfte keiner Entſchuldigung und keines Zeugniſſes; der Mann ſah krank genug aus. Ich will mich auf weitere Schilderung des Elendes nicht einlaſſen. Nur ſoviel, daß

Signor Baſſini zu Grunde gegangen wäre, wenn ihn nicht eine proteſtantiſche Geſellſchaft, wie das fromme Genf ihrer ſo viele beſitzt, in der Hoffnung ihn zu bekehren, unterſtützt hätte. Ich kam gerade zur rechten Zeit, denn die fromme Geſellſchaft hatte die Hand von ihm abgezogen, als er, ihre Abſichten erkennend, und um ſie nicht länger in ihrer Täuſchung zu erhalten, erklärte, daß er an einen Religionswechſel nicht denke. Seit mehreren Tagen war er in Folge deſſen ohne alle Hülfe und Unterſtützung.

Ich ſprach mit unſerm Onkel, dem guten Dr. Peliſſier, der daran gewöhnt war, die Kranken unter dem Dache aufzuſuchen; er nahm ſich des alten Italieners auf jede Weiſe an und — um kurz zu ſein — zu Anfang des neuen Jahres war Signor Baſſini ſo weit wieder hergeſtellt, daß er — NB. in ſeinem olivengrünen Rocke — uns einen Beſuch machen konnte. Ich brachte ihn zu dem Verſprechen, einer Frau unſerer Familie bei ihren Geſangſtudien behülflich zu ſein, ihr mit ſeinem Rathe beizuſtehen, und ſo gezwungen öfter zu kommen, legte er ſeine anfängliche Scheu ab und fühlte ſich bald heimiſch in unſerm kleinen Kreiſe. Beſonders gerne brachte er die Abende bei uns zu, froh, wieder manchmal auf einem Klavier ſpielen zu können und mit augenſcheinlichem Vergnügen hie und da kleine

Erlebniſſe aus früherer Zeit erzählend, mit denen er vielleicht nur beweiſen wollte, daß er in guter Geſellſchaft nicht fremd war.

Mit all dem wußten wir doch nichts Weſentliches aus ſeiner Vergangenheit, obwohl wir in dieſer Beziehung nicht ohne Neugierde waren. Dieſe war bei Menſchen, die nunmehr mit ihm in ziemlich gemüthlichem Umgange lebten, um ſo mehr gerechtfertigt, als wir wußten, daß Baſſini nicht ſein eigentlicher Name war und wir allerlei Urſache zu haben glaubten, dieſen Namen als eine bloße Maske eines berühmtern betrachten zu dürfen. Natürlich enthielten wir uns trotzdem aller Fragen, und dieſes Zartgefühl wurde uns ſehr erleichtert, da Signor Baſſini zu wiederholten Malen Anſätze zu Bekenntniſſen machte, und vorauszuſehen war, daß er uns demnächſt etwas Näheres über ſeine Schickſale mittheilen werde. Es bedurfte vielleicht nur eines kleinen äußern Anſtoßes, irgend einer unbedeutenden Veranlaſſung.

Dieſe fand ſich bald und zufällig. Auf meinem Tiſche lagen eines Abends verſchiedene Werke über alte Koſtüme, die ich behufs einer Arbeit aus Bibliotheken und von Freunden zuſammengetragen hatte. Unter dieſen auch mehrere franzöſiſche Theateralbums, die mir ein Freund wegen der in verſchiedenen Stücken gebrauchten Koſtüme beigelegt hatte. Signor Baſſini blätterte, während ich im Zimmer auf und ab ging, in dieſen Büchern. Plötzlich bemerkte ich, wie er vor einem Blatte erſchrocken Halt machte, es einen Augenblick mit einer Art von Furcht betrachtete und dann raſch weiterblätterte. Ich glaubte, er ſei auf etwas ganz Beſonderes geſtoßen und bückte mich über den Tiſch und fragte: „Welches Bild machte Sie ſo betroffen?“ Er überlegte einen Augenblick und blätterte dann entſchloſſen zurück und zeigte mir ein Koſtümbild, welches, wie die Schrift darunter beſagte, einen gewiſſen ehemals berühmten Tenoriſten in einem gewiſſen Rollenkoſtüme zeigte.

„Nun,“ fragte ich, „was fällt Ihnen hier ſo beſonders auf?“

Signor Baſſini ließ ſeinen Kopf auf das Blatt fallen und antwortete nicht. In mir ſtieg eine Ahnung auf, ich machte der Frau, die gegenwärtig war, ein Zeichen, und ſie verließ das Zimmer. Als Signor Baſſini den Kopf wieder erhob, blickte er um ſich und da er ſich mit mir allein ſah, ſagte er ſchmerzlich lächelnd und auf das Blatt deutend: „Ich glaube, daß ich das ſelber bin.“

„Wie!“ rief ich aus, „Sie wären der berühmte Sänger, von dem man vor zwanzig Jahren ſo viel geſprochen?“

„Ich glaube, ich bins,“ ſagte Signor Baſſini immer lächelnd, „ich glaube es, aber wahrlich ganz ſicher bin ich meiner Sache nicht, denn es iſt mir ſehr ſchwer, den Elenden, den ich nun ſeit ſo langen Jahren mit mir einherſchleppe, und den Glücklichen, den ich einſt in Paris gekannt hatte, für eine und dieſelbe Perſon zu halten. Iſt es möglich, daß derſelbe Menſch zwei Lebensläufe durchmache, die von einander ſo verſchieden ſind, wie Himmel und Hölle, dann iſt es auch möglich, daß ich jener glückliche Künſtler war, deſſen Bild Sie hier in ſeiner Glanzrolle ſehen und das ehemals in allen Albums prangte und von den bedeutendſten Künſtlern für die Schaaren ſeiner Verehrer vervielfältigt wurde.“

Das Eis war gebrochen, Signor Baſſini fragte, ob wir dieſen Abend allein bleiben, und auf die bejahende Antwort begann er nach einigen einleitenden Worten, wie folgt:

„Ich bin in Bologna geboren und ſtamme aus einer jener vielen alten Familien, an denen dieſe Stadt noch heute ſo reich iſt, und die, obwohl in die bitterſte Armuth verſunken, in Erinnerung an ihre ehemalige Größe, jede Arbeit, jeden Erwerb als unverträglich mit ihrer Ehre betrachten. Meine Jugend verſtrich, wie die Jugend aller jener berühmten Müßiggänger, welchen Bologna einen ſo ſchlechten Ruf verdankt. Ich hatte nichts gelernt und verbrachte meinen Vormittag in der Barbierſtube, meinen Nachmittag im Kaffeehauſe und unter den Arkaden. Der heutigen Jugend Italiens war es vergönnt, im Kampfe fürs Vaterland, die Schmach, die auf ihrem nutzloſen Leben lag, abzuwälzen; meine Zeit fiel in eine Epoche, welche dieſer Leere nicht nur nichts bot, ſondern ſie wie einen Lebenszweck ermuthigte. Es fiel mir nie ein, daß meine Exiſtenz jemals eine andere Wendung nehmen ſollte, denn ich war mir deſſen ſehr wohl bewußt, daß ich nichts beſaß, was mich zu einem andern Leben hätte ermuthigen können. Ich hatte, wie geſagt, Nichts gelernt; ich weiß nicht, ob ich damals meinen eigenen Namen ordentlich ſchreiben konnte; meine äußere Erſcheinung hatte nichts Empfehlendes, ſie war im Gegentheil derart, daß ich nicht einmal auf jenen Schein vergänglichen und frivolen Glückes rechnen durfte, welches bei dem galanten Leben Bologna's vielen meiner Mitgenoſſen im Müßiggange einen halb und halb ſchimmernden Inhalt gab. In dieſer Beziehung hatte ich mich, wenn auch mit Widerſtreben, ſchon mit zwanzig Jahren ganz und gar in mein Schickſal gefügt; ich wußte, daß mich weder Einfluß, Ehre, Reichthum, noch das Glück der Liebe in dieſer Welt erwarteten, und ich richtete mich ganz darnach ein, mit einigen hundert Lire jährlich, wie viele Andere, meine Jugend, mein Mannes- und Greiſenalter durch Kaffeehaus und Arkaden bis zum Grabe hinaus zu verſchlendern. Da entdeckte man plötzlich eine ungewöhnlich ſchöne Tenorſtimme in mir, und in jener Zeit, da man in Italien kein anderes Intereſſe kannte, als das Intereſſe für die Oper, wurde ich mit einem Male bis zu einem gewiſſen Grade der Held des Tages. Der Impreſſario, um kurz zu ſein, bemächtigte ſich meiner und nahm mich mit ſich für die Karnevalſaiſon nach Florenz, wo er die Pergola übernommen hatte. Mein kleines Vermögen gab ich gerne für Muſik- und Geſangunterricht aus, da es mir mit reichen Zinſen zurückkommen ſollte; mein Herz war voll der ſchönſten Hoffnungen und die Prophezeiungen, die jeden Anfänger bis vor die Lampen begleiten, bewährten ſich bei mir bis zur geſättigetſten Verwirklichung. Meine erſte Arie wurde mit Enthuſiasmus aufgenommen und bei meiner letzten war ich ein großer Sänger. Sie waren damals jung und erinnern ſich nicht, wie raſch mein Name, als eines Phänomens durch alle Zeitungen Europa's lief, und mein Impreſſario, der auch an der italieniſchen Oper in Paris Antheil hatte, erwägend, daß meine ſchöne Stimme in dieſer Hauptſtadt mit größerm Vortheile in Gold verwandelt werden könne, verurſachte den Florentinern den großen Kummer, mich, allerdings unter den glänzendſten Bedingungen, in die Ferne zu ſchicken. Ich beſtand meine Probe vor dem Pariſer Publikum mit demſelben Erfolge, wie in Florenz; nach wenigen Tagen war ich der erſte Sänger, der gefeierteſte Held der Kunſtwelt und der glücklichſte Menſch der Welt überhaupt. In jener Zeit, da die Politik ſchlummerte und die Regierungen ſich überall Mühe gaben, die Aufmerkſamkeit des Publikums auf andere Gegenſtände, beſonders auf Vergnügen zu lenken, was ihnen auch ſtets ſo gelang, daß das Theater der gebildeten Welt des Kontinentes überall als das wichtigſte Inſtitut erſchien — in jener Zeit war es noch mehr zu entſchuldigen, wenn ein Schauſpieler oder Sänger bei ſolchem Erfolge und bei der mit dieſem Stande verbundenen Eitelkeit ſich für den Mittelpunkt der Welt hielt. Die franzöſiſchen Zeitungen hatten das Zartgefühl, mein Glück und meinen Erfolg nicht zu verringern, indem ſie meiner Häßlichkeit vergaßen. Ich geſtehe es, daß ich mich ihrer mitten in meinem Glücke auf das Schmerzlichſte erinnerte. Wie beneidenswerth wäre dein Loos, ſagte ich mir oft, welch ein unbeſchränkter Beherrſcher aller Freuden dieſer Hauptſtadt wärſt du, wenn du mit deiner Stimme ein Geſicht, eine Geſtalt vereinteſt, die mit ihr in irgend welcher Harmonie wären. Zu meiner Freude glaubte ich mich bald zu überzeugen, daß jene Vergeßlichkeit der franzöſiſchen Journaliſten nicht aus ihrem Zartgefühl entſprang; über meiner Stimme vergaß man wirklich und wahrhaftig, wie meine mangelhafte muſikaliſche Bildung, ſo auch meine äußere Erſcheinung. Meine Stimme ſchien Alles an mir zu vergolden und zu verklären, oder wenigſtens das Auge derjenigen zu blenden, deren Ohr und Herz ich entzückte. Ich bemerkte, daß mich Frauen ſo zu behandeln anfingen, wie ſie ſonſt nur ſchöne Männer behandeln, und ich dachte, daß ich jener Frau unendlich dankbar wäre, die mich wirklich das Glück der Liebe, auf das ich ſo früh verzichtet hatte, koſten ließe. Indeſſen wußte ich wohl, was die Täuſchung jenſeits der Lampen vermag und wie wenig dauerhaft die Täuſchung ſein könne; ich war immer darauf gefaßt von der Höhe dieſes Glückes auf halbem Wege wieder herabzuſtürzen, aufs Neue entſagen zu müſſen, und in dieſer Stimmung war es natürlich, daß mich die Zaghaftigkeit, die mit dem Bewußtſein meines wenig einnehmenden Weſens verbunden war, niemals verließ. Ich wollte zufrieden ſein, wenn mich eine ſchöne Frau aus der Ferne hinter dem täuſchenden Lampenlichte, im trügeriſchen Koſtüme eines Helden liebte. Dieſes Glück wollte ich mir nicht verſagen und von der Bühne aus wählte ich diejenige, die ich lieben und von der ich aus der Ferne geliebt ſein wollte. Es war zu entſchuldigen, daß ich nach dem Schatten jener Seligkeiten ſtrebte, die ich ſonſt immer als die unausbleibliche Beigabe meiner Laufbahn rühmen gehört.

Rechts von mir, ungefähr in der fünften Seitenloge erſten Ranges, bemerkte ich bald eine Dame, die ſo oft ſie auch in der italieniſchen Oper erſchien, immer und jedesmal die ſchönſte der ganzen Verſammlung blieb. Da ich die freie Wahl hatte, warum ſollte ich nicht die ſchönſte meiner Zuhörerinnen wählen? Der Stolz, die Härte, die auf ihrem Geſichte lagen, aber den Reiz und die Schönheit, indem ſie ſie unnahbar machten, nur erhöhten, konnten mich nicht abſchrecken, da ich mich nicht nähern wollte, eben ſo wenig als mir ihr Marquistitel abweiſend erſcheinen konnte. Ihr ſang ich meine zärtlichſten Arien zu, zu ihr wandte ich mich, wenn ich Liebesworte zu ſprechen hatte und bald dachte ich auf meiner Stube nur an ſie, wenn ich eine Arie einſtudirte und den liebevollſten Ausdruck hineinzulegen ſuchte. Solche Phantaſieſpiele ſind überaus gefährlich, wo ſie ſich mit einer ſchönen Frau beſchäftigen. Es braucht nur kurze Zeit zu dauern, ein ſolches Spiel, und man weiß nicht mehr, wo die Phantaſie aufhört und das Gefühl beginnt. Das Eine wiederholte ich mir mit Ausdauer, daß es nur Phantaſie ſein könne, wenn ich mir einbildete, daß die Marquiſe mir mit noch größerer Theilnahme horchte, als das übrige Publikum; daß ſie mich mit innigerm Blick betrachte und daß es an Wahnſinn grenze, wenn ich manchmal zu ſehen glaube, wie ſie voll Einverſtändniß, voll Mitleid, wie ſie mit Liebe zuhöre, den Kopf bewege, ſich verneige, als ob ſie mir antworten wollte, wenn ich ihr meine Liebesworte entgegenſang.

Wir hatten eine elende alte Sängerin am Theater, die man nur äußerſt ſelten und in den untergeordnetſten Rollen verwendete, die aber immer hinter den Couliſſen ſtand. Die Beſchäftigung dieſer Perſon, welche alle Laſter in ſich vereinigte, für die die Bühne ein fruchtbar treibender Boden iſt, beſtand darin, die Beziehungen der Sänger und Sängerinnen zu einander und zum Publikum zu beobachten, ſich darein zu mengen und ſie nach ihrer Art zu benutzen. Signora Rita hatte es bald bemerkt, nach welcher Seite, nach welcher Loge ich mich mit Vorliebe wendete, und nach einiger Zeit machte ſie mir die Bemerkung, daß die Marquiſe Basvallé meine aufmerkſamſte Zuhörerin ſei. An dieſe Bemerkung knüpfte ſie, während der nachfolgenden Vorſtellungen andere derartige, immer weiter gehende, bis ſie mir ihre Ueberzeugung ausſprach, daß die ſchöne Marquiſe bis über den Kopf in mich verliebt ſei. Ich kannte die Perſon und ihren Beruf und wies ſie mit ihren Bemerkungen ziemlich derb von mir. Wenn ich die Marquiſe liebte, — noch mehr, wenn ſie für mich einige Neigung hatte, dann ſollte die Einmiſchung einer Perſon, wie Signora Rita, dieß Verhältniß nicht verunreinigen. Lieber niemals die Hand meiner Geliebten berühren, als zu dieſem Glücke durch dieſe Vermittelung gelangen. Die Marquiſe war im Laufe der Wochen in meinem Herzen zu einem ſolchen Ideale erwachſen, mit ſolchen Tugenden ausgeſtattet worden, daß ich es ihr ſchuldig war, jeden unreinen Hauch von ihr fernzuhalten.

Indeſſen konnte dieſes ſelbe Herz, voll von Idealen, für die zu ſchmeichleriſchen, zu hoffnungsvollen Einflüſterungen der Signora Rita nicht taub bleiben. Die unreine Perſon konnte ja möglicher Weiſe doch eine Wahrheit entdeckt haben! Ich ſträubte mich mit aller Kraft gegen meinen eigenen Wahn, als ich mit einem Male eine Einladung erhielt, in einer Soirée der Marquiſe Basvallé zu ſingen. Neue Hoffnung und neue Zaghaftigkeit theilten mein Herz. War die Einladung nicht vielleicht ein Beweis, daß ſie wirklich etwas für mich fühlte? Aber bisher hatte ſie mich nur im Koſtüme hinter den Lampen geſehen; wird nicht alle Täuſchung, und mit ihr jeder Anflug von Neigung, wenn eine ſolche vorhanden iſt, ſchwinden, ſobald ſie mich in der Nähe betrachtet? Die drei Tage, die vor mir lagen, vergingen mir in Qual und Hoffnung unendlich langſam und in der letzten Stunde ſchienen ſie mir wie ein Augenblick dahingeſchwunden. Ich hätte gewünſcht noch mehrere Tage vor mir zu haben, um länger hoffen zu können, und doch wieder freute ich mich, daß mit der Gewißheit auch die Qual vorüber ſein werde. Noch im letzten Augenblicke, da ich ſchon in den Wagen ſteigen ſollte, überfiel mich eine furchtbare Angſt; ich kam mir in Frack und weißer Kravatte ſo erbärmlich vor: mein Spiegel hatte mir nie eine häßlichere Erſcheinung gezeigt, und dazu überfiel mich das niederſchmetternde Bewußtſein, wie ſehr es mir an Wiſſen, Bildung und Formen fehlte, um in der Geſellſchaft einer großen Dame von Paris aufzutreten. So gehörig vorbereitet, von einer lieb gewordenen Täuſchung für immer zu ſcheiden, aus einem ſchönen Traume auf das grauſamſte geweckt zu werden, ſtieg ich in den Wagen, wie ein Verurtheilter in den Karren, und fuhr ins Faubourg St. Germain, als wäre es meine Richtſtätte.

Die franzöſiſchen Ariſtokraten ſind menſchlicher, als die engliſchen; ſie behandeln den Künſtler, den ſie in ihre Geſellſchaft ziehen, wenigſtens für den Augenblick, wie ihresgleichen, nicht wie Livreebediente; ſie trennen ihn auch nicht durch einen Kordon von den andern Gäſten und laſſen die Gleichheit gelten, die ſie auf politiſchem Felde bekämpfen. Ich wurde in die Maſſe der Gäſte hineingeführt, dem Herrn und der Dame des Hauſes vorgeſtellt, wie Jeder Andere, und mein Nachbar im Gedränge redete mich eben ſo freundlich und höflich an, wie den andern Nachbarn, der ein Duc et Pair war. Ich hatte für dieſe Dinge Aug' und Gefühl offen, weil ich vor meiner Geliebten nicht gedemüthigt ſein wollte. Ich bemerkte auch mit Vergnügen, daß mich alle Welt mit Intereſſe anſah, ohne irgend welchen Schreck über meine Häßlichkeit zu äußern. Man ſah nur den berühmten Künſtler, der ganz Paris entzückte, man horchte auf jedes ſeiner Worte, ob nicht ein Theil des Zaubers auch aus ſeiner gewöhnlichen Rede herausklinge. Ich hatte die Gemüthsruhe, dieſe Bemerkungen bei den Andern zu machen, nachdem ich ſie zu meiner höchſten Befriedigung ſchon bei der Marquiſe gemacht hatte. Es iſt wahr, ſie empfing mich bei aller Freundlichkeit, mit der ruhigen Form einer großen Dame; ob ſie mich liebte oder nicht — konnte ſie mich anders empfangen? Aber von der Enttäuſchung, von dem Entſetzen, das ich gefürchtet hatte, war auch nichts zu bemerken, und der ſchmeichelnde Gedanke, daß meine Stimme wirklich und wahrhaftig ganz und gar meine Häßlichkeit vergeſſen mache, ja gewiſſermaßen verkläre, tauchte aufs Neue in mir auf und erfüllte mich mit Muth und Hoffnung. In dieſer Stimmung wagte ich es, die Marquiſe prüfend zu betrachten. Wie ich in der Nähe häßlicher ſein mußte, ſo war ſie, in der Nähe betrachtet, um ein Unſägliches ſchöner. Erlauben Sie mir, ſie Ihnen nicht zu beſchreiben, ich ſage nur, daß wie ſie ſonſt mein Herz mit Sehnſucht erfüllte, mich an dieſem Abende ihr Anblick berauſchte. In ihrem weißen Spitzenkleide, mit den offenen, bis auf den Boden herabfallenden Aermeln, welche beide Arme ſehen ließen, mit den wenigen blitzenden Diamanten in dem ſchwarzen Haare, war ſie ſchöner, als irgend ein Bild des fünfzehnten und ſechszehnten Jahrhunderts, das ich in den Gallerien meines Vaterlandes geſehen hatte; doch war ſie manchem dieſer Bilder anverwandt, denn ſie hatte etwas von der tiefen, aber zugleich unheimlichen Schönheit der berühmten Frauen jener Zeit. Ihr Mann, um wenigſtens dreißig Jahre älter als ſie, ein alter, unbeholfener Bretone von kleiner Geſtalt, verlor ſich gänzlich in der Geſellſchaft; das Haus, die ganze Pracht, ſämmtliche Gäſte, ſchienen nur der Marquiſe, nicht ſeinetwegen da zu ſein, obwohl er der Träger des alten Namens und der Beſitzer des Vermögens, ſie ein armes Fräulein aus dem Inſtitute von St. Denis und von weit geringerer Abkunft war.

Ich wurde endlich zum Singen eingeladen und ich glaube, daß ich nie ſo ſchön geſungen, wie an jenem Abend. Ich ſpielte mit dem Tone nach Herzensluſt, er war ganz in meiner Gewalt, und was ich immer ſang, ich drückte nur das Gefühl meines Glückes und meiner Leidenſchaft aus. Ich wurde mit Beifall überſchüttet, man bedauerte, mich meiſt nur auf der Bühne zu hören, da ich à la camera ein noch weit größerer Künſtler ſei als auf dem Theater; die Damen waren wie berauſcht und ließen ihrem Enthuſiasmus freien Lauf. Es fielen Worte, die mich ſtutzen machten, die ich aber mit Entzücken hörte, nicht aus Eitelkeit, ſondern nur, weil ſie mir ſagten, daß man mich lieben könne. Ich mußte immer wieder und wieder ſingen; mein Triumph wuchs mit jedem Geſange. Ich war der Mittelpunkt und der Heros der Geſellſchaft geworden. Das Bewußtſein der Häßlichkeit ſank von mir, wie ein Alp; nur Eines war, von dem ich nicht wußte, ob es mich freuen oder ſchmerzen ſollte: die Marquiſe hatte ſich am meiſten zurückhaltend gezeigt; von ihr erhielt ich nur wenige freundliche und höchſt maßvolle Worte. Nach Mitternacht verſchwand ſie auf einige Zeit aus dem Salon. Mir war, als ob ich jetzt auch gehen müßte, bald aber erſchien ſie wieder, näherte ſich mir und ſagte mir, ſie wünſche, daß ich unter den letzten Gäſten ſei, damit ſie mich noch ein Mal weniger geſtört nur in kleinerem Kreiſe hören könne. So blieb ich denn, als die Gäſte ſich zu zerſtreuen anfingen, ſang noch vor vier oder fünf ausgewählten Freunden, bis mir die Marquiſe auf die liebenswürdigſte Art gute Nacht ſagte und den Wunſch ausſprach, mich bald wieder zu ſehen.

Ich ging. Das Vorzimmer war bereits leer. Ich ſah mich nach meinem Ueberrocke um und war erſtaunt, ihn nicht zu finden, als mir ein Stubenmädchen ſagte, daß er unten im Korridor hänge und daß ich durch den Korridor, anſtatt durch die Rue de Lille auf den Quai und ſo ſchneller über die Seine nach Hauſe gelangen könne. Ich folgte ihr und eine Minute ſpäter wußte ich nicht mehr, ob ich träumte oder wachte, denn daſſelbe Stubenmädchen hielt mich am Arm, zog mich durch die ganze Länge des Korridors, dann eine Treppe hinab durch einen langen gedeckten Gang, durch deſſen Fenſter ich in einen Garten ſah, und aus dem Gange in ein zweites Haus, einen Gartenpavillon und da wieder durch mehrere Stuben, bis mit einem Male eine Thüre hinter mir zufiel und ich allein war. Es mußte ſich erſt mein Geiſt an das Sonderbare meiner Lage, dann mein Auge an die Dunkelheit des Zimmers gewöhnen. Dieſes wurde zum Theile von dem Lichte einer Laterne des Quais erhellt, und mit einiger Anſtrengung erkannte ich, daß ich mich in einer kleinen ſchön möblirten Eckſtube befand. Ich befühlte mich ſelber, ob ich es denn auch wirklich war, ob ich noch lebte und das Bewußtſein meiner ſelbſt hatte, oder ob meine ſchönſten Träume nicht zu Wahnſinn, zu einer fixen Idee in mir geworden. Ich ſuchte mich vor Allem der letzten Minuten, die wie eine Betäubung über mich hingegangen waren, bis ins Einzelnſte zu erinnern und wie ſehr ich mich zu überzeugen ſtrebte, daß das Alles bloße Einbildung ſei, ſo ſprach das Zimmer, ſprach jedes Stück Möbel, die fremden Bilder und Alles, was da war und meinem ſpähenden Auge immer deutlicher aus der Dämmerung hervortrat, zu laut, zu handgreiflich von einer nicht wegzuleugnenden Wirklichkeit. Sonderbarer Weiſe wagte ich es lange nicht, mich vom Flecke zu rühren, nicht aus Angſt gehört zu werden, ſondern aus Furcht, daß jede Bewegung die Phantasmagorie verſcheuchen könnte. Endlich warf ich mich in einen Lehnſtuhl und empfand zum erſten Male jenes glückliche und bange Gefühl des Wartens.

2.

Signor Baſſini ſchwieg. Er war nicht von Gefühlen überwältigt, es war, als ob er ſich ſcheute, von ſeinem Glücke weiter zu erzählen. Plötzlich griff er an die Bruſt und holte einen gelben Schlüſſel hervor, der an einem ſchwarzen Bande um ſeinen Nacken hing. „Sehen Sie,“ ſagte er, „das iſt ein goldener Schlüſſel. Ich habe, ſeit ich ihn beſitze, Tage und Wochen lang gehungert, ich war oft dem Hungertode nahe; dieſer Schlüſſel hätte mich retten können, ich habe nie einen Augenblick daran gedacht, ihn zu verkaufen und ſo mein Leben zu retten und ich werde es nicht, wenn noch durch Jahre das Elend an mir nagt; dieſen Schlüſſel habe ich mir damals ſelber machen laſſen, nach dem eiſernen, den ſie mir gab und der zu jenem Pavillon auf dem Quai der Seine führt. Er erinnert mich an eine glückliche Zeit, an die glücklichſte meines Lebens. Doch war der Pavillon nicht lange der Sitz meines Glückes. Die Marquiſe bedauert es, mich während der ſchönen Stunden nicht ſingen hören zu können, da der Geſang meine Anweſenheit im Hauſe verrathen haben würde. Wie ſehr mich das demüthigte, da es mich erinnerte, daß es doch nur mein Geſang war, dem ich mein Glück verdankte, ſo fürchtete ich doch, dieſes Glück, ohne die Hülfe meines Geſanges, bald zu verlieren und ich miethete in der Rue de Courcelles, die damals noch in der Einſamkeit lag und meiſt aus Gärten beſtand, ein in einem dieſer Gärten gelegenes Haus, welches nunmehr der Wohnſitz unſerer Liebe wurde. Geſtatten Sie mir über dieſe Spanne Glückes in meinem Leben, über dieſe Idylle, mitten in Paris, raſch hinweg zu gehen. Nur ſoviel aus jener Zeit, daß trotz aller Vorſicht, trotzdem kein Menſch ahnte, daß jenes Haus mir gehörte, und daß unſere Zuſammenkünfte dort ſtattfanden, ſich doch und zwar mehr in der guten Geſellſchaft, als in der Künſtlerwelt, das Gerücht verbreitete, daß die Marquiſe Basvallé meine Geliebte ſei. Ich habe damals die Wahrheit des Satzes erfahren, daß man nur einer Frau zu gefallen braucht, um allen zu gefallen. Sie werden, wie ſie mich hier ſehen, und nach Allem, was ich Ihnen geſagt, mich nicht für der Eitelkeit verdächtig halten, doch muß ich Sie mir zu glauben bitten, wenn ich Ihnen ſage, daß ich damals viele Beweiſe unerwarteter Neigungen empfangen, daß mir von unzähligen Seiten auf erſtaunliche Weiſe entgegengekommen wurde. Mein Leben mit der Marquiſe war zu ſchön, meine Dankbarkeit, daß ſie, die Erſte, meine Häßlichkeit vergeſſen, zu groß, und meine Liebe überhaupt zu ernſt und zu tief, als daß ich nur einen

Augenblick daran hätte denken können, auch nur einen Funken meines Gefühls Andern zuzuwenden, auch nur mit einem Gedanken, nur für Momente einer Anderen anzugehören. Was mein Glück noch erhöhte, war das Gefühl der Treue und das Bewußtſein von der Dauer dieſes Gefühls. Ich hatte damals keinen andern Wunſch, als den, daß in Folge irgend eines Ereigniſſes die Marquiſe ganz mir angehören, daß ich nur für ſie leben, daß ich ihr irgend welche ſchwere Opfer bringen könnte. Der Marquis war alt; er konnte ſterben. Die Marquiſe war arm und hatte keine Kinder. Das ganze Vermögen konnte an die Familie Basvallé zurückfallen und die Marquiſe hülflos und verlaſſen daſtehen. Ich ſchwelgte in dieſem Gedanken. Ich gewann große Summen, ich wollte noch mehr gewinnen, ich wollte arbeiten, und ich arbeitete ſchon in der That, um mich künſtleriſch mehr und mehr auszubilden, mit meiner Stimme mehr Kunſt zu verbinden, und ſo auf eine weitere Zukunft hinaus zu ſorgen; dieß Alles, um für die Geliebte leben nnd ſterben zu können. Wie viel trug dieſe Möglichkeit zur Verklärung und gewiſſermaßen zur Berechtigung meines Glückes bei?

„Es war mir nicht gegönnt, ſolche beglückende Opfer zu bringen: mein ganzes Leben ſollte grauſamer für dieſe Liebe geopfert werden.

„Es war gegen den Frühling; die Marquiſe blieb plötzlich aus; vergebens wartete ich im Gartenhauſe der Rue de Courcelles Abende, Nächte, Tage lang. Die ſchwärzeſten Sorgen nagten an meinem Herzen, die Tage vergingen mir in Angſt und Pein. Es war nicht länger zu ertragen, ich machte von meinem goldenen Schlüſſel Gebrauch und drang in die mir wohlbekannte Stube des Pavillons am Quai der Seine. Der Pavillon, die Wiege meines Glückes, hatte ſich in meine Falle verwandelt; kaum eingetreten, war ich umringt, und ehe ich mich faßte, ſank ich verwundet und bewußtlos zu Boden. Ich fand mich auf meiner Stube in meinem Bette wieder, aber nur, um mich aufs Neue in Delirien eines heftigen Fiebers zu verlieren. Erſt nach Wochen erfuhr ich, daß ich nicht nur eines heftigen Fiebers wegen, ſondern auch wegen einer ſchweren Wunde am Halſe behandelt wurde, und nach langer Anſtrengung erinnerte ich mich, daß ich im Dunkel des Pavillons auch den Marquis vor mir geſehen und daß ich ihn rufen gehört: „In die Kehle! Stoß't in die Kehle!“ Der Marquis wollte die Stimme vernichten, die ihm ſeine Frau entführt hatte.

Im Publikum verlautete von alledem nur ſehr wenig. Mein Verſchwinden fiel nicht auf, da die Saiſon der italieniſchen Oper eben jetzt zu Ende war, und der

Marquis ſcheint von ſeiner Rachethat nicht geſprochen zu haben. Mir vergingen, als mir das Bewußtſein, aber noch nicht die Geſundheit zurückgekehrt war, die Wochen in peinigender Ungewißheit. Ueber meine Stimme hatte mich der Arzt zwar beruhigt und verſichert, daß mit vollkommener Heilung der Wunde auch die Stimme in ihrer alten Kraft wiederkehren werde; die Kehle war gegen die Abſicht des Barons glücklicherweiſe nicht erheblich verletzt worden, aber welches war das Schickſal der Marquiſe? Welche Rache hatte ſie getroffen? Ich konnte mich Niemand anvertrauen, ich hatte keinen Freund und unter meinen Kunſtgenoſſen fand ich keinen, dem ich hätte Bekenntniſſe machen mögen. Auf Umwegen erfuhr ich, daß das Hôtel in der Rue de Lille geſchloſſen war und die ganze Familie Basvillé, wie immer im Frühling, aufs Land nach der Bretagne gezogen war. Als ich das erfuhr, ſtanden wir ſchon in der Mitte des Sommers. Meine Geneſung war noch nicht ſo weit vorangeſchritten, daß ich das Haus hätte verlaſſen können, und ich mußte mich in Geduld faſſen, um noch den Reſt des Sommers ſo an mir vorübergehen zu laſſen. Dann, wenn ich wieder auftrat, wenn ich mich wieder in die Geſellſchaft miſchen konnte, ſollte es mir leicht werden, das Schickſal der Marquiſe zu erſpähen und mich wieder mit ihr in Verbindung zu ſetzen. Das klingt Alles ſehr gefaßt; wie qualvoll aber mir jene Zeit der Ungewißheit dahinging, davon gibt Ihnen dieſes Haar Zeugniß, welches damals in meinem dreiundzwanzigſten Jahre zu grauen begann. Der Winter kam endlich; nie iſt ein Frühling mit ſolcher Sehnſucht herbeigewünſcht, mit ſolcher Freude empfangen worden, wie dieſer Winter. Die Beſorgniſſe wegen meiner Stimme, ob ſie in Folge der Wunde, der langdauernden Krankheit und der Aufregungen nicht gelitten, waren auch verſchwunden; ich ſang wie ehemals, und wenn ich auch meine Kehle etwas ſchonen mußte, ſo verſicherte man doch allgemein, daß ich künftig noch größere Wirkung machen werde, da ſämmtliche Töne, über die ich gebot, ſanfter, weicher, runder geworden. Als erſter Sänger, der die Hauptſtütze der ganzen Geſellſchaft bildete, ſollte ich nach der Politik des Impreſſario nicht gleich zu Anfang der Saiſon, ſondern erſt ſpäter, wenn ſich die ganze große Welt in Paris verſammelt, auftreten, und ſo gewann ich Zeit zu Uebungen und Studien, die Publikum und Kritik überzeugen ſollten, daß ich unterdeſſen Fortſchritte gemacht. Davon ſchien man übrigens ſchon unterrichtet und man erwartete mein Auftreten mit großer Spannung. Freilich dankte ich das Intereſſe, das mir das Publikum entgegenbrachte, noch einem andern Umſtande, der mir minder angenehm war, der mich ſelbſt bekümmerte. Ich war unterdeſſen ein Romanheld geworden. Meine Verwundung war kein Geheimniß geblieben, und da es immer in einer Stadt wie Paris Theaternarren gibt, denen Alles derart, was ſich auf Schauſpieler bezieht, höchſt wichtig erſcheint, ſo folgten Leute den Spuren, auf die ſie meine Verwundung geführt, und bald war leider mein Abenteuer kein Geheimniß mehr, und erzählte ſogar eine Zeitung mit mehr oder weniger Genauigkeit meine Geſchichte in Form einer Novelle. Auf dieſem Wege erfuhr ich ſelbſt Manches auf unbeſtimmte Weiſe über das Schickſal der Marquiſe. Es hieß, daß ſie der Marquis, eine Art Othello, oder vielmehr ein anderer Tolomei, deſſen Sie ſich aus Dante erinnern, in tiefe Einſamkeit irgendwo auf einem ſeiner Schlöſſer begraben, und die Novelle ließ es errathen, daß wie jener italieniſche Große die Pia langſam in der Luft der Maremnen hinſterben ließ, auch der Marquis, ein langſamer, hartnäckiger Bretone, ſeine Frau auf irgend welche Weiſe werde hinwelken laſſen. Auf andern Wegen, durch Bekanntſchaften im Faubourg St. Germain erfuhr ich, daß der Marquis, im Gegentheile, zu ſeiner Ehrenrettung, die ganze ausgeſprengte Geſchichte Lügen ſtrafen und mit der ſchönen Marquiſe wieder in Paris und wie ſonſt, in der Oper erſcheinen werde. Ich ſah darum meinem erſten Auftreten mit der bangſten Erwartung entgegen, ja ich konnte es natürlicherweiſe nicht erwarten, auch früher einige Gewißheit zu erlangen. Wie oft ſchlich ich damals in dunkler Nacht um das Hôtel des Marquis. Es war und blieb geſchloſſen. Stumm lag es da mit ſeinem Garten und Pavillon, wie ein trauriges Geheimniß. Ich verſuchte es mehrere Male, mit meinem goldenen Schlüſſel die bekannte Thüre zu öffnen, hoffend, daß ich ſelbſt in dem verlaſſenen Hauſe irgend etwas vorfinde, was mir über das Schickſal der Geliebten Auskunft gebe. Aber die Thüre war von Innen verriegelt, und ich war vom ehemaligen Schauplatz meines Glückes, ebenſo wie von meinem Glücke ſelbſt ausgeſchloſſen; der einzige Bewohner des Hauſes, den ich mit großen Summen beſtach, daß er mich auf die Fährte der Marquiſe ſetze, oder mir ſofort, wenn er etwas erführe, Nachricht zukommen laſſe, war ſo wenig unterrichtet, wie ich ſelbſt, und ſo mußte ich mich auf den entſcheidenden Abend vertröſten, ob ſie dann im Theater erſcheinen werde. Dieſer Abend kam endlich. Das Haus war in allen Räumen überfüllt. Die Billets wurden an dieſem Tage um das Vier- und Fünffache ihres gewöhnlichen Preiſes verkauft; die Spekulanten machten glänzende Geſchäfte. Jedermann wollte den beliebten Sänger bei ſeinem erſten Auftreten gehört, noch mehr aber den durch eine blutige Kataſtrophe und durch die Liebe einer großen Dame berühmt gewordenen Romanhelden geſehen haben; beſonders zahlreich war das weibliche Publikum. Meine Kollegen drängten ſich hinter den Kouliſſen mit Glückwünſchen an mich heran und gaben zu, daß das große Intereſſe des Publikums nur mir zu danken ſei; der Impreſſario rieb ſich die Hände vor Freude, erkennend, daß er ſich nicht verrechnet, als er mir bei Erneuerung des Kontraktes die glänzendſten Zugeſtändniſſe gemacht. Nur Signora Rita, jene alte Sängerin, von der ich Ihnen geſprochen, machte mir Vorwürfe, daß ich mich nicht ihr anvertraute, mit der Verſicherung, daß dann Alles beſſer ausgefallen und ich gewiß nicht verwundet worden wäre. Eine Wunde am Halſe, fügte ſie hinzu, ſei immer bedenklich bei einem Sänger und man könne nicht wiſſen, welche Folge dergleichen noch in Zukunft haben könne. Der Impreſſario wollte ſogar, daß ich die ſteife Krauſe, die zum Koſtüme meiner Rolle gehörte, ablege, damit das Publikum die intereſſante Narbe ſehen und an die Wahrheit der Geſchichte glauben könne; dieß werde die Theilnahme ſehr erhöhen und den Empfang ſehr lärmend machen. Ich wies dieſen

Antrag mit Verachtung von mir, wie ich die Wünſche und Bemerkungen der Andern mit Gleichgültigkeit angehört hatte. Mein Sinn war auf etwas ganz Anderes als auf den vorbereiteten rauſchenden Empfang gerichtet. Wird ſie, oder wird ſie nicht erſcheinen? Soll ich ſie wiederſehen? Nur dieſe Fragen hämmerten in meinem Herzen, das wilder und ängſtlicher ſchlug, als damals, da ich die Bretter zum erſten Male betrat. Zugleich nahm ich mir vor, mich zu beherrſchen und nicht ſogleich bei meinem Auftreten nach der bekannten Loge zu ſehen oder überhaupt nach der Marquiſe zu ſuchen. Ich wußte nicht, ob ich mich ſelbſt ſo weit würde beherrſchen können, und dieſer Zweifel trug noch mehr zu meiner Aufregung bei. Endlich kam der Moment — das Glöckchen läutete, das Orcheſter eilte dem Takte entgegen, auf den ich aus der Kouliſſe zu treten hatte — ich lehnte mich an eine Leinwand, unfähig eines Schrittes. Man mußte mich hinausſtoßen, da ſtand ich, meiner unbewußt und nach dem einen gewiſſen Punkte hinſtarrend. Ungeheurer Applaus empfing mich; ein Sturm, der das Orcheſter übertönte und es ſogar zum Schweigen brachte. Aber der Menſch iſt ein eigenthümliches Geſchöpf. Stand, Gewohnheit, Eitelkeit wirken auf ihn in den Momenten der höchſten Aufregung, übertäuben ſelbſt Unglück und Leidenſchaft. Vollkommen bewußtlos im erſten Momente, war ich doch ſchon Komödiant genug, daß mich der raſende Applaus wieder zu mir ſelber brachte, und gewohnheitsmäßig fiel ich ein, als das Orcheſter wieder begann und meinen Takt angab. Ich ſang. Ich ſang drei und vier Takte — Todtenſtille herrſchte jenſeits des Orcheſters — da fiel mein Blick auf die bekannte Loge — ein fremdes gleichgültiges Geſicht ſah mir kalt entgegen, mein Herz fing aufs Neue zu pochen an, und mit einem Male brach mein Ton in der Mitte ab; es war mir, als ob in meinem Halſe etwas geplatzt oder geriſſen wäre. Ich faßte mich raſch und wollte fortfahren, aber ein greulich ſchriller, falſcher, ächzender Ton kam aus meiner Kehle hervor. Ein Summen und Murmeln ging durch den Saal, ich ſtand wie verſteinert da. Wieder faßte ich mich und brachte dem Orcheſter ein Zeichen, aufs Neue meine Arie zu beginnen. Ich ſetzte an, es war derſelbe ſchreckliche, häßliche Mißton, das Orcheſter verſtummte wieder, das Publikum war ſtille, mir ſanken die Arme herab, ich war vernichtet. Es blieb mir nichts übrig, als mich aufzuraffen und die Bühne zu verlaſſen. Todtenſtille folgte mir; mein Abgang war wie ein Begräbniß, und ich ſagte mir auch, daß in dieſem Augenblicke der große Sänger begraben wurde.“

„Wozu Ihnen mein Unglück weiter und breiter auseinanderſetzen? Eine Zeitlang hielten mich die Aerzte mit der Hoffnung hin, meine Stimme wieder herſtellen zu wollen, aber ich war der Anſicht des Publikums, daß ſie für immer verloren war. Was war ich nun ohne Stimme? Viel weniger als jener Müſſiggänger in Bologna, der nie Etwas geweſen war und von dem man auch nichts erwartet hatte. Ich war ſo hoch geſtiegen, nur um noch tiefer zu fallen. Die glänzendſten Ausſichten waren dahin. Im erſten Jahre meiner Laufbahn, im Rauſche meines Glückes, hatte ich wenig geſpart, und das wenige Erſparte war während meiner Krankheit dahingegangen. Es blieb mir nichts übrig, als die ſchönen Reſte meines Ruhmes, wie ſie ſich bei einem Sänger immer in Geſtalt von Ringen, Buſennadeln und dergleichen anhäufen, zu benutzen, um noch leben zu können, vor Allem aber, um die Entdeckungsreiſe nach der Marquiſe anzutreten. Ich geſtehe es, daß mich das Unglück, eine glänzende Laufbahn ſo unterbrochen zu ſehen, weniger erſchütterte, im Angeſichte des größern Unglücks, daß die Marquiſe nicht wieder auf dem Schauplatze erſchien, und des Gedankens, daß ſie vielleicht wirklich irgend wo in der Einſamheit geheimen unbelauſchten Qualen ausgeſetzt ſei. Das ganze Bewußtſein, nunmehr allen Werth, allen

Inhalt verloren zu haben, Nichts, gar Nichts mehr zu ſein, trat vor dieſem einen Gedanken zurück, und dieſem ganz verfallen, beachtete ich es wenig, daß es nach und nach auch rings um mich einſam wurde, und brütete ich die abenteuerlichſten Pläne zur Befreiung der Marquiſe aus.

Nachdem ich die Aerzte eine Zeitlang an mir hatte herumexperimentiren laſſen, machte ich mich mit einer kleinen Summe in der Taſche auf, um alle die Orte aufzuſuchen, an denen ich nach der Angabe des Portiers und nach dem, was ich aus anderen ausgehorcht hatte, möglicherweiſe die Marquiſe finden konnte. Ich verließ Paris, das ich durch ſo viele Monate mit meinem Namen angefüllt hatte, ohne Sang und Klang. Niemand bemerkte meine Abweſenheit, und die Zeitungen, die ſonſt jede Kleinigkeit von mir berichteten, als wäre ich irgend ein Potentat, wußten Nichts von meiner Abreiſe. Wen konnte ſie auch intereſſiren? Was lag jetzt daran, wo ich mich aufhielt? Wer war ich noch? Ich fühlte es zu wohl, ich war todt für dieſe Welt, in der ich ein Jahr lang geherrſcht hatte. Ein obſcurer Mann wanderte von Schloß zu Schloß, durch die ſchwarzen Berge, über die Haiden der Bretagne. Verkleidet und mit entſtelltem Geſichte, ſchlich ich in die Höfe und Gärten aller dem Marquis Basvallé gehörigen Schlöſſer und Landhäuſer, und wie jener Blondel, den ich aus der Oper kannte und der mit Geſang ſeinen König Löwenherz ſuchte, ſang ich gleich einem Bettler vor den Thüren und Fenſtern. Ach, ich wußte wohl, daß ſie meine Stimme nicht wieder erkennen werde, aber die Arien, die ich ihr in glücklichen Stunden im einſamen Hauſe der Rue des Courcelles geſungen, dieſe wird ſie vielleicht erkennen und dankbar für die Erinnerung ans Fenſter kommen, um dem armen Bettler ein Stück Geldes zuzuwerfen. Glauben Sie mir, mein Freund, es koſtete nicht geringe Ueberwindung, mich mit dieſer gebrochenen verzerrten Stimme möglicherweiſe vor ihr hören zu laſſen, ihr ſelber zuerſt anzukündigen, daß das Einzige, was ſie an mir liebte, verloren war. Während ich ſang und wünſchte, daß ſie mich hören möge, zitterte ich zugleich vor der Erfüllung meines Wunſches. Und wenn ſie mich nun erkennt und wenn ſie unbewacht iſt, und ich mich frei wieder in ihre Arme ſtürzen kann, wenn ich ſie aus ihrem Gefängniſſe entführen kann, welches Entſetzen wird ſie erfüllen, ſobald ſie meine jetzige Verarmung erkennt! Nichts als der häßliche ungebildete Mann bin ich ihr dann, der verdorbene Komödiant, ein niedriges, leeres Geſchöpf, das nicht den geringſten Anſpruch, nicht das kleinſte Recht mehr auf ihre Liebe hat. Aber alle dieſe Erwägungen traten in den Hintergrund vor der Sehnſucht ſie wieder zu ſehen, vor dem Wunſche, Etwas für ſie thun zu können.

Es war nichts; alle meine Anſtrengungen erreichten kein Ziel. Nachdem ich die Bretagne durchforſcht, durchforſchte ich noch manchen Winkel der Pyrenäen und des mittleren Frankreich. Ich zog überall hin, wohin mich die geringſten Spuren wieſen. Alles vergebens; längſt ſchon wanderte ich als wirklicher Bettler von Dorf zu Dorf, mit Mangel und Elend kämpfend, zu wiederholten Malen ſchon als Landſtreicher von der Polizei aufgegriffen, die mich erſt wieder weiter wandern ließ, nachdem ich mich bezwungen und als den berühmten Sänger zu erkennen gegeben. So ging es, bis aus meinem ermüdeten Herzen jede Hoffnung ſchwand und ich mich endlich von einem herumziehenden Theaterdirektor, der auf meinen Namen ſpekulirte, bewegen ließ, in einer Provinzſtadt, in Rhodez, wieder aufzutreten. Die Spekulation war nicht ſchlecht, mein Ruf zog die erſten Abende ein zahlreiches Publikum herbei, bis man ſich überzeugte, daß die Pariſer Zeitungen ſeiner Zeit wahr berichtet und daß meine Stimme gänzlich gebrochen war. Dann blieb man aus und wollte mich nicht mehr hören. Mein Theaterdirektor gab mir Urlaub, bis er wieder in einer andern Provinzialſtadt zu ſpielen begann. So ſang ich in Limoges, in Bourges, in Poitiers und andern Provinzſtädten dritten und vierten Ranges, ſo gab ich mich, von Noth getrieben, zu einer unehrlichen Spekulation her und ſo ſank ich immer tiefer, bis ich mir ſagte, daß ich nicht mehr würdig war, die Marquiſe an ihre ehemalige Liebe auch nur zu erinnern; bis ich ſelbſt nicht mehr glaubte, daß ich mit jenem Glücklichen eine und dieſelbe Perſon, und daß jener Winter in Paris mehr als ein leerer Traum war. Und wie ein Träumer, wie ein Nachtwandler ging ich durch die Jahre, durch das Elend, ja wie ein Todter, denn mein Leben lag ja hinter mir. Von den Jahren, die vor mir lagen, hatte ich nichts zu erwarten, und was mich zu etwas gemacht hatte, war in der That und ſeit lange todt.

Jener Theaterdirektor führte mich wie eine Reliquie mit ſich, und ſo kam ich nach langen Kreuz- und Querzügen in die Nähe von Paris. Da erwachte ich wieder aus meinem Träumen und Brüten; ich wünſchte wieder auf der Oberwelt zu erſcheinen, den Schauplatz wieder zu ſehen, auf dem ich gelebt hatte, und nachdem mein Name für einen Abend auf dem Theaterzettel gedient hatte, machte ich mich auf, um einige Stunden darauf, in Paris einzuziehen. Es war im Winter, und kaum war die Dämmerung eingebrochen, als ich ſchon, wie Sie ſich denken können, um Haus und Pavillon der Rue de Lille und des Seine-Quai's umherſtreifte. Es war ein feuchter, häßlicher Abend; Regen und Schnee fielen trübe und in ſchmutziger Miſchung vom Himmel; in den Straßen floß es, die Wagenräder ſpritzten die häßliche Jauche auf Häuſer und Fußgänger. Ich kümmerte mich wenig um Alles das. Stundenlang ging ich vor dem Pavillon auf und nieder, bis ich den Muth hatte, auf der Schwelle jener Thüre, die mich ſo oft ein und ausgelaſſen, auszuruhen. Ich vertiefte mich in alte Erinnerungen. Sie wurden, wie durch den langen Schlummer neu geſtärkt, ſo lebendig, als wäre jene Zeit des Glückes erſt geſtern von mir geſchieden, ja, als lebte ich noch mitten drin. Jedermann kennt die Qual, die man nach der Trennung von geliebten Perſonen empfindet, wenn ſich einzelne Züge des Geſichtes zu verwiſchen anfangen. Bald iſt es dieſer, bald jener Zug, bald der Blick, bald ein gewiſſes Lächeln, die zum Ganzen des Bildes fehlen und die trotz aller Anſtrengung des Gedächtniſſes nicht herbeigeſchafft werden können, um das Geſicht der geliebten Perſon zu ergänzen. Mit dieſem peinvollen Zuſtande hatte ich in den letzten Jahren viel zu kämpfen; jetzt, da ich auf der Schwelle ſaß, ſtand die Marquiſe in ihrer ganzen Schönheit ſo lebhaft vor meinen Augen, wie in vollſtändigſter Leibhaftigkeit, und wie ich ſie ſo vor mir ſah, daß ich glaubte ſie umarmen zu können, und in der That meine Arme voll Sehnſucht nach ihr ausbreitete, hörte ich hinter mir im Hauſe einige Bewegung. Ich erhob den Kopf und aus dem Fenſter jener Eckſtube, in die mich einſt das Stubenmädchen geführt hatte, fiel Licht auf die Straße. Ich ſprang auf, trat einige Schritte zurück und ſah an den weißen Vorhängen einen Schatten vorüberſtreifen, einen Schatten, den ich ſogleich erkannte. Ohne nur zu wiſſen, was ich that, zog ich den goldenen Schlüſſel aus dem Buſen — er öffnete und ich ſtürzte auf dem wohlbekannten Wege in die Stube und mit dem Rufe: „Mathilde!“ lag ich zu den Füßen der Geliebten.

Sie fuhr zurück, als ſie den durchnäßten ſchmutzigen Bettler zu ihren Füßen ſah; ſie glaubte wohl an einen räuberiſchen Ueberfall oder etwas derart. Aber ihr Schrecken ſteigerte ſich zu wahrhaftem Entſetzen, als ſie mir ins Geſicht ſah und mich erkannte. Die Scene war kurz: »Quelle horreur!« rief ſie, riß ihr Kleid, das ich gefaßt hatte, aus meinen Händen und ſtürzte mit aufgehobenen Armen, wie vor einem grauenvollen Anblick fliehend, aus der Stube. Auf dieſen Schrei ſtürzten einige Diener herein und faßten mich in dem Augenblicke, da ich zu Boden ſank. Ich fand mich auf dem Trottoir wieder. Ein kleines Geldſtück, das neben mir lag, ſagte mir, daß mich die Diener für einen Bettler gehalten und daß ein Barmherziger unter ihnen, da er mich in die regneriſche Nacht hinausſtoßen mußte, Mitleiden mit mir hatte.

»Quelle horreur!« dieſer Ausruf des Entſetzens, den ihr mein Anblick einflößte, iſt das letzte Wort, der letzte Laut, den ich in dieſem Leben aus dem Munde der Marquiſe, meiner Geliebten, gehört habe; Sie werden ſich nicht wundern, daß dieſer Schrei in meinem Ohre lange nachklang und noch nachklingt. Es war eine Brandmarkung, die mir meine Geliebte für den Reſt meines Lebens mitgab. Ich hatte mich ſelbſt um den einzigen Beſitz meines Herzens, um den einzigen Troſt in allem Elende gebracht, um die Erinnerung an eine ſchöne Zeit, um den Glauben, einmal geliebt worden zu ſein. Hätte ich die Marquiſe nicht wiedergeſehen, ich hätte das Bild jener glücklichen Monate und ihr eigenes Bild in unverſehrter Schönheit in meinem Herzen, wie bis dahin aufbewahrt. Jetzt war auch das dahin und anſtatt jenes Bildes trage ich jetzt das Echo ihrer letzten Worte: »Quelle horreur!« mit mir fort.“

3.

Signor Baſſini unterbrach ſich hier wieder, und ich hatte nicht die geringſte Luſt, ihn zur Fortſetzung aufzufordern. Wozu, warum den armen Mann mit Wiederbelebung todter Leiden quälen? Ich war überraſcht, als er mit Lächeln den Kopf erhob und mich fragte: „Welches Alter geben Sie mir wohl?“ Ich betrachtete ihn lange und prüfend und antwortete endlich: „Etwas über Sechzig.“

Er ſchüttelte den Kopf, lächelte wieder und ſagte: „Ich bin noch nicht volle Siebenundvierzig. Möge Ihnen das Vieles ſagen, was ich verſchweige. Es iſt auch nicht Viel zu erzählen von einem alten Sänger, deſſen Namen man bald auch nicht als Aushängeſchild und als Lockvogel fürs Publikum brauchen konnte. Seit fünfzehn Jahren bin ich bald Geſanglehrer, bald Souffleur, bald Bettler mit einer Guitarre in der Hand, auf den Straßen. Wie ich es ertragen, wie ich über eine ſo unendliche Zeit hinweggekommen — fragen Sie mich nicht. Ich weiß es nicht. Es ſcheint, daß das Unglück das Leben zäher macht, als das Glück. Doch ich bin Ihnen eine Fortſetzung meiner Geſchichte ſchuldig, die hoffentlich der Schluß iſt. Ich bin ſie Ihnen ſchuldig, weil Sie gewiſſermaßen Zeuge des letzten Kapitels meiner Geſchichte ſind, denn dieſes Kapitel ſpielte in Bonneville drei Tage, nachdem ich das Glück hatte, Sie kennen zu lernen, und nur einen Tag, bevor ich Sie auf dem Wege von Bonneville nach Genf zum zweiten Male traf.

„Ich kam mit jener elenden Operngeſellſchaft, welche letzten Frühling in Genf ſpielte, als Souffleur hieher. Ich wurde entlaſſen, als ſich dieſe Geſellſchaft, wie Sie vielleicht wiſſen, in Folge ſchlechter Geſchäfte auflöſte. Nachdem ich mir durch mehrere Wochen vergebliche Mühe gegeben, mich in Genf, das ich wegen Mangel an Reiſekoſten nicht verlaſſen konnte, zu ernähren, beſchloß ich, in Bonneville mein Glück zu verſuchen. Savoyen wurde eben franzöſiſch; in alle dieſe, ſelbſt in die kleinen Städte, wurden reichere Beamte geſchickt, und die Savoyarden, die in Paris Glück gemacht, kehrten in ihre Heimat zurück, um ſich der franzöſiſchen Regierung bei der allgemeinen Abſtimmung und bei den Wahlen gefällig zu erweiſen. Ich wollte ſehen, ob ich bei der Rückkehr dieſer reichern Bevölkerung Savoyens nicht irgend wie Beſchäftigung finden könnte. Indeſſen wollte man mir in Bonneville, als ich mich erkundigte, nur wenig Hoffnung geben. Es ſei nur eine einzige junge Frau da, die Muſik liebe und die vielleicht einen erfahrenen Meiſter engagiren würde, der ſie auf dem Klavier begleiten oder ihr auch Unterricht geben könnte. Dieſe Frau, Madame de Chantilly, war meine einzige Hoffnung, daher für mich die intereſſanteſte Perſönlichkeit der ganzen Umgegend, und es war natürlich, daß ich mich, bevor ich mich ihr vorſtellte, ſo viel als möglich nach ihr erkundigte. Zuerſt erfuhr ich, daß der Baron von Chantilly ein franzöſiſcher Edelmann ſei, der immer in Paris gelebt und der jetzt auf eines ſeiner Güter bei Bonneville zurückgekehrt, weil ihn die franzöſiſche Regierung darum erſuchte, da er auf die öffentliche Meinung einwirken konnte und weil er mit alledem Senator zu werden hoffte. Das und Aehnliches konnte man in Bonneville von Jedermann erfahren. Einzelnes über die Perſönlichkeiten, beſonders die Baronin, erfuhr ich im Kaffeehaus von einem jener Menſchen, die jede kleine Stadt beſitzt, die alles wiſſen und ſtolz darauf ſind, beſonders über höherſtehende Perſönlichkeiten Auskunft geben zu können. Es war dieß ein Advokat, der eine Zeitlang in Paris gelebt hatte, deßhalb in Bonneville eine Rolle ſpielte und in dieſen Wochen der politiſchen Aufregung, welche die Annexion hervorbrachte, noch mehr Zeit als ſonſt in den Kaffeehäuſern verbrachte. Man machte leicht ſeine Bekanntſchaft, und er erzählte mir mitten im Kaffeehauſe und nach ſeiner Art, mit einer lauten Stimme, die einen Kreis von Zuhörern um ihn verſammeln mußte, eine Geſchichte der Baronin von Chantilly, von der Niemand unter den Anweſenden ahnte, wie nahe ſie mich anging und wie tief ſie mich aufregte. „Die Baronin von Chantilly, ſagte er laut, iſt die Tochter des Marquis Basvallé, und mit leiſerer Stimme fügte er hinzu: was aber kein Menſch glaubt. Es gab einen großen Skandal, der Marquis wollte ſeine Tochter nicht anerkennen. Vor mehr als zwanzig Jahren hatte die Marquiſe eine Intrigue mit einem italieniſchen Sänger. Der Marquis kam dahinter und entführte ſeine Frau ins Ausland. Kein Menſch wußte, daß ſie eine Tochter hatte, bis dieſe Tochter nach dem Tode des Marquis auftrat, und Anſprüche auf die Erbſchaft machte, welche Erbſchaft bereits von den Anverwandten des Marquis in Beſitz genommen war. Es gab einen großen Prozeß. Ich war gerade damals in Paris, und in meiner Welt, in der juriſtiſchen Welt, wurde viel von dem Prozeſſe geſprochen. Die Anverwandten behaupteten, daß der Marquis dieſe Tochter nie anerkannt habe, aber die Marquiſe erkannte ſie als ihre Tochter an, und das war genug, denn ſie war in der Ehe geboren. Die Anverwandten behaupteten ferner, der Marquis habe ſich mit ſeiner Frau, um dem Skandal, den die Intrigue mit dem Sänger hervorgebracht und dem Gerede der Leute ein Ende zu machen, nur unter der Bedingung verſöhnt, daß ſie dieſe Tochter fern von Paris, in der Schweiz aufwachſen und ſie niemals als ihr Kind vor der Welt gelten laſſen werde. Aber was konnte das den Anverwandten helfen, wenn die Marquiſe nach dem Tode ihres Mannes ihr Wort nicht halten wollte? In der That that ſie es nicht und führte ſie ihre Tochter als junge Marquiſe und in Trauerkleidern nach dem Tode des Marquis in Paris ein. O, wie amüſirte dieſe Geſchichte die Pariſer, beſonders des Faubourg St. Germain! Sie amüſirte, einmal, weil die Anverwandten mit langer Naſe abzogen, und dann, weil dieſe junge Marquiſe, wie alle Welt behauptete, jenem italieniſchen Sänger auf das Erſtaunlichſte ähnlich war, obwohl dieſer Sänger ein Ausbund von Häßlichkeit geweſen ſein ſoll und die junge Marquiſe doch eine hübſche Perſon iſt.“

Ich weiß nicht, was der Advokat weiter erzählte. Ich hörte nichts mehr, ich ſah nicht mehr, was um mich herum vorging, ich fing wieder zu leben und zu fühlen an, wie ich ſeit vielen Jahren nicht gelebt und gefühlt hatte. Es floß wieder warm durch meine Adern, mein Herz klopfte wieder. Ich ſchlich aus dem Kaffeehauſe, um wieder einmal eine Geſellſchaft aufzuſuchen, die mir ſo lange nichts geweſen war, meine eigene Geſellſchaft. Ich wollte wieder einmal mit mir allein ſein, mich in mich ſelbſt verſenken. Dieſes Bedürfniß war ein Glück, wie ich mich deſſen nicht mehr für fähig hielt. Ich war allein, draußen vor dem

Städtchen, auf einem Raine zwiſchen zwei Saatfeldern liegend; ich wollte denken, ich wollte überlegen, allerlei wirre Eindrücke ordnen, aber ich war unfähig etwas Anderes zu denken, als: „Ich habe ein Kind!“ Von meinem Ruheplatze aus konnte ich das reizende Landhaus oder Schlößchen ſehen, das ſich weiß und heiter von dem dunklen Hintergrunde des Môle abhob und in das Thal niederlachte. „Dort, ſagte ich mir, wohnt mein Kind.“ „Mein Kind, mein Kind,“ wiederholte ich fortwährend und redete mir ein, daß die Fenſter des Schloſſes dabei wie freundliche Augen auf mich niederſehen.

Am nächſten Tage ſtieg ich den etwas ſteilen Weg zum Schlößchen hinan, und ich brauche Ihnen nicht zu ſagen, daß es nicht die Steilheit des Weges und nicht die Hitze war, die mein Herz klopfen machte. Vor Allem wollte ich die Tochter der Marquiſe und mein Kind ſehen, dann wollte ich es um jeden Preis durchſetzen, von ihr beſchäftigt zu werden, und wenn ich ſie auf den Knieen darum anflehen ſollte.

In das Vorzimmer tretend, war meine Aufregung ſo groß, daß ich den falſchen Namen Baſſini, unter dem ich mich einführen wollte, nicht ausſprechen konnte und daß ich in Gefahr war, meinen wahren Namen zu nennen. Der Bediente ſah mich mit mißtrauiſchem

Auge an und wurde noch mißtrauiſcher, als ich ihm, nachdem ich ihm den Namen Baſſini genannt, aus dem Vorzimmer in den erſten Salon folgte. Ich konnte nicht anders, es zog mich unwiderſtehlich in die Richtung nach meinem Kinde. Der Bediente ließ deßhalb die Thüre, die aus dem erſten in den zweiten Salon führte, offen, und richtete meinen Auftrag aus, indem er immer rückwärts blickte. Ich konnte die Baronin Chantilly in einem Spiegel ſehen und bei ihrem Anblicke ergriff es mich wie ein Fieber. Es war die Marquiſe und doch waren es ganz und gar meine Züge, nur von Schönheit bedeckt. Ich weiß es nicht, wie ich mich bei dieſem Anblick länger zurückhielt; ich weiß nur, daß ich mich mit der Hand auf einen Seſſel ſtützte und vorgebeugt in jenen Spiegel ſtarrte, um das Spiegelbild mit gierigen Augen einzuſaugen.

„Signor Baſſini?“ hörte ich ſagen, „ich kenne ihn nicht, ich kann ihn nicht empfangen — ſagen Sie ihm, daß ich keinen Geſanglehrer brauche.“

Ich ſollte alſo abgewieſen werden, ſie nur im Spiegel geſehen, ohne einmal ein Wort an ſie gerichtet zu haben. Ich fühlte, daß ich außer mir gerieth und als ſich mir der Bediente wieder näherte, um mir die Antwort ſeiner Herrin zu bringen, rief ich ihm mit lauter Stimme zu: „So melden Sie

Signor . . .“ — ich nannte meinen Namen. Der Bediente, vom Tone meiner Stimme, meinem ganzen Ausſehen und der plötzlichen Veränderung des Namens überraſcht, ging wieder in den Salon zurück, aber noch bevor er die Schwelle überſchritten hatte, war ich ihm ſchon zuvorgekommen. Die Baronin, die den Namen gehört hatte, ſtand zitternd und blaß an die Wand gelehnt, aber ſie fuhr zuſammen, als ſie mich plötzlich vor ſich ſah. Sie ſtarrte mein Geſicht an, erhob plötzlich beide Arme und mit dem Ausrufe: „Quelle horreur!“ ſtürzte ſie durch den Salon in eine anſtoßende Stube.

„Lieber Freund, ſagte Signor Baſſini nach einer kurzen Unterbrechung — was wollen Sie — was glauben Sie, daß ich in dieſem Momente gethan habe? Was konnte ich anders thun als lachen? Ich lachte, als meine Tochter mit derſelben Bewegung der Arme denſelben Entſetzensruf ausſtieß wie ihre Mutter. Der Tochter mochte ich mit der Karrikatur ihres Geſichtes noch geſpenſtiſcher erſchienen ſein, als der Mutter. Ich ging und ſagte mir mit vollkommener Ruhe des Verſtandes, daß Madame de Chantilly Recht hatte, einen Vater nicht anzuerkennen, nachdem ihre Anerkennung als Marquiſe von Basvallé ſo viele Mühe gekoſtet. Die Bläſſe, die bei Nennung meines wahren Namens ihr Geſicht überzog, ſagte mir, daß ſie ihre Geſchichte vollkommen kannte. Eine Stunde vorher hätte ich geglaubt, daß die Kenntniß dieſer Geſchichte mir ihre Arme öffnen werde; jetzt ſah ich ein, daß ſie nothwendiger Weiſe das Gegentheil hervorbringen mußte. Mir blieb nichts weiter zu thun übrig, als aus Bonneville und Umgegend ein häßliches Geſicht zu entfernen, deſſen Aehnlichkeit mit einem ſchönen ein Zeugniß gegen mein Kind abgelegt hätte, — und der Mann, den Sie am nächſten Tage auf der Landſtraße wieder fanden, hatte ſich eben, wie ſchon ſo oft im Leben, wieder in ſein Schickſal gefügt. Gute Nacht.“

Dieſe Geſchichte erzählte mir der ſogenannte Herr Baſſini vor einigen Jahren; ich zeichne ſie ſo getreu als möglich wieder auf und wünſche, daß ſie der Leſer als den Nekrolog eines Unglücklichen betrachte, denn dieſer ſelbe Signor Baſſini iſt am 12. Juni d. J. 1862 auf dem katholiſchen Kirchhofe zwiſchen Genf und Châtelaine begraben worden. Der Leſer würde dort ſeinen falſchen, unberühmten Namen, ebenſo vergebens ſuchen wie ſeinen wahren, berühmten, denn er hat kein eigenes Grab und keinen Grabſtein.

Das Schloß im Gebirge.

Von Genf kommend ſollte ich in St. Jean de Maurienne, am Fuße des Mont-Cenis, mit Herrn B . . . aus Paris zuſammentreffen, um mit ihm über den Berg und nach Turin weiter zu reiſen. Bei meiner Ankunft an dieſem letzten Ende der Eiſenbahn erkundigte ich mich ſogleich beim Chef de gare nach meinem Reiſegefährten. Er war nicht da. Ein Telegramm hatte gemeldet, daß er erſt in zwei oder drei Tagen kommen könne, und mich gebeten, entweder die Reiſe allein fortzuſetzen oder Herrn B . . . in St. Jean zu erwarten, und endlich den Chef de gare erſucht, mich freundlich aufzunehmen und mir alle möglichen Aufmerkſamkeiten zu erweiſen. Herr B . . . iſt einer der großen Unternehmer und Eiſenbahnkönige Frankreichs; auf dieſer Eiſenbahn hatte er als einer der erſten Verwaltungsräthe noch beſondern Einfluß, und ſo reichte das Telegramm hin, um mir die geſammte Beamtenwelt dieſes Bahnhofes zur Verfügung zu ſtellen. Meine Anweſenheit in Turin war, wenn ich ohne B . . . dahin kam, nutzlos; ich verſpürte wenig Luſt, die Reiſe über den öden Mont-Cenis allein zu machen und ſo beſchloß ich die durch das Ausbleiben meines Reiſegefährten gewährte Friſt zu benutzen, um dieſen wilden und in ſeinen Seitenthälern wenig bekannten Theil Savoyens kennen zu lernen.

Das Elend, das hier überall aus den erblindeten oder ganz und gar ſcheibenberaubten Fenſtern der Hütten blickt, hat allerdings wenig Verlockendes, aber die Wildheit der Gegend, die gewaltigen Felsmaſſen, die Wildbäche, die aus geheimnißvollen Seitenthälern hervorbrechen, Höhen und Schluchten, die unnahbar ſcheinen und der ganze Apparat großartiger Alpennatur verſprechen, wenn ſie auch bei der Armuth und Gedrücktheit der Menſchen dem Herzen mit manchem ſchmerzlichen Eindruck drohen, doch vielfache Nahrung für Aug' und Phantaſie. Wer außerdem ſeinen Livius geleſen, wird ſich leicht überreden, daß er ſich hier auf dem Wege befindet, auf dem Hanibal die gewaltigſten Hinderniſſe zu bekämpfen hatte, und zu den andern Verlockungen tritt noch der allgewaltige hiſtoriſche Reiz. Ich geſtattete dem behaglich eingerichteten Zimmer, das mir der Verwalter einräumte, nicht, mein Capua zu werden und ſchon eine Stunde nach meiner Ankunft befand ich mich an der Seite eines an der Eiſenbahn angeſtellten Eingeborenen auf der Wanderung.

Ungefähr eine halbe Stunde lang ſüdwärts dem Bache entgegenwandernd, bogen wir dann rechts in ein Seitenthal ab, das mich mit ſeinen kahlen, abſchüſſigen, himmelhohen Felswänden anlockte. Der Bach brauste tief unter uns, während wir auf einem feuchten, nur einige Stunden im Jahre von der Sonne beſchienenen Wege dahingingen. Die wenigen Pflanzen, die mit kümmerlichen Wurzeln an den Felſen hingen, ſahen aus wie Kellerpflanzen. Der Weg ſelbſt, zum großen Theil künſtlich angelegt, war feucht und ſchlüpferig; über den ſumpfigen Riſſen, die ihn unterbrachen, lagen Balken, die, faul und verwittert, unter uns zuſammen zu brechen drohten. Ein ſolcher Weg konnte nicht in einen glücklichen Winkel führen, und in der That mündete er auf ein Dorf, in dem ſich Elend und Cretinismus brüderlich nebeneinander niedergelaſſen hatten. Ich will dieſes Dorf nicht weiter beſchreiben, ich hätte nur Häßliches, Abſtoßendes, ja Schlimmeres zu ſagen. Mein Führer ſagte mir, daß wir uns hier in einem der Thäler befinden, die alljährlich die größte Zahl von Knaben und Mädchen in die Welt ſchicken, damit ſie in der Ferne, auf welche

Art immer, ihr Brod ſuchen. Sie ſehen ein, fügte er hinzu, daß dieſe Gegend nicht gemacht iſt, auch nur eine dünne Bevölkerung zu ernähren, ſelbſt die Ziegen ſterben hier Hungers. — Das ſehe ich wohl ein, erwiderte ich, was ich aber nicht begreife, iſt, daß ſie überhaupt noch bevölkert iſt, daß hier nicht längſt alle Einwohner ausgewandert ſind. — — Ja, lachte der Mann, das iſt eben unſere Narrheit, wir können ohne dieſes Land nicht leben. Dieſelben Kinder, welche die Eltern des Elendes wegen in die Fremde ſchicken, kehren in einem gewiſſen Alter wieder in die Heimath zurück, die einen arm wie ſie gegangen, die andern reich wie irgend ein Pariſer — aber arm oder reich, ſie kehren eben wieder; ſie können ohne Savoyen nicht leben. Sie können ſich ſelbſt davon überzeugen. Sprechen Sie im nächſten Dorfe den erſten beſten armen Mann an und er wird Ihnen ſagen, das er zwanzig und dreißig Jahre in der Fremde, in Paris, Marſeille, Brüſſel zugebracht, und kaum eine Stunde von hier können Sie ein prächtiges Schloß ſehen, das einem Manne gehört, der vor ſechzig Jahren mit einem Murmelthiere als ſeiner ganzen Habe von hier fortgezogen. Es iſt Monſ. Laurens, einer der reichſten Leute des Landes, er ſoll Millionen beſitzen. — —

Gut! führen Sie mich nach dieſem Schloſſe.

Die Schlucht erweiterte ſich nach und nach und wir kamen, immer ſteigend, in ein längliches Keſſelthal, auf dem die Sonne lag und von deſſen Sohle aus ſich hübſche Matten ziemlich hoch die Abhänge hinan erſtreckten. Ueberall ſonſt würde auch dieſes Thal, in das von der Höhe kahle Felſen und kalte Schneeberge blickten, einen traurigen Eindruck gemacht haben, nach der Schlucht aber, die wir ſeit zwei Stunden durchwanderten, erſchien es wie eine der glücklichen Inſeln. Die angenehme Täuſchung, die der Anblick dieſes Thales hervorbrachte und der Kontraſt, den es mit der Schlucht bildete, dauerten freilich nicht lange, denn in dem Dorfe, das am Eingange lag, hauste nicht mindere Noth, als in der Schlucht und das wenige Vieh, das auf den Wieſen weidete, war klein und verkrüppelt, als gehörte es der Thierwelt des Polarkreiſes zu. Ueberraſchend aber und das Thal fürſtlich beherrſchend blickte von einer Höhe hinter dem Dorfe ein prächtiges Schloß mit vier Thürmen, unzähligen glänzenden Fenſtern, einem hohen, ſteilen Dach, wie es dem Schloßſtyl aus der Zeit Heinrichs II. eigen iſt, mit vielen und reichen Verzierungen auf dieſem Dache, mit Balkonen, mit einer großen Hufeiſentreppe, die ſich von der dreifachen Thüre des erſten Stockwerkes breit und groß in den Hof hinabzog und endlich mit einem uralten Parke, der ſich weit hinter dem Schloſſe mit rieſigen Bäumen ſanft den Berg hinaufſtreckte und für daſſelbe einen ſchönen, abhebenden Hintergrund bildete. In ungleichen Entfernungen vom Hauptgebäude, aus dem dunkeln Schooße des Parks hervor blickten mehrere Pavillons mit hohen Dächern, Thürmen oder Kuppeln.

Dieß iſt das Schloß des Herrn Laurens! ſagte mein Führer, als ich erſtaunt ſtehen blieb und die unverhoffte Pracht mit weit offenen Augen betrachtete.

Es hatte etwas Zauberhaftes, dieſer Pracht nach ſolcher Wanderung, in ſolcher Einſamkeit zu begegnen. So mag Montſalvatſch plötzlich vor den irrenden Rittern aufgetaucht ſein. Ich beſchleunigte meine Schritte, um dem herrlichen Bau noch näher zu kommen, als ich bei einer Biegung nicht fern von einer Hütte ſtand, vor welcher auf einer Bank zwei alte Männer ſaßen, die ebenfalls auffallen mußten, denn ſie ſahen anders aus als die übrigen verkommener. Bewohner des Dorfes, anders in ihrer Kleidung wie in ihrem Weſen. Sie ſaßen ſorgenlos da, wie zwei Menſchen, die der Arbeit nicht bedürfen und waren auch ſo gekleidet, wie die andern gewiß nicht an höchſten Feiertagen ſich kleiden konnten. Der Eine, eine derbe, breitſchultrige Greiſengeſtalt, trug lange graue Locken, die in dichter

Fülle auf eine reinliche, weiße, leinwandne Blouſe herabfielen, und auf dieſen Locken einen Panamahut, wie er damals in Paris Mode war. In der Hand hielt er eine Zeitung und plauderte ſo vor ſich hin, während der Andere immer bejahend mit dem Kopf nickte und lächelnd zuhörte. Dieſer Andere nahm ſich neben der derben Blouſengeſtalt doppelt ſchmächtig aus und während bei dem Blouſenmann eigentlich nur die grauen Haare ſein Alter verriethen, ſprach bei dieſem Alles und Jedes vom Verfall eines hohen Greiſenthums. Er hielt einen alten Cylinderhut in der zitternden Hand und zeigte einen kahlen Schädel, der nur von wenigen ganz weißen Löckchen eingefaßt war. Sein Geſicht war zu einer erſtaunlichen Kleinheit zuſammengeſchrumpft, was neben dem breiten, derben Antlitz des Blouſenmannes noch mehr auffallen mußte. Ueberaus klein waren auch Hände und Füße und mit dieſen ſtimmte die ſchmächtige Geſtalt überein, welche von einem zwar alten, aber ſorgſam gebürſteten blauen Frack mit gelben Knöpfen, wie zur Noth, zuſammen- und aufrechtgehalten wurde. — Und ſo wie die Beiden ſich von den übrigen Bewohnern unterſchieden, ſo war auch die Hütte, vor der ſie ſaßen, eine Ausnahme unter den Hütten des Dorfes. Sie war ſo klein und an ſich ſo unbedeutend wie die andern, aber ſie war mit hübſcher, grauer Oelfarbe überſtrichen, mit Ziegeln gedeckt und ihre Fenſter hatten klare Scheiben, hinter denen weiße Gardinen hervorſchimmerten. Auch hatte ſie, was den andern fehlte, einen Flur, aus dem man rechts und links in die zwei Zimmer, die ſie enthielt, durch niedrige aber hübſch gezimmerte und bläulich angeſtrichene Thüren gelangte.

— Der Herr dort in der Blouſe, ſagte mein Führer, iſt Herr Laurens.

— Der Beſitzer des Schloſſes? Unmöglich! — Sie meinen wohl den andern im blauen Frack.

— Der andere iſt der Marquis von Villarſon, — das Schloß aber gehört Herrn Laurens.

Ich ging auf Herrn Laurens zu und fragte, ob es erlaubt ſei, das ſchöne Schloß zu beſichtigen.

Herr Laurens erhob ſich ſogleich, grüßte überaus freundlich und rief: Warum denn nicht! Es wird mir eine Ehre ſein!

— Warum denn nicht! Es wird mir eine Ehre ſein! wiederholte der Marquis, der ſich ebenfalls erhob und verneigte, mit einer ſchwachen und zitternden Stimme, die wie ein mäckerndes Echo der geſunden und kräftigen des Herrn Laurens klang. Es war, wie ich ſpäter merkte, ſeine Gewohnheit, kurze Sätze des Herrn Laurens zu wiederholen; längere ſchienen ihm zu viel Mühe zu machen und er begleitete ſie nur mit einem: Ja, ja! oder einem beſtätigenden Kopfnicken.

Ich will ſelbſt Ihren Führer machen, ſagte Herr Laurens, und ſchon auf dem Wege zum Schloß wurde er ſehr beredt, wie einer, der froh iſt, nach langem einſamem Leben ſich ein wenig ausſprechen zu können.

Woher kommen Sie? fragte er unter Anderm.

— Aus Genf!

— Aus Genf! das kenne ich auch, aber es muß ſich, ſeit ich es geſehen, ſehr verändert haben. Ich war acht Jahre alt, als ich dahin kam, nur mit meiner Vielle und meinem Murmelthier. Man hatte damals Angſt nach Paris zu gehen, denn es war die Zeit, da die Guillotine ſo gewaltig arbeitete. So ging ich denn nach Genf, als mein Vater ſtarb. Aber dort war auch nicht viel zu holen; ich hungerte in Genf und wohnte in einem hohlen Baum auf dem Wege nach Sacconex. Möcht' wiſſen, ob er noch ſteht. Eines Morgens, als ich erwachte, war mein Murmelthier fort, das verbitterte mir den Aufenthalt, und ich zog trotz der Guillotine weiter nach Lyon und dann nach Paris.

— Ja, ja, Paris! lächelte der Marquis, der ſich Mühe gab, mit uns gleichen Schritt zu halten — ja, ja, die Guillotine!

— Ich kenne eine alte hohle Platane auf dem Wege nach Sacconex, verſicherte ich, vielleicht iſt es dieſelbe —

— Richtig, eine Platane war es, rief Laurens — wie ſchade, daß man ſo einem Baume keine Penſion ausſetzen kann.

— Es iſt doch ein großer Unterſchied zwiſchen der Platane und dieſem Schloß! ſagte ich.

— Ei was, erwiderte Laurens achſelzuckend, das iſt nicht ſo arg.

— Aber eigenthümlich iſt es doch, ſo aus der hohlen Platane in ein ſolches Schloß zu gelangen.

— Das iſt es, weiß Gott, beſtätigte der Alte, und ich kann es mir kaum ſelbſt erklären, obwohl ich die Geſchichte dieſes Wunders am beſten kennen muß.

— Es muß eine ſehr intereſſante Geſchichte ſein, ſagte ich ausholend.

— Nun, iſt auch wieder nicht ſo arg, als man meint, lächelte Herr Laurens — etwas Glück, ein klein wenig Verſtand, Gottes Segen — und, fügte er leiſer hinzu — ein gutes, kluges Weib. Aber am Ende, aufs Schloß kommt es nicht an, man kann auch ohne Schloß leben. Es kann ſehr langweilig ſein, in einem ſolchen Schloß.

Im Schloßhof angekommen machte mir das Gebäude mit einem Male einen unheimlichen Eindruck, und zwar grade ſeiner Pracht und Schönheit wegen, denn grade mit dieſen Eigenſchaften und mit der außerordentlichen Reinlichkeit, die hier überall herrſchte, vertrug ſich die Verlaſſenheit und Oede des Ganzen am wenigſten. Ueberall ſah man die ordnende, ſorgende und erhaltende Hand, aber nirgends war ein Menſch zu ſehen. Fenſter, Treppen, Erker, Balkone, Alles leer und unbelebt; im Hof und in den Nebengebäuden, geſchaffen um von zahlreicher Dienerſchaft bevölkert zu werden, keine Seele. Wir ſtiegen die Treppe hinauf, und die Flügelthüren, die von da in einen gewaltig hohen und großen Saal führten, waren unverſchloſſen und wichen einem einfachen Drucke. Die Schritte wiederhallten in dieſem Saale und in den zahlreichen Zimmern, die wir durchwanderten — es war unendlich öde und einſam — aber Staub, Moder, Spinneweben, die zu dieſer Einſamkeit gepaßt hätten, fehlten überall. Alles war ſo gut und ſorglich gehalten, als ſollte die Herrſchaft eben einziehen — und wie ordentlich und reinlich, ſo prächtig waren auch Schmuck- und Hausrath: koſtbare Möbel jeder Art, Seiden- und Ledertapeten, Holzgetäfel und Schnitzereien, Oelgemälde und Kupferſtiche, ſelbſt ſchön bemalte im Styl des 17. Jahrhunderts gehaltene Plafonds. Auf meine Verwunderung über die Einſamkeit antwortete Herr Laurens mit einem Achſelzucken und einem verhaltenen Seufzer; meine Bewunderung der Pracht nahm er mit Gleichgültigkeit hin, und ging durch die Gemächer ruhig wie ein Führer, während der Marquis jedes meiner lobenden Worte mit beifälligem Lächeln aufnahm, freudig dazu den Kopf ſchüttelte und ſtolz neben mir einherſchritt.

— Wer hält Ihnen das Alles ſo in Ordnung? fragte ich Herrn Laurens.

— Das ganze Dorf! antwortete er, die armen Leute haben nichts zu thun und ſind froh, wenn ich ſie beſchäftige.

— Sie haben alſo keine Dienerſchaft?

— Ebenfalls das ganze Dorf, ſagte er und fügte hinzu: ich habe wohl bemerkt, daß Sie ſich über die Stille im Schloſſe verwunderten. Machen Sie mir das Vergnügen, ſeien Sie mein Gaſt und bleiben Sie über Nacht hier — ſo will ich Ihnen das Schauſpiel geben, wie ſich Alles hier belebt und wie es in einer halben Stunde hier von Bedienten wimmelt.

Ich überlegte eine Zeit lang, Herr Laurens drang in mich und ich ſagte zu. Darauf ging er auf die Plattform vor der Treppe und pfiff, dann zog er eine Glocke über der Treppe, daß es im ganzen Thale wiederhallte. Nicht eine Minute verging, und Männer und Weiber eilten aus dem Dorfe herbei. Herr Laurens wartete bis ſie nahe genug waren, dann rief er ihnen zu: Ich habe heute Abend einen Gaſt, daß Alles bereit ſei! —

Darauf lud er mich ein, die Wanderung fortzuſetzen. Wir durchſtrichen den Park, beſahen die Pavillons und beſtiegen mehrere ſchöne Ausſichtspunkte. Als wir nach ungefähr einer Stunde ins Schloß zurückkehrten, hatte ſich hier Alles wie durch Zauber verändert. Eine Reihe von Zimmern erwartete mit hellerleuchteten Fenſtern den nahen Abend, der hier raſch hereinbricht; auch an allen Eingängen und im Hofe brannten alte, große Laternen; aus dem Souterrain ſtiegen Speiſedüfte auf, und wohin man ſah, überall erblickte man wartendes oder hin- und hereilendes, theils in Livree, theils in bäuerlichen Sonntagsſtaat gekleidetes Volk. Es war wie eine kleine Hofhaltung. Der ewig lächelnde und ſchweigende Marquis reckte und ſtreckte ſich und fühlte ſich offenbar ſehr wohl. Am anſpruchloſeſten und einfachſten in der plötzlich geſchaffenen, luxurioſen Welt ſah der Beſitzer ſelber aus. — Noch ſchöner und prächtiger wurde es, als die Sonne gänzlich hinter den hohen Bergen verſchwand, dichte Dunkelheit eintrat und zu den vielen Laternen noch andere und dazu noch eine Reihe von kienholzgefüllten Eiſenkörben vor dem Schloſſe angeſteckt wurden und in hohen Flammen aufwallten.

— Das iſt ein wahres Feſt für die Leute, ſagte mein Wirth, als ich mit ihm betrachtend auf der Plattform ſtand, wenn ſie ſolch ein Spektakel bereiten können. Sie ſind auf meinen Reichthum ſtolz, als wäre es der ihre, weil ich zu ihnen gehöre. Sie ſehen ihn gern auch deßhalb, weil mancher von ihnen denkt, ſo wie dieſer Laurens kehrt vielleicht mein Kind einmal als Millionär aus Paris zurück. Ich bin ja nicht der Erſte, der als Betteljunge fortgezogen, um als Millionär heimzukehren.

Der Marquis ſeufzte. Laurens ſah ſich um und ſagte: Nicht traurig ſein, Herr Marquis!

— Nicht traurig ſein, Herr Marquis! wiederholte dieſer, und lächelte wie früher und nickte mit dem Kopfe.

Ich ſah ein, daß es mir nicht ſchwer ſein würde, die Geſchichte der beiden eigenthümlichen Alten zu erfahren und vertröſtete mich auf das Nachteſſen, das für uns bereitet wurde und das wir gemeinſchaftlich einnehmen ſollten. Ein ſchwarzgekleideter Mann mit weißer Kravatte erſchien bald und kündigte an, daß das Eſſen bereit ſei. Wir gingen durch eine Reihe ſchöner Gemächer, in ein kleines, rundes, mit Stukkaturarbeiten geſchmücktes Eckzimmer, wo uns ein elegant ſervirter Tiſch erwartete.

— Das ſind wohl Ihre Zimmer? fragte ich Herrn Laurens.

— Meine Zimmer? — Nein! — ich wohne unten im Dorfe, in der Hütte, vor der Sie mich geſehen, zu Miethe beim Herrn Marquis.

Der Marquis lächelte und beſtätigte: Ja, ja, zu Miethe bei mir, dem Herrn Marquis.

Als wir uns zu Tiſche ſetzten, bemerkte ich, wie Herr Laurens dem Bedienten, der uns eingeführt, mit ſtrenger Miene ein Zeichen machte, das ein Verweis ſein ſollte. Sogleich eilte dieſer aus dem Zimmer und kam mit einem andern Diener in prächtiger Livree zurück, der ſich hinter dem Stuhle des Marquis aufſtellte. — Vom Eſſen ſage ich nur — um nicht einen Speiszettel aufführen zu müſſen — daß es vortrefflich war und daß es von Leuten ſervirt wurde, denen man eine mehrjährige Dienſtzeit zu Paris als Kellner und Aufwärter anſah. Den Speiſen und der Bedienung entſprechend waren die edlen Weine, die in zweckmäßiger Abwechslung auf einander folgten. Den beſten Appetit bewährte der alte Marquis, der ſich durch unſere Geſpräche nicht ſtören ließ, nur von Zeit zu Zeit bejahend mit dem Kopfe nickte und ſich manchmal benahm, als wäre er unſer Wirth, eine Illuſion, in der ihn dann Herr Laurens immer zu beſtärken ſuchte. Ich begriff die Urſache dieſer Handlungsweiſe und zum Theil das ganze Benehmen Laurens' gegen den Marquis, als ich fragte, ob das Schloß nicht einen beſondern Namen habe und dieſer raſch antwortete: Chauteau Villarſon. Der Marquis war alſo offenbar der frühere Beſitzer, glaubte es manchmal noch zu ſein und Herr Laurens wollte in ſolchen Momenten die ſüße Täuſchung nicht ſtören.

Nachdem verſchiedene Weinſorten an uns vorübergegangen, neigte der arme Marquis den Kopf auf die Schulter und ſchloß die glänzenden Augen, die eigentlich noch das einzige Lebende an ihm waren und ohne deren Glanz man es nicht geglaubt hätte, daß noch ein Fünkchen menſchlicher Vernunft in dieſem kahlen und alten Schädel brannte. Er dämmerte von nun an ſo hin zwiſchen Träumen und Wachen, und ſeine Erſcheinung wurde noch traumhafter als zuvor. Mein Wirth hingegen, der viel mäßiger im Genuſſe der Speiſen wie der Getränke geweſen, wurde deſto lebhafter und mittheilſamer und da ich in demſelben Grade zudringlicher wurde, bekam ich, während draußen die Flammen in den Körben immer tiefer brannten, ſeine Geſchichte zu hören, in deren Erzählung er ſich ſelbſt durch die Diener nicht ſtören ließ, die ab- und zugingen.

Als die Franzoſen, ſo begann Herr Laurens, aus dieſem Lande eine Republik machten, welche ſie die alobrogiſche nannten, wurde hier trotz aller guten Abſichten die Noth größer als je. Wir hatten Einquartierungen und ſollten fremde Soldaten ernähren, während wir ſelbſt kaum das Brod hatten. Viele Savoyarden flüchteten ſich aus Paris zurück in die Berge und die Zahl der Verzehrenden wurde größer, während die Zahl der Arbeitenden und Erwerbenden immer kleiner wurde, da die rüſtige Jugend in den Krieg zog. Dazu kam, daß der reiche Adel, von deſſen Tiſch früher manche Broſamen für die Armen abfiel, jeden Nichtadligen als Feind zu betrachten anfing, und dem Volke, das er aushungern und, wie er dachte, zur Unterweiſung zwingen wollte, jeden Abfall von ſeinem Ueberfluß entzog. Die Herren, die in Chambery in der Kirche als Vertreter der alobrogiſchen Republik ſaßen, beriethen vielerlei, aber dem Elende der Zeit konnten ſie nicht abhelfen — und wie zu Anfang der Revolution die Savoyarden aus Paris zurück eilten, ſo begann jetzt die Auswanderung in weit größerem Maßſtabe. Ich war kaum zehn Jahre alt, als ich ausgerüſtet mit einem Murmelthier und dem Segen der

Mutter auf die Wanderſchaft ging; neben mir ging ein Mädchen, ein Waiſenkind, Louiſon hieß ſie, die meinem, des zehnjährigen Knaben Schutze vertraut war. Ihre Ausrüſtung war eine Vielle, die ſie von ihrer Mutter geerbt hatte. Meine Mutter begleitete uns bis St. Jean de Maurienne und wir weinten alle drei. Auf dem Wege dahin begegneten wir dem zwölfjährigen Sohn unſerer Herrſchaft, dem jungen Marquis von Villarſon, hoch zu Roß. Die Mutter befahl uns, dem jungen Seigneur pflichtgemäß Lebewohl zu ſagen. Wir thaten es mit Zagen, denn der junge Marquis war als ein wilder, unbarmherziger Knabe verrufen und ich ſowohl wie Louiſon hatten ſchon manche Püffe von ihm empfangen.

— Ja, ja, unterbrach hier der alte Marquis den Erzähler, der junge Villarſon war ein wilder, unbarmherziger Knabe.

— Er war es, lächelte Herr Laurens, indem er ihm die Hand entgegenſtreckte, aber er wurde ein guter Mann.

— Er wurde ein guter Mann, beſtätigte der Marquis ohne die Augen zu öffnen.

— Sprechen Sie vom Marquis? fragte ich.

— Von dieſem, der hier ſitzt, erwiderte Herr Laurens — man darf von ihm ſprechen wie von einem Abgeſchiedenen.

— Wie von einem Abgeſchiedenen! wiederholte der Marquis wie früher.

Der junge Marquis, fuhr mein Wirth fort, ließ uns nicht zu Worte kommen. Ah, Canailles, rief er uns entgegen, geht ihr nach Paris zu Robespierre, um Jakobiner zu werden und mit den Franzoſen zurückzukommen und uns unſere Schlöſſer zu nehmen!

— Verzeihen Eure Gnaden — fiel ihm meine Mutter in die Rede, aber Louiſon ließ ſie nicht weiter ſprechen und böſe über ſeine Bosheit rief ſie darein: Ja, Herr Marquis, wir gehen hin, um in Ihr Schloß zurückzukehren und Sie daraus zu vertreiben.

— Canaille! Canaille! wiederholte der junge Marquis.

— Anſtatt die armen Kinder zu ſchimpfen, ſagte meine Mutter, ſollten Sie als unſere Herrſchaft ihnen einen Zehrpfennig auf den Weg geben.

— Zehrpfennig? den ſollen ſie haben! rief der wilde Knabe, ſprengte auf uns los und ſchlug mich und mehr noch Louiſon mit der Reitpeitſche auf Rücken und Geſicht. Ich wollte mich auf ihn ſtürzen, aber der Bediente, der mit ihm war, warf mich mit ſeinem Pferde um. Darauf ritten beide im Galopp weiter. Ich war beſchämt und ergrimmt, Louiſon, die ich ſo ſehr lieb hatte und die meinem Schutze empfohlen war, vor mir mißhandelt zu ſehen, ohne helfen und ſie rächen zu können. Thränen der Wuth ſtürzten aus meinen Augen, während auch meine Mutter weinte; aber Louiſon tröſtete uns. Wir gehen jetzt in die Welt, ſagte ſie, und ich ſchwöre es, wir wollen es noch dahin bringen, daß wir den böſen Marquis aus ſeinem Schloſſe drängen; dann wollen wir ihn an die Schläge erinnern. — Ach es war eine ſtarke Seele, meine Louiſon, und mein Lebenlang hat ſie mehr mich beſchützt, als ich ſie.

Ich habe Ihnen ſchon geſagt, daß wir aus Furcht vor der Guillotine, die übrigens damals gar nicht mehr arbeitete, nicht nach Paris, ſondern nach Genf gingen. In der bewußten Platane ſchlief ich nicht allein, ſondern mit Louiſon. Als die Noth groß wurde, ſagte Louiſon: ach, wer wird ſich auch vor der Guillotine fürchten; die ſchlägt nur Ariſtokraten den Kopf ab. Wir ſind keine Ariſtokraten, gehen wir nach Paris. Und ſo gingen wir nach Paris.

Die damalige Welt hatte wenig für Savoyarden übrig und es ging uns herzlich ſchlecht. Ich wäre wohl zehnmal verhungert, wenn mir nicht Louiſon immer ein Stück Brod zu verſchaffen gewußt hätte; ihren ſchönen, braunen Augen konnte Niemand wiederſtehen und ſie tanzte ſo ſchön, daß ſie immer einige

Sous zuſammenbrachte, genug, um ſie und mich zu ernähren. Indeſſen — Sie kennen ja das Leben der Pariſer Savoyardenkinder — wozu ſoll ich Sie mit einer langen Beſchreibung langweilen? Wir ſchliefen à la belle étoile, wir aßen oder wir aßen auch nicht ein Stück trocknen Brodes und ſo verging eine ſchöne Zeit, und wir wuchſen trotz allem Elend rüſtig darauf los. Eines Tages, während eines heftigen Schneegeſtöbers, ſuchte ich unter der Einfahrt eines großen Hauſes Schutz, und da das ſchlechte Wetter nicht aufhören wollte, legte ich mich in einen Winkel und entſchlief. Es war ſchon ſpäter und dunkler Abend, als ich mich ſanft geweckt fühlte und eine Frau mit freundlichem, lächelndem Geſichte vor mir ſtehen ſah. Sie lud mich ein, ihr zu folgen, was ich gerne that, da ich auf ein gutes Nachteſſen hoffte. Sie ging voran, ich folgte, bis ſie nach einer ziemlich langen Wanderung in der Rue Pepinière eine Hausglocke zog. Der Portier öffnete und empfing die Dame mit vieler Unterthänigkeit. „Die Frau Gräfin, ſagte er lächelnd, haben eine gute Jagd gehabt.“ Sie antwortete nicht und führte mich drei Treppen hinauf in ein großes Zimmer, wo unter dem Vorſitz eines ältern Herrn an zehn Knaben um einen Tiſch ſaßen und mit Appetit ein einfaches Nachteſſen verzehrten. Mit Erſtaunen erkannte ich unter den Knaben mehrere als Landsleute und Kollegen, die noch vor Kurzem wie ich die Straßen durchzogen oder als Schornſteinfeger fungirt hatten. Ich überzeugte mich bald, daß ſämmtliche dieſe Knaben Savoyarden waren. Ich will Ihnen das Räthſel in wenigen Worten löſen.

Gräfin Montarcy wurde unter der Schreckensherrſchaft verdächtig, mit der Armee der Emigranten korreſpondirt zu haben. Sie ſollte verhaftet werden — und eine Verhaftung unter ſolchem Verdachte war damals ſo viel werth wie ein Todesurtheil. Ein Savoyarde, der bei ihr als Portier diente, rettete ſie, indem er einen Mann des Geſetzes niederſchlug, den andern Gerichtsbeamten im Hofe einſperrte, ſich mit ſeiner Herrſchaft in den Straßen verlor und ihr dann, nachdem er ſie in die Kleider ſeiner Schweſter geſteckt, aus Paris verhalf. Mad. de Montarcy entkam glücklich nach London. Unter dem Direktorium kehrte ſie nach Frankreich zurück und ſetzte jetzt die Bemühungen fort, die ſie ſchon von England aus eingeleitet hatte, ihren Retter aufzuſuchen und etwas über ſein Schickſal zu erfahren. Er war in Frankreich zurückgeblieben, da ſeine Geſellſchaft den Verfolgern der Gräfin deren Entdeckung erleichtert hätte, denn er war ein rieſiger und in ſeiner Geſtalt auffallender Mann. Die Gräfin erfuhr nur zu bald, wie ihr Retter geendet hatte. Er erſetzte ſie auf dem Schaffotte. Da er keine Anverwandte hatte, denen ſie hätte Wohlthaten erzeugen können, beſchloß ſie ihre Dankbarkeit an den Savoyardenkindern zu beweiſen, die, wie jener nach Paris gekommen, unwiſſend und hülflos allem Elend preisgegeben ſind — und ſie miethete eine Wohnung, groß genug, um zehn oder zwölf Knaben zu beherbergen, die ſie in den Straßen auflas, und denen ſie einen würdigen Mann vorſetzte, der für ihr leibliches wie geiſtiges Wohl ſorgen ſollte. Die Kinder waren da gut aufgehoben, und ſobald durch den Abgang des Einen ein Platz frei wurde, ging, wie es der Portier dieſes Hauſes nannte, die gute Gräfin auf die Jagd aus, um ein neues aufzutreiben. Dieſe Freude, die Kinder ſelbſt herbeizuſchaffen, ließ ſie ſich nicht nehmen. Bei alldem aber war ſie nichts weniger als reich, ihre Güter waren konfiſcirt und verkauft worden und ſie beſaß nur die kleinen Reſte eines großen Vermögens. Von dieſem gönnte ſie ſich ſelbſt nur den kleinern Theil, den größeren wendete ſie ihrer Anſtalt zu. Daher kam es auch, daß ſie den Aufenthalt in der Anſtalt keinem Knaben länger als zwei oder drei Jahre geſtattete, gerade die Zeit die es bedurfte, um ordentlich ſchreiben, leſen, rechnen und dergleichen zu erlernen, was zum Fortkommen in der Welt unumgänglich nothwendig iſt; dann mußte er andern Platz machen, damit ſie derſelben Wohlthat theilhaft werden. Dabei war auch noch ein Reſtchen Ariſtokratie im Spiele, denn Mad. de Montarcy war der Meinung, daß bei Kindern unſerer Klaſſe der Unterricht nicht über das Nothwendigſte hinausgehen dürfe, daß etwas mehr Wiſſen aus unſeres Gleichen nur Revolutionäre mache. Nun die gute Frau hat durch die Revolution zu viel gelitten und ſie hatte ein Recht, ſie zu fürchten. Nicht ich, der ich ihr ſo viel zu danken hatte, werde mit ihr rechten.

Mit dem Nachteſſen, das mich empfing, war ich ſehr wohl zufrieden, noch mehr mit dem guten Bette, darin ich köſtlich ſchlief, während es draußen ſchneite und ſtürmte. Mein erſter Gedanke, als ich des Morgens erwachte, galt meiner Louiſon und dem Bedauern, daß ſie die ſo böſe Nacht, der Himmel weiß wo? und wie? zugebracht; dann fühlte ich mich wie ein Gefangener, und ſehr unglücklich darüber, daß ich von Louiſon getrennt ſein ſollte. Der Lehrer ſtellte mir in eindringlichen Worten vor, welches Glück, von Gott geſandt, es ſei, daß ich in die Anſtalt gekommen und welchen Nutzen es mir bringen werde, wenn ich da etwas lernte. Vergebens! ich ſchämte mich wohl einzugeſtehen, daß ich vorzugsweiſe eines Mädchens wegen wieder ins Elend hinaus und alle die Wohlthaten von mir weiſen wollte; aber ich blieb dabei, daß ich fort müſſe. Solche Widerſetzlichkeit war dem Lehrer nicht neu, da ſie bei den meiſten neuen Zöglingen vorkam, die, an das herumſtreifende Leben gewöhnt, ſich Anfangs immer unbehaglich fühlten. Man übte in der erſten Zeit einen leiſen Zwang, vertröſtete von einem Tage zum andern, bis endlich der Junge freiwillig in der Anſtalt blieb. So ging es auch mir, ohne daß ſich meine Sehnſucht nach Louiſon vermindert hätte, und durch Wochen war ich wohl der traurigſte Geſelle der ganzen Anſtalt und ging es auch mit dem Lernen ſchlecht vorwärts, bis mir mit einem Male die Erlöſung kam und zwar von Louiſon ſelbſt. Eines Tages ſcholl plötzlich vom Hofe herauf ein liebes Lied aus der Heimath, das mir eben ſo bekannt war als die Stimme, die es ſang. Mit drei Sätzen war ich im Hofe und ehe ſie mich geſehen, lag ich weinend am Halſe Louiſons. — Habe ich dich endlich, rief ſie ebenfalls weinend, ſeit Wochen ziehe ich ſo von einem Hauſe zum andern — an keinem einzigen bin ich vorübergegangen — und überall ſinge ich nur dieſes Eine Lied. Ich wußte wohl, du kommſt aus deinem Verſtecke hervor, ſobald du das Lied zu hören bekommſt. — Ich erzählte ihr, was mit mir geſchehen, und kündigte ihr den Entſchluß an, ſofort aus der Anſtalt zu entwiſchen und mit ihr weiter zu ziehen, wie ehemals. — Sie freute ſich darüber, aber nur einen Augenblick. Bald legte ſie ihr Geſicht in ernſte Falten, ſprach mir von der herrlichen Wohlthat, die mir da geſchehe und ſetzte mir ſehr klug auseinander, wie ich in der Anſtalt aushalten und ſo viel als möglich lernen müſſe. „Siehſt du", ſagte ſie nach einer längeren und weiſen Rede, „das iſt nur der Anfang und du wirſt gewiß ein großer und reicher Mann. Wenn man was gelernt hat, geht Alles leichter und ſchneller. So wird man ein Monſieur. Und ich ſage dir, es iſt ganz gewiß, daß wir als ſehr reiche Leute in unſer Dorf zurückkommen, und daß wir uns dort ein ſehr ſchönes Schloß bauen — es iſt ſogar möglich, daß wir das Schloß des Marquis kaufen und dann leben wie geborene Marquis.

— Ja, ja, das Schloß des Marquis kaufen, — murmelte hier der Marquis, die Erzählung des Herrn Laurens unterbrechend.

Herr Laurens ließ ſich nicht ſtören und fuhr fort: Sie müſſen wiſſen, daß es von dem Augenblicke an, da uns der junge Marquis in der Stunde unſeres Abſchiedes von der Heimath gepeitſcht hatte, bei Louiſon ausgemachte Sache war, daß wir als reiche Leute in unſer Thal zurückkehren, uns daſelbſt ein

Schloß bauen müſſen, ſo ſchön wie das des Marquis, oder noch beſſer, daß wir den Marquis aus ſeinem eigenen Schloſſe verdrängen müſſen. Mit dieſem Gedanken tröſtete ſie ſich in allem Elend, auf dieſen Gedanken kam ſie bei jeder Gelegenheit zurück — und wie kindiſch er auch war, er wurde ſtärker und mächtiger in ihr, je größer ſie wurde. Sie war ein herzensgutes Geſchöpf, aber die Hoffnung, den Marquis mit einem gleich ſchönen Schloſſe in demſelben Thale zu ärgern oder gar in ſein eigenes Schloß einzuziehen, hätte ſie nicht ſo leicht für ein anderes Glück ausgetauſcht. Mit dieſen Träumen ging der meine, daß wir uns einſt heirathen und jenes Glück gemeinſchaftlich genießen werden, Hand in Hand. Es wurde Louiſon um ſo weniger ſchwer, mich von meinen Fluchtgedanken abzubringen und zu treuem Ausharren in der Anſtalt, wie zu fleißiger Arbeit zu ermuntern, als ſie verſprach, ſo oft als möglich wieder zu kommen.

Sie hielt Wort. Jede Woche an einem gewiſſen Tage, zu einer beſtimmten Stunde erſcholl ihr Lied und ertönte ihr Inſtrument im Hof, und manchmal bereitete ſie mir eine Ueberraſchung, indem ſie auch plötzlich an einem andern als dem gewohnten Tage erſchien. Es wurde mir dann auch erlaubt, zu ihr, als dem Kinde deſſelben Dorfes, hinabzuſteigen und in der Wohnung des Portiers ein angenehmes Stündchen zu verplaudern. Es war eine glückliche Zeit und ich fing damals an zu fühlen, daß ich ohne Louiſon nicht leben könnte, und zugleich bemerkte ich, daß ſie von Woche zu Woche ſchöner wurde. Ich wußte es nachher, daß ich ſie damals mit Liebe zu lieben begann; aimer d'amour, wie wir zu ſagen pflegen. Wir ſtanden aber an der Thüre des Jünglings- und Jungfrauenalters. Klug und brav, wie Louiſon war, fühlte ſie ebenfalls, daß ſich die Zeiten ändern, und eines Tages kündigte ſie mir plötzlich an, daß ſie nicht mehr auf dieſelbe Weiſe als herumziehende Sängerin in den Hof kommen und daß ſie dem Inſtrument, dem Liede und auf einige Zeit auch mir Lebewohl ſagen wolle. — Schau, ſagte ſie, ich werde groß und auch hübſch, da ſchickt es ſich nicht mehr, daß ich ſo durch die Straßen von Paris ziehe. Ich habe ſchon Manches erfahren, was mich belehrt, daß ich auf andere und anſtändigere Weiſe mein Brod verdienen muß. Ich werde einen Dienſt ſuchen.

Was ſich Louiſon vornahm, das führte ſie auch aus. Sie fand eine Stelle bei einer reichen Dame und da ſie ſich ſehr anſtellig zeigte, ernannte ſie dieſe bald zu ihrer Kammerjungfer. Ich durfte ſie jeden Sonntag beſuchen, und ſie, wie ſie Alles benützte, wollte auch, daß dieſe Beſuche nicht nutzlos für ſie ſeien und ich mußte ſie lehren, was ich in der Anſtalt ſelbſt gelernt hatte. „Denn“, ſagte ſie, „ich muß ja ſchreiben und leſen können, um, wie es ſich ſchickt, in unſerm Schloſſe Briefe zu ſchreiben und Bücher zu leſen.“ Das Schloß! immer das Schloß! — Sie lernte raſch und je älter wir wurden, deſto mehr Zeit blieb uns während der Unterrichtsſtunden für unſere Liebe. —

Ich blieb länger als drei Jahre in der Anſtalt, da ich nach Verlauf dieſer Friſt zu einer Art von Unterlehrer ernannt wurde und der Himmel weiß, wie lange es noch ſo gleichförmig fortgegangen wäre, wenn uns nicht plötzlich die Umſtände an „unſer Schloß“ erinnert und wenn ich nicht eingeſehen hätte, daß ich Louiſon, die von Haus aus meinem Schutze empfohlen war, in eine geſicherte Lage bringen mußte.

Wir waren im Kaiſerreich, Paris hatte wieder einen Hof, und was von altem Adel war, wurde an dieſem Hofe der Emporkömmlinge mit Freuden aufgenommen. Der Marquis von Villarſon, derſelbe der uns geſchlagen hatte, war einer der ſchönſten und glänzendſten Kavaliere dieſes Hofes, man ſchmeichelte ihm, man hätſchelte ihn und er durfte ſich Vieles erlauben. Der ſavoyiſche Adel gehört ja zum älteſten und anerkannteſten Europas und Napoleon —

— Ja, ja, Napoleon! rief hier wieder der alte Marquis dazwiſchen, öffnete die Augen und leerte ein Glas Marſalla.

So unterbrochen, nahm Herr Laurens den Satz nicht wieder auf, ſondern blickte den träumenden Greis lange an, ſeufzte und ſagte dann: Was iſt ein Menſchenleben! und Glanz und Jugend und Schönheit! Sehen Sie den Herrn Marquis an! Wir dürfen in ſeiner Gegenwart von ihm ſprechen, denn er iſt ein großer Philoſoph geworden und betrachtet ſich ſeit Jahren, als wäre er nicht er ſelber, ſondern irgend ein Dritter, deſſen Geſchichte er nur ſehr gut kennt. Dieſer Herr Marquis hatte Glanz, Jugend, Schönheit und er war es, der mir Louiſon entreißen wollte und gerade in einer Zeit, da meine Liebe in vollſter Blüthe ſtand. Sie war ſchön —

— Sie war ſchön! wiederholte der Marquis, aber dießmal weniger als Echo, ſondern mit einem ſelbſtſtändigen Ausdruck tiefſter Ueberzeugung und mit einem Lächeln, das wie ein Glanz von Jugend über ſein verwittertes Antlitz flog.

— Sie war ſchön, ſie war anmuthig, fuhr Laurens fort, nachdem er zeitlang vergebens gewartet hatte, ob nicht der Marquis ſeinem Lobe etwas hinzufüge, ſie war neunzehn Jahre alt und jeder

Zug ihres Geſichtes ſprach von Verſtand und Güte zugleich.

— Verſtand und Güte zugleich! wiederholte der Marquis.

Herr Laurens ſtreckte ihm über den Tiſch die Hand entgegen, er aber hatte die Augen geſchloſſen und ſah es nicht. Laurens zog die Hand wieder zurück und ſagte: Wir waren jung und ſind alt geworden; wir waren Feinde, weil wir dieſelbe liebten, jetzt ſind wir Freunde, eben weil wir dieſelbe liebten. Er kam ins Haus der Vicomteſſe C . . . bei der Louiſon diente, er verliebte ſich in Louiſon, er verfolgte ſie, ich blieb ruhig. Er bot ihr ſeine Hand an, ja, ja er wollte ſie heirathen, obwohl ſie nur Kammerjungfer war, ich war immer noch ruhig. Aber einmal, da ihre Dame ſich in ſeiner Gegenwart von Louiſon einige unſerer Volkslieder vorſingen ließ, fand der Marquis, daß ſie zu einer großen Sängerin geboren ſei, daß ſie eine wunderſchöne Stimme und viel Talent habe und daß ſie als Sängerin eine große Carriere machen könnte. Da fing ſie Feuer. Die Geſchichte der „Fanchon“, die ebenfalls eine Savoyardin geweſen ſein ſoll, die damals auf dem Theater aufgeführt wurde und in Aller Munde war, trug noch dazu bei, ihren Kopf zu erhitzen, und ſie bildete ſich ein, eine zweite Fanchon zu ſein. Der Weg zur Million, der allerkürzeſte, und in das „Schloß" war gefunden. Das waren böſe Zeiten. Umſonſt ſtellte ich ihr vor, daß ich nie und nimmer eine Theaterprinzeſſin heirathen würde, ſelbſt wenn ſie mir eine Million mitbrächte und daß mir die arme Kammerjungfer viel lieber ſei; ſie meinte, daß ich ſie gewiß und um ſo lieber heirathen werde, wenn ich mich nur erſt überzeuge, daß ſie als Millionärin und gefeierte Sängerin eben ſo tugendhaft und treu bleibe, wie ſie es als Kammerjungfer geweſen. Da ich aber auf meiner Anſicht beharrte, nichts von der Sängerin, von ihren Millionen und ihrem Schloß wiſſen wollte, wandte ſie ſich mit ihrem Vertrauen der Vicomteſſe zu, die mit dem Marquis einverſtanden war, und vergaß nach und nach den Groll, den ſie ſeit Jahren gegen dieſen hegte. Der Marquis glaubte nun ſein Spiel gewonnen und traf demgemäß ſeine Anſtalten. Ich aber war auch nicht unthätig und beobachtete den jungen Herrn um ſo eifriger auf Schritt und Tritt, je ſchweigſamer und zurückhaltender Louiſon gegen mich geworden. Um das ohne Störung thun zu können, verließ ich die Anſtalt für immer, ohne übrigens zu wiſſen, wie ich mich künftig durchſchlagen würde. Aber was lag mir daran, mein Hauptziel war jetzt, der verblendeten Geliebten die Augen zu öffnen und ihren Verführer bei nächſter Gelegenheit zu züchtigen, auf das Furchtbarſte zu züchtigen. Ich ſchrak vor keinem Gedanken zurück und ſagte mir, daß ich ihn im gegebenen Falle auch todtſchlagen könnte. Und nachdem ich ſo durch einige Wochen dem Marquis wie ein Spion gefolgt war, holte ich eines Tages Louiſon ab und bat ſie, mit mir einen Spaziergang zu machen. Sie meinte, ich ſei nun mit dem Gedanken an ihre glänzende Laufbahn verſöhnt und ſprach mir auf dem Wege von nichts Anderem, als von dem Glücke das uns Beide erwarte und wie wir uns früher, als wir je hätten träumen dürfen, in unſer „Schloß“ zurückziehen würden. Ich ſchwieg und ging immer weiter, bis wir auf die Höhen jenſeits der Rue St. Lazare ankamen, wo damals noch viele einzelne Pavillons in großen Gärten ſtanden. Ich trat in einen dieſer Pavillons und man ließ mich ungehindert eintreten, da ich die letzten Tage mehrere Mal in Geſellſchaft der Arbeiter, die daſelbſt beſchäftigt, gekommen war. Louiſon fragte mich, was ich da wollte. Ich ſchwieg und führte ſie von Zimmer zu Zimmer. Sie war von der ſchönen Einrichtung entzückt. Dann rief ich den Portier herauf und fragte ihn in Louiſons Gegenwart: wer dieſen Pavillon ſo ſchön einrichten laſſe? und wer ihn dann bewohnen ſolle? — „Der Marquis Villarſon,“ antwortete der Portier, ein Savoyarde, will hier ſeine Geliebte, ebenfalls eine Savoyardin, unterbringen. — Louiſon erbleichte und wollte zum Hauſe hinausfliehen, ich aber hielt ſie zurück und zwang ſie, ſich mit mir auf eines der ſeidenen Sophas niederzulaſſen. Ich wußte, daß der Marquis kommen ſollte, um das Appartement zu beſichtigen. Er ließ auch nicht lange auf ſich warten. Ein Phäeton fuhr vor und bald darauf hörten wir die Stimme des Marquis in den vordern Zimmern, der zweien ſeiner Freunde Erklärungen gab, welche Louiſon über ſeine Abſichten allerlei Aufſchlüſſe gaben. Sie wollte aufſpringen und ihm entgegeneilen, ihre Augen funkelten vor Wuth, ihre Arme zitterten, ihre Finger zuckten. Ich hielt ſie zurück.

Als der Marquis in Begleitung ſeiner Freunde bei uns eintrat und uns erblickte, ſtutzte er einen Augenblick, faßte ſich aber bald und herrſchte mir entgegen: Was ich da zu thun hätte; ich ſolle mich ſofort packen!

— Das werde ich auch thun, antwortete ich, ſobald ich Sie hier zu dieſem Fenſter hinausgeworfen habe. — So ſprechend hatte ich ihn auch ſchon um den Leib gefaßt, in die Luft gehoben und befand ich mich mit ihm auf dem Wege zum Fenſter. Seine beiden Freunde warfen ſich mir in den Weg und ſuchten mir meine Beute zu entreißen; vergebens. Ich hatte in dieſem

Momente eine Rieſenkraft; den Marquis hielt ich ſo feſt, daß er ſich kaum winden konnte, und trotz aller Anſtrengungen der beiden Herrn rückte ich Schritt vor Schritt dem Fenſter entgegen. Der Marquis ſchrie, die Freunde ſchrieen, es war ein Höllenlärm. Mit Einem Male aber miſchte ſich ein eigenthümliches Geräuſch in dieſen Lärm und verwandelte ſich das Geſchrei der Herren in ein lautes Gelächter, das ſo herzlich, beinahe krampfhaft wurde, daß ſie von der Vertheidigung ihres Freundes ablaſſen mußten; ja ſelbſt der Marquis lachte trotz der kritiſchen Lage, in der er ſich befand. Ich ſtutzte, ließ mit dem Vordringen gegen das Fenſter in dem Maße nach, als der Widerſtand ſich minderte und ſah mich um; da ſtand Louiſon neben mir und ohrfeigte den Marquis mit ſolcher Schnelligkeit, ſolchem Ernſt, ſolchem Eifer, daß es in der That unendlich komiſch anzuſehen war; daß ich ſelbſt von dem allgemeinen Lachkrampf angegriffen wurde und den Marquis fallen ließ. Seine beiden Wangen waren ſchon dunkelroth und angeſchwollen; trotzdem wälzte er ſich lachend auf dem Boden. Louiſon ſtand neben ihm, ſah zornig auf ihn hinab, die einzige ernſte Perſon der Geſellſchaft, immer bereit, wieder über ihn herzufallen, was das Komiſche der Lage nur noch erhöhte.

— Sie hatte ein Händchen wie eine Herzogin, ſchaltete hier der alte Marquis ein — o, ich erinnere mich ganz deutlich.

Indeſſen hatte der Lärm unten im Garten und auf der Straße ſeinen Widerhall gefunden, die Polizei kam und da ſie drei vornehme Herren und einen Savoyarden fand, überlegte ſie ſichs nicht lange, nach Art der Napoleoniſchen Polizei, fragte nur nach ihren Namen und führten mich als Gefangenen fort. Ich ging ganz ruhig, nie war mein Vertrauen in Louiſon größer als in dieſer Stunde. Die Freunde riethen dem Marquis, mir wegen Mordverſuchs einen Prozeß machen zu laſſen, oder wenigſtens dafür zu ſorgen, daß ich in die Armee geſteckt und nach Oeſterreich oder Spanien geſchickt werde — er werde dann freien Spielraum haben, ſich an mir rächen und mit Louiſon am Ende doch fertig werden. Aber ich war ſchon am nächſten Tage frei und wurde auch nicht in die Armee geſteckt — und Beides dankte ich den Bemühungen des Marquis. Ja er hatte ſogar alle mögliche Mühe, um mich vom Soldatenthum zu befreien, denn damals war es üblich, daß die Polizei, wo ſie ihre Hand auf einen jungen Mann legte, die Gelegenheit benutzte, um die Armee Sr. Majeſtät zu vergrößern. Der Marquis mußte von Pontius zu Pilatus laufen, um Louiſon ihren Geliebten zu retten. Sehen Sie, er war eigentlich immer ein guter Mann!

— Er war eigentlich immer ein guter Mann! wiederholte der Marquis trauernd, als ſpräche er von einem Todten.

Ich hatte auch wenig Luſt, mich mit Oeſterreichern und Spaniern zu ſchlagen, die mir kein Leides gethan hatten; wohl aber verließ der Marquis bald nach jener Geſchichte das Hofleben und trat in die Armee, wo er ſich auch tapfer ſchlug, als ein echter Savoyarde, der er iſt. Ich empfand das dringendſte Bedürfniß, der Gefahr, ein ſolches Mädchen wie Louiſon zu verlieren, ein für alle Mal ein Ende zu machen — und wir verheiratheten uns kurzweg, ich mit wenigen Sous, ſie mit etwas mehr Franken in der Taſche.

Nun, mein Herr, beginnt ein arbeitsvolles Leben, von dem ich Ihnen ſo wenig als möglich erzählen will. Ich war Aufſeher der Arbeiter bei einem großen Unternehmer; nach einiger Zeit hatte ich den Muth zu kleinen Unternehmungen auf eigene Fauſt. Ich wußte wie man mit Hülfe der berufenen Leute Straßen, Dämme u. dergl. baute, Kanäle grub, Steinbrüche ausbeutete und ich begann mit kleinen Erſparniſſen und mit dem Kredit meines Landsmannes, des Banquiers P . . . Nach einigen Jahren legte ich ſchon

Kapitale in ſein Geſchäft und ehe ich mich deſſen verſah, war ich Banquier und Unternehmer zugleich. Unter Napoleon hatten die Seehäfen ſämmtlicher franzöſiſcher Küſten, immer von den Engländern blockirt, brach und öde gelegen, und waren während der Zeit verfallen, verſandet, zum Theil zerſtört. Jetzt mußten Deiche, Dämme, Werften und was dazu gehört, gebaut, ganze Strecken entſandet und zu all dem Schiffe konſtruirt werden. Ich hatte beinahe überall mein Theil, denn ich gebot über eine kleine Armee von Arbeitern, die mich als den Ihrigen betrachteten und lieber bei mir als bei andern arbeiteten. Ich gewann große Summen als Unternehmer, und dieſe Summen machten Junge in unſerm Bankhauſe. Wir wohnten in der Chauſſee d'Antin in einem prächtigen Appartement, in dem wir manchmal noch viel reichere Leute, als wir ſelbſt waren, empfingen — aber wenn die Leute fort waren, zogen wir uns in ein kleines Hinterſtübchen mit einfachen Möbeln zurück, in dem wir uns heimiſch fühlten. Dort ſprach ich auch den Dialekt unſerer Berge, den Louiſon auch in dem prächtigen Appartement gebrauchte. Dort ſprachen wir viel von unſerer Heimath, dahin wir uns endlich zurückziehen wollten, und Louiſon vergaß dabei niemals das „Schloß". Der Marquis war wie von der Erde verſchwunden; wir hörten erſt ſpät, daß er jetzt am Hofe von Turin lebe, da Turin nach dem Falle Napoleons wieder die Hauptſtadt Savoyens geworden. Und wieder nach Jahren liefen durch unſere Comptoire zu wiederholten Malen große Wechſel und Schuldverſchreibungen, die mich an ihn erinnerten, da ſie ſeine Unterſchrift trugen. Wenn ich Louiſon davon erzählte, ſagte ſie ruhig: Wir bekommen noch ſein Schloß, wie ich es ihm verſprochen habe. Das iſt gut, dann brauchen wir nicht erſt ein neues zu bauen.

Und ſo iſt der Menſch: die Gelder floßen zu, die Jahre floßen ab. Ich ſtak immer ſo tief in Geſchäften, daß an ein Abbrechen und Abrechnen nicht zu denken war — und mein Aſſocié, der brave P . . ., deſſen Namen Sie wohl kennen, meinte immer, es gehe zu gut, um aufzuhören und es werde ſchon eine Zeit kommen, die ſich von ſelbſt als geeigneten Schlußpunkt ankündigen werde. Geldmachen ermüdet nicht und an das Alter denkt man nicht, als bis es da iſt. Es geht mit der Jugend wie mit der Geſundheit, man denkt an dieſe erſt, wenn man krank, und an jene, wenn man alt iſt. Mit Einem Male iſt man alt. Aber zwei Menſchen, die von Kindesbeinen an neben einander einherliefen und deren Liebe nicht altert und die einander immer ſo ſahen, wie damals, als ſie einander zu lieben anfingen, die merken es am ſpäteſten. Erſt die große Revolution vom Jahre 1848 konnte P . . . überzeugen, daß der Schlußpunkt gekommen ſei und erinnerte uns, Louiſon und mich, daß wir alt geworden. Sind wir doch aus Savoyen ausgezogen, als man noch vor Robespierre und der Guillotine Angſt hatte. Aber hèlas! Louiſon lag auf dem Krankenbette, auf dem Sterbebette. Sprechen wir nicht davon. Eine Stunde vor ihrem Tode mußte ich ihr verſprechen, in unſer Thal zurückzukehren und das Schloß zu kaufen, denn der Marquis war gänzlich ruinirt, die Revolution hatte ihm den letzten Stoß gegeben und ſein Gut wurde von den Gläubigern an den Meiſtbietenden losgeſchlagen. Sie beſchwor mich, gleich nach ihrem Tode abzureiſen, damit mir das Schloß ja nicht entgehe. Ich verſprach Alles und ruhig und lächelnd ſchloß ſie die Augen. Ich begrub ſie neben dem Monument, das ich der guten Frau v. Montarcy hatte errichten laſſen und eilte in das Thal zurück, das ich an ihrer Seite und unter den Schlägen des Marquis vor beinahe ſechszig Jahren verlaſſen hatte."

Herr Laurens ſtützte die Ellenbogen auf den Tiſch und legte das Geſicht in beide Hände. Der Marquis ſchlief und lächelte im Schlafe. Der ruinirte, abgelebte, in die Kindheit ſchwächlichſten Greiſenthums verſunkene Kavalier ſchien mir glücklicher, als der kräftige alte Mann, der ſein Leben in friſcher Arbeit und Thätigkeit, und liebend und geliebt verbracht hatte; der ſein Ideal erreichte, aber allein und zu ſpät.

Nach einer im Verhältniß zu ſeiner Erregung kurzen Pauſe, fuhr Herr Laurens mit feſter Stimme fort: Mich tröſtet Eines: nämlich, daß Louiſon ſich in dem Schloſſe ſo wenig heimiſch gefühlt hätte, wie ich. Ich kaufte eben das Schloß zu einem außerordentlich geringen Preis, es koſtete mich nicht den vierten Theil meiner Jahresrente. Der Marquis verließ es lächelnd, während ich trauernd einzog. Er nahm die Hütte, die meiner Mutter gehört und die ſeit ihrem Tode leer geſtanden hatte; ich nahm das Schloß ſeiner Ahnen. Aber hieher zurückgekehrt, fühlte ich mich ganz als das, als was ich die Berge verlaſſen hatte, als den Sohn jener Hütten und mit Sehnſucht ſah ich hinab auf die elenden Dächer — mit Neid ging ich an dem Häuschen vorbei, in dem der Marquis wohnte. Ich beſaß das Schloß, der Traum Louiſons war verwirklicht, ihr letzter Wille befolgt; wenn an ihrem Wunſche, das Schloß zu beſitzen, einiges gegen den Marquis gerichtete Rachegefühl Theil hatte, ſo würde ſie, das war ich überzeugt, dieſes Gefühl gänzlich zum Schweigen gebracht haben, wenn ſie den ehemals wilden und übermüthigen, aber eigentlich nie böſen Geſellen in ſeinem jetzigen Zuſtand geſehen hätte. Was that ich, nachdem ich das Alles erwogen? Das Häuschen des Marquis hatte zwei Stuben, ich miethete ihm die Eine ab und bin nun ſein Miethsmann. Ich bot ihm das Schloß zur Wohnung an, er lehnte es lächelnd ab. Verkauft iſt verkauft, ſagte er. Im Grunde wollte er ſich keine Wohlthaten erweiſen laſſen, er geſtattete aber, daß ich das Häuschen wohnlich einrichten ließ. Und ſo hauſen wir zuſammen und ſein Umgang iſt mir der liebſte, denn er hat Louiſon in ihrer Blüthe gekannt und — wie immer — ſie doch geliebt. Jetzt wollen wir ihn in ſein ehemaliges Bett bringen laſſen und dann: gute Nacht!

Eine Entführung in Böhmen.

Es koſtete mich keinen ſchweren Entſchluß, ſobald ſich das Elend des Exiles geltend zu machen begann, wie viele andere die Laufbahn eines Stundengebers zu betreten und in Paris die Rolle eines Apoſtels deutſcher Sprache, Literatur und Geſchichte zu übernehmen. Von vielen und angeſehenen Freunden unterſtützt, fand ich bald, was ich ſuchte, und unter andern wurde ich der Vicomteſſe St. Hilaire empfohlen, mit deren fünfzehnjährigem Töchterlein ich deutſche Dichter leſen ſollte. Die Empfehlung war ſehr warm und kam von einem Freunde des Hauſes, und einige Zeit nach meiner Einführung fand mich die Vicomteſſe mit ihrer alten Mutter, der Gräfin Drumont, im intimen Zirkel einer ihrer Freundinnen, wo ſie erfuhren, daß ich daſelbſt zu den Vertrauteſten gehörte — ſo wurde mein Verhältniß zu den beiden Damen ein viel beſſeres, als ſolche Verhältniſſe ſonſt zu ſein pflegen. Dazu kamen noch andere

Umſtände und unter dieſen vorzugsweiſe zwei, welche eine innigere Annäherung ſehr begünſtigten. Die Familie gehörte ſeit lange, trotz ihrem Alter und ihrer hohen Titel, zur liberalen Partei und ein politiſcher Flüchtling hatte für ſie nichts Erſchreckendes. Sie wußten auch, was von den Verläumdungen zu halten iſt, die den Verbannten oft bis auf die harten Wege der Fremde verfolgen, und als ihnen eine ariſtokratiſche Freundin aus Dresden, der ſie von ihrer Verbindung mit mir geſchrieben, berichtete, daß ich in Deutſchland eine Frau mit mehreren Kindern habe ſitzen laſſen, lächelten ſie darüber, da ſie von mir wußten daß ich unverheiratet war. In den Augen der alten Gräfin Drumont, der Großmutter meiner Schülerin, war es noch eine beſondere Empfehlung, daß ich aus Böhmen ſtammte. Dieſes Land, das konnte ich gleich bei meiner erſten Unterhaltung mit der alten Dame bemerken, war ihr ganz beſonders intereſſant. Sie kam, als ich ihr meine Heimat nannte, in wahrhafte Aufregung und erkundigte ſich ſeitdem zu wiederholten Malen und ſo oft ſie nur die Gelegenheit herbeiführen konnte, nach der Beſchaffenheit des Landes, nach ſeinen Städten und Schlöſſern, nach ſeinen Sitten und Gebräuchen. Sie liebte offenbar meine Unterhaltung, und bald war ich im Ganzen der Freund des Hauſes und im Beſondern der Bevorzugte und Günſtling der ehrwürdigen Matrone. Aber erſt nach Monaten erfuhr ich von ihr, warum ſie an meiner Heimat ſo großes Intereſſe nahm. Ach, rief ſie eines Tages mit Thränen in den Augen aus, ach, in Böhmen iſt mir ja das Liebſte, was ich auf Erden hatte, ſpurlos verſchwunden. Mein Glück mein Stolz und der Name, den ich trage, ſind dort irgendwo in einem unbekannten Winkel begraben. Dort hat das Ende eines Trauerſpieles geſpielt, das mir das Herz durchbohrte, obwohl es mir bis auf den heutigen Tag ein Räthſel geblieben iſt und wohl immer bleiben wird. Sie, mein Herr, waren damals zu jung, als daß ich irgend von Ihnen eine Auskunft hoffen könnte, auch ſtand Ihre Welt, als die eines Dorfkindes, den Regionen, in denen dieſes Trauerſpiel ſpielte, zu ferne, als daß Sie oder Jemand der Ihrigen deſſen Zuſchauer ſein oder davon hätten hören können. Doch will ich Ihnen die Geſchichte meines Unglücks erzählen — ſo weit ich ſie ſelber kenne — um Ihnen zu erklären, was meine Gedanken und Gefühle ſo ſehr an Ihre Heimat feſſelt, und um mich bei Ihnen zu entſchuldigen, daß ich Sie oft und immer wieder mit demſelben Gegenſtande des Geſpräches behellige.

„Mein verſtorbener Gatte, Graf Amy Drumont, gehörte ſchon unter der Reſtauration zur liberalen Partei und ſtand auf der Seite von Männern wie Manuel, General Foy, Benjamin Conſtant, welche erkannten, daß es zum Verderben Frankreichs wäre, wenn man über die Grundſätze von 1789 zurückgehen würde, und wenn man den zurückgekehrten Emigrirten, die von den ſtattgefundenen Veränderungen im öffentlichen Geiſte keine Ahnung hatten oder haben wollten, Gehör gäbe. Doch war er ein treuer Royaliſt, und ſeines Namens wegen zählten ihn ſelbſt die entſchiedenſten Ariſtokraten zu den Ihrigen, obwohl er ſo Manches verſchuldete, was ſie aufs Strengſte verurtheilen mußten. Dazu gehörte unter Anderem das Verbrechen, unſern Sohn René in ſeinem achtzehnten Jahre der verrufenen, von der Republik gegründeten politechniſchen Schule anvertraut zu haben, in der man nichts lernte, was an den Hof der Ludwige erinnerte, wohl aber Manches, was die Jugend mehr mit der Nation und mit dem Leben, als mit dem Hofe und mit den von Karl X. begünſtigten Kongregationen verband. Mein Mann ſtarb vor Erfüllung ſeiner Prophezeiungen, das iſt vor der Julirevolution und der Vertreibung des Königs und ſeines Hofes. René, als Politechniker und als fortgeſchrittener Sohn ſeines Vaters, kommandirte das Volk und war einer der Helden der drei Tage. Der Ehre, des Ruhmes wurde ihm genug, auch der Freude, da er ſeine

Sache triumphiren ſah. Aber ſein Sieg ſollte der Tod ſeines Glückes werden.

Von früher Jugend an hing er mit der ganzen Treue und Leidenſchaft ſeiner Seele an Viktorine de la Pérouſe der Tochter unſeres Nachbars im Faubourg St. Germain und Kapitains der Garden Karls X., eines der eifrigſten Royaliſten und Anhängers des alten Regime. Trotz dieſem letztern Umſtande hatte es nicht im entfernteſten den Anſchein, als ob die Liebe der beiden Kinder ein Schickſal wie das von Romeo und Julie heraufbeſchwören ſollte. Die beiden Familien waren ſeit Jahrhunderten durch Freundſchaft, verwandtſchaftliche Bande und eine theilweiſe gemeinſame Geſchichte zu ſehr an einander geknüpft, als daß die Verſchiedenheit der Meinungen während einer oder zweier Generationen trennend hätte wirken können, und von Seiten des alten La Pérouſe hielt man zu ſehr auf Traditionen, um nicht, trotz jener Verſchiedenheit, die man für unnatürlich und darum für vergänglich erklärte, bei uns auszuhalten. Aber Alles änderte ſich ſchnell, als aus meinem Sohne, wie ſich der alte Kapitän der Garden ausdrückte, ein Barrikadenheld wurde und zwiſchen dieſem und den Anhängern des Königs ein ewig trennender Blutſtrom dahinfloß. Zu dieſer moraliſchen Trennung kam noch die materielle, indem ſich Herr von La Pérouſe mit ſeiner ganzen

Familie freiwillig verbannte und ſeinem Könige nach Böhmen folgte.

Mein armer René ertrug ſein Schickſal anfangs mit vielem Muthe, auch dachte er in den erſten auf die Julirevolution folgenden Zeiten zu ſehr an das Vaterland und war mit dieſem zu leidenſchaftlich beſchäftigt, als daß er für ſein eigenes Schickſal genug Aufmerkſamkeit hätte übrig haben können, und er fühlte ſich mit Viktorine zu innig verbunden und verwachſen, um der Furcht, gänzlich von ihr getrennt zu werden, fähig zu ſein. Auch war ſein heiteres Weſen nicht darauf angelegt, irgend welche Beſorgniß in ſich aufkommen zu laſſen; er kannte keine Hinderniſſe, er glaubte alle beſiegbar, und die Welt, die ſeiner Liebenswürdigkeit überall entgegenkam und ihm alle Wege ebnete, beſtärkte ihn in dieſer heitern Zuverſicht. Wie er während der Julitage an der Spitze einer kleinen Schaar auf große Heeresmaſſen losging, ſo bot er lächelnd und ſingend allen Möglichkeiten menſchlicher Schickſale die Stirne. Erſt als auf mehrere Briefe von mir ein kurzes und entſchiedenes Abſageſchreiben des alten La Pérouſe ankam, in welchem er jene Ausdrücke gebrauchte, begann das Gemüth meines armen Sohnes ſich zu verdüſtern. Es waren indeſſen mehrere Monate ſeit der Revolution und ſeit der Trennung von Viktorinen vergangen; von den öffentlichen Angelegenheiten wandten ſich jetzt ſeine Gedanken wieder mehr den eigenen zu und die Sehnſucht nach dem Mädchen, das ihm Schweſter und Geliebte zugleich war, wuchs mit der wachſenden Zeit. Er war nahe daran in Schwermuth zu verſinken, als ihn die Kämpfe in Polen aufs Neue weckten, und er mit einigen jungen Männern, die an dem verlaſſenen Lande gut machen wollten, was die franzöſiſche Regierung verſäumte, aufbrach, um den heldenmüthig Kämpfenden mit ſeinem und ſeiner Genoſſen Muth und Kenntniſſen beizuſtehen. Ich will Ihnen nicht von den Sorgen und Qualen ſprechen, mit denen mein Herz dem einzigen Sohne auf die fernen Schlachtfelder folgte. Genug, er kam mir unverſehrt zurück, mit neuer Ehre bedeckt und, wenn auch über den unglücklichen Ausgang des Kampfes betrübt, doch ſo jugendlich glücklich, als man es nach Erprobung ſeiner Kraft in großen Fährlichkeiten immer iſt.

In dieſem Gefühle war er auch wieder der Hoffnung fähig. Auf die Liebe ſeiner Viktorine, auf ihre gänzliche Hingebung durfte er bauen und überzeugt ſein, daß ſie ihm im äußerſten Falle trotz aller Hinderniſſe folgen würde. So ſah ich ihn bald wieder mit der ganzen früheren Freudigkeit ausgeſtattet und Pläne machen, die er mit Zuverſicht als Grundlage dauernden Glückes betrachtete. Unter dieſen Plänen obenan ſtand die Abſicht einen ritterlichen Zug in das unbekannte Böhmen zu unternehmen und ſeine Geliebte zu entführen. In dieſer Abſicht wurde er durch einen Freund, einen Polen, den er ſich auf dem Schlachtfelde erworben hatte, noch beſtärkt. Graf Bobrowsky lebte in Böhmen, das ihm die Regierung Metternichs als Gefängniß angewieſen hatte. René bat ihn, ſich in die Nähe Viktorinens zu begeben und ihm von Zeit zu Zeit von ihrem Leben, ihrem Ausſehen, ihrer Umgebung zu berichten. Bobrowsky vollzog die Aufträge ſeines Freundes mit der größten Gewiſſenhaftigkeit und wußte, obwohl Herr von La Pérouſe revolutionäre Geſellſchaft von ſeiner Tochter fern hielt, obwohl er ſie auf dieſe Weiſe nur von fern beobachten konnte, doch ſo viel des Schönen, von ihr zu berichten, daß René's Sehnſucht ſie wiederzuſehen und ſich des theuern Beſitzes zu bemächtigen, durch des Freundes Briefe mächtig entflammt wurde. Und ſo verließ er mich aufs Neue und dießmal, ach, um nie wiederzukehren. Kurz nach ſeiner Ankunft in Böhmen erhielt ich die froheſten und hoffnungsvollſten Nachrichten von ihm. Er ſchrieb, daß ſein polniſcher Freund alles aufs Trefflichſte vorbereitet habe, daß er Viktorine geſprochen und ſie entſchloſſen gefunden, ihm zu folgen. Sie lebte in Geſellſchaft ihres Vaters und einiger andern Emigranten, älterer und jüngerer Offiziere, die in Verſailles unter Herr von La Pérouſe geſtanden hatten, in einem einſam gelegenen Schloſſe, Namens Bukowan, das ihnen ein böhmiſcher Legitimiſt gaſtlich einräumte und in deſſen Umgebung ſie ſich unbewacht bewegte und lange Spaziergänge machte. René's Plan war es, ſie von einem ſolchen Spaziergange zu entführen, und ſich ſofort in irgend einem Kloſter oder bei einem Pfarrer, den man gewinnen wollte, trauen zu laſſen. Das waren die letzten Nachrichten, die mir zukamen. Seitdem blieb mir mein Sohn verſchwunden, trotz aller angeſtellten Nachforſchungen bei den Behörden und bei einzelnen böhmiſchen Großen, an die ich mich empfehlen ließ. Es wußte mir Niemand irgend welche Auskunft zu geben. Als ich mich endlich, auf unſre alte Freundſchaft geſtützt, an Herrn von La Pérouſe ſelbſt wandte, blieb ich ohne Antwort und meine noch ſpäter an Viktorine gerichteten Briefe kamen uneröffnet zurück, mit dem Bemerken, daß Fräulein von La Pérouſe ins Kloſter gegangen und daß es ihr verboten ſei, Briefe aus Frankreich zu empfangen. Wenige Jahre nach dem Verſchwinden meines Sohnes erhielt ich, durch Mittheilungen an die Anverwandten im Faubourg, kurz nach einander Nachricht von dem Tode des Herrn von La Pérouſe und ſeiner unglücklichen Tochter.

Sie begreifen jetzt, mein lieber Freund, warum ich mich für Ihr Land ſo ſehr intereſſire. Iſt es nicht das Grab meines Sohnes? Iſt es nicht der Schauplatz auf welchem er, vielleicht mit ſeinem Freunde, der mir ſo verſchwunden geblieben wie er ſelbſt, in einem allem Anſcheine nach blutigen Trauerſpiele zu Grunde gegangen?“

Die alte Gräfin verſank nach dieſen Mittheilungen in das trübſinnige Schweigen, das ich ſchon oft an ihr beobachtet hatte und deſſen Urſache ich nun kannte. Als ſie ſich endlich erhob, um mir gute Nacht zu ſagen, bemerkte ſie in meinem Geſichte eine große Aufregung. Sie ſchrieb das meiner Theilnahme an ihrem Kummer zu und drückte mir dankbar und herzlich die Hand. Doch galt meine Aufregung ihrem Kummer nur zu einem verhältnißmäßig kleinen Theile: in mir ging etwas ganz Anderes vor, etwas, das, wenn es die alte Dame geahnt hätte, ſie gewiß bewogen haben würde, mich noch länger zurückzuhalten. Alte Erinnerungen aus früheſter Kinderzeit, ſchattenhaft wie ein Traum, und die ich in der That längſt für einen Traum, für Ausgeburten meiner eigenen Phantaſie zu halten gewohnt war, erhoben ſich nach und nach in mir, wurden immer lebendiger — und endlich, als ich mich auf dem Heimwege zu ſammeln ſuchte, wurden ſie ſo leibhaftig, daß mir das ganze Erlebniß greifbar, faßbar in allen Theilen vor Augen und Seele ſtand, als ob es von vorgeſtern wäre. Soll ich morgen zu der alten Dame zurückkehren und ihr erzählen, was ich im zehnten Jahre meines Lebens geſehen und wovon ich jetzt überzeugt war, daß es mit ihren Mittheilungen im innigſten Zuſammenhange ſtand? oder täuſchte ich mich? habe ich das Phantaſtiſche, daran ſie mich erinnerte, vielleicht wirklich nur geträumt? Und wenn ich es wirklich erlebte, war es denn nothwendig die Schlußſcene im Trauerſpiele ihres Sohnes?

* * *

Unſer Dorf liegt in einer der unſcheinbarſten, ödeſten, in einer von der Welt vergeſſenen Gegend Böhmens, hinter unbedeutenden Hügeln und traurigen Föhren- und Kieferwäldern verſteckt, einen großen Theil des Jahres von Walddünſten und Nebeln bedeckt. Keine Landſtraße führt daran vorüber, und ſelbſt mit den nächſten Dörfern iſt es durch ſo ſchlechte, ausgeſchwemmte, ſteinige Wege verbunden, daß ſogar mit dieſen kaum der gewöhnlichſte Verkehr ſtattfindet. In dieſer an Naturſchönheiten und Naturprodukten gleich armen Gegend hat weder der Vergnügungsreiſende noch der Kaufmann etwas zu ſuchen, und ein fremdes Geſicht, eine fremde Erſcheinung welcher Art immer, iſt hier eben ſo ſelten, als es ſelten vorkommt, daß ein Einheimiſcher über die Grenzen dieſer einſamen Gegend hinausgelangt. Ein fremder Einſpänner reicht ſchon hin, um ſämmtliche Einwohner an die Fenſter zu locken, denn ſelbſt die Pferde gehören hier zu den ſeltenen und koſtbaren Phänomenen. Nur zwei Bauern des ganzen Dorfes ſind ſo reich, daß ſie ihre Pflüge von einzelnen Pferden ziehen laſſen, die andern müſſen ſich mit Ochſen und Kühen begnügen, wenn nicht der Spaten den Pflug erſetzt. Das Dorf hat nichts als ſeine Einſamkeit und ſein Elend für ſich, nichts anderes gibt ihm einen individuellen, beſondern Charakter, nicht einmal ſein Name, den es mit fünfundzwanzig andern Dörfern im nicht weiten Umkreiſe theilen muß. Das Einzige, das die Einwohner von ihrem Dorfe zu erzählen wiſſen, iſt, daß im Schloſſe ein Erzbiſchof geboren worden und daß von dieſem Erzbiſchofe — vielleicht — die kleine Kirche im Schloßgarten erbaut worden. Das Gebäude, dem man den ſtolzen Titel „Schloß" ertheilt, verdient dieſen in ſo ferne als es aus Stein erbaut iſt und als einſtockiges Gebäude über die hölzernen Häuſer hervorragt. Auch hat das Schloß in der Mitte ein Thürmchen, mit einer Uhr, welche aber ſeit Menſchengedenken nicht mehr im Gange iſt und nur manchmal, man weiß nicht aus welchen Urſachen, plötzlich, ohne Rückſicht auf die

Tageszeit, irgend eine beliebige Stunde anſchlägt. Nach heftigen Stürmen bemerkt man auch, daß ſich der eine noch übrige Zeiger etwas vor- oder rückwärts bewegte. Wozu das Kirchlein im Schloßgarten erbaut worden, das iſt eigentlich nicht zu ergründen, denn es gibt weder einen Pfarrer noch einen Kaplan im Dorfe, und die Einwohner müſſen wenigſtens anderthalb Stunden weit zu den Kapuzinern im Walde pilgern, um die Meſſe zu hören. Die Kapuziner haben auch die Seelſorge im Dorfe, wofür ſie ſich dadurch bezahlt machen, daß ſie ſo oft als möglich einen Pater herabſchicken, der Mehl, Eier, Früchte, Geflügel und andere Lebensmittel einſammelt. Die Kirche wird darum zweckmäßig benützt, indem der Pächter des Schloßgartens, der einzige Bewohner der Schloſſes, ſeine Produkte: Kartoffeln, Kohl, Gurken, Baumfrüchte ꝛc. daſelbſt aufſtapelt. Das iſt beinahe zu bedauern, denn dieſes Kirchlein iſt das einzige Gebäude des Dorfes, das einen gewiſſen künſtleriſchen Styl hat, im Innern ſelbſt mit Bildern geſchmückt iſt, recht maleriſch auf einer kleinen grünen Erhöhung, von hohen alten Bäumen eingefaßt, daſteht, ſich melancholiſch in einem großen Teiche ſpiegelt und außerdem in ſeinem geſchwungenen Thürmchen zwei Glocken beſitzt, die einen überaus ſchönen Ton von ſich geben. Einige nicht üble Fernblicke abgerechnet, aus denen ein phantaſievoller Landſchaftsmaler etwas machen könnte, wüßte ich keine andere Schönheit, die unſerm armen Dorfe nachzurühmen wäre.

Am Morgen eines ſanft umnebelten, aber im Ganzen warmen und ſchönen Herbſttages erſchien in dieſem unſerm Dorfe der Kapuzinerpater Adam zum Staunen und Schrecken ſämmtlicher Bauern, da er erſt vor wenigen Tagen da geweſen war, um zu ſammeln, und er ſonſt nicht allzu habgierig, nur in größern Zwiſchenräumen zu erſcheinen pflegte. Man beruhigte ſich bald, als man merkte, daß er dießmal nicht des Bettelns wegen kam, obwohl er den weißen Bettelſack über die Schultern geworfen hatte. Aber dieſer Bettelſack war bereits ganz voll und viel weiter aufgebauſcht als ſonſt. Mit dieſem trat er in das erſte Bauernhaus, um wenige Minuten darauf wieder hervorzukommen, und jetzt wußte man, was der Bettelſack enthalten hatte, denn Pater Adam war wie verwandelt. Anſtatt der ſchmutzigen und zeriſſenen Kutte trug er jetzt eine ganz neue, noch im Tuche glänzende; um den Leib hatte er eine ganz weiche, friſch gewaſchene Kordel gebunden, die vorn in vielfachen Knoten bis hinab fiel zu den Sandalen, welche er gegen ſeine Gewohnheit an die nackten Füße geſteckt hatte. Stolzer als ſonſt und mit mehr Würde durchſchritt er das ganze Dorf, bis er auf einer kleinen

Anhöhe vor demſelben ſtehen blieb, ſeine Tabaksdoſe aus der Kapuze nahm und mit dieſer in der Hand, wie ein Steingebilde, aufmerkſam und unverwandt dem Süden und dem ſteinigen, von dorther führenden Wege entgegenſah. Von dort her mußte etwas Neues, etwas Außerordentliches kommen. Pater Adam wies alle Bitten und Fragen mit erbarmungsloſer Strenge und mit einer verächtlichen Handbewegung von ſich, und ſo blieb uns, den Männern, Weibern, Greiſen und Kindern des ganzen Dorfes, nichts anderes übrig, als uns, da er den vorderſten Platz auf der Höhe einnahm, hinter ihm im Halbkreiſe aufzuſtellen und ebenſo aufmerkſam und erwartungsvoll in die Ferne zu ſehen.

Wir warteten nicht lange und wir überzeugten uns, daß in der That Außerordentliches ankommen und geſchehen ſollte. Vom Süden her kam eine offene Kaleſche oder etwas derart herangefahren und zwar von fünf Pferden zugleich gezogen, welche, wie der Dorfjude erklärte, auf „polniſche Art“ vorgeſpannt waren, d. i. ſo, daß drei Pferde unmittelbar vor dem Wagen, und zwei vor dieſen liefen. Das war das Eine Außerordentliche. Das Andere war, daß dieſer Wagen über den ſteinigen und holperigen Weg mit einer Schnelligkeit dahin brauste, wie man es für unmöglich gehalten hätte und wie man in dieſer Gegend überhaupt noch nicht hatte fahren ſehen.

Rechts und links vom Wagen liefen, mit den Pferden um die Wette, zwei Männer, die ſich am Schlage hielten und das Umfallen des Fuhrwerks verhinderten. Der Eine derſelben hielt zugleich die Zügel und munterte die Pferde mit allerlei Rufen auf. Im Wagen ſelbſt ſaß eine einzelne Dame. Das Alles konnte man ſchon von ferne ſehen. Als der Wagen in die Ebene und in die Nähe des Dorfes kam, war unſer Staunen noch größer. Alles an den Fremden war ſonderbar, und fremdartig: die kleinen aber feurigen Pferde, das vielfach ausgezackte und geſchmückte Geſchirr, der Wagen, der beinahe ganz aus Leder beſtand, und nun erſt die Fremden ſelbſt! Die Dame im Wagen war verſchleiert, was in dieſer Gegend, die von der Exiſtenz eines Schleiers gar nichts wußte, doppelt geheimnißvoll erſchien; die beiden Männer hatten Geſichter wie man ſie hier wohl auch noch nie geſehen. Beide waren jung und liefen neben dem Wagen und über die Steine des Baches den ſie paſſiren mußten, mit außerordentlicher Behendigkeit. Der Eine hatte ein ſchönes braunes Geſicht mit dunklen Augen und einem feinen ſchwarzen Schnurrbärtchen und trug einen leichten kurzen Rock, der beinahe wie der Kittel eines Bergmannes oder Arbeiters ausſah, obwohl er von feinem ſchwarzen Damentuche war. Der Andere hatte über einen Schnürrock noch einen Mantel geworfen, der vorn von einer breiten Agraffe zuſammengehalten war und, über die Schulter zurückgeſchlagen, hinter dem Laufenden einherflog. Auf dem Kopfe trug dieſer eine niedrige runde Pelzmütze. Sein Geſicht, obwohl von blonden Haaren eingefaßt, ſah etwas wilder aus als das des Andern, und das kam vorzugsweiſe von dem röthlichen, dicken, unendlich langen Schnurrbart, der mit ſeinen Spitzen beinahe die Schultern berührte und auch von hinten ſichtbar war. Dieſer Mann war trotz ſeiner ſchönen und freundlichen blauen Augen bei weitem nicht ſo ſchön wie der andere, der Braune, und daran war wohl die kleine ſtumpfe Naſe, die über dem dicken Schnurrbart noch kleiner erſchien, beſonders ſchuld. Doch konnte man die meiſten dieſer Bemerkungen erſt ſpäter machen, da der ganze Aufzug unendlich raſch an uns vorüberflog und hinter uns und hinter den erſten Häuſern des Dorfes verſchwand. Wir hatten an dieſem flüchtigen Anblick nicht genug, und kaum waren die Fremden an uns vorbei, als ſich der ganze Haufe wandte, um ſie ſo weit als möglich, wenigſtens mit den Augen, zu verfolgen.

Wir hatten nicht lange zu laufen. Zu unſerer höchſten und angenehmſten Ueberraſchung fanden wir die Fremden im Dorfe ſelbſt, wo ſie auf dem großen Platze

Halt machten. Der eine Fremde, der Braune, half der Dame aus dem Wagen, oder vielmehr reichte ihr nur die Hand hin, als ſie leicht wie ein Reh auf das Gras niederſprang, worauf der Andere Wagen und Pferde unter den großen Kaſtanienbaum führte, welcher die Statue des heiligen Johann von Nepomuk beſchattete. Die ganze Einwohnerſchaft des Dorfes ſchloß einen Kreis um die Fremden und betrachtete ſie als wäre es eine Kunſtreitergeſellſchaft. Das Intereſſe wuchs plötzlich um ein ſehr bedeutendes, als die Dame den Schleier zurückſchlug und ein wunderſchönes, kaum zwanzigjähriges Geſicht zum Vorſchein kam, das der verſammelten Menge auf das wohlwollendſte entgegenlächelte. Sie nahm den Arm des jungen Mannes und ging mit ihm auf dem Platze auf und nieder. Beide ſahen einander mit großer Zärtlichkeit an und auffallend war es, wie die ſchöne junge Dame, während ſie ſo auf und abging, bald vor Freude auflachte und überaus glücklich ſchien, bald wieder das Tuch vor die Augen drückte und herzlich weinte. Wir hätten uns wohl manches erklären können, was uns an dieſen Fremden auffiel, wenn ſie nur irgend eine verſtändliche Sprache geſprochen hätten! So aber ſprachen ſie unter einander eine Sprache, die nur darum, weil man ſie nicht verſtand, und weil man wußte, daß Herrſchaften franzöſiſch ſprechen, der Dorfjude für franzöſiſch erklärte. Derſelbe Dorfjude machte die Bemerkung, daß die Stoffe ſämmtlicher Kleider der Fremden außerordentlich fein und theuer ſeien. Die Dame allein, die in ein ſeidenes Kleid und in einen ſammtenen Ueberwurf gekleidet war, mußte, den Hut mit der Feder mit eingerechnet, nach ſeiner Schätzung wenigſtens dreihundert Gulden auf dem Leibe haben, und daraus folgerte er, was übrigens das ganze Dorf vermuthete, daß die Fremden hohe Herrſchaften ſein müßten. Doch war es unerklärlich, warum dieſe hohen Herrſchaften ohne Dienerſchaft, ſelbſt ohne Kutſcher reiſten, und noch unerklärlicher war es, was ſolche Herrſchaften in unſerem elenden Dorfe zu thun hatten.

Der einzige Eingeweihte war offenbar der Pater Adam, der augenſcheinlich nur ſie erwartend in das Dorf gekommen war und ſich nur ihretwegen vor demſelben aufgeſtellt hatte. Seit ihrer Ankunft ſtand er zwar beſcheiden in der Ferne, aber er ließ den jungen Mann, der ſich jetzt noch mit den Pferden beſchäftigte, nicht aus den Augen, und es hatte den Anſchein, als erwartete er von dieſem angeſprochen zu werden. Dieſer aber wandte ſich zuerſt an einen Einwohner des Dorfes, der in ſeiner Nähe ſtand, und redete ihn zur allgemeinen Ueberraſchung in einer Sprache an, die mit der czechiſchen einige Aehnlichkeit hatte und in der er nach einiger Anſtrengung auch begreiflich zu machen wußte, daß er nach Futter für ſeine Pferde verlange und es gut bezahlen wolle. Sogleich liefen mehrere Bauern, um das Verlangte herbeizubringen, während der Jude nach rechts und links flüſterte: Er ſpricht polniſch, es iſt ein Pole, irgend ein polniſcher Graf oder Fürſt oder Gott weiß was.

Jetzt erſt, da für die Pferde geſorgt war, ſah ſich der Pole, wie wir ihn von nun an nennen wollen, ſuchend im Dorfe um und ging, ſobald er den Kapuziner bemerkte, auf dieſen zu. Nachdem beide eine Zeitlang leiſe mit einander geſprochen, eilte der Kapuziner in den Schloßgarten und der Pole kehrte zu dem jungen Paare zurück. Er lächelte, indem er auf das Kirchlein zeigte; die junge Dame drückte dabei den Arm des jungen Mannes, den wir den Franzoſen nennen wollen, an ihr Herz und dieſer hob ihr den Kopf in die Höhe, den ſie geſenkt hatte, und redete ihr freundlich zu. Während der Zeit ſuchte ſich der Pole einigen jungen Leuten aus dem Dorfe verſtändlich zu machen, gab ihnen große Silbermünzen in die Hand und forderte ſie mit Worten und Geberden auf, ſich auf der Höhe vor dem Dorfe aufzuſtellen, den Weg, auf dem ſie, die Fremden, gekommen, zu beobachten und ihn ſogleich zu benachrichtigen, wenn ſie etwas Fremdes von dorther bemerken ſollten. Die Bauernjünglinge verſtanden lange nicht, was er von ihnen wollte, bis der Jude, dem ſich der Pole in deutſcher Sprache erklärte, den Dolmetſcher machte. Darauf ging dieſer wieder durch das verſammelte Volk und liſpelte Jedermann zu, daß die Fremden offenbar vor irgend Jemand Furcht hätten.

Nach wenigen Minuten kam Pater Adam aus dem Schloßgarten zurück, ſprach wieder einige Worte mit dem Polen, worauf ihm dieſer und das junge Paar in den Garten folgten. Der Kapuziner und die Fremden ſchritten, obwohl etwas eilig, doch mit Feierlichkeit dahin. Sie ſchwiegen ſämmtlich. Nicht ſo war es in der Menge, die ſich neugierig, murmelnd und drängend dem kleinen Zuge ſo raſch nachſtürzte, daß es dem Gärtner der die Fremden an der Gartenthüre erwartete, nicht gelang, das Volk auszuſchließen. Es wäre daſelbſt beinahe zu einem Kampfe gekommen, wenn ihm der Pole nicht zu verſtehen gegeben hätte, daß er keine Zeit verlieren und das Volk gewähren laſſen ſolle. An der Thüre des Kirchleins, in das jetzt die Fremden traten, war es leichter das Volk zurückzuhalten, da ſich hier der Kapuziner auf die Schwelle ſtellte, die Andringenden zurückwies und die Thüren ſelber ſchloß, nachdem er hinter den Fremden nur noch den Gärtner eingelaſſen hatte. Wir konnten, während die Thüren offen ſtanden, nur bemerken, daß die kleine Kirche ſich ganz und gar in ihrem gewöhnlichſten Zuſtande befand, daß ſie wie immer von den Produkten des Schloßgartens angefüllt war. Doch führte zwiſchen Rüben, Kürbiſſen, Kartoffeln u. ſ. w. ein ſchmaler freier Strich geraden Weges von der Thüre zum Altar und auf dieſem lag ein weißes Tiſchtuch und ſtand das Allerheiligſte. Nachdem die Thüren geſchloſſen waren, blieb uns nichts übrig, als zu horchen, oder an den Bäumen hinaufzuklettern, um durch die Fenſter ins Innere blicken zu können. Die Fenſter aber waren ſo erblindet, daß man ſelbſt von den beſten Plätzen auf den Bäumen die fünf Perſonen in der Kirche nur undeutlich wie Schatten ſah und unmöglich mit Genauigkeit angeben konnte, was da drinnen vorgehe. Doch ließ die Verſicherung des Dorfjuden keinen Zweifel übrig, daß da drinnen eine heimliche und unerlaubte Ehe geſchloſſen werde.

Wir warteten ſo vor der Kirche kaum zehn Minuten, als die Burſche, die der Pole vors Dorf geſchickt hatte, athemlos zurückkamen und mit großem Geſchrei nach den Fremden fragten. Dann ſtürzten ſie ſich auf die Thüre der Kirche und verführten mit Pochen und

Klopfen einen ſo großen Lärm als ſie im Einklange mit der guten Bezahlung für nothwendig hielten. Doch öffnete man nicht ſogleich, da man im Innern glaubte, daß es das neugierige Volk ſei, das ſich den Eingang erzwingen wolle. Es verſtrich eine geraume Zeit bis die Thüre vom Gärtner geöffnet wurde. Da ſahen wir, wie die junge Dame ſehr herzlich weinte und wie ihr der Franzoſe auf das zärtlichſte zuredete. Auf die Nachricht aber, die die Burſche dem Polen brachten, faßte dieſer das junge Paar an den Händen und ſtürzte in großer Aufregung mit beiden aus der Kirche, durch den Schloßgarten auf den Dorfplatz, unter den Kaſtanienbaum. Mit einer Geberde der Ungeduld und der unangenehmſten Ueberraſchung ſah er, daß die Bauern, zu dienſtfertig, behufs der Fütterung die Pferde ausgeſpannt und entzäumt hatten. Er rief ihnen zu, ihm beim Anſpannen zu helfen. Sie aber, ungewohnt des Pferdeanſpannens überhaupt und gänzlich unbekannt mit der polniſchen Weiſe, fünf Pferde vor den Wagen zu ſpannen, zeigten ſich ſehr ungeſchickt und wurden, indem er ihnen Geld hinwarf, von ihm endlich weggejagt. Der Franzoſe eilte zwiſchen dem Wagen und der jungen Dame hin und her. Bald ſuchte er da zu helfen, bald dort zu tröſten und zu ermuthigen, denn die Dame war blaß wie der Tod, zitterte am ganzen Körper und ſah mit unſäglicher Angſt dem Wege, auf dem ſie gekommen war, entgegen. Bald hörte man von dorther ſtarkes Pferdegetrappel und Wagengeraſſel und einen Moment lang ſah man zwiſchen den Häuſern, ſchon ganz nahe dem Dorfe einen ganzen Zug, der ſich aus einem Wagen und mehreren Reitern zuſammenſetzte. Bei dieſem Anblick ſprang der Pole, der indeſſen mit Anſpannen fertig geworden war, in den Wagen und holte aus einer Vertiefung vier Piſtolen hervor. Zwei ſteckte er ſich vorn in die Kleider, die andern zwei drückte er dem Franzoſen in die Hand, hob dann die Dame in den Wagen und ſprang, während der Franzoſe ſich dieſer nachſchwang, ſelber auf den Bock und fort ging es wie im Sturm. In demſelben Augenblicke erſchien der Zug der Verfolger auf dem Platze, erblickte die Fliehenden noch und flog wie ein Blitz durch das Dorf. Wir alle hinter drein. Vor dem Zuge befand ſich ein junger Mann zu Pferde, der beim Anblick der Fliehenden ſeinem Schimmel die Sporen gab und, während ein alter Mann im Wagen ſich erhob und ihm aufmunternde Worte zurief, mit unendlicher Geſchwindigkeit vorwärts ſprengte. Obwohl der polniſche Wagen ohne Rückſicht auf das Geſtein des Weges dahinflog, war es dem Reiter, der den beſſeren Fußpfad am Wege wählen konnte, doch leicht ihn zu erreichen und wir ſahen, wie er ihm nach wenigen Minuten zuvorkam. In demſelben Augenblicke blitzte ein Schuß, und der polniſche Wagen, nachdem er eine heftige Wendung nach der Seite gemacht und noch einige Schritte weit vorwärts geſchoſſen war, blieb ſtehen. Der Reiter hatte ein Pferd niedergeſchoſſen. Gleich darauf aber ſtürzte er ſelbſt aus dem Sattel, denn der Pole hatte ſeinen Schuß erwidert und beſſer getroffen als er. Bei dieſem Anblick ſprengte ein anderer Reiter, gefolgt von zwei Büchſenſpannern, wüthend und mit Geſchrei auf den Polen los und er hatte ihn kaum erreicht, als dieſer unter ſeinem Degen und unter den Hirſchfängern ſeiner beiden Büchſenſpanner erlag. Mittlerweile war auch der Wagen mit den andern Begleitern auf dem Schauplatze angekommen, der bereits vom Blute zweier Todten getränkt war. Im Wagen erhob ſich ein alter Mann und richtete eine Büchſe, die er bis dahin auf ſeinen Knieen gehalten hatte, gegen den Franzoſen. Dieſer hatte ſich erhoben und ſpannte beide Piſtolen gegen den alten Mann und ſein Gefolge. Die junge Dame aber, indem ſie mit herzzerreißender Stimme einige Worte ausrief, zog ihm beide Arme nieder, ſank aber ſelbſt in demſelben Momente zuſammen, denn der alte Mann hatte losgedrückt und der Franzoſe ſtürzte aus ihren Armen rücklings über den niedern Rand des

Wagens. Auf einen Befehl des alten Mannes, das wie ein Kommandowort ertönte, faßten mehrere Männer die Ohnmächtige und trugen ſie zu ihm hinüber, um ſie an ſeine Seite in den Wagen zu ſetzen oder vielmehr zu legen. Auf ein zweites Kommandowort wurde auch jener Reiter — es war ein blutjunger Menſch — den der Pole vom Pferde geſchoſſen hatte, in ſeinen Wagen gebracht und ihm zu Füßen, mit dem Kopf an den Vorderſitz gelehnt, hingelegt und auf ein drittes Kommandowort wandte ſich der ganze Zug, Wagen und Reiter, und flog mit dem Todten und mit der Ohnmächtigen denſelben Weg zurück, auf dem er vor weniger als einer Viertelſtunde gekommen war, unbekümmert darum, daß zwei Todte auf dem Platze zurückblieben. Nicht ein einziger Mann dieſes Zuges ſah nach, ob einer der unglücklichen jungen Männer vielleicht nur verwundet und noch zu retten wäre.

Plötzlich war es ganz ſtille auf dem Platze, auf dem eben mehrere Schüſſe gefallen und drei Menſchen getödtet worden. Das Volk ſtand ſprachlos, im weiten Kreiſe herum, ſo entſetzt oder gelähmt von dem Unerhörten, daß ſich auch nicht ein Einziger von ſeinem Platze rührte, um nach den Todten zu ſehen. Die Pferde ſtanden ſtill, da ſie von der Laſt ihres todten Gefährten zurückgehalten und mit ihren Köpfen und der Deichſel gegen die Seitenwand des etwas hohlen Weges gerichtet waren. Erſt als Pater Adam, der in ſein Kloſter zurückkehrte, herankam, belebte ſich die todte Volksmaſſe, um ihm zu erzählen, was vorgegangen, und man wagte ſich in ſeiner Geſellſchaft in die Nähe der Leichen. Jetzt drängte ſich Alles heran, aber Pater Adam ſchob ſie zurück, befahl einigen Bauern das todte Pferd abzuſchneiden und bei Seite zu ziehen, und nachdem er ſich überzeugt, daß in den beiden jungen Männern kein Leben mehr war und nachdem er über ſie das Zeichen des Kreuzes gemacht, legte er mit Hülfe Anderer die beiden Leichen in den Wagen und gebot uns, in das Dorf zurückzukehren. Wir thaten wie er befahl, aber ungeſehen von ihm, hinter den Zäunen der erſten Häuſer, blieben wir ſtehen und blickten ihm nach, wie er eines der Vorderpferde am Zügel nahm und langſamen Schrittes mit dem Wagen und der todten Laſt darauf ſich dem Walde entgegenbewegte, in welchem ſein Kloſter ſtand und in welchem er nach langſamer, mehr als halbſtündiger Fahrt verſchwand.

Im Dorfe war es wieder ſo ſtill und öde wie immer. Das ganze traurige und phantaſtiſche Schauſpiel hatte kaum eine Stunde gedauert, und am Abend deſſelben Tages hätte man verſucht ſein können, es für bloße Einbildung zu halten. Natürlich bildete das

Ereigniß lange Zeit das Geſpräch des ganzen Dorfes; ob auch außerhalb viel darüber geſprochen wurde, das hat man bei uns nie erfahren — ich glaube es aber nicht, denn die Geſchichte wurde höchſt wahrſcheinlich ebenſo erſtickt, wie andere Blutthaten, wenn ſie in ariſtokratiſchen Kreiſen ſpielten. —

Dieſe Erinnerungen tauchten aufs Lebhafteſte in mir auf, als mir die Gräfin Drumont in Paris ihre Mittheilungen gemacht hatte. Habe ich nicht allen Grund zu glauben, daß die drei erſten Perſonen, die in unſerem Dorfe erſchienen, Bobrowsky, René und Viktorine geweſen? Dann war der alte Mann im zweiten Wagen wohl kein Anderer als Herr von La Pérouſe, und ſein Gefolge beſtand wohl aus legitimiſtiſchen Emigranten, die ſich freuten, ihre Waffen gegen einen Mann zu gebrauchen, der trotz ſeinem alten Namen auf den Julibarrikaden geſtanden.

Eine Mutter.

In dem gewiſſen Jahre, das gewiſſe Leute ſo ungerne nennen, nämlich in dem Jahre 1848, war ich Student an der Univerſität Wien. Wie alle andern Studenten nahm ich Theil an den Bewegungen und zuletzt auch an der Vertheidigung der Stadt gegen die k. k. Truppen, die Fürſt Windiſchgrätz kommandirte. Nach dem Falle der Stadt fiel es mir nicht ein, die Flucht zu ergreifen. Ich hatte mich durch nichts beſonders ausgezeichnet, ich hatte gethan, was Tauſende von Bürgern und Studenten gethan; ich war eine unbekannte Größe, die ſich in der Menge verlor. Es hätte mir eine arge Anmaßung geſchienen, für mich irgend eine Gefahr zu befürchten, die nur hervorragenden Perſönlichkeiten aufbewahrt blieb, und ich räſonnirte, wie viele Andere, daß man doch nicht Tauſende und Tauſende mit kaltem Blute auf dem Richtplatze hängen und erſchießen oder in die Kerker ſchicken könne. Dennoch hielt ich mich ruhig und beinahe wie verſteckt auf meiner Stube in der Alſervorſtadt, weniger aus Furcht vor der Polizei und ihren Spähern, als aus Angſt, die Schauergeſchichten von Verfolgungen und Hinrichtungen zu hören, die damals die Atmoſphäre Wiens ſo unheimlich machten, und die Bevölkerung zu ſehen, die ſich aus niedergeſchlagenen und hochmüthigen Geſichtern zuſammenſetzte.

So waren wohl drei Wochen des unglückſeligen blutigen Novembers vergangen, als eines Vormittags der Sohn meines Nachbars auf meine Stube ſtürzte und mir athemlos ankündigte, daß man Polizei und „Spitzel“ in unſerm Gäßchen bemerke, daß offenbar eine Verhaftung vorbereitet werde und daß dieſe, da ſonſt kein Verdächtiger in der Nähe und ich der einzige Student in der Straße, höchſt wahrſcheinlich auf mich abgeſehen ſei. Ich fuhr in meinen Rock, ließ mir von meinem vorſichtigen Nachbarsſohn anſtatt meines Kalabreſers, den ich ergriffen, ſeine Kappe aufſetzen und ſtürzte die Treppe hinab, entſchloſſen, mich, wenn ſich mir Hinderniſſe entgegenſtellten, durchzuſchlagen und durch die Flucht zu retten. Im unterſten, glücklicherweiſe dunkeln, aber engen Raume des Hauſes ſtanden zwei Männer. Ich nahm von der Treppe aus einen ſtarken Anlauf und brach mit ſolcher Heftigkeit mitten durch, daß ich den einen niederwarf, den andern einige Schritte weit hart an der Wand neben mir herſchob. Ich war in der Straße. Aber auf das Geſchrei der beiden Männer wurde es augenblicklich lebendig um mich her. Es war mir, als wimmelte es rings um mich und als griffen hundert Hände nach mir. Je mehr beängſtigend dieſes Gefühl war, deſto raſcher lief ich, aber wie raſch ich auch lief und wie ſehr ich auch von der Angſt befangen und dem Wunſch, der Gefahr zu entgehen, eingenommen war, ich bemerkte doch, wie ſich einzelne gute Leute meinen Verfolgern in den Weg ſtellten und ſie hie und da mit unbefangenen Fragen aufhielten, um mir einen Vorſprung zu verſchaffen. In der That verminderte ſich die Zahl meiner Verfolger ſchon nach wenigen Minuten und hörte ich ſchon in der dritten oder vierten Straße nur noch den eilenden Schritt von Dreien oder Vieren hinter mir, während ich anfangs eine Legion zu hören geglaubt hatte. Dieſe Bemerkung erneuerte meine Hoffnung und verdoppelte meine Kraft. Je länger ich lief, deſto raſcher lief ich. Ein dicker Nebel begünſtigte mich, und endlich, fühlend, daß ich den Wettlauf nicht mehr lange fortſetzen könne, ſprang ich am Ende einer kurzen Straße, noch bevor ſie meine Verfolger erreicht hatten, und von dieſen ungeſehen, links ab in ein Haus und ohne Aufenthalt drei Treppen hinauf. Während ich mit großen, aber leiſen Schritten hinaufflog, hörte ich die Häſcher unten vorbei und aus der Straße hinauslaufen. Sie ſetzten voraus, daß ſie, um die Ecke biegend, mich wieder erblicken würden.

Es war mir, als müßte ich, um ganz ſicher zu ſein, zwiſchen mir und meinen Verfolgern eine geſchloſſene Thüre haben und ich riß die auf, die ſich am Ende der dritten Treppe gerade vor meinen Augen befand.

Ich ſtand in einer Art von Küchenvorzimmer, oder vielmehr, ich flog nur durch, da es mich, wie einen geſchleuderten Ball, immer noch weiter trieb, riß eine zweite Thür auf und ſtand athemlos in einem warm und gemüthlich durchheizten Zimmer und vor einer Frau in ſchwarzer Kleidung, die vor einem Buche am Tiſche ſaß. Sie erhob ſich und ſah mich erſtaunt an. Athemlos, wie ich war, bemühte ich mich vergebens, ihr Erklärungen zu geben und ſie offenherzig um ihren Schutz zu bitten. Ich brachte kein Wort hervor. Sie ſah mich noch einmal prüfend an, ſeufzte und gab mir dann mit einer beruhigenden Handbewegung zu verſtehen, daß ich mich nicht weiter anſtrengen und mich beruhigen ſolle. —

Ich begreife, ſagte ſie mit zitternder Stimme, und mich an der Hand faſſend fügte ſie hinzu: Komm, mein Kind!

Damit führte ſie mich in eine zweite, nach rückwärts gelegene Stube mit der Ausſicht auf Hof und Garten.

Schnell, ſagte ſie, indem ſie mir die Kappe abnahm und den Rock abzog, ſchnell die Kleider gewechſelt!

Ehe ich mich deſſen verſah, ſtak ich in einem Studentenſchlafrock. Die Frau ſtellte ſich vor mich hin, betrachtete mich lächelnd und ſagte mit einem merkwürdigen Gemiſch von Glück und Traurigkeit: Er ſteht Dir, als wäre er für Dich gemacht. — Dann, indem ſie eine ſichtliche Anſtrengung machte, ſich von gewiſſen Gedanken loszureißen, fügte ſie eilig hinzu: Ich verſtecke Deine Kleider; Du ſetze Dich hierher an den Schreibtiſch, lege ein Buch vor Dich hin, und wenn ſie kommen, ſo biſt Du mein Sohn, mein Sohn Wilhelm.

Sie ſeufzte wieder und ging, um Rock und Kappe zu entfernen, aber in der Thüre wandte ſie ſich wieder um und fragte: Du ſtudirſt Medizin?

Ja, beſtätigte ich.

Siehſt Du wohl, wie ich es errathen habe! lächelte ſie wieder mit einem unbeſchreiblichen, faſt möchte ich ſagen, myſtiſchen Ausdrucke, verſicherte mich, daß ſie mich jetzt erſt recht werde zu verbergen und zu vertheidigen wiſſen und verließ die Stube.

Nun ſah ich mich in meiner Zufluchtsſtätte um und es wurde mir ganz märchenhaft zu Muthe, denn es war, als wäre ſie eigens für mich eingerichtet worden, und wie ich im Schlafrock daſtand, als ob ich hier ſeit lange heimiſch wäre. Auf einigen Bücherbrettern über dem Pulte ſtanden mehrere mediziniſche Bücher, die ich ſelber beſaß und die mir vertraut waren; an den Wänden hingen dieſelben Porträts beliebter Volksmänner damaliger Zeit und der beliebteſten Profeſſoren der Univerſität, die auch daheim die Wände meiner Stube ſchmückten. Wie um definitiven Beſitz zu ergreifen, nahm ich eine der Pfeifen, die mit Dreikönigtabak geſtopft in einem Winkel ſtanden, ſteckte ſie an und ſetzte mich rauchend und behaglich in den Strohlehnſtuhl vor dem Arbeitstiſch. Aus mehreren auf dem Tiſche liegenden Briefcouverts erkannte ich, daß ich mich in der Stube des mir unbekannten stud. med. Wilhelm Kürenberger und unter dem Schutze der Wittwe Frau Aloiſia Kürenberger befand.

Nach dieſer Entdeckung fühlte ich mich nicht nur, wie ſchon vorher, äußerſt ſicher, ſondern noch doppelt behaglich. Die Studentenmütter haben immer einen gewiſſen esprit de corps und eine ausgeſprochene Vorliebe für die Kollegen ihrer Söhne. Dazu kam, daß ich trotz der kurzen Bekanntſchaft und der wenigen gewechſelten Worte von dieſer Frau Kürenberger überzeugt war, daß ſie mich im Nothfalle, wie eine Löwin ihr Junges, vertheidigen, daß ſie allen weiblichen Muth und Liſt anwenden würde, um eine drohende Gefahr abzuwenden. Dieſe Ueberzeugung hatte ich trotz dem räthſelhaften Weſen der Frau, das äußerlich eher unſicher als ſicher machen konnte, und ſie blieb mir, obwohl dieſes Weſen immer räthſelhafter wurde. So z. B. war es ſonderbar, wie ſie, wenige Minuten nachdem ich meine Pfeife angeſteckt hatte, auf den Zehen herbeiſchlich, die Thüre leiſe öffnete, den Kopf hereinſteckte und mit dem glücklichſten Geſichte liſpelte: Du rauchſt! Ja, rauche! Rauche viel! — Darauf ſchloß ſie die Augen und athmete mit Luſt den Duft des Tabaks ein und es lagerte ſich ein Ausdruck des Glückes über ihr ganzes Geſicht, wie bei einer Perſon, der altbekannte Düfte alte, liebe Erinnerungen erwecken. So ſtand ſie lange Zeit, aber je länger ſie ſtand, deſto mehr wich der Ausdruck des Glückes einer Geberde des Schmerzes, bis ihre Züge ganz von einem Schatten tiefer Schwermuth bedeckt waren. Leiſe zog ſie endlich den Kopf zurück, immer mit geſchloſſenen Augen, lehnte die Thüre an und verſchwand. Darauf wurde es ganz ſtille.

Erſt nach mehr als einer Stunde regte es ſich wieder in der Wohnſtube neben mir; ich hörte das Klirren und Geklapper von Teller, Meſſer und Gabel, und wieder nach einigen Minuten den Ruf: Wilhelm, die Suppe ſteht auf dem Tiſch! — Da ich nicht Wilhelm heiße, blieb ich, trotz meines großen Appetites, ruhig auf meinem Platze. Aber der Ruf wiederholte ſich und zwar mit einiger Ungeduld im Tone, und da er meinem Zimmer zugekehrt war, ſagte ich mir, daß doch ich gemeint ſein müſſe, warf raſch den Schlafrock ab, fuhr in einen an der Wand hängenden Gehrock und trat in die Wohnſtube vor den Tiſch. Frau Kürenberger ſaß bereits davor und deutete auf den Platz ihr gegenüber. Als ſie aber ſachte die Augen aufſchlug und den ſchwarzen Rock bemerkte, ſagte ſie etwas verdrießlich: Du kommſt doch ſonſt im Schlafrock zu Tiſche; warum heute nicht? — geh, hole den Schlafrock! — Ich wußte nicht, was aus all dem zu machen, aber ich gehorchte unwillkürlich, ging zurück, wechſelte mein Koſtüm und kehrte im Schlafrock wieder. Meine Wirthin lächelte und gab mir die Suppe und lächelte noch mehr, als ſie meinen gewaltigen, durch jenen Wettlauf nur noch geſteigerten Appetit bemerkte. Als der Teller leer war, machte ſie Miene, ihn aufs Neue zu füllen; aber plötzlich hielt ſie inne und ſagte: Nein, Du mußt Deinen Hunger ſparen; wir haben

Dampfnudeln, die Du ſo gerne iſſeſt. — Und als die angekündigten Dampfnudeln wirklich kamen, häufte ſie mir die Fülle auf meinen Teller, eine ſolche Fülle, daß ich danken mußte, als ſie mir eine zweite Ladung zudachte. — Aber Wilhelm, ſagte ſie erſtaunt, Du haſt ſie ja ſonſt ſo gerne gegeſſen!

Erlauben Sie, Frau Kürenberger, erwiderte ich, ich heiße Paul, nicht Wilhelm, wie Sie mich ſchon mehrere Male genannt haben.

Sie legte ihre Stirne in Falten und zog die Augenbraunen zuſammen. Ein tiefer Schatten von Schmerz und Zorn bedeckte ihr ganzes Geſicht und mehr zornig als ſchmerzlich rief ſie: Wilhelm heißeſt Du, Wilhelm! Stille! Schweig!

Ich ſchwieg erſchrocken und betrachtete mit einem Gefühl der Unheimlichkeit das Geſicht der armen Frau, das nach und nach milder wurde und mit dem ſie, als es endlich den Ausdruck tiefſter Trauer angenommen, flehend ſagte: Störe mich nicht! Laſſe mich Dich Wilhelm nennen, ſo lange Du bei mir biſt!

Von dem Augenblicke an ſprachen wir Beide kein Wort mehr, ſo lange wir bei Tiſche waren. Nach vollendeter Mahlzeit ſagte ſie: Jetzt rauche! — Ich holte meine Pfeife und ſie zeigte auf einen Platz am Fenſter, wohin ich mich ſetzen ſollte. Ich gehorchte ihr in Allem und nahm mir vor, ſo lange ich bei ihr bliebe, ſie aus ihrer Täuſchung nicht zu wecken, aus einer Täuſchung, in die ſie ſich offenbar hineinreden wollte und die ihr augenſcheinlich ſehr lieb war. Ich ahnte, daß hinter all dem ein großer Kummer ſtecke, der durch einen glücklichen Traum verhüllt werden ſollte. In der That wirthſchaftete ſie, während ich ſo da ſaß und rauchte, mit einem ganz heiteren Geſichte in der Stube herum und ſetzte ſich, als der Tiſch abgeräumt war, eben ſo heiter mit ihrer Arbeit mir gegenüber in die Fenſterniſche. Doch ſprach ſie kein Wort und ſah unverwandt auf ihre Arbeit nieder, als ob ſie Angſt hätte, durch einen Blick auf mich aus ihren Träumen geweckt zu werden. Ich ſaß da wie eine Statue, vermied jede Bewegung und hütete mich wohl, ſie zu ſtören, denn, offenherzig geſagt, ich fühlte neben dem Mitleid mit ihrem geheimen Unglück, ſeit ſie mich bei Tiſche ſo angefahren, auch einige Angſt vor ihr und legte mir im Stillen die Frage vor: ob die gute Frau nicht ein wenig wahnſinnig ſei oder etwas der Art. Schien doch die Ausdauer, mit der ſie mich Wilhelm nannte und mir vorſchrieb, was ich thun und laſſen ſollte, aus einer fixen Idee zu entſpringen. Deſto mehr überraſchte es mich, als ſie nach einiger Zeit, freilich nach ſichtbarer Anſtrengung und Selbſtüberwindung, mit ruhiger Stimme und auf's Wohlwollendſte ſagte: „Nun erzähle mir! Wer biſt Du? wie heiſt Du? Woher kommſt Du? Wer ſind Deine Eltern?

Ganz glücklich, wieder feſten Boden unter meinen Füßen zu fühlen, fing ich zu erzählen an und erzählte mit breiter Ausführlichkeit, ſo viel ich von mir und meiner Familie wußte. Sie hörte mir mit großer Ruhe und Aufmerkſamkeit zu, erkundigte ſich mit Theilnahme beſonders nach meiner Mutter und warf hie und da verſtändige und einſichtsvolle Bemerkungen, manchmal ſelbſt eine mütterliche Zurechtweiſung ein. So verging beinahe der ganze Nachmittag ohne Sonderbarkeit und Unheimlichkeit. Es war mir, als ſäße ich in Ferien zu Hauſe bei meiner Mutter, die es auch liebte, wenn ich ſo bei ihr ſaß und ihr vorplauderte, und ich fühlte mich ganz behaglich bei Frau Kürenberger und gewann ſie in dieſen wenigen Stunden, abgeſehen von der Dankbarkeit, die ich ihr ſchuldete, herzlich lieb. Gegen Abend rieth ſie mir, eines erwarteten Beſuches wegen, mich wieder auf meine Stube zurückzuziehen. Das that ich auch, bis ſie mich gegen acht Uhr wieder als: Wilhelm! zum Nachteſſen rief. — Schon der Name ſagte mir, daß ich jetzt wieder zu einer Figur ihres Traumes geworden, und deutlicher noch ſagte es mir, als ich in die Wohnſtube eintrat, ihr Geſicht, das alle die ruhige Klarheit des Nachmittags verloren hatte und auf dem es wieder, wie heute Morgen und wie während des Mittagstiſches, gleich einem Schleier lag. In dieſem Zuſtande hielt ſie auch die Augen meiſt niedergeſchlagen, ſah immer nur auf irgend einen einzigen todten Gegenſtand und trat ſo behutſamen Schrittes auf, als ob ſie Jemand zu wecken fürchtete. Dieſer Jemand war offenbar ſie ſelber. Während des Nachteſſens mußte ich mehrere Male, wenn ich ungeſchickterweiſe nicht ſchnell genug auf ihre Abſichten einging oder etwas anderes that, als der abweſende, unbekannte Wilhelm, der ich ſein ſollte, denſelben ungeduldigen oder zornigen Blick, wie beim Mittageſſen, oder auch manchen ſchroffen Verweis ertragen.

So — um kurz zu ſein — ging es mit beſtändiger Abwechslung durch die ſechs Tage, die ich verborgen unter ihrem Schutze in ihrer Wohnung zubrachte. Bald war ſie die ruhige, klare, gute, theilnehmende Frau, die mir mit klugem und mütterlichem Rathe zur Seite ſtand, bald war ſie die räthſelhafte Perſon, deren Grillen ich mit Aengſtlichkeit beobachtete, um ihnen genug zu thun und um ſchmerzhafte Stellen dieſer kranken Seele nicht unſanft zu berühren. Nur das hatte ſich in unſerem Zuſammenleben geändert, daß ich Grund und Art ihres ſonderbaren Weſens zu erkennen glaubte, mich demgemäß benahm und ſo ihrem Zorn, ihrer Ungeduld, die mich erſchreckten, ausweichen konnte.

Am ſechsten Tage ließ ſie mich durch mehrere Stunden allein im Hauſe. Als ſie wieder kam, ſetzte ſie ſich zu mir, legte ihre Hand auf die meinige und ſagte: Mein Neffe, ein junger Oekonom aus der Gegend von Wieſelburg in Ungarn, iſt hier. Er kam mit ſeinem Bauernwagen und brachte Getreide auf den Markt. Morgen geht der Wagen zurück. In der halbbäuerlichen Tracht meines Neffen und mit dieſem ſeinem Paſſirſchein ausgerüſtet, wirſt Du in ſeinem Wagen morgen früh über die Grenze fahren. Wie die Sachen jetzt ſtehen, biſt Du dort in Sicherheit. Die Verhältniſſe können ſich ſo ändern, daß Du in wenigen Tagen nicht mehr über die Grenze kannſt. Alſo mußt Du jetzt ſchon fort. Ich werde Dich begleiten, um ſelbſt zu ſehen, ob Du wohlbehalten über die Grenze kommſt.

Nach einer Pauſe fuhr ſie fort: Dieſe wenigen Tage hatte ich glückliche Stunden — ich konnte mir einreden —

Sie unterbrach ſich wieder, ſah mich mit einem unendlich wehmüthigen Lächeln an und ſagte dann: Ich werde es Dir nie vergeſſen!

Ich will hier gleich einſchalten, daß mich die gute Frau, die mir ſo ſprechend die Thränen in die Augen trieb, in der That bis an ihr Lebensende nicht vergeſſen hat. Ich habe nichts von der Noth, von den Entbehrungen ſo vieler Flüchtlinge gelitten; ich konnte in Zürich meine mediziniſchen Studien mit Muße fortſetzen und vollenden. Das alles danke ich ihr. Und daß ich jetzt in behaglichen Verhältniſſen lebe — auch das danke ich ihrem Teſtamente.

Am Morgen des ſiebenten Tages in aller Frühe trat ſie in mein Zimmer und brachte mir die Kleidung, die mich unkenntlich machen ſollte. Dann geſchah alles, wie ſie es angeordnet hatte. An ihrer Seite fuhr ich in dem Leiterwagen über die Grenze. Im erſten Dorfe angelangt, nahm ſie Abſchied von mir. Ich konnte ſie nicht überreden, wenigſtens bis Wieſelburg mit mir zu fahren. — Nein, ſagte ſie, ich kehre jetzt gleich nach Wien zurück, fahre nur durch die Stadt und ruhe nicht eher, als bis ich in Oberöſterreich bei Deiner Mutter bin, um ihr alles zu erzählen und ihr zu ſagen, daß Du in Sicherheit biſt. Ich weiß es, wie es thut. Ach, ſie haben mir ja meinen Wilhelm erſchoſſen!

Die Brüder Mathieu.

Erſtes Kapitel.

Die drei glücklichen Häuſer.

Dieſelbe Gegend bei Waterloo, welche im Jahre 1815 der Schauplatz des letzten Aktes des großen Drama's geweſen, war zu Anfang der vierziger Jahre die Scene eines Verbrechens, das, obwohl einfach in ſeiner Natur, nicht aus gemeinen Beweggründen hervorgegangen, und urſprünglich nur einen Mord zum Gegenſtand hatte, wie die Gerichtszeitungen aller Länder, man kann ſagen leider wöchentlich, von einem ſolchen zu berichten haben, doch durch die Folgen, die es hatte, durch die zahlreichen Opfer, die es nach und nach in den Abgrund zog, durch die höchſt merkwürdigen pſychologiſchen Vorgänge, die in der Folge zum Vorſchein kamen, mit zu den bedeutendſten und mehr für den Pſychologen als für den Juriſten intereſſanten Ereigniſſen gehört. Das Drama wird in ſeinem Verlaufe ſo traurig, ja mörderiſch, daß der Erzähler es für nothwendig hält, die Verſicherung von der Wahrhaftigkeit dieſer Geſchichte vornehin zu ſtellen; ſie iſt ihm, kurz nachdem der Vorhang über das letzte Opfer des Trauerſpiels gefallen, im Jahre 1847 von Herrn van den Hoven, dem öffentlichen Ankläger von Brüſſel, der in dieſer Affaire ſein Amt verrichtete, mitgetheilt worden. Uebrigens kann ſich der Leſer leicht ſelbſt überzeugen, wenn er in den betreffenden Jahrgängen der belgiſchen Gerichts- und anderer Zeitungen nachſchlägt: dort wird er gewiß noch intereſſante Einzelnheiten finden, welche dem Aufzeichner dieſer Geſchichte entfallen ſein mögen.

Im Jahre 1840 hatte das Schlachtfeld, auf welchem einſt der Titanenkampf ausgekämpft worden, das friedlichſte und glücklichſte Ausſehen von der Welt: das gehügelte Land ringsumher grünte und blühte, und an jene Kataſtrophe, an die Wunden von Tauſenden und an das Todesröcheln von Zehntauſenden erinnerte hier nichts mehr, als höchſtens hie und da eine Kugel, die zum Andenken in eine Wand gemauert worden, und in der Mitte der gewellten Ebenen der Löwe, den die Sieger daſelbſt errichtet haben. Doch nein, die Landleute behaupten, daß die ganze Blüte und Ueppigkeit der Pflanzenwelt und des Erdreiches eine ſich jährlich erneuernde Erinnerung an die Schlacht von Waterloo ſei, denn dem Menſchenblut danke die Erde jene Fruchtbarkeit und lachende grüne Farbe, die heute den Bewohner der hiſtoriſchen Gegend erfreue und ſeinen Speicher fülle. Die Menſchen vergeſſen ſo leicht vergangenes Leid, mit den Geſchlechtern wird ihr Unglück begraben, und auf ihren grünen Gräbern und auf dem Boden, den ihr Leid fruchtbar gemacht, freut ſich ein neues und glückliches Geſchlecht.

Uebrigens wiſſen wir nichts Ausführliches über das Glück oder Unglück der Bewohner Waterloo's und der Umgegend; wir kennen nur die Geſchichte dreier Häuſer, mit denen wir es hier allein zu thun haben, und die in ziemlicher Entfernung von einander, mehr und weniger prächtig, mehr und weniger beſcheiden, ſich auf dem welthiſtoriſchen Boden erhoben. Von dieſen drei Häuſern allein wiſſen wir, daß ſie im Jahre 1840 und bis zu dieſem Jahre in der That vom Glücke bewohnt waren, wenn auch das Glück, das ſo viele Geſichter hat als es Menſchengeſichter gibt, in den drei verſchiedenen Häuſern, in verſchiedenen Formen, in verſchiedene Verhältniſſe und Zuſtände gekleidet, auftrat.

Das Eine derſelben iſt mehr ein Schloß als ein gewöhnliches Haus zu nennen. Es lag am Abhange eines kleinen Hügels, und hob ſich mit ſeiner Façade und ſeinen zwei kleinen Thürmchen, die mehr den adeligen Neigungen des Beſitzers als der Nothwendigkeit und der Zweckmäßigkeit ihre Entſtehung verdankten, glänzend von dem dunklen Hintergrunde ab, den ein rückwärts über den Hügel hinlaufender Park mit ſeinen Waldbäumen jeder Art bildete. Vor dem Schloſſe lief ein friſcher Raſenplatz den ſanften Abhang hinab, bis wo er ſich mehr und mehr ländlich verlaufend und unmerklich an den Rändern der Fruchtfelder verlor, ſo daß die Feldraine eine Fortſetzung der Sandwege bildeten, die ſich vom Schloſſe in die Ebene hinabzogen. Graf Eugene Belport liebte es, hier ſeine Sommer zu verleben, denn hier war er geboren, und hier erinnerte ihn der Löwe und die ganze Gegend an den merkwürdigſten Tag ſeines Lebens, an den Tag, an welchem er ſeine Jugend als Freiwilliger im Heere der Verbündeten mit Ruhm bedeckte.

Graf Belport lebte in den angenehmſten Verhältniſſen. Reich und im ganzen Lande wegen einer fleckenloſen, ehrenhaften Vergangenheit geachtet, war er auch einer der würdigen Vertreter ſeines Volkes, welche die durch die Revolution des Jahres 1830 errungenen Inſtitutionen im Senate ausbauen halfen. Er beſaß nicht nur das Vertrauen der höhern beſitzenden Klaſſe, die ihn in den Senat abgeordnet hatte, er war auch der Liebling des

Volkes, für das er bei jeder Gelegenheit eintrat, und ſeiner Nachbarn, die er gerne mit Rath und That unterſtützte. Wie mit ſeiner öffentlichen Stellung, hatte er Urſache mit ſeinem häuslichen Glücke zufrieden zu ſein. Fünf geſunde und kräftige Kinder umgaben ihn, in denen er mit Glück ſchon frühzeitig die Keime zu trefflichen Menſchen entdeckte, und vorzugsweiſe war es ſein Sohn Alfred, auf den er ſeine Hoffnung baute. Mit einem kräftigen Charakter verband ſich in dieſem Knaben ein weiches Gemüth, das ſich gerne liebend anſchloß, ein inſtinktmäßiges Erkennen von Gut und Bös, und endlich ein heftiger Wiſſensdrang, der alle Hoffnung gab, daß die angeborenen guten Eigenſchaften des Kindes durch Bildung noch bedeutend erhöht und gekräftigt werden können. Was dieſen Knaben vorzugsweiſe auszeichnete, war eine Art von Divination, von Errathen des Charakters anderer Menſchen, ſelbſt bei kürzeſtem Umgang, ja auf den erſten Blick. Sein Vater, der in dieſer Beziehung mit ihm ſchon die überraſchendſten Erfahrungen gemacht, pflegte zu ſagen, daß er einen Fremden ſeinem Alfred nur durch eine Thürſpalte zu zeigen brauche, um zu wiſſen, ob er ſich mit ihm in irgend ein Verhältniß oder Geſchäft einlaſſen ſolle oder nicht. Freilich brachte dieſes Weſen des Kindes ſeinen Vater wie das ganze Haus oft in

Verlegenheit, denn Alfred äußerte ſeine Sympathie und Antipathie aufs Unverholenſte. Er behandelte wildfremde Menſchen, die ihm Vertrauen einflößten, ſofort wie alte Bekannte, wie Familienangehörige, und weihte ſie oft in allerlei Dinge ein, die man vor Fremden, ſelbſt wenn es die unſchuldigſten Angelegenheiten betrifft, nicht immer gerne entſchleiert; ebenſo ſtieß er Andere mit der größten Rückſichtsloſigkeit von ſich und verhehlte es nicht, daß er von ihnen den übelſten Eindruck empfange: Eigenthümlichkeiten, welche im geſellſchaftlichen Leben, das oft zum Umgang mit den verſchiedenſten Charakteren zwingt, dem Grafen manche komiſche und ernſte Verlegenheit bereitete.

Die guten Anlagen Alfreds waren es, welche den Grafen bewogen, im zwölften Lebensjahre des Kindes ſich nach einem Hofmeiſter umzuſehen, dem er deſſen Ausbildung mit Ruhe anvertrauen könnte. Er war ſo glücklich, bald einen jungen Mann zu finden, der ihm Vertrauen und ſeinem Kinde ſofort eine wahrhaft leidenſchaftliche Liebe einflößte. Herr Edouard Conſcience hatte in Gent und Brüſſel in ſeinem zweiundzwanzigſten Jahre die Studien mit Ehren vollendet. Er wollte ſich dem Lehrfache an einer dieſer Univerſitäten widmen, hatte aber nicht die Mittel, die Zeit einer Anſtellung ruhig abzuwarten, ſah außerdem ein, daß er für eine ſolche Stellung zu jung war, und hielt ſich beſcheiden auch nicht für genugſam ausgerüſtet, um als Lehrer an einer Hochſchule ſo auftreten zu können, wie er es wünſchte; ein Mittel über einige Jahre wegzukommen, eine Stellung, in der er eine Pflicht zu erfüllen und dabei Muße genug hätte, um ſeine Studien fortzuſetzen, mußten ihm willkommen ſein, und er ergriff den Antrag des Grafen, die Erziehung ſeines Kindes zu übernehmen, mit um ſo größerer Freude, als neben dem guten Rufe, deſſen ſich dieſer erfreute, auch das Familienleben des Grafen als ein glückliches und gemüthvolles bekannt war, und als der herrliche Knabe, den er erziehen ſollte, ihm einen ebenſo guten Eindruck machte, als er von dem jungen Hofmeiſter ſelbſt empfangen hatte.

Herr Edouard Conſcience war nunmehr ſchon ſeit zwei Jahren im Hauſe, und er hatte nichts von den Bitterniſſen geſchmeckt, die ſonſt das Antheil ſolcher Stellungen zu ſein pflegen, nichts von der Unterordnung, die man ſonſt verlangt, nichts von dem Gefühl der Fremde, das ſelbſt bei Stellungen, welche die größte Innigkeit vorausſetzen, nicht fehlt, ſobald dieſe Stellungen bezahlt ſind; nichts endlich von jenen kleinen demüthigenden Vorkommniſſen, auf die ſich ein Bürgerlicher meiſt gefaßt machen muß, wenn er ſich an den Tiſch des Adeligen ſetzt. Nicht nach dieſen zwei Jahren, ſchon nach den erſten zwei Tagen war Herr Edouard Conſcience ein Glied der Familie, und es ſah in der That aus, als ob er ſeine beabſichtigte Laufbahn in der Zukunft aufgeben müſſe, weil man ſich nicht mehr vorſtellen konnte, wie er einen andern Weg als die Familie und getrennt von dieſer gehen ſollte. Selbſt wenn Graf und Gräfin Belvort nicht ihr eigenes Herz und Einſicht gedrängt hätte, ihren Hofmeiſter wie einen Sohn des Hauſes zu behandeln, wie das in der That der Fall war, ſie hätten es ſchon aus Rückſicht für Alfred gethan, der eine andere Behandlung nicht begriffen, ja nicht geduldet haben würde.

Edouard, denn nur ſo hieß er noch im Hauſe, der, eine Waiſe, ſeine Jugend in Einſamkeit verlebt hatte, war dem Schickſale und den neuen Freunden dankbar für ſo viele Liebe, die er mit Zinſen zurückgab. Jeder, der ihn kannte, mußte zugeben, daß er ſein Glück wie dieſe Liebe verdiente. Schon ſein Aeußeres nahm für ihn ein. Eine ſchlanke, etwas ſchmächtige Geſtalt mit einem edlen, blaſſen Geſichte, dem man es anſah, daß ſein Träger ſich ſein Leben lang vorzugsweiſe geiſtig beſchäftigt, und daß er vor Allem zu ſolchen höhern Beſchäftigungen berufen ſei, flößten ſogleich eine mit Achtung gemiſchte Sympathie ein; das blaſſe von ſchwarzen Haaren eingerahmte Geſicht ſchien durch ein mildes und beſcheidenes Lächeln den geiſtigen Ausdruck verbergen zu wollen, ſo wie überhaupt ſein ſtilles Auftreten, ſeine etwas gebückte Haltung glauben machen konnten, daß er ſich all' der trefflichen Eigenſchaften, die ſchon ſein Aeußeres verrieth, gewiſſermaßen ſchämte. Doch hatte er, wie man nach dem eben Geſagten glauben könnte, nichts Gedrücktes; man brauchte bloß wenige Worte mit ihm auszutauſchen, um ſich zu überzeugen, daß er den Muth ſeiner Meinung hatte, und er durfte über welche Streitfrage immer nur zu ſprechen anfangen, um keinen Zweifel übrig zu laſſen, daß er für ſeine Ueberzeugungen, ſei es gegen wen immer, einzutreten verſtehe. Die mit ihm lebten, wußten, daß dieſer noch ſo ſehr junge Mann bereits unverrückbare Grundſätze hatte, und daß dieſe Grundſätze nicht bloß in der Theorie beſtanden, ſondern wirklich und wahrhaftig im Leben bethätigt wurden. Doch gab ihm dieſes ſo weit fertige und in ſich abgerundete Weſen nicht im Geringſten einen dogmatiſch ſtarren Charakter; bei all' dieſem Weſen war die Bezeichnung eines bon enfant, wie man ihn in und außer dem Hauſe nannte, eine treffende.

Aber wir wollen uns nicht lange bei der Schilderung eines Charakters aufhalten, der frühzeitig von der Bühne zu verſchwinden beſtimmt iſt.

Edouard war in der Gegend von Waterloo ſchon ſo bekannt, wie irgend ein anderes Glied der Familie Belport. Wenn er ſeinen Abendſpaziergang durch die Felder machte, grüßten ihn die Arbeiter, die heimkehrten, wie einen alten Bekannten, und wurde er ebenſo in den Häuſern empfangen, in die er manchmal einkehrte. Er machte dieſe Spaziergänge meiſt, während ſein Schüler auf einem Pony neben ſeinem Vater ins Land hineinritt. Edouard pflegte wohl dieſe Spazierritte mitzumachen, aber während des zweiten Sommers, den er bei Waterloo verbrachte, zog er dieſe einſamen Fußwanderungen vor, und vielleicht hätte ein Späher, wenn es einen ſolchen gegeben, herausgefunden, warum er, dem ſonſt Alfred immer wie ein treues Hündchen folgte, jetzt die Gegend lieber allein durchſtreifte, und ſich freute, wenn er die ſonſt ſo geliebte Geſellſchaft ſeines Zöglings entbehrte.

Dem Schloſſe des Grafen Belport gegenüber, von dieſem durch eine ungefähr eine halbe Stunde lange Entfernung getrennt, lag die Ferme Mathieu. Auf halbem Wege, zwiſchen dem Schloß und der Ferme, erhebt ſich mitten aus Getreidefeldern der Löwe von Waterloo. Dort am Fuße des Monumentes pflegte

Edouard mit einem Buche in der Hand auszuruhen. Das war ihm ſo zur Gewohnheit geworden, daß man faſt ſicher war, ihn um dieſe Stunde dort ſinnend oder leſend zu finden. Erſt wenn die Sonne ſich ſchon den Hügeln zuneigte, machte er ſich auf, um weiter nach der Ferme Mathieu zu wandern.

Die Meierei, wenn das Hauptgebäude derſelben nicht in einer Menge von Wirthſchaftsgebäuden verſchwunden wäre, und wenn ſie ſich mit Thürmchen herausgeputzt hätte wie das Landhaus des Grafen Belport, hätte ſich ebenſo wie dieſes den ſtolzen Titel eines Schloſſes beilegen können; ſo aber, wie ſie war, obwohl maſſig und aus großen Quaderſteinen gebaut, und auf einen ziemlich alten Urſprung deutend, verrieth ſie doch zu ſehr die unmittelbare Beſchäftigung mit dem Landbau, und den Betrieb deſſelben durch die Beſitzer. Es war nach der Anſicht der ganzen Gegend eine ſchöne Ferme, eine prachtvolle Ferme, größer als manches Schloß und jedenfalls mehr werth, aber ſie ein Schloß zu nennen, wäre keinem noch ſo liberalen oder ariſtokratiſchen Einwohner von Waterloo eingefallen. Daran mag allerdings der ſehr bürgerliche Name ihres Beſitzers mit Schuld geweſen ſein; denn im Jahre 1840 waren noch nicht ſo viele belgiſche Schlöſſer und ehemals adelige Landhäuſer im Beſitze von Bürgerlichen wie heute, und war man noch nicht ſo ſehr an den Gedanken gewöhnt, ehemalige Edelſitze von Bürgerlichen bewohnt zu ſehen.

Die Brüder Mathieu gehörten zu den Notabeln der Gegend, und dazu machte ſie ihre große Wohlhabenheit, der gute Name ihrer Familie, die ſeit undenklichen Zeiten hier ſeßhaft war, und endlich der gute Ruf, deſſen ſich die jetzigen Beſitzer, mit die größten Grundbeſitzer der Gegend, erfreuten. Was man an ihnen vorzugsweiſe rühmte war die Eintracht, in der die beiden Brüder zuſammen auf demſelben Beſitze lebten. Als Jacques und Denis Mathieu das Gut zugleich mit einem baaren Vermögen von ihrem Vater überkamen, fiel es ihnen nicht einen Augenblick ein, an eine Theilung zu geben; ſie verwalteten Bewegliches und Unbewegliches nach wie vor gemeinſchaftlich, und an dieſem Verhältniſſe wurde nichts geändert, als Jacques ſich verheiratete und Kinder bekam. Der jüngere Denis lebte mit ihm weiter, und dieſes innige Familienleben ſchien ihm ſo ſehr zu genügen, daß er an ſeine eigene Verheirathung gar nicht dachte. So viel war wenigſtens gewiß, daß er jetzt ſchon tief in den Dreißigen ſtand, ohne ſich, ſo viel man wußte, um die Hand irgend eines Mädchens beworben zu haben. Als ſich Jacques verheirathete, prophezeiten die guten Nachbarn, daß es mit dem liebevollen Einverſtändniſſe der Brüder jetzt wohl bald ein Ende nehmen werde; eine Frau bringe ja gewöhnlich ſolche Veränderungen ins Haus; zwei Junggeſellen könnten leicht ruhig neben einander leben; ein Junggeſelle und ein Ehemann, das ſei etwas ganz Anderes. Und warum ſollte Denis die Herrſchaft im Hauſe mit Zweien theilen, und ſich mit einem Dritttheile des Einfluſſes begnügen, da er ein Recht auf die Hälfte habe? Aber es war nichts mit dieſen Prophezeiungen der beſorgten Nachbarn. Die Frau, die Jacques heimführte, war eine gute Frau und eher geeignet, die Eintracht zwiſchen den Brüdern, wenn dieſe nicht beſtanden hätte, herzuſtellen, als irgendwie zu ſtören. Die guten Nachbarn ſchoben die Prophezeiungen hinaus auf die Zeit, da Kinder kommen würden; denn warum ſollte der gute Denis mit ſeiner Arbeit und mit ſeinem Vermögen eine Familie ernähren, die nicht die ſeinige war? Aber es war auch mit dieſer Prophezeiung nichts. Auch als Kinder da waren, hörte man nichts von Mißverſtändniſſen oder Zwietracht, und Denis erwies ſich als eben ſo vortrefflicher Oheim, als er ſich als Bruder und Schwager erwieſen hatte. Die Kinder Jacques' wuchſen heran, Denis wurde älter, man hatte nie von Mißhelligkeiten in der Ferme Mathieu gehört, wohl aber war im Laufe der Zeit die brüderliche

Liebe, welche die Beiden verband, nahezu ſprüchwörtlich geworden. Seit dem Tode der Madame Mathieu, welcher nach ungefähr zwölfjähriger glücklicher Ehe erfolgte, nannte der Volkswitz die beiden Brüder Mann und Frau und abgeſehen von dem Unglück, eine gute Frau und Mutter verloren zu haben, lebten ſämmtliche Einwohner der Ferme Mathieu, die beiden Brüder und die drei Kinder des Aeltern, nachdem die Wunde vernarbt war, ruhig weiter: Denis, der die Rolle, die ihm der Volkswitz auferlegt hatte, bereitwillig annahm, vorzugsweiſe mit den mutterloſen Kindern ſeines Bruders, während dieſer, der in ſeiner Jugend ſtudirt hatte, ſich mehr der Geſchäfte annahm, wenn dieſe nicht den Landbau ſondern die Verbindung mit Fremden, mit der Stadt oder mit Geſchäftsfreunden betraf.

Die Ferme Mathieu iſt das zweite glückliche Haus von den Dreien, die wir genannt haben.

Edouard richtete wie geſagt, ſeine Schritte meiſtens dahin. Kurz nach ſeinem Eintritt in das Haus des Grafen hatte er von den Brüdern Mathieu ſprechen hören und ſie, da die beiden Häuſer in Verbindung waren, bald kennen gelernt. Er wurde in der Ferme mit großer Freundlichkeit aufgenommen, und kehrte gerne dahin zurück, denn dort trieb ſich ein kleines, zartes, kaum fünfzehnjähriges Geſchöpf herum, das von dem plumpen großen Haufen ebenſowohl, wie von den derben, vom Sonnenbrand gebräunten Geſtalten der Herren und der Knechte auffallend abſtach, und die Aufmerkſamkeit jedes Fremden ſogleich auf ſich lenken mußte. Es war Marion, die älteſte Tochter Jacques Mathieu's, eines jener intereſſanten ſchwächlichen Geſchöpfe, von denen man ſich ſagte daß eine Ueberfülle des Gemüthes, oder eine zu frühe Reife des Geiſtes die körperliche Entwickelung nicht aufkommen laſſe. In der That drängte ſich bei ihr auf den erſten Blick alles Dasjenige hervor, was das Urtheil nur auf Geiſt und Charakter lenkt: ein großes blaues Auge, das im erſten Momente ſchwarz, und ſozuſagen die Hälfte des Geſichtes, das es ganz beherrſchte, einzunehmen ſchien; eine Stirne, die trotz der Jugend ſchon von einigen feinen, feſtſtehenden Fältchen durchfurcht war, und ihr den Ausdruck ununterbrochenen Nachſinnens gab; zwei feine Lippen, die geſchloſſen feſt auf einander lagen, bei der Rede aber, oder wenn Marion einer ſie intereſſirenden Mittheilung horchte, plötzlich wie zwei Roſenknoſpen anſchwollen. Erſt wenn man dieſe Beobachtungen gemacht und auf gleich regſames Gemüth wie Geiſt geſchloſſen, bemerkte man, daß Marion auch äußerlich ſchön war, eine feine, überaus zarte Geſtalt, die ſchon als ſolche auch ohne jenen Ausdruck würde gefallen haben. Ein Pädagoge und ein Menſch wie Edouard Conſcience, der überall das Beſte vorausſetzte und ſich gerne nützlich machte, mußte ſich beim Anblick eines ſolchen Geſchöpfes ſagen, daß daraus etwas zu machen wäre. Mit Vergnügen bemerkte er, wie ſie ſeinen Reden horchte, die allerdings in Form und Inhalt ſehr verſchieden waren von den Reden, die ſie von ihrer ländlichen Umgebung zu hören gewohnt war. Sie las und lernte Mancherlei, und er hatte Gelegenheit ihr Rath und Lehre zu geben. Und es machte ſich im Laufe weniger Wochen wie von ſelbſt, daß ſeine freie Abendſtunde eine Lehrſtunde für Marion und er ihr Lehrer wurde. Doch dauerte dieſes Verhältniß nicht lange. Herr Jacques Mathieu erklärte ihm, daß er ſo viel Gefälligkeit nicht annehmen könne, und daß außerdem eine Bildung, wie Herr Conſcience ſie ſeiner Tochter geben könnte, für ſeinen und ihren Stand zu viel wäre. Edouard war aufrichtig betrübt; die Stunden waren ihm lieb geworden und er hatte außerdem bemerkt, daß das Mädchen wegen des plötzlichen Verbotes ihres Vaters nicht minder, ja vielleicht noch mehr betrübt war als er ſelbſt, obwohl ſie in Gegenwart des Vaters, als er jene Abſchiedsworte ausſprach, das gleichgültigſte Geſicht machte. Erſt als er im Hofe ſich noch einmal umſah, bemerkte er, wie Marion, die am Fenſter ſtand, zwei große Thränen die Wangen herabrollten, und es war ihm, als ob ſie ihm ihren Schmerz gar nicht verhehlen wollte. Des Abends theilte er das Vorkommniß der Gräfin Belport mit, welche Marion liebte und ihn aufgemuntert hatte, ihr zu einer Bildung des Geiſtes zu helfen, die mit ihrem, wie ſich die Gräfin ausdrückte, ariſtokratiſch feinen Weſen übereinſtimme. Die Gräfin lächelte zu dieſer Mittheilung: „Sie ſind zu beſcheiden, lieber Edouard,“ ſagte ſie, „daß ſie die Worte Herrn Mathieu's, die pure Ausflucht ſind, für baare Münze nehmen. Die eigentliche Urſache Ihres Abſchiedes iſt, daß der beſorgte Vater für die Herzensruhe ſeines Töchterleins fürchtet. So junge Lehrer, wie Sie, lehren ſo junge Geſchöpfe, wie Marion, und noch viel jüngere beim beſten Willen noch etwas mehr als Geſchichte und Literatur.“

Edouard wollte dieſe Erklärung nicht gelten laſſen; er behauptete, Herr Jacques Mathieu betrachte ſeine Tochter noch zu ſehr als Kind, als daß er an dergleichen denken könnte: „Nein,“ ſagte er, „ich bin überzeugt, daß die Urſache meines Abſchiedes von ſeinem Bruder Denis kommt. Ich bemerkte ſeit einiger Zeit, daß er mich und meine Beſuche mit ſcheelem Auge betrachtete, überhaupt, daß er mich nicht leiden mag.“

„Das iſt Einbildung,“ lachte die Gräfin, „was ſollte Denis gegen Sie haben? Man läßt ſich,“ fügte ſie lächelnd hinzu, „immer lieber von einem böſen Onkel als vom Vater der Theuern die Thüre weiſen, und darum ziehen Sie es vor, ſich die Sache ſo zu erklären.“

„Nein! nein!“ erwiderte Edouard kopfſchüttelnd, „ich wüßte keine Gründe anzugeben, aber ich bin vom Haſſe Denis Mathieu's überzeugt; noch mehr, ſo oft ich mit ihm in einer Stube bin, überkommt mich ein unheimliches Gefühl, es fröſtelt mich, ich habe Ahnungen, mit einem Worte, es iſt mir in ſeiner Nähe nicht wohl.“

Die Gräfin wollte wieder lachen, als Alfred, der während der letzten Worte ſeines Lehrers eingetreten war, ausrief: „Da haben Sie ganz recht, Edouard, hüten Sie ſich vor dieſem Menſchen! Es iſt mir bei dem letzten Beſuche, den ich mit Ihnen bei Mathieu machte, aufgefallen, daß Sie Denis nicht ſo anſieht, wie man Sie anſehen ſoll.“ — Und ſeine Stirne in ernſte Falten legend, fügte er altklug hinzu: „Ich traue dieſem Menſchen nicht.“

Indeſſen ſchreckte dieſe Warnung Alfreds und die eigene Ahnung Edouard von ferneren Beſuchen der Ferme nicht ab. Nur der Unterricht, nicht die freundſchaftlichen Beziehungen waren ihm abgeſagt worden. Er hatte ein Recht wiederzukommen, und ſo folgte er gerne dem Bedürfniß, es ſo oft zu thun, als es der

Anſtand geſtattete. Freilich ging er jetzt öfter als ſonſt an der Ferme vorüber, und begnügte er ſich Marion von Ferne zu grüßen. Er bog dann in einem großen Halbkreiſe um das Ackerland der Brüder Mathieu, das ſich breit und üppig vor ihrem Hauſe ausdehnte, um auf der Landſtraße nach dem Schloſſe zurückzukehren. Auf dieſem Wege kam er dann an dem dritten der Häuſer vorbei, von denen wir ſagten, daß ſie im Jahre 1840 zu Anfange unſerer Geſchichte von der Zufriedenheit, vom Glücke bewohnt waren.

Dieſes Haus im Norden des Schlachtfeldes und in ungefähr gleicher Entfernung vom Schloſſe, vom Waterloolöwen und von der Ferme Mathieu gelegen, dieſes Haus, oder vielmehr dieſes Häuschen trug das Aushängeſchild des Glückes in Geſtalt eines jungen, ewig lachenden Mädchens, das man zu jeder Stunde des Tages am Fenſter ſehen konnte. Das Haus war die beſcheidene, aber überaus liebliche Wohnung des Steuereinnehmers der Gegend, Monſieur Foulquet, und das ewig lachende Mädchen war ſeine Tochter, Mademoiſelle Cöleſtine Foulquet. Der alte Steuereinnehmer war, wie Graf Belport, unter dem er als Sergeant-Major gedient hatte, ein Veteran von Waterloo und hatte ſich außerdem, trotzdem er nur noch den linken Arm beſaß, in der brüſſeler Revolution der Septembertage als tapferer Kämpfer für die belgiſche Freiheit ausgezeichnet. Dieſer ſeiner Vergangenheit dankte er die Protektion des Grafen Belvort und die Rückſicht, die das Miniſterium Rogier=Lebeau, ein Kind der Septemberrevolution, für ihn hatte, und beiden zuſammen die ruhige und einträgliche Stellung eines Steuereinnehmers des ganzen Kantons von Waterloo. Er miethete das kleine Häuschen mit drei Fenſtern Front, welches ſeine Tochter Cöleſtine bald ſo auszuſchmücken und mit Schlingpflanzen jeder Art zu umgeben wußte, daß es mehr einem großen, im Gebüſch verſteckten Vogelneſte, als der proſaiſchen Wohnung eines proſaiſchen Steuereinnehmers ähnlich war. Der alte Soldat bildete ſich ein, daß er in dieſem Hauſe, von deſſen Fenſtern aus er das Waterloo=Monument, das er als ſein eigenes betrachtete, und den Schauplatz ſeiner Thaten überblicken konnte, ſehr glückliche alte Tage hinſpinnen werde. Bald aber fand er, daß der beſtändige Anblick des Schlachtfeldes ihn zu lebhaft an jene franzöſiſche Kanonenkugel erinnere, die ihm den rechten Arm weggeriſſen, und er verſicherte hoch und theuer, daß er in Folge dieſer beſtändigen Erinnerung fortwährend denſelben Schmerz empfinde, den er damals empfunden, als ſein Arm dreißig Schritte weit davon flog, als ihn der Chirurg verband, und als er wochenlang im brüſſeler Hoſpital im Fieber lag. Er war der Ueberzeugung, daß er dieſer Qual auf die Länge erliegen müſſe, und er zog es vor, um ſich zu retten, nach Brüſſel, und in Brüſſel alltäglich in die Bierſchenke der Rue des Fiancées zurückzukehren, wo er in Geſellſchaft altgewohnter Kameraden glückliche Stunden verlebt, verraucht und vertrunken hatte, bevor ihn ſeine Septemberheldenthaten in die Höhe eines königlichen Steuereinnehmers erhoben. Doch war mit ſeiner Rückkehr nach Brüſſel ſein Amt nicht aufgegeben. Als ſeinen Stellvertreter ließ er unter dem Schutze einer alten Tante und der ganzen Bevölkerung von Waterloo ſeine Tochter Cöleſtine zurück, welche, im Beſitze ihres rechten Armes und einer vortrefflichen Handſchrift, doch auch ſchon während ſeiner Anweſenheit die Pflichten ſeines Amtes erfüllt hatte. Er behauptete, damit der Regierung einen Dienſt zu erweiſen. Das Steuereintreiben ſei von jeher eine beim Volke unbeliebte Operation; wenn dieſe noch dazu von einem alten Soldaten mit braunem Geſichte, großem Schnurrbart und gewohnten Flüchen ausgeführt werde, bekomme dieſe Operation überflüſſiger Weiſe noch einen brutalen, gewaltſamen Anſtrich, der ein freies, konſtitutionelles Volk empören, und die Regierung unkluger und ungerechter Weiſe verhaßt machen müſſe; wenn aber ein junges, heiteres und ſchönes Geſchöpf, wie ſeine Cöleſtine unſtreitig eines ſei, die Steuern entgegennehme, ſo bekomme eine an ſich nothwendige aber nichtsdeſtoweniger unangenehme Sache einen ganz gemüthlichen Charakter, und er leiſte der Regierung mit Subſtituirung eines ſolchen Subſtituts betreffs der Stimmung des Kantons Waterloo einen weſentlichen Dienſt.

Man muß ſagen, daß ſich der alte Soldat nicht verrechnete. Es hat wohl nie einen beliebteren Steuereinnehmer gegeben, als Cöleſtine Foulquet war. Ewig am Fenſter an der Landſtraße ſitzend, mit jedem Vorübergehenden, der dazu Luſt hatte, plaudernd, kannte ſie alle Welt und war ſie aller Welt bekannt, und mehr als bekannt. Dieſe ewige Heiterkeit, die aus dem von Schlingpflanzen umgebenen Fenſter hinter Blumen hervorlachte, mußte ſelbſt Unbekannte für ſie einnehmen, die nicht Gelegenheit hatten, ein Geſpräch mit ihr anzuknüpfen, um wie viel mehr mußte ſie auf jene wirken, denen Cöleſtine im Vorübergehen ein freundliches Wort zuwarf oder die Hand entgegenſtreckte. Trotz ihrer beinahe ſchutzloſen Einſamkeit und, was mehr iſt, trotz ihrer wirklich großen und auffallenden Schönheit wagte ſich die Verleumdung nicht an ihren Ruf, der rein und unbefleckt blieb, wie zutraulich ſie auch Jedermann entgegenkam, wie ungezwungen ſie ſich auch in Wort und Benehmen gehen ließ. Die Verleumdung ahnte wohl, daß Cöleſtine in der ganzen Bevölkerung der Gegend zahlreiche Vertheidiger gefunden hätte. Ihre beſte Vertheidigung aber war das glückliche, muntere Weſen, hinter dem ſelbſt das ärgſte Mißtrauen nichts Verwerfliches oder Tadelhaftes zu ſuchen gewagt hätte. Solche Unbefangenheit konnte nur mit dem reinſten Bewußtſein verbunden ſein.

Es gibt unglückliche Mädchen, die ſich nicht ein einziges Mal in ihrem Leben ſelbſt die unſchuldigſte Liebſchaft erlauben dürfen, ohne um ihren Ruf zu kommen, während andere vom Schickſal ſo begünſtigt ſind, daß ſie ſich von jedem Vorübergehenden dürfen den Hof machen laſſen, ohne dadurch ihren Namen im Geringſten befleckt zu ſehen; ja, je größer die Zahl der Anbeter, deſto höher ſteigen die Begünſtigten des Schickſals in der Achtung ihrer Umgebung. Man ſagt von ihnen: Seht, wie man ihr ſchmeichelt, wie man ihr ſchön thut, wie man ſie belagert — und doch —. Cöleſtine war unſtreitig von der Zahl dieſer Begünſtigten. Dazu trug höchſt wahrſcheinlich die Oeffentlichkeit bei, die ſich bei allen Hofmachereien von ſelbſt ergab. Viele ihrer Verehrer kannten nur ihren ſchönen Blondkopf, ihre wohltönende Stimme, ihre volle Büſte, ihren

Geiſt und Witz; von ihrer ſchlanken und üppigen Geſtalt wußten nur Diejenigen, welche ſie zufällig einmal in der Kirche, oder auf einem ihrer ſeltenen Spaziergänge geſehen. Man kannte ihr Fenſter und die Blumen davor: das Innere ihrer Stube war ein unbekanntes Land, ein unzugängliches Paradies, vor welchem kein Cherub mit flammendem Schwerte, keine Tante mit wüthenden Augen ſtand, in das aber trotzdem ohne die Erlaubniß Cöleſtinens kein Anbeter einzudringen gewagt hätte, und es war bekannt, daß ſie dieſe Erlaubniß bis auf den heutigen Tag nicht ertheilt hatte. Jedermann mußte ſich damit begnügen, ſich von der Landſtraße aus mit ihr zu unterhalten; jeder Vorübergehende konnte dieſe Unterhaltung belauſchen; die höchſte Gunſt, deren ſich ein Freund rühmen konnte, war, daß Cöleſtine die Arbeit für einen Augenblick ruhen ließ, und ihre Hand zwiſchen den Blumen dem Kommenden oder Gehenden entgegenſtreckte.

Schon bevor Herr Jacques Mathieu Edouard Conſcience als Lehrer ſeiner Tochter entlaſſen, konnte man bemerken, daß ihm dieſe Gunſt von Cöleſtine öfter als allen andern Bekannten gewährt wurde, und bald hieß es auch, daß zwiſchen den Beiden ein ziemlich inniges Verhältniß beſtehe, und endlich unterlag es, ſo viel man verſicherte, keinem Zweifel, daß die beiden jungen Leute die Sache ernſt nehmen. Man hatte nichts dagegen einzuwenden; man zollte ſelbſt dem vorausgeſetzten Verhältniſſe ſeinen ganzen Beifall. Warum, fragte man, ſollten die Beiden einander nicht lieben? Und mit der gewöhnlichen Logik fügte man hinzu: Sie ſind beide arm, ſie paſſen zu einander. Die Wahrheit an der ganzen Sache war, ſo viel wir wiſſen, daß Edouard Anfangs, wenn er von Mathieu's auf dem Umwege nach dem Schloſſe zurückkehrte, an dem kleinen Häuschen ganz gleichgültig vorüberging. Das ſchöne Mädchen im Rahmen des umſchlungenen Fenſters unter den Dolden und hinter Blumen war auch ihm ein ſchönes Bild, aber die auffallende, in ihrer vollen und üppigen Jugendblüte gewiſſermaßen lärmende Schönheit Cöleſtinens war nicht der Art, um auf ſein Weſen, welches das Stille und Sinnige liebte, irgend welche Anziehungskraft auszuüben. Aber immer wieder vorbeikommend, immer von den ewig freundlichen Augen ſo angeblickt, als ob ſie ihn grüßten, war es ihm, noch ehe er mit Cöleſtinen ein Wort gewechſelt, als ob ſie alte Bekannte wären. Unwillkürlich zog er eines Abends ſeinen Hut, und da war es beinahe zur Nothwendigkeit geworden, daß er auch einmal wie jeder Andere vor dem Fenſter ſtehen blieb. Und nachdem er dieſes einigemal gethan, ſetzte er ſeine

Beſuche mit Vergnügen fort. Das Wohlwollen, das Cöleſtine der ganzen Welt gegenüber empfand, die Offenheit ihres Charakters, die fortwährend ihre geheimſten Gedanken über die Lippen drängte, und mit der ſie ihn verſicherte, wie aufrichtig ſie ſich ſeiner Bekanntſchaft freue; ein geſunder heller Verſtand, und alle die guten Eigenſchaften, die mit den genannten gewöhnlich verbunden ſind, flößten ihm eine ſo innige Freundſchaft für das Mädchen ein, daß ſich bald jenes innige Verhältniß einſtellte, welches das Gerede der Nachbarn rechtfertigte. Nur wenige Tage vor jener ſchon mehrmals erwähnten Abſchiedsſzene in der Ferme Mathieu, eines Abends, da Edouard, an das Fenſter Cöleſtinens gelehnt, mit dieſer zugleich über einen Scherz auflachte, wurde er auf unangenehme Weiſe durch einen unartikulirten Laut geſtört, der plötzlich von der Landſtraße her ertönte und der ſich, von einer andern Stimme kommend, wiederholte, noch ehe Edouard ſich umſehen konnte. Der Ton hatte etwas Widerliches, etwas von verhaltener Wuth, und Edouard ſah mit Staunen Denis Mathieu und den Knecht der Ferme, Auguſtin, die höchſt wahrſcheinlich eben aus Brüſſel vom Markte kamen. Sie ſtanden, ihre großen Stöcke in der Hand, wie zwei Bildſäulen da, und ſtarrten das Fenſter an; nach einiger Zeit murmelte

Denis Etwas zwiſchen den Zähnen, worauf ſein Begleiter auch dieſes nachahmte, und als gleich darauf der Herr ſich in Bewegung ſetzte, folgte ihm ſein Knecht in gleichem Schritte und in gleicher Haltung, die eiſerne Spitze des Stockes in den Boden ſtoßend, den Kopf vorgebückt, Alles wie ſein Herr Mathieu, daß es ausſah, als ob dieſem ſein Schatten in aufrechter Stellung folge. Nach ungefähr hundert Schritten ſah ſich Mathieu um, ſofort that es auch ſein Begleiter; dann gingen Beide raſchen Schrittes vorwärts, bis ſie hinter den Vorwerken der Ferme verſchwanden.

„Was war das?“ fragte Edouard, indem er ſich mit erſtauntem Geſichte Cöleſtine zuwandte.

Cöleſtine lachte. Anſtatt die Frage zu beantworten, rief ſie aus: „Sonderbare Leute, dieſe Mathieu's! Nicht wahr?“

„Dieſe Scene und das ganze Benehmen des Herrn und des Knechtes hat allerdings etwas Sonderbares,“ erwiderte Edouard, „aber ſonſt habe ich nichts an ihnen bemerkt, was mir auffiele.“

„Glauben Sie mir,“ ſagte Cöleſtine, „wie eben und rechtſchaffen Alles in dieſem Hauſe ausſieht, ſo iſt doch etwas Schiefes da, Etwas, was nicht ſo iſt wie überall und alle Tage.“

„Sind es nicht brave Leute?“

„Vortreffliche Leute! Sie thun ſehr viel Gutes und ſind in der ganzen Gegend beliebt, und mit Recht beliebt ... und doch ...“

„Nun? was haben Sie gegen dieſe Leute, Cöleſtine?“ fragte Edouard, erſtaunt, ſie, die er immer nur mit Wohlwollen von aller Welt hatte ſprechen hören, zum Ausſpruche eines verwerfenden Urtheils bereit zu ſehen. „Ich,“ fügte er hinzu, „habe, ſeit ich ins Haus komme, nichts Tadelnswerthes bemerkt, und wenn mir Herr Denis Mathieu auch nicht gerade ſympathiſch iſt, ſo muß ich doch ſagen, daß ich ihn ſowohl wie ſeinen Bruder bewundere wegen der Liebe, die ſie Beide zu einander ...“

„Das iſt es eben,“ unterbrach ihn Cöleſtine, „dieſe brüderliche Liebe, ſie iſt gewiß höchſt ehrenwerth, ſchön, rührend, Alles, was Sie wollen. Einer würde für den Andern durchs Feuer gehen, durch Dick und Dünn, durch Gut und Bös. Merken Sie wohl, Herr Conſcience, ich ſage durch Gut und Bös. Glauben Sie mir, das Haus hat etwas Unheimliches, und dieſe Liebe, die alle Bewohner ſo wunderbar eigenthümlich verbindet, dieſe gerade hatte für mich das Unheimliche. Sehen Sie nur dieſen Knecht, den Auguſtin! Er iſt der Milchbruder Denis', und er hängt an dem Hauſe gerade ſo wie die Brüder aneinander hängen. Dem

Jüngern folgt er wie ein Hund, ahmt ihn in Allem und Jedem nach, empfindet Alles, was er empfindet, und würde ſich für ihn in Stücke hauen laſſen."

„Das iſt Alles ganz hübſch," ſagte Edouard in einem Tone, der ein Verweis für den Ton des Vorwurfs ſein ſollte, in dem Cöleſtine ſoeben geſprochen.

„Allerdings iſt das ganz hübſch," ſagte ſie zugebend, „aber ich kann nichts dafür, daß es mir doch nicht ganz gefällt, und daß mir die Sache ſo vorkommt, als ob da irgend ein Zauber dahinter ſtecke."

Edouard lächelte. Er erlaubte Cöleſtinen einigen Aberglauben, er fragte nur noch: „Und Marion?"

„Marion iſt ein Engel," rief Cöleſtine, „aber doch auch ein Geſchöpf, von dem ich nicht glaube, daß ſein Leben ſo einfach dahinfließen werde, wie das Leben anderer ordentlicher Leute. Sie macht mir den Eindruck, als müßte ſie einmal in irgend einem großen Ereigniß zu Grunde gehen, verbrennen wie ein zartes Reis, das in eine Flamme geworfen wird."

„Sie ſprechen ja ganz poetiſch," lächelte Edouard, „und prophetiſch obendrein; da Sie Alles wiſſen, ſo ſagen Sie mir auch, was die Scene bedeutete, die wir eben erlebten, dieſes gewiſſe Gewieher von Herrn und Knecht, dieſe ſtarren Blicke, kurz das Alles zuſammen?"

Cöleſtine lachte laut auf, „das errathen Sie nicht?"

rief ſie lachend, „das war Eiferſucht, die ſimpelſte Eiferſucht.“

„Eiferſucht?“ ſagte Edouard erſtaunt.

„Ihr Staunen,“ ſagte Cöleſtine mit komiſchem Zorn, „iſt beleidigend und benimmt mir jede Hoffnung, die ich auf Ihre Liebe gebaut habe; aber ich will Ihnen verzeihen, denn Sie ſind ein Gelehrter und ein Träumer, und als ſolcher ſehen und hören und wiſſen Sie nichts von Allem, was um Sie herum vorgeht, ſelbſt wenn es Ihre eigene Perſon, Ihr höchſtes Glück betrifft. So erfahren Sie denn von mir, was jedes Kind in und um Waterloo weiß, daß wir Zwei uns leidenſchaftlich lieben, und daß wir einander heiraten, ſobald nur Herr Graf Belvort eine gute und einträgliche Stellung für Sie gefunden. Iſt es nun nicht natürlich, daß Denis Mathieu eiferſüchtig iſt. Seit zwei Jahren hat er die beſte Abſicht, mir den Hof zu machen, und kommt immer nicht dazu. Da fällt ſo ein kleiner Gelehrter ohne Gut und Habe vom Himmel, iſt liebenswürdig, und droht, ohne die geringſte Liebeserklärung, ihm mein Herz vor der Naſe wegzuſchnappen. Muß ihn das nicht ſehr unglücklich machen, den armen Denis?“ Und ernſthafter fügte ſie hinzu: „In der That iſt der Mann unglücklich, glauben Sie mir es. Er hat ein Herz voll Leidenſchaften und dieſe kochen um ſo wilder in ihm, als er in ſeinem Leben nicht den Muth hatte, irgend eines ſeiner Gefühle oder eine ſeiner Leidenſchaften in Wort oder That zu äußern. Er iſt einer jener Unglücklichen, die ſich ſelbſt verzehren und eher zu Grunde gehen, bevor ſie ein Wort ſprechen, das ſie mit Leichtigkeit retten könnte. Wer ſpricht nicht mit mir?" fuhr Cöleſtine, wieder in ihren heitern Ton fallend, fort. „Wer hält ſich nicht an meinem Fenſter auf? wer macht mir nicht den Hof? und weiß Gott, man kann nicht ſagen, daß ich es den Leuten ſchwer mache, — nur Denis Mathieu hält ſich ſeit einem Jahre fern von mir, richtet kein Wort an mich, ja ſieht mich kaum an, und das iſt mir ein Beweis, daß er mir etwas zu ſagen hat."

Wer Denis Mathieu an jenem Abend gefolgt wäre, hätte ſich überzeugt, wie ſehr Cöleſtine in allen Stücken Recht hatte. Während ſein Begleiter in den Pferdeſtall ging, eilte er mit großen Schritten über den Hof und die Treppe hinauf in ſeine Stube. Herr Jacques Mathieu ſah ihn ſo von der unteren Wohnſtube über den Hof eilen und war erſtaunt, ihn, gegen ſeine Gewohnheit, nicht eintreten, und ohne Gruß ſo am Fenſter vorübereilen zu ſehen.

„Was mag er haben?" ſagte Jacques zu Marion gewendet, mit der er allein im Zimmer war, und während er ſich umwandte, um nach einigem Nachdenken zu ſeinem Bruder hinaufzugehen, hörten ſie über ſich einen dumpfen Schall wie vom Falle eines ſchweren Körpers; es erzitterte die Decke über ihren Köpfen. Jacques Mathieu fuhr erſchrocken zuſammen, war aber gleich darauf mit wenigen Sätzen die ſteinerne Treppe hinaufgeeilt und in das Zimmer ſeines Bruders geſtürzt. Marion folgte ihm, blieb aber auf dem Flur des erſten Stockwerks ſtehen, da ſie die beiden Brüder ſprechen hörte. Und ſie wollte wieder die Treppe hinabſteigen, da ſie ſich gleich nach den erſten gehörten Worten ſagte, daß das Geſpräch von Vater und Onkel nicht für ſie war, als ſie den Namen Edouard von dem Letztern mit Wuth und Grimm rufen hörte. Sie blieb ſtehen und blickte durch die Thüre, welche der Hut Denis', der an der innern Seite der Schwelle lag, halb offen erhielt. Sie ſah ihren Onkel, ausgeſtreckt auf dem Boden liegen, wie er mit der Stirne den Eſtrich ſchlug, und den Bemühungen ſeines Bruders, der ihn aufzureißen ſuchte, widerſtand.

Plötzlich richtete Denis Mathieu ſich auf und rief: „Deine Schuld, Jacques, Deine Schuld! Du biſt an meinem Unglück ſchuld, Du wollteſt, ich ſolle heiraten.

Nun habe ich meine Gedanken auf dieſes Mädchen gerichtet, nun habe ich es mir in den Kopf geſetzt, ſie zu heiraten, und Du weißt, daß ich nicht mehr los kann, wo ich mich einmal anklammere. Das zehrt an mir ... das frißt mich auf, und wenn ich ſie nicht haben kann, ſchneide ich mir den Hals ab.“

Jacques beugte ſich zu ihm hinab, und wollte ihm Troſt zuſprechen, aber Denis ließ ihn nicht zu Worte kommen. „Kein leeres Gerede!“ rief er grimmig, „der Student, der Gelehrte ... freilich der kann die Worte beſſer ſetzen als ich, es iſt Alles richtig zwiſchen ihnen, ich habe es ſelbſt geſehen. O, könnte ich ihn mit dieſen Händen erwürgen.“ — Jacques Mathieu blickte um ſich, und als er die Thüre offen ſah, ſchob er mit dem Fuße den Hut bei Seite und drückte ſie leiſe zu. Marion hörte und ſah nichts mehr, ſie drückte beide Hände vor die Augen und ging wie eine Nachtwandlerin die Treppe hinab.

Seit jenem Abend, wenn Marion den Hofmeiſter des Grafen Belport vom Hauſe fort- oder am Hauſe vorübergehen und den Weg nach des Steuereinnehmers Häuschen einſchlagen ſah, rief ſie jedesmal den Onkel, und wies ſtumm nach dem Wege. Denis ſchlich dann durch Hecken und über die Fußwege, zwiſchen den Kornfeldern nach der Richtung, die ihm Marion angedeutet hatte.

So viel wiſſen wir vom Stande der Dinge und von den Beziehungen der drei Häuſer zu einander im Sommer des Jahres 1840.

Zweites Kapitel.

Das Verbrechen.

Am Abend eines der erſten Julitage deſſelben Jahres trat in die Gaſtſtube des größten Hôtels zu Waterloo ein Reiſender, den man ſogleich als einen der hundert Söhne Altenglands erkennen mußte, welche alljährlich den Schauplatz jenes Sieges beſuchen, den ſie nur Britannien und dem eiſernen Herzog zuſchreiben. Er blieb eine Zeit lang an der Schwelle des Speiſeſaales ſtehen, und muſterte einen Tiſch nach dem andern, bis er ſich nach langer Ueberlegung an dem entfernteſten niederließ, in einem Winkel, in dem er ſich am einſamſten fühlen konnte, und deſſen Einſamkeit er noch zu erhöhen ſuchte, indem er dem Saal den Rücken kehrte. Der Kellner reichte ihm die Speiſekarte. Nachdem er dieſe lang ſtudirt, fragte er nach der Bedeutung jedes einzelnen Wortes, und nachdem dieſes geſchehen, verlangte er ein Beefſteak. Nach vollendeter Mahlzeit, ungefähr eine Stunde nach ſeinem

Eintritte ins Gaſthaus, rief er den Kellner abermals, und murmelte ihm wieder nach langer Ueberlegung nur die Worte zu: „Das Monument von Waterloo.“

„Ja, Sir,“ ſagte der Kellner mit einer Verbeugung, „das Monument von Waterloo iſt etwas über eine engliſche Meile von hier entfernt.“

„O, eine engliſche Meile,“ murmelte wieder der Reiſende.

„Man kann Ihnen,“ fuhr der Kellner fort, „morgen den Weg dahin zeigen; Sie wünſchen es gewiß zu ſehen.“

„O,“ erwiderte aufs Neue der Engländer. Der Kellner ſtand noch einige Zeit und wollte ſich, da jener kein Wort mehr ſagte, wieder entfernen, als der Engländer vor ſich hinmurmelte: „hab' es ſo eben geſehen.“ Der Kellner verneigte ſich wieder, um zu gehen, als der Engländer ſich plötzlich ihm zuwandte und fragte: „Liegt dort immer eine Leiche?“

„Eine Leiche?“ Der Kellner erſtaunte wieder, nicht wiſſend, was er aus der Frage machen ſolle, oder ob er da eines der verrückten Exemplare jener Nation vor ſich habe.

„Ja, eine Leiche,“ ſagte der Engländer mit größerem Nachdruck.

„Ob immer eine Leiche bei dem Waterloo-Monumente liege?“ wiederholte der Kellner und fügte hinzu: „Sie meinen wohl, ob man dort noch Todtengebeine findet? Jetzt iſt das ſeltener der Fall, aber ſonſt ſtieß man allerdings mit dem Pfluge auf allen dieſen Feldern der Gegend ſehr oft auf menſchliche Knochen.“

„Nein,“ ſagte der Engländer mit der früheren Ruhe, „ich frage, ob dort bei dem Löwen immer ein todter Mann liegt?“

Der Kellner war wieder erſtaunt, ſah ſein Individuum etwas beſorgt an, und ſagte dann mit einer Stimme voll Entſchiedenheit: „Nein, Sir, es liegt nie ein todter Mann bei dem Löwen-Monument, Niemals.“

„Niemals?“ fragte der Engländer entrüſtet über die Entſchiedenheit des Kellners wieder, und ſetzte mit größerer Lebhaftigkeit hinzu: „Jetzt, gerade jetzt liegt ein friſcher todter Mann dort.“

Dann, als ob er ſich ſeiner Lebhaftigkeit ſchämte, wandte ſich der Engländer wieder dem Tiſche zu, und fing an in ſeinem Reiſehandbuche zu blättern. Der Kellner zuckte die Achſel und ging, um dem Gaſtwirth über den ſonderbaren Reiſenden und ſeine Worte Bericht zu erſtatten; einige Gäſte, die das Geſpräch mit angehört hatten, umgaben ihn und beſtürmten ihn mit Fragen. Da man aus ſeinen Antworten ebenſo wenig klug werden konnte, als er es aus den Worten des

Engländers geworden war, forderte man den Gaſtwirth auf, den Reiſenden noch einmal zu befragen. Dieſer erſchien eben in der Thüre der Gaſtſtube, um ſich nach ſeinem Schlafzimmer zu begeben, der Gaſtwirth bat ihn, doch zu erklären, was er vorhin gemeint habe. »All right,« ſagte der Engländer, „dort liegt ein Todter noch ganz von Blut bedeckt,“ und ſo ſprechend ging er auf die Treppe los und hinauf in ſeine Stube.

„Ein Todter beim Löwen!“ wiederholte man da und dort, in und vor dem Hauſe, und bald ſammelte ſich ein Volksgedränge vor der Thüre, und Jeder fragte und Jeder wollte etwas Näheres wiſſen, und Niemand konnte Auskunft geben. Die Worte: „Ein Todter beim Waterloo-Monumente,“ verbreiteten ſich mit außerordentlicher Schnelligkeit durch die Gruppen, welche vor allen Thüren der Hauptſtraße Waterloo's ſaßen, um nach dem heißen Tage die friſche Nachtluft einzuathmen. Und nach kaum einer Viertelſtunde ſtrömte eine unendliche Menge aus den Straßen Waterloo's aus Männern, Weibern und Kindern beſtehend, lärmend, ſchreiend, nach der Gegend des Löwen-Monumentes. Die Menge ſchwoll immer mehr an, da die Rufe: „Ein Todter beim Löwen!“ immer neue Neugierige anwarben. Es war wohl die große Mehrheit der Bewohner Waterloo's, welche da hinausdrängte.

An der Ferme Mathieu, an der man vorüber mußte, angekommen, rief man auch da hinein: „Ein Todter am Monumente!“ Auguſtin ſtand am Hofthore mit den Händen in den Taſchen und regte ſich nicht, als die erſten Neugierigen mit dem Rufe an ihm vorbeikamen. Da aber der Strom immer dichter und der Ruf öfter wiederholt wurde, ſtieß er ſeine Hände tiefer in die Taſchen und ſtürzte ſich, indem er vor ſich hinmurmelte: „Ich gehe mit,“ mitten in das Gedränge.

Die Menge war ſo groß, daß ſie die Raine und Feldpfade nicht faſſen konnten; rückſichtslos in ihrem Eifer und in ihrer Ungeduld, ſtürzte ſie über die Felder hin, und nach einigen Minuten lagen die hohen Saaten geknickt, zertreten, zerſtampft darnieder, als ob die wilde Jagd darüber gegangen wäre. Ein breiter Weg zog ſich jetzt zwiſchen den hohen Aehren wie zwiſchen zwei Mauern in gerader Linie von der Ferme Mathieu bis zum Löwen-Monument. Dort angekommen, riefen die erſten Vorläufer der Menge: „Es iſt wahr, da liegt Einer todt!“ Eine Minute darauf war das Gedränge ſo groß und drückte Alles nach der Leiche hin, die Jeder ſehen wollte, daß es den Erſten, die ſie umgaben, ſchwer wurde, ſie zu ſchützen oder ſie ſo zu legen, daß man das Geſicht erkennen konnte. Dieſes war in das Gras gedrückt, welches rings um den

Kopf ebenſo wie die langen Haare des Opfers in Blut getaucht war. Dem erſten Lärm folgte, als man ſich überzeugt hatte, daß hier wirklich ein Todter war, das Schweigen des Schreckens, und während dieſer Zeit wurde es einigen Männern auch möglich, den Todten aufzuheben, und ihn bis an die Stufen des Waterloo-Monumentes zu tragen. Der Mond war noch nicht aufgegangen, und in der erſten Eile hatte Niemand in dieſer Menge daran gedacht, eine Laterne, ein Licht, welcher Art immer, mitzubringen, ſo daß die Vorderſten, welche die Leiche umſtanden, den dringenden Fragen nach der Perſon des Todten, die fortwährend aus den hinteren Reihen erſchollen, nicht antworten konnten. Endlich brachten einige Männer mit Hülfe ihrer Feuerzeuge eine Beleuchtung zu Stande, die zwar kurz war, aber doch lange genug, um das bleiche Geſicht des Todten erkennen zu laſſen. „Herr Conſcience aus dem Schloſſe! der Hofmeiſter des Grafen Belport!“ ſo lautete der Entſetzensruf, der ſich jetzt vom Monumente aus durch die ganze große Menge verbreitete. Bald darauf wußte man auch, daß der Unglückliche eine tiefe Wunde am Halſe hatte, und daß ſein Kopf an mehreren Stellen geſpalten war. Die Neugierde, und was ſonſt bei ſolchen Gelegenheiten die Menge bewegt, war verſchwunden und machte dem unmittelbaren Mitleide Platz. Alle Welt hatte den jungen, ſchönen Mann gekannt, alle Welt ihn geliebt. Ein Schrei aufrichtigen Schmerzes erhob ſich aus dieſer Menge, und ſcholl durch die Nacht über die Ebene hin, und wiederholte ſich, ſo oft neue Berichte über das Ausſehen des Todten, über die Grauſamkeit, mit der er offenbar getödtet worden, in die Menge gelangten. Die Kinder, die mit herausgekommen waren, und weniger das Entſetzliche der That begriffen, als das Schreckliche dieſes Lärmens und Gewirres empfanden, brachen vor Angſt in Weinen aus, und ihnen folgten die Weiber und Mädchen. Indeſſen diskutirten die Männer, die die Leiche umgaben, was mit dieſer anzufangen. Die Einen meinten, man müſſe ſie hier liegen laſſen, ja ſogar ſie auf dieſelbe Stelle und gerade ſo hinlegen, wo und wie ſie da gelegen hat, um der Juſtiz die Nachforſchungen und die Entdeckung des Mörders zu erleichtern. Die Andern meinten, es ſei unmenſchlich, den armen Herrn Conſcience ſo auf freiem Felde liegen zu laſſen, und man ſolle ihn nach dem Schloſſe des Grafen Belport tragen, oder wenigſtens die Nachricht von dem traurigen Ereigniſſe dahin ſchicken und anfragen laſſen, was mit der armen Leiche anzufangen ſei.

Aber dieſe Verhandlungen zeigten ſich bald als überflüſſig, das Geſchrei war durch die Nacht bis in das Schloß gedrungen. Alfred, der auf der Terraſſe ſaß und ſeinen Lehrer erwartete, verwundert, daß er heut ſo lange ausbleibe, fuhr erſchrocken auf, als er die erſten Rufe und den erſten dumpfen Lärm vom Löwen-Monumente her vernahm. Als ſich dieſer Lärm wiederholte und vermehrte, rief er durch die offenen Fenſter in das Schloß: „Beim Monumente iſt ein Unglück geſchehen,“ und lief dann ſelbſt den Abhang hinunter, dem Lärm entgegen. Mit unwiderſtehlicher Gewalt drang er durch die Menge, und wie eine Bildſäule ſtand er plötzlich vor der Leiche, die, mit dem Geſichte dem hellen Mondlichte, das indeſſen aufgegangen war, zugewandt, ihm noch milde aber ſchmerzlich zuzulächeln ſchien. Keines Wortes fähig und keiner Bewegung, ſtand er da, während es rings um ihn murmelte: „Das iſt der junge Graf, das iſt der Schüler des Todten!“ Mit einem Male ſank er auf die Leiche nieder und lag, ohnmächtig, ſelber wie eine Leiche, auf der Bruſt ſeines geliebten Lehrers. Die Nächſtſtehenden glaubten, daß ſie ihn im Fall den Namen Mathieu hätten ausſprechen hören.

Man mußte den Knaben zu ſeinen Eltern zurückbringen, und da verſtand es ſich jetzt von ſelbſt, daß man auch die Leiche ins Schloß tragen müſſe. Ein tüchtiger Arbeiter nahm den bewußtloſen Alfred in ſeine Arme; Andere hoben Conſcience auf ihre Schultern, und ſo ſetzte ſich der traurige Zug in Bewegung, und ihm folgte die ganze Menge, die ſo lärmend gekommen war, ſchweigend durch die ſtille Nacht. Auf halbem Wege kam ihnen Graf Belport mit mehreren Knechten entgegen. Der Platz, auf welchem die Leiche gefunden worden, war wieder verlaſſen, bald verhallte der letzte Lärm in der Nähe des Schloſſes.

Aber ſo ganz verlaſſen war die Umgegend des Monumentes doch nicht. Als der letzte Laut auch aus der Ferne nicht mehr vernehmbar war, bewegten ſich plötzlich die Aehren eines Feldes, an dem vorhin die Menge vorbei getobt war, und hervor ſchlich ein altes Mütterlein, gebeugt, in ärmlicher Kleidung, zitternd und ängſtlich. Sie ſah ſcheu um ſich, wankte über die zertretenen Halme dorthin, wo die Leiche gelegen hatte, ſank daſelbſt in unmittelbarer Nähe der Blutſpuren auf die Knie, erhob beide Hände zum Himmel, und murmelte kaum vernehmbar und doch inbrünſtig: „Heiland der Welt und du allerheiligſte Jungfrau Maria, Mutter Gottes, ſeid gnädig und gewähret mir die Gnade des Schweigens, daß ich nicht mit Willen und ohne Willen das Schreckliche verrathe, das ich geſehen habe. Verzeih', o lieber Heiland, daß ich ſchweige, wo ich ſprechen ſollte; vergib, daß ich nicht als Anklägerin auftrete gegen Diejenigen, die mir Gutes erzeigt;" — dann zu dem Blute, welches vor ihren Knieen die Gräſer färbte, niedergebeugt, murmelte ſie weiter: „Und du unſchuldig vergoſſenes Blut, das zum Himmel aufſchreit um Rache und Gerechtigkeit, vergib, daß ich dir Rache und Gerechtigkeit nicht verſchaffe, vergib deinen Schuldigen, wie der Herr dir vergeben möge deine Schuld. Amen."

Sie erhob ſich und ſchwankte dem Flecken entgegen. Es war ſchon Mitternacht, als ſie dort ankam. Trotzdem ſchellte ſie noch an der Thüre des Kirchendieners, und bevor dieſer öffnete, zog ſie ein kleines Beutelchen aus ihrer Taſche und leerte den ganzen Inhalt in die hohle Hand. So wartete ſie, bis er, verſchlafen und verdrießlich fragend, wer da ſei, am Fenſter erſchien. Sie ſtreckte ihm die Hand mit dem Gelde entgegen und ſagte: „Hier, Meiſter Meßner, meine ganze Erſparniß, drei Franken und fünfundſiebenzig Centimen, nimm ſie und ziehe ſogleich das Todtenglöcklein zum Heile einer armen Seele."

Wenige Minuten darauf erſchien der Kirchendiener vor dem Hauſe und öffnete die Kirchenthüre, die kaum drei Schritte von ſeinem Hauſe entfernt war. Die

Alte ſchlüpfte ihm nach und während das Todtenglöcklein durch die Nacht erſchallte, lag ſie in der dunklen Kirche vor dem Altar auf den Knieen und betete für den Ermordeten — vielleicht auch für die Mörder.

Drittes Kapitel.

Die Blutſpuren.

Da wir bloß die Hauptbegebenheiten dieſer merkwürdigen Geſchichte, ſo weit ſie nach Außen bekannt worden, erzählen wollen, und nur ſie erzählen können, wenn wir nicht aus einem bloßen Berichte einen Roman machen ſollen, ſo können wir auch nichts Näheres über die Vorgänge in den Gemüthern der Schloßbewohner und in Andern mittheilen. Was die gräfliche Familie bei dem Verluſte eines ſo theuren Mitgliedes gefühlt, kann ſich Jedermann vorſtellen, und daß das glückliche Haus durch das blutige Ereigniß in eine Wohnung der Trauer verwandelt wurde, läßt ſich denken — einer doppelten Trauer, da Alfred ſich in einem Zuſtande befand, der die höchſte Beſorgniß erregte. Aus ſeiner Ohnmacht erwacht, verfiel er in ein heftiges Fieber, in dem er die ſchrecklichſten Geſichte und Erſcheinungen hatte. Verließ ihn das Fieber für Momente, ſo war es, als ob es nur einem noch viel traurigern Zuſtande, dem tiefſten Schmerze, Platz machen wollte. Im Orte ſelbſt war die Aufregung groß. Seit Jahren war daſelbſt kein Verbrechen vorgekommen, und nunmehr trat eines mitten in das friedliche Leben, und zwar ein Verbrechen, das eine beliebte Perſönlichkeit vernichtete und in das Glück einer ebenſo beliebten Familie eingriff. Den ganzen folgenden Tag ſah man in den Straßen und auf den Feldern Gruppen, die das Ereigniß diskutirten, und Vermuthungen über die Thäter und die Urſachen der That aufſtellten. Man war beinahe einig darin, daß die That ein gemeiner Raubmord, wenn nicht ein unglückſeliges Mißverſtändniß ſein müſſe. Denn wer in der ganzen Gegend ſollte gegen den guten, liebenswürdigen Herrn Conſcience etwas gehabt haben? Wer konnte ihn haſſen? Wen hat er je beleidigt? Nur irgend ein verzweifelter, fremder Strolch konnte die That gethan haben, um ſich des wenigen Geldes in ſeiner Taſche oder ſeiner Uhr zu bemächtigen. Oder war die That auf Jemand Andern abgezielt, und der Mörder hat in der Dunkelheit den armen Conſcience fälſchlich für dieſen Andern gehalten? Aber war es auch gewiß, daß Herr Conſcience im Dunkeln ermordet worden? Der Engländer fand ihn allerdings, als die

Nacht ſchon hereingebrochen war — doch kannte man die Gewohnheiten des Ermordeten und wußte, daß er das Löwen-Monument meiſt vor Sonnenuntergang oder höchſtens mit Sonnenuntergang zu verlaſſen pflegte. Auch fand man ſein Buch „Bacon's Eſſays," das er an dieſem Tage mitgenommen hatte, in der Nähe des Monumentes aufgeſchlagen, was nicht der Fall geweſen wäre, wenn er bis zum Einbruch der Dunkelheit geleſen hätte. Er würde es dann, wenn er nicht mehr leſen konnte, zugeſchlagen haben. Alle dieſe Fragen und Räthſel trugen nur zur Erhöhung der Aufregung bei. Es iſt natürlich, daß die Juſtiz ſich der Sache ſofort bemächtigte. Schon mit frühem Morgen erſchienen ihre Vertreter auf dem Schauplatze der That, aber die genaueſten Durchforſchungen der Oertlichkeit führten zu keinem Ergebniß. Die große Menge, die Abends vorher ſich da zuſammengedrängt, hatte alle Spuren verwiſcht. Das Getreide, die Gräſer, die Feldwege, ſie zeigten alle nur die Spuren der Hunderte von Füßen, die ſich da herumgetrieben. Im Gedränge wurden Manche bis in die Blutlache geſchoben, und ihre Füße verbreiteten dann Blutſpuren nach allen Seiten. Die Juſtiz erkannte, daß ſie von der Oertlichkeit der That am wenigſten lernen könne. Sie begab ſich in das Schloß und mit ihr der Arzt, der die Wunden unterſuchen ſollte. Das ärztliche Erkenntniß ergab, daß die Wunde am Halſe vermittelſt eines gewöhnlichen Taſchenmeſſers, wie es alle Männer des Volkes in Brabant und Flandern zu tragen pflegen, beigebracht worden. Die Wunden am Kopfe rührten offenbar von gewaltigen Schlägen mit dicken Knitteln her. Der Schädel war zerſplittert, und die Zahl der Schläge, die er empfangen, nicht zu ermitteln. Das Eine ſchien klar, daß die That nicht von Einem, ſondern von Zweien oder Mehreren begangen worden, da die Wunden von verſchiedenen Seiten und ſo zahlreich beigebracht waren. Ob Einer oder Mehrere die That begangen — ſo viel ſchien am Abend dieſes Tages gewiß, daß es ein Raubmord geweſen; denn, obwohl ſich in den Taſchen des Ermordeten eine kleine Barſchaft vorfand, ſo fehlte doch die Uhr ſammt Kette, die ihm Graf Belvort letztes Neujahr zum Geſchenke gemacht hatte.

Im Schloſſe machte man Vorbereitungen zum Begräbniß, und die ganze Angelegenheit ſchien auf dieſem Standpunkte ſtehen bleiben zu wollen. Die Autoritäten Waterloo's ſchickten reitende Gensdarmen nach allen Seiten aus, um verdächtiges, fremdes Volk, dem ſie etwa begegnen würden, zu beobachten, und Mittheilungen an ſämmtliche Aemter in der Umgegend, die zugleich zu ähnlichen Beobachtungen aufforderten.

Am Abend ſelben Tages kam in Waterloo der Procureur des Königs aus Brüſſel an. Er benützte den Reſt des Tages, um noch den Engländer und andere Zeugen, die geſtern auf dem Schauplatz geweſen, zu verhören, und dem Grafen Belport einen Beſuch zu machen. Die Oertlichkeit der That ſelbſt zu unterſuchen, war für heute zu ſpät. In die Stadt zurückgekehrt, erfuhr er von den Agenten, die ihm von Brüſſel aus gefolgt waren, daß man hie und da in der Bevölkerung den Namen Mathieu nenne, obwohl Niemand die Urſache angeben könne, warum dieſer Name in der Affaire mitgenannt werde. Es war in der That eigenthümlich, wie dieſer Name oft ohne Zuſammenhang in die Geſchichte gemiſcht wurde. Niemand war ſich der eigentlichen Urſache dieſer Erſcheinung bewußt, die doch allem Anſcheine nach daher kam, daß Alfred im Momente, da ihn die Ohnmacht überfiel, dieſen Namen ausſprach, und daß er von der Umgebung wiederholt wurde. Trotzdem nun dieſer Name, man wußte nicht wie-und warum, im Munde des Publikums fortwährend mit dem Verbrechen in Verbindung gebracht wurde, fiel es doch Niemand ein, das Verbrechen ſelbſt zu irgend einem Träger dieſes Namens in Beziehung zu ſetzen: das verhinderte die hohe Reſpektabilität der Familie.

Anders war es mit Herrn van den Hoven, dem königlichen Procureur aus Brüſſel. Dieſem, der aus der Fremde kam, war der Name Mathieu ſo fremd und gleichgültig, wie jeder andere Name irgend eines Bewohners von Waterloo. Er hatte kein Vorurtheil zu Gunſten oder Ungunſten deſſelben; er hörte ihn nur bei dieſer Gelegenheit nennen und er vergaß ihn nicht. Als er am andern Morgen in Begleitung des Maire von Waterloo, des Friedensrichters und des andern Beamten- und Agentenperſonals den Schauplatz des Verbrechens beſuchte, fragte er den Maire zuerſt nach den Bewohnern verſchiedener Häuſer, die er von ſeinem Standpunkte aus ſehen konnte. „Wer bewohnt jenes kleine Häuschen dort, uns gerade gegenüber?“

„Des Steuereinnehmers Tochter, Mademoiſelle Foulquet,“ erwiderte der Maire.

„Welche Art Perſon iſt Mademoiſelle Foulquet?“

„Ein ſehr achtungswerthes, ſchönes junges Mädchen.“ So ſprechend blickte der Maire mit größerer Aufmerkſamkeit und angeſtrengtem Auge nach dem Häuschen hinüber. „Tiens! Tiens!“ rief er dann verwundert, „eine große Veränderung! ihre Fenſterläden ſind geſchloſſen und ſie ſelbſt iſt unſichtbar.“

„Hat das etwas Auffallendes?“ fragte der Procureur.

„Allerdings,“ erwiderte der Maire, „denn das iſt noch nicht vorgekommen, ſeit Mademoiſelle Foulquet das Haus bewohnt. Sie ſitzt ſonſt den ganzen Tag am Fenſter und plaudert mit jedem Vorübergehenden, der ſie oder den ſie anhören will.“

„Sie irren, Herr Maire,“ verbeſſerte der Friedensrichter, „auch geſtern war das Häuschen ſchon geſchloſſen und Cöleſtine unſichtbar.

„Alſo ungefähr ſeitdem das Verbrechen geſchehen,“ bemerkte Herr van den Hoven. „Stand Fräulein Foulquet denn in irgend welcher Beziehung zu dem ermordeten Herrn Conſcience?“

„Wenn das Gerücht wahr erzählte,“ antwortete wieder der Friedensrichter, „ſo ſtand Mademoiſelle Foulquet zu Herrn Conſcience allerdings in ziemlich intimen Beziehungen. Man ſagte, daß ſie beinahe im Verhältniß von Verlobten zu einander ſtanden.“

„Gut! . . . und dort in jener Ferme? wer wohnt dort?“ fragte der Procureur weiter.

„Die Brüder Mathieu, zwei der angeſehenſten und achtbarſten Männer des Kantons,“ nahm wieder der Maire das Wort.

Der Procureur ſchien nur den Namen gehört zu haben. Prüfend betrachtete er den zerſtampften und von geknickten Halmen bedeckten Weg, der zur Ferme Mathieu führte; dann gab er Befehl, daß das zertretene Getreide, welches auf den Feldweg herabgedrückt wurde und ihn bedeckte, entfernt, und der Feldweg ſo viel als möglich in den Zuſtand zurückverſetzt wurde, in dem er ſich am vorgeſtrigen Tage, bevor ihn die Volksmaſſe ſo zugerichtet, befunden hatte.

Sofort machten ſich die Agenten und mehrere Leute aus dem Volke, die als Zuſchauer die Magiſtratsperſonen umſtanden, an die Arbeit. Während die Einen die Halme entfernten, prüften einige Agenten den Erdgrund des Weges, und zwar mit der Anſtrengung und dem Eifer von Spürhunden, obwohl Maire und Friedensrichter während der ganzen Zeit den Procureur von der Nutzloſigkeit der Arbeit zu überzeugen ſuchten. Der Maire zählte ihm die vielen guten Eigenſchaften der Brüder Mathieu und die vielen Wohlthaten auf, welche die Armen der ganzen Gegend ſozuſagen alltäglich von ihnen erfahren, und war eben daran, auch ihre exemplariſche brüderliche Liebe zu erwähnen, als einer der Agenten auf dem Boden knieend ausrief: „Eine Blutſpur!“ Der Procureur eilte auf die Stelle zu, während Maire und Friedensrichter einander erſtaunt anſahen. Doch faßte ſich der Erſtere, näherte ſich der Blutſpur, die ſich in der That auf einem Steine des Weges deutlich genug zeigte, und erklärte dem Procureur, daß dieſe wie die andern Blutſpuren rings um das Monument von den in das Blut des Unglücklichen getauchten Sohlen herkommen müſſe.

„Möglich," ſagte der Procureur.

„Nicht möglich," behauptete raſch der Agent, der die Blutſpur gefunden hatte, „das Blut befindet ſich unter den Halmen, die darauf niedergetreten wurden, während die Halme ſelbſt nicht im Geringſten vom Blute bedeckt ſind. Als man die Halme niedertrat, mußte das Blut ſchon auf dem Steine geweſen ſein, und zwar in getrocknetem Zuſtande."

„Die Halme können auch ſpäter niedergedrückt worden ſein," erklärte der Maire, „nachdem das Volk mit den blutigen Füßen über dieſen Weg gelaufen."

„Das iſt nicht wahrſcheinlich," entgegnete der Agent; „denn das Volk verlief ſich von der Blutlache aus nicht nach der Seite der Ferme, ſondern nach der entgegengeſetzten des Schloſſes, da es der Leiche folgte."

Während dieſer Diskuſſion hatte ein anderer Agent einige Schritte weiter eine zweite und bald eine dritte der erſten ganz ähnliche Blutſpur entdeckt. Man arbeitete mit größerem Eifer weiter und ſiehe da, die Blutſpuren führten geraden Weges an den Eingang des Hofes der Ferme Mathieu. Die Magiſtratsperſonen, die ihnen gefolgt waren in dem Maße, als ſie aufgedeckt wurden, kamen ſo bis an das Thor der Ferme Mathieu. Procureur und Agenten ließen ihre Blicke über den Hofraum ſchweifen, aber ohne Erfolg, die Blutſpuren waren hier verſchwunden. Trotzdem trat Herr van den Hoven mit ſeinem Gefolge in den Hof, und war eben im Begriffe in das Haus zu gehen, als ihm Herr Jacques Mathieu entgegenkam, und ihn nach höflicher Begrüßung fragte, was ihm zu Dienſten ſtehe?

„Wir kamen," antwortete der Procureur, nachdem er ſich genannt hatte, „unwillkürlich über die Schwelle Ihrer Wohnung, Herr Mathieu, denn eine Blutſpur führte uns geraden Weges vom Orte des Verbrechens hieher. Können Sie mir vielleicht eine Erklärung dieſes Umſtandes geben?"

„Herr Procureur," erwiderte der ſo Angeredete mit Stolz, „ich bin Jacques Mathieu und dieſes hier iſt mein Haus."

„Herr Mathieu," ſprach wieder der Procureur im verbindlichſten Tone, „ich frage Sie nur meiner Pflicht gemäß, ob Sie mir dieſen höchſt auffallenden Umſtand erklären können?"

„Ich kann es nicht!" antwortete Jacques Mathieu mit Nachdruck. Alles ſah nach jener Seite, und Auguſtin, der Pferdsknecht, trat hervor und ſagte: „Herr

Procureur und Sie, meine Herren, wenn Sie mir folgen wollen, bin ich gerne bereit, Ihnen die Fortſetzung der Blutſpuren zu zeigen. Es thut mir leid, daß ich geſtern das Pflaſter des Hofes gewaſchen und Sie ſo um das Vergnügen gebracht habe, ſelber bis an das Ende derſelben vorzudringen.“

So ſprechend wandte er ſich dem Pferdeſtall zu und die Andern folgten ihm. Er that zwei Schritte über die Schwelle, und auf einen großen Blutfleck am Stallpflaſter zeigend, ſagte er: „Hier, meine Herren, ſehen Sie die Fortſetzung jener Blutſpuren.“

„Und woher kommt dieß Blut?“ fragte Herr van den Hoven. Auguſtin faßte den Hinterfuß eines Pferdes, das unmittelbar an dieſem Flecke ſtand, hob ihn in die Höhe, und einen Verband ablöſend, zeigte er auf eine kleine Wunde: „Dieſem Roß haben wir vor wenigen Tagen, wie man das in der heißen Zeit zu thun pflegt, zur Ader gelaſſen; vorgeſtern habe ich mit dieſem Pferde auf dem Felde rechts vom Monumente gearbeitet. Bei der Heimkehr auf dem ſteinigen Feldwege iſt der Verband abgefallen, hat ſich die Wunde wieder geöffnet, und daher die Blutſpuren, die Sie noch geſtern Morgen bis in dieſen Stall herein hätten verfolgen können.“ So ſprechend ließ der Knecht den Fuß los, gab dem Pferde einen Stoß und ging achſelzuckend aus dem Stalle. Maire und Friedensrichter waren durch dieſe Löſung offenbar wie von einem Alpdrücken befreit und ſichtbar erzürnt, daß der Procureur trotz der genügenden Erklärung eine Hausſuchung anordnete.

Um kurz zu ſein, wollen wir nur ſagen, daß man, wie es alle Anweſenden, Bewohner oder Beamte von Waterloo, nicht anders erwarteten, im ganzen Hauſe und in allen Nebengebäuden nichts fand, das auf die Brüder Mathieu oder irgend einen ihres Geſindes auch nur den Schatten eines Verdachtes hätte werfen können. Ein trauriger Anblick aber wurde den Magiſtratsperſonen nicht erſpart. In einer der Stuben lag Marion mit geſchloſſenen Augen, und unverkennbar ſehr krank. An ihrem Bette ſaß Denis Mathieu gebeugt, wie von einem unendlichen Schmerze niedergedrückt, die Hände vor beide Augen gepreßt. Er bewegte ſich nicht, er that auch die Hände nicht von den Augen, als die Magiſtratsperſonen eintraten. Das Krankenbett des jungen Mädchens achtend, zogen ſich dieſe raſch wieder zurück. Draußen im Hofe konnte der Friedensrichter nicht umhin, Herrn van den Hoven an das ſchmerzerfüllte Ausſehen Denis' zu erinnern: „Sie haben," ſagte er, „da ein kleines Beiſpiel, wie die Mitglieder dieſer Familie aneinander hängen. So verzweifelt haben Sie, Herr Procureur, wohl noch keinen Onkel am Krankenbette ſeiner Nichte ſitzen ſehen. Die Mathieu's ſind auch in der ganzen Gegend ihres ungewöhnlich ſtarken Familiengefühls wegen berühmt. Solche Menſchen,“ fügte der Friedensrichter mit einem Tone leiſen Vorwurfs hinzu, „ſolche Menſchen ſind ſelten Verbrecher, und ich fürchte, daß es die hieſige Bevölkerung der Juſtiz lange nicht vergeben wird, das Haus Mathieu auch nur einen Augenblick lang verdächtigt zu haben.“

Die Magiſtrate hatten das Haus kaum verlaſſen, als ſich oben in der Stube Marion in ihrem Bette erhob, die Augen öffnete und ſagte: „Ich weiß ſehr wohl, wer die Männer waren, die eben durchs Haus gingen und in dieſe Stube blickten. Es ſind die Sendboten der göttlichen Gerechtigkeit! Sie ſuchen nach den Mördern deſſen, den ich geliebt habe und der mich geliebt hat. Ja, ja, Onkel Denis, mich hat er geliebt! Mich, wiſſe es!“ rief ſie mit einer Stimme voll Kraft, die man bei dieſem blaſſen, kranken, erſchöpften Ausſehen nicht für möglich gehalten hätte, und die deßhalb deſto unheimlicher klang. Denis fuhr zuſammen und ſaß zuſammengekauert da wie ein Knäuel. Sie hatte die Worte: „Mich hat er geliebt!“ ſeit der erſten Nachricht von der Ermordung Edouards wohl ſchon zehnmal, ſo oft ſie aus ihrem halb bewußtloſen Zuſtande erwachte, ausgeſprochen; ſie machten jedesmal die gleiche, niederſchmetternde Wirkung auf Denis. Jetzt aber streckte ſie noch den Arm aus und rief gebieteriſch: „Fort, Onkel Denis, fort von meinem Bette!“ Er ſtand auf und ſchwankte, immer die Hände vor dem Geſichte, aus der Stube.

Viertes Kapitel.

Das einfache Kreuz.

Als die Nacht wieder einbrach, erhob ſich an der Stelle des Verbrechens ein kunſtloſes Kreuz, ungefähr wie es die erſten Miſſionäre in den Wildniſſen mögen aufgerichtet haben; ein einfacher Stab, der das Getreide der Felder ringsumher etwas überragte, und an den nicht ferne der Spitze der kleine Querſtab mit einer einfachen Schnur befeſtigt war. Niemand ſah es errichten und Niemand konnte ſagen, von wem es errichtet worden; aber warum ſollen wir nicht annehmen dürfen, daß die fromme Seele, jene Alte, die an dieſer Stelle gebetet und die mit ihren wenigen Pfennigen das Todtenglöcklein bezahlte, auch dieſe fromme That gethan?

Um Mitternacht wurde dieſes Kreuz der Mittelpunkt einer eigenthümlichen Verſammlung. An ſeinem Fuße lag eine weiße, kleine, ſchmächtige Geſtalt, die wenige Minuten vorher gleich einem Geiſte von der Ferme Mathieu hierhergehuſcht war. Ungefähr um dieſelbe Zeit kam, langſamern Schrittes und geſenkten Hauptes, Cöleſtine von ihrem Hauſe herbei. Als ſie aus den Kornfeldern heraustrat und die Geſtalt am Fuße des Kreuzes liegen ſah, fuhr ſie einen Schritt zurück, liſpelte „Marion", und blieb ruhig hinter den hohen Aehren ſtehen. Traurig betrachtete ſie das arme Kind, das regungslos am Kreuze lag und deſſen Fuß umklammerte. Nur wenn manchmal Marions Leib wie in Krämpfen zuckte, ſeufzte die Lauſchende leiſe auf.

Bald bewegte ſich auch etwas vom Schloſſe her. Cöleſtine erkannte im Mondſcheine eine höhere und eine kleinere Geſtalt, die ſich bald deutlicher als die Grafen Belport, Vater und Sohn, erkennen ließen. Cöleſtine ſchlich an Marion vorüber und ſtellte ſich an das Ende des Raines, über den die Beiden daherkamen, wo dieſer auf den Platz des Kreuzes mündete. Als ſie ſich näherten, machte ſie ihnen ein Zeichen des Schweigens, und als ſie dem Zeichen folgend leiſe hervortraten, deutete ſie auf Marion und liſpelte dem Grafen ins Ohr: „Es iſt Marion Mathieu. Sie hat

Herrn Conſcience geliebt — Herr Conſcience hat auch ſie geliebt.“

Alfred vernahm auch die Worte, die nur für das Ohr des Vaters beſtimmt waren. Die Hände in einander gelegt, ſah er durch Thränen auf das Kreuz und auf die Geſtalt, die wie vernichtet an deſſen Fuße lag, nieder; dann wandte er ſich und eilte einige Schritte zurück in den Gang zwiſchen den Feldern, und wenn Marion nicht ſo tief in ihr Elend verſunken geweſen wäre, ſie hätte ihn ebenſo wie ſeinen Vater und wie Cöleſtine ſchluchzen hören.

Cöleſtine nahm den Grafen am Arm und führte ihn ebenfalls deſſelben Weges zurück. Fern genug vom Kreuze, daß ihre gedämpfte Stimme dort nicht gehört werden konnte, ſagte ſie zum Grafen: „Herr Graf, Sie haben das unglückliche Geſchöpf geſehen. Marion iſt rein wie ein Engel, und doch gibt es heute auf Erden vielleicht kein elenderes Weſen als ſie. Herr Graf, was Sie immer denken, welchen Verdacht Sie immer haben mögen, ſprechen Sie Ihre Gedanken nicht aus, haben Sie Erbarmen mit dem Kinde, das den Todten geliebt hat. Ueberlaſſen Sie die Rache dem unſichtbaren Richter und rufen Sie nicht die irdiſchen Gerichte an. Machen Sie Marion nicht zur Richte oder vielleicht zur Tochter eines Hingerichteten.“

Der Graf ſah Cöleſtinen ins Geſicht und erſchrack über den Ernſt, ja die unendliche Trauer, die es bedeckte. Cöleſtine war in dieſen zwei Tagen um Jahre gealtert. Sie bemerkte den Schrecken, den ihr Anblick dem Grafen einflößte, und ſchmerzlich lächelnd ſagte ſie: „Ja, Herr Graf, ich habe auch viel verloren, vielleicht ſo viel als Sie und Alfred. Doch werde ich ſchweigen — und ich bin die Einzige, die mit furchtbarer Anklage auftreten könnte. Niemand kennt die Gründe dieſer That, Niemand als ich und die Thäter. Aber da ich trotzdem ſchweigen werde, ſo laſſen auch Sie von Verfolgung ab um Marion willen.“ Der Graf ſtreichelte gerührt ihren Scheitel: „Du biſt ein gutes Mädchen,“ ſagte er. „Du wirſt jetzt ſehr einſam ſein, komm' zu uns ins Haus, wo Du mit Trauernden trauern kannſt.“ Cöleſtine ſchüttelte den Kopf. „Mein Platz,“ ſagte ſie, „iſt nun dort bei dieſer. Gehen Sie jetzt, Herr Graf, und laſſen Sie mich mit Marion allein, daß ich ſie aufrichte und nach Hauſe bringe.“ Der Graf gehorchte, und nach einiger Zeit ſah er von einer kleinen Anhöhe, wie die beiden Mädchen, die Eine auf die Andere geſtützt, der Ferme Mathieu entgegen gingen.

Cöleſtinens Barmherzigkeit und ihre Bitten ſchienen vergebens, obwohl der Graf aus Rückſicht für das unſchuldige Kind darauf eingegangen war. In dieſer ſelben Stunde war der Verhaftsbefehl, lautend auf die beiden Brüder Mathieu und den Pferdeknecht Auguſtin Feldmans bereits unterzeichnet. Der königliche Procureur, als er des Morgens in die Stadt zurückkehrte, ſprach ſeine Abſicht, die Genannten verhaften zu laſſen, gegen Maire und Friedensrichter unverholen aus. Die Beiden zeigten ſich darüber im höchſten Grade entrüſtet, und ihre Entrüſtung theilte ſich bald dem ganzen Orte mit, der in wahrhafte Aufregung gerieth. Es bildeten ſich überall Gruppen, man diskutirte, man wagte ſelbſt Ausfälle gegen die Juſtiz. Es werde ſich, hieß es, die Unſchuld der Brüder Mathieu unfehlbar herausſtellen. Aber der Schandfleck, einmal auf ſolchen Verdacht hin verhaftet geweſen zu ſein, werde doch immer am Namen der ehrenvollen Männer haften. Man begriff nicht, wie der königliche Procureur nur auf den Gedanken kommen konnte, ſolche Männer zu verdächtigen. Die Sache ſei klar, die abhanden gekommene Uhr ſei ein ſprechender Beweis, daß der Mord ein Raubmord ſei, und einen Raubmord werde man doch den reichen und ehrenwerthen Mathieu nicht in die Schuhe ſchieben wollen? Und wenn nicht dieſes, welches andere Motiv zur That ſollten ſie gehabt haben? Der Procureur ſah die Aufregung, wurde ſchwankend, und gab endlich die Idee der augenblicklichen Verhaftung auf. Cöleſtine wurde noch vorgeladen, und da ſie beim Verhöre aus ihrer Liebe für den Todten kein Hehl machte, ihrer Klage freien Lauf ließ, aber doch nicht das Geringſte äußerte, was eine Anklage begründen konnte, ſo entſchloß ſich der Procureur, ſich mit den in ſolchem Falle gebotenen polizeilichen Vorſichtsmaßregeln und Inſtruktionen zu begnügen, und die Sache für jetzt, ehe nicht andere Anzeichen hinzukommen, auf ſich beruhen zu laſſen, und noch dieſen Abend nach Brüſſel zurückzukehren.

Der Engländer war von den Autoritäten erſucht worden, ſeine Abreiſe bis zur Beendigung wenigſtens der Vorunterſuchungen aufzuſchieben. Er zeigte ſich bereitwillig; um aber die Zeit in Waterloo auf eine ihm angenehme Weiſe zu verbringen, holte er aus ſeinem Reiſegepäcke die Angelinſtrumente hervor, wanderte vor den Flecken hinaus und blieb am erſten Waſſer, dem er begegnete, regungslos ſitzen. Es war dieß ein Kanal, wie Belgien ihrer ſo viele beſitzt. Vor einer der Schleuſen, an der ſich ein weites, ruhiges Baſſin ausbreitete, konnte man ihn die zwei Tage in jener ſtarren Ruhe ſitzen ſehen, die man bei dieſer Beſchäftigung in allen Ländern Europas an ſeinen Landsleuten bewundert. Selbſt das Eſſen mußte ihm aus dem Gaſthauſe hinausgeſchickt werden, damit ſein Vergnügen keine Unterbrechung leide. Erſt nach Sonnenuntergang des erſten Tages kehrte er in die Stadt und ins Gaſthaus zurück; am zweiten Tage kam er etwas früher, und dießmal von einer großen Menge Volkes begleitet, das ihn nicht ins Gaſthaus, ſondern vor die Wohnung des Maire, in welcher der Procureur abgeſtiegen war, drängte. An ſeiner Schulter hoch aufgerichtet trug er die Stange, und am Ende der Leine, die um die Stange verwickelt war, am Angelhaken ſelbſt, hing ein Gegenſtand, der nicht ein Fiſch ſein mußte, da ein Fiſch an der Angel ſchwerlich ſo große Aufmerkſamkeit erregt, ſo großen Aufruhr hervorgebracht und ſo viele deutende Finger auf ſich gelenkt hätte. An der Angel hing eine goldene Taſchenuhr mit Kette und Siegel, und als man dieſe vor dem Hauſe des Maire von der Angel loslöste, ſah man, daß in das Siegel die beiden Buchſtaben E. C. eingravirt waren. Der Engländer hatte dieſe Uhr anſtatt eines Fiſches aus dem Kanal gezogen. Kein Zweifel mehr, daß jener Mord kein Raubmord geweſen, daß dem Unglücklichen ſeine Uhr nur genommen worden, um das Verbrechen zu einem Raubmorde zu ſtempeln und den Verdacht abzulenken. Dieſe Ueberzeugung ſtand in der Menge feſt, bevor ſie vor der Mairie angekommen. Wie ſollte ſie der Procureur nicht zur ſeinigen machen, da er das Siegel mit den Anfangsbuchſtaben des Namens Edouard Conſcience in Händen hielt; Maire und Friedensrichter wagten keinen Widerſpruch mehr, als er den Verhaftsbefehl unterzeichnete.

Als Marion von Cöleſtine geführt an der Ferme Mathieu anlangte, jagte eben ein großer, ſchwarzer, geſchloſſener Wagen dahin. Rechts und links am Schlage des Wagens galoppirten zwei berittene Gensdarmen. Marion erhob bei dieſem Anblick beide Arme gen Himmel und ſank dann bewußtlos auf den Boden hin. Cöleſtine hob ſie auf und trug ſie wie ein Kind auf den Armen ins Haus.

Fünftes Kapitel.

Veränderungen.

Man erzählte, daß, als die drei Verhafteten in den Wagen ſtiegen, Auguſtin, der Pferdeknecht, das Geſinde, welches ſich im Hofe verſammelt hatte, angeredet habe. Er forderte die Knechte und Mägde auf, nichts in der Wirthſchaft zu vernachläſſigen, das Vieh gut zu verſorgen, und die Ernte zu einem guten Ende zu bringen, dann ſagte er: „Eure beiden Herren werden bald wieder zurückkehren, das verſpreche ich euch, wenn auch vielleicht ohne mich.“

Aber Tage vergingen und die Brüder Mathieu kehrten nicht zurück, auch ſchienen die Worte Auguſtins auf das Geſinde keinen großen Eindruck gemacht zu haben. Viele der Knechte und Mägde verließen ſich, weil ſie in dem Hauſe nicht mehr dienen wollten, und andere Diener waren in dem Momente ſchwer aufzutreiben. Ein alter Vetter, der herbeigekommen war, um die Intereſſen der abweſenden Brüder wahrzunehmen, und der auch vom Gerichte als ihr Vertreter in der Verwaltung des Gutes anerkannt wurde, war nicht im Stande, das Weſen ſo, wie es bisher geſchehen, fortzuführen. Er ſah ſich gezwungen, einen Theil des Viehſtandes zu verkaufen, überhaupt Alles zu thun, was Arbeitskräfte erſparte, da es an dieſen immer mehr mangelte. Die Ernte kam heran, auf allen Feldern regte ſich die größte Betriebſamkeit, nur auf denen der Mathieu's war es ſtille, viele Frucht konnte erſt ſpät, viele nur verdorben heimgebracht werden. Der Leſer erſieht daraus, wie raſch ſich die öffentliche Meinung ſeit Auffindung der Taſchenuhr Edouards und ſeit der Verhaftung gegen die Mathieu gewendet hatte. Selbſt das alte, maſſive Haus hatte jetzt, ſo redete man ſich ein, ein unheimliches Aus=

ſehen. Man ging nicht gerne daran vorüber, man machte einen Umweg, um ihm auszuweichen. Es ſah in der That auch anders aus als ehemals; das rege, arbeitſame Leben war aus dieſen Räumen verſchwunden, und ſie blickten um ſo einſamer und ſo öder, je weitläufiger ſie waren. Sonſt ſchollen um dieſe Zeit die Rhythmen unzähliger Dreſchflegel aus den Scheuern, und klangen auf den abgemähten Feldern rings um die Maierei die großen und kleinen Glocken der Rinder- und Schafheerden. Jetzt hörte man den traurigen Takt höchſtens zweier Dreſcher, und irrten auf den Feldern die kleinen Ueberreſte der Heerde zerſtreut umher. Es war in der That, als wäre ein Fluch auf dieſes Haus herabgefallen; das Schöne, das Mitleideinflößende, das es beherbergte, war unſichtbar. In einer Seitenſtube des erſten Stockwerkes wohnten wie zwei trauernde Wittwen oder wie Anachoretinnen Marion und Cöleſtine.

Aber nicht nur hier hatte ſich Vieles verändert, auch das kleine Häuschen gewährte jetzt einen andern Anblick. Das grüne Fenſter war zwar wieder geöffnet, aber anſtatt des leſenden ſchönen Mädchenkopfes ſah jetzt das braune, ſchnurrbärtige Geſicht des alten Veteranen, den Cöleſtine aus Brüſſel herbeigerufen hatte, daß er ſein Amt ſelbſt übernehme, verdrießlich und gelangweilt über die Ebene hin, und anſtatt des holden Geplauders und des friſchen Gelächters, das ſonſt hier herausſcholl, ſtiegen jetzt Rauchwolken aus der Thonpfeiſe des Invaliden auf.

Im Schloſſe beeilte man ſich, gleich nach dem Begräbniſſe Edouards, dem Rathe des Arztes folgend, welcher für Alfred eine raſche Veränderung zuträglich hielt, aufzubrechen und früher als ſonſt in die Stadt zurückzukehren. Die grauen Jalouſien waren verſchloſſen; die Wetterfahnen auf den Thürmchen ſchrillten im Winde, der über die Stoppelfelder fuhr, und ſämmtliche drei Häuſer, die wir Eingangs dieſer Erzählung als die glücklichen bezeichneten, blickten jedes in anderer Art, das eine geſpenſtiſch, das andere verdrießlich, das dritte traurig, auf das einfache Kreuz, welches jetzt, da die hohen Saaten gefallen waren, hoch, einſam und mager aus der Ebene hervorragte und im Herbſtwinde zitterte.

Plötzlich verbreitete ſich durch Waterloo die Nachricht, daß ſich Auguſtin, der Pferdeknecht, im Gefängniſſe erhängt habe. Er hatte Tags vorher ausgeſagt, daß er allerdings Edouard Conſcience ermordet und zwar nur, um ſich in den Beſitz ſeiner ſchönen Uhr zu ſetzen, obwohl er dieſe nach der That aus Furcht, daß ſie ihn verrathen könne, in den Kanal geworfen.

Kein Menſch in Waterloo glaubte dieſer Ausſage; man kannte das Verhältniß des Pferdeknechtes zu den Brüdern Mathieu zu genau, um ihr Glauben zu ſchenken; man wußte, daß Auguſtin, wenn er Luſt nach einer ſolchen Uhr verſpürte, es nur ſeinem Herrn ſagen durfte; man wußte, daß es nur von ihm abhing, daß er als Knecht bei den Pferden im Stalle, und nicht mit ſeinen Milchbrüdern wie ein Bruder im Hauſe lebte. Namentlich Denis Mathieu verſagte ihm nichts, der an ihm hing, wie er ſelbſt an Denis. Man wußte ferner, daß Auguſtin im Stande war, für Denis ſein Leben hinzugeben. Man wußte das von der brüſſeler Revolution her, welche Beide als junge Leute unter dem Zuzug vom Lande her mitmachten. Auguſtin ſtürzte ſich damals mitten in einen Haufen holländiſcher Soldaten, um Denis, der von ihnen umgeben war, mit außerordentlicher Tapferkeit herauszuhauen, und ſtellte ſich mitten im Kugelregen immer vor ihn, um ihn mit ſeinem Leibe zu decken. Daß er ſich nun für den Mörder Edouards ausgab, daß er für eine That eintrat, zu der man keine Gründe finden konnte, galt den Einwohnern Waterloo's für einen Beweis, daß Denis der Mörder war. Aber die Advokaten der Brüder Mathieu ſchienen in Brüſſel, wo man Perſonen und Verhältniſſe nicht kannte, den Tod Auguſtins gut benützt zu haben, und bald darauf erſchienen ſie wieder in ihrer Ferme, entlaſſen wegen Mangels an Beweiſen.

In der Nacht traten ſie leiſe in ihr Haus, und erſt am andern Morgen merkte der Reſt des Geſindes, daß die Herren wieder da waren. Jacques Mathieu ging ſchweigend durch das Haus, durch Stallungen und Scheunen, betrachtete den Verfall des Hausweſens, ohne zu fragen, ohne irgend eine Bemerkung zu machen. Anders war es mit Denis. Dieſer ſchien im Gefängniß ſein ganzes Weſen verändert zu haben. Er trat lärmend auf, redete Jedermann an, und erzürnte ſich ſofort mit dem Vetter, der das Gut indeſſen verwaltet hatte, als mit einem nachläſſigen Bevollmächtigten. Er wollte nichts von Entſchuldigungen hören, ſchrie und ſprach laut, als ob er die Aufmerkſamkeit des ganzen Geſindes und der Nachbarſchaft auf ſeine Anweſenheit lenken wollte. Ebenſo wie er mit dem Einen böſe, war er mit dem Andern ungewöhnlich freundlich; er that, was er früher nie gethan hatte, er ſcherzte und lachte laut, und machte ſelbſt einige Späſſe über das Gefängniß.

Aehnlich benahmen ſich die Brüder den Kindern gegenüber. Jacques Mathieu ſetzte ſich an den Frühſtücktiſch und ließ, wie ehemals, die Kinder herabrufen; als die beiden jüngeren eintraten, ſchloß er ſie ſchweigend in ſeine Arme, als aber Marion, die erſt durch den Diener von der Anweſenheit des Vaters erfuhr, zur Thüre hereinſchwankte, erhob er erſchrocken die eine Hand, während er ſich mit der andern an ſeinem Stuhle feſthielt. Marion ſah in der That ſchlecht genug aus, um einen heimkehrenden Vater zu erſchrecken, und das Gemiſch von Freude und Angſt, das ſich bei ihrem Eintreten auf ihrem blaſſen Geſichte malte, und das ſich auch in einem krampfhaften Zittern des ganzen Körpers ausdrückte, erhöhte noch das Krankhafte und Bemitleidenswerthe der ganzen rührenden Erſcheinung. Ihre Wangen waren eingefallen, und ihre dunklen Augen erſchienen in dem abgemagerten Geſichte noch größer als ehemals. Jacques war unfähig, ihr einen Schritt entgegen zu thun, und als ſie an ſeine Bruſt ſank, drückte er einen Kuß auf ihren Scheitel, der in demſelben Augenblicke von Thränen überſchwemmt war. Dann ſetzte er ſie neben ſich und hielt ihre Hand in der ſeinigen, ohne daß Vater und Kinder ein Wort geſprochen hätten. Erſt als Denis eintrat, wurde es lebendiger. Er küßte die Kinder mit einer ſtürmiſchen Haſt, auch Marion, bei der er that, als ob er ihr Sträuben gegen ſeine Umarmung nicht bemerkte, indem er ihr, während er ſie auf die Stirne küßte, wie unwillkürlich beide Arme, die ihn abwehren wollten, herabdrückte. Er ſprach viel und ſcherzte mit den Kindern, was dieſe, an dergleichen von ihm nicht gewohnt, mit Staunen aufnahmen, indem ſie einander mit großen Augen anſahen. Sein haſtiges Weſen, mit dem er Dieß und Jenes angriff, die Beweglichkeit, die ihm ſonſt ſo ſehr abgegangen war, und von Zeit zu Zeit ein lautes Gelächter, das er bald über das Geringfügigſte, bald ohne alle Urſache erſchallen ließ, erfüllte ſie ſichtbar mit großer Angſt, und dieß um ſo mehr, als dieſes Benehmen ſo ſehr von der Schweigſamkeit und Trauer des Vaters abſtach. Es ſchien übrigens auch Denis am Familientiſche nicht wohl zu ſein, und es war, als ob er die erſte Gelegenheit ſich zu erheben ergriffe, als er aufſprang, um einem Knechte, den er im Hof erblickte, etwas zu ſagen.

Draußen angekommen, vergaß er den Knecht und ſtarrte einer Perſon nach, die eben, mit einem Bündel unter dem Arm, an der Hofmauer vorſichtig dahinſchlüpfte, als ob ſie von dem Zimmer aus, in dem gefrühſtückt wurde, auf ihrer Flucht nicht bemerkt werden wollte. Es war Cöleſtine. Als ſie plötzlich Denis Mathieu in ihrer Nähe und ſich von ihm bemerkt ſah, hielt ſie einen Augenblick inne, wie unfähig, ihre Flucht fortzuſetzen. Denis ſchien eben ſo unfähig, ſie zu verfolgen; aber als ſich Cöleſtine doch aufraffte und plötzlich weiter eilte, erwachte er aus ſeiner Erſtarrung und flog ihr eben ſo raſch nach, als ſie von ihm eilte. Er gab ſeine Verfolgung nicht auf, bis er an der Thüre des kleinen Häuschens ſtand, auf deren Schwelle Cöleſtine hochaufathmend inne hielt.

„Warum fliehen Sie ſo vor mir, Mademoiſelle Cöleſtine?“ fragte er mit einem Muthe, den er einem weiblichen Geſchöpfe gegenüber ſonſt nie gezeigt hatte.

Cöleſtine antwortete nicht und er fuhr fort: „Ich habe Ihnen etwas zu ſagen, was ich ſeit mehr als einem Jahre auf dem Herzen habe.“

Cöleſtine wandte ſich, um in das Innere des Hauſes zu gehen.

„Bleiben Sie,“ rief er wieder dringender als vorher, „das Gericht hat uns ja freigelaſſen — ich bin kein Mörder.“

In demſelben Augenblicke fiel die Thüre zu und wurde von innen ein Riegel vorgeſchoben, und gleich darauf öffnete ſich das Fenſter, und erſchien hinter den verwelkten Blumen das braune Geſicht des alten Veteranen, das mit zuſammengezogenen Augenbrauen düſter auf Denis Mathieu und dann von ihm auf das ferne Kreuz blickte, als ob er auch ſeine Blicke dahin lenken wollte. Denis Mathieu verlor mit einem Male den Muth, mit dem er das Mädchen verfolgt hatte, und ging mit immer raſcher werdenden Schritten nach der Ferme zurück.

Er blieb, wie er aus dem Gefängniſſe zurückgekommen war; Jedermann bemerkte die gewaltige Veränderung. Während Jacques Mathieu, der ältere Bruder, ehemals der Leutſelige, der Jedermann freundlich anredete, jetzt die Geſellſchaft der Menſchen ſcheute und die Schwelle ſeines Hauſes kaum überſchritt, miſchte ſich der ehemals menſchenſcheue Denis überall in die Geſellſchaft. Wo er zwei, drei Menſchen in der Straße, auf dem Felde, vor einer Schenke zuſammen ſah, ſogleich näherte er ſich, um ein Geſpräch anzuknüpfen. Er war jetzt weniger zu Hauſe als auswärts, und ſelbſt daheim verbrachte er ganze Stunden vor der Thüre des Hauſes, um jeden Vorübergehenden anzuſprechen. Bald bemerkte man, daß er, ehemals der häuslichſte aller unverheirateten Männer der Gegend, ganze Nächte, ja oft die Tage in den Schenken, wenn auch nicht Waterloo's, doch der ferneren Umgegend, verbrachte. Wenn er nach Brüſſel auf den Markt ging, kehrte er oft erſt nach zwei oder drei Tagen zurück. All dieſes Neue und Ungewohnte an den Brüdern Mathieu verſtärkte im Sinne ihrer Mitbürger den Verdacht, der auf ihnen laſtete, und wie man am zweiten Tage nach dem Morde die Juſtiz zu großen

Mißtrauens anklagte, ſo machte man ihr jetzt das Gegentheil zum Vorwurf. Es hieß übrigens, daß die göttliche Gerechtigkeit die Strafe übernommen habe. Im Innern des Hauſes Mathieu ſollte es ſehr traurig ausſehen; die Brüder hatten zwar nach ihrer Heimkehr die Lücken ihres Viehſtandes durch Ankäufe wieder ausgefüllt, das Geſinde war durch Anwerbung neuer Leute, die man gut bezahlte, wieder vervollſtändigt; die Verluſte, die man bei der Vernachläſſigung der Ernte, überhaupt bei der Verwirrung, die im Haushalte nach der Verhaftung eingetreten, erlitt, waren bei der großen Wohlhabenheit der Brüder nur gering anzuſchlagen. Trotzdem wollte es, wie man erzählte und wie das Geſinde beſtätigte, im Innern nicht recht vorwärts. Denis war oft abweſend, und Jacques, wenn er den Verfall des Hausweſens merkte, zuckte nur traurig die Achſel, und ſchien ſich über dieſen Zuſtand, als eine unbedeutende Nebenſache, wenig zu härmen. Ebenſo nahm er es leicht, wenn er bei ſeinen Dienern, was jetzt oft vorkam, Widerſpruch oder Ungehorſam fand. Zu All' dem kam, daß man fortwährend eine Kranke im Hauſe hatte. Marion ſiechte dahin trotz aller Aerzte, die man herbeirief, und die für ihre Krankheit vergebens nach einem Namen ſuchten.

Alles das machte, daß man ſich von dem Hauſe der Brüder Mathieu ferne hielt, obwohl dieſe alles Mögliche thaten, um das alte Wohlwollen wieder zu gewinnen. Niemand war ſo raſch bereit, den Nachbarn mit aller Hülfe beizuſpringen, wie ſie. Die Armen bezogen von ihnen mehr als je, und wo es irgend eine öffentliche Wohlthätigkeit betraf, ſtanden ſie immer mit großen Summen an der Spitze. Je mehr ſie der Art thaten, deſto mehr Beweiſe lieferten ſie dem Sinne der Menſchen nach von ihrer Schuld, und als Denis Mathieu, den die Einheimiſchen flohen, in den Schenken ſolche Bekanntſchaften machte, denen es genügte, daß er ihre Zeche zahlte, und—als nach und nach mehrere dieſer Bekannten in der Ferme heimiſch wurden, fand man, daß er ſich jetzt in der ihm natürlichen Geſellſchaft befinde.

So verging der Winter, ſo kam der Frühling heran, und die Saaten begannen wieder zu ſproſſen und am Kreuze hinaufzuwachſen, als ob ſie es, das ſo traurig mahnend in die Gegend ſah, bedecken, und damit nach und nach die Erinnerung an die ſchauderhafte That verſchleiern wollten.

Auch auf dem Grabe Edouards wuchs Gras; bald aber auch Blumen, welche in ſtiller Frühlingsnacht zwei Mädchen rings um den Marmorſtein pflanzten, den Graf Belport auf den Hügel hatte ſetzen laſſen.

Sechſtes Kapitel.

Das Erntefeſt.

Die Saat, die am Kreuze hinaufwuchs, die Blumen, die den Grabhügel bedeckten, wurden bald geknickt, ein frühes Hagelwetter verwüſtete rings um Waterloo Alles, was der Frühling hervorgebracht hatte, und mit den Saaten und Blumen wurde auch das einfache und ſchwache Kreuz geſtürzt, das ſich unfern dem Löwenmonumente erhoben hatte. Die Hoffnungen der Landleute waren vernichtet, und man hatte ſich von dieſem Unglücke kaum erholt, als in Folge eines Dammbruches ſich die Waſſer des Kanals über die tiefer liegenden Theile der Gegend ergoſſen, und fortſchwemmten, was das Hagelwetter übrig gelaſſen. Wir wiſſen nicht, was an den Erzählungen von den raſch auf einander folgenden Unglücksfällen, welche in dieſem Jahre die Gegend heimſuchten, wahr, was von der Phantaſie in ſpäteren Jahren hinzugefügt. So viel iſt gewiß, daß noch heute der Einwohner von Waterloo, wenn man ihm von jener Zeit ſpricht, alle Uebel aufzählt, vor denen vorzugsweiſe der Landmann erſchrickt. Für uns iſt nur das von Wichtigkeit, daß man jene Heimſuchungen, die man jedenfalls erfahren, für eine Strafe des Himmels hielt für das auf der Gegend laſtende ungeſühnte Verbrechen. Um das vergoſſene Blut, ſo viel wenigſtens in ihren Kräften ſtand, zu ſühnen, beſchloſſen einige fromme Seelen Waterloo's — man iſt hier, wie im übrigen Belgien, ſehr fromm katholiſch — auf der Stelle des Verbrechens, dort wo das einfache Kreuz geſtanden hatte, deſſen Urheber Niemand kannte, ein anderes großes und ſchönes Kreuz zu errichten, deſſen Inſchrift das Andenken des unſchuldig Ermordeten erhalten und zum Gebet um Entdeckung des Mörders auffordern ſollte. Der Gedanke fand außerordentlichen Anklang, und die Subſkriptionsliſte, die von Haus zu Haus ging, ergab bald eine ſo bedeutende Summe, daß man mit dem Gelde ein kunſt- und prachtvolles Kreuz errichten konnte. Demgemäß gab man einem Künſtler den Auftrag, eine Zeichnung zu entwerfen, und ſetzte man ſich mit einer Eiſengießerei in der Nähe von Mons in Verbindung. Die Ausführung des Monumentes verlangte jetzt allerdings längere Zeit, und war damit Denjenigen, die mit Errichtung des Kreuzes eine fromme Schuld abtragen wollten, nicht ganz genug gethan; aber man tröſtete ſich mit dem Gedanken, daß die Größe und Schönheit des Kreuzes den allgemein verbreiteten Gefühlen, dem Wunſche, den Todten zu ehren, mit dem größeren und ſchöneren Opfer, mit der größeren Zier des heiligen Zeichens mehr entſprechen werde.

Das Monument war noch lange nicht aufgerichtet, und es hatte ſchon den Anſchein, als ob das Gebet um Entdeckung des Mörders, das man dem Kreuze als Inſchrift anzufügen beabſichtigte, bereits in Erfüllung gehen ſollte.

Graf Belport war im Frühling auf ſein Landhaus wieder zurückgekehrt. Dießmal ohne Alfred, welcher, da er nach Edouard keinen Hofmeiſter mehr haben wollte, in einem College der Hauptſtadt untergebracht war. Er folgte ſeiner Familie erſt im Hochſommer, als es ſeine Ferien geſtatteten. Man ſah und hörte wenig von ihm und ſeiner Familie; das Schloß und ſeine Bewohner ſchienen den Einwohnern jetzt bei weitem mehr entrückt als vorher. Den alten Grafen ſah man höchſtens ſeine Felder bereiten, und Alfred wurde nur ſelten und dann vielleicht nur von Cöleſtine geſehen, wenn er ſpät am Abend, wie ehemals Edouard, zu dem Monumente wanderte, um dort eine oder zwei Stunden in Gedanken vertieft zu ſitzen. Der früh entwickelte Knabe hatte ſeit dem Tode ſeines Lehrers und Freundes, ſeit dieſer zu frühen und ſchrecklichen Erfahrung ein ernſtes Weſen angenommen, das mit ſeiner

Jugend — er war jetzt vierzehn Jahre alt — traurig kontraſtirte. Auf ſeinem Geſichte lag ein Ausdruck von Energie, der Demjenigen, welcher ſein im Grunde mildes Weſen nicht kannte, beinahe unangenehm auffallen mußte, ein Ausdruck, der wie eine fortwährende Kampfbereitſchaft gegen alle Welt ausſah. Er war es auch, der vorzugsweiſe an der Zurückgezogenheit, in der jetzt die Familie lebte, ſchuld war. Er geſtand ſeinem Vater, daß er ſeiner nicht ſicher ſei, daß, wenn er den Mathieu begegnete, er etwas thun oder ſagen müßte, was er vielleicht ſpäter bereuen würde. Dem wollte er ausweichen, weil es ihm war, als hätte er in jener Nacht am Kreuze mit ſeinen Thränen Cöleſtine das Verſprechen gegeben, nichts zur Verfolgung der Mathieu beizutragen, und in Erinnerung an die unglückliche Marion, wie er ſie am Kreuze liegen geſehen, an das Mädchen, das ſeinen unglücklichen Lehrer ſo ſehr liebte, und, wie er wußte, langſam dahinſiechte, nahm er ſich vor, jenes ſchweigende Verſprechen zu halten. Merkwürdigerweiſe ſuchte man von Seiten der Mathieu immer wieder anzuknüpfen und ſich dem Hauſe des Grafen zu nähern. Bei jeder Gelegenheit waren ſie dem Grafen zu Dienſten bereit. Wenn die Arbeiten auf ſeinen Feldern dringend ſchienen, ſofort boten ſie ihre Knechte und Pferde mit Hintanſetzung ihrer eigenen Arbeiten an. Man hörte einmal, daß der Graf einen Hügel in ſeinem Parke mit jungen Bäumen bepflanzen wollte, ſofort wurden im Garten Mathieu's die jungen Bäume entwurzelt und nach dem Schloſſe geſchickt. Solche Gelegenheiten wußten die Mathieu's mit merkwürdigem Scharfſinne aufzufinden, nur um mit dem Grafen wieder in irgend welche Verbindung zu treten. Aber da war Alfred immer gerüſtet, um ſeinen Vater zur Zurückweiſung dieſer Gefälligkeiten zu beſtimmen.

Indeſſen fand der Graf, daß man ſich im Ganzen ungerecht und unfreundlich gegen die gute Bevölkerung benehme, und als das Erntefeſt herankam, welches in Waterloo immer gefeiert wird, war er entſchloſſen, mit ſeiner ganzen Familie an dem populären Ball Theil zu nehmen. Um die Vernachläſſigung, welche man bisher von ihm erfahren und die ihm im Grunde Niemand übel nahm, wieder gut zu machen, ſchickte er an das Komité des Feſtes ein Faß guten Weines mit der Bitte, ihm und ſeiner Familie Plätze bereit zu halten.

In der That war die Freude groß, als er am Nachmittage des Feſtes an der Seite ſeiner Frau, von ſeinen Kindern gefolgt, in den mit Blumen und Kornähren geſchmückten Saal eintrat. Sofort wurden die beliebten Gäſte von der Menge umgeben, und ſtreckte man ihnen, nach der Sitte des Landes, von allen Seiten die Gläſer zum Begrüßungstrunke entgegen. Nur mit Mühe machten die Feſtkommiſſäre Raum, um die Familie an ihre Plätze im obern Theile des Saales zu bringen. Auch dort oben waren ſie vor der freundlichen Zudringlichkeit nicht ſicher; immer wieder drängte ſich Jemand hervor, der mit der Familie Belport noch nicht angeſtoßen hatte. Von einem Halbkreiſe freundlicher Geſichter umgeben, ſaß die Familie ſelber vergnügt da. Man plauderte, und ſelbſt das immer ernſte Geſicht Alfreds hatte ſich aufgeheitert, was von der Gräfin mit beſonderer Freude bemerkt wurde, als ſich die Scene plötzlich änderte.

Die freundliche, aus vergnügten Geſichtern beſtehende Umzäunung, welche den Tiſch umgab, wurde durchbrochen — der vergnügte Ausdruck verſchwand, und machte einem mißvergnügten, ja düſtern Platz; am Tiſche ſtand mit einem Male Denis Mathieu, lächelte verbindlich, zutraulich, und indem er ſagte: „Mit mir haben Sie noch nicht angeſtoßen,“ ſtreckte er ſein Glas über den Tiſch hin, mit oder ohne Willen gerade Alfred entgegen. Der Knabe ſah ihn eine Minute lang mit gläſernen Augen an. Er ſaß regungslos da, und regungslos ſtand ihm Denis Mathieu mit dem vorgeſtreckten Arm, das Glas in der Hand, gegen=

über. Die ganze Geſellſchaft ſchien in Erſtarrung verfallen zu ſein; das Gelächter und Geplauder verſtummte; es war ſtille rings um den Tiſch. Plötzlich bedeckte eine grünliche Bläſſe Alfreds Geſicht, ſeine etwas ſtarke, vorſpringende Oberlippe zitterte, er erhob ſich, und indem er den Arm und den Zeigefinger gebieteriſch ausſtreckte, im Momente um eine Kopflänge gewachſen, rief er, daß der ganze Saal wiederhallte: „Fort, Mörder, fort!“

Denis Mathieu bog ſich unter dieſen Worten, als ob ihm eine gewaltige Laſt plötzlich auf die Schulter gefallen wäre. Mechaniſch wandte er ſich und folgte der Richtung, nach welcher der ausgeſtreckte Arm Alfreds deutete. Es öffnete ſich eine Gaſſe vor ihm, und er ging unhörbaren Schrittes und ohne ein Wort durch die Reihen der Menſchen, die ſich jetzt nach rückwärts drängten, als ob ſie ſich ſcheuten, von ihm berührt zu werden. Die Gaſſe ſchloß ſich erſt, als er die Thüre des Saales hinter ſich hatte. Noch immer ſtand Alfred mit ausgeſtrecktem Arme. „Wer zweifelt jetzt noch,“ hörte man eine Stimme in der Menge ausrufen; das war wie eine Löſung des Zaubers, die erſtarrte Menge fing wieder an ſich zu bewegen, ein Stimmengewirre erfüllte den Saal und Alfred ſank auf ſeinen Sitz zurück.

Denis Mathieu war an dem Tag nicht mehr zu ſehen.

Auch am nächſten Tage war er unſichtbar, und man erfuhr, daß er auch aus der Ferme verſchwunden war. Man erfuhr das von den Gerichtsperſonen, welche auf die Scene beim Erntefeſte hin ins Haus gedrungen waren, um Denis Mathieu aufs Neue zu verhaften. Aber bald wußte man, daß er, in einer Schenke unfern Waterloo's aufgegriffen, nach Brüſſel ins Gefängniß gebracht worden, und daß der Prozeß aufs Neue begonnen.

Siebentes Kapitel.

Das neue Kreuz.

Die Wochen, ja die Monate gingen vorüber, man hätte von dem Prozeſſe nichts gehört, man hätte ihn und Denis Mathieu vielleicht vergeſſen, wenn nicht manchmal Cöleſtine oder Jacques Mathieu, oder irgend eine der Perſonen, die am Abend der Ermordung Edouards auf dem Schauplatze der That geweſen, als Zeugen nach Brüſſel citirt worden wären. Die Einwohner von Waterloo ärgerten ſich über dieß Verfahren der Juſtiz; man lud, wie während des erſten

Prozeſſes, Zeugen vor, von denen man doch ſchon wußte, daß ſie nichts ausſagen konnten, was zur Ueberführung des Verbrechers dienen konnte. Freilich wurden auch der Graf und ſeine Familie vorgeladen, und andere Zeugen der Scene beim Erntefeſte. Dieſe, meinte man, ſollten ſchon hinreichen, um Denis zu verurtheilen. Ein Mann, der eine ſolche Anklage, wie ſie in den Worten Alfreds lag, ſo ruhig hinnahm, mußte ein Mörder ſein, und man ſollte nicht ſo viel Form und Weſen mit ihm beobachten.

Nach und nach kam man in der Gegend auch von dieſen Diskuſſionen ab. Es war Alles wieder ruhig. Die gräfliche Familie war fort. Aus Mathieu's Hauſe war Niemand zu ſehen, und Nichts war da, um die Erinnerung an das Verbrechen wieder aufzufriſchen, als das neue Kreuz, welches inzwiſchen vollendet und im Laufe des Winters aufgerichtet wurde. Aber es ſtand außerhalb der Stadt zwiſchen den Feldern, die im Winter verlaſſen waren.

Es erhob ſich prächtig und vielfach verziert mit breitem Stamm und breiten Armen, glänzend ſchwarz gefärbt, und die ganze Gegend beherrſchend. In bronzenen Lettern war an beiden Seiten die Inſchrift angebracht. Auf der einen Seite las man:

Hier wurde
Edouard Conscience
ermordet.
Friede seiner Asche!
Seiner Seele selige Auferstehung!

Auf der andern Seite, der Ferme Mathieu's zugekehrt las man:

Betet, dass der Mörder entdeckt werde!

In der That ſah man manchmal einen Betenden am Fuße des Kreuzes; aber das Gebet, wenn es wirklich der Entdeckung des Mörders galt, ſollte zur Zeit noch nicht erfüllt werden. Man hörte in Waterloo, daß Denis Mathieu vor die Geſchwornen geſtellt wurde; man hörte auch, daß die Mitglieder der gräflichen Familie, die als Zeugen vorgeladen waren, von ihrem ermordeten Freunde in einer Weiſe ſprachen, daß den Geſchwornen die Thränen in die Augen traten. Aber weil gerade ſie nicht eine direkte Anklage gegen Denis Mathieu richteten, weil gerade ſie nicht ſeine Verurtheilung zu wünſchen ſchienen, weil der Anwalt den Selbſtmord Auguſtins wieder mit Geſchick benützte und den Knecht als den wahrſcheinlichen Mörder hinſtellte, außerdem geltend machte, daß der unſchuldigſte Menſch vernichtet und keiner Vertheidigung fähig daſtünde, wenn plötzlich, während er ſich freundſchaftlich nähert, ihm, wie das beim Erntefeſte geſchehen, das Wort „Mörder“ entgegengeſchleudert würde: in Folge aller dieſer Urſachen und Erwägungen wurde, wie man in Waterloo noch am Abend deſſelben Tages erfuhr, Denis Mathieu aufs Neue freigeſprochen. Die Entrüſtung war allgemein. Man ging, wie das in ſolchen Fällen zu geſchehen pflegt, ſo weit, daß man das Geſetz ſelbſt wegen jener weiſen Vorſicht anklagte, die lieber zehn Schuldige entwiſchen läßt, als einen Unſchuldigen verurtheilt. Man prophezeite, daß, trotz der Blindheit der Geſchwornen, Denis Mathieu doch der Strafe verfallen müſſe, und als er am andern Tage nach ſeiner Freiſprechung, am hellen Mittage, ſtolz durch die Straßen Waterloo's ſeinem Hauſe entgegenwanderte, wurde ihm manches drohende Wort und mancher Schimpf entgegen geworfen.

Indeſſen war trotz der herausfordernden Art, mit der er am hellen Tage Waterloo durchwanderte, Denis Mathieu doch anderes zurückgekommen, als er gegangen. Er verſchwand in ſeiner Ferme, und war jetzt eben ſo ſelten ſichtbar als ſein Bruder. Das Leben in den Schenken mit landſtreicheriſchen Geſellen war aufgegeben; ſeine Geſprächigkeit, ſeine Luſt ſich an andere zu drängen, war verſchwunden; man ſah ihn nur manchmal gegen Abend vor ſeinem Hauſe ſtehen und unbeweglich nach dem Kreuze hinſtarren, deſſen bronzene

Worte: „Betet, daß der Mörder entdeckt werde!“ ihm in der Abendſonne entgegen glänzten. Ja man behauptete, daß er manchmal, als die Saaten wieder höher ſtanden und einen herbeiſchleichenden, gebückten Menſchen decken konnten, beſonders in der Nacht um das Kreuz herumirrte, ſelbſt ſtundenlang an ſeinem Fuße lagerte.

So kam wieder die Zeit heran, daß die Saaten hoch ſtanden, und die gräfliche Familie Belport, und nach ihr auch Alfred das Schloß bezogen. Alfred hatte jetzt ſchon das Anſehen eines jungen Mannes, und wenn er, ſeiner alten Gewohnheit gemäß, wieder vom Schloſſe herab über die Feldwege dem Monumente zuwanderte, hätte man glauben können, es habe ſich in dieſen Jahren Nichts verändert, und der Spaziergänger ſei derſelbe, den man vor Jahren in dieſen Feldern an dieſem Monumente geſehen. Seine Mutter ſah dieſe Spaziergänge ungern, da ſie, wie ſie behauptete, die traurige Stimmung ihres Sohnes nährten und ſie beſorgt machten, daß dieſe dem Charakter ihres Sohnes eine dauernde Färbung gäbe. Den Bitten ſeiner Mutter weichend, gab er dieſe Spaziergänge oft durch mehrere Tage auf, oder unternahm er ſie, um die Mutter nicht zu betrüben, in ſpäter Nacht, wenn ſchon Alles im Hauſe ſchlief.

Es war der Jahrestag der Ermordung Edouards.

Die Familie hatte ſein Grab beſucht, dann in der Stadt eine Meſſe leſen laſſen. Die Stimmung der ganzen Familie war den Tag hindurch eine melancholiſche. Die Mutter forderte am Nachmittage ihren Sohn zu einer Spazierfahrt ins Land auf, und verlängerte dieſe bis in die Nacht hinein, um ſeinen Beſuch der traurigen Stelle am Kreuze zu verhindern. Alfred ging zu Bette, ohne gerade heute an dieſem Gedächtnißtage die Erinnerung an ſeinen geliebten Lehrer in der Einſamkeit ſo gefeiert zu haben, wie er es wünſchte. Das Bild Edouards wurde immer lebendiger vor ihm, die glücklichen Stunden ſeiner Kindheit kehrten wieder, eine unendliche Sehnſucht nach dem Verlorenen erfüllte ſein Herz; es war ihm, als müßte er mit ihm ſprechen, und leiſe erhob er ſich aus ſeinem Bette, kleidete ſich an und ſtieg aus dem Fenſter ſeiner Stube in den Garten. Es war ihm eigenthümlich zu Muthe, es ſchien ihm, als ob er eilen müßte. Mitternacht war bald da; wenn er nicht eilte, waren die vierundzwanzig Stunden des Jahrestages dahin, ohne daß er die Stelle beſucht hatte, die das Blut des Freundes eingeſogen. So wenigſtens erklärte er ſich das Gefühl, das ihn zur Eile drängte, obwohl es ihm war, als ob noch etwas in ihm ſpräche und ihm ſagte, daß Eile Noth thue.

Raſch lief er den Rain hinab, raſch aber unhörbar und unſichtbar, denn ſeine Schritte wiederhalten nicht auf dem bethauten und üppigen Graſe des Raines, und rechts und links waren ſchon die Saaten ſo hoch gewachſen, daß ſie ihn bedeckten.

Mit eins, da er eben aus dem Raine auf den Platz heraustreten wollte, blieb er athemlos ſtehen. Er hatte ein geſpenſtiſches Schauſpiel. Vor ihm am Kreuze, vom Mond hell beſchienen, ſtand Denis Mathieu mit einer langen Axt bewaffnet, und mit dieſer hieb er in wahrhafter Wuth auf die Inſchrift:

„Betet, daß der Mörder entdeckt werde!“

Unheimlich erklang und ſeufzte das Metall unter den Schlägen. Mit jedem Hiebe ſchien Denis' Muth zu wachſen. Er ſchlug gewaltig auf die Lettern los, unbedacht, daß der Hall immer ſtärker wurde und aus weiter Ferne gehört werden konnte. So ganz in ſeine Arbeit verſunken, ſah er Alfred, der nahe vor ihm ſtand, ebenſowenig, als er jenes zu bedenken ſchien, oder ſelbſt den Klang der eigenen Axt hörte. Die Muskeln ſeines Geſichtes zogen ſich zuſammen, und ſämmtliche Züge waren ſtarr auf ſeine Arbeit gerichtet; nur wenn einer der bronzenen Buchſtaben, die feſt an das Eiſen genietet waren, dem Schlage wich und nach der Seite in das Kornfeld flog, oder, auf ein Steinchen fallend, leiſe aufklang, war es, als ob ein Lächeln, ein Zug der Zufriedenheit über dieſes zuſammengezerrte Geſicht ſtriche. Das Kreuz war hoch, und Denis mußte ſich trotz der Länge des Axtſtieles ſtrecken, um die Inſchrift zu erreichen. Deſto unheimlicher ſah es aus, wie er ſich ſo lang ſtreckte, und wie die Axt ſo hoch durch die Luft flog.

Alfred wußte nicht, ob er Wirkliches ſah oder ob er nur träumte. Er war verwirrt, und es war ihm, als ob er darüber lachen müßte, daß der Mörder das Gebet um Entdeckung ſeiner That vernichten wollte. In der That lachte er wie im Fieber laut auf. Denis fuhr zuſammen, und wie er Alfred vor ſich ſtehen ſah, wandte er ſich mit einem Schrei des Entſetzens um und ergriff die Flucht. Ohne zu wiſſen, was er that, ohne zu bedenken, daß er waffenlos einen bewaffneten Mörder verfolgte, ſtürzte ihm Alfred nach, indem er ihm unartikulirte Laute nachſchrie. Wir wiſſen nicht, was in Denis Mathieu's entſetzter Seele vorging, daß er ſich von einem Knaben wie von einer übermächtigen Gewalt jagen ließ; er lief immer weiter, mit der Axt in der Hand, an ſeinem eigenen Hauſe vorbei gegen Waterloo zu, bis er mitten zwiſchen den Häuſern plötzlich inne hielt, mit der eigenen Axt ſich nach der Stirne ſchlug und bewußtlos und im Blut gebadet zuſammenſtürzte. Alfred, der ihn ſo liegen fand, ſchrie unwillkürlich um Hülfe. Die nächſten Häuſer öffneten ſich, die Einwohner eilten herbei, und bei dem Lärm, den ſie erhoben, als ſie Denis Mathieu mit der Axt in der Hand und blutend zu Füßen Alfreds liegen ſahen, öffneten ſich bald andere Häuſer, und nach wenigen Minuten umſtand eine große und erſchrockene Menge die eigenthümliche Gruppe. Alfred erzählte, was er eben erlebt hatte. Die Leute ſtanden ſprachlos, und ſahen in All' dem die Gerichte Gottes. Die Einen erhoben den blutenden Denis und trugen ihn auf die Mairie, die Andern folgten Alfred zum Kreuze, um ſich mit ihm, der ſelber an das Erlebte nicht glaubte, von der Wahrheit ſeiner Erzählung zu überzeugen. Aber es war wirklich und wahr, die Inſchrift war verſtümmelt, und mehrere Buchſtaben des Gebetes lagen am Fuße des Kreuzes.

Achtes Kapitel.

Fanchette.

Die Ermordung Edouards ſelbſt hatte wohl nicht ſo großes Aufſehen gemacht, wie die Entweihung des

Kreuzes und die Erzählung von der Selbſtverwundung Denis'. Schon vom frühen Morgen an ſtand die Menge vor der Mairie, in welcher Denis verwundet und gefangen lag. Zwei Gensdarmen ſtanden vor der Thüre, um das Volk abzuhalten, welches den Kreuzentweiher, den Mörder, den von Gott Geſchlagenen ſehen wollte. Man betrachtete das Ereigniß von allen Seiten, man wunderte ſich über die geheimnißvollen Fügungen, man ſah in Allem die Hand Gottes, man kam nach und nach aus der Andacht und frommen Betrachtung in eine Art von religiöſer Begeiſterung, und am Ende nannte man das Ereigniß der letzten Nacht ein Wunder, ein Mirakel. Und wahrhaft bibliſch wurde die Scene, als ſich durch das Volk eine alte Frau drängte, und mit einem Male auf den Stufen der Mairie ſtand, über Alle erhöht, und die Arme ausſtreckte, als ob ſie zu ſprechen, zu predigen beginnen wollte. Ein Ruf der Ueberraſchung ging durch die Menge. Alle Welt erkannte die Alte, die arme Fanchette, welche in einem der ſtillſten Häuschen vor Waterloo lebte, und die man meiſt an der Seite ihrer Kuh zu ſehen pflegte; aber die ſtille, ſchweigſame Alte ſtand jetzt wie eine Prophetin da, mit einem Muthe, den man an ihr nicht kannte, vor alles Volk tretend und überhaupt in ihrem ganzen Weſen verändert. Sie ſchien plötzlich gewachſen, ihr gebeugter Nacken erhob ſich, ihre Augen glühten, und das Tuch, das ſonſt die Stirne und das ganze Geſicht beſchattete, war zurückgeſchoben und ließ die Haare ſehen, die grau und ſchlicht an den Schläfen herabfielen. Das Volk verſtummte bei ihrem Anblick, und den Fernſten im Gedränge entging kein Wort, als ſie die Hand gen Himmel erhob und ſo zu ſprechen begann:

„Der Heiland weiß es und die Heiligen ſind meine Zeugen, wie ich gekämpft habe, wie ich zu ihnen gebetet habe, daß ich nicht auftreten müſſe als Zeugin, als Anklägerin gegen meine Wohlthäter Jacques und Denis Mathieu. Von ihren Feldern habe ich die Kuh ernährt, die mich ernährt; wie ein Engel trat Marion in Zeiten der Noth in meine Hütte, um Hülfe zu bringen; ohne die Mathieu's wäre ich und mein Thier längſt im Elend vergangen. Soll ich ſie anklagen? Soll ich „Mörder" rufen gegen Diejenigen, für die ich gebetet und den Segen des Himmels herabgefleht? Aber Gott will es. Sind nicht Wunder geſchehen? Iſt das Kreuz nicht entweiht? Sprechen nicht die Zeichen, rufen ſie nicht, daß ich zeugen ſoll und ſagen, was ich mit dieſen Augen geſehen, und anklagen mit lauter Stimme? So hört! Ich habe es geſehen mit dieſen Augen, wie Denis Mathieu und Auguſtin, ſein

Knecht, zwiſchen den Feldern über Edouard Conſcience mit Knitteln und Meſſern herfielen, wie der Unglückliche ſich vertheidigte, wie dann auch Jacques Mathieu herbeieilte, und wie die Dreie ihr armes Opfer mit Meſſern und Knitteln zu Tode brachten. Ich habe es geſehen, da ich an jenem Abend in den Feldern für meine Kuh Gräſer und Unkraut ſammelte. Ich habe geſchwiegen, weil ich nicht Zeugin ſein wollte gegen Diejenigen, auf deren Feld ich eben erntete; ich habe geſündigt, und ich beichte hier vor euch Allen.“

Nach dieſen Worten ſtieg die Alte wieder die Treppe hinab, um ſich durch das Gedränge fortzubegeben. Aber einige Männer faßten ſie und führten ſie in die Mairie, daß ſie dort vor dem Magiſtrate wiederhole, was ſie eben erzählt hatte. Andere, vorausſehend, daß nun auch bald vor der Ferme Mathieu ein Schauſpiel zu ſehen ſein werde, machten ſich auf und eilten dorthin, um ſich vor dem Hofthore wartend aufzuſtellen.

In der Ferme Mathieu war es noch ſtiller als ſonſt, von der Familie war Niemand ſichtbar, das Geſinde ſchlich auf den Zehen durch Haus und Hof. Die Abweſenheit Denis' ſchien Niemand bemerkt zu haben; vielleicht glaubte man, daß er ſeine nächtlichen Wanderungen von ehemals wieder begonnen. An der großen

Ruhe, die da herrſchte, konnte man erkennen, daß man in der Ferme von dem nächtlichen Ereigniſſe noch nichts wußte.

Am ſtillſten war es oben in der Stube Marions; das arme Mädchen, von deſſen langſamem Hinſterben man viel erzählte, ſchien, wie ſie in ihrem Bette dalag, am Ende ihrer Laufbahn angekommen zu ſein. Tags vorher, als an dem traurigen Jahrestage, wollte ſie ſich aufraffen, um mit Cöleſtinen das Grab Edouards zu beſuchen; aber ſie kam nur bis an die Schwelle ihrer Stube, dort brach ſie bewußtlos zuſammen, und es trat von dem Augenblicke ein Zuſtand ein, der auf das Ende ihrer Leiden deutete. Jacques Mathieu und Cöleſtine ſaßen ſchweigend an ihrem Bette: der Vater, gebrochen und in ſich verſunken, ſah aus, als ob er keiner Theilnahme, keines Gefühles mehr fähig wäre: Cöleſtine betrachtete unausgeſetzt das ſchöne Geſicht der Kranken, und lauerte auf jede Bewegung, um raſch beizuſpringen und einem etwaigen Wunſche zu genügen. Die Scene änderte ſich auch nicht, als vom Hofthore ein Gemurmel und Geſumme her drang, und endlich ein Diener eintrat und ſeinem Herrn ins Ohr flüſterte, was das Geſinde draußen von dem Volke aus Waterloo erfahren hatte, daß nämlich Denis als Gefangener und ſchwer verwundet auf der Mairie liege.

Jacques Mathieu ſchien nur halb zu verſtehen und zuckte gleichgültig mit der Achſel. Der Diener ging wieder; bald aber ſollte die Scene ſich ändern und Jacques aus ſeinem Brüten mit Gewalt geweckt werden.

Cöleſtine ſprang mit einem Male von ihrem Sitze auf und eilte der Thüre entgegen, die ſich öffnete, um einige Perſonen, die hereintreten wollten, zurückzudrängen. Es waren die Gerichtsperſonen. „Um Gotteswillen,“ ſagte ſie leiſe, aber raſch und eindringlich, „um Gotteswillen, treten Sie nicht in eine Sterbeſtube.“

Aber ſchon waren zwei Bewaffnete an ihr vorbei und in das Zimmer getreten, und hatten ihre Hände auf die Schultern Jacques Mathieu's gelegt. Er fuhr zuſammen und auf von ſeinem Sitze. Doch ſchien er nicht einen Augenblick überraſcht, die Diener des Gerichts vor ſich zu ſehen; aber daß er jetzt eben fort ſollte, das erfüllte ihn ſichtbar mit Verzweiflung. In demſelben Augenblicke, da er die Gerichtsperſonen geſehen, lag er auch ſchon auf den Knieen, faltete bittend die Hände und flehte: „Jetzt nicht, nur jetzt nicht; laſſen Sie mich erſt mein Kind ſterben ſehen, dann führen Sie mich gleich fort und geraden Weges auf die Guillotine. Ja, ja, ich bin ein Mörder, ich bekenne es, ich habe Edouard Conſcience ermordet; ich bekenne es und werde das Bekenntniß nicht wieder zurücknehmen, aber reißen Sie mich nicht vom Sterbebette meines Kindes.“

Das Geräuſch, das die eintretenden Gerichtsperſonen verurſachten, die laut geſprochenen Worte ihres Vaters, hatten Marion geweckt. Sie öffnete die Augen und richtete ſich raſcher, als ihr erſchöpfter Zuſtand hätte glauben laſſen, im Bette auf. Jacques Mathieu, als er ſie ſich bewegen ſah, ſtürzte ſich auf das Bett, begrub ſein Geſicht in die Kiſſen, und die Bewegungen ſeines Kopfes verriethen es, das er in Schluchzen ausbrach. Die Gensdarmen griffen, wenn auch zögernd, wieder nach ihm; Cöleſtine faßte den Arm des Einen, um ihn fortzuziehen, und auch Jacques, ohne das Geſicht zu erheben, machte mit dem linken Arm eine heftige Bewegung, um den andern Angreifer von ſich zu ſtoßen. Es ſah aus, als ſollte ſich aus dieſem Vorgange ein Kampf entwickeln; aber Marion legte ihre Hand auf den Kopf ihres Vaters und er wurde plötzlich ruhig, nur daß das Schluchzen mit großer Heftigkeit zunahm. „Gehe,“ liſpelte Marion mit ſchwacher Stimme, indem ſie ſeinen Kopf ſanft von ſich drückte.

Mathieu erhob ſich, als ob er dieſem Worte nicht anders als gehorchen könnte, faßte Cöleſtine an der

Hand, ſetzte ſie am Bette nieder und ging dann raſchen Schrittes aus der Stube. Die Gerichtsperſonen folgten ihm. Marion blieb im Bette aufrecht ſitzen und horchte, ſo lange man Schritte im Hofe und vor der Ferme hörte, noch einige Zeit, nachdem die Schritte verhallt waren, dann ſank ſie aufs Kopfkiſſen zurück, ſchloß die Augen und lag ſo ruhig da wie vorher.

Das Ende dieſer Tragodie iſt kurz. Denis, den man verwundet nach Brüſſel gebracht hatte, verſank im dortigen Gefängniß zu wiederholten Malen in eine Art von Raſerei. Man konnte ihn nicht verhindern, den Verband von ſeiner Wunde abzureißen, und dieſe, die an ſich nicht gefährlich war, wurde in Folge deſſen und in Folge des Fiebers, aus dem der Gefangene nicht mehr herauskam, vom Brande ergriffen, und er ſtarb nicht ganz vierzehn Tage nach ſeiner Verhaftung im Wahnſinne, bis in ſeine letzten Augenblicke von den ſchrecklichſten Viſionen, von einer Schaar von Todten, von dem blutenden Edouard, dem erwürgten Auguſtin, der hinwelkenden Marion, dem enthaupteten Bruder verfolgt. Der menſchlichen Gerechtigkeit blieb nur noch ein Opfer übrig.

Nachdem man noch die alte Fanchette verhört, nachdem man noch eine Kommiſſion nach Waterloo ge=

ſchickt, die auf dem Schauplatz des Verbrechens, da die Saaten eben ſo hoch ſtanden wie damals, als das Verbrechen begangen worden, unterſuchte, ob man von der Stelle, welche die Zeugin angab, in der That den Vorgang ſo beobachten konnte, wie ſie ihn beſchrieb, wurde Jacques Mathieu vor die Geſchwornen geſtellt. Er leugnete nichts. Er erzählte, was man bei dieſer Gelegenheit zum erſten Mal erfuhr, daß Denis den unglücklichen Edouard aus Eiferſucht ermordete, und daß er, der Bruder, und Auguſtin, der Milchbruder, ihm bei dieſer That behülflich geweſen und daran ſo viel Theil genommen, wie er ſelbſt. Er, Jacques habe das Verbrechen begangen, weil er, wie er ſeinen Bruder kannte, wußte, daß er an dieſem Gefühle zu Grunde gegangen wäre. Sein Advokat machte dieſen Umſtand als einen mildernden geltend. Aber die Geſchwornen ſprachen trotzdem ihr „Schuldig“ aus. König Leopold, in Anbetracht der vielen Opfer, die in dieſer traurigen Geſchichte gefallen waren, verwandelte die Todesſtrafe in lebenslängliche Haft. Den übrigen Kindern wurde von Gerichtswegen ein Vormund geſetzt, der es aber gerne zugab, daß Cöleſtine, wie ſie es der ſterbenden Marion verſprochen hatte, die Ueberwachung und Erziehung derſelben übernahm. Sie war noch mit ihnen, als man nach einigen Jahren erfuhr, daß Jacques Mathieu im Gefängniſſe geſtorben war.

Marion liegt auf dem Kirchhofe von Waterloo, Dank den Bemühungen Cöleſtinens, neben Edouard Conſcience.

◆